LEIPZIGER ZEITUNG

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Jahrgang 1899.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

AP 30
L 53
1899

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
OCT 16 1978

I. Wissenschaftliche Beilage.*)

*) Die angeführten Zahlen bezeichnen die Nummern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 1. Dienstag, den 3. Januar, Abends. 1899.

Der Vater der Stenographie.

Ein Gedenkblatt zum 50. Todestage Gabelsberger's.

Wirft man einen Blick in die dickbändigen Reichstags- und Landtagsverhandlungen früherer Jahrhunderte, so muß man sich wundern, wie die Kanzlisten der damaligen Zeit die Reden und Berichte mit den gewöhnlichen Schriftmitteln so genau wiedergeben konnten, und man wird dem emsigen Fleiße jener Leute sicherlich Hochachtung zollen, wenn man bedenkt, daß die mit so manchen graphischen Hilfsmitteln ausgerüsteten Parlaments-Berichterstatter der Jetztzeit noch Mühe und Anstrengung genug in ihrem aufreibenden Dienste haben. Und doch sind sie gegen jene wesentlich begünstigt, denn die Erfindung der Stenographie verschaffte ihnen erhebliche Vortheile und gestattete ihnen das gesprochene Wort sofort niederzuschreiben und so jeden Gedanken, jede Redewendung wortgetreu festzuhalten. Voll Verehrung werden daher die Anhänger der Stenographie zu jenem Manne emporblicken, der ihnen diese Wohltbaten verschafft hat, zu dem Vater der Stenographie Franz Gabelsberger, dessen 50jähriger Todestag am 4. Januar Veranlassung giebt, seiner in Ehren zu gedenken. Franz Xaver Gabelsberger wurde am 8. Februar 1789 in München als Sohn eines Blasinstrumentenmachers geboren und verlebte seine Kinderjahre unter sehr beschränkten Verhältnissen. Nach dem Tode seines Vaters, 1792, wurde er von der Mutter, welche sich außer Stande sah, ihre vier Kinder allein zu ernähren, zu ihrem Vater nach Haug in Oberbayern gebracht, damit er dort erzogen werde. Der kleine Franz sollte das Sattlerhandwerk erlernen, bezeigte hierzu aber wenig Lust und war erfreut, als der Lehrer und Chorregent Blinkhardt in Haug ihn aufnahm und unterrichtete. Da der Knabe gute Fortschritte machte, sorgte sein Erzieher für seine Aufnahme in die Klosterschule zu Attel, und hier zeichnete er sich durch großen Fleiß und tüchtige Anlagen aus und erwarb sich durch sein liebevolles Benehmen und seine Vorliebe für Musik die Neigung der geistlichen Väter. Nach einigen Jahren siedelte er nach dem Benedictinerstift Ottobeuern über und blieb hier bis zur Aufhebung desselben im Jahre 1803, worauf er das Knabenseminar und das Gymnasium in München besuchte, um sich auf das Universitätsstudium vorzubereiten. Leider waren aber die Mittel, welche ihm zur Verfügung standen, nicht so umfangreich, daß er eine auswärtige Universität beziehen konnte — München besaß damals noch keine Hochschule — und so mußte er vor Allem darauf bedacht sein, sich hinreichende Existenzmittel zu erwerben. Er entschloß sich deshalb 1807 nach seinem Austritt aus dem Seminar Elementarlehrer zu werden, allein eine zunehmende Kränklichkeit nöthigte ihn, dieses Vorhaben aufzugeben und einen anderen Erwerbszweig zu ergreifen. Seine vorzügliche Handschrift brachte ihn mit dem Erfinder der Lithographie Alois Senefelder in Verbindung, und nachdem er das Steinzeichnen erlernt hatte, leistete er dem Meister manche Hilfe. Seiner Fertigkeit in der Kalligraphie und Lithographie verdankte Gabelsberger im Jahre 1809 seine Verwendung als Diurnist bei der bayrischen General-Administration der Stiftungen und Communen und 1810 seine definive Anstellung als Kanzlist bei der königlichen Kreisregierung in München. Diese Berufung war entscheidend für seinen ferneren Lebensgang: er war zeitlebens im Staatsdienste thätig. Im Jahre 1813 wurde er zum Kanzlisten der Central-Stiftungscasse und 1823 zum Secretär und Geheimkanzlisten befördert. Beim Regierungsantritt Ludwig's I. 1825 wurde Gabelsberger wegen der neuen Organisation der Aemter zwar pensionirt, 1826 aber wieder als Secretär in das statistische Bureau des Ministeriums einberufen, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende thätig war. Die Beschäftigung in der Kanzlei, wo er häufig zum Nachschreiben bei Vorträgen im Ministerium berufen wurde, brachte Gabelsberger auf den Gedanken, eine Schriftart zu ermitteln, welche ihm und seinen Collegen Erleichterung in der Aufnahme von Dictaten gewährte. Bereits im Jahre 1817 fing er an sich mit der Ermittlung einer Schnellschrift zu beschäftigen, und obwohl seine Idee damals keinen Anklang fand, verfolgte er sie doch in seinen Mußestunden zu seinem Vergnügen weiter. Als dann 1818 die neue bayerische Verfassung eingeführt wurde, ging ihm, wie er selbst erzählt, der Gedanke auf, die bisher ohne nähere Bestimmung gepflegte Kunst nützlich zu machen und wie in Frankreich und England zur Aufnahme der Verhandlungen in der Kammer zu verwenden. Er machte sich deshalb mit Eifer ans Werk. Seine außerordentliche Fertigkeit in der Kalligraphie und Lithographie, wobei ihm die Zeichnung der Schrift auch im verkehrten Bilde Gelegenheit bot, die für die Hand bequemsten Theilzüge in's Auge zu fassen, seine vielfache Beschäftigung mit der Kryptographie und Dechiffrirkunst leisteten ihm bei seiner Unternehmung erhebliche Dienste und seine Kenntniß der bis zu jener Zeit aufgetauchten Verkürzungsversuche gab ihm wichtige Anhaltspunkte für die wesentlichen Erfordernisse einer Geschwindschrift.

Gabelsberger war selbstverständlich nicht der Erste, welcher die Nothwendigkeit einer verkürzten Schrift erkannte, vor ihm waren schon verschiedene Andere auf einen ähnlichen Gedanken gekommen, aber alle früheren Systeme hatten die kalligraphische Seite mehr oder minder außer Acht gelassen und infolge dessen waren diese Systeme bald wieder in Vergessenheit gerathen. Bereits die Römer haben sich in den ersten Jahrhunderten um Christi Geburt eines abgekürzten Schriftsystems bedient, indem sie für häufig wiederkehrende Wörter gewisse Abkürzungen bezw. bestimmte Zeichen anwendeten. Diese Sigeln (siglae) waren die Anfänge der eigentlichen Schnellschrift, welche zuerst zur Zeit der Verschwörung des Catilina im römischen Senat gebraucht wurde und wahrscheinlich von dem Freigelassenen des Cicero, Tiro, erfunden worden ist. Diese nach dem Erfinder „Tironische Noten" genannten Abkürzungszeichen sind in verschiedenen Handschriften aus dem 8. bis 10. Jahrhundert nach Christi Geburt erhalten und stellen sich als Theilzüge der großen lateinischen Buchstaben dar; sie sind bis zum 10. Jahrhundert im Gebrauch gewesen. Während des Mittelalters bis zur Reformationszeit scheint man keine Geschwindschrift besessen zu haben, wenigstens finden sich keine Nachrichten darüber. Schnellschreiber gab es wohl, die mit gewöhnlicher Schrift Reden wortgetreu nachschrieben, ebenso wurden einfache Abkürzungen in den Handschriften angewendet, aber eine Stenographie im eigentlichen Sinne gab es nicht. Das Geburtsland der neueren Stenographie ist England, wo im 16. Jahrhundert die Einführung der Reformation und der Wunsch, die Predigten bedeutender Kanzelredner in Nachschriften zu besitzen, den Anstoß zur Entwickelung einer neuen Kurzschrift gab. Nachdem gegen Ende des 16. Jahrhunderts Ratcliff und nach ihm Bright und Bales verschiedene Systeme zur Abkürzung der Schrift erfunden hatten, die aber keinen Anklang fanden, veröffentlichte der Theologe John Willis 1602 das erste stenographische Alphabet, dessen Zeichen aus den einfachsten geometrischen Elementen, Punkt, Linie, Kreis und Ellipse bezw. ihren Theilen gebildet sind. Sein System, wie auch die späteren gleichfalls auf geometrischer Grundlage beruhenden englischen Systeme waren ihrer Schwerfälligkeit wegen zur Geschwindschrift wenig geeignet, und erst die Verbesserungen, welche Samuel Taylor 1786 durch Punktirung der an- und auslautenden Vocale und durch Fortlassung des Inlauts

Digitized by Google

vornahm, sicherten der geometrischen Kurzschrift weitere Verbreitung. Das Taylor'sche System fand 1792 in Frankreich durch Bertin Eingang und wurde von Prévost und seinem Schüler Delaunay vielfach verbessert, in dieser Form wurde es dann 1797 durch den Lehrer Mosengeil in Deutschland eingeführt. Noch in demselben Jahre bearbeitete der Consistorialrath Horstig das neue System für den Gebrauch in der deutschen Sprache, aber er so wenig wie seine Nachfolger Danzer und Penzenkufer konnten dieser Kurzschrift allgemeine Anwendung im Volke sichern; auch verschiedene spätere Versuche mißglückten wegen der Schwerfälligkeit der angewendeten geometrischen Schriftzeichen. Erst Gabelsberger war es vorbehalten, die endgiltige Lösung einer leichten und brauchbaren Kurzschrift zu ermitteln und glänzend durchzuführen. Er schlug hierbei seinen eigenen Weg ein. Im Gegensatz zu den früheren Systemen wandte er Theilzüge der Currentschrift an und verlieh seinen Zeichen Verbindungsfähigkeit, wodurch er natürlich seiner Kurzschrift einen viel leichteren Charakter aufprägte. Unablässig forschte und überlegte er, wie die Zeichen zu vereinfachen seien, und immer wieder änderte er seine neuen Erfindungen um. Schon seine Leistungen während des ersten bayerischen Landtags im Jahre 1819, wo er die Verhandlungen der Kammer ganz allein stenographirte, zeigten ihm, daß er auf dem richtigen Wege sei, und wenn ihn seine Erfolge auch noch nicht befriedigten, so gelang es ihm doch durch fortgesetzte Berechnungen und theoretische Studien, sowie durch praktische Versuche, sein System so zu verbessern, daß ihm die bayerische Akademie der Wissenschaften bei einer Prüfung desselben im Jahr 1829 das Zeugniß ausstellte, daß seine Schrift „durchaus originell und bei hinreichender Kürze geläufiger, zuverlässiger und lesbarer als jede frühere" sei. Dieser ehrenvolle Bescheid trug nicht wenig dazu bei, daß sich Gabelsberger's Lage günstiger gestaltete. Während der ersten Zeit seiner Thätigkeit hatte er sich mit einer sehr kärglichen Besoldung begnügen müssen, nun erhielt er außer seinem Gehalt eine jährliche Unterstützung, um sein Werk zu vervollkommnen und mehrere Gehilfen auszubilden, auch hochgesinnte Privatleute wandten ihm Geldmittel zu. Ermuthigt durch diese Erfolge machte sich Gabelsberger an die Abfassung eines Lehrbuchs seiner Kunst und als Frucht einer siebzehnjährigen rastlosen Thätigkeit erschien im Jahre 1834 die „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst", welche er „seinem lieben Vaterlande Bayern in Liebe und Dankbarkeit" widmete. Das Werk, welches für alle Zeiten einen hervorragenden Platz in der stenographischen Literatur einnehmen wird, enthält außer einer interessanten Einleitung über die Geschichte und Entwickelung der Geschwindschrift eine Darstellung seiner Theorie und eine Anleitung zum Selbstunterricht, welche durch zahlreiche Beispiele, auf 366 Tafeln von Gabelsberger selbst meisterhaft lithographirt, erläutert wird. Die Anleitung wurde mit großem Beifall aufgenommen und erlebte 1839 bereits eine neue Auflage. Die Zahl der Anhänger des neuen Systems mehrte sich und Gabelsberger, der zur weiteren Ausbildung seiner Jünger seine „Stenographische Lesebibliothek" herausgab, machte sich mit erneuter Kraft an die weitere Vervollkommnung seiner Erfindung. Im Jahre 1843 erschienen seine „Neue Vervollkommnungen in der deutschen Redezeichenkunst" (2. Auflage 1849), worin er eine Anzahl Verbesserungen vorführte und durch die Aufstellung eines auf den Grundsätzen der Tironischen Noten beruhenden Kürzungsverfahrens seine Stenographie für die höchsten Anforderungen der Praxis geeignet machte. Gabelsberger hatte bei der Herausgabe seiner Werke mit vielfachen Mißhelligkeiten zu kämpfen, er mußte nicht nur die Herstellungskosten fast allein aufbringen, sondern stieß auch beim Verkauf der Werke bei den Buchhändlern auf Schwierigkeiten, da er die Bücher im Selbstverlage hatte erscheinen lassen, und es ist zu bewundern, mit welcher Geduld und Langmuth der vielbeschäftigte Mann diese mannigfachen Beschwerlichkeiten ertrug. Trotz aller üblen Erfahrungen unternahm Gabelsberger eine Neubearbeitung seines Hauptwerks, aber es war ihm nicht vergönnt, dieselbe zu vollenden, während der Umarbeitung überraschte ihn der Tod. Ein Schlaganfall auf offener Straße machte seinem Leben am 4. Januar 1849 ein jähes Ende.

Gabelsberger's Verdienste um die Erfindung und Ausbildung der Stenographie sind allseitig gebührend gewürdigt worden. Seine dankbaren Schüler gaben 1850 unter Benutzung hinterlassener Papiere sein Lehrbuch neu heraus und errichteten 1856 über seinem Grabhügel einen prächtigen Denkstein. Die Stadt München ehrte ihren Mitbürger, indem sie seine Grabstätte auf ewige Zeiten für unveräußerlich erklärte, 1862 der Straße, wo Gabelsberger bis zu seinem Tode gewohnt hatte, seinen Namen beilegte und ihm 1890 ein würdiges Standbild errichtete. Sein herrlichstes Denkmal ist aber die Verbreitung seines Systems in Deutschland und die vielfache Anwendung desselben im Staats- und Geschäftsleben. Zahlreiche Vereine in ganz Deutschland, die Centralstellen in Wien und München und das königlich sächsische stenographische Institut in Dresden entwickeln eine bedeutende Propaganda für Gabelsberger und die Zahl seiner Anhänger wächst von Jahr zu Jahr.

Dr. G. Albrecht.

Bücherbesprechungen.

— D. Adolph v. Harleß. Ein kirchliches Charakterbild allen Freunden der evangelisch-lutherischen Kirche, insbesondere Denen, die sich für ihren Dienst bilden wollen, dargeboten von Lic. theol. Wilhelm v. Langsdorff, Pastor in Rittmitz. Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des evangelisch-lutherischen Studentenvereins Philadelphia zu Leipzig. (Mit einem Bildniß von Harleß.) Leipzig, F. Richter. 1898. 5 ℳ. — Der Titel sagt uns, was der Verfasser hat geben wollen und welche Leser er hauptsächlich ins Auge gefaßt hat. Die Beschränkung, die er sich auf solche Weise auferlegt hat, schien ihm angezeigt durch die zwei bereits vorhandenen Schriften, die sich mit Harleß beschäftigen, seine bekannte Selbstbiographie und die Schilderung seines Lebens und Wirkens von D. Stählin. So brauchte der äußere Lebensgang nicht in den Vordergrund gestellt zu werden, ja es konnte zumeist so von ihm geredet werden, daß des Lesers Bekanntschaft damit im Allgemeinen vorausgesetzt war. Diese Stellung dem überreichen Stoff gegenüber hat es dem Verfasser ermöglicht, die einzelnen Züge des Charakterbildes und die einzelnen Stufen der Entwickelung in dem Leben des Gelehrten je in ein Ganzes zusammenzufassen und Wiederholungen, wie sie bei jedem ähnlichen Unternehmen unvermeidlich sind, wenn es zugleich wesentlich biographisch sein soll, fast gänzlich zu vermeiden. Die Spannung des Lesers bleibt bis zum Ende des Buches gleichmäßig erhalten, ja er wird auf gewissen Höhepunkten der Darstellung mit förmlichem Verlangen dem noch zu Erwartenden entgegensehen. Der junge Theolog, der dieses Buch nicht mit freudiger Lernbegier bis zu seinem Schlusse verfolgt, könnte darin ein unwillkürliches Selbstgericht über seine Befähigung zu dem ins Auge gefaßten Lebensberuf erkennen. Denn der Verfasser bekundet eine seltene Fertigkeit, ohne eine Spur von aufdringlichem Belehrungseifer Verstand und Gemüth des Lesers in Anspruch zu nehmen und auch schwierigere Gegenstände einem schnellen Verständniß entgegenzuführen. Allerdings ist er bei seinem Werk durch die Familie des großen Theologen und durch eine Anzahl von Empfängern seiner Briefe in einer Weise unterstützt worden, wie sie nur in Ausnahmefällen möglich ist, da nämlich, wo der sterbende Hausvater einen Schreibtisch in mustergiltiger Ordnung hinterläßt. Denn es konnten nicht nur die wichtigsten Briefe, die er empfangen hat, sondern auch die Concepte von vielen seiner Schreiben zur Verfügung gestellt werden. Ohne diese glücklichen Funde konnte das Werk gar nicht entstehen, so wie es beabsichtigt war und wohl gelungen ist; denn erst der freundschaftliche Briefwechsel, den ein Kämpfer, wie es Harleß in allen seinen Aemtern hat sein müssen, in den Kampfeszeiten mit seinen vertrautesten Seelen führt, eröffnet den vollen Einblick in sein Wollen und Streben. Die erquicklichsten und lehrreichsten Gaben in dieser Beziehung sind die Briefe an Löhe, den er liebte wie einen Bruder und gegen den er „wüst" thun mußte als Consistorialpräsident. Sollen wir die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, noch mit etlichen Worten näher bezeichnen, so könnte das so geschehen, daß er bemüht ist zu zeigen, wie Harleß als ein Werkzeug oberster göttlicher Kirchenleitung zum Theologen und zum strengen Lutheraner durch seinen Lebensgang und seine Studien werden mußte und wie er dann als solcher in allen seinen Aemtern geleistet hat, wozu seine Entwickelung und seine Gaben ihn befähigten. Uebrigens verhehlen wir uns nicht, daß trotz dieses tüchtigen Werkes eine wirkliche Biographie von Harleß, die dasselbe als beste Quelle würde zu benutzen haben, immerhin noch geschrieben werden muß; doch ist die Zeit dazu natürlich noch nicht gekommen. Was bei der zu

Digitized by Google

nehmenden Rücksicht auf viele noch lebende Gegner und Mitkämpfer, wie auf die Familie gegenwärtig zum Besten der strebenden und irrenden Theologen geschehen konnte, das hat der Verfasser mit schönem Erfolg zu Stande gebracht. B. K.

— Lehrgang der Kurzschrift nach dem System der vereinfachten deutschen Stenographie (Einigungssystem Stolze-Schrey) zum Selbstunterricht und Gebrauch an Capitulantenschulen von A. v. Wittken, stellvertr. Vorsitzenden des Stenographenverbandes Stolze-Schrey, Vorsitzendem des Gaubundes Berlin. I. Heft: Lehrgang (76 S. gr. 8°). II. Heft: Schlüssel- und Lesebuch (28 S. gr. 8°). Verlag der Liebel'schen Buchhandlung, Berlin. — Der vorliegende Lehrgang setzt, wie die beigegebene Erläuterung anführt, nur den Bildungsgang eines Volksschülers voraus und trägt namentlich dem Selbstunterricht Rechnung, so daß nach Angabe dieser Druckbeilage zu erwarten ist, daß unter Benutzung dieses Lehrmittels nicht nur einige Befähigte, sondern auch die weniger Begabten nunmehr diese im ganzen Verkehrsleben so vielbegehrte Kunst erlernen werden. Sein Augemerk richtet der Verfasser aber auch auf die Capitulantenschulen zunächst in Preußen, für welche er in einer längeren Einleitung Fingerzeige und Winke giebt. Aus gleichem Grunde wird auch die Vollschrift bevorzugt und sind Abkürzungen auf die geringste Zahl beschränkt. Trotz der in Fettdruck behaupteten auch für minder Gebildete leichten Erlernbarkeit dieses Systems wird doch löblicher Weise darauf hingewiesen, daß, wer die Willenskraft nicht besitzt, monatelang fleißig zu arbeiten, die Sache erst gar nicht anfangen möge, denn er werde es in der Kurzschrift zu nichts bringen, jede auf ihre Erlernung verwendete Stunde sei verloren. In der That ist dieser Hinweis, wie bei jedem System, auch hier völlig begründet, denn noch niemals ist ein preiswürdiges Ergebniß ohne nachhaltigen Fleiß und ohne Ausdauer erzielt worden und wird es auch bei dieser „vereinfachten Stenographie" aller auf eine möglichst gemeinverständliche Darstellung des Lehrgebäudes verwendeten Mühe ungeachtet ohne solche Eigenschaften nicht erlangt werden. Ueber den Werth des in diesem Lehrbuche behandelten Systems selbst ist schon bei früherer Gelegenhet mit einer vom Verfasser abweichenden Meinung nicht zurückgehalten worden. Etwas ganz Neues bietet das Fehlerverzeichniß, von welchem man nicht sagen kann, daß es einem längst gefühlten Bedürfnisse Abhilfe verschafft. Dieser dem Schlüssel beigefügte Anhang hat den Zweck, anzugeben, welche Fehler der Schüler vermeiden soll, gleichzeitig soll er aber auch zur Wiederholung — nicht etwa der Fehler — dienen. Diese etwas gekünstelte Einrichtung erinnert zu sehr an Don Quichotte's Kampf mit Windmühlen, um ihr eine ernste Seite abgewinnen zu können. Die Verlagsbuchhandlung hat dieses Werkchen übrigens sorgfältig und preiswerth ausgestattet. △

— Ein Werk über Rechts- und Gesetzeskunde für Culturtechniker hat der Regierungsrath Paul Waldhecker in Düsseldorf im Verlage von Carl Heymann in Berlin veröffentlicht und damit wohl einem Wunsche betheiligter Kreise entsprochen. An die Grundlehren des Rechts anschließend sind die für den Culturtechniker wesentlichen Gegenstände unter Berücksichtigung des neuen deutschen Bürgerlichen Gesetzbuchs behandelt. Es ist überall nur das Wesentliche gegeben, das Unwesentliche aber ausgeschieden worden. In neun Capiteln werden die allgemeinen Rechtslehren, der Schutz und die Grenzen der Grundstücke, Cataster und Grundbuch, die Agrargesetzgebung, das Wasser- und Deichrecht, das Wegerecht, Meliorationsfonds, das landwirthschaftliche Credit- und Genossenschaftswesen, die Rentengüter und das Anerbenrecht und zwar wesentlich vom Standpunkte der preußischen Gesetzgebung besprochen. Inhaltsverzeichniß und Sachregister tragen zur bequemen Handhabung des übrigens recht gut gedruckten Buchs bei. Der Ladenpreis desselben (ungebunden) ist auf 2,60 ℳ gestellt. ∞

— 1) Zur Reform der Volksschulatlanten. Von Dr. Max Eckert in Leipzig. (Sonderabdruck aus Nr. 47 der Allgemeinen Deutschen Lehrerzeitung, Verlag von Julius Klinkhardt in Leipzig.) 4 S; 4°. — 2) Abwehr der Angriffe auf den Eckert'schen Schul-Atlas. Von Bruno Nestler. Statistisches Material und offener Brief an Dr. Haack (Gotha) von Dr. Max Eckert. Leipzig, Grasmay & Co., 1899. 32 S.; 8°. Preis: 30 ₰. — Dr. Max Eckert, Assistent am Geographischen Seminare der Leipziger Universität, hat, auf Grund zehnjähriger Erfahrungen im geographischen Unterrichte besonders an Volksschulen, bei Grasmay & Co. einen Volksschulatlas herausgegeben, der für 50 Pfennige ein gutes und zugleich billiges Unterrichtsmittel bietet. Dessen Vorzüge: die verständige Verwerthung alter Wahrheiten zu einem geschlossenen Ganzen und eine neue Methode der Terraindarstellung, hatte er, nm den Atlas schneller bekannt zu machen, vor der deutschen Lehrerversammlung zu Breslau in einem Vortrage (1) klargestellt, der in 12 Thesen gipfelte. Noch ehe aber dieser Vortrag gedruckt war, erstanden — mehr durch das Vorwort des Atlanten als durch diesen selbst veranlaßt — dem Werkchen Gegner, deren Kampfweise lebhaft an die seit einigen Jahren auf dem Felde der Geschichtswissenschaft tobende Streiterei erinnert. *Πολεμίους εἶναι πάντας πᾶσι*, das ist eine schon von Platon entdeckte Weisheit. Aber so betrübend an sich vom humanen Standpunkt aus dies bellum omnium contra omnes ist, so hat es doch auch sein Gutes: *πόλεμος πατὴρ πάντων*, so lautet ein anderer griechischer Spruch. Dies Wort läßt sich wohl auch auf den vorliegenden Fall (2) anwenden. Die Feinde werden aus dem vielen Guten, was sich entschieden bei Eckert findet, nur lernen; Eckert's Verdienste aber können durch die auch ihm nachgewiesenen Mängel kaum ernstlich geschmälert werden. Ht.

— M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 141. Auflage. Vollständig umgearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber in Berlin. Braunschweig, Druck und Verlag von Georg Westermann. 1899. — Ein Werk, das bereits in der 141. Auflage vorliegt, hat wohl genugsam seine Brauchbarkeit und Tüchtigkeit bewiesen und empfiehlt sich ganz von selbst. Damit wäre schon Alles gesagt. Da aber ausdrücklich um eine recht eingehende Besprechung ersucht wird, so haben wir uns auf die Suche gemacht, jedoch nur wenig gefunden, und selbst wegen dieses Wenigen kann man auf verschiedenem Standpunkt stehn. So in etymologischer Hinsicht z. B. bei criquet Klepper hätte vielleicht noch Kracke hinzugefügt werden können, was etymologisch interessant ist; ebenso ist auch mazette Schindmähre aus einem deutschen Stamme: Matz, ungeschickt, entstanden. Was den Sprachschatz betrifft, so standen im alten Thibaut brin blanc und brin bleu, im neuen fehlen diese beiden Vögel. Auch fanden wir nicht brin de marche Katzensprung. biaiser steht als intransitiv, es giebt aber auch eine active Bedeutung: schief schneiden. Unter fil steht nicht fil de bois, Holzspahn zum Anzünden, woraus wahrscheinlich das auch im Französischen vorhandene fidibus entstanden ist. Bei manchen Wörtern hätte vielleicht noch eine Metapher hiuzugefügt werden können, doch es giebt eine Menge Gallicismen, figürliche Redensarten rc., die freilich nicht alle in einem Wörterbnche berücksichtigt werden können. Im Ganzen ist die vorliegende Neubearbeitung des Thibaut eine verdienstliche und gediegene, wozu noch die vortreffliche Ausstattung kommt: schöner, reiner Druck auf weißem Papier, Alles klar und übersichtlich, wodurch die Benutzung des Werkes sehr erleichtert wird. — Von der beigefügten „Geschichte des Thibaut" haben wir mit Interesse Kenntniß genommen; schade daß diesem geschichtlichen Abriß nicht noch nähere Angaben über die Aenderungen beigefügt sind, welche die einzelnen Ausgaben im Laufe einer so langen Zeit im Sprach- und Schriftgebrauch verzeichnet haben, das wäre ein guter Einblick in die Entwicklung der Sprache überhaupt.

Dr. Wittstock.

— Bildertafeln für den Unterricht im Englischen. 26 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text und einem systematisch geordneten Wörterverzeichniß. Herausgegeben von Thora Goldschmidt. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. — Die Anschauung besteht nicht darin, daß Laut, Form und Wort systematisch eingeübt werden, sondern die englischen Vocabeln werden durch Illustrationen eingeprägt, woran sich die zur Einübung nöthigen Sätze schließen. Das Buch macht sich nicht übel, und wenn es auch dem streng geordneten methodisch-grammatischen Schulunterricht nicht entspricht, so kann es doch jedenfalls als Hilfsmittel zur Erlernung des Englischen bestens empfohlen werden.

W—k.

— Halbmonatshefte der Deutschen Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Jahrgang 1897/98. August und September. Heft 21—24. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. Preis pro Heft 1 ℳ — Die vorliegenden Schlußhefte des letzten Jahrgangs bringen auf dem Gebiete der erzählenden Poesie zwei in ihrer Art ebenso fein beobachtete wie gut durchgeführte Charaktergemälde, das eine eine Art Criminalnovelle aus dem nördlichen Küstenlande von Johannes Wilde: „Bei der Glockenboje", das andere eine Dorfgeschichte aus dem schwäbischen

Volksleben von Ilse Frapan: „Der Sitter". Beiträge zur Geschichte des Jahrhunderts haben Adolf Hausrath mit der Fortsetzung seiner Artikel über „Baden im alten Bund und im neuen Reich. Zur Erinnerung an Julius Jolly" und A. v. Boguslawski in der Herausgabe „zeitgenössischer Briefe aus der preußischen Hofgesellschaft in den Jahren 1822—26" geliefert. Eine Verwahrung gegen ultramontane Mißhandlungen unserer Geistesheroen legt Friedrich Paulsen in dem Aufsatz: „Das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie" ein, indem er der von Willmann in Prag in seiner „Geschichte des Idealismus" Band III an der deutschen Philosophie des Aufklärungszeitalters geübten Kritik energisch entgegentritt. Hermann Oldenberg sucht in mehreren Artikeln über die Bedeutung der Lehre des persischen Weltweisen Zarathustra aufzuklären, während E. Hübner die Stellung Spaniens in der Weltliteratur und Georg Gerland die neuere Erdbebenforschung behandelt, und Georg Busolt ein Bild des athenischen Staatslebens in der Zeit der höchsten Blüthe auf Grund der jüngsten Forschungsergebnisse entwirft. Ausführliche Besprechungen haben wichtige literarische Erscheinungen wie R. v. Kaufmann's „Die Eisenbahnpolitik Frankreichs" durch Georges Blondel, Ferdinand Cohn's „Die Pflanze" durch J. Reinke, Paul Reichard's „Stanley" und Georg Schweitzer's „Emin Pascha" durch H. v. Horn, J. Novicow's „Die Zukunft der weißen Rasse" durch —r— gefunden. Nekrologe und Biographien werden für „Friedrich Felix v. Behr-Schmoldow" durch Georg v. Bunsen, für „Sebastian Hensel" durch L. Friedländer und für „Otto Ribbeck" durch Wilhelm Dilthey dargeboten. ∴

— **Psychiatrie und Seelsorge**, ein Wegweiser zur Erbauung und Beseitigung der Nervenschäden unserer Zeit; von Dr. A. **Römer** in Stuttgart. Berlin, Reuter und Reichard. 1899. gr. 8°. 343 S. 5 ℳ. — Das Ziel des ärztlichen Verfassers ist, zwischen der ärztlichen Auffassung der Nerven- und Geisteskrankheiten und der theologischen Denkweise zu vermitteln. Seine Aufgabe erweitert sich ihm aber dahin, dem Laien überhaupt das Verständniß krankhafter Seelenzustände zu erschließen. Den größten Theil des Buches bildet daher eine im besten Sinne populäre Darstellung der verschiedenen Formen geistiger Störungen, von der rasch vorübergehenden krankhaften Verstimmung bis zur dauernden vollständigen Geisteskrankheit. Der Verfasser ist ein Schüler J. L. A. Koch's und hat sich dessen etwas wunderliche Terminologie angeeignet. Weiß man aber einmal, was die Worte bedeuten, so kann man den Auseinandersetzungen leicht folgen. Die Eigenthümlichkeit des Verfassers ist die große Milde und Vorsicht, womit er die ärztlichen Auffassungen den Laien und besonders den Geistlichen sozusagen mundgerecht macht. Er steht offenbar selbst auf dem christlichen Standpunkte und kommt, obwohl er sich als Arzt nirgends etwas vergiebt, den Bedenken, die auf Grund allgemeinverbreiteter moralisirender oder anscheinend religiöser Vorurtheile gegen das Urtheil des Psychiaters erhoben zu werden pflegen, weit entgegen. Theils sind diese Erörterungen mit der Besprechung der einzelnen Krankheiten verflochten, theils treten sie selbständig auf (angebliche Ueberschätzung des Körpers auf Kosten des Geistes, angebliche Leugnung der Willensfreiheit, angebliche Herabwürdigung der Persönlichkeit, angebliche Unvereinbarkeit mit der biblischen Lehre). Kurz, aber vortrefflich wird die Bedeutung der psychiatrischen Lehre für die Aufgaben der Seelsorge besprochen. Römer's Buch dürfte eine Lücke ausfüllen und ist zweifellos im Stande, recht nützlich zu werden. Es kann nicht nur den Seelsorgern im engeren Sinne, sondern auch den Lehrern und den Angehörigen krankhafter Personen angelegentlich empfohlen werden. M.

— **Prof. Dr. P. Schreiber: I. Das Klima des Königreichs Sachsen.** Heft V. **Zusammenstellung der Hochwasser der Weißen Elster und Mulde** im Bereich des Königreichs Sachsen während der Jahre 1868 bis 1893. Bearbeitet vom II. wissenschaftlichen Assistenten, Markscheider J. **Bandenbacher**. — Nach den großen Ueberschwemmungen im Juli vorigen Jahres trat das Verlangen nach einer Hochwasserprognose stärker als früher hervor. Man suchte nach einer Möglichkeit, die Gefahr zeitiger als aus den Pegelbeobachtungen vorher sehen zu können, und es war zu hoffen, daß eine derartige Untersuchung jetzt das Interesse finden würde, das man früher ähnlichen Arbeiten consequent versagt hatte. Die Direction des meteorologische Institutes betraute den Assistenten Hrn. Markscheider J. Bandenbacher mit dieser Untersuchung, die sich vorläufig nur auf Elster und Mulde erstrecken sollte, und legte deren beachtenswerthe Ergebnisse in Form von Tabellen, Erläuterungen, graphischen Darstellungen und Zusammenfassungen im vorliegenden „Klimahefte" nieder. — Was man von vornherein erwartet hatte, die stricte Abhängigkeit der Hochwässer von der Stärke und Dauer des Niederschlags (Sommer) und von der Temperatur (zur Zeit der Schneeschmelze), hat sich voll und ganz bestätigt. An werthvollen Einzelheiten hat die Bandenbacher'sche Arbeit zu Tage gefördert: 1) Der Einfluß des Regens auf den Wasserstand ist im Winter viel stärker als im Sommer, weil er da gewöhnlich mit Temperaturerhöhung, Schneeschmelze und gefrorenem Boden verbunden ist. 2) Die Wasserwellen der einzelnen Pegelstationen zeigen ganz auffällige Aehnlichkeiten. 3) Wo große Nebenflüsse fehlen, steht das Maximum der Wasserwelle des Oberlaufs in einem angebbaren Verhältnisse zu dem des Unterlaufs. $\left(\frac{\text{Wurzen}}{\text{Zwickau}} = 1{,}9 \pm 0{,}10;\ \frac{\text{Grimma}}{\text{Zwickau}} = 1{,}55 \pm 0{,}12\right)$. 4) Im Allgemeinen vergeht zwischen Regenfall und Anstieg im Gebirge ein Zeitraum von 24 Stunden, im Flachlande ein solcher von 48 Stunden. 5) Von Zwickau bis Grimma braucht die Welle 24 Stunden. 6) Im großen Durchschnitt steigt in Wurzen bei 1 l Regenmenge pro qm der Wasserspiegel 4,5 cm. U. A. m. Auch gelang es Hrn. Bandenbacher, der Frage mit Erfolg näher zu treten, wie viel Regen bei gegebenem Wasserstande fallen muß, um den Wasserspiegel auf derselben Höhe zu erhalten. Hierdurch wird es möglich, für jeden Wasserstand und für jede Regenmenge die Pegelstandszunahme und -Abnahme zu berechnen. Können alle gefundenen Werthe auch nur als Mittel- und Annäherungswerthe gelten, so stellt sich die ganze Untersuchung doch als eine höchst zeitgemäße und wohlgelungene heraus. — **II. Studien über Luftbewegungen.** Abhandlungen des kgl. sächs. met. Instituts. Heft 3. Mit 4 Tafeln. Diese „Abhandlungen" haben einen rein wissenschaftlichen Charakter und setzen mathematisch geschulte Leser voraus. Das vorliegende Heft zerfällt in zwei Theile, von denen der erste „die hydrodynamischen Differentialgleichungen und die Formeln der Thermodynamik in Verbindung mit den Ergebnissen meteorologischer Beobachtungen", der zweite „die wichtigsten Hilfsmittel zur Bestimmung der Windstärke" behandelt. Es ist unstreitig ein gewagter Schritt, den der Hr. Verfasser in seiner ersten Studie im Gebiete der theoretischen Meteorologie unternimmt; aber es geschieht Alles mit Umsicht und im vollen Bewußtsein der Tragweite der Operationen. Wenn wir ihn recht verstanden haben, liegt dem Ganzen folgender Gedankengang zu Grunde. Die schwierigeren meteorologischen Probleme können nur durch eine mathematisch-physikalische Behandlung ihrer Lösung entgegengeführt werden. Die im ersten Hefte der „Abhandlungen" versuchte Vereinfachung der Grundgleichungen für den Zustand und die Zustandsänderungen der Luft, sowie für die Wärmegleichungen kann nur dann von Nutzen sein, wenn es gelingt, diese Resultate mit den Bewegungs- und Druckgleichungen der Aerodynamik in Verbindung zu bringen. Der Verfasser untersucht vorerst die verticalen Bewegungszustände der Luft, weil sie es sind, die bei den alltäglichen Witterungsvorgängen (Niederschlag, Gewitter, Sturm) bedingend wirken und sich doch mehr oder weniger der directen Beobachtung entziehen. Er geht von den einfachsten Formen der Euler'schen Gleichungen der Hydrodynamik aus, ergänzt diese durch die Continuitätsgleichung und durch 3 im ersten Hefte aufgestellte Gleichungen zu einem System von 7 Gleichungen, aus dem 7 Größen als Functionen von 4 unabhängigen Variablen bestimmt werden müssen. Eine strenge Lösung dieser 7. Gleichung ist z. Z. unmöglich, man muß mit einer angenäherten zufrieden sein, und diese bietet uns der Verfasser in seiner werthvollen Arbeit. Die zweite Studie behandelt das Robinson'sche Schalenkreuz, die Flügel-, Normaldruckplatten-, Neigungsplatten- und Röhren-Anemometer. Wir finden hierin nicht etwa eine Beschreibung, sondern die eingehende Theorie und Kritik dieser Windstärkemesser. Es ist das um so verdienstlicher, weil gerade die maßgebenden Untersuchungen über diese Instrumente in deutschen, englischen und französischen Fachzeitschriften zerstreut niedergelegt sind. Nach einer vergleichenden Zusammenstellung kommt der Verfasser zu der Ueberzeugung, daß das Robinson'sche Schalenkreuz trotz seiner vielen Mängel immer noch das rationellste aller Anemometer ist.

J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 2. Donnerstag, den 5. Januar, Abends. 1899.

Hypnotische Räthsel.

In den Händen der Laien und Nichtärzte kann das Hypnotisiren zu einer für die Gesundheit und noch mehr für die Sittlichkeit höchst gefährlichen Sache werden: es sind durch dieses Mittel und unter seinem Deckmantel schon manche Verbrechen gegen letztere begangen worden, und die Behörden haben nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht, darüber zu wachen, daß keine ungewaschenen Hände sich desselben bemächtigen. In der Heilkunde sind die Wirkungen des Hypnotisirens oft geradezu erstaunliche — das wird auch einem Laien zu behaupten erlaubt sein, der solchen Erscheinungen nicht gleichgiltig gegenübersteht; man darf jene Wirkungen beinah zauberkräftig nennen, denn sie spotten einstweilen jeder Erklärung. Der Schreiber dieser Zeilen kann aus eigner Erfahrung einen solchen Fall bezeugen, den er in einer hochangesehenen und hochgebildeten, allem Schwindel aus tiefster Seele abgeneigten Familie erlebt hat. Eine Tochter — hochbegabt — lag an schwerer, langwieriger Nervenkrankheit darnieder; der Arzt, eine anerkannte medicinische Autorität, sah sich schließlich, nachdem alle anderen Mittel sich als wirkungslos erwiesen hatten, genöthigt, es mit Hypnotisirung der *Patientin zu versuchen.* Und was geschah? Auf Befehl des *Arztes hörten die* Schmerzen auf und kehrte der Schlaf zurück, letzterer sogar, wenn der Arzt auf Reisen abwesend war, auf dessen brieflichen Befehl und zwar genau zu der vorgeschriebenen Stunde. Noch vor zwanzig Jahren würde ein solcher Bericht seitens der „Aufgeklärten“ mit Spott und Hohn, im besten Fall mit dem Lächeln des Mitleids aufgenommen worden sein, und auch der Berichterstatter würde heute noch sich skeptisch verhalten, wenn er nicht während langer Zeit Augen- und Ohrenzeuge gewesen wäre! Ein anderer, höchst merkwürdiger Fall ist vor nicht langer Zeit in Paris vorgekommen und durch wissenschaftliche Autoritäten, an denen Keiner zu rütteln wagt (wir meinen Liégeois) bestätigt worden — ein Fall nämlich, wo es gelang, durch einfaches Hypnotisiren Blasen auf der Haut hervorzubringen, und zwar von absolut derselben Beschaffenheit, wie die durch Blasenpflaster künstlich erzeugten! Ebenso merkwürdig ist nun aber ein umgekehrter Fall, der vor Kurzem ebenfalls in Paris und ebenfalls im Beisein von Fachmännern unbedingtester Zuverlässigkeit constatirt worden ist; er betrifft das Entfernen abnormer Auswüchse am Körper, nämlich der Warzen. Sie verschwanden durch bloße Hypnotisirung. Der hypnotisirende Arzt hatte zu diesem Augenschein einige seiner skeptischen Collegen geladen — sie sind zu Gläubigen geworden. Der Arzt (Dr. Gilbert), der durch bloßes hypnotisches Commando schon schwere Fälle von Veitstanz radical kurirt hatte, wählte zu seiner Demonstration einen dreizehnjährigen Jungen, den man ihm in seine Klinik gebracht hatte, weil die Außenfläche seiner Hände bis zu den Nägeln hinauf mit Warzen förmlich bedeckt war, dergestalt, daß er sich derselben, sei es zum Schreiben oder zu einer anderen Verrichtung, fast nicht mehr bedienen konnte. (Nach unten zu hörten die Warzen bei der Hautfalte auf, welche die Hand vom Handgelenke scheidet.) Die Finger waren durch die Warzen ganz unbeweglich geworden und der Knabe befand sich in einem großen Schwächezustand. Dr. Gilbert bat seine Collegen, während des Experimentes ernst zu bleiben, wie er selber, und nicht zu lachen. Er ließ sie einen Kreis bilden, nahm dann den Patienten bei den Händen, fixirte ihn scharf und fragte ihn mit *lauter*, starker Stimme: „Willst du geheilt werden?“ Als der junge Patient nur leise und schüchtern antwortete, wurde die Frage noch einige Mal energisch wiederholt, bis jener endlich im Brustton der Ueberzeugung antwortete: „Ja, mein Herr, ich will geheilt werden.“ Hierauf sagte Dr. Gilbert zu ihm: „Gieb Acht! Ich werde dich jetzt mit blauem Wasser waschen, aber wenn du nicht binnen acht Tagen geheilt bist, so wasche ich dich mit gelbem Wasser, und dieses ätzt und brennt die Haut.“ Dann reinigte er ihm die Hände mit irgend einem bläulich gefärbten unschuldigen Wasser und trocknete sie sorgfältig ab. Acht Tage später waren die Warzen vollständig geschwunden bis auf zwei, die gleichsam als Zeugen des früheren Zustandes zurückgeblieben waren. Gilbert sah den armen Jungen an und machte ihm heftige Vorwürfe, daß nicht alle seine Warzen verschwunden waren. Dann wusch er ihm mit gelb gefärbtem Wasser, das ihm, auf Commando, einen brennenden, natürlich blos imaginären Schmerz verursachte. Einige Tage später war die Haut völlig glatt geworden und der Knabe konnte seine frühere Beschäftigung wieder aufnehmen. Aus diesem Experiment zog der Arzt den wohl allein zulässigen Schluß, daß ein allen äußeren Heilmitteln trotzendes Product, wie die Warzen, durch einfache moralische oder psychische Einwirkung geheilt werden kann. Dies wird wohl einstweilen als sicher angenommen und von der Wissenschaft als Thatsache einregistrirt werden müssen, obschon letztere durch diese nothwendige Annahme noch keineswegs erklärt ist. Zu bemerken ist ferner, daß hier der Hypnotismus eigentlich mit einem anderen Namen zu vertauschen wäre, weil es sich ja um Heilungen Wachender handelt und von einer Heilwirkung irgend welches Schlafes nicht die Rede sein kann. Man denkt dabei unwillkürlich an die sogenannten sympathetischen Kuren, die seit uralten Zeiten und noch heutzutage bei der großen Masse im Schwange sind und von den Gebildeten und gar Gelehrten belächelt werden. Dieses Lächeln ist gerechtfertigt, sobald es und sofern es dem Schnickschnack und Hokuspokus gilt, der diese Kuren gewöhnlich begleitet, es könnte aber gleichwohl der Fall sein, daß den sympathetischen Heilkünstlern größere Kuren gelungen sind und noch gelingen, daß diese aber dann das Resultat der oben angegebenen Einwirkungen moralischer und psychischer Natur sind. Man möge sich doch erinnern, wie bei dieser sympathetischen Kurmethode den Patienten vor Allem eingeschärft wird, daß sie es ernst nehmen und die Sache glauben müssen, wenn sie Erfolg haben soll. Immerhin und zum Allerwenigsten wird man sich den oben angeführten Hypnotismus gefallen lassen — wie steht es nun aber thatsächlich mit dem verbrecherischen? Antwort: Die Sache ist einstweilen noch streitig und nicht abgeklärt. Die belgische Revue de l'hypnotisme brachte vor ungefähr zwei Jahren einen von Prof. Delboeuf in der Akademie der Naturwissenschaften gehaltenen, äußerst interessanten Vortrag, in welchem die sogenannten Suggestionen verbrecherischen Charakters behandelt werden. Bekanntlich ist es seit Jahren Sitte geworden, bei jedem einigermaßen romantischen Verbrecher den Uebelthäter mit dem Schild der Hypnose decken zu wollen. Man braucht sich nur an die endlosen Erörterungen zu erinnern, welche anläßlich des Verbrechens der Gabriele Bompard stattgefunden haben, zunächst im Heimathlande der Verbrecherin, nämlich zwischen der Schule der „Salpêtrière“ (an deren Spitze der berühmte Arzt Charcot stand) und der Schule von Nancy andererseits. Das Publicum, das immer einen besonderen Geschmack am Uebernatürlichen hat und Interesse an Allem nimmt, was in dieses Capitel einzuschlagen scheint, hat sich nicht verleiten lassen, für das Dogma der Nanziger Schule Partei zu nehmen. Dieses Dogma läßt sich in folgende Sätze fassen: „In den Händen des Magnetiseurs ist der Somnambule noch willenloser als der »Cadaver«, welchem der vollkommene Jünger des Ignaz Loyola gleichen muß. Er ist ein Sklave, der keinen anderen Willen hat als den, der ihm eingeflößt wird, und der,

um ihm die ertheilten Befehle auszuführen, die Vorsicht, List, Verstellung und Lüge aufs Aeußerste treibt. Er behält im Gedächtniß was man will und vergißt was man will. Er wird im besten Glauben einen Unschuldigen vor Gericht auf die Schuldbank bringen, wird, wenn man ihm zu sehen befiehlt, sehen, was er nicht gesehen hat, und hören, was er nicht gehört hat, und gethan zu haben behaupten, was er nicht gethan hat. Er wird einen heiligen Eid schwören, daß er mit völlig freiem Willen gehandelt habe, wird, wenn es nöthig ist, die Motive dazu erfinden und die mit ihm vorgenommene Hypnose vollständig zu verdecken suchen. Die Folgen hiervon sind leicht zu ermessen: Ein hypnotisirendes Individuum flößt einem Somnambulen die Idee ein, irgend ein Verbrechen, sei es welcher Art es wolle, zu begehen; der Somnambule, wenn er erwacht, steht willenlos im Banne dieser fixen Idee und begeht das Verbrechen auf die Art, an dem Ort und zu der Stunde, die ihm angegeben worden. Er ist ohne Schuld, denn es ist ein fremder Wille an die Stelle seines eigenen getreten und hat sich, zum Handeln, seiner Hände bedient, aber wo soll man nun diesen fremden Willen suchen? wie ihn dingfest machen und überführen?" Die Mediciner der Nanziger Schule suchen diese Theorie durch zahlreiche Experimente, die sie in ihren Kliniken unter den Augen ihrer Schüler oder bloßer Neugieriger, die zu diesen Mysterien zugelassen werden, vornehmen, zu stützen. Sie schläfern z. B. ein junges Mädchen ein, sie bringen ihm den Gedanken bei, nach dem Aufwachen ein auf dem Tisch liegendes Pistol zu nehmen und auf die eigene Mutter abzuschießen. Die Schlafende erwacht, ergreift wirklich das Pistol, hält den Lauf desselben an die Brust der Mutter und drückt los. Natürlich ist das Pistol nicht geladen. Es ist also kein Verbrechen wirklich begangen worden, blos ein theoretisches — aber die Sache hätte entsetzlich ernst werden können! Nehmen wir an, das Pistol wäre geladen gewesen, so wäre ein Muttermord vollbracht worden! Nehmen wir ferner an, das Mädchen wäre statt von einem rechtschaffenen Arzt eingeschläfert zu werden, den Suggestionen eines Bösewichts ausgesetzt gewesen — hätte es dann nicht ebenso gut dieses Bösewichts verbrecherischen Absichten oder Leidenschaften als willenloses Werkzeug dienen können? „Halt!" ruft jetzt der obengenannte Delboeuf. „Ich halte heute das, was ich früher für möglich hielt, für sehr problematisch, nämlich, daß ein Bösewicht, der auf ein Verbrechen oder eine Schandthat sinnt, an einem rechtschaffenen Somnambulen einen Mitschuldigen oder Ausführenden finden könne. In der Theorie macht sich das freilich leicht; im Ernstfall und in der Praxis dagegen ist es kaum möglich. Das Experiment gelingt im Laboratorium oder in der Klinik; im Leben aber würde es zu Schanden werden. Warum? Weil der Hypnotisirte der wirklichen Welt nicht in solchem Grade entfremdet ist, wie die Herren der Nanziger Schule behaupten. Er ist es weniger als der Schlafende. Er bleibt zuvörderst in einem gegenseitigen Verstandesrapport mit seinem Hypnotiseur. Dann sieht er den Schauplatz, auf dem er sich bewegt: wenn man ihm befiehlt, ein Buch von einem Tische zu holen, wo zugleich ein Schreibzeug, Schachteln, Hefte und eine Statuette sich befinden, so wird er nach dem Buch und nicht etwa nach der Statuette greifen. Wenn man ihm den Auftrag giebt, geradeaus nach einem durch Stühle versperrten Zimmer zu gehen, so wird er nicht an diese Stühle anprallen, sondern sorgfältig zwischen ihnen hindurch gehen. Er behält auch allerwenigstens einen gewissen Grad von Unabhängigkeit; er erräth gar wohl, unter welchen Umständen und zu welcher Zeit man sich seiner zu Demonstrationen bedient. Denn, was geschieht? oder besser: was muß geschehen? Folgendes: Bei diesen Experimenten, zu denen er sich hergiebt und die dazu bestimmt sind, seine absolute Willenlosigkeit darzuthun, tragen die Vorbereitungen zu dem Schauspiel, in dem er eine Verbrecherrolle zu spielen hat, die Ehrenhaftigkeit desjenigen, der ihm diese Rolle dictirt, die Haltung der Zuschauer während dieses Spiels, die lächelnde Seelenruhe der blos als solche vorausgesetzten Schlachtopfer — alles Das trägt dazu bei, für ihn diesen künstlichen Traum weniger trügerisch zu gestalten, als einen wirklichen und natürlichen. Das eben angeführte Experiment mit dem Mädchen, das auf die eigene Mutter ein Pistol abdrückt, hat ein Professor der Nanziger Schule, der oben schon genannte Liégeois im Prozeß der Gabriele Bompard als entscheidend darthun wollen. Er hat hervorgehoben, daß die jugendliche Verbrecherin lange nicht so aufgeregt war (oder schien?), als die Zeugen dieser Scene, und hat auch noch das Beispiel zum Besten gegeben, daß, als die Mutter ihr Vorwürfe über den gegen sie gerichteten Mordversuch machte, die Tochter lächelnd antwortete: Ich habe dich ja gar nicht getödtet, da du ja sprechen kannst." Wir fragen: Ist es glaublich, daß ein Mädchen, das, ohne irgendwelche Aufregung zu verrathen, auf eine Mutter eine Pistole abdrückt, nicht merkt, daß diese Scenerie eine künstliche, daß seine Waffe eine unschädliche und seine Handlung also ohne Folgen ist? Man antwortet vielleicht: „Freilich merkt sie etwas, aber nur dunkel und unbestimmt." Mag sein, aber sie merkt doch, daß Alle, welche zugegen und um sie herum sind, in diesem Moment Komödie spielen, und darum spielt auch sie unbedenklich Komödie. Warum sollte sie Bedenken haben und sich weigern? Giebt nicht ihr Arzt, Herr Liégeois, ein Stück zum Besten? Sieht sie nicht, daß ihre Mutter eine Rolle darin spielt? und daß die Zuschauer ihrem Spiel mit Neugier folgen? Man denke sich einen Menschen, der wirklich schläft, das heißt, in einem natürlichen Schlafe begriffen ist und der träumt, er tödte seine eigene Mutter. Dieser würde sie sehen, wie sie, von Entsetzen gepackt, ihn, den eigenen Sohn, um Mitleid anfleht oder die entrüsteten Zeugen um Hilfe anruft. Er selber würde fühlen, daß irgend ein Beweggrund, sei dieses nun ein verwerflicher oder ein plausibler, immerhin aber ein zwingender, ihn treiben. Mit einem Wort: der Traum wäre eine Art von unzusammenhängendem Drama, das aber, wie immer, mit thatsächlichen Elementen und Erinnerungen versetzt wäre und in welchem das Entsetzen jedenfalls auch eine Rolle spielen würde. Wenn er sein Opfer lächeln und inmitten einer blos aufmerksamen Versammlung sprechen sähe, so würde er sogar im Schlafe merken, daß das, was er gethan hat und was er sieht, bloße, bare Täuschung sei. Die Verbrechen in der Klinik und im Laboratorium gelingen auch nur in der Klinik u. s. w. — weil es im Grunde künstlich hergerichtete Schaustücke sind, Spiele, zu denen sich Jedermann, der „Verbrecher", das Opfer und die Zuschauer, um gefällig zu sein, hergeben. Würde dies in der Wirklichkeit im Leben auch sein? Ich denke, der Somnambule, welcher von einem Bösewicht ausgesandt würde, um ein wirkliches Verbrechen zu begehen, würde sich unvermeidlich an Umständen stoßen, die vom Magnetiseur nicht vorausgesehen wären, und die jenen aufwecken oder seinen Zustand, nämlich die Hallucination, ihm klar machen würden. In diesem Glauben bestärkt uns auch ein Fall, den der genannte Liégeois erzählt: „Ein Fräulein C. sollte einem Herrn D., der Durst hat, Arsenik zu trinken geben. Aber Hr. D. thut eine Frage, an die Liégeois nicht gedacht hatte. Er frägt nämlich den Somnambulen — vielmehr die Somnambule — was in dem Glase sei, das sie ihm reicht. Mit einer Offenheit, die auch jeden Schatten von Verstellung ausschließt, antwortet sie: Es ist Arsenik." „Ich mußte also" — fügt Liégeois bei — meine Suggestion verbessern und ich sagte ihr: »Wenn Sie Jemand frägt, was in dem Glase ist, so sagen Sie, es sei Zuckerwasser.«" Schön, und in einer Klinik konnte dieses Verbrechen geschehen. Aber wenn es im Zimmer des Hrn. D. hätte geschehen sollen, so hätte dieser oder irgend ein anderer Umstand das Verbrechen höchst wahrscheinlich mißlingen lassen. Denn schließlich kann kein Magnetiseur alle möglichen Zufälligkeiten voraussehen, ganz abgesehen davon, daß der oder die Hypnotisirte, wenn sie weiß oder vermuthet, daß es sich nicht mehr um ein Spiel handelt, sich viel leichter dem Einfluß des Magnetiseurs entziehen und ihn seinem verdienten Schicksal überantworten wird. Das Dogma der Nanziger Schule ist auf jeden Fall viel weniger gefährlich, als diese Schule meint. Es ist weder erwiesen, noch auch wahrscheinlich, daß jemals ein wirkliches Verbrechen von einem gut gearteten Somnambulen auf Anstiften eines geschickten Schurken von Magnetiseur ausgeführt worden wäre; es spricht Alles dafür, daß die Furcht jener Herren unbegründet ist und daß das Problem, das Liégeois in seiner berühmt gewordenen Broschüre „Sur la suggestion dans ses rapports avec le droit civil et criminel" den Gerichten vorgelegt hat, eigentlich nicht existirt.

J. M.

Bücherbesprechungen.

— Die evangelischen Missionen. Illustrirtes Familienblatt. Herausgegeben von J. Richter, P. in Schwanebeck. Vierter Jahrgang. 1898. Gütersloh, Bertelsmann. Pro Jahr 3 ℳ — Die Heidenmission hat in unserem kirchlichen und politischen Leben gegenwärtig eine derartige Bedeutung erlangt, daß eine gewisse Kenntniß von ihr zur allgemeinen Bildung gehört. Eine solche auf die angenehmste Weise zu vermitteln, hat sich das von P. Richter herausgegebene Familienblatt zur Aufgabe gestellt. Es unterscheidet sich von den meisten deutschen Missionsblättern dadurch, daß es nicht Organ einer einzelnen Gesellschaft ist, sondern allen Missionsbestrebungen der evangelischen Kirche seine Aufmerksamkeit schenkt. So behandelt z. B. der uns vorliegende Jahrgang 1898 sämmtliche Missionsgebiete der Erde, theils in längeren Abhandlungen und Erörterungen, theils in kleinen charakteristischen Einzelzügen. Abbildungen in großer Zahl, meist in vorzüglicher Wiedergabe von Originalphotographien, sind jedem Monatshefte beigegeben. Ein Theil derselben steht allerdings nur in einem losen Zusammenhange mit der Mission, trägt aber sicherlich dazu bei, das Blatt unterhaltend und lehrreich zu machen. Die Zeitschrift gehört zu den besten Familienblättern für das christliche Haus und sollte auch in alle guten Lesezirkel aufgenommen werden, welche nicht grundsätzlich religiöse Schriften ausschließen. Man abonnirt am Besten bei der nächstliegenden Buchhandlung und erhält jeden Monat ein Heft von 24 Seiten Lexikonformat. Auch jedes Postamt nimmt Bestellungen an. P.

— Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrirte Blätter für die erwachsene Jugend. Herausgegeben von P. J. Richter und P. P. Richter. Erster Jahrgang. 1899. Gütersloh, Bertelsmann. Jährlich 1 ℳ — Um auch die Jugend der gebildeten Stände mit der Mission bekannt zu machen, erscheint vom 1. Januar d. J. ab das im Titel genannte Blatt. Es ist in Format, Druck und Ausstattung ganz wie Die evangelischen Missionen gehalten, nur beschränkt sich der Umfang jeder Monatsnummer auf 8 Seiten. Die uns vorliegende Probenummer enthält einen kürzeren Artikel „Ein unblutiger Sieg in Camerun“ und in der Rubrik „Vermischtes“ drei kleine Missionsgeschichten. Das Blatt ist etwa für die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten berechnet. Wenn es mit den Evangelischen Missionen zusammen bezogen wird, kostet der Jahrgang nur 75 Pfennige. Bezug wie bei dem Hauptblatt. P.

— G. Burkhardt, Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Drittes Heft. Deutsch-Ostafrika (Nyassagebiet). Leipzig, Fr. Jansa. 1898. 1,50 ℳ — Die Kondemission im Innern von Deutsch-Ostafrika hat in den letzten Jahren wiederholt die Blicke auf sich gezogen. Sie wurde im Jahre 1891 von der Brüdergemeine und der Berliner Missionsgesellschaft gemeinsam unternommen. Der eine Zweig derselben wird uns hier von einem ehemaligen Missionsdirector der Brüdergemeine dargestellt, also von besonders berufener Hand. Die Missionare haben sowohl wegen ihrer Herkunft als auch wegen ihres Arbeitsfeldes ein Anrecht auf unser besonderes Interesse. Ihre Thätigkeit wird hier in der Form von Missionsstunden beschrieben. Damit wird gewiß vielen Geistlichen unserer Landeskirche eine willkommene Handreichung geleistet. Der Stoff ist bereits so gegliedert und zubereitet, daß er fast mühelos zur Verwendung kommen kann. Jedem der zehn Abschnitte ist eine erbauliche Anleitung vorausgeschickt, sodaß diese Missionsstunden unter Umständen bei Vereinsabenden oder ähnlichen Gelegenheiten wörtlich vorgelesen werden können. P.

— Die christlichen Liebeswerke. Zeitschrift für die gesammte Liebesarbeit der evangelischen Kirche. In Verbindung mit namhaften Theologen herausgegeben von P. J. Kneschke in Wittgendorf. Leipzig, Verlag von Fr. Richter. Jährlich 6 Hefte. 4 ℳ — In Anbetracht der großen Ausdehnung, welche die Liebesthätigkeit der evangelischen Kirche und die ihr gewidmete Literatur erlangt hat, will der Herausgeber dieser seit dem 1. October 1898 erscheinenden Zeitschrift denen zu Hilfe kommen, die nicht Zeit oder Lust haben, die betreffenden Fachblätter zu lesen. Seine aller zwei Monate erscheinenden Hefte sollen jedesmal abgeschlossene Bilder von der äußern Mission, innern Mission, Unterstützung der Glaubensgenossen und Bibelsache enthalten; zum Schluß noch Aphorismen und Bücherbesprechungen. Wir zweifeln nicht, daß die Zeitschrift, deren ersten beide Hefte nur Gutes bringen, sich einen Leserkreis erobern wird. Es wäre aber schade, wenn die vortrefflichen Fachblätter für die Liebeswerke, die wir in Sachsen bereits haben, durch sie verdrängt würden. Vielbeschäftigten Geistlichen wird sie jedenfalls willkommen sein. P.

— Wie schmücken wir unsere Kirchen würdig aus? Vortrag, gehalten auf der evangelischen Decanatssynode zu Friedberg i. H. von Otto Wissig, Pfarrer in Bad Nauheim. Leipzig 1899. Friedrich Meyer's Buchhandlung. 14 S. Preis 25 ₰ — Im Anschluß an die vorhandene Literatur und die von der deutschen evangelischen Kirchenconferenz neuerdings aufgestellten Grundsätze will der Verfasser den Amtsgenossen in ihrem Bemühen, innerhalb der Gemeinden das Verständniß für würdigen Kirchenschmuck zu fördern, eine Unterstützung bieten. Im Allgemeinen können wir den Ausführungen zustimmen, wenn auch der Verfasser das für einen vierzehnseitigen Vortrag gesteckte Maß nicht richtig abgewogen hat. Vermissen wir auf der einen Seite Wichtiges wie Hinweise auf Fußboden, Teppich, Wandbehang, kirchliche Farben und Symbole u. A., so geht der Verfasser auf der anderen Seite über die Grenzen seines Themas weit hinaus, wenn er über Aufhängung des Thermometers (gewiß nicht an der Kanzel, freischwebend!) und über die Temperatur der Kirche spricht (8° — doch wohl Réaumur — dürften nicht die genügende Wärme für einen Kirchenraum darstellen!) oder wenn er den Kirchendiener als zum Kirchenschmuck gehörig aufführt und für ihn, was selbstverständlich sein dürfte, einen würdigen dunklen Anzug im kirchlichen Dienste verlangt! Auch können wir ihm nicht zustimmen, wenn für die Beleuchtung Kerzen verlangt werden und dem Verfasser Gas und elektrisches Licht „zu modern erscheinen, als daß sie nicht die unliebsame Vergleichung mit dem Concertsaal hervorrufen sollten“. Danach scheint es, als müßten wir noch 50 Jahre warten, bis sich die Gemeinden mehr an die hellere und bessere Beleuchtung gewöhnt haben, und diese ihnen nicht zu neu und concerthausmäßig vorkommen wird! Den Blick durch die ungemalten Kirchenfenster auf den Friedhof oder auf einen blühenden Apfelbaum würden wir nicht für andachtstörend halten. Gerne aber geben wir dem Verfasser recht, wenn er keine grellen und schreienden Farben für die Fenster will, sondern für sie eine warme und bescheidene Stimmung verlangt. D. K.

— Leo Hildeck, Libellen. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. Preis 3 ℳ — Leo Hildeck bewährt seine (ihre?) alte Kunst, geschickt zu erzählen, aufs neue. Auch die kleinsten der im vorliegenden Bande enthaltenen zehn Novellen sind spannend entwickelt und originell in der Idee. Ein liebenswürdiger humoristischer Zug und ein tiefer Gemüthston machen diese „Libellen“ dem Reizendsten ebenbürtig, was von derartigen kleinen novellistischen Skizzen geschrieben worden ist. Das vorherrschende Frauenleben und dessen zarte Auffassung lassen fast eine Dame als Verfasserin vermuthen. A. Neuberg.

— Alexander Olinda, Im Herzen Centralamerikas. Historischer Roman in 3 Büchern. Verlag von Albert Ahn. Berlin, Köln, Leipzig, 1899. — Das vorliegende Buch behandelt in dichterischem Gewande den Zwist Deutschlands mit Nicaragua, der zur Absendung eines Geschwaders dorthin führte, was im März 1878 geschah. Die letzte Ursache dieses Zwistes war eine deutsche Dame, die sich aus dem Hause ihres Gatten, eines Nicaraguensers, mit dem sie nicht ferner zusammen leben mochte, zu ihren Eltern geflüchtet hatte, und die jener gewaltsam wieder an sich zu fesseln suchte. Diese Dame führt in unserem Roman den Namen Adele und ist die Stieftochter des deutschen Consuls Stahlmann; ihr Gatte war der Hercienden(Landgut)besitzer und Finanzminister Nicaraguas Francisco Gutierrez. Die Erzählung ist höchst spannend geschrieben; wenn auch hin und wieder der einheitliche Aufbau etwas leidet, so versöhnen doch den Leser die prächtigen Schilderungen von Land und Leuten jenes mittelamerikanischen Gebietes. Die großartige Naturscenerie Nicaraguas bildet den imposanten Hintergrund zu dem ganzen Gemälde; ist er ja das Land, das man nicht mit Unrecht das „Italien der Tropenländer“ nennt. Aber das Gemisch der Gegensätze in der Natur ist weit größer; heute leuchtet der Himmel in goldigster Klarheit, in noch tieferem Indigoblau als derjenige Süditaliens und Griechenlands — am nächsten Tage haben sich an ihm schwarze Wolkengebilde zusammengeballt, aus denen unaufhörlich Blitze herniederzucken und starkbrausende Regenmengen herabströmen, — hier idyllische Palmenhaine, üppige Zuckerrohrfelder, wohlgepflegte Cacaopflanzungen — dort der undurchdringliche Urwald, — hier die tobende Hölle eines Vulkans, besonders des in unserer Geschichte berühmten Momobacho, — dort

stiller Naturfrieden. Aehnlich weisen die Menschen Nicaraguas schroffste Gegensätze auf. Neben dem intelligenten Abkömmling der spanischen Conquistadoren der stupide, nur ganz oberflächlich von der Civilisation beleckte Indianer, neben dem herkulischen Neger der schlanke, aus der Kreuzung mit weißem und indianischem Blut hervorgegangene Ladino (Mestize), neben dem gewandten Mulatten der dumme, faule und boshafte Zambo, der Sprößling vom Neger und Indianer. So glühend heiß, so vulkanisch wie das Land sind auch die Leidenschaften, die Triebe, die Begierden der Menschen; und diese heißen Triebe und Leidenschaften führen, wie im Süden Italiens, oft zu den schwärzesten Thaten, den größten Verbrechen. Gutierrez begeht, um seiner Habsucht zu fröhnen, eine Reihe der größten Vergehen. Ihn ereilt aber doch die Nemesis und der Schluß des Romans versöhnt mit der Heirath von vier glücklichen Paaren. Durch das Handeln von deutschen Persönlichkeiten wird die Geschichte gleichsam unserem Herzen näher gerückt, die aber zugleich den Verfasser als einen gründlichen Kenner der Sitten und Eigenthümlichkeiten Nicaraguas documentirt. Ee.

— Gustav Kapp. Von Edmund Steinacker. Sächsischer Ahnensaal. Herausgegeben von Franz Obert. Heft 2. Mit dem Brustbilde Kapp's. Hermannstadt 1898. Verlag von Ludwig Michaelis. (VI u. 116 S.) — Die Lebensbilder, welche in der Neuzeit von oft sehr unkünstlerischer und völlig unberufener Hand „gezeichnet“ — in den meisten Fällen nur zu sehr „verzeichnet“ werden, häufen sich immer mehr. Giebt es doch Verlagsanstalten, welche sich hauptsächlich auf diesen Literaturzweig beschränken, leider ohne immer die Arbeit des betreffenden Autors und den Gegenstand ihrer Schilderungen genügend auf den Werth zu prüfen, den beide für ein großes Publicum bieten können. Das vorliegende Büchlein ist zunächst als die Biographie eines für sein Volk ungemein verdienten Siebenbürger Sachsen für die fernen deutschen Stammesgenossen im südwestlichen Ungarn geschrieben worden. Als eine solche Lebensskizze hat es für nicht wenige reichsdeutsche Freunde wohl Interesse. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser mit dem schlichten, kurzen Titel seiner überaus verdienstvollen, allgemein interessirenden Arbeit einen gewissen Schleier vorgehängt hat, der nicht das Ganze erblicken läßt, was hinter ihm sich verbirgt. Da muß denn wohl die Kritik schon ein wenig den Schleier lüften, um zu zeigen, daß hinter ihm nicht nur das Bild des prächtigen Sachsen-Bürgermeisters, von Meisterhand gezeichnet, steht, sondern daß ein Stück ungarischer politischer und Parlamentsgeschichte gleichsam als erläuternder Text zu dem Bilde des Lebens und der Zeit G. Kapp's beigegeben worden ist, das gerade den Deutschen mehr interessiren muß, als irgend ein Abschnitt magyarischer Politik und — Politikmacherei. Steinacker ist den Deutschen im Reiche wohl bekannt. Als ein geistvoller, energischer Kämpe hat er Jahre lang mit dem scharfen Schwert des guten deutschen Rechts gewuchtige Hiebe gegen den Straßenräuber „Chauvinismus“ im Hunnenlande geführt, und wenn er mit den wackeren Helden des Siebenbürgen-Sachsenvolkes, z. B. G. Kapp, Fr. Gebbel u. s. w., schließlich doch der Uebermacht, der rohen, rücksichtslosen Gewalt fast immer unterliegen mußte, so ist er mit jenen doch hoch zu preisen für seine schöne, echt deutsche Mannhaftigkeit, die im heiligen Pflichtgefühl und im unerschütterlichen deutschen Nationalbewußtsein die eigenen Interessen, selbst das Wohl der Familien vergessen konnte — deutsche Helden! Was Kapp für seine Volksgenossen als Politiker gethan hat, schildert uns in lebendiger Weise Steinacker, ohne in seiner Bescheidenheit auch nur anzudeuten, daß er selbst in gleicher Weise mit Kapp gekämpft und gelitten hat. Die Zeit zwischen 1867 und 1877 hat sich zu einem für das Deutschthum in Ungarn, namentlich in Siebenbürgen äußerst denkwürdigen Jahrzehnt gestaltet, denkwürdig, weil unheilbringend. Das Nationalitätengesetz, die Regelung der Municipien, die Zertrümmerung des Königsbodens u. s. w., Tisza's deutschenfeindliche Gesinnung — es sind die Klagen eines schwergekränkten deutschen Herzens, welche Steinacker hier zu Papier gebracht hat, immer aber objectiv schildernd, oft wohl in zündender Sprache das Rechtlose der magyarischen Politik klar beweisend. Steinacker hat hier thatsächlich „einen Baustein zur politischen Geschichte des sächsischen Volkes beigetragen“, das müssen auch wir im Reiche ihm Dank wissen, die wir nie aufhören dürfen, Antheil zu nehmen an den fernen deutschen Brüdern, wo immer sie auch weilen. Die Ausstattuug des Büchleins ist würdig des Inhalts, das Bildniß Kapp's, bei Krafft in Hermannstadt gedruckt, ein Meisterdruck. Siegfr. Moltke.

— Ein Präludium Chopin's. Von Graf Lew Ljwomitsch Tolstoi. Uebersetzt von Wladimir Czumikow. Verlag von Carl Malcomes in Stuttgart. 1898. Preis geheftet 75 ₰. — Seinem musikalischen Titel zum Trotz gehört das vorliegende Schriftchen ebenso wenig wie die vielbesprochene „Kreutzer-Sonate“ vom berühmten Vater des Verfassers zur Musikliteratur. Musikalisch ist an dem 72 Seiten umfassenden Ganzen nichts als eben der Titel und die Erzählung von einem die Stimmung des Helden kennzeichnenden Vortrag des 16. Chopin'schen Präludiums. Den eigentlichen Inhalt bilden ganz andere Dinge. Zu der in der „Kreutzer-Sonate“ ausgesprochenen Tendenz Leo Tolstoi's stellt sich dessen Sohn hier in stricten Gegensatz. Wenn der Vater die These aufstellte, daß die Ehe ohne Liebe wenn nicht eine Unsittlichkeit, so doch eine Entweihung der Ehe sei, vertritt der Sohn die Ansicht, daß nicht die Liebe zur Ehe, sondern die Ehe zur Liebe führen soll, daß der Mann sozusagen mit der Ehe anzufangen und erst in und mit derselben seinen Beruf zu finden und zu begründen habe, da er allein durch die Ehe als solche zur Entwickelung seiner selbst gelangen könne. „Wie deine Frau sein wird“ — so lesen wir — „ist nebensächlich und Glückssache; dem Einen gelingt's besser, dem Andern schlechter.“ Das seltsame Ganze kleidet sich lose in das Gewand einer Erzählung und schließt mit einem etwas unsicheren Ausblick in die Zukunft, das heißt mit dem Ehevorsatz eines russischen Studenten, den er sich am Spiel des Chopin'schen Präludiums gekräftigt hat, ab. J.—

— Einrichtungen zur Förderung der Landwirthschaft und des landwirthschaftlichen Vereinswesens im Kgr. Sachsen, insbesondere im Bezirke des landwirtschaftlichen Kreisvereins im Voigtlande. 1898. — Die Herausgabe dieses 46 Seiten umfassenden Schriftchens ist sehr dankbar zu begrüßen. Man kann daraus erkennen, wie vielseitig die Förderungsmittel sind, welche mittelbar oder unmittelbar seitens des Staates oder der Vereine nach allen Richtungen landwirthschaftlicher Thätigkeit hin den Landwirthen geboten werden. Es war sehr angebracht, all' diese Einrichtungen einmal zu sammeln und so den Interessenten einmal Gelegenheit zu geben, sie kennen zu lernen und mehr als bisher Gebrauch davon zu machen. Vor Allem wird die Durchsicht des Buches den landwirthschaftlichen Vereinen beziehungsweise ihren Vorständen empfohlen werden können, aber auch der Einzelne wird mit Erstaunen sehen, nach wie vielen Seiten hin er manche Erleichterung und Verbesserung in seinem Berufe erlangen kann, wenn er nur die gebotene Hilfe richtig ausnutzen wollte. In knapper Darstellung und kurzen Erläuterungen sind die unmittelbaren Förderungsmittel für Thierzucht, Pflanzenbau, Bodenmeliorationen und sonstige Maßnahmen (Düngemittel-, Futtermittel-, Samen-Controle, Versicherungscassen, Maschinenwesen, Bodenuntersuchungen und Anderes) angegeben. Ihnen folgen die mittelbaren Förderungsmittel, wie die seitens landwirthschaftlicher Behörden, Vereine, das Unterrichtswesen in seinen verschiedenen Verzweigungen, denen zum Schluß die Bestimmungen angereiht sind, welche persönliche Auszeichnungen für Landwirthe und landwirthschaftliche Arbeiter vorsehen. Es ist wünschenswerth, daß die sächsischen Landwirthe so viel als möglich mit dem Inhalte des Buches bekannt gemacht werden, daß sie vielleicht in Form von Vorträgen darauf hingewiesen und belehrt werden, welche Vortheile der Einzelne daraus, insonderheit durch Vermittelung seines Vereins beziehungsweise Kreisvereins zu ziehen in der Lage ist. Wenn dem Titel des Schriftchens nach die Darstellung im Besonderen dem Bezirke des landwirthschaftlichen Kreisvereins im Voigtlande (dasselbe ist in Auerbach erschienen!) gilt, so ist der Inhalt doch ebenso jedem anderen Kreisvereine von gleicher Bedeutung, da die betreffende Gesetzgebung über das ganze Land in gleicher Weise verfügt hat und auch die Verordnungen und Maßnahmen privater Art seitens der Kreisvereine gleichmäßig getroffen sind. Dr. H. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 3. Sonnabend, den 7. Januar, Abends. 1899.

Johann Georg III., Kurfürst von Sachsen 1680—91.

In der düstern Zeit des siebzehnten Jahrhunderts, als an die Greuel des großen Kriegs sich die Türkennoth und die Mordbrennereien der Franzosen schlossen, tritt eine Gestalt unseres sächsischen Fürstengeschlechtes leuchtend hervor, ein Mann, der in alter Ritterlichkeit seine persönliche Freude am Waffenwerk hatte, daneben aber, seinen Zeitgenossen weit voraus, den Helden unserer Zeit sich nähert, indem er einerseits auf die Organisation des Heeres höchsten Fleiß verwandte und das Werkzeug für den Fall der Noth in den Tagen des Friedens stählte und schärfte, andererseits das Schwert zog für ideale Güter, die Einheit und Freiheit des Reichs, den Schutz christlicher Cultur, den Ruhm deutscher Nation. Johann Georg III. ist dieser Mann, Kurfürst 1680—91, Reorganisator des sächsischen Kriegswesens und Schöpfer eines stehenden Heeres, der treue opferbereite Reichsfürst und Bundesgenosse, Besieger der Türken und Schrecken der Franzosen. Geboren war er unter der Regierung seines gleichnamigen Großvaters im letzten Jahre des großen Krieges. Frühzeitig vereint er ein Temperament, das sich durch Munterkeit und persönlichen Thätigkeitstrieb ebenso von der bequemen Schlaffheit des *ersten wie von der* umständlichen Prachtliebe des zweiten Johann Georg *unterschied*. Die für ihn festgesetzte Tagesordnung ist noch erhalten und verdient als Zeichen der Zeit und culturgeschichtliches Denkmal wohl einmal wieder mitgetheilt zu werden. Danach „hatte sich der Kurprinz um 7 oder 7½ Uhr mit »das walt Gott Vater« zu erheben, während seines Ankleidens sangen die Umherstehenden ein geistliches Lied, dann ging der Prinz mit dem ganzen anwesenden Hofstaat zum Frühgebet und zuletzt in sein Gemach zum absonderlichen Gebet, oder bei Predigttagen in die Kirche. Hierauf folgten von 8—10 früh zwei Arbeitsstunden, die hinwieder mit einem kurzen Gebetlein um Gottes Beistand begonnen und mit einem Dankpsalmen beschlossen wurden. 10—11 Uhr war Spiel- und Ergötzungsstunde, dann Mittagstafel und abermals Spielübungen bis zur täglich abzuwartenden Nachmittagsbetstunde. Danach ward wieder studirt bis 3 Uhr, worauf eine Freistunde war und der Tanzmeister kam. Folgte: 4—5 Uhr Arbeitsstunde, 5—6 Spiel, dann Abendmahlzeit. 8 Uhr war wie früh mit der ganzen Hofstatt allgemeines Gebet, darauf begab sich der Prinz in sein Gemach, ward entkleidet, verrichtete sein absonderlich Gebet und begab sich genau 9 Uhr zu Bette." In Anerkennung des ganz besondern Eifers, mit welchem der Kurprinz alle ritterlichen Uebungen trieb, ward er schon mit 14 Jahren, 1661, von Kaiser Leopold zum Reichsjägermeister ernannt; 2 Jahre später trat er in die Landesregierung ein, um die Geschäfte zu lernen. 1666 verheirathete er sich mit der Tochter Friedrich's III. von Dänemark und sein Sohn wurde durch feierliches diploma für successionsfähig und zum Kronerben von Dänemark und Schweden erklärt. 1672 ward Johann Georg Landvoigt der Lausitz und nahm nun in Bautzen seine eigene Residenz. Zwei Jahre später, als das Reich den Krieg an Ludwig XIV. erklärt hatte, führte er die sächsischen Hilfsvölker an den Rhein und gerieth in der Schlacht bei Sinzheim selbst in Gefahr, gefangen genommen zu werden. Der Friede von Nymwegen machte 1679 diesen nicht sehr glänzenden Reichswaffenthaten ein Ende. Zurückgekehrt fand der Kurprinz Sachsen von der Pest heimgesucht, die damals zum letzten Male in Mitteldeutschland auftrat; sein Vater, Johann Georg II., flüchtete aus dem arg verheerten Dresden nach Freiberg und fand dort den Tod, den 20. August 1680. Der einzige Sohn war nun Kurfürst als Johann Georg III. Die ersten Schritte des neuen Herrschers waren auf Ersparnisse im Hofhalt und auf Hebung der Finanz- und Wehrkraft des Landes gerichtet. „Weil Seine Kurfürstliche Durchlaucht — so sagt ein zeitgenössischer Bericht — sich entschlossen, hinfüro einen eingezogenen Staat zu führen, so sind alle Italiener, Croaten und Schweizer abgeschafft worden. Von 100 Kammerherren sind 4 geblieben, von 100 Kammerjunkern 8 und von 100 Kammerdienern auch 4. Und was geblieben, bekommt ein jeder nur die halbe Bestallung." Zu den weiteren Maßregeln der Sparsamkeit gehörte nun auch die Einrichtung eines stehenden Heeres. Die Kostspieligkeit des Werbesystems, verbunden mit der Unzuverlässigkeit der frischen Truppen, hatte damals allenthalben den Gedanken eines stehenden Heeres geschaffen, als einer „Einrichtung, welche bestimmt war, für immer einen integrirenden Theil des Staatslebens zu bilden". So in Frankreich Ludwig XIV. und seine Minister, in Brandenburg der große Kurfürst, in Oesterreich Montecuculi. Daß man übrigens in Finanzfragen damals anders dachte als jetzt, beweist unter Anderem, daß die sächsischen Stände das Heil des Landes im Verbot der Einführung alles fremden Getreides, der Wolle und des Viehes, sowie in der Beschränkung der Tabakszufuhr sahen. Zur Errichtung des stehenden Heeres gaben aber diese Stände ihre Zustimmung und bewilligten die Gelder. Der Bestand der sächsischen Armee war im October 1682, als die Schöpfung vollendet, 4 Regimenter zu Roß, 6 zu Fuß, 1 Regiment Dragoner, die nach Umständen zu Pferde und zu Fuß fochten, und die meist berittenen Leibtrabanten; hierüber 24 Feldgeschütze, die Besatzung der Festungen und später noch eine Grenadiercompagnie zum Werfen von Handgranaten, mobil 10379 Mann und 3222 Pferde, Alles in der Hauptsache nach den eigenen Angaben des Kurfürsten geordnet, der ja bereits praktische Erfahrungen gesammelt hatte. — Die Zeit war da, wo die neu geschmiedete Waffe gezogen werden mußte. Im Westen betrieb Ludwig von Frankreich die sog. Reunionen; zur Abwehr schloß Johann Georg mit dem von ihm hochverehrten Friedrich Wilhelm von Brandenburg ein Defensivbündniß, konnte ihn aber, selbst als im September 1683 Straßburg gefallen war, nicht zu weiteren Schritten drängen, so sehr er auch darauf hinwies, daß Ludwig nicht eher ruhen werde, als bis er der deutschen Nation das nämliche Joch auferlegt habe, welches Frankreich drücke. Die Uneinigkeit der Deutschen sei es, welche den Franzosen die Wege baue. Der alternde große Kurfürst, wohl auch verstimmt über den Nymweger Frieden, lehnte eigenes Einschreiten ab, bewirkte aber wenigstens so viel, daß Deutschland nicht ganz gleichzeitig im Osten und Westen zu kämpfen hatte. — Mit unzählbaren Schaaren von Türken, Tataren und Ungarn war im Frühling 1683 der Großvezier Kara Mustapha herangezogen und stand im Juli vor Wien. Die Noth war groß, die Lust zu helfen gering: meinte doch z. B. Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, die Türkenplage sei eine unabwendbare Züchtigung Gottes, der werde schon die Unschuldigen retten. Anders Kurfürst Johann Georg: am 11. August führte er in eigener Person sein ganzes Heer, 10400 Mann, über die Grenze zu Hilfe. Aber schon unterwegs wurden ihm so viel Schwierigkeiten, ja Vorwürfe gemacht, daß er bereits in Teplitz ein Ultimatum stellen mußte; und Habsburg war so in Noth, daß der Reichskriegsrath schon am nächsten Tage die Bewilligung ausfertigte. — Der Hauptantheil an dem Entsatz von Wien wird herkömmlich dem Polenkönig Johann Sobieski zugeschrieben, wie schon beim Dankgottesdienst im Stephansdom der Predigttext gewesen war: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes." Daß der König und seine Leute tapfer gefochten haben, ist unbestritten; aber um allein oder auch nur vorzugsweise die Sache zu entscheiden, hatte er schon viel zu wenig disciplinirte Truppen. Und der Brief, den er gleich nach der Schlacht an seine Gemahlin

geschrieben hat, ist trotz des demüthigen Eingangs voll von Selbstgefälligkeit und ganz leer von Anerkennung fremder Leistungen. Von unserm Johann Georg berichtet ein alter sächsischer Historiker, er habe den Kern der türkischen Truppen „aus allen ihren Retiraden und Defiléen mit der größten Tapferkeit getrieben und hierdurch ohne alle Widerrede mehr als das halbe Treffen gewonnen, und den Weg in das Lager vollkommen geöffnet, also daß niemand leugnen kann, daß ihm der größte Theil des Sieges zu dancken, wie er denn auch die ersten Fahnen ins türkische Lager gepflanzet, und da viele Andere hernach nur plünderten, noch etliche Stunden lang denen flüchtenden Feinden in den Eisen gewesen, und dahero zwar die größte Ehre, aber auch die wenigste Beute mit sich zurückgebracht“. Eingehender noch äußert sich eine andere Quelle, die auch der Zeit nach den Ereignissen noch näher steht und mit dem sächsischen Hofe nicht den geringsten Zusammenhang gehabt hat. Dort heißt es wörtlich: „Demnach unterschiedliche Relationes von der Victorie der Christen, so sie bei Entsetzung der Stadt Wien über die Türcken erhalten aller Orten außgegeben worden, darinnen die Zeitung-Schreiber den grössern Theil derselben denenjenigen zuschreiben, welche fast nicht einmal mit dem Feind getroffen, hingegen die Sachsen, welche das ihrige rühmlich darzu contribuirt, dergestalt mit Stillschweigen übergangen, als wann gar keiner von ihnen darbei gewesen, da doch Sr. Churfürstl. Durchl. zu Sachsen einen so ansehnlichen Succurs selbst in eigner hoher Person zu und angeführet: als wird nicht undienstlich sein, die Wahrheit zu Steuer der Welt folgende Relation hievon mitzutheilen, in welcher alle die Particularitäten, so nicht minder zu grossem Ruhm der Sachsen gereichen könnten, nicht berühret, sondern nur bloß Dasjenige, was von allen unparteiischen Zuschauern gesehen, bemercket und zugestanden worden, angeführet werden soll.“ — Es folgt nun die Erzählung, wie die Sachsen auf dem linken Flügel vorgehen und in dem schwierigen Terrain den langsamer marschirenden Kaiserlichen bald vorauskommen, zugleich aber fürchten müssen, die beherrschenden Höhen von den Türken besetzt zu finden. Dann heißt es weiter: „Diesem allen ungeachtet avancirte die Sächs. Infanterie den Berg hinan mit der Resolution, dem Feind die Avantage des Berges zu disputiren.“ Diesmal kamen sie dem Feinde zuvor; Tags darauf aber, am Tage der Entscheidungsschlacht, am 12. Sept. 1683, sah man die Türken in hellen Haufen im Grunde. „Hierauff musten sich die Sächs. Battaillons, gleichsam über Halß über Kopff, von der Höhe herunterwerffen, und wurden auffs schleunigste von dem, was in solcher Eyle herunterkam, zwo Battaillonen gestellet, dem Feind damit den Kopff zu biethen . . . Mittlerweil kamen die andern Battaillons auch heran, und wurden dieselben gleichfalls auff das beste gegen die Türcken gesetzet.“ Die Sachsen wenden sich nun mit der Bitte um Deckung an die ganz still stehende Fränkische Infanterie, werden aber abschläglich beschieden und müssen nun, um nicht umgangen zu werden, ihre ursprünglich fünf Linien in eine mit zwei Fronten ziehen. „Inzwischen,“ heißt es weiter, „fügte der Feind mit Schiessen ziemlichen Schaden zu, weil er verdeckt und sie hingegen ganz bloß stunde. Erschiene also vorträglicher und besser zu seyn, den Feind auß solcher avantage zu delogiren. Nachdem man nun deß Feinds Posten ein wenig recognoscirt, avancirte die Sächs. Infanterie gleich auff denselben und griff den Feind zugleich in der Fronte und Flanquen an, welcher darüber in Confusion gerieth, sich wendete und nach dem hinter sich habenden Berg eylte, den die Sächsischen allzeit verfolgten, und zu keinem Stand kommen liessen; auch als er sich eben auff demselben wieder postiren wollte, zu ihm hinauffeyleten und ihn von dem erwehnten grossen sich weit erstreckenden Berg (so für ihn sehr avantageux würde gewesen sein, wenn er sich darauff hätte setzen können) trieben und zur Retirade zwangen.“ „Seine Churfürstl. Durchlaucht v. Sachsen“ — der Kurfürst war nämlich bei der Reiterei geblieben, die damals immer noch als Hauptwaffe galt, aber bei der gebirgigen Beschaffenheit des Schlachtfeldes bis jetzt nicht hatte in Thätigkeit treten können — „Sr. Durchlaucht kamen alsofort auff den Berg selbst in hoher Person, und contestirte gegen Dero Generals, so bei dieser Action allzeit à la teste gewesen waren, und die Infanterie angeführet, öffentlich, daß Sie mit ihrer Action sehr satisfait und vergnüget wären.“ Eine im weiteren Verlauf des Kampfes wieder an die Kaiserlichen gestellte Bitte um Unterstützung wird abermals abgeschlagen; schließlich erscheint der Höchstcommandirende, der Herzog von Lothringen, des Kaisers Schwager, bei Feldmarschall Goltz, dem Führer des sächs. Contingents, und fragt „ob man mit der Ehre, und grossen Avantage, so man über den Feind gewonnen, diesen Tag vergnügt seyn, oder weiter avanciren wollte; worauff oberwehnter Feldmarschall Goltz die Antwort ertheilet: weil es schien, daß der Feind epouvantirt und voller Schrecken wäre, so hielte er für gut, daß man denselben verfolgete und die Victorie weiter prosequirte. Der Hertzog v. Lothringen sagte darauff: morchons donc, und ritte, nebst andern bei sich habenden Generalen, wieder zu den Kayserlichen. Die Sächs. Infanterie avancirte darauff alsofort den Berg hinunter . . . und waren die Sächsischen die ersten, welche deßwegen auch die sechs Metallene Stücke zur Beuthe bekamen, wie man dann derselben Fähnlein in deß Feindes Lager am ersten hat fliegen sehen.“ — Die Schlacht war am 12. September, am 14. begrüßte der Kurfürst den Kaiser Leopold, der sich nun wieder in seiner Hauptstadt eingefunden, und verabschiedete sich gleichzeitig, da man ihm zu verstehen gab, man bedürfe seiner nicht mehr, wie man es ihm auch gewissermaßen zum Vorwurf machte, daß er mit der ganzen Armee gekommen sei. Die Beute waren außer den erwähnten sechs Geschützen nur fünf türkische Zelte, ein Elephant, der aber bald darauf starb, und etliche arabische Bücher. Die nach damaliger Sitte auf den Sieg geprägten Kriegsdenkmünzen feiern den Kurfürsten als sächsischen Mars. — Ein Theil der Truppen war nach dem Rückmarsch des Kurfürsten in Oesterreich geblieben und that sich später bei der Wiedereroberung von Ofen hervor; inzwischen hatte der Kriegsruhm der Sachsen die Aufmerksamkeit der Republik Venedig erregt und Johann Georg ließ sich bereit finden, 3000 Mann unter Führung des Hanns Rudolf v. Schönfeld den Venetianern zu überlassen. Wo die Sachsen an den Feind gekommen sind, haben sie auch bei diesem Feldzuge in Griechenland ihren Ruhm bewährt; aber die welsche Hinterlist, schlechte Verpflegung, das ungewohnte Klima, Hunger und Krankheit räumten unter den Truppen furchtbar auf, von 90 Officieren waren noch 16 diensttüchtig; es fehlte an Allem und mit Mühe und Noth führte endlich Oberstlieutenant v. Lüttitz, an den nach dem Tode der Anderen das Commando gekommen war, die Truppen zurück. Am 22. Mai 1685 waren sie aus Pegau ausgerückt, übercomplet, jede Compagnie nahm 10 Mann über den Etat mit, um den Abgang unterwegs zu decken und bei der Musterung in Venedig vollzählig zu erscheinen, dabei war es der Kern der Armee an Officieren und Mannschaften; und im October 1687 erschienen in Pegau wieder 761 Mann, kaum der 4. Theil. Hier war bei allem guten Willen dem eigenen Lande mehr Abbruch geschehen als dem Erbfeind. Etwas günstiger verlief die Sache, als im Coalitionskrieg 1688 der Kurfürst in Person 15000 Mann gegen die Franzosen führte. Hinter Aschaffenburg kam ein französischer Abgesandter und „überbrachte einige Brieff von seinem König, worin derselbe dem Churfürsten die Neutralität mit einer großen Summe Geldes angebotten. So ihm aber fehlgeschlagen, denn wie Sr. Churfürstl. Durchl. allzeit sich als ein guter Teutscher und des Heil. Römischen Reiches getreuer Churfürst erwiesen, so gaben Sie auch dieses mal die Antwort, Es sey jetzo keine Zeit Briefe zu copiren, und rief darauff in Gegenwart vieler hohen Generalspersonen, daß man alsobald dieses Schreiben im Original mit einem Courier Ihrer Kaiserl. Majestät zusenden solle, wandte sich hierauf zu dem Frantzösischen Envoyé, sagend, er solle seinem König andeuten, was er gesehen“. — Im folgenden Jahre erschien der Kurfürst mit seinen beiden Söhnen, seinen Nachfolgern Johann Georg IV. und August dem Starken, vor Mainz, das nach langer Belagerung genommen wurde. Dabei hatten die Sachsen große Verluste, des Kurfürsten Vetter fiel und er selbst war mehrmals in Lebensgefahr. Auch im Jahre 1690 hielt er die Wacht am Rhein und zwar als commandant en chef sämmtlicher Reichstruppen, aber durch den österreichischen General Caprara sehr gehemmt. Krank kehrte er nach Dresden zurück, brauchte im nächsten Frühjahr das Teplitzer Bad und wollte nun wieder gegen Frankreich. Freunde und Verwandte, Räthe und Aerzte redeten dringend ab, er setzte aber die Reise fort, erreichte auch die Armee, mußte sich aber im August krank nach Tübingen bringen lassen. Hier ereilte ihn der Tod am 12. September 1691, am Jahrestage seines Sieges über die Türken, bald nach Vollendung seines 44. Lebensjahres. Beigesetzt wurde der Leichnam in Freiberg. Die Inschriften auf der Trauerbühne und auf der Denkmünze feiern den Verblichenen als den Vernichter der Türken, den Schrecken der Franzosen, den Schirmherrn und die Stütze Deutschlands.

Johann Georg III. hat etwas von einem letzten Ritter. Wie Kaiser Maximilian oder Götz von Berlichingen war es ihm

Digitized by Google

am wohlsten, gegen die Wölfe, die Türken, oder die Füchse, die Franzosen, zu Felde zu liegen und dann die Freuden des Mahles und der Geselligkeit voll zu genießen oder Fahrten aller Art zu unternehmen, denn wie ein alter Deutscher sah er in der Stadt fast ein Gefängniß. Tragen diese Züge mittelalterlichen Charakter, so zeigt Johann Georg III. auch Eigenschaften, die einen Fürsten der neuen Zeit zieren und die seinen Söhnen z. B. gefehlt haben: mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, im Falle der Noth am eigenen Haushalt sparen, von langer Hand her etwas organisiren, im Kriege nicht zunächst als Reitersmann, sondern als Feldherr auftreten und Gefühl haben für das Maß der Anforderungen, welche die Allgemeinheit aufstellen kann und welche das eigene Land erheben muß.

Dr. W. Weicker.

Bücherbesprechungen.

— Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil. III. Band. Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1196—1234. Herausgegeben von Otto Posse. Leipzig, Giesecke & Devrient, 1898. — Von dem ersten Haupttheile dieses Werkes, der bekanntlich die Landesherren der meißnischen und thüringischen Lande behandelt, folgt auf den 1889 erschienenen zweiten Band jetzt der dritte. Der Herausgeber erklärt in dem nur ganz kurzen „Vorwort", daß er von einer „Darstellung der politischen Geschichte des Wettiner Hauses" auch in diesem Bande völlig abgesehen habe, dieselbe aber später an anderer Stelle, und zwar bis zum Jahre 1288, im Zusammenhange veröffentlichen werde. Unter diesen Umständen hält es auch Referent nicht für zweckmäßig, dem Herausgeber durch Hervorhebung einzelner Abschnitte vorzugreifen. Es ist eine ungemein mühsame Arbeit, die Lebensverhältnisse auch nur eines einzigen mittelalterlichen Regenten bis zu den scheinbar geringfügigsten Einzelheiten aus den Urkunden zu ermitteln. Und seit Konrad der Große seine Länder 1156 unter seine Söhne vertheilt hatte, gab es allein im meißnischen Lande nicht weniger als fünf verschiedene Landesherren sammt deren Descendenz. Da gilt es denn, auch das bloße Vorkommen der betreffenden Namen als Zeugen, z. B. auf Fürstentagen, oder im Gefolge anderer Fürsten, zumal der deutschen Kaiser, durch Anführung der betreffenden Urkunden oder wenigstens des Regestes davon und der Zeugenreihe davon gewissenhaft zu verzeichnen. Im Jahre 1226 begleitete bekanntlich Landgraf Ludwig von Thüringen den Kaiser Friedrich II. auf seinem Zuge durch Italien, um an dem beabsichtigten Kreuzzuge Theil zu nehmen. Daher findet sich auch sein Name unter den zahlreichen Zeugen auf den während dieser Reise vom Kaiser ausgestellten Urkunden. Infolge dessen wächst natürlich auch die Zahl der heranzuziehenden Urkunden oder Urkundenregesten ganz gewaltig. Der vorliegende Band enthält nicht weniger als 525 Nummern. Diese Urkunden sind den allerverschiedensten Archiven, nicht nur den meißnischen und thüringischen Staats-, Bisthums- und Klosterarchiven, sondern auch sonstigen deutschen wie außerdeutschen entnommen. Aus dem einzigen Jahrzehnt von 1198—1208 (es war die Zeit Papst Innocenz' III. und der deutschen Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV. des Welfen) haben wir nicht weniger als 24 Urkunden gezählt, deren Originale sich im vaticanischen Archive zu Rom befinden. Außer diesen blos gelegentlichen Erwähnungen von Landesherren enthält selbstverständlich auch dieser Coderband eine Menge von Urkunden, welche über einzelne Ortschaften und Personen in den meißnischen und thüringischen Landen dankenswerthe und authentische Nachrichten bringen, so vornehmlich Schenkungen der Fürsten an Bisthümer und Klöster, Verleihungen von Rechten und Privilegien an einzelne Städte und Adlige, Bestätigungen von Käufen und sonstigen Besitzveränderungen ꝛc.

Dresden. H. Knothe.

— Politische Arithmetik oder die Arithmetik des täglichen Lebens von Moritz Cantor. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1898. Gebdn. 1,80 ℳ. — In diesem kleinen Buche hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht, den von ihm in Vorlesungen an der Universität Heidelberg behandelten Lehrstoff des höheren kaufmännischen Rechnens zu einem kurzgefaßten Lehrbuche der politischen Arithmetik zu vereinigen. Wenn auch der Verfasser für solche Leser geschrieben hat, die nicht Mathematiker von Fach sind, so werden doch einige algebraische Kenntnisse vorausgesetzt; trotzdem ist der umfangreiche Stoff so behandelt, daß jeder Gebildete ihn bei einiger Mühe verstehen kann. Im 1. Capitel behandelt der Verfasser, ausgehend vom einfachen Zins, das Contocorrent, den Checkverkehr, das Wesen und die Berechnung von Staatspapieren und Actien, die Wechselberechnung bis zur Arbitrage und die Terminrechnung. Im 2. Capitel den zusammengesetzten Zins unter Berücksichtigung der Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs und die Tilgung von Anleihen durch Annuitäten. Im 3. Capitel die Grundzüge der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Permutationen und Combinationen, das Lotto- und andere Spiele. Im 4. Capitel die Lotterie-Anleihen und das Promessengeschäft. Im 5. bis 9. Capitel das Versicherungswesen durch Actiengesellschaften und auf Gegenseitigkeit, die Feuer-, Lebens- und Rentenversicherung nebst Sterblichkeitstafeln und Dividendenberechnung und den Unterschied zwischen Renten- und Lebensversicherung. Jedem Abschnitte sind eingehende Erklärungen vorausgeschickt und für diejenigen, die den mathematischen Berechnungen nicht ganz folgen können, sind noch geeignete Beispiele eingeflochten, um das Verstehen der Formeln zu erleichtern. Um die Logarithmen entbehrlich zu machen, sind Zinstafeln für die Capitale 1—100 und für die Zinsfüße 3, 3½ und 4 % beigefügt. Es ist somit anzunehmen, daß der Verfasser den in der Vorrede ausgesprochenen Zweck erreicht hat, daß das Buch auch über den engen Kreis cameralistischer Leser hinaus ein wirkliches Bedürfniß zu befriedigen im Stande sein wird.

F. H.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich von Sybel, unter Mitwirkung von Paul Bailleu herausgegeben von Friedrich Meinecke. N. F. Bd. 46 (der ganzen Reihe Bd. 82). 1. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1898. S. 1—192. — Die scharfsinnige Abhandlung von Wilhelm Sickel „Die Kaiserkrönungen von Karl bis Berengar" entwickelt, wie sich Rom und insbesondere die Römische Curie, die an der Uebertragung des Imperiums auf Karl d. Großen im Jahre 800 durchaus unbetheiligt gewesen war, im Laufe des 9. Jahrhunderts nach und nach einen maßgebenden Einfluß auf die Verleihung der Kaiserwürde erwarb, ein Vorgang, der bekanntlich später zu den geschichtlich bedeutsamsten Folgen geführt hat, den im Einzelnen zu verfolgen aber hier nicht der richtige Ort wäre. — Den Hauptinhalt des Heftes bildet der Anfang einer längeren Arbeit von Sigmund Riezler über „Die Meuterei Johann's von Werth 1647". Gindely ist seiner Zeit gestorben, bevor er den bei der ungeheueren Menge des Materials überaus weitreichenden Plan einer quellenmäßigen Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zur Vollendung gebracht hat; man kann es nur mit Freude begrüßen, wenn er neuerdings von verschiedenen Seiten her wieder aufgenommen worden ist. Die Episode des tapfern Reiterführers Johann von Werth, eines „Vorläufers von Blücher", wie ihn einst Gindely allerdings nur mit Rücksicht auf seine geringe Vorbildung und glänzende Laufbahn, nicht auf den wenig rühmlichen Abschluß derselben genannt hat, hat ihr besonderes Interesse; wäre es Werth gelungen, die ihm unterstellte Soldateska dem Kurfürsten Maximilian von Bayern abspenstig zu machen und ins österreichische Lager hinüberzuführen, so hätte dies für Bayern und seinen Fürsten die verhängnißvollsten Folgen haben und das Verhältniß der Mächte zu einander und damit die Ergebnisse des Westfälischen Friedens wesentlich ändern können. Indeß der Verrath gelang ebensowenig wie einst der Versuch Wallenstein's, an den der Vorgang in mancher Hinsicht erinnert. Riezler, der fleißige Verfasser der Geschichte Bayerns, bringt den verwickelten Hergang auf Grund der gewaltigen Actenmassen namentlich der bayerischen Reichsarchive zu klarer Anschauung. — Endlich theilt Fr. Meinecke „Zur Geschichte des Gedankens der preußischen Hegemonie in Deutschland" zwei höchst interessante Schriftstücke mit, die beweisen, daß der Gedanke eines geeinigten Deutschlands unter Preußens Führung in der Zeit des Wiener Congresses mehr Vertreter hatte, als man meist annimmt: einen Brief des bekannten Generals v. d. Marwitz an Hardenberg vom 14. Sept. 1814, der die Annahme des Titels „König der Teutschen in Preußen, Brandenburg und Sachsen" für den König von Preußen in Anregung bringt, und einen Bericht von Justus v. Gruner an Hardenberg vom 9. Aug. 1815 über den von ihm betriebenen

Geheimbund zu Gunsten Preußens und seine Agitation in Süd- und Mitteldeutschland für diesen Bund. — Sehr gehaltvoll sind auch diesmal der Literaturbericht und die sich ihm anschließenden Notizen und Nachrichten. Eine Polemik zwischen Lenz und Bailleu anläßlich einer Kritik des Letzteren über den von Lenz in der Cosmopolis veröffentlichten Essay über die Stellung Napoleon's I. zu Preußen bildet den Schluß des Heftes. —m—

— Das Gesetz der deutschen Prosa. Mahnung für Schriftsteller und Journalisten. Von Johann Schmidt. Wien 1898, Verlag von Friedrich Beck, Wien I, Augustinerstraße 8. — Der Verfasser dieses Schriftchens ist ein abgesagter Feind der tonlosen e in der deutschen Sprache. Er möchte ihrer möglichst viel ausgerottet sehen und findet, der Wohlklang des Deutschen könne dabei nur gewinnen. Man kann darüber auch andrer — oder anderer Meinung sein. Manche seiner Bemerkungen treffen ja durchaus zu, und Niemand kann in Abrede stellen, daß der Gang der Sprache der ist, durch Abschleifung die Endungs-e mit der Zeit sämmtlich fallen zu lassen. Ob es sich aber empfiehlt, dieser natürlichen Entwickelung künstlich nachzuhelfen? Wir bekennen uns im großen Ganzen zu der Ansicht, die Seite 6 gekennzeichnet wird: Man soll die ohnehin kümmerlichen Reste der alten volleren Beugungsformen so lange schonen, wie es möglich ist. Wie es die Schriftsteller damit halten, das ist ihre Sache. Uns ist das Schwanken zwischen sehn und sehen, eins und eines (das scheiden wir übrigens), unsre und unsere u. dgl. nicht unangenehm. Der Schule gebührt unsres Erachtens in dieser Frage wie überhaupt ein maßvoller Conservativismus. R. B.

— Horn, Dr. Paul, Privat-Doc. a. d. Universität Straßburg, Die deutsche Soldatensprache. Gießen, J. Ricker, 1899. 174 S. 8°. — Verfasser, welcher 1885 als Einjähriger gedient und dann noch weitere 6 militärische Uebungen zurückgelegt hat, theilt in vorliegendem Werkchen mit, was die dabei gewonnenen Eindrücke und daran geknüpften Studien ihm als Sprachforscher geboten und wozu sie in linguistischer wie culturhistorischer Hinsicht Anregung gegeben haben. Die Schrift umfaßt ein sehr weites Gebiet, da dem Soldatenleben von ganz Deutschland und Oesterreich aus vier Jahrhunderten die Sprachbeiträge entnommen sind; vielleicht wäre hierbei aber selbst eine kleine Erweiterung noch vortheilhaft gewesen, indem die Berücksichtigung des Turnierwesens einige Ausdrücke hätte erklären helfen, da ja, wie Verfasser gelegentlich auch andeutet, die Sprache conservativer ist als die Praxis. Ueberdies werden aus dem ganzen Bereiche der Leserschaft Beiträge erbeten und wenn nicht zu bezweifeln ist, daß, wie der erste Satz besagt, von allen Sprachen einzelner Stände die der Soldaten die meiste Fühlung mit dem Volke hat, und wenn bei der Allgemeinverständlichkeit der Darstellung auf fleißige Benutzung gezählt werden kann, so ist auch theilnehmende Unterstützung zu verhoffen. Im Texte sind etwa 2500 Ausdrücke aus dem oben angedeuteten Gebiete nach sachlichen Gesichtspunkten vorgeführt. Der erste Abschnitt handelt von der Soldatensprache im Allgemeinen und wird ergänzt von den beiden letzten, XII. Volksetymologien und Wortverdrehungen, und XIII. alphabet. Wörterverzeichniß. Abschnitt II—IV behandeln persönliche Verhältnisse (Soldat und Civilist; die Soldaten unter einander; der Soldat und seine Vorgesetzten), Abschnitt V—VII dienstliche (die Ausrüstungsstücke des Soldaten; der Soldat im Dienst, in und außer der Caserne; der Soldat vor dem Feinde), VIII—XI unvermeidbare, aber minder liebliche Verhältnisse (die Strafen des Soldaten; der kranke Soldat; Mars und Venus; Schelten und Fluchen). Die ungezwungene Schilderung der Verhältnisse giebt Gelegenheit, die Ausdrücke der Soldatensprache mit thunlichster Scheidung von der Militärsprache vorzuführen, wobei auch Ort und Zeit der Herkunft meist erwähnt ist, überhaupt ist culturhistorisch und literargeschichtlich in der Schrift mehr zu finden als nach Titel und Gegenstand zu erwarten wäre. Dr. W—r.

— Iracema. Ein Sang aus den Urwäldern Brasiliens von Christa v. Düring. Hamburg, Verlag von C. Boysen, 1898. 167 Seiten. — Die vorliegende, kleine epische Dichtung ist eine freie Nachbildung eines brasilianischen Romans „Iracema" von José de Alencar. Wenn dieser Roman wirklich eine so tiefe Wirkung auf den Leser auszuüben im Stande ist, wie die Nachdichterin behauptet, so hätte Christa v. Düring vielleicht besser gethan, eine einfache Uebersetzung zu liefern. Denn ihre eigene Dichtung ist platt, fade und langweilig, auch der Versbau ist keineswegs überall einwandfrei. Mit einem Wort: das Ganze ist vollkommen mißlungen. W. Bruchmüller.

— Bummellieder des deutschen Studenten. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Ewald Thiele. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1899. Preis 50 ₰. — An den deutschen Bummelliedern Wohlgefallen zu finden, dazu bedarf es einer leiblichen und geistigen Verfassung und Stimmung, die im Philisterium kaum je vorkommt. Den wissenschaftlichen Zwecken der Hochschulen dürfte es schwerlich Einbuße thun, wenn die betreffende Stimmung auch in akademischen Kreisen seltener würde. Aber da vor der Hand die Betheiligten solche pia desideria nicht anders als mit Hohngelächter begrüßen werden, so mag wohl der poetisch-musikalische Blödsinn höherer, niederer und niederster Gattung, der den Inhalt dieses Heftchens bildet, noch auf ein dankbares Entgegenkommen zu rechnen haben. Einige der Scherze hätten jedoch als allzu unfein jedenfalls ausgeschieden werden sollen, obwohl wir zugeben wollen, daß die Grenze nicht leicht zu finden ist, wo der harmlos übermüthige Bierulk aufhört und die verhüllte Zote beginnt. An dem kleinen Commersbuche desselben Herausgebers, das letztes Jahr im gleichen Verlage erschien, haben wir größere Freude gehabt. Denn als Gattung angesehen, hat das Bummellied schwerlich Anspruch auf literarischen Werth, den dem deutschen Trinkliede sogar die Guttempler und die Ritter des blauen Kreuzes nicht bestreiten können. R. B.

— „Mehr Geld." VI. Die Grundlehren des rationellen Obstbaues. Von Carl Stadelmann. Leipzig, 1899. Verlag von Otto Lenz. — Carl Stadelmann, „ein mit Ehrendiplomen und Medaillen vielfach ausgezeichneter Fachschriftsteller", hat den bisher erschienenen praktischen Anleitungen zur Hebung und Förderung landwirthschaftlicher Nebenzweige eine neue hinzugefügt. Die frühere Broschüren über Geflügelzucht, Bienenzucht, Nutzthierzucht, Schweinezucht, der kleine Hausthierarzt u. a. sind anerkennend aufgenommen worden und es ist an sich dankbar zu begrüßen, wenn der Verfasser fortgesetzt bestrebt ist, Erwerbsquellen für den Landwirth weniger wohl zu erschließen als vor Allem sie ihm zugänglicher zu machen, die hier und da sicherlich Gutes bringen werden. Wenn wir auch in letzter Zeit Vieles über Obstbau erscheinen sahen und wenn Manches davon auch schon direct für den Landwirth geschrieben ist, so kann doch das vorliegende Heftchen nicht als überflüssig bezeichnet werden. Durch das neuerlich größere Interesse für den Obstbau ist auch das Verlangen nach brauchbaren, speciell für die Verhältnisse einer rationellen Obstbauzucht auf dem Lande geschriebenen Anleitungen größer geworden. Jede bringt Jedem etwas Eigenartiges und auch das vorliegende Buch wird viel Freunde finden. Es ist gemeinverständlich und übersichtlich geschrieben, enthält in kurzer Fassung alles Wissenswerthe, Einiges auch über Einmachen und Einkochen der Früchte, Obstweinbereitung u. A. und der Preis von 60 ₰ ist ein billiger, der sich übrigens in Partien bezogen noch auf 50 ₰ erniedrigt. Jedenfalls kann nur empfohlen werden, daß der Landwirth mehr und mehr den staatlichen und privaten Anregungen, die Einnahmen durch Vermehrung und Verbesserung auch des Obstbaues zu erhöhen, folge. Die Wege dafür findet er auch in vorliegender Anleitung und seine Sache ist es, sie zu lesen und das Beste für sich herauszusuchen. Dr. H. H.

— In kurzer Zeit Bauchredner! Praktische Anleitung zum erfolgreichen Selbstunterricht in der Bauchredekunst. Nebst einem Anhang: Das Nachahmen von Thierstimmen, Musikinstrumenten und Anderem. Von Adolf Agmann. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 1,20 ℳ. — Der Verfasser giebt hierin einen förmlichen Lehrcursus zur Erlernung dieser so oft und so viel bewunderten Kunst, in so anschaulicher und klarer Weise, daß man meinen sollte, es wäre sehr einfach und leicht, diesen Künstlern Concurrenz zu machen. Zum erfolgreichen Studium fehlte uns leider die Zeit, doch zweifeln wir nicht, daß es mit ernstlichem Wollen nicht schwer fallen wird, in kurzer Zeit große und kleine Kreise durch die Bauchrednerkunst zu erfreuen. Da der Preis dieses Buches nicht hoch ist, so kann der Versuch nur warm empfohlen werden. W. v. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 4. Dienstag, den 10. Januar, Abends. 1899.

Stiftungswesen.

Von Dr. jur. Alfred Hase.

Ueber Stiftungswesen schreibt in einem sehr lesenswerthen Buche, Die Armenpflege*) betitelt, E. Münsterberg Folgendes: „Das Stiftungswesen möchte ich in diesem Zusammenhange hauptsächlich erwähnen, um auszusprechen, wie Stiftungen nicht beschaffen sein sollen“. . . . „Wesentlich ist der Stiftung, daß ein bereits Verstorbener seinen Willen festlegt für alle Ewigkeit, so daß sich die Lebenden darnach richten müssen. Darin liegt ein Hauptübelstand des Stiftungswesens. Während jeder Lebende seinen Willen ändern kann und jeder vernünftige Mensch bei Lebzeiten seine Anordnungen den Umständen gemäß einrichten wird, steht hier eine Anordnung ein für allemal fest, ob für den Zweck, der angestrebt wird, noch Geldmittel erforderlich sind, ob er mit diesen Mitteln überhaupt noch erreicht werden kann, ist dabei gleichgiltig; die Stiftung besteht, der Wille des Stifters muß ausgeführt werden.“ — Nachdem dann Münsterberg des Längern auseinandergesetzt hat, wie unzureichend die gesetzlichen Vorschriften über die zulässige Aenderung von Stiftungsbestimmungen sind, fährt er fort: „Daß die Erfüllung eines Stiftungszweckes *absolut unmöglich* ist, wird sehr selten vorkommen, meist *nur dann*, wenn bestimmte Personen, Abkömmlinge einer *bestimmten* Familie ausgestorben sind. Dagegen kann eine Stiftung nutzlos, unvernünftig und schädlich werden, ohne daß man irgendwie einschreiten kann.“ „Das gilt z. B. von den tausend Almosenstiftungen, die zur Vertheilung ganz kleiner Beträge an Bedürftige bestimmt sind. . . . Die Erträge dieser Stiftungen werden meist nutzlos verzettelt; Bedürftige werden geradezu gesucht. Die kleinen Beträge üben schließlich nur die Wirkung, die öffentliche Armenpflege zu entlasten und viele Arme begehrlich oder, wenn sie nicht berücksichtigt werden, neidisch zu machen. Wie viel mehr könnte mit diesen Erträgen durch Vereinigung geleistet werden, um mit wirklich erheblichen Summen, dann aber an der rechten Stelle zu helfen. Gleichwohl besteht diese gefährliche Neigung, Almosenstiftungen zu errichten, noch immer fort. In wohlhabenden Kreisen ist es üblich, den Armen letztwillig etwas zu vermachen; da bestimmen die Wohlthäter nun, indem sie von der allgemeinen Vorstellung von armen Leuten ausgehen, eine Summe zu Almosenzwecken und vermehren dadurch wieder die unnützen Geldvertheilungen. Und das ist der zweite gefährliche Punkt, auf den ich beim Stiftungswesen aufmerksam machen möchte: Die Gedankenlosigkeit so vieler Stifter, die mit dem wirklichen Bedürfnisse der Armuth und mit den vorhandenen Einrichtungen zu ihrer Abhilfe nicht vertraut sind.“ . . . „Wer eine Stiftung zu errichten beabsichtigt, sollte, wenn er nicht selbst mitten in der Bewegung steht, nicht versäumen, Personen, die im öffentlichen Armenwesen oder in Privatwohlthätigkeit hervorragend thätig sind, um Rath zu fragen. Namentlich gilt dies auch von Richtern und Anwälten, die Testamente aufzunehmen haben und dabei in der Lage sind, den, der letztwillig verfügt, zu berathen. Die Unkenntniß der Verhältnisse ist gerade auch in diesen Kreisen sehr stark.“

Jeder, der einmal in der Armen- oder Wohlthätigkeitspflege thätig gewesen ist, wird nur zu oft zu seinem Schmerze erfahren haben, wie zutreffend diese Worte Münsterberg's sind. Wie viele, wie unzählig viele Stiftungen giebt es nicht, die für die Armen, die Nothleidenden bestimmt sind und die durch den für alle Ewigkeit festgelegten Willen des Stifters zu einer nutzlosen Geldvertheilung werden. Selbst die ihnen von Münsterberg zugesprochene Wirkung, daß sie die Armenpflege entlasten, ist in den seltensten Fällen zu beobachten, wohl aber erwecken sie fast ausnahmslos auf der einen Seite Begehrlichkeit, auf der anderen Seite Neid. Sie ziehen die gewerbsmäßige Bittstellerei groß und sind für Fälle wahrer Noth, wahren Elends nicht verwendbar. Das Uebel ist nicht in der Geringfügigkeit des gestifteten Betrags zu suchen; auch die kleinste Gabe vermag segensreich zu wirken. Das Verfehlte dieser Stiftungen, ihre Nutzlosigkeit, ja ihre Schädlichkeit liegt nie und nimmer in der Höhe ihres Betrages, sondern immer nur in den zu eng gefaßten, zu einseitig festgesetzten Stiftungsbestimmungen. Ein Hauptnachtheil besonders für die kleineren Stiftungen ist der Umstand, daß sie regelmäßig als selbständiges Ganze bestehen wollen und deshalb eine jede für sich besonders verwaltet werden muß. Und diese Selbständigkeit bringt wieder für jede Stiftung besondere Bestimmungen mit sich, die eine gemeinsame Verwendung der Stiftungserträgnisse, auch wenn sie zu ganz gleichem Zwecke bestimmt sind, unmöglich machen. So bestimmen die meisten Stifter, daß die Mittel an einem bestimmten Tage, daß sie an eine von vornherein festgesetzte Anzahl von Personen, daß sie nur an über 60 Jahre alte Personen, daß sie nur an Wittwen, nur an Kinder armer Bergleute u. s. w. vertheilt werden dürfen. Bei jeder der Stiftungen ist der Kreis der Empfangsberechtigten, die Art der Vertheilung, und sei es in noch so geringfügigen Nebensachen, anders bestimmt und eingeschränkt. Und diese beschränkenden Bestimmungen decken sich eben leider nur allzuselten mit dem wahren Bedürfnisse. Sie stehen oft in gar keinem Zusammenhange mit dem Stiftungszwecke, so die Festlegung des Vertheilungstages, und sind im Uebrigen regelmäßig den Verhältnissen entnommen, denen der Stifter bei Lebzeiten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, ohne Rücksicht darauf, ob diese Verhältnisse auch wirklich von Dauer sein müssen. Da kommt nun ein armer Fabrikarbeiter und bittet um eine Unterstützung aus Stiftungsmitteln. Seine Frau liegt schwer krank darnieder. Er ist durch lange, aufreibende Krankenpflege im Erwerbe behindert gewesen, der Verdienst hat sich von Tag zu Tag vermindert, die Ausgaben haben sich vermehrt; er ist die Miethe auf längere Zeit schuldig geblieben, man droht ihm mit Heraussetzung. Der Fleischer und Bäcker borgt ihm Nichts mehr. Mit einer Unterstützung von 30 ℳ würde ihm für's Erste geholfen sein. Sobald er wieder regelmäßigen Verdienst hat, will er die Summe gern zurückerstatten. Der Stiftungsverwalter kann ihm nicht helfen: ihm sind die Hände gebunden. Zwar ist in den nächsten Tagen eine Stiftung von 30 ℳ fällig, aber sie muß nach dem Willen des Stifters mit je 3 ℳ an 10 Arme vertheilt werden. Eine andere Stiftung, die noch in Frage kommen könnte, ist nur für arme Handweber bestimmt, und wenn es auch schon seit Jahren in der Stadt keine Handweber mehr giebt: schon morgen könnte ein Handweber zuziehen und die Stiftung in Anspruch nehmen wollen; sie darf deshalb nicht für andere Bedürftige verwendet werden. Eine dritte Stiftung, aus deren Mitteln dem Bittenden hätte geholfen werden können, mußte stiftungsgemäß bereits vor einer Woche vertheilt werden; damals wurden Bedürftige erst „gesucht“. — Ein andermal kommt eine arme Wittwe: sie bittet um eine Unterstützung, damit sie ihren Sohn, der zu Ostern aus der Schule gekommen ist, etwas Ordentliches lernen lassen kann. Sie ist vollkommen mittellos, hat noch drei kleine Kinder zu Hause und wegen der Confirmandenkleidung hat sie bereits Schulden

*) Die Armenpflege, Einführung in die praktische Pflegethätigkeit von Dr. jur. E. Münsterberg. Verlag von Otto Liebmann, Berlin 1897.

machen müssen. Der Lehrvertrag mit dem Meister ist abgeschlossen; der Meister weigert sich aber jetzt, ihren Sohn anzunehmen, da sie das Lehrlingsbett nicht beschaffen kann. Der Stiftungsverwalter muß sie abweisen. Zwar ist eine Stiftung zur Ausstattung von Lehrlingen vorhanden, aber die Gesuche müssen bis zu Palmarum eingereicht werden. Hat sich bis dahin Niemand gemeldet, sind die Zinsen zum Capitale zu schlagen. Die wirklich nothleidenden und unterstützungsbedürftigen Armen müssen nun von Haus zu Haus den mildthätigen Sinn ihrer Mitbürger anflehen, sich manch' kühle Abweisung, manch' hartes Wort gefallen lassen. Die reichen Stiftungsmittel der Stadt sind ihnen verschlossen; diese werden an die Almosenempfänger, an die gewerbsmäßigen Bittsteller, die auf die Fälligkeitstage geaicht sind und sich rechtzeitig an maßgebender Stelle in Erinnerung zu bringen wissen, „in nutzlos kleinen Beträgen verzettelt".

Also, um es noch einmal zu betonen, nicht in der Geringfügigkeit der gestifteten Summe, sondern in der einseitigen Beschränkung der Vertheilungszeit und der Verwendbarkeit der Stiftung liegt der Mangel. Man wende nicht ein, die Stiftungsbestimmungen: Die Stiftung soll unter dem und dem Namen verwaltet werden, die Zinsen sind an dem und dem Tage zu vertheilen, seien für den Stifter gerade wesentlich, da er sich damit ein dauerndes Andenken über seinen Tod hinaus sichern wollte. Wenn dies der einzige Zweck der Stiftung wäre, sollte sie überhaupt nicht angenommen werden, wie man seiner Zeit mit Recht verlangt hat, daß ein Vermächtniß ausgeschlagen werde, für das sich der Stifter ein Denkmal ausbedungen hatte. In erster Linie wird der Stifter immer das Wohl Derer, denen die Stiftung zu Gute kommen soll, im Auge haben, und erst in zweiter Linie den Wunsch hegen, daß man sich ihm dafür durch ein dauerndes Gedenken dankbar erzeige. Und welcher Bedachte, sei es Stadt, Anstalt oder sonst eine Gemeinschaft, wollte so undankbar sein, den Namen seines Wohlthäters in Vergessenheit gerathen zu lassen? Zeigen nicht die Denkmäler der verschiedensten Art, Büsten, Brunnen, Gedenktafeln, Gedenksteine, in Stadt und Land auf Schritt und Tritt, wie das Andenken Derer geehrt wird, die sich um das Gemeinwohl verdient gemacht haben, lesen wir nicht in den öffentlichen Gebäuden, die gemeinnützigen Zwecken dienen, in Theatern, Kunstsammlungen 2c., aller Orten in ehernen Lettern die Namen Derer, die sich um die Anstalt, die Sammlung besondere Verdienste erworben haben? Sollte nicht auch eine Stadt, die mit Vermächtnissen zu Zwecken der Armenpflege bedacht wird, Mittel und Wege finden, an geeignetem Orte die Namen Derer der Nachwelt ins Gedächtniß zu rufen, die Stiftungen errichten, ohne daß sie sie mit ihrem Namen taufen lassen, ohne daß sie bestimmen, daß die Mittel an einem Tage, der in ihrem Leben zufällig eine besondere Rolle spielt, vertheilt werden? Gewiß; und der Hauptgrund jener Stiftungsbestimmungen ist auch nicht so sehr in dem Wunsche nach Verewigung als vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß die Stifter, wie Münsterberg sehr richtig hervorhebt, ohne viel Nachdenken und ohne sachdienliche Berathung die bisher übliche Form wählen, um ihrem Wohlthätigkeitssinn Ausdruck zu geben. Wüßten immer Diejenigen, welche eine neue Stiftung zu errichten beabsichtigen, wie unnütz, ja oft wie schädlich die sogenannten Almosenstiftungen sind, wüßten sie, daß nicht die „armen Leute", die Almosenempfänger, sondern die durch schwere Schicksalsschläge, durch Krankheit und Siechthum in Noth und Elend Gerathenen die Nothleidendsten, die Unterstützungsbedürftigsten sind, wüßten sie, daß Stiftungen bereits bestehen, deren Zweck zu fördern ganz in ihrem Sinne liegt, und daß diese einer Capitalsvermehrung dringend bedürfen, um wahrhaft wohlthätig zu wirken, sie würden gern darauf verzichten, die Anzahl der Stiftungen um eine zu vermehren, sie würden gern darauf verzichten, Einzelbestimmungen zu treffen, die an sich unwesentlich, aber dazu geeignet sind, die zweckmäßige Verwendung der Stiftungsmittel zu erschweren oder zu vereiteln, und sie würden ihre Gabe der Anstalt, der Stiftung, dem Zwecke zuwenden, der ihrer Hilfe am dringendsten bedarf.

Und das gedankenlose Nachahmen und Festhalten am Hergebrachten bringt noch einen anderen Nachtheil mit sich. Mancher von den minder Bemittelten würde vielleicht auch gern die Liebe zu seiner Vaterstadt durch eine Stiftung bethätigen. Aber was sind 50 ℳ, ja was sind 1000 ℳ für eine Stiftung, so denkt er. Die Zinsen davon 1 ℳ 50 ₰ oder auch 30 ℳ sind nutzlos, ein Tropfen auf den heißen Stein. Ja er muß unter Umständen befürchten, sich bei seinen Mitbürgern lächerlich zu machen, wenn er nach dem Muster reicherer Vorgänger mit einem so bescheidenen Betrage an die Oeffentlichkeit tritt. Und mehr zu geben ist er nicht im Stande. Da ihm nur solche Stiftungen bekannt sind, die als selbständiges Ganze verwaltet werden, da er nicht weiß, ob unter den bestehenden Stiftungen schon solche vorhanden sind, die denselben Zweck verfolgen, den er mit seinen Mitteln fördern möchte, da er im Unklaren ist, ob und inwieweit die Vermehrung des Capitals einer bestehenden Stiftung durch Zuwendungen Dritter zulässig, wünschenswerth und nützlich ist, kurz, da er bei dem Gedanken an eine Stiftung nur die übliche, hergebrachte Almosenstiftung sich vorzustellen vermag, alle übrigen Möglichkeiten aber gar nicht in das Bereich seiner Erwägungen zieht, sieht er mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit seiner verfügbaren Mittel von einer Stiftung ganz ab. Wäre er bekannt mit den wirklichen Bedürfnissen der Armuth und mit den vorhandenen Einrichtungen zu ihrer Abhilfe, würde er sachdienlich berathen, so würde er seinen bescheidenen Theil einem größeren Ganzen hinzufügen und sein Scherflein würde vereint mit anderen recht wohl dazu beitragen können, Noth und Armuth zu lindern. Auch würde durch solche Zuwendung an bestehende Stiftungen eine Bestimmung überflüssig, die sich besonders bei kleineren Stiftungsbeträgen häufig vorfindet: daß nämlich zunächst auf Jahre hinaus die Zinsen zu dem Capitale geschlagen werden sollen. Solchen Bestimmungen liegt zwar der sehr richtige Gedanke zu Grunde, daß sich in vielen Fällen nur erst durch größere Summen Geldes Nützliches erreichen läßt, sie haben aber den Nachtheil, daß die Stiftung zunächst lange Zeit hindurch überhaupt keinen Nutzen bringt, und daß es geschehen kann, daß sie zur Zeit, wo sie dann wohlthätig wirken soll, durch die veränderten Verhältnisse, durch staatliche Einrichtungen, durch wirthschaftliche Neuerungen oder auch durch inzwischen errichtete andere Stiftungen überflüssig und zwecklos geworden ist. Da stiftet z. B. einer 1000 ℳ, deren Zinsen dazu verwendet werden sollen, für Kinder kinderreicher Familienväter das Schulgeld zu bezahlen. Die Zinsen sollen aber erst dann verwendet werden, wenn das Capital durch Zinseszins auf 10000 ℳ angewachsen ist. Nun wird inzwischen von Staats- oder Stadtwegen unentgeltlicher Schulunterricht eingeführt. Folgerichtig muß nun der Ertrag der Stiftung dem Staate oder der Stadt zufließen. Aber sollte das im Sinne des Stifters liegen? Sollte es nicht auch bei unentgeltlichem Schulunterrichte noch kinderreiche Familienväter geben, die einer Unterstützung dringend bedürfen? Oder ein Anderer bestimmt, daß die Stiftung, nachdem sie den und den Betrag erreicht hat, zur Unterstützung armer Bergleute der Stadt verwendet werden soll. Bevor die festgesetzte Höhe des Stiftungscapitals erreicht ist, ist der Bergbau eingegangen, die Bergleute haben sich anderen Verdienst gesucht; sind sie darum minder unterstützungsbedürftig geworden? Und wem soll nun die Stiftung zufließen? Die Beispiele ließen sich bis ins Hundertfache vermehren, ja es wird kaum einen Stiftungszweck geben, der nicht durch die Zeit überholt werden könnte. Wird die Stiftung mit ihrer Entstehung wirksam, so kann sie jedenfalls schon für die nächste Zukunft nützen und mit den sich ändernden Verhältnissen wird sich auch leichter eine sinngemäße und zweckentsprechende Aenderung der Verwendung der Stiftungsmittel herbeiführen lassen, als wenn sie erst in Wirksamkeit treten soll, nachdem die Voraussetzungen, auf denen sie beruht, weggefallen sind.

Aber freilich, mit den Zuwendungen Dritter an bereits bestehende Stiftungen ist das nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheint. Gerade bei den Stiftungen, die einer Vermehrung ihres Stammvermögens am meisten bedürfen, ist eine solche in der Regel ausgeschlossen. Es sind wieder die Almosenstiftungen. Sie lauten fast ausschließlich auf den Namen des Stifters. Soll man da dem Wohlthäter zumuthen, daß sein Liebeswerk unter fremdem Namen geht, daß seine Wohlthat einem Anderen zugute gerechnet wird? Oder soll man der Stiftung nun einen Doppelnamen, einen dreifachen, vierfachen u. s. w. Namen beilegen? Beides würde dem Gefühle der Billigkeit nicht entsprechen und nur Wenige würden sich wohl bereit finden lassen, mit solcher Selbstentsagung das Liebeswerk eines Anderen zu fördern. Zur Zeit sind in der Hauptsache die Anstalten, die Krankenhäuser, Siechenhäuser, Kochschulen, Waisenhäuser, Kinderbewahranstalten u. s. w. diejenigen Einrichtungen der Wohlthätigkeitspflege, denen Stiftungen Dritter zugewendet werden können und ja auch mannigfaltig zugewendet werden. Aber das Bedürfniß nach Zuwendungen an reine Geldstiftungen ist nicht minder groß. Dabei ist aber eben in erster Linie wünschenswerth, daß solche Stiftungen nicht den Namen von ihrem Stifter,

sondern von dem Zwecke, dem sie zu dienen bestimmt sind, entlehnen. Und es wird Sache der bedachten Gemeinde sein, den Tribut der Dankbarkeit dem Stifter in einer Weise zu zollen, daß sein Gedächtniß nicht hinter denen zurücksteht, die sich in dem Namen ihrer Stiftung selbst ein Denkmal gesetzt haben, und daß auch sein edles Vorbild die Nachwelt zur Nacheiferung anspornt. Sind die Stiftungen nach dem Zwecke benannt, so hat dies auch noch weiter doppelten Vortheil. Einmal erfahren dadurch die Bedürftigen am ehesten, in welchen Fällen ihnen aus der einen oder anderen Stiftung geholfen werden kann, und zum anderen wird Derjenige, welcher sich durch eine Stiftung wohlthätig erzeigen will, mit größerer Deutlichkeit auf die Bedürfnisse der Armuth und auf die vorhandenen Einrichtungen zu ihrer Abhilfe hingewiesen, er beugt dem „gedankenlosen“ Nachahmen vor. Die Namensstiftungen, um sie kurz so zu bezeichnen, sind fast ausschließlich, wie schon oben angeführt, den geschulten Bittstellern zugängig. Diese kümmern sich um das Vorhandensein der einzelnen Stiftungen tagtäglich, sie kennen die Voraussetzungen, unter denen ihnen aus dieser oder jener Casse etwas verwilligt werden kann. Aber wer kümmert sich sonst bei auskömmlichen Verhältnissen in guten Zeiten um die Stiftungen? Kommt dann die Noth, die Hilfsbedürftigkeit, dann weiß man im günstigen Falle, daß es eine Hennig-, eine Müller-, eine Franz Richter-Stiftung giebt, aber welchen Zwecken sie dienen, ist unbekannt. Der in Noth Gerathene bewirbt sich wohl um die eine oder andere, aber er wird abgewiesen, weil diese Stiftungen nicht für seinen Fall bestimmt sind, und bei einer dritten Namensstiftung, aus der ihm hätte geholfen werden können, hat er sich nicht beworben, weil er gerade bei dieser am allerwenigsten auf Unterstützung rechnen zu können glaubte. Und auf diejenigen, die stiften wollen, wirken die Namensstiftungen eher lähmend als anregend. Sie wissen, daß eine große Anzahl Stiftungen bereits vorhanden ist, und schließen daraus ohne Weiteres, daß damit für alle Fälle der Noth ausreichend gesorgt ist. Die Errichtung einer neuen Stiftung würde deshalb nach ihrer Meinung eine nutzlose Geldverschwendung sein. Wären die bestehenden Stiftungen alle nach ihrem Zwecke benannt, so würde man aus ihrem Namen leicht ersehen können, wie viele Zweige der öffentlichen Wohlthätigkeit es giebt, denen neues Stiftungsvermögen mit Nutzen zugewendet werden könnte, vielleicht auch, wie wenige von den zahlreichen Zweigen der Wohlthätigkeit oder aber wie einseitig sie mit Stiftungsmitteln bedacht worden sind. Dadurch würde demjenigen, der von seinem Ueberflusse an die nothleidende Menschheit etwas abzugeben bereit ist, von selbst die Ueberzeugung kommen, daß keineswegs schon für alle Fälle der Noth ausreichend gesorgt ist, er würde aber auch zum Nachdenken darüber angeregt, welcher Zweig der Wohlthätigkeit wohl noch besonderer Fürsorge bedarf. Darum keine Almosenstiftungen sondern Stiftungen für wahre Noth, keine Benennung nach dem Namen des Stifters, sondern nach den Zwecke.

Bücherbesprechungen.

— **Kurzgefaßte Bibelkunde.** Ein unterrichtliches Hilfsmittel für die Hand erwachsener Schüler von A. **Förster.** 152 S. geb. 1 ℳ 20 ₰. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1899. — Das vorliegende Lehrbuch bringt keine neuen wissenschaftlichen Untersuchungen, sondern entspricht dem praktischen Bedürfniß. Es will besonders in Präparandenanstalten und Seminarien für den Religionsunterricht eine Handhabe bieten. Hierzu sind mehrere Bibelwerke, Einleitungsliteratur u. s. w. benützt. Es wird über Zweck und Inhalt der Bücher Alten und Neuen Testamentes, über Ort und Zeit der Abfassung, über ihre Verfasser und die Lebensgeschichte derselben, über die Leser und Empfänger der heiligen Schriften Auskunft gegeben. Auch werden die unter sich abweichenden Ansichten, die verschiedenen Bibelforschungsresultate angeführt, wozu der Verfasser zuweilen mit seinem Urtheile Stellung nimmt. Ueber Erhaltung, Fortpflanzung, Handschriften und Uebersetzungen der Bibel und Bibeltheile werden ebenfalls die nöthigsten Angaben gemacht. Sehr zweckmäßig ist die Hervorhebung von Hauptstellen und Lernsprüchen und die den einzelnen Abschnitten angehängten Fragen, die besonders für den Selbstunterricht und die Repetition des Lehrstoffes dem Schüler wichtige Dienste leisten werden. Gerne machen wir auch die Lehrer an Mittelschulen und höheren Lehranstalten auf das treffliche Compendium aufmerksam, das bei aller Kürze doch stoffreich genug ist, um auch auf höheren Schulen den Anforderungen zu entsprechen. Ob es auch in Jünglingsvereinen benützt werden wird, wie der Verfasser hofft, müssen wir freilich bezweifeln. Wir wünschen dem Buche die Beachtung, die es verdient. D. K.

— **Das Haupt der Medusa.** Roman von **Gustaf af Geijerstam.** Aus dem Schwedischen übersetzt von **Francis Maro.** Preis geheftet 2 ℳ, eleg. gebunden 3 ℳ 284 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — An den modernen Malern tadeln wir oft, daß sie den Dingen wunderliche Farben geben, die sie nicht wirklich oder doch nur sehr selten haben; an den neueren Verfassern müssen wir öfters dieselben Fehler bemerken. Gustav af Geijerstam hat ein großes Talent, die Vorgänge, namentlich die des inneren Lebens in zartesten Nuancen zu schildern, die Seelenzustände bis in die feinsten Gefühle prismatisch zu zertheilen, aber es fehlt seinen Farbenstimmungen oft die Wirklichkeit. Es ist an ihnen zu viel Uebertriebenes und Gemachtes, und wir begreifen nicht, wie die Deutsche Verlags-Anstalt in einer beigegebenen Besprechung von diesem Romane *sagen* lassen kann, es sei ein Leben, das man mit erlebt, und *mehr als das*, es sei das eigene Leben, das man wieder durchlebt, indem man die Blätter dieses Buches umwende. Unser eigenes Leben und das Leben der allermeisten Menschen wenigstens ist es nicht. Der Roman hat wenig Handlung, es sind vielmehr immer neue Reflexionen, die sich 284 Seiten fortwinden und mit dichtem Gedankengespinnst eine kurze Geschichte einhüllen. Sixten Ebeling geht aus einer Stockholmer Gesellschaft, in der ein junger Poet darüber spricht, wie das Mittelmäßige im praktischen Leben viel verwendbarer sei als das Genie, und jenes darum vordringe. Das Haupt der Medusa, seinen Beschauer in Stein verwandelnd, ist die erschreckliche Wahrnehmung, daß so viel Niedriges und Kleinliches die Welt erfüllt. Beim Nachhausegehen merkt Ebeling, daß er den Hausschlüssel nicht in seiner Tasche trägt, findet aber, als er doch mechanisch auf die Thürklinke faßt, wunderbarer Weise, daß die Hausthüre geöffnet ist und der Schlüssel in der Innenseite steckt. Es ist ihm, als wäre derselbe von unsichtbaren Händen dahingesteckt, und als begleite ihn Jemand in sein Zimmer. Dort denkt er, als er Niemand beim Durchsuchen entdeckt hat, zurück in seine Jugendzeit, und es tritt mit Allgewalt vor seine Seele das Bild eines Mannes, den er in den letzten Jahren vergessen wollte und auch vergessen zu haben meinte. Wir erfahren in einem langen Selbstgespräch (das Ganze ist eine Ich-Erzählung) mit labyrinthischen Gedankengängen die Vorgeschichte dieses Thore Gam, des genialen Schriftstellers, der ihn so lebhaft beschäftigt. Er hat einst aus warmer Freundschaft mit ihm zusammengewohnt, bis Erkältung eintrat, und Beide sich trennten. Thore Gam wird Mitarbeiter an einer Zeitung, schreibt nicht gegen seine Ueberzeugung, aber auch nicht für dieselbe und sieht sich in dieser für ihn nicht passenden Stellung genöthigt, überhaupt keine Ueberzeugung mehr an den Tag zu legen. Er arbeitet mechanisch und beginnt schlecht zu arbeiten, bis ihm endlich seine Stellung, die ihn versorgt, gekündigt wird. Er kann sich nicht an das Haupt der Medusa, das täglich vor ihm auftaucht, gewöhnen, noch seine Häßlichkeit fortbeschwören. Das wird sein Untergang. Er ist dem Wahnsinn nahe. In jener Nacht wird der Gedanke an den Unglücklichen, den einstigen Freund so mächtig, daß er eine reale Gestalt vor Sixten Ebeling annimmt und diesem, der auf seinem Lager keinen Schlummer findet, erscheint. Sixten schießt seinen Revolver nach ihm ab, die Kugel fährt in die Wand, dicht neben dem Bilde seines Vaters. Am Tage darauf liest er in der Zeitung, daß Thare Gam auf den Schienen des Bahnzuges sein Leben freiwillig beschlossen hat. Der Gedanke des Selbstmörders ist, seine Frau und seine Kinder nicht erleben zu lassen, daß er als Wahnsinniger mit thierischem Schrei von ihnen weg ins Irrenhaus geführt wird, wie sein hochbegabter Freund Reinhold, den man nicht verstand, weil er zu hoch stand, auch geendet hat. Als Antwort auf den Kranz, den Sixten zum Begräbniß Thore's sendet, erhält er von dessen Wittwe das Tagebuch des Todten. Dieses bildet den zweiten Theil des Romans. Aus diesem Tagebuch ersieht Sixten Ebeling, daß die Schuld am Tode seines einstigen Freundes auf ihm selber lastet, daß an seiner Kälte dessen warmes Herz gestorben sei. In dem Prolog

des Geijerstam'schen Romans stoßen wir auf einen Satz, den wir nicht unbeanstandet lassen dürfen. Derselbe handelt von Luther's „grobkörnigem Wein, Weib und Gesang“ mit dem gierigen „Beigeschmack der unschönen Lüste des ehemaligen Asketen“, ein Satz, wie ihn Paul Majunke oder einer seiner Collegen geschrieben haben könnte. Der Verfasser sollte wissen, daß jenes Wort vom „Wein, Weib und Gesang“ von Luther nicht herrührt. Die Uebersetzung des Romans ist eine tadellose.

D. K.

— Anton Ohorn, Aus Tagen deutscher Noth. Eine geschichtliche Erzählung. Mit Abbildungen vom Maler H. W. Schmidt in Weimar. Julius Lohmeyer's Vaterländische Jugendbücherei für Knaben und Mädchen. Band 3. München, Verlag von J. F. Lehmann. — Der Held dieser Erzählung ist Seume. Seume's Leben ist vorzüglich zum Vorwurf einer Jugendschrift geeignet. Und seitdem Planer und Reißmann in so gründlicher Weise allen beachtenswerthen Stoff aus und zum Leben Seume's zusammengebracht haben, mußte dieser geradezu zur Bearbeitung herausfordern. Ohorn hat mit Geschick die bemerkenswerthesten Ereignisse herausgegriffen und aneinander gereiht. Wir begleiten Seume von der Studentenzeit bis an sein Grab. In diese Lebensgeschichte hat Ohorn theils ergänzend, theils frei erfindend einiger Leidensgefährten Verhältniß zu Seume eingewoben. Wenn ich auch der Anschauung bin, daß das Leben Seume's reich genug an Stoff zu einer Jugendschrift ist und nicht solcher Zuthaten bedarf, so ist doch die Ausführung Ohorn's derart, daß seine Schrift Empfehlung verdient, umsomehr als der Bilderschmuck einzelne Scenen trefflich veranschaulicht. Dem Unternehmen Lohmeyer's und der Ausführung durch den Verlag ist alle Anerkennung zu zollen. — F. Lienhard, Der Raub Straßburgs. Mit Abbildungen von W. Weimar. Band 2 derselben Sammlung. Fritz Lienhard schildert, wie 1681 Straßburg infolge deutscher Ohnmacht, weniger infolge von Verrath, dem Reich entrissen und 1870 bei erwachter deutscher Kraft wiedergewonnen ward. Die geschichtlichen Ereignisse werden am Faden einer einfachen Familiengeschichte dargestellt; dabei wird manches culturgeschichtliche Ereigniß aufgefrischt. In glücklicher Weise sind die weltgeschichtlichen Thatsachen durch Schilderungen aus dem bürgerlichen Leben ergänzt. Die Darstellung ist, wie in allen drei vorliegenden Büchern der Sammlung, edel und dem kindlichen Geist entsprechend; mit Begeisterung bekunden die Verfasser deutsche Gesinnung und wissen sie im jugendlichen Gemüth zu erwecken. Die Abbildungen verdienen Lob. — J. v. Wildenradt, Johann v. Renys, Der Kampf um die Marienburg. Ein Geschichte aus der Zeit des deutschen Ordens in Preußen. Mit zahlreichen Abbildungen von Woldmar Friedrich. 1899. 1. Band derselben Sammlung. Das Buch ist von derselben Begeisterung getragen. Auch hier im Hintergrund ein großes Ereigniß, im Vordergrund das Geschick eines Mannes jener Zeit. Der Inhalt schildert die Schlacht bei Tannenberg, die Bestrebungen des Eidechsenbundes, die Belagerung Marienburgs, den Untergang des Ordens, die Erstarkung des Deutschthums in Ostpreußen. Die Aufgabe des Schilderers, deutsche Gesinnung zu pflegen, die Verderblichkeit der Sonderbestrebungen zu geißeln, ist gelungen. Freilich darf auch bei einer vaterländischen Jugendbücherei nicht übersehen werden, daß der Pflege vaterländischen Geistes der beste Dienst erwiesen wird, wenn man an den Feind den Maßstab völliger Gerechtigkeit legt, an die Geschichtsdarstellung den größter Wahrheit. Dem Orden sollen nie die Verdienste um den Vorkampf des Deutschthums in Ostpreußen beschnitten werden. Ob seine Politik und die Art seines Auftretens und Germanisirens richtig waren, das nimmt wohl heute selten ein Forscher mehr an; vom Suchenwirth, der als Augenzeuge im 14. Jahrhundert jene Kreuzfahrten begleitete, bis zum Autor des eben erschienenen, weiter unten besprochenen Buchs. Die aller Menschlichkeit Hohn sprechende Kriegführung „zu Ehren der ganzen Christenheit und Maria, der reinen Maid“ und die eigenartige Colonisation, die mit Verwüstungen begann, sollen ja nicht als vorbildlich hingestellt werden. Was der Orden versehen hatte, hat er gebüßt. Die Schilderungen Jagiello's und des Großfürsten Witold stehen nicht auf der Höhe der Zeit. Der Verfasser vergleiche u. A. die Forschungen Lohmeyer's. Witold's Bildniß auf S. 63 sollte der Wirklichkeit entsprechen. Trotz dieser Aussetzungen halte ich auch diesen Band für geeignet genug, im kindlichen Geist eine lebhafte Anschauung vom Leben und Treiben des deutschen Ritterordens zu erwecken. Ausstattung und Darstellungsweise empfehlen das Werk.

Dr. F. T.

— Dr. A. Zweck, Litauen. Eine Landes- und Volkskunde. Mit 66 Abbildungen, 8 Kartenskizzen und einer großen Karte der kurischen Nehrung. Deutsches Land und Leben in Einzelschilderungen, Landschaftskunden und Städtegeschichten. Stuttgart, Hobbing u. Büchle, 1898. Dies werthvolle, 29 Bogen starke Werk bildet den Anfang einer Sammlung, der wir guten Fortgang wünschen. Der Verfasser verbreitet sich über die Oberflächengestaltung, über Klima, Pflanzen- und Thierwelt, Bewohner, Cultur, Erwerbsleben, Handel und Verkehr, Siedelungen, Bevölkerungsdichte des preußischen Litauens und widmet schließlich dem Memeldelta und der Nehrung breiten Raum. Wenig gründlich und der Ergänzung oder Umarbeitung bedürftig sind die Abschnitte über die Sitten, über Donalitius, die Maldininker, über den Hausbau, die Netze, über die litauische Sprache und Literatur, über das Nationalitätenverhältniß. Im Einzelnen verweise ich hierzu auf die in den letzten beiden Jahren erschienenen Abhandlungen in der Altpreußischen Monatsschrift, der Umschau, der Zeitschrift für Culturgeschichte, Allg. Zeitung, der Geographischen Zeitschrift, dem Globus, der nur ein paarmal in unwesentlichen Fragen angeführt ist. Die Quellennachweise sind leider spärlich und beziehen sich meist und im Zusammenhang auf allbekannte Sammelwerke, selten auf neuere Einzelforschungen und Chroniken, deren Benutzung dem Werke sehr zu statten kommen würde. Vorzüglich sind die Abbildungen. Sie sind zum Theil schon bekannt aus den „Bildern aus Litauen von R. Minzloff“, dem trefflichen „Führer durch Memel“, Bötticher's Bau-Kunstdenkmälern“, Lindner's „Aus der preußischen Wüste“, Berendt's „Geologie des Kurischen Haffes“, dem „Echo“, „Globus“. Zur Karte auf Seite 140 fehlen die Nachweisungen, sie weicht von den 1897 gesammelten Zahlen aus den einzelnen Kirchspielen ab. Die größere Karte liegt dem Buche noch nicht bei und soll nach Erscheinen besprochen werden. War somit in Einzelheiten mancherlei auszusetzen, so darf doch nicht übersehen werden, daß dies Werk das erste seiner Art ist. Als solchem gebührt ihm alle Anerkennung. Im Großen und Ganzen ist das bekannte Material zu einem trefflichen Gesammtbild verarbeitet. Der geologische Ueberblick zeigt uns die Entstehung des Bodens, die geographischen Ausführungen lehren uns das ganze Land kennen, die geschichtlichen Notizen sind kurz aber treffend, die Darstellung ist klar und anziehend. Einzelne Capitel sind mit Vorliebe bearbeitet, so das Haff, die Nehrung, die Pferdezucht zu Trakehnen, die Rominte, das Memeldelta. In der Schilderung der Litauer und Kuren geht Verfasser den Weg der Gerechtigkeit und Wahrheit; er hält sich fern von den Lobern und ebensofern von den Sprachverfolgern. Seinem angekündigten Werk über Masuren sehen wir mit Interesse entgegen.

Dr. F. T.

— Berühmte Musiker, Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister, herausgegeben von Heinrich Reimann. III. Joseph Haydn von Leopold Schmidt. Berlin 1898. „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Preis geb. 4 ℳ. — Dieses mit bildnerischem Schmuck und Notenfacsimiles geschmackvoll und reich ausgestattete Lebensbild des Schöpfers der modernen Instrumentalmusik darf als eine vortreffliche Arbeit bezeichnet werden. Es beruht nicht auf eigenen Forschungen, vielmehr stützt es sich durchgehends auf die ausgezeichnete, leider unvollendet gebliebene Biographie C. F. Pohl's. Aber es hat bei seiner anziehenden, geistvollen Darstellungsweise alle Anwartschaft auf Erfüllung seines Zweckes: „Die Kenntniß der Lebensumstände und das Verständniß der künstlerischen Eigenart des Geschilderten in weiteren Kreisen zu verbreiten.“ Die im Anhang mitgetheilten Documente: der Taufschein, der Trauungsschein, die autobiographische Skizze und das Anstellungsdecret Haydn's als Esterhazy'scher Vicekapellmeister sind schon durch C. F. Pohl's Biographie, die genannte, für „das gelehrte Oesterreich“ 1776 geschriebene kurze Selbstbiographie zuvor auch durch Nohl's „Musikerbriefe“ bekannt geworden. Das beigegebene Werkverzeichniß wurde La Mara und zwar dem Classikerband der „Musikalischen Studienköpfe“ entnommen.

J.—

— Psychiatrie und Seelsorge. In Nr. 1 vom 8. Januar ist auf Seite 4, 2. Zeile von oben, statt Erbauung zu lesen: Erkennung.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 5. Donnerstag, den 12. Januar, Abends. 1899.

Schlittenfahrt und Schlittschuhlauf.

„Ohne Schrittschuh und Schellengeläut
Ist der Januar ein böses Heut."
Goethe.

Während wir von Leiden und Freuden des Winters sprechen, kannten unsere mittelalterlichen Vorfahren den Winter nur von seiner schrecklichen Seite, nur als schlimmen Unhold, den man mit trüben Gedanken empfing, aber mit lautem Jubel wieder verabschiedete. „Möhte ich verslâfen des winters gezît" wünschte Walther von der Vogelweide mit allen seinen Zeitgenossen. In dieser Empfindungsweise trat nicht eher ein Umschlag ein, als bis auch die Winterlandschaft gleich der lachenden Sommerflur für die Menschen ein Schauplatz geselliger Freuden ward. Als die Städte emporblühten, die Bürger durch ihren Reichthum in den Stand gesetzt waren, ihre äußere Lebensführung zu verfeinern, als die Geselligkeit aus den Burgen in die Steingehäuse der Städte zog, da lernte man auch den Winter schätzen: man machte die erste Bekanntschaft mit den Winterfreuden. Unter den Lustbarkeiten, denen sich in der kalten Jahreszeit das Stadtvolk mit Vorliebe hingab, standen neben den Maskeraden der Fastnacht die Schlittenfahrten obenan. Während sich aber am Mummenschanze der Faschingszeit die gesammte Bevölkerung betheiligte, konnten sich dem kostspieligen Vergnügen des Schlittenfahrens in der Regel nur die wohlhabenden Patrizier hingeben. Daher erklärt es sich auch, daß man frühzeitig in der Ausrüstung der Schlittenfahrten großen Luxus entfaltete. Der junge Augsburger Matthes Schwarz ließ zu einer solchen Fahrt das gesammte Geschirr des Pferdes mit vergoldeten Klingeln schmücken. Das Geschirr und das Schlittengestell waren, wie eine noch vorhandene Abbildung erkennen läßt, bunt bemalt. Nur der Vorderschild war innen weiß bemalt und stellte das Innere eines Zimmers dar mit einem Ofen aus Backsteinen, neben dem ein Weib und ein Mönch sitzen. Die Einfassung des Schildes zeigte rothe Farbe. Auf den Seitenbrettern erblickte man sieben Figuren in bunten Kleidern. Die Gestalten schienen einander nachzulaufen, was nach der Angabe des Matthes Schwarz einen „Flachstanz" vorstellen sollte. Besonders rühmte man die Pracht der Schlittenfahrten, welche die reichen Fugger zur Feier der Fastnacht oder gelegentlich einer Hochzeit zu veranstalten pflegten. Auch in Leipzig, wo noch am Ende des 17. Jahrhunderts das Schlittenfahren ein Hauptvergnügen für die Söhne reicher Bürger bildete, mag man auf die Verzierung der Schellenschlitten häufig hohe Summen verwendet haben. Wenn daher Christian Reuter in seinem Schelmuffsky den Dünkel einer rasch emporgekommenen Leipziger Bürgersfamilie geißelt, so läßt er auch einen „Herrn Grafen" beständig mit einem Schellenschlitten auftreten, vermuthlich weil sich das Urbild dieser Figur durch einen besonders kostbaren Schlitten hervorgethan hat. Ein wie begehrter Luxusgegenstand ein bunt bemalter Rennschlitten war, sieht man aus einem Volksliede des 16. Jahrhunderts, in dem ein Mädchen den Geliebten bittet:

„Ach feins mein Lieb, so bis (sei) mir hold!
Noch eins will ich dich bitten,
So kauf du mir gespiegeltes Roß
Und ain gemalten Schlitten.
So faren wir mit Schallen
Die Geßlen allenthalben.
Feins Lieb, laß dir's gefallen."

Aber nicht nur durch die Gassen, sondern auch „über die Haiden" soll die Fahrt gehen, und wie sehr das Herz des Mädchens an diesem Vergnügen hängt, verräth ihre Klage, daß „der Winter nit stet wil sein", daß „der Schnee nit bleiben wil und ander gut Gsellen mere", daß es „heint ist trucken, morgen ist naß", kurz daß ein so ungünstiger Winter ins Land gezogen sei, wie ihn nur der Teufel könne gebracht haben. Das Bild zu dem Liede zeigt einen schwertumgürteten Mann, der auf einem Rennschlitten fährt. — Als neben den Patriziern auch die Handwerker eine wirthschaftlich freiere Stellung errangen und ein behäbigeres Leben führen konnten, da thaten sie es den vornehmen Geschlechtern auch in den Vergnügungen gleich. Ganze Zünfte richteten gemeinsame Schlittenpartien aus. Heißt es doch in dem weitverbreiteten Volksliede von „der Schneider Gastgebot" u. A. auch:

„Und als ein Schnee gefallen zwar
Da hielten sie Schlittenfahrt,
Da fuhren ihrer neunzig,
Ja neunmal neunundneunzig
Auf einem Geißenbart."

Bei den Schlittenfahrten ging es gewöhnlich ziemlich toll zu. Matthes Schwarz aus Augsburg hüllte sich bei seiner schon erwähnten Fahrt in absonderliche Gewänder, trug trotz der Winterkälte statt eines Hutes einen Kranz auf dem Haupte, fuhr mit seinem Schlitten, wie er selbst erzählt, von einem Wirthshause zum andern, schlimmerer Dinge ganz zu geschweigen. Von selbst erschien so die Fastnachtszeit als besonders geeignet für lustige Schlittenfahrten. In Augsburg vergnügten sich denn auch die Schüler des Lyceums zur Fastnacht regelmäßig mit einer maskirten Schlittenfahrt. — Die ärmeren Leute suchten in der Weise unserer Kinder des Genusses einer Schlittenfahrt theilhaftig zu werden; sie fuhren auf kleinen Schlitten steile Gassen hinab. So wird im 16. Jahrhundert aus Zürich berichtet: „Im Winter ist es eine fast allgemeine Belustigung erwachsener Junggesellen und junger Ehemänner und Frauen, zu Nacht an jähen Gassen auf kleinen Schlitten zu fahren, welche mit Schellen und vielen eisernen Ringen behängt, ein lautes Getöse machen, das durch Lachen und Jauchzen oft bis zum tobenden Lärm steigt, sonst bis Mitternacht dauerte, nun aber der Ruhe der Alten wegen bis um 9 Uhr eingeschränkt ist." Die Ungebührlichkeiten, mit denen die nächtlichen Schlittenfahrten verbunden waren, riefen fast überall Verbote hervor. In Frankfurt a. M unterjagten 1481 und 1486 die Richter, „off den sleden tages vnd nachtes czu faren", wie auch in den Görlitzer Statuten vom Jahre 1476 angeordnet ward: „Item sullen fort mehr Manne Junkfrawen und Frawen bey Nacht nach der vierundzwanzigsten Stunde uff den Slihten nichten faren."

Im 18. Jahrhundert, im Zeitalter der Empfindsamkeit, begann man, das Vergnügen der Schlittenfahrt poetisch zu verklären. Zunächst machte wohl die Sitte, die sich an den Namen des „Schlittenrechtes" knüpft, Eindruck auf manches Dichtergemüth. Wie uns Jakobi, Goethe u. A. erzählen, hatte jeder Herr, der mit einer Dame in einem Schlitten fuhr, das Recht, sich von ihr am Schlusse der Fahrt einen Kuß oder eben „das Schlittenrecht" zu erbitten. Aber auch in anderer Weise gewann die Schlittenfahrt vom ewig Weiblichen her poetischen Reiz, wie man es deutlich aus einem Gedichte des 19. Jahrhunderts, aus Schwab's schönem „Schlittenliede" ersieht:

„Unter muntrer Glöcklein Schallen
Raschelt's wie ein Elfenzug,
Freudig drein die Peitschen knallen,
Alles schwindet hin im Flug:
Rosse, Reiter, in der Mitten
Muthig die besonnten Schlitten,
Die in Sammt und Pelz gehüllt
Niedlich Feenvolk erfüllt."

Vor einem Hause hält die Reihe der Schlitten. Unter lustiger Musik öffnen sich die Thüren. Man tritt in einen kleinen Saal, der zu Tanz und Mahl prächtig ausgeschmückt ist.

„Eilig streift die Winterhülle
Jedes schöne Kind von sich,
Schmuck und hell, in süßer Fülle,
Leuchten alle sommerlich.
Wissen mit den stillen Blicken
Ach! so lieblich zu beglücken,
Holde Rede klingt darein —
Kann es wohl noch Winter sein?

Wie sich's tanzt so freudig heute,
Sich's noch besser schmaust und singt.
Wenn, die Freundlichen zur Seite,
Glas mit Glas zusammenklingt;
Wenn, was Keiner wagt zu sagen,
Jeder darf zu singen wagen!
Rauscht das Lied, und glüht der Wein —
Kann es wohl noch Winter sein?"

Bei hellem Mondenscheine fliegt die frohe Gesellschaft, in süßer Erinnerung träumend, wieder heimwärts. — Auch den schwedischen Dichter Esaias Tegner fesselt besonders das Bild der Schönen, die im leichten Schlitten dahinfährt.

„Klinglingling! Wie saust das mitten
Durch die Stadt im Fluge hin!
Pelze in den leichten Schlitten,
Manche holde Venus drin.
Wie das knirscht zum Schellenklange!
Nordwind kneift die Schönen kühn
In die Wange;
Welche Rosen da erblühn!"
(Der Winter in Schonen, übers. v. Ohnesorge.)

In der Gegenwart, dem Zeitalter der Eisenbahnen, haben die Schlittenfahrten nicht mehr die Bedeutung wie früher, wenigstens nicht für die Städter. Ihnen ist dafür ein Ersatz geworden im Schlittschuhlaufe, dem schönsten und allgemeinsten Wintervergnügen unserer Zeit. Der Eislauf ist zuerst bei den Völkern des Nordens aufgekommen, in Deutschland hat er im vorigen Jahrhundert durch das begeisterte Lob des Dichters Klopstock Eingang gefunden. Der Sänger des Messias lernte das nordische Wintervergnügen bei seinem Aufenthalte in Kopenhagen kennen. Im Verein mit seinen Freunden Claudius und Cramer huldigte er ihm bald aufs Leidenschaftlichste auf dem Lyngbyer See. Zum Preise des Schlittschuhlaufs hat er mehrere Oden gedichtet, den „Eislauf", „Braga", „Die Kunst Tialf's", den „Kamin" und „Winterfreuden". Den eigentlichen Genuß, der mit dem Eislauf verbunden ist, findet er in der Erhöhung des physischen Lebensgefühls. Die frohe Bewegung läßt das Gefühl der Gesundheit durch den Körper strömen, „die Kühlungen der reineren Luft" durchwehen eilendes Blut, die feine Winterluft hilft das Gleichgewicht der Nerven erhalten und wehrt so manches physische Leiden ab. Wer sich solchem Genusse unermüdlich hingiebt, setzt sich mit frischem Appetite zum Mahl. „Wir haben doch zum Schmause genug von des Halmes Frucht und Freuden des Weins? Winterluft reizt die Begier nach dem Mahl; Flügel am Fuß reizen sie mehr!" Dabei empfinden wir den ästhetischen Reiz der Winterlandschaft niemals so rein und tief als beim Schlittschuhlauf. Der Dichter fordert den Jüngling auf, der Stadt ihren Kamin zu lassen und mit dahin zu kommen, wo „des Krystalls Ebne" winke. „Sein Licht hat er (der Krystall) in Düfte gehüllt; Wie erhellt des Winters werdender Tag Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich, Streute die Nacht über ihn aus. Wie schweigt um uns das weiße Gefild! Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!" Namentlich der Eislauf bei Mondenschein läßt die Landschaft im zartesten poetischen Dufte erscheinen; eine Mondnacht auf dem Eise ist dem Dichter eine Festnacht der Götter. Endlich erfüllen schöne Bewegungen der Eisläufer den Dichter mit ästhetischem Entzücken. Schön sind sie dann, wenn sie natürlich sind; gekünstelte Stellungen, die kein Maler nachzeichnet, gefallen ihm nicht.

Wie sehr Klopstock den Schlittschuhlauf liebte, geht vor Allem auch daraus hervor, daß er dem Erfinder des Schlittschuhs, der dem Fuß Flügel verlieh, Unsterblichkeit wünschte, daß er ferner unter allen Völkern den Holländern den ersten Platz nach den Deutschen anwies, da sie ihre Tyrannen verjagt hätten und die besten Eisläufer seien. Einen begeisterten Schüler fand Klopstock auf diesem Gebiete in Goethe. Als den jungen, aus Straßburg in das Vaterhaus zurückgekehrten Goethe reuige Erinnerungen an sein Verhältniß zu Friederike quälten, da überwand er den Zustand selbstquälerischer Büßung nicht allein durch die „hergebrachte poetische Beichte", sondern auch körperliche Uebungen regten ihn „zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen" auf. „Besonders — that sich bei eintretendem Winter eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittschuhfahren, welches ich nie versucht hatte, rasch entschloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit so weit brachte, als nöthig ist, um eine frohe und belebte Eisbahn zu genießen, ohne sich gerade auszeichnen zu wollen. Diese neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopstock schuldig, seinem Enthusiasmus für diese glückliche Bewegung, den Privatnachrichten bestätigten, wenn seine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen." Wenn Goethe an einem heiteren Frostmorgen aus dem Bette sprang, dann erinnerte er sich unwillkürlich an Stellen aus Klopstock's Oden, z. B. an die angeführte: „Wie erhellt des Winters werdender Tag sanft den See!" &c. Als er erst einige Uebung im Schlittschuhlaufe erlangt hatte, da stimmte er Klopstock in dem Lobe dieser Kraftäußerung bei, „die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen aufruft, und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist". Unmäßig hing er mit seinen Freunden dieser Lust nach. „Einen herrlichen Sonnentag so auf dem Eise zu verbringen genügte uns nicht; wir setzten unsere Bewegung bis spät in die Nacht fort. Denn wie andere Anstrengungen den Leib ermüden, so verleiht ihm diese eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wiesen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unserem Lauf entgegensäuselnde Nachtluft, des bei abnehmendem Wasser sich senkenden Eises ernsthafter Donner, unserer eigenen Bewegungen sonderbarer Nachhall vergegenwärtigten uns Ossianische Scenen ganz vollkommen." Dabei gedachten die Freunde immer Klopstock's, ließen in declamatorischem Halbgesange Oden des Meisters ertönen und priesen den Stifter ihrer Freuden im Dämmerlichte mit dessen eigenen Worten: „Und sollte der unsterblich nicht sein, Der Gesundheit uns und Freuden erfand, Die das Roß muthig im Lauf niemals gab, Welche der Reihn selber nicht hat?" „Solchen Dank verdient sich ein Mann, der irgend ein irdisches Thun durch geistige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß" (Dichtung und Wahrheit, 12. Buch). Das Vergnügen eines Eislaufes schildert Goethe noch einmal in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" und zwar ganz ähnlich wie in „Dichtung und Wahrheit". Ein anhaltender Regenguß, so erzählt er, ruft eine große Ueberschwemmung hervor, gewaltige Kälte tritt plötzlich ein und die Wasser gefrieren, ehe sie verlaufen können. Nun war verbunden, was vorher durch die Fluthen getrennt ward. Und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor, welche, die ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden." Flavio und Hilarie begaben sich mit ihren Stahlschuhen auf die reine glatte Fläche. „Man bewegte sich lustig und lustiger, bald zusammen, bald einzeln; bald getrennt, bald vereint." Scheiden und meiden, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen scherzhaften Frevel; man floh sich, um sich einander augenblicks wiederzufinden. Die angenehmsten Stunden brachte der Abend. „Denn das hat die Eisluft vor allen anderen körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anstrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet; sämmtliche Glieder scheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft neue Kräfte zu erzeugen, so daß zuletzt eine selig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt sind." Flavio und Hilarie konnten sich nicht von dem glatten Boden loslösen. Die Fläche dehnte sich vor einem Schlosse aus, das hell erleuchtet dastand. Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel empor und vollendete das Magische der Umgebung. Durch seinen Schein wurden die hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben sowie das Gebüsch auf Höhen und Hügeln den Blicken völlig deutlich. Das junge Paar fuhr gegen das erleuchtete Schloß, wendete aber plötzlich um zur Rückkehr ins Weite. Beide faßten sich bei der Hand, um sich nicht von einander zu entfernen. „Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten." Die Kälte wuchs, aber „sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himm-

lischen Gestirn selbst entgegen". In sinniger Weise hat Goethe endlich in dem Cyklus „Vier Jahreszeiten" das Bild des Eislaufes gedeutet auf die Kunst und die Künstler. Am bekanntesten unter diesen Epigrammen ist wohl jenes, das vor zu frühzeitigem Streben nach Anmuth warnt:

„Willst du schon zierlich erscheinen, und bist noch nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor."

Aus dem Bilde fallender Schlittschuhläufer schöpft er die weise Lehre:

„Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin."

Trefflich geißelt er die Ueberhebung, mit der müßige Zuschauer an fremdem Thun ihren Witz üben:

„Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt."

Im Jahre 1774 kehrte Klopstock auf einer Reise nach Süddeutschland auch im Goethe'schen Hause ein. Die beiden Dichterheroen sprachen wenig von poetischen und literarischen Dingen, dafür um so mehr vom Schlittschuhlaufen. Klopstock hatte ja diese edle Kunst gründlich durchdacht und wollte nun Belehrung geben, „was dabei zu suchen und zu meiden sei". Vorher wies er jedoch Goethe und dessen Freunde über den Ausdruck „Schlittschuh" zurecht. „Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er durchaus nicht wollte gelten lassen; denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschreite." In der That finden wir schon im Mhd. das Wort schritschuoch als Bezeichnung für einen Schuh zu weitem Schritt oder für einen Fliegschuh. Im Erzgebirgischen und in anderen mitteldeutschen Mundarten ist nur die Form „Schrittschuh" gebräuchlich. In der Schriftsprache freilich hat sich „Schlittschuh" festgesetzt. Doch wünscht Andresen, der Klopstock's Auseinandersetzung für vortrefflich erklärt, daß die ursprüngliche, sachlich bei Weitem angemessenere Benennung wieder allgemein eingeführt, die ungeschickte Umdeutung mithin beseitigt werde. Goethe hat, wie sein Wort an der Spitze unserer Ausführung beweist, zuweilen auch die Form „Schrittschuh" gebraucht. Nachdem Klopstock seinen Schüler über den Ausdruck unterwiesen hatte, kam er zum Werkzeuge selbst. „Er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen friesländischen Stähle, als welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seien." Ebenso betonte er seine Abneigung gegen Kunststücke, die man bei dieser Uebung zu machen pflege. Goethe hielt sich in der folgenden Zeit beim Schlittschuhlaufe in Allem streng nach Klopstock's Gebot (Dichtung und Wahrheit, 15. Buch). — Zu den Freunden Goethe's, die sich durch den Sänger des Messias für den Schlittschuhlauf begeistern ließen, gehörte vor Allem Herder. Er hat in seinem Gedichte „Der Eistanz" den Eislauf allegorisch als ein Symbol des menschlichen Lebens verherrlicht. Ihm stand dabei das Bild einer schlittschuhfahrenden Gesellschaft auf dem Steinhuder Meere vor dem Auge, wie er es als Hofprediger in Bückeburg oft mit Vergnügen geschaut hatte. Die erste Strophe charakterisirt das Ganze vortrefflich:

„Wir schweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkrystallen dahin und daher;
Der Stahl ist uns Fittich, der Himmel das Dach,
Die Lüfte sind heilig und schweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin."

Auch Herder zeichnet dabei das Bild einer Winterlandschaft. Der goldene Himmel liegt gleich einer gewölbten Saaldecke über dem klaren Demantboden. Die Berge rauchen, in Duft gehüllt schwebt die Sonne hinab unter den Horizont. Nun gießt der Mond sein silbernes Licht über die weite Fläche aus. Die Sterne blitzen auf, ein himmlisches Meer, und spiegeln sich wieder im blinkenden Krystall. Die weite Fläche gleicht einem Gefilde, das der Himmel mit Blumen des Frostes bestreut hat. Das menschliche Leben gleicht dem Eislaufe; denn in der Tiefe lauern Gefahren, aus der Höhe grüßen himmlische Lichter, zwischen der Nacht der Tiefe aber und dem Lichte der Höhe dehnt sich die eherne Rennbahn des menschlichen Lebens aus. — Einem Klopstock, Goethe und Herder, die zuerst begeistert in den Preis des Eislaufes einstimmten, sind zahlreiche andere in der Verherrlichung unseres schönsten Wintervergnügens gefolgt. Nur einer von ihnen, ein Meister der Landschaftspoesie, mag noch kurz zu Worte kommen, Jean Paul. In den „Flegeljahren" (60. Cap.) erzählt er, in einer hellen December-Dämmerung habe man von einem Teiche inmitten eines Parkes mit dem Besen den Schnee weggefegt, der Mond sei aufgegangen und habe scharf „jeden dürren Schatten-Baumschlag" auf dem weißen Grunde abgezeichnet. Da treten aus der nahen Rotunde drei liebliche Mädchen heraus. Auf ihren Schlittschuhen schweben sie leicht über das Eis dahin. „Göttlich", ruft der zuschauende Walt aus, „fliegen die Gestalten wie Welten durcheinander, umeinander; welche Schwung- und Schlangenlinien!" Vult und Walt gehen mit hinab auf das Eis. In jenen fährt, sobald er den glatten Boden berührt, fröhliche Lebenskraft, wie ein Geist schwebt er über die blitzende Fläche, die Mädchen in leichter Haltung und Wechslung umkreisend. Als er aber seine Flöte ansetzt und eine sanfte Melodie zu blasen anhebt, da schweben die Mädchen freudig über die kalte Fläche hinweg den Tönen nach. Er aber fährt und bläst fröhlich weiter, „um als Chorführer mit Sphärenmusiken den himmlischen Körpern auf dem Eise vor- und nachzuschweben. Wenn die Tonkunst, welche schon in die gemeine feste Welt gewaltsam ihre poetische einschiebt, vollends eine offne findet: so wird darin statt des Erdbebens ein Himmelbeben entstehen". Das empfand auch Walt, der des Schlittschuhlaufs nicht fähig sich nur mit einem Umlaufe am Strande vergnügen konnte. Je öfter Vult mit den Mädchen an ihm vorüberschwebte und die Flöte die Gefühle aussprach, die sein Herz bewegten, desto tiefer ergriff ihn das sanfte Bild. „Er sammelte alle fremden Freuden wie warme Strahlen in seiner stillgehaltenen Seele zum Brennpunkte." Die Musik fügt sich zum Eislaufe ebenso natürlich wie zum Tanze. Schon Klopstock wollte dem schlüpfenden Stahl seinen Tanz erfinden und diesem Tanze Melodie verleihen. In unserer Zeit aber erhöht man allenthalben die Lust des Eislaufs durch die „reizenden Töne der Musik".

Mag namentlich die deutsche Jugend den Reiz des veredelten Wintervergnügens immer mehr genießen, mag aber auch Jeder, den der Stahl leicht über die glatte Fläche hinträgt, zuweilen wie Goethe des Stifters seiner Freuden gedenken. E. G.

Bücherbesprechungen.

— Die Frauen in der Geschichte des deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts von Dr. Adalbert v. Haustein. Mit zahlreichen Bildnissen und Beilagen. Erstes Buch: In der Zeit des Aufschwunges des deutschen Geisteslebens. Elegant geheftet 8 ℳ 60 ₰. 23 Bogen Lex. 8°. Elegant gebunden 10 ℳ Freund & Wittig, Verlagsbuchhandlung, Leipzig. — Wir zeigen heute ein soeben erschienenes eigenartiges Buch an, das um so größere Beachtung verdient, als es in einer Zeit herausgegeben wird, in der im Vordergrunde die „Frauenfrage" steht. Der Verfasser dieses Buches will aber nicht die Frage beantworten: Was können die Frauen auf geistigem Gebiete leisten? sondern: Was haben sie schon geleistet? Auch haben wir es hier nicht zu thun mit einer der zahlreichen Sammlungen, in denen einzelne, aus ihrer Zeit und aus dem Zusammenhange mit ihren Genossinnen und Genossen losgelöste einzelne Frauengestalten geschildert werden, sondern mit einer Zusammenfassung solcher Einzelerscheinungen zu einem zusammenhängenden Ganzen, das eine Geistesgeschichte der Frauen darstellen soll. Nur soweit es sich um die Beziehungen von Frauen zum allgemeinen Geistesleben des Volkes handelt, sind diese Gegenstand der Untersuchung geworden und zur Behandlung herangezogen. Eine kritisch beleuchtete Geschichtsdarstellung des Geisteslebens deutscher Frauen will Adalbert v. Haustein schaffen. Und die Frucht dieses Forschens soll sein: darzulegen, wie in der Welt des Geistes das Zusammenwirken von Mann und Weib sich gestaltet hat. Auch die Frage erhält ihre Beantwortung: Wie erfaßten die Künstler zu verschiedenen Zeiten das Ideal der Frau? Als einleitender Rückblick sind kurzgefaßt die Zeiten des 17. Jahrhunderts geschildert worden, aus denen die neue Zeit hervorwuchs. Quellenangaben und Literaturnachweise sind in einen Anhang verwiesen. Der Bilderschmuck wird manche, vielleicht schon halbvergessene Frauengestalt den Lesern wieder nahe bringen. So die Bildnisse der Christiana Mariana v. Ziegler geb. Romanus, der Sidonie Hedwig Zäunemann, der Magdalena Sibylla Rieger geb. Weißensee, der Sophie

von La Roche, der Susanna Katharina v. Klettenberg, der Anna Luise Karsch. Interessiren wird auch die heutigen Studentinnen der Medicin die beigelegte Nachbildung eines Doctordiploms für eine geprüfte Aerztin aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie werden daraus erkennen, daß schon damals die Frauenbildung eine Frage der Zeit war, also durchaus nicht als etwas ganz Neues heute erscheint. Der Verfasser weist in seinem Buche nach, daß es überhaupt ein Irrthum sei, anzunehmen, die öffentliche geistige Arbeit der Frau datire erst seit einer Zeit von etwa 60 Jahren. Er zeigt, wie schon in den letzten Jahrzehnten des 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Bildungsdrang der Frauen und ihr Trieb nach literarischer Bethätigung einen seltenen Höhepunkt erreichte. — Dem ersten von uns hier angezeigten Buche wird in wenigen Wochen das zweite Buch „Unter der Herrschaft der großen Volkserzieher und der großen Dichter" folgen. Das in Bälde folgende dritte Buch „Im Kampf der Völker und der Weltanschauungen" soll sich bis zu Goethe's Tode erstrecken, und das vierte und letzte Buch „In neuen Bahnen" die Neuzeit behandeln. Jeder Band ist einzeln käuflich. — Wir sehen mit großem Interesse dem Erscheinen der weiteren Bände entgegen. W. Sm.

— Lebenserinnerungen eines Bildhauers, von Prof. Josef von Kopf. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1899. (8°. XXIV und 544 S.) Preis geheftet 8 ℳ, elegant gebunden 9 ℳ. — Wenn ein Meister der Kunst wie Josef von Kopf zur Feder greift, um seinen Lebens- und Bildungsgang den Zeitgenossen in einem umfänglichen Werke vorzuführen, so darf man von vornherein etwas Bedeutungvolles erwarten. Die nunmehr abgeschlossen vorliegende Selbstbiographie täuscht diese Erwartung nicht. In der That haben wir es hier mit einem Memoirenwerke ersten Ranges zu thun, das nach verschiedenen Richtungen hin in gewissem Sinne als epochemachend bezeichnet werden kann. Zunächst zeigt der Lebensgang des großen zeitgenössischen Bildhauers, wie geniale Beanlagung auch jetzt noch, wo der Kampf ums Dasein immer härter sich gestaltet, unter der Voraussetzung eisernen Fleißes und hingebungsvoller, zielbewußter, nie hastender aber auch nie rastender Arbeit immer siegreich sich durchkämpft. In dieser Beziehung ist die Kopf'sche Arbeit ein Trost- und Hilfsbuch für junge aus der Niedrigkeit sich emporarbeitende Künstlernaturen, insofern es sie zugleich zur Selbstprüfung auffordert und ihnen eine Richtschnur in die Hand giebt für das, was sie zu thun und zu meiden haben — nicht in doctrinärer Weise, sondern mit der eindringlichen und vernehmbaren Stimme der Thatsachen. Sehen sie doch den Werdegang eines Mannes vor sich, der aus niederem Stande hervorgegangen — Kopf hat bekanntlich als Maurerhandlanger seine Laufbahn begonnen — zu den Höhen der Gesellschaft und der Kunst sich emporgearbeitet hat. Daneben ist aber das Werk auch für die zeitgenössische Cultur- und Personalgeschichte von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Es verstattet namentlich tiefe Einblicke in das Leben und Treiben der deutschen Künstlercolonie in Rom von 1852 an, in welchem Jahre Kopf seine berühmt gewordene Fußreise von Freiburg nach Rom mit 100 Gulden in der Tasche, ganz nach der Art eines reisenden Handwerksburschen machte. Die jämmerliche Verfassung des Kirchenstaates unmittelbar vor der Katastrophe von 1870 erscheint im grellsten Lichte und gipfelt in dem bekannten Prozesse, in den Kopf durch einen Landsmann, den Bildhauer Heinrich Schäffer aus Trier, verwickelt wurde, wobei die Schlechtigkeit eines einzelnen Individuums in Verbindung mit einer alle Begriffe übersteigenden Verrottung der öffentlichen Zustände einen Unschuldigen bis vor die Schranken des Schwurgerichts brachte. Das sind Beiträge zur Cultur- und Sittengeschichte, die eine sehr beredte Sprache reden! — Einen ganz besonderen Reiz erhält diese Lebensbeschreibung dadurch, daß eine ganze Galerie von Fürstlichkeiten, Künstlern und Schriftstellern, die mit Kopf in nähere oder entferntere Beziehungen getreten sind, auf der Bildfläche erscheint. Aus den zahlreichen Anekdoten, die von ihnen berichtet werden, gewinnt der Leser oft bedeutsame Züge, die die Porträts der Personen aufs Glücklichste ergänzen. Dieser reiche Inhalt stellt sich in einer schlichten, in ihrer durchsichtigen Klarheit oft an die antike Stilführung gemahnenden Sprache dar, deren Reiz durch humorvolle Wendungen noch gesteigert wird. — Kopf's Selbstbiographie ist ein Buch, das in den weitesten Kreisen Aufsehen erregen und bewundernde Leser finden wird.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Hans v. Bülow, Briefe. Herausgegeben von Marie v. Bülow. III. Band. 1855—1864. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf u. Härtel. 1898. Preis geheftet 7 ℳ, gebd. in Leinwand 8 ℳ, in Halbleder 9 ℳ. — Den beiden ersten 1895 veröffentlichten Bänden der Briefe Hans v. Bülow's läßt die Herausgeberin, Bülow's Wittwe, nun einen dritten folgen. Da der erste Band mit dem Jahr 1841 begann, der dritte bis 1864 fortschreitet, wurden uns demnach bisher 23 Jahre von Bülow's Leben in Briefen vorgeführt. Sie nehmen im Ganzen 98 Druckbogen in Anspruch, von denen allein auf den dritten Band 41 Bogen entfallen. In der That ein weitschichtiges Material, das, wenn die bis zu Bülow's Tode noch fehlenden dreißig Jahre eine ebenso ausführliche Berücksichtigung erfahren, noch um eine Reihe von Bänden anzuwachsen verspricht. Wir unserntheils hätten, wie schon in den ersten Theilen der Sammlung, die manche Wiederholung aufweisen, so auch in dem vorliegenden neuen Bande nicht ungern auf eine Anzahl der aufgenommenen Briefe Verzicht geleistet. Insbesondere hätten wir die Widersprüche, die sich in Bülow's wechselnden Empfindungen und Urtheilen über ein und dieselben Personen finden, um seiner selbst willen lieber unterdrückt gesehen. Es ist bekannt, welch' große Rolle bei Bülow die Stimmung spielte, und die Herausgeberin selbst hebt seine Eigenart hervor, „sich derselben spontan ohne Rückhalt zu überlassen". Dies laisser aller springt in den im dritten Band enthaltenen Briefen des Mannes ungleich mehr in die Augen als in denen des jugendlichen Bülow. Daß diese letzteren ein sympathischeres Bild von dem Schreibenden ergeben als der dritte Band, sei ebensowenig verhehlt, wie daß uns die gleichzeitige Veröffentlichung des „Briefwechsels zwischen Liszt und Bülow" durch La Mara insofern als ein für Bülow günstiger Zufall erscheint, als Bülow's künstlerische und menschliche Persönlichkeit sich in demselben in einem erheblich gleichmäßigeren und geklärteren Lichte darstellt als hier, wo das Sprunghafte, Explosive seiner Natur sich vorherrschend geltend macht. Und doch war jene Berliner Zeit noch die relativ glücklichste seines Lebens, die ihn, mag er selbst sie auch als „Jahre der Knechtschaft" bezeichnen, im Besitz befestigter künstlerischer Erfolge, unbestrittenen Ruhms und ehelichen und häuslichen Glückes sah. Da die Briefe des dritten Bandes meist an Freunde: Raff, Dräseke, Alexander Ritter, Bronsart, Pohl, Damrosch, gerichtet sind, nicht vorwiegend an Respectspersonen, wie die der früheren Bände, legt sich der Schreibende nirgends Zurückhaltung auf. Er sprudelt Alles heraus, wie es ihm gerade um's Herz ist. Aber es sind neben den bei Bülow selbstverständlichen Ingredenzien von Witz und Wortspielen starke Dosen von Gift und Galle in diesem Gesprudel. Ein gerüttelt und geschüttelt Maß dessen ergießt sich namentlich über Julius Stern, den Director des Conservatoriums, an dem Bülow damals lehrte. Auch Brendel u. A. ergeht es übel; ja wir sehen den reizbaren Künstler selbst mit seinen ergebensten Freunden, heute mit dem, morgen mit jenem brouillirt. Charakteristisch sind diese Ergüsse gewiß für den, von dem sie stammen; aber ob die Herausgeberin deshalb die Pflicht hatte, jegliche dieser vorübergehenden Verstimmungen dauernd für die Nachwelt festzuhalten, das dünkt uns zweifelhaft. Nur vereinzelt, wie in den Briefen an die Mutter Nr. 114 und 125, kommt ein befriedigendes Empfinden zu harmonischem Ausdruck. Im Uebrigen sei, als besonders interessant und inhaltreich, auf die Briefe Nr. 61 mit dem curriculum vitae, Nr. 93 an Brendel über den „Tristan", Nr. 119 an Dräseke, Nr. 120 an Louis Köhler, beide voll musikalisch revolutionärer Tendenzen, Nr. 122 an Adolf Jensen über dessen Lieder, Nr. 159 an und über Dräseke, Nr. 162 an Alexander Ritter mit freundschaftlich vertrauten Mittheilungen über sich selbst, Nr. 164 an Pohl über die Propaganda der neudeutschen Schule hingewiesen. Seite 263 lesen wir: „Sie wissen, daß mein Herz erst bei der Behörde des Kopfes um Erlaubniß fragt, sich zu begeistern" — ein bezeichnendes Wort für Bülow. Zur näheren Kenntniß seiner überaus complicirten Persönlichkeit liefert auch dieser neue Band reiches Material. Die Herausgeberin hat ihm einen Bericht über den im Stern'schen Conservatorium 1855 ertheilten Clavierunterricht, auch verschiedene auf dieselbe Anstalt bezügliche Zeugnisse und Gutachten Bülow's von 1856—57, sowie die Composition eines von Herwegh gedichteten „Bundesliedes des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins", die Bülow unter dem Namen W. Solinger veröffentlicht hatte, beigegeben. J.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 6. Sonnabend, den 14. Januar, Abends. 1899.

Edmund Spenser.

(Zu seinem 300jährigen Todestage, am 13. [16.] Januar 1899.)

Von Alfred Hofmann.

Unter den englischen Dichtern aus der Regierungsperiode der „jungfräulichen Königin“ steht Edmund Spenser obenan. Was Shakespeare für das Drama geleistet, das gilt von ihm für das Epos. Er entwickelte hierin eine Meisterschaft, die höchstens noch von Milton und Chaucer übertroffen wird. Das Phantastische und Allegorische der Dichtungen dieses letztgenannten britischen Classikers kommt auch in Spenser's poetischen Werken zum glücklichen Ausdruck. Sein großartigstes Gedicht „The Fairy Queen“ („Die Feenkönigin“), eine Verschmelzung von Romantik und Allegorie, ist, wenn wir Vergleiche bis auf den Continent ausdehnen, der Gesellschaft des „Orlando furioso“ von Ariost nicht unwürdig, und wenn wir unsere deutsche Literatur in Betracht ziehen, dem „Oberon“ von Wieland als Seitenstück beizugesellen, denn, wie der „Elfenkönig“ lange Zeit in der germanischen Poesie dominirte und eine ganze Reihe mehr oder weniger gelungener Nachahmungen in den Producten der Romantiker schuf, von Fouqué's „Undine“ bis zu Ernst Schulze's „Bezauberter Rose“, so wurde auch Spenser vielfach ein Vorbild für junge Talente, die voll von romantischen Ideen und Neigungen es ihm gleichzuthun trachteten. Spenser's Name ist ein Wort von glücklicher Vorbedeutung, es ist der Name

„jenes süßen Sängers,
Den die Musen sich zum Pagen auserkoren,
Spenser's, der an seiner Dichtung Wolkenhimmel
Sanft und friedlich, wie des Mondes Leuchte hinzieht.“ —

Wie über die meisten Dichter der damaligen Zeit wissen wir über Spenser's Leben nur wenig. Selbst über sein Geburtsjahr ist man im Zweifel. Es wird als solches 1552 und 1553 angegeben. Der Geburtstag steht überhaupt nicht fest. Daß der Dichter zu London das Licht der Welt erblickte, kann dagegen als sicher bewiesen werden, und daß er aus einer weitverzweigten, angesehenen Familie stammt, aus einem vornehmen, wenn auch unbemittelten Geschlechte, ist gewiß. Aus seiner Jugendzeit wird uns nichts berichtet, als daß er im Jahre 1569 die Universität Cambridge bezog, dort 1573 Baccalaureus, 1576 Magister wurde und in demselben Jahre die Hochschule verließ. Daraus, daß er als armer Student (sizar) eingetragen wurde, ersehen wir, daß er in nicht besonders günstigen Vermögensverhältnissen lebte. Von Cambridge begab er sich wahrscheinlich in seine Heimath und verlebte in der Grafschaft Lancaster das Jahr 1577. Hier liebte er wohl auch das Mädchen, das er später in seinem „Schäfer-Kalender“ als Rosalinde besang. Noch im Jahre 1578 ging er nach London, wo er durch seinen Universitätsfreund Gabriel Harvey bei Sidney und Leicester eingeführt wurde und dadurch in Beziehungen zum Hofe trat, denn Sir Philipp Sidney war als Geheimschreiber des Grafen von Leicester und späterer Hofpoet der Königin Elisabeth eine sehr einflußreiche Persönlichkeit. Schon damals dichtete er an kleineren Werken und trat im Jahre 1579 mit seinem schon oben erwähnten „Schäfer-Kalender“ („The Shepherd's calendar“), einem Hirtengedichte, hervor. Da er aber nicht vermögend genug war, um ohne Anstellung leben zu können, folgte er 1580 dem Lord Grey als Privatsecretär nach Irland. Bald darauf wurden ihm von der Königin, die mit irischen Ländereien sehr freigebig war, Liegenschaften bei Enniscorthy in der Grafschaft Wexford zugetheilt. Er gab diese Besitzungen zwar bald wieder ab, blieb aber auch nach Grey's Rückkehr noch in Irland. Erst 1589 scheint er wieder nach London gekommen zu sein. 1590 erschienen dann die ersten drei Bücher der „Feenkönigin“, die er Elisabeth von England widmete. Zehn Jahre etwa hatte er daran gedichtet. Der erste Theil fand sofort solchen Anklang, daß der Verleger auch die früheren kleineren Dichtungen Spenser's sammelte und drucken ließ. Auch setzte ihm die Königin 1591 ein Jahresgehalt von 50 Pfd. Sterling aus. Gegen Ende desselben Jahres wurde ihm die Herrschaft Kilkolman in der Grafschaft Cork zugetheilt, früher ein Besitzthum des Grafen von Desmond. In der Nähe lag ein See, der durch den Fluß Awbey, des Dichters „Mulla“, gebildet wurde. Fortan lebte er, wenige Besuche in London abgerechnet, ausschließlich dort auf Kilcolman Castle, meist als Beamter der Regierung, zuletzt als Clerk des Raths von Munster thätig. 1594 vermählte sich Spenser. Seine Frau hieß Elisabeth und mit ihrem Vatersnamen wahrscheinlich Boyle oder Seckerstone. Ihr zu Ehren schrieb er sein prächtiges „Hochzeitsgedicht“. 1598 wurde er Sheriff von Cork. Allein noch in demselben Jahre brach ein heftiger Aufstand in Irland aus; Kilkolman wurde verbrannt, und, wie man sagt, kam sogar ein Kind des Dichters in den Flammen um. An Geist und Körper gebrochen, floh Spenser nach London und starb in einem ärmlichen Wirthshause zu Westminster, am 13. — nach Andern am 16. — Januar 1599. Wenn er auch nicht, wie behauptet worden ist, verhungerte, so starb er doch jedenfalls in dürftigen Verhältnissen. Nicht lange vor seinem Tode, 1598, hatte er noch ein Prosawerk verfaßt: „Ueber den gegenwärtigen Zustand Irlands“ („View of the Present State of Ireland“), das ihm, obgleich es nur die reine Wahrheit enthält, die Ungnade der Königin zuzog. Er wurde in der sogen. „Dichterecke“ („Poets' Corner“) in Westminster begraben, wo ihm die Gräfin Dorset 1620 ein Denkmal setzte. Dasselbe, eine Zierde der Westminster-Abtei, befindet sich unter Samuel Butler's Büste. Wie wir oben schon hervorgehoben, begründete Spenser seinen Ruf hauptsächlich mit der „Feenkönigin“. Auf die drei ersten, der Königin gewidmeten Gesänge (1590) ließ er 1596 drei andere folgen; außerdem sind noch zwei vorhanden, aber einige verloren gegangen. Ins Deutsche sind Gesang 1—5 trefflich von G. Schwetschke übersetzt worden. Die Diction ist nicht genau diejenige der damaligen Zeit, indem sie, infolge einer unglücklichen Verirrung, vorsätzlich mit Phrasen und Formen aufgeputzt ist und auf diese Weise etwas Ueberladenes enthält. Dazu kam, daß diese Phrasen und Formen bereits veraltet waren. Ferner ist die Stanze, das schöne, aber schwierige Versmaß, welches wir aus „Childe Harold“ kennen, und das Spenser — unter dem Einflusse Ariost's stehend — für sein Epos wählte, um eine Zeile vermehrt, nicht gerade zum Vortheil, da die Strophe dadurch in der Klarheit des Baues wesentlich verloren hat und dem Verfasser oft seltsame Ausdrücke aufgezwungen worden sind. Der Inhalt des Gedichtes beruht eigentlich nicht auf Allegorie, sondern auf Sage und Ueberlieferung. Ihr Held ist der ritterliche Arthur oder Artus der britischen Sage. Er sollte jedoch hier in eine Wolke von Symbolik eingehüllt werden. Gloriana, die Königin des Feenlandes, die dem Epos den Namen gab und der Gegenstand von des Fürsten ehrerbietiger Liebe sein mußte, war selbst ein Sinnbild tugendhaften Rufes, während sie zugleich — um uns noch mehr zu verwirren — ehrerbietigst bestimmt war, auf die eine oder die andere Weise die Souveränin des Dichters, Elisabeth, vorzustellen. Diese Feenkönigin Gloriana sendet gegen 12 Uebel, von denen die Menschheit bedrückt worden ist, 12 ihrer Ritter aus. Jeder sollte nach ihrem Plane 12 Heldenthaten vollbringen; jeder ist als allegorischer

Vertreter einer Tugend hingestellt, welche je eines der Uebel besiegt. Zuletzt sollte König Arthur die Feenkönigin als Gemahlin heimführen. Die Urtheile über die „Feenkönigin" sind verschiedener Art. Spalding[1]) nennt es ein „prächtiges Gedicht", Wülker[2]) bezeichnet es als „eines der großartigsten Werke", während Leixner[3]) bei aller dichterischen Veranlagung Spenser's doch nicht leugnen kann, daß das Werk „alle Mängel lang ausgesponnener Allegorien an sich trägt und daher größtentheils frostig und geschraubt wirkt". Es bedarf in Bezug auf Spenser's Werke eigentlich keiner Vergleiche, um Jedem, der Sinn für Poesie besitzt, Dichtungen lieb und theuer zu machen, welche ein seltenes Genie mit sittlicher Lauterkeit verbinden, oder um den Liebhabern der Poesie Gedichte zu empfehlen, die zugleich eine ausgesucht liebliche und glückliche Sprache, eine üppige Schönheit der Malerei und eine mit lebhafter Einbildungskraft verbundene Zartheit der Empfindungen zeigen. Schon in seinem „Schäfer-Kalender" nahm Spenser, während er zugleich einige Früchte seiner ausländischen Studien zum Besten gab, einen edleren Anlauf, als die Dichter seiner Zeit, soweit es sich um Naturdichtungen handelte. Freilich ist Rusticität des Tones in diesem Werke auch ihm nicht abzusprechen, allein sie tritt gemilderter zum Vorschein, und man darf nicht vergessen, daß sie in jener Zeitepoche warme Bewunderer fand. Die Dichtung trägt ihren Namen, weil sie in 12 Eklogen zerfällt, von denen sich jede an einen Monat anschließt. Als Ganzes dürfen wir das Werk eine belehrende Hirtendichtung nennen, in welcher die Didaktik sehr überwiegt. Die Form ist bald darstellend und erzählend, bald die eines Zwiegespräches. Der Dichter fußt hier noch ganz auf der classisch-italienischen Geschmacksrichtung seiner Freunde Harvey und Sidney. Dazu trat seine Schwärmerei und Vorliebe für Tasso, der bekanntlich eines der ersten Schäferspiele verfaßt hat; angezogen von der „Aminta" dieses Dichters und dem „Pastor fido" des Guarini schuf er zwar keine dramatische Idylle, wohl aber eine didaktisch-epische, die allerdings mitunter dramatische Anklänge zeigt, wenn man einfachen Dialog statt erzählender Darstellung als dramatische Dichtungsart ansehen will. Wie in allen Schäferidyllen werden den Helden auch bei Spenser Worte in den Mund gelegt und Aeußerungen untergeschoben, die entschieden über die Sphäre eigentlicher Schäfer hinausgehen. In den ersten 4 Monatsdarstellungen halten sich die Gedanken noch leidlich in den ländlichen Anschauungskreisen, vom Mai ab wird jedoch Alles lehrhaft und philosophisch. Die Tendenz des Gedichtes richtet sich des Oefteren gegen die damalige Geistlichkeit. Ueberhaupt ist das Ganze mehr oder weniger eine Tendenzdichtung, in schäferliches Gewand eingekleidet, eine apollinische Hymne, welche auf der Hirtenpfeife des Pan geblasen wird. — Außer der „Feenkönigin" und dem „Schäfer-Kalender" verdienen von Spenser's Werken noch hervorgehoben zu werden seine „Liebeslieder" (Amoretti), in Sonettenform gehalten, welche weit über den Sonetten der andern Dichter seiner Zeit, die Shakespeare's natürlich ausgenommen, stehen, wozu der Umstand beiträgt, daß sie alle 88 an Spenser's spätere Frau gerichtet und darum vom Dichter wirklich empfunden und warm gefühlt waren, obgleich der mythologische Apparat und die ceremonielle Steifheit der damaligen Liebesdichtung nicht ganz fehlt. Ihre Höhe erreichte Spenser's Liebesdichtung in dem „Hochzeitsliede" (Epithalamium), das er 1594 auf seine eigene Vermählung dichtete. Es ist reich an Gedanken, an glänzender Naturbeschreibung und neuer Auffassung oft geschilderter Situationen. Auch seine 4 „Hymnen" auf die irdische und himmlische Liebe und Schönheit, von denen 2 wahrscheinlich einer früheren Zeit angehören, reihen sich dem würdig an. Daneben sind uns von Spenser noch eine ganze Anzahl kleinerer Dichtungen erhalten, unter denen sich noch manche Perlen der Lyrik und Epik befinden. Nicht alle Werke Spenser's, deren er selbst oder seine Freunde Erwähnung thun, sind auf uns gekommen. Manche, die 1598 noch nicht gedruckt waren, mögen bei dem Brande des Schlosses Kilkolman vernichtet worden sein, so z. B. 9 Komödien, die nach classisch-italienischem Muster verfaßt gewesen zu sein scheinen, und die „Ehrenkränze für das Haus Dudley-Leicester" (Stemmata Dudleiana). Andere dagegen sind nicht mehr unter den ursprünglichen Titeln vorhanden, weil sie umgearbeitet oder der „Feenkönigin" einverleibt wurden. Mit Glück versuchte sich Spenser auch in der Fabel. Hierher gehören die „Schicksale eines Schmetterlings" (Muiopotmos), eines seiner schönsten Gedichte, in lebhaften Farben die Geschichte eines Schmetterlings schildernd, der im Netze einer Spinne endet, sich durch reizende Naturbeschreibungen auszeichnend, mit der Widmung an eine Dame versehen, auf deren Wunsch es wohl auch verfaßt ist, ferner „Mutter Hubberd's Erzählung" („Mother Hubberds Tale"), auch das „Lied von der Maske" („Prosopopoia") genannt, eine Fabel mit satirischem Beigeschmack, und die in den „Schäfer-Kalender" verwebten Fabeln „von der Eiche und der Heckenrose" und „vom Fuchs und dem Kitzchen". Von Spenser's Uebersetzungen erwähnen wir diejenige von 6 Sonetten des Petrarca (die ersten Gedichte Spenser's, die gedruckt wurden); sie erschien 1569, in dem Jahre, in dem Spenser die Hochschule bezog; und die von Sonetten des französischen Poeten Bellay. Später wurden beide von Spenser umgearbeitet und unter dem Titel: „Gesichte des Petrarca", bezw. „Gesichte Bellay's" veröffentlicht. Von Bellay übertrug Spenser noch die „Ruinen von Rom", die den Gedanken zum Ausdruck bringen: „Rom, das keine Macht der Erde überwinden konnte, wurde von der Zeit bezwungen." Endlich ist „Virgil's Mücke" („Virgils Gnat") die Uebersetzung eines lateinischen Gedichts, das man dem Virgil zuschreibt. Das dialogische Prosa-Werk „A view of the present state of Ireland" („Ueber den gegenwärtigen Zustand Irlands") zeigt seine große Vertrautheit mit den Verhältnissen der Insel. Die beste Ausgabe von Spenser's Werken lieferte Collier (London 1861, 5 Bände); sein Leben und Dichten beschrieben Craik „Spenser and his poetry" (London 1871, 3 Bände) und Dean Church „Edmund Spenser" (2. Auflage, daselbst 1887). Spenser war ein Dichter, der uns die Zauberwelt der Romantik noch einmal in ihrem ganzen Glanze vorführte, durch den sie in England auf ihre höchste Stufe geführt wurde. Doch kam er leider damit zu spät, denn die Sonne Shakespeare's war im Aufgehen.

[1]) Spalding, Geschichte der engl. Literatur, Halle 1854 (S. 246).
[2]) Wülker, Geschichte der engl. Literatur, Leipzig 1896 (S. 245).
[3]) Leixner, Ill. Geschichte der fremden Literaturen, Band 2, Leipzig 1883, S. 141.

Bücherbesprechungen.

— Sächsische Kirchengeschichte von Franz Blanckmeister, Pfarrer an der Trinitatiskirche in Dresden. Verlag von Franz Sturm & Co. in Dresden. Preis: broch. 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ — Daß der Verfasser nicht eine Geschichte der „sächsischen Kirche", wenn man etwa diesen Ausdruck zur Bezeichnung der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens brauchen wollte, hat schreiben wollen, geht schon daraus hervor, daß er seinen Bericht mit der Christianisirung der heutigen sächsischen Lande anhebt. Seine Absicht ist vielmehr darauf gerichtet, eine Geschichte der christlichen Kirche in Sachsen zu schreiben, ähnlich wie dies für Württemberg früher mit Glück unternommen worden ist. Daß dabei für die Zeit nach der großen Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts das Hauptinteresse seines Buches sich auf die in den sächsischen Landen entstandene und hier vor Allem festgewurzelte Lutherkirche concentrirt, der noch heute der bei Weitem größte Theil des sächsischen Volkes angehört, ist begreiflich, zumal bei dem dieser Kirche als Geistlicher angehörenden Verfasser. Wenn er aber den von ihm vertretenen Parteistandpunkt soweit treibt, daß er von der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens in den letzten 6 Abschnitten seines Buches fast in dem Sinne redet, als wäre sie die einzige und ausschließliche Vertreterin der Kirche Christi auf Erden, so ist dies mehr die Stellungnahme eines Dogmatikers als diejenige eines Historikers. Hierzu tritt noch ein Zweites. Das Leben der evangelisch-lutherischen Kirche Sachsens bewegt sich in den letzten zwei Jahrhunderten in sehr ruhigen Bahnen und ist, wenn man von der Veränderung der Kirchenverfassung im letzten Drittel des laufenden Jahrhunderts absieht, ziemlich arm an Ereignissen von wahrhaft historischer Bedeutung. So kommt es, daß der Verf., um die Lücken zu füllen, theilweise Gegenstände in den Kreis seiner Darstellung zieht, die in ein ernstes wissenschaftliches Werk nicht recht hineinpassen, wie beispielsweise die Schilderung der Würde und des Wohllebens eines sächsischen Superintendenten im 17. Jahrhundert auf Seite 191 oder die Erwähnung des „von jeher zu den Merkmalen des geistlichen Standes gehörigen Kinderreichthums" auf Seite 196. Vor Allem aber hat sich der Verf. veranlaßt gesehen, in der Schilderung des 18. und 19. Jahrhunderts den politischen Verhältnissen und ins-

besondere den Vorgängen am churfürstlichen und königlichen Hofe einen sehr breiten, im Rahmen eines der Kirchengeschichte gewidmeten Werkes wohl einen zu breiten Raum zu widmen. Dabei hat, was bei den innigen Beziehungen des Hofes zur katholischen Kirche seit dem Uebertritt des Regentenhauses zum Katholicismus einer- und der gegnerischen Stellung des Verfassers zur Papstkirche andererseits erklärlich erscheint, seine Darstellung manchmal einen Ton angenommen, den wir um so weniger zu billigen vermögen, als wir auf die ungeschmälerte Erhaltung der dem sächsischen Volke trotz der Kirchenspaltung bisher eigenthümlichen königstreuen Gesinnung in unseren Tagen doppelten Werth legen. Sieht man jedoch von den vorstehenden Ausstellungen ab, so ist das Blanckmeister'sche Buch im Ganzen ein verdienstliches Werk, um so verdienstlicher, als er die Arbeit, die bei der württembergischen Kirchengeschichte eine Mehrzahl von Verfassern, von denen jeder einzelne, auf seinem Gebiete Autorität, Vorzügliches zu leisten befähigt erschien, übernommen hatte, in seiner „sächsischen Kirchengeschichte" allein auf seine Schultern genommen hat. Daß er dabei, wenigstens was die älteren Perioden betrifft, nicht immer auf die Urquellen zurückgehen konnte, sondern aus der zweiten und dritten Hand den Stoff übernehmen mußte, ist begreiflich. Immerhin liegt schon in der Ordnung und Sichtung dieses gewaltigen Stoffes kein geringes Verdienst. Dabei ist die Form der Darstellung frisch und lebhaft. Vor Allem aber ist dieselbe durchweht von echt evangelischem, wahrhaft gläubigem Geiste, gleich weit entfernt von einseitiger Orthodoxie wie von radicalem Neuerungsdrange, und redlich bemüht, den verschiedenen in der evangelischen Kirche Sachsens hervortretenden Richtungen ihr historisches Recht zu gewähren. *.*

— Erzählungen aus der Geschichte der neueren Zeit vom westfälischen Frieden bis zur Gegenwart. Ein Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in den mittleren Classen höherer Lehranstalten von Dr. O. E. Schmidt, Professor an der Fürstenschule St. Afra. Dritte verbesserte Auflage. Dresden, Verlag von Carl Damm. 1899. — Vor etwa Jahresfrist haben wir die dritte Auflage des zweiten Theiles dieses Hilfsbuches angezeigt und dabei hervorgehoben, daß er sich jetzt in der Stoffvertheilung der neuen Lehrordnung für die sächsischen Gymnasien anpasse. Er umfaßt die Zeit vom Tode Karl's des Großen bis zum westfälischen Frieden und bietet so den Unterrichtsstoff der Quarta. Dem schließt sich nun die vorliegende dritte Auflage des dritten Theiles an, der früher die Geschichte der Neuzeit, jetzt aber nur die den Stoff der Untertertia bildenden Perioden der neueren Geschichte enthält. In dieser Anpassung des Buches an die Classenpensen liegt ein großer praktischer Gewinn, der am handgreiflichsten in der Quarta hervortritt, wo die Schüler früher zwei Theile des Hilfsbuches gebrauchten. Aber auch innerlich ist die dritte Auflage wesentlich verbessert; für den zweiten Theil haben wir das früher hervorgehoben, für den dritten Theil besteht die wichtigste Verbesserung darin, daß die Darstellung, ohne den Gesammtumfang des Buches zu erhöhen, eingehender geworden und bis zur Gegenwart fortgeführt ist. Der Geschichte seit 1648 waren in der zweiten Auflage 85 Seiten gewidmet, jetzt ist sie auf 134 dargestellt. Besonders nothwendig war die Erweiterung für die Zeit seit 1740, und so ist denn auch z. B. die Erzählung des siebenjährigen Krieges von drei auf fast zehn Seiten gewachsen; Aehnliches gilt für die Befreiungskriege u. s. w. Ermöglicht ist damit auch eine bessere Gliederung, eine Vermehrung der Ueberschriften und größere Uebersichtlichkeit. Da natürlich auch im Einzelnen überall die bessernde Hand angelegt ist, wird sich die neue Auflage zweifellos als viel brauchbarer erweisen, als die früheren. Das Buch ist hauptsächlich für sächsische Schulen bestimmt, und da halten wir es für richtig, daß der Verfasser noch mehr als früher die Geschichte der sächsischen Heimath berücksichtigt hat; er hat sie dabei nicht abgesondert behandelt, sondern mit der allgemeinen deutschen Geschichte organisch verbunden; das aber ist der rechte Weg, die Liebe zur engeren Heimath mit der zum großen deutschen Vaterlande zu verbinden. So glauben wir das Hilfsbuch für die Mittelstufe höherer sächsischer Lehranstalten empfehlen zu können.

A. B.

— „Ein litterarisches Wanderbuch" von Gustav Karpeles. Verlag des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur". Berlin 1898. — Wie ein Weitgereister nach seiner Rückkehr nicht nur in gelehrten Abhandlungen, mit all' dem wissenschaftlichen Ballast die Ergebnisse seiner forschenden Wanderungen ausarbeitet, sondern auch einmal im Kreise guter Freunde und Bekannter summarische Ueberblicke und Specialschilderungen einzelner Episoden zum Besten giebt, so bietet Gustav Karpeles in den diesjährigen Veröffentlichungen des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" als in einem „Literarischen Wanderbuch" solche Reise-Eindrücke und -Beobachtungen, die er auf seinen langjährigen literarhistorischen Forschungsreisen gesammelt hat, in eleganter, formvollendeter Sprache allen gebildeten Lesern dar. Es sind im Ganzen acht Aufsätze, von denen drei das Gebiet der allgemeinen Weltliteratur, zwei das des deutschen Mittelalters und drei das der deutschen Literatur berühren. Sie beweisen sammt und sonders ein sicheres und feinsinniges Urtheil, das einer genauen Sachkenntniß und einem soliden Studium des einschlägigen Materials entspringt, so daß das „Literarische Wanderbuch" zu den wenigen Arbeiten dieses Genres aus den letzten Jahren gezählt werden darf, die ein Lob in Bausch und Bogen recht wohl vertragen und beanspruchen können, vollends in einer Tageszeitung, die fachwissenschaftliche Breite und Ausführlichkeit vermeidet. Die Erwähnung und Berichtigung verschiedener kleiner Irrthümer soll daher nur dem geschätzten Autor beweisen, daß der Referent in seinem werthvollen Buche nicht blos geblättert, sondern es mit dem Ernst durchgenommen hat, den es vollauf verdient. So sind — um Einiges zu erwähnen — auf S. 53 die drei Gedichte der Frau Ava falsch citirt, während sie auf S. 56 richtig angeführt sind; nur müßte es dann Zeile 12 heißen „und endlich im Anschluß daran". Sollte ferner Heinrich, der eine der beiden Söhne von Frau Ava, in seiner „Erinnerung an den Tod" wirklich so unkindlich sein und seiner Mutter einen ehelichen Fehltritt vorwerfen wollen, oder dürfte — und meiner Ansicht nach ist das die natürlichere Erklärung — ihm nicht, bei der Erwähnung, daß ihn seine Mutter „mit Sünde" empfangen habe (S. 55), vielmehr das Wort des Psalmisten (Psalm 51, Vers 7) vorgeschwebt haben?! Ob das S. 81 zu lesende Caputelar statt des gebräuchlichen Capitular absichtlich gebraucht, oder nur ein Druckfehler ist, bleibe dahingestellt. S. 122 muß es heißen „Schiller reiste mit seiner Frau und deren" — nicht seiner — „Schwester nach Karlsbad" (Zeile 11 von unten), da S. 124 Karoline v. Beulwitz ganz richtig genannt ist. S. 192 stammt die Familie v. Ziegesar aus Drackendorf, S. 194 aus Brackendorf; das erste dürfte als in der Umgebung Jenas liegend wohl der richtige Name des Ziegesar'schen Heimathsortes sein. S. 217 setzt Karpeles das Jubiläumsjahr der Kritik auf 1896 fest; die berühmten Wolf'schen Prolegomena sind aber schon 1795 und zwar in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle erschienen; auch ist die Uebersiedelung Wolf's nach Berlin auf 1807 anzusetzen. S. 249 hat Wilhelm v. Humboldt die königliche Pension Frau Herz übermittelt, S. 254 wird dasselbe Alexander v. Humboldt zugeschrieben; nur eins kann füglich richtig sein. Ebenso werden S. 251 nur 6 Briefe Alexander Humboldt's an Henriette Herz aus seinem Jugend-, Mannes- und Greisenalter angeführt, auf der folgenden Seite ist von einem „zwölften aus viel späterer Zeit" die Rede; nach seinem Greisenalter? Doch nicht aus der vierten Dimension? S. 263 ist da, wo von der Krankheit E. T. A. Hoffmann's gesprochen wird, wohl Rückenmarksdarre, nicht -starre zu lesen. — Alles das sind im Rahmen des Ganzen nur geringfügige lapsus calami aut memoriae, die den überaus erfreulichen Gesammteindruck des Werkes, das in glänzendem Plauderstil geschrieben ist, ohne dadurch irgendwie an wissenschaftlichem Werth und Ernst zu verlieren, ganz gewiß nicht beeinträchtigen können. Zum Schluß nach alter, schöner Burschenweise dem „Literarischen Wanderbuch" noch ein frohes „Mach's gut!" auf die Fahrt! —

A.

— Zur Reise gehört ein leichter, froher Sinn, aber doppelten Genuß empfindet, wer nicht blos das Auge an den landschaftlichen Schönheiten labt, sondern zu seinem Handgepäck noch einen kleinen Ballast von Gelehrsamkeit hinzufügt, die ihm die zu durchwandernde Gegend von Vornherein zu einem lieben alten Bekannten macht. Für solche Reisekünstler hat Eduard Sonne seine „Bilder vom Rhein" entworfen, die er im Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig hat erscheinen lassen. Wer freilich das Buch in der Erwartung in die Hand nimmt, die landläufigen Schilderungen mehr oder weniger bekannter rheinischer Gegenden zu treffen, wird sich arg enttäuscht fühlen; ja, ich glaube, daß er es schon nach der Lectüre der ersten Seiten mißmuthig fortlegen wird. Wer aber historisches Gefühl und Empfänglichkeit für die großen Erfolge des technischen und wirthschaftlichen Schaffens der Menschen mitbringt, wird sicherlich sein Wissen beim Lesen des Buches in mancher Beziehung er-

weitern und dem Verfasser dafür seinen geheimen Dank abstatten. Wenn man das Thema, das sich Sonne gestellt hat, kurz bezeichnen will, so darf man wohl sagen: er zeigt die Anwohner des Rheins im Kampf mit dem Strom und als dessen Herrn. Der Rhein in der Schweiz, im deutschen Oberland und in der Tiefebene übt, sich selbst überlassen, sein zerstörendes Werk langsam und sicher, zuweilen aber auch urplötzlich mit unbezähmbarer Gewalt aus. Sonne legt dar, wie sich die Anwohner dieser Uebermacht allmälig erwehrt und wie sie den Wildling gezähmt haben, so daß er ihnen schließlich für Landwirthschaft, Handel und Schiffahrt ein starker Diener geworden ist. Bei diesen Schilderungen verlangt der Verfasser vom Leser keine technischen Vorkenntnisse, so daß auch der Laie seine Darstellung der Erscheinungsformenn, in denen die Wirksamkeit des Stromes zu Tage tritt, und der technischen Anstrengungen der Menschen zur Bewältigung der Kraft des Flusses verstehen kann. Dabei beherrscht Sonne die Localgeschichte in umfassendstem Maße und entwirft in kurzen Umrissen ein wohlverständliches Bild der wirthschaftlichen und culturhistorischen Entwickelung der Rheingegend. Offenbar ist Gustav Freytag mit seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" sein Vorbild, und wie dieser führt er nicht ungern Zeugen aus längst entschwundenen Jahrhunderten redend ein. Das sei aber nicht verschwiegen, daß er sein Vorbild nicht ganz erreicht hat, vor Allem nicht stilistisch. Der erste Abschnitt des Buches und der Anfang des zweiten sind sogar hier und da etwas ungelenk, ein Fehler, den der Verfasser vergeblich — nein, sagen wir: sogar zu seinem Nachtheile — durch eine allegorische Form der Darstellung zu verdecken sucht, indem er Culturgeschichte, Technik und Belletristik redend einführt. Ich wenigstens kann diesem Versuch keinen Geschmack abgewinnen. Vom dritten Capitel an finde ich hingegen auch in der Form nichts mehr zu rügen, sehe vielmehr die Geschichte der Rheinschiffahrt und des kölnischen Handels als ganz gelungen an. Klar und präcis sind hier die Gründe angegeben, denen die Schiffahrt Kölns ihre Blüthe und ihren Verfall verdankt. Und wenn ich des Ferneren auch die Darstellung der Entwickelung des Kampfes der Niederländer mit dem Meere und den Flüssen lobend erwähnen muß, so rührt das keineswegs allein daher, weil die Schilderung in mir die Erinnerung an ähnliche Verhältnisse in meiner schleswig-holsteinischen Heimath weckt. Die Ausstattung des lobenswerthen Buches ist vorzüglich; ein treffliches Kartenmaterial unterstützt in anschaulicher Weise die wörtliche Darstellung. Nur waren mir die in den Text gestellten erklärenden Anmerkungen zuweilen etwas störend.

Dr. Karl Mehrmann.

— Geschichte der Italienischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Dr. Berthold Wiese und Professor Dr. Erasmo Pèrcopo. Leipzig, Bibliographisches Institut. — Während man sich seit vier Jahrhunderten in Deutschland so eingehend mit Dante beschäftigt hat, daß nicht nur gegen fünfzig ganze und theilweise Uebersetzungen der Göttlichen Comödie vorhanden sind, sondern es auch eine deutsche Dante-Literatur giebt, die an Werth und Reichhaltigkeit gleich nach der italienischen kommt, ist es eine auffallende Thatsache, daß man sich um die italienische Literatur als Ganzes in Deutschland im Allgemeinen wenig gekümmert hat. Selbst die vielen Culturhistoriker, die sich mit der italienischen Renaissance beschäftigen, haben die Dichter jener Zeit dem deutschen Publicum nicht so nahe zu bringen gewußt, wie die Künstler. Der allgemein Gebildete, der Mademoiselle de Scudery, das Hotel Rambouillet u. A. wenigstens dem Namen nach kennt, von Molière und seiner Bühne meist genauere Kenntnisse hat, wußte nur selten von dem italienischen Molière, Carlo Goldoni, als die Duse auf ihren Gastspieltourneen in seiner „Locandiera" auftrat. Erst da fand sich ein unternehmender Herr, der dies lebensvolle Lustspiel nicht meisterhaft übersetzte wie Graf Baudissin, sondern es mäßig für die deutsche Bühne bearbeitete, wobei er es für gut fand, den Titel in „Mirandolina" umzuändern. Zwar giebt es treffliche deutsche Uebersetzungen des Ariost (Gildemeister), des Tasso (Kannegießer), des Leopardi (Hamerling), kein Geringerer als Goethe hat Manzoni in Deutschland eingeführt, mit kritikloser Wahl hat man einzelne Romane übersetzt, in neuerer Zeit auch dramatische Productionen, darunter das geistreiche Lustspiel „Untreu" von Bracco, — aber bisher fehlte eine geschichtliche Darstellung der italienischen Literatur bis auf unsere Tage. Früher konnte man als ausreichend betrachten: J. N. Meinhardi, Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter, Braunschweig 1763, 2 Bände, auch F. R. W. Geuthe, Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur, Magdeburg 1834, 2 Bände, ferner Ruth, Geschichte der italienischen Poesie, Leipzig 1844—1847, Ebert's Handbuch der italienischen Literatur und K. M. Sauer, Geschichte der italienischen Literatur, Leipzig 1883, aber alle diese Werke können der heutigen Forschung nicht mehr Stand halten und besitzen höchstens einen antiquarischen Werth durch die vielen Bruchstücke italienischer Literaturproben in deutscher Sprache. Ein einziges Werk, die Geschichte der italienischen Literatur von Adolf Gaspary, 1. Band 1885, 2. Band 1888, steht auf der Höhe der heutigen Forschung und beherrscht in jeder Weise den reichhaltigen Stoff. Leider schließt es aber durch den frühen Tod des hochgelehrten Autors mit dem 16. Jahrhundert ab. So ist es sehr dankenswerth, daß das Bibliographische Institut in Leipzig mit der in Lieferungen erscheinenden „Geschichte der italienischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" nun ein abschließendes Bild der reichen italienischen Nationalliteratur geben will. Es ist dies Werk bestimmt, ein Seitenstück zu den Geschichten der englischen und der deutschen Literatur in der großen Sammlung illustrirter Literaturgeschichten der wichtigsten Culturvölker zu bilden. Die Wahl der Autoren, Dr. Berthold Wiese und Professor Erasmo Pèrcopo, kann als eine sehr glückliche bezeichnet werden, auch die Theilung der Arbeit der beiden Autoren in der Art, daß Wiese die ältere, Pèrcopo die neuere Zeit übernommen hat. Die Publication ist bis zur 6. Lieferung gediehen und Nichts stört uns in der äußeren Anlage als der stellenweise sehr compacte kleine Druck. Der Text hält vollständig, was der Prospect verheißt, nämlich den wesentlichsten Inhalt der neuesten Forschung in geschmackvoller Form zu bringen. Da dies Programm für die ältere Zeit weit leichter durchzuführen ist als für die neuere, so ist nach unserem Ermessen der schwierigere Theil dem Professor Pèrcopo zugefallen. Derselbe genießt in Italien einen ausgezeichneten Ruf und es ist zu erwarten, daß er sein Bestes geben wird, insbesondere über die Strömungen der heutigen Literatur, die dem allgemeinen Publicum, für welches das Buch gedacht ist, am nächsten steht. Eine hübsche Beigabe sind die vorzüglich ausgeführten Illustrationsproben, auf deren Werth wir nicht weiter eingehen wollen. Uns scheint, daß sie im Verhältniß zum gediegenen Inhalt des Werkes zu wenig bieten, andererseits, soweit aus dem Prospect zu ersehen, die neuere und neueste Zeit etwas stiefmütterlich behandelt werden wird. Werden z. B. Porträts von Lorenzo di Medici, Parini, Alfieri und Leopardi gebracht, so darf Giosuè Carducci nicht fehlen, der nach Dante der größte Dichter Italiens ist. Von Dante ist S. 81 nur ein kleines Porträt eingeschaltet, das schlankweg dem Giotto zugeschrieben ist (worüber die Kunstgelehrten keineswegs einig sind) und bei welchem mindestens hinzugefügt werden müßte, daß es in dieser Gestalt erst nach der Restauration, besser gesagt „Profanation" durch Marini im Bargello zu sehen ist. Für ein allgemeines Publicum hätte man doch besser den höchst charakteristischen Kopf der Dantebüste im Museo Nazionale zu Neapel bringen sollen. Man begreift, daß diesem Werke, das eine populär wissenschaftliche Bestimmung hat, kein großer Apparat von bibliographischen Notizen und literarischen Nachweisen beigegeben werden konnte. Für Denjenigen aber, der durch die Lectüre angeregt sich in den einen oder anderen Theil der Literatur vertiefen möchte, könnten sehr gut die hauptsächlichsten Werke in Fußnoten angegeben werden, so bei Dante z. B. die herrliche Uebersetzung der Göttlichen Comödie von Bertrand, Franz Xaver Kraus' monumentales Werk über Dante und Volkmann's Iconografia Dantesca.

G. Locella.

— Wie schreibe ich humoristische Bierkartengrüße? 100 Original-Hilfsverse zur Abfassung gereimter Ansichtspostkarten vom Biertische. Mit einem Anhang: Gereimte Gratulations-Telegramme. Von M. Unterbeck, Redacteur. Schwabacher'sche Verlagshandlung in Stuttgart. Preis 40 ₰. — Wer nicht beherrscht den Pegasus Und mit dem Reim leicht stecken bleibt Und doch gern mit poet'schem Gruß Dem fernen Freund ein Kärtchen schreibt, Der wende sich an Unterbeck, Der bringt den Karren gleich vom Fleck. Fast 50000 Exemplare Vom ersten Heft sind abgesetzt In Zeit von einem halben Jahre (Man sieht, wie sehr begehrt die Waare!). Drum bietet er ein neues jetzt, Das namentlich für lust'ge Zecher Bestimmt ist, die beim vollen Becher Mit Dichten sich nicht gerne quälen. An Käufern wird's auch ihm nicht fehlen.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 7. Dienstag, den 17. Januar, Abends. 1899.

Die „frommen" Landsknechte.

Das Ritterthum hatte sein Ende erreicht. Nicht im Stande, der dämonischen Gewalt des Schießpulvers die Waage zu halten, war die Ritterschaft allein unfähig geworden, den Glanz der Kaiserkrone und des deutschen Namens zu schirmen; nur mit Widerwillen und trotzend auf ihre Selbstherrlichkeit folgte sie dem Rufe der Kaiser in gelockertem Lehensverbande. Als aber Kaiser Maximilian I., „der Weißkünig und theure Held voll theurer Gedanken", erschienen, um Ordnung zu schaffen in Deutschland, welches ein eigenwilliger Adel, der Bürgerstolz reicher Städte und eine Geistlichkeit, mächtig durch die Herrschaft über die Gemüther und irdischen Besitz, mehr als tausendfältig gespalten, da bedurfte er einer starken, ihm ergebenen Heeresmacht, um seine Erbschafthändel mit Frankreich auszufechten, wie den Frieden zu halten im Reich, und die bei Treue und Gehorsam auch stark genug war, dem gefürchteten schweizerischen Fußvolk und der tapferen französischen Cavallerie entgegenzutreten. In solcher Bedrängniß griff er hinein in das Mark seines Volkes und ordnete kräftiges Stadt- und Landvolk unter seine Fahnen, besoldete und bewaffnete es nach Schweizer Art, ohne Schild, mit langen Spießen, Hellebarden und Schlachtschwertern, lehrte es Glied und Rotte halten, die Spieße ausstrecken; adelige und bürgerliche Hauptleute führten es gegen den Feind. „Landsknechte" nannte man die mannigfaltig bewaffneten, buntgekleideten Haufen, denn es war Volk vom Lande, im Gegensatz zum Gebirge, von wo die Schweizer („Gebirgsknechte") kamen, nicht vom flachen Land allein, sondern und vorzüglich auch aus den rüstigen Handwerksgesellen der Städte. Nicht „Lanzknechte" sind sie zu heißen, da sie im Unterschied von der ritterbürtigen Lanze den Spieß führten. Dieses Fußvolk hat den Ruhm deutscher Waffen länger als ein Jahrhundert durch die Welt getragen und aufs Neue gezeigt, daß für das westliche Europa wenigstens nicht der Reiter, sondern der Fußgänger der wahre Krieger ist. Dem unerschrockenen, geschlossenen Haufen gegenüber mußte der Ritter in seiner stürmischen Tapferkeit unterliegen. Als die Form für die neue Miliz einmal gefunden und der Krieg zum Handwerk geworden, begehrte sie für seinen Dienst, wer bezahlen konnte, um so mehr, als neben der Tüchtigkeit auch die Treue des deutschen Kriegsvolkes in Ehren stand. Mag es auch zu beklagen sein, daß die kriegerischen Gesellen so oft für eine fremde Sache bluteten, so war es doch nur natürlich, daß in bewegten Zeiten der Einzelne den Wechsel politischer Dinge nicht alle Zeit im Auge behalten konnte. Dies Zeitalter endigt mit dem bunten Völkergemisch des Dreißigjährigen Krieges, mit dem das Kriegswesen abermals eine neue Gestalt annimmt. Das bauschige Wamms schwindet zur knappen Uniform, statt der Spieße kommen Feuergewehre auf, einem Herrn schwört fortan der Soldat, verkauft er seine Treue für immer in den stehenden Heeren der gekräftigten Fürstenmacht.

Geist, Einrichtungen und Sitten der Landsknechte sind durch ihre Auffassung des Waffendienstes so eigenthümlich, daß wir sie weder früher noch später in irgend einem Heere wieder finden. Ein militärisches Gemeinwesen, in das der Kriegslustige nach Lust und Neigung eintritt, in dem er Leib und Leben gegen Sold und Beute in sorgfältig stipulirter Uebereinkunft auf so und so lange Zeit feil zu bieten kommt. Sobald ein Kriegsherr sich veranlaßt fand, ein Heer aufzubringen, mußte er sich zunächst an einen geeigneten Vermittler wenden in der Person eines schon berühmten Kriegsmannes, gleichviel ob adeligen oder bürgerlichen Herkommens. Er bestellte ihn zu seinem Feldobersten mit dem Patent, ein Regiment Knechte aufzubringen, und übersandte zugleich den Artikelbrief, wie es mit Sold und Verfassung zu halten. Auf solchen Bescheid eröffnet in Aussicht reichen Erwerbs der Oberst, falls er nicht von dem Kriegsherrn die benöthigten Summen erhalten, seinen Credit bei Freunden und Kaufleuten, zur Noth verpfändet er Hab und Gut, Frauenschmuck und Silbergeschirr (wie Georg von Frundsberg 1526 zu seinem Zuge nach Italien), ein Heer zu werben. Zugleich beschickte der Oberst seine Kundschaft an rüstigen Kriegsleuten, und hatte sein Name guten Klang, so konnte er wohl gar, wie jener deutsche Held, mit einem Schlage die ganze abenteuerliche Bruderschaft von Hauptleuten und Knechten aufbringen. Außerdem ließ er, nachdem er seinen Stellvertreter (locum tenens, Obristlieutenant) im Regiment und die Hauptleute über die Fähnlein mit Vorsicht gewählt, auf Straßen und Märkten die Werbung umschlagen, und gewöhnlich strömte es haufenweis zu, wie Sebastian Frank in seiner Chronik (Chronika, Zeitbuch und Geschichtsbibel von Anbeginn bis 1531, Straßburg 1531) in seiner derben Sprache sagt: „wenn der Teufel Sold ausschreibt, so fleugt und schneit es zu, wie die Fliegen im Sommer, daß sich doch jemand zu Tod verwundern möchte, wo dieser Schwarm nur alle herkam und sich den Winter erhalten hat." Doch war es darum keineswegs verlaufenes Gesindel oder schimpfliche Gesellen, denen die Fähnlein der frommen Gemeinde Zuflucht bieten sollten. Nur Leute von einer gewissen Wohlhabenheit konnten angenommen werden, wenn nicht dringende Kriegsnoth auch mit armseligeren Knechten, die nur verzweifelten Muth im Herzen hatten, vorlieb nahm. Aber bei alldem hatte es keine Noth: kriegslustige Burschen, zerfallen mit geistiger und weltlicher Obrigkeit, überdrüssig des Landfriedens und nach fröhlichem Feldleben verlangend, hatte Deutschland und vor Allem Schwaben, das gepriesene Mutterland frommer Landsknechte, allzeit genug; auch wessen Handwerk gerade nicht ging, mochte der Trommel folgen. Es ist ja überdies zu allen Zeiten und besonders wenn die Gemüther aufgeregt, kein Mangel gewesen an ruhelosen Gemüthern, die bei einförmiger Tagesarbeit zu Taugenichtsen, durch freien Spielraum ihrer Kräfte in Kampf und Gefahr zu Männern werden. Es waren allerdings unter den Reihen des deutschen Fußvolkes größtentheils städtische Handwerker, aber es fochten auch Adel und vornehme Kriegsmänner und Söhne wohlhabender Patrizier in der Landsknechte Mitte. So zählte die von Franz I. von Frankreich in Sold genommene deutsche Landsknechtsgruppe, die „die schwarze Bande" hieß und in der Schlacht bei Pavia bis auf den letzten Mann aufgerieben wurde, und zwar zum Theil als einfache Doppelsöldner folgende Namen: ein Herzog von Württemberg, ein Graf von Nassau, ein Herzog von Suffolk, der Herzog Franz von Lothringen, Graf Wolf von Lupfen, zwei Edle von Bünau, Hans von Brandek, Dietrich von Schoenberg u. s. w., dann auch Hans Georg Langenmantel, Sohn des Augsburger Bürgermeisters. Mit einem Zehrpfennig auf den Weg versehen, verliefen sich nach vorläufiger Bekanntmachung des Artikelbriefes die geworbenen Haufen wieder bis zum Stelldichein. Hier wurde genaue Musterung gehalten durch den fürstlichen Musterherrn, einen erfahrenen Kriegsmann und Landsknechtbrauches wohl kundig, ob nicht etwa nach wohlbeliebter Art die Hauptleute mehr Namen in die Liste als Knechte auf den Beinen hätten; ob ein Jeder mit eigen Wehr und Waffen versehen, auch alle rüstig und wohlgemuth, keine Krummen und Lahmen darunter. Wer aber für einen Anderen oder mit entliehener Waffe durchginge, sollte für einen Schelmen erachtet werden. War Alles in Ordnung befunden worden, so wurde das Regiment versammelt. Auf Trommelschlag stießen die Fähnlein im Ringe zusammen, und hoch zu Roß mitten drinnen haltend begrüßte mit entblößtem Haupt der Oberst in kurzer Rede seine lieben ehrlichen Kriegsleute. Darauf wurde mit lauter

Stimme der Artikelbrief verlesen, wie ein Jeder gegen Gott und Kriegsherrn, Oberst, Hauptleute und alle Kriegsämter, vor Feind und Waffenbrüdern, gegen Frauen, Priester und Eigenthum sich als tapferer und frommer Landsknecht zu verhalten, und was er dagegen an Sold und Rechten zu verlangen habe, worauf die verlesenen Punkte in die Hände des Amtmanns vom Regiment, des Schultheißen, zur Stelle feierlich beschworen wurden. Dann stellte der Oberst der Reihe nach die hohen Aemter vor, als seinen Lieutenant im Regiment, den Proviant- und den Quartiermeister und endlich die seltsamste Figur des ganzen Haufens, den öffentlichen Ankläger, die tausendäugige, überall gegenwärtige Fehmgewalt, den furchtbaren Profoß, der halb ernst, halb gutmüthig und komisch sich dann auch wohl mit warnendem Sprüchlein einzuführen pflegte. Zugleich wurde den Fähndrichen, bewährten, großgewachsenen Kriegsleuten in voller Mannesblüthe, ihr wichtiges Amt vertraut: daß sie Leib und Leben bei dem Fähnlein lassen, in Schlacht und Sturm allzeit tapfer voranschreiten, auch auf Ehre und gute Haltung des ganzen Haufens fleißig Acht haben sollen. Nach Erledigung alles Dessen, was zur Gemeinsamkeit des ganzen Regiments gehörte, zog jedes Fähnlein unter seinem Hauptmann auf einen bestimmten Platz, damit nun die kleinen Republiken sich im Innern gliederten, und mit einer Achtung vor dem gemeinen Mann, wie sie dem Führer ehrlichen Kriegsvolks so wohl ansteht, eröffnet auch der Hauptmann sein wichtiges Amt in einer Ansprache, indem er sich durch Entbietung alles Rechts und Verheißung frommer, tapferer und vorsichtiger Führung des Wohlwollens der Mannschaft versicherte. Wenn endlich noch die Vorstellung und Empfehlung der übrigen Aemter des Fähnleins geschehen waren, so wählte der versammelte Ring aus seiner Mitte die niedrigen Befehlshaber. In dem Verhältniß der Oberen zum Kriegsvolke waltete brüderliche Gleichstellung, nicht mit der falschen Popularität der Schwäche zu verwechseln und erklärlich, wo jene noch durch keine besondere Standesehre über den gemeinen Mann erhoben waren, keine gesetzliche Autorität ihre Person heiligte und nur die allerentschiedensten Persönlichkeiten so tüchtigen, aber auch so schwierigen und keine Willkür leidenden Untergebenen gewachsen waren. Erst in späterer Zeit trennten sich in scharfer Ständesonderung Officier und Soldat, in den gemißhandelten Werbeheeren des vorigen Jahrhunderts erreicht sie ihren höchsten Grad, bis humanere Systeme auf das ursprünglich deutsche Verhältniß zurückgelenkt haben und es in den erhöhten Stimmungen froher oder gefahrvoller Momente zeitweise in sein volles Recht eintritt. Ungebundene Freiheit in der äußeren Ausstattung und persönlichen Erscheinung jenes Einzelnen und Geschmack und Vermögen bezeichnen den Kriegsmann jener Zeit, wo man noch wenig von Uniform und militärischem Trill wußte. Die Heere waren viel zu theuer zum wohlgefälligen Augendienst jener Zeit, auch mochte man noch Mannigfaltigkeit leiden, und Jedermann schwur bei seinem Barte. Die Trachten der Landsknechte in den überkommenen Abbildungen sind ergötzlich anzuschauen. Da hat Jeder an und um, wie es ihm eigen und gefällt, Der mit Pickelhaube, Jener mit Helm, ein Dritter mit Hut oder kleidsamem Federbarett. Da sieht man ein geschlitztes engknöpfiges Wamms, hier hat einer eine weite Pluderhose, Jener ein enges rothes Beinkleid sich zugelegt, und nach glücklicher Schlacht oder wenn sie bei ergiebiger Plünderung mit „längster Elle“ gemessen, stolziren Viele gar wohl im Ritterkleid oder mit Sammet und Seide behangen geckenhaft einher. Die Waffen sind noch mannigfaltiger, wie sie gerade Einer in seiner Werkstatt aus Väterzeit aufgehangen fand oder dem Feinde abnahm, von dem langen Spieß, Fausthammer und Morgenstern bis zum breiten Landsknechtsschwerte. Besonders gute Bewaffnung aber erhielt doppelten Sold, wie auch die Hakenschützen, adelige Knechte und Inhaber kleiner Aemter, wofür sie in erster Schlachtreihe fochten. Auch der einfache Sold war schon hoch genug, reichlicher als ein spärliches Soldatentractament: wofür denn sonst hätte man Leben und Glieder wagen sollen? Denken wir uns 10—15 000 solcher phantastisch aufgeputzter Gesellen, in allen Farben des Regenbogens gekleidet, jede Art von Wehr und Waffen tragend, wie sie als Seltsamkeiten unsere Sammlungen bewahren, vorneweg ein hoher Kriegsmann zu Roß, von Kopf bis zu Füßen geharnischt, von Trabanten und Hunden umsprungen, dann die Fähndriche mit ihren farbigen Fähnlein, wie sie weithin noch über die erhobenen Spieße stolz im Winde flattern, die Trommler mit Trommeln so groß wie die Weinfässer und kaum zu erschleppen, da hinterdrein der „helle Hause“, fluchend und singend einherziehend; die ernsthafte, fast geistliche Gestalt des Schultheißen mit seinen Schreibern, die vermummte Gestalt des Profoßen, neben ihm Stockknechte und der schreckliche Freimann mit rother Hahnenfeder und breitem Richtschwert an der rechten Hüfte; endlich der Waibel mit seinem Gefolge von Dirnen und Buben, Garköchen und Sudlerinnen zusammt den unter Umständen mitkämpfenden Rudeln bissiger Hunde, in unübersehbarem Schweif mit Zeltwagen und Karren vermischt, und fassen wir dieses Durcheinander unzählbarer Figuren in wunderlichstem Gemisch in ein Bild zusammen, so haben wir leibhaftig den wichtigsten Theil der Heeresmacht, mit dem Deutschlands Kaiser die Welt im Zaume hielten. — In der Rechtsverfassung der Regimenter finden wir entweder Geschwornengerichte unter Vorsitz des Schultheißen oder das furchtbare Genossengericht der langen Spieße zugesagt. Das „Recht der langen Spieße“ ging auf die noch älteren Zeiten der deutschen Rechtsentwickelung zurück, in denen die ganze Volksgemeinde das Gericht über Uebelthaten vorstellte, und machte das Regiment der Landsknechte selbst zum Richter und gleichzeitig zum Strafvollstrecker über die von einen Einzelnen unter ihnen begangenen Strafthaten. Das spätere, in der soldatischen Rechtspflege so beliebte „Spießruthenlaufen“ ist ein unmittelbares abgeschwächtes Ueberbleibsel dieser Art von Todesstrafe, die als die eines freien Landsknechts würdigste angesehen wurde. Das Regiment bildete eine Gasse mit auf beiden Seiten vorgestreckten Spießen; an das eine der offenen Enden der Gasse stellten sich die Fähndriche auf, die Fahnen mit der Spitze in den Boden gesteckt, um sinnbildlich deren Befleckung durch die zu sühnende Uebelthat anzudeuten, und an das andere Ende der Gasse führte der Profoß den Verurtheilten, um ihn von hier aus den Weg durch die Spieße seiner Genossen antreten zu lassen, der je nach seinem mehr oder weniger muthigen Verhalten hierbei durch früheren oder späteren „Gnadenstoß“ abgekürzt wurde. Sobald er verschieden, kniet die rächende Versammlung nieder zum Gebet für sein Seelenheil und umzieht dann unter dem Feuer der Hakenschützen dreimal den Leichnam; zum Schluß bedankt sich auch der Profoß im Ringe und redet zu, daß doch Einer des Anderen Strafe beherzigen möge.

Die Kriegführung jener Zeiten hatte noch nicht den streng wissenschaftlichen Anstrich angenommen, den andere Waffen, andere Heere im Laufe der Zeiten ihr gegeben haben, und insbesondere beim Fußvolke bedurfte es zum Kriege geeigneter Vorbereitungen. Wie der Landsknecht seine eigene Waffe zur Anwendung mitbrachte, so war ihm auch der Gebrauch derselben anvertraut, und da die so theuer bezahlten Heere nur für den Zweck und die Dauer des Krieges bestanden, so kannte man künstliche taktische Uebungen und das nachmalige chicanöse „Trillen“ nicht; mit keinem Abrichtungsdienst beladen, konnten die Befehlshaber ausschließlich Führer sein. Die kunstlose Taktik der Landsknechte war ähnlich der, mit der Roms starre Legionen die Welt erobert, und ganz dieselbe, an der in den Schweizerschlachten die hochmüthige Ritterschaft so schmähliche Niederlagen erlitten: volle Massen, wie der natürliche Instinct die Menschen zusammendrängt, enggeschlossen und standhaft, dann unverzagt mit Gott frisch drauf, fällt was fällt. So ist es geblieben, bis die allgemeine Einführung der Feuergewehre die tiefen Schlachthaufen zu langen Linien dehnte. Wenn vor der Schlacht der Oberanführer mit dem Obersten über die Form der Aufstellung Rath gepflogen, so wurden die Fähnlein in gevierte Ordnung gebracht, die starken Regimenter für sich, schwache zusammenstoßend zum starren Wald von Speeren, inmitten die hochflatternden Fähnlein. In der äußersten dem Feinde zugewandten Linie drei Glieder der am besten gerüsteten Knechte mit langen Spießen, darauf ein „Blatt“ mit Schwertern oder Hellebarden, den mittleren Umfang füllten wieder lange Spieße; im letzten Blatt abermals die tüchtigsten, langgewehrten Knechte, um dem stürmenden Haufen nachzurücken. Die Hauptleute in voller Rüstung, mit mächtigen Schlachtschwertern zu Fuß vor der Front. Mit den Colonnen des Fußvolkes abwechselnd tiefgeordnete Geschwader der Reiterei, die in dieser Periode im Mittelzustande zwischen feudalem Militär und neuerem Soldwesen, durch denselben Kaiser zu einer neuen deutschen Cavallerie gebildet wurde, welche, wie die berüchtigten „schwarzen Reiter“ des schmalkaldischen Krieges, sich als eine vortreffliche Truppe erwies. Vor den Schlachtlinien des Fußvolkes und der Reiter fuhren die Geschütze auf, schwerfällige Maschinen von Karrengäulen und Stückknechten in langer Doppelreihe transportirt und als „Noth- und Feldschlangen“, auch „Scharfmetzen“ in unerschöpflicher Laune der Stückgießer mit Namen von Heiligen und allerhand komischen Benennungen getauft. So kommen „Basiliskus“ und alle zwölf „Apostel“, „Sau, Affe, Bauer,

Lchs, Wildermann" und noch wunderlichere Taufnamen vor, und alle Rohre waren mit sinnigem Zierrath reichlich geschmückt, entsprechend einem Zeitgeschmack, dem selbst bis zum geringen Hausgeräth herunter nicht die kahle Nutzbarkeit genügen mochte. — Gewöhnlich ging dem Zusammenstoß der eigentlichen Schlachtkörper, der „hellen Haufen", der Anprall des „verlorenen Haufens" voraus, dessen Name schon sein fast unausbleibliches Schicksal ausdrückt. Die dazu Gehörigen, bei den Deutschen „Läufer", bei den Franzosen „enfants perdus" genannt, wurden durch Bestimmung der Hauptleute aus jedem Fähnlein oder durch's Loos, sehr oft aber durch freiwilliges Anerbieten und endlich wohl oft genug aus solchen hierzu Begnadigten gebildet, die eigentlich wegen Vergehen gegen das Kriegsrecht den Tod durch die langen Spieße ihrer eigenen Landsknechte hätten finden sollen. Der eigentliche Zusammenstoß zweier solcher Sturmhaufen muß bei der Art der ausschließlich verwendeten Waffen ein so grausiges Gemetzel gewesen sein, daß sich wohl erklären läßt, weshalb man sich erst durch kleinere Vorspiele dazu gegenseitig zu erhitzen liebte. Ein solches wären denn auch die „Zweikämpfe", die aus dem „verlorenen Haufen" heraus erst wieder dem Angriffe dieser voran gingen. Fast aus jeder Landsknechtschlacht werden uns solche beglaubigte Geschichten berichtet. — Die Vorbereitung zur Schlacht war der frommen Landsknechte würdig, denn unverbrüchlich beobachtete das deutsche Fußvolk die Sitte, niederzufallen, um das Gebet zu verrichten, auch wohl ein geistliches Lied anzustimmen. Vor der Schlacht von Pavia sehen wir das Kriegsvolk zur Beichte gehen, und Georg von Frundsberg hatte gar eine Mönchskutte über die Rüstung gezogen, als ein frommes Sterbekleid. Vom Gebete aufgestanden, warf nach uralter Kriegssitte das Regiment Erdschollen hinter sich und schüttelte den Staub von Wams und Schuhen, gleichsam als entledige es sich alles Schlechten und weihe sich dem Schlachtentode. Damit es aber auch an irdischem Zuspruch nicht gebrechen möchte, so riefen die Hauptleute in freundlichen und bittenden Worten ihre Knechte auf, des alten deutschen Waffenruhms eingedenk zu *sein und sich tapfer* zu schlagen. Die Schlacht eröffnete das *Krachen des schweren* Geschützes und die voranlaufenden Läufer (enfants perdus), dann stürzten Reiter auf Reiter, und wenn die Zeit gekommen, „drückte" in enggeschränktem undurchbrechbarem Viereck durch die Lücken der „helle Hause" nach, indem die fünftaktig scharf abgesetzten Trommelschläge: „Hüt dich Baur ich komm" und der laute Schlachtruf: „Her, Her" — einen andern hatten die Deutschen nicht — das Gemüth zur Kühnheit stimmten. So ging es, die Herzhaftesten vordrängend, auf den Feind los zum blutigen Ringen, Mann an Mann — blutig, wie allemal der persönliche Kampf, zumal mit rohen Waffen ist, während das Schußgefecht, wenn auch mit allem Graus sinnlicher Eindrücke die Einbildungskraft erschütternd, viel weniger Menschen opfert. — Ein merkwürdiger Unterschied wurde in der Schlacht zwischen dem „bösen" und dem „guten" Krieg gemacht. Jener wurde fast immer, wo sich schweizer und deutsche Soldknechte gegenüber standen, öffentlich ausgerufen, was zur Folge hatte, daß kein sich Ergebender oder Gefangener auf Gnade und Schonung seines Lebens rechnen durfte. Das gegenseitige Tödten aller Dieser war dann Kriegsrecht. Das Gegentheil des „bösen", der ebenso öffentlich auszurufende „gute Krieg", führte freilich im späteren Verlauf des Landsknechtswesens auch zu Ausartungen. Es kam dann dahin, daß bei einem Zusammenstoße zweier Haufen man sich einfach gegenseitig abzählte und der schwächere Haufen sich ohne Weiteres dem stärkeren ergab.

Aber vielfach besungen wird natürlich der Schlachtentod und das Begräbniß „auf den langen Spießen":

Ei werd ich dann erschossen,
Erschossen auf breiter Heid,
So trägt man mich auf langen Spießen,
Ein Grab ist mir bereit.
So schlägt man mir den Pumerlein Pum,
Der ist mir neunmal lieber
Als aller Pfaffen Gebrumm.

Keine schönere Gloria der Landsknechte als die Schlacht von Pavia (1525). In dieser kämpfte auf Franz' I. Seite auch eine Schaar *deutscher* Landsknechte, die berüchtigte „schwarze Bande" (la bande noire). An der Spitze seiner Reiter, unter welchen Bayard ohne Furcht und Tadel und viele Hundert Edle fochten, führt der erste Ritter Frankreichs die Romantik der Ritterschaft zum letzten Mal in die Schranken. Ein gewisser Georg Langenmantel aus Augsburg forderte vor Beginn des Kampfes die Deutschen unter Georg von Frundsberg auf, ihm einen Mann zum Zweikampf zu stellen, aber er wird als Verräther am Vaterland, mit dem zu kämpfen eines ehrlichen deutschen Landsknechts unwürdig sei, von mehreren Kugeln zu Boden gestreckt. Angriff an Angriff häufend, stürmen die französischen Reiter, wie von heroischer Trunkenheit berauscht, in den Tod, wacker hält die schwarze Bande, in stundelangem Kanonenfeuer nicht erschüttert, und als sie mit ihren erbitterten Erbfeinden, den schweizer Landsknechten, auf deutscher Seite zusammenstößt, um ihnen „daß den Kühl zu binden", büßen diese mit dem Leben zugleich ihren alten Ruf der Unbesiegbarkeit ein, aber schließlich wird die schwarze Bande bis auf den letzten Mann erschlagen, das stolzeste Heer zu Boden geworfen, der König gefangen. — Ein Kriegsvolk, das sich so zu schlagen verstand „in weiter breiter Welt" und dessen liederreiche Gesellen dem Stande entsprossen, worin die neue nationale Dichtung ihren Sitz aufgeschlagen, mußte zumal bei der Richtung des deutschen Gemüthes, sich über Freud und Leid des Lebens in Spruch und Lied beschaulich zu ergehen, einen gar köstlichen Schatz von Liedern haben, von denen einzelne wie: „O Straßburg, du wunderschöne Stadt" noch heute der deutsche Soldat sein Eigen nennt. Die Poesie der Landsknechte in ihrer treuen und gemüthlichen Verfassung, mit ihren guten Schwänken und fröhlichen Sängern schuf in unerschöpflicher Fruchtbarkeit. — Krieg aber überhaupt ist ein leidenschaftliches verwilderndes Element. Je lockender die Bedingungen, die die Kriegsherren stellen mußten, um so mehr nahm Gewinnsucht, Frechheit, Meuterei und Prassen zu. Besonnene Berechnung, ob bei einem Unternehmen auch etwas Ansehnliches „hinter sich zu schlagen" sei, war häufiger als hochherzige Begeisterung und wenn auch der edle Frundsberg, zur Ehre seiner Nation in den Krieg ziehend, über solchen Krämergeist erhaben war, so besannen sich doch viele Andere schon und nannten es eine glückliche Heimkehr, wenn sie mit gefülltem Säckel nnd sonst guter Beute nach Hause kamen. Ohne Scheu und Makel wurde die Kunst des Finanzirens geübt. Solche Speculation würde uns anwidern als eine Ehrenrührigkeit, hätte nicht die Offenheit des Geständnisses sie als einen ganz unanstößigen Zeitbegriff festgestellt. Aber gewöhnlich wurde das so Gewonnene schnell wieder durchgebracht in Spiel und Trunk, welchen schon Tacitus als Erbübel der Deutschen geschildert hat.

Ein bequemes und liederliches Lagerleben, von dem knappen Feldhaushalt der heutigen Soldaten sehr abstechend, brachte der altgermanische gemüthliche Gebrauch mit sich, Weiber und Kinder mit sich zu führen und im Lager mit unterzubringen. Eine Reihe von Landsknechtliedern ist dieser für unser modernes Empfinden ungewohnten Einrichtung gewidmet. So heißt es in dem „neu Lied von dem Landsknecht auf der Stelzen" (Stelzfuß):

Der in den Krieg will ziehen,
Der soll gerüstet sein.
Was soll er damit führen?
Ein schönes Frewelein,
Ein langen Spieß, ein kurzen Degen u. s. w.

Sicherlich gehörte ein gewisser Muth eines Fräuleins dazu, so das Lagerleben des Landsknechts zu theilen, schon wegen der Unterordnung unter die Aufsicht des „Dirnen- und Bubenwaibels". Fronsperger hebt in seinem „Kriegsbuch" (1566) — der Hauptquelle für unsre Kenntniß des Landsknechtswesens — als ihre besondere Aufgabe hervor, daß sie dem Landsknecht „waschen, kochen und backen": so in einem der zahlreichen Holzschnittbildverse:

Sonst sind wir auch nützlich dem Heer,
Kochen, fegen und waschen und wer
Krank ist, dem warten wir auf.

Aber auch zu andern Arbeiten werden sie herangezogen, wie aus einem andern Vers hervorgeht:

Wenn man raumen und graben soll,
Braucht man uns, das Holz zu tragen;
Thun wir's nicht, so werden wir geschlagen.

Aber sie lassen sich durchaus nicht abschrecken:

Ob wir schon werden übel geschlagen,
So thun wir's mit einem Landsknecht wagen.

Ueber die Naturalverpflegung des Heeres giebt Fronsperger sehr eingehende Vorschriften. Erklärlicherweise war das Heer, besonders wenn es ihm gut ging und die Leute ihren vollen Sold hatten, stets von einer Schaar Handelsleute, meist zu Wagen, begleitet, die täglich Markt hielten. Dieser stand unter der Aufsicht des Profoßen, der auch die Taxe aller Waaren festsetzte

und dafür eine bestimmte Abgabe von den Verkäufern erhielt. Auf keinem Marktplatz durfte der Galgen fehlen, an dem betrügerische Verkäufer aufgehängt wurden. Weitere Bestimmungen der Kriegsordnung richteten sich gegen das übermäßige gottlästerliche Fluchen. Schon Maximilian I. hatte verordnet: zum andern soll ein jeder Kriegsmann sich gottloser Worte und Werke enthalten und den Sieg wider den Feind von oben herab von Herzen bitten; würde sich aber einer oder mehr mit gotteslästerlichen Worten oder Werken vergreifen und erzeigen, der oder dieselben sollen am Leib und Leben gestraft werden nach Erkenntniß des Obersten oder des „Rechten“. Ebenso war das sogenannte „Kistenfegen“, d. h. das Auslaufen auf das Land zum Zwecke der Plünderung, streng verpönt. Dagegen war das Beuterecht gesetzlich geordnet. Es erstreckte sich nicht nur auf Waffen und Kriegsgeräth und sonstiges Eigenthum des Feindes, sondern auch auf das Privateigenthum der feindlichen Bürger. Furchtbar war namentlich das Schicksal eines mit Sturm genommenen Platzes. Die tagelange Ausplünderung war hier noch das Geringste; meist gaben die Führer ihren Truppen Alles, d. h. auch Leib und Leben der feindlichen Bürgerschaft preis. Bei der Einnahme von Brescia durch die deutschen Landsknechte im Jahre 1512 bedeckten schon am folgenden Vormittag 10 000 Leichen Erschlagener die Straße. Das sind furchtbare Nachtseiten des damaligen Kriegswesens, mit denen uns andre von deutschem Patriotismus dictirte Bestimmungen, wie die, daß die Waffen niemals gegen Kaiser und Reich und nicht gegen die protestantischen Stände gekehrt werden durften, keineswegs aussöhnen können. Aber wenn wir auch kein Gebrechen deutscher Natur und jener Zeit unsern Augen entziehen wollen, immerhin können wir mit Stolz auf die gemüthvolle Treuherzigkeit und mannhafte Streitbarkeit der „frommen“ Landsknechte zurückschauen. Von der Mitte des 15. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts hat der Ruf deutscher Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit auf allen Schlachtfeldern Europas erklungen, wie ihn in gleicher Stärke außer den Kriegen des großen Friedrich's erst unser Jahrhundert wiedergebracht hat. e—

Bücherbesprechungen.

— **Methode Schliemann zur Erlernung fremder Sprachen. Italienisch** von **C. B. Giusti** in Florenz, Dr. **R. Schöner** in Rom und Oberlehrer Dr. **C. Weber**. Verlag von Paul Spindler-Leipzig. — Wer der Schule entrückt ist oder keine Gelegenheit hat, von einem geborenen Italiener oder von Jemandem Unterricht in der italienischen Sprache zu erhalten, der sich dieselbe gründlich im Lande selbst erworben hat, wird, sofern er die nöthige Energie und Ausdauer besitzt, mit der Methode Schliemann sich recht gute Kenntnisse der italienischen Sprache erwerben können, namentlich nach der praktischen Seite hin. Einen großen Vorzug vor den vielen Nachahmungen der Methode Toussaint-Langenscheidt in Unterrichtsbriefen, wie Rosenthal, Heußer, Buonaventura &c., hat die sogenannte Methode Schliemann — die wir in der Hauptsache auch nur als eine Nachahmung der Toussaint-Langenscheidt'schen Unterrichtsbriefe betrachten können — dadurch voraus, daß der den zwanzig Heften zu Grunde gelegte Text ausschließlich für diesen Zweck geschrieben worden ist. Der Verfasser desselben, ein Italiener, hat nicht als phantasievoller Novellist auftreten wollen, sondern den einfachen Vorwurf seiner Erzählung dem Alltagsleben entnommen, um dadurch die tägliche Umgangssprache in den Vordergrund zu rücken. Er lenkt den Lernenden nicht ab durch die Spannung seiner Erzählung, sondern bietet ihm Gelegenheit, die Ausdrucksweise des täglichen Lebens zu hören. Gegen diesen praktischen Standpunkt läßt sich Nichts einwenden. Es kommt vor Allem darauf an, zu welchem Zweck man eine fremde Sprache lernt; verfolgt man nur die praktische Seite, so ist die sog. Methode Schliemann ganz geeignet hierzu. Der Bearbeiter, Dr. C. Weber, hat seine Aufgabe sehr richtig erfaßt, sowohl nach der phonetischen, wie der grammatischen Seite hin, letztere betrachten wir für die Zwecke, denen diese Methode dienen kann, sogar für erschöpfend. Was die Phonetik betrifft, so ist es wohl das Beste, was bis jetzt in deutschen Unterrichtswerken gegeben worden ist, sofern man die Aussprache der Florentiner als die allein maßgebende gelten lassen will. Gewagt ist es, zu lehren, daß ho (ich habe) und o (oder) sich nicht nur durch die Orthographie, sondern auch in der Aussprache unterscheiden, ohne hinzuzufügen worin. Beide o werden von Italienern gleich offen ausgesprochen, — schreiben doch viele moderne Autoren das erstere ó (ich habe), also ohne „h“ und der Accent steht hier nur, um dieses von o (oder) zu unterscheiden. Bedenklich ist es ferner, als feststehende Regel aufzustellen, daß u nach q vor Vocalen wie „w“ auszusprechen ist; quello = kwello, acqua = akwa, die Lippen sind bei der Aussprache des italienischen u spitzer zu machen, als bei der Aussprache des deutschen u, aber es darf darum nicht „w“ ausgesprochen werden. Nur das toskanische Volk spricht Fremdwörter so aus, wie es Seite 40 angegeben ist. Die Verdoppelung des anlautenden Consonanten, die jedesmal eintreten soll, wenn ein betonter Vocal unmittelbar vorhergeht, als feste Regel anzugeben, ist auch sehr bedenklich. Der Toskaner spricht so, aber der Nichttoskaner findet es affectirt und dann gehört die toskanische Cantilene dazu, die weder mustergiltig, noch schön ist. In Oskar Hecker's ausgezeichnetem Buche über italienische Umgangssprache (Braunschweig, Westermann) finden wir diese Verdoppelung präcis erläutert und durchgeführt und Viele werden es wohl Weber und Hecker nachmachen. Einzelne kleine Uebersetzungsfehler können in einem Neudruck vermieden werden, so heißt z. B. balia Willkür und nicht Herrschaft. Für einzelne orthographische Besonderheiten bei der Bildung des Plurals giebt es bestimmte Regeln, wie z. B. für Worte, die auf ico ausgehen. Bei princisbecche ist angegeben: „populär gleich versilbertes Kupfer“, — dieses Wort, das schon manchem Lexicographen, selbst italienischen, Kopfschmerzen bereitet hat, ist eine Italianisirung des englischen pinchbeck oder pinchbec, seiner Zeit deutsch „Prinzmetall“ genannt, eine Art Tombak (Kupferzinklegirung), daher eher Neugold als Neusilber. So sagt der Italiener für Talmi haute volée aristocrazia di princisbecche. Interessant sind für einen Italiener die Bemerkungen über Land und Leute von Dr. R. Schöner in Rom, die den Zweck haben, den Lernenden für einen eventuellen Aufenthalt in Italien vorzubereiten. Vieles ist da außerordentlich richtig erfaßt, Einiges allerdings auch durch eine deutsche Brille gesehn, eine Bemerkung, die keinen Vorwurf enthalten soll. Es freut übrigens Referenten als Italiener constatiren zu können, daß Dr. Schöner den italienischen Charakter richtig beobachtet hat, wenn er seinen Landsleuten wiederholt empfiehlt, im Umgang mit Italienern Rücksicht und Höflichkeit zu gebrauchen, in welchem Fall man am Weitesten kommt. Wenn man an dem vorliegenden Werke Etwas aussetzen kann, so ist es, daß Giusti's Novelle in einem zu familiären und ausschließlich toskanischen Stil geschrieben ist, ebenso daß die Phonetik ausschließlich die toskanische Aussprache berücksichtigt. Auch heute gilt aber noch in Italien die alte Redeweise: lingua toscana in bocca romana. Wer nach der Methode Schliemann Italienisch gelernt hat, wird, sobald er nach Italien kommt, seine Aussprache in diesem Sinne modificiren, aber er wird gewiß von Allen verstanden werden und darauf kommt es ja schließlich zunächst an. G. Locella.

— **Deutscher Buch- und Steindrucker.** Graphische Monatsschrift. Weihnachten 1898 (= V. Jahrgang, Heft 2 und 3). Herausgeber: **Ernst Morgenstern**, Berlin W. 57, Dennewitz-Str. 19. Preis (des Jahrgangs: 6 ℳ) des Doppelheftes im Einzelverkaufe 1,20 ℳ — Ganz dieselbe Schneid, wie im Vorjahre (vgl. Wissenschaftl. Beilage Nr. 10 vom 25. Januar 1898)! Jedem, der etwas Interesse für den Buchdruck und die verschiedenen Illustrationsverfahren der Gegenwart übrig hat, rathe ich, sich dies famose Buch (150 Seiten in 4° mit einem halben Hundert meist vorzüglich gelungener Bilderproben und Druckbeilagen) zu leisten. Denn wenn auch selbstverständlich der Löwenantheil des Inhalts für den Typographen und den im praktischen Leben stehenden Geschäftsmann bestimmt und zugeschnitten ist, so findet doch auch der Laie so viel des Fesselnden, so viel theoretisch Belehrendes darin, daß Niemand die Anschaffung des Sonderdoppelhefts bereuen, vielmehr so Mancher zum Halten des vollständigen Jahrgangs verschreiten wird. Was jetzt auf einer variablen Rotationsmaschine von König & Bauer, was heutzutage von der Lithographie, vom Drei- und Vierfarbendrucke, kurz in geschmackvoller Buchausstattung geleistet wird, grenzt ans Fabelhafte; hätte man's im vorliegenden Weihnachtshefte nicht schwarz auf weiß oder bunt auf weiß vor Augen, man würde's nicht für möglich halten. Ein Hoch der schwarzen und der farbigen Kunst! Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 8. Donnerstag, den 19. Januar, Abends. 1899.

Drei Monate in einem Maison de santé zu Paris 1898.

Von A. Schütte-Wiesbaden.

Der Frühling war gekommen, und mit ihm das Ende meiner Winterreise in Südfrankreich, deren Schluß ein kurzer Aufenthalt in Paris bilden sollte. Somit traf ich über Fontainebleau Ende des Monats April in dem mir empfohlenen Hotel in der Rue Radeiwill ein und begab mich schon am folgenden Morgen an die Besichtigung der Riesenstadt. Es kann nicht meine Aufgabe sein, dem Leser eine Beschreibung derselben hier zu liefern; es möge genügen mitzutheilen, daß ich in den ersten vier Tagen einen großen Theil der nördlich der Seine gelegenen Stadtviertel durchwandert hatte, als mich am fünften Tage ein großes Mißgeschick traf. Es war ein wundervoller Sonntag Nachmittag und die elysäischen Felder und das Boulogner Gehölz wimmelten von prächtigen Equipagen und geputzten Menschen. Auch ich befand mich unter den Letzteren und erfreute mich des bunten Treibens. Soeben hatte ich den Park Monceau verlassen, wo seit Kurzem die Statue Guy de Maupassant's aufgestellt ist, und trat hinaus auf den Platz des Augustins, als eine leere Droschke, deren Thüre aus Versehen offen stand, mich zu Boden warf. Ich wurde sofort von den Umstehenden aufgehoben, wobei es sich herausstellte, daß ich den rechten Arm und den rechten Oberschenkel gebrochen hatte. Einige Schutzleute beorderten sofort einen Wagen, worin ich in mein Hotel befördert wurde. Ein herbeigerufener Arzt verfügte meine Aufnahme in das berühmte Maison municipale de santé rue du Faubourg Saint-Denis 200, wohin ich am andern Tage in einem Krankenwagen, in Begleitung eines städtischen Assistenzarztes, übergeführt wurde. Bei meiner Ankunft wurde ich zunächst von dem Hausinspector ersucht, das nöthige Baargeld vorzuzeigen, um einen fünfzehntägigen Aufenthalt in der Anstalt bestreiten zu können. Nachdem diese Angelegenheit zur Zufriedenheit beider Theile erledigt war, wurde ich in ein Zimmer des ersten Stocks hinauf getragen, welches nunmehr in Gesellschaft einer Krankenwärterin auf drei Monate bis zu meiner Heilung mein Aufenthalt sein sollte. Bevor ich indeß meine Erlebnisse in dieser Zeitperiode mittheile, möchte ich eine kurze Beschreibung dieses imposanten Instituts hier folgen lassen. Das Maison de santé Dubois wurde unter Napoleon I. 1802 von dem Millionär und Menschenfreunde Dr. Dubois gegründet mit der ausdrücklichen Bestimmung für Kranke ꝛc. der besseren Classen, welche im Stande wären, einen gewissen Preis für die Tage ihres Verweilens zu zahlen. Der Dr. Dubois verfügte testamentarisch, daß das Haus nach seinem Tode in den Besitz und in die Controle der Administration de l'assistance publique der Stadt Paris übergehen sollte, was auch thatsächlich geschehen ist. Noch heute steht es unter dieser Controle. In dem Reglement des Erblassers heißt es daher: Dies Haus ist bestimmt denjenigen kranken oder verwundeten Personen, welche sich in ihren Wohnungen ärztlich nicht können behandeln lassen; ferner denjenigen Fremden, welche während ihres Aufenthaltes zu Paris von schwerer Krankheit überrascht wurden und welche sich den geschickten Händen der berühmten Aerzte dieses Etablissements anvertrauen wollen. Hierzu gehören auch diejenigen Ausländer, welche auf der öffentlichen Straße von einem schweren Unfall betroffen werden und die nöthigen Geldmittel zu der Aufnahme besitzen. — Aerzte und Chirurgen der Maison Dubois müssen aus der Faculté de médecine hervorgegangen sein; die Zahl der Betten beträgt 338, es giebt Zimmer zu einem Bette von 9 Franken und höher, zu zwei Betten à 7 Franken und endlich zu drei Betten zu 6 Franken pro Bett und Tag in der chirurgischen und 5 Franken in der medicinischen Abtheilung. In diesen Tagespreisen sind einbegriffen als kostenfrei alle ärztlichen Besuche, alle Arzeneien, sämmtliches Verbandzeug, die Wäsche, sowohl Leibals Bettwäsche, die ganze Beköstigung, die Heizung, die Bäder aller Art, die großen und kleinen Operationen, die Entbindungen und alle Hautkrankheiten. Der Pensionspreis muß auf zwei Wochen voraus bezahlt werden. Die Geisteskranken, die Fallsüchtigen und die Pockenkranken werden nicht aufgenommen. — Nachdem ich so in kurzen Umrissen die Principien kurz angeführt habe, welche für das Maison Dubois maßgebend sind, will ich zu dem Personal desselben übergehen. Für die Krankenbehandlung sind drei Chef-Aerzte vorhanden und zwar zwei für innere Kranke und einer für die chirurgische Station — sämmtlich ausgezeichnete Persönlichkeiten in ihrem Beruf. Ihnen zur Seite stehen Assistenzärzte (les internes), welche in der Anstalt wohnen, was bei den Chef-Aerzten nicht der Fall ist, da die Letzteren noch eine vornehme Praxis in der Stadt haben. Neben den Assistenzärzten, ich will sagen I. Classe, sind noch eine gewisse Anzahl von Assistenzärzten II. Classe vorhanden (les externes), junge Mediciner, welche das erste Examen bestanden haben und zu ihrer weiteren Ausbildung in den Vormittagsstunden alle möglichen Dienste leisten. An den Nachmittagen sind sie nicht anwesend, weil sie dann meistens die Hörsäle der medicinischen Universität besuchen. Aber auch Studenten des letzten Semesters ist hin und wieder der Zutritt zu den Operationen gestattet, und diese jungen Leute sind glücklich, wenn sie, bekleidet mit ihren weißen Lazarethkitteln, von den Kranken mit Monsieur le docteur angeredet werden. So kommt es, daß bei der großen Morgenvisite die Chefs von einem Generalstabe oft von acht bis zehn Klinikern umgeben, durch die Krankensäle wandern. Das niedere Personal ist sehr zahlreich und dennoch oft nicht ausreichend. An der Spitze desselben steht die Oberaufseherin (la surveillante), welche eine sehr verantwortliche und einflußreiche Rolle spielt; sie begleitet mit einem Notizbüchelchen versehen den Chef bei seinen Visiten und notirt alle die Bemerkungen desselben, welche sich auf eine Aenderung der Beköstigung, der Medicamente u. s. w. beziehen, und ist für deren Ausführung verantwortlich. Unter ihrem Befehl steht die ganze Schaar der geschulten und nichtgeschulten Krankenwärterinnen (gardes malardes und gardes de ville). Die gardes malardes tragen eine kleidsame Uniform, nämlich kokettes schwarz-weißes Häubchen mit langen, fliegenden Bändern, während die gardes de ville meistens Wittwen oder alte Jungfern aus der Nachbarschaft sind und keine auszeichnende Kleidung besitzen. Die Letzteren erhalten von ihrem Kranken, wenn er ein eigenes Zimmer inne hat, für die Stunden von sieben Uhr früh bis sieben Uhr Abends drei Franken und für jede Nachtwache zwei Franken. Bei dieser Gelegenheit will ich gleich bemerken, daß die französische Republik die Leitung der Hospitäler den barmherzigen Schwestern entzogen hat und das sämmtliche Personal sich aus der weiblichen Laienwelt rekrutirt. Es ist auch untersagt, daß Geistliche aller Confessionen, welche zu einem Kranken gerufen werden, die Anstalt im Ornat betreten, welchen sie nur im Krankenzimmer selbst anlegen dürfen. Während die gardes de ville meistens recht wenig sympathisch waren, schien dies das Gegentheil bei den eigentlichen gardes malardes der Fall zu sein, ich wenigstens war überrascht, unter ihnen so viele hübsche und aufgeweckte, lustige, junge Mädchen zu finden. Dieselben waren indeß, wenigstens in der chirurgischen Abtheilung, nur den operirten Kranken zur Dienstleistung beigegeben; die übrigen Leichtkranken müssen sich mit den nicht geschulten Wärterinnen begnügen. Auffällig

war mir der kameradschaftliche Verkehr, ich möchte fast Mangel an Disciplin sagen, der im Umgang der Oberin, übrigens einer verheiratheten, reizenden und liebenswürdigen jungen Frau, mit ihren Untergebenen üblich war, auch fiel mir auf, daß auf den Corridoren vielfach scherzhafte Lieder von diesen jungen Damen zum Besten gegeben wurden, welche vielleicht in deutschen Anstalten verpönt worden wären. Ob der tägliche Verkehr der jungen Mediciner mit den lustigen gardes malardes für den Innendienst nicht manche Nachtheile mit sich bringe, will ich hier nicht weiter erörtern. Nach meinen Beobachtungen möchte ich doch dem ernsten und theilnehmenden Gebahren der katholischen und evangelischen Krankenschwestern den Vorzug geben. Das männliche Personal der chirurgischen Abtheilung im ersten Stock wenigstens beschränkte sich auf zwei kräftige verheirathete garçons, welche zu allen möglichen Dienstleistungen herangezogen wurden, theils bei den Kranken, wo die weiblichen Kräfte nicht ausreichten, theils zum Transport derselben auf Matratzen, Wagen und Tragsesseln in den ungeheuren Corridoren. Die Zahl dieser garçons war unbedingt zu gering. Dieselben müssen die ersten medicinischen niedrigen Prüfungen gemacht haben, und sie hatten ganz recht, wenn sie sagten: nous ne sont des domestiques, monsieur! An der Spitze des ganzen Etablissements steht ein Beamter der Pariser Stadtverwaltung, Mr. le directeur, welcher außerhalb des Hospitals in einem besonderen hübschen Hause wohnt. Er muß verheirathet sein und übt eine unbeschränkte Disciplinargewalt über sämmtliche Angestellte aus, abgesehen von den Aerzten, welche dem Chef allein unterstehen. Der nächstwichtige Beamte ist der Cassirer, welcher die laufenden Einnahmen und Ausgaben des großen Instituts zu regeln hat. Ein sehr einfacher Mechanismus erleichtert ihm dieses hinsichtlich der kranken Pfleglinge; ein jeder derselben erhält sein eigenes Conto und muß die für ihn auf 14 Tage entfallende Verpflegssumme dort deponiren, worauf nach Ablauf dieser Zeit eine neue Zahlung erfolgt. Da die meisten Kranken aber voraussichtlich mehr als zwei Wochen in der Anstalt verbleiben, so zahlen sie gewöhnlich eine runde Summe, z. B. 300—500 Frcs., pränumerando ein, von welcher ihnen jede Tagesverpflegung abgerechnet wird. Durch die Hände des Cassirers gehen auch die Löhne der Angestellten, welche nach deutschen Begriffen recht niedrig sind, z. B. erhält jede garde malarde 1,90 Frcs. nebst Beköstigung und Logis im Hause, aber ohne Wäsche. Selbst die Aerzte (Internes) haben zwar freies Logis, aber keine Kost, und eine lächerlich geringe Bezahlung, wie auch der Chefarzt monatlich nur 120 Frcs. für Wagen und Pferde erhält. Wie ich mein Erstaunen über diese unglaubliche Knickerei der Pariser Gemeindeverwaltung ausdrückte, sagte man mir, daß die wirkliche Entschädigung dieser Herren in dem Rechte bestände, auf ihren Visitenkarten sich als dirigirende Aerzte des berühmten Maison Dubois aufzuführen, wodurch ihre Privatpraxis mit den entsprechenden Honoraren in der vornehmen Welt in Paris außerordentlich vermehrt werde. Was die Internes betrifft, so erleichtert ihre Wirksamkeit in der Maison Dubois ganz bedeutend ihre dereinstige Niederlassung in den Provinzstädten als praktische Aerzte. Der dritte Hauptbeamte des Etablissements ist: Mr. l'Économe. Er ist es, welcher die riesigen Einkäufe an Lebensmitteln, Hausgeräthen unter der Controle der beiden Küchenchefs und der drei Oberinnen in den drei Etagen des Gebäudes zu besorgen hat. Man sagte mir, daß in den halles centrales täglich Beamte der Stadtverwaltung entsprechend der Kopfzahl der Bewohner die nöthigen Lebensmittel für das Maison Dubois aus erster Hand aufkauften. Ein Näheres über den ganzen Verwaltungs-Mechanismus konnte ich indeß nicht erfahren. Der so wichtige Nachtdienst des Hauses ist in der Weise geregelt, daß eine surveillante de nuit denselben von acht Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens überwacht; unter ihrer Controle stehen drei veilleurs de nuit, welche das Anzünden und Löschen der Gasflammen und der in jedem Zimmer befindlichen Nachtlämpchen zu besorgen haben, sich aber auch, wenn ein Allarmglöckchen des elektrischen Apparats von einem Krankenzimmer her erschallt, sofort in dasselbe zu begeben haben, um sich nach der Ursache bei dem Kranken zu erkundigen. Nur in sehr dringenden Fällen, worüber die surveillante de nuit (eine erfahrene Matrone) zu entscheiden hat, wird der wachthabende Assistenzarzt geweckt und gerufen. Das ganze ungeheuere Gebäude bildet ein Viereck, in dessen Mitte sich ein geräumiger Garten für die Reconvalescenten befindet, welche bei schönem Wetter sich daselbst einfinden, um sich zu unterhalten. Ein Fahrstuhl ermöglicht den Transport der nicht marschfähigen Kranken. Am Ende des Gartens ist die Leichenhalle, wo die Verstorbenen drei Tage bis zu ihrer Beerdigung aufbewahrt bleiben. Die Reinlichkeit in dem großen Etablissement ist geradezu bewunderungswerth. Alle Zimmer und Gänge sind gebohnt und werden täglich mit Filzlappen glänzend gemacht. Jeden Morgen um 7½ Uhr beginnt die Zimmerreinigung und Lüftung durch die Wärterinnen und Burschen. Die Wäsche, sowohl Leib- als Bettwäsche, wird in fast verschwenderischer Weise, je nach Bedürfniß des Kranken, gewechselt. Darauf ziehen sich die Wärterinnen auf ein halb Stündchen zurück, um selbst Toilette zu machen (pour se débarbouiller), und zur Zeit der ärztlichen Visite vorschriftsmäßig gekleidet dabei anwesend zu sein. — — Was meine persönlichen Erlebnisse während meines 3monatlichen Aufenthaltes in dem Maison Dubois betrifft, so habe ich, unter Hinweis auf die obige Darstellung, eigentlich nicht viel Neues zu berichten und hatte im Allgemeinen nur selten Ursache, mich zu beschweren. Höchst unliebsam war für mich die Nähe der großen Bahnhöfe du Nord und de l'Est mit ihrem fast ununterbrochenen Pfeifen und Rasseln. Man erklärte mir diese ungünstige Lage des Hospitals damit, daß bei seiner Gründung 1802 und viele Jahre später noch die ganze Umgegend aus lauter Gemüsefeldern bestanden hätte. Das Meublement meiner Stube war modern und anständig. Der Morgenkaffee war augenscheinlich für sehr schwächliche Patienten berechnet. Entschädigt wurde man um 10 Uhr durch eine kräftige Fleischbrühe; um 12 Uhr wurde das Mittagessen servirt. Dasselbe bestand aus einer dünnen Suppe, Fisch oder Eierspeise au choix, einer süßen Speise und Dessert. Dieses sogenannte déjeuner wurde auf einem kleinen vierrädrigen Wagen mit Heizvorrichtung in jeder Abtheilung an die betreffende Zimmerthür gefahren. Um 1 Uhr fand das déjeuner des Personals statt und in dieser Zeit mußte ich oft die Erfahrung machen, daß auf mein Läuten Niemand erschien. Ueberhaupt ließ dieser Punkt viel zu wünschen übrig; die 2 garçons waren nicht ausreichend und es war daher rathsam, sich in gutes Einvernehmen mit ihnen zu stellen, um so mehr, als meine Wärterin ebenfalls von 1—2 Uhr sich nach ihrer städtischen Wohnung zum Essen begab. Das Nachtessen (diner) wurde bereits um 6 Uhr verabreicht und enthielt 1—2 Speisen mehr. Das Ganze war reichlich und gut gekocht. Ein Uebelstand war die ungekochte Milch zum Trinken, meine Wärterin mußte sie jedesmal aufkochen. Außerdem gab es Limonade und für die beiden ersten Classen weißen Landwein (½ Liter); später erhielt ich auch Rothwein mit Zucker und Wasser, ein recht angenehmes Getränk. Die Lagerstelle war vorzüglich, wenngleich die Leinewand etwas grob war; ebenso war dies der Fall bei der wollenen Oberdecke, die ich bei dem eintretenden warmen Wetter einfach wegwarf. — Charakteristisch ist zu erwähnen ein Verbot, wonach dem geschulten Personal untersagt war, das Haus zu verlassen ohne eine Paßkarte der Oberin der Etage, die dem Portier vorgewiesen werden mußte. Alle kleinen Bedürfnisse wurden daher durch die gardes de ville in der Vorstadt St. Denis für die Mädchen eingekauft und mitgebracht. Des Sonntags Nachmittags ward einer größeren Anzahl der Angestellten Urlaub bis 11 Uhr Abends ertheilt und dann herrschte eine klösterliche Stille in dem großen Gebäude. Wehe dem Kranken, welcher um diese Zeit etwas verlangte, er konnte lange an dem elektrischen Glockenzuge läuten, bevor sich Jemand seiner erbarmte. Dasselbe war der Fall, wenn einer der verheiratheten garçons einen Nacht-Urlaub bekam und sein College in einem andern Flügel der ausgedehnten Abtheilung dienstlich beschäftigt war. Hierin müßte Wandel geschaffen werden! — Mit meinen Wärterinnen hatte ich entschieden Unglück; ich wechselte dieselben 5 Mal, bis ich endlich in der 6. und letzten eine gefällige und auch chirurgisch gebildete Frau fand, die all meinen gerechten Anforderungen entsprach. Sie war die Tochter eines bei Orleans gefallenen Officiers und die herbe Noth hatte sie zu dieser wenig standesgemäßen Beschäftigung getrieben. In ihrer Mutter lernte ich eine würdige und sehr gebildete Dame kennen und bekam dadurch einen Einblick in die elenden Pensionsverhältnisse der französischen Officierswittwen und Waisen. Hinsichtlich meiner ärztlichen Behandlung bedauerte ich lebhaft die Kürze der Zeit, welche der allverehrte Chef der chirurgischen Abtheilung Dr. P. mir widmen konnte, aber dieser freundliche und liebenswürdige Arzt war durch die schweren täglichen Operationen so in Anspruch genommen, daß er die minder wichtigen Fälle, wie z. B. den meinigen, im großen Ganzen seinen zwei Assistenzärzten überlassen mußte, eine

Zahl für den Bedarf augenscheinlich zu gering, so daß die Frau Oberin Md. F. öfters für dieselben eintreten mußte. Das Maison Dubois wird vielfach von fremden Aerzten besichtigt, theils um den gewagtesten Operationen des Chefarztes Dr. P. beizuwohnen, theils um den inneren Dienstbetrieb des Hauses kennen zu lernen. Auf diese Weise hatte ich das Vergnügen, einen jungen, deutschen Arzt, Dr. Roth aus Stuttgart, kennen zu lernen, der mich, so oft seine Zeit es erlaubte, in meinem einsamen Krankenzimmer besuchte. Eine schlimme Periode war die Zeit, in welcher der Chef eine wissenschaftliche Reise nach Berlin zum Geheimrath Dr. Langenbeck unternahm und der 2. Assistenz-Arzt einen längeren Urlaub antrat, sodaß der ganze chirurgische Dienst der Abtheilung dem 1. Assistenzarzt Dr. S. aufgebürdet werden mußte. Aber dieser energische, kenntnißreiche Mann zeigte sich seiner Aufgabe gewachsen, indem er das Unterpersonal oft noch in später Stunde in Thätigkeit setzte. Schließlich will ich noch erwähnen, daß das Maison Dubois eine eigene Apotheke besitzt, deren Leistungen nur insofern zu meiner Kenntniß kamen, als das mir verabreichte Vichy-Wasser ein recht minderwerthiges Fabrikat war. Wenn ich nun zum Schluß das Resultat meiner Beobachtungen nach einem dreimonatlichen Aufenthalte im Maison Dubois zusammenfasse, so glaube ich zu der Annahme berechtigt zu sein, daß ich in einem deutschen für zahlende Kranke berechneten Hospital nicht nur ebensogut, sondern vielleicht theilnehmender und eingehender behandelt worden wäre, was indeß dem überbürdeten, ärztlichen Personal keineswegs zum Vorwurf gereichen soll. Ausdrücklich bemerke ich, daß von einer deutsch-feindlichen Gesinnung auch nicht das Geringste zu bemerken war. Aber das Bewußtsein, in einem fremden Lande, unter lauter Franzosen sich zu befinden, unaufhörlich in einer fremden Sprache zu reden, verbunden mit der Langwierigkeit der Genesung, mußte selbstverständlich einen deprimirenden Eindruck auf mich machen, wobei auch der gegen deutsche Verhältnisse erheblich höhere Pensionspreis noch in Betracht kam. Wir rathen daher jedem plötzlich erkrankten Deutschen zu Paris, wenn es sein Zustand irgendwie erlaubt, sich unverweilt nach der Heimath zu begeben, was durch den täglich verkehrenden Expreßzug du chemin de fer du Nord leicht zu ermöglichen ist, da derselbe schon in 11 Stunden Köln erreicht und einen Wagen-lit mit sich führt. — Würde man es glauben, daß die die Assistenzärzte (les internes) bei der ersten Morgen-Visite mit der Cigarette im Munde an die Krankenbetten, selbst der Damen, traten? Aber — vive la liberté! . . . Noch ein anderes Beispiel des Mangels an Disciplin will ich anführen: Jeden letzten Sonntag eines Monats vereinigen sich sämmtliche Herren Internes und Externes zu einem Souper im sogenannten Refectorium des Hauses. Bald artet dies Symposion in eine Orgie aus; man singt, man lärmt, man erleuchtet die Fontaine des Gartens, in welcher der Eine ein unfreiwilliges Bad mitunter nehmen muß u. s. w. Jeder Theilnehmer ist berechtigt, „seine Dame“ in großer Toilette mitzubringen! . . . Mr. le Directeur fait la sourde oreille zu diesen Vorgängen, aber er wagt diesem Unfug nicht entgegenzutreten. „Wir würden ihn sofort am anderen Morgen in corpore verlassen“, prahlte ein junger externe. „Und wo bliebe dann die erste Visite?“ — Wäre dergleichen in deutschen Hospitälern möglich?

Bücherbesprechungen.

— **Die Rettung der Menschen durch Christum,** in neuer Weise aus der Schrift entwickelt von Paul Johannes. **Erster Theil. Die objective Seite.** Meißen, H. W. Schlimpert. 1898. 3 ℳ 60 ₰. — Der theologische Hauptfeind, gegen den der Verfasser kämpfen will, ist der berühmte Beck, mit dessen Schülern er unliebsame Erfahrungen gemacht hat. Gegen seine „halbkatholische“ Rechtfertigungslehre will er in einem zweiten Bande noch einen besonderen Kampf eröffnen, wenn er die subjective Seite der Erlösung behandeln wird. Die hier vorliegende Darstellung der objectiven Seite hat ihn natürlich zunächst in Gegensatz zu Ritschl gebracht, und dessen Versöhnungslehre hauptsächlich nach ihrer exegetischen Seite hin bildet den hauptsächlichen Angriffspunkt für seine ganze Darstellung. Andere Gegner werden mehr vorübergehend getroffen und selten so, daß die ganze Richtung ihres theologischen Denkens eine Gesammtbeurtheilung erführe. Das hängt zusammen mit dem Hauptmangel, an dem dieses mit erstaunlichem Fleiß und großer Forschungsgabe geschriebene Werk ohne Zweifel leidet: der Verfasser ist sich von vornherein nicht klar darüber geworden, ob er seine Lehre von der Erlösung rein biblisch-theologisch oder dogmatisch behandeln solle. Für die erstere Form wäre er nicht nur wohl befähigt, was er nach dem Eindruck seiner Ausführungen auch für die zweite sein könnte, sondern auch in der erforderlichen Weise ausgerüstet gewesen; für die zweite, die er sich thatsächlich erwählt hat, geht ihm diese Ausrüstung ab. Es ist ein alter, leicht erklärlicher Irrthum, man müsse doch christliche Lehre mit Umgehung aller Meinungen Anderer aus der Bibel unmittelbar schöpfen können. Dem Trieb dieser Vorstellung ist der Verfasser offenbar ursprünglich gefolgt: was die Schrift selbst zu Beck's und Ritschl's Lehre sagt, das muß sich doch feststellen lassen, wenn man ohne alle Voreingenommenheit die biblischen Schriftsteller das aussprechen hört, was sie sagen. In Wahrheit kann man auf diese Weise feststellen, daß diese Theologen die eine oder die andere biblische Stelle falsch erklärt und also in ihrer Verwendung geirrt haben; aber man kann ihr System nicht blos aus der Bibel widerlegen, weil die biblischen Schriftsteller, wie der Verfasser sehr wohl weiß, kein System haben, noch viel weniger aber kann man an die Stelle des ihrigen ein neues System setzen, wenn man nicht die Geschichte der christlichen Dogmatik auf das Gründlichste kennt. Von Ausnahmen eines genialen Ahnungsvermögens, das ganze Gruppen der menschlichen Gedankenwelt mit allen ihren Folgerungen in sich schließt und sie allesammt mitdenkt, ohne sie auf dem Wege des Studiums kennen gelernt zu haben, kann hier füglich abgesehen werden. Dem Verfasser dieses Buches fehlt ohne Zweifel die zu einer dogmatischen Behandlung dieses wichtigsten christlichen Lehrstückes unentbehrliche dogmengeschichtliche Schulung. Die schlimmste Folge davon ist nicht die, daß er bei Aufstellung neuer Lehrformen, wie bei der Gnadenwahl und der Stellvertretung, selber gar nicht weiß, ob und in wie weit diese schon vorhanden sind in der Geschichte der christlichen Lehre, wiewohl auch das mißlich genug ist, wenn man einen neuen Gedanken ausgesprochen zu haben glaubt, hinterher zu erfahren, daß er gar nicht neu sei. Das Verhängnißvollste ist vielmehr, daß der Denker auf solche Weise auch gar keine Kenntniß davon hat, auf welche Weise seine Lehre etwa schon ihre Widerlegung gefunden hat und daß ihm irgendwelche mißliche Folgerungen, die sich aus ihr ergeben, ganz unbekannt bleiben können. Sehr wohl aber hätte der Verfasser zweierlei leisten können, entweder eine Darstellung der Schriftlehre von der Erlösung, die bei seiner sorgfältigen und oft sehr glücklichen Schriftforschung trotz aller schon vorhandenen Arbeiten noch manches Neue hätte zu Tage fördern können, oder aber eine Entwickelung der ihn bewegenden Gedankenwelt in mehr erbaulich praktischer Weise, wobei ihm sein gesundes Urtheil über manche kirchliche Frage, das bis jetzt nur ganz vereinzelt stoßweise hervorbricht, sehr zu Statten gekommen wäre. Wir sprechen das aus wegen des angekündigten zweiten Bandes, dessen Fassung vielleicht noch beeinflußt werden kann. Denn obwohl der Verfasser versichert, er sei kein Gelehrter und schreibe kein gelehrtes Buch, so ist doch sein Werk durchaus in der Sprache der Gelehrten geschrieben und nichts weniger als was man populär nennt. Aber gerade als populären Schriftsteller in des Wortes bestem Sinne könnten wir ihn uns recht gut vorstellen in frischer eindringlicher Darstellung seiner Gedanken ohne alle theologischen Gegensätze. Das Alles soll nun natürlich nicht heißen, daß das Buch verfehlt wäre in seiner ganzen Erscheinung. Es ist im Gegentheil sehr viel aus ihm zu lernen und jedenfalls noch viel mehr, als aus dem größten Theil jener theologischen und kirchlichen Literatur, in der die parteimäßig aufgebauschte Phrase mit kühnster, eigenmächtiger Schriftauslegung herrscht. Dem Verfasser ist die Bibel ein Heiligthum, und in seinen exegetischen Ausführungen ist er ein ganz respectabler Gelehrter. Ihm da zu folgen ist lehrreich und anregend, und die Leser, die dazu befähigt sind, Theologen und gelehrt gebildete Laien, werden sich auch durch die vielen Druckfehler nicht beirren lassen, die noch reichlich vorhanden sind außer den „störenden“, die am Schluß verbessert werden. B. K.

— **Neue theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache** für deutsche Schulen und zum Selbstunterricht von **Giuseppe de Botazzi,** Lehrer der italienischen Sprache und Literatur in Stuttgart seit 1887. Gr. 8°. Geheftet 2,40 ℳ, gebunden 3 ℳ Stuttgart, Verlag von Strecker

& Moser. — Wer so viel Italienisch lernen will, als nöthig zu einer Reise in Italien, wird das vorliegende Buch mit Erfolg benutzen können, denn es ist in jeder Weise auf die Alltagssprache zugeschnitten und enthält von grammatischen Regeln nur das unumgänglich Nöthigste, daher ist in der Bezeichnung „theoretisch-praktische Grammatik" das erste Wort zu viel. Botazzi's Buch entspricht etwa dem ersten Cursus der sehr verbreiteten italienischen Conversations-Grammatik von Sauer-Cattaneo, bringt aber in den Uebungssätzen und Dialogen oder Conversationsübungen viel zweckdienlicheres Material als jene, dagegen sind manche Regeln so kurz gefaßt, daß dieses Buch kaum zum Selbstunterricht genügen dürfte, selbst in einem solchen Elementarwerk darf die Erklärung für die Bildung des Passivums z. B. oder für die Uebersetzung des deutschen „Man" nicht so flüchtig und ungenügend sein. Die als „abgestufte" Lectüre im Anhang gegebenen Biographien berühmter Italiener, Städtebilder u. s. w. sind Beispiele eines sehr summarischen Verfahrens, über Großes, Schönes und Edles zu berichten, und dem Schüler solche Leistungen als Musterstil vorzusetzen, hat etwas sehr Bedenkliches. G. Locella.

— Weltwanderung. Gedichte von Otto Liebmann. Stuttgart, 1899, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Preis 2 M. 50 ₰, geb. 3 M. 50 ₰. — Die Form dieser Dichtungen zeigt eine wohlthuende Glätte. Auch in den kunstvollen Reimverschlingungen des Sonetts bewegt sich der Dichter ohne fühlbaren Zwang, und in den Hymnen erhebt sich seine Sprache zu stolzem Schwung und üppigem Reichthum. Indessen nicht die Form macht den Werth dieser Gedichte aus, sondern ihr gewichtiger und tiefer Gedankeninhalt. Es war kein geringes Wagniß, die Lehren der großen Philosophen über Ursprung und Ziel der Weltschöpfung, über die Bedeutung und die Schranken der Naturgesetze u. s. w. in Vers und Reim fassen, kurzum eine Art Encyclopädie der Weltweisheit in poetischer Form geben zu wollen. Der Dichter verspricht viel, wenn er in der „Einladung" (S. 3) sagt:

Tritt ein, o Fremdling, tritt in diese Hallen,
Wenn du geneigt dich fühlst, dein Ohr zu schenken
Dem Lebensernst, dem Sinnen und dem Denken,
Nicht blos der Lust an leichtem Wohlgefallen.
Gar Mancher wird am Thor vorüberwallen.
Du aber bleibst, gewillt dich zu versenken
In's Räthselhafte. Komm, ich will dich lenken
An einen Ort, wo Töne dir erschallen,
Die aus des Menschenherzens Tiefe quellen,
Die ahnungsvoll von fern dir schon erklungen,
Wenn einsam du mit Welt und Gott gerungen.
Ich führe dich, nimmst du mich zum Gesellen,
Zu hohen Weisen, die dir deutlich sagen,
Was dunkel du gefühlt seit jungen Tagen.

Aber es wäre unbillig, wollte man nicht zugestehen, daß er dieser schwierigen Aufgabe gerecht geworden ist in einer Weise, die Hochachtung, wo nicht Bewunderung verdient. Besonders anzuerkennen ist, daß der Dichter nicht darauf ausgeht, uns auf ein bestimmtes System festzulegen, sondern daß er uns alle bedeutenden Versuche großer Geister, die ewigen Räthsel des Daseins zu lösen, vorführt und sich bemüht, jedem Forscher sein Recht zukommen zu lassen: Thales und Pythagoras so gut wie Leibniz und Descartes, der Lehre Buddha's so gut wie der Weltsendung Christi. Und wenn auch die Glaubenssätze der christlichen Kirche nur beiläufig gestreift werden, den innersten Kern des Christenthums hat er vollkommen richtig erkannt. Das bezeugt die warme Begeisterung, mit der er (S. 127) die Barmherzigkeit, das heilige Mitleid feiert, das beweist ferner der wundervolle Hymnus (S. 166—173) auf die Caritas, das schöne Sonett (S. 122) „Nachfolge Christi" und manche andre Stelle. Otto Liebmann ist Philosoph von Beruf. Die gelehrte Fachliteratur verdankt ihm verschiedene Werke, die seinen Namen rühmlich bekannt gemacht haben. Auch in der vorliegenden Gedichtsammlung geht er, wie man sieht, auf den ihm geläufigen Bahnen. Er hegt vielleicht die Hoffnung, durch die poetische Form die philosophischen Gedanken Manchem näher zu bringen, der vor Titeln wie diese: „Ueber den individuellen Beweis für die Freiheit des Willens" und „Zur Analysis der Wirklichkeit" scheu zurückweichen würde. Ob diese Hoffnung Aussicht auf Verwirklichung habe, darüber wagen wir keine Voraussage. Leichtverdauliche Kost sind auch diese Dichtungen nicht. Wer das Leben nur von der leichten Seite zu nehmen liebt, der mag lieber die Hand davon lassen. Aber so viel steht fest, daß die Sammlung „Weltwanderung" eine überaus werthvolle Bereicherung der philosophischen Dichtung darstellt und ebenso wegen der classischen Form wie wegen des bedeutsamen Inhalts auf Beachtung Anspruch hat. Wen die Natur mit einem ernsten Geiste begabt hat, wen ein inneres Bedürfniß treibt, hinter der bunten Vielgestaltigkeit der Schöpfung nach dem Schöpfer zu suchen, der darf vertrauensvoll den Dichter der „Weltwanderung" zum Geleitsmann nehmen und wird mit herzlichem Danke für treue Führerdienste von ihm scheiden. R. B.

— Pierres de Strass. Imitationen von Theodor v. Sosnosky. Wien, Pest, Leipzig 1898, A. Hartleben's Verlag. Preis geh. 2 M. 141 S. — Mit derartigen literarischen Spielereien kann ich mich nicht einverstanden erklären. Wenn es dem Verfasser auch gelungen ist, theilweise Gedankeninhalt und Ausdrucksform der nachgeahmten Schriftsteller in glücklicher Weise zu treffen, so bleiben diese Imitationen doch immer nichts als Parodien, die in demselben Werthverhältniß zu den Originalen stehen, wie etwa eine Vogelpfeife zu einer Nachtigall. Wenn der Autor in seinem Vorworte fragt: „Warum erfreuen sich denn Stimmporträts und Verwandlungskünste immer so großen Beifalls? Warum hört und sieht man sich nicht lieber die Originale an? Was der Stimme und dem Gesicht erlaubt ist, muß auch der Feder gestattet sein!", so antworte ich ihm: „Mit nichten, denn Gesang und Verwandlungskunst sind reproductive Bethätigungen, für die ein ganz anderes Werthungsmaß in Frage kommt, als für die productive Dichtkunst. Die Illusion, als lese man das betr. Original selbst, hat man beim Lesen dieser Imitationen nicht, denn wie sollte es auch möglich sein, daß sich ein Schriftsteller in zwanzig oder noch mehr geistige Individualitäten so hineinlebt, daß er sie täuschend nachzuahmen vermöge! Somit aber ist die Aufgabe, die sich Sosnosky gestellt hat, ohne allen literarischen Zweck. Man kann es nur bedauern, daß ein anscheinend nicht unbegabter Schriftsteller so viel Federzüge an die höchst untergeordnete dichterische Aufgabe der Charakterisirung fremder Individualitäten verwandt hat, anstatt uns seine eigene Individualität darzustellen. W. Dgs.

— Das Wetter, meteorologische Monatsschrift für Gebildete aller Stände (Verlag von Otto Salle in Berlin W.), beginnt jetzt den 16. Jahrgang. Die populär gehaltene Zeitschrift steht unter der bewährten Leitung des bekannten Meteorologen Prof. Dr. Aßmann, Abtheilungsvorstands im Berliner meteorologischen Institute. Sie ist nach der nur für Fachleute bestimmten Deutschen Meteorologischen Zeitschrift das gelesenste und empfehlenswertheste Fachblatt für Witterungskunde. Der vorliegende 15. (1898er) Jahrgang bringt einige sehr lesenswerthe Beiträge zu dem jetzt auf der Tagesordnung wissenschaftlicher Discussion stehenden Thema von der Luftelektricität (Dr. Arendt über St. Elmsfeuer, Ing. Fajdiga über atmosphärische Elektricität und Blitzableiter, der Herausgeber über die Mechanik eines Gewitters), eine alle früheren Untersuchungen zusammenfassende und neue Gesichtspunkte aufstellende Abhandlung über die kalten Tage im Mai von Dr. Hennig, eine zeitgemäße Untersuchung Prof. Hellmann's über die milden Winter, eine längere culturgeschichtliche Skizze über den Schnee von Kunze in Suhl. Der kühne Ballonmeteorologe Berson spricht über seine Hochfahrt in England, Dr. Meinardus über den schädlichen Eisregen vom 20. October l. J. und Dr. Arendt über das Nordlicht vom 9. September. Dr. v. Romer in Lemberg unterzieht die Methode der bekannten Brückner'schen „Klimaschwankungen seit 1700" einer eingehenden Kritik und Joh. Schubert behandelt den noch immer nicht aufgeklärten Einfluß des Waldes auf die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft. Nimmt man hinzu, daß jedes Heft Kartenbeilagen, Witterungsberichte und meteorologische Notizen, passend zur Controle Falb'scher Statistik, enthält, so wird man zugeben müssen, daß der Herausgeber gehalten hat, was er im Vorworte zum 1. Jahrgange versprach: Es gilt, neben der Meteorologischen Zeitschrift ein anderes Organ zu schaffen, welches, von rein fachwissenschaftlicher Behandlung absehend, an einen möglichst großen Kreis von Freunden der Meteorologie sich wendet, um diesen alles Neue und Interessante mitzutheilen, was im Luftmeere vorgeht, ihnen das Verständniß hierfür eröffnend und vertiefend und hierdurch sie selber allmälig zu bewußten oder wenigstens zu gelegentlichen Mitarbeitern machend." Wir wünschen dem Wetter auch im neuen Jahre recht viele achtsame Leser und tüchtige Mitarbeiter. J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 9. Sonnabend, den 21. Januar, Abends. 1899.

Kloster Nimbschen und Katharina von Bora.

Zum 22. Januar.

Eng verknüpft mit der Reformationsgeschichte in Sachsen und dem Leben Luther's ist der Name des Klosters Nimbschen. Denn hinter seinen Mauern verlebte Katharina v. Bora ihre Jugendzeit, bis die Lehre des Reformators auch in diese Abgeschiedenheit drang und in den jungen Seelen zündete. Bei der vierhundertsten Wiederkehr des Geburtstags Katharina's dürften daher einige Bemerkungen über das Kloster willkommen sein, dessen Ruinen noch heute jedem Besucher von dem Sieg der evangelischen Freiheit über päpstliche Gefangenschaft erzählen. Markgraf Heinrich der Erlauchte hatte um das Jahr 1240 aus dem reichen Bergsegen seines Landes ein Nonnenkloster vor dem Bäckerthore zu Torgau gegründet „zur Vergebung seiner Sünden, zum Seelenheil und Gedächtniß seiner ersten Gemahlin Constantia[1]), wie auch seiner Mutter Jutta und aller seiner Vorfahren“. Es war eingerichtet nach der Regel des h. Benedikt und Bernhard[2]) und der Aufsicht des Abts zu Kloster Pforte bei Naumburg unterstellt. Man nannte es Thronus Mariae oder Thronus Dei, Namen, die ziemlich das Gleiche bedeuteten; denn es war gestiftet „in die Ehre und zum Dienste Gottes und seiner geheiligten jungfräulichen Mutter“. Aber bereits im Jahre 1251 zogen die Nonnen *von Torgau aus nach* Grimma. Hatte das Kloster im Kriege *(1246—49),* der die Torgauer Gegend stark heimsuchte, zu leiden gehabt, oder waren Mißhelligkeiten mit dem Rath der Stadt[3]) die Ursache: wir wissen es nicht. Heinrich wies den Nonnen das Hospital zu Grimma, das er hier an seinem Lieblingsorte im Jahre 1238 der h. Elisabeth[4]) zu Ehren erbaut und dem Torgauer Kloster bereits übergeben hatte, zur Wohnung an. Die jetzige Superintendentur ist das ehemalige Kirchengebäude; hier befanden sich die Altäre der h. Jungfrau Maria und des h. Märtyrers Laurentius, welcher der Patron und Schutzheilige des Stifts Merseburg war, unter dessen Sprengel auch die Stadt Grimma mit ihrer Pflege auf dem linken Muldenufer gehörte. Reste der Kirche lassen sich noch jetzt erkennen;[5]) das Wohngebäude stand daneben.[6]) Man wird kaum fehlgehen anzunehmen, daß schon von vornherein nur ein vorübergehender Aufenthalt hier in Grimma geplant war; denn es würde mehr als weibliche Laune verrathen, wenn die Nonnen bereits nach sieben Jahren dem Markgrafen zum zweiten Male ihre Unzufriedenheit mit dem neuen Wohnsitz an den Tag gelegt hätten.[7]) Im Jahre 1258 hatte nämlich die Aebtissin das kleine Dorf „Nimmitzsch[8]) mit Gerichten und aller Zugehör“ von dem Besitzer Hartung von Rödeberg (Rüdeburg) gekauft, um dorthin das Kloster zu verlegen[9]) So glaubte sie wohl, den Nonnen, die ganz entfernt vom Leben und Treiben der Welt wohnen wollten, wie der Ordensregel nachzukommen, welche forderte, die Klöster nicht in Städten, Schlössern oder größeren Dörfern, sondern an einsamen Orten anzulegen. Sie fingen also an, in der lieblichen Muldenaue oberhalb Grimma eine Kirche und die Klostergebäude zu errichten, wozu ihnen Bischof Heinrich vierzigtägigen Ablaß gab, welchem Bischof Theodor zu Naumburg „in gleicher Wohlthätigkeit“ nachfolgte. 1282 schon ward eine Vergrößerung nöthig, weshalb verschiedene Bischöfe von Neuem das Kloster unterstützten. 1291 fand die Einweihung der Kirche statt, die abermals mit reichem Ablaß ausgesteuert ward.[10]) Erst von dieser Zeit an mögen sich sämmtliche Nonnen nach Nimbschen gewandt haben. Ihr altes Kloster- und Kirchengebäude in der Stadt verblieb ihnen; sie besaßen es noch im Jahre 1523. Der Probst des Klosters und von 1279 an Visitator für alle Zeit war der Abt zu Pforte, während den weltlichen Aufseher, den Kloster- oder Schutzvoigt, auch Conservator genannt, das Kloster selbst zu wählen hatte. Eine Aebtissin, der eine Priorin und Unterpriorin beigegeben waren, stand den Nonnen vor. Unter dem Titel Beichtväter der Nonnen ließen sich stets einige Mönche, die von Pforte hierher beordert wurden, im Kloster verpflegen; sie hatten den Gottesdienst und die Seelsorge zu verwalten, benahmen sich aber meist sehr anmaßend und stifteten nicht selten geradezu Unfrieden.[11]) Wir hören ferner von einer Küsterin, Siechmeisterin, Kämmerin, Kellnerin, Sängerin u. A. Dazu kam eine stattliche Anzahl von Laienbrüdern, welche die Aecker, Weinberge, Mühlen und andere weltliche Güter zu verwalten und deren Oekonomie zu besorgen hatten; auch ein Hof-, Küchen- und Fischmeister fehlte dem Kloster nicht. Wie hoch sich die Zahl der wirklichen Ordensschwestern belief, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Wahrscheinlich waren es in den ersten Jahrhunderten nicht mehr als höchstens 24 bis 30; ja anfangs, als das Kloster in Grimma bestand, mag die Zahl der Nonnen noch geringer gewesen sein wegen der immerhin beschränkten Wohnungsverhältnisse daselbst; diese waren vielleicht auch der Grund, daß einige Schwestern nach Marienstern übersiedelten, als dessen Mutteranstalt unser Kloster angesehen wird.[12]) Später wuchs die Anzahl der Nonnen auf etwa 50 an, wie aus einer Reihe von Jahresrechnungen der letzten Aebtissin, der Margarethe von Haubitz, hervorgeht; sie stammen aus den Jahren 1509 bis 1519.[13]) Hiernach befanden sich im Jahre 1509 im Kloster 44 adlige Jungfrauen, 5 Conversen (Laienschwestern) und 4 Mägde (= 53 Personen), wozu noch der Vorsteher, Prediger, Schreiber u. A. und das Dienstpersonal im Wirthschaftshofe — gegen 40 Personen — kamen. Im Jahre 1518 betrug das Personal im Kloster 54, im Klosterhofe 41 Personen; außerdem werden noch 5 Klosterkinder angeführt, so daß damals täglich genau 100 Personen zu speisen waren. Später, als die Klostermauern das Eindringen der neuen Lehre nicht zu hindern vermochten und allein im Frühling 1523 wenigstens 15 Nonnen dem Kloster entflohen waren, verringerte sich schnell ihre Zahl. Die Rechnung von 1526 führt nur noch 19 Ordensschwestern namentlich an; 1531 fanden die Visitatoren 16 Nonnen vor, 1539 waren nur noch 6 vorhanden, und endlich, seit Anfang des Jahres 1543 stand das Kloster-

---

[1]) Es war Herzog Leopold's von Oesterreich Tochter; mit Heinr. d. Erl. vermählt i. J. 1236; gest. 1243.

[2]) Heinr. d. Erl., fromm bis zum Aberglauben, vergleicht den h. Bernh. mit der Sonne, die alle Sterne an Licht und Glanz übertreffe.

[3]) Nach einem Briefe des Merseburger Bischofs v. J. 1271 scheinen solche bestanden zu haben. Auch in andern Städten waren die Ordenspersonen vielfach unbeliebt.

[4]) Durch seine Mutter Judith, Schwester Ludwig's des Heiligen, war der Markgraf mit ihr verwandt.

[5]) Vergl. Chr. Gottl. Lorenz, „Die Stadt Grimma“ III, S. 1692, dazu die beigegebene Zeichnung, die diese Reste darstellt.

[6]) Die Angabe, das Kloster habe in der Gegend der Baderei vor dem Leipziger Thore gestanden (Hasche's Magazin d. sächs. Gesch. aufs Jahr 1789) ist falsch.

[7]) Lorenz, a. a. O. I, S. 129.

[8]) So in den ältesten Urkunden, später: Nimtsch, Nimtschen, Nymschen, Nimptschen u. a.

[9]) Anfangs sprechen die Urkunden von einem monasterium dominarum in Grimme oder de Grimmis, erst später prope Grimme.

[10]) Hasche's Mag. 1789, S. 170 ff.

[11]) Sachsengrün, I. Bd., S. 82.

[12]) Das Jahr der Einweihung von Marienstern ist nicht bekannt. Das Kloster betrachtet das Jahr 1248 als das seiner Stiftung (v. Weber, Archiv für sächsische Geschichte, Band IV, 1866).

[13]) Sie befinden sich im Archiv zu Weimar.

gebäude leer.[14]) Eine Schule war nie mit unserem Kloster verbunden. Ueberhaupt gab es im heutigen Königreich Sachsen bis zum Jahre 1400 Schulen nur in Meißen, Bautzen, Wurzen, Geringswalde, Leipzig und Zwickau; weder die Mönchsklöster der Benediktiner (Chemnitz, Pegau), der Franziskaner (Zwickau, Freiberg, Dresden, Meißen, Löbau, Kamenz), der Dominikaner (Leipzig, Freiberg, Plauen), der Cistercienser (Altenzella, Buch, Grünhain), der Augustiner (Zschillen, Crimmitschau, Grimma) und der Cölestiner (Oybin), noch die Nonnenklöster zu Marienthal, Marienstern, Großenhain, Riesa, Leipzig, Remse hatten vor dieser Zeit innere oder äußere Schulen aufzuweisen.[15]) Der hohe Stifter hatte für unser Kloster aufs Beste gesorgt und es mit vielen Gütern, Freiheiten und Vorrechten ausgestattet. Außer den umfangreichen Grundstücken, die jetzt das Landesschulgut bilden, und einigen Ländereien, die im Laufe der Zeit zur Grimmaer Stadtflur gekommen sind, besaß das Kloster seit Ende des 13. Jahrhunderts das Patronatsrecht oder wenigstens den Zehnten von vier Kirchen mit ihren Filialen und 26 dazu gehörigen Gemeinden, dazu aus mehr als 90 Dörfern Zinsen von einzelnen Gütern, Hufen, Teichen, Wäldern u. s. w., theils in Geld, theils in Naturalien bestehend. Auch wuchs das Vermögen durch Schenkungen, Vermächtnisse und Legate, durch Gewährung bischöflicher und landesherrlicher Freiheiten, ebenso durch Kauf bedeutend an; denn nie ließ sich das Kloster so leicht eine Gelegenheit zum Gewinn entgehen. Namentlich der gutherzige Markgraf Heinrich unterstützte seine Stiftung mit allen Kräften. So schenkte er im Jahre 1277 den Nonnen den Bergzehnten seiner Lande; dasselbe thaten auf sein Zureden Friedr. von Landsberg (1287) und Landgraf Albrecht (1288), ebenso gab ihnen Unark v. Waldenburg „decimam que in vulgari berchczende nominatur“, wie es in der Urkunde vom 13. Januar 1293 heißt. Es ist dies die älteste Nachricht über den Betrieb von Bergwerken in der Herrschaft Wolkenstein.[16]) Auch Landgraf Friedrich der Gebissene erwies dem Kloster i. J. 1308 dieselbe Wohlthat. Sehr hoch freilich werden diese Summen nicht gewesen sein; denn unter den Bergzehnten sind nur die Abgaben zu verstehen, welche dem Landesherrn von den Leuten zu bezahlen waren, die das Gestein der Halden zerkleinerten und es nochmals nach Erz durchsuchten. — Die fromme Ueberredung, man erwerbe sich den Himmel, wenn man den unmittelbaren Dienern Gottes wohlthue, förderte viele Stiftungen, von denen wir nur einige erwähnen können. So vermachte Jutta von Trebissen 10 Mark unter der Bedingung eines „Seelengeräthes“ ihres Mannes — er war Besitzer des Schlosses Trebsen[17]) — und nach ihrem Tode zu ihrem „Jahrgedächtnisse“; Katharina Glockengießerin — einem bürgerlichen Geschlecht zu Grimma angehörig — schenkte zu gleichem Zwecke dem Seelenhause des Klosters jährlich 5 Schillinge und später 12 Schillinge zu einer ewigen Lampe. Bischof Paul von Tyberias, wohl ein Weihbischof aus der Merseburger Diöces, stiftete zu seines Namens Gedächtniß eine Kapelle und einen Altar in der Klosterkirche und steuerte mit 40tägigem Ablaß Alle aus, die an hohen Festtagen hier zum Gottesdienst erscheinen würden. Auch andere Bischöfe sorgten aufs Beste für das Kloster, besonders mit Ablaßbriefen; sogar die Päpste zeigten sich wohlthätig: sie confirmirten dem Kloster seine Patronatsrechte oder beschenkten es mit Ablaß, selbst auf mehrere Jahre, wie Martin V. Gaben kamen von allen Seiten. Die Ronen, ein reiches Grimmaer Bürgergeschlecht, vermachten dem Kloster im Jahre 1305 einige Zinsen, die sie zu „Vorstchyn“ (d. i. Förstgen am rechten Muldenufer) in Lehn besaßen; Dietrich von Torgau schenkte ihm ein Stück Feld bei der Stadt und einen Teich; Burggraf Albrecht von Leisnig eignete dem Kloster die Mühle zu „Wendisch-Batyn“ (d. i. Kleinbothen) an; „Heinrich Marschalk von Froburgk und Witego, pawel vnnd Johann“ schenkten das halbe Dorf Hartha (die „hardt“)[18]) „vnser lieben mohmen (Muhme) frawen Ilsenn, der Ebtischin zu Nympzschinen“. Recht ansehnlich wuchs das Klostervermögen auch durch die Ausstattungen und Leibgedinge, die den geistlichen Bräuten, meist aus adligen und wohlhabenden Familien stammend, bei ihrer Einkleidung mitgegeben wurden und nun im Besitze des Klosters verblieben. Die Klosterschwester Adelheid v. Welsow z. B. brachte im Jahre 1267 eine halbe Hufe zu Welsow bei Torgau als Aussteuer mit; Heinrich von Coldiz und Wolkenburg stattete seine beiden Töchter, als sie 1282 ins Kloster eintraten, mit Großbothen[19]) aus; durch die geistliche Braut Katharina v. Schönberg erhielt das Kloster jährlich 2 Schock Zinsen, auf ihres Vaters Gütern zu Zschepa verschrieben, und ein Jahr später (1470) verpflichtete sich Herr Friedr. Grosche (Große) auf Trebsen, seiner Tochter Margarethe jährlich, so lange sie lebe, 4 Schock Groschen, 2 Viertel Bier, ein halbes Rind, ein Schöps, ein Schwein, einen Scheffel Weizen u. A. zu geben.[20]) Viele Ländereien brachte das Kloster auch durch Kauf an sich. Schon 1275 erwarb es von Conrad v. Rüdeburg das Dorf Hösgen für 300 Mark Silber zugleich mit dem Patronatsrecht und dem Holzflößzoll. Dieser bestand in der Abgabe je eines Brettes von den 20—30 Schock, die ein Floß bildeten. Es scheint schon um diese Zeit auf der Mulde und ihren Nebenflüssen, besonders der Zschopau und Flöha, die Flößerei sehr lebhaft betrieben worden zu sein; namentlich aus den Aemtern Lauterstein, Wolkenstein und Augustusburg brachte man viel Tannen- und Fichtenholz die Flüsse herab. Vor dem Wehre der großen Mühle von Grimma erreichte die Fahrt ihr Ende, und es wurde nun das Holz an die Bürger verkauft. Daß die Nonnen größere Ländereien des Dorfes Schellewitz, welches zwischen Hösgen, Skortitz und Förstgen lag — heute eine wüste Holz- und Feldmark, zu Förstgen gehörend —, in den Jahren 1278 und 1284 an sich brachten, erwähnen wir deshalb, weil hierbei in der Urkunde eines Weinbergs gedacht wird, gewiß eines der frühesten Daten für den Weinbau in der ganzen hiesigen Gegend. Fast gleichzeitig erwarb das Kloster 9 Hufen und 3 Hofstätten (areae) von Skortitz, später das ganze Dorf. Schaddel erlangten die Nonnen zugleich (1297) mit Kleinbothen[21]) von Hartung v. Riedeburg; verschiedene Dörfer in der Nähe von Torgau erwarben sie sich u. A. m. — Natürlich ging es bei solchen weltlichen Geschäften der frommen Anstalt nicht ab ohne Streit und lange Prozesse. Bald gab es einen Zwist mit Torgau oder mit dem Müller von Großbardau, mit der Stadt Grimma wegen der Pfarrkirche oder einer Schaftrift; Hösgen und das Patronatsrecht daselbst bildete einen immerwährenden Zankapfel: aber aus all' diesen Streitigkeiten ging Nimbschen meist siegreich hervor. Die Klöster hatten eben immer Recht, und „es mochte einem ehrlichen Juristen wehe thun, sie nicht auch zwacken zu dürfen, wenn sie zuweilen den Zaum der Gesetze zerrissen“. Wagte eine Unterherrschaft oder ein kecker Richter, sich ihnen zu widersetzen, so liefen bei Hofe Klagen ein, und sofort erfolgten Schutzbriefe, Befreiungen, eigene Richter. So gab im Jahre 1347 der Markgraf den Nonnen zwei Schutzrichter und befahl allen seinen Voigten, dem Kloster keinen Eingriff in seine Gerichtsbarkeit zu thun.[22]) Hitziger ward der Streit geführt und ungleich gefährlicher war er, wenn, wie es häufig der Fall, Kloster contra Kloster im Zwist lag. Da durfte man schon zufrieden sein, wenn das reiche Cistercienserkloster zu Mühlberg oder der Abt zu Zelle, der Convent des mächtigen Klosters Buch oder die benachbarten Augustinermönche in Grimma zu einem überhaupt annehmbaren Vergleiche sich herbeiließen, falls er auch eines bittern Beigeschmacks nicht entbehrte. — Angesichts des bedeutenden Klostervermögens und der hohen Gönnerschaft, deren sich die Nimbschner Nonnen allzeit zu erfreuen hatten, muß es befremden, daß wir nicht selten Urkunden begegnen, die von Armuth und Lasten sprechen. Solche Aeußerungen einflußreicher Wohlthäter sollten jedoch wohl nur dazu dienen, fromme Seelen zur Liebesthätigkeit aufzumuntern. So schreibt Bischof Johann zu Meißen, ein warmer Freund der Nonnen, in einer Urkunde vom Jahr 1353, daß „das arme Kloster sich von seinen Einkünften ohne Hunger und Gebruch nicht wohl erhalten könne“, ebenso redet 1402 Papst Bonifacius IX. von Mangel und großen Lasten. Von

---

[14]) Lorenz, a. a. O. III, S. 1108 ff.

[15]) Vergl. Neues Archiv f. sächs. Gesch u. Alterthumsk. Bd. VIII, S. 34.

[16]) Welche Metalle damals hier gewonnen wurden, ist aus der Urkunde nicht zu ersehen, wohl aber daß der Haldenzehnte nicht wie sonst in der Mark Meißen den Markgrafen als Inhabern des Bergregals, sondern den Grundherren, den Herren von Waldenburg, zustand. (Vergl. Neues Archiv f. sächs. Gesch. Bd. VII, S. 95.)

[17]) Das Geschlecht, schon um 1100 nachweisbar, scheint 1500 ausgestorben zu sein.

[18]) Von diesem Dorf, welches zwischen Grimma und Grethen lag, ist nur das sog. „rothe Vorwerk“ übrig geblieben

[19]) Es hieß im Gegensatz zu „Windischin-batin“ (Kleinbothen) patin theutonica. Vergl. Deutsch- und Wendisch-Luppa, Deutschen- und Wendischbora.

[20]) Neue Beyträge von Alten und Neuen Theolog. Sachen. Auf das Jahr 1758, S. 444.

[21]) Was der Burggraf Albert zu Leipzig daran besaß, fiel ihnen später (1338) ebenfalls zu.

[22]) Hasche's Magazin, Band VII, S. 27 ff

der Mitte des 15. Jahrhunderts an scheint jedoch das Kloster thatsächlich gesunken, sogar bisweilen in Schulden gerathen zu sein; denn es nimmt Geld auf zu mancherlei Ausgaben, verkauft Aecker, Wiesen u. dergl. Weder waren es Feuersbrünste noch Plünderungen oder Contributionen während der Kriege, unter denen das Kloster zu leiden gehabt hätte, vielmehr ist der Rückgang der Vermögensverhältnisse in der schlechten Bewirthschaftung begründet, dann aber auch in oft unerhörten Erpressungen, denen das Kloster seitens vieler geistlicher Herren ausgesetzt war, endlich in Ueberbürdung mit Personen, die den Nonnen von vornehmen Familien zur Verpflegung aufgedrungen wurden.[23]) Gegen den zuletzt genannten Unfug wendet sich z. B. eine Verordnung Friedrich's des Weisen vom Jahre 1495, die dem Abt von Pforte und der Aebtissin gebietet: Jr wollet hinfurder nicht gestatten einige Personen oder Kinder ohne Unser besonder Wissen und Willen in bemeltes Closter zu nehmen." Auch die im Lande umherziehenden päpstlichen Legaten ließen sich's oft bei den Nonnen wohlsein und erhoben hier wie in anderen Klöstern hohe Abgaben für den päpstlichen Hof. Ferner mußte der Abt von Pforte, welcher der Vorsteher des Klosters war, verpflegt werden, sobald irgend eine Verrichtung ihn nach Nimbschen rief; die Kosten der Hin- und Rückreise trug natürlich das Kloster. Pfortaer Mönche, die, wie oben erwähnt, auf Kosten der Ordensschwestern ein bequemes Leben hier führten — die letzten zogen zu Pfingsten 1526 ab —, waren jederzeit zu Erpressungen geneigt und brauchten um so weniger Verantwortung zu fürchten, als die Klosterrechnungen nur ihrem Abte vorgelegt wurden, der es nicht zu streng nahm, bis endlich um 1500 der Kurfürst auf Bitten der Aebtissin, der das Treiben der Mönche zu toll geworden war, zwei Commissarien ernannte, die bei der Rechnungsabnahme zugegen sein mußten. Wie bereits mitgetheilt, besitzen wir noch eine Reihe dieser Rechnungen. Es ist nun für uns von besonderem Interesse, in dem Jahresabschlusse von 1509 dem Namen der Katharina v. Bora zu begegnen. Unter den 53 Klosterpersonen, welche die Rechnung aufzählt, wird sie als vorletztes adliges Fräulein an 43. Stelle genannt; es folgt ihr nur Ave v. Schönfeld, die übrigen sind Conversen und Dienstpersonen. Aus dieser Reihenfolge darf man schließen, daß Katharina erst im laufenden Jahre 1509 oder im Jahre vorher ins Kloster eingetreten ist; damals stand sie im 11. bez. 10. Lebensjahre. Wie aus einer späteren Rechnung zu ersehen, ward sie im Jahre 1515 als Nonne eingesegnet, als sie 16 Jahre alt war. Unter den Einnahmen des genannten Jahres findet sich nämlich die Bemerkung: „30 Gr. von Katharina von Bhor[24]) off yre eynseghnuge entpfangen Montages nach Francisci Confessoris." Im Kloster fand Katharina eine nahe Verwandte vor „Lene von bore", wahrscheinlich eine Tante, nicht eine Schwester; denn sie war um vieles älter als Katharina; die Rechnung von 1509 nennt sie an 14., die von 1519 an 10. Stelle; von 1520—1525 fehlen die Aufzeichnungen; 1526 findet sich Magdalene von Bora nicht mehr vor, so daß man annehmen muß, sie ist zwischen 1519 und 1526 im Kloster verstorben. Im Uebrigen fehlen uns bis zum 4. April 1523, dem Tage der Flucht, leider alle Nachrichten über Katharina's Leben in Nimbschen. Die schweren Seelenkämpfe, die Luther bestehen mußte, werden der Nonne wohl erspart worden sein; doch wissen wir aus ihrem eigenen Geständniß, daß sie im Kloster oft „hitzig und emsig" gebetet hat, so daß sie später geneigt war, im Vergleich gegen früher sich der Kälte und Laßheit zu zeihen. Aus nahe liegenden Gründen haben es die Feinde Luther's nicht daran fehlen lassen, Nachrichten zu verbreiten, die von einem Verkehr des Reformators mit seiner späteren Gattin berichten, als diese noch Nonne war. So soll nach Varillas' und Engelhard's Erzählungen Katharina sammt ihren Ordensschwestern, angezogen durch Luther's Schriften, ganz besonders durch sein Buch „von den geistlichen und Klostergelübden", eine Einladung an Luther haben ergehen lassen, der er auch, als Edelmann gekleidet, gefolgt sei; bei der Nacht sei er an einem Brunnen mit der leichtfertigen Nonne zusammengekommen, auch habe er unter Vermittelung Wolfgang's v. Zeschau, Priors des Augustinerklosters zu Grimma, einen heimlichen Briefwechsel mit ihr unterhalten. Diese Mittheilungen sind ebenso aus der Luft gegriffen wie die Sache von dem unterirdischen Gang, der das Nonnenkloster mit dem Kloster der Augustinermönche sollte verbunden und den „Damen" Gelegenheit geboten haben, „sündlicher Weltlust" zu huldigen, die in späterer Zeit in Nimbschen eingerissen sei.[25]) Wohl ist es wahr, daß Luther mehrmals, auch vor dem Jahre 1523, sich in Grimma aufgehalten hat, so im Jahre 1516, als er das Kloster revidirte — denn es war ihm die Visitation der Augustinerklöster in Meißen und Thüringen übertragen worden — und im Jahre 1519 unmittelbar nach der Leipziger Disputation auf ein oder zwei Tage, aber in Nimbschen scheint er, wenigstens vor 1523, nicht gewesen zu sein; er hat somit Katharina v. Bora erst bei ihrer Ankunft in Wittenberg am 7. April 1523 persönlich kennen lernen. Daß er an ihr Anfangs kein anderes Interesse hatte, als an ihren acht Gefährtinnen, ist bekannt; denn er dachte zur Zeit nicht daran, sie zu heirathen. „Wenn ich vor 13 Jahren hätte freien wollen," so äußerte Luther einmal in seinen Tischreden, „so hätt' ich Eva Schönfeldin (auch eine von jenen neun Nonnen) genommen. Meine Käthe hatte ich dazumal nicht lieb, denn ich hielt sie verdächtig, als wäre sie stolz und hoffärtig." Noch am 12. October 1524 schrieb Luther an Hieronymus Baumgärtner, aus edlem Nürnberger Geschlecht, der während seines Wittenberger Aufenthaltes eine Neigung zu Katharina gefaßt hatte, die sie auch erwiderte: „Wenn Ihr Eure Käthe v. Bora haben wollt, so beschleunigt die Sache, ehe sie einem Andern gegeben wird, der bey der Hand ist. Ich wenigstens würde mich freuen, wenn Ihr beyde mit einander verheirathet würdet." Als sich Baumgärtner aber mit einem reichen Mädchen seiner Vaterstadt verlobt hatte, gedachte Luther, Katharina an Dr. Caspar Glatz zu verheirathen; doch sie erklärte, sich zu dieser Ehe nicht entschließen zu können. Luther scheint erst im Frühjahr 1525 den Entschluß gefaßt zu haben, sie als Gattin zu wählen. Seine Verheirathung steht also mit der Flucht der Nonnen aus Nimbschen, zu welcher er allerdings gerathen hatte, in gar keinem Zusammenhang. Verschiedene Umstände mögen es gewesen sein, die in Katharina v. Bora und ihren Genossinnen den ganz unerhörten Plan, den Klostermauern zu entweichen, zur Reife gebracht haben. Seit der Landestheilung im Jahre 1485 stand Nimbschen ebenso wie Grimma, Colditz, Leisnig, Eilenburg u. a. unter dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, der bekanntlich der Reformation freundlich gesinnt war. Infolge dessen und namentlich durch die wiederholte Anwesenheit Luther's in Grimma fanden die neuen Lehren hier einen fast beispiellos schnellen Eingang. Bereits am 16. Mai 1519 konnte Luther in einem Briefe an den Erfurter Augustinerprior Johann Lange über Grimma schreiben: „Conversi illic jam dudum regnant" — die Bekehrten haben dort schon längst die Oberhand. Besonders trugen der kurfürstl. Rath und Amtmann Hans v. d. Planitz, der auch bei der Disputation Luther's mit Eck zu Leipzig gegenwärtig war, und der unerschrockene Pfarrer Johannes Garensen, der letzte papistische und zugleich der erste evangelische Pfarrer von Grimma, durch Wort und That bei zur Verbreitung von Luther's Lehren und Schriften. Ihnen gesellten sich in gleichem Eifer eine Reihe von ehemaligen Augustinermönchen bei — die sächsischen Augustinerklöster standen damals im Mittelpunkte der Bewegung; 1522 mag die Hälfte des ganzen Convents in Grimma ausgetreten sein — unter denen als die thätigsten Beförderer der Reformation Wolfgang v. Zeschau, 1522 Spitalmeister am Hospital St. Crucis, 1531 Pfarrer zu Hohnstädt, und M. Joh. Schreiner, 1522 Diaconus, 1527 Pfarrer und 1529 Superintendent, zu nennen sind. Schon 1521 predigte Pfarrer Garensen ganz im evangelischen Geiste und suchte die römischen Gebräuche beim Gottesdienste abzuschaffen; und zu Ostern 1523, also gerade zu der Zeit, als die Nimbschner Nonnen sich auf dem Wege nach Wittenberg befanden, ward zum ersten Mal bei öffentlichem Gottesdienst das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht. Der Bischof von Merseburg, so sehr er auch drohte, er konnte nichts ausrichten. Wohl that er Zeschau, Schreiner u. A. in Bann, wohl rief er wiederholt des Kurfürsten Hilfe an, doch umsonst: das Reformationswerk nahm seinen Fortgang, und bald war Grimma ein Zufluchtsort für manchen evangelisch Gesinnten, der Herzog Georg's Gebiet verlassen mußte; aus Leipzig, aus Mittweida, wahrscheinlich auch aus Oschatz wandten sich mehrere hierher.[26]) Unter diesen Verhältnissen bedarf die Annahme, daß Luther's Flugschriften wider das Klosterleben aus den Jahren 1521 und 22 auch innerhalb der Mauern von

---

[23]) Sachsengrün, a. a. O., S. 82.

[24]) Wir treffen auch die Bezeichnung: K. v. Boer, v. bore.

26) Aug. Schumann, Vollst. Staats-Post- u Zeitungs-Lexikon v. Sachsen, Zwickau 1820, Bd. VII, S. 375 ff.

[26]) Neue Beyträge 1758, S. 449 ff. — Programm der Landesschule z. Grimma 1854, S. 2—7. — Lorenz, a. a. O. III, S. 1316 ff.

Nimbschen bekannt wurden, keiner weiteren Rechtfertigung. Die Männer, welche bei der Befreiung der Nonnen halfen oder deren Flucht billigten, werden Mittel und Wege gewußt haben, manche dieser Schriften, die damals die ganze Welt bewegten, ins Kloster zu bringen und so einen Theil der Ordensschwestern zu überzeugen, daß ihr Leben nicht nur nicht in der h. Schrift begründet, sondern geradezu ein verfehltes sei. Und wie sie zündeten, diese Schriften! Gleich einer Petarde sprengten sie die festverschlossenen Klosterpforten, und überall begannen die Klöster sich zu leeren.[27]) So baten auch unsere Nonnen ihre Eltern und Verwandten, sie aus dem Kloster zu befreien, und wandten sich dann, als diese Bitte ihnen versagt ward, wahrscheinlich an Luther. Dieser billigte ihr Vorhaben und forderte den Torgauer Bürger und ehemaligen Rathsherrn und Amtsschösser Leonhard Köppe auf, den Klosterjungfrauen zur Flucht behilflich zu sein. Dieser hoch angesehene Mann, damals 59 Jahre alt, „fürsichtig und weise", wie ihn Luther in seinem Sendschreiben vom 10. April 1523 titulirt, unterzog sich mit „besonderer Klugheit und List" der schwierigen Aufgabe, wobei er von seinem Brudersohn und Wolfgang Dommitzsch unterstützt ward, wahrscheinlich auch von Wolfgang v. Zeschau, dessen beide Nichten Veronica und Margaretha v. Z. sich ja auch unter den entflohenen Nonnen befanden. Wir dürfen annehmen, daß Köppe mit allen Verhältnissen des Klosters bekannt war; denn dieses stand nicht nur wegen seiner Besitzungen in Torgaus Nähe in regem Verkehre mit Köppe's Wohnsitz, sondern kaufte, wie wir aus mehreren Rechnungen ersehen, bei Köppe selbst mancherlei Waaren, Stockfische, Neunaugen, Heringe, Bier, Eisen u. A. Daß also an jenem Ostersonnabend Köppe mit einem „überdeckten Wagen" vor dem Kloster erschien, hat zu keinem Argwohn Veranlassung geben können. Vielleicht hat er Waaren gebracht oder er hat vorgegeben, gelegentlich einer leeren Rückfahrt leere Tonnen wieder mit nach Torgau nehmen zu wollen. Der Pförtner mag ihm behilflich gewesen sein, dieselben herbeizuschaffen, und diesen Augenblick haben wahrscheinlich die lauschenden Nonnen benutzt, aus der Pforte zu schlüpfen. Auf dem Wege nach Grimma wird sie Köppe mit seinen Genossen eingeholt haben, worauf sie den Wagen bestiegen. In dieser Weise denkt sich M. Lorenz den Hergang, und vielleicht entspricht seine Vermuthung der Wahrheit besser, als die sonst verbreitete Annahme, die Nonnen seien während der Nacht entwichen vermittelst Leitern, die Köppe mitgebracht habe. Indessen, es sind dies nur Vermuthungen; denn die Nachrichten, die auf uns gekommen sind, geben, obgleich sie manche Einzelheit mittheilen, doch kein klares Bild des Vorgangs. So viel steht jedoch fest, daß es bei dieser Entführung zu keiner Gewaltthätigkeit gekommen ist, wie ein Jahr später in Torgau, als Köppe mit jungen Bürgern und „andern Pöbel-Volcke" das Mönchskloster daselbst stürmte. Ob die so berühmten Heringstonnen, die in allen Erzählungen, namentlich auch in den poetischen Verherrlichungen des Ereignisses — „Nonnen" und „Tonnen" sind zu verführerische Reimworte — immer wiederkehren, überhaupt eine Rolle bei der Flucht gespielt haben, wissen wir nicht; es gründet sich diese Behauptung, Köppe habe die Jungfrauen in den Tonnen versteckt, lediglich auf die Angabe einer deutsch geschriebenen Torgauer Chronik, wo es heißt: er fuhr die Nonnen fort, „gleich ob fuhre er ledige Herings-Tonnen". Freilich „Fürsicht und Weisheit" durfte den Fuhrherrn und seine kostbare Fracht auch auf der langen Reise nicht verlassen. Wohl brauchte er Verfolgung seitens des Klosters oder des Kurfürsten nicht zu fürchten, letzterer wußte vielleicht sogar um den Plan; aber der Weg führte auch durch des Herzogs Land, und so können wir begreifen, daß alle Betheiligten aufathmeten, als man endlich am dritten Osterfeiertage die kurfürstliche Stadt Wittenberg erreicht hatte. Daß die Nonnen — „vulgus miserabile" nennt sie Luther in einem Briefe an Spalatin — hier „in einer gar schlechten Figur" ankamen, wollen wir gern glauben. Wie väterlich der Reformator sich des „elenden Völkchens" annahm, ist bekannt. Er berichtete den Verwandten der entflohenen Jungfrauen; er bat seinen Freund Spalatin, am Hofe eine Sammlung zu veranstalten, ja selbst den Fürsten „zu einem Beytrage zu ermahnen", auch suchte er die Hilfsbedürftigen in Wittenberger Bürgerhäusern unterzubringen, wo sie willige Aufnahme und liebevolle Pflege fanden. Auf diese Weise ward M. Philipp Reichenbach, der spätere Bürgermeister der Stadt, Katharina's Pflegevater. In seinem Hause lebte Katharina zwei Jahre laug bis zu ihrer Verheirathung am 13. Juni 1525; es ward ihr das Zeugniß, „daß sie sich still und wohl verhalten" — gewiß die beste Widerlegung der gemeinen Schmähungen, mit denen in blinder Parteileidenschaft Luther's Gegner den guten Ruf Katharina's zu verdächtigen suchten. Die Namen der mit ihr Entflohenen sind uns bekannt; in kühner Offenheit, „auf das Alles ja frey am Tage sey", zählt sie Luther fast unmittelbar nach ihrer Ankunft in Wittenberg am Schluß des schon erwähnten Sendschreibens an Köppe auf: „Magdalena Staupitzin, Elisabeth Canitzin, Veronica Zeschaw, Margareta Zeschaw jr Schwester, Laneta von Golis, Aue Grossin, Catharina von Bore, Aue von Schönfeld, Margaretha von Schönfeld jhr Schwester." Ueber die späteren Lebensverhältnisse der Meisten sind Nachrichten auf uns gekommen; man vergleiche M. Samuel Schneider's Abhandlung in den „Neuen Beyträgen" 1758, Hasche's Magazin 1791, F. G. Hofmann's Werk über Kath. v. Bora, Sachsengrün 1861, S. 81 ff. und besonders M. Lorenz, Die Stadt Grimma III, S. 1109 ff. — Wir wissen ferner, daß damals nicht 9, sondern 12 Nonnen aus Nimbschen entwichen sind, wie es Amsdorf in einem Brief vom 11. April 1523 Spalatin mittheilt, worauf dieser die Worte „imo duodecim" in seinen Annalen (bei Mencken II, 621) einfügte, wo es heißt „novem imo duodecim sanctimoniales Ordinis B. Bern. — abierunt". Ob alle 12 Nonnen ganz gleichzeitig geflohen sind, oder die 3 noch nicht genannten erst in späterer Nachtstunde oder auch an einem der nächsten Tage, wissen wir nicht; jedenfalls begaben sich diese nicht mit nach Wittenberg, sondern suchten wohl ihre Angehörigen auf. So kommt es, daß sie Luther in dem oben wiedergegebenen Verzeichniß nicht auch nennt; ihm lag ja nur die Sorge um die neun Jungfrauen ob, die bei ihm Beistand und Hilfe suchten. — Es vergingen nur wenige Wochen, so entwichen abermals drei Nonnen den Klostermauern, es war am Pfingstmontage; sie wurden wahrscheinlich von ihren Verwandten mit Gewalt aus Nimbschen fortgeführt. Wir erfahren dies aus einem Schreiben des Pfortaer Abtes Petrus vom 9. Juni 1523 an den Kurfürsten, in welchem er diesen, freilich vergebens, bittet, Maßregeln gegen solchen Unfug zu ergreifen. So sind also an diesen Tagen mindestens 15 Nonnen dem Kloster untreu geworden. Außer den 9 zuerst geflohenen kennen wir vier mit Namen: Elisabeth v. Gaudelitz, Barbara v. Plaussigk, Anna v. Haubitz und Gertrud v. Schellenberg. Es währt kaum zwanzig Jahre, und auch die letzte Ordensschwester hat dem Kloster den Rücken gewandt. Schon 1530 erklärten Visitatoren den Nonnen, „daß es ihnen frei sei, solch Klosterleben zu halten oder zu lassen". Als später (1536) die letzte Aebtissin, Margarethe von Haubitz, die seit Katharina's Eintritt dem Kloster vorgestanden, gestorben war, da ward das Klostergut verpachtet, die wenigen Nonnen mußten sich nun selbst beköstigen und erhielten dazu eine kleine Pension; die letzten mögen Ende 1542 das Kloster verlassen haben. Dieses ward nun sammt seinen Gütern und Einkünften von Kurfürst Moritz zu der neuen Landesschule zu Grimma geschlagen, die in dem Augustinerkloster errichtet und am 14. September 1550 eröffnet worden war. Einem Schulverwalter wurden die Klöster zu „getreuer Besorgung" übergeben.

Noch heute steht das Gut Nimbschen in voller Blüthe; inmitten der lieblichsten Au, die der Muldenfluß durchzieht, erheben sich die stattlichen Wirthschaftsgebäude, deren rothe Dächer beschattet sind vom freundlichen Grün fruchttragender Bäume; stattlicher Hochwald begrenzt gegen Süden das anmuthige Bild. Das eigentliche Klostergebäude ist zur Ruine geworden, deren Größe den bedeutenden Bau deutlich erkennen läßt. Leer sind die Fensterhöhlungen, die Thüröffnungen; kein Dach verwehrt den Strahlen der Sonne und des Mondes, dem Regen oder Schnee den Eintritt: ein Bild der Vergänglichkeit. Und doch wie üppig blüht und grünt es im Innern der altersgrauen Mauern! Die weißen Dolden des Flieders verbreiten balsamischen Duft, und bis zur Spitze des einsamen Giebels klettert, wuchernd in reichster Fülle, die Jungfernrebe hinauf, die ganze Wand bedeckt sie mit ihren handförmigen Blättern, deren dunkles Grün sich im Herbst in glühendes Roth verwandelt.

Dr. Martin Bräß.

[27]) Vergl. Ranke, Gesch. Deutschl. im Zeitalter der Reform. II, S. 46 ff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 10. Dienstag, den 24. Januar, Abends. 1899.

Von der oberen Donau.

Von Dr. W. Halbfaß-Neuhaldensleben.

Wer auf der weltbekannten hochgerühmten Schwarzwaldbahn, durch den Anblick der großartigen Gebirgsscenerien der Strecke Hornberg—St. Georgen verwöhnt, durch die etwas einförmige Baar an Donaueschingen, der stillen Residenzstadt des Fürsten von Fürstenberg, vorbei ins burgen- und höhenreiche Hegau fährt, läßt bei Immendingen ohne viel Federlesens die Donau links liegen. Und doch bietet sie unterhalb Tuttlingen bis Sigmaringen bei ihrem Durchbruch durch den Jura und noch weiter unterhalb bis nach Ulm durch die Fülle malerischer alter Städtchen und eigenartiger Landschaftsbilder ein überaus lohnendes Ziel für Wanderer, welche dem großen Touristenstrom aus dem Wege gehen wollen und Freude an historischen Erinnerungen, die sich hier überreich darbieten, besitzen. Vom Zollhaus auf dem Hohen Randen, dem höchsten Punkt der strategischen Wutachthalbahn, die die kürzeste Verbindung zwischen dem oberen Donau- und Rheinthal herstellt, war ich nach Immendingen hinabgefahren, und hatte mich vom Dampfroß noch weiter über Möhringen nach Tuttlingen führen lassen. Aber auch in dieser, durch Messer- und Schuhfabrikation seit alters hochberühmten württembergischen Oberamts- und Industriestadt, welche durch Hebel's Erzählung von dem wandernden Handwerksburschen auf immer mit dem reichen Amsterdamer Kaufherrn Kanitverstan verknüpft ist, war meines Bleibens nicht; um Zeit zu ersparen, fuhr ich gleich über Nendingen und Stetten das Donauthal abwärts, um erst in Mühlheim, wo sich das erste wirklich malerische Landschaftsbild zeigt, endgiltig für heute den Dampfwagen zu verlassen. Von der Donau umflossen liegen Schloß und Stadt auf parkartig bewaldetem Hügelvorsprung vor uns, ersteres ein imposantes hohes Gebäude mit Mansardendach und zwei runden Thürmen mit Zwiebeldächern an der Nordostseite. Eine lange Holzbrücke mit einem weit über die Wiesen führenden hohen Nothsteg führt über den Fluß und bald stehen wir im Innern des alterthümlichen Städtchens, in dem die Häuserreihen, eng mit einander verbunden, Zeugniß ablegen von der sparsamen Ausnutzung des Raumes, die durch die Lage des Ortes geboten war. Unter den Holzfachwerkbauten ist das freistehende Rathhaus bemerkenswerth durch die schöne Bemalung des Gebälks und der Gesimse; in seiner unteren Hälfte trägt es eine offene Halle mit Arkaden auf Holzsäulen. Von den Thoren der Stadt ist nur noch das aus gewaltigen Buckelquadern erbaute Tuttlinger übrig geblieben mit großem spitzbogigen Eingang, dagegen ist die alte Stadtmauer mit breitem Graben davor, welcher namentlich auf der der Donau abgewandten Seite für Landschaftsmaler von jeher ein beliebtes Motiv gewesen ist, sehr wohl erhalten. Noch einen Blick auf das Schloß der Herren von Enzberg, deren jugendliche Nachkommen gerade auf einem Jagdwägelchen von einer Spazierfahrt zurückkehrten, und es geht von der die Ostseite der Stadt umgebenden Schlucht auf einsamem Waldpfad zum Welschenberg empor, auf dem die gewaltige Kirchenruine Mariahilf von hochstämmigem hundertjährigen Wald beinahe völlig versteckt liegt. Die Geschichte der Kirche knüpft an ein Gnadenbild an, das in dem Schatten einer alten Eiche angebracht war und jetzt in einer Nische des Chors eine bescheidene Stätte gefunden hat. Als die Herrschaft Mühlheim 1807 an Württemberg kam, ging das edle Werk seinem Untergange entgegen, es wurde auf den Abbruch verkauft und nur wenige Ueberreste von dieser einst so stolzen Wallfahrt sind noch erhalten geblieben. Der Weg führt uns weiter geradeaus steil hinab ins Donauthal, wo Fridingen uns schon von weitem entgegenwinkt und über dem durch mächtig abfallende Felskämme gebildeten scheinbaren Thalabschluß der Thurm von Kallenberg herüberschaut. Noch diesseits des Flusses liegt die mittelalterliche St. Annakapelle mit drei alten Altären aus der Zopfzeit, während jenseits desselben sich das Städtchen an den steilen Kirchberg freundlich anschmiegt. Still und friedlich liegen die Gassen in der vormittäglichen Sonne und in dem Wirthshaus, in dem wir zu kurzer Rast einkehren, besprachen die Honoratioren der Stadt bei kühlem Trunk die Wahrscheinlichkeit, ob der morgende Viehmarkt der Maul- und Klauenseuche zum Opfer fallen würde oder nicht. Nach kurzem Anstieg über einen niedrigen Grat sehen wir plötzlich das Donauthal in seiner ganzen Schönheit vor uns aufgeschlossen, die nun folgende Thalstrecke bis Beuron erachte ich als seinen Glanzpunkt. In Säulen-, Kanzel-, Orgel-, Wand- und Gratformen steigen auf beiden Seiten des Flusses zwischen prachtvollem Laubwald die weißen Kalkfelsen und Wände phantastisch zum blauen Himmelsgewölbe empor, zwischen sich den klaren Spiegel des Flusses lassend, der beinahe seenartig sich nicht von der Stelle zu bewegen scheint, obgleich er doch noch eine so weite Reise bis in das Schwarze Meer vor sich hat. Die Landschaft im Ganzen trägt einen entschieden italienischen Charakter und erinnerte mich lebhaft an gewisse Gegenden der ligurischen Küste. Ein kurzer, aber steiler Anstieg leitet bald rechts zu den Ruinen der Kallenburg empor, von der noch Mauerreste und ein stolzer viereckiger Bergfried übrig geblieben sind, von welchem sich ein ungemein fesselnder Blick in das Thal hinab aufthut. An dem am Fuß der Kallenburg liegenden Scheuerleshof und einer Mühle vorbei, windet sich dann der Pfad plötzlich rechts durch eine Klamm steil in die Höhe zu einer schönen Wiese, wo der Wegweiser rechts zum Schlößchen Bronnen zeigt, das vielleicht von allen Schlössern im oberen Donauthal vom architektonischen Standpunkt aus das am meisten malerische ist. Ueber eine Holzbrücke gelangen wir zu dem auf einem Felsen völlig isolirt gelegenen Schlößchen, das seinen jetzigen Besitzern, den Herren von Enzberg, als Jagdquartier dient und daher in seinem Innern, besonders in dem im obersten Stock gelegenen Rococosaale jagdgemäß eingerichtet und geschmückt ist. Die Aussicht übertrifft die von der Kallenburg erheblich und ist besonders großartig auf die bei Spaichingen und Tuttlingen liegenden höchsten Theile der Alb, den Heuberg. Zusammen mit einem wackeren Ehepaar aus Nördlingen, mit dem ich bald Freundschaft schloß, stieg ich wieder zur großen Wiese hinab und weiter durch die herrliche Waldschlucht Frauenthal in einer Stunde nach dem Kloster Beuron, durch dessen Anblick man beim Heraustreten aus dem Walde völlig überrascht wird. Inmitten eines scheinbar nach allen Seiten hin geschlossenen Thalkessels, der von aus dem grünen Laubwald hervorragenden weißen Felsenkronen umstanden ist, erheben sich auf einem sanften Hügel über der Donau die Doppelthürme der Klosterkirche, umgeben von den zum Kloster gehörigen Gebäuden und den wenigen Häusern des Pfarrdorfes. Gleich beim Eintritt in das Dorf merkten wir, daß etwas Besonderes im Gange war, eine zahlreiche Menschenmenge, zumeist Frauen und Mädchen, drängte sich in der Dorfstraße und namentlich auf dem vor dem Kloster gelegenen freien Platze, wo besonders die Verkaufsbuden mit Devotionalien, Gebet- und Andachtsbüchern, wie Heiligenbildern und Photographien aus der Beuroner Kunstschule von einer gaffenden und kaufenden Menge stark umlagert waren. Es war nämlich heute der Vorabend eines Festes eines Localheiligen, das in der Klosterkirche mit großem Pomp begangen werden sollte, und daher hatte sich schon am Tage vorher Beuron in ein kleines Echternach oder Kevelaer verwandelt. Infolge

dessen war auch der große schattige Wirthsgarten des weithin rühmlichst bekannten Gasthauses „Zum Pelikan" gedrängt voll essender und trinkender Menschen beiderlei Geschlechtes, und nur mit Mühe gelang es mir, für meine Person ein bescheidenes Plätzchen zu erobern. Glücklicherweise bevorzugten Pilger und Pilgerinnen meist das dafür besonders adaptirte Hotel „Zum Stern", sodaß mir auf meine etwas beklommen herausgebrachte Frage nach einem Zimmer die beruhigende Antwort wurde, daß für Touristen im „Pelikan" Platz genug sei. Nach einer reichlich verdienten Mittagsruhe machte ich mich zunächst zu einem Besuch des ehrwürdigen Benediktinerklosters auf, welches zuerst im 11. Jahrhundert erwähnt, im Jahre 1687 durch Papst Innocenz XI. zur Abtei erhoben, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sogar reichsunmittelbar wurde, dann infolge des Reichsdeputations-Hauptschlusses 1802 in den Besitz von Hohenzollern-Sigmaringen überging, eine Zeit lang wieder dem Benediktinerorden zurückgegeben wurde, bis es im Jahre 1875 infolge des Culturkampfes geschlossen ward. Am 21. August 1887 kehrten indeß nach zwölfjähriger Verbannung die Patres wieder zurück, nahmen ihre klösterliche und seelsorgerische Arbeit wieder auf und entfalten jetzt namentlich auf dem Gebiet der bildenden Kunst, besonders der Malerei, eine überaus eifrige und erfolgreiche Arbeit. Gerade dieser Beuroner Kunstschule wegen, die z. B. in Prag, Stuttgart, Augsburg, Seckau in der Steyermark, Rom bedeutende Kunstwerke geschaffen hat, herrschte eine Zeit lang ein solcher Andrang von Fremden, daß der Zutritt nunmehr nur mit specieller Erlaubniß der Oberen gestattet ist. Mit einer Empfehlung eines Paters im Bruderkloster zu Maria Laach in der Eifel ausgerüstet, erhielt ich sofort die Erlaubniß, unter der Aegide eines sehr kenntnißreichen Bruders Kloster und Kirche zu besehen, von welcher Erlaubniß ich gründlich Gebrauch machte. Es kann nicht meine Absicht sein, an dieser Stelle die reichen Schätze der Kunst aufzuzählen, welche hier aufgespeichert sind, sie sind in dem für 50 ₰ käuflichen Woerl'schen Führer durch Beuron ausführlich besprochen, es möge hier nur Erwähnung finden die sehr zweckmäßig aufgestellte Bibliothek von 30000 Bänden und die einzig schöne Aussicht vom lieblichen Kreuzgärtchen auf die pittoreske Umgebung des Klosters. Mit seinen Teppichbeeten, seinen Obstalleen und schönen alten Zierbäumen lag das Gärtchen in der warmen Nachmittagssonne im tiefsten Frieden der Natur fern von allem lauten und hastigen Treiben der Welt wie ein wahrhaftes buen retiro da und war wohl im Stande, im Besucher den Wunsch aufkeimen zu lassen, der Welt Valet zu sagen und auch ein Klosterbruder zu werden. Doch ist ja nichts verkehrter als zu glauben, die Brüder hätten sich aller weltlichen Sorgen und Angelegenheiten begeben; wie in Maria Laach so haben auch in Beuron die Benediktiner reichen Grundbesitz erworben, dessen Bewirthschaftung, wenn sie auch in Laienbrüder-Händen liegt, doch zum Amt der Patres selbst gehört! Unter den Mitgliedern des Ordens begegnen wir manchem erlauchten und auch vordem in der bürgerlichen Welt wohlbekannten Namen: da ist der Prinz Philipp von Hohenlohe-Schillingsfürst, der sächsische Prinz Eduard zu Schönburg-Hartenstein, der Prinz Edmund zu Radziwill, der Frhr. v. Salis-Soglio, der Nürnberger Maler Prof. Lenz u. A., sie alle haben einst an die Pforten des Klosters geklopft, in dem sie nichts erwartet als ein Leben strenger Pflichterfüllung, friedlicher Arbeit und Entäußerung jedes persönlichen Strebens, dafür aber auch die Verbannung von Zank und Streit, von Ehrgeiz und eitlem Jagen, von Geld und Sorge. Doch unversehens gerathen wir in ein ernstes Capitel der modernen socialen Frage, es ist Zeit vom Kloster wieder Abschied zu nehmen und die herrliche Natur aufzusuchen, die Beuron umgiebt. Also auf zum Wildenstein, das wie ein Adlerhorst auf vom Strom aus unzugänglichen Klippen über tiefem Abgrund an den Felsen angeklebt ist, eine echte ehemalige Ritterburg, so wohl erhalten wie nur wenige noch in deutschen Landen. Am Bahnhof vorbei und zuerst am rechten Donauufer entlang, dann durch dichten Buchenwald im Zickzack geht's zum Felsennest hinan, das an 200 m über dem Thal emporragt. Daß wir hier eine der vorzüglichst erhaltenen Bergfestungen aus dem Mittelalter vor uns haben, die nicht wie die meisten ihrer Schwestern der Zerstörung zum Raube wurde und als zusammengesunkene Ruine in das Thal hinabstarrt, hat seinen Grund vorzüglich darin, daß sie mit ihren massiven Mauern zu fest auf ihrem Felsen dastand, mit ihm sozusagen zusammengewachsen war. Beim Eingangsthor betreten wir zuerst das Vorwerk oder die Wachen, welche durch eine 30 m tiefe Felskluft von der eigentlichen Veste getrennt sind. Mitten aus dem Wall erhebt sich ein aus Ziegelsteinen erbauter Pfeiler, auf welchem die heutige Brücke ruht und der auch einst die Querbalken der beiden Zugbrücken trug, die sich hier trafen. Dann kommen wir über einen zweiten fast ebenso tiefen Burggraben und durch eine 9 m dicke Mauer in den eigentlichen Schloßhof, welcher ein geschlossenes Viereck bildet. Links treffen wir die Bastei oder Commandantenwohnung mit der riesigen Küche und dem Waffen- und Exercirsaal und darüber mit den getäfelten und bemalten einstigen Wohnzimmern des Commandanten, die einen recht verwahrlosten Eindruck machten. In der Seitenwand des Waffensaals wird ein kaum 50 Quadratcentimeter messendes Loch gezeigt, es ist der Eingang zum Burgverließ, einem 5 m tiefen und halb so breiten Gewölbe, für dessen unglückselige Bewohner die Sonne nicht auf- und nicht unterging und aus dem nie der Ton einer Stimme durch die entsetzlich dicken Mauern nach außen drang. Schleunigst entfernte ich mich mit der mich geleitenden Tochter des Schloßaufsehers von dieser Stelle und gelangte durch einen bombensicheren verdeckten Gang zum Hauptgebäude der Burg, wo jetzt die Wohnung des Schloßverwalters ist, des wackeren Stephan, der seit manchem Jahrzehnt hier treulich oben saß, bis er vor einigen Jahren auf immer die Augen schloß. Bei einem kühlen Schluck Wein vergaß ich bald die Schauerscene mit dem Burgverließ und labte mich an der friedlichen Aussicht, die man von den Fenstern der Wirthsstube genießt. In idyllischer Ruhe liegt das Donauthal zu unseren Füßen, in welchem gerade eine Pilgerschaar betend und singend vorüberzieht, gerade gegenüber dem Flusse inmitten grüner Matten Gut und Kapelle St. Maurus, darüber hoch über dem Flusse das Dörfchen Irrendorf mit den blauen Linien des Schwarzwaldes im Hintergrund. Rings herum aber herrlich grüne Wälder, hier und da von grauen Kalkfelsen unterbrochen. Wir können die alte Veste, die ja auch in Scheffel's Trompeter eine Rolle spielt, nicht verlassen, ohne der lustigen Geschichte zu gedenken, die man von dem Burgherrn Gottfried v. Zimmern erzählt, der hier als Letzter seines Geschlechtes in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte. Derselbe war da oben alt und grau geworden und saß, den Rosenkranz in der Hand und einen Humpen guten Weines vor sich auf dem Tisch, in seinem Lehnsessel und ließ in Gedanken sein vielbewegtes Leben an sich vorüberziehen, unbekümmert darum, was man in der Welt draußen thue. Solch einförmiges langweiliges Leben behagte natürlich seiner Dienerschaft sehr wenig und sie drang daher in ihn, den kahlen Felsen zu verlassen und nach Meßkirch hinabzuziehen, wo er eine viel bessere Pflege habe. Der aber erwiderte, er habe noch viele Flaschen des besten Weines auf dem Wildenstein liegen, bevor diese nicht ausgetrunken seien, könne er die Veste nicht verlassen. Als nun die Dienerschaft, um den Abzug zu beschleunigen, vom Burgvogt bis zum Stallbuben, von der Kammerjungfer der Gräfin bis zur letzten Stallmagd, von dem Wein trinken half, so daß man vom Morgen bis zum Abend keinen nüchternen Menschen in der Burg fand, und nach Verlauf von drei Monaten sämmtliche Fässer geleert waren, fühlte sich der alte Herr in seinem Sorgenstuhl so wohl, daß er wieder neuen Wein herbeifahren und die Fässer wieder füllen ließ. Als er endlich durch zunehmende Entkräftung sich doch genöthigt sah, dem Drängen der Seinigen nachzugeben, soll er, über die Zugbrücke reitend, sich noch einmal im Sattel umgedreht und mit einem letzten Blick auf seine Burg ausgerufen haben: Lebe wohl, mein liebster Wildenstein. Schon nach kurzer Zeit legte er sich in Meßkirch zu seinen entschlafenen Vätern zur ewigen Ruhe nieder. — Auf steilem Fußpfad stieg ich unter den Felsen hindurch direct hinab zur Donau, die ich in kaum 20 Minuten erreichte, und ließ mich gegenüber der Mauruskapelle von einem Fährmann an das jenseitige Donauufer übersetzen. Die im Auftrag der Fürstin Katharine von Hohenzollern im altchristlichen Stil erbaute Mauruskapelle gehört zu den Schaustücken des oberen Donauthales, sie ist auf das Prachtvollste mit Bildern aus dem Leben der Heiligen Benediktus und Maurus ausgemalt und ist auch vom rein künstlerischen Standpunkt aus eine äußerst wirkungsvolle Staffage der Landschaft. Auf schattiger Landstraße nach Beuron zurückgekehrt verhalf ich zunächst meinem äußeren Menschen durch ein kräftiges Nachtessen zu seinem Rechte, schlenderte dann noch ein Weilchen in der nächsten Umgebung des Ortes bis zu der mächtigen verdeckten Donaubrücke, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut wurde, umher und schloß den genußreichen Tag in der angenehmen Gesellschaft von Sommerfrischlern, welche sich in dem Gasthof zum Pelikan zu längerem Aufenthalt niedergelassen haben und denen man es an dem Gesicht ansieht, daß sie sich hier wohl fühlen. Am nächsten Morgen stattete ich nach dem Kaffee,

den ich in einer Laube des hübschen Wirthsgartens einnahm, zunächst der Petershöhle einen Besuch ab, die ganz in der Nähe des Dörfchens etwa 50 m über dem Flusse in einem senkrecht ansteigenden Felsen liegt, welcher durch eine ziemlich hohe Holztreppe zugänglich gemacht ist, und dampfte dann mit dem Frühzuge zur nächsten donauabwärts gelegenen Haltestelle Hausen im Thal. Schon einige Minuten bevor wir halten, fesselt zur Linken die auf einem Felsriff sich kühn in die Lüfte bauende Burg Werenwag den Blick des Reisenden und ihr gilt auch unser erster Weg. Durch leichten Laubwald erklimmen wir auf einem steilen Fußpfad, „Eselssteig“ genannt, den wild zerschlitzten Felszacken, auf dem Burg und Weiler sich ausbreiten. Bietet die Burg an sich selbst auch wenig Sehenswerthes, da alle mittelalterlichen Räume umgebaut sind, so ist desto großartiger der majestätische Rundblick, den man von einem Pavillon auf der äußersten Felsenkante, dem sogen. Ritterfelsen, auf die Umgebung genießt. Völlig senkrecht zu unseren Füßen schlängelt sich die Donau als glänzendes Silberband durch die üppigen Wiesen und reichen Saatfelder, zur Linken erblickt man unterhalb der Ruine gleichen Namens Hausen und Neidlingen gerade gegenüber schneidet die Straße nach Kreenheinstetten und Meßkirch in den bewaldeten Höhenzug ein, der uns Wildenstein verdeckt, im Hintergrund aber sperren die mächtigen weißen Schaufelsen das Thal scheinbar völlig ab und drücken dem Gesammtbilde den Stempel eigenartiger Geschlossenheit auf, der gerade die Aussicht von Werenwag von dem ähnlichen Aussichtspunkte im Donauthal unterscheidet. An dieser Stelle mag auch vor mehr denn 6 Jahrhunderten manches Mal trunkenen Blickes Hr. Hugo v. Werenwag in die Landschaft geblickt haben, ein Minnesänger und Freund Kaiser Barbarossa's, den er im dritten Kreuzzug nach Palästina begleitete, aus dem er gleich dem Kaiser nicht mehr zurückkehren sollte. In der kostbaren Pariser Liederhandschrift finden sich noch 6 Lieder dieses edlen Sängers, die zu den besten der Sammlung gerechnet werden. Als ich mich zum Fortgang anschickte, kam gerade eine fröhliche Mädchenschaar mit 2 Lehrerinnen mir entgegen, es war *eine Classe der höheren* Töchterschule in Sigmaringen, die gerade *auf einer* Turnfahrt unterwegs war und schleunigst einige Böller *abschießen* ließ, die ein prachtvolles sechs- bis siebenfaches Echo erzeugten. Es begann zu tröpfeln und schwere schwarze Gewitterwolken, die langsam vom Westen heranzogen, spornten mich zur Eile an, möglichst bald die Ruinen des einstigen Schlosses Hausen zu erreichen. Der Weg dahin auf der Hochfläche führt anfangs über Felder, dann durch schönen Wald, die neue Fahrstraße nach Hausen i. Th. kreuzend, auf die bei der Ruine liegende Domäne zu. Unterwegs begegnete mir unter einer mächtigen, einzeln stehenden Eiche lagernd eine Schafheerde mit Hirten, ein friedliches Bild im Gegensatz zu dem düster drohenden Himmel und gewiß für jeden Landschafter ein äußerst wirkungsvolles Motiv! Die Trümmer der erst im Beginn dieses Jahrhunderts durch Unverstand demolirten Burg sind räumlich nur unbedeutend, aber alle Burgen an der Oberdonau übertrifft Hausen durch die wahrhaft tollkühne Lage. Fels und Mauer erscheinen wie in Eins verschmolzen und in gewaltig düsterer Bergschlucht stürzt das Terrain zur Donau ab. Erinnerte mich dieser Anblick lebhaft an Schloß Andraz im hintersten Enneberg in Tirol, so steigen auch bei dem Beschreiten der kunstvoll angelegten Fahrstraße nach Hausen hinab, von der man prachtvolle Blicke ins Thal genießt, Bilder aus den Dolomiten Südtirols in die Erinnerung. Ein Besuch dieser von Touristen etwas bei Seite geschobenen Partie kann nicht dringend genug empfohlen werden! In Hausen angekommen, überlegte ich mir, daß ich meine Mittagsmahlzeit statt hier auch ganz gut in dem eine kleine Stunde seitwärts gelegenen Kreenheinstetten einnehmen könnte, dem Geburtsorte des berühmten Predigers und Satirikers Abraham a Santa Clara, der dort im Gasthaus zur Traube am 2. Juli 1644 als Sohn des Bauers Math. Megerle geboren ward. Der Weg dahin durch das wildromantische felsenreiche Bohnenthal führte fast stets durch Wald, so daß mir der Marsch in der Mittagszeit nicht allzu beschwerlich fiel. Aber leider waren in dem Gasthaus keinerlei Jugenderinnerungen an den berühmten Mann, der seine Hauptwirksamkeit als Hofprediger *in* Wien entfaltete und aus dessen Werken u. A. auch Schiller *seine bekannte* Kapuzinerpredigt in Wallenstein's Lager entnommen hat, *zu finden*, ein altes Bild von ihm, das früher dort gezeigt wurde, hat sich als unecht erwiesen und so mußte ich mich mit dem Gedanken begnügen, in einem historisch denkwürdigen Hause Rindfleisch mit Beilage gegessen zu haben, und erreichte auf demselben Wege, den ich gekommen war, die Station Hausen noch rechtzeitig zum Zuge donauabwärts nach Sigmaringen. Mit Rücksicht nämlich auf die vorgeschriebene Besuchsordnung der Sammlungen im dortigen Schlosse, deren Besuch ich keineswegs aufgeben wollte, mußte ich auf eine Fortsetzung der Fußwanderung im Donauthal Verzicht leisten und fuhr dann an den Ruinen Neidingen und Falkenstein, an den ehemaligen Fürstenbergischen Eisenwerken in Thiergarten, an dem malerischen Schloß Gutenstein, dem idyllischen Dietfurt mit seinem alten Thurm, den Felsengalerien der Thalstraße zwischen hier und Inzigkofen und an dessen schönen Parkanlagen ohne Aufenthalt vorüber und langte glücklich in der ehemaligen Fürstenresidenz an der Donau an. Stadt und Schloß sind zu allgemein bekannt, um auf sie hier näher einzugehen; ich constatire also, daß ich 2 Nachmittagsstunden der Besichtigung der fürstlichen Sammlungen widmete, daß ich dann aber, von erneuter Wanderlust ergriffen, den Rest des Nachmittags in den oben erwähnten ausgedehnten Parkanlagen von Inzigkofen zubrachte, wo genial angelegte Wege, Brücken und Tunnel aus der romantischen Lage am Donauufer, dort wo der Fluß für einige Zeit zum letzten Mal das Gebirge durchbricht, ein verlockendes Labyrinth geschaffen haben, in welchem ein schwärmerisches Gemüth stundenlang sich ergehen kann. Uebrigens ist es wirklich nicht leicht, sich in diesem Eden zurecht zu finden, denn ich versäumte bei dem Suchen nach dem Ausgang beinahe den Zug, der mich von der Haltestelle aus wieder in die hohenzollerische Residenz zurückbringen sollte. Dichter naßkalter schier undurchdringlicher Nebel lagerte weit und breit über der Landschaft, als ich am nächsten Morgen in aller Frühe zum Bahnhof schritt, um die Gegend weiter donauabwärts noch etwas kennen zu lernen. An Scheer, Mengen, Herbertingen, Riedlingen fahre ich vorüber, ohne auch nur 20 Schritt über die Schienen hinaus etwas erkennen zu können, und voller Besorgniß, ob der Nebel sich an diesem Tage überhaupt noch verziehen würde, verließ ich in der kleinen Station Unlingen den Zug, um mich auf den Bussen zu begeben, den König der Donauthalberge, der schon von altersher der „Schwabenberg“ schlechthin heißt und sich angeblich frei und weithin sichtbar in der großen Donauebene erheben soll. An jenem Morgen merkte man freilich davon nichts, denn auf dem Wege nach dem Dorf Unlingen blieb Alles im Nebel gehüllt, so daß ich nur mit Hilfe der guten Wegzeichen den Weg aus dem Dorf wieder hinaus und in der Richtung zum Bussen fand. Das Terrain steigt von dieser Seite aus nur ganz allmälig, und man merkt, bald in einen schönen Buchenwald eintretend, kaum, daß man in die Höhe kommt. Gott sei Dank, man kann doch wenigstens die allernächste Umgebung erkennen und wenn der Bauer, den ich eben einhole, Recht hat, kann noch Alles gut werden, denn er ist fest überzeugt, daß der Nebel recht bald abigeht. Ungläubigen Sinnes schaue ich ihn an und bezweifele überhaupt, ob ich den Bussen jemals zu Gesicht bekommen werde, da, ein Blitzen durch den Wald, ein Leuchten durch das Gezweig, die Sonne hat sich siegreich Bahn gebrochen und da tauchen auch schon zwischen den Bäumen Thurm und Kirche auf, es ist kein Zweifel mehr, wir sind am Ziel! Nur noch wenige Schritte und ich bin oben. Ich werde nie den überraschenden Anblick vergessen, den die Landschaft von diesem nur 765 m über dem Meere, etwas über 200 m über dem Donauthal aufragenden Berge in jenem Moment bot, da eben noch Finsterniß die Erde deckte und plötzlich der Nebelschleier zerriß und die unabsehbare Ebene bis an den Bodensee und tief nach Bayern hinein mit fast unzählbaren Ortschaften — es sollen deren über 500 sein — offen dalag. War auch die Aussicht keineswegs bedeutend zu nennen, da der Hintergrund, die Alpenkette, unsichtbar blieb, so übte sie gerade durch den Contrast und das belebende Sonnenlicht, das über die Landschaft ausgegossen war, eine mächtige Wirkung auf das Gemüth aus, die ich nur mit einer wahrhaft religiösen Andacht vergleichen kann, welche der Menschen Satzungen und Dogmen spottet. Nach Süden zu blinkte der etwa 3 Stunden entfernte Spiegel des Federsees herauf, Schwabens größter See, wenn man vom internationalen Bodensee absieht, mit dem er aber nicht groß paradiren kann, denn er ist nichts als ein sehr flacher morastiger Sumpf, der sich mühsam durch einige Quellen erhält, aus der Ferne gesehen, wirkte freilich die 2 Quadratkilometer umfassende Wasserfläche ganz imponirend. Einst trug der Bussen 2 Burgen, die an 400 Jahre im Besitz der Truchsesse von Waldburg waren, seit 1786 aber im Besitz des Fürsten von Thurn und Taxis sind. Die vordere, jetzt ganz verschwundene Burg kam schon im 15. Jahrhundert in Verfall, die hintere ward im dreißigjährigen Krieg bis auf einen noch besteigbaren massiven Thurm zerstört,

der jetzt der europäischen Gradmessung als Signal dient. Ein Weiteres möge der geneigte Leser in einem interessanten Schriftchen nachlesen, betitelt: „Der Bussen und seine Umgebung. Von Dr. M. R. Buck, Sigmaringen, Hofbuchhandlung von C. Tappen. 1868." Den westlichen Gipfel des Berges nimmt eine Kirche ein, die nicht nur von frommen Wallfahrern viel besucht wird, sondern auch sehr oft den Zielpunkt fröhlicher, weltlicher Genossenschaften bildet, wovon die neben der Kirche errichteten zahlreichen Bänken und Tische Zeugniß ablegen. An jenem Morgen aber war es hier oben still und feierlich und man hörte keinen Laut ringsum als nur die dünnen Glockenstimmen einer nahen Dorfkirche. Im Dörfchen Offingen, das beinahe bis an den Scheitel des Berges reicht, nahm ich eine kleine Stärkung zu mir, dann ging's wieder hinab in's Donauthal, dies Mal in nördlicher Richtung über Dietelhofen und Reutlingendorf. Die Gegend macht durchweg einen behäbigen wohlhabenden Eindruck, Kornfelder wechseln mit Laubwaldungen und Wiesen ab und beim Rückwärtsschauen fällt immer wieder der Blick auf den Bussen mit seinem Kirchlein, der von hier aus gesehen wirklich den Eindruck eines Kegels macht und mich lebhaft an den vulkanischen Ipf bei Bopfingen in der Alb erinnerte. Die Donau erreichte ich wieder bei dem Dorfe Obermarchthal, wo dicht über dem steilen Felsenufer des Flusses das ehemalige Reichsstift Marchthal steht, jetzt ein fürstlich Turn- und Taxis'sches Schloß. Schon im Jahre 776 wurde hier ein dem Kloster St. Gallen unterstelltes Monasterium St. Peter gegründet, das viel später unter Maximilian I. um 1500 zu einer gefürsteten Reichsabtei erhoben wurde und große Besitzthümer erwarb. Im Jahre 1803 ging es als Entschädigung in den Besitz der fürstlichen Familie über. Beim Eintritt durch den Thorbau, in dem sich die Verwaltung des umfangreichen Gutes befindet, wird man überrascht durch die weitläufigen blendendweiß gehaltenen im Rococogeschmack hergerichteten Gebaulichkeiten, die man in dieser Gegend gewiß nicht erwartete. Im Pavillon, der an den östlichen Flügel anstößt, übernachtete die spätere unglückliche Königin von Frankreich Marie Antoinette auf ihrer Durchreise nach Frankreich; das Innere der sehr geräumigen Kirche, die reich an kunstgewerblichen Schätzen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist, war bei meinem Besuche gerade in Restauration begriffen. An das Kloster grenzt im Osten und Süden ein umfangreicher z. Th. etwas verwilderter Conventsgarten mit schönen Platanen und Ahornbäumen, „eine reizende Einsamkeit, um schöne Gedanken auszukochen und sich in eine angenehme Melancholie zu vertiefen", wie das Reisetagebuch des P. Nep. Hauntinger, Bibliothekars von St. Gallen, der im Sommer 1784 hier weilte, sich ausdrückt. An der Zubereitung des Mittagsessens, das ich in dem unmittelbar an das Kloster angrenzenden Wirthshaus zum Adler einnahm, merkte man, daß hier öfters ein besseres Publicum, Beamte und dgl. verkehren, welche höhere Ansprüche an die Kochkunst stellen, als sie sonst Dorfwirthshäuser zu befriedigen pflegen, und so schied ich, auch nach dieser Richtung hochbefriedigt, von Obermarchthal, um mich zunächst zur Station Rechtenstein der Donauthalbahn zu begeben. Auch dieses Dörfchen an der rauschenden Donau, das von dem Bergfried der ehemaligen Stein'schen Burg überragt, an einem ausgerundeten Felshang klebt, stellt ein landschaftlich anziehendes Bild dar, das allerdings besonders gehoben wird durch die jenseits des Flusses sich in ihm wiederspiegelnden hohen Thürme der Marchthaler Klosterkirche, die von Felsen und Waldabhang stolz herniederschaut. An Untermarchthal, welches gleichfalls ein schönes Schloß birgt, vorbeiführend, übersprang ich in Munderkingen einen Zug, um das alte Donaustädtchen, das auf drei Seiten vom Strom umflossen ist, etwas kennen zu lernen. Die hochragenden Giebel und Thürme lassen schon von Weitem auf einen alterthümlichen Charakter des Stäbichens schließen, doch konnte ich bei einer flüchtigen Durchwanderung wirklich hervorragende malerische Einzelmotive nicht entdecken, das 1563 erbaute Rathhaus und das ehemalige Spital besitzen zwar hübsche Staffelgiebel, auch ziehen mehrere Bürgerhäuser durch Inschriften, Schnitzwerk u. s. w. den Blick auf sich, doch dergleichen findet man viel schöner in andern schwäbischen Landstädtchen, künstlerisch höher steht jedenfalls der hübsche Marktbrunnen, ein aufgerichteter Löwe, welcher den Schild mit dem Stadtwappen hält. Auch Ehingen, die größte, gewerbreichste und wohlhabendste der 5 Donaustädte, die Ende des 13. Jahrhunderts an Oesterreich verkauft wurden und erst im Jahre 1805 an Württemberg kamen, hielt nicht in vollem Umfange das, was ich mir von dieser Stadt versprochen hatte, da gerade in letzter Zeit alterthümliche Stadttheile umfangreichen Neubauen und dem vermehrten Verkehrsbedürfniß der Gegenwart Platz gemacht haben, so z. B. die reizenden ehemaligen unteren und oberen Thore. So setzte ich mich, zumal auch die Nachmittags-Julisonne erbarmungslos herniederbrannte, nach kurzer Besichtigung der großen Pfarrkirche mit zahlreichen Epitaphien, der Convictskirche, des Rathhauses und des sogen. Schlößle am Marktplatz, geschmückt mit einer Gedenktafel des schwäbischen Volksdichters Weitzmann, der durch sein dramatisches Gedicht „Die Belagerung von Munderkingen" seine Vaterstadt in den Ruf eines modernen Abdera gebracht hatte, in einem schattigen Biergarten zu einer kühlen Betrachtung nieder, welche mir die höchste Werthschätzung des einheimischen Gebräus abnöthigte und mich in ein Gespräch mit einem würdig aussehenden Bürger verwickelte, der sich als ein Obercollege und Kenner meiner bescheidenen schriftstellerischen Versuche entpuppte. Mein weiterer Plan ging dahin, von Ehingen aus die Donauthalbahn endgiltig zu verlassen und am linken Ufer der Donau entlang über Oberdischingen die Station Erbach der Linie Ulm—Friedrichshafen zu gewinnen. Da der als solcher erkannte College mir eifrigst zuredete und von Erbach aus noch vor völliger Dunkelheit ein Zug nach Ulm ging, so führte ich trotz einiger Müdigkeit, die ich bei der Julihitze verspürte, meinen Entschluß aus und hatte ihn nicht zu bereuen. Zunächst nahm ich, durch das Beispiel der Ehinger Gymnasialjugend angesteckt, in der Donau ein überaus erfrischendes Bad und pilgerte dann frohgemuth am Südabhang des Hochsträß, jenes gegen Norden von der Alb durch Schmiechen, Aach und Blau abgeschnittenen Gebirgsstockes, der seinen Namen nach einer römischen Hochstraße trägt, in etwa 1½ Stunde nach Oberdischingen hinüber, einem Pfarrdorf, welches durch den „Malefizschenken" Grafen Franz Ludwig Schenk von Castell, geb. 1736, gest. 1821, eine große Berühmtheit erlangt hatte. Dieser merkwürdige Mann ist in der Erinnerung des Volkes unvergessen durch seine zwei Jahrzehnte hindurch fortgesetzte gemeinnützige Thätigkeit auf einem ganz besonderen Felde, er machte nämlich auf alle Gauner, Diebe, Räuber, Mörder in ganz Süddeutschland bis in die Schweiz hinein Jagd und knüpfte sie kurzer Hand auf. Die formelle Erlaubniß dazu hatte er sich von der nicht halsgerichtsberechtigten Umgebung gegen Entgelt ertheilen lassen. Zum Dank dafür steckten entlaufene Zuchthäusler ihm 1807 das schöne Grafenschloß an, das er sich nebst zahlreichen anderen großen und kleinen Gebäuden erbaut hatte, welche im Uebrigen noch heute sämmtlich erhalten sind. Der seit dem Brande als Herrschaftswohnung benutzte sogenannte Cavalierbau, ein schlichtes, aus zwei Flügeln bestehendes Landhaus, besitzt noch aus jener Zeit eine bunte Sammlung von Naturalien, Gemälden, Waffen u. dgl., welche der jetzige Besitzer, ein Stuttgarter Bankier, noch vermehren läßt und die einer kurzen Besichtigung ganz wohl werth ist. Auch der Park, der sich an den Bau anschließt, ist sehenswerth durch seine schönen Baum- und Pflanzengruppen, nicht minder endlich das Brauhaus, das einen ganz vorzüglichen Stoff liefert. So setzte ich denn nach etwa einstündigem Aufenthalt sehr befriedigt meinen Wanderstab weiter, um ihn eine Stunde weiter flußabwärts bei Erlbach niederzusetzen, das vom Südabhang des Hochsträß auf einem gegen die Donau und den Erlbach abfallenden Hügel mit seinem Schloß und seiner Kirche gar schön ins Oberland hinausschaut. Dorf und Kirche sind nicht weiter bemerkenswerth, desto stattlicher erhebt sich das drei Stock hohe mit runden, hohen Eckthürmen versehene Schloß, ein schöner Bau aus dem 16. Jahrhundert mit tiefem Graben, der rund um dasselbe läuft. Durch ein großes Thor mit unleserlicher Ueberschrift betritt man das Schloß selbst, welches eine reiche Sammlung von japanischen Kunstgegenständen und viele schöne Möbel im Renaissancestil birgt. Die Besitzerin ist nämlich eine Tochter des bekannten Japanforschers Philipp v. Siebold, sie gestattete mir auf das Bereitwilligste die Besichtigung dieser Schätze, obwohl es bereits Abend geworden war, und ebenso den Eintritt in den schönen Schloßgarten, der eine weite Aussicht bot, welche besonders interessant gegen Norden war. Nach dieser Richtung erblickte nämlich das Auge die majestätische Pyramide des Ulmer Münsters, das weithin über die Lande ragte, als ein Wahrzeichen der stolzen Vergangenheit einer kraftvollen Bürgerschaft und intensivsten Kunstverständnisses. Mit der Stadt Ulm hat aber diese Beschreibung des oberen Donaulaufes ihr Ende erreicht, denn nun sind wir in einem Brennpunkt des modernen Reiseverkehrs angekommen und würden Eulen nach Athen tragen, wollten wir hier das Lob der alten Reichsstadt verkünden.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 11. Donnerstag, den 26. Januar, Abends. 1899.

Compaßpflanzen.

Von Dr. C. Müller.

Von jeher ist die Wißbegierde der Menschheit auf das Lebhafteste durch die Erscheinung angeregt, daß das von den Pflanzen mittelst der Saugwurzeln aus der Erde aufgenommene Wasser mit den in ihm gelösten Nährstoffen der Schwerkraft entgegen in die Höhe steigt und dabei oft Strecken bis zu 50 Meter und darüber zurücklegt. Zahllose Untersuchungen sind natürlich gemacht worden, um diese Frage zu klären, und so wissen wir denn jetzt, daß der durch osmotische Kräfte hervorgerufene Wurzeldruck und die Transpiration diejenigen Factoren sind, auf die das Emporsteigen des Nahrungssaftes in erster Linie zurückzuführen ist. Der Wurzeldruck ist es, der da bewirkt, daß aus vielen Pflanzen — bei uns besonders zur Frühjahrszeit —, wenn sie nicht allzuweit über dem Boden durchschnitten werden, oft erstaunliche Mengen von Saft hervorquellen. Auf Java werden aus diesem Grunde gewisse lianenartige, die feuchten Wälder bewohnende Pflanzen als vegetabilische Quellen benutzt und einige in Indien einheimische Pflanzenarten, deren man sich in derselben Weise bedient, haben aus diesem Grunde den Namen „Pflanzenquelle“ erhalten, z. B. Phytocrene gigantea und bracteata. Bei uns ist es bekanntlich der Weinstock, der reichlich Saft ausfließen läßt. Eine $2\frac{1}{2}$ cm dicke Rebe, die $1\frac{1}{2}$ m über dem Erdboden durchschnitten war, lieferte nach Kerner innerhalb einer Woche über 5 Kilogramm Saft, der durchschnittene Stamm einer Rose über 1 Kilogramm. Verhältnißmäßig viel Saft quillt auch aus Ahornen und Birken hervor, wenn man die Stämme 1 m über dem Boden abschneidet. Durch sinnreiche Versuche ist es gelungen, die Größe des Druckes, unter dessen Einflusse aus den Schnittflächen der Reben und anderer Stammbildungen der Saft hervorgepreßt wird, zu ermitteln und auf Grund der dabei gewonnenen Zahlen zu berechnen, daß dieser durch den von den saugenden Zellen der Wurzel ausgehenden Druck beim Weinstock ungefähr $11\frac{1}{2}$ m emporgehoben werden kann. Die Größe des Druckes und die Menge des ausgepreßten Saftes wechselt natürlich mit den Pflanzen; soviel ist aber mit Sicherheit festgestellt, daß der Wurzeldruck bei allen Bäumen, die eine Höhe von 20 m und darüber erreichen, keineswegs genügt, um den Nahrungssaft bis in die höchst gelegenen Theile dieser zu befördern. Hier muß die Transpiration zu Hilfe kommen und den Wurzeldruck unterstützen. Unter Transpiration verstehen wir die Abgabe von dunstförmigem Wasser an die umgebende Luft, also kurz die Ausdünstung der Pflanzen. Aus denjenigen Zellen einer Pflanze nämlich, die an die Luft angrenzen, wird Wasser verdunstet, die Mehrzahl der Stoffe aber, die in diesen gelöst ist, bleibt zurück und die Folge ist, daß die Säfte in den ausdünstenden Zellen concentrirt werden. Da der Wasserverlust einer Zelle sich durch Diffusion aus der zunächst darunter liegenden ergänzt, diese Zelle wieder an einer dritten sich schadlos hält u. s. w., so muß die Transpiration einen aufsteigenden, d. h. von der Wurzel her nach den verdunstenden Blattflächen gerichteten Wasserstrom verursachen, der bei reich beblätterten Bäumen ein sehr bedeutender sein kann. Durch die Transpiration, so sagt Kerner von Marilaun in seinem rühmlichst bekannten „Pflanzenleben“, gelangt nicht nur Wasser aus der Tiefe in die höher gelegenen Pflanzentheile, es gelangen durch sie auch die Nährsalze in gelöstem Zustande in die von Licht und Luft umgebenen grünen Gewebe der Zweige und Blätter. Die Hauptmasse des emporsteigenden Wassers hat nur die Bedeutung eines Transportmittels für diese aus dem Boden in die Pflanze gelangten mineralischen Salze; nachdem es in die Blätter gekommen, verdunstet es zum größten Theil wieder in die Atmosphäre, die von ihm in die grünen Gewebe transportirten Salze aber bleiben dort zurück, um sich bei den chemischen Vorgängen zu betheiligen, durch welche aus den Rohstoffen organische Verbindungen erzeugt werden. Sie sind dort unentbehrlich, und insofern ist auch die Transpiration unentbehrlich. Ohne Transpiration wäre die Ernährung derjenigen Pflanze, deren grüne Zweige und Blätter von Luft umspielt werden, es wäre die Ernährung der Bäume, welche, was Massenhaftigkeit anlangt, allen anderen Pflanzen vorausgehen, unmöglich, und es ist daher die Transpiration als einer der wichtigsten Lebensvorgänge in den Erdpflanzen anzusehen. Wenn man nun bedenkt, wie sehr Feuchtigkeit und Temperatur der Luft, also gerade jene Zustände der Atmosphäre, die auf die Ausdünstungen der Pflanzen von Einfluß sind, fortwährend wechseln, so wird es nicht überraschen, daß Einrichtungen getroffen sein müssen, die einerseits die Transpiration möglichst zu fördern im Stande sind, andererseits solche, die eine zu weit gehende, mit dem Vertrocknen und Absterben der Pflanze endigende Ausdünstung verhindern. Eine Einrichtung, die dem letzteren Zweck dient, tritt uns nun in ausgeprägtester Weise bei den sogenannten „Compaßpflanzen“ entgegen. Die Bezeichnung „Compaßpflanze“ ist zuerst einer zur Familie der Korbblüthler (Compositae) gehörigen Staudenpflanze, Silphium laviniatum, gegeben worden, die in den Prairien Nordamerikas, von Michigan und Wisconsin westlich bis zum Felsengebirge, südlich bis Texas und Alabama, sehr verbreitet ist. An dieser Pflanze war es den Jägern, welche die Prairien durchstreiften, längst aufgefallen, daß die Flächen der Blätter, namentlich jener, welche vom untersten Theile des Stengels ausgehen, nicht nur eine verticale Lage annehmen, sondern immer auch so gerichtet sind, daß jedes Blatt die eine Breitseite nach Sonnenaufgang, die andere gegen Sonnenuntergang wendet. Die ganze lebende Pflanze, wie sie auf der sonnigen Flur steht, macht nach der Beschreibung Kerner's den Eindruck, als hätte man sie zwischen riesige Bogen Papier gelegt gehabt, etwas gepreßt und eine Zeitlang getrocknet, wie man Pflanzen für das Herbarium präparirt, dann aber aus der Presse herausgenommen und so aufgestellt, daß die Spitzen und das Profil der verticalen Blattflächen, entsprechend der Richtung der Magnetnadel, nach Nord und Süd, die Breitseiten dagegen nach Ost und West gerichtet sind. Diese Richtung wird von der lebenden Pflanze auf den Prairien so gut und so regelmäßig eingehalten, daß die Jäger bei trübem Himmel sich nach dieser Pflanze über die Himmelsrichtung zu orientiren vermögen, aus welchem Grunde Silphium laviniatum denn auch Compaßpflanze genannt wurde. In Europa wurde sie schon 1781 eingeführt; die Eigenthümlichkeit ihrer Blätter wurde zuerst vom General Alvord im Jahre 1842 in seinen Mittheilungen an die „American association for the Advancement of Science“ geschildert und Messungen an Hunderten von Blättern, insbesondere den Wurzelblättern, vermittelst des Compasses haben diese Eigenthümlichkeit bestätigt. Dieselbe Erscheinung zeigt auch eine im mittleren Europa auf trockenem Boden vorkommende Composite, der wilde Lattich, Lactuca scariola. Professor Stahl hat nun gerade diese Pflanze in Bezug auf die vorher erwähnte Eigenschaft einer sorgfältigen Beobachtung unterworfen. Darnach sind die Blätter derselben ungefähr nach der Divergenz drei Achtel am Stengel vertheilt. Betrachtet man aber freistehende Pflanzen genauer, so bemerkt man, daß die verticalen Blattscheiben nicht ihrer Insertion gemäß in acht Längsreihen vom Stengel ausstrahlen, sondern mehr oder weniger deutlich die Neigung zeigen, sich alle in parallele Verticalebenen zu ordnen.

Diese Eigenthümlichkeit tritt je nach Standorten und Individuen in verschieden hohem Maße hervor. Am stärksten ausgeprägt ist dieselbe bei mageren Pflanzen, welche auf dürrem Boden an sonnigen Standorten wachsen, und es ist in hohem Grade auffallend, zahlreiche Pflanzen mit parallel gerichteten Blättern nebeneinander stehen zu sehen, um so mehr, als die Orientirung der Blätter ziemlich genau mit der Meridianebene zusammenfällt. Ein Theil der Blätter kehrt die Spitze nach Norden, ein anderer nach Süden; nach Osten und Westen stehen keine Blätter ab. Die auf der Südseite inserirten Blätter haben durch eine ungefähr 90° betragende, dicht über der Basis erfolgte Torsion ihre Spreite in die Meridianebene gebracht. Der Winkel von Blattrippe und Stengelachse beträgt 50—70° — Blätter, deren Insertion auf die Nordseite fällt, verhalten sich ganz ähnlich. Die Spreite des mit der Spitze nach Norden gekehrten Blattes ist durch Drehung ebenfalls vertical geworden. Die Oberfläche der auf der Nord- und Südseite inserirten Blätter schaut bei den einen nach Osten, bei den anderen nach Westen. Wesentlich verschieden verhalten sich die nach Osten und Westen am Stengel sitzenden Blätter. Hier ist oft keine Spur von Torsion vorhanden: die Blätter sind einfach steil aufgerichtet, ihre Oberfläche ist der Stengeloberfläche angeschmiegt. Bei anderen Blättern ist mit der Torsion der Mittelrippe eine Krümmung verbunden, wodurch ihre Spreite wieder annähernd in die Meridianebene zu stehen kommt. Je nachdem die Krümmung nach der einen oder nach der anderen Seite stattgefunden hat, ist die Spitze des Blattes nach Norden oder nach Süden gewendet. Die auf der Ostseite inserirten Blätter kehren ihre Oberfläche nach Westen, während die der entgegengesetzten Seite nach Osten schauen. Die hier geschilderten Stellungsverhältnisse sind bald mehr, bald weniger scharf ausgeprägt: am schärfsten treten sie gewöhnlich hervor an den unteren Blättern des eben aufschießenden Stengels, am schwächsten an den kleineren Blättern in der Blüthenstandregion. Die Neigung, sich in die Meridianebene zu stellen, fand Stahl schon, wenn auch schwach ausgeprägt, am ersten auf die Kotyledonen folgenden Blatte bei im Monat Juli gekeimten Pflänzchen. Beim dritten und vierten Blatt der allerdings bereits aufschießenden Pflänzchen war die Meridianstellung schon sehr auffallend. Bezüglich der Bedeutung, welche die Meridianstellung für den Haushalt des wilden Lattichs hat, ist der vorgenannte Forscher zu folgendem Resultat gekommen: der aufgehenden Sonne kehren die verticalen Blätter ihre größte Fläche zu. In dem Maße, als die Sonne höher steigt, wird auch der Winkel, unter welchem ihre Strahlen die Blattfläche treffen, geringer, bis schließlich zur Mittagszeit alle Blätter, in der Richtung der Sonnenstrahlen, im Profil gesehen werden. In den Nachmittagsstunden nimmt dann der Einfallswinkel der Sonnenstrahlen auf die Blätter allmälig zu, so daß diese letzteren gegen Abend wieder senkrecht von den Sonnenstrahlen getroffen werden. Der Vortheil nun, welcher der Pflanze aus dieser eigenthümlichen Blattorientirung erwächst, liegt darin, daß gerade zur Mittagszeit die Erwärmung und somit auch die Transpiration nur eine geringe sein wird, denn es ist leicht begreiflich, daß ein vertical aufgerichtetes, gleichsam auf die Kante gestelltes Blatt viel weniger verdunstet, als ein solches, dessen Fläche den zur Mittagszeit einfallenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist. Was für den Lattich gilt, gilt auch für die Compaßpflanze. Bekräftigt wird die Annahme über den Vortheil, den die Meridianstellung der Blätter den erwähnten Pflanzen bietet, noch durch die Beobachtung, daß diese bei Exemplaren, die auf trockenem unbeschattetem Lande emporgewachsen sind, am kräftigsten hervortritt. An feuchten, schattigen Orten, wo die Gefahr einer durch die kräftigen Sonnenstrahlen des Mittags eingeleiteten zu weit gehenden Verdunstung nicht gegeben ist, erfolgt die Drehung der Blätter und die Einnahme der Meridianstellung nicht. Außer den genannten Pflanzen zeigen nach den Beobachtungen Stahl's noch zwei andere Compositen, Lactuca saligna, der Weiden-Lattich, und Chondrilla juncea, der Simsen-Krimling, beides Angehörige der deutschen Flora, wenn auch in geringem Maße die Neigung, ihre Blätter zur Mittagszeit in die Meridianebene zu stellen. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die Zahl der sogenannten Compaßpflanzen sich noch beträchtlich vermehren wird, sobald man, namentlich in trockenen Vegetationsgegenden, diesen Verhältnissen mehr Aufmerksamkeit schenken wird.

Uebrigens giebt es eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Pflanzen, sowohl Staudengewächse als Sträucher und Bäume, deren Blattflächen im Schatten parallel zum Boden ausgebreitet sind, während sie sich an sonnigen, trocknen Plätzen aufrichten und vertical stellen, wennschon sie dabei nicht gerade die Meridianstellung annehmen. Besonders auffallend ist in dieser Beziehung nach Kerner eine Lindenart des südöstlichen Europas, die Silberlinde, Tilia argentea, die, sobald ihre Blätter diese Verticalstellung eingenommen haben, ein höchst eigenartiges Aussehen zeigt. Die Oberseite dieser ist nämlich dunkelgrün, die Unterseite von feinem Sternhaarfilze weiß, so daß sich ein solcher Baum, wenn seine Blätter vertical gestellt sind, in auffallend verschiedener Färbung präsentirt, je nachdem er von der einen oder anderen Seite betrachtet wird. Aehnliche Verhältnisse bezüglich der Stellung der Blätter finden sich noch bei zahlreichen Pflanzen, vor Allem bei Sträuchern und Bäumen Neuhollands. Wie die Einrichtungen hier auch sein mögen, ob die Blätter ausgebildet oder verkleinert und dafür die Stiele derselben blattartig verbreitert sind, immer finden wir, daß zur Mittagszeit die Verticalstellung vorherrscht, denn nur dadurch können sich diese Pflanzen gegen eine zu starke Erwärmung, gegen übermäßige Verdunstung schützen.

Bücherbesprechungen.

— **Eine katholische Beleuchtung der Augsburgischen Confession.** Polemische Studie von **Karl Thieme**, a. o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1898. 80 ₰. — Als solche katholische Beleuchtung hat der Verfasser wesentlich im Sinne die Behauptung des bekannten Onno Klopp in einem Artikel aus dem Jahre 1869, die Protestanten hätten sich in der Vorrede zur Augsburgischen Confession selbst unter die richterliche Autorität der Kirche gestellt, und weiter die näheren Ausführungen, die der Innsbrucker Professor Pastor an diese Behauptung geknüpft hat. Deßhalb ist zur sofortigen Einsichtnahme jene Vorrede des Kanzlers Brück hier beigedruckt. Der Verfasser weist nun nach, daß die Protestanten mit ihrer Forderung eines gemeinen, freien, christlichen Conciliums nichts Anderes gemeint haben können, als was man in protestantischen Schriftstücken schon seit Jahren so genannt hatte, nämlich eine Kirchenversammlung, die unabhängig vom Papste und der Hierarchie, aber ebenso unabhängig auch gegenüber den früheren Concilsbeschlüssen, vor Allem den Costnitzern, auf deutschem Boden tagen sollte. Da ein Concil nach alter Manier den Protestanten Nichts bringen konnte, als Verwerfung und Verdammung, so ist es allerdings eine recht wunderliche Behauptung jener katholischen Forscher, die Protestanten hätten selbst ein solches gefordert. Ebenso verfährt der Verfasser mit der Versicherung des Professors Pastor, im letzten Artikel der Augsburgischen Confession sei die bischöfliche Autorität ausdrücklich anerkannt, was die Protestanten nicht einmal wüßten. Der Wortlaut ergiebt vielmehr klar, daß die Evangelischen den Bischöfen ihre äußerlichen kirchlichen Rechte gern lassen wollten, wenn sie nur aufhören wollten, die reine biblische Lehre zu bekämpfen. Wie man das als eine Anerkennung der bischöflichen Autorität bezeichnen will, die doch eben hauptsächlich für die Lehre galt, ist allerdings auch unverständlich. Im Anschluß an die Prüfung dieser zwei katholischen Behauptungen giebt der Verfasser eine lichtvolle quellenmäßige Darstellung des ganzen Verhältnisses, in dem sich die zwei Gruppen der deutschen Stände damals gegenseitig befanden, und läßt auf solche Weise eine beachtenswerthe Studie zur Reformationsgeschichte entstehen. B. K.

— **Seelsorgerliche Kreuzfahrten im Kampf wider kräftige Irrthümer.** Von **Johann Friedrich Hashagen**, Doctor und ord. Professor der Theologie zu Rostock. II. Band: Die Gemeinde des Herrn nach den sieben apokalyptischen Sendschreiben. 2. Heft: Die Sendschreiben an die Engel der Gemeinden in Smyrna und Pergamus. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. — Wir haben bei der Anzeige des 1. Heftes (Leipz. Ztg. Nr. 95 v. vor. J.) die merkwürdige Eigenart dieses theologischen Unternehmens zu schildern versucht. Ganz in derselben Weise behandelt dieses Heft in neun Bogen erklärenden Textes zehn biblische Verse, nämlich die zwei Sendschreiben, die der Titel nennt, aus dem 2. Capitel der Offenbarung Johannis. Diese Verhältnißzahlen sagen dem Leser, der mit Hashagen's Art noch nicht vertraut ist, am einfachsten, um was es sich hier

eigentlich handelt, nämlich keineswegs blos um eine Wort- und Sacherklärung dieses kurzen biblischen Abschnittes, zu dessen Auslegung auch in der Zeit der Folianten ein solcher Raum niemals in Anspruch genommen worden ist, sondern um eine ausführlich eingehende Aussprache über alle die theologischen, kirchlichen und christlichen Verhältnisse und Zustände, deren Erwähnung sich an einzelne Sätze dieser Sendschreiben irgendwie anknüpfen läßt. Die kräftigen Irrthümer findet der Verfasser vor Allem in dem ganzen Streben und Gebahren der sogenannten modernen Theologie, die ihr Recht auf der stolzen Grundlage der gewissenhaften Forschung und des untrüglichen wissenschaftlichen Beweises aufbaut, ohne sich der haltlosen Stützen bewußt zu werden, durch die wieder jene Grundlage getragen wird. Es versteht sich von selbst, daß keine andere neutestamentliche Schrift mehr Gelegenheit bietet, als gerade die Offenbarung, die Gegensätze zwischen diesen zwei grundverschiedenen Arten der Auffassung einander scharf gegenüber zu stellen. An mehreren Stellen ist's dem Verfasser trefflich gelungen, die Sinnlosigkeiten nachzuweisen, die sich für eine vorurtheilsfreie Betrachtung da ergeben, wo man in dem neutestamentlichen Propheten nichts weiter sehen will, als einen christlichen Tendenzschriftsteller, der sich in einer Art von künstlicher Begeisterung allerlei prophetische Stoffe eigenmächtig zurechtlegt. Weiter aber findet der Verfasser kräftige Irrthümer in einer ganzen Anzahl von kirchlichen Anschauungen, Bestrebungen und Lieblingsmeinungen und benutzt die betreffenden Stellen, die er auslegt und ausdeutet, dazu, ihnen kräftig entgegenzutreten. Als Beispiel diene hier jene Verirrung der historischen Kritik, den Quellen von Hause aus mehr Glauben beizumessen, die den Stempel des Menschlich-Gemeinen an sich tragen, als denen, die sich auf heilige Voraussetzungen gründen. Wollten wir diese Beispiele vermehren, so müßten wir gar sehr ins Einzelne eingehen. Denn die Anlage des Buches bringt es mit sich, wie es ja auch der Gesammttitel des Werkes ausspricht, daß solche kritische Streifzüge vom Standpunkte der biblischen Wahrheit aus sich immer nur gegen Einzelerscheinungen richten, deren innere Zusammenhänge mit andern ja nicht unerwähnt bleiben, aber doch ohne eigentliche Einordnung und Zusammenhang einzeln behandelt werden. Das Buch will als Erbauungs- und Stärkungsmittel gebraucht sein; möchte es als solches seine gesegnete Wirkung vielfach ausüben! B. K.

— Dr. H. Meltzer, Alttestamentliches Lesebuch. Dresden, Bleyl & Kaemmerer. 199 Seiten. 80 ₰. — Der Verfasser geht von dem Gedanken aus, daß den Kindern in der Volksschule das neue Testament unverkürzt, für das alte aber weder die bisher übliche biblische Geschichte noch eine Schulbibel in die Hand zu geben sei, sondern ein biblisches Lesebuch, welches sich in der alttestamentlichen Heilsgeschichte nur auf das wirklich Nothwendige und Bedeutungsvolle beschränkt. Von diesem Standpunkte aus läßt es den Sündenfall, die Geschichte Kain's und Abel's, die Geschichte Noah's, den Thurmbau zu Babel u. A. einfach weg und verweist selbst die Schöpfungsgeschichte als zu schwer ganz an das Ende des Buches in die nachexilische Zeit. Es beginnt deshalb gleich mit Abraham und den Patriarchen und läßt die mosaische Zeit, die Ansiedlung in Kanaan, das Königthum, den Prophetismus, die Geschichte der babylonischen Gefangenschaft und der nachexilischen Zeit folgen. Der Vorwurf, daß es den Anschauungen der modernen Theologie in Bezug auf das alte Testament nicht genügend Rechnung trage, wird dem Buche kaum gemacht werden; wohl aber werden es Alle enttäuscht aus der Hand legen, die eine so willkürliche Umgestaltung der heiligen Schrift alten Testaments, wie sie uns von den Vätern überliefert worden ist, nicht gut heißen können. Sehr bedauerlich erscheinen uns die vielen und oft ganz unnöthigen, ja zuweilen ganz verkehrten Abweichungen von dem Texte der Uebersetzung Luther's, die unserem Volke auch sprachlich mehr, als der Verfasser es ahnen mag, in Fleisch und Blut übergegangen ist. Daß unsere Kinder den altehrwürdigen Jehova künftig Jahwe nennen sollen, möchte ja sein, wenn wir nur nicht fast überall sprachlichen Geschmacklosigkeiten und Ungeschicklichkeiten begegneten. So bittet Esau den Jakob: „Laß mich kosten das rothe Zeug.“ (L.: das rothe Gericht), und Jakob versichert dem Isaak: „Der Herr dein Gott ließ es mir in den Weg laufen.“ (L.: bescheerte mir's). In der Geschichte Joseph's wird die Grube in der Wüste zur „Cisterne auf der Trift“, aus den drei Reben werden drei „Zweige“ und aus den Knechten Pharao's „Höflinge“. Dagegen versichert Joseph sehr philosophisch: „Die Gabe der Traumdeutung hängt von Gott ab.“ (L.: Auslegung gehört Gott zu) ꝛc. ꝛc.

Doch genug von diesen Geschmacklosigkeiten, die seltenes Ungeschick verrathen, mit den Kindern kindlich zu reden. Schlimmer ist es jedenfalls, daß der Verfasser sich erlaubt hat, den einfachen und klaren Wortlaut der heiligen Schrift an einigen Stellen auch sachlich umzugestalten. Dazu fehlt ihm jegliches Recht, so lang er sein Werk als biblisches Lesebuch in die Volksschule eingeführt wissen will. E.

— Die ev. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt. Zur Honterusfeier herausgegeben auf Kosten der ev. Kirchengemeinde A. B. vom Presbyterium. Von Ernst Kühlbrandt. Mit Abbildungen. 1. Heft. Verlag von H. Zeidner in Kronstadt. 1898. (VIII und 71 Seiten. Preis 6 ℳ) — Selten dürfte ein Werk der siebenbügisch-sächsischen Literatur so glänzend und musterhaft ausgestattet worden sein wie dieses. Es entspricht allen Anforderungen, die man in jeder Hinsicht an ein Prachtwerk stellen kann. Ja es hat als Prachtwerk noch den immer seltener werdenden Vorzug, daß auch der Text ein vorzüglicher ist. Kein Buch liegt uns in diesem Foliobande vor, das um der Bilder und schönen Ausstattung willen die Käufer reizt, sondern ein wissenschaftlicher Beitrag zur Erläuterung alter Kirchenbauten, sachkundig, gewissenhaft und fließend geschrieben. Mit feinem Verständniß, auch für Nichtfachleute leicht faßbar schildernd führt Kühlbrandt den Leser zu allen Merkwürdigkeiten der altehrwürdigen Kronstädter deutschen Kathedrale und macht uns mit ihren verstecktesten Winkeln bekannt, in denen sich irgend Interessantes finden läßt. Solche Arbeit bedurfte unbedingt der sorgsamsten und würdigsten Ausstattung. Es ist der Herausgeberin, der Honterusgemeinde, voller Dank zu zollen, daß sie dem Verfasser alle Mittel zur Verfügung stellte, um seinem Werke ein dem Werthe des behandelten Stoffs entsprechendes äußeres Gepräge geben zu können. Kühlbrandt war zur Lösung seiner Aufgabe manches Hinderniß gestellt. Namentlich das Fehlen von Documenten und Ueberlieferungen hat ihm die Erforschung der Entstehungsgeschichte der Kirche sehr erschwert. Seine reiche Kenntniß auf dem Gebiete seiner heimathlichen Architektonik hat es ihm ermöglicht, das Dunkel zu beseitigen, er hat, wie mit Recht von ihm gerühmt wird, sich von den Steinen künden lassen, was er nun in geistreicher und formvollendeter Weise schildert. Seine Arbeit dürfen wir durchaus nicht (wie er es thut) als „Erklärungsversuche“ hinstellen, sondern wir müssen sie als ein wirklich maßgebendes Forschungsresultat bezeichnen, das volle Beachtung verdient. Man darf mit Ungeduld auf die Fortsetzung gespannt sein. Der Bilderschmuck bringt hauptsächlich große Ansichtstafeln nach photographischen Aufnahmen in schönster Ausführung. Besonders verweisen wir auf die von Kühlbrandt in ihre Schlüssel gestellten 62 Meisterzeichen. Zum Schlusse betonen wir, daß es sich hier nicht um eine Veröffentlichung von rein localem Interesse handelt, sondern daß Kühlbrandt's Werk in allen seinen Theilen für jeden Kunstfreund textlich und bildlich von hohem Werth sein muß. Die Ausführung der buchtechnischen Mitarbeit durch die Honterusdruckerei (Gött's Sohn) in Kronstadt ist schon in den Eingangsworten gewürdigt worden, sie bietet nicht den geringsten Anlaß zum Tadeln. Der Druck sowohl des Textes wie der Abbildungen in zwei Farben ist von überraschender Schärfe und Deutlichkeit.

Siegfr. Moltke.

— Aus dem Nachlaß von Karl Mathy. Briefe aus den Jahren 1846—1848, mit Erläuterungen herausgegeben von Ludwig Mathy. Leipzig, S. Hirzel, 1898. VII, 523 SS. 8°. — Unter den süddeutschen Männern, deren Namen in der Entstehungsgeschichte des neuen Deutschen Reiches stets einen rühmlichen Klang haben wird, steht obenan die edle Persönlichkeit von Karl Mathy. Noch hatte das Jahr 1870/71 nicht dem Werke, dem er ein Leben voll entsagensreicher Arbeit gewidmet hat, den Schlußstein eingefügt, als er vom Schauplatz seines Schaffens abgerufen wurde, und bald nach seinem Tode, ebenfalls noch vor dem Ausbruch des französischen Krieges, setzte Gustav Freytag dem Freunde ein biographisches Denkmal, wie sich dessen nur Wenige erfreuen. Freytag konnte dabei einen Theil der reichen Correspondenz Mathy's benutzen; eine Anzahl seiner Briefe an Hermann v. Beckerath aus den Jahren 1849 und 1850 sind dann im Jahrgang 1882 der Deutschen Revue veröffentlicht worden. Der gesammte briefliche Nachlaß Mathy's aber war nach seinem Tode in den Besitz seiner Neffen, der Kinder des 1855 verstorbenen Heinrich Mathy, gelangt. Jetzt, nachdem die Männer, mit denen Mathy correspondirt hat, zum allergrößten Theile gestorben sind, hat sich die Familie entschlossen, einen Theil dieser Briefe zu veröffentlichen,

zunächst solche aus den Jahren 1846—1848. Bekanntlich fällt gerade in das Jahr 1848 die erste öffentliche Wirksamkeit Mathy's in größerem Stile. Nach einem unruhigen Wanderleben, dem Loose mancher damaligen Journalisten, war er 1841 nach Baden zurückgekehrt, hatte in Karlsruhe die Landeszeitung begründet und war 1843 in den badischen Landtag gewählt worden. Gemeinsam mit Männern wie Gervinus, Mittermaier, L. Haeußer begann er im Jahre 1847 die Deutsche Zeitung herauszugeben; sie wurde alsbald das einflußreiche Organ der ebensowohl dem erstarrten Bureaukratismus als den revolutionären Neigungen jener Tage feindlich gegenüber stehenden gemäßigt-liberalen Kreise, denen in der Bewegung des Jahres 1848 eine so hervorragende Rolle zufiel. Die Gründung dieser Zeitung, daneben die gleichzeitigen Vorgänge in Berlin (Vereinigter Landtag) und in der Schweiz (Sonderbundskrieg), und die Verhandlungen des badischen Landtags bilden den Inhalt der nicht sehr zahlreichen Briefe aus den Jahren 1846 und 1847. Den weitaus größten Theil des Bandes bilden Correspondenzen aus dem Jahre 1848. Das besonnene und muthvolle Eintreten Mathy's gegen die revolutionäre Bewegung, die schon der März und April in Baden zum Ausbruch brachten, und der Wunsch, einen Namen von liberalem Klange im Ministerium zu haben, hatte seine Ernennung zum Staatsrath zur Folge. Zugleich aber fiel ihm im Frankfurter Parlament eine ausgedehnte Wirksamkeit zu: zuerst als Mitglied des Fünfziger-Ausschusses, dann nach der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser als Unterstaatssecretär der Finanzen im neuen Reichsministerium. Durch unermüdliche Arbeit und nüchterne, maßvolle Haltung hat er, obwohl er als Redner selten auftrat, doch einen nicht geringen Einfluß ausgeübt. Sowohl für die Geschichte des Frankfurter Parlaments als für die innere Geschichte seiner engeren Heimath bieten die Briefe, die er mit zahlreichen politischen Freunden — wir nennen nur Bassermann, Buhl, v. Gagern, v. Itzstein, Ladenburg, v. Soiron — wie mit seinen Amtsgenossen im badischen Ministerium — Bekk, v. Dusch, Hoffmann — wechselte, manchen beachtenswerthen Beitrag, wenn auch vielleicht nicht so viel, wie man nach dem Umfang des Bandes erwarten möchte. Manches unwesentliche Schreiben hätte wohl ausgelassen oder gekürzt werden können; vor Allem hätten sich unseres Erachtens die als Erläuterung ja willkommenen, aber doch gar nichts Neues bietenden Mittheilungen aus dem Tagebuche des Dr. Leopold Ladenburg, aus der Deutschen Zeitung und aus anderen Blättern einschränken lassen. Köstlich und für die Charakteristik Mathy's außerordentlich werthvoll ist der Briefwechsel mit seiner Frau; gerade ihn hat freilich G. Freytag schon viel benutzt. Die nöthigen biographischen Nachweisungen sind in einem Verzeichniß der Correspondenten und in einem sorgfältigen Register gegeben. —m—

— **Aus Deutschen Bergen.** Blätter für Freunde der deutschen Bergwelt. Illustrirte Monatsschrift für Gebirgs-, Verschönerungs-, Kur- und Verkehrsvereine, sowie Verbandsblatt der Elbegebirgsvereine. Herausgegeben von Dr. A. **Moschkau** und F. W. **Krondorf**. Verantwortlich für die Schriftleitung Joseph Frieser. Aussig, Verlag von F. W. Krondorf. Preis 3 ℳ jährlich. XIII. Jahrgang, Nr. 6—12. — Die Gebirgszeitschrift „Aus Deutschen Bergen", der wir schon öfter ein freundliches Geleitwort auf ihren Weg mitgaben, hat ihren 13. Jahrgang beendet. An dem schweren Kampfe um die Erhaltung des Deutschthums in Böhmen nimmt diese Zeitschrift nach wie vor in entschiedener und zugleich maßvoller Weise Theil und hat sich mehr und mehr zu einem guten illustrirten Familienblatte für die Bevölkerung Deutschböhmens und der Nachbargebiete entwickelt. Es wäre der Schriftleitung und Verwaltung des Blattes sehr zu wünschen, daß sie auch in Zukunft in ihren gemeinnützigen Bestrebungen von recht vielen Seiten unterstützt würden. Wir haben in Kürze des Inhalts der Lieferungen 6 bis 12 des abgeschlossenen Jahrgangs zu gedenken. Von Aufsätzen, die heimisches Gebiet behandeln, seien folgende erwähnt: Eine Kammwanderung im Erzgebirge (mit 7 Abbildungen). — Kurorte in Wort und Bild. Kipsdorf, Bärenfels und Bärenburg. (Mit 4 Abbildungen.) — Wanderbilder aus der sächsisch-böhmischen Schweiz. Von Sebnitz nach Schönlinde. (Mit 2 Abbildungen.) — Wanderungen im böhmischen Mittelgebirge. III. Die Hohe Wostrey. — Eine Dampferfahrt von Aussig nach Dresden. (Mit Abbildung.) — Bürgstein-Schwoichaer Schweiz. (Mit 5 Bildern.) — Der Lobosch bei Lobositz. — Die bereits im vorigen Jahrgange begonnene Beschreibung einer Reise in den Thüringerwald ist im 6. und in den darauffolgenden Heften weiter fortgesetzt. Die Schilderung eines am 31. Juli 1898 unternommenen Ausflugs in das Neckarthal zwischen Heidelberg und Hirschhorn knüpft in wirksamer Weise an Bismarck's Tod an. Ferner möge noch einiger kurzgefaßter Wanderbilder aus der Fränkischen Schweiz gedacht sein, die die Leser mit den Glanzpunkten dieses Gebietes bekannt machen. Außer landeskundlichen und touristischen Beiträgen findet sich mancherlei Belehrendes und Unterhaltendes, das zum Theil anderen Blättern entnommen ist, wie z. B. der beherzigenswerthe Aufsatz „Die Beschäftigung der Schulkinder während der Ferien" aus der in Wien erscheinenden Monatsschrift „Schule und Haus". Von den zahlreichen Gedichten gedenkt das Eingangsgedicht des 10. und 11. Heftes in pietätvoller Weise der unglücklichen Kaiserin von Oesterreich, deren Bildniß diesem Hefte zur besonderen Zierde gereicht. Die kleinen Mittheilungen „Von Berg und Thal" enthalten namentlich vieles Wissenswerthe aus dem Bereiche des Verkehrslebens. Auf das im Anzeigetheil jeder Nummer enthaltene reichhaltige Verzeichniß von Bädern, Sommerfrischen und Ausflugsorten der Gebiete, für die die Zeitschrift in erster Linie bestimmt ist, möge noch ausdrücklich hingewiesen sein. C. R.

— **Carl Stangen's Verkehrszeitung.** Herausgegeben von **Carl Stangen's Reisebureau.** 5. Jahrgang, Nr. 13—24. Berlin 1898. — Die zweite Hälfte des Jahrgangs 1898 von Carl Stangen's Verkehrszeitung steht zum Theil unter dem Zeichen der Kaiserreise nach Palästina. Schon das 13. Heft brachte einen Artikel über die Erlöserkirche in Jerusalem und Mittheilungen über Wege in Palästina. In den folgenden Heften finden sich zahlreiche Artikel über Punkte, die auf der Kaiserfahrt berührt wurden, oder über Begebenheiten, die mit jener denkwürdigen Reise mehr oder weniger in Beziehung stehen. Gerade der Orient und insbesondere Palästina mit seinen heiligen Stätten ist das Gebiet, dem Stangen's Reisebureau seit mehr als dreißig Jahren die meiste Thätigkeit — schon über 180 Orientreisen wurden unternommen — gewidmet hat; aus Anlaß der Kaiserreise aber wurde dem Orient erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, und dies ist auch in der Verkehrszeitung zum Ausdruck gekommen. So begegnen wir Aufsätzen über Triest, Konstantinopel, Akka, (St. Jean d'Acre), Bethlehem, über das Kloster Mar-Saba zwischen Bethlehem und dem Todten Meere, über den Berg Tabor, über eine Palästinareise vor 180 Jahren, über die Begrüßung des Kaisers und der Kaiserin durch die Theilnehmer der Stangen'schen Sonderfahrt mit dem Dampfer „Bohemia" in Konstantinopel, über die Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem u. a. m. Besonders lesenswerth ist der einleitende Artikel des 24. Heftes „Betrachtungen über die Kaiserreise nach Palästina", durch den man über viele der im heiligen Lande bestehenden schlimmen Verhältnisse, die zum Theil nicht ohne Einfluß auf die Reise des Kaisers gewesen sind, von sachkundiger Seite Aufschluß erhält. Zur besseren Veranschaulichung des in den genannten Artikeln behandelten Stoffes dienen zahlreiche gute Abbildungen im Text, wie z. B. die von Jerusalem, Jaffa, Bethlehem, Gethsemane, Nazareth, Berg Tabor, einer Straße von Damascus, dem Yildiz-Kiosk in Konstaninopel ꝛc. Aus den übrigen Artikeln seien noch folgende erwähnt: Das Reisen einst und jetzt. Ein Gang durch das Berliner Postmuseum. — Beschreibung des letzten deutschen Urwaldes (im obersten Quellgebiete der Mürz in Niederösterreich). — Auf dem St. Johns-Flusse. Skizze von Land und Leuten von Florida. — Zur Jubel- und Gedenkfeier des Fürstenhauses Thurn und Taxis. Ein Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung des deutschen Postwesens. — Das Riesenfernrohr der Pariser Weltausstellung. — Die russische Secte der Lebendigbegrabenen. — Aus Krim und Kaukasus. — Der unterhaltende Theil der Zeitschrift ist wie immer sehr reichhaltig. In den Besitz von Stangen's Verkehrszeitung kann gegen Erstattung der Zustellungsgebühren Jedermann gelangen; an alle wichtige Verkehrsanstalten, Bade-, Kurorte, Sommerfrischen, an bedeutende Gasthäuser des In- und Auslandes wird sie kostenfrei versandt. C. R.

— **Kloster Nimbschen und Katharina v. Bora.** In Nr. 9 vom 21. Jan. muß es heißen: Unter der Ueberschrift: Zum 29. Januar, statt: Zum 22. J. S. 35 Spalte 1, Z. 5 v. u.: Sage statt Sache. S. 36 Sp. 2, Z. 19 v. u.: Schulverwalter statt: Schuldverw.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 12. Sonnabend, den 28. Januar, Abends. 1899.

Die Christlichen Vereine junger Männer, ein neuer Zweig am Baume der Innern Mission.

Von Dr. Adolf Voigt.

Die Christlichen Vereine junger Männer haben sich, seitdem vor fünfzehn Jahren mit der Gründung des Berliner Vereins die Bahn gebrochen war, trotz mancher anfänglicher Bedenken und Zweifel als eine speciell für die verkehrsreichen Großstädte geeignete Form erwiesen, inmitten der Unruhe des modernen Lebens dem Bestreben christlicher Jugendpflege einen festen Krystallisationspunkt zu bieten. Die ältere verbreitetere Form dieser Arbeit hat sich bekanntlich ihr Organ in den Jünglingsvereinen geschaffen. Diese schließen sich zumeist an die kirchliche Handlung der Confirmation an, indem die Neuconfirmirten durch die hier ausschlaggebende Persönlichkeit ihres Geistlichen zusammengehalten und gefördert werden; sie bleiben aber im Wesentlichen parochiale Vereine. Die Schwierigkeit, die Jugend zu sammeln, wächst mit dem Ablauf der Lehrzeit, die häufig Ortsveränderung oder auch zur neuen Freiheit nicht die nöthige geistige Reife mit sich bringt. Einen festen Stamm von jungen Leuten zu gewinnen, welche diese entscheidende Grenze überschritten haben und dabei treu geblieben und soweit gereift und erstarkt *sind, daß von ihnen ein* heilsamer Einfluß auf die jüngeren, noch *unentschiedenen* Elemente ausgeht, ist daher Lebensfrage für den Jünglingsverein. Der äußere Zuschnitt dieser Vereine war, von einigen glänzenden Ausnahmen in Westdeutschland — wie Elberfeld, Hannover — abgesehen, bis in die neue Zeit mit ihren reicheren Mitteln ein recht bescheidener, und so kam die opferwillige, unverdrossene Arbeit treuer Geistlicher zumeist nur einem kleinen Häuflein von Stillen im Lande zu gute. Daß der innere Segen nicht ausgeblieben ist, kann unter Anderm die Bemerkung eines Baseler Missionsinspectors lehren: in den alljährlich ungefähr siebzig Lebensläufen derer, die sich seinem Missionshause zur Verfügung stellen, wird fast jedes Mal berichtet, daß die Mitgliedschaft im Jünglingsverein die entscheidende Wendung im religiösen Leben herbeigeführt habe. Die tiefste lebenschaffende und lebenerneuernde Wirkung des Evangeliums ist ja auch an einen derartigen Entschluß, in den Dienst der äußern oder innern Mission als Berufsarbeiter zu treten, nicht gebunden, sie entzieht sich dem menschlichen Urtheile und wird auch durch Zahlen der Statistik nicht ausgedrückt. Gerade bei diesen Jugendvereinen haben Zahlen der fortwährend ab- und zuströmenden Mitgliedschaft nur geringen Werth. Für die Ausbreitung dieses Werkes ist der wichtigste Schritt durch den Zusammenschluß der Einzelvereine zu provinzialen Bündnissen geschehen. Von diesen ist das älteste und zugleich stärkste der rheinisch-westfälische, jetzt westdeutsche Jünglingsbund, der am 8. Oct. 1848 durch das Zusammentreten von neun Vereinen erwuchs. Wenn jetzt das Netz der Vereins-Bündnisse über ganz Deutschland ausgebreitet ist und Verbandsblätter, Reiseagenten, gemeinsame Feste u. dergl. für Zusammenhalt und Ausbreitung sorgen, so ist mit der Ausbreitung nach dem Laufe der Welt auch die Gefahr der Verbreiterung und Verflachung, des Mangels an gründlicher Vertiefung und Festigung im Anzuge. In der That lehrt die Erfahrung, daß ein Versuch, der Welt auf dem Felde der Vergnügungen Concurrenz zu machen, bald die Existenz des Vereins in Frage stellt, und selbst äußerlich harmlose Dinge, — wie z. B. das leidige Theaterspielen nach Berichten aus verschiedenen Gegenden Deutschlands — können den innern und äußern Zerfall herbeiführen. Um so dankbarer müssen wir es anerkennen, daß durch die Thätigkeit der Jünglingsvereine der Grundsatz allseitig praktisch bewährt und herausgearbeitet worden ist: der Verein im Verein, das eigentliche einigende Band des Vereins ist die religiöse Gemeinschaft, das alte Evangelium ist auch mit der Jugend unserer Tage jung und ist im Stande, alles falsche und unreine Treiben aus dem Felde zu schlagen durch starke Liebe und reine Freuden. —

Auch unter den Christlichen Vereinen junger Männer haben gerade die numerisch stärksten, die zu Berlin und Stuttgart, mit ihren an oder über tausend Mitgliedern aus allen Ständen, das religiöse Leben mit aller Energie in den Mittelpunkt der Vereinsthätigkeit gestellt. Ziel der Arbeit und Glaubensgrund ist den Jung-Männervereinen mit den Jünglingsvereinen gemein und die Verschiedenheit der Arbeitsmethode ist lediglich durch die Verschiedenheit des Arbeitsfeldes bedingt. Die moderne Großstadt schafft eigene Lebensformen und diese mit ihrem Zug ins Große, Weite können ebenso dem Evangelium dienstbar gemacht werden, wie der moderne Weltverkehr der Mission dient. Ferner haben diese unsere Vereine sich der Aufgabe zuzuwenden, dem evangelischen und evangelisirenden Vereinsleben auch aus den höheren Berufsschichten Mitglieder zuzuführen. Denn nicht nur die Jünglingsvereine, auch die anderen Zweige der Innern Mission gewannen sich ihre Arbeiter zumeist aus dem in altväterischer Zucht und christlicher Sitte aufgewachsenen Handwerkerstande. Die Brüder-Gehilfen Wichern's waren Handwerker, die ihm nächst stehende treue Mitarbeiterin Amanda geb. Böhme war eine directe Nachkommin des Görlitzer Theosophen, das beschauliche Schusterhandwerk und frommer Sinn hatten sich in der Familie fortgesetzt.* Handwerker bildete Löhe in Neuendettelsau zu Colonistenpredigern aus und entsandte sie, die deutschen Lutheraner Nordamerikas zu sammeln, mit der Weisung, sich ihrer Herkunft nicht zu schämen, vielmehr, wenn nöthig, nach dem Vorgange des Apostels Paulus mit ihrer Hände Arbeit ihr Brod zu verdienen. Welche edlen und tüchtigen Kräfte aus dieser kernhaften Volksschicht zu gewinnen waren, zeigt das Beispiel Gustav Jahn's, der, als Gerbergeselle durch seine gemüthvollen, formschönen Gedichte bekannt geworden, seine praktische Tüchtigkeit als Vorsteher der Anstalt Züllchow bei Stettin erwies. Aber jener Handwerkerstand ist durch die Entwickelung der Großindustrie bis in's Lebensmark getroffen und als Stand mit gefestigter Lebensordnung und christlicher Sitte verschwunden. Ein für die sociale Bewegung so interessirter Mann wie Wichern bekam im Jahre 1850 zum ersten Male in Augsburg das Getriebe einer Fabrik staunend zu Gesichte; jetzt schließen den Horizont der deutschen Normallandschaft als fernste Punkte die Fabrikschornsteine mit ihren Rauchfahnen ab. Dieser Entwickelung Deutschlands zum Industriestaate hätte die Innere Mission kaum zu folgen vermocht, auch wenn ihr der schöpferische Schwung, die vorwärts dringende Thatkraft aus ihrer Jugendzeit, der Epoche der bahnbrechenden Persönlichkeiten ungebrochen verblieben wäre. Wenn nach dem Rückgang in den siebziger Jahren ein Aufschwung seit der Mitte der achtziger sich wiederum fühlbar macht, so muß es Aufgabe der Gegenwart sein, die äußeren Schranken, welche der Arbeit der Jünglingsvereine gesetzt waren, mit neuen Mitteln und Arbeitsmethoden zu überwinden, die Lücken, die bisher geblieben, auszufüllen. — Ein gründlicher Kenner des Gesammtgebietes der christlichen Liebesarbeit, Paul Wurster, schreibt in seiner „Lehre von der Innern Mission“ (1895): „Glücklicher und energischer (als von den in ihrer Entwickelung stecken gebliebenen christlichen Vereinen junger Kaufleute) ist die Aufgabe der Heranziehung der gebildeten Jugend aufgenommen worden von den Christlichen Vereinen junger Männer. In Berlin waren unter den 7144 Mitgliedern der ersten 10 Jahre 726 Studenten und Candidaten, 1608 Kauf-

leute und Buchhändler. Die Ursache für diese Erfolge liegt nicht blos in der anziehenderen Gestaltung der äußeren Vereinsverhältnisse, sondern auch in den besonderen Veranstaltungen, mit welchen man den Bedürfnissen und Neigungen der gebildeten Stände entgegenkommt, und in der energischen Werbemethode." Damit ein Christlicher Verein junger Männer inmitten der ruhelosen Hast des großstädtischen Lebens, inmitten der Zerstreuung das Werk der Sammlung anfangen und vollbringen kann, ist zunächst die grundlegende Vorarbeit von Seiten des Vorstandes von entscheidender Wichtigkeit. Da sind die finanziellen Mittel aufzubringen, die Heimstätte einzurichten, die nicht zu eng bemessen werden darf, außer den Verkehrs- und Erfrischungsräumen für die Tages- und Abendgäste auch Räume für die Unterrichtscurse, Bibelstunden, einen Saal für größere Festlichkeiten und Versammlungen, womöglich auch eine Turnhalle umfassen muß. Ferner sind die geeigneten Persönlichkeiten an die Spitze der Vereinsleitung zu stellen, eventuell als Berufsarbeiter anzustellen. Die Einrichtung ebenso wie die Verwaltung und Fortführung dieses complicirten und kostspieligen Getriebes ist auch eine Erbauung in dem biblischen Vollsinne des Wortes, nicht in dem modernen abgeschwächten Sinne, eine Erbauung durch die That, damit die Glieder der Gemeinschaft als die lebendigen Steine sich von fern und nah einfinden, auf dem guten alten Grunde sich zusammenfinden und zusammenfügen können. Der Sonntag und der Feierabend sind auch der arbeitenden Jugend von der socialen Gesetzgebung als Erholungszeit gesichert worden; nun erhebt sich aber die weitere Frage, mit welchem Inhalt das leere Gefäß der freien Zeit auszufüllen, wozu diese Freiheit, die für den jugendlichen Arbeiter im Großbetriebe viel früher eintritt als für den Gymnasiasten, verwendet werden soll. Zweierlei Räumlichkeiten öffnen sich den am Sonntag vom Joche der Arbeit Freigewordenen: die Kirchen und die Vergnügungslocale aller Arten und Abstufungen, und für wie Viele läuten die Glocken vergebens, weil Reiz und Rausch ihrer Vergnügungen ihre Sinne umfangen haben, Herz und Gewissen aber taub und stumpf, ohne Sinn für die Stimme des Glaubens geworden sind. Eine Sonntags- und Feierabendsstätte, die nicht mehr Kirche und noch nicht Wirthshaus ist — das sieht sehr zwieschlächtig und profan aus und hat doch sein gutes, sein christliches Recht. Denn das Erholungs- und Unterhaltungsbedürfniß des jungen Mannes ist an sich durchaus berechtigt; wenn nun unsere Vereine der Jugend freundliche Räumlichkeiten zum gesitteten, geistig angeregten Verkehr mit Altersgenossen eröffnen, ohne daß der Besucher durch den Trinkzwang dem Wirthe und den Brauerei-Actionären zins- und steuerpflichtig wird, wenn wir zum Besuch in möglichst weiten Kreisen einladen, so liegt das Ziel dieser Arbeiten, Einrichtungen, finanziellen Aufwendungen darin: der Sonntag soll ein Feiertag, ein Tag der Freiheit der Kinder Gottes in ihres Vaters Hause bleiben zumal für die noch bildsame, noch nicht völlig von der Welt geknechtete Jugend, er soll nicht herabsinken zu einer Pause im Frohndienste der Arbeit, ausgefüllt mit Ausschlafen, Spazierengehen und Vergnügungen, die, mögen sie auch anfangs mit harmloser Geistlosigkeit beginnen, den Charakterschwachen bald widerstandslos in ihren Strudel herabziehen. Von den jungen Leuten, die auf Einladung der Blätter, durch den allmonatlich ausgegebenen Vereinsanzeiger, durch Placate, oder auch durch Mitglieder persönlich eingeladen, sich bereit finden lassen, die Vereinsräume zu besuchen, einen Vortrag anzuhören oder auch an einem Unterrichtscursus oder den Turnübungen theilzunehmen, von all diesen geht gewiß der größte Theil wieder, ohne zu eigentlichem Anschluß an die religiöse Gemeinschaft, die der Verein bilden will, gelangt zu sein. Ueber diese Gäste und Proselyten des Thores muß sich der Verein damit trösten, daß er ihnen gegeben hat, so viel sie nehmen konnten oder wollten; haben sie in den Stunden ihres Aufenthaltes eine reinere Luft geathmet, einen freundlichen Eindruck empfangen, so verhilft ihnen das vielleicht zu der leider noch so seltenen Erkenntniß: es kann einer ein aufrichtiger Christ sein, ohne deswegen zugleich ein Idiot, Kopfhänger, Mucker oder auch ein Heuchler und Streber zu sein. Und vielleicht fügt sich auch diese Erinnerung einmal in den Zusammenhang der Liebesgedanken und Wege Gottes ein. Gegen die Gäste, mögen sie einen Tag oder ein Jahr bleiben, die formale Mitgliedschaft haben oder nicht, hat der Verein als ein christlicher Gastfreundschaft zu üben, einen sehr christlichen Liebesdienst, den Jesus für sich und die Seinen gefunden in den Tagen der Einkehr zu Bethanien und des Passahfestes zu Jerusalem und noch heute fordert. Damals war der große gepflasterte Saal bereit und auch der Hauswirth war bereit auf das Wort, das der Meister ihm sagen ließ. So gehört zur äußerlichen und innerlichen Bereitschaft zu herbergen Zweierlei: weite Räumlichkeiten und eine feste Hausordnung, die nicht blos in Paragraphen abgefaßt ist, sondern in den Hausgenossen zur That und Gesinnung wird, innerhalb deren die Gäste sich frei nach ihres Herzens Lust bewegen können, solange sie sich nicht mit dem herrschenden Geiste in Widerspruch setzen. Im Mittelalter, als Reisen eine Ueberwindung von allerlei Noth und Fährlichkeit war, übten die Klöster in großartigem Stile Gastfreundschaft, nicht um zu missioniren und ohne sich durch die Schaaren der Gäste in ihrem erbaulichen und beschaulichen Leben stören zu lassen. Nun aber droht aus der modernen Heimathlosigkeit ein innerlich halt-, fried- und gottloses Geschlecht zu erwachsen, und daher haben in der Großstadt die Christlichen Jung-Männervereine mit ihrer Arbeit einzusetzen, ihre Thüren weit aufzuthun, Gäste einzuladen und zu empfangen und, wenn möglich, zu fesseln. Was sie für jene ab- und zufluthenden Elemente thun können, sei es durch Darbietung einer heiteren und gesitteten Unterhaltung, einer gesunden geistigen Kost in Gestalt eines belehrenden Vortrages oder einer Musikaufführung, sei es durch praktische Hilfeleistungen wie etwa Stellenvermittelung oder Wohnungsnachweis, das gebietet die Pflicht so gut, sachgemäß und praktisch als möglich zu thun, ohne weiter nach Dank zu fragen. Was wir hier als Erweisung christlicher Gastfreundschaft bezeichneten, ist anderwärts in der Debatte über Aufgabe der Jünglingsvereine als „Christianisirung der Unterhaltung" diesen Vereinen zugewiesen worden, meines Dafürhaltens sicher mit Unrecht, wenn es die Hauptaufgabe werden sollte, während das natürliche Unterhaltungs- und Geselligkeitsbedürfniß der Jugend auch da auf natürliche und gesunde Weise befriedigt werden kann, wo nach oder vor dem Spiele dem Ernst des Lebens ins Gesicht gesehen und mit dem religiösen Leben Ernst gemacht wird. Wer speciell einem Christlichen Verein junger Männer Sonntags oder Abends einen kurzen Besuch zu Theil werden läßt, oder auch nur in dem allmonatlich ausgegebenen Anzeiger das Monatsprogramm mit seinen Vorträgen, Unterrichtscursen, Turn- und Gesangsübungen, Ausflügen und Abendunterhaltungen überblickt, wird billigerweise zugestehen müssen: die Arbeit, welche die gemeinnützigen Vereine für Volkswohl, Volksunterhaltung, Volksbildung oder wie sie sonst heißen mögen, thun, wird hier insonderheit an der Jugend unseres Volkes — das Wort im weitesten Sinne genommen — so gethan, daß man dem Bemühen, immer weitere Kreise heranzuziehen, nur Erfolg wünschen kann.

Wir glauben dieser Zustimmung sicher zu sein und möchten Fernerstehende zu einer sachlichen Prüfung herzlichst einladen. Von dieser Basis des allgemein Zugestandenen aus möchten wir einer weiteren Verständigung das Wort reden über die Stellung des religiösen Factors im Vereinsleben. Sobald das Christenthum wirklich praktisch wird, d. h. den Menschen erfaßt, erweist es sich als eine sehr praktische, in alle Lebensverhältnisse eingreifende, durchgreifende Macht. Wir haben also nicht zu fragen: wie stellen sich die Vereine zum Christenthum, sondern: wie stellt sich der Verein als christlicher zu den einzelnen Anforderungen, die jugendfrische und lebensfrohe Besucher erheben? Welche Beschränkungen und welche Erweiterungen ergeben sich aus einer gesunden, einheitlichen, organischen Gestaltung des Vereinswerkes? Wenn auch das Wort Gottes, von Gesang und Gebet umschlossen im täglichen Abendsegen, in den allgemeinen Versammlungen zur Aufnahme neuer Mitglieder, sodann zur Jahresfest- und Abendmahlsfeier auch in der Kirche dargeboten wird, so möchte ich doch für Kern und Wurzel des religiösen Lebens im Vereine die gemeinsame Betrachtung und Besprechung des Wortes im engern Kreise, oder die Bibelstunden halten. Es kommt darauf an, einen Kreis junger Leute zu persönlicher Antheilnahme zu sammeln, und in ihnen die Ueberzeugung zu erwecken und zu gründen, daß das Wort Gottes ein lebendiges Wort ist und von unserm Leben handelt, auf die Fragen und Zweifel unsers Herzens die Antwort giebt. Ist erst der große Wurf einer solchen Sammlung und Einigung gelungen, dann wird auch das neuerweckte Leben ganz von selber aus eigener Kraft auf weitere Kreise ausbreitend und anziehend wirken. Denn die Jugend ist des Anschlusses bedürftig und zu leichtem Anschluß fähig; sie wird sich ihres eigenen, inneren Gemüthslebens, ihrer geistigen Regsamkeit dadurch bewußt, daß sie sich mit ihren Altersgenossen ausspricht und verständigt. Und diese naturgemäße Bethätigung geistigen

Lebens gilt doppelt vom geistlichen Leben, vom christlichen Glauben. Denn unsere Religion ist niemals „Privatsache“ gewesen; als Botschaft vom Königreiche Gottes für alle Welt bestimmt ist sie in die Welt getreten und hat zugleich den Weg aus der Stille und Einsamkeit in die Oeffentlichkeit als den Weg aufgezeigt, um eine Gemeinschaft in Wahrheit und Liebe zu begründen. Wird uns nun von unserer Zeit und der Noth unserer Zeit die Aufgabe gestellt, an der Jugend evangelistisch zu wirken, Mission zu treiben, so ist deren Mittheilsamkeit, deren Anschluß- und Freundschaftsbedürfniß unser natürlicher Verbündeter. Jugend ist zu lebendig, um lediglich Object einer religiösen Behandlung zu sein; ihr Trieb zur Thätigkeit verlangt zur Mitarbeit herangezogen zu werden; und dies Verlangen kommt wiederum einem starken Bedürfniß nicht nur des Vereins, auch der Gemeinde nach thätigen Mitgliedern entgegen, — wofern nur die Thätigkeit einem Leben aus Gott entspringt. Es scheint mir wichtig, auf diese einfache psychologische Wurzel der Ausbreitung religiösen Lebens unter der Jugend hinzuweisen. In der äußeren Gestaltung des Vereinslebens sind die den einzelnen, freiwillig thätigen Mitgliedern zugewiesenen Dienste naturgemäß zunächst sehr bescheidener Natur, die erscheinenden Gäste zu empfangen, ihre Garderobe abzunehmen und auszuhändigen u. dergl. Erkrankte oder säumig gewordene Mitglieder in ihren Wohnungen aufzusuchen, auf der Straße Altersgenossen einzuladen, deren Sinn oft einem ganz anderen Ziele zustrebt, als einem christlichen Vereine, dies erfordert schon eine größere Festigkeit und Sicherheit nicht nur des äußern Benehmens, vor Allem auch der innern Ueberzeugung. Da dergleichen Dienstleistungen sozusagen das feste Knochengerüst und den beweglichen Mechanismus der Vereinsthätigkeit bilden, so sind sie nach einem wohl bei allen unserer Vereine in ähnlicher Weise durchgeführten Schema bestimmten Commissionen zugewiesen. Selbstverständlich schließt die Aufgabe, aus der Jugend Mitarbeiter heranzuziehen, zugleich die andere Aufgabe ein, diese jugendlichen Hilfskräfte so weit innerlich zu kräftigen, daß sie frei von Eitelkeit und vom Sauerteige des Pharisäismus ihren Glauben weder *aus Menschenfurcht* verhehlen noch zur Schau tragen, sondern, wo *es an der Zeit ist*, ein schlichtes, wahrheitsgemäßes Bekenntniß *ablegen*. Persönliches Einstehen für die im persönlichen Leben erfahrene und bewährte Wahrheit wird am sichersten und fruchtbarsten wirken, mehr als ein Apparat von Sitzungen, Versammlungen u. s. w., mehr auch als die feurigste Beredtsamkeit eines Versammlungsredners. Auf der Sandbank der Vielgeschäftigkeit aber droht dem Glauben ebenso Schiffbruch wie an der Klippe des Unglaubens.

Man redet viel vom Idealismus der Jugend oder beklagt deren Mangel an Idealismus. Suchen wir erst einmal das Fremdwort zu verdeutschen und zu verdeutlichen, Fremdwörter bezeichnen immer Surrogate. Idealismus ist nur ein Surrogat des Glaubens. Alles, was am Idealismus echt ist, liegt auch im Glauben, und sobald man weiß, woran man glaubt und in welcher Glaubensgemeinschaft man steht, verfliegt alles nebelhafte, ästhetisirende Wesen des „Idealismus“. Soll das gute Recht der Jugend, schon in der Gegenwart die Zukunft vorzufühlen in Hoffnung und Frohmuth, weder verkümmert werden noch sich in eitler Schwärmerei verlieren oder in Radicalismus verpuffen, so ist auch der Jugend eins noth: Glauben. Stellen wir das alte Evangelium mit seinem Ernst und Trost in den Mittelpunkt unseres Vereinslebens; je intensiver das Evangelium getrieben wird, um so extensiver, um so fruchtbarer für weitere Kreise wird sich die Vereinsthätigkeit gestalten. Und dadurch kommen wir auch zu einer klaren, entschiedeneren Frontstellung: der Feind sucht Deckung unter harmlos und einladend klingenden Namen; er verbirgt sich unter der epidemischen Sucht nach Zerstreuungen, wodurch im Vergnügungsverein, am Stammtisch u. s. w. Zeit, Geld, Jugendfrische, Geistesenergie, Klarheit des Denkens und Feinheit des Empfindens, kurz das Leben zerstreut, verzettelt, in Nichtigkeit vertrödelt wird. Es gilt den Kampf gegen das Nationallaster, das der Deutsche mit einem schmählichen Mißbrauche seiner schönen Muttersprache Gemüthlichkeit nennt. Es gilt zuletzt und zuerst den Kampf gegen den Bundesgenossen, den der Feind im eigenen Lager, in unserer eigenen Brust, an unserer Eitelkeit und Selbstsucht hat. Im Kampfe gegen diesen Feind helfen keine Moralpredigten, deren Summa zu sein pflegt: Menschen, seid gut, wenn ihr nämlich so gut sein wollt, kein: Du sollst, oder Du darfst nicht, auch keine homöopathisch verdünnten und verwässerten Vergnügungen, um der Welt Concurrenz zu machen. Sondern wie in unserer deutschen Sprache, sind auch im Christenthum Lust und Liebe beisammen. Und die höchste, reinste Liebe bringt auch ihre Lust mit sich, die reich genug ist, Herz und Leben auszufüllen, stark genug, alle unreine Lust aus dem Felde zu schlagen. Das ist, Gott Lob, kein frommer Traum, wir wissen aus Erfahrung, es giebt in unseren Vereinen Jugendfreudigkeit, Jugendfreundschaft, ein Sich-Ausleben, das durch Wärme, Frische und Herzlichkeit für sich und unsere Sache deutlich genug spricht, und das geht auch ohne Kneiperei, Komödienspiel und Tanzvergnügen. Jeder ernste, denkende Freund unseres Volkes muß heut zu Tage in dem Strudel der geist- und gemüthlosen Vergnügungen eine ernste Gefahr für unser Volksleben erblicken. Oder ist es etwa eine Nothwendigkeit, ein nationales Fatum, muß Scat gedroschen werden von Studenten und Fabrikarbeitern, Rentiers und Proletariern? Daraus resultirt dann jene Gemüthsverfassung des deutschen Philisters, der Familie Buchholz und ihrer zahlreichen Anverwandten, die Scat spielen auf Mittelmeerdampfern und bayrisch Bier trinken Angesichts der Pyramiden. Und wenn es dabei bliebe! Die Statistik der Criminalfälle, der Selbstmörder und Epileptiker, der Irrenärzte redet mit entsetzlicher Deutlichkeit von den Verwüstungen des Mörders Alkohol, aber der Philister citirt das Dictum des freisinnigen Abgeordneten Meyer: das Bier, das nicht getrunken wird, hat seinen Zweck verfehlt. Volksvertreter aber, die Bierreden halten, und Parlamente, die dergleichen mit Heiterkeit aufnehmen, stehen natürlich auf der Höhe ihres Zweckes. — Die Vereine, die den schweren Kampf gegen Unsittlichkeit und Trunksucht aufgenommen haben, werden die vorbeugende Arbeit unserer Vereine durch Bewahrung der Jugend gewiß zu schätzen wissen. Gewiß sind unsere Vereine nicht etwa ausgesprochene Mäßigkeitsvereine. Sie dienen aber dieser Sache nicht nur durch gelegentliche Vorträge und sonstige Belehrung. Sie bieten in ihren Erfrischungsräumen einfache und billige Kost, wie solche Gasthäuser ohne Trinkzwang von den Mäßigkeitsvereinen auf ihre Kosten an manchen Orten eingerichtet worden sind, und sie sollen in ihrem gesammten geselligen Verkehr thatsächlich Bresche in das herrschende Vorurtheil legen, daß geistige Genüsse mit geistigen Getränken zusammengehören. „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein“, sagt Goethe. „Mit den Werken der Kunst steht es wie mit dem Weine: noch besser ist es, wenn man beide nöthig hat, sich an Wasser hält und das Wasser aus innerem Feuer, innerer Süße der Seele immer wieder von selber in Wein verwandelt“ — dies Wort stammt von keinem Wasserprediger und Pietisten, sondern von Nietzsche (Menschliches, Allzumenschliches II, Aphorism. 109 S. 61). Aber wie bringt man in öd und schaal gewordene, von Lust und Last des Lebens ausgedörrte Seelen inneres Feuer, innere Süße? „Saufet euch nicht voll Weines“, schreibt Paulus den Ephesern sehr derb auf lutherisch-deutsch und fährt tief und verheißungsvoll fort: „sondern werdet voll des Geistes . . und singet und spielet dem Herrn in euern Herzen.“ Da haben wir Trunkenheit ohne Wein, Liebe ohne Verliebtheit, die Lebenskraft und Lebenskunst einer inneren Poesie, die aus der gottgeschenkten Fülle des Herzens quellend, in Liedern ausbricht. Hier entspringt der Urquell der geistlichen Liederkunst, der, auch wenn er nicht zu kunstgerechten Liedern geformt und gestaltet wird, doch mit seinen Liedern ohne Worte und Klänge, mit den Harmonien, die der Glaube hört, das Leben durchdringt, wie Glockenklänge am Werktage über die lärmerfüllte, arbeitende Stadt hinklingen. Und soviel Lieder erklungen sind, weil die göttliche Freudenbotschaft von Herz zu Herz, von Land zu Land flog und sich Flügel des Gesanges schuf, sie gehören von rechtswegen den Vereinigungen christlicher Jugend zu eigen, deren Sangeslust aus der urchristlichen Trunkenheit ohne Wein entströmt. Ob und wie wir singen können, das sei einer nachsichtigen Kritik anheimgestellt; sicher ist, daß wir singen müssen um unserer Lieder, unserer Feste willen. Und es bleibt die große historische Thatsache stehen: jener große Verein, dessen einzelne musikalisch begabte und christlich gesinnte Mitglieder ihre Kunst zur Ehre Gottes in den Dienst des großen Ganzen stellten, die christliche Kirche hat mehr für die Entwickelung der musikalischen Kunst geleistet, als alle diejenigen Gesang- und sonstige Vereine zusammengenommen, die die „Kunst um der Kunst willen“ — jenes blutlose Hirngespinnst moderner Kunstvergötterung — treiben. — Wenn wir vor der gewaltigen Arbeit, die zur Erziehung des deutschen Volkes von der Elementar- bis zur Hochschule gethan wird, fragen: was geschieht hiervon für die Erziehung zur Mäßigkeit und Nüchternheit, müssen wir antworten: sicherlich nicht genug, um den Verheerungen des

Alkoholismus, dieser Seuche, die noch mehr Opfer wegrafft als die gleichfalls epidemische Tuberkulose und Tausende und Abertausende in die Abgründe der Verarmung, der Geisteskrankheit und des Lasters treibt, ernstlich Abbruch und Einhalt zu thun. Und dann wird auch das Wenige, was die christlichen Jugendvereine dagegen thun können, nicht zu verachten sein. Speciell in den Christlichen Vereinen junger Männer wird in den Sonderversammlungen unserer Jugendabtheilung (von 14 bis 18 Jahren), wenn sie Sonntags Nachmittags und Abends im Vereinslocale selbst stattfinden, Bier nicht ausgegeben, Cigarrenrauchen ist auf dieser Altersstufe im Verein überhaupt nicht gestattet — das mag sehr unbedeutend sein, aber es geschieht doch etwas, das ist mehr als alle weisen Weltverbesserungsrathschläge, die nur Worte bleiben. Von bloßen Verboten und Absperrungsmaßregeln erwarten wir nichts, wenn nicht positive, Leben weckende, fördernde Thätigkeit nebenher geht. Und unter Bewahrung der Jugend verstehen wir zuerst und zunächst Wahrung dessen, was der Jugend in ihren besten Stunden, in ihren freiesten, schönsten Lebensäußerungen zu eigen gehört, Wahrung ihrer eigenen frischen, geistigen Strebsamkeit, ihres warmen Gemüthslebens in einem reinen Herzen, unter dem Schutze eines durch Gottes Wort geschärften Gewissens und darnach erst Abwehr der Gemeinheit der Welt. Die Jugend zu bewahren, heißt ihr zu der sittlichen Selbständigkeit und religiösen Gebundenheit verhelfen, die sie befähigt, sich selber zu wahren und zu wehren. Dies gilt auch von der noch ernsteren, noch dringender nöthigen Aufgabe, unserer Jugend Herzensreinheit, sittliche und leibliche Gesundheit, Geistesfrische wahren zu helfen durch Abwehr der Verführungen und Versuchungen auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens. Noch viel wichtiger als der Kampf gegen Trunksucht ist für Jeden, dem die Sorge um die Jugend auf Herz und Gewissen gelegt ist, die Frage: was geschieht für die Erziehung der Jugend zur Keuschheit und sittlichen Reinheit? Das Beste, was hier gethan wird, thut das Haus und seine Sitte. Die Kirche entläßt den jugendlichen Arbeiter mit vierzehn Jahren als confirmirt, und sieht ihn, wie ein unter Arbeiterbevölkerung pastorirender Geistlicher sagte, dann einmal wieder, wenn er sich trauen oder ein Kind taufen läßt; was zuerst dran kommt, ist fraglich. Die Schule, wenn sie den heranwachsenden Jüngling bis zur Zeit der Geschlechtsreife unter ihrer Obhut behält, unterrichtet über alle möglichen wissenswerthen Dinge: aber wie erhält der junge Mann sein Wissen von den für das leibliche und sittliche Menschenleben wichtigsten Geschlechtsverhältnissen? Wer warnt vor dem Steine des Anstoßes, der auf jedem Lebenswege liegt? Wie Viele fallen, weil die Versuchung sie ungewarnt und ungewappnet überfällt! Man verläßt sich wohl zumeist darauf, daß Alles, was die sittliche Lebensführung im Allgemeinen kräftigt und läutert, auch der Sittlichkeit im engeren Sinne zu Gute kommt. Darin liegt gewiß viel Wahrheit, sobald nur nicht der einreißende oder schon eingerissene sittliche Schade an dieser einzelnen gefährdeten Stelle dem sittlichen Gesammtleben eine so schwere Wunde geschlagen hat, daß aller religiös sittliche Zuspruch als abstracte, leere Allgemeinheit überhört wird. Daß man sich in unseren Vereinen mit einer derartigen Allgemeinheit tröstete, gegen die Sünde im Allgemeinen spräche, anstatt den Finger auf die offene Wunde unseres Volkskörpers zu legen, ist dann unmöglich, wenn das Ziel, persönliche Glaubensüberzeugung und sittliche Lebensführung zu wirken, in Angriff genommen wird. Und so ist denn auch der Kampf gegen diesen Feind speciell in der Form organisirt worden, daß der in England gegründete, vom Christlichen Verein junger Männer in Berlin nach Deutschland verpflanzte Bund des weißen Kreuzes sich über die Jung-Männer- und Jünglingsvereine von ganz Deutschland verbreitet hat. Nach eingehender seelsorgerlicher Rücksprache unter vier Augen mit dem Bundesleiter legt der Neueintretende das Gelübde ab, mit Gottes Hilfe sich in Gedanken, Wort und Werk keusch zu bewahren. Zwar sind gegen diese Form, ein allgemein christliches Gebot zum Inhalt eines Sondergelübdes zu machen, Bedenken ausgesprochen worden, und selbstverständlich ist die Form nur ein Mittel zum Zweck, die Vereinsseelsorge, die doch auf eine gewisse Menge wirken muß, praktisch und dabei doch so durchgreifend und individualisirend als möglich zu gestalten. Aber dies Mittel hat sich bewährt, was besonders zwei Männern zu danken ist, dem Bundesvorsitzenden und Vorsteher des Berliner Vereins, Freiherrn v. Rothkirch, und dem Seelsorger des Dresdner Vereins Pastor Siebel, der auch literarisch dem Bunde Bahn gebrochen hat. Auch hier hat sich das Kreuz als Mal am Scheidewege erwiesen in seiner alten Kraft, die Geister zu scheiden und die, welche dem gemeinsamen Ziele zustreben, zusammenzuhalten; es hat seine alte Kraft des Heils bewährt, auch für die sittlichen Nöthe unserer heutigen Jugend, die die Welt entweder gar nicht beachtet oder nur verlacht, bis aus der Sünde, die für ein Hirngespinnst der Dunkelmänner erklärt wird, die handgreifliche Noth und die offenbare Schande erwachsen ist. Wohl wüßten wir von viel Wunden und Niederlagen auf dem Felde dieses Kampfes zu erzählen, aber besser ist's, die dankbare Zuversicht auszusprechen, daß wir unserer Jugend diesem Feinde gegenüber auch eine gute Wehr und Waffen bieten können. Und gerade an diesem Punkte sollte einem Beurtheiler unserer Arbeit an der Jugend, der das Menschenherz und das Treiben der Welt kennt, doch wohl klar werden, warum wir von dem religiösen Grund unseres im Uebrigen auch gemeinnützigen, volksbildenden u. s. w. Werkes, der Manchem als ein Anhängsel erscheint, nicht weichen dürfen. Getrauen wir uns nicht in Hinblick auf des Herrn Gebot und Verheißungen unseren kleinen Kahn gerade gegen den Strom der Welt zu rudern, dann lohnt überhaupt die Fahrt nicht der Mühe.

Die Aufgabe der Christlichen Vereine junger Männer ist, kurz gesagt, in den Formen des großstädtischen Verkehrs evangelistische Mission an jungen Männern zu treiben mit Hilfe der hierzu religiös gefestigten und gereiften jungen Männer — ihr Endziel Organisation der christlichen Jugend, lebendige An- und Eingliederung in die Gemeinde. Wenn die, welche im Verein thätige Mitglieder waren, in reiferen Lebensjahren thätige Glieder der Gemeinde werden aus lebendigem Christenglauben heraus, dann hat der Verein nicht vergebens gearbeitet. Man pflegt die Zahl der Mitglieder in Jahresberichten zu nennen, die in den Dienst der äußern oder innern Mission eingetreten sind. Noch wichtiger aber ist die ungenannte und unbekannte Zahl derer, die ins Alltagsleben zurücktretend, ihren weiteren Lebenslauf mit den Worten beschreiben können, mit denen ein Mitglied des Berliner Vereins in der Ferne der zehnjährigen Wiederkehr seines Eintritts in den Verein gedachte: In diesen 10 Jahren bin ich in Jesu Namen Soldat geworden, habe in Jesu Namen geheirathet und ein Geschäft begonnen, und bin und bleibe in Jesu Namen Euer Bruder N. N. — Das Werk unserer Vereine ist trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten keineswegs aussichtslos, es ist eine Saat auf Hoffnung, die schon jetzt die Farbe der Hoffnung, ein frisches, lebendiges Grün trägt. Dies wird nur durch eine dreifache Ausdehnung ermöglicht, erstens energische Werbethätigkeit nach außen und Eingliederung der Angeworbenen in Sonderabtheilungen für Kaufleute, Studenten, Bäcker, Soldaten. Zweitens stetige und möglichst gründliche Heranbildung und Schulung der jüngeren Mitglieder in Knaben- und Jugendabtheilungen. Drittens brauchen wir in unserer Zeit des hochgesteigerten Verkehres, des unruhigen Erwerbslebens für die Lehr- und Wanderjahre unserer Jugend ein Netz von Vereinen, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Wie sich deswegen die Jünglingsvereine zu Bündnissen zusammengeschlossen haben, so brauchen wir für die ab- und zufluthende Bevölkerung der Großstädte Vereine, die auf großstädtische Bedürfnisse zugeschnitten sind. In letzter Zeit wurden Christliche Vereine junger Männer gegründet in Bielefeld und Göttingen, und vielleicht würde manche Stadt unseres engeren Vaterlandes mit größerer Einwohnerzahl, als jene beiden, dem jugendlichen Theile ihrer Bevölkerung auch eine Heimstätte für den Sonntag und den Feierabend bereiten können, wenn, wie es bisher Leipzig, Dresden und Bautzen gethan, sich thatkräftige, christlich gesinnte Freunde der Jugend zu diesem Werke die Hand reichten.

Bücherbesprechung.

— Die von Hrn. Anstaltsgeistlichen Grohmann in Bräunsdorf, dem vom Sächsischen Volksschriften-Vereine betrauten Herausgeber des verdienstvollen Werkes „Sachsen unter König Albert" (Preis: 7,50 ℳ), nachträglich eingesandte schöne Einbanddecke gibt mir den willkommenen Anlaß, ein letztes Mal auf das der regsten Unterstützung würdige Unternehmen hinzuweisen. Auch nach Weihnachten, auch neben den Bismarck'schen „Erinerungen", dem Hans Meyer'schen „Volksthume" und den Posse'schen „Wettinern" beansprucht das unterrichtende und unterhaltende Buch, zu dessen Zustandekommen sich nahezu 100 Federn vereinigen mußten, einen Ehrenplatz in den Büchereien der Familien und Schulen Sachsens. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 13. Dienstag, den 31. Januar, Abends. 1899.

Das neue Tunis.

Von Ch. v. Fabrice.

Im Zwielichte des jungen Morgens taucht in unbestimmten Umrissen eine langgedehnte Küste vor unserm von Sicilien über Malta kommenden Dampfer auf. Noch umschleiert der Morgendunst das niedrige Land, während im Hintergrunde hohe, blaue Bergzüge, unter denen vor allen der Dschebel Korneïn und der Bu Hamil hervortreten, bereits in den ersten Strahlen der Sonne leuchten. Zwei kleine unbewohnte Inseln, die Vorposten des afrikanischen Continents, die von den Italienern Zimbra und Zimbretta genannt werden, verschwinden hinter uns am Horizont. Jenseits ihrer Felsenriffe öffnet sich der weite Golf von Tunis, dessen äußerste, im Alterthume Merkur und Apollo geweihten Vorgebirge 66 km von einander entfernt sind. Rasch nähert sich das Schiff dem flachen, einförmig grauen Strand, hinter dem jedoch überall schöne Hügel mit grünenden Feldern und Gärten voll üppigen Buschwerks, große Olivenpflanzungen, sowie im reichsten Blüthenschmuck prangende Myrthenwäldchen sichtbar werden, sodaß das Land auf den Ankommenden einen freundlichen Eindruck macht. Vom Schiffe aus kann man deutlich die Anhöhen überblicken, auf denen einst die mächtige Rivalin Roms, das seebeherrschende Karthago sich erhob. Nur zwei flache, versandete Becken, die ehemals die Häfen der Weltstadt bildeten, und spärliche, formenlose Ruinenüberreste sind der denkwürdigen Stätte von all der früheren Pracht verblieben. Es sind dies Reste des römischen Karthagos und ohne diesen römischen Neubau wüßte man kaum noch die genaue Lage der alten Phöniker-Stadt zu bezeichnen, da die Römer keinen Stein auf dem andern ließen, als sie endlich die verhaßte Nebenbuhlerin besiegt hatten. Auf diesem historischen Boden, auf einem schmalen Landvorsprung, erhebt sich jetzt eine im maurischen Stile von dem Cardinal de Lavigerie erbaute stattliche Kathedralkirche, die mit einem Priesterseminar verbunden ist. Hinter ihr, inmitten des dichten Laubgewirrs einer kleinen schattigen Oase von Oliven-, Lorbeer-, Myrthen- und hohen Johannisbrodbäumen, liegt die bescheidene Kapelle, die der Bürgerkönig Ludwig Philipp dem Andenken seines Vorfahren auf dem französischen Königsthron, dem heiligen Ludwig (IX.), errichten ließ, der während seines Kreuzzugs auf diesem Hügel verschied. Merkwürdiger Weise wird sein Andenken auch von den Arabern geehrt, die behaupten, der fromme Frankenherrscher habe vor seinem Ende die Lehre des Propheten angenommen. Von dieser auf drei Seiten von wild zerklüfteten Kalkfelsen umgürteten Halbinsel bietet sich eine herrliche Rundsicht über das blaue, in wunderbarem Farbenzauber leuchtende Meer und rückwärts, über die weite gelbe Ebene, mit graublauen Kaktushecken, zwischen denen Schafheerden weiden, und mit vereinzelten Palmengruppen, Oliven- und Orangenwäldchen, aus deren Schatten weiße Dörfer und flachgewölbte Marabut-Kubbas (Gräber arabischer Heiliger) als helle Pünktchen hervorleuchten. Am Horizont sind die blendendweißen Häusermassen von Tunis sichtbar, während der stille Wasserspiegel seiner Lagune, der Bahira, und ferne Bergzüge das anmuthige Landschaftsbild abschließen. Bei dieser nun so stillen und verlassenen Halbinsel landete die schöne tyrische Fürstin Elissar (Dido) mit ihren Schätzen und ihren Anhängern, Mitgliedern der edelsten Familien des Mutterlandes, die ihr gefolgt waren, um sich an der fernen Barbarenküste eine neue Heimath zu gründen. Auf diesem Hügel erbaute sie die Byrsa, die Burg, den Mittelpunkt ihrer „neuen Stadt" — Karthago, deren gewaltiges Häusermeer später das weite, wellige Gefilde bis nach La Goulette, dem bisherigen kleinen Hafen des modernen Tunis, erfüllte. „Byrsa" oder „Byrtha" bedeutet im Syrischen „Burg", während die Griechen mit Byrsa die Rindshaut bezeichneten. An dieses mißverstandene Wort knüpfte sich dann die bekannte Sage, die Virgil uns überliefert hat. — Die Lage Karthagos zwischen den zwei großen Becken des Mittelmeeres, am Ausgange des reichen und fruchtbaren Medjerda-Thales, war eine so günstige, daß ungeachtet des feierlichen Bannspruches, den sie über die Stätte der zerstörten Stadt ausgesprochen hatten, die Römer bald selbst zum Wiederaufbau der alten Punierstadt schritten. Sie wurde darauf wiederum und auf Jahrhunderte die glänzende Hauptstadt des römischen Afrikas und erst die Eroberung durch die Araber, 609 n. Chr., brachte ihr den Untergang.

Doch verlassen wir diese classischen Erinnerungen. Bereits durchschneidet der Dampfer den innersten Theil des Golfes und La Goulette, die altersgraue kleine Hafenstadt, seitlich lassend, lenkt er in den neuen, 8 Kilometer langen und 6,5 Meter tiefen Seeschiffcanal ein, der die Sebkha-el-Bahira, — das „kleine Meer" der Tunesier — durchquert und zum Hafen von Tunis führt. Früher hatten die Beys der Regentschaft sich stets gegen Hafenbauten gesträubt, da sie in den schlammigen, seichten Gewässern der Bahira nicht mit Unrecht den besten Schutz ihrer Residenzstadt gegen eine Annäherung europäischer Flotten erkannten, wie denn auch Tunis El-Khadra, die Wohlbewahrte, bei den Arabern hieß. Die Ausbaggerung des Canals und des 12 Hektar umfassenden Hafenbassins, die bald nach der französischen Occupation in Angriff genommen wurde, war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Erst am 28. Mai 1893 konnte die Eröffnung des Hafens erfolgen, dessen Kosten sich auf 13 Millionen Franken beliefen. Außerhalb des Canals ist der Wasserstand der Bahira ein so niedriger, daß nur ganz flachgehende Boote auf ihr verwendet werden können, und selbst diese müssen an manchen schlammigen Stellen mühsam mit Stangen vorwärts gestoßen werden. Die Schwärme der rosafarbenen Flamingos, der Pelikane und anderer Wasservögel, die sich früher auf der ganzen Lagune tummelten, haben sich sehr vermindert. Doch noch immer nisten sie in großer Anzahl auf der schmalen, niederen Landzunge, welche die Bahira vom äußeren Meere trennt und deren Lage durch einzelne Palmenkronen erkennbar ist, die wie grau-gelbe Inselchen am fernen Horizont über die wundervoll blaue Wasserfläche emporragen. In südöstlicher Richtung treten die scharfen, eckigen Umrisse des Zaguan-Gebirges hervor, dessen reiche Quellen durch eine großartige, antike Wasserleitung, deren Riesenpfeiler in der Ebene aufragen, die Cisternen des alten Karthagos speisten. — Wenn es ihm auch nicht ganz an manchen bunten Scenen echt orientalischen Lebens fehlt, so hat doch der internationale Seeverkehr, wie allen Hafenplätzen, auch dem Hafen von Tunis seinen Stempel aufgedrückt. Die neuerbauten Straßen am Hafen mit ihrer durchaus kosmopolitischen, aus allen Nationalitäten bunt gemischten Bevölkerung zeigen fast dasselbe Straßenbild wie Marseille. Diese moderne Stadt aber sticht wunderlich ab von dem Bilde, das die unregelmäßigen, winkligen und vielfach mit Latten und Matten überdeckten Straßen des alten arabischen „Tunes" bieten. Häufig findet man da, an ärmlichen Baulichkeiten eingemauert, prachtvolle antike Marmorsäulen als Stützen rohgefügter Gewölbe verwendet. Kapitäler und Architraven, diese Zeugen vergangener Herrlichkeit, hat man mit rother oder grüner Malerei barbarisch verunstaltet. Diese Säulen stammen aus den Ruinen des römischen Karthagos, die, Jahrhunderte lang als Steinbruch benutzt, vielen Generationen das Material zur Errichtung ihrer Wohnstätten lieferten. Karthagos Marmorsäulen und Trümmer sind sogar über das Meer verschifft worden, um in Pisa und Genua Paläste und Kirchen zu

schmücken. In den Fonduks (Einkehrhäusern der Karawanen), auf den Suks (Märkten) und in den helldunkeln Straßen der Bazare dieser Altstadt entfaltet sich ein unverfälschtes orientalisches Leben und Treiben, das völlig getrennt verläuft von dem hastenden, speculativen Geschäftsleben der jungen „Frankenstadt“, die sich mit breiten, luftigen Straßen und hohen Gebäuden rings um den neuen Hafen schnell erweitert hat. In diesen scharfen Contrasten und diesem Nebeneinander von Orient und Occident liegt für den nordischen Touristen, den der Winter nach Afrika führt, das Anziehende von Tunis. Er findet hier die beste Gelegenheit, ohne auf die Bequemlichkeiten Europas verzichten zu müssen, ein afrikanisch-islamitisches Volksleben kennen zu lernen; das bisher von fremden Einflüssen weit unberührter geblieben ist als beispielsweise das ägyptische.

Tunis, das jetzt gegen 150000 Einwohner zählt, ist nach Kairo und Alexandrien die volkreichste Stadt Afrikas. Seine Bedeutung als Handelsplatz ergiebt sich aus der Zahl der Schiffe, ca. 1400 — mit 550000 Tonnen Gehalt, — die jährlich seinen Hafen anlaufen. Mit Triest besteht eine regelmäßige Dampferverbindung, während die directen Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und der Regentschaft, wenn auch in erfreulich fortschreitender Entwicklung begriffen, doch noch ziemlich unbedeutend sind. In neuester Zeit stieg die Zahl der über die See ankommenden Fremden — unter Abrechnung des Militärs — auf ca. 27—30000, während 22—26000 Passagiere sich in Tunis einschifften. Rechnet man den Eisenbahnverkehr hinzu, so dürfte die jährliche Fremdenfrequenz mehr als 70000 Personen betragen. Die europäische Colonie aber zählt nicht viel mehr als 50000 Ansässige, die sich ziemlich gleichmäßig aus Franzosen, Italienern und Maltesern zusammensetzen. Mehr als ein Fünftel der einheimischen Stadtbevölkerung wird von der an der nordafrikanischen Küste seit uralten Zeiten ansässigen Judenschaft gebildet. — Die Hauptverkehrsader der „Frankenstadt“ ist die 1 Kilometer lange, mit Bäumen bepflanzte, breit und großstädtisch angelegte Avenue de la Marine, in ihrem unteren Theile Avenue de France genannt. Sie durchschneidet die ganze Neustadt von Ost nach West, beginnt am Hafen und endet auf dem Platze vor Bab-el-Bahar, dem Seethore, das zur Altstadt führt. Diese Hauptstraße ist noch unfertig und neben eleganten, modernen Prachtbauten stehen noch vielfach die provisorischen Baulichkeiten aus der ersten Zeit der Eroberung. Besonders am unteren Ende der Avenue sieht man in bunter Folge Waarenspeicher, schmutzige maltesische Cafés, spanische Tiendas und anspruchsvollere italienische Alberghi. Ueberall sind große Schilder angebracht, auf denen Baustellen, die wegen der günstigen Geschäftslage längs der Avenue hoch im Preise stehen, zum Verkauf ausgeboten werden. Alles verkündet das Treiben rücksichtsloser Speculanten und das schnelle Entstehen einer neuen Großstadt, die schon jetzt nach allen Seiten von Straßenbahnen durchkreuzt wird. Das ganze Straßenbild, wie auch das Netz von Telephon- und Telegraphendrähten, das sich über die flachen Dächer ausspannt, erinnert vielfach an unter ähnlichen Verhältnissen neubegründete Städte im Westen der Vereinigten Staaten. Je mehr man sich der Place de France nähert, desto vollständiger und großstädtischer werden die Häuserreihen, die mit ihren hohen Bogengängen der Pariser rue de Rivoli ähneln. An Stelle der provisorischen Schuppen sind hier jüdische und maltesische Bazare getreten. Ihnen reihen sich dann elegante Kaffeehäuser und Läden mit reich ausgestatteten Schaufenstern an. Vor ihren in der afrikanischen Sonne blitzenden oder Abends elektrisch beleuchteten Spiegelscheiben stehen Kabylen und Araber und betrachten verwundert die Menge der fremdartigen Gegenstände, deren Gebrauch ihnen fremd und unbegreiflich ist oder ihnen bei ihrer einfachen Lebensweise selbst lächerlich erscheint, und die doch dem civilisirten Abendländer so unentbehrlich sind. Von dieser Hauptstraße zweigen sich hier und da einige bereits theilweise bebaute oder auch nur abgesteckte Querstraßen ab. Vor der Stadt ist man mit der Anlage eines großen städtischen Parkes beschäftigt, der mit der Zeit ein Gegenstück zu dem berühmten Jardin d'essai von Algier werden soll, dessen herrliche Sykomoren und Palmenalleen allen Besuchern jener Stadt bekannt sind. Hier befinden sich auch die Bahnhöfe. Der Eisenbahnbau, der anfangs hinter den allgemeinen Fortschritten des Landes auf anderen Gebieten zurückblieb, wird in neuester Zeit eifrig gefördert. Die Bahnen sind sowohl Staatsbahnen, als Privatbahnen mit staatlicher Zinsgarantie, als auch reine Privatunternehmen. Die Hauptlinie für Tunis ist noch immer die nach Norden und Westen, die sich in Ghardimau an das algerische Eisenbahnnetz anschließt. Sie führt durch das fruchtbare Medjerda-Thal und eröffnet den für die europäische Colonisation wichtigsten Theil der Regentschaft, das wald- und wasserreiche Bergland von Krumirien, — wo sich auch reiche Phosphatgruben, Marmorbrüche ꝛc. befinden — für Handel und Ackerbau. Nicht weit vom Bahnhofe erhebt sich das stattliche Post- und Telephongebäude, das auch deutschen postalischen Anforderungen entsprechen würde, während in Frankreich selbst die Installation der Postämter oft mehr als bescheiden ist und man dort keineswegs mit den elegant-zweckmäßigen Postbauten rivalisiren kann, wie wir sie seit Hrn. v. Stephan auch in kleineren deutschen Städten zu finden gewöhnt sind. In einer der Querstraßen der Neustadt, Avenue d'Italie, hat man einen neuen großen Fonduk (Karawanen-Einkehrhaus) und den städtischen Markt El-Ghalla errichtet. Letzterer wird auch von europäischen Touristen viel besucht, da sich hier täglich ein buntes Bild tunesischen Volkslebens entfaltet. In südlichen Ländern, wo fast alle Angelegenheiten auf offener Straße sich abspielen, ist ja überhaupt ein Markt der für den Touristen geeignetste Ort, eine Vorstellung von der Eigenart und den Sitten einer ganzen Bevölkerung zu gewinnen. Im lärmenden Marktverkehr schlendert der Fremde fast so unbeachtet durch die Menge, wie irgendwelcher Einheimischer. Er hat so die beste Gelegenheit, Trachten, Verkehr und das ganze Wesen des Landvolkes wie der städtischen Bevölkerung zu beobachten. Alle sind zu sehr von ihren Geschäften in Anspruch genommen, um sich viel um den Fremdling zu kümmern. Bei der Mannigfaltigkeit der Rassen und Nationen, die heute das alte Karthagerland bevölkern, ist natürlich die Beobachtung des Markttreibens in Tunis besonders interessant. Das von der Natur so begünstigte, fruchtbare Land, wie das an Fischen, Krustenthieren und Muscheln hier sehr reiche Meer versehen die städtischen Markthallen stets mit Zufuhren der verschiedensten Art. Unter den Früchten fallen neben den weißen, süßen Melonen, den prachtvollen Orangen und den in großen Haufen aufgeschütteten frischen und getrockneten Bananen, Datteln und Feigen besonders die Unmassen riesiger Zwiebeln und rother Pfefferschoten auf, die in langen Guirlanden hingezogen eine eigenartige Decoration fast aller Verkaufsstände bilden. Natürlich werden alle Waaren lediglich von Männern feilgehalten, da ja der Wirkungskreis der orientalischen Frauen sich, wenigstens in den Städten, auf das Innere des Hauses beschränkt. Höchstens, daß am Zugange zu den Markthallen einige schmutzige Brodverkäuferinnen hocken, alte Landaraberinnen von so häßlichem Aeußeren, daß sie eigentlich eines Schleiers nicht entbehren sollten. Von hübschen Verkäuferinnen mit sauberen weißen Schürzen ist also auf einem solchen orientalischen Markte nichts zu bemerken. Auch die in Mengen vorhandenen Blumen werden von Männern verkauft. Die Mauren haben eine so große Vorliebe für die Kinder Floras, daß man Jung und Alt mit denselben geschmückt sieht, die sie wie unsere Bureaukraten die Feder, hinter die Ohren stecken. Merkwürdigerweise war die Kunst des Bouquetbindens ihnen bis in neueste Zeit fremd geblieben.

Auf dem Markte einer Stadt, deren Einwohnerschaft aus in Sitten und Anschauungen so durchaus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, herrscht natürlich eine wahrhaft babylonische Sprachenverwirrung. Französisch, italienisch, englisch, arabisch, hebräisch, allerlei kabylische Dialekte und unbekannte sudanesische Negeridiome schlagen betäubend an unser Ohr und nicht weniger verwirrt das Auge die hier herrschende bunte Mannigfaltigkeit der Trachten. Unbekümmert um den ringsum tobenden Lärm, in ihre weißen Burnusse gewickelt, die sie, auch wenn sie zerfetzt und schmutzig sind, mit der Würde eines mit der Toga bekleideten Römers zu tragen wissen, schreiten mit stolzer Miene Araber der benachbarten nomadischen Stämme durch die Menge. Da ihnen jeder Begriff von dem Werthe der Zeit abgeht, erledigen sie alle ihre Geschäfte mit den größten Weitschweifigkeiten. Mit Marktbesuchen, nie endenden Gesprächen unter Bekannten über allerhand Nichtigkeiten, bei denen lange Pausen des Schweigens eine Hauptrolle spielen, bringen sie den größten Theil ihres Tages hin. Ihre Bedürfnißlosigkeit erlaubt ihnen mit dem geringsten Verdienst auszukommen und sichert ihnen so ihre Freiheit. Beim Handel aber tritt auch bei dem Araber der allen orientalischen Rassen eigenthümliche Schachergeist mächtig hervor. Dann vergißt er alle die von ihm sonst gern gezeigte Gravität und Würde und feilscht stundenlang um weniger Pfennige willen. Die einfachen Landaraber versuchen dies sogar auf der Post oder beim Kauf eines Eisenbahnbillets. Gewiß

bieten sie zuerst die Hälfte, dann ¾ der geforderten Summe und sind überzeugt, daß der Beamte, dessen Geduld sie so hart auf die Probe stellen, sie in unerhörter Weise übervortheilt, wenn sie sich endlich bequemen müssen, den vollen Preis zu erlegen. Der Araber von reiner Rasse, der mit fatalistischer Sorglosigkeit in die Zukunft blickt, betrachtet eigentlich als sein oberstes Lebensgesetz an, so wenig Arbeit als nur möglich auszukommen, da er dieselbe als Sklavenwerk verachtet. Nur die Neger, die Kabylen und die Biskri (Oasenbewohner aus dem Süden) leihen den Bedürfnissen einer ihnen unverständlichen abendländischen Culturwelt ihre starken Arme und verrichten als Schiffslader, Lastträger und in ähnlichen Berufen alle schweren Arbeiten. Die Avenue de la Marine mündet vor dem „Seethor" auf einen ziemlich geräumigen Platz, der mehr und mehr der Centralpunkt des Verkehres für die Neustadt geworden ist. Hier ist Alles fertig ausgebaut und entwickelt sich bis spät in die Nacht hinein ein durchaus großstädtisches Leben und Treiben. Der Platz ist mit Bäumen bepflanzt und die Häuser auch hier mit hohen Arkadengängen versehen, gleich den „Lauben" der südtyrolischen Städte. Hier findet man große Cafés, Hotels, Buchhändler, Zeitungskiosks, Photographieläden, elegante Waarengeschäfte und maurisch-jüdische Orientbazare mit Teppichen, schönen einheimischen Goldstickereien, Lederarbeiten und orientalischen Waffen für die europäischen Touristen, die als Wintergäste hierher kommen. Auch die bekannten langen arabischen Flinten mit Steinschlössern fehlen nicht, obwohl sie von den Arabern, die längst gute Hinterlader führen, kaum noch benutzt werden und, wie Eingeweihte behaupten, speciell für derartige Orientwaarengeschäfte in St. Etienne zu einem sehr billigen Preise gefertigt werden. Dieser Platz ist der Kreuzungspunkt der Straßenbahnlinien. Auch fehlt es nicht an den verschiedenartigsten anderen Fuhrwerken; dazwischen sieht man Reiter in europäischen Civilanzügen, malerischen einheimischen Trachten oder bunten Uniformen. Dann wieder zieht eine Reihe schwerbeladener Kameele langsam durch das Gewühl, während der Karawanenführer auf einem munteren Esel an der Spitze trabt. Hier halten auch Landauer und Korbwagen, mit kleinen unansehnlichen, aber ausdauernden Pferden bespannt, deren maltesische Kutscher stets bereit stehen zur Fahrt nach Karthago oder den Ruinen von Utica, nach Sfax oder weiter nach Gabès und zur schönsten Ruine des Landes, dem in seinen Haupttheilen noch wohlerhaltenen Amphitheater von Thysdrus (el-Djem). Es ist das drittgrößte der erhaltenen römischen Theater und kann mit dem Kolosseum in Rom verglichen werden. Wie dieses im Mittelalter den römischen Patriziern, so diente auch jenes aufständischen Beduinenstämmen verschiedene Male als Verschanzung. Durch derartige Belagerungen hat es viel gelitten, doch thürmen sich seine vier mächtigen Stockwerke noch immer 33 Meter hoch, bei 148,5 Meter Gesammtlänge. Zu gewissen Tagesstunden drängen sich die Spaziergängern auf den breiten Trottoirs und die vor den Kaffeehäusern in mehreren Reihen aufgestellten Tische und Stühle sind dicht besetzt mit Damen und Herren in modischen Anzügen, Alles genau à l'instar de Paris. An diese Gäste der Cafés halten sich die Straßenhändler, die unermüdlich auf und ab wandern und mit schier unheimlicher Zungenfertigkeit, in einem Gemisch von Französisch und Italienisch, hier einen Burnus, dort ein Seidentuch, eine Goldstickerei oder sonstige Gegenstände der localen Industrie anbieten. Aber selbst hier, inmitten dieses ganz europäischen Straßenlebens, treten doch überall die malerischen orientalischen Trachten hervor. Mauren, Araber, Berber und Sudanneger, Juden und Malteser, Italiener und Griechen, Spanier, Franzosen und fremde Touristen treffen hier zusammen. Eine Fülle der verschiedensten Kostüme und Figuren zieht an dem Beobachter vorüber, hier, wo der Orient mit seinem starren Festhalten am Althergebrachten und seiner Beständigkeit in Sitten und Trachten und die europäische Welt mit ihren launisch wechselnden Gewohnheiten und Moden sich begegnen. Dieses bunte Durcheinander zeigt auf den ersten Blick, wie unvollkommen noch die Vermischung dieser zwei nebeneinander bestehenden, sich so nahe berührenden Welten ist, und wie fremd sie sich gegenseitig bleiben. Die Hautfarbe der Passanten wechselt vom zart abgetönten lichten Braun bis zum tiefsten Schwarz. An dem eleganten, blonden, nordländischen Touristen streift der nur nothdürftig mit einem schmierigen zerfetzten Haik bekleidete hagere Kameeltreiber aus der Sahara vorüber und der Sudanneger mit krausem Wollhaar, in sackartigem Hemd, den der am Rücken herabhängende Fellschlauch als hausirenden Wasserträger kennzeichnet. Bei aller Armuth ist er immer fröhlich und guter Dinge und zeigt bei jeder Gelegenheit vergnügt grinsend seine prachtvollen weißen Zähne. Dort steht ein arabischer Scheich. Ein blendend weißer, malerisch umgeworfener Burnus umwallt die hohe, schlanke Gestalt, mit dunklem, bärtigem Gesicht und blitzenden Augen. Sein Haupt bedeckt ein weißes, mit brauner Kameelhaarschnur umwundenes Tuch und hohe Reitstiefel aus weichem, rothem Marokkoleder bilden die Fußbekleidung. Dann schreitet langsam und gravitätisch ein dicker, höflicher Maure vorüber, dessen bunte Tracht noch so ganz den Abbildungen des traditionellen „Türken" auf unseren Tabakskästen entspricht. Er ist angethan mit einem riesigen, kunstvoll gewundenen Turban, gebauschtem faltigem Beinkleid, das durch einen breiten seidenen Shawl gehalten wird, der um die Hüften geschlungen die ohnehin wohlbeleibte Gestalt des Biederen noch unförmlicher erscheinen läßt. Darüber trägt er noch die weiße oder farbige Djibba, das eigentliche Bürgerkleid, einen farbigen, an Hals und Aermeln weit ausgeschnittenen Ueberwurf, der bis zur Häfte der nackten Wade reicht. Die mit kurzen weißen Socken bekleideten Füße stecken in Pantoffeln von schwarzem oder gelbem Glanzleder. Diesem würdigen Stadtbewohner folgt in weißem arabischen Burnus, das sonnengebräunte hagere Gesicht von stattlichem Vollbart umrahmt, ein Missionar des von dem Cardinal de Lavigerie gestifteten Mönchsordens der „weißen Väter", die ganz die Kleidung und Lebensweise der Araber angenommen haben, um auch in den fernen Oasen und unter den Wüstenstämmen ihre Wirksamkeit ausüben zu können. Auch Deutsche befinden sich unter den Ordensbrüdern. Die durch ihre absonderliche Tracht auffallendsten Erscheinungen im Straßenleben von Tunis aber sind die Jüdinnen. Ihr Haupt bedeckt eine vergoldete, hohe, spitze Mütze von nicht ungefälliger Form, über die ein leichter Schleier gebunden wird. Aehnliche Kopfbedeckungen wurden im Mittelalter auch in Europa getragen und haben sich noch in manchen ländlichen Trachten, z. B. in der Normandie, erhalten. Dazu tragen die tunesischen Jüdinnen enge, unter dem Knie abschließende, bald weiße, bald bunte Linnenbeinkleider, welche ihre gewöhnlich sehr üppigen Formen prall umschließen. Die Mädchen bis zum Alter von 14 bis 15 Jahren sind oft von blendender Schönheit und ihren schlanken, zartgebauten Gliedern steht dieses indiscrete Nationalkostüm dann vortrefflich. Später aber werden sie für die Ehe „präparirt", das heißt mit Mehlspeisen, Oel und Datteln nach einer alt bewährten Methode systematisch, wie eine Gans, „genudelt". Nur zu bald gleichen sie dann wandelnden Fettklumpen und oft vermögen die Füße die schwere Last kaum zu tragen. Je schwerer die Holde wird, desto mehr darf sie auf eine glänzende Heirath rechnen, denn diese ungeheuerliche Fettentwickelung gilt im Orient und besonders bei den tunesischen Juden als das Ideal weiblicher Schönheit: de gustibus ist bekanntlich nicht zu streiten! — Ziemlich zahlreich sind unter den Europäern die ernsten und gesetzten Spanier, die als Fischer oder als Halfa-(Esparto-Gras) Arbeiter hierher kommen. Die Halfaindustrie, die fast ganz in Händen englischer Capitalisten liegt, beschäftigt ziemlich ausschließlich spanische Arbeiter. Die größten Colonien jedoch bilden die Italiener und Maltesen, die als Maurer und Tagelöhner besonders auch die schweren Arbeiten verrichten. Die Norditaliener und speciell die Genuesen haben die Besetzung Tunesiens durch die Franzosen noch keineswegs verschmerzt. Seit Jahrhunderten unterhielten sie lebhafte Handelsbeziehungen zu diesem Lande, daß sie sich berechtigt glaubten einst als den ihnen gebührenden Antheil an der großen orientalischen Beute in Anspruch zu nehmen. Inzwischen hatten sie sich hier überall eingenistet, wo es Geld zu verdienen gab, und sehen sich nun mehr und mehr von den Franzosen verdrängt. So sind Reibereien und blutige Schlägereien zwischen den Angehörigen beider Nationen sehr häufig. Besonders die kleinen braunen, in Geberden und Reden so lebhaften Sicilianer sind als gefährliche Messerhelden gefürchtet. Dabei sind sie aber fleißige Arbeiter, von unerschöpflicher Ausdauer auch bei der härtesten Arbeit. Ueberhaupt zeichnen Genügsamkeit im Lebensunterhalt und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken hier wie überall die Italiener aus und diesen Eigenschaften verdanken sie es wohl, daß sie trotz aller französischen Bemühungen und Chikanen noch immer den größten Theil des Handels und der aufblühenden lacalen Industrie in Händen haben. Politisch ganz indifferent sind die zahlreichen Malteser, die sich niemals um den hier wie in Oesterreich nie endenden Nationalitätenhader kümmern. Sie sind englische Unterthanen, verstehen aber kein Englisch und wenden sich so selten als nur möglich an die groß-

britannischen Consulate. Das eigentliche Oberhaupt ihrer fest zusammenhaltenden Gemeinschaft ist der maltesische Pfarrer von Tunis, der in allen weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten ihr Berather und ihr Schiedsrichter ist. Seinen Entscheidungen unterwerfen sie sich auf das getreueste, da die Gemeinde für sie die höchste Autorität darstellt und für sie das ihnen mangelnde Vaterland ersetzt. Man findet die Malteser in allerlei staatlichen Subalternämtern oder in freien Berufen, und da sie sich in Sitten und Sprache den Arabern nähern (auch ohne Kenntniß des Arabischen wird es ihnen leicht, sich mit den Tunesiern zu verständigen), sind sie ein verbindendes Element zwischen den Europäern und der eingeborenen Bevölkerung. Ebenso unvermeidlich wie in Algerien sind auf den hiesigen Straßen und Plätzen die kleinen kabylischen Schuhputzer, die Jeden, dessen Schuhwerk auch nur den geringsten Staubanflug zeigt, unermüdlich mit ihrem: „Cirer Moussiou!“ umtoben, bis er den Widerstand aufgiebt und sich zum fünften oder sechsten Mal am Tage ihren kunstfertigen Händen überläßt. Auch als Boten, zum Tragen von Packeten und ähnlichen Dienstleistungen finden sie Verwendung. Dienstmannsmarken giebt es nicht. Als Garantie für getreuliche Erfüllung des ertheilten Auftrags deponirt der kleine Bursche mit den blitzenden schwarzen Augen in dem gebräunten Gesichtchen zu Füßen seines Auftraggebers mit feierlicher Miene sein Handwerkzeug — das Kästchen mit den Wichsutensilien. Das wilde Bergland der großen und kleinen Kabylie, zwischen Algier und Philippeville, gehört in seinen überhaupt anbaufähigen Theilen zu den dichtest bevölkerten Ländern der Erde. Auch die übrigen kabylischen Stämme leben durchweg in armen Berggegenden, die ihnen nicht den ausreichenden Lebensunterhalt gewähren können. Sie schicken deshalb ihre Knaben sehr frühzeitig, oft bereits mit 5—6 Jahren, hinunter in die Hafenstädte, um hier als Schuhputzer und mit leichteren Dienstleistungen den Unterhalt sich selbst zu verdienen. Die Kleidung derselben besteht gewöhnlich nur aus einem langen bunten Hemd, zu dem erst in späteren Jahren eine kurze Leinenhose tritt. Den glattgeschornen Kopf bedecken sie mit der Scheschia — dem rothen Fez. Bei vielen sieht man kleine Tättowirungen auf der Stirne, die wohl als Schutz gegen den „bösen Blick“ — mal occhio — dienen sollen. In der Stadt miethen die kleinen Burschen zu 20 und 30 zusammen einen Schlafraum, wählen sich einen Chef und halten gute Kameradschaft. Den ganzen Tag sind sie auf der Straße. Sie sind pfiffig, aber gewöhnlich sehr ehrlich und dabei eifrige Sparer. Jeder erübrigte Piaster oder Franken wandert zu einer Vertrauensperson — häufig ist es ein Speisewirth oder ein maltesischer Oberkellner, —, welcher der ganzen Bande als Bankier dient. An europäisches Wesen gewöhnt und losgelöst aus ihren heimathlichen Stammesverhältnissen lassen sich viele dieser Jungen in späteren Jahren bei den „Turkos“ — tiraillours indigènes — anwerben. Sobald sie aber eine gewisse Summe zusammengebracht haben, kehren Alle, früher oder später, in ihre heimathlichen Berge und zu dem dort oft sehr mühsamen Landbau zurück. Diese Rückkehr ist das von Jugend an nie aus den Augen gelassene Ziel aller ihrer Bemühungen.

So herrschen auf diesem Centralpunkte des neuen Tunis von Morgen bis Abend und spät in die Nacht hinein emsige Geschäftigkeit und lautes Leben. Wenn Abends das Getriebe auf dem Platze am größten ist, Alles glänzend erleuchtet und alle Cafés überfüllt sind, schmettert plötzlich in diesen Lärm der jedes andere Geräusch übertönende Zapfenstreich der Turkos hinein. Ein Mal in der Woche wird die Musik von Fackeln und Lampions tragenden Soldaten begleitet. Dann bietet der Zug der dunkelfarbigen, martialisch blickenden Burschen, die sich wie die Kinder sichtlich selbst an diesem Glanz freuen, mit den bunten orientalischen Uniformen ein farbenprächtiges kriegerisches Bild. Dieser etwas theatralisch-phantastische Aufzug ist darauf berechnet, in einer Bevölkerung, unter der es an fanatischen feindlichen Elementen niemals fehlt, immer von Neuem den Gedanken an die überlegene Macht der französischen Waffen zu erwecken. Der auf die Einbildung der Eingeborenen wirkende militärische Pomp ist wohl geeignet, ihnen Scheu und Respect einzuflößen. Wenn der Fackelzug der Turkos das Bab-el-Bahar und die jenseits desselben sich ausdehnenden engen Straßen und unregelmäßigen Plätze der arabischen Altstadt durchzieht, wenn die schmetternden Fanfaren in die Häuser, in die Vorhöfe der Moscheen und in die Hallen der Zaniyet (Zaniya = geistliche moslemitische Schulanstalt) dringen, dann reden sie die einzige Sprache, welche diese primitiven orientalischen Naturen stets verstehen und der in fatalistischer Ergebung auch die erbittertsten Fanatiker sich willig beugen: die Sprache eines mächtigen und stolzen Gebieters!

Bücherbesprechungen.

— **Zur Theologie des Alten Testaments.** Zwei akademische Vorlesungen von D. **Rud. Kittel**, Professor an der Universität Leipzig. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1899. 31 S. gr. 8. Preis 70 ₰. — Mit diesen zwei Vorlesungen hat der, an Prof. Buhl's Stelle hierher gekommene, neue Inhaber der ordentlichen Professur für Altes Testament an unserer Universität beim Beginn des Winterhalbjahres seine hiesige Arbeit in Hörsaal und Aula begonnen und setzt nun durch Veröffentlichung seiner Antrittsreden weitere Kreise von Theilnehmenden in die Lage, sich ein Bild von seiner Weise der Behandlung der heiligen Schrift Alten Testaments zu verschaffen. Man wird unter Freunden des Vaterlandes und der Kirche nicht umhin können, sich dieser Weise von Herzen zu freuen und dem neuen Professor mit Glück- und Segenswunsch und warmem Vertrauen entgegen zu kommen. In der ersten Vorlesung, betitelt „Das Alte Testament und die heutige Theologie“, wird einerseits mit schlichter Offenheit das Recht und die Pflicht der freien geschichtlichen Forschung ausgesprochen und mit dem einen der Grundsätze unserer Kirche, demjenigen von der Rechtfertigung allein aus Gnaden durch den Glauben, in Verbindung gesetzt; andererseits aber wird betont und ausgeführt, daß der christliche Träger solcher Forschung selbstverständlich beim Forschen durch seinen Glauben (nicht sowohl gebunden als) bestimmt und von gewissen Voraussetzungen geleitet werde, welche (in Gemäßheit des andern Grundsatzes der Reformationskirche) ebensowohl der heiligen Schrift und Geschichte selbst entsprechen, wie sie seine Arbeit zu einer wohlthätigen und heilsamen werden lassen. Die zweite Vorlesung giebt in Behandlung von „Jesaja c. 53 und dem leidenden Messias im Alten Testament“ ein lehrreiches Beispiel von dem Gesagten. Sie behandelt jene Frage, die seit Abfassung des Jesaja-Buches niemals ganz verstummt, aber niemals völlig erledigt worden ist, die der Kämmerer in Apg. 1, 8 ausspricht: „Ich bitte Dich, von wem redet der Prophet Solches?“ Von dem Volke oder von dem Messias? Die gelehrte Theologie hat in der letzten Zeit vorwiegend unter dem Eindruck gestanden, es sprächen starke Gründe für die Annahme, der Prophet und mit ihm sein Volk Israel hätte weder bei diesem Capitel noch sonst an einen leidenden Messias gedacht: erst durch die Christen sei eine solche Gedankenverbindung hergestellt worden. Professor Kittel tritt dagegen für die (sozusagen religionsgeschichtliche) Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit ein, daß diese Verbindung dennoch schon die Meinung des Propheten oder doch der Generation des Exils gewesen sei, etwa im Hinblick auf eine Leidensgestalt der damaligen Zeit, vielleicht Serubbabel. An einem geschichtlichen Bilde würde sich dann der Glaube Israels geläutert und vertieft, und so würde die alte Weissagung auf die heilige Geschichte und Schrift des Neuen Testaments eingewirkt haben. — Man wird sich nicht verhehlen, daß diese Auffassung dem geschichtlichen Verständniß des christlichen Glaubens in hohem Grade zu Statten kommt. Vom Neuen Testament aus gesehen, wird sich ohnehin auf die Dauer nur eine solche oder ähnliche Annahme aufrecht erhalten lassen. Möge es nun dem Verfasser gelingen, mit seinem ebenso echt wissenschaftlichen wie kirchlich treuen Arbeiten viele junge Theologen und durch sie viele Glieder der Gemeinde in der rechten Freiheit und Gebundenheit des evangelischen Glaubens zu fördern und zu stärken!

G. Schnedermann.

— **F. C. Heinemann's**, Kgl. Pr. Hoflieferanten in Erfurt, **Abreißkalender** dürfte allen den bescheidenen Ansprüchen, welche man an ein derartiges „Literaturproduct“ zu stellen berechtigt ist, genügen. Nebenbei bemerkt: Einen Gartenrothschwanz mit einem Körnerfresserschnabel, wie ihn das im Uebrigen recht geschmackvoll gemalte Gruppenbild ohne Zweifel doch darstellen soll, giebt es in Wirklichkeit nicht. Soll das Vöglein jedoch einen Buchfinken vorstellen, dann stimmt's.

E. S. Z.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 14. Donnerstag, den 2. Februar, Abends. 1899.

Wartburgsprüche.

Die Reisezeit ist vorbei. Aber indem wir zurückblicken auf all das Erlebte, haben wir doppelten Genuß. Denn zu dem Erlebten selbst gesellt sich die Erinnerung, die uns keine Mühsal und Anstrengung kostet. So sei es uns auch heute gestattet, auf Herbsttage im nicht zu fernen Eisenach zurückzuschauen, das ja wohl Jeder kennt mit seiner Wartburg und den kräftigen altdeutschen Sprüchen, die uns jetzt einmal beschäftigen sollen. Und zwar darf es keine Wiedergabe bekannter Dinge sein, die wir vorbringen, sondern wir wollen unser Thema von einer besondern Seite als ein Ganzes betrachten und im Rückblick soll sich uns ein veredelter Genuß darbieten, der erst die rechte Frucht einer Reise bildet.

Sind jene Sprüche, die da die Vorhalle der Wartburgwirthschaft zieren, wirklich nichts Weiteres, als bloße Ergötzung, bestimmt, die Gäste, die Hunger und Durst befriedigen, für einen Augenblick zu unterhalten? Oder sind sie mehr und das Ergebniß einer Weltanschauung, wie sie gerade in die alte Lutherstadt Eisenach mit ihrer Burg, dem deutschen Mekka und den Erinnerungen aus der Minnesängerzeit paßt, wo die gute, alte Sitte noch nicht ganz ausgestorben ist und fortwirkt? Es ist Thatsache, daß die Geschichte einer Stadt nicht ganz gleichgiltig ist für den Geist ihrer Bevölkerung. Etwas von dem Geschehenen und dem Thun und Gehaben der Vorfahren haftet immer den Nachgeborenen an, ihrem Sinnen und Denken, und so bewährt sich der heilsame, staatserhaltende Einfluß einer großen, gediegenen Vergangenheit auch hier. Man muß einmal eingekehrt sein in die heimlichen, trauten Hinterstübchen der Einwohner, in denen sie sich geben, wie sie sind, und man wird zu seiner Freude wahrnehmen, wie wenig der schlechte Zeitgeist — nicht der gute — hier noch Einkehr gehalten hat. Doch das nebenbei. Zurück zur Sache! Gleich wenn man eintritt in die Allen wohlbekannte Halle, wenn man den Berg emporgestiegen ist, den Luther einst hinan- und herabging und von wo aus er auf die Stätte seiner Kindheit zurückblickte, da er als Currendeschüler der frommen Wittwe Cotta Fürsorge genoß, wenn man die Kräftigung empfunden hat, die jede Bergsteigung gewährt, da Bergluft den Menschen nährt wie Milch, empfängt den Wanderer schon der schöne, einladende Spruch als Willkomm:

Kommt herein, hier ist gut sein.

Das ist ein hübscher Spruch für denjenigen, der sich niederlassen will und ausruhen möchte von den Anstrengungen der Bergfahrt. Wie es ein schöner Wunsch ist, der dem Austretenden wieder zu Theil wird, wenn es heißt:

Wer froh als Wandrer kehret ein,
Mag fröhlich von hier scheiden,
Und ist die Aussicht hell und rein,
So mag sie ihn begleiten.

Der Reim mag nicht gut sein, aber der Wunsch ist es sicher. Möge er in Erfüllung gehen! Ebenso wie jener Goethe nachgeahmte Spruch, der lautet:

Sehe jeder, wo er bleibe,
Sehe jeder, wie er's treibe,
Und wer steht, daß er nicht falle
Beim Verlassen dieser Halle.

Wer ist überhaupt der Verfasser dieser Sprüche, die klar sind, wie Wein im Glase? Wir wissen es nicht. Es ist zweifellos Neues darunter, dem Alten nachgeahmt, aber auch Altes, und hie und da Altes und Neues gemengt. — Sieht man auf das Meer von Wald herab, das uns da oben Sitzenden zu Füßen sich ausbreitet, so fällt unser an den Wänden hinschweifender Blick gleich auf folgende Strophe:

Hier trink ich Bekümmerniß ledig
Waldluft und goldenen Wein
Und wär ich der Fürst von Venedig,
Mir könnte nicht wohliger sein.

Der Fürst von Venedig soll wohl der Doge sein, dessen Macht und Ansehen in früheren Jahrhunderten so ungeheuer hoch stand. Im Vergleich mit dessen Macht, die über das ganze Meer gebot, das der Lagunenstadt anvermählt war, sucht solch' lebensfroher Wartburgpilger die eigene Daseinslust erst so recht heraus zu streichen. Weiter übermüthige Verse der Art sind:

Nicht neid ich der Welt ihre Wonnen,
Noch allen neunfarbigen Dunst,
Still liegen und trinkend sich sonnen
Ist auch eine tapfere Kunst.

Es kann neunfarbigen heißen, wir wissen es nicht genau, haben es nicht so recht lesen können. Es kann aber auch neufarbigen sein und Beides trifft den Nagel auf den Kopf. Bekanntlich ist es gar keine kleine Kunst, still liegen und sich sonnen und der Regel des Dichters gemäß zu handeln. Die meisten Menschen verstehen überhaupt nicht recht zu genießen. Man spricht ja daher auch von einer Kunst zu genießen, einer Lebenskunst. Vielen fehlt das Maßhalten und die Ausdauer, die nicht nur zur Arbeit, auch zum Genuß gehört. Doch, da wir einmal beim Citiren poetischer Sprüche sind, eine andere Dichterstelle drückt das besser aus, was wir in Prosa sagen wollen:

Nicht Arbeit und das Thun allein,
Auch ausruhn will geübet sein,
Gelernt! Das Menschenkind, das rennt
Dahin, wohin sein Sinn entbrennt,
Wo seine Arbeit findet Ziel
Und Lohn, sei's wenig oder viel.
Dann muß er weiter Weg gewinnen,
So will's sein Trachten und sein Sinnen.
Die Trägheit, die ihm ruhn befahl,
Treibt ihn zu Werken sonder Zahl.
Anders der Mann, der mehr als er!
Nicht nur in Mühsal und Beschwer
Eilt er dahin, ein wackrer Streiter,
Nein, auch im Ruhen ist er Reiter
Und sattelfest. In jener Stille,
Die sich wie eine weiche Hülle
Legt um den Ruhenden. Der Tag
Des Herrn, der Sonntag, ist auch wach,
Der ist zu feiern mit Genuß
Und sinnigem Denken, ohn' Verdruß
So muß man handeln als ein Held,
Der jeden Acker sich bestellt.

Dann geht er wieder frisch in den Kampf des Lebens, mit doppelt gerüsteter Kraft. Doch unser beschaulicher Spruchdichter redet der Faulheit keineswegs das Wort mit seinem Preis eines seligen Phäakendaseins, das man einmal auf kurze Zeit genießen soll. Er redet auch der That das Wort, denn an denselben Wänden prangt der Vers:

Wer auf Bergen und in Burgen nicht trinket und singt,
Auch nüchtern im Thale nichts Kluges vollbringt.

Ja, er geht sogar noch weiter und führt die alte Wahrheit aus, daß auf jeden Rausch ein Katzenjammer folgt, wie auf das a das b und c. So wahr es ist, wenn es heißt:

Wer will uns verwehren
Ein Gläschen in Ehren
Und ganz unter uns?

oder:

Traubenblut schafft frohen Muth.

oder vom Lob des Bacchus auf das des Gambrinus übergehend

Gerste und Hopfen giebt gute Tropfen

oder mit dem Luther, der auch kein Griesgram war, angedichteten Vers:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang —

ebenso heißt es, sogar ernst mahnend, indem auf das Ende aller Dinge angespielt wird:

Wer trinkt ohne Durst
Und ißt ohne Hunger,
Stirbt desto junger.

Im Mittelalter lebten bekanntlich die ausgelassenste Lebensfreude und der düsterste Ernst — man denke an die Todtentänze — hart nebeneinander, neben dem Carneval die Pest und das Flagellantenthum. So auch hier. Oder noch weiter gehend:

Es trinken Tausende den Tod,
Eh einer stürb in Durstes Noth.

Hier wird sogar versteckt das Entsagen von allen weltlichen Genüssen gepredigt und der tolle Fastnachtsnarr verwandelt sich unversehens in einen kuttentragenden Bußredner. Und es tritt uns derselbe hypochondrische, ja hippokratische Zug entgegen, der aus der ältesten deutschen Schauspielaufführung, von der berichtet wird, heraussieht, die gleichfalls in Eisenach stattfand, in dem jetzt zu einem Gymnasium umgewandelten Kloster. Dort wurde das zum Theil noch erhaltene Spiel von den sieben klugen und sieben thörichten Jungfrauen aufgeführt und die etwas düster theologische Tendenz des Stücks, indem die sieben schuldigen Jungfrauen zur Hölle verdammt und von Teufeln mit Ketten in die feurige Tiefe gezogen wurden, trotz der Fürbitte der Mutter Maria, auf die der Sohn, der Weltenrichter Christus, nicht Acht gab, wirkte so mächtig auf den zuschauenden Landgrafen, daß er, anscheinend ein etwas grüblerischer Herr oder auch schuldbelastet, wahnsinnig wurde. Doch zurück zum vollen Leben! Die Miene des Strafredners in der Art Abraham a Santa Clara's hält nicht lange an. Gleich heißt es wieder:

Treu in Lieb und guter Zecher,
Bei schöner Maid und vollem Becher,
Und unter seines Herrn Gottes Hut,
Da steht's um einen Ritter gut.

Und:

Singen und springen soll die Jugend,
Das Alter walten alter Tugend. —
Ein fröhliches Herz machts Leben lustig,
Ein betrübter Sinn vertrocknet das Gebein.

Wenn schon auch weitere mahnende Rathschläge nicht ausbleiben, wie das neuartige:

Bier auf Wein, das laß sein.
Wein auf Bier, das rath ich Dir.

Oder das Hausmannsrecept:

Der Hunger ist der beste Koch,
Der je war und wird es noch.

Und:]

Ein freundlich Gesicht das beste Gericht.

Doch denkt der Dichter der Verse frohen Lebensgenusses, unser altdeutscher Hafis und Mirza Schaffy, nicht an Essen und Trinken als solches allein. Diese materiellen Genüsse sind ihm vielmehr nur die Vermittler geistiger Anregung, der fröhlichen Geselligkeit, die ja im Mittelalter auch gern gepflegt wurde, oft ins Uebermaß ausartend. So hegt er die Freundschaft und hält sie hoch, der ja auch der Liebe das Wort redete. Dem Freunde gilt folgender Ausspruch, der sogar die Freundschaft als das Höchste preist, was man haben kann, und man denkt dabei an rührende Freundschaftsgeschichten, die bis zur Aufopferung des eigenen Lebens gingen und im Mittelalter, der Zeit Hagen's und des Spielmanns Volker, ebenso beliebt waren, wie in der classischen Zeit des Homer und Vergil. Es heißt da:

Dem Freund biet an das letzte Tröpfelein.

Doch unser neuer Sokrates, der mit dem Wein auf den Lippen Weisheit von sich giebt, weiß auch hier brauchbare Folgerungen anzuknüpfen, die bewährt und nicht ohne Nutzen sind. Er sagt nämlich:

Borgst Du Geld einem Freund,
Bekommst Du leicht einen Feind —

was an das Wort des Polonius gemahnt, der seinem scheidenden Sohn Laertes den Rath mit auf den Weg giebt, nicht zu borgen und nicht zu verleihen, denn: Sich und den Freund verliert das Darlehn oft. Wie sehr trifft dieser weise Reimschmied nicht den Nagel auf den Kopf! Wie viele Menschen haben nicht schon die Wahrheit solches Ausspruchs an sich erlebt. Leider kam er vielleicht zu spät. Und nun häufen sich, da einmal die Schleusen gehoben sind, die die Lebensweisheit bisher zurückhielten, die Worte der Lebenswahrheit förmlich, die unser ungenannter Poet und Weltweiser den um ihn sitzenden Gästen zum Besten giebt. Es regnet fast beherzigenswerthe Sprüche. Wir brauchen nur eine Auswahl zu geben. Ein Jeder lese sich aus, was zu seinem Gebrauch paßt, wie man sich ein Sträußchen beim Blumenmädchen aussucht, um es sich ins Knopfloch zu stecken. Wie wahr ist Alles!

Ein Mann soll gut und arg verstan,
Das Beste tun, das Böse lan. —
Gut macht viel Freunde. —
Borge nicht, zahle baar.

Nur möchten wir wünschen, daß hier nicht etwa ein Druckfehlerteufelchen das Komma versetzt, statt hinter das zweite, hinter das erste Wort. Der Sinn würde arg verdreht und in ein Gegentheil verkehrt werden. Wie man sieht, ein Interpunctionszeichen am rechten Orte macht viel aus.

Schöne Zeit bringt Rosen, böse Zeit viel Ehr'. —
Scharfe Schwerter schneiden sehr,
Scharfe Zungen noch viel mehr. —
Menschengunst und Lautenklang
Klinget wohl, doch währt nicht lang. —
Rede wenig, aber wahr. —
Auch in der Ecke muß es rein sein. —
Wer sehen will die Sonn' aufstiegen,
Der soll nicht lang im Bette liegen. —
Wer seinen Mund hat in Gewalt,
Der wird mit Ehren werden alt.

Oder im Gegensatz dazu, indem eine thörichte Jungfrau im Gegensatz zur klugen geschildert wird:

Wer im Sacke kaufet
Und sich mit Thoren raufet
Und borget ungewisser Zit,
Der singet dicke Klagelied.

Oder:

Sitzt du gut, so sitze feste,
Alter Sitz, der ist der beste. —
Ein Jeder kehr vor seiner Thür,
Dann braucht er Besen genug,
Schreib seine Fehler auf Papier,
Dann wird er davon klug! —
Wer nicht kann Spaß verstehen,
Soll nicht unter die Leute gehen. —
Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz. —
Eintracht hat große Macht.

Wer kann diese Kernsprüche schlagenden Witzes noch unter einen Hut bringen? Es ist fast unmöglich. Nur zum Schluß sei noch auf einige eigenartige Blüthen aufmerksam gemacht, die insbesondere das zeigen, was man altdeutschen Humor genannt hat. Dieser Humor ist bekanntlich sehr stark, wie er auch aus dem bekannten menschlichen Leben in Thiergestalt spricht, das auf der Wartburg gezeigt wird, und äußert sich in Sprüchen, deren Weisheit uns häufig von Pokalen und an Hauswänden oder Rathhausthüren entgegenleuchtet, wie am Eingang jener Berathungshalle ehrsamer Stadtväter, wo es heißt: Einer acht's, der Andere verlacht's, der Dritte betracht's, wer macht's? Wie richtig! Welch ein Trost für den, der nicht gleich auf den Beifall der Menge zu rechnen hat, sondern sich vorerst mit dem Kopfnicken Auserwählter begnügen muß. An den Wänden unserer Wartburgwirthschaft aber steht zu lesen:

Laß deinen Mund geschlossen sein,
So schluckst du keine Fliegen ein. —
Die Schnecke und der Regenwurm,
Die haben selten großen Sturm.

Und schon kräftiger werdend:

Kommt ein Ochs in fremdes Land,
Er wird doch als ein Rind erkannt.

Und an eine bekannte Fabel von Gellert oder Hagedorn anklingend:

Der Ochs hat mit dem Esel Streit
Um Anstand und um Höflichkeit,
Wer da den Andern nach sich trug,
Er bleibt doch ungeschlacht genug.

Dann ins Haus und Familienleben übergehend heißt es:

Kräht die Henne, schweigt der Hahn,
Ist das Haus gar übel dran.

Wie man sieht, hat das Einer gedichtet, der in alter Zeit lebte, so haben sich die Zustände in dieser Hinsicht wenig geändert und das Pantoffelregiment dürfte so alt sein, wie die Welt, zum Trost aller geplagten Ehemänner auch von heutzutage. Mit einem hübschen Verschen aber wollen wir Abschied nehmen, das Dem

jenigen Trost bietet, der in den vielfachen Wirrsalen dieses Lebens und der Welt manchmal meinen möchte, das Gute gehe ganz zu Grunde und das Schlechte triumphire immer. Wir lesen da folgenden Spruch:

Der Eine brauchts, der Andre hats
Und dessentwegen führt man Krieg.
Der Starke nimmt des Schwachen Platz:
Gott sorgt schon für den armen Spatz.

Wie hübsch! Wie tröstlich und wie wahr! Nicht wahr, lieber Leser? In dem rohen Kampf ums Dasein giebt es doch noch ein Fleckchen, wo man sich geruhsam hinsetzen kann, in Gottes Schutz, um nicht unterzugehen. Und dabei wollen wir verbleiben.

Haben wir also nicht recht gehabt, wenn wir sagten, diese Sprüche, die da die Halle der Wartburgwirthschaft zieren, bildeten ein Ganzes und seien nicht blos der Ausdruck übermüthiger Laune, um einen Zecher und Wanderer für eine kurze Spanne Zeit zu unterhalten und zum Lachen zu bringen, bis die Glocke ruft, um ihn in die geheiligten Hallen der Wartburg selbst zu führen? Eine ganze kernige Weltanschauung zog da vor unserm geistigen Auge vorüber, die wir wohl altdeutsch nennen möchten, und der Mann, den wir da im Geiste als den Dichter aller dieser Herrlichkeiten aufgefaßt haben, etwa so, wie man die homerischen Gedichte einem einzigen Poeten untergelegt hat, sieht auf Manches mit Lächeln und Nichtachtung herab, das dem modernen Menschen etwas gilt. Hat er darin so ganz Unrecht? Wir glauben, nicht ganz. Denn wir halten immer noch sehr viel von den früheren Jahrhunderten, auch im 19. Jahrhundert, und die gute alte Zeit ist kein bloßer Wahn gewesen. Neben dunkeln, sehr dunkeln Seiten hat das deutsche Mittelalter aber auch sehr gute beherzigenswerthe Seiten gehabt, über die wir jetzt durchaus noch nicht hinweg sind. Doch um noch einmal die Wartburg und ihre Sprüche zu berühren! Wie manches Körnlein mag schon auf guten, fruchtbaren Boden gefallen sein, wie im Evangelium vom Säemann auf den Acker, und tausendfältige Frucht getragen haben, wie das Gute in seiner Wirkung ja ins Unendliche wächst. Wie häufig sieht man hier in der Halle Leute, Männlein und Weiblein, den Bleistift herausziehen und sich dies oder jenes Sprüchlein notiren, oft unter herzlichem Gelächter über den Witz. Aber die Wirkung ist dabei noch um so tiefer und kräftiger. Dies Aufzeichnen ist fast noch besser, als wenn man sich die Sprüche für ein paar Pfennige nachher unten in der Stadt kauft, um sie vielleicht ungelesen zu lassen und sie im Wagenabtheil bei der Weiterreise zu verlieren. Selbst thun und lesen ist das Beste, es haftet mehr. Doch nun zum Abschied von der Burg und dem Leser! Wir möchten den Ertrag dieser Zeilen in die Worte zusammenfassen, indem wir bitten, den Begriff Vergangenheit als den Ausfluß der besten Seiten dessen zu nehmen, was in dieser deutschen Vergangenheit früher geleistet worden ist: in dieser Vergangenheit liegt zum Theil auch unsre Zukunft.

Jul. Riffert.

Bücherbesprechungen.

— **Glossen zu der Ordnung des Hauptgottesdienstes** nach der Agende der sächsischen Landeskirche. Von D. Georg Rietschel. (Einladungs-Programm zum Rectoratswechsel.) Leipzig 1898. Alexander Edelmann. — Der Verfasser, der gerade mit der Herausgabe seines Lehrbuches der Liturgik beschäftigt ist, benutzt die Gelegenheit dieses Programms, um seine Anschauungen über einen der wichtigsten Gegenstände, mit dem sich diese Wissenschaft zu beschäftigen hat, in rein wissenschaftlicher Form zu entwickeln. Im Vergleich mit anderen Auslassungen in Sachen unserer Agende, wie sie während und nach der letzten Landessynode erfolgt sind und gegen die wir uns entschieden verwahren mußten, lassen wir uns derartige Besprechungen gern gefallen und nehmen sie dankbar an. Denn der Verfasser betont scharf und deutlich das Recht der kirchlichen Sitte bei allen solchen Dingen und fordert selbst die bedächtigste Rücksichtnahme auf das Bestehende und einmal Gewordene. Er beabsichtigt keine Agitation für die Geltendmachung seiner Ansichten und faßt noch nicht einmal irgend einen Termin ins Auge, wo man etwa damit vorgehen könnte. Nur in einem recht nebensächlichen Punkte nimmt er eine förmlich gebieterische Stellung ein: er erklärt die Behandlung jener Petition um Zulassung des sogenannten Kanzelverses durch die Synode für unbegreiflich. Nachträglich hat er entdeckt, was den Gesuchstellern selbst ganz entgangen war, daß sie sich mit ihrer Forderung einfach auf den Wortlaut der Agende in Nr. 11 der Gottesdienstordnung hätten berufen können, wo ein Kanzelvers sogar als Regel angegeben sei ohne irgend welche Bestimmung, wann derselbe zu singen sei, ob mitten in der Predigt oder nach der Predigt. Es ist wohl besser so, daß diese Entdeckung nicht gemacht worden war; denn ohne ein klein wenig Jesuitismus hätte sie sich doch nicht ausnutzen lassen, da die Agende hier ohne allen und jeden Zweifel den Kanzelvers nach der Einleitung der Predigt meint, aber nicht den im Mecklenburg-Schweriner Cantionale so genannten Vers nach der Predigt. Was nun die wissenschaftlichen Anforderungen anlangt, die der Verfasser zu stellen hat, so sind sie ja zu einem großen Theile schon bei der Beurtheilung des Agendenentwurfs durch die Männer vom Fach berücksichtigt worden. Aber man wollte absichtlich bei der Einführung der neuen Agende alles nur irgend wie Haltbare auch halten und das Neue den Gemeinden auf die schonendste Weise entgegenbringen. Das bedeutet ja nun nicht, daß das so Festgestellte für alle Zeiten das einzig Giltige bleiben müßte. Viele von den Aenderungen, die der Verfasser aus liturgischen Gründen vorgenommen zu sehen wünscht, können als allgemein gebilligt betrachtet werden, soweit nämlich nicht Neigung und Gewohnheit, sondern wirkliches Sachverständniß zu Worte kommt, z. B. die liturgisch richtige Verwendung der beiden Kyrie. Ueber Anderes wird sich immer streiten lassen, z. B. über die Nothwendigkeit der Abendmahlsfeier im Hauptgottesdienst, eine Frage, die sicher einmal nicht von einem principiellen Standpunkt aus, sondern durch die Macht der Verhältnisse wird gelöst werden. Auf dem Gebiet, wo wohl mit denkbar größter Vorsicht vorzugehen sein wird, auf dem Gebiet der Abendmahlsliturgie, tritt der Verfasser den bekannten Forderungen Muethel's, ohne seine Beweisführung gelten zu lassen, doch lediglich bei, daß nämlich das Kreuzeszeichen zu unterlassen und das völlig mangelnde Weihegebet einzuschieben sei. Eine genaue Kenntnißnahme von diesen Glossen des gelehrten Verfassers ist jedenfalls unerläßlich für jeden Theologen, der bei etwaigen zukünftigen Aenderungen unserer Gottesdienstordnung irgendwie mitzusprechen gedenkt.

B. K.

— **Das Verhältniß von Theologie und Erkenntnißtheorie** erörtert an den theologischen Erkenntnißtheorien von A. Ritschl und A. Sabatier. Von Johannes Steinbeck, Licentiat der Theologie. Leipzig, Dörffling & Franke. 1898. 4 ℳ. — Vor Allem sprechen wir unsere herzliche Freude aus, daß uns in diesem Werk ein befähigter und tüchtiger Schüler des großen Meisters Frank, dessen Andenken es gewidmet ist, neu begegnet. Man darf mit Recht erwarten, daß die neue Bahn, die für die systematische Theologie gebrochen worden ist, sich noch für manchen strebsamen Forscher aufthun wird. Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist der Nachweis, daß die Frank'sche Erkenntnißtheorie, auf die sich seine dogmatischen Werke gründen, im Gegensatz zu derjenigen anderer einflußreicher Theologen als die zu bezeichnen ist, die dem Wesen des Christenthums entspricht. Als Vertreter solcher gegnerischer Theorien sind Ritschl und Sabatier erwählt worden, weil sie bei aller sonstigen Verschiedenheit doch darin eins sind, daß sie eine bestimmte philosophische Erkenntnißlehre zur Grundlage ihrer dogmatischen Forschung machen. Das ist eine Rückkehr zur Scholastik, nur daß Lotze und Kant an die Stelle des Aristoteles gesetzt werden. Aber nicht dieser und nicht jene sollen das theologische Denken beherrschen, sondern das christliche Glaubensbewußtsein hat der theologischen Erkenntniß den Weg zu zeigen. Nur ein Christ kann ein Theolog sein; wer also glaubt, er könne und müsse für die theologische Forschung sein Christsein ausziehen und sich auf das allgemein menschliche Denken zurückziehen, der hat eben damit, ohne es zu wissen und zu wollen, schon etwas Nichtchristliches angezogen. Diese doch gewiß selbstverständlichen Sätze, die aber in der neueren Theologie so oft außer Acht gelassen werden, hat der Verfasser mit schärfster Beweisführung neu begründet und ihre Giltigkeit wesentlich durch die Kritik seiner gegnerischen Sätze nachgewiesen. Leicht und einfach gestaltet sich der Nachweis für seinen Standpunkt bei der Erkenntnißlehre Sabatier's, aber es ist doch verdienstlich genug, wenn man die blendenden religionsphilosophischen Sätze des französischen Theologen mit ihrem leicht gewonnenen Einfluß in Rechnung zieht. Viel schwieriger ist natürlich die Arbeit gegenüber der Lehre Ritschl's, die ja den Anschein erweckt, als nähme der Forscher auch von vornherein den Standpunkt des christlichen Bewußtseins ein. Aber wir

glauben, daß es dem Verfasser trefflich gelungen ist, die Widersprüche zwischen der Grundlage und dem Ausbau des Ritschl'schen Systems aufzudecken. Und soviel auch hier durch Frank selbst und viele Andere vorgearbeitet worden ist, so ist doch die gründliche Beurtheilung des einflußreichen Theologen, der immer „sein eigenes Grab gräbt, nachher aber nicht hinein, sondern mit kühnem Satze darüber hinweg springt" (S. 63), eine durchaus nicht überflüssige Leistung. Das Buch ist jungen und alten Theologen zu eingehendem Studium zu empfehlen. B. K.

— Das 8. Heft der **Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde** (1898) berichtet über die am 23. October v. J. zu Leipzig abgehaltene zweite Hauptversammlung des Vereins, über die an dieser Stelle schon Mittheilungen gemacht worden sind, und über manche andere geschäftliche Angelegenheiten. Sehr erfreulich ist, was wir vom Museum und vom Archiv des Vereins hören. Ersteres (im Palais des königl. Großen Garten zu Dresden) wächst erstaunlich rasch, namentlich durch zahlreiche Schenkungen; wir heben darunter den von der Ortsgruppe Cunewalde-Thal dargebrachten alten Webstuhl hervor, der zur Einrichtung einer Lausitzer Weberstube den Anlaß gegeben hat. Das Archiv und die damit verbundene Bibliothek befinden sich jetzt in der Universitätsbibliothek zu Leipzig und sind jeden Mittwoch und Sonnabend von 11 bis 12 Uhr zugänglich; sie sind durch die Schenkung der von Dr. A. Lincke hinterlassenen volkskundlichen Bibliothek von 248 zum Theil seltenen Werken sowie mancher andern Druck- und Handschrift bereichert worden. Es folgen kleine Beiträge zur Volkskunde. Helmolt berichtet über Volksthümliches (Spinnstuben, Hochzeit und Begräbniß, Aberglauben) aus Breitenau bei Sonnenstein. E. Junghanns theilt eine gräfl. Schönburg'sche Verordnung gegen übertriebenen Aufwand bei Kindtaufen aus d. J. 1787 mit. Störzner macht auf den sogenannten Schwedenstein an der Kirchhofsmauer zu Arnsdorf (der aber kaum mit den Schweden etwas zu thun hat, sondern wohl eher ein Grenzstein oder ein sogenanntes Mordkreuz ist), auf den Pestkirchhof bei Leppersdorf und auf das „Koberchen" in Arnsdorf aufmerksam. Den Beschluß des Heftchens bilden Umfragen und Antworten auf solche. —m—

— **Carl Henning, Aus Herzenstiefen.** Ernste und heitere Klänge. Lieder eines Siebenbürger Sachsen. Wien, Verlag von Carl Graeser. 208 Seiten. Preis 3,20 ℳ. — Vor nicht allzulanger Zeit wurden wir mit den siebenbürgisch-sächsischen Poeten der Vergangenheit durch eine Arbeit des Dr. A. Schullerus vertraut gemacht, welcher ausgezeichnete Gelehrte vor Jahresfrist schon in Leipzig einen Vortrag über das Thema: „Die siebenbürgisch-sächsische Literatur" gehalten hatte. Zu den auf diese Weise uns rühmlichst Genannten müssen wir nun einen neuen Dichter aus dem Karpathenlande zählen: Carl Henning. Ein schönes Talent tritt uns in ihm entgegen. Echte Poesie, wie sie immer seltener sich findet, tönt uns aus den sinnigen Liedern entgegen. Nichts „Gemachtes", nichts An- oder Nachempfundenes giebt Henning, Klänge sind es „aus Herzenstiefen", reine Klänge, unter die sich kein Mißton moderner „Versemacher" störend mischt. Henning ist Arzt, gegenwärtig in Wien als Director der Moulage-Abtheilung des k. k. Krankenhauses; wie er seinen Beruf auffaßt, das sagt er oft in seinen Gedichten und beweist damit, daß er nicht nur Leibes- sondern auch Seelenarzt ist. Man lese nur das formvollendete Gedicht „Hoher Beruf" (S. 7). Welche Innigkeit, welch herzliches Empfinden spricht aus ihm; es ist von rührender Einfachheit, die direct zum Herzen spricht. Das schöne menschliche Gefühl der Nächstenliebe, das in den Liedern so oft mahnend, warnend, anfeuernd klingt, ist ein Grundton, auf den Henning's Dichterseele gestimmt ist. Er kennt die Menschheit in allen ihren Schichten, er hat als Arzt die Armuth aufgesucht und von den Reichen sich suchen lassen. Beider Schwächen, beider Vorzüge hat er besser, als so mancher seiner Dichtercollegen studiren können. Das sagen uns seine gedankentiefen Lieder. Aber er hat auch sich selbst in strenge Schule genommen und die Lieder, welche uns hievon erzählen, gehören mit zu den schönsten Beweisen seines dichterischen Talents. Die Lieder „Sonnenschein und Wolkenhimmel" verrathen uns so manches aus dem Leben des Dichters, was diesen uns lieb und werth zu machen geeignet ist. Henning findet den rechten Ton für Leid und Freud, ja, er versteht es meisterhaft, in zwei oder mehreren Liedern den gleichen Vorwurf zu behandeln, ohne langweilig zu werden, man kann sagen: Wenn er zweimal dasselbe thut, so ist's doch nicht dasselbe. Reich an Schärfe des Gedankens sind die zahlreichen Gedenksprüche und Sinngedichte, namentlich „Ueberlegung" (S. 78), „Liebe und Haß" (S. 79), „Falsche Wohlthat" (S. 82), „Reichthümer" (S. 92, III) u. a. Interessant und ansprechend sind die Lieder, welche uns schildern, welchen Eindruck auf den Verfasser das Land der ewigen Stadt gemacht hat. Auch hier sind es wieder die kurzen, wenigen Zeilen, welche wie Geistesblitze leuchten, gleich den „Einfällen und Ausfällen" (S. 129 bis 142), in denen manch scharfer Schnitt die Krebsschäden am modernen Gesellschaftskörper trifft, hoffentlich auch dazu beiträgt, sie zu beseitigen. Die letzte Abtheilung des trefflich ausgestatteten Büchleins ist dem Humor geweiht. Henning zeigt sich hier von einer Seite, welche man in dieser Vortrefflichkeit an ihm nach Lesung des ernsten Theils seiner Gedichte nicht vermuthet. Das „Weckerlied" (S. 162), „Hoch und Nieder" (S. 154) zeigen neben Anderem einen feinen Humor, während auch derbere Kost (z. B. „Die geschenkte Strafe", S. 184) mit so viel Liebenswürdigkeit und Anmuth gereicht wird, daß man sie mit Vergnügen anzunehmen bereit sein muß. Die Widmung der Gedichtsammlung hat der hohe Berufscollege Henning's, der edle bayerische Menschenfreund aus dem Wittelsbacher Königshause, Herzog Dr. Karl Theodor, huldvollst angenommen. Er wird mit allen Lesern, welche sich mit des Dichters Geisteskindern vertraut machen, sich von Henning haben überzeugen lassen müssen, daß dieser siebenbürgisch-sächsische Dichter und Arzt mit Recht Eingangs seines Buches sagt:

Wo stämmiger die Eichen wachsen,
Doch auch die Rebe stets gedieh,
Du Land der Siebenbürger Sachsen
Hegst deutsche Art und Poesie.
Und Klänge, die verborgen schliefen
In deines Sohnes treuem Sinn,
Du wecktest sie aus Herzenstiefen!
Zum Lied gestaltet nimm sie hin.

Siegfr. Moltke.

— **Der Gebirgsfreund.** Illustrirte Zeitschrift für Topographie, Geschichte und Touristik des Riesen- und Isergebirges, des Jeschken- und Lausitzer Gebirges, des Eulen- und Glatzer Gebirges, Nordböhmens und des Spreewaldes. Organ des Gebirgsvereinsverbandes „Lusatia". Erscheint am 1. und 15. jeden Monats. Preis vierteljährlich 1 ℳ. Verlag von Arthur Graun in Zittau. Herausgeber R. Kramer in Zittau. X. Jahrgang (1898), Nr. 13—18. — Zu den Illustrirten Gebirgszeitschriften, die wegen ihrer vaterländischen Gesinnung und ihres reichhaltigen und interessanten Lesestoffs immer wieder empfohlen zu werden verdienen, gehört der „Gebirgsfreund". Von der zweiten Hälfte des 13. Jahrgangs liegen uns Nr. 13 bis 18 vor (die Nummern des letzten Vierteljahrs sind uns noch nicht zugegangen). Die vorliegenden Hefte bringen abgesehen von zahlreichen kleineren Beiträgen eine Reihe von Ortsbeschreibungen und Reiseschilderungen, sowie ortsgeschichtlichen und biographischen Aufsätzen. Zu den Artikeln der erstgenannten Art gehören: Der Teufelsgraben im Riesengebirge. — Vom Kemnitzkamme. — Wolfgangskapelle und Wolfgangsbrunnen auf dem Kemnitzkamme. — Kurhaus Lückendorf. Eine neue Lausitzer Sommerfrische. — Bad Liebwerda. — Der Zobten. — Im Rhaathale. — Wanderungen in Nordböhmen, mit Abbildungen von Tetschen und Burgruine Bösig. — Geschichtlichen Inhalts sind die Artikel: Die Teuberschen Unruhen. — Zur Geschichte von Ober- und Niederwittig. — Ritter Hans Fabian von Ponickau, ein Lausitzer von echtem Schrot und Korn. — Joseph Ritter von Führig (mit 3 Bildern). — Wie die bischöflich meißnische Stadt Bischofswerda kursächsisch wurde. — Von den übrigen Beiträgen heben wir besonders die im 16. und 17. Hefte weitergeführte Arbeit L. Sturm's über die Entwickelung der schlesischen Dialektliteratur hervor, deren VII. Abschnitt sich mit Karl v. Holtei beschäftigt und diesen liebenswürdigen Dichter durch eine kurze Darlegung seines Lebensganges, sowie durch Proben aus seinen schlesischen Gedichten in trefflicher Weise dem Leser kennzeichnet. Hiermit ist der Lesestoff noch nicht erschöpft. Eine Menge kleinerer Beiträge verschiedener Art, wie Gedichte, Mittheilungen aus der Bergwelt, Vereinsnachrichten, Literaturberichte 2c., findet sich in jeder Nummer des Blattes, das wir allen Freunden der heimischen Bergwelt hiermit auf's Neue angelegentlich empfehlen. C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 15. Sonnabend, den 4. Februar, Abends. 1899.

Alt-Tunis.

Von Ch. v. Fabrice.

Zwar sind die mittelalterlichen hohen Festungsmauern, mit denen früher das arabische Tunis umgeben war, zum Theil verschwunden und wenigstens die innere Ringmauer, die ehemals die Vorstädte von der eigentlichen Stadt schied, ist gänzlich dem wachsenden Verkehre zum Opfer gefallen. Großstädtische Avenuen mit Straßenbahnen sind an ihrer Stelle angelegt worden und eine Pferdebahnlinie führt auf einer eigens für dieselbe eröffneten, breiten Straße bis in das Centrum von Tunis. Dennoch bildet das gut erhaltene, stattliche, zinnengekrönte Bab-el-Bahar, das Seethor, die Grenzscheide zwischen zwei grundverschiedenen Städten. Sobald wir seinen hohen, maurisch-hufeisenförmig gewölbten Thorbogen durchschritten haben, sehen wir uns sofort von einer ganz anderen, fremdartigen Welt umgeben, deren Leben von dem der „Frankenstadt“ völlig geschieden ist. Von dem auf einem größeren Platz, der in den Morgenstunden auch der europäischen Geschäftswelt als Zusammenkunftspunkt dient, liegenden „Seethor“ an beginnt eine sich strahlenförmig ausbreitende Wirrniß von schmalen, vielfach gewundenen Gassen und kaum passirbaren Gäßchen, die *rechts und links wieder* in eine Anzahl Sackgassen, bedeckte Höfe *und dunkle Winkel* ausmünden, zu denen Luft und Licht nur in beschränktestem Maße Zutritt finden. Dieses Häusergewirr, das allen Vorschriften einer modernen Hygiene spottet, bildet die Altstadt, die sich in einer Entfernung von 45 Kilometer vom Meere, auf einem sumpfigen Gelände, zwischen der Bahira im Osten und der im Sommer fast ganz trockenen Sebkha-el-Seldschumi erhebt. In dieser Altstadt, deren Straßen für Wagen unpassirbar sind, ist das Herz von Tunis, das unverfälschte Abbild des Orients. Die in den düsteren, höhlenähnlichen Läden lauernden maurischen Kaufleute scheinen kaum die ungeheueren Veränderungen zu ahnen, die der neuzeitliche, europäische Verkehr in ihrer nächsten Nachbarschaft, in Handel und Wandel herbeigeführt hat. Alles erscheint hier unverändert und geht im altgewohnten Gleise weiter, als gäbe es keinen Brado-Vertrag vom 12. Mai 1881, kein neues Tunis da draußen vor den Thoren und als sei Se. Hoheit der Bey noch immer der unumschränkte Herr und Gebieter in seiner getreuen Haupt- und Residenzstadt. Obgleich die Franzosen alle thatsächliche Macht in Händen halten, haben sie nämlich der alten Regierung sorgsam diesen Schein der Selbständigkeit gewahrt, besonders auch alle Eingriffe in die Sitten und Gebräuche, Religion, Justizpflege nnd Unterricht, wie in das tägliche Leben und Treiben der einheimischen Bevölkerung durchaus vermieden, sodaß äußerlich die beylicale Regierung völlig unverändert geblieben ist. Die Eingeborenen unterstehen in allen Steuer-, Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten einzig der Autorität ihrer Landsleute und Glaubensgenossen. In Wirklichkeit aber sind alle Kaids und deren Stellvertreter, die Khalifats, ebenso wie die Scheiks der Nomadenstämme, der stricten Controle französischer Civilagenten unterworfen, durch deren Hände die ganze amtliche Correspondenz der eingeborenen Beamten geht, die alle finanziellen Dienstzweige, alle öffentlichen Arbeiten überwachen und die auf dem Lande allein über die Polizei und die locale Gendarmerie — Udjak — zu befehlen haben. Diese Beschränkung ihrer Autorität und diese genaue Ueberwachung ihrer Amtsführung mag wohl für die beylicalen Beamten oft sehr drückend sein; von der großen Masse der Bevölkerung dagegen werden diese französischen Regierungsmaßregeln kaum anders als günstig empfunden. In dieser Weise ist es den Franzosen in Tunesien gelungen, viele der Schwierigkeiten zu vermeiden, mit denen sie, nach weniger vorsichtigem Vorgehen, in Algerien noch jetzt schwer zu kämpfen haben. So ist auch das tägliche Leben von der Fremdherrschaft noch kaum beeinflußt worden und trägt das Straßenbild der Altstadt noch immer ein echt morgenländisches Gepräge. Noch kann man sehr lange in ihren engen, menschengefüllten Straßen herumwandern, ehe man einem Europäer begegnet. Die Sicherheit ist auch für den Fremden eine vollständige, wie denn auch schon früher das Innere von Tunesien außergewöhnlich sicher war, mit Ausnahme der südöstlichen an Tripolitanien grenzenden Landestheile, wo der kleine Grenzkrieg und die gegenseitigen Raubzüge der Nomadenstämme auch seit der französischen Occupation noch immer fortdauern. Die Orientirung ist in der Altstadt jedoch sehr schwierig, ja für den Neuling fast unmöglich, so daß derselbe eines Fremdenführers nicht entbehren kann, wen er auch abschreckt, sich diesen Leuten anzuvertrauen, da sie von den Einheimischen den bezeichnenden Namen „Geier“ erhalten haben. Obgleich sie officiell keinerlei Provision von den Kaufleuten, zu denen sie die Fremden geleiten, beziehen, stecken sie natürlich dennoch mit denselben unter einer Decke und lassen sich später ihre Gebühren von jedem Einkauf auszahlen. Dabei verstehen sie es vortrefflich, den den zehnfachen Marktpreis zahlenden Europäer davon zu überzeugen, welche vortheilhaften Einkäufe er dank ihrer Vermittelung abgeschlossen hat, so daß sie nicht selten noch von Seiten dieser ihrer „Opfer“ reichliche Extra-Belohnungen erhalten. Größere Plätze sind in Alt-Tunis nur wenige vorhanden und diese genügen kaum dem regen Verkehr. Allerorten findet man hier Hütten neben Palästen und Moscheen, mit halbzerfallener Außenseite und prachtvollen Marmorsäulen im Innern. Die Festungswälle der „Kasbah“, auf denen die französische Tricolore flattert, überragen das Häusergewirr der Stadt. Im Ganzen ist aber in Alt-Tunis der Mangel an hervorragenden öffentlichen Gebäuden sehr auffallend. Mit ihrer gleichmäßig hellgetünchten, nach der Straße fensterlosen Außenseite machen die meistens niedrigen und unansehnlichen Häuser einen recht nüchternen Eindruck. Nur wenige haben ein Obergeschoß. Auf den mit Eisenstangen verwahrten, oft mit Nagelbeschlag ornamentirten Thorflügeln sind schwere Klappen angebracht, durch die man vom Innern des Hauses aus jeden Einlaßbegehrenden mustern kann. Alle Gitter und Verschläge sind mit glänzender grüner Farbe gemalt und an vielen Wänden sieht man das Zeichen der „Hand Fatma's“ — eine rothe Hand — als Schutz gegen Zauberei und bösen Blick angebracht. Ein von dieser Einförmigkeit der Straßenseite wesentlich abweichendes Bild erhält man, wenn man durch die hufeisenförmig überwölbten Thorbogen treten und einen Blick in das Innere dieser Häuser gewinnen darf, in denen, wie in den ähnlichen Häusern der Altstadt von Algier, hauptsächlich Mauren und die Reste des mit Araberblut gemischten türkischen Stammes, die Kul-Ogli, wohnen.

Von altersher war Tunis ein Centralpunkt des Handels mit dem Innern Afrikas. Seine Suks (Märkte) sind vielfach überwölbte, dunkle Gassen und Hallen, in die durch kleine viereckige Lichtschachte nur vereinzelt leuchtende Sonnenstrahlen fallen, die dann manche Punkte in dem in diesen Gängen sonst herrschenden magischen Helldunkel grell und augenblendend hervortreten lassen. Nach den Märkten von Tunis brachten ehemals die Karawanen Elfenbein und Sklaven, um sie hier gegen die Waaren Europas und Asiens umzutauschen. Noch immer sind diese Bazare, wie überall im Oriente, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens der Stadtbewohner und unter den dunklen Bogengängen drängt sich die Menge der eifrigen Händler, der Käufer und Müßiggänger wie im Alterthum. Wenn auch diese Suks

von Tunis sich nicht mit denen anderer orientalischer Hauptstädte messen können, so bieten sie dennoch dem Fremden ein immerhin sehr interessantes, fesselndes Bild, in dem ihm die Eigenart des Morgenlandes voll entgegen tritt. Man kann sie als eine Art permanenter Ausstellung der einheimischen Industrien und aller Erzeugnisse der an Naturproducten so reich gesegneten Regentschaft betrachten. Den ganzen Tag über ist der Verkehr hier ein sehr reger. Zu gewissen Morgenstunden hat man Mühe, sich einen Weg durch das Menschengewühl zu bahnen. Am lebhaftesten geht es jedoch in den Suks her, wo die Handwerker auf offener Straße ihr Gewerbe betreiben und wo, nach alter Sitte, jede Zunft, unter einem von ihr gewählten Oberhaupt und Vertreter, dem Amin, in besonderen Straßen vereinigt ist. Die schmalen Bazargassen sind auf beiden Seiten von unabsehbaren Reihen von nach der Straße offenen Läden eingefaßt. Meist sind es nur kleine finstere Löcher, gewöhnlich nur von wenig Fuß im Geviert, so daß der auf einem Teppich hockende, ernst und gravitätisch dreinschauende Kaufmann fast alle seine Schätze mit der Hand zu erreichen vermag, ohne sich von seinem Platze zu erheben. Die Kunden setzen sich auf die Ladenschwelle, gleich als sollte durch diese niedrigere Stellung symbolisch die Ueberlegenheit des schlauen Geschäftsmannes über die Kauflustigen zum Ausdruck kommen, die hier nur zu oft derjenigen des Betrügers über seine Opfer entspricht! Inmitten dieser Budenreihen wogt handelnd, drängend und schachernd die dichte Menschenmenge, unter der sich Vertreter aller Völker des Magrib (des islamitischen Occidents) befinden, auf und ab. Zu den Tunesiern, arabischen, kabylischen oder türkischen Stammes, gesellen sich Mozabiten aus der Sahara, Neger vom Sudan, Marokkaner, Tripolitaner, wie auch ägyptische, syrische und griechische Händler. Nicht leicht ist es für den Fremden, zu errathen, welcher Bevölkerungsclasse alle diese Leute wohl angehören. Zuerst scheint die arabische Tracht Allen das gleiche Aeußere zu geben, ob sie Handwerker, Kaufleute, Gelehrte oder Rentiers und Grundbesitzer sind. Gleich der altrömischen Toga verleiht auch die faltige, orientalische Gewandung — Haiks, Gonduras und vor Allem der arabische Burnus — ihren Trägern ein unvergleichlich stattliches Ansehen und natürliche Würde. Erst nach längerem Aufenthalte gelingt es, aus der Feinheit der Stoffe, den Stickereien oder einzelnen Farbenzusammenstellungen die sociale Stellung des Besitzers einer solchen Bekleidung mit einiger Sicherheit zu erkennen. — Manchmal entsteht eine allgemeine Verkehrsstockung, wenn langsamen Schrittes eine Reihe hochbeladener Kameele oder Wasserkrüge tragender munterer Esel durch die engen Straßen zieht. Ueber dem Ganzen schweben mancherlei „eigene" Düfte und an Schmutz fehlt es nirgends. Ohne uns indessen hiervon abschrecken zu lassen, stürzen wir uns in das bunte Straßengetriebe, um unter der Führung unseres „Geiers" einige der Hauptbazare zu besuchen. Zu den interessantesten Suks gehören die Teppich- und Seidenmärkte. Hierin leistete die tunesische Industrie stets Vortreffliches und wenn sie auch neuerdings ihre Producte vielfach von den französischen verdrängt sieht, so mangelt es in den Bazaren doch auch jetzt noch keineswegs an herrlich gefärbten einheimischen Seidenstoffen, von denen besonders zarte, fast wie Spinnenfäden dünne Gewebe berühmt sind. Die Arbeiter sitzen in den offenen Werkstätten hinter plumpen Webstühlen, die so altmodisch aussehen, als stammten sie direct aus den Frauengemächern Karthagos. Auf diesen primitiven, ungefügen Stühlen vermögen sie nur Muster einfachster Art zu weben. So sieht man weder Blumen noch eigentliche Figurendessins. Höchstens versteigen sie sich dazu, in einfachster, geometrischer Zeichnung Reihen von sogenannten Palmen oder Kameelen darzustellen. Sonst bemerkt man auf ihren Webstühlen nur geradlinig gestreifte Stoffe, die jedoch nach alten Handwerkstraditionen mit viel Geschmack und in harmonisch wirkenden Farbenzusammenstellungen verfertigt werden und häufig mit Gold- oder Silberfäden durchzogen sind. Auch in anderen Gewerben, so bei den Sattlern, Schneidern und den Waffenschmieden, ist eine geschmackvolle Verwendung von Gold oder Silber zu Decorationszwecken sehr gebräuchlich. Tunis besitzt unter den nordafrikanischen Moslemin einen hohen Ruf der Eleganz und ist für sie auf dem Gebiete der Mode und der vornehmen Lebensführung tonangebend, — ein afrikanisches Paris. Dies erklärt wohl auch die große Ausdehnung der Schneiderbazare. Kleine Säulen in rother, grüner oder blauer Farbe trennen die einzelnen Löcher, in denen eng zusammengedrängt die Arbeiter auf den Absätzen kauern und mit geschickter Hand auf die fertig zugeschnittenen Seruals — blaue oder rothe, weite Beinkleider — und die ärmellosen Westen, unter denen alle Farben des Regenbogens vertreten sind, mit Gold- oder Silberfäden die wunderlichsten, launischsten Schnörkel sticken.

Gleich neben dem Bazar der Schneider und bereits von Weitem durch starke Einwirkung auf die Geruchsnerven sich verkündigend, liegt der Suk-el-Atarin, „der Bazar der Wohlgerüche". Alle wohlriechenden Producte Nordafrikas und Asiens kommen hier zum Verkauf und die Luft ist ganz erfüllt von penetranten, den Neuling fast betäubenden Düften. Neben Jasminöl und Essenzen aus Nelken, Kassis, Geranium rc., neben wohlriechenden Wassern und Pulvern und parfümirten phantastisch geformten Wachsstöcken, verkauft man hier Räucherwerk aller Art für die Räucherbecken, die in den Harems der Vornehmen die Luft mit lieblichen Parfüms erfüllen. Vorherrschend sind Moschus, Ambra, Benzoe, Lavendel und vor Allem das im ganzen Orient so beliebte Rosenöl. Nach der arabischen Ueberlieferung wurde es zuerst am glänzenden Sultanshofe von Kaschmir verwendet und lange blieb seine Herstellung ein Monopol dieser Stadt. Später entwickelte sich die Rosencultur in Persien, wo jedoch nach den neuen Berichten die berühmten Rosenfelder von Schiras, von Ispahan und Teheran nur noch der Vergangenheit angehören. Von Tunis aus aber soll die Rosencultur nach Kazanlik am Balkan gekommen sein, das gegenwärtig das Hauptproductionscentrum des Rosenöls ist. Ein großer Theil des Bedarfs, wenigstens in den gangbarsten Sorten, wird übrigens jetzt aus den Fabriken des Occidents gedeckt. Außer Parfümerien werden in diesen Suks allerlei Schönheitsmittel, vor Allem Hennah — Blätter der Lawsonia inermis L. — zum Rothfärben der Hände, Füße, Pferdeschweife rc., sowie Kohol zum Schwärzen der Augenwimpern verkauft. Unter der Hand wird auch ein lebhafter Handel mit Geheimmitteln oft recht zweifelhafter Art hier getrieben. Die Käuferinnen, tiefverschleierte Frauen, wagen nur mit leiser Stimme ihre Einkäufe zu machen, die sie, kaum die Hände zeigend, dann sofort geschickt unter ihre Haiks zu verbergen wissen. Wenn man die dichtvermummten Gestalten vor einem dieser finsteren Höhlen gleichenden Kaufgewölbe stehen sieht, in dem unbeweglich und ebenfalls tief in seine Gondura gehüllt der maurische Händler kauert, dessen eine Hand die Cigarette hält und der sich dann langsam mit der anderen an einem von der Decke niederhängenden Strick in die Höhe zieht, um die von der Käuferin gewünschte Waare zu ergreifen, so kann man sich schwer des Gedankens erwehren, daß es sich hier um Gifte handelt und allerlei entsetzliche Verbrechen vorbereitet werden. Mag dies auch nicht immer ausgeschlossen sein — „schlechter Kaffee" spielt überall in der orientalischen Welt eine bedeutsame Rolle und das Regierungssystem Marokkos z. B. bezeichnet man nicht unrichtig als „eine durch Gift beschränkte und geregelte Despotie" —, so betrifft der Verkauf hier doch gewöhnlich nur Liebestränke, Kräuter zu Zauberei und magischen Beschwörungen von Krankheiten, wie sie bei den arabischen und berberischen Frauen noch ungemein beliebt sind. Alle alten Negerinnen stehen im Rufe, derartiger Magie kundig zu sein, wobei durch Suggestion, Massage, Transpiration und Aehnliches häufig Genesung des Patienten erfolgt und durch die gewöhnlich Niemand zu Schaden kommt als eine Anzahl schwarzer Hühner, die unter mancherlei Hokuspokus dem Scheitan, dem Teufel geopfert werden. Der von den europäischen Touristen meistbesuchte Suk ist der ehemalige Sklavenmarkt, der Suk-el-Bey, wo jetzt jüdische und arabische Händler Waffen, alten Schmuck, gravirte Türkisen, antike Münzen, mehr oder weniger authentische karthaginensische Alterthümer, auch allerlei Geräthe in getriebenem und fein gravirtem Kupfer, wie Becken, Platten und Kannen, tragbare Tintenfässer, mit Haltern für die Rohrstifte, wie sie die Araber beim Schreiben benützen, ferner auch Straußeneier in grünseidenen Netzen, gestickte Ledertäschchen, kleine niedrige Tische, Wasserpfeifen und was nur sonst das Herz eines Curiositätensammlers erfreuen mag, feil halten. Die Kunst der geschickten Auslegung der Waaren ist dem Orient fremd. Alles liegt oder hängt bunt durcheinander. Gerade diese malerische Unordnung jedoch wirkt verführerisch auf den Neuling. In dieser phantastischen Märchendecoration, mit dem beturbanten, freundlichen Händler zur Seite, machen alle diese Gegenstände einen weit pittoreskeren Eindruck, als wenn man sie etwa in Europa in einem Orientbazar sähe. Bei näherer Prüfung wird man jedoch finden, daß die Herstellung fast aller dieser hier verkauften Sachen eine recht nachlässige ist und daß selbst die kostbarsten in Betreff der Feinheit und Vollendung der Ausführung keineswegs den Anforderungen

entsprechen, die wir an ein wirkliches Kunstwerk zu stellen gewohnt sind. Was man an vollendet schönen Sachen hier vorfindet, etwa persische Kannen und Vasen, altspanische und syrische Waffen, indische Bronzewaaren und Aehnliches mehr, ist alt und gehört ausschließlich anderen islamitischen Ländern an. Die moderne arabische Industrie producirt fast nur Minderwerthiges, das, trotzdem Alles Handarbeit ist, stets an Ramschbazarwaaren erinnert. Am besten sind die guten alten Traditionen und nationalen Eigenheiten bei dem tunesischen Töpfergewerbe erhalten geblieben. Hier findet man noch originelle, elegante und oft an die Antike gemahnende Formen, wenn auch die Ornamentirung selbst gewöhnlich plump und geschmacklos ist.

In dem schier endlosen Gewirr von Gassen und unregelmäßigen, kleinen Plätzen folgen sich Suk auf Suk. Im Suk der Buchhändler kennzeichnet der schlechte Zustand der Läden schon äußerlich den völligen Verfall der einst so glänzenden arabischen Literatur. Neue Bücher erscheinen keine mehr und nur die schönen und mühsamen Werke arabischer Schreibkünstler, die man hier gelegentlich finden kann, lohnen den Besuch. Im Suk der Färber werden noch immer die aus dem Alterthum stammenden riesigen Steinkrüge benutzt, die aus einer ebenfalls alten karthaginensischen Cisterne mit Wasser gespeist werden, wie schon zur Zeit, als die Punier hier Purpurstoffe und kostbare Linnen färbten, mit denen sie nach allen Gestaden des Mittelmeeres und bis nach dem fernen „Zinn-“ und „Bernsteinlande“ Handel trieben. Alle diese einheimischen Industrien leiden unter der europäischen Concurrenz, gegen deren billigere Maschinenerzeugnisse auch der emsigste Fleiß und die anspruchsloseste und genügsamste Lebensführung der eingeborenen Handarbeiter nicht aufzukommen vermögen. Trotz dieses erkennbaren Rückganges des Handwerkes herrscht überall der regste Handelsverkehr, in dem nur zur Zeit der 5 täglichen Gebete ein kurzer Stillstand eintritt. Dann tönt uns wohl aus einer Bude ein sonderbares Gemurmel entgegen. Hier sitzen auf Palmenmatten eine Anzahl Männer längs der Wände herum. Es sind die Khuans, Brüder einer *religiösen Laienverbindung*, die hier ihre Gebete murmeln und *ihre Andacht verrichten*, ohne sich von dem Straßenlärm stören zu lassen und ohne die neugierig hinzudrängenden Touristen auch nur eines Blickes zu würdigen. Auch der Besuch der Speisemärkte bietet manches interessante Bild, wenn uns auch dabei manchmal Grausen ankommen möchte. Zur Mittagszeit hocken auf den Absätzen schmierige braune Burschen vor den Ladenthüren und fachen mittels kurzer Strohfächer die in einem kleinen, tragbaren Herd glühenden Kohlen an. Mit gelben Fingern von zweifelloser Unreinlichkeit bereiten diese Kochkünstler allerlei verdächtige Ragouts, wobei in Stücke geschnittenes Hammelfleisch und Fische mit Bohnen, rothem Pfeffer und Zwiebeln in einer Brühe von siedendem, nicht immer einwandfreiem Oel herumschwimmen. Die ambulanten Garköche und die fliegenden Zuckerbäcker ziehen von Straße zu Straße, ihre Kunden in den Läden aufzusuchen. Doch fehlt es auch nicht an einheimischen wirklichen Restaurants. Treten wir muthig in den halbfinsteren überfüllten Raum eines solchen, so werden wir von Wirth und Kellner, gewöhnlich Negern, freundlich begrüßt. Ein niedriger, mit glühenden Kohlen gefüllter Steinkasten dient als Herd. Eine Vorrichtung zum Händewaschen ist vorhanden und um so nöthiger, als in diesen Speisehäusern natürlich nach orientalischer Sitte nur mit den Händen gegessen wird. Bei flüssigen Speisen bedient man sich der in Oel gebackenen harten Maiskuchen als Löffel. Als tägliches Hauptgericht giebt es den nationalen Kuskus, ein dem Fremden wenig mundendes Gemisch aus gedämpftem Gries, Maismehl und wohl auch von Fleischstücken mit einer scharf gewürzten Oelsauce. Um letztere mit Appetit verzehren zu können, dürfen wir uns nicht des benachbarten Oelhändlers erinnern, in dessen dunkler Bude große, grüne Thonkrüge von Manneshöhe an den Wänden stehen und mit Oel gefüllte Lederschläuche aufgestapelt sind. Schmutzige hölzerne Löffel auf halbgefüllten Schüsseln mit in Oel conservirten Oliven vervollständigen die Geschäftseinrichtung. Der ganze Raum, Fußboden, Decke und Wände, ist schwarz und triefend von Oel und ein penetranter Geruch macht sich weithin bemerkbar. Mitten in *diesem duftenden Stillleben* sitzt auf niederem Schemel ein Araber, den der Oelhändler soeben rasirt, wobei er von dem Haupthaar nur die lange Schädellocke ausspart, an der nach dem populären Glauben der Prophet seine Gläubigen ins Paradies zieht. Barbiere scheinen allenthalben mehrere Berufszweige zu vereinigen. Bei uns üben sie Schröpfen, Aderlassen, Zahnziehen und ähnliche angenehme Dinge an ihren Nebenmenschen aus; hier in Tunis sind sie sehr häufig Barbier und Oelhändler in einer Person.

Aeußerst zahlreich sind in den engen, finsteren Nebengäßchen in der Altstadt die Kaffeehäuser, aus deren halboffenen Thüren der Duft des Kif, des tunesischen Opiums dringt. Hart und entbehrungsreich ist das Leben der Nomaden und um so rückhaltloser geben sie sich bei einem gelegentlichen Besuch in der reichen Stadt ihren Lieblingsvergnügungen hin, wozu in erster Reihe der Besuch dieser Opiumkneipen gehört. Bei den wollüstigen Träumereien des Kif pflegen sie der Ruhe und stundenlang schauen sie den Tänzerinnen zu, deren Productionen dem Europäer so entsetzlich plump und einförmig erscheinen. Wenn dann die Wüstensöhne nach kurzem Aufenthalt in die Einsamkeit ihrer Steppen mit dem glühenden Sonnenbrand, den kalten Nächten und den anstrengenden Märschen zurückkehren, denken sie am abendlichen Lagerfeuer noch oft mit Sehnsucht an diese Vergnügungen der Hauptstadt, wohin sie vielleicht erst nach Jahren einmal zurückkommen werden. Das ganze Mobiliar aller Kaffeehäuser besteht aus einer breiten längs der Wände hinlaufenden Bank und einigen Palmenmatten, auf denen die Gäste hocken, die langsam aus winzigen Täßchen Mokka schlürfen, dazu langsam die Pfeife oder Cigarette rauchen und stundenlang fast unbeweglich auf das Straßengewühl hinausschauen. In vielen dieser Cafés stellen auch die Märchenerzähler sich ein, sicher, hier stets ein dankbares Publicum für ihre wunderbaren Erzählungen zu finden. Das Geberdenspiel und die Handbewegungen, mit denen diese Leute ihre Vorträge begleiten, und der Eindruck, den dieselben auf den beweglichen Gesichtszügen ihrer gespannt lauschenden Zuhörer hervorzurufen pflegen, sind so lebhaft und bezeichnend, daß auch der der Sprache Unkundige ihnen mit Interesse zuhört. Sie sind aber auch die Verbreiter der politischen Tagesneuigkeiten und in unruhigen Zeiten ist ihr Einfluß auf die Volksstimmung oft von Bedeutung gewesen. Manchmal befinden sich einige Musikanten in ihrer Begleitung, die mit Guzla (eine Art Guitarre), Flöte und Handtrommel, durch eingestreute Accorde, die pathetischen Stellen des Vortrages hervorheben. Auch auf den Straßen selbst fehlt es nicht an allerlei Schau- und Vorstellungen. An einer Ecke hat ein der Secte der Aissauas angehörender Schlangenbändiger seinen zerrissenen Teppich ausgebreitet und Kästen und Glasbehälter aufgestellt, in denen Schlangen und Skorpione und anderes giftiges Gethier verwahrt sind. Glasscherben und zugespitzte dünne Eisenstäbe vervollständigen das Handwerkszeug. Diese auch in Europa bekannt gewordenen Straßengaukler gehören freilich nur der untersten Classe der mächtigen Brüderschaft der Aissauas an und von dem in den Moscheen den religiösen Uebungen derselben zu Grunde liegenden Gedanken — daß Allah die fest auf seinen Schutz vertrauenden Gläubigen vor allem Schaden bewahre — ist bei ihnen kaum eine Spur geblieben. Die Legende sagt, daß Sidi Aissa, ein heiliger Mann in der Provinz Algier, mancherlei Quälereien von dem gottlosen Sultan von Maskara zu erdulden hatte. Endlich ließ dieser den Heiligen vor sich rufen und wollte ihn auf die Probe stellen, ob sein Gott ihn auch jetzt zu schützen vermöge. Er ließ ihm die Wahl zwischen sofortiger grausamer Hinrichtung, oder der Marter, den Inhalt eines mit giftigem Gewürm, Dornen, Nägeln u. s. w. gefüllten Kessels zu verspeisen. Sidi Aissa aber rief den Allerhöchsten an und verzehrte zum Entsetzen aller gottlosen Zuschauer das eigenartige Gericht mit großem Behagen und ohne jeden Schaden! In langen Reden wendet sich der „Künstler“ an die Umstehenden, deren Freigebigkeit er bald durch Lob, bald durch Spott zu erhöhen sucht, während seine Begleiter ihre primitiven arabischen Musikinstrumente in einförmigem Rhythmus ertönen lassen. Die Vorstellung beginnt, wenn eine genügend erscheinende Anzahl von Kupfermünzen auf den Teppich geworfen worden ist. Die aus ihren Wolldecken gewickelten Schlangen winden sich langsam und träge um den entblößten Oberkörper, die Arme und den Kopf des Bändigers. Nun ergreift derselbe den flachen, widerlichen Kopf einer der Schlangen, hält ihn dicht an seinen Mund und läßt das Reptil sich in seinen wulstigen Negerlippen festbeißen. Die Schlange wickelt sich los und hängt dann frei von den Lippen oder auch der Zunge des Aissaua herab. Während seine Blutstropfen von der Bißwunde heruntertröpfeln, zeigt derselbe das Reptil im Kreise herum den staunenden Zuschauern und hat dann einige Mühe, dessen Fangzähne zu lösen und sich von ihm frei zu machen. Hierauf beginnt der 2. Act, bei dem sich auch andere Aissauas betheiligen und sich in der oft gesehenen

Weise scharfzugespitzte Drahtenden in die Augen, Nase und Ohren stoßen, Skorpione, Dornen und Glas verschlingen, so daß der blutige Schaum auf ihre Lippen tritt und Blut über ihre Gesichter strömt. Da sie dies Alles ohne anscheinenden Schaden vollführen, begeistern sich die Zuschauer, die hierin den Schutz Allah's erkennen, mehr und mehr und suchen durch neue Geldspenden und lauten Zuruf die Gaukler zu immer größeren, haarsträubenderen Productionen anzuspornen. Jetzt aber wird das primitive Orchester der Aissauas von einer Anzahl Negermusikanten übertönt, von denen sich besonders die zwei Vordersten auszeichnen, die, ohne irgendwie Takt zu halten, wie toll auf eine große Trommel lospauken. Geleitet und umgeben von einem dichten Menschenschwarm kommt eine lange Reihe schwer beladener Kameele, Esel und Pferde heran. Sie sind mit Schränken, geschnitzten Truhen, allerlei Küchen- und Hausgeräth, Decken, Kissen und Teppichen, kurz der vollständigen Ausstattung einer reichen arabischen Braut beladen. Es sind die Geschenke der Angehörigen und der Freunde an den jungen Ehemann, der zugleich mit der Braut in feierlichem Aufzuge nach dessen Wohnung gebracht wird. Möbelstücke sind nur wenige vorhanden, doch fehlt es nicht an schönen Teppichen, gestickten Kissen und Decken, und das ist so ziemlich Alles, was auch ein wohlhabender Araber zur comfortablen Einrichtung eines Hauses benöthigt. — In einer anderen engen Straße begegnen wir einem Begräbniß. Der in ein grünes Tuch gehüllte Leichnam ruht auf einer offenen Tragbahre, welche von 4 Männern auf den Schultern getragen wird, und an der Spitze des Zuges marschiren eine Anzahl bezahlter „Leidtragender", meistens Neger, die laut heulen und alle Zeichen größter Verzweiflung zur Schau tragen. Sie wehklagen um so lauter, je vornehmer die Familie des Verstorbenen und je besser die von ihnen ausgemachte Bezahlung ist. Die Verwandten und Freunde folgen der Leiche in ruhiger, würdiger Haltung, ohne irgendwelche äußerlichen Kundgebungen ihres Schmerzes. Das bleibt einzig Sache der zu diesem Zwecke angeworbenen „Leidtragenden", zu denen innerhalb des Hauses auch „Klageweiber" kommen. Am Ende des Zuges schließen sich die Eingeladenen an, die mit halblauter Stimme Todtengebete murmeln. Zum Schluß der Feier wird im Sterbehause ein großer Todtenschmaus abgehalten, bei dem es, ganz wie in anderen Ländern, oft recht hoch und lustig hergeht. So wechseln unaufhörlich die Bilder und Zeit und Geld verschwinden bei einem Rundgange durch die Suks mit fabelhafter Schnelligkeit. Beim Einbruch der Dunkelheit werden die Bazare geschlossen und alles Straßenleben hört auf. Die Mehrzahl der Stadtbewohner zieht sich frühzeitig in die wohlverwahrten Häuser zurück, wo häufig Großeltern, Eltern und verheirathete Söhne und Töchter unter der patriarchalischen Oberherrschaft des ältesten Familienhauptes eine gemeinschaftliche Haushaltung führen. Ein eigentliches Nachtleben ist in Alt-Tunis nicht zu finden, nur die Cafés bleiben noch bis spät in die Nacht hinein offen und werden Abends mit primitiven Hängelampen erleuchtet, kleinen mit Oel gefüllten Näpfchen, in denen ein etwas über den Rand herausragender Docht befestigt ist. Bei dieser spärlichen Beleuchtung verbringen die Stammgäste den Abend. Mit halbgeschlossenen Augen verharren viele von ihnen stundenlang in der gleichen Stellung und nur ein schwaches, von Zeit zu Zeit aus ihren Pfeifen aufsteigendes Rauchwölkchen läßt erkennen, daß sie nicht wirklich schlafen.

So repräsentiren das alte und das neue Tunis zwei verschiedene Welten, die nebeneinander hinleben, ohne sich zu durchdringen und zu verschmelzen, ja ohne sich nur wirklich kennen zu lernen. Eine kleine Minorität beherrscht die große mosleminische Majorität, die sich schweigend dem Willen Allah's unterwirft, ohne jedoch von den ringsum sie herum eingetretenen Umwälzungen in ihrem Wesen und ihren jahrtausendalten Sitten sich beeinflussen zu lassen. Daß dabei dieses Nebeneinanderleben ein so friedliches ist, muß den fremden Besucher von Tunis in Erstaunen setzen. Die Beobachtung der mannigfaltigen Gegensätze, die hier überall hervortreten, wie der absoluten Sicherheit, mit der sich die Europäer in dieser früher so fanatischen, allen abendländischen Ideen noch jetzt so verschlossenen, islamitischen Welt bewegen, gestattet sowohl der Größe der civilisatorischen Arbeit, die die Franzosen in Nordafrika vollbracht haben, gerecht zu werden, als auch die zahlreichen Schwierigkeiten zu ermessen, die bei der Regierung mosleminischer Länder durch Christen zu überwinden sind.

Bücherbesprechungen.

— **Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte**, homiletisches Handbuch für evang. Geistliche, von Lic. **Wilh. v. Langsdorff**, 2 Lief., 1 ℳ, Leipzig bei Fr. Richter 1898. — Dieses Heft führt uns im Kirchenjahre vom 1. Weihnachtsfeiertage bis zum 1. Epiphaniensonntag. Wie in der 1. Lieferung, so wird auch in dieser jeder Predigttext a) in einer tüchtigen, kurzen, homiletisch-exegetischen Bearbeitung, b) in einigen Entwürfen bekannter Homileten, c) in einer Reihe von Dispositionen aus älterer oder neuerer Zeit behandelt. Auch in diesem Hefte hat der Hr. Verf. bei seiner Auswahl aus dem großen ihm zu Gebote stehenden Stoffe zumeist einen recht glücklichen Griff in das Praktische und Anregende, ein feines homiletisches Verständniß bewiesen. Aus der reichen Fülle des Gebotenen heben wir namentlich die Entwürfe Meier's, Kögel's, Panl's und Lechawer's heraus, ferner als ein Beispiel die interessante, fesselnde Disposition Leickle's über den Neujahrstext Luc. 12, 4—9: „Die rechte Ausrüstung zur Fahrt in's neue Jahr". 1. Unser Kompaß — die Furcht vor Gott (Magnetnadel des Gewissens im Menschen!), 2. Unser Anker — das Vertrauen auf Gott, 3. Unsere Reichsflagge — das Bekenntniß zu Gott. Manche Dispositionen und Entwürfe sind zu allgemein gefaßt, so manche von Lindemann, z. B. S. 122: „Der greise Simeon, ein Vorbild für jeden Christen". Dieses Thema ist kein Vorbild für jeden Prediger, denn es läßt sich auf viele fromme Männer und Frauen anwenden. Eher läßt sich das auch allgemein gefaßte Thema: „Die Predigt Jesu Christi — eine Predigt für alle Welt" vertheidigen, denn man kann ganz wohl einmal über den Universalismus des Christenthums predigen. Die auf S. 125 angegebene Disposition Lic. Dr. Müller's enthält im 2. Theile den unpraktischen Ausdruck „urbildlich". Was denkt sich ein schlichter Christ darunter? Unverständlich ist auf S. 120 der Ausdruck „allerlesigsten" und auf S. 124, 11 Disposition: „Simeon's Herz, uns zu freuen der Botschaft an Christi". Auch dieses Heft empfehlen wir den lieben Amtsbrüdern auf das Angelegentlichste. R. W.

— **Adreß- und Nachschlagebuch mit Kalendarium des Bundes Deutscher Gastwirthe.** Herausgegeben von der Geschäftsstelle des Bundes, Leipzig Königsplatz 2; redigirt von **Wilhelm Dathe**, Redacteur des Bundesorgans „Centralblatt für das deutsche Gastwirthsgewerbe", Leipzig. Zehnter Jahrgang. 1899. — Ein treffliches Buch in hübscher moderner Ausstattung, dessen umfassender Inhalt in gedrängter Kürze jedem Mitgliede des Gastwirthsgewerbes, Principalen wie Gehilfen, und allen Geschäftsleuten, die mit diesem Gewerbe in Verbindung stehen, das für den Beruf Wissenswerthe klar zur Hand giebt. Dem alphabetischen Verbands- und Vereinsverzeichniß folgt ein Kalendarium, mit dem ein der jeweiligen Saison angepaßter praktischer Küchenkalender verbunden ist. Dann bringt das Buch den neuesten Porto-Tarif, dem sich der Haupttheil desselben anschließt, das Adreßbuch des Bundes deutscher Gastwirthe mit seinen 12 Verbänden und sämmtlichen Einzelvereinen. In diesem Adreßbuch ist namentlich den Geschäftsleuten, Reisenden ꝛc. ein außerordentlich werthvolles Material an zahlungskräftigen Wirthschaften und Absatzquellen (rund 20000) gegeben. Weiter finden wir die das Gastwirthsgewerbe betreffenden reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen, sowie die wichtigsten behördlichen Entscheidungen und Verfügungen citirt. Den wörtlich aufgeführten Satzungen des Bundes schließen sich Prospecte der Sterbecasse desselben und der Haftpflicht-Versicherungsgesellschaft des sächsischen Gastwirthverbandes an, und den Rest des Buchinhaltes bilden Mittheilungen über den günstigen Vertrag, die Lieferung von flüssiger Kohlensäure betr., und über die Platzmiethe für Placate, sowie übersichtliches Bezugsquellenverzeichniß. Alles in Allem ein Buch, das den betheiligten Kreisen als instructiver Rathgeber namentlich auch wegen seines bequemen und handlichen Formates bestens empfohlen werden kann, und dessen Preis — 1 ℳ — bei der Fülle des Inhalts als ein sehr bescheidener bezeichnet werden muß. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *ℌ*, für auswärts mit 1 *M* 64 *ℌ* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *ℌ*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 16. Dienstag, den 7. Februar, Abends. 1899.

Die deutsche Schulorthographie.

Von K. v. H.

Kein Geringerer als Rudolf Virchow hat in diesen Tagen in dem von ihm herausgegebenen „Archiv für pathologische Anatomie" gegen die neue deutsche Schulorthographie Front gemacht. Er richtet nämlich im Vorwort zum 155. Bande dieser Zeitschrift ein Mahnwort an seine Mitarbeiter gegen Sünden in der Rechtschreibung und Interpunktion und sagt unter andern wörtlich: „Die Unzufriedenheit mit den Befehlen unsrer Schulmonarchen (!) macht sich in immer größern Kreisen erkennbar, und ich glaube, daß auch das Unterrichtsministerium nicht immer durch schweigendes Festhalten an normal gegebnen Vorschriften sich einer Revision derselben wird entziehen können." Es steht zu fürchten, daß das Ansehen des berühmten Anatomen, Anthropologen und Politikers manchen, der sich bisher um die orthographische Frage wenig oder gar nicht bekümmert hat, veranlassen wird, auch in diesem Punkte auf des Meisters Worte zu schwören. Dem gegenüber stehen wir nicht an, zu behaupten, daß Professor Virchows Angriff auf die Schulorthographie ungerechtfertigt ist und, wenn er den beabsichtigten Erfolg haben sollte, nur unheilvoll wirken, d. h. die in der deutschen Rechtschreibung leider noch bestehende Unsicherheit nur vermehren kann, bez. den alten Zustand allgemeiner Verwirrung neu aufleben lassen würde. Es mag nun unangebracht erscheinen, dieses Thema, das längst nicht mehr „aktuell" ist, heute, wo ganz andre Fragen im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, wieder zu erörtern. Nachdem aber ein Mann von der Bedeutung Virchows in dieser Frage das Wort genommen hat, halten wir es für angezeigt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise einmal wieder auf eine Sache zu lenken, die jeden Gebildeten wahrlich nahe genug angeht. Der Staub, den in der Mitte der 70er Jahre die orthographische Frage aufwirbelte, hat sich längst verzogen, der Lärm, den vor 19 Jahren die Einführung der neuen Schulorthographie in Preußen, Bayern und Sachsen verursachte, ist verstummt. Was ist das Resultat? Gleichgültigkeit bei der großen Masse, direkt ablehnende Haltung bei Einzelnen — mit Einem Wort: Versumpfung der ganzen Angelegenheit.

Es sei uns gestattet, in möglichster Kürze darzulegen, warum wir diesen Zustand als sehr unerfreulich bezeichnen müssen. Der am schwersten wiegende Einwand, welcher von den Gegnern der neuen Schulorthographie erhoben wird, ist ohne Frage der, daß nicht das Reich die Sache in die Hand genommen hat, so daß es statt Einer deutschen Schulorthographie jetzt eine preußische, bayrische, sächsische ꝛc. gibt. In der That ist es bedauerlich, daß dieser Vorwurf überhaupt erhoben werden kann. Aber geht man der Sache auf den Grund, so findet man, daß es mit diesem Vorwurf doch nicht so viel auf sich hat, wie es scheint. Wie ist denn die vielgeschmähte und bespöttelte „Puttkamersche" Orthographie entstanden? Die allgemeine Unsicherheit und Willkür auf dem Gebiet der deutschen Orthographie hatte es zu Anfang der 70er Jahre dahin gebracht, daß fast jede Schule, jede Buchdruckerei, jede Verlagshandlung im lieben deutschen Vaterlande ihre besondere „Hausorthographie", fast jeder deutsche Schriftsteller seine höchst persönliche Leib-Orthographie hatte. Da war es denn kein Wunder, daß der Ruf nach einheitlicher, amtlicher Regelung immer lauter und allgemeiner erscholl, und es durfte als erlösende That gelten, daß auf einer 1872 in Dresden abgehaltenen Versammlung von Abgeordneten vieler deutschen Schulverwaltungen der Antrag zum Beschluß erhoben wurde: die königl. preußische Staatsregierung wolle die Angelegenheit in die Hand nehmen und die einheitliche Regelung der deutschen Rechtschreibung zunächst für den unterrichtlichen Gebrauch auf dem Wege kommissarischer Beratung anbahnen. Daraufhin setzte sich der damalige preußische Unterrichtsminister Falk ungesäumt mit den übrigen deutschen Regierungen in Verbindung und veranlaßte zunächst die Ausarbeitung geeigneter Vorlagen durch den berühmten Germanisten Rudolf v. Raumer in Erlangen. Nachdem diese in den beiden Schriftchen des Genannten: „Entwurf zur Reform der deutschen Orthographie" und „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Orthographie" erschienen waren, wurde eine Kommission von 14 Mitgliedern berufen, die der Unterrichtsverwaltung und dem höhern Schulwesen, dem Buchhandel und dem Buchdruck angehörten. Neben R. v. Raumer selbst gehörten von bekannten Namen Daniel Sanders aus Strelitz, W. Scherer aus Straßburg, K. Bartsch aus Heidelberg, Imelmann aus Berlin, W. Wilmanns aus Greifswald, K. Duden aus Schleiz u. a. dieser orthographischen Konferenz an, welche 4.—15. Januar 1876 in Berlin tagte. Leider verlief diese Konferenz, auf die man allseitig so große Hoffnungen gesetzt, ohne jedes klare Ergebnis. Eine Minderheit der Versammlung, an ihrer Spitze Daniel Sanders, der Verfasser des großen deutschen Wörterbuches, war so entschieden in dem Widerspruche gegen die sehr gemäßigten Raumerschen Verbesserungs- und Vereinfachungsvorschläge (über welche anderseits mehrere Mitglieder, namentlich der Gymnasialdirektor Duden, weit hinausgehen wollten), daß sie diesem Widerspruche sofort öffentlichen Ausdruck gab (man vergleiche die betr. Aufsätze von Sanders und Scherer im „Daheim" und in der „Gegenwart", Jahrg. 1876). Die Verwirrung wurde größer als zuvor, nachdem durch den Tod v. Raumers (30. Aug. 1876) die versöhnende Mitte ihren Hauptvertreter verloren hatte. — Die durch Sanders mit großem Eifer vertretene streng konservative Strömung in der orthographischen Frage schien das Übergewicht zu erlangen, als 1879 die bekannte Leipziger Buchhändlerfirma Breitkopf & Härtel ein von dem eben genannten Gelehrten verfaßtes „Hülfsbuch für Setzer und Druckberichtiger" herausgab, welches alsbald von einer Reihe von Druckern und Verlegern als orthographische Norm angenommen wurde. Gestützt auf diese Beitrittserklärungen richtete die genannte Firma unterm 20. Okt. 1879 an den preußischen Unterrichtsminister v. Puttkamer den Antrag: zu genehmigen oder womöglich vorzuschreiben, daß die Schulbücher diese (Sanderssche) Orthographie befolgten.

Inzwischen waren jedoch in Österreich (2. Aug. 1879) und in Bayern (21. Sept. 1879) amtliche Festsetzungen der Orthographie erfolgt, welche von preußischer Seite unmöglich übersehen werden durften. Beide hatten die 1871 zum ersten Mal erschienenen „Regeln und Wörterverzeichnis von Berliner Schulmännern" und mittelbar die Arbeiten R. v. Raumers, auf denen jene „Regeln" beruhten, zu Grunde gelegt und mit geringen Abweichungen den Schulen ihres Staatsgebietes als Norm vorgezeichnet. Hieraus erhellt wohl zur Genüge, daß man dem Minister v. Puttkamer schweres Unrecht thut mit der nur zu oft gehörten Behauptung, daß er eigenmächtig in dieser Sache vorgegangen sei.*) Nachdem Bayern einseitig eine amtliche Schulorthographie eingeführt hatte (und dies zu hindern hatte ja der preußische Unterrichtsminister keine Macht), konnte Puttkamer um so weniger auf die Breitkopf-Sandersschen Vorschläge eingehen, als die neue bayrische Schulorthographie sich so eng wie möglich

*) Vgl. Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", II, S. 133.

an die auf den meisten preußischen höheren Schulen herrschende Rechtschreibung anschloß. Daß in absehbarer Zeit die Sache von Reichs wegen würde geregelt werden, dazu war absolut keine Aussicht vorhanden, nachdem eine aus der Mitte des Reichstages selbst erfolgte Anregung resultatlos geblieben war. In dieser Zwangslage handelte der preußische Minister durchaus folgerichtig und im Interesse der Sache, als er endlich den entscheidenden Schritt that. Er ließ durch den als Mitglied der orthographischen Konferenz oben genannten (mittlerweile als Nachfolger Simrock's nach Bonn versetzten) Professor Wilmanns das erwähnte Berliner Regelbuch einer erneuten Durchsicht und Überarbeitung unterziehen, für welche engster Anschluß an die neue bayrische Orthographie von vornherein vorgeschrieben war. Aus gemeinsamer Beratung mit praktischen Schulmännern entstand so das Schriftchen: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen" (Berlin 1880),*) welches durch Erlaß des Ministers vom 21. Januar 1880 zur Norm und Grundlage des orthographischen Unterrichts in allen preußischen Schulen vom Beginn des Schuljahres 1880/81 erklärt ward. Der Minister wollte hierdurch, wie er in seiner Erwiderung an Breitkopf & Härtel gesagt hatte, im engen Anschluß an die in Österreich und Bayern erfolgten amtlichen Festsetzungen „eine deutsche Orthographie zur Geltung bringen, welche in den gebildeten Kreisen außerhalb der Schule niemand als fremdartig empfinden oder im eignen Schreibgebrauch als fremdartig abzulehnen veranlaßt sein dürfte".

Es ist nun freilich im höchsten Grade bedauerlich, daß die Hoffnung des Ministers, die Zustimmung der obersten Staats- und Reichsbehörden zu der neuen Schulorthographie zu gewinnen, sich bis heute noch nicht erfüllt hat. Die schroff ablehnende Haltung des Reichskanzlers, welcher unterm 28. Februar 1880 allen Reichsbehörden die Anwendung der neuen Orthographie streng verbot, und der nachfolgende Beschluß des preußischen Staatsministeriums, wonach die neue Schulorthographie vorderhand nur als solche gelten, im Verkehr der Staatsbehörden untereinander aber „bis zur amtlichen Regelung der Angelegenheit" der bisherige Gebrauch festgehalten werden sollte, brachten es nicht nur zu wege, daß die lächerlichsten und kleinlichsten Angriffe gegen die „Puttkamersche" Orthographie laut werden durften und bei der kritiklosen Menge Beifall fanden (höchst merkwürdigerweise thaten sich in diesem Feldzuge gegen die neue Orthographie gerade die liberalen Zeitungen und Witzblätter unrühmlich hervor, — offenbar nur wegen des Namens Puttkamer), sondern sie schufen auch für den amtlichen schriftlichen Verkehr der Lehrer, Schulinspektoren ꝛc. einen Zustand, der ohne großen Schaden nicht immer andauern kann. Mag die neue Orthographie auch nur ein unsicherer und halber Schritt sein, so ist sie doch „ein Schritt auf dem rechten Wege, ein Schritt, der immerhin dem Ziele (Vereinfachung der Rechtschreibung!) näher führt". Es gibt vorläufig keine bessere Orthographie, welche auf amtliche Anerkennung seitens der Reichsregierung oder auch sonst nur allgemeinere Anerkennung die geringste Aussicht hätte. Sie hält die richtige Mitte zwischen der Sandersschen „historischen" Orthographie und der rein fonetischen ortografi der Zukunft, als deren Vorkämpfer bekanntlich der 1891 verstorbene Schuldirektor a. D. Frikke in Wiesbaden wirkte, der Gründer und Leiter des „Algemeinen fereins für einfürung einer fereinfahten deutsen rehtsreibung". Daß der Zug der Zeit unwiderstehlich zur vereinfachten (phonetischen) Rechtschreibung geht (nicht bloß in Deutschland, sondern auch in andern Ländern, soweit sie dort nicht schon durchgedrungen, wie im Spanischen, Italienischen, Serbischen ꝛc.), daran läßt sich nun einmal nichts ändern. Dem Übergang zur rein phonetischen Schreibung (à la Frikke) wird freilich das Volk nie plötzlich, sondern nur ganz allmählich vollziehen. Deshalb sollte jeder, dem es am Herzen liegt, daß endlich in Deutschland eine erträgliche Orthographie zur allgemeinen Geltung komme, seine persönlichen Wünsche, mögen dieselben auch noch so berechtigt sein, zum Opfer bringen. Die Sache liegt doch jetzt so, daß seit etwa zehn Jahren die Schule begonnen hat, ihre nach den neuen Regeln gedrillten Kontingente ins praktische Leben zu entsenden. (In Preußen allein gibt es beiläufig rund 6 Millionen Schulkinder.) Es wäre deshalb im Interesse der Entwickelung des deutschen Volkstums höchst bedauerlich, wenn nicht allmählich die öffentliche Meinung sich etwas mehr für die neue Schulorthographie erwärmen wollte, und geradezu ein nationales Unglück wäre es, wenn gar ein künftiger Unterrichtsminister die jetzt in den Schulen gelehrte Rechtschreibung etwa wieder umstoßen oder „rückwärts revidieren" sollte! Es gilt daher, der neuen Schulorthographie breiten und festen Boden in der Nation zu gewinnen. Nach einem Menschenalter etwa kommt dann der Zeitpunkt, wo auf den ersten schüchternen Schritt ein kräftiger zweiter folgen darf, denn es konnte ja nicht die Absicht des bayrischen und des preußischen Ministers sein, „für alle Fälle und für alle Zeiten endgültige Bestimmungen zu treffen; sie wollten nur, um verkehrten Richtungen die Thore zu schließen, für jetzt feststellen, was für die Schule Rechtens sei" (Duden). Von einer Konkurrenz der preußischen und bayrischen Orthographie zu reden, entspricht der Sachlage nicht. Jeder, der sich die Mühe nimmt, in die Materie selbst hineinzusteigen (wozu es uns hier leider an Raum fehlt), wird finden, daß die Abweichungen zwischen diesen beiden Schulorthographien so nebensächlich und unbedeutend sind, daß man gewissermaßen schon jetzt von „der neuen deutschen Schulorthographie" sprechen kann. Denn nachdem auch im Königreich Sachsen seit 9. Oktober 1880, bald danach auch in Baden, Württemberg ꝛc. eigene, aber mit dem preußischen fast ganz übereinstimmende Regelbücher eingeführt worden, haben nunmehr die Unterrichtsverwaltungen wohl sämtlicher deutschen Staaten die Schulorthographie in der angedeuteten Richtung festgelegt.*) Es kann demnach nur eine Frage der Zeit sein, daß auch das Reich amtlich diese neue Schulorthographie annimmt, denn die kleinen Abweichungen sind wie gesagt durchaus keine grundsätzlichen, die endliche formelle Einigung irgendwie hindernden.

Aus allen diesen Gründen halten wir es für eine unabweisbare Pflicht der Presse, vor allem der Zeitungspresse, dafür zu sorgen, daß dieses leidige Übergangsstadium möglichst abgekürzt werde. Hat die Mehrzahl der Zeitungen erst die ältere Generation mit der neuen Schulorthographie vertraut gemacht, so werden die Angriffe bald verstummen, und man wird anfangen, der vor allem wünschenswerten Einheit auch auf diesem Gebiete die Bahn zu ebnen, aber nicht mehr ihr Hindernisse in den Weg legen. Leider sind bis jetzt erst wenige größere Zeitungen und Zeitschriften (z. B. die Kölnische Zeitung und das Daheim) in der Adoptierung der Schulorthographie mit gutem Beispiel vorangegangen. Daneben sind Meyers und Brockhaus' Konversationslexikon auch nicht zu verachtende Bahnbrecher für die neue deutsche Rechtschreibung. Schaut man der Sache dreist ins Gesicht, so wird man finden, daß die verschrieene „Puttkamersche" Orthographie nicht so grausig-fremdartig ist, wie Unkenntnis und Afterwitz sie hinzustellen belieben. Wir möchten wetten, daß von 100 Lesern dieses Artikels bis hierher noch nicht drei gemerkt haben, daß er streng nach der neuen Schulorthographie, bez. nach Duden gesetzt worden ist (trotzdem die L. Z. [leider!] den entscheidenden Schritt der Einführung noch nicht gethan hat).

*) Wilmanns „Kommentar" zu diesem Wörterverzeichnis (2. Aufl. Berlin 1887) gilt den Fachleuten als klassischer Zeuge für die wissenschaftliche Berechtigung der „neuen Orthographie", und wir empfehlen Hrn. Prof Virchow das Studium dieses Schriftchens, bevor er etwa daran geht, dem Unterrichtsminister spezielle Änderungsvorschläge zu machen.

*) Wen es interessiert, die geringfügigen Abweichungen der verschiedenen amtlich angeordneten Schreibungen zusammengestellt zu sehen, den verweisen wir auf: Duden, Die neue Schulorthographie, mit einer kurzen Interpunktionslehre und ausführl. Wörterverzeichnis nach den Verordnungen der Ministerien von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden ꝛc., für höhere Lehranstalten bearbeitet; 4. Aufl. 1894, München, C. H. Beck. Wem es um eine Richtschnur für den täglichen Gebrauch zu thun ist, dem empfehlen wir das im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig (1897 in 5. Auflage) erschienene „Vollständige orthographische Wörterbuch" desselben Verfassers.

Bücherbesprechungen.

— **Reich Gottes und Menschensohn im Buche Daniel.** Ein Beitrag zum Verständniß seines Grundgedankens von Lic. Dr. **Julius Brehmer**, Pfarrer in Raben. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. 1899. 3 ℳ 60 ₰. — Daß das Buch Daniel zur Maccabäerzeit geschrieben sei, versteht sich für den Verfasser so von selbst, daß nach seiner Meinung auch Keil, wenn er noch lebte, der Wucht der Gründe nachgeben

und sich zu dieser Wahrheit bekennen würde. Das erlauben wir uns zu bezweifeln und können überhaupt den guten Rath nicht unterdrücken, der Verfasser, der sich natürlich auch als ein „historisch-kritisch geschulter Jünger des neunzehnten Jahrhunderts" thurmhoch erhöht sieht über jede frühere Schriftbehandlung und Schriftauslegung, möge doch etwas vorsichtiger sein in seinen Urtheilen, wer ein Organ besitzt, Geschichte und Bearbeitung der Geschichte im Sinne einer Tendenz zu unterscheiden. Zunächst hat diese historisch-kritische Schule ein viel zu ausgesprochenes und gelegentlich, wenn auch nicht bei diesem Verfasser, widerwärtig hervortretendes Bedürfniß, sich selbst zu rühmen, als daß man nicht unwillkürlich sich veranlaßt sehen sollte, an der Echtheit dieses Ruhmes ein wenig zu zweifeln. Stellt sich also der Verf., um der Kürze wegen so zu sagen, durchaus auf die linke Seite der Schriftforschung, so möchte er auf ihr doch einen Platz möglichst nach rechts hin einnehmen und möchte dem unbekannten Apokalyptiker, der sich als Daniel einführt, gegenüber vielen recht geringschätzigen Urtheilen über sein Können und Wollen wenigstens die Ehre retten, daß er bei der Abfassung seiner Schrift eine klare national-religiöse Absicht gehabt und einen durchaus einheitlichen Gedanken verfolgt habe. Das soll der Gedanke sein, daß nur Israel geeignet sei, das „Königreich", das Reich Gottes auf Erden herzustellen, wozu sich alle wirklichen Weltherrscher als unfähig erwiesen hätten, und daß Israel demnächst vermittelst eines himmlischen Factors dieser Weltherrschaft sich bemächtigen werde. Den Eintritt dieses Ereignisses soll der Verfasser dieses Buches im März oder April des Jahres 161 n. Chr. als für Mai oder Juni desselben Jahres bevorstehend verkündigt haben. Natürlich hat es saure Mühe gekostet, diesen historisch-kritischen Beweis zu führen, und es liegt hier zweifellos eine sehr fleißige Durchforschung des ganzen Buches und eine eingehende Berücksichtigung der nicht geringen Literatur über dasselbe vor. Ob aber der Verfasser mit seiner Schrift viel Glück haben wird bei den Parteigenossen, *möchten wir bezweifeln*; dazu behandelt er sie eigentlich allesammt *etwas zu geringschätzig* bei aller Höflichkeit der Form und seine *Behauptung*, Keil habe diese oder jene Stelle eigentlich am richtigsten verstanden natürlich bis zu einem gewissen Grad, werden ihm viele Beurtheiler seiner Leistung nie verzeihen. Wichtiger ist für uns die Frage, wer von seiner mühevollen Arbeit etwa Gewinn haben kann. Streng genommen gehört zum Verständniß seiner Schrift eine genaue Kenntniß der ganzen Daniel-Frage, deren sich nur wenige Menschen erfreuen. Wer sie noch nicht besitzt, müßte sie sich wenigstens in irgend einem Maße erwerben, ehe er dem Verfasser auf seinen Forschungsspuren folgen könnte. Welchen Gewinn aber unsere Leser, soweit sie nicht historisch-kritisch veranlagt sind, für ihr kirchlich-theologisches Denken und Arbeiten davon erwerben sollten, vermögen wir nicht abzusehen. B. K.

— Abschiedspredigt in der evangelischen Hofkirche zu Dresden am 2. October 1897 beim Scheiden aus dem Hofpredigeramt gehalten von D. Richard Löber, Oberconsistorialrath. Dresden, v. Zahn und Jaensch. 1898. 30 ₰. — Ueber Matth. 5, 1—3, denselben Text, der einst seiner ersten Predigt auf derselben Kanzel zu Grunde gelegen hat, will der Prediger zu schmerzensreichem Abschied von dem geliebten Amte noch einmal predigen, um so mit seinen Zuhörern der guten Stunden zu gedenken, in denen ihnen eine erträumte Seligkeit in Nichts zerrann, aber das Himmelreich ihnen völlig erschlossen wurde. Es sind Herz und Gemüth tief ergreifende und bewegende Gedanken des gelehrten theologischen Denkers, die sich um diese ganz eigenartig geformte Kennzeichnung aller evangelischen Predigt gruppiren: in geistvoller Ausführung wird das Trennungsweh und die dankbare Freude über die Gottesgnade zum Gleichniß gemacht für die immer neu erscheinenden beiden Hauptempfindungen des Christenstandes. B. K.

— Lichtenstein, Die Macht der Natur im geistlichen Leben. Gütersloh, Bertelsmann, 1899. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ — Der Untersuchung liegt der besonders von Schleiermacher ausgeprägte Gedanke zu Grunde, daß Natur und Geist im Menschen um die Herrschaft streiten. Jedenfalls ruht in diesem Gedanken mehr Vernünftigkeit, als in dem Faust'schen Doppelseelenthum. Und zweifellos hat derselbe in Röm. VII., dem Ausgangspunkt der Untersuchung, seine biblische Begründung. Indessen meinen wir, daß Verf. besonders in dem Theile seiner Darstellung, in welchem er die Stationen des natürlichen Lebens beschreibt, Geburt, Sünde, Tod, sich gar zu sehr in ein solches Gebiet wagt, in welchem er nur abgeleitete Kenntnisse hat, und in welchem eine Verdunkelung des theologischen Urtheils stattfinden muß: das physiologische Gebiet. Die grundlegende Behauptung, die Erbsünde werde durch Zeugung, durch Blut und Nerven fortgepflanzt, ist wenn nicht falsch, so doch schief. Man darf die Uebertragung der Sünde nicht in einen physiologischen Prozeß verwandeln: Psalm 51, 7 wird vom Verf., wie von den Meisten, mißverstanden. J. J.

— Allgemeine conservative Monatsschrift für das christliche Deutschland. 55. Jahrgang. 1898 August-December. Leipzig, Verlag von F. Ungleich. Preis pro Jahrgang 12 ℳ — In der Einrichtung der Zeitschrift hat sich ebenso wenig wie in der Schriftleitung eine Aenderung vollzogen. Wie bisher wird die letztere von Professor Dr. Martin v. Nathusius und Oberstleutnant a. D. Ulrich v. Hassell geführt, von denen der erstere die Monatsschau über die Kirche, der letztere diejenige über Colonialpolitik liefert. Regelmäßige Unterstützung erhalten die Herausgeber durch den Frhrn. E. v. Ungern-Sternberg, der die monatliche Rundschau über Politik, und durch den Geh. Regierungsrath C. v. Massow, der dieselbe über Socialpolitik schreibt. Reichhaltige Literaturbesprechungen bilden wie früher den Schluß der Hefte. Aus deren sonstigem Inhalt sei Folgendes hervorgehoben: Schluß der Erzählung: „Sigmund Kogel von Reigenthal" von M. Lindenberg, „Ueber Hindernisse der Entfaltung sittlicher Kraft" von M. v. Nathusius, „Albert Knapp. Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 25. Juli 1898" von A. Schüler, „Durch Geest und Marsch" von Dr. Karl Mehrmann, „Der Beruf der Frau im Spiegel Ibsen'scher Dichtung" von J. Malchow, „Aus dem Berliner Musikleben" von B. Horwitz, „Die internationale Conferenz der christlichen Jünglingsvereine zu Basel" von Ulrich v. Hassell, „Dänische Novellen: 1) Fanö-Leute. Eine Seemannserzählung von Karit Etlar, übersetzt von J. Prinzeß Schönaich-Carolath, 2) Die Lilien auf Glion. Von Camilla Engholm. Autorisirte Uebersetzung von G. Johanns", „Das Jubiläum der Innern Mission. Ein Gedenkblatt zum 22. September 1898" von Stadtpfarrer Dr. Wurster, „Skizzen aus Rußland" von Natalie Ey, „Peter Rosegger" von Pastor G. Samtleben-Thondorf, „Mutter Grey und ihre Freunde. Schottische Geschichten von David Lyall. Uebersetzt von Elise Eckert", „Der gebildete Deutsche und das allgemeine gleiche geheime Wahlrecht, Eine Studie" von Ernst Klausen, „Theophil Waldmeyer, ein Pionier in zwei Welttheilen" von G. Maske, „Aus der neuen englischen Literatur: 1) The Christian by Hall Caine von J. Pentzlin, 2) Helbeck of Bannisdall by Mrs. Humphry Ward von U. v. Hassell", „Zur Lippeschen Frage" von Borussus, „Der Zionismus und der zweite Zionistencongreß" von Prof. F. Heman, „Friedrich Anton v. Heynitz. Ein Beitrag zu dem Lebensbilde eines Christen" von Steinick, Pastor in Staritz, „Neudettelsau. Ein Blatt aus der Geschichte der weiblichen Diakonie" von J. Pentzlin, „Portugiesische Volksfeste. Eine Wallfahrt in der Beira" von L. Ey, „Das deutsch-englische Abkommen" von Ulrich v. Hassell, „Der Weihnachtsbaum" von Spanuth-Pöhlde, „Nach Jerusalem. Reisebriefe von der Fahrt ins heilige Land" von Stadtpfarrer R. Jul. Hartmann. *₊*

— Deutsche Revue. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Richard Fleischer. 23. Jahrg. September-December 1898. Preis vierteljährlich 6 ℳ Stuttgart, Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Reichhaltig, wenigstens, was die Menge und Mannigfaltigkeit der Beiträge anlangt, ist der Inhalt auch der vorliegenden Monatshefte. Da die Einrichtung der Zeitschrift und ihre Tendenz unsern Lesern zur Genüge bekannt ist, können wir uns begnügen, in Nachstehendem die Autoren aufzuzählen, die selbständige Artikel geliefert haben, und die Titel dieser Artikel: Graf v. Konzaglia: „Skobelew und Dragomirow. Erinnerungen eines Zeitgenossen". M. zur Megede: „Sein Ehrentag! Litauische Geschichte" und „Literarische Revue". G. M. Fiamingo: „Das religiöse Amerikanerthum und der Vatikan" und „Die Parteigängerschaften des Vatikan". Prof. Dr. Yngvar Nielsen: „Zwei Polarexpeditionen". Heinrich Deiters: „Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand". Dr. C. Kaßner: „Die Segler der Lüfte. Eine meteorologische Studie". Heinrich v. Poschinger: „Zwei deutsche Staatsmänner (Schluß)". Corvettencapitän Nees v. Esenbeck: „Weltmannthum". Philipp Frhr. v. Blittersdorf: „Ein Blick ins Czarenreich zu Beginn unseres Jahrhunderts. Nach bisher nicht veröffentlichten Manuscripten bearbeitet". Cesare Lombroso: „Zola und das

Jahr 1789 in Frankreich". Generalmajor Auspitz: „Heinrich Heine's Denkmal". Scipio Sighele: „Die Memoiren Oreste Baratieri's" und „Antike und moderne Tugend". Dr. Karl Samwer: „Herzog Friedrich und Dr. Henrici. Eine Entgegnung". Prof. Dr. M. Philippson: „Forckenbeck's erstes Debut beim Kronprinzen und beim Grafen Bismarck. Auf Grund bisher ungedruckter Briefe Forckenbeck's" und „Die innere Entwickelung im Norddeutschen Bunde. Aus Max v. Forkenbeck's ungedruckten Briefen". Dr. Max Nordau: „Politik und Charakter". Ilse Frapan: „Lütten. Eine Geschichte". Dr. Cabanis: „Dr. Péan, einer der großen Chirurgen des 19. Jahrhunderts". Hermine Diemer geb. v. Hillern: „Fritz v. Uhde und seine Kunst. Gespräche und Ansichten desselben". Ilias (Ilka Horovitz-Barnay): „Von Johannes Brahms". Livonius, Viceadmiral a. D.: „Die Feinde der Seefahrer". Rudolf v. Gottschall: „Der Dialekt im Drama". Ludwig Aegidi: „Eintritt in's Auswärtige Amt und erster Besuch in Varzin". Viceadmiral P. H. Colomb: „Der Vorschlag des Czaren". Oskar Justinus: „Das Ballmütterchen. Novellette". O. Baratieri: „Der Sudan und Abessinien". Max v. Pettenkofer: „Wie Justus v. Liebig nach München kam und seine Beziehungen zur Fleischextract-Fabrikation". Franz Funck-Brentano: „Die Marquise von Brinvilliers. Nach neuen Documenten". Prof. Dr. Moritz Benedikt: „Erinnerungen und Erörterungen". Spiridion Gopčević: „Gambetta über Bismarck". Heinrich Meisner: „Ernst Moritz Arndt's ungedruckte Fragmente über Leben und Kunst". Friedrich Schaarschmidt: „Gespräche eines Düsseldorfer Meisters". M. v. Brandt: „Tagesfragen". Michael Feld: „Der böse Blick". Prof. Ritter Dr. Jos. Brandt: „Die »Furcht vor der Operation« und ihre Folgen". Groß, Hauptmann der Luftschifferabtheilung: „Die Welt unter den Füßen". Frédéric Loliée: „Ein Besuch bei André Theuriet". G. v. Schönberg: „Strikerecht und Strikeunrecht". Dr. F. G. Kenyon, Bibliothekar des Britischen Museums in London: „Griechische Papyrusrollen".

* * *

— **Glück auf!** Organ des Erzgebirgsvereins. Herausgegeben vom Gesammtvorstande des Erzgebirgsvereins unter verantwortlicher Leitung von **Hermann Möckel** in Schneeberg. Bezugspreis für Nichtmitglieder des Vereins 1 ℳ halbjährlich. 18. Jahrgang (1898). Druck von C. M. Gärtner in Schneeberg und Schwarzenberg. — Der 18. Jahrgang des Organs des Erzgebirgsvereins, das zur Zeit in einer Auflage von 6200 Exemplaren erscheint, zeichnet sich durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts ganz besonders aus und läßt erkennen, daß die Bestrebungen, das früher mit Unrecht kaum beachtete heimische Bergland in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen, an zahlreichen Stellen mit anerkennenswerthem Eifer fortgesetzt werden. Zu dem, was bis jetzt in dieser Hinsicht von Freunden des Erzgebirges in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreicht worden ist, darf man dem Gesammtvorstande des Erzgebirgsvereins und den Zweigvereinen aufrichtig Glück wünschen. Daß gleichwohl noch viel zu thun übrig bleibt, kann man am besten aus der im Septemberheft abgedruckten Ansprache ersehen, die der hochverdiente Vorsitzende des Gesammtvorstandes, Dr. E. Köhler bei der Hauptversammlung zu Altenberg im Juli 1898 gehalten hat. Hiernach hat der Erzgebirgsverein nicht nur die Aufgabe eines Touristen- und eines Verschönerungsvereins, sondern auch die eines Vereins für Volkskunde, eine Aufgabe, die auch nach der Begründung des Vereins für sächsische Volkskunde durchaus nicht in Wegfall kommt. Es gilt, neben der Erschließung des Gebirges für Touristen und Sommerfrischler Sitte und Gebrauch des Volkes kennen zu lernen und der Vergessenheit zu entreißen. Von den größeren Aufsätzen des vorliegenden Jahrgangs seien folgende genannt: E. Ott: Hermann Kleinhempel, Grenzaufseher in Hammer-Unterwiesenthal, ein echter Sohn des Erzgebirges. — W. Bruchmüller: Der Kobaltbergbau und die Blaufarbenwerke in Sachsen bis zum Jahre 1653. — Alfred Schuster: Stollberg im Jahre 1593 und das heutige Stollberg. (Mit Abbildung.) — Hans Siegert: Ueber den Gesang der Vögel, mit besonderer Berücksichtigung des Erzgebirges. — H. Möckel: Das Jagdhaus Rehefeld im Erzgebirge. (Mit 3 Abbildungen.) — Otto Findeisen: Eibenstock und seine Umgebung. (Mit zahlreichen Abbildungen.) — G. A. Schneider: Ein Streifzug durch die Geschichte des Warmbades bei Wolkenstein. — E. Ott: Revierbezeichnungen sonst und jetzt. — Schwarzenberg und Umgebung. (Mit zahlreichen Abbildungen.) — Dr. J. Holfert: Die Flora des östlichen Erzgebirges. Vortrag. — Emil Teichmann: Eine Wanderung durch das Natzschung- und Pockauthal. — Die Eisenbahnlinie Johanngeorgenstadt-Karlsbad. — Prof. Dr. H. Credner: Die erzgebirgischen und vogtländischen Erdbeben während der Jahre 1875 bis 1897. — Hans Siegert: Die Poesie der Fremdenbücher, mit besonderer Berücksichtigung des Erzgebirges. — Sächsische Ortsnamen, ein Spiegel ehemaligen slavischen Volkslebens. — Neben diesen Artikeln, durch welche die Mannigfaltigkeit des Stoffes genügend gekennzeichnet wird, bringt die Zeitschrift Berichte, Bekanntmachungen und Mittheilungen aller Art aus dem Gesammtvorstande und den Zweigvereinen, sowie Einzelnes aus verwandten Vereinen und aus den Nachbargebieten. Während bereits im Januarheft Bericht erstattet wird über die immer mehr in Aufnahme kommenden Schülerherbergen, enthält das Novemberheft einen Artikel über die neu eingerichteten Ferienreisen armer Kinder in Leipzig, die nach den bis jetzt gemachten Erfahrungen eine Zukunft haben dürften. Erwähnt seien noch die Beiträge in erzgebirgischer Mundart, in denen der Humor zu seinem Rechte kommt. Den einschlagenden litterarischen Erscheinungen wird in entsprechender Weise Rechnung getragen. Der Zukunft des Blattes ein herzliches Glück auf!

C. R.

— **Historische Vierteljahrsschrift**, herausgegeben von **Gerhard Seeliger**. I. Jahrgang 1898. (Neue Folge der Deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Der ganzen Folge 9. Jahrg.) 4. Heft. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. 8°. — Das vorliegende Heft, mit dem der erste Jahrgang der Zeitschrift schließt, enthält nur einen größeren Aufsatz, in dem **Konrad Häbler** „Die Stellung der Fugger zum Kirchenstreite des 16. Jahrhunderts" auf Grund einer reichen Literatur und der Acten des fürstl. Fugger'schen Archivs behandelt. Sowohl aus religiöser wie aus politischer Ueberzeugung waren die Fugger, deren Glanzzeit das 16. Jahrhundert bildete, Anhänger der katholischen Kirche; das gilt sowohl von Jakob Fugger, der im Jahre 1525, als die reformatorische Bewegung noch in ihren Anfängen war, starb, als von seinen Erben, vor Allem dem, dem die Vertretung des Hauses nach Jakob's Tode in erster Linie oblag, von Anton Fugger. Als die Vaterstadt Augsburg der neuen Lehre fast vollständig gewonnen war und im Zusammenhang damit die Geschlechter im Rathe den Zünften hatten weichen müssen, suchte Anton in der seinem Patronat unterstehenden Moritzkirche den katholischen Gottesdienst festzuhalten; er verließ die Stadt, als es nicht gelang. Aber der freie, weltmännische Standpunkt der großen Handelsherren war doch fern von jedem Fanatismus; in vornehmer Gesinnung haben sie der Vaterstadt auch in der Folge große Dienste als Vermittler geleistet, vor Allem in den Wirren des schmalkaldischen Krieges und den darauf folgenden Jahren und bei der Ein- und Durchführung des Interims. Ihr Standpunkt war der des späteren Reformkatholicismus; namentlich vertritt denselben Hans Jakob Fugger, der seit 1552 die auswärtige Politik der Stadt fast ausschließlich und in dankenswerther Weise geleitet hat. Ein Lieblingswunsch Anton's war die Begründung ein Jesuitencollegiums in Augsburg; er erlebte seine Erfüllung nicht; erst nach dem Tode Christof Fugger's (1579) kam es dazu, aber auch jetzt lediglich durch die vom Hause Fugger gestifteten Summen. — Unter den „Kleinen Mittheilungen" finden wir einen scharfsinnigen Aufsatz von **Seeliger** über „Königswahl und Huldigung", in der er nochmals die Ansicht Th. Lindner's über die Bedeutung der „laudatio" — namentlich in dem Protokoll über die Erhebung Philipp's I. von Frankreich 1059 — entschieden zurückweist, und eine Ausführung von S. Rietschel „Zur Lehre von den städtischen Sondergemeinden", die gegenüber den Behauptungen Philippi's den Nachweis führt, daß die Städte Paderborn, Brilon, Borgentreich nicht durch Vereinigung mehrerer Landgemeinden entstanden sind. — Es folgen Kritiken, von denen manche, wie die von Keutgen über Hegel's Entstehung des deutschen Städtewesens, von Troeltsch über Krumbholz, Die Gewerbe der Stadt Münster, auch in ihren sachlichen Mittheilungen Beachtung verdienen, zahlreiche Nachrichten und Notizen und schließlich unter dem Titel „Die Waldenser, Franz v. Assisi und Archivrath Dr. Keller" eine scharfe Zurückweisung der von Ludwig Keller und Löschhorn gegen Karl Müller und H. Haupt erhobenen Beschuldigungen. — Endlich bringt das Heft den Schluß der von **Oscar Masslow** bearbeiteten Bibliographie zur deutschen Geschichte für das Jahr 1897/1898, die sich in ihrer Anlage bekanntlich durchweg an Dahlmann-Waitz' Quellenkunde anschließt.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 17. Donnerstag, den 9. Februar, Abends. 1899.

Quer durch Canada.

Von Ocean zu Ocean in sechs Tagen.

Von Heinrich Lemcke. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es war am 10. Mai des Jahres 1869, als die letzte Schiene der ersten Ueberland-Eisenbahn Amerikas, der Union Pacific Railroad, mit goldenem Nagel auf einer Schwelle von Cedernholz befestigt wurde und die amerikanische Union damit erst so recht zu Einem Lande ward, da Ost und West derselben sich nunmehr bis auf wenige Tage einander nahe gerückt, und ein Culturband, das über 48 Längengrade reicht, jetzt den Atlantischen mit dem Stillen Ocean verknüpfte. Die gesammte Welt rühmte damals die Vollendung dieses Unternehmens und bezeichnete letzteres als ein Werk, dem an Kühnheit der Ausführung wenige andere nahe stehen, das aber in Bezug auf Bedeutung für den Welthandel höchstens am Suezcanal einen Rivalen fände. Nicht lange sollte indessen dieser Ruhm der Union-Pacific-Eisenbahn als alleinige Durchquerungslinie auf dem amerikanischen Continente erhalten bleiben, denn während sie den mittleren Theil der Vereinigten Staaten durchquerte, fanden sich Unternehmungsgeist und Capital, welche im Norden und Süden der Vereinigten Staaten weitere Pacific-Eisenbahnen planten und zur Ausführung brachten. Es sind dieses die Northern Pacific-Eisenbahn und die Southern Pacific-Eisenbahn. Dieses Verdienst der amerikanischen Union in der Erstellung solcher großartigen Werke in der Eisenbahntechnik lenkte die Aufmerksamkeit des benachbarten Canada auf die eigenen Verkehrsverhältnisse und bereits 1876 faßte die canadische Regierung den Entschluß, eine Schienenstraße erbauen zu lassen, die Canadas am Stillen Ocean gelegene Provinz Britisch-Columbia und des Weiteren seinen großen Nordwesten mit den östlichen Provinzen und dem Atlantischen Ocean in Verbindung bringen sollte. Innerhalb zehn Jahren ist dieses Riesenwerk vollendet worden und die heutzutage in vollständigem Betrieb befindliche Canada Pacific-Eisenbahn gewährt mit ihren directen Anschlüssen an die Ocean-Dampfschifffahrts-Linien eine der bedeutendsten Weltdurchquerungs-Linien, welche den Weg von Europa nach China und Japan, via Canada, auf circa 26 Tage reducirt hat. Die eigentliche Stamm- oder Hauptlinie der Canada Pacific-Eisenbahn ist 3662 englische Meilen lang. Sie hat ihren Anfangspunkt in Quebec, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, und ihr Endpunkt ist die Stadt Vancouver an der Küste Britisch-Columbias am Stillen Ocean. Ein Trip über diese Bahn ist sehr lohnend, denn Canada ist nicht allein ein Land der Ausdehnung und großer Naturreichthümer, sondern auch großartiger pittoresker Landschafts-Scenerien und interessanter Städtebilder.

Sobald unser Ueberland-Zug der Canada Pacific-Eisenbahn das Depot in Quebec verläßt, haben wir noch einen Blick auf diese im Jahre 1608 gegründete, älteste und nach Montreal die größte Stadt Canadas. Sie liegt reizend auf einer von dem Lorenzo-Strome und dem St. Charles-Fluß gebildeten Halbinsel, 300 Meilen oberhalb des Lorenzo-Golfes. Die Stadt wurde von den Franzosen ob der herrlichen Lage dieser Insel „Quel bec“ (welch' eine Spitze) getauft. Quebec ist gleich Helgoland in eine Ober- und Unter-Stadt getheilt; von letzterer führen enge, gewundene Straßen in die obere Stadt hinauf. Das Vorgebirge, an dem Quebec erbaut ist, erhebt sich bis zu 335 Fuß über dem Lorenzo-Strome und ist mit einer stark befestigten Citadelle gekrönt, die 40 Acres Flächenraum einnimmt und als uneinnehmbar gilt, weshalb Quebec auch den Beinamen „Gibraltar of America“ führt. Acht Meilen von Quebec entfernt befinden sich die berühmten Montmorency-Wasserfälle. Die Wasser dieser Fälle stürzen in einer Höhe von 250 Fuß und 50 Fuß Breite tosend und fast senkrecht über eine schwarze Felswand hinab. Die ganze Umrahmung des Falles ist wildromantisch. Der Lorenzo-Strom (auch St. Lorenzo resp. Lawrence River genannt), an welchem Quebec gelegen, ist unstreitig der majestätischste aller amerikanischen Ströme. Er hat eine directe Länge von über 1000 englischen Meilen, mit den Krümmungen 2100 englische Meilen und ein Stromgebiet von 120000 englischen Meilen. Seine klaren smaragdgrünen Wässer und seine lebhafte Strömung in mächtigem Felsenbett und herrlicher Umrahmung stempeln den Lorenzo-Strom auch zum schönsten aller nordamerikanischen Flüsse. Auf halbem Wege zwischen Quebec und Montreal liegt die Stadt Three Rivers, an der Mündung des St. Maurice River, der dreißig Meilen oberhalb seiner Mündung in den Lorenzo die berühmten Falls of the Shawanegan bildet, die einen Fall von 150 Fuß haben und nach den Niagarafällen die größten im Lande sind. Montreal, die eigentliche commerzielle Metropole Canadas, die unser Zug passirt, wurde bereits 1641 gegründet. Die Stadt liegt auf der gleichnamigen Insel an dem Zusammenfluß des Ottawa und des Lorenzo River. Der Mount Royal, welcher die Stadt auf einer Seite einschließt und ihr den Namen gab, erhebt sich 750 Fuß über dem Lorenzo. Montreal ist während des Sommers Seehafen und gleichzeitig der Hauptplatz für den Schifffahrtsverkehr auf dem Lorenzo-Strome und steht durch den Lachine-Canal mit den großen Seen des Westens in Verbindung. Die Stadt, mit ihren zumeist aus grauem Sandstein erbauten Häusern, ihren vielen Kirchen und deren Thürmen und Kuppeln, den im Hintergrund gegen den Mount Royal amphitheatralisch aufsteigenden Villen und dem breiten belebten Lorenzo-Strome bietet ein herrliches Panorama dar. Montreal ist eine durchaus katholische Stadt und die religiösen Institute dieser Art nehmen hier den ersten Rang ein. Die Stadt zählt gegenwärtig ca. 200000 Einwohner. Während die Mehrzahl der Bewohner französisch redet, ist doch im Geschäftsleben das Englische die Umgangssprache, allein überall treten französische Sitten und Gebräuche in den Vordergrund, selbst viele Restaurants und Hotels führen ausschließlich französische Küche und haben französische Bedienung. — Deutsche giebt es verhältnißmäßig wenige in Montreal, dennoch haben sich manche derselben eine sehr geachtete Stellung dort zu verschaffen gewußt. Auch einen Gesangverein, „Teutonia“ genannt, haben die Deutschen dort schon seit langen Jahren. Ich besuchte ihn häufig und fand auch hier bestätigt, daß die Deutschen nicht einmal in der Fremde einig unter einander zu leben vermögen. Eine besondere Sehenswürdigkeit Montreals ist die große, über den Lorenzo River führende Victoria-Brücke, einstmals das sogenannte achte Weltwunder, welche die auf dem Eilande liegende Stadt mit dem Continente im Süden verbindet. Sie ist über 2 Meilen lang und ruht auf 23 Pfeilern und 2 Brückenköpfen von Quadersteinen, die mittleren Spannungen betragen 330 Fuß. Die massiven Eisentubus, durch welche die Eisenbahn hindurchführt, sind 22 Fuß hoch und 16 Fuß weit. Die Brücke wurde mit großer Feierlichkeit im Beisein des Prinzen von Wales im Jahre 1860 dem Verkehr übergeben.

Von Montreal läuft die Bahn nach Ottawa, der Regierungs-Hauptstadt von Canada. Die Eisenbahn-Entfernung zwischen diesen beiden Städten beträgt 120 Meilen. Die Gegend, durch welche die Bahn führt, ist reich an mit Wäldern umstandenen Seen und Flüssen sowie an prächtigen Ackerbau-Districten. Ottawa, mit einer Einwohnerzahl von ca. 30000, liegt überaus malerisch

oberhalb der Südbank des River gleichen Namens, der hier die großartigen Chaudière-Wasserfälle bildet. Das imposante Parlaments-Gebäude und die es umgebenden großen Ministerial-Bauten, sämmtlich nach einheitlichem Plane in gothischer Renaissance aufgeführt und auf einem zwölf Acres umfassenden, 160 Fuß hohen Felsen unmittelbar über dem Ottawa River gelegen, bilden bezüglich ihrer Architektur und unvergleichlich herrlichen Lage nicht nur die Hauptsehenswürdigkeiten Ottawas, sondern zählen zu den bedeutendsten Architektur-Meisterwerken Amerikas. An weiteren Sehenswürdigkeiten Ottawas sind hervorzuheben: die Parlaments-Bibliothek, das neue Postgebäude, das Fischerei-Museum, das Naturalien-Cabinet und die Gemälde-Galerie. Ottawa selber ist ein langweiliges Nest mit schlechten Hotels und wenig Comfort für Fremde. Aus den in der Provinz Ontario überreich vorhandenen Waldungen wird ein großer Theil der alljährlich gefällten Hölzer auf dem Ottawa River nach der Stadt Ottawa resp. den sie umgebenden Flußufern geführt, um hier in Sägemühlen und Holzwaaren-Fabriken verarbeitet zu werden. Ein Besuch dieser letzteren großartigen Etablissements, dicht neben den Wasserfällen gelegen, ist sehr lohnend. Von Ottawa führt die Canada Pacific-Eisenbahn entweder direct nach dem canadischen Nordwesten oder aber über Brockville und Torento nach Owen-Sund resp. Collingwood und von letzteren beiden Städten per Dampfer derselben Eisenbahn-Gesellschaft durch die Georgian-Bay, den Oberen See (Lake Superior) und die Thunder-Bay nach Port Arthur, allwo die Hauptlinie der Canada Pacific-Eisenbahn sich wiederum anschließt und den Reisenden nun nach dem Nordwesten bringt. Diese Route über Brockville und Torento ist reich an mannigfachen schönen Landschaftsbildern und führt durch die oftmals einem wahren Eden gleichenden, vielfach von Deutschen bewohnten Farm-Districte der Provinz Ontario, sowie an zahlreichen aufblühenden, betriebsamen Städtchen vorbei.

Ab Port Arthur, in dessen Nähe sich reiche Silber-, Kupfer-, Eisen-, Blei- und Zinn-Minen befinden, passirt nun die Bahn bei Rat-Portage ein großes Waldmeer (Lake of the Woods) und eine an zahlreichen und kräftigen Wassermassen reiche, prächtige Landschaft. Winnipeg, die Hauptstadt der Provinz Manitoba, die wir später passiren, liegt bereits inmitten der unermeßlichen fruchtbaren Prairien des canadischen Nordwestens, der sogenannten Kornkammer der ganzen Welt, allwo die Civilisation und Cultur erst seit einem Jahrzehnt ihren Einzug gehalten. Es ist das interessanteste Schauspiel, das ein Mensch jemals genießen kann. Noch vor kurzer Zeit war der Indianer der Herr dieser riesigen uncultivirten Landgebiete und jetzt gewahrt man inmitten der Prairie herrliche Fruchtfelder mit allen Sorten Getreide in üppigster Fülle und es rückt die Grenze der unermeßlichen unbebauten Landstrecken von Osten gen Westen, von Süd gen Nord in einer weit über tausend Meilen langen Schlachtlinie mit Riesenschritten vor. Winnipeg bestand vor fünfzehn Jahren aus einigen ganz einfachen Bretterhütten, die inmitten der großen Prairie die Hudson Bay-Festung (Fort) umgaben. Heute ist Winnipeg eine große commerzielle Stadt von annähernd 40000 Einwohnern. Die Stadt liegt an dem westlichen Ufer des Red River auf einem Plateau, etwa 60 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses, der sich hier mit dem Assiniboina-Fluß vereint. Winnipeg besitzt alle Errungenschaften großer moderner Städte mit ihren Bequemlichkeiten und Vortheilen. Es hat mehrere große Hotels ersten Ranges, eine Markthalle, ein Opernhaus, verschiedene höhere Bildungs-Anstalten, Wasser-, Gas-, Telegraphen- und Telephon-Leitungen, elektrische Beleuchtung, Pferdebahnen sowie Postbeförderung, mehrere täglich erscheinende Zeitungen und sogar ein deutsches Wochenblatt. Der Boom, der Winnipeg vor etwa zehn Jahren heimsuchte, und diese junge Stadt zu einem Gemeinplatz wildester Speculationen machte, ist längst verschwunden. Als ich damals Winnipeg besuchte, schien das Geld dort gar keinen Werth zu haben, man vergeudete es mit vollen Händen. Das hat sich inzwischen sehr geändert; den fetten Jahren folgen jetzt die mageren. Von Winnipeg führt die Eisenbahn in fast gerader Richtung zu den Felsengebirgen (Rocky Mountains). Die Fahrt bis dahin bringt uns an zahlreichen kleineren und größeren Eisenbahnstädtchen sowie Colonien und Ansiedlungen vorbei, die hier gleichsam wie Pilze aus der Erde emporschießen. Ein jeder Ort davon glaubt das Recht für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, demnächst die „Empire City of the North West“ (die Königin des Nordwestens) zu werden. Ob sich aber diese Hoffnungen erfüllen werden, scheint mir bei den meisten kleinen Nestern sehr fraglich zu sein. Bei Indian-Head passiren wir die Bell-Farm, die größte Weizen-Farm der Welt. Sie ist 100 Quadrat-Meilen, das sind 64000 Acres groß. Von der Station Cassils aus hat man bei gutem Wetter Gelegenheit, zum ersten Male die in einer Entfernung von 200 englischen Meilen liegenden Rocky Mountains zu erblicken. Es ist ein unvergleichlich schöner und erhebender Moment, nachdem man tagelang durch die wellenförmigen, einem schlummernden Meere gleichenden Prairien gefahren, nunmehr diese bis hoch in die Wolken hinein ragende schneebedeckte Gebirgswelt zu schauen. Ab und zu passirt man längs der Canada Pacific-Eisenbahn auch Indianer-Dörfer mit ihren hier noch im Naturzustande lebenden Bewohnern. Es sind jedoch friedliche und harmlose Menschen, die von der Jagd und Fischzucht leben, auch hin und wieder Ackerbau und Viehzucht treiben. — Aber wie?! — Liederlich! — Nachdem Colgary passirt, läuft die Eisenbahn durch die Cochram-Ranch, allwo man zahlreiche Massen-Heerden von Rindvieh, Schafen und Pferden antrifft, die hier jahrein, jahraus im Freien leben, in den Bow Fluß-Paß und von da in die Felsengebirge hinein. Die Station Canmore liegt inmitten von Gebirgspyramiden, die bis in die Wolken reichen. Hier befindet man sich auch schon in dem Bereich der Gold-, Silber- und Kupfer-Minen und -Felder Britisch-Columbias. Das Städtchen wimmelt von Goldgräbern und Goldsuchern, die hier auf der Jagd nach dem Mammon sind. Es sind meistens herculische, abenteuerliche Gestalten, denen von ihrer einstigen Civilisation nur sehr wenig übrig geblieben. Trotzdem sie mit Leib und Seele am Golde hangen, sind es dennoch arge Verschwender, denn was sie an dem gleißenden Metalle erbeutet und gewonnen, wird meistens in den in diesen Bergstädtchen den ersten Rang einnehmenden Trink-, Spiel- und Freudenhäusern in einer einzigen Nacht wieder verjubelt. Zwischen Canmore und Gold City läuft die Eisenbahn in einer Höhe von 5000 Fuß über dem Meeresspiegel, durch den Kicking-Horse-Paß, vorbei an mächtigen schneebedeckten Gebirgspyramiden und schaurigen Abgründen, in deren Tiefen rauschende und wildwogende Gewässer dahinströmen. Es ist eine der großartigsten wildromantischen Gebirgs-Scenerien, die man sich denken kann. Nunmehr läuft die Bahn ununterbrochen durch eine mit blinkenden Schnee- und Gletschermassen ausgestattete großartige Gebirgswelt, deren höchster Berg der Mount St. Elias (19500 Fuß) ist und deren prächtige Wälder sowie Flüsse mit ihrem Reichthum an Thieren und Fischen nicht minder weltberühmt sind. Die Bahn passirt weiter die „Selkirk-Range“ und die „Gold-Mountains“, kreuzt bei der Station „Farwell“ den Columbia River. Die Station Craiglea bezeichnet den Ort und die Stelle, allwo am 7. November 1885 der letzte Nagel in das Schienengleis eingetrieben und damit das großartige Werk der Canada Pacific-Eisenbahn, das die enorme Summe von 140 Millionen Dollars erforderte, zur wirklichen Vollendung gekommen ist. Durch den „Eagle-Paß“ der Gold-Mountains läuft die Bahn inmitten der sie von allen Seiten umgebenden Gebirgsketten, und windet sich dann längs den Thälern des Thompson- und Fraserflusses durch das Cascadengebirge hin. Die ganze Scenerie längs dieser letzteren Strecke ist hochromantisch und übertrifft die der europäischen Gebirgsbahnen, als: Semmering-, St. Gotthard-, Brenner- und Schwarzwaldbahn. Zahlreiche lange Tunnel, eiserne Brücken (unter letzteren die über den Fraser River führende 530 Fuß lange und eine centrale Spannweite von 315 Fuß habende, 96 Fuß hohe „Cantilever“-Brücke) und Uebergänge veranschaulichen die ganz enormen Schwierigkeiten, welche die Technik beim Bau dieser Eisenbahn zu überwinden hatte. Es ist festgestellt, daß die englische Meile Bahngleis längs dieser Strecke über 300000 Doll. Herstellungskosten verursachte. Von Yale nach Vancouver, dem Endbahnhofe der Canada Pacific-Eisenbahn, an der Burrard-Bay, führt diese Eisenbahnroute durch ein sumpfiges Hügelland der großen Flußsysteme der Küste des Stillen Oceans, mit reizenden Ausblicken auf die grünbewaldeten Höhenzüge der Cascadengebirge und ein mächtiges Stromgebiet.

Von der Station Vancouver gelangt der Reisende mittels einer mit allen Zügen der Canada Pacific-Eisenbahn in directer Verbindung stehenden Dampfschiffslinie nach der Stadt Victoria auf Vancouver Island, nur eine kurze Distance von dem Festlande Britisch-Columbias entfernt, im Stillen Ocean gelegen. Die Wasserfahrt längs dem „Gulf of Georgia“ und dem „Canal de Haro“ ist unvergleichlich schön. Sie gewährt ein herrliches Panorama auf viele pittoreske Inseln und die grünen Vorgebirge der Küste des Festlandes sowie auf die südlich der

Juan de Fuca-Straße gelegenen schneebedeckten Olympiaberge und den östlich gelegenen ebenfalls schneebedeckten Mount Baker. Die Stadt Victoria ist nicht nur die Handels-Metropole von ganz Britisch-Columbia, sondern auch gleichzeitig der Sitz des Gouvernements letzterer Provinz. Wie viele Städte des Westens, verdankt auch Victoria ursprünglich seinen großen Aufschwung der Entdeckung von Goldminen, sowie neuerdings, nachdem die großen Naturreichthümer von Vancouver Island und Britisch-Columbia sowie deren heilkräftigen Klimate den weitesten Kreisen bekannt geworden, der großartigen Ausdehnung des Handels und dem Aufschwunge der Fischerei, Holzindustrie, Bergwerke ꝛc. in diesem britischen Colonial-Gebiete. Was San Francisco für Californien oder Portland für Oregon, das ist eben Victoria für Britisch-Columbia. Die Stadt hat einen sicheren Seehafen und steht mit Californien, Oregon und Alaska in directester Verbindung. Ebenso unterhält sie durch eine Dampfschiffs-Linie der Canada Pacific-Eisenbahn directe Verbindung mit Hawaii, Japan, China und Australien. Für Alaska ist Victoria Hauptlieferantin in allen Industrie-Erzeugnissen, Nahrungsmitteln ꝛc. Auch fährt von Victoria eine Eisenbahn um die 12 000 englische Quadratmeilen umfassende Insel. Victoria zählt gegenwärtig 20 000 Einwohner und hat gleich Winnipeg alle Errungenschaften großer moderner Städte. Victoria gilt wegen seines milden Klimas als der Winterzufluchtsort für viele Bewohner Britisch-Columbias und der angrenzenden Theile der Vereinigten Staaten, weshalb die Einwohnerzahl Victorias im Winter stets bedeutend größer als im Sommer ist. Das Volkselement der Stadt Victoria besteht aus allen nur möglichen Bestandtheilen, Typen und Charakteren. In schachbrettartiger Buntheit hat sich die Bevölkerung Britisch-Columbias hier zusammengesetzt und zwar aus eingeborenen Indianern und naturalisirten Bürgern, Weißen, Negern und Farbigen, Rothhäuten, Franzosen, Engländern, Deutschen, Chinesen, Christen, Heiden ꝛc. Aus allen Theilen der Welt finden wir hier eine internationale Gesellschaft und zwar Händler, Industrielle, professionelle Goldsucher, Bergleute, Probirer, Speculanten, Professoren, Literaten ꝛc. In den Straßen Victorias wimmelt es von Indianern aller Stämme, denn diese Stadt ist der größte Sammelpunkt und Centralplatz der Nordwestküste für die Rothhäute. Hier hat die Hudson Bay Company ihre nordwestliche Hauptniederlassung; von hier aus entsendet sie ihre Agenten, die Traders, welche sie mit Tauschwaaren versieht, nach Norden bis hinauf nach Alaska, nach Osten bis zu den Rocky Mountains, und versorgt ihre zahlreichen festen Zweigstationen an der Küste und im Lande mit den nöthigen Vorräthen. Nach Victoria wandert der Indianer, um die Felle der von ihm erlegten See- und Landthiere bei der Hudson Bay Company gegen Lebensmittel, wollene Decken u. s. w. umzutauschen; hierher wendet sich der arbeitsuchende Eingeborene, hierher der Fischer, um Engagement bei den hier zahlreich vorhandenen Fisch-Conserven-Fabriken zu erhalten. Auch das Chinesen-Element ist in Victoria stark vertreten und bildet einen eigenen Stadttheil, wo Alles ein echt asiatisches Gepräge trägt. Hier haben auch gleichzeitig die krassesten Laster, Unzucht, Unreinlichkeit und Leidenschaften der verwerflichsten Art ihre Stätte aufgeschlagen, ihre ansteckende Kraft leider auch auf die kaukasische Rasse ausübend. Die Figur des „Miners" (Goldsuchers) steht allerorten in Victoria im Vordergrunde, und wenn man es ihm auch nicht ansieht, wenige Worte aus seinem Munde genügen, um sein Gewerbe und seinen Stand zu verrathen. Man halte ihn jedoch nicht von vornherein für einen unwissenden Abenteurer; obwohl in dem unscheinbarsten und schmutzigsten Gewande auftretend, mag doch ein Doctor darin stecken und sein Diplom ist vielleicht unter einer halben Tonne Erzproben im Winkel seiner Hütte vergraben. Andererseits darf man aber auch nicht alle glücklichen Goldsucher für gescheit halten. Gerade den Dummen kommt das Glück im Schlafe und manche dieser über Nacht plötzlich in den Besitz einer „Bonanza" (reichen Erzlagerstätte) gelangten Glücklichen erregen fast Mitleid in ihrer Hilflosigkeit, die sich dadurch kennzeichnet, daß sie nicht wissen, was sie mit den neuen Schätzen anfangen sollen. Doch mit der Gewohnheit des Besitzes kommt auch der Rath und das Gold- und Silberfieber, das sie zuerst besessen, wird jetzt bei ihnen zum Speculationsfieber. Oft mag dann der Ball im Rollen bleiben und mögen sich neue glänzende Funde zu den ersten häufen, oft aber geht auch der ganze kostbare Einsatz wieder verloren. Von Victoria aus bietet eine Wanderung durch die Vancouverinsel und weiter durch die im nördlichen Stillen Ocean gelegenen, gleichfalls zu Britisch-Columbia gehörenden Queen Charlotte Islands eine reiche Ausbeute an ethnologischen, geologischen und anderen hochinteressanten Gegenständen und eine Fahrt längs den Küstengewässern Britisch-Columbias gen Alaska hinauf oder nach dem Südende des Pugetsundes hinunter gehört zu den malerischsten der Erde. Herrliche, dichte Nadelwälder, in denen die majestätische Douglastanne vorherrscht, umsäumen die bergigen Küsten, ewiger Schnee bedeckt die Gebirgshöhenzüge und zahlreiche ewige Gletscher, die sich bis in das Meer ergießen, blinken aus den Thalschluchten hervor und gewähren ein Panorama von einer Pracht und Großartigkeit, das nicht seines Gleichen finden kann.

Bücherbesprechungen.

— **Kurze Hausandachten für Morgen und Abend.** Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Jugend herausgegeben von **Charlotte Schmid.** Erlangen, Fr. Junge. 1899. 3 ℳ 80 ₰. — Mit Freuden erfüllen wir den Wunsch der Verlagshandlung, unsern Lesern von dem Erscheinen dieses Andachtsbuches Kenntniß zu geben. Ein frommes Frauengemüth, erfüllt von dem Wunsche, die Glaubensfreudigkeit, die in ihm lebt, auch in Andern und namentlich in der Jugend erwecken zu helfen, will mit diesem Werke der christlichen Familie eine Handreichung thun, wie sie einer gebildeten und erfahrenen Christin sehr wohl ansteht und zusteht. Was Kinder begreifen und ergreifen können mit Verstand und Herz, das weiß doch eine mit der Kinderwelt vertraute Frau immer am besten. Nur soll das fleißig und sorgsam zusammengestellte Werk keineswegs ein Kinderbuch sein, sondern ein Buch für die christliche Familie sammt ihren Kindern. Deswegen ist nun freilich die Rücksicht auf möglichste Kürze, wie sie neuerdings aus allerlei Gründen bei allen solchen Unternehmungen erstrebt wird, hier vollends unerläßlich gewesen. Die Verfasserin bietet also zumeist nur einen kurzen biblischen Spruch, dann gewöhnlich ein Gebet, das bisweilen aus Psalmworten besteht, häufiger den bekannten alten Gebetssammlungen entnommen oder nachgebildet ist, am häufigsten wohl in Gestalt eines bekannten Gesangbuchliedes oder von Theilen eines solchen erscheint. Den Schluß soll am Morgen das Vaterunser, am Abend der aaronitische, abwechselnd mit dem apostolischen Segen bilden. Mit dieser Zusammenstellung, wie mit der Auswahl im Einzelnen erklären wir uns allenthalben einverstanden. Das Schriftwort kommt zu seinem Recht und die schlichten Gebetsworte dienen zugleich zu seiner Auslegung. Die Verfasserin hätte gut gethan, wenn sie diese Form der Andacht überall durchgeführt hätte, z. B. auch da, wo sie in Ausführung eines sehr glücklichen Gedankens Katechismusstücke einreiht, die ja nach Luther's Meinung und Vorschrift auch gebetet werden sollen. Statt nun hier den Abschluß mit einem Gebetswort zu suchen, hat sie allermeist nicht ein solches, wie es ihr z. B. Ahlfeld's Katechismuspredigten würden zur Verfügung gestellt haben, sondern noch ein Stückchen Betrachtung nach Caspari, Osiander u. A. hinzugefügt, so daß dann das Vaterunser das einzige wirkliche Gebet einer solchen Andacht bildet. Ebenso ist aber auch sonst öfter verfahren, wo das Gebet ganz wegbleibt und an seine Stelle ein Stück Predigt von Frommel oder Anderen tritt. Das ist aber auch der einzige Mangel, den wir an dem mit liebender Sorgfalt und trefflichem Verständniß bearbeiteten Werke entdecken können. Und da das Vaterunser das Gebet aller Gebete ist, auch jene Einrichtung, soviel wir sehen, nur in den Morgen-, aber nicht in den Abendandachten vorkommt, so fällt jener Mangel noch nicht einmal sonderlich ins Gewicht. So empfehlen wir das Buch getrost allen denen, die sich bei ihren gemeinsamen Gebeten der größten Kürze befleißigen müssen. Sie werden es bald lieb gewinnen. B. K.

— **Habt die Brüder lieb!** Eine Sammlung von Predigten und Ansprachen evangelischer Geistlicher aus allen Gebieten der inneren Mission. Herausgegeben von **H. Wittenberg,** Pastor an der Gethsemanekirche zu Berlin. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1898. Lief. 3 und 4. Je 1 ℳ — Wir verweisen wegen Art und Gestalt des Unternehmens auf unsere Anzeige der beiden ersten Hefte (Leipz. Ztg. Nr. 268, 1. Beil. vom v. J.). Die weiter erschienenen behandeln nun das Arbeitsfeld, nämlich Bibelgesellschaft, Ausbreitung christlicher Erbauungsschriften, Sonntagsschule und Kindergottesdienst, Stadt-

mission und kirchlichen Hilfsverein, Männer-, Jünglings-, Kaufleute- und Beamtenvereine, endlich Jungfrauen- und Dienstbotenvereine. Geboten werden Festpredigten, Festreden und Ansprachen. Es versteht sich von selbst, daß wir in eine Beurtheilung der einzelnen Leistungen hier nicht eintreten können; zum Theil bürgen die Namen der Mitarbeiter dafür, daß ihr Beitrag zum Mindesten irgend etwas Beachtenswerthes darstellt, zum Theil gewähren auch Reden sonst nicht bekannter Männer gerade auf dem von ihnen gepflegten Gebiet geradezu Muster für erbauliche und erweckliche Behandlung der Sache. Außerdem ist die Stellung, die man von verschiedenen Seiten aus zu allen oder zu einzelnen dieser Arbeitsgebiete einnimmt, eine so verschiedene, daß man den einzelnen Beitrag gar nicht beurtheilen kann, ohne zur ganzen Sache Stellung zu nehmen, wozu bei dieser Gelegenheit hier schwerlich der Ort wäre. Die einzelnen Beispiele wollen also geprüft und mit den Verhältnissen, die der Leser zu berücksichtigen hat, verglichen sein; aber selbst im Falle der Ablehnung läßt sich jedenfalls aus dem vorliegenden Beispiel irgend Etwas lernen. B. K.

— Das deutsche Volksthum. Unter Mitarbeit namhafter Gelehrter herausgegeben von Dr. Hans Meyer. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1898. — Wir haben das Werk, welches jetzt als Prachtband vor uns liegt, bereits bei seinem ersten Erscheinen ausführlich gewürdigt und müßten früher Gesagtes wiederholen, wollten wir jetzt in gleicher Ausführlichkeit darauf zurückkommen. Es ist ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes, so recht geschaffen, die deutsche Misère, für Augenblicke wenigstens, vergessen zu machen und uns mit hoher Freude darüber zu erfüllen, daß Gott uns gewürdigt hat, Deutsche zu sein. Es geht ein stolzer Zug durch das ganze Buch, ein heller Siegesklang des Deutschthums in der Geschichte. Landschaften, Religion, Recht, Sitten, Geschichte, Kunst und Dichtung sind in besonderen Capiteln behandelt. Die Illustrationen sind zum Theil wirkliche Kunstwerke. Das Buch sollte eigentlich in keinem deutschen Hause fehlen. —tg—

— Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meißen. Band 5 Heft 1. Meißen, in Commission bei Louis Mosche. 1898. 112 SS. 8°. — Ueber die Geschichte des sächsischen Weinbaus ist schon Manches geschrieben worden; die erste erschöpfende Arbeit über das wichtigste Weingebiet unseres Landes aber bringt das vorliegende Heft der Zeitschrift des Meißner Geschichtsvereins, die wir schon oft als eines unserer inhaltsreichsten und bestredigirten landesgeschichtlichen Organe zu rühmen hatten. Paul Kirbach hat mit großem Fleiße sowohl aus der gedruckten Literatur wie aus archivalischen Quellen, namentlich denen des Meißner Rathsarchivs, Alles zusammengestellt, was über die Geschichte des Meißner Weinbaus von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten Aufschluß giebt. Hat man wohl versucht, die Einführung des Weinbaus schon in die slavische Zeit zu verlegen, so steht dem gegenüber die Thatsache, daß vor 1161 desselben weder in Chroniken noch in Urkunden Erwähnung geschieht; wahrscheinlicher ist, daß die Kenntniß des Weinbaus aus dem Westen zu uns gekommen ist; anscheinend hat ihn die Kirche vermittelt. Bischof Konrad II. von Meißen (1371—1375) hat sich wohl besondere Verdienste um den damals übrigens schon seit Jahrhunderten betriebenen Weinbau erworben. Auf Grund der seit dem 14. Jahrhundert immer reicher werdenden Quellen giebt K. nun eine lehrreiche Uebersicht über alle auf dem rechten wie auf dem linken Elbufer nachweisbaren Weinberge, in deren Einzelheiten wir ihm nicht folgen; namentlich die Entwickelung des bedeutenden Weinbergbesitzes der Stadt Meißen verfolgt er sorgfältig. Bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hat der Weinbau mit kurzen Unterbrechungen — namentlich durch den 30jährigen Krieg — in Blüthe gestanden; dann trat eine Zeit des Rückgangs ein. Die Begründung der sächsischen Weinbaugesellschaft im Jahre 1800 und manche anderen Versuche, wie noch neuerdings die Einführung der Winzercurse an der Landwirthschaftsschule zu Meißen, sollten dem entgegenarbeiten, ohne daß es bisher dauernd gelungen ist. Der Verfasser giebt schließlich eine Uebersicht über die zu verschiedenen Zeiten gebauten Rebsorten, über die Arbeiten in den Bergen und ihre Organisation, über die Weinernte und ihre Erträgnisse, die sich für die Rathsweinberge bis zurück ins 15. Jahrhundert ziffermäßig verfolgen lassen. Der Aufsatz darf als ein wichtiger Beitrag zur sächsischen Wirthschaftsgeschichte bezeichnet werden. — Kürzer können wir die übrigen Arbeiten besprechen, die das Heft enthält. Maxim. Germann behandelt die „kurfürstlichen Kleiderordnungen und ihre Durchführung in Meißen“, namentlich während des 17. Jahrhunderts, Wilhelm Loose giebt als Beiträge zur Statistik der Stadt Meißen zwei durch die Einführung der General-Consumptionsaccise veranlaßte Tabellen von 1697—1699 und versucht im Anschluß an diese die Frage nach der Einwohnerzahl Meißens seit dem 16. Jahrhundert zu beantworten. Unter den „Lebensläufen verdienter Meißner“ endlich finden wir kurze Biographien des Musikers und Componisten Georg Dietrich, Cantors an der Stadtschule 1553—1585 (verfaßt von Kurt Benndorf), des 1870 verstorbenen Directors der königl. Porzellanmanufactur Heinrich Gottlieb Kühn (vom Domprediger Franz bereits 1870 veröffentlicht), des Oberbetriebsinspectors derselben Manufactur Gustav Ludwig Crasso und des um die Stadt Meißen mannigfach verdienten Karl Rudolf Donner (beide gestorben 1898), die letztere verfaßt von Adolf Körnich. —m—

— Die Berliner Märztage von 1848. Die Ereignisse und ihre Ueberlieferung. Von Dr. Wilhelm Busch, ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen. (Historische Bibliothek, herausgegeben von der Redaction der Histor. Zeitschrift. Bd. 7.) München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899. 74 SS. 8°. geb. 2 ℳ. — Als „wissenschaftliches Nachwort zur Literatur der Märzereignisse“, die das vorige Jahr in reicher Fülle gezeitigt hat, wird in dem uns vorliegenden Schriftchen zunächst eine sorgfältige und anschauliche Darstellung der tief bedauernswerthen Berliner Vorgänge namentlich in den Tagen vom 17.—19. März 1848 gegeben und dann eine Begründung der Hauptpunkte dieser Darstellung durch eine kritische Beleuchtung des vorhandenen Quellenmaterials, das, so unvollständig es auch ist — die amtlichen Berichte und die Aufzeichnungen der revolutionären Führer fehlen noch immer —, doch genügt, um ein klares Bild der Ereignisse zu gewähren. Schon vor 10 Jahren hatte H. v. Sybel in einem Aufsatz „Aus den Berliner Märztagen 1848“ eine ähnliche Untersuchung veröffentlicht, an die Busch anknüpft; er konnte aber wesentlich darüber hinausgehen, weil sich das Material seitdem erheblich vermehrt hat. Busch sondert die Quellen in zwei Gruppen: Berichte von Personen, die zu der Regierung oder der militärischen Oberleitung in ihre Berichte beeinflussenden Beziehungen standen, und Berichte von mehr oder weniger zufälligen Theilnehmern und Augenzeugen. Die letzteren sind, wie sich aus verschiedenen Beispielen ergiebt, im Allgemeinen weit weniger zuverlässig als die ersteren; und unter diesen zeichnen sich wieder die Aufzeichnungen des Ministers v. Bodelschwingh — auf die neuerdings eine interessante auch an dieser Stelle gewürdigte Broschüre seines Neffen v. Diest hingewiesen hat — und die von Oberst Schulz verfaßte, aber unmittelbar auf den General v. Prittwitz zurückzuführende Schrift „Die Berliner Märztage vom militärischen Standpunkte aus geschildert“ durch Glaubwürdigkeit aus, während die Berichte Arnim's, des Nachfolgers v. Bodelschwingh's, in ihrer Confusion die Verwirrung wiederspiegeln, in denen sich Arnim damals befand, und die gelegentlichen Aeußerungen des Königs, der sich in jenen Tagen in einem an Geistesstörung grenzenden Zustande befand, für die Feststellung der Thatsachen überhaupt unbrauchbar sind. Die kleine Schrift giebt einen erfreulichen Beleg für den Werth, den die methodisch-kritische Quellenforschung auch für Fragen der neuesten Geschichte besitzt. —m—

— Jahresbericht über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Landwirthschaft. 12. Jahrg. 1897. Herausgegeben von Dr. Emil Pommer. Braunschweig, Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn 1898. — Dieser infolge längerer Krankheit des Herausgebers etwas verzögerte Jahresbericht erscheint nunmehr im 12. Jahrgange und schließt sich in gleich guter Weise seinen Vorgängern an, indem es sich der Herausgeber zur Aufgabe gestellt hat, die in landwirthschaftlichen Zeitschriften zerstreuten, mehr oder weniger werthvollen Forschungen und Erfahrungen in der Landwirthschaft den Berufsgenossen zusammenfassend mitzutheilen oder doch wenigstens durch entsprechende Quellenangabe es Interessenten schnell zu ermöglichen, sich weiter zu informiren. Mannigfache Abbildungen neuer Geräthe und Maschinen erleichtern das Verständniß des Mitgetheilten und es ist sicher, daß auch dieser neue Jahrgang wohlwollende Aufnahme finden wird. Dr. H. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 18. Sonnabend, den 11. Februar, Abends. 1899.

Die deutschen Verwandtschaftsnamen.

Die neuhochdeutsche Sprache, unsere jetzige Literatursprache, ist im Wesentlichen noch die durch Luther's Bibelübersetzung und sonstige zahlreiche Schriften und Dichtungen nach und nach als allgemeine Kirchen-, Schul- und Staatssprache angenommene Redeweise. Dieselbe war ursprünglich eine mitteldeutsche, genauer thüringische, erweichende Umbildung aus der seit etwa 1150 in Süd- und Innerdeutschland zur Herrschaft gelangten mittelhochdeutschen Sprache, deren glänzende Blüthe im Volks- und Rittereпos und Minnesang mit der Reichsherrlichkeit des hohenstaufischen Kaiserthums zusammenfiel. Das Mittelhochdeutsche selbst aber war wieder eine oberdeutsche, speciell schwäbische Weiterentwickelung des vor ihm herrschenden Althochdeutschen. Die jetzigen oberdeutschen Dialekte, denen das Schweizer-Deutsch sich anschließt, sind wesentlich auf der Stufe des Mittelhochdeutschen stehen geblieben, ja enthalten manche ältere Elemente; die mitteldeutschen Mundarten, durch die Einwirkung des Niederdeutschen angegriffen, verrathen noch die Gährung, das unsichere Schwanken in Laut und Form, woraus die neuhochdeutsche Sprache sich klärend niedergeschlagen hat. So läßt sich das Hochdeutsche durch drei continuirliche Stufen bis in die Zeit der großen Römerkämpfe an der Donau und in den Alpen um die Geburt Christi zurückverfolgen. Das der älteren gemeinsamen Sprachstufe treu bleibende Niederdeutsche dagegen entwickelte sich theils im heimischen Flachlande durch die Stufen des Altsächsischen und Mittelniederdeutschen zu den heutigen zersplitterten plattdeutschen Dialekten, theils wandelte sich das Niederdeutsche jenseits des Nordmeeres in der neuen britischen Heimath und der poetisch-reichen, kirchlich und staatlich gebildeten angelsächsischen Sprache durch das gewaltsame Eindringen des normännisch-französischen Elements seit 1100 nach Christi Geburt allmälig zum jetzigen Englischen um, das — der abgeschliffenste und getrübteste aller deutschen Dialekte — über die Oceane dahin fliegend und Nordamerika, Südafrika, Australien colonisirend, die eigentliche Weltsprache unserer Zeit geworden ist.

Zu dem ältesten und bedeutsamsten Erbgut unserer deutschen Muttersprache gehört ein großer Theil der zahlreichen Verwandtschaftsnamen, das heißt der Wörter, welche Verwandte als solche bezeichnen oder verwandtschaftliche Beziehungen ausdrücken. Viele sind auf dem Gebiete des Germanischen allein unerklärbar, finden sich aber in den verwandten Sprachen bis zum Sanskrit hinauf in überraschendster Lautähnlichkeit und übereinstimmender Bedeutung wieder und geben den schönsten, würdigsten und erquickendsten Sinn. Diese Verwandtschaftsnamen haben sich von allem Sprachgut seit der indogermanischen Urzeit vielleicht am wenigsten verändert und ragen mit ihren alterthümlichen Lautformen von verlorenen Wurzeln in die Gegenwart herein. Schon aus diesem Grunde laden sie zur Forschung ein. Ihre Deutung aber läßt zugleich vorzugsweise tiefe Einblicke in die ältesten germanischen, ja indogermanischen Culturzustände thun und ist besonders geeignet, unsere Ehrfurcht vor den Ahnen zu erhöhen, indem sie lehrt, daß auch in Bezug auf die ehelichen, häuslichen, verwandtschaftlichen Einrichtungen unser Volksstamm sich früh als der edelste und hochbegabteste der Erde bewährt hat. Das Wort Verwandtschaft ist uns jetzt, trotz seiner Unsinnlichkeit und Unbehilflichkeit, das geläufigste geworden, um jede Art von Familienangehörigkeit zu bezeichnen. Die „lieben, theuren, zärtlichen“ Verwandten oder Anverwandten umfassen im weitesten Sinne sowohl die durch's Blut, wie die durch Verschwägerung Verbundenen, in Zusammensetzungen vorzugsweise erstere, wie in urverwandt, stammverwandt, Geschlechtsverwandte, Blutsverwandte, Seitenverwandte. Erst bei Luther und Hutten erscheint das Wort „verwandt“, auch verwendet, verwendt als passives Participium der Vergangenheit von verwenden, in der Bedeutung zugewandt, anhänglich, treu, besonders in Verbindung mit vereidet. Mit Sippschaft verwandt, d. h. durch Bande des Blutes einander zugewandt, bildet dann den Uebergang zu der alleinigen Anwendung des Wortes. Freund findet sich im gleichen Gebrauch wie Verwandter im älteren Neuhochdeutschen, eigentlich nur allgemein den Liebenden, Zugethanen, Wohlwollenden bezeichnend; ebenso Freundschaft für Verwandtschaft; freundschwägerlich und freundvetterlich sind alte Kanzleiausdrücke im Verkehr verwandter Fürsten. Namentlich aber tritt die verwandtschaftliche Bedeutung in dem Zeitwort freunden hervor, am häufigsten in dem Particip der und die Gefreundte, so auch die Gefreundschaft. Die Gefreundeten werden gern mit den „Bekannten“ zusammengestellt. Eine genauere Bezeichnung wird theils durch Beisätze erreicht, wie geborner oder gesippter Freund, Freundschaft des Geblüts — so nennt Schiller den Bruder einen anerschaffenen Freund —, theils durch Zusammensetzungen, wie das noch übliche Blutsfreund. Während in der gebildeten Sprache Freundschaft jetzt nur die freie Zuneigung ausdrückt, lebt in der Volkssprache und den Mundarten jene ältere Bedeutung der Verwandtschaft fort. Dieselbe ist übrigens auch schon im Mittelhochdeutschen nicht selten: so unterscheidet Walther von der Vogelweide gemachet und erborn vriunt, in der Gudrun nennt Hilde ihren Vater vriunt, im Nibelungenliede bezeichnet Rüdiger seine Verschwägerung mit Giselher als geworben vriuntschaft. Der Herkunft nach ist das Wort Freund ein altes erstarrtes Particip der Gegenwart von einem Zeitwort, das „lieben, umarmen, küssen“ bedeutet und im Gothischen noch erhalten ist. Daher bezeichnet Freund auch hin und wieder in allen germanischen Sprachen den Liebenden im eigentlichsten Sinne, den Buhlen, Bräutigam, Gatten, wie das derselben Grundform entsprossene Friedel, schon althochdeutsch vriudal.

Die Sippe ist für die Familienangehörigkeit das älteste, durch „Verwandtschaft“ und „Freundschaft“ verdrängte oder wenigstens jetzt sehr zurückgedrängte echt deutsche Wort, das in allen germanischen Sprachen heimisch bis hinauf zum gothischen sibja, welches im allgemeineren Sinne Bund, Gesetz, Sitte, Friede, Freundschaft und dann auch Verwandtschaft bezeichnet. Das entsprechende altnordische Wort sif (worin f lautgesetzlich für b steht) erscheint auch personificirt als Name einer Göttin, der Gemahlin des Donnergottes Thor, des Freundes der sittigen Menschenstämme, dessen Holz- oder Steinbilder die Grundsäulen der Wohnung ausmachten, des mächtigen Beschützers der friedlichen Feldarbeit, der mit seinem Hammer die Frevler zerschmettert, aber die Freundschaft und Verwandtschaft begründende Ehe einsegnet. Sif selbst ist besonders die mütterliche Herrscherin der korntragenden Erde, mit welcher der Mensch nach des Dichters Wort im Ackerbau gläubig den ewigen Bund gestiftet; sie repräsentirt als solche die größte aller Sippschaften, das zahllos wuchernde Geschlecht der Aehren, Halme Gräser. Der Mythus von ihrem goldenen Wunderhaar, das ihr die Schwarzalfe, die Erdzwerge, an Stelle des vom bösen Loki tückisch abgeschnittenen Haupthaares geschmiedet haben, bezieht sich zweifellos auf die im Winde goldlockig wogende Kornsaat. Auch wir sprechen wohl noch von einer Sippe der Gräser; doch ist Oken's Versuch, das veraltende Wort im wissenschaftlichen Sinne auf dem ganzen Gebiete der Naturgeschichte in der Mittelstellung zwischen Ordnung und Gattung vollgiltig einzubürgern, nicht von durchschlagendem Erfolg gekrönt gewesen; nur dichterisch bewahrt es bei vorsichtiger Anwendung seine Kraft und Würde. Sippschaft wird jetzt nur noch in verächtlichem Sinne gebraucht. — Magschaft war im älteren Deutschen ein anderer, noch von Luther gebrauchter

weitgreifender Ausdruck für Verwandtschaft. In der Rechtssprache erhielt sich das Substantiv der Mage, und zwar unterscheidet man Schwertmagen von männlicher Seite und Kunkel- oder Spindelmagen von weiblicher Seite. Das gothische meg-s bezeichnet nur Schwiegersohn, und auch in den übrigen germanischen Sprachen scheint die allgemeinere Anwendung von der Verschwägerung ausgegangen zu sein. — Geschlecht dient uns collectiv und zwar ausschließlich für die Blutsverwandtschaft. Das Wort erscheint in dieser Form zuerst im späteren Althochdeutschen und ist von schlagen abgeleitet in der Bedeutung „in oder nach einer bestimmten Richtung schlagen, nacharten". Das Geschlecht reicht also eigentlich soweit wie die Familienähnlichkeit. Im Besonderen wurde es auf diejenigen Familien angewandt, die sich des Gefühls der Zusammengehörigkeit ihrer Mitglieder vorzüglich bewußt sind und die Vererbung gewisser hervorragender körperlicher oder geistiger Eigenthümlichkeiten mit Stolz und Umsicht pflegten, also auf die Fürsten- und Adelsgeschlechter und die patrizischen Geschlechter in den Reichsstädten. Bei der Unbestimmtheit der Verwandtschaftsgrenzen aber ist es geschehen, daß das Wort Geschlecht auch bald benutzt wurde, um größere Gesammtheiten als die Familie zu bezeichnen, bis hinauf zum Menschengeschlecht. Das Althochdeutsche kannte auch ein einfaches Neutrum slaht in der Bedeutung von Geschlecht, und daher stammt das Adjectiv geschlacht, d. h. geartet, besonders gut geartet, gegensätzlich ungeschlacht.

Die Ehe ist die Urquelle aller Verwandtschaft, Sippe, Magschaft. Das Wort erweckt in uns eine ernste, würdige Vorstellung. In seiner frühesten germanischen Form (althochdeutsch ēwa) bezeichnet es vorwiegend die Ewigkeit und concret das ewige Gesetz, das Gesetz Gottes. Daran schließt sich die Bedeutung des auf das Gesetz gegründeten ewigen Bundes zwischen Gott und dem Volke Israel, Gott und der christlichen Kirche. Erst Notker verwendet das Wort in unserem Sinne für den ewigen geheiligten Bund zwischen Mann und Weib, der von der Kirche zu einem unauflöslichen Sacrament erhoben ward. Demnach bezeichnet ēwa die Ehe nach ihrer geistlichen, hirât dieselbe nach der weltlichen Seite. Die lebendige Volksanschauung über die Ehe spiegelt sich in Sprichwörtern wie: „ein fromm Ehweib ist des Mannes Herzenslust und Augentrost" — „zwei Eheleut' ein Leib, ein Herz" — „des einen Ehegatten Jammer ist des anderen Herzeleid". Die Vorbereitungen zur Ehe beginnen mit der Freite. Man sandte früher den Freiwerber an die Eltern der Erkorenen, wie Goethe das im sechsten Gesang von Hermann und Dorothea so trefflich geschildert hat, oder man freiete auch wohl selbst. Aus den niederen Ständen stammen die Redeweisen: „Freien geht vor Miethe" und „wer freien will, muß erst abdienen", letzteres vielleicht mit Anspielung auf die biblische Erzählung von Jakob. Häufig findet sich der Begriff des Freiens auf die ganze Heirath bis zur vollendeten Heimführung ausgedehnt. Der ganze Wortstamm ist aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche eingedrungen, wie er denn der oberdeutschen Volkssprache noch jetzt fremd ist. Ihm liegt das gothische frijôn zu Grunde, dem unser Wort „Freund" lautlich und begrifflich und das schon angeführte „Friedel" entspricht; ebenso die Liebes- und Ehegöttin Fria, von welcher der Freitag noch heute seinen Namen führt, der auch durch mancherlei Aberglauben und Sprüche mit dem Freien in Verbindung gesetzt wird. Am ausgebildetsten ist wieder die Gestalt der entsprechenden nordischen Göttin Frigg, der Gemahlin Odin's, die mit Schleiertuch und Spinnrocken des Gatten Hochsitz und Mahl theilt, verehrt als Begründerin und Behüterin ehelichen Lebens. Der Freite folgt eine ausführliche Beredung oder bindende Versprechung und Festsetzung der Zeit, Aussteuer und sonstiger Modalitäten des neu zu begründenden Hausstandes. Der alte Name dafür ist das jetzt auch die Eheschließung selbst umfassende Wort Heirath, schon althochdeutsch hirât, d. h. Eheberedung, Ehevertrag. Für den besonderen Act der vorläufigen Eheberedung und Versprechung ist jetzt das Wort Verlobung üblich geworden, seltener Verlöbniß. Das einfache Zeitwort loben, ursprünglich gefällig reden, schmeicheln, preisen und rühmen, zeigt schon mittelhochdeutsch die Bedeutung „verheißen, versprechen", wie wir noch das Land der Verheißung das „gelobte" Land nennen. Die Verlobung der jungen Leute zur Ehe geschah ursprünglich von Seite der Eltern oder Vormünder, mit Mund und Handschlag, in Gegenwart der nächsten beiderseitigen Verwandten als Zeugen, später auch, mit Vorwegnahme eines symbolischen Zeichens der eigentlichen Eheschließung, durch Ringwechsel der Verlobten, daher die Trauringe auch Verlobungsringe heißen. Zugleich ward von einer oder von beiden Seiten die Aussteuer ausgelobt, in mehreren Rechtsquellen Auslobung genannt. Die Verlobungsfeier wird auch mit Schmaus, Rede, Tanz begangen. Die eigentliche Bezeichnung der Verlobten bis zur Hochzeit ist jetzt Brautleute oder getrennt: der Bräutigam und die Braut. Letzteres Wort liegt allen ersteren zu Grunde; Bräutigam ist durch ein altes Synonym von -mann davon abgeleitet, heißt also der Brautmann. Die Braut wird demnach bei dem ganzen Verhältniß als die Hauptperson aufgefaßt, und mit Recht, da sie eben die Umworbene ist, die zwischen den Männern, als Trägerin des Geschlechts, die neue Sippe vermittelt. Daher heißt der Freiwerber, der nach vollendeter Brautschau die Werbung anbringt, häufig auch Brautwerber, schon althochdeutsch prûtipoto. Die Verlobungsfeier heißt auch Brautgesellschaft. Die Hochzeitfeier oder das Brautfest, schon mittelhochdeutsch brûte, beginnt bei den Wohlhabenderen bereits ein oder zwei Tage vor der Hochzeit mit dem Brautabend, gewöhnlich Polterabend genannt, dessen symbolische Scherze eigentlich auf den Hochzeitsabend selbst gehören und nur vorausgenommen sind, um die Würde und geistig-sittliche Bedeutung der Eheschließung reiner zu erhalten. Das Volk dagegen kennt im Allgemeinen diese Vorbereitung nicht und poltert noch nach uralter Sitte, wie die Römer, am Hochzeitsabend; dafür dauern die Hochzeitsfeierlichkeiten, namentlich auf dem Lande, auch noch mehrere Tage nachher fort, mitunter eine Woche. Die Braut legt an ihrem Ehrentage den Brautstaat oder Brautputz an, wozu nach alter Sitte das Brauthemd gehörte, das aus dem selbstgepflanzten, -gesponnenen und -gewebten Brautflachs bereitet war und den unvermählt Sterbenden als Todtenhemd diente. Unmittelbar über dem Hemde ward der Brautgürtel getragen, oft kostbar gestickt. Ein anderes vorgermanisches Symbol ist der noch übliche Brautschleier. Das Binden und Verhüllen des langen Haares, als Sinnbild der verlorenen Freiheit, war mildernder Ersatz des Abscheerens, das bei der Einweihung der Nonnen als Himmelsbräute nach uralter Strenge geübt wird; in alter Zeit wurden Sklaven geschoren. Wenn das Wort Braut und seine Ableitungen vorzugsweise den fröhlichen Theil der Hochzeitfeier vor die Seele führen, so findet der ernstere Theil seinen Ausdruck in dem Worte Vermählung. Diesem liegt das althochdeutsche mahal zu Grunde, das die feierliche Versammlung der Gemeinde oder Gaugenossenschaft bedeutet. Der gewöhnliche Name der Vermählten ist derjenige der Gatten oder Ehegatten. Althochdeutsch gab es ein Adjectiv gegat mit der Bedeutung „verbunden, zu etwas passend, gleich"; das mittelhochdeutsche gate bezeichnet „Gesell, Genosse, durch Ehe oder Herkunft Verbundener". Es sind die Gatten demnach „die Verbundenen, die Gleichen", und das herzlich gemeinte Wort deutet auf die Innigkeit des gegenseitigen Verhältnisses, aber auch auf die wesentliche Rechtsgleichheit der Eheleute hin, die bevorzugte Stellung der germanischen Frau verbürgend.

Die jetzt gebräuchlichste Bezeichnung der Ehegatten nach dem sie trennenden Geschlecht ist Mann und Frau, zwei Wörter, die ursprünglich durchaus nicht zusammengehören. Der etymologischen Bedeutung nach heißt Mann der „Denkende, Strebende", Frau die „Herrin, Gebieterin". Durch den Frauendienst des Mittelalters ist das Wort Frau Ehrentitel der Ehegattin überhaupt, dann allgemeine, wenn auch immer edlere Benennung des Weibes geworden; auch hier hat sich die Ahnung des alten würdigen Sinnes beim alltäglichen Gebrauch im dunklen Bewußtsein erhalten. Mit dem Worte Frau wechselt im Gebrauche außerordentlich häufig das Wort Weib. Wie schon das sächliche Geschlecht desselben vermuthen läßt, entbehrt es jedoch den Begriff der Herrschaft, Würde, Scheu, der in „Frau" in Erscheinung tritt, und hebt mehr das eigenthümliche Wesen des Frauengeschlechtes in Hingebung, Unterwürfigkeit, dienender Thätigkeit, auch in Schwäche und Unselbständigkeit hervor. Daher wird es einerseits im innigeren, gefühlvolleren, sympathischeren Sinne gebraucht, andererseits nimmt es im Munde des Mannes auch leicht einen Zug von Geringschätzung und Tadel an. Schon die mittelhochdeutschen Dichter unterscheiden zwischen frowe und wîp meist richtig. Frau drückt gesellschaftlich unbedingt die höhere Stellung aus, das gleichberechtigte Auftreten dem Manne gegenüber, die geistige Reife; sofern aber Weib die eigenthümlichen Vorzüge des schöneren und zarteren, feinfühlenderen und aufopferungsfähigeren Geschlechts schärfer hervorhebt, gewinnt es dadurch natürlich und poetisch das Uebergewicht. Das Weib ist

die Krone der Schöpfung, die echte Weiblichkeit der höchste Ruhm der Frauen, und „das ewig Weibliche zieht uns hinan“. So wird „Weib“ auch poetisch bevorzugt, wenn unser tiefstes Gemüth erregt werden soll. „Kind“ bezeichnet vorzugsweise die noch Abhängigen, im elterlichen Hause Heimgehaltenen; dazu stimmt das den Geschlechtsunterschied noch verhüllende sächliche Geschlecht des Wortes. Mit dem Worte Vater verbindet sich die Vorstellung der angeerbten Tüchtigkeit, der ernsten und doch liebevollen Aufsicht, Führung, Förderung. Es findet sich in allen germanischen und indogermanischen Sprachen treu erhalten wieder und führt auf eine ursprüngliche Form pa-tar, der Tränker, der Hirt, der Schützer. Eine abgekürzte, reduplicirte Form von patar ist papa, das als Kinderwort sich fast unverändert durch alle verwandten Sprachen erhalten hat. Dieses Wortes hat sich auch die Kirche bemächtigt: der russische Pope ist daher benannt wie der römische Papst, das ist pap-ista = großer Papa. Mutter, im ganzen indogermanischen Gebiet ebenso verbreitet, stammt in der ältesten, im Sanskrit erhaltenen Form mâ-tar von einer Wurzel mâ, die zunächst „sinnen, erwägen, streben, sorgen“ bedeutet. Sohn und Tochter sind uralte Verwandtschaftswörter, die sich bis zum Sanskrit hinauf wieder finden, wo sie sunus und duhitar lauten. Ebenso die Namen Bruder und Schwester, welche durch alle verwandten Sprachen verbreitet sind; ihren indogermanischen Grundformen b'râtar und svastri oder svastar stehen die deutschen Formen noch sehr nahe. Der eigentliche Name für den Großvater väterlicher und mütterlicher Seite ist Ahn, schon althochdeutsch ano; die Großmutter heißt davon abgeleitet die Ahne, ana. Der gewählteren Sprache gehören die Composita Ahnherr und Ahnfrau an, daher meist von adligen Großeltern gebraucht; doch läßt Goethe seinen Faust von Gretchen sagen, sie habe wohl „dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt“; sonst wird bürgerlich auch Ahnvater und Ahnmutter gebraucht. Der Vater des Großvaters heißt Urahn. Suchen wir nach Herkunft des Wortes, so finden wir im Althochdeutschen das Zeitwort unan, günstig sein, gewähren, gönnen, wovon unst, Gnade, Gunst, Güte, aber auch Sturm, Unwetter. Die Wurzel an, wehen, hauchen und dann *günstig sein, ist* uralt. Der Ahn ist demnach der Anhauchende, *Begünstigende*, Fördernde, Liebevolle, eine durchaus passende Bezeichnung, zumal für den Großvater dem Enkel gegenüber, auf den sich diese Benennung zunächst beziehen muß. Enkel, schon mittelhochdeutsch énikel, kann nur Diminutiv von Ahn sein und bezeichnet den Enkel tiefsinnig und schlagend als „kleinen Ahn“, gemäß dem schon in uralter Zeit beobachteten Vererbungsgesetz, wonach die körperlichen und geistigen Charakterzüge eines Individuums, gewöhnlich mit Ueberspringung eines Geschlechts, erst in der zweiten Generation voll und scharf wieder hervortreten, womit ohne Zweifel auch zusammenhängt, daß bei Hindus, Griechen, Germanen nach ältester gemeinsamer Sitte die Namen der Enkel von denen der Großeltern hergenommen zu werden pflegten.

Unter den Seitenverwandten nimmt der Vatersbruder die erste Stelle ein. Sein eigentlicher Name ist Vetter, eine Ableitung von Vater, althochdeutsch fatureo später vetoro. Jetzt bezeichnet das Wort nicht selten alle männlichen Anverwandten. Schweizerisch heißen die Blutsvettern „Vettern zur Rechten“, die angeheiratheten „Vettern zur Linken“. Vorzüglich jedoch ist Vetter heutigen Tags für Geschwisterkind im Gebrauch. Wegen der vielfachen Blutsverwandtschaft und Verschwägerung aller Fürstenhäuser Europas nannten sowohl früher der deutsche Kaiser und die Kurfürsten die Reichsfürsten Vetter, als noch jetzt Vetter, wie das französische Cousin, allgemein vertrauliche Anrede der Herrscher unter einander ist. Oheim, contrahirt Ohm, ist der specifisch deutsche Name des Mutterbruders. Das Verhältniß der Schwesterkinder zum Ohm war bei den alten Germanen ein geheiligtes. Die Wurzel des Wortes ist au oder av, im Sanskrit „aufmerksam beachten, hüten“, und alle diese Beziehungen passen trefflich auf obige Vorstellung von Oheim und seiner rechtlich socialen Stellung in der Familie. Im Lateinischen findet sich von derselben Wurzel avus, Großvater und avunculus, Oheim, eigentlich der kleine oder jüngere Großvater; auch in der deutschen Endung (h)eim könnte möglicherweise eine Diminutivsilbe stecken. Unter den weiblichen Seitenverwandten entspricht dem Vetter ursprünglich als Vatersschwester die Base, schon altdeutsch pasâ. Nach dem Tode der Mutter fällt seit alter Zeit ihr zunächst die Erziehung der noch unerwachsenen Bruderkinder zu und besonders die Leitung und Beaufsichtigung der Mädchen. Das Wort führt zurück auf eine indogermanische Wurzel b'as, binden, verhüllen, bedecken, schützen. Die Base ist demnach „die das Kind Bindende, Wickelnde, und am Busen Tragende, Schützende“, eine in jeder Hinsicht trefflich passende Bezeichnung. Im Unterschiede von der Base als Vatersschwester heißt die Mutterschwester eigentlich Muhme, schon althochdeutsch muamâ, offenbar durch Ablaut aus mâmâ, der kindlichen Reduplication des abgekürzten mâ-tar entstanden. Den Geschwistern der Eltern gegenüber heißen die Kinder Neffen und Nichten. Letzteres ist, trotz der scheinbaren Verschiedenheit, dennoch die regelrechte weibliche Form zum ersteren. Neffe nämlich ist eine abgekürzte Form von Nefet, Nichte aber ist eine aus dem Niederdeutschen eingedrungene erweichte Form von Nifte, althochdeutsch nift, Diminutiv niftilâ. Wie sich nun, wie oben nachgewiesen, Oheim und Großvater in ihrer Familienstellung den jüngeren Generationen gegenüber vielfach berühren und durch gleiche Namen zusammengefaßt werden, so die Geschwisterkinder und die Enkel. Schon althochdeutsch bezeichnen nëvo und nift auch Enkel und Enkelin. Ebenso werden die entsprechenden lateinischen Worte nepos und neptis, woher französisch neveu und nièce, gleich häufig für Neffe und Enkel, Nichte und Enkelin gebraucht, ja sanskritisch napât und napti haben fast durchweg letztere Bedeutung. Aus dem Begriff Enkel und Enkelin entwickelt sich dann in beiden Sprachen der von Abkömmling überhaupt.

Nachdem wir so die wichtigsten Beziehungen der Blutsverwandtschaft betrachtet haben, kommen wir nun zur angeheiratheten Sippe. Das altgermanische Wort für den Schwiegersohn oder Tochtermann Eidam hat sich nur hochdeutsch und zwar in unveränderter Form erhalten. Die Ableitung von Eid liegt klar vor: der Eidam, wofür sich mit Umdeutung auch geradezu „Eidmann“ findet, ist der Eid Leistende, durch Eid Gebundene. Bei den alten Germanen mußte nämlich der erkorene Tochtermann seine Anhänglichkeit an die Verwandtschaft des Brautvaters durch einen feierlichen Schwur bekräftigen, so daß er gewissermaßen in die Familie des Schwiegervaters übertrat. Es finden sich für Letzteres nicht wenige historische Beispiele, namentlich bei reichen Erbtöchtern. Die tiefe Bedeutung des schwiegerväterlichen Verhältnisses tritt auch schon in der Geschichte des Segest und Arminius hervor. Der Eid wurde in alter Zeit mit einem Schwurring geleistet, dergleichen man in den letzten Jahren manche ausgegraben und erst neuerdings in ihrer Bedeutung erkannt hat. Die Frau des Sohnes heißt nach uraltem gleichbedeutenden Namen Schnur, sanskritisch snusâ für sunusa von sunu Sohn. Dem Eidam und der Schnur stehen für die Eltern des anderen Gatten ursprünglich gegenüber die zusammengehörenden Bezeichnungen Schwäher und Schwieger, althochdeutsch suehur und suigar. Jetzt sind die Composita Schwiegervater und Schwiegermutter, collectiv Schwiegereltern üblicher geworden, und dem entsprechend braucht man auch meistentheils Schwiegersohn, -tochter, -kind. Bei Wiederverheirathung des Ueberlebenden von zwei mit Kindern versehenen Gatten tritt endlich das Verhältniß ein, das durch die Composita von Stief- ausgedrückt wird. Stiefverwandte pflegten sich nach altgermanischer Sitte durch abweichende Farbe der Tracht schon äußerlich kund zu thun, während leiblich Verwandte gleichmäßig gekleidet gingen. Daher heißt die bekannte bunte Blumenart „Stiefmütterchen“. Das althochdeutsche stiuf führt auf eine indogermanische Wurzel stub, von deren einfacher Form stu im Sanskrit zahlreiche Ableitungen vorkommen; sie bedeuten „schlagen, stoßen, verletzen, abhauen, quälen“, und das Stiefkind — denn in dieser Verbindung findet sich das Wort zuerst — ist das „losgerissene, gestoßene, geschlagene, gequälte Kind“, was zu der noch lebendigen Volksanschauung durchaus paßt.

Das Culturbild, das sich für die indogermanische Urzeit aus der ursprünglichen Bedeutung der Verwandtschaftsnamen ergiebt, bietet die schönsten Züge dar. Das Verhältniß der Geschlechter zu einander beruht auf freiwählender Liebe, was noch in unserm „Freien“ ausgedrückt ist. Die ersten Namen für Liebende und Verwandte sind von derselben Wurzel abgeleitet wie das deutsche „Freund“. Das Familienleben war patriarchalisch. Der Vater ist der „Nährende, Schützende, Herrschende“ in der Familie. Er war Krieger und Mann, d. h. Denker zugleich. Daß die Einehe bereits gesetzlich war und das Hauswesen auf der Herrschaft einer Frau beruhte, ergiebt sich aus der ehrenvollen Benennung der Mutter, der „Waltenden, Messenden, Sorgenden“. Die schönen Grundlagen echt germanischen Familien- und Verwandtschaftslebens sind durch das Christenthum verstärkt worden. Die Kirche hat erst die Ehe in ihre volle und höchste Bedeutung eingesetzt und zur innigsten Vereinigung der Seelen geweiht. Von diesem Mittelpunkte aus sind dann alle anderen verwandtschaftlichen Verhältnisse in reinerem Lichte verklärt worden, und auf ihm hat sich das Ideal christlichen Familienlebens aufgebaut. •—

Bücherbesprechungen.

— Afranisches Ecce 1898. 3. Heft. Bearbeitet von Lic. theol. Gustav Türk, Professor zu St. Afra. Meißen, Niederlage des Vereins ehemaliger Fürstenschüler, 1899. — Zu den unleugbaren Vorzügen der Fürstenschulen mit ihren Internaten gehört der engere Zusammenhang zwischen Lehrern und Schülern, die größere Wärme und Innigkeit, die die ganze Schulgemeinde durchdringt und wirksam bleibt bis lange über die Schulzeit hinaus. Gewiß fehlt es auch anderen Anstalten nicht an erfreulichen Zeugnissen für ein herzliches Einvernehmen zwischen dem Collegium und den alten Schülern. Ja die Zahl derjenigen, die unmittelbar nach dem Verlassen des „Kastens" ihre Freiheit darin glauben zeigen zu müssen, daß sie die seitherigen Lehrer geflissentlich „schneiden", ist wohl überall gering. Aber schon die Stärke der Classen an den großstädtischen Gymnasien bringt es mit sich, daß es hier schwerer hält, die alten patriarchalischen Formen des Verhältnisses aufrecht zu erhalten. — Der schöne Brauch der Fürstenschulen, ihrer im Laufe eines Jahres verstorbenen ehemaligen Schüler in einem feierlichen Ecce zu gedenken, hat seit einigen Jahren eine Erweiterung dahin erfahren, daß kurze Lebensläufe der Abgeschiedenen zu einem Druckhefte vereinigt werden. Das uns hier vorliegende dritte Heft des Afranischen Ecce enthält biographische Nachrichten von 28 früheren Meißner Fürstenschülern. Mit einer Aufzählung der Namen würde wohl nur einem kleinen Theile unseres Leserkreises gedient sein. Noch weniger dürfte es angebracht erscheinen, einen oder den anderen herauszugreifen, weil ihn die Gnade des Himmels und die eigne Begabung auf einen höheren Platz in der Welt gestellt hatte. Den Hinterbliebenen der in diesem Hefte Genannten wird es eine wehmüthige Freude sein, die treuen Gedächtnißworte der alten Schule zu lesen. Aber auch dem lebenden Geschlechte der Schüler mag solch ein Friedhofsgang das Pflichtbewußtsein schärfen und den Entschluß kräftigen, ihrer Schule dermaleinst im Leben keine Schande zu machen und der Führerin ihrer Jugend allezeit die Treue zu halten. Aus diesem Grunde und in diesem Sinne nehmen wir gern Gelegenheit, auf das Heft hinzuweisen und ihm recht viele aufmerksame und nachdenkliche Leser zu wünschen. R. B.

— Der Ideengehalt der Versunkenen Glocke von Hans Lorentz. Leipzig, 1898. Verlag von Dr. Seele & Co. — Der Verfasser giebt eine Analyse der bekannten Dichtung; er protestirt dagegen, daß Heinrich der Glockengießer ein Faust sei, die nach Wahrheit ringende Menschenseele repräsentire, daß er wesentlich deutsche Züge trage. Er hat kaum etwas anderes Nationales an sich, als sein von Frau Magda gefertigtes altdeutsches Wams; nur wenn man durch die Nietzsche'sche Brille sieht, lasse sich etwas aus ihm machen; denn diesem ist der Philosoph ein Mensch, der außerordentliche Dinge erlebt, sucht, hört, argwöhnt, hofft, träumt, der für eine Verbesserung der als veränderlich erkannten Seite der Welt, also für eine neue Moral, Religion, Gesellschaftsordnung kämpft. Das Rautendelein sei durchaus nicht eine Verkörperung der deutschen Poesie; dieses launenhafte Geschöpf ohne Geist und Witz, das nach seinen eigenen Worten bisweilen zum Vergnügen lacht und seufzt, trage nicht das reine und edle Antlitz der deutschen Dichtung. So steht der Kritiker dem Werke selbst und seiner allerdings sehr unklaren reformatorischen Tendenz feindlich gegenüber. Das Neue, was wir in der kleinen Schrift finden, besteht aber weder in der Nacherzählung der Dichtung, noch in der oberflächlichen Beurtheilung, sondern in einer kleinen Blüthenlese französischer Kritiken, welche der deutschen Märchendichtung gehörig am Zeuge flicken. So sagt Fouquier im Figaro, das Stück enthalte nur einige hübsche Stellen, Lichtblicke in einem Gewitter wolkiger Reden, banaler Declamationen und nichtssagender Phrasen. Duquenel im Gaulois erklärt, dieses Stück, das die deutsche Seele darstellen solle, sei für die französische kein Genuß; ihr sei diese falsche, neblige, philosophische, banale, zum Weinen langweilige, dunkle, unverständliche Feerie bis zum Ekel zuwider. Das Drama sei ermüdend und erschöpfend anzuhören und gebe einen ernsten Begriff von der germanischen Geduld. Der Symbolismus diene hier zum Kleiderrechen, an den man alte Lumpen gehängt hat. Für das leichtgläubige Deutschthum möge das etwas sein, hier in Frankreich lache man darüber. Diese Kritiken sind zwar sehr einseitig, doch gegenüber der Ueberschätzung des Dichtwerks durch deutsche Kathederweisheit und Cliquenreclame muß man doch auch dies Urtheil der Franzosen zu Worte kommen lassen, welches den gesunden Menschenverstand vertritt. R. v. G.

— Geschichte des Steinbetriebes auf dem Rochlitzer Berge. Von Dr. W. Clemens Pfau. (Mittheilungen des Vereins für Rochlitzer Geschichte. 2. Heft. 1898.) Druck von Max Bode, Rochlitz i. S. 156 S. 8°. — Der Verfasser, dem wir bereits verschiedene beachtenswerthe Aufsätze über das sächsische Steinmetzwesen verdanken — seine Arbeit über die Rochlitzer Hüttenordnung (1896) haben wir s. Z. an dieser Stelle ausführlich besprochen — ist wohl zu bescheiden, wenn er die vorliegende Studie als „Rahmenarbeit" bezeichnet, „weil es trotz allen Forschens z. Z. noch nicht möglich ist, alle Punkte dieser Betriebsgeschichte erschöpfend zu erläutern, vielmehr später ergänzende und vertiefende Einzelbehandlung gewisser Fragen zu wünschen und zu erwarten ist". Wie selten ist der Historiker in der glücklichen Lage, etwas Anderes als solche „Rahmenarbeit", etwas wirklich Erschöpfendes zu geben, wie oft muß er eine mühsame Arbeit mit der Hoffnung schließen, daß weitere Untersuchungen zu weiteren Ergebnissen führen möchten, und sich mit dem Bewußtsein trösten, daß solche Untersuchungen eben doch nur durch die von ihm geschaffenen Grundlagen ermöglicht werden. Das gilt auch von unserer Schrift, die ein fesselndes Gebiet der heimischen Handwerks- und Kunstgeschichte mit gründlichem Fleiß und kritischer Sorgfalt zum ersten Male im Zusammenhange bearbeitet. Sie wird eingeleitet durch eine historische Beschreibung des theils im Besitz des Staats, theils in dem der Herren v. Schönburg befindlichen Rochlitzer Waldes, der ihn durchquerenden Waldstraßen und Waldwege, des auf der Kuppe des Rochlitzer Berges und seiner südlichen Abdachung sich findenden rothen Porphyrtuffs, des sogenannten Rochlitzer Steines, und der schon gegen Ende des Mittelalters ziemlich zahlreichen Brüche, in denen er gewonnen wird. Von großem Interesse ist, was Pfau über die Erwerbsverhältnisse des Rochlitzer Steinbetriebs berichtet; wenn die Bruchbesitzer heute nicht als Besitzer der Liegenschaft selbst, sondern nur als Inhaber des Bruchrechts gelten, so war dies Verhältniß in älterer Zeit nicht so klar: die bei Besitzwechsel zu zahlenden Lehngelder und die seit Ende des 17. Jahrhunderts aufkommenden Erbzinsen lassen doch auf ein Eigenthumsrecht der Bruchinhaber schließen. Daneben gab es noch Abgaben von den Ergebnissen der Arbeit, wie das Waldrecht und die Berggebühr. Die Verhältnisse haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des Bergbaues. Eine Uebersicht über die Einnahmen aus dem Betriebe ist nur in beschränkter Weise möglich; ebenso muß eine Statistik der Steinarbeitspreise, wie jede geschichtliche Preisstatistik lückenhaft bleiben, doch sind die vom Verfasser auf Grund der Rochlitzer Amtsrechnungen gemachten Angaben sehr dankenswerth. Der Rochlitzer Stein fand seit der Zeit des romanischen Stils bis zur Gegenwart vor Allem als Baustein Verwendung, wie der Verfasser an zahlreichen, mit bienenmäßigem Fleiß zusammengetragenen Belegen nachweist, daneben auch für Altarstufen, Kanzeln, Taufsteine, Opferstöcke, Weihwasserbecken, für Mühlsteine und Viehtröge, Grabdenkmäler, Denk- und Grenzsteine u. s. w. Pfau geht dann auf das Personal der Rochlitzer Steinbrüche ein. In älterer Zeit kann von einer besonderen Rochlitzer Steinmetzschule nicht die Rede sein; wanderlustige Steinmetzen aus allen Theilen des Reiches haben auch hier gearbeitet. Erst seit dem 16. Jahrhundert sind Rochlitzer Steinmetzfamilien nachweisbar; seit dem 17. Jahrhundert gab es eine Rochlitzer Steinmetzinnung. Einer Uebersicht über die Bruchbesitzer und Bruchvorstände bis gegen 1700 schließt sich eine besonders beachtenswerthe und durch zwei Tafeln erläuterte Uebersicht über die ältesten Steinmetzen auf Grund ihrer Zeichen an, die einen sehr willkommenen Beitrag zur vielbehandelten und noch immer nicht völlig geklärten Frage der Steinmetzzeichen giebt. Bis zur Begründung der Innung weist Pfau nicht weniger als 278 Zeichen nach, die ältesten aus dem 13. Jahrhundert; ihnen schließen sich 86 Zeichen von Rochlitzer Innungsmeistern an. Das letzte Drittel der Schrift enthält eine hauptsächlich auf Grund der in den Innungsladen der Rochlitzer Steinmetzen befindlichen Acten bearbeitete ausführliche Geschichte der Innung, ihre Ordnungen, die Lehrzeit, die Gesellen- und Meisterschaft, die mannigfachen Streitigkeiten der Innungsglieder unter einander und mit Auswärtigen u. dergl. m.; ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des sächsischen Innungswesens überhaupt. Eine Uebersicht über sämmtliche nachweisbare Meister der Rochlitzer Innung bildet den Schluß. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 19. Dienstag, den 14. Februar, Abends. 1899.

Josef Victor von Scheffel als Heidelberger Student.

Zum 16. Februar. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Stets werde ich von Gefühlen hoher Freude erfüllt, wenn ich etwas Neues und Gutes aus dem Leben des vor schon länger als einem Jahrzehnt heimgegangenen deutschen Dichters Josef Victor v. Scheffel erfahre. Und diese Gefühle auf Andere übergehen zu lassen, erhöht meine Freude, — hat doch kein deutscher Dichter der neueren Zeit zahlreichere und echtere Freunde gehabt, als gerade dieser gottbegnadigte einstige „Alemanne“. Darum greife ich auch heute wieder zu meinem „Handgewaffen“, wie Scheffel die Stahlfeder nannte, um Dem, der es hören will, etwas aus seinem Heidelberger Studentenleben zu erzählen, das ihm vielleicht noch einiges Neue bieten wird. Eine besondere Veranlassung bietet mir hierzu das kürzlich erfolgte Erscheinen der Erinnerungen, die ein Jugendfreund Scheffel's aus seinem Leben durch den Druck veröffentlicht hat, nämlich der weitbekannte Professor Adolf Kußmaul.*) In diesem prächtigen Werk begegnete ich beim Lesen des dritten Buchs, „Burschenleben“ überschrieben, auch mehrmals dem Namen Scheffel, und selbst noch ganz unbekannte Verse, die dieser schon als Student geschmiedet, traten mir dabei vor die Augen. Das war für mich Grund genug, um die Jugenderinnerungen des berühmten Arztes einer genaueren Durchsicht zu unterziehen und die gemachte Ausbeute zum Gegenstand eines Aufsatzes zu machen, der hier „unter dem Strich“ folgen möge.

* * *

Josef Victor v. Scheffel, der mit großem Erfolge das Karlsruher Lyceum besucht hatte (als Beweis hierfür kann die große Zahl von goldenen und silbernen Denkmünzen gelten, welche dem jugendlichen Classenschüler als Prämien des Lehrercollegiums verliehen worden waren), hat nach einander drei deutsche Universitäten bezogen, um die Rechte zu studiren nämlich München, Heidelberg und Berlin und zwar in den Jahren 1843—47. Nachdem er bereits ein Jahr in München studirt hatte, kam er im Herbst 1844 nach Heidelberg. Hier hatte damals gerade Kußmaul mit einigen Commilitonen, nämlich den stud. med. Eduard Bronner aus Wiesloch, stud. jur. Karl Volk aus Offenburg, stud. cam. Heinrich Lepique und stud. jur. Edmund Kamm, beide aus Karlsruhe, eine neue Verbindung gegründet, nachdem sie aus der Suevia in Frieden ausgeschieden waren. Sie stellten ein neues Reformprogramm auf, um hauptsächlich dem Mensurwesen entgegenzutreten, wie es die Corps ausgebildet und zu ihrer wesentlichsten Aufgabe gemacht hatten.**) Auf Grund solcher Erwägungen trat im J. 1844 die neue Verbindung in Heidelberg ins Leben. Die neue Verbindung, welche diese fünf „alten Häuser“ gründeten, wurde von ihnen Alemannia genannt und erhielt bald Zuwachs. Zu den ersten 3 Studenten, die sich ihr anschlossen, gehörte nun auch Josef Scheffel. In kurzer Zeit wuchs die Verbindung auf eine Stärke von 50 Mitgliedern heran, unter denen sich 6 Burschenschafter aus Jena, Tübingen und Bonn befanden. Die Alemannia sollte keine Waffenverbindung, sondern eine Gesellschaft ehrenhafter Burschen sein, die Aufnahme war nur an die letztere Bedingung geknüpft. Ihr Vorgehen hatte die günstigste Wirkung auch auf die Corps: die Mensuren nahmen bei ihnen mehrere Jahre lang an Häufigkeit ab. Ohne Zweifel war die Aufgabe der Alemannia, wie sie ihren fünf Stiftern vorschwebte, sehr löblich: sie bestand in Pflege einer heiteren Geselligkeit, guter Sitten, vaterländischer Gesinnung, eines wissenschaftlichen Geistes und der Sorge für Kräftigung des Leibes durch Turnen und Fechten. Eine politische Verbindung sollte die Alemannia nicht sein, die Verirrungen und das Schicksal der Burschenschaft schreckten davon ab. Es wurde kein fertiges politisches oder religiöses Glaubensbekenntniß verlangt, sondern nur ein redliches Streben nach Bildung des Geistes und Charakters. Ueber die fernere Entwickelung der neuen Verbindung schreibt nun Kußmaul Folgendes: „. . . . Bei der allgemeinen Gährung in Deutschland gährte es natürlich auch in den Köpfen der Alemannia, in dem einen mehr, dem andern weniger. Allgemach gruppirten sich die Mitglieder der Verbindung in zwei Hälften, eine größere rechte und eine kleinere linke. Der rechte Flügel hielt fest an dem ursprünglichen Programm. Die Alemannia sollte lediglich studentische Reformverbindung sein und das Burschenleben in seiner Eigenart, jedoch von den übeln Bräuchen gereinigt und geläutert aufrecht erhalten; die Linke dagegen verlangte radicale Grundlagen der Philosophie, Religion und Politik, mit Bethätigung der politischen Ueberzeugung schon auf der Hochschule. Noch ehe das Semester zu Ende ging, kam es zur Trennung, und die vielversprechende Verbindung zerfiel. . .“ Die Alemannia wählte sich Gold, Blau, Gold zu ihren Farben. Dadurch wird in Scheffel's „Gaudeamus“ ein Gedicht verständlich, das er am 29. Juni 1856 unter den Palmen Bordigheras abgefaßt und mir unmittelbar nachher zugeschickt hat. Krank und fiebernd war er aus den überschwemmten Niederungen des Rhonethals nach der Riviera gekommen. Zum Sterben elend lag er am Strande, den Blick gerichtet auf die tiefblaue Fluth des Meeres; da zaubert ihm der Goldglanz, der über sie hinschimmerte, die Tage von Alemannia zurück.

„Hier umfängt mich die alte blaugoldene Pracht,
Die der Jugend Leid mir versüßte,
Hier murmelt das Meer so träumerisch sacht,
Als ob Sorrento mich grüßte.“*)

Hierzu bemerkt jetzt Kußmaul: „Verwundert las ich diese fast Heine'schen Zeilen. Im Horn am Neckar hatten die Freunde niemals der Jugend Leid an Scheffel bemerkt. Er muß es recht geheim getragen haben.“ — In der Alemannia war manches schriftstellerische und selbst dichterische Talent vertreten. Außer Scheffel war es besonders Karl Blind, der durch geistvolle Schöpfungen hervorragte, so daß die Lieder, welche die

---

*) Jugenderinnerungen eines alten Arztes, von Adolf Kußmaul. Mit dem Porträt des Verfassers nach einem Gemälde von Franz Lenbach. Stuttgart, 1899. Verlag von Adolf Bonz u. Compagnie. 8. VIII, 495 S.

**) Das Mensurwesen beschäftigte damals die Corps fast vollständig und machte sie blind und taub für die höchsten Ideale des Lebens. Das Uebel schien schwer zu heilen, doch hoffte man auf Erfolg, wenn man richtig vorginge. Um das Mensurwesen zu erhalten, benutzten die Corps mit großem Geschick die Scheu der deutschen Jugend, feig zu erscheinen. Sie sollten der Opposition vorwerfen, daß diese die Corps nur aus Mensurscheu bekämpfe. Darum suchten sie die Duellgegner durch beleidigende Herausforderungen zum Pauken zu zwingen, und wenn dies gelinge, sei ihr Zweck erreicht: das Mensurwesen dauerte fort. Man hatte es ja erlebt, daß Reformverbindungen mit der Gewöhnung an das Pauken zu Waffenverbindungen und schließlich zu Corps geworden waren. Durch Ehrengerichte ließen sich solche, rein aus Paukwuth gestellte Forderungen einfach abweisen, aber es sollten sich, wenigstens im Anfange, Burschen an die Spitze der Bewegung stellen, die durch ihre Vergangenheit über jeden Verdacht der Feigheit erhaben wären, somit vor Allem solche, die das Waffenspiel mitgemacht hatten.

*) Man vergleiche das 7. Lied des Abschnitts V „Aus dem Weiteren“ in Scheffel's „Gaudeamus“, es trägt die Ueberschrift: „Dem Tode nah“.

Alemannia sang, zum Theil von ihren Mitgliedern gedichtet wurden. Einmal in der Woche gab sie eine Kneipzeitung heraus, deren Herausgeber Scheffel mit drei Karlsruher Füchsen war, nämlich Karl Blind, Ludwig Eichrodt (der später auch durch scherzhafte Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt geworden ist; er starb am 2. Febr. 1892 als badischer Oberamtsrichter in Lahr, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt wurde) und Moritz Ellstätter, der spätere verdiente badische Finanzminister. Diese drei bildeten mit drei anderen, aus Karlsruhe im Herbst 1844 abgegangenen Jünglingen, dem stud. med. Wilhelm Wagner, den stud. jur. Aaron Frank und Fritz Sommerschuh, einen Kreis Karlsruher Füchse, welche fest zusammenhingen und Karl Blind als ihren geborenen Führer betrachteten. Schon auf dem Lyceum hatten sie einen schöngeistigen Bund geschlossen und waren kurz nacheinander in die Alemannia eingetreten. Wagner — „Wendelin“ genannt — lieferte auch manches lustige Bild für die Kneipzeitung. — Besonders fesselnd erscheint mir das, was Kußmaul nun über seinen Commilitonen Scheffel schreibt. Er sagt: „Kein Mensch konnte ahnen, daß in Gestalt des blonden, bescheidenen und heiteren, fast mädchenhaft dreinschauenden stud. jur. Josef Victor Scheffel ein Prinz aus Genieland bei der Alemannia eingekehrt war. Die Gedichte, womit er die Kneipzeitung bedachte, verriethen den künftigen Dichter des „Trompeters von Säkkingen“, des „Gaudeamus“ und „Ekkehard“ noch nicht, sie dufteten noch alle stark nach der Karlsruher Schullampe. Ich bin in ihrem Besitz und werde Proben daraus mittheilen. Ludwig Eichrodt übertraf ihn an leichtem Versbau und neckischer Laune. Ellstätter und Blind lieferten ihre Beiträge in ungebundener Form, obwohl das Bundeslied von Blind seine poetische Begabung entschieden an den Tag legte.*) Größer noch als sein Dichtertalent war sein Selbstgefühl. Selbst noch vierzig Jahre nachher hat Blind mit großer Befriedigung in der Wiener Neuen Freien Presse 1886 erzählt, wie tief er auf den unbedeutenden Scheffel herabgesehen habe, er und seine Freunde hätten den trockenen Philister einer engeren freundschaftlichen Verbindung für unwerth gehalten. — Die Mitarbeiter an der Kneipzeitung unterzeichneten mit angenommenen Namen oder mit Bilderzeichen. Blind unterschrieb sich „Teuterich“, Scheffel „Tasso“, lieber noch zeichnete er den Umriß einer Tasse unter seine Beiträge. Den Namen „Tasso“ verschuldete ein schrecklicher Kalauer. Die Freunde hatten ihn eines Tags im Horn**) vor dem Beginn des Kneipabends bei einer Tasse Thee überrascht, mit Hohn überhäuft und „Tasso“ getauft. Aber nur in der Bierzeitung hieß er so, im persönlichen Umgang schon von der Schule her „der Josef“. Als „Meister Josefus vom dürren Ast“ correspondirte er als Rechtspraktikant in Säkkingen mit den Heidelberger „Engeren“.***) Erst lange nachher, nachdem er sich mit dem bösen Schicksal viel herumgeschlagen, zuletzt aber gemeint hatte, Sieger geworden zu sein, nannte er sich mit seinem Vornamen Victor. Dem Josef gefiel es besser in der fröhlichen Burschenwelt am grünen Neckar, als vorher in München unter den klericalen Professoren, die den warm empfohlenen Studenten in ihre Familien eingeführt hatten. Er war ein wohlgelittener Kamerad und einer der liebenswürdigsten. Schon damals besaß er die köstliche Gabe, Erlebtes mit fesselndem Humor in der breiten, jedoch gemilderten Karlsruher Mundart zu erzählen. Auch hatte er schon die Eigenheit, in der Unterhaltung ab und zu die Augen zu schließen, als wolle er die Vorhänge der Augenlider niederziehen, um dahinter ungestört die zuströmenden Einfälle und Bilder zu ordnen.

Man erzählt allerlei Studentenstreiche von unserem Freunde.... Aus dem Wintersemester, das ich mit ihm verlebte, weiß ich keine zu berichten. Mit Unrecht stellt man sich übrigens den Studiosus Scheffel als ein großes Kneipgenie vor. Er betrieb seine Studien ernst und gewissenhaft, bestand ein gutes Examen und hätte nach dem Zeugniß eines meiner Bekannten am Bruchsaler Hofgericht, bei dem er prakticirte, vollkommen das Zeug zu einem Ober-Landes-Gerichts-Rath gehabt, wenn er nicht vorgezogen hätte, unter die Poeten zu gehen. Wie bewandert er im Corpus juris war, lehrte ein herrlicher Trinkspruch in den Räumen der Heidelberger Museums-Gesellschaft auf seinen alten Lehrer Vangerow 1855. (Seine Freunde hatten Scheffel zu Ehren ein Abendessen veranstaltet, dem auch ich anwohnte.) Vangerow präsidirte und begrüßte seinen ehemaligen Schüler mit herzlichen Worten. Scheffel, der nicht wissen konnte, daß ihm gerade Vangerow diese Ehre erweisen würde, dankte ihm ohne langes Besinnen und wand ihm aus lauter Pandektensprüchen einen prächtigen Kranz dankbarer Verehrung um das Haupt. Wir waren Alle von Bewunderung hingerissen und Ludwig Knapp*) rief ihm zu, nachdem die Gläser geklungen hatten: „Meister Josefus, nie wieder wird Euch ein Trinkspruch so gelingen wie dieser!“ Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß Scheffel in seinen letzten Lebensjahren durchaus nicht liebte, öffentlich angetoastet zu werden und, wenn das nicht zu umgehen war, in der kürzestmöglichen Weise zu danken pflegte. Er glich hierin dem bekannten großen Schweiger, dem Grafen v. Moltke, von dem einst einer seiner besten Generalstabsschüler berichtet hat, daß der Feldmarschall in seinem Kaisertoast des Jahres 1884 „angefangen habe, geschwätzig zu werden“; weil er statt der gewetteten 9 Worte desselben durch Vorsetzung von „Meine Herren!“ deren 11 gebraucht hatte. „In der Alemannia,“ so fährt Kußmaul fort, „gewann Scheffel seinen innigsten Universitätsfreund, den stud. jur. Robert Schwanitz aus Eisenach, der noch heute als sächsischer Geh. Justizrath in dem schönen Ilmenau weilt, der heitere und ehrwürdige Vorstand der berühmten Waldgemeinde Gabelbach, und seinen späteren Verleger, den stud. jur. Bonz aus Stuttgart, dem leider kein hohes Alter beschieden war. Beide hatten der Burschenschaft angehört: Schwanitz der Teutonia in Jena, Bonz der Tübinger Burschenschaft.“

Ich schließe diese Auszüge aus den Kußmaul'schen Mittheilungen über die Alemannia mit der Bemerkung, daß gegenwärtig wohl nur noch folgende einstige „Alemannen“ am Leben sind: Kußmaul, Lepique und Schwanitz, dann der Medicinalrath Mittermaier in Heidelberg und der deutsche Botschaftsarzt Georg v. Mühlig in Konstantinopel. — Es war vorhin von Scheffel'schen Jugendgedichten die Rede, die sich noch heute im Besitze Kußmaul's befinden. Derselbe theilt hiervon zwei Proben mit, und diese erscheinen mir, wenn auch nicht ganz vollwerthig, jedoch so anziehend, so ganz der Scheffel'schen Muse entsprungen, daß ich sie hier, obgleich sie nicht vollständig sind, wiedergeben will. Das erste behandelt den Untergang der Alemannia. Er ging dem Studiosus Scheffel so sehr zu Herzen, daß er seinem Schmerz in zwei langen Gedichten Ausdruck gab. Das erste derselben hat er in den Osterferien 1845 zu Karlsruhe verfaßt, und zwar als kunstreichen „Chor nach Sophokles“, mit Strophen und Antistrophen und einem verschwenderischen Reichthum an Anapästen nach Platen's Art. Darin kommt folgende Stelle vor:

„Denn war's nicht fidel, als hier in dem Horn, im menschengefüllteten Saale
Zusammen noch kam, wer immer das Haupt mit blauer Mütze bedeckte?
Und als im Gespräch die Meinungen laut man wechselseitig vertauschte,
Und die vollen Gläser ertönten mit Macht, und der Geist sich rieb an dem Geiste?
Das rege Leben bestehet ja nur im Kampfe der verschiednen Principe,
Und gewähret mehr Lust, als wenn sich nur Gleichdenkende abseparizen,
Und Dieser schon weiß, was Jener wohl will, und Jener, was Dieser sich denket.
Drum preis' ich mir auch die Vergangenheit an, wo stolz noch trug seine Krone
Der kräftige Stamm, Alemannia genannt, als weithin schauende Eiche!“

Ein Stoßseufzer, gekleidet in die Prosa des Wittelsbachischen Dichterkönigs, schließt den rührenden Gesang:

„Ich aber — gesungen habend — ein müder Barde,
Zieh mich zurück in die alte leuchtende Urnacht meines Geistes.“

Das zweite Gedicht stammt aus den ersten Tagen des Sommersemesters 1845. Aus den Ferien nach Heidelberg zurückgekehrt, vermißte Scheffel viele der geliebten Freunde: sie waren ins Philisterium abgegangen oder nach andern Universitäten gezogen; öde und verlassen saß das Horn am Neckar, die Alemannenkneipe; in 29 vierzeiligen Versen beklagt er den Untergang der stolzen Verbindung. Von diesen 29 folgen nachstehend 7:

*) Es hatte den markigen Vers: „Außen Schnee und Eis, Innen grünes Reis, Innen treibt die junge Frühlingskraft.“

**) Heidelberger Kneiplocal der Alemannia am Neckarfluß.

***) Ueber den Kreis der „Engeren“ darf ich mich hier wohl darauf beziehen, was ich in meiner Schrift „Erinnerungen an J. V. v. Scheffel“, 2. verbesserte Auflage, Darmstadt 1887, auf S. 20 u. folg. gesagt habe.

*) Ludwig Knapp, ein geborner Darmstädter, war damals Heidelberger Student

Es ging durch Heidelbergs Straßen
Ein Jüngling gramerfüllt;
Im frohen Lenzesspiele
Ein traurig Winterbild.

Er trägt eine blaue Kappe
Und ein blaugoldenes Band
Und schaut mit schweren Thränen
Hinaus ins blühende Land.

Er wandelt traurigen Schrittes
Zum Horn am Neckar hin
Und sitzt im leeren Zimmer
Mit schmerzdurchwühltem Sinn.

Und mit gebrochner Stimme
Ruft er im einsamen Saal:
Ihr öden trüben Mauern,
Euch klag ich meine Qual!

Wie tönten hier einst so helle
Die Lieder aus voller Brust,
Wie saßen hier einst die Genossen
In frischer Jugendlust.

Wie drang in Sturmesbrausen
Von diesem Raume hier
Der Ruf in die Winternächte:
Hoch Alemannia Dir!!!

Das war in jenen Tagen
Ein starker Bruderbund!
Und jetzt — o traurig Schicksal —
Ist Alles auf dem Hund."

* * *

Von Heidelberg ging Scheffel auf die Berliner Universität. Seine weiteren Schicksale sind bekannt. Am 9. April 1886 entschlief er sanft in Karlsruhe und am 12. April sangen die Frühjahrsvögel auf seinem Grabe ihm, dem deutschen Dichtersänger, ihre Abschiedslieder. Requiescat in pace!

Gebhard Zernin.

Bücherbesprechungen.

— **Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte**, homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche, von Lic. **Wilh. v. Langsdorff**. Leipzig, bei Fr. Richter, 1899. 3. Lieferung, 1 ℳ — Um Predigern bei dem Studium für ihre Predigten schon in diesem Jahre zu Dienste zu stehen, erscheinen die Lieferungen dieses trefflichen Handbuchs in rascher Folge. Die vorliegende dritte führt uns vom 2. Sonntag nach Epiphanias bis zum Sonntag Septuagesimae. Man kann nicht sagen, daß dieses Buch durch die Schnelligkeit seiner Herstellung in seinen Vorzügen Schaden erleidet. Es bleibt bei seiner besonnenen und reichhaltigen Darstellungsweise, wegen deren es wir gern empfehlen. Da die allgemeine Beurtheilung dieses Buches schon bei Besprechung der ersten Lieferungen gegeben ist, so begnügen wir uns diesmal nur damit, einzelne Perlen aus diesem reichen Schatze darzubieten: Ueber den Text Johannes 1, 45—51 finden wir auf S. 141 eine klare, erschöpfende und doch kurze Erläuterung von Gubdas, Postnicken und daran anschließend einen geistvollen, großartigen Auszug aus einer Predigt des seligen D. Meier, sowie unter den vielen einzelnen Dispositionen, aus denen allerdings manche ausgeschieden werden könnten, die Disposition D. Anacker's: *Zwei Stufen der Glaubenserfahrung.* 1. Erst erfährst du den Blick des Herrn in dein Herz, 2. Dann blickst du dem Herrn in sein Herz. Wir schließen mit dem Philippuswunsche an jeden Prediger, der dieses Handbuch noch nicht kennt, und sprechen: „Komm und siehe!" R. W.

— **Müller und Benzinger, Das Neue Testament.** Mit 97 Bildern und Karten. Berlin, Grund 1899. 209 S. 4°. 3 ℳ Prachtausgabe mit Goldschnitt 5 ℳ — Das ist eine Bilderbibel für das Haus — und für das Volk. Als Gabe der Erinnerung an die Kaiserfahrt nach dem heiligen Lande geboten, mit dem Bild der Erlöserkirche geschmückt, mit reichlichen Illustrationen der biblischen Oertlichkeiten (meist nach Photographie) und Alterthümer versehen, wird sie ihren Zweck erfüllen, den Bibelleser in der Welt heimisch zu machen, die uns durch die erste Aussaat des Evangeliums lieb und werth sein muß. Der Preis ist wirklich billig und wird die Verbreitung, die wir wünschen, wesentlich fördern. Die Prachtausgabe sei als vornehmes Geschenk für den Confirmandentisch empfohlen. Das Alte Testament soll in gleicher Ausstattung herausgegeben werden.
J. J.

— **Deutsches Wochenblatt**, Zeitschrift für nationale Politik, Kunst und Literatur. Herausgegeben von **Heinrich Rippler** und **Karl Busse**. Verlag von Wilhelm Düsserott, Berlin. 12. Jahrgang, Nr. 1 u. 2. — Die Zeitschrift erscheint in diesem Jahre in einem neuen und zwar, wie uns scheint, vortheilhafteren Gewande. Ohne den Inhalt gerade bedeutend nennen zu können, müssen wir doch die Vielseitigkeit der behandelten Fragen und die gute Absicht, welche überall hervortritt, anerkennen. Auch die Frauen kommen berechtigter Weise zum Wort. Nicht einverstanden sind wir jedoch mit der Stellung, welche ein Artikel im 2. Heft zu der nordschleswigschen Angelegenheit einnimmt, und befinden uns dabei in Uebereinstimmung mit einem Aufsatz im 1. Heft, betitelt: Die Wiedergewinnung der Nordmark. Es muß bei uns Deutschen heißen: Landgraf werde hart und wir müssen unseren dänischen „Landsleuten", welche uns das Haus überm Kopf anzünden möchten, nachdrücklich auf die Finger schlagen. Wir leugnen auch entschieden, daß das Deutschthum an unseren Grenzen im Fortschreiten begriffen sei. Das Gegentheil ist der Fall: überall werden wir zurückgedrängt, von Trient bis an die böhmische Sprachgrenze, in Schleswig, Polen und Ungarn. Zum Theil hängt das freilich mit den Arbeiterverhältnissen zusammen und ist daher nicht zu ändern. Wo aber politische Machtfragen im Spiele sind, da sollten wir aufhören, das Aschenbrödel unter den Nationen des Erdballs zu sein. Das wird aber nicht eher geschehen, als bis wir in solchen Fragen die gelehrten Theorien gänzlich bei Seite lassen. —tg—

— **Aus einem Tagebuche des sechszehnten Jahrhunderts.** Von Dr. **Christian Meyer**, Staatsarchivar. (= Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Dreizehnte Serie. Heft 305.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. (vormals J. F. Richter), 1898. 49 S.; 8°. Preis: 80 ₰. — Eine willkommene Ergänzung zu dem neulich hier von mir angezeigten Ißleib'schen Vortrage, zu dem sich der vorliegende hinsichtlich der Beurtheilung von Moritzens Verhalten in einen wohlberechtigten Gegensatz stellt. Die Ueberschrift zu dem Schriftchen deckt sich nicht ganz mit seinem Inhalte. Den Anlaß dazu bot allerdings die Benutzung eines Stückes aus dem Tagebuche Wolrad's II. von Waldeck (ein Wolrad IV. von derselben Eisenberg'schen Linie sollte der Vater des berühmten Patrioten Georg Friedrich werden); aber die Einschiebsel aus den Berichten Sastrow's und Anderer, sowie die eigenen Erörterungen, die der Verfasser über die damaligen Zeitläufte anstellt, runden das Bild so schön ab, daß der weniger ahnen lassende Titel nicht mehr ganz passen will. Zunächst werden Wolrad's Aufzeichnungen, die mit dem 5. April 1548, dem Tage der Abreise von Waldeck nach Augsburg, einsetzen, getreulich verwerthet; der Schreiber, ein durch sein hessisches Lehnsverhältniß in die politischen Händel verwickelter Protestant, war damals zwar jung verheirathet, aber schon hoher Dreißiger, also erfahren und zu reifem Urtheile fähig. Am 14. April in Augsburg angekommen, muß er sich ein volles Vierteljahr in den Vorzimmern des allmächtigen jüngeren Granvella gedulden, ehe er nach urkundlichem Versprechen einer Buße von 8000 Goldgulden am 21. Juni endlich zu dem demüthigenden Fußfall vor Kaiser Karl V. zugelassen wird. Man lernt aus Wolrad's Tagebuche die Bedeutung des Oxymorons „langsamer Prozeß" kennen; Spanier und ihre Helfershelfer bereicherten sich an den „peccatis Germaniae". Nachdem uns Meyer mit den Einzelschicksalen des Waldeckers genügend unterrichtet zu haben glaubt, führt er uns den „geharnischten und ansehnlichen" Reichstag im Allgemeinen vor. Dabei kommt die patriotische Ader des Verfassers, der mit der Augsburger Geschichte innig vertraut ist, so recht zur Geltung. Mit seiner überzeugenden treuen deutschen Gesinnung versteht er von dem Treiben jener unseligen Tage ein lebendiges Bild zu entwerfen, worin sich wie in einem Spiegel das deutsche Wesen mit allen seinen Vorzügen und Schwächen klar widerspiegelt. Es muß an der Luft und dem Boden des bayerischen Lichtenau liegen, daß es so treue deutsche Männer erzeugen und heranbilden konnte wie den Dichter Redwitz (wenigstens den der zweiten Hälfte seines Schaffens) und den um die Erschließung biographischer Quellen hochverdienten Christian Meyer. Ht.

— **Mittheilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgegend.** VI. Jahrbuch für 1896—1898. Bd. II, Heft 1. Annaberg, Commissionsverlag der Graser'schen Buchhandlung (Richard Liesche). 1898. 60 SS. 8°. — Die eben erschienene neueste Veröffentlichung des Annaberger Geschichtsvereins enthält an erster Stelle einen ansprechenden, wenn auch nichts wesentlich Neues bietenden Vortrag von **Ernst Göpfert** über die Annaberger Familiennamen älterer und neuerer Zeit. Zwei von fleißiger Benutzung der vorhandenen Literatur zeugende Beiträge zur Gelehrtengeschichte Sachsens im 16. Jahrhundert hat **Karl Olzscha** beigesteuert. Der erste betrifft, im Anschlusse an einen früher im Verein gehaltenen Vortrag des

Digitized by Google

Verfassers, den bekannten Humanisten und Schulmann Johann Rivius und insbesondere seine erfolgreiche, aber freilich nur kurze Thätigkeit als Rector der Annaberger Lateinschule (1527—1533). Der zweite Aufsatz beschäftigt sich mit dem in Annaberg 1518 geborenen Hiob Magdeburg, der sich ebenfalls als Humanist und Pädagoge, dann aber auch als einer der ersten Kartographen unseres Vaterlandes einen angesehenen Namen gemacht hat und im Jahre 1595 in Annaberg gestorben ist. Zur Geschichte von Magdeburg's in Freiberg ansässigen Vorfahren, die der Verfasser nur aus Möller's Freiberger Chronik zu kennen scheint, möchten wir ihn auf die zahlreichen Nachrichten im Urkundenbuch der Stadt Freiberg (Cod. dipl. Sax. reg. II, 12—14, vergl. besonders das Register s. v. Magdeburg) verweisen. —m—

— In dem bekannten Verlage der königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler und Sohn in Berlin ist der 1. Theil eines Werks zur Herausgabe gelangt, welches Anspruch auf das Interesse weiterer Kreise macht. Mit Genehmigung des königl. preußischen Kriegsministeriums haben nämlich Hauptmann H. Hahn und Geh. Secretär H. Niemaber, beide der erwähnten hohen Behörde angehörig, unter Benutzung amtlicher Quellen Die Grundsätze für die Besetzung der Subaltern- und Unterbeamtenstellen bei den Reichs- und Staatsbehörden mit Militäranwärtern bearbeitet und erläutert, um damit dem lebhaften und wohlberechtigten Wunsche nach einer authentischen und umfassenden Behandlung dieses Gegenstandes Rechnung zu tragen. Das Werk soll eine leichte und schnelle Uebersicht über die hier einschlagenden Vorschriften und Bestimmungen ermöglichen, deren richtige Auslegung und Anwendung erleichtern und in allen Zweifelsfällen zuverlässige Auskunft ertheilen. Der erste und zunächst selbstständig soeben erschienene Theil enthält den Text der vom Bundesrathe im Jahre 1882 festgestellten obigen „Grundsätze“ nebst Anlagen, die vollständigen Ausführungs- und Zusatzbestimmungen der Bundesstaaten Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg, die wichtigsten Ausführungsbestimmungen der übrigen Bundesstaaten, zahlreiche erläuternde Anmerkungen und einen Anhang mit dem Gesammtverzeichnisse der den Militäranwärtern im Staatsdienste der außerpreußischen Bundesstaaten vorbehaltenen Stellen (die ihnen im Reichs- und preußischen Staatsdienste vorbehaltenen Stellen ergeben sich aus den Anlagen). Ferner finden wir in dem ersten Theile die von dem preußischen Kriegsministerium herausgegebenen Nachrichten, betr. die Anstellung von verabschiedeten Officieren, denen allerhöchsten Orts die Aussicht auf Anstellung im Civildienst verliehen worden ist, vom 1. September 1898. Die Herausgabe des noch in Bearbeitung befindlichen zweiten Theils, der die besonderen Vorschriften für die einzelnen Dienstlaufbahnen (Annahmebedingungen, Prüfungsvorschriften 2c.) enthalten soll, wird nach Möglichkeit beschleunigt werden. Die dankenswerthe Aufgabe, der sich die Herausgeber unterzogen haben, verdient volle Anerkennung, zumal das Bedürfniß nach einer übersichtlichen Gesammtdarstellung der in Betracht kommenden Vorschriften, deren Anwendung und Auslegung mancherlei Schwierigkeiten bietet, nicht verkannt werden kann. Wir empfehlen das Werk mit dem Bemerken, daß der erste Theil 3,50 ℳ geheftet, 4 ℳ gebunden kostet. ∞

— Welchen praktischen Werth hat die Kenntniß des Ackeruntergrundes und der Pflanzenbewurzelung? Preisgekrönte Arbeit von Richard Doft. Schöneberg-Berlin, F. Telge 1898. — Die Beschaffenheit des Erdbodens interessirt den Landwirth im besonderen Maße, von ihr hängt ja zu einem großen Theile das größere oder mindere Wohlergehen in der landwirthschaftlichen Berufsthätigkeit ab. Früher mochte eine oberflächliche Kenntniß des Bodens genügen, anders jetzt, wo der Kampf ums Dasein auch für den deutschen Landwirth ein scharfer geworden ist und mit allen Mitteln zur Erhöhung der Rente hingearbeitet werden muß. Von den physikalischen und chemischen Eigenschaften des Ackerbodens hängt die Größe und Sicherheit der Ernten ab, wobei in Folge der Bewurzelungs-, Feuchtigkeitsverhältnisse u. a. vor Allem auch der Untergrund eine Rolle zu spielen hat. Boden und Bewurzelung stehen oft in einem gewissen Zusammenhang und so kann man es begreiflich finden, wenn der Verfasser der Frage über den Werth der Kenntniß von Ackeruntergrund und der Bewurzelung der Pflanzen zusammen näher tritt. Doft giebt folgendes Facit aus seinen Betrachtungen: Der Untergrund bildet das Constante des Bodens. Die physikalischen Verhältnisse sind bedeutsamer als die chemischen und sind weniger leicht zu beeinflussen und abzuändern als diese. Durch die eingehendere Kenntniß der tieferen Bodenverhältnisse wird man erst in den Stand gesetzt, den wahren Werth eines Ackerbodens richtig zu taxiren: hier lernt man die im Grunde lauernden verderbenbringenden Mächte kennen, dort die verborgenen Schätze. Beide Befunde aber lassen sich theils direct, theils indirect zum großen Vortheil des praktischen Ackerbaus verwerthen. Und die Bedeutung der Pflanzenbewurzelung faßt er in dem Schlußsatz H. v. Liebig's zusammen: Die Bekanntschaft mit der Bewurzelung der Gewächse ist die Grundlage des Feldbaus. Es dürfte Manchen interessiren, das Nähere hierüber zu erfahren, wozu das vorliegende 80 Pf. kostende, 80 Seiten starke Heft Gelegenheit bietet. Dr. H. H.

— Welches sind die neuesten Forschungsergebnisse bezüglich der Conservirung und Verwendung des Stalldüngers und welche Maßnahmen können nach dem heutigen Stand der Dinge dem Praktiker empfohlen werden? Bearbeitet von Joseph Osterspey. Schöneberg-Berlin, F. Telge 1898. — Wir haben in dem vorliegenden Heftchen eine willkommene Arbeit, die eine Zusammenfassung der neuesten Forschungsresultate mit den sich daraus ergebenden Schlußfolgerungen und Rathschlägen für die Praxis auf dem Gebiete des Stalldüngers bringt. Wir wissen, daß die einschlägigen Forschungsergebnisse hierüber durchaus noch nicht geklärt sind, daß, wie schon früher, auch besonders in letzter Zeit diese Frage von Neuem aufgenommen wurde. Es hat sich so ein umfangreiches Material angesammelt, das von dem Landwirth schwer übersehen und mit Vortheil verfolgt werden kann, so daß es mit Freude zu begrüßen ist, wenn Osterspey alle neueren Resultate zusammenträgt und praktische Vortheile daraus zu ziehen versucht. Das Buch ist demgemäß in zwei Theile zerlegt. Nach einem Resumé der früheren Forschungsergebnisse und über den Verwesungs- und Fäulnißprozeß behandelt der erste Theil die Forschungsergebnisse und Rathschläge für den Praktiker bezüglich der Conservirung des Stalldüngers, wobei die praktisch-wissenschaftlichen Untersuchungen (besonders seitens der Deutschen Landwirthschaftsgesellschaft, Maercker's und Schneidewind's, Münz' und Girard's) von den rein wissenschaftlichen bezw. Laboratoriumsversuchen auseinander gehalten werden. Von Letzteren sind die Leitsätze angegeben, zu denen die Versuche von Dietzsch, Pfeiffer, Wagner, ferner von Stutzer, Krüger und Schneidewind, Soxhlet führten. Der zweite Theil umfaßt, in ähnlicher Weise dargestellt, die Ergebnisse bezüglich der Verwendung des Stalldüngers, und es läßt der Verfasser hier wie dort die Schlußfolgerungen und Rathschläge für den Praktiker folgen, die in bündiger Form nach den verschiedenen Seiten hin gegeben sind. Es kann die 114 Seiten umfassende Arbeit (Preis 2 ℳ) allen Landwirthen empfohlen werden, welche diese Frage mit Interesse verfolgen und vor Allem auch die Resultate jener Forschungen mit Vortheil anzuwenden das Bedürfniß haben. Dr. H. H.

— Rheinhard's Ingenieurkalender für Straßen- und Wasserbau- und Culturingenieure auf das Jahr 1899, Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann, gebunden nebst 3 Beilagen 4 ℳ, tritt mit diesem Jahrgange in das 2. Vierteljahrhundert seines Bestehens ein. Er hat sich seinem Aeußeren nach nicht verändert. Sein innerer Werth ist in Fachkreisen so allgemein bekannt und geschätzt, daß er der Empfehlung kaum noch bedarf. Hervorzuheben ist jedoch, daß der Kalender, von dem königl. Baurath R. Scheck in Frankfurt a. O. unter Mitwirkung namhafter Fachgenossen bearbeitet, bei dem ungemein raschen Fortschreiten der Technik, wissenschaftlich und praktisch auf der Höhe geblieben bezw. allen sein Gebiet berührenden Neuerungen gefolgt ist. Auch der vorliegende Jahrgang weist Aenderungen und Ergänzungen auf. So ist das Capitel „Wasserbau“ theilweise, namentlich in Bezug auf den Schifffahrtsbetrieb umgearbeitet und das Capitel über Thalsperre ergänzt worden. Eine völlige Neubearbeitung hat das Vermessungswesen und die Anlage von Straßenbahnen erfahren. Rheinhard's Kalender dürfte auch diesmal einer willkommenen Aufnahme in Fachkreisen sicher sein. C. M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage

der

Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 20. Donnerstag, den 16. Februar, Abends. 1899.

Goethe's Haus- und Finanzwirthschaft.

Ueber dieses interessante Thema hielt in der letzten Jahresversammlung des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde in Weimar Hr. Archivdirector Dr. Burkhardt-Weimar einen Vortrag, der die Beachtung weiterer Kreise verdient, zumal die zahlreichen Goetheforscher bis jetzt noch nicht an dieses Thema herangetreten sind, höchstens es gestreift haben, auch ist dieses Thema von großer Bedeutung für das Leben des Dichters. Benutzt wurden für die Ausführungen des Dichters Tagebücher und noch ungedruckte, im Besitz des Referenten befindliche Briefe von Goethe's Diener Seidel. Am 7. November 1775 in früher Morgenstunde öffnete sich für Goethe zum ersten Mal das Erfurter Thor Weimars. Sorgfältig notirte der Posten: „Herein Hr. Kammerpräsident v. Kalb, Hr. Dr. Goethe aus Frankfurt und sein Diener Seidel." Goethe war zunächst einige Monate Gast des Präsidenten v. Kalb. Der freudigen Tage dieser Zeit giebt Goethe in seinem Tagebuch aphoristisch Ausdruck; nur einen bitteren Beigeschmack hatten sie: es war die finanzielle Frage, deren vorläufige Entscheidung in Frankfurt beim Vater war. *Dieser meinte, die* jüngere Generation habe zu hohe Bedürfnisse; *sie brauche* mehr als die ältere. Es entbrannte der auch in unserer Zeit bekannte Kampf zwischen Vater und Sohn über die Höhe der Ausgaben. Der junge Doctor wurde vom Vater mit geringen Mitteln ausgestattet; ohne die wiederholte Unterstützung seines herzogl. Freundes Karl August wäre Goethe's Aufenthalt in Weimar recht mißlich gewesen. Anfang 1776 schrieb er an die vertraute Tante Johanna Fahlmer: „Jetzt brauche ich Geld; denn Niemand lebt vom Winde." Er bittet sie, mit der Mutter zu überlegen, wie des Vaters Sinn und Gefühl geneigt zu machen sei, „ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes" ihm „200 Gulden zu schicken oder wenigstens einen Theil davon". Durch die Tante wurden derartige Fragen in des Vaters Haus in Fluß gebracht. Die Vorstellungen wurden dringender, als Goethe daran denken mußte, das gastliche v. Kalb'sche Haus zu verlassen. Wenn ihm auch der Herzog das Parterre im Fürstenhause zur Wohnung einräumte, so brauchte doch Goethe nunmehr größere Geldmittel. Mittags und Abends begnügte er sich mit der bescheidenen Verpflegung im „Rothen Ochsen" (jetzigen „Elephanten"), wenn er nicht am Hof oder bei Wieland Gastfreundschaft genoß. Goethe zeigte nicht nur damals, sondern auch später eine entschiedene Anspruchslosigkeit. Im März 1776 schrieb er nach Frankfurt, er habe sich ein schönes Logis gemiethet, für das ihm „der Vater Ausstattung und Mitgift schuldig" sei. Die Mutter solle die Angelegenheiten nicht zu zaghaft regeln, da er jetzt „Bruder und alles eines Fürsten" sei. Im Juni 1776 bezog er die II. Etage des Albrecht'schen Hauses am Burgplatz, die einen interessanten Blick auf das in Trümmern liegende Residenzschloß gewährte. Es war ein altes Ritterhaus, ein burgähnlicher, massiver Steinbau von 8 Fenstern Front. Unter den ärmlichen Häusern der Umgebung nahm es sich stattlich aus. Durch An- und Umbauten hat es leider seinen alten Charakter verloren. Der vierteljährige Miethpreis betrug 15 Thaler — ein neuer Beweis für Goethe's Anspruchslosigkeit. Im März 1776 trat eine bedeutsame Aenderung in der Wohnungsangelegenheit ein. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe *seinem* fürstlichen Freund gelegentlich den Wunsch nach einem *eignen* Heim äußerte; denn Karl August ließ durch seinen Schatullier Bertuch von der Hofverwalterin Köhler den späteren „Goethe-Garten" für 600 Thaler erwerben und schenkte ihn dem Dichter. Es war damals ein verwildertes Besitzthum, es mußte erst cultivirt, das Gartenhaus in wohnlichen Zustand gebracht, das Schindeldach mit Moos ausgestopft werden. Goethe leitete selbst monatelang die Arbeiten; der Herzog hatte die neue Wohnung mit Mobiliar bis ins Kleinste ausstatten lassen. Der Dichter gedachte auch den Winter da zu leben. Die Wohnung am Burgplatz benutzte er damals nur in vereinzelten Fällen. Das Gartenhaus wurde bald der Mittelpunkt eines lebhaften Verkehrs der Hofkreise. Reges, lustiges Leben herrschte an und auf der Ilm, wenn Goethe nach rastlosem, dichterischen Schaffen ein Vogelschießen veranstaltete; wenn der Hof an einer Frühstückstafel theilnahm; wenn an den Abhängen des Rosenbergs gejagt und des Nachts getanzt ward; wenn Eierfeste veranstaltet wurden, wie man sie in Weimar noch nicht gesehen hatte; wenn man Seile aufspannte; wenn im Winter im Baumgarten nach rollenden Aepfeln Schlittschuh gelaufen wurde, während dessen man mit Pistolen schoß ꝛc. Das Vaterhaus in Frankfurt nahm an dem Glück des Sohnes, wovon herrliche Berichte manches erzählen, Antheil, desto langsamer aber reiften die Entschließungen des Vaters bei den finanziellen Wünschen des Sohnes. Dieser schrieb unter Anderem nach Frankfurt: „Die Mama mag mich, wenn sich der Vater erklärt hat, mit Roßgeräthen und einigen guten Manschetten — versieht sich recht guten Manschetten — versehen." Er theilte der Mutter mit, daß der Herzog ihm das gesammte Mobiliar für sein neues Logis zum Geschenk gemacht habe, und fügte hinzu: „Das braucht der Vater aber nicht zu wissen", um seinen Aufwand erklärlicher erscheinen zu lassen und seine finanziellen Verhältnisse zu ordnen.

Für Goethe's Haus- und Finanzwirthschaft war es von hoher Bedeutung, daß ihm die sorgende Mutter einen jungen Mann Namens Philipp Seidel beigegeben hatte, der sich als Schreiber des Vaters und Lehrer der Schwester bewährt hatte, ohne den Goethe's Finanzwirthschaft Schiffbruch gelitten hätte. Seidel hatte in der Frankfurter Volksschule eine gute Schulbildung erlangt und war von höherem Streben beseelt. Von der Menge ist er oft falsch beurtheilt worden; sie sah in ihm einen untergeordneten Diener und Schreiber, der den Gang und die Handschrift seines Herrn täuschend nachzuahmen vermochte. Von den innigen Beziehungen zwischen ihm und Goethe wußte sie ja nichts. Anfänglich mag sich Seidel nicht recht heimisch in Weimar gefühlt haben; denn am 23. November 1775 schreibt er an seinen Freund Wolf in Frankfurt: „Ich habe Alles; ich habe Arbeit genug, Essen und Trinken, nur keine Liebe." Von den Einwohnern Weimars schreibt er: „Es ist ein müßiges, üppiges, steifes Volk, das einem oft genug unleidlich wird. Ihr ganzes Verdienst ist, daß sie Bücher lesen und dadurch nur noch unerträglicher werden. Ueber den Hof kann ich nicht viel sagen, weil ich da nicht viel zu thun habe. Es ist eine Lust, die fürstliche Familie zu sehen. Der jugendliche, geistvolle Blick des Herzogs ist bewundernswerth. Du solltest hören, wie das Volk von ihm redet, wie sie den Herzog rühmen und mit Thränen hinzufügen: »Gott erhalte ihn!«" Ueber Goethe schreibt er nach zweijährigem Zusammensein mit ihm in Weimar an seinen Freund Wolf, noch nach Jahrhunderten werde man von Goethe's Geist, umschlungen mit dem seines Philipp, reden. „O daß ich meine Seele aushauchen könnte in Liebe für diesen Mann. Unser Verhältniß ist das wie Mann und Frau zu einander. Ich diene und Goethe hat die Oberherrschaft über mich. Lebe wohl! Ich bin zu glücklich, als daß ich weiter davon schreiben kann." Diese Ueberschwänglichkeit Seidel's kann das günstige Urtheil über ihn nicht beeinflussen, seine Thaten entsprechen seinen Worten; er war unermüdlich, die Finanzen seines

Herrn in Ordnung zu halten. Bei dem Umbau des Gartenhauses, seiner wohnlichen Ausgestaltung und bei den Umänderungen des Gartens in den Jahren 1776 und 1777 half Seibel mit. Der eigene Haushalt Goethe's, die Aufgabe des Gasthauslebens, der zahlreiche Besuch machten eine Vermehrung der Dienerschaft nothwendig. Am 12. August 1777 übernahm Goethe auch mit die Erziehung des jungen Schweizers Peters Imbaumgarten, den ihm sein Freund Baron Lindau ans Herz gelegt hatte. Goethe's Einnahmen waren bessere geworden; er bezog seit seiner Anstellung als Geheimer Rath für die damaligen Verhältnisse das hohe Gehalt von 1200 Thalern, mit dem die nicht geringen Ansprüche der Goethe'schen Häuslichkeit zu bestreiten waren. Seidel stützte den Haushalt durch ein exactes Rechnungswesen; er schuf einen strengen Rechnungsschematismus, an den Goethe sich selbst band und von dem erst nach Seidel's Abgang hier und da abgewichen wurde. Die Ausgaben wurden täglich gebucht, wöchentlich zusammengestellt und in die zahlreichen Capitel eingetragen. Fürs künftige Jahr wurde mit Goethe's Einvernehmen der Etat festgestellt für Almosen, Wäsche, Möbel, Gesinde, Keller, Küche, Beleuchtung 2c. Dem idealen Leben Goethe's wurde damit eine gesunde wirthschaftliche Basis gegeben. Mit inniger Freude nahm Goethe's Mutter an dieser gesunden Gestaltung der Häuslichkeit Theil, wie dies aus einem Briefe vom 2. Januar 1778 an Seidel ersichtlich ist. Sie schreibt darin unter Anderem: „Ich weiß noch gar zu gut, wie Er am runden Tisch über Götz von Berlichingen lachen konnte. — Ich freute mich, daß Ihr's fühlen konntet, daß meine Liebe und mein Vertrauen zu Euch immer mehr zugenommen hat. Fahrt fort, ein guter Mensch zu sein. Von mir und Herrn Rath kann Er versichert sein, auch in diesem Jahre in gutem Andenken behalten zu werden, und bestätige ich dies mit meiner Unterschrift als wohlgeborene Katharina v. Goethe." Das wirthschaftliche Genie Seidel's begnügte sich nicht mit der Fixirung eines guten Rechnungswesens; er suchte auch den steigenden Ausgaben gegenüber Ersparnisse herbeizuführen. So ließ er ein Waschhaus bauen, da nach seiner Berechnung dadurch das Waschen billiger wurde. In der Erhaltung und Ergänzung des Inventars, besonders der Wäsche, machte sich seine Fürsorge bemerkbar. Es wurden 9 Spinnräder, 4 Weifen in den Dienst des Hauses gestellt, die ebenso viele arme Frauen im Sinne Goethe's beschäftigten. Auch das Hecheln, Lichterziehen, Brodbacken wurde im eigenen Hause besorgt. Infolge dieser Thätigkeit hatte Goethe einen großen Reichthum an Wäsche. Nach den Aufzeichnungen aus dem Jahre 1778 waren in Goethe's Hause vorhanden: 34 Tischtücher, 267 Servietten, 58 Betttücher, 108 Handtücher, 194 Hemden mit und 82 ohne Manschetten, eine große Zahl Taschentücher und viele Schock noch auf der Bleiche liegende Leinwand für neue Wäsche. In dieser Richtung ist vielleicht etwas zuviel in Goethe's Haus geschehen; allerdings ist in Betracht zu ziehen, daß Goethe nach damaligem Gebrauch auch die Dienerschaft mit Allem ausstattete, was die Kleidung erforderte. Es war reicher Holzvorrath vorhanden; der wohlgefüllte Weinkeller wurde in der Superintendentur bei dem befreundeten Herder untergebracht, da das Gartenhaus keinen Keller hatte. Auch als Goethe sein eigenes Heim im historischen Gartenhaus hatte, benutzte er die Wohnung am Burgplatz als Absteigequartier, in der er bisweilen nach Hoffesten übernachtete. Jedoch schon 1776 gab er wegen einer Differenz mit seiner Wirthin die Wohnung auf, und bezeichnend ist es für den praktischen Sinn Goethe's, daß er die baulichen Einrichtungen, die er getroffen hatte, beim Verlassen der Wohnung seinem Hauswirth in Rechnung stellte. Das Gartenhaus hatte durch verschiedene Einrichtungen wesentlich gewonnen, nur fehlte der Weinkeller. Bald machte sich aber ein neues Absteigequartier nöthig; es war beschwerlich, von spät beendeten, geräuschvollen Festen bis zum entfernten Gartenhaus zu wandern. Verschiedene verschließbare Brücken mußten passirt, verschiedene Schlüssel verwendet werden, manche Stege waren in der Nacht nicht bequem. Noch im späten Alter gedenkt Goethe der damaligen erschwerenden Umstände. Er miethete ein kleines Logis im Hinterhause des jetzt gräfl. Wedel'schen Hauses in der Seifengasse, von dessen Fenstern er sich unmittelbar mit Frau v. Stein unterhalten konnte. Für dieses Absteigequartier wurde jährlich 20 Thaler Miethe bezahlt. Das Logis umfaßte drei Zimmer, von denen eins für Seibel bestimmt war. Heute ist diese Goethe'sche Wohnung zum Diener- und Küchendepartement des gräfl. Wedel'schen Hauses herabgesunken — tempora mutantur! Diese historische Wohnung, in der Goethe oft und gerne verweilte, verdiente eine Gedenktafel; sonst sind alle interimistischen Wohnungen Goethe's durch Tafeln gekennzeichnet.

Mit seinen amtlichen Einnahmen konnte Goethe den damaligen Haushalt nicht bestreiten. 1778—1781 überstiegen die Ausgaben sogar die Einnahmen. Die jährlichen Ausgaben steigerten sich in dieser Zeit von 1411 Thaler auf 1596, 1625 und im Jahre 1781 sogar auf 2949 Thaler. Ueber diese ungesunden Finanzverhältnisse machte Seidel 1781 seinem Herrn schriftlich Vorstellungen, die lehrreich und bezeichnend für das Verhältniß Beider sind. Goethe setzte seine Kleidung mit 100 Thaler ein. Seidel bemerkte dazu u. A.: „Das ist entschieden zu wenig, wo bleiben die Masken und Moden, denen Sie sich nicht entziehen können. Machen Sie eine Rechnung über abgelegte Kleider; es sieht auch nicht schön aus, wenn der Diener in seines Herrn Kleidern geht. Mit 10 Thaler für Bücher werden Sie sich schon begnügen können, wenn Sie sich etwas zurückhalten." Bei der Armen-Rubrik hält er den zehnten Theil für ausreichend. Für Wein wurden die Ausgaben verringert; Seidel machte dazu die Bemerkung: „Da Sie öfter zu Hause essen, kann sich die Ausgabe wieder steigern." Zu dem Capitel „Dienerschaft" bemerkte Seidel, der Eine solle nicht Alles genießen und der Andere Nichts bekommen; das gebe Anlaß zur Unzufriedenheit. Die Folgen der Vorstellung waren, daß das nächste Jahr weniger Ausgaben gemacht wurden; doch schwanden in den nächsten Jahren die Deficite noch nicht. Sie müssen durch außerordentliche Zuschüsse vom Vaterhaus oder auf andere Weise gedeckt worden sein, ohne daß sich das Wie feststellen läßt. Goethe bezog zuerst 1200, dann 1500, später 1800 Thlr. Gehalt. Vielleicht begannen schon damals die im Jahre 1823 gesprächsweise verrathenen Verhältnisse, von denen Goethe äußerte: „Ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt." Einen Theil der Einnahmen beanspruchten Goethe's werthvolle wissenschaftliche Sammlungen. Von größerer Bedeutung für seine Finanzen ist jedoch seine außerordentliche Wohlthätigkeit, die in der Goethe-Forschung kaum Beachtung gefunden hat, die aber weit verzweigt war und die nur zum kleinsten Theil rechnerisch fixirt wurde. Das Heer der Neujahrsgratulanten, zu dem der Stadtpfeifer, der Küchenmeister, der Thürmer, die Kurrende, die Waisenkinder u. s. w. gehörten und das sich in wenig Jahren auf 40 Personen steigerte, fiel wegen der Kleinigkeit der Gaben nicht sehr ins Gewicht. Größer und einschneidender waren die Unterstützungen an arme Wittwen von Beamten, die Bezahlung seiner zahlreichen literarischen Hilfsarbeiter, denen er außerdem gesicherte Lebensstellungen verschaffte, wenn sie sich brauchbar und zuverlässig bewiesen. Von seinen vielen Schützlingen sei nur sein Diener Ph. Seidel genannt, der sich nach der italienischen Reise Goethe's in die Stellung eines praktischen Finanzbeamten, eines Rentcommissars, emporschwang, was nur dadurch möglich ward, daß Goethe die nöthige Caution von 1000 Thlr. stellte; außerdem gewährte er ihm eine lebenslängliche Pension — und damals war Goethe nicht in materiellem Wohlstand. Nicht zu vergessen ist, daß Goethe den ganzen Unterhalt seiner Diener bestritt und die Kosten für die Erziehung ihrer Kinder trug. Auch der geheimnißvollen Persönlichkeit Kraft's hat er über sorgenvolle Tage hinweggeholfen. Er behielt den politisch Verfolgten eine Zeit lang bei sich; dann unterstützte er ihn in Ilmenau und Jena bis an sein Lebensende. Selbst Karl August wußte zuerst nichts von der Unterstützung; auch Anderen gegenüber beobachtete Goethe das größte Geheimniß über das Kraft erwiesene Gute. 1781 erhöhte Goethe Kraft's Unterstützung von 100 auf 200 Thaler. Später schreibt er an Kraft: „Mein Etat, über den ich halten muß, wenn ich am Ende des Jahres nicht selbst andere Verbindlichkeiten haben will, die sich für meinen Platz am wenigsten schicken, erlaubt mir nicht das mindeste über die 200 Thaler für Sie zu thun." Goethe hat nach Kraft's Tod alle auf dessen Herkommen bezüglichen Papiere vernichtet und damit wohl für immer weitere Forschungen nach dieser mystischen Persönlichkeit unmöglich gemacht.

Ostern 1782 erfuhr Goethe's Leben eine wesentliche Aenderung, die seinem und seiner Mutter Wunsch entsprach. Er gab die einsame Wohnung im Gartenhause auf und miethete eine Wohnung zum vierteljährlichen Preis von 36 Thalern in seinem späteren Besitzthum, im heutigen Goethe-Nationalmuseum. Freilich ließ sie in ihrem ursprünglichen Zustand viel zu wünschen übrig und beanspruchte später wesentliche Mittel, um sie richtig

in Stand zu setzen. Er erkor sich sofort das Zimmer für seine Arbeiten, das er später behielt. Der vermehrte Besitz verlangte gesteigerte Mittel, Und dies mußte bei den Voranschlägen der kommenden Jahre berücksichtigt werden. 1783 wurden von Seidel 2605 Thaler Ausgaben veranschlagt. Damals standen 758 Thaler Activa 1805 Thalern Passiva gegenüber. Zu dem Gedanken Goethe's, sich mancherlei Beschränkungen bezüglich der Gesellschaften aufzuerlegen, um Einnahmen und Ausgaben mehr in Einklang zu bringen, bemerkte Seidel, der Dichter möge die „Tractamente“ nicht aufgeben, da er sie als Erholung von der Arbeit brauche. Unter solchen mißlichen finanziellen Verhältnissen trat Goethe seine Reise nach Karlsbad und von da die geheim gehaltene Reise nach Italien an. Es begleitete ihn das feste Vertrauen zu Seidel, und Goethe's Briefe beweisen, was Philipp ihm war. Dieser blieb auch in Goethe's Abwesenheit die Seele der Finanzwirthschaft; er war lange Zeit der Einzige, der in alle Geheimnisse Goethe's eingeweiht war. Er hatte alle eingehenden Briefe zu öffnen, selbständig im Namen Goethe's Dispositionen zu treffen, Goethe über die Vorgänge in Weimar zu informiren. Er hatte den Leuten auf ihre Fragen zu sagen: „Goethe kommt sehr bald wieder.“ Erst als Alle wußten, daß Gothe in Rom war, bestätigte es Seidel. Charakteristische Aeußerungen Goethe's aus dieser Zeit über Seidel sind: „Ich wünsche, daß unsere gegenwärtige Correspondenz von unbedingtem wechselseitigem Vertrauen beseelt sei. Ich hoffe, daß Du mir mehr wirst, als Du jemals warst; ich habe Dich immer als meinen Schutzgeist angesehen. Werde nicht müde, dieses Aemtchen auch noch künftig zu bekleiden.“ Wohl fehlte Goethe auf seiner Reise der Alles besorgende und ordnende Philipp; er erkennt aber auch die vortreffliche Uebung an, für sich selbst sorgen zu müssen und das Amt seines Philipp zu warten, nachdem er, wie er sagt, sich so lange hat „gängeln lassen“. Nicht nur rein wirthschaftliche Fragen wurden in den Correspondenzen erörtert. Seidel nahm auch an der geistigen Thätigkeit Goethe's Theil; selbst sein Urtheil enthielt er ihm nicht vor und sagte dem fernweilenden Dichter, was ihm gefiel und was nicht. Goethe ging auch auf Seidel's mannigfache literarische Arbeiten ein, lobte und tadelte. Seine Arbeiten über die deutsche Sprache, über naturwissenschaftliche Themata, über Münzen waren für die damalige Zeit jedenfalls beachtenswerth, seine Arbeit über das weibliche Geschlecht rieth Goethe sogar in Druck zu geben. Seidel wurde seit 1786 im Subalterndienst verwandt; 1789 rückte er in die höhere, verantwortliche Stellung eines Rentcommissars der herzoglichen Kammer auf, die er gut verwaltete; daneben blieb er bis 1810 eine zuverlässige Stütze des Goethe'schen Hauses in finanzieller Hinsicht. Da erkaltete plötzlich das intime Verhältniß zwischen beiden Männern, ohne daß ein Grund erkennbar ist. Seidel schrieb damals das dunkle Wort: „Ich lernte das Nein.“

Nach der zweiten italienischen Reise Goethe's gab ihm der Herzog freies Heim im großen Jägerhaus und beehrte ihn oft mit seinem Besuch. Diese Wohnung räumte Goethe bald einer anderen Familie ein und als Karl August ihm die Wieland'sche Wohnung nicht geben wollte, da Wieland sich nicht von ihr trennte, schenkte ihm der Herzog laut Urkunde vom 17. Juli 1794 das bisher von ihm bewohnte Helmer'sche Haus am Frauenplan (das jetzige Goethe-Nationalmuseum) und zwar aus Erkenntlichkeit dafür, daß Goethe den Fürsten aus wahrer persönlicher Anhänglichkeit auf dem Feldzuge nach Frankreich begleitete. 1801 motivirte der Herzog die Schenkung mit der Ergebenheit und den vieljährigen Diensten Goethe's, wofür er ihm eine ausgezeichnete Erkenntlichkeit schuldig sei. Für den Ausbau des Hauses lieh ihm Karl August ein unverzinsbares Capital von 1500 Thlrn. Nach einem Umbau bezog Goethe das Haus; sein reiches, geselliges Leben erhielt damit die richtige Basis. Vom Jahre 1795 ab lassen sich in den Finanzen Goethe's drei Perioden unterscheiden: bei Festsetzung der Kriegssteuer erklärte Goethe, daß er außer seiner Besoldung kein baares Vermögen besitze; 1807 hatte er 4690 Thlr. Activa; 1831 30000 Thlr. Capitalvermögen, außerdem schuldenfreien Grundbesitz, der schon 1807 durch Ankauf der Nachbarhäuser erweitert worden war, und reiche Sammlungen. Goethe's Einnahmen hatten sich wesentlich gesteigert; die Besoldung war nach dem Jahre 1815 auf 3000 Thlr. gewachsen und Goethe's Finanzen waren jetzt gesund und gesichert. Nach den Aufzeichnungen seines Sohnes August betrug der väterliche literarische Erwerb im Jahre 1824 1400 Thlr., der sich später wesentlich steigerte, als Goethe 1826 endlich beim Bundestage in Frankfurt den Privilegienschutz seiner Werke durchgesetzt hatte. Die Herstellung seiner privilegirten Werke verzögerte sich aber so, daß er die finanziellen Vortheile davon am Abend seines Lebens nur theilweise genoß. Charakteristisch ist sein Ausspruch: „Die Buchhändler sind altes Teufelszeug; für sie müßte es eine eigene Hölle geben.“ Den gesteigerten Einnahmen entsprach der Aufwand im Goethe'schen Haus. Von 1816—1830 stieg er von 4100 Thlr. bis zu 12000 Thlr., 1829 betrug er sogar 13000 Thlr. Von diesen Summen wurde aber auch nach der Verbindung seines Sohnes mit Ottilie dessen Haushalt bestritten; auch die Sammlungen beanspruchten bedeutende Summen. Von 1816 ab blieben die Ausgaben im Goethe'schen Hause stets im rechten Verhältniß zu den vorhandenen Mitteln, die hinfort in keinem Jahre völlig erschöpft wurden. Wie man auch die Haus- und Finanzwirthschaft Goethe's betrachtet: immer und überall zeigt es sich, wie er durch seine Zauberkraft die rechten Hilfskräfte fand, wie er sie an sich zu ketten und dauernd ergeben zu machen verstand. Die freiwillige und dauernde Anhänglichkeit seiner Untergebenen, ein Zug, der durch das ganze Leben Goethe's hindurchgeht, ist ohne gegenseitige Liebe und Opferwilligkeit nicht denkbar. H. U.

Bücherbesprechungen.

— Ludwig Schneller, Die Kaiserfahrt durchs Heilige Land. Leipzig, H. G. Wallmann, 1899. 260 S. — Aus berufenster Feder empfangen wir in dem sehr geschmackvoll ausgestatteten und reich illustrirten Buche eine zusammenhängende Darstellung der Kaiserreise — mit den bekannten Vorzügen des Verfassers: lebendig, anschaulich, farbenreich und phantasievoll in der Schilderung des Orients. Schneller, der ehemalige Pastor von Bethlehem, hat die Ehre gehabt, in der persönlichen Umgebung des Kaisers während der Jerusalemer Tage zu weilen: wir erfahren demgemäß von ihm Manches, was keine Zeitung berichten konnte. Nur Einiges sei hier in losem Zusammenhange angeführt. Als der Kaiser in Cäsarea, dem ersten Zeltlager, von dem Anschlag der Anarchisten in Aegypten gehört hatte, las ihm die Kaiserin Psalm 23 und 91 aus ihrer Reisebibel vor. Der Einzug in Jerusalem hat den Kaiser enttäuscht: Der Anblick und der Eindruck der Stadt von der Jafastraße war geradezu deprimirend. An den Triumphbogen hingen ausgebalgte Adler, um den preußischen Aar zu ehren. Die Janitscharenmusik spielte die Wacht am Rhein; höchst unpassend war dieselbe Weise, als sie beim Einzug in die Erlöserkirche ertönte. In Bethlehem brachten die Frauen und Mädchen von Bethschala der Kaiserin ein echt arabisches Ständchen dar. Die von der Vorsängerin vorgetragenen Worte lauteten: „Die große Kaiserin ist zu uns gekommen! Selig sind unsre Augen, die sie gesehen haben! Sie hat einen großen Sack voll Geld mitgebracht.“ In der evangelischen Kirche wurde über den vom Kaiser selbst vorgeschriebenen Text gepredigt: Das Wort ward Fleisch und wohnete unter uns. Abends waren die Majestäten nur von Wenigen begleitet auf dem Oelberg. Als die Abendsonne die Landschaft vergoldete, las ihnen D. Dryander die Geschichte von Gethsemane vor, hierauf kniete die kleine Gemeinde und betete. Ein alter General, der theilnehmen durfte, sagte: Wir haben viel Strapazen durchgemacht, aber jetzt sind wir für Alles entschädigt, nachdem wir diese Stunde haben mitfeiern dürfen. — Einen großartigen Eindruck hat der Einweihungsgottesdienst in der Erlöserkirche gemacht: Der Großmufti und der Pascha haben ihr Erstaunen über den feierlichen Verlauf der Weihe kundgegeben. Das Lutherlied wurde von der Gemeinde unter Posaunenton und dem lauten Schall der Kesselpauken gesungen, während des Liedes wurden die Flügelthüren geöffnet, und hinein fluthete das goldne Licht des Tages. Eine besondere Freude hat dem Kaiser der Besuch des syrischen Waisenhauses bereitet. Er wohnte dem Unterricht in mehreren Classen bei. Als ein Junge die Antwort auf die Frage, wieviel Quadratkilometer Afrika enthalte, richtig gegeben hatte, meinte der Kaiser: auf diese Frage hätte ich nicht bestanden! Ein andrer arabischer Bub wurde gefragt: wie heißen diejenigen Länder in Afrika, welche nicht von eingeborenen Herrschern regiert werden? Der kleine Schlaumeier hatte die feste Antwort bereit: diese Länder heißen deutsche Colonien. Der Kaiser hat herzlich lachen müssen. Einen Beweis seiner persönlichen Herzensgüte gab er, als er erfahren hatte, daß infolge des mangelnden Regens (es hatte

fast 6 Monate nicht geregnet; am 3. November fielen die ersten schweren Tropfen) es oben an Wasser mangle. Sofort gab der Kaiser Anweisung, frisches Trinkwasser aus der Stadt durch arabische Lastträger herbeischaffen zu lassen, und in den nächsten Tagen gab es im Waisenhause Kaiserwasser. — Der Abschied von Jerusalem erfolgte ohne Prunk und Pomp: wie Pilger nach alter deutscher Art haben die hohen Gäste Jerusalem verlassen. — Nur dieses Wenige sei von dem Inhalt des Buches verrathen. Wir versprechen jedem Leser desselben ein paar köstliche Stunden.

J. J.

— **Der junge Eichendorff.** Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Von **Hermann Anders Krüger.** Oppeln, Georg Maske. — Eine eingehende Besprechung dieses Buches müssen wir den Literaturblättern überlassen. Hier kann nur festgestellt werden, daß durch diese Untersuchungen, die auf neuen Quellen, einem Tagebuch des jungen Eichendorff aus der Zeit vor 1808 und anderen bisher unbenutzten Zeugnissen fußen, ein interessantes Capitel unserer Literaturgeschichte, das Eichendorff's und der Zeit der Romantik, neu beleuchtet und vervollständigt wird. Die Schrift, wohl eine Doctordissertation, zerfällt in zwei Theile, von denen der erste auch für den Laien ein größeres Interesse besitzt: das Leben des jungen Eichendorff von 1788, dem Jahr seiner Geburt, bis 1808, wo er, in der Erziehung fertig, gewissermaßen ins Leben tritt, und zweitens in eine Untersuchung seiner Dichtungen bis dahin. Letztere sind für unsre Literaturgeschichte an und für sich nicht belangreich. Sie bestehen aus Jugendgedichten und dem Romane „Ahnung und Gegenwart". Um so wichtiger wurden sie für ihren Schöpfer selbst, der sich in diesen tastenden Versuchen zuerst bethätigte. Der erste Theil des Buches ist, wie gesagt, auch für den Laien ungemein interessant. Wir sehen Eichendorff an seiner Geburtsstätte, Schloß Lubowitz im grünen, saftigen Schlesien, begleiten ihn nach Breslau auf das katholische Gymnasium, dann nach Halle an die Universität. Das Studentenleben wird hier mit farbigem Pinsel gemalt und ist in seiner Kraft und Derbheit und drastischen Ungebundenheit auch culturgeschichtlich außerordentlich anziehend. Dann setzt die Zeitgeschichte ein, der Sturz Preußens, Napoleon's Emporkommen, dem die begeisterten Jünglinge trotz seines Glücks ein vorahnendes Pereat bringen. Da Halle als Hochschule aufgelöst wird, müssen die beiden Jünglinge, Eichendorff und sein Bruder, nach Heidelberg wandern, dessen Hochschulleben, das in seiner Arbeitsamkeit und Stille und Zahmheit das gerade entgegengesetzte von dem geräuschvollen Halle's ist, uns ebenfalls deutlich und anschaulich geschildert wird. Hier saugt der junge Eichendorff, zwanzig Jahre alt, zuerst die Luft der Romantik ein, deren dortige Vertreter Görres, Achim v. Arnim und Brentano waren, die Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn", ein unendlich wichtiges Buch, ohne das die deutsche Lyrik seitdem nicht so, wie sie ist, bestehen würde, die von der Arnim-Brentano'schen Volksliedersammlung in ihrer Gesammtheit beeinflußt wird. In der schönen Neckarstadt nehmen wir Abschied von Eichendorff, der nunmehr ins Leben tritt. Der zweite Theil der Schrift befaßt sich dann, wie schon angedeutet, mit einer philologisch-ästhetischen Untersuchung der Eichendorff'schen Jugenddichtungen, die zum Theil Manuscript geblieben sind. Eine Nachprüfung der Darstellung des Verfassers in Betreff des verwertheten Materials müssen wir, wie gesagt, den Literaturblättern überlassen. Hier genügt es, auf die dankenswerthe Schrift so weit aufmerksam gemacht zu haben, als sie den Literaturfreund interessirt.

J. R.

— **Bruns, Ueber die Wirkung der neuesten englischen Armeegeschosse** (Hohlspitzengeschosse). Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. — In dem Feldzuge im Sudan waren die englischen Truppen mit einem neuen Geschoß ausgerüstet, über dessen Wirkung vor Kurzem Professor Bruns in Tübingen Versuche angestellt hat. Das Geschoß besitzt entgegen dem berüchtigten Dum-Dum-Geschoß in seiner ganzen Länge einen Nickelmantel, sein vorderes Ende jedoch trägt einen cylindrischen Hohlraum von 2 mm Weite und 9 mm Länge, der an der Spitze nach außen mündet. Infolge dieser Spitzenhöhlung ist dieses Geschoß leichter deformirbar als das Vollmantelgeschoß. Wie die Schießversuche ergaben, ist die Verwundungsfähigkeit dieses Hohlspitzengeschosses in der Nähe eine bedeutend größere als beim Vollmantelgeschoß. Besonders trifft dies bei Schüssen in flüssigkeitserfüllte Hohlorgane z. B. Herz, Blase zu, in denen auf nächste Entfernungen (25—50 m) eine bisher kaum beobachtete Sprengwirkung mit Zertrümmerung des Geschosses selbst zu Stande kommt. Die Weichtheilschüsse an den Gliedmaßen auf nächste Entfernungen sind gleichfalls schwerer als beim Vollmantelgeschoß. Auf eine Entfernung von 200—400 m läßt die Sprengwirkung erheblich nach und ist auf 600 m erloschen. Die Knochenschüsse zeigen zwar keine besonders ausgedehnte Splitterung, aber die Splitter sind zahlreicher und kleiner und weithin verschleudert. Besonders stark sind die Zerreißungen der Weichtheile in der Ausschußöffnung, wo handtellergroße Defecte entstehen. Auch auf Entfernungen von 200—400 m sind die Knochenschüsse noch schwerer als beim Vollmantelgeschoß. Auf die Entfernung von 600 m kommt die Wirkung der der Vollmantelgeschosse gleich. Die größere Verwundungsfähigkeit reicht demnach bei diesem neuesten Geschoß nicht über 600 m hinaus. Dabei ist die Durchschlagskraft im Falle starker Deformirung — und dies geschieht bei Nahschüssen sehr leicht — um das Dreifache herabgesetzt. Infolge dessen ist das Hohlspitzengeschoß für den Kampf mit europäischen Armeen, wo das Feuergefecht auf 1000—1100 m Entfernung eröffnet wird und meistens die Entscheidung auf 500 m fallen wird, minderwerthig. Immerhin verdient aber der Vorgang der englischen Heeresleitung die größte Beachtung. Man darf für die nächste Zukunft weitere Neuconstructionen von Geschossen erwarten, die größere Verwundungsfähigkeit bei möglichst gleichbleibender ballistischer Leistung und Durchschlagskraft besitzen. Mit der Lösung dieser Frage dürfte vielleicht dann eine weitere Verkleinerung des Kalibers in engem Zusammenhange stehen.

Dr. W.

— **Der vierzehnte deutsch-evangelische Kirchengesang-Vereinstag** zu Leipzig am 16. bis 18. October 1898. Darmstadt, im Selbstverlag des evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland. Für den Buchhandel in Commission bei Breitkopf & Härtel in Leipzig. 1898. 68 S. Preis 60 ₰. 100 gleichzeitig bestellte Exemplare 50 ℳ. — Der vierzehnte deutsch-evangelische Kirchengesangvereinstag tagte in Leipzig insofern nicht unter einem ganz glücklichen Stern, als diejenigen Geistlichen, welche seine officielle Vertretung übernommen hatten, gerade auf Reisen waren, und überhaupt die Abwesenheit kirchlicher Vertreter empfunden wurde. Auch daß die Kirchengesangvereine in Leipzig selber, wenigstens in Leipzig-Stadt, sich dem sächsischen Verbande noch nicht angegliedert haben, machte sich als ein bestehendes Manko geltend, und daß dieser vermißte Anschluß hergestellt werde, trat als ein dringender Wunsch bei den Verhandlungen hervor. Die nunmehr im Druck erschienene Denkschrift giebt das Programm des Festgottesdienstes vom 16. October v. Js. und die in demselben gehaltene frische und anfassende Predigt des Oberconsistorialrathes Superintendenten D. Dibelius in Dresden. Sie enthält ferner den vom Vorsitzenden, Geheimrath Dr. Hallwachs zu Darmstadt, erstatteten Jahresbericht, dem wir entnehmen, daß das aus den Beschlüssen der Vereinstage von Berlin, Ulm, Hannover und Wiesbaden sowie dem Gutachten der Redactionscommission hervorgegangene „Festbüchlein" in handlichem Format bei Mittler & Sohn in Berlin zu dem mäßigen Preise von 20 ₰ erschienen ist und auch als „Schulbüchlein" in sämmtlichen preußischen Lehrerseminarien Verwendung gefunden hat; man giebt sich der Hoffnung hin, daß dieser Vorgang auch in den übrigen deutschen Staaten Nachfolge finden werde. Auch wird in dem Jahresbericht mitgetheilt, daß das Correspondenzblatt des Vereins in seinem Umfang vergrößert ist und ihm Notenbeilagen beigegeben sind, sowie daß es in den Verlag von Breitkopf & Härtel übergegangen ist. Die Statistik des Berichts ergiebt in runden Zahlen 20 Landes- und Provinzialvereine, die über nahezu ganz Deutschland verbreitet sind, 1427 Ortsvereine und Kirchenchöre mit fast 43 600 activen und 6725 nicht activen Einzelmitgliedern. Die Denkschrift enthält ferner die Verhandlungen des Centralausschusses in der Sitzung vom 17. October, besonders auch über den aus Bayern gestellten Antrag betr. die Verbesserung der ökonomischen Lage sowie der Titel- und Rangverhältnisse der Organisten und Cantoren, endlich die Verhandlungen der Hauptversammlung vom 18. October mit dem Referate des Superintendenten Nelle in Hamm (Westf.) über den kirchlichen Charakter der Kirchengesangvereine und ihrer Thätigkeit. Wir unterlassen nicht, die Denkschrift mit ihrem reichen und interessanten Inhalt besonders allen Mitgliedern und Freunden der Kirchengesangvereine und des Kirchengesanges überhaupt zu empfehlen.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 21. Sonnabend, den 18. Februar, Abends. 1899.

Das Gespensterrecht.

Von Theodor Bayer.

Wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, die alten Schmöker durchzublättern, in denen uns die juristische Weisheit der letztvergangenen Jahrhunderte übermittelt worden ist, der wird neben dem etwaigen juristisch-historischen Gewinn noch nebenbei reichlichen Lohn finden. Es treten ihm, freilich nur vereinzelt wie die Oasen in der Sandwüste, unter dem Wust von trockenen Wortklaubereien und unter der Sintfluth von Citaten gelegentlich auch reizende Culturbilder entgegen, die vielfach mit ihrer ungewollt humoristischen Färbung mehr als dicke Bände voll Gelehrsamkeit in das Leben und Denken unserer Vorfahren intimen Einblick gewähren. Zu diesen belehrenden und unterhaltenden Culturbildern möchten wir vor Allem eine juristische Abhandlung rechnen, die zum ersten Mal im Jahre 1700 veröffentlicht worden ist. Sie beschäftigt sich in ganz eigenartiger Weise mit einer Seite unseres menschlichen Daseins, deren Ausgestaltung für die allgemein geistige Entwickelung der letzten Jahrhunderte besonders charakteristisch ist, mit dem Gespensterglauben. Es ist nicht mehr und nicht weniger als eine vollständige *systematische* Darstellung der Rechtsverhältnisse, die durch das *Hereinspielen* der Geisterwelt in unser Alltagsleben entstehen können. Und es war ein damals sehr angesehener Rechtsgelehrter, Samuel Stryck, der in dieser Abhandlung „De jure spectrorum“ mit erschöpfender Gründlichkeit und mit vollem Ernste die juristische Entscheidung der verschiedenen Conflicte behandelt, die nach seiner Meinung durch das Eingreifen der Gespenster sich einstellen können und thatsächlich einstellen. Die Existenz dieser Gespenster ist für ihn zweifellos, eine stattliche Seitenzahl opfert er den Beweisen dafür, mit einer Ueberfülle gelehrter Citate, unter denen auch der „Höllische Morpheus Petri Goldschmids, pastoris Sterupensis“ eine Rolle spielt. Stryck ist aufgeklärt genug, um zu wissen, daß „nicht alle Geister wirkliche Geister sind“, er weiß aber ebenso bestimmt, daß es Geister giebt, weil das durch die heilige Schrift alten und neuen Testaments, sowie durch die Erfahrung sattsam erwiesen wird. Das Ableugnen der Gespenster ist nach seiner Meinung ein Zeichen des Unglaubens: „Wer behauptet, daß überhaupt noch keine Gespenster erschienen seien, der glaubt auch nicht an die Existenz des bösen Geistes, und den zähle ich dem Atheismus am nächsten.“ Wenn aber Einige „zwar die Gespenster nicht leugnen, Alles aber durch natürliche Gründe und aus der Physik erklären wollen“, denen schleudert er die Worte des seligen Arndii entgegen: „Der Satan mischt sich oft in natürlichen Wirkungen mit ein, denn er sieht immer, wie er die Natur brauchen möge zu seinem Vortheil, daß er sein Werk mit durchtreibe.“ Also die Gespenster sind thatsächlich vorhanden, dann ist es selbstverständlich, daß sich auch der praktische Jurist mit ihnen abzufinden hat. Vor Allem wird er ihnen im Personenrecht begegnen: wie steht es, wenn einer sich mit einem Mädchen oder einer Wittib verlobt und es stellt sich nun heraus, daß die Person von Geistern geplagt wird? Warum Gott solche Plagen über einzelne Menschen verhängt, dürfen wir natürlich gar nicht fragen. Wohl aber ist die Frage zu untersuchen, ob Jemand wider seinen Willen gezwungen werden kann, mit so einer armen geplagten Person sich zu verehelichen. Und da entscheidet Stryck mit aller Bestimmtheit: Wenn die Verfolgung durch die Gespenster schon vor dem Ehevertrag da war, so kann der Theil, der es nicht wußte, ruhig zurücktreten. Sage doch auch Luther (Von Ehesachen): „Wann ein Mann solchen Mangel hernach an seiner Braut findet, daß er sie nicht genommen hätte, wenn er es zuvor gewußt hätte, soll er ja billig frei sein, sie zu lassen.“ Wenn man aber darum gewußt und sich doch verlobt hat, dann hat man damit stillschweigend auch versprochen, das Geschick geduldig zu tragen. Schwieriger liegt die Sache, wenn die Gespenster sich erst nach der feierlichen Verlobung einstellen — aber im Allgemeinen ist auch in diesem Falle eine Lösung angezeigt. Kommen aber die Geister erst nach der Verheirathung, dann ist natürlich Nichts mehr zu wollen, die Ehe ist unlösbar, da ist der Teufelsspuk einfach ein Hauskreuz, das man, wie so viele andere, ruhig tragen muß. Von großer Wichtigkeit können die Gespenster natürlich in vermögensrechtlicher Hinsicht werden: es liegt auf der Hand, daß Sachen, deren sie sich einmal bemächtigt haben, erheblich an Werth verlieren, wodurch sich die unangenehmsten Streitigkeiten ergeben können. Der am häufigsten vorkommende Fall ist der, daß ein Haus von Gespensterspuk heimgesucht wird. Da ist es für Stryck unzweifelhaft: wenn ein Schwiegervater ein solches Haus bei der Mitgift mit angerechnet hat, wenn ein Schuldner es zum Pfande gegeben, ein Verkäufer es, wie wenn Nichts vorläge, verkauft hat, in allen diesen Fällen darf gegen den Betreffenden Klage erhoben werden. Auch kann ein Miether den Miethsvertrag lösen, wenn die Gespenster gar zu unverschämt umtreiben; so lange es aber erträglich ist, die Gespenster etwa blos in entlegenen Theilen der Wohnung an die Thüren klopfen oder ein bischen heulen, soll man nicht gleich ausziehen; und ganz anders liegt die Sache natürlich, wenn nachweisbar die Gespenster erst mit dem Miether eingezogen sind, dieser selbst also die Ursache der ganzen Geschichte ist. — Was die Gespenster in criminalrechtlicher Beziehung zu bedeuten haben, lehrt die Geschichte der Hexenverfolgung. Stryck zeigt sich in diesem Punkte höchst human und aufgeklärt: gegen Verbrecher, die durch Geister zu ihren Verbrechen veranlaßt worden sind, hält er eine gewisse Nachsicht für angezeigt. Ganz ungestraft soll man sie zwar nicht lassen, denn eigentlich sollte man den Geistern widerstehen, immerhin aber müsse die Strafe gemildert werden, namentlich, wenn die Geister den Verbrecher für den Fall, daß er das Verbrechen nicht begehe, etwa mit dem Tode bedroht haben. Von Interesse sind dann noch zwei specielle Fälle. Hat Jemand mit Hilfe eines Gespenstes einen Schatz gehoben, so darf der Fiscus dem Schatzfinder seinen Schatz nur dann confisciren, wenn das Gespenst nicht nur den Schatz angezeigt, sondern auch dem Schatzgräber unerlaubte Zaubermittel angegeben hat, wie er den Schatz heben könne. Im Uebrigen muß ja mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß die Geister, die einen Schatz hüten und ihn einem Menschen anbieten, auch gute Geister sein können; wenn sich also nicht gleich ein Teufel dabei verrieth, darf man dem Anerbieten solcher Geister ruhig nachgeben, namentlich wenn sie recht zudringlich sind, wie der kleine Kobold im Holz bei Quedlinburg, der einer armen Holzleserin, die von seinen Schätzen nichts wissen wollte, einfach das Holz aus dem Korbe herauswarf und dafür Gold hineinpackte. — Und dann der andere Fall: Wenn Jemand sich aus Scherz als Gespenst verkleidet und dabei ordentliche Prügel abbekommt, so soll er nicht berechtigt sein, eine Injurienklage gegen den Spender der Hiebe anzustrengen. Es ist selbstverständlich, daß Stryck diese seine Theorie von dem Gespensterrecht im gleichen Sinne auch auf dem Katheder vorgetragen hat. Und dabei stand er keineswegs mit seiner Auffassung etwa allein: so hat zum Beispiel ein gewisser Romanus 1703 in einer besonderen Abhandlung mit viel Gelehrsamkeit die specielle Frage untersucht, ob wegen eines in der Wohnung spukenden Gespenstes der geschlossene Miethsvertrag gebrochen werden dürfe, und die

Frage bejaht. Diese Abhandlung ist dann 1724 und 1744 wieder neu aufgelegt worden, obwohl inzwischen kein Geringerer als Thomasius mit einer speciellen Disputation gerade gegen diese Abhandlung des Romanus aufgetreten war und überhaupt dem ganzen Gespensterglauben einen wuchtigen Streich versetzt hatte. Wie aber auch sonst noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hochangesehene Juristen und Staatsmänner den Gespensterglauben als einen sehr ernsthaft zu nehmenden Factor des Rechtslebens betrachtet haben, dafür haben wir das beste Beispiel an dem berühmten Frhrn. v. Kreittmayr, dem Schöpfer des bayerischen Civil- und Strafrechts von 1750. Er hat in dem vierten Theile der ausführlichen Anmerkungen, die er zu seinem „Churbayerischen Codex maximilianus civilis“ geschrieben hat, auch ausführlich die obige Frage behandelt, ob ein Miethsvertrag wegen Gespenstern gelöst werden dürfe, und er bejaht sie, wenn auch in etwas verclausulirter Weise. Er geht davon aus, daß der Conductor aus rechtserheblicher Ursache noch vor der Zeit von dem Pacht abstehen möge und daß sogar die „billige Furcht und Beysorge, daß man im Gebrauch verhindert werden möchte, schon hinlänglich Ursache hierzu gebe, wenngleich der nachmalige Ausgang der Sache bewiesen hat, daß die Furcht unbegründet gewesen ist“. Daraus resolvire sich zum Theil die Frage von selbst, „ob auch die Gespenster, wodurch man etwa in dem gemietheten Haus beunruhigt wird, eine hinlängliche Ursache zum frühzeitigen Abzug sein möge“. Denn, „obwohl die Thesis, daß es Gespenster gäbe, nicht nur in Theoria großen Widerspruch leidet, sondern auch in Praxis je länger, je weniger daran geglaubt wird“, — „so könnten wir doch eben darum, weil sich noch gar viele vernünftige Leute diese Opinion nicht nehmen lassen, ermeldete Frage weder de nihilo zu sein ermessen, noch gegen die gemeinsame Lehre negative resolviren“. Und er schränkt diese Entscheidung nur durch den charakteristischen Zusatz ein: „Wir supponiren dabei eine solche Hypothesin, wo die Geisterfurcht nicht in eitler Einbildung besteht, sondern durch die eigene und der anderen glaubwürdige Erfahrung sattsam befestigt ist, denn da gehört gewiß ein großer esprit fort dazu, welcher diese nur schlechterdings über das Dach hinaus blasen und nicht viel mehr mit Ovidio denken sollte: Sunt aliquid manos, fatum non omnia tulit.“

Theologische Literatur.

— **Die Christliche Lehre.** Von A. Matter, Prof. emer. der Theologie in Paris. Mit Genehmigung des Verfassers in das Deutsche übertragen von G. Holtey-Weber, Pastor in Betzdorf an der Sieg. Erster Band. Gütersloh, C. Bertelsmann 1898. 4 ℳ. — Ausgehend von dem Grundsatz, daß eine wissenschaftliche Darstellung der christlichen Lehre möglich und nöthig sei, will der Verfasser in Befolgung der hergebrachten Eintheilung der Reihe nach eine Lehre von Gott, von der Schöpfung, der Sünde, der Erlösung, dem neuen Gehorsam und der Vollendung geben, von welchen sechs Lehrpunkten zunächst die drei ersten hier ihre Behandlung finden. Sein Standpunkt ist der einer gläubigen Annahme der biblischen Wahrheit; die confessionelle Richtung seiner Gedanken wird mehr in dem zu erwartenden zweiten Theile hervortreten, da die hier behandelten Lehrstücke Gelegenheit zu Gegensätzen innerhalb der allgemein evangelischen Anschauungen nur vereinzelt bieten. Was die Form der Darstellung anlangt, so will der Verfasser auf den sogenannten gelehrten Apparat fast völlig verzichten und beruft sich dafür auf Schleiermacher und Martensen, von welch letzterem er offenbar stark beeinflußt ist. Aber bei der näheren Begründung dieses Verfahrens geräth er in bedenkliche Widersprüche: die christliche Lehre könne doch nicht nur durch gelehrte Forschung ergriffen werden, wie ihre Mittheilung durch Jesus an seine Apostel beweise, und warum solle sie nicht zum Gegenstand frommer und forschender Erwägung einer großen Zahl von Christen werden? Aber indem er diesen Vorsatz ausführen will, schreibt er selbst eine durchaus gelehrte Glaubenslehre, für deren Verständniß sich jene große Zahl von Christen schwerlich finden wird. Als Beispiel möge ein Satz statt vieler dienen (S. 185): Die Transformisten sind Anhänger des Polygenismus. Aehnlich sind auch eine Menge theologischer Fachausdrücke verwendet, die der Laie erst lernen müßte, aber schwerlich zu lernen viel Lust haben würde. Welch unglücklicher Vergleich also zwischen dem Lehren des Heilandes und dieser gelehrten Glaubenslehre ohne gelehrten Apparat! Heute noch müssen sogar Kinder in der christlichen Lehre unterwiesen werden, und das ist eben das Großartige an ihr, daß das möglich ist, obwohl sie gleichzeitig selbst fortwährend ihre rein wissenschaftliche Behandlung fordert. Ja, wenn das dem Verfasser gelungen wäre, eine Darstellung der christlichen Lehre zu schaffen, die man den breiten Schichten des Volkes mit einiger Aussicht auf Erfolg in die Hand geben könnte! Hier ist trotz der massenhaften Literatur, die vorhanden ist, noch eine große Lücke auszufüllen. Aber dazu trägt das vorliegende Werk nichts bei. Es bietet eine fleißige, tüchtige Arbeit, die sich auf umfängliche Studien gründet und viel Beachtenswerthes herbeizieht, aber ohne doch wesentlich neue Gesichtspunkte zu gewinnen, aber als Empfänger dieser Gabe lassen sich nur die Glieder jener Gemeinschaft denken, die aus strebsamen Theologen und etlichen wenigen Freunden der Theologie und Religionsphilosophie besteht. B. K.

— **Wissenschaftliches Handbuch der Einleitung in das Alte Testament.** Von Eduard Rupprecht, Pfarrer. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1898. 7 ℳ. — Seit dem „Räthsel des Fünfbuches Mose“ haben wir mit dem streitbaren Theologen nicht mehr zu thun gehabt; seine nächsten Schriften sind, soviel erinnerlich, in diesem Blatte der herrschenden Richtung gemäß beschieden worden. Wir freuen uns dieser neuen Gelegenheit; denn soviel wir auch zuletzt an Ton und Auftreten des literarischen Kämpfers auszusetzen hatten, seinen Kampf selber halten wir für etwas ganz Nothwendiges und messen ihm genau dieselbe Bedeutung bei, wie der zähen, stillen Art des Widerstandes von schriftgläubiger Seite her gegen herrschende akademische Ueberzeugungen, welcher Widerstand mehr denn einmal schon die nachher wieder erkannte Wahrheit über Perioden der wissenschaftlichen Verirrung hinweg gerettet hat. Dem Ersuchen, die Keil'sche Einleitung den neuen Forschungsverhältnissen entsprechend zu gestalten und neu herauszugeben, hat der Verfasser am besten zu entsprechen geglaubt durch Ausarbeitung eines ganz neuen Buches. Ein solches Buch braucht unsere Kirche und da es ein akademischer Theolog heutzutage nicht schreiben kann, auch wenn er es wollte, ohne seine Laufbahn preiszugeben, so muß es ein Pfarrer schreiben, und der es geschrieben hat, ist über alle dem Forschen und Kämpfen auch zum vollebenbürtigen Gelehrten geworden, der sich auch die gelehrte Art und Form zugelegt hat, glücklicherweise nur nicht den „trockenen Ton“. Es lassen sich vielmehr Herz und Gewissen überall vernehmen, wie sie betheiligt sind an der Sache, und das brauchen wir auch. Wenn sich junge Theologen auch nur durch diese Eigenart des Buches wollten anziehen lassen, um es zu studiren, vielleicht von ihrem Standpunkt aus in der Hoffnung auf einen besonderen Genuß, so könnten wir ihnen zuversichtlich versprechen, daß sie an mehr als einer Stelle bei einer förmlichen Verwunderung ankommen würden, wie sehr die Sache doch anders liege, als sie sich gedacht und als man es ihnen gesagt hatte. Es sind ja unerhörte Resultate, zu denen der Verfasser seine Leser führt, unerhört seit Jahrzehnten auf dem Gebiete dieser Wissenschaft: die fünf Bücher Moses hat wirklich Moses geschrieben, es giebt keinen zweiten Jesaias, aber 73 Psalmen von David und von Salomo nicht nur Sprüche, sondern auch ein Buch, das der Prediger heißt, und ein Hoheslied, das wirklich eine religiöse Allegorie ist. Wir wissen, daß die erdrückende Mehrheit aller alttestamentlichen Forscher für diese Behauptungen nur ein Lächeln und etliche wenige zum Mindesten ein Kopfschütteln übrig haben. Aber der Verfasser übt ebenfalls eine rein geschichtliche Kritik und geht auf genau dieselben Quellen zurück wie jeder andere Forscher auch, und wenn er selbstverständlich sich in vielen Stücken auf nichts stützen kann als auf die vorhandenen Traditionen, so führt er doch die eingehendsten und überzeugendsten Beweise ins Feld gegen jede Aufstellung, die diese Tradition umstößt. Mit welchem Behagen dabei die neuesten Entdeckungen der Assyriologie und das epochemachende Werk Dr. Hommel's verwerthet werden, kann man sich leicht vorstellen. Soviel ist jedenfalls durch sein Werk unwidersprechlich dargethan, daß die Hauptstützen der Wellhausen'schen Theorie bereits im Wanken begriffen sind und daß die Bausteine, die bei diesem Zusammenbruch zu zukünftiger Verwendung übrig bleiben, weder sehr zahlreich, noch sehr ansehnlich sein werden. Wir freuen uns, daß das Buch so geschrieben ist, und wünschen ihm eine große Verbreitung. Die gelehrte Ausstattung ist, soviel wir sehen, ziemlich vollständig und das Urtheil über die einzelnen Werke nach Möglichkeit unbefangen. Was den Stoff

anlangt, so ist er hier so gut und so reichlich vertreten wie in jedem anderen Lehrbuch auch. B. K.

— Der Kleine Katechismus Luther's. Ausgelegt für das christliche Haus von Chr. Richter, Lehrer in Sparow. Mit 75 Holzschnitten von B. A. Küchle. Gütersloh, C. Bertelsmann 1899. 5 ℳ. — Abgesehen von den wenigen neuerdings erschienenen großen Werken theologischer Wissenschaft, die ein Freund der Kirche und der christlichen Gemeinde mit ungetheilter Freude begrüßen konnte, ist uns seit langer Zeit kein Buch vorgekommen, dessen Lectüre von Anfang bis zu Ende ein solches Gefühl der vollen Befriedigung erzeugt hätte. Es mag dem Verfasser das Eine oder das Andere entgangen sein, das durch neuere Forschung in Sachen des Katechismus zu Tage gefördert worden ist, wiewohl er auch in dieser Beziehung seinen Mann steht und sich als wohl unterrichtet zeigt. Aber worauf es hier ankommt, die Uebersicht über den ganzen Stoff und die Kenntniß alles dessen, was fast vier Jahrhunderte zum Verständniß dieser schlichtesten und gewaltigsten Christenlehre beigetragen haben, das hat er sich völlig zu eigen gemacht und versteht es in würdiger, weihevoller, kräftiger und doch ganz einfacher Sprache seinen Lesern darzulegen. Was dieses Buch von zahllosen anderen unterscheidet, die sich mit demselben Gegenstand beschäftigen, ist seine Bestimmung für das christliche Haus. Deshalb wird in einer knappen, aber ausreichenden Einleitung zuerst das Nöthige gesagt über die geschichtliche Entstehung des Buches und dann der Zusammenhang nachgewiesen, in dem die Hauptstücke unter einander stehen, und das Recht ihrer Aufeinanderfolge dargethan. Dann folgt eine Erklärung der einzelnen Bestandtheile bis hin zur Haustafel in der Art, wie sie auch in der Schule gegeben wird, aber mit beständiger Berücksichtigung dessen, was auch erwachsenen Gliedern des Hauses in der Sache zu beachten noth thut, ohne daß auf die viel besprochenen Zeitfragen, die sich an einzelne Stücke der christlichen Lehre anschließen, ein sonderliches Gewicht gelegt würde und ohne daß ein Satz darin stünde, den nicht Kinder auch lesen dürften. Ja, die hinzugefügten Bilder des Evangelischen Bilder-Katechismus machen das Ganze zu einem rechten Haus- und Familienbuch, nach dem auch die Kleinen schon ihre Hand ausstrecken dürfen und worin die lernenden Kinder gern ihre Katechismus-Stücke sich aufsuchen werden. Und Vater und Mutter brauchen nur nach diesem Buche zu greifen, wenn es gilt, Auskunft über allerlei sittliche und religiöse Fragen zu geben, deren Beantwortung für das Verständniß der Kinder doch nicht so einfach ist, wie man gedacht hat, ehe der einzelne Fall eintrat. Und nicht minder wird das Buch seine Schuldigkeit thun, wenn man für sich selber Belehrung sucht über dies und jenes Stück christlicher Lehre, wobei es oft auch unterrichteten und gebildeten Leuten vorkommt, daß sie sich bedenklicher Unklarheit darüber bewußt werden, welches denn nun eigentlich die rechte Fassung ist. Und das altgewohnte Schema der fünf Hauptstücke wird auch ohne Register schnell den Weg zeigen, wo die Sache zu finden sei. So kann das Werk als ein prächtiges Hochzeitsgeschenk dienen für schlichte Leute, denen man es noch zutraut, daß sie dergleichen einmal lesen werden, oder für solche, die man dazu erziehen will, wobei die erwähnten Bilder ihre schöne und große Bedeutung haben. Und in den Fällen, wo solche bescheidene Pracht nicht ausreichend scheint, mag eine christliche Mutter es der Aussteuer ihrer Tochter beifügen oder ein Vater es seinem Kinde schenken. Wie wollten wir uns freuen, wenn durch das tüchtige Streben des Verfassers unser Kleiner Katechismus, der bekanntlich von Haus aus gar kein Schulbuch ist, hier und da wieder würde, als was er gedacht ist, ein Hausbuch! B. K.

— Leipziger Sonntagsblatt. Schriftleitung und Verlag: Pastor Große. Leipzig. Vierteljährlich 75 ₰. — Der hinter uns liegende Zeitraum hat mit seinen vielen außergewöhnlichen Ereignissen solchen christlichen Wochenblättern reichen Stoff geboten. Und der Herausgeber hat sich seiner mit Geschick und Geschmack bemächtigt. Das Regierungsjubiläum unseres Königs war ein Fest, das auch die lutherische Landeskirche mit gutem Recht und in herzlicher Freude feiern konnte, denn seiner erprobten Weisheit dankt sie ihr gesichertes Bestehen und ihre ungehinderte Weiterentwickelung zum guten Theile. So war es eine schöne Pflicht auch für die Volksblätter, an diese Segnungen zu erinnern und die guten Worte auszubreiten, die bei dieser Gelegenheit gesprochen worden sind. Die deutsche Gebietserwerbung in China, die zunächst mit dem Schutz der katholischen Mission ihren Zusammenhang hat, wird so sicher auch der evangelischen Bekehrungsarbeit irgendwie eine neue Bahn schaffen, daß von dem Ereigniß und seinen Folgen fortdauernd Kenntniß genommen werden mußte. Das Jubiläum der Francke'schen Stiftungen und die fünfzigste Wiederkehr des Tages, den man den Geburtstag der Innern Mission nennt, boten einen nicht zu umgehenden Anlaß, in die Vorgeschichte und in die Entstehungsgeschichte dieses großen kirchlichen Werkes immer aufs Neue einzuführen und halb Bekanntes oder auch gar nicht Bekanntes in den Gesichtskreis der Leser zu rücken. Fürst Bismarck ist und bleibt auch eine kirchengeschichtliche Persönlichkeit trotz und zum Theil gerade wegen seiner großen Gleichgiltigkeit gegen die Bedürfnisse und Kämpfe der Kirche, in deren Gemeinschaft er doch mit schönem persönlichen Glauben stand, und so galt es nach seinem Tode, die Bedeutung dieses größten Zeitgenossen auch in dieser Beziehung den Lesern deutlich zu machen. Daß im letzten Viertel des Jahres fast Blatt für Blatt auf irgend welche Weise des friedlichen Kreuzzuges ins heilige Land gedacht werden mußte, um zu zeigen, was dort schon zu sehen sei für theilnehmende Blicke evangelischer Deutscher und was von nun an alsbald und später werde sichtbar werden, das versteht sich vollends von selbst. Zu diesen Gaben, die von der Zeitgeschichte der Reihe nach dargereicht wurden, hat sich auch in diesem abgelaufenen Jahre Altes und Neues aus großen und kleinen Kreisen der Kirche, aus ihrer Literatur und aus allen ihren Arbeitsgebieten in der Art beständig angefügt, wie wir das wiederholt mit aller Anerkennung und mit den besten Wünschen beschrieben haben. B. K.

— Kirchliche Zeitschriften aus dem Verlag von Dörffling und Franke, Leipzig: Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung. Vierteljährlich 3 ℳ 25 ₰. Um den Stoff braucht eine solche Zeitschrift heutzutage nicht besorgt zu sein; wir würden ein langes Verzeichniß hier aufzustellen haben, wollten wir auch nur die Namen aller der Versammlungen, Congresse und Conferenzen nennen, über deren Zweck und Verlauf Bericht erstattet werden mußte. Es ist das jedes Mal geschehen selbstverständlich mit kräftiger Hervorhebung des eigenen Standpunktes, aber in vornehmster Ruhe und mit eifrigem Bestreben, den Gegner zu verstehen und gerecht zu würdigen. Wir beneiden die betreffenden Berichterstatter um diese schätzenswerthen Eigenschaften, die wir unsererseits kaum würden entfalten können gegenüber dieser Unzahl kirchlicher oder genauer pastoraler Vereinigungen und gegenüber dem, was bei vielen derselben betrieben wird; denn weil es noch immer viel zu wenig Geistliche giebt, so müssen die wenigen, die vorhanden sind, sich fortwährend irgendwo versammeln und immer noch anderswo reden, als in ihrer Gemeinde. Es liegt auf der Hand, daß wir uns mit diesen mannigfaltigen und oft genug sich geradezu widersprechenden Bestrebungen hier nicht weiter beschäftigen können. So wenig wir die Pflicht einer Kirchenzeitung bezweifeln, von allem dem Kenntniß zu nehmen und zu geben, so suchen und finden wir den Werth des Blattes doch vielmehr in den selbständigen Artikeln, die nicht umfangreich zu sein brauchen, um doch die Bedeutung einer wohlerwogenen und wohlbegründeten Meinungsäußerung zu besitzen. Freilich stellen sich eine ganze Anzahl solcher Abhandlungen als Concepte von Vorträgen dar, wie sie eben auf solchen Versammlungen gehalten worden sind. Aber das ist vielleicht eine Hauptfrucht dieser Veranstaltungen, daß durch sie derartige trefflich vorbereitete, mit genauester Rücksicht auf gegnerische Meinungen ausgearbeitete und möglichst ausgereifte Werke entstehen, von denen man dann hinterher Freude und Gewinn haben kann, auch wenn die Zeit zum Besuche selbst gefehlt hat. Auf solche Art hat uns die Kirchenzeitung den aus reichster Erfahrung auf dem Gebiete der Inneren Mission stammenden Vortrag des Grafen Otto Vitzthum über Wichern's Aufruf, ferner das Referat des Missionsdirectors v. Schwartz über die Frage, was die Mutterkirche von der Missionsgemeinde lernen könne, weiter den Vortrag von Superintendent Hardeland über die Seelsorge im Sinne der lutherischen Kirche und noch manche andere werthvolle Gabe von ähnlicher Herkunft aufbewahrt. Aus der Zahl der übrigen Aufsätze heben wir als besonders lehrreich den bereits als Broschüre von uns besprochenen des Professors Walther „Ein Merkmal des Schwärmergeistes", der mit scharfer Begriffsbestimmung gegenüber allerlei Zeiterscheinungen als eine That heilsamer Aufklärung zu begrüßen war. Dasselbe gilt von anderen Beiträgen, die über die Stellung des geistlichen Amtes zur socialen Strömung der Gegenwart, wie zu Evangelisation und Gemeinschaftspflege wünschenswerthe Klarheit schaffen. Es ist offenbar dieselbe fleißige Hand, von der die

früher erwähnten Bilder aus der Erweckungsgeschichte in Deutschland stammten, die nunmehr begonnen hat, uns die Vorläufer der letzten Erweckungsbewegung zu schildern. Bisher sind aus der ersten Reihe Matthias Claudius und Jung-Stilling mit ausführlichen Schilderungen ihres Werdens, Könnens und Wirkens drangekommen. Besonders bemerkenswerth ist der festgehaltene Brauch, trotz des für sich bestehenden Literaturblattes gewisse hervorragende Erscheinungen des Büchermarktes in einführenden und kennzeichnenden Aufsätzen ausführlich zu besprechen. So ist es geschehen mit der Stuttgarter Ausgabe des Neuen Testamentes, mit Luthardt's Glaubenslehree, mit Zahn's Einleitung und kürzer mit vielen anderen Büchern. — Theologisches Literaturblatt. Herausgegeben von Prof. D. Chr. E. Luthardt. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. Nach öfter geübtem Brauch wollen wir aus der Fülle der hier angezeigten theologischen Literatur diejenigen Werke herausheben, die für einen weiteren, nicht ausgesprochen gelehrten Leserkreis eine Bedeutung haben können, falls überhaupt bei ihnen Theilnahme für die Wissenschaft und die Kirche, der sie dient, vorhanden ist. Und zwar richten wir unser Hauptaugenmerk nicht sowohl auf die kleineren Bücher und Schriften, die ohnehin meist ihre Besprechung hier auch schon gefunden haben, als vielmehr auf die größeren Werke, die nicht nur dem Fortschritt der Wissenschaft im engsten Sinne gelten, sondern für eine größere oder kleinere Allgemeinheit des Standes bestimmt sind. Um deswillen müssen wir die neuerdings immer zahlreicher auftretenden englischen und holländischen Werke, die selbstverständlich ein Literaturblatt in den Kreis seiner Besprechung zu ziehen hat, soweit sie nicht in Uebersetzung vorliegen, außer Betracht lassen. Verhältnißmäßig häufig vertreten waren in dem letzten Zeitraum die neuen Auflagen von Büchern, über deren unbestrittenen oder auch theilweis bestrittenen Werth das Urtheil auf allen Seiten schon feststeht, so Harnack's Dogmengeschichte, die verschiedenen Theile des Strack-Zöckler'schen Commentars, Wangemann's Biographie von Knak, Warneck's Missionsstunden und Mission in der Schule, Herzog's Realencyklopädie, Spurgeon's pastoral-theologische Schriften, Sabatier's Religionsphilosophie, v. Nathusius' Mitarbeit der Kirche an der Lösung der socialen Frage, Strack's Einleitung in das Alte Testament, neue Ausgaben von Dillmann's Commentaren von Ryssel und Kittel. Dagegen kann Hardeland's neue Ausgabe der Plitt'schen Geschichte der lutherischen Mission, deren zweite Hälfte wir angezeigt finden, als ein neues Werk gelten. Unter den neu erschienenen Büchern ragt für die Leser, die wir hier im Sinne haben, wohl als das bedeutendste hervor „Die dogmatischen Zeitfragen" von Kähler, deren erstes Heft die biblische Giltigkeit und geschichtliche Nothwendigkeit der christlichen Lehren nachweist, die in unserer Zeit hauptsächlich Gegenstand allgemeiner Besprechung geworden sind, während das zweite Heft die biblische Lehre von der Versöhnung darstellt. Die Anzeige von Wilhelm Schmidt in Breslau ist selbst wieder eine lesenswerthe besondere Abhandlung. Immer mit der erwähnten Rücksicht machen wir noch aufmerksam auf die Biographie Zwingli's von Stähelin, auf den zweiten Theil der Lutherbiographie von Berger und auf die von uns hier schon gewürdigte tüchtige Schrift von Mertz über die Pädagogik der Jesuiten. — Sächsisches Kirchen- und Schulblatt. Verantwortliche Redaction: Dr. phil. Schenkel, Pastor in Cainsdorf. Vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰. Neben den kraft- und geistvollen Festartikeln des Herausgebers, deren Art wir wiederholt beschrieben haben, sind uns als besonders dankenswerthe Erscheinungen aufgefallen die Aufsätze über die Dichter von Kirchenliedern, deren Erwähnung durch die Wiederkehr des Tages ihrer Geburt oder ihres Todes veranlaßt war. Auf diese Weise ist erinnert worden an Leben und Wirken von Ludwig Helmbold, Annette v. Droste-Hülshoff und Albert Knapp, aber auch an die Dichter, die vor 250 Jahren den sehnlich erwarteten und den endlich herbeigekommenen Frieden begrüßt haben. Das sind dankenswerthe Erinnerungen, weil sie zum Studium der Hymnologie anregen, wodurch nach häufiger Erfahrung die Predigt für die Gemeinde in einer besonders wirksamen Weise befruchtet wird. Im Uebrigen hat das Blatt gewohnter Weise seine Stellung eingenommen zu den Zeitereignissen und zu den kirchlichen Fragen der Gegenwart. Den verhältnißmäßig breitesten Raum nehmen im letzten Jahrgang die Auseinandersetzungen zwischen Pfarrer Muethel in St. Petersburg und seinen Gegnern ein. Wir hatten schon in unserer letzten Besprechung angedeutet, daß die Sache durch das, was bis dahin vorgebracht war, noch nicht entschieden sei. Wir haben schon vor zwei Jahren, als Muethel seine zweite Schrift erscheinen ließ, in diesem Blatte darauf hingewiesen, daß ihm den eigentlichen Kern seiner Behauptungen wohl Niemand widerlegen werde. Das ist thatsächlich auch bis heute nicht geschehen. Man hat ihm Fehler und Lücken in seiner geschichtlichen Beweisführung nachweisen können, aber man hat die auf dem eingehendsten Studium der Sache beruhenden Resultate nicht umzustoßen vermocht. Den lebhaftesten Wunsch, das zu können, haben wir so gut gefühlt wie die Gegner in Rußland und Sachsen, die sich ein liebgewordenes Gut so nicht wollen nehmen lassen. Aber mit dem Wunsch allein läßt sich nichts ausrichten, wo es sich um unbestrittene geschichtliche Thatsachen handelt.

B. K.

— Stosch, Alttestamentliche Studien. Gütersloh, Bertelsmann, 1899. IV. Theil: Israel's Heldenzeit. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ. — Verfasser besitzt die unwidersprochene Gabe, durch innige Versenkung in den heimlichen Sinn der Schrift, durch gläubige Meditation neue Gedanken und Tiefen des Bibelwortes zu erschließen. Sofern er diese Gabe zur Erbauung und Förderung der gebildeten Gemeinde fruchtbar macht, wollen wir ihrer mit herzlichem Danke uns freuen. Indessen bleiben wir bei dem schon früher begründeten Urtheile stehen, daß eine wissenschaftliche Förderung der Erkenntniß des Alten Testaments nicht in erster Linie Zweck und Ziel der Bibelstudien sein kann. So sehr sich auch Verfasser müht, das Neueste — wie in diesem Heft die äußerst wichtigen Funde von Tel el Amarnah, die uns über den politischen Zustand Palästinas genau um 1400 v. Chr., also während der hebräischen Invasion, Aufschluß geben — in den Bereich seiner Untersuchungen hineinzuziehen, so sehr haftet er doch überall an der alten Schule, welche mit mehr Recht als Stosch die Literarkritik verwarf, weil dieselbe damals noch in den Windeln lag. Ausführlich äußert sich der Verfasser über den Sonnenstillstand zu Gibeon, den er durch ein heranziehendes Wetter erklärt: es sei also Jos. 10, 13 nur von einer Sonnenverdunkelung die Rede. Die Discussion über die Art des dort beschriebenen Wunders erledigt sich, wenn man bedenkt, daß die umstrittene Stelle ein poetisches Citat aus dem Buch des Redlichen enthält, also in dichterischer Weise die Macht des Herrn beim Amoritersiege darstellen will. Die religiöse Betrachtungsweise der Richterzeit ist durch das Urtheil des Verfassers gebunden: „sie sind alle inspirirt vom Geist des Glaubens an den Bundesgott Israels." Gerade die positiven Vertreter der alttestamentlichen Disciplin erklären jedoch, daß die Richterzeit eine Zeit der religiösen Depravation ist, ein Urtheil, das gegen die evolutionistische Behauptung, im Richterbuch finde der ursprüngliche religiöse Zustand der Hebräer seine Darstellung, bindend und nothwendig ist. Die Verwerthung der Amarnahbriefe für das Alte Testament, die sich an Hommel's Untersuchungen anlehnt, ist einseitig. Nur andeuten wollen wir, daß wir gegen den Verf. mit erwogenen Gründen daran festhalten, daß der Einfall der Hebräer erst im Anzug war, als die berühmten Amarnahbriefe geschrieben wurden.

J. J.

— Julius Köstlin, Christliche Ethik. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. — Der berühmte Lutherforscher bietet uns ein gereiftes Werk, durch welches die Theologie eine wesentliche Förderung erhält. Je mehr sich die Systeme der philosophischen Ethik von der Wirklichkeit der christlichen Welt lossagen und ihre eigenen Wege gehen, desto werthvoller ist die Erschließung eines neuen Weges, durch welchen wir ein zusammenhängendes Verständniß für das Christenthum als inneres und nach Außen gerichtetes Leben gewinnen. Einen neuen und eigenartigen Weg ist der Verfasser gegangen: seine Ethik ist eine wissenschaftliche Entfaltung des Willenslebens, auf Grund des in Christo geoffenbarten Gotteswillens. Durch diese voluntaristische Begründung gewinnt die Ethik die volle Selbständigkeit innerhalb der systematischen Theologie. Wir haben aber hier mehr als ein zünftiges Werk vor uns: die durchgreifende Bezugnahme auf die moderne Welt, welche durch die feine und geklärte Beobachtungsweise des Verfassers unterstützt wird, macht das Buch für weitere Kreise nicht nur genießbar, sondern äußerst anziehend und fesselnd. Neben Paulsen's Ethik kennen wir keine neue Darstellung, die in so unmittelbarer Berührung mit den Gaben und Aufgaben der Gegenwart sich hält. Wer immer einen reichen Aufschluß über das Leben in seiner Beziehung zu Gott und seiner allseitigen Bethätigung in der Welt gewinnen will, dem sei das Studium des schönen, vornehm ausgestatteten Werkes empfohlen.

J. J.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 22. Dienstag, den 21. Februar, Abends. 1899.

Auf heißem Boden.

Ein Gedenkblatt zur 150. Wiederkehr von Elisabeth Gertrud Mara's Geburtstag, der 23. Februar 1749.

Von A. v. Winterfeld.

„Er hat da zwei extraordinäre Cantatricen in Seinem Concert, mein lieber Meister", sagte die verwittwete Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, eine sehr musikalische Dame, welche mit dem sächsischen Hofe die Leipziger Ostermesse und bei dieser Gelegenheit auch das „Große Concert", das spätere Gewandhaus-Concert, besucht hatte, zu dem Gründer desselben, dem Kapellmeister und nachmaligen Cantor der Thomasschule, Johann Adam Hiller, nachdem sie ihm in huldvollen Worten ihre Anerkennung und ihren Dank für den gehabten Kunstgenuß ausgesprochen. „Ja, ganz extraordinär", fuhr sie fort. „Die eine, nicht eben von brillantem Exterieur, singt mit einer Stimme, einer Perfection, einer Expression, daß man staunen muß. Hab' lang dergleichen nicht gehört. Die andere ist gar einnehmend und apart von Figur und Antlitz — könnt' gleich eine Prinzessin vorstellen — singt auch recht agréable und mit viel Sentiment, hat aber bei weitem nicht die Stimme der anderen. Wer sind die beiden Demoisellen?" „Es sind meine besten und liebsten Schülerinnen, Hoheit, Gertrud Schmehling und Corona Schröter, beide die Töchter armer Musiker. Die letztere ist nicht blos musikalisch begabt wie die andere, die Schmehling, von der sie freilich an Stimme und Gesangskunst überragt wird." „Ja, hör' Er, liebster Hiller, das ist eine Stimme, die absolut auf die Bühne gehört. Weiß Er was, schick' Er mir die Demoiselle nach Dresden. Wenn ich mich unseres Musikwesens, das seit dem Kriege arg heruntergekommen ist, nicht annehmen wollte, würd' es ganz auseinanderfallen. Wir möchten gern einmal etwas Ordentliches bringen und Hasse's Oper »Dido« aufführen, die er in besseren Zeiten für seine Frau, die Faustina, geschrieben. Aber keine von unseren jetzigen Sängerinnen hat den Stimmumfang für die Partie. Seine Schülerin hat ihn, und noch darüber hinaus." „Das wohl, Hoheit; aber eine Rolle, die die göttliche Faustina gesungen und agirt hat — und meine unscheinbare Gertrud." „Weiß wohl, sie war eine ganz magnifique Creatur, die Faustina, und wußte tragisch zu agiren, daß einem das Herz still stand. Haben seitdem nichts Aehnliches gehabt. Aber was die Stimme betrifft, so ist die von der Demoiselle — wie heißt sie doch gleich? — ja richtig, von der Schmehling eher noch schöner und mächtiger. Freilich das Exterieur — ja wenn sie das von Seiner anderen Schülerin hätte. . . ." „Dann wäre die Vollkommenheit da." „Da hat Er recht; aber auf Erden ist eben nichts vollkommen. Doch giebt die Stimme hier den Ausschlag und Schminke, Puder und der sonstige Ausputz thun auch das Ihrige." „Aber halten zu Gnaden, Hoheit, das Mädel ist noch nie auf einer Bühne gewesen; sie hat keine Idee von der Action." „Die werden wir ihr schon beibringen, darüber lass' Er sich keine grauen Haare wachsen. Also schick' Er mir die Demoiselle Schmehling, lieber Monsieur Hiller; ich werde sie selbst in die Schule nehmen, und Er soll sehen, sie wird Ihm Ehre machen." Hiller wagte nicht weiter zu widersprechen, obgleich ihm die Sache recht bedenklich erscheinen wollte. Als er Gertrud den Antrag mittheilte, wurde sie erst roth, dann bleich und brachte anfänglich kein Wort hervor. „Nun, Trude, was sagst Du dazu, was meinst Du? Ist's nicht eine große Ehre?" „Das schon, Papa Hiller, aber . . . ." „Nun, was aber?" „Ich denke, ich lehne sie ab." „Mädel, das wird kaum angehen, wenn die Frau Kurfürstin, die sich's einmal in den Kopf gesetzt, es wünscht. Solche Wünsche sind Befehle." „Ich weiß es, ich weiß es; aber ich habe nie daran gedacht, auf die Bühne zu gehen. Schon meine Figur paßt nicht dazu und ich bin so hölzern und ungeschickt, daß ich gewiß die Coulissen einrennen würde." „Aber die Frau Kurfürstin will Dich selbst in der Action unterweisen, und die versteht's, das kann ich Dir sagen. Vor Jahren hab ich sie einmal am Hofe in einem Festspiel singen hören und agiren sehen, wie es die Faustina kaum besser gekonnt hätte." „Ich fürchte mich vor der Bühne; das ist ein heißer, gefährlicher Boden." „Wohl; aber ein ehrlich Gemüth, wie das Deine, kommt überall durch und — die schlimmsten Gefahren werden Dir erspart sein." „Weil ich häßlich bin, nicht wahr? — Ein schöner Trost!" „Häßlich bist Du nicht, wenn auch eben nicht schön. Dafür hast Du eine schöne, eine sehr schöne Stimme und weißt sie zu gebrauchen; das giebt, wie Ihre Hoheit ganz richtig sagt, hier den Ausschlag." „Da kommt die Corona, die soll's entscheiden!" rief Gertrud einem auffallend schönen, hoch und schlank gewachsenen jungen Mädchen entgegen, das eben eintrat. Nachdem ihr der Fall vorgetragen worden war, neigte sie einige Minuten nachdenklich das reizende Haupt. Dann hob sie es plötzlich empor und sagte mit bestimmtem Ausdruck: „Ich meine, Du mußt unbedingt nach Dresden gehen, Trude. Das Schicksal bietet Dir die Hand — schlägst Du sie aus, so verscherzest Du vielleicht Deine ganze Zukunft." „Aber wenn ich durchfiele . . ." „So wäre es auch kein Unglück — Du mußt es eben wagen. Im Gesange fällst Du sicherlich nicht durch — ach, wenn ich Deine Stimme hätte, besänne ich mich keinen Augenblick!" „Wenn ich Deine Figur und Dein Gesicht hätte, besänne ich mich auch nicht." „So laß uns tauschen!" rief Corona scherzend. „Würdest Du wirklich Deine Schönheit gegen meine Stimme eintauschen?" fragte Gertrud, die Freundin gespannt ansehend. „Unbedenklich", erwiderte diese schnell, „ich will lieber die Nachtigall sein, als der Zeisig. Und würdest Du Deine Stimme für mein bischen Aeußeres hingeben?" „Meine Stimme — nun — ich weiß doch nicht . . ." war die zögernde Entgegnung. „Siehst Du wohl . . . also es ist abgemacht, Du gehst nach Dresden und giebst die Dido." Papa Hiller aber bekräftigte diese Entscheidung durch ein bedeutsames Kopfnicken und nahm dazu mit Befriedigung eine große Prise.

Nachdem er mit Gertrud die ihr schon bekannte Partie der Dido noch gründlich durchgegangen, so daß sie ganz fest darin war, reiste sie unter der Obhut einer alten Tante in der berühmten „grünen Kutsche", welche wöchentlich dreimal die Reisenden von Leipzig nach Dresden und wieder zurück beförderte, begleitet von tausend Segenswünschen Hiller's und Corona's, nach der sächsischen Residenz ab. Glücklich hier angelangt, meldete sich Gertrud am nächsten Morgen bei dem kurfürstlichen Operndirector. „Also Sie ist die Demoiselle aus Leipzig", sagte er, sie mit einem Blick musternd, der seine Enttäuschung schlecht verbarg, „die die Königin Dido darstellen will?" „Ich muß es wohl, da die Frau Kurfürstin es so verlangt." „Freilich, freilich — da heißt's gehorchen. Sie kann doch die Rolle?" „Ich getraue mir, sie zu singen." „Auf's Singen allein kommt's nicht an; sie will auch agirt sein." „Das Agiren soll mir erst beigebracht werden." „Also eine völlige Anfängerin — das wird schön ablaufen! Und gerade die »Dido«, eine Hauptleistung der unvergleichlichen Faustina, die hier noch in Aller Angedenken lebt. Die Demoiselle hat viel Courage." Davon hatte nun Gertrud bei dieser Unterredung freilich den letzten Rest verloren, schwieg aber fein still und drängte mühsam die hervorquellenden Thränen zurück. „Nun, so finde Sie sich nur morgen um zehn Uhr im Komödienhause ein", verabschiedete sie der

Director, „wir wollen dann schon sehen, wie Sie sich anstellen wird.“ Pünktlich hatte sich die zitternde Gertrud nach einer ziemlich schlaflosen Nacht gemeldet und war in den Musiksaal geführt worden, da man zunächst ihre musikalische Fähigkeit prüfen wollte. Hier ging nun freilich Alles vortrefflich und der Kapellmeister wußte kaum sein Erstaunen zu verbergen über die Schönheit, die Macht und den Umfang der auf das Sorgfältigste ausgeglichenen und ausgebildeten Stimme, sowie über Gertrud's musikalische Sicherheit. Das junge, unscheinbare Mädchen war keine Anfängerin, es war bereits eine Meisterin im Gesange. „Nun, hab' ich zu viel gesagt?“ rief die Kurfürstin, die unbemerkt während der Probe eingetreten war und still zugehört hatte, triumphirend nach Beendigung derselben. „Euer Hoheit haben wie immer die Ueberlegenheit Ihres Urtheils bewiesen“, entgegnete der Kapellmeister mit aufrichtiger Anerkennung. „Die Demoiselle hat ihre Partie so gut inne, daß wir nur einiger Proben mit dem Orchester bedürfen werden.“ „Freut mich,“ sagte der ebenfalls anwesende Director, „aber wie wird's mit der Action werden? Die Demoiselle ist noch niemals auf der Bühne gewesen.“ „Darüber mach Er sich keine unnützen Sorgen, mein lieber Director,“ beruhigte ihn die Kurfürstin, „wir werden sie schon zustutzen. Und Sie, mein Kind, wendete sie sich darauf an Gertrud, „habe Sie nur Courage. Wer so singt wie Sie, braucht sich nicht zu fürchten. Morgen fangen wir mit dem Agiren an. Sie wird sehen, es ist kinderleicht gegen das Singen.“ Gertrud wollte es gerade umgekehrt erscheinen, und sie zeigte sich keineswegs anstellig darin, obgleich die hohe Dame, die es liebte, den Regisseur zu spielen, sich alle Mühe mit ihr gab und es ihr sogar vormachte, wie eine Königin stehen, gehen, sich halten und benehmen müßte. „Mehr Hauteur, Kind, mehr Hauteur!“ ermahnte sie, „die Brust heraus, den Kopf in den Nacken und den Blick so von oben herab, daß Alles gleich in den Staub sinkt. Bedenke Sie doch, daß Sie die Königin von Karthago ist und nicht die Demoiselle Schmehling aus Leipzig. Stolpere Sie nicht immer über den Königsmantel; sonst sehe ich es voraus, daß Sie bei der Vorstellung darüber hinfällt. Das gäb' ein schönes Gaudium! — Das Scepter hält man nicht auf dem Rücken — lege Sie es lieber ganz bei Seite, sonst richtet Sie noch ein Unglück damit an.“ Gertrud hatte, als sie es schnell hervorbrachte, den Director damit unsanft an die Nase gestoßen.

Alle diese Anweisungen machten Gertrud nur noch ängstlicher und verwirrter, als sie ohnehin schon war. Sie blieb hölzern und ungelenk, und sowohl die Kurfürstin wie der Director sahen nicht ohne geheimes Bangen der Aufführung entgegen. Nur der Kapellmeister war voll Vertrauen. Endlich war der große Tag da, an welchem der Theaterzettel das Debut der Demoiselle Schmehling aus Leipzig als Königin Dido verkündigte. Geduldig wie ein Opferlamm ließ sich Gertrud in der Garderobe schmücken, frisiren und königlich ausstaffiren. Natürlich trug die Königin von Karthago einen colossalen Reifrock, war gepudert und hatte das Gesicht mit Schönpflästerchen beklebt. Diese umständliche Toilette nahm viel Zeit in Anspruch, und der Regisseur kam unruhig ein Mal über das andere und fragte, ob denn „die Leipziger Lerche“ immer noch nicht fertig wäre. Endlich war sie es; man hing ihr noch schnell den wallenden Purpurmantel um, und sie stellte sich, mehr todt als lebendig, umgeben von ihrem Gefolge, in die Coulisse, um auf das Zeichen des Regisseurs auf die Bühne zu treten. Der Moment war gekommen, der Regisseur winkte; aber Gertrud rührte sich nicht von der Stelle, ihre Füße waren wie an den Boden gewachsen, sie konnte nicht vorwärts, die Angst hatte sie völlig gelähmt. „Hinaus!“ rief ihr der Regisseur zu, und als sie trotzdem nicht folgte, gab er ihr einen tüchtigen Stoß, so daß sie auf die Bühne kam, ohne zu wissen wie, wodurch freilich ihr Auftreten eben nicht an Würde und Majestät gewann, zumal die auf der äußersten Spitze der thurmhohen Frisur klebende Königskrone dabei in ein sehr bedenkliches Schwanken gerieth und beinahe herabgefallen wäre. Da stand nun die arme Novize, verdutzt, verwirrt, fast bewußtlos, das Ziel von tausend neugierigen Blicken. Jetzt klopfte der Kapellmeister energisch mit dem Taktstock auf das Pult, und das Orchester begann die Einleitung zu ihrer Arie. Nun fand sie sich wieder; in den Gefilden der Musik war sie heimisch, da fühlte sie sich geborgen, und ohne alle Unsicherheit setzte sie mit ihrer herrlichen Stimme ein und sang mit glänzender Bravour die große, äußerst schwierige Antrittsarie, die sie noch auf das Geschmackvollste verzierte. Hatte man erst nicht übel Lust zum Lachen gehabt über das sonderbare Auftreten der jungen Sängerin, so hörte man ihr jetzt mit desto größerer Ueberraschung und Bewunderung zu, und als sie geendigt, brach ein tosender Beifallssturm los. So etwas hatte man seit den Zeiten der Faustina nicht gehört. Die Kurfürstin aber in ihrer Loge lächelte befriedigt und bezog fast einen Theil des Beifalls auf sich selbst. War sie es nicht, die dies wunderbare Talent entdeckt hatte? Von nun an ging Alles gut; mit dem neu erweckten Selbstbewußtsein wurde auch die Darstellung freier und natürlicher, und das Publicum vergaß die hier und da noch hervortretenden Unvollkommenheiten über den wunderbaren Gesang, kurz der Erfolg war ein alle Erwartungen weit übersteigender. Als sich Gertrud am nächsten Tage von ihrer hohen Gönnerin verabschiedete, sagte diese: „Nun, mein liebes Kind, Sie hat ja gestern Ihre Sache sehr brav gemacht. Mit der Action freilich hapert's noch, doch das findet sich mit der Zeit, im Singen aber thut's Ihr Keine zuvor. Für Ihre Kehle kann Sie Gott nicht genug danken. Sie muß nun weiter auf die Bühne, und wenn wir nicht schon die Tibaldi engagirt hätten, die aus Italien unterwegs ist, so ließ ich Sie gar nicht wieder fort. Doch will ich Sie dem Könige von Preußen, meinem Freunde, einem sehr musikalischen Herrn, recommandiren. Ich weiß, er sucht eine Sängerin für die großen Partien. Zwar hat er ein Préjudice gegen deutsche Sängerinnen und meint, sie wieherten wie die Pferde, — nicht mit Unrecht, denn wir haben bis jetzt eben noch nichts Rares von deutschen Cantatricen gehabt — aber Sie wird ihn schon belehren und den deutschen Namen zu Ehren bringen, Sie kann es getrost mit jeder Welschen aufnehmen. — Hier hat Sie ein kleines Souvenir“ — sie überreichte Gertrud einen schönen Halsschmuck — „und der Director soll Ihr fünfzig Dukaten auszahlen. Bleibe Sie brav, mein Kind, reise Sie glücklich und grüße Sie mir den guten Hiller und die schöne Freundin.“ — Diese Beiden nun hatten mit nicht geringer Spannung Gertrud's Rückkehr entgegengesehen. Sie empfingen sie im Posthofe. „Nun, wie war's, wie ist's abgelaufen?“ riefen sie Gertrud entgegen und suchten gespannt in deren Mienen zu lesen, als sie nicht sogleich antwortete. Sie bemühte sich, ein niedergeschlagenes Gesicht zu machen und schüttelte traurig den Kopf. „Also durchgefallen — hätt's denken sollen, bist doch nicht für den heißen Bühnenboden geschaffen, kannst nicht agiren“, rief der Meister betrübt und enttäuscht. „Glaubt's nicht, glaubt's nicht, Papa Hiller, — sie hat uns zum Besten — sie will uns nur zeigen, wie gut sie in Dresden Komödie spielen gelernt hat — o, Du Schalk!“ und Corona umarmte die Freundin. „Ist's wahr, Trudel, ist's möglich — wär's wirklich gut gegangen?“ „Wenn's gut, wenn's weit über alle Hoffnungen gut gegangen, so verdanke ich's allein Euch, Papa Hiller. Ihr habt meine Stimme gepflegt und gezogen, wie eine Mutter ihr liebstes Kind. Mein Gesang war's, der mich errettet hat; meine schlichte Erscheinung und mein unbeholfen Spiel hat man eben mit in den Kauf genommen.“ Nun ging's an ein Fragen und Erzählen ohne Ende, und auch die Grüße der Frau Kurfürstin wurden bestellt. „Mich soll nur wundern, ob sie mich wirklich dem Preußenkönig empfehlen wird,“ meinte Gertrud halb zweifelnd. „Wollen's abwarten und inzwischen fleißig studiren,“ war Hiller's Entgegnung. „Um Dich ist mir nicht mehr bange, Trudel.“ „Aber um mich, nicht wahr, Papa?“ fragte Corona halb lächelnd, halb wehmüthig. „Auch nicht, auch nicht — wirst schon Deinen Platz finden. Es giebt viel schlechtere Sängerinnen als Dich, wenn Du auch neben dem Teufelsmädel, der Trudel, nicht aufkommen kannst!“

Es war einige Wochen später. Der Frühling hatte sich eingestellt, die Erde aufs Neue geschmückt und die Herzen der Menschen empfänglich für frohe Hoffnungen gestimmt. Auch die beiden Freundinnen unterlagen dieser Einwirkung und der daraus hervorgehenden Empfindung, es müßte sich irgend etwas ereignen, das verhängnißvoll in ihr Leben eingriffe. Fanden solche Ahnungen bei Gertrud einigen festen Grund in dem Versprechen der Kurfürstin, so waren sie bei Corona gänzlich unbestimmt und deshalb auch weniger lebhaft. In solcher Stimmung zog es die beiden Mädchen in die freie Natur, und so waren sie denn auch eines frühen Morgens, bevor ihr Tagewerk begonnen, ins Rosenthal gepilgert. Ermüdet von dem raschen Gange, hatten sie sich auf eine Bank gesetzt und hingen träumerisch ihren Gedanken nach. Ringsumher war es menschenleer und einsam und morgendliche Stille lag über dem Gehölz, die nur durch den Gesang der Vögel unterbrochen wurde. Ueberrascht blickten daher Gertrud

und Corona auf, als sie Schritte vernahmen und zwei junge, wohlgekleidete Männer Arm in Arm des Weges daherkommen sahen, der an ihrer Bank vorüberführte. Auch die beiden Wanderer, namentlich der eine, ein blühend schöner Jüngling mit mächtig strahlenden Augen und geistvoll belebten Zügen, schienen überrascht durch den Anblick der Mädchen und sahen diese so forschend beim Vorübergehen an, daß sie verlegen die Blicke senkten. „Gewiß Studiosen,“ flüsterte Gertrud, „das sind lose Vögel und sonst nicht so früh auf den Beinen. Komm, laß uns heimgehen.“ Kaum waren sie aufgestanden, als die beiden Fremden, die eifrig mit einander gesprochen und sich nochmals nach den Mädchen umgesehen hatten, plötzlich umkehrten und mit schnellen Schritten, höflich, fast ehrerbietig grüßend, auf die Ueberraschten zutraten. „Verzeihen die Demoisellen,“ begann der mit den strahlenden Augen, „wenn wir von einem glücklichen Zufall, den uns dieser schöne Morgen beut, Gebrauch machen, um unseren Dank für unvergeßliche Genüsse auszusprechen.“ „Wir sind nicht so glücklich, den Herrn zu verstehen,“ sagte Gertrud ziemlich abweisend. „Halten Sie es nicht für zudringlich, daß wir den beiden Philomelen, die uns im »großen Concert« hingerissen, unsere Huldigung darbringen,“ fuhr der junge Mann fort, während seines schweigenden, etwas jüngeren Begleiters bewundernde, doch nicht unbescheidene Blicke an der edel schönen Erscheinung der erröthenden Corona hafteten. „Sollte der Herr wirklich so hingerissen gewesen sein?“ Ein Anflug von Zweifel und Spott lag in Gertrud's Ton. „Sie glauben mir nicht — hier der Beweis!“ rief lebhaft der Fremde, holte ein Notizbuch hervor, blätterte einen Augenblick darin, nahm ein Blatt heraus und las mit ausdrucksvoller Betonung: „Der Demoiselle Schmehling, nach Aufführung von Hasse's Oratorium »St. Elena al calvario«

Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinste Jugendgabe —
Zogest Du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe;
Dort, wo Alles wohl gelang,
Unter die Beglückten,
Riß Dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.“

Alle hatten dem begeisterten Vortrag aufmerksam zugehört. Als der junge Mann nach Beendigung desselben Gertrud das Blatt mit stummer Verbeugung überreichte, nahm sie es erröthend und sagte: „Der Herr beschämt mich durch so viel Lob in so schönen Versen. Vielen Dank! Der Herr ist also Poet . . . ?“ „Allerdings ist er das,“ fiel hier der Begleiter ein. „Haben die Demoisellen vielleicht schon etwas von Goethe gehört?“ „Gewiß, nicht blos gehört, sondern auch seine schönen Dichtungen gelesen,“ rief Corona mit lebhaftem Interesse. „Also der Herr wäre wirklich derselbige Poet?“ Goethe verbeugte sich lächelnd. „Oft hat sie mir Ihre Dichtungen vorgelesen,“ fiel Gertrud ein: „O, sie liest so schön!“ „Da scheinen gar viele herrliche Gaben in schöner Harmonie bei einander!“ Des jungen Dichters Blicke streiften mit unverhohlener Bewunderung das schöne Mädchen, welches leicht seufzend sagte: „Lieber in Einem groß sein, als in Vielem mittelmäßig.“ „Die Demoiselle ist zu bescheiden,“ widersprach lebhaft der jüngere, sonst etwas zurückhaltende Herr, „zwischen Mittelmäßig und Groß giebt es noch viele Stufen. Uebrigens kommt es nur auf den Schauplatz an; was auf dem größten versagt, kann auf dem kleineren entzücken.“ „Dann werde ich mich jedenfalls mit einem kleineren begnügen und noch obenein froh sein müssen, wenn ich einen solchen finde,“ meinte Corona lächelnd. Die beiden jungen Männer wechselten schnell einen Blick des Einverständnisses, dann sagte Goethe's Begleiter: „Das würde der Demoiselle gewiß nicht schwer fallen, und wenn Sie mit einer zwar bescheidenen, aber ehrenvollen Stellung vorlieb nehmen wollte, so wüßte ich vielleicht Rath.“ Die überraschte Corona sah den Sprechenden fragend an, während Gertrud keck einfiel: „Wo ist denn diese bescheidene aber ehrenvolle Stelle, wenn's erlaubt ist zu fragen, und wer ist der junge Herr, der so freigebig Stellen austheilt?“ Der junge Mann zog leicht die Stirn zusammen, warf einen stolzen Blick auf Gertrud und war im Begriff eine rasche Antwort zu geben, als sein älterer Begleiter, ihm beschwichtigend zuwinkend, schnell einfiel: „Die Demoisellen dürfen versichert sein, daß mein Freund, der . . . . Herr Karl Herzog aus Weimar, die redlichsten Absichten hat und nichts versprechen würde, was er nicht halten könnte.“ „Davon bin ich überzeugt,“ sagte Corona, „und dem Herrn zu vielem Dank verpflichtet. Vermuthlich ist die Stellung in Weimar?“ „Allerdings,“ erwiderte der jüngere Mann, „doch kann ich Ihnen heute noch nichts Gewisses mittheilen, ich muß erst Rücksprache dort nehmen. Wenn sich die Demoiselle höchstens acht Tage gedulden wollte, so würde Sie bis dahin eine bestimmte Antwort erhalten.“ „Gern werde ich des Bescheides harren, und inzwischen mich mit meinem Lehrer und väterlichen Freunde, dem Kapellmeister Hiller, berathen.“ Mit diesen Worten blieb Corona stehen — die vier waren inzwischen langsam weiter gewandelt — und verabschiedete, sich mit edlem Anstande verneigend, die jungen Männer, die sich mit höflichem Gruß und mit einem „Auf Wiedersehen!“ schnell der Stadt zu entfernten. Die beiden Mädchen sahen, ihnen langsam folgend, nach, bis jene außer Hörweite waren, dann flüsterte Gertrud: „Ein richtiges Abenteuer, nicht wahr, Krone?“ „Fast sieht es so aus, Trude.“ „Zwei interessante junge Herren, von denen der eine, ein Poet mit Feueraugen, mir fix und fertig ein Gedicht überreicht, der andere, der auch etwas Besonderes an sich hat, Dir eine schöne Anstellung in Aussicht stellt — mehr kann man an einem Morgen nicht verlangen.“ Dein Poem hast Du sicher in der Tasche, und es ist gar schön, wie Alles, was der Herr Goethe schreibt; aber meine Anstellung scheint mir noch sehr in der Luft zu schweben.“ „Mir nicht; der Herr aus Weimar verwendete ja kein Auge von Dir, mich hat er kaum angesehen, was ich auch ganz natürlich finde,“ und bewundernd sah die kleine Gertrud zu der schönen, schlanken Freundin empor, die lächelnd erwiderte: „Sei nur ruhig, Trude, besungen bin ich noch nicht worden, wie Du.“ „Nun, was nicht ist, kann werden, und wenn Du erst in Weimar bist . . .“ „Ja, wenn. Uebrigens kann ich mir gar nicht recht denken, was das für eine Stellung in der kleinen Stadt sein sollte.“ „Jedenfalls am Hofe, vielleicht am Hoftheater.“ „Ach, Trude, ich fürchte, wie Du, den heißen Boden der Bühne.“ „Ich nicht mehr, seitdem ich die Feuerprobe in Dresden glücklich überstanden. Jetzt habe ich Courage und nehme es selbst mit dem großen Friedrich auf — wenn er mich nämlich haben will.“

Unter solchen Gesprächen hatten die Freundinnen ihre gemeinsame Wohnung erreicht, und das Erste, was Gertrud hier in die Augen fiel, war ein großer amtlich aussehender, an die „Demoiselle Schmehling, Sängerin am großen Concert in Leipzig“ adressirter Brief. Mit zitternden Fingern öffnete sie und las. — „Er will mich — der große Friedrich will mich!“ rief sie, „das heißt prüfen vorerst,“ setzte sie langsamer hinzu. „Binnen drei Wochen habe ich mich in Sanssouci zu melden und wenn ich den Erwartungen entspreche, welche die Empfehlung der Frau Kurfürstin von Sachsen erregt — also hat sie doch Wort gehalten, die liebe Dame —, so soll ich an der königlichen Oper in Berlin angestellt werden.“ Erbleichend sank Gertrud, das Blatt in den Händen, auf einen Stuhl nieder. „Du sagtest ja eben, Du nähmest es mit dem großen König auf,“ spöttelte Corona. „Im Gesange hoffe ich zu bestehen, aber — er wird mich häßlich finden, Krone . . . .“ „Unsinn! Mit solchen Augen und solchem lieben, klugen Gesicht“ — hier küßte Corona die Freundin herzlich — „ist man nicht häßlich. Der König, so viel ich gehört, sieht nicht auf das Aeußere, sondern auf die Leistung. Dein Gesang wird entscheiden.“ „Wie gut Du zu trösten weißt, Du liebe Krone!“ rief Gertrud ermuthigt. „Jedenfalls mach' ich den Versuch. Hat mir der Himmel in Dresden geholfen, wird er mich auch in Potsdam nicht im Stich lassen. Ach, Krone, es wäre wohl schön, wenn wir Beide zugleich gut unterkämen, müßten wir uns nur nicht trennen, — das ist mir das Traurige dabei!“ —

Noch ehe die acht Tage verflossen waren, erschien der junge Goethe in Hiller's Hause, wo die Freundinnen wohnten, und erklärte im Auftrage seines Freundes, daß, wenn die Demoiselle Schröter sich persönlich in Weimar vorstellen wollte, sie höchst wahrscheinlich dort eine wenn auch nicht glänzende, so doch angenehme, dauernde Stellung finden werde. Ueber das Nähere sei er nicht befugt, sich auszulassen. Corona möge ihm und seinem Freunde vertrauen. Er werde sich eine Ehre daraus machen, sie nach Weimar zu geleiten, und sollte die Demoiselle Schmehling sie auf der kurzen Reise begleiten wollen, so werde dies die Annehmlichkeit derselben noch erhöhen. Auf einen bittenden Blick Corona's, die das Zartgefühl, welches sich in der Miteinladung Gertrud's offenbarte, wohl zu würdigen wußte, stimmte diese sofort bei, nachdem Papa Hiller, auf den der junge Dichter den günstigsten Eindruck gemacht, seine Erlaubniß zu dem Ausfluge im Interesse seiner Schülerin gegeben. So waren denn die drei jungen

Menschenkinder eines schönen Morgens in den blühenden Mai hinausgefahren. Die Situation schien sehr nach Goethe's Behagen; er sprühte von Geist, Liebenswürdigkeit und jugendlichem Frohsinn. War seine Haltung der stilleren, zurückhaltenderen Corona gegenüber fast ehrerbietig, so verkehrte er mit Gertrud, die sich sehr schlagfertig zeigte, in munterer, neckender Weise. Als sie humoristisch ihre Angst vor der bevorstehenden Prüfung vor dem König Friedrich schilderte, rief er jedoch im Tone ernster Ueberzeugung: „Diese Prüfung werden Sie bestehen — die Größe gehört zur Größe — ist er ein großer Held und Herrscher, auf den wir Deutsche stolz sind, so sind Sie eine große Künstlerin, auf die Deutschland auch einst stolz sein wird!" In dem Gärtchen eines Dorfwirthshauses auf halbem Wege wurde in frohester Stimmung unter Lachen und Scherzen ein trotz seiner Einfachheit köstlich mundendes, von dem Appetit der Jugend gewürztes ländliches Mahl eingenommen. Man stieß an — vorsorglich hatte der Dichter eine Flasche edlen Weines mitgebracht — auf eine glückliche Zukunft, die den Dreien jetzt in rosigem Lichte erschien. Uebermüthig schmetterte Gertrud ein paar jubelnde Läufe und Triller hervor und Corona ließ sich herbei, einige Gedichte von Goethe, die sie auswendig wußte, zu sprechen. Des Dichters Blicke hingen mit Bewunderung an ihren Lippen, an den ausdrucksvollen Mienen, an der edlen Haltung der herrlichen Gestalt. „Durch Ihren Vortrag haben Sie meine kleinen Lieder in eine höhere Sphäre gehoben, ihnen erst Werth und Bedeutung verliehen," sagte er bewegt; „solche Kunst der Rede, so sprechende Geberde, so eindrucksvolle Erscheinung — so herrliche Gaben gehören auf die Bühne." — Erst mit sinkendem Abend kamen die jungen Reisenden in Weimar an. Verabredetermaßen wurden die beiden Freundinnen am nächsten Vormittag von Goethe ins Schloß abgeholt. Corona war bleich und still, Gertrud dagegen aufgeräumt und guten Muthes. Auf ihre Frage, weshalb sich sein Freund gar nicht sehen ließe, sagte der Dichter mit schalkhaftem Blick: „Haben die Demoisellen nur Geduld, wir sind auf dem Wege zu ihm." „Wenn er im Schlosse ist, gehört er wohl gar zum Hofe?" „Allerdings — aber da sind wir schon." Vielleicht ein Hofmusikus oder etwas Aehnliches, dachte Gertrud, während sie durch lange stille Corridore schritten. Endlich kamen sie in einen schönen Saal, wo Goethe seine Begleiterinnen ein wenig zu verziehen bat, während er sich entfernte. Etwas betreten und bedrückt durch die vornehme Pracht des Raumes, in dem sie sich befanden — hatten sie doch geglaubt zum Kapellmeister oder Theaterintendanten geführt zu werden — warteten die Freundinnen schweigend. Nach kurzer Pause öffneten sich die gegenüberliegenden Flügelthüren, und Goethe's Freund, eine zugleich hoheitsvoll und gütig blickende, schöne Dame mittleren Alters führend, trat herein. Der Dichter folgte. „Hier, gnädigste Mama, sind die beiden Demoisellen Schröter und Schmehling aus Leipzig, von denen die erstere gewillt ist, ihre schönen Talente uns zu widmen." Die Mädchen hatten sich unwillkürlich bei diesen, von einer Handbewegung gegen sie begleiteten Worten des jungen Herrn tief verneigt. „Das ist eine liebenswürdige Absicht," sagte die Dame freundlich; „mein Sohn, und der Dr. Goethe haben mir so viel Gutes von den Demoisellen berichtet, daß es mich aufrichtig freut, Sie kennen zu lernen. Also Sie, meine Liebe," wendete sie sich an Corona, offenbar überrascht durch die Schönheit des jungen Mädchens, „Sie will also bei uns bleiben; das lob' ich mir. Ich werde Sie unter meinen besonderen Schutz nehmen und dafür sorgen, daß Sie in eine honette Familie aufgenommen wird." „Und hier," fügte der junge Herr hinzu, indem er Corona eine Papierrolle überreichte, „ist das Decret, durch welches meine gnädigste Mama Sie zu ihrer Kammersängerin ernennt." „Also Sie — also Ew. Hoheit sind ...." stammelte Corona verwirrt. „Allerdings, ich bin Karl Herzog, oder, was dasselbe ist, Herzog Karl. Nehme die Demoiselle die kleine Namensumstellung nicht übel." „Ja, ja, mein Herr Sohn macht gern solche Scherze," lachte die verwittwete Herzogin Amalia, „und unser junger Poet hier hilft ihm getreulich dabei. Vor den Beiden mag man sich in Acht nehmen." Nun wurde Corona aufgefordert zu singen, und die wohllautende, wohlausgebildete, wenn auch nicht sehr starke Stimme, sowie der innige, empfindungsvolle Vortrag fanden den wärmsten Beifall. Fast noch mehr Bewunderung erregte ihre ausdrucksvolle Recitation einiger Dichtungen, zu welcher Goethe anregte. „Sie wird nicht nur eine Zierde unseres Concertsaales, sondern auch unserer Bühne sein, liebe Demoiselle," rief die Herzogin erfreut; „der Monsieur Goethe hat uns nicht zu viel gesagt; werd's auch Seiner Mutter, der Frau Rath in Frankfurt, meiner Freundin, schreiben." Natürlich wollte man auch Gertrud hören; doch eine Heiserkeit vorschützend, war sie nicht zum Singen zu bewegen. Um keinen Preis hätte sie die Freundin in den Schatten stellen mögen. Ein Blick Goethe's sagte ihr, daß sie von ihm verstanden wurde.

Den Jugendfreundinnen, welche ihr Schicksal Beide auf den heißen Boden der Bühne führte, war eine ruhmvolle Laufbahn beschieden. Verhältnißmäßig still spann sich Corona Schröter's Leben an dem Musenhofe Weimars ab. Hochgeehrt als Frau wie als Künstlerin, ausgezeichnet durch die Freundschaft Goethe's und Schiller's, wirkte sie veredelnd und erhebend als eine weihevolle Priesterin im Reiche des Schönen. Nie ist ihr Fuß auf dem heißen Boden der Bühne gestrauchelt. Ihre oft begehrte Hand gewährte sie keinem Bewerber. Was ihr Herz empfunden, weiß man nicht. Sie blieb auch im Leben stets die hehre Iphigenie, die sie auf der Bühne so unvergleichlich darstellte. In unvergeßlichen Worten ist sie von Goethe besungen worden:

„Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl, sie ist's, die stets gefällt,
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
Sie tritt herbei, seht sie gefällig stehn,
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich."

Corona starb im Jahre 1801 zu Ilmenau. — Auf weit größeren Schauplätzen und sehr viel bewegter sollte sich Gertrud's Leben abspielen. Nach glücklich verlaufener Prüfung vor dem großen Friedrich war sie zehn Jahre hindurch der glänzendste Stern der von ihm in Berlin geschaffenen Oper. Doch verbitterte ihr die Verbindung mit dem schönen und verführerischen, aber leichtsinnigen und gemüthsrohen Violinisten Mara, die sie trotz allen Abmahnens des Königs eingegangen, das Leben. Von Berlin ging sie für längere Jahre nach London, dann nach Frankreich, Italien und Rußland, überall die Welt mit ihrem Ruhm erfüllend und als größte Sängerin ihrer Zeit geltend. Nachdem sie bei dem Brande von Moskau den größten Theil ihres Vermögens verloren, verlebte sie ihre letzten Jahre in Reval. Hierher sendete der mit Gertrud in einem Jahre geborene Goethe ihr zu ihrem zweiundachtzigsten Geburtstag folgenden Gruß: „An Madame Mara. Zum frohen Jahresfeste. Weimar, Februar 1831.

Sangreich war dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah' dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Segnend dich zu grüßen."

Wenige Monate nach Goethe's Tode, am 8. Januar 1833, starb auch Gertrud Mara.

Bücherbesprechung.

— Die Emser Depesche oder Wie Kriege gemacht werden. Von W. Liebknecht. 7. Auflage. Nürnberg 1899. — Ueber das Buch selbst, das auf „proletarischem" Papier gedruckt ist und selbstverständlich von Bismarckhaß trieft, verlieren wir kein Wort. Dies hieße den großen Todten verunglimpfen. Nur, wenn Seite 78 bemerkt wird: Schweninger habe (2. Januar 1891) die Befürchtung geäußert, Bismarck möge „immer noch mürrischer, übellaunischer, widerhaariger und schließlich gar geistesgestört werden", so möchten wir an die Freunde des Verfassers die ernstliche Frage richten, ob nicht bezüglich seiner dieselben Befürchtungen zu hegen sein dürften. Denn daß er mit zunehmendem Alter immer mürrischer, widerhaariger und übellaunischer, schier bis zur Unerträglichkeit, geworden ist, das werden auch sie wohl, selbst Angesichts der 7. Auflage dieses Buchs, zugeben müssen. —tg—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 23. Donnerstag, den 23. Februar, Abends. 1899.

Ein deutscher Humorist.

(Zum 100. Todestage Lichtenberg's.)

Von Joh. Peter.

Eine Art von begeisterter Wildheit bemächtigte sich der deutschen Jugend, als Herder zur Rückkehr zur Urdichtung alter Zeiten, zu Homer, Ossian und namentlich zu Shakespeare aufgefordert hatte. Alle bisher bestandenen und anerkannten Kunstregeln und Formgesetze wurden über den Haufen geworfen, die alten Vorbilder galten nichts mehr, und Genialität und Originalität war das Feldgeschrei der jugendlichen Stürmer und Dränger, zu denen anfangs auch der junge Goethe gehörte, der um 1776 über Mercier's „Versuch über die Schauspielkunst" die bezeichnenden Worte geschrieben: „Es ist endlich einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheit, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug Alles hieß. Auch geht unser Verfasser (Mercier) ziemlich strads auf den Inhalt los, der sich sonst von selber zu geben schien. — Das Zusammenwerfen der Regeln giebt keine Ungebundenheit; und wenn ja das Beispiel gefährlich sein sollte, so ist's doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes." . . . *Die Original-* oder Kraftgenies, wie sie sich selber nannten *und dann* später spöttisch benannt wurden, feierten also ihre Triumphe. Die meisten gingen in dem wilden Chaos ihrer ungezügelten und ungeläuterten Ideale und in ihrer schrankenlosen Schwärmerei zu Grunde, und nur die Wenigsten, Allen voran Goethe, arbeiteten sich aus dem Sumpfe der Verirrung und Verwirrung empor zu geläuterten Kunstbegriffen und vollendeten Dichtungen. Was ein Lenz, Klinger, Wagner und Maler Müller geschaffen, wir kennen es. Zum Theil aus den Wogen der Sturm- und Drangperiode geboren, zum Theil angeregt von Hamann und Herder, sind hier auch zu nennen die Humoristen dieser Zeit. Während die Stürmer alles Positive in Staat, Kirche, Gesellschaft und Literatur über Bord warfen, trieb die Humoristen ihr Unmuth über die Zeitverhältnisse zu der halb spöttischen, halb mitleidigen Auffassung der bestehenden Sachlage, und während die Dränger in Shakespeare ihr Ideal suchten, fanden die Humoristen dasselbe in dem Engländer Sterne, dem Dichter von „Tristram Shandy" und von „Yorik's empfindsame Reise", die schon den Wielandianer Thümmel zur Nachahmung anspornte in seinem pikanten Roman: „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich". Schon durch Hamann's leider niemals zu einem künstlerisch vollgiltigen Abschluß gelangte und somit auch kein eigentliches Ganzes bildende Schriften blitzten hier und da wohlthuende, wärmende humoristische Streiflichter, zu vollsten Flammen aber gelangte der echte, sonnige Humor erst bei Hippel, Musäus, Jean Paul und Lichtenberg, dessen 100. Todestag sich morgen wiederholt. Da Lichtenberg wirklich ein bedeutender Geist war, der mit der Schärfe seines Verstandes und der Satire so manchen übertriebenen Schwärmer mitunter gründlich heimgeleuchtet, so wird es nur ein Act der Pietät und Dankbarkeit sein, wenn wir sein Angedenken an dem Tage auffrischen, an dem er vor einem Jahrhundert in die Erde gesenkt wurde, somit die Anregung gebend, wieder einmal nach seinen Schriften zu greifen, die es noch immer werth sind, beachtet und gelesen zu werden.

Georg Christoph Lichtenberg wurde am 1. Juli 1742 in *dem* bei Darmstadt gelegenen Dorfe Ober-Ramstädt geboren, wo *sein* Vater Pfarrer war. In seinem vierten Lebensjahre siedelte er mit seinen Eltern nach Darmstadt über, wohin der Vater als erster Stadtprediger berufen wurde, und dort empfing der sehr geweckte Knabe auch, theils vom Vater, theils von Hauslehrern, den ersten Unterricht. Frühzeitig schon suchte ihm der Vater Liebe für die Mathematik und Physik einzupflanzen, während die Mutter wiederum ein besonderes Gewicht darauf legte, das empirische Interesse, die Liebe zur Natur, im Herzen des Sohnes zu wecken. Nach dem frühen Tode des Vaters besuchte Lichtenberg das Gymnasium in seiner Heimath. Da ihn seine Wärterin als Kind vom Arme fallen ließ, krümmte sich allmälig sein Rückgrat, so daß er leiblich verunstaltet und mit gebrechlichem Körper den Weg durchs Leben machen mußte. So kam es, daß der sonst heitere Jüngling sich mehr und mehr der Einsamkeit ergab, wo er sich am liebsten mit den Naturwissenschaften, namentlich mit Mathematik und Physik beschäftigte, welche ja Abgeschiedenheit erfordern. Als er 1763 die Universität Göttingen bezog, widmete er sich fast ausschließlich diesen Wissenschaften; zugleich aber studirte er auch eifrig Philosophie, Philologie und Geschichte und bildete seinen literarischen Geschmack durch umfassende, mannigfaltige Lectüre. 1770 erging an ihn der Ruf als Professor der Mathematik nach Gießen, zugleich aber auch die Aufforderung zum Lehramte an der Universität Göttingen, wo er als außerordentlicher Professor der Philosophie wirken sollte. Lichtenberg entschied sich für Göttingen. Bevor er aber seinen Posten antrat, unternahm er eine Reise nach England, wo er von den Gelehrten und selbst vom König und der Königin mit großer Auszeichnung behandelt wurde. Er fand ein derartiges Gefallen an Land und Volk, daß er 1774 eine zweite Reise nach England antrat, die den besonderen Zweck hatte, das künstlerische und literarische Leben im Inselreiche mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, um auf diese Weise auch einen beherrschenden Blick über die vaterländische Literatur zu gewinnen. Nach seiner Rückkehr erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor und zum Mitgliede der Societät der Wissenschaften in Göttingen. 1778 übernahm er die Redaction des durch ihn zu großer Berühmtheit gelangten „Göttingischen Taschenkalenders", und 1780 gründete er mit J. G. Forster, den er in London kennen gelernt, das „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Literatur". Immer mehr zog er sich von nun an in die Einsamkeit zurück und lebte nur den Wissenschaften, um die er sich große Verdienste erwarb. Die Anerkennung blieb nicht aus. Er wurde Mitglied der Gesellschaft der Naturforscher in Halle, der Gesellschaft der Naturforscher in Danzig und der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, nachdem er schon vorher zum Hofrath ernannt worden war. 1798 befiel ihn eine gefährliche Nervenkrankheit, die er wohl überstand; er kränkelte noch ein Jahr fort, bis der Tod seinen lichten Geist in die ewigen Regionen des Lichtes entführte. Das geschah am 24. Februar 1799. Lichtenberg wäre unstreitig der Mann gewesen, den humoristischen Roman der Engländer nach Deutschland zu verpflanzen, wenn er sich hätte entschließen können, ein größeres einheitliches Werk zu schreiben. Denn alle Eigenschaften eines Humoristen waren ihm im reichen Maße eigen. Er verfügte über einen praktischen, Alles durchdringenden und beherrschenden Geist, über einen schlagenden, zündenden Witz und über alle Launen, Stimmungen und Widersprüche eines echten Humors. Doch seine sonderbare, sprunghafte Natur ließ ihn zu keinem größeren Werke aufkommen, so daß er es nur zu humoristischen und satirischen Abhandlungen, fliegenden Blättern und Fragmenten brachte, in denen er alles Verkehrte, die überspannten Kraftgenies, den mystischen Lavater und Philadelphia's Taschenspielerkünste verspottete. Nebst einigen wissenschaftlichen Schriften sind diese Skizzen eigentlich die einzige Frucht seiner begnadeten Muse.

Gesammelt erschienen seine Aufsätze unter dem Titel: „Vermischte Schriften" von 1800 bis 1806 in Göttingen in neun Bänden. Seine ästhetischen Ansichten legte er in den an Boie gerichteten Briefen über das englische Theater nieder, worin er sich als gründlicher Kenner Shakespeare's zeigt und die ebenfalls im Sinne des großen britischen Dramatikers wirkenden und strebenden Kraftgenies vorzüglich deshalb tadelt, weil sie nicht so sehr den großen Dichter, sondern, wie er selbst, mehr die Natur zur Führerin hätten nehmen sollen. Das ist so ziemlich der Hauptgedanke im „Parakleton oder Trostgründe für die Unglücklichen, die keine Originalgenies sind", ein den Stürmern und Drängern hart zusetzender Aufsatz, der leider Fragment geblieben ist. Die ewige Erbsünde der Deutschen, ihre Nachahmungssucht, geißelt er in dem ebenso witzig als gründlich geschriebenen Aufsatze „Ueber den deutschen Roman", und wie sehr dem deutschen Dichter die Kunst zu individualisiren abgeht, zeigt er in der vortrefflichen Abhandlung „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler". Im gleichen Grade, wie er gegen die gesuchte Kraftsprache der Originalgenies zu Felde zog, kämpfte er auch gegen die hohle, lauttönende Bardenpoesie. In seinen „Bemerkungen vermischten Inhalts" findet sich eine reichliche Fülle geistreicher Ansichten und witziger Gedanken über literarische, ästhetische und sprachliche Gegenstände, wie nicht minder in seinen „Witzigen und satirischen Einfällen", denen man noch oft die Gelegenheit ansieht, die sie hervorgebracht. Sein einziges größeres Werk betitelt sich: „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche", welches von 1794 bis 1807 in zehn Lieferungen zu Göttingen erschienen ist. Und dieses Meisterwerk allein genügt, Lichtenberg's Namen unsterblich zu machen. Wie er selbst sagt, hat er darin das, was der Künstler gezeichnet hat, so gesagt, wie Er es würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat. Und in seinen fragmentarischen Bemerkungen meint er ganz richtig, wie die Natur Schönheiten habe, die selbst dem Blinden verständlich seien, aber auch solche, die man nur mit dem bewaffneten Auge wahrnehmen könne, so müsse auch eine gute Dichtung sowohl den gewöhnlichen als auch den gebildetsten Menschen erfreuen; es müsse jeder von ihnen in ihr Schönheiten finden können, die seinem Wesen entsprächen. Wie sehr diese treffliche Bemerkung auch bei anderen Kunstwerken gilt, hat er in seiner Erklärung des Hogarth in wahrhaft meisterhafter Weise bewiesen. Einen bleibenden Platz in der Geschichte unserer Literatur aber hat sich Lichtenberg erworben durch seine Persiflirung Lavater's. Lavater, der sich durch seine erbaulichen Schriften, durch seine Predigten und durch seine religiösen Dichtungen, mehr aber noch durch seine Physiognomik einen großen Ruhm erworben, wurde schon von Wieland in „Endymion" verspottet; Lichtenberg griff ihn zum ersten Male an über seine Proselytenmacherei, die ihn (Lavater) verleitete, den jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn zum Uebertritt ins Christenthum zu bewegen. Des scharfgeistigen Mathematikprofessors ganze schneidige Schärfe aber mußte er fühlen, als er mit seiner mit zahlreichen Kupferstichen ausgestatteten Physiognomik in vier Prachtbänden in die Oeffentlichkeit trat. Der ausgewachsene Lichtenberg konnte unmöglich Geschmack finden an dem Lavater'schen Grundsatz, daß nur in einem schönen Körper eine schöne Seele wohnen könne. Zudem war auch das Wesen der beiden Männer grundverschieden. Lichtenberg war ebenso ungläubig und freidenkend wie Lavater gläubig und christlich war; dieser war voll Feierlichkeit, Würde und Salbung, jener voll Muthwille, Witz und Verstand. So mußte jene Persiflage der Physiognomik entstehen, die den Titel führt: „Ueber Physiognomik wider die Phisiognomen", in der Lavater's Orakelton und seine hochtrabende, bombastische Sprache dadurch lächerlich gemacht wurde, daß sein Gegner dessen schwülstige, feierliche Aussprüche und physiognomische Urtheile an Hund- und Sauschwänzen persiflirte. Da Lavater's Anhänger Zimmermann darob Lichtenberg auf fast pöbelhafte Weise angriff, erwiderte ihm dieser in einer Weise, die an Lessing's „Anti-Götz" erinnert. „In der That," sagt er unter Anderem, „wenn ich Alles zusammennehme, Einleitung und Abhandlung, so muß ich bekennen, ich habe in meinem ganzen Leben nur ein einziges Mal etwas Aehnliches gesehen, und das war — — ein Psalter hinter einem Eulenspiegel gebunden."

Lichtenberg war unstreitig einer der hellsten Geister, der in unserer Literatur reinigend gewirkt wie ein Gewitter. Er verdient es, daß man seiner an seinem 100. Todestage gedenkt, denn auch er hat unserem schönen Schriftthum sein Gepräge aufgedrückt.

Bücherbesprechungen.

— Kirchliche Fälschungen. I. Glaubensbekenntnisse der Apostel und des Athanasius. Von Friedrich Thudichum, Professor des Kirchenrechts an der Universität Tübingen. Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag (E. Hauff). 1898. 86 S. gr. 8. Preis 1 ℳ. — Man wird angesichts dieser Schrift an das studentische Witzwort vom Kirchenunrecht, bei weiterem Nachdenken aber an Sohm's ernsthaft geistreiche Auffassung der kirchenrechtlichen Fragen erinnert. Freilich nicht zum Vortheil für die hier vorliegenden Ausführungen. Schon der Titel zeigt die peinliche Lage, in welche der Verfasser sich und seine Leser versetzt. Die alten kirchlichen Bekenntnisse erscheinen ihm unter dem Gesichtspunkte von Fälschungen. Und der Geist der Fälschung scheint ihm bei ihrer Behandlung im Laufe der Geschichte fortzuwirken bis auf den heutigen Tag, etwa mit Ausnahme der Waldenser, welche sie offen ablehnten; auch Luther und die anderen Reformatoren unterlagen ihm, sowohl wenn sie jene Schriften festhielten, als wenn sie dieselben bei Seite setzten oder änderten. Diese Auffassung ist nun bei einem Juristen von Fach einigermaßen begreiflich und läßt sich nicht einmal groß widerlegen, wenn man sich lediglich an die äußerlich menschliche Entstehung und Geschichte jener Schriften hält, über welche sich Jedermann aus den neueren Handbüchern der Kirchen-, Dogmen- und Symbolgeschichte leicht unterrichten kann. Es ist gewiß recht menschlich zugegangen bei der Aufstellung und Festhaltung von Bekenntnissen unter Christenmenschen mit ihrem alten Adam. Aber bei ihrer Bekämpfung und etwaigen Abschaffung nicht minder, wie die vorliegende Schrift selbst zeigt. Deshalb sollte man doch nicht außer Acht lassen, welches der tiefere Grund bei allem Für und Wider in Bekenntnißfragen sei, und daß bei Christenmenschen und Christengemeinden doch auch und vor Allem der neue Mensch thätig ist, und daß Christen in ihren gemeinsamen Aussagen Beides zugleich sind, frei im Glauben und gebunden in der Treue gegen geschichtlich Gegebenes: „verdirb es nicht, es liegt ein Segen drin!" Darum möchte man doch den Hrn. Verfasser bitten, bei aller Anerkennung einer Berechtigung seines Protestes gegen etwaige falsche Bindung des Gewissens der gegenwärtigen Christenheit an alte Formeln, an die Stelle gereizten Mißtrauens ein großherziges Zutrauen zu dem in der Kirche niemals erstorbenen Wahrheitssinn treten zu lassen, der allmälig das gute Alte mit kräftigem Neuen durchdringt und das schlechte Alte überwindet und ausscheidet. Vielleicht gewinnt ihm dann die Geschichte der Bekenntnisse ein anderes Gesicht; das im Grunde doch wohl ebenso unrichtige als unklare und deshalb mißverständliche und gemeinschädliche Wort von den „kirchlichen Fälschungen" würde dann von selbst hinfallen.

G. Schnedermann.

— Olympia und seine Festspiele (30. Heft der Gymnasialbibliothek). Von Prof. Hachtmann, Gymnasialdirector in Bernburg. Mit 23 Abbildungen, Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann 1899. — In heutiger Zeit, wo man an eine zeitgemäße Erneuerung der Olympischen Spiele denkt, ist ein solches Büchlein doppelt willkommen. Zwar ist es nicht das erste dieser Art. Schon Curtius hat über Olympia geschrieben, später auch Andere, von den amtlichen Veröffentlichungen ganz zu schweigen. Aber die hier vorliegende Schrift ist auf die neuesten Forschungen gestützt, dabei übersichtlich und leicht verständlich, und eine Karte, sowie eine Reihe vortrefflicher Abbildungen, welche, auch abgesehen von dem nächstliegenden Zweck, geeignet sind, den Sinn für Kunstgeschichte zu fördern, fördern ebenfalls das Verständniß. Die Schrift zerfällt in 3 Capitel und einen Anhang. Während die ersten beiden Capitel die Oertlichkeiten schildern, beschäftigt sich das dritte mit den Festspielen selbst. Der Anhang enthält ein Verzeichniß von Abbildungen classischer Kunstwerke. —tg—

— Eine pflichtvergessene Frau. Sittenbild von Dora Helfft. Dresden und Leipzig 1899, Verlag von Heinrich Minden. Preis 2 ℳ. 165 S. — Dieses Lebensbild ist „den Eltern heranwachsender Söhne" gewidmet. Der lehrhafte Zweck des Buches wird damit ohne Weiteres klar ausgesprochen. Nun verrathen zwar Titel und Artbezeichnung des Romans, daß das behandelte Problem eines derjenigen ist, die Eltern gern vor heranwachsenden Söhnen geheim halten, in der ganz verkehrten Auffassung, daß nichts so sehr die Moral schädige, als die Lectüre

von Dichtungen, die sich mit der Psychologie und Physiologie der Liebe beschäftigen. Aber ich stehe — und ich weiß mich in dieser Ansicht eins mit der Redaction dieses Blattes — auf dem Standpunkte der Verfasserin des vorliegenden Buches, die ihre Heldin sagen läßt: „Wenn ich Söhne hätte, sobald sie heranwüchsen, würde ich mit ihnen reden, ohne Scheu, frei und offen; und ich würde so eindringlich zu ihnen sprechen, daß sie schon aus Angst keusch blieben. Wahrlich! sie sollten den Entschuldigungsgrund der Unwissenheit nicht haben!“ Daher möchte ich die Widmung der Verfasserin auch auf „die Eltern heranwachsender Töchter“ ausgedehnt wissen. Denn es ist nicht genug, daß junge Männer auf die Folgen jugendlicher Verirrungen, auf die Gefahren, die aus ihnen kommenden Geschlechtern erwachsen, aufmerksam gemacht werden, damit sich ihnen, wie die Verfasserin sehr zutreffend sagt: „das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber ihren Mitmenschen mit Flammenschrift einpräge“, sondern es ist auch nothwendig, ja vor Allem nothwendig, daß das unschuldige Weib, das vertrauensvoll sein Schicksal in die Hände des Mannes legt, wisse, wie hoch oder besser wie gering die Männermoral unserer Zeit zu bewerthen ist, daß es dazu erzogen werde, über Dinge nachzudenken, die den meisten Frauen kaum dem Namen nach bekannt sind, weil sie von unverständigen Eltern aus vollkommen falschem Schamgefühl und in absoluter Verkennung der Wichtigkeit dieses Wissens in gewollter und bewußter Unkenntniß hierüber gelassen werden. So viel über die lehrhafte Seite des Helfft'schen Buches. Gleich werthvoll wie diese ist dessen poetische Seite. Wer das Buch kauft in der Hoffnung, eine Skandalgeschichte darin zu finden, wird eine unangenehme Enttäuschung erfahren. Denn so prekärer Natur auch das behandelte Thema ist, so decent ist die Darstellung desselben. Hoher sittlicher Ernst hat der Dichterin die Feder geführt. So darf denn dieses Buch mit Fug und Recht — auch was die rein formelle Seite der Dichtung anbelangt — als eine Bereicherung der deutschen Romanliteratur bezeichnet werden, und das Talent Dora Helfft's gewährt die schöne Hoffnung, daß man in Zukunft noch Werthvolles aus der Feder dieser Dichterin erwarten darf. Willy Doenges.

— Verbesserungsvorschläge zu den Erläuterungen und der Textlesung des „Lear“. Zweite Reihe der Shakespeare-Studien von Richard Koppel. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 2 ℳ — Wir haben diese Schrift an uns genommen, weil sie trotz philologischer Grundlage doch im Wesentlichen ein ästhetisches Gebäude aufrichtet, in dem Shakespeare's Dichtergeist zum Ausdruck kommt. Der Dichter, sein Werk, der König Lear sollen von Flecken gereinigt werden, damit dieses Werk auch auf der Bühne zu vollerer Wirkung gelange, die durch die richtigen Absichten des Schöpfers nur gefördert und erhöht wird. An diese Bühnen, an die Regisseure wendet sich daher Koppel's Correctur des Textes, nicht an die Philologen allein. Seine Untersuchungen und Vorschläge im Einzelnen zu prüfen, würde hier zu weit führen, das müssen wir den Fachblättern überlassen. Es sei aber gesagt, daß uns Einzelnes sehr angesprochen und überzeugt hat und daß die Schrift frei von jeder gelehrten Trockenheit ist und den Laien ebenso für sich einnimmt wie den Fachmann, indem sie sich ungemein spannend liest. Ueberrascht waren wir zu hören, daß in der ersten Folioausgabe von 1623, die doch als die Grundlage des jetzt vielfach revidirten und kritisch bearbeiteten Textes gelten muß, thatsächlich zu lesen ist: last and least, nicht last not least, wie es in den Citatenschatz auch des Deutschen übergegangen ist. Koppel meint, auf diese Fassung müsse zurückgegriffen werden, da sie, ein Letztes und Kleinstes bedeutend, also nicht ein Letztes und nicht Geringstes, das etwas kalt und steif anmuthe, sich herzlicher und zärtlicher im Munde des trotz alles Jähzorns besorgten Vaters ausnehme. Cordelia sei im Gegensatz zu den etwas reckenhaft gerathenen Schwestern Goneril und Regan als zart zu denken. Daher die Anrede des Vaters: Und nun zu Dir, mein Letztes und Kleinstes! Diese Auffassung hat viel für sich. So könnten wir noch eine Menge von Feinheiten anführen, die Koppel aufgestöbert hat, die uns gefesselt haben, die, wenn sie auch vielleicht die entgegengesetzte Ansicht nicht immer über den Haufen zu werfen geeignet sein sollten, doch sicher Beachtung verdienen. Möchten sie diese Beachtung aber auch da finden, wo sie dieselbe vornehmlich finden sollen, bei den Bühnenleitern und Regisseuren, die jetzt vielfach im Schlendrian einhertrotten. Vielleicht würde dann bei unseren Shakespeareaufführungen Manches besser werden, die uns jetzt manchmal an die Zustände gemahnen, in denen sich eine geraume Zeit lang die Händelaufführungen befanden, die ein mit Wust und Irrthum überdecktes Kunstwerk boten, das man gar nicht wieder erkennen konnte, bis ein Chrysander kam, um das Gold wieder rein zu kratzen. Koppel ist nicht nur Philologe, er ist mehr, er ist Aesthetiker und Beides in harmonischer Vereinigung, was man nicht so häufig findet, gediegen und zugleich geschmackvoll.

J. R.

— Felix Dahn's sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band IX. (Gelimer — Die schlimmen Nonnen von Poitiers.) 484 S.; 8°. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1898. Preis: 4 ℳ — Erst vor Kurzem habe ich versucht, Dahn's poetisches Schaffen in einer einigermaßen umfassenden Skizze zu würdigen; drum möge es mir erlaubt sein, den Inhalt der beiden heute vorliegenden Romane aus der ausgehenden Völkerwanderung nur kurz anzudeuten. Der erste der beiden, Gelimer (geschrieben 1876/1885), handelt im Jahre 534 nach Christus und behandelt den Untergang des Vandalenreiches; das dem „Catilina“ von Sallust entnommene Motto („Nur durch dieselben Tugenden, durch die sie begründet sind, werden Reiche erhalten“) kennzeichnet die von dem Dichter aus der Geschichte gezogene Lehre, die letzten Worte seines Helden: „Eitelkeit! Alles ist eitel!“ die in diesem Roman ganz besonders vorwaltende düstre Weltanschauung des alten „Heiden“ Dahn. Lustiger, wie schon sein den Horaz'schen Satiren entlehntes Motto verräth, ist der zweite Roman von den „schlimmen“ Nonnen, der im Jahre 589 spielt; er ist dem Andenken Karl Stieler's gewidmet. Versöhnend schließt er mit den dem Edelsinne des Dichters wohl anstehenden Worten: „Das Wichtigste am Menschen ist nicht der Verstand, sondern das gute, warme Herz. Das hat sich auch gezeigt bei den Scandalibus der Nonnen von Poitiers.“ Deutsches Gemüth, deutscher Humor sprechen aus jeder Zeile. Ht.

— Deutschtreu zur See. Vaterländisches Marineepos von Klara, Fritz Draeger, Capitän z. See z. D. und Reichscommissar. Den Manen der Iltisbesatzung geweiht. Preis geh. 3 ℳ, in Original-Prachteinband 4 ℳ Berlin, Verlag von Alfred Schall, königl. preuß. und herzogl. bairischem Hofbuchhändler. 171 S. — Das Epos schildert die Strandung S. M. Segelbrigg „Undine“ am 27. October 1883 bei Agger, mit der in freier dichterischer Form die Momente des Unterganges S. M. Kanonenboots „Iltis“ verknüpft sind. Der gute Wille des Verfassers, das gefahrvolle Leben des Seemanns, seinen unerschrockenen Muth, sein ausgeprägtes Ehr- und Pflichtgefühl und seine wankellose Treue zu Kaiser und Reich zu schildern, soll gebührend anerkannt sein; aber diesem guten Willen entspricht leider nicht das Können des Dichters. Ganz abgesehen von der ermüdenden Breite der Dichtung, in der die Episode oft zur Handlung, die Handlung zur Episode wird, beherrscht Draeger die Gesetze der Metrik nur in sehr geringem Maße. Hätte er sich darauf beschränkt, durchgängig den für das Epos recht brauchbaren vierfüßigen reimlosen Trochäus anzuwenden, wie er es im Anfange des ersten Buches bei der Schilderung „In der Officiersmesse“ und später noch einmal im zweiten Buche in dem Capitel „Verantwortung auf See“ gethan hat, so würde das Ganze einmal an poetischem Werthe gewonnen, zum Anderen die Mängel des metrischen und rhythmischen Ausdrucks verdeckt haben. Leider hat aber Draeger die gereimte Strophe bevorzugt und so sind denn auf jeder Seite augenfällige Verstöße gegen die Gesetze der Poetik nachzuweisen. Natürlich ist auch manches poetisch Gelungene in dem Epos enthalten, namentlich unter den eingestreuten lyrischen Gedichten; aber diese vereinzelten Trefflichkeiten vermögen doch nicht über die allgemeine poetische Mittelmäßigkeit des Ganzen hinwegzutäuschen.

Willy Doenges.

— Julius Sturm. Von Dr. Ferdinand Hoffmann, Professor in Gera. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow, Neue Folge, XIII. Serie, Heft 306.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter 1898. Preis 80 ₰ — Unser Jahrhundert hat mehrere vortreffliche Dichter geistlicher Lieder aufzuweisen. Julius Sturm gehört ohne Zweifel zu den besten unter ihnen. Steht ihm nicht das vollaustönende Pathos Karl Gerok's zu Gebote, so ist er dem schwäbischen Sänger in der warmen Innigkeit und Herzenstiefe mindestens ebenbürtig. Doch auch seine weltlichen Lieder verdienen die Aufmerksamkeit aller derer, die einen liebenswürdigen Sinn in ansprechender, oft schalkhafter Form werthhalten. Der Verfasser des vorliegenden Vortrages hat dem Dichter bei Lebzeiten nahegestanden. So ist es nicht blos die Sprache kühler literargeschichtlicher Würdigung,

die er redet, sondern die warme Freundesliebe führt ihm die Feder. Das soll kein Tadel sein; denn Sturm verdient die Werthschätzung, die ihm der Freund zu Theil werden läßt, in vollem Maße. Hoffmann beginnt mit einem kurzen Lebens- und Charakterbild Sturm's und giebt sodann eine Uebersicht über sein dichterisches Schaffen. Er behandelt zuerst die geistlichen, hierauf die weltlichen Lieder, letztere in den drei Gruppen, die von dem Dichter selbst mit den Ueberschriften versehen wurden: Naturlieder, Daheim, Vaterland. Mit geschickter Hand sind die Proben ausgewählt, die in die Darstellung verflochten werden. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß die Absicht, die den Verfasser des Büchleins leitete, dem trefflichen Manne, dem echt deutschen und kindlich frommen Dichter neue Freunde zu gewinnen, in Erfüllung gehen möge. Unsere Zeit kennt so viel greisenhafte Jünglinge, die mit hochmüthig blasirtem Lächeln in die Welt blicken. Da mag die Stimme eines Dichters besonders gehört zu werden verdienen, der, den Achtzigen nahe, trotz schwerer Anfechtung durch schmerzhafte Krankheit, von sich sagen konnte:

Jung wollt' ich bleiben, Ich hab' es erreicht, Ob mir auch die Jahre Die Locken gebleicht.	Wie lang' ich noch wandre, Drum sorg' ich nicht viel, Mein Führer geleitet Mich sicher an's Ziel.
Bin ewiger Jugend Mir fröhlich bewußt; Denn Göttliches rühr' ich In irdischer Brust.	Mein Ziel liegt hoch oben, Der Erde entrückt, Und dort werd' ich finden, Was ewig beglückt.

R. B.

— **Die Geschwister oder Die Braut des Bruders.** Dramatisches Gedicht von **Bruno Weidefeld.** Berlin, Verlag von Wilhelm Möller. Preis 75 ₰. 32 S. — Der Verfasser dieser tragisch-romantischen Märchenoper in zwei Aufzügen hat wohl, als ihm die Idee dazu kam, nicht daran gedacht, daß die Zeit der Bänkelsänger im Großen und Ganzen als beendigt angesehen werden darf. Dieses „frei erfundene dramatische Gedicht", das nach dem Geständniß des Dichters noch „uncomponirt" ist, hoffentlich auch in alle Ewigkeit hinein uncomponirt bleiben wird, ist nämlich eine jener schauerlich-traurig-romantischen Mordgeschichten, die man früher auf Messen und Märkten von jenen mit bluttriefenden bildlichen Darstellungen, Leierkasten und spanischem Rohr ausgerüsteten Sängern hören konnte. Auch hier trieft die Scene von Blut; alle Hauptpersonen sterben gewaltsamen Todes, und dieses schauerliche Moment wird noch erhöht durch alle möglichen allegorischen Gestalten, den Tod, das Gewissen, das Schicksal, Geister der Verführung u. s. w., die auf der Bühne herumschwirren. Diese Mord- und Geistergeschichte, in der nicht ein einziger vernünftiger Gedanke zu finden ist, ist in Verse von unglaublicher Einfältigkeit und Unbeholfenheit eingekleidet. Von demselben Verfasser sollen nach einer dem Buche beigegebenen Ankündigung demnächst ein „Buch der Gedichte" mit dem Motto „Vergiftet sind meine Lieder, wie konnt' es anders sein" (Heine) und ein Drama in fünf Acten „Der König von Babel" erscheinen. Das kann gut werden! W. Tgs.

— **Drei Wandtafeln für den Unterricht des Soldaten.** Entworfen auf Anregung des königl. preuß. Kriegsministeriums vom Oberleutnant **Holtz.** (Mittler & Sohn, Berlin.) — Diese für die theoretische Unterweisung der Rekruten im Felddienste bestimmten Zeichnungen, ein Biwak, eine Vorposten-Compagnie und ein mit Marschsicherungen marschirendes kleines Detachement darstellend, sind unzweifelhaft ein hervorragend praktisches Hilfsmittel, um dem Rekruten Klarheit über Formen und Zweck verschiedener wichtiger Bestimmungen der Felddienstordnung zu geben. Die sehr hübsch, anschaulich und für ihre Bestimmung in ausreichend großem Maßstabe gezeichneten, Gelände und Truppentheile aus der Vogelperspective gesehen zeigenden Bilder erregen gewiß das lebhafte Interesse des Rekruten und lassen ihn zweifelsohne den Kern der Sache besser erkennen, als der denkbar beste und klarste Vortrag der einschlägigen Bestimmungen es vermöchte. Erwünscht wäre, wenn baldigst auch ähnliche Wandtafeln für die Unterweisung des Cavalleristen in dessen besonderen Obliegenheiten im Felddienste erscheinen würden. P.

— **Jahrbuch der Schule Gabelsberger's** auf das Jahr 1899. 42. Jahrgang. Herausgegeben vom königl. Stenographischen Institute zu Dresden. Bearbeitet von Dr. Ackermann und Dr. Reichelt. Mit einem Literaturberichte von Dr. Fuchs. Leipzig, Commissionsverlag von E. Zehl. — Die mit gewohnter Sorgfalt auch im Zähljahre 1897/98 bewirkten statistischen Erhebungen beziehen sich auf 1) die Förderung der Stenographie durch Behörden, 2) das Gabelsberger'sche System im Dienste parlamentarischer Versammlungen, 3) Bestand und Thätigkeit der Vereine und der einzeln wirkenden Stenographen und 4) Unterricht an Lehr- und Erziehungsanstalten. Ein Anhang führt die Verbände der Gabelsberger'schen Schule auf, dem sich anschließen die Ergebnisse der Statistik und entsprechende Zusammenstellungen, ein Mitgliederverzeichniß und die Satzungen des Internationalen Stenographenverbandes, der Stand der Gabelsberger-Stiftung ꝛc. Das Gesammtergebniß der letztjährigen Erhebungen darf als ein hocherfreuliches bezeichnet werden, denn das betreffende Zähljahr hat dieser Schule wiederum einen hervorragenden Zuwachs gebracht. Die Zahl der 1342 Vereine ist um 181 Körperschaften, die der stenographiekundigen, beitragzahlenden 50876 Mitglieder um über 8000, ferner die Zahl der in Anfängercursen Unterrichteten 65170 Personen aller Altersstufen beiderlei Geschlechts um mehr als 10000 Theilnehmer gestiegen. An dem Wachsthum haben die großen Staaten den größten Antheil. So steigt z. B. in Preußen die Vereinsziffer gegen das Vorjahr um 73 auf 493, in Bayern um 34 auf 173, in dem schon verbandsreichen Sachsen um 13 auf 199. Aber auch kleinere Staaten fallen auf, so Hessen mit 46 gegen vorjährig 33 Vereine. An dem Wachsthum von Preußen sind außerdem die Provinzen Sachsen, Brandenburg mit Berlin, Westfalen und Schlesien besonders betheiligt. Die Zahl der Unterrichteten hat sich in Ost- und Westpreußen und Schlesien verdoppelt. Der Hauptzuwachs an Unterrichteten entfällt auf die Capitulantenschulen. Das vorige Jahrbuch gab 6 Militärbildungsanstalten an, diesmal sind es 145. Der steigenden Nachfrage nach stenographirenden Damen, von welcher mehrfach berichtet worden ist, entspricht auch das Wachsthum der Damenvereine von 57 auf 75, während die Militärvereine von 22 auf 32 gestiegen sind. Unterrichtet wurden 3621 Militärpersonen in Anfängercursen gegen 605 im vorigen Jahre. Von Bedeutung ist für die Schule nicht nur die Zahl der Vereine, sondern auch ihr Zusammenhalt. In dieser Beziehung lenken die Ortsverbände die Aufmerksamkeit auf sich. Es bestanden früher schon welche, aber sie vermehren sich jetzt. Die Triebfedern sind von zweierlei Art. Theils will man die Curse planmäßig eröffnen und gemeinsam propagandistisch vorgehen, theils strebt man wohl nach kleinen Wirkungskreisen. Außerdem zeigt auch das Ausland ein reges stenographisches Leben. Dies gilt namentlich von Italien und Dänemark. Aus dem Lande der Kaiserreise wird gemeldet die Gründung eines Damenvereins in Jerusalem; auch in Jaffa, Haifa, Sarona wohnen einzelne Stenographen. In Neuyork sind 2 neue Vereine gegründet worden, in Kairo sucht ebenfalls ein Schriftgenosse mit Cursen Fuß zu fassen. Auch das äußerste deutsche China (Kiautschou) hat nicht verfehlt, einen Gabelsberger'schen Stenographen in seinen Mauern aufzunehmen. Von größerer Bedeutung als diese mehr interessanten als ergebnißreichen Ausläufer sind die Wirkungen der stenographischen Propaganda in der deutschen Heimath und im angrenzenden Oesterreich-Ungarn. Allein die deutsche Schule Gabelsberger's umfaßte 1247 Vereine gegen 1076 im Vorjahre mit 46055 Mitgliedern, 1044 Lehranstalten gegen vorjährig 875 Schulen und weist für das 1897/98er Zähljahr 56205 Theilnehmer an Anfangs- und 23571 Theilnehmer an Fortbildungscursen auf. An fremdsprachigen Schulen des Gabelsberger'schen Systems wurden in italienischer Uebertragung zusammen 2157, böhmisch 3724, ungarisch 5517, schwedisch nach spärlich eingegangenen Mittheilungen nur 25, dänisch 587, norwegisch 149, englisch 107, bulgarisch 224, kroatisch 680, polnisch 51, holländisch 49, slovenisch 40, französisch 3 Personen nachweislich unterrichtet. An Unterrichtscursen nahmen insgesammt 12954 Damen und Mädchen, davon im Deutschen Reiche 8763 Theil. Die Gesammtziffer der in Elementarcursen Unterrichteten 65170 Personen vertheilt sich mit 39547 Schülern auf 1313 Lehranstalten und mit 25623 Theilnehmern auf Vereins- und Privatcurse, in Fortbildungscursen übten sich 27901 Personen. Die 191 Neuheiten des stenographischen Büchermarktes vertheilen sich mit 71 auf Lehrmittel und Lesestoff, 55 auf Zeitungen und 65 auf Verschiedenes. Hand in Hand mit dem Unterricht geht die praktische Verwerthung erlangter stenographischer Fertigkeit im öffentlichen Dienst und in Privatstellungen aller Art. Das im Baedeker-Einband ansprechend hergestellte, mit Kalendarium versehene Werk verdient die Beachtung aller Freunde deutscher Kurzschrift. △

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 24. Sonnabend, den 25. Februar, Abends. 1899.

Heluan.

Ein Weltbad im dunklen Erdtheil.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Ungläubig wird der Leser den Kopf beim Lesen der Ueberschrift schütteln, denn bisher hielt man doch Europa für das Eldorado der Weltbäder, und nun soll auf einmal sich auch hier die Concurrenz des dunklen Erdtheils fühlbar machen! Nun, so schlimm, wie es aussieht, ist die Sache nicht. Vorläufig existiren überhaupt erst zwei solcher Bäder in Afrika und zwar: Biskra in Algier und Heluan in Aegypten. Und ob es in diesem heißen Lande möglich ist, daß die Bäder und Sommerfrischen den Pilzen gleich aus der Erde schießen, wie dies speciell in Deutschland Mode ist, das möchten wir füglich bezweifeln. Vor Allem fehlt hierzu das nothwendigste Requisit „die nervösen Damen“, und daß man sie aus Europa nach Afrika schickte, das werden sich die wenigsten Ehemänner wünschen. Sind die Kosten einer Badereise schon daheim meist eine sehr ungern gesehene Ausgabe, die einer solchen nach Afrika dürften doch noch einige blaue Scheine mehr verschlingen, und so ist diesen afrikanischen Bädern schon von vornherein die Möglichkeit genommen, nur Modezwecken zu dienen. Leichte Patienten, die meist nur von Grillen geplagt werden, *Migräne*, wie man sich gebildeter ausdrückt, werden *kaum zu ihren* Besuchern mit gerechnet werden können, und so wird es wohl auch für die Folge so bleiben, daß nur wirklich Kranke nach diesen Kurorten kommen. Ihr Wachsthum verdanken sie in erster Linie dem Umstand, daß man eingesehen hat, daß das wasserstürzereiche Italien für Lungen- und Nierenleidende doch während der europäischen Wintermonate ein recht problematischer Aufenthalt ist. Lediglich dieser Umstand dürfte für die fortwährend steigende Frequenz dieser Bäder von Gewicht sein. Es kann nun natürlich nicht etwa unsere Absicht sein, in Folgendem diese beiden Kurorte zu schildern, sondern wir wollen uns heute nur der Aufgabe unterziehen, dem Leser Einiges über Heluan zu berichten. Zunächst wird er natürlich die Frage aufwerfen, wo dieses Heluan liegt. Reichen die geographischen Kenntnisse auch meist bei den europäischen Bädern aus, ist man doch selbst, oder die „theure“ Gattin, oder ein „lieber“ Freund dort gewesen, bei den Kurorten im dunklen Erdtheile werden sie versagen, und wer nicht im Besitze eines größeren Atlas, wie beispielsweise des Andree'schen Handatlas ist, der müßte ganz Aegypten zunächst durchforschen, und er würde nachher doch noch nicht den Ort gefunden haben. Wie bereits gesagt, datirt das Blühen und Gedeihen dieses Bades erst seit kurzer Zeit, denn die Erkenntniß der heilkräftigen Wirkungen Afrikas gerade für die obengenannten Krankheiten bricht sich erst seit Kurzem Bahn, und ist in Laienkreisen kaum bekannt.

Heluan, oder wie die Actiengesellschaft, in deren Händen fast die gesammten Anlagen sind, unter Französirung des Namens schreibt: Hélouan-les-Bains, liegt 57 m über dem Mittelländischen Meere, 35 m höher als Kairo, die jetzige Hauptstadt Aegyptens. Von diesem ist es 20 km südlich entfernt und mit ihm durch eine Eisenbahn verbunden. Es liegt an dem Abhange des Djebel Turra, eines Ausläufers des Mokkatamgebirges, mitten in der arabischen Wüste. Die Temperaturverhältnisse sind ganz eigenartige. Während in den Sommermonaten dieselben oft eine Schwankung von 25° C. und mehr aufweisen, ist sie im Winter kaum 15° C. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 22° C., die Durchschnittstemperatur im Sommer 28° C., im Winter 15° C., jedoch sind beispielsweise 42° C. im Schatten während der heißen Monate keine Seltenheit. Die Luft ist staubfrei, trocken, rein und ozonreich. Es weht fast stets ein ziemlich heftiger Nordwind, der eine angenehme erfrischende Luft verbreitet und dadurch auch den Aufenthalt im Sommer erträglich macht. Dagegen sind für den Menschen die Wüstenwinde sehr lästig, namentlich wenn sie direct aus dem Süden wehen. Die ihnen jedoch angedichtete Gefährlichkeit ist zum weitaus größten Theil in das Reich der Fabel zu verweisen. Sie sind furchtbar heiß und führen meist große Staubwolken mit sich, wodurch die Sonne fast vollständig verdunkelt wird, sodaß man nur eine rothe Scheibe sehen kann: ägyptische Finsterniß. Da sie hauptsächlich innerhalb eines bestimmten Zeitraumes von 50 Tagen auftreten, hat man sie „Chamsine“, d. h. Fünfzig, genannt. Die Sonne und die damit verbundene afrikanische Hitze erweisen sich jedoch als in hygienischer Hinsicht nicht zu unterschätzende Factoren, da sie den Bacillen das Fortleben erschweren und ihnen durch die große Wärme meist die Lebensfähigkeit entziehen. Das Fehlen großer Wälder und die ungeheuere Ausdehnung der Wüste üben auf die Witterungsverhältnisse einen großen Einfluß aus. Sie erhalten einen regelmäßigeren, weniger unbeständigen Charakter als bei uns. Regentage kommen nur vereinzelt vor während der Wintermonate, ihre Zahl beläuft sich selten höher als vier. Und wenn es wirklich einmal regnet, so dauert ein solcher Regenguß meist nur wenige Minuten. Er tritt meist ganz plötzlich und mit ziemlicher Heftigkeit auf, die Spuren desselben sind aber sehr bald wieder vollständig verschwunden. Die seit 1868 auf Veranlassung des Vicekönigs von Aegypten, Ismail Pascha, gefaßten Schwefelquellen, deren größte etwa 700 cbm liefert, bieten namentlich Heilung bei rheumatischen, syphilitischen und skrofulösen Leiden. Sie dürften ungefähr in den Wirkungen unserem deutschen Aachen entsprechen, wenn auch unter anderen klimatischen Verhältnissen. Die Bäder umfassen ein mit Badeeinrichtung und Inhalationssaal versehenes Badehaus und außerdem ein größeres, primitives Schwimmbassin im Freien, das ebenfalls durch eine Schwefelquelle gespeist wird und dessen eine Hälfte für Damen, die andere für Herren reservirt ist. Auch für den Vicekönig sind besondere Räume vorgesehen. Die Anlagen sind jedoch in den 30 Jahren ihres Bestehens sehr veraltet und verschmutzt, und man hat jetzt neue errichtet, die in der Saison 1898/99 in Benutzung genommen werden sollen. Diese dürften auch den Anforderungen der modernen Hygiene in jeder Weise genügen. Allerdings sollen auch dann die Preise für die Bäder erhöht werden. Während man jetzt nur 2 Frcs. zahlte, soll dann ein Bad 5 Frcs. kosten. Das alte Gebäude dagegen soll den Armen überlassen werden. Zu bedauern ist nur, daß man das Gebäude auf ein verhältnißmäßig ungünstiges Terrain gesetzt hat, das im Verhältniß zum Orte zu tief liegt, so daß sich eine architektonische Wirkung von dem Badeort selbst aus wohl kaum ergeben dürfte, obwohl man anscheinend in Erkenntniß dieses Uebelstandes das Ganze mit einer großen Kuppel gekrönt hat. Der angewandte maurische Stil und der infolgedessen weißrothe Anstrich des Gebäudes machen einen gar sonderbaren Eindruck. — Weit bedeutender aber als Heilort für die obengenannten Leiden ist der Ruf Heluans als Genesungsstätt für Lungen- und Nierenleidende. So mancher Schwindsüchtige, den die europäischen Aerzte schon aufgegeben hatten, fand hier Besserung oder wohl gar Heilung. Es muß jedoch der Vollständigkeit halber constatirt werden, daß gerade unter den Eingeborenen Tuberkulose verhältnißmäßig häufig ist. Daß bei den Nordländern aber gerade diese Krankheit hier des Oefteren heilt oder wenigstens gelindert wird, dürfte einestheils in der gesunden Luft und anderntheils in der Möglichkeit liegen, sich Tag für Tag im Freien zu bewegen und sich gegen die Temperaturunterschiede wegen ihrer Regelmäßigkeit zu schützen. Die Erfolge würden aber vielleicht noch bessere sein,

wenn man die Kranken früher zu einem Aufenthalt in Aegypten veranlaßte, und dies nicht, wie bisher fast als Regel gilt, als ultima ratio versuchte. Mancher, der hier nur Besserung fand, würde vielleicht vollständig genesen sein, wäre er früher nach Heluan gegangen. Aber auch bei Nierenleiden, sog. Nephritis, hat die absolut trockene Luft äußerst gute Dienste geleistet. Bei gar Manchem ist die Eiweißabsonderung vollständig behoben worden, bei einigen wieder waren selbst nach längerem Aufenthalt zwar noch Spuren nachweisbar, ohne sichtliche Besserung dürfte aber wohl selten Jemand hier geweilt haben. Natürlich darf man nicht hoffen, in etwa 1—2 Monaten seine Kur beenden zu können, ein Aufenthalt von 4—6 Monaten ist das Mindeste, noch besser ist es natürlich, wenn man 3 bis 4 Jahre dort weilt, der Erfolg ist dann um so sicherer. Auch bei Rheumatismus hat man ganz besonders günstige Resultate erzielt. Für die Aufnahme der Kurgäste dienen einige Hotels und eine größere Anzahl Pensionen. Ein Sanatorium, in dem man meist mehr Werth auf eine diäte Verpflegung der Patienten legt, existirt leider noch nicht, jedoch beabsichtigt Tischberger in Bergzabern ein solches großen Stiles unter ärztlicher Leitung in Kubbeh, nördlich von Kairo, ins Leben zu rufen. Für Heluan dürfte dadurch vielleicht eine Concurrenz entstehen, wenn sich nicht die Cairo Metropolitan and Hélouan Railway-Company entschließt, das Project, ein solches hier zu errichten, zu verwirklichen, ihr gegenüber ist ja Privatcapital ziemlich machtlos. Dieser Gesellschaft gehört auch das erste und größte Hotel des Ortes, das Hélouan-Hotel. Außerdem ist sie Besitzerin der den Ort mit Kairo verbindenden Bahn und Pächterin der Quellen und des „Grand Hotel des Bains“, die beide dem Staate gehören. Das erstere Haus ist ein ziemlich umfangreicher Bau, in dem über 120 Personen Aufnahme finden können. Es ist mit allem Comfort der Neuzeit ausgestattet, besitzt elektrische Beleuchtung u. s. w. Ein „Lift“ ist nicht nöthig, da nur ein Theil des Gebäudes eine obere Etage besitzt. Das andere Haus liegt in unmittelbarer Nähe der Bäderanlagen und ist nicht so groß. Es hat für ungefähr 60 Personen Raum. Der Pensionspreis beträgt inclusive Zimmer in ersterem 65—80 Piaster, in letzterem 40—50 Piaster pro Tag (1 Piaster = 20 ₰). Dem zweiten Hotel vollständig ebenbürtig, wenn auch nicht so groß, ist das „Hotel Heltzel“, das einem Deutschen gehört. Dieses Haus, wie das Hélouan-Hotel, ist jedoch während der Sommermonate geschlossen. In dieser Zeit ist der Besitzer Director der Dépendance des Casinos San Stefano in Ramleh, einem ägyptischen Seebade unweit Alexandrien. Die dann noch in Heluan vorhandenen Hotels sind zweiten Ranges nach afrikanischen Begriffen, nach deutschen leiden sie meist unter einer, allerdings hierzulande üblichen, Unsauberkeit. — Von den Pensionen sind als die größten zu nennen „Pension Antonio“, „Pension Afrique“, „Pension Loir“, deren Besitzer Italiener oder Levantiner sind, die Französisch und andere Sprachen beherrschen, das Deutsche aber nicht. Unseren Landsleuten aber, die nach diesem Bade gehen, kann „Pension Sphinx“ ganz besonders empfohlen werden. Die Verpflegung ist daselbst eine vorzügliche und für den Deutschen ist die Annehmlichkeit vorhanden, daß die Wirthin seine Muttersprache vollständig geläufig spricht. Der Pensionspreis in diesen Pensionen ist inclusive Zimmer von 8 Frcs. an pro Tag ohne Wein und ohne Trinkgeld.

Ueber das Leben in Heluan ist nicht viel zu sagen. Zur Saison lebt man hier wie in Deutschland zur Sommerszeit, und in den heißen Monaten ist es rathsam, früh aufzustehen, vielleicht dann bis 9 Uhr spazieren zu gehen, während des Tages im Zimmer zu bleiben und gegen 5 Uhr sich wieder ins Freie zu begeben, da die Hitze namentlich in der Mittagszeit eine sehr erschlaffende Wirkung ausübt. Zu bedauern ist es nur, daß selbst im höchsten Hochsommer die Sonne kurz nach 7 Uhr untergeht. Da eine Dämmerung kaum folgt, so tritt sehr rasch vollständige Finsterniß ein. Für die Unterhaltung der Kurgäste sorgt eine arabische Militärkapelle. In der Saison finden wöchentlich mehrmals Concerte statt, im Sommer nur Sonntags. Den größten Theil des Programms nehmen jedoch die Pausen ein, und dies ist schließlich dem Europäer das Liebste. Die arabischen Stücke sind eine Plage für seine Ohren, und bei den Werken unserer Componisten muß man eine sehr willkürliche Tempoänderung constatiren, so daß man manchmal die Werke kaum erkennt, abgesehen von den Disharmonien, an denen es nicht mangelt. Es kann Einem leicht passiren, daß man einen Walzer im Tempo eines Trauermarsches und eine getragene Opernmelodie im Galopptempo zu hören bekommt. Am meisten ist ja schließlich der Kapellmeister zu bedauern, der diesen ungebildeten Arabern die Melodien beibringen muß. Wir hatten in Kairo Gelegenheit, einmal einer solchen Probe beizuwohnen, aber nach noch nicht fünf Minuten hatten wir genug des grausamen Spiels. Außerdem findet jeden Sonntag und Freitag, dem muhammedanischen Sonntage, eine große Geldlotterie statt. Das Loos kostet 1 Piaster und man kann 1000 Frcs. gewinnen. Es giebt dann noch einen Gewinn zu 100 Frcs. und 16 zu 25 Frcs. die Chancen sind sehr gering, aber die Araber sind eifrige Spielratten, und so finden die Loose rasenden Absatz. Für weitere Abwechselung ist dann noch ein Casino vorhanden, in dem ab und zu Vorstellungen stattfinden. Namentlich nehmen die eines Théâtre-Variété einen breiten Rahmen ein; man muß jedoch mit den geringsten Erwartungen hingehen und darf nicht hoffen, Sternen erster Größe zu begegnen. Auch gastiren manchmal türkische, italienische und französische Theatertruppen, doch ist der Besuch dieser Veranstaltungen meist sehr schlecht. Ab und zu finden auch Wohlthätigkeitsvorstellungen statt. Wir wohnten einmal einer Aufführung von Schiller's „Räuber“ durch Dilettanten bei, doch wurde aus dem Trauerspiel mehr ein Lustspiel. In den Anlagen vor dem Theater ist auch eine der jetzt so beliebten Leuchtfontänen, jedoch zeigt sie nur selten ihre Pracht. An Cafés ist kein Mangel. Sie sind meist in den Händen von Griechen und mit wenig Comfort ausgestattet. Die Araber sitzen vom frühen Morgen bis zum späten Abend dort und spielen Trick Track oder rauchen ein Nargileh. Der Europäer besucht sie seltener, da es Zeitungen, wie bei uns üblich, dort nicht giebt. Immerhin kann man ein Nargileh daselbst ab und zu rauchen, eine Sache, die lange nicht so schwierig ist, als sie einem das erste Mal erscheint. Uebung gehört natürlich dazu, wenn man es aber kann, dann ist das Rauchen einer Wasserpfeife angenehmer als das einer langen Pfeife. In der Hauptsache wird der Kurgast in Heluan häuslich, wenn er sich nicht durch die gute Verbindung zu einem häufigeren Besuch von Kairo verleiten läßt. Es fahren täglich ca. 30 Züge in 30—45 Minuten dahin. Der Fahrpreis ist I. Classe 8 und II. Classe 5 Piaster für ein Retourbillet der 25 km langen Strecke. In Kairo wird so ziemlich Alles geboten, was man in europäischen Großstädten auch hat, nur ist es meist auf afrikanische Verhältnisse zugeschnitten. Selbst eine Polizeistunde existirt. Sie ist früh um 2 Uhr.

Was nun den Ort selbst anbetrifft, so ist er weitläufig gebaut. Das Terrain ist ja billig. Vom Gebirge aus gesehen, nimmt er sich wie der auf einen Tisch aufgestellte Inhalt eines niedlichen Kinderspielzeuges aus, aus dessen Mitte sich stolz in die Lüfte das schlanke Minareh der Moschee und der Thurm der katholischen Kirche erhebt. Es berührt einen gar seltsam, wenn man in der Wüste das Geläut der Glocken und dazwischen den lauten Ruf des Mueddin vernimmt. Die Straßen sind vollständig rechtwinklig zu einander, die Häuser meist einstöckig und fast immer in den grellen Farben des Sandsteines, den man zu ihrem Bau verwandte. Nur wenige Villen zeigen einen Anstrich, doch ist dieser aus leicht begreiflicher Rücksicht ebenfalls hell. Eine Wasserleitung versorgt den Ort mit dem nöthigen Wasser. Es ist selbstverständlich solches aus dem Nil, das durch eine Pumpanlage heraufgedrückt wird. Für Koch- und Trinkzwecke muß es jedoch erst nochmals filtrirt werden, da es ziemlich schlammhaltig ist. Der Geschmack desselben ist ein ganz angenehmer, immerhin muß sich der Europäer erst an denselben gewöhnen. Ein enthusiastischer Franzose nannte das Nilwasser einstens sogar „den Champagner der Getränke“. Für die Straßenbeleuchtung sorgen Petroleumlaternen, die sich in der Mitte der Straße befinden, bei Mondschein spart man aber hier ebenso wie in kleinen deutschen Städten. Zu bemerken ist noch, daß Heluan ein Schlachthaus besitzt. — Zu Ausflügen bietet die Wüste mit ihren Thälern (Wadis) und das nur eine Stunde entfernte Nilufer genügend Abwechselung, in dessen unmittelbarer Nähe sich auch das armselige Fellachendorf Heluan befindet. Auch die großartigen Steinbrüche von Turra, aus denen das Material zum Bau der Pyramiden von Giseh geholt wurde, und die noch heute im Betrieb sind, sind leicht zu erreichen. Daß natürlich auch Aerzte und Apotheken in einem Weltbade vorhanden sind, ist selbstverständlich. Die arabischen Doctoren, die meist in Paris promovirt haben, kommen für uns wenig in Betracht. Dann ist ein englischer Arzt da, der meist im Dienste der Eisenbahngesellschaft steht, und meist auch ein deutscher. Sollte wirklich einmal ein solcher nicht vorhanden sein, so giebt

es in Kairo genug deutsche Doctoren, die man consultiren kann. Auch die eine Apotheke „New anglo-german dispensary“ gehört einem Rheinländer, Dr. Küppers, der noch in Kairo eine besitzt, und dem der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der im Winter 1897/98 hier weilte, kürzlich den Titel eines Hofapothekers verlieh. Die andere ist Eigenthum eines Griechen. Außerdem ist in Heluan natürlich Post, Telephon und Telegraph vorhanden. Sogar die Eastern Company hat ein Bureau daselbst, und man kann sich nur ihrer für etwaige Depeschen nach der Heimath bedienen, da der türkische Staatstelegraph, so gut sonst die postalischen Einrichtungen sind, meist mehrere Tage braucht, da sämmtliche Telegramme über Konstantinopel gehen. — Zum Schlusse sei es uns noch gestattet, kurz einige geschichtliche Notizen über das Bad zu geben. Heluan war früher namentlich seiner Schwefelquellen wegen berühmt. Wenn es sich auch geschichtlich nicht nachweisen läßt, daß dieselben bereits von den alten Aegyptern benutzt wurden, so liegt die Vermuthung doch sehr nahe, denn man verbannte die Aussätzigen in diese Gegend. Die heilkräftige Wirkung der Quellen bei Hautleiden dürfte also schon früher bekannt gewesen sein. Nach vorgefundenen Angaben soll jedoch bereits im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung dieses Bad von der leidenden Menschheit besucht worden sein. Dann verschwindet es wieder aus der Geschichte, und erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erscheint es wieder. Sein jetziges Emporblühen datirt jedoch erst seit 1868 und verdankt das vor Allem dem deutschen Arzte Dr. Wilhelm Reil, dem ehemaligen vicekönigliche Leibarzt, nach dessen Plan die ganzen Anlagen hergestellt wurden. Sehr fördernd für Heluan war auch der Umstand, daß der Khedive Tewfik Pascha sich hier einen Palast baute und durch Verlegung seines Hofes nach Heluan Leben in den Kurort brachte. Auch die immer mehr und mehr steigende Frequenz legt ein beredtes Zeugniß für die erkannte Heilwirkung des Ortes ab. Im Jahre 1891/92 betrug sie nur 600 Personen, drei Jahre später 1800, 1894/95 4000 und jetzt beläuft sich ungefähr die Zahl der Kurgäste auf 6000 pro Jahr. Und je mehr wir uns dazu verstehen werden, in erster Linie in der Natur selbst die heilkräftigen Factoren zu erkennen und zu benutzen, um so mehr wird Heluan an Bedeutung auch für den europäischen Continent gewinnen, da es, wie gesagt, in seiner Art einzig ist und durch keinen anderen Ort in dieser Weise übertroffen werden kann.

Bruno Berka.

Bücherbesprechungen.

— Der Centralvorstand des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung hat im Selbstverlage den Bericht über seine 51. Hauptversammlung ausgehen lassen, welche diesmal in Ulm am 13., 14. und 15. September 1898 abgehalten wurde. Der Bericht hat den stattlichen Umfang von 262 Seiten und giebt ein lebensfrisches Bild von der ausgebreiteten segensvollen Vereinsthätigkeit, die bekanntlich über Deutschlands, ja Europas Grenzen weit hinausgeht. Wird sonst Jahresberichten nachgesagt, daß sie ungelesen bleiben, so wünschen und hoffen wir, daß die hier gebotenen Berichte, reformationsgeschichtliche Mittheilungen *aus der* Gegenwart, wie man sie mehrfach nennen *könnte, in den* betheiligten Kreisen größere Beachtung finden werden. Besonders werthvoll erscheint in dieser Hinsicht neben dem Bericht des Centralvorstandes über das 66. Vereinsjahr 1896 bis 1897, den der Schriftführer Pfarrer D. Hartung aus Leipzig erstattete, auch der Vortrag des Archidiaconus Jakobi aus Weimar über die evangelische Diaspora Lothringens, aus dem Einzelheiten mitzutheilen wir uns an dieser Stelle leider versagen müssen. Die Ulmer Hauptversammlung tagte unter dem Vorsitz des zum Präsidenten erwählten Geh. Kirchenraths D. Fricke, der zwar, wie einst der selige Großmann, vor Annahme der Wahl daran erinnerte, daß es bei ihm schon sieben Uhr im Leben geschlagen habe und auch die Sieben schon überschritten sei, der aber mit gewohnter Arbeitsfreudigkeit und Geistesfrische die Verhandlungen leitete. Der eigentliche Bericht weist einleitend auf das Melanchthonjahr und die Centennarfeier hin; hatte doch das hannöversche Landesconsistorium die „Melanchthoncollecte“ dem Gustav Adolf-Verein zugedacht und ist doch die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißfeier im Ausland vielfach von deutschen Protestanten bezeichnender Weise kirchlich begangen worden. Der in dem Berichte eingenommenen Stellung gegenüber der Gotteskastensache können wir uns von Herzen anschließen und geben gerne den Wunsch weiter: „Möchte es nur vermieden werden, daß etwa solche, die bei uns aus irgend welchem Grunde haben abgewiesen werden oder ausscheiden müssen, hoffen dürfen, dort angenommen zu werden!“ In den Diasporagebieten wird oft in strengkatholischen Gegenden wie in Niederbayern der Bevölkerung freundliches Entgegenkommen im Allgemeinen nachgesagt. Daneben weiß der Gesammtbericht viel von großer römischer Intoleranz zu erzählen, besonders auch in den Mittheilungen über die kirchlichen Zustände in Lothringen, wie im polnischen Osten, wo sich national-politische Gegensätze mit den confessionellen verbinden und die römische Kirche mit dem Franzosen- und Polenthum gemeinsame Sache macht. Auch gegenüber der wachsenden Macht des Centrums „zwiefältige Fürsorge“ für die evangelische Diaspora! Der äußere Bestand des Vereins hat wieder manchen Fortschritt aufzuweisen. Die Zahl der Zweigvereine hat sich von 1862 auf 1875, die der Frauenvereine von 549 auf 563 erhöht. Bezüglich der studentischen Vereine ist in Bericht und Verhandlungen eine neue Anregung gegeben worden. Die Gesammteinnahme im Rechnungsjahre 1896—1897 mit dem, was an Unkosten verausgabt oder zinsbar angelegt ist, beläuft sich auf 2507549,05 ℳ gegen 2198104,51 ℳ im Vorjahr. Die Gesammtsumme der Verwendungen belief sich auf 1322836,50 ℳ gegen 1254998,18 ℳ im Vorjahre, so daß im letzten Jahre 67837,02 ℳ mehr verwendet worden sind. Unter den Hauptvereinen, die nach Höhe ihrer Verwendungen geordnet sind, nimmt Berlin mit 113816 ℳ die erste, Leipzig und Dresden mit 89061 ℳ und 74132 ℳ gegenwärtig die vierte und fünfte Stelle ein. Von 45 Hauptvereinen haben 20 eine verminderte, dagegen 25 eine vermehrte Einnahme aufzuweisen. Die Gesammtsumme des Vermögens der Vereine und des Centralvorstandes beträgt 4659387,89 ℳ — Der Centralvorstand hat seinen langjährigen Aufenthaltsort vom Thomaskirchhof wegen bevorstehenden Abbruchs des betr. Grundstücks nach der Weststraße 4, in die unmittelbare Nähe der katholischen Kirche nicht absichtlich verlegen müssen. Er will vielmehr diese eigenthümliche Nachbarschaft dahin gedeutet haben, daß er „im Bereich der katholischen Kirche im friedlichen Nebeneinander mit ihr, wo es nur möglich ist, sein Werk unermüdet, unverboten weiter zu treiben“ beabsichtigt. In dem Berichtsjahre sind 48 Kirchen, Bethäuser und Kapellen eingeweiht worden vom Rheinland bis Galizien und Rußland, von Ostpreußen bis Italien; au 27 Orten wurde mit dem Bau gottesdienstlicher Gebäude begonnen; 6 Pfarrhäuser wurden fertiggestellt und 10 Schulgebäude in Gebrauch genommen. Aus der Pflege des Vereins konnten 176 Gemeinden ausscheiden, dagegen sind nur 15 Gemeinden neu eingetreten. Das deutet jedoch nicht auf eine verminderte Bedürftigkeit; der Plan der Prüfungscommission ist vielmehr mehr und mehr dahin gerichtet, nur ausnahmsweise bei dem gegenwärtig hohen Bestande neue Gemeinden aufzunehmen, um erst einmal Luft zu bekommen; 161 Gemeinden von 1792 weniger auf dem Unterstützungplan ist ohnehin keine große Verminderung. Unter den für das gemeinsame große Liebeswerk diesmal vorgeschlagenen drei Gemeinden Essek in Slavonien, Lichtenfels in Bayern und Osielsk in Posen wurde nach eingehendem beigegebenem Referat des Oberconsistorialraths Koch in Berlin die kleine unter Armuth und Unduldsamkeit leidende Gemeinde in Osielsk gewählt, die zu ihrem Kirchbau 19287 ℳ erhielt, während die beiden unterliegenden Gemeinden je etwa 8500 ℳ empfingen. Zum Ort der nächsten Hauptversammlung wurde Braunschweig gewählt. Wie der Bericht mit Begrüßungen und Eröffnungsworten beginnt, so schließen die Verhandlungen mit Ansprachen seitens einiger Vertreter der Diaspora und mit einer Mittheilung über die am 16. September stattgefundene Grundsteinlegung zur Gustav Adolf-Kirche in Söflingen.

D. K.

— Aus der Zeit der Reformation. Vorträge, gehalten im Auditorium des ev. Gymnasiums A. B. in Kronstadt in den Jahren 1897 und 1898. Festschrift zur Honterusfeier. Kronstadt, im Verlage der Honterusschule, 1898. (VII und 435 S.) — Keine Zeit hat wohl so viel gethan für eine allgemeine Volksbildung und Volksaufklärung als die gegenwärtige und kein Volk hat in seinen führenden Geistern so willige und opferfreudige Belehrer und Aufklärer gefunden wie das deutsche. Allerorten, von Süd bis Nord und von Ost bis West wird in deutschen Landen die hell leuchtende Wissensfackel entzündet, um dem Volke, dem arbeitenden, im Kampfe ums tägliche Brod

ringenden Volke, nach des Tages Mühen und Plagen Erholung, geistige Stärkung, geistige und seelische Kräftigung zu bieten. Daß dabei dem Volke, dem großen deutschen, seine eigene Größe besonders vor Augen geführt wird — wer möchte das als unrichtig bezeichnen? Aber das deutsche Volk reicht ja so weit die deutsche Zunge klingt. Auch in fernen Ländern, die der deutsche Gott beschützt, hat deutsche Sitte, deutscher Wissensdurst nicht getödtet werden können. Die leitenden Männer unserer deutschen Colonien im Auslande haben es wohl verstanden, unter ihren Brüdern das Verständniß wach zu halten für all' das, was im Deutschen Reiche geschieht, nicht nur auf politischem Gebiete, sondern vor Allem auch auf wissenschaftlichem und socialem. Eines der deutschesten Völkchen (in dieser und jeder Beziehung) wissen wir jenseits der Karpathen: die Siebenbürger Sachsen. Es ist geradezu erstaunlich, daß jene Deutschen durch Jahrhunderte sich ihren deutschen Frohmuth trotz aller chauvinistischen, auf die Abtödtung des Deutschthums gerichteten Anfeindungen so blühend zu erhalten wußten, ja man kann sagen: gerade diese Anfeindungen erstarkten in ihnen immer mehr das Bewußtsein der Pflicht, ihre ganze Kraft, ihr ganzes Wissen und Können einzusetzen, den feindlichen Angriffen erfolgreich zu trotzen. Die Siebenbürger Sachsen haben stets mit dem Muttervolke gleichen Schritt gehalten und es dürfte wenige deutsche Colonien geben, in welchen das Bedürfniß nach einer vielseitigeren Bildung bis zum einfachsten Arbeiter herab so stark zum Ausdruck gelangt, als bei den Deutschen Transsylvaniens. In der Metropole, dem Sitze der Intelligenz, in Hermannstadt, ragte einst der große Sohn des Sachsenvolkes, der ein Herz hatte für seine Brüder, auch für die schlichten, wie wenige, der Sachsenbischof D. G. D. Teutsch. Das Saatkorn, das er gestreut, es hat mächtige Triebe entfaltet und reiche Früchte getragen. Aber sein leuchtendes Beispiel hat auch zahlreiche, begeisterte Nachfolger seines schönen Strebens und Arbeitens gefunden im ganzen Volke. Ich will nicht damit sagen, daß er der erste gewesen ist, der dort im Südosten gleichsam als ein Apostel wirkte, aber der Wirksamsten, der Volksthümlichsten einer, vielleicht der oberste, ist er gewesen. Die Männer der Schule sind es in den Städten, die der Kirche auf den Dörfern (und gerade auf den Dörfern fällt ein Vergleich mit dem deutschen Mutterlande nicht zu Gunsten des letzteren aus), welche die geistigen Führer, wahrhafte, volksthümliche Belehrer ihres Volkes sind. Schulmänner sind es auch, welche die in obigem Werke genannten Vorträge gehalten haben. Wir haben es hier nicht mit einem Werke ausschließlich siebenbürgisch-sächsischen Interesses zu thun, nein, ein gut Stück geistiger Weltgeschichte, allgemein faßlich geschrieben, bergen die Blätter. Daß das führende Volk, das deutsche, am meisten Berücksichtigung fand, ist selbstverständlich. Auf alle Vorträge einzeln einzugehen, mangelt es hier an Raum. Wir können nur dem Ganzen nachsagen, daß es völlig sein Ziel zu erreichen im Stande ist: das Zeitalter der Reformation zu beleuchten und dem Verständniß der großen, breiten Volksschichten näher zu führen. All diese trefflichen Aufsätze, die in Kronstadt die Hörer begeisterten und erquickten, sind völlig geeignet, dem Leser gleich hohen Genuß und Belehrung zu bieten. Das Goethe'sche Wort muß da so recht verständlich werden: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen." Möchte das vorzügliche Buch zu einem rechten Volksbuche werden und, wie es in Siebenbürgen das Deutschthum stützen und fördern hilft, hier im Reiche neue Freunde für das Sachsenvolk in Ungarn werben! Siegfr. Moltke.

— Das „Neue Bürgerliche" in fröhlichen Versen. Von Berthold Kann, Rechtsanwalt. I. Buch. Allgemeiner Theil. Berlin 1898. H. W. Müller. 1 ℳ. — Wir beneiden den Verfasser, daß ihn das Verarbeiten des neuen Rechts zum Dichten anregen konnte, und beglückwünschen das Gesetz, das bereits einen zweiten Dichter-Interpreten gefunden hat. Im Uebrigen scheint uns doch der Ernst des Stoffs die geplante Fröhlichkeit gemeistert zu haben; auch finden wir die Verse zumeist etwas holprig — es soll sie aber für das Behalten geeigneter machen! Wir versuchen es nicht. N—l.

— Publikationen des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. Neue Folge. Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels. Herausgegeben von der Historischen Commission des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. XX. Nebst Register zu Band I—XX. Leipzig, Verlag des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, 1898. VI, 208; IV, 346 S.; 8°. — Der vorliegende Band setzt sich aus zwei ungleichen Hälften zusammen, von denen die zweite, mit eigener Paginirung versehen und mit einem besonderen Titel (Register zum Archiv für Geschichte des Deutschen Buchhandels Band I—XX [1878—1898]. Bearbeitet von Philipp Vorhauer) ausgestattet, wohl als Sonderveröffentlichung gedacht ist und auch betrachtet werden darf, infolgedessen in den meisten Fällen das Buch für sich gebunden werden wird. Philipp Vorhauer hat mit dieser überaus fleißigen und, wie Stichproben bewiesen haben, zuverlässigen Arbeit den reichen, in seiner ganzen Fülle heute wohl nicht überall mehr bekannten und gewürdigten Inhalt erst eigentlich von Neuem benutzbar gemacht und ihm zu seinem Rechte verholfen; für die Uebernahme der Kosten der Anfertigung und der Drucklegung dieses nach dem Schlagwortsysteme zusammengestellten Personen- und Sachregisters sei dem Börsenvereine Dank dargebracht. — Unter den geschichtlichen Arbeiten der ersten Hälfte dieses XX. Bandes darf man, ohne den übrigen Abhandlungen zu nahe zu treten, den Preis unbedenklich der ersten zuerkennen. Robert Voigtländer, einer unserer rührigsten und mit weitest schauendem Blick ausgestatteten Verleger, hat in einer durchsichtigen, überzeugenden Untersuchung den Einfluß klargestellt, den Friedrich Nicolai in Berlin (im Inhaltsverzeichniß steht fälschlich „Richard" Nicolai) durch seine Bekanntschaft mit Svarez auf die Ausgestaltung des Verlagsrechts im preußischen Landrecht ausgeübt hat. Bei der Wichtigkeit, die gerade gegenwärtig die Codificirung des Verlagsrechts beansprucht, ist es von Werth, aus Voigtländer's Untersuchung zu erfahren, daß Nicolai's Einwirkung auf die endgiltige Fassung der verlagsrechtlichen Paragraphen des Landrechts nicht, wie behauptet worden ist, als eine unzuläßig auf eine einseitige Bevorzugung des Buchhandels gerichtete nachweisbar ist. Die übrigen Abhandlungen und Mittheilungen des Bandes (F. W. E. Roth: Geschichte der Verlagsgeschäfte und Buchdruckereien zu Würzburg 1479 bis 1618; Georg Buchwald: Aus dem Briefwechsel des Frankfurter Buchdruckers Johann Arnold Cholinus 1664—1678; Paul Emil Richter: Zur Vorgeschichte und Geschichte der vormals Walther'schen, jetzt Burdach'schen Hofbuchhandlung Warnatz & Lehmann in Dresden; Konrad Burger: Beiträge zur Firmengeschichte des deutschen Buchhandels aus den Meßkatalogen; dazu 2 Miscellen von F. W. E. Roth) fallen mehr oder weniger in das Gebiet des Antiquarischen, Culturgeschichtlichen im alten Sinne, wie es vor dem Erscheinen der Bücher'schen „Buchbinder-Ordnungen" im XIX. Bande fast ausschließlich gepflegt wurde. Insofern stellen sie gegenüber der vom Börsenvereine geplanten Hauptarbeit: einer Wirthschaftsgeschichte des deutschen Buchhandels, nur in gewissem Sinne Vorarbeiten dar; am meisten noch die in dem Aufsatze von Burger enthaltene Bearbeitung der Nachrichten des Meßkatalogs über Verkäufe von Verlagsgeschäften und über Neubegründungen von Buchhandlungen, eine Liste, die nur dem Eingeweihten den aufgewendeten Fleiß verräth. Das Fortschreiten der Arbeiten an der von Dr. O. v. Hase zu schreibenden „Geschichte des deutschen Buchhandels" ist, wie aus zwei Berichten des Bearbeiters (vom 1. April 1897 und vom 9. März 1898) ersichtlich wird, in der Hauptsache dem Einspringen des Herrn Dr. W. Köhler aus Gera-Untermhaus zu verdanken. Es ist ja ohne Weiteres klar, daß ein Mann, der dermaßen im öffentlichen Leben, Schaffen und vielseitigen Wirken steht wie Hr. Dr. Oskar v. Hase, die gewaltige Aufgabe allein nicht ausführen kann; er kann sie nur fördern. Ich würde, wenn ich mir den Rath erlauben darf, sogar noch einen Schritt weiter gehen und an Hrn. Dr. v. Hase's Stelle nur die Leitung behalten, während die Ausführung mehreren jüngeren Männern, die innerhalb und auf Grund des Planes ihre Kräfte ausschließlich je einem größeren Einzelabschnitte zu widmen hätten, übertragen würde; als Muster für diese Art des Betriebes schwebt mir die Herausgabe rheinischer Urbare durch Karl Lamprecht vor. Die dazu nöthigen Mittel würden sich wohl schon noch auftreiben lassen. Ut.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 25. Dienstag, den 28. Februar, Abends. 1899.

Thomas Münzer in Zwickau.

Zur Leipziger Disputation hatte sich auch der Zwickauer Prediger Johannes Wildenauer, latinisirt Sylvius, aus Eger stammend, daher Egranus genannt, eingefunden. Er war ein begeisterter Anhänger des Erasmus und einer der ältesten Freunde Luther's; später freilich, als dieser sich von der Papstkirche förmlich lossagte, wurde er stutzig und kehrte sich von Luther ab. Damals aber waren beide noch gute Freunde. Luther benutzte die Gelegenheit, ihm einen Mann zu empfehlen, der, auf eine passende Anstellung wartend, in Leipzig weilte und den er selbst vor Kurzem kennen gelernt hatte: Thomas Münzer. Dieser hatte in Leipzig studirt, Winter 1506 wurde er als Thomas Munczer de Quedilburck immatriculirt, — und hatte sich, nachdem er in verschiedenen Stellungen an verschiedenen Orten thätig gewesen war, wieder nach Leipzig gewandt, wo er bereits um Neujahr 1519 „her kristainus buchfirer in der herberge czu leipsig" nachweisbar ist. Egranus scheint sich denn auch den Namen gemerkt zu haben. Im Frühling 1520 schickte er sich an, eine längst geplante Studienreise nach Süddeutschland und Basel zu unternehmen. Für die Dauer seiner Abwesenheit mußte der Rath einen tüchtigen Stellvertreter zu gewinnen suchen. Da geschah es nun wahrscheinlich auf die Veranlassung Egranus' selbst, daß der Rath mit Münzer in Unterhandlung trat. Dieser nahm auch das Anerbieten an und wurde — zunächst nur bis Michaelis — als Prediger an der Zwickauer Hauptkirche zu St. Marien engagirt. Niemand ahnte damals, was für Leidenschaftlichkeit und Wildheit in dem Manne schlummerte.

Zwickau scheint ein für religiöse Schwärmerei prädisponirter Boden zu sein. Man fühlt sich sogar versucht, das gegenwärtig in der Zwickauer Gegend mehr und mehr um sich greifende Sectenwesen in Zusammenhang zu bringen mit den einst von Münzer und Storch erregten Unruhen; an Mittelgliedern fehlt es nicht ganz. — Als Münzer herkam, pulsirte in der Stadt heißes Leben. „Im Jahre 1471 ist am Tage Dorotheä der Schneeberg fündig geworden" meldet Albinus in seiner meißnischen Bergchronica. Zwickauer Bürger in erster Linie, Tuchmacher größtentheils, betheiligten sich an der Ausbeutung des plötzlich entdeckten Schatzes und kamen dadurch zu enormem Reichthum. Infolge des von den betheiligten Familien entfalteten Luxus mußte sich nun aber auch der Gegensatz zwischen Reich und Arm in der Bürgerschaft verschärfen, — in der Bauernschaft gährte es schon längst. — Zwickau war eine kirchliche Stadt — St. Marien hatte 23, St. Katharinen 10 Altäre, Franziskaner, Cistercienser und Beghinen hatten sich hier niedergelassen; nicht weniger als sieben Bruderschaften boten dem Bürger Gelegenheit, sich sein Seelenheil garantiren zu lassen —, doch gab es auch Kreise, die sich nur äußerlich zur Kirche hielten, in Wirklichkeit aber der organisirten Kirche und ihren Sacramenten und Benedictionen sehr gleichgiltig gegenüberstanden und ihre eigentliche religiöse Befriedigung und Erbauung in einer mehr oder weniger enthusiastischen Mystik suchten. Aus einem dieser Conventikel taucht dann Niclas Storch mit seinen Freunden auf. Vor Allem in der aus lauter Tuchmachern bestehenden Fronleichnamsbruderschaft, die in der Katharinenkirche einen eigenen Altar hatte, scheint dieser Geist geherrscht zu haben; Storch war Tuchweber, und als Münzer an die Katharinenkirche versetzt wurde, fand er unter den Tuchknappen den meisten Anhang. — Was endlich die Gebildeten anbetrifft, so waren sie aristokratische Humanisten. Neben der längst berühmten lateinischen Schule war 1519 auch eine griechische Schule unter der Leitung Georg Agricola's eröffnet worden.

In seiner Antrittspredigt am Himmelfahrtstage (17. Mai) 1520 sagte Münzer unter Anderem: Die Mönche hätten Mäuler, daß man wol ein Pfund davon abschneiden könnte, und behielten doch Mauls genug. Man kann ungefähr daraus errathen, auf welchen Ton die Predigt gestimmt war. Aber der Volkspredigt jener Tage eignet überhaupt ein pointirter, gern in Superlativen und Hyperbeln sich ergehender Ton; wer wirken wollte, konnte der Waffen des Spotts, des Hohnes, der bittern Ironie nicht entrathen. In Zwickau kam hinzu, daß die Bettelmönche allgemein verhaßt waren, weil sie durch einschüchternde Drohungen und lockende Versprechungen dem kleinen Manne das Geld aus der Tasche zogen; der Rath war außerdem deshalb noch besonders schlecht auf sie zu sprechen, weil sie dem höchst beliebten Prediger Egranus Schwierigkeiten in den Weg gelegt, ihn sogar als Ketzer verdächtigt hatten. Am folgenden Sonntag Exaudi (20. Mai) hielt Münzer seine zweite Predigt. Dabei kam es zu einem großen Tumult: „Es wurde ein hultzerner stempfel am gestul des gebeues in der kirchen rege vnd thet, als wolt er ein fallen vnter das volck, fil aber letzlich an ein fenster an einen stempfel oder treger vnd blieb also liegent. Do wurde vnter dem volck ein solch gedrenge in der kirchen, das sie einander nahent erdruckt hatten, eines wolt zum fenster, das andere zur thur hinnaus, Einer hatte die schue, der andere den hut, eines hatte das schurtz tuch, das andere den latz verloren und fallen lassen, vnd obgleich der prediger geschrien: stehet still, stehet stille ꝛc., hat es doch nit helfen wollen, sondern reis aus, wer da kan." — Manchem biederen Bürgersmann mag das als ein gar böses Omen erschienen sein. Natürlich blieben dem neuen Prediger Anfeindungen nicht erspart. Besonders die von ihm hart angegriffenen Bettelmönche wütheten; von Haus zu Haus gingen sie mit ihren Wehklagen; Jedem, des sie habhaft werden konnten, jammerten sie ihr Elend vor; sie behaupteten, Münzer bringe sie um ihr Brod, sie müßten den Hungertod sterben. Ein alter Mönch, Tiburtius von Weißenfels, hielt fulminante Predigten gegen ihn, verstieg sich aber im Eifer der Polemik zu den abstrusesten Thesen. Die Majorität der Bürgerschaft und vor Allem der Rath stand auf Münzer's Seite. Letzterer schrieb an Herzog Johann, er möchte den Mönchen verbieten, die Prediger des göttlichen Wortes zu belästigen, und forderte Münzer auf, Luther um seinen Rath zu bitten. Er that dies in einem Brief, der das Datum des 13. Juni trägt. Er betheuert, in seinen Predigten nie blos einseitig die Mönche gegeißelt zu haben; die Heuchler insgesammt habe er getadelt, die um ein Stücke Brod die Seelen, die nicht lebten, lebendig machten und mit ihren langen Gebeten die Häuser der Wittwen verzehrten (Ezech. 13, 19 u. Matth. 23, 14). Sie habe er als Verführer der Gemeinde Gottes hingestellt, gleichviel ob Mönche oder Priester. Aber auch die Laien habe er schuldig gesprochen, weil sie ganz Gebet und Seufzer für ihre Seelenhirten versäumten, weshalb Gott mit Recht den blinden Schafen blinde Hüter gegeben hätte. Ferner theilt er Luther mit, daß er sich dem Bischof von Naumburg zur Rechenschaftsablegung erboten und ihm alle seine Sermone zur Begutachtung vorgelegt habe. Luther möge ihm nun rathen, was er thun solle: appelliren oder den Gegnern eine Disputation ansagen oder was sonst? Der Pfarrer (Donatus Große, der in Naumburg lebte), dessen Conventor, Georg Agricola und die übrigen Zwickauer Magistri gäben ihm den Rath, Thesen zu schreiben, — ob Luther dem beistimme? — Leider ist Luther's Antwort auf diesen Brief nicht erhalten.

Am 1. October wurde Münzer, da des Egranus Rückkehr bevorstand, an die Katharinenkirche versetzt. Hier fand er begeisterte

Anhänger; aller Wahrscheinlichkeit nach war es die oben erwähnte Fronleichnamsbruderschaft, die ihn zu ihrem geistigen Führer erwählte. Berauscht durch den Beifall, den seine maßlos heftigen Predigten fanden, verstieg er sich jetzt zu den verwegensten Gewaltthätigkeiten. Den altgläubig bleibenden Geistlichen in der Runde drohte er, wenn sie sich nicht bekehrten, den Bann an, so z. B. dem Pfarrer von Glauchau, Magister Johannes Sterr oder Stor mit Namen, der selbst 15 Jahre lang Prediger an der Zwickauer Katharinenkirche gewesen und am 11. Oct. 1517 nach Glauchau übergesiedelt war. Das tollste Stückchen aber leistete er sich am Stephanstage (26. December) 1520. Da hat er, wie die mehrfach citirten Annalen Peter Schumann's (Handschrift LIX der Zwickauer Rathsschulbibliothek) berichten, „vff der Cantzel durch sein Anregen das volck bewegt, das sie einen Priester, Er niclas Hofer, Pfarrer zu Marienthal, mit kott und steinen von S. Kattarinen Kirchhoff ahn durchs schloß naus den graben numb gewoirffen haben, das er kaum mit dem leben daruon kam, dorumb das er muntzern etwo gelugstraft hatte, ist entlich durch Peter kolben hawß und hinden durch die gertten daruon komen". Die Folge war, daß der Official des Naumburger Bischofs, Caspar Tham, am 13. Jan. 1521 den Aufrührer nach Zeitz vor seinen Richterstuhl citirte, „welchs munzer nicht hat thun wollen, Sondern hat den Official offentlich von der Cantzel wieder citirt gen Zwickaw, sich vffn predigstul zu stellen vnd gottes wort zu verkundigen". Es zeigt sich darin, wie unangreifbar sicher sich Münzer in der Stadt fühlte. Und mit Recht: denn nicht nur der gemeine Hause jubelte ihm zu, auch unter den Gebildeten und Hochgestellten hatte er Freunde und Beschützer. Diese ließen ihn auch jetzt nicht im Stiche. Der Pfarrconventor und der als Priester an St. Marien angestellte treffliche Magister Wolfgang Zeiner erboten sich „vff vsgegangene Citation gen Zeits zu zihen ꝛc., dy sache zu vnterbauen vnd abzuwenden", und der Rath beschloß Tags darauf, am 14. Jan., „zwene vom Radte vnd zwene von der gemeyne neben ynen (zu) schicken, dy nottdurft von Radts vnd der Gemeynden wegen furzuwenden". Am 15. Januar reiste die Deputation ab; wie ihre Mission ablief, erfahren wir nicht. — Münzer terrorisirte die ganze Stadt. Die Verehrung, die ihm zu Theil wurde, seine Dictatorstellung stieg ihm zu Kopfe, so daß er auf die verrücktesten Streiche verfiel, um seine Lust am Krakehl und Tumult zu befriedigen. „1521 mitwoch nach quasimodo (10. April) frue vmb iij ohr schriee der aufrurische ketzerische Mgr. Thomas muntzer . . . . etzliche mal aus seinem Hause Feuer, Feuer . . . ." Und als nun die Leute bestürzt herbeieilten, narrte er sie, indem er ihnen zurief: „Es sein nicht Hündstag, sonder [illegible] komtt der Mey." Die Gegenpartei wagte nur einzelne versteckte Angriffe: anonyme „schandezettel" gingen ihm zu, in der Fasnacht wurden ihm die Fenster eingeworfen. Der Einzige, der ihm die Spitze zu bieten wagte, war Egranus; aber er war eine viel zu aristokratisch-exclusive Natur, als daß er mit diesem Demagogen sich weiter hätte abgeben können. Während Münzer nicht nur auf der Kanzel, sondern auch in der Trinkstube wider ihn hetzte, bediente sich Egranus nur der Waffen giftigen Spottes und feiner Ironie. „Daß du mich so austeufelst und ausschreist," schreibt er ihm, „muß ich mit Geduld leiden. Vielleicht lehrt's dich dein Geist, dessen du dich berühmst und den du, wie ich höre, im Wasser geschöpft hast. Ich will ihm forthin weder mit Worten noch mit Werken entgegen sein. Was ich bisher gethan habe, ist aus brüderlicher Meinung geschehen, auf daß ich Unverständiger meinen Bruder wollt ermahnen. Dieweil er denn aus dem Geist selbst Verstands genug hat, was ich nicht vermeinte, so habe ich geirrt; derhalben verzeihe mir's!" Obgleich sich Egranus über die Anfeindungen Münzer's und seiner Jünger wenig aufregte, wurde ihm doch der Aufenthalt in der fieberhaft erregten und von Streit und Lärm durchtobten Stadt mehr und mehr verleidet. Er nahm einen Ruf als Prediger nach Joachimsthal an. Jubilate (21. April) 1521 hielt er seine Abschiedspredigt. Die Münzerianer wollten ihm aber einen Denkzettel auf den Weg mitgeben: am Sonntag Misericordias Domini (14. April) schlugen sie an fünf Orten einen Schmähbrief in Knittelversen wider ihn an, in dem die abgeschmacktesten Anklagen und Verdächtigungen gegen ihn erhoben wurden. Diese Unthat trug nun aber auch Münzer den Laufpaß ein. Am darauf folgenden Dienstag (16. April) hielt der Rath unter Vorsitz des Amtshauptmanns Wolf v. Weißbach eine Sitzung ab, in der beschlossen wurde, ihm Urlaub zu geben. Als die Kunde davon sich in der Stadt verbreitete, begehrte Münzer's Anhängerschaft auf; die Tuchknappen „warn im eckhause in der burggassen beisammen und hatten sollen eine pose meuterei anrichten, wo nit e. e. radt solches vorkommen hette; setzten ihr in die 55 tuchknappen in die thurm; etzliche aber als die furnemsten gingen aus, man hette Inen sonst die kopf abgeschlagen". Münzer leugnete später, an diesem letzten Tumulte Theil gehabt zu haben; beim Ausbruche desselben habe er im Bade gesessen. Er begab sich nach Böhmen *), zunächst nach Saaz, dann nach Prag.

Otto Clemen.

*) Vielleicht begleitet von Marcus Thomas aus Elsterberg i. V., der Sommer 1515 in Leipzig immatriculirt wurde, am 11. Sept. 1517 hier das Baccalareatsexamen bestand, dann am 26. Mai 1518 in Wittenberg sich inscribiren ließ (Matrikel der Universität Leipzig, herausgegeben von Erler I 543. II. 522. Album Academ. Viteberg. ed. Förstemann 73), damals aber in seiner Vaterstadt eine Badstube hielt, weshalb er auch unter dem Namen Stübner erscheint (der Name Badstübner jetzt noch in Zwickau).

Bücherbesprechungen.

— Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht, herausgegeben von Dr. Emil Friedberg, Geh. Rath und ord. Prof. d. Rechte, Leipzig, und Dr. Emil Sehling, ord. Prof. der Rechte in Erlangen. VIII. Band. (XXX. Band der ganzen Folge.) Freiburg i/B., Leipzig und Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898. Preis für den Band 12 ℳ — Von Abhandlungen bringt der vorliegende Band 1) den Abdruck der zum Rectoratsantritte von Dr. Emil Friedberg gehaltenen Rede: „Das kanonische und das Kirchenrecht", 2) einen zweiten Artikel von Professor H. Singer in Prag „Zur Frage des staatlichen Oberaufsichtsrechtes. Mit besonderer Rücksicht auf das Verhältniß des modernen Staates zur katholischen Kirche", 3) Pastor v. Bötticher: „Zur Frage von der Natur der Kirchenlasten in Niedersachsen", 4) „Die religiöse Erziehung der Kinder und deren Theilnahme am Religionsunterricht" (nach preußischem Rechte) von Oberconsistorialrath F. Nitze in Magdeburg, 5) „Die geschichtliche Entwickelung des Simultaneums in der Kirche zu Neckar Steinach" von Pfarrer Joh. Schneider daselbst, 6) „Die Entwickelung des Patronats der frei köllmischen Hofbesitzer im Marienburger Werder" von Consistorialassessor Dr. Riedner in Berlin, 7) „Pfründenmißbrauch zufolge des Bürgerlichen Gesetzbuches" vom kaiserl. Regierungsrath a. D. Geigel in Straßburg i/E. und 8) „Die Rechtsverhältnisse der Kirchenstühle nach katholischem und protestantischem, insbesondere bayerischem Kirchenrechte" von Dr. jur. Friedrich Uibeleisen in Bamberg. Aus dem Capitel: „Miscellen" verdient hervorgehoben zu werden: „Vigens ecclesiae disciplina". Eine Entgegnung von Dr. jur. Hans Meydenbauer in Berlin und „Dr. A. Agricola, Bekenntnißgebundenheit und Lehrfreiheit unter dem Gesichtspunkte des Rechts von D. Dr. Kahl. Veranlassung zu dem ersten Aufsatze hat dem Verfasser eine Kritik seiner gleichnamigen Dissertation im Archiv für katholisches Kirchenrecht gegeben. Der Verfasser fühlt sich bewogen, seine Ansichten nochmals an dieser Stelle in einer nach Referentens Meinung sehr einleuchtenden Weise darzulegen. Die Bedeutung, welche vigens ecclesiae disciplina, die herrschende Disciplin der Kirche, als vornehmste Quelle des katholischen Kirchenrechts besitzt, und ihr Gegensatz gegen die übrigen dem weltlichen Rechte eignen Rechtsquellen wird vom Verfasser in schwer widerlegbarer Art betont und daraus mit Recht für den modernen Staat die Consequenz hergeleitet, daß er im Verkehr mit der Curie gut thue, sich ebenfalls möglichst wenig durch geschriebenes Recht die Hände zu binden, weil die Curie zwar immer geneigt sein werde, die geschriebenen Gesetze und Verträge gegen ihn zu benutzen, sich aber umgekehrt an ihre eignen Festsetzungen und Zusicherungen nicht oder doch nur bis auf Weiteres gebunden halte und ihrer Natur nach auch nur gebunden halten könne, jederzeit bereit, die Allmacht der kirchlichen Disciplin zur Erweiterung ihres Machtkreises gegenüber ihren Gläubigen zur Geltung zu bringen, soweit es die Umstände gestatten. Der Kahl'sche Aufsatz bietet eine Besprechung der Agricola'schen Schrift, die Referent f. Z. den Lesern dieser Zeitung angezeigt hat, eine Besprechung, die ihren besonderen Werth in der Vertheidigung der von Agricola mehrfach angefochtenen Anschauungen des Berliner Kirchenrechtslehrers über das Thema des Agricola'schen Buches erhält. Die „Literaturübersicht" wird in der bekannten erschöpfenden und sorgfältigen Weise von dem Mit-

Herausgeber Emil Friedberg erstattet. Ingleichen ist sein Werk die Mittheilung kirchenrechtlich wichtiger Actenstücke. Von besonderem Interesse ist hier die Erwähnung einer Entscheidung des hanseatischen Oberlandesgerichts über die viel umstrittene Frage, wie ein Confessionszugehöriger Mitglied einer deutschen evangelischen Landeskirche werde. In Uebereinstimmung mit der vom Herausgeber Friedberg vertretenen Ansicht wird diese Frage dahin entschieden, daß die einfache Domicilwahl im Bezirk der betreffenden Landeskirche nicht genüge, vielmehr eine ausdrücklich oder durch concludente Handlungen erklärte Beitrittsabsicht erforderlich sei. Uebrigens ist auch dem gegenwärtigen Bande eine weitere Fortsetzung der von Friedberg herausgegebenen Sammlung evangelischer Verfassungsgesetze angefügt, die sich mit der Gesetzgebung der Länder Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Hamburg beschäftigen.

***

— **Ignaz von Döllinger.** Sein Leben auf Grund seines schriftstellerischen Nachlasses dargestellt von **J. Friedrich.** Erster Theil. Von der Geburt bis zum Ministerium Abel. 1799—1837. München 1899. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Preis: broch. 8 ℳ, geb. 10 ℳ — Ignaz v. Döllinger ist unstreitig eine der interessantesten Persönlichkeiten der neueren Kirchengeschichte. An der Wende des vorigen Jahrhunderts, vor gerade 100 Jahren, geboren, hat er sein Leben bis an die Grenze des letzten Jahrzehnts des laufenden Jahrhunderts gebracht. Denn er ist 1890 gestorben. In der ersten Zeit seines Auftretens ein begeisterter aber auch viel verurtheilter Verkämpfer für die Würde und die Macht des Katholicismus in Deutschland, hat er schließlich als entschiedener Gegner der Curie und geistiger Urheber der altkatholischen Bewegung, von den schwersten kirchlichen Censuren betroffen, wenn schon als Gelehrter hoch geehrt, geendet. Von ihm gilt wie von so vielen geschichtlichen Größen das Schiller'sche Wort, daß „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, sein Charakterbild in der Geschichte schwankt". Eben deßhalb ist es unstreitig ein sehr verdienstliches Werk, dieses Charakterbild dem deutschen Volke, für dessen Größe Döllinger jederzeit aufrichtig begeistert gewesen ist, in festen und, soweit dies menschlich denkbar, zuverlässigen Zügen vor die Seele zu führen. Und wer könnte zu solchem Werke besser berufen erscheinen, als sein ihm ebenso aufrichtig ergebener, wie in seine Bestrebungen und Arbeiten eingeweihter Schüler, sein spätererer Mitkämpfer und Leidensgenosse, Professor Johannes Friedrich? Die von diesem verfaßte Biographie scheint, nach dem vorliegenden ersten Theile zu urtheilen, die zu hegenden Erwartungen voll zu befriedigen. Denn dieser erste Theil gewährt einen ebenso reizvollen wie vollständigen Einblick in das Werden der geistigen Individualität des berühmten Kirchenhistorikers und macht verständlich, wie sich in ihm scheinbar unvereinbare Gegensätze verknüpfen konnten, einmal eines fanatischen Gegners des Protestantismus, der in seiner Kirchengeschichte die Jesuiten verherrlicht und die Jansenisten verurtheilt und den Heinrich Heine mit dem Schimpfwort des „erzinfamen Pfaffen Dolingerius" brandmarken konnte, sodann eines unbeugsamen Bekämpfers der, Dank dem Einflusse eben des früher von ihm verherrlichten Jesuitenordens, im vaticanischen Concil proclamirten päpstlichen Infallibilität und des aus diesem Dogma entspringenden ultramontanen Geistes und endlich eines Verkünders und Verbreiters der künftigen Versöhnung aller Confessionen in der wiederhergestellten Einheit der Kirche.

***

— **Zwei Predigten bei der 51. Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung** in Ulm am 13. und 14. September 1898, gehalten von Pfarrer D. **Hackenschmidt** aus Straßburg i/E. und Professor D. **Spitta** aus Straßburg i/E., und Rede bei der Grundsteinlegung der Kirche in Söflingen, am 15. Sept. 1898, gehalten von Dekan Bilfinger aus Ulm. Leipzig, im Selbstverlage des Centralvorstandes des evang. Ver. der Gust. Ad.-Stiftung 1898. 26 S. — „Die Leiter der Festversammlung" — so heißt es in der ersten Predigt, „erinnerten sich, daß einst zur Zeit der Reformation die Stadtboten hin- und hergingen zwischen Ulm und Straßburg, daß unsere Väter zusammenstanden, um das evangelische Bekenntniß in dessen oberdeutscher Gestalt zu vertheidigen, und daß unser Bucer es war, der in dieser Stadt und in diesem Münster die evangelische Gottesdienstordnung herstellte." Diese Erwägung hat zur Wahl gerade zweier Straßburger Festprediger geführt, welche in dem gewaltigen Münster, der größten evangelischen Predigtstätte Deutschlands, Zeugniß ablegen sollten von dem Glauben an das Evangelium, der in der Liebe thätig ist allermeist an des Glaubens Genossen. Die erste Predigt behandelt die beiden Gleichnisse Luc. 14, 28—33 vom Thurmbau und der Kostenberechnung wie von der Truppenmusterung vor dem Streit und stellt, dem Texte in schlichter Weise nachgehend, die Reichsgottesarbeit unter die beiden Gesichtspunkte des Bauens und Kämpfens, um dann die Frage aufzuwerfen, ob wir die rechten Männer dazu seien. Die Ausführungen halten sich doch wohl zu sehr im Allgemeinen. Denkt man überhaupt an die imposante Versammlung im Münster, wie sie größer nie gewesen ist, so wäre ein noch mächtigeres Geisteszeugniß als das hier vorliegende zu wünschen gewesen. Die zweite Predigt über die Adventsepistel Phil. 4, 4—9 verbindet diesen Advents- und Weihnachtstext in sehr sinniger Weise mit dem Gustav Adolf-Fest, bringt auch sonst die Gedanken der Schriftstelle in ansprechende nahe Beziehung zu den besonderen Liebeswerken des Vereins; sie redet von der Bedeutung dieser Arbeit und unserer Schwäche, von der Lauterkeit der Liebe und der Kraft des Glaubens, der unser Thun entspringen muß. — Die Rede bei der Grundsteinlegung in Söflingen behandelt mit dem Blick auf die besonderen Zustände der Gemeinde, das häufige Zuziehen und das Weggehen, wenn anderswo die Lebensbedingungen günstiger sind, den Hebräertext (13, 4): „Wir haben hier keine bleibende Stätte" in praktischer Auslegung und sinnreicher Beziehung. D. K.

— **Die Secten der russischen Kirche** (1003—1897). Nach ihrem Ursprunge und inneren Zusammenhange dargestellt von Lic. theol. Dr. **Johannes Gehring.** Leipzig. Druck und Verlag von Fr. Richter 1898. — Es ist ein zeitgemäßer, glücklicher Gedanke des Hrn. Verfassers gewesen, aus dem großen Nachbarreiche im Osten, mit dem wir je länger je mehr in Beziehung treten, uns Kunde über eine höchst bedeutende Erscheinung seines inneren Lebens zu bringen, nämlich über das Sectenwesen. Denn wenn trotz der gewaltsamen Maßregeln zur Unterdrückung desselben die Zahl der Raskolniken in einem solchen Maße zugenommen hat, daß man sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit (selbstverständlich nicht nach den amtlichen Erhebungen des Staats oder der Kirche!) auf 21 Millionen veranschlagen darf, und immer noch sowohl unter den Bauern als auch in der höchsten Gesellschaft zunimmt, so ist das ein höchst beachtenswerthes Zeichen der Zeit, welches der hohen russischen Geistlichkeit die Augen öffnen und das Gewissen wecken, den evangelischen Christen aber mit heiliger Freude erfüllen muß. Denn wenngleich noch nicht sich sagen läßt, ob aus diesen Bewegungen evangelisch-kirchliche Neubildungen hervorgehen werden, so ist das gewiß, daß sie dem evangelischen Wesen im Allgemeinen zu Gute kommen muß. Diese Bewegung darzustellen ist der Hr. Verfasser durchaus befähigt gewesen; denn er hat zunächst sowohl aus den bereits erschienenen Veröffentlichungen über das russische Sectenwesen, als auch aus eigener scharfer Beobachtung des russischen Lebens seinen sehr reichen, in ersterer Hinsicht sogar vielleicht vollständigen Stoff erhoben; sodann hat er denselben nach wissenschaftlichen Grundsätzen geordnet und übersichtlich gemacht. Letzteres ist eine schwere Aufgabe gewesen und er hat sie glücklich gelöst. Wenn wir nach dem Gesagten das besprochene Werk der allgemeinen Beachtung nur dringend empfehlen können, so müssen wir doch folgende kleine Ausstellungen machen. Auffallend ist es, daß der Verfasser unter den ungemein zahlreichen Vorarbeitern auf seinem Gebiete, die er namhaft macht, den Balten v. Fircks, der unter dem Namen Schédo-Ferrot über russische Zustände geschrieben hat, nur einmal ganz beiläufig in einer Anmerkung nennt. Dessen Werk: La tolérance et le schisme religieux en Russie (VII. Heft seiner études sur l'avenir de la Russie, 1863) ist für die Gegenwart immer noch sehr beachtenswerth. Sodann sind, wahrscheinlich meist ohne Schuld des Hrn. Verfassers, mehrere kleine Fehler untergelaufen, von denen ich beispielsweise namhaft mache: S. 49 „Wolgastrom" statt „Dwinastrom"; S. 111 „visitiert" statt „visiert"; S. 138 „Boshije" statt „Boshiji" (wie es auch in dem Titel zu Dobrotworski's Werk über die Gottesleute, Kasan, 1869) richtig heißt. v. Criegern.

— Bei W. Ißleib in Berlin hat Hr. Kirchenmusikdirector Vollhardt in Zwickau eine „**Geschichte der Cantoren und Organisten von den Städten im Königreich Sachsen**" (XII, 411 S., 8 ℳ) erscheinen lassen. Zu diesem Werke, das als die Frucht mühseligen Forschens in den Acten des sächsischen Hauptstaatsarchivs, wie der kleinsten Städte sich darstellt, deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit volle Ehre macht und darum

auch als ein zuverlässiger Führer auf seinem Gebiete warm empfohlen werden kann, hat sowohl die Neigung unserer Zeit zu archivarischen Forschungen Veranlassung gegeben, als auch der Mangel eines derartigen Buches, den der Verfasser selbst beim Ordnen und Katalogisiren der Musikalien der Zwickauer Rathsschulbibliothek schmerzlich empfunden hat. Für die evangelisch-lutherische Geistlichkeit Sachsens existiren bereits solche Verzeichnisse (Kreyßig Album, Dr. Buchwald Wittenberger Ordinirtenbuch), für die Cantoren und Organisten füllt das Vollhardt'sche Buch eine Lücke aus. Die Anordnung ist so getroffen, daß die Städte Sachsens nach dem Alphabete aufgeführt werden und bei jeder Stadt die Cantoren und Organisten, die seit den Tagen der Reformation in ihr thätig waren, zugleich mit Angabe der Compositionen, die von ihnen (gedruckt oder handschriftlich) noch vorhanden sind. Wir sehen aus den Verzeichnissen, daß neben den großen Geistern im Reiche kirchlicher Musik (Bach, Schütz, Homilius, Schein ꝛc.) in kleineren Orten auch unbekanntere Meister sich finden, die gleichwohl Beachtenswerthes geleistet haben (Freund und Stoll in Zwickau, Reusch und Figulus in Meißen, Tag in Hohenstein, Rabe in Marienberg, Seidel in Glashütte ꝛc.). Nicht minder zeigt uns die Angabe der Gehaltsverhältnisse, daß die sächsischen Cantoren und Organisten zumeist um einen recht kärglichen Lohn ihres Amtes in aller Treue gewartet haben; erst die neuere Zeit läßt Anfänge zur Besserung in den äußeren Verhältnissen erkennen. Auf die sogenannten „Cantorein", denen während der letzten Jahrhunderte die Ausübung kirchlicher Musik im Wesentlichen oblag, und die erst in unseren Tagen durch die Kirchenchöre abgelöst worden sind, wird in dem Buche gebührende Rücksicht genommen. In der Einleitung, die werthvolle culturhistorische Blicke in die Pflege kirchlicher Musik thun läßt, spricht sich der Verfasser lebhaft für die Gründung besoldeter Kirchenchöre aus, mit denen allein ein guter Chorgesang sich erzielen lasse. An sie können sich noch Freiwillige anreihen, die zu umfangreicheren musikalischen Aufführungen, etwa zu Festzeiten, herangezogen werden. Das Buch, das auch vom evangelisch-lutherischen Landesconsistorium zur Anschaffung empfohlen worden ist, wird ganz besonders in den Kreisen von Geistlichen, Cantoren, Organisten, vielleicht auch unter den Mitgliedern von Alterthumsvereinen dankbare Leser finden, zumal der Preis als ein mäßiger bezeichnet werden muß.

— Dr. Vogt, **Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik.** 30. Jahrgang. Dresden, Bleyl und Kaemmerer. 286 Seiten. 5 ℳ — Das von den Freunden der Herbart-Ziller'schen Pädagogik hochgeschätzte Jahrbuch bringt uns in seinem 30. Jahrgange eine Anzahl recht beachtenswerther Arbeiten. Am besten hat uns gleich die erste gefallen, in welcher Dr. Thrändorf sich über die Behandlung der socialen Frage in Prima ausspricht. Er stellt in klarer und fesselnder Weise die christlich-socialen Bestrebungen Gustav Werner's und Kingsley's, die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 und die Arbeiterschutzerlasse zusammen und zeigt, wie an der Betrachtung dieser Stoffe in den Schülern der Prima das Verständniß für die Lage der Arbeiter und die Mittel, ihnen zu helfen, geweckt werden könne. Die verdienstvolle Arbeit hätte wohl kaum der Rechtfertigung bedurft, welche der Verfasser ihr am Schlusse mit auf den Weg gegeben hat. Manches Gute und Beachtenswerthe enthält auch die umfangreiche Arbeit von Dr. H. Meltzer, Grundlagen für eine Umgestaltung des alttestamentlichen Religionsunterrichts, obgleich wir den kritischen Standpunkt des Verfassers dem alten Testamente gegenüber nicht theilen können, und bei manchen seiner Vorschläge eine ausreichende praktische Erfahrung vermissen. Mit großem Geschick werden die Anschauungen von Reuß, Kuenen, Wellhausen und Kautzsch über die Geschichte des Volkes Israel im Umrisse dargestellt. Aber wir glauben nicht, daß diese doch vielfach nur auf Vermuthung beruhenden Anschauungen den Kindern in der Volksschule als Ersatz für die herkömmliche alttestamentliche Geschichte geboten werden können. Sehr richtig tadelt der Verfasser das vergebliche Bemühen, die Männer des alten Testaments in der Volksschule als fleckenlose Heilige darzustellen, aber man wird kaum zu seinem abfälligen Urtheil über den sittlich-religiösen Werth der Erzählungen von Jakob, Joseph, Samuel und David kommen können, wenn man bedenkt, daß gerade in diesen Erzählungen die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes den Kindern scharf vor die Augen tritt. Jacob's Betrug treibt ihn aus dem Vaterhause. Er, der den Vater belogen hat, wird von seinen eigenen Söhnen belogen und betrogen. Der Ankläger Josef wird selbst fälschlich angeklagt und verurtheilt, der hochmüthige Lieblingssohn als Knecht im Kerker gedemüthigt u. s. w. Die Anschauung, daß Saul, der edle Held voll nationaler Begeisterung, unsere Bewunderung verdiene, während David als Priesterknecht derselben nicht werth sei, stammt schon aus der rationalistischen Blüthezeit des vorigen Jahrhunderts, erweist sich aber doch als trauriger Irrthum, denn der eine sinkt nach seinem Abfall von Gott von Stufe zu Stufe und endet in Nacht und Verzweiflung, während der andere auch in schwerer Verirrung und nach tiefem Fall in seinem Gottesglauben noch die Kraft findet, sich in ernster Buße wieder zu erheben. Auch das Urtheil des Verfassers über den Werth von Luther's Katechismus für den Jugendunterricht möchten wir nicht unterschreiben, denn so unbestritten der Werth des Religionsunterrichtes auf Grund der heiligen Schrift für die Jugend ist, so bedarf er doch in seinen Ergebnissen einer gewissen Zusammenfassung, die sich ihm im Katechismus bietet. Daß der Verfasser aber den Katechismus lediglich den Geistlichen im Confirmandenunterricht zuweisen will, damit werden weder die Geistlichen, noch die Lehrer recht einverstanden sein. Auch würde eine solche Verweisung eine gänzliche Umgestaltung unsereres Confirmandenunterrichts bedingen, die freilich aus anderen Gründen nicht ganz unerwünscht wäre. Von besonderem Interesse sind die an dritter Stelle gebotenen: Inedita Herbartiana von R. Hartstein. Sie enthalten ein Urtheil Herbart's über Pestalozzi in einem Berichte über die Schulprüfung am Königsberger Waisenhaus, das damals zu einer Art Normalseminar erhoben werden sollte, und ein Urtheil Dinter's und Wrede's über das didaktische Institut Herbart's. Die vierte Abhandlung von Dr. E. Wilk über die Culturstufen der Geometrie ist im Jahrbuch nur in ihrem ersten Theile enthalten und soll, wenn sie vollständig vorliegt, nähere Besprechung erfahren. Das neuerdings vielerörterte Capitel der Kinderforschung berührt Dr. Just in der fünften Arbeit, indem er die psychische Entwickelung des Kindes nach Wundt kritisirt. Er stimmt in der Hauptsache mit Wundt's Ergebnissen überein, findet aber bei ihm eine zu weite Ausdehnung des Willensbegriffes, da schon die ursprünglichen Triebbewegungen von Wundt als Willenshandlungen bezeichnet werden. Wir möchten uns freilich in dieser Frage auch auf die Seite Wundt's stellen. Die letzte Gabe des Jahrbuches ist endlich eine kurze Abhandlung von Professor Dr. Vogt über die pädagogische Ausbildung der Candidaten für das höhere Schulamt, in welcher der genannte Verfasser das Gutachten Schrader's über die Gründung akademischer Lehrstühle und die Einrichtung des akademischen Unterrichts in der Pädagogik ziemlich abfällig beurtheilt. E.

— Ph. Burkhard, **Die Fehler der Kinder.** Eine Einführung in das Studium der pädagogischen Pathologie mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von den psychopathischen Minderwerthigkeiten. Karlsruhe, Verlag von Otto Nemnich. 1898. 102 Seiten. 1,80 ℳ — Im ersten Theile weist der Verfasser die wissenschaftliche Bedeutung der pädagogischen Pathologie nach und denkt dabei der Verdienste Strümpell's, Preyer's und besonders Dr. Koch's (Zwiefalten) in eingehender Weise. Im zweiten, praktischen Theile wird die vorbeugende und die heilpädagogische Thätigkeit der Erziehungskunde dargelegt. Der Verfasser bekämpft hier den didaktischen Materialismus, die Fehler der häuslichen Erziehung und die Entfremdung zwischen Schule und Haus und verwendet sich für Errichtung von Hilfsschulen für die psychopathisch Minderwerthigen unter Hinweis auf die in Baden und in Nordamerika damit gemachten Erfahrungen. Es hat uns an dem Buche Vieles recht gut gefallen, am wenigsten aber die religiöse Stellung des Verfassers, der gar nichts davon zu wissen scheint, daß die positive Theologie, die er für unfähig zur Lösung dieser Frage erklärt, schon längst und mit bestem Erfolge sich der psychopathisch Minderwerthigen angenommen hat (A. H. Francke u. A.): Der Vulgärrationalismus, der in Jesus mit dem Verfasser nur den Propheten von Nazareth sieht, ist ja wissenschaftlich und praktisch längst so überwunden, daß man auf seine Mithilfe bei der Erziehungsarbeit getrost verzichten kann. Was die äußere Form anlangt, so fallen uns neben recht vielen unnöthigen Fremdwörtern einige bedenkliche grammatische Wendungen auf, so S. 92 „zu nieder" (tief) gegriffen, S. 93 „er widmet sich dieses Zweiges", S. 96 „besonderer" Beachtung verdient u. s. w. E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Peterstraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 26. Donnerstag, den 2. März, Abends. 1899.

Ein Besuch bei Walther von der Vogelweide.

Von Friedrich Seiler.

Bekanntlich muß jeder gebildete Mensch die geistige Entwickelung seines Volkes an und in sich selbst durchleben. In der Kindheit steht er im mythischen Märchen- und Sagenzeitalter, als Knabe tritt er in die Recken- und Heldenzeit mit ihren Kriegsfahrten und Kämpfen, der Jüngling begeistert sich für Ritterthum und Minnesang; er schwärmt für die mittelalterlichen Dichter und ist geneigt, mit dem seligen Vilmar unsere erste sogenannte Blüthenperiode über die zweite, die Nibelungen, Wolfram und Walther über Goethe, Schiller und Lessing zu stellen. Ganz anders denkt der Mann. Ihm bleibt nicht verborgen, daß die neuere und neueste Dichtung einen ungleich weiteren Gesichtskreis, einen viel tieferen Gedankengehalt, eine weit größere Mannigfaltigkeit der Stoffe und Probleme und eine ausgebildetere Form besitzt, daß in ihr dem Mittelalter gegenüber eine unendlich reichere Gedanken- und Gefühlswelt sich offenbart. So schaut der Mann auf die Poesien, die des Jünglings Seele erglühen machten, zurück wie auf eine Jugendliebe, romantisch, schwärmerisch und beseligend, aber vergänglich. Von Walther von der Vogelweide z. B. kann der ausgewachsene moderne Mensch doch eigentlich nur ganz Weniges noch wirklich genießen, den Schwanengesang, Deutschland über Alles, einige Lieder der niederen Minne und des Frühlings. Aber wie der Jüngling manchmal zum Knaben, ja zum Kinde wird, so kommt es auch vor, daß der Mann zu Zeiten in die Romantik des Jugendalters zurückfällt. So ging es mir, als ich in diesem Sommer vor dem weißglänzenden Denkmal Walther's in Bozen stand. Da kam die längst verschwundene mittelalterliche Stimmung mit Macht über mich, Kreuzfahrer, Pilgerschaaren, hohe, minnigliche Frauen mit dem Edelfalken auf der Faust, ritterliche Sänger, prächtig geschmückte Rosse zogen an meiner Seele vorüber, und es klang und sang in mir von Walther'schen Versen und Liedern, an die ich seit Jahren nicht gedacht hatte. Als ich dann unter den Bäumen des Gasthofs zum Greifen dem Denkmal gegenüber beim dunkelrothen Tirolerwein saß, und mich in die ernsten Züge des marmornen Mannes vor mir vertiefte, da sagte ich mir, daß Walther doch eigentlich noch der modernste der mittelalterlichen deutschen Dichter ist. War er doch nicht allein Dichter, sondern auch Journalist, nur daß er seine Leitartikel nicht in breiter Prosa auf Druckpapier in die Welte sandte, sondern in knappen, gereimten Sprüchen von Mund zu Mund, von Burg zu Burg, von Stadt zu Stadt wandern ließ, in Sprüchen, die ihrem Verfasser einen nicht zu unterschätzenden politischen Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland verliehen, so daß Könige und Fürsten auf seine Worte zu achten Ursache hatten. Stets vertrat er des Kaisers und Reiches Herrlichkeit gegen päpstliche Anmaßung und particularistische Gelüste; ein ultramontaner wälscher Dichter klagte um 1216, daß er durch den einen Spruch vom „wälschen Schrein" tausend Mann bethörte, so daß sie überhörten Gottes und des Papstes Gebot". Darum steht sein Standbild mit Recht nach Süden gewandt in der südlichsten Stadt deutscher Zunge, in der Stadt, wo gegenwärtig ein kleines Häuflein nationalgesinnter deutscher Männer muthig und zäh den Kampf aufgenommen hat gegen die dumpfe, klericale, volkslose Gesinnung und gegen die von Süden ungestüm andrängende Verwälschung. Darum haben ihm auch die Italiener in Trient, der nördlichsten Stadt italienischer Zunge, als feindliches Gegenbild ihren Nationaldichter Dante gegenübergestellt. Dieser nationale Gedanke ist dem Klerus in Südtirol ein Dorn im Auge, selbstverständlich nur dem deutschen, nicht dem italienischen, der vielmehr das Vordringen des Wälschthums nach Norden an seinem Theile kräftig fördert. Die Bozener Zeitung ist vom Bischof in Acht und Aberacht erklärt worden wegen ihrer deutschen Gesinnung, wogegen ich in einem klericalen Blatte „Gstanzeln" fand, die von wüstem Hasse gegen die Deutschen im Norden überflossen. Alle „Preußen" wurden aufgefordert, das Land, welches nicht „Südmark" sondern „Tirol" heiße, durch das Loch zu verlassen, das der liebe Gott für sie bei Kufstein gelassen habe; zu Hause möchten sie dann, soviel sie wollten, „Heil" rufen statt „grüß Gott" und Kartoffeln mit Kornblumen fressen. Nicht alle deutschtiroler Geistlichen freilich denken so fanatisch. Als ich von Ala her herauf fuhr, kam ich mit einem solchen, einem einfachen, liebenswürdigen Manne, der die Gegend und die Verhältnisse offenbar ganz genau kannte, ins Gespräch. Er zeigte mir links von der Bahn die beiden Orte Mezzo lombardo und Mezzo tedesco (Deutsch-Metz) und sagte mir, daß hier ehemals die Sprachgrenze durchgegangen sei, jetzt sei Deutsch-Metz längst ebenso italienisch wie das andere. Der Grund sei besonders der, daß die Kinder weit lieber italienisch lernten als deutsch, es gehe ihnen leichter und glatter ein; auf der Straße und beim Spiele nähmen die Kinder deutscher Eltern in gemischten Ortschaften stets das Italienische, wie umgekehrt die italienischen Kinder das Deutsche an. In Salurn, an dem wir gerade vorbeifuhren, sei die Umgangssprache auf diese Weise gänzlich italienisch geworden, Predigt und Schule seien aber noch von früher her deutsch. Auch vermeiden es, wie er mir sagte, die deutschen Bauern wegen der Sumpffieber mehr und mehr, im Etschthal selbst zu wohnen; sie ziehen sich lieber an die Berghänge und bauen dort den besten, den sogenannten „Leitenwein". An ihre Stelle rücken dann italienische Proletarier, denen ein Bischen Malaria zum täglichen Brode gehört. Der geistliche Herr verwahrte sich gegen alle „nationale Verhetzung", davon sei Gott sei Dank die Bevölkerung auch sehr fern — diese Kämpfe würden „in höheren Regionen" ausgefochten —, aber daß die deutsche Sprache noch weiter und weiter zurückgedrängt werde, dürfe man auch nicht gestatten. Der status quo wenigstens müsse gewahrt bleiben. Darum sei er auch für den „deutschen Schulverein", der besonders durch Gründung von Kindergärten manches Gute gewirkt habe. Ob dieser Pfarrer das wohl auch in Gegenwart seines Bischofs auszusprechen gewagt hätte? Ich glaube kaum. „Heil dir, du wackrer deutscher Leitspruchdichter!", und ich erhob das Glas mit dem Leitenwein dem Standbild entgegen. Dabei kam mir das reizende Alpenmärchen von Hans Hoffmann in den Sinn, in welchem sich der Dichter von Herrn Walther selbst nächtlicherweile durch die ungeheuern Bergkellereien des geheimnißvollen Rosengartens führen läßt und alle Fässer mit ihm durchprobirt. Dabei befiel mich die unbezwingliche Begier, selbst eine Weinreise zu machen, nicht in den Rosengarten — dazu hätte ich Dichter sein müssen und dichterischer Führung bedurft — aber in das vielgepriesene „Batzenhäusl", dessen Ruhm ich schon so oft aus allen Tonarten hatte singen hören. Es dunkelte, und die feuchtfröhliche Stunde schien gekommen. Ich fragte mich also zum Batzenhäusl durch und saß bald oben in dem geistigen Mittelpunkte des Locals, dem vorspringenden Erker mit den Butzenscheiben, dem runden Tische und den Privatsesseln der Künstler und Dichter, deren jeder durch den schöngeschnitzten Namen des Inhabers ausgezeichnet ist. Auf wessen Stuhl ich mich niederließ, weiß ich nicht mehr zu sagen, von den Dichtergläsern mit den eingeschliffenen Namen bat ich mir aber ausdrücklich dasjenige Hans Hoffmann's aus, weil ich hoffte, aus demselben würden die Geister des poetisch-verklärten Weingenusses in mein Haupt flattern und meinen

Busen mit deutscher Trunkseligkeit erfüllen. Merkwürdig, die rechte Freudigkeit, der um alles Vergangene und Zukünftige unbekümmerte Gegenwartsgenuß wollte sich in diesem „Künstler- und Dichterheim" mit „eigener Lagerkellerei" nicht einstellen. Walther ist kein Weindichter, er hatte kein Geld, sich welchen zu kaufen — mußte er sich doch selbst den Winterpelz von einem hohen Gönner schenken lassen —, und als er später sein kleines Lehen bei Würzburg erhielt, war er schon zu alt und die Zeiten viel zu schlecht, als daß er noch den Steinwein hätte besingen mögen; es ist auch nicht anzunehmen, daß gerade auf seinem Gütchen solcher wuchs. Aber selbst Hans Hoffmann's Bozener Weinlieder, an die ich lebhaft dachte und die doch gerade an dieser Stelle hätten wirksam sein müssen, wollten meine Seele nicht recht befeuern und beschwingen. Nach einigem Nachdenken über dieses seltsame psychologische Problem wurde mir die Ursache vollständig klar. Das Batzenhäusl ist nicht mehr die alte echte Dichter- und Künstlerkneipe, die es früher war. Es nutzt diesen alten Ruhm jetzt in geschickter Weise geschäftsmäßig aus, und ist ein Restaurationslocal für durchreisende Fremde geworden, dessen Weine nicht schlechter aber auch nicht besser sind als man überall in Bozen bekommt, und dessen Ausstattung den „altdeutschen Trinkstuben" unserer Großstädte und Industrieausstellungen bedenklich ähnelt. Einheimische besuchen das Batzenhäusl gar nicht mehr, und die Sessel und Gläser der Künstler schienen mir auch mehr zur Parade dazustehen als zum Gebrauch. Dagegen trifft man zu allen Jahreszeiten norddeutsche Herren und Damen, welche in rührender Unschuld vermeinen, hier unmittelbar an der Quelle künstlerischer Genialität und Jovialität zu saugen und etwas ganz besonders Urwüchsiges und Eigenartiges zu sehen. Als ich das Fremdenbuch aufschlug — denn wie sollte ein solches in diesem echten, intimen „Künstlerheim" wohl fehlen; Künstler lieben ja bekanntlich den Zufluß des großen Publicums so sehr —, da fand ich mich mit einem Schlage in der heimischen Kasten- und Titularwelt; da wimmelte es von Präsidenten, Räthen aller Art, Directoren, Professoren, Inspectoren und was weiß ich noch für —oren. An dem einen Tische saß bereits so ein bureaukratisches Ehepaar, und ein Herr, der ein wahrhaftes Muster beamtlicher Steifleinenheit zu sein schien, trat eben ins Zimmer und sagte mit herablassender Würde: „Fräulein, bringen Sie mir die Weinkarte." Da diese Gesellschaft mich nicht ergötzen konnte, so suchte ich nach einer Zeitung, es war aber keine zu finden. Statt dessen bemerkte ich an der Wand einen Anschlag des Inhalts: man habe dem Wirth übel genommen, daß er die Bozener Zeitung (die vom Bischof wegen deutscher Gesinnung verfehmte) nicht halte; er erwidere darauf, daß er überhaupt alle Zeitungen abgeschafft habe, um sein Local von Parteihader fern zu halten. Diese ängstliche Drückebergerei gab dem Batzenhäusl in meiner Achtung den letzten Stoß. Ich zahlte und schüttelte den Staub der nationalen Schwächlichkeit von meinen Füßen. Meine Seele verlangte nach etwas, was den Namen „Kneipe" noch mit Recht führt, und da kam mir mein „kleiner Kinzel" zu Hilfe. In diesem Reisebüchlein las ich: „Bozener wissen, daß der beste Wein im »Pfau« zu finden ist, Kalterer Seewein, Viertel 20 Kreuzer, anderswo kaum echt!" Gehen wir also in den „Pfau"! Bald hatte ich ihn entdeckt, er liegt nicht weit vom Batzenhäusl, und in ihm fand ich, was ich suchte. Das Batzenhäusl verhält sich zu ihm, wie Defregger's Salontiroler zu einem echten Gebirgssohne. Schon die ganze Bauart des Hauses, die primitive Ausstattung der beiden Kneipräume, die weißgescheuerten Tische, der Weindunst, die Fässer, das Schenkmädchen — noch kein „Fräulein" — mit seiner einfachen Tracht und seinem tiroler Dialekte zeigten, daß hier etwas ganz Anderes war. In dem Zimmer saßen auch Männer aus Bozen in Hemdsärmeln und rauchten ihre Pfeifen. Weinkarte existirte so wenig wie Speisekarte. Das „Schankmadel" zählte mir die zwei oder drei Weinsorten und die paar Gerichte, die es gab, an den Fingern her. Der Kalterer Seewein, mein geistlicher Eisenbahnfahrtgenosse hatte mich schon im Vorbeifahren auf diesen See aufmerksam gemacht, gilt für einen der besten Tirols. Besitzer des größten Weingutes in Kaltern ist der kürzlich zum österreichischen Handelsminister ernannte Baron Dipauli, ehemals päpstlicher Officier und Klericaler von so reinem Wasser, wie der von ihm gezogene Wein rein war, den ich im „Pfau" zu trinken bekam. „Ein echter deutscher Mann mag keinen Römling leiden, doch seine Weine trinkt er gern", vorausgesetzt, daß sie so gut sind, wie dieser Kalterer Seewein des Hrn. Dipauli. Vor dem noch schwereren dunkelrothen „Maddalenra" warnte mich das Mädchen selbst, er sei eigentlich „Medicin". An dem Tische neben meinem saß ein junger Maler, der sich in Bozen wegen Dolomitenstudien aufhielt. Er hatte auch das Dante-Denkmal in Trient gesehen und erklärte dies künstlerisch für schöner; immerhin verdiene der Walther nicht die abfällige Beurtheilung, die ihm von manchen Seiten zu Theil geworden sei, worin ich ihm nur von Herzen beistimmen konnte. Dann fragte er mich, ob ich denn das muthmaßliche Geburtshaus des Dichters schon gesehen habe. Es war mir wohl bekannt, daß man Walther's Heimath in neuester Zeit nach Südtirol in die Berge am Eisackthale verlegt, und ich ging mit Eifer auf seinen Vorschlag ein, bei Gelegenheit der Dolomitenwanderung, die ich vorhatte, doch den sogen. „Vogelweidhof" aufzusuchen. Mit Hilfe der Karte half er mir, die drei bis vier Tage Zeit, über die ich noch verfügte, angemessen zu vertheilen. Für den ersten Tag, das Eggenthal hinauf, schloß er sich mir sogar an. Auf dem Caressapaß aber trennten sich unsere Wege, er zog südwärts nach Moena, ich nordwärts nach Vigo. Die nächste Nacht brachte ich oben auf der Höhe des Sellajoches zu, bestieg am anderen Morgen mit Sonnenaufgang die vom Jochhause in einer Stunde zu erreichende Rodella, von der ich eine ganz unbezahlbare Aussicht ins Fassathal, auf den Rosengarten, Latemar, auf die schneebedeckte Marmolata und den spitzen Kegel des Antelao genoß. Dann aber ging es raschen Schrittes von der Rodella und der Paßhöhe herunter an den drei mächtigen unheimlich steilen gezackten Pyramiden der Langkofelgruppe vorbei. Erst Geröll, dann Matten, dann die ersten Fichten, Quellen strömen von den schroffen Wänden und Zinken herunter, der Bach neben mir braust immer mächtiger und schneller thalwärts, die Bäume werden höher, das Thal öffnet sich, ich sehe Hütten und Häuser, einen zwiebelförmigen Kirchthurm, und rückte bald zum bescheidenen Frühstück in die Schänke von Plan ein, wo ich in der Vorhalle mich über die schauderhafte Sprache ärgerte, in der die Wirthin mit den Mauleseltreibern, man kann kaum sagen, redete. Es war kein Deutsch, auch kein Italienisch, sondern ein zurückgebliebenes Romanisch, dessen ursprüngliche Weichheit in der rauhen hinterwäldlerischen Alpenluft hart und rohbäurisch geworden war. Besser war's dann anderthalb Stunden thalwärts in Santa Christina. Hier wurde von einer anständigen Wirthin mit anständigen Fremden ein anständiges Deutsch gesprochen. Ich hörte in der Veranda ein interessantes Gespräch mit an. Ein Herr, den ich zwar an seiner Sprache sofort als Sachsen erkannte, aber für einen Schauspieler hielt, bis er sich als ein Leipziger Geistlicher zu erkennen gab, war aus St. Ulrich ausgerissen, weil es dort im Hotel alle Tage „nach Hochzeiten gerochen habe". Das könne er nicht aushalten, er wollte hier in Santa Christina eine Wohnung in einem Bauernhause nehmen und dort sechs Wochen lang seine Nerven ausruhen. Die Wirthin besorgte ihm ein Zimmer zu seiner Zufriedenheit und richtete ihm dann das Mahl an. Eine Familie setzte sich an denselben Tisch zu demselben Mahle und die Wirthin, welche die Gäste zu unterhalten sich bemühte, äußerte im Laufe des Gesprächs ihr Erstaunen, daß der geistliche Herr, der er doch sei, sich so gar nicht geistlich trage, sondern wie jeder andere Sommerfremde gekleidet sei. Der Herr Archidiaconus belehrte die Frau, so gut er es vermochte, über das allgemeine Priesterthum und die principielle Gleichheit von Laien und Geistlichen bei den Protestanten, und damit war das Religionsgespräch von Santa Christina eröffnet. Gegenstände desselben waren die Taufe und die Beichte. Zu glauben, daß auch wir Protestanten getauft seien, ging der guten Frau nur sehr schwer ein, und bei der Beichte konnte sie gar nicht fassen, daß wir Protestanten unsere Sünden dem Geistlichen nicht zu „erklären" brauchen. Als der Archidiaconus sie etwas salbungsvoll darauf aufmerksam machte, daß, „wer etwas auf dem Herzen habe, ja immer zum Pastor auf die Studirstube gehen und es ihm beichten könne", da antwortete sie mit dem psychologischen Scharfblick unbefangener, menschlicher Natürlichkeit: „das thut denn Keiner!" Die Frau ist ohne Zweifel durch dieses Gespräch bedeutend aufgeklärt worden. Jedenfalls weiß sie nun, daß die Protestanten keine Hörner und keinen Pferdefuß führen, daß sie auch Christenmenschen sind und sogar sehr gute und anständige Leute sein können. Ihr Curat wird ihr über die Ketzer und ihre Verderbtheit nichts mehr weiß oder vielmehr schwarz machen können. Das eben fürchten die geistlichen Herrn Tirols und darum möchten sie die norddeutschen Ketzer sämmtlich zu dem Loche bei Kufstein hinausfegen. Ihre Schäflein sollen unentwegt hinter der chinesischen

Mauer stehen bleiben, welche die Kirche vor ihnen gezogen und im Laufe der Jahrhunderte unausgesetzt verstärkt und erhöht hat. Mit dem Fremdenstrom dringt aber Luft und Licht durch alle Ritzen und das Wahngebäude fängt an zu zerbröckeln. Wenn nur leider das arme Bauernland nicht so dringend des goldenen Regens bedürfte, den die große Sommerreisewolke jedes Jahr herabzusenden pflegt. Aber so dumm ist auch der devotste Hinterwäldler nicht, daß er nicht einsehe, daß jene klericalen Herzenswünsche dem materiellen Wohl des Landes und also auch seinen eigenen Interesse schnurstracks zuwiderlaufen. Nachdem ich in Santa Christina diese interessanten Beobachtungen angestellt hatte, zog ich weiter thalabwärts und gelangte gerade zur Mittagsstunde in St. Ulrich, dem Hauptort des Grödener Thales, an. Die Gäste des „Mondscheins" hatten soeben die Suppe verspeist. Bestaubt und schwitzend, wie ich von der Landstraße eintrat, setzte ich mich bescheiden an das eine Ende der langen Tafel und langte mit bestem Appetit zu. Damen und Kinder saßen in meiner Nähe und zwar lauter Berlinerinnen. St. Ulrich ist in den letzten Jahren mächtig als Sommerfrische in Aufnahme gekommen. Hier hatte ich nun Gelegenheit, den interessantesten Gesprächen zu lauschen, z. B. ob der Salat mit oder ohne Zucker besser schmecke, daß „mein Mann" ihn nur mit Citronensäure, „meiner" dagegen mit echtem Weinessig liebe. Neben mir saß die Buchholzin, eine recht wohlbeleibte und gesprächige Dame. Nachdem sie enorme Portionen vertilgt, erklärte sie nach dem Braten, daß sie nun absolut nicht mehr könne; von dem Nachtischkuchen nahm sie dann aber doch wieder ein recht umfangreiches Stück mit der geistvollen Bemerkung: „Kuchen rutscht immer noch." Nach dem Essen fühlte ich das unabweisbare Bedürfniß, etwas zu ruhen; denn seit dem frühesten Morgen war ich ja auf den Beinen. Ich flüchtete in die Kegelbahn, die um diese heiße Stunde einsam dalag, streckte mich mit wollüstigem Gefühle auf die rothgestrichene Bank, schob mein Bündel unter den Kopf und schlief sofort ein. Ein verdammter Bengel mit imitirter Tiroler Tracht, bloßen Knien und Feder am Hut, weckte *mich aus meiner* wohlverdienten Ruhe, indem er eine andere *Berliner Pflanze* mit kreischiger Stimme zum Kegeln rief und *sofort damit* anfing. Ich erhob mich unwillig und machte mich *davon.* Gegenüber dem Gasthofe lag eine der zahllosen Holzschnitzereien, welche die Industrie des Grödener Thals bilden. In diese trat ich ein und betrachtete mir mit gütiger Erlaubniß des Besitzers den Betrieb. Es wurden hier nur Heiligenbilder geschnitzt, aber in allen Maßverhältnissen von der kleinen Puppe bis zur Gestalt in Lebensgröße. Jede Figur ging durch die verschiedensten Hände und Arbeitsräume, bis sie aus einem rohbehauenen Balken zu einem schönbemalten, glänzenden Heiligen, einer Augenweide für fromme Gemüther geworden war. Die mit Messer, Holzmeißel, Drehscheibe und Pinsel hantirenden Kunstarbeiter hatten sich durch lange Uebung offenbar eine ganz bedeutende Sicherheit und Fertigkeit im Gebrauch ihrer Werkzeuge und einen gewissen künstlerischen Blick erworben, ohne welchen sich solche Sachen nicht herstellen lassen. Diese Grödener Heiligen bilden einen schwungvollen Exportartikel und gehen weit hinaus nach Süddeutschland und Oesterreich. — Es mochte 3 Uhr sein, als ich diese Werkstätte verließ und meinen Stab fürbaß setzte. Die Sonne brannte so heiß in das Thal hinein, daß ich anfing zu zweifeln, ob ich die Wanderung zum Vogelweidhof nicht lieber aufgeben sollte. Indessen, das wäre schmählich gewesen, und schon war ich da, wo der bergansteigende Pfad, den ich einschlagen mußte, die Hauptstraße nach rechts zu verließ. Vor mir erglänzte oben am Berge das rothe Ziegeldach von Sanct Peter, dem ersten Dorfe, das ich zu durchschreiten hatte, in so greifbarer Nähe, daß ich hoffen durfte, in kurzer Zeit schon dort oben zu sein. Ein aus dem Walde tretendes Holzweib meinte freilich, ich werde wohl drei Viertelstunden bis dahin gebrauchen, allein da zugleich der Seitenweg von der sonnigen Straße hinweg in den schönen, dichten Schatten alter Kastanien führte, schlug ich ihn nach kurzem Zaudern ein. Ich sollte furchtbar enttäuscht werden. Der Weg, der etwa auf halber Höhe des thalbegrenzenden Bergzuges entlang führte, mußte natürlich alle Fältelungen und Faltungen der Berglehne mitmachen, in jede vom Wasser gerissene Schlucht hinein, aus jeder wieder heraus. So war er zwar reich an Wendungen und Abwechselungen aber unendlich lang. Bog ich um eine Bergnase, so sah ich das rothglänzende Kirchendach von St. Peter immer in der gleichen Entfernung vor mir. Leider kam ich sehr bald aus dem Schatten, der mich trügerisch gelockt hatte, heraus, die Sonne prallte nun im rechten Winkel auf die Gebirgswand, an der ich dahin schritt, und es war südtiroler Sonne. Dazu wurde der Weg durch Steingeröll, spitzes, unregelmäßiges Pflaster, durch beständiges Auf und Ab für die armen, schon so geplagten Füße ein wahrer Pönitenzweg. Ohne aufgespannten Schirm in der Prallsonne zu marschiren, war unmöglich, in die andere Hand nahm ich das zusammengeschnürte Bündel, welches mir auf dem Rücken zu schwer wurde. So mußten die wunden Füße die Wucht der Stöße auf den spitzen Steinen allein abfangen. Hätte ich nicht alle Augenblicke Gelegenheit gehabt, mich aus den silberklaren, von der Höhe herabrauschenden Gewässern zu erquicken, ich glaube, ich wäre vor Ermüdung und Durst verschmachtet oder ein mitleidiger Sonnenstich hätte meinem qualvollen Dasein ein schnelleres Ende bereitet. Endlich St. Peter; es hatte anderthalb Stunden gedauert! Hinein in die Schenke. Der Wein war essigsauer — und kein Brod zu haben. Nothdürftig ausgeruht, zog ich an der rothbedachten Kirche, die ich nun endlich hinter mir ließ, vorüber, marschirte seufzend durch das aus lauter verstreuten Bauernhäusern bestehende Dorf mit dem anmuthigen Namen Tramirz und gelangte nach sechs Uhr, als die Sonne ihre sengende Kraft bereits verloren hatte, in das größere, zusammenhängende Dorf Laien. Vor einem schmucken Hause erglänzte ein großer goldener Schlüssel in grünem Kranze. Ich ging in dieses Gebäude hinein, setzte mich auf die Veranda, warf das Bündel ab und trocknete mir aufathmend die schweißbedeckte Stirn. Die Wirthin erschien, fragte nach meinem Begehr und lud mich ein, doch die Nacht bei ihnen in Laien zu bleiben. Der Vogelweidhof sei noch weit, nicht leicht zu finden, und hinunter ins Eisackthal könne ich vor vollkommener Dunkelheit dann doch nicht mehr gelangen. Das Alles leuchtete mir ein, ich hatte heute von der Rodella bis hierher genug geleistet und des Tages Last und Hitze redlich getragen. Auch wollte ich die Geburtsstätte Walther's in freier Muße besichtigen ohne ängstliche Minutenhetze. Allerdings schien der „Schlüssel" zu Laien sehr ländlich zu sein, indessen war das Zimmer, welches mir die Wirthin zeigte, ganz nett und enthielt zwei Betten mit sehr grobem aber durchaus reinlichem Bettzeug — und was will man mehr? Außerdem erzählte sie mir, daß drei Lehrerinnen aus Bozen bei ihr wohnten, führte mich auch in deren Zimmer, die mit Spiegel, Sopha und Balcon ordentlich städtisch aussahen. „Wo drei Damen sich wohl fühlen, da kannst du allemal zufrieden sein", sagte ich mir, fragte nach dem Preise des Logis und erfuhr, daß es die horrende Summe von 20 Kreuzern betrage, gleich 35 Pfennigen. Da konnte ich nicht mehr widerstehen, schon um der Merkwürdigkeit willen; war doch dies offenbar das billigste Nachtlager, welches ich je in meinem Leben zu bekommen hoffen durfte. Ich schlug ein. Bald saß ich auf der Veranda hinter einem Glase ungenießbaren Bieres, welches ich aus zarter Scheu, die Gefühle der Wirthin zu verletzen, heimlich vor ihr wegkippte, erwartete das „Wiener Schnitzel", welches sie mir angeboten hatte und betrachtete einstweilen die Aussicht. Nach rechts hin war sie durch die Kirche und durch Häuser verbaut, aber gerade vor mir sah ich über das tiefe Thal hinweg auf die schroffe, zerrissene graue Mauer des Schlern, geröthet von den Strahlen der untergehenden Sonne, links davon überragte die grünen Berge die schauerlichwilde, gezackte Steinpyramide des Langkofl, noch weiter links stieg die Sellagruppe drohend wie ein Festungswall, den vorweltliche Riesen gethürmt, empor und auf dieser Seite des Thales wurden die steilen grünen Hänge überragt von dem Raschötzberg, den eine weithin leuchtende, weiße Wallfahrtskapelle krönte. Mitten in diesem großartigen Gebirgspanorama drehte sich ein kleiner hölzerner Zuave mit blauer Jacke und rothen Hosen unausgesetzt im Winde und fuchtelte mit langen, schmalen Blechplatten, die er in den beweglichen Armen hielt, wie ein Verzweifelter in der Luft herum. Der Wirth hatte diese eigenthümliche Wetterfahne in St. Ulrich gekauft. Jetzt brachte die Wirthin das sehnlichst erwartete „Wiener Schnitzel". Zu meiner schmerzlichen Enttäuschung bestand es aus Rippen mit durchsehntem, grauem Bauchfleisch und war einfach ungenießbar. Während ich noch daran herumarbeitete, erschien sie wieder und fragte ganz naiv, ob ich zufrieden sei. Als ich darauf mit einem entschiedenen „Nein" antwortete, prallte sie ordentlich zurück, gab dann freilich zu, daß das kein Schnitzelfleisch sei; das gute habe sie schon verbraucht gehabt, worauf ich natürlich erwiderte, dann hätte sie mir eben kein Schnitzel anbieten sollen. Sie erbot sich nun, mir ein Omelette zu bereiten, was ich dankend annahm in der Voraussetzung, daß dies ein Ersatz für das ungenießbare Schnitzel sein solle, daß ich also

eins von beiden nicht zu bezahlen brauchen würde. Darin täuschte ich mich indessen. Am andern Morgen war alles Beides in Rechnung gestellt. Auch das Nachtlager hatte sie mit 25 Kreuzer, statt, wie verabredet, mit 20, berechnet. Das ließ ich indessen nicht durch, nicht um der 5 Kreuzer, sondern um des Rechtes und der Ehrlichkeit willen. Sie strich auch die fünf Kreuzer ohne Umstände, als ich sie auf den Widerspruch aufmerksam machte. Es war eben ein Versuch. Passirt einem in Italien dergleichen, so schimpft man auf die betrügerischen Italiener, hier diese weltabgelegene Tiroler Bauersfrau machte es in aller mütterlichen Biederkeit ebenso, wie der schon in dem Alterthum berüchtigte malignus caupo Süditaliens. Billig war und blieb ja die Zehrung, und in dem Fremdenbuch, welches ich selbst hier vorgelegt bekam, und worin sich einzelne, seltene Reisende eingeschrieben hatten, war sogar zweimal die Verpflegung gelobt worden, was ich freilich nicht nachahmte.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— **Die Entstehung des Neuen Testamentes** von Professor D. G. Heinrici. Heft 13 der Hochschulvorträge für Jedermann. 25 S. Leipzig, Verlag von Dr. Seele & Comp. 1899. Preis 30 ₰. — Wir können es nur mit Freude begrüßen, wenn Hochschullehrer von ihrem akademischen Katheder zur Belehrung des Volkes heruntersteigen, und wenn man ihnen auch in diesem Auditorium rechtes Interesse entgegenbringt. Besonders freuen wir uns, wenn dabei Fragen, über welche viel Unklarheit herrscht, zur Behandlung kommen. Hat Rec. doch vor einigen Jahren in einer öffentlichen Versammlung die Behauptung hören müssen, die evangelischen Schriften seien erst etwa 300 Jahre nach Christus verfaßt und könnten nur den Werth oder Unwerth von Legenden haben. Als er sich zur Richtigstellung dieser mit Beifall beklatschten Ausführungen das Wort erbat, wurde nachher von den Versammelten dasselbe Zeichen der Uebereinstimmung mit dem von ihm Gesagten abgegeben. Was soll das Volk auch anders thun, als in solchen Fragen denen zustimmen, von welchen es annehmen darf, daß sie sich damit eingehend beschäftigt haben? Wenn nun in diesem Vortrage ein Meister des Faches redet, so wissen wir ihm dafür von Herzen Dank, können aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß in derartigen Vorträgen, die doch „für Jedermann" zugänglich sein sollen, die Fremdwörter, die lateinischen und griechischen Vocabeln wegfallen möchten wie Paradoxie, apokalyptisch, genus tertium ꝛc. Der Verfasser hat klar und sonst allgemeinverständlich nachgewiesen, daß unsere neutestamentlichen Schriften schon in der zweiten Hälfte des anderen christlichen Jahrhunderts von citirenden kirchlichen Schriftstellern benutzt sind. Wir finden bei Irenäus bereits „das vierfältige Evangelium" und die Paulinischen Briefe, die also damals bereits als die älteste und treueste Zeugnisse der apostolischen Zeit anerkannt waren. Entstanden sind die Evangelien, nachdem die Apostel die Thaten und Worte Jesu in den Gemeinden verkündigt hatten, und diese, um das Gehörte festzuhalten, Niederschriften desselben wünschten und zum kirchlichen Gebrauch bedurften. Kennt doch bereits der Apostelgehilfe Lucas solche Aufzeichnungen. Endlich betont und behandelt der Verfasser die nüchterne Untersuchung, mit welcher die Kirchenlehrer des dritten und vierten Jahrhunderts aus der bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts entstandenen christlichen Literatur die in unserem Kanon befindlichen neutestamentlichen Schriften ausgeschieden und zusammengestellten haben. Wir empfehlen die Lectüre dieses Vortrags besonders den Gebildeten angelegentlichst. D. K.

— **Die historische Methode des Herrn v. Below.** Eine Kritik von Karl Lamprecht. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder), 1899. II, 50 S.; 8°. — Im Literarischen Centralblatt vom 14. Januar beginnt K[arl] L[amprech]t eine Besprechung der Rickert'schen Arbeit über „Culturwissenschaft und Naturwissenschaft" mit den Worten: „Es ist sehr dankenswerth, daß in dem bekannten Kampfe um die geschichtliche Methodenlehre nun auch die Philosophen das Wort ergreifen. . . . Vor Allem wird die philosophische Mitarbeit auf Herausschälung der erkenntnißtheoretischen Principienfragen drängen und damit zu der Vertiefung beitragen, deren die bisherige Kritik der neueren Anschauungen auf diesem Gebiete, wie sie die älteren Richtungen geübt haben, entschieden bedarf." Also endlich — es kommt hierfür auch noch eine Broschüre von Münsterberg in Betracht — post tot discrimina rerum eine Vertiefung der methodologischen Erörterungen! Das ist eine Entwicklung, die gewissen Herren — man kann ihnen das kaum verübeln — unbequem ist und unheilvoll erscheinen mag; es ist bezeichnend für diese Stimmung, daß es einige Mühe gekostet hat, den Herausgeber der Historischen Zeitschrift zur Aufnahme der vorliegenden Antibelow-Broschüre in das kürzlich ausgegebene Heft seines Organs zu vermögen. Man möchte in Berlin weitere Erörterung einfach todt schweigen. Dazu darf es natürlich und wird es nicht kommen. Dafür sorgt Lamprecht schon ganz allein. Da doppelt bekanntlich besser hält als einfach, vertheidigt er seine durch die früheren Kämpfe gestählte Anschauung neuerdings in zwiefacher Form: a) positiv in einer Abhandlung „Die Kernpunkte der geschichtswissenschaftlichen Erörterungen der Gegenwart" (Zeitschrift für Socialwissenschaft II, 1, 11—18) und b) negativ in der vorliegenden Kritik, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben ꝛc. Gegen Herrn Professor Dr. Georg v. Below in Marburg behauptet Lamprecht die Gleichmäßigkeit der Grundlage für die Natur-, wie für die Geisteswissenschaften; daraus folge auch für die Geschichtswissenschaft als höchstes Ziel die Erkenntniß des Allgemeinen, des Typischen, Regelmäßigen, Gesetzmäßigen. „Narrandae quidem sunt res non ut actae, verum ut narrare expedit, itaque depositam materiae occultamque vim rebus erogare opus est" (Franciscus Irenicus aus Ettlingen in seiner Oratio protreptica in amorem Germaniae; Nürnberg 1518). Bei dieser Art der Ausführung sind nicht die großen Katastrophen als das Weltbewegende, nicht wenige gewaltige Mächte als das plötzlich Umwälzende zu bevorzugen, sondern es ist die Menge kleiner Ursachen, die unaufhörlich wirken und allmälig das Angesicht der Dinge verändern, mindestens ebenso zu berücksichtigen. Geht die Richtigkeit dieser Auffassung schon aus eine solche Wirkung zunächst nicht beabsichtigten Werken, wie den „Untersuchungen über die Lage des Handwerks in Deutschland und in Oesterreich" hervor, so ist Lamprecht der Ansicht, daß sich seine Theorie auch in umfassenderen geschichtlichen Darstellungen zeigen müsse und bewahrheiten werde. Für die Praxis, soweit sie sich auf eine allgemeine „Weltgeschichte" erstreckt, erlaube ich mir allerdings, eine andere Meinung zu haben; das ändert aber durchaus nichts daran, daß die Methodologie des Herrn v. Below als unhaltbar erwiesen ist. In der negativen Form also hat Lamprecht einen neuen Sieg errungen. Ht.

— **Die hohe Jagd.** 12 Lieferungen à 1,50 ℳ, Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey. — Schon bei Erscheinen der 1. Lieferung haben wir auf dieses Werk aufmerksam gemacht. Die uns jetzt vorliegenden Lieferungen 2—8 enthalten Rothwild von E. v. Dombrowski-Wien, Damwild von M. O. v. Hohenberg-Cöthen, Wildschwein von E. Czynk-Fogaras, Gemse von demselben Verfasser, Steinbock, Muflon, Känguruh, Wildschwan und Kranich von Hofrath Dr. Wurm-Teinach, Trappe von E. v. Dambrowski, Auerhahn von Hofrath Dr. Wurm und Birkhahn von O. Grashey-München. Was wir bei Erscheinen der 1. Lieferung erhofften, haben die bis jetzt erschienenen Capitel gehalten, so daß das gesammte Werk eine Zierde unserer Jagdliteratur zu werden verspricht. Die einzelnen Capitel sind ausgezeichnet beschrieben, wie es von so hervorragenden Federn nicht anders erwartet werden konnte. Bei der Beschreibung des Rothwildes und speciell der Beschreibung der Jagd auf den Feisthirsch ist uns aufgefallen, daß fast durchgehends von „guten" und „braven" Hirschen die Rede ist, obgleich dieselben sämmtlich unter 10 Enden tragen. Das ist ungebräuchlich und sollte vermieden werden. Dieses Buch ist bestimmt, ein Lehrbuch für Anfänger zu sein, dann muß aber auch Alles vermieden werden, was verwirren kann. Sind diese Hirsche trotz der geringen Endenzahl „gut" oder „brav" also sämmtlich zurückgesetzt, so wäre vielleicht dieses Beispiel besser durch ein anderes ersetzt, bezw. hätte es mindestens einer genügenden Erklärung bedurft. Damwild, Schwarzwild, Gemse, Auerhahn und Birkhahn sind ausgezeichnet beschrieben und bieten dem Neuling, wie dem alten Jäger viel des Interessanten und Lehrreichen. Steinbock, Muflon, Känguruh, Wildschwan, Kranich und Trappe sind gleich gut, wenn dieselben auch naturgemäß und sehr richtiger Weise wegen ihrer geringeren Bedeutung kürzer behandelt worden sind. Mit großem Interesse sehen wir den ferneren Lieferungen entgegen. W. v. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 27. Sonnabend, den 4. März, Abends. 1899.

Aus der Zeit des spanisch-französischen Krieges.

Das blutige Drama, welches Napoleon I. in seiner maßlosen Ländergier und Herrschsucht auf der Pyrenäischen Halbinsel in den Jahren 1807 bis 1814 in Scene setzte, hat für uns Deutsche insofern Interesse, weil sich in demselben traurigen Andenkens auch deutsche Brüder auf fremdem Boden für eine fremde Sache bekämpften. Der unheilvolle Einfluß Napoleon's auf das zerrissene und ohnmächtige deutsche Vaterland im ersten Decennium unseres Jahrhunderts hatte zur Folge, daß dem ehrgeizigen und rücksichtslosen corsischen Emporkömmling die Rheinbundstruppen, vor Allem die des 1807 errichteten Königreichs Westphalen, Truppentheile Badens, Hessens, Nassaus, der Thüringischen Länder und anderer kleiner Contingente auch in Spanien Heeresfolge leisten mußten, während Hannoveraner und Braunschweiger der königl. deutschen Legion auf gegnerischer Seite unter englischer Fahne fochten. Bei beiden kriegführenden Parteien bildeten die deutschen Truppen einen werthvollen und festen Kern gut disciplinirter und tapferer Soldaten. Tausende derselben fanden leider in diesem undankbaren, deutschen Interessen fernstehenden Kriege den Heldentod auf dem Schlachtfelde, erlagen Krankheiten und Strapazen oder waren in spanischer Gefangenschaft unmenschlicher Behandlung und durch die fanatische Bevölkerung grausamen und tödtlichen Qualen ausgesetzt. Bei der Sichtung von alten Familienpapieren kam kürzlich ein Brief zum Vorschein, welcher, von der Hand eines geborenen alten Sachsen, eines Mitkämpfers auf spanischem Boden geschrieben, geeignet ist, ein Streiflicht auf die Zeit des spanischen Befreiungskrieges zu werfen und auch jetzt noch einiges Interesse zu erwecken. Erläuternd sei bemerkt, daß der Verfasser des weiter unten veröffentlichten Briefes ein älterer Bruder meines verstorbenen Vaters war. In einem im ehemaligen Kurfürstenthum Sachsen gelegenen und mit zum Königreich Westphalen, 1815 zu Preußen geschlagenen Orte geboren, trat ersterer nebst einem jüngeren Bruder in westphälische Dienste über, während mein Vater, seinem angestammten Landesherrn treu bleibend, in 44 Jahren und 6 Feldzügen drei Königen von Sachsen ehrenvoll gedient hat. Alle 3 Brüder zogen lebensfrisch und voller Siegeshoffnungen 1812 mit hinaus nach Polen und Rußland, doch nur einem derselben, meinem Vater, war es beschieden, als 23jähriger Sousleutnant mit dem St. Heinrichsorden ausgezeichnet, aus diesem eisigen und so verlustreichen Feldzuge unversehrt zurückzukehren. Die in westphälischen Diensten stehenden Brüder dagegen theilten das Schicksal der meisten der braven und unglücklichen Soldaten; sie verschollen und fanden wohl jenseits des Niemen in den Schneegefilden Rußlands ihr Grab, ohne daß je eine sichere Nachricht über ihr Schicksal in die Heimath und zu den Angehörigen gedrungen wäre. Die Mutter dieser 3 hoffnungsvollen Söhne lebte zur Zeit jener kriegerischen Periode mit ihrer Tochter in Meißen, wo auch der Schreiber des hier folgenden Briefes einen Theil seiner Jugendzeit verbracht hatte.[1])

Rosno,[2]) d. 29. Septbr. 1810. Liebe gute Schwester! Mit welcher Freude ich Deinen Brief vom 27. May erhielt, brauche ich Dir nicht zu sagen; Du kennst meine Liebe zu Dir. Ich eile ihn Dir zu beantworten. Daß ich Deinen Schmerz über die getäuschte Hoffnung, uns nach 6 Jahren wiederzusehen theile, wirst Du mir glauben, und daß er bey mir vielleicht nicht so schneidend war als bey Dir, rührt daher, daß ich, durch die Kenntniß der Umstände belehrt, mich dieser Hoffnung nie so ganz hingegeben habe, und — daß ich ein hartes Männerherz habe. Halte dies ja nicht etwa für Ironie, liebe Schwester, aber traust Du auch einem Manne, traust Du mir auch jene Weichheit des Herzens zu, die wir so ungern an Eurem Geschlechte vermissen, wenn sie nicht da ist, — so wisse denn auch, daß die Lagen und Verhältnisse, in die das Schicksal uns wirft, uns gewöhnen und zwingen, diese Weichheit mit einer Stahlrinde zu überziehen, sie überziehen zu müssen, wenn wir Männer bleiben wollen. Aber glaube auch zugleich, daß ich Deine Hoffnung, Dein Vertrauen auf die Vorsehung theile, daß dieses Vertrauen meine Religion, daß die Zuversicht auf meinen Stern,[3]) meinen Aberglauben ausmacht und mir in den drohendsten Gefahren einen Muth, eine Geistesruhe erhalten hat, von der ich mir vorher bei aller Eigenliebe, kaum die Hälfte zugetraut hätte. Auch die Vorfälle und Umstände haben diesen Glauben weit mehr bestätigt, als widerlegt, letzteres vielleicht gar nicht. Am 8. July vor. Jhrs., wo beynahe die Hälfte der Colonne todt oder verwundet war, wo ich den Platz vor der Compagnie nahm, unmittelbar nachdem mein Capitain vor derselben erschossen ward, wo nur ein Graben und ein Wall mich vom Feinde trennte, erhielt ich eine Wunde, die mich zwar 6 Monate lang außer Dienstfähigkeit setzte, aber nicht nur gar keine Lähmung zurückließ, sondern mich auch, aller Wahrscheinlichkeit nach vor den Krankheiten schützte, die in den Monaten August und September so schrecklich unter unsern jungen Leuten wütheten, daß an einem Tage von unserm Bataillon, was nur ⅓ seiner Stärke (also etwa 200 Mann) hatte, 80 Mann ins Spital kamen, von denen vielleicht 10 zurückkehrten, Krankheiten, an denen gegen 30 Offiziere starben. Diese Krankheiten haben dieses Jahr in denselben Monaten, doch in weit minderem Grade sich gezeigt; vielleicht ¼ der Offiziere, doch gewiß nicht mehr, sind ganz davon freigeblieben und unter diesem ¼ befinde ich mich abermals, Dank sey es meiner nicht robusten, aber guten Natur. — Die Familiennachrichten, die Du mir mittheilst, interessiren mich sehr und machen den Wunsch rege, bald diese Kreise zu betreten. — Von der Mitte des July bis Ende August lag unser Bataillon in Selva del Mar, einem kleinen Seehafen mit einem Flecken. Der Ort hatte durch den Krieg noch gar nicht gelitten und war durch Handel und Contrebande wohlhabend. Die Leute, wenngleich spanisch gesinnt, waren doch als See- und Handelsleute schon zu sehr an Fremde gewöhnt, um das Zurückstoßende zu haben, welches sonst dem gemeinen Catalonier unter den jetzigen Umständen zu eigen ist. Seit meinem Eintritt in Spanien hatte ich also jetzt das erste Mal Gelegenheit, die Lebensart dieser Classe Einwohner zu beobachten, d. h. es waren nicht Leute aus den gebildeten Ständen, sondern wohlhabende, auch reiche Leute, welche Handel, Fischerei, Wein- und Gartenbau trieben, denn zum Ackern lassen dort Berge und Meer nicht Platz. Selva liegt in einem, ringsum von hohen steilen Bergen eingeschlossenen Kessel, welche so unwegsam sind, daß kein Fahrweg nach diesem Orte führt, daher alles auf Lastthieren transportirt werden muß. Zwischen diesen Bergen dehnt sich von Nord nach Süd ein langes schmales Thal hinein, dessen vorderes Drittel den Hafen bildet, der Rest des Thales wird hinten immer schmäler und giebt zu der Vermuthung Anlaß, daß sich sonst das Meer ganz bis an die

[1]) Der Originalität wegen ist die alte Orthographie des Absenders beibehalten worden.

[2]) In Catalonien gelegen.

[3]) Der junge ehrgeizige Officier hatte gerechten Grund, bis dahin an seinen guten Stern zu glauben. Bei der Belagerung und der Einnahme von Gerona, welches so lange heldenmüthigen Widerstand leistete, thaten sich die westphälischen Truppen besonders hervor. Durch Tapferkeit ausgezeichnet, hatte der Briefschreiber schon im Alter von 24 Jahren das Glück, an der Spitze einer Compagnie zu stehen und den Capitänsgrad zu erreichen.

hintersten Berge erstreckte. Dieses Thal ist mit Frucht- und Weingärten bedeckt, Selva dehnt sich an der östlichen Seite des Hafens lang und schmal zwischen Meer und Berg hin. Die Berge sind mit dem äußersten Fleiß bearbeitet. Bis in die höchsten Gipfel sind die Weinstöcke gleichsam angeklebt und hin und wieder mit Feigenbäumen untermengt An manchen Orten sind die steilen Felsenwände mit dichten Olivenwäldern bekleidet; nur schroffe nackte Felsmassen konnten dem Fleiß der Catalonier Grenzen setzen, denn dies Volk widerspricht völlig dem, was man im Allgemeinen über die Faulheit der Spanier sagt. — Etwas charakteristisches sind auch die Menge Aloestauden, welche, wie bey uns die Disteln am Wege stehen und so zu sagen Hecken bilden. Als wir in Catalonien einmarschirten, probirten wir unsere Säbel an den dicken Blättern. Beyläufig gesagt habe ich dies Jahr schon fünf Aloe bluten gesehen. — Auf der westlichen Seite des Hafens liegt ein hoher Berg, an ⅔ dessen Höhe ein seit 10 Jahren verfallenes Kloster San Perez de Rodas liegt. An den Resten des Klosters und an der fast noch ganz guten Kirche, sieht man, daß es ein schönes, großes Gebäude war. Eine arme Familie wohnt in einem der noch erhaltenen Gemächer. Von hier geht man etwa 500 Schritte weiter, nach der seitwärts oder etwas höher liegenden Kapelle Santa Helena. Es ist eine kleine unansehnliche Kirche, welche während der Belagerung von Rosas im Jahr 1808 von Italienischen und Neapolitanischen Marodeurs zerstöhrt worden und jetzt wieder in Stand gesetzt wird. Die damit zusammenhängende kleine Wohnung beherbergt einen Einsiedler, der aus Selva gebürtig ist und vor 15 Jahren aus Frömmeley oder Trägheit dies bequeme und einförmige Handwerk ergriffen hat. Es war ein Mensch von nicht besonderer Erziehung, der nur wenig kastilianisch sprach. Wisse nämlich, daß das Kastilianische die Sprache der gebildeten Leute in Spanien ist und daß der Plebs fast in jeder Provinz eine Sprache hat, die oft vom Kastilianischen sehr abweicht. Das Katalonische ist ein Gemisch von kastilianisch und französisch, beydes verdorben. — Wir nahmen beim Eremiten eine kleine Collation ein, die mein Bursche aus den mitgebrachten Ingredienzien bereitete, und tranken den Wein dazu, den der Eremit lieferte und dafür ein Allmosen annahm. Von hier gingen wir nach dem Kloster zurück und von da auf einem Fußwege nach dem auf der höchsten Spitze liegenden Ruin des Schlosses San Salvador. Es war ein Weg, ohngefähr, als wenn man die Bosel [1]) auf der steilsten Seite ersteigen will. Aber man ward auch belohnt; die Ruinen schon sehr alt und verfallen (ich glaube, daß es noch von den Mauren erbaut ist, denn über dem Thor war eine Steinplatte eingemauert, mit Lettern, die ich für Mönchsschrift hielt und mit vielen gothischen Wappenschildern umgeben,) sind zwar an sich nicht bemerkenswerth, aber sie sind es durch ihre Lage. Sie liegen hingeklebt auf dem schmalen, schroffsten Felsenkamm, der auf der Westseite beynahe lothrecht weit über 100 Ellen hinabfällt. Und nun die Aussicht! Sie ist zu reich, um sie darstellen zu können. Gegen Süden ward sie durch die Bergkette beschränkt, welche sich vor Gerona herzieht, dann kommen die hohen Gebirge nach Vic zu, hieran schließt sich die Gebirgskette jenseits Bañalos, dann der Canigat und die Pyrenäenkette bis an's Meer; über das Vorgebirge hinweg die französische Küste bis in die Gegend von Narbonne, ja sogar wie einen Nebel die Gebirge jenseit Beziers, und von hier aus bildete der Horizont ununterbrochen das Meer, wie ich glaube bis beynahe in gleicher Höhe mit Hostalric. Ich wiederhole es, die Aussicht war viel zu groß und zu reich für irgend eine Art von Darstellung. Vorzüglich war der Anblick von einer solchen Höhe auf die unermeßliche Fläche des Meeres ganz einzig, und mir um so neuer, da ich es bis jetzt nur vom flachen Ufer aus gesehen hatte, wo man höchstens 3 Stunden weit in See sehen kann. — Den 6. Oktober. Ich wollte Anfangs diesen Brief mit der Post schicken, allein da ich sehe, daß ich früher am Ende des Bogens als am Ende meines Stoffes bin und da das Papier zu sehr durchschlägt, um übers Kreuz schreiben zu können, so will ich immer zuschreiben und den Brief, so dick er auch werde, mit einer Gelegenheit schicken. Du mußt daher schon verzeihen, wenn Du ihn etwas später bekommst und die Quantität als Ersatz annehmen. — Nun also etwas über die Lebensart der Spanier, soweit ich sie habe kennen lernen. Am passendsten fange ich wohl mit der Bauart ihrer Häuser an. Diese sind durchgängig massiv. Bey vielen Häusern habe ich kein Holzwerk gefunden, als dicke Sparren des sehr flachen Daches. Treppen, Geländer, Zwischenwände, Decken, Alles ist gemauert; die Spanier sind sehr geschickte Maurer und haben vortrefflichen Mertel. Ihre schwächeren Mauern machen sie von einem Backstein, der keinen Zoll dick und halb so breit als lang ist. Diese stellen sie auf die schmale Kante der langen Seite und von 2 solchen Steinschichten neben einander führen sie die Zwischenwände zwischen Zimmern und Alkoven auf. Noch künstlicher sind die flachen Gewölbe, die sie von diesen Steinen bauen. Mit der Kante zusammengestoßen bauen sie davon Kreuz und Queer-Gewölbe über die größten Zimmer und geben ihnen bey 16—20 Ellen Spannung vielleicht nur 2—3 Ellen im Lichten. Das Gewölbe ist von 2 Schichten solcher dünnen Steine; eine direkte Schicht liegt horizontal darüber, so daß das Gewölbe im Schluß mit dem Mertel höchstens 4 Zoll dick ist. Die Zwischenräume dieser horizontalen Lage und dem Gewölbe sind mit Sand ausgefüllt. Natürlich sind solche Gewölbe nicht bombenfest, aber die Bombe thut auch nichts, als daß sie ein Loch durchschlägt, das man leicht wieder zumachen kann, und oft bedarf es mehrerer Bomben, um ein solches Gewölbe ganz einzustürzen. Zünden kann natürlich die Bombe auch nicht, weil sie durch das einzige Holzwerk, das Dach, rasch durchfährt. Daher läßt es sich erklären, daß Gerona, eine Stadt nicht größer als Meißen, noch bewohnbar, nachdem man vom 10. Juni bis 10. Dezember nach und nach an 40000 Bomben hineingeworfen hatte. Es gab vielleicht nicht 20 Häuser, die ganz unbeschädigt geblieben wären; aber es gab auch welche, die 8—10 Bomben oder Granaden bekommen hatten, und doch bewohnbar waren. Die Anordnung der Gebäude ist gewöhnlich diese: im Erdgeschoß sind Keller, Ställe, ein Vorhauß, bisweilen eine Küche und Bedientenstube. Oben ist ein großer Saal, der oft durchs ganze Haus geht, und zu beyden Seiten die Zimmer. In den Städten ist die Anordnung der Zimmer der in Teutschen Städten gleich. Kamine giebt es in den wenigsten Zimmern; wenn es den Spanier, der übrigens in den Zimmern mehr Kälte aushalten kann, als wir, zu kalt wird, so setzen sie ein großes Kohlenbecken in einem hölzernen Gestelle in das Zimmer, und sich rings herum. Von Oefen haben sie keinen Begriff. — Die Meubles der Spanier sind etwas in gothischem Geschmack. Die Stühle sind, wie im ganzen südlichen Frankreich, von Schilfstroh geflochten, mit Oehlfarbe angestrichen mit vergoldeten Knöpfen und Ringen. Ebenso verziert haben wir Bettstellen in den gemeinsten Bauernhäusern gefunden, wo gewöhnlich am Kopfbrete der verschlungene Anfangsbuchstabe von Hausvater und Hausmutter, schön vergoldet, dabey ein Herzlein mit einem Creuzlein, ein Heiligennahme oder ein paar Engelein als Schildhalter, mit vergoldetem Haupthaar zu schauen sind. In den Städten sind die Meubles freylich oft im modernen Geschmack. Das Bett besteht aus einem sehr hohen Strohsack, gefüllt mit Schilfstroh, ferner eine Madraze, ein Kopfkissen, zwey Betttücher und eine wollene Decke. Man schläft also immer beßer als in den horizontalen Französischen Betten, welche statt Kopfküssen nichts haben als ein Rouleau, wie man es bey uns auf Sopha's findet, freylich etwas weicher. Zu den Zimmerverzierungen gehört ein mittelmäßiger Spiegel und ein Kruzifix oder ein paar Heiligen Bilder. Auch steht wohl der Patron des Hauses in einem nußbraunen Eichschränkchen; wenigstens ist dieß der Fall an seinem Nahmenstage, wo man einen kleinen Altar mit Blumen aufgeputzt vor ihm aufstellt und den Abend Wachslichter anzündet, wie ich es in Gerona in einem ganz guten Hause gesehen habe. — Auf dem Lande und in den gewöhnlichen Häusern der Stadt, sind die Zimmer bloß ausgeweißt, höchstens mit einem einfachen Lambris verziert. In beßeren Häusern sind sie entweder in unserem Teutschengeschmack wie Getäfel ausgemahlt, oder sie enthalten Darstellungen von Heiligenscenen, Scenen aus dem Don Quixote und dergl. mehr. Dieß über die Wohnung der Spanier. Wozu gehe ich wohl jetzt über? Doch wenn ich einem Frauenzimmer erzähle, muß ich wohl mit dem Anzuge anfangen. Die Männer aus den gebildeten Ständen sind gekleidet wie bey uns, mit den Veränderungen, welche die Mode herbeyführt. Der Bauer hat eine originelle Tracht. Eine rothe wollene gestrickte Mütze, deren Kutpack ihm oft auf die Schultern hängt, eine braune Ermelweste, bisweilen ist sie auch roth, eine kurze Hose oft von grünem Plüsch oder Felbel und gewöhnlich am Knie nicht zugeknöpft, lederne Kamaschen, die von den Knien bis auf die Knöchel gehn; Sandalen von Hanf gewirkt, eine rothe Leibbinde. Ist der Bauer

[1]) Im Spaargebirge bei Meißen gelegen.

bewaffnet, so hat er eine Cartusche vorgeschnallt, hat dabey ein sehr leichtes Gewehr, welches im Bogen über 1000 Schritt trägt, ferner ein langes spitziges Messer, womit er sich den unschuldigen Spaß macht, Blessirte, Kranke, Weiber zu verstümmeln oder zu ermorden,[5]) und dann nach Befinden der Umstände todt oder lebend aufs Feuer zu werfen.[6]) Im Winter trägt der Bauer allenfalls noch Strümpfe unter den Kamaschen und einen großen, weitläufigen braunen Rock mit breiten Schößen, großem Aufschlag, ungefähr wie die Staatsröcke unserer Mansfelder Bauern. Diesen Rock zieht er aber nicht an, sondern nimmt ihn mit beyden Händen vor die Brust haltend, vor sich, daß er über die Schultern zurückhängt, die Knöpfe auf dem Rücken. So dient er ihm als Mantel, den er, wenn es nach seiner Idee recht kalt ist, vor den Mund hält. Dann ist es aber auch so kalt, daß das Eis in den Frühstunden einen — Sperling trägt und bisweilen sogar 2 Zoll hoch Schnee fällt. Die Weiber der gebildeten Stände haben ebenfalls viel von der Tracht der unsrigen, vorzüglich die kurzen Taillen, doch ist schwarz ihre Leibfarbe. Wenn sie auch in ihren Häusern weiße oder kattunene Kleider tragen, so ist doch fast immer ein schwarzes Florhalstuch dabey. Aber bei ihren Haupt- und Staatsactionen, wenn sie Sonntags spaziren gehen und vorzüglich zur Kirche, sind sie rabenschwarz angezogen. Dabey haben sie zur Kirche stets die Mantilla, das ist ein schwarzes starkseidenes oder perkanes Schleyertuch mit einer Sammtborde eingefaßt, welches Kopf, Nacken, Schultern und Busen bedeckt, und aus dem blos ein feines Gesicht, mit hochgeschwungenen Augenbrauen, rothen Lippen, weißen Zähnen und vorzüglich sehr schwarzen Augen beredt hervorlorgnirt. Das pechschwarze Haar ist dabey lang in einen Zopf geflochten, und mit einem Kamme in ein sogenanntes Schwalbennest aufgesteckt. Das Charakteristische der Spanischen Dame scheint mir zu seyn: ausdrucksvolle Physionomie, feurige Augen, beredtes und sehr lebhaftes Minenspiel und Gestikulation, feine schlanke Taille, kleine Hände und Füße. Meistens sind sie schwarz von Haar und Augen, doch findet man in Catalonien auch viele Blondinen mit ächt Teutschen blauen Augen. Die Frauenzimmer von dem niedern Bürgerstande tragen häufig lange Taille und Schnürbrust und statt der Mantilla ein weißes Tuch um den Kopf gebunden. Oft, und die Bäuerinnen fast immer tragen das lange Haar in dem schwarzen, die Spanierinnen characterisirenden Haarnez mit einer Schnur und Knotenschleifen am Ende desselben. Ja ich habe sogar dies Haarnez bey Männern unter der rothen Müze gesehen. Die Art der Spanier zu speisen habe ich bey den gebildeten Ständen nicht beobachten können, weil unser Battaillon nicht anhaltend genug in Gerona blieb, als daß ich hätte hinlängliche Bekanntschaft in guten Häusern machen können. Die Catalonier aber, von der Classe die wir in Selva kannten führen einen sonderbaren Tisch. Fische und andere Seethiere sind die Hauptbestandtheile ihrer Mahlzeit. Die Suppen sind wie bey den Franzosen ein Brodbrey mit Bouillon angefeuchtet. Darüber schneiden sie das Fleisch jener weichlich süßlichen rothen Frucht, welche die Franzosen pommer d'amour (Liebesapfel) nennen. Nach der Suppe kommen Radiese (die man hier fast das ganze Jahr und sehr groß und gut hat), grüne Pfefferschooten, wieder pommes d'amour und dergl. mehr, welches eine Art Sallat bildet, oder vielmehr roh gegessen wird, und nicht übel berechnet ist, den Appetit zu schärfen. Auch in Rousillon, wo man noch halb Catalonisch lebt, bringt man nach der Suppe Radiese oder Melonen. Bey den Cataloniern folgen dann ihre Nationalgerichte, z. B. ein Kürbis in einer weißlichen Sauce, ein Frikassee in Oehl gekocht, Fische auf allerley Art zubereitet, ein Seekrebs und dergl. — Die Oehlspeisen würden Dir sonderbar vorkommen, aber bedenke, daß man hier besseres Oehl in den Lampen brennt, als ihr es zum Sallat esset. Butter liebt der bigotte Catalonier nicht, weil er glaubt, sie nicht in den Fasten essen zu dürfen. Leben sie hoch, so giebt es noch sonderbarere Gerichte: ausgehölte gebratene Aepel mit gehacktem Fleisch gefüllt, was eine Art Pastete bildet, ein Ragout von Lammesherz, Lunge, Leber und geronnenen Blutklumpfen und dergl. Uiberhaupt lieben sie allen möglichen Mischmasch, daher auch ventorillo de Cataluña (Catalonisches Bäuchlein) ein Spanisches Sprichwort ist. Weiter im Lande sind die Seeproducte seltener und müssen auf andere Art ersezt werden. Auch die ärmeren Bauern haben andere Speisen. Mehlbrey und Schnecken ist eines ihrer gewöhnlichen Gerichte. Dabey geht der sogenannte Burron in die Ronde, die eine gläserne Kanne mit einer langen sich sehr spiez endigenden Dille, aus der sie sich den feinen Strahl auf eine Spanne Distanz in den Mund ströhmen lassen und ihn schnalzend hinterschlucken. Diese Art zu trinken habe ich auch gelernt, und finde sie recht gut, weil sie mit weniger Quantität den Durst löscht und sehr kühlt, wenn man den Strahl auf der Oberlippe hin- und herspazieren läßt. Dieser Burron steht in einem Kübel frischen Wasser. Ueber den Character der Catalonier will ich Dir nur im Allgemeinen sagen, daß er verschlossen und höchst cholerisch ist. Dazu kommt noch ein seit Jahrhunderten vererbter Haß gegen die Franzosen, der schon Priestern und Weibern die Flinte in die Hand gegeben hat. Auch die berüchtigte Spanische Grausamkeit[7]) hat wohl nirgends so viel Statt als beim gemeinen Catalonier. Doch lieben sie Teutsche und Neapolitaner mehr als Franzosen und Italiener. Ich schließe diesen Brief, weil ich Gelegenheit habe, ihn durch einen morgen nach Teutschland abgehenden Offizier abzuschicken.

In treuer Bruderliebe

den 9. Octbr. Adolph.

H.

[5]) Um die Jugend, die ländliche und die weibliche Bevölkerung gegen die Fremden aufzureizen, war ein Katechismus herausgegeben worden, in welchem Napoleon, Murat 2c. als teuflische Naturen, die Franzosen als abtrünnige Ketzer hingestellt und ein Franzosenmord als ein Gott wohlgefälliges Werk gepriesen wurde. Da Franzosen und Fremde dem ungebildeten Bauern identisch waren, so fielen viele Deutsche dem Fanatismus zum Opfer.

[6]) Aus den Kriegen in Deutschland an die Gutmüthigkeit der dortigen Bevölkerung gewöhnt und den spanischen Volkscharakter mißachtend, hatte Napoleon, wie vorher im polnischen Feldzuge 1806/1807 angeordnet, daß ihm alle Depeschen, Berichte und Meldungen über Gefechte 2c. nicht wie in früheren Zeiten durch bezahlte Courriere oder Agenten, sondern durch Officiere zu überbringen seien. Vom militärischen Standpunkte aus war dies eine ganz richtige Anordnung. Wenn es auch eine Art von Etappenstraße durch Spanien nach Bayonne gab, so mußten sich diese Officiere unter schwacher Bedeckung ihren Weg oft durch insurgirte Gegenden bahnen. Nach ungefährer Berechnung sind hierbei mehr als 100 hoffnungsvolle, junge Ordonnanzofficiere als Opfer gefallen. General Baron v. Marbot, welcher mehrere Feldzüge in Spanien als Capitain mitgemacht hat, erzählt in seinen interessanten Memoiren darüber Folgendes: Bei einem solchen Ritt auf einsamem Gebirgspfade, nur von zwei Husaren begleitet, habe er aus einem Hinterhalte plötzlich Schüsse gehört und bald darauf die geplünderten Leichen von zwei französischen Infanteristen und an einem Scheunenthor, mit Händen und Füßen angenagelt, Kopf nach unten, unter welchem ein kleines Feuer angezündet war, einen jungen Chasseurofficier mit noch blutenden Wunden gefunden. Die Mörder, ein Kapuziner auf dem Pferde des Officiers reitend und ein Bauer mit den Uniformstücken der französischen Soldaten, seien auf kurze Zeit nachher eingeholt und selbstverständlich sofort niedergemacht worden.

[7]) Vergl. Bemerkung 6, welche hier voll bestätigt wird.

Bücherbesprechungen.

— **Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1899**, herausgeg. von **J. Schneider**, Pf. in Elberfeld, des „Amtskalenders für ev. Geistliche" zweiter Teil, 26. Jahrg. Güterloh, bei C. Bertelsmann, 384 S., 3 ℳ 50 ₰., geb. 4 ℳ — So sehr wir alle Confessionsmengerei aus „nationalen" Rücksichten verabscheuen, und so fest wir den kirchlichen Bekenntnißstand und die geschichtlich gewordene Selbständigkeit der einzelnen evang. Landeskirchen Deutschlands gewahrt sehen möchten, so sehr freuen wir uns über Alles, was dieselben zu gemeinsamer Arbeit und Vertheidigung ihrer gemeinsamen evangelischen Interessen einigen kann. Und dazu dient auch das vorliegende Jahrbuch, eine vortreffliche Gabe für die evangelische Kirche Deutschlands! Es will eine möglichst objectiv gezogene Bilanz der praktischen Jahresarbeit der Kirche geben und den im engeren Kreise wirkenden Geistlichen ein Hilfsmittel werden, den Blick für das große Ganze der deutschen ev. Kirchen zu schärfen und zu erweitern. Das leistet aber dieses Buch, das uns zur Einleitung einen Aufsatz über das Gemeinschaftswesen im Sinne der lutherischen Kirche, mit dessen etwas einseitigem Standpunkte wir uns allerdings nicht völlig einverstanden erklären können, darauf den Personalstatus der ev. Kirchen Deutschlands, ihre kirchlichen Behörden enthaltend, ein buntscheckiges, interessantes Bild!, ferner die neuere kirchliche Gesetzgebung mit den neuesten Gesetzen und Erlassen, sodann einen

vortrefflichen Ueberblick über die Leistungen auf dem Gebiete der evang. Heiden- und Judenmission, die Evangelisation und Lage der ev. Kirche in der ausländischen Diaspora, eine gradezu herrliche und z. Th. herzerhebende Schilderung der Fortschritte unserer Kirche in katholischen Ländern! Den Schluß bilden die kirchliche Statistik, die Innere Mission und eine kirchliche Chronik über die Conferenzen und ihre Themata, sowie ein Nekrolog. Diese gediegene, unsers Wissens auch von unserem hohen Landesconsistorium empfohlene Buch sei namentlich Pastorenconferenzen zu gemeinsamer Anschaffung und Besprechung warm empfohlen. R. W.

— Oesterreichs Zusammenbruch und Wiederaufbau. München, J. F. Lehmann 1899. (Preis bei 1000 Stück 5 ℳ.) — Das kleine, nur 14 Seiten enthaltende Schriftchen ist auf die weiteste Verbreitung berechnet. Der ungenannte Verfasser ist der Meinung, daß die österreichisch-ungarische Monarchie in der That vor dem Zusammenbruche steht, und wer vermöchte das Gegentheil mit Entschiedenheit zu behaupten? Er versucht nun, jedem einzelnen Theile seinen künftigen Herrn zu geben, was uns etwas an die Jägerburschen erinnert, welche die Bärenhaut verkauften, bevor sie den Bären erlegt hatten. Im Uebrigen können wir in Deutschland nicht so viel katholischen Zuwachs vertragen, wie der Verfasser uns gütigst zugedacht hat. Sachsen soll z. B. ganz Böhmen erhalten — wir würden uns mit der nordwestlichen Ecke begnügen, welche von Bodenbach bis Eger geht, die südlicher gelegenen deutschredenden Theile: Pilsen u. s. f. könnten füglich an Bayern fallen. Für das übrige Königreich Böhmen danken wir Sachsen aber. Wir könnten auch so viele Czechen in der That nicht verdauen. Böhmen mag ein czechischer Nationalstaat werden und zusehen, wie es dabei fortkommt. Den nordöstlichen Theil von Böhmen, sowie Oesterreich-Schlesien würde Preußen unschwer aufnehmen können. Im Uebrigen sollte aber — wenn wir noch etwas politische Kannegießerei treiben dürfen — Deutsch-Oesterreich (mit Wien als Hauptstadt) zusammenbleiben und alle deutschen Kronländer in festem Gefüge zusammenschließen, namentlich also auch Salzburg, Vorarlberg und Deutsch-Tirol. Das würde ein schönes Königreich und ein guter Verbündeter für Deutschland sein! —tg—

— Steiermark, Kärnthen, Krain und Küstenland (8. Heft des „Der Kampf um das Deutschthum"). Von Dr. Hofmann v. Wellenhof, Reichsrathsabgeordneten. München, J. F. Lehmann 1899. — Gestützt auf eine reichhaltige Literatur sowie genaue Kenntniß der Landesverhältnisse wird der Kampf für das Deutschthum hier tapfer fortgesetzt. Wir sehen auch hier deutlich, wie Dank der verständnißlosen Nachgiebigkeit der österreichischen Regierung und der Rührigkeit des slavischen Elements das Deutschthum in Handel und Wandel, in Grundbesitz und Handwerk, in Kirche und Schule immer mehr zurückgedrängt wird. Man erkennt fast ziffernmäßig, wie es seit den Tagen der Maria Theresia und Joseph's II. immer abwärts gegangen ist. Indem wir den geneigten Leser auf die Schrift selbst verweisen, wollen wir nur als Beispiel anführen, daß es (nach Seite 100) bereits vor 9 Jahren nur noch 24 deutsche Volksschulen gegen 258 slovenische gab und daß die römisch-katholischen theologischen Lehranstalten in demselben Lande 106 Slovenen und 6 Czechen, aber nicht einen einzigen Deutschen aufwiesen. Wer den Einfluß des Klerus in jenen Landestheilen kennt, wird leicht ermessen, was das zu bedeuten hat. —tg—

— Psychische Studien, herausgegeben von Alexander Aksakow. 25. Jahrgang (1898). Leipzig, Oswald Mutze. — Seit einem Vierteljahrhundert dient die jetzt im Jahresbande für 1898 vorliegende Zeitschrift dem Spiritismus und den ihm verwandten Gebieten. Der Herausgeber und sein Secretär Dr. Wittig, die jetzt von der Leitung der Monatsschrift zurücktreten, thun das mit den besten Hoffnungen für die immer günstigere Entwicklung der von ihnen vertretenen Anschauungen (S. 553 f.), und in der That ist der Kreis der „Occultisten" im Sinne Aksakow's eher im Zunehmen als im Abnehmen. Ueber die innerhalb desselben regsamen Bestrebungen geben die „Studien" ein nicht gleichmäßiges aber gut unterrichtendes Bild. Jede Monatsnummer bringt in einem ersten Theile „Historisches und Kritisches", in einem zweiten theoretische Abhandlungen und schließt mit kurzen Mittheilungen und der einschlagenden Bibliographie. Man findet meist ein ernstes Streben nach bestmöglicher Bezeugung der angeführten wunderbaren Begebenheiten, zuweilen sogar Selbstironie und wechselseitige scharfe Kritik. Daß trotzdem so wenig geschaffen wird, wo so viel geschafft ist, liegt an der Aufgabe, die sich die Psychischen Studien gestellt haben: eben blos ans Unerklärliche und zwar mit fortwährend wechselnden Theorien heranzugehen. Daß man nicht Alles verneinen darf, was man nicht demonstriren kann, ist sicher ein richtiger Gedanke; aber daß man alles Räthselhafte, was von früher her berichtet wird oder das heute auftaucht, durch Hypothesen erklären müsse, die noch viel räthselhafter sind als die vielleicht mißverstandenen Thatsachen, die sie erklären sollen — das ist weit bedenklicher als das schlichte ignoramus. Wie wenig klar selbst ergraute Verfechter des Spiritismus in ihrem Gebiete sind, zeigt der Umstand, daß innerhalb der großen Gemeinde Einer den Anderen des Irrthums, des Aberglaubens, des Belogenseins, falscher Untersuchungsweise und des Selbstbetrugs bezichtigt (vergl. namentlich die Schlußnummer). Immerhin enthält der Jahrgang viel Lesenswerthes. So sind Wittig's Beiträge voll hübscher Bemerkungen zur Volkskunde, und die durch neun Nummern sich hinziehende Abhandlung Dr. Wedel's „Ueber das Uebersinnliche in der deutschen Literatur" verdiente eine weitere, etwas objectiver gehaltene Ausführung. Daß der Verfasser nicht alle Schriftsteller des laufenden Jahrhunderts hat sichten können, ist ja erklärlich; aber er hätte doch — um einiges anzuführen — bei Goethe nicht die Geschichte von dem spukenden Liebhaber der Clairon erwähnen sollen, ohne die daran anschließende von dem Waisenmädchen und den Klopflauten, die dasselbe verfolgten, anzuführen. Gerade hier bringen die Ausgewanderten, denen die Geschichte erzählt wird, Einwürfe und Abweis derselben genau so, wie das heute noch bei uns geschieht. Bei Lenau darf man wohl nicht über geringe Ausbeute klagen, nachdem man den Gedichtcyklus „Anna" unerwähnt gelassen. Lindau's Schauspiel „Der Andere" schließt nicht so grell ab, wie es Wedel darstellt. — Bei allem methodischen und ethischen Interesse, das man dem Spiritualismus entgegenbringen mag, berührt freilich der Hochmuth einzelner Vertreter desselben peinlich. Wenn die occultistischen Theorien als wahre Ecksteine der Religion (S. 363), als einzig solides Fundament derselben (S. 635) hingestellt werden, so ist das ein ebenso ungehöriger als unnützer Angriff auf die, welche sich an das Heilandswort halten, welches dem ungläubigen Jünger galt, und die selig preist, welche nicht sehen und doch glauben. Dr. Grimm.

— Felix Dahn's Sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band X. Fredigundis. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (Ende des VI. Jahrhunderts). 364 S.; 8. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1899. — Der 1882 begonnene und 1886 vollendete Roman „Fredigundis" ist nur innerhalb der Reihe der übrigen Schöpfungen Dahn's recht zu verstehen, die ihren Stoff dem gewaltigen Behälter der germanischen Völkerwanderung verdanken; sonst bliebe er — bei aller Achtung vor der Gestaltungskraft des Dichters — ein gewagtes und wahrscheinlich verunglücktes Experiment. Aber einen Epiker mit der Vorliebe für das Heroische, Ungezügelte, Urwüchsige, Heidnische, wie es Felix Dahn nun einmal ist, mußte es locken, auch die Zeiten einer Fredegunde von Neustrien, der brutalen Emporkömmlingin, und ihrer Todfeindin, der aristokratischen Brunhilde von Austrasien, in den Bannkreis seiner Darstellung zu ziehen, zumal da die in der Frankengeschichte des frumben und gelahrten Bischofs Gregor von Tours niedergelegte Theilnahme für Austrasien den kritischen Geschichtsmann reizte, das letzte Drittel des 6. Jahrhunderts auch einmal vom neustrischen Standpunkt aus dichterisch zu beleuchten. Dabei geht es nun, wie gesagt, allerdings hie und da vielleicht manchem zartbesaiteten Gemüth etwas zu „wübsicht" zu — ja, für zimperliche Nerven hat Dahn's Muse, deren Wohnsitz man nicht auf dem Helikon, sondern in nordischen Gefilden suchen muß, nichts übrig. Sie ist wild, ungeberdig und schwelgt in blutigem Heroenthume; und wenn auch äußerlich nicht, so gipfelt innerlich der Roman doch in und schließt mit dem heidnisch-pessimistischen Grundgedanken: „Da sieht man's wieder unbestreitbar klar: es ist kein Gott" (S. 359). Dennoch bleibt selbst diese Schöpfung eine Dichtung, die auch weichere Töne nicht verschmäht; ich mache nur auf die Herübernahme des sinnigen Rothkehlchenmotivs (von S. 98 nach S. 300) aufmerksam. — Auf S. 274 steht übrigens Netz statt Neck: ein Setzfehler, der nach dem „Sang an Aegir" kaum hätte vorzufallen brauchen. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 28. Dienstag, den 7. März, Abends. 1899.

Die Mövencolonien in Sachsen.

„Raben des Meeres" hat man die Möven genannt und damit unter anderem ihren unersättlichen Appetit und den Schauplatz, wo sie denselben hauptsächlich bethätigen, charakteristisch ausgedrückt. In etwa 80 Arten über alle Welttheile bis in die Regionen des ewigen Eises verbreitet, umsäumen sie in unermeßlicher Anzahl namentlich die Küsten, und wie sie von hier aus das abdampfende Schiff nur bis zu einer gewissen Schranke hinaus in den Ocean begleiten, so ist ihr Erscheinen dem rückkehrenden Seefahrer ein sicheres Anzeichen des nahenden Landes. Die binnenländische Bevölkerung begnügt sich deshalb gewöhnlich nicht mit der einfachen Bezeichnung „Möve", sondern spricht vielfach jeden etwa erscheinenden Vogel dieser Gattung im Gefühl seiner engen Beziehung zum Meere als „Seemöve" an, mag er einer Art zuzurechnen sein, welcher er will. Ob die Möven nun vor der geheimnißvollen Winternacht des Polargebietes in unsere wirthlicheren, lichteren Breiten flüchten oder uns von der Nord- oder Ostsee her Besuche abstatten, stets pflegt ihr Auftreten das Interesse von Neuem wachzurufen. Es scheint ein beinahe elementarer Zug zu sein, mit welchem uns das plötzliche Auftauchen und Verschwinden, Gestalt und Bewegungen, Wesen und Treiben dieser eigenartigen Vögel erfassen. Daher haben sie von jeher der naiven Naturbetrachtung des Volkes, wie dem kühlen Erkenntnißdrange des Forschers und der künstlerischen Gestaltungskraft zahlreicher Maler und Dichter eine unerschöpfliche Fundgrube eröffnet, und wohl kaum vermögen wir uns Romane und lyrische Dichtungen, welche das Meer in ihr Bereich ziehen, oder Gemälde mit Klippen, Dünen und Wogen vorzustellen, in denen nicht Möven als wirksame Staffage eingefügt wären. Als eigentliche „Seemöven" kommen für Sachsen 5 der Gattung der sogenannten Fischmöven (Larus) und 2 den Raubmöven (Lestris) angehörende Arten in Betracht. Von letzteren sind es die Schmarotzer- und die mittlere Raubmöve, von den Larus-Arten die Sturmmöve, Heringsmöve, Silbermöve, Eismöve und dreizehige Möve, welche bei uns — freilich nur als seltene Gäste — beobachtet worden sind. Von der See her dringen dieselben aus ihren nordischen Wohnbezirken in das Binnenland ein, wobei sie vorzugsweise die großen Stromläufe begleiten, und von diesen aus folgen sie dann zuweilen einem größeren Seitenflusse oder unternehmen Abstecher in Gegenden, welche eine größere Zahl umfänglicher Teiche bergen. Dementsprechend lassen sich in Sachsen 3 Zonen erkennen, woselbst diese Möven nach den bisherigen Wahrnehmungen besonders aufgetreten sind. Das Centralgebiet verkörpert naturgemäß die Elbe. Oestlich davon ist sodann der Landstrich von Großenhain nach der Gegend bei Kamenz, Königswartha und Bautzen hin namhaft zu machen, in welchem außer kleineren Flußläufen vor allen Dingen die vielen Teiche ein Anlockungsmittel für die Möven bilden mögen, und noch unweit Zittau wurde z. B. im Januar 1888 auf den Neißewiesen ein Exemplar der Sturmmöve erbeutet. Im Westen ist für die vorliegende Frage das Gebiet der Mulde von Bedeutung, wo nordische Möven bis nach Zwickau aufwärts festgestellt worden sind. So wurde beispielsweise im November 1895, eine Wegstunde nördlich von Zwickau, eine Sturmmöve an der Mulde geschossen, und in der zweiten Octoberhälfte d. J. erschienen etwa zwei Wochen hindurch am „Schwanteiche" wiederholt theils eine, theils zwei Silbermöven in dem Aussehen des Jugendkleides. Die stattlichen Vögel, welche die Krähen wesentlich an Größe übertreffen und mit ihren langen Flügeln bis gegen 1,50 m klaftern, ließen sich gewöhnlich auf einigen Sandbänken, die aus dem zum Zwecke des Fischens etwas zurückgelassenen Teiche hervorragten, nieder, gingen dann im Schlamm und Wasser ihrer Nahrung nach, standen und liefen umher, schwammen oder flogen auf den Wasserspiegel hinaus und übernachteten auch mehrmals hierselbst, bis sie gegen Ende October wieder verschwanden. Außerdem gelangte hier noch manche durchwandernde nordische Möve zur Wahrnehmung, deren Artzugehörigkeit bei der Kürze ihres Erscheinens und der oft bedeutenden Entfernung von dem für solche Vorkommnisse nur wenig geübten Auge des Binnenländers nicht immer erkannt zu werden vermochte. Diese westliche Mövenzone Sachsens erstreckt sich seitwärts der Mulde, namentlich über die Teiche von Frohburg, Breitingen, Haselbach u. s. w. bis ins Altenburgische hinein, während nach Osten zu bei Chemnitz, und zwar an der Chemnitz, im Februar 1888 noch eine Sturmmöve erlegt ward.

Wichtiger als diese, zwar ein hohes wissenschaftliches Interesse bietenden, aber doch immer nur vereinzelten Besuche fremder Möven sind ohne Zweifel die Brutcolonien, welche unser Vaterland aufzuzeigen hat, wobei es sich lediglich um die Lachmöve (Larus ridibundus) handeln kann, die innerhalb der Grenzen der gemäßigten Zone an den größeren Binnengewässern Europas, Asiens und Nordamerikas überhaupt fast überall als Brutvogel angesiedelt auftritt. Die Körpergröße dieser Mövenart übertrifft die einer gewöhnlichen Taube. Noch mehr ist dies aber der Fall hinsichtlich der Spannweite der Flügel, welche bei der Lachmöve bis nahezu 1 m betragen kann und sie somit im Fluge erheblich bedeutender darstellt. Ihre Färbung ist im Gegensatz zu den meisten anderen Vögeln bei beiden Geschlechtern zwar gleich, jedoch nach Alter und Jahreszeit ebenfalls verändert, wobei man zwischen dem Sommer- und Winterkleid zu unterscheiden hat. Die Hauptfarbe der Alten erstrahlt weiß, und die Oberseite überzieht größtentheils, nämlich auf dem Rücken und dem Mantel, ein nur schwach davon abweichendes, zartes Blaugrau, während die Schwungfedern an der Spitze schwarz sind. Das Sommergefieder ist durch eine schwarzbraune Kappe über dem Kopf gekennzeichnet, die indessen bei der Herbstmauser wieder beseitigt wird. Ganz besonders schmuck nimmt sich das schöne Roth der Füße und des Schnabels aus, das vor allen Dingen im Sommer in gesteigerter Lebhaftigkeit prunkt. Die jungen Vögel tragen eine weit weniger grelle und auffallende Farbe zur Schau, was sich zu ihren für die Unterscheidung von Gefahren und das Benehmen gegen dieselben noch ungenügend geförderten Fähigkeiten und dem darauf gegründeten höheren Schutzbedürfniß in naturgemäßen Einklang setzt. Im ersten Herbste ist daher das Weiß des Kopfes oben durch Grau gedämpft, der Mantel erscheint im Allgemeinen erdbraun, und das schwarze Schwanzende, das den Alten fehlt, mildert neben den schwarzen Flügelspitzen von hinten her die Grenzlinie zwischen dem Boden und dem Körper wesentlich, welcher Umstand sicherlich dazu beitragen wird, Ueberfälle von dieser Seite bis zu einem gewissen Grade abzuwenden. Füße und Schnabel erscheinen ebenfalls viel matter, etwa fleischfarbig, und dies wird bei letzterem vorn auch noch durch ein schwärzliches Braun abgeschwächt. Die Umfärbung zu dem Alterskleide hin geschieht sehr allmälig und pflegt in der Regel erst mit dem dritten Frühjahr beendet zu sein. Die Lachmöven werden, wie die Möven insgesammt, von regem Geselligkeitstriebe beseelt und schaaren sich insbesondere an den Brutplätzen in oft erstaunlicher Menge zum Nisten zusammen, woraus der große Vortheil einer gemeinsamen Abwehr gegen feindliche Angriffe auf ihre Brut entspringt, und wenn sie zuweilen, wo eine größere Ansammlung der Beschaffenheit der Oertlichkeit oder anderer Umstände halber nicht angängig erscheint, in einem oder wenigen Paaren brüten, so bildet das stets eine vereinzelte Ausnahme. Sie lieben größere stehende Gewässer mit Rohr, Schilf, Binsen und Gräsern, welche von fruchtbaren Ländereien

umschlossen werden, wogegen kahle oder waldige Ufer keine ausreichenden Bedingungen für die Anlegung ihrer Nester zu gewähren geeignet sind. Doch bauen sie sich auch auf schilfbewachsenen, morastigen Ufern und Inseln langsam strömender Flüsse an. Hieraus leuchtet ein, daß ihre Colonien auf bestimmte Grenzen beschränkt sein müssen, welche in Sachsen, obgleich theilweise mit erheblichen Lücken, im Großen und Ganzen auf die bereits hervorgehobenen drei Zonen entfallen: das Teichrevier östlich von Großenhain und in der Lausitz, die Elbe nebst dem Dippelsdorfer Teiche bei Moritzburg und den westlichen Theil des Landes, wo sie an der Mulde bei Wurzen, sowie auf den großen Teichen bei Frohburg brütend gefunden werden. Die Nester werden an möglichst unzugänglichen Stellen nahe bei einander inmitten von Wasser- und Sumpfgewächsen errichtet und ruhen gewöhnlich auf angehäuftem Pflanzenwust, niedergedrückten Wasserpflanzen, Rohrstrünken u. s. w. Die Möven verwenden dazu in der Hauptsache Material aus der Umgebung und ordnen dasselbe so sorgfältig zusammen, daß ihr Bauwerk einen günstigeren Eindruck hervorruft als bei vielen anderen Schwimmvögeln. Das volle Gelege enthält meist drei Eier, seltener nur zwei, welche im Verhältniß zum Vogel als sehr umfangreich bezeichnet werden müssen. Wer zum ersten Male Mövennester aufsucht, pflegt von den Färbungen der Eier, die stark von einander abweichen, in Erstaunen versetzt zu werden und könnte geneigt sein, sie mehreren Arten zuzuschreiben, wenn nicht die häufige Vereinigung der verschiedenen Farbentöne in demselben Neste und der Umstand, daß bei uns überhaupt ausschließlich die Lachmöve nistet, geeignet wären, ihn eines Besseren zu belehren. Die Eier tragen auf grünlichem, gelblichem oder braunem Grunde graue, hell- und dunkelbraune Flecken, sind glanzlos und mit ziemlich zarter Schale umhüllt und werden von den beiden Alten, die sich mit Eifer in die Bewachung und den Schutz der Brut theilen und die größte Aufopferung entfalten, bis zum Ausschlüpfen, das nach ungefähr 17 bis 18 Tagen stattfindet, abwechselnd bebrütet. Kaum eine Woche alt, verlassen die Jungen noch mit den Dunen bekleidet bereits das Nest, um sich dem Wasser anzuvertrauen, schwimmen munter umher, bei Gefahr sich rechtzeitig in Sicherheit bringend, und laufen ihre Entwickelung so rasch durch, daß sie mit etwa vier Wochen schon zu fliegen verstehen. Ein Leben voll Lärm, Bewegung und Ungestüm spielt sich Tag für Tag bei einer derartigen Ansiedelung ab und schenkt der Landschaft einen ganz ungewöhnlichen Reiz. Alle Augenblicke taucht das bekannte Flugbild einer Möve mit den langen, an den Gelenken eingeknickten Flügeln und dem kurzen Schwanze in blendendem Weiß vor uns auf. Wir folgen ihr mit den Augen, wie sie mit ruhigen, weitausholenden Schlägen dahineilt, plötzlich vielleicht durch kühne und schöne Wendungen entzückt, steil aufwärts steigt, gaukelnd ein wenig in den Lüften verweilt und sich dann in gleitendem Schwebefluge wieder herabsenkt, um von Neuem emporzuschießen. Im Bogen stößt sie jetzt vielleicht nach einer Beute ins Wasser nieder, vermag aber trotz alles Kraftaufgebotes bei ihrem geringen Körpergewicht nur wenig einzudringen, setzt sich einmal nach mehreren Flügelschlägen auf die Fluth und ruht leicht wie ein Schaumgebilde auf den schaukelnden Wellen. Und dies Alles denke man sich in weit größerer Abwechslung, als es hier zu schildern versucht worden ist, vervielfältigt durch einen ganzen Schwarm, vielleicht durch Hunderte oder Tausende von Möven, die wie große Flocken durcheinander wirbeln, sich gegenseitig nähern und entfernen, hier und da im Grün der Wassergewächse niedertauchen oder sich daraus erheben! Vervollständigt wird die Dramatik dieses buntbelebten Bildes gewöhnlich noch durch mehr oder minder zahlreich vorhandenes anderes Wassergeflügel, wie Wasserhühner, Enten, Taucher u. s. w., das sich die günstige Nistgelegenheit der Möventeiche ebenfalls zu Nutze macht und in der Vielgestaltigkeit seiner Lebensäußerungen den luftgewandteren Möven nicht allzu weit nachsteht. Weniger angenehm als das Auge empfindet die Nachbarschaft der Möven bisweilen allerdings das Ohr, welches sie zur Brutzeit durch ihr bei jeder Gelegenheit losbrechendes infernalisches Geschrei und Gekreisch so zu foltern im Stande sind, daß es noch in den Gehörnerven nachklingt, nachdem man sich längst außer Schallweite entfernt hat. Für die Möven selbst freilich ist dieses „Talent" von hoch anzuschlagendem Werthe, indem sie dadurch ihre muthigen Angriffe auf heranfliegendes lüsternes Raubgesindel in der Regel so nachdrücklich zu unterstützen vermögen, daß dasselbe verwirrt und bestürzt vorzieht, die Flucht zu ergreifen. Die Mövencolonien tragen indeß nicht nur den soeben skizzirten ästhetischen Beziehungen Rechnung, sie erweisen sich vielmehr auch gedeihlichen praktischen Zwecken von hervorragender Wichtigkeit dienstbar und leisten von diesem Punkte aus reichlich ihren Antheil zu dem Ausgleich unter den Lebewesen und der daraus folgenden relativen Harmonie der organischen Welt. Für das Gewürm, die Schnecken und Insekten der betreffenden Gegenden bilden die Lachmöven von ihrer Ankunft im Frühjahr bis zum Abzug im Spätsommer unermüdliche Vernichter. Sie folgen krähenähnlich dem pflügenden Landmanne, um die bloßgelegten Regenwürmer, Engerlinge u. s. w. aufzunehmen, streifen die Wiesen nach Heuschrecken, Grillen, Käfern ab, fangen von den Bäumen die Mai- und Junikäfer und wissen auch der Mäusejagd mit großem Geschick obzuliegen. Am Wasser vertilgen sie insbesondere Mücken, Libellen und Wasserkäfer nebst ihren Larven, während sie der Fischerei im Vergleich zu ihrem großen Nutzen nur wenig erheblichen Schaden verursachen. Denn nur kleine Fische, welche in seichtes Wasser oder in die Nähe der Oberfläche kommen, sind sie zu erbeuten befähigt und machen bei ihrer stets wohlgedeckten Tafel nicht übermäßig Gebrauch davon, wogegen sie von Teichen, die mit Fischbrut besetzt sind, durch gelegentlich angebrachte Schüsse leicht fern gehalten werden können. Einen mühelosen und unter Umständen beträchtlichen Gewinn ergiebt weiter das Ausnehmen der Eier, die bekanntlich in hohem Ansehen stehen. Angesichts der großen Vermehrungskraft der Lachmöven wird sich schwerlich ein stichhaltiger Grund hiergegen einwenden lassen, zumal es dem Teich- oder Jagdinhaber bei dem schlechten Geschmacke des Fleisches dieser Thiere gänzlich benommen ist, seinen Tribut auf andere Weise zu erheben. Gleichwohl möchte es gestattet sein, die Frage anzuregen, ob die bei dem Erlaß der einschlagenden Rechtsbestimmungen seiner Zeit maßgebenden Voraussetzungen noch heut zu Tage uneingeschränkt zutreffen. Das sächsische Gesetz, die Schonzeit der jagdbaren Thiere betreffend, vom 22. Juli 1876 bestimmt in §. 4 unter Anderem: „Auch ist . . . . das Einsammeln von Kiebitz- und Möveneiern zu jeder Zeit gestattet." Es dürfte wohl nirgends auf Widerspruch stoßen, von der Menschlichkeit und Einsicht des Gesetzgebers ohne Weiteres anzunehmen, daß er durch diese Maßnahme Möven und Kiebitze keineswegs der Ausrottung oder auch nur einer ungerechtfertigten Herabminderung ausliefern wollte, denn er hätte sie sonst nicht mit in die vom 1. Februar bis mit 31. August jeden Jahres Schon- und Hegezeit genießenden jagdbaren Vögel einbezogen, wie es thatsächlich geschehen ist (§. 3, Absatz 9 desselben Gesetzes). Man darf vielmehr vermuthen, daß jene gesetzliche Bestimmung in erster Linie aus dem wirthschaftlichen Gesichtspunkte entsprungen sein wird, die kostbaren Eier zu verwerthen, während andererseits erwartet wurde, daß die Vögel durch Nachlegen immer noch die für ihren Bestand erforderlichen Bruten durchbringen und zur Erzielung einer genügenden Nachkommenschaft gelangen würden. Aber seitdem sind die Culturverhältnisse unseres Landes doch mannigfachen Umgestaltungen unterzogen gewesen, so daß namentlich der Kiebitz durch die rastlos fortschreitende Austrocknung nasser Fluren neuerdings vieler Brutgebiete verlustig gegangen und infolge dessen aus gewissen Gegenden ganz verdrängt, in anderen zum wenigsten selten geworden ist. Nicht in gleichem Maßstabe haben die Möven an Terrain eingebüßt, da etwaige Veränderungen der betreffenden Teiche und Flußtheile in langsamerem Tempo stattzufinden pflegen, weil bei ihnen weit weniger häufig der Zweck besserer Ausnutzung in Frage kommt. Hiernach dürfte eine gesonderte Behandlung der beiden Vogelarten als angemessen einzuhalten sein. Bei dem Kiebitz scheint sich ein durchgreifendes Verbot des Eierraubes mindestens für diejenigen Bezirke zu empfehlen, wo sein Rückgang durch die Ungunst der Umstände theils eingeleitet, theils vorbereitet ist, wenn dieser nützliche und schöne Vogel bei uns möglichst lange vor dem Untergange bewahrt bleiben soll. Eine wirthschaftliche Bedeutung kann das Ausheben seiner Eier da, wo er seine Häufigkeit verloren hat, ohnehin nicht mehr beanspruchen, und Erhebungen dahin, wie weit dieses Verbot zu erstrecken wäre, würden sich unschwer durchführen lassen. Was die Möven anbelangt, so scheint bei der zunehmenden Nachfrage und der gesteigerten Preiszahlung für ihre Eier in der Erlaubniß schrankenloser Ausbeutung eine erhöhte Gefahr zum Ausdruck zu kommen, wie denn in neuerer Zeit mehrere Fälle bekannt geworden sind, daß unsere heimischen Colonien infolge schonungslosen Vorgehens ihre Brutplätze ganz aufgegeben oder weiter verlegt haben. Wenn im Gegensatz hierzu

die Erfahrung lehrt, daß dort, wo eine begrenzte, natürlich in den Anfang des Legens fallende Entnahmedauer eingeführt ist, welche zwischen 10 und 18 Tagen zu schwanken pflegt, die Ansiedlung nicht verscheucht, sondern stark und legekräftig erhalten wird und alljährlich eine ausgiebige Eierernte gewährleistet, so dürfte eine derartige Festlegung für den Schutz der Möven in Sachsen zur Zeit als völlig ausreichend, aber auch als höchst wünschenswerth anzusehen sein. Das deutsche Reichsgesetz, betreffend den Schutz von Vögeln, vom 22. März 1888 bietet einer in dieser Richtung vorgehenden gesetzgeberischen Initiative keine Schwierigkeiten, denn obschon es in §. 1 das Einsammeln, Feilbieten und den Verkauf der Eier von Strandvögeln, Seeschwalben, Möven und Kiebitzen ebenfalls freigiebt, fügt es hinzu: „Jedoch kann durch Landesgesetz oder durch landespolizeiliche Anordnung das Einsammeln der Eier dieser Vögel für bestimmte Orte oder für bestimmte Zeiten untersagt werden.“ Und in §. 9 steht: „Die landesrechtlichen Bestimmungen, welche zum Schutz der Vögel weitergehende Verbote enthalten, bleiben unberührt.“ Nun diese Fälle würden hier eintreten.

Wenn vorstehende Zeilen das Interesse für unsere Mövencolonien in weiteren Kreisen belebten und in Anbetracht der gegenwärtigen Gestaltung der Landesverhältnisse zur Erwägung eines Brutschutzes derselben, wie auch für die vieler Orten schwer bedrohten Kiebitze beizutragen vermöchten, so würde ihre Aufgabe gelöst sein.

Robert Berge.

Napoleon auf St. Helena.*)

Die Denkwürdigkeiten vom Grafen Las Cases, welcher aus eigenem Antriebe Napoleon nach St. Helena begleitete und bis Ende November 1816, wo er zwangsweise nach Europa zurückgeschickt wurde, in engster Gemeinschaft mit ihm gelebt hat, sind unter dem Namen Mémorial de St. Hélène bereits längst bekannt. Es sind aber 9 Bände und es wird heutzutage wenig Leute geben, welche dieselben gelesen haben, obwohl sie des Interessanten genug enthalten. Es ist deshalb ein Verdienst des Hrn. Uebersetzers, daß er einen nur das Wichtigste enthaltenden Auszug verfaßt und denselben mit einer Reihe von theils erläuternden, theils richtig stellenden Anmerkungen versehen hat. Ein Menge rein intimer und sonst minder wichtiger Dinge ist allerdings dadurch in Wegfall gekommen. Wir halten das aber für kein Unglück. Denn wir haben an „Napoléon intime“ u. dergl. Büchern neuerdings schier mehr als genug und ein eigentliches Geschichtswerk bilden diese Tagebücher überhaupt nicht, oder doch nur in sehr beschränkter Weise. Den Hauptinhalt des Buches bilden nicht Beobachtungen von Las Cases selbst, sondern Aeußerungen Napoleon's. Diese Aeußerungen sind durchaus subjectiv gefärbt und beruhen z. Th. auf nachweisbaren Irrthümern. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Napoleon die Weltgeschichte, die er Jahrzehnte hindurch gemacht hat, auch seinen Vertrauten gegenüber in die ihm selbst möglichst günstige Beleuchtung hat rücken wollen. Dies ist selbst da der Fall, wo er begangene Irrthümer eingesteht, z. B. in Bezug auf den russischen Feldzug. Dazu kommt, wie bei den Bismarck'schen Denkwürdigkeiten, vielfach der Mangel an vorliegendem urkundlichen Material, an dessen Stelle die Erinnerungen treten, bei welchen mehr als bei manchen anderen Dingen der Satz gilt, daß Irren menschlich ist. Bei Napoleon tritt — ebenso wie bei Bismarck — hinzu, daß ihre Auffassung der Dinge (auch der vergangenen) durch manche Bitterkeit des Lebens getrübt worden ist. Wir wollen den Vergleich hier nicht weiter verfolgen und nur auch auf Grund dieser neuesten Publication unsere unmaßgebliche Meinung dahin aussprechen, daß es eine der größten Schändlichkeiten der an Schändlichkeiten reichen englischen Politik war, Napoleon nach Helena zu deportiren. Daß man eine weitab gelegene und schwer zugängliche Insel gewählt hat, wird nach den Vorgängen von Elba Niemand den Engländern verdenken. Aber daß hierfür von England ein Ort von dem ausgesucht ungesunden, ja fast unerträglichen Klima von St. Helena gewählt wurde, daß man Napoleon ungenügende Räumlichkeiten zum Wohnen anwies, daß man ihn mit solcher Sparsamkeit behandelte, daß er genöthigt war, sein eigenes Silbergeschirr zu veräußern, und daß man ihn durch kleinliche Chicanen aller Art das Leben täglich verbitterte, bis der Tod ihn erlöste — das ist ein Schandfleck, welcher für alle Zeiten auf der englischen Krone und dem Parlamente, diesen Säulen des liberalen Englands, haften bleiben wird. Daß die Regenten der übrigen europäischen Mächte nicht dagegen einschritten, ändert nichts an der Verantwortlichkeit, welche England dafür in erster Reihe zufällt. Das Buch zerfällt in vier ziemlich ungleichartige Bestandtheile. Die ersten Capitel enthalten die Reise von Frankreich nach St. Helena, die letzten die Rückreise des Verfassers nach Frankreich, den übrigen Inhalt bilden großentheils eigene, möglichst wortgetreu wiedergegebene Mittheilungen Napoleon's und Bemerkungen des Verfassers, namentlich auch über das Leben auf St. Helena. Die vorletzte Kategorie wird natürlich als die wichtigste und interessanteste zu gelten haben. Bei dem Bildungsgrade und der Rangstellung des Grafen Las Cases ist auch nicht anzunehmen, daß er Aeußerungen des Kaisers häufig mißverstanden haben sollte. Man kann übrigens durchaus nicht sagen, daß der Eindruck der letzteren auf den Leser ein vorwiegend günstiger ist. Die Phrase, von der ja Napoleon bekanntlich keineswegs frei war, herrscht in bedenklichem Grade vor. Eine fieberhaft erregte Phantasie läßt dem Kaiser oft Menschen und Dinge in ganz anderem Lichte erscheinen, als es je in der nüchternen Wirklichkeit der Fall gewesen sein wird. Die gigantischen Pläne, mit welchen sich der Kaiser Jahr ein Jahr aus trug, wachsen hier in das Ungemessene und Chaotische aus — ein seltsamer Gegensatz gegen die trockenen, aller Phantasie entbehrenden Aufzeichnungen, die wir von Cäsar besitzen. Zur Charakteristik Napoleon's sowohl wie der damaligen Zeitläufe sind aber diese Betrachtungen und Ergüsse einer leidenschaftlich erregten Seele immerhin von großem Werth. Wir wollen nun, um dem geneigten Leser wenigstens etwas von dem Inhalte des Buchs zu bieten, einige Stücke hier folgen lassen, ohne jedoch eine Gewähr dafür zu bieten, daß es gerade die wichtigsten und besten sind. Wir wählen vielmehr lediglich solche Einzelheiten, welche wir für charakteristisch und auch für weniger bekannt halten. In Bezug auf die finanziellen Ergebnisse, welche der italienische Krieg (1796) für ihn hatte, erzählt Napoleon u. A.: „Als ich zurückkehrte, nannte ich keine 300 000 Frcs. mein eigen und hätte doch so leicht 10 bis 12 Millionen für mich beschaffen können. Eine Rechnungsablegung über Contributionen u. s. f. hat man von mir niemals verlangt. Ich rechnete darauf, man werde mir bei meiner Rückkehr irgend eine bedeutende Dotation zuwenden, als Beweis nationaler Dankbarkeit — das war mein Wunsch — aber es erfolgte nichts.“ Ueber die große körperliche Ausdauer des Kaisers bemerkt Las Cases (Bd. I Seite 89): „Seine Constitution ist durchaus keine starke, den Geruch von Farbe kann er nicht ausstehen, Feuchtigkeit kann er nicht vertragen. Von Eisen ist er nicht und doch den größten Strapazen durch die Kraft seines Willens gewachsen. Der Ritt von Valladolid nach Burgos mit verhängtem Zügel (35 spanische Meilen in 5½ Stunden) ist ja bekannt. Ich habe ihn auf St. Helena 10 oder 12 Stunden hintereinander lesen gesehen.“ — Ein anderes Mal erzählte der Kaiser: „Man hat mich für unverwundbar ausgegeben; das macht, weil ich ein Geheimniß aus meinen Verwundungen machte.“ Es wären ihm, fuhr er fort, bei der Belagerung von Toulon 3 Pferde unter dem Leibe erschossen worden, ebenso in dem italienischen Feldzug. Bei Regensburg wäre ihm durch eine Kugel ein Hacken verwundet worden, bei Eßlingen (oder Wagram) habe ihm eine Flintenkugel den Stiefel aufgerissen und das linke Bein gestreift; bei Arcis-sur-Aube 1814 sei ihm der Hut vom Kopfe geschossen, auch ein Pferd getödtet worden. Nach der Schlacht von Brienne, als er nach seinem Nachtquartier ritt, sei er von Kosaken überfallen worden, er habe sich mit gezogenem Degen vertheidigt, mehrere Kosaken wären neben ihm getödtet worden. — Dazwischen kommen bittere Klagen über seine Behandlung: „Die Zeitungen, die Bücher, die ich verlangt habe, meinen einzigen Trost, hat man mir abgeschlagen, ebenso Nachrichten von meiner Frau und meinem Sohn. Statt eines Hauses (Palastes) von Holz sollte man mir einen Sarg schicken und den Henker dazu.“ — Auf die englische Politik war er begreiflicherweise nicht gut zu sprechen: „Es gab Nichts

*) Napoleon I. Tagebuch von St. Helena, geführt von Las Cases. Uebertragen und bearbeitet von O. Marschall-v. Bieberstein. 2 Bde. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1899.

was man dem Machiavellismus, der Selbstsucht der englischen Minister hätte vergleichen können. Sie gaben Oesterreich 1805 preis, nur um dem Einfall, mit dem ich ihnen drohte, zu entgehen. 1809 thaten sie dasselbe, nur um auf der spanischen Halbinsel besser zurecht zu kommen. So opferten sie Preußen 1806 in der Hoffnung, Hannover wieder zu erlangen. 1807 leisteten sie Rußland keinen Beistand, weil sie es vorzogen, entlegene Colonien an sich zu reißen und sich Aegyptens zu bemächtigen. Sie boten der Welt das widerwärtige Schauspiel eines Bombardements von Kopenhagen im tiefsten Frieden . . . Endlich während des ganzen Krieges in Spanien, den sie in die Länge zu ziehen suchten, waren sie lediglich beschäftigt, auf Kosten Spaniens zu speculiren, indem sie sich ihre Dienstleistungen und Lieferungen mit schwerem Gelde und allerhand Zugeständnissen bezahlen ließen. Wenn ganz Europa*) sich infolge ihrer Intriguen und Subsidien rauft und zaust, sind sie heimlich nur auf ihre eigene Sicherheit, auf Handelsvortheile, auf die Beherrschung des Meeres und auf ein Weltmonopol in ihren Händen bedacht. Ich habe nie(?) etwas derartiges gethan und darf sagen, daß bis auf die unglückliche spanische Affaire, welche übrigens erst nach Kopenhagen kommt, meine Moral unangreifbar ist. Meine Handlungen mögen rücksichtslos, dictatorisch gewesen sein — perfid waren sie nie!" Ueber diese spanische „Affaire" äußert er sich noch öfter und immer mit Vorwürfen gegen die eigene Politik. „Ich hätte," sagt er „den Spaniern eine freie Verfassung geben müssen und Ferdinand mit Einführung derselben beauftragen; ging Ferdinand hierbei ehrlich zu Wege, so hätte ich in den Spaniern dankbare und treue Verbündete gehabt. Der Krieg mit Spanien war mein Verderben." Wir möchten hierzu bemerken, daß der Kaiser bei dieser rückwärtsschauenden Betrachtung in einer offenbaren Selbsttäuschung befangen war. „Freie Verfassungen" zu gewähren, lag ihm ganz fern, so lange er im Besitze der Macht war. Dieser Gedanke konnte ihm erst kommen, nachdem er nichts mehr zu gewähren hatte. — Höchst interessant sind seine Aeußerungen über die Religion (Bd. I Seite 257). „Der Mensch," sagt er, „erscheint im Leben, ohne zu wissen, woher er kommt, was er ist, wohin er geht. Diese Fragen, für die es keine Antwort giebt, führen uns zur Religion. . . . Wir sind wie die Uhren, sie gehen, ohne den Uhrmacher zu kennen. Wohl möchte ich wieder, wie vordem, blindlings glauben. Ach, das ist doch ein wirkliches Glück! An Gott gezweifelt habe ich niemals. Als ich das Staatsruder ergriff, standen meine Anschauungen über gewisse Dinge, die Grundpfeiler der Gesellschaft, fest. Ich war entschlossen, die Religion wieder herzustellen. Auf den Trümmern, auf denen ich stand, hätte ich das Panier des Protestantismus ebensogut aufpflanzen können, wie das des Katholicismus, ja ich war eine Zeit lang willens, das Erstere zu thun. Allein, was hätte ich damit erreicht? Ich hätte in Frankreich zwei große Parteien geschaffen, ich hätte die Religionskriege wieder heraufbeschworen; Hand in Hand mit dem Katholicismus konnte ich mit größerer Sicherheit auf das Erreichen meiner Ziele rechnen. Nach Außen erhielt mir der Katholicismus den Papst .. und über kurz oder lang die Leitung des Papstes und von da an einen Einfluß ohne Grenzen. Franz I. hätte den Protestantismus annehmen und sich für das Oberhaupt desselben in Europa erklären sollen. Er hätte Frankreich die furchtbaren Erschütterungen bewahrt. Leider verstand Franz I. von solchen Dingen nichts." In Bezug auf Bernadotte finden wir (Bd. II S. 134) folgende bemerkenswerthe Aeußerungen: „Ein Franzose hatte des Schicksals Fäden in der Hand. Hätte seine Urtheilskraft auf der Höhe der Verhältnisse gestanden, so konnte er Glanz und Macht seinem neuen Vaterlande (Schweden) wiedergeben. Er konnte Finnland nehmen, vor St. Petersburg stehen, ehe ich Moskau erreicht hatte. Allein er hat persönlichen Stimmungen, einer thörichten Eitelkeit den Vortritt gegeben. Er ist jetzt der einzige gekrönte Parvenü und dies wird an ihm heimgesucht werden." In der letzteren Annahme hat sich Napoleon ebenso geirrt, wie in der Beurtheilung von Bernadotte's Pflichten gegenüber Schweden. Daß Letzterem mit dem Verhalten, wie es Bernadotte thatsächlich beobachtete, besser gedient war, als mit einem Anmarsch auf St. Petersburg, wird heute Niemand zweifelhaft sein. Unter den zahlreichen und großartigen Wasserbauten, welche Napoleon theils hatte ausführen lassen, theils herzustellen beabsichtigte, führt Las Cases (welcher Mitglied des Staatsraths war) aus eigener Kenntniß u. A. auch auf: Canalbauten zwischen Ems, Weser und Elbe waren projectirt, so daß Holland mit den Küsten der Ostsee verbunden wurde (Bd. II S. 113). Bedenken wir wohl: fast 100 Jahre hat es gedauert, ehe Preußen aus eigener Entschließung dazu gelangte, diese Pläne ihrer Verwirklichung entgegen zu führen.

W—n.

*) Heute könnte man sagen: die ganze Welt.

Bücherbesprechungen.

— Das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich nebst dem Einführungsgesetze. Commentirt von Dr. J. Meisner, Oberlandesgerichts-Rath. Erstes Buch: Allgemeiner Theil. Breslau, M. & H. Marcus. 1898. 4 ℳ. — Der Commentar schließt sich an den desselben Verfassers zum Recht der Schuldverhältnisse an und will, wie dieser, in erster Linie aus dem geltenden Recht in das neue hinüberleiten. Daher überall eingehende Bezugnahme auf das seitherige, insbesondere auf das sächsische Recht und stete Uebersicht über den Entstehungsgang der einzelnen Bestimmungen. Die anschließenden erläuternden Ausführungen zeichnen sich durch Klarheit aus, erstreben überall Anschluß auch an die seitherige Judicatur und werden dem Praktiker für die Uebergangszeit genügen. N—l.

— Studien und Versuche über die Erlernung der Orthographie in Gemeinschaft mit H. Fuchs und A. Haggenmüller veröffentlicht von H. Schiller. Berlin: Reuther und Reichard. 1898. 63 Seiten. 1,50 ℳ. — Die Klagen über die Schwierigkeit der deutschen Rechtschreibung und über den geringen Erfolg des Unterrichts in derselben werden in der Gegenwart lauter als je erhoben. Aber der Verfasser weist gleich im Anfang schlagend nach, daß diese Schwierigkeiten in den letzten Jahrhunderten erheblich höher waren, als in der Gegenwart, und daß selbst die größten Sprachmeister unseres Volkes, Luther und Goethe, von Anderen ganz abgesehen, weder einer einheitlichen Rechtschreibung noch einer festen Zeichensetzung sich befleißigten. Trotzdem läßt sich freilich nicht verkennen, daß der schüchterne Versuch v. Puttkamer's, unserem Volke eine einheitliche Rechtschreibung zu geben, die Sache wenigstens insofern erschwert hat, als dieser Versuch weder mit strenger Folgerichtigkeit durchgeführt worden ist, noch die erwünschte allgemeine Aufnahme gefunden hat. Thatsächlich sehen unsere Kinder jetzt täglich zweierlei Rechtschreibung vor sich, die der Schule und die der Zeitungen, und soweit wir auch davon entfernt sind, die Bedeutung der Rechtschreibung zu überschätzen, wie das von kleinen Geistern oft genug geschieht, so erscheint uns doch der Wunsch berechtigt, daß dieser Zwiespalt zwischen Schul- und Zeitungsrechtschreibung endlich aufhören müsse. Mit großer Klarheit weist der Verfasser nach, wie das Wortbild weder durch das Hören, noch durch das Sehen, noch durch das Sprechen, noch durch die Regel allein fest eingeprägt werden könne, sondern daß bei dieser Arbeit alle 4 Lehrmittel in Thätigkeit treten und sich zu unterstützen und zu ergänzen haben. Den Hauptheil seiner verdienstvollen Arbeit widmet der Verfasser einer genauen Besprechung des Buches von A. Lay: Führer durch den Rechtschreibeunterricht, das in neuester Zeit namentlich unter den Volksschullehrern eine begeisterte Aufnahme gefunden hat. Er erkennt die Vorzüge der Arbeit Lay's an, vermißt aber die tiefere psychologische Begründung seiner Ergebnisse und setzt seinen Versuchen diejenigen von H. Fuchs und A. Haggenmüller entgegen, welch Letztere die Ersteren nur zum Theil bestätigen. Es geht aus diesen Versuchen hervor, daß das Dictiren (Hören) die größte, das Lesen (Sehen) eine bedeutend geringere, das Buchstabiren eine noch niedrigere und das Abschreiben bei Weitem die geringste Fehlerzahl ergiebt. Dem Verfasser erscheint es deshalb auch zweifellos, daß das in der Gegenwart so beliebte Dictat für die Erlernung der Rechtschreibung von recht geringem Werthe ist und das namentlich dann, wenn der Dictatstoff vorher nicht nach allen Seiten gründlich durchgearbeitet worden ist. Das Heft (Nr. 4 im 2. Bande der Schiller-Ziehen'schen Zeitschrift) kann Allen, die sich für die Rechtschreibungsfrage interessiren, angelegentlichst empfohlen werden. E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 29. Donnerstag, den 9. März, Abends. 1899.

Ein Besuch bei Walther von der Vogelweide.

Von Friedrich Seiler.

(Schluß.)

Nach dem Essen erschienen die drei Bozener Lehrerinnen. Sie kamen von einem weiten Spaziergang und saßen nun plaudernd mit mir und den Wirthsleuten auf der Veranda. Ich gebrauchte meinen bewährten Zauberstab, das Herz des Wirths zu öffnen, nämlich eine deutsche, eigens zu diesem Zwecke mitgebrachte Cigarre — denn ich selbst rauche nicht. Da floß sein und seiner Gattin Mund über von dem, was ihre Seelen bewegte, das war aber besonders die Schnapsbrennerei. Jeder Bauer, auch er selbst, habe früher gebrannt, nicht nur Kirschen, Pflaumen und Mirabellen, sondern auch „Hollbeeren“ (schwarzer Hollunder) und „Kranewitt“ (interessantes Wort, bedeutet Wachholder), aber die „Finanzer“ würden immer strenger und schnüffelten überall herum; es müsse Alles so hoch versteuert werden, da gehe das Brennen immer mehr zurück. Unter solchen und ähnlichen Klagen über die schlechten Zeiten war es ganz dunkel geworden, das Licht wurde hier auf der Veranda gespart, nur die „deutsche Cigarre“ leuchtete, während von unten Bach und Fluß heraufrauschten. Die drei Grazien waren ebenso müde wie ich, und bald sagten wir uns gute Nacht. Am andern Morgen saß ich schon um sechs wieder auf der Veranda hinter einem Getränk, welches von der Wirthin mit kühner Redehyperbel als Kaffee bezeichnet wurde. Auf dem Tische lag ein abgegriffenes Büchlein, aus welchem die älteste der drei Bozener Gretchen Gebete zu lallen pflegte. Eins von den zahllosen Heiligenbildern, die darin lagen, erregte mein Interesse, nämlich die heilige Katharina von Siena; war ich doch kaum acht Tage vorher noch in Siena gewesen und hatte dort die ganze Fülle der ihr gewidmeten Kunstwerke und die überschwängliche Verehrung, die sie dort genießt, aus eigener Anschauung kennen gelernt. Als bald darauf die Eigenthümerin des Buches und Bildes erschien, bat ich sie, mir diese Heilige zu schenken. Sie that es nach einem Augenblick des Zauderns; denn sie hatte wohl in mir den Protestanten erkannt und wußte nicht recht, wozu ich so ein Bild brauchen wolle. Ich erklärte ihr indessen, warum mir die heilige Katharina ganz besonders am Herzen liege, und jetzt bildet das Bildchen eine meiner Reisereliquien. Nun stieg ich in herrlicher Morgenfrühe und -frische abwärts. Der Weg war, namentlich im Orte selbst, nicht leicht zu finden und größtentheils gepflastert, also für nägelbeschlagene Schuhe sehr unbequem zu gehen. Ich rutschte beständig hin und her und dankte meinem Schöpfer, daß er mich davor bewahrt hatte, diesen Abstieg noch gestern Abend zu wagen. Verblaßte rothe Marken bezeichneten den Weg, der an vielen einsamen Höfen vorbeiführte. Dann leiteten die rothen Striche von dem eigentlichen Plattenweg ab einen wenig betretenen, grasbewachsenen Pfad hinauf über einen Bach hinweg zu einem alleinstehenden Hause. Ich kam vor die eine Längswand, sah ein dunkeles Schindeldach und ein kleines Fenster über einer verschlossenen und ersichtlich nicht gebrauchten Thür, neben der ein Hollunderbusch wuchs. Gras bedeckte den ganzen Platz davor. Es lag da wie ein verwunschenes Hexenhaus im Märchen. Doch hörten die Striche hier auf; es mußte der „Vogelweidhof“ sein. Darauf deuteten auch Gestalten von Engeln, die sich zwischen wundersamen, kabbalistischen Schnörkeln über dem Fenster in ganz verblaßter Farbe erkennen ließen. Ich rief Holla und Heda; nichts rührte sich. Endlich schlurrte von rechts her um die Ecke die Hexe, alt und häßlich, in der Gestalt und Tracht einer gewöhnlichen Bäuerin, tiefbraungebrannt, mit schwarzem Rock, großen gelben Ohrringen und gewaltigem Strohhut. Ihre Sprache war Hexendeutsch und kaum zu verstehen. Endlich bekam ich heraus, daß der alte Zauberer, den sie den Bauer nannte, nicht zu Hause sei, daß er ihr aber Macht gegeben habe, das geheimnißvolle Haus aufzuschließen. Damit führte sie mich um die Ecke und nun erst stand ich vor der Giebelfront und auf dem Hofe. Hier hinaus ging eine andere, wirklich benutzte Thür. Ueber dieser fiel mir sofort eine marmorne Gedenktafel ins Auge mit der Inschrift: „Dem Andenken Walther's von der Vogelweide. Hr. Walther von der Vogelweide, wer das vergäß', der thät mir leide. Hugo von Trimberg.“ Ueber der Tafel zierte ein buntgemaltes Bild den Hausgiebel. In der Mitte stand ein stolzer Ritter mit Helm und rother Fahne. Zwei kleinere weibliche Gestalten mit Kronen und Palmen blickten zu ihm auf. Der einen schien er ein dunkles Tuch oder Buch zu überreichen. Was sollte das bedeuten? Sinnend stand ich davor. Den Hintergrund dieser Gestalten bildete ein gemaltes Haus, welches ich aus der Beschaffenheit des Daches, der Vierzahl der Oberfenster und der Thür nebst quadratischem Seitenfenster alsbald als das vor mir stehende erkannte. Nun wurde mir der feine Sinn dieser ganzen Allegorie klar. Der Ritter ist selbstverständlich Walther; die beiden weiblichen Gestalten die Minne und die Poesie; dieser überreicht Walther ein Liederbuch, das will besagen: in diesem Hause wurde der geboren, der die deutsche Dichtung durch ein herrliches Liederwerk bereichert hat, der stolz das Panier der Minne und Poesie aufgeworfen hat. Mein Bauernweib hatte natürlich von der Bedeutung dieses Bildes keine Ahnung. Auf meine Frage, was das Bild vorstelle, erwiderte sie nur: „heilige Weiber“. O sancta simplicitas, dachte ich. Diesem Volke ist Alles ausschließlich Religion und Heiligenverehrung. Etwas menschlich Schönes und Großes kennt es nicht. Minne und Poesie werden ihm im Handumdrehen zu „heiligen Weibern“.

Jetzt trat ich in das Haus selbst ein. Ein dunkler Flur nahm mich auf, daran stieß eine düstere Küche. Ich fragte inzwischen nach den persönlichen Verhältnissen und der Lebensweise meiner mehr gutmüthigen als anmuthigen Begleiterin. Sie erzählte, der Bauer, dem der Hof gehöre, sei zur Zeit in Innsbruck, sie sei die „Häuserin“ und lebe hier auf dem Hofe von Knödeln und „Schwarzkorn“ (Buchweizen). Wir traten während dieser Mittheilungen in die gute Stube geradeaus. Es war ein kleiner, niedriger Raum mit getäfelter Holzdecke und offenbar mehr zum Empfange der Waltherpilger als zum Aufenthalt der Hausbewohner bestimmt. Nach vorn hat die Stube zwei Fenster, nach links seitwärts eins, alle drei nach unseren Begriffen nur klein. Von jenen besteht das linke aus gewöhnlichem Glas, das rechte aus Butzenscheiben, welche, wie die Häuserin sagte, „von Deutschland“ gestiftet seien. Durch sie schauend erblickte ich die an der anderen Bergseite gelegene Trostburg und das Eisackthal. Das Fenster an der linken Seitenwand ist aus dickem, unzerbrechlichem Glas gefertigt und bunt. Der rechte Flügel zeigt Walther in der bekannten Stellung, wie er auf dem Stein sitzt, Bein mit Beine deckt und das Kinn in die Hand schmiegt. Der andere Flügel trägt in gothischen Buchstaben den Walther'schen Spruch:

> Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Riesen?
> Wer überwindet jenen und diesen?
> Das thut jener, der sich selber zwinget u. s. w.

Was mir in der Stube selbst zuerst in die Augen fiel, war die unendliche Menge riesiger Satten mit köstlicher schneeweißer Milch, welche im Fensterbrette zur Rechten und auf Tisch und Bank standen. Dann sah ich zwischen den Fenstern an der

Wand die Cultstätte des Hauses. Zu oberst hing ein Brustbild des Erlösers. Das bluttriefende Herz war an der Stelle, wo das Herz des Menschen zu sitzen pflegt, in unnatürlich großen Dimensionen gemalt, ein krasser, schauerlicher Anblick, der dadurch noch gräßlicher wurde, daß es mit einer stachligen Dornenkrone umwunden war. Der Genius des guten Geschmackes und wahrhafter Frömmigkeit kann nur trauernd sein Antlitz hinwegwenden von solch barbarischen Verunstaltungen des Heiligsten. Vor diesem grellscheußlichen Bilde staken in Tüllen zwei fast niedergebrannte Lichter. Unter ihm hingen Porträts des Papstes, des Erzbischofs von Salzburg und einiger anderer Prälaten. Der Kaiser fehlte. Der Patriotismus ist in diesen Bergdörfern verschlungen von dem Klericalismus. Unter den Männern Gottes hing noch die Photographie eines über achtzig Jahre alten Bauern, des noch nicht lange verstorbenen Vaters des jetzigen Besitzers. An der Hinterwand der Stube befand sich der gewölbte, alte, mit Lehm beworfene Ofen, der von außen geheizt wird. Ferner standen da ein geschnitzter Holzschrank und ein Glasschrank. Aus letzterem langte die „Häuserin" zwischen Messern und Löffeln einen dunklen Pappkasten hervor, öffnete ihn und überreichte mir ein großes Buch. Der Deckel war aus Holz geschnitzt und zeigte Vögel, welche durch Ranken schritten ganz im Stile der Bilder, welche sich in den Minnesängerhandschriften finden. Das Papier war nachgeahmtes Pergament. Das erste Blatt enthielt die Stiftungsurkunde. In alterthümlichen Buchstaben und altfränkischem Stile wurde hier kund gethan, daß, als hier auf dem Vogelweidhof das Andenken Walther's durch Stiftung der Gedenktafel gefeiert wurde, die Frauen und Jungfrauen von Bozen und Brixen dies Buch dem Dichter zu Ehren stifteten, weil er bei seinen Lebzeiten die Frauen und Jungfrauen so verherrlicht und gepriesen habe — ein sehr ansprechender Gedanke! Das Buch sollte als Fremdenbuch für alle Besucher des Vogelweidhofes dienen.

Ich setzte mich damit an den rothen Tisch unter dem linken Fenster und studirte es in aller Ruhe. Natürlich fand ich auch hier die in keinem Fremdenbuch fehlenden Abgeschmacktheiten und Plattheiten, aber auch viel Ansprechendes und Hübsches. So wurde z. B. die Frage, ob hier wirklich des Dichters Wiege gestanden habe, erörtert. Ein Gedicht ersuchte Hrn. Walther um Auskunft, warum er, wenn hier sein Vaterhaus gewesen sei, nie die Sehnsucht nach Bergen ausgesprochen habe, auf denen Kastanien reifen und edler Wein. Kindheitseindrücke pflegen doch wie ein rother Faden durch's Leben zu gehen und der „Hauensteiner" drüben singt so oft von seinem mächt'gen Schlern und seiner Leiseralp.

> Nun wüßt' ich gern — fährt der Dichter fort —
> Was ist darauf wohl zu erwidern,
> Daß außer Wasser, Haide, Feld und Wald und Linden
> Nicht auch einmal das Wörtlein „Berg" zu finden
> In Deinen trauten Liedern?

Die Antwort auf diese Frage giebt ein andrer Dichter. Was läge daran, so ruft der aus, ob Walther hier geboren sei oder nicht. Wo man Auen, Wald und ein Mägdlein finde, da dürfe man sein gedenken, also auch hier. Dieser Mann hat recht, nur hat er hoffentlich unter dem Mägdelein nicht die mich führende „Häuserin" verstanden — eine wahrhaft schauerliche Vorstellung! In Wahrheit ist es wissenschaftlich durch nichts zu erweisen, daß Walther gerade auf diesem Vogelweidhof das Licht der Welt erblickt hat. Vogelweidhöfe gab es im Mittelalter sehr viele. Es sind dies nicht Futterstellen für hungernde Vögel, wie wir sie in fast übertriebener Thierfreundlichkeit im Winter anzulegen pflegen, sondern Vogelherde, wie Herr Heinrich einst einen zu Quedlinburg hatte. Die durchziehenden Vögel wurden da in Schlingen gefangen; auch wurden hier die Jagdfalken für die Beize gezogen und abgerichtet. Auf solche Vogelweidhöfe wurden des Fanges kundige Leute gesetzt, bisweilen auch alte Diener damit belehnt. Daß nun das Haus, in welchem ich mich befand, ein solcher Vogelweidhof gewesen ist, bezeugt Name und Ueberlieferung, und es ist gar kein Grund, daran zu zweifeln; ist er doch gerade für diesen Zweck sehr günstig gelegen auf vorspringender Bergeshöhe über dem Thale, in welchem die Zugvögel entlang zu streichen pflegen. Daß aber Walther gerade hier geboren sei, ist wie gesagt durch nichts zu erweisen. Wir wissen über seine Jugend nur das Eine, daß er in Oesterreich „singen und sagen" gelernt hat. Das bezeugt er selbst in einem seiner Lieder. Erst seit etwa einem Menschenalter hat man begonnen, Walther's Geburtsstätte hierher zu verlegen. Den Tirolern war das natürlich äußerst willkommen. Sie griffen diese Annahme begierig auf und errichteten, auf sie gestützt, dem Dichter in Bozen das Denkmal. Dieses dient nun, seitdem es am 15. September 1889 enthüllt ist, wiederum dazu, jene Annahme in den Augen des Volkes zu stützen. Dennoch vermeiden sowohl die Inschrift über dem Hause wie die in dem Gedenkbuch absichtlich, den Vogelweidhof als das Geburtshaus des Dichters zu bezeichnen. Beide reden nur von dem „Andenken" des Dichters, und dieses hier zu feiern kann uns allerdings keine Wissenschaft verwehren. Man erkennt aus dieser Entwickelungsgeschichte deutlich, daß genau ebenso wie der religiöse Heiligencultus so auch die nationale Heroenverehrung einer bestimmten Localisirung bedarf. Ohne eine solche schweben beide gleichsam schemenhaft in der Luft und verflattern. Aus diesem tiefen Bedürfniß des Volkes heraus werden immer von Neuem Kyffhäuser- und Vogelweidhofsagen herauswachsen, gerade so gut wie die St. Petersage zu Rom entstanden und festgewurzelt ist. Das südliche Tirol hat aber eine ganz besondere Veranlassung, einen nationalen Heros sein eigen zu nennen, weil seine Nationalität von einem zwiefachen Südsturm schwer bedroht ist. An diesem deutschen Geisteshelden, der mit der scharfen Waffe des Wortes dem Papstthum entgegenzutreten wagte und Tausende dem Ultramontanismus abwendig machte und deutscher Gesinnung zuführte, mag sich immer von Neuem das Nationalgefühl der wackern Südtiroler entzünden, wenn es infolge klericalen Druckes, der auf der Masse des Volkes lastet, zu erkalten droht. Darum thun wir auch gut, mit unseren kühlen, wissenschaftlichen Zweifeln zurückzuhalten; denn wen haben wir unsern Landsleuten an Walther's Stelle zu geben? Dies waren etwa die Gedanken, die mir bei Betrachtung der beiden Gedichte im Fremdenbuche aufstiegen. Ich schrieb dann einfach meinen Namen zu den übrigen, beschenkte das „Mägdlein" mit einem Geldstück, das sie überglücklich machte, und trat hinaus ins Freie. Ich ahnte nicht, daß mir eine der schauderhaftesten Blamagen unmittelbar bevorstand, die ich mir je geleistet habe. Ich betrachtete nämlich bei dem helleren Lichte, welches jetzt auf den Giebel den Hauses fiel, das schöne allgorische Gemälde von Walther, Frau Minne und Frau Poesie noch einmal. Da fiel mir zunächst die rothe Fahne auf, die der Ritter trug. Was soll Walther damit? Er war doch kein „Genosse", wenn er auch bis gegen Ende seines Lebens zu den „Enterbten" gehörte. Sodann aber schien mir jetzt auf einmal das Ding, welches er der „Poesie" überreichte, gar kein rechtes Buch zu sein; es war dazu zu lang und formlos. Auch überreichte er es gar nicht der weiblichen Gestalt, es schien mir neben dieser auf das Hausdach herabzuhängen. Ich fragte, so in Zweifel gestürzt, meine Alte noch einmal, wer eigentlich der Ritter sei. Da erwiderte sie: „Sanct Florian" — der Heilige, der bekanntlich unsere Häuser verschonen und andere Häuser anzünden soll. „Ja", fuhr sie fort, „es hat hier schon einmal eingeschlagen, aber net gezunden; da hat der Bauer das Bild malen lassen, damit es nicht wieder einschlägt." „Wer sind denn die beiden Frauen?" „Die heilige Barbara und die heilige Kathrin; denen gehört die Kirche in Ried, und zu Ried gehört der Vogelweidhof." Ich stand vernichtet. O heilige Barbara von Ried, die Du das Geschützwesen schirmest, daß Du mir das angethan hast! Da schlage doch gleich St. Florian drein, aber daß es zündet. Meine schöne, sinnvolle, geistreiche Deutung so schmählich und brutal zerstört! Das Bauerweib blieb also mit seiner Nützlichkeitsprosa mir gegenüber, der ich auf höhere Gedanken und poetische Ideen aus gewesen war, glänzend im Recht. Ich schlug mir vor die Stirn: „Das hätte ich mir doch gleich sagen sollen. Der Bauer läßt Nichts malen, was ihm nichts nützt, und was hätte ihm Herr Walther und Frau Minne sammt der ganzen Poesie gegen Blitzschaden geholfen? Auf St. Florian dagegen ist natürlich unbedingter Verlaß." Ein tröstender Gedanke kam mir in meines Nichts durchbohrendem Gefühle, als ich mich zum Abstieg wandte. Ob's nicht in der Wissenschaft sehr viele ebenso schöne und ebenso scheinbare Deutungen giebt, die vielleicht allgemein für unangreifbar gelten, und die doch nicht auf sichererem Grunde ruhen, als meine allegorische Erklärung des Florianbildes am Vogelweidhof? Nur schade, daß nicht überall ein altes Bauerweib zur Stelle ist, sie durch das kurze, einfache Wort der Wahrheit zu vernichten und die schlichte Wirklichkeit an Stelle der glänzenden Hypothese zu setzen! Ich stieg nicht nach der nächstliegenden Eisenbahnstation Weidbruck, sondern nach dem entfernteren Klausen hinunter. Der Blick auf das Thal und die gegenüberliegenden Berge war herrlich. Die kurze Strecke, welche der Weg noch an der Südseite des Berges entlang führte, wanderte ich in

südlicher üppiger Vegetation. Dann bog ich scharf rechts um und zog nun an deren Nordwestabhange weiter. Da wurde mir mit einem Schlage heimathlich zu Muthe. Kiefern und Fichten, vermischt mit Gruppen weißstämmiger, zartbelaubter Birken, umfingen mich. Ich sog den köstlichen Coniferenozon mit voller Brust ein, jauchzte auf und setzte mich dann in die Walther'sche Stellung auf einen Stein, deckte Bein mit Bein und schrieb erst einmal nieder, was ich gesehen und erlebt hatte. Dann zog ich weiter auf langsam abwärtsgehendem Pfade. Wo immer eine sonnige Ecke war oder ein südwärts gewendeter Hang, da traten sofort zwischen den nordischen Bäumen Edelkastanien und Weinlauben auf, die immer zahlreicher und umfangreicher wurden, bis ich wieder ganz in die südliche Flora hineingelangt war. Und nun lag Klausen unten zu meinen Füßen mit seinen spitzen Dächern, seinen gewölbten Bogen, seinen altersgrauen Thürmen, von zinnengeschmückter Mauer umgeben, wie ein Stück Mittelalter. Oben über ihr thront, stolz auf das weltliche Treiben herabblickend, das Kloster Säben, wo sechzig Klosterjungfrauen von der Regel Sct. Benedicts in so strenger Clausur gehalten werden, daß selbst Verwandte sie nur sehr ausnahmsweise am Gitter sprechen dürfen. Was für Feindseligkeiten, Gehässigkeiten und Zänkereien, was für Eitelkeit, Rangsucht und Gellätsch wohl hinter den festen Mauern, in den hohen, wohlgebauten Häusern herrschen mögen, wo so viele alte Jungfern durch keine äußere Thätigkeit befriedigt, durch keine äußeren Eindrücke von ihren internen Angelegenheiten abgezogen werden. Ich sah hinauf zu den Klostermauern mit dem gespannten Blicke des Kriegers, der in der feindlichen Festung nach der Bresche späht, durch die er etwa einzudringen vermöchte. Nichts war zu entdecken. Wann werden diese Burgen des Klericalismus, diese Stätten ungesunder, widerchristlicher Gottesverehrung Risse und Spalten bekommen, die einem neuen Geiste Einlaß gewähren? Stehen sie nicht heutzutage nach menschlichem Ermessen festergegründet als je?

Doch da bin ich schon an der Eisackbrücke, ich ziehe ein in die enggebaute, halbitalienische Stadt. Und nun sitze ich in dem geräumigen Speisesaal des „Lammes", dem merkwürdigsten, den ich je gesehen. Er stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert, hat hinter mächtigen Holzbogen einen Seitenraum mit Treppen, Gallerien, Pfeilern und einem großen, hölzernen Crucifixe. An versteckten Nischen und lauschigen Ecken fehlt es nicht. Alles ist hier echt und ursprünglich; hier verkehren auch Münchener Maler mit Vorliebe, um von hier aus die malerischen Punkte der Umgegend aufzusuchen. Als ich gegen ein Uhr zum Bahnhof schritt, brannte die Sonne noch einmal mit voller südlicher Kraft fast unerträglich hernieder. Bald aber entführte mich der Eisenbahnzug nach Norden und über den Brenner. Jenseits desselben herrschte eine andere Temperatur, ein sanfteres Licht. Scheint doch der Brenner seinen Namen daher zu tragen, daß vor ihm die Sonne nur freundlich wärmt und milde leuchtet, hinter ihm aber in wilden Gluthen zu brennen beginnt. Mögen unsere südtirolischen Stammesgenossen trotz dieser sengenden Sonnengluth ihre germanische Zähigkeit und Energie bewahren zur Abwehr alles Undeutschen und zur Behauptung ihrer angestammten Art und Sitte! Mögen sie sich auch in guten Stunden zum Kampfe begeistern und stärken an den Sprüchen und Liedern Walther's von der Vogelweide, den sie mit Stolz ihren Landsmann nennen.

Bücherbesprechungen.

— **Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Lehrbuch des bürgerlichen Rechts.** *Von Dr. F. Endemann*, Professor in Halle. 3. und 4. Aufl. *2. Band, erster Theil:* **Sachenrecht.** Berlin 1898. *Karl Heymann's Verlag.* — Die großen Vorzüge der Endemann'schen systematischen Bearbeitung des neuen Rechts zeigen sich auch in der vorliegenden völlig umgearbeiteten Darstellung des Sachenrechts. Bekanntlich bietet gerade dieser Theil des Bürgerlichen Gesetzbuchs dem Verständnisse hervorragende Schwierigkeiten. Vielfach hat der Gesetzgeber neue Bahnen betreten, so daß mehr als anderwärts völlig Ungewohntes entgegentritt. Die klare Herausarbeitung der leitenden Gedanken ist deshalb hier von besonderem Werth. Sie ist dem Verfasser wieder trefflich gelungen. Seinen vollen Gehalt wird ja der Gesetzesinhalt erst der Praxis erschließen. Indessen bietet die seither auf dem Boden des Preußischen Rechts erwachsene Rechtsprechung schon manchen werthvollen Fingerzeig. Da diese Quelle auch vom Verfasser überall benutzt ist, so gewährt schon jetzt seine Darstellung jenen lebenswarmen Eindruck, den die speculativen Betrachtungen über noch nicht geltendes Recht zumeist entbehren. Einzelne sprachliche Unebenheiten, die uns aufgefallen sind, z. B. S. 6 (wo der Eigenthümer einen obligatorischen Anspruch auf Ersatzansprüche hat), S. 23 Anm. 1 (das Faß sei kein Bestandtheil zu dem darin enthaltenen Wein), S. 350 Anm. 13 (wer ist der „er"?), werden in den neuen Auflage leicht vermieden werden. N—l.

— **Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuche.** Herausgegeben von den Professoren Biermann, Frommhold, Gareis und Oertmann, Privatdocent Hubrich und Landrichter Riedner. **Das Recht der Schuldverhältnisse. I. Theil.** Allgemeine Lehren. Von **Paul Oertmann**, Professor der Rechte in Berlin. Berlin 1899. Karl Heymann's Verlag. 3 ℳ 60 ₰. — Auch dieser Commentar zeigt überall das Verhältniß des neuen zum geltenden Recht. Die Entstehungsgeschichte wird nur nebenher berührt, der volle Schwerpunkt in die Erläuterung des Gesetzes gelegt, zu der die seitherige Rechtsprechung wenigstens in ihren wichtigsten Ergebnissen herangezogen ist. Der große Vorzug des Commentars zeigt sich bei der Benutzung sofort in der Knappheit und plastischen Uebersichtlichkeit der Bemerkungen. Der vielbeschäftigte Praktiker kann für solche Unterstützung auch in der äußeren Formgebung nicht dankbar genug sein. N—l.

— **Tennyson.** Von **Emil Koeppel.** Mit Bildniß. Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographien. 32. Bd. Berlin, Ernst Hofmann & Co. — Daß Tennyson zu den führenden Geistern gehöre, darf billig bezweifelt werden. Doch ist er ein echter Dichter und widerlegt so in Etwas die Ansicht, die gang und gäbe ist, daß das heutige Britenthum nüchtern und prosaisch geworden sei. Zwar kann man Tennyson nicht zu den größten englischen Dichtern rechnen, die mit Chaucer begannen, in Shakespeare ihren größten Vertreter hatten, um dann in Byron, Shelley und die Mitglieder der Seeschule auszulaufen. Hat es doch fast den Anschein, daß das Inselreich künstlerisch nicht mehr fähig genug sei, um noch etwas Großes hervorbringen zu können. Doch weht in Tennyson immer noch ein Hauch der großen poetischen Vergangenheit und die kräftige Salz- und Seeluft, die stets durch die englische Poesie ging, auch bei Shakespeare spürt man sie, übt auch aus Tennyson's Dichtung heraus, z. B. aus seinem besten Wurf Enoch Arden, ihre erfrischende und bezaubernde Wirkung. Dabei war Tennyson eine sehr vornehme Natur, so arm er anfing, und gehörte zu jenen Tories, die noch auf dem alten englischen Standpunkte standen, und z. B. Gladstone und seine Tendenzen bekämpften, wie es in „Locksley Hall sechzig Jahre später" geschehen ist, einer Altersdichtung Tennyson's, die sehr trübe und pessimistisch anmuthet. Die vorliegende Biographie wird dem Poeten, der sich sonst vielfach ins Schemenhafte verlor, z. B. in den berühmten Königsidyllen, und an dem man eigentlich einen ausgeprägten Zug vermißt, gerecht. Sie baut sich auf die fleißig studirten Quellenschriften auf, über die am Schluß Rechnung abgelegt wird, und wahrt sich dabei ihre eigene Meinung. Sie befolgt die Methode, die Werke nicht für sich zu betrachten, sondern sie als Ergebniß des Erlebten aufzufassen, so daß Beides, Leben und Schaffen, in der Darstellung sich fortwährend verwebt. So macht die Schrift einen gebildeten Eindruck und gewährt vielen Genuß. Eigenthümlich berührt es, zu sehen, wie die Engländer diesen Dichter, den poeta laureatus, der doch nicht zu den größten gehörte, doch unendlich verehrten, und man stellt unwillkürlich Vergleiche mit Deutschland an. So sehr man den Egoismus der Briten verdammen mag, in Betreff der Schätzung der geistigen Größen des Landes zeigt er sich von seiner besseren Seite und man möchte sich solche Selbstschätzung und Selbstachtung auch bei den Deutschen noch mehr wünschen. J. R.

— **Erfurter Theatervorstellungen in der guten alten Zeit.** Von Dr. **Albert Pick.** Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). — Erfurt, die emporstrebende Metropole Thüringens, hat seit etwa einem Jahrzehnt ein stehendes Theater. Da unternimmt es hier der Verf., um diesem Theater so zu sagen eine geschichtliche Grundlage zu geben, eine Untersuchung darüber anzustellen, was in früheren Jahrhunderten Alles in theatralischer Hinsicht in Erfur

geleistet worden ist. Er giebt eine kurze und gedrängte Theatergeschichte Erfurts. Wir sehen die älteste Zeit des Mittelalters mit ihren volksthümlichen Aufzügen und kirchlichen Darstellungen, dann viel später das erste stehende Theater unter Döbbelin, die Zeit Gottsched's, Lessing's, der Classiker zieht vor unserem Auge vorüber und die neueste Aera setzt ein. All das interessirt nicht nur den Einheimischen, sondern es ist auch für den Auswärtigen von Interesse, zu sehen, wie sich im Spiegel einer einzigen Stadt die ganze große Entwickelung wiedergiebt. Die kleine, auf wissenschaftlichen Forschungen fußende, gründliche Schrift hat Werth und wird vom Theaterhistoriker benutzt werden müssen. J. R.

— Talmi. Roman von Hanns von Zobeltitz (H. von Spielberg). Zwei Bände. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek, 15. Jahrgang, Band 9.) Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn, 1898. Preis gebunden 1 *M* 50 *&*. — Engelhorn's Romanbibliothek hat sich in den 15 Jahren ihres Bestehens viele Freunde erworben. Es hat unstreitig in der Auswahl der Werke in der Regel eine glückliche Hand gewaltet. Natürlich trägt auch die hübsche Ausstattung und der billige Preis das Seine bei zu der Beliebtheit der Sammlung. — Der Roman „Talmi" von Hanns von Zobeltitz gehört zu den Soldatengeschichten. Zobeltitz versteht sich auf die Gattung, er hat, so viel wir wissen, selber des Königs Rock getragen. Es ist Frische und Wahrheit in der Erzählung. Die Gestalten der Officiere, die an der Handlung betheiligt sind, haben alle Fleisch und Blut, sind echt, scharf beobachtet und geschickt dargestellt, nicht am wenigsten der rücksichtslose Streber von jüngstem Adel, den der Verfasser in dem Oberst von Pflaune zeichnet und — scheitern läßt. So fehlt es dem Roman nicht an einem bedeutsamen Grundgedanken, und der Schriftsteller weiß diesen wirkungsvoll zur Geltung zu bringen, ohne doch in den Fehler tendenziöser Einseitigkeit zu verfallen. Auch der Spott auf den Talmi-Adel ist weit entfernt, in hochmüthige Verachtung wahrer Bürgertugend und wohlberechtigten Bürgerstolzes auszuarten, das beweist die Familie des Dr. Bernhaupt. Vielmehr ist es Zobeltitz gelungen, ein Bild des Lebens zu geben, in dem bei aller Aufrichtigkeit der Zeichnung doch eine wohlthuend warme und herzliche Tönung vorherrscht. Das Buch ist wohl geeignet, die beliebten rothen Kallikobände von Neuem zu empfehlen. R. B.

— Als dritter Band des achten Jahrgangs der Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde" (Geschäftsleitung Berlin W. 62, Kurfürstenstraße 128 bei Alfred Schall, Hofbuchhändler) erschien kürzlich: Helden der Pflicht. Roman von Nina Meyke. Preis 4 *M*, gebunden 5 *M* (Für Mitglieder des „Vereins der Bücherfreunde" beträgt der Preis nur 1 *M* 85 *&*, gebunden 2 *M* 25 *&*.) — Nina Meyke ist augenscheinlich noch eine Anfängerin in der Schriftstellerei. Das verräth sich durch Mancherlei, insbesondere durch einen entschiedenen Mangel an künstlerischer Sparsamkeit. Ist es nicht Verschwendung, wenn der sittliche Hauptgedanke des Romans an drei, ja eigentlich vier verschiedenen Beispielen erläutert wird? Dieser lehrhafte Grundgedanke, schon aus dem Titel erkennbar, ist in den Worten des Propstes Glynsky (S. 325) ausgesprochen: „Wer nicht überwindet und seine Pflicht, wenn auch mit blutendem Herzen, thun lernt, der ist kein würdiger Arbeiter in dem Weinberge des Herrn." Eine nicht unbedeutende Schwierigkeit lag darin, die drei Handlungen trotz ihrer inneren Verwandtschaft im Einzelnen so weit auseinanderzuhalten, daß sie sich nicht gegenseitig die Theilnahme des Lesers streitig machen. Diese Aufgabe, das gestehen wir gern zu, ist von der Verfasserin recht gut gelöst, und schon darum, wie auch wegen der lobenswerthen sittlichen Tendenz verdient das Buch die Beachtung auch ernsterer Leser. Daß die Fäden der Handlung, zum Theil jedenfalls infolge dieses Bestrebens, etwas locker neben einander liegen und sich nicht recht zu einem dichten Gewebe vereinigen, soll daneben nicht verschwiegen sein. Die Handlung spielt in Rußland. Die schroffe Abneigung zwischen Russen und Polen und die Ueberbrückung dieser Kluft durch die Macht einer unbezwinglichen Neigung wird uns in überzeugender Weise geschildert. Nicht eben neu ist das andere Motiv: das Eindringen süßer Frauenliebe in das Herz eines katholischen Priesters und dessen Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft. Doch sind auch die Figuren des Vikars Demsky und der liebreizenden Jadwiga Bresowska lebensvoll gezeichnet, und auch die Gelegenheit zu packenden Landschaftsbildern ist gut benutzt. Am wenigsten erwärmt hat uns die dritte oder vielmehr erste Handlung, die, mit der der Roman beginnt und schließt. Namentlich der selbstsüchtige und brutale Duplow ist doch gar zu wenig geeignet, uns die leidenschaftliche Zuneigung der Irina glaublich erscheinen zu lassen. — Ist also der Roman auch noch kein Meisterwerk der Composition, so gehört er doch jedenfalls zu der besseren Familienlectüre und war darum der Aufnahme in die Sammlung des „Vereins der Bücherfreunde" nicht unwerth. Dürfen wir der Verfasserin noch einen kleinen stilistischen Rath geben, so ist es der, sie möge mit dem Fürwort „derselbe" nicht eine so arge Vergeudung treiben. Man begegnet demselben fast auf jeder Seite des Romans ein paar Mal, und der Reiz desselben würde zweifellos gewinnen, wenn dasselbe seltener wäre. R. B.

— Das gesammte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge. Namen- und Sachregister. Verzeichniß der Verfasser und Verleger. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Jahrgang I. (1896). Berlin 1898. Druck und Commissionsverlag von J. Harrwitz, Nachfolger. 114 Seiten. — Das gelegentlich der Besprechung des Hauptwerkes in Aussicht gestellte Register liegt nun in einem stattlichen Bande vor. Die fleißige Zusammenstellung enthält ein Namen- und Sachregister, ein Verzeichniß der Verfasser und eines der Verleger. Kehrbach sagt: „Das anscheinend dürre Gerippe von Worten und Zahlen wird im Geiste des Benutzers Leben gewinnen, indem er sie verständnißvoll zu Vorstellungen und Sätzen verbindet. Die verwirrende Masse der pädagogischen Literatur erscheint hier gleichsam durch ein zweimaliges Filtrirverfahren geklärt und krystallisirt." In der That verdienen die Bestrebungen der Gesellschaft, von deren Umsicht und Arbeitskraft das Heft beredtes Zeugniß ablegt, Anerkennung und Unterstützung. Wie vorzüglich das Register ausgearbeitet ist, möge ein beliebig gewähltes Stichwort „Geographie" lehren. Auf drei Spalten werden eine Menge Hinweise auf Abhandlungen gegeben, die wieder in Abtheilungen zusammengefaßt sind und die oft erörterten Fragen im Unterrichtswesen von der einfachen Dorfschule bis zur Universität berühren. Inland und Ausland, Vorbildung der Lehrer und das Verhältniß zu verwandten Wissenschaften, Bildungswerth und Lehrweg, Namenkunde und Karten kommen zu Sprache. T.

— Von dem Ersten Bande des Katalogs der Büchersammlung, der Dritten Abtheilung des Katalogs der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft (mit Abbildungen), sind nach längerer Pause (vgl. das Referat über Lief. 1—6 in der Ersten Beilage der Nummer vom 19. August 1897, S. 3011) die 7. Lieferung und die Doppellieferung 8/9 herausgekommen (Berlin, Verlag von Franz Lipperheide, 1898/99; im Ganzen 9 Bogen oder 144 Seiten groß 8°). Sobald als irgendwelcher Abschluß erreicht sein wird, werde ich nicht verfehlen, mich etwas ausführlicher mit dem Inhalte des mit einem ungewöhnlichen Aufwande von Fleiß und Genauigkeit hergestellten, äußerst interessanten Verzeichnisses abzugeben. Ht.

— Xenien, Sprüche und Gedanken von Einem. Druck und Verlag der Druckerei Glöß in Dresden, 1899. Preis 1 *M* 50 *&*. — Kräftige und erfrischende Kost sind diese Satiren eines Ungenannten, wenn man ihm auch nicht in allen Stücken Recht geben kann. Mir ist z. B. seine wüste Judenhetze zuwider, so wenig ich auch für das Volk Israel schwärme und so herzlich ich dem deutschnationalen Selbstbewußtsein jede Kräftigung gönne. Auch in der Sprache wird er mir da zu derb und gewöhnlich. Aber in vielen anderen Punkten stimme ich ihm von ganzer Seele bei, z. B. in seinem Hohn auf den Nietzsche-Cultus der Gegenwart, in seiner flammenden Begeisterung für Bismarck, in seiner Verspottung der „Friedensfreunde", des Naturalismus und Symbolismus in der Dichtung und in der Malerei 2c. Es giebt wohl kaum eine bedeutendere Streitfrage im Gebiete des öffentlichen Lebens, in der Politik und Literatur, die in dem Buche nicht berührt wäre. Und auch wo man anderer Meinung ist als der Verfasser, wird man an der witzigen Schärfe seiner Verse oft seine Freude haben. Als Probe mögen folgende zwei Distichen dienen (S. 9):

Der politische Nicolai.

Goethe stieß in Berlin auf den platten Verstand des Philisters,
Und auch Bismarck entging dort nicht der Schuhriegelei;
Stetig erhält sich der Ortsgeist; es wandelt die Zeit nur die Namen,
Und Nicolai verlegt dort nun als Delbrück sein Blech

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 30. Sonnabend, den 11. März, Abends. 1899.

Aus der Krim.

Wer von Norden her — etwa von Moskau oder Kiew aus — in heißen Sommertagen nach der Südküste der Krim reist, der athmet freudig und erleichtert auf, wenn er nach langer staubiger Fahrt durch die heiße südrussische Steppe in die herrliche meeresfrische Bucht von Sebastopol einfährt. So trostlos der nördliche Theil der Krim ist — derselbe bildet nur eine Fortsetzung der großen Steppe — so außerordentlich schön ist der schmale Küstenstreifen, der von dem tiefblauen „schwarzen" Meere bespült wird. Diese südliche Steilküste ist malerisch gegliedert durch Schluchten, Klippen, Vorgebirge und dunkelgrüne Thälchen. Hier gedeiht in seltener Ueppigkeit an fruchtbaren, vor den eisigen Steppenwinden geschützten sonnigen Abhängen die immergrüne Pflanzenwelt des Mittelmeeres, hier drängen sich an den mit Weinreben, Obstbäumen und Cypressen bepflanzten Berghängen die Villen und Landsitze der russischen Aristokratie aus. Weniger zu den Schönheiten, wohl aber zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten der Krim gehört das tatarische Städtchen Bachtschi-Ssarai, das selten ein Besucher der Halbinsel unberührt läßt. Mit einem Freunde verließ ich an einem sonnenklaren Septembermorgen mit dem Frühzuge das herrliche Sebastopol. Nach zweistündiger interessanter Fahrt verkündete der Schaffner: Bachtschi-Ssarai. Wir stiegen aus und befanden uns auf einem kleinen Bahnhofe, von dem aus wenig mehr als das Stationsgebäude zu sehen war. Hier machten wir zu unserer großen Freude die Bekanntschaft zweier vorzüglich deutsch sprechender Russen, die zu dem gleichen Zweck hierher gereist waren und deren liebenswürdige Dolmetscherdienste uns den Gewinn und die Annehmlichkeiten des Tages ganz wesentlich erhöhten. Der Ort Bachtschi-Ssarai liegt mehrere Kilometer vom Bahnhofe entfernt. Wir zogen den Weg zu Fuße der Fahrt in einem Iswoschtschik (Kutsche) vor und nach einhalbstündiger Wanderung auf staubiger Landstraße sahen wir die ersten Häuser von Bachtschi-Ssarai. Bachtschi-Ssarai, d. h. Gartenpalast, das „Mekka der Krim", liegt ungefähr in der Mitte zwischen Sebastopol und Simferopol in einem sehr engen Thale an dem in die Katscha mündenden Flüßchen Tschurjuksu. Von dem etwas erhöht liegenden Eingang der Thalschlucht aus betrachtet, gewährt Bachtschi-Ssarai einen recht freundlichen Anblick. Die Kuppeln der Moscheen — gegen 40 —, die zahlreichen schlanken Minaretts geben dem Orte ein echt orientalisches Gepräge. Auffallend sind die vielen zierlichen, thurmähnlichen Schornsteine, welche mit den Minaretts gut im Einklang stehen. Die Häuser sind meist unregelmäßig an die Felswände angebaut und zwar, wo nur irgend möglich, nach der bei den Tataren beliebten Bauart, wonach nur drei Grundmauern aufgeführt werden, während die hintere von der Felswand gebildet wird. Fast ohne Ausnahme sind die Gebäude einstöckig. Die Parterreräume sind meist Läden und Werkstätten; die eigentliche Wohnung der Kaufleute ist hiervon abgesondert, mit den Fenstern nach dem Hofraum gelegen, damit Niemand die Frauen und Mädchen erblicken kann. Während unseres Aufenthaltes in Bachtschi-Ssarai hatten wir auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit, eines der schwarzäugigen Tatarenmädchen zu sehen, nur eine alte Frau, weiß verschleiert, kreuzte unsern Weg — ohne uns jedoch irgend welches Unheil gebracht zu haben. — Zwischen den Wohnhäusern und Moscheen finden sich kleine Wein- und Fruchtgärtchen, sowie wirkungsvolle dunkelgrüne Cypressen und Pappeln. Die zu beiden Seiten der engen Thalmulde anstrebenden Felswände gestatten dem Ort so gut wie keine Ausdehnung in die Breite, daher besteht Bachtschi-Ssarai eigentlich nur aus einer einzigen Straße, der Basárnaja oder Bazarstraße, von der nur wenige, kurze schmale Seitengassen ausgehen. Beim Durchwandern dieser schmutzigen Basárnaja schwindet freilich ein gut Theil der Poesie, die der empfindet, der Bachtschi-Ssarai nur aus der Ferne betrachtet. Zu beiden Seiten der ungepflasterten Straße befinden sich Buden und Arbeitstische, woselbst Handwerker jeder Branche ihre Waaren anfertigen und verkaufen. Berühmt sind die tatarischen Leder- und Schmiedearbeiten, rother und gelber Saffian, Pelze aus Schlaffellen, Schleier, Goldstickereien, Messer und Ackergeräthe. Wie in türkischen Städten so trifft man auch hier Köche (Kebadschi), die ihre Speisen auf offener Straße zubereiten. Ein sehr beliebtes Nationalgericht ist der Schaschlik, bestehend aus kleinen würfelförmigen Stückchen von Hammelfleisch, die an einem hölzernen Stabe aufgereiht und über nicht rauchendem Kohlenfeuer gedreht und gebraten werden. Das Verzehren dieser Leckerbissen findet meist im Stehen, immer ohne Teller und Besteck statt, indem der Tatar mit einer Hand das Stäbchen am Ende erfaßt und die Fleischwürfel mit den Zähnen der Reihe nach herunterzieht, alsdann — und das ist der für den Fremden wenig einladende Augenblick — das feuergebräunte Stäbchen dem Kebadschi wieder zurückgiebt, der dasselbe noch unzählige Male weiter benützt. In dem ungefähr in der Mitte der Stadt gelegenen comfortablen Gasthaus Centralnaja hatten wir Gelegenheit, noch zwei weitere Nationalgerichte der Tataren: Kawarma und Tschibureki zu kosten, von denen das eine, große, flache, mit warmem Fleisch gefüllte Pasteten, unserem deutschen Geschmack ganz gut behagte. Nur mußten wir zu unserem großen Leidwesen erfahren, daß der Wirth uns — trotzdem wir Fremde waren — keinen Tropfen Wein verabreichen durfte, „wegen zu großer Nähe der Moschee". Die Krimschen Tataren stehen in dem Rufe großer Frömmigkeit und so fügten wir uns denn und löschten unseren Durst an einem in der Mitte des Gartens plätschernden Brunnen. An Brunnen ist Bachtschi-Ssarai, wie fast jedes arabisch-türkische Anwesen, reich. Hammer-Purgstall berichtet von 119, darunter ein halbes Hundert öffentliche und 6 Springbrunnen. Historisch sei hier bemerkt, daß Bachtschi-Ssarai von 1422—1783 Residenz der Chane der Krim war. Die Krimschen Tataren unternahmen Jahrhunderte lang gefürchtete Raub- und Eroberungszüge in Südosteuropa, kamen mehrfach in Vasallenverhältniß zur Pforte, bis sich 1783 der letzte Chan, Schahin-Girej, den Russen unterwerfen mußte. Diese haben es verstanden, die Kampfeslust gänzlich auszurotten, indem den Tataren Jahrzehnte lang der Gebrauch jeder Waffe bei Todesstrafe verboten war und indem sie sogar eidlich erhärten mußten, daß sie keine Waffen versteckt bei sich trügen. So ist der kriegerische Geist dieses Volkes gegenwärtig gründlich erloschen, und der Fremde kann ohne Führer und Beschützer arglos die Krimschen Tatarendörfer durchwandern, deren Bewohner friedliche Kaufleute, Handwerker, Wein-, Tabak- und Gemüsebauer sind. Bachtschi-Ssarai zählt jetzt etwa 14000 islamitische Einwohner, außerdem wohnen noch einige Griechen, Armenier und Karaiten (s. u.) hier. — Nach unserem frugalen Mittagsmahle begaben wir uns nach dem interessantesten Bauwerk der Stadt, dem ungefähr in der Mitte der Basárnaja gelegenen Chan-Serail. Das Chan-Serail ist der 1518 von Chan Abdul Sahel Giraj erbaute Palast der Krimschen Tatarenchane. Vor dem Eingange erinnert eine Denksäule an den Besuch der Kaiserin Katharina II., die 1787 die Krim bereiste. Damals wurde auf Befehl Potemkin's das bereits 1736 zerstörte und traurig verfallene Chan-Serail zur Aufnahme der Kaiserin restaurirt und einige Zimmer darin wohnlich eingerichtet. Jetzt steht der Palast unter Aufsicht des russischen Polizeimeisters. Durch ein verhältnißmäßig enges Thor gelangt man in den 130 Meter langen und 38 Meter breiten Hof, der rechts von dem Palast, links von der Moschee und den Mausoleen ein-

geschlossen wird. In der Mitte des Hofes befindet sich ein an vergangene Größe des Tatarenreichs gemahnendes, originelles Wasserbecken, das Schwarze Meer mit der Krim en miniature vorstellend. In den dieses Bassin einfassenden Steinplatten sind nach Art einer Landkarte die Küstenstädte in arabischen Lettern eingegraben. Der Palast, während des Krimkriegs zu einem Militärhospital umgewandelt, zeigt trotz der von der russischen Regierung vorgenommenen Renovation vielfach Spuren der Vernachlässigung und des Verfalls; unzweifelhaft ist auch durch frühere nicht fachmännische Ausbesserungen und unverständiges Bemalen der Räume viel Eigenartiges verloren gegangen. Von märchenhafter Pracht des Orients ist daher im Chan-Serail heute wenig zu finden. Ehedem mögen kostbare Teppiche, Waffen, Edelsteine, Gefäße, seidene Divans, ferner schön gepflegte Gärten und Wasserkünste dem Ganzen einen anderen Reiz verliehen haben. Die Zimmer sind von verschiedener Größe und Ausstattung. Die Wände und Decken der meisten Räume sind mit kunstvoller Tischlerarbeit und zwar meist mit dünnem, bemaltem oder vergoldetem Holzgitterwerk geschmückt, hier und da sind Koransprüche und arabische Malereien angebracht. Die steinernen Fußböden sind zum Theil mit aus Schilfrohr künstlich geflochtenen Matten belegt. Nur in den einst für Katharina II. hergerichteten Gemächern finden sich einige wenige Gegenstände von europäischem Geschmack. Die Zimmer haben alle besondere Namen, so der Divan, der Audienzsaal, der goldene Saal, das Rasirzimmer. Interessant ist der Gerichtssaal, ein hohes Gemach mit wenigen bunten Fenstern. Letztere wurden bei wichtigen Berathungen der Richter ganz geschlossen und der Raum durch Kerzen schwach erleuchtet. An der Hinterseite des Saales befindet sich erhöht ein kleines finsteres mit dichtem Holzgitterwerk versehenes Gemach, von dem aus bisweilen der Chan seinen Richtern unbemerkt und ungesehen zuhörte. Wie angenehm man einstmals in dem Palast die heißen Sommertage verträumen konnte, zeigen noch einige nach dem Garten heraus gelegene Zimmer, in deren Mitte sich in einem marmornen Becken ein Springquell und an deren Wänden sich zu ebener Erde ringsum weiche seidene Divans befanden. Die marmorne Schale ist noch vorhanden, der Quell aber versiegt und die Divans so unscheinbar geworden, daß man sie aus den meisten Zimmern schon entfernt hat. Im rückwärtigen Theile des Hofes befand sich, durch eine hohe Mauer eingeschlossen, der Harem, der gegenwärtig nur noch einige Zimmer aufweist. Hier lebten die Frauen des Chans in stiller Zurückgezogenheit. Die in den Zimmerwänden befindlichen schrankartigen Nischen sollen nach Mittheilung des Führers den Frauen zur Aufbewahrung der seidenen Kissen gedient haben. In dem kleinen zum Harem gehörigen Garten befindet sich ein lauschiges, kaum 1 m tiefes, von schönen Baumgruppen umgebenes Badebecken. Die ehemaligen Chanzimmer sind durch einen schmalen Gang mit diesem Badegärtchen verbunden, auch soll ein kleines Fenster von einem der Chanzimmer aus dem allmächtigen Herrscher die Aussicht auf das Bad gestattet haben. Am Ende des Harems steht auf einem großen Hofe ein hoher, sechsseitiger hölzerner Thurm mit Holzgitterwerk an Stelle der Fenster, aus welchem die Frauen des Chans den Einzügen der Gesandten und den Spielen ungesehen zuschauten. Von den ehemals die Gärten und Schloßräume in verschwenderischer Fülle zierenden Brunnen und Quellen ist die berühmteste und am besten erhaltene die sogenannte „Thränenquelle“, arabisch Selsebil (nach Hammer-Purgstall — Gesch. d. Chane d. Krim — mit „Quelle des Paradieses“ zu übersetzen). An diese knüpft sich die Sage von der von dem Tatarenchan Mengli-Geraj geraubten und nachmals von dem russischen Dichter Puschkin so schön besungenen polnischen Gräfin Potočka, „die ungerührt von dem Liebeswerben des Chans hier als Kriegsgefangene ihr Leben vertrauerte“, doch ist historisch erwiesen, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts niemals ein Tatarenchan eine polnische Schöne, am allerwenigsten eine Potočka geraubt hat. Vielmehr ist die fragliche Quelle in Verbindung zu bringen mit einer frühzeitig verstorbenen Gemahlin Krim-Geraj's, einer schönen Grusinierin, über deren Tod der Chan so untröstlich war, daß er seinen Kummer und seine ungezählten Thränen in dieser wirklich poetischen Weise symbolisirte. Das Kunstwerk besteht aus einer in eine Wand eingelassenen Marmortafel, welche mit arabischen Schriftzeichen und Verzierungen reich bedeckt ist und in die fünfzehn zierliche Halbschalen, senkrecht unter einander stehend, eingefügt sind. Nach unten hin nehmen dieselben an Umfang stetig zu, so daß eine sich verbreiternde, dafür aber immer spärlicher traufende pyramidenartige Cascade entsteht, die über den Rand des untersten größten Beckens nur noch in Form von Tropfen — „Thränen“ — herabfällt. Die arabische Inschrift lautet nach einer Uebersetzung: „Das Angesicht von Bachtschi-Ssarai ist wieder fröhlich geworden durch die wohlthätige Sorgfalt des Erlauchten Krim-Geraj. Mit verschwenderischer Hand hat er gestillt den Durst des Landes. Wenn es noch einen ebenso schönen Brunnen giebt, so zeige er sich. Damaskus und Bagdad haben viele Dinge gesehen aber keinen so schönen Brunnen.“ Auf der linken Seite des Hofes befinden sich zwei mit Koraninschriften gezierte achteckige Kuppelbauten, die Mausoleen von 16 Chanen und ihren Frauen. Die Namen sind am Kopfende der Sarkophage auf kleinen Täfelchen in russischer und arabischer Schrift angebracht, die Changräber an einem Turban, die der Frauen an einer Mütze kenntlich. Das Mausoleum macht einen wehmüthig dürftigen Eindruck, um so angenehmer ist der Besucher berührt, wenn er hinaustritt in den hinter dem düsteren Mausoleum liegenden freien Begräbnißplatz einzelner Chane und ihrer Hofbeamten. Wie in einem duftenden Garten stehen hier unter Nuß- und Maulbeer-, sogar Pfirsichbäumen die hohen, sarkophagähnlichen Grabmäler, reich bedeckt mit arabischer und türkischer Schrift, einzelne halb in den Boden gesunken und von Gras, Epheu und Buschwerk üppig umwuchert.

Nach dem Besuch des Chan-Serails, dieses interessanten Zeugen ehemaliger islamitischer Pracht und Herrschaft, blieb uns noch Zeit, die nahe bei Bachtschi-Ssarai gelegene uralte Stadt der Juden, Tschufút-Kaléh zu besuchen. Nach einstündiger Wanderung in ödem Sandsteingebirge auf sehr schlechter, steiler Straße erreichten wir das Thal Josaphat, eine alte karaimische Begräbnißstätte, wo unter uralten Eichen Hunderte von Sarkophagen liegen. Diese mit hebräischen Inschriften versehenen Denkmäler erinnern an die einstigen Bewohner von Tschufút-Kaléh, sowie an andere im russischen Reich wohnende Karaim, die sich hier haben begraben lassen. Die ältesten Grabsteine sind bereits ums Jahr 1000 n. Chr. gesetzt. Nach steilem Aufstieg erreichten wir, 200 m über dem Josaphatthal, die verlassene Stadt Tschufút-Kaléh, d. h. Judenfestung, lauter kleine, zum Theil in den Felsen gehauene Häuser, von denen kaum noch die Umfassungsmauern stehen. Die Straßen sind sämmtlich in den lebenden Fels gehauen. Hier wohnte jene jüdische Secte der Karaim oder Karaiten (Schriftgetreue oder Jünger der Schriftforschung), die nicht an den Talmud glauben, sich an die Bibel halten und auch in ihrer Liturgie von den übrigen Juden verschieden sind. Die ehemaligen Bewohner, meist arme Krämer, trieben Handel in dem nahen Bachtschi-Ssarai; an jedem Abend gingen sie in ihre Felsenstadt zurück. Jeder Tropfen Wasser mußte in Eimern dorthin getragen oder emporgezogen werden. Die Karaim standen in dem Rufe großer Redlichkeit, so daß ihr bloßes Wort wie ein Pfand galt. Jones (Travels in Russia, London 1827) fand bei seinem Besuche noch 1200 Einwohner vor, in der Synagoge 40 Knaben; jetzt wohnt nur noch der Gacham (Rabbiner) in diesem weltabgeschiedenen Trümmerhaufen. Wir lernten in ihm einen hochgebildeten, sehr liebenswürdigen Mann kennen; er zeigte uns die Synagoge mit alten berühmten Handschriften und dem denkwürdigen Fremdenbuche, in welches u. A. deutsche, österreichische und russische Herrscher ihre Namen eingetragen haben. Die Karaiten haben sich in anderen Städten Südrußlands, besonders in Odessa angesiedelt, wo sie sich durch Redlichkeit und Fleiß Ansehen erworben haben. Wann die letzten Familien Tschufút-Kaléh verlassen haben, konnten wir nicht erfahren. Der Rabbiner begleitete uns durch einen Theil der Ruinenstadt nach einem alten tatarischen Mausoleum, welches ein Chan zum Angedenken an seine Tochter (Neukedschan-Chanim), die sich hier aus unglücklicher Liebe von den Felsen hinabstürzte, hatte errichten lassen (1437). Dann nahmen wir Abschied von dem einsamen Gacham und stiegen auf schmalem steilen Pfade hinab in die nach Bachtschi-Ssarai führende Thalschlucht. Die fast senkrechten Thalwände uns gegenüber wie zu unserer Rechten zeigten reihenweise übereinander bis über hundert Meter hoch jene räthselhaften Felsenwohnungen, die man auch in anderen Gegenden der Krim zu Tausenden trifft und die in vorgeschichtlicher Zeit in den Fels gehauen sein sollen. Viele davon sind ganz unzugänglich und selbst mit Leitern und Seilen nicht zu erreichen; ihre Herkunft und ihr Zweck werden dadurch um so räthselhafter. Nachdem wir noch dem in der Thalschlucht gelegenen zum Theil in den Felsen gehauenen Uspenskij-Kloster einen kurzen Besuch abgestattet hatten — uns

werden die beiden alten weißbärtigen Mönche, zwei prachtvolle Charakterköpfe, unvergeßlich bleiben —, erreichten wir nach kurzer Wanderung wieder Bachtschi-Ssarai. Die Sonne war bereits untergegangen, das lärmende Treiben auf den Straßen verstummt und die Läden und Buden geschlossen. In der neben dem Chan-Serail liegenden Moschee wurde eben Gebet abgehalten und durch Vermittelung eines Tataren ward uns gestattet, vom Vorraum aus, wo sich sämmtliche Fußbekleidung der drinnen Betenden befand, einige Minuten der Ceremonie zuzuschauen. Der Raum war sehr schwach erleuchtet, die Männer — Frauen haben bekanntlich nach mohammedanischem Cultus keinen Zutritt zur Moschee — standen in einer langen Reihe, vor ihnen an einem Pulte der Mullah, der die Weisen vorbetete resp. vorsang. Alle Gebete wurden mit Küssen des Erdbodens und tiefem Verbeugen ausgeführt. Später gingen wir in ein tatarisches Café, wo wir, auf niedrigen Polstern liegend, aus kleinen Tassen Mocca schlürften und der Originalität wegen uns sogar einen Tschibuk eigens für diese Situation kauften, um tatarisches Leben auch nach dieser Seite hin genießen zu können. Um 9 Uhr — bei tiefer Nacht — brachte uns alsdann ein Iswoschtschik nach dem dreiviertel Wegstunden entfernten Bahnhof von Bachtschi-Ssarai, wo wir bei einem raschen Trunke feurigen Krimweins herzlich von unseren liebenswürdigen russischen Reisebegleitern Abschied nahmen, dann trug uns der nach Norden fahrende Schnellzug hinaus in das schweigende Dunkel der Steppe.

Carl Gäbert.

Bücherbesprechungen.

— **Pastorale Zeitschriften** aus dem Verlag von Fr. Richter, Leipzig. **Pfarrhaus.** Herausgegeben von **Franz Blanckmeister.** Jährlich 3 ℳ. In seinem Bestreben, aus alter und neuer Zeit allerlei Lehrreiches heranzuziehen zu edler Unterhaltung des Pfarrhauses, ist der Herausgeber auch in dem verflossenen Zeitraum seit unserer letzten Berichterstattung thätig gewesen. Es ist ein glücklicher Gedanke, die oftерwähnten Originale aus der Theologenwelt wieder einmal den Lesern vorzuführen und auf Grund der betreffenden Literatur das festzustellen, was sonst leicht in anekdotenhafter Verzerrung von Mund zu Mund geht. So sind der Reihe nach Flattich, Sackmann und Abraham a Santa Clara drangekommen und Jedermann wird gern die drei sonderbaren Gestalten vor sich haben erstehen sehen und gern die eingestreute gute Lehre hingenommen haben. Nur steht der Spruch vom Joch, das der Mann in seiner Jugend zu tragen hat (S. 50), nicht bei Salomo, sondern bei Jeremias. Zu den Originalen aus alter Zeit traten wie üblich die Theologen, die in unserer oder unserer Väter Zeit der Kirche mit Segen gedient haben. Nach Reichard's Buch wurde Franz Härter's *Jugendzeit* geschildert und dazu sein Bild und das Bild seiner *Schöpfung*, des Straßburger Diaconissenhauses, gegeben. Daß August Hermann Francke's Angesicht in diesem Jahre aus den Spalten des Pfarrhauses herausblicken müsse, verstand sich von selbst; aber es reihte sich in den Artikel, der sein gesammtes Wirken einschätzte, auch eine getreue Wiedergabe seiner Handschrift in einem Briefe ein. Zwei Hefte später konnte der Herausgeber wieder ein äußerst merkwürdiges Facsimile bieten, nämlich eine der wenigen Unterschriften Bismarck's, der er seinen Doctortitel vorgesetzt hat; hessische Geistliche hatten ihn zum 50. Jahrestage der Lebensrettung seines Reitknechtes begrüßt und dabei als Doctor der Theologie ihrer Facultät Gießen angeredet. Wie zur Feier des Reformationsfestes hat der Herausgeber in der Novembernummer das Bildniß Reinhard's beschafft und aus seiner eigenen „Sächsischen Kirchengeschichte" den Abschnitt abdrucken lassen, der von der berühmten Reformationspredigt im Jahre 1800 handelt. Endlich erschien das Bild des Präsidenten v. Harleß aus v. Langsdorff's neuestem Buch über ihn mit der wohlverdienten Empfehlung seines Inhalts. Das seien für diesmal die Beispiele aus dem reichen Vorrath von allerlei Gutem, den die Hefte dieser Zeitschrift in sich schließen, hervorgeholt, um ihr nicht nur neue Leser zu gewinnen, sondern auch die verborgenen Gaben derer hervorzulocken, die noch bei sich behalten, was auch Andere belehren und erfreuen könnte.

— **Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge.** Herausgegeben von Lic. theol. **Wilhelm v. Langsdorff,** Pfarrer in Rittmitz. Halbjährlich 4 ℳ. Daß der jetzige Herausgeber nun allein übrig geblieben ist und seinen Mitarbeitern den Dank der Redaction von „Gesetz und Zeugniß" ins Grab hat nachrufen müssen, das haben wir schon in unserer letzten Besprechung noch zu verzeichnen gehabt, dabei aber zugleich die Hoffnung aussprechen dürfen, daß der längst zum Meister gewordene Gehilfe das Blatt im Sinn und Geist seiner Begründer weiter leiten werde. Sein Fortbestehen in dieser Form ist eine Nothwendigkeit, gerade weil es nicht an Stimmen fehlt, die entweder den Nutzen einer solchen Darbietung von Beispielen und Vorarbeiten auf homiletischem Gebiete anzweifeln oder aber dergleichen in ganz anderer Form wünschen. Wir haben bei unseren Besprechungen von solchen und ähnlichen Sammlungen nie mit der Mahnung zur Vorsicht und Weisheit bei der Benutzung zurückgehalten und damit von selbst die Thatsache festgestellt, daß in ihnen auch eine Gefahr liegt. Aber die vorwärtshastende Zeit läßt zu wenig Muße zum ruhigen, fortlaufenden Studium der alten Homileten, deren Grundsätze und Anschauungen im Wesentlichen trotz aller Wandlungen noch fortgelten. So muß hier die Hilfe einer Monatsschrift eintreten, die den Zusammenhang mit jenen ausgesprochenermaßen festhält. Was sonst erscheint in unseren Tagen als völlig anders geartet nach Form und Inhalt, das hat bei aller Betonung der populären Rede und der zu suchenden Berührung mit der großen Menge und der social zu befruchtenden Auslegung doch die Art der Tagesneuigkeit noch nicht abgestreift und wirkt demnach mehr verwirrend, als aufklärend. Darauf gründen wir unsere Behauptung, daß ein Prediger in unserer Zeit dann am volksthümlichsten und im besten Sinne social predigen wird, wenn er der fleißigste Schüler der alten Homileten gewesen und geblieben ist. Und dazu will diese Zeitschrift ihre Leser erziehen, indem sie bei sorgfältigster Berücksichtigung aller neuen Bedürfnisse doch alles „Moderne" gründlich ausschließt. Das tritt am deutlichsten hervor in der früher schon begonnenen und jetzt zu Ende geführten trefflichen Abhandlung des Pfarrers Steinbauer über sociale Gedanken in den altkirchlichen Episteln. Es findet sich da, und zwar zu unserer größten Befriedigung, nicht ein Gedanke, den nicht auch Luther und geistesverwandte Prediger so schon ausgesprochen haben oder ihrer Auffassung gemäß ausgesprochen haben könnten. In dieser Art bauen der Herausgeber und seine Mitarbeiter auf dem gelegten guten Grunde weiter. Beachtenswerthe Aufsätze sind erschienen über den Gewinn, den der Prediger aus dem Studium der Geschichte der Predigt zieht, über die Bedeutung der Seelsorge für die Kirche und ihre Ausübung in unserer Zeit, über Vinet's Bedeutung für die praktische Theologie, über die Stellung der Kirche zu den modernen Evangelisationsbestrebungen und über das kirchliche Decorum. In der Aehnlichkeit mit andern Unternehmungen hatte der Herausgeber schon früher begonnen, Entwürfe und Dispositionen zu Beichtreden über die altkirchlichen Evangelien darzubieten, und hat das Werk nunmehr vollendet, gewiß zu dankbarer Anerkennung vieler Leser und auch solcher, denen auf solche Weise erst der Weg gezeigt worden ist, die Beziehungen zu beachten, die noch an vielen Orten zwischen Gemeinde und Sonntagsevangelium bestehen. Wenn wir eine namentliche Aufführung der übrigen Beiträge unterlassen müssen, so soll das, wie oft bemerkt, nicht bedeuten, daß sie einer solchen weniger werth wären. B. K.

— **Der mündliche Vortrag und die Gebärdensprache des evangelischen Predigers.** Ein Handbuch zum Selbstunterricht für angehende Geistliche von **H. Allihn,** Superintendent. 26 Bog. 6 ℳ. Verlag von E. Ungleich in Leipzig 1898. — Ueber Redekunst und öffentliches Auftreten giebt es mancherlei Bücher und Anweisungen. Am Ende kann ein Komödiant auch einen Pfarrer lehren, und Palleske und Andere zogen, wenn sie den Vortrag behandelt haben, auch den geistlichen in den Bereich der Beobachtung. Freilich wird die Eigenart gerade der geistlichen Rede recht seltsam beurtheilt, wenn in einem neueren Lehrbuch dieser Art von dem Prediger gesagt wird, daß er „mit steigender, fortreißender Kraft die Verderbniß der Welt, mit dem Ausdruck des Grauens die Qualen der Hölle, mit girrendem (!) Tone die Freuden des Jenseits" schildere. Aber mögen auch Monod, Theremin, Palmer, Bassermann, Spurgeon, Schuster und manche andere hervorragende Theologen in ihren praktischen Theologien und Homiletiken uns ihre Rathschläge und Winke für das besondere Gebiet der Kanzelrede gegeben haben, so machen sie doch die vorliegende Arbeit nicht überflüssig, welche besonders durch fleißige Benutzung alter und neuer Specialliteratur sowie durch eigene praktische Erfahrung und langjährige Beobachtung sich empfiehlt. In eingehender Orientirung behandelt

der Verfasser alle Externa der Predigt, nicht blos das Instrument der Stimme und das Gebläse des Brustkastens und ihre technische Ausbildung, sondern auch besonders Betonung und Gesticulation, Klangfarbe und Modulation. Sogar zur Pflege der gesunden und Heilung der kranken Stimme werden allerdings oft mehr in das ärztliche Gebiet hinübergreifende Anweisungen gegeben. Zu weit geht der Verfasser, wenn er bezüglich der Gesten schreibt: „Ist der Handteller nach der Seite und der Daumen nach oben gerichtet, so hat das Heben und Senken der Hand in dieser Stellung etwas schwächer accentuirende Wirkung. Soll die Andeutung eine noch schwächere sein, so ist schon das Heben der Hand mit etwas gestrecktem Zeigefinger hinreichend, ohne daß es eines bedeutsamen Herabgehens der Hand bedarf." Welcher Geistliche wird sich diese Regeln einprägen und derartige Gesten einüben! Wir müssen die natürlichste Bewegung und Haltung auch bei dem kirchlichen Vortrage für die beste halten. Im Uebrigen aber dürfen wir Studirenden und Candidaten der Theologie und angehenden Geistlichen das Allihn'sche Handbuch sehr empfehlen; auch mancher ältere Prediger könnte durch das Studium desselben veranlaßt werden, sich noch Unarten auf der Kanzel abzugewöhnen, auf welche ihn bisher vielleicht Niemand, nicht einmal seine Frau, aufmerksam gemacht hat. D. K.

— Dr. Zimmer, Herbart und die wissenschaftliche Pädagogik; ein geschichtlich-systematischer Ueberblick. Leipzig, Roßberg, 32 S. — Schon die Seitenzahl dieses Heftchens läßt es deutlich erkennen, daß es sich für den Verfasser um eine nur einigermaßen zureichende Betrachtung Herbart's und seiner Pädagogik nicht handelt. Derselbe will vielmehr nur Studenten, Lehrern und Seminaristen einen knappen Ueberblick über beides geben, der vorläufig orientiren und beim Abschluß des Studiums das Wiederholen erleichtern soll. Dazu mag das Heftchen vielleicht Manchem willkommen sein, zumal es die wichtigsten Jahreszahlen und Begebenheiten aus dem Leben Herbart's, Stoy's und Ziller's übersichtlich aufführt. Wer aber glaubt, auf etwa 32 Druckseiten einen auch nur für Anfänger genügenden Ueberblick über die Pädagogik Herbart's geben zu können, darf doch kaum ernst genommen werden. Das wichtige Capitel von den Schlüssen thut der Verfasser z. B. auf Seite 22 mit 2, sage zwei Zeilen ab. E.

— Georg Steffen, Die Theilnahme Minderjähriger an patriotischen Versammlungen in Sachsen. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1899. — Das sächsische Gesetz vom 21. Juni 1898 bestimmt bekanntlich in Art. II § 1a: Minderjährigen ist die Theilnahme an Versammlungen, welche politischen Zwecken dienen, verboten ꝛc. Zuwiderhandlungen sind nach § 33a unter Strafe gestellt. An der Hand der Entstehungsgeschichte des Gesetzes erörtert nun der Hr. Verf. die Frage, ob auch sogenannte patriotische Versammlungen unter diese Vorschrift fallen. Wir können Allen, die mit derartigen Angelegenheiten, sei es als Behörde oder als Leiter einer Versammlung, zu thun haben, die Bekanntschaft mit der kleinen, kaum 16 Seiten enthaltenden Schrift nur empfehlen. —tg—

— Die Französische Revolution. Geschichtsbild von Thomas Carlyle. Neue Ausgabe in zwei Bänden. Mit einleitender Studie von Konrad Schmidt. Zweiter Band. Uebersetzt von Dr. Franz Kwest. Halle a. d. S., Verlag von Otto Hendel [, 1899]. (= Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes. Nr. 1221—1226.) Preis: 1 ℳ 50 ₰. VIII, 476 S.; 8°. — In der Ersten Beilage der L. Z. vom 10. December 1898 habe ich auf S. 1824 f. den ersten (von einem Andern übersetzten) Band der Carlyle'schen „Revolution" angezeigt und dabei den eigenthümlichen Charakter dieses „Geschichtsbilds" mit einigen Worten zu zeichnen versucht. Der zweite Band setzt mit der Vorgeschichte der unseligen Flucht nach Varennes ein; es steckt etwas Teleologie darin, alles Unglück des Königthums vom Tode Mirabeau's herzuleiten. Den Schluß findet die erschütternde Tragödie eines in seiner Nacktheit enthüllten Theiles des angeblich in Sitte und Recht ewig fortschreitenden Menschengeschlechts beim Kartätschenfeuer des Bürgers Bonaparte, wodurch die Kirche Saint Roch seit dem 5. October 1795 weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. — Bei aller Achtung vor der billigen Leistung — der Druck könnte doch wohl etwas sorgfältiger sein! Ht.

— Kordgien, Portugiesische Conversations-Grammatik. II. Auflage, Heidelberg 1899. — Nach der bekannten und namentlich für den Zweck der Conversation bewährten Methode Gaspey-Otto-Sauer ist eine zweite verbesserte Auflage der portugiesischen Conversations-Grammatik erschienen, die sich in der Behandlung ganz eng an die spanische Grammatik von Sauer anschließt, sind doch sogar die kleinen Gedichte und Lesestücke ohne Weiteres ins Portugiesische übertragen, was bei so verwandten Sprachen angeht. Wir würden sehr gewünscht haben, daß die Bezeichnung der Aussprache klarer und eingehender gewesen wäre: wenn z. B. S. 3 gesagt wird sprich bong, so ist das direct irreführend, eher hätte der Verfasser schreiben sollen, sprich nicht wie „bong", sondern wie bon im Französischen, auf welche Sprache ja auch bei anderen Lauten verwiesen wird, g wie j in jamais. Bei Büchern, die hauptsächlich zum Selbststudium bestimmt sind, ist eine genaue Angabe der Aussprache am Platze, wo nöthig mit Einführung von Hilfszeichen, aber nicht durch Gleichsetzung von deutschen Zeichen, die meist ganz anderen Werth haben, oder in Deutschland selbst sehr verschieden gesprochen werden, so daß der Lernende nicht weiß, woran er sich zu halten hat. Im Uebrigen verdient die Grammatik empfohlen zu werden. G. W.

— Simplicissimus-Album, elftes Heft (October bis December 1898). München, Verlag von Albert Langen. Preis 1,25 ℳ. — In letzter Zeit ist auch in der anständigen Presse von dem Münchener Schmutzblatte mehr als sonst die Rede gewesen. Zwei Nummern nach einander sind wegen Majestätsbeleidigung durch die Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt worden, den Zeichner Heine hat eine empfindliche Strafe getroffen, der tapfere Verleger hat sich der gerichtlichen Verfolgung durch die Flucht entzogen. Das Blatt erscheint trotzdem ruhig weiter. Ja, es verkündet mit einem gewissen bubenhaften Wohlbehagen die Riesenzahl seiner Abonnenten: 67000. Sollte es in Deutschland eine solche Unmenge von Leuten geben, die einverstanden wären mit den Frechheiten und Unsauberkeiten, die den wesentlichen Inhalt des Blattes bilden? Das ist nicht möglich. Wer sind also wohl die Bezieher? In erster Linie natürlich zuchtlose Gesellen, die selber in dem Sumpfe sittlicher Roheit umherplätschern und denen es eine wohlbegreifliche Genugthuung bereitet, zu sehen, daß auch in Kreisen, die eine Art literarischer und künstlerischer Bildung beanspruchen, die thierische Gemeinheit, die nackte Zote sorgfältige Pflege findet. Dieser Gattung von Lesern gönnen wir ihre unreine Luft. An ihnen ist Nichts mehr zu verderben, und nur die rauhe Hand des Schicksals wird vielleicht im Stande sein, sie einmal durch empfindlichen Schaden am eigenen Leibe zu belehren über den Irrweg, auf dem sie sich befinden. Aber es ist zu fürchten, daß viele Andere aus bloßer Lust am Skandal sich das pöbelhafte Blatt halten, daß Leute, die es mit Entrüstung zurückweisen würden, wollte man sie als Gesinnungsgenossen der Mitarbeiter am Simplicissimus ansprechen, doch mitlachen über seine sogenannten Späße. Diese trifft der harte Vorwurf, daß sie, vielleicht ohne sich recht klar darüber zu werden, an der Entsittlichung weiter Volkskreise mit schuld sind. Es werden eben jetzt von wohlmeinenden Politikern Schritte in Vorschlag gebracht, wie man der unverkennbaren und immer mehr überhandnehmenden Verwilderung der halbwüchsigen Jugend nachdrücklicher steuern könne. Wir können uns wenig von solchem Vorgehen versprechen, so lange wir sehen müssen, daß es an den nöthigen gesetzlichen Mitteln fehlt, ein solches Schandblatt wie den Simplicissimus zu unterdrücken. Gelänge dies, so wäre damit eine der giftigsten Quellen der Zuchtlosigkeit verstopft. Man muß nur gesehen haben, wie halbreife Bürschchen sich die Nummern dieses Blattes mit geheimnißvollem Lächeln zustecken, mit was für Blicken sie die Nacktheiten der Bilder beäugeln und mit welch wieherndem Gelächter sie seine Bordellwitze begrüßen! Wir hoffen immer, es soll doch noch einmal dahin kommen, daß der Simplicissimus zu erscheinen aufhört. Und so viel wissen wir genau: Es wird uns erheblich mehr Freude machen, dem elenden Wochenblatte einen Nachruf zu widmen, als immer wieder anzeigen zu müssen, daß es sein unsauberes Handwerk nach wie vor mit ungeschwächter Kraft weiter treibt und Woche um Woche auf's Neue seine Pöbeleien in's Volk wirft. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 31. Dienstag, den 14. März, Abends. 1899.

Die hochschulpädagogische Reformbewegung.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

An Reformbewegungen, und zwar der verschiedensten Arten, ist unsere Zeit nicht arm; fragt sich nur, welche von ihnen mit der unausbleiblichen Ueberzeugung, das eigentlich fundamentale Lebensräthsel gelöst zu haben, der Wahrheit am nächsten gekommen, will sagen: am wenigsten fern geblieben ist. In der Mitte und zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war der Vorrang der damaligen Reformbewegung in der Elementarpädagogik, etwa von Rousseau bis Pestalozzi, eine Herzenssache der allermeisten von Denen, die überhaupt in Betracht kamen. Daran schloß sich das erzieherische Moment, das die Freiheitskriege enthielten, einschließlich der neuen Kriegsschulung, der pädagogischen Weisungen Fichte's in seinen „Reden an die deutsche Nation“, sowie in anderen nicht weniger rühmenswerthen Vorträgen, und der verschiedenen Neugründungen oder Neubegründungen von Hochschulen. Ein ähnlich starker pädagogischer Zug ist seither, trotz einzelner noch so verdienstlicher Bestrebungen, nicht wieder eingetreten; und ob die jetzigen Versuche zum Wiedereinlenken in die sonst schon so lang zurückgestellten pädagogischen Interessen im Stande sind, eine auch nur annähernd so kräftige Fülle von Bewegungen zu ergeben, wie die damalige war, ist noch eine Frage an die Zukunft.

Reformbewegungen auf einzelnen Theilen des gesammten Hochschulgebietes hat es längst gegeben. Vor Allem läßt sich dahin schon jede Begründung einer neuen Gattung, dann auch die einer neuen Species einer Gattung von Hochschulen rechnen. Wir haben heute zwei oder drei solche, allerdings nicht leicht auseinanderzuhaltende Gattungen; einerseits die hohen Schulen, die den Wissenschaften ganz besonders gewidmet sind, d. i. die Universitäten und was sonst noch unter dem Namen von Lyceum, von Akademie (nicht aber Akademie zur Pflege der Wissenschaften) u. dgl. bekannt ist; andererseits die hohen Schulen der Künste im weitesten Sinne des Wortes, demnach sowohl der technischen als der schönen Künste. Das Technische wird bekanntlich in der Hauptsache auf den „technischen Hochschulen“ (oder „Polytechniken“) gelehrt; zu ihnen kommen jedoch noch verschiedentliche ähnliche Hochschulen hinzu, wie die land- und forstwirthschaftlichen, die thierärztlichen, die dem Berg- und Hüttenbau gewidmeten und in allerjüngster Zeit noch die Handelshochschulen, die man immerhin auch den Universitäten nebenordnen mag. Das Technische fehlt aber hinwieder in den erstgenannten Hochschulen insofern nicht, als zunächst besonders der medicinische und theilweise der naturwissenschaftliche Unterricht in letzter Linie doch auch das Erwerben von Kunstfertigkeiten einschließt, und als weiterhin sogar jeder Unterricht an ihnen, ob nun der des künftigen Arztes oder der des künftigen Richters ꝛc., ein solches einschließen sollte. Umgekehrt fehlt das Wissenschaftliche an jenen technischen Hochschulen nicht, sie haben es in der That selbständig gefördert, und sie brauchen es von vornherein, wenn sie nicht blos zu einer Routine abrichten wollen. Endlich besitzen die schönen Künste ebenfalls ihre Hochschulen, allerdings wieder mit wissenschaftlichen Grundlegungen: die bildenden ihre Kunstakademien, die musikalischen ihre Conservatorien; und von den im engeren Wortsinn „redenden“ Künsten besitzt jetzt, im Gegensatz gegen die Rhetorenschulen des Alterthums, nur die Schauspielkunst, aber auch diese erst mit Mühe und Noth, einige künstlerische Schulen. Nun haben diese Gattungen ihre theils sehr verschiedene und getrennte, theils sehr ähnliche und gemeinsame Geschichte. Ihre Ursprünge liegen fast durchweg weit auseinander. Wenn wir uns auf das Hochschulwesen beschränken, das sich in continuirlichem Zusammenhang bis heute fortgesetzt hat, so sind seine älteste Gattung die Universitäten; ihr Emporwachsen aus der Höhe des Mittelalters braucht uns diesmal nicht wieder eigens zu beschäftigen. Viel jünger sind die Hochschulen für die schönen Künste. Ihr Ursprung fällt der Hauptsache nach in die Spätzeit der Renaissance. So fehlt ihnen von vornherein der scholastisch-gelehrte Zug ihrer wissenschaftlichen Schwestern. Am jüngsten sind die Hochschulen für die technischen Künste. Sie reichen fast gar nicht über den vielgerühmten Aufschwung dieser Künste in der französischen Revolutionszeit zurück; ja noch mehr: ihre fühlbare Bedeutung reicht nicht einmal über unsere jüngsten Jahrzehnte zurück. Hochschulgründungen bedeuten so gut wie immer eine Reform innerhalb des eigenen Lebens und des Fortpflanzens der Wissenschaften und Künste, und sie bedeuten so gut wie immer auch eine Reform innerhalb des bisherigen Hochschulwesens. Eines der bündigsten Beispiele für beides dürfte die Gründung oder vielmehr der einer Neugründung nahekommende Aufschwung unserer „polytechnischen“ und verwandten Hochschulen sein. Es wird bald für jedes Auge sichtbar werden und ist es heute bereits für jedes Auge, dem der Staub herausgewischt worden ist: Die ganze Fülle der gegenwärtigen Bewegungen innerhalb des technischen Hochschulwesens bedeutet im Allgemeinen eine der größten Reformen, von denen unsere Bildungs- und selbst unsere Gewerbe- und Handelsgeschichte zu erzählen weiß, und im Besonderen einen der größten Anstöße zu reformatorischen Veränderungen innerhalb der übrigen Hochschulen, zumal der Universitäten. Die erhöhte Bedeutung der technischen Hochschulen für die technische Praxis selber; die relativ einfachen, durch keine alten Ueberlieferungen belasteten Formen des technischen Unterrichts; die Bewährung der landwirthschaftlichen Hochschulen gegenüber der Praxis, interessant besonders für den, der auf die seinerzeitige Befehdung jeglicher Theorie darin zurückblickt; dann die jüngste reformatorische Bewegung auf dem gesammten Gebiete des wissenschaftlichen und technischen Hochschulwesens: die Gründung von Handelshochschulen — das Alles wirkt auf das weitere Leben der Universitäten in ähnlicher Weise ein wie die Nähe des einen Himmelskörpers auf die Bahn eines anderen. — Schon mehrmals hatten die Universitäten eine solche Epoche von Störungen zu durchlaufen. Das erste Mal wirkte auf sie die Gegnerschaft gegen den Geist ein, der sie groß gemacht hatte. Das war, wie gesagt, der scholastisch-gelehrte, klösterliche und streng römisch-katholische Geist des culminirenden Mittelalters. Die Kräfte, die damals den Universitäten das Leben gaben, schienen schier unerschöpflich zu sein; nach den neueren Forschungen darüber sah das ausgehende Mittelalter eine derartige Menge von Universitäten bestehen und blühen, wie sie selbst uns gegenwärtige Betrachter überrascht. Aber nun kamen all die ungünstigen Verhältnisse des ausgehenden Mittelalters: die steigende Entfremdung der vordem so innig zusammengehörigen beiden Schwerter, des geistlichen und des weltlichen, dann das Sinken kirchlicher Zucht und Bildung, endlich wohl auch die damaligen Krankheitsstürme. So hatte es die kirchliche Reformation und der wissenschaftliche Humanismus mit harten Resten eines entschwundenen Reichthums statt mit einer widerstandskräftigen Reife zu thun, als sie nun auch auf die Bahnen der Universitäten einwirkten. Aber soweit jene beiden Mächte reichten, so weit erlebte auch die damalige Hochschulpädagogik eine Reform. Zuvörderst bestand diese in der Schaffung einer neuen Species der Universitätsgattung, nämlich der protestantischen Universitäten; sie waren natürlich keineswegs frei von Descendenzbeziehungen zu den katholischen Universitäten und keineswegs ohne Rückwirkung auf diese. Beide Arten haben sich nachgerade zum großen Theil einander angeähnlicht, wobei

freilich den ursprünglich katholischen Universitäten ein größeres Entgegenkommen nachgerühmt werden kann als den ursprünglich oder jetzt noch protestantischen Universitäten, ausgenommen hinwieder die katholisch-theologischen Facultäten, für die eine andere Reform, als die durch den Wiederaufschwung des Katholicismus im letzten Jahrhundert, angesichts der römischen Oberherrschaft von vornherein ausgeschlossen war. Lassen sich jene Wandlungen als die geschichtlich erste universitäts-pädagogische Reformbewegung in Deutschland betrachten, und gehen sie auf kirchengeschichtliche Einflüsse zurück, so finden wir eine zweite solche Reformbewegung anderthalb Jahrhunderte später, ein halbes Jahrhundert nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges, am Ende des 17. Jahrhunderts. In ihr vereinigen sich kirchengeschichtliche und zwar oppositionelle Einflüsse, nämlich die pietistische Gegenbewegung gegen den protestantischen Glaubenseifer, mit anderen, zumal pädagogischen Einflüssen. Die hauptsächliche Frucht jener zweiten Reformbewegung ist die Gründung der Universität Halle mit ihrem eigenthümlichen Pietistengeist und ihren zum ersten Mal muttersprachlichen Collegien. — Die dritte universitätspädagogische Reformbewegung in Deutschland ist an den Anfang dieses Jahrhunderts zu setzen; ihre treibende Kraft gehört, kurz gesagt, dem Gebiet der äußeren Politik, d. i. den Vorgängen der Franzosenkriegsjahre, an, wenngleich auch die Nachklänge des „pädagogischen" Jahrhunderts mit hinein spielen. Sie concentrirte sich in der Gründung der Berliner Universität, einer directen Schöpfung der damaligen Unglückszeit. — Eine vierte solche Bewegung scheint mit dem Jahr 1848 einzusetzen und würde direct auf Factoren der inneren Politik zurückführbar sein. Lebhaft waren die reformatorischen Bethätigungen und zwar von allen Seiten, auch von der studentischen her, jedenfalls; nur nachhaltig waren sie wenigstens für damals nicht, und ihre richtige Einfügung in die Geschichte der Hochschulpädagogik ist wohl erst noch festzustellen.

Um so eingreifender und überschaubarer tritt hingegen die jetzige Reformbewegung des deutschen Universitätswesens, zumal des Unterrichts an ihnen auf. Ihre hauptsächliche Eigenheit besteht in einem Protest gegen die Auffassung der Universitäten als vorwiegend wissenschaftlicher Anstalten, die nun einmal gegenwärtig vorherrscht oder bis vor Kurzem vorherrschte. Man will, es solle hier weniger Gelehrsamkeit und mehr Unterricht geben, weniger theoretisches Specialistenthum und mehr praktische Ausbildung auf dem Gesammtgebiet des erwählten Berufs; man will an Stelle der Vorlesungen und der Passivität, in der sie den Studirenden halten, Studienformen setzen, durch die er selbständiger wird. Man kann dabei darauf hinweisen, daß die jetzigen „Vorlesungen" ein Anachronismus, ein historisches Mißverständniß sind. Sie wurzeln nämlich in einer Zeit, da die Wissenschaften noch nicht die Aufgabe haben sollten, ihre Gegenstände zu erforschen, wie sie thatsächlich sind, sondern vielmehr die, traditionell geheiligte Ansichten über sie, niedergelegt in classischen Texten, weiter zu überliefern. Diese Texte und zwar vornehmlich die Schriften eines Galenus für die Medicin, eines Aristoteles für die Philosophie und Naturwissenschaften u. s. w. wurden an den Universitäten Stück für Stück „vorgelesen" und dann erläutert. Seither, besonders seit den naturwissenschaftlichen Entdeckungen, wie sie geschichtlich etwa rund um 1600 begannen, haben sich die Wissenschaften davon freigemacht und die Texte mit der Erforschung der Dinge selbst vertauscht. Ihre Vertretung an den Universitäten konnte schließlich dahinter im Wesentlichen keineswegs zurückbleiben, blieb aber doch in den überlieferten Formen zurück. Der modernere Professor las jetzt nicht mehr einen alten, sondern seinen eigenen Text; aber er „las" doch noch, selbst wenn er sehr „frei" las. Er docirte nicht mehr aus einem Buch oder einer Abschrift, sondern aus einem „Heft"; aber er „docirte" doch noch. Der Student hörte nicht mehr alte, sondern neue Weisheit; „Hörer" blieb er aber dennoch. Nun schnellten seit den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die Wissenschaften so mächtig empor, wie es seit Langem nicht der Fall gewesen. Sie erneuten jenen Aufschwung, den sie zwei Jahrhunderte früher, in der Zeit der Spätrenaissance genommen hatten, in weit schärferer Weise. Sie wurden kritisch; sie bemühten sich, die gläubig hingenommenen Legenden beispielsweise über die römische Urzeit oder über die Vorgänge in der unorganischen wie in der organischen Welt zu zerstören und die Vorgänge der Geschichte wie der „Natur" Punkt für Punkt aufzudecken; sie bemühten sich immer weniger nach einem fertigen Wissen und immer mehr nach einem Forschen, dessen Ergebnisse zunächst noch gar nicht vorauszusehen sind. Dazu mußten sie ihre Jünger ganz anders vorbereiten als ehedem; sie mußten sie in die Art und Weise des Forschens einführen, auch wenn sie ihnen nunmehr vielleicht weniger Wissensstoff beizubringen hatten als vormals. — Am raschesten bemerklich machten sich diese veränderten Ansprüche an die Jünger der Wissenschaft in den medicinischen und den ihnen zunächst stehenden naturwissenschaftlichen Fächern, obschon auch in Mathematik und classischer Philologie diese Wandlungen bald begannen. Vielleicht sind die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts die eigentliche Anfangszeit dieser neuen Lehrform, und zwar dürften die jüngeren preußischen Universitäten hier an die Spitze zu stellen sein. Die „Vorlesungen" wurden durch „Uebungen" ergänzt, und diese Uebungen nahmen allmälig die festere Gestalt von „Seminaren" an. Zwar besaßen auch in den ältesten Zeiten der Universitäten die Vorlesungen eine Ergänzung und zwar durch die „Disputationen". Allein bei diesen kam es ebenfalls wieder hauptsächlich auf fertige Ansichten — in der Form von „Thesen" — an, um die man sich angreifend und abwehrend herumbewegte. Jetzt sollten die Thesen nicht der Ausgangs-, sondern der Endpunkt werden; nicht die Ansichten, sondern die Dinge sollten untersucht und die Studirenden in dieser Fertigkeit des Untersuchens ausgebildet werden. Ein Grundsatz war somit ins Leben getreten, bei dem es nur mehr seine volle Verwirklichung galt. Aber diese Verwirklichung schritt so langsam und so ungleichmäßig fort, daß heute aller Reformdrang zunächst genug damit zu thun hat, jene Anläufe fortzusetzen. Die Gründe für dieses unzulängliche Fortschreiten aufzudecken wird eine Sache für sich sein; vorläufig genüge die Bemerkung, daß es sich zunächst um einen Mangel an Fortschritten der praktischen Pädagogik handelte, und daß an diesem Mangel hinwieder der Mangel an nachhaltigen Fortschritten des politischen Lebens in der Jahrhundertsmitte mitschuld gewesen sein dürfte. Die freie Forschung — frei sowohl ihrem Inhalt als ihren Formen nach — ist nur einem aufsteigenden Kirchen- oder Staatswesen, nicht einem stillstehenden oder abwärtssteigenden willkommen. Doch endlich konnte es mit der Verwirklichung jenes Grundsatzes in derartiger Langsamkeit nicht mehr weitergehen. Seit einigen Jahren besitzen wir, zunächst aus Universitätskreisen selber, eine ausgesprochen reformerische Literatur über Universitätsunterricht. Eine Uebersicht über sie wird Aufgabe der künftigen Geschichte der Hochschulpädagogik sein; hier mag es genügen, auf die besonders bündigen Aeußerungen der Professoren Christ in München (1891) und Bernheim in Greifswald (1898) hinzuweisen. Jener ist classischer Philolog, dieser Historiker; beide also Angehörige der philosophischen Facultät, soweit diese die sogenannten Geisteswissenschaften vertritt. Die Naturwissenschaften haben sich, durch ihre Abhängigkeit von ganz greifbaren Beobachtungen und Experimenten, weit rascher einen jenem Grundsatz wenigstens annähernd getreuen Unterricht erzwungen als ihre Schwestern; für diese gilt es jetzt, die Ansprüche durchzusetzen, zu denen sie sich längst ebenso das Recht erworben haben, wie jene.

Aus theoretischen Verhältnissen entsprungen zielt doch diese ganze Bewegung auf specifisch praktisch-pädagogische Absichten hin. Sie will für die Universitäten und schließlich für alle Hochschulen das Analoge schaffen zu dem, was die unteren Schulen bereits besitzen: eine eigene Pädagogik, eine Kunst und Wissenschaft ihres Unterrichtens und womöglich auch Erziehens. Würde sich zeigen, daß diese keine andere ist als die jeder anderen Schule, so sollte dieses Gleiche nun auch den höchsten Schulen zukommen; zeigt sich, daß neben dem Gemeinsamen doch noch Besonderheiten für die Einen wie die Anderen bleiben, so heißt es eben, diesen Besonderheiten nachgehen. Ist es für die verschiedenen Hochschulen oder gar für die verschiedenen Fächer je einer Hochschule von Uebel, Errungenschaften des einen Gebietes auf das andere zu übertragen, so bleibt doch jedenfalls noch ein gemeinsamer Kern übrig. — Zu diesem gemeinsamen Kern aller Hochschulpädagogik und überdies zu dem aller Pädagogik schlechtweg Gemeinsamen gehört auch die hier überall allerwichtigste Erkenntniß, daß eine richtige Lehrerbildung die unentbehrliche Grundlage für einen verläßlichen Aufbau alles Weiteren ist. Im Bereich der Hochschulen giebt es eine solche bisher nur durch die eigene Praxis des Privatdocenten, also einigermaßen vergleichbar dem „Probejahr" des künftigen Gymnasiallehrers. Allein lediglich aus einer solchen persönlichen Praxis die Kunst des Lehrers entstehen zu lassen, hat sich für die höheren Schulen nachgerade als ungenügend herausgestellt, zumal da für die Elementarschulen die Frage der Lehrerbildung schon längst durch die Lehrerseminare gelöst war. Also handelte

es sich um Seminare für Gymnasiallehrer, ganz abgesehen von der bislang noch nicht endgiltig beantworteten Frage, ob solche Seminare besser an die Gymnasien selber in Form pädagogischer Gymnasialseminare oder besser an die Universitäten in Form pädagogischer Universitätsseminare zu verlegen sind. Voraussichtlich wird sich die Frage mehr zu Gunsten dieser entscheiden. Jedenfalls aber ist das Ganze der Lehrerbildung solange unvollständig, als es nicht auch universitätspädagogische Seminare oder hochschulpädagogische überhaupt giebt, die den nur erst wissenschaftlich ausgebildeten künftigen Hochschullehrer auch eigens als solchen ausbilden. Ob nun derartige Seminare besser an Universitäten oder außer sie zu verlegen sind; wie weit sich ferner die gewiß sehr verschiedenartigen Lehrbedürfnisse des gesammten Hochschulgebietes an Einer Stelle zusammenfassen lassen oder zweckmäßiger auf mehrere Centren zu vertheilen sind: das ergiebt Sonderfragen, unter deren Betonung jedenfalls nicht die Hauptfrage leiden soll, die Frage nach der Hochschullehrerbildung überhaupt.

Und neben diesen gemeinsamen Sorgen aller Hochschulpädagogik nunmehr die verschiedentlichen einzelnen! Von dem Streit um die Collegiengelder an den Universitäten angefangen bis weit hinüber zu den Bemühungen, auch die Schauspielkunst ebenso hochschulfähig zu machen, wie es die Musik und die bildenden Künste bereits sind; von den heiklen Fragen nach der kirchlichen Bedeutung unserer theologischen Facultäten angefangen bis hinüber zu der Doppelfrage nach Pflege der angewandten Mathematik und Physik an den Universitäten einerseits und nach Annäherung der polytechnischen Hochschulen an die Universitäten und an die Universitätsrechte andererseits; von der Modernisirung des juristischen Unterrichts angefangen bis hinüber zu den seit einem Jahrhundert typisch gewordenen Klagen über Veraltetes an den Kunstakademien, die doch dereinst die Träger des Neuen gegen das zunftmäßig Alte waren und während ihrer dreihundertjährigen Dauer bereits nicht wenige Reformbewegungen durchgemacht haben: überall eine Fülle drängender Probleme, theils leicht und bald gelöst oder lösbar, theils des Einsatzes der besten Kräfte bedürftig, um auch nur einigermaßen vorwärts zu kommen. Jedenfalls ist es ein Feld, würdig eines solchen Einsatzes und voll Verheißungen dankbarer Arbeit und reicher Früchte. — Gegen unsere Hochschulen sind bereits nicht wenige Angriffe und Drohungen theils revolutionärster theils reactionärster Art gerichtet worden. Ihre beste Abwehr dürfte, gleichwie in anderen ähnlichen Verhältnissen, eine zeitige Reformbewegung sein, die doch schließlich, wie zum Theil schon gezeigt, nur eine energische Weiterentwickelung vorhandener und zum Aufsprossen drängender Keime sein wird.

Bücherbesprechungen.

— **Der Hausvater.** Evangelisch-kirchliches Monatsblatt für Leipzig und Umgegend. Herausgegeben von Diaconus **Ebeling**, Leipzig. Jährlich 1 ℳ 20 ₰. — Die reiche Fülle kirchlicher oder die Kirche berührender Zeitereignisse im vorigen Jahr ist natürlich auch auf die Gestaltung dieses Gemeindeblattes von Einfluß gewesen. Auch hier wurden König Albert's Ehrentage durch Bild und Wort mitgefeiert und aus dem erlebnißreichen Herrscherleben das hervorgehoben, wofür die christliche Gemeinde hauptsächlich Dank schuldet und was sie sich zum Vorbild zu nehmen hat. Der Heimgang des großen Helden des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe, Georg Müller in Bristol, gab Anlaß, sein Bild den Lesern vorzuführen und seiner Heldenthaten zu gedenken. Nach dem Heimgang unseres großen Reichskanzlers durfte sich das Blatt angesichts der unerschöpflichen Mittheilungen, die von den Zeitungen gebracht wurden, auf die Hervorhebung dessen beschränken, was diese gewaltige Persönlichkeit für die Kirche zu bedeuten hatte. Eine ähnliche Stellung konnte eingenommen werden gegenüber den vielbesprochenen Ereignissen in Palästina. Mit desto größerer Ausführlichkeit wurden die kirchlichen Säcularerinnerungen behandelt, wie sie durch die Vollendung von vier oder zwei oder auch nur einem halben Jahrhundert uns gebracht wurden. So erschienen nach einander im Bilde Hoffmann v. Fallersleben, Hieronymus Savonarola, August Hermann Francke, Johannes Honterus, Dr. Wichern und, wenn auch ohne Bild, so doch in lebendiger Vorführung seines gewichtigen hymnologischen Schaffens, Albert Knapp. Mit Recht ist namentlich der Halle'sche Waisenvater und die Geschichte seiner großartigen Stiftungen in eingehender Weise geschildert worden: er fängt allmälig an, neben Luther und etlichen wenigen Anderen als eine allgemein volksthümliche Gestalt aus unserer Kirchengeschichte im Bewußtsein der Gemeinde lebendig zu werden, und es kann nicht genug geschehen, um diesen Vorgang in der Volksseele fördernd zu beeinflussen. Der Nächste, der dann eine Anwartschaft hat auf solch' seltenen Ehrenplatz im deutschen Herzen, ist Wichern. Wenn wir die übrigen belehrenden Artikel überschauen, so beanspruchen namentlich zwei längere Abhandlungen unser besonderes Interesse. Die eine sagt in überaus praktischer Weise als „Guter Rath für Leidtragende“ alle Nöthige für die Beerdigung, die Grabeserwerbung und -pflege, wie es durch die Leipziger Verhältnisse bedingt ist, und giebt die genauen Berechnungen für alle entstehenden Kosten. Das ist Alles sehr alltäglich und äußerlicher Art, aber in solcher Zusammenstellung auf Grund amtlicher Unterlagen für ein Gemeindeblatt von größtem Werthe. Die andere Abhandlung zerlegt sich in eine Reihe einzelner Aufsätze über die Geschichte des christlichen Kirchenbaues und giebt an der Hand guter Abbildungen das für allgemeines Verständniß Wissenswerthe über Katakomben, römische und byzantinische Basiliken und romanische Kirchen des Mittelalters. Wir sehen der Fortführung dieser lehrreichen Darstellungen wie im Namen vieler Leser, die so den ersten Begriff von diesen Dingen bekommen, mit Spannung entgegen. B. K.

— **Neue kirchliche Zeitschrift** in Verbindung mit Oberconf.-Rath D. v. **Buchrucker**, München, und Prof. D. **Zahn**, Erlangen, herausgegeben von Prof. **Holzhauser**. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandl. Nachf. (Georg Böhme), Leipzig. Vierteljährlich 2 ℳ 50 ₰. — Den Hauptinhalt der Hefte im letzten Zeitraum haben Artikel über die christliche Lehre gebildet. Theilweise galt es dabei, von anderen Seiten gegebenen Anregungen zu folgen, wie das der Fall war bei einem Aufsatz von Meinhold über die vierzig Tage im Leben des Auferstandenen, bei der Untersuchung Freybe's über die Bedeutung der Sitte in Ihering's Werk über den Zweck im Recht, bei einem sehr lehrreichen Artikel über die Beschneidung von Pfarrer Jaeger, bei der erneuten Beleuchtung der Dogmatik Rietschel's durch Consistorialrath Staehlin, bei dem Aufsatz über den Glauben an den Heiligen Geist von Professor Wiesinger. Andere Mitarbeiter sind mit selbständigen Forschungen hervorgetreten, so Kirchenrath Rocholl mit seiner geistvollen Abhandlung über den gesunden Realismus der lutherischen Abendmahlslehre, Stadtpfarrer Walther mit seiner Untersuchung über das Wesen der Sünde, in der eine ganze Reihe thatsächlich neuer Gesichtspunkte zum Vorschein kommt, und Diaconus Zehnpfund mit seiner Darstellung der altprotestantischen Lehre vom Usus legis. Welche Fülle fleißiger Forschung ist schon in diesen Artikeln gegeben! Aber jede andere Seite der theologischen Wissenschaft ist irgendwie auch berücksichtigt. Auf dem Gebiet der alttestamentlichen Forschung hat Professor Hommel seine „inschriftlichen Glossen und Excurse zur Genesis und den Propheten“ fortgesetzt und Professor König veröffentlicht zur Frage über den zweiten Theil des Jesaias allerlei Erträgnisse seiner besonderen Studien. Reichlicher wird natürlich die neutestamentliche Schriftforschung berücksichtigt. Wir sehen von einer Anzahl kleinerer Untersuchungen ab, die wir nicht alle namhaft machen können, obwohl sie zum Theil werthvoll genug sind, wie beispielsweise die „Philologische Mitarbeit am Neuen Testament“ von Professor Blaß mit ihrem köstlichen Sarkasmus. Sehr bemerkenswerth ist die Erläuterung, die Oberlehrer v. Goerne zu dem Schiffbruch des Apostels Paulus vom seemännischen Standpunkt aus gegeben hat. Pastor Wahle stellt den Plan, nach welchem der erste Korintherbrief geschrieben ist, auf Grund von Cap. 1, 30 in einer Weise fest, die jedenfalls Beachtung verdient gegenüber den hergebrachten Reden von der Mannigfaltigkeit und Vielartigkeit seines Inhaltes. D. Dräseke in Wandsbeck hat im Anschluß an die Schrift von Delff über das vierte Evangelium seine Hypothese von zwei verschiedenen Fassungen dieses biblischen Buches neubegründet. Zu dem Bereich der Kirchengeschichte gehört eine Untersuchung von Professor Haußleiter über das apostolische Symbol bei Amalarius von Trier, ferner der Artikel von Hofprediger Schubart über Johann Arndt's Wirken in Anhalt, weiter eine sehr interessante Zusammenstellung der Inschriften, die Luther und seine Mitarbeiter in Bibeln und andere Bücher eingetragen haben, und außerdem einige kürzere Artikel. Endlich ist auch die praktische Theologie mit ihren Grenzgebieten wohl vertreten in einem Aufsatz von Pastor Rische über

die neutestamentlichen Grundgedanken für die Verfassungsform der Kirche und in der Abhandlung des Oberpfarrers Seidel über die besondere kirchliche Bedeutung der von Wichern geschaffenen Innern Mission. Auch Sudermann's Johannes hat die Ehre einer Besprechung gefunden, was sich wohl rechtfertigen läßt, wenn man bedenkt, daß ihr die 23. Auflage dieser „Tragödie" zu Grunde gelegen hat. B. K.

— Kriegschirurgische Erfahrungen aus dem griechisch-türkischen Kriege 1897 von Oberstabsarzt Dr. Korsch unter Mitwirkung von Stabsarzt Dr. Velde. E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 1,50 ℳ. — Oberstabsarzt Dr. Korsch berichtet mit Stabsarzt Dr. Velde über die Erfahrungen, die er als Leiter einer unmittelbar nach Beginn des griechisch-türkischen Krieges seitens des Centralcomités der deutschen Vereine vom rothen Kreuze nach Griechenland abgesandten Abordnung gemacht hat. Dieselbe bestand außer den beiden Sanitätsofficieren noch aus 5 Schwestern vom Victoriahaus in Berlin und 2 Lazarethgehilfen und war mit Material versehen, um 100 Verwundete in sachgemäße Behandlung nehmen zu können. Sie fand auf dem thessalischen Kriegsschauplatze Verwendung, wo im Hafenort Hagia-Marina ein Lazareth etablirt wurde. Im Ganzen kamen 223 Personen (darunter 170 meist schwer Verwundete) in Behandlung und Verpflegung des Lazareths, während 200 ambulante behandelt wurden. Die Arbeit enthält werthvolle Mittheilungen über die vielumstrittene Frage der Anwendbarkeit der Asepsis im Kriege, über erste Wundversorgung, zweckmäßiges Verbandmaterial u. s. w. Sie verdient volle Beachtung seitens der ärztlichen Kreise, wie auch seitens der Vereine vom rothen Kreuze. Für beide enthält sie viel lehrreiches Material.

—. . . . . t.

— Die Division v. Beyer im Main-Feldzuge 1866 von W. v. Scherff, General d. J. z. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. — Einer der bekanntesten, rühmlichst bekannten, Militärschriftsteller beschreibt und bespricht hierin die Erlebnisse eines Truppentheils, dessen Operationen zu vielen Besprechungen, Kritiken, auch abfälligen, Anlaß gegeben haben. v. Scherff wünscht, daß in der Kriegsgeschichte der Division v. Beyer eine gerechte Beurtheilung gesichert werden möge, und mehr als irgend ein anderes Geschichtswerk über den Feldzug 1866 ist das v. Scherff'sche Buch geeignet, für eine gerechte Geschichtschreibung zweifelsfreie Unterlagen zu liefern und zu beweisen, daß das stellenweise wenig günstige Urtheil einiger Militärschriftsteller über das Verhalten der Division v. Beyer namentlich in den Tagen von Langensalza und an der Saale sich wesentlich auf die Unterschätzung der Schwierigkeiten zurückführen läßt, mit welchen die höhere Führung in jenen Tagen zu kämpfen hatte. Ohne eine auch in die Einzelheiten eingehende Kenntniß von diesen inneren und äußeren Reibungen würde es unmöglich bleiben, sich ein richtiges Bild zu machen von den Leistungen dieser in durchaus unfertigem Zustande inmitten ungewöhnlich unklarer Verhältnisse in die kriegerische Handlung eintretenden Truppe. Der Verfasser ist wie wohl Niemand sonst in der Lage, hier Klarheit zu schaffen. Er selbst war als zweiter Generalstabsofficier der Division v. Beyer Augen- und Ohrenzeuge aller Berathungen und Erwägungen der Führung, des Handelns der Truppe, diese Geschichte ist niedergeschrieben auf Grundlage der Kriegsacten und eines vom Verfasser persönlich geführten Tagebuches bereits unmittelbar nach Beendigung des Krieges und hat in seinen Ausführungen die Einverständnißerklärung des Generals v. Beyer und anderer höhrer Führer der Division gefunden. Eine Veröffentlichung war damals jedoch von maßgebender Stelle als „noch nicht zeitgemäß" verhindert worden, und so dürfen wir denn jetzt um so freudiger das Erscheinen eines Buches begrüßen, welches in ganz hervorragender Weise geeignet ist zu kritischer, nutzbringender Betrachtung einer sehr interessanten Episode des Feldzuges 1866. P.

— Die deutsche Marine; unter Zugrundelegung des neuen Flottengesetzes von Oberleutnant Luiz Freiherrn v. Liliencron; Verlag Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Berlin. — Unter den in dem letzten Jahr erschienenen zahlreichen Schriften, die sich mit dem Wesen und den Aufgaben unserer Kriegsflotte beschäftigen, verdient das Werkchen alle Beachtung, da es sich in seiner klaren und leicht verständlichen Schilderung zur weiten Verbreitung in Heer und Marine, Schule und Haus eignen dürfte. Obgleich der Verfasser der Landarmee angehört (z. Zt. befindet er sich in der Stellung eines Adjutanten bei dem Gouverneur von Kiautschou, Capitain zur See Jaeschke), beherrscht er doch die verschiedenen Gebiete unserer Streitmacht zur See in eingehendster Weise. Gleich treffend weiß er die beweglichen Vertheidigungsmittel (als Linienschiffe, Kreuzer, Küstenpanzerschiffe, Torpedoboote und Panzerkanonenboote) zur See zu schildern, wie auch jene der rein localen Küstenvertheidigung (wie die Landbefestigungen, Seeminen und die Torpedobatterien). In weiteren Abschnitten werden die Verwaltungsbehörden und die Marinetheile am Lande behandelt, indem die letzteren in einen Vergleich mit den verschiedenen Theilen der Landarmee gestellt werden. Aus diesem Grunde muß das Werkchen vor Allem auch zur Lectüre geeignet für die Unterofficiere und die Mannschaften der Armee bezeichnet werden, da man bei ihnen noch immer vielfach auf irrige Begriffe und Anschauungen über die Marine stößt. Wie wäre es, wenn dem Werkchen in einer neuen, späteren Auflage ein Abschnitt beigefügt würde, der sich mit den Uniformen der Marine beschäftigt, da gerade diese Abzeichen selbst in den Kreisen der Landarmee heute noch vielfach nicht bekannt sind? Der bekannte Marinemaler Willy Stöwer hat es übernommen, dem Werkchen die anziehenden Illustrationen zu geben, die in der so oft gerühmten Mustergiltigkeit ausgeführt sind. Der geringe Preis des Heftchens von 40 ₰ ermäßigt sich überdies noch bei einem Partiebezug von 50 bezw. 100 Exemplaren auf 30 resp. 25 ₰. M. B.

— Zur Börsenreform in Ungarn. Auszug aus den stenographischen Protokollen der vom königl. ungar. Handelsministerium veranstalteten Enquete und Materialiensammlung zu deren Vorbereitung. Von Edmund Steinacker. Wien 1899. (VIII und 287 S. Preis 5,40 ℳ.) — Die Börsenreformbewegungen in Deutschland haben auch in Ungarn ein lebhaftes Echo erweckt und daselbst die Frage der Börsenreform auf's Tapet gebracht. Der Handelsminister verständigte im Jahre 1894 den Börsenrath, daß er, hauptsächlich auch wegen der Entartung und wegen der gefährlichen Wirkungen des Börsenspiels, die im Ausland bestehenden oder projectirten Verfügungen, welche zur Fernhaltung der nicht berufsmäßig speculirenden Elemente vom Börsenspiel führen können, sowie deren Resultate zum Gegenstand eingehender Studien mache. Das Resultat dieser Studien war die ebenfalls vom Handelsminister Baron Ernst Daniel Ende 1896 einberufene Enquete, an welcher außer den Vertretern der Börse die Vertreter der unterschiedlichsten Interessensphären theilnahmen und welche die vorgelegten Fragepunkte mit großer Gründlichkeit in Verhandlung zog. Ungarn hat in jeder Beziehung in letzter Zeit Deutschlands Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Die Handelsbeziehungen des Deutschen Reiches mit der verbündeten Nation sind ebenfalls immer regere geworden. Man kann mit Recht erwarten, daß das deutsche Volk namentlich in seinen handeltreibenden Kreisen auch dem ungarischen Börsenwesen Beachtung schenkt, noch dazu dann, wenn dieses einer Reform unterworfen werden soll und worden ist, deren Anstoß von Deutschland mit ausging. Die Protokolle der Enquete sind ein Sammelwerk zum großen Theil recht werthvoller Gutachten, wohlzubeachtender Ausführungen maßgebender Geister, welche kein „lankeslocales" Gepräge tragen, sondern von internationaler Bedeutung sind. Man kann dem als auf dem Börsengebiete hervorragend bewandert bekannten Verfasser Steinacker, ehemals Secretär der Budapester Handels- und Gewerbekammer, nur danken, daß er den Völkern deutscher Zunge dieses werthvolle Material durch Uebersetzung, durch vorzüglich vorgenommene Zusammenziehung und erläuternde Zugaben zugängig gemacht hat, eine keineswegs leichte Aufgabe, welche er trefflich zu lösen verstanden hat. Die wichtigen principiellen Fragen der Organisation der Institution, ihrer Mitgliedschaft, ihres Rechtskreises, des Börsenregisters, der Börsendisciplin, des Terminhandels, der Cotirung, des Verhältnisses zu auswärtigen Börsen, der Coursnotirung, der Art der Abwickelung der Schlüsse, des Börsenschiedsgerichts, der Ingerenz der Regierung, der Depots, der Börsensteuer sind von dem größten Theile der überaus redegewandten ungarischen Enquete-Mitglieder in einer Weise behandelt worden, welche das Interesse aller Praktiker und Theoretiker des Börsenverkehrs, aller volkswirthschaftlich oder juristisch mit dieser Materie sich Befassenden herausfordert. Wir können das Werk nur auf's Beste empfehlen, um so mehr, als Alles, was nicht unbedingt zum Verständniß nöthig ist, mit großer Sachkenntniß und Umsicht aus den Protokollen ausgemerzt worden ist. —sm.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 32. Donnerstag, den 16. März, Abends. 1899.

Hofleben Napoleon's und Josephinen's zu Bayonne 1808.

(Nach dem im Stadt-Archiv zu Bayonne aufbewahrten Stadtbuche.)

Unsern Lesern sind die Ursachen der Invasion Napoleon's in die Pyrenäische Halbinsel bekannt. Das denkwürdige Jahr 1808 sah die Dynastie Braganza vom Throne Portugals verschwinden, eine französische Armee Lissabon besetzen und England als Verbündeten Portugals in den Kampf eintreten. In Spanien waren die Verhältnisse trostlos. Die regierende Familie der Bourbons bestand aus dem einfältigen und energielosen König Karl IV., aus dessen Gemahlin, der sittenlosen Königin Louise, und dem ränkevollen Kronprinzen Ferdinand (später Ferdinand VII.) und wurde gänzlich von Don Manuel Godoy beherrscht. Dieser, ein einfacher, aber bildschöner Unterofficier der Leibgarde, hatte das Auge der Königin auf sich gezogen und war bald zu ihrem erklärten Günstling emporgestiegen, in welcher Eigenschaft er demnächst der wirkliche Beherrscher Spaniens wurde und zugleich dem Kaiser Napoleon den Plan zur Theilung des Landes in drei Fürstenthümer unterbreitete. Es ist ungewiß, ob hierdurch in dem Letzteren der Gedanke zur Eroberung der ganzen Halbinsel und Vertreibung der Dynastie und demnächstiger Uebergabe an einen seiner Brüder, Joseph, erweckt wurde. Zuvörderst galt es indeß, das regierende Herrscherpaar und dessen Nachkommen aus dem Lande endgiltig zu entfernen. Ein furchtbares Gewebe von Treulosigkeit hetzte den Kronprinzen gegen den Vater auf, und Napoleon sprach es endlich als Schiedsrichter zu Bayonne aus (10. März 1808), daß Vater und Sohn dem Throne entsagen und in Frankreich schöne Schlösser nebst einem reichen Gnadengehalt beziehen sollten. Aber die Besitznahme von Spanien geschah ohne Kenntniß des Landes und der empörten Nation, welche in einem ungeheuren und von einer englischen Armee unterstützten, blutigen Aufstande sich erhob und die französischen Heere und Finanzen verschlang. — Es ist das Vorspiel zu diesem großartigen Drama, welches von Napoleon in der Grenzfestung Bayonne inscenirt wurde, und welches mit seinen Festlichkeiten und höfischen Vergnügungen einen merkwürdigen Gegensatz zu den welterschütternden Begebenheiten bildete, welche unter diesem Deckmantel von dem gewaltigen Corsen daselbst vorbereitet wurden. Das Rendezvous der französischen Armeen war Bayonne. Diese interessante alte Stadt, unter dem Schatten der Pyrenäen und nur wenige Meilen von dem heute so fashionablen Badeorte Biarritz entfernt, ist eine bedeutende Festung, von einer wichtigen Citadelle überragt und auf einem Vorsprunge gelegen, welcher mit seinen Geschützen den am Fuße vorbeifließenden Adurfluß beherrscht. Hierher kam Napoleon am 14. April 1808, ohne sich indeß lange aufzuhalten. „Je suis très mal logé,“ schrieb er an Josephine. „Und ich gehe in einer Stunde nach einem, eine halbe Meile weit entfernten Schlößchen, welches sich Château de Marrac nennt.“ Heute ist dasselbe eine Ruine, nachdem es 1825 durch einen Brand gänzlich zerstört wurde; die ehemals so reizenden Gärten dienen heute als Wagenpark der Festungsartillerie. In diesem am Ufer des Flüßchens Nive gelegenen Schlosse war es, wo ein wenig später die spanische Königsfamilie, einer Einladung Napoleon's folgend, sich plötzlich als Staatsgefangene ihrem Wirthe gegenübersah. An diesem Orte war es auch, wo Napoleon seine Pläne für den kommenden Feldzug ausarbeitete, dennoch aber noch Zeit fand, wie wir sehen werden, sich mit seinem Hofhalt und häuslichen Arrangements zu beschäftigen. Zur großen Verwunderung der braven Bürger von Bayonne sah man diesen doch so viel beschäftigten Herrscher nicht selten in den engen Gassen der alten Stadt in dem bekannten grauen Ueberrocke und dreieckigen Hute, mit auf den Rücken gelegten Händen und der Reitpeitsche, in Gedanken versunken, einherwandeln. Eine einfache Schiffbrücke an der Vereinigung des sanft dahinfließenden Adur mit der schönen und reißenden Nive verband die mit Festungsmauern umgürtete Stadt, deren Werke von Vauban angelegt waren und deren Hauptzierde schon damals in der bewundernswerthen Kathedrale bestand, während die grünen Glacis den Einwohnern als Hauptpromenade dienten. — Napoleon erreichte Bayonne am 14. April 1808, und Josephine kam 14 Tage später von Bordeaux zu ihm. Kein Tag verstrich, ohne daß Beide einen Gang durch die Straßen und über das Glacis machten; manchmal stieg man zu Pferde oder fuhr in einer offenen Kalesche aus, begleitet von einem glänzenden Stabe und einer Husarenescorte. Der Kaiser wählte vielfach ganz entlegene Straßen und Wege, indem er jedesmal einen anderen Rückweg einschlug. Das Dorf Poucau am rechten Aduruser, eine kleine Meile von der Stadt entfernt, war Josephinen's beliebtestes Ausflugsziel. Hier war es, wo der Gewaltige mit ihr wie ein Schulknabe in den Freistunden sich erlustigte, indem Beide zwischen den Dünen Versteckens spielten oder indem er bei der Ebbe sie in die See jagte, so daß sie oft bis zu den Knieen im Wasser watete, und dies Alles gar häufig in Gegenwart der am Strande beschäftigten Fischer und Weiber des Ortes, die sich höchlichst darüber amüsirten. Es ist eine traurige Wahrnehmung, daß dieser eiserne Monarch, während er sich mit solchen unschuldigen Spielen vergnügte, gleichzeitig Könige absetzte und namenloses Elend über die spanische Nation heraufbeschwor. In Biarritz, wohin das Herrscherpaar ebenfalls Ausflüge unternahm, befindet sich die sogenannte „Höhle der Liebenden“, worin der Sage nach ein Liebespaar von der Meeresfluth überrascht und ertränkt worden war. Dieselbe ward oft von Napoleon und Josephine besucht, sobald die Ebbe es erlaubte, und sie mögen dort im Angesicht des unendlichen Oceans manche romantische Stunde verlebt haben. Ein Augenzeuge, der Leutnant Niegolewski von der polnischen Leibescadron der kaiserlichen Garde, erzählt, daß der Kaiser zu Zeiten Josephinen's kleine Atlasschuhe, während sie draußen im Wasser umherplätscherte, hinter einen Sandhügel versteckte und dieselben nicht eher zu ihr brachte, bis sie den ganzen Weg vom Strande bis zur vierspännigen Carosse barfüßig zurückgelegt hatte; ihre Scheltworte und Fächerschläge machten ihm dann das größte Vergnügen. Die Escorte bildete unterdessen einen Halbkreis, um jede unbefugte Annäherung fern zu halten. — Am 20. April 1808 traf der spanische Kronprinz in Bayonne mit seinem Bruder Don Carlos ein und nahm sein Quartier an der Place d'armes. Bald darauf langte auch der sog. „Prince de la paix“ Don Manuel Godoy an und logirte in einer Villa in der Vorstadt Beyris. Das demnächst eintreffende Königspaar erhielt vom Kaiser die schöne Villa Dubrocq zur Residenz angewiesen. — Wie sehr Napoleon für das „bien être“ seiner Gäste besorgt war, bezeugt sein Handbillet an Marschall Duroc, den Oberst-hof- und Hausmarschall, worin er bis auf die geringsten Details die Etiquetteregeln vorschreibt, z. B. daß zwei Küraissiere als Ehrenschildwachen zu stellen seien, daß der Stadtcommandant, sowie der Magistrat am Stadtthore sich einzufinden hätten, daß die Citadelle 60 Kanonenschüsse abfeuern sollte u. s. w. Auch die zum Dienst bei den Majestäten erforderlichen Adjutanten und Cavaliere hatte er ausdrücklich namhaft gemacht. Nachdem der Kaiser seinen etiquettemäßigen ersten Besuch abgestattet hatte, überließ er seine königlichen Gäste der Fürsorge Josephinen's mit den folgenden, von dem Kammerdiener Constant und der Zofe Mlle. Avrillon im Vorzimmer erlauschten Worten: „Der König hat den bourbonischen Gesichtsschnitt und

das Aussehen eines durchweg harmlosen Mannes. Was die Königin betrifft, so ist sie häßlich und sieht mit ihrem citronengelben Teint wie eine Mumie aus; sie hat eine falsche und verderbte Physiognomie; dabei macht sie sich geradezu lächerlich, denn trotz ihrer 60 Lebensjahre trägt sie sich ungebührlich ausgeschnitten, sowie mit entblößten Armen ohne Handschuhe. C'est vraiment dégoutant! . . . Godoy, le prince de la paix, ihr Liebhaber, gleicht einem Stier und unserem Intendanten Daru." Der letzten abfälligen Bemerkung gegenüber äußerte Mlle. Avrillon zu ihren Genossinnen, daß „Monsieur Godoy était un vrai bel homme", und General Marbot in seinen Memoiren erklärt andererseits, daß Godoy ein elegantes und zuvorkommendes Benehmen an den Tag legte. — König Karl IV. zeigte gelegentlich der Erwiderung des Besuchs Napoleon's, als dieser ihn an dem Fuße der Schloßtreppe zu Marrac empfing, völlige Unbefangenheit. Er stieg aus seiner altmodischen Carosse, welche mit 6 Maulthieren bespannt war, ziemlich unbeholfen aus, da er an seinem linken Bein von Gicht gequält wurde; dann lüftete er seinen Hut gegen die jubelnde Menschenmenge freundlich lächelnd, wie ein Fürst, der an solche Ovationen des Volkes gewöhnt ist. Ueber den Kronprinzen Ferdinand äußerte sich der Allgewaltige seiner Gemahlin gegenüber in äußerst abfälliger Weise: „Er ist sehr einfältig, sehr lasterhaft und ein großer Feind Frankreichs. Man fühlt zwar, daß er gewohnt ist, zu befehlen, aber die Erfahrung seiner vierundzwanzig Jahre ist denn doch nicht geeignet, um mir zu imponiren, und wenn er je zur Regierung käme, so würde es eines langen und unglücklichen Krieges bedürfen, damit ich ihn als König von Spanien anerkennen müßte." Ueber seinen alten Vater schreibt ein Augenzeuge, daß derselbe mit seiner imposanten Figur, mit seiner freundlichen Art und Weise und seinen vornehmen Umgangsformen überall, wo es auch sei, den Eindruck eines Herrschers machte, Jedermann würde ihn als einen Bourbon und als einen echten Franzosen in der Mitte von Spaniern sofort erkannt haben. Uebrigens vergötterte er Godoy ebenso sehr wie die Königin selbst. Bei einem Diner, welches Napoleon in seinem Schlosse Marrac seinen erlauchten Gästen gab, hatte er absichtlich den „Friedensfürsten" Godoy nicht eingeladen; der König machte eine Bemerkung hierüber, worauf Napoleon mit einem verächtlichen Lächeln dem anwesenden Palastpräfecten befahl, „Monsieur" holen zu lassen. — Karl IV. liebte die häufigen, durch Napoleon ihm angebotenen Gastmähler und aß mit sichtlichem Appetit das ganze Menu durch zum großen Ergötzen des Kaisers. Manchmal rief er der Königin zu: „Louise, nimm doch von diesem Gerichte, es ist vortrefflich." Der alte Herr verschmähte indeß alle Gemüse mit der Bemerkung, „daß Gras nur für die Thiere gut sei". Er trank keinen Wein, dagegen stellte man 3 Gläser vor ihm auf, welche heißes, lauwarmes und kaltes Wasser enthielten; in einem 4. Glase von besonderer Größe mischte er dann den Inhalt der ersteren. Bei den abendlichen Soiréen und Bällen erschien die Königin Louise in einer höchst auffallenden Toilette, und Josephine in der Hoffnung, dieselbe zu verbessern, schlug ihr mit ihrer gewohnten Gutherzigkeit vor, ihren eigenen Coiffeur Monsieur Duplans zu schicken, um der Friseuse der Königin etwas Unterricht im Frisiren zu ertheilen. Dieser Vorschlag wurde mit Dank angenommen, ebenso war es mit den verschiedenen, kleinen Gaben für die Toilette, so daß die Erscheinung der Königin nicht mehr lächerlich war; anziehend konnte dieselbe niemals werden, wegen ihrer kurzen, dicken Figur und der schlecht gewählten Farben ihrer Roben. Das Schloß Marrac war in jenen Tagen das Centrum eines glänzenden Kreises; jedes Zimmer war besetzt, und Abends waren alle Fenster hell erleuchtet. Am Tage der Ankunft Josephinen's von Bordeaux fand eine große Illumination der Straßen von Bayonne statt, in welchen sich vornehme Spanier und französische Hofbeamten drängten. Der Kaiser, umgeben von einem glänzenden, militärischen Stabe, von Höflingen und Hofdamen, begleitete die Kaiserin bis in ihre Gemächer. Ueberall herrschte Luxus und Gepränge in der Stadt und in den umliegenden Villen. Der schöne Park von Marrac war immer der Schauplatz militärischen Lebens, weil dicht neben demselben, auf freiem Felde, die kaiserliche Garde in Zelten campirte. Rund um Schloß und Park waren Schildwachen ausgestellt. Diese Maßregel nebst dem fortwährenden Patrouilliren der Cavallerie in der Umgegend war wohl dadurch gerechtfertigt, daß bei der Nähe der spanischen Grenze ein Entführungsversuch des französischen Kaisers durch spanische Exaltados nicht unmöglich erschien. Das soldatische Treiben unter ihren Fenstern mit ihren Exercitien und Paraden war für die leichtherzige Josephine eine Quelle von Amüsement, woran ihre Damen sich lebhaft betheiligten. Namentlich waren es die Mameluckischen Reiter, welche Napoleon seiner Garde attachirt hatte, die mit ihren Reiterspielen und Wettrennen den Hof sehr belustigten. Infolge der Nachbarschaft der Soldateska ereigneten sich manche abenteuerliche Vorfälle im Schloß, von denen manche hier nicht wiederzugeben sind; indeß möchten wir das Folgende unsern Lesern nicht vorenthalten. Es war Abends Ball in Marrac und die Fenster waren sämmtlich geöffnet, um die kühle Nachtluft einzulassen, als plötzlich die Musik aufhörte, und die beiden Schildwachen unterhalb des Schloßbalcons bemerkten, daß eine junge Dame eiligst auf denselben hinaustrat, wahrscheinlich um sich abzukühlen. Ihr folgte bald ein hoher Officier in der Uniform des Garde-Jäger-Regiments zu Pferde, welcher sich an ihre Seite stellte, eifrig auf sie einsprach und natürlich kein Anderer als der Kaiser selbst war. In demselben Augenblicke bemerkte dieser, daß die zwei Grenadiere dort unten, als sie ihn erkannten, starr vor Erstaunen das Gewehr präsentirten. „Schultert's Gewehr!" donnerte der aufgebrachte Cäsar den erschrockenen Soldaten zu. Und gleich darauf rief er: „Kehrt!" Dies Commando wurde derartig ausgeführt, daß die beiden Posten in derselben Stellung noch nach einer Stunde von der Ablösung vorgefunden wurden, während das zärtliche Paar dort oben längst in den Ballsaal zurückgekehrt war.

In diesem Parke war es, daß Napoleon über das Gardecorps kurz vor dessen Einmarsch in Spanien eine letzte, glänzende Revue abhielt, um auf seine hohen Besucher den beabsichtigten Eindruck zu machen. Bei solchen Gelegenheiten leuchtete sein Antlitz auf, und sein ganzes Gehaben zeigte dann, daß er jetzt als ein echter Soldat in seinem wahren Elemente sei. Und er verstand es dadurch bei diesen braven Männern denselben Enthusiasmus zu erwecken, ebenso wie er dasselbe unerschütterliche Vertrauen auf ihre Leistungen setzte. Der Feldzug nach Spanien war weder in Frankreich, noch in der Armee beliebt, und besonders die Garden zeigten ihren Officieren finstere Gesichter. Aber nach dieser glänzenden Revue war aller Mißmuth bei den Soldaten verschwunden und einige Tage später marschirten sie lustig singend über die Grenze nach der ersten spanischen Stadt Irun. Die Hoffestlichkeiten erlitten dadurch so lange keine Unterbrechung, bis Napoleon die Maske abwarf. Josephine war natürlich die Königin derselben. Ein hübsche Anekdote stammt aus dieser Zeit: „Ein Clavier in dem Musiksaale mußte neu gestimmt werden und der einzige Clavierstimmer zu Bayonne wurde gerufen. Während der Mann mit dem Instrument beschäftigt war, trat Josephine in einfacher Toilette in den Saal. Neugierig wie sie war, sah sie der Arbeit des jungen Mannes mit sichtlichem Interesse zu, indem sie sich mit den Ellbogen auf den Deckel stützte und ein Gespräch über die Art der Reparatur mit dem Handwerker anknüpfte, welcher weit entfernt war, in ihr die Kaiserin zu muthmaßen. Allmälig nahm die Unterhaltung eine wärmere Tonart an und der galante Arbeiter, der von den Reizen der Anwesenden, in der er eine Kammerjungfer vermuthete, gefesselt war, wurde nicht müde in Complimenten an die Adresse seiner schönen Nachbarin, aus welcher er vielleicht im Stillen seine Braut zu machen gedachte. Beseelt von diesem Gedanken und ermuthigt durch das kokette Lachen Josephinen's, ging er soweit, die Kaiserin zu umarmen; in diesem Augenblicke öffnete sich die Thür eines Nebenzimmers und der Kaiser, gestiefelt und gespornt von einem Ritte heimkehrend, erschien auf der Schwelle. Mit einem Blicke übersah er die Situation und brach gerade gut gelaunt in helles Gelächter aus, worin Josephine einstimmte, während der Instrumentenmacher, tödlich erschrocken, in ein Paar Sätzen zur Thür hinaus- und durch den langen Corridor davonsprang. Da er seine Instrumente und seinen Strohhut zurückgelassen hatte, so eilte die gutherzige Josephine auf den Balcon, um — wer sollte es glauben? — den Flüchtling zurückzurufen, leider vergebens. Man war genöthigt, dieselben nebst einem sehr reichlich bemessenen Arbeitslohn in seine Wohnung zu senden. Die Nachkommen des jungen Mannes leben noch heute in Bayonne und erzählen Jedem, der es hören will, das Zusammentreffen ihres Urgroßvaters mit der Kaiserin Josephine." Obwohl die Scheidung von seiner Gemahlin, welche im nächsten Jahre erfolgte, gewiß schon damals vom Kaiser beschlossen war, war seine Zuneigung zu der schönen Frau, welche in früheren Tagen zuerst

die Aufmerksamkeit der damaligen Machthaber auf den gänzlich unbekannten General Bonaparte gelenkt hatte, noch nicht erloschen, und Josephine hatte sich über Mangel an zärtlichen Aufmerksamkeiten während ihres Zusammenseins mit ihrem Gatten 1808 in Bayonne nicht zu beklagen. Die Energie Napoleon's war bewunderungswürdig; jeden Morgen in aller Frühe konnte man ihn in dem bekannten grauen Costüm, meist mit einem Actenstück in der Brusttasche, durch die engen Straßen von Bayonne nach dem Stadthause reiten sehen, wo bereits sein Generalstab versammelt war. Und daselbst berieth er nicht allein große strategische Pläne, sondern er ging bis auf die kleinsten Details derselben mit staunenswerther Genauigkeit ein. Ach, wie bald verwandelte sich das glänzende Schauspiel zu Bayonne in eine Tragödie; das spanische Königspaar entsagte dem Throne, und der Kronprinz Ferdinand wurde mit militärischer Bedeckung nach Schloß Valencay in Frankreich verwiesen. Am folgenden Tage, 12. Mai 1808, wurde sein charakterloser Bruder nebst dem Friedensfürsten Godoy nach Compiegne befördert, wohin ihnen König Karl IV. bereits vorausgegangen war. Nach der Abreise seiner erlauchten Gefangenen machten Napoleon und Josephine einen Ausflug nach dem kleinen französischen Seehafen St. Jean de Luz, wo der Kaiser viele gemeinnützige Bauten anbefahl. Einige Tage später verließen die beiden Majestäten für immer Schloß Marrac und Bayonne, und zwar an demselben Tage, an welchem Joseph Bonaparte mit der französischen Armee in Madrid als der neue König von Spanien einzog. Das kaiserliche Ehepaar begab sich demnach nach Pau, woselbst es mit dem größten Enthusiasmus empfangen wurde, welcher seinen Ausdruck fand in der Inschrift des an der Porte de France errichteten Triumphbogens: Hommage de la ville de Pau à Napoléon le Grand. Die Festtage von Bayonne und Schloß Marrac sind dahin! Epheu und wilder Wein umschlingen die Brandruinen des letzteren, welche klagend zu dem blauen Himmel emporragen. Der Fuchs und die Eule bevölkern jetzt sammt ihrer Nachkommenschaft jene verödeten Räume, wo vor 90 Jahren alle Pracht eines glänzenden Hofes sich entfaltete und sich zugleich eines der folgenschwersten Ereignisse in der Weltgeschichte abspielte. A. Schütte.

Bücherbesprechungen.

— **Herzens-Worte.** Eine Mitgabe auf den Lebensweg. Deutschlands Töchtern gewidmet von **Julie Burow** (Frau Pfannenschmidt). Illustrirte Prachtausgabe. Mit 4 Heliogravuren nach Zeichnungen von A. und F. Weinert. 224 S. Gebund. mit Kopfgoldschnitt 2,75 ℳ. Verlag von Richard Wöpke, Berlin W. — Das Buch ist als Confirmationsgeschenk gedacht und das erste der sauber und sinnig ausgeführten Bilder zeigt uns ein junges Mädchen, das von der Confirmationsfeier aus der Kirche schreitet. Im Uebrigen tritt das Kirchliche und Christliche zurück. Die Verfasserin, die sich als mütterliche Freundin mit treuherzigen Worten bei ihren Leserinnen einführt, stellt sich mehr auf den Standpunkt einer praktischen und nüchternen Lebensweisheit. Reinlichkeit, Fleiß und Wahrheitsliebe machen, wie auf S. 182 steht, noch nicht „eine gerettete Seele"! Oft werden unsere Nationaldichter citirt, was gewiß kein Fehler ist, nur ist das Citat S. 113 aus der Braut von Messina arg entstellt und zwar nicht durch Druck- sondern Gedächtnißfehler. Es muß heißen: „Wer besitzt, der lerne verlieren, wer im Glück ist, der lerne den Schmerz." — Die Verlagsbuchhandlung giebt noch bekannt, daß von dem Buche auch noch eine billigere, nicht illustrirte Ausgabe in geschmackvollem Leinenband (1,75 ℳ) hergestellt ist. D. K.

— **Die Pseudonyme der neueren deutschen Literatur.** Von **F. Sintenis.** Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 75 ₰. — Diese Schrift stellt eine Untersuchung darüber an, aus welchen Gründen in der deutschen Literatur das Pseudonym gewählt worden ist. Da ist zu ersehen, daß in früheren Zeiten das Pseudonym insofern einen Zweck hatte, als es galt, den wahren Verfasser zu verbergen, um ihn zu schützen vor den Verfolgungen der Hierarchie oder anderer Mächte. Später kam die Sucht dazu, den eigenen Namen zu schmücken, zu verbessern, durch Beisetzung von zierlichen Nebennamen, durch Ersetzung des wahren Namens durch bezeichnende Decknamen, wie bei den Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. In der neueren Zeit ist das Pseudonym jedoch vielfach, nicht immer, denn auch die Classiker und Romantiker bedienten sich zuweilen desselben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die die alte Regel bestätigen, zu einer bloßen Spielerei geworden, die augenblicklich so überhand genommen hat, daß ein Zweck oft gar nicht mehr erkannt werden kann. Dies der Ertrag der verdienstvollen Schrift. J. R.

— **Das deutsche Soldatenstück des XVIII. Jahrhunderts seit Lessing's Minna von Barnhelm.** Von **Karl Hago von Stockmayer.** Literarhistorische Forschungen X. Heft. Weimar, Emil Felber. 3 ℳ. — Eine ausführliche Besprechung dieser Schrift gehört in die Literaturblätter. So viel wird aber auch den Laien interessiren, zu erfahren, daß Lessing's Minna von Barnhelm, diese wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges, wie Goethe sagt, eine wahre Fluth von Nachahmungen hervorgerufen hat, die bis zur Zeit des Niedergangs des preußischen Staats reichten. Es bewährt sich auch hier die alte Wahrheit, daß kein großes Werk geschaffen wird, ohne daß sich die Nachahmer darauf werfen, allerdings, und das ist die zweite nicht minder beherzigenswerthe Wahrheit, ohne das Original irgendwie zu erreichen. Ein Meisterwerk läßt sich überhaupt nicht nachahmen und man soll es nach Lessing's Ausspruche nicht copiren, sondern studiren. Nur einzelne Züge reichen bisweilen über das Niveau des Gewöhnlichen hervor, bei dem nur die Routine — bezeichnender Weise sind z. Th. Schauspieler die Verfasser — in Thätigkeit tritt, nicht die Schöpferkraft. Diese Stücke sind fast ausnahmlos heut zu Tage vergessen oder fristen eine Art von Leben nur in Literaturgeschichten. Hier wird eine ungemein gründliche Untersuchung über ihren Charakter und Werth, ihre Beziehungen zum Vorbild angestellt, die dem Literarhistoriker von großem Interesse sein wird, die aber auch den Fernerstehenden anzieht. Unter dem Druck der napoleonischen Zeit erlosch das Soldatenstück, ja der allmälig zum leblosen Drill gewordene friedericianische Militarismus wurde auf der Bühne verspottet. An Stelle der Begeisterung trat Hohn. Eine Auferstehung feierte das Soldatenstück merkwürdiger Weise, scheinbar ohne Zusammenhang aber doch als Fortsetzung des früheren zu denken, bald in Kleist's Prinzen von Homburg, der damit als Gegengabe für das Empfangene die Wiederaufrichtung des geknechteten Vaterlandes durch das Volk in Waffen vorbereitete und prophezeite. In trübster Zeit ein heller Stern! In den seichteren, gefälligen Stücken G. v. Moser's hat sich dann das Soldatenstück neuerdings auf der Bühne weiter fortgepflanzt. J. R.

— **Die Könige der Germanen.** Nach den Quellen dargestellt von **Felix Dahn.** Achter Band. Die Franken unter den Karolingern. Zweite Abtheilung. XVI, 265 S. 8°. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1899. Preis: 8 ℳ — Um sich Dahn's „Könige der Germanen" zu leisten, ist nicht bloß eine zähe Lebensdauer (der I. und II. Band sind 1861 erschienen) nöthig, sondern auch eine gewisse Zahlungsfähigkeit (Band I—VIII kosten zusammen 95 ℳ!) erforderlich. Der Glückliche aber, der beide Vorzüge in sich vereint, wird sich durch das Gebotene reich belohnt finden. Es giebt zwar so manchen Rechtshistoriker und Germanisten in Deutschland, der Einzelnes aus jenen alten Tagen tadellos intus hat (das beweist die lange Literaturliste, die Dahn beigegeben hat), aber es giebt wohl unter diesen Allen Keinen, der das gesammte frühe Germanenthum von den ersten Anfängen bis zu den letzten Ausläufen der Völkerwanderung so einheitlich beherrscht, wie der Breslauer Epiker. Kein Wunder, daß er diese Ueberlegenheit auch bewährte Größen, wie Waitz, fühlen läßt; man muß es Dahn schon zu Gute halten, wenn er seinen zahlreichen Fachgenossen schiefe Auffassungen gern aufmutzt. Eine Sonntagnachmittagslectüre ist auch der vorliegende Band (45 Pfg. für den Druckbogen ist trotzdem etwas sehr hoch gegriffen!) nicht: sein Inhalt ist mehr eine gedrängte Zusammenfassung der jetzt geltenden Ergebnisse langjähriger Forschungen, als eine fortlaufende Erzählung. Das Buch ist in 4 Abschnitte (I. die Grundlagen des karolingischen Reiches, II. die Stände, III. die Sippe und IV. die Fremden und die Juden) gegliedert. Soll ich aus dem überreichen, namentlich verfassungsgeschichtlich ungeheuer wichtigen Stoff etwas Besonderes herausheben, so wäre es die interessante Uebersicht über die Völker des karolingischen Weltreiches, in dem sich Romanisches, Germanisches und Christliches gegenseitig zu einer Mischung durchdrang; so wäre es weiter die Erörterung über den Bedeutungswandel der Wörter und Begriffe Franci und Francia, so wäre es endlich die Beobachtung, daß seit dem Uebergange des merowingischen Reiches in das agilolfingische

die Romanen aus den einflußreichsten Aemtern allmälig von den Germanen verdrängt worden sind. Klar und durchsichtig ist die Definition der beiden Abhängigkeitsverhältnisse, die mit Vassallität und Beneficium bezeichnet zu werden pflegen; mit Recht betont Dahn auch hierbei den Fluß der Entwickelung, aus dem das Veränderliche der Begriffe allein erklärlich wird. Ht.

— [Das] Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. (= Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 4. Bändchen.) IV, 152 S.; klein 8°. Geheftet 90 ₰, gebunden 1,25 ℳ Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1899. — Eine sehr achtenswerthe Leistung, innerlich wie äußerlich, das muß man sagen! 8 Bogen Text und 1½ Bogen Abbildungen (37 an der Zahl), zusammen für neunzig Pennige — ja, das heißt wirklich für die Verbreitung von Bildung im Volke gesorgt! Der Verfasser ist mir — und vielen Andern wird dies genau so gehen — kein Neuling: seine „Muttersprache" habe ich seinerzeit mit großem Nutzen durchgearbeitet, und kürzlich hatte ich die Ehre, neben ihm an einem und demselben Werke mitzuschaffen. Weise gilt als berufener Kenner der deutschen Sprache, als ein Mann mit feinem, geläutertem Sprachgefühl; ihm nun auch auf dem Gebiete, wo Friedrich Delitzsch, Otto Mühlbrecht, Wilhelm Wattenbach und die vielen anderen Erforscher der Entwickelung des Schrift- und Buchwesens mit Erfolg vorgearbeitet haben, zu Hause zu finden, das hat mich einigermaßen in Erstaunen versetzt. Doch muß ich anerkennen, daß sich Weise mit der ihm übertragenen Aufgabe gut abgefunden hat; denn es will nicht allzuviel bedeuten, wenn bei der ungeheuren Menge des zusammengetragenen Stoffes die Verarbeitung nicht überall gleichmäßig gelingen wollte. Schmerzlich habe ich ein Register vermißt. Denn bei der Anordnung, die sachlich gerechtfertigt ist (1. Schrift und Schreibwerkzeuge, 2. Buchdruckereiwesen, 3. Briefwesen, 4. Zeitung und Zeitschrift, 5. Inschriften, 6. Buchhandel, 7. Bibliothekwesen), waren Wiederholungen unvermeidlich; so einfach ist's nun aber nicht, die Stellen aufzufinden, wo von dem Betreffenden in anderer Umgebung schon einmal die Rede war! Zu Anmerkung *) auf S. 49 sei bemerkt, daß Jörg Keyser von Würzburg zuerst ein Missale mit beweglichen Typen gedruckt hat (1481). Zu S. 54: nach W. L. Schreiber ist der berühmte heilige Christoph mit der Jahreszahl 1423 erst nach 1440 geschnitten. Zu S. 59: seit Ende 1898 giebt es auch in Deutschland eine Gesellschaft der Bibliophilen (Mitgliederzahl: 215). Zum dritten Abschnitte würde für eine 2. Auflage die Heranziehung von Steinhausen's neuester Veröffentlichung nicht zu umgehen sein. Ueberhaupt hätte ich gern eine Liste der vorzüglichsten Quellen des Werkchens, das ja natürlich in vieler Hinsicht nur eine geschickte Compilation sein will, beigegeben gesehen; auch zum Weiterbilden (nicht blos zum Controliren der Angaben!) ist solch ein Literaturverzeichniß unerläßlich. Im 6. Abschnitt vermisse ich die Erwähnung des für die Geschichte des Buches wichtigen Jahres 1709 (mit dem Aufkommen des literarischen Eigenthums schließt Putnam das „buchhändlerische Mittelalter"). Zu S. 134: der Umfang der Privatbüchereien entzieht sich seit Hedeler's Arbeiten auf diesem Felde nicht mehr der öffentlichen Kenntniß: Band III seines Verzeichnisses von Privatbibliotheken (Deutschland) weist mehr als 800 nach; und wollte man besonders Berliner namhaft machen, so gebührte diese Ehre vor Allem wohl solchen Sammlungen wie der Lipperheide'schen mit 9000 Bänden. Im Uebrigen gefällt mir gerade dieser 7. Abschnitt ausgezeichnet; es steckt ein großer volkspädagogischer Werth darin. Das Buch wird, davon bin ich überzeugt, seinen Weg machen. Ht.

— Frans Essink up de Seelenwanderung. Vierter psychodromischer Theil des komischen Romans. Von Professor Dr. H. Landois. Mit 35 Bildern vom Verfasser und von dem Maler Kaldewey. Leipzig, 1898, Verlag von Otto Lenz. Preis 3 ℳ. — Die Verlagshandlung von Otto Lenz in Leipzig hat sich die Pflege der niederdeutschen Mundarten zur besonderen Aufgabe gemacht. Dies Bestreben ist durchaus löblich. Auch wir sind warme Freunde der Volksmundarten. Alles, was sie in ihrem Vertheidigungskampfe gegen die Uebermacht der Schriftsprache unterstützt, hat von vorn herein unsern ganzen Beifall. Nur muß der Kampf in der rechten Weise geführt werden. August Schleicher sagt einmal: Mundartliche Schriften müssen immer die Darlegung der landschaftlichen Eigenthümlichkeit, die Wiedergabe der örtlichen Anschauungs- und Darstellungsweise zum Zwecke haben. An dieser wohlberechtigten Forderung geprüft, hat die Geschichte des Münsterer Bürgers Frans Essink, deren vierter Theil uns hier vorliegt, ihre volle Berechtigung. Das westfälische Kleinbürgerthum hat in dem Helden einen so urbildlich echten Vertreter, daß von künstlicher Mache oder falschem Aufputz gar nicht die Rede sein kann. Aus dieser Porträttreue ergiebt sich aber auch, daß das rechte Verständniß für diese Gattung des Humors eigentlich nur der mitbringen kann, der von Jugend auf gelernt hat, als die höchsten Genüsse des irdischen Daseins zu verehren „giäle Järftensuppe met Schwienepotthast, Suurmoos met gebraodene Mettwuorst, graute Bauhnen met Schinken, Stippmiälke un Appel's Aoltbeer". Zu diesen Glückskindern gehören wir nun leider nicht. Und so müssen wir gestehen, daß uns ein gut Theil der Witze dieses Buches doch etwas gar zu grobdrähtig anmuthen will. Wir gönnen gerne den Münsterländern ihren Spaß an dem übermüthig tollen Ulk dieser Seelenwanderungsgeschichte, und wir zweifeln nicht, daß die Käufer der ersten Theile der Lebensgeschichte Frans Essink's auch diese Fortsetzung des Romans mit Befriedigung begrüßen werden. Rühmen sich doch die ersten beiden Bände bereits der siebenten und achten Auflage. Aber wir glauben, das Verbreitungsgebiet des Buches wird sich wohl im Wesentlichen auf das gelobte Land des Schinkens und Pumpernickels beschränken. Die Abbildungen sind vollkommen stilgemäß, d. h. sie zeichnen sich auch weniger durch Anmuth und Zartheit aus, als durch entschieden kraftvolle Linienführung und derbe Anschaulichkeit. R. B.

— Kürschner-Peip, Deutsches Kartenwerk. Hermann Hilger Verlag, Berlin-Eisenach-Leipzig. Preis pro Heft 30 ₰. — Der unermüdliche Herausgeber der Deutschen Nationalliteratur, des Bücherschatzes und zahlreicher anderer populärer Schriften, welche sich einer weitgehenden Verbreitung erfreuen, hat sich mit dem Kartographen Peip zusammengethan, um eine kartographische Beschreibung des ganzen Deutschen Reiches in 158 Sectionen in lexikalischer Form, unterstützt durch 690 Karten, herauszugeben. Zu jedem Textheft, das auch die kleinste Siedelung, Försterei, Ziegelei ꝛc. enthält, gehören 4 Kartenblätter im Maßstab 1 : 200000, welche nicht nur auf die Verkehrswege gebührend Rücksicht nehmen, sondern auch die verschiedenen Culturen, Wald, Wiesen, Heide, Sand, Sümpfe ꝛc. deutlich in verschiedenen Farben auseinanderhalten, sodaß der Leser resp. der Beschauer ein klares Bild der betr. Landschaft erhält. Infolge dieser Einrichtung ist zu je 4 Kartenblättern der Text identisch. Das dem Recensenten vorliegende Textheft Nr. 57 umfaßt die im Nordosten an Berlin grenzende Landschaft, im Norden bis Joachimsthal, im Osten bis Buckow-Müncheberg. Text wie Karte scheinen nach den gemachten Stichproben einwurfsfrei zu sein. Ob sich dies neue neben seinen sonstigen guten Eigenschaften auch durch seine Billigkeit ausgezeichnete Unternehmen, das sich an Jedermann, besonders auch an die Radfahrer wendet, neben den reichlich vorhandenen Concurrenzunternehmungen halten wird, möchte zweifelhaft erscheinen, jedenfalls haben wir allen Grund, es Jedem, der zu dem einen oder anderen Zweck auf die Wanderschaft geht — und wer thäte das nicht heut zu Tage — auf das Dringendste zur Anschaffung zu empfehlen, vorausgesetzt, daß die Fortsetzung der Hefte das hält, was das erste verspricht. Dr. H.

— Dr. Carl Pečnik, Praktisches Lehrbuch der slovenischen Sprache für den Selbstunterricht. II. Aufl. Hartleben's Verlag. — Die eigentliche Grammatik ist in dem Buche sehr kurz gefaßt, das Zeitwort entschieden zu kurz. Das, was für den Deutschen die größte Schwierigkeit bildet, die Unterscheidung des perfectiven und imperfectiven Zeitworts, müßte eingehend erörtert werden, während der Verfasser sich mit wenig Andeutungen begnügt. Durch Weglassung überflüssiger Erklärungen von allgemein bekannten grammatischen Begriffen würde leicht Platz gewonnen. S. 25 unter 4b. sind die Beispiele für die Leideform (ist verkauft) ungeschickt gewählt, ebenso S. 39. Warum S. 94 „on je bela vrana — er ist ein seltener Gast" ein Slovenismus sein soll, ist nicht einzusehen, es scheint vielmehr umgekehrt „der weiße Rabe" dem Deutschen entlehnt zu sein. Als verdienstvoll für den Verfasser heben wir hervor die Behandlung des Rosenthaler Dialektes S. 106—111, ebenso die Veröffentlichung einer Anzahl Lieder in Kärtner Mundart S. 127. Ein gutes slovenisch-deutsches und deutsch-slovenisches Glossar beschließen das Ganze. G. W.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 33. Sonnabend, den 18. März, Abends. 1899.

Verfahren bei Wiederherstellung von Baudenkmälern.

Geehrte Redaction! Das von Ihnen in der ersten Beilage zu Nr. 12 Ihres geehrten Blattes veröffentlichte hochinteressante Gutachten des Hrn. Muthesius, d. d. 6. Sp. 1898, London, hat mich zu nachstehenden bescheidenen Ergänzungen veranlaßt, welche vielleicht so Manchem, u. A. auch der königl. sächs. Commission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler nicht ganz uninteressant sein dürften. Sie sind freilich nur aphoristisch, wie das Gutachten selber. Das ist ja natürlich; aus solchen Stücken nur kann sich der Anfang der Geschichte einer jeden Technik zusammenstellen lassen, also auch betreffs der Restaurirungstechnik. Hr. M. meint, die betreffende Frage habe in England, weil dort die Wiedererweckung der Gothik bereits in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts begonnen habe, eine ältere Geschichte, als auf dem Continente, habe demgemäß auch eine weitere Entwickelungsstufe erreicht. Vgl. dazu unten. Daß bei Restaurirungen die Frage der Kohlengase der Fabriken eine weit geringere Rolle gespielt, als die Wetterbeständigkeit des örtlich verwendeten „Sandsteins“, war einer der vielen, bei der jungen Technik auftauchenden *Fehler*. *Richtig* ist die Sache so zu betrachten, daß diese *Wetterbeständigkeit* gegen jene Gase fast jede Steinart mit ganz verschiedenem Erfolge vertheidigt, und daß darauf sich Untersuchungen und Versuche beziehen und begründen müssen. Unter allen Bausteinen ist gerade der Sandstein und unter dessen Arten gerade der Kohlensandstein den zerstörenden Wirkungen der im Steinkohlenrauch unverbrannt aus dem Schornstein entweichenden Gase leider am meisten ausgesetzt. Bei den ersten Wiederherstellungen in England (Ausgang des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts) sei, berichtet Hr. M. weiter, Architekt Wyatt z. B. an der Kathedrale zu Lichfield thätig gewesen. Er führte dort Ergänzungen in Cementguß aus, welches Verfahren (sehr verdienter Maßen) bald stark in Mißcredit gekommen sei. Man sei dazu übergegangen, verwitterte Theile durch neue aus demselben Stein zu ersetzen, was seit Beginn der 40 Jahre (in Deutschland schon länger) beibehalten worden sei. — Der, schon vor Mitte des Jahrhunderts als Restaurator vielbeschäftigte Scott habe seiner Zeit es als Aufgabe betrachtet, das Baudenkmal auf die Zeit seiner Entstehung zurück zu construiren (in pristinum zu restituiren). Diese, mit Recht von Hrn. M. halb spöttisch als „stylreinigend“, in Deutschland unter uns Fachleuten auch als „puristisch“ bezeichnete Methode, alle Anbauten und Zuthaten zu beseitigen und so zu ersetzen, „wie es nach Ansicht des Restaurators der Meister des ursprünglichen Baues gethan haben würde“, grassirte auch in Deutschland lange Zeit und hat (s. u.) zu Zerstörung sehr vieler, schöner, erhaltungswerther späterer Zuthaten (besonders aus der Renaissancezeit), vor allen Dingen aber dazu geführt, daß sich so mancher, auch minder berufene Restaurator berufen fühlte, den oder die früher am Bau bethätigten Meister zu censiren, ihr Werk zu corrigiren, eine höchst verderbliche Anmaßung und Geschichtsfälschung. Mit minderem Rechte erregte eine andere Gewohnheit Scott's die Mißbilligung und den Widerstand weiterer Kreise, darunter wohl auch Unberufener, nämlich das „to scrape“, das Abkratzen aller Flächen, Profile und Ornamente, das sich doch in vielen Fällen (s. unten) fast unvermeidlich nöthig machte. Eine sehr interessante, mir wenigstens in der durch Hrn. M. ihr gegebenen Deutung neue Nachricht ist, daß William Morris gerade durch diese „Scraping“ des Gothikers Scott zur Gründung der Society for the protection of ancient building veranlaßt worden sei, deren Programm nicht nur das Kratzen, sondern sogar das Einfügen neuer Verbandtheile in den alten Bau verwerfe. — Das läßt sich, wie Hr. M. richtig bemerkt, nicht überall durchführen, auch wenn man, wie ich mit Hrn. M., den Satz billigt, Baudenkmäler seien „Documente“, was aber nur infolge von Principienreiterei dahin führen könnte, jede Zuthat, jeden Eingriff, also auch die restitutio in integrum des vollständig richtig erkannten und erwiesenen alten Zustandes (statt nur eine wirklich fälschende Zuthat, einen störenden Eingriff) als Fälschung zu bezeichnen, ja sogar, und das thut das Programm, jede Ausbesserung äußerer verfallener Theile. Ja, das Programm geht noch weiter, wie Hr. M. aus dem Bericht der Gesellschaft (Centralblatt der Bauverwaltung, 10. April 1897) citirt: Verwitterungen sollen so stehen bleiben wie sie sind, ebenso wie man heute schadhafte alte Gemälde oder zerbrochene alte Statuen unberührt lasse. — Das geht offenbar zu weit. In vielen Fällen vermöchte solches Verfahren nicht, die von derselben Gesellschaft als Hauptaufgabe bezeichneten Ziele, möglichsten Schutz vor Verfall, Gesunderhaltung des inneren Organismus des Baues, zu gewähren. Wenn man ein schadhaftes Altarbild, eine Statue ohne Arme oder nur mit einem Bein in einer Sammlung aufbewahrt, so mag das wohl gehen. Hängt man aber jenes wieder über den Altar, stellt diese wieder in ihre Nische, läßt sie also nicht nur weiter existiren, sondern weiter fungiren, so geht das eben nicht. Est modus in rebus, sunt certi denique fines, quos ultra citraque nequit consistere rectum! So gebe ich dem Herrn M. völlig recht; die Gesichtspunkte dieser Gesellschaft lassen sich nicht überall durchführen! — Mit der Besprechung und wesentlichen Billigung des heute in England geltenden Standpunktes durch Hrn. M. bin ich der Hauptsache nach ebenso einverstanden, wie mit seinem Tadel des Ersatzes einer Brüstung aus verwittertem Sandstein an der Radcliff-Library zu Oxford durch eine neue aus Terracotta, wie er mit mir einverstanden sein würde im Bedauern der Ersetzung des glasirten Ziegelrohbaus mit Terracottamaßwerk an der Paulskirche in Leipzig durch Sandsteintheile, wodurch die Kunstgeschichte Deutschlands des südlichsten Bauwerks der Backsteinarchitektur in der norddeutschen Tiefebene beraubt wird. Dies bietet den Uebergang zu einigen Notizen aus der Geschichte der Restaurationstechnik außerhalb England.

In Deutschland zeigte die Gothik, neben der Renaissance und ihren zum Theil entarteten Abzweigungen, ein nicht minder zähes Leben als in England. Um hier nur ein paar sächsische Beispiele zu erwähnen: Die 1709 erbaute Nicolaikirche in Langenbernsdorf bei Werdau zeigt neben gothischer Choranlage noch romanische Anklänge; die von 1716 datirende Kirche zu Oberkrienitz bei Zwickau ist zwar einschiffig, aber mit Streben besetzt; die zu Bärenwalde 1733 ist einschiffig, hat aber Westthurm, 5/8 geschlossenen Chor, Strebepfeiler und gothisirende Holzsäulen unter den Emporen; die zu Jüdenwein 1739 hat 5/8 Chorschluß, Streben und Spitzbogenfenster; ähnlich die zu Langenbach 1754; 1760—64 baute Samuel Locke-Dresden in Werdau eine dreischiffige Hallenkirche mit 12 Pfeilern, Westthurm, Strebepfeilern, 5/8 Chlorschluß und massiven Emporen (später mehrfach verändert). Aehnlich wurde 1764 die zu Kirchberg angelegt (neuerdings verändert) und in gleichem Jahre die zu Müglenz bei Wurzen noch gothisch angelegt. Und siehe, schon 1765 begegnen wir einem allerdings noch sehr ungeschickten Gemisch von wieder aufgenommener Gothik und Rococo am Hauptthurm des Doms zu Mainz und 1772 bis 1778 einer ähnlich ungeschickten Wiederaufnahme der Gothik an den äußeren Arkaden des Kreuzbaues am Münster zu Straßburg. Diese beiden, vielleicht als die ersten Anfänge deutscher Restaurirung zu betrachtenden Arbeiten waren veranlaßt durch litera-

rische Anregung, von Michael Neumann (1767 zweite Auflage eines Aufsatzes, der des wichtigen constructiven Fortschritts in der Gothik gedenkt und 1763 geschrieben sein mag) und Goethe's „Den Manen Erwin's“. — Ja beide Arten von Arbeiten hatten schon Vorläufer, von denen ich nur 5 nenne: Einige kleine Restaurirungsarbeiten, 1695—1700 zu Danzig (wenn ich nicht irre, am Artushof) ausgeführt, waren veranlaßt durch einen 1695 von Barthel Ranisch daselbst edirten Artikel, der namentlich die Verdienste der Gothik auf dem Gebiete der Construction hervorhob. — Vollbewußtes Zurückgehen auf die Gothik zeigt der 1692—1694 errichtete Nordtheil der Sixtkirche zu Merseburg, wie die 1693 von Michael Frober begonnene Friedhofskirche zu Plauen im Vogtland, und 1701—16 baute der, sonsthin als Barockmann in Braunau und Prag sich zeigende Kilian Dinzenhofer mit Santini die große Benediktinerkirche zu Kladnau in voll ausgesprochener Absicht in gothischem Stil mit Vierungskuppel und Dreiconchenanlage, selbst die Details mit überraschendem Verständniß erfassend. — Fast gleichzeitige Parallelerscheinungen haben England und Frankreich aufzuweisen in den Arbeiten von Frémain 1702 in Didron's Annalen, Mabillon 1703, Langlay 1740, gleich den Vorigen besonders die formale Schönheit der Gothik preisend, Grandidier 1732 ähnlich, besonders in Bezug auf Straßburg; der Franzose Turgot 1760, unter Rühmung der in ihr ruhenden constructiven Fortschritte, der Engländer Esser, † 1784, ähnlich; und Bentham 1771. — 1788 folgte Goethe's Aufsatz über die Baukunst und 1803, 1804 hält Friedrich v. Schlegel seine, Rückkehr zur Gothik dringendst und feurigst empfehlenden Vorträge zu Paris. — So kann denn eine ausgeprägte Priorität vor Deutschland ebensowenig, wie betreffs des ersten Auftretens der Gothik, bezüglich der Rückkehr derselben, weder den Engländern, noch den Franzosen zuerkannt werden. Der Uebergang vom Classicismus zur Romantik und damit auch der Beginn der Restaurirungsarbeiten vollzog sich vielmehr in den drei Reichen fast gleichzeitig, ja hie und da ungemein plötzlich. Von mehreren mir bekannten Beispielen führe ich nur eins an, weil es sich in Sachsen vollzog und zugleich einen weitgehenden Einfluß übte, sowohl auf den erwähnten Uebergang, als auch darauf, daß für ziemlich lange Zeit die tonangebende Stellung im Gebiete der Architekturgeschichte nicht technisch Gebildete, sondern Juristen inne hatten. (Stieglitz, Puttrich ꝛc. bis zu Schnaase.) Der erste der Genannten, Christ. Ludwig Stieglitz, geb. in Leipzig 1756, Advocat daselbst, 1801 Stadtrichter, 1804 Stadtbaumeister (i. e. consul aedilis) schrieb noch 1794, wo sein Freund, Joh. Friedr. Karl Dauthe, eifriger und erfolgreicher Classicist, die Classicirung der Nicolaikirche beinahe vollendet hatte, in seiner Encyklopädie der Baukunst im Artikel: Gothische Baukunst: Man nennt überhaupt Alles „gothisch, wo sich in Werken der Kunst ein ohne allen Geschmack gemachter Aufwand zeigt . . . eine Bauart, welche vom Charakter der griechischen und römischen völlig abweicht, zwar dauerhaft, prächtig und zierlich, aber mit einer Menge unnöthiger und unschidlich angebrachter Zierrathen überladen ist“, und schon 1796 edirte er eine innere Ansicht des Meißner Doms (den er inzwischen gesehen) mit der Unterschrift „Triumph der Baukunst“, und war fortan eifrigster Apostel der Gothik. Puttrich, der Verfasser der „Baudenkmäler Sachsens“, war als Jurist wie als Kunsthistoriker sein Schüler. Aehnlich schnelle Wandlung machten Georg Moller, Heinrich Hübsch, Châteauneuf, Knapp, Eisenlohr und andere Schüler des Classicisten Weinbrenner, sowie Friedr. Gilly (durch den Anblick der Marienburg) und viele Andere durch. Schon 1804 wurde zu Wörlitz in archaistischer Weise eine gothische Kreuzkirche gebaut; 1812 folgte die im nahen Vockeroda; 1812 begann Heydeloff, ursprünglich auch Jurist, seine Restauratorenlaufbahn in Coburg. Im selben Jahre begann die Restaurirung des Chors am Kölner Dom, nachdem Moller 1814 die alten Baupläne aufgefunden hatte, 1824 die Wiederaufnahme des Schiffbaues ꝛc. Von 1822—44 erstanden über 40 evangelische Kirchen im gothischen Stil und über 20 katholische. Darin, daß (mit Ausnahme Zwirner's in Deutschland, Saunder's und Sayer's in England) fast keiner der damaligen Gothiker es erkannte, daß die Gothik ihre Hauptstärke in der wahrheitsgemäßen Formsetzung sorgfältigst abgewogener Construction hat, lag der Grund für so manche schwere Irrthümer, z. B. für den Schinkel's, man könne z. B. Ablassungen, Wimberge, Fialen ꝛc. weglassen, für den entgegengesetzten Heydeloff's, daß besonders die Ornamentik die Gothik ausmache, für das Verfallen Stier's in Häufung von Einzelheiten, Giebeln ꝛc. im einseitigen Aufstreben, für das Knoblauch's in Einfügung gothischer Details in ein renaissancehaftes Gerippe ꝛc. Diese und ähnliche Irrungen führten natürlich zu weiteren, namentlich betreffs der Restaurirung. Heydeloff, dessen technische Kenntnisse nicht mit seiner (auch nicht einwandfreien) historischen und ästhetischen Befähigung Schritt hielten, wendete nur zu oft höchst unsolide, ja gefährliche Hilfsmittel an, und nicht nur einige seiner directen Schüler, sondern auch manche in Berlin Ausgebildete folgten ihm darin, so daß hier sporadisch neben Cement sogar Gips, Pappe ꝛc. angewendet wurde, was allerdings fast noch schneller als in England in Mißcredit kam, wohl weil sich in unserem schroffen Klima die traurigen Folgen eher zeigten. Diejenigen Restauratoren, welche eingehender, gewissenhafter die Lehren solider Technik befolgten, als die unter Heydeloff und in Berlin gebildeten, wendeten sich sehr schnell von solchem, in der Unsolidität fast dem (leider selbst von sogenannter kunsthistorischer Wissenschaftlichkeit theils nicht durchschauten, theils absichtlich als Pseudobeweis für das strengwissenschaftlich völlig unhaltbare Märlein von französischer Entstehung der Gothik gemißbrauchten) opus francigenum ex sectis lapidibus (Pariser Ankleberei geschnittener Platten statt der Quader) zu vergleichenden Mißverfahren ab, und verwendeten thunlichst dieselbe Steinart, die dereinst beim Neubau gedient hatte, auch bei der Reparatur, was freilich oft mit großen Hemmnissen zu kämpfen hat. Z. B. bei der Thomaskirche, Leipzig, gelang es dem seligen C. Lipsius nur durch schwierigste Forschungen herauszubekommen, woher die dereinst vom Merseburger Bischof geschenkten Steine stammten; bei der Marienkirche in Zwickau konnte ich die Brüche, aus denen früher die Steine gekommen waren, nicht benutzen, weil inzwischen die Steinlager nach Ausbeutung der betreffenden Kohlenflötze zu Bruche gegangen waren. Diejenigen Restauratoren, welche sich eingehender als die englischen um die Einwirkung der Witterung, besonders der Gasarten auf bestimmte Steinarten bekümmerten, kamen durch solche Studien sehr oft zu der von Morris und seinen dilettantischen Anhängern nicht begriffenen Ueberzeugung, daß das von Jenen so perhorrescirte „to scrape“ sehr häufig unbedingt nöthig ist, um den Stein von den in seine Poren eingedrungenen Ablagerungen jener Gasarten zu befreien und durch eine Imprägnirung od. dgl. vor neuem Eindringen, also auch vor neuer und weiterer Zerstörung (Verwitterung) zu schützen. Natürlich erfordert die richtige Wahl eines geeigneten Imprägnirungsmittels genaue Erforschung und Berücksichtigung der chemischen Zusammensetzung der Steinarten. Aehnliches gilt bei gleichzeitiger Benutzung von Eisen und Stein. Wurde doch vor einigen Jahren von einem noch dazu hochgestellten Techniker behufs Restaurirung eines durchbrochenen Thurmhelms nicht nur die den Verband total lockernde Wirkung der im Winter kürzer, im Sommer länger werdenden, wagrecht, diagonal angebrachten Anker zwischen den Helmsparren total übersehen, sondern sogar vorgeschlagen, die zum Theil verwitterten Steinsparren durch ebenso veränderliche Eisenschienen zu ergänzen, ohne die auch den Laien bekannten Erscheinungen an allen Eisenconstructionen und das von Stephan Waid und den Böblingern schon vor 400 Jahren in Eßlingen angewandte Princip der Compensationspendel irgend wie zu berücksichtigen. Natürlich brachte auch in Deutschland, wie in England, einestheils die Verbreitung der genannten und ähnlicher aus ungenügendem Verständniß der Technik, Chemie ꝛc., also dilettantenhaft aufgestellten Principien, wie die ebenso dilettantenhaft erfolgte Wahl der mit der Leitung zu betrauenden Techniker so manchen schweren Mißerfolg. Leider ist man durch solche Schäden immer noch nicht klug geworden, nicht einmal in den Kreisen der Conservatoren und Commissionen zur Erhaltung der Kunstdenkmäler, sowie ähnlicher Behörden, in städtischen Verwaltungen ꝛc., geschweige denn in denen der Privatbesitzer und Kirchengemeindevorstände. Da macht sich leider noch sehr oft die Meinung geltend: „Bei einer bloßen Restaurirung brauchen wir keinen bedeutenderen Architekten, sondern können mit unseren heimischen Bauverständigen (einem Maurermeister, ja wohl nur Maurerparlier oder sonstigem deus minorum gentium) auskommen“, und gerathen dadurch nicht nur finanziell in oft schweren Schaden, sondern lassen noch schwereren den alten Werken zufügen. Freilich werden die genannten Privaten und Behörden bei der Wahl irregeleitet theils durch bombastische Reden nicht geeigneter Befähigter (Bauverwaltungsbeamter, Porzellanmodelleure ꝛc.), theils sogar dadurch, daß solche sich auf ihrer Visitenkarte ꝛc. ganz unbefugter Weise das Prädicat Kirchenbaumeister (sogar „geprüfter Kirchenbaumeister“) zulegen, ohne auch nur in bescheidenstem Grade die auf solches Prädicat zu begründenden Anforderungen befriedigen zu können, sogar ohne alle betreffende Schulung; wie denn in solcher Weise, nur

mit „Vererbung“ der geringen Routine und des angemaßten Titels in unserem Sachsen eine Meister-Familie über 50 Jahre lang Kirchen erbaut und erneuert hat.

Aber auch solche wirkliche Architekten, welche nach dem bekannten Gange ihrer Studien und persönlichen Befähigung die betreffenden Kenntnisse ꝛc. haben könnten und sollten, begehen manchmal schwere Fehler als Restauratoren, wenn sie infolge eines durch wohlgelungene Neubauten ꝛc. erlangten Rufs nun zu Restaurirungen berufen werden, und verleiten auch Andere dazu. Ist doch vielfach die Meinung verbreitet, daß der zu Errichtung eines tüchtigen Neubaues technisch und stilistisch Befähigte auch ein guter Restaurator sein müsse. Und doch ist dies durchaus nicht selbstverständlich. Schon in rein technischem Anbetracht nicht. Durchaus nicht jeder die moderne Technik voll Beherrschende braucht deshalb die verschiedenen Standpunkte, welche die Technik in früheren Stadien ihre Entwickelung erreicht hatte und eine Zeit lang inne behielt, so zu kennen, daß er jede der oft an einem Bau sich findenden Constructionsweisen verschiedener solcher Entwickelungsstufen voll begreift und erfaßt und demgemäß genügend berücksichtigt. Schon einmaliges Fehlgehen hierin aber kann schweren Schaden, ja schlimmes Unglück erzeugen. In künstlerischem Betracht aber geschieht es nur gar zu leicht, daß ein im Neuschaffen sehr Tüchtiger diese seine Tüchtigkeit insoweit überschätzt (wie oben schon erwähnt), daß er die früheren am betreffenden Bau Bethätigten censiren, ihr Werk corrigiren zu dürfen vermeint, mindestens aber, selbst wenn er den älteren Theilen gegenüber die Gelüste zu solcher Anmaßung unterdrückt, sie doch späteren Theilen gegenüber „stilreinigend, puristisch ꝛc.“ ausübt und damit oft sehr wichtige Theile der Geschichte der Gemeinde, des Orts ꝛc. unterschlägt, oder mindestens ihrer Documente beraubt, diese fälscht. Solche Fälle sind mir in sehr großer Zahl bekannt, auch noch aus allerneuester Zeit. Nicht nur wurden Gemälde, Epitaphien und dergl. Erzeugnisse späterer Zeit aus alten Kirchen entfernt, ja in den Handel gebracht, man hat sogar (vor kaum 3 Jahren) die ältesten Theile einer nicht weit von hier entfernten Kirche *nebst dem Steinmetzzeichen* ihres Meisters und damit eines der *wichtigsten* Belegmittel für den Beginn evangelischer Baukunst *beseitigt.* Blos, um nicht zum Denuncianten zu werden, verschweige ich Vieles. Viele Male habe ich Gutachten, Rathschläge ꝛc. für vorhabende Restaurirungen gelesen, in denen ein förmliches Massacre unter dem Inventar der betreffenden Kirche programmatisch festgestellt wird, z. B. in den Acten einer kunstgeschichtlich hochwichtigen Kirche das nach 1880 eingereichte Gutachten eines sehr angesehenen Collegen, welches alles Ernstes anrieth, sämmtliche aus der Zeit von 1435—1530 herrührenden, sehr zahlreichen, zum Theil sehr schönen Zierrathen (Consolen, Baldachine, Wimberge, Fialen ꝛc.) sammt allen Theilen aus der Renaissancezeit zu beseitigen und durch neue solche in den Formen der Frühgothik zu ersetzen, weil an der Kirche noch ein Paar dürftige Sockelreste aus letztgenannter Zeit erhalten waren. Noch dazu verstand der betreffende College, wie leider so viele Andere, unter Frühgothik nicht deutsche, sondern französische. Leider aber muß man gegenwärtig mit großem Bedauern constatiren, daß solches, von völligem Mangel an historischem Sinn und Pietät, an Selbsterkenntniß und Selbstverleugnung zeugende Vorhaben, weil es meist erst nach Ertheilung des Auftrages, oft zu spät, wirklich erkannt wird und nicht mehr zu redressiren ist, nur höchst selten vorher und besonders nicht im Princip bekämpft werden kann, weil die den Kirchenvorständen ꝛc. zugewendeten Instructionen ꝛc. nicht mit der nöthigen Vorsicht abgefaßt und von den betreffenden Behörden geprüft worden sind. Hierher gehört z. B. der Nachsatz von Nr. 3 der neuesten „Eisenacher Rathschläge“, leider der einzige die Restaurirung von Kirchen berührende Satz derselben, der da lautet: „Brauchbare Reste alter Kirchengebäude sollen sorgfältig erhalten und maßgebend benutzt werden.“ Das kann nun sehr leicht von einem Puristen zur Beseitigung aller, auch der schönsten und an Qualität überwiegenden späteren Zuthaten ausgenutzt werden, sobald er an der betreffenden, großentheils spätergothischen Kirche nur ein Stück romanischen Sockel findet, der nun maßgebend wird, dem alles andere aus den Zeiten der Gothik und Renaissance Stammende assimilirt werden oder ganz weichen muß. So geht's mit juristischer Schärfe aus dem Satz hervor, und dieser ist der einzige unter den Rathschlägen, der das Restauriren berührt. Es ist also dem einzelnen Kirchenvorstand ohne alle weitere Rathertheilung überlassen, sich bei Wahl und Engagement des Restaurators vor solchen Dingen zu schützen. Das ist aber ungemein schwierig. Selbst abgesehen davon, daß sich öfter in einem Kirchenvorstand, ja einem Domcapitel gar kein Herr findet, der in diesem trüben Capitel der Kunstgeschichte und des Hantirens mit demselben, besonders auch betr. der provinzialen Unterschiede so versirt ist, um auf die Idee der Nothwendigkeit solchen Schutzes zu verfallen, ja daß ziemlich oft gegenüber dem Sehnen solcher Collegien, es möge Alles recht schön neu, blank und modern werden, der Restaurator die alte Kirche zu schützen schwer zu thun hat, also selbst angenommen, daß das Collegium den Willen hat, solchen Schutz zu üben, wie soll, wie kann es sich überzeugen, daß ein eben bei Vergebung der Arbeit in Wahl kommender und sonsthin (z. B. als Erbauer neuer Kirchen u. dergl.) wohl Angesehener auch wirklich genügende Kenntniß früherer Constructionsweisen und Stilwandelungen besitzt, um schädliche Mißgriffe zu vermeiden, vor Allem aber, daß er genügenden historischen Sinn, hinreichend lebhafte Pietät, Vaterlandsliebe und strenge Selbstverleugnung besitzt, um weder stilreinigend, noch „puristisch, oder gar censirend, corrigirend“ in den alten Bestand einzugreifen, überhaupt die der gesunden Restaurirung gesteckten Grenzen nicht zu überschreiten? In der That, eine Prüfung betreffs dieser Charaktereigenschaften würde ungemein schwer sein, weil ihre Gegensätze (d. h. großes Vertrauen auf eigenes Können, daraus erwachsende Ueberhebung über frühere Meister) sich nicht nur neben, sondern häufig direct aus erlangtem guten Ruf und vielfacher Anerkennung sich einstellen können, ungemein schwer aber auch, weil competente Stellen für Hilfe bei solcher Prüfung ebenso ungemein schwer zu finden sind.

Eine Schule für Ausbildung von Restauratoren giebt es in Deutschland so wenig wie jetzt in England, sie könnte schwerlich mit Garantie auf Erfolg arbeiten, und selbst die Wenigen, welche etwa solche Ausbildung gewähren könnten, können gar leicht sich selbst irren, wie wir das z. B. bei Morris, Heydeloff u. s. w. gesehen haben, die selbst Fehler begingen. Passirte es doch im Jahre 1885 meinem seligen Freund Essenwein, einem der bedeutendsten Restauratoren unseres Jahrhunderts, daß er mir rieth, an der Marienkirche in Zwickau mich nicht so stramm an das Alte, an die „sächsische Gothik“ zu halten, nicht so sehr Sachse zu bleiben, und es einer mehrstündigen Discussion bedurfte, um ihn zu überzeugen, daß ja gerade die Marienkirche so sehr und so ganz die „erzgebirgische Gruppe“ als deren Krone repräsentire, daß hier, wenn irgendwo, die Erhaltung der „sächsischen Gothik“ auch in den kleinsten Nuancen nicht nur am Platz, sondern streng geboten sei, ja das Wegnehmen, Verwischen oder Aendern auch nur kleiner Nuancen, z. B. Ueberführung ins Fränkische, Böhmische oder mehr Nordische oder dergleichen Fehler, ja vielleicht Frevel sein würde. Und dennoch blieb auch mir der freilich ohne alle Begründung ausgesprochene und dann widerrufene Vorwurf verwegenster restauratorischer Kunststückchen ꝛc. nicht erspart. — In der That, gerade, wer so oft, wie ich, vor der Versuchung gestanden hat, irgend einen Theil an einer in Restaurirung begriffenen Kirche, der mir nicht recht gefiel, stilreiner, graciöser u. s. w. abzuändern, und dieser Versuchung nach heißem Kampfe des Selbstgenügens gegen die Pietät und mit Hilfe großer Selbstverleugnung hat widerstehen können und wer daneben so viele Restauratoren-Collegen und ihre Arbeiten kennen gelernt hat, der kann als Greis getrost versichern, daß die Haupteigenschaften eines Restaurators: weit entwickelter historischer Sinn, tiefeingewurzelte Pietät für unsere großen Vorfahren und für die Geschichte der betr. Gemeinde, deren Trägerin ja die Kirche ist, einerseits eben so wichtig, ja wohl noch wichtiger sind, als Stilkenntniß und Bewandertheit in der Technik, daß aber andererseits ihr Vorhandensein bei dem Einen oder dem Anderen eben nur durch genaue Prüfung einiger von ihm vollbrachten Restaurirungen unter gleichzeitigem Kennen des vorherigen Zustandes und der vor und während der Arbeit gepflogenen Verhandlungen, Einwirkungen ꝛc. erkannt und constatirt werden kann. Die Einwirkungen sind ja sehr mannigfach, im Einzelnen zum Theil, wo sie direct auftreten, auch leicht zu erkennen, manchmal aber, wo nur indirect sich regend, wohl gar absichtlich versteckt, sehr schwierig erkennbar. Von noch Lebenden, theils durch Befähigung, theils auch nur durch ihre Stellung zur Einwirkung Berechtigten zu reden, möchte ich thunlichst vermeiden. — Bei einer Rundreise durch Deutschland wird ein nur etwas Eingeweihter ziemlich leicht erkennen, ob bei der oder jener Restaurirung Einfluß der alten Schinkel'schen Schule oder der Nach-Schinkel'schen, der Münchener älteren oder neuen Schule, ob der von Heydeloff, Zwirner oder Essenwein, dem Wiener

Schmid od. A., ja in Sachsen, ob der von Semper, Nicolai, Andreä, Möckel, Gurlitt rc., in Thüringen, ob der von Ritgen entschieden hat. Anderwärts erkennt man Einflüsse von Ungewitter, Haase rc. rc. Hier und da herrscht deutlich die Neigung, jede nicht ganz dem ursprünglichen Stil entsprechende Zuthat zu beseitigen oder hinter scheinbar (nicht principiell, nur außenformal) stiltreuer Maske zu verbergen, anderwärts der Trieb, der Kirche eine der Gegend gemeinsame Eigenschaft, nöthigenfalls sogar unter barocker Umwandlung, aufzuprägen, oder die ebensoweit vom Richtigen abweichende Lust, der einzelnen Kirche einen „originellen Zug" zu verleihen, sei es selbst durch Anlehnung an sehr weit entfernte, einer ganz anders gebildeten Landschaft entnommene, daher hier sich fremd abhebende Vorbilder (z. B. Anlagen aus der norddeutschen Tiefebene oder „Wendelthürme" aus der Leipziger Niederung mitten im Gebirge) oder irgend ein Auswuchs gewisser archäologischer oder archaistischer, oft ganz antinationaler, unhistorischer Schrullen oder eingebissener kunsthistorischer Irrthümer des nun einmal Tonangebenden. Hat doch z. B. die frühere Annahme, Kanzel und Altar zu Wechselburg seien ursprünglich (also um 1180) so als solche angelegt, nachdem schon längst bewiesen war, daß sie erst um 1640, bei Herausreißung der hochgelegenen Krypta aus Resten von deren lettnerartiger Vorderfront zusammengestoppelt wurden, noch dazu geführt, bei der Restaurirung nicht nur in der Hauptsache diese Zusammenstoppelung beizubehalten, sondern sogar durch die, bei der Stellung des den Gekreuzigten rc. tragenden offenen Bogens vor den Apsisfenstern nur einem ganz modern barock Denkenden ausdenkbare Füllung dieses Bogens mit einem Gipsrelief vollends ins Ballhornsche überzuführen. Anderweit hat eine ganz unverbürgte, ja nach den Jahreszahlen unwahrscheinliche Sage, ein berühmter Meister sei dereinst bei einem Kirchbau mit betheiligt gewesen, einen modernen Restaurator bewogen, bei seiner Arbeit der Kirche ein paar Reminiscenzen an jenen Meister „zu versetzen" und was solche Tollheiten mehr sind, die hier freilich zu eben so viel Sünden werden. Einer der Hauptgründe dieser Buntheit des stilistischen Verfahrens und des Fehlens sicher und ruhig wirkender Restauratoren liegt mit darin, daß gerade der größte, daher am Ehesten Gelegenheit zur Bethätigung von Specialisten bietende Staat Deutschlands, Preußen, lange die „berechtigte Eigenthümlichkeit" übte, die Ausbildung von Specialisten zu hindern. Wurde doch, um nur ein Beispiel zu nennen, der so sehr gewissenhafte Memminger, gerade als es ihm gelungen war, sich genügend in die Frühgothik des Doms zu Naumburg einzuleben, infolge der Schrulle eines ja sehr verdienten Byzantiners an einen strategischen Bau bei Metz und erst nach mehreren Jahren wieder an eine Restaurirung (Soest) versetzt. So kann man eben nur verfahren, wenn man keine Specialisten haben will, damit sie Niemandem über den Kopf wachsen. — So viel vom Stilistischen rc. Bezüglich der rein technischen Wahl der Behandlungsweise schadhafter Theile herrscht begreiflich minder bunte Mannigfaltigkeit, ja jetzt ziemliche Uebereinstimmung in deutschen Gauen. Die gegenwärtige Richtung weicht hier zunächst zwar von der englischen insoweit ab, daß wir nicht so gerne wie dort oberflächliche Unschönheiten (soll heißen größere beschädigte Oberflächentheile) oder wesentliches Abstechen in Farbe, Dunkelheit u. dgl. dulden. Im Belassen solcher Disharmonie, sowie der vorerwähnten Verstümmlungen und Lücken rc., beweist England just gar nicht, eine weitere Entwickelungsstufe der Restaurirungstechnik erreicht zu haben als wir, wenn auch vielleicht eine mehr einheitliche Manier oder Methode, schon infolge größerer Centralisirung der Ausbildungsstätten für betreffende Fachleute, denn darin genießt ja Deutschland noch immer eine größere Decentralisirung als jedes andere Land. — Aehnliches wie für England gilt fast in noch erhöhtem Maße für Frankreich, wo die staatlichen Ausbildungsstätten mehr überwiegen und straffer gehandhabt sind, sodaß man hier fast von einer officiellen Ausbildung und Gestaltung auch des Restaurirungswesens sprechen könnte, die schon unter Napoleon dem Ersten begann und soweit ausgreifenden Einfluß erwarb, daß sie sehr lange auch für Italien galt. Die Conservirungsarbeiten und Restaurirungen an antiken Bauwerken Roms waren meist von Franzosen oder Franzosenschülern geleitet, die mit großer Sicherheit gewisse Methoden verfolgten. Zunächst bei der Aufmessung wurden z. B. von einem Capitäl am Tempel des Mars Ultor nicht weniger als 72 Grundrisse und Durchschnitte aufgetragen (sah ich selbst). War aber z. B. ein Capitäl zu ergänzen, um einen daraufliegenden Simskropf oben zu halten, so wurden die Blätter, Voluten rc. eben nur in großen Linien (gewissermaßen in Bossen) angelegt, aber nicht im Detail durchgeführt. Diese in vielem Bezug sehr zu empfehlende Manier ist ja, wie jene Beibehaltung schadhafter Gemälde, armloser Statuen rc., ganz am Platze, wo es sich um das nur museumshafte Conserviren eines „Torso" handelt. Wo es jedoch darauf ankommt (wie bei Kirchen), daß das zu restaurirende Werk auch seine Function weiterhin erfüllen soll, genügt das Verfahren nicht. Es wurde aber in Frankreich fast bis zur Mitte des Jahrhunderts auch an Kirchen rc. beibehalten, oft auch da, wo solch skizzenhafte, der Details entbehrende Wiederherstellung constructiv nöthiger Theile ohne die Ausgestaltung, ja ohne Hinzufügung der betreffenden, zwar constructiv nicht unbedingt nöthigen, aber doch constructive Functionen ausdrückenden Einzelheiten (Fialen, Wimberge, Kriech- und Kreuzblumen rc.) geradezu sinnstörend und entstellend wirkte, freilich auch die Kosten etwas verringerte. Bei der Restaurirung der Sainte-Chapelle, der Notre Dame, von St. Denis rc. verließ man die halbenglische Methode und seit Mitte des Jahrhunderts geht man in Frankreich minder sparsam vor, als in Deutschland, wo man auch jetzt immer noch sich fragt, ob nicht dieser oder jener Theil trotz schon begonnener Verwitterung noch beibehalten werden könnte? Uebrigens ist hier zu bedenken, daß in Frankreich wie in Italien (bis vor Kurzem) die Restaurirung der katholischen Kirchen ganz in der Hand des römischen Klerus liegt, die nicht katholischen aber meist neueren Ursprunges sind und nur von den betreffenden Gemeinden gepflegt werden. Die Restaurirung weltlicher Gebäude aber liegt natürlich in den Händen technischer Staatsbeamten, und diese verfahren, unter Beibehaltung einzelner und Beseitigung anderer Theile der Napoleonischen Methode, ziemlich correct, nur macht sich hier und da Stilreinigung und Purismus mehr geltend, wie in Italien, schadet aber in beiden Ländern nicht so sehr, als bei uns, weil er dort doch nur zum nationalen Frühen zurückgreift, bei uns nur leider gar zu oft statt z. B. zur deutschen, vielmehr zu der französischen, also für uns unnationalen Fachgothik, eine unglückselige Folge des Märchens von St. Denis und Abt Suger. Bei genauer Erforschung der Geschichte des Restaurirungswesens wäre auch sehr zu berücksichtigen einerseits die unselige Einwirkung der Religionskriege auf die Kirchen Deutschlands, des französischen Einflusses nach 1648 auf den Kirchenbau rc., andererseits der Umstand, daß die Neueinigung Deutschlands noch keine entsprechende Einigung unserer Landeskirchen gezeitigt hat, sowie der Zustand unseres Parochialwesens. In manchen, besonders preußischen Theilen haben die höheren Behörden einen viel mehr in's Detail gehenden Einfluß, als z. B. in Sachsen, wo die Gemeinde mehr Geltung und Recht als Individuum hat, was natürlich neben sehr viel guten auch, besonders im Formalen, unangenehme Folgen hat, so besonders bezüglich der Beihilfe bei der Personalprüfung gelegentlich der Wahl eines Restaurators, von welcher das Gelingen oder Mißlingen hauptsächlich abhängt. Möge die ja bevorstehende Wahl für die, durch die so sehr späte Phase des Thurmbaues besonders schwierige Restaurirung in Meißen eine glückliche werden. Q. D. b. v.

Zwickau, den 8. März 1899.

Dr. Oscar Mothes, K. S. Baurath.

Bücherbesprechung.

— Russisches Uebungsbuch. Im Anschluß an seine „Russische Sprachlehre" zusammengestellt von A. Fischer, Professor an der Kriegsakademie Berlin. 2. Heft. Berlin 1898. Verlag von Mittler & Sohn. — Seiner im Juni vorigen Jahres an dieser Stelle besprochenen „Russischen Sprachlehre" und dem ersten Heft seines „Russischen Uebungsbuches" hat Professor A. Fischer jetzt das zweite Heft folgen lassen. Es enthält, im Anschluß an die einzelnen Paragraphen seiner „Sprachlehre", wiederum eine Anzahl deutscher und russischer Uebungssätze, die zwar in ihrer Trivialität z. Th. sehr an den großen Ploetz erinnern, aber immerhin einen ganz brauchbaren Lernstoff bieten. Es macht sich das Streben bemerkbar, den Lernenden vor Allem mit dem Vokabelschatz und den Wendungen des täglichen Lebens vertraut zu machen. Eine gewisse Bevorzugung genießen auch die militärischen Dinge. Die noch in Aussicht gestellten weiteren Uebungsstücke sollen einigen speciellen Eigenthümlichkeiten der russischen Sprache gewidmet sein. E. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 34. Dienstag, den 21. März, Abends. 1899.

Zu Adam Friedrich Oeser's hundertjährigem Todestag.*)

Gedächtnißworte von Julius Vogel.

Am Morgen des 19. März 1799, gerade jetzt vor hundert Jahren, durcheilte die Trauerkunde unsere Stadt, daß am Abend zuvor Adam Friedrich Oeser, der Director der Kunstakademie, im Kreise der Seinigen hochbejahrt plötzlich aus dem Leben geschieden sei, und als man ihn vier Tage darauf, am 22. März, zur letzten Ruhe bestattete, da empfand man wohl allgemein, daß man in dem 82jährigen liebenswürdigen Greise nicht nur einen Menschen, geliebt von Allen und verehrungswürdig wie keinen Zweiten, verloren hatte, sondern auch einen Künstler, wie ihn von der Bedeutung unsere Stadt bis dahin noch nicht besessen hatte. Hundert Jahre sind seitdem ins Land gegangen, große und größere Geister, die der Kunst neue Bahnen angewiesen haben, sind ihm auch unter uns als Nachfolger entstanden, und die Geschichte hat die Bedeutung seines Künstlerthums geprüft und auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Sollen wir uns mit dieser Thatsache zufrieden geben und uns dem Machtworte, das die Geschichte über ihn als Künstler gefällt hat, widerstandslos beugen? Sehen wir von den äußern Zeugnissen, von seinen Werken, die vergänglich gewesen sind, ab, und werfen wir einen Blick auf sein an Wechselfällen nicht besonders reiches, aber an Erfolgen ausgezeichnetes Leben, so wird sich uns doch die Ueberzeugung aufdrängen, daß wir es mit einer Künstlernatur zu thun haben, deren Bedeutung vielleicht mehr in dem Wollen als Können liegt, aber doch mit einer geistigen Kraft, die, wie es nicht eben vielen Künstlern beschieden gewesen ist, befruchtend und segenbringend auf seine Zeitgenossen gewirkt hat. Diese Gerechtigkeit muß ihm auch die Geschichte widerfahren lassen. Der Ruf seines Namens und der Lichtschein, den wir noch um sein Haupt erblicken, geht freilich weniger von der eigenen Persönlichkeit aus, als von zwei Namen, deren Träger lichtspendend ihn umkreist und mit ihrem Ruhm den seinigen verkündet haben.

Oeser's Vaterland ist wie das von Albrecht Dürer's Vater Ungarn. In Preßburg ward er 1717 im nämlichen Jahre, wo Winckelmann das Licht erblickte, geboren, als außerehelicher Sohn eines aus Berlin eingewanderten Riemergesellen und einer geborenen Preßburgerin. Seine Erziehung lag in der Hand der Mutter und es mag sein, daß sie in gewisser Hinsicht einseitig gewesen ist. Zuerst sollte er zu einem Conditor in die Lehre kommen, aber die mehr und mehr hervortretende Anlage, mit seinen bescheidenen Mitteln ein Bildchen zu copiren, bestimmten die Mutter, ihn zu einem Maler in die Schule zu geben. Allein die Pedanterie des Lehrmeisters und die schlechte Behandlung veranlaßten ihn, nach Wien überzusiedeln, wo die Akademie im Jahre 1726 reorganisirt und zu einer Staatsanstalt erhoben worden war. Ihr Leiter war Jakob van Schüppen, der, in Paris gebildet, das französische Element und seine Einführung stark begünstigte. Hier in Wien hörte der junge Künstler, achtzehn Jahre kaum alt, von einer Preisaufgabe der Akademie: die Scene, wie Abraham den Isaak opfern will, soll dargestellt werden, und obwohl er wenig Hoffnung hat, bei der zu erwartenden Concurrenz die Prämie zu erhalten, so macht er sich doch an die Aufgabe, und am Tage der Preisvertheilung findet er sich in dem Akademiegebäude ein und harrt da, bescheiden in einem Nebenraum stehend, des Ausgangs. Da auf einmal ertönt Trompeten- und Paukenschall und er wird als der Sieger in dem Wettbewerb verkündet und in seinem einfachen Rocke in den großen Saal geholt, um von der kaiserlichen Majestät selbst die goldne Medaille in Empfang zu nehmen. Mit dieser Auszeichnung war freilich eine bittere Erfahrung verbunden. Als er den neidischen Mitbewerbern bei einer kleinen Feier die Medaille zeigen sollte, da verschwindet sie, es kommt zum Streit, die Degen werden gezogen und Oeser erhält mit einer angeblich vergifteten Degenspitze eine Wunde, die ihn beinahe das Leben kostete. Von den Lehrern aber, die hauptsächlich Einfluß auf ihn gewannen, war es Georg Raphael Donner, der durch den bekannten Brunnen auf dem neuen Markte in Wien bekannt gewordene Bildhauer, der nicht nur ihm die Elemente der Modellir- und Bildhauerkunst beibrachte, sondern als Freund der Antike ihn auf Einfachheit und Schönheit der classischen Formenwelt hinwies und die Barockkunst bekämpfte, indem er ein gründliches Studium der Natur betonte.

Im Jahre 1739 verließ Oeser die Kaiserstadt, um sich nach Sachsen zu begeben, von wo aus er nie wieder in seine Heimath gekommen ist. Angeblich folgte er einem Rufe, den er durch Vermittelung von Louis Sylvestre erhalten haben soll, da aber ein Nachweis hierfür nicht erbracht worden ist, verdient wohl die andere Version den Vorzug, daß ihn nach der sächsischen Hauptstadt lediglich die Kunstschätze geführt, denn es war ja jene für Dresden so große und glückliche Zeit, von der Winckelmann sagte, daß die Künste als eine fremde Colonie in Sachsen eingeführt worden. Allerdings war ja der „große August“, wie ihn seine Zeitgenossen nannten, 1733 schon gestorben und sein Nachfolger Friedrich August II. war bei Weitem nicht der enragirte Bauherr und Protector der zeitgenössischen Kunst wie sein Vorgänger, aber doch Liebhaber genug um sich seines ererbten Besitzes zu erfreuen. Die ganze gewaltige Dresdner Kunstwelt ist natürlich Oeser in seiner Ausbildung stark zu Gute gekommen, wenn sich auch directe Einflüsse in seinen Arbeiten deshalb nicht nachweisen lassen, weil sie meist vergänglicher Art, Decorationsstücke für den Hof und dergl. waren, so daß Winckelmann noch 1755 sagen konnte, daß von Oeser kein öffentliches Werk vorhanden sei. Unser Künstler selbst urtheilte über seine Dresdener Jahre, die er sonst für so glücklich hielt, sehr ungünstig, denn er behauptete, Sachsen habe ihn in der Kunst verdorben, was so viel heißen sollte, er habe den Forderungen des herrschenden Modegeschmacks allzu sehr nachgeben müssen, und die schöne Antike vernachlässigt, die ihm in seinem künstlerischen Glauben schon von Wien her ein Evangelium war. Aber Sachsen hat ihn doch dafür auch reich entschädigt.

In diese Dresdner Jahre fällt eine der wichtigsten Etappen von Oeser's Leben. Das Jahr 1754 bezeichnet für ihn und die Kunstwissenschaft einen Zeitpunkt, der für Beide einen wichtigen Abschnitt ihrer Existenz bedeutet. In dem stillen Nöthnitz, einem Landsitze bei Dresden, lebte seit Jahren ein armer Schuhflickerssohn aus Stendal als Bibliothekar im Dienste des Reichsgrafen v. Bünau, vom Schicksal grausam von Ort zu Ort getrieben, arm an allen irdischen Gütern, aber reich an trübseligen Erfahrungen, die ihm ein hartes Lebensloos beschieden, und noch reicher an Kenntnissen vom classischen Alterthum, die sein rastloser Wissensdurst bei nächtlicher Studirlampe gesammelt hat. Und dieser Mann, der vielleicht von einer religiösen Ueberzeugung nicht allzutief durchdrungen war, hatte in die Hand des königl. Beichtvaters seinen evangelischen Glauben abgeschworen und war zur römischen Kirche übergetreten. Es war Johann Joachim Winckelmann, der sich mit diesem Confessionswechsel ein menschenwürdigeres, seinen Neigungen entsprechendes Dasein erkämpfte, um das Jahr darauf, 1755, nach dem Süden

*) Die folgenden Ausführungen haben größtentheils einer hauptsächlich die Leipziger Verhältnisse berührenden Gedächtnißrede zu Grunde gelegen, was wegen Inhalt und Form bemerkt sei. — Die Biographie Oeser's von Alphons Dürr (Leipzig 1879) darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben.

zu gehen, um sein Lebenswerk zu begründen. Von Nöthnitz zog er sich auf beinah ein Jahr nach Dresden zurück, und bei Oeser, der Pensionäre annahm, fand er ein Heim, das nun Beiden eine Quelle ernsten Strebens und Genusses sein sollte. Beide hat ein reger Gedankenaustausch verbunden, ja mehr als das: neben einer, offenbar starken inneren Zuneigung eine seelische Verwandtschaft, die in der künstlerischen Ueberzeugung Beider ihren Ursprung hatte. Von nebensächlicher Bedeutung war es jedenfalls nur, daß Winckelmann unter Oeser's Leitung Zeichnen lernte; wir müssen vielmehr danach fragen, welche Geisteselemente es waren, die Beide zusammengeführt haben. Oeser hatte sich frühzeitig über den Geschmack seiner Zeit erhoben und, wie wir sahen, schon in Wien die Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit als eine seiner Lebensaufgaben erkannt, er hatte der decorativen Kunst seiner Zeit, den Verzierungen, Schnörkeln und allen den decorativen Elementen der Barockzeit den Krieg erklärt. Ebenso war es seine in Theorie und Praxis bethätigte Ueberzeugung, daß die Allegorie der Kunst unentbehrlich sei und ein Umschwung der Kunst nur von der zielbewußten Einführung der Personification abstrakter Begriffe zu erwarten sei. Und bei Winckelmann der schwärmerische Ausblick in das classische Alterthum, das reiche literarische Wissen, die Sehnsucht, das Edle und Künstlerische empfinden, das Bedürfniß, die Schönheit sehen zu lernen; bei Beiden gleiche Ideale, bei Beiden ein Schatz von Wissen, der dem Andern zu Gute kommen konnte, und dabei bei Oeser noch das geniale Lehrtalent, das seine ganze Persönlichkeit besonders anziehend machte. Gewiß, Oeser hat von Winckelmann's reichen Kenntnissen der classischen Culturwelt manchen Vortheil gezogen, aber der, der bei Weitem am meisten empfing und für sein Leben grundlegende Anregungen erhielt, das war Winckelmann.

Wir sind in der Lage, uns von Oeser's Gedankensphäre in Winckelmann's Erstlingsschrift, den „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Bildhauerkunst“, die in Oeser's Hause niedergeschrieben worden ist, ungefähr eine Vorstellung zu machen, und Winckelmann selbst dankt am Schlusse dieser Schrift seinem Lehrmeister für seine Anregung: „Ich suchte mich in der mir vergönnten Muße angenehm zu beschäftigen, und die Unterredungen mit meinem Freunde, Hrn. Friedrich Oeser, einem wahren Nachfolger des Aristides, der die Seele schilderte und für den Verstand malte, gaben zum Theil hierzu die Gelegenheit. Der Name dieses würdigen Künstlers und Freundes soll den Schluß meiner Schrift zieren.“ Jene das Wesen der Antike bezeichnenden bekannten Worte von der edeln Einfalt und stillen Größe, die hier programmmäßig verkündet wurden, sie stammen ursprünglich von Oeser, dem sie geläufig waren, der z. B. einst einen Christuskopf von Guido Reni mit den Worten charakterisirte, „daß die stille Größe in allen Zügen, das ruhig weisheitsvolle Auge, der zum Sprechen bereit scheinende Mund, die edle Einfalt des über die Schulter herabwallenden Haares Auge und Empfindung jedes Menschen beherrschen müssen“. Diese Ruhe und Einfalt aber, die er hier in einem Werke christlicher Kunst findet, wo war sie bei seinem Geschmack am Einfachen und bei seinem Hang zum Natürlichen und Naiven mehr zu finden als in den Bildwerken der Alten, besonders, da die Statuen der Antikensammlung damals in Dresden nicht zu sehen waren, in den Abdrücken geschnittener Steine, die sein Freund Daniel Lippert gesammelt hatte? Beide also, Winckelmann und Oeser, trafen sich in der Werthschätzung der Antike, in der Welt, die beiden ihre Ideale am reinsten und überzeugendsten verkörperte. Aber auch in die moderne Kunst führte Oeser den Freund ein. Wie treffend wußte er das Schöne und Bedeutsame eines Gemäldes zu schildern, und den Stil einzelner Meister präcis zu kennzeichnen! Oeser hat auch für Winckelmann's Schrift, die dem Kurfürsten gewidmet war, die Vignetten entworfen, und als er im Jahre 1768 von Winckelmann's jähem Tode erfuhr, da geht er mit dem Gedanken um, dem ermordeten Freunde ein Denkmal zu errichten, das indessen über den Entwurf nicht hinausgediehen ist: er stellt einen hohen, mit einem Sarkophag mit Winckelmann's Bildniß überragten Sockel dar, der vorn mit einer verschleierten Sonne geschmückt ist, während zur Seite ein trauernder Genius steht.

Winckelmann hatte im Herbste 1755 Sachsen, seine zweite Heimath, rechtzeitig verlassen, um die schweren Zeiten, die der siebenjährige Krieg brachte, nicht mehr mit zu erleben. Im Herbste des folgenden Jahres war Friedrich II. in die sächsische Residenzstadt eingezogen und für das Land begann eine Zeit der Erpressung und Ausbeutung, der Willkür und Ohnmacht, die schwer auf allen Ständen lastete. Wenn man sich vor Augen hält, wie Friedrich einige Jahre darauf z. B. geradezu barbarisch gegen die Leipziger Kaufleute vorging, so darf man sich nicht wundern, daß es eine stete Furcht war, die die Kriegsfurie auch über die friedlich gesinnten Bürger brachte, und man findet es begreiflich, daß unter den Männern, die aus Dresden flohen, auch Oeser sich befand, dem ohnehin durch den Verlust Winckelmann's seine Interessensphäre stark geschmälert worden war. Drei Jahre hielt er sich zunächst als Gast mit seiner Familie bei dem Grafen Heinrich v. Bünau auf, im Schlosse Dahlen, wo heute noch allegorische Deckengemälde von seiner Thätigkeit Zeugniß ablegen. Die Nähe von Leipzig brachte es mit sich, daß er öfters der, durch ihren Handel, ihre Wohlhabenheit und das geistige Leben, in dessen Mittelpunkt die Universität stand, berühmten Handelsstadt Besuche abstattete, und gerade für ihn, dem der Verkehr mit geistig bedeutsamen Menschen ein Lebensbedürfniß war, mußte die Stadt ein besonderer Anziehungspunkt sein, obschon der siebenjährige Krieg auch hier mit furchtbarer Schwere auf den unglücklichen Einwohnern lastete. 1759 siedelte dann Oeser hierher über, um hier vierzig Jahre lang, bis an seinen Tod, ihr als Künstler und Bürger anzugehören.

Es ist in der Geschichte unserer Stadt vielleicht das monumentalste Zeugniß für die Größe unserer Kaufmannschaft und den patriotischen Sinn der Leipziger, ebenso aber auch, und nicht zuletzt, für die intellectuelle Größe und den moralischen Willen des damaligen Geschlechts, wenn man erwägt, daß unmittelbar auf die Zeit des siebenjährigen Krieges mit seinen Niederlagen ein Glanzcapitel in der Stadtgeschichte folgt, und es scheint allerdings, als ob die bekannten Worte, die der preußische General v. Seydlitz bei einer jener vielen Contributionen den Leipzigern sagte: „Seien Sie getrost, und wenn der König das Pflaster von Leipzig ausreißen und sein Berlin damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen, welcher alle diese Erpressungen in Kurzem vergessen machen wird“ — als ob diese Worte nicht nur ein Trost, sondern eine Prophezeiung von baldiger Erfüllung gewesen sind. Erwägt man, daß der Krieg der Stadt 12 Millionen Thaler in baarem Gelde gekostet hatte, daß einzelne Firmen, so z. B. die der Gebrüder Richter, 114000 Thaler für die preußische Erpressung bezahlt hatten, der vielen Wunden, die der Krieg sonst geschlagen, gar nicht zu gedenken, so ist man allerdings erstaunt, wie schnell die Verhältnisse sich zum Bessern gewendet hatten, als der junge Goethe im August 1765 hier seinen Einzug hielt. Und auch für Oeser war eine neue Zeit gekommen. Mit dem Regierungsantritte des kunstsinnigen Kurfürsten Friedrich Christian im October 1763 schien eine Morgenröthe über das Land kommen zu wollen. Aber nur drei Monate waren seiner Regierung beschieden, denn kurz vor Weihnachten 1763 starb er an den Blattern. Allein ein Denkmal hat er sich doch während seiner kurzen Regierungszeit errichtet, das seinem Namen Ehre macht: die Gründung einer Kunstakademie in Dresden und Leipzig. Hagedorn war es gewesen, der seinem Landesherrn als kunstverständiger Berather zur Seite gestanden und die Ausführung des Planes in die Hand nahm, er war es auch, der 1764 mit scharfem Blick, der sich so oft bewährt hatte, Oeser zum Director des neu gegründeten Leipziger Instituts ernannte.

Die Stätte, wo der Meister hauste, jener Winkel hinten im Hofe der Pleißenburg, eine der wenigen Erinnerungsstätten an die Goethezeit, ist verschwunden, aber wir Alle können sie uns im Geiste vorzaubern, und trotz ihrer Einfachheit war sie doch mit einem gewissen Nimbus umkleidet, denn man konnte sich so lebhaft vorstellen, wie der junge elegante Frankfurter Student mit dem Haarbeutel, zierlich frisirt, an der Seite den Galanteriedegen, mit artig zurecht gezupfter Spitze an Brust und Armen, die Zeichenmappe in der Hand, zu seinem Lehrmeister hinzog, zu jener Thüre hinten in dem unscheinbaren Winkel. Goethe giebt uns selbst in „Dichtung und Wahrheit“ eine behagliche Schilderung von jenen Räumen, die er so oft betreten hatte: „Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Director er war, fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man soeben hergegangen war. Das

erste Gemach war mit Bildern geschmückt aus der spätern italienischen Schule, von Meistern, deren Anmuth er höchlichst zu preisen pflegte. Alles war mit Geschmack einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr Vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles elegant ohne Ziererei oder Ueberfluß. So war auch das erste, was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurück kam, die Einfalt in Allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen barocken Geschmacks, zeigte er uns dergleichen in Kupfer gestochne und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit bessern Verzierungen und einfacheren Formen der Möbel sowohl als anderer Zimmerumgebungen, und weil Alles um ihn her mit diesen Maximen übereinstimmte, so machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck." Wir wissen ferner aus „Dichtung und Wahrheit", wie menschlich nahe der junge Dichter seinem Lehrer getreten und wie sehr er ihm zeitlebens dankbar gewesen ist für Alles, was ihm sein Unterricht bot. Sicher war Goethe eine künstlerisch angelegte Natur und die vielen Zeichnungen, namentlich Naturstudien, die von ihm erhalten und theilweise von der Goethe-Gesellschaft veröffentlicht sind, mögen uns erklären, daß er zeitweilig mit dem Gedanken umging, sich dem Künstlerberufe zu widmen, eine Neigung, die in der Schule Oeser's wesentlich bei ihm bestärkt wurde. Hier lernte sein empfängliches Auge die Bedeutung des Griechenthums empfinden und in den antiken Statuen den „Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß" sehen, hier war es, wo ihm die wahre Bedeutung Winckelmann's erschlossen und wo seine Kenntnisse von der Kunstgeschichte vertieft wurden. Es darf ferner daran erinnert sein, wie glücklich das damalige Leipzig war, in Männern wie Gottfried Winckler, Johann Thomas Richter und Anderen verständnißvolle Kunstsammler zu besitzen, deren Galerien sich, man kann wohl sagen, eines Weltruhmes erfreuten und thatsächlich auch von einer ganz imposanten Bedeutung gewesen sind. In diesen der Kunst geweihten Räumen Leipziger Kaufherren war Oeser zu Hause, er trieb hier seine kunstgeschichtlichen Studien und copirte, wenn es Zeit und Muße mit sich brachten, auch wohl einen niederländischen oder italienischen Meister, worauf wenigstens manche der noch erhaltenen Aquarellblätter schließen lassen. Und in diesen Räumen ging unter seiner Leitung auch der junge Goethe aus und ein, der oft genug Gelegenheit gehabt haben mag, mit jenen liebenswürdigen Kunstschwärmern zu verkehren, deren geistiges Haupt der bekannte Franz Wilhelm Kreuchauff war, „der „Aufseher", wie er genannt wird, des berühmten Winckler'schen Cabinets. Fast überschwenglich klingen die Dankesworte, die Goethe seinem *alten* Freunde widmet. „Oeser" — so schrieb er nachmals — „drang in unsre Seelen und man mußte keine haben, um ihn nicht zu nützen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben." Oder er schreibt aus Frankfurt an Oeser: „Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie?", Worte, denen er sogar einmal hinzufügte: „ich beneide alle Welt, die nach Sachsen geht, und meine Briefe dazu." Bekannt ist, daß Oeser in Dölitz ein Landhaus besaß, auf dem er den Sommer über mit den Seinigen verweilte, und daß auch der junge Goethe hier verkehrte, und in Oeser's ältester Tochter, Friederike Elisabeth, ein ihm sympathisches Wesen von hoher Begabung und Gemüthstiefe fand.

Mit der Tiefe von Oeser's künstlerischem Glaubensbekenntniß und seinen Theorien steht sein malerisches Können nicht im Einklang. Er hat in und außerhalb Leipzigs eine außerordentlich reiche Thätigkeit entfaltet und seine Tafel- und Plafondbilderzahl ermöglicht uns, einen Einblick in seine Thätigkeit zur Genüge zu thun. Es entspricht natürlich ganz seiner Bedeutung für das damalige Leipzig, wenn er bei allen künstlerischen Fragen, die die Einwohner bewegten, die Hand im Spiele hatte, und thatsächlich ist in jenen Jahrzehnten kaum ein Bau von Bedeutung entstanden, den nicht seine Kunst zu verschönern ausersehen war. Ich nenne hier, um einige Beispiele anzuführen, eine seiner Hauptarbeiten aus dem Jahre 1780, die umfangreiche Ausschmückung des Hauses vom Bürgermeister Müller in der Johannisgasse, Fresken, die später leider vollständig übertüncht wurden, von denen aber erst im vergangenen Jahre ein farbenprächtiges Stück im Erdgeschoß wieder aufgedeckt wurde, die Plafondmalereien im Concertsaale des abgebrochenen Gewandhauses, im Hauptsaale des Schlosses zu Gohlis, das damals im Besitz des durch Goethe bekannt gewordenen Hofraths Böhme sich befand, und, abgesehen von einer ganzen Reihe von Aufträgen in Privathäusern, aus dem hohen Alter die größte Arbeit, die ihm als Maler vorbehalten, die Ausschmückung der umgebauten und restaurirten Nicolaikirche, wo er in den Jahren von 1785—96 an den Seitenwänden des Chores große Gemälde, dann das Altarbild, eine Auferstehung Christi, und sonst an Wand und Decke eine große Reihe nur zum Theil noch erhaltener Bilder schuf, meist Scenen aus dem neuen Testament, mit denen der Künstler viele Ehre einlegte. Bekannt ist auch dem Leser von „Dichtung und Wahrheit", daß er für das 1766 eingeweihte Theater den Theatervorhang malte und auch sonst an der Ausführung der Decorationen Theil nahm. „Oeser hatte — so beschreibt Goethe jenen Vorhang — die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspieldichter versammelten, hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche. Durch die freie Mitte sah man das Portal des fernstehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwischen beiden obgedachten Gruppen, ohne sich um sie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man sah ihn daher im Rücken, er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser nun sollte Shakespearen bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigene Hand der Unsterblichkeit entgegengehe." Mit einer wahren Begeisterung werden diese Malereien, um die sich jetzt kein Mensch mehr kümmert, von den Zeitgenossen gefeiert, nur Daniel Chodowiecki bewahrte sich ein kühles Urtheil und vermochte in jene Lobeserhebungen nicht mit einzustimmen. Er sagt Oeser nach, daß, wenn man eins seiner Plafondbilder gesehen, man glaube, alle gesehen zu haben. Die Allegorien seien nicht zu errathen und seinen Plafondbildern fehle Colorit, Zeichnung uud Charakter. Und dieser Mangel deckt sich auch mit einer Aeußerung von Goethe, der einmal sagte: „weil Oeser eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, Nebengedankenerregendem nicht bezwingen konnte, noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten." Und wieder Daniel Chodowiecki ist es, der in seinem Tagebuche in kühler Aburtheilung schreibt, daß man es Oeser ansehe, daß er viel Genie besitze, aber die Cultur desselben vernachlässigt habe, daß seinen Köpfen die Physiognomie fehle, daß in den Figuren bisweilen die Idee einer schönen Natur sei, daß sie zuweilen aber auch sehr fehlerhaft gezeichnet seien, in den Gewändern sei antiker Wurf, aber es seien keine wahren Falten, seine Composition sei schön und edel und sein Colorit beim ersten Anblick angenehm, aber bei näherer Untersuchung ohne Wahrheit und bunt. Es ist diesem auffallend richtigen Urtheil eines Zeitgenossen, der wahrhaftig sehen und urtheilen konnte, nichts hinzuzufügen.

Diese Thätigkeit als Maler, die sich sehr ausführlich erschöpfen ließe, bildet aber nicht ausschließlich Oeser's Wirksamkeit als Künstler, denn in ihm lebte etwas von einem alten Renaissancekünstler, von der Vielseitigkeit eines jener Meister, die nicht nur in einem Sattel gerecht waren. Oeser ist auch Plastiker, und an seinen Namen knüpft sich in der Localgeschichte manches interessante Werk, das längst verschwunden ist oder das wir wenig respectvoll mit Achselzucken anblicken. Allerdings war Oeser nicht Bildhauer im engeren Sinne des Wortes, sondern er concipirte nur, er arbeitete das Modell, und die Ausführung in Marmor überließ er fremder Hand. Aber sein Verdienst war es doch, auf die einheimischen sächsischen Marmorbrüche hingewiesen und namentlich auf Reisen in das Erzgebirge auf über 250 Marmorarten aufmerksam gemacht zu haben, die vordem gar nicht beachtet, deren Steine vielmehr zu Kalk verbrannt worden waren. Er wies darauf hin, wie gut sie zu Skulpturzwecken verwendet werden könnten, und erreichte es, daß der Kurfürst ihm zur Ausnutzung der Brüche seine Unterstützung gewährte, so daß man anfing, im Lande sich für den sächsischen Stein zu interessiren. Das bekannteste seiner Denkmäler war dem Manne gewidmet, der wohl in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier die populärste Persönlichkeit war, dem 1769 verstorbenen Christian Fürchtegott Gellert. Neben dem Denkmal in der Johanniskirche, das von dem Bildhauer Schlegel, aber nicht nach Oeser's Entwurf ausgeführt war, wurde ihm am Ausgang

der Johannisgasse im Wendler'schen Garten aus sächsischem Marmor jenes Monument der Dankbarkeit errichtet, das eine merkwürdige Geschichte gehabt hat. Auf einer unvollendeten Säule, an der das Reliefbildniß des Dichters angebracht war, steht eine Urne, unter ihr kniet ein Kind, das eine Guirlande um das Bildniß hängt, während zwei weitere Kinder schlafend, scheinbar in recht unbequemer Stellung, über die Urne sich gelagert haben. Der Gedanke, der dieser Allegorie zu Grunde liegt, wäre nicht recht ersichtlich, besäßen wir nicht von der Feder Franz Kreuchauff's eine sinnige Erklärung: „Oeser hat — so schreibt er — den schriftstellerischen Charakter des Mannes, den er verewigen wollte, richtig erfaßt und ihn der Nachwelt als Dichter gezeigt, der der deutschen Literatur den Charakter der Grazie gab. Gellert war der Vater der deutschen Grazien, aber er starb ihnen ab, da sie noch Kinder waren, und hinterließ ihre völlige Ausbildung andern Händen. Und diese Idee kleidet er nun so in das Gewand der Allegorie ein: er versammelt um Gellert's Urne, die drei Grazien aber, sie sind noch Kinder. Sie betrauern ihren Vater und ehren sein Andenken. Zwei der kleinen Göttinnen haben sich wehmüthig über seine offene Urne hingeworfen, die auf einer unvollendeten Säule steht. Unter ihnen beugt sich die dritte am Fuße der Urne knieend zu seinem medaillonförmigen Bildniß nieder, das in Lorbeerlaub angeknüpft an der Säule herabhängt, und giebt ihm durch ihr Attribut die Rose seine letzte Zierde." Interessant ist es, nachträglich zu beobachten, wie Oeser unfreiwillig zu dieser Allegorie gekommen ist. Der ursprüngliche Entwurf, eine Tuschzeichnung, die sich im Leipziger Museum befindet, stellt eine mächtige, mit Festons behangene Urne dar, auf der oben darauf drei schlafende Grazien sitzen, also nicht Kinder, sondern die erwachsenen Göttinnen der Anmuth. Oeser verwarf dieses Project erst, als Wendler ihm erklärte, es sei für ihn zu kostspielig. So wurden die deutschen Grazien durch eine Finanzfrage zu harmlosen Kindern gemacht. Nach Wendler's Tode wurde das Denkmal, das übrigens von Chodowiecki gestochen und von Goethe besungen worden ist, 1799 in dem Pauliner Garten der Universität aufgestellt, dann kam es 1842 auf den Schneckenberg und wurde, als das Neue Theater gebaut wurde, 1864 ganz beseitigt; nur das Relief wurde gerettet und dem Verein für die Geschichte Leipzigs überwiesen. Oeser hat eine ganze Reihe derartiger von seinem künstlerischen Empfinden bestimmter Denkmäler geschaffen, von denen nur eines hier noch genannt sei, weil ich meine, daß seine Geschichte uns eine gerechtere Beurtheilung nahe legt als die ist, die man zu hören pflegt. Wenn man über den Königsplatz geht, die alte ursprünglich mit Bäumen umpflanzte Esplanade, so gewahrt man schon von ferne einen mächtigen, aus Sandstein errichteten Unterbau, dessen lateinische Inschrift sagt, daß die verhältnißmäßig kleine, mit römischem Imperatorencostüm bekleidete Statue den damaligen regierenden Kurfürsten Friedrich August III. darstellen soll. Man muß, um Oeser's künstlerischen Intentionen gerecht zu werden, bei diesem Monument zweierlei berücksichtigen: die Umgebung, die ursprünglich nicht mit Häusern umsäumt war, und am allerwenigsten an der Schmalseite einen hochaufragenden Monumentalbau besaß. Das Denkmal stand vielmehr zwischen Baumreihen und silhouettenartig hob es sich vom blauen Himmel ab. Sodann aber die Entstehung: die Inschrift sagt, daß es gesetzt worden ist von dem Fürsten Jablonowski und dem Rathe zu Leipzig. Der bekannte Reichsgraf Jablonowski, der Gründer der noch heute bestehenden Jablonowski'schen Gesellschaft, hatte Oeser den Auftrag zur Anfertigung der Statue gegeben; sie sollte ursprünglich auf dem Roßplatz vor dem Kurprinzen aufgestellt werden, was aber dem Rathe nicht gefiel, der nach Jablonowski's Tode, 1777, dem jetzigen Platz den Vorzug gab. Der ursprüngliche Entwurf, der sich im Besitz des Hrn. Dr. Dürr befindet, zeigt eine reichere Entwickelung des Denkmals, links neben dem Kurfürsten saß eine Pallas Athene, die mit ihren Händen das Medaillonbildniß des Kurfürsten Friedrich Christian hielt und es verständnißvoll anblickt. Aber diese Allegorie, eine sinnige Anspielung, gefiel dem Rathe nicht, da sie allerhand Mißdeutungen ausgesetzt sein und zu unehrerbietigen Gedanken gegen den regierenden Herrn Anlaß geben könnte. Sie wurde also gestrichen; aber nicht sie allein, sondern auch drei allegorische Reliefs, die an dem Sockel angebracht, und darstellen sollten die Stadt Leipzig unter dem Bildniß der Dankbarkeit, die der in den Wolken sich zeigenden Vorsehung für den Landesregenten dankt und diesen ihrem weiteren Schutze empfiehlt, ferner mit einer Allegorie der Wissenschaft und einer solchen des Kaufmannstandes. So war denn das Denkmal wesentlich einfacher gestaltet, als es im August 1780 feierlich enthüllt wurde. In dem Werke selbst dürfen wir wohl Oeser's monumentales Hauptwerk der Plastik erblicken, zugleich mit einer Verkörperung seiner Theorie der schlichten Einfachheit, die ihr Heil sucht in der Rückkehr zur Antike.

Für Oeser's Theorien und den Einfluß, den seine Geschmacksrichtung, ähnlich wie bei Winckelmann und Goethe in ganz prägnanter Weise gehabt hat, ist es bezeichnend, daß sich in unserer Stadt Leipzig allenthalben ein gewisser Niederschlag seiner Ideen bildete, daß man seinen Rath gern einholte und hörte, wenn es galt, geschmackvoll im Sinne der Zeit zu sein, oder gar Altes umzugestalten, zu renoviren, und daß sein künstlerischer Geschmack selbst das Kunsthandwerk durchdrang, also hier in des Wortes wahrster Bedeutung praktische Erfolge aufzuweisen hatte. Als Daniel Chodowiecki im Jahre 1789 nach Leipzig kam und hier unter Anderen auch Oeser besuchte, da drängte sich ihm offenbar die Ueberzeugung auf, daß Oeser's Wirkungskreis nicht nur auf sein Atelier beschränkt war, denn er redet von seinem großen Einfluß auf das Publicum, und bei verschiedenen Sachen, die in Leipzig in Bildhauerei gemacht worden seien, habe er in nachlässigem Tone gesagt: „Ich hab's so ein bissel angegeben." So mag es wohl auch Oeser gewesen sein, der bei dem Umbau der Nicolaikirche, die ehemals mit zahlreichen und zum Theil werthvollen Epitaphien und Gemälden aus alter Zeit geschmückt war, im Verein mit dem Baudirector Dauthe, Alles was an Gothik erinnerte, beseitigte, die alten Epitaphien und Bilder auf den Boden der Kirche verwies und so der Kirche zu ihrem jetzigen, abgesehen von der Decke, etwas nüchternen Eindruck verhalf. Karl Justi erinnert aber ferner in seiner berühmten Winckelmann-Biographie noch daran, daß sein Unterricht nicht nur von Künstlern begehrt wurde, sondern daß zu ihm Silberarbeiter und Schlosser, der Blumenzeichner der Kattunfabrik in Torgau und der Hofconditor, kurz alle Handwerker, deren Gegenstände mit der Zeichenkunst sich berührten, zu ihm kamen, um ihn um Rath und That zu bitten. So ist allerdings, wenn wir die Summe aus seiner Lebensarbeit ziehen, die Bedeutung Oeser's für seine Zeit groß genug, um ihm eine geschichtliche Würdigung zu Theil werden zu lassen. Was hauptsächlich sein Werk war, das läßt sich zunächst im negativen Sinne dahin fixiren, daß es seinem Wirken vorzugsweise gelungen ist, in Sachsen, so weit es einem Künstler möglich war, die Barock- und Rococokunst zu verdrängen, indem er als begeisterter Prophet der Antike auf die reinen, ungekünstelten, harmonischen Elemente im Griechenthum hinwies, und diese That erscheint allerdings als etwas Außerordentliches, wenn man erwägt, mit welchen Mitteln er hier in Leipzig, wo er höchstens ein paar Gypsabgüsse zur Verfügung hatte, und in welcher Umgebung er arbeitete. In seiner eigenen Kunst ist es allerdings nur beim Wollen geblieben: er repräsentirte wohl eine geistige Kraft, aber es fehlte ihm das Genie, selbstschöpferisch in den Gang und in die Entwickelung der Kunst einzugreifen und diese in Bahnen zu leiten, die ihm selbst und mit ihm Winckelmann vorschwebten, die zu betreten aber die eigene Unzulänglichkeit ihm versagte. Es ist müßig zu fragen: was hätte wohl aus der deutschen Kunst werden können, wenn zu der großen Thatsache der Neuerweckung geistigen Lebens in Deutschland seit der Sturm- und Drangperiode als analoge Erscheinung auch unserer Kunst eine neue Blüthezeit beschieden gewesen, wenn ihr ein Genius entstanden wäre, der mit starker Hand in ihr Geschick eingegriffen hätte? Viele Jahrzehnte mußten vergehen, ehe dieser Frühling ins Land kam, aber das kann uns nicht hindern, Oeser unsere Anerkennung zu Theil werden zu lassen, wenn auch nicht so wie seine Zeitgenossen, so doch im Lichte der Geschichte und der, von ihr uns zudictirten Gerechtigkeit. Und so dürfen wir uns in gerechter Würdigung dessen, was er seinen Zeitgenossen gewesen, zu den bekannten Dichterworten auch für ihn bekennen:

„Wer seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeit."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 35. Donnerstag, den 23. März, Abends. 1899.

Adolf und Faustina Hasse.

Zum 25. März.

Von Erich Rosenthal. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Als im Jahre 1771 in Mailand Mozart's Oper „Ascanio in Alba" den „Ruggiero" Hasse's schlug, soll dieser schmerzbewegt ausgerufen haben: „Der Jüngling wird uns Alle vergessen machen!" Schneller, als damals der alte Maestro wohl fürchtete, ist sein Wort in Erfüllung gegangen. Mozart's Ruhmeskranz blüht heute in unverwelklicher Frische, Hasse's Werke sind nicht nur vergessen, auch seinen Namen fast kennt Niemand mehr, ja, es blieb ihm das Schlimmste nicht erspart: er gehörte schon zu Lebzeiten einem abgeschiedenen Geschlechte an, nachdem Gluck's Stern sich Bahn gebrochen hatte. „Und doch hatte sich einst Alles, was die Welt an Ruhm, Ehre, Glück, Reichthum und körperlicher Schönheit besitzt," auf Hasse und dessen Gattin vereinigt, der Ruhm des „caro Sassone" und der schönen Faustina hatte einen Erdtheil erfüllt. Nur ein treuer Verehrer ist dem vergessenen Meister bis in unsere Zeit geblieben, der nun aber auch zu seinen Vätern heimgegangen ist: der bekannte Münchener Culturhistoriker W. H. Riehl. In seinen Musikalischen Charakterköpfen hat er dem einst Gefeierten ein Denkmal gesetzt, aber wenn er seine Zeitgenossen anregen möchte, sich wieder mit Liebe in das Studium Hasse'scher Werke zu versenken, so muß solche Mahnung ungehört verhallen. Uns Jüngeren, die wir unseren Geschmack an Richard Wagner's Werken läutern durften, können Hasse's Werke höchstens noch ein kunstgeschichtliches Interesse bieten. Gerade was uns so mächtig in Wagner's Bann zieht, die uns überall in seinen Werken entgegentretende kraftvolle Individualität des Meisters, fehlt bei Hasse vollkommen. Riehl selbst sagt, daß Hasse nur ein Ideal und einen Stil hatte, in dem alle seine Werke weltlichen sowohl wie kirchlichen Charakters geschrieben sind. Dieses ihm höchste Ideal war die absolute ruhende Schönheit der musikalischen Form. Sein Stil kennt weder Humor noch Sentimentalität, denn Beide sind subjectiver Natur, Hasse aber wollte nach Riehl's eigenem Ausdruck nur schreiben, wie alle Italiener hätten schreiben müssen, wenn sie — nach seiner Meinung — auf's Vortrefflichste geschrieben hätten. Es mag sein, daß Keiner wie Hasse die gemeinsamen Grundzüge der damaligen italienischen Schule in ihrer höchsten Objectivität und Reinheit dargestellt hat, aber in diesem Vorzuge liegt auch Hasse's Verderben: er mußte vergessen werden, sobald eine deutsche Kunst sich zu regen anfing. Zu der Zeit, als Hasse seine höchsten Triumphe feierte, gab es eine deutsche Kunst nicht. Die deutschen Schauspieler hungerten und darbten, starben oft im Armenhospitale, oft an Wegen; auf einem Leiterwagen, nebst seiner kranken Frau und etlichen Hunden in Stroh gewickelt, zog der große Eckhof zu seinem Gastspiele in Braunschweig ein. Das Volk hatte sich von der Kunst abgewandt, die zwar an den Fürstenhöfen eine Zufluchtstätte gefunden, dafür aber alles Deutschthum verloren hatte. Jeder Fürst, der es sich nur einigermaßen leisten konnte, erachtete es für seine Pflicht, an seinem Hofe eine italienische Oper mit Ballet zu halten. Während man den deutschen Schauspielern nach ihrem Tode kaum ein Plätzchen in der Armensünderecke des Kirchhofs gönnte, waren die italienischen Sänger und besonders Primadonnen oft die einflußreichsten Leute am Hofe und fuhren in glänzenden Hofkarossen umher. Es ist durchaus irrig, zu glauben, daß die Gagen der Sänger und Sängerinnen erst in unserer Zeit durch geschäftspfiffige Directoren zu immenser Höhe emporgeschraubt seien, vielmehr erscheinen dieselben oft als nur geringfügig neben den Gagen der Hofopernsänger jener Zeit. Während selbst die bedeutendsten Schauspielgesellschaften jener Zeit höchstens drei Decorationen besaßen, hinterließ eine Sängerin, welche in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts zu Stuttgart starb, neben sehr ansehnlichem Baarcapital nicht weniger als hundert und fünfzig Taschenuhren, die sie im Laufe der Zeit als Geschenke erhalten hatte. In solche Zeit fiel Hasse's Jugend, und wenn wir in Betracht ziehen, wie er von seinen Zeitgenossen gerühmt wird als ein Mann von vornehmen Manieren und feinem Anstande und als geistreich, frei von aller Pedanterie, Stolz und Vorurtheil, dazu voll biegsamen Talents und übersprudelnder Productionslust, der wie kaum einer vom Glücke begünstigt wurde, so begreifen wir, daß sein Name in Italien populär, in Deutschland bewundert war; und da uns in Hasse der echte Typus der Kunstrichtung jener Zeit entgegentritt, so ist es sicherlich von Interesse und berechtigt, wenn wir ihm zu dem Tage, an dem er vor zweihundert Jahren das Licht der Welt erblickte, ein Wort der Erinnerung widmen.

Johann Adolf Hasse wurde am 25. März 1699 in Bergedorf bei Hamburg geboren. Schon früh zeigte er musikalische Begabung, so daß er schon im Jahre 1718 als Tenorist in Hamburg auftrat, wo sich seit 1668 die erste deutsche Opernbühne befand, welche durch des sehr productiven Operncomponisten Reinhold Keiser's Leitung auf bedeutende Höhe gebracht war. Keiser selbst weilte damals jedoch nicht mehr in Hamburg, sondern in Stuttgart, von wo er nach Kopenhagen ging. Hasse's Bleiben war in Hamburg nicht lange, schon 1720 finden wir ihn in Braunschweig als Hofopernsänger angestellt, wo 1722 seine erste Oper „Antiochus" „auf dem Großen Braunschweigischen Theatro" in der Sommermesse zur Aufführung gelangte. Hasse selbst sang den Antiochus. Doch muß er wohl selbst von dem Erfolge nicht befriedigt gewesen sein, er mochte wohl fühlen, daß ihm noch Vieles zum „Maestro" fehle, und er beschloß, sich in dem gelobten Lande der Musiker, in Italien, Vervollkommnung zu holen. Noch in demselben Jahre scheint er sich auf den Weg gemacht zu haben. Die bedeutendsten Meister wurden seine Lehrer, besonders Alessandro Scarlatti und Porpora, gegen den sich Hasse später in Dresden nicht eben dankbar gezeigt hat. Schon im Jahre 1726 war er ein Günstling des Publicums. Eine entscheidende Wendung aber erhielt sein Leben im folgenden Jahre, als er die Kapellmeisterstelle am Conservatorium zu Venedig erhalten hatte. Hier lernte er in einer Gesellschaft Faustina Bordoni kennen, „an unwiderstehlich reizender Schönheit als eine der ersten Frauen jener Zeit gepriesen, als Sängerin unbestritten die erste". — Faustina war mehrere Jahre älter als Hasse. Ihr Geburtsjahr ist mit Sicherheit nicht festzustellen, doch muß sie um 1693[1]) in Venedig geboren sein, denn ihr Zeitgenosse, der englische Reisende Burney, berichtet, daß sie 1783, neunzig Jahre alt, gestorben sei. Trotz des Unterschiedes der Jahre machte die schöne, damals auf dem Gipfel des Ruhmes stehende Faustina auf Hasse einen solchen tiefen Eindruck, daß er beschloß, sie zu seiner Gattin zu machen, und sie nahm die Werbung an. Im Jahre 1730 wurde Faustina Hasse's Frau. Eitner[2]) wirft die Frage auf, ob Hasse diesen Schritt wohl später bereut habe. Er spielt damit auf die Gerüchte an, welche

---

[1]) Sicher ist, daß sie älter war als Hasse, daher ist die Lesart, daß sie erst 1700 geboren sei, falsch. Ihre Rivalin Cuzzoni schalt sie im Jahre 1727 oder 1728 in London bei einem heftigen Streite bereits „alt und abgetakelt".

[2]) In seinem Aufsatz über Hasse in der Allg. D. Biographie.

behaupten, daß Faustina in Dresden des Kurfürsten Geliebte gewesen sei. Ob sie es war? Jedenfalls übte das Ehepaar Hasse in künstlerischer Beziehung dort eine etwa 30 Jahre währende Herrschaft, und daß dasselbe nach des Kurfürsten Tode von dem Nachfolger plötzlich scheinbar in tiefster Ungnade entlassen wurde, ist für den Kenner der Geschichte der Maitressenwirthschaft jener Zeiten sicherlich ein bedenkliches Zeichen. Auch weiß Rochlitz in seinem Buche „Für Freunde der Tonkunst“ manches Pikante zu erzählen, doch ist er in der Wahl der Quellen nicht gerade wählerisch, und Fürstenau[3]) vermag mit Leichtigkeit den Hauptvorwurf, der gegen Faustina gerichtet ist, zu widerlegen, daß nämlich Hasse Jahre lang nach Italien „auf Urlaub“ geschickt und Faustina allein in Dresden geblieben sei. Hasse hat vielmehr nur in Faustina's Begleitung Italien besucht, wie sie denn überhaupt nie getrennt von ihrem Gatten gelebt hat. Daß auf der anderen Seite das gegenseitige Interesse der Gatten an ihrer Stellung in Dresden Vieles dazu beigetragen haben mag, das eheliche Bündniß auch vom praktischen Standpunkte zu befestigen, mag schon sein, denn Eitner hat sicher recht, wenn er Hasse einen schlauen und speculativen Kopf nennt. Er mochte es wohl nicht ungern sehen, daß der Kurfürst ein Auge auf die immer noch schöne und geistvolle Faustina geworfen hatte. An eine Verletzung der ehelichen Treue seitens derselben braucht man darum nicht zu denken. Vielmehr muß das eheliche Zusammenleben des Künstlerpaares ein sehr glückliches gewesen sein, denn abgesehen von allem Anderen bietet dasselbe ein in der Kunstgeschichte wohl einzig dastehendes Beispiel, wie die Thätigkeit des Mannes völlig im Dienste der Gattin aufgeht. Alle die zahlreichen Opern, die Hasse in seiner Dresdner Glanzzeit componirt hat, sind für Faustina geschrieben. Riehl darf mit Recht sagen, daß Hasse in seinen Arien ein so prägnantes Bild der Faustina gezeichnet hat, daß es uns beim Studium dieser Musik heute noch deucht, als hörten wir Faustina singen.[4]) Ein Sachkundiger kann noch heute aus den Arien erkennen, worin die hervorragenden Eigenthümlichkeiten der Stimme Faustina's bestanden. Durch dieses Anschmiegen der Composition an Faustina's Stimme gewann Hasse dafür in ihr aber auch eine so mustergiltige Vertreterin seiner weiblichen Hauptpartien, wie sie kein Componist vor ihm gehabt hatte, und wenn wir dazu bedenken, daß ihm in Metastasio[5]) ein Librettist zur Seite stand, dessen Operndichtungen noch fast bis in unsere Zeit hinein vorbildlich geblieben sind, so erklärt sich uns jedenfalls auch hieraus ein gut Theil des unerhörten Erfolges der Hasse'schen Opern.

Im Jahre nach ihrer Vermählung, also 1731, wurden durch den Einfluß des Kurprinzen, nachmaligen Kurfürsten Friedrich August II., Adolf und Faustina Hasse nach Dresden berufen. „Den 7. Juli ist der Kgl. Pohln. und Churf. Sächsische Capellmeister, Monf. Hasse, mit seiner neuen Eheliebsten, der bekandten Sängerin Faustina, die ihres Gleichen wenig haben soll, aus Venedig allhier angelanget, und hat Tags darauf den Ihro Maj. dem König dieselbe die erste Probe ihrer Geschicklichkeit im Singen zu vollkommenem Contentement hören lassen“, meldeten die Dresdner Merkwürdigkeiten. Am 13. September bereits wurde Hasse's „Drama per musica“ „Cleofide“ zum ersten Male gegeben. Der Componist bekam dafür 500 Speciesducaten, Faustina, für welche die „Cleofide“ geschrieben war, 1000, der Librettist 200. Die Oper, welche auf das Großartigste durch Decorationen und drei Ballets ausgestattet war,[6]) gefiel so ungeheuer, daß sie allein bis zum 21. September vier Aufführungen erlebte, sie bezeichnet in musikalischer Beziehung im Allgemeinen den Standpunkt, welchen damals die italienische Oper einnahm.[7]) Trotz des großen Erfolges der „Cleofide“ blieb das Ehepaar Hasse nicht in Dresden, sondern ging schon im October wieder nach Italien und feierte in Venedig neue Triumphe. Erst als am 1. Februar 1733 Friedrich August I. in Warschau gestorben und ihm sein Neffe Friedrich August II. gefolgt war, wurden Hasse und Faustina endgiltig und bleibend nach Dresden berufen, eine für die musikalischen Verhältnisse der Hauptstadt äußerst wichtige Maßregel. Im Februar 1734 traf das Künstlerpaar in der sächsischen Hauptstadt ein, in der es nun 30 Jahre hindurch auf musikalischem Gebiete völlig die Herrschaft ausüben sollte. Hasse entwickelte hier eine productive Thätigkeit, die in der Musikgeschichte wohl einzig dasteht. Für jeden Carneval schrieb er eine oder gar zwei Opern, auch für besondere Hoffestlichkeiten und für auswärtige Theater componirte er solche, wie er ja nicht nur Metastasio's sämmtliche Texte, sondern auch die zahlreicher anderer Librettisten in Musik gesetzt hat. Dazu entstanden zahllose Compositionen auf dem Gebiete der Kammer- und Kirchenmusik. Besonders in die Zeit bis 1747 fällt eine lange Reihe glänzender Triumphe des Hasse'schen Ehepaares, welches auch wiederholt während dieser Zeit in Italien weilte. Dann scheint in den Jahren 1747—1752 Hasse's Herrschaft etwas gewankt zu haben. Sein früherer Lehrer Nicolo Porpora wurde für die Kurprinzessin Maria Antonia als Gesangslehrer nach Dresden berufen und Hasse als Kapellmeister beigegeben. Zwar wurde dieser zum Oberkapellmeister ernannt, doch scheint er die Nebenbuhlerschaft des einstigen Lehrers lästig empfunden zu haben, zumal sich derselbe für einen jungen aufgehenden Stern am Himmel des Gesanges lebhaft interessirte, für die im Jahre 1728 in Neapel geborene Regina Mingotti. Regina feierte in Dresden Triumphe und erschwerte dadurch der eifersüchtigen Faustina ihren bereits beabsichtigten Rücktritt. Es scheinen in jenen Jahren allerhand Intriguen am Dresdner Theater gespielt zu haben; Hasse siegte, denn Ende 1751 verließ Porpora Dresden. Im gleichen Jahre mußte aber auch Faustina der jüngeren Rivalin das Feld räumen. Eine Unterbrechung erlitt das glänzende Hofleben in Dresden durch den Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Am 14. November 1756 nahm Friedrich der Große sein Hauptquartier im Brühl'schen Palaste. Er besuchte während seines Aufenthalts gern die Oper und Aufführung von Kirchenmusiken, besonders wenn Hasse dirigirte, den der König sehr schätzte. Schon am 18. December 1745, während des zweiten schlesischen Krieges, nach der siegreichen Schlacht von Kesselsdorf hatte Friedrich in Dresden geweilt und sich an jenem Abende Hasse's Oper „Arminio“ mit allen „Verzierungen und Ballets“ aufführen lassen. Die Aufführung überraschte ihn und schon damals hatte Faustina sich die Bewunderung des Königs gewonnen. Während der folgenden Tage seines Aufenthalts hatte er öfter mit dem Künstlerpaare musicirt und ihm zum Abschiede einen kostbaren Ring überreichen lassen. Auch jetzt wieder zog er Hasse und Faustina häufig in seine Umgebung. Im März 1757 verließ zwar der König Dresden, doch blieb Sachsen bis 1761 der Hauptschauplatz des Krieges und hatte durch Freund und Feind viel zu leiden. Bei der Beschießung von Dresden 1760 traf Hasse das Unglück, daß ihm außer einem großen Theile seiner Habe alle Manuscripte seiner Compositionen verbrannten, die er eben zum Druck hatte ordnen wollen. Riehl möchte die Bombe, die Hasse's Haus anzündete, mitzählen unter die kunstgeschichtlichen Thatsachen, durch deren Verknüpfung die reformatorischen Bestrebungen Gluck's sich so wunderbar rasch Bahn brechen konnten. Denn, meint er, Hasse's Vorzüge waren für die damalige Zeit so blendend und seine Fehler und Schwächen dabei so verführerisch, daß eine allgemeine Verbreitung seiner Werke sicherlich einen Umschwung der ganzen musikalischen Auffassung auf lange hin verschoben haben würde. Wir können Riehl nicht beipflichten. Hasse's Werke mußten dem herben Schicksal der Vergessenheit anheimfallen, als — um Riehl's eigenen Ausdruck zu gebrauchen — der deutsche Geist es wagte, in eigene Bahnen zu treten. Hasse suchte über den schweren Verlust in Italien mit seiner Gattin Trost. Als im April 1763 der Kurfürst nach geschlossenem Frieden nach siebenjähriger Abwesenheit in seine sächsische Hauptstadt zurückgekehrt war, finden wir auch das Hasse'sche Ehepaar dort wieder. Am Hofe kehrte Alles in die alte Weise zurück. Doch nicht lange sollte Hasse's und Faustina's Bleiben in Dresden mehr sein. Am Nachmittag des 5. October des Jahres seiner Rückkehr, gerade als die

---

[3]) Geschichte der Musik und des Theaters zu Dresden.

[4]) Die von Hasse für sie geschriebenen Arien gehen gewöhnlich vom eingestrichenen d bis zum zweigestrichenen a. Dieser Umstand ließe also den Schluß zu, daß Faustina's Organ, „ein mehr starker als klarer Mezzosopran“, nicht mehr als zwei Octaven umfaßte, die sie aber vollständig beherrschte. Thatsächlich wird dies von Zeitgenossen bestätigt. Fürstenau kommt auf Grund der Urtheile von Zeitgenossen zu dem Schlusse, daß Faustina ihre Stärke im gefühlvollen pathetischen Vortrage, im heroischen, hatte, wobei sie das ausdrucksvolle Spiel und eine schöne, mehr kräftige als zarte Persönlichkeit unterstützte; dagegen scheint ihr die Tiefe und das Schmerzensvolle des Ausdrucks gefehlt zu haben.

[5]) Metastasio hat 14 starke Octavbände Operntexte geliefert, Hasse hat sie alle componirt (außer dem „Themistokles“), manche sogar zweimal, dazu aber noch die Libretti vieler anderer Dichter, wie namentlich Pallavicini's und Pasquini's.

[6]) Sie kostete mit den Honoraren 11 000 Thlr.

[7]) Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters zu Dresden II, 174.

Hauptprobe von Hasse's „Leucippo“ stattfinden sollte, welche als Festoper für den 7. October, Friedrich August's Geburtstag, vorgesehen war, starb der Kurfürst, vom Schlage getroffen. Bald darauf wurde die italienische Oper aufgelöst. Gegen die entlassenen Theatermitglieder wurde auf das humanste verfahren, wer nur einigermaßen Ansprüche hatte, wurde pensionirt oder erhielt Entschädigungen. Nur Hasse und Faustina wurden ohne Pension entlassen, sicherlich ein Beweis der Ungnade des neuen Kurfürsten. Jedoch erhielt Hasse nachträglich noch 1000 Thaler „wegen geleisteter Dienste“ ausgezahlt. Auch behielt er seinen Titel als „Oberkapellmeister“, dem der Volksmund noch den eines „Musikvaters“ hinzugefügt hatte. Er wandte sich mit Faustina zunächst nach Wien, dann im Jahre 1773 nach Venedig. Seine letzte Operncomposition hatte er schon in seinem siebzigsten Lebensjahre geschrieben. Nachdem er bereits im Jahre 1755 durch eine starke Erkältung nicht nur seine einst schöne Tenorstimme völlig verloren hatte, sondern auch durch eine dauernde Heiserkeit gequält wurde, wurde der große und stark beleibte Mann in späteren Jahren von seinem alten Leiden, der Gicht, dermaßen geplagt, daß seine Finger steif und gekrümmt waren. Trotzdem erkannte Burney, der ihn in Venedig besuchte, noch an seinem Spiel den großen Clavierspieler und großen Accompagnateur. Im hohen Alter von 84 Jahren starb Hasse am 16. December 1783, nachdem er noch Zeuge der ersten stolzen Anfänge einer deutschen Nationaloper gewesen war, die in unserer Zeit durch Richard Wagner zu so herrlicher Vollendung geführt wurde. In der Kirche St. Marcuola wurde Hasse beigesetzt. Im Jahre 1820 wurde seine letzte Ruhestätte wieder aufgefunden und durch ein Denkmal aus weißem Marmor geschmückt. Faustina's Todesjahr ist mit Sicherheit nicht festgestellt, nach Burney ist sie im gleichen Jahre wie ihr Gatte gestorben. Noch bis in ihr spätes Alter hatte sie viel von ihrer Schönheit erhalten, die schöne Stimme, die einst so Viele bezaubert hatte, war dahin. Als Burney, der sie 1772 in Wien besuchte, sie bat zu singen, verneinte sie wehmüthig, da sie ihre Stimme völlig verloren habe. Dafür fand Burney sie höchst unterhaltend, ein lebendiges Geschichtsbuch ihrer Zeit. Jedenfalls war Faustina eine der interessantesten Frauen ihrer Zeit und neben der Cuzzoni, ihrer Rivalin, wohl die bedeutendste der damaligen Sängerinnen.

Bücherbesprechungen.

— Saat auf Hoffnung. Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel. Organ des evang.-luth. Centralvereins für Mission unter Israel, begründet von Franz Delitzsch. Im Auftrage des Vereins, unter Mitwirkung von Prof. D. F. Buhl, vierteljährlich herausgegeben von P. Ludwig Anacker, Missions-Secretär. 35. Jahrgang, 4 Hefte, zusammen 256 S. gr. 8. Leipzig 1898, Verlag des genannten Centralvereins. Preis 2 ℳ jährlich. — Es wird Zeit, daß diese liebenswürdige Vierteljahrsschrift mit ihren grünen Heften wieder ihr Begleitwort für den jährlichen Weg in dieser Zeitung erhalte. Es kann nur ein Wort der Empfehlung und der Werbung sein. Was letztere anlangt, so erhellt, einmal schweizerisch-deutsch geredet, die Wünschbarkeit der Vergrößerung des Leserkreises aus dem Umstande, daß laut Jahresbericht 1897 der Reinertrag für 1896 nicht mehr als 275 ℳ, und für 1897 nur 221,59 ℳ betrug, wovon jedoch bis Pfingsten 1898 wegen einer sonderbaren Säumigkeit der Abonnenten für 1896 noch 92 ℳ, für 1897 noch 218 ℳ außenstanden. Der Verein muß aber dringend wünschen, daß seine Zeitschrift nicht nur in steigendem Maße ihre Werbearbeit verrichte, sondern auch allmälig eine erfreuliche Einnahmequelle bilde. Und ernste Freunde der christlichen Kirche und unseres Vaterlandes müssen es mit dem Vereine wünschen. Denn ist ohne Zweifel die „Judenfrage“ von hoher Bedeutung für Volk und Kirche, und kann keine Frage ohne liebevolles Verständniß ernstlich gelöst werden, so wird wachsende Bekanntschaft mit gegenwärtiger jüdischer Volksart und zunehmende Vertrautheit mit dem Stande einer berufsmäßigen Bemühung in der Richtung auf tief christlich religiöse Beeinflussung des gegenwärtigen Judenthums von großer Wichtigkeit für weite Kreise sein. Dabei ist die Arbeit des genannten Centralvereins eine sehr behutsame, nichts weniger als stürmische. Man unterstützt Vorträge, die in Deutschland hin und her gehalten werden und für Juden Anziehungskraft haben; man fördert Proselyten, die etwa die Taufe begehren; und man unterhält einige jüngere Geistliche in Galizien und Südrußland, welche im Anschluß an die evangelische Gemeindearbeit ihr besonderes Augenmerk auf die dort sehr zahlreiche jüdische Bevölkerung richten. Daneben giebt die antisemitische Bewegung einerseits, der Zionismus andererseits (d. i. eine Agitation jüdischer Kreise im Sinne einer Ansiedelung in Palästina) viel zu erwägen und zu erleben. Ueber dieses Alles, und was damit zusammenhängt, wird man auch im vorliegenden Bande der Zeitschrift Saat auf Hoffnung trefflich auf dem Laufenden erhalten. Einzelne Beiträge verdienen besondere Erwähnung. Im ersten Heft wird der Heidenapostel Paulus (nach Michael Baumgarten's Commentar zur Apostelgeschichte) als — Judenmissionar feinsinnig gewürdigt, was er freilich eigentlich eben nicht war (Gal. 2, 7 f.). Hieran schließt sich D. K. Schmidt's sachkundiger Aufsatz über das Aposteldecret von Apg. 15. Sehr anregend und beachtenswerth sind des jungen Missionars Zöckler Gedanken über Laubhüttenfest und Buße, welche an der Hand des Zionismus eine tiefe Bewegung in der Volksseele Israels künden und deuten. Der gelehrte Talmudkenner Kahan veröffentlicht eine jüdische „Apokalypse“ aus dem Mittelalter. Und ganz ergreifend wirkt ein Aufsatz aus jüdischer Feder, worin eines ernsten Juden „Sehnsucht nach Gott“ beschrieben wird, wie er sie nicht Sabbaths in der Synagoge, aber in einem christlichen Gotteshause am Sonntag beim Gesange der Psalmen Israels befriedigt fand. G. Schnedermann.

— Schnedermann, Prof. Dr. G., Einleitung in die christliche Glaubenslehre im Sinne der gegenwärtigen evangelisch-lutherischen Kirche. A. Deichert (Georg Böhme), Leipzig. 3,60 ℳ XV und 222 S. 8°. — Luthardt's kürzlich erschienene Glaubenslehre erfüllte ein längst groß gewordenes Bedürfniß, der gebildeten christlichen Welt unseren Glauben im Lichte einer zusammenhängenden wissenschaftlichen Darstellung klar zu legen. Wie ein Dom, ein imposanter, fertiger Dom ragt Luthardt's Buch. Schnedermann's Werk hat das besondere Verdienst, die Architektonik im Einzelnen aufzuweisen und einen zuverlässigen Führer durch diesen Dom anzubieten. Einen fertigen Bau staunt man an, vielleicht ohne ihn im Geringsten zu verstehen, mit der Intuition eines Kindes. Es scheint mir nun eine überaus werthvolle Leistung des groß angelegten Werkes von Schnedermann zu sein, auf Grund der alten guten Positionen, ohne Verschließung gegen die mächtigen Anregungen der neuen Theologie, mit reichlicher Verwendung der psychologischen Analyse, für die große christliche Gemeinde eine auf der Höhe der Prüfung und Forschung stehende Gesammtdarstellung vom Bestand unserer Gemeinschaft mit Gott zu geben. Wir dürfen diese Einleitung, die frei von unnöthigem Ballast und Wust, in einer frischen, klaren, verständnißvollen Sprache die grundlegenden Gedanken von den Aufgaben, dem Träger, den Aussagen und Quellen des Glaubens entspricht, einem weiten Kreise rückhaltlos empfehlen. Eine theologische Erörterung würde zu weit führen. Werthvoll erscheint die Aufgabe der bisherigen Prolegomenen, sowie die originelle Klarlegung unserer Glaubensaussagen als Verhältnißbestimmungen, in dem doppelten Sinne, daß in denselben sowohl ein Verhältniß meines Willens zu einem objectiven Sachverhalt, wie ein Verhältniß von Gott, Welt und mir zum Ausdruck kommt. Wohlthuend berührt den Leser der von edlem Optimimus getragene Geist des Werkes, in dem sich der Reichthum des Paulinischen „ich glaube, darum rede ich“ auf das Glücklichste offenbart. J. J.

— Der Christus der Phantasie und der biblische Christus. Vortrag von D. Otto Funcke, Pastor an der Friedenskirche zu Bremen. Altenburg. Stephan Geibel, Verlagsbuchhandlung. 1899. 27 S. — Wenn Heinrich Heine vor seinem Tode noch einmal jenes Bild der Schönheit, die milonische Venus, weinend und ohne Trost ansah, so werden alle Diejenigen, welche aus dem lebendigen Christus ein eigenes Phantasiebild machen, von demselben ebenso wenig Trost und Frieden empfangen. Das ist etwa der Gedanke, von dem der Verfasser ausgeht und zu dem er zurückkehrt. Er zeigt uns, wie weder Renan's romanhaftes Leben Jesu noch die destructiven Christusbiographien von David Strauß, Schenkel, Keim u. s. w., weder die protestantenvereinliche Richtung, noch die Ritschl'sche Theologie uns den wirklichen Christus bietet, den Heiland und Erlöser der Menschenseele. Jedes mit dem in den Evangelien gezeichneten Christus nicht übereinstimmende Wesen und Wirken des Herrn ist ein Phantasiestück, dem gegenüber der biblische Gottes- und

Menschensohn in seiner wunderbaren, unantastbaren Gestalt mit aller Kraft der Ueberzeugung und Liebe geschildert wird. Wir empfehlen die Lectüre des Funcke'schen Vortrags. D. K.

— Ernst Freiherr v. Mirbach (Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin), Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina. Berlin, Mittler & Sohn 1899. 108 S. 1 ℳ. — Wir erfahren aus den Aufzeichnungen des Verf., der in unmittelbarer Nähe der Majestäten an der Kaiserreise theilgenommen hat, manches Interessante, was in keinem andern Bericht zu finden ist. In dieser Originalität einzelner Erlebnisse liegt der ganz besondere Reiz der anmuthig und gewandt geschriebenen Memoiren des kaiserl. Kammerherrn. In bunter Wahl sei einiges dem Leser mitgetheilt. Die Zimmer des Yildiz-Kiosk, welche der Kaiser in Konstantinopel bewohnte, waren vom Sultan mit zahllosen Hohenzollernerinnerungen, Bildern, Photographien, Statuetten von Kaiser Wilhelm, Kaiser Friedrich geschmückt worden: gewiß eine zarte Aufmerksamkeit. Aber auch Oeldruckbilder fehlten nicht, Oeldruckbilder in einem Feenpalast, welch türkischer Geschmack! — Der Kaiser stiftete in Konstantinopel aus leicht erklärlichen und höchst durchsichtigen Gründen für die Armen kein Geld, sondern einen öffentlichen, in romantisch-byzantinischem Stil auszuführenden Trinkbrunnen für das Volk. Wie unser Kaiser doch auch in impulsiven Acten den Nagel so oft auf den Kopf trifft. Ja, Wasser braucht das Volk, Wasser zum Reinigen, Wasser zum Trinken! Gefreut haben wir uns, daß der Kaiser den Sultan, diesen Massenmörder auf Europens Thron, nicht umarmt hat: daß der Händedruck beim Empfang und beim Abschied die intimste Form der Begrüßung geblieben ist. Den Harem hat die Kaiserin am ersten Tag Mitternachts um zwölf Uhr besucht: geistreich soll die Unterhaltung jenseits durchaus nicht gewesen sein. Rührend ist die Begrüßung der Kaiserin in Bethdschala gewesen: was für eine bezaubernde Formlosigkeit des Gemüthes hat dort die hohe Frau offenbart. Sie hat die Kinder geherzt, und die Alten haben ihr Kleid beim Abschied geküßt. Eine steinalte Frau hat wie Hannah einen Lobgesang gesprochen über das Glück, die deutsche Kaiserin gesehen zu haben. — Als der Kaiser beim Besuch des Felsendomes zu dem Tempelscheich gesagt hatte: Schade, daß man an dem interessantesten Orte der Welt keine Ausgrabung vornehmen kann, hat jener würdig und abwehrend geantwortet: Es ist besser, Blicke und Gedanken nach oben, denn nach unten zu richten. — Eine Antwort im echt morgenländischen Stile. J. J.

— Ein Aufruf an Deutschlands Fürsten und Völker zur Kaiserkrönung. Leipzig, Otto Weber. Ohne Jahreszahl (Warum?). Preis 50 Pf. — Es hat uns selten eine so wohlmeinende Schrift zur Beurtheilung vorgelegen. Der Verfasser (Süddeutscher?) hofft durch eine Kaiserkrönung die Stellung des deutschen Kaisers noch mehr zu befestigen und denkt dabei wohl auch an die viel besprochene Krönung Wilhelm's I. in Königsberg am 18. October 1861. Daß eine feierliche Krönung auch jetzt noch eine gewisse Wirkung auf weite Volkskreise ausüben könnte, wer wollte dies geradezu leugnen? Auch die Zeit nach der französischen Revolution war gewiß aller Ideale bar und ledig, und doch ließ sich Napoleon 1804 in Notredame feierlich krönen, er, der doch gewiß ein Meister in Bezug auf die Berechnung äußerlicher Schaustellungen war. Jedenfalls müßte aber ein besonderer Anlaß dazu vorliegen, an welchem es augenblicklich mangelt. Deshalb wird wohl eintreten, was der Verfasser Seite 12 prophetisch voraussagt: „Läßt man uns mit dem Gedanken allein, so ist er eben für den Augenblick gefallen." W—n.

— Lope de Vega und seine Comödien von Wolfgang von Wurzbach. Mit Porträt. (gr. 8°, 262 S.) Leipzig, Verlag von Dr. Seele & Co. 1899. — Während Calderon dank der ihm von Seiten der Romantiker fast überschwänglich entgegengebrachten Verehrung seit nahezu einem Jahrhundert bei uns heimisch geworden ist und mehrere seiner Dramen zum eisernen Bestande des deutschen Bühnenrepertoires gehören, haben die Stücke seines noch größeren Landsmannes Lope de Vega verhältnißmäßig erst spät bei uns Aufnahme gefunden. Wohl sind einige seiner Comödien durch v. Soden und v. d. Malsburg in lesenswerthen Uebersetzungen schon seit den zwanziger Jahren bekannt; wohl hat Grillparzer, ein vorzüglicher Kenner des Spanischen, in seiner „Jüdin von Toledo", einer wahrhaft genialen Nachdichtung des Spaniers, die jetzt ihren Triumphzug auf den deutschen Bühnen hält, dem Fremdling schon längst ein „Willkommen auf deutschem Boden!" zugerufen; wohl haben auch andere deutsche Dichter wie Friedrich Halm, Zedlitz, Platen u. s. w. auf dieses Wunderphänomen der Weltliteratur die Aufmerksamkeit gelenkt, dem großen Publicum war bis ziemlich zur Mitte des Jahrhunderts von Lope de Vega weiter nichts bekannt, als was es im Conversationslexikon fand. Aus diesem und aus Platen's „Verhängnißvoller Gabel" wußte es, daß er gleich seinem Landsmann Calderon ein Held an Fruchtbarkeit, eine Art deutscher Kotzebue gewesen. Erst mit Schack's spanischen Literaturstudien ist Lope als einer der ersten Comödienschriftsteller der Weltliteratur uns näher gerückt worden. Leider hat aber bis jetzt ein Buch gefehlt, das den Lebensgang des merkwürdigen Mannes und die Gesammtheit seines literarischen Schaffens der größeren Lesewelt dargelegt hätte. Diese Lücke füllt in dankenswerthester Weise Wolfgang v. Wurzbach mit gegenwärtiger Schrift aus. Ein ausgezeichneter Kenner des spanischen Dramatikers sowohl in philologischer als auch ästhetischer Hinsicht, bemeistert er den schwierigen und massenhaften Stoff mit vollkommener Objectivität und durchsetzt ihn, unbeschadet der Wissenschaftlichkeit und Akribie der Behandlung, mit einem behaglichen Humor, der das Lesen des Buches wirklich genußreich macht. Zunächst wird die Lebensgeschichte des am 25. November 1562 geborenen und am 27. August 1635 verstorbenen Dichters ohne Schminke und Verkleisterung vorgetragen. Namentlich die Jugend des Mannes war ja eine solche, „daß der Schleier, der sie verhüllt, nicht dicht genug sein konnte", und auch der später zum priesterlichen Asketen metamorphisirte Greis steht sittlich keineswegs fleckenlos da. Allein indem der Verfasser mit treuen Zügen den Zeithintergrund uns darstellt, auf dem schamlose Sittenlosigkeit sich brüstete und sich in den Tugendmantel hüllen durfte, fühlen wir uns geneigt, die sittlichen Schwächen Lope's milder zu beurteilen und in ihm eben nur das Kind seiner Zeit zu sehen. Erörterungen über seinen Bildungsgrad, seine Stellung unter den Dramatikern, seine Beziehungen zu Zeitgenossen, ferner über die charakteristischen Merkmale seiner Kunst, über seine dramatischen Typen, besonders über den Gracioso, den Lustigmacher — eine Erfindung Lope's — und seine meisterhafte Behandlung der Frauengestalten, endlich über die Großartigkeit und Unvergleichlichkeit seines realistischen Stiles, aus dem unsere Modernen noch Vieles lernen könnten, beenden diesen ersten Theil. Im zweiten Theile seiner Arbeit läßt der Verfasser die 450 Comödien Lope's vor den Augen des Lesers Revue passiren. — Das ist ein gar possirliches und buntes Gewimmel, diese Bataillone biblischer, legendarischer, mythologischer, historischer, romantischer und novellistischer Comödien! Hier findet der Verfasser Gelegenheit, seine umfassende Belesenheit wie seine gute Laune zu verwerthen, und wird damit seiner schriftstellerischen Absicht vollauf gerecht, „ein deutliches Bild der höchst interessanten Individualität des Verfassers dem Leser zu geben". Lope selbst kannte wenn auch nicht Deutschland, — Geographie war überhaupt nicht seine Stärke — so doch die Deutschen seiner Zeit ganz gut, er kannte ihre Tugenden und Schwächen, das Radebrechen der deutschen Sprache ist ihm ein willkommenes Mittel zur Erzielung komischer Effecte. Bei den damaligen politischen Beziehungen Deutschlands zu Spanien darf dies auch nicht wunder nehmen. Verwunderlicher ist es, daß die sonst so receptionslustigen und receptionsfähigen Deutschen diesen Spanier so lange haben links liegen lassen. Nun, das Buch des Lopekenners v. Wurzbach wird hier wohl Wandel schaffen. Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Dr. O. Altenburg, Die Kunst des psychologischen Beobachtens. Praktische Fragen der pädagogischen Psychologie. Sammlung von Schiller und Ziehen. 2. Band, 3. Heft. Berlin, Reuther und Reichard. 76 Seiten, 1 ℳ 60 ₰. — Der Verfasser, Rector des Gymnasiums in Wohlau, bespricht Fleiß und Aufmerksamkeit nach der Werthung der Praktiker und erörtert sodann die psychologischen Bestimmtheiten, die sich aus der Umgebung des Schülers, aus körperlichen Gebrechen und aus dem Unterricht und der Lehrordnung selbst ergeben. Die vornehme Ruhe des Philosophen, die uns überall entgegentritt, das Wohlwollen und die aufrichtige Theilnahme, mit denen er den Wegen irrender Schüler folgt, der klare Einblick in die Mängel und Gebrechen des Elternhauses und der Schule machen das Lesen des Buches außerordentlich erfreulich; und man möchte wünschen, daß namentlich alle Anfänger auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichtes sich von diesem Schriftsteller berathen ließen; sie würden sich dadurch wohl manchen Mißgriff und ihren Schülern manche ungerechte Beurtheilung und Bestrafung ersparen. E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 36. Sonnabend, den 25. März, Abends. 1899.

Der Vogel im Dienste der Pflanze.

Von Dr. Martin Bräß.

Thiere und Pflanzen stehen in innigster Beziehung zu einander. Ohne Pflanzenwelt würde es keine Thierwelt geben; denn erstere muß die organische Substanz erzeugen, mit deren Verbrauch das thierische Leben verbunden ist. Die Nahrung der Pflanze besteht hauptsächlich aus Kohlensäure, Wasser und Ammoniak; diese Stoffe bildet sie in ihrem Körper um zu Eiweißstoffen, Fettstoffen und Kohlehydraten, wie Stärke, Zucker, Gallerte, Gummi ꝛc. Das Thier dagegen vermag nicht, aus jenen oben genannten Stoffen sein Eiweiß, sein Fett, seinen Faserstoff zu bilden. Es bedarf eines Vermittlers, und diesen findet es eben in der Pflanze. Aber auch viele Pflanzen sind mehr oder weniger angewiesen auf die Thierwelt. So ist es bekannt, wie die Insecten die Befruchtung unzähliger Blüthen ermöglichen, indem sie den Pollen der einen Blüthe auf die Narbe der anderen bringen, so daß man geradezu von „insectenblüthigen“ Pflanzen spricht, im Gegensatz zu den „windblüthigen“. Weniger bekannt dürfte es sein, daß bisweilen auch Vögel sich derselben Aufgabe unterziehen. Die Trochiliden oder Kolibris und die Meliphagiden oder Honigsauger — unter letzteren besonders Nectarinia famosa Ill. — bewirken in Brasilien und Südafrika bei gewissen Pflanzen den Austausch des Pollens. Die bunten, metallisch glänzenden Vögelchen tauchen, vor den großen sackartigen Blumen schwebend, die lange Zunge in den am Grunde der Blüthe massenhaft abgesonderten Honig, streifen dabei mit der Stirn oder dem pfriemenförmigen Schnabel an die Staubbeutel und übertragen so den Pollen von einer Blüthe zur anderen. Daß dabei auch Insecten, die der Honig angelockt hatte, den Vögeln zum Opfer fallen, soll nur nebenbei bemerkt werden; Honig allein ist ja nicht im Stande, das thierische Leben dauernd zu unterhalten. In anderer Weise sorgen unsere heimischen Vögel für die Nachkommenschaft zahlreicher Pflanzen, indem sie für die Verbreitung der Samen und Früchte thätig sind. Entweder fressen sie diese, führen sie also im Innern ihres Leibes mit sich fort, oder sie verschleppen dieselben äußerlich, wenn Samen oder Früchte an ihrem Körper hängen geblieben sind. Die letztere Verbreitungsart ist allerdings in höherem Grade Sache der Säugethiere, deren Pelz sich für das Haftenbleiben der Samen weit besser eignet als das glatte Gefieder des Vogels. Dieser besitzt außerdem die Gewohnheit, von allen Theilen seines Körpers sofort die geringste Unreinigkeit zu entfernen, indem er sein Gefieder einer gründlichen Säuberung unterzieht, was ihm infolge seiner zahlreichen und sehr beweglichen Halswirbel erleichtert wird. Immerhin, wer dürfte leugnen, daß der Vogel auch an seinem Kleide, am Schnabel, an den Füßen gelegentlich manchen Samen verschleppt! So transportiren Schwimmvögel die Samen von Wasserpflanzen oder die ganzen Pflanzen von einem Gewässer ins andere; denn die nassen Pflanzentheile bleiben an den Füßen oder am Gefieder haften. Unsere Lemna-Arten (Wasserlinsen) oder der zierliche, kleine Wasserfarn Salvinia natans, die Insectenfängerin Aldrovanda vesiculosa u. a. verdanken ihre Verbreitung in oft weit entfernt liegende Gewässer den Sumpfvögeln. Ferner werden sich auch jedem andern Vogel, welcher den Fuß auf feuchte Erde setzt, leicht kleine Samen anhängen, da der feuchte Boden oftmals eine ganz erstaunliche Summe von pflanzlichen Samen birgt. In einem Ballen Erde, welchen ein Rebhuhn an seinem Schenkel trug, fand Darwin nicht weniger als einige 70 Pflanzensamen vor. Jedermann kennt das niedliche Fruchtköpfchen des Benedictenkrauts (Geum urbanum); in unsern Laubwaldungen ist die Pflanze allgemein verbreitet. Hat sich nun hier eine Schaar Vögel auf den Boden niedergelassen, so würde es bei schnellem Aufflug derselben fast undenkbar sein, daß nicht wenigstens einige dieser Fruchtköpfchen mittels ihrer zu Haken verwandelten Griffel an den Federn der Vögel hängen blieben und weiter getragen würden. Im Allgemeinen aber besitzen, wie auch in diesem Beispiel, nur diejenigen Pflanzen an ihren Früchten Haftvorrichtungen oder auch Klebstoff, deren Wuchs ein geringer ist, so daß die Verbreitung der Samen auf jenem äußeren Wege in der That mehr dem auf dem Boden lebenden Säugethiere zukommt, während der Vogel die Samen in den Früchten der Bäume und Sträucher verschlingt und mit den Excrementen verbreitet. Am bekanntesten ist vielleicht die Thatsache, daß die Schnärr- oder Misteldrossel, wie sie neuerdings — der lateinischen Bezeichnung Turdus viscivorus entsprechend — genannt wird, zur Verbreitung der Mistel (Viscum album) beiträgt. Diese Pflanze ist die einzige echte Schmarotzerpflanze, welche bei uns auf den Zweigen hoher Bäume, namentlich der Obstbäume, Pappeln, Tannen u. a. wächst. Sommer und Winter grünt die unseren Vorfahren heilige, noch heute dem Volke geheimnißvolle Pflanze; im Spätherbste gelangen die weißlichen, sehr stark klebrigen Früchte zur Reife und werden von keinem Vogel so gern verzehrt, als von der Schnärrdrossel; selbst die anderen Drosselarten nehmen die Beeren — wohl wegen ihrer Klebrigkeit — nur ungern an. „Die Kerne von diesen Beeren werfen die Misteldrosseln in Gewöllen durch den Schnabel wieder aus, nur einige gehen durch die Gedärme ab, aber immer sind sie noch von einem Theile des sie einhüllenden zähen Saftes umgeben, weswegen sie in den Zweigen und Aesten ankleben und die Pflanze so verbreiten, indem viele Kerne anwachsen. Auf den Bäumen und im Gesträuch sieht man dann diese Kerne in großer Menge an den Zweigen hängen, wo der zähe Saft oft lange Fäden bildet, daß es scheint, als ob sich Spinnen an ihren Fäden schaukelten. — Weil man aber aus diesen Fäden den besten Vogelleim bereitet, so hatten die Alten ein lateinisches Sprichwort: Turdus sibi ipse malum cacat, was dies gut bezeichnet“*). Natürlich wird auf diese Weise nur dann für die Nachkommenschaft einer Pflanze gesorgt, wenn die Samen beim Verlassen des Vogelleibes noch keimfähig sind. Daß dies sehr oft nicht der Fall ist, leuchtet ein; namentlich die Samen, denen eine schützende Hülle fehlt, werden wohl von allen Vögeln so weit verdaut, daß an ein Keimen nicht mehr zu denken ist. Von den hühnerartigen Vögeln hat es de Candolle nachgewiesen; sie zerreiben die Samen in ihrem mit Hornplatten ausgestatteten Magen. Immerhin mögen einzelne Körner, namentlich wenn der Vogel große Mengen von Nahrung zu sich genommen hat, lebensfähig sein. So tragen unsere Feldtauben, welche neben den Körnern von Weizen, Gerste, Roggen und Hafer, neben Erbsen, Bohnen und Linsen auch eine geradezu erstaunliche Menge von Unkrautsamen verzehren, auch wieder mehr oder weniger zur Verschleppung der Letzteren bei, und es ist nachgewiesen, daß die Samen von der Lichtnelke und Kornblume, von Ackerwinde, Vogelmiere, Hedrich, von Melden-Arten u. s. w. bisweilen noch keimfähig mit dem Kothe der Tauben nach außen gelangen; ja aufs Sorgfältigste ausgeführte Untersuchungen haben ergeben, daß der aus Taubenexcrementen gewonnene Samen erheblich früher keimt, als solcher, welcher in seinem ursprünglichen Zustande ausgesäet wurde. Der Einwirkung von Feuchtigkeit und thierischer Körperwärme ist dieser Einfluß in erster Linie zuzuschreiben, ein Umstand, den manche Gärtner benutzen, um die Samen von Palmen, die bekanntlich oft mehrere

*) Naumann, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands.

Jahre ruhen, bevor sie den Keim treiben, zu schnellerem Keimprozeß zu bringen; sie lassen verschiedene Hausthiere, namentlich das Geflügel, den Palmensamen verschlingen. In derselben Weise wird das Gänsefingerkraut (Potentilla anserina), welches oftmals massenhaft an den Seiten der Dorfstraßen wuchert, durch unsere Hausgänse verbreitet, sodaß, wo Gänse gehalten werden, sich die genannte Pflanze, wenigstens bei uns, regelmäßig nach kurzer Frist in Menge einstellt. Immerhin ist diese Verbreitungsart für die Samen der Unkräuter eine nur zufällige, und es stünde schlimm um unsere Flora, müßte sie sich lediglich auf solch unsicheren Transport ihrer Nachkommenschaft verlassen. Nun giebt es aber eine ganze Anzahl von Pflanzen, deren Samen infolge ihrer stärkeren Hüllen stets vollständig keimfähig den Darmcanal ihres Wirths verlassen, ja die Hülle wird infolge des ätzenden Magensaftes so weit erweicht, daß die Keimung schneller von Statten geht. Zu diesen Pflanzen gehören unsere Kirschen, Rosen, Ebereschen u. v. a., ebenso die Kermesbeere (Phytolacca decandra), deren Verbreitung in Südeuropa namentlich den Schwarzdrosseln zuzuschreiben ist, die die Beeren gern fressen. Rosen und Liguster konnte man, wenigstens früher, auf dem Kölner Dom beobachten; sie verdanken den Vögeln ihren eigenthümlichen Standort, und dasselbe gilt von Ebereschen, Holunder und anderen Bäumen und Sträuchern, die so oft an steilen Felswänden, Mauern, Ruinen und dergl. zu sehen sind. Der Anbau der Muscatnüsse ward früher von den Holländern aus mercantilischen Gründen auf die Banda-Inseln gewaltsam beschränkt; Vögel, wohl zumeist Tauben, haben aber die Samen auf die Sunda-Inseln verschleppt. Hildebrand*) erwähnt den Bericht über einen Vogel Guatemalas — leider fehlt jede nähere Angabe —, der in die Rinde gewisser Bäume ein Loch picke und in dieses seine Excremente fallen lasse, welche die Samen einer Schmarotzerpflanze enthalten. Dieser Liebesdienst, den der Vogel einer zukünftigen Pflanze erweist, findet natürlich seinen Lohn; denn dem Ausstreuen des Samens folgt später die Ernte, und die Worte der Bibel, daß die Vögel nicht säen und nicht ernten, würden hier nicht ganz zutreffen.

Gerade der Vogel ist durch die Einrichtung seines Organismus, sowie durch seine Lebensweise mehr als ein anderes Thier geeignet, auf diese Art zur Verbreitung der Pflanzen beizutragen. Die weiten Wanderungen, die der Vogel innerhalb der kürzesten Frist unternimmt, ermöglichen der Pflanze eine weite, oft sprungweise Verbreitung; kein Fels, keine Mauer ist dem Bewohner der Lüfte unzugänglich; dazu werden nie viele Samen neben einander zu liegen kommen, da der Vogel infolge seines kurzen Dickdarms die Entleerung bekanntlich sehr häufig, aber immer nur in geringem Maße vollzieht; endlich wird der stickstoffreiche Vogeldünger die Keimung wesentlich befördern. Den Verbreitungsmitteln der Pflanzen entsprechen stets gewisse Ausrüstungen an ihren Samen. Ist ein Gewächs darauf angewiesen, den Wind als Verbreitungsagens zu benutzen, so sind die Samen sehr klein und leicht (Sporen der Pilze) oder es entwickeln sich an ihnen häutige Flügel (Ahorn), auch haarige oder federige Anhänge (Weide, Löwenzahn); hat dagegen das Wasser den Transport der Samenkörper zu übernehmen, so sind sie mit einer glatten, schwer zu benetzenden Oberhaut ausgestattet (Pfeilkraut), oder es entwickeln sich in den Früchten Luftblasen, die die Samenkörper auf der Wasserfläche schwimmen lassen (gelbe Teichrose). So werden die Pflanzen, die hier in Frage kommen, an ihren Früchten und Samen uns auch Anpassungserscheinungen erkennen lassen, die sich auf eine Verbreitung mit Hilfe der Thierwelt beziehen. Der Pflanze müssen zunächst Mittel zu Gebote stehen, den Vogel zum Genusse ihrer Früchte einzuladen. So besitzen die Samen eine fleischige Hülle, die den Thieren ein kräftiges Nahrungsmittel bietet, ferner einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack und stets eine auffallende Färbung. Das Geschmacksorgan der Vögel ist sicherlich sehr feiner Empfindungen nicht fähig — nur bei Papageien bleibt die papillenreiche Zunge weich — aber dennoch verlangt der Vogel einen gewissen Wohlgeschmack der Früchte. Die Spatzen verachten die noch nicht süß schmeckenden Kirschen, sobald reife vorhanden sind, und verstehen es meisterhaft, die süßesten sich auszusuchen. Dasselbe gilt von unsern Schwarzdrosseln, die die Kirschen sammt ihren Kernen verzehren gleich manchen Menschen und, so wie diese, zur Verbreitung der Samen beitragen, während bekanntlich die Spatzen nur das Fleisch abpicken und die Steine an den Stielen hängen lassen. Anders ist der Geschmack unsers dickköpfigen Kernbeißers (Coccothraustes vulgaris); er hackt das Fruchtfleisch ab und wirft es weg, den Stein aber knackt er auf mit solcher Gewalt, daß man's weithin hören kann, und verschluckt den eigentlichen Kern. Fast ohne Ausnahme sind die fleischigen Früchte ziemlich auffallend gefärbt, sodaß sie sich deutlich abheben von dem grünen Laube und leicht von dem Vogel bemerkt werden. Früchte, die im reifen Zustande genau das Grün des Blattwerks tragen, giebt es kaum; sie würden, obgleich der Vogel ein so herrlich organisirtes Auge wie wohl kein anderes Geschöpf besitzt, von ihm weniger beachtet werden und die Wahrscheinlichkeit für den Transport des Samens würde somit eine geringere sein. Nun giebt es allerdings eine ganze Reihe buntgefärbter, fleischiger Früchte, die bei der Größe ihrer Steine eine Verschleppung durch Vögel auf diesem inneren Wege nicht erfahren können. Welchem Vogel sollte es einfallen, eine Frucht von der Größe eines Pfirsichs, einer Aprikose oder Pflaume sammt ihrem Kerne zu verschlucken! Aber diese Gewächse machen auch keinen Anspruch auf diese Art der Verbreitung; sie erhalten sich lediglich durch die Cultur, die sie auch ins Leben gerufen hat. Sicher besaßen ihre Urahnen kleine Früchte mit kleinen Steinen wie Prunus avium, die Stammart unserer süßen Kirschen. Wir wollen nicht so weit gehen, in dem Fleischigsein der Früchte ganz ausschließlich eine Anpassung an die Thierwelt zu erblicken, und wollen den, in der That paradox klingenden Satz: „nur dem Dasein des Vogels verdankt der Mensch den Genuß des Weines, des Obstes überhaupt" mit einiger Zurückhaltung wiedergeben. Denn obgleich de Candolle in seiner Pflanzenphysiologie schreibt, er habe niemals wahrgenommen, daß fleischige Früchte, so wie sie sind, gesät, besser gedeihen, als solche, von denen man die entblößten Samen ausstreute, obgleich also nach seiner Meinung die fleischige Hülle für die Keimung zwecklos sei, so hat doch die Erfahrung unsere Obstplantagenbesitzer das Gegentheil gelehrt; sie wissen, daß die Sämlinge von Kirschen, Aepfeln, Birnen kräftiger sich entwickeln, wenn die Kerne sammt dem Fruchtfleisch in den Boden gesteckt werden. Indessen wird Niemand leugnen wollen, daß der so geschätzte Vogeldünger dem im thierischen Organismus bis zu gewissem Grade erweichten Samen vollwerthigen Ersatz für den Mangel des Fruchtfleisches zu bieten vermag. Ausgesprochene Gärtnerthätigkeit verrichtet auch ein Vertreter unserer heimischen Vogelwelt. Nicht selten nämlich beobachtet man mit Erstaunen junge Eichenpflänzchen an Orten, die weit entfernt sind von jedem Eichenhain. Der Wind kann unmöglich die schweren Eicheln bis hierher geführt haben; nein, die junge Pflanzung ist das Werk des Eichelhähers. Mit dem kräftigen Schnabel bohrt er ein Loch in den Boden, versenkt die Eichel in dasselbe und streicht dann mit dem Schnabel glättend über die Erde. Die junge Pflanzstätte ist ihm natürlich nichts anderes, als eine Vorrathskammer für den Winter, die der Vogel vergißt oder deren er nicht bedarf.

Es bleibt uns noch übrig hervorzuheben, daß die besprochenen, die Vögel anlockenden Eigenschaften der Früchte: Färbung, Geschmack, Geruch, ferner die Härte und Widerstandskraft der Schalen erst dann eintreten, wenn die Samen reif sind, wodurch einem allzu frühen Verschleppen derselben vorgebeugt wird. Ebenso erhalten die Früchte, welche äußerlich am Federkleide des Vogels oder am Haarpelz des Säugethieres wandern sollen, die geeignete Ausbildung der Haftorgane erst zu der Zeit, wenn die Samenreife eingetreten ist. Fragen wir zum Schluß darnach, wie sich die genannten, für die Pflanze vortheilhaften Eigenschaften im Laufe der Zeit entwickelt haben, so können wir nur Vermuthungen aufstellen. Sie sind das Product der natürlichen Zuchtwahl. Jede Abänderung der Fortpflanzungskörper, welche geeignet war, der späteren Generation irgend einen Vortheil zu gewähren, mußte für eine Pflanzenart von höchster Bedeutung werden. Wenn nun diese Abänderung ein Verschleppen der Samen durch irgend welche Agentien begünstigte, wodurch einige Samen zufällig an Orte von geeignetem Boden, Klima 2c. gelangten, so wurde sowohl der mörderische Kampf der Geschwister, als auch der Nachtheil einer fortgesetzten zu nahen Inzucht vermieden, und die neue Generation erstarkte unter den dem Standorte der Eltern wohl sehr ähnlichen, aber doch nicht durchaus gleichen äußeren Verhältnissen. Diejenigen Nachkommen der Mutterpflanze hingegen, welche dieser aus geringer Abänderung der Fortpflanzungskörper resultirenden Vorzüge nicht theilhaftig wurden, gingen zu Grunde oder hinterließen ihrerseits eine Nachkommenschaft, welche im Kampfe mit den Blutsverwandten, die eben durch gewisse Anpassungen an die Verbreitungsagentien sich günstig

*) Hildebrand, Verbreitungsmittel der Pflanzen.

weiterentwickelt hatten, zu Grunde gehen mußten. Die Bedingung zu diesen, wie überhaupt allen anderen Anpassungen der gesammten organischen Welt bleibt natürlich — und hierin liegt die Schwäche der ganzen Theorie — das Auftreten von Abänderungen bei der Fortpflanzung und, was die Hauptsache, die Vererbung derselben auf die Nachkommen.

Bücherbesprechungen.

— Die Allgemeine Nationalbibliothek, Verlag von C. Daberkow in Wien, der „österreichische Reclam“, erscheint seit nunmehr sechzehn Jahren. Sie hat in dieser Zeit der Lesewelt eine stattliche Reihe werthvoller Bücher in schöner Ausstattung zu billigem Preise dargeboten. Die erste Serie des Jahres 1899 umfaßt folgende drei Werke: Nr. 207—208. Deborah, Volksschauspiel in vier Acten von S. H. Mosenthal. Preis 20 Kr. = 40 ₰. Von den zahlreichen Dramen Mosenthal's gilt nächst dem „Sonnwendhof“ die „Deborah“ als das beste. An äußerem Erfolg, das will sagen an Häufigkeit der Aufführung ist sie dem Sonnwendhof noch überlegen. Ist das Stück doch übersetzt ins Französische, Englische, Italienische, Dänische, Russische, Polnische, Serbische, Czechische und Ungarische und hat überall Beifall gefunden. Das Drama ist jetzt gerade 50 Jahre alt, verdient aber namentlich wegen seiner edlen Sprache noch heute die Theilnahme gebildeter Leser in vollem Maße. — Nr. 209—211. Handwerksburschen. Bilder aus dem Volksleben von Josef Meßner. Preis 30 Kr. = 60 ₰. Die Bibliothek hat schon früher eine kleine Erzählung von Meßner gebracht (Nr. 204: Gretl unter der Stauden). Mit dem „Handwerksburschen“ giebt sie Meßner's Hauptwerk, einen Roman, der zugleich als Lebensgeschichte des Verfassers und als eine Verherrlichung der Poesie des Handwerksburschenlebens von bleibendem Werthe ist. Schildert das Buch auch Verhältnisse, die nahezu völlig der Vergangenheit angehören, so wird doch kein warm empfindendes Herz sich dem tiefen Eindrucke entziehen können, den diese auf eigenen Erlebnissen beruhenden Schilderungen machen. Von dem Leben des Dichters, das nicht ohne seine Schuld tragisch verlief, giebt Nr. 204 der Sammlung eine kurze Skizze. — Nr. 212. Die Flachsblume. Erzählung von Janka v. Szabó-Nogáll. Preis 10 Kr. = 20 ₰. Die unglückliche Liebesgeschichte eines jungen Mädchens, das für ihre überspannte Romantik hart büßen muß, ist der Inhalt der Novelle. Die Erzählerin ist eine Ungarin, die bei ihren Landsleuten jetzt in hoher Gunst steht. Nicht mit Unrecht, wie das Buch zeigt. Schon der Umstand, daß die Schriftstellerin, um der poetischen Gerechtigkeit Genüge zu thun, die Erzählung tragisch enden läßt, obschon ein versöhnlicher Schluß nahe genug lag, beweist, daß sie sich nicht mit den billigen Lorbeeren der freundlichen Geschichtentante begnügt, sondern sich ihre Ziele höher steckt. Die Uebersetzung ist, abgesehen von einigen österreichischen Eigenthümlichkeiten, die uns Reichsdeutschen nicht zusagen wollen, recht gut. — Für die weiteren Veröffentlichungen des begonnenen Jahres sind nach einer Mittheilung der Verlagshandlung insbesondere Werke von Adalbert Stifter in Aussicht genommen, die am 1. Januar für den Nachdruck frei geworden sind. Man wird also demnächst alle Hauptwerke dieses köstlichen Naturschilderers hier zu sehr billigem Preise erwerben können.

R. B.

— Kürschner's Bücherschatz. Eine Sammlung illustrirter Romane und Novellen. Berlin, Eisenach, Leipzig, Verlag von Hermann Hillger. Preis jedes Bändchens 20 ₰. — Von dieser, namentlich als Reiselectüre sehr beliebten Sammlung sind jüngst fünf neue Hefte erschienen: Nr. 101. Josefa. Roman von Moritz v. Reichenbach (Valeska Gräfin Bethusy-Huc). Die Handlung ist stark romantisch und stellt an die Gutgläubigkeit des Lesers nicht ganz geringe Ansprüche. Wer es aber mit der Wahrscheinlichkeit nicht so genau nimmt, der mag wohl tief gerührt werden durch diese Geschichte einer großen dramatischen Sängerin, die, geboren in der Hütte eines Lumpen sammelnden Schnapsbruders, in einem vielbewegten Leben allen Versuchungen siegreich widersteht und zuletzt an der Seite eines edlen Malers aus adligem Geschlechte ein volles Glück findet. — Nr. 102. Der gute Doctor. Erzählung von J. Isenbeck. Der Held der Novelle, Dr. Wilken, ist ein Arzt, wie sie in Büchern häufig, im Leben seltener vorkommen: ein närrischer Kerl, aber ein scharfer Kopf und ein goldnes Herz, dem manche Wundercur gelingt an den Seelen seiner Patienten nicht minder als an den Körpern. Nur daß ihm sein eignes Herz solch einen Streich spielen kann, ist merkwürdig. Indessen er ergiebt sich ruhig in sein Schicksal und findet Trost in der Erziehung seines Pflegesohnes, der allem Anschein nach einmal ganz in die Fußtapfen des Vaters treten wird. Trotz des etwas sentimentalen Anstrichs nimmt man herzlichen Antheil an dem Kleinstadtleben, das in der Geschichte einen breiten Raum füllt, und an dem Schicksal der Hauptpersonen. — Nr. 103. Len Gansett. Roman von Opin Read. Opin Read ist ein Amerikaner, Zeitungsredacteur in Chicago. Sein Name ist uns neu. An Treue und packender Lebhaftigkeit der Schilderungen, an Schärfe der Zeichnung nimmt er es wohl mit Bret Harte auf. Auch der wilde Humor mancher Scene übt einen entschiedenen Reiz aus. Wer die bunt zusammengewürfelte Gesellschaft Amerikas studiren will, dem kann Len Gansett empfohlen werden, mag auch manche Einzelheit bei europäischen Lesern Kopfschütteln erregen. — Nr. 104. Gebrandmarkt. Roman von A. G. v. Suttner. Gundaccar v. Suttner ist der Gatte der vielgenannten Friedensapostelin Bertha v. Suttner. Er hat mit einigen culturgeschichtlichen Romanen aus den Kaukasusländern Beifall gefunden. Die hier vorliegende Erzählung ist eine etwas krasse Familiengeschichte. Sie erzählt von der Unterschlagung eines Testamentes und von dem Fluche, der auf dem Verbrecher und seinem Hause ruht. Wie durch die verzeihende Liebe eines engelhaften Weibes die Schuld gesühnt und die Verwickelung zu glücklicher Lösung gebracht wird, das bildet den mehr auf empfindsame Herzen berechneten, als wahrscheinlichen Schluß des Romans. — Nr. 105. Im Banne der Leidenschaft. Novelle von Marco Brociner. — Florica. Erzählung aus Rumänien von M. Br. Der Gegensatz zwischen einer flammenden Jugendleidenschaft und einer herzerwärmenden und wahrhaft beglückenden Liebe kommt in der ersten Erzählung zu ergreifender Wirkung. — Ein wildes Stück ist die zweite Geschichte, die uns in die Heimath Brociner's, nach Rumänien, führt. Die Echtheit der Farben seiner Darstellung wollen wir nicht bezweifeln; wohlthuend ist der Gesammteindruck kaum zu nennen. — Kürschner's „Bücherschatz“, das muß man zugestehen, bietet für wenig Geld eine Sammlung, die durch ihre Reichhaltigkeit und Buntheit fesselt. Die Abbildungen erhöhen für unseren Geschmack den Reiz der Bücher wenig; wir würden ohne großes Bedauern auf sie verzichten.

R. B.

— Geschichte der Stadt Leipzig von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Von Karl Grosse. Zweiter Band. (Erste Hälfte.) Mit 43 Abbildungen und Plänen nach alten und seltenen Stichen. (= Neudruck der Ausgabe vom Jahre 1842). I, 448 S.; 8°. Leipzig, Alwin Schmidt, 1898. Preis 5 ℳ. — Die Buchhandlung Alwin Schmidt in Leipzig hat den Commissions-Verlag von Zangenberg und Himly, soweit er aus Danz (Frauen v. Löwenberg), Grosse (Leipzig), Hussell (1813), Paul (Pleißenburg) und Richter (Völkerschlacht) bestand, in eignen Verlag übernommen. Diese Mittheilung muß ich vorausschicken; denn allein der Verlagswechsel verschafft mir, der ich seinerzeit der liebreizenden „Frauen von Löwenberg“ wegen einem gewissen Jemand etwas unsanft auf die allzu empfindlichen Hühneraugen hatte treten müssen, die Ehre und das Vergnügen, des biederen und gut unterrichteten Tauchaer Privatschulleiters Gottlob Karl Grosse „Geschichte der Stadt Leipzig“ nun auch weiterhin anzeigen zu dürfen. Da ich bei Gelegenheit der Ausgabe des 1. Bandes auf die Vorzüge und Mängel der Grosse'schen Geschichte einigermaßen ausführlich eingegangen bin (Erste Beilage zur Nummer vom 20. November 1897, S. 4191), so darf ich mich füglich heute kurz fassen. Der Neudruck ist immer noch (statt um 80 Abb. u. s. w.) „auf 80 Abbildungen und Plänen“ (so!) vermehrt; er bringt auch sonst genau alle Fehler der 42er Ausgabe getreulich noch einmal wieder. Aber abgesehen davon ist diese Neuausgabe ganz entschieden dazu berufen, die Liebe zur Heimath, zur Vaterstadt zu beleben und zu bewahren; und dafür dürfte ihr Erscheinen kurz vor den Ostertagen, wo man so manchem jungen Manne gegenüber hinsichtlich eines passenden Geschenks in Verlegenheit sein wird, sehr geeignet sein. Zeitlich bewegt sich der Inhalt des vorliegenden Bandes (dessen zweite Hälfte, die hoffentlich bald herauskommt, das Ganze zum Abschluß bringen wird) innerhalb der Grenzen Reformation — Kurfürstenthums Ende. Mit der Schilderung der Zustände vor 100 Jahren,

wo wir auf Schritt und Tritt an Namen wie Jablonowski, C. W. Müller, Rosenmüller, Seeburg u. a. m. erinnert werden, fängt das Interesse an immer wärmer und lebhafter zu werden, der Beginn eines persönlichen Verhältnisses zwischen Leser und Geschichte, das dem Schlußbande in noch höherem Grade zu eigen sein wird. Ht.

— Meyer's Kleines Conversations-Lexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 3 Bände oder 80 Lieferungen zu je 30 ₰. (Gesammtpreis 24 ℳ) Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts. — Von dieser neuen Auflage des „Kleinen Meyer", die mehr als 80000 Artikel und Nachweise auf 2700 Seiten Text und etwa 165 Illustrationstafeln, darunter 26 Farbendrucktafeln, und 56 Karten und Pläne und etwa 100 Textbeilagen umfassen wird, war im April vorigen Jahres das 1. Heft des 1. Bandes erschienen. Heute ist das Unternehmen nun so weit fortgeschritten, daß bereits der von Goltz bis Petschora reichende zweite Band der neuen Auflage abgeschlossen vorliegt und das Erscheinen des letzten Bandes noch vor Weihnachten dieses Jahres in sicherer Aussicht steht, zur großen Freude der Tausende und Abertausende, die sich gern dieses werthvollen und überaus praktischen Nachschlagewerkes als eines für Viele ausreichenden Auszuges aus dem siebzehnbändigen „Großen Meyer" bedienen, wenn sie sich über irgend eine Frage, über irgend eine Persönlichkeit von Bedeutung rasch und zuverlässig unterrichten wollen. Und in solchen Fällen ist auch der „Kleine Meyer" mit Nutzen zu verwenden und wird selten Einen, wo dieser auch nachschlage, in Stich lassen. Denn so knapp die einzelnen Artikel auch gehalten sind, was sich bei einem nur dreibändigen Conversationslexicon eben nicht ändern läßt, so läßt dieser „Kleine Meyer" doch hinsichtlich der Reichhaltigkeit wie auch hinsichtlich der Uebersichtlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig und durch die zahlreichen Illustrationen wird der Werth dieses brauchbaren Nachschlagebuches noch ganz bedeutend erhöht, das schon in früheren Auflagen nicht nur beim großen Publicum, sondern auch bei der Gelehrtenwelt sich eines wohlverdienten hohen Ansehens zu erfreuen gehabt hat und diesen guten Ruf von Auflage zu Auflage immer mehr rechtfertigt. Von den einzelnen Artikeln dieses Bandes, die fast überall die nachbessernde Hand des Redactors und seiner zahlreichen Mitarbeiter verrathen und mit großer Sorgfalt überarbeitet bezw. durchgearbeitet sind, unter Berücksichtigung der neuesten Geschehnisse, Erfindungen und Entdeckungen wie auch zumeist des neuesten Quellenmaterials, sind besonders die über Goethe, Griechenland, Großbritannien, Italien, Leipzig, Licht, Malerei, Norwegen, Oesterreich und Paris hervorzuheben. Nur was Kleinigkeiten betrifft, wird man ab und zu einmal noch auf eine veraltete oder falsche Angabe stoßen. So wird Seite 56 Friedrich Haase nach 1886 als gastirend aufgeführt, das ist, wenn auch nicht geradezu falsch, doch mißverständlich ausgedrückt; denn seit dem 1. Mai 1896 hat Haase auch das Gastiren aufgegeben, was immerhin hätte erwähnt werden sollen, manchmal ist auch allzu große Knappheit vom Uebel. Doch das sind, wie gesagt, nur vereinzelte Kleinigkeiten, die den Gesammtwerth dieses encyclopädischen Werkes nicht weiter beeinträchtigen. Im Großen und Ganzen darf der Redaction und ihren Mitarbeitern das Lob ausgestellt werden, daß ihrerseits tüchtig und mit gutem Erfolg daran gearbeitet worden ist, daß der „Kleine Meyer" nach wie vor auf der Höhe seiner Zeit steht. Dies gilt übrigens nicht nur von dem Text, sondern auch von dem Bilderschmuck, der an Sauberkeit, ja Schönheit keinen Vergleich zu scheuen braucht; namentlich die verschiedenen Farbendrucktafeln sind fast durchweg der höchsten Anerkennung werth.

Prof. Karl Siegen.

— Heinrich von Stephan, General-Postmeister. Ein Lebensbild von Karl Techentin. Leipzig, Voigtländer's Verlag. (Biographische Volksbücher 64—69.) 188 Seiten mit einem Bildniß. Preis: 1 ℳ 50 ₰, gebunden 1 ℳ 75 ₰. — Zu einer Zeit, da Alles nach Reformen auf dem Gebiete des Postwesens verlangt, gleichsam als habe dessen Entwickelung einen Stillstand erfahren, da die Verdienste des ersten General-Postmeisters des Deutschen Reiches in den Hintergrund getreten sind, da man nur die Schatten zu sehen scheint, ohne des Lichts zu gedenken, das seine Amtsführung über die Reichspost verbreitet hat, ist eine Lebensgeschichte des genialen Organisators und bedeutenden Staatsmannes recht willkommen zu heißen. Ruft sie uns doch in Erinnerung, was wir Stephan, dessen Name mit der Gründung der Posteinheit in Deutschland und im Verkehr aller civilisirten Völker des Erdballs untereinander, mit dem großartigen Aufschwung der deutschen Reichspost unlösbar verknüpft ist, auf dem Gebiete des Postwesens zu verdanken haben. In offenen, warmen Worten, doch frei von überschwänglicher Lobrednerei, giebt der Verfasser ein treues Bild von dem Leben des großen Mannes, seinem Wirken und seinem Werke. An der Hand des Techentin'schen Werkes verfolgen wir Stephan's Lebensgang in allen Phasen. Wir sehen, wie er, der einfache Handwerkerssohn, schon als Knabe durch ungewöhnliche Begabung und hervorragenden Fleiß sich die Anerkennung seiner Lehrer erwarb, wie er, als Postschreiber mit dem Wahlspruch: „Ein schlechter Kerl, der nicht denkt, General-Postmeister zu werden!" in den Postdienst eingetreten, schnell von Stufe zu Stufe schreitend, bis zur höchsten Stelle in der Postverwaltung emporgestiegen ist, und was er als solcher geleistet hat. Besonders eingehende Würdigung finden seine hervorragende Thätigkeit bei der Beseitigung des Thurn und Taxis'schen Postwesens, die als eine postalische Großthat und als ein persönliches Werk Stephan's zu bezeichnen ist, seine großartige Organisation der deutschen Feldpost im Kriege gegen Frankreich, seine vielfachen Verbesserungen und Erleichterungen im Verkehr, die Verschmelzung von Post und Telegraphie und die Einführung des Fernsprechers, ferner sein größtes Werk: Die Gründung und der Ausbau des Weltpostvereins, die von ihm angeregte Errichtung von Reichspostdampferlinien u. A. Daneben lernen wir Stephan als Reichspostbaumeister und des Reiches Buchdrucker, als Sprachreiniger, Schriftsteller und Redner, als anhänglichen Sohn und Bruder, als auf das Wohl seiner Untergebenen bedachten Vorgesetzten, als Mensch und Staatsmann kennen. Indem der Verfasser neben der Biographie Stephan's eine Schilderung der Entwickelung und der Einrichtungen der Reichspost, ihrer Thätigkeit nicht allein als Vermittlerin des Verkehrs, sondern auch im Dienste der öffentlichen Wohlfahrt giebt, entrollt er vor uns zugleich ein Stück des Culturlebens unserer Zeit. Im Schlußcapitel wird Stephan's Tod behandelt. Das Andenken an den großen Staatsmann wird bei allen Denen fortleben, die bewundernd auf das blicken, was er mit nie ermüdendem Fleiß für das Postwesen des Deutschen Reichs und des ganzen Erdballs geleistet hat. Möge das Werk dieses Andenken festigen und als ein Beitrag zur Zeitgeschichte nicht allein in Postkreisen, sondern auch von jedem andern Deutschen gut aufgenommen werden. Einen Druckfehler können wir nicht unerwähnt lassen. Auf Seite 55 ist, wohl ohne Schuld des Verfassers, als Datum der Vereinigung von Post und Telegraphie unrichtig der 1. Januar 1897 statt 1876 angegeben. i—.

— Zur Einführung in J. S. Bach's Matthäus-Passion. Von Dr. S. Jadassohn, Professor am Königl. Conservatorium für Musik in Leipzig. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst, Berlin W. 8. Preis 1 ℳ. — Seine Vertrautheit mit Bach's volksthümlichstem Monumentalwerke hat der Verfasser bereits durch den für Breitkopf & Härtel von ihm bearbeiteten Clavierauszug desselben dargethan. Um Verbreitung des Verständnisses für diese berühmteste aller Passionsmusiken macht er sich nun weiter verdient, indem er sich in vorliegender Broschüre angelegen sein läßt, die Formen der einzelnen Musikstücke, ihren Stil, ihre Anordnung, sowie die vocalen und instrumentalen Mittel, deren Bach sich dabei bedient hat, klarzulegen. Die Schilderung und Erläuterung von Musik durch das trockene Schriftwort bleibt freilich, namentlich wenn dem Autor nicht eine ganz specielle Begabung zu Gebote steht, ohne reichliche Zuhilfnahme von Notenbeispielen immer ein mißlich Ding; die Zweckmäßigkeit der neuerdings beliebt gewordenen musikalischen Führer aber zugegeben, wird auch der Jadassohn'sche mit Recht willkommen geheißen werden. Er erscheint gerade zu rechter Stunde und wird zur Charfreitagsaufführung gewiß in vielen Händen sein. Zur Berichtigung sei bemerkt, daß nicht, wie Seite 4 zu lesen ist, die Echtheit einer Passionsmusik nach dem Evangelisten Marcus, sondern vielmehr die der unter Bach's Namen im Clavierauszug von Dörffel herausgegebenen Lucas-Passion von vielen Seiten und zwar in erster Linie von Mendelssohn, Hauptmann, Rietz, Rust und Robert Franz bestritten worden ist, insofern die Genannten in der betreffenden Handschrift Bach's nur eine der mehrfach vorhandenen Abschriften fremder Werke erblicken. Bach's im Jahre 1731 zuerst aufgeführte Marcus-Passion ging zum größten Theile verloren. Nur fünf Stücke derselben blieben, wie Rust — seiner Zeit bekanntlich die erste Bach-Autorität — scharfsinnig entdeckte und nachwies, in der „Trauerode" auf den Tod der Königin Christiane Eberhardine, der Gemahlin August's des Starken, erhalten.

J.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 37. Dienstag, den 28. März, Abends. 1899.

Fabrikschulen und Fabrikarbeit schulpflichtiger Kinder in Sachsen.

Von M. Frhrn. v. Welck.

Seit dem Jahre 1892 dürfen auf Grund des sogenannten Arbeiterschutzgesetzes (Novelle zur Gewerbeordnung vom 1. Juni 1891 — S. 135 —) Kinder, die zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind, in Fabriken nicht mehr beschäftigt werden. Diese Bestimmung stellt sich als Schlußstein einer Bewegung dar, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts die öffentliche Aufmerksamkeit, zu Zeiten in hervorragendem Maße, in Anspruch nahm, und die in ihrem in Sachsen genommenen Verlaufe besonderes Interesse verdient — nicht weil Sachsen größere Mißstände im Punkte der gewerblichen Ausnutzung der Kinder aufzuweisen gehabt hätte, als andere Theile Deutschlands, auch nicht, weil es in der Reform bahnweisend vorangegangen wäre, sondern weil die beiden Lebensgebiete, in die dieser Rückblick vorzugsweise hineinführt, Fabrikindustrie und Volksunterricht, für Sachsen gerade diejenigen sind, welche der Entwickelung des Staats- und Volkslebens im letzten Jahrhundert den Charakter gaben, auch gegenüber anderen deutschen Staaten und Stämmen. Die Fabrikarbeit der Schulkinder bildete den Punkt, an dem jene beiden, sonst einander nährenden und treibenden Hauptmächte unserer Geschichte in gegenseitige Reibung traten. Die ganze auf Beschränkung der Kinderarbeit gerichtete Bewegung stellt sich die längste Zeit bei uns dar als Kampf zwischen Fabrik und Schule. Und nicht nur um ihrer eigenen Aufgabe willen stand die Schule in diesem Streit. Sie wurde eine Zeit lang zum Träger auch anderer gegen die Fabrikbeschäftigung der Kinder sich geltend machenden Rücksichten, die, wie die gesundheitlichen und sittlichen, in den Aufgabenkreis der Schule nicht unmittelbar oder doch nicht ihrem ganzen Umfange nach hineinfielen. In England und auch in Frankreich hat sich die staatliche Sorge für den Schulunterricht erst im Zusammenhange mit der Fabrikgesetzgebung und in deren Rahmen entwickelt; die heimische Entwickelung ist den umgekehrten Weg gegangen. In der Schule allein fand hier lange Zeit die Industrie ein ihr einigermaßen als ebenbürtig anerkanntes öffentliches Interesse, und zwar ein solches, dessen Berücksichtigung durch gesetzliche Ordnung geschützt und bestimmten Behörden als Aufgabe übertragen war, zu einer Zeit, als es noch keine Arbeiterschutzgesetze und keine Fabrikinspectoren gab. Nur soweit die öffentliche, in Sachsen seit Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gesetzlich geforderte Schulpflicht in Frage kam, vermochten die öffentlichen Gewalten Anfangs der Hineinziehung kindlicher Arbeitskräfte in die Fabrik mit einigem Erfolge amtlich entgegenzutreten. Und so kam es, daß die Behörden später nicht nur die intellectuelle, sondern auch die leibliche und die moralische Förderung und Bewahrung der Jugend gegenüber den Gefahren frühzeitiger gewerblicher Beschäftigung mit den Mitteln der Schulgesetzgebung und Schulverwaltung zu bethätigen versuchten. Das Feld für diesen Kampf geben indessen in Sachsen die öffentlichen Ortsschulen nur in zweiter Linie ab. Im Allgemeinen ist daran festgehalten worden, daß die Kinder, welche die Gemeindeschule besuchen, den Unterricht der letzteren ungeschmälert und ohne Rücksichtnahme auf eine etwa nebenhergehende Fabrikbeschäftigung erhielten. Gänzliche Dispensationen vom Schulbesuch, wie sie für ältere Jahrgänge der Kinder, für einzelne Saisonperioden u. s. w. immer wieder erstrebt wurden, sind wenigstens seit dem Inkrafttreten des Elementarvolksschulgesetzes von 1835 wohl regelmäßig abgelehnt worden. Auch Modificationen des Stundenplanes wurden nur vereinzelt zugestanden. Besondere Ersatz- oder Nachhilfeschulen endlich, wie sie die preußische Gesetzgebung für Fabrikkinder vorsah, sind Seiten sächsischer Gemeinden, von einem einzigen Falle (Chemnitz) abgesehen, nicht unterhalten worden. Aber die sächsische Gesetzgebung gestattete den Fabrikanten die Unterhaltung besonderer Schulen aus eigenen Mitteln für die von ihnen beschäftigten Kinder, Privat-Fabrikschulen*), deren Besuch von dem der Ortsschule befreite. Auf dem Wege der Organisation, der Beaufsichtigung und der Beschränkung der Fabrikschulen hat man in Sachsen der industriellen Ausbeutung der Kinder hauptsächlich entgegenzuwirken gesucht, solange die Gewerbegesetzgebung selbst noch keinen Boden für diese Bestrebung bot. Bald unterhielten die Fabrikanten besondere Schulanstalten in den Räumen oder in der Nähe der Fabrik mit einem besonders angestellten Fabriklehrer, bald fand nur, auf Grund eines Abkommens mit dem Fabrikanten, in den Räumen der Ortsschule und von Seiten des Ortslehrers ein zeitlich gesonderter Unterricht für die Fabrikkinder statt. Wesentlich war, daß die Unterrichtszeit beschränkt und so gelegt war, daß sie sich mit der Fabrikarbeit vertrug, in der Regel auf die Abendstunden, woraus die allgemein übliche Bezeichnung „Abendschulen“ für die Fabrikschulen entstand. Soweit der Lehrer nicht vom Fabrikanten eine feste Entschädigung bezog, war er auf das Schulgeld der Kinder gewiesen. Letzteres betrug in der Regel 1 Groschen (zu 12 ₰) wöchentlich, der Verdienst der Kinder in den zwanziger Jahren zwischen 5 und 8 Groschen wöchentlich. Zuweilen erhob die Fabrik das Schulgeld nicht von den Kindern selbst, sondern von den erwachsenen Arbeitern, welche die Kinder zur Hilfeleistung bei der Fabrikarbeit annahmen und lohnten, mitunter auch von jeder im Gange befindlichen Spinn- &c. Maschine, einerlei ob der betr. Arbeiter ein schulpflichtiges Kind an der Maschine mitbeschäftigte oder nicht. In den beiden ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts hat die Begründung einer Fabrikschule durch den Fabrikherrn als humanes Unternehmen ersten Ranges gegolten. Schon die ersten Anfänge der Großindustrie hatten eine, für die damaligen constanten Verhältnisse doppelt ins Gewicht fallende Vermehrung und Verschiebung der Bevölkerung mit sich gebracht. Die bestehenden Schuleinrichtungen der Fabrikstädte reichten für die wachsende Kinderzahl nicht aus. Und die in den Flußthälern des Erzgebirges entstehenden Fabriken concentrirten eine kinderreiche Arbeiterschaft oft in stundenweiter Entfernung von den nächsten Ortsschulen. So blieb ohne das Eintreten des Arbeitgebers oft thatsächlich keine Gelegenheit zum Unterricht. Zudem stand der Unterricht der Fabrikschulen unter damaligen Verhältnissen hinter dem der meisten Landschulen kaum zurück und manchmal wohl höher als dieser, namentlich wenn man die Katecheten- oder Kinderlehrerschulen der eingepfarrten Dörfer — im Gegensatze zu den Kirchschulen der Kirchdörfer — mit ihnen in Vergleich stellt. Erst allmälig traten die anfänglichen Vorzüge des Fabrikschulwesens in den Hintergrund und erhebliche Schattenseiten zu Tage. Aus einem Hilfsmittel der Volksschulbildung wurden die Fabrikschulen zu deren Hinderniß, sie ermöglichten gegenüber der öffentlichen Schulpflicht und auf deren Kosten die industrielle Verwendung der Kinder. So nimmt es nicht Wunder, daß die gesetzliche Regelung des gesammten Elementarschulwesens, welche das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts bald nach seiner Begründung im Jahre 1831 in Angriff nahm, auch die Ordnung und Einschränkung des Fabrikschulwesens in den Kreis seiner Aufgabe zog. Bisher hatten die Fabrikschulen lediglich als Privatschulen gezählt, deren Errichtung unter gewissen Cautelen gestattet gewesen war. Die „Erneuerte Schulordnung für die deutschen Stadt-

*) Vergl. die „Geschichte der preuß. Fabrikgesetzgebung“ von K. Anton in Schmoller's staats- und socialwissenschaftlichen Forschungen Bd. XI, und bez. Sachsens die Arbeit des Verfassers über „Das Fabrikschulwesen im Königr. Sachsen“ in Schmoller's Jahrbuch für Gesetzgebung &c. Januarheft 1899, die dem größten Theile der obigen Ausführungen zu Grunde liegt.

und Dorfschulen der Chursächsischen Lande" von 1773 und das „Generale vom 4. März 1805, das Anhalten der Kinder zur Schule :c. betr." kannten eine Erwerbsthätigkeit schulpflichtiger Kinder nur im häuslichen und landwirthschaftlichen Gesindedienst und im Handwerk. In dem Entwurfe eines allgemeinen Volksschulgesetzes, der dem Landtage von 1833/34 vorgelegt wurde, suchte nun die Regierung die Existenz von Fabrikschulen an eine besondere Genehmigung und an die Errichtung eines staatlich geprüften Reglements für jede einzelne dieser Schulen zu knüpfen, denn wie sie in den Motiven sagte „die für die in Fabriken arbeitenden Kinder eingerichteten Abendschulen scheinen ganz verwerflich zu sein, da sie für die Moralität manche Gefahr herbeiführen, indem die durch die Arbeit ermüdeten Kinder in denselben sehr wenig lernen und es grausam ist, dergleichen arme Geschöpfe, wenn sie ganz entkräftet vom Tagewerke kommen, noch zur Schule zu treiben und zu geistiger Anstrengung zu nöthigen. Eine solche Mißhandlung der Jugend und die damit verbundene Vereitelung des Unterrichtszwecks kann der Staat unmöglich dulden". In der zweiten Kammer erheben sich zahlreiche Stimmen zu Gunsten der Fabrikschulen und speciell des Abendunterrichts. Dagegen ist ihnen in der ersten Kammer die Stimmung weniger günstig. Namentlich von Seiten des Leipziger Superintendenten D. Großmann werden die Nachtheile der Fabrikarbeit für das körperliche und geistige Wohl der Kinder scharf betont und es als Schandfleck der Zeit bezeichnet, wenn man die christliche Bildung dem täglichen Brode nachsetze. Ein Antrag auf gänzliches Verbot der Abendschulen wird mit geringer Majorität — 17 gegen 14 Stimmen — abgelehnt. Als Resultat der Landtagsverhandlungen ergiebt sich schließlich Uebereinstimmung zwischen der Regierung und den Mehrheiten beider Kammern darüber, daß die Fabrikschulen nicht zu beseitigen, auch der Abendunterricht nicht schlechthin zu verbieten, wohl aber thunlichst zu beschränken, die Stunden möglichst auf den frühen Morgen oder den frühen Nachmittag zu legen seien (Gesetz, das Elementar-Volksschulwesen betr. vom 6. Juni 1835, §. 9, Ausführ.-Verordn. § 7). Die Prüfung und Genehmigung der Specialreglements wird den Kreisdirectionen zugewiesen. Letztere sehen sich bei der Durchführung des Gesetzes auf gütliche Verständigung mit den Fabrikanten in jedem Einzelfalle angewiesen. So kann es nicht Wunder nehmen, daß die Verhältnisse der Fabrikschulen in den ersten Jahren nach dem Inkrafttreten des Schulgesetzes nur langsam sich bessern und eigentlich nur dort befriedigen, wo entweder wohlgesinnte Fabrikanten aus freien Stücken sich ihrer Schulen und Kinder annehmen, oder die einzelne Schul-Inspection mit Interesse und Energie den Fabrikschulen nachgeht, wovon indessen oft weder das Eine noch das Andere der Fall ist. Das Cultusministerium veranlaßt schließlich die Aufstellung allgemeiner Grundsätze für alle Fabrikschulen des Zwickauer Regierungsbezirks, die dann thatsächlich für eine große Zahl von Schulreglements maßgebend werden. Einer völlig einheitlichen Regulirung steht freilich die Verschiedenartigkeit der Industriezweige entgegen, für welche Fabrikschulen bestehen. Am schwärzesten liegen die Verhältnisse bei den Kattundruckereien. Die Eigenart des Betriebs ist hier den Kindern besonders nachtheilig. Jeder Kattundrucker arbeitet in der Regel mit einem Kinde, das er hauptsächlich zum Aufstreichen der Farben verwendet. Diese sogenannten Streichkinder werden vom Drucker angenommen, beaufsichtigt, gelohnt und entlassen. Sie stehen zum Fabrikanten selbst in keinem rechtlichen Verhältnisse. Ohne das Kind kann der Drucker nicht arbeiten. Jede Verkürzung der Arbeitszeit des Kindes schmälert auch ihm Arbeitszeit und Verdienst. Dabei ist die Arbeit nur bei Tageslicht möglich, um der Erkennbarkeit der Farben willen. Auch einen Schichtwechsel der arbeitenden Kinder verträgt der Kattundruck, wie versichert wird, nicht, es würde an dem Fabrikat erkannt werden, wenn das eine und wenn das andere Kind Hilfe leiste. So bleiben für den Unterricht nur die Abend-, allenfalls die frühesten Morgenstunden übrig, die sich je nach der Jahreszeit verschieben. Daß die Kinder, wie häufig versichert wird, in der Mehrzahl der Fälle mit den eigenen Vätern arbeiteten, konnte vielleicht die moralischen, aber nicht die gesundheitlichen und unterrichtlichen Schattenseiten mildern. Ein Bild der Schwierigkeiten, welche sich hier der Durchführung des Schulgesetzes entgegenstellten, läßt sich am besten gewinnen, wenn man die Entwickelung einer der Schulen für Streichkinder speciell verfolgt. Wir wählen dazu eine der ältesten, die i. J. 1792 gegründete Fabrikschule zu Frankenberg. Schon vor dem Schulgesetze hatte sich der dortige Oberpfarrer fortgesetzt aber vergeblich um Besserung der traurigen Lage der Fabrikschulkinder bemüht. „Die Kinder treten sofort, wenn sie schulpflichtig werden, in die Fabrikschule ein und erhalten 9—10 Abendschulstunden in der Woche, von deren fleißiger und regelmäßiger Abwartung sie noch dazu durch die Fabrikarbeiter abgehalten werden und daher höchst unwissend in jeder Hinsicht, vorzüglich in Hinsicht der Religion, roh am Geiste und vermöge ihres täglichen Verweilens unter rohen Fabrikarbeitern fast schon sittlich verdorben mit 14 Jahren die Fabrikschule verlassen." Ein Besuch, den der verdiente Kirchenrath Dr. Döhner im Jahre 1835 der Schule abstattet, wird endlich die Veranlassung zur Aufstellung eines Reglements, nach welchem im Sommer von 6—8 Uhr früh, im Winter von 5—7 Uhr Abends Schule gehalten werden soll. Die Kreisdirection genehmigt das Reglement infolge von Gegenvorstellungen der Fabrikanten nur vorläufig, nach Ablauf eines Jahres soll über die Bewährung der Vorschriften Bericht erstattet werden. In Wahrheit treten sie nie völlig ins Leben, der Unterricht wird bis zum Jahre 1843 durchgängig am Abend von 6—8 Uhr ertheilt, nur die vorgeschriebene Stundenzahl wird eingehalten. Auf die im letztgenannten Jahre von einem neuen Oberpfarrer bei der Kreisdirection geführte Klage über die trostlosen Ergebnisse des Unterrichts der Fabrikschule wird der Stadtrath auf die Beobachtung des Reglements von 1835 hingewiesen, und als die Fabrikanten erklären, daß sie dann an dem Fortbestehen der Fabrikschule kein Interesse mehr hätten, wird diese Schule am 1. Januar 1844 obrigkeitlich geschlossen und die Streichkinder der Ortsschule überwiesen. Nun wendet sich die aus sämmtlichen 200 Druckern des Orts bestehende Kattundruckergesellschaft erst beschwerdeführend, dann bittweise an das Cultusministerium. Der Besuch der Ortsschule durch die Streichkinder schädige sie, die Drucker, aufs Höchste, aber auch bei Einhaltung der reglementmäßigen Schulzeit, die ihnen einen Verlust von 1—2 Stunden täglicher Arbeitszeit gegenüber dem bisherigen Zustande bringe, könnten sie unter den üblichen Accordsätzen auf die Dauer nicht bestehen. Die Fabrikanten nehmen in einer Collectiveingabe ihre vorige Erklärung zurück und unterstützen das Gesuch ihrer Arbeiter. Aus den Kreisen der Bürgerschaft wird geklagt, daß den übrigen Kindern des Ortes der gemeinsame Schulbesuch mit den Streichkindern lästig falle, der penetrante Farbengeruch der letzteren mache das stundenlange Zusammensitzen im Schulzimmer unerträglich. Das Ministerium gestattet schließlich die Wiedereröffnung der Fabrikschule unter der Bedingung, daß wenigstens im Sommer eine Stunde am Morgen abzuhalten sei. Aehnlich wie in Frankenberg stand es an allen Plätzen dieser Branche. Nach einer Erhebung des Cultusministeriums vom Jahre 1845 erhalten in Chemnitz alle in Druckereien beschäftigten Kinder nur Abends nothdürftigen Unterricht. Eine auch nur theilweise Verlegung auf Morgen- oder Mittagstunden erklärt der Stadtrath für unausführbar, das Ministerium verlangt jedoch, daß wenigstens im Sommer eine Stunde auf den Morgen gelegt werde. In Zschopau haben die Streichkinder im Sommer von 12—2 Uhr, im Winter Abends von 5—7 Uhr Unterricht. In Glauchau ist nur die Religionsstunde und nur im Sommerhalbjahr früh, der übrige Unterricht Abends von ½7 Uhr ab; in Penig je nach der Jahreszeit vom Eintritt der Dunkelheit ab zweistündig; Frühunterricht im Winter sei der Kälte wegen nicht zu erzwingen: auch hier wird nunmehr auf Verlangen des Ministeriums für den Sommer Frühunterricht eingeführt. In Großenhain wird der Unterricht für die Streichkinder am Sonntag(!) und am Montag (wo die Fabriken erst um 10 Uhr den Betrieb eröffnen) Vormittags, sonst nach Schluß der Tagesarbeit je nach der Jahreszeit zwischen 5 und 10 Uhr Abends ertheilt. Mittwoch ist frei. Erst mit dem Aufkommen der Druckmaschinen gegen Ende der vierziger Jahre tritt wirksame Besserung ein. Mit dem Handdruck verschwindet die Kinderarbeit, die betr. Fabrikschulen gehen ein. Nicht die Schule bringt hier die Reform, sondern die Industrie selbst läßt das von ihr geschaffene Kinderelend durch ihre fortschreitende Entwickelung wieder verschwinden. — In den Streichgarnspinnereien wurde in der ersten Zeit eine große Zahl Kinder als „Anleger" beschäftigt. Mit der Einführung von Vorspinnkrempeln wurde indeß ein erheblicher Theil der Anlegekinder entbehrlich, doch findet auch später noch eine Anzahl Kinder zu dieser und zu anderen Arbeiten Verwendung. In den Kammgarnspinnereien werden nur wenig schulpflichtige Kinder beschäftigt, ihre Arbeit hängt mit der der Wollkämmer nicht unmittelbar zusammen, ihre Arbeitszeit ist deshalb in der Regel kürzer bemessen, und sie besuchen die Ortsschule in den gewöhnlichen

Schulstunden. Dagegen besteht bei den Baumwollspinnereien eine große Zahl Fabrikschulen, der weitaus größte Theil der sächsischen Fabrikschulen überhaupt. Die Kinder werden als Andreher beschäftigt. Die Verhältnisse dieser Schulen und Kinder begegnen nicht derselben Verurtheilung wie bei den Kattundruckereien. Die Aussprachen gehen außerordentlich auseinander. Beschränken wir uns auf amtliche Quellen, so rollen sich doch recht trübe Bilder auf. So entschuldigt sich 1838 die Kirchen- und Schulinspection über Abtei-Oberlungwitz wegen des mangelhaften Unterrichts der dortigen Spinnfabrikschule: „es scheint uns platterdings unmöglich, den Fabrikkindern während drei Wintermonaten mehr als eine Stunde Unterricht täglich zu geben. Denn sollen diese unglücklichen Geschöpfe, die den ganzen Tag in einer durch den feinsten Wollenstaub vergifteten Luft ohne sonderliche Bewegung sich aufhalten, nicht ganz zu Grunde gerichtet werden, so müssen sie wenigstens die Mittagstunde frei haben. Was können diesen beklagenswerthen Kindern alle Kenntnisse helfen, wenn sie an Geist und Körper verkümmern müssen?" Die Dauer der Arbeitszeit wird sehr verschieden angegeben, in der älteren Zeit scheint sie mit der der Erwachsenen regelmäßig zusammengefallen zu sein. Der Unterricht fand auch hier bei Einführung des Schulgesetzes meist am Abend statt. Aber die Abendschule verschwindet hier verhältnißmäßig schnell. Die Reglements legen den Unterricht meist in die Zeit zwischen 10 und 3 Uhr Mittags, größere Spinnereien lassen ihn zuweilen am Vor- oder Nachmittag in die Arbeitszeit mitten hineinfallen. Die Regel bildet Classeneintheilung mit je zweistündigem Unterricht, die Kinder wechseln sich in der Fabrikarbeit ab, der Unterricht wechselt bei der einzelnen Classe wochenweis zwischen Vor- und Nachmittag. Die Fabrikschulen anderer Industriegruppen sind gering an Zahl. In der Tuchmanufactur von Bischofswerda und Kamenz wurden Kinder, wenn überhaupt, nur halbtägig beschäftigt, sie besuchten daher die Ortsschulen. Bei den Tuchappreturfabriken von Großenhain bestand zwar zu Zeiten besonderer Schulunterricht, er war aber ganz auf den Vormittag gelegt und auf drei Stunden täglich bemessen. Nur in Großschönau war 1837 in den Damastfabriken ganztägige Kinderarbeit, die Mittagpause von 12—2 Uhr diente für Mittagbrod, Erholung und Schule (!), sodaß für letztere nur 1—1½ Stunde täglich blieb. Der Chemnitzer Maschinenbau beschäftigte in den dreißiger und vierziger Jahren eine Anzahl Kinder, die die dortigen Fabrikschulen besuchten. Die Volkszählung von 1846 giebt Ziffern über den damaligen Umfang der Kinderarbeit. Darnach war die Zahl der Streichkinder bereits auf 617 gesunken, die Spinnereien beschäftigten an untervierzehnjährigen Kindern 2882, und zwar 1973 die Baumwollspinnereien, 802 die Streichgarnspinnereien, 107 die Kammgarnspinnereien, außerdem fanden sich nur 85 in geschlossenen Etablissements anderer Branchen arbeitende Kinder vor, also insgesammt 3584 Fabrikkinder. Der Gesammtverdienst der in Spinnereien beschäftigten Kinder wurde damals auf jährlich etwa 145 000 Thlr. geschätzt, die sich auf 1700 bis 2000 Arbeiterfamilien vertheilten. Nach einer Angabe des Harthauer Vereins der Baumwollspinnereibesitzer vom Jahre 1848 bestand damals in Sachsen etwa der fünfte Theil sämmtlicher Arbeiter dieser Branche aus schulpflichtigen Kindern. Dagegen haben sich Bergbau und Hüttenwesen in Sachsen von der Kinderarbeit im Allgemeinen freigehalten. In dem ganzen Freiberger Bergamtsrevier befand sich 1841 kein schulpflichtiger Bergjunge. Die Hammerschulen, Werkschulen ꝛc. sind deshalb nicht mit den Fabrikschulen, wie das vielfach geschehen ist, auf eine Stufe zu stellen. Sie besaßen in der Regel den vollen Lehrplan der Ortsschulen und leiteten ihre Existenz mehr aus der isolirten Lage der Werke ab. Sie waren nicht Schulen für im Berg- und Hüttenbetriebe beschäftigte Kinder, sondern für die Kinder der dort Beschäftigten. — Der Einfluß des Schulgesetzes von 1835 auf die Fabrikschulen erschöpfte sich nicht in der Regelung der Unterrichts*zeit*. Die auf Grund des Gesetzes reglementirte und genehmigte Fabrikschule war kein bloßes Privatunternehmen der Fabrikherren mehr, es besteht nunmehr eine besondere Schulcasse, in die das Schulgeld fließt, die Einkünfte des Lehrers sind fixirt, der Fabrikherr hat für das Deficit des Schulgelds gegenüber dem Lehrergehalte, für Beschaffung des Schullocals und des Inventars, für Heizung, Beleuchtung und Reinigung kraft rechtlicher Verbindlichkeit einzustehen. Zuweilen wird das Schulgeld freiwillig von dem Fabrikherrn für sämmtliche Kinder übernommen. Soweit dies nicht der Fall, liegt ihm reglementmäßig die Einziehung, sei es von den Kindern, sei es von den die Kinder beschäftigenden erwachsenen Arbeitern durch Kürzung vom Lohne ob. Er ist für die nächste Aufsicht verantwortlich, daneben sind die Schulen ebenso wie die Ortsschulen dem Ortsschulinspector unterstellt. Die Superintendenten nehmen Revisionen vor. Den geordneten Halbjahrsprüfungen hat der Fabrikherr beizuwohnen. Die Reglements machen ihn zuweilen für die Beaufsichtigung der Kinder während der Arbeit, für ihre Bewahrung vor unsittlichen Einwirkungen der erwachsenen Arbeiter, für ihre Ordnungsliebe, Sauberkeit und Pünktlichkeit auch während der Arbeit verantwortlich; vor Allem für die Regelmäßigkeit des Schul*besuchs*, namentlich dort, wo sich der Unterricht an die Arbeitszeit unmittelbar anschließt. Wichtiger als alle diese Bestimmungen erscheint die Festsetzung einer bestimmten Altersstufe oder Bildungsstufe oder von beidem für die Aufnahme in die Fabrik*schule*, womit dann auch stillschweigend oder ausdrücklich die Fabrik*arbeit* der Kinder an einen bestimmten Entwickelungsgrad geknüpft wurde. Schon in den ersten Reglements nach 1835 findet sich die Bestimmung, daß nur solche Kinder, die die Reife für die Oberclasse der Ortsschule besitzen, in die Fabrikschule aufzunehmen seien. Zahlreiche Reglements aus dem Ende der dreißiger und aus den vierziger Jahren bestimmen wörtlich, daß „alle Kinder, welche Arbeit suchen und in die Fabrikschule aufgenommen zu sein wünschen, sich durch ein von dem Ortsschulinspector attestirtes und von ihrem Schullehrer ausgestelltes Zeugniß vor dem Fabrikbesitzer zu legitimiren haben, daß sie in der Ortsschule bereits den Elementarunterricht genossen und somit im Lesen, Schreiben und Rechnen schon einige Fertigkeit erworben haben". So darf angenommen werden, daß wenigstens in den 40er und 50er Jahren die Fabrik im Allgemeinen nur für Kinder geöffnet war, die sich die Elementarkenntnisse bereits erworben, das 9. oder 10. Lebensjahr zurücklegt hatten. Es ist das derselbe Weg gewesen, auf dem auch in anderen deutschen Staaten der Einfluß der Schulverwaltung auf die Kinderarbeit sich am nachhaltigsten geltend machte. In ausführlicher Weise werden endlich in allen Reglements Unterrichtsplan, Lehrmittel, Schuldisciplin geordnet. Die Schulferien dürfen das Maß der Schulferien der Ortsschule nicht überschreiten. Keiner der sechs Werktage darf ganz ohne Unterricht bleiben. — Je mehr freilich die Behörden dem Sonderunterricht der Fabrikkinder ihr Augenmerk schenkten, durch Aufstellung von Specialreglements der Fabrik besondere Pflichten aufbürdeten, durch Vermehrung der Schulstunden und durch ihre Verlegung auf angemessene Tageszeiten die Arbeitsdauer beschränkten, desto mehr wuchsen Kosten, Schwierigkeiten, Verantwortung für die Fabrik, während die Vortheile, welche die Fabrikschule ihr leisten sollte, zurückgingen. Die wirthschaftliche und sociale Hebung, welche dem Lehrerstande seit den dreißiger Jahren zu Theil geworden, hatte überdies die Ansprüche der in den Fabrikschulen thätigen Lehrkräfte erhöht. So kam es, daß das Fabrikschulwesen dem Bedürfnisse nach Kinderarbeit in der Fabrikindustrie nicht mehr genügte. Viele Fabriken zogen es vor, von der Kinderbeschäftigung überhaupt abzusehen, andere gaben wenigstens die Unterhaltung einer Fabrikschule auf. So traten, während die öffentliche Volksschule der dreißiger und vierziger Jahre von der Fabrikarbeit kaum berührt worden war, in den fünfziger Jahren zahlreiche Beschwerden über Heranziehung von Ortsschulkindern zur Fabrikarbeit, über die dadurch verursachten Schulversäumnisse und Erschwerungen der Unterrichtsthätigkeit auf. Man hatte den Seitengraben verengt, der der Fabrik bisher die gewünschten Kräfte zuführte, nun zog sie ihren Bedarf aus dem Flußbett selbst, und dessen Dämme hielten nicht überall Stand. Die Bestrafung der Schulversäumnisse an den Eltern erwies sich nicht überall als ausreichend. Eine Bestrafung der Fabrikherren wegen Ausbleibens der Fabrikkinder aus der öffentlichen Schule wurde zwar versucht, aber persönliche Verschuldung war ihnen in der Regel nicht beizumessen oder nachzuweisen. Dagegen bot sich auch hier der Weg der localen, statutarischen Regelung. So wurden im Jahre 1853 auf Veranlassung der Kreisdirection Zwickau, um den Klagen über die Verwahrlosung der in Fabriken beschäftigten Schulknaben abzuhelfen, für vier Schulgemeinden (Aue, Lauter, Schwarzenberg und Auerhammer) nach Gehör der Schulvorstände und der betheiligten Fabrikanten Ortsstatute errichtet, die von weitgehender Fürsorge für die in Fabriken arbeitenden Kinder der Ortsschulen dictirt sind. Und im Jahre 1854 veranlaßt die Kreisdirection Leipzig, „da es wiederholt vorgekommen, daß schulpflichtige Kinder durch die Beschäftigung in Fabriken vom Schulbesuch abgehalten worden sind und dies mit den gesetzlichen Bestimmungen unvereinbar ist", den Stadtrath zu Leipzig und 14 benachbarte Gerichtsobrigkeiten, daß sie „die Besitzer und

Verwalter von Fabriken, in denen schulpflichtige Kinder beschäftigt werden, unter Androhung namhafter Geldstrafen bedeuten, solche Kinder in der Regel nicht vor dem 10. Lebensjahr und nie anders als nur auf den halben Tag in Arbeit zu nehmen". Diese Maßregeln bezeichnen wohl die äußersten Schritte, zu denen die Behörden in der Bekämpfung der industriellen Ausbeutung der Kinder sich auf dem Boden des Schulrechts verstanden haben. Immerhin besaßen sie nur örtliche Geltung. Eine generelle Anordnung über die Fabrikschulen oder über die Fabrikarbeit schulpflichtiger Kinder für das ganze Staatsgebiet war in dem ganzen Zeitraum seit 1835 nicht ergangen, obwohl das Cultusministerium, wie wir sahen, mehr als einmal sein Interesse für diese Fragen bekundet und in zahlreichen Einzelfällen Verbesserungen durchgesetzt hat. Der Ruf nach einheitlicher Regelung durch Landesgesetz war schon Ende der dreißiger Jahre von einzelnen Schulinspectionen erhoben worden. Im Jahre 1845 hatte ihn der Stadtrath zu Chemnitz unter Berufung auf die Kinderschulgesetze Englands und Frankreichs wiederholt und die Kreisdirection Zwickau ihn befürwortet. Um diese Zeit scheint eine außerordentlich lebhafte, öffentliche Discussion über Schädlichkeit oder Nützlichkeit, Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit der Fabrikarbeit von Kindern in Fluß gewesen zu sein. Die Kinderarbeit ist wohl überall das Gebiet gewesen, auf dem der Gedanke des Arbeiterschutzes am frühesten und nachdrücklichsten sich Bahn brach, am ehesten das Verständniß des Publicums und Vertretung in wirthschaftlich unbetheiligten Kreisen, bei Beamten, Geistlichen und Lehrern fand. Auch in Sachsen wurde das Für und Wider gesetzlicher Maßnahmen in Lehrer- und Diöcesanversammlungen wie in den Vereinigungen Gewerbtreibender oft mit viel Leidenschaft erörtert. An eine gesonderte Kinderschutzgesetzgebung konnte freilich nicht mehr gedacht werden, seitdem namentlich in Folge der Bewegung von 1848—49 die ganze historische Gewerbeverfassung in Fluß gekommen war und einer neuen gesetzgeberischen Behandlung zustrebte. Nur im Zusammenhang einer Gewerbeordnung konnte die Beschränkung der Kinderarbeit jetzt noch erhofft und versucht werden. Das brachte weitere Verzögerung. Bis zum Jahre 1855 hatte das Ministerium des Innern den Entwurf eines solchen fertiggestellt, der auch den Gedanken des Kinderschutzes acceptirt hatte. Damit wurde der Kampf, den die Schule durch 3 Jahrzehnte geführt, von der Gewerbeaufsicht aufgenommen, um nach etwa ebenso langer Zeit zu siegreichem Ende geführt zu werden. Der Entwurf, zu dessen Begutachtung der durch Allerhöchste Verordnung vom 29. Mai 1855 neugebildete Staatsrath unter dem Vorsitze des Kronprinzen Albert am 22. November 1858 zusammentrat, enthielt über die Kinderarbeit in Fabriken folgende Bestimmungen: Kinder unter zehn Jahren (vom 1. Januar 1865 ab: unter zwölf Jahren) dürfen in Fabriken überhaupt nicht beschäftigt werden, untervierzehnjährige nicht länger als acht, untersechzehnjährige nicht länger als zehn Stunden täglich; die Beschäftigung ist nur innerhalb der Zeit von früh fünf bis Abends acht Uhr gestattet. Bei der Berathung war man einverstanden, daß die sächsischen Zustände auf diesem Gebiet sich zwar vortheilhaft auszeichneten vor denen mancher ausländischen Staaten und manche Fabrikherren auf das generöseste für die von ihnen beschäftigten Kinder sorgten, aber im Allgemeinen sei auch bei uns gesetzliche Abhilfe dringend nöthig. Der Cultusminister v. Falkenstein trat sogar für weitere Herabsetzung der zulässigen Arbeitsstundenzahl bei den Schulkindern ein. Dutzende von Fällen, auch aus neuester Zeit, hätten ihm bewiesen, daß es beinahe unmöglich sei, Kinder, die den größten Theil des Tages in der Fabrik arbeiteten, in irgend einer Weise noch mit Erfolg zu unterrichten, nicht wegen Zeitmangels, sondern wegen Erschöpfung. Von anderer Seite wurde im Interesse der Concurrenzfähigkeit der Exportindustrie gewarnt, die Arbeitszeit zu sehr zu beschränken. Indessen gelangte nicht dieser, sondern erst ein zweiter Entwurf an die Stände. Nach dessen einstimmiger Annahme in beiden Kammern, wobei mehrere Anträge auf weitere Herabsetzung der Arbeitszeit der Schulkinder gestellt, aber abgelehnt worden waren, traten nunmehr folgende Vorschriften in Kraft: Kinder unter 10 (vom 1. Januar 1865 an: 12) Jahren dürfen in Fabriken nicht beschäftigt werden, untervierzehnjährige nicht länger als 10 Stunden und nur zwischen früh 5 und Abends 8 Uhr, schulpflichtigen Kindern ist ausreichende Zeit zum Schulbesuche zu lassen, auch in Fabrikschulen muß der Unterricht zwischen früh 5 und Abends 8 Uhr ertheilt werden. Diese Bestimmungen schränkten die Zahl der fabrikbeschäftigten Kinder wesentlich ein. Zugleich sank die Zahl der Fabrikschulen immer mehr.*) Die zunehmende Ausgestaltung der Schulorganisation durch Theilung größerer Schulbezirke und Neuerrichtung öffentlicher Volksschulen an bisher eingeschulten Orten beseitigte mehr und mehr auch die localen Gründe für besondere Fabrikschulen. Das Eingehen mehr als einer dieser Schulen läßt sich direct auf die Entstehung einer neuen Ortsschule zurückführen. Gerade die nunmehr über alle Theile des Landes verbreitete Industrie und die ungemeine Dichtigkeit der Bevölkerung Sachsens gestattete es, das Netz der Volksschulen immer mehr zu verdichten. Die norddeutsche Gewerbeordnung von 1869 setzte bekanntlich die zulässige Stundenzahl für zwölf- bis vierzehnjährige auf sechs herab. Nur im Hinblick darauf, daß letzteres Gesetz, mit Rücksicht auf preußische Verhältnisse, die Möglichkeit von Fabrikschulen noch ausdrücklich vorsah, hat man dann bei Erlaß des gegenwärtig geltenden sächsischen Volksschulgesetzes vom 26. April 1873 davon abgesehen, Fabrikschulen ganz zu verbieten, und sich damit begnügt, ihre Genehmigung an den Nachweis „einer ganz unabweisbaren Nothwendigkeit" zu knüpfen, und den Abendunterricht schlechthin zu untersagen. Thatsächlich ist die Neugründung einer Fabrikschule unter dem neuen Schulgesetze wohl überhaupt nicht mehr in Frage gekommen. Immerhin machte sich die Fabrikarbeit der Schulkinder an manchen Orten noch recht fühlbar. So beschäftigte sich noch die Bezirksschulinspectoren-Conferenz von 1886, namentlich infolge von Mißständen, die in der Zittauer Gegend hervorgetreten waren, mit der Frage des völligen Verbots kindlicher Fabrikarbeit, wie es dann 5 Jahre später durch die Reichsgesetzgebung ausgesprochen worden ist. Die völlige Schließung der Fabriken und fabrikähnlichen Betriebe für Schulkinder bedeutet, wie nach dem Obigen keiner weiteren Darlegung bedarf, einen Culturfortschritt, wie er, einmal gethan, nicht rückgängig gemacht werden kann. Immerhin nur einen Schritt. Die Voraussagung, daß die hausindustrielle Kinderarbeit an Stelle der Fabrikarbeit treten werde, scheint im weitesten Umfange zugetroffen zu sein. Und auch sie schädigt bekanntlich die Schule. Mehr als alles Andere hat die Beeinträchtigung des Schulzwecks auch hier dazu beigetragen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die vorhandenen Mißstände zu lenken. Es ist ein Verdienst des deutschen Lehrerstandes, daß er in der Bewegung für Einschränkung der Kinderarbeit voransteht. Allein für eine Rolle, wie sie die Schulverwaltung in Sachsen einst gegenüber der Fabrikarbeit der Kinder gespielt hat, fehlt ihr heute die Möglichkeit sowohl wie der Beruf. Die Möglichkeit schon deshalb, weil die heutigen Formen kindlicher Erwerbsthätigkeit zu Modificationen der äußeren Ordnung der Volksschule kaum, jedenfalls nicht in dem Umfange führen, wie dies die Fabrikbeschäftigung that. Es ist in einzelnen Fällen von Seiten der Schulverwaltungen versucht worden, einer ungemessenen oder unangemessenen Erwerbsthätigkeit von Schulkindern mit ähnlichen Mitteln entgegenzutreten, wie seinerzeit der Fabrikarbeit. Aber im Allgemeinen ist der Arm der Schule zu kurz, die ganze Existenz der Kinder schützend zu umspannen. Und der Beruf fehlt, weil die Tendenzen socialen Schutzes heute für sich allein im Stande sind, sich Beachtung zu verschaffen in Gesetzgebung und Verwaltung, sie bedürfen der Krücken der Schule nicht mehr.

*) Statistische Daten im obenerwähnten Aufsatz bei Schmoller, Jahrbuch 1899, S. 75, 85, 108.

Bücherbesprechung.

— **Kriegstechnische Zeitschrift für Officiere aller Waffen**, geleitet von E. **Hartmann**, Oberst z. D. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Diese Zeitschrift hat sich so viel Freunde erworben, daß es genügt, von Zeit zu Zeit auf einzelne Aufsätze aufmerksam zu machen, welche ein Interesse zweifelsohne auch bei Solchen erwecken werden, welche für gewöhnlich dem Leserkreise der Kriegstechnischen Zeitschrift nicht angehören. Hierzu dürfte zu rechnen sein, was das zweite Heft des laufenden Jahrganges bringt als „Betrachtungen über das Infanteriegewehr von heute und morgen" sowie eine mit vortrefflichen Illustrationen ausgestattete Beschreibung der Feldgeschütze des Generals Kitchener im Sudan-Feldzuge 1898. P.

— In der **Besprechung des Mirbach'schen Buchs über die Kaiserreise** (Nr. 35 vom 23. März) ist auf Seite 140, 33. Zeile von oben statt bezaubernde Formlosigkeit zu lesen: bezaubernde **Harmlosigkeit**.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 38. Donnerstag, den 30. März, Abends. 1899.

Das Kreuz Christi in der Legende.*)

Von Divisionspfarrer Johannes Neumeister.

Was ist aus dem Kreuzesholze geworden, an dem unser Heiland gestorben ist? Zur Erörterung dieser Frage bietet jetzt die Passionszeit einen geeigneten Anlaß. — Freilich die geschichtliche Forschung giebt uns darauf nur eine dürftige Auskunft. Um so genauere Antwort finden wir in der Legende. Es ist begreiflich, daß sie um diese heiligste Reliquie der Christenheit mit ganz besonderer Liebe ein buntes Gewinde von Sagen geschlungen hat, die uns oft zart und sinnig anmuthen, oft auch wunderlich, ja geschmacklos erscheinen. Der allmäligen Entwickelung der Legende nachzugehen, ist ein reizvolles Unternehmen. Zuerst hat die fromme Phantasie wundergläubiger Zeiten sich mit den Schicksalen des Kreuzesholzes nach Christus beschäftigt, dann aber hat sie rückschauend auch eine Geschichte des Kreuzes vor Christus geschaffen, hat seine Ursprünge ins Paradies verlegt und in ihren Sagenkreis die biblischen Gestalten Adam's und Seth's, Moses' und David's, Salomo's und der Königin von Saba hineingezogen.

I. Es steht geschichtlich fest, daß in der von Konstantin dem Großen und seiner Mutter Helena erbauten Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem im 4. Jahrhundert ein Stück Holz gezeigt wurde, das für einen Theil des Kreuzesholzes galt. Aus dieser Thatsache entwickeln sich beinah zu gleicher Zeit zwei Formen frommer Sage, die später mit einander in Verbindung gesetzt werden. Die eine, sicher die ältere, entstand wohl innerhalb der syrischen Kirche, im Fürstenthum Edessa, die andere hatte ihren Ursprung im Abendland, auf griechischem Boden. Die syrischen Handschriften, die Eberhardt Nestle veröffentlicht und übersetzt hat, erzählen etwa Folgendes: Protonike (syrisch Ptruniqui, lateinisch Patronika genannt), die Gemahlin des Kaisers Claudius, ward durch Petrus in Rom bekehrt. Sie reiste mit ihrer Tochter und zwei Söhnen nach Jerusalem, voll Verlangen, Golgatha, das Grab und das Kreuz Christi zu sehen. Aber der Bischof Jakobus erklärte ihr: „Diese drei Dinge sind unter der Hand der Juden, sie halten sie verwahrt und auch das Holz des Kreuzes wollen sie uns nicht geben." — Auf den Befehl der Kaiserin mußten die Obersten der Juden die heiligen Stätten übergeben. Sie fand nun im Grab des Herrn drei Kreuze, aber in dem Augenblick, da sie das Grab betrat, fiel ihre Tochter um und war todt, „ohne Krankheit und ohne Schmerz". Da betete die Kaiserin, Gott möge sich ihrer erbarmen, damit nicht sein Name gelästert werde; die Juden könnten sonst diesen Todesfall als eine Strafe ansehen, dafür, daß sie die Götter ihrer Väter verleugnet und sich zu Christus bekannt habe. — Da trat ihr Sohn zu ihr und sagte: „Ich glaube, daß dieser plötzliche Tod der Schwester nicht ohne Bedeutung ist. Wir wissen nicht, welches von den drei Kreuzen das rechte ist. Ich meine, daß wir durch den Tod der Schwester es erfahren können." — Da nahm die Kaiserin selbst eins der Kreuze und legte es auf den Leichnam und betete: „Christus, Gott, der wunderbare Großthaten an diesem Ort gezeigt hat, wenn dir dies Kreuz gehört, dann zeige deine Macht, und meine Tochter soll leben, und dein Name gepriesen werden." Und als sie eine Stunde gewartet hatte, that sie dasselbe mit dem anderen Kreuz und nach wieder einer Stunde mit dem dritten. Und als sie ihre Augen wieder gen Himmel erheben wollte, ihren Herrn zu bitten, da, noch ehe sie gesprochen, sobald das Holz an den Leichnam kam, wurde ihre Tochter lebendig und stand plötzlich auf. Die Kaiserin befahl ihr, unverschleiert durch die Stadt zu gehen, damit alle die vom Tod so wunderbar erweckte sähen. Dann gebot sie ein herrliches Gebäude über Christi Grab zu errichten. Nach ihrer Heimkehr nach Rom berichtete sie dem Gatten, was sie erlebt, und darauf hin vertrieb Claudius alle Juden aus Rom und Italien (vgl. Apostelgesch. 18, 2, Sueton Claudius 25). — Der abendländische Legendenkreis hat zum Mittelpunkt die Gestalt Helena's, der glaubenseifrigen Mutter des Kaisers Konstantin. Hier gestatten die Quellen die allmälige Ausgestaltung der Sage zu verfolgen. — Eusebius von Cäsarea, der einzige zeitgenössische Zeuge, scheint von einem Kreuzesfund noch nichts zu wissen. Er erwähnt in seiner Kirchengeschichte einen Brief des Konstantin an den Bischof Makarius. Dort spricht dieser von dem „jetzt geschehenen Wunder, daß das Denkmal des allerheiligsten Leidens so viele Jahre unter der Erde verborgen geblieben, bis es nun endlich hervorschimmern sollte". Euseb deutet das auf die Wiederausgrabung der Grabeshöhle, wobei die Kreuznägel gefunden worden seien. — Cyrill, bis 386 Bischof von Jerusalem, steht der Zeit Konstantin's noch am nächsten. In seinen Katechesen führt er „das noch vorhandene Kreuz" des Herrn als Beweis für die Auferstehung an. In einem Brief an Kaiser Konstantius, der freilich von Vielen für unecht gehalten wird, erwähnt er, daß unter des Kaisers Vater Konstantin „das heilbringende Holz des Kreuzes" in Jerusalem gefunden worden sei. Genaueres über die Auffindung bringt schon Ambrosius von Mailand in seiner 395 auf Theodosius den Großen gehaltenen Leichenrede. Mit rhetorischem Schwung schildert er Helena's frommen Eifer und die Ausgrabung von drei Kreuzen in ihrer Gegenwart, von denen das echte am titulus erkannt wird, jenem Täfelchen mit der Inschrift: Jesus Nazarenus rex Judaeorum. Von einem Wunder weiß er noch nichts. Bei Rufinus und den drei griechischen Fortsetzern des Euseb ist der legendenhafte Zug schon völlig ausgebildet: Helena habe den Ort der Kreuzigung und das Grab gesucht, sie seien schwer zu finden gewesen, da Hadrian das Grab habe verschütten und einen Jupiter- und Venustempel auf Golgatha errichten lassen, um den Christen das Betreten der Stätte unmöglich zu machen. Aber Helena, der durch ein Himmelszeichen der Ort offenbart worden sei, habe die Stätte reinigen lassen von Schutt und heidnischem Greuel und habe drei Kreuze gefunden, den Titulus aber lose daneben liegend. — Dem Bischof Makarius sei nun im inbrünstigen Gebet ein erleuchtender Gedanke gekommen. Um das rechte Kreuz zu erkennen, habe er eine todkranke Frau herbeibringen und ihr die Kreuze auflegen lassen. Bei der Berührung des dritten sei sie gesund geworden. — Damit war aber die Weiterbildung noch nicht abgeschlossen. Schon Sozomenus († 423) erwähnt in seiner Kirchengeschichte als Gerücht: auch ein Todter sei durch das aufgefundene Kreuz zum Leben erweckt worden, und sein Zeitgenosse Paulinus von Nola erzählt das schon als Thatsache. Dieser Zug, die Ersetzung des Heilungswunders durch die Todtenerweckung, kehrt wieder in der Form der Helena-Legende, wie wir sie in der syrischen Kirche finden. Sie ist dort ganz eigenartig ausgestaltet und mit jener Protonikesage ver-

*) Vgl.: Eberh. Nestle, De sancta cruce, 1889. — Holder, Inventio sanctae crucis, 1889. — Jac. Gretser, S. J, De cruce Christi, 1598 ff. — F. Piper, Der Baum des Lebens im Ev. Kalender 1868. — Wilh. Meyer, Die Geschichte des Kreuzesholzes vor Christus (Abh. d. philol.-philos. Classe der k. bayr. Ak. d. Wiss. XVI, 1882.) — Van deme Holte des hilligen Cruzes ed. Schröder, 1869. — Zöckler, Das Kreuz Christi, 1875. — Herzog, R.-E. I. Aufl., Bd. 8. — Weyer und Welte, Kirchenlexikon, II. Abth. — Wüttgenbach, Die Geschichte des Kreuzes, 1898.

bunden worden. Wir berichten wieder nach Nestle's Uebersetzung mehrerer syrischer Handschriften: Der Uebergang wird hergestellt durch den Bericht: Unter dem Kaiser Trajan hätten die Juden sich wieder des Kreuzes bemächtigt und es 20 Ellen tief vergraben. Dann heißt es weiter: Als Konstantin durch die Kreuzesvision belehrt war, befahl er seiner Mutter, nach dem Holz des Kreuzes zu forschen und eine Kirche auf Golgatha zu bauen. Sie zog mit großem Gepränge in Jerusalem ein und befahl, es sollten sich sofort alle Juden versammeln und 30 schriftkundige Männer wählen, die ihr Rede stehen sollten. Nach zweistündiger Haft bedrohte sie diese mit dem Feuertod, falls sie ihr keine Auskunft gäben. Da schoben sie einen gewissen Judas vor, der ihnen erzählt hatte, daß Nicodemus und der Märtyrer Stephanus Ahnen von ihm seien, von denen her in seiner Familie alte Ueberlieferungen über Christus sich weitergeerbt hätten. — Da aber Judas der Kaiserin versicherte, daß er den Ort der Kreuzigung nicht kenne, so ließ sie ihn sieben Tage ohne Nahrung in eine trockene Cisterne sperren. Gequält vom Hunger rief er endlich: „Bringt mich herauf aus dieser Grube, ich will euch den Ort des Kreuzes Christi zeigen." Er ging nun hin, ohne die Stätte genau zu kennen, auf's Ungefähr, und rief laut Gott an, daß er ein Zeichen gebe. Und siehe, ein furchtbarer Donnerschlag erfolgte und ein lieblicher Geruch stieg auf aus dem Boden. Da ergriff den Judas Entsetzen, seine Hände schlotterten und er betete Christum an. Dann schürzte er sich und griff zur Haue und grub mit den von Helena ihm beigegebenen Soldaten 20 Ellen tief. Da fand er die drei Kreuze und brachte sie zur Kaiserin. Um nun zu erkennen, welches das Rechte sei, legte sie Judas in die Mitte der Stadt. Als um die 9. Stunde ein todter Jüngling vorübergetragen wurde, ließ Judas die Bahre anhalten und berührte den Todten mit den Kreuzen; das dritte erweckte ihn zum Leben. Da schrie der Satan laut: „Wehe über dich, Jesus von Nazareth, daß du auch dein Kreuz, das verborgen gewesen, gegen mich ans Licht gebracht hast. Weh über dich, Judas! Was ist das, das du mir gethan hast! Vorher, durch einen Judas habe ich das Volk sündigen gemacht, und jetzt durch deine Hand, Judas, siehe, werde ich vertrieben von hier!" Judas aber verfluchte den Satan. In der Taufe, die der Bischof Eusebius (!?) von Rom vollzog, erhielt Judas den Namen Cyriacus und ward zum Bischof von Jerusalem erhoben. Helena gab Befehl, ein Kästchen von Silber zu fertigen, und legte das Kreuzesholz hinein und stiftete es in die Kirche, die auf Golgatha gebaut wurde. Auf Helena's Wunsch betete Cyriacus noch einmal in Gegenwart vieler Gläubigen an der Stätte der Kreuzauffindung, Gott möge ihn auch die Nägel finden lassen. Da schlug ein Blitz in die Erde und man sah die Nägel mitten aus der Erde blitzen, wie Gold; und er nahm sie mit Furcht und brachte sie zur Kaiserin. So weit die syrische Legende.

Das Factische, das diesen Legenden zu Grunde liegt, ist nur schwer zu ermitteln. Wenn man nicht überhaupt jegliche geschichtliche Grundlage leugnen will, kann man wohl mit Zöckler als Kern der Ueberlieferung ansehen „die an sich nicht unmögliche, aber von Zeitgenossen nicht bezeugte Thatsache einer auf Helena's Befehl angestellten Nachgrabung und eines hierbei erfolgten Zutagetretens von alten Holztrümmern, in denen man Reste des Kreuzes zu erkennen meinte". — Thatsächlich war ja, wie wir erwähnten, in der Grabeskirche auf Golgatha eine silberne Truhe aufgestellt, in der ein Holzstück lag, das für einen Theil des Kreuzes Christi angesehen wurde. Sie wurde bewacht von besonderen „Kreuzwächtern", die man aus bewährten Geistlichen erwählte. Auf die Aufstellung des Kreuzesholzes bei der Einweihung der Grabeskirche am 14. September 335 führte die morgenländische Kirche das festum exaltationis zurück, während die abendländische das Kreuzauffindungsfest am 3. Mai beging. Es wird weiter berichtet, daß Helena einen Theil des aufgefundenen Kreuzesholzes ihrem Sohn geschenkt habe; und der Kirchengeschichtschreiber Sokrates erwähnt als „allgemeine Rede", Konstantin habe gemeint, daß die Stadt, in der das Kreuz aufbewahrt werde, vor Unglück bewahrt bleibe. Darum habe er das Kreuzesholz in seine Statue eingeschlossen, die er auf dem Markt in Konstantinopel auf einer ungeheuren Porphyrsäule aufstellen ließ. Burckhardt in seinem Werk „Konstantin und seine Zeit" führt noch ein anderes Gerücht über dies Konstantinsdenkmal an: Der Kaiser habe das Palladium heimlich aus Rom entführen und ins Fundament jener Porphyrsäule einmauern lassen, als kräftigen Schutz für die Kaiserstadt. Jene Konstantinsstatue war eigentlich ein Apollobild, dessen Kopf Konstantin hatte abnehmen und durch seinen eignen ersetzen lassen; im Apollorumpf ein Stück von Christi Kreuz, unter ihm das Palladium — wahrlich wir können kein besseres Bild finden von der wunderlichen Mischung von Heidenthum und Christenthum im Herzen Konstantin's! Begreiflich ist's, daß Christen und Heiden in gleicher Weise diese Konstantinsstatue verehrt und Kerzen und Weihrauch davor angezündet und Nothgelübde davor gethan haben. Solche Verehrung galt wohl weniger der Person des Herrschers, als vielmehr dem Apollorumpf und den Reliquien, die die Menge im Denkmal vermuthete. Auch die Nägel soll Helena dem kaiserlichen Sohne geschenkt haben. Nach der einen Version soll sie ihm haben Zügelbeschläge daraus fertigen lassen. Man sah darin eine Erfüllung der Weissagung Sacharja 14, 20. Nach Ambrosius hat Helena auch einen Nagel in die Krone des Kaisers einlegen lassen, Andere berichten, daß ein Nagel in einen Helm hineingearbeitet worden ist. — Solche Nägel wurden später eine ganze Anzahl gezeigt und verehrt. So soll Gregor der Große einen Kreuzesnagel der Langobardenkönigin Theodolinde bei der Taufe ihres Sohnes Adalwald als Geschenk übersandt haben; sie ließ zur Krönung ihres Gemahls Agilulf 593 eine Krone mit jenem Nagel als inneren Reifen fertigen [— die langobardische „eiserne" Krone —. Ein Nagel wird in Rom in der Kirche des heiligen Kreuzes aufbewahrt, dessen Spitze ist weggefeilt. Ein katholischer Schriftsteller benutzt diesen Umstand zur Erklärung der vielen Kreuznägel; er meint, man habe die Feilspäne dieses für echt gehaltenen Nagels in andere genau nachgebildete Nägel eingeschlossen, sodaß die Verehrung den Partikeln des echten Nagels gelte.

Doch kehren wir zum Kreuzesholz zurück. Jener in der Grabeskirche zu Jerusalem aufbewahrte Theil wurde alljährlich am Charfreitag, am Kreuzerhöhungsfest und zu Mittfasten aus der silbernen Truhe genommen und vom Patriarchen von Jerusalem der vieltausendköpfigen Menge gezeigt. Der Ruf dieser Reliquie zog ja Wallfahrer aus allen Ländern nach der heiligen Stadt. — Die aquitanische Pilgerin Silvia, die etwa 385 in Jerusalem war, berichtet Folgendes: „Am Charfreitag zieht die ganze Masse des Volkes Eins nach dem Anderen vorüber, Jeder wirft sich nieder und berührt das Kreuz und den Titulus zuerst mit der Stirn, dann mit den Augen und küßt das Kreuz und geht weiter. Sie dürfen es nicht mit den Händen angreifen. — Es wird aber so streng bewacht, da einmal Einer ein Stück vom Holz abgebissen haben soll, um es zu stehlen." Nur ausnahmsweise wurde das Holz auch außer der Zeit fremden Pilgern gezeigt. Der Bischof von Jerusalem, in dessen Obhut das Holz sich befand, hatte das Recht, kleine Splitter davon abzuschneiden und zu verschenken, und von dem Rechte hat er reichlich Gebrauch gemacht. Schon Cyrill von Jerusalem sagt in der vierten Katechese: „Von dem Kreuzesholz ist die ganze Erde zum Theil erfüllt." Und Chrysostomus rühmt 387 in einer Predigt: „Jedermann ist so sehr bestrebt, das heilige Holz, daran der Herr gehangen, zu sehen und zu verehren, daß Jeder, der nur ein kleines Stück davon hat, es in Gold fassen läßt und es — Männer so gut wie Frauen — am Halse trägt." — Solche Kreuzpartikelchen sind bis in's späte Mittelalter hinein ein beliebtes Geschenk gewesen, mit dem geistliche und weltliche Fürsten einander auszeichneten. — Der Kaiser Basilius ließ 872 Ludwig dem Deutschen einen Krystall von wunderbarer Größe als Geschenk überreichen, der mit Gold und edlen Steinen geschmückt war und ein großes Stück vom Kreuzesholz enthielt. Besonders zur Zeit der Kreuzzüge wurden viele Kreuzsplitter in das Abendland gebracht. Allenthalben erhoben sich, solchen Kreuzpartikeln zu Ehren, Oratorien, Kapellen, ja ansehnliche Kirchen. — Auch die Kirche vom heiligen Kreuz in Dresden verdankt wohl ihren Ursprung und ihren Namen dem Kreuzsplitter, den Konstanze von Oesterreich 1234 ihrem Gemahl Heinrich dem Erlauchten mit in die Ehe gebracht und der Kapelle verehrt hatte. — Die sehr begreifliche Frage, wie das Kreuzesholz in Jerusalem trotz solcher massenhaften Absplitterung intact bleiben könne, hat schon Paulinus von Nola gelöst. In einem Briefe erklärt er: „Das Kreuz hat in seinem vernunftlosen Stoff doch eine lebendige Kraft, es paßt den beinah täglich geäußerten unzähligen Wünschen sein Holz an, so daß es den Verlust nicht merkt und wie unberührt bleibt. Diese unverwüstliche Kraft und unzerstörbare Festigkeit trinkt es aus dem Blute jenes Fleisches, das den Tod litt und doch keine Verwesung sah." — Bei dieser Erklärung beruhigte sich das Mittelalter. Aber im Zeitalter

des Humanismus wagte sich die Kritik auch an diese besonders heilig gehaltenen Reliquien. Erasmus spottete: „Aus der Gesammtheit der Holzmasse könne man ein Lastschiff bauen.“ Calvin ging noch weiter in satirischer Uebertreibung: Das Kreuz habe einst ein Mensch getragen; wenn man alle Kreuzsplitter sammeln wollte, dann würden sie 300 Menschen nicht tragen können. Der scharfen Kritik der Reformatoren und besonders der Magdeburger Centurien gegenüber haben sich doch viele katholische Schriftsteller auf jenen Standpunkt des Paulinus gestellt, Allen voran der Jesuit Gretser, der in einem dreibändigen Riesenwerk de sancta cruce die Kreuzlegenden, die Kreuzreliquien und den mannigfachen Gebrauch des Kreuzes in der römischen Kirche unter Herbeibringung eines ungeheuren Materials vertheidigt. — In neuerer Zeit hat der Benedictiner Suidbert Bäumer in Wetzer's und Welte's Kirchenlexicon auf Grund der Berechnungen des Franzosen Rohault de Fleury den Nachweis versucht, daß man gar nicht eine wunderbare Vermehrung des Kreuzesholzes anzunehmen brauche, daß vielmehr der Cubikinhalt der vorhandenen Kreuzespartikel nur etwa ein Drittel des muthmaßlichen Gesammtcubikinhaltes des Kreuzes ausmache. — Wir haben noch eine Episode aus der Geschichte des in Jerusalem aufbewahrten Kreuzstückes nachzuholen. Chosru II. überschwemmte mit seinen Persern die asiatischen Provinzen des oströmischen Reichs und eroberte 614 auch Jerusalem. Unter den Schätzen, die er nach der Verwüstung und Plünderung der Stadt mit fortschleppte, befand sich auch die Truhe mit dem Kreuzholze. Der Patriarch Zacharias, der als Gefangener mitgeführt wurde, hütete die Reliquie aufs Sorgfältigste. Der tapfere Kaiser Heraklius aber schlug Chosru mehrere Male bis zur Vernichtung, und nach Chosru's Entthronung und Ermordung machte sein Sohn Shiroes 628 Frieden und gab mit dem ganzen Raube auch die heilige Truhe heraus. 631 brachte sie der Kaiser im Triumph wieder nach Jerusalem zurück. In feierlicher Prozession trug er, in ein Bußgewand gekleidet und barfuß, das Kreuz den Calvarienberg hinauf in die prachtvoll wiederhergestellte Grabeskirche. — Im Abendlande führte man das Fest der Kreuzerhöhung am 14. September auf diese Geschichte zurück, während es, wie wir oben sahen, in der griechischen Kirche in Beziehung gesetzt wird zu der Ausstellung der Kreuzreliquie in der neuen Grabeskirche durch Helena.

II. Damit ist die Geschichte des Kreuzesholzes nach Christus erschöpft. Aber die fromme Phantasie beruhigte sich dabei nicht. Sie begann auch danach zu fragen: woher ward das Holz zum Kreuz Christi genommen? Der Opferaltar, auf dem das Lamm Gottes geopfert ward zum Heil der ganzen Welt, auf dem sich die Versöhnung der Menschheit mit Gott vollendete, er mußte von einem ganz besonders edlen, wunderbaren Baum stammen. — Die Legende begann geschäftig ihre Fäden zu spinnen; schon vorhandene religiöse Sagenstoffe, die zunächst ganz ohne Beziehung zum Kreuz Christi waren, wurden mit einander verknüpft, und so entstand allmälig ein Sagengebilde, tiefsinnig und wunderlich zugleich, das den Ursprung des Kreuzesholzes von einem der Bäume des Paradieses, meist vom Baum des Lebens, ableitet und seine Schicksale durch die Jahrhunderte bis auf Christus verfolgt. — Den Anfängen dieser Sage begegnen wir erst im Beginne des 12. Jahrhunderts. Aber sie ward vorbereitet durch Bilder und Typen der Schrift und durch die allegorische Auslegungsweise der alten Kirchenväter. Zuerst wird die Parallele gezogen: Christus und der Lebensbaum. Christus nennt sich ja selbst „das Leben“ (Joh. 11, 25; 14, 6), Petrus preist ihn als „Fürst des Lebens“ (Apostelg. 3, 15); Paulus schreibt an die Kolosser (3, 4) „Christus, euer Leben“. Das Bild des Baumes begegnet uns oft bei den Propheten. Der verheißene Messias wird genannt „der Zweig aus der Wurzel Isai“ (Jes. 11, 1—10), „ein gerechtes Gewächs von David“ (Jerem. 23, 5; 33, 15), „der Knecht Zemach, d. i. Sproß“ (Sach. 3, 8; 6, 12), „ein zartes Reis von dem Wipfel des hohen Cedernbaumes, gepflanzt auf den hohen Berg Israels, das zur herrlichen Ceder wird“ (Ezech. 17, 22. 23). — Die Kirchenväter Justin, Origenes, Gregor von Nyssa und Andere sehen darum in dem Lebensbaume des Paradieses das Sinnbild oder den Typus Christi. Anastasius Sinaita um 650 beruft sich dabei auf Lucas 23, 3: „er nannte sich selbst das Holz des Lebens, indem er zu den weinenden und klagenden Weibern sprach: So man das thut am grünen Holz, was will am dürren werden? das grüne Holz, das ist das Holz des Lebens.“ — Von hier aus ist der Uebergang zu der anderen Parallele: Kreuz und Lebensbaum leicht gefunden. Schon zu der Zeit, da der Lebensbaum noch als Symbol Christi galt, spüren die Kirchenväter mit Bezug auf's Kreuz den Stellen im Alten Testament nach, wo ein Baum oder ein Holzstab als heilig oder lebenweckend genannt werden. Der Stab Jacob's, Moses', Aaron's, Elisa's, der Pfahl mit der ehernen Schlange, die Eiche zu Mamre, das Holz, das Isaak auf den Morija trug — Alles wird zum Typus des Kreuzes. — Auch der Baum der Erkenntniß wird zum Kreuz in Beziehung gesetzt, meist als Gegenbild. — Aber mit der blos bildlichen Parallele, mit dem Spiel der Gedanken begnügt sich das Mittelalter nicht, es denkt massiv, es will anschauliche, gleichsam handgreifliche Thatsachen haben. So entsteht aus jenen Typen im Anfang des 12. Jahrhunderts eine Legende, die sich binnen 200 Jahren zu einem umfangreichen Sagengebilde entwickelt, wohl dem reichsten, das das Mittelalter auf religiösem Gebiete kennt. — Nach der Behauptung der Legendenerzähler stammt die Legende aus dem Morgenland, sie berufen sich auf die traditio Graecorum. Allem Anschein nach haben Kreuzfahrer die Sage mitgebracht. Die älteste Form, zu Beginn des 12. Jahrhunderts, kennt noch nicht die Beziehung zum Paradies: „ein Jude fand im Walde einen Baum mit dreifachem Laub. Salomo ließ den Stamm in seinen Palast bringen und verehrte ihn (als Sinnbild der Dreieinigkeit). Als ihn die Königin von Saba besuchte, in der man eine der weissagenden Sibyllen des Alterthums zu erkennen glaubte, verkündete sie ihm, daß Jemand an dem Holz sterben werde, dessen Tod den Untergang des Reiches herbeiführen werde. Deshalb ließ Salomo den Stamm tief in die Erde graben. An der Stelle entstand später ein Teich, dessen Wasser durch das Holz heilkräftig wurde, sobald ein Engel herabstieg und das Wasser bewegte (vergl. Joh. 5). Zu Jesu Zeiten trocknete der Teich aus und das Holz trat zu Tage. Am Charfreitag ward es herausgezogen und zum Kreuz des Herrn verwendet.“ Die zweite Stufe bedeutet die Erzählung des Honorius Augustodunus vor 1125. Sie knüpft an die alte Sage an, daß Adam auf Golgatha begraben worden sei. Schon Origenes berichtet dies — wohl irrthümlicherweise — als jüdische Ueberlieferung. Auf diese Sage gründete sich die Vorschrift der griechischen Kirchenmalerei für die Kreuzigungsscene, daß unter dem Kreuz eine kleine Höhle zu malen sei, in der Adam's Schädel und zwei Knochen liegen, besprengt mit dem Blute Christi, das aus den Wunden der Füße herabrinnt. Honorius erzählt nun: „Nach Adam's Tod erschien ein Engel und legte ihm einen Kern vom verbotenen Baum des Paradieses in den Mund. Aus dem Kern wuchs ein Baum. Unter dem pflegte Salomo Gericht zu halten. Als ihn die weise Königin von Saba besuchte, fand sie den König unter dem Baume sitzend. Aber sie beachtete ihn zuerst nicht, sondern betete den Baum an. Da sie ihm die Auskunft über ihr Verhalten verweigerte, so ließ er sie durch seinen Halbbruder, einen Zwerg, den sie sich als Gastgeschenk erbeten hatte, ausfragen. Die Seherin — denn als solche sah das Mittelalter diese Königin an — verieth diesem ihr Geheimniß: »Der Baum wird die Erlösung der kommenden Zeit tragen, aus ihm werden zwei Hölzer gehauen werden, an denen das Heil der Welt aufgehängt wird.« Da ließ Salomo den Baum fällen und zum Schaubrodtisch im Tempel verwenden. Durch Jeremias bei der Zerstörung Jerusalems gerettet, durch Esra dann beim Neubau des Tempels als Thürpfosten verwandt, ward der Stamm schließlich als unbrauchbar beiseit gethan und in einen Teich geworfen, dessen Wasser er Heilkraft verlieh. — Da das Holz schließlich obenauf schwamm, wollte Simon von Kyrene, ein Zimmermann, am Charfreitag es aus dem Wasser ziehen. Dabei überrascht, ward er von den Juden gezwungen, daraus das Kreuz Christi zu zimmern.“ Mit dieser Form der Legende war die Verbindung mit dem Paradies hergestellt, aber die Ausdeutung geschah in ganz verschiedener Weise. Gottfried von Viterbo erzählt in seinem Pantheon (um 1180): „Hionitus (Jonicus), der nachgeborene Sohn Noah's, ward auf sein Gebet hin von Gott im Zustand der Verzückung ins Paradies versetzt. Um sich davon zu überzeugen, daß er nicht träume, sondern Wirklichkeit schaue, nahm er drei Pflänzchen aus dem Paradies mit, eine Tanne, eine Palme und eine Cypresse. Er pflanzte sie an verschiedenen Orten, aber sie wuchsen doch zusammen und bildeten einen Baum unter einer Rinde, aber mit dreifachem Laub. — Unter David wurde der Baum auf dem Libanon entdeckt, auf David's Geheiß gefällt, in seinem Gemach aufgestellt und als Sinnbild der Dreieinigkeit verehrt. — Unter Salomo sollte er zum Bau des Tempels verwendet werden; da er aber nirgends in den Bau sich fügen wollte, so ließ er ihn

vor den Tempel aufstellen und vom Volk verehren. Infolge der Unglücksweissagung der Königin des Ostens, der Sibylle Nicaula, ließ Salomo das Holz in den Schafteich werfen, damit es verfaule." Der weitere Verlauf ist wie oben. — Nach einer anderen Sage, die auf französischem Boden heimisch war, hatte Eva mit dem verbotenen Apfel einen Zweig des Baumes mit abgebrochen und achtlos aus dem Paradies mit fortgenommen. In die Erde gesteckt erwuchs er zum großen Baum, unter dem Abel getödtet wurde. Später zum Tempelbau verwendet, gab er endlich den Balken her zum Kreuz. — Diese Versionen der Sage erhielten aber keine officielle Geltung. Vielmehr wurde eine andere Ausgestaltung der Legende approbirt, die einen alten Sagenstoff mit den bisher vorhandenen Elementen der Kreuzessage verband. Im zweiten Theil des apokryphen Evangeliums des Nicodemus, im descensus ad inferos, der wohl aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts stammt, erzählt in der Unterwelt Seth den Patriarchen und Propheten aus Anlaß der Taufe Christi im Jordan Folgendes: „Der alte kranke Adam habe ihn nach der Paradiesespforte gesandt, um Gott um das Oel der Barmherzigkeit zu bitten, das er ihm einst verheißen habe. Aber am Paradiesesthor sei der Erzengel Michael ihm erschienen und habe gesagt: Seth, höre auf unter Thränen das Oel der Barmherzigkeit zu erbitten, mit dem du den Vater in seinen Schmerzen salben willst. Du kannst es jetzt nicht erhalten, sondern erst in den letzten Tagen, wenn 5500 Jahre erfüllt sind. Da wird der geliebte Sohn Gottes Jesus Christus auf die Erde kommen . . . und mit dem Oele seiner Barmherzigkeit Alle salben, die an ihn glauben. Dann wird er in die Erde hinabsteigen und unsern Vater Adam ins Paradies führen zum Baum des Lebens." Daran knüpft nun unsere Legende an; sie läßt den Seth nicht leer zurückkehren. Schon Lambertus, Canonicus in St. Omer, hat in seinem Floridus um 1120 berichtet: Der Engel habe Seth ins Paradies geführt und einen Zweig vom Baum der Erkenntniß brechen lassen. Den habe er dem Vater gebracht und ihn mit dem Geruch des Holzes erquickt. Darauf sei Adam gestorben. Den Zweig habe Seth zu Häupten des Vaters gepflanzt. Er sei zu einem Baum erwachsen, bis er zu Salomo's Zeiten für den Bau des Tempels gefällt worden sei. Als unbrauchbar verworfen, habe der Stamm 1090 Jahre ungenutzt gelegen, bis auf Christus. Da sei aus ihm das Kreuz gezimmert worden. — Spätere fügen noch einen Zug hinzu: Da der Balken nirgends habe passen wollen, so habe man ihn als Steg über den Kidron gelegt. Als aber die Königin von Saba kam, Salomo zu besuchen, sah sie im Geist, daß der Erlöser der Welt an dem Holze hängen werde. So betete sie es an und schritt neben dem Steg durchs Wasser. — Sie weissagte dem Salomo: „An dem Holz wird Einer hängen, durch dessen Tod der Juden Herrschaft zerstört wird." Darum ließ er das Holz in die tiefsten Tiefen der Erde versenken. An der Stelle ward später der Schafteich angelegt. Das Weitere deckt sich mit den früheren Legenden. — In dieser Form ist die Legende von Jacobus de Voragine in seine bekannte und hoch angesehene Legenda aurea aufgenommen worden (nach 1250), sie liegt auch dem „Kreuzesleich" des Heinrich Frauenlob zu Grunde. — Wir verzichten darauf, alle die anderen Varianten aufzuzählen. die wunderlichen Blüthen der Phantasie, die sich um den Kreuzesstamm ranken. Wir wenden uns der letzten Stufe der Entwickelung zu, die unsere Legende am Ende des 13. Jahrhunderts erreichte. Zwölf Darstellungen dieser reichsten Form in verschiedenen Sprachen sind uns erhalten, die alle auf einen lateinischen Grundtext zurückgehen. Eine davon ist das Gedicht in mittelniederdeutscher Sprache Van deme holte des hilligen Cruzes, das C. Schröder 1869 herausgegeben hat.

Es soll uns für das Folgende als Grundlage dienen: „Als Adam 930 Jahr alt war, da ward er krank von Alter und Arbeit. Müde lehnte er sich einst auf seinen Spaten und rief seinen Sohn Seth und bat ihn, zum Cherub vor dem Paradies zu gehen und ihn zu fragen, wie lange er des Oeles der Barmherzigkeit missen solle, das Gott ihm verheißen. Der Weg sei leicht zu finden, er solle denselben Pfad wandern, den er mit Eva gekommen sei bei der Flucht aus dem Paradies.

„dar stân noch de selben votspôren
vordorret. dar wuhs nê ût
lôf noch gras noch ander krût."

Seth gehorchte dem Vater. Der Cherub antwortete ihm nicht sogleich, sondern forderte ihn auf, den Kopf durchs Paradiesesthor zu stecken und sich darin umzuschauen. Da sah Seth die vier Ströme, am Quell derselben einen hohen blätterlosen Baum, um den eine Schlange sich ringelte und auf dessen Gipfel ein Kind lag, neugeboren in Tücher gewunden. — Der Engel erklärte ihm, dies Kind werde noch von einer reinen Magd menschliche Figur empfangen. Erst wenn die bestimmten Jahre abgelaufen seien, solle dem Kind das Oel der Barmherzigkeit aus seinem Leibe gepreßt werden. Es werde sein Blut vergießen an dem Holz, das wachsen müsse aus drei Körnern. Dann werde Adam froh werden. — Darauf gab ihm der Cherub drei Körner von einem Apfel, der am selben Reis gewachsen war, von dessen Frucht Adam gegessen. Seth eilte nun zum Vater, »Tag und Nacht hastend«; da er ihm des Engels Worte verkündete, ward Adam froh und lachte laut — das einzige Mal in seinem Leben. Nach drei Tagen starb er. Seth führte seinen Leichnam nach Hebron, begrub ihn in derselben Erde, aus der ihn Gott geschaffen, und nach dem Gebot des Engels legte er dem Todten die drei Körner unter die Zunge. Daraus wuchsen drei Reiser, eine Ceder, eine Cypresse, eine Palme. Mose fand sie dort, als er mit dem Heer Israels ins Thal Hebron kam. Er erkannte in ihnen das Zeichen der Dreifaltigkeit, zog sie aus und machte mit ihnen das bittere Wasser süß. In Moab pflanzte er sie in die Erde. Auf eines Engels Weisung holte sie David von dort mit großem Gepränge nach Jerusalem. Durch ihre Berührung wurden unterwegs Kranke gesund, sogar drei Mohren weiß. In Jerusalem setzte sie David über Nacht in einen Brunnen, da wuchsen sie wunderbar zusammen und entwickelten sich zum mächtigen Baume. David ließ ihn durch eine Mauer schützen und jedes Jahr einen silbernen Ring ihm umlegen. Nach 30 Jahren, als Salomo den Tempel baute, fehlte den Bauleuten ein geeigneter Stamm; da ließ Salomo den Wunderbaum fällen und die 30 Ringe in den Tempel hängen (mit ihnen wurde Judas bezahlt). Der Balken, den sie aus dem Holze zimmerten, erwies sich aber immer zu kurz oder zu lang; darum ließ ihn Salomo in den Tempel legen. Einst setzte sich ein Weib achtlos auf den Balken (merkwürdiger Weise Sibille genannt), da stand plötzlich ihr Kleid in Flammen, sie aber rief laut in Eingebung des Geistes: »O heiliger Baum — an dir soll zu unsrer Rettung Gottes Sohn hangen.« Die Juden geißelten sie wegen Gotteslästerung und warfen sie in einen tiefen Kerker, in dem sie starb. Den Balken schleppten sie aus dem Tempel und legten ihn als Steg über einen Bach. Aber die Königin von Saba that dem Salomo die Bestimmung des Holzes kund; da ließ er es wieder mit großen Ehren in den Tempel bringen, mit Gold und Steinen beschlagen und gebot es zu verehren. Der König Abia aber nahm den werthvollen Schmuck und ließ den Balken wieder aus dem Tempel tragen. Die Juden nahmen ihn heimlich in der Nacht und vergruben ihn zwanzig Klafter tief. Als man an der Stelle einen Teich anlegte, die Opferthiere darin zu waschen, hob sich das Holz und schwamm oben auf; durch seine Kraft wurden Kranke gesund, bis es auf den Rath eines Juden zur Kreuzigung verwendet wurde." Wir sehen in dieser letzten Phase unserer Sage bei aller Sinnigkeit in einzelnen Zügen doch so viel Künstelei, daß wir wohl den früheren einfacheren Formen den Vorzug geben. Es bedarf nur noch der Erwähnung, daß bei einzelnen Erzählern diese Kreuzessage mit der Helenalegende äußerlich verbunden wird. So erzählt Hermann von Fritzlar in seinem „Heiligenleben": Dô unser herr gestorben was und irstanden was und zu himele gevâren was, dô gedâchten di juden der prophezien, di di vrowe Sybille hate gesaget deme Kunige Salomône und nâmen dit heilige Krûze und begrubin iz in der erden wol hundert Klafteren und di zwei Kruze, dô die schêchêre ane hingen begruben si einz drîzic klâfteren in der erde und daz andere sechzic klâfteren.

Kopfschüttelnd steht wohl das Kind des nüchternen 19. Jahrhunderts vor diesem Sagengewebe', das vielen Generationen als Thatsache galt und zur Erbauung diente. Aber wir wollen doch nicht den tiefen Sinn verkennen, der in dem oft so kindlichen Spiel der mittelalterlichen Phantasie liegt. Diese reiche Fülle immer neuer Wendungen der Sage beweist jedenfalls ein Interesse sondergleichen, das man der Erlösungsthatsache entgegenbrachte. Der Christ des Mittelalters brauchte solche Legenden für die massive Art seines Denkens und er legte in sie hinein die ganze Innigkeit seines Gemüthes und die ganze Gluth seines religiösen Empfindens.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 39. Sonnabend, den 1. April, Abends. 1899.

Evangelische Kirchenzucht im 16. bis 18. Jahrhundert.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Ist die protestantische Kirche heute noch eine Macht in unserem Volke? so möchten wir uns fragen, wenn wir an frühere Zeiten zurückdenken. Was die Kirche damals erreichte und durchsetzte, das erkennen wir vor Allem aus der Art, wie sie es verstand, Kirchenzucht zu üben. Es soll im Folgenden einiges Quellenmaterial über die Kirchenzucht der nachreformatorischen Zeit beigebracht werden. Aufschluß geben uns hier Ephoral- und Pfarrarchive, in denen sich Acten aus dem 16. Jahrhundert wie aus späterer Zeit erhalten haben mit den Aufschriften „Kirchenbußen der Gefallenen“, „Führung der geistlichen Aemter“, „Kirchendisciplin und Ceremonien“ u. Aehnl. Man sollte denken, auch in den von den Superintendenten über Kirchenvisitationen erstatteten Berichten müsse sich vor Allem manch dankenswerther Aufschluß finden über das, was die Kirche zu jener Zeit von ihren Gliedern forderte. Indessen abgesehen von den im 16. Jahrhundert abgehaltenen Generalvisitationen, bei denen von einem geistlichen und weltlichen Beamten die Güter und Einnahmequellen der Kirchen, Pfarrer und Küster verzeichnet, ferner Lehre, Leben und Wandel der Kirchdiener, sowie auch der sittliche Zustand der Gemeinde geprüft wurden, sind Visitationen nur sehr unregelmäßig vorgenommen worden. Das Consistorium muß wiederholt, zumal nach Kriegszeiten, den Superintendenten einschärfen, die unterlassenen Localvisitationen wieder einzuführen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde eine Verordnung erlassen, daß in bestimmten Zwischenräumen „Kirchrechnung“ abgehalten und mit dieser Rechnungsprüfung eine Localvisitation verbunden werden sollte. Aber auch da kam es vor, daß vom Collator zwar Kirchrechnung abgehalten, aber versäumt wurde, den Ephorus dazu einzuladen. Wie wenig Werth auf die Kirchenvisitationen zu Zeiten gelegt wurde, geht daraus hervor, daß sie im vorigen Jahrhundert oft im Nachmittagsgottesdienst stattfanden. Was wir aber in Visitationsprotokollen und in den erwähnten Acten finden, ist der Niederschlag der Anschauungen, die in der kirchlichen Gesetzgebung uns entgegentreten, wie z. B. in den Generalartikeln von 1580 und den nachfolgenden Gesetzen und Verordnungen. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, so dürfen wir wohl sagen, beherrschte die Kirche das öffentliche Leben und das Leben des Einzelnen. Dies zeigt sich besonders in der Sonntagsfeier, zumal des 16. Jahrhunderts. Wohl war es der Grundsatz Luther's und der Reformatoren, daß nur von innen heraus durch Ueberzeugung und Drang des Gemüthes der Mensch zur Kirche gebracht werden dürfe, und daß freie Selbstbestimmung über allen äußeren Zwang zu setzen sei. Gleichwohl wurde, zumal im 16. Jahrhundert, der Sonntag fast in puritanischer Weise gefeiert. Sonntagsentheiligung wird nach dem Gesetz wiederholt als schwere Sünde hingestellt und Gottes Strafgericht dafür angedroht. Werktagsarbeit darf am Sonntag nicht stattfinden, Handarbeit ist bei 6 Groschen, Roßarbeit bei 12 Gr. verboten, selbst eine noch höhere Geldstrafe ist festgesetzt für Den, der ohne Erlaubniß des Pfarrers oder Richters arbeitet. Um aber das Gesetz nicht gleich von vornherein unwirksam zu machen, wird auch insonderheit den Amtleuten, denen vom Adel wie den Schössern befohlen, die Unterthanen an Feiertagen nicht mit Frohnen und Diensten zu belasten, und dieses Gebot galt nicht nur für die Sonn- und Feiertage, zu denen wir auch die früher gefeierten Apostel- und Heiligentage rechnen müssen, sondern auch für die Zeit der Wochengottesdienste. Es war deshalb nichts Ungewöhnliches, daß ein Pfarrer[1]) sich beschwerte, daß der Lehnsherr, statt sein Gesinde in die Wochenpredigt zu schicken, dasselbe arbeiten läßt, oder daß die Unterthanen eines Lehnsherrn, in ihrem Gewissen beschwert, über denselben beim Pfarrer Klage führen, daß jener sie Sonnabends zu Treiberdiensten auf die Jagd verlange und deshalb abhalte, den Beichtgottesdienst am Sonnabend zu besuchen. Zumal aber während der Zeit der Sonntagsgottesdienste wird Alles vermieden, was den Gottesdienst stören könnte. Wie während desselben Niemand im Wirthshaus sein soll, denn die Wirthe dürfen unter der Früh- und Nachmittagspredigt kein Bier verschenken oder „irgendwelches Spiel oder sonstige Leichtfertigkeit“ gestatten, so soll eben ein Jeder möglichst in der Kirche sein. Das Stehen unter der Predigt vor der Kirche oder auf dem Kirchhof ist verboten, ja sogar das Spazierengehen. Deshalb sollen in der Stadt während des Gottesdienstes die Thore geschlossen werden, wie dies z. B. in Dresden eine Zeit lang geschah, nachdem 1558 der Kurfürst Befehl hierzu gegeben hatte. Ebenso soll ohne Noth und unentschuldigt Niemand zu Hause bleiben, während Kirche gehalten wird, und so seinen Undank gegen Gott und sein Wort bekunden. Zwar sollen aus einem Hause nicht alle zugleich den Hauptgottesdienst besuchen, damit das Haus wegen umherziehenden Gesindels nicht ohne Schutz gelassen werde, wer aber vom Gesinde Vormittags zu Hause bleibt, der soll des Nachmittags den Gottesdienst besuchen. Den Dienstherren wird im Reformationsjahrhundert ausdrücklich aufgegeben, das Gesinde nach der Predigt zu befragen, was ein Jedes aus der Predigt gelernt und behalten habe, auch tragen bei Localvisitationen die Superintendenten den Hausvätern auf, zur Ausübung eines bessern Kirchengesanges Psalmen und Lieder an langen Winterabenden singen zu lassen, bis Kinder und Gesinde sie auswendig wissen.[2]) Der Gottesdienst dauerte dazumal länger als heutzutage. Um jedoch der zu langen Dauer einen Damm entgegenzusetzen, bestimmten hinsichtlich der Predigt, welche mit der Reformation als das Hauptstück im Gottesdienst wieder hervortrat, die Generalartikel von 1580, daß die Hauptpredigt nicht über eine Stunde, die Nachmittagspredigt nicht über ¾ Stunde ausgedehnt werden sollte. Ob da nicht manchmal dem Kirchenbesucher mag die Zeit lang geworden sein? Es läßt tief blicken, wenn genannte Artikel es als eine schändliche, auf den Dörfern eingerissene Gewohnheit bezeichnen, daß die Bauern, wenn sie an den hohen Festen, wie zu Weihnachten und Pfingsten, ihre Saufereien halb Abends angefangen und die Nacht über fortgetrieben haben, Morgens die Predigt entweder verschlafen oder gar trunken in die Kirche kommen und darinnen wie die Säue schlafen und schnarchen. Auf der anderen Seite werden hinsichtlich gottesdienstlicher Störungen bei Localvisitationen z. B. des vorigen Jahrhunderts Klagen laut über die Jugend, daß sie auf den Emporen Unfug treibe mit Werfen, Schlagen, Lachen, Plaudern, und es wird solchen, die dergestalt den Gottesdienst stören, angedroht, daß sie im Wiederholungsfalle ans Halseisen geschlossen werden sollen.[3]) Natürlich litt in unruhigen kriegerischen Zeiten, der Besuch des Gottesdienstes, wenn auch auf der anderen Seite die Noth solcher Zeiten die Bitten der Gemeinden rechtfertigte, daß tägliche Betstunden möchten eingerichtet werden, allerdings mit der sonderbaren Einschränkung, „es solle damit fortgefahren werden, bis Gott wieder gnädig sei“.[4]) Sonst wurden aber in jeder Ge-

[1]) Siehe Pfarracten von Otterwisch „Kirchenzucht“ v. J. 1688.

[2]) Otterwischer Pfarracten, Kirchen- u. Schulvisitationen 1737.

[3]) Localvisitationen von Burkartshain 1701 und 1740; Cannewitzer Kirchrechnung 1737.

[4]) Fremdiswalder Pfarracten, Gesuch des Pfarrers an den Superintendenten wegen der Betstunden, 1756.

meinde außer den beiden Sonntagspredigten — die Nachmittagspredigt hieß wohl auch Katechismuspredigt, weil der Katechismus da besonders behandelt wurde — auch Wochenpredigten gehalten, nicht nur in der Advents- und Passionszeit, sondern das ganze Jahr hindurch oder doch von Michaelis bis Ostern und zwar oft mehrere in der Woche oder doch mehrere Betstunden. In einer Ephoralstadt wurden bis Ende des vorigen Jahrhunderts Dienstag, Donnerstag und Freitag Wochenpredigten gehalten, Montag und Donnerstag Betstunden. Auf Anregung des Consistoriums trat aber eine Verminderung der Wochengottesdienste ein mit der Begründung, für die Schüler, welche diese Gottesdienste besuchen müßten, sei es viel eher angebracht, die Zeit auf die Schule zu verwenden.[5]) In der Fastenzeit fanden die Fastengebetexamina oder kurz Fastenexamina statt. Ursprünglich wurde das Fastengebet, zumal im 17. Jahrhundert, in den Häusern abgehalten. In die vom Pfarrorte entfernt gelegenen Dörfer der Parochie wurde der Pfarrer mit Wagen abgeholt, auch wurde er hier mit Speis und Trank erquickt. Da es aber vorkam, daß nach verrichtetem Gebet die Bauern oft beisammenblieben, dem Trunke sich ergaben und dabei in Zank und Streit geriethen, so wurde das Fastengebet 1661 überall in die Kirchen verlegt. Nur in weit abgelegenen Dörfern sollte das Fastengebet wie bisher in Privathäusern verrichtet werden, aber es wird ausdrücklich bestimmt, daß aller Ueberfluß in Speise und Trank vermieden werde. Aus diesen Fastengebeten entstanden die Fastenexamina, zu deren Besuch auch die Erwachsenen verpflichtet waren. Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in manchen Städten diejenigen Bürger aufs Amt bestellt, welche dieselben ohne Entschuldigung versäumt hatten, um da ob ihrer Versäumniß Rede zu stehen, bez. in Strafe genommen zu werden.[6]) Schon am Anfang, besonders aber gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mehren sich bei den Localvisitationen die Klagen, daß die Leute die Katechismusexamina nicht oder schlecht besuchen, um so häufiger aber auf den Vergnügungsplätzen angetroffen würden, beim Kegeln, Spielen und Tanzen[7]). Wohl wollten auf dem Lande die Richter im Auftrage des Pfarrers auch noch am Ende des vorigen Jahrhunderts 6 Groschen als die von früherher festgesetzte Strafe für den Nichtbesuch der Fastenexamina erheben, doch kam es vor, daß ihnen nicht nur das Geld verweigert wurde, sondern sie auch obenbrein noch höhnisch ausgelacht wurden.[7])

Einen besonderen Gottesdienst dürfen wir nicht unerwähnt lassen, bei dem besonders die Kirchenzucht zum Ausdruck kam, den Beichtgottesdienst. Die Ohrenbeichte war zwar mit der Reformation abgeschafft worden, an ihre Stelle aber war nicht zunächst die jetzt übliche allgemeine Beichte, sondern die Privatbeichte getreten. Von der Reformation an bis in den Anfang dieses Jahrhunderts saß der Geistliche Sonnabends oder am Vortage eines Festes Beichte, d. h. jeder Beichtende, nachdem er sich womöglich schon am Sonntag vorher dazu angemeldet, bekannte dem Geistlichen knieend nach einer bestimmten Form seine Sünde und empfing nach der Beichtvermahnung die Absolution. Nur alte, gebrechliche Leute oder „hoffende Mütter“ wurden gleich nach der Sonnabendsbeichte abgespeist oder es wurde ihnen gestattet, am Sonntag vor der Kirche zu beichten, um auch da gleich vor dem Gottesdienst das Abendmahl zu empfangen. Da bei der Beichte ein Jeder einzeln sein Sündenbekenntniß ablegte — das Absolviren von mehreren Personen war dem Geistlichen bei Strafe der Remotion verboten —, so konnte die Beichte unter Umständen mehrere Stunden dauern, und es gehört zu den immer wiederkehrenden Klagen bei den Localvisitationen, daß die Beichtenden einander stoßen und drängen, anstatt ruhig in ihrem Stande zu bleiben, bis an sie die Reihe kommt.[8]) Solche Ungehörigkeiten mögen um so öfter vorgekommen sein, als alle Altersstufen zu gleicher Zeit beichteten. Hin und wieder nahmen Eltern ihre Kinder, Herrschaften ihr Gesinde vor erfülltem 16. Jahr nicht mit zum Tisch des Herrn, um den Abendmahlsgroschen zu ersparen. Kirchlich gesinnte Eltern hingegen ließen zu jener Zeit, da die Confirmation noch nicht eingeführt war, ihre Kinder bereits im 12. und 13. Lebensjahr mit communiciren. Doch sind die Geistlichen meist dagegen, Kinder in zu frühem Alter ohne die erforderliche Reife zum Tisch des Herrn zulassen.[9]) Wenn auch durch die Reformation die religiöse Unterweisung der Jugend in der Schule allgemein eingeführt wurde, so erachten es doch die Generalartikel von 1580 für nöthig, den Eltern einzuschärfen, daß sie ihre Kinder und das Hausgesinde nicht so unvorbereitet zur Beichte schicken, sondern sie zuvor daheim in den Hauptstücken des Katechismus unterweisen, denn, heißt es da, etliche seien so ungeschickt befunden worden, daß sie nicht allein nicht wissen, was das heilige Sacrament sei, was sie an demselbigen empfangen, wozu es ihnen nütze und gut und warum sie es empfangen, sondern auch, wenn sie gefragt werden, wer für sie gelitten habe und gestorben sei, wohl gar nichts antworten oder unbedacht reden, Gott der himmlische Vater oder der heilige Geist habe für sie gelitten. — Wie hin und wieder ein Geistlicher Bedenken hatte, Kinder, wenn sie zu jung waren, am heiligen Abendmahl theilnehmen zu lassen, so kam es auch vor, daß ein Geistlicher Erwachsene zurückwies, ja selbst den eigenen adligen Kirchenpatron, wenn er etwa in offenkundiger Feindschaft mit Jemand lebte[10]), so sehr auch sonst der Adel bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts als ein privilegirter Stand galt und sich Manches erlauben durfte, was bei einem Andern nicht angegangen wäre. Doch war übrigens solche eigenmächtige Zurückweisung nicht erlaubt, vielmehr hatte der Pfarrer, wenn er Bedenken trug, Jemanden zum Tisch des Herrn zuzulassen, in jedem einzelnen Falle dem Consistorium davon Mittheilung zu machen und ihm die Entscheidung zu überlassen. Wie hier von diesem Rechte Gebrauch gemacht wurde, zeigt z. B. das Consistorium zu Wittenberg, als es in der unseligen Kipper- und Wipperzeit den Kippern den Genuß des heiligen Abendmahls und ehrliches Begräbniß versagen wollte. Am Allerwenigsten aber sollte, wie es vorgekommen ist, der Pfarrer aus persönlichen Gründen die admissio ad sacra verweigern, etwa wenn Einer seinen Decem nicht entrichtet hatte oder auf befohlene Citation nicht erschienen war. Die Zeit zwischen Beichte und heiligem Abendmahl galt als eine ernste Bußzeit. Deshalb ermahnen die Geistlichen wiederholt von der Kanzel herab, vor und nach der Beichte und nach der Communion sich alles Bieres und Weines und aller Leichtfertigkeiten zu enthalten. Als einem Pfarrer einmal hinterbracht wird, daß Einer, der gebeichtet hat, in der Schenke Branntwein getrunken und Lärm erregt habe, haben ihm, dem Pfarrer, wie er sagt, die Haare zu Berge gestanden und im ganzen Dorfe galt dieser Fall als ein Aergerniß[11]), umsomehr, als es Andere in dieser Sache sehr ernst nahmen und an dem Tage, da sie communicirten, fasteten, d. h. gar nichts aßen. Der Abendmahlsgottesdienst selbst, welcher, wie oben bemerkt, am Tage nach der Beichte stattfand, war schon äußerlich etwas glänzender ausgestattet. Nicht nur, daß darauf gesehen wurde, daß die Altartücher von den Chorknaben oder noch lieber von den Kirchvätern gehalten wurden, es wurde auch hier und da das Glöcklein geläutet, währenddem der Geistliche mit Chorrock und Alba bekleidet seines Amtes waltete. Noch bis ins vorige Jahrhundert war es Sitte, daß ein Christ mindestens 3 Mal communirte. Wenn ein Beichtkind längere Zeit, etwa gar 2 Jahre lang nicht communicirt hatte, so fühlte sich sein Pfarrer verpflichtet, dies dem Superintendenten zu berichten zur Vornahme weiterer Schritte. Offenbare Abendmahlsverächter kamen selten vor, sie erhielten nach ihrem Tode kein ehrliches Begräbniß, wurden vielmehr auf Consistorialverfügung hin in der Stille auf dem Gottesacker an einem abgesonderten Ort begraben.[12]) — Als ein besonderes Hinderniß der admissio ad sacra galt die Uebertretung derer, welche „contra sextum pecciret“, wenigstens so lange die Uebertretung nicht gesühnt war. Hier besonders drang die Kirche auf Sühnung und Ausübung strenger Kirchenzucht, und wir müssen sagen, in diesem Punkte hat die Reformation viel erreicht, zumal wenn wir daran denken, welche Unsittlichkeit vorher selbst in Klöstern geherrscht hatte. Jungfräulichkeit und Reinheit der Ehe wurden wieder hoch gehalten. Uneheliche Geburten wurden in vielen Gemeinden wieder etwas Seltenes. Unzuchtssünden wurden nach dem Kirchengesetz mit Gefängniß bestraft und Mädchen, die unehelich geboren hatten, wurden in manchen Orten der Schande preisgegeben, indem sie eine Haube aufsetzen und als Kopfputz tragen mußten, anstatt des jungfräulichen Kranzes, mit dem die Jungfrauen öffentlich erschienen. Eine Verordnung über die Unzucht

---

[5]) Grimmaer Pfarracten von 1796: Verminderung der Wochenpredigten und Betstunden.

[6]) Wurzener Pfarracten von 1747.

[7]) Burkartshain, Localvisitationen vom Jahre 1701.

[8]) Cannewitz, Kirchrechnungen von 1739 und folgenden Jahren.

[9]) Seifertshainer Pfarracten, Führung der geistl. Aemter, Kirchendisciplin und Ceremonien 1763.

[10]) Reichener Pfarracten, Führung der geistl. Aemter, Kirchendisciplin und Ceremonien 1689.

[11]) Otterwisch, Bericht des Pfarrers an den Superintendenten über diesen Fall. 1742.

[12]) Grimmaer Ephoralarchiv, Bericht des Consistoriums an den Pfarrer zu Borsdorf 1740, an den Pfarrer zu Hösgen 1789 u. ö.

und ihre Bestrafung war seit 1582 zwei Mal jährlich von den Kanzeln zu verlesen, und wurde die Gemeinde da ernstlich ermahnt, die Unzuchtssünde zu meiden, die ja Gott nicht allein ernstlich verboten habe, sondern auch mit der Sündfluth, wie auch mit Feuer vom Himmel und auf andere Weise schrecklich gestraft habe. Aber schon Ende des 16. Jahrhunderts mehren sich wieder die Klagen über Unzuchtssünden, besonders von Soldaten begangen, und der große Krieg im nächsten Jahrhundert mit seinem wüsten, abenteuerlichen Lagerleben und seinen Lagerdirnen und seiner Verrohung, da das Mädchen und das Weib zur Beute des zügellosen Kriegers gemacht wurden, untergruben von Neuem die gute Sitte und Ehre. Der Mangel an Frömmigkeit, an Zucht und Sitte wurde seit dem Frieden von 1648 von den Geistlichen häufig beklagt, sodaß die Polizeiordnung vom 22. Juni 1661 der Obrigkeit und den Geistlichen befiehlt, dem bei dem leidigen Kriegswesen hin und wieder eingerissenen und noch in vollem Schwang gehenden bösen, ärgerlichen und sündlichen Wesen zu steuern durch evangelisch Leben, eifrige Bußpredigt und unnachlässige Strafe. Insonderheit werden mit erneuter Schärfe wiederholt die Rockabende, Scheidetänze und die berüchtigten und frivolen Lobtänze verboten, weil sie dem Zusammenkommen der jungen Leute zu später Stunde und somit dem unzüchtigen Wesen Vorschub leisten. Doch soll nicht gesagt sein, daß während des 30jährigen Krieges alle Kirchenzucht und Sitte abhanden gekommen wäre. Wer die alten Kirchenacten der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfrist in ihr Heimathdorf zurückkehrte und sich strenger Kirchenzucht unterwarf. Besonders aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ist es ein ernster Geist, der die sächsische Kirche beherrschte. Der Pietismus, welcher die Universitäten gewann und nach 1700 die Landeskirchen der meisten deutschen Territorien erfüllte, trug viel dazu bei, das wilde, rohe und unzüchtige Treiben, welches in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so abstößt, zu mildern und Zucht und Sitte wieder heimisch zu machen. Freilich in welch' rigoristischer Weise geschah dies zuweilen! Welche Härte liegt z. B. in so einer kurzen pfarramtlichen Notiz unterm Jahre 1692[13]): „Als NN. in die Wochen kam, ward es offenbar, daß ein Ehemann mit ihr zu thun gehabt, daher der Amtsschösser sie an eine Kette schließen ließ, an welcher sie gestorben." Nicht genug damit, es wurde die „Delinquentin" auch in der Stille ohne Gesang begraben. Um das Bewußtsein von der Sünde gegen das 6. Gebot als eines Vergehens oder eines „Verbrechens" wach zu erhalten, wurde die schon von früher her eingeführte Kirchenbuße mit aller Strenge angewendet. Nach einer unehelichen Geburt bestellte der Pfarrer die deflorata, wenn sie nicht schon vor der Geburt ihres Kindes aus freien Stücken gekommen war, zu sich und verhörte sie, wie alt sie sei, von wem sie geschwängert sei rc. Hatte sich der stuprator durch die Flucht nicht entzogen, so wurde er zugleich mit verhört, insonderheit wurde ein Protokoll darüber aufgenommen, ob beide die Ehe mit einander eingehen wollten. In diesem Falle hatten seit Anfang des vorigen Jahrhunderts beide auf der Superintendentur, jedes für sich, nach vorher gegangener ernster admonitio de vitando mendacio den Ledigkeitseid zu schwören, welcher also lautete: „Ich, NN., schwöre zu Gott einen leiblichen Eid, daß ich mich der Ehe halber mit Niemand anders als mit NN. verbindlich eingelassen habe. So wahr mir Gott helfe!" In diesem Falle konnte dann die Kirchenbuße erlassen werden in honorem matrimonii. In allen anderen Fällen war Kirchenbuße zu leisten. Nach einer ephoralen Verfügung vom Jahre 1691 ist diese Kirchenbuße folgendermaßen beschrieben: Wenn die Predigt geschlossen und die Beichte sammt Gebeten angeht, knieen die Bußfälligen auf einer Stufe des Chors oder auf dem Platz, wo der Altar innen steht, oder auf der Stufe des Altars selbst und zwar solange, bis die Consecration beim hl. Abendmahl geschehen und die Communicanten anfangen, hinzugehen, sodann stehen sie wieder auf und nehmen die letzte Stelle ein unter den Communicanten ihres Geschlechts. Bei Verkündigung der Communicanten aber geschieht eine Deprecation und zwar expressis nominibus. Soweit uns solche Abkündigungen erhalten sind, lauten sie folgendermaßen[14]): „Einer christlichen Gemeinde ist auch zu melden, daß unter den heutigen Communicanten zugleich sich befinden 2 Personen NN. und NN., welche aus Antrieb des leidigen Teufels wider das 6. Gebot gesündigt und fleischliche Unzucht getrieben [oder welche sich vom Hurenteufel haben verführen lassen, Christi Glieder genommen und Hurenglieder daraus gemacht] wie denn hierdurch sowohl Gott im Himmel hoch erzürnet, als auch diese christliche Gemeinde, bei welcher es kund und offenbar geworden, sehr geärgert worden, aber sie bei ihrer jetzigen herzlichen Buße bitten, man wolle ihnen solch gegebenes Aergerniß um Gottes willen verzeihen. Und wird eine christliche Gemeinde hierbei nicht allein zu solcher christlichen Willfährigkeit in dem Herrn ermahnt, sondern auch sich für allen künftigen Vorwurf zu hüten treulich gewarnt in Betrachtung, daß, wer da stehet, wohl zuzusehen habe, daß er nicht falle. Der grundgütige und barmherzige Gott wolle diesen bußfertigen Sündern vor uns allen die Sünde aus Gnaden verzeihen und vergeben, vor dergl. und anderen Sünden und Missethaten väterlich behüten und solches thun umb seines eigenen Sohnes Jesu Christi, unseres Herrn und Heilands willen." Im Jahre 1756 wurde die Kirchenbuße abgeschafft, eine Geldstrafe blieb aber fernerhin bestehen, auch die anticipatio tori, wenn bei Eheleuten die Geburt des ersten Kindes „vor der ordentlichen Zeit" geschehen, wurde nach wie vor bestraft. Werfen wir einen Blick zurück, so sehen wir, daß von der nachreformatorischen Kirche vielfach eine recht empfindliche, Gut und Ehre gleich hart angreifende Zucht geübt wurde, eine Zucht, die in jenen rauhen und rohen Zeitläuften gewiß nicht ohne Berechtigung und ohne Segen gewesen ist. Es werden auch heutzutage hin und wieder Stimmen laut, die für die evangelische Kirche die Zuchtruthe einstiger Machtvollkommenheit zurückwünschen. Allein ob die frühere Kirchenzucht in der Gegenwart durchführbar oder auch nur zweckdienlich wäre? Wir glauben es nicht. Bei der gänzlich veränderten, freieren und mündigeren Stellung, die unsere Generation zu Religion und Kirche einnimmt, bleibt der kirchlichen Pädagogik im Grunde nur noch ein wirksames Disciplinarmittel, das ist das persönliche seelsorgerliche Wort, das mit der Liebe und dem Ernste Jesu Christi die Sünden straft und die Gewissen schärft. Und für dieses fehlt es unserm Volke auch jetzt noch weder an Verständniß noch an Empfänglichkeit.

Max Zimmermann.

[13]) Pfarracten von Erlbach im Grimmaer Ephoralarchiv.

[14]) Nagewitzer Pfarracten Kirchenbußen der Gefallenen, 1686.

Bücherbesprechungen.

— Das neue Leben. Von Wilhelm Faber. Berlin-Westend, Verlag der Akademischen Buchhandlung 1898. 80 S. — Himmlisch gesinnt sein. Von demselben und in demselben Verlage. 80 S. — Der Verfasser, Pastor W. Faber, welcher seine Wirksamkeit nach Berlin verlegt hat, veröffentlicht in den beiden hübsch ausgestatteten Heften je zwei in großstädtischen Massenversammlungen gehaltene Vorträge über die Themata: „Was ist Wahrheit?", „Das Leben", „Ecce homo!", „Himmlisch gesinnt sein". Wie diese Vorträge hier vorliegen, kann man sie Tractate in größerem und edlem Stile nennen, geschrieben mit Ueberzeugungskraft und Wärme und illustrirt durch ein buntes Mancherlei von Gleichniß und Beispiel. „Golgotha" statt „Golgatha" zu schreiben, mag richtiger und dem hebräischen „Gulgoleth" entsprechender sein, doch wird sich die allgemein üblich gewordene Schreibweise schwer verdrängen lassen. D. K.

— Houston, Steward Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Erste Lieferung. Inhalt: Vorwort und allgemeine Einleitung. Hellenische Kunst und Philosophie. Römisches Recht. Die Erscheinung Christi. Das Völkerchaos. München, F. Bruckmann, A.-G., 1899. XI, 319 S.; groß 8°. Preis 6 ℳ. — Wenn ich, nicht von mir auf Andere schließend, den löblichen Stand der Kritiker einmal wider Gebühr herabsetzen wollte, dann würde ich angesichts dieses Werkes sagen: ausnahmsweise mal ein Buch, das man wirklich erst gelesen haben muß, ehe man zur Anzeige verschreiten kann; selbst die Verlagsanstalt, die es, seinem inneren Werthe gerecht werdend, sehr vornehm ausgestattet hat, ist so vorsichtig gewesen, auf diese Nothwendigkeit ausdrücklich aufmerksam zu machen, indem sie in ihrer Zuschrift an die Redaction bemerkt: „Wir ersuchen Sie ergebenst, vor Allem selbst einen Blick in das eigenartig bedeutende Buch zu werfen." Doch Scherz bei Seite! die Sache ist ernst genug: das Werk

Chamberlain's gehört schon seinem Anfange, ja schon seiner bloßen Anlage nach zu dem Interessantesten, was die letzte Zeit an schwererer Literatur hervorgebracht hat. Vielleicht besinnen sich unsere Leser noch auf die merkwürdige „Weltgeschichte in Umrissen“ (vgl. mein Referat in der Leipziger Zeitung vom 4. November 1897, S. 3980f.), die — wie sich nachträglich herausgestellt hat — den Grafen York v. Wartenburg, Obersten vom Großen Generalstabe, zum Verfasser und auch anderwärts solchen Anklang gefunden hat, daß bereits vor einiger Zeit eine 2. Auflage veranstaltet werden mußte. Hier haben wir's mit einem ähnlichen Versuche zu thun, die „Weltgeschichte“ — wenigstens das, was man bisher allgemein unter diesem hehren Worte zu begreifen pflegte — vom Standpunkt eines gebildeten Germanen aus zu verstehen und zu — meistern. Denn eine Meisterung, eine Vergewaltigung ist eine solche Behandlung von der zwar hohen, aber dennoch keinen weltumfassenden Blick erlaubenden einseitigen Warte aus; es ist eine künstlerische That, aber eine von einer durch und durch subjectiven Weltanschauung getragene und nur unter diesem Gesichtspunkte voll zu würdigende That. — Chamberlain wird den Meisten nicht unbekannt sein: sein „Richard Wagner“ soll — ich selbst kenne dies Buch nur aus Anzeigen — eine sehr gediegene Leistung sein; und noch in den 3 letzten Februarnummern der Beilage zur Allgemeinen Zeitung hat der in Wien lebende (das vorliegende Werk ist dem Wiener Physiologen Julius Wiesner gewidmet) Engländer die Weltanschauung seines Helden geistvoll behandelt. Nun auf einmal dies großangelegte Unternehmen! Wie hängt das zusammen? Sehr einfach: das Werk ist ihm unter den Händen gewachsen. Chamberlain, mit Vorarbeiten zu einer zusammenfassenden Darstellung des gesammten Culturlebens im 19. Jahrhundert beschäftigt, hatte die Absicht, ihr eine kurze Einführung über die Gründe und Ursachen, die causas dieses 19. saeculi, vorauszuschicken. Bei der Untersuchung aber dieser Grundlagen der heutigen Cultur hat sich ihm allmälig die Nothwendigkeit aufgedrängt, erst sich selbst über diese zwei Jahrtausende einer einheitlichen Entwickelung klar zu werden und dann: diese gewonnene Einsicht nun auch seinen Lesern zu vermitteln. Es ist nur anzuerkennen, daß Chamberlain diesen kolossalen Umweg nicht gescheut hat. Denn ganz abgesehen davon, daß er selbst innerlich sicher eine reiche Förderung davongetragen hat, wäre so Manches im eigentlichen ausführenden Theil einfach unverständlich geblieben oder würde einem mindestens barock vorkommen: Chamberlain hat keine Ehrfurcht vor überlieferten Dogmen, und viele der bisher für unumstößlich gehaltenen Ueberzeugungen trägt er zu Grabe. Diesem Umstürzlerthume bei der Arbeit zuzuschauen gewährt selbst dann Genuß, wenn man mit seinem Neuaufbau nicht einverstanden sein kann; denn Chamberlain ist ein durch und durch origineller Denker. Ganz neu ist ja der Versuch nicht, das Germanenthum als den Inbegriff der schönsten Blüthe der bisherigen Menschheitsentwickelung, als die einzig schöpferische Kraft der gegenwärtigen Civilisation hinzustellen: Karl Ernst v. Baer hat bereits 1834 in einer sehr lesenswerthen Abhandlung allen Ernstes die Behauptung aufgestellt, daß den Germanen die Weltherrschaft rite gebühre, da sie den vollkommensten Zweig am Baume der Menschheit darstellten. Und eine ähnlich stolze Auffassung vom Werth unseres Stammes hat auch den oben erwähnten „federzeichnenden Deutschen“ der „Weltgeschicht in Umrissen“ beherrscht. Dennoch ist die Art, wie Chamberlain im Germanenthume den Gipfel der mittelalterlichen und neuzeitlichen Entwickelung erblickt und herausarbeiten will — ich sage absichtlich „will“, da das hierin grundlegende 6. Capitel „Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“ erst in der 2. Lieferung (die im Mai erscheinen soll) studirt werden kann, weshalb der Hinweis in der Anmerkung auf Seite X vorderhand leider unbeachtet bleiben muß —, diese Art ist durchaus neu und selbständig. Schon der Plan des Ganzen: I. Die Grundlagen, II. Das 19. Jahrhundert selbst, und innerhalb der „Grundlagen“ die folgende Gliederung: 1. Theil: Die Ursprünge (A. Das Erbe der alten Welt, B. Die Erben, C. Der Kampf um das Erbe), 2. Theil: Die Entstehung einer neuen Welt (vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1800), zeugen von einer sehr vielseitigen Erkenntniß. Chamberlain ist überall in die Grenzwissenschaften eingedrungen: er ist gleichzeitig Philolog, Philosoph, Historiker, Geograph, Anthropolog, Naturwissenschaftler. Dabei ist es um so auffälliger, daß er trotzdem der Teleologie verfallen ist, und daß seine Teleologie, wie jede andere, den alten Fehler des Herumlaufens in einem cirulus vitiosus nicht überall vermeidet. Chamberlain hat sich nun einmal die Ueberzeugung errungen, daß alle Entwickelung bis heute dem arischen Germanenthume zustehe, darauf zugeschnitten sei; dieser Ueberzeugung — die, mag auch des Verfassers sonstige Voraussetzungslosigkeit dagegen ankämpfen, nun ihrerseits sich zum festen Dogma ausgebildet hat — muß sich alles Uebrige beugen. Daher z. B. die Behauptung, daß Christus nicht der rein gebliebenen jüdischen Rasse angehört habe; daher die andere, daß der Einfluß des Judenthums auf das Christenthum nur zum kleinsten Theil ein religiöser gewesen sei, u. A. m. Gewiß, viel Bestechendes haben diese (theilweise schon von Ihering vorgebrachten) Aufstellungen; aber absolute Wahrheiten sind sie deshalb noch nicht. Kürzlich hat Beloch die Makedonen den Hellenen zuweisen wollen; Karl Blind („Nord und Süd“, Februar-Heft) vertheidigte dem entgegen ihren barbarischen, d. h. (!) germanischen Ursprung — ja, wo liegt da, bei der dürftigen Beschaffenheit und reichen Vieldeutigkeit der Quellen, die unumstößliche sichere Wahrheit? Allein in der persönlichen Ueberzeugung. Deshalb haben solche „Weltgeschichten“, die nach eindringenden Vorarbeiten von Einem geschrieben werden, einen unübertrefflichen Reiz; und ihr künstlerischer Werth, ihr ästhetischer Gehalt steht sehr hoch. Aber „Geschichte“ im eigentlichen Sinne sie zu nennen, dazu kann ich mich doch nicht entschließen. Ht.

— **Kreuz, wende dich!** Roman von **Friedrich Jacobsen.** Verfasser von „Morituri te salutant“. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. Preis 1,50 ℳ, geb. 2,50 ℳ — Eine allzu schwere, ja wohl unlösbare Aufgabe ist es, an der sich der Schriftsteller hier versucht: in einer kurzen Erzählung von 100 Seiten eine der bedeutendsten und schwierigsten Fragen der Gegenwart, die nach dem Verhältniß des modernen Menschen zur Religion, zu einer gewissen abschließenden Darstellung zu bringen. Aber der Versuch verräth so viel ehrlichen, guten Willen, eine so liebevolle Milde des Urtheils, ein so warmes Herz, daß wir das Buch nur eindringlich empfehlen können. Mit der Hoffnung trägt sich wohl der Dichter selber nicht, daß er einen zielbewußten „Genossen“ überzeugen werde. Aber manches andere Menschenkind, das nicht eingeschworen ist auf die Lehre jener Partei, die wohl die Freiheit im Banner führt, deren Anhänger aber in der allerärgsten Sklaverei gehalten werden, die sich denken läßt, wird der freundlichen Lehre des Romans sich zugänglich erweisen und dem Erzähler danken für das liebliche Bild des schlichten, ländlichen Pfarrhauses, das im Mittelpunkte der Erzählung steht, für die Bekanntschaft mit trefflichen, hochstrebenden und duldsamen Menschen, und für die mit wohlthuender Sicherheit ausgesprochene Ueberzeugung, daß das Kreuz Christi auch in den zwei Jahrtausenden, seit es errichtet ward, noch nicht zu morsch geworden ist, uns Stütze und Halt zu sein in den Irrnissen und Wirrnissen dieses Lebens. — Ein besonderes Lob verdient die edle und vornehme Sprache des Romans; in diesem Punkte zeichnet er sich vor vielen rühmlich aus. Wir möchten namentlich auch unsere Jugend auf das Buch aufmerksam machen und ihr den Rath an's Herz legen, den der prächtige alte Pfarrer Ewald (S. 67) ausspricht: „Lebe und lerne! Was Dir heute unbegreiflich scheint, wird Dir später, vielleicht erst mit grauen Haaren, verständlich sein, und wenn Du auf dieser Erde nicht dazu gelangen solltest, dann bist Du weniger glücklich gewesen, aber nicht weniger fromm.“ R. B.

— **Musiker-Postkarten.** Erste Serie: **Händel, Haydn, Löwe, Lortzing, Verdi, Brahms.** Verlagsgesellschaft „Harmonie“, Berlin. (Durch dieselbe gegen Einsendung von 50 ₰ in Briefmarken portofrei zu beziehen.) Bei der allgemeinen Gunst, deren sich heutigen Tages die illustrirte Postkarte erfreut, dürfen auch diese Musikerkarten auf eine wohlwollende Aufnahme zählen. Außer dem Porträt eines Künstlers enthält jede einzelne dessen facsimilirte Namensunterschrift, sowie Geburts- und Todesjahr, dazu ein Notencitat aus seinen Werken. Am wenigsten gelungen ist Haydn's Bild, das schon in der Schmidt'schen Biographie desselben Verlags, der es entnommen ist, durch Flecke auf Nase und Wange entstellt erschien. Die übrigen Bilder präsentiren sich gut, zum Theil sogar sehr hübsch.

J.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 40. Dienstag, den 4. April, Abends. 1899.

Geschichtliches aus Sachsens Volksschule.

Von E. John, Annaberg.

Die ersten Grundlinien der Verfassung des sächsischen Volksschulwesens, wie sie bis 1835 bestand, befinden sich in der am 1. Januar 1580 zugleich mit einer Kirchenordnung verbundenen publicirten allgemeinen Schulordnung, wenn diese auch nur anhangsweise dürftige Bestimmungen für die einfachen und eigentlichen Volks- und Dorfschulen enthielt. Das 16. und 17. Jahrhundert verlaufen ohne erheblichen Einfluß auf Sachsens Volksschulwesen. Die allgemeine Verwirklichung der Forderung Luther's, daß neben den Lateinschulen auch „deutsche" zu errichten seien, in denen die Idee unserer Volksschule verwirklicht werden sollte, blieb späteren Zeiten vorbehalten. Erst im 18. Jahrhundert erschienen zahlreiche Verordnungen, durch die das Volksschulwesen eine umfassende Umgestaltung erfuhr, ohne jedoch größere Fortschritte in seiner Entwickelung zu machen. Der Grund dafür liegt in der Widerspenstigkeit der Eltern gegen den Schulzwang, in der geringen Werthung und Beurtheilung der Lehrerarbeit, in der niedrigen Bildung der Lehrer im Allgemeinen, in der mangelhaften Schulaufsicht durch die Vorgesetzten. In folgenden Zeilen soll jedem dieser vier Punkte kurz nachgegangen und dadurch die geringe Entwickelung von Sachsens Volksschulwesen, vor Allem auf dem Lande, im 18. Jahrhundert erwiesen werden. Kurze Bemerkungen über das Schulwesen an der Wende des vorigen Jahrhunderts und ein Einblick in den innern Schulbetrieb einer Dorfschule der damaligen Zeit schließen sich an.

Die Erkenntniß, daß die Grundlage eines geordneten Schulwesens nur ein regelmäßiger Schulbesuch sein kann, ließ vom Anfange des 18. Jahrhunderts mehrere Verordnungen erscheinen, die den Schulzwang betrafen. Am 26. November 1724 erschien mit Zugrundelegung der Schulordnung von 1580 die „Instruction, wie die Information in den Teutschen Schulen der Chur-Sächsischen Lande anzustellen". Diese Verordnung dehnte einen gewissen Schulzwang auch auf die Mädchen aus, und es sollten fortab beide Geschlechter Winter und Sommer hindurch, wenn auch in letzter Jahreszeit täglich nur eine Stunde, die Schule besuchen. Einen Schulzwang hatte es bisher so gut wie nicht gegeben. In einer Verordnung vom 1. September 1713 an das Consistorium zu Leipzig, die auf Grund der eingeschickten Berichte über „die Verbesserung des Unterrichts alter und junger Leute" erschien, heißt es: „Hiernächst geschehe, daß die Kinder den ganzen Sommer, ja wohl Frühlings und Herbsts aus den Schulen blieben und öfters zu zeitig daraus genommen würden, also, daß sie hernachmals Alles vergäßen." Die 1724 erschienene Verordnung stieß wie alle folgenden über den Schulzwang auf heftigen Widerstand. Der Jugendunterricht erschien den meisten Leuten, und insbesondere den Bauern völlig zweck- und nutzlos, entzog er noch dazu die jugendlichen Arbeitskräfte und stellte außerdem Anforderungen an ihren Geldbeutel. Wir lesen aus dem Jahre 1756: „Viele sehen die Wohlthat, daß ihre Kinder unterrichtet werden können, als eine große Last an, und die Steuern kommen ihnen nicht so beschwerlich vor als das wenige Schulgeld. Sie schicken ihre Kinder nicht eher als wenn sie zum heiligen Abendmahle vorbereitet werden sollen, ja alsdann eilen sie, damit sie sie vermiethen oder zu Hause brauchen können. Solange Kohl und Rüben auf dem Felde stehen oder Obst in den Gärten ist, vermeinen die Eltern, sie hätten ihre Kinder nöthiger." Eine mit „allem Fleiß" geführte Versäumnißtabelle aus den Jahren 1760—1766 bestätigt diese Worte. Nach ihr versäumten in der Schule zu Ziegelheim 21 Kinder, die nach sechsjährigem Schulbesuche und vollendetem 12. Lebensjahre zum Genusse des h. Abendmahls zugelassen wurden, zusammen 2924 Wochen, was für jedes Kind fast die Hälfte der gesammten Schulzeit ergiebt! Und wenn man nun bedenkt, daß in vielen Dörfern große Zucht- und Zügellosigkeit herrschte, wo die Bauern in „Zänkerei, Dieberei, Unzucht, Völlerei und allen groben Lastern öffentlich lebten" und so das böse Beispiel der Eltern etwaige gute Regungen, die der Unterricht im Kinde geweckt hatte, mit Gewalt wieder aus den Herzen riß, und daß wieder in anderen Dörfern die Bauern einen großen Theil des Jahres hindurch zu Hofe gehen mußten und so die Kinder der elterlichen Zucht und Aufsicht im Hause ganz entbehrten, wie gering mußte dann der Erfolg der wenigen Schulstunden sein. Freilich hatten die Bauern auch ein schweres Loos. Die Spuren des dreißigjährigen Krieges waren überall noch deutlich sichtbar, und neue Kriege verheerten das Land und forderten neue Opfer, kostete ja der siebenjährige Krieg Sachsen allein über 100 Millionen Thaler. Das Grundeigenthum wurde immer mehr belastet und das Gewerbe lag darnieder. Und doch sagt auch der Chronist: „Es fehlt den Hauswirthen nur dann an Geld, wenn sie die Schule bezahlen sollen, allein sie haben allemal etwas übrig, sich sonntäglich in den Schenken etwas zu gute zu thun und mit einem derben Rausch sich zu Bette zu legen." Dazu verachteten die Bauern den Lehrer und wollten ihre unartigen Kinder vom Lehrer nicht gezüchtigt wissen. So wurde die Geringschätzung des Lehrers schon den Kindern beigebracht. — Strengere und genauere Bestimmungen als die 1724 erschienene „Information" enthielt das Generale vom 24. Juli 1769, das die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht anordnete. Die Anregung dazu hatten die Stände auf dem allgemeinen Landtage 1763 gegeben. Sie hatten erkannt, daß von der Unterweisung in den Grundsätzen der christlichen Religion und in den zum Nahrungsstande nützlichen Kenntnissen das Wohl eines Landes mit abhängt. Nach dem Generale sollten Eltern und Vormünder allen Ernstes, und bedürfenden Falles bei Strafe eines alten Schocks, welche Strafe „bei verspürter Widerspenstigkeit" zu erhöhen war, angehalten werden, ihre Kinder und Pflegebefohlenen vom 5. bis 14. Lebensjahre Sommer und Winter hindurch zur Schule zu schicken. Während der Ernte sollte der Unterricht für etwas herangewachsene Kinder vier Wochen lang ausfallen. Die vor ihrem 14. Lebensjahre vermietheten Kinder sollten wenigstens im Winter täglich die Schule 2 Stunden lang besuchen. Kein Kind sollte ohne Unterricht bleiben. Für arme und verwaiste Kinder sollte deshalb die Gemeindecasse das Schulgeld bezahlen. Mit einer Ermahnung an die Obrigkeiten, Eltern und Vormünder streng anzuhalten, ihre Kinder und Pflegebefohlenen zur Schule zu schicken, schließt das Generale. Auch die Schulordnung von 1773 erinnert die Eltern nachdrücklichst an diese Pflicht. Aber auch diese Anordnungen wurden vernachlässigt und ihre Befolgung von den Obrigkeiten nicht genau beobachtet. „Weil aber das gemeine Beste nichts dringender erfordert, als daß auf Erziehung und Unterricht der gewissenhafteste Bedacht genommen werde", so wurden nicht nur die 1769 erlassenen Vorschriften erneuert, sondern ein neues Generale vom 4. März 1805 machte das Anhalten der Kinder zur Schule zur bürgerlichen Zwangspflicht. Erst von jetzt ab nahm die Entwickelung des Schulwesens einen schnelleren Fortgang. Knaben und Mädchen waren vom Eintritte ins sechste Lebensjahr bis zum erfüllten vierzehnten schulpflichtig. Der Eintritt in die Schule konnte um ein Jahr hinausgeschoben werden, wenn an einem Orte keine Schule war und die zu besuchende über eine halbe Stunde entfernt lag. Vom allgemeinen Schul-

zwange waren nur die Kinder befreit, die durch Hauslehrer unterrichtet wurden, eine Privatschule oder eine andere Schule, „wo sie mehr lernen konnten", besuchten. Das Halten von Hauslehrern war lediglich adeligen, schriftsässigen und graduirten Personen erlaubt. Die vor ihrem 14. Lebensjahre vermietheten Kinder waren täglich zu zweistündigem Schulbesuche verpflichtet. Alle schulpflichtigen Kinder waren in den Städten von den Gemeinderichtern, auf dem Lande von den Dorfrichtern am Anfange eines jeden Vierteljahres in zwei Tabellen einzutragen, von denen die eine dem Schulgeldeinnehmer, die andere dem Lehrer abzuliefern war. Auf Grund dieser Tabellen war dem Lehrer eine genaue Controle der Versäumnisse möglich. Der Lehrer war verpflichtet, alle Versäumnisse „ohne Nachsicht und Ansehen der Person" gewissenhaft einzutragen und am Schlusse eines jeden Vierteljahres die Tabellen dem Pfarrer zuzustellen. Die genaue Ausfüllung gehörte zu den wichtigsten Amtspflichten des Lehrers, und jedes Vergehen in dieser Beziehung, sei es aus „Trägheit, Menschenfurcht, Gefälligkeit oder einem anderen Grunde", sollte mit Erfolglosigkeit jeden Gesuchs um Versetzung oder Gehaltsaufbesserung verbunden sein. Der Pfarrer sollte die eingetragenen Versäumnisse „auf Strafwürdigkeit oder Verzeihlichkeit" hin prüfen, vergebens gewesene Ermahnungen zum Schulbesuche eintragen und der Obrigkeit einreichen, die mit aller Strenge einschreiten sollte. Die Versäumniß von acht hintereinander liegenden Tagen ohne genügenden Grund war mit dreitägiger, in jedem Wiederholungsfalle mit sechstägiger Gefängnißstrafe geahndet. Während der Erntezeit fiel der Unterricht nur für über 10 Jahr alte Kinder aus, doch waren auch diese wöchentlich noch zu einigen Stunden verpflichtet. War der Lehrer durch Krankheit behindert, Schule zu halten, so mußte er auf eigne Kosten für einen geeigneten Vertreter sorgen. — Genaue Bestimmungen enthielten die Verordnungen auch über den Schulaustritt. Die Confirmation war nach der Schulordnung von 1773 in die Charwoche oder auf den Sonntag Miseric. festgesetzt. Es kam deshalb oft vor, daß ein Kind bis weit ins 15. Lebensjahr hinein die Schule besuchen mußte. Eine Verfügung vom 9. December 1805 bestimmte deshalb, daß die Kinder, die erst zwischen Ostern und Johannis das 14. Lebensjahr vollendeten, bereits Ostern zum Genusse des heil. Abendmahls zugelassen werden sollten. Die Kinder aber, die erst zwischen Johannis und Michaelis oder drei Wochen nach Michaelis 14 Jahre alt wurden, sollten schon Michaelis confirmirt werden. Als geringster Grad der dazu erforderlichen Schulbildung hatte die „Erneuerte" von 1773 fertig Lesen, Auswendigkönnen der fünf Hauptstücke und Kenntniß der Grundbegriffe der evangelischen Religion festgesetzt. Ungenügende Kenntnisse verlängerten den Schulbesuch. Für vor ihrem 14. Lebensjahre confirmirte Kinder war bis zu dessen Erfüllung das Schulgeld weiter zu entrichten. Eine etwaige Nachsicht des Seelsorgers gegen einen ungenügend vorbereiteten Katechumenen war mit Suspension geahndet. 1808 und 1811 wird abermals darauf hingewiesen. In allen Verordnungen werden die Obrigkeiten ermahnt, auf genaue Befolgung der Bestimmungen zu achten, und nicht ohne Grund. „Man mag ihnen hundertmal klagen, berichtet der Chronist, daß die Eltern ihre Kinder nicht zur Schule halten oder das Schulgeld nicht entrichten, sie machen nicht die geringste Anstalt. Sie übersehen keinen Tag, was die Hofdienste anbetrifft, sie lassen keinen Pfennig von ihren Gaben zurück, allein der Schuldiener findet keinen Beistand; ja selbst die Verordnungen aus den höchsten Landescollegiis werden von ihnen nicht in Erfüllung gebracht. Was haben wir in unserm Lande für herrliche Gesetze, allein, wenn man die Schulen besucht, so erstaunt man über den Verfall derselben. Wie viele liederliche und faule Schuldiener werden nicht nur nicht gestraft, sondern wohl gar unterstützt." — So hatte man ganz richtig erkannt, daß Haus und Schule Hand in Hand gehen müssen, wenn letztere einen gedeihlichen Fortschritt nehmen soll. Jede strengere Bestimmung über den Schulzwang bedeutete im 18. Jahrhunderte auch eine Besserung der pecuniären Stellung des Lehrers. Ein festes Gehalt bezog ein Lehrer bis zum Anfange unseres Jahrhunderts überhaupt nicht. Die „Information" von 1724 enthält keine Bestimmung über das Einkommen und die „Erneuerte" von 1773 setzt keine Norm fest. Der Lehrer war in seinem Einkommen ganz von seiner Gemeinde abhängig. Stärkerer oder geringerer Schulbesuch steigerte oder verminderte das Einkommen. Da die Eltern ihre Kinder nur mit Widerwillen zur Schule schickten, war ihnen der Lehrer, der die meisten Ferien gab, am willkommensten. Freilich war jedes Entgegenkommen des Lehrers nach dieser Seite hin für ihn selbst von Schaden. Das durchschnittliche Einkommen eines Lehrers im vorigen Jahrhunderte betrug 30—40 Thaler, Stellen mit größerem Einkommen waren selten. In Z. bei W. bezog der Lehrer 1789 23 Thaler einschließlich der zu Geld umgerechneten Naturalien! Wir lesen aus dem Jahre 1756: „Wenn ein Schuldiener sich die Woche durch geplagt hat und des Sonnabends durch dreißigstündige Arbeit nicht vier Groschen verdient, so wird er müde; ja ich weiß Schulmeister, die nicht zwei Groschen bekommen. Achtzig Thaler ist ein geringes Geld für ein ganzes Jahr, aber ich weiß gewiß, daß sehr viele Schulmeister zufrieden sein würden, wenn sie nur so viel gewiß hätten. Man hat die Einkünfte der Geistlichen zu alten Zeiten in Ordnung gesetzt, da ein Groschen so viel galt als jetzt ein Thaler. Die Preise der Sachen steigen immer höher, und der elendeste Schuster bekommt für ein Paar Schuhe jetzt sechs Mal so viel als vor 150 Jahren: der Schulmeister allein muß arbeiten und wird auf den alten Fuß bezahlt. Er muß um eine Mahlzeit bei Ausrichtungen streiten, daß sie ihm nicht entzogen werde, weil sie ihm als ein Theil seines Gehalts angeschrieben ist." Der geringen Werthung der Lehrerarbeit entsprach auch ihre Beurtheilung und leider auch oft von denen, die die Stellen mit zu vergeben hatten. „Sie halten den Unterricht der Kinder auf dem Lande für eine geringe Sache, zu der jeder geschickt sei, der nur eine nicht ganz unleserliche Hand schreiben und die fünf Species rechnen könne. Höchstens sehen sie auf den äußerlichen Wandel, daß der Schulmeister keine unehelichen Kinder erzeugt habe, ob er Christenthum habe, darnach ist keine Frage. Und es giebt Prediger, die in großer Angst sind, wenn sie bei Besetzung einer Stelle ihre Meinung sagen sollen, denn wenn sie den Vorgeschlagenen verwerfen, so machen sie sich Feindschaft und man hält es gar für einen Eingriff in das Patronatsrecht. Ja, ich weiß solche Patronen, die sich hinter die Bauern gesteckt haben, um ein unwürdiges Subject durchzutreiben. Wie viele elende Absichten haben nicht Viele dabei! Sie wollen die Wittwe oder Tochter des verstorbenen oder bei einer Adjunction des noch alten lebenden Taugenichts mit Gewalt unterbringen u. w. d. m. i.!" Und wer sollte denn auch ein Amt, das oft nur kaum das trockene Brod, Mühe, Aerger und Verdruß brachte, für begehrenswerth gehalten haben? Verbummelten Studenten und Lateinschülern und Denen, die in keinem Berufe vorwärts kamen, blieb der Lehrerberuf immer noch eine offene Zufluchtsstätte. „Was die Dorfschulmeister anbetrifft, lesen wir, so hat fast kein Einziger vorher Kinder informirt, ja er hat nicht einmal Anweisung dazu erhalten. Viele müssen erst selbst ihren Katechismus wieder lernen, und sie nehmen und suchen die Dienste blos, ihr Brod zu gewinnen, da sie sonst zu nichts zu gebrauchen sind; sie bilden sich ein, ein Mensch, der nichts weiß, womit er sein Brod verdienen könne, der könne doch wenigstens ein Dorfschulmeister werden. Wie Viele sind noch so jung, daß sie gar keine Erfahrung haben. Wie Wenige wissen eine rechte Lehrart. Sie überhäufen die Kinder, und diese lernen etwas, das sie eine Stunde darauf nicht mehr wissen: also giebt es neue Schläge und man fängt wieder von vorn an, um nichts vor sich zu bringen. Selbst die besten Unterweisungen sind ganz kalt, die Sache wird blos handwerksmäßig. Man richtet sich nicht nach den wenigen Kräften der Kinder, man ermüdet ihre so schon kurze Geduld; man macht, daß sie die Schule als ein Gefängniß ansehen. Sie verstehen das nicht, was sie lernen, und die Lehrer bekümmern sich nichts weniger, als deutlich und faßlich zu sein, und fast überall läßt man die Dorfjugend in alten Vorurtheilen des einfältigen Pöbels von Gespenstern, Hexen u. dergl. mehr aufwachsen." Und der geistigen Bildung der Lehrer entsprach nur zu oft die sittliche. Und leider waren die meisten Schuldienste so elend, daß zu ihrer Verwaltung sich nur schwer ein rechtschaffener Mann finden ließ. Der Chronist klagt: „Wenn man die meisten Schuldiener auf dem Lande ansieht, so wird man finden, daß sie höchst niederträchtig in ihrer Denkungs- und Lebensart sind. Ein zartes Herz menschlich zu bilden, dazu gehört ein menschliches Herz. Welche Forderung ist das und wie wenig wird sie beachtet! Leute, die in dem niedrigsten Knechtsstande erzogen sind, werden für gut genug geachtet, Stützen des Predigtamts abzugeben! Daraus erfolgen lauter Unordnungen. Der Schulmeister verläßt sich auf den Patron, der ihn befördert hat, er läuft alle Augenblicke dahin und beklagt sich über den Prediger und findet Gehör, weil er

das Fuchsschwänzerhandwerk schon lange getrieben hat. Er verbindet sich mit den liederlichsten und hartnäckigsten Gliedern der Gemeinde, und er errichtet eine heimliche Verschwörung gegen den Prediger. Er lebt selbst liederlich und geht sehr oft aus der Schenke betrunken nach Hause. Seine Brüder, die er sich beim Bierglase erworben hat, unterstützen ihn und sind allemal bereit, von ihm gegen die Klagen des Predigers ein gut Zeugniß abzulegen." Hierzu ein Beispiel. Der Schulmeister Engelmann in Ziegelheim unterbricht am 1. Juli 1763 den Unterricht, begiebt sich vor die nahe bei der Kirche gelegene Schule, wo gerade Beichtgottesdienst abgehalten wird, und ruft in trunkenem Zustande aus vollem Hause den Teufel. Dabei verführt er einen solchen Lärm, daß der Gottesdienst gestört wird und die Schule geschlossen werden muß! Daß durch ein solches Verhalten die Achtung vor dem Lehrerstande bei den Bauern nur noch mehr schwinden mußte, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung. Und dazu machte auch die Armuth den Lehrer in den Augen der Bauern verächtlich, wie es leider auch heute noch oft der Fall ist. Der kärgliche Lohn zwang den Lehrer zu allerlei Nebenbeschäftigungen, wenn nicht bittere Noth in sein Haus einkehren sollte. Das Lehramt war vielfach nur der Nebenberuf. Der Lehrer verrichtete die niedrigsten Arbeiten. In Z. läutete er die Glocken, reinigte Kirche und Kirchplatz um jährlich 8 Thaler! Der Bauer mußte mit Geringschätzung auf den armen Schulmeister herabblicken, für den ein kleines Geschenk eine große Wohlthat war, die ihn zuweilen vor dem Hunger schützte. Und hatte sich der Lehrer körperlich müde gearbeitet, woher sollte dann noch die Berufsfreudigkeit kommen? Wo kaum das trockene Brod ist, da vergeht die Lust zu arbeiten, und die Sorgen um die Nahrung entkräften den rechtschaffensten Menschen. Der Stock war dann nur zu oft der Erlöser von aller Pein. „Er ist roh und straft die Kinder mit Unverstand", „der Lehrer ist der Stock", heißt es in Revisionstabellen. Durch die rohe und grausame Züchtigung entfremdete sich der Lehrer die Kinderherzen, und die erzieherische Seite trat ganz in den Hintergrund. — In diesen Verhältnissen, der geringen Werthung und Beurtheilung der Lehrerarbeit und der niedrigen Bildung der Lehrer im Allgemeinen ist die langsame Entwickelung von Sachsens Volksschulwesen im 18. Jahrhundert weiter begründet. Gewiß, es mag Lehrer gegeben haben, die die Heiligkeit des Berufs erkannt und die ein innerer Drang zum Lehreramt getrieben hatte. „Hat vorzügliche Gaben und Neigung zur Schule und den Kindern, führt seine Kinder zur wahren Kenntniß der evangelischen Religion und zugleich zu manchen anderen Kenntnissen, hat eine gute Schuldisciplin" verzeichnet eine Revisionstabelle von 1788. So beschaffene Lehrer sind aber nur Ausnahmen und verschwinden in der Menge. Erst die pecuniäre Besserstellung und die geistige Hebung der Lehrer durch die Seminarien ließen die traurigen Verhältnisse allmälig verschwinden. 1805 erschien ein Generale, das über das Schulgeld nähere Bestimmungen enthielt. Fortab sollten solche Einrichtungen getroffen werden, die das Einkommen der Lehrer sicher stellten, und so die Lehrer vor Nahrungssorgen möglichst geschützt werden. Das Normaleinkommen wurde auf 80 Thaler festgesetzt. So hatte der Lehrer R. in Z. im Jahre 1805 ein Gesammteinkommen (ohne Einschluß der Naturalien) von 176 Thalern 7 Groschen 8 Pf. Die Specialisirung des Einkommens dürfte nicht uninteressant sein.

A. Essentialbesoldung. 9 Scheffel 2 Sipm. 1½ M. Korn, 2 Sch. 1 Sipm. 3½ M. Hafer, 10½ Weihnachtsbrode. (In jener Zeit kostete 1 Sch. Korn 3 Thlr., 1 Sch. Hafer 1 Thlr. 12 Groschen. 1 Thlr. = 24 Gr., 1 Gr. = 12 ₰.) Die Nutznießung zweier Gärten und des Friedhofs. 2 Thlr. Zulage zu Trinit. und Mart., 6 Thlr. 6 Gr. Gebühren zu Joh. aus dem Cassenärario, 1 Thlr. für Fertigung der Rechnung, 4 Thlr. 9 Gr. für das Orgelspiel, 4 Thlr. für Besorgung der Kirchenuhr, 3 Gr. Präsent, 4 Gr. Quartal, 5 Gr. für Reinigung der Schulzimmer, 1 Thlr. zum h. Abend, 1 Thlr. für das Schmieren der Thurmuhr und Glocken, 8 Gr. für die Pfingstmaien, 12 Gr. für das Lauten an drei Bußtagen, 2 Gr. für Papier zu den Manualien, 3 Thlr. für Fertigung der Kirchenrechnung, 20 Gr. zur Gräserei, 5 Thlr. Holzgeld. Alle diese Beträge bezog der Lehrer aus dem Kirchenärar. 1 Thlr. sogen. Michaelispfennig, den der Lehrer selbst einsammeln mußte. Sa. 30 Thlr. 21 Gr. — B. Accidentien. 10 Thlr. für den Gregoriusumgang. Unter Zugrundelegung der kirchl. Nachrichten von 1805 vereinnahmte der Lehrer: 20 Thlr. 16 Gr. für 31 Kindtaufen, jede zu 16 Gr., 2 Thlr. von 4 Leichen mit Predigt, jede 12 Gr., 11 Thlr. 12 Gr. von 48 Leichen ohne Predigt, jede 6 Gr., 7 Thlr. 7 Gr. von 14 Hochzeiten, jede 12 Gr., 1 Thlr. 21 Gr. von 5 Hauscommunionen, 1 Thlr. 24 Gr. Collecte. Hierzu kommen: 4 Thlr. 9 Gr. Erlös aus der Grasverpachtung, 5 Thlr. Erlös aus dem Obste, 31 Thlr. 16 Gr. Schulgeld von 160 Kindern (wöchentliches Schulgeld für 1 Kind 3 ₰, wöchentliche Gebühr für den Schreibunterricht 1 ₰, woran 40 Kinder theilnahmen; das Schuljahr ist zu 48 Wochen gerechnet), 6 Thlr. 19 Gr. 4 ₰ Gebühren für die Einnahme des Schulgeldes, die also in Abzug zu bringen sind, 37 Thlr. 14 Gr. baare Besoldung. 176 Thlr. 7 Gr. 7 ₰ Gesammteinkommen ohne Einschluß der Naturalien.

Die Schulaufsicht lag lediglich in den Händen der Geistlichen. Nach der Schulordnung von 1773 sollte der Pfarrer die Schule monatlich wenigstens zweimal besuchen und durch Zuhören und Selbstunterrichten des Lehrers Lehrart und Disciplin leiten und rectificiren. Die Revisionsbefunde waren in Tabellen einzutragen und dem Superintendenten einzureichen, der zu jährlichen Revisionen verpflichtet war. Geeignete Vorschläge zur Beseitigung vorgefundener Mängel waren den Tabellen anzufügen. Zu den Prüfungen sollte der Pfarrer anwesend sein und genaue Berichte über den Verlauf des Examens und den Stand der Schule dem Superintendenten einreichen. In monatlichen Schulunterredungen sollte mit dem Lehrer über vorgefundene Mängel discutirt werden. Der Pfarrer sollte vor Allem die Katechumenen gewissenhaft prüfen und jeden Lehrer vor seiner Anstellung einer gründlichen Prüfung unterwerfen. Wie aber kamen die Geistlichen der ihnen anvertrauten Schulaufsicht nach? „Wir haben von Zeit zu Zeit mißfällig wahrnehmen müssen", heißt es in einem Rescript vom Jahre 1788, „daß die meisten Geistlichen unseres Landes mit den ihrer Aufsicht anvertrauten Lehrern sich in keiner hinlänglich zweckmäßigen Verbindung befinden, dergestalt, daß sie mit Rath und That zu allen Zeiten, wo es nöthig, zu assistiren oder von ihnen jedesmal ein richtiges und specielles Zeugniß abzulegen nicht vermögen, inmaßen die Kirchen- und Schulvisitationen so gut wie gar nicht mehr halten." Aehnliche Klagen erklingen während des ganzen 18. Jahrhunderts. Hören wir den Chronisten, er schreibt: „Es giebt auch Prediger, die zu diesem Verderben beitragen. Einige wissen nicht, wie einfältige Kinder zu unterrichten sind, und es sollte das eine Hauptsache ihres Amtes sein, den Schulmeister zu unterrichten. Sie sollten ein wachsames Auge auf die Schulen haben und sie fleißig besuchen. Einige glauben, der Schuldiener sei unendlich unter sie erniedrigt, und sie würdigen ihn keines freundlichen Worts. Andere machen sich zu sehr mit ihm gemein und verlieren das Ansehen, so sie nöthig haben. Einige Prediger übersehen dem Schuldiener alle Unordnungen, und sorgen nicht bei der Besetzung, so viel an ihnen ist, daß kein anderer, als ein tüchtiger genommen werde, und die, die selbst nicht wissen, wie Kinder unterrichtet werden sollen, können auch den, der ihnen vorgeschlagen wird, nicht gehörig prüfen." Kein Wunder, wenn das Schulwesen bei einer so mangelhaften Aufsicht nur wenig sich entwickelte, bedurfte doch ein so bunt zusammengewürfelter Lehrerstand vor Allem einer strengen Leitung. — Interessant dürfte nun noch zum Schlusse ein Einblick in den inneren Schulbetrieb einer Volksschule des vorigen Jahrhunderts sein. Die Schulen waren zumeist dreiclassig. 1773 kam das Singen in die Volksschule, Rechnen war schon 1724 durch die „Information" in die Reihe der Unterrichtsfächer aufgenommen worden. Der Rechenunterricht scheint besondere Schwierigkeiten bereitet zu haben; denn eine Bestimmung vom Jahre 1773 sagt, daß über die erforderliche Fähigkeit eines Kindes dazu nur der Lehrer, und nach Befinden auch der Pfarrer, zu urtheilen habe, mithin Eltern, Vormünder, Lehr- und Dienstherren aller Einmischung sich zu enthalten haben. Folgende Zusammenstellung nach Aufzeichnungen aus den Jahren von 1773—1778 möge uns ein Bild des inneren Schulbetriebes geben

Vormittags. Montags: 1. Stunde: 1) Ein und dasselbe Lied die ersten drei Tage hindurch. 2) Morgengebet und Schulgebet. Montags vom Lehrer, die folgenden Tage von einem Kinde der 1. Classe gelesen. 3) Verlesung, Erläuterung und Einprägung eines Capitels aus der Bibel.*) 2. Stunde: Während die Kinder der 1. Classe das erläuterte Capitel still durchlesen, wird der 3. Classe Luther's Morgensegen vorgesagt und zum Buchstabiren aufgegeben, ebenso wird der 2. Classe ein Stück aus der Haustafel oder eine Frage aus dem Dresdner Katechismus erklärt und aufgegeben. Unterdes wird mit der 1. Classe die Sonntagspredigt wiederholt. 3. Stunde:

*) So wurden in der Schule zu Z. 51 Capitel aus den 5 Büchern Moses, 16 Capitel aus den Büchern der Könige, 12 Capitel aus den Büchern Samuel, 12 Capitel aus Hiob, 6 Capitel aus dem Römerbriefe, die übrigen Briefe sämmtlich ganz, die Apostelgeschichte, der Psalter, die vier Evangelien ganz gelesen, erläutert und eingeprägt!!

Die 1. und 2. Classe erhalten Anleitung im Rechnen und Schreiben. Mit der 3. Classe wird das in der 2. Stunde erklärte Stück aus dem Katechismus weiter besprochen. Darauf folgt eine Anweisung über Ziffern und Buchstaben. Schluß des Vormittagsunterrichts mit Gebet und Singen. N. B. Nach Durchnahme des Kleinen Katechismus in den Classen 2 und 3 wurde Starken's Heilsordnung behandelt. Dienstags. 1. Stunde: wie Montags. 2. Stunde: Anstatt der Wiederholung der Predigt werden die Fragestücke des Katechismus erklärt und auswendig gelernt, ebenso auch die wichtigsten Fragen aus dem Dresdener Katechismus. Die 2. und 3. Classe buchstabiren. 3. Stunde: wie Montags. Mittwochs. 1. Stunde: wie Montags. 2. Stunde: wie Dienstags. 3. Stunde: Erläuterung und Lernen der einen oder anderen Lebensregel aus Rambach's Handbüchlein oder einer anderen Sammlung. Donnerstags. 1. Stunde: Ein neues Morgenlied. Singen des bisher gelernten. 2. Stunde: wie Dienstags. 3. Stunde: wie Montags. Freitags. 1 Stunde: Das neue Morgenlied, sonst wie Montags. 2. Stunde: wie Dienstags. 3. Stunde: wie Montags. Sonnabends. 1. Stunde: Das neue Morgenlied wird gesungen, sonst wie Montags. 2. Stunde: wie Dienstags. 3. Stunde: Das Evangelium und die Epistel werden erklärt und zu lernen (!) aufgegeben. — Nachmittags. Montags. 1. Stunde: 1) Gebet; 2) den Kindern der 3. Classe wird das am Vormittag aufgegebene Stück aus dem Katechismus nochmals vorgesagt, wenn sie es noch nicht können, Denen aber, die es schon inne haben, wird ein kurzer Bibelspruch erklärt und zu lernen aufgegeben. Die Kinder der 2. Classe gehen etwas Geschriebenes zum Vorlesen durch. Das von ihnen am Vormittag Geschriebene wird corrigirt. 3) Die Kinder der 1. Classe schreiben unterdessen eine Vorschrift ab oder rechnen. Die Kleinen buchstabiren. 2. Stunde: Sämmtlichen Kindern wird ein kurzer Begriff der Welt- und Kirchengeschichte sammt dem Inhalte der Augsburgischen Confession erklärungsweise vorgetragen. Die Hauptstellen der Augsburgischen Confession werden mit Bibelstellen belegt. 3. Stunde: Allgemeine Wiederholung besonders des in der 2. Stunde am Vormittag Gelernten; vor Allem Wiederholung der gelernten Sprüche. Zuletzt wird ein erbauliches Lied vorgelesen, erklärt, vorgebetet und gesungen. Dienstag. 1. Stunde: wie Montags. 2. Stunde: Den Kindern der 1. Classe wird eine „historische Nachricht“ über die biblischen Bücher gegeben, sonst wie Montags. 3. Stunde: wie Montags. Mittwochs und Sonnabends schulfrei. Donnerstags. 1. bis 3. Stunde: wie Montags. Freitags. 1. und 3. Stunde: wie Montags. 2. Stunde wie Dienstags.

Bücherbesprechungen.

— Hans Gehring, Pfarrer in Teichel bei Rudolstadt, Südindien, Land und Volk der Tamulen. Mit 91 Illustrationen und 1 Karte. Großes Format. 246 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. Broschirt 5 ℳ, geb. 6 ℳ —

„Kennst Du das viel umworbne Wunderland?
Das Land der Palmen am Kaweristrand,
Das Land der Tempelriesen, wo Millionen
Von Göttern stolz in Hain und Tempeln thronen?“

So leitet der Verfasser seine von einem poetischen Hauch durchwehte Beschreibung des Tamillandes ein und diese Begeisterung für das sonnige Palmenland in Südindien ergreift auch den Leser, so daß er ihm gern bis zum Schlusse folgt. Seit Director Dr. Graul's ausführlicher Reisebeschreibung ist das Tamilland wohl von manchem flüchtigen Reisenden besucht, aber von keinem so ausführlich dargestellt worden, als von dem Verfasser, der sich durch fleißiges Studium von Originalberichten indischer Missionare und durch nahe Beziehungen und Verkehr mit denselben in dies Land so eingelebt hat, daß er dort Anderen zum Führer werden kann. Nach einer allgemeinen Orientirung über die Grenzen, Beschaffenheit, Verkehrsmittel und Klima des Landes ꝛc. führt er uns Bilder aus der dortigen Pflanzen- und Thierwelt vor, dann beschreibt er ausführlicher die Landesbewohner, ihre Eigenthümlichkeiten, Kasten, Sitten und Gebräuche. Hierbei vermissen wir nur ein näheres Eingehen auf die Religion, Cultur und reiche Literatur, von der nur eine Auswahl von Sinnsprüchen angeführt wird. Am interessantesten ist der Rundgang durch das fremde Land mit seinen großen Städten, Götzentempeln, Palmenhainen und fruchtbaren Flußgebieten. Ausgehend von der Hauptstadt Madrás führt er uns durch die Hauptorte der Provinzen und bietet uns überall buntfarbige, lebensvolle Bilder. Da die meisten Hauptstädte der Provinzen zugleich Missionsstationen der Leipziger ev.-lutherischen Mission sind, so „weht hier überall deutsche Luft, die es bewirkt, daß wir uns da heimisch fühlen“. Manche Einzelheiten dürften eine Correctur verlangen, wie z. B. der Titel des Buches „Südindien“, manche Zahlenangaben, Schreibweise und Erklärung indischer Namen, besonders auch die Unterschrift des Bildes S. 112, das nicht den Centralbahnhof, sondern das Regierungsgebäude von Madrás darstellt, und die Angabe, daß dieser Bahnhof im Stadttheile Rajapuram liege (S. 5) u. a. m. Doch betreffen diese Unrichtigkeiten größtentheils nur unwesentliche Punkte und beeinträchtigen den Nutzen und Genuß einer sorgfältigen Lectüre dieses Buches nicht, das in glänzender, fesselnder Darstellung dem Leser das fremde Land mit seinen Bewohnern so anschaulich vor die Augen malt, daß er darin rasch und bequem orientirt wird. Zahlreiche treffliche und z. Th. sehr seltene Illustrationen gereichen dem Werk zu besonderer Zierde. H—n.

— Dr. Richard Siegemund, Aus der Jugendzeit. Sammlung von Jugenderinnerungen. Berlin, Baumbach & Co. — Daß man Kindern Stammbücher, Tagebücher, Albums und dergleichen in die Hand giebt, damit sie darin ihre Erfahrungen auf der Lebensreise, Bilder, Aussprüche und Mittheilungen theuerer Personen aufbewahren, ist eine ebenso alte wie schöne Sitte, an der gewiß niemand Anstoß nimmt. Der Herausgeber des vorliegenden Albums hat dasselbe den gegenwärtigen Zeitverhältnissen möglichst angepaßt und unter Benutzung gut gewählter Dichtersprüche Raum für eine Menge von Aufzeichnungen geschaffen, die allerdings bei richtiger Benutzung werthvolle Erinnerungen bieten können. Wir finden da: Namen- und Geburtstage der Eltern und Großeltern, das Vaterhaus, Taufe und Pathen, Bilder von Verwandten, Kinderkrankheiten, das erste Gebet, Lieblingsspiele, Albumssprüche, Schulaufnahmen, Schulkameraden, Ansichten der Heimath, Lieblingsbücher, Censuren, Familienereignisse, Confirmation, Zeitungsausschnitte, Lesefrüchte, Reiseerinnerungen und zum Schluß noch einen Anhang für Lichtbilder und die unvermeidlichen Postkarten. Das Werk ist ohne Zweifel gut gemeint und prächtig ausgestattet, aber man kann sich bei der Durchsicht desselben schwer des Gedankens erwehren, daß doch des Guten viel zu viel geboten, beziehentlich verlangt wird und daß ein solches buntes Allerlei von Aufzeichnungen weit eher zur Zerstreuung der Kinder als zur Sammlung beitragen muß. E.

— 8 Vorträge aus der Gesundheitslehre von Prof. Dr. H. Buchner. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig, B. G. Teubner. 1898. Preis geb. ℳ 1,15. — Es liegt nunmehr das erste, geschickt ausgestattete Bändchen der angekündigten Sammlung vor. Den beiden schon besprochenen Vorträgen des Münchener Hygienikers Buchner reihen sich 6 weitere an, in denen der Verfasser die Wärmeregulirung des menschlichen Körpers, die Hautpflege, die Abhärtung, die Erkältung, ferner die Hygiene der Kleidung und der Wohnung mit ihren mannigfachen Capiteln wie Feuchtigkeit, Ventilation, Wasserversorgung u. s. f. bespricht. Die letzten beiden Vorträge sind ausschließlich den Mikroorganismen gewidmet, die Bedeutung derselben im menschlichen Haushalt, bei der Fäulniß, beim Vermodern, bei der Gährung wird kurz geschildert und sodann ihre krankheiterregende Eigenschaft dargelegt, wobei auch der Schutzeinrichtungen des Körpers, des Heilserums, der Desinfection u. s. f. gedacht wird. — In außerordentlich klarer Weise versteht es der Verfasser, die verschiedenen Gebiete der Hygiene dem Verständniß des Laien zu eröffnen. Da Fragen dieser Art wohl einen jeden Menschen zu interessiren pflegen und Jeder bei einer solchen Darstellungsweise, wie sie hier geboten wird, Anregung und Belehrung finden wird, so ist dem Büchlein eine weite Verbreitung gesichert. + +

— Dr. B. Hubert, Der französische Unterricht nach der analytisch-directen Methode. Leipzig, Roßberg 1899. 16 S. — Der von einem Fachmann im Leipziger Lehrerinnenverein gehaltene Vortrag bespricht zunächst die preußischen Bestimmungen über das Mädchenschulwesen vom 31. Mai 1894 und zeigt, wie die Forderung derselben in Bezug auf das Französische am besten nach der Methode Bierbaum's erfüllt werden könne. Das Heftchen enthält in knapper und gedrängter Darstellung eine Fülle werthvoller Winke für den Betrieb des französischen Unterrichtes und kann Allen, denen diese Aufgabe zufällt, bestens empfohlen werden. E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 41. Donnerstag, den 6. April, Abends. 1899.

Ein Tag in Rheims.

„Romulus und Remus, wie wir es in den Büchern aufgezeichnet finden, erbauten Rom und Rheims, und waren Brüder, Trojaner, Heiden und ungeistliches Volk." So heißt es in einer lateinischen Chronik des 13. Jahrhunderts, und denselben Gedanken finden wir in einem altfranzösischen Verse ausgedrückt, der in deutscher Uebersetzung etwa lauten würde:

Rheims bin ich, dessen Bau begann,
Zu wissen sei es Jedermann,
Als Ilion in Trümmer sank;
Dem Remus ich den Namen dank'.

Remus und Remi, so hieß die Stadt schon zur Zeit Cäsar's, das lag ja auch zu nahe. Aber wenn wir auch über die guten Chronisten lächeln, die Rheims so zur Schwesterstadt Roms machen wollen, ein ehrfurchtsvoller Schauer überkommt uns doch, wenn wir uns der uralten Gallierstadt nähern. Keine Stadt außer Paris ist so innig mit der französischen Geschichte verwachsen. Was hat sie Alles erlebt von Cäsar's Kämpfen mit den Galliern an bis zum letzten großen Kriege, wo sie eine Zeit lang das deutsche Hauptquartier in sich aufnehmen mußte. Von Ludwig VII. bis zu Ludwig XVI. ließen sich alle französischen Könige mit alleiniger Ausnahme von Heinrich IV. hier die Krone aufs Haupt setzen und noch in unserem Jahrhundert folgte Karl X. der ehrwürdigen Sitte ... Allein diese Ehrfurcht hält nicht gar lange vor. Der geräumige Bahnhof, die hübschen Anlagen davor mit der Statue Colbert's, die Geschäftsstraßen mit den unsäglich gleichgiltigen Häusern, wie sie nur das 19. Jahrhundert zu erbauen im Stande war, drängen bald die historische Stimmung zurück und wir sehen in Rheims nicht mehr das, was es war, sondern das, was es ist, eine höchst achtbare und aufstrebende, aber recht langweilige Provinzialstadt von 105 000 Einwohnern, die sich theils in den großen Wollmanufacturen, theils durch Hervorbringung des modernsten aller Getränke, des edlen Champagnerweines, ihren Unterhalt verdienen. Sect und Wolle, Poesie und Prosa dicht bei einander! Besonders in der Nähe des Bahnhofes gewahrt man in einigen ganz neuen Straßen, in denen sich Palast an Palast reiht, wie einträglich beide Geschäfte sein müssen. Aber dicht daneben sieht man auch recht winklige, enge Gäßchen, in denen viel Elend zu Hause zu sein scheint. Pferdebahnen und Telephondrähte, Hotels und Kaffeehäuser, große Läden und eine Anzahl öffentlicher Bauten geben der Stadt im Uebrigen das Gepräge, wie es alle größeren Städte Nordfrankreichs aufweisen. Rheims besitzt eine Präfectur und einen Justizpalast, eine Universität und ein Theater, auch einen erzbischöflichen Palast.

Aber das Alles interessirt uns wenig. Ein flüchtiger Gesammteindruck genügt, und wir wenden uns über die Place Drouet-d'Erlon mit einem klobigen Erzstandbilde des Marschalls gleichen Namens, dann an der St. Jakobskirche romanischen Ursprungs vorüber dem Dome zu, der Königin aller gothischen Kathedralen, wie sie Viollet-le-Duc genannt hat. Der Kölner Dom mag durch seine riesigen Verhältnisse anfangs noch überwältigender wirken, der Freiburger sich noch glücklicher der Landschaft einfügen, ganz lernt man die Gothik doch erst in Nordfrankreich würdigen, in Amiens und Paris, in Chartres und Rheims. Nirgends aber hat sie einen solchen Reichthum entfaltet wie gerade hier an der Kathedrale von Rheims. Tritt man nahe an die Fassade heran, so scheint sie sich in eine schier unübersehbare Menge von Nischen und Statuen und Baldachinen, von Thürmchen und Zinnen, von Spitzen und Blätterwerk aufzulösen. Es ist, als sei Leben in ihr. Entfernt man sich aber wieder, so treten die Gliederung des Ganzen und die Verhältnisse in ihrer einfachen großen Harmonie deutlich hervor: die drei unendlich reichen Portale, darüber die große Rosette zwischen den von durchbrochenen Thürmchen eingeschlossenen Fenstern, dann die sogenannte Königsgalerie und endlich die beiden Thürme, die sich bis zur Höhe von 83 Metern erheben. Am 6. Mai 1212 begonnen, wurde die Kirche erst im 14. Jahrhundert vollendet. Der Name Robert de Coucy's, der 1311 starb, ist innig mit ihrem Baue verknüpft; von wem sie begonnen, wissen wir nicht. 530 Statuen schmücken die Fassade, nicht weniger als 2300 den ganzen Dom. Von der Jungfrau Maria des Mittelpfeilers und ihren über drei Meter hohen Begleitern bis zu den entzückenden Figürchen der Monate, denen ein barbarischer Pöbel leider alle Köpfe abgeschlagen hat, sind sie alle von wundervollem Ausdruck beseelt. Die Jahrhunderte und menschliche Hände haben überhaupt viel zerstört. Was half es, daß Robespierre die Unthaten der Revolutionäre durch die längst wieder verschwundene Inschrift zu sühnen suchte: Das französische Volk glaubt an das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele! Nächst der Fassade ist die Nordseite der Kirche die interessanteste. Auch hier sehen wir zwei über und über mit Skulpturen geschmückte Portale. Auf dem rechten, dessen Hauptfigur ein heiliger Petrus ist, sind Scenen aus dem Leben des heiligen Nikasius, des heiligen Remigius u. s. w. dargestellt; auf dem linken erblicken wir den „Schönen Gott von Rheims", eine der schönsten Christusstatuen des französischen Mittelalters, darüber in vier Reihen übereinander eine Darstellung der Auferstehung, endlich oben Christus als Weltenrichter zwischen der Jungfrau und dem Täufer. Diese Darstellung des jüngsten Gerichtes ist höchst originell. Welche Bewegung liegt in den Auferstehenden, die schon mit einem Bein ihre Särge verlassen haben! Und welche Phantasie besonders in dem Paradies und der Hölle: dort Engel, die die Seelen der Gerechten auf einem weißen Laken in Abraham's Schoß bringen, hier ein grinsender Teufel, der die Verdammten — Könige und große Herren, Bischöfe und Mönche neben allerlei gemeinem Volk — mit einem Riesentau zusammenschnürt und sie dem siedenden Kessel zuführt, aus dem schon einige Köpfe auftauchen. In diesen Dom also zog am 17. Juli 1429 König Karl VII. an der Seite der Jungfrau von Orleans zur Krönung ein ... Ich weiß nicht, ob es Anderen auch so geht, mir kommt es vor, als sei uns die Gestalt des Hirtenmädchens vom Domremy durch die Dichtung Schiller's nicht greifbarer geworden, sondern erst recht in eine nebelhafte, mythische Ferne gerückt worden. Wenn man nach Orléans und Rheims, nach Compiègne und Rouen kommt, so fragt man sich ganz erstaunt: Ja, hat sich denn das Alles wirklich ereignet, ist es wirklich mehr als eine schöne Dichtung? Und erst wenn wir die Chroniken aufschlagen, tritt uns aus den treuherzigen Berichten die Gestalt in ihrer wundervollen schlichten Größe menschlich nahe. „Als nun die Jungfrau sahe, daß der König geweiht und gekrönt war, da kniete sie nieder vor all den Großen, umarmte seine Knie und sprach zu ihm, heiße Thränen weinend: »Edler König, nun ist der Wille Gottes geschehen, der da wollte, daß ich der Belagerung von Orléans ein Ende setzete und Euch in diese Stadt Rheims führte, um die heilige Krönung zu empfahen, zeigend, daß Ihr der wahre König seid und daß Euch das Königreich Frankreich gehören muß.«" Und wieviel vertrauter wird uns hier auch der Vater des Mädchens. Er ist nicht der donnernde Heros, der als der Erste an dem göttlichen Berufe seiner Tochter zweifelt, sondern ein gemüthlicher Alter, der sich während der Festtage auf Kosten der Stadt gütlich thut — 24 Livre mußte man für seine Wohnung und Kost und wahrscheinlich besonders für das, was er getrunken, bezahlen, ein für die damalige Zeit recht hübsches Sümmchen! —,

und der dann auf einem vom Rathe geborgten Gaule stolz und vergnügt seiner Heimath wieder zutrabt. Sein Absteigequartier, das alte Hôtel zum gestreiften Esel, wird noch heute gezeigt. Die Statue der Jungfrau zu Pferde von Dubois, die zur Erinnerung an das große Ereigniß vor einigen Jahren vor dem Dom aufgestellt worden ist, ist leider ganz und gar nicht nach unserem Geschmacke. Vor Allem ist sie viel zu klein gerathen. Die kaum lebensgroße Reiterin wirkt so unmittelbar vor den riesigen steinernen Heiligen der Domfassade wie eine Nippfigur. Bewunderten wir draußen einen fast zu großen Reichthum des bildhauerischen Schmuckes, so wirkt das Innere der Kirche in seiner außerordentlichen Einfachheit beinahe nüchtern. Von den prachtvollen alten Fenstern ist nur ein Theil erhalten, Altar und Kanzel sind aus dem vorigen Jahrhundert und stimmen nicht zu dem Uebrigen, ein altes Chorgestühl macht wie in Amiens in uns das Mittelalter lebendig. Weitaus das Schönste ist die Innenseite des Hauptportals mit der wundervollen großen Rose, auf der in 52 Medaillons die Himmelfahrt Mariä dargestellt ist. Besonders gegen Abend, wenn die Sonnenstrahlen schräg durch sie auf den Fußboden des Mittelschiffes fallen, ist die Wirkung unvergleichlich. Allerdings wird sie ein wenig durch die faden bleichen Farben der unteren kleineren, aus dem 18. Jahrhundert stammenden Rose beeinträchtigt. Auch der Skulpturenschmuck der inneren Seite des Portales ist außerordentlich reich. Am Mittelpfeiler sehen wir die Gestalt des 407 von den Vandalen ermordeten heiligen Nikasius mit dem abgeschlagenen Haupte in den Händen zwischen seinen Henkern; über und neben der Thüre sind in fünfzig kleinen Nischen links Scenen aus dem Leben des Täufers, rechts einige andere Scenen des alten und neuen Testaments dargestellt. Im Uebrigen bilden die alten Teppiche, die an den Wänden der Seitenschiffe aufgehängt sind, die Hauptsehenswürdigkeit des Kircheninnern. Die wichtigsten sind die fünfzehn großen Gobelins mit dem „Marienleben" aus dem Jahre 1530, die der Erzbischof Lenoncourt der Kathedrale geschenkt hat. Noch älter sind die beiden du fort roy Clovis. Sie stammen etwa aus dem Jahre 1440 und stellen Scenen aus dem Leben König Chlodwig's dar. Der eine ist cultur-historisch und heraldisch besonders merkwürdig. Mehrere herkulische Neger tragen lange schlauchartige Instrumente auf dem Rücken, die mit Hilfe von Zündern abgeschossen werden und die von den sonst dargestellten Kanonen und Musketen erheblich abweichen. Vielleicht haben wir hier die älteste Form der Handfeuerwaffe vor uns. Heraldisch merkwürdig sind die drei goldenen Lilien auf der Standarte Chlodwig's. Zuerst führten nämlich die Merowinger drei Kröten im Wappen, wie denn Nostradamus sie überhaupt Kröten nennt. Noch jetzt soll bei den Vlaamen der Spitzname „Kröten" für die Franzosen vorkommen. Erst auf Bitten des heiligen Remigius hat Chlodwig sie durch die Lilien ersetzt. Der Domschatz enthält einige für die Geschichte der Goldschmiedekunst höchst wichtige Werke, vor Allem den berühmten „Abendmahlskelch des heiligen Remigius", der aber erst dem 12. Jahrhundert angehört. Von den modernen Werken ist die Sainte Ampoule das merkwürdigste, ein kostbarer goldener mit den Medaillonporträten sämmtlicher französischer Könige geschmückter Schrein, der den Rest des heiligen, der Legende nach vom Himmel geschickten Salböls enthält. Er wurde für die Krönung Karl's X. im Jahre 1825 gestiftet.

Kaum minder sehenswerth als die Kathedrale ist die alte Abteikirche Saint-Rémi, die im Jahre 852 gegründet wurde, und die in ihrer jetzigen Gestalt eine merkwürdige Mischung romanischen und gothischen Stiles zeigt. So ist die Fassade gothisch, aber die Thürme zu beiden Seiten romanisch, das Schiff romanisch und der Chor wieder gothisch. Das Innere soll einen gewaltigen und harmonischen Eindruck machen. Nicht immer freilich. Als ich in Rheims war, war gerade ein großes kirchliches Fest gewesen, und für dieses hatte man zum größeren Ruhm der Kirche das ganze Innere des Gotteshauses mit einem abscheulichen billigen rothen Stoffe ausgeschlagen, von dem noch abscheulichere goldene Fransen herabhingen. Ein jammervoller Anblick! Allerdings fehlt es der französischen Geistlichkeit an Geld, um das Innere ihres wundervollen Doms dem Aeußeren entsprechend auszuschmücken; aber selbst wenn das Geld da wäre, so fehlte es doch an dem Geschmack es richtig anzuwenden. Der Staat ist da völlig machtlos. Dieser kümmert sich sehr eifrig um die Instandhaltung der Baulichkeiten als solcher, aber er kann es nicht verhindern, daß man im Innern neben einem herrlichen Renaissancekronleuchter eine billige Petroleumlampe aufhängt, daß man in eine wundervolle Seitencapelle einen ganz roh gezimmerten und lieblos angestrichenen Beichtstuhl setzt. Das Innere wirkt so wie ein herrliches Musikstück von einem schlechten Musikanten vorgetragen. Glücklicherweise hat man die schönen alten Kirchenfenster und das berühmte Renaissance-Grabmal des heiligen Remigius, eine Art mit Statuen geschmückten kleinen Tempels, nicht so verschimpfiren können.

Der eigentliche Mittelpunkt der Stadt, der Punkt, wo sich die Hauptverkehrsadern schneiden, ist die unweit nördlich von der Kathedrale liegende Place Royale, ein von ganz gleichförmigen, in nüchternstem classicistischem Stile aufgeführten Bauten umgebenes langweiliges Viereck, zu dem Soufflot, der Erbauer des Pariser Panthéons, die Pläne geliefert hat. Mitten auf dem Platze erhebt sich eine Colossalstatue Ludwig's XV. von Pigallo mit allegorischen Figuren, deren Beschreibung geradezu wie Hohn klingt: „Zur Rechten ist die Sanftheit der Regierung durch eine Frau dargestellt, die in der einen Hand ein Steuer hält und mit der andern an der Mähne einen Löwen in Freiheit führt, um auszudrücken, daß der Franzose trotz seiner Kraft sich gern einer milden Regierung unterwirft. Zur Linken ist das Glück der Völker durch einen glücklichen Bürger dargestellt, der sich einer vollkommenen Ruhe erfreut." Milde Regierung, glückliche Bürger! Das sagte man noch 1763, wo bereits die Donner der Revolution von fern grollten! Wer denkt da nicht an den Spottvers, den man einstmals an der Statue desselben „milden" Herrschers (Louis le Bienaimé) in Paris lesen konnte:

Il est ici comme à Versailles
Il est sans cœur et sans entrailles.

Ohne Herz und Eingeweide, das paßte besser auf ihn, bei dessen Tode ganz Frankreich aufathmete. Die Revolution hielt furchtbares Gericht mit der Statue, aber die Restauration „restaurirte" auch sie, und seitdem hat man sie verschont, um des Künstlers, nicht um des Königs willen. — Von der Place Royale aus gelangen wir nördlich über den Marktplatz in etwa fünf Minuten zum Rathhaus, einem mächtigen Viereck mit großem Hofe, dessen Vorderseite ein Glockenthurm mit der Statue Ludwig's XIII. im Giebelfelde schmückt. Da es in der Anlage stark an das Rathhaus von Paris erinnert, nimmt man an, daß es auf einen Plan Meister Domenico Boccardo's, genannt Cortona, zurückzuführen ist. Es enthält das städtische Museum oder vielmehr die Museen, denn außer der Gemäldegalerie finden wir ein archäologisches und ein retrospectives Museum und eine Anzahl werthvoller Sammlungen, die hochherzige Bürger der Stadt geschenkt haben: die schöne Fayencensammlung Pommery, die keramische Sammlung Gerbault und vor Allem das Museum Gérard, eine reiche Sammlung japanischer Potterie, Lackarbeiten, Bronzen &c. Höchst interessant sind auch die — Gemälde kann man nicht sagen — bemalten Leinwandcoulissen, die im 15. Jahrhundert bei der Aufführung von Mysterien benutzt wurden. Die Gemäldegalerie enthält kaum ein Meisterwerk ersten Ranges, aber doch eine Anzahl recht interessanter Bilder. Vor Allem ist die Schule von 1830 mit einer Reihe liebenswürdiger kleiner Bilder vertreten, Corot mit einem reichlichen halben Dutzend Landschaften, darunter der bekannte „See von Albano", ein „Italienischer Tanz", eine „Malaria", eine „Ansicht von Mantes", Rousseau mit einer „Tränke", Daubigny mit einem ungemein stimmungsvollen Bilde „Die Ufer der Oise", endlich Diaz mit ein paar reizenden feinen Studien, besonders einem „Gretchen im Dom". Auch von Courbet, Chintreuil, Doré, Ribot, Fantin-Latour finden wir bemerkenswerthe Werke. Unter den Bildern der älteren Meister — hauptsächlich Vlaamen und Franzosen — ziehen besonders dreizehn Bildnisse der beiden Cranach unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Und jetzt? Wir sind mit den Sehenswürdigkeiten von Rheims noch lange nicht zu Ende. Besonders für den Alterthumsforscher fängt die Arbeit eigentlich erst an. Der wird noch stundenlang in den alten Gassen und Gäßchen herumschlendern und jedes alte Haus, jede alte Skulptur und jede Inschrift genau betrachten, das Hotel Montlaurent mit seinen Statuetten, das Haus der Musikanten aus dem 13. Jahrhundert, über das nun schon so viel geschrieben worden ist, die uralte Holzfassade des Hauses Callon, das Haus des goldenen Kindes und hundert andere, des römischen „Marsthors" nicht zu vergessen. Aber wir sind keine Archäologen, wir haben schon genug Skulpturen gesehen und wir sind nur einen Tag in Rheims. Ich denke, wir sehen uns nun lieber etwas von dem modernen Rheims an, nämlich die Champagnerkeller. Fünfzig Häuser, von denen viele

allerdings kaum über die Provinz hinaus bekannt sind, befassen sich mit der Herstellung des edlen Champagnerweines; sie beschäftigen etwa 1600 Arbeiter und produciren jährlich an die fünf Millionen Flaschen. Man sieht, im Vergleich zur Zahl der Flaschen ist die Zahl der Arbeiter nicht sehr groß, das Meiste und das Beste thut eben die Natur und für den Menschen ist das Haupterforderniß — Geduld. Die beiden größten Firmen sind die von Théophile Roederer und die der Madame Pommery. Beide liegen auf der Route de Châlons, außerhalb des südlichsten Stadtthores, nicht gar weit von der Kathedrale Saint-Rémi, deren Besuch man also am besten damit verbindet. Sie müssen draußen vor der Stadt liegen, nicht allein der Miethpreise halber, sondern weil ja sonst der Wein erst noch den Stadtzoll tragen müßte. Wählen wir die erstere Firma, die uns am nächsten liegt. Auch ohne vorherige Anmeldung werden wir sehr liebenswürdig im Bureau aufgenommen, wo man die Einzeichnung unserer Namen ins Gastbuch als einzige Eintrittsgebühr erhebt. Natürlich werden wir den wackeren Küfer, der über eine Stunde lang unseren Führer macht, nicht ohne Belohnung entlassen. Die Keller sind an und für sich eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Riesige Gewölbe in unterirdischen Kreidefelsen thun sich wie gewaltige Katakomben vor uns auf, wenn wir die große Treppe hinabgeschritten sind. Diejenigen des Hauses Roederer sind bereits über vier Hektare groß und immer noch werden neue Räume entdeckt und zugänglich gemacht. Der Sage nach sind sie von den Römern in die Felsen gehauen worden. Da sie nicht die mindeste Feuchtigkeit aufweisen und eine stets sich gleichbleibende kühle, nicht kalte Temperatur besitzen, sind sie wie geschaffen für den Zweck, dem sie jetzt dienen, von dem man aber vor dem 18. Jahrhundert noch nichts ahnte. Wohl eine Million Flaschen sind in den hohen Räumen aufgespeichert, in Lagen von vielen Hunderten, vom jüngsten Jahrgang an mit den noch ganz blanken Flaschen bis zu den ältesten, die über und über mit Staub und Spinneweben bedeckt sind. Schon vor dem Auffüllen auf Flaschen, das im Sommer stattfindet, hat die Menschenhand übrigens in den Naturprozeß eingegriffen, ist der Wein schon zum Kunstwein geworden. Wenn nämlich im December der Most nach der ersten Gährung klar geworden ist, wird eine „Assemblage" vorgenommen, eine Mischung verschiedener Gewächse, denn, so heißt es in der kleinen Beschreibung, die wir als Andenken beim Abschied erhalten, „jedes Weingut der Champagne besitzt seine besonderen Eigenschaften, deren kluge Vereinigung allein den bei den Feinschmeckern so beliebten Wein hervorzubringen vermag". Ungefähr zwei Jahre liegen die Flaschen unberührt von Menschenhand, dann beginnt ein Geschäft, das zwei bis drei Monate in Anspruch nimmt, das der Remuage. Die Flaschen werden mit der Spitze schräg nach unten aufgestellt und täglich einmal leicht hin und her gedreht. Diese Arbeit erfordert einige Uebung und kann durch keine Maschine bewirkt werden; besonders unterhaltend dürfte es aber kaum sein, täglich an die 30000 Flaschen zu „bewegen". Sie hat den Zweck, den Satz sich unmittelbar am Verschlusse ansetzen zu lassen. Ist sie beendet, so werden Verschluß und Satz gleichzeitig gewaltsam entfernt, und es entsteht so ein Raum für den Liqueur, d. h. die kostbare, hauptsächlich aus Zucker und Cognac bestehende Flüssigkeit, die dem moussirenden Weine erst den eigentlichen Champagnergeschmack giebt. Nun erfolgt mit Hilfe sinnreicher Maschinen das Verkorken, Vergolden, Etikettiren 2c., und der Champagner ist fertig. Alles dies wird vor unseren Augen ausgeführt, und wir haben dabei nur den einen Kummer, daß sich unsere Rolle auf das Zuschauen beschränkt. Nun, wir entschädigen uns am Abend in der Stadt....

Wer nicht unbedingt die Nacht in Rheims zubringen muß, dem ist es sehr anzurathen, mit dem Abendzuge nach Paris zurückzukehren. Nicht als ob die Gasthöfe schlecht wären. Wenn man auch die deutsche Reinlichkeit etwas vermißt, so ist dafür das Bett und die Kost recht gut und preiswerth. Aber man muß wissen, daß, wenn man nicht gerade einen besonders günstigen Tag trifft, in den französischen Provinzstädten des Abends nichts zu holen ist. Und das Hotelpublicum — einige wenige Engländer und sehr viele Voyageurs de commerce, zu deutsch Commisvoyageurs — ist nicht nach Jedermanns Geschmack. Lohnend ist es allerdings, beim Mondschein einen Spaziergang durch die innere Stadt zu machen. Schon nach zehn Uhr ist sie wie ausgestorben. Wenn dann die alten Giebelhäuser auf dem Marktplatze sich gespensterhaft scharf vom Himmel abheben, kann man sich recht lebhaft in das alte Rheims, die Stadt der Jungfrau, zurückversetzen. Fürchten darf man sich allerdings nicht, denn Schutzleuten begegnet man nicht, Rheims muß eine sehr sichere oder eine sehr unsichere Stadt sein. Walther Gensel.

Bücherbesprechungen.

— **Friedrich Oehninger, Christenthum und moderne Weltanschauung.** Gütersloh, Bertelsmann, 1899. 1,60 ℳ, geb. 2 ℳ 127 S. — Man versucht heute, das Christenthum mit den Werthen und dem Wissen der modernen Welt in Uebereinstimmung zu bringen. Die Schrift erinnert in kraftvoller und starker Beweisführung an die Schranken, die dieser Union im Wege stehen. Wir suchen, in knappen Sätzen die leitenden Gedanken herauszuheben. 1) Das Christenthum ist die Religion des Kreuzes, darum für Vernunft und Natur wesentlich mit Anstößen behaftet. 2) Das Evangelium ist eine frohe Botschaft zunächst für die Armen und für die Verlorenen; nicht die Religion des sogenannten Ideals, sondern die Religion des getrösteten Elends ist sein wesentlicher Inhalt. 3) Durch die sittlichen Gedanken des Christenthums wird die Sphäre des Natürlichen (im philosophischen Sinn) nicht erklärt, sondern durchbrochen; nicht die Architektonik der Diesseitigkeit, sondern ihre Zerstörung ist das ethische Weltziel. Die Aeußerung des christlichen Glaubens, wie sie sich in der christlichen Welt darstellt, ist nicht möglich ohne den Pol des Gebetes und des sacramentlichen Verkehrs. — Auch die christliche Praxis unterzieht der Verfasser einer scharfen, aber berechtigten Kritik. Er findet in den engeren christlichen Gemeinschaften, wie sie z. B. die Philadelphia pflegt, mehr kirchliche Gesundheit, als in den zahllosen Vereinen, welche mit dem Christlichen und dem Sozialen zugleich pflügen wollen. Er redet gegen den Uebermuth der Jungen, welche auf der Kanzel von der rosenfingrigen Morgenröthe reden, anstatt von den gewitterschwangeren Wolken, welche die ernsten Inhalte des christlichen Heils in ein καλὸν κἀγαθόν verwandeln. Er weist endlich auf den wirklich leiblich auferstandenen, erhöhten Herrn, den Stein, den heute die Bauleute wieder verwerfen, der aber der Eckstein ist und bleibt, über dem der Bau des Glaubens, der Thurm der Hoffnung sich erhebt. — Wer Paradoxes sagt, wird viel Widerspruch ernten: wir gestehen, daß wir uns an diesen Paradoxien wahrhaft erbaut haben, wenn wir auch dem Verfasser nicht bedingungslos zustimmen. Alles ist Euer, sagt Paulus. J. J.

— C. J. Voskamp, Missionar der Berliner Mission in China, **Unter dem Banner des Drachen und im Zeichen des Kreuzes.** 176 S. gr. 8°. Mit Originalbildern. Verlag der Berliner Missionsgesellschaft. Preis elegant broschirt 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ — Daß das lang verschlossene China nicht nur dem politischen Einfluß fremder Mächte, sondern auch den Segnungen des Christenthums sich mehr und mehr zu erschließen beginnt, dafür legt das obengenannte Buch ein erfreuliches Zeugniß ab. Es schildert in anschaulicher Weise den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum in China, der mit täglich wachsendem Eifer auf beiden Seiten geführt wird, und führt uns die beiden Gegner, ihre Streitkräfte, Kampfesweise und Erfolge vor. Wir lernen die Eigenart der chinesischen Religion, wie sie durch den Drachenglauben, den Ahnen- und Geisterdienst bestimmt ist, kennen und erhalten ein Verständniß für den nationalen Eigendünkel der Chinesen und ihren Fremdenhaß, wie sie in den Lehren des Confucius begründet sind und im Verkehr mit Europäern sich geltend gemacht haben. Aus den lehrreichen Mittheilungen über die christliche Mission in China bekommt man den erfreulichen Eindruck, daß das Christenthum dort gegenwärtig langsam, aber sicher Boden gewinnt. Was diese Ausführungen besonders werthvoll macht, ist, daß sie von einem verständnißvollen Augenzeugen dargeboten werden. Viele, allerdings nicht durchweg gelungene Illustrationen veranschaulichen die Erzählung, doch halten wir dafür, daß die sensationellen Bilder von der Hinrichtung mehrerer Verbrecher solch einem Missionsbuche nicht zur Zierde gereichen. H—n.

— **Die Kämpfe der kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika in den Jahren 1894—96,** sowie die sich hieraus für uns ergebenden Lehren. Von **Leutwein,**

Major und kaiserlichem Landeshauptmann. Mit einer Skizze. 30 Seiten. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — Die vorliegende Broschüre ist ein Abdruck aus dem Militär-Wochenblatt und enthält einen Vortrag des Majors Leutwein, welchen derselbe bei seiner letzten Anwesenheit in Deutschland am 29. Februar 1898 in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin hielt. Die Erfahrungen unserer südafrikanischen Schutztruppe sind, wenn auch nur auf afrikanischem Boden gewonnen, zweifellos beachtenswerth; ist es doch bis jetzt die einzige deutsche Truppe, die sich in förmlichen, lang andauernden Kriegszügen mit dem Gewehr M./88 gegen einen gleichfalls mit Hinterladern bewaffneten Gegner zu schlagen Gelegenheit hatte, ja, man kann sagen, mit einem ebenbürtigen Gegner. Der Hottentotte als Gegner marschirt aber nicht in ausgerichteten Marschcolonnen mit von dem Generalstab besonders genau bestimmten Abständen; auch hat er keine Spitze auf der Straße deutlich postirt, sondern er umschleicht als afrikanischer Indianer die Truppe und pürscht den Deutschen auf nächste Entfernung an. Sitzt er, was für die Angreifer das sehnlichst Erhoffte ist, in einer befestigten Stellung, dann schiebt er doch auf gute Stellen Posten vor, die unsere Patrouillen oder Spitzen bis zu einem sicheren Schuß herankommen lassen und dann schleunigst verduften. Bemerkenswerth ist die Erfahrung, daß ein Sieg in Colonialkriegen nur dann zu verzeichnen ist, wenn derselbe zugleich den Willen des Gegners völlig bricht; sämmtliche strategischen und praktischen Operationen müssen deshalb von Beginn an auf Vernichtung des Gegners angelegt sein; daneben darf aber nicht versäumt werden, ihm auch rechtzeitig die zum Nachgeben erforderliche bekannte „goldene Brücke“ zu bauen, wie dies auch Major v. Wissmann in seinem Buche über afrikanische Kriegführung betont hat. Major Leutwein behandelt den Feldzug gegen Hendrik Witboi, von dem einige originelle Briefe mitgetheilt werden, vom April 1893 bis September 1894, den Feldzug gegen den Stamm der Khanar-Hottentotten vom December 1894 bis Januar 1895 und den Feldzug gegen die vereinigten Khanar-Hottentotten und die Ost-Hereros vom April bis Juni 1896. Aus dem Berichte geht hervor, wie kritisch die Lage zu gewissen Zeiten war. G. M.

— Methodik der Bindungslehre und Decomposition für Schaftweberei. Von Franz Donat, k. k. Fachlehrer. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis 6 ℳ. — Als vor nicht ganz zwei Jahren desselben Verfassers textloses „Bindungslexikon“, eine Sammlung von Musterzeichnungen für Schaftweberei, erschien, wurde schon auf das zukünftige Erscheinen des jetzt vorliegenden größeren Werkes aufmerksam gemacht, das den erweiterten Titel führt: Methodik der Bindungslehre und Decomposition für Schaftweberei. Nachdem im ersten Abschnitt die nach Art eines Katechismus vorschreitende Bindungslehre die wichtigsten Fachausdrücke der Weberei erklärt hat, nimmt sie methodisch alle Verbindungsarten der Schaftweberei durch, wobei der Text von 72 Tafeln mit 648 zwei- bis fünffarbigen Figuren und 4 Stoffmustern begleitet ist. Der zweite, weniger umfangreiche, Abschnitt des Buches behandelt die Decomposition oder Musterzerlegung in Verbindung mit den Capiteln über die Garnnummerirungen, Umrechnungstabellen, Garnsortirungen u. s. w., denen als Anhang und Schluß des Ganzen ein 100 Sorten umfassendes Garnmaterialverzeichniß folgt. Kl.

— Der Kynast. Ostdeutsche Monatsschrift für Volksthum und Kunst, herausgegeben von Ernst Wachler. Erster Jahrgang, Heft 3—5 (December 1898 bis Februar 1899). Oppeln und Leipzig, Georg Maske. Preis: vierteljährlich 2 ℳ, des Einzelheftes 75 ₰. — Am Schluß einer Würdigung von Ratzel's „Politischer Geographie“ (Zukunft VI, Nr. 24 vom 12. März 1898) hatte ich als größten Sieg der Ratzel'schen Gedanken den hingestellt, daß sie Schule gemacht haben. Und in einem kürzlich veröffentlichten Aufsatz über eine gewisse, am Vorabend ihres Erscheinens stehende „Weltgeschichte“ (Zukunft VII, Nr. 20 vom 11. Februar 1899) hatte ich noch zwischen Ratzel und Lamprecht einen einschneidenden Gegensatz in der Werthung der geographischen Gegebenheiten feststellen müssen. Da lese ich zu meiner aufrichtigen Freude in dem 5. Hefte des Kynasts, daß sich sogar Karl Lamprecht (in der Abhandung „Die geographischen Bedingungen der neueren deutschen Geschichte“; S. 252—267) im großen Ganzen zu der Auffassung seines geographischen Collegen bekehrt hat und ihm durch den von diesem längst ersehnten historischen Ausbau zu weitester Geltung verhelfen will. Diese überraschende Wendung bedeutet einen Triumph, der dem genialen Geographen von ganzem Herzen zu gönnen ist. Aber diese Thatsache hat auch noch eine andere Seite. Ich meine: wenn ein Historiker von dem Rufe Lamprecht's eine einschneidende Bereicherung seiner historischen Anschauung in einer so jungen Zeitschrift preisgiebt, wie es der im vergangenen Herbste begründete Kynast noch ist, so muß diesem Unternehmen eine mehr als gewöhnliche Bedeutung innewohnen. In der That: überschlägt man die letzten 200 Seiten und überfliegt die Namen der Mitarbeiter, so bekommt man Respect vor der Thatkraft des Herausgebers. Doch der Einzelne macht's bekanntlich nie allein; der Geist des Ganzen muß zum Gedeihen fördernd beitragen, sonst ist alles Mühen umsonst. Dieser Geist aber ist echt deutsch. Und es ist eine wahre Freude, daß auch heute noch und gerade heute ein Feldgeschrei, das alles Deutsche zum Kampf und zur Abwehr aufruft, gewaltige Wirkung hat und eine zahlreiche Gefolgschaft herbeizieht. Möge diese mit alter deutscher Treue — denn, was man auch dagegen „kritisch“ einwenden möge, das Wort von der deutschen Treue ist kein Hirngespinnst — bei der einmal entfalteten Fahne ausharren! Ht.

— Richard v. Strehle, Wetterläuten und Wetterschießen. Erweiterter Separatabdruck aus der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Jahrgang 1898. Band XXIX. o. O. — Verfasser giebt eine culturhistorisch interessante Darstellung der verschiedenen Gebräuche des Läutens und Schießens bei Gewittern vornehmlich in den Thälern der österreichischen Alpen, doch finden auch andere Theile von Oesterreich-Ungarn, auch Süddeutschland und die Schweiz Berücksichtigung. Die Darstellung beruht offenbar auf fleißigen Studien der Chroniken und Umherhören bei den Alpenbewohnern. Nicht ohne Interesse ist die Notiz, daß die philosophische Classe der Münchener Akademie der Wissenschaften im Jahre 1785 einen Preis von 50 Dukaten auf die Lösung der Frage stellte: Was für Wirkung hat das Abfeuern des Geschützes auf Wetterwolken? Wer den Preis gewonnen hat, ist nicht zu ermitteln gewesen. Vielleicht hätte ihn, wenn die Aufgabe 100 Jahre später gestellt worden wäre, einer der bekannten nordamerikanischen Wettermacher resp. Regenmacher gewonnen, die ja viele Kilogramm Pulver verschossen haben, um Regenwolken zu erzeugen. Dr. H.

— Das gratulirende Kind. Kleines Gratulationsbuch für die liebe Jugend, enthaltend Glückwünsche in Versen und Prosa zu Neujahrs-, Namenstags- und Geburtstagsfesten, sowie Weihnachtswünsche aller Art. Von Otto Müller. Vierte, neu bearbeitete Auflage. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest, Leipzig. Preis 25 Kreuzer = 50 ₰. — Daß die Briefsteller und Glückwunschbücher noch immer eine so große Rolle spielen, ist wenig erfreulich. Man läßt sich ja gern gefallen, daß ein kleines Kind ein schlichtes Verschen lernt und beim Ueberreichen des Geburtstagssträußchens aufsagt. Aber sobald ein Kind über die erste Abc-schützenzeit hinaus ist, sollte es doch von verständigen Eltern dazu angehalten werden, nur das zu sagen und vollends zu schreiben, was ihm das eigene Empfinden eingiebt, mögen die Worte auch noch so schwerfällig und ungelenk herauskommen. Ein Kind seinen Geburtstagsbrief aus solch einer Eselsbrücke abschreiben zu lassen, hat sogar schwere sittliche Bedenken, wie jede Unwahrheit. Und nun zumal etwa eine Salbaderei wie diese (S. 82): „Innig geliebte Tante! Die zarten Regungen in meinem Busen sind eine drängende Fluth von Segenswünschen, die ich zu Deinem Namensfeste in Dein engelgleiches Herz übergieße“ u. s. w. Es muß doch jeden gesund fühlenden Menschen ein Ekel überkommen vor solcher Unnatur. Besonders widerwärtig ist die fast stehende Erwähnung des Gebets an „den ebenso gerechten als gütigen Spender aller zeitlichen und ewigen Güter“. Indessen muß es doch noch eine Menge von Leuten geben, denen das Bewußtsein fehlt, wie verächtlich der Gebrauch solcher fabriksmäßig hergestellter Musterbriefe ist. Sonst könnte ein Buch wie das „gratulirende Kind“ nicht vier Auflagen erleben. Reichhaltig und billig ist die Sammlung, das gestehen wir zu; aber sie zu empfehlen verbietet uns unser pädagogisches Gewissen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 42. Sonnabend, den 8. April, Abends. 1899.

Unsere Schützen-Feste.

Von Dr. C. Pfau.

Durch die großartigen Erfolge, welche unser Volk in jüngster Vergangenheit mit der kriegerischen Wehr wie mit dem friedlichen Arbeitszeug davongetragen hat, ist das deutsche Volksbewußtsein mächtig gehoben und gestärkt worden. Immermehr schwindet im Lande der schwarz-weiß-rothen Flagge die langgeübte, erbärmliche Nachahmungssucht alles Ausländischen, und mit Erfolg sucht unsere Kunst und unser Handwerk die ehemals halbvergessenen Werke alter einheimischer Meister wieder auf, um sich an ihnen in deutsche Geistesrichtung zu vertiefen und derselben neue Bahnen zu erschließen. Alljährlich verwenden Regierungen, Vereine und Privatleute riesige Summen auf Wiederherstellung hervorragender Erzeugnisse alten deutschen Fleißes, und ungezählte Nachbildungen derselben führt uns täglich der Handelsmarkt vor Augen. Damit aber dem schaffenden Geist die unverfälschten Urvorlagen immer mühelos zu Gebote stehen möchten, ist besonders in den letzten Jahrzehnten eine stattliche Reihe neuer Museen entstanden, welche für die alten Werke schützende Heimstätten, für Künstler, Forscher und Gewerbtreibende aber reiche Fundgruben sein wollen und werden. So wenig aber eine Sammlung todter Thiere ein vollständiges Bild von dem Naturleben der thierischen Welt selbst gewähren kann, ebensowenig wird je irgend ein Museum den schaffenden Volksgeist in seinen unendlich vielseitigen Regungen vollständig zum Ausdruck bringen können. Dies gilt besonders von Volksbräuchen, Sitten. Was die Museen in dieser Beziehung vorzeigen können, gleicht der trockenen Herbarienpflanze, die in der Form erstarrt, in der Farbe verblichen ist, während ihre Schwestern draußen unter dem belebenden Odem der liebevollen Natur ihre Gestalt stetig ändern und in frischem Farbenschmelz prangen. Die Volksseele lebt allein im schaffenden Volk, und wie der Naturfreund die jungfräuliche Schönheit des moosumfaßten Waldquells nur unter dem lauschigen Blätterdach recht zu genießen vermag, so kann der Volksfreund Volksbräuche und Sitten am besten belauschen im Volke selbst. Möchten die alten Volksbräuche noch lange erhalten bleiben, möchten sie vor raschem Verfall thunlichst geschützt werden, damit sich noch Mancher erfreuen kann an ihrem sprudelnden Leben! Jede Pflanze will ihren geeigneten Stand. Das üppige Farrnkraut, das den Waldesschatten liebt, verkümmert in der sonnendurchglühten Luft des baumlosen Ziergartens, und die stolze Rose gedeiht nicht im dunklen Tannenforst. Mancher Volksbrauch, der entstanden ist in friedlicher Weltabgeschiedenheit, dessen Wurzel vielleicht z. Th. gar zurückgreift bis in den dämmerigen Urwald der Heidenzeit, muß verkümmern im Hasten und Getös der Großstadt, er lebt aber lange fort gleich einer Art neuzeitlichen Paganismus auf dem platten Land und in der Kleinstadt. Was das Volk besitzt, das sucht es festzuhalten wie die eisenharte Eichenwurzel den Steinblock. Aber wie der gewaltige Waldbaum fällt unter der Macht des brausenden Sturmes und der Felsblock zerbröckelt unter der zerstörenden Gewalt des Frostriesen, so kann auch der jahrhundertlang geübte Volksbrauch allmälig ganz schwinden unter allerhand verderblichen Einflüssen. Zu den letzteren zählt vielleicht in erster Reihe jenes lieblose, verächtliche Herabschauen oberflächlicher Bildungsgecken, die kein Herz für Volksthum haben, die den poetischen Hauch alter Bräuche, deren geschichtlichen Werth nicht spüren können, denen alte Ueberlieferung nur läppische Abgeschmacktheit dünkt, die in manchem Brauch nur Unfug wittern, gegen welchen die Polizei einschreiten sollte. Solche Auffassung fällt wie ein giftiger Mehlthau in das warme Leben des Volksbrauchs, der sich deshalb zurückzieht aus der Oeffentlichkeit, aus den Schranken einer verständnißlosen Kritik, oder sich wohl auch „modernen Ansprüchen“ anzupassen sucht und dadurch seine Eigenart, seinen inneren Gehalt verliert. — In besonders reichem Maße äußern sich die Volksgebräuche gelegentlich an volksthümlichen Festen, die freilich in unserer Zeit auch recht selten geworden sind; das bekannteste und am meisten gefeierte — in Sachsen wenigstens — ist das Schützenfest. Zwar ist dasselbe keineswegs das älteste Volksfest; denn es kam im Allgemeinen erst auf, als das Ritterthum mit seinen glänzenden Turnieren zurückging. Gewisse Züge im Schützenfest aber sind uralt. Einerseits des Germanen helle Freude an der funkelnden Wehr, am ernsten Waffenspiel, andererseits seine Lust am geselligen Zechgelage, an harmloser, wenn auch mitunter derber Fröhlichkeit. Als der Herold immer seltener die wappentragenden Edlen zu den Schranken rief, als der Bürger, zumal der kleinstädtische, deshalb kaum mehr Gelegenheit fand, seine Schaulust am Ritterspiel vollauf zu befriedigen, da richtete er selbst ständige „Gesellenschießen“ ein, um sich in den Waffen zu erproben und sich mit seinen Genossen zu vergnügen. Weitschauende Fürsten, vor Allem diejenigen aus dem erlauchten Haus Wettin, erkannten schon früh die Wichtigkeit einer bewehrten, waffenkundigen Bürgerschaft, deren kriegerische Uebungen sie nach Kräften zu fördern suchten. In Sachsen erhielten die aufblühenden zunftartigen Genossenschaften der Schützen vom Landesherrn allerhand Benefizien, Privilegien (z. B. Brauprivilegien), ferner Ehrenzeichen, wie Fahnen mit dem Landeswappen, Ketten, silberne Schilder, bemalte Medaillons, und nicht selten beehrte der Kurfürst die Schützenfeste mit seiner Anwesenheit, ließ sich wohl gar als Bruder in das Gildenbuch eintragen. Schon in früher Zeit erlangten die Schützen, obgleich sie ursprünglich noch keinen festen Verband hatten, eine gewisse militärische Bedeutung, die nach Entwickelung einer besseren Organisation später noch zunahm. Sie behaupteten ihre Stärke gegen anstürmende Feinde und erleichterten dadurch dem Landesherrn ganz wesentlich die Vertheidigung seiner Grenzen; so hielten die Freiberger im dreißigjährigen Krieg ihre Stadt heldenmüthig gegen gewaltige Kriegshelden wie Torstenson und Baner. Die Schützen begleiteten ihren Fürsten auch auf Kriegszügen, wie z. B. die Rochlitzer unter Friedrich dem Streitbaren 1415 das Schloß Kriebstein belagerten und wenige Jahre später mit gegen Böhmen zogen. Für ihr tapferes Vorgehen gegen die durch den „Fladenkrieg“ zurückgebliebenen Raubschaaren erhielten die Torgauer um 1542 mehrere Harnische aus der gnädigen Hand ihres Landesherrn. Im 17. Jahrhundert stellten die sächsischen Schützengilden Mannschaften in die Reihen der „Defensioner“; sie wurden später oft aufgeboten zur Säuberung des Landes von Mordgesindel, Zigeunern und dergl., sie überführten Rekruten an ihren Bestimmungsort, bezogen in Kriegszeiten die Wachen der von den Garnisonen entblößten Städte und bildeten mitunter eigne Züge in der Communalgarde. Kein Wunder, wenn sich der bewaffnete Bürger, der Schützenbruder, als eine Art Krieger fühlte, sich wie ein solcher kleidete und zu geben suchte. In ältester Zeit sicherte er den Körper mit allerhand Rüstzeug, und alte Innungsbücher berichten treulich, wie viel von Arm- und Beinschienen, Sturmhauben u. dergl. für den Nothfall vorhanden war. Später ahmte er die Tracht des Landsknechts nach, um schließlich die Uniformen des Militärs zu Vorbildern seiner Gewandung zu nehmen. Ebenso wurden die Bezeichnungen der Chargirten, die Commandos ꝛc. nach militärischem Muster eingeführt. Die meisten wichtigeren Aenderungen im inneren Militärwesen spiegelten sich mehr oder weniger in den Schützengilden wieder. Das hatte seine gewisse Berechtigung, so lange das Schützenwesen noch eine militärische Bedeutung hatte oder

wenigstens unter Umständen haben konnte, als die Gilde noch ein nutzbares, lebendiges Glied in der leichtbeweglichen Kette des praktischen Lebens, das immer neue Anforderungen stellt und sich ewig im werdenden Fluß befindet, war. Unsere neueste Zeit, welche so unbarmherzig mit alten Einrichtungen aufräumt, hat auch für das Schützenthum ihren mächtigen Einfluß geltend gemacht, indem es ihm schon seit einer Reihe von Jahrzehnten jede Spur einer kriegerischen Bedeutung, also seinen ursprünglichen Hauptzweck, entzogen hat. Tritt doch jetzt mächtiges Militär, ein reiches Aufgebot von Landwehr und Landsturm, vorzügliche Gendarmerie und Polizei für die Sicherheit von Stadt und Land ein. Das Militär muß allen Anforderungen der Jetztzeit und der Zukunft Rechnung tragen, weshalb es immer vorwärts streben wird. Für das Schützenwesen liegt aber nunmehr der Fall ganz anders; dessen Standpunkt ist gewissermaßen fest, unverrückbar geworden: die Schützengilde als waffentragende, Waffenspiele veranstaltende Genossenschaft ist und wird nach dem Gesagten für die Zukunft stets bleiben nur rein historische Gesellschaft. Manche Gilde, zumal in den großen Städten, mag ihren neuen Standpunkt richtig erfassen; von vielen Schwestergesellschaften würde sich dies wohl aber weniger leicht behaupten lassen. Man sehe sich nur einmal auf einem Schützenfest um, besonders wenn auf demselben Schützen verschiedener Städte vertreten sind, wie dies gelegentlich von Jubiläen oft der Fall ist. Da rücken ehrwürdige Gesellschaften, welche ihr Bestehen aus Acten mehrere Jahrhunderte lang verfolgen können, in hochmodernen Pickelhauben an, da tragen die Chargirten Gefreitenknöpfe, Schießauszeichnungen, Porte-épées, Litzen, Schärpen u. dergl. nach neuester Militärart, da zeigen die Waffenröcke, die Wehrgehänge den neuesten Schnitt! Sollte das wirklich dem geschichtlichen Stand einer alten Gesellschaft entsprechen? Muthet das Waffentragen bei einer bürgerlichen Privatgesellschaft alterthümlich, archaistisch an, so sollte dieser Eindruck noch gehoben werden durch die Tracht aus einer älteren Zeit, als das Waffentragen wirklich noch einen praktischen Werth hatte, als die Waffe gewissermaßen einen Theil der geschichtlichen Uniform ausmachte. Wie verdient könnten sich die Gilden machen um das alte Trachten- und Uniformwesen in unserer Zeit, wo dasselbe leider so wenig im Volk gepflegt und vererbt wird! Nicht wenig Schützen fühlen wohl selbst, daß Manches im äußeren Auftreten einzelner Gilden nicht recht der Bedeutung der letzteren entspricht, weshalb sie entweder keine Tracht anlegen, oder ein mehr waidmännisches Gewand wählen, das freilich die überlieferte Eigenart des Schützenthums auch nicht zur Geltung bringt und herzlich wenig zu der alten, wehenden Fahne paßt. Es wäre nur mit Freude zu begrüßen, wenn innerhalb mancher Schützengilde von einsichtsvollen Mitgliedern die Frage der historischen Tracht nachdrücklich angeregt und die Gesellschaft in dieser Beziehung vor etwaigen Entartungen gewarnt würde. Höchst wahrscheinlich findet sich in jeder Gilde ein Anhalt darüber, wie früher deren Glieder gegangen sind, beruhe derselbe auch nur zunächst auf der Erinnerung alter Mitglieder; gewöhnlich werden sich aber auch alte Originalstücke noch auf der „Kammer“ befinden, auf alten Scheiben und Bildern sind frühere Uniformen wiedergegeben, oder sie sind mitunter in Schriften und Gesellschaftsdrucken beschrieben. Wenn altes historisches Schützenthum aber thunlichst treu beibehalten werden soll, so möchte neben der Tracht noch manche andere Einzelheit ins Auge gefaßt werden. Da sei zunächst an die Fahne erinnert. Viele Gilden besitzen Fahnen aus kurfürstlicher Zeit; das Tuch derselben ist aber gewöhnlich so zerfetzt, daß sie gar nicht mehr benutzt werden können. Bei Neuanschaffung der Fahne sollte immer erst erwogen werden, ob die alte nicht genau nachzubilden wäre, schon deshalb, weil dieselbe gar nicht selten künstlerisch ausgeführt ist und überdies ein Stück Gildengeschichte vor Augen führt. Manche Gilden, auch kleinstädtische, z. B. Geringswalde, haben ihre ehrwürdige, farbenprächtige Fahne anerkennenswerther Weise in neuerer Zeit nachbilden lassen und könnten dadurch einzelnen Schwestergesellschaften ein löbliches Beispiel abgeben. Auch der Königsschmuck und manche ähnliche Auszeichnung verdient besondere Beachtung. In dieser Beziehung könnte sich das Schützenwesen hochverdient machen um Unterstützung unseres vaterländischen, mächtig aufgeblühten Kunstgewerbes. Die alten Schützenkleinodien waren oft formenvollendet, mitunter sogar künstlerisch hervorragend; herrliche Rococoschilder, die ehemalige Schützenbrüder, besonders Könige, stifteten, trifft man noch an. Sie zierten die mächtigen Pokale, die schweren „Willkommen“, oder schmückten in Kettenform die Brust des Königs. Sicherlich belebte das Schautragen dieser Ehrenzeichen zu Zeiten des Schützenfestes die Züge der Gilde nicht wenig. Mit unseren modernen Schützenuniformen wollen freilich derartige alte Schaustücke nicht recht in Einklang stehen, weshalb man letztere zum Theil entweder gar nicht, oder an unrechter Stelle verwendet. Kommt es doch vor, daß jetzt solche Ehrenzeichen, anstatt die Königsbrust auszuzeichnen, als Schmuck auf Leichentüchern prunken müssen! Der Gebrauch der Schützenschilder ist bedenklich durch Nachahmung des Ordenswesens verdrängt. Aber was für sonderbare Machwerke sieht man da unter den Schützenorden! Plumpe Kreuze und Rosetten, unförmlich aus Neusilberblech geschnitten, in handwerksmäßigster Weise gravirt u. dergl., jetzt, wo die Kunst so prachtvolle Medaillen zu verhältnißmäßig niederen Preisen herstellt! Vielleicht ließe sich in der Gilde die Frage erörtern, ob es nicht zweckdienlich erschiene, bei Neuanschaffung von Ehrenzeichen, zumal wenn dieselben in der Gesellschaft forterben sollen, mehr auf Gediegenheit der Schaustücke und weniger auf deren große Anzahl zu sehen? Unter den Musikinstrumenten der Schützengilden ist wenig Alterthümliches zu bemerken. Noch vor wenig Jahrzehnten erblickte man oft die altväterischen Trommeln mit den gewaltigen „Särgen“, aber auch diese haben leider meist den neuesten militärischen Formen weichen müssen. Alte „russische Hörner“ sind noch häufiger anzutreffen. An früheren Gewehren wird bei den Umzügen auch ziemlich wenig vorgeführt, da viele Schützen, zumal wenn dieselben als Soldaten gedient haben oder der Jagd obliegen, auf möglichst neue Systeme halten. Immerhin giebt es noch genug Schützen, die über Armbrust oder Steinschloßflinte verfügen; überdies läßt sich letztere noch ziemlich unschwer, besonders in Dörfern, auftreiben, so daß ein fehlendes Stück leicht ersetzt werden kann. Natürlich ist hier zunächst nur daran gedacht, daß derartige Gewehre in erster Linie beim Auszug, nicht aber zur Schießübung selbst gebraucht werden. Für manche Gilde sind füglich die Feuersteinwaffen nicht nöthig, da die betreffende Gesellschaft vielleicht eine Tracht oder Uniform, welche nach Erfindung des Zündhütchens fällt, darstellt. In andern Gesellschaften brauchen wohl auch nur wenige Mitglieder Steinschloßflinten zu tragen, da die ersteren Trachtenbilder aus verschiedenen Zeiten besitzen und demnach in mehreren Rotten frühere und spätere Abschnitte ihrer Geschichte vor Augen führen könnten; giebt es doch jetzt schon viele Gilden, die mehrere abweichend uniformirte Züge aufweisen. Jedenfalls wäre es aber nur mit Dank zu begrüßen, wenn die Schützengesellschaften die Gewehrfrage allgemein besonders berücksichtigten, und einzelne Schützenzüge auch in den Waffen fest bestimmte Zeiten zum Ausdruck brächten. Es dürfte doch einen ziemlich merkwürdigen Eindruck machen, wenn der eine Schütze in einem Glied ein hochmodernes Gewehr schultert, während dasjenige seines Nebenmannes auf dem Lauf die Jahreszahl 1813 trägt und ein Schloß aufweist, welches aus einem Steinschloß umgearbeitet ist. — Das Schützenfest spielt sich hauptsächlich im Schießhaus und dessen Umgebung ab; darum dürfte es geboten erscheinen, daß auch dieses Gebäude eine Ausstattung aufweist, die seinem besonderen Wesen und Zweck entspricht. Mitunter findet man allerdings in solchen Häusern allerhand aushängende Gegenstände, welche auf die Geschichte der dort hausenden Gilde Bezug haben und den Räumen einen alterthümlichen, anheimelnden Anstrich verleihen. Zumeist zeigen aber die Schützenhäuser ein recht nüchternes Gepräge und kaum irgend etwas unterscheidet sie von anderen Gebäuden, in denen auch öffentlicher Schank und Tanz stattfindet. Einen sinnigen Schmuck würde das Schützenhaus schon erhalten durch eine planmäßige Sammlung alter Königsscheiben, welche etwa in der Hausflur, dem Saal oder sonst an einer geschützten Stelle aufgehängt würden. Solche Scheiben sind wohl durchgängig nicht schwer zu beschaffen, da sie bisher gewöhnlich den Königen nach Verlauf des Festes überlassen und von denselben zu Hause an irgend welchen freien Platz, sei es in der Flur, im Gartenhaus oder Holzboden aufgehoben wurden. Uebrigens sind viele alte Scheiben auch für Volkskunde wichtig, da sie frühere Volkstrachten, Bilder aus dem Volksleben u. dergl. darstellen. Im Schießhaus könnten auch allerhand andere geschichtliche Denkzeichen der Gesellschaft, wie Kränze, größere Diplome, Photographien u. dergl., an geeigneter Stelle aufgehängt werden. Manche Gilde dürfte glauben, daß eine etwaige Umgestaltung ihres Aeußern zu schwer fallen würde, da sie eine möglichst entlegene Zeit vorführen müßte. Das wäre aber eine unberechtigte Besorgniß. Die Wiedergabe jeder geschichtlichen Tracht ist von Werth, der sich besonders noch dadurch steigern würde,

daß letztere dauernd und unverfälscht für die Zukunft bewahrt bleibt. Historisch für unseren Standpunkt wäre z. B. schon die Uniform der Schützenzüge aus der Zeit der Nationalgarde. Für Darstellung einer solchen Ausrüstung machen sich aber weder kostspielige Ausgaben nöthig, noch sind die kostümlichen Vorlagen schwer zu beschaffen, zumal die Gewehre in der Hauptsache noch vorhanden sind.

Aber nicht nur der Aufzug der Schützen, sondern vor Allem auch eine eigenartige Entfaltung des allgemeinen Volkslebens verlieh den alten Festen ihr besonderes Gepräge. Alte Bilder und Beschreibungen führen uns eine große Zahl von Volksspielen und allgemeinen Belustigungen vor, deren Schauplatz die Vogelwiese war, und noch vor wenig Jahrzehnten wurde auf diesem Gebiete, besonders in kleinen Städten, Manches geboten, was jetzt kaum mehr anzutreffen ist. Da erklommen die Jungen den glatten, hochragenden Mastbaum, um sich von seiner Spitze eines der flatternden Taschentücher oder ein Paar hochfeine Hosenträger herabzuholen; da wurde das spaßige „Sackhuppens" veranstaltet, bei welchem der Gewinn thatsächlich „Wurst sein" konnte; da übte sich die unermüdliche Jugend im Topfschlagen, wobei man ungestraft „daneben hauen" konnte; da balgten sich Germania's hoffnungsvolle Söhne um ausgeworfene Geldstücke, um dann ihrem Aerger kräftig Luft zu machen, wenn die eroberte Beute nur in „bösen Dreiern" bestand; da tauchten andere Unternehmungslustige ihr jugendliches Antlitz vertrauensvoll in die Mehlschüssel, um in dem hier ausnahmsweis „weißen Schooß" des Schicksals mit dem Mund dem Sechser nachzuspüren, der die Festcasse wieder füllen sollte. Ueberall feuerten einzelne humoristisch angehauchte Gildenglieder die dankbare Jugend zu neuen Unternehmungen, wie Wettlaufen ꝛc., an, überall tauchte der rothgekleidete Zieler, der recht oft zu unschuldigem Schabernack herhalten mußte, auf, warf wohl zuweilen auch Pfefferkuchen, Nüsse u. dergl. Leckereien unter die kindlichen Zuschauer. Das athmete alles Frohsinn und Humor, das war Volksfest. Möchte an dessen Stelle nicht ein bloßes Gesellschaftsvergnügen treten! Solch harmlose allgemeine Ergötzlichkeiten könnten wenigstens in kleineren Ortschaften leicht veranstaltet und beibehalten werden; sie beleben das Volksfest und unterhalten besonders die zuschauende oder mitwirkende Jugend in geeigneterer Weise, als dies meist die jetzigen Schaubuden mit ihren Riesendamen, verkümmerten Kindern, Abbildungen von Anarchistenattentaten und anderen Darbietungen zweifelhaften Werthes zu thun vermögen. Unsere Jugend nimmt leider heutzutage bei öffentlichen Festen viel zu oft an Schaustellungen Theil, die für das kindliche Alter kaum anders als verderblich wirken können und eine baldige Blasirtheit, eine ungesunde Frühreife erzeugen müssen. Der Jugend, auf der die Zukunft des Staates ruht, sollte darum auch bei Veranstaltung von Volksfesten ganz besonders gedacht werden. In dieser Beziehung erschließt sich Eltern und Lehrern ein weites Gebiet gedeihlichen Wirkens; sie sind berufen, die Kinder vor moralischen Gefahren, welche manches Volksfest unter Umständen mit sich bringen kann, zu wahren. Der Lehrer aber im Besonderen dürfte sogar die Pflicht haben, das Volksfest, und somit auch das Schützenfest, möglichst nutzbar zu machen für seinen Unterricht. Ereignisse, an denen sich der Schüler lebhaft betheiligt, sind ganz besonders geeignet zur Behandlung im deutschen Aufsatz. Ein solcher giebt die beste Gelegenheit, das Kind geistig sehen zu machen; bei einer Arbeit über das Schützenfest muß sich der Blick des Zöglings für Volkskunde außerordentlich schärfen, wenn ein in dieser Beziehung geschulter Lehrer die geeignete Anleitung giebt. Das Schützenfest gewährt überhaupt für viele Unterrichtsgebiete schätzenswerthe Anknüpfungspunkte, zunächst für Geschichte, da das Schützenwesen so eng verbunden ist mit Stadt- und Staatsentwickelung; es giebt ferner Anlaß zu allerhand Erörterungen aus dem Gebiet der Germanistik, sei es, daß einzelne Ausdrücke, wie Zapfenstreich, König, Kleinod u. s. w., in ihrer eigentlichen Plastik klargelegt werden sollen, sei es, daß Redensarten, wie „den Vogel abschießen, jemand zur Zielscheibe nehmen" u. a. zu erörtern sind, sei es schließlich, daß Volksetymologien oder ähnliche Begriffe, wie „Abc-schütze", auf ihre Grundbedeutung erklärt werden möchten.

Nicht wenig Männer stehen jetzt dem Schützenfest und dem städtischen Schützenthum ziemlich kühl gegenüber, ob mit Recht, sei dahingestellt. Vom Standpunkt der Volkskunde schon wäre es zu bedauern, wenn derartige Volksbelustigungen zurückgingen; es wäre ihnen sogar ein Aufschwung, eine gesteigerte Anziehungskraft zu wünschen. Sind sie doch auch geeignet, ein Bindeglied zwischen den sich immer schärfer gegenüber tretenden und sich von einander absondernden Ständen mit abzugeben. So gut wie alte Werke deutscher Meister, oft mit vielen Kosten, vor Verfall geschützt werden, eben so gut sollte Alles aufgeboten werden, die Erhaltung alter volksthümlicher Einrichtungen anzustreben, so weit dies thunlich ist. Daß auf diesem Gebiet Vieles, wie einzelne Bräuche oder einzelne volkswirthschaftliche Einrichtungen, wie Jahrmärkte, dem Untergang unrettbar geweiht ist, läßt sich nicht leugnen. Aber das, was erhalten und gepflegt werden kann, sollte kommenden Geschlechtern auch unverfälscht übermittelt werden. Das gilt vom Schützenfeste wie von manchem andern Brauch, der sich hier und da, besonders in kleinen Ortschaften, antreffen läßt. Es sei nur erinnert an das Herumziehen der sogenannten Currende. Solche Einrichtungen haben doch auch ihren geschichtlichen Kern. Wenn die Chorknaben zu bestimmter Zeit, in Rochlitz z. B. zu Sylvester, gabenheischend und singend beim Schein von Prozessionslaternen zur Abendzeit von Thür zu Thür gehen, wer dächte dann nicht bei ihrem Anblick an den kleinen Luther vor Frau Cotta's Thor? Sicher wird der Geschichtslehrer diese Currendensitte benutzen, um seinen Zöglingen das bekannte Ereigniß aus dem Jugendleben des großen Reformators möglichst lebhaft vor Augen zu führen. Aber nicht nur der Lehrer sollte auf solche Bräuche hinweisen, auch die Localzeitungen könnten sich in dieser Beziehung ein großes Verdienst erwerben dadurch, daß sie auf den Inhalt und thunlichst auf die Geschichte alter Bräuche und Volksfeste oft eingehen. Aufklärung ist der mächtigste Feind jener ungerechten, verfrühten und verständnißlosen Kritik, die dem Volksbrauch schon viel geschadet hat und auch mitunter dem Schützenfest unserer Zeit jede Berechtigung zum Weiterbestehen absprechen möchte. Hoffen wir, daß dasselbe noch lange als Träger echt deutschen Brauches fortlebe und auch künftigen Geschlechtern noch oft ein lebendiges Stück altdeutscher Vergangenheit in edler Form vor Augen führe.

Bücherbesprechungen.

— **Die vier ersten biblischen Briefe des Apostels Paulus** ihrem Inhalt und Plan nach. Von Lic. Dr. **Gustav Fr. Wahle**, Pastor in Pechube bei Treuenbrietzen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchh. Nachf. (Georg Böhme) 1899. 106 u. 4 S. gr. 8°. Preis 1,60 *M.* — Eine gut gemeinte Umschreibung der im Titel genannten Briefe Pauli in der Ordnung des Kanons (nicht ihrer Entstehung), unter durchgängiger Anwendung eigener geistreicher Kategorien des Verfassers (nicht des Apostels), mit großer Freude und warmer Liebe in einheitlichem Sinne geschrieben, aber von geschichtlicher Beleuchtung und Messung an den für die Apostel gegebenen und zur Lösung gebrachten Fragen des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung so gut wie ganz fern und darum nur im engeren Kreise von Bibelfreunden oder Kennern der christlichen Lehre zur Anregung zu gebrauchen. Beweis: z. B. die Umschreibung der „Gerechtigkeit Gottes" als des Princips unseres Heils, als der Substanz des Evangeliums, als der Rechtsprechung oder Gerechtmachung Gottes, als Jesu Christi selbst, als des Sichbehauptens des göttlichen Wesens gegen die Welt durch Jesum Christum (S. 3 ff. vgl. S. 9. 10). Wann werden wir endlich inne werden, daß die Feststellung des geschichtlichen Sinnes der heiligen Schriftsteller eine **Pflicht** des Lesers und gar des Auslegers der Bibel ist?

G. **Schnedermann.**

— **Aus dem Spittler'schen Verlage in Basel** sind uns zur Besprechung zugegangen: **Der erste Brief des Johannes.** Für gläubige Bibelforscher aus allen Ständen ausgelegt von **Th. Jellinghaus**, Pastor. Zweite durchgesehene Auflage 1899. 140 S. Der Verfasser, welcher mit Vorliebe weniger für Theologen, als für ein größeres Publicum den ersten Johannesbrief bearbeitet hat, giebt eine schlichte Erklärung, ohne sich viel auf exegetische und dogmatische Fragen einzulassen. Er wünscht allerdings für gewisse vielumstrittene Stellen eine theologische Discussion. Wir können in dieselbe an diesem Orte nicht eintreten, unterlassen aber nicht, zu bemerken, daß wir ihm nicht beipflichten können, wenn er Joh. 5, 6 unter dem „Wasser" mit Berufung auf einige alttestamentliche Stellen und Joh. 4, 14 das Wort Jesu versteht und auch Joh. 3, 5 so aufgefaßt haben will. — **Unterwegs.** Vierzehnte Auflage. 72 S. Eine gute Zusammenstellung von Schriftwort und Lied, sachlich wohlgeordnet, zum täglichen Gebrauch für 31 Tage, Advent, Weih-

nacht u. s. w., die wir als Reisepsalter und als eine Mitgabe für junge Leute empfehlen dürfen. — **Jakob Ludwig Jaeger.** Ein Lebensbild von **Theodor Jäger.** 248 S. — Eine ansprechende Biographie des Mitarbeiters und Nachfolgers Spittler's, auf die wir besonders Diejenigen aufmerksam machen wollen, welche in der Innern Mission thätig sind. Jaeger († 1897) hat für Jünglings- und Jungfrauenvereine, Mägdeherberge- und Marthasache, Sonntagsschule und Kinderbewahranstalt, Evangelisation und Sonntagsheiligungs-Gesellschaft u. a. eine hervorragende Thätigkeit in und um Basel ausgeübt und auch weiteren Kreisen viel Anregung geboten. — Der erzählenden christlichen Literatur des bekannten Spittler'schen Verlages gehören an: **Aus der Kinderzeit.** Von E. Rohr. 209 S. — **Jessika's erstes Gebet.** Eine Erzählung für Jung und Alt von Hesba Stretton. Mit acht Bildern. 10. Aufl. 44 S. — **Hänschens Jugendjahre.** Eine Erzählung von **Maria Liebrecht.** 2. Aufl. 72 S. — **Wanderungen und Erlebnisse einer Ratte.** 118 S. Von **Hanna Zeller.** D. K.

— **Adalbert Stifter's ausgewählte Werke.** Mit biographischer Einleitung von **Rudolf Kleinecke.** Vier Bände. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. — Adalbert Stifter gehört zu den österreichischen Classikern und nimmt unter den Prosaschriftstellern ungefähr dieselbe Stelle ein wie Anastasius Grün und Nicolaus Lenau unter den Lyrikern, Grillparzer unter den Dramatikern. Die stilistische Meisterschaft, die unter den österreichischen Prosaikern nicht häufig zu finden ist, theilt er mit Frau von Ebner-Eschenbach. Kein Autor ist weiter entfernt von dem modernen Sturm und Drang, als Stifter; seine Naturandacht hat etwas Weltfremdes; aber er ist ein ausgezeichneter Landschaftsmaler und die menschlichen Erlebnisse erscheinen oft nur als Staffage zu seinen Landschaftsbildern. Damit hängt ein gewisser Quietismus der Weltanschauung zusammen, der ungünstig ist für die Darstellung einer dramatisch bewegten Handlung. Dies gilt besonders von seinen größeren Romanen, welche daher mit Recht in die vorliegende Sammlung nicht mit aufgenommen sind. Im „Nachsommer" fehlt jede spannende Handlung und die Geschichte einer inneren Entwickelung, ohne alle markanten Einschnitte, wird durch Extrablätter, durch Betrachtungen aus dem Gebiete der Aesthetik und Pädagogik unterbrochen. Der geschichtliche Roman „Witiko" aber ist in einem manierirt alterthümlichen Stile geschrieben, im Detail feinciselirt, als Ganzes interesselos. Der erste Band der Sammlung bringt die „Bunten Steine" — auch diese Erzählungen kranken an Manier. Es ist eine Nachahmung Jean Paul's, aber keine glückliche und auch nicht die Nachahmung einer empfehlenswerthen Eigenheit. Die einzelnen Erzählungen haben mineralogische Aufschriften, aber die Beziehung zu denselben ist meistens gesucht. Die Erfindungen sind wunderlich und streben durch das Bizarre zu wirken; einige derselben, wie „Granit", „Kalkstein", könnten durch humoristische Behandlung annehmbar werden, doch die feierliche Grandezza, mit welcher Stifter sie vorträgt, erhöht nur den Eindruck des Trivialen. Das zweite Bändchen bilden die Erzählungen, die aus Stifter's Nachlaß veröffentlicht wurden; sie sind weniger bizarr, als die „Bunten Steine", aber es fehlt ihnen auch mehr oder weniger die Eigenart, durch welche Stifter's Muse sich einen Ehrenplatz auf dem Parnaß errungen hat; die bedeutendste ist wohl „Prokopus". Der dritte und vierte Band der Sammlung enthalten die „Studien", die Meisterwerke Stifter's. Was man auch an ihnen tadeln mag, die oft stiefmütterlich behandelten Vorgänge des Menschenlebens innerhalb der Naturbilder, das Schattenhafte und Skizzenhafte der Darstellung, wenn es das historische Ereigniß oder eine Begebenheit innerhalb des Familienlebens gilt — diese Naturbilder selbst sind so überaus stimmungsvoll, von einer so lebensvollen Detailmalerei, die nirgends den Gesammteindruck stört, von einer solchen Plastik der stilistischen Darstellung, daß sie dem Autor einen hohen Rang unter den erzählenden Dichtern sichern. Viele erinnern an Jean Paul'sche Vorbilder; doch Stifter's Colorit ist im Einzelnen sorgfältiger, im Ganzen freier von überschwänglicher Farbenpracht; er ist nicht ganz so dithyrambisch, freilich auch nicht so hinreißend wie Jean Paul, obschon er demselben auch hierin öfters nahekommt. Die Naturmalerei Stifter's beruht auf der genauesten Kenntniß der Natur. Detailmalerei ohne Correctheit führt zu Verzeichnungen und Bodenlosigkeiten. Unsere Naturmaler lassen oft die Blumen blühen ohne Kenntniß der Tages- und Jahreszeit, des Blumenkalenders und der Blumenuhr, und in ihrer landschaftlichen Beleuchtung fallen die Lichtreflexe oft von der verkehrten Seite. Stifter's wissenschaftliche Kenntnisse geben die Bürgschaft dafür, daß seine Muse sich fernhält von solchen Fehlgriffen. Studien wie „Der Condor", „Das Heidedorf", „Der Hochwald" dürften einen dauernden Werth in Anspruch nehmen und es ist ein Verdienst der Verlagsbuchhandlung, ihn der sturm- und drangvollen Gegenwart wieder nähergerückt zu haben. Stifter's stille Beschaulichkeit steht im Gegensatz zu der lärmenden Bewegung der jüngsten Epoche und sein Optimismus, durch den er an Leopold Schefer erinnert und der selbst eine an Trübsal jeder Art so reiche Erzählung wie „Abdias" durchweht, contrastirt mit dem oft nur als Renommage ausgespielten Pessimismus der Jüngsten. Der Herausgeber der ausgewählten Werke, Rudolf Kleinecke, hat der Sammlung eine biographische Einleitung vorausgeschickt, welche uns den Lebensgang des Autors in seinen Hauptzügen schlicht und treu erzählt und ohne eingehende Würdigung seiner literarischen Vorzüge sich damit begnügt, uns am Schluß mit wenigen Strichen sein schriftstellerisches Porträt zu entwerfen. R. v. G.

— **Heinrich von Kleist's Reise nach Würzburg** von **Max Morris.** Berlin, Conrad Skopnik, 1899. (IV und 45 Seiten.) — Diese Schrift erinnert an das Ei des Columbus; es hat lange gedauert, bevor sich der Columbus fand, der das Ei feststellte. Kleist reiste nämlich im October 1800 auf ein paar Monate nach Würzburg und die über den Reisezweck bekannten Aeußerungen in Briefen an seine Schwester und an seine Braut sind so dunkel, daß die verschiedenartigsten Vermuthungen darüber erhoben und nachgeschrieben worden sind. Man begreift ihre Möglichkeit nicht, nachdem Morris den Sachverhalt erörtert hat. Er hat die bezüglichen Briefstellen nach mehreren Gesichtspunkten aneinandergereiht und darnach überzeugend geschlossen, daß Kleist wegen überkommener Impotenz die Reise unternahm. Könnten Zweifel dagegen angebracht werden, so würden sie doch nur von ärztlicher Seite ausgehen können; es dürfte dies aber kaum möglich sein. — Eine Beigabe, „das Käthchen von Heilbronn und Gotthilf Heinrich Schubert", führt aus, wie die in jenem Schauspiel vorkommenden, einander entsprechenden Träume Käthchen's und des Grafen Wetter, sowie gleichfalls einige Züge im „Prinz Friedrich von Homburg" und in „Penthesilea" wahrscheinlich durch Kleist's Verkehr mit Schubert und sein Interesse für den, von letzterem gehegten Occultismus veranlaßt worden sind. Eine zweite Beigabe weist die französische Quelle von Kleist's Erzählung „Mord aus Liebe" nach. Morris, den wir schon als eifrigen Goetheforscher kennen, hat sich in dieser Schrift abermals als selbständiger, scharfsinniger Literaturforscher erwiesen.

Bdrmn.

— **Vereinfachtes Waarenverzeichniß zum Zolltarif.** Handbuch für die zollamtliche, zoll- und handelsstatistische Declarirung, Abfertigung und statistische Behandlung von Waaren, zum Gebrauch für Zoll- und Steuerbehörden, Beamte, Kaufleute, Spediteure, Zolldeclaranten und Gewerbetreibende. Auf Grund amtlicher und wissenschaftlicher Quellen bearbeitet und herausgegeben von **Hermann Frantz,** Zollamts-Assistent I. Klasse im zollstatistischen Bureau zu Hamburg. 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Hachmeister & Thal. — Das vorliegende Werkchen vereinigt in übersichtlicher Zusammenfassung auf 97 Quartseiten den Inhalt des deutschen Zolltarifes, des amtlichen Waarenverzeichnisses zum Zolltarif, des Waarenverzeichnisses für die Handelsstatistik, die zollamtlichen Tarasätze und eine Reihe wichtiger behördlicher Entscheidungen über die Zollbehandlung verschiedener Waaren und enthält außerdem ein alphabetisches Register sämmtlicher im amtlichen Waarenverzeichniß aufgeführten Artikel. Jeder mit der Verzollung von Waaren, mit der Abfassung von Zolldeclarationen, statistischen Anmeldungen rc. beschäftigte Kaufmann oder Beamte weiß, wie überaus lästig es ist, die Kenntniß der einschlägigen Tarif- und sonstigen Bestimmungen aus den verschiedenen amtlichen Büchern, Gesetzen, Handelsverträgen rc. schöpfen zu müssen. Diesem Uebelstande abzuhelfen, ist der Zweck des vorliegenden Buches, und zum Beweise, daß es diesen Zweck erfüllt, kann auf die Thatsache hingewiesen werden, daß es bereits in erster Auflage bei Behörden, Beamten, Kaufleuten und Statistikern weite Verbreitung gefunden hat und allgemein als ein für den praktischen Gebrauch äußerst zweckmäßiges Nachschlagebuch anerkannt worden ist. Ganz besonders erweist es sich für die exportirenden und importirenden Firmen, für Spediteure, Eisenbahn- und Zollbehörden als bequemes und zuverlässiges Handbuch zum Gebrauche bei Zollanmeldungen, Zollcalculationen, statistischen Erklärungen, der Waarenabfertigung rc. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 43. Dienstag, den 11. April, Abends. 1899.

Ludwig Rellstab in Dresden.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage von E. J.

Am 13. April sind hundert Jahre seit der Geburt Ludwig Rellstab's vergangen, des bekannten Romanschriftstellers und Berliner Kritikers. Wenn derselbe auch auf beiden Gebieten der schriftstellerischen Thätigkeit nur eine ephemere Bedeutung erlangte, als Kritiker hauptsächlich deshalb, weil man ihm Parteilichkeit nachzuweisen im Stande war, so wußte er sich doch auch seinerzeit Geltung genug zu schaffen, und seine Romane wurden viel gelesen, ebenso wie seine Musikkritiken durch sein reiches Wissen, das er in denselben bekundete, eines gewissen Werthes immerhin nicht entbehrten. Für Dresden jedoch ist Ludwig Rellstab insofern interessant, als er sich in der sächsischen Residenz verschiedene Male aufhielt und die Umgebung Dresdens auch poetisch verwerthete. So spielen Theile seines bedeutendsten und noch heute lesenswerthen Romans „1812“ in der Nähe Dresdens, in der sächsischen Schweiz, und das Hotel zum goldenen Löwen in Pillnitz, dessen unter Anderem in dieser Romandichtung erwähnt wird, existirt noch heute. Nachdem Rellstab schon ein paar Male in der Jugend Dresden und die sächsische Schweiz besucht hatte, traf er auch im Juli 1821 von Neuem hier wieder ein. Er hatte damals bereits die militärische Laufbahn verlassen und sich der Literatur gewidmet und machte nun nach Art junger, wohlhabender Literaten der damaligen Zeit eine Rundreise durch Deutschland, um berühmte Männer zu besuchen. In Dresden waren damals deren zwei, die vor Allen aufgesucht werden mußten: Weber und Ludwig Tieck. Im kleinen Rauchhaus nahm er Absteigequartier. Zunächst besuchte er den Dresdener Hofschauspieler Julius, dessen Sohn ein Waffengefährte Rellstab's gewesen. Julius entstammte, wie hier eingeschaltet werden mag, der v. Kleist'schen Familie, hatte, als er zur Bühne ging, den bürgerlichen Namen angenommen und war ein beliebter Bühnenkünstler in Dresden, der später noch durch seinen tragischen Tod viel genannt wurde. Nachdem er in Pension getreten, suchte er sich geflissentlich von Allem, was mit dem Bühnenleben irgendwie im Zusammenhang stand, fern zu halten und tödtete sich selbst in einem Schwermuthsanfall in hohem Greisenalter von wohl weit über achtzig Jahren. „Julius“, so berichtet nun Rellstab über seinen damaligen Besuch bei dem Künstler, „war mir hauptsächlich interessant als einer der wenigen Männer meiner Bekanntschaft, die mit Napoleon in ein persönliches Verhältniß getreten waren. Er hatte nämlich als Freiwilliger die Kriege von 1813 bis 1815 mitgemacht und war im letzten Jahre beim General Lützow im Dienst, ich glaube sogar als Adjutant. Mit diesem wurde er in der Schlacht von Ligny bei dem Angriff, den das preußische Heer unter Blücher selbst machte, gefangen. Sie beide wurden vor Napoleon geführt, der sie wegen der Stärke und Plane unseres Heeres befragte. Lützow antwortete auf die Fragen durchaus kurz und mit militärischer Strenge; auf die nach der Stärke des Heeres erwiderte er: „Je ne connais que la force de ma brigade.“ — Napoleon's schließliche Erwiderung darauf war ein Befehl sie abzuführen, den er mit dem Wort begleitete: Qu'on les traite bien. Dieser guten Behandlung hatten sich die Gefangenen indessen nicht zu erfreuen, denn sie wurden durch die nachfolgenden 2 Schlachttage befreit, und waren froh, später wiederum in die preußische Linie eintreten zu können. Diesen ganzen Vorgang mit seinen näheren Umständen erzählte mir Julius in Gegenwart eines dritten Fremden am Abend in der italienischen Trinkstube bei Chiapponi, wo wir zusammen gekommen waren. Aus seiner ganzen Darstellung glaubte ich eine Geringschätzung seines Standes als Schauspieler zu erkennen, und es dünkte mich, er würde es gerne gesehen haben, wenn ein erneuter Krieg ihn nochmals auf den Kampfplatz geführt hätte. In jedem Fall war seine persönliche Erscheinung dazu sehr geeignet; die edle Würde des wahrhaft ritterlichen Mannes müßte im kriegerischen Schmuck noch gewonnen haben. Außerdem lag etwas die Umstände Beherrschendes in seinem Wesen, das ihm sowohl seine Erfolge bei der Bühne, als auch sonst sein Ansehen sicherte und für die militärische Laufbahn nicht unwichtig gewesen wäre. Genug, er war mir sehr interessant, und ich ging bei meinem damaligen Aufenthalt in Dresden wie bei späterer Rückkehr oft und gern mit ihm um. Er lebte damals in einer Verbindung, die mir niemals recht klar geworden ist. Ein schönes Mädchen, nicht mehr ganz in der ersten Jugend, war seine Hausgenossin gewesen, als er unsern ersten Besuch vor zwei Jahren empfing. Mit dieser bewohnte er in der Schloßgasse zwei Wohnungen, die über einander lagen, so daß man, um in seine häusliche Abtheilung zu gelangen, nur eine Treppe höher zu steigen brauchte. Doch darf ich sagen, daß dieser enge Zusammenhang mir nicht einen Augenblick anstößig geworden ist. Freilich sieht ein junger Mensch in diesem Punkt nicht allzu scharf. Nur einmal habe ich mit beiden zusammen gespeist; bei allen übrigen Besuchen traf ich ihn allein und ergötzte mich an der ruhigen Klarheit seines Gesprächs.“ Der zweite Besuch galt Weber. Rellstab traf ihn allein an und rückte gleich — Rellstab nennt das selbst „etwas taktlos“ — mit dem Plane heraus, für ihn eine Oper zu schreiben, was Weber „mit einem leisen inneren Lächeln“ anhörte. Doch lud ihn der Componist zum nächsten Sonntag zu Tisch, bei welcher Gelegenheit Rellstab ihm dann eine Oper „Dido“, die er für Bernhard Klein componirt hatte, vorlesen sollte, was denn auch geschah, und nach vielen Jahren hatte Rellstab die Freude, daß ihm Musikdirector Jähns, der Freund des Weber'schen Hauses, der alle möglichen Briefe und Handschriften Weber's gesammelt hat, auch einen Brief zeigte, den Weber damals nach der Vorlesung an seine in Schandau zur Kur weilende Gattin geschrieben hatte, in welchem es heißt: „Der junge Rellstab aus Berlin hat mir eine große Oper »Dido« vorgelesen; vortrefflich! Da erblüht wieder ein tüchtiger Operndichter. Er hat mir auch eine zu schreiben versprochen.“ Weber, der dem jungen Dichter nach damaliger Sitte auch einen Spruch ins Stammbuch schrieb — „Beharrlichkeit führt ans Ziel“ lautete derselbe —, gab Rellstab auch eine Lehre noch mit auf den Weg: „Es war die, das Urtheil des Tages über meine Oper »Dido«, das nach Erscheinen derselben auf der Bühne sich ebenso ungehörig, als unwürdig ausgesprochen hatte, ganz unbeachtet zu lassen. Ich habe diesen sehr praktischen Rath befolgt, und mich vortrefflich dabei befunden, wenngleich es mir anfangs sehr schwer wurde.“ Es ist zu bemerken, daß Rellstab diese Worte an der Neige des Lebens niederschrieb, nachdem er selbst Jahrzehnte hindurch das „Urtheil des Tages“ als Kritiker der Vossischen Zeitung beherrscht hatte. Nach Weber war Ludwig Tieck der Erste, den Rellstab in Dresden besuchte. „Er war,“ so schreibt Rellstab, „nach meinem Gefühl, der dritte Mensch in Deutschland, den ich aufzusuchen hatte. Denn Goethe und Jean Paul stellte ich über ihn.“ Ich wurde, als ich meinen Namen genannt, sogleich zu Tieck hereingeführt. Seine Wohnung lag in dem großen Eckhause am alten Markt, bei dem Durchgang nach der Kreuzkirche, der Wohnung Weber's gegenüber. Er saß, wie gewöhnlich, in einem Zimmerchen nach der Seitengasse auf einem Großvaterstuhl; alle Wände des Gemachs waren mit Büchern gefüllt, der Tisch ganz überpackt mit Schriften. Was ich mit ihm in diesem ersten Augenblick der Begegnung gesprochen, möchte wohl ein Anderer aus all den Briefen, die ich darüber an meine Schwestern geschrieben, leichter heraussuchen, als ich. Ich muß hier bekennen, daß ich das

Meiste vergessen habe, nur weiß ich noch, daß das Gespräch höchst anziehend war, daß er über die Art zu dichten und zu schreiben sich ausließ, daß er Schiller's Werke mit größter Hochachtung, aber auch oft tadelnd besprach, die höchste Bewunderung vor Goethe's »Tasso« ausdrückte, dagegen die »Iphigenie«, als in zwei Stücke zerfallend, tadelte; Jean Paul's unsichtbare Loge als eines seiner trefflichsten Bücher hervorhob, genug, alle nur möglichen literarischen Verhältnisse berührte. Den Schluß der Unterhaltung bildete eine Einladung zum Abende, wo er etwas vorlesen wollte." Rellstab fand sich natürlich pünktlich zur Vorlesung ein, die er des Näheren genau beschreibt und rühmt. Von den übrigen Anwesenden erwähnt er das Künstlerehepaar Wolff, den Grafen von Kalkreuth und den Professor Wendt. Der junge Literat war dann im weiteren Verlaufe seines Dresdner Aufenthalts noch einige Male zu Vormittagsgesprächen und Vorlesungsabenden im Hause Tieck's; Tieck erwies sich ihm ungemein liebenswürdig und schrieb ihm das folgende Stammbuchblatt: „Heil dem, der durch die Weisheit froh und kindlich; | Er wandelt auf den alten sel'gen Fluren, | Ist durch selbsteigne Kraft unüberwindlich. | Dresden, am 12. Aug. 21. Erinnern Sie sich in der Ferne | Ihres Freundes | Ludwig Tieck." — Auch ein Empfehlungsschreiben an Jean Paul gab Tieck dem jungen Dichter mit auf den Weg. Mit Weber verkehrte Rellstab dann noch mannigfach in Betreff der Operndichtung, die er ihm schreiben wollte. Weber arbeitete damals an der „Euryanthe" und zeigte dem jungen Rellstab den von Helmina v. Chezy herrührenden Text, da er mit dieser wegen einiger Wendungen des Gedichtes im Zwiespalt war. Rellstab berichtet: „Ich ging das Buch genau durch und machte einige Abänderungen in dem Entwurf, die ich jedoch nur andeutete; den Tod Lysiard's und Eglantinen's habe ich dabei auf meinem Gewissen, denn nach dem ursprünglichen Entwurf sollten diese am Leben bleiben. Auch erinnere ich mich, daß das Adagio in der Ouverture zu einer besonderen Auseinandersetzung dienen sollte. Es war der Plan dabei angenommen, daß eine Gruppe in dem Grabgewölbe dazu sichtbar sein müsse, welche den etwas undeutlichen Zusammenhang erleuchteter machen sollte. Euryanthe wurde kniend am Grabe Emma's im Gebet dargestellt; Eglantine belauschte sie durch eine halbgeöffnete Thür. Emma's Geist schwebte durch die Lüfte an der Betenden vorüber. Diese Scene wäre für das Stück sehr wirksam, erklärend gewesen; man hat auch einmal in Berlin die Vorstellung so gegeben, indessen den Gedanken wieder fallen lassen, da sich die kritischen Stimmen Mancher dagegen erhoben. So blieb denn die Sache bei dem alten Fehler; jedoch lebt sich dergleichen in die Werke hinein, und dies muß mit der »Euryanthe« und ihren argen Vergehungen im Text geschehen. — Andere Kleinigkeiten, die ich zur Aenderung vorgeschlagen, einige Verkürzungen u. s. w. habe ich vergessen. Mein Plan ging damals nur darauf hinaus, für Weber einen ihm zusagenden Text zu einer neuen Oper zu dichten. Ich machte ihm zwölf Vorschläge dazu, die ich alle näher motivirte; denn damals war ich außerordentlich productiv." Der Tod Weber's kam in diese Pläne dazwischen.

Von weiteren Bekanntschaften, die Rellstab dann noch in Dresden machte, sind zu nennen: Friedrich Kind, der Dichter des „Freischütz", Theodor Hell (Hofrath Winkler), Böttiger. Doch berichtet Rellstab Nichts über diese Persönlichkeiten. „Ich war täglich im Freien," so schließt er seinen Bericht, „auf dem Linkschen Bade, in dem damals berühmten Landhause von Findlater, im Plauenschen Grunde, im Großen Garten. Auch eine Spazierfahrt nach der Bastei unternahm ich mit einigen jungen Männern, Kaufleuten aus Erfurt, deren Namen ich nunmehr vergessen. Allein sie waren sehr willfährig gegen mich, und ich bedeutete ihnen viel, ja etwas Außerordentliches, durch meine unendliche Redseligkeit, Darstellungsgabe und Erfindungskraft. Es setzte sie in's höchste Erstaunen, daß ich eine Anzahl von Anekdoten und Geschichten, die sie mir erzählt hatten, mit Namen und Thatsachen, ihnen in einem zusammenhängenden Vortrage so wieder erzählte, als sei es ein eigenes Erlebniß, was ich gehabt. Namentlich war aber diese Spazierfahrt nach der Bastei reich mit solchen Scherzen gewürzt, und führte uns am späten Abend froh und munter in das kleine Rauchhaus zurück. Dort hatte ich auch noch ein Abenteuer mit der sehr hübschen, gewandten Wirthschafterin des Hauses. Sie war ein gutes, freundliches Mädchen, dem ich manches drollige Wort gesagt, und dadurch sehr in Gunst bei ihr stand. Auch für ihr Album war ich, erinnere ich mich recht, durch einige Verse thätig gewesen; und als Erwiderung schrieb sie auf das meinige mit einer sehr hübschen Handschrift einige Zeilen von Jean Paul. Sie lauten: »Die Hoffnung ist das Morgenroth der Freude, und die Erinnerung ihr Abendroth. Aber dieses tropfet so gern in entfärbtem grauen Thau oder Regen nieder, und dieses Roth, das jenen Tag verkündet, bricht freilich an, aber in einer anderen Erde mit einer anderen Sonne. Zur freudigen Erinnerung an Therese.« — Viel hatte sie über den wahren Sinn derselben wohl nicht nachgedacht, aber als sie mir das Blatt zurückgab, hatte sie doch Thränen in den Augen, und mir selbst war ein wenig bang zu Muthe. Wir scherzten indessen bald wieder, und sie mußte meinem Uebermuth, der toll genug im Hause verkehrte, schon vergeben, daß ich manchen kecken Streich auch gegen sie einwebte. Aber in stilleren Stunden, wo sie mit dem Strickstrumpfe Nachmittags am Fenster saß, führte ich doch ernstere Gespräche mit ihr, bei denen sie einmal reichliche Thränen vergoß. — Außer jenem Andenken auf dem Blatt, habe ich nur noch bei einem zweiten Besuch des Hauses, den ich im nächsten April machte, Kenntniß von ihr genommen. Aber das niedliche Bild des jungen Mädchens schwebt mir immer noch vor; und fallen ihre Augen im Alter noch auf ein Buch, sollten sie auch auf dies treffen und diese Stelle lesen, so wäre es ganz hübsch, wenn sie meiner dabei auch gern gedenken möchte." — Rellstab hat diese Erinnerung im Alter von sechzig Jahren niedergeschrieben. Als er seinen Tod nahen fühlte — er starb am 27. November 1860 —, setzte er sich nieder und schrieb seine Lebenserinnerungen, die aber unvollendet blieben. Ein späterer Aufenthalt Rellstab's in Dresden war nur von kurzer Dauer.

Bücherbesprechungen.

— **Die vier Evangelien nach deutscher Uebersetzung D. Martin Luther's.** Mit über 300 Bildern nach deutschen, italienischen und niederländischen Meisterwerken des 14. bis 16. Jahrhunderts. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. 1. Lieferung. 2 ℳ — Der rühmlichst bekannte Velhagen & Klasing'sche Verlag, welcher in neuerer Zeit es sich auch zur Aufgabe gemacht hat, classische Bildwerke der Vergangenheit und Gegenwart in billigen Ausgaben von Bildermappen mit orientirendem Text unsern Blicken näher zu bringen, unternimmt mit diesem in seinen Anfängen vorliegenden, groß und prächtig angelegten Werke etwas Aehnliches auf ausschließlich religiösem Gebiet. Mögen die illustrirten Bibelausgaben von Schnorr, Doré, Bida u. A. ihren eigenen Werth haben, an diesem Unternehmen ist besonders hervorzuheben, daß es die religiösen Meisterwerke aus der Blüthezeit classischer Malerei mit dem Text der Bibel verbinden möchte. Man könnte dagegen geltend machen, daß die religiöse Kunst in jenen Jahrhunderten noch wenig auf biblischen Wegen gewandelt ist, und hier nicht so die geschichtliche wie die legendenhafte Gestaltung und phantasievolle Kunstdichtung ein breites Feld behaupten wird, aber diese Bildwerke sind uns größtentheils so vertraut, daß wir auch innerhalb des biblischen Textes nichts Fremdartiges in ihnen erblicken. Die Verlagshandlung theilt in einem Vorwort mit, daß sie einen in ähnlicher Art noch nicht vorhandenen, vollständigen Ueberblick über die gesammte religiöse Kunst in ihrer classischen Epoche in diesem Werke zu geben beabsichtige, sowie in einem Anhange Aufsätze aus berufenster Feder über die Meister, deren Gemälde hier wiedergegeben werden, und über ihre Stellung in der Kunstgeschichte hinzuzufügen gedenke. Die erste Lieferung enthält zahlreiche Madonnen, zwei Darstellungen der Vermählung Mariä von Fra Angelico (aus den Florenzer Uffizien) und von Dom. Ghirlandajo (Freske aus der Kirche Santa Maria Novella in Florenz), die musicirenden Engel Fra Angelico's, die Verkündigung von Francesco Cossa (in der Dresdener Galerie) u. s. w., im Ganzen auf 16 Textseiten 14 sehr fein und sauber nach Originalaufnahmen ausgeführte Reproductionen, dazu zwei doppelfarbige Kunstbeilagen, Maria von Filippino Lippi (in der Kirche la Badia in Florenz) und die Madonna mit dem Kinde und Engeln von Sandro Botticelli (Uffizien). Zwei solcher Kunstbeilagen sollen jedem dieser Hefte beigegeben werden, von denen 24 in halbmonatlichen Lieferungen vorgesehen sind; das Werk soll Weihnachten 1899 vorliegen. Wir dürfen wohl nach dieser ersten Probe eine gute Fortsetzung erwarten und verfehlen nicht, auf diesen Kunstschatz, der hier dem christlichen deutschen Hause, wie

den Freunden der Kunst überhaupt geboten wird, empfehlend hinzuweisen. D. K.

— **Die Aula Leopoldina der Universität Breslau.** Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. am 27. Januar 1899 gehalten von Professor **Richard Foerster.** Breslau, M. & H. Marcus, 1899. 30 S.; 8°. Preis: 1 ℳ — Der Verfasser der vorliegenden, zwar sehr schön gedruckten, aber unverhältnißmäßig theuren Gelegenheitsschrift ist Professor der classischen Philologie an der Breslauer Universität; und so wird ihm vermuthlich außer der Persephone, der er gerade vor einem Vierteljahrhundert besondere Aufmerksamkeiten erwiesen hat, auch die Mutter Hektor's immerdar als eine äußerst interessante Dame vorgekommen sein — trotzdem möchte ich, Shakespeare'n verbösernd, Angesichts der „Aula Leopoldina" ausrufen: what's Hecuba to us? Beim besten Willen kann ich diesem Fremdenführer durch die Breslauer Universitätsaula mit ihrem mannigfaltigen Bilderschmucke nur sehr wenig Geschmack abgewinnen. Außerdem hat es mich verstimmt, daß die Breslauer Hochschule nächstes Jahr den Geburtstag des Kaisers anscheinend nicht zu feiern gedenkt; denn nach Foerster war die verflossene Feier „die letzte seines Geburtstages im neunzehnten Jahrhundert". Ht.

— **Felix Dahn's Sämmtliche Werke poetischen Inhalts.** Band XI. (= Romane von Felix Dahn. Vom Chiemgau — Ebroin.) Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1899. 507 S.; 8°. — Allgemach gelangen wir mit der fortschreitenden Bandzahl auch in das neuere Zeitalter der Dahn'schen Dichtkunst, d. h. zu jenen Romanen, die zum ersten Male nur vor wenigen Jahren veröffentlicht worden sind. „Vom Chiemgau" spielt im Jahre 596 n. Chr.; der Verfasser berichtet getreulich, wie er dazu gekommen ist, gerade jene idyllisch-romantischen Gefilde am Chiemsee zum Schauplatz einer Dichtung zu wählen, die der ausgehenden Völkerwanderung ihren Stoff entlehnt. Vor vielen, vielen Jahren hat er einst im Hochsommer zu Seebruck am Ausflusse des Sees, an der raschfließenden Alz, geangelt und, nach dem Angeln, geträumt. Und beim Träumen ist ihm — bei Dahn ja nichts Verwunderliches — der heidnische Wunsch aufgestiegen, Woutan möge ihm aus dem See heraus durch die aufgeregten Wogen ein Erinnerungszeichen aus den alten Tagen, von denen er eben geträumt hatte, heraufspielen. Und siehe da: ein Hufeisen, ein altes, von Schleim, Schlamm und Schmutz überzogenes und ganz verrostetes Hufeisen von außergewöhnlich kleiner Form, trieb ihm der Südwind zu den Füßen hin! Die Träumerei ward daraufhin noch ein Weilchen fortgesetzt, und der Roman war in Gedanken fertig. Max Haushofer wird sich darüber gefreut haben; wir freuen uns mit ihm. — Wenig später, mit dem Jahre 638 n. Chr., setzt die zweite Dichtung des vorliegenden 11. Bandes ein: „Ebroin" (begonnen 1884, vollendet 1896; gewidmet Hrn. Ludwig Mayer-Doß in Partenkirchen); doch schon das 2. Capitel verschlägt uns in das Jahr 652, das dritte nach 656 u. s. f.: Kurz, mitten hinein in die interessante Zeit des ersten Aufkommens der Pippiniden führt uns die kundige Hand des Geschichtschreibers der Könige der Germanen. Daß eine Stammtafel der Merowingen und der Arnulfingen beigegeben ist, wird manchem Leser, dem die vielfachen Verzweigungen beider Häuser nicht vertraut sind, willkommen sein; nur darf er nicht aus der Nebeneinander- oder Gegenüberstellung, etwa auf Grund der Generationenlehre von Ottokar Lorenz, meinen, die beiden Namenreihen entsprächen einander auch der Zeit nach. Ich schlage deshalb für einen Neudruck vor, hinter den einzelnen Namen oder wenigstens hinter denen der Haupt-Personen das Todesjahr in Klammern nachzutragen oder aber die ganze zweite Gesellschaft um 4 Zeilen herunter zu rücken. Ht.

— **Heinrich Driesmans: Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben.** Verlag von C. C. Naumann in Leipzig. 1898. — Es giebt kraftgeniale Denker, wie es kraftgeniale Dichter giebt — und gerade unter den Modernen finden sich beide zahlreich genug vertreten. Daß Driesmans zu ihnen gehört, wenn er auch den Gleichstrebenden auf dem Gebiete der Poesie mit scharfer Kritik gegenübersteht, beweisen schon die Ueberschriften der einzelnen Paragraphen in der Inhaltsangabe: da finden wir nicht nur Hauptmann und Sudermann, sonden auch Johannes Schlaf, Otto Erich Hartleben und andere dii minorum gentium, welche des Breitesten besprochen werden, während Wildenbruch, Heyse, Dahn, Ebers und Andere in einem einzigen Capitel eine sehr summarische Würdigung erfahren. Im Einzelnen findet sich manche zutreffende kritische Bemerkung. So heißt es von Gerhart Hauptmann: „Er ist ein besonders starkes reproductives Talent, aber er ermangelt der künstlerischen Gestaltungsfähigkeit vollständig; er kann nur abschildern, nicht weiter bilden; er hat nicht die Gabe, den Stoff ideenhaft zu bewältigen und zu durchgeistigen. Seine Kunst ist rückenmarksleidend." Im Ganzen sind diese literarischen Portraits nicht Selbstzweck, sondern nur in den Abschnitt „Kunst" eingeschobene Illustrationen. In dem Vorwort knüpft der Verfasser an den Religionspolitiker Moritz v. Egidy an, den er den Napoleon der socialen Revolution nennt, und er faßt, wie dieser das Gebäude von Kunst und Wissenschaft in einem neuen Geiste ausgestalten will, es als unsere höhere Aufgabe: Kunst und Wissenschaft nicht mehr neben unserem Leben, unser Leben selbst als Verwirklichung des künstlerischen Wesens und der wissenschaftlichen Errungenschaften im lebendigen Menschenthum anzusehen. Dabei kann man sich nun Vieles denken; was sich der Verfasser dabei denkt, das sucht er in den drei Abschnitten seiner Schrift: Kunst, Wissenschaft, Leben darzulegen. Ein Motto von Nietzsche steht über dem ersten Abschnitt — und der Schule von Nietzsche gehört der Verfasser an; mindestens hat er sich die Darstellungsweise desselben angeeignet; ein Sprühfeuer von Aphorismen und Paradoxen bildet die leuchtende, sich durch das Ganze hinziehende Gedankenkette — und in der That enthält die Schrift sehr viele geistreiche Apercüs und nimmt dem Hergebrachten gegenüber, wie z. B. den Anschauungen über den Werth der Enthaltsamkeit, über die Schamfreiheit, die er von der Schamlosigkeit scharf unterscheidet, eine herausfordernde Fechterstellung ein: doch ist hier nicht der Ort, auf diese zündenden Gedankenblitze, die bisweilen auch Colophoniumblitze sind, näher einzugehen; eine systematische Gliederung, der man nachgehen könnte, fehlt diesen Offenbarungen, wie Allem, was die modernen Zarathustras lehren. Vieles Neue darin ist frappirend. So behauptet Heinrich Driesmans, daß die moderne Cultur eine sprechende Widerlegung der Darwin'schen Theorie sei, eine Veranstaltung, wie darauf zugeschnitten, die Schwachen zu conserviren nnd die Starken zu unterdrücken. „Die Menschen sind bequem geworden und werden täglich bequemer; sie ziehen es vor, sich auf die vorzüglichen Organisationen zu verlassen, welche es dem modernen Menschen so wunderschön ersparen, aus eigener Initiative zu handeln." Diese führenden Geister erkennt er aber nur für die Vergangenheit an; denn von der Gegenwart sagt er: „Die Masse mit ihrer geistigen Nichtigkeit und Unbeständigkeit ist thatsächlich zur Herrschaft gelangt und hat durch die äußerlichen technischen Errungenschaften und den ganzen culturellen Fortschritt der Neuzeit das Uebergewicht einzelner Persönlichkeiten unmöglich gemacht: auf geistig künstlerischem Gebiete nicht anders, als auf politisch-wirthschaftlichem." Um zu beweisen, daß diese Anschauung schief und falsch ist, braucht man blos die Namen Richard Wagner und Otto v. Bismarck zu nennen. Die Beleuchtung des Ganzen ist eine pessimistische; sie richtet sich besonders gegen den Fortschritt des Menschengeistes; sie behauptet den Niedergang des geistigen Vermögens im Laufe der Geschichte. Driesmans spricht von künstlerischer Erneuerung, von dem Schwund der künstlerischen Gestaltungskraft, von der inneren Verödung der Moderne; das Kunsthandwerk habe die Kunst verdrängt und das neue Deutsche Reich sei nicht, wie man gehofft, die Wiege, sondern das Grab der erwarteten neuen Kunst geworden. Gegen die Gelehrsamkeit spielt er die Bildung aus und den Gelehrten geht es hier nicht viel besser, als in der Schrift „Rembrandt als Erzieher". Täppisches und linkisches Wesen im reiferen Alter sei der Ausdruck einer kindisch gebliebenen verkrüppelten Sinnlichkeit. Man könnte die Gelehrten im Hinblick auf ihre Unbehilflichkeit im gewöhnlichen Leben mit gewissem Rechte sinnliche Idioten nennen; sie sind gleichsam umgekehrte Schwachsinnige, das heißt Schwachsinnliche. Solche satirischen Ausfälle sind überall in dem Werke zerstreut. Es muß häufig lebhaften Widerspruch hervorrufen; dennoch wirkt es anregend; es ist originell und in keiner Weise schablonenhaft. R. v. G.

— **Zeitschrift für Bücherfreunde.** Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von **Fedor v. Zobeltitz.** Zweiter Jahrgang. — 1898/99. Zweiter Band, Heft 10/12 (= S. 401—536, nebst Titel, Inhaltsverzeichnis und Schlagwortregister für den II. Band, sowie Beiblatt 10/12; alles in 4°). Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1899. Preis: im Einzelnen das Heft 3 ℳ; der ganze Jahrgang 24 ℳ. — Damit hat die wirklich famose „Zeitschrift für Bücherfreunde" den 2. Jahrgang ihres Bestehens glücklich

erreicht und abgeschlossen; die vorhergehenden Hefte 5/9 hatte ich in der Wissenschaftl. Beil. Nr. 146 vom 20. November 1898 angezeigt. Wenn auch der Umfang der Bände allmählich immer schwächer wird (I, 1: 344 S., I, 2: 312, II, 1: 272, II, 2: 264 S.), das Bestehen der für Deutschland thatsächlich eine Lücke ausfüllenden Zeitschrift ist gesichert: ist sie doch vor Kurzem zum Organ der heute schon 260 Mitglieder umfassenden „Gesellschaft der Bibliophilen" avancirt und wird nun wie ein Orkan über die Lande brausen, um die Schläfer aufzuwecken und sie zu einem besseren Verständniß des Buches und seiner Welt aufzurütteln! Aus dem schönen Inhalte der letzten Hefte 10/12 seien nach dem beliebten Schema F folgende namhaft gemacht. A. Litterarhistorisches: Die Bibliothek Moscherosch's, von Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt (Heft 12). B. Culturgeschichtliches: Politische Karikaturen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, von Dr. Rudolf Wolkan in Czernowitz (Heft 11). C. Geschichte des Buchdrucks: ein Vorläufer des Psalteriums von 1457, von Fedor v. Zobeltitz (Heft 10); die Buße des Hieronymus, von Emil Fromm (Heft 10); die Kunst im Buchdruck, von Jean Loubier (Heft 10/11); die Wiener Prachtausgaben Degens, von Anton Schlossar (Heft 11). D. Bibliothekskunde: Die Kölner Stadtbibliothek, von J. L. Algermissen (Heft 10); die „Salle A. Lullin" der Genfer Stadtbibliothek, von Dr. Rudolf Beer in Wien (Heft 12). E. Bibliographisches: Nachträge zur „Päpstin Johanna", von 4 Herren (Heft 10); Zur Bibliographie der Reformationszeit, von Johannes Luther (Heft 10). F. Buchtechnisches: Der künstlerische Buchumschlag, von Walter v. Zur Westen (Heft 10). Endlich G. Verwandte Interessen: Künstlerische Inseraten-Reclamen, von Philipp Rath (Heft 12). Dazu in jedem Heft eine reichhaltige „Chronik" und eine sehr gut bediente „Kritik". — Kurz: nach wie vor bleibt es ein Genuß, sich in diese vielseitigen Blau-Gold-Hefte zu versenken. Glückauf zum III. Jahrgange! Ht.

— Heraldik. Grundzüge der Wappenkunde von Dr. Eduard Frhrn. v. Sacken. Sechste Auflage, neu bearbeitet von Moriz v. Weittenhiller. Mit 238 Abbildungen. In Originalleinenband 2 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Wir haben schon öfters auf die sachgemäße Art, mit welcher die Weber'schen Katechismen bearbeitet und ausgestattet sind, hingewiesen, der vorliegende behandelt in ziemlich ausführlicher, leicht verständlicher und übersichtlicher Weise die Heraldik. Da diese Wappenkunde des Frhrn. v. Sacken bereits in 6. Auflage erscheint, so bekundet sie dadurch schon ihre anerkannte Brauchbarkeit. Man findet darin eine geschichtliche Erläuterung des Ursprunges der Wappen, Beschreibungen des Schildes im Allgemeinen, seiner Formen und Farben, die Theilung des Schildes, Erklärung der Heroldsbilder, der Figuren und der übrigen zum Wappen gehörigen Stücke, als Helm, Helmkleinode, Helmdecken u. s. w. Ein Capitel handelt von der Ordnung im Blasoniren d. h. über das wissenschaftliche Beschreiben der Wappen nach den heraldischen Grundsätzen und Regeln. Die Abbildungen sind gut und klar gezeichnet, der Druck ist sehr gut und sauber. —r.

— Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Berathungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14. bis 16. April 1898 im Apollosaale des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin stattgefunden haben. Im Auftrage der Commission herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig, Verlag von Albert Ahn, 1898. — Die bisher nur gelegentlich und vereinzelt hervorgetretenen Bemühungen, einheitliche Gesetze zu schaffen über die richtige Aussprache des Hochdeutschen, sind im vorigen Jahre zu einem greifbaren Ergebniß gediehen. Vertreter der Wissenschaft und Kunst haben sich zu gemeinsamer Berathung zusammengethan, und die Verhandlungen haben zu einer Reihe fester Entschlüsse geführt. Theilnehmer der Berathungen waren: als Vertreter des deutschen Bühnenvereins Graf Bolko von Hochberg, Exc., Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin, als Vorsitzender, Karl Freiherr von Ledebur, Generalintendant in Schwerin, Dr. Eduard Tempeltey, Exc., Wirkl. Geh. Rath in Koburg; als wissenschaftliche Vertreter Professor Dr. Eduard Sievers in Leipzig, Prof. Dr. Karl Luick in Graz, Prof. Dr. Theodor Siebs in Greifswald. Ueberdies hatten Professor Dr. Joseph Seemüller in Innsbruck und Professor Dr. Wilhelm Vietor in Marburg schriftliche Gutachten eingesandt. Man darf also im Voraus annehmen: hier ist nicht eine einseitige Anschauung zum Siege gekommen, sondern man hat die streitigen Fragen in besonnener Weise behandelt und so über sie entschieden, daß auf das Einverständniß der überwiegenden Mehrzahl der maßgebenden Beurtheiler zu rechnen sein wird. Professor Siebs, der Herausgeber des vorliegenden Buches, hat ein wesentliches Verdienst um das Zustandekommen der Sache. Er hat sich zuerst der Mithilfe einer Anzahl von hervorragenden Bühnenleitern versichert, hat dann auf der Dresdener Philologenversammlung im September 1897 der germanistischen Section seinen Plan vorgetragen. So ist der Ausschuß gewählt worden, dem die Verhandlungen oblagen. Ueber diese wird in dem Buche kurz Bericht erstattet. Es enthält nach einem kurzen Vorworte den einleitenden Vortrag von Professor Siebs über die Grundlagen und Ziele der Arbeiten. Daran schließt sich ein Bericht über den Vortrag von unserem Leipziger Professor Sievers, der überaus klar und einleuchtend die phonetischen Verhältnisse darlegt und auf deren Wichtigkeit für die Erledigung der Streitfragen hinweist. Hierauf wird in 28 Paragraphen die Aussprache der deutschen Laute abgehandelt, wobei ganz besondere Sorgfalt auf die Lautbilder der in unserer Sprache üblichen fremden Wörter verwandt wird. Eine Reihe außerordentlich wichtiger und feiner Bemerkungen über den Einfluß, den Zeitmaß und Schnelligkeit, Betonung (Leidenschaft) und Tonfall auf die Aussprache üben, schließt den Text. Ein genaues Wörterverzeichniß (S. 77—93) enthält sämmtliche in der Schrift erwähnten Wörter, stellt also einen Grundstock dar für ein künftiges Wörterbuch der Aussprache. Auf die besprochenen Fragen im Einzelnen einzugehen oder gar die eine oder die andere der gegebenen Vorschriften als anfechtbar zu bezeichnen, ist hier nicht der Ort. Es werden natürlich einzelne der Anweisungen vor der Hand auf dem Papiere stehen bleiben. Ich erwähne beispielsweise den §. 12 (S. 51) über den r-Laut: „Es ist in allen Fällen durchaus gerolltes Zungenspitzen-r zu fordern." Man hört es ja auch dem Wortlaute dieses Gesetzes schon an, daß die Gesetzgeber sich dessen bewußt waren, es werde hier einstweilen beim Fordern bleiben. Aber selbst wenn wir den Fall annehmen, es werde sich in der Folge für manches der Gesetze eine Novelle erforderlich machen, begrüßen wir diesen Versuch einer einheitlichen Regelung mit dankbarer Anerkennung. Das Werk hat auch eine gewisse politische Bedeutung. Jeder Deutsche, dem die völlige gegenseitige Durchdringung unserer Stämme am Herzen liegt, wird in der Anbahnung einer einheitlichen Bühnensprache einen Schritt vorwärts auf dem Wege zu diesem Ziele anerkennen. Der deutsche Bühnenverein hat auf seiner letzten Generalversammlung, die im Mai 1898 in Frankfurt a. M. stattgefunden hat, beschlossen, die vorliegende Arbeit als Canon der deutschen Aussprache den Bühnen zu empfehlen. Damit ist unstreitig ein großer Schritt zur Einigung in der Aussprache des Hochdeutschen überhaupt gethan. Denn es kann ja nicht ausbleiben, daß die solchergestalt einheitlich geregelte Bühnensprache bald auch auf die Aussprache der Gebildeten ihren Einfluß üben wird. Bis das auf S. 77 in Aussicht gestellte Aussprachewörterbuch erscheint, hat die vorliegende Arbeit als eine Art Handbuch für die mustergiltige Aussprache des Deutschen zu dienen. Wer irgend öffentlich zu reden oder als Lehrer mit Vortragsübungen zu thun hat, wird nicht umhin können, das Buch zu Rathe zu ziehen, und es wird Mancher froh sein, auf Fragen, über die bisher oft Streit war, hier zum ersten Male klare und bündige Antwort zu bekommen. R. B.

— Ouida, Die neue Priesterherrschaft. Berechtigte Uebersetzung von M. Quidde. Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag 1899. — Wieder eine Schrift gegen die Vivisection! Der etwas auffallende Titel gründet sich darauf, daß der Verfasser einen, wie uns scheint, etwas gewagten Vergleich zwischen der heutigen Vivisection und den Autodafés der Inquisition zieht. Wir unsererseits sind ebenfalls keine Schwärmer für die Vivisection und würden sehr weitgehende Vorsichtsmaßregeln und Einschränkungen in dieser Beziehung, sowie auch sehr viel strengere Strafen als die gegenwärtigen bei Ueberschreitungen für zulässig halten. Dagegen ist ohne alle Experimente an Thieren nach unserem Laienverständnisse nicht auszukommen, wenn die Wissenschaft fortschreiten soll. Im Uebrigen bietet das Buch nicht besonders viel Neues. Dem höchst einseitigen Urtheile über das Pasteur'sche Verfahren gegen die Tollwuth (S. 6) müssen wir entschiedenen Widerspruch entgegensetzen. Man dankt Gott, und hat auch alle Ursache dazu, daß man der Gefahr der Tollwuth ausgesetzte Personen nach Paris, Wien oder Berlin schicken kann. W—n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 44. Donnerstag, den 13. April, Abends. 1899.

Sächsische Auswanderungspolitik.

Während für Preußen die wirthschaftliche Erscheinung der Auswanderung erst seit wenigen Jahrzehnten von Wichtigkeit geworden ist, da im 17. und bis tief hinein in das 18. Jahrhundert die Hauptmasse der preußischen Lande noch selbst eine Colonie des inneren Deutschlands und die Politik der preußischen Könige bemüht war, Einwanderer in ihre menschenleeren Provinzen zu ziehen,*) — reichen die Versuche, Colonien in überseeischen Ländern zu gründen und zu einer staatlichen Organisation und Leitung der Auswanderung zu gelangen, in fast allen übrigen deutschen Bundesstaaten bis ins 18. Jahrhundert zurück. — In Bayern wurde sogar schon unter Kurfürst Ferdinand (1651 bis 1679) der Plan zur Gründung einer Colonie in Amerika durch den Leibarzt Becher angeregt. — In Württemberg begannen die Massenauswanderungen im Jahre 1802; es ist das Land, aus dem im Laufe dieses Jahrhunderts ein Viertel der heutigen Bewohnerzahl über See weggezogen ist und in welchem schon zu Anfang der 40er Jahre versucht wurde, die Wanderlustigen in organisirten Gruppen zusammenzuhalten. In Baden zeigte sich im Jahre 1819 eine starke Neigung zur Auswanderung nach Südamerika, insbesondere Brasilien, und die Unterstützung der Auswanderer vom Staat und von den Gemeinden reicht hier bis in die 80er Jahre hinein. Aehnlich lagen die Verhältnisse in Hessen, wo der bekannte Frhr. v. Gagern den Strom der Auswanderer nach Südamerika zu leiten suchte.

In hervorragender Weise aber ist die sächsische Regierung für eine praktische Auswanderungspolitik eingetreten, und es verdienen daher folgende Vorgänge jetzt in Erinnerung gebracht zu werden. In Sachsen wurde es bereits 1763 nöthig, die Unterthanen zu ermahnen, sich nicht zur Auswanderung verführen zu lassen, und es wird denselben in einem Erlaß versprochen, „in mitleidiger Anerkennung ihres damaligen Unvermögens sie mit Abgaben auf alle nur thunliche Weise zu verschonen“. Diese Ermahnung scheint indeß in dem durch den siebenjährigen Krieg auf das Aeußerste erschöpften Sachsen nicht viel gefruchtet zu haben. Schon im Jahre darauf wird ein Mandat erlassen, in dem die Strafen für die Verleitung und Aufforderung zur Auswanderung in eingehender und alle Möglichkeiten erwägender Weise festgesetzt und bestimmt werden. Es ist indessen allein die Verführung zur Auswanderung, die getroffen werden soll, nicht die Auswanderung selbst, d. h. die aus eigenem, unbeeinflußtem Entschlusse hervorgegangene Auswanderung. Im Frühjahre 1833 wird zum ersten Male im sächsischen Landtage über die Auswanderungsfrage verhandelt. Auf Anregung eines erzgebirgischen Abgeordneten befaßt sich die II. Kammer mit einer Petition um Unterstützung einer gemeinschaftlichen Auswanderung und Ansiedelung in Nordamerika. Ein Actienunternehmen unter Staatsgarantie gegen Verpfändung der angekauften Ländereien soll ins Leben treten. Die Petition wird aus principiellen Gründen abgelehnt. Dasselbe Schicksal haben einige ähnliche Petitionen an die erste Kammer, obgleich hier die Deputation, welche über diese Petitionen Bericht zu erstatten hatte, für eine staatliche Unterstützung der Auswanderung ist. Auf dem Landtage von 1837 wird von Neuem über die Auswanderungsfrage verhandelt, aber mit demselben Erfolge wie 1833 für die Petenten. Erst 1848 treten die Kammern infolge einer großen Zunahme der Auswanderung dieser Frage wieder näher und beschließen eine Revision der die Auswanderung noch erschwerenden gesetzlichen Bestimmungen. Die Ursachen dieser plötzlichen Zunahme der Auswanderungslust in Sachsen sind sehr verschiedener Natur gewesen. Vor Allem kommt die im Erzgebirge herrschende wirthschaftliche Noth in Frage, die zum Theil eine Folge der Mißernte von 1847, zum andern Theil wohl auch eine Folge der im Erzgebirge verbreiteten hausindustriellen Betriebsweise war. Neben diesen, aus wirthschaftlichen Gründen entspringenden, Ursachen haben dann politische und auch religiöse Motive mitgewirkt, wohl auch übertriebene Erwartungen und Vorstellungen von den in Amerika auf leichte Weise zu erwerbenden Reichthümern. In allen Theilen des Landes bilden sich Auswanderungsvereine; zunächst in Annaberg, Schwarzenberg, Callnberg, Zwickau, Chemnitz, Auerbach, dann in Zittau, Kamenz, Bautzen, Großenhain, Freiberg, Oederan, zuletzt in Dresden und Leipzig. Dieselben erhalten die Erlaubniß zur Veranstaltung von Sammlungen freiwilliger Beiträge für mittellose Auswanderer und nehmen die Vermittelung des Ministeriums in Anspruch, um sichere Nachrichten über die Verhältnisse in überseeischen Ländern einzuziehen. Durch Vermittelung der Regierung erfolgt am 9. October 1848 eine Vereinigung aller dieser Vereine zu einem Auswanderungshauptverein in Dresden. In der Sitzung der Vertreter der einzelnen Vereine erklärt der Regierungscommissar, daß die Maßregeln, welche die Regierung plane, sich vorläufig auf folgende Punkte erstrecken würden: 1) Controle über die von den Auswanderungsvereinen im Lande gesammelten Gelder; 2) Beseitigung des nachtheiligen Privatagentenwesens durch Anstellung fest zu besoldender, mit den auswärtigen Consulaten und Gesandtschaften in Verbindung zu bringender Personen an den Ein- und Ausschiffungsplätzen; 3) vorschußweise Gewährung von Unterstützungen zur Ausführung größerer Auswanderungspläne, und 4) Uebernahme des Aufwands für die nöthigen Vorarbeiten zu dergleichen Plänen und Stellung des nöthigen Personals dazu. Die sächsische Regierung wandte sich nun an die provisorische Centralgewalt in Frankfurt a. M., um vor Einleitung weiterer Schritte über die Stellung derselben zur Auswanderungsfrage Erkundigungen einzuziehen. Bekanntlich aber ist die provisorische Centralgewalt nie über die Feststellung ihres theoretischen Standpunktes hinaus zu praktischen Bethätigungen desselben gekommen. So mußte denn die sächsische Regierung, obwohl sie von der richtigen Anschauung ausging, daß „eine blos sächsische Auswanderung eine volkswirthschaftlich nicht räthliche Maßregel sei“, selbständig eine Lösung der Auswanderungsfrage versuchen. Das Ministerium des Innern arbeitet am 13. März 1849 eine Denkschrift aus, in der vorgeschlagen wird, von den Kammern 10000 Thaler zur Unterstützung des Transports von Auswanderern, wozu ganze Schiffe von Staatswegen gemiethet werden sollen, und 50000 Thaler zum Ankauf von Ländereien als vorläufige Raten zu fordern. Bei der Durchführung des Colonisationsunternehmens sollte in den Hauptpunkten der von dem Auswanderungshauptverein ausgearbeitete Ansiedelungsplan befolgt werden. Von diesen Vorschlägen kam die Regierung infolge der inzwischen eingetretenen politischen Ereignisse gänzlich ab. In der dem Gesammtministerium vorgelegten Denkschrift vom 12. Juli 1849 ist von der Durchführung eines Colonisationsplanes aus Staatsmitteln keine Rede mehr. Von einer Regulirung des Agentenwesens und einer Instruirung der Consuln wird darin abgesehen, weil noch nicht alle Aussicht auf das Zustandekommen allgemeiner Maßregeln auf diesem Gebiete für ganz Deutschland aufgegeben werden dürfe. Auch hebt die Regierung besonders hervor, daß keine Klagen und Beschwerden über die innerhalb Sachsens bestehenden Auswanderungsagenturen vorgekommen seien, wozu wohl in erster Linie die gemeinnützige und zugleich controlirende

*) Die weitgreifenden Pläne des Großen Kurfürsten zur Erwerbung von Colonien wurzelten damals (1682) nicht in den Zuständen und Bedürfnissen des Landes.

Wirksamkeit der Auswanderungsvereine und der von diesen zur Belehrung der Auswanderungslustigen errichteten Bureaus beigetragen habe. Die Unterstützung der Regierung beschränkt sich auf die unentgeltliche Beförderung unbemittelter Auswanderer auf der sächsisch-bayerischen Staatsbahn; ferner auf die den sächsischen Consuln in Hamburg und Bremen zur Pflicht gemachte regelmäßige Berichterstattung über die in Betreff des Auswanderungswesens gemachten Wahrnehmungen und auf Mittheilung dieser Berichte an den Auswanderungshauptverein, sowie endlich auf Bewilligung eines Zuschusses von 100 Thalern zu dem Expeditions- und Portoaufwande bei letzterem.*) Als hierauf infolge der politischen Unruhen die Thätigkeit der Auswanderungsvereine eingeschränkt wurde, erlahmte der Eifer der Mitglieder und die ganze Bewegung ging allmälig ihrem Ende entgegen. Die gesammelten Gelder im Gesammtbetrage von ungefähr 2500 Thalern wurden bei der Leipziger Bank angelegt und das Ministerium überwies die Zinsen dieses Capitals später dem Verein für Erdkunde in Dresden, der eine besondere Section für Auswanderungsangelegenheiten hatte. Gleichwohl hat die Regierung die verschiedenen an sie gelangten Pläne einer staatlichen Organisation der Auswanderung eingehend geprüft und fordert auch im Decret vom 9. October 1850 von den Ständen eine Summe von 5000 Thalern für Auswanderungszwecke. Nach einem solchen der Regierung vorgelegten Plane wird zur Uebersiedelung von 2000 Familien mit 8000 Köpfen eine Capitalanlage von ungefähr 500 000 Thaler als erforderlich bezeichnet. Die Regierung verkennt nicht, daß „die Pläne nicht nur Sicherstellung, sondern auch angemessene Verzinsung und Aussicht einer steten Reproduction des Capitals darbieten und daß die erforderlichen Summen vielleicht auch anderweit aufgebracht werden können, wenn der Staat die Garantie übernimmt; es würde aber mit der Uebersiedelung der angegebenen Zahl von Köpfen, wenn man ein Colonisationsunternehmen darauf beschränken wollte, in der That nur wenig geholfen sein, da die jährliche Bevölkerungszunahme Sachsens in den letzten Jahren gegen 18 000 Köpfe beträgt.“ Das von der Regierung für die Zwecke einer indirecten Unterstützung und Erleichterung des Auswanderungswesens geforderte Berechnungsgeld sollte nach der dem Decret beigefügten Denkschrift in folgender Weise Verwendung finden**): 1) zu Beihilfen zu dem Verwaltungsaufwande der Auswanderungsvereine und zwar sowohl des nordamerikanischen Auswanderungshauptvereins, als des hier gegründeten Central-Vereins für Auswanderung nach Australien, um denselben die Möglichkeit zu gewähren, ihre Wirksamkeit zu erweitern; 2) zur Beaufsichtigung und Erleichterung der Auswanderungstransporte bis zur Einschiffung in deutschen Hafenorten, Abschließung von Verträgen mit den außersächsischen Eisenbahnverwaltungen wegen möglichst billiger Beförderung unbemittelter sächsischer Auswanderer, und Verabfolgung mäßiger Dispositionssummen an die betreffenden Consulate und Gesandtschaften, um völlig unbemittelten Auswanderern in ganz besonders dringenden Nothfällen eine Unterstützung gewähren zu können; 3) zur Ermiethung ganzer Schiffe zum Zwecke der Ueberfahrt sächsischer Auswanderer gegen Bezahlung der antheiligen Kosten; 4) zu Vereinbarungen mit den in den Hauptausschiffungsplätzen, namentlich in Neuyork und Neuorleans, zum Schutze deutscher Auswanderer bestehenden deutschen Gesellschaften wegen Uebernahme der Auswanderungstransporte, und 5) zu Vorarbeiten für die Ausführung größerer und zweckmäßiger Auswanderungspläne und zur Anstellung des Personals dazu. — Während die Regierung in den Punkten unter 2) und 4) nach Bewilligung einer Summe für Auswanderungszwecke ihre Absichten verwirklichen konnte, wurden die übrigen Maßregeln von den Ständen abgelehnt.***) Die Berichterstattung in der 1. Kammer hatte Se. königl. Hoheit Prinz Johann, in der 2. Kammer der Abg. Scheibner. Durch Ausführung dieser Maßregeln hätte die Regierung den Auswanderern den größten Vortheil erwiesen, der ihnen damals überhaupt erwiesen werden konnte!

Am 20. Juli 1848 hatte nun die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main den §. 6 der Grundrechte in folgender Fassung angenommen: „Die Auswanderungsfreiheit ist von Staatswegen nicht beschränkt. Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden. Die Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reichs.“ Zur Ausführung der letzteren Bestimmung legte am 16. März 1849 der volkswirthschaftliche Ausschuß den Entwurf eines Gesetzes über die Auswanderung vor, der noch in derselben Sitzung berathen und angenommen wurde. Der Ausschuß hatte als im Wortlaute der Bestimmungen der Grundrechte liegend erachtet, daß es Aufgabe des Reichs sei, die Auswanderungsangelegenheit zu ordnen und zu überwachen und in dieser Hinsicht sowohl diesseits als jenseits des Meeres durch zweckmäßige gesetzliche Bestimmungen, unter Mitwirkung von Reichsconsuln und Reichsbeamten, die fernere Wohlfahrt der auswandernden Söhne Deutschlands sicherzustellen. Dieser Aufgabe sollte das Auswanderungsgesetz dienen, damit trage das vereinigte Deutschland seinen Bürgern nur eine alte Schuld ab, „denn schon längst hätten die betheiligten deutschen Regierungen dieser Angelegenheit, abgesehen vom höheren politischen Gesichtspunkte, in obigem Sinne des Schutzes sich annehmen sollen, während man den Auswanderern mehr oder weniger Hindernisse in den Weg legte oder aber sie unbekümmert ihrem Schicksal überließ.“ Wenn auch jenes 1849 in Frankfurt angenommene Reichsgesetz über die Auswanderung die von ihm angestrebte einheitliche Regelung damals nicht erreichte, so hatte es doch wichtige Zielpunkte für die einzelstaatliche Gesetzgebung normirt. Behandlung der Auswanderer während der Seefahrt, Organisation und Beaufsichtigung des Agentenwesens, Schutz und Fürsorge durch die auswärtige Vertretung, das sind die Richtungen, in welchen sich die Auswanderungspolitik der deutschen Bundesstaaten zu bewegen hatte und eine Zeit lang, bis zur Mitte der 50er Jahre, auch mit Erfolg bewegt hat.*)

Nach dieser Zeit hörte die Auswanderung auf, Gegenstand staatlicher Politik zu sein. Die weitausgreifenden Pläne der 40er Jahre, die unter dem ersten verblüffenden Eindruck andauernder Massenauswanderungen entstanden waren, geriethen in Vergessenheit. Man dachte nicht mehr daran, die Auswanderer durch Aufklärung über ihre Reiseziele zu unterrichten, durch staatliche oder Vereinsthätigkeit sie in geschlossene deutsche Ansiedelungen zu leiten, den Strom deutscher Thatkraft und Tüchtigkeit, der mit den Auswanderern dahinfloß, in solche Bahnen zu führen, daß er nicht blos in der Fremde befruchtend wirke, sondern auch Deutschland zu Gute komme. Nirgends ist mehr von einer positiven Fürsorge die Rede, überall beschränkt man sich auf die Handhabung der bestehenden Polizeigesetze gegenüber den Agenten, auf gelegentliche Warnungen vor dieser oder jener Gefährdung oder, wie in Preußen (v. d. Heydt'sches Rescript), auf directe Verbote der Beförderung nach bestimmten Gebieten. Für Sachsen lag kein Bedürfniß vor, die polizeilichen Controlmaßregeln zur Verhütung eines etwaigen Mißbrauchs der gesetzlich geregelten Auswanderungsfreiheit zu verschärfen. Die sächsische Regierung war mit dem Erfolge der durch das Gesetz von 1852 (über Erwerb und Verlust des Unterthanenrechtes) und durch die Verordnung von 1853 (über die Controle des Agentenwesens) auf dem Gebiete des Auswanderungswesens ergriffenen Maßnahmen zufrieden. Als aber Bayern 1856 beim deutschen Bundestag den Vorschlag einer einheitlichen Regelung des Auswanderungswesens für ganz Deutschland einbrachte und in erster Linie eine sehr scharfe Controle der Auswandernden verlangte, wandte sich die sächsische Regierung 1858 lebhaft und mit Erfolg gegen diese Forderung und betonte vor Allem, daß das Zustandekommen eines Bundesbeschlusses auf dieser Basis das ganze Vorgehen des Bundes auf diesem Gebiete in der öffentlichen Meinung mißliebig machen und als ein neuer Beleg dafür werde ausgebeutet werden, daß der Bund in seiner Entwickelung über den Charakter eines Polizei-Institutes für politische und Regierungszwecke nicht hinauszukommen vermöge. Es müsse sehr unerwünscht erscheinen, daß gleich der erste von der Bundesversammlung seit längerer Zeit unternommene Versuch, eine Frage von größerer nationaler Tragweite in den Bereich ihrer Wirksamkeit zu ziehen, zu einem ganz unbefriedigenden und in der öffentlichen Meinung Anstoß erregenden Ergebnisse führe, wie dies nach der Beurtheilung der fraglichen Ausschußanträge in der Presse aller Parteien zu befürchten sei. Gleichzeitig überreichte die sächsische Regierung dem Bundestage folgende, für ihre damalige Anschauung sehr charakteristische Denkschrift, die sie von einem genauen

*) Landtagsacten 1850/51, 1. Abth., S. 552 flg.

**) Landtagsacten 1850/51, 1. Abth., S. 560.

***) Landtagsacten 1850/51, 1. Abth., S. 720; 2. Abth., S. 514 und 3. Abth., S. 429.

*) Vergl. hierzu die aus amtlichen Quellen geschöpfte, ausführliche Abhandlung Dr. Bohle's in Dr. v. Philippovich, Auswanderung und Auswanderungspolitik in Deutschland. Leipzig, 1892.

Kenner überseeischer Verhältnisse, einem in der Nähe von Dresden lebenden Privatgelehrten, hatte ausarbeiten lassen: „Es ist in hohem Grade erfreulich, daß die Bundesversammlung sich mit der Auswanderungsangelegenheit beschäftigt und in einer so wichtigen und nationalen Angelegenheit ihre Fürsorge in eingehender und wohlwollender Weise bethätigt. Die Auswanderung, nachdem sie zu einer ständigen Erscheinung geworden und massenhaft stattfindet, greift in die politischen wie in die volkswirthschaftlichen Verhältnisse tief ein und übt von Amerika aus Rückwirkungen auf Deutschland. Diese sind aber noch in den Anfängen und werden sich mit jedem ferneren Jahre steigern. Aber auch schon jetzt ist ihr Einfluß mächtig, nicht blos auf die Gemüther, sondern auch auf Deutschlands Gewerbe, Handel und Wohlstand überhaupt. Unsere Staatsregierungen sind mit Recht von dem Gedanken abgekommen, die Auswanderung hemmen zu wollen. Sie ist begründet in der ganzen Anlage und Begabung der Germanen, welche nach Expansion trachtet und diese um jeden Preis zur Geltung bringen will. Es würde also weder nützen, noch würde es möglich sein, einen Drang zu hindern, welcher so tief im Wesen aller germanischen Völker liegt. Nur diese haben eigentliche Colonien gegründet, während die romanischen Nationen in anderen Erdtheilen bezwingen und herrschen, niemals aber dieselben befruchten oder neue Staatenbildungen von nachhaltiger Kraft in's Leben rufen. Allein die Natur gestattet keine unbedingte Reproduction der Verhältnisse des alten Erdtheils in neuen Gegenden, sondern arbeitet allemal neue Organismen mit besonderen Formen und Eigenthümlichkeiten heraus. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß Vieles von dem Alten sich in einer gewissen Continuität weiter erhält; allein die gesammte Entwickelung erhält etwas Selbständiges. Wir Deutschen, obwohl so seetüchtig und seebegabt wie irgend ein anderes Volk der Welt, besitzen keine überseeischen Colonien, weil unseren Kaisern und Fürsten die oceanischen Interessen fern lagen und die Lande des Burgundischen Kreises unter die Herrschaft spanischer Könige fielen. Holland ward vom Reichskörper für immer abgetrennt und führte ein Sonderleben. Als Amerika Bedeutung gewann, war die Blüthe der Hansa vorüber und als die übrigen Seevölker sich ihre Antheile in der neuen Welt sicherten, fochten wir Bruderkriege kirchlicher Formeln halber. Wir sind es gewesen, welche zuerst Kanonen auf die Schiffe brachten, und Hanseatische Zeugmeister und Constabler schossen die große spanische »Armada« in den Grund. Allein von den Colonien und deren gewinnreichem Handel wurden wir ausgeschlossen, weil alle Seemächte Handelsmonopole aufstellten, an denen sie festhielten. Deswegen konnte unser Seehandel nur Zwischenhandel sein; directe Fahrten nach den Colonien waren uns nicht gestattet; unser Seehandel wurde erst direct und atlantisch, nachdem Nordamerika seine Unabhängigkeit erfochten hatte und auch in den anderen Gegenden der westlichen Erdhälfte die Herrschaft der Europäer zu Ende gegangen war. Seitdem haben wir directen transatlantischen Verkehr, Aufschwung in unserem Gewerbewesen und Auswanderung in größerem Maßstabe. Alle drei Factoren bedingen einander ganz wesentlich und stehen in inniger Wechselwirkung. Jeder Auswanderer, gleichviel wohin er ziehe, wirkt auf unsere Industrie und unseren Handel ein; der Passagiertransport ist ein wesentlicher Hebel für den Aufschwung der Rhederei und des Seehandels; er ermöglicht billige Ausfracht von Waaren und wohlfeile Rückfracht, und deshalb trachten England und Frankreich stets mit Eifer dahin, ihn ihren Häfen in gesteigertem Maße zuzuwenden. Deutsche Auswanderer, welche sich in Havre und Dünkirchen einschiffen, erhalten auf den französischen Eisenbahnen große Begünstigungen. Der Beförderung von Auswanderern über unsere deutschen Häfen verdanken wir in nicht geringem Maße, daß unsere Industrie im Welthandel theils den Mitbewerb aushält, theils ihre Concurrenten aus dem Felde schlägt. Diese Auswandererbeförderung schafft uns einheimische, selbständige, vom Auslande unabhängige Märkte für die wichtigsten überseeischen Roherzeugnisse, und ohne sie hätten wir keine Hoffnung, uns deutsche Baumwollenmärkte zu sichern, sondern müßten allezeit von jenen zu Liverpool und Havre abhängig bleiben. Seit anderthalb Menschenaltern haben wir etwa vier Millionen Auswanderer abgegeben. Sie nahmen weit über 100 Millionen Thaler baar mit sich und entzogen uns eine unberechenbare Summe von Arbeitskräften. Allein auf indirectem Wege haben sie uns sicherlich mindestens das Doppelte, wo nicht das Dreifache an materiellem Nutzen wieder eingebracht. Die Erfahrung lehrt, daß jeder Deutsche, gleichviel wohin er wandere, ein Abnehmer und Verbraucher deutscher Fabrikate bleibt, und nicht selten unbewußt und unwillkürlich eine Menge neuer Antriebe für unsere Industrie und unseren Handel giebt. Es läßt sich geographisch und handelsstatistisch nachweisen, daß die beiden letzteren mit dem Wachsthume der Auswanderung und der Ansiedelung Deutscher in fremden Erdtheilen verhältnißmäßig an Aufschwung gewonnen haben. Die Auswanderung macht in einzelnen Gegenden Deutschlands empfindliche Lücken und wird unangenehm verspürt, allein im Großen und Ganzen kann sie, auch staatlich betrachtet, keineswegs als ein Nachtheil oder gar als ein Unglück angesehen werden. Sie ist es so wenig für uns wie für England. Seit dem großen irischen Exodus ist die grüne Insel politisch viel ruhiger geworden und durch die Auswanderung hat Deutschland Hunderttausende von politisch Mißvergnügten verloren. Diese glaubten jenseits des Oceans ihre politischen Ideale verwirklichen zu können; sie gewannen aber bald die Ueberzeugung, daß auch in ihrer neuen Heimath die staatlichen Verhältnisse an Unvollkommenheiten leiden, und nach nicht gar langer Zeit stellte sich den Thatsachen, den concreten Zuständen gegenüber ein ganz anderes Urtheil fest. Unwillkürlich drängten sich manche Vergleiche zwischen der alten und neuen Heimath auf und die Leidenschaft wurde abgekühlt. Diese ruhigere Anschauung wird den Freunden und Verwandten in Europa mitgetheilt und schwerlich irrt man in der Annahme, daß solche Berichte, die tausendfach nach Deutschland gelangen, in nicht geringem Maße die ruhigere Stimmung der Gemüther mit herbeigeführt haben. Oekonomisch freilich gerathen alle fleißigen Auswanderer in eine günstigere Lage, als bei uns in den meisten Fällen möglich wäre; sie erfreuen sich einer freien, durchaus ungehinderten Bewegung in einem neuen Lande, in welchem Spielraum für alle Kräfte von Hundert und aber Hundert Millionen Menschen ist." Die Denkschrift beklagt nun den damaligen Mangel einer einheitlichen Vertretung der deutschen Bundesstaaten im Auslande. In den Handelstabellen der fremden Völker wurde nicht einmal der Zollverein, geschweige denn der Deutsche Bund als ein Ganzes aufgeführt; man kenne lediglich Hanse towns, kaum Oesterreich und Preußen, die gewöhnlich ihren Platz hinter Haiti und den Sandwichinseln erhalten! — Auf die Frage: „nach welchen Ländern die Auswanderung am füglichsten hinzuleiten sei, damit die Auswanderer eine sichere Existenz finden und für ihre Nationalität und den Zusammenhang mit Deutschland nicht verloren gehen", bemerkt die Denkschrift, daß eine Leitung der Auswanderung von Staatswegen nur für ein Land möglich sei, das sich im Besitze einer großen, mit Fruchtbarkeit und gemäßigtem Himmelsstriche gesegneten Colonie befindet, das eine Kriegsflotte auf See hat und eine traditionelle, sichere, einheitliche Handelspolitik verfolgt, also drei Erfordernisse, die uns damas abgingen. „In Ermangelung derselben," heißt es in der Denkschrift weiter, „haben unsere Landsleute sich nach allen Strichen der Windrose hin zerstreut und solcher Gestalt eine nicht geringe Anzahl von Punkten gefunden, wo sie zu materiellem Wohlstande gelangt sind. So z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, insbesondere im Westen derselben bis nach Kansas und bis zu den Quellen des Mississippi, in Canada, Chile, Süd-Australien und, vorerst in geringer Zahl, am La Plata. Ueberall ziehen sie Freunde und Angehörige nach. Keine Empfehlung der Behörden übt auf die Gemüther einen solchen Einfluß, als einladende Briefe von Angehörigen, die zu Wohlstand gelangt sind und denselben durch Geldsendungen bethätigen. Der Auswanderer zieht am liebsten dorthin, wo er bereits Ansätze findet, wo schon Leute leben, die ihm nahe stehen. An diese schließt er krystallartig sich an. Deshalb findet man in Wisconsin, Jowa, Indiana, Ohio u. s. w. ganze Dörfer, ja Counties, die schwäbisch oder fränkisch, thüringisch oder pfälzisch sind. Es fehlt nicht an sicheren Anhaltspunkte für die ins Auge zu fassenden Länder. Wer die Dinge unbefangen ansieht, eingehende geographische, geschichtliche und politische Kunde über die transatlantischen Länder besitzt, die vielen Lehren der Erfahrung nicht unbeachtet läßt und mit Leuten aus allen überseeischen Gegenden Verkehr gepflogen hat, ist im Stande, mit — man kann sagen — mathematischer Gewißheit zu bestimmen, ob irgendwo eine Ansiedelung gedeihen könne oder nicht. Er wird sehr leicht und ganz genau sagen können, was Wahrheit ist und was Vorspiegelung. Man kann nur beklagen, daß nicht nur eine berechtigte Speculation, sondern auch der zwar wohlmeinende, aber unpraktische Idealismus und offenbarer Schwindel sich der Auswanderungsangelegenheit nicht selten zu bemächtigen gesucht haben. Der als gründlicher Kenner

transatlantischer Zustände bekannte Dr. Andree hat viele Anfechtungen erfahren, als er den Werbungen nach Britisch-Guyana, jenen nach Jamaica, dem brasilianischen Perceria-Systeme, der Auswanderung nach Peru, dem Plane des Texasvereins, der preußischen Ansiedelung an der Moskitoküste und der belgisch-deutschen in Santo Thomas de Guatemala entgegentrat. Alle diese Unternehmungen wurden mit großer Lebhaftigkeit angepriesen, die Wissenschaft wurde herbeigezogen, um zu beweisen, daß sie alle im höchsten Grade ersprießlich seien, und alle sind, wie Unbefangene und Kundige voraussahen, kläglich gescheitert. Zur richtigen Beurtheilung der zweckmäßigen Ansiedelungspunkte ist nur zweierlei nöthig: eine gründliche Kenntniß des in Frage kommenden Landes und die Prosa des gesunden Menschenverstandes, welche die Lehren der Erfahrung, und die zwingende Kraft, welche in den Sachverhältnissen liegt, nicht übersieht."

Die Denkschrift behandelt hierauf die Frage einer deutschen Auswanderung nach den österreichischen Donauländern und nach Nord- und Südamerika. Hinsichtlich Brasiliens wird des damals dort herrschenden, verderblichen Halbpacht-Systems gedacht, ein Zustand, der umsomehr zu beklagen sei, da gerade Südbrasilien, d. h. Santa Catharina, Rio Grande und ein Theil von Sao Paulo sich trefflich für deutsche Ansiedelungen eignen würden. „Hier sind Häfen, die einen leichten Zugang ermöglichen. Dort überall, und noch mehr in den La Plata-Ländern, ist eine der herrlichsten Wasserverbindungen, vorzüglicher als selbst jene des Mississippigebietes. Die Volksmenge ist gering. Von Santa Catharina bis zum patagonischen Rio Negro, vom Ocean bis zu den Andes, wohnen jetzt kaum erst drei Millionen Menschen. Ein paarmal Hunderttausend Deutsche würden dieser prächtigen, fruchtbaren, zumeist gesunden Region eine ganz neue Physiognomie geben. Das einzige noch einigermaßen verfügbare transatlantische Land, in welchem deutsche Ansiedelungen unmittelbar am Meere, in der Nähe desselben und an großen Strömen bis tief ins Innere, in mildem Klima, auf fruchtbarem Boden noch möglich sind, und wo, bei Masseneinwanderung, ihre Volkseigenthümlichkeit sich unbeeinträchtigt erhalten kann — dieses Land liegt dort in Südamerika. Könnte von einer »Leitung« überhaupt die Rede sein, so hätte sie jene Gegenden vor allen anderen ins Auge zu fassen. Sie sind von der Negerplage frei; der Fremde ist in ihnen willkommen und es muß hervorgehoben werden, daß während der langjährigen inneren Fehden niemals auch nur ein einziger Fremder irgendwie geschädigt oder beeinträchtigt worden ist." — Auch Chile sei in kleinerem Maßstabe für die Einwanderung geeignet, aber dieses Land liege jenseits des Cap Horn, sei also nicht, worauf doch so viel ankommt, atlantisch. Der im Ausschußvortrage erwähnte Friedrich Gerstäcker habe übrigens bei mehreren mit demselben gepflogenen ausführlichen Erörterungen auch zugegeben, daß die La Plata-Länder in vieler Beziehung, namentlich im Hinblick auf Einwanderung in größerem Maßstabe und für die Verbindung mit Europa, geeigneter seien als Chile. Dagegen könne von Peru, nach dem kläglichen Ausgange der Werbungen der Herren Rudolfo (1851) und Damian von Schütz aus Nassau, so wenig die Rede sein, wie von einer Ansiedelung am Amazonenstrom. In dieselbe Kategorie gehöre auch Surinam. Zum Schlusse wandte sich die Denkschrift noch energisch gegen die auf eine verschärfte polizeiliche Controle des Auswanderungswesens abzielenden Ausschußanträge.*)

Der Bundestag beschloß auf diese Denkschrift hin, die Angelegenheit an den Ausschuß zurückzuverweisen, der bei der Vorlegung neuer Beschlußentwürfe die von den einzelnen Regierungen kundgegebenen Wünsche berücksichtigen solle. Zu neuen Entwürfen ist es jedoch niemals gekommen! Diesen denkwürdigen Sitzungen des Bundestages wohnten damals (am 16. und 23. December 1858) von Seiten Preußens der Geheime Legationsrath v. Bismarck-Schönhausen und sächsischerseits der Wirkl. Geheime Rath v. Nostitz und Jänckendorf bei.

Die letzten selbständigen Maßregeln der sächsischen Regierung auf dem Gebiete des Auswanderungswesens sind verhältnißmäßig unwesentlicher Natur; sie beschränkten sich auf eine Verfügung, durch welche den Auswanderungsagenten der Verkauf von Fahrkarten zur Weiterbeförderung der Auswanderer von den überseeischen Landungsplätzen nach dem Bestimmungsorte im Innern untersagt wurde, sowie auf die infolge des sächsischen Gewerbegesetzes vom 15. October 1861 und des Bundesgesetzes über das Paßwesen vom 12. October 1867 nöthig gewordenen Abänderungen des Gesetzes von 1852 und der Verordnung von 1858. — Wie in der letzterwähnten Denkschrift der sächsischen Regierung, so wird auch in den Motiven zu dem am 1. April 1898 in Kraft getretenen Reichsgesetze über das Auswanderungswesen, vom 9. Juni 1897, anerkannt, daß die deutsche Auswanderung ihr Augenmerk vorzugsweise auf Südamerika zu richten haben werde, und daß man, neben gewissen Theilen der La Platastaaten, besonders Südbrasilien als das Auswanderungsziel der Zukunft bezeichnen dürfe, wo das Deutschthum — wie in Paraná, Santa Catharina und Rio Grande do Sul — in größeren festen Massen beisammen sitzt; in letzterem Staate bildet dasselbe einen Bezirk von der Ausdehnung des Königreichs Sachsen. Im Staate Santa Catharina hat es bereits die „Hanseatische Colonisationsgesellschaft in Hamburg" unternommen, ein Gebiet, größer als das Großherzogthum Oldenburg, mit etwa 1000 Ansiedlern oder 400 Familien im Jahre zu besetzen, und die deutsche Reichsregierung hat, nach eingehender Prüfung der Verhältnisse, hierzu kürzlich ihre Genehmigung gegeben. Bekanntlich soll die erstrebte Einwirkung auf die Bewegung der deutschen Auswanderung jetzt auf zwei Wegen erreicht werden: einmal dadurch, daß die Reichsregierung bei der Ertheilung von Unternehmer-Concessionen zielbewußt verfährt, d. h. daß sie die Verhältnisse der zum Ziele genommenen Ansiedelungsgebiete vorher genau prüft und dabei die Kopfzahl und die Gattungen von Auswanderern berücksichtigt, um unglücklichen Wendungen vorzubeugen, wie solche sich häufig aus einer, die Grenzen der vorläufigen Aufnahmefähigkeit einer Ansiedelung übersteigenden Anzahl von Ankömmlingen oder aus dem Zuflusse nicht verwerthbarer Gattungen von Ansiedlern ergeben haben — und andererseits dadurch, daß völlig sachliche Darstellungen der Lebens- und Erwerbsverhältnisse einzelner zur Ansiedelung geeigneter Gebiete über sie verbreitet werden. Die deutsche Reichsregierung hat daher zur Besichtigung von Ansiedelungsgebieten besondere Sachverständige zunächst nach Südbrasilien entsendet und wird solche Untersuchungen auch auf andere Gebiete erstrecken. Eine der wichtigsten Aufgaben bleibt hier die gewissenhafte und erschöpfende Auskunftsertheilung. Die Auswanderer gehören meist den mittleren und unteren Volksclassen an, denen Mittel und Wege fehlen, sich über die Verhältnisse fremder Länder zu unterrichten. Die deutsche Reichsregierung hat die Einrichtung einer Auskunftsstelle im Gesetze zwar nicht vorgesehen, sie verkannte aber keineswegs die Berechtigung des Verlangens, daß dem Auswanderer die Möglichkeit verläßlicher Auskunftsertheilung gegeben sein muß, und will nur die Einrichtung des Auskunftswesens, wie bisher, der Verwaltungsbehörde überlassen. Die bisherige Stelle hierfür war das Auswärtige Amt in Berlin. Daneben wirkten die auf Anregung der Deutschen Colonialgesellschaft ins Leben getretenen Auskunftsstellen in Berlin und Dresden. Bezüglich der seit 1892 bestehenden Dresdner Auskunftsstelle verdient erwähnt zu werden, daß das königl. Ministerium des Innern einem Beamten seines Ressorts die Leitung derselben gestattet hat.

Hans Klössel.

*) Protokolle des Deutschen Bundestages vom Jahre 1858, S. 1195 flg.

Bücherbesprechung.

— Die Malariakrankheiten. Ihre Ursachen, Behandlung und Verhütung. Allgemein verständlich dargestellt von Dr. Goliner. Leipzig, Verlag von Friedrich Fleischer 1899. Ladenpreis 60 ₰. — In einer Einleitung wird die geographische Verbreitung der Malaria besprochen, sodann folgen Capitel über die Ursachen, das Krankheitsbild, über die verschiedenen Formen der Malaria, schließlich über die Behandlung und Verhütung. Bedauerlich ist, daß der Verfasser im Capitel über die Ursachen der Malaria den Satz hinschreibt, sie verdanke ihre Entstehung nach den „neuesten Forschungen" von Klebs und Tommasi einem im Boden von Malariagegenden vorhandenen Bacillus. — Die Quelle, aus der der Verfasser schöpfte, scheint wissenschaftlich nicht ganz lauter zu sein und nur bis zum Jahre 1889 zurückzureichen, die Malariaforschung hat seitdem ganz gewaltige Fortschritte gemacht.

++

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 45. Sonnabend, den 15. April, Abends. 1899.

Pasquino und die Pasquinaden.

Im Herzen Roms, da, wo von der gestreckten Piazza Navona sich ein Gewirr enger Straßen nach der Engelsbrücke zu verzweigt, steht der Palast Braschi (früher Orsini), dessen Rückseite nach einem kleinen Platze blickt, der Piazza Pasquini. An einer Ecke des Palastes aufgerichtet befindet sich hier eine verstümmelte Bildsäule, ohne Beine, ohne Arme, ohne Nase und mit von Alter, Regen und Sonnenbrand verwitterten Formen, ein jämmerlicher Torso, den man bei der Ausschachtung des Untergrundes zur Fundamentirung des Palastes ans Tageslicht brachte — es ist schon viele hundert Jahre her — und ihm den Platz gab, den er noch heute einnimmt. Die Gelehrten wissen zu erzählen, daß dies der Ueberrest einer der durch ihre Composition schönsten Gruppen des Alterthums sei und Ajax mit dem todten Achilles, nach Anderen Menelaus mit dem Leichnam des Patroklus darstelle. Aber das Volk von Rom weiß es besser. Das ist Pasquino, sagt es. Und wer ist Pasquino? Das war früher ein Witzbold, ein Spottvogel, der für Jedermann, für jedes Geschehniß das passendste Wort wußte, und der sich nie scheute, es auszusprechen. Er schonte weder Kaiser noch Papst. Seines Zeichens war er ein Flickschneider oder ein Schuhflicker, in dessen offener Werkstatt nahe dem Palaste Orsini sich die Freunde eines guten Witzes, eines treffenden Schlagwortes zusammenfanden und ihn zum Reden über die neuesten Ereignisse und Persönlichkeiten reizten. Gesandte und Höflinge, ja selbst Cardinäle drängten sich hinzu, um die Aeußerungen seines schlagfertigen Witzes, seiner losen Zunge zu hören; auch die Anwesenden konnten darauf gefaßt sein, daß er sie zur Zielscheibe seines Spottes machte und ihnen ohne Ansehen der Person kräftig den Kopf wusch. Seine „Motti" und „Frizzi" durchliefen dann von Mund zu Mund die Stadt, und man freute sich weidlich, wenn solcherweise ein gestrenger Herr doch auch einmal die Wahrheit zu hören bekommen hatte. Auch drastische Witze Anderer schrieb man dem Meister Pasquino zu und nannte sie „Pasquinaden" (pasquinate). Der antike Torso hatte schon längst unbeachtet und namenlos an seinem Platz gestanden; da dieser ein centraler und sehr belebter Verkehrspunkt war, so hatten die Vorstände des „Rione" von Alters her die obrigkeitlichen Bekanntmachungen daran befestigt, ebenso die Geistlichkeit des Sprengels ihre Ankündigungen von Ablässen, Hirtenbriefen und dergl. Aber nach Pasquino's Tode stellte ein Spaßvogel fest, daß der Geist des witzigen Meisters in den Marmorblock gefahren sei, da man zwischen den amtlichen Veröffentlichungen Satiren, wie man sie von dem Alten zu hören gewohnt gewesen war, von unbekannter Hand geheimnißvoll angeheftet fand. Diese Idee der Seelenwanderung erfreute sich eines ungetheilten Beifalls und der Name ergab sich von selbst. Bald hatten Obrigkeit und Klerus der Satire das Feld geräumt, und der formlose Marmor blieb unter dem Namen Pasquino Jahrhunderte hindurch die Personification des Volkswitzes, und erst die Preßfreiheit hat ihn außer Diensten gesetzt. Nach Satiren war das römische Volk immer begierig gewesen, und es nannte auch solche „Pasquinaden", wenn sie nicht dort, sondern an anderen Statuen angeheftet, oder nur durch Niederschreiben verbreitet worden waren. Denn das Privileg des Pasquino wurde von einigen, mehr oder weniger fabelhaften Gestalten getheilt: von „Babbuino", der einer Straße den Namen gab, vom „Facchino" des Palastes Piombino, vom „Abt Luigi" und „Donna Lucrezia" hinter dem Palazzo Venezia, von „Scanderbeg", dem Türkenkopfe auf dem gleichnamigen Palast, besonders aber von „Marforio", einem kolossalen Meergott, der zwischen dem Forum und dem Marstempel ausgegraben und als Prospectiv an dem Brunnen des Capitols aufgestellt worden war und mit Pasquino Frage und Antwort austauschte. Namentlich zur Zeit der Papstwahlen vervielfältigten sich die Satiren, meistens kurz, manchmal als Dialog, immer scharf, schneidend, witzig. Während der Conclaven bedienten sich alle Parteien der Pasquinaden, um die Gegencandidaten zu bekämpfen, den eigenen herauszustreichen. Einmal wurde jedem Cardinal ein auf seinen Charakter passendes Motto untergelegt, das er als Titel einer Komödie vorschlägt. Erstaunlich ist, was Pasquino sich herausnahm gegen die als allmächtig und heilig angesehenen Herren der dreifachen Krone und ihre Aspiranten; er geißelt ihr Privatleben so gut wie ihr amtliches mit einer, selbst unserer liberalen Zeitströmung fremden Rücksichtslosigkeit. Unter Clemens VII. schwieg er, da das Unglück der Stadt zu schwer geworden war, als aber dieser verhaßte Papst gestorben ist (1534), ruft Pasquino den heiligen Petrus, der so lange in der Engelsburg gefangen gehalten worden sei, aus dem Gefängniß und sagt: Jetzt, da es scheint, daß Clemens todt ist, steige aus deinem Kerker hervor, guter Petrus, ziehe gen Himmel und schreie dort all und jedem zu, was für Uebel und Unrecht er dir Alles zugefügt hat. Komm hervor und fasse Muth! — und er empfiehlt ihm, nicht wieder einen so schlechten, sondern einen besseren Nachfolger zu wählen. Petrus ist auch sehr geneigt, sich mit Pasquino über die Wahl zu verständigen, muß aber gegen jeden Cardinal so triftige Gründe hören, daß er ganz entsetzt ausruft: Also ohne Gebrechen findet man in der ganzen Welt keinen Cardinal! Arme Kirche, wie schlecht ist es mit dir bestellt! O Herr Jesu! wenn dir daran gelegen ist (da unter diesen hier kein einziger etwas werth ist), so finde du einen, der tauglich und gegen deine Kirche nicht rebellisch sei! Hilf deinem Hirten, der schon seit so viel Jahren immer nur Tyrannen zu Nachfolgern hatte, hilf deiner Kirche und meinem Schiff, welches untergeht und schon die Schlüssel verloren hat! . . . Clemens war im Carneval gestorben, das rechnet ihm Pasquino scherzhafterweise auch als ein Unrecht an und schreibt: Drei Sünden begingst du, o heiliger Vater: du hast die Papstwürde angenommen, — du hast zu lange gelebt, und du bist, um uns weinen zu machen, im Carneval gestorben (d. h. man weinte, weil das Carnevalsvergnügen gestört wurde). — Clemens war, wie man glaubte, durch die Ungeschicklichkeit seines Arztes, Namens Curtius, gestorben. Pasquino schrieb: Curtius occidit Clementem; Curtius auro donandus, per quem publica parta salus. Auch wandte er die Worte des Evangeliums auf ihn an: Ecce qui tollit peccata mundi. Ueberhaupt scheute Pasquino ebensowenig, wie die Geistlichen jener Zeit, selbst die heiligsten Worte der Schrift zu seinen Witzen anzuwenden. Einmal schrieb er nach dem Geschlechtsregister: Liber generationis antichristi filii diaboli. Diabolus genuit papam; paps vero genuit bullam; bulla vero genuit ceram; deinde cera genuit plumbum; plumbum vero indulgentiam; ea vero carenam (Erlaß der Fastenspeise zur Fastenzeit); carena vero genuit quadragenam (die vierzig Fasttage); ex qua tandem orta fuit simonia; ex qua fuit superstitio ꝛc. — Schließlich zeugte nach der babylonischen Gefangenschaft der Cardinal den Hofschranzen, dieser den Weihbischof und den Comthuren, diese beiden die Pension, von der Pension kamen die Zehnten, von denselben die Unterdrückung des Volkes, daraus entstand der Zorn, daraus der Aufstand und dabei entpuppte sich der Sohn der Sünde, der Antichrist heißt. — Um solcher Profanationen willen beschäftigte sich auch das Tridentiner Concil mit den Pasquinaden, es eiferte dagegen, die heiligen Texte zu Lächerlichkeiten und zu Satiren zu mißbrauchen, und da man die einzelnen Pasquinaden, diese Kinder des Augenblicks, nicht fassen konnte, so verbot man im Allgemeinen den Gebrauch der Schriftworte zu „Eitelkeiten, Schmeicheleien, Possen, Aberglauben,

Flugschriften", und setzte die Pasquinaden zu den streng verpönten Schriften auf den Index: „Pasquilli omnes, ex verbis sacrae scripturae confecti. Item Pasquilli omnes etiam manuscripti, omnesque conscriptiones in quibus Deo, aut sanctis, aut sacramentis, aut catholicae ecclesiae et ejus cultui, aut apostolico quomodocumque detrahitur." Trotzdem sind solche Citate manchmal nur witzig, wie man z. B. 1535 von den mißgestimmten französischen Cardinälen sagte: Und sie kehrten auf einem anderen Wege wieder in ihr Land, — und von den deutschen: Habt ihr nichts zu essen für uns, Kinder? Man kann oft nicht alle Anspielungen erklären, die damals jedenfalls großen Eindruck machten, denn Pasquino ist ein Schlauberger, der das Auge auf den Vatican, das Ohr aufs Conclave, Einverständnisse mit den Antichambres, Spione in den Sälen und Alkoven hat. Manchmal zeigt er sich als ein über die Laster empörter Biedermann, — bisweilen läßt er hinter dem Gelächter den Protestanten hervorschimmern, so, wenn er von den Cardinälen sagt: „Die rothe Herde theilt sich in drei Classen: Gottes-, Volkes-, Königsfresser."

So ging es von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Conclave zu Conclave. Diese Neigung des Volkes, sich mit seiner Meinung Luft zu machen, ein Wort mitzusprechen, obwohl es nicht gefragt wurde, ließ sich nicht ersticken, — und je größer der Druck der Unfreiheit auf ihm lastete, um so schärfer, bitterer, zorniger ließ die Satire ihr Wort vernehmen. Pasquino ließ sich nicht zum Schweigen bringen: nach wie vor hatte der Stein plötzlich eine Stimme, die von Mund zu Mund weiter klang, bald mit beißendem Spott, bald in heiligem Zorn, eine Lebensäußerung des Volksgewissens. Dagegen hatten die Machthaber keine Waffen. Einen Angreifer von Fleisch und Blut hätten die Schergen längst in den tiefsten Kerker der Inquisition geschleppt, aber hier sah man sich etwas Wesenlosem gegenüber, an das man nicht die Hand legen konnte. Aber endlich meinte man, ein Mittel gefunden zu haben, und die geärgerte geistliche Behörde faßte den Beschluß, den zanksüchtigen Stein in den Tiber zu werfen. Aber Torquato Tasso, der damals in Rom war, widerrieth dies, indem er sagte: „Thut das nicht, damit nicht aus dem Staub am Ufer des Flusses viele Frösche entstehen, die Nacht und Tag zu eurem Verdruß quaken werden." Man hörte auf seinen Rath und verzichtete auf die Ausführung der Strafe. Da beglückwünschte Marforio seinen Correspondenten dazu, daß er der Gefahr, ertränkt zu werden, entronnen sei. Pasquino erwiderte: In der That hatte man mich mit dem heiligen Officium in Uneinigkeit gebracht. Ich mußte vor den Cardinälen erscheinen und Du kannst Dir wohl vorstellen, wie sie mich heruntergerissen haben. Ohne einen zweiten „Torquatus" wäre der Mund der Römer von der Hand der Barbaren geschlossen worden (Anspielung auf den Familiennamen des Papstes Barberini). Glücklicherweise entwaffnete die Vernunft den Zorn und die Satire schuldet der Poesie ihr Leben. Bekannt ist das Wort: „Quod non fecerunt barbari, fecerunt Barberini", als Urban VIII. aus dem Hause der Barberini das Broncedach des Pantheon abnehmen ließ, um die Kathedra für Sanct Peter daraus zu machen. Die beiden Thürmchen, mit denen Bernini, der so Manches verpfuscht hat, unter demselben Papste den Portico des Pantheon flankiren ließ und dadurch dem Auge die Wirkung der schön geschweiften Linie der Kuppel entzog und die zudem mit dem Gebäude nicht im Stil übereinstimmten, nannte der kunstsinnige Pasquino „Bernini's Eselsohren". (Erst im Jahre 1883 beseitigt.) — Ueber Alexander VII. (1655—1667) sagt er: Maxima de se, magna de parentibus, mala de principibus, pessima de cardinalibus, nihil de Deo. Und er schlägt folgende Verordnungen von Magistratswegen vor: 1) daß alle Bürger ein Exemplar „Römische Geschichte" anschaffen sollen, um sich die Heldenthaten ihrer Vorfahren ins Gedächtniß zurückzurufen, ihnen in der Liebe zum Vaterlande nachzustreben und sich daran zu erinnern, daß sie die Tarquinier aus der Stadt gejagt haben; 2) daß sie verpflichtet seien, die Geschichte der primitiven Kirche zu lesen, und das Recht ins Auge faßten, welches das Volk seit Alters her habe, nämlich, die Päpste zu wählen und am weltlichen Regiment theilzunehmen; 3) die Augen nicht vor den Unordnungen der Geistlichen zu schließen; 4) über die Bullen, die fabricirt würden, um das Volk zu erniedrigen und die Laien den Priestern unterzuordnen, zu lachen; 5) in heiliger Bruderliebe vereinigt zu sein, denn ihre Knechtschaft gründe sich auf ihre Zwietracht; 6) dem Papst als geistlichem Oberhaupt jede Achtung und Gehorsam zukommen zu lassen; 7) sich hüten, Soldaten zu bezahlen, wenn die Päpste Krieg führen und das Kreuz in ein Schwert verwandeln wollten. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst hatte sich Pasquino schnell zu Nutze gemacht und was sonst nur in wenigen Exemplaren oder im Gedächtniß festgehalten worden war, fand nun mit Leichtigkeit die weiteste Verbreitung. Schon im Jahre 1621 waren acht verschiedene Sammlungen „Pasquilli" verboten. Beim Conclave von 1774, bei der Vacanz vor der Wahl Pius' VII. (1800) und Leo XII. war Pasquino lebendiger, denn je. Diesmal war es der heilige Geist, der sich, da er bekanntermaßen die Wahl beeinflussen muß, mit dem römischen Volke darüber verständigen möchte. Aber gegen jeden der vielen Cardinäle hat es sehr triftige Gründe vorzubringen, bis er endlich müde wird, Vorschläge zu machen, und fordert, das römische Volk solle selbst sagen, wen es wolle, ihm sei jeder gleich. Da erhält er die Antwort: Da Du es denn so willst, o Herr, so ist Nari der Papst, den wir wählen. Allerdings sagt man, daß er häßlich und geizig sei, und daß seine Unwissenheit groß ist, aber der Beste wird er doch wohl sein. Möge er Papst werden unter der Bedingung, daß er nichts thut. Und der heilige Geist ist ganz zufrieden und sagt: Alles sollt ihr haben, wie ihr es wollt. Nari wird Papst. Amen! — Natürlich blieb Pasquino auch der Politik nicht fremd. Als Ferdinand von Neapel einen unrühmlichen Heereszug gegen die Jakobiner unternommen hatte, schrieb der Schalk: „Ferdinando in un sol di — Venne, vide, fuggi". Und als Marforio fragt: Ist es wahr, Pasquino, daß alle Franzosen Spitzbuben sind? erhält er die Antwort: „Tutti no, ma buona parte" — eine Antwort, die durch Uebersetzung das Wortspiel verliert: Nicht Alle, aber ein gut Theil. Als Napoleon Kaiser war und Königreiche und Republiken nach allen Seiten hin gründete, fragt Marforio: Warum wird das Oel so theuer? Es entgegnet Pasquino: Weil Napoleon es braucht, um Könige zu salben und Republiken zu backen.

Jetzt ist Pasquino in den wohlverdienten Ruhestand getreten, denn die größere Freiheit der Presse hat überall, in jedem Lande, Witzblätter ins Leben gerufen, denen es mehr oder weniger gelingt, in Pasquino's Fußstapfen zu treten, und wenn wir „Pasquino und Marforio" in „Müller und Schulze" übersetzen, so werden sie uns in ihren Epigonen ganz besonders anheimeln. Im Jahre 1861 erschien in Paris: Pasquin et Marforio, histoire satirique des papes, traduite et publiée par Mary Lafon — auch viele, nicht direct durch Pasquino veröffentlichte Satiren findet man in dieser Sammlung, darunter von Hutten, Erasmus und anderen Vorkämpfern der Reformation. In Genf wurde im Jahre 1549 ein Büchlein veröffentlicht: Pasquillus extaticus — der verzückte Pasquino auf der Reise nach der Hölle. Es ist dieses eine jener Schriften, die in damaliger Zeit in Umlauf gesetzt und sehr begehrt wurden, der Witz in Waffen, der gegen die Vorurtheile, die verknöcherten Gewohnheiten, die Moral der Geistlichen, die Thorheiten der Menge zu Felde zog und versuchte, diese schwerfälligen und tiefgewurzelten Angriffsobjecte durch Spott, Satire, Lächerlichmachung zu erschüttern. In der That konnte diese Taktik sich bei Vielen größerer Erfolge erfreuen, als die durch theologische Spitzfindigkeiten, Moralpredigten und Appelle an den gesunden Menschenverstand begründeten Ueberzeugungsversuche, die zudem der ungelehrten breiten Masse nicht so verständlich waren. Trotz ihres scherzhaften Grundtones sind darum solche Flugschriften schwere Waffen des Geistes gewesen, und sie brachten viel Belehrungen und Aufklärungen, die sonst achtlos verhallt wären, ins große Publicum. So auch die genannte. Sie besteht, wie die meisten Pasquinaden, aus einem Zwiegespräch zwischen Marforio und Pasquino. Marforio: Was giebt es Neues, Pasquino? Du bist ja ganz strahlend. — Pasquino: Wie einer, der den Himmel gesehen hat. Und weißt Du nicht, daß auch Moses, als er mit dem Ewigen ein Gespräch gehabt hatte, leuchtete? — M.: Das weiß ich wohl, aber was soll das heißen? Gehen heutzutage die Steine vielleicht in den Himmel? — P.: Wie kann Dich das wundern, da doch täglich so viele Nonnen, Aebte, Priester, Bischöfe und Päpste hineingehen, mit Wänsten, die zehnmal schwerer sind, als ich bin. — M.: Aber das sind doch wenigstens Menschen und keine Steine. — P.: Weißt Du nicht, daß die, welche die Welt und die Kirche beherrschen, harthörig sind, und daß Steine erforderlich sind, um sie anzustoßen, und besonders auch, um jene Schwärme von Schmeichlern, die sie umsummen, zu verscheuchen? — M.: Und wer hat denn Dir jenen Auftrag gegeben? Hattest

Du auch eine Licenz vom Papst? — P.: Die Noth zwang mich, zu reden. Unsern Zeitgenossen ist es sehr nöthig, die Wahrheit zu hören; die, die sie sagen könnten, schweigen, also müssen die Steine reden, wie das Evangelium sagt. Und er erzählt, wie er in einer Grotte in der Nähe des Colosseums eingeschlafen sei. Da wäre ihm eine Feuerkugel erschienen, und darin sei das Oberhaupt der wahren Seher, der alte Jerosataniel gewesen, der ihm angeboten habe, ihm den Himmel zu zeigen. Aber heutzutage giebt es zwei Himmel, hatte er gesagt, den ewigen, wohin Christus auffuhr und wohin die Gläubigen kommen und Gott von Engeln umgeben wohnt, der uns Alle richten wird, — und der andere, von Menschenhand gemacht und vom Papst ziemlich schlecht ausgestattet. Pasquino forderte, den letzteren zu sehen, und findet eine große Stadt, wo eine Menge böser Engel hineingingen, die mit Suppliken, Petitionen, Kronen, Rosenkränzen, Siegelwachs, Silber, Gold, Stempeln, Heiligenbildern, Scapularien und Edelsteinen beladen waren. Andere kamen gerade heraus, die trugen Frieden und Krieg, Heiligenscheine, Blitze, Sturm und Alles das, was die leichtgläubigen Menschen lieben und fürchten. Eine einzige, aus schwerem Marmor gemachte Thür diente für die Sterblichen; sie hatte als Ornament die Schenkung Constantin's und die Trophäen der Päpste, wie sie Könige demüthigten und Kaisern den Fuß auf den Nacken setzten. Als der Alte, der diese Thür hütete, hörte, daß er Pasquino sei, wollte er ihn nicht einlassen, und sagte, daß dieser Himmel nicht für Spötter und Komödianten gemacht sei. Der Führer aber beruhigte ihn und sagte, er kenne eine Bresche in der Mauer, die von Luther und Zwingli nach den Vorschriften von Sanct Paulus gebrochen worden sei, um diesen Himmel zu zertrümmern. Und sie gehen auf die Bresche zu. Am Eingang derselben wehten zwei Fahnen, die evangelische Sprüche trugen. Auf der einen stand: Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein, — auf der andern: Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. — Als sie sich auf den beschwerlichen Aufstieg machen, treffen sie einen Greis mit langem Bart, auf dessen Gewand die Buchstaben V. D. M. I. Æ. (verbum Dei manet in aeternum) eingestickt sind. Der wollte Pasquino nicht einlassen, bevor er ihn nicht auf seinen Glauben geprüft hätte. Und so fragte er ihn: Wer ist das Haupt der Kirche, Christus oder der Papst? — Alle beide, lautete Pasquino's Antwort. — So ist also die Kirche zweiköpfig, wie? — Nein, nein, ich scherzte. Sie hatte niemals und hat auch jetzt nicht zwei Köpfe, sondern nur ein einziges Haupt, Jesum Christum. Wer ihr auch noch das des Papstes auf die Schultern setzt, macht eine Art Cerberus aus ihr. — — Da küßte ihn der Alte, führte ihn zu Andern hin und nannte ihn „Bruder". Dort fand er einen vortrefflichen Fürsten, Friedrich von Sachsen, der dem Evangelium alle Thüren öffnete, ferner Zwingli, Capitone, Ecolampadius und andere Deutsche. Er fand auch viele Schweizer dort, mehrere Franzosen, ziemlich viel Italiener und nur einige Spanier. Unter den Italienern waren Gerolamo Galateo aus Venedig, der elf Jahre mit Standhaftigkeit gelitten hatte und in der Finsterniß eines Kerkers für das Evangelium gestorben war. Er sah auch einen Spanier, den edlen Ritter des Kaisers, aber noch viel edleren Ritter Christi, Johannes Valdes, „vir summa religione, fide, eruditione, qui Neapoli diem obiit supremum, egregiis relictis ad hoc coelum excidendum instrumentis. Beim Weitergehen sah Pasquino, wie die Mauern, die diese Stadt beschützten, aus Rosenkränzen, Tonsuren, Bärten, Bußgürteln, Sandalen, Kutten, Holzschuhen, Fischen, Eiern, Bischofsmützen, Wachs und Stempelformen bestanden, das Ganze mit Oel und Seide zusammengekittet. Und vier Thore waren in der Mauer: Aberglaube, Dummheit, Heuchelei und Stolz. Aber alle waren schon unterwühlt, ohne daß die Mönche, die sie hüteten, es gewahr wurden. Als Pasquino endlich eingetreten ist, untersucht er erst den Stadttheil, wo die Mönche und die Einsiedler wohnen, deren Namen er zum Spott verdreht. Dann sieht er sich an, wo die Nonnen wohnen, und dann kommt er in das Revier der Beichtväter und der Gelehrten, der heiligen Schrift Doctoren. Diese, erzählt er, arbeiteten sich mit großem Eifer ab, Alles, was ihrer Kirche paßte, aus dem Alten und aus dem Neuen Testamente zusammenzutragen: die Zehnten, die Priestermützen, den Weihrauch, die Opfer der Leviten und Anderes, — aber, daß die Priester Frauen hatten, verschwiegen sie, sagen vielmehr, daß das neue Gesetz nur Concubinen und Schlimmeres erlaube. Statt der Evangelienforscher sind eine große Anzahl von würdig aussehenden Gelehrten da, Verfasser von Decretalien und Bullen über die Unfehlbarkeit des Papstes, Erfinder von Legenden und Heiligengeschichten und „schönen" Wundern, deren Richtigkeit sie sich gegenseitig bestätigen. Als er dies und noch vieles Andere gesehen hat, bittet Pasquino den Alten, ihn wieder auf die Erde zurückzuführen: er glaube, es sei unnütz, noch die Hölle zu sehen, nachdem er den Himmel der Päpste kennen gelernt habe. — Wenn Cesare Cantu, der gefeierte italienische Historiograph, nachdem er den Einfluß und die Tragweite solcher, auf der Basis der Satire aufgebauten polemischen Schriften anerkannt hat, zu dem Schluß kommt, daß sie „den gesunden Menschenverstand und die Moral verdürben, indem sie das Gelächter an Stelle von Vernunftgründen setzten und den Menschen auf den Standpunkt des Affen erniedrigten", so ist er wohl selbst etwas angekränkelt von der ungesunden Luft aus jenen Regionen gewesen. Und so verächtlich sich der „Pasquillant" macht, der mit boshafter Freude in „Pasquillen", dieser giftigen Abart der „Pasquinaden", die Pfeile der Verleumdung aus sicherem Versteck auf seine ahnungslosen Gegner absendet, so schätzenswerth soll uns der Jünger Pasquino's sein, der in urwüchsigen und geistvollen „Pasquinaden" mit feiner Ironie die Schwächen seiner Mitmenschen gutmüthig lächelnd beleuchtet, nicht, um zu verletzen, sondern um zu bessern.

O. Planck.

Bücherbesprechungen.

— **Die Bedeutung des christlichen Familienlebens für unser Volksleben.** Ein Vortrag in der Diöcesanversammlung zu Oschatz 1898, auf deren Beschluß in den Druck gegeben, von B. Lägel, Pfarrer zu Cavertitz bei Oschatz. Druck von Fr. Oldecop's Erben, Oschatz. 21 S. gr. 8. — Eine christliche Volksschrift in des Wortes bestem Sinne: aus dem Volke für das Volk, von einem wahren Volksfreunde für eine rechte christliche Volks- und Gemeindeversammlung gearbeitet und ihr mit bester Wirkung vorgetragen, von ernster Liebe zum Volke eingegeben, durch reiche Amtserfahrung und fleißiges Verwenden guter Lesefrüchte gestützt und belebt, klar angelegt und in schlichten Worten fein und gut durchgeführt. An der Hand statistischer Nachweise wird zuerst dem christlichen Leser das Herz beschwert mit großer Sorge um einen offenbaren sittlichen Niedergang unseres Volkes seit dem großen Kriege, dann aber aufgerufen zum Festmachen schützender Dämme, zur Pflege des christlichen Hauses als des Herzens im großen Volksleibe, unter besonderer Betonung der deutschen Volksart. Mit Recht werden dabei Männer wie Riehl, Ludwig Richter und Jeremias Gotthelf nachdrücklich als Zeugen und Gehilfen herangezogen. — Ein sorglicher Gedanke nur kommt dem theilnehmenden Leser, aber wahrlich nicht als Vorwurf für den sinnigen Verfasser: sorgt wohl eine Versammlung, die einen solchen Druck beschließt, auch dafür, daß das gedruckte Büchlein unter die Leute komme? G. Schnedermann.

— 1) **Lex Mosaica oder Das mosaische Gesetz und die neuere Kritik.** Eine Sammlung apologetischer Vorträge aus dem Englischen von Th. A. Fischer. 9 ℳ, geb. 10 ℳ. VIII u. 508 S. gr. 8. 2) Petersen, J., Cherubim. Kurze Zusammenstellung der wichtigsten Ansichten und Erklärungen seit Luther mit Zusätzen. 80 ₰. 50 S. gr. 8. 3) Beck, weil. Prof. D. J. T., **Erklärung der Propheten Micha und Joel** nebst einer Einleitung in die Prophetie. Herausgegeben von J. Lindenmeyer. 3,60 ℳ, geb. 4,50 ℳ VII u. 246 S. kl. 8. — Drei neue Arbeiten zum Alten Testament aus dem Verlage der in der gleichen Richtung ungemein rührigen Verlagshandlung von C. Bertelsmann in Gütersloh. — Die an zweiter Stelle genannte Schrift scheint ein Sonderdruck oder eine Gelegenheitsschrift zu sein; eine fleißige Studie, in großer Freude an der Bibel geschrieben, hat sie doch für weitere Kreise keine Bedeutung. — Die zuletzt angeführte bedeutet den wesentlichen Abschluß der Veröffentlichung des literarischen Nachlasses des vielen dankbaren Schülern wie ein Prophet in der Erinnerung lebenden Tübinger Professors Beck, ist also von Belang in erster Linie für dieses bedeutenden Mannes Schüler, in zweiter Linie für einfältige Bibelleser, die von historischer Kritik unberührt oder ihr gram sind oder sich wenigstens von ihr einmal erholen wollen.

— Wirklich bedeutsam ist das zuerst genannte Werk, enthaltend fünfzehn Aufsätze von verschiedenen englischen Gelehrten (unter ihnen Sayce, Rawlinson, Watson), Aufsätze, welche eine zeitliche Reihenfolge einhalten und den gemeinsamen Zweck verfolgen, die wesentliche Richtigkeit der überlieferten, im alttestamentlichen Kanon selbst vorausgesetzten Anschauung von der Geschichte und Literatur Israels zu erhärten gegenüber der in der deutschen Wissenschaft seit einem Jahrhundert schier herrschend gewordenen (übrigens auch von Engländern wie Driver angenommenen) „historisch-kritischen" Zerpflückung der alttestamentlichen Schriften und völligen Umkehrung der überlieferten Auffassung. Mit großem Geschick, in einer sehr handlichen Gestalt und mit nicht zu übersehender Wucht werden hier gegen eine angemaßte Unfehlbarkeit der kritischen Schule und ihre etwaigen Machtsprüche schwere Geschütze aufgefahren, deren schwerstes dasjenige sein dürfte, das aus der Sprache der Steine gegossen ist, welche seit einer Reihe von Jahren in beständig wachsender Zahl in den Ländern des Morgenlandes ausgegraben werden und von Dingen reden, welche, wenigstens nach der sehr überzeugungskräftigen Darstellung der englischen Verfasser, der überlieferten Auffassung nicht nur nicht widersprechen, sondern ihr glänzendes Zeugniß geben. Man vergleiche besonders, was auf S. 101 ff. von Entdeckungen bei Karnak, Tel-el-Amarna, Lachis und Jericho gesagt ist, und was Sayce S. 1 ff. von der bereits längst vor Mose in den Ländern um Palästina wie in diesem Lande selbst herrschenden literarischen Bildung zu berichten vermag. Jedenfalls gewinnt man den Eindruck, daß die brennenden Fragen der alttestamentlichen Forschung noch längst nicht entschieden sind. Die Haltung des Buches ist eine streng sachlich wissenschaftliche. Der Uebersetzer hat seines Amtes trefflich gewaltet, auch indem er Wiederholungen ausschied und unerlaubte polemische Aeußerungen tilgte. Kein Freund alttestamentlicher Schrift und Geschichte wird das werthvolle Buch ohne Dank und große Förderung verwenden. Hätte nur die Verlagshandlung auch ein Stellenregister beigeben wollen! G. Schnedermann.

— Verzeichniß der kirchlichen Perikopen. Herausgegeben vom evangelischen Oberkirchenrath. Berlin 1899. E. S. Mittler & Sohn. 15 ₰. — Das Verzeichniß enthält die von der Eisenacher Conferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen ausgewählten sogenannten „Eisenacher" Perikopen. Nachdem bereits eine Anzahl evangelischer Landeskirchen seit längerer Zeit außer den altkirchlichen neuere Perikopenreihen zu Predigt- und Lectionszwecken eingeführt, so besonders Sachsen und Württemberg, ferner die rheinischen Lande mit Hessen (nach Nitzsch), Bayern (nach Thomasius) — ist dieses Eisenacher Perikopenbuch von autoritativer Seite zusammengestellt worden in der richtigen Erkenntniß eines vorhandenen Bedürfnisses für diejenigen evangelischen Landeskirchen, wo man immer nur die altkirchlichen Perikopen behandelte, was nicht mit Unrecht als hemmende Fessel gegenüber dem Reichthum der heiligen Schrift betrachtet wurde, oder wo die Textwahl ganz frei war und die Gefahr willkürlicher, allzu subjectivistischer Auswahl und dadurch ungeordneten Wesens und abermals einer Verkümmerung des Schriftworts nahe lag. Das Perikopenbuch enthält außer den beiden altkirchlichen Perikopenreihen (mit unwesentlichen Veränderungen) je eine neue evangelische, epistolische und alttestamentliche Reihe, für deren Auswahl der durch die alten Perikopen ausgeprägte Charakter des Kirchenjahres und der einzelnen Sonntage als maßgebend mit Recht betrachtet wurde. Mit Unrecht sind jedoch die neuen Texte aus der Apostelgeschichte nach dem Vorbild von Thomasius in die zweite didaktische (Epistel-) Reihe eingestellt worden; besser würden sie in die zweite historische (Evangelien-) Reihe eingestellt, wie dies das sächsische Perikopenbuch und Nitzsch thut. Vorhandene gute Vorarbeit ist benutzt und die neuen Texte meist schon vorhandenen neueren Reihen (Sachsen, Württemberg, Thomasius, Nitzsch, aber auch Weimar u. a.) entnommen worden; die Sammlung bietet so gewissermaßen eine eklektische Zusammenstellung der Perikopen der evangelischen Landeskirchen Deutschlands. Die vorliegende Veröffentlichung bedeutet eine Einführung dieser neuen Perikopen für Preußen. Möchte man auch dort allgemein den Segen einer solch reicheren, aber geordneten Textwahl empfinden, wie wir in Sachsen ihn schon lange unserem trefflichen Perikopenbuch danken, besonders in seiner neuerdings revidirten Form. v. L.

— Die Entstehung des Volkes Israel von D. Bernhard Stade, Geh. Kirchenrath und ord. Prof. der Theologie in Gießen. (Gießen, J. Ricker.) — Ist es schon an und für sich ein gewagtes Unternehmen, ein derartiges Thema im Rahmen eines Festvortrags zu behandeln, so besonders, wenn man das Bewußtsein hat, daß „darnach fragen nach der Entstehung der Religion Israels fragen heißt", und trotzdem die Urkunden dieser Religion citirt mit den Worten: „Die Sage erzählt." Wir gestehen offen, daß unser Standpunkt principiell ein von dem des Redners verschiedener ist, obwohl auch für uns „die Steine in den Trümmerhaufen Aegyptens und Vorderasiens zu reden begonnen haben"; auch wir geben etwas auf das Urtheil der Aegyptologen und Assyriologen, die neuerdings die Entdeckung gemacht haben, daß das Alte Testament „eine Geschichtsquelle allerersten Ranges" ist. Dem Verf. reden die Steine aber etwas Anderes. Wie er nun seinen Beweis mit „wahrscheinlich", „vielleicht", „dürfte", „wird wohl", „wir werden anzunehmen haben", „möglich", „ist zu vermuthen" ꝛc. ꝛc. führt, davon mögen sich Die, die es interessirt, selbst überzeugen. Es werden wohl Viele, wie Referent, den Eindruck ziemlicher Resultatlosigkeit von diesem Versuche kunstreicher Geschichtsconstruction erhalten. v. L.

— Todte Götter. Ein Drama in fünf Acten von Robert Scheu und Otto Stoeßl. Leipzig, Robert Friese, Sep.-Cto., 1898. — Die Handlung des Stückes bringt eine neue Aufmachung der in Romanen und auf den Brettern schon oft verarbeiteten Hausfreundgeschichte. Die Frau ist stark genug, dem Verführer und der eigenen Leidenschaft zu entfliehen; überseeische Besitzungen ihres Gatten erleichtern es ihr, Raum und Zeit zwischen sich und die Gefahr zu legen, ehe sie erliegt. Nach 17 Jahren kehrt die Familie zurück, ein liebliches Töchterchen ist ihr inzwischen erblüht. In der alten Heimath beginnt trotz der langen Zeit, die darüber hingegangen ist, das alte Spiel. Marianne weiß schließlich keinen anderen Ausweg, sich vor Laßberg zu retten, als Gift. Während sich die Katastrophe vorbereitet, sind Anita, Marianne's Tochter, und Peter, Laßberg's Sohn, Mann und Weib geworden, natürlich auch ohne Standesamt und Trauung. Zum Glück erweist sich die Befürchtung, Anita sei in Wahrheit auch Laßberg's Tochter, als unbegründet; so ist wenigstens keine Blutschande geschehen. Der eigentlich Schuldige, Laßberg, geht frei aus. Zwar schließt er das Stück mit den Worten: „Für mich hat das Leben keinen Raum mehr." Aber erfahrungsgemäß pflegt solchen traurigen Genossen schließlich doch wieder das liebe Leben leid zu thun. — Viel Erfreuliches ist, wie man sieht, an dem Inhalte des Stückes nicht. An der Sprache ist das Bemühen unverkennbar, durch hochtönende, da und dort auch dunkle Worte die sittlichen Bedenklichkeiten zu verhüllen und zu beschönigen. Es klingt nach etwas, wenn der elende Verführer Laßberg declamirt (S. 68): „Ich habe den alten Göttern der Pflicht, der Entsagung, der Selbstverleugnung mein Opfer gebracht. Aber die sind todt und wissen uns keinen Dank." Und dabei hat das Opfer lediglich darin bestanden, daß Marianne, statt mit ihm im Ehebruch zu leben, in die Ferne gegangen ist! Ob dem Stück auf der Bühne eine Zukunft beschieden sein wird? Wir wagen darüber keine Voraussagen. Wünschen können wir es nicht. R. B.

— Der schriftliche Verkehr mit den Behörden nennt sich ein von Dr. Heinrich Kube verfaßter Briefsteller und Rathgeber für Jedermann, der bei Hugo Steinitz in Berlin zum Preise von 1 ℳ, geheftet, kürzlich erschienen ist und, obwohl er hauptsächlich preußische Verhältnisse berücksichtigt, doch recht brauchbar zu schein scheint, worauf auch die hohe Auflage hindeutet. Zur Einleitung hat der Verfasser beachtenswerthe Winke über die innere und äußere Form der Schreiben an die Behörden, die Titulaturen und die persönliche Vorstellung gegeben und alsdann eine große Anzahl Muster von Eingaben an die verschiedensten Behörden und mit dem mannigfaltigsten Inhalte zusammengestellt, endlich die gebräuchlichsten Abkürzungen mitgetheilt. Man kann im Allgemeinen über den Werth solcher sog. Briefsteller recht zweifelhaft sein; wenn ein solcher, wie der vorliegende, es sich aber angelegen sein läßt, Rathschläge zu ertheilen, deren Zweck der bessere und schnellere Erfolg des Schreibenden einerseits, eine Erleichterung der Behörden, welche auf die Eingaben Entschließung zu fassen haben, andererseits ist, schließlich auch die Vorlagen Sachkenntniß und mit wenig Ausnahmen auch Stilgewandtheit erkennen lassen, so wird man keinen Anstand zu nehmen brauchen, ein solches Hilfsmittel weiteren Kreisen zu empfehlen. ∾

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 *M* 25 *₰*, für auswärts mit 1 *M* 64 *₰* (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 *₰*.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 46. | Dienstag, den 18. April, Abends. | 1899.

Studenten und Studentinnen in Dänemark.

Von Theodor Hermann Lange.

(Nachdruck vom Verfasser auch im Auszuge untersagt.)

Kopenhagen war von jeher die geistige Hauptstadt des Nordens. Während Norwegen erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts mit Ibsen, Björnson, Lie und Kjelland plötzlich die Aufmerksamkeit Europas erregte und die schwedische Literatur nicht vor Tegnér das Ausland interessirte, kann Dänemark schon seit zwei Jahrhunderten auf eine große Reihe bedeutender Schriftsteller zurückblicken. Auch noch heute wird Norwegen in geistiger und cultureller Hinsicht von Dänemark stark beeinflußt — ist doch die norwegische Sprache eigentlich nur ein Dialekt des Dänischen — während in geistiger Hinsicht das Vaterland Ibsen's von dem unmittelbar angrenzenden Schweden nicht die geringste intellectuelle Anregung empfängt, ja sich jede geistige Berührung mit diesem Lande, dem es durch Personalunion noch näher gerückt ist, stets auf das Strengste, aber nicht immer auf das Höflichste verbittet. Ueberdies ist Kopenhagen nicht nur die größte akademische Metropole des Nordens, sondern auch, was die Einwohnerzahl anbelangt, die bevölkertste Stadt der drei nordischen Königreiche, welche Stockholm weit, Christiania noch weiter hinter sich läßt. Christiania hat als Universitätsstadt erst neuerdings Bedeutung erlangt, Upsala und Lund sind stille kleine Plätze. In den letzteren beiden Städtchen schlendert der Student, ob seiner Weisheit von den Philistern ehrfurchtsvoll begrüßt und angestaunt, durch die menschenleeren Gassen, oder wandelt, wie in Lund, wenn er kein Colleg hört oder zu Hause arbeitet, im Frühjahr und Sommer träumerisch unter den stattlichen Lindenbäumen in der Nähe der Universität und der herrlichen Kathedrale auf und ab. In Lund müssen die Studenten, auch wenn sie zunächst nicht wollen, fleißig sein, denn als ich im Sommer 1898 dort zu einem kurzen Besuche eintraf, fiel es mir schwer, eine geeignete Kneipe zu entdecken. Und als ich schließlich eine solche fand, war das Bier darin nichts werth. Kopenhagen ist nun die Universitätsstadt par excellence für den ganzen Norden und eine ehrwürdige alma mater. Denn schon im Jahre 1477 hatte König Christian I. bei seiner Anwesenheit in Rom vom Papste Sixtus IV. die Erlaubniß erlangt, in Kopenhagen eine Hochschule zu stiften. Die Gründung wurde denn auch feierlich am 4. October desselben Jahres vollzogen. Kopenhagen ist mit seinen 2200 Studenten — rechnet man die Studirenden des Polytechnikums ein, so sind es rund 3000 — die besuchteste Hochschule aller nordischen Reiche. Fast alle wissenschaftlichen, literarischen, nationalen, socialen und politischen Fragen[1], welche die Gemüther der skandinavischen Studenten von jeher in die größte Aufregung versetzten und die Phantasie der Musensöhne entflammten, hatten ihren Ursprung in Kopenhagen und fanden auch hier jedes Mal die eifrigste Förderung, einmal wegen der überaus großen Anzahl der akademischen Bürger und dann weil Kopenhagen als eine Kunststätte ersten Ranges, weiter als königliche Residenz und dann als Großstadt und internationaler Hafenplatz die Kopenhagener Studenten eo ipso zu den Führern der skandinavisch-akademischen Bewegung machen mußte. Auch die dänische Studentenschaft spielte zwei Jahrzehnte hindurch eine bedeutende Rolle im öffentlichen und politischen Leben und diese Bewegung erinnert in mancher Hinsicht an die politische Bewegung der deutschen Burschenschaft in der Zeit nach den Freiheitskriegen und bis in das vierte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts. Allerdings ist diese akademische Bewegung nicht mit so vielen schmerzlichen Erinnerungen wie jene deutsche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts verknüpft. Das große national-politische Schlagwort von der Einheit des Nordens war in uralter Zeit zunächst von einem Frauenmund ausgesprochen worden: von der Königin Margarete. Und auch ein Frauenarm war es, der diese Forderung verwirklichte, dieselbe Königin Margarete, welche 1397 die drei Staaten des Nordens durch die kalmarische Union zu einem Reiche vereinigte. Aber in jenen Zeiten wurde der Gedanke von der Einheit des Nordens nicht recht verstanden. Nur infolge der Genialität dieser gewaltigen Frau, welcher die Skandinavier auch den Beinamen der Großen gegeben haben, konnte die Einheit des Nordens einige Jahre bestehen. Da waren es in diesem Jahrhundert die dänischen Studenten, welche eines schönen Tages in jugendlicher Siegeszuversicht der Welt den Beschluß verkündeten, die Zwietracht der nordischen Völker unter einander habe zu verschwinden, die schwedischen, norwegischen und dänischen Studenten hätten in einer höheren hegelianischen Einheit aufzugehen, und plötzlich sangen all die Tausende von Studenten in ganz Skandinavien: „Lange war der herrliche Stamm in drei kranke Schößlinge gespalten, wieder fügt das Getrennte sich zusammen, einmal in der Zeit wirds eine Einheit." Erst kam man in Lund (Südschweden) zusammen, dann vor Allem in Kopenhagen. Die Begeisterung war eine ganz gewaltige. Man sang die glühendsten Verbrüderungshymnen, trank dazu kalten schwedischen Punsch — im Norden wird der schwedische Punsch auf Eis gekühlt genossen —, umarmte sich und zweifelte nicht mehr, daß die nordischen Regierungen der neuen Idee bald greifbare Gestalt verleihen würden. Die Universitätsprofessoren schlossen sich fast ausnahmslos der neuen Bewegung an, der berühmte schwedische Professor Thomander kam nach Kopenhagen und hielt eine zündende humoristische Rede in dem Sinne dieser Bewegung. Dabei erläuterte Thomander die Conjugation der lateinischen Zeitworte amare, docere, legere und audire in einer ganz originellen Weise. Der schwedische Gelehrte sagte nämlich: Unsere Aufgabe ist, einander zu lieben (amare), einander zu unterrichten (docere), zu lesen (legere) und zu hören (audire), was die Andern sagen. Das ist auch heute in nationaler Hinsicht die beste Conjugation. Wir Professoren können nichts Besseres wünschen, als daß die drei Völker des Nordens, die betreffs Ursprung, Sprache, Lebensart, Gesittung und Bildung außerordentlich nahe verwandt sind und hinsichtlich ihrer Abstammung dieselbe Mutter haben, von den vier harmlosen lateinischen Conjugationen ein ganzes Programm in nationaler, socialer und literarischer Hinsicht kennen lernen. Damit war der Panskandinavismus fertig. Diese Bewegung, die in die Jahre von 1840 bis 1860 fällt, griff bald über die akademischen Kreise heraus. Zunächst folgte ihr ein Theil der Presse und überall, auch auf dem platten Lande, wollte man die Studenten, die eine solche edle Idee vertraten, sehen und hören. Die romantisch angehauchten Musensöhne zogen schaarenweise von Ort zu Ort, sangen vor der jauchzenden Volksmenge die alten schönen skandinavischen Volkslieder und priesen den Anbruch einer neuen Zeit, worin die Fackel der Zwietracht unter den Brudervölkern vollständig ausgelöscht sein würde. Damals war die allgemeine Volksbildung, obschon für jene Zeiten gut, noch nicht eine so außerordentlich hohe wie heutzutage. Denn was Volksschulen und Massenbildung anbelangt, so läßt das kleine Dänemark heute alle Länder der Erde weit hinter sich zurück. Besonders die ländliche Bevölkerung sah damals in einem Studenten den Inbegriff aller Weisheit. Indessen der Rausch verflog, wie ja so viele Ideale der schönen Burschenherrlichkeit später im praktischen Leben sich verflüchtigen oder von den zu Philistern gewordenen ehemaligen Studenten selbst auf den Altären der praktischen Gesinnung geopfert werden — — — Heute ist von der nordischen Einheit

Digitized by Google

nichts mehr zu spüren, die Norweger und Dänen möchten sich am liebsten gegenseitig den Krieg erklären, Dänemark geht ganz allein für sich und sucht immer mehr Fühlung mit England, so daß von allen diesen Bestrebungen nur die Erinnerung geblieben ist.

In den letzten vierzig Jahren haben sich überhaupt die Beziehungen der akademischen Jugend zur eigentlichen Bevölkerung in Dänemark außerordentlich geändert. Die große geistige Concurrenz hat den dänischen Studenten gezwungen, energisch zu arbeiten und alle romantischen Träumereien aufzugeben. Die allgemeine Bildung in Dänemark hat bewirkt, daß der Student nicht mehr wie früher in unnahbaren Höhen des Geistes thront und als König im Reiche der Geister betrachtet wird, oder infolge seiner Intelligenz allerhand Vorrechte genießt u. s. w. Es wurde zwar noch einmal in den Jahren 1894 und 1895 versucht, zwischen den Studenten von Kopenhagen und Lund Verbrüderungsfeste abzuhalten, aber dieselben verliefen ohne jedwede Ergebnisse. Man verlebte ein paar vergnügte Tage zusammen und das war Alles. Eins muß indessen doch hervorgehoben werden und das ist der Umstand, daß der dänische Student auch noch heute nicht den Zusammenhang mit dem eigentlichen Volke und ganz besonders mit dem Arbeiterstande verloren hat. Jeden Herbst und Winter und zwar in der Zeit von October bis März oder April veranstalten die Studenten zahlreiche unentgeltliche Vorträge und Unterrichtscurse für Arbeiter. Diese Unterrichtscurse finden an Wochenabenden in allen Stadtvierteln Kopenhagens, besonders aber in den Arbeiterbezirken statt. Der Unterricht erstreckt sich auf alle möglichen elementaren Fächer, dann aber auch auf Naturwissenschaften, Mathematik, Geschichte, Volkswirthschaftslehre, auf Sprachen (deutsch, französisch, englisch) ꝛc. ꝛc. Im letzten Winter wurden in nicht weniger als vierzig verschiedenen Localen, meist städtischen Schulen, solche Unterrichtscurse von Studenten geleitet. Die dänischen Studenten haben aber noch eine andere sehr gemeinnützige Einrichtung für die unbemittelte Bevölkerung geschaffen, und zwar ist dies der Verein der unentgeltlichen Rechtshilfe für die arbeitenden Classen. Dieser Verein wurde 1895 begründet und zahlreiche Studenten und Candidaten der Rechtswissenschaft sammt verschiedenen Rechtsanwälten ertheilen dort an Abendstunden den Rechtsuchenden unentgeltliche Auskunft. Ja, der Studentenverein „Studentersamfundet“ veranstaltete in den letzten Jahren regelmäßig unentgeltliche Musikaufführungen für Arbeiter und schickt sogar seine Mitglieder hinaus in die Provinz, um dort unentgeltliche Vorlesungen für die Bevölkerung halten zu lassen. Ferner verrichten übrigens auch die Studirenden, welche dem Verein „Samfundet“ angehören, unentgeltliche Führerdienste in den Museen Kopenhagens ꝛc. — Von den dänischen Studentenvereinen ist der älteste die Gesellschaft „Studenterforeningen“, die bereits auf ein 78 jähriges Bestehen zurückblicken kann (gegründet am 16. Juli 1820), während „Studentersamfundet“ erst seit dem 2. Mai 1882 besteht. Verlebt man einen Abend in einem solchen dänischen Studentenverein, so bemerkt man doch einen gewissen Unterschied, der zwischen dem dänischen und beispielsweise dem deutschen Studententhum vorhanden ist. Die Vereinigung „Studenterforeningen“ hatte übrigens bei ihrer Gründung mit ziemlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die dänischen Behörden glaubten im Jahre 1820, daß es gefährlich wäre, wenn die akademische Jugend sich vereinigte und setzten der beabsichtigten Gründung zunächst ein entschiedenes Veto entgegen. Indessen überwanden die Studenten den behördlichen Widerstand, sowie die allgemeinen Schwierigkeiten und der Verein wurde am 16. Juli 1820 begründet.

Obschon nun die Universität Kopenhagen bereits seit dem Jahre 1878 Studentinnen zu den Vorlesungen und Prüfungen zuläßt, war bis zum 11. Mai 1898 den Studentinnen der Eintritt in „Studenterforeningen“ nicht gestattet. Erst nach verschiedenen sehr stürmischen Hauptversammlungen ging an jenem Tage der Antrag eines Theils der Mitglieder mit einer kleinen Mehrheit durch, Studentinnen in den Verein aufzunehmen. Das Seniorat aber legte infolgedessen das Präsidium nieder. Die Zahl der Studentinnen, welche „Studenterforeningen“ angehören, ist übrigens auch heute noch nicht groß. Dagegen hat „Studentersamfundet“ Studentinnen von jeher aufgenommen und gehören auch jetzt die meisten weiblichen Studirenden diesem letzteren Verein an. Die Zahl der weiblichen Studirenden in Kopenhagen ist verhältnißmäßig nicht klein, denn alljährlich bestehen 25—30 die staatlichen Prüfungen, ohne allerdings dadurch das Recht auf staatliche Anstellung zu erlangen, wenn man von den wenigen staatlichen Lehrerinnenstellungen absieht. Die dänischen Studentinnen studiren sogar Theologie. Bei dieser Facultät legen sie am Ende ihrer Studien jedoch nur eine sogenannte theologische Abschlußprüfung ab, während dem eigentlichen Staatsexamen der theologischen Facultät sich nur Studenten unterziehen dürfen. Die Kopenhagener Universität hat übrigens fünf Facultäten: die theologische, juristische, medicinische, philosophische und mathematisch-naturwissenschaftliche.

Wenn ich jetzt im Besonderen auf den Studentenverein „Studenterforeningen“ zurückkomme, so will ich vor allen Dingen hervorheben, daß dieser akademische Club sein eigenes, im Jahre 1863 eingeweihtes Clubhaus an Holmens-Canal besitzt. Im ersten Stockwerk befindet sich ein Restaurant, wo die Mitglieder gut und billig speisen können, im zweiten Stockwerk liegen die sehr elegant ausgestatteten Lese-, Schreib-, Spiel- und Musiksäle. Endlich enthält der dritte Stock den prachtvollen Solennitätssaal mit Galerie. Jeden Samstag — die Universitätsferien natürlich ausgenommen — findet die große Wochenversammlung in „Studenterforeningen“ statt. Außer den Studenten erscheinen Professoren, Dichter, Schauspieler, Opernsänger, hin und wieder auch Sängerinnen und sonstige hervorragende Persönlichkeiten. Es werden von den Gästen kurze Vorträge und Ansprachen gehalten, es wird declamirt, gesungen, concertirt und den Schluß bildet ein großer Commers, bei dem es an Trinksprüchen wie auch an politischen Discussionen ꝛc. nicht fehlt. Ja, auch durch Kopenhagen reisende Berühmtheiten werden von „Studenterforeningen“ ebenso wie „Studentersamfundet“ — in letzterem Studentenclub geht es Abends ähnlich zu — eingeladen und dann während des wissenschaftlichen Theiles des Abends und des Commerses, bei dem Punsch, Bier oder Grog genossen werden, entsprechend gefeiert. Wenn übrigens die dänischen Studenten viel Bier trinken, so „befördern sie die Wissenschaft und heben die Cultur“, wie mir ein paar Musensöhne versicherten. Die Besitzer der beiden größten Kopenhagener Brauereien geben nämlich fortgesetzt zu wissenschaftlichen Zwecken, vor Allem für Museen, nordische Forschungsexpeditionen und dergleichen außerordentlich große Summen her. Zum Bau der neuen Glyptothek, für philanthropische Anstalten und akademische Stipendien haben die Kopenhagener Brauerkönige aus der Familie Jacobsen in den letzten Jahrzehnten nahezu zwei Millionen Kronen gestiftet. Der Bierdurst der dänischen Studenten entspringt also — „höheren“ Motiven. An diesen Festabenden in „Studenterforeningen“ nehmen, wie gesagt, seit dem Frühjahr 1898 auch Studentinnen Theil, während im Studentenclub „Studentersamfundet“ Studentinnen als Mitglieder schon weit früher aufgenommen wurden. Auch noch heute gehören die meisten Kopenhagener Studentinnen „Studentersamfundet“ an. Die Zahl der Studentinnen hat in den letzten Jahren an der Kopenhagener Universität sehr zugenommen. Die ersten Studentinnen wurden Mitte der siebziger Jahre immatriculirt. Anfangs brachte das Publicum in Kopenhagen den Studentinnen nicht sonderliche Sympathien entgegen. Auf der andern Seite allerdings gaben sich auch damals die Kopenhagener Studentinnen nicht die geringste Mühe, sich irgendwie weiblich und liebenswürdig zu zeigen. Mit Cigarren oder Cigaretten im Munde setzten sich die akademischen Bürgerinnen an die großen Fenster der Cafés, musterten keck die Vorübergehenden, tranken viel Grog, Punsch und Bier und äfften in ihrer Kleidung den männlichen Commilitonen nach. Das Betragen der Studentinnen war anfänglich ein solches, daß die akademischen Bürgerinnen jener Periode für den Herzensfrieden der jungen Studenten durchaus nicht gefährlich waren. Meinten doch diese Damen damals, daß um „modern“ zu sein, es nothwendig wäre, im Geiste des Uebermenschenthums alle Formalitäten abzuschaffen, durch Kleidung, Betragen und Conversation so viel als möglich zu extravagiren, um sich als freie Weiber zu zeigen. Sonst aber waren es fleißige und strebsame Mädchen. „Sind die Studentinnen im Allgemeinen hübsch?“ fragte ich bei meiner Anwesenheit in Kopenhagen einen Privatdocenten der Kopenhagener Universität, da ich anfänglich immer nur wenige Studentinnen zu Gesicht bekam und auch gern das Urtheil eines Dänen und jungen unverheiratheten Mannes gehört hätte. „Nein,“ sagte mir der junge Gelehrte. „Schönheiten haben wir für gewöhnlich unter unseren Studentinnen nicht und auch fast nie gehabt. Vor mehreren Jahren — so fuhr mein Gewährsmann fort — als ich noch selber an der Universität studirte, gab es eine reizende Studentin der Medicin. Sie erregte durch ihre Schönheit allgemeines Aufsehen und zwar nicht blos bei den Studenten. Die bildschöne

Studentin der Medicin empfing daher in der akademischen Welt sofort einen Beinamen, sie wurde nämlich die medicinische Venus genannt." Uebrigens haben jetzt auch die dänischen Studentinnen, die sich früher in auffallender Kleidung auf den Straßen, im Colleg, in den Cafés, Restaurants, bei den Commersen u. s. w. zeigten, Cigaretten und Cigarren öffentlich rauchten und in ihren Studirstübchen sogar die lange Pfeife nicht verschmähten, alles Burschikose abgelegt. Die Studentinnen müssen jetzt fast ausnahmslos riesig „büffeln" und „ochsen" — man verzeihe mir diese grobtechnischen Ausdrücke, die aber wahr sind. Anfangs, als das akademische Studium den dänischen Frauen freigegeben wurde, bezogen nur außerordentlich begabte junge Damen die Hochschule. Seit einigen Jahren ist es aber unter den „besten" Familien Mode geworden, wenn möglich eine Tochter studiren zu lassen. Und nun besuchen eine Reihe Studentinnen die Universität, die lieber zu Hause geblieben wären. Die dänischen Studentinnen studiren meist Medicin und Philologie, erhalten ihre Vorbildung für die Universität gewöhnlich in dem Institut von Fräulein Zahle und die Zahl der weiblichen Aerzte in Kopenhagen hat in den letzten Jahren stark zugenommen.

Im Allgemeinen quälen sich Studenten und Studentinnen in Dänemark ganz außerordentlich. Jeder Student und jede Studentin müssen, auch wenn sie fleißig sind, mindestens zehn bis zwölf Semester studiren. Sehr viele, auch die strebsamsten, studiren 14—16 Semester und darüber. Das juristische Examen an der Kopenhagener Universität ist die schwierigste akademische Prüfung in der ganzen Welt. Dieses Examen besteht eigentlich aus zwei Prüfungen. Zur ersten wird nur derjenige zugelassen, der mindestens 10 Semester fleißig Collegien gehört hat. Auch kann nur derjenige Student eine höhere juristische Stellung bekleiden, der beide Examina mit „laudabilis" bestanden hat. Natürlich beziehen auch sehr viel arme Studenten die Universität. Die Bauernsöhne studiren gewöhnlich Theologie, verloben sich schon im ersten Jahre, nachdem sie die Universität bezogen haben, und heirathen gewöhnlich erst mindestens zehn Jahre später, nachdem sie mit Mühe und Noth eine kleine Pfarre erlangt haben. Denn auch die theologische Facultät Kopenhagens ist überfüllt. Die Studenten der Theologie gehören fast ausnahmslos der erst 1892 gegründeten Vereinigung „Studenterhjemmet" an, die auch ihr eigenes Clublocal mit Vortrags-, Turnsaal, Bücherei und Restauration besitzt. Die Vorlesungen an der Kopenhagener Universität sind vollständig unentgeltlich. Der Student zahlt nur 22 Kronen (etwa 24 Mark) für seine Immatriculation und 5—10 Kronen, sobald er sich zu einem Examen meldet. Außerdem fehlt es nicht an allen möglichen Stipendien. Zahlreiche Studenten erhalten das große staatliche sog. Communitätsstipendium von 384 Kronen jährlich und zugleich freie Wohnung im Studentenhause „Regensen", womit gewöhnlich außerdem noch das sogenannte Regensenbeneficium von 96 Kronen jährlich verbunden ist. Das große Studentenhaus Regensen hat hundert Freiwohnungen für Studenten. Ein ähnliches Stift, „Walkendorfs Collegium", hat 23 Studentenwohnungen und verschiedene andere Stifte auch eine Anzahl Freiwohnungen. Erwähnung verdient von diesen letzteren das Ole Borch'sche Collegium, weil kein Weib jemals einen Fuß über die Schwelle dieses Hauses setzen darf. Das Ole Borch'sche Collegium, welches den Studenten außer freier Wohnung noch ein leidliches Stipendium in baarem Gelde gewährt, wurde 1689 von Professor Ole Borch gestiftet, einem Manne, der in seinen späteren Lebensjahren, wie mir ein Student sagte, für weibliche Reize sehr unempfänglich war und deshalb in seinem Testamente die Bestimmung traf, daß kein Weib die Schwelle des nach ihm benannten Stiftes überschreiten dürfe. Indessen habe ich die Wahrnehmung gemacht, daß unter den dänischen Studenten gerade die Ole Borch'schen keine Weiberfeinde waren. Wie gesagt, ist die Zahl der Stipendien für dänische Studenten außerordentlich groß und auch in neuerer Zeit haben wohlhabende und reiche Dänen bedeutende Legate für die Medicin studirenden Damen ausgesetzt. Immerhin wächst doch auch in Dänemark das geistige Proletariat zusehends. Durchschnittlich beziehen jährlich 400 neue Studenten und Studentinnen die Kopenhagener Universität, die Studenten des Polytechnikums nicht mitgerechnet, eine für das kleine Dänemark verhältnißmäßig große Anzahl. Dazu kommt, daß bedingt durch die Kleinheit des Landes, angesichts der in mancher Hinsicht beschränkten Verhältnisse sich gewissermaßen nicht genügend Ellbogenraum für die massenhaft gezüchtete Intelligenz im Lande vorfindet. In dem benachbarten sprach- und stammverwandten Norwegen sind ja die Verhältnisse vielfach noch enger. Immerhin hat wenigstens der dänische Student trotz der eifrigen Studien viel Lebenslust und Humor. In der Hauptsache bleibt aber der dänische Student und die dänische Studentin außerordentlich strebsam, die sich heute um großskandinavische Fragen nicht mehr kümmern. Dahingegen ist ganz neuerer Natur die sogenannte Studiengemeinschaft, richtiger gesagt der zeitweilige Professorenaustausch an den skandinavischen Universitäten. 1897 fand im Sinne dieser Bewegung die erste Versammlung in Christiania statt. Man berathschlagte in der norwegischen Universitätsstadt darüber, ob es rathsam wäre, wenn die Universitäten der drei nordischen Reiche ihre berühmtesten Professoren zeitweilig für ein Semester austauschten, so daß z. B. dänische Professoren Vorlesungen in Christiania (Norwegen) oder in Lund (Schweden) hielten und Professoren aus Lund und Christiania in Kopenhagen. Indessen kam es damals noch zu keinem endgiltigen Entschlusse, der erst im Sommer 1899 in Gothenburg in Schweden, wo dieses Jahr die Mitglieder der Studiengemeinschaft tagen, gefaßt werden wird.

Bücherbesprechungen.

— Johann Wolfgang v. Goethe. Von Julius Haarhaus. Mit Goethe's Bildniß. Leipzig, Druck und Verlag von Philipp Reclam. (Zweiter Band der Dichter-Biographien; Nr. 3938—3940 der Universalbibliothek.) — An Goethe-Biographien ist bekanntlich kein Mangel, wenn auch die Formel für die Lösung des Problems einer abschließenden Lebensbeschreibung des Altmeisters noch nicht gefunden ist und auf dem jetzigen Standpunkte der Goethe-Forschung auch noch nicht gefunden sein kann. Die uns vorliegende kleine, nur drei Nummern der Universalbibliothek füllende Arbeit will nicht zur Lösung dieses Problems beitragen, trotzdem aber wird sie in den weitesten Kreisen deutscher Literaturfreunde hochwillkommen geheißen werden. Füllt sie doch eine thatsächlich vorhandene Lücke aus; denn Karl Heinemann's kleine Lebensbeschreibung des Altmeisters in Velhagen & Klasing's Sammlung „Deutscher Schulausgaben" ist eben nur auf das Bedürfniß der Schulen zugeschnitten. Haarhaus wendet sich an ein weiteres Publicum und giebt in gedrängtester Fassung einen bei aller Knappheit wirklich vollständig ausgeführten Lebensgang, der die neuesten Forschungen gebührend berücksichtigt und in schlichter, klarer und allgemein verständlicher Darstellung, die einer wohlthuenden Wärme nicht ermangelt, die Einzelphasen des Dichterlebens vorführt. Bei einer derartigen Arbeit den individuellen Wünschen Aller gerecht zu werden, ist natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Einzelne Partien des Buches, so namentlich der Bericht über die italienische Reise, dürften völlig einwandfrei sein. Was der Verf. S. 158—184 hierüber beibringt, ist Alles feinsinnig und wohlerwogen. An anderen Stellen werden sich gelegentlich einer Neuauflage vielleicht kleine Aenderungen nöthig machen. So ist „Hans Sachsens poetische Sendung" (zuerst gedruckt im Aprilheft von Wieland's „teutschem Merkur") nicht dem erneuten Einfluß Herder's zuzuschreiben. Auf S. 186f. geht der Verf. in dem wohlberechtigten Eintreten für Christiane Vulpius doch wohl etwas zu weit, wenn er mit Hinblick auf das „viel bedenklichere Liebesverhältniß des Dichters zu einer verheirateten Frau" hinzufügt: „Freilich war diese von Adel gewesen, während die neueste Geliebte eine simple Bürgerliche war." Das Ziehen einer solchen Parallele läßt doch das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein in einem falschen Lichte erscheinen. Wenn Referent einem persönlichen Wunsche hier Ausdruck geben darf, so wäre es der, daß bei einer Neuauflage der Raum, der den Inhaltsangaben der Goethe'schen Meisterwerke gewidmet ist, zu einer noch etwas reicheren Ausgestaltung des Lebensbildes benutzt würde. Eine so knappe Biographie wie die gegenwärtige braucht den Inhalt der Werke doch nur soweit in Betracht zu ziehen, als derselbe direct mit den Erlebnissen des Dichters zusammenhängt. — Eine besondere Zierde des Buches ist eine treffliche Reproduction des Stieler'schen Gemäldes. Alles in Allem genommen ist die kleine Goethebiographie von Haarhaus ein glücklicher Wurf und eine glückliche Bereicherung der Reclam'schen Universalbibliothek.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Die Kunst der Beredsamkeit. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, des geschriebenen und lebendigen Wortes in der Umgangs- und Schriftsprache durch Selbstunterricht Meister

zu werden. Enthaltend: Sämmtliche Elemente der Beredsamkeit sowohl jener des alltäglichen Lebens als auch der höheren Rhetorik, zahlreiche vollendete Musterbeispiele nebst halb ausgearbeiteten Themas und einem Anhang über den öffentlichen Vortrag. Von **Otto Müller**. Dritte vollständig umgearbeitete Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis 90 Kr. = 1 M. 50 ₰. — Die Kunst der Beredsamkeit 1 M. 50 ₰, die Kunst der Declamation 1 M. 75 ₰; die Kunst des vorzüglichen Gedächtnisses 1 M. 80 ₰, die Kunst Schauspieler zu werden 1 M. 50 ₰, die Kunst Sänger zu werden 1 M. 25 ₰, die Kunst Dichter zu werden 1 M. 75 ₰, die Kunst Maler zu werden 2 M., die Kunst Zauberer zu werden 2 M. 70 ₰, die Kunst des Schlittschuhlaufens 2 M. 50 ₰, die Kunst der Feuerwerkerei 1 M. 50 ₰ — es wird heutzutage Viel geleistet für wenig Geld, das muß wahr sein! Wer freilich von einer der genannten Künste etwas Gründliches versteht, der wird den wortreichen und vielversprechenden Titeln dieser modernen Nürnberger Trichter ein wohlbegründetes Mißtrauen entgegenbringen. Natürlich ist aus den Büchern dies und jenes zu lernen, wer wird das leugnen wollen? Aber allzu viel Vertrauen erweckt es keinesfalls, wenn man schon auf dem Titelblatte des vorliegenden Buches die bedenkliche Mehrzahlform „Themas" liest, auf der ersten Seite des Vorwortes der schönen Wendung „zu often Malen" begegnet, wenn der Stil hartnäckig mit y geschrieben wird u. s. w. Auch Druckfehler wie Paranomosia für Paronomasia (S. 79), Antitese (S. 81), „die" Epiphonema (S. 86), Effecten für Affecten (S. 160) u. dgl. haben etwas recht sehr Peinliches. Mit Fremdwörtern treibt der Verfasser eine arge Vergeudung; daß er sie sehr liebt, zeigen schon die lauen Bemerkungen über Reinheit der Sprache (S. 3—5). Jedenfalls hätte er es vermeiden sollen, ganz nagelneue Fremdwörter selber zu machen, wie den Wechselbalg „Emphasion" (S. 159). Wir können nach alledem nur rathen, das Buch mit Vorsicht zu benutzen und, wenn es irgend sein kann, lieber die Hilfe eines zuverlässigen Lehrers in Anspruch zu nehmen, als seine Zuversicht zu setzen auf Otto Müller's „auf Erfahrung begründete" Anleitung zur Redekunst. R. B.

— **Illustrirte Kinderzeitung**, herausgegeben von **Julius Lohmeyer**. I. Quartalsband. Jahrgang 1898—99. Verlag von W. Bobach & Co., Berlin, Friedrichstraße 31. Preis vierteljährlich 1 M. 25 ₰, der Jahrgang 5 M. 20 ₰. — Der Name Julius Lohmeyer ist allen Denen, die in der Kinderliteratur einigen Bescheid wissen, seit lange wohlbekannt. Versteht er es doch wie Wenige, den Ton zu treffen, der den kindlichen Geist fesselt und in den Kinderherzen die Regungen und Empfindungen weckt, an denen sich Eltern und Erzieher freuen dürfen. Und eine reiche Erfahrung hat ihn auch diejenigen Mitarbeiter finden lassen, die dazu gehören, ein Kinderblatt recht bunt und abwechselungsreich zu gestalten. Wir nennen von den Dichtern und Schriftstellern Felix Dahn, Viktor Blüthgen, Frida Schanz, Johannes Trojan, Julius Stinde, Georg Bötticher, Robert Löwicke, von den Zeichnern und Malern Paul Thumann, Oskar Pletsch, Fedor Flinzer, Hermann Vogel, Eugen Klimsch, Anton v. Werner, Alexander Zick. Ein Blatt, das sich solcher Kräfte rühmen darf, kann mit gutem Gewissen als classisch bezeichnet und allen sorglichen Vätern und Müttern empfohlen werden. Für die Mütter insbesondere bestimmt ist die aller 14 Tage erscheinende Beilage Illustrirte Kindermode. Jede Mutter, die ihren Stolz darein setzt, ihre Lieblinge so lange wie möglich im Kleidchen zu sehen, die sie mit eigner Hand gefertigt hat, wird diese Blätter mit dankbarer Freude begrüßen und manches Schöne aus ihnen lernen. Der Bezugspreis, 10 ₰ das Wochenheft, ist so gering, daß auch bescheidene Mittel es erlauben, das Blatt zu halten. Möge es in recht viele Kinderstuben den Weg finden und dem jugendlichen Geschlechte zum Segen werden! R. B.

— **Gesundheitsbuch für die Kleineisen-Industrie** mit besonderer Berücksichtigung der Hausindustrie und des Schleifergewerbes; von Dr. med. **G. D. Orthmann** in Ohligs. Wegweiser der Gewerbehygiene. Herausgegeben von Dr. E. Golebiewski Nr. 7. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1899. Preis 0,60 M.; 25 Exemplare 12,50 M.; 100 Exemplare 40 M. — Der Verfasser beschränkt sich im vorliegenden Schriftchen darauf, die bei Herstellung der „Solinger" Waaren in kleineren Fabriken, in Schleifereien und in den Betriebsstellen der Hausindustrie übliche Arbeitsweise und deren gesundheitsschädigende Einflüsse zu schildern. Unter den letzteren kommt vor Allem die „Schleiferkrankheit" in Betracht, die nichts anderes ist als die Lungenschwindsucht. Daß gerade das Schleifen von Metall- und Stahlwaaren als mörderische Beschäftigung verrufen ist, ist eine allgemein anerkannte Thatsache, die aus jeder neu aufgestellten Statistik mit trauriger Eintönigkeit hervorgeht. Wenn nach früheren Erhebungen von 100 Todesfällen unter den Schleifern im Durchschnitt 78,3, also über ¾, durch Lungenschwindsucht bedingt sind und auch in der Jetztzeit die Verhältnisse, wie der Verfasser zeigt, nicht viel besser liegen — darf es uns da Wunder nehmen, wenn ein pessimistischer Zug durch das ganze Büchlein weht? Die traurige Thatsache, daß in fast allen Fällen, in denen die Tuberkulose als solche erkannt ist und zur Behandlung kommt, bei Leuten dieses Gewerbes keine Hilfe mehr möglich ist, führt den Verfasser zu dem Schlusse, daß eine Heilbarkeit der Schwindsucht überhaupt nicht existire. Wir glauben den Beobachtungen des Verfassers und können uns denken, daß unter den geschilderten Verhältnissen es zu den äußersten Seltenheiten gehören wird, eine Tuberkulose zur Heilung zu bringen. Es steht aber zu hoffen, daß bei rechtzeitiger Entfernung des als tuberkulös erkannten Schleifers aus seinem Betriebe und geeigneter Anstaltsbehandlung auch in diesem Berufe Heilungen zu erzielen sind, freilich nur dann von andauernder Wirkung, wenn der Betreffende nicht in dieselben unglücklichen Verhältnisse zurückkehrt, sondern eine gesündere Thätigkeit aufsucht. Das aber wird auf große Schwierigkeiten stoßen, zumal die Schleifer u. A. in recht guten Lohnverhältnissen sich befinden, und, wenn sie sich wieder wohl fühlen, nicht geneigt sein werden, mit geringerem Verdienste sich zufrieden zu geben. Entsprechend der großen Verbreitung der Tuberkulose unter den Schleifern beschäftigt sich das Schriftchen auch ausführlich mit der Verhütung dieser Krankheit. Das Augenmerk hat sich selbstverständlich zunächst auf die Gefahr von Seiten des bei dem Schleifen entstehenden Schleifstaubes zu richten. Der Verfasser hebt die wichtigsten hier in Betracht kommenden Momente ausreichend hervor. Mit Recht streift er auch allgemeine Fragen, wie die der Wohnung und der Ernährung des Arbeiters. Da es sich um die Verhütung der Tuberkulose handelt, so hätte der Verfasser vielleicht gerade bei diesen allgemeinen Verhütungsmaßregeln, die noch immer sehr unterschätzt werden, etwas länger verweilen können. Unserer Ansicht nach wird es nicht möglich sein, gerade die Tuberkulose durch gesetzliche Maßnahmen allein ihres Schreckens zu berauben. Es wäre wohl richtiger gewesen, wenn der Verfasser, anstatt vor Allem an die Regierungen zu appelliren, was doch gar nicht der eigentliche Zweck der Bücher dieser Sammlung ist, gerade Denjenigen, unter denen die Schriftchen Verbreitung finden sollen, klar gemacht hätte, wie unendlich viel der Einzelne dazu thun kann, sich gegen diese Berufsgefahren zu schützen. Dem Arbeiter muß es zum Bewußtsein kommen, daß die Gefahren des Betriebes eben nur einen Theil der Gefahren bilden, und daß mit der Vermeidung der Betriebsgefahren, wie sie von der Gesetzgebung durchgeführt ist, nicht Alles gethan ist: jeder einzelne muß dazu thun, seine Gesundheit sich zu erhalten und Haus zu halten mit der Körperkraft. Wenn der Verfasser gelegentlich der Besprechung der Arbeitszeit uns berichtet, daß es ein im Schleifergewerbe eingerissener Uebelstand sei, daß in den ersten Tagen der Woche (der „blaue Montag" dauert oft bis zum Donnerstag!) gar nicht oder weniger gearbeitet wird und das Versäumte dann in den letzten Tagen durch verdoppelte Anstrengung wieder gut zu machen versucht wird — so wäre das wohl allein werth gewesen, als ein hochwichtiger Factor für die Entstehung der Tuberkulose hervorgehoben zu werden — wie soll ein Körper, der solchem liederlichen Lebenswandel sich ergiebt, die nöthige Widerstandskraft haben gegenüber den mit der Arbeit verbundenen gesundheitsschädigenden Einflüssen? Was nützen da die Mittel, die Arbeitgeber und Staat zur Verhütung der Gesundheitsschädigungen aufbringen, wenn auf der anderen Seite das kostbare Gut der Körperkraft dermaßen vergeudet wird? Hervorzuheben, wie der einzelne seinem Körper schaden und nutzen kann, wäre eine zum mindesten ebenso dankenswerthe Aufgabe dieser Schriftchen wie die, den Arbeiter auf die eigentlichen Betriebsgefahren aufmerksam zu machen und auf das, was die Gefühle der Menschlichkeit zur Abstellung der gewerblichen Schädigungen erfordern — um die Gefahr, mit letzteren Ausführungen Wasser auf die socialdemokratische Mühle zu geben, scheint uns der Verfasser nicht gänzlich herumgekommen zu sein. ++

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 47. Donnerstag, den 20. April, Abends. 1899.

Ueber das Kartenwesen des Königreichs Sachsen.

Von W. Stavenhagen.

Das geistig so hochstehende Sachsen, ein wohlangebautes Land mit reichem Verkehrsnetz, lebhaftem Handel und großartiger Industrie, nimmt auch in der Geschichte der Kartographie einen sehr ehrenvollen Platz ein. Staaten von mittlerer Größe sind ja überhaupt in der Entwickelung der Landesvermessung günstiger gestellt als Großstaaten oder ganz kleine Gebiete. Bei ersteren verhindert die Ausdehnung des Landes oft die für planmäßige Vermessungen wünschenswerthe Centralisation, es finden zahlreiche Reibungen zwischen den einzelnen Ressorts statt. Bei letzteren fehlen häufig die Geldmittel für kostspielige Landesaufnahmen und für das zeitgemäße Verfolgen der Fortschritte der Instrumenten- und Reproductionstechnik.*) Sachsen gab in Europa das erste Beispiel einer Vermessung des ganzen Landes behufs Kartirung, indem bereits 1562 der Kurfürst August von Sachsen den hervorragenden Geometer Georg Oeder berief, um den Staat mit Meßkette und Compaß aufzunehmen. Die Beendigung dieser Arbeit erfolgte durch den Markscheider Matthias Oeder, der die Aufnahme mit der Meßschnur, dem Quadranten und der Bussole ausführte. Die Originalaufnahme geschah in etwa 1:15000, die Zusammenstellung in 1:60000. Zeichnung wie Schrift sind sehr sorgfältig, Wälder und Dörfer sehr genau aus der Vogelschau dargestellt. Ebenso ist das Flußnetz in blauer Farbe gut ausgeführt, auch finden sich farbige Grenzen. Dagegen ist die Geländegestaltung gar nicht dargestellt, außer in der sächsischen Schweiz; dort meist durch die eigenthümliche Bezeichnung: felsig. Daher eignete sich die Karte auch nicht für den militärischen Gebrauch, wohl aber wegen ihrer genauen statistischen Angaben für Verwaltungszwecke. Ruge hat zur Wettinfeier eine neue Ausgabe des Oeder'schen Werkes in 17 Tafeln veranstaltet. (1889). Vorzugsweises Interesse an schneller und genauer Landesvermessung hat aber von Alters her die Landesvertheidigung, welcher daher und auch weil auf diese Weise am wenigsten Kosten verursacht werden, die oberste Leitung der Topographie und das amtliche Kartenwesen fast in allen Staaten übertragen ist. So knüpft denn auch die zweite topographische Vermessung Sachsens an die Ereignisse des bayerischen Erbfolgekrieges an (1777—79), der eine genaue Kenntniß des böhmisch-sächsischen Grenzgebirges und seiner Pässe militärisch wichtig erscheinen ließ. Natürlich mußte dabei auch den Anforderungen der Civilverwaltungen, den wirthschaftlichen Bedürfnissen des Berg-, Wege- und Wasserbaues möglichst genügt werden, wenn auch die militärischen Rücksichten überwogen. Die Aufnahme begann 1780 unter der Oberleitung des damaligen Majors Aster**), des Vaters des berühmten preußischen Ingenieurgenerals und Schöpfers des neupreußischen Befestigungs-Systems Ernst Ludwig, sowie des durch ausgezeichnete kriegsgeschichtliche Schriften bekannten Karl Heinrich Aster. Ihm lag daneben noch die Ausführung der sämmtlichen Beobachtungs- und Berechnungsarbeiten des Hauptdreiecksnetzes ob. Die Vermessungen selbst bewirkte ein Theil des Ingenieurcorps und zwar die höheren Officiere die trigonometrischen, die niederen Officiere, welche 2 Vermessungsbrigaden bildeten, die Stückvermessungen und die Kartirung. Nachdem eine besondere Commission die Dresdener Normalelle von 2 Fuß (à 125568 Pariser Linien) als Landesvermessungsmaß angenommen, wurde das Verhältniß einer solchen Elle zu einer sächsischen Meile von 12000 Ellen, also der Maßstab 1:12000 für die Gelände-Aufnahme bestimmt. Demnächst wurde mit Hilfe von eisernen, an ihren Enden abgerundeten und mit stählernen Platten zusammengeschlossenen Meßstangen von 8 Normalellen Länge zweimal eine Grundlinie von 7446,3 Ellen Länge (etwa 4215,4 m) auf dem Plateau zwischen der Feste Königstein und dem Sonnenstein gemessen und die Enden durch Mauerwerk fest versichert. Wegen der großen Unsicherheit geographischer Ortsbestimmungen und des Fehlens geeigneter Meßinstrumente mußte die astronomische Orientirung (Azimutbestimmung der Basis) unterbleiben. Erst 1819 konnten solche Beobachtungen erfolgen (Meridiane von Dresden und Leipzig). Das Hauptdreiecksnetz, das sich an die Grundlinien anschloß, war so gelegt, daß durchschnittlich 3 Hauptdreieckspunkte, welche entweder durch natürliche Objecte oder eingesenkte eiserne Kreuze versichert waren, auf die Quadratmeile kamen. Die Winkelmessungen erfolgten von den Signalstationen mit Hilfe des Merkel'schen Astrolabiums von 18 Dresdener Zoll Durchmesser, das noch 15″ sehr genau zu schätzen gestattete. Später wurde dasselbe durch das Studer'sche Fernrohr ersetzt. Die Dreiecksberechnung erfolgte in einfacher Weise dadurch, daß die unbekannten Stücke aus zwei Winkeln und einer Seite oder aus zwei Seiten und dem eingeschlossenen Winkel mehrfach berechnet und dann das Mittel gezogen wurde. Wiederholt überzeugte man sich dann durch genaue Messungen mit Hilfe der Meßkette (bei der die Messungsdifferenz verschiedener Messungen 1:350000 nach Studer betrug) von der wahrhaft „bewunderns-werthen“ Uebereinstimmung mit den Rechnungsergebnissen. Bei der Netzberechnung und Projection wurden einfache rechtwinklige, meist ebene Coordinaten à la Cassini, auf die verlängerte Basis als Abscisse bezogen, verwendet. Da die ersten Aufnahmeergebnisse sehr befriedigten, wurde die Ausdehnung der Vermessung auf das ganze Land beschlossen und bis 1806 thätigst betrieben. Dann trat eine kurze Unterbrechung ein, und 1808 bis 1811 bedachte man auch die Oberlausitz und Thüringen mit einer Campagne-Aufnahme, jedoch 1:30000, unter geodätischer Verbindung mit den anstoßenden Dreiecken. Darauf trat 1812 infolge der kriegerischen Ereignisse eine fast zehnjährige Pause ein, um dann in der kurzen Zeit von 1821—25 zur Vollendung der ganzen Aufnahme zu führen. Die Detailaufnahme erfolgte mit dem Meßtisch und vermittelst des Diopterlineals durch Einschneiden der wichtigsten Geländegegenstände und Eintragen der Einzelheiten mit Hilfe von mit Schritt- und Augenmaß ausgeführten Krokis. Jedes der 399 Meßtischblätter hatte 1 Normalelle (1 Normalmeile der Natur) als Seitenlänge — sie hießen Quadratmeilenblätter. Bei Jena fielen 100 solcher Blätter in französische Hände, wurden jedoch 1807 vom Dépôt de la guerre zurückgegeben. 1813 ging das eine Exemplar der Aufnahme, das des Königs, die Ingenieurkarte, im Kriege verloren, so daß nur die auf der Festung Königstein bewahrte Originalaufnahme des topographischen Bureaus dem Lande erhalten wurde und die Grundlage aller späteren topographischen Arbeiten blieb. Bei der graphischen Darstellung des Geländes in diesen Meßtischblättern bildete sich nun ein System der Terrainzeichnung aus, durch welches der Uebergang zum heutigen Stande des Kartenwesens bezeichnet wird. Bis zu diesen sächsischen Aufnahmen herrschte allgemeine Willkür in der Darstellung der Geländeunebenheiten. Erst waren es in landschaftlicher Perspective gehaltene Berghaufen,

---

*) Von den vereinzelten privaten Bestrebungen, die bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit der Arbeiten überaus selten sind, wird natürlich abgesehen.

**) Er starb 1804 als Generalmajor und Commandeur des kurfürstlich sächsischen Ingenieurcorps, dessen Commando er seit 1796 führte. Auch in Baukunst und Straßenbau sowie als vorzüglicher Schriftsteller wirkte er segensreich.

dann raupenartig geschwungene Höhenschraffen auf jeder Wasserscheide („Schwungmanier") und eine Ueberfülle von Bergstrichen längs der Flußufer, welche ohne Berücksichtigung des orographischen Elementes den Beschauer mehr verwirrten als ihm einen klaren Einblick in die Bodengestaltung und den Charakter einer Landschaft verschafften. Dann kam die altfranzösische Manier Cassini's der einseitig beleuchteten Terrainbilder auf, welche auf der Annahme schräger Beleuchtung beruhend zwar plastisch wirkten, aber nur einseitig über das Relief belehrten, die Hauptfrage der Höhenunterschiede und des Böschungswechsels unentschieden ließen. Man schrieb die Lichtseiten den sanfteren, die Schattenseiten den steileren Neigungen zu. Da war es der als sächsischer Major 1811 verstorbene Johann Georg Lehmann, der Schüler des Hauptmanns Backenburg, der durch Aufstellung eines rationellen Systems der Terrainzeichenkunst sich epochemachende Verdienste um die Kartographie erwarb. An der Aufnahme von mehr als 20 Quadratmeilen des Erzgebirges erwarb er sich einen reichen Schatz von Erfahrungen, die sein scharfer Verstand schon in der 1799 in Leipzig erschienenen Schrift: „Darstellung einer neuen Theorie der Bezeichnung schiefer Flächen im Grundriß oder der Situationszeichnung der Berge" verwerthete. Durch Annahme senkrechter Beleuchtung beseitigt er jede Täuschung und durch scharf zu bestimmende dunklere oder hellere Abtönung bezeichnet er den Neigungsgrad der Bodenflächen. Im Sinne der Weisung Friedrich des Großen an seinen Ingenieur Müller: „Wo ich nicht hin kann, da mache Er einen Klecks!" verzichtet er auf die Darstellung von meist ungangbaren und militärisch wie culturell unbrauchbaren Terrainflächen von mehr als 45° Neigung und läßt sie schwarz erscheinen, zwischen 45° und 0° dagegen schreibt er eine Stufenleiter von in Verticalschraffen (Bergstrichen) ausgeführten Schattentönen vor, derart, daß die Strichstärke im bestimmten Verhältniß zur Steilheit bezw. Beleuchtung durch den senkrechten Lichtstrahl zu- oder abnimmt. Dabei wendet er schon zur Bestimmung von Gestalt und Boden, jedoch nur als unter dem Mantel der Schattirung verschwindendes Hilfs-, nicht selbständiges Darstellungsmittel Horizontalen an, auf welche er die Bergstriche in Richtung des Wasserlaufs, d. h. senkrecht stellt. Hierdurch ist also die Möglichkeit gegeben, alle Reliefformen der Natur entsprechend in richtiger, der orthographischen Horizontalprojection folgender Gestalt aufzuzeichnen, den Böschungsgrad einer Fläche auszudrücken, dem Kartenleser durch Abschätzen denselben erkennen zu lassen. Das Princip ist so einfach und klar, die Instruction so fest und regelrecht, daß sie von Jedem rasch erfaßt werden können und daß sie dabei jede Verbesserung vertragen, wie sie z. B. von Humbert und namentlich von Müffling vorgenommen wurden. Wohl aber verlangt die Ausführung künstlerische Kräfte und im Einzelfall zahlreiche Wandlungen der Hauptgrundsätze, namentlich dürfen letztere bei geographischen Karten nur ganz allgemein geltend gemacht werden und wird für Hochgebirge Cassini'sche schiefe Beleuchtung bleiben. Für die halbinstrumentalen und freihändigen Aufnahmen durch Krokis noch heute in Geltung, ist für instrumentale Aufnahme heute die Vereinigung der übersichtlichen, die Gliederung und Höhenlage charakterisirenden Niveaulinien du Carlas mit den die orographischen Formen scharf ausdrückenden Lehmann'schen Bergstrichen die Regel. Die in Lehmann's Darstellung (unter Modificirung der Skala bis auf 60°) gefertigten topographischen Aufnahmen Sachsens waren eine der ausgezeichnetsten Leistungen der Zeit, welche zu einer raschen Verbreitung der Methode zuerst in Preußen, dann in England, wo Siborne die Lehmann'schen Schriften übersetzte, später in allen übrigen Staaten, wenn auch hier und da im Einzelnen verändert, führten. Aber auch die Art und Weise seiner Geländevermessung ist, von der Bergaufnahme in Niveaulinien abgesehen, noch heute die allgemeine, namentlich auch in Preußen üblich. Lehmann wandte fast ausschließlich den Meßtisch an, der von ihm verbessert ward (altes Dresdener Stativ), und die von ihm construirte Visirregel (Diopterlineal), außerdem die Meßkette bezw. den Schritt. Seine Methode des Rückwärtseinschnittes ist noch heute die praktisch brauchbarste. Beim Krokiren sucht man nach seiner Anleitung erst die Gerippilinien, anknüpfend an die Situation, auf, bestimmt dann mittels Fall- oder Wasserlinien den Lauf der Böschungen, hierauf durch Horizontalen die Form der Abhangsflächen und endlich durch Bergstrichzeichnungen die Einzelheiten und die Ausführung des Ganzen. „Das Aufnehmen mit dem Meßtisch im Sinne der Lehmann'schen Lehrart" war ein 1829 erschienenes Werk des sächsischen Majors Becker betitelt, welches die Ansichten des epochemachenden Kartographen zusammenfaßte und der Nachwelt überlieferte. 1819 wurde nun von König Friedrich August der königl. Militärplankammer der Befehl ertheilt, die vorhandenen Aufnahmen in 1 : 57 600 (5 Dresdner Zoll der Karte = 12 000 Dresdner Ellen oder 1 Landesvermessungsmeile der Natur) zu reduciren und zum öffentlichen Gebrauch als „Topographischer Atlas des Königreichs Sachsen" zu stechen.*) Jedes Kartenblatt sollte 70 cm lang, 79 cm breit sein und gegen 25,₁₄ geographische oder 30 Landesvermessungs-Quadratmeilen enthalten. Zur Vervielfältigung wurde der Kupferstich gewählt und damit 1821 begonnen. 1836 erschien die erste Lieferung in 7 Blättern, 1860 war diese von General Oberreit bearbeitete Specialkarte, aus XXII Sectionen und einem Uebersichtsblatt bestehend, in 4 Lieferungen vollständig. Die Originalaufnahmen waren darin durch Berichtigungen auf den neuen Stand der topographischen Verhältnisse gebracht, besonders waren auch die nachträglich vermessenen Kreis- und Amtsgrenzen in den beiden ersten Lieferungen hinzugefügt, an den geeigneten Stellen beschrieben und auf den Dienstexemplaren colorirt. Die Projection der Karte ist wahrscheinlich die Bonne'sche. Die geographischen Positionen zeigen sich auf der Karte durch fein ausgezogene Linien von 5 zu 5 Minuten geographischer Breite. Auf den Titelblättern sind die aus dem großen Dreiecksnetz errechneten Ortslagen von 1500 festen Punkten im Gelände (unter denen leider die Leipziger Sternwarte fehlt) angegeben, ebenso deren Höhenmaße über dem Dresdener Elbnullpunkte und die Meereshöhen in Pariser und Dresdener Fußen, welche die Ergebnisse barometrischer Messungen des Privatgelehrten J. G. Wiemann sind. Dennoch können diese Angaben den Mangel aller Höhenzahlen in der Karte selbst nicht ersetzen. Letztere ist nach Stil und Zeichnung ein wahres Kunstblatt, die beste Darstellung nach Lehmann'scher Manier, wenn auch die Strichstellung oft gegen die gedachte Horizontale sündigt und die Böschungen über 10° zu eng gehalten sind. Es ergiebt sich hier, daß die Lehmann'sche Theorie in höheren Gebirgen nicht überall anwendbar ist, denn die Steilabhänge über 30° erscheinen schon fast schräg. Auch sind die Signaturen von Wegen, Grenzen ꝛc. zu kräftig und zu breit, und neuerdings hält man auch die geometrische Genauigkeit des glänzenden Werkes nicht für ganz einwandfrei. Die Gattung der Waldungen konnte bei der häufigen Veränderung der Forstcultur nur als Laub- und Nadelholz bezeichnet werden. Die politische Classification der in treuester Verjüngung ihrer geometrischen Formen nach der Originalaufnahme erfolgten Darstellung der Ortschaften ist durch die Schrift in Höhe und Form angedeutet. 1876 sind Nachträge zu der Karte gemacht.

Gleichzeitig gab die Sächsische Cameralvermessung unter Leitung des Frhrn. v. Schlieben seit 1829 eine „Karte des Königreichs Sachsen und der angrenzenden Landestheile in 28 Blättern 1 : 120 000" heraus, die trotz mitunter falscher Orientirung und Mangel an topographischen Einzelheiten doch ein recht gutes Landschaftsbild abgab und die Grundlage der vortrefflichen „Geognostischen Karte des Königreichs Sachsen und der angrenzenden Länder" 1 : 120 000 in 12 Sectionen der Freiberger Berg-Akademie (Neumel und Cotta) bildet (1836—44). Dann sei die „Topographische Karte des Königreichs Sachsen 1 : 100 000" erwähnt, welche aus 28 Gradabtheilungsblättern (30' Länge, 15' Breite) besteht und behufs kartographischer Verbindung mit dem nachbarlichen Preußen 1863—72 vom Topographischen Bureau auf Grund des durch Erkundungen, Neuaufnahmen und Nachträgen ergänzten Oberreit'schen Atlas hergestellt wurde. Das Terrain der in Kupferstich ausgeführten Karte ist in Schraffen mit Höhenzahlen in Metern dargestellt. Den Bemühungen Preußens gelang es 1878, eine Uebereinkunft mit Sachsen wie auch mit Bayern und Württemberg abzuschließen, wonach die seit 1865 in der Herausgabe begriffene Karte des Königreichs Preußen in 1 : 100 000 zur „Karte des Deutschen Reichs 1 : 100 000" in 675 Kartenblättern erweitert werden sollte. Sachsen bearbeitet davon 30 Blätter und trat mit den bereits fertig vorliegenden Sectionen seiner Specialkarte 1 : 100 000 ein, jedoch mußten zur Herbeiführung innigen Anschlusses an die preußischen Blätter die auf der astronomisch bestimmten Position der Leipziger Sternwarte beruhenden sächsischen Randlinien um 300 Meter in der geographischen Länge, 151 Meter in der geographischen Breite verschoben werden. Von

---

*) Bis dahin behauptete neben der veralteten Petri'schen Karte die flüchtige Arbeit des schon erwähnten Backenburg den ersten Rang unter den topographischen Aufnahmen.

den Grenzblättern bearbeitet Sachsen die, auf welchen es den größten Gebiets-Antheil hat. Diese Gradabtheilungskarte wird mittels Originalkupferstich in Schwarzdruck hergestellt und zur Verdeutlichung der Seen, Wasserläufe ꝛc. sowie der Reichs-, Landes- und Verwaltungsgrenzen mit der Hand colorirt. Die Oberflächengestaltung ist durch Lehmann-Müffling'sche Bergstriche dargestellt und reichlich mit auf N(ormal) N(ull), d. i. den idealen mittleren Ostsee-Wasserstand sich beziehenden Höhenzahlen für alle wichtigeren Geländestellen versehen. 1906 dürfte die Arbeit vollendet sein. Die Karte wird auf dem Laufenden erhalten. — Dann sei der „Gradabtheilungskarte des Königreichs Sachsen" (10′ L., 6′ Br.) 1 : 25000 in 156 Blättern à 1,50 ℳ Erwähnung gethan, welche von 1874—84 vom Topographischen Bureau des Generalstabes bearbeitet und vom Finanzministerium herausgegeben wurde. Sie ist in Kupfer gestochen, die Chromolithographie und den Druck besorgten Giesecke & Devrient in Leipzig. Sie soll hauptsächlich der Darstellung der geologischen Verhältnisse als Grundlage dienen, und wurden die bis auf die neueste Zeit ergänzten, bezw. neu aufgenommenen Original-Meßtischblätter mit benutzt. Die Ausführung ist in Schwarz (mit Ausnahme der blauen Gewässer) und in zwei Ausgaben. In der einen sind blos braune Niveaulinien von 10 m Schichthöhe und mit rothen Zwischencurven, in der anderen ist noch eine braune Schummerung zur Hervorhebung des Geländebildes hinzugefügt. — Auf Grund dieser Karte ist im Auftrage des Finanzministeriums von der seit 1872 durch Dr. H. Credner eingerichteten Geologischen Landesuntersuchung eine „Geologische Specialkarte des Königreichs Sachsen" 1 : 25000 mit Text, unter Credner's Leitung bearbeitet und von Giesecke & Devrient in Chromolithographie veröffentlicht. Sie ist von reichstem, vortrefflich geordnetem geologischen Inhalt und vorzüglicher technischer Ausführung und bildet die Grundlage einer „Geologischen Uebersichtskarte des Sächsischen Granulitgebirges und seiner Umgebung 1 : 100000" von Credner. Mit Text 1884. — Ferner seien noch erwähnt: Die Ortskarte des Königreichs Sachsen 1 : 250000, welche 1888 in Chromolithographie auf Veranlassung des Königlichen Ministeriums und des evangelisch-lutherischen Landesconsistoriums nach amtlichem Quellen-Material bearbeitet wurde, sowie der sächsische Antheil der von Preußen bearbeiteten „Topographischen Specialkarte von Mitteleuropa 1:200000" (Reymann'sche Karte), die aber ihrer vielen Mängel wegen, namentlich da sie sich auf längst veraltetes Urmaterial stützt, weder Special- noch Generalkarte ist und sich auch in Bezug auf Projection nicht an die Reichskarte anschließt, neuerdings daher durch eine „Topographische Uebersichtskarte 1:200000" in Gradabtheilungsblättern im engen Anschluß an die Reichskarte ersetzt werden soll. Sie ist in vierfarbigem Druck mit Höhenschichtlinien geplant. — Von älteren, sich auf den Oberreit'schen Atlas gründenden Karten sei der 1851 in 9 Blatt erschienenen „Andrée'schen Topo- und orographischen Specialkarte des Königreichs Sachsen 1:157281" gedacht, welche eine gute Uebersicht bei meist sehr charakteristischen Terrainzeichnungen gewährt, und der „Geognostischen Generalkarte des Königreichs Sachsen" in 1 Blatt 1845 von C. F. Naumann, einer schönen, zweckmäßigen Karte. — Die sächsischen Kleinstaaten haben zwar vortreffliche Flur- und Forstkarten, vielfach auch selbständige Aufnahmen, indessen haben sie in sehr richtiger Weise durch Uebereinkunft Preußen mit der Landesvermessung beauftragt. So sei z. B. die topographische Karte des Herzogthums Coburg in 2 Blatt 1:50000 (ohne Terrain) erwähnt. Für die beiden Hauptgebirge, den Harz und den Thüringer Wald, seien dann noch die älteren vortrefflichen Karten von Berghaus, Weiland, Bär, Fils, Credner, Kaupert und Vogel und die in Kupfer gestochenen neuen vorzüglichen Karten im Stieler'schen Atlas und in der Karte des Deutschen Reichs 1:500000 von Dr. C. Vogel, Sect. 19 und 20 erwähnt.

Seit 1872 ist eine neue Gradmessungs- und Landesvermessungs-Triangulation im Königreich unternommen worden, welche ein Soldner'sches sphärisches Coordinatensystem eingeführt hat und 1890 vollendet wurde. Mit dem Bessel'schen Apparat wurde 1872 die Basis Großenhain (zwischen Raschwitz und Quersa) von Nagel und Bruhns bestimmt. Sie ist eine mittlere, nämlich von 8909 m Länge, und wurde in 12 Strecken mit einem mittleren Fehler von ± 1,46 mm gemessen. Die Hinmessung erforderte 13, die Rückmessung 12 Tage, die mittlere Stundengeschwindigkeit betrug 86 m. Das Verbindungsnetz von der Basis zur Dreiecksseite 1. Ordnung war 250 km lang. Diese Triangulation hat an Genauigkeit alles vorher Dagewesene übertroffen und wird zur Richtigstellung der früheren topographischen Bilder erheblich beitragen. Sie dient natürlich auch der internationalen Erdmessung, jener Erweiterung der vom preußischen General Baeyer 1861 angeregten, von der preußischen Regierung in Vorschlag gebrachten mitteleuropäischen Gradmessung, in der sich Sachsen damals durch den Oberbergrath und Professor Dr. J. Weisbach, sowie die Professoren der Geodäsie Bruhns und Nagel vertreten ließ. Schon 1862 begann Sachsen ein Präcisionsnivellement, das 70 Polygone von durchschnittlich 20 bis 40 km Umfang und 36 Hauptpunkte umfaßte*) und etwa 3000 km Gesammtlänge hat. Nachdem Sachsen inzwischen Mitglied des Deutschen Reichs geworden, wird es durch dieses bei den Verhandlungen und Arbeiten der Erdmessungscommission vertreten, deren anscheinend ideale Aufgaben doch auch für das praktische Leben von bedeutender Tragweite sind. Dahin gehören die Verbindung und Ausgleichung aller bereits vorhandenen geodätischen Arbeiten, namentlich der Triangulirungen; umfassende Präcisions-Nivellements mit Benutzung der Eisenbahnlinien; die hierdurch ermöglichte nivellitische Verbindung der Pegelnullpunkte und die Ermittelung der relativen Meereshöhen; Berechnung und Construction einer internationalen Maßeinheit; umfassende Pendelversuche; Untersuchungen über die örtlichen Abweichungen des Loths von der Normale des Erdsphäroids und über deren wahre Ursachen; Prüfungen der Fehlerquellen mathematischer Instrumente und der geodätischen Elementar-Operationen. An allen diesen so weittragenden Arbeiten ist das Vaterland Werner's und Lehmann's in ehrenvollster Weise mit betheiligt. Besonders Nagel hat wie Bohnenberger in Württemberg, Soldner in Bayern seinen Namen in die geodätische Geschichte seiner Heimath ehrenvoll eingetragen.

*) Davon bilden 7 das besondere Basisnetz. Die Punkte II. Ordnung wurden zugleich mit denen der I. Ordnung beobachtet. Als Theodoliten dienten Repsold'sche Universalinstrumente (27 fache Vergrößerung), zur Signalisirung Bertram'sche Heliotrope. Winkelbeobachtungen nach Bessel.

Bücherbesprechungen.

— Lehrbuch der Liturgik von D. G. Rietschel, ord. Prof. der Theol. an der Universität Leipzig. Erster Band, erste Hälfte. (Berlin, Reuther und Reichard; Sammlung von Lehrbüchern der praktischen Theologie II, 1.) — Eine höchst bedeutsame Erscheinung, — ein Novum in gewisser Beziehung und zugleich das erste umfangreichere wissenschaftliche Werk von der Hand des längst als akademischer Lehrer anerkannten, geschätzten und geliebten Verfassers. Bislang wurde die Liturgik selbständig nur in den Vorlesungen behandelt — wer z. B. das eingehende und anregende Colleg des sel. v. Zezschwitz darüber gehört hat, dem wird es unvergeßlich sein —, aber in der Literatur ist die Liturgik meist recht kurz als ein Theil der praktischen Theologie weggekommen. Hier haben wir zum ersten Male ein ausführliches Lehrbuch der Liturgik und zwar, wie schon dieser Anfang zeigt, von berufener Hand. Wie eingehend und ausführlich das ganze Werk sich gestalten wird, zeigt schon dieser Theil, der mit 230 Seiten gr. 8. nur die erste Hälfte des ersten Bandes bietet. — Wir sehen zunächst aus der Einleitung, daß der Begriff Liturgik nicht so einfach ist, wie er aussieht. Im Gegensatz zu Anderen, die die Liturgik enger fassen als Cultuslehre vom eigentlichen Gemeindegottesdienst, behandelt der Verfasser diesen nur im ersten Theile seines Lehrbuchs (mit Ausschluß der Kunstlehre von der Predigt, die in der Homiletik zu behandeln ist), um im zweiten Theile noch die verschiedenen kirchlichen Einzelhandlungen einzubeziehen; es wird sich dies zwar mit allen möglichen Gebieten der praktischen Theologie berühren, wird sich aber sehr wohl in die Liturgik eingliedern lassen, wenn Verfasser alle diese verschiedenen Handlungen in ihrer inneren Bedeutung und infolge davon nach ihrer formellen geordneten Gestaltung zu verstehen und zu beurtheilen als die Aufgabe des Lehrbuchs bezeichnet. Was den principiellen Theil anbelangt, so müssen wir es gegenüber anderweiten Einwürfen als richtig anerkennen, wenn Verf. (wie z. B. auch Harnack) Joh. 4, 21—24 zu Grunde legt. Doch ist es dabei allerdings

mißverständlich ausgedrückt, wenn er sagt: daß von Christo ausdrücklich jeder Cultus sowohl auf Garizim als auch in Jerusalem als ein für allemal gefallen bezeichnet werde, „weil die Anbetung im Geist und in der Wahrheit an die Stelle des äußeren Cultus getreten ist". Diese wahre Anbetung ist nicht an Stelle des äußeren Cultus getreten, sondern der Herr hat hier das Eintreten eines neuen, den christlichen Cultus von allen früheren specifisch unterscheidenden Cultusprincips verheißen, — wie sich dieses Princip dann als maßgebend sofort für den Cultus der ersten christlichen Gemeinde erwies (Apostelgesch. 2, 42). Der äußere Cultus sollte nicht überhaupt beseitigt und durch etwas Neues ersetzt werden, sondern nur eine neue principielle Grundlage erhalten, die dann auf die Form gestaltend einwirken mußte. Doch dies nur formell. In der Hauptsache stimmen wir dem Verf. zu, der entwickelt, wie der eigentliche wesentliche Gottesdienst, der in dem das gesammte Leben des Christen durchdringenden Glauben und Bekennen besteht, zu dem gemeinsamen Ausdruck des Glaubens, Bekennens und Dankens führt, so daß die Gemeinde den Gottesdienst ins Leben setzt, indem sie sich um Gottes Wort, das ihr im Evangelium, bez. im hl. Abendmahl gegeben ist, sammelt. Hier redet Verf. auch von „gottgewollter Ordnung". Sehr übersichtlich ist S. 66 der Gesammtbegriff des evangel. Gottesdienstes zusammengefaßt, gipfelnd in Punkt 5: „infolgedessen stellt sich der gesammte Gottesdienst unter die beiden Begriffe der Anbetung und der Erbauung auf Grund des göttlichen Worts, so daß die Anbetung stets zur Erbauung führt und jede Erbauung sich wieder in die Form der Anbetung umsetzt." Luther wird oft angeführt, ohne daß Verf. sich an ihn bindet; vielmehr tritt er unrichtigen Auffassungen (z. B. daß durch den Dienst der Liebe der pädagogische zum Glauben erziehende Gottesdienst erwächst) entgegen. Seine Stellung ist überhaupt eine frei lutherische. Ausführliche Besprechung behalten wir uns vor, wenn die Fortsetzung des trefflichen Anfangs vorliegt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß Verf. Alles, was zum Cultus in constitutiver oder formeller Weise als „Voraussetzung für die Gestaltung des Gottesdienstes" in Beziehung steht, wie Raum, Zeit, in diesem ersten Theile in eingehendster und sachkundigster Weise behandelt. Sein Gang ist dabei von außen nach innen: Zuerst behandelt er A. den gottesdienstlichen Raum: Kirchenbau (historisch, Stilarten, principiell-kritisch), die liturgischen Geräthe (Altar und sein Schmuck, Kanzel, Orgel, liturgische Gewänder und Farben); — hierauf B. die gottesdienstliche Zeit: Sonntag (historisch-kritisch), Wochentage und Tagesstunden, kirchliche Feste, das Kirchenjahr und die damit zusammenhängende gottesdienstliche Schriftlesung. — Wenn man jetzt so viele junge Theologen trifft, die über alle kritischen Fragen auf's Eingehendste zu disputiren vermögen, aber noch recht wenig Verständniß für die Bedeutsamkeit der sinnvollen liturgischen Gestaltung ihrer eigentlichen Amtsfunctionen mitbringen, so begrüßen wir das treffliche Lehrbuch mit doppelter Freude. Möchte es von Vielen recht gründlich studirt werden.

v. L.

— Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte von Michael Bernays. Vierter Band. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Georg Witkowski. Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). 1899. (gr. 8°. 392 S.) Preis 9 ℳ. — In rascher Aufeinanderfolge ist nun auch der 2. Theil von Bernays' Aufsätzen „Zur neuen und neuesten Literaturgeschichte" erschienen und damit das schöne literarische Denkmal zur Vollendung geführt, das wir den vereint sammelnden Händen Erich Schmidt's und Witkowski's verdanken. Auch dieser vierte Band giebt wieder eine reiche Fülle geistreicher und anregender Aufsätze. Sie erscheinen hier in drei Gruppen gesondert: „Zum deutschen Drama und Theater" (bis S. 106), „Zur neuesten Literatur" (bis S. 252) und „Zur Lehre von den Citaten und Noten" (bis S. 347). Den Schluß bilden einige jetzt zum ersten Male gedruckte Miscellen, unter denen hervorgehoben sei „Ueber den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta". In allen diesen Schriften und Aufsätzen, mag der Verfasser nun der darstellenden Kunst einer Friederike Goßmann Worte bewundernder Anerkennung zollen, oder mag er den Hebbel'schen „Demetrius" in seinem Aufbaue betrachten, mag er moderne deutsche Romane, wie vor Allem Gustav Freytag's „Die verlorene Handschrift", nach ihren Vorzügen und Schwächen charakterisiren, mag er endlich in „Zur Lehre von den Citaten und Noten" als das Muster eines genau forschenden und gewissenhaft prüfenden Historikers sich bewähren, der Schriftstellern und Lesern Normen an die Hand giebt, nach denen sie sich Citaten gegenüber zu verhalten haben, — überall begegnen wir jenem klaren, von hoher Warte weit ausschauenden Blicke des Meisters, der, wie wenige andere, es verstanden hat, Form und Inhalt künstlerisch und zu schlagartiger Wirkung zusammenzuschließen. So sind und bleiben Bernays' literarisch-ästhetische Untersuchungen, seine Kritiken und Bücherbesprechungen selbst kleine, abgeschlossene und in ihrer Art vollendete Kunstwerke, und der auf solche Weise vorgebrachte Tadel wird für den Getadelten ehrenvoll. Der älteren jetzt lebenden Generation ist damit nichts Neues gesagt, das heranwachsende Geschlecht aber, soweit es für literarische und ästhetische Untersuchungen Interesse hat, sei wieder und immer wieder darauf hingewiesen, daß Bernays in seiner glänzenden Methode Ziele voll verwirklicht hat, denen sich auch nur anzunähern „des Schweißes der Edlen werth" ist. In diesem Sinne wird die nunmehr zum Abschluß gebrachte vierbändige Aufsatzsammlung auch ein schönes Lehrbuch bleiben.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Carl Schultz: „Die Ursachen der Wettervorgänge". Neuerungen und Ergänzungen zum Weiterbau der meteorol. Theorien. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest und Leipzig. 120 Seiten. — Der Verfasser ist der Ansicht, daß z. Z. in dem theoretischen Ausbaue der Meteorologie ein Stillstand eingetreten ist. Es fehlt nach ihm an der rechten wissenschaftlichen Vertiefung, an der Auffindung neuer Gesichtspunkte und an dem weiteren Ausbaue bereits vorhandener theoretischer Errungenschaften: Man verfährt ihm zu deductiv, möchte Alles aus einerlei Ursache erklären und vergißt, daß das Wetter zu den verwickeltsten Vorgängen auf unserem Planeten gehört und daher für immer allen Vereinfachungsbestrebungen spotten wird. — Als mögliche Wetterursachen werden der Reihe nach erörtert: Die Eigenwärme der Erde, die Temperatur des Weltraums, die Wärme- und Elektricitätsstrahlung der Sonne, die Anziehungskraft von Sonne und Mond, der Luftdruck und die Winde, der Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der Golfstrom. Die drei ersten können auf absehbare Zeiten hin nicht so großen Schwankungen unterliegen, daß durch sie der tägliche Wechsel der Witterung mit veranlaßt werden könnte. Ueber die folgenden denkt der Verfasser etwa so: Die ältere Theorie des Luftaustausches zwischen Pol und Aequator muß neben der neueren (Barisches Windgesetz) beibehalten werden. Der sich vom Aequator bildende Ascensionsstrom erhebt sich zu weit größerer Höhe, als man jetzt anzunehmen gewillt ist. Der größte Theil des Luftvolumens gehört ihm an und liegt oberhalb der Wolkendecke. Er bildet einen beständigen Schutzmantel der Erde gegen die Kälte des Weltenraumes. Die veränderliche Stärke und Dichte dieses Mantels kann einen Erklärungsgrund für die „Klimaschwankungen" abgeben. Die Gezeitentheorie Falb's ist richtig. Jener Mantel stark verdünnter Luft muß zwischen den Wendekreisen gewaltige Aufbauschungen zeigen, so groß, daß sie uns als Zodiakallicht, als Perlmutterwolken sichtbar werden. Falsch ist nur die Ansicht Falb's, daß sich die Fluthwirkung schon einige Tage vor dem kritischen Tage zeigen könne. Die Schwankungen in der vulkanischen Thätigkeit der Sonne haben solche in der „Elektricitätsstrahlung" derselben zur Folge, und von dieser hängt wiederum Zahl und Stärke der Gewitterdepressionen in den Tropen ab. Bei den Depressionen unterscheidet der Verfasser Wärme-, Luftverdünnungs- und Wasserdampfdepressionen, denen als Gegenbildungen Kältemaxima, Stauungen und Trockenheitsmaxima an die Seite gestellt werden. Der Einfluß des Golfstroms für Centraleuropa wird nach Meinung des Verfassers weit überschätzt. Man sieht, eine Fülle von Gedanken ist in dem kleinen Hefte enthalten, nur schade, daß sie nicht alle mit der nöthigen physikalischen Correctheit entwickelt worden sind. Von Neuem wird die antiquirte Theorie der Nebelbläschen aufgewärmt und zu irreführenden Schlußfolgerungen benutzt, im Widerspruch zum Dalton'schen Gesetz soll eine mit Wasserdampf geschwängerte Atmosphäre einen geringeren Druck ausüben als eine trockene, häufig spricht der Verfasser von der Capacität der Luft, „Wasserdämpfe aufzulösen", bei sehr schneller Condensation soll die latente Wärme nicht als Wärme frei werden, sondern sich theilweise in Elektricität umsetzen u. A. m. Wenn uns der Verfasser auch nicht zu seiner Theorie belehrt hat, gestehen wir doch gern ein, daß wir seinen Auslassungen von Anfang bis zu Ende mit Interesse gefolgt sind.

J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 48. Sonnabend, den 22. April, Abends. 1899.

Klaus Groth.

Ein Gedenkblatt zu seinem 80. Geburtstage.

Von Gustav Adolf Erdmann.

(Unberechtigter Nachdruck vom Verfasser verboten.)

„Die Welt meint immer, zum Dichten gehören »Nerven«; nein: Kraft und Gesundheit!“ — Der Mann, der mir diese Worte schrieb, ist der beste Beweis für die Wahrheit derselben. Da tritt er heraus aus seinem stillen Häuschen am Schwanenwege zu Kiel. Wer sieht dieser ungebeugten, hagern, sehnigen Hünengestalt, wer den frischen Wangen und den blitzenden Augen unter dem Schnee des hohen Greisenalters, der den Scheitel deckt, wer sieht diesem rüstigen Manne die 80 arbeitsschweren und entsagungsreichen Lebensjahre an, die er am 24. April vollendet! Wie ein deutscher Barde „vom eisernen Kerne der Vorzeit“ scheint er der Last der Jahre zu trotzen; das warme Herz schlägt ihm noch ebenso jugendfrisch, und der Geist ist noch heute so schaffensfroh wie damals, als er noch im Mai seines Lebens stand. Wie schon vor zehn Jahren, vereinigt man sich „soweit die niederdeutsche Zunge klingt“, um dem ehrwürdigen Jubilar Huldigungen darzubringen. In Deutschland, Belgien, Holland, England und nicht zuletzt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird man in Beweisen der Verehrung Klaus Groth's wetteifern. Tragen auch wir den Zoll unserer Bewunderung dem verehrten Dichter ab, indem wir zu zeigen versuchen, wer Klaus Groth ist, und welche Stellung er in der deutschen Literatur einnimmt. Man hat heute fast vergessen, daß einst Jahrhunderte hindurch die niederdeutsche Sprache den ganzen Norden von Livland bis Holland beherrschte, daß es eine reiche, vollwerthige niederdeutsche Literatur gab, in der zahllose Bücher gedruckt wurden. Diese niederdeutsche Volkssprache, deren Wohllaut und Weichheit kein Geringerer als der berühmte Grammatiker Adelung rühmt, die selbst Goethe, der durchaus kein Verehrer der Mundarten war, „ein sanftes, behagliches Urdeutsch“ nennt, wurde aus ihrer herrschenden Stellung verdrängt. Als die Zersplitterung der deutschen Sprache in Mundarten gefahrdrohend wurde, eröffnete der auf dem Gebiete der deutschen Literatur fast schrankenlos herrschende Leipziger Professor Gottsched den Kampf gegen dieselben und setzte seine ganze Energie daran, eine Einheitssprache zu schaffen, die von allen Deutschen gesprochen und verstanden würde. Ohne sein kraftvolles Eintreten gäbe es vielleicht heute keine deutsche Nationalliteratur. Vorher hatte schon der Schlesier Martin Opitz für die Poesie Aehnliches erstrebt und versucht, ihr durch Ausschließung eines jeden originellen Wortes, das mundartigen Ursprung vermuthen ließ, möglichste Einheitlichkeit zu verleihen. Sattsam bekannt ist, zu welchen Geschmacklosigkeiten dies in der sog. ersten schlesischen Dichterschule führte. So werthvoll die Bestrebungen der beiden Männer für die deutsche Sprache auch waren, der deutschen Poesie fügten sie bedeutenden Schaden zu; denn sie raubten ihr die Eigenart und den Duft. Die Poesie der ersten schlesischen Dichterschule war ein krankes, bleichsüchtiges Geschöpf ohne Lebenskraft und Lebensfarbe, dem Volksgemüth so fremd wie einst die lateinische Poesie. Und doch drang die Schriftsprache, die der neuen Poesie den Laut lieh, unaufhaltsam vor, und die Volkssprache verlor Schritt um Schritt an Boden. Es galt eben für gebildet und vornehm, sich der Schriftsprache auch im mündlichen Ausdruck zu bedienen; sie wurde herrschend in Kirche und Schule. Was Wunder, wenn das Volk sich, irregeführt, von ihr abwandte, zumal ihm bei jeder Gelegenheit gesagt wurde: „Deine Sprache heißt Platt! Was Platt heißt, muß auch platt sein; also ist deine Sprache minderwerthig, trivial, ja gemein; sie ist unwürdig, der Poesie zu dienen.“ Man steht hier vor der Erscheinung einer literarischen Suggestion. Was die Buchsprachen-Apostel von der niederdeutschen Mundart fälschlich behaupteten, das wurde allmälig aus ihr: sie wurde zum Tummelplatz alles Trivialen, Zotenhaften, Gemeinen. Die Sprache selbst aber trug hieran nicht die Schuld, sondern nur Jene, die sie in unverantwortlicher Weise mißhandelten. Die Sprache war nach wie vor Trägerin der Reinheit und Würde des Volksmundes. Da aber in jeder Mundart die Gefahr ruht, daß sie die Farben zu stark aufträgt und dadurch die Grenzen der Schönheitslinien verwischt, so wurde diese Eigenschaft auch für das Niederdeutsche verhängnißvoll; unter rohen Händen -artete es ins Possenhafte aus und nur das Gelächter der Roheit war sein Lohn. Der Genius der Sprache war in einen tiefen, todesähnlichen Schlaf verfallen, aus dem kein Erwachen mehr möglich schien, und wild wucherte die Dornenhecke der Unwissenheit und des Vorurtheils um das schlafende Dornröschen. Da kam in der Mitte unseres Jahrhunderts in Klaus Groth der Märchenprinz, der das Dornröschen durch seinen Kuß erweckte und das holde Mädchen im Triumph zum Throne führte. Liebevoll lächelte das Königskind seinen Erwecker an, und jedes Lächeln wurde zum Gesange, der auf Windesflügeln durch die Lande eilte und Kunde davon gab, daß einem echten Königskinde der ihm gebührende Herrschersitz wiedergegeben sei. Das ist Klaus Groth's Lebenswerk gewesen; aber es ist ihm nicht wie eine Gabe Fortunas mühelos als reife Frucht in den Schoß gefallen: es hat ein ganzes Menschenleben voll ernster, anstrengender, entsagungsvoller Arbeit gekostet. Um so ehrenvoller und schöner ist darum auch der Erfolg. Den Schlüssel zum Verständniß seines Lebenswerkes und des damit verknüpften Erfolges findet man in dem Leben des Dichters und in der Kenntniß der Einflüsse, welche sich bis zur Fertigstellung des „Quickborn“ in seinem Lebensgange bemerkbar machten. Es ist ein herzerfreuendes Bild, welches sich da vor unseren Augen entrollt, und mit leuchtenden Buchstaben steht als anspornende Mahnung über demselben: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!“

Klaus Groth wurde am 24. April 1819 zu Heide in Norderdithmarschen geboren. Sein Vater Hartmuth, Landwirth und Mühlenbesitzer, war eine jener seltenen Naturen, die Ernst und Milde mit einander in wohlthuende Harmonie zu setzen wissen. Seine Kinder hingen mit zärtlicher Liebe an ihm. Außer Klaus besaß er noch zwei Söhne und eine Tochter. Die Mutter, eine sanfte, schöne Frau, starb früh. So lag denn die Aufgabe der Kindererziehung fast ganz allein in den Händen des Vaters, der dieselbe aber in der vortrefflichsten Weise zu lösen wußte. Er verstand es, jeder Individualität unter seinen Kindern gerecht zu werden und jedes Kind nach dessen Eigenart zu behandeln. Nie kam ein Scheltwort über seine Lippen, nie holte seine Hand zur Züchtigung aus, und doch war der Gehorsam der Kinder musterhaft. In der Gestalt des Pockennarbigen hat der Dichter seinem Vater in der anziehenden Idylle: „De Sündagmorgen“ ein Denkmal kindlicher Dankbarkeit gesetzt. Glücklicherweise brauchten die Kinder des weiblichen Einflusses in ihrer Jugend nicht ganz zu entbehren. Die „Tante Christine“, eine Schwester des Vaters, suchte ihnen die Mutter zu ersetzen, und wie ihr dieses liebevolle Bemühen gelang, das zeigen deutlich die vier gemüthstiefen Sonette, welche der Dichter ihrem Andenken in „Hundert Blätter“ später widmete. Besonders das letzte giebt ein anschauliches Bild davon, was diese Tante Christine für Klaus war, wie sie nicht allein den rechten Balsam für seine Kinderschmerzen fand,

sondern auch den Samen der Poesie in sein empfängliches Kindergemüth streute. Ferner spielt auch der Großvater eine bedeutende Rolle in den Kinderjahren Klaus Groth's. Der Alte wußte viel und gut zu erzählen von den Volkssagen und den trotzigen Freiheitskämpfen der Dithmarscher. Diese Erzählungen prägten sich dem Gedächtniß des Kindes fest ein, und der Dichter schöpfte später für seinen „Quickborn“ aus diesem Vorrathe, als er die Abschnitte: „Wat sik dat Volk vertellt“ und „Ut de ol Krönk“ (Chronik) dichtete. Auf der Bürgerschule zu Heide machten ihn sein reger Fleiß und sein vorzügliches Gedächtniß bald zu einem bevorzugten Schüler, der im Fluge durch die Classen eilte. Der muntere Junge fand neben der Schularbeit aber noch immer genügend Zeit, sich in munterem Spiel mit seinen Kameraden zu tummeln. Ja, er mußte die freie Natur damals mehr genießen, als ihm zunächst lieb war. Da durch die voraufgegangenen Kriegsjahre die Landwirthschaft in den Herzogthümern arg darniederlag, war den Bauern von der Regierung gestattet worden, in den Sommermonaten ihre Kinder zu ländlichen Hilfeleistungen aus der Schule zurückzubehalten. Auch Hartmuth Groth machte von dieser Erlaubniß Gebrauch, und so war denn der Knabe während des Sommers stets in Wiese, Feld und Wald beschäftigt. So wenig erwünscht ihm auch Anfangs dieses gezwungene Fernbleiben von der Schule war, so viel hat der Dichter seinem vertrauten Verkehr mit der Allmutter zu danken. Von Tag zu Tag wurde er bekannter mit der Natur, und je inniger seine Beziehungen zu ihr wurden, desto mehr lernte er sie lieben. Später hat Klaus Groth sich viel und gern mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt, so daß er von sich sagen darf: „Von den Naturwissenschaften ist mir kein Zweig unbekannt, selbst mathematische Physik nicht.“ In den fünf scharfsatirischen Sonetten „Evangelische Naturwissenschaften“ und „Hundert Blätter“ beweist der Dichter, daß er tief in den Geist der Naturforschung eingedrungen ist. Den größten Gewinn hiervon hatte unstreitig der Dichter; denn ohne die nahe Berührung mit der Natur wäre es ihm unmöglich gewesen, die plastischen, lebenathmenden Naturschilderungen zu schreiben, welche man im „Quickborn“ so vielfach bewundern kann. Als die Classen der Bürgerschule durchlaufen waren, richtete der Knabe seine Blicke sehnsüchtig auf das Gymnasium als Schlüssel zur Universität. Doch hier galt es entsagen; denn der Vater wünschte nicht, daß sein Sohn über seinen Stand hinausgehen solle. Nachdem Klaus Groth sich noch einige Zeit durch Selbststudium weitergebildet hatte, trat er mit 16 Jahren in den Bureaudienst der Kirchspielvogtei zu Heide. Er selbst faßte diese Stellung nur als ein Uebergangsstadium auf; denn in ihm war der Entschluß gereift, sich dem Lehramte zu widmen. Da seine Arbeitskraft nur wenig in Anspruch genommen wurde, so blieb ihm viel freie Zeit, die er mit der schon dem Jüngling eigenen Energie benutzte. So fand er z. B. eines Tages ein altes, halb zerfallenes Clavier auf dem Boden. Sofort zimmerte er es sich wieder etwas zurecht und begann dann zu üben und zwar mit solchem Eifer, daß er schon nach wenigen Wochen leichtere Sonaten von Mozart und Beethoven spielen konnte. In jener Zeit machte er auch die Bekanntschaft der deutschen Classiker, die er in der Bibliothek des „Karpelvagd“ (Kirchspielvogts) vorfand. Mit 19 Jahren bezog Klaus Groth das Seminar zu Tondern. Leicht bewältigte er die an ihn herantretenden Aufgaben; es blieb ihm noch genügend Zeit, nebenher Latein, Französisch und Schwedisch zu erlernen. Als Groth das Seminar nach drei Jahren verließ, erhielt er eine Anstellung als Lehrer an der Mädchenschule seines Heimathsorts. Das war nun wahrlich kein Ruheposten; denn 43 Unterrichtsstunden waren dem jungen Lehrer wöchentlich aufgebürdet! Trotz dieser furchtbaren Ueberbürdung fand Groth noch Zeit, Lust und Kraft zu ernsten Privatstudien. Zunächst waren es die Naturwissenschaften und die Mathematik, die ihn wieder fesselten; dann aber trieb er eifrig Philosophie — besonders Psychologie und Aesthetik — und daneben noch Englisch, Französisch und Griechisch. Und das Alles nicht etwa oberflächlich, sondern mit echt Groth'scher Gründlichkeit! Von den bei jungen Leuten seines Alters sonst üblichen Zerstreuungen konnte bei so anstrengender Arbeit natürlich nicht die Rede sein. Seine Erholung suchte und fand er im Verkehr mit dem väterlichen Hause und in weiten naturwissenschaftlichen Excursionen, die er häufig unternahm. — Schon von Jugend auf hegte Groth eine tiefe Verehrung für seine Muttersprache, das Plattdeutsche. Bereits in seinen Kinderjahren kam dies bei ihm in merkwürdiger Weise zum Ausdruck; denn er sammelte eifrig alle plattdeutschen Lieder oder auch nur Bruchstücke derselben, deren er habhaft werden konnte. Diese Sammlung hat ihm später beim Dichten des „Quickborn“ wichtige Dienste geleistet, da sie ihm manche neue Form für Reim und Rhythmus lieferte. Mit tiefem Schmerz sah er bei zunehmendem Alter, mit welcher Richtachtung man auf seine herrliche Sprache blickte, und mehr und mehr reifte in ihm der Entschluß, die Wiederherstellung des Ansehens seiner Muttersprache zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Einige wichtige äußere Anlässe beschleunigten die Ausführung dieses Entschlusses. Zufällig fielen ihm Hebel's alemannische Gedichte in die Hände, die ihn seiner eigenen Angabe nach „in einen Rausch von Entzücken“ versetzten und sein Schicksal besiegelten. Der in den vierziger Jahren beginnende Kampf der Vlamländer, ihrer Volkssprache die lange vorenthaltenen Rechte wiederzugewinnen, brachte eine gleichgestimmte Saite in ihm zum lebhaften Schwingen, und die Sprachverordnung, welche die dänische Regierung damals behufs Danisirung der Herzogthümer erließ, gab ihm die Erkenntniß, daß in der Hebung der Muttersprache eine Hauptstütze zur Erhaltung des Deutschthums in den bedrohten Gegenden zu suchen sei. So entstand denn in ihm der Plan, ein Kunstwerk in niederdeutscher Sprache zu schaffen, das ein getreues Bild des Denkens und Fühlens des Volkes seiner engeren Heimath sei, geeignet, durch vollendete künstlerische Form der Sprache die Achtung aller Gebildeten zurückzugewinnen und in ganz Deutschland dem so oft verkannten norddeutschen Charakter Anerkennung oder doch wenigstens Verständniß zu erringen. Sogleich ging er ans Werk; bald aber erkannte er, daß alle seine Versuche scheiterten. Was er schuf, war nicht aus dem Geiste des Niederdeutschen emporgewachsen, sondern nichts Anderes, als was Viele vor ihm geschaffen hatten, ohne damit der bedrängten Sprache irgend welchen Nutzen zu bringen: es waren hochdeutsche Gedichte ins Plattdeutsche übertragen. Groth sah ein, daß zur Erreichung seines Zieles anstrengende Studien über Sprach- und Lautgesetze der niederdeutschen Mundart nöthig wären, um so schwieriger und zeitraubender, als grundlegende Vorarbeiten nur in unzureichendem Maße vorhanden waren. Sein Lehramt aber ließ ihm zu aufreibenden Studien keine Zeit. Er mußte sich entscheiden: entweder Lehrer oder Forscher und Dichter. Allzuschwer wurde ihm der Entschluß nicht: 1847 legte Klaus Groth seine amtliche Stellung nieder und begann die Arbeit an seinem Lebenswerk. Was aber Angehörige und Freunde schon längst gefürchtet hatten, trat jetzt ein: infolge der rücksichtslosen Ueberarbeitung brach Klaus Groth's Gesundheit plötzlich zusammen und zwar so gründlich, daß die Aerzte rathlos waren. Nur gänzliche Zurückgezogenheit und Ruhe konnte helfen; deshalb siedelte der Erkrankte nach der einsamen Insel Fehmarn über, wo er in dem kleinen Orte Landkirchen bei seinem Freunde, dem Lehrer und Organisten Leonhard Selle, Wohnung nahm. In der Einsamkeit entspann sich ein heißer Ringkampf zwischen Körper und Geist; denn es war dem an Arbeit Gewöhnten unmöglich, unthätig zu sein, auch brauchte er damals anstrengende Arbeit als ein Betäubungsmittel gegen den Schmerz unglücklicher Liebe. Der Körper aber verweigerte den Dienst. Mit eiserner Willenskraft ertrotzte er sich den Gehorsam. „Herr, laß mich nur so lange leben, bis ich mein Buch fertig habe. Amen!“ betete der ringende Dichter Abend für Abend und dachte an keine Schonung. Auch die Ruhe, die er auf Fehmarn suchen sollte, fand er nicht. Das Jahr 1848 brachte die schleswig-holsteinische Erhebung, der 1850 die Besetzung Fehmarns durch die Dänen folgte. Da Klaus Groth einige plattdeutsche Kriegslieder hinausgeschickt hatte, so wurde er der Gegenstand höchst belästigender Aufmerksamkeiten seitens der dänischen Polizei. Doch auch diese Unannehmlichkeiten vermochten ihn nicht von seinem Ziele abzulenken. Noch ein letztes Zusammenraffen aller Kräfte, und — das Ziel war erreicht. Wenige Wochen vor dem Weihnachtsfeste 1852 erschien der „Quickborn; Volksleben in plattdeutschen Gedichten dithmarscher Mundart“, das Buch, welches den unbekannten jungen Mann plötzlich berühmt, ja zu einem Bahnbrecher auf dem Gebiete der Literatur machte, und dessen Name untrennbar mit dem des Dichters verbunden ist. Der Erfolg des Buches war ein außerordentlicher; schon vor dem Feste war die starke Auflage verkauft. In literarischen Kreisen regte sich zunächst eine heftige Opposition gegen das Werk, das gegen ein ästhetisches Dogma Sturm zu laufen wagte. Karl Goedeke bezeichnete den „Quickborn“ kurzweg als einen Abfall vom Reichthum des Hochdeutschen und verwarf ihn deshalb gänzlich, und Hieronymus Lorm verstieg sich in völliger Mißdeutung der Thatsachen in der Wiener Abendpost gar zu der Behauptung: Klaus Groth habe das Plattdeutsche erst mühsam erlernen müssen,

ohne dessen Gebrauch ganz zu beherrschen. Binnen Kurzem aber waren diese Aeußerungen laut übertönt durch den lauten Beifall, der dem Dichter von den führenden Geistern seiner Zeit gespendet wurde. Gervinus, E. M. Arndt, Freytag, A. v. Humboldt u. A. sprachen ihm ihre volle Bewunderung aus. Doch nur kurze Zeit vermochte Klaus Groth sich dieser Erfolge zu erfreuen, dann sank er auf ein schweres Krankenlager. — Was war nun der „Quickborn"? Der Name bedeutet so viel wie Jungbrunnen, das Buch wollte also gewissermaßen ein Jungbrunnen für die niederdeutsche Sprache und den in ihr lebenden Geist sein. Daß es diese Aufgabe erfüllt hat, ist bekannt; denn es giebt heute in ganz Deutschland keine gebildete Familie, die sich nicht durch irgend ein plattdeutsches Werk an diesem Quell einmal erquickte. Daß dieser Jungbrunnen nicht mühelos entstand, daß er ein Product langen Ringens ist, sieht das kritisch geschulte Auge, welches die Gedichte durchfliegt. Man erkennt aus ihnen, daß der Dichter nicht gleich den edlen Ton fand, der die größere Mehrzahl seiner Dichtungen auszeichnet; denn viele Gedichte der jüngsten Periode verrathen noch eine derbe, holzschnittartige, ja theilweise parodistische Manier, je weiter die Entwickelung des Dichters aber fortschreitet, desto vollendeter gelingt ihm das Treffen des Tones, dem er nachspürte, desto mehr nähert er sich dem echten Volksliede. Klaus Groth hat noch nach Erscheinen des „Quickborn" Jahrzehnte hindurch eifrig an der Ausgestaltung dieses seines Lebenswerkes gearbeitet und von Auflage zu Auflage das Buch dem Ideal, welches ihm vorschwebte, näher gebracht. Aus dieser Arbeit an dem einen Werke ist es genügend erklärt, daß Groth in seinen späteren Veröffentlichungen nie über seinen „Quickborn" hinauswuchs, ja ihn wohl nie wieder erreichte. Enthält doch der „Quickborn" das Beste, was Groth während seiner Dichterlaufbahn schuf. Dies ist bei der literarischen Würdigung Groth's wohl in Betracht zu ziehen. Der „Quickborn" ist aber noch in anderer Beziehung wichtig und werthvoll geworden. Er zwang den Dichter, eine feste niederdeutsche Orthographie (unter Beihilfe Prof. Müllenhoff's) zu schaffen, die es später dem Antwerpener Stadtbibliothekar Dr. C. J. Hansen ermöglichte, eine Art Einheitsorthographie aufzustellen, welche den Niederländern und Niederdeutschen das Verständniß ihrer gegenwärtigen Literatur ohne Uebersetzung derselbe vermittelte. Endlich aber erhielt der „Quickborn" eine große nationale Bedeutung. Er wurde nicht allein eine der Brücken, die zur Verständigung zwischen Nord und Süd geschlagen wurden, er erwies sich vor Allem als ein magisches Band, das die von der Heimath Losgelösten fest an das Vaterland kettete. Groth hat im Laufe der Zeit mit ansehen müssen, wie im Vaterlande seinem bahnbrechenden Lebenswerke durch Reuter's Erzählungen die Gunst des Publicums mehr und mehr abwendig gemacht wurde. In der Erfüllung jener wichtigen nationalen Aufgabe aber ist der „Quickborn" stets unerreicht geblieben. „Wenn du as ole Mann," schreibt die plattdeutsche Zeitung „Weltblatt" (Grand Island, Nebraska), „wiet von de Heimat in den Sorgenstohl mit K. Groth sin »Quickborn« in'e Hand sitt, denn vertellt die jede Sieten Geschich von de ole Heimat. Du, as Plattdütsche, lest daren Sprak, de du ganz vergeten harrst, de din Moder to di sprak, as du noch op ern Schoot seets. In Gedanken büst du to Hus bi Vader un Moder un snackst plattdütsch. Du legst dat Book ut'e Hand, en stille Tran slikt sik vellicht lank de Backen un in Gedanken drückst du Klaus Groth de Hand." — Nachdem Klaus Groth die Krankheit glücklich überwunden hatte, begab er sich zur Kräftigung seiner Gesundheit und um mit Prof. Müllenhoff gemeinsam arbeiten zu können, nach Kiel. Die Bäder von Düsternbrook erwiesen sich als sehr heilkräftig für ihn und ermöglichten ihm ausgiebige literarische Beschäftigung. Er sammelte und sichtete seine früheren hochdeutschen Gedichte und gab sie 1854 unter dem Titel: „Hundert Blätter; Paralipomena zum Quickborn" heraus. Dieses Werk bedeutete für den Dichter einen gänzlichen Mißerfolg. Der literarische Werth der Gedichte reicht auch nicht entfernt an den „Quickborn" heran; wer aber einen tiefen Blick in das Seelenleben des Dichters und in seine Lebensschicksale thun will, für den ist das dünne Bändchen eine reiche Fundgrube. Zu jener Zeit ging Klaus Groth auch an die Ausführung einer anderen bahnbrechenden Arbeit, deren Bedeutung die Gegenwart ganz vergessen zu haben scheint. Schon seit Jahrhunderten war kein Buch mehr in plattdeutscher Prosa gedruckt worden. Groth schrieb damals den ersten Band seiner „Vertelln", in dem die Erzählung „Detelf" sowohl literarisch, als auch culturhistorisch äußerst werthvoll ist und als die beste Darstellung des norddeutschen Charakters gelten kann. Später folgte noch ein zweiter Band, dem vielleicht zum 80. Geburtstage des Dichters ein dritter zugesellt wird, wenigstens arbeitet der Greis eifrig an einem neuen „Vertelln". Bevor jedoch der erste Band die Presse verließ, begab der Dichter sich auf den Rath der Aerzte zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit auf Reisen. Ueber Hamburg und Hannover ging es zunächst nach Pyrmont, wo Groth mit günstigstem Erfolge die dortige Quelle benutzte. In frohester Stimmung führte ihn sein Wanderstab dann an den Rhein und zwar nach Bonn. Hier stand er in freundschaftlichem Verkehr mit Arndt, Jahn, Simrock, Brandis und vielen Anderen und erhielt von der philosophischen Facultät den Titel eines Dr. phil. honoris causa. Auf die beiden am Rhein verlebten Jahre blickt Klaus Groth als auf die schönsten seines Lebens zurück. In Bonn entstanden seine Kinderlieder: „Vaer de Gaern"; um wegen ihrer Illustrirung mit Ludwig Richter zu verhandeln, reiste er nach Leipzig und Dresden und kehrte endlich, als sich die politischen Verhältnisse in den Herzogthümern wieder bedrohlich zuspitzten, 1857 über Weimar nach Kiel zurück. Hier gründete er sich im nächsten Jahre durch Heirath mit einer ebenso liebenswürdigen als hochgebildeten Dame aus Bremen ein eigenes Heim und habilitirte sich als Docent für deutsche Sprache und Literatur an der Kieler Universität. Durch seine „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" (1858) gerieth Groth in einen scharfen Conflict mit Fritz Reuter, dessen „Läuschen un Rimels" er heftig angriff, weil er in der mit großem Talent vorgenommenen Behandlung rein anekdotischer Stoffe eine neue Gefahr für die Würde des Niederdeutschen erblickte. Reuter vertheidigte sich in einer geharnischten Broschüre, und damit war der Streit für die beiden Dichter thatsächlich abgethan. Als 1860 Reuter's „Ut de Franzosentid" erschien, war Klaus Groth der erste namhafte Schriftsteller, der öffentlich das Buch feierte. Die Angriffe, welche der bekannte Reuterforscher Dr. Theodor Gaedertz infolge dieser Streitepisode gegen den Charakter Klaus Groth's richtete, sind, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe, ebenso gehässig als falsch! Von weiteren Veröffentlichungen des Dichters sind zu nennen: die fein ausgearbeitete, in musterhaften Hexametern geschriebene Idylle: „Rothgeter Meister Lamp un sin Dochter", dann 1871 „Quickborn Teil II" und 1876 das Prosawerk: „Ut min Jungsparadies". Wie es kam, daß Klaus Groth als Lyriker die Höhe seines „Quickborn I" nie überschritt, wurde bereits angedeutet; als Prosaschriftsteller aber konnte Groth gegen den lachenden Humor, der aus Reuter's Werken sprach, nicht zur verdienten Geltung gelangen. Da die Kieler Universität anfangs jeder Beförderung des jungen Docenten durch die dänische Regierung abgeneigt war, so herrschte in dem neuen Haushalte nicht gerade Ueberfluß. Erst dem General v. Gablenz verdankte Groth seine Ernennung zum Professor und die Verleihung eines kleinen Gehaltes, das 1866 von Preußen verdoppelt wurde. 1872 wurde er gelegentlich seines 25 jährigen Schriftsteller-Jubiläums von der Regierung sowie von seinen zahlreichen Freunden hoch geehrt. Größer noch waren die Ehrenbezeugungen, die ihm bei seinem 70. Geburtstage aus nah und fern zu Theil wurden. Vom deutschen Kaiser wurde der Dichter durch die Verleihung des Schillerpreises und der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet, der König der Belgier ernannte ihn zum ersten auswärtigen Ehrenmitgliede der neugegründeten vlämischen Akademie zu Gent. So sehr auch Klaus Groth durch seine Thatkraft und Ausdauer den Erfolg an sich zu fesseln wußte, sind ihm doch schwere Schicksalsschläge nicht erspart geblieben. Tief wurde er durch den Tod seiner Lebensgefährtin getroffen, und als der Jubel zu seinem 70. Geburtstage kaum verklungen war, mußte der Greis seinen jüngsten Sohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann von 23 Jahren, zu Grabe tragen. Seinem Schmerz um vernichtetes Lebensglück hat Groth in dem tieftraurigen Gedichte „Min Port" herzbewegenden Ausdruck verliehen. Aber das Leid hat ihn nicht verbittert, es hat nicht vermocht, seinen hohen Gedankenflug zu brechen. Ernst lagert zwar auf dem tiefgefurchten Antlitz, aber herzgewinnende Freundlichkeit spricht aus den klugen Augen. Stets ist der Greis zu helfen bereit, soweit es in seiner Macht steht, und selbst die übelsten Erfahrungen haben ihn von seiner steten Hilfsbereitschaft nicht abzuschrecken vermocht. Besonders um der niederdeutschen Sprache zu dienen, ist ihm keine Mühe zu groß, und

freudig arbeitet er um ihretwillen Tag und Nacht, ohne den geringsten Anspruch auf Dank zu erheben. Still und einsam ist es um den Dichter geworden:

„So ward se still und stiller min Port,
All wat mi leef geit gut un blift fort.
Bekannte to vel, jümmer weniger Frünn,
Un endlich bliev ik alleen hier binn."

Daß aber die Zahl seiner Freunde sich verringert habe, ist ein Irrthum des Dichters, sein 80. Geburtstag wird ihn dies lehren. An Stelle der alten sind neue getreten, die mit der gleichen Verehrung zu ihm emporblicken; denn Groth's Werk bleibt ewig jung, so lange eine niederdeutsche Sprache bestehen wird. Möge diese Verehrung, welche eine jüngere Generation ihm darbringt, dem ehrwürdigen Greise ein warmer Sonnenblick in das trauernde Herz sein, der es noch einmal mit leben- und freudespendendem Glanze erfüllt,

„wenn't Abend ward!"

Bücherbesprechungen.

— Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich v. Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. II. Band (Schluß). Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1898. Preis 12 ℳ. — Mit Rücksicht auf die ausführliche Besprechung des 1. Bandes des vorliegenden Werkes in diesen Blättern dürfen wir uns bei der Ankündigung des Schlußbandes um so kürzer fassen, als sein Inhalt dieselben Tugenden und Mängel aufweist, wie die erste Hälfte des Werkes. Auch hier tritt der Grundgedanke der Treitschke'schen Politik beherrschend hervor, daß der Staat in erster Linie physische Macht ist, und daß er daher Alles, was er vermag, auch darf. Treitschke tritt insofern in schärfsten Gegensatz zu der Theorie vom Rechtsstaate. Ja, es fehlt ihm hierfür wie überhaupt für die Rechtswissenschaft das volle Verständniß. Die dem juristischen Denken eigenthümliche scharfe Trennung der Begriffe und streng logische Consequenz erscheint ihm spitzfindiger und unfruchtbarer Doctrinarismus. Ueberhaupt ist Treitschke im Grunde mehr eine Künstler-, als eine Gelehrten-Natur. Die vorzüglichste Erkenntnißquelle ist ihm die Anschauung, nicht die verstandesmäßige Deduction. Auch die Ansichten der Gegner sucht er meist aus geschichtlichen Erfahrungen, nicht auf logischem Wege zu widerlegen und nicht selten liegt das einzige Argument für seine eigene Auffassung in der Behauptung: „Wenn man tiefer blickt, wenn man genauer hinsieht, erkennt man, daß die Dinge sich so und so verhalten." Bei dieser Art der Beweisführung versteht sich von selbst, daß er nur Diejenigen zu überzeugen vermag, die er, mit seinen Augen zu sehen, überreden kann. Gewiß wird ihm dies bei vielen seiner Leser gelingen. Ob er aber immer wirklich Recht hat? Kann doch auch der genialste Scharfblick sich irren, zumal wenn sein Träger ein Mann von so ausgeprägten Sympathien und Antipathien, so warmblütiger Willensenergie ist, wie Treitschke. Wenn man auch in seinen geschichtlichen Werken hier und da ein zu starkes Hervortreten seines Subjectivismus und einen gewissen Mangel an wissenschaftlicher Objectivität tadeln mochte, so treten diese Fehler auch in seiner „Politik" zu Tage. Wie dort seine ganze Sympathie auf der Seite des aufstrebenden, um die Hegemonie in Deutschland kämpfenden und sie zuletzt erringenden Preußens steht, so tritt er hier fast durchgängig mit Ueberzeugung ein für die von der preußischen Regierung für den preußischen Staat und für das Deutsche Reich geschaffenen Einrichtungen. Seine Politik ist insofern eine Vertheidigung der preußischen. Daß er dabei den gegenwärtigen, in andern Ländern, in den kleineren deutschen Bundesstaaten und in den der preußischen Regierung entgegenstehenden Kreisen des preußischen und deutschen Volkes vertretenen Anschauungen allenthalben volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, wird man kaum behaupten können. Meist tritt er ihnen mit Schärfe und Schroffheit entgegen, oft auch ohne eigentlich sachliche Widerlegung. Die Schlußworte des Buches: „er wolle zufrieden sein, wenn seine Zuhörer aus seinen Vorlesungen die Lehre gezogen haben, aus wie mannigfachen Factoren sich jede historische Thatsache zusammensetzt, wie wohlerwogen darum auch jedes politische Urtheil sein müsse, und wenn sie so die Bescheidenheit echter Wissenschaft aus diesen Vorlesungen gelernt haben", gewinnen dem gegenüber zwar ein eigenthümliches Licht, lassen aber gleichwohl erkennen, wie tief der große Patriot von der Gerechtigkeit seiner Sache, von der Wahrheit seiner Auffassung durchdrungen gewesen ist. Wird man ihm daher auch nicht in allen Einzelheiten beistimmen, so bleibt doch Treitschke's „Politik" als politisches Vermächtniß eines der geistigen Vorkämpfer für Deutschlands nationale Wiedergeburt von bleibendem Werthe. ***

— Die bei J. G. Cotta Nachf. in Stuttgart erscheinende Wohlfeile Ausgabe der Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800 von Heinrich v. Sybel ist seit der letzten Anzeige (Wissenschaftl. Beil. Nr. 129 vom 5. XI. 98, S. 528) durch weitere 5 Lieferungen (31/35, Preis je 40 ₰) bis zum Abschlusse des VI. Bandes gediehen. Bekanntlich hatt seinerzeit der Verfasser die Geschichte der französischen Revolution (diesen Begriff so weit wie möglich gefaßt) ursprünglich in 3 Bänden (die in der vorliegenden Ausgabe fünf ausmachen) abgefaßt; und erst nach 1870 hatte er sich, durch neuen urkundlichen Stoff veranlaßt, den ihm namentlich die Archive von London, Neapel, Wien und (1866/67 schon) Paris selbst dargeboten hatten, entschlossen, eine Fortsetzung folgen zu lassen. Zunächst schrieb er diese bis zum Frieden von Campo Formio (= Band VI/VIII der vorliegenbenden Ausgabe), bis endlich eine weitere Zugabe die politischen Ereignisse bis 1800 hinab vorführte. Diese spätere Ausarbeitung der letzten Abschnitte hat es mit sich gebracht, daß sie namentlich seit dem Erscheinen in 2. Auflage (1878) auch heute noch etwas mehr auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehen, als die vorhergehenden, trotzdem daß diese in der 4. Auflage ganz erheblich verbessert und umgearbeitet worden waren. — Der heute mir vorliegende VI. Band umfaßt XIV und 326 S., klein 8°; er behandelt das Ende des französischen Nationalconvents und die Regierung des Directoriums bis zu Babeuf's Verschwörung und Ende. Ht.

— Deutsche Klänge. Vaterländische und religiöse Gedichte aus den Jahren 1888—1898. Von Albert Stern-Sternegg. Berlin 1899, Verlag von B. Lorenz, SW. Hallische Straße 12. Preis 60 ₰, 10 Stück 4 ℳ. — Wer mäkeln wollte, könnte wohl da und dort in diesen Liedern einen unreinen Reim aufstechen, eine metrische Kühnheit oder Nachlässigkeit tadeln. Daß z. B. ein strophisches Gedicht an das einmal gewählte Reimschema gebunden ist und nicht da oder dort ein Reim gespart werden darf, ist ein Gesetz, das nicht überall streng durchgeführt ist. Aber wer den Pulsschlag eines ehrlich deutschen und kindlich frommen Herzens nachfühlt, der wird trotz solcher kleinen Mängel seine Freude haben an den kraftvollen Tönen, die Sternegg seiner Harfe entlockt. Gewiß giebt es Dichter, deren Sprache vornehmer, deren Kunst schlackenreiner ist; aber die schlicht volksthümliche und sangbare Form wird sicherlich manchem der Lieder den Weg bahnen in die Kreise sangesfreudiger und für Kaiser und Reich begeisterter Männer. Zum Vortrag an patriotischen Festen eignen sich mehrere der Lieder, auch der Schule können wir das Heft empfehlen. Als Probe diene die Mahnung an die Volksgenossen (S. 33), die poetische Umschreibung der Worte, die Generalsuperintendent D. Faber bei der Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelm's I. in Berlin gesprochen hat: „Laßt den Geist der Heimath uns umrauschen, daß wir deutsch denken, reden und handeln!"

Deutsch sein bis auf die Knochen,
Nie auf Eitelkeit pochen,
Doch bis ins innerste Mark
Selbstbewußt und stark;
Eigner Kraft vertrauen
Und auf den Höchsten bauen,
Nie in der Treue wanken,
Deutsch in Sinn und Gedanken!

Heimathsgeist uns umrausche;
Deutscher, dem Genius lausche
Deiner herrlichen Sprach',
Folge getreu ihm nach!
Weg mit aller Verwelschung,
Weg mit der Wortverfälschung!
Leichtverständlich für Jeden,
Deutsch im Schreiben und Reden!

Jagd nach dem Mammon verachten
Und nach dem Höheren trachten;
Treu sein dem Thron und Altare,
Lieben das Gute und Wahre;
Frisch die Kräfte regen
Zu der Gesammtheit Segen;
Grade Wege nur wandeln,
Deutsch im Fühlen und Handeln!

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 49. Dienstag, den 25. April, Abends. 1899.

Böhmische Exulanten in Annaberg und Umgegend.*)

Von Dr. Bernhard Wolf.

Wie in den deutschen Gebieten der habsburgischen Monarchie überhaupt, so scheinen sich besonders in Böhmen auf confessionellem Gebiete auffallende Aenderungen vollziehen zu wollen. Das Verhalten der klericalen Partei in wichtigen politischen Fragen und das herausfordernde Auftreten czechischer und czechisch-gesinnter Geistlichen haben einen Theil der deutschen Bevölkerung zu dem Entschlusse getrieben, zum Protestantismus überzutreten. Wenn nun auch die Regierung Gegenmaßregeln zu ergreifen gewillt scheint, so wird sie doch kaum im Stande sein, die einmal in Fluß gerathene Bewegung aufzuhalten. Die deutsche Bevölkerung Böhmens — auf dieses Gebiet beschränken sich die folgenden Ausführungen — ist eben wenigstens theilweise des schweren Druckes müde, unter dem sie seit längerer Zeit gestanden hat, und hofft Rettung zu finden im Uebertritte zum Protestantismus, zugleich aber beabsichtigt sie auch, dadurch einen Gegendruck nach oben auszuüben. So auffallend die Thatsache an sich sein mag, so ist sie doch nicht besonders befremdlich; denn man kann wohl dreist behaupten, daß trotz aller mit Eifer betriebenen Gegenreformation der evangelische Gedanke in Böhmen niemals ganz erloschen ist. So würde die heutige Bewegung gewissermaßen nur eine Rückkehr zu früheren Zuständen sein, wie sie uns im 16. und 17. Jahrhundert entgegentreten, zu einer Zeit, in der sich vielleicht $^{4}/_{5}$ der Bewohner Böhmens zur evangelischen Lehre Luther'scher oder Zwingli'scher Richtung bekannten. Daß nur durch die brutalste Gewalt, die ausgesuchteste Strenge und durch die raffinirtesten Mittel das evangelische Bekenntniß, wenigstens äußerlich, ausgerottet werden konnte, ist allgemein bekannt, nicht minder auch, daß durch diese Gewaltmittel jene massenhafte Auswanderung Nichtkatholischer verursacht wurde, durch die sich ganz Böhmen in geradezu erschreckender Weise entvölkerte; sollen doch nach Pescheck's und Adam Wolf's Angaben in den Jahren von 1623—28 allein 36000 Familien das Land verlassen haben, darunter nicht weniger als 185 adlige Geschlechter mit 10, 20 bis 50 Personen. Recht bezeichnend nennt man jene Unglücklichen „Exulanten“, in die Verbannung, ins Elend Ziehende. Zuflucht suchten und fanden sie wohl zum größeren Theile im Kurfürstenthum Sachsen, doch wanderten auch Viele nach Brandenburg, Preußen, Schlesien, Holland und anderen Ländern, und längs der böhmisch-sächsischen Grenze von der damals dem Kurfürsten Johann Georg dem Ersten verpfändeten Lausitz bis ins Vogtland hin dürfte sich kaum ein Ort finden, der nicht Exulanten vorübergehend oder dauernd aufgenommen hätte. In hervorragendem Maße sind in dieser Hinsicht betheiligt gewesen: Zittau, Pirna, Annaberg und Oberwiesenthal. Denn von diesen Punkten aus konnten die Vertriebenen die Verhältnisse in Böhmen bequem im Auge behalten, von hier aus, wenn auch heimlich und nicht ohne Lebensgefahr, die verlassene Heimath wieder aufsuchen. Den Exulanten in der Stadt Annaberg und deren Umgebung mögen die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein.

Die Vertreibung der Protestanten aus Böhmen geschah nicht auf einmal, sondern so zu sagen stoßweise, und zwar in der Hauptsache in den Jahren 1623, 1628 und 1651. Im erstgenannten Jahre nöthigte man die Adligen und Geistlichen zum Verlassen des Landes, 1628 erfolgte der Sturm auf die große Masse des Volkes, 1651 geschah die allgemeine Säuberung vom ketzerischen Unkraute. Für alle drei Zeitpunkte läßt sich bezüglich der Stadt Annaberg eine Einwanderung von Vertriebenen nachweisen. Hatten schon zu Beginn des böhmischen Aufstandes, 1620, einige Böhmen einen Theil ihrer Habseligkeiten nach Annaberg gerettet, ein Verfahren, gegen das Kaiser Ferdinand der Zweite beim sächsischen Kurfürsten Einspruch erhob, so bitten am Ende des Jahres 1622 die zur Auswanderung Entschlossenen selbst um Aufnahme in der genannten Stadt. Da der Rath Bedenken trug, in einer so überaus wichtigen Angelegenheit selbständig zu entscheiden, so wendet er sich Anfang November 1622 an den Landesherrn mit der Anfrage, ob man solche Exules von Herren, Adel und Bürgerstand, die infolge der Gegenreformation Böhmen zu verlassen entschlossen seien, ohne Unterschied aufnehmen solle oder nicht. Der am 25. November eingehende Bescheid des Kurfürsten lautete: Die Geistlichen, welche deshalb aus Böhmen weichen, weil sie ihrer Dienste entlassen sind, können mit den Ihrigen eine Zeit lang aufgenommen werden, „was aber ander personen, sie haben nahmen, wie sie wollen, und wes standes dieselben seind, anlangt, soll sich der rath erstlich vor der einnehmung eines iedwedern condition, verhaltens, lebens und wandels, und worumb er aus Böhmen weichet, wol erkundigen, wie sichs befindet, undertheniglst berichten und doruff der einnehmung halben unsers bescheids erwartten“. Es sind zunächst Adlige, die zum Theil wohl wegen ihrer Betheiligung am böhmischen Aufstande dem Strafgerichte verfielen und unter Verlust ihrer Güter zur Auswanderung gezwungen wurden. Für Annaberg kommt da besonders die weitverzweigte und einst reichbegüterte Familie v. Steinbach oder Stampach in Betracht. Am 10. Februar 1623 bittet Matthias v. Steinbach auf Felixburg und Egerberg (die heutigen Ruinen Roschwitz und Leskau bei Klösterle) den Kurfürsten um Gottes und seiner Barmherzigkeit willen um Schutz und um die Erlaubniß, in der Stadt Annaberg Aufenthalt nehmen zu dürfen. Um dieselbe Zeit kommt dessen Bruder Hans Heinrich v. Steinbach auf Kornhaus und Maschau — die eingezogene Fideicommißherrschaft Maschau wurde 1623 an Wilhelm Verdugo für 87000 Schock verkauft — um ebenfalls in Annaberg sein Exilium zu bauen, später erscheint daselbst nach manchen Irrfahrten auch noch Wenzel v. Steinbach auf Waltsch und Hans Heinrich v. Steinbach auf Gerthen. Weiter findet sich ein Bohuslaw Felix v. Bitzthum von Neu-Schönberg, Herr auf Brunnersdorf, Piegelberg und Mohr, dem es ebenfalls recht schlimm ergangen war. Obwohl er seit sechs Jahren, schreibt er, bettlägerig und krank sei, so daß er sich um weltliche Händel nicht habe kümmern können, so seien doch durch Soldaten seine Güter spoliirt, seine Priester ins Exil getrieben und seine Besitzungen eingezogen worden, weil er bis an sein letztes Ende mit Gottes Hilfe bei der unveränderten augsburgischen Confession zu bleiben gedächte. Da es nicht unvortheilhaft war, wenn sich solche Leute, die doch noch einen Theil ihres Vermögens über die Grenze gerettet hatten, nach dem Kurfürstenthume wendeten, so erhalten sie natürlich die Erlaubniß, sich in Annaberg niederlassen zu dürfen. Von den übrigen adligen Exulanten in Annaberg seien noch genannt: Watzlaw Sahrer v. Sahra,

*) In der Morgenausgabe des Leipziger Tageblattes, Montag, den 17. April 1899, Nr. 192, findet sich ein Artikel: „Die Einwanderung böhmischer Protestanten in Sachsen“. Darin ist ohne Angabe der Quelle meine 1893 im III. Jahrbuche des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgegend veröffentlichte Abhandlung: „Einwanderung böhmischer Protestanten in das obere Erzgebirge zur Zeit der Gegenreformation“ in dreistester Weise benutzt worden. An etwa 30 Stellen hat der ungenannte Verfasser jenes Tageblatt-Artikels meine Arbeit entweder wörtlich ausgeschrieben oder so verwendet, daß die Quelle ohne Weiteres ersichtlich ist. Es genügt mir vor der Hand, auf dieses Gebaren hinzuweisen.

Dr. Bernhard Wolf.

Wilhelm der Jüngere Tuppauer v. Tuppau, Capler v. Solowitz, Katharina v. Scherotin, geb. v. Hassenstein und Lobkowitz, Elisabeth Schlickin, geb. Burggräfin zu Dohna, Weißkirchen und Hauenstein, Dorothea Preinsoffski, geb. v. Commaro, Sidonie, geb. Gräfin von Lobkowitz und Hassenstein, die 1632 die Retterin der Stadt aus schwerer Drangsal werden sollte, Eva Steinpachin v. Steinpach, Elisabeth Sahrerin v. Sahr, geb. Vitzthumin u. A. (Ausführliche Exulantenverzeichnisse in meiner Abhandlung: Einwanderung böhmischer Protestanten in das obere Erzgebirge zur Zeit der Gegenreformation. Mittheilungen des Vereins für Geschichte von Annaberg und Umgegend. III. Jahrbuch.) Auch vertriebene Geistliche flohen nach Annaberg, so Philippus Mocha, Exul Christi, gewesener Pfarrer zu Huschsa, Adamus Zephelius, gewesener Pfarrer zu Sahra, Johann Agricola, vertriebener Pfarrer aus Böhmen, Valentin Lehmann, vertriebener Pastor aus dem Joachimsthal. Im Jahre 1626 mehrten sich die Bedrückungen der Protestanten, und größere Schaaren verlassen infolge dessen ihre Heimath, um jenseits der Grenze ihrem „allein seligmachenden Glauben" leben zu können. Ueber die Gewaltmittel, welche die Bekehrungscommissionen den Standhaften gegenüber anwendeten, über die furchtbare Gewissensnoth, in die diese Unglücklichen geriethen, giebt uns ein Brief Aufschluß, den am 8. Januar 1626 verschiedene protestantische Bewohner der Stadt Kaaden an den Kurfürsten richten. Kaaden gehört mit Elbogen zu denjenigen Städten Nordböhmens, wo das Evangelium sehr frühzeitig Eingang gefunden hatte. Schon 1524 hatte diese Stadtgemeinde ihren Gottesdienst nach evangelischen Grundsätzen eingerichtet; wegen ihres unverfälschten „bestialischen" Lutherthums war sie dem Nuntius Vergerius widerwärtig. Es ist daher nur erklärlich, wenn die Kaadener besonderen Bekennermuth zeigten und lieber Alles preisgaben, um nur nicht gezwungen zu werden, zur katholischen Lehre zurückzukehren. Das fragliche Schreiben hat folgenden Wortlaut: Gnädigster Kurfürst und Herr. Was für große Bedrängniß und fast unerträgliche Beschwerung nun etliche Jahre her wie insgemein die ganze Krone Böhmen als in Sonderheit auch die Stadt Kaaden und deren Einwohner, bevoraus aber die öffentlichen Bekenner der rechten evangelischen Lehre erdulden und ausstehen müssen, sogar daß ihnen auch das exercitium religionis gänzlich gelegt, daneben eine Garnison über die andere zu unterhalten, dazu eine Contribution über die andere abzutragen, einquartiert und auferlegt worden, also daß dadurch ihr bestes Vermögen zerronnen und aufgegangen, das ist nicht allein Alles landkundig, sondern wir haben uns auch alles unterthänigsten Gehorsams und getreuen Devotion gegen unsern gnädigsten König und Herrn accommodirt und erzeiget, hätten es auch mit endlicher Zusetzung unsers ganzen Vermögens ferner leisten wollen, wenn uns nur blos unsere Gewissen der Religion wegen unbedrängt und nachgelassen worden wären. Aber Gott und Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht sei schmerzlich geklaget, daß vor wenigen Tagen etliche 100 Soldaten aus dem kaiserlich Breunerischen Regimente neben dero Obersten und Befehlshabern nach Brüx angelanget, mit dem Befehl, die Städte und lutherischen Einwohner zur Annahme der päpstischen Religion zu zwingen; inmaßen sie solches auch so bald mit Gewalt effectuiret, diejenigen, so sich nicht mit der Flucht salviret und von Stund an nicht übertreten wollen, mit Soldaten beleget, in Arrest und Verhaftung genommen und also äußerste Zwangsmittel gebrauchet, sie dadurch zum Abfall zu bringen. Und dergleichen Post ist auch nicht allein vorige Tage nach Kaaden gekommen, sondern auch der lutherischen Bürgerschaft durch den Rath deswegen Befehl gethan worden, sich dermaßen gefaßt zu halten, damit so bald zu Ankunft der Commissarien sie die lutherische Religion verlassen oder gewarten sollen, welcher Gestalt sie zur Annahme ihrer katholischen Religion gebracht werden würden. Ja, obgleich von da etliche Bürger nach Brüx abgefertigt worden, bei den Commissarien und Befehlshabern nur um einen geringen Ausstand zu bitten, so hat man sie doch, nachdem sie zwei Tage vergebens aufgewartet, mit abschläglicher Resolution, und daß man in continenti übertreten sollte, zurückgeschickt, ihnen auch von Stund an Commissarien neben den Soldaten zur Execution folgen lassen, über welchen Schrecken und weil wir lieber Hab und Gut verlieren, denn durch solchen Zwang uns zum Abfall zwingen und unsere Gewissen beschweren lassen wollen, wir neben etlichen der Unsrigen unsere Häuser, Hab und Gut verlassen, mit Weib und Kind, auch theils mit unseren verpflegten Mündlein und Waisen, fast mit Leibes- und Lebensgefahr in dem neulichst vergangenen erschrecklichen großen Winde, Kälte und Schnee, die Flucht und das Exilium an die Hand genommen, theils nach St. Annaberg, theils nach dem Marienberge uns salviret. Wir sind auch der Gedanken, es werden uns noch viel frommer, treuer Herzen gefolget sein und um der Seelen willen das Zeitliche verlassen haben, wenn ihnen nur Zeit zu gewinnen möglich gewesen, sintemalen, wie wir leider mit Schrecken erfahren, auch aus christlicher Condolenz mit bitteren Zähren beweinen müssen, daß, sobald die Commissarien neben den Soldaten nach Kaaden gekommen, man die Thore gesperret, die lutherischen Bürger vorgefordert, in continenti zu communiciren und Beichtzettel zu lösen ihnen auferleget; denen, so sich dessen geweigert, alsbald Soldaten in die Häuser geführet, ihnen nicht allein das Ihre gesperret, diejenigen, so entweichen wollten, neben den Ihrigen mit Gewalt wieder zurückgetrieben, sondern auch mit solcher Bedrängniß wider sie procediret, daß ihrer viele, so schwachgläubig, alsbald deficirt, weil man niemand von dannen lässet, die Thore schließt und bewachet und solch Elend darin stiftet, daß davon nicht zu sagen. Zu welcher Defection dann nicht wenig verhilft, daß man die armen blöden Leute bedrohet, als würden sie weder in E. K. D. Lande, noch bei anderen Potentaten einiges Unterkommen haben. Wir wollen jetzt davon schweigen, daß, wenn man die armen Leute zum Abfall gezwungen, man ihnen Reverse abnöthiget, als hätten sie die Religion freiwillig geändert, dadurch sich dann bei etlichen allbereits Verzweiflung, bei etlichen Wahnwitz und solch Elend und Jammer ereignet, daß es Gott im Himmel erbarmen möchte. [Ein solcher Revers lautete: Ich . . . bekenne vor Gott und der heiligen Jungfrau Maria und allen Heiligen, daß ich heute ungezwungen, ungedrungen, freiwillig, von Grund meines Herzens zu der alleinseligmachenden, uralten, römischen, katholischen Religion bin gekommen, gelobe, schwöre und zusage, auch mit aufgereckten Fingern, dabei standhaftig bis an mein letztes Ende zu bleiben. So wahr mir Gott helfe und die heilige Jungfrau Maria und alle Heiligen!] Wann dann wir armen Leute aus keiner anderen Ursache, denn aus schuldiger Pflicht und Treue gegen Gott und sein Wort und blos und allein, um unsere Seelen und deren Seligkeit zu retten, uns mit Verlassung all des Unsern salvirt, in diesem unseren Elende und Exilio auch an keinem anderen Orte denn zu E. K. D. als einem gottlob erlauchten, christlichen, recht evangelischen und beständigen Kurfürsten, in Dero Lande unsre Zuflucht zu nehmen wissen, auch gewiß hoffen, Gott werde E. K. D. Herz erleuchten, daß Dieselbe gleich den unsterblichen Exempeln derer löblichen Vorfahren uns armen Exulibus in Dero Landen Unterkommen, Schutz, Hilfe und Protection widerfahren lassen werden, zumal weil etliche unter uns E. K. D. Landeskinder und unser Erbtheil aus diesen Landen nach Böhmen gewendet, theils mit E. K. D. Landeskindern uns durch Heirathen befreundet, als bitten E. K. D. wir für uns, unsere Weiber, Kinder und Mündlein, ja unsere Mitnachbarn, die allbereits mit uns exulirt oder ferner folgen möchten, unterthänigst und um Gottes willen, Dieselbe geruhe gnädigst, uns in Dero Gnade und Protection aufzunehmen und den beiden Räthen der Stadt St. Anna- und Marienberg, als welche auf solchen Fall und E. K. D. ertheilten gnädigsten Consens und Befehl uns herzlich gern aufnehmen und behalten wollen, gnädigst anzubefehlen, daß wir, welche allbereit an beniemten Orten eingetheilt sind, neben denen, so inmittels gefolget und sich losgewirket, in genannten Städten ruhig verbleiben, wider Unbilligkeit und unbefugte Gewalt gnädigst geschützt, auch zu unseren und der Unseren Unterhalt, doch um billige Bezahlung, milde Hilfe und Vorschub geleistet werden möge, ungezweifelt, wie E. K. D. dadurch dem allmächtigen Gott seine arme Kirche erhalten und fördern helfen, also werde seine Allmacht E. K. D. und Dero ganzem kurfürstlichen Hause solches mit Segnung, Erhöhung und Vermehrung von Dero Land und Leuten reichlich vergelten. — Ein Commentar zu diesem Bittgesuche ist überflüssig, es spricht für sich selbst. Der Kurfürst hatte gegen die Aufnahme der Unglücklichen nichts einzuwenden, nur verlangt er von den Räthen der betreffenden Städte, zur Vermeidung von Aergerniß gute Achtung darauf zu geben, daß sich nicht etwa Leute „so widriger Religion" mit einschlichen. Diese Bemerkung kann sich nur auf die Reformirten beziehen, von denen der unter dem Einflusse seines fanatischen Hofpredigers Hoe v. Hohenegg stehende Johann Georg nichts wissen wollte. Wie viel Exulanten sich damals nach Annaberg wendeten, läßt sich nicht angeben, ein genaues Verzeichniß haben wir erst wieder aus dem Ende des Jahres 1636, das etwa 260 Personen aufweist. Wenn man in

Betracht zieht, daß sich nach einem Berichte des Pirnaer Rathes Anfang 1629 (Hauptstaatsarchiv) in und vor der Stadt Pirna nicht weniger als 2123 Exulanten aufhielten, so erscheint die Zahl der nach Annaberg Eingewanderten ziemlich gering. Das hat aber seinen Grund darin, daß die Stadt 1604 und 1630 von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht wurde, denen der größte Theil der bewohnten Gebäude zum Opfer fiel, und daß infolge der unruhigen Zeiten und der Armuth der Bewohner der Wiederaufbau der Häuser nur langsam von Statten ging.

Dieselbe Erscheinung, die wir in Annaberg beobachtet haben, bietet sich auch in den umliegenden Städten, besonders in Buchholz, Marienberg und Jöhstadt; Oberwiesenthal kommt erst für eine spätere Zeit in Betracht. In der erstgenannten Stadt hatten Zuflucht gefunden Junker Hans Wilhelm Bohusch von Otteschütz nebst seiner adligen Hausehre Elisabeth geb. Steinbach von Stampach, Seltenreich, ein alter Edelmann aus Böhmen, Walf Bernhard v. Bitzthum, Eleonore Wresowzin geb. v. Bitzthum, von Neu-Schönburg, ferner die Geistlichen Bartholomäus Pesoldus, Kaspar Ranzner, Albertus Leutenbeck, Johann Hauneberger, David Steinfeld, Kaspar Prätorius, Joachim Seltinger, außerdem noch gegen Hundert andere Exulanten der verschiedensten Lebensstellungen, darunter, ebenso wie in Annaberg, mehrere alleinstehende Frauen. Auch Marienberg nahm eine ganze Anzahl Vertriebener auf; nach dem Verzeichniß vom December 1636 mögen es etwa 75 Personen gewesen sein, die zum größeren Theile aus Görkau, Komotau und Saaz, theils aber auch aus weiterer Ferne, aus Mähren und Oesterreich, gekommen waren. Von Adligen begegnen uns da Hans Georg Steinbach v. Stampach, in dessen Besitze sich der Hirschstein, ein Vorwerk in der Nähe der Stadt, befand, Johann Heinrich und Zdießlaw (Edeslaw) Stampach v. Stampach, der später die Rittergüter Tannenberg und Geyersberg erwarb, ferner Wilhelm der Jüngere Tuppauer v. Tuppauen, dem nach seinem Marienberger Aufenthalte Annaberg eine neue Heimath wurde. Ob auch Sebastian von Sahre, Paul von Wizesowitz und Adam Ferdinand von Udritz dem Adelstande angehörten, entzieht sich meiner Kenntniß. Ebenfalls nach Marienberg hatte sich gewendet Hr. Johann Tittelbach, gewesener Seelsorger zu Steinbach in Oesterreich. Während die Stadt Wolkenstein von Exulanten fast gar nicht aufgesucht wurde, finden wir deren im früheren Amte Wolkenstein eine ganze Anzahl, so in den Dörfern Arnsfeld, Satzung und Steinbach, besonders aber in dem der Grenze ganz nahe gelegenen Jöhstadt. Hierhin wendeten sich hauptsächlich die aus Preßnitz und Umgegend Vertriebenen, im Ganzen vielleicht 75 Personen, darunter wieder auffällig viele Frauen. Einige dieser Exulanten hatten sich 1636 bereits angekauft. (Ausführliche Exulantenverzeichnisse in meiner Abhandlung S. 47 ff.) Mit den Bewohnern der Bergstädte, in Betracht kommen Gottesgab, Abertham, Bäringen, Platten, besonders aber Joachimsthal, waren die Bekehrungscommissare bis zum Jahre 1650 ziemlich glimpflich verfahren. Das mochte einestheils in der etwas abgeschiedenen Lage der betreffenden Orte seinen Grund haben, anderntheils gebot einfach die Rücksicht auf den Bergbau ein weniger strenges Vorgehen und schließlich konnten auch die wiederholten Vorstellungen des sächsischen Kurfürsten, der Antheil hatte an den Erträgnissen der Bergwerke zu Gottesgab, Platten und Joachimsthal, am kaiserl. Hofe nicht ganz ohne Eindruck bleiben. An Bekehrungsversuchen hat es natürlich auch hier, ich beschränke mich auf Joachimsthal, als die bedeutendste der Bergstädte, nicht gefehlt, doch blieb der erwartete Erfolg zunächst völlig aus. 1624 erfolgte das Verbot der Ausübung des protestantischen Gottesdienstes, die Kirche wurde den Katholiken ausgeliefert, womit natürlich die Thätigkeit der evangelischen Geistlichen aufhörte. Fünf Jahre später wurde der Versuch der Rekatholisirung erneuert und mit militärischer Hilfe ein katholischer Prediger, „ein papistischer Clamant“, eingesetzt. Zwar nöthigten die Joachimsthaler die Bekehrungscommissare und Soldaten durch einen Aufstand, die Stadt zu verlassen, doch muß der katholische Priester bald wieder zurückgekehrt sein. Die nächsten Jahre vergingen, ohne daß die Bewohner der Bergstädte wesentlich bedrückt worden wären, der Protestantismus erlitt daher auch keine Einbuße. Nach einem Bittgesuche der Joachimsthaler an den Kurfürsten um Verwendung beim Kaiser vom 27. October 1649 zählte die Stadt mit dem Priester nur zwanzig Katholiken, dagegen über 2000 Protestanten. (Hauptstaatsarchiv.) Mit dem Jahre 1650 änderten sich aber die Verhältnisse von Grund aus, es begann nun auch für die Bergstädte eine Leidenszeit schlimmster Art. Durch Bekanntmachungen von der Kanzel herab und durch Anschläge wurden die Evangelischen aufgefordert, binnen vierzehn Tagen katholisch zu werden oder mit ledigen Händen Stadt und Land zu verlassen. Vier Compagnien Lakronischer Dragoner, die also die Rolle „der Seligmacher“ spielten, gaben den kaiserl. Befehlen den nöthigen Nachdruck. Die flehentlichen Bitten der Bewohner, sie bei ihrem Glauben zu belassen, blieben ohne jeden Eindruck; sie wurden bedeutet, der Kaiser (Ferdinand III.) wolle lieber ein verwüstetes denn ein ketzerisches Land, und wenn die Bergwerke gleich noch so gut wären, so achte er dasselbe nicht, sondern er wolle die Ketzer ausgerottet wissen. Nichts half den Unglücklichen der Hinweis darauf, daß die Joachimsthaler Protestanten sich ihre Kirche aus dem von Gott bescheerten reichen Bergsegen selbst erbaut hätten, nichts die Bemerkung, daß ja auch das ganz ungläubige und aller Christenheit widrige Judenvolk mit großer Anzahl im Königreich Böhmen unreformirt gelitten und gelassen werde: man drohte nur mit schärferen Maßregeln. In dieser furchtbaren Gewissensangst erklärte sich denn ein Theil der Bewohnerschaft bereit, katholisch zu werden oder sich in der katholischen Lehre unterweisen zu lassen, ein großer Theil aber blieb standhaft, verließ Haus und Hof, Hab und Gut, Verwandte und Freunde und wanderte nach Sachsen, in der Hauptsache nach dem nahe gelegenen Oberwiesenthal, wo sie bisher schon regelmäßig dem protestantischen Gottesdienste beigewohnt hatten. Ueber die Zahl der Ausgewanderten sind wir nicht genau unterrichtet; nach einer mündlichen Mittheilung, die der Bürgermeister von Joachimsthal an den Annaberger Rath gelangen ließ, sollen „um standhafter Bekenntniß der alleinseligmachenden Religion willen an die zweitausend Seelen entwichen“ sein. Etwa 380 fanden in Oberwiesenthal Aufnahme, gegen 90 in Annaberg und Buchholz. In der Regel wanderten ganze Familien aus, doch finden sich auch hier zahlreiche einzelne Frauen, die um ihres evangelischen Glaubens willen zum Wanderstabe griffen. Der Kurfürst von Sachsen nahm sich auch dieser unglücklichen Glaubensgenossen in der liebevollsten Weise an; der Amtshauptmann Wagner und der Schösser Person erhalten die Anweisung, die armen Exulanten allenthalben aufzunehmen und ihnen, wenn sie sich der schuldigen Gebühr bezeigten, allen Schutz zu gewähren; nur möchten sich die Vertriebenen nicht zu nahe an der Grenze und auch nicht zu viele an einem Orte niederlassen. Mit dieser letzten Austreibung der Evangelischen war das Werk der Gegenreformation im Großen und Ganzen abgeschlossen, Böhmen war, wenigstens äußerlich, wieder ein katholisches Land. Es ist leicht erklärlich, daß die aus Böhmen Auswandernden bestrebt waren, auch in der Fremde ihre bisherige Gemeinschaft weiter zu pflegen. Daher sehen wir an den verschiedensten Stellen Kursachsens theils neue Ortstheile, theils ganz neue Niederlassungen entstehen, deren Bewohner in der Regel aus mehreren nicht weit von einander entfernt liegenden Ortschaften stammten. Für das obere Erzgebirge kommt, ganz abgesehen von der 1654 von Exulanten aus Platten, Abertham, Bäringen u. a. O. gegründeten Johann-Georgenstadt, besonders die Olbernhauer und Annaberger Gegend in Betracht. Dort erhoben sich als neue Niederlassungen auf dem Gebiete des damaligen Oberberghauptmanns Kaspar v. Schönberg die Dörfer Ober-, Nieder- und Klein-Neu-Schönberg, ferner Deutsch-Katharinenberg, Deutsch-Neudorf, Deutsch-Einsiedel. In der Umgegend von Annaberg können wir ganz dieselbe Beobachtung machen. Hier ist es besonders der Strich von Bärenstein bis Oberwiesenthal längs der Grenze, der von den Vertriebenen zu neuen Niederlassungen ins Auge gefaßt wurde. Bärenstein selbst erhielt zu Beginn der fünfziger Jahre so zahlreiche Einwanderer, daß ihnen der Annaberger Rath, dem das Dorf gehörte, Bauplätze und Feld anweisen ließ. Bald verschritt man auch zum Bau von Kirche und Schule, doch waren die Vermögensverhältnisse der Bewohner so mißlich, daß sie beim Kurfürsten um Erlaß der Brausteuer auf mehrere Jahre nachsuchten. In nächster Nähe von Bärenstein entstand ein ganz neuer Ort, der Stahlberg, von vertriebenen Weiperter Protestanten angelegt. Die Ansiedler, die im April 1677 etwa zwanzig Häuser errichtet hatten, „an der äußersten böhmischen Grenze, an einem sehr kalten, unfruchtbaren und nivosen Orte gelegen, da nichts von Getreide als nur ein wenig Hafer wächst, der doch gar selten reift oder von wilden Thieren weggefressen wird“, bitten den Kurfürsten, ihnen die Errichtung eines eigenen Brauhauses zu gestatten; sie müßten das Bier zu hohem Preise von weither auf ungangbaren und morastigen Holzwegen herbeischaffen, wodurch ihnen große Be-

schwerlichkeit erwachse. Auf Betreiben des Annaberges Rathes wurden die Stahlberger zwar mit ihrem Gesuche abgewiesen, aber trotzdem kommen sie sehr bald, September 1679, mit einer anderen, viel weiter gehenden Bitte: der Kurfürst möge ihnen die Stadtgerechtigkeit neben darin begriffenen Immunitäten, Gerechtigkeiten und Freiheiten, besonders dem Privilegio, allerlei bürgerliche Nahrung und Handwerk zu treiben, gnädigst ertheilen. Hiergegen wurde aber von den umliegenden Gemeinden, zu allermeist von Annaberg, ein so energischer Einspruch erhoben, daß die ganze Sache im Sande verlief. Neben Stahlberg erscheint auch Niederschlag als Exulantengründung, vor allen Dingen aber Hammer-Unterwiesenthal. Im Juli 1656 wendeten sich nämlich zahlreiche böhmische Protestanten aus Schmiedeberg, Stolzenhahn, Joachimsthal, Böhmisch-Wiesenthal und verschiedenen anderen Orten jenes Theiles des Gebirges, die theils zur Auswanderung entschlossen waren, theils sich schon in Sachsen niedergelassen hatten, im Ganzen 335 Seelen, an Johann Georg mit der Bitte, beim Rothen Hammer, zwischen der rothen und weißen Sehma, einen Flecken anlegen zu dürfen. Ihrem Vorhaben wurden von den Wiesenthalern die erdenklichsten Schwierigkeiten bereitet, weil sie dadurch nicht unbeträchtlichen Schaden zu erleiden fürchteten. Die sächsischen Beamten dagegen, der Oberforstmeister v. Carlowitz, der Hauptmann Wagner und der Schösser Person, deren Gutachten der Kurfürst eingefordert hatte, stellten sich auf die Seite der Petenten, und so dürfte Ende der fünfziger Jahre, jedenfalls aber nicht früher als 1657, die Gründung des Fleckens Hammer-Unterwiesenthal erfolgt sein. Was schließlich die Aufnahme betrifft, die die Exulanten in Kursachsen fanden, so ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß Johann Georg der Erste den Unglücklichen überaus wohlwollend gegenüber stand und ihnen in jeder Hinsicht Vorschub leistete. Mag ihn zunächst wohl das Mitleid mit den bedrängten Glaubensgenossen zu diesem Verhalten bestimmt haben, so veranlaßte ihn gewiß nicht weniger dazu die Rücksicht auf den großen Vortheil, der seinem Lande aus der Einwanderung so tüchtiger charakterfester Leute erwachsen mußte. Denn die durch Krieg und Krankheit arg mitgenommene Bevölkerung wurde auf diese Weise wieder ergänzt, die Steuerkraft des Landes hob sich, besonders da in der ersten Zeit der Gegenreformation die Auswandernden nicht mit leeren Händen kamen; betrug doch beispielsweise das Vermögen der Anna v. Stampach, das ihre Verwandten nach Annaberg gerettet und dort niedergelegt hatten, nicht weniger als 60 000 Thaler. Auch die Bewohner der einzelnen Orte brachten den unglücklichen Glaubensgenossen anfangs entschieden große Theilnahme entgegen. Freilich änderten sich die Verhältnisse im Laufe der Zeit etwas, als die Zahl der Exulanten zu ungeahnter Höhe stieg und diese selbstverständlich auch ihrerseits mit Ansprüchen hervortraten, wodurch sich besonders die Gewerbetreibenden beeinträchtigt fühlten. Ueber eine Ausnutzung der Vertriebenen durch die Eingeborenen hören wir nur einmal klagen, insofern nämlich, als den Wiesenthalern der Vorwurf gemacht wird, sie hätten von etlichen armen Exulanten jüdische Hauszinsen erpreßt und ihnen, wenn sie sich dagegen gerührt, die Miethe aufgekündigt. Während in Kursachsen sich schon während der Schrecken des dreißigjährigen Krieges wieder allenthalben frisches Leben regt, tritt uns in Böhmen eine geradezu trostlose Oede entgegen. Das Land ist nur noch spärlich bevölkert; von ungefähr vier Millionen Einwohnern vor dem großen Kriege sind nur etwa noch 800 000 vorhanden, ganze Ortschaften sind entvölkert, zahllose Häuser stehen leer und verlassen, ein großer Theil der Aecker liegt unbebaut; denn es fehlt an Leuten, die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Häuser und Aecker bieten die Gemeinden umsonst aus, um dadurch den gar merklichen Steuerausfall wenigstens einigermaßen zu decken. Noch viel schlimmer steht es auf geistigem Gebiete aus. Was in wissenschaftlicher Beziehung von einiger Bedeutung war, hatte, weil protestantisch, das Land verlassen, die gesammte nationale Bildung war vernichtet, die Prager Universität, einst die Zierde und vielbesuchte Pflegstätte der Wissenschaften, wurde den Jesuiten ausgeliefert, die jede Regung eines höheren Geisteslebens niederhielten. Nur sehr schwer hat sich Böhmen im Laufe der Zeit von den Folgen der Gegenreformation wieder erholt, ja die Spuren jener schrecklichen Zeit haben zum Theil sogar bis auf den heutigen Tag nicht ganz verwischt werden können.

Bücherbesprechungen.

— Der Anekdotenschatz oder Pillen gegen üble Laune und Langeweile. Gesammelt von Friedrich Kurzweil. Elfte, reichlich vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage von Hieronymus Jobs. Wien, Pest, Leipzig, Verlag von A. Hartleben. Preis 1 fl. = 1 ℳ 80 ₰, gebunden 1 fl. 50 kr. = 2 ℳ 70 ₰. — Nicht gerade die bedeutsamste und hervorragendste, aber doch immerhin auch eine für die Unterhaltung schätzenswerthe Gabe ist die Fähigkeit, lustige Geschichten und Anekdoten zu erzählen. Manche Leute haben für derlei Dinge ein geradezu staunenswerthes Gedächtniß. Wer sich nun aber dessen nicht rühmen kann und doch gern den angenehmen Gesellschafter spielt, dem mag mit einer Sammlung wie der vorliegenden gedient sein. Ihr Hauptvorzug ist die Reichhaltigkeit; sie zählt 1104 Nummern. Natürlich sind die Witze nicht alle erster oder auch nur zweiter Güte; indessen die dritte Güte hat ja schließlich auch ihr Publicum. Entschieden zu tadeln ist die Aufnahme von Späßen, die nicht weit von der Zote entfernt sind, z. B. Nr. 7, 8, 10, 115, 355, 718, 740, 744, 800 u. a. Diese Sorte durch den Druck zu verbreiten, liegt kein Bedürfniß vor, sie machen sich ohnehin breit genug; davon mußte ich mich erst kürzlich im Eisenbahnwagen zu meinem Verdrusse überzeugen. R. B.

— Nacht. Sonette von Stephan Ervésy. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner u. Pfeiffer, 1899. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Stephan Ervésy macht das alte bekannte Wort: „Die Nacht ist keines Menschen Freund" zu Schanden. Denn ihm gestaltet sich aus den grauen Schleiern der Dunkelheit Bild auf Bild, und in dem rhythmischen Flusse der Jamben zeichnet er uns die Fülle seiner Gesichte. Wir blicken an seiner Seite vom Bord des Dampfers hinab in die von dem bleichen Schimmer des Mondlichts übergossene Fluth, dann wieder klimmen wir, von den müden Gäulen eines Vetturino gezogen, durch einen Pinienwald am Bergabhange empor. In die vom elektrischen Glühlicht strahlend hell erleuchteten Spielsäle Monacos führt er uns, wo das Klirren der Goldstücke verführerisch uns an's Ohr schlägt, oder auf die Riesenbrücke, die den mächtigen Hudson mit weiten Bogen überspannt. Er hat ein offenes Ohr für die mancherlei geheimnißvollen Stimmen, die erwachen, sobald des Abendroths letzter Strahl am Himmel erlischt, für das Flüstern der Wellen im Ried, wie für das Rauschen des Laubes im Walde. Der plätschernde Brunnen erzählt ihm wundersame alte Mären, und die zirpende Grille wird ihm zum Spielmann für die Tänzer, die vor seinem träumenden Blicke fröhlich schwebend in dem Nebel der Wiese sich drehen. — Es hat ja zweifellos etwas Ermüdendes, immer und immer von der Nacht, ihren Wundern und Zaubern zu hören, und das stets in dem gleichen Versmaße, dem ohnehin etwas verkünstelten Reimgeschlinge des Sonetts. Aber es fehlt gleichwohl nicht an Abwechslung in dem Stimmungsgehalte dieser Nachtsonette. Freilich auch nicht an Dunkelheiten und gewaltsam geistreichen Wendungen. Man muß manches von den Sonetten ein paar Mal lesen, ehe man seinen Sinn ganz erfaßt. Lohnend ist es jedoch entschieden, den manchmal etwas krausen Gedankengängen des Nachtdichters zu folgen, und oft kann man sich auch an dem Schwunge seiner Sprache erfreuen. Ein Pröbchen, zugleich auch der ein wenig seltsamen Verhüllung des an sich klaren Gedankens (man sehe namentlich die letzten 3 Verse) mag folgendes Sonett abgeben (S. 9):

Vor den Wartesälen.

Leer ist der Bahnhof, dunkel Schwach nur blenden
Die Lichter, die im Streit sind mit der Nacht,
Unwirthlich starrt der Wölbung weite Pracht,
Die Schritte hallen wider von den Wänden.

Da dröhnt es fern ob schlafenden Geländen,
Dröhnt, naht und rollt, und, wie aus schwarzem Schacht,
Erbrausend, keuchend rasselt her die Macht,
Die auferstand, des Raumes Recht zu enden.

Wie zahm sie ward! Wie Mägde Kinder fahren,
So fördern hier von Welt zu Welt Dämonen
Das Menschlein her in bunten Exemplaren.

Das lernte stolz auf seinen Kissen thronen,
Ruhsam gewiegt, so lang sie Sitte wahren,
Gutmüthige, die ihren Säugling schonen.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 50. Donnerstag, den 27. April, Abends. 1899.

Der Kuckuck im Volksglauben.

Von Dr. Martin Bräß.

Keine Vogelstimme ist so volksthümlich, keine wird so allgemein abergläubischen Deutungen unterzogen, als die unseres Kuckucks. Jedermann ist der charakteristische Ruf bekannt, dem der meist unsichtbare, deshalb geheimnißvolle Vogel bei den verschiedensten Völkern seinen Namen verdankt. Im Französischen heißt der Kuckuck coucou, auf italienisch cucco oder coccolo, spanisch cucú, portugiesisch cuco; der Grieche nennt ihn κοῦκο, der Pole kukawka, der Serbe kukava, der Lithauer geguzē, der Magyare kakuk, der Römer sagte cuculus, der Altgrieche κόκκυξ u. s. w. Nicht deutsch also, nicht einmal indogermanisch ist der Name „Kuckuck", sondern rein menschlich: ein Kinderwort, das ewig frisch bleibt, das sich erneut mit jedem Frühjahre. Auch die veraltete Bezeichnung „Gauch" scheint dem Rufe entsprungen zu sein; sie ist aber in die Bewegung der Sprachentwickelung hineingezogen worden und enthält nur noch den Lautstoff der Vogelstimme, eingekleidet nach unseren Sprachgesetzen.[1]) Das starre Kinderwort hat den alten Namen besiegt. Kein Wunder, jedes Kind vermag die beiden Töne fis-d[2]) in Höhe und Klangfarbe nachzuahmen und manchen Hörer damit zu täuschen, wie es in einer Gellert'schen Fabel heißt: „Indem ließ sich der Kuckuck lustig hören. . . . Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren das schöne Kukuk zehnmal nach." Kein Vogelruf kommt der menschlichen Singstimme so nahe, daher hat man auch mit Recht unserem cuculus das Bestimmungswort canorus beigelegt. Das erste, durch den junggelaubten Wald schallende „Kuckuck" wirkt besonders tief auf jedes Gemüth, und mit Freuden wird dieser Ruf von Allen begrüßt als Frühlingsbotschaft.

„Kukuk! kukuk! ruft's in dem Wald;
Lasset uns singen,
Tanzen und springen:
Frühling, Frühling wird es nun bald!"

singen unsere Kleinen, und in einem alten Mailied (Uhland, Volksl. 114) heißt es: „Der Kuckuck mit seinm Schreien macht fröhlich jedermann." Er ist so recht der Lenzesbote geworden; „wann der gauch gucket" ist eine hergebrachte Redeweise in alten Rechtsformeln, den Beginn des Frühlings zu bezeichnen. Rührig treibt dann die Jugend den Winter hinaus:

„Winter ade! scheiden thut weh.
Wenn du nicht bald ziehst aus,
Lacht dich der Kuckuck aus.
Winter ade! scheiden thut weh."

Die allgemeine Freude ist so groß, daß hie und da in deutschen Landen, z. B. im ehemaligen Herzogthum Berg, noch vor Kurzem der Küster am Maitag den Ruf des Kuckucks auf der Orgel nachahmte[3]), ja in Lithauen wird noch jetzt zu Ehren unseres Vogels am 3. Tage nach Ostern ein Fest begangen; es versammelt sich die Jugend des Dorfes, singt verschiedene Lieder und führt den „Kuckuckstanz" (Giaguzy) auf, wobei das schönste Mädchen, dem man die Augen verbunden hat, als „Kuckuckskönigin" von allen Burschen umtanzt wird.[4]) Wie den Storch, der im Dorfe brütete, so betrachtete man nicht selten den Kuckuck, der sich im Gemeindeholze niedergelassen hatte, als zur Gemeinde gehörig und wünschte, er möge im Wettgesang den Nachbarkuckuck besiegen. Dabei ward er von den Bauern, ja, wie uns berichtet wird, sogar von Hochwürden unterstützt; so heißt es in einer alten Chronik, der Pfarrer von Wittershausen sei auf den Baum gestiegen und habe seinem „Guggengauch" geholfen zu „guggen" und so den von Bechingen überschrieen.[5])

Nach dem Volksglauben fängt der Kuckuck gewöhnlich bis zum 14. April zu rufen an, wenn das Siebengestirn aufhört zu leuchten, wenn der Hafer grün wird und die Bäume ausschlagen, daß er sich, wie der Bauer sagt, schon satt fressen kann am Erlenlaub. Eine alte Regel lautet:

„wann do kukuk räupt (ruft) ter rechten tît,
räupt he vêrtein dage vör Sünt vit" (St. Vitalis, 28. April).

In einigen Gegenden erwartet man den Kuckuck erst später, am Georgstage (24. April) oder gar erst auf Walpurgis (1. Mai). Dagegen soll er in Oberitalien schon am 8. April kommen. Ruft er am 8. oder 10. nicht, sagt der Bauer dort, so ist er gefangen im Zaun, kommt er am 20. nicht, so ist er gefangen im Korn, und kommt er am 30. nicht, so aß ihn der Hirt mit Polenta. Auch im Norden achtete man seit Alters auf den Ruf unseres Vogels, hieß doch der Monat des altnordischen Kalenders, welcher die Zeit vom 22. April bis 21. Mai unserer Kalenderrechnung einnimmt, der Gauksmonadr. In Norwegen wird der 2. Tag dieses Monats (23. April), ebenso der 10. (1. Mai) Gauksmess genannt, und noch jetzt befragen an diesem Tage Viele das Kuckucksorakel, wie in Dänemark am 25. April, dem 4. Tage des Kuckucksmonats, der auf den Kalenderrunenstäben mit einem Kuckuck bezeichnet war. Ja, die in Island sich niederlassenden Normannen waren so gewöhnt an das Kuckucksorakel, daß sie, da sie den Kuckuck nicht vorfanden, die Bekassine (Gallinago scolopacina Bp.), ihren Hrossagoukr, d. i. Rossekuckuck, befragten[6]). Noch heute lauschen die Isländer diesem Propheten, welcher hoch in der Luft mit zitternden Flügeln hin- und herschwebt und einen eigenthümlich wiehernden oder meckernden Ton erzeugt. Dies führt uns auf die Bedeutung unseres Kuckucks als Orakelthier. Der Glaube an die prophetische Gabe des Vogels scheint sehr alt zu sein; denn bei allen germanischen Stämmen, bei Slaven und Romanen begegnen wir demselben. Namentlich glaubt man, vom Kuckuck Aufschluß über die Dauer der Lebenszeit zu erhalten; so viele Mal der Vogel ruft, so viele Jahre hat der Frager noch zu leben. Schon Caspar Heisterbach wendet sich im Jahre 1221 mit Entrüstung gegen diesen allgemein geltenden Aberglauben. Im „Renner" heißt es:

„daz weiz der gouch, der im für wâr
hat gegutzet hundert jâr"

und nach dem couronnemens Rénart erzählt der Fuchs erfreut seinem Weibe, daß ihm der Kuckuck auf seine Frage: quans ans j'ai à vivre? noch 13 Lebensjahre prophezeit habe. Am bekanntesten aber dürfte aus dem 13. Jahrh. die Erzählung des Cäsarius von einem Mönch sein, der sich vom Gauch 22 Jahre weissagen ließ, infolge dessen er aus dem Kloster trat.[7]) Und wie ehedem, so befragen auch jetzt noch in allen deutschen Gauen die Jungen und Alten den klugen Vogel im Frühjahr, bis es einst von einem Jeden heißt: „Der wird den Kuckuck auch nicht mehr singen hören!" In Niedersachsen fragt man: „Kukuk van häven

---

[1]) Grimm, Deutsches Wörterbuch

[2]) Die Tonstufe des Kuckucksrufes ist übrigens nicht immer dieselbe; die größte ist die Quarte, die kleinste die große Secunde.

[3]) W. Mannhardt, Zeitschr. für deutsche Mythologie 3. Bd., S. 216.

[4]) K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon 2. Bd.

[5]) Zimm. chron. 2, 534.

[6]) Ersch u. Gruber, Allg. Encyklopädie d. Wissensch. u. Künste, Artikel Orakel.

[7]) W. Mannhardt, a. a. O. S. 234.

(Himmel), wa lange sall ik läven?", in Ostpreußen, ebenso in Anhalt: „Kukuksknecht — segg mi recht — segg mi wär — wevel jär — oek lewe warr?" In Thüringen heißt es: „Kuckuck überm Hügel (oder Hütt'l), Wann krieg' ich meinen Sterbekittel?" In Oberösterreich und manchen andern Gegenden wird der Kuckuck „Bäckerknecht" genannt; so rufen die Kinder: „Kuckuck, Kuckuck, Bäckerknecht — ei nun sag mir recht — wieviel Jahre ich leben soll!" — Die Sage, der Kuckuck sei ein verwandelter Bäcker oder auch Müller, ist weit verbreitet. Christus ging einst, so erzählt man sich, an einem Bäckerladen vorüber und bat den Besitzer um ein wenig Brod. Der Bäcker schlug die Bitte ab; da ward er zur Strafe in einen Kuckuck verwandelt. Seine mildherzige Frau aber, die dem Herrn heimlich ein Brod gab, ward mit ihren sechs Töchtern an den Himmel als Siebengestirn versetzt, das nun so lange am Firmament strahlt, als der Kuckuck nicht ruft. „Se leven as Kukuk un Sävenstirn" sagt man noch heute im Mecklenburgischen von uneinigen Eheleuten.[8]) Den Zusammenhang von Kuckuck und Bäcker beweist auch folgender Kinderreim aus Pommerellen: „Backe, Kuchchen backe! Eichen ist im Sacke, Mehlchen ist im Korbe, Kukuk ist gestorben. Wo solln wir ihn begraben? Hinter'm Kachelawen. Schub in den Ofen." Auch in dem bei uns in Sachsen allgemein bekannten Kinderreim: „Backe, backe Kuchen, Der Bäcker hat gerufen" ꝛc. ist der Bäcker, welcher „ruft", jedenfalls ursprünglich der Kuckuck. Als Bäcker weiß der Kuckuck auch den Preis des Getreides. Soviel mal er ruft, sagt man in Schwaben, soviel Gulden wird der Scheffel Korn kosten; hört man aber noch nach Johannis den Kuckucksruf, so kommt Theuerung und der Wein wird herbe.[9]) Will man hierin keine mythologische Beziehung erkennen, die jedenfalls unklar ist, so dürfte schon der Hinweis auf das fahle, gleichsam mit Mehl bestäubte Gefieder des Vogels zur Erklärung genügen, wie ja auch das scheckige Bunt seiner Unterseite in Bayern zu der Meinung Veranlassung gegeben: wer Sommersprossen hat, den habe der Kuckuck in's Gesicht gelacht;[10]) übrigens vermag er sein Danaergeschenk auch wieder zurückzunehmen: „Kukuk, ich hör' dich rufen, abwasche meine Sprußen!" singen die Kinder in Dessau. (Mannhardt a. a. O. S. 246.) Wünschen natürlich Alle, die den weissagenden Vogel nach ihrer Lebensdauer befragen, daß sein Ruf sich oft wiederhole, so sind nicht selten die erwachsenen Mädchen zufrieden, wenn er nur ein paarmal „kukukt"; denn sie fragen ihn oft: „Kuckucksknecht, sag mir recht, wie lang ich leben soll ohne Mann und ohne Kind, ohne Kuckucks Fingerring!" oder: „Kuckuck über'm Stock — wann krieg ich meinen Bratenrock?" (Brautrock). Wenn der Schelm aber mehr als zehnmal ruft, dann gilt die Prophezeiung nicht, dann sitzt er, sagen die heirathslustigen Mädchen, auf einem „närrischen" d. h. verzauberten Zweige, und scherzend rufen sie: „Kukuk, kuku — en Narr bist du!" In Goethe's Frühlingsorakel verkündet gleichfalls der prophetische Vogel dem verliebten Paar die nahende Hochzeit und die Zahl ihrer Kinder; denn auch nach dieser erkundigen sich schon die kleinen Schulmädchen mit derselben Naivetät, mit der sie das Orakel der Gänseblume darnach befragen. Ist so der Kuckuck im deutschen Volksglauben zumeist ein Verkünder des Glücks, so gilt er bei den Serben und Kleinrussen als Unglücksbote. Eine Serbin wird nie den Kuckuck ohne Thränen hören, zumal wenn ihr ein Bruder gestorben; denn sie meint, daß der Kuckuck ein Mädchen sei, welches um den verstorbenen Bruder soviel weinte, daß es verzaubert ward und nun eintönig sein Wehklagen durch die Luft schicke. „Armer Kuckuck!" ist bei den Serben eine sprichwörtliche Redensart. Auch in ruthenischen und lettischen Liedern prophezeit der Kuckuck Trauer und Bangigkeit, zuweilen jedoch auch Liebe und tiefe Wehmuth, wie sie jedes liebeglühende Herz erfassen soll.[11])

In Deutschland und Frankreich ist ferner der Glaube verbreitet, daß wer beim ersten Kuckucksruf Geld bei sich trägt, das ganze Jahr nicht Mangel leiden wird. In Westfalen heißt ein Spruch: „wei de Kukuk tom éisten Mal räupen hor, hadde Geld in der Taske, dann hadd e't ganze Joahr", und in Oberösterreich wie in Sachsen schüttelt man dann das Geld in der Hoffnung, es werde sich vermehren, ebenso im Böhmerwald, wo ein Jeder, wenn der Kuckuck während eines Hochzeitszugs ruft, in den Geldsack greift und die Baarschaft umrührt zum Zeichen, daß er der jungen Frau Vermehrung ihres Wohlstands von Herzen wünscht. Aber auch ohne Frühstück im Magen soll man den ersten Kuckuck nicht hören; sonst muß man das ganze Jahr hungern, ist untüchtig zur Arbeit und hat Unglück mit dem Vieh. Durch den Angang des Kuckucks läßt man sich nicht selten auch zu dieser oder jener Handlung bestimmen; so ruft „der Jäger aus Kurpfalz": „Jetzt reit' ich nimmer heim, bis daß der Kuckuck »kukuk« schreit." Auch auf die Himmelsgegend, aus welcher der Ruf schallt, hat man zu achten; es ist besser von West oder Ost die Stimme des Vogel zu hören, als von Norden her. Die serbischen Haiducken fürchten Unheil, wenn die kukavitza früh aus dem schwarzen Walde ruft, erhoffen aber Glück, wenn sie im grünen Laube sitzt. Hört man den ersten Kuckuck, so soll man die Erde ausgraben, auf welcher der rechte Fuß steht; wohin man sie streut, da werden keine Flöhe wachsen und was dergleichen Aberglauben mehr.[12]) Allgemein gilt der Kuckuck als unverletzlich; Strafe trifft den, der ihn tödtet. Nur in Griechenland und Italien wird der nützlichste unserer Vögel nicht geschont; man weiß seit Alters den zarten, angenehmen Geschmack der jungen Thiere zu schätzen; sie sind so fett wie Lerchen. Schon Aristoteles fand den Kuckuck sehr feist und wohlschmeckend, „da er von fremder Mutter erzogen sei"; Plinius urtheilt, daß ein Kuckucksbraten alles andere Geflügel an Wohlgeschmack übertreffe, und noch heute kommen allein nach Athen jährlich mehr als tausend Stück dieser Vögel auf den Markt.[13]) Wie den Juden das Kuckucksfleisch für unrein galt,[14]) so hält es auch unser Landmann für ekelhaft; denn, sagt er, der Kuckuck speit. „Kuckucksspeichel" wird ja die Schaumhülle gewisser Cicaden genannt, die im Frühjahr auf Weidenblättern oder auf dem Schaumkraut, „der Kuckuckskresse", häufig sind. Nur bei Krankheiten darf man sich des Kuckucks bedienen: man brennt ihn zu Asche als Mittel gegen Epilepsie oder näht den Vogel in einen Hasenbalg, um den Schlaf zu befördern, auch ist sein Koth, in Wein gekocht und getrunken, gut gegen den Biß wüthender Hunde (Geßner).

Die Volkslieder legen dem Kuckuck eine Persönlichkeit bei, die weit über das thierische Wesen hinausgeht: er hat ein Haus und „kukt zum Fenster aus", er spielt Versteckens, er schläft und lacht wie ein Mensch.[15]) Sehr häufig tritt er in Liedern und Redewendungen als Liebhaber auf, und zwar entsprechend der merkwürdigen, schon den Alten bekannten naturhistorischen Thatsache, daß er seine Eier in fremde Nester legt, zumeist als treuloser Gatte — „er ist ein rechter Kuckuck", sagt man von einem solchen — oder als unbequemer Nebenbuhler des Ehemanns — „Gugsch" nennt man in der Schweiz einen Ehebrecher. Im mittelalterlichen Latein aber hieß Ehebruch und Mädchenraub cucussus, cucuciatus und cucucia. Es ist nun merkwürdig, daß die Bezeichnung „Kuckuck", cocu (franz.) oder cuckoo (engl.) bald auf den betrogenen Ehemann, der doch die Rolle des Grasmückenhähnchens spielt, übertragen ward, also Hahnrei bedeutet, eine Verwechslung, die im 16. Jahrhundert stattfand etwa dadurch, daß man dem gefährdeten Ehemann, den man warnen wollte, zurief: kuck, kuck! (paß auf!).[16]) Ja selbst von den Kindern, die einem außerehelichen Verhältniß entsprossen sind, ward seit Alters der Ausdruck gebraucht; gouch oder gouchelin bedeutete in unserer Sprache ein außereheliches Kind oder ein Bastard,[17]) wie wir heute noch reden von einer „Kuckucksbrut"; „en Kukuksküken met in'n Kaup krigen" ist eine sprichwörtliche Redensart. Die Volkslieder wissen auch davon zu berichten, daß der Kuckuck viele Weiber besitze, 7, 10 oder 12. Unter diesen Umständen erscheint es merkwürdig, daß die Hochzeitsbitter z. B. im Schaumburgischen auf ihrem mit Bändern verzierten Stabe einen Kuckuck tragen. Natürlich soll damit nur die erwünschte Fruchtbarkeit der einzusegnenden Ehe angedeutet werden. Wer ein Kuckucksei oder

---

[8]) Karl Schiller, Zum Thier- und Kräuterbuche des mecklenburg. Volks. Schwerin 1861.

[9]) Geßner, Vogelbuch, Zürich 1582.

[10]) In Bayern u. Oesterreich heißen die Sommersprossen „Kukuksprecklein".

[11]) Wander, a. a. O.

[12]) Geßner, a. a. O.

[13]) Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer, Gotha 1856, S. 320.

[14]) 3. Mos., 11, 16 und 5. Mos. 14, 14.

[15]) Wenn sich der Kuckuck niedersetzt, so hängt er seinem Ruf ein gedämpftes Lachen an, und das Weibchen antwortet kicherud dem Rufe des Männchens, indem es die Silben kwickwickwick sehr schnell auf einander folgen läßt.

[16]) Grimm, a. a. O.

[17]) Vergl. Nibelungenlied, Lachmann 810.

nur eine Feder in der Tasche trägt, dessen Liebeswerbungen, sagt das Volk, kann Niemand widerstehen. Und wie der Kuckuck die Ehe segnet, so prophezeit sein Ruf auch ein fruchtbares Frühjahr, namentlich wenn er zu Mittag viel „lacht". Schon Hesiod lehrt, daß es, wenn der Vogel zum ersten Male kukukt, drei Tage hindurch ununterbrochen regne. Hört er schon zu Johannis (24. Juni), „wenn er dreimal satt Kirschen gegessen", zu rufen auf, so soll es zeitig im Herbst anfangen zu frieren; wenn er aber seine Stimme bis Peter und Paul erschallen läßt, so hofft man in Preußen wie in Skandinavien auf einen warmen Herbst, und in Krain sagt man: wie viel Tage nach Johannis der Kuckuck schreit, so viele Tage nach Michaelis kommt keine Kälte. Nur wenn der Kuckuck die Nähe der Häuser oder gar das Innere der Städte aufsucht, glaubt man ganz allgemein an Sturm, Mißwachs und Theuerung.

Undankbar nennt das Volk den Kuckuck; „da hast du Kuckucks Dank!" „Er ist ein undankbarer Kuckuck" sind sprichwörtliche Redensarten. Denn nicht nur drängt der junge Vogel seine Stiefgeschwister aus dem gemeinsamen Neste, nein er soll dieselben auch auffressen, ja herangewachsen, selbst seine Pflegemutter, die Grasmücke („Kuckucksamme") umbringen. Luther sagt: „Der Kuckuck hat die Art, daß er der Grasmücke ihre Eier aussäuft, und legt seine Eier dargegen in's Nest, daß sie die Grasmücke muß ausbrüten. Wenn die Jungen groß sind, ... werden sie aufsätzig und zuletzt fressen die jungen Kuckuck ihre Mutter, die Grasmücke .... Der Papst ist der Kuckuck, er frisset der Kirchen ihre Eier und sch.... dagegen eitel Cardinäl aus. Darnach so will er seine Mutter, die christliche Kirche fressen, darinnen er doch geboren und auferzogen ist."[18]) Und bei Ringwald (Laut. Wahrh. 30) heißt es:

„denn wo du wirst im Herzen dein
ein ehrvergeßner Kuckuck sein,
der, wenn er auferzogen ist,
sein herzgetreue Mutter frißt,
so wird an dir, das mag ich sagen,
Untreu sein eigen Herren schlagen."

Bis Johannis, fabelt das Volk, verzehrt der Kuckuck täglich einen Vogel; dann aber üben alle kleinen Vögel Rache, sie fallen über den verhaßten Frevler her, und jeder reißt ihm eine Feder aus. So flüchtet der Kuckuck, „wenn er den Wiesbaum fallen hört und das erste Mandel auf dem Kornacker sieht," in einen hohlen Baum oder zwischen Steine, wo er nun all' seine Federn verliert und in einen tiefen Schlaf verfällt, aus dem ihn erst die „Frühlingsnymphe" zu neuem Leben weckt. So die Einen; die Andern aber behaupten, aus dem Kuckuck werde im Herbst ein Sperber oder Habicht, und dieser verwandle sich im Frühjahr wieder in den Lenzesboten.[19]) So urtheilte man schon zu Aesop's Zeiten; auch Aristoteles erwähnt diesen Aberglauben, dem er jedoch mit ganzer Entschiedenheit entgegentritt; Plinius aber muß den großen Gelehrten mißverstanden haben, wenigstens berichtet er wieder: „Der Kuckuck entsteht aus einem Raubvogel." Damit war dieser Glaube gesichert für viele Jahrhunderte, und so erhielt er sich beim gemeinen Volk das ganze Mittelalter hindurch, ja selbst in unserer Zeit glauben noch manche Landleute allen Ernstes an das alte Märchen. Wer den Kuckuck und den Sperber kennt, wird über die Entstehung des sonderbaren Aberglaubens nicht in Zweifel sein. Es giebt, obgleich die Kuckucke unter sich, ebenso die Sperber sehr verschieden gefärbt sind, doch genug der ersteren, die ein durchaus sperberähnliches Gefieder zur Schau tragen und so sehr diesen kleinen Raubvögeln in Gestalt und Farbe gleichen, daß erst der Blick auf den Schnabel und die kleinen schwächlichen Füße mit der Wendezehe uns über die wahre Art des Vogels belehrt. Dazu ähnelt der schöne, gewandte Flug des Kuckucks dem des Sperbers und Thurmfalkens in hohem Grade, so daß der Unkundige unsern Vogel nur zu leicht in der Ferne mit den genannten Raubvögeln verwechselt, ein Irrthum, in dem vielleicht selbst kleine Vögel, wie Bachstelzen, Würger, Grasmücken u. a., befangen sind; wenigstens verfolgen sie zur Brutzeit den Kuckuck oft mit Geschrei, als sei es ein Sperber, wodurch die Verwechslung seitens eines Beobachters um so leichter herbeigeführt wird. Es ist ferner eine noch heute im Volke weitverbreitete Meinung, der Kuckuck habe einen behaarten Magen. Diese Ansicht ward bis in unser Jahrhundert sogar von Gelehrten vertreten, z. B. noch von H. Brehm[20]), bis endlich Nitzsch u. A. durch mikroskopische Untersuchungen endgiltig feststellten, daß die Haare des Kuckucksmagens fremde Gebilde seien, nämlich stachelige, mit Widerhaken versehene Raupenhaare, die sich in die Innenwand des Magens eingebohrt haben. Besonders dadurch, daß sie infolge der gleichmäßigen Bewegung des Magens bei der Verdauung eine ganz regelmäßige Lage zu bekommen scheinen, einen „Strich", wie er dem Pelze der Säugethiere eigenthümlich[21]), wird die Aehnlichkeit mit einem dichtbehaarten Fellchen so groß, daß sich selbst bedeutende Naturforscher täuschen ließen. — „Der guckuc rufft jm selbs den namen auss"; deshalb gilt er bei unserem Volk als Geck, und das Wort „Gauch" bedeutet geradezu eitler Thor, Narr. „Du nennst, Kuckuck, deinen Namen; dein Ausruf handelt nur von dir. In dieser Sorgfalt scheinst du mir beredten Männern nachzuahmen" (Hagedorn). Der Kuckuck ist dem Volke ein arger Stümper im Gesang, und so wird er gar oft in sprichwörtlichen Redensarten der Nachtigall, wohl auch der Lerche gegenübergestellt, „Es singt kein' Kuckuck oder Eul' wie eine Nachtigall"; „wenn der Kuckuck schweigt, beginnt die Lerche", d. h. wenn die Schwätzer aufhören, reden die Verständigen; ebenso: „wenn Kuckuck und Esel singen, muß die Nachtigall schweigen". „Wo die Lerche ist," sagt Luther in den Tischreden, „da ist der Kuckuck auch. Denn er meinet, er könne tausendmal besser singen, denn die Lerche." Auch als Gegensatz zum Adler tritt der Kuckuck auf; so wird in einem Volksliede aus der Zeit der Befreiungskriege Napoleon mit den Worten verspottet: „Du jetzt kein Adler nicht mehr bist, Du bist jetzt ein Kuku!" Auch nannte man früher in Bayern die preußischen Groschen mit dem Adler scherzend „guckozergroschen". Auch mit dem Wiedehopf (Upupa epops) hat das Volk bekanntlich den Kuckuck zusammengebracht. „Kuckucksküster", „Kuckuckslaquai" oder „Kuckucksknecht" wird der Wiedehopf genannt. Er gilt als Quartiermacher des Kuckucks, weil er, etwa vierzehn Tage vor diesem eintreffend, mit seinem kuckucksähnlichen „Upupup" die Ankunft seines Herrn verkündet. Auch der Ruf des Wiedehopfs macht ganz den Eindruck der menschlichen Stimme und ist leicht täuschend nachzuahmen; er besitzt Höhe und Tempo des Kuckucksrufes, auch dessen Klangfarbe, nur daß er noch ein wenig gedämpfter erscheint.[22]) Kein Zweifel, wie die Aehnlichkeit der äußeren Erscheinung das Volk veranlaßte, Kuckuck und Sperber mit einander in Beziehung zu setzen, so ist es die verwandte Stimme gewesen, die zum Bindeglied zwischen unserem Vogel und dem Wiedehopf ward. In seinem bekannten „Rheinweinlied" singt Claudius vom Blocksberg: „D'rum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster auf ihm die kreuz und quer." Gemeint ist der Teufel und sein Anhang. Hinter der Kuckucksmaske verbirgt sich immer der Höllenfürst. Als Teufel tritt unser Vogel in einer geradezu unzähligen Menge sprichwörtlicher Redensarten auf. Wie „Donner" oder „Geier" ist das Wort „Kuckuck" eine Glimpfform geworden bei Ausrufen, Betheuerungen, Verwünschungen, um etwas zu bezeichnen, das man wie Gott, Jesus, Teufel nicht aussprechen will. Nur einige dieser Redensarten seien angeführt: Das weiß der Kuckuck! (d. i. einer, der mehr weiß als ein Mensch.) Zum Kuckuck! Daß dich der Kuckuck hole! Man möchte des Kuckucks werden! Das ist zum Kuckuck! (d. h. der Teufel hat's geholt!) Das mag der Kuckuck glauben, ich nicht! Das wäre der Kuckuck! Ei der Kuckuck! Geh zum Kuckuck! Es ist, als ob der Kuckuck los wäre! (Der Teufel treibt sein Spiel!) Potz Kuckuck! Da muß der Kuckuck drin sitzen! Ei, so schlag der Kuckuck drein![23]) In des Kuckucks Namen! u. v. a. Diese Ausdrücke beweisen auf's Deutlichste, daß dem Kuckuck einst eine übersinnliche, eine göttliche Bedeutung beiwohnte, die vielleicht und wahrscheinlich durch den Einfluß des Christenthums in eine teuflische umgewandelt ward, wie es wohl auch dem Kiebitz erging, der bisweilen die Stelle des Kuckucks vertritt. W. Mannhardt neigt zu der Meinung, daß ein Verhältniß des Kuckucks zu Donar bestanden habe; vielleicht daß ihm

[18]) K. E. Förstemann, Dr. Martin Luther's Tischreden, XXVII, 52, vergl. auch 53.

[19]) In Oberösterreich sagt man, nur das erste Jahr sei der Kuckuck ein „Gugitzer", dann werde er ein „Taubenstessel" (Stößer). Vielfach heißt es, Habichte kriechen aus Kuckuckseiern und umgekehrt.

[20]) Brehm's Beiträge III, S. 898 ff. desgl. Isis, 1823, S. 1249.

[21]) J. A. Naumann's Naturgesch. d. Vögel Deutschl., Leipzig 1826. 5. Bd. S. 219.

[22]) A. Voigt, Excursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen, Berlin 1894.

[23]) Da ist der Kuckuck drinnen! sagt man in München den Kindern, wenn die Semmel hohl ist.

der Kuckuck als Bote diente wie der Rabe, möglich auch, daß er ein Thier war, in das sich der Gott zu Zeiten verwandelte. Die Beziehung unseres Vogels zu Donar machen aber nicht nur Redensarten wie: „Da schlag' der Kuckuck (d. i. der Donner oder Donar's Hammer) drein!" wahrscheinlich, nein all' die von uns besprochenen Züge des deutschen Volksglaubens weisen auf die genannte Gottheit hin. Donar ward als Lenzgott verehrt; die ihm geweihten Thiere sind unsere eigentlichen Frühlingsboten, wie neben dem Kuckuck namentlich der Storch. Als Wetterprophet weist unser Vogel gleichfalls auf Donar hin, den mächtigen Herrn des Gewitters. Dieser ist aber zugleich der Gott, der das Leben weckt auf der Erde und die Ehen segnet mit Nachkommenschaft. So ward sein Bote, der Kuckuck, zum Lebensvogel, den man befragt nach der Zahl der Lenze, die uns die Gottheit beschieden, und der den heirathslustigen Mädchen Antwort giebt auf ihre vorwitzigen Fragen.

In die graue Vorzeit unseres Volkes führt uns also der Aberglaube, der sich auf den Kuckuck bezieht. Ob er einst verklingen wird in ferner Zukunft? — So lange der Kuckuck in unseren deutschen Wäldern seinen Ruf erschallen läßt, so lange wird auch unser Volk sich den von den Vätern ererbten Glauben an die prophetische Gabe des geheimnißvollen Vogels bewahren. Jedes Frühjahr weckt ihn von Neuen; denn „Der Kuckuck singt im neuen Jahr, so wie sein Sang im alten war" und:

„Der Kuckuck behält seinen Gesang,
Die Glocke ihren Klang,
Der Krebs seinen Gang,
Und — Narr bleibt Narr sein Lebenlang."

Bücherbesprechungen.

— Kaiser Friedrich der Gütige. Vaterländisches Ehrenbuch von Hermann Müller-Bohn. Mit vielen Illustrationen erster Künstler herausgegeben von Paul Kittel. Lieferung 1/3. Seite 1—72; groß 4°. Paul Kittel, Histor. Verlag, Berlin (1899). Preis der Lieferung 90 ₰; Gesammtpreis (bis zur Vollendung des Buches) 22,50 ℳ. — Ich weiß nicht, wer für Kaiser Friedrich das Beiwort des „Gütigen" geprägt hat; es kann ja sein, daß es sich allgemeinere Geltung verschaffen und dauern wird. Ganz scheint es mir aber das Wesen Kaiser Friedrich's III. nicht auszudrücken oder zu umfassen, der als Kaiser, ja schon als Kronprinz, lange Jahre, die besten Jahre seiner Kraft abseits vom Throne stehend, eine Figur abgiebt, die des Tragischen nicht entbehrt: den „Dulder" könnte man ihn wohl nennen; Andere (wie Crönert) haben ihn mit Mark Aurel verglichen. Doch meinetwegen — dem Volke wird er immer der Held von Königgrätz, von Weißenburg und Wörth bleiben; und wenn seinem Bilde zum Heldenhaften der dazu berufene Müller-Bohn etwas Milde und Güte und Menschenliebe hinzufügen will, so kann man diese Popularisirung, die mit den edelsten Mitteln wirthschaftet und im vornehmen Gewand auftritt, nur lobend anerkennen. Das Buch wird, wenn die übrigen 22 Lieferungen das wirklich halten, was die bisher ausgegebenen ersten 3 versprechen, in der That zu denen gehören, die man „Prachtwerke" oder „Ehrenbücher" nennen darf. Der Text ist auf Grund authentischen Stoffes, dessen Beschaffung viel Nachforschung gekostet haben mag, gut und anziehend geschrieben; der interessante Bilderschmuck im Text und in den Beilagen entspricht selbst sehr verwöhnten Ansprüchen. Ich wünsche dem Unternehmen aufrichtig eine große Zahl williger Abnehmer, damit es bis zum Ende so bleiben kann, wie der schöne Anfang verheißt. Ht.

— Aus Lichtenberg's Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages (24. Febr. 1799) herausgegeben von Albert Leitzmann mit einem Porträt Lichtenberg's. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfolger. 1899. — Zu den interessantesten Charakterköpfen aus der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts gehört derjenige Lichtenberg's, dessen Porträt mit dem höchst feingeistigen Ausdruck der Züge dem vorliegenden Werk vorgeheftet ist. Lichtenberg war ein trefflicher Naturforscher, ein Physiker von Ruf, daneben aber ein Satiriker, der über einen beißenden Spott verfügte. Der Aphorismus, der schlaghafte Einfall, war die geistige Waffe, die er am liebsten benutzte. Die Aphorismenhefte, die er hinterlassen, werden in der Einleitung nach ihrer äußern Erscheinung und ihrem Inhalt genau beschrieben: es scheinen in vieler Hinsicht geistige Schatzgruben zu sein. Was der vorliegende Band aus dem Nachlaß mittheilt, zeugt von dem phosphorescirenden Humor, von dem funkensprühenden Esprit des Gelehrten; doch ist es leider! meistens Stückwerk; die größeren Aufsätze sind defect, die Tagebuchblätter flüchtige Skizzen, die Gedichte kurzathmige Epigramme, die Fragmente von Erzählungen nicht gerade vielverheißend und doch ist alles das Stückwerk eines geistreichen Kopfes; es sind die Anschauungen eines vorurtheilsfreien Mannes, von dem in der Einleitung mit Recht gesagt wird: „Manches Wort Lichtenberg's müßte und würde wirken wie aus dem Munde eines modernen Forschers; man könnte von seiner Geistesarbeit viele Fäden zum Denken der Gegenwart hinüberspinnen." Der größte und wichtigste Aufsatz ist gegen die theologische Facultät zu Göttingen und ihre Beurtheilung einer Schrift des Hrn. Senior Goetze gerichtet, ein Aufsatz so voll von beißendem Spott und Hohn, einer so scharfen Satire, die sich gegen die theologische Wissenschaft überhaupt richtet, daß man kaum begreift, wie er mit dem Collegen dieser Facultät nachher im Senat der Universität zusammensitzen konnte. Jedenfalls zeigt sich Lichtenberg hier als ein tapferer Mitkämpfer Lessing's. Ebenso war er bekanntlich ein Hauptgegner Lavater's und der damals sich unfehlbar dünkenden Physiognomik — zwei fragmentarische Aufsätze tragen das Gepräge dieser Feindlichkeit. Unter den Gedichten finden sich einige Epigramme mit scharf zugespitzten Witzpfeilen:

Andächtiger und schöner als Lucinde,
Wird man nicht leicht ein Mädchen beten sehn:
In jedem Zug lag Reue für die Sünde,
Und jeder reizte zum Begehn.

In Dein Betragen Welt,
In Deinen Beutel Geld,
Witz unter Deinem Hut,
Feuer in Dein Blut —
Ist der Wunsch nicht gut?

Die Erläuterungen nehmen fast den dritten Theil des Bandes ein; er erhält dadurch ein gelehrtes Gepräge; er wird weniger handlich für das große Lesepublicum, wenngleich sehr werthvoll für den Literarhistoriker vom Fach. Es sind meist textkritische Bemerkungen; daneben finden sich aber auch Commentare zu den größeren Aufsätzen; es wäre vielleicht erwünschter gewesen, wenn diese Commentare den Aufsätzen vorgedruckt worden wären, wie auch ein Lebensbild Lichtenberg's und eine Charakteristik seiner Hauptschriften gewiß dem Leser willkommen wäre; denn damit wäre doch auch auf das Stückwerk aus seinem geistigen Atelier ein helleres Licht gefallen und die einzelnen Perlen und Edelsteine seines Geistes, die jetzt zerstreut vorliegen, wären mehr aneinandergereiht worden durch ein gemeinsames Band.

R. v. G.

— Das Buschobst. Schnell lohnende Obstzucht nach vereinfachtem Verfahren, von Johannes Böttner, Chefredacteur des Praktischen Rathgebers im Obst- und Gartenbau. 123 Seiten, 59 Abbildungen. Verlag von Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. Oder. Preis brochirt 1,80 ℳ. — Wir können nach eingehendem Studium vorliegenden Buches sein Erscheinen nur mit Freuden begrüßen, den ausgezeichneten und ungemein instructiven Ausführungen seines Verfassers, ganz besonders denen auf S. 18, voll und ganz beipflichten. Wenn man fast alltäglich zu beobachten Gelegenheit hat, wie wenig in unseren Obstgärten ein correcter Baumschnitt verstanden und ausgeübt wird und welche ungezählten Mengen dauernd unfruchtbarer Obstbaumhochstämme die Gärten füllen, dann muß man für eine Obstgehölzculturart, wie die obige, sich erwärmen und ihr eine große Zukunft auch für Deutschland prophezeien, denn sie besitzt vor Allem die großen Vorzüge, weit frühere und gegen unrichtige Ausführungsweise viel mehr gesicherte Erträge zu geben und einfacher, naturgemäßer, leichter versteh- und ausführbar zu sein. Wir halten deshalb die Buschobstcultur nicht nur für den auf Erzielung von Massenerträgen hinarbeitenden Großobstzüchter, sondern namentlich auch für den in der Obstcultur noch minder erfahrenen Liebhaber als besonders empfehlenswerth. Ihnen wird dieses Böttner'sche Buch der beste Rathgeber sein, zumal da auch zahlreiche vortreffliche Illustrationen seinen Textinhalt auf das Beste erläutern helfen. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 51. Sonnabend, den 29. April, Abends. 1899.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs am 23. April 1899.

Der den Vorsitz führende Secretär der philologisch-historischen Classe, Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Windisch, eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache: „Wenn auch die Gelehrten auf den Gebieten ihrer Forschung selbst ihre Könige sein sollen, so ordnen sie sich doch in ihrer äußeren Stellung und in ihren Corporationen freudig dem Staate und seinen höchsten Vertretern unter: dem Staate, ohne dessen Ordnung, Macht und Mittel auch die freie Forschung sich nicht in Ruhe entfalten könnte, den höchsten Vertretern des Staates, ohne deren Gunst und einsichtsvolles Verständniß die Fürsorge des Staates der Pflege der Wissenschaften nicht zu Theil werden könnte. Vor Allem aber war unsere Gesellschaft der Wissenschaften von jeher dem Landesherrn zu unauslöschlichem Danke verpflichtet. Wir Alle wissen, welchen großen persönlichen Antheil der König Johann an der Gründung unserer Akademie gehabt hat. Und als diese im Jahre 1895 das Fest ihres 50jährigen Bestehens feierte, war es Se. Majestät König Albert, der die neue Periode ihres Bestehens inaugurirte durch Sein persönliches Erscheinen in unserer Mitte. Als vor Jahresfrist das ganze Land den 70. Geburtstag und zugleich das 25jährige Regierungsjubiläum seines Königs feierte, hat auch unsere Gesellschaft der Wissenschaften ihrer unterthänigsten und aufrichtigen Verehrung und Dankbarkeit für ihren erhabenen Protector in besonders feierlicher Weise Ausdruck verliehen. Unter den Lebensbeschreibungen Sr. Majestät des Königs, die in diesen Jahren der Jubiläen erschienen sind, zeichnet sich eine durch ihre werthvollen Mittheilungen aus archivalischen und privaten Quellen aus. Wir entnehmen ihr, daß der König als junger Prinz sich schon früh außer zum Militärwesen zu den politischen Wissenschaften, zur Kriegsgeschichte und zu den Lebensbeschreibungen großer Militärs hingezogen gefühlt hat. Eben weil die Huld Sr. Majestät des Königs uns Gelehrte freudig bewegt, ist es uns eine besondere Genugthuung zu wissen, daß dieses wissenschaftliche Interesse nicht nur in dem königlichen Pflichtgefühl seinen Ursprung hat, sondern bis in die Jugendzeit des Prinzen, bis in seine eigenste Natur zurückverfolgt werden kann. Das Studiensemester an der Universität Bonn im Winter 1847/48 brachte den Prinzen in nahe Berührung mit bedeutenden Professoren, von denen namentlich Dahlmann und der Jurist Perthes ihn nachhaltig beeinflußt und zu eigenen Studien angeregt haben. Aber die Fürsten sind zu anderen Dingen geboren, als unter allen Verhältnissen in der Stille ihren Lieblingsstudien nachzugehen. Die politischen Ereignisse verhinderten es damals, daß der Prinz, wie geplant, zu einem zweiten Semester nach Bonn zurückkehrte. Es brach dann bald jener Krieg aus, in dem der Prinz als junger Hauptmann bei der Erstürmung der Düppeler Schanzen, wie in einem Vorspiel, eine erste Probe seiner glänzenden militärischen Eigenschaften abgegeben hat, im Dienste des gemeinsamen deutschen Vaterlandes. Am 13. April dieses Jahres haben die Veteranen mit ihrem König an der Spitze das 50jährige Jubiläum dieses Ereignisses gefeiert. Der heutige königliche Geburtstag steht gleichsam im Zeichen dieses Festes! Die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften nimmt auch daran Antheil und entbietet Sr. Majestät dem König, erfüllt von Dankbarkeit, ihre unterthänigsten und herzlichsten Glückwünsche!“

Hr. Professor Dr. Schmarsow berichtete über einen Zwiespalt der Auffassungsweisen in der deutschen Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts, dessen Architektur als zurückgebliebene Spätgothik angesehen wird, während die Malerei schon in fortschreitender Entwickelung begriffen erscheint. Von deutscher Renaissance pflege man erst zu reden, wenn die Einzelformen der italienischen Architektur bei uns eindringen. Bei dieser Auffassung, die in gemeinfaßlichen Darstellungen der deutschen Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts neuerdings auf die Architektur ganz verzichte, als habe es keine gegeben, werde die Einheit des Princips schmerzlich vermißt, ja es gehe die Erkenntniß der Hauptsache, der deutschnationalen Eigenthümlichkeit verloren. Wenn man dagegen vorurtheilsfrei die architektonischen Schöpfungen, die in stattlicher Reihe vorliegen, zunächst als Raumgebilde zu fassen suche, unbekümmert um die Einkleidung in diese oder jene Einzelformen, so stelle sich der Gang der deutschen und damit auch der ganzen nordischen Kunst als Parallelentwickelung zur italienischen dar, freilich anders geartet, dem Wesen und der Vergangenheit der Völker diesseits der Alpen entsprechend, aber ebenso vollberechtigt und charakteristisch. Er gab in kurzen Andeutungen noch die Folgerungen dieses neuen Standpunktes für die Malerei, die Skulptur und das Kunstgewerbe mit der gesammten Ornamentik an und wies auf den Gewinn hin, den die Durchführung auch für die internationale Kunstgeschichte, wie für die weitere Periodisirung der allgemeinen Geschichte verspräche.

Hr. Professor Dr. Birch-Hirschfeld hielt hierauf einen Vortrag über die Wiedergeburt der antiken Tragödie im classischen Zeitalter der französischen Dichtung. Richelieu, der Begründer der Machtstellung Ludwig's XIV., hat auch auf die Gesetze der französischen Schauspieldichtung maßgebenden Einfluß ausgeübt. Als die Frage über die Aristotelischen Einheiten brennend wurde, verfügte er (1636/37), daß die französische Akademie in einer Beurtheilung von Corneille's Cid sich über die Nothwendigkeit des „regelmäßigen“ Dramas eingehend äußere. Die Akademie zeigte, daß ein romantischer Stoff sich nicht für die Behandlung nach den Gesetzen des regelmäßigen Dramas (besonders der 24 Stundenregel) eignete. Merkwürdig war hier, daß eine durch eine politische Autorität gestützte literarische Kritik einen Dichter ersten Ranges nach seinem größten Erfolg zur Ordnung rief und ihren Geboten unterwürfig machte. Warum überließ man nicht die Kritiker sich selbst, da Schauspieler, Dichter und Publicum doch allen Grund hatten, ihre Freiheit zu behaupten? Allgemein wurde gegen die Regeln protestirt, und doch geschah das Unglaubliche: anstatt daß man über die Salonkritik lachend zur Tagesordnung ging, wurden die Regeln eingeführt. Dichter, Schauspieler, Publicum fügten sich. Corneille schrieb seitdem kein Stück mehr, das nicht „in den Regeln“ war. Die Uebrigen folgten. Nach 1640 giebt es nur noch regelmäßige Tragödien, Komödien und Tragikomödien. Das indocte et stupide vulgaire mußte sich dem Geschmack der Vornehmen, der esprits raisonnables, fügen. Dieser Sieg war nicht ein Sieg des Aristoteles und der altgriechischen Tragödie; es war ein Sieg der modernen italienischen Bildung. Richelieu stand in ihrem Banne; die französische Akademie wurde nach italienischem Beispiel gegründet; er liebte das italienische Schauspiel und ließ sich von Chapelain für die italienischen Kunstregeln gewinnen. Das Gutachten über Corneille's Cid entstand unter Richelieu's Augen. Im Italien der Spätrenaissance waren Kritik und literarisches Schaffen einen engen Bund eingegangen, dies beweist die Geschichte Tasso's, Guarini's und der italienischen Tragödie. Besonders wirkte in Frankreich das Beispiel der in den Regeln geschriebenen italienischen Pastoralkomödie. Die vornehmen Frauen von literarischem Einfluß (Marquise von Rambouillet) wurden durch diese zarten und reizvollen Gebilde mit der dramatischen Kunst befreundet. Man glaubte, um auf der französischen Bühne zur Vollendung zu

gelangen, müsse man dem Vorbild der italienischen Hirtenkomödie nachahmen. Das erste regelmäßige französische Stück ist auch eine Pastorale (Silvanire 1629) nach dem Muster von Guarini's Pastor fido. Auch die erste classische Tragödie, Sophonisbe (1634), hatte ein italienisches Vorbild (Trissino's Sofonisba, 1514). Auch Corneille wandte sich von Spanien ab und blickte nach Italien (Horace). Das persönliche Eingreifen Richelieu's beschleunigte den Sieg der Einheiten in Frankreich — den Sieg nicht des Alterthums, sondern der Italiener. Die Hauptsache war die Einführung der Vierundzwanzigstundenregel. Diese war italienisch. Die gelehrten Erklärer des Aristoteles in Italien hatten seine Bemerkung, daß eine Tragödie in der Regel nicht länger als eine Sonnenumbrehung (*μια περιοδος ἡλιου*) dauern sollte, auf die Zeit von 12 Stunden gedeutet. Das war für die Dichter, obgleich sie gern der Regel folgen wollten, zu wenig. Man fand einen Ausweg in der eigenen italienischen Zeitrechnung. Der Zeiger der Uhr lief in Italien durch 24 Stunden von Sonnenuntergang zu Sonnenuntergang (1—24). Diese einmalige Umdrehung des Stundenzeigers wurde das Zeitmaß, dessen sich die Bühnendichter der classischen Schule in Italien in der poetischen Handlung bedienten, und das, zu einem Dogma erhoben, von den Franzosen übernommen wurde ohne eigentliche vernünftige Begründung, obgleich man diese Regel durch das Princip der vraisemblance rechtfertigte. Erst Victor Hugo und Dumas haben 1830 die Regel zu Falle gebracht.

Zum Schluß überreichte Hr. Geh. Hofrath Professor Dr. Bruns der Königl. Gesellschaft den von ihm und Hrn. B. Peter bearbeiteten „Catalog von 11875 Sternen zwischen 4° 42′ und 10° 0′ nördlicher Declination 1855 für das Aequinoctium 1875 nebst einmalig bestimmten Oertern von weiteren 910 Sternen nach Zonen-Beobachtungen am Pistor- und Martins'schen Meridiankreise der Universitätssternwarte zu Leipzig in den Jahren 1868 bis 1872 und 1883 bis 1893" mit näheren Angaben über das Entstehen und Zustandekommen dieses Werkes.

Goethe's „Satyros" und „Prometheus".

Von Woldemar Frhr. v. Biedermann.

Eine der Redaction zugegangene Schrift giebt zu gründlicherem Eingehen darauf Anlaß, als bei Recensionen sonst üblich; es ist: Publications of the Glasgow Goethe Society No. II. — Goethe's Satyros and Prometheus translated by John Gray and edited by Alexander Tille. Glasgow 1898. (LXV und 68 Seiten.) Die Uebersetzung, die übrigens nur mit voller Anerkennung zu nennen ist, beschäftigt uns hier jedoch weniger, als die Einleitung, deren Verfasser, Sachse von Geburt, jetzt Decent an der Universität Glasgow ist. Er weist auf literarische Erscheinungen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hin, die, bisher in dieser Richtung unbeachtet, auf Goethe's „Satyros" und „Prometheus" Streiflichter werfen, die weitere Betrachtung rechtfertigen. Die genannten Dramen sind in diesen Blättern in den Jahren 1874, 1880, 1881 und 1884 Gegenstand wiederholter Erörterung gewesen, worauf auch Tille hinsichtlich des „Satyros" eingehend Bezug nimmt, namentlich auf den Nachweis in Nr. 32 des Jahrganges 1884, daß die Scenen dieses Dramas gewissermaßen eine Reihe lebender Bilder nach bekannten, Satyrn darstellenden Kunstwerken sind. Der in der Wissenschaftlichen Beilage gegebenen Deutung über das Urbild des „Satyros" tritt Tille indessen insofern nicht bei, als er dazu neigt, es in Herder zu finden. Er beruft sich dafür auf Gründe, die in der Wissenschaftlichen Beilage schon als solche anerkannt worden sind, welche diese Deutung erklärlich machen, ohne jedoch die andern zu würdigen, die sie unmöglich erscheinen lassen. Zuerst aber weist Tille darauf hin, daß der Schluß des Dramas, worin Satyros als vermeintlicher Gott Eudora vergewaltigen will, eine Nachbildung der von Flavius Josephus erzählten Geschichte von Decius Mundus und Paulina ist, die Wieland als „Bekenntnisse des Abulfauaris" in den 1770 erschienenen „Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens aus den Archiven der Natur gezogen" nachgeahmt hat. Dies ist dieselbe Schrift, in der Wieland ausführt, was die Folge einer Rückkehr der Menschen zur Natur sein würde, wie jene Rousseau im Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes gefordert hatte, um die Menschen glücklich zu machen. Aus dieser Thatsache ergiebt sich zunächst für die Deutung des „Satyros", daß dieses Drama — was nach dem bisherigen Stand unserer Kenntnisse darüber in diesen Blättern bestritten werden mußte — ganz allgemein gegen Rousseau's Schrift gerichtet sein mochte und nur einzelne Züge Rousseau's Nachbeter, namentlich Basedow, verspotteten.

Weiter erfahren wir aus diesem wichtigen Nachweis Tille's, daß auch „Prometheus" mit alledem in Verbindung steht. In den Abschnitten 14 bis 16 „Ueber die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche, den wahren Stand der Natur des Menschen zu entdecken", in den angeführten „Beiträgen zur Geschichte des menschlichen Verstandes 2c." erzählt Wieland ein Gespräch, das er im Traum mit dem, an den Fels gefesselten Prometheus geführt habe. Dabei theilt er diesem mit, daß „unsere Weisen" es für das Wohl der Menschen nöthig hielten, in den Stand der Natur zurückzukehren, und daß sie es als solchen ansähen, wenn die Menschen „nackend oder in eine Bärenhaut gewickelt, unter einem Baume liegen, Eicheln oder Wurzeln fressen, Wasser aus einem Bach oder einer Pfütze dazu trinken, mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstößt, zusammenlaufen, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne, den größten Theil des Lebens verschlafen, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um Andere, wenig um sich selbst und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern." Ueber diese Mittheilung erhob der Prometheus des Traums, „ungeachtet sein Zustand so elend war, daß nur ein Gott fähig sein konnte, ihn erträglich zu finden, ein herzliches Gelächter" und setzt dem Träumenden dagegen auseinander, was er gethan, um die von ihm ins Leben gerufenen Menschen glücklich zu machen, vorzüglich indem er durch Einpflanzung der Liebe der Eltern zu ihren Kindern auch jene selbst dauernd aneinander fesselte. — Wenn nun auch Goethe's „Prometheus" nicht an Wieland's Erzählung anknüpft, so ist doch zweifellos „Satyros" daraus hervorgegangen. Eine Satire auf Rousseau's wunderlichen Einfall zu schreiben, konnte dem jungen Goethe, der immer mit seiner Zeit lebte und dichtete, an sich nicht beifallen, da mehr als zwanzig Jahre seit dem Erscheinen des Discours vergangen waren und nur erst Wieland wieder auf ihn zurückkam; daß aber die Dichtungen des „Prometheus" und des „Satyros", wie sie fast gleichzeitig entstanden, so auch mit Bezug auf einander geschaffen wurden, geht daraus hervor, daß sie mehrfach einander entsprechen. Der sich gegen die Götter auflehnende Trotz des Prometheus findet sein Widerspiel in der Mißhandlung des Christusbildes durch Satyros, sowie in seiner Grobheit gegen den Einsiedler; des Prometheus Erklärung

— — — Ich bin kein Gott
Und bilde mir so viel ein als einer

entspricht der des Satyros:

Gott ist Gott und ich bin ich;

wie Merkur zur Furcht der Götter mahnt, so zürnt der Einsiedler im vierten Act des „Satyros" über die Entführung des Christusbildes; der kindlichen Anhänglichkeit der Pandora gegen Prometheus steht die sinnliche Ergebenheit der Psyche gegenüber. Endlich, wenn der Monolog „Prometheus", den Goethe, unter allen Umständen irrthümlich, später als zu einem dritten Act des Dramas gehörig ausgab, wirklich für dieses bestimmt war und dann den ersten Act gebildet haben mußte, so legte darin Prometheus seine ganze Wesenheit ebenso offen dar, wie Satyros die seinige in dem, den zweiten Act des nach ihm benannten Dramas füllenden Monolog.

Dieser Parallelism der beiden Dramen läßt auf ihre Zusammengehörigkeit schließen. Den Vorgang kann man sich so denken: Wieland stellt denjenigen Zustand der ersten Menschen, der nach Rousseau's Ausführungen zu erwarten wäre, demjenigen gegenüber, den er von dem geträumten Prometheus nach allerdings nicht sowohl wissenschaftlicher, als vielmehr poetisch idealisirter Vorstellung berichten läßt. Der Gegensatz fällt aber in Wieland's glatter Erzählung nicht so grell in die Augen, wie er wirklich ist, und deshalb mochte Goethe es verlockend finden, ihn in dramatischer

Behandlung mehr hervorzuheben. Nachdem er nun im „Prometheus“ dargestellt hatte, wie die ersten Menschen von Anfang an unter ihres Schöpfers freundlicher Leitung standen und sich dabei glücklich fühlten, eröffnet „Satyros“ einen unverschleierten Einblick in die abscheulichste Roheit, wie sie ein nach Rousseau geschultes Wesen in die gesittete menschliche Gesellschaft hineintragen würde. Für die, durch Tille's gründliche Arbeit gewährten Aufschlüsse ist die Goetheforschung diesem zu Dank höchlich verpflichtet.

Bücherbesprechungen.

— Dr. P. J. Möbius, Ueber Schopenhauer. 264 S. mit 12 Porträts. 1899. Johann Ambrosius Barth, Leipzig. — Das Verdienst des Buches ist ein doppeltes. Erstens ein Arzt spricht über den Philosophen, sowohl über dessen Persönlichkeit, die physisch-pathologische Anlage seines Geistes, wie über sein Gedankensystem. Einmal interessirt uns das medicinische Urtheil des menschenkundigen Nervenarztes über den Geisteszustand, das sich vor dem aus secundären Quellen herausgelesenen Urtheil Lombroso's durch historische Genauigkeit auszeichnet. Auch das sittliche Gesammturtheil über den Menschen Schopenhauer ist im Gegensatz zu der keineswegs unparteiischen Darstellung Kuno Fischer's gerecht und billig, und gründet sich zuerst auf die Dankbarkeit, die wir dem Genie und seinen unvergleichlichen Werken schulden. Es ist das rechte Kennzeichen des Philisters, für die Schwächen der Großen des Geistes das Mikroskop zu benutzen und für ihre Größe kein Auge zu haben. Vergleiche Luther im Spiegel der ultramontanen Historik, ferner Goethe, Bismarck u. s. w. Ueber das dem ernstesten Wahrheitssuchen entsprungene Gedankensystem urtheilt unser Arzt wie ein inmitten des Lebens stehender Mann, der über dies wunderbare Leben, seine Kämpfe, Leiden und deren Ziele Klarheit haben will, und nur was dem Kenner des geistleiblichen Menschenwesens, dem Kämpfer für Menschenwohl Stand hält in dieser praktischen Kritik, nur das hat bei ihm Curs und Geltung. Es ist nichts Geringes, wenn ein Philosoph, der den Studenten begeistert, dem Manne in sein Arbeitsfeld folgt, sodaß dieser dann nach fast drei Jahrzehnten durch eingehende ebenso gründliche wie freie Prüfung den Kern seiner Gedankenwelt schätzen gelernt hat. — Zweitens ist das Buch werthvoll durch die Parallele: Schopenhauer und Fechner. Hier hat Verf. nur in Paulsen (Einleitung in die Philosophie) einen Genossen; nach Meinung des Referenten wird und muß diese Parallele durchgedacht werden, wenn erst das Todtschweigen Fechner's aufhören wird, wie der Bann des Schweigens von Schopenhauer gerade durch unzünftige Denker gehoben wurde. Verfasser zieht Fechner's unermüdlich, klar und einleuchtend vorgetragene Lehre (S. 188 ff.) zu folgender Parallele an. Schopenhauer lehrt: Was in der Vorstellung als Leib erscheint, ist dem Wesen nach Wille; Fechner: Was von außen als Physis erscheint, erscheint sich selber als Psyche. Auch die schönen Darlegungen über Schopenhauer's Heilslehre mit deren Verhältniß zur Religion ruhen ganz auf dem Grunde der Fechner'schen Philosophie. — Die Zusammenstellung und Kritik der Porträts wird jedem Verehrer des großen Philosophen hochwillkommen sein. A. V.

— Paul E. Kalina, Fundament und Einheit in Friedrich Nietzsche's Philosophie. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich. — Der Titel verspricht sehr viel, wenn man daran denkt, wie Nietzsche erst begeisterter Verehrer Wagner's und Schopenhauer's, darnach leidenschaftlicher Antiwagnerianer und Leugner jeglicher Metaphysik gewesen ist. Das Buch aber hält und leistet sehr wenig. Wozu der Versuch angefangen wird, die Verwerfung Nietzsche's als Dialog vorzutragen, ist unerfindlich, da der Dialog bald in einen langen Monolog ausläuft, der sich von dem Tone einer Abhandlung nicht unterscheidet. A. V.

— Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit von Carl Barthel. Zehnte Auflage, neubearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1897—1898. — Wenn wir eine neue Ausgabe, Umarbeitung und Fortführung der deutschen Literaturgeschichte der Neuzeit von Carl Barthel gern begrüßen, so hängt das mit einem Vorzug derselben zusammen, den sie vor anderen oft prätentiösen Versuchen auf diesem Gebiete voraus hat: der sorgfältigen Charakteristik und Porträtirung der einzelnen Dichter, welche auch poetische Anleihen aus ihren Werken nicht verschmäht. Die Literaturgeschichten, welche nach dem Vorbild von Julian Schmidt sich in spinnenwebigen Abstractionen gefallen, womit sie die literarische Bewegung selbst und einzelne Richtungen derselben charakterisiren, haben etwas Nüchternes und Lebloses, um so mehr als diese Art Literaturgeschichte es nicht verleugnen kann, daß sie am Schreibtisch gemacht ist und daß das Werg zu den Fäden ihrer Gedankenverbindungen von der Spindel irgend eines philosophischen Systems herrührt, so daß der Geist der Zeiten, die sie schildern, nur der Herren eigener Geist ist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. Freilich, jeder Literaturhistoriker bringt etwas von dem Seinen hinzu und auch Carl Barthel und sein Fortsetzer halten einen Standpunkt protestantischer Gläubigkeit fest, bei welchem besonders die jungdeutschen Schriftsteller und die politischen Lyriker nicht ganz zu ihrem Rechte kommen können. Doch wenn die ultramontanen Literarhistoriker, mit denen Barthel nicht das Geringste gemein hat, wie er denn gegen diese Einseitigkeit auf das Entschiedenste Front macht, mit einem Fanatismus zu Werke gehen, durch welche das Bild der Verfasser, die sie auf den dichtbevölkerten index librorum prohibitorum setzen, gänzlich verpfuscht und verzerrt wird: so bleibt bei Barthel, nach Abzug dieser einseitig gefärbten Stellen, noch immer ein an treffenden Zügen reiches Charaktergemälde übrig. Das ist z. B. bei Freiligrath der Fall — wenn auch seine nachmärzlichen revolutionären Gedichte verurtheilt werden, wie liebevoll ist doch das Gesammtbild des Dichters entworfen, welche warme Anerkennung wird seinen letzten politischen Gedichten aus der Zeit des Krieges von 1870 gezollt. Ganz ein Dichter nach dem Herzen Barthel's und Vorberg's ist Emanuel Geibel — seine Charakteristik ist ebenso warm und begeistert, wie erschöpfend. Was über die Romantik und ihre Hauptvertreter gesagt wird, ist durchaus zutreffend — nur hätten wir Heinrich v. Kleist und Fouqué lieber mit ihnen zusammen, als unter den Sängern der Befreiungskriege besprochen gesehen. Die schwäbische Dichterschule und der rheinische Dichterkreis sind ebenfalls im Einklang mit der allgemeinen Ansicht über diese Poeten behandelt. Dagegen erscheinen uns in dem Abschnitt „Die Dichtung auf neuen Pfaden“ doch allzu verschiedenartige Poeten zusammengestellt: Rückert, Platen, Immermann, der in den meisten Literaturgeschichten überschätzt wird, Chamisso, Freiligrath — nun, da finden sich wohl Gesichtspunkte, um etwas Gemeinsames festzustellen, aber wie die beiden sonnigen Dichtergestalten Kopisch und Reinick, diese harmlosen Poeten, welche doch durchweg der Schule angehören, zu dieser Gruppe gezählt werden können, ist uns nicht ganz einleuchtend. Ein pedantisches Festhalten der Chronologie bei diesen vielfach in einander übergehenden Richtungen der neuesten Zeit wird zwar vom hohen Olymp der Kathederweisheit als ein Haupterforderniß der literaturgeschichtschreibenden Gegenwart proclamirt und für Alle, die dagegen sündigen, wird ein Holzstoß errichtet, auf dem sie selbst mit ihren Schriften verbrannt werden. Dabei wird aber vergessen, daß die Zeitabschnitte der Gegenwart sehr kurz gemessen sind und daß einige Gruppen und Persönlichkeiten aus dem einen in den anderen hinüberragen. Barthel liebt die „örtlichen“ Gruppirungen, wenn man so sagen darf; er spricht von den schwäbischen, den rheinischen, den österreichischen, den Münchner Dichtern. Hierbei geht er indeß einmal in der chronologischen Licenz zu weit, wenn er nämlich die Münchner Dichter, Heyse, Schack, Dahn vor dem „jungen Deutschland“ behandelt. Damit wird entschieden die literarhistorische Perspective verschoben. Wir sind auf die neueren Lieferungen gespannt, in denen Max Vorberg bei der Fortführung bis in die neueste Zeit ausschließlich das Wort ergreifen wird. Das Werk ist auf sieben Lieferungen berechnet; es liegt bis jetzt also die kleinere Hälfte vor. Die jüngste Gegenwart wird ebenfalls in den Kreis der Darstellung gezogen werden und daß dieselbe eine unbefangene Würdigung finden wird, darauf deuten die Worte der Einleitung hin: „Inmitten der lärmenden, drängenden, im besonderen Sinne als modern bezeichneten, Tagesliteratur finden wir auch behagliche und humorvolle Beschaulichkeit vertreten und trotz der starken Einflüsse des Auslandes zeigt sich auch echt deutsche und verheißungsvolle Art.“ R. v. G.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Herausgeber: Dr. Jos. Ettlinger. 1. Jahrg. Berlin, F. Fontane & Co. Preis: Viertelj. 2 ℳ, bei directem Bezug unter Kreuzband 2,75 ℳ. Heft 3 bis 11. (1. Nov. 1898 bis 1. März 1899.) S. 138 bis 732. — Diese neue Literaturzeitschrift, deren erste Hefte wir sogleich nach ihrem Er-

scheinen hier angezeigt haben, wächst sich immer mehr zu einer Art von Archiv für die kritische und productive Arbeit der zeitgenössischen Literatur aus. Eine erstaunliche Menge von Stoff ist hier zusammengetragen. Es ließe sich die Frage aufwerfen, ob nicht die Anordnung des aus Zeitschriften und Büchern excerpirten Stoffes anders als bisher erfolgen könnte. Es interessirt doch weniger, wo die Sachen stehen, als wie sie nach inneren Gründen zusammengehören. Die bisherige Anordnung, wonach z. B. die einzelnen Zeitschriften des In- und Auslandes einzeln nach ihrem belletristischen Inhalt excerpirt werden, würde mindestens ein genaues Namenregister für den Band erfordern. Und dies dürfte schwer durchführbar sein; außerdem hätte man, wenn man eine Notiz wiedersucht und nicht die Hefte einzeln durchsuchen will, allemal bis zum Schluß des Bandes mit dem Namenregister zu warten. Warum wird im Literarischen Echo nicht der excerpirte Stoff nach einem vorher principiell zu begründenden System angeordnet, in dem man sich leicht orientiren kann? Es ist schade um den schönen Stoff, der in der jetzigen Anordnung mit der steigenden Menge der Hefte für die Rückschau immer schwerer auffindbar werden muß. Es ist ja schlimm, daß so viel Registraturarbeit unumgänglich ist. Wer sie freiwillig thut, verdient mindestens für seine Selbstlosigkeit das Lob derer, denen sie irgendwie zu Gute kommt. Aber das höchste sachliche Lob für diese leidige Arbeitsart ist doch die schnelle Auffindbarkeit des Stoffes. Die Stellung des Liter. Echo zur literarischen Bewegung ist eine vernünftige, vermittelnde. Es giebt der Moderne seinen Tribut, versucht aber daneben in verständiger Weise die Brücke zu jener älteren Zeit zu schlagen, die von der Moderne gern als „unmöglich" hingestellt wird. Jedenfalls: wer etwas mit der literarischen Gegenwart bereits vertraut ist, findet hier prächtige Gelegenheit, sich einen Begriff von dem zu machen, was Goethe einst die kommende „Weltliteratur" nannte. Die ungemein sorgfältig geleitete, von einer Reihe ausgezeichneter Mitarbeiter unterstützte Zeitschrift wird für wirkliche Literaturfreunde gewiß immer mehr ein unentbehrliches Vermittelungsorgan werden.

Dr. R. Böttger.

— Der Türmer. Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. 1. Jahrg. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. Preis viertelj. 4 ℳ 4 Hefte: Dec. 1898 bis März 1899. S. 195—576. — Die vier vorliegenden Hefte des Türmers, die mit den beiden früher (s. Leipz. Zeit. 1898) hier von uns charakterisirten einen Halbjahrsband bilden sollen, lassen denselben Geist erkennen, wie jene beiden ersten. Für einen ernsten, allen Extremen abholden, ruhebedürftigen Geschmack will der Türmer Wegweiser und Zeitdeuter sein. Er will sich außerhalb des Kampfes stellen und sucht seine Genossen unter Denen, die da mit zusehen wollen, weil es ihnen da unten etwas zu laut und zu derb zugeht. Und gewiß: für den gebildeten Mann ist das Gedränge da wirklich nicht fein genug, die Luft zu gemischt. Das hat nun lange genug gedauert; man hat endlich die Stelle entdeckt, wo sich die höhere Warte sicher und fest errichten läßt. Man will doch die Zeit verstehen, und dazu gehört Bildung, sehr viel Bildung. Bildung aber ist Sonderung, Absonderung. Also hinauf zum Türmer! Was dem unten im Getümmel Stehenden wohl riesenhaft erscheinen möchte in seiner brutalen, schwer zu packenden Gewalt, was die Seele da unten mit der Ahnung elementarer, unverwüstlicher Mächte des wirklichen Lebens erfüllen und fast erdrücken könnte, das erscheint von der heiteren, sicheren Warte aus wie ein phantastisches, wechselndes Spiel wunderlich erregter Massen, welches dem interessirten Schauer so viel neuen Bildungsstoff zuführen, ihn zu interessanten Fragen und feinen Betrachtungen wohlthätig anregen muß. Und die netten Miniaturbildchen, die man da oben aus dem tollen Strudel durch reinliche Aufnahmen sich herausholt, sie werden gedämpften Tones und mit artiger Schonung besprochen, nach ihrem Schauwerth beurtheilt und man freut sich untereinander des eigenen kühlen, gereinigten Urtheils. — Der Türmer ist eine vornehme, innerlich und äußerlich correcte Zeitschrift. Er bringt „für Gemüth und Geist", namentlich für das erstere, so viel und aus so mannigfaltigen Quellen, daß Anregung und Erbauung bei gemüths- und geistverwandten Lesern nicht ausbleiben können. Allem Anscheine nach ist es ihm auch bereits gelungen, ein lebhaft interessirtes Publicum um sich zu schaaren, mit dem er weitherzig bestrebt ist, förderlichen Austausch von Gedanken, Gefühlen, Einfällen zu unterhalten. Es wird ihm gewiß gelingen, in der Stoffwahl mehr und mehr eine gewisse stilvolle Einheitlichkeit zu erreichen und der Gefahr zu entgehen, vor lauter gutem Willen sich in den Themen zu zersplittern. Aber, mag es ihm gelingen oder nicht, aus dem abgeschlossenen Halbjahrsbande geht für uns als wesentliches Kennzeichen der Zeitschrift hervor, daß sie in unserer geschäftsüberladenen Zeit bestimmt sein dürfte, in reinster Absicht einen harmlosen Dilettantismus der „allgemeinen Bildung" in gutartigen Gemüthern zu nähren und zu fördern.

Dr. Richard Böttger.

— „Kein Heger, kein Jäger", ein Handbuch der Wildhege für waidgerechte Jagdherren und Jäger von Ernst Graf Sylva-Taronca. Verlagsbuchhandlung von Paul Parey, Berlin. 3 ℳ 50 ₰. — Der Verfasser behandelt kurz und trotzdem erschöpfend das für jeden Jäger, besonders aber den Jagdbesitzer wichtige Thema, wie man unter heutigen schwierigen Verhältnissen einen der Größe des Terrains entsprechenden, quantitativ und qualitativ die Ansprüche des Waidmanns befriedigenden Wildstand erhalten kann. Er führt uns anschaulich und klar vor Augen, was dazu gehört, und empfiehlt: 1) die Mängel des zur Hege einer Wildgattung bestimmten Terrains zu beheben und dem Wilde dort nach Möglichkeit Alles zu bieten, was ihm im Naturzustande zusagt; 2) für hinreichende und geeignete Aesung in allen Jahreszeiten Vorsorge zu treffen; 3) den Waldfrieden zu sichern und so dem Wilde die unbedingt nothwendige Ruhe zu gewähren; 4) es vor seinen Feinden zu schützen und 5) durch richtigen Abschuß das zu erzielen, was im Urzustande das Raubzeug und die Noth des Winters besorgen: Beseitigung schlechter, zur Fortpflanzung ungeeigneter Stücke und das richtige Verhältniß in der Anzahl des männlichen und weiblichen Wildes. Diese Grundlehren werden in 5 Capiteln eingehend erörtert und zwar fragt der Verfasser: 1) wer ist zur Hege berufen, 2) was und wieviel, 3) wo kann gehegt werden, 4) wie soll die Hege beschaffen sein und 5) wozu hegt der gerechte Waidmann. Diese Fragen, die thatsächlich Alles enthalten, was den Jäger bewegt, werden in so vorzüglicher, echt waidmännischer und von großem Verständniß zeugender Weise beantwortet, daß dieses Buch jedem Jagdbesitzer ein außerordentlich guter Leitfaden ist. Wenn auch der Hr. Verfasser, selbst Besitzer großer ausgedehnter Jagdgründe im Gebirge und Niederland, wohl mehr für Großgrundbesitzer schreibt, wie dieselben noch in Oesterreich vielfach, bei uns nur selten vorkommen, so kann dieses Buch doch auch jedem kleineren Besitzer und Jagdpächter, welcher Liebe zu Wald und Wild hat, empfohlen werden, da Jeder nach seinen Verhältnissen sich das für ihn Passende herauswählen kann. Für Schießer ist das Buch allerdings nichts. Beleuchtet werden die Verhältnisse für Rothwild — Hochwild, wie der Verfasser schreibt, ist Sammelbegriff —, Reh, Gemse, Auer- und Birkwild, Hase, Fasan, Rebhuhn und Ente. Die Abschnitte über naturgemäße Zusammensetzung und Gliederung des Rothwildes und Rehes nach Geschlecht und Alter, Degenerirung und Abschuß sind jedem Jäger aus der Seele gesprochen. Um ein Beispiel zu geben, wie sachgemäß der Abschuß behandelt wird, theilen wir hier die diesen wichtigen Zweig der Wildhege betreffenden Abschnitte mit. Da sehen wir: Hege mit der Büchse, Abschußplan, Wie viel und was kann abgeschossen werden, Ideales Beispiel eines Abschußplans, Wann und Wie soll abgeschossen werden und Wer soll den Abschuß besorgen. Die Behandlung des Jagdterrains, besonders des Waldes und die Fütterungen sind ebenfalls ausgezeichnet und ausführlich in Verbindung gebracht mit den Lebensbedingungen und der Natur des Wildes. In der jetzigen materialistischen Zeit, die auch ihre dunklen Schatten auf die ritterliche Jagd wirft, ist jedes Buch mit Freuden zu begrüßen, das geeignet ist, den idealen Standpunkt der Jagd in den Vordergrund zu rücken, die Liebe zum Wild und zur Natur zu heben und zu fördern. Wenn dieses nun in so vorzüglicher Weise und von so berufener Feder geschieht wie hier, so ist die Freude doppelt. Wir haben uns deshalb etwas ausführlicher mit diesem Buche beschäftigt als sonst üblich und sind dazu auch aus dem Grunde bewogen worden, weil wir wissen, daß dieses Buch von der gesammten grünen Farbe unseres engeren Vaterlandes gelesen wird. Das Buch ist einfach und vornehm ausgestattet, die Abbildungen sind nicht ganz so gut, wie wir sonst gewohnt sind. Wir wünschen dem Buche und der Jägerei eine möglichst große Verbreitung, wozu der niedrig gehaltene Preis das Seinige beitragen wird.

W. v. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf., für auswärts mit 1 M 64 Pf. (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 52. Dienstag, den 2. Mai, Abends. 1899.

Erlebnisse eines Candidaten während der Maiunruhen 1849 in Dresden.

Wir, nämlich die Candidaten der Theologie B., S. und ich, waren für die erste Woche im Mai zur Wahlfähigkeits-Prüfung in Dresden einberufen. Es war die Zeit, wo es sich in ganz Deutschland um die Anerkennung der in Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung von Seiten der deutschen Landesfürsten handelte. In Dresden waren in dieser Angelegenheit auch schon Schritte geschehen, den König zu dieser Anerkennung zu drängen, indessen von irgend welcher politischen Erregung der Dresdner Bürgerschaft bemerkten wir bei unserer Ankunft in Dresden nichts. Wir logirten uns in dem Gasthof „Trompeterschlößchen“ auf dem Plauenschen Platze ein. Alles ging zunächst seinen geordneten Gang. Wir machten unsere Besuche bei den Consistorialräthen, unseren Examinatoren, die so wenig wie wir an eine mögliche Störung des Examens dachten. Am Dienstag hatten wir die schriftliche Clausurarbeit in einem Zimmer des Consistoriums, welches dem königlichen Schlosse gegenüberlag, zu fertigen. Wir beachteten es wenig, als wir zwischen 12 und 1 Uhr durch etwas Lärm von der Straße herauf gestört wurden; wir sahen aber zum Fenster hinaus und erfuhren, daß wieder eine Deputation sich ins königliche Schloß begeben habe, um den König zur Anerkennung der Reichsverfassung zu drängen. Als die Deputation unverrichteter Sache wieder herauskam, änderte sich das Bild auch nicht wesentlich; weder daß der Lärm sich vermehrte, noch daß irgend welche bedrohliche Ausrufe unter der Menge zu hören gewesen wären. Die Meisten schienen überhaupt nicht zu wissen, worum es sich handelte; jedenfalls bekundeten sie kein sichtbares Interesse an dem, was erreicht oder nicht erreicht worden war. Agitatorische Elemente unter der Menge waren noch in keiner Weise zu bemerken; kein Mensch dachte an ernstere Unruhen. So verlief auch der nächste Tag des mündlichen Examens in denselben Räumen dem königlichen Schloß gegenüber ohne irgend welche Störung. Den Donnerstag bekamen wir unsere Texte zur Predigt und Katechese, die wir am Sonnabend früh in der Hofkirche vor dem Consistorialrath D. Käuffer mündlich halten sollten. Wir hatten am Donnerstag früh unbekümmert um das, was draußen vorging, daran gearbeitet, so daß wir erst bei Tisch erfuhren, daß sich um 12 Uhr die ganze Communalgarde auf dem Marktplatze versammle und die Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten des Königs erwarte. Es bewegte das die Bürgerschaft im Allgemeinen noch so wenig, daß auch wir uns nicht abhalten ließen, nach dem Essen einen Erholungsspaziergang nach dem großen Garten zu machen. Aber wie hatte sich das Bild unterdeß verändert. Zurückgekehrt erfuhren wir, daß sich der König noch immer ablehnend verhalte, daß auf die Communalgarde kein Verlaß mehr sei, ja daß man schon geschossen habe, ein Mann todt sei und das Volk das Zeughaus am Ausgang der Brühl'schen Terrasse stürmen wolle, um sich Waffen zu verschaffen. So ernstlich schien uns denn doch die Sache noch nicht zu sein, denn die Straßen, welche wir passirt waren, verriethen noch nicht die geringste Bewegung. Indeß die Neugierde bestimmte uns, einmal etwas näher zuzusehen. Wir gingen, es war eben um 3 Uhr, nach dem Markt, der Schloßgasse — nirgends eine auffällige Erscheinung in dem Straßenleben —, über die Brühl'sche Terrasse nach dem Zeughaus. Vor demselben, dessen Thor geschlossen war, einige Menschen, die durchaus nichts Böses im Sinne zu haben schienen; Soldaten, die gemüthlich ihre Pfeife rauchten, sahen zu den Fenstern heraus und unterhielten sich mit dem Publicum. Wir standen beobachtend an den beiden Thorsäulen, die damals den Ausgang der Brühl'schen Terrasse bildeten. Plötzlich hörten wir einen sich nähernden Lärm von der Stadt her. Der Platz vor dem Zeughaus füllte sich mit einem Male, und durch die Menge hindurch drängte sich ein von Menschen gezogener Leiterwagen, auf dem ein Todter lag. Voranging ein wild schreiender, kräftiger Mensch mit aufgestreiften Hemdärmeln und blutendem Arm, aus Wunden, die er sich wahrscheinlich selbst beigebracht hatte. Das Gejohle des Volkes wurde lauter und lauter, dazwischen hörte man die Rufe: „Das Zeughaus stürmen!“ Noch immer sahen oben zum Fenster heraus Soldaten, die ihre Pfeife weiter rauchten, und wohl nicht das unsinnige Beginnen des Volkes für möglich hielten, das Thor des Zeughauses sprengen zu wollen. Da hatte jener wüste Mensch Helfer gefunden, die den Leiterwagen mit der Deichsel vorn gegen das Zeughausthor bewegten und unter stürmischen Rufen eben im Begriff waren, mit der Deichsel gegen das Thor anzurennen, als das Thor sich öffnete und ein Granatenschuß aus nächster Nähe auf die Anstürmenden ertönte. Das Geschütz stand im innern Thorweg, und so machte der Schuß das ganze Zeughaus erzittern, so daß wir glaubten, es werde in die Luft gesprengt. In schrecklicher Flucht stob die schreiende Menge auseinander — wir auch; wir standen ja so nahe, daß wir nicht anders meinten, als wir würden unter den Trümmern begraben; Jeder dachte nur an seine Rettuug, und so kam es, daß bei dem schrecklichen Gedränge wir drei, die wir vorher zusammengestanden hatten, auseinander gelaufen waren und zunächst von einander nichts wußten. Ich ging, oder lief vielmehr die Terrasse entlang nach der katholischen Kirche; dort traf ich einen mir verwandten höheren Officier. Ich fragte ihn: „was nun?“ er zuckte die Achseln und sagte, daß das Militär Befehl habe, in der Neustadt zu bleiben. Nach meiner Ansicht hätte in diesem Zeitpunkte eine Compagnie ausgereicht, um die ganze Revolte zu unterdrücken, denn sie beschränkte sich ja nur auf ein paar Plätze; im Ganzen und Großen war die Stadt noch völlig ruhig. Ich ging weiter und kam zur Hauptwache; dort stand eine Compagnie Communalgardisten; ich näherte mich dem Hauptmann, erzählte ihm, was am Zeughaus passirt war, und forderte ihn auf, einzuschreiten. Er wäre gewillt gewesen, denn er sagte mir, daß seine Compagnie aus lauter Gebildeten bestehe und zuverläßig sei, und er schnell dem ganzen Tumult ein Ende machen würde, aber ohne Befehl dürfe er nicht vom Platze. Ich sah wohl, daß, so planlos der Tumult im Entstehen war, so kopflos die geworden waren, die ihn leicht hätten unterdrücken können. — Es war 5 Uhr geworden, und ich mußte daran denken, an meiner Predigt weiter zu arbeiten; darum ging ich zurück in das Trompeterschlößchen. Von meinen Genossen B. und S. war noch keine Spur vorhanden; nach einer Stunde kamen sie endlich auch wohlbehalten an. Unterdeß war ich Zeuge eines Vorfalles geworden, für welchen ich vielleicht einzig und allein Zeugniß ablegen könnte. Mit Mühe hatte ich meine Gedanken etwas für die Predigtarbeit gesammelt, als ich Pferdegetrappel auf der Straße hörte. Ich laufe an das Fenster und sehe eine Schwadron Pirnaische Reiter im Schritt vorüberreiten; sie bog vom Plauenschen Platze in die damals noch sehr einsame Waisenhausgasse ein. Ungefähr 50 Schritt hinterher folgte noch vereinzelt ein Officier. Er bog ebenfalls in die völlig menschenleere Waisenhausgasse ein; nur ein strolchähnlicher Mensch kam die Gasse daher. Kaum war der Officier an ihm vorüber, so drehte sich der Strolch um, zog eine Pistole aus der Brusttasche und schoß von hinten nach dem Officier.*) Dieser jagte im Galopp

---

*) Erst ganz vor Kurzem erfuhr ich durch freundliche Mittheilung, daß dieser Officier ein Hr. v. Fabrice gewesen, Bruder des späteren Kriegsministers, 1866 in Böhmen gefallen. Er war in dem damals von Militär ziemlich entblößten Dresden als Officier zurückgelassen worden, um die Rekruten in der Altstädter Gardereitercaserne (Reitbahnstraße) auszubilden. Von dort kam er auch, um sich in

davon, der Strolch aber warf die Pistole sofort über die Mauer, die damals die Gasse begrenzte. Nur ich hatte das gesehen, und nur ich hatte das von oben sehen können, weil die Straße vom Plauenschen Platze aus in einer Ecke abbiegt. Der Schuß lockte eine Masse Menschen herbei, unter Andern auch einen Gendarm, der auf dem Plauenschen Platze seine Station hatte. Da sonst kein Mensch auf der Waisenhausgasse sich befand, als der Strolch, so nahm ihn der Gendarm trotz seines Protestirens fest. Der Menschenhaufe vermehrte sich und nahm Partei für den Strolch; es dauerte kaum eine Minute, so brachte er ihn im Triumph zurück. Wie kam der Mensch dazu, eine Pistole bei sich zu tragen! Ein Umstand, der für die damalige Zeit bedeutsam war, wo es noch nicht so gewöhnlich wie heute war, einen Revolver bei sich zu führen! Die Revolte kam also doch nicht so unvorbereitet; die versteckten Agitatoren mußten bereits Waffen an das Gesindel vertheilt haben. — Nach diesem Zwischenfall arbeitete ich, sowie auch meine Examengenossen weiter an der Predigt — eine schöne Aufgabe bei solcher Stimmung! Nach 9 Uhr hielt es uns nicht, wir mußten noch einmal in die Stadt gehen, um zu sehen und zu hören, wie der Stand der Dinge war. Wir gingen in die bekannte Renner'sche Restauration auf der Marienstraße. Alles gedrängt voll, kaum ein Platz zu finden, dazu ein Heidenlärm. Ein paar Tische von uns entfernt saßen zwei Soldaten in Schützenuniform, und wurden von den Tischgästen tractirt. Wir traten näher und hörten, wie die Soldaten erzählten, daß die Schützen sich das Wort gegeben, nicht auf das Volk zu feuern, sondern bei erster Gelegenheit zum Volke überzugehen. Ein schallendes Hurrah der um sie Versammelten war die Antwort. Wieder ein Zeichen, daß der Tumult vorbereitet war, denn wie die spätere Untersuchung ergeben hat, sind die Betreffenden gar keine Soldaten gewesen, sondern zur Irreleitung der Menge von irgendwelcher verborgenen Hand in Schützenuniform gesteckt worden. Um 11 Uhr gingen wir nach Haus und kamen an der Wilsdruffer Straße vorbei. Hier die erste Spur von Vorbereitung auf den Straßenkampf. Gesindel riß das Pflaster auf und war dabei, eine Barrikade zu bauen. Die Nacht brachte uns wenig Schlaf; vor Allem weckte uns der Lärm, als gegen 1 Uhr ein Zuzug Plauenscher Bergarbeiter, bewaffnet mit allen möglichen und unmöglichen Waffen, vor unserem Gasthof eintraf und sich auf dem Plauenschen Platz lagerte. Wir sahen nur noch, wie man an einer Barrikade am Eingang der Promenade arbeitete. Freitag in der Frühe erhoben wir uns vom Lager und beriethen, was thun? Eine Fortsetzung des Examens erschien uns unmöglich, und so beschlossen wir um 8 Uhr zum Consistorialrath D. Käuffer in der nahen Marienstraße zu gehen und uns Bescheid zu holen. Zwei Barrikaden, die über Nacht entstanden, aber unbesetzt waren, mußten wir übersteigen, um zum Ziel zu gelangen. D. Käuffer war von unserem Kommen überrascht, noch mehr davon, daß wir wünschten abzureisen, um dem Volksaufstande aus dem Wege zu gehen. Wir sagten ihm, daß wir schon über Barrikaden hätten steigen müssen, und daß es kaum möglich sein würde, morgen in die Hofkirche zu gelangen und dort unsere Predigt und Katechese zu halten. Er machte uns fast lächerlich, daß Streiter Christi solche Angst hätten, die Barrikaden hätten nichts zu bedeuten, seien sie doch nach unserer eignen Aussage unbesetzt. Wir sollten nur heute unbekümmert um das, was draußen geschehe, fleißig an unserer Predigt und Katechese arbeiten; er erwarte uns morgen um 9 Uhr in der Hofkirche. So zogen wir ab, einigermaßen verwundert, daß der alte Herr in seiner Stube noch kaum erfahren hatte, was draußen vorging und sich auch keine Besorgniß einreden ließ, daß es zu ernsten Unruhen kommen könne. Wir gingen also nach Hause und arbeiteten weiter an der Predigt! Inzwischen erfuhren wir, daß der König geflohen sei und um 12 Uhr vom Rathhaus aus die provisorische Regierung proclamirt werden solle. Natürlich begaben wir uns um 12 Uhr auf den Markt, unter Uebersteigung einiger unfertiger Barrikaden. Eine ungeheure Menschenmenge war vor dem Rathhaus versammelt, aber merkwürdig, Gestalten tauchten darunter auf, von denen am Tage vorher noch nichts zu bemerken war, Gestalten wüst und wild und am lautesten zur Menge schreiend. Da traten die drei Männer, welche die provisorische Regierung bildeten, Tod, Heubner und der Russe Bakunin, auf den Altan des Rathhauses und verlasen ein Schriftstück, von welchem wir bei dem Lärm nichts verstanden, — es war die Proclamation der provisorischen Regierung, die mit ungeheurem Applaus von der aufgeregten Menge aufgenommen wurde. Zugleich wurde Jedermann zur Bewaffnung, zum Barrikadenbau und zur Vertheidigung der Stadt aufgefordert, wenn sich das Militär wirklich dazu hergeben sollte, auf seine Brüder, das Volk, zu schießen. Die Sache schien uns bedenklich zu werden, denn wir mußten fürchten, zur Theilnahme am Kampf gepreßt zu werden. Also möglichst schnell nach Hause. B. hatte sich im Gedränge von uns verloren, und so eilten S. und ich die Scheffelgasse entlang, dem Trompeterschlößchen zu. Am Ende der Scheffelgasse war eine Barrikade; ein Kerl mit einem furchtbaren Schießgewehr und dem Bayonett darauf hielt sie besetzt. Als wir sie übersteigen wollten, hielt er uns das Bayonett entgegen, und schrie uns an, daß wir Ausreißer und Verräther wären, und uns auf dem Rathhause melden müßten zur Theilnahme am Kampf. Während wir remonstrirten, war S. unwillkürlich auf die andere Seite der Gasse gegangen und machte Miene die Barrikade trotzdem zu übersteigen. Den Augenblick benutzte ich, um meinerseits die Barrikade zu überspringen, meinen Freund treulos im Stich lassend, und entkam glücklich, trotzdem der Barrikadenheld den wenigen Menschen, die zuschauend etwas entfernt jenseits standen, zuschrie: „Halt auf!“ Ich war um 1 Uhr unversehrt wieder im Trompeterschlößchen. Gleich hier will ich einfügen, was mit meinem Freund S. geworden war. Er war so lange von dem Barrikadenhelden festgehalten worden, bis eine Patrouille der Aufrührer (diese war also auch schon eingerichtet) kam, der er übergeben werden konnte, um auf das Rathhaus geführt zu werden. Mit dieser Patrouille hatte er alle Kreuz- und Quergänge durch die innere Stadt mitmachen müssen, bis es ihm endlich im Gedränge gelungen war, zu entwischen, ohne auf das Rathhaus gebracht worden zu sein. Nach einer Stunde fand er sich auch im Trompeterschlößchen ein, ebenso B. Schrecklich, aber was half es, nun ging es wieder an die Predigt; es galt ja, sie für morgen zu memoriren. Um 9 Uhr begaben wir uns wieder in Renner's Restauration. Derselbe Heidenlärm wie gestern; in der Luft schwirrten die unglaublichsten Gerüchte und — Lügen. Auf dem Rückweg passirten wir wieder die Wilsdruffer Straße. Hier ward eben an einer regelrechten Barrikade gebaut, während den Tag über von weiterem Barrikadenbau noch nichts zu spüren war. Und wen sehe ich in langer Schärpe als Leiter des Baues! — einen früheren Studiengenossen v. Z. Dieser, eine schöne aristokratische Erscheinung, von bedeutenden geistigen Gaben, war Adjutant des Commandanten der Communalgarde gewesen; als dieser am Donnerstag seine Stelle niedergelegt, hatte der Theil der Communalgarde, welcher zum Volke hielt, v. Z. zum Commandanten ausgerufen, der schon als Obmann der Vaterlandsfreunde, und weil er von Adel war, in besonderem Ansehen bei dem Volke stand. Jetzt war er von der provisorischen Regierung mit der obersten Leitung der Vertheidigung der Stadt betraut. Ich redete ihn an: „Was, du hier, unter dem Pöbel!“ Er: „Ich kann nicht anders, ich kann nicht Verräther am Volke werden.“ Ich: „Was denkst du denn, daß werden soll?“ Er: „Ich weiß nur soviel, daß ich übermorgen eine Kugel vor dem Kopfe habe.“ Ich: „Dann Adieu!“ Betrübt und entrüstet setzte ich meinen Weg fort. Viele meiner Studiengenossen werden sich des schönen jungen Mannes noch entsinnen, der, obwohl reich begabt, sich nie zum Staatsexamen hatte entschließen können, und nun durch Eitelkeit verführt mit seiner bedeutenden Rednergabe es bei den republicanisch gesinnten Vaterlandsfreunden in Dresden zu einer Führerrolle gebracht hatte. Sein weiterer Lebensgang gleicht einem Roman. Am letzten Tage der Dresdner Revolution flüchtete er, kam glücklich nach Chemnitz, hielt sich da drei Tage lang verborgen bei einem befreundeten Stadtrath, dessen Sohn ebenfalls in Dresden mitgekämpft hatte. Hierauf begab er sich nach Baden, nahm als Hauptmann Theil an der dortigen Revolution, und flüchtete, als auch diese niedergeschlagen wurde, nach der Schweiz. Gemeinschaftlich mit seinen beiden Brüdern, von denen der eine sächsischer Officier, der andere Landwirth war, kaufte er sich auf dem Papier in Amerika an. Dort angekommen, müssen sie er-

---

das königl. Schloß zu begeben. Nach dem auf ihn gefallenen Schuß sprengt er bis an die Seegasse und will durch die dort in dichten Schaaren angestaute Menschenmenge seinen Weg nehmen. Er wird insultirt; sein Pferd wird durch das Toben und Schreien der Menge wild und durchbricht in furchtbaren Sprüngen die aufständischen Massen, um in unaufhaltsamem Lauf die Seegasse entlang am Rathhaus vorüber seinen Reiter sicher in das königl. Schloß zu bringen. Nur seinen Pallasch hat er verloren, er ist bei den gewaltigen Sprüngen des Pferdes aus der Scheide gefahren und auf das Pflaster gestürzt.

fahren, daß ihre Farm eben nur auf dem Papier existirt. Völlig mittellos kehrte v. F. nach Paris zurück und verdiente sich die kärglichsten Existenzmittel durch Carricaturenzeichnen. Das war schon seine besondere Kunst auf der Fürstenschule in Meißen, und alle Lehrer haben damals an sich diese Kunst erfahren müssen. Wer hätte damals gedacht, daß dies noch einmal sein letztes Existenzmittel werden sollte! Später ist er als Zeichenlehrer nach London gegangen. — Nach dieser Episode kehre ich zu meinem nächtlichen Nachhauseweg zurück. Ueberall ward an Barrikaden gearbeitet; man ward mit Abscheu erfüllt von den Gesichtern und Gestalten, die man da zu schauen bekam; der Pöbel hatte die Herrschaft vollständig in den Händen, eine traurige Aussicht für die kommenden Tage. Wir waren froh, als wir uns wieder im Trompeterschlößchen befanden, und beriethen ernstlich, wie wir morgen der aufrührerischen Stadt den Rücken wenden wollten. Die Nacht verlief fast ohne Schlaf, denn der Tumult auf der Straße hörte bei den fortwährenden Zuzügen aus Tharandt, Freiberg, Chemnitz u. s. w. nicht auf. Sonnabend früh waren wir entschlossen abzureisen; aber zuvor mußten wir doch noch zum Consistorialrath D. Käuffer, obwohl an ein Halten der Predigt in der Hofkirche doch nicht mehr zu denken war. Ueber Barrikaden hinweg gelangten wir glücklich auf die Marienstraße und zu D. Käuffer. Und wie empfing uns dieser! Tags vorher noch so sorglos und muthig, zitterte er am ganzen Leibe. „Ach, meine Herrn, sind Sie denn noch nicht fort?" „Der Herr Consistorialrath machte es uns ja zur Pflicht zu bleiben." „Ja, wer hätte das gedacht, machen Sie nur gleich, daß Sie fortkommen." „Aber was wird aus unserer Predigt?" „Ich will für Sie sprechen, daß sie Ihnen erlassen wird." (Und so ist es geschehen, und so sind wir vielleicht während des ganzen Jahrhunderts die einzigen Candidaten gewesen, die keine Examenpredigt gehalten haben.) Eiligst ging es zurück zum Trompeterschlößchen. Aber nun war guter Rath theuer; wie sollten wir zur Eisenbahn nach Leipzig kommen? Wir wußten, daß die (damals einzige) Brücke auf Neustädter Seite für alle Passanten vom Militär gesperrt war; ebenso, daß das rechte Elbufer unterhalb der Brücke weithin vom Militär besetzt war, das keinen Menschen hinüber ließ. Da versicherte uns der Wirth, daß man oberhalb der Brücke am Ziegelthor noch übersetzen könne. Also eiligst dahin! Alle Droschken waren schon gestern wie verschwunden. Daher ward der Hausknecht beordert, auf einem Schiebebock unsere Koffer nach der Elbe in die Gegend des Ziegelthores zu bringen, natürlich unter unserer Begleitung. Der Weg dahin war nicht ungefährlich. Zwar waren die Straßen in diesem Stadttheil ziemlich menschenleer, aber sobald uns ein Strolch begegnete, bekamen wir Schimpfreden zu hören, wie „Lumpenpack", „Ausreißer", „die Koffer gehören auf die Barrikaden". Indeß wagte Keiner Hand an unsere Sachen zu legen, so sehr auch der Hausknecht vor Allem für seinen Schiebebock zum Barrikadenbau fürchtete. So kamen wir glücklich an das Elbufer. Ehe wir es uns versahen, hatte der Hausknecht die Koffer abgeladen und war mit seinem Schiebebock davon, ohne auch nur das Trinkgeld abzuwarten. Nun galt es einen Kahn aufzusuchen zur Ueberfahrt. Ich ging auf einen Schiffer zu und fragte ihn, was er für die Ueberfahrt verlange. „Was denken Sie denn, es wird auf jedes Schiff geschossen, es darf Niemand hinüber." So standen wir denn wieder rathlos mit unseren Sachen am Ufer. Da beschloß ich, während meine Freunde die Sachen bewachten, zu spähen, ob ich nicht Jemand fände, der uns behilflich wäre, wenigstens unsere Sachen sicher unterzubringen; dann wollten wir nach Blasewitz zu der Stadt den Rücken wenden. Ich kam in ein Gehöft, wo eben ein Kutscher seine Droschke mit zwei Pferden bespannte. „Wo fahren Sie hin?" „Ich will mein Geschirr nach Pillnitz in Sicherheit bringen." „Wollen Sie drei Herren mitnehmen, wir bezahlen Sie gut." „I, warum nicht? Wo sein se denn?" Wir wurden Handels einig, holten unsere Koffer, und langsamen Schrittes fuhr uns vorsichtig der Kutscher durch die Straßen zur Stadt hinaus. Von Revolte war hier nichts zu verspüren, nur wenige Menschen belebten die Straßen. Wir kamen an das Rampe'sche Thor; auch hier Alles still, wie an gewöhnlichen Tagen. Wir kamen weiter auf der äußeren Straße zum Pirnaischen Thor; kaum war hier ein Mensch zu sehen, Niemand belästigte uns. Das hatte jedenfalls dem Kutscher Muth gemacht, und hier, wo er eigentlich nach Pillnitz abbiegen mußte, drehte er sich in Hoffnung einer lohnenden Fuhre zu uns um und fragte: „Wo wulln se denn egentlich hin, meine Herrn?" „Nach Leipzig, aber es geht ja nicht." „I, da fahre ich se doch lieber um die Stadt herum nach Meißen zu; ich will ja auch nur mein Geschirr in Sicherheit bringen. Was wulln se mir denn geben?" „Famos, Sie sollen 6 Thlr. haben." Also ging es in langsamem Trabe weiter außen um die Stadt nach dem Dohnaischen Thor; dieselbe Menschenleere. Nun weiter nach dem Plauenschen Thore. Wir hatten es eben in Gesicht bekommen, da drehte sich der Kutscher um: „Herr je, da sind aber viel Menschen, Freischärler!" Und in demselben Augenblicke hieb er auf die Pferde ein, um im raschesten Tempo dort vorüberzukommen. Der Thor hatte nicht bedacht, daß er gerade dadurch uns verdächtig machen mußte. Wir sahen denn auch schon, wie der Strom von Menschen sich uns entgegenwälzte, unter Geschrei: „Halt auf!" „Schießt!" Wir glaubten nicht anders, als daß jeden Augenblick die Kugeln in den Wagen dringen würden; auch die komische Seite fehlte nicht; ich habe später manchmal meinen Freund B. damit aufgezogen, daß er sich nicht besser vor den Kugeln zu sichern meinte, als indem er seine Reisetasche über den Kopf hinter sich warf, und sich dahinter versteckte, während doch die Kugeln nur von vorn kommen konnten. Indeß zum Schießen kam es nicht; es war auch unnöthig, denn im Nu war unser Wagen umzingelt, die Thüren wurden aufgerissen, und wir „Ausreißer" nicht eben höflich auf die Straße gesetzt. Der Augenblick war kritisch, denn schon machte man Miene, uns als Gefangene zum Verhör auf die Thorwache zu führen. Da gewahrte ich unter dem Gesindel einen anständigeren Menschen in der Uniform eines Communalgarden-Leutnants. An ihn wendete ich mich und bat ihn, uns aus der fatalen Lage zu befreien, wir seien unverdächtige Candidaten, die eben in Dresden das Examen gemacht hätten. Unser theologischer Habitus mochte ihm meine Rede nicht unglaubwürdig erscheinen lassen, aber er schalt uns nichtsdestoweniger — wohl mehr um der Stimmung der Menge zu entsprechen — hart aus und erklärte uns für verhaftet, hauptsächlich weil wir so rasch hätten vorbeifahren wollen und das „Halt" nicht berücksichtigt hätten. Ich sagte ihm, daß das allein die Schuld des Kutschers sei, der damit eine Dummheit begangen habe. „Wir müssen den Wagen visitiren, öffnen Sie Ihre Koffer." Meinen Koffer hatte die Menge schon auf die Straße prakticirt; ich öffnete ihn, der Leutnant paßte scharf auf. Als ich den Deckel aufhob, lag gerade obenauf eine hebräische Bibel. Der Leutnant griff nach dem Buche, schlug es auf, machte ein verdutztes Gesicht und laut lachend zeigte er es dem umstehenden Gesindel: „Leute, könnt ihr das lesen? ich auch nicht; na, die können wir wohl laufen lassen, das sind ungefährliche Gelehrte." Das Volk lachte auch mit, und wir hatten den Laufpaß. „Aber der Kutscher kommt mit auf die Wache, weil er das Halt nicht respectirt hat." Ich wendete mich an die Menge, die uns arme Gelehrte schon mehr mitleidig als zornig ansah, daß von uns Keiner zu fahren verstünde, — was wiederum durch Lachen als glaubwürdig bekundet wurde — und ohne Kutscher wir nicht weiter könnten. Da ließ man endlich auch den Kutscher wieder auf den Bock steigen und wir fuhren unter höhnischem „Leben Sie wohl!" der Menge langsam davon. Auf der Landstraße nach Wilsdruff zu mochten wir nicht bleiben, weil wir hier immer neuen Zuzüglern begegnen mußten und neue Abenteuer fürchteten. Daher wandten wir uns auf einem Feldwege dem linken Elbufer zu, um am Ufer hin nach Meißen zu gelangen. Am Ufer gab es damals noch keinen Fahrweg, sondern nur den sog. Leinweg für die Schiffszieher. Bequem war also der Weg gerade nicht, aber wir hofften doch ungefährlicher. Darin sollten wir uns bald getäuscht haben. Gerade auf diesem Wege kamen die zahlreichen Zuzügler aus Meißen, Lommatzsch u. s. w., und eine Kutsche auf einem Wege, der nicht Fahrweg war, mußte ihnen nothwendig verdächtig erscheinen. Glücklicher Weise kamen immer nur Trupps von 3—4 Mann und wir suchten ihrem Verdacht immer von vornherein vorzubeugen, indem wir ihnen recht freundlich „guten Morgen" zuriefen, und auf ihre Fragen, wie es in Dresden stehe, ebenso freundlich antworteten. Nur bei Gauernitz erreichte uns noch einmal das Geschick. Hier hatten sich eben die Lommatzscher, in Zahl von etwa 50 Mann, gelagert und machten Mittag. Wir wurden natürlich auch angehalten, aber durch unbefangenes Auftreten und unbefangenes Erzählen von den Zuständen in Dresden hatten wir die Leute bald günstig für uns gestimmt, und wurden mehr von ihrer Neugierde aufgehalten, als durch sonstige Behinderung. Nach sechs langen Stunden kamen wir in Meißen an. Der Kutscher beschloß, mit seinem Wagen daselbst zu bleiben; wir mietheten uns einen Einspänner und fuhren nach Pristewitz. Daselbst war eben ein Zug

von Leipzig mit über hundert Freischärlern angekommen, darunter auch viele Studenten. Von Einem muß ich zum Schluß noch erzählen. Es war der Student der Theologie D., ein kleiner Mensch, den sein Schießgewehr weit überragte. Er war mir schon als fanatischer Politiker bekannt, doch schätzten wir ihn wegen seiner wissenschaftlichen Begabung. Mich dauerte der arme Mensch, der zuversichtlich seinem Unglück entgegenging. Ich suchte ihn auf alle Weise von der Thorheit, nach Dresden zu gehen, abzubringen; ich schilderte ihm die dortige Pöbelwirthschaft und die völlige Unmöglichkeit, die Stadt gegen das Militär zu halten. Die wenig zahlreiche Dresdner Garnison hielt sich zwar für zu schwach, allein den Aufstand niederzuschlagen, aber schon war preußisches Militär im Anmarsch und noch am Sonnabend mußte der regelrechte Kampf beginnen. Aber D. ließ sich nicht zurückhalten und er hat den ganzen Kampf unter den traurigsten Erfahrungen mitgemacht. Zuletzt war er Adjudant des Commandanten der Barrikaden auf der Wilsdruffer Straße. Als die Sache schon immer trostloser wurde, übertrug ihm auf ein Stunde sein Chef das Commando, weil er Befehle auf dem Rathhause holen müsse. Die Stunde verging, ohne daß der Chef zurückkam, und D. schöpfte Verdacht, daß er sich feig davon gemacht habe. Aber das Beispiel steckt an; D. hielt den Augenblick für gekommen, sich auch zu drücken, und zwar unter demselben Vorgeben wie sein Chef. Es war Dienstag Abend. Als einziger Fluchtweg aus der Stadt war noch der nach dem Plauenschen Grunde frei. D. verließ treulos seinen Posten, gelangte innerhalb der Häuser der Wilsdruffer Straße, deren Wände der Verbindung wegen zum Theil durchlöchert waren, nach dem Postplatz und unter dem Schutze der Finsterniß, nach Wegwerfung seines Schießgewehres, glücklich aus dem Bereiche der Stadt. Er ist dann noch in der Nacht bis nach Leubnitz geschlichen, hat den Tag in einem Versteck unter einer Brücke zugebracht, aus Furcht, mit seinem pulvergefärbten Gesicht, Händen und Kleidern als Freischärler erkannt zu werden, und hat sich endlich Abends in einen Bauernhof gewagt und Kleider zum Umziehen erbettelt. Von da ist er nach Pillnitz gegangen und hat einige Tage später unbehelligt seine Rückreise nach Leipzig angetreten. Als ein völlig Bekehrter kehrte er dahin zurück; seine politische Schwärmerei hat er seitdem gelassen, nur verfolgte ihn eine peinliche Furcht, daß sein politisches Abenteuer der kirchlichen Behörde bekannt werden könne, was ihm ja jede Aussicht auf eine künftige Anstellung würde verschlossen haben. Es ist nicht geschehen, und er hat bis zu seinem Tode in einem höheren geistlichen Amte in Segen gewirkt. Damit nehme ich Abschied von meinen Lesern, wünschend, daß solche traurigen Zustände niemals wiederkehren mögen, wie sie damals Dresden schauen mußte.

H.

Bücherbesprechungen.

— Maria Mande, Fräulein Doctor. Ringen und Streben eines deutschen Mädchens. Nach Tagebuchblättern bearbeitet und erzählt. Elberfeld, Verlag von Sam. Lucas. — Nachdem sich die Verfasserin unter dem Namen William Forster den Ruhm einer in den Grenzen der Wirklichkeit bleibenden Jugendschriftstellerin erworben und erst vor Kurzem als Marie von Felseneck die Literatur mit ihrer Weihnachtsgabe „Heimathlos“ beschenkt hat, tritt sie endlich mit ihrem wahren Namen an die Oeffentlichkeit. In dem neuen, soeben erschienenen Buche wird in wohl überlegter, maßvoller Weise die Frauenfrage erörtert auf Grund eingehender Studien und thatsächlicher Begebenheiten. Zweierlei ruft die Verfasserin ihren Leserinnen zu: Fühlt ihr euch berufen, seid ihr befähigt, und glaubt ihr, die Ausdauer für wissenschaftliche Studien und Forschungen zu haben, so seht zu, daß ihr euren Wunsch nach höherer geistiger Arbeit erfüllt erhaltet, damit ihr die Kraft eures Denkens und eures Verstandes in den Dienst der Menschheit stellt; bleibt jedoch immer in den für das Weib abgesteckten Schranken, bleibt in eurem Innern ein Weib! Sucht nicht die Emancipation darin, daß ihr Männer werden möchtet! Aber — und das ist der andere Mahnruf — überschätzt euch nicht und eure Fähigkeiten! Haltet ihr euch nicht jenen Anforderungen für ganz gewachsen, es giebt noch einen anderen hohen, edeln Beruf für das Weib: werdet eine tüchtige, liebevolle Hausfrau! Ihr braucht deshalb euren freien Geist nicht in Ketten zu legen, im Gegentheil, benutzt ihn dazu, um das Herz des Mannes zu fesseln, so werdet ihr diesen — wir wollen uns nichts verschweigen — vielleicht von mancher kleinen Thorheit abhalten und das Glück der Familie begründen, und, was die Folgerung daraus ist, das Glück des Staates sichern helfen! Die Erzählung führt uns weit in der Welt umher, nach der Schweiz, über das Meer, nach Indien, und fesselnd beschreibt die Verfasserin alle Gegenden, durch die sie uns führt; insbesondere das Reich der Muhamedaner, das ja für uns infolge seiner Verschlossenheit und seiner vielen durch die dortigen Gesetze verhüllten Geheimnisse stets hohes Interesse hat, erschließt uns die Verfasserin durch die anregende Darstellung dort herrschender socialer Zustände, die als ganz authentisch gelten darf. Das Buch rechnet mit allen Culturfortschritten unsrer Zeit und ist durchweht vom Hauche der Großstadtluft. Seine Lectüre ist namentlich Allen zu rathen, die Grund haben, sich mit der Frauenfrage zu beschäftigen. Johannes Verlohren.

— Th. A. Fischer: Leben und Werke Alfred Lord Tennyson's. Mit Porträt. Gotha, Perthes. 1899. Geb. 5 ℳ. 290 S. — Eine mit großer Liebe und offenbarem Verständniß geschriebene Biographie, die nach den besten Quellen gearbeitet ist. Das Werk ist daneben von didaktischem Werth in einem höheren Sinne, indem es Anleitung giebt, wie man einer Erscheinung von so geistigem Gehalte nachgehen, sie in allen Aeußerungen belauschen mag. Man merkt überall ein feines Gefühl gerade für eine so milde gehaltene Harmonie, wie sie in Tennyson lebt. Bemerkenswerth in ihrer feinen und erschöpfenden Weise sind uns die sorgfältigen Analysen der Hauptwerke erschienen. Ein durch Wärme und Gediegenheit erfreuliches Buch.

Dr. R. Böttger.

— Schriftsteller- und Journalisten-Kalender. Herausgegeben von Emil Thomas. 1899. Verlag von Walther Fiedler in Leipzig. Elegant gebunden 2,50 ℳ. — Dieser Kalender, ein Seitenstück zu dem „Buchhändler-Kalender“, der in demselben Verlage erschienen ist, ist geeignet, Schriftstellern und Journalisten bei ihrer Arbeit recht gute Dienste zu thun, und entspricht dem praktischen Zweck, den er verfolgt, in anerkennenswerther Weise. Außer dem eigentlichen Kalendarium, dem übrigens, da wir bereits im Mai stehen, gleich das für's nächste Jahr mit hätte beigefügt werden können, bringt das Buch ein Verzeichniß der diesjährigen Fest- und Feiertage, wie die Angabe der beweglichen Feste von 1900—1930, eine Correcturenversandt-Liste, eine Manuscriptversendungs-Liste, Notizen für Bücheranschaffungen, eine Rubrik für Aufzeichnung der Titel ge- und verliehener Bücher, eine Merktafel für Bücher und Aufsätze, eine Rubrik für Vermerkung außenstehender und vereinnahmter Honorare, Angabe dessen, was der Schriftsteller vom Buchhandel wissen muß, mit Formular eines Verlagsvertrages, Fingerzeige für den Selbstverlag, Mittheilungen über den Commissionsverlag, über den Verkehr mit Redactionen, weiterhin die wichtigsten Bestimmungen des Urheberrechts- und Preßgesetzes und zwar, was Vielen willkommen sein wird, nach Schlagwörtern alphabetisch geordnet, Aufschlüsse über die Dauer des Urheberrechts in den verschiedenen Ländern, alphabetisch nach Ländern wie nach der Dauer der Schutzfristen geordnet, einen Abdruck der Berner Convention, dankenswerthe Angaben über Verbreitung und Richtung der größeren politischen Zeitungen Deutschlands wie auch Oesterreichs und der Schweiz, ferner die Honorarsätze von einer Anzahl bekannter Zeitungen und Zeitschriften, welche Rubrik sich in späteren Jahrgängen dieses Kalenders hoffentlich noch stark erweitert, aber auch jetzt schon mancher unnützen Nachfrage ein Ziel setzen, manchen Zweifel beseitigen wird, ferner eine für den Anfang wenigstens gleichfalls genügende Kritikerliste, eine Correcturentabelle, ein Verzeichniß der schriftstellerischen Vereinigungen, sowie eins der Buchverleger mit Angabe der Richtung ihres Verlags, ein Verzeichniß buchhändlerischer, literarischer und verwandter Zeitschriften, eine Porto-Taxe in alphabetischer Anordnung, eine Rubrik zur Eintragung der Privat-Cassa-Contos, und schließlich enthält der Kalender auch noch hinreichenden leeren Raum zu Notizen für das Jahr. Der Kalender in seiner Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts verdient, Schriftstellern und Journalisten empfohlen zu werden. Prof. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 53. Donnerstag, den 4. Mai, Abends. 1899.

Das Recht des Pseudonyms.

In den Kreisen der Schriftsteller- und Künstlerwelt wird man das frisch geschriebene Büchlein von Dr. Alfred Manes, das die Rechtsfragen, die sich hinsichtlich des Gebrauches eines Pseudonyms ergeben, in historisch-kritischer Darstellung eingehend und sachgemäß behandelt,*) sicherlich mit lebhaftem Interesse entgegen nehmen; und der Verfasser wird wahrscheinlich im Großen und Ganzen auf Zustimmung zu seinen Anschauungen rechnen dürfen, mit Ausnahme allerdings gerade der mit jugendlicher Begeisterung vorgetragenen Meinung, daß auch auf diesem speciellen Gebiete ein dringendes Bedürfniß zu reformatorischer Gesetzgebungsthätigkeit vorliege. Zutreffender Weise wird von Manes selbst die Thatsache betont, daß der Begriff des Pseudonyms, wenn man ihn etwas weiter faßt, sehr verschiedenartige Erscheinungsformen und namentlich sehr verschiedenartige Motive umfaßt, aber gerade in dieser Thatsache liegt für unsere persönliche Auffassung auch der Grund, weshalb wir ein Bedürfniß nach baldmöglichster Um- oder Ausgestaltung der auf diese Frage bezüglichen positiven Gesetzgebung nicht empfinden können. Der Gebrauch des Pseudonyms beruht, wie gesagt, auf den verschiedensten Ursachen: der eine will sich damit verstecken, er gebraucht das Pseudonym überhaupt nur ein oder einige Male für „Einsendungen“ an Zeitungen u. dergl., der andere wünscht aus Bescheidenheit oder Schüchternheit nicht mit seinem vollen bürgerlichen Namen an die Oeffentlichkeit gezogen, eventuell zum Gegenstand von literarischer Befehdung gemacht zu werden; mancher glaubt, mit einem besser klingenden, aparten Pseudonym von vorne herein mehr Eindruck auf den Leser zu machen als mit seinem einfachen, vielleicht etwas sonderbar klingenden Familiennamen; sehr oft endlich legt ein Beamter, Professor, Geistlicher Werth darauf, durch das Pseudonym, das er ständig gebraucht und das ruhig auch im Kürschner oder einem sonstigen literarischen Handbuch veröffentlicht sein kann, den Schriftsteller oder Künstler deutlich von dem Beamten oder Professor oder Geistlichen zu trennen. In allen Fällen aber hat der Betreffende die Vorstellung, daß ihm der Gebrauch eines Pseudonyms nützlicher, vortheilhafter ist, als das Hervortreten mit dem vollen Namen, — warum soll da der Gebrauch des Pseudonyms die gleich günstigen Rechtsfolgen haben wie der Gebrauch des bürgerlichen Namens? Wir halten die gegenwärtige Rechtslage für durchaus billig: Werke, die „nicht unter dem wahren Namen des Urhebers erscheinen“, sind 30 Jahre nach Erscheinen geschützt, gleichzeitig hat aber der Urheber jederzeit die Möglichkeit, durch Eintragung des wahren Namens in die vom Leipziger Stadtmagistrat geführte Eintragrolle auch für sein pseudonymes Werk den vollen Rechtsschutz von 30 Jahren nach dem Tode zu erlangen (§. 11, Abs. 3 und 4 des Gesetzes vom 30. Juni 1870 betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken u. s. w.).

Wenn wir also nach dieser Richtung, hinsichtlich der Dauer des Rechtsschutzes eine positive Reform der Gesetzgebung nicht für erforderlich erachten können, so stimmen wir allerdings mit dem Verfasser vollkommen in dem Wunsche überein, daß in der eigentlichen Rechtsgrundlage des Pseudonyms consequent der moderne Gedanke zur Geltung gebracht werden sollte, daß der wirksame Rechtsschutz der Persönlichkeit den obersten Grundsatz des Rechtes darstellen soll, so weit nicht höhere Gesichtspunkte des öffentlichen Rechtes dem entgegenstehen. Ob dazu aber der Erlaß von positiven gesetzlichen Bestimmungen erforderlich ist, scheint uns doch sehr zweifelhaft zu sein, im wichtigsten Punkte würde sich zweifellos auf dem Wege der Rechtsprechung die erforderliche Grundlage schaffen lassen. Das bald in Kraft tretende bürgerliche Gesetzbuch hat bekanntlich das „Recht am Namen“, das sich unter ausdrücklicher Anerkennung durch die Rechtsprechung seit geraumer Zeit als Institution des Gewohnheitsrechtes eingebürgert hat, nunmehr ausdrücklich zum geltenden Rechte erhoben (§. 12). Da ergiebt sich die Frage: gilt dieser Paragraph auch in sinngemäßer Anwendung für das Pseudonym? Oder um die Frage noch praktischer zu gestalten: ist ein Schriftsteller oder Künstler, der sich bei seinen literarischen oder künstlerischen Arbeiten eines Pseudonyms bedient, das im Allgemeinen für ihn in ideeller und materieller Hinsicht den gleichen Werth und die gleiche Wichtigkeit wie ein richtiger bürgerlicher Name besitzt, gegen den Mißbrauch dieses Pseudonyms gesetzlich geschützt? Die Frage ist in der juristischen Literatur, wie auch Manes übersichtlich feststellt, sehr bestritten. Von dem Standpunkte des einfachsten Rechtsgefühls aus scheint uns die Frage, ob das Pseudonym als solches geschützt sein soll, unbedingt im Princip bejaht werden zu müssen, aber die Entscheidung wird immer je nach der thatsächlichen Lage von Fall zu Fall zu treffen sein. Das Pseudonym ist, wie wir oben gesehen haben, in einer Specialgesetzgebung, im sog. Urheberrecht ausdrücklich als eine Institution unseres Rechtslebens anerkannt. In consequenter Weiterbildung des Persönlichkeitsrechtes, dessen Nothwendigkeit ja längst zum unveräußerlichen Bestandtheil unseres modernen Rechtsgefühls geworden ist, wird man übereinstimmend mit dem Verfasser dafür eintreten müssen, daß grundsätzlich jedes Pseudonym, das in seiner Fassung eine zweifellos individuelle Gestaltung hat, und das thatsächlich als der literarische oder künstlerische Name einer Person neben deren bürgerlichen Namen getreten ist, gegen jede beabsichtigte Nachahmung geschützt sein muß. Damit scheiden zwei Fälle von vornherein aus. Einmal der schon erwähnte, häufig vorkommende Fall, daß die Wahl eines „Namens“ oder besser gesagt einer allgemein gehaltenen, namenähnlichen Bezeichnung in Wirklichkeit nichts weiter als eine besondere Art thatsächlicher Anonymität ist, und dann ganz besonders der Fall, daß Jemand durch die Wahl eines Namens die Meinung erwecken will, daß das betreffende Werk von einer bestimmten anderen Person herrühre; im letzteren Fall ist jeder Gedanke an Rechtsschutz selbstverständlich ausgeschlossen, vielmehr wird nach der gegebenen Sachlage zu erwägen sein, ob nicht Anlaß zu strafrechtlichem Einschreiten vorliegt. Scheidet man diese Fälle aus, dann ist in der That nicht zu ersehen, warum nicht der gleiche Rechtsschutz, wie er in dem §. 12 des bürgerlichen Gesetzbuches für den „Namen“ statuirt ist, auch bei dem Pseudonym im engeren Sinne des Wortes Anwendung finden solle. Richtig ist allerdings, daß nach den Protokollen zum zweiten Entwurfe dieses Gesetzbuches die betreffende Commission den privatrechtlichen Schutz auf „pseudonyme“ Bezeichnungen ausdrücklich nicht ausgedehnt wissen wollte, und daß die Denkschrift zum dritten Entwurfe immer nur vom „bürgerlichen“ Namen redet. Auf jeden Fall kann aber, was unseres Erachtens allein von praktischer Wichtigkeit ist, jedes Gericht, das um Rechtsschutz gegen Mißbrauch eines eigentlichen Pseudonyms angegangen wird, nichts Vernünftigeres und dem gesunden Rechtsgefühle Entsprechenderes thun, als die Gesichtspunkte jenes Paragraphen 12 für seine Gerichtsentscheidung zur Richtschnur zu nehmen und damit einem thatsächlich als Rechtsinstitut bereits gesetzlich, im Urheberrecht, anerkannten Institut des öffentlichen Lebens zu einem festen Gewohnheitsrecht zu verhelfen, genau wie das bisher für den „bürgerlichen“ Namen der Fall gewesen ist. Nach Analogie des vielerwähnten Paragraphen muß der Klagende einmal nachweisen, daß er ein gewisses unbestreitbares Recht auf den Gebrauch des betreffenden Pseudonyms er-

*) Das Recht des Pseudonyms unter besonderer Beachtung des Bürgerlichen Gesetzbuches und ausländischen Rechts. Von Alfred Manes. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1899.

worden hat, dann daß durch den Gebrauch des gleichen Pseudonyms von anderer Seite seine Interessen verletzt worden sind, oder daß weitere Beeinträchtigungen zu besorgen sind. Damit sind die Klagen wegen Mißbrauchs eines Pseudonyms von vorne herein so stark eingeschränkt, daß man von richterlichen Urtheilen, die mit solcher Vorsicht ergehen, wahrlich nicht zu befürchten braucht, daß damit ein Gewohnheitsrecht statuirt wird, das erst recht die Quelle von Willkürlichkeiten und Unzuträglichkeiten irgend welcher Art werden könnte. Ob aber mit positiven Gesetzesbestimmungen, wie sie Manes in seinem wirklich anregenden Büchlein befürwortet, für das praktische Leben mehr gewonnen werden könnte als auf dem hier gezeichneten Wege, scheint uns doch recht zweifelhaft zu sein; und jedenfalls wird man, nachdem wir soeben den ersten gesetzlichen Schritt auf dem Gebiete des „Namenrechtes“ ohne Einbeziehung des Pseudonyms gethan haben, bei unbefangener und nüchterner Erwägung es nicht unbedenklich finden, sofort schon mit einer Ergänzungsgesetzgebung auf dem gleichen Gebiete vorzugehen. Unseres Wissens ist denn auch von dem deutschen Buchhändlerverein, der sich sorgfältig mit der Prüfung der Reformbedürftigkeit des sogenannten Urheberrechts befaßt hat, gerade hinsichtlich des Pseudonyms kein Wunsch nach Umgestaltung oder Weiterbildung der betreffenden positiven Bestimmungen geäußert worden.

S. H.

Bücherbesprechungen.

— Ueber die christliche Vollkommenheit, von Lic. E. Cremer, a. o. Professor der Theologie in Marburg, und Das Recht des Bekenntnisses zur Auferstehung des Fleisches, von Lic. K. Bornhäuser, Divisionspfarrer in Rastatt. Dritter Jahrgang 2. Heft in den Beiträgen zur Förderung christlicher Theologie, herausgeg. von D. Schlatter und D. Cremer. Gütersloh, bei C. Bertelsmann, 1899. 107 S. — Seit einigen Jahren erscheinen unter der Leitung Schlatter's und H. Cremer's die Beiträge zur Förderung christlicher Theologie, die von positiv evangelischem Standpunkte aus eine Reihe interessanter theologischer Einzelfragen in Monographien behandelt haben. Namentlich betreffen diese solche Punkte, die von dem linken Flügel der neueren Theologie nach seinen Anschauungen beleuchtet worden sind. Zu diesen gehört auch die Lehre von der christlichen Vollkommenheit, die von A. Ritschl und seinen Schülern H. Scholz und P. Wernle einer näheren Betrachtung und Feststellung unterzogen worden ist. Da diese Lehre von den Reformatoren und der evangelischen Kirche trotz ihrer eminenten Wichtigkeit im Hinblick auf das falsche römische Vollkommenheitsideal nicht weiter verfolgt und ausgebaut worden ist, so hat man ihr mit Recht in neuerer Zeit eine größere Beachtung geschenkt. Obige drei Theologen haben nun die christliche Vollkommenheit im Sinne des Neuen Testaments wesentlich als treue Erfüllung des irdischen Berufes und als sittliche Heiligkeit bezeichnet, wodurch zugleich der rechte Glaube an das in Christo erlangte Heil für die christliche Vollkommenheit vollständig nebensächlich wird. Im Gegensatz zu diesem dem Neuen Testament nur durch ein Mißverständniß untergelegten Gedanken betont E. Cremer, daß die Vollkommenheit des Christen nach dem Neuen Testament darin besteht, daß er in Christo durch den Glauben das Heil vollständig besitzt und diesen Besitz nun allerdings auch durch steten Kampf gegen die dem Menschen anhängende Sünde zu bewahren und zu bewähren hat. Nicht was er in seiner sittlichen Wirklichkeit ist, sondern was er in Christo hat, wird durch diesen biblischen Begriff ausgedrückt. Wir sind in der erfreulichen Lage, unser vollständiges Einverständniß dazu aussprechen und noch hinzufügen zu können, daß nur die Cremer'sche Auffassung durch die Symbole unserer Kirche gedeckt wird. Wir sind auch dem Hrn. Verfasser für die trefflichen und überzeugenden Auslegungen der einschlagenden Schriftstellen, namentlich der Centralstellen Matth. 19 und Philipp. 3 warmen Dank schuldig. Das Gleiche gilt auch dem Hrn. Verfasser der zweiten Abhandlung gegenüber, der sich ein in den Ohren unserer Gegenwart ziemlich kitzlich und anstößig klingendes Thema erkoren hat, nämlich „das Recht des Bekenntnisses zur Auferstehung des Fleisches“. Er will sich darin nicht mit der Naturwissenschaft und Philosophie, sondern mit dem Neuen Testament und der ältesten christlichen Kirche auseinandersetzen und will nicht nur die Auferstehung der „Todten“ oder des „Leibes“, sondern klar und bestimmt die des „Fleisches“ als berechtigt nachweisen. Das ist sehr nöthig nicht nur im Hinblick auf den groben Materialismus in unserer Zeit, sondern auch wegen der Versuche vieler moderner Theologen, die Auferstehungshoffnung zu beseitigen und das ewige Leben als sofort nach Eintritt des Todes beginnend darzustellen, was dann in weiterer Consequenz dazu führen müßte, am Todestag Christi zugleich sein Ostern, ja seine Himmelfahrt zu feiern. Wer sich nun hierfür auf 1. Kor. 15, V. 50 beruft, wird freilich von dem Herrn Verfasser eines Besseren belehrt werden. Denn dieser beweist das gerade Gegentheil aus dieser berühmten Stelle wie aus anderen Stücken der Schrift. Nach ihm ist es gerade eine Grundanschauung des Paulus, daß das irdische Fleisch und Blut allerdings nur in verklärter Form an der zukünftigen Vollendung Theil hat. Dies ist im Wesentlichen auch die Lehre des Johannes und der apostolischen Väter. Wir finden, daß der Hr. Verfasser durch seine gediegene Arbeit das gute Recht jenes alten kirchlichen Bekenntnißstückes erwiesen hat, und empfehlen dieselbe allen biblisch gesinnten Christen auf das Beste, nur erscheint uns die Aufstellung des Hrn. Verfassers, daß Paulus keine Auferstehung des Leibes lehre (S. 61), zu schroff, da er doch selbst S. 62 zugiebt, daß Paulus nicht immer σῶμα und σάρξ scharf von einander scheidet und auch Luther im 3. Artikel des Großen Katechismus aus pädagogischen Gründen den Ausdruck „Leib“ für „Fleisch“ verstanden wissen will. Auf S. 100 findet sich der sinnentstellende Druckfehler „So sanz“ für „Ganz so“.

R. W.

— Gethsemane. Beiträge zum Verständniß der neuen Passionsevangelien. Von M. Reylaender, Pastor in Wegeleben. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1899. 46 S. 60 ₰. — Vorliegende biblisch-theologische Ausführungen wollen besonders den Geistlichen der preußischen Landeskirche zur Behandlung der neueingeführten Passionsperikopen eine Handreichung bieten. Sie haben indessen auch einen allgemeineren Werth. Sind es auch nicht neue wissenschaftliche Funde, die der Verfasser giebt, so werden die hier aufgeworfenen Fragen nach der Bedeutung des Leidenskampfes Jesu und ihre Beantwortung denen, die in dieses Heiligthum tiefer eindringen wollen, eine Anleitung geben können. Daß sich in dieser Arbeit Steinmeyer'sche Gedankengänge finden, kann derselben nur zum Vortheil gereichen. Leider kommt das Schriftchen etwas spät in unsere Hände, so daß es in der Passionszeit nicht mehr angezeigt werden konnte.

D. K.

— Das evangelische Kirchenjahr in Geschichte, Volksglauben und Dichtung. Mit einem Anhange über römisch-katholische Feste. Für Studirende, den Schul- und Hausgebrauch dargestellt von Paul Pasig. Leipzig, Verlag von C. W. B. Naumburg (Sep. Conto), 1899. 142 S. 1,50 ℳ. — Der Verfasser kommt mit der Herausgabe seines Buches einem Bedürfniß entgegen. Wir pflichten ihm durchaus bei, wenn er es tief beschämend findet, daß unser evangelisches Volk und nicht zuletzt die „gebildeten“ Kreise über unsere festlichen Zeiten und den Gang des Kirchenjahres so herzlich wenig unterrichtet sind. Wir könnten, wie der Verf. in seinem Vorwort thut, dazu auch manche erstaunliche Proben beibringen. Das Büchlein will kein wissenschaftliches Werk und keine erschöpfende Arbeit sein, aber giebt auch nicht blos einen Ueberblick über das evangelische Kirchenjahr; es wird vielmehr der Bedeutung und der Geschichte des kirchlichen Kalenders, der einzelnen Feste, Festkreise u. s. w. im Ganzen gerecht. Im Besonderen wird man ja fragen können, ob nicht hier und da zu wenig geboten wird, dagegen an anderen Stellen manches in ziemlicher Ausführlichkeit herangezogen ist, was eigentlich zum evangelischen Kirchenjahr in sehr loser Beziehung steht. Unter den Liederproben wird zwar das erste deutsche Weihnachtslied mitgetheilt, dagegen vermißten wir das erste deutsche Osterlied; auf der anderen Seite wird ein sehr breiter Raum der Wiederherstellung des Deutschen Reiches gewährt, die wohl bildlich von Dichtern wie Geibel, Gerok, Rudolf v. Gottschall ein deutsches Ostern genannt worden ist, aber mit dem evangelischen Kirchenjahr nicht wirklich zusammenhängt. Für richtig halten wir es, daß in einem Anhange die römisch-katholischen Feste, wenigstens diejenigen von besonderer Bedeutung und Feierlichkeit Erwähnung und kurze Besprechung gefunden haben. Es ist das nicht blos historisch wichtig, sondern auch besonders in Diasporagebieten der evangelischen Kirche von praktischer Bedeutung. Im Ganzen freuen wir uns der Gabe des volksthümlichen Schriftstellers und wünschen, daß sie Kenntniß

und Verständniß des evangelischen Kirchenjahres in unserem deutschen Volke verbreiten helfe. D. K.

— **Aus meinem Leben.** Zweiter Theil. Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre von **Willibald Beyschlag.** Halle a. S., Eugen Strien. 1898/99. 10 ℳ — Ueber die Bedeutung dieses Buches für Kirche und Theologie braucht man kein Wort zu verlieren. Es kann entsprechend dem Rang, den der Verfasser als Gelehrter und als Parteihaupt einnimmt, und entsprechend der urkundlichen Fassung, in der seine Mittheilungen zu einem guten Theile erscheinen, die Geltung einer kirchengeschichtlichen Quellenschrift beanspruchen, die bei jeder zukünftigen Darstellung der deutschen und der preußischen Kirchengeschichte in den letzten vierzig Jahren genau zu beachten sein wird. Daß außer dieser Quelle auch andere, die ganz wo anders entsprungen sind, benutzt werden müssen, versteht sich von selbst; aber besondere Schwierigkeiten wird sie einem unbefangenen Beurtheiler kaum bieten. Beyschlag ist das Urbild des deutschen Gelehrten, der nicht nur laut eigenem Geständniß jeder Begabung für das Geschäftliche ermangelt, sondern auch mit dem Maße seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung Alles und Jedes in der Welt mißt. Daher die vielen halb betrübenden, halb ergötzlichen Stellen des Buches, wo der Verfasser in der Gluth seiner Begeisterung für die eigene Anschauung die ganz natürlichen Regungen vom entgegengesetzten Standpunkte her noch jetzt wie Kundgebungen feindseliger Tücke und geschäftliche Maßnahmen, die doch in den Parteikämpfen nicht ausbleiben können, wie Verschwörungen boshafter Feinde beurtheilt. Auf solche Weise kommen schiefe Urtheile sehr unbilliger Art zu Stande, wie beispielsweise das über Stöcker S. 439; man mag über das spätere Auftreten des vielgeschmäheten Mannes denken, wie man will, das weiß Jeder, der irgend einen Einblick gewonnen hat in die Entstehungsgeschichte seines öffentlichen Wirkens, daß dieses Urtheil falsch ist. Trotzdem sind wir überzeugt, daß sich Beyschlag dabei einer Lieblosigkeit nicht bewußt gewesen ist; denn der echte Professor ist auch ein echtes Kind, das bei gegebener Gelegenheit auf den, den es nicht leiden kann, grimmig losschlägt. Unter denselben Gesichtspunkt möchten wir auch die Frage rücken, die im Vorwort ihre Beantwortung findet. Hier weist Beyschlag die Bemerkung eines „minder wohlwollenden“ Beurtheilers, es trete im ersten Bande seines Werkes ein nicht geringes Selbstgefühl hervor, ganz erstaunt und entrüstet zurück unter starker Hervorhebung der an sich selbst beobachteten entgegengesetzten seelischen Beschaffenheit. Für landläufige Beurtheilung ist trotzdem jene Beobachtung vollkommen richtig gewesen, ja wollten wir über Beyschlag unsern Spruch so thun, wie er den seinigen über Stöcker, so müßten wir sagen, diese Erinnerungen seien in ziemlicher Eitelkeit geschrieben. So aber sagen wir nicht. Mit einer Art kindlicher Freude mustert der greise Gelehrte die Stöße seiner Vorträge, Reden und gelehrten Bücher, sucht mit großer Genugthuung jeden anerkennenden Brief hervor, zählt mit Wohlgefallen alle Auflagen, die jene Kinder seines Geistes erlebt haben, und rühmt sich jedes Erfolges, der unter schweren Kämpfen und Mühen erlangt worden ist. Und dieser ganze Vorgang kann sich vollzogen haben bei aufrichtig demüthiger Gesinnung des Verfassers. Nur irrt er darin, daß er behauptet, anders lasse sich wohl eine Selbstbiographie überhaupt nicht schreiben: es müssen ihm doch solche bekannt sein, wo die volle Reife des männlichen Urtheils über Werth und Unwerth solcher literarischer Triumphe zur Geltung gekommen ist. Das Alles erwähnen wir nur, um auch den Gegnern des Verfassers gegenüber unsere Behauptung aufrecht zu erhalten, seine Erinnerungen und Erfahrungen seien eine kirchengeschichtliche Quellenschrift. Denn auch alle die Urtheile, die bei dereinstiger endgiltiger Feststellung der Thatsachen als nicht zu Recht bestehend anerkannt werden müssen, sind bei der Naivetät der ganzen Auffassung und der nie zu bezweifelnden Lauterkeit der urtheilenden Person so durchsichtig, daß sie der historischen Kritik bei der Abschätzung ihres Werthes kaum Schwierigkeiten bereiten werden. Der Hauptwerth des Buches liegt in der urkundlichen Geschichtschreibung über die badischen kirchlichen Verfassungskämpfe, in denen Beyschlag auf Seiten der biblisch-gläubigen Rechten gestanden und gestritten hat. Die dürftigen Reste, die jetzt noch übrig sind von jenem Liberalismus, der vor Allem auch auf kirchlichem Gebiete seine Siege feiern wollte, werden wenig erbaut sein von dieser actenmäßigen Aufdeckung aller der Schliche und Machenschaften, mit denen ihre damaligen Parteihelden eine gutgemeinte und in ihrer Art sehr fortschrittliche Kirchenverfassung gestürzt haben, weil sie den Strebungen ihrer kirchlichen Demagogie keinen Raum bot. Und noch weniger erbaut werden sie sein von dem unwiderleglichen Nachweise, wie die Berichte über allerlei Versammlungen in den liberalen Blättern gefälscht worden sind und die Bestrebungen des Kirchenregimentes unter unverkennbarer Beihilfe der Katholiken einen schlau berechneten Widerstand unlauterster Art gefunden haben. Aber das ist das Tragische in Beyschlag's Leben, daß er nachher in Preußen mit Parteigenossen zusammengehen mußte, die ihrer eigentlichen Gesinnung nach jenen badischen Liberalen so ähnlich waren wie ein Ei dem andern, nur daß die Parteigegensätze ganz anders gemischt und gruppirt waren. Diejenigen, die in ihrer kirchlichen Art seinen früheren badischen Freunden entsprochen hätten, waren hier die Confessionellen und jene Unionsfreunde, die dem Hof oder dem Frieden zu Liebe sich zur Union bekannten, im Uebrigen aber so gut Lutheraner waren, wie jene. Aber Werth und Bedeutung einer Bekenntnißkirche auch nur kennen und also auch nur geschichtlich verstehen zu lernen, hatte Beyschlag nie Gelegenheit gehabt. Erst wenn man sich das vergegenwärtigt, kann man seine Stellung in den preußischen Verfassungskämpfen und seine Aeußerungen darüber begreifen. — Das sei genug gesagt zur Kennzeichnung eines Buches, dessen hohen Werth wir von vorn herein festgestellt haben und das uns im Uebrigen Einblicke der erfreulichsten Art thun läßt in ein von Gott über die Maßen gesegnetes Gelehrtenleben und in ein fröhlich gläubiges, fein und zart empfindendes Christenherz. B. K.

— **Jahrbuch der Sächsischen Missionsconferenz** für das Jahr 1899. XII. Jahrgang. Leipzig, H. G. Wallmann. 1 ℳ 50 ₰. — Mit Freuden sehen wir, daß das Jahrbuch sich immer mehr der Vollkommenheit nähert in der Lösung der ihm gestellten Aufgabe, vor Allem die Träger des Amtes zu belehren und zu begeistern zum Besten des Werkes der Heidenmission. Wir wüßten nicht zu sagen, was nun noch fehlte zur Erreichung dieses Zieles, wenn wir nämlich den gar nicht geringen, aber doch durch allerlei Rücksichten begrenzten Umfang des Buches und die Aufnahmefähigkeit des Lesers in Rechnung ziehen und namentlich auch bedenken, daß alle zwölf seither erschienenen Jahrbücher als ein Ganzes betrachtet sein wollen. Zu Erbauung und Erweckung im Sinne der Sache wirken ein kurzer biblischer Aufruf, der zugleich die Erklärung des Titelbildes („Christus das Licht der Welt“, an der Kanzel der neuen Kirche zu Cölln) in sich schließt, und eine Studie über die neutestamentlichen Missionsgedanken, besonders bei Paulus. Die nöthige Belehrung über Wesen und Wachsthum der Arbeit geschieht durch die Jahreschronik des Schriftführers, die, abgesehen von einem politisch gefärbten Urtheil, rein sachlich und mit weiser, übersichtlicher Verwendung der Zahlen von dem Stand des Werkes in aller Welt Bericht erstattet, und durch den geschichtlich wohlbegründeten Nachweis eines treu verdienten Missionsarbeiters, daß das beste und nöthigste Opfer für das heilige Werk das Selbstopfer des tüchtigen und begeisterten Missionsfreundes ist und bleibt. Reichlich sind erfreulicherweise die Beiträge vertreten, die vorbildlich belehrend wirken wollen, nämlich Mittheilungen aus den Einzelgebieten nach dem Maße der Ansprache für Missionsstunde und Versammlung. So kommen zur Darstellung unser seitheriges Werk in Ostafrika, die Geschichte einer indischen Pariagemeinde, der Kampf der evangelischen Mission auf Madagascar, die Geschichte der Hermannsburger Mission in Südafrika, der Zustand der afrikanischen Kinderwelt, endlich eine Uebersicht über das Wirken der englischen Kirchen-Missions-Gesellschaft. Auch die Judenmission bekommt ihr Theil durch eine Schilderung der Zustände in der Londoner Judenschaft. Aus den statistischen, literarischen und sonstigen Mittheilungen der Redaction heben wir die Uebersicht über den Stand der deutschen evangelischen Mission Ende 1897 als eine nöthige und willkommene Gabe hervor. B. K.

— **Habt die Brüder lieb!** Eine Sammlung von Predigten und Ansprachen evangelischer Geistlicher aus allen Gebieten der Innern Mission. Herausgegeben von **H. Wittenberg**, Pastor an der Gethsemanekirche zu Berlin. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1898. Vollständig in sechs Lieferungen zu 1 ℳ — Das nun vollendete Werk verdient ohne Zweifel als ein Ganzes nochmals gewürdigt zu werden, nachdem wir über Anlage und Ausführung schon früher berichtet haben. Wir fügen hinzu, daß es außer der selbstverständlichen Bedeutung, die den einzelnen Beiträgen als Vorbildern für die Behandlung der betreffenden Sache beizumessen ist, auch den Werth einer geschichtlichen Quelle für die Innere Mission in Anspruch nehmen darf. Vermittelst der einzelnen Reden treten in den Gesichtskreis des Lesers

sämmtliche Arbeitsgebiete christlicher Liebe, die man nicht ganz richtig, aber doch thatsächlich mit dem Gesammtnamen Innere Mission zusammenzufassen pflegt und von denen hier alle nur denkbaren vertreten sind bis zu den Bestrebungen des sogenannten blauen Kreuzes und bis zu der Seelsorge an den Sachsengängern. Je weiter die Hefte vorgeschritten sind, desto weiter ist auch der Kreis der in Betracht gezogenen Liebeswerke ausgedehnt worden. Die beiden letzten Hefte sind bei denen angekommen, mit denen die Mehrzahl der Leser unmittelbar nichts zu thun hat. Das sind Seemannsmission, Herbergsvereine, Arbeitercolonien, Rettungsanstalten, Arbeit an Trinkern, Gefangenen, Gefallenen, Sittlichkeitsvereine, Krankenpflege, ev. Arbeitervereine, Arbeit an den Sachsengängern. Aber jeder Freund der Inneren Mission kommt in die Lage, sich mit dem einen oder dem anderen dieser Werke irgendwie einmal zu befassen, und wenn es nur wäre, um Auskunft darüber zu erhalten oder zu geben. So hilft diese Sammlung sicher wenigstens dazu, eine Vorstellung von Zweck und Art der Sache zu gewinnen. Diese Seite des Unternehmens hervorzuheben, wollten wir nicht unterlassen, nachdem wir der anderen genügend Erwähnung gethan haben, um durch diesen Hinweis manchem Suchenden einen Dienst zu erweisen. B. K.

— **Kirchliche Monatsschrift.** Organ für die Bestrebungen der positiven Union. Verantwortlicher Herausgeber: **Georg Lasson**, Pfarrer in Friedersdorf (Mark). XVIII. Jahrgang. Gr. Lichterfelde Berlin, Edwin Runge. Jährlich 8 ℳ — Von dieser bekannten Monatsschrift, die einst von den meist heimgegangenen Größen der positiven Unionspartei zur Vertretung ihres Standpunktes ins Leben gerufen wurde, gingen uns die ersten Monatshefte des neuen Jahrgangs zu, der mit October beginnt. Wir haben in Sachsen nichts mit der Union zu thun und gerade unsere kirchlichen Verhältnisse liefern Tag für Tag den Beweis, daß sie auch in Preußen fast nur auf dem Papier steht. Tausende von Gliedern der preußischen Landeskirche in den alten Provinzen ziehen nach Sachsen und rechnen sich selbst ohne Weiteres zu unserer lutherischen Landeskirche, in der sie doch also einfach wieder finden müssen, was sie in ihrer preußischen Landeskirche trotz der Union gehabt haben. Von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, kommt es den Gliedern der Unionskirche gar nicht zum Bewußtsein, daß eine solche existirt: sie sind einfach das geblieben, was ihre Vorfahren waren, lutherisch oder reformirt. Thatsächlich spricht kaum Jemand mehr von der Sache, außer wenn in den Synoden die Parteien mit ihren mehr oder minder verschärften oder abgeschwächten Forderungen auf confessionellem Gebiet sich gegenüber stehen. So redet auch dieses Organ für die Bestrebungen der positiven Union in drei uns vorliegenden Heften eben gerade einmal von der Union und zwar in dem Bericht über eine Versammlung einer Unionsgruppe, welche Versammlung jedoch auch sich mit vielen anderen Dingen, nur nicht mit der Union beschäftigt hat. Es sind eben ganz andere Dinge, die jetzt Geist und Herz denkender Christen in Anspruch nehmen, und davon handelt auch diese kirchliche Monatsschrift, nämlich von der kirchlichen Bedeutung der Zeitereignisse, von der Stellung zur römischen Kirche, von Evangelisation und christlichem Socialismus, von Christenglauben und biblischer Kritik u. s. w. Und das Alles geschieht vom Standpunkt eines biblischen Christenthums, dessen Ausprägung durchaus lutherisch ist. So können wir zu weiterer Ausdehnung der Orientirung über kirchliche Verhältnisse besonders in Preußen diese Monatsschrift auch Denen empfehlen, die mit der Union und dieser nach ihr genannten Partei nichts zu thun haben. B. K.

— **Wesen und Wirkung der Taufgnade.** Von D. **Hermann Cremer.** Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 30 ₰. — In wenigen, aber goldenen Worten stellt dieser Vortrag fest, was als die Lehre der heiligen Schrift über das genannte Gottesgeheimniß nach der gesunden Auslegung unserer deutschen Reformation zu gelten hat, daß die von Christus eingesetzte Taufe nicht blos Wassertaufe, sondern Geistestaufe ist, daß die damit gegebene Erlösung Wiedergeburt im vollen Sinne bedeutet, und daß auch die getauften Kinder diese Gottesgabe empfangen, um sie im Glauben zu erleben und sich immer neu anzueignen. Möchten alle Die, denen in ihrem religiösen Bewußtsein durch Schuld des in der Luft liegenden Methodismus diese biblische Anschauung von der Taufe und damit die wahre Freudigkeit des christlichen Bekenntnisses und der christlichen Verkündigung abhanden gekommen ist, diese schlichten, aber beweiskräftigen Ausführungen des berühmten Theologen wenigstens einmal gründlich prüfen und beherzigen! B. K.

— **Predigten für die festliche Hälfte des Kirchenjahres aus seinen ersten Amtsjahren.** Von **Wilhelm Löhe**, weiland Pfarrer in Neuendettelsau. Herausgegeben von seiner Tochter. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 5 ℳ 40 ₰. — Die Herausgabe dieser Predigten, die man bis aufs letzte Wort fertig ausgearbeitet vorgefunden hat, ist selbstverständlich ein sehr bemerkenswerthes Unternehmen. Sie bietet nicht nur eine Reihe von tüchtigen Predigten, die heute noch ihre ganz eigenartig erweckliche und tröstliche Kraft an vielen Lesern bewähren können, sondern gewährt auch einen Einblick in die Entwickelungsgeschichte eines der hervorragendsten Theologen unseres Jahrhunderts. Der letztere Gesichtspunkt hat auch bei der Auswahl der Predigten den Ausschlag gegeben. Die Herausgeberin hat sich nicht bemüht, für jeden Sonn- und Feiertag zwischen Advent und Pfingsten je eine Predigt zu suchen und einzureihen, sondern hat aus der vorliegenden Stoffmenge das ausgewählt, was bezeichnend und lehrreich erschien für den Leser, der das Werden des Mannes kennen lernen will. So hat sie beispielsweise zu den schon dargebotenen Predigten der Epiphanienzeit einfach noch drei weitere hinzugefügt, die mit mehreren anderen ein Ganzes bilden als eine Gesammtdarstellung des dreifachen Amtes Christi. Aehnliches wiederholt sich an anderen Stellen, während wiederum aus gewiß guten, aber unbekannten Gründen außer einer Predigt am Sonntag Palmarum aus der Char- und aus der Osterwoche nicht ein Beitrag vertreten ist. Deshalb ist der Name einer Jugendpostille, den Hermann Bezzel in seinem Vorwort gewissermaßen für die Sammlung gebraucht wissen möchte, doch nicht recht angebracht; es handelt sich nur um Beispiele aus der Predigtarbeit des jungen Geistlichen, die nach dem Kirchenjahre geordnet sind. Fragen wir nach einem besonderen Segen, den diese Sammlung für bestimmte Leser haben könnte, so haben wir vornehmlich junge Prediger im Auge, die, wenn irgendwo, so hier lernen können, wie man beim fast völligen Mangel einer eigenen Lebens- und Amtserfahrung wirkungsvoll und segensreich predigen kann. Man soll sich nicht in unreifen Urtheilen über Zeit und Tagesfragen auf Grund dessen ergehen, was man in Zeitungen und Broschüren gelesen hat, sondern soll sich gründen wie der jugendliche Löhe, auf die feststehenden Wahrheiten der heiligen Schrift und auf ihre Darstellung in den besten Werken der Kirchenväter und unserer evangelischen Kirchenlehrer. Welch ein Studium dieser Vorbilder liegt diesen Predigten des kaum dreißigjährigen Mannes zu Grunde! wie lebt er in den Gedanken und in der Ausdrucksweise der Bibel und der alten berühmten Theologen! über welche Reichthümer verfügt er in einer Weise, daß es unschwer zu merken ist, wie er bei der Fertigstellung des Conceptes mehr unter Stoffüberfluß als unter Stoffmangel zu leiden hat! Den hohen Vorzügen dieser geistigen Ernährung stehen freilich die entsprechenden Mängel gegenüber. Die ethische Seite der christlichen Lehre tritt auffallend zurück hinter der dogmatischen, ja in vielen Predigten bietet Löhe nicht das Evangelium in der biblischen Fassung, sondern geradezu seine so erworbene Theologie mit allen Spitzfindigkeiten ihrer systematischen Theilung. Da merkt man deutlich, was dem jungen Prediger noch gefehlt hat und wie nöthig es war, daß er nachher seine eigene Gemeinde bekam, um in ihr und durch sie fertig zu werden. In den wenigen Predigten, wo der Text ihn zwang, praktisch zu werden, und wo er dann freilich nach der Sitte der Zeit einseitig Moral getrieben hat, zeigt er, welche Begabung auch dafür in ihm vorhanden war, und liefert, abgesehen von dieser Einseitigkeit, förmliche Musterleistungen, wie in der Predigt vom Almosengeben (S. 232) und von der Kindesliebe (S. 319). Sonst aber bewegt er sich auf diesem Gebiet mit ziemlich eintönigem Schelten über Geiz und Habsucht, über Trinken und Spielen und man kann hinterher nur lächeln über seine vielfachen Klagen, daß er damit nichts ausrichte. In der Form der Predigt läßt sich von dem damaligen Löhe nicht viel lernen. Er gewinnt in der Regel nur einen Hauptgesichtspunkt, von dem aus er den Text behandelt, fast immer ohne eine eigentliche Disposition. Trotzdem können die Predigten nur in vereinzelten Fällen als Homilien bezeichnet werden, weil der Prediger meist eine Stoffeintheilung, wie sie ihn gerade beschäftigt hat, zum Texte fertig mitbringt. Das Alles ist nichts weniger als vorbildlich, aber doch immer lehrreich, und dergleichen tritt als reine Nebensache zurück hinter die glühende Begeisterung für die Wahrheit des Evangeliums und die ebenso kindliche wie männliche Hingabe an den Heiland und sein Reich, in welcher echt apostolischen Ausrüstung auch der junge Löhe schon unwiderstehlich wirkt. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 54. Sonnabend, den 6. Mai, Abends. 1899.

Die Formen des geselligen Lebens.

Es ist ein eigenthümlich reizvolles Thema, dessen speciellere Durchführung wir im Nachfolgenden versuchen wollen. Der Natur des geselligen Lebens gemäß erscheint das in ihm herrschende allgemeine Gesetz als Sitte, ohne daß diese die Form eines positiven Gesetzes annähme, welches die Macht hätte, den Uebertretenden mit Strafe zu belegen. Ebensowenig gilt eine solche Uebertretung als Sünde. Die Sitte wird zum Gesetz, ohne daß man sagen könnte, wer dies Gesetz gegeben; sie wird anerkannt, ohne daß eine Behörde, ein Gerichtshof da ist, welcher sie beschützt; sie ändert sich, ohne daß es öffentlich bekannt gemacht würde, daß sie ihre Geltung verloren. Die Gesetze des geselligen Lebens treten also den Individuen nicht als eine positive, sie beherrschende Macht gegenüber; sie bleiben Regeln, conventionelle Formen, die Jeder aus eigener Neigung festhält, die er aber seinem individuellen Willen unterordnet, nicht als eine selbständige Macht aus sich entläßt. Ohne Zweifel stehen die Formen, wie sie zu einer bestimmten Zeit in den geselligen Verhältnissen herrschen, mit dem allgemeinen sittlichen Leben in Zusammenhang: es ist derselbe fortschreitende, sich entwickelnde Geist, welcher die Sitte und die positiven Gesetze hervorbringt; man darf aber nicht übersehen, daß in dem geselligen Leben die Willkür und Zufälligkeit eine wichtigere Rolle spielt, als in den geistigen Sphären, in denen es sich um allgemeine Interessen, um das allgemeine Wohl handelt. Werthlose Einfälle Einzelner können hier viel leichter Anklang finden, schon der Absonderlichkeit wegen Sympathien erwecken und so eine Zeit lang in bestimmten Kreisen eine Herrschaft behaupten, obwohl sie dem allgemeinen Charakter der geltenden Sitte abseits liegen.

Das gesellige Leben legt sich zunächst an die Familie an. Soll diese Form der Geselligkeit in ihrer eigenthümlichen Bestimmtheit hervortreten, so muß auch die Familie bereits zu einer freien sittlichen Gestalt sich entwickelt haben. Vor Allem von Wichtigkeit ist hier die Stellung der Frau. So lange diese nur als Sklavin, als Mittel der Fortpflanzung gilt, befindet sich das Familienleben noch auf so niedriger Stufe, daß es unmöglich eine eigenthümliche Geselligkeit hervorbringen kann. Höchstens ist es fähig, den Anfang hierzu zu machen. Als einen solchen können wir die Gastfreundschaft ansehen, welche auch bei solchen Völkern schon in Ehren steht, die die specifische sittliche Bedeutung des Familienlebens noch nicht kennen. Die Familie öffnet dem Fremden ihr Haus und bewirthet ihn, als gehörte er zu ihr, ohne erst zu fragen, wer er sei, und ohne eine verwandtschaftliche Beziehung zur Bedingung zu machen. Offenbar liegt in der Gastfreundschaft eben das, was die Geselligkeit vor Allem fordert. Aber wir fassen die Familiengeselligkeit sogleich in ihrer entwickelten charakteristischen Gestalt. Zur Familie gehört das Haus, der eigene Herd. Die Wohnung der Familie ist daher von einzig entsprechender Art für die Familiengesellschaft. Diese verliert ein wesentliches Moment, sobald sie in fremde Räume verlegt wird. Die ganze Stimmung der Gesellschaft wird eine andere. Damit ist aber auch der Unterschied zwischen dem Wirth und den Gästen gegeben, welcher nicht minder jede einzelne Familiengesellschaft charakterisirt und welcher nur aufgehoben wird, indem die Familien nach einander diese verschiedene Stellung einnehmen. Ohne Zweifel darf diese Aufhebung nicht fehlen, soll die gesellige Beziehung zwischen den Familien nicht eine störende Ungleichheit erfahren. Ebenso wesentlich ist endlich für die Familiengesellschaft die Theilnahme der Frauen, ohne sie wären die Familien gar nicht als solche vertreten.

Von der Familie, welche die Stellung des Wirthes einnimmt, geht die Anregung zur Gesellschaft aus. Sie ist überwiegend die gebende, mittheilende. In der Bewirthung der Gäste genießt sie die Freude, mehr zu besitzen, als nothwendig zum Leben gehört. Eine Familiengesellschaft ohne Bewirthung erscheint uns ohne Weiteres als Unding. Wer seine Gäste auf ein bloßes Gespräch oder zu Musik und Tanz einladen wollte, würde eine einstimmige Indignation hervorrufen, auch wenn die Gäste sämmtlich zu der Erklärung bereit wären, daß ihnen am Essen und Trinken nicht das Geringste liege. Die Gäste sind nicht wirklich oder wenigstens nicht vollständig in die Familie und in's Haus eingeführt, wenn sie nicht zugleich bewirthet werden, gleichviel ob sie hungrig sind oder nicht. Gewiß handelt es sich bei dieser Bewirthung nicht blos um Stillung des Hungers. Wir dürfen nicht übersehen, daß das gemeinschaftliche Essen, das Sitzen an einem Tisch zugleich von tieferer Bedeutung ist. In der Vergeistigung der natürlichen Verhältnisse, wie sie im Wesen des Familienlebens liegt, ist das gemeinschaftliche Essen ein nichts weniger als gleichgiltiges Moment. Wie es eine wesentliche Pflicht des Hausvaters ist, für das tägliche Brod der Familie zu sorgen, und wie sich an die Erfüllung dieser Pflicht die mannigfachsten Sorgen und Freuden knüpfen, so erhält eben hierdurch das gemeinschaftliche Essen der Familie eine geistige, sittliche Bedeutung. Und ist nicht die Gemüthlichkeit des gemeinschaftlichen Mahles ein Zeichen der gemüthlichen Einigkeit der Familie überhaupt? Kommen nicht die verschiedenen Störungen derselben hier sogleich zur Erscheinung, wie nicht minder die glücklichen Ereignisse? So ist denn auch in der Gesellschaft die Bewirthung zugleich eine Aufnahme in die Familie; die zusammen an einem Tische Sitzenden gehören derselben Familie, demselben Hause an. Wie oft übt daher das gemeinsame Mahl eine magische Wirkung auf die Gesellschaft aus und bringt mit einem Male eine gemüthliche Heiterkeit herbei, die sich bis dahin nicht finden wollte. Das Essen und Trinken allein bewirkt dies sicherlich nicht, es ist der Eindruck des Familientisches, den Jeder aus seiner Erfahrung kennt. Die beste Bewirthung ist daher auch die, welche sich in den Schranken des Wohlstandes der bewirthenden Familien hält. Hat der Wirth wenig aufzuwenden, so sind wir sehr zufrieden, wenn er sich nicht über sein Kräfte anstrengt. Es bedrückt uns, sobald wir vermuthen müssen, daß er von unserer Bewirthung noch lange zu leiden hat. Ebenso störend ist es aber auch, wenn wir im Hause des Reichen an allen Punkten den Geiz hereinblicken sehen, den Wunsch, wir möchten ihm so wenig wie möglich kosten. Nicht minder hat sich jedoch der splendide Wirth auch vor einer allzu schwelgerischen Bewirthung zu hüten, welche den Schein erweckt, als gälten ihm die Tafelfreuden als die Hauptsache. Sobald sich die Lust am Essen und Trinken für sich hervordrängt, das ganze Interesse der Gesellschaft so absorbirt, daß sie darüber verstummt, so mag die Freude jedes Einzelnen auch noch so groß sein, eine gesellige Freude ist sie nicht. Das Essen hindert uns nicht am Sprechen, und so sehr auch ernsthafte, gründliche Untersuchungen sich mit Essen und Trinken nicht vertragen, das gesellige Gespräch darf an der Tafel nicht unterbrochen werden, soll die ideale Heiterkeit die Herrschaft behalten. Daß man es sich außerdem schmecken läßt, ist ganz in der Ordnung. Natürlich übt der Wirth den größten Einfluß auf die Gesellschaft dadurch aus, daß er es ist, welcher sie zusammensetzt. Er muß seine Gäste insoweit kennen, daß er nicht Personen an einem Tische zu vereinigen unternimmt, die sich gesellig abstoßen, anstatt zur Heiterkeit anzuregen. Im weiteren Verlauf der Gesellschaft hat er viel mehr die Aufgabe, Störungen abzuwenden und die Harmonie zu pflegen, als sich selbst hervorzuthun. Schon dadurch, daß man ihm die Freude, die Sorglosigkeit, das Wohlwollen ansieht, giebt er den Gästen einen fortwährenden Anlaß zu heiterer Stimmung. Gleichgiltig-

keit ist ebenso störend, wie geräuschvolle Aufmerksamkeit, welche immer den Dank herausfordert, anstatt der eigenen Thätigkeit der Gäste freien Spielraum zu gönnen. Wir nennen eine Gesellschaft steif, die sich nur in conventionellen Formen abspielt. Besonders in den vornehmeren Cirkeln treffen wir immer Leute, die nichts weiter sind als Repräsentanten dieser conventionellen Form. Durch die Verachtung der letzteren wird allerdings die Gesellschaft zu einer ungebundenen oder sie hört vielmehr auf, eine Gesellschaft in der rechten Bedeutung zu sein. Der Virtuose in der Gesellschaft behandelt die conventionellen Formen als das, was sie sind, als allgemeine Regeln, die er vollständig beherrscht und die ihn nicht hindern, seine besondere Individualität geltend zu machen. — Welche Spiele in der Familiengesellschaft gespielt werden, ist natürlich von der vorherrschenden Neigung der Mitglieder abhängig. Soll der specifische Charakter der Familiengesellschaft festgehalten werden, so wird man vorzugsweise Spiele wählen, in denen der Unterschied zwischen Mann und Weib nicht seine Bedeutung verliert. Unter den gymnastischen Spielen hat also der Tanz immer den Vorzug. Kartenspiel und Schachspiel sind so gut wie eine Auflösung der Familiengesellschaft. Dagegen bleibt in den sogenannten Gesellschaftsspielen, den Pfänder- und Räthselspielen, den lebenden Bildern, dem Theaterspielen u. A., der Unterschied der männlichen und weiblichen Bildung ein bedeutsames Moment. Zu ihnen vor Allem wird sich daher die Familiengesellschaft hinwenden, wenn sie sich nicht mit dem geselligen Gespräch begnügt, welches den ganzen Verlauf der Gesellschaft zusammenhält und das einzige Spiel ist, das auch das gemeinschaftliche Mahl begleitet und zu einem geselligen Spiel erhebt.

Eine zweite Form des geselligen Lebens legt sich an die bürgerliche Gesellschaft an. Zur Zeit als in dieser die verschiedenen Stände sich als Innungen, Zünfte organisirten und streng gegen einander abschlossen, griff diese Organisation unmittelbar auch in das gesellige Leben ein. Die Zünfte waren zugleich gesellige Vereine, ihre Feste gesellige Feste. Je mehr sich diese Organisation der bürgerlichen Gesellschaft lockerte, desto mehr gab sich auch das gesellige Leben eine selbständige Gestaltung. Die geschlossenen Vereine zum geselligen Vergnügen, wie sie jeder größere Ort aufzuweisen hat, lehnen sich zum Theil ausdrücklich an bestimmte Stände an; es sind Kaufmanns-, Künstler-, Handwerkervereine &c. Meist haben sie aber mit dem Stande als solchem nichts zu thun. Die sogenannten Kränzchen, Clubs, Casinos, Museums vereinigen Personen aus verschiedenen Ständen und legen gewöhnlich besonderen Werth darauf, daß sie dies thun. Dabei erinnert die ganze innere Organisation, welche sich diese geschlossenen Vereine geben, offenbar an die Zünfte und Innungen. Es sind nicht Stände der bürgerlichen Gesellschaft, sondern des geselligen Lebens. Jeder Verein giebt sich seine Statuten über die Aufnahme, die Tendenz des Vereins, die Leistungen der Mitglieder u. s. w. Auch wählt man einen Vorstand oder Ausschüsse, welche wieder ihre verschiedenen Functionen haben. Daß sich diese geschlossenen Vereine nicht an die Familien anlehnen, ist vor Allem für sie charakteristisch. Nur selten werden Frauen für sich einen solchen Verein bilden; die Familie ist einmal deren eigentliche Sphäre. Die Männer sind auch in diesen Vereinen die Herrschenden und bleiben es auch, wenn nicht blos sie, sondern die Familien in den Verein eintreten. Womöglich hat der Verein sein eigenes Haus; das Familienhaus ist kein Ort für seine Versammlung. Der Unterschied zwischen Wirth und Gästen ist in geschlossenen Vereinen aufgelöst, alle Mitglieder haben gleiche Stellung. Die größte Gefahr für den Verein ist es, wenn er Elemente in sich aufnimmt, die einer anderen Bildungsrichtung angehören und die er nicht dem bisher herrschenden Tone unterzuordnen versteht. Dann entsteht die Klage, es fehle die frühere Gemüthlichkeit.

Zur Zeit als die Innungen in ihrer Blüthe standen und auch die Basis für das gesellige Leben bildeten, sah es auf den Straßen der Stadt und den öffentlichen Plätzen noch ganz anders aus als jetzt. Schon die steinernen Sitze vor den Häusern, an die jetzt kein Baumeister mehr denkt, deuten darauf hin, wie man es liebte, den geselligen Verkehr aus dem Hause heraus zu verlegen. Nach der Arbeit des Tages boten diese Sitze Gelegenheit, Freunde und Bekannte zu einem Gespräch zu empfangen und ihnen wieder einen Besuch abzustatten, ohne daß dieser Verkehr die Gestalt irgend einer Abgeschlossenheit angenommen hätte. Damals gab es aber auch außerdem auf den Straßen der Stadt Vielerlei zu sehen und zu hören, was sich jetzt in geschlossene Räume zurückzieht. Gaukler und Spieler aller Art zeigten ihre Künste; daß es einmal einer Gesellschaft einfiel, auf dem Markte ein Ballspiel zu arrangiren, erregte in keiner Weise Anstoß oder Verwunderung. Wer Neigung hatte, spielte mit oder hatte wenigstens seine Freude daran, zuzuschauen. Eine Menge von Festen religiöser und weltlicher Art zog sich in die Straßen der Stadt hinein. Vor Allem liebte man den sogenannten Mummenschanz. In der neueren Zeit hat diese öffentliche Geselligkeit eine ganz andere Form angenommen. Manche katholischen Städte haben freilich noch ihre Carnevalsfreuden, auch die Corsofahrten werden wieder hervorgesucht. Im Süden überhaupt muß es näher liegen, das gesellige Leben unter den freien Himmel zu versetzen, auch giebt es in der einen Gegend mehr als in der anderen Feste, die nicht nur eine ganz allgemeine Theilnahme hervorrufen, sondern ihrer ganzen Natur nach ins Freie gehören. Das sind die sogenannten Volksfeste, die oft tage-, ja wochenlang dauern. Trotzdem wird man ohne Weiteres zugestehen müssen, daß zumal in größeren Städten die herrschende Sitte diese öffentliche Geselligkeit immer mehr in umgrenzte Locale verlegt. Die frühere Stadt- oder Straßengeselligkeit ist überwiegend zur Wirthshausgeselligkeit geworden. Die ernste Unruhe des geschäftlichen Treibens, das so sehr zugenommen, hat jetzt die Straßen fast allein im Besitz und wird nur selten durch Ansätze vom Spiel unterbrochen. Das Wort Straßenunfug hat für die Polizei eine so ausgedehnte Bedeutung, daß es kaum die Knaben noch riskiren, anders als ehrbar aus der Schule zu gehen. Zwischen die ernsthaften Fußgänger mischen sich allenfalls einige Beobachtende und Flanirende, wer aber etwa einmal Lust hätte, den geregelten Gang des Straßenlebens durch irgend einen Ausbruch der Heiterkeit zu unterbrechen, wird immer gut thun, vorher bei der Polizei die Erlaubniß einzuholen, damit er nicht als Betrunkener seinen Uebermuth büßt. Das Wirthshausleben ist in der Gestalt und in der Ausdehnung, wie wir es jetzt haben, ein Product der neueren Zeit. In ihm wirft die Geselligkeit die Schranken des geschlossenen Vereins fort. Keine weißen und schwarzen Kugeln entscheiden jetzt über das Glück oder Unglück der Aspiranten, keine Statuten legen den Mitgliedern Verbindlichkeiten auf oder geben ihnen besondere Rechte, kein Vorstand will ihren Namen und Stand wissen und fordert, daß sie ihren Austritt aus der Gesellschaft ankündigen; alle diese Beschränkungen kennt die Wirthshausgeselligkeit nicht. Sie bewegt sich auf der breitesten demokratischen Grundlage und entfernt sich damit am weitesten von der Familiengeselligkeit. Auch bei ihr sprechen wir von Wirth und Gästen, der Wirth aber ist Wirth von Profession, mit seiner Familie und Häuslichkeit wollen die Gäste nichts zu thun haben, ebenso wenig wollen sie unter sich eine erweiterte Familie bilden. Der Grad der Eleganz, mit welcher das Wirthshaus ausgestattet ist, giebt zunächst einen ungefähren Maßstab für die bürgerliche Stellung seiner Besucher, bis mit der Zeit besonders durch die sogenannten Stammgäste, diesen Stolz des Wirthes, über dessen Rangordnung bestimmter entschieden wird. Eine solche Beschränkung der demokratischen Grundlage bleibt selten aus, die Ungebundenheit bleibt aber immer das Charakteristische der Wirthshausgeselligkeit. Jeder kommt und geht nach Belieben, spricht mit wem er will, oder bleibt ruhig an seinem Tisch. Natürlich kann sich auch unter den Wirthshausgästen eine sehr enge Kameradschaft bilden: löst sich ein solch engerer Kreis nicht vom Wirthshausleben los, so übt dieser Zusammenhang unzweifelhaft immer seinen Einfluß aus. Die Wirthshausgeselligkeit bewegt sich vorzugsweise in den Grenzen des Dorfes, der Stadt. Der gesellige Verkehr zwischen Personen verschiedener Städte, Länder, Nationen verbindet sich immer mit mannigfachen praktischen Interessen und dann besonders mit Festen. Daneben ist es vor Allem die Reiselust, welche eine gesellige Beziehung zwischen Personen aller Länder und Nationen vermittelt, und so können wir von einer Reisegeselligkeit reden, als der weitesten, allgemeinsten Form des geselligen Lebens. Der allgemeine Charakter dieser Reisegeselligkeit ist nicht zu verkennen. Auf der Reise denken wir nicht daran, eine dauernde Kameradschaft anzuknüpfen. Man wird schnell bekannt, eben weil man einander vollkommen fremd, indem in dieser Fremdheit zugleich die mannigfachen Gründe aufgehoben sind, welche sonst die Personen von einander fern halten. Derjenige versteht sehr wenig den Reiz dieser Begegnungen, wie sie die Reise mit sich bringt, zu würdigen, welcher sogleich Alles aufbietet, um Stand, Herkunft, Namen seines unbekannten Reisegefährten herauszubringen. Wer vollends auf der Reise mit

keinem Menschen reden will, der ihm nicht vorgestellt ist, hat von dem eigenthümlichen Wesen der Reisegeselligkeit keine Ahnung. Auf der Reise vor Allem können wir die Erfahrung machen, welch ein gewaltiges Band die gemeinsame Heimath ist. Personen, die wir nie gesehen, erscheinen uns auf der Reise nicht mehr als Fremde, sobald wir erfahren, daß sie mit uns in derselben Stadt leben. Eine Menge von gemeinsamen Interessen verbinden uns mit ihnen, auch finden sich persönliche Beziehungen allerlei Art. Den besonderen Charakter der Reisegeselligkeit werden wir jedoch immer darin finden, daß sie uns mit Personen aus allen Weltgegenden in Beziehung bringt, daß wir alle die Unterschiede der Heimath, des Landes, der Nation durchbrechen, diese aber, indem wir dies thun, doch auch wieder in ihrer geistigen Eigenthümlichkeit gewahr werden, sie auf uns wirken lassen und auf dem allgemeinen Boden der menschlichen Bildung, auf den sie uns versetzen, unsere individuelle Eigenthümlichkeit geltend machen.

Wir müssen uns damit begnügen, den allgemeinen Charakter der Reisegeselligkeit kurz hervorgehoben zu haben. Sie wäre für sich ein reiches Thema, denn sie umfaßt eine Menge von Formen, die selbst wieder einen eigenthümlichen Charakter an sich tragen. Die Reise zu Fuß, im Post- oder Dampfwagen, zu Schiff, der Aufenthalt auf dem Lande und in den Städten, das längere Verweilen an Orten, in denen Viele ihre Sorgen zu vergessen suchen, das Badeleben u. s. w. — all diese verschiedenen Formen und Seiten des Reiselebens geben auch der Reisegeselligkeit verschiedene Wendungen und einen besonderen Charakter.

e—

Bücherbesprechungen.

— Dr. M. Kronenberg: Moderne Philosophen. Porträts und Charakteristiken. München, C. H. Beck. 1898. 221 S. 4,50 ℳ — In den fünf Essays werden behandelt: Lotze (S. 3—75), Lange (S. 79—107), Cousin (S. 111—145), Feuerbach (S. 149—178), Stirner (S. 181 bis 213). Dazu kommen einige Anmerkungen (S. 214—221). Es wird allemal eine kurze Biographie gegeben und eine übersichtliche, sich nicht in Einzelheiten vertiefende Charakteristik der Standpunkte. Im Hintergrunde liegt die Absicht, in den fünf Denkern die Zeit zu charakterisiren, die von der beginnenden Zersetzung des Hegel'schen Systems bis zu einer Neubelebung des Kant'schen Idealismus liegt (etwa 1825—1865). Es ist die Periode des Kampfes des erstehenden Positivismus mit dem alten classischen Idealismus, des Kampfes, dessen kritische Schlichtung uns neue Grundlagen der philosophischen Forschung liefern wird. Diese Absicht indeß steht beim Verfasser im Hintergrunde; ich bezweifle auch, daß sie aus dem Buche selbst hervortreten würde, wenn nicht das Vorwort auf sie hinwiese. Denn die Essays stehen geschlossen jeder für sich, und die Auswahl der Denker müßte entschieden willkürlich genannt werden, wenn man das Buch nach dem Maßstabe jener Absicht messen wollte. Der Verfasser bietet in den einzelnen Stücken eine klare, in den Hauptpunkten, soweit er sie herausgegriffen hat, wohl zutreffende Charakteristik, ohne eine besondere, eigene Auffassung zu verrathen. Der eigenthümliche historische Hintergrund, für Zeitgeschichte, wie für die Philosophie selbst, ist zu knapp gegeben. Hegel, der am Eingange des gewählten Zeitabschnittes steht, ist nirgends durchgreifend gekennzeichnet, so nöthig dies bei Lotze, Feuerbach und Stirner wäre. Irreführend ist es, wenn man ihn zur Philosophie der Romantik rechnet (S. 163). Hegel, der, wie Verfasser malerisch sagt, in Berlin „auf dem Herrscherthron der Philosophie saß und Alles mit seinem Ruhme erfüllte" (S. 184), hat von diesem Throne aus unverrückt die Romantik bekämpft. Am auffallendsten ist der Mangel des historischen Hintergrundes bei Cousin, wo der deutsche Leser wohl mehr von den philosophischen Bewegungen Frankreichs in jener Zeit erwarten durfte. Sein „unerbittlichster Gegner" Hippolyte (nicht „Henri" S. 219) Taine, der Positivist, hätte wohl mindestens eine erwünschte Contrastfigur des eklektischen Idealisten abgegeben. Bei Lange wird zweifellos Jeder eine schärfere Charakteristik seiner Stellung in der Socialpolitik und der neukantianischen Erkenntnißtheorie erwartet haben. Am unzureichendsten scheint uns im Historischen Stirner behandelt zu sein. Wenn hier einmal Parallelen gezogen werden, wie mit Heine und Rousseau (S. 205, 206 ff.) so liegen doch Marx, Schopenhauer, Nietzsche näher. Wenn die bekannte polemisirende Anknüpfung an Feuerbach (bes. S. 197 ff.) richtig und einleuchtend hervorgehoben ist, so wäre der Hervorgang Stirner's aus Hegel mindestens ebenso am Platze. Entschieden unrichtig ist, daß auf Stirner die beliebten „nüchternen Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften großen Einfluß übten". (S. 208.) Stirner ist gerade durchweg nicht naturwissenschaftlich, sondern philologisch-historisch, namentlich sociologisch gebildet. Sehr fein und fruchtbar ist dagegen die Bemerkung, daß Stirner — ein poetischer Kopf sei (S. 203). Auf des Verfassers Unklarheit in Bezug auf die beiden Frauen Stirner's hat bereits Bolin in der Nation hingewiesen. (S. unsere Schrift S. 190.) Sehr gut ist, wenn man allein auf den Helden sieht, die Darstellung bei Lotze gelungen. Hier bei dieser harmonisirenden, weniger originalen Persönlichkeit scheint des Verfassers Verständniß am größten. — Im Ganzen finden wir, daß das Vorwort weitere philosophiegeschichtliche Perspectiven in Aussicht stellt, als in den fünf Essays gegeben sind. Vier von ihnen sind nach der offenen Angabe des Verfassers bereits früher in Zeitschriften veröffentlicht worden; ein gewandtes Vorwort kann allen zusammen nicht die innere Einheit geben.

Dr. Richard Böttger.

— Lesen und Reden von Dr. Carl Hilty. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. — Vor etwa 10 Jahren kannte außerhalb der Schweiz fast Niemand den Namen Hilty's. Durch die 7 kleinen Aufsätze, die zuerst 1890 unter dem Namen „Glück" erschienen und von denen der Verfasser selbst meinte, es würden nicht 100 Exemplare in Deutschland abgesetzt werden, wurde Hilty fast „mit einem Schlage" den gebildetsten Kreisen Deutschlands bekannt, obschon, oder vielleicht auch weil nirgends und von Niemand Reclame für Buch oder Autor gemacht worden sind. Weniger bekannt geblieben als das „Glück" sind eine Reihe kleiner Aufsätze Hilty's, obschon einige derselben, wie z. B. „Thomas v. Aquin und Ferdinand Lassalle", den Artikeln im „Glück" ebenbürtig zur Seite stehen. Auch „Lesen und Reden" hat bisher nicht die Beachtung gefunden, die es meines Erachtens verdient, denn die Eigenschaften des Autors, völlige Beherrschung des Gegenstandes bei größter Natürlichkeit und Einfachheit, kommen auch hier zur Geltung. Einer der Hauptvorzüge von Hilty's Polemik ist seine schlichte Vornehmheit. Nie wird er aufdringlich, nie will er mehr beweisen als sich beweisen läßt, stets hat man die Empfindung, daß es sich bei dem, was er schreibt, um Erlebtes und Erfahrenes, nicht um Erdachtes handelt; dies ist der Grund, weshalb man seine Schriften immer und immer lesen kann und stets neue Anregung zum Guten daraus empfängt. Hilty ist einer der belesensten, vielleicht der belesenste Schriftsteller unserer Zeit; die Anforderung, die er in Bezug hierauf an die „Gebildeten" stellt, sind reichlich hoch bemessen; so wird ihm auch derjenige, der selbst viel gelesen hat, lieber folgen, als der, dem die meisten der von ihm citirten Schriften „böhmische Dörfer" sind. Ich würde gern einen Auszug aus dem Artikel über „Lesen" geben, doch läßt sich Hilty nicht excerpiren, seine Aufsätze sind so knapp und inhaltreich, daß sie kaum weiter zu verkürzen sind. Hilty's „letztes Wort" in dieser wie in allen seinen Schriften ist die Auffassung des Lebens als einer „Nachfolge Christi". Erscheint dies Vielen als einseitig, so ist diese Einseitigkeit auch wieder Größe und Quelle seiner Kraft und seiner Wirksamkeit. — So gleich auf S. 35. „Man muß das Lesen und sogar sein Erzeugniß, das Wissen nicht zu hoch schätzen. Die Hauptsache für das Leben und für das Glück desselben ist nicht Wissen, sondern Handeln. Das Wissen bleibt im Gegentheil Stückwerk auch im besten Falle. Und alles Wissen, das nicht in Thun übergeht, ist nicht blos ein unfruchtbarer Besitz, sondern ein solcher, der durch Nicht-Gebrauch schädlich wird. Alle sehr gebildeten Leute, die ihre Bildung nur für sich besitzen und sie nicht beständig durch Handeln auf ihren Werth controliren, stehen in Gefahr, entweder Pessimisten zu werden ..... oder, wenn sie klug genug sind, ihren eigenen Wissenserwerb zuletzt für »Eitelkeit der Eitelkeiten« anzusehen. Das ist ein Lebensresultat, zu dem man billiger als auf dem großen Umweg durch viele Mühe und Arbeit gelangen kann, welche die Gelegenheit erfordert." Von Selbstbiographien ist Hilty kein Freund, er fertigt sie (S. 35) mit den kurzen Worten ab: „Die besten Erinnerungen an vergangene Tage sind gute Handlungen." Interessant ist das kurze Verzeichniß der Bücher, von denen Hilty sagt, daß sie auf ihn den größten Einfluß ge-

hakt haben; daß sich darunter das Leben des Erzrevolutionärs Cromwell (von Carlyle) befindet, wird manchem Strammconservativen ebenso wenig behagen, als vielen Pastoren und Theologen seine Hochschätzung des short life of Mrs. Booth (S. 37/38). Den Humor stellt Hilty hoch, er meint (S. 29): „Den Menschen, die keinen Humor und kein Verständniß für solchen haben, ist nie ganz zu trauen.“ An „verkannte Genies“ glaubt er nicht (S. 36), Grabreden gegenüber ist er kritisch (S. 80). Doch dies führt schon hinüber zu dem Artikel „Reden“, der wesentlich anders angelegt ist. Man merkt, daß er für ein gebildeteres Publicum als der über „Lesen“ ursprünglich berechnet war. (Siehe Anm. S. 3 und S. 71.) Auch dieser Artikel läßt sich nicht excerpiren; ich citire daraus die Grundbedingung der Wirksamkeit einer Rede (S. 73) als: „Die volle Einheit des Redners mit dem Worte, das er spricht“; ferner S. 87 die Bemerkung über Eitelkeit: „den lästigsten aller unserer kleinen Tyrannen und Feinde der menschlichen Entwickelung, damit auch den größten Feind unserer Beredtsamkeit“; die Bemerkung über allzu sorgfältig vorbereitete Reden: „Man glaubt (dabei) nicht an die Gefühle des Redners, die er schon lange voraus gehabt und inzwischen wieder kalt gestellt hat.“ Ueber „Vollständigkeit“ einer Rede (S. 98): „Vollständigkeit ist nie das erste Erforderniß eines mündlichen Vortrags, sondern Richtigkeit, Verständlichkeit des Gesagten. Die völlige Erschöpfung einer Sache wirkt in der Regel zwar erschöpfend, aber — auf den Zuhörer“. S. 102: „Der Redner muß mit dem Zuhörer gleichen Schritt halten und sich beständig in dessen Seele versetzen; sowie die Schritte nicht mehr parallel gehen, ist die Rede verdorben.“ Von den Bemerkungen über parlamentarische Reden gefällt mir besonders (S. 114): „Wenn die Sache schlecht ist, rufe die Partei zu Hilfe, ist diese schlecht, so rufe die Sache zu Hilfe“, und S. 115: „Die Probe eines Staatsmannes ist die Periode, die nach der seinigen folgt.“ Von Tischreden verlangt er (S. 112) „einen ganz actuellen Eingang, nicht weit hergeholt, einen guten lichtvollen Gedanken daran geknüpft und mit einer bestimmten Directive auf den Willen der Zuhörer geschlossen, das ist die Tischrede, gegen deren Bestimmung unendlich viel gesündigt wird.“ Ich erwähne noch, daß Hilty (S. 113, Anm.) die Gründe angiebt, weshalb ihm Bismarck als der bedeutendste parlamentarische Redner Europas erscheint, „obwohl ihm zum geborenen Redner wahrscheinlich mehr Bedingungen fehlten, als den meisten seiner Hauptgegner“ und schließe mit den Schlußworten des Autors: „Die große Gewohnheit, in wahren und bedeutenden Gedanken zu leben, die kleine Uebung, dieselben klar auszudrücken, und der Geschmack und Takt, welcher einer feineren Geistes- und Herzensbildung entspringt, — das sind die offenen Geheimnisse der Redekunst.“ G. d. L.

— **Berühmte Musiker**, Lebens- und Charakterbilder nebst Einführung in die Werke der Meister, herausgegeben von **Heinrich Reimann**. VII. **Albert Lortzing** von **Georg Richard Kruse**. Berlin 1899. „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. Preis geb. 4 ℳ — Der Verfasser hat sich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um Lortzing erworben, indem er diese Biographie schrieb — die erste wirkliche Biographie, die uns von dem Meister der deutschen komischen Oper gegeben wird. Bisher besaßen wir nur das Schriftchen „Albert Lortzing's Leben und Wirken“, das, von der Hand des Schauspielers Düringer, eines Freundes des Componisten, stammend, uns dessen sympathisches Charakterbild überlieferte. Es datirt bis 1851 zurück, also fast ein halbes Jahrhundert. So lange hat es gewährt, bis man das Bedürfniß nach einer ausführlicheren Schilderung von Lebensgang und Schaffen des schlichten Tonkünstlers empfand, der mehr als irgend Einer das Dichterwort: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“ illustriren sollte. Wenn aber Mit- und Nachwelt achtlos an ihm vorübergingen, wenn sein Leben in Wahrheit, wie die Inschrift auf seinem Grabe sagt, „ein Kampf mit Noth und Neid“ war bis zum letzten Athemzuge, so darf es uns Spätere wohl mit freudiger Genugthuung erfüllen, Zeugen der ausgleichenden Gerechtigkeit zu sein, die auch ihm gegenüber nicht ausblieb. Jene harmlosen Volksopern, die nur die Gegenwart erfreuen zu wollen und nicht über ihre Zeit hinaus zu verlangen schienen, bewiesen eine Lebenskraft, die ihr bescheidener Schöpfer sich wohl niemals träumen ließ. Heute wie vor fünfzig Jahren erheitern und belustigen sie von der Bühne herab das deutsche Publicum. Man begnügt sich nicht einmal mehr mit der bekannten Fünfzahl, die jedes unserer Theater seinem Repertoire einverleibt hat. Man geht an's Ausgraben und läßt „Die Opernprobe“ und sogar „Regina“ — die noch nie zuvor das Licht der Lampen erblickte — lebendig werden. Wer weiß, was man noch Alles erwecken wird aus dem Staube der Vergessenheit! Ja dem todten Meister, dem nie das Glück gelächelt auf seinem kurzen Erdengang, wird, nun er 48 Jahre im Grabe ruht, das Glück zu Theil, einen Biographen zu finden, der ihm fünfzehn Jahre liebevollen Sammeleifers widmete. Das Ergebniß ist dies vortreffliche Buch. Dasselbe führt uns, unter Beigabe reichen Bilderschmuckes, in anziehender Schilderung die Hauptstationen von Lortzing's Leben vor. „Die Familie“, „Die Kinderjahre in Berlin“, „Die Wanderjahre“, „Detmold“, „Leipzig“, „Wien“ und „Das Ende“ ziehen an unserem Blicke vorüber. Lortzing's Compositionen, insbesondere seine Opern und deren Sujets werden ihrem Entstehen nach besprochen und in seine Lebensbeschreibung verflochten, auch durch Notenbeispiele erläutert. Allerlei erklärende Anmerkungen, Recensionen, Briefe, sowie das Verzeichniß seiner Werke sind in den Anhang verwiesen. Im Vorwort spricht der Verfasser aus, daß er mit Veröffentlichung seines Buches bestimmte praktische Zwecke verfolge. Es galt ihm, mit der richtigen Würdigung Lortzing's als Künstler und Mensch zugleich die Agitation für ein ihm zu errichtendes Denkmal, mit der Anregung zur Wiederbelebung seiner Partituren zugleich den Hinweis auf deren Verwerthung zum Besten der mit Glücksgütern nicht gesegneten Kinder und Enkel Lortzing's zu verbinden. Möchte er das angestrebte Ziel erreichen. Nur der von ihm befürworteten Ausführung von Everding's Lortzing-Denkmal, dessen Modell gegenwärtig im Kunstverein in unserem Museum ausgestellt ist, können wir nicht das Wort reden. Soll das Mißgeschick, das den Künstler sein Lebenlang verfolgte, in Gestalt dieses Denkmals fortdauern? Wir wünschen, daß eine glücklichere Inspiration Bild und Wesen des Meisters unserer komischen Volksoper kommenden Zeiten überliefere. —J.—

— **Quellwasser für's deutsche Haus.** Illustrirtes Volks- und Familienblatt. Jährlich 17 Hefte à 40 ₰. Verlag von Georg Wigand in Leipzig. — Wiederholt haben wir über diese vortreffliche Zeitschrift Bericht erstattet, so daß wir nur von Neuem unseren Leserkreis auf dieselbe verweisen können mit dem aufrichtigen Wunsch, daß sich dieses durch und durch gediegene Volks- und Familienblatt immer mehr in der deutschen, christlichen Familie, für die es geschrieben wird, einbürgern möge. — Gleich empfehlenswerth für unsere kleinen Knaben und Mädchen ist die von G. Chr. Dieffenbach herausgegebene illustrirte Monatsschrift „**Für unsere Kinder**“. Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt 60 ₰. Es erscheinen diese Blätter in dem rühmlichst bekannten Verlage von Friedrich Perthes in Gotha. — Was die für die deutsche Frauenwelt von Anny Wothe herausgegebene Wochenschrift „**Von Haus zu Haus**“, die wöchentlich einmal erscheint und vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰ kostet, sowie die andere Zeitschrift für die Angelegenheiten des Haushaltes: „**Dies Blatt gehört der Hausfrau**“, Preis vierteljährlich 1 ℳ 50 ₰, betrifft, so haben wir auf beide Blätter schon oft an dieser Stelle aufmerksam gemacht. Beide haben einen reichhaltigen Inhalt und sind gut redigirt. Die erste Zeitschrift hat den 12., die andere den 13. Jahrgang angetreten. W. Sm.

— **Wilh. Schöpff: Das Büchlein von der Freude.** Gütersloh, Bertelsmann. 1899. 156 S. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ — Dieses kleine „Büchlein“, dem Andenken des verstorbenen Oberhofpredigers D. Meier gewidmet, giebt in durchaus harmloser, erbaulicher Weise die Anschauungen eines älteren Herrn über alle möglichen Gegenstände des Lebens wieder, so weit sie Bezug auf „die Freude“ haben können. Das Büchlein stellt sich auf den streng christlichen Standpunkt und spiegelt einen guten einfachen Menschen wieder, der sich in naiver Weise seines Lebens und seines Christenthums freut. Für verwandte Gemüther gewiß wie eine Reihe Predigten zu genießen. Dr. R. B.

— **Sport-Kalender 1899.** Der Deutsche Sport, Tageszeitung in Berlin, übersendet soeben seinen Abonnenten als Gratisbeigabe einen Kalender, welcher bereits im vorigen Jahre allseitig freudig begrüßt worden ist. Dieser Kalender enthält die Renntermine Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Englands unter Nennung der wichtigen großen Rennen, und außerdem andere wissenswerthe Tabellen, Notizblock mit Bleistift, kl. Brieftasche &c. Dieser als Taschenbuch gedachte Kalender ist hübsch und nett ausgestattet, auch mit einigen kleinen Bildern aus der Sportwelt geschmückt und wird gewiß auch in diesem Jahre den Abonnenten dieser Sportszeitung viel Freude machen. W. v. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 55. Dienstag, den 9. Mai, Abends. 1899.

Schwan und Schwanenritter in der Mythologie.

Germanistische Skizze von Martin Beck.

Der schöngestaltete Schwan mit seinem glänzend weißen Gefieder, der in stolzer Ruhe seine Kreise auf dem einsamen Gewässer zieht oder aus unendlicher Himmelsferne der Erde naht, mußte in der empfänglichen Phantasie solcher Völker, wie der Griechen und Germanen, zu einem Göttervogel werden. Man konnte sich dieses kluge, geheimnißvolle Thier nicht anders als in engster Beziehung zu den in Luft und Wasser, den klaren, leuchtenden Elementen, waltenden Lichtgottheiten denken. Im griechischen Alterthum galt der Schwan deshalb als der heilige Vogel des Apollon, des Sonnengottes, der ihm selbst die Gabe der Weissagung verliehen habe. Er war ihm aber auch geweiht, weil Apollon auf Erden der Gott der Dichtkunst und des Gesanges war. Denn man glaubte, daß der Schwan seinen nahen Tod durch einen ergreifenden klagenden Gesang vorausverkünde. Das letzte Werk eines Dichters oder Tondichters nennt man daher noch heute seinen „Schwanengesang“. An den Gesang des sterbenden Schwanes glaubte man im Alterthum in vollem Ernste. Männer wie Plato, Aristoteles, Aelian, Virgil und Ovid sprechen oft von dem rührenden Schwanengesange. Martial sagt im dreizehnten Buch seiner Epigramme in einem Distichon: Dulcia defecta modulatur carmina lingua Cantator Cygnus, funeris ipse sui. Seinen Sterbegesang sollte der Schwan vor Allem im mythischen Hesperien am Eridanos vernehmen lassen. Man verstand darunter den äußersten Westen, wo das Sonnenlicht allabendlich untertaucht im fernen unbekannten Meere. Der Singschwan, der im Fluge melodische Töne ausstößt, kam ja mit jedem Herbste aus dem fremden Abendlande und kehrte im Frühjahre dahin zurück. Dort also mußte seine Heimath sein. Dorthin ging er wohl, wenn er seinen Tod nahen fühlte. Dort erklang dann sein wunderbares Sterbelied. Unter dem Eridanos verstanden die Griechen aber anfangs auch den Po. Dieser galt als äußerste, ihnen bekannte Grenze gegen Abend hin. Lucian von Samosata, ein gelehrter Redner um 150 n. Chr., erzählte daher seinen Zuhörern, wie er an den Po gekommen sei, habe er die Schiffer nach den weinenden Pappeln, den Schwestern des verunglückten Phaeton, deren Thränen im Wasser zu Bernstein erhärten sollen, und nach den musikalischen Schwänen gefragt. Er habe geglaubt, sie stellten sich zu beiden Seiten des Flusses in zwei Chören auf, um ihn ihren weltberühmten Gesang hören zu lassen. Die biedern Schiffer hätten ihn für seine Frage aber nur tüchtig ausgelacht. Die Schiffer des Alterthums betrachteten den Schwan übrigens als ein gutes Omen, sobald ihnen einer auf ihrer Fahrt begegnete. Es war ja ein glückverheißender Bote der Gottheit. Bekanntlich nahm auch Zeus die Gestalt eines Schwans an, als er sich der Leda nahte, wenn auch in einem amtlichen Versteigerungsverzeichniß aus der Zeit Joseph's II. das berühmte Bild Correggio's, das diese Scene in heiterer Anmuth im Zauber der Farbe darstellt, als „nacktes Weibsbild, von einer bösen Gans gebissen“ bezeichnet wurde. Damals gehörte das jetzt im Berliner Museum befindliche Gemälde noch der Rudolphinischen Schatzkammer in Prag an. Den Wagen der Aphrodite stellte die griechische Götterlehre zuweilen auch von Schwänen gezogen vor. Obwohl die Römer den griechischen Glauben übernahmen, achteten sie in späterer Zeit den Schwan doch nicht mehr als so heilig wie die Griechen. Zur Zeit ihrer Entartung, der Zeit des raffinirtesten Luxus unter den Kaisern, verspeisten sie sogar den edlen Vogel. Wie Plutarch in seinem liber de esu carnis erzählt, verfuhren sie dabei recht grausam mit ihm. Man nähte ihm die Augen zu und mästete ihn so in einer finstern Kammer.

Dem altgermanischen Volksglauben galt der stolze, königliche Vogel auch als Götterbote und als ein Wisser des Kommenden. Zwei Schwäne, von denen alle andern abstammten, nährten sich ja nach der Edda in Urd's Brunnen bei der Weltesche, wo die drei Nornen, die Schicksalskünderinnen, wohnten. Daher leben noch jetzt bei Vorahnungen die uralten Redensarten im Volksmunde: „es schwant mir“ und „mir wachsen Schwansfedern“. Man achtete die Schwäne als heilige Vögel der Freia und meinte, in ihnen oft verkleidete göttliche Frauen zu erblicken. Die Wald- und Wasserjungfrauen der Sage und vorzüglich die Walküren sollten es lieben, sich als Schwäne auf der Erde zu zeigen. Sie wurden deshalb auch Schwanjungfrauen genannt, wenn sie im Schwanengewand nach dem Orte fliegen sollten, wo das Geschick kämpfender Helden zu entscheiden war. Gudrun wird in der Edda die Schwanenweiße (Svanhvita) genannt, ein Name, der oft noch im germanischen Alterthum als Frauenname wiederkehrt. Und im Gudrunliede bringt ihr in ihrer Noth, als sie am Meeresstrande wäscht, ein von Gott gesandter Engel in Gestalt eines heranschwimmenden Vogels tröstende Kunde, also auch ein Schwan als Bote der Gottheit. Er wird nicht Schwan genannt, aber die ganze Schilderung deutet auf einen Schwan hin. Schwanweiß heißt auch die eine der drei Walküren in dem Eddaliede von Wölundr (Wieland dem Schmied), der sie mit seinen Brüdern frühmorgens am Wasser findet, wo sie die Schwanenhemden abgelegt haben und Flachs spinnen. Denn die Schwanjungfrauen pflegten nach der Sage oft an Flüssen und Weihern zu baden oder die Gewebe der Schlacht sinnbildlich zu spinnen und zu wirken. Wer ihnen, während sie in der Fluth schwimmen, die Schleier oder Schwanenhemden raubt, kann sie dadurch zur menschlichen Ehe zwingen oder zur Weissagung. Aber die Walkürennatur erwacht dann oft mit trotziger Kraft in ihnen, den Schlachtenwählerinnen, die wilde Sehnsucht nach fernen Kampfstätten, um Sieg zu erwirken und die gefallenen Helden nach Walhalla empor zu tragen. Im Nibelungenliede begegnen wir den Schwanjungfrauen etwas verdunkelt in den Meerweibern an der Donau wieder, die Hagen beim Baden im kühlen Brunnen belauscht und durch Wegnahme ihrer Gewänder zwingt, ihm vorauszusagen, wie der Nibelungen Zug in das Hunnenland ablaufen werde. Vom Schwanengewand ist zwar nicht die Rede, aber „si swebten sam die vogele vor im ûf der fluot“. Im „Märchen von den sieben Raben“ sind an die Stelle der Schwanjungfrauen Raben und in der bayerischen Dichtung des Friedrich von Schwaben im 14. Jahrhunderte Tauben getreten. In Sagen und Oertlichkeiten (Zwickau vor der Sorbenzeit mit dem Schwanenteiche und der verwüsteten Cultusstätte Osterweih — östl. Heiligthum) treffen wir die heiligen Schwäne des germanischen Alterthums aber noch oft an. Daran, daß die Schwäne der Freia geweiht waren, erinnert auch der Volksglaube auf der Insel Rügen, nach dem nicht der Storch, sondern der Schwan die Neugeborenen bringt. Bei den Angelsachsen war der Schwan als König der Meervögel dem Meergotte Njord heilig. Und wie man im Norden auf den Keuler der Freir Gelübde ablegte, so that man es bei den angelsächsischen Gelagen auf den Schwan des Njord. Deshalb war auch bei den Angelsachsen das Tödten eines Schwanes streng verboten. War dennoch einer getödtet worden, so wurde er mit dem Schnabel so aufgehängt, daß die Füße den Boden nur berührten. Der Mörder des heiligen Vogels mußte dann zur Sühne so viel Getreide um ihn herum aufschütten, bis man ihn nicht mehr sah. Nach einem verwandten Brauche trugen späterhin in Holland die Teichschwäne ein kleines Halsband mit einem eingegrabenen Galgenbilde zum Zeichen, daß der ohne Gnade gehängt werde, der einen Schwan tödtet.

Mehreren deutschen Stämmen gemeinsam war eine uralte Volkssage von einem Knaben, der aus dem Meere oder einem Binnengewässer ans Land getrieben und der Stammvater ihres ältesten Herrschergeschlechtes geworden sei. Schon Tacitus scheint darauf anzuspielen, wenn er in der Germania sagt, daß Odysseus auch in das Nordmeer verschlagen sein und eine Stadt am Rheine gegründet haben soll. Am Rhein und an der Maas bezeichneten mehrere fürstliche Geschlechter einen Schwanenritter als ihren Ahnherrn. Alle diese Geschlechter herrschten am Niederrhein bis nach Nordfrankreich hin, so daß Brabant ungefähr den Mittelpunkt ihres Grenzkreises bildet. Auf altgermanischem Gebiete ist trotz der Verehrung der Schwäne aber nur einmal von einem Gotte mit Schwänen die Rede. In einem uralten Volksliede von den Faröer heißt es, daß Hönir einen Bauernknaben gegen einen Riesen zu retten suchte und dabei die Schwäne verwendete. Das läßt sich durchaus nicht mit der niederrheinischen Sage von dem über das Meer gekommenen Ritter mit dem Schwane in Zusammenhang bringen. Vielleicht könnte man bei Voraussetzung der Einwanderung deutscher Stämme aus Skandinavien eher annehmen, daß ein nordischer Seekönig in sagenhafter Vorzeit mit seinem Schiffe, das wohl, wie andere die Gestalt eines Drachen, einer Schlange und anderer Thiere hatten, die eines Schwanes besaß, am Rheine landete und sich dort ansiedelte mit seinen Fahrtgenossen. Aber die Schwanrittersage kann noch einen tieferen, mythischen Hintergrund haben, der seine einfache Auflösung in dem sinnigen Naturcultus der Germanen findet. Als die ersten Germanen, die Bataver, um das Jahr 100 v. Chr. sich am Rheine niederließen, verdrängten sie theilweise die keltischen Belgen und hatten solche auch noch zu Nachbarn. Die Kelten verehrten den Lugus als obersten Gott des Lichtes. Als Lug, erzählt eine irische Legende vom Ende des elften Jahrhunderts, den Helden Cuchulainn wollte geboren werden lassen, lockte er den König Conchobar mit seiner Schwester Dechtere und ihr Gefolge durch eine Menge wunderschöner, wiewohl geheimnißvoller Vögel. Diese sangen während ihres Fluges. Gras und Pflanzen aßen sie und ließen nichts auf dem Boden, nicht einmal die Wurzeln des Grases, so daß die Einwohner sich beklagten über die Vernichtung ihres Besitzthums. Die Vögel waren in neun Gruppen getheilt. In jeder Gruppe zählte man zwanzig. Sie gingen zu zweien. Die beiden Vögel an der Spitze jeder Gruppe trugen ein silbernes Joch, das sie mit einander verband. Die andern waren durch silberne Ketten mit einander verbunden. Da die Verfolgung der Vögel sich bis in die Nacht verzog und unterdessen ein dichter Schnee fiel, befahl Conchobar ein Haus zu suchen, darin man Schutz finden könne bis zum nächsten Morgen. Und nun zaubert eine unsichtbare Macht eine prachtvolle Wohnung und ein ausgezeichnetes Essen für den König, seine Schwester und das Gefolge. Einige Zeit nachher ward Dechtere Mutter des Helden Cuchulainn. Da erschien ihr Lug im Traume und verkündigte ihr, daß er des Kindes Vater sei. Die neunmal zwanzig Schwäne, die des Lichtgottes Helfer waren, lassen sich vielleicht auf die Hälfte des Jahres, die 180 sommerlichen Tage, deuten. In andern keltischen Sagen treten die Schwäne auch in Verbindung mit den Göttern des Lichtes und Lebens auf. Oengus, der Sohn des Lichtgottes Dagde, wünschte sich die schöne Caer, eine Königstochter, zur Frau. Da traf er sie zum ersten Male in menschlicher Gestalt, umgeben von 150 andern Jungfrauen, die paarweise gingen, jedes Paar verbunden durch eine goldene Kette. Aber als er sie darnach, zu Winters Anfang, zum zweiten Male sah, hatten sie sich in Schwäne verwandelt, je zwei durch eine silberne Kette verbunden. Oengus wurde gleichfalls in einen Schwan verwandelt, tauchte dreimal mit seiner Geliebten in die Fluth, war seitdem ihr Gemahl und konnte nun auch in seiner Schwanengestalt schöne Lieder singen. Den keltischen Belgen mußten die in großen Massen erscheinenden Schwäne die Bedeutung haben, daß ihr Gott des Lichtes, der mit den Mächten der Finsterniß den entscheidenden Kampf führte, in irgend einer Weise nahe. Im Frühling und Spätherbst beim Durchzuge galten ihnen die Schwäne also als Herolde des kommenden und scheidenden Lichtgottes. Die Bataver besaßen schon die uralten germanischen Vorstellungen von den Schwänen als weissagender Vögel und als Verkleidungen göttlicher Wesen. Bei den Belgen trafen sie die neue Anschauung: die Schwäne sind Boten des Lichtgottes. Beide Anschauungen verschmolzen sich bei ihnen rasch zu einer, da die Natur selbst dazu half. Sie sahen, wie die Schwäne, von Süden kommend, gern in den damals buchten- und wälderreichen und im Frühjahre weithin überschwemmten Landschaften des Niederrheins rasten, während die Inseln oft noch vom Eise starrten. Und regelmäßig folgte dann die sonnige Jahreszeit. Im Herbste rasteten die Schwäne, vom Norden ziehend, wieder bei ihnen, und mit den Schwänen zog der Sommer davon.

Den Germanen genügte nur der erste Schwan, nicht die große Masse, um dem Lichtgotte ankündigend voranzugehen. Und so kann der Schwanrittersage und dem alten Färingerliede doch eine Anschauung zu Grunde liegen: dem Menschen hilfsbereit hält der Gott der Wärme und Fruchtbarkeit im Frühling seinen Einzug. Verlangend hat die alte Mutter Erde nach ihm ausgeschaut. Er allein befreit sie und die Menschen von des Winters harter Macht. Lange schwankt der Ausgang. Endlich aber siegt der Gott des Lichtes doch und vermählt sich mit der jungfräulichen Erde, der Tochter der ewigen Mutter Erde. Dem Volke, zu dem er gekommen ist, verleiht er Glück und Schutz. Im Herbste, wenn nach allen andern Zugvögeln der erste Schwan erscheint, verschwindet er plötzlich, wie dann im Frühjahr wieder ein Schwan sein erster gewisser Bote ist, mag auch noch Eis auf den Feldern liegen. Bei den Franken am Niederrhein wurde die symbolische Sage vom Schwanenritter, dem Lichtgott, bereits zu Ende des zwölften Jahrhunderts in französischer und vielleicht auch in niederländischer Sprache poetisch gestaltet und willkürlich mit der Zeitgeschichte verknüpft. Der von einem Schwan ans Land gezogene Ritter Helias der alten Volkssage wurde genealogisch mit Gottfried von Bouillon verbunden in dem Roman „Le chevalier au cygne ou de Godefroi de Bouillon“, in dem Gottfried als Schwanenritter dargestellt wird. Der schöne Ritter, der auf einem von einem Schwan gezogenen Kahn kommt, rettet die durch ungerechte Anklage verdächtigte Herzogin von Brabant im Zweikampf, vermählt sich ihrer Tochter, scheidet aber für immer, als er gegen sein Verbot nach seiner Abstammung gefragt wird. In Deutschland übertrug Wolfram von Eschenbach am Schlusse seines „Parzival“ die Sage vom Schwanenritter auf Loherangrin, den Sohn des Gralkönigs Parzival. Er führte die Sage jedoch nicht weiter aus. Das that vor 1290 ein ungenannter thüringischer Dichter in zehnzeiligen Strophen „im schwarzen Ton“ in dem langen Gedichte „Lohengrin“, das von einem bayrischen Dichter fortgesetzt und vollendet wurde. Hier ist die Andeutung am Schlusse von Wolfram's Parzival breit ausgeführt. Aus welchen Quellen der Dichter die Schwanenrittersage schöpfte, ist unbekannt. Lohengrin, dessen Name wahrscheinlich aus dem des karolingischen Sagenhelden Garin le Loherain hervorging, Parzival's Sohn, rettet die bedrängte Königstochter Elsa von Brabant im Zweikampf von ihrem verhaßten Freier Friedrich von Telramund. Elsa wird sein Weib. Sie darf aber ihn, den ein Schwan auf einem Nachen zu ihr gezogen hatte, nicht fragen, woher er stamme. Von langen Kriegszügen mit Kaiser Heinrich dem Finkler gegen Ungarn und Sarazenen zurückgekehrt, wird er trotz des Verbotes von Elsa dreimal gefragt. Schmerzvoll giebt er Auskunft und kehrt dann, vom Schwan abgeholt, zum Gral nach Indien zurück. Dieser Sagenstoff ist durch Richard Wagner's „Lohengrin“ populär geworden. Kurz vor 1290 hatte Konrad von Würzburg in einer gefälligeren Dichtung die Sage vom Schwanenritter nach Nimwegen und unter Karl den Großen versetzt. Er nennt den Schwanenritter Gerhart. Auch als Prosaroman erscheint die Sage gegen Ende des 15. Jahrhunderts in französischer und niederländischer Sprache. Das niederländische Volksbuch ist noch jetzt beliebt.

Bücherbesprechungen.

— V. Hugo Wickström, Eine moderne Geschichte. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von L. Passarge. Verlag von F. Fontane & Comp., Berlin W. 159 S. 2 ℳ. — Hugo Wickström, dem der Reiseschriftsteller L. Passarge mit einer guten Uebersetzung die Brücke zur deutschen Leserwelt schlagen will, ist, wie die hier gebotene Geschichte zeigt, ein talentvoller Verfasser, welcher mit Gefühl und Gedanken seinen Stoff zu behandeln und plastisch auszugestalten versteht. Bedauern aber muß man, daß er seine schöne Gabe an eine häßliche Dichtung verschwendet. Ein junges Mädchen wird, weil es reich ist, von einem stattlichen Officier geheirathet und bald durch ihn venerisch krank. Ein, dem Ehemann nahestehender

Arzt läßt die Kranke in Unkenntniß über ihren Zustand und dessen Ursache, thut auch nichts zur Heilung, bis ihr neugeborenes, an derselben Krankheit leidendes Kind stirbt, und sie sich ohne Wissen ihres Mannes im hohen Stadium ihrer Krankheit einem früheren Arzt anvertraut. Auch die Amme des Kindes ist angesteckt, sowie deren Mann, der ein ländlicher Arbeiter ist, und zwei ihrer Kostgänger. Dies Alles wird ebenso wie der nun erfolgende unheilbare Bruch zwischen den Eheleuten, und der auf einer Gesellschaft beim Kartenspiel eintretende Schlagfluß und Tod des Mannes, mit ziemlich starker, realistischer Farbengebung erzählt. In den nordischen Bergen soll in einem Pfarrhausidyll der etwa zwanzigjährigen Wittwe neue Lebenslust und Gesundheit zugeführt werden, und die Aufzeichnungen über ihr Leben, die sie hier vornimmt, sind es, die uns als Geschichte geboten werden. Ihr Lebensgang nimmt hier eine neue Wendung, indem der zu den Ferien von der Universität heimkehrende Sohn des Hauses eine wirkliche und zwar nicht unerwiderte Neigung zu der unglücklichen Frau faßt. Darf die Aussätzige einen neuen Lebensbund eingehen? Sie legt diese Verwickelung mit allen Einzelheiten, auch mit tiefgehenden ethischen Reflexionen in den Blättern ihres Tagebuchs nieder. Aus diesen soll nach ihrem Tode der Geliebte, der nicht „Augenliebe“, sondern „Seelenliebe“ im vollen Contrast zu ihrem früheren Verhältniß zu ihr hegt, einmal die Geschichte ihres Lebens erfahren. Die Lösung ist die denkbar traurigste: Selbstmord der jungen Frau, die dem Geliebten auf den letzten Blättern ihres Buches zuruft: „Willst Du mir nicht folgen?“ Was sie am meisten quält, ist der Gedanke, er könnte einer Anderen gehören. Ruhig will sie einschlafen, wenn sie ihr Liebstes mit sich nehmen dürfte. „Ich sterbe ja für Dich, warum stirbst Du nicht für mich?“ Mag die Geschichte modern (leider!), in manchen Einzelheiten ergreifend, ziemlich, wenn auch nicht durchweg psychologisch durchgeführt sein, so ist ihr doch kein wirklicher Werth beizumessen. Die beabsichtigte sittliche Wirkung und die zu Grunde liegende Weltanschauung können wir leider gar nicht anerkennen, und bedauern den schlechten Stoff einer guten Feder. D. K.

— **Sonntagsgespräche** von **S. A. E. M. Mees.** Aus dem Holländischen übersetzt von Maria und Martha. Mit einem Vorwort von Professor Dr. R. Sohm. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1899. 110 S. 1 ℳ. — Elf sinnige Betrachtungen ernster, erziehlicher, religiöser Art, in Form von Ansprachen. Zwar ist das holländische Colorit ein ziemlich vorherrschendes, jedoch ist die Sprache sehr anschaulich und die Gleichnisse und Beispiele, von einigen etwas lang gesponnenen Geschichten abgesehen, sehr trefflich, so daß wir die kleine Arbeit Eltern, Lehrern, Erziehern und Kinderfreunden nur empfehlen dürfen. D. K.

— **Samuel Urlsperger, der Patriarch des süddeutschen Pietismus.** Ein Lebensbild von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1899. Preis 2 ℳ 40 ₰. — Samuel Urlsperger, einer der edelsten Geistessöhne A. H. Francke's, der als Stuttgarter Hofprediger den sittenlosen Herzog Eberhard Ludwig so treulich und ernst vermahnt, daß bereits von diesem sein Todesurtheil unterzeichnet ist, aber in Amtsentsetzung gewandelt wird, da sein christlicher Heldenmuth dem Minister, der sonst ganz eine Creatur des Herzogs ist, so imponirt, daß er sich zu dem Entschlusse aufrafft: „Durchlaucht, hier ist mein Degen — Blutschulden unterschreibe ich nicht!“ — der Vertreter des süddeutschen Pietismus in Wort, Schrift und That, der, trotz hartnäckigen Widerstandes der Geistlichkeit als Senior von St. Annen nach Augsburg berufen, bald auch die Gegner durch seine Liebe, Milde und Bekenntnißfreudigkeit zu Verehrern wandelt, der sich der vertriebenen Salzburger annimmt und ihnen eine neue Heimath verschafft, der trotz seines arbeitsreichen Amtes für bedrängte Glaubensgenossen, in innerer Mission, in Heidenmission bis nach Amerika, Syrien, Indien segensreich wirkt, — diese hohe Gestalt wird uns von H. Nietschmann in seiner bekannten herzenswarmen, frischen, dem Zeitcolorit angepaßten Weise lieb und werth gemacht. Zugleich beruht das Buch auf gründlichen Quellenstudien, so daß man daraus viel Zeit- und Kirchengeschichte lernen kann. Für Haus- und Volksbibliotheken eine treffliche Bereicherung! v. L.

— **Die Kunst der Rede** in ihren Hauptzügen an den Reden **Bismarck's** dargestellt von Dr. Hermann **Wunderlich**, a. o. Professor an der Universität Heidelberg. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1898. 3 ℳ. — Der Verfasser, der sich schon lange mit wissenschaftlichen Untersuchungen über die Kunst der Rede beschäftigt, hat bei Vorlesungen die Erfahrung gemacht, daß „weder der geschichtliche Ueberblick über die Entwickelung der Rede, noch die Aufzählung der einzelnen Mittel, über die sie verfügt, so lebendigen Einblick in das Wesen der ganzen Kunst gewährt, wie die eingehende Betrachtung eines einzelnen bedeutenden Redners: hier erst löste sich die Schablone in bewegtes Leben auf, hier erst kam Farbe in die Darstellung.“ Diese Erfahrung hat ihn zu den vorliegenden Untersuchungen geführt, da Bismarck für die deutsche Redekunst ein Beispiel ohne Gleichen gäbe. Ausgehend von dem Unterschied zwischen Stil und Vortrag betont der Verfasser, daß Bismarck im Stile der Begründer einer neuen Kunst geworden sei. Im Gegensatz zu der „schönen“ Rede mit blühender Sprache, die schon im Frankfurter Parlament im Niedergang war, war Bismarck ein ausgesprochener Meister urwüchsigen deutschen Stils: „er hat die Formen des einfachen Gespräches erweitert und umgebildet für die weiter tragenden Zwecke der Rednertribüne, für die eine frühere Auffassung den rhapsodischen Schwung als alleiniges Ausdrucksmittel gefordert hatte“. Damit hängt zusammen, daß seine Reden nicht vorbereitet waren, beim Reden erst nahmen die Gedanken Formen an. Abweichend von den Schulbegriffen, der sogenannten „Rhetorik“, behandelt nun der Verfasser im ersten Capitel die „Bedingungen des gesprochenen Wortes“; dann folgt im zweiten die „Fühlung zwischen Redner und Hörer“ und endlich im dritten der „künstlerische Schmuck der Rede“. Weiter ist das erste Capitel in drei Abschnitte gegliedert: 1) die Begleiterscheinungen des gesprochenen Wortes (Persönlichkeit des Redners, Mienenspiel und Gebärden, der Vortrag); 2) Syntaktische Beobachtungen am gesprochenen Worte (Partikeln, Gliederung der Sätze, Satzgefüge auf Grundlage der Gedankenentwickelung); 3) Stilistische Beobachtungen am gesprochenen Worte (Wortwahl, Kraft und Anschaulichkeit des Ausdrucks, Kürze). Das zweite Capitel hat zwei Unterabtheilungen: 1) die Eingriffe der Hörer in die Rede; 2) der Redner sucht Fühlung mit den Hörern zu gewinnen (die allgemeinen Formen, der Verkehr mit einzelnen Gruppen der Hörer, der persönliche Verkehr innerhalb der Parlamentsrede). Das dritte Capitel endlich enthält folgende Theile: 1) die künstlerische Wirkung des gesprochenen Wortes (die Klangwirkungen, der Rhythmus, der Aufbau der Rede); 2) die künstlerische Wirkung der Fühlung mit den Hörern (die Citate, Anspielungen auf Personen und Vorkommnisse der Dichtung, Sage und Geschichte, kleine Erzählungen, Anekdoten, Vergleiche aus Natur und Leben); 3) der Sprachstoff in seiner künstlerischen Veranlagung und Verwerthung (Bilderschmuck unserer Sprache, die Auslese des Sprachguts, der Gebrauch von Wortformen und Wortclassen). — Diese Inhaltsübersicht soll die Eigenart des Werkes andeuten, tiefer darauf einzugehen ist natürlich nicht möglich; wir bemerken nur, daß das Werk ebenso bedeutungsvoll für die wissenschaftliche Behandlung der Redekunst wie für die Charakteristik Bismarck's als Redner ist. Ein alphabetisches Register erleichtert die Benutzung des Buches. A. B—s.

— **Vogel und Schwarzenberg**, Hilfsbücher für den Unterricht in der lateinischen Sprache an gymnasialen Anstalten mit lateinlosem Unterbau. Theil II. **Lateinisches Lese- und Uebungsbuch** von A. **Schwarzenberg**. B. Obertertia. Leipzig 1898. B. G. Teubner. VI u. 139 S. 8. In Leinwand geb. 2 ℳ. A. **Schwarzenberg**, **Deutsch-lateinisches Wörterbuch** im Anschluß an die Lese- und Uebungsbücher für Unter- und Obertertia. Leipzig 1898. B. G. Teubner. 64 S. 8. Cart. 1 ℳ. — Der vorliegende 2. Theil des lateinischen Lese- und Uebungsbuchs wird dem Zwecke, dem er gewidmet ist, wohl genügen. Von den meisten der an den eigentlichen Gymnasien gebrauchten Uebungsbücher, die das gleiche Pensum behandeln, unterscheidet er sich durch Beschränkung des Lehrstoffes auf das Allernothwendigste und durch Einfachheit im Satzbau der Uebungssätze. Freilich will es scheinen, als ob besonders in den zusammenhängenden Stücken zur Wiederholung aller behandelten Regeln mancher Ausdruck den Schüler zu argen Germanismen verleiten dürfte, wenn der Lehrer nicht helfend eingreift. Zu loben ist aber, daß der Gedankengehalt der Uebungsbeispiele dem Standpunkt der Obertertia, in der das Buch benutzt werden soll, durchaus angemessen ist. Das beigegebene eigentlich für die drei Mittelclassen bestimmte Wörterbuch ist geschickt und sorgfältig gearbeitet und übersichtlich gedruckt. So darf man den noch in Aussicht gestellten weiteren Heften dieser Sammlung mit Vertrauen entgegensehen. H. St.

Digitized by Google

— **Sammlung des Königlich Sächsischen Alterthumsvereins zu Dresden in ihren Hauptwerken.** Lieferung II und III. Blatt 11—30. Dresden, Selbstverlag des Kgl. Sächs. Alterthumsvereins. 1899. 4°. — Wir haben im vorigen Jahre an dieser Stelle (Wissenschaftl. Beil. Nr. 54) auf das unter der Leitung des Geh. Oberbauraths Wanckel erscheinende neueste Unternehmen des Königlich Sächsischen Alterthumsvereins hingewiesen, das den Zweck hat, die reichen und bisher zu wenig bekannten Schätze des Vereinsmuseums den Forschern und Alterthumsfreunden leichter zugänglich zu machen und dadurch das Studium der vaterländischen Kunstgeschichte zu fördern. Bestand zunächst die Absicht, das Werk in 10 jährlichen Lieferungen zu je 10 Blatt zu veröffentlichen, so hat sich der Vorstand des Vereins nunmehr entschlossen, es in schnellerer Folge zu veröffentlichen. Die vorliegende Lieferung enthält 20 Tafeln; noch im Herbste dieses Jahres wird ihr eine weitere von gleicher Stärke folgen und der Rest wird im Jahre 1900 erscheinen. Was den Verein zu dieser Beschleunigung der Herausgabe veranlaßte, war einerseits der Wunsch, den Mitgliedern des Vereins und den übrigen Freunden des Unternehmens möglichst bald ein abgeschlossenes Ganzes zu bieten; dazu gehört insbesondere auch eine wissenschaftlich gehaltene Erläuterung der Tafeln, die in der Form einer zusammenhängenden Uebersicht über die verschiedenen Perioden unserer heimischen Kunstgeschichte erscheinen und daher erst dem Schlusse des Werkes beigefügt werden soll. Ihre Bearbeitung hat Dr. Flechsig in Braunschweig übernommen. Außerdem aber kam in Betracht, daß der Alterthumsverein, einer der ältesten deutschen Geschichtsvereine, im nächsten Jahre das 75. Jahr seines Bestehens vollenden wird; bei der Feier dieses Gedenktages, bei welcher auch der im Jahre 1852 unter hervorragender Mitwirkung des Alterthumsvereins in Dresden begründete Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine seine Mitwirkung zugesichert hat, möchte der Vorstand die „Sammlung" abgeschlossen vorlegen können; sie wird ein beredtes Zeugniß der verdienstlichen Thätigkeit des Vereins ablegen, dessen Bemühungen Hunderte von Erzeugnissen der vaterländischen Kunst ihre Erhaltung verdanken. Wie wichtige Werke sich darunter befinden, zeigt auch die uns vorliegende Lieferung. Die ersten Tafeln (11—14) bringen ein aus der Kirche zu Jerisau bei Glauchau stammendes Meßgewand (Casel) aus kostbarem, vermuthlich als Nachahmung orientalischer Webereien in Italien hergestelltem Stoff mit später aufgenähtem, in Seidenstickerei (Plattstich) ausgeführtem Rückenkreuz und das kunstgeschichtlich bereits bekannte prächtige Antipendium (Altarbekleidung) aus der Stadtkirche zu Pirna, eine der schönsten spätmittelalterlichen Seidenstickereien, die überhaupt erhalten sind. Wie diese Arbeiten, so gehören auch die beiden Taufsteine aus der Klosterkirche zu Oschatz und aus Wickershain bei Geithain (Tafel 15) dem 14. Jahrhundert an. Schöne Beispiele der Holzschnitzkunst des 14. und 15. Jahrhunderts sind das Chorgestühl aus Tragnitz bei Leisnig und die demselben als Bekrönungsstücke beigefügten Reste von Chorgestühlen aus Kamenz (Tafel 16), ferner das Mittelfeld und die Seitenfelder des einst in der Stadtkirche zu Meißen befindlichen Hochaltars von 1442 mit ihren figurenreichen Darstellungen (Tafel 17, 18) und der aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Altarschrein von Großschirma. Ein Kunstwerk ersten Ranges ist das aus Stein gehauene heilige Grab, das einst den Altar der Bartholomäuskirche zu Dresden zierte (Tafel 20), ein „Nachklang der hohen Blüthe der älteren sächsischen Bildhauerkunst", wie sie in der Goldenen Pforte zu Freiberg und den Wechselburger Figuren so hochbedeutsame Werke geschaffen hat; vielleicht von demselben Meister rührt die auf dem nämlichen Blatte dargestellte Figur der knieenden Magdalena her. Gehören diese Werke dem Anfang des 15. Jahrhunderts an, so sind die Altarbilder derselben Kirche (Taf. 21, 22) beachtenswerthe Werke des 16. Die folgenden fünf Tafeln enthalten eine wohlgelungene Nachbildung des Todtentanzes, den Herzog Georg — wohl in Erinnerung an den Heimgang seiner Gemahlin Barbara — von 1534 bis 1537 am herzoglichen Schlosse in Dresden hatte anbringen lassen, der dann nach dem Schloßbrande von 1701 von hier entfernt wurde und sich seit 1721 auf dem inneren Neustädter Friedhofe befindet. Leider ist das Original bereits stark der Verwitterung verfallen und eine Wiederherstellung kaum möglich; der Alterthumsverein hat, um wenigstens die Formen zu erhalten, so weit sie zur Zeit noch erkennbar sind, mit Unterstützung der Staatsregierung und des Neustädter Kirchenvorstands einen Gipsabguß anfertigen lassen und in seinem Museum aufgestellt. Ungefähr derselben Zeit gehört die Thorbekrönung des 1887 abgebrochenen Renner'schen Hauses in Dresden (Ecke Altmarkt und Badergasse) an, das Medaillonbildnisse des Herzogs Georg und seiner Gemahlin Barbara zeigt (Taf. 28). Die beiden letzten Tafeln bringen eine Brunneneinfassung aus Kötzschenbroda mit einem lebendig ausgeführten Kinderbacchanal vom Jahre 1560 und das Modell des einst auf der Augustusbrücke zu Dresden stehenden Crucifixes, einer Arbeit des Hans Hilger von 1650. Sämmtliche Tafeln sind in der Kunstanstalt von Stengel u. Comp. in Dresden trefflich ausgeführt worden.

—m—

— **Grundzüge der Münzkunde von Hermann Dannenberg.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 11 Tafeln Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber 1899. (Weber's illustrirte Katechismen. 307 S., Pr. in Leinenband 4 ℳ) — Das angezeigte Werk bietet dem Geschichtsforscher, Münzsammler und Freunde derartiger Bestrebungen einen bei aller Kürze umfassenden Ueberblick über die Münzkunde, vorzüglich über die Münzen des Alterthums (griechische und römische Münzen) und des Mittelalters; die orientalischen Münzen, die neueren Münzen und die Medaillen sind kurz behandelt, was ganz richtig erscheint. Die Vermehrung der zweiten Auflage ist vornehmlich den Münzen des Mittelalters zugewendet worden, obwohl in allen anderen Theilen Verbesserungen und Vermehrungen, auch in den Literaturangaben, wahrzunehmen sind. Was bei dem im Verhältniß zum Gebiete der Münzkunde beschränkten Raume des Werkes irgendwie gefordert werden kann, ist geboten. Die Abbildungen sind nicht vermehrt, erscheinen aber, wenigstens im Berichtsexemplare, in viel deutlicheren, klareren Abdrücken. K—d.

— **Das sächsische Burzenland.** Herausgegeben über Beschluß der Kronstädter evangelischen Bezirkskirchenversammlung A. B. Zweiter Theil. Kronstadt 1899. Zu beziehen durch die Buchhandlung von H. **Zeidner** in Kronstadt. — Das schöne Werk, dessen ersten Theil die Leipziger Zeitung in Nr. 142 vom vorigen Jahre eingehend besprach, ist nunmehr vollendet. Das uneingeschränkte Lob, das dem ersten Theil gezollt wurde, muß auch dem zweiten Theil gelten, in dem in anschaulichster Weise das Schulwesen, das Volksleben, das Gemeindeleben, die wirthschaftlichen Verhältnisse und das sächsische Wohnhaus geschildert werden. Auch dieser zweite Theil ist ein getreues Spiegelbild geworden, von dem wir bis in den kleinsten Zug hinein erfahren können, daß das Volk der Sachsen in Siebenbürgen seine deutsche Eigenart nicht verloren hat. Aber aus all' den Schilderungen der Vergangenheit und der Gegenwart läßt sich auch deutlich der feste Grundstein erkennen, auf dem das siebenbürgisch-sächsische Deutschthum wie auf einem Felsen unerschütterlich stehen bleiben wird. Das Wort, das der Dechant Pfarrer D. Franz Herfurth dem Werke auf den Weg mitgiebt, wie ist es doch wahr: „Hat einst Martin Opitz von uns geschrieben, in Siebenbürgen seien die deutschesten Deutschen — ein Lob, das wir bis auf diesen Tag nicht verwirkt haben — so wollen wir ebenso des Ruhmes nicht vergessen, auch evangelische Deutsche zu sein. Gelobt sei Gott, erfahren haben wir die Kraft des Evangeliums. Sie hat uns durch drangsalvolle Jahrhunderte hindurchgeholfen. Sie allein kann uns auch durch die Wirren der Gegenwart leiten." Sie wird es auch, das muß einem Jeden klar werden, der dieses Volkes Wesen aus dem vorliegenden Werke kennen und lieben lernt, wenn er es nicht längst schon thut. Es weht einen gesunde, oft wohl derbe, drum aber echte deutsche Luft aus den Seiten an. Möchten auch diese Zeilen beitragen, das Buch auf's Beste zu empfehlen, denn nicht nur zur eigenen Selbsterkenntniß, sondern vor Allem auch zur Beförderung der Kenntniß des Sachsenvolkes in Siebenbürgen im Auslande ist es geschrieben. **Siegfr. Moltke.**

— **Das Hauswesen** nach seinem ganzen Umfange dargestellt in Briefen an eine Freundin, mit Beigabe eines vollständigen Kochbuches, von **Marie Susanne Kübler** (Frau Scherr). 14., wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Abbildungen. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn, 1899. Preis gebdn. 5 ℳ 50 ₰. — Das Buch ist für Frauen und Mädchen eine gute Führerin, die praktische Rathschläge über alle Zweige der Haushaltung ertheilt. Zahlreiche Abbildungen erhöhen die Brauchbarkeit des Buches. W. Sm.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 56. Mittwoch, den 10. Mai, Abends. 1899.

Förderung der commerciellen Bildung in Oesterreich.

In den letzten Monaten ist in politischen Programmreden, Enquêten und Vereinsversammlungen im Zusammenhange mit der Forderung nach einer ausgiebigeren Pflege unserer Exportinteressen viel von der commerciellen Ausbildung und von der Art, wie dieselbe in Oesterreich vermittelt wird, die Rede gewesen; erst in der jüngsten Zeit hat auch der neue österreichische Handelsminister, Freiherr v. Dipauli, die Handelsschulen seiner wohlwollenden Förderung versichert. Ueberall ist aber namentlich auf den Umstand hingewiesen worden, daß die Exportfähigkeit unserer Monarchie vielfach unter dem Mangel genügend geschulter commercieller Kräfte zu leiden habe, sowie daß ein Bedürfniß bestehe, weitere Kreise der Geschäftswelt planmäßig für die Pflege des Außenhandels zu erziehen, Geschäftsreisende auszubilden und im Interesse der heimischen Industrie junge Leute für eine Bethätigung an ausländischen Handelsplätzen zu erziehen. Diese Erwägungen haben auch bereits zu greifbaren Resultaten geführt: im October v. J. hat eine den Intentionen des k. k. österreichischen Handelsmuseums sowie privater Initiative entsprungene Export- und Colonialakademie als eine Art Handelshochschule mit staatlicher Subvention ihre Pforten geöffnet, und auch die Umwandlung der Orientalischen Akademie in eine Consularakademie, deren Lehrplan den commerciellen Disciplinen einen breiten Raum zuweist, ist bereits erfolgt, so daß diese Akademie sich in ihrer neuen Gestalt der Ecole libre des sciences politiques in Paris annähert; überdies besteht in maßgebenden Kreisen die Absicht, die bisherigen höheren Handelslehranstalten mit 3 Jahrgängen in solche mit 4 Jahrgängen umzuwandeln, oder überhaupt neue 4classige Handelsschulen zu errichten. Es wird nun durch diese Neugründungen in der That der Beweis erbracht werden, daß man gewillt ist, das Versäumte auf einem Gebiete nachzuholen, das bis vor etwa 10 Jahren noch wenig beachtet worden ist, wiewohl schon damals der Ruf nach einer systematischen, staatlicherseits organisirten commerciellen Ausbildung laut genug zu vernehmen war.

Andere Staaten sind uns in der Entwickelung des kaufmännischen Unterrichtswesens theils vorangegangen, theils streben sie einer solchen eifrig zu. So besitzt Frankreich trefflich organisirte kaufmännische Lehranstalten, die sich in höhere, mittlere, niedere Schulen und Fortbildungscurse unterscheiden lassen. Einzelne dieser Schulen befinden sich in der Verwaltung der Handelskammern, andere werden von privaten Corporationen erhalten. Einen hochschulartigen Charakter hat die Ecole des hautes études commerciales in Paris, der sich die Ecole Supérieure de commerce, im Range etwa unserer Handelsakademien, anschließt. Zur Vorbereitung für den Exporthandel dient die Ecole préparatoire de commerce d'exportation, die besonderen Nachdruck auf das Studium der fremden, namentlich der orientalischen Sprachen legt. Seitens des Staates werden den Handelslehranstalten namhafte Subventionen und Reisestipendien gewährt. Die Studiendauer beträgt an den meisten dieser Anstalten drei Jahre, nur die Schule in Lyon besteht aus vier Jahrgängen. — Die wichtigste commercielle Lehranstalt in Belgien ist das Institut de commerce in Antwerpen, das von der Gemeinde verwaltet wird; doch hat sich der Staat verpflichtet, ⅓ der gesammten Auslagen zu tragen. Auch diese aus zwei Jahrgängen bestehende Anstalt besitzt hochschulartige Einrichtungen; ihre Absolventen erhalten namhafte Reisestipendien, zu welchem Zwecke alljährlich im staatlichen Budget die Summe von 45 000 Frcs. ausgesetzt erscheint. Ein allgemein gehaltener commercieller Unterricht ist auch an den meisten belgischen Athenäen eingeführt. Seit einiger Zeit plant man die Gründung einer Wanderschule für Kaufleute mit dreijährigem Cursus, die ihren Sitz in La Louvierè haben, ihre Zöglinge aber nur ein Jahr dort behalten soll, um sie dann für ein Jahr an Leipziger oder Londoner Handelsschulen behufs sprachlicher Ausbildung zu schicken. — Was England anbelangt, so bestanden daselbst noch bis vor wenigen Jahren nur commercielle Curse an verschiedenen Lehranstalten. Erst seit einiger Zeit nimmt sich die Londoner Handelskammer der „commercial education“ an, sie schrieb den verschiedenen Cursen einen einheitlichen Lehrplan vor und stellte außerdem ein Ausbildungsschema auf; die dem Kammerverbande angehörenden Kaufleute und Industriellen wurden ersucht, denjenigen Stellenbewerbern den Vorzug zu geben, welche ein nach diesem Schema vorgeschriebenes Examen abgelegt haben. Diesen Lehrplan hat u. A. auch die Royal Politechnic Institution acceptirt, deren kaufmännische Abtheilung für die Erlangung des Chamber of Commerce Certificate vorbereitet, und die auch zur Heranbildung von Handelsschullehrern dient. In jüngster Zeit hat die Londoner Kammer selbst eine sechsclassige Handelsschule errichtet und nun will man noch an die Gründung einer Handelshochschule schreiten; Anfänge zu einer solchen sind in der seit 3 Jahren bestehenden School of Economics and political Science zu sehen, die mit Unterstützung der Society of Arts ebenfalls von der Londoner Kammer ins Leben gerufen wurde.*) — Die Organisation des commerciellen Unterrichts in Deutschland, die eben noch in voller Entwickelung begriffen ist, hat bekanntlich erst zu Ostern v. J. eine Erweiterung durch die Errichtung der Handelshochschule in Leipzig gefunden, deren Gründung auf die Anregungen zurückgeht, die der „Deutsche Verband für das kaufmännische Unterrichtswesen“ gab; die Anstalt, die an die Universität angeschlossen ist, untersteht so lange dem Ministerium des Innern, als sie nicht eine selbständige Verfassung, ähnlich derjenigen der Universität oder der technischen Hochschule, erhält; die gründende Corporation ist die Leipziger Handelskammer. Nach dem Statut hat die Handelshochschule den Zweck, in einem zweijährigen Cursus erwachsenen jungen Leuten, die sich dem Handelsstande gewidmet haben oder widmen wollen, neben einer tüchtigen Schulung des Geistes eine umfassende kaufmännische und allgemeine Bildung und angehenden Handelslehrern die erforderliche praktische und theoretische Fachbildung und Ergänzung ihrer sonstigen Ausbildung zu geben. Mit der Anstalt wird ein Handelslehrerseminar in Verbindung gebracht werden. — Auch die Schweiz besitzt gute Einrichtungen für den commerciellen Unterricht. Im Jahre 1891 ist ein Bundesbeschluß in Kraft getreten, der das Verhältniß des Staates zu den commerciellen Anstalten regelt und demzufolge dem Bundesrathe einen jährlichen Credit von 60 000 Frcs. zur Förderung der kaufmännischen Bildung gewährt. Die typische Form, in der kaufmännischer Unterricht in der Schweiz ertheilt wird, ist die der Bifurcation der höheren Classen der Secundarschulen, die eine technische und eine mercantile Abtheilung aufweisen. Daneben bestehen aber gegenwärtig schon zahlreiche selbständige zweiclassige Handelsschulen, so in Basel, Bern, Genf und Lausanne. Auch die kaufmännischen Vereine sind im Interesse der commerciellen Bildung eifrig thätig. Es besteht ferner das Bestreben nach Errichtung einer Handelshochschule, die zunächst in Form einer Handelsabtheilung an die bestehenden Abtheilungen des eidgenössischen Polytechnikums angegliedert werden soll. Doch haben

*) Vgl. hierzu: „Eine englische Handelshochschule.“ Von Ludwig Fleischner. (Das Handelsmuseum, 14. Juli 1898.)

sich hervorragende Vertreter der schweizerischen Hochschulen gegen eine solche Angliederung ausgesprochen. Seit einigen Jahren besteht aber eine solche Abtheilung schon am Technikum in Winterthur.

Wenden wir uns nun nach diesem raschen Ueberblick über das kaufmännische Unterrichtswesen in den wichtigsten europäischen Staaten der Organisation dieser wichtigen Schulkategorie in Oesterreich zu. Das commercielle Bildungswesen dieses Landes gliedert sich in kaufmännische Fortbildungsschulen, zweiclassige Handelsschulen mit einer Vorbereitungsclasse, dreiclassige (höhere) Handelsschulen (Handelsakademien) und eine sogenannte Handelshochschule in Triest (Stiftung Revoltella). Die kaufmännischen Fortbildungsschulen sollen den bereits in der Praxis stehenden eine weitere fachliche Ausbildung gewähren; die zweiclassigen Handelsschulen vermitteln neben den fachlichen auch eine gewisse allgemeine Bildung und die höheren Handelsschulen haben die Aufgabe, den sich dem Handelsstande Zuwendenden eine umfassende Fachbildung zu gewähren, zugleich aber auch ihr allgemeines Wissen zu erweitern. Die wohlgefügte Organisation ist nun in der Weise erweitert worden, daß die neue aus 2 Jahrgängen, einem Vorbereitungscurse und Specialcursen nebst seminaristischen Uebungen bestehende Export- und Colonialakademie ihren Abschluß darstellt, indem sie nicht blos kaufmännische Beamte, sondern auch Leute heranbildet, die zu Gunsten des österreichischen Außenhandels höhere commercielle Aufgaben im In- und Auslande übernehmen, und indem sie die Frequentanten zugleich für die commerciellen Agenden des Consulardienstes ausrüstet. Ihre Gründung entspricht dem Wunsche, unserer Industrie fremde Absatzgebiete zu gewinnen und zu erhalten; sie soll diesen Zweck ebenso erfüllen, wie dies die Gewährung von Exportprämien und die Errichtung von Export-Handelsgesellschaften nach den Ausführungen der im Vorjahre abgehaltenen Export-Enquête zu thun berufen sind. Die Consular-Akademie macht es sich zur Aufgabe, eine Vertiefung der volkswirthschaftlichen Studien, sowie gewisser juristischer und rein commercieller Fragen anzubahnen, auch hier sollen Specialcurse neben seminaristischen Uebungen abgehalten werden. Die Frage liegt nahe, ob Export-Akademie und Consular-Akademie sich hinsichtlich der commerciellen Ausbildung ihrer Frequentanten nicht eine an und für sich gewiß lobenswerthe Concurrenz bereiten werden, allein beiden Anstalten sind die Grenzen ihrer Wirksamkeit eng gesteckt: die Export-Akademie soll ein Erziehungsinstitut für Kaufleute in überseeischen Ländern werden, während die Consular-Akademie für den Consular- und diplomatischen Dienst die Vorbereitung übernimmt, wobei nur der commerciellen Ausbildung der künftigen Consuln große Aufmerksamkeit zugewandt wird. Die geplante vierclassige höhere Handelsschule schließlich entspringt der Erkenntniß, daß in 3 Jahren das angestrebte Lehrziel dieser Schulen nicht zu erreichen ist; stofflich sollen aber diese vierclassigen Schulen nicht mehr enthalten als die jetzigen. Sie sollen auch nur in den großen Centren des Handels errichtet werden.*) — So sehr man nun alle diese Maßnahmen schon im Hinblick darauf freudig begrüßen muß, daß endlich einmal ein rascheres Tempo in dieser für das wirthschaftliche Leben des Staates so wichtigen Frage eingeschlagen worden ist, so kann doch nicht verkannt werden, daß unser commercielles Bildungswesen jenes mächtigen schützenden Factors entbehrt, dessen wohlwollender Förderung sich die Fachschulen gewerblicher und landwirthschaftlicher Richtung in so hohem Maße zu erfreuen haben, des Staates, der unseres Erachtens, nicht so viel der Privatinitiative zuschieben soll, wo ihm die Pflicht obliegt, das gesammte Schulwesen in seiner starken Hand zu vereinigen. Den Forderungen nach einer Verstaatlichung, insbesondere der höheren Handelslehranstalten, wobei allerdings das hohe Schulgeld wie an den übrigen Mittelschulen ermäßigt werden müßte, und den Klagen über eine Vernachlässigung dieser Schulkategorie gegenüber den anderen Fachanstalten kann nämlich eine gewisse Berechtigung nicht abgesprochen werden. Man sehe doch nur die gewerblichen und landwirthschaftlichen Kreise an, denen reiche Gelegenheit geboten ist, an staatlichen Anstalten (Gewerbeschulen, Handwerkerschulen, Fachschulen ꝛc.) ihre Ausbildung zu erlangen. Im Abgeordnetenhause wurde einmal die interessante Thatsache mitgetheilt, daß die jährliche Subvention für alle commerciellen Lehranstalten Oesterreichs gerade soviel beträgt, wie für die einzige Thierarzneischule in Lemberg. Ist denn der Handel weniger productiv als Gewerbe und Landwirthschaft? Verschafft er dem Staate nicht größere Einnahmen? Eine intensivere fachliche Ausbildung des commerciellen Nachwuchses, wie sie eben von verschiedenen Corporationen angeregt wird, ist doch im eigensten Interesse der Staatsverwaltung gelegen, weil sie nur auf diese Art der wirthschaftlichen Concurrenz mit den Nachbarstaaten Stand halten kann. Nur mangelndes Verständniß für die Aufgaben und das Wesen des Handels können ihn als minderwerthiges Glied in der volkswirthschaftlichen Entwickelung hinstellen; eine politische Weltstellung ist heute ohne eine gleichzeitige commercielle Weltstellung nicht leicht denkbar. Die Regierung wird sich daher wohl mit der Verstaatlichungsfrage bald befassen und das gegenwärtig übliche Subventionssystem fallen lassen müssen; eine solche Action würde auch den Stand der Handelsschullehrer heben, der jetzt noch vielfach trotz eines bestehenden Vereines einheitlicher Organisation entbehrt und dem Wohlwollen oder der Gnade einzelner Curatorien anheimgegeben ist. Es wäre dringend zu wünschen, daß die im Reichsrathe sitzenden Vertreter des Handelsstandes auf eine Besserung dieser Verhältnisse, insbesondere des mangelnden Reciprocitätsverhältnisses zwischen den einzelnen Anstalten, hinwirken möchten. — Freilich wohl darf man sich keiner Täuschung hingeben und alles Heil von der Reform des kaufmännischen Bildungswesens allein erwarten; es sind Ursachen tiefer liegender Natur vorhanden, welche den Niedergang unseres Außenhandels und die Lahmlegung jeder wirthschaftlichen Action verschulden, Ursachen, wie sie in den verschiedenen Export-Enquêten dargelegt wurden, wo namentlich darauf hingewiesen wurde, daß der österreichische Kaufmann unter schwierigeren Verhältnissen und theureren Productionsbedingungen arbeite, als sein ausländischer Concurrent. Immerhin aber kann eine planmäßig geregelte, theoretisches und praktisches Wissen vermittelnde commercielle Ausbildung viel dazu beitragen, dem Handel und seinen Vertretern den ihnen gebührenden Platz zuzuweisen. Denn die Zeiten sind wohl für immer vorbei, wo es genügte, junge Leute nach Absolvirung der Pflichtschulen sofort in ein Geschäft zu geben, damit sie sich hier die für die Praxis nöthigen Kenntnisse aneignen. Was bei allen anderen Berufsarten als selbstverständlich gilt, daß nämlich eine entsprechende allgemeine und fachliche Vorbildung vorausgehen müsse, ehe man zur praktischen Ausübung des Berufs befähigt erklärt wird, ist hinsichtlich des kaufmännischen Standes ohnedies lange genug nicht genau beachtet worden. So kann denn nur der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Neuerungen auf dem Gebiete des commerciellen Bildungswesens auch ihrem Zwecke entsprechen, daß aber auch die Staatsverwaltung sich werkthätig jenen Factoren anschließe, welche die Productivität des Handels durch Ausgestaltung des einschlägigen Unterrichtswesens fördern wollen. Hierzu bedarf die Staatsverwaltung allerdings der Mitarbeit commerciell geschulter Beamten, denn die zumeist rein juristische Vorbildung der Beamten in jenen Aemtern, die sich auf Handel und Verkehr beziehen, ist nicht darnach angethan, denselben den richtigen Begriff und damit die nöthige Achtung vor dem wirthschaftlichen Schaffen des Handels und dem Werthe der Industrie für den Staat zu geben; diese kann der Beamte nur erlangen auf Grundlage entsprechender commercieller Bildung, die genügend mit nationalökonomischem Wissen durchsetzt ist. Daß diese Anschauung sich in weiteren Kreisen Bahn bricht, geht daraus hervor, daß schon im Jahre 1894 in Berlin auf Wunsch des preußischen Justizministeriums „Buchhaltungscurse für Juristen“ ins Leben gerufen wurden, die sich wachsender Theilnahme erfreuen; seither wurde Aehnliches in Straßburg versucht.

Es sei hier noch ein schon wiederholt ausgesprochener Wunsch wiederholt: den Handelsschulen jenes Schülermaterial zuzuführen, dessen sie bedürfen und um dessenwillen sie gegründet wurden; junge Leute nämlich, die schon von Hause aus für den Handel bestimmt sind, und nicht solche, die erst auf dem Umwege einiger schlecht absolvirter Mittelschulclassen in den Hafen der Handelsschulen, als in ein refugium peccatorum einlaufen.

Budweis (Böhmen). Ludwig Fleischner.

*) Vgl. Dr. C. Zehden: Zur Geschichte des commerciellen Bildungswesens in Oesterreich von 1848—1898. (Wien, Hölder 1898.)

Bücherbesprechungen.

— Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte. Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen nicht altkirchlichen Perikopen aus den Evangelien und der Apostelgeschichte. Herausgegeben von Lic. theol. Wilh. v. Langsdorff. 4. bis 7. Lieferung. Leipzig, Fr. Richter. 1899. (Vollständig in 11 Lieferungen à 1 ℳ) — Das schöne Werk nimmt einen rüstigen Fortgang und hält sich auf der Höhe der ersten Lieferungen. Wir wiederholen, daß es die Predigttexte für die Hauptgottesdienste des laufenden Kirchenjahres exegetisch und homiletisch behandelt; vorgerückt ist es nunmehr bis Pfingsten; es beginnt damit die Heranziehung der Apostelgeschichte. Nach einer exegetischen Uebersicht wird für jede Perikope eine ausgeführte Disposition (zuweilen auch mehrere) und dann eine Reihe reichhaltiger und treffender sogen. „Dispositionen", d. h. richtiger Propositionen (mit Achelis zu reden) gegeben; geschickt und brauchbar, wie Alles, was der eifrige Herausgeber schreibt. Nicht gerade zur directen, sklavischen Benutzung, aber zur Durcharbeitung und besonders zur nachträglichen Vergleichung mit Inhalt und Form ihrer eigenen Predigt muß das Werk den Predigern unter den Lesern dieses Blattes angelegentlichst empfohlen werden. Dabei wird es — und darin liegt ein hoher wissenschaftlicher Werth des praktischen Handbuchs — wegen seiner umfassenden Heranziehung der bedeutendsten Prediger einstmals ein Repertorium sein zur Uebersicht über die mannigfaltige deutsch-englische Predigtkunst des 19. Jahrhunderts. Das Werk schließt sich würdig den „alttestamentlichen Perikopen" v. Langsdorff's an. A. N.

— Missionsstunden von R. W. Dietel. Viertes Heft: Süd-Afrika. 3. Auflage, durchgesehen und erweitert von P. C. Paul, Schriftführer der sächs. Missions-Conferenz. Leipzig 1899. Fr. Richter. Preis 2 ℳ — Daß die einzelnen Bändchen der Dietel'schen Missionsstunden immer wieder in neuen Auflagen erscheinen, ist ein Beweis für ihre Trefflichkeit und unmittelbare Brauchbarkeit. Wir haben schon bei einer früheren Besprechung hervorgehoben, daß gerade P. Paul der rechte Mann ist, die Neuauflagen zu besorgen; ist er doch so bewandert auf dem Gebiete der Mission, daß über sein Buch „Die Mission in den deutschen Colonien" (Togo und Camerun) Missionare urtheilten, sie hätten erst geglaubt, ein Missionar habe es geschrieben. Bei Bearbeitung der Dietel'schen Missionsstunden behält er mit Recht in der Hauptsache die Darstellung der ersten Herausgeber pietätvoll bei, die Hand bessernd und ergänzend anlegend. Im vorliegenden Bande hat die Geschichte der Pfadfinder der südafrikanischen Mission eine Erweiterung erfahren, ebenso ist die Geschichte der reifer werdenden Missionsgemeinden bis zur Jetztzeit fortgeführt. v. L.

— Geschichte des Minnesangs. Von Dr. Edward Stilgebauer, Privatdocenten an der Universität Lausanne. Weimar, 1898, Verlag von Emil Felber. Preis 6 ℳ — Man hat vielfach den deutschen Gelehrten den Vorwurf gemacht, es sei ihnen die Gabe versagt, in volksthümlich fesselnder und leicht verständlicher Sprache über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen zu berichten. Wir wollen nicht entscheiden, ob dieser Tadel, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, je volle Berechtigung gehabt hat. Heute ließe sich leicht eine ganze Reihe von Werken aufzählen, die den Beweis liefern, daß die strenge Forschung es nicht für ihrer unwürdig ansieht, sich an weitere Kreise zu wenden, und daß geschmackvolle und flüssige Darstellung ein Lob ist, auf das auch die zünftigen Vertreter der Wissenschaft nicht geringen Werth legen. Stilgebauer's „Geschichte des Minnesangs" gehört unter diese Werke. — An gelehrten Abhandlungen über die Zeit des Minnesangs, der höfischen Lyrik des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ist kein Mangel, wir haben auch kleinere oder größere Sammlungen der schönsten Lieder jener Zeit, zum Theil mit Wörterbuch, schließlich giebt es auch Uebertragungen, namentlich von Walther's Liedern. Aber eine zusammenhängende und gut lesbare Darstellung der ritterlichen Lyrik von ihren ersten Versuchen bis zu Hugo v. Montfort und Oswald v. Wolkenstein, die bereits den Uebergang zum Meistersang bezeichnen, das ist eine Aufgabe, die hier zum ersten Male in befriedigender Weise gelöst erscheint. Stilgebauer berichtet in einem einleitenden Capital (S. 1—24) über die Anfänge der lyrischen Dichtung in Deutschland, über das Wiedererwachen der Theilnahme für die altdeutsche Sprache und Dichtung im 18. Jahrhundert und über die Ueberlieferung des Minnesangs. Sodann behandelt er unter der Ueberschrift „Des Minnesangs Frühling" (S. 27—92) die volksthümliche Lyrik und die Anfänge des Minnesangs in Oesterreich und Bayern, sowie die Vorblüthe des höfischen Minnesangs. Im Mittelpunkte der Darstellung steht, wie billig, das Capitel „Walther von der Vogelweide und seine Zeitgenossen" (S. 95—171). Im dritten Theile (S. 175—264) wendet er sich den Epigonen zu, denen drei Abschnitte gewidmet sind: Neidhart v. Reuenthal und die dörperliche Lyrik, Ulrich v. Lichtenstein und der Untergang des conventionellen Minnesangs, Reinmar v. Zweter und die Didaktik. Das Schlußcapitel (S. 267—275) beschäftigt sich mit Hugo v. Montfort und Oswald v. Wolkenstein. Sorgfältige Anmerkungen (S. 276—295), die sich auf Karl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung stützen, geben die Literaturnachweise, ein Namensverzeichniß (S. 297—298) schließt das Buch. Obgleich ziemlich zahlreiche Proben in den Text verflochten sind, so wird, wer sich gründlich mit dem Minnesang vertraut machen will, die Sammlung von Bartsch: „Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts" (dritte Auflage von Golther 1893) daneben nicht entbehren können. Aber wer sich zunächst nur erwärmen lassen will für jene liederreiche Zeit, für den Minnesang, das „Kind des Frühlings und der Minne, holder, inniger Genossen", wie ihn Uhland nennt, dem ist in dem schönen Buche von Stilgebauer ein Hilfsmittel geboten, wie wir es noch nicht besessen haben und für das dem Verfasser der wärmste Dank gebührt. Wir machen namentlich auch die Collegen, denen die Einführung der Secundaner in die Dichtung des Mittelalters obliegt, auf das Buch aufmerksam. Es trägt die Widmung: Meiner lieben Frau. Das dünkt uns bedeutsam. Man spürt es der ganzen Sprache an, daß der Verfasser noch in einem besonderen Sinne mit dem Herzen bei seiner Arbeit war, daß das Buch zu einer Minnegabe bestimmt war. Und das ist seinem Inhalte trefflich zu statten gekommen. Möchte das Buch recht Vielen ein Wegweiser sein, der sie lehre sich versenken in die tiefe Empfindung, die mächtige Bildersprache, das innige Naturgefühl und die fromme Gottergebenheit der Liederdichter unseres Mittelalters. Auch unserer Zeit gilt das Wort Hugo's v. Trimberg:

Her Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaez, der taet mir leide.

R. B.

— E. Ermatinger, Meleagros von Gadara, ein Dichter der griechischen Decadence. Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, herausgegeben von R. Virchow. Heft 304. Hamburg, 1898. Verl.- u. Druck-A.-G. (vormals J. F. Richter). 43 S. 8. 0,80 ℳ — Nach einigen einleitenden Worten über Wesen und welthistorische Bedeutung des sogen. Hellenismus kennzeichnet Verfasser zunächst die Dichtung dieser Zeit als eine solche, die in ihren Hauptwerken, gleich vielen poetischen Erzeugnissen unserer eigenen Gegenwart, auf rein wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut ist. Daneben aber entwickelte sich die liebevolle Schilderung des Kleinlebens in der Hirtendichtung und volksthümlichen Genrescenen, sowie die Behandlung erotischer Stoffe in Elegien und poetischen Erzählungen, aus denen zuletzt die Novelle und der Roman hervorgingen. Um nun das Bild dieser Zeit schärfer zu beleuchten, wird der Lebensgang eines ihrer bedeutenderen Dichter, des Epigrammatikers Meleagros von Gadara in Syrien, der lange in Tyrus, dann auf der Insel Kos lebte, nach seinen eigenen Liedern geschildert. Meleager ist nicht originell, aber er verwendet die Gedanken und Bilder seiner Vorgänger mit Geschmack für seine Zwecke. Statt einer Schilderung seiner Eigenart, die ohne Beispiele doch nicht klargelegt werden kann, sei hier eines seiner Epigramme in der Uebersetzung des Verfassers angeführt:

„Du schläfst, meine liebliche Blume,
O könnt' ich Dir nahen nun,
Als flügelloser Schlummer
Dir sanft auf den Lidern zu ruh'n!

Und schlummert selbst Juppiters Auge,
Vom Gotte bezaubert, ein:
Nicht sollte der Schlaf Dich umfangen,
Daß mein Du wärst, einzig mein!"

H. St.

— Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddho's. Aus den Theragâtha und Therigâtha zum ersten Mal übersetzt von Karl Eugen Neumann. Berlin, Verlag von Ernst Hofmann & Co., 1899. 392 Seiten. Preis 10 ℳ —

Ein fachmännisches Urtheil über dieses Buch abzugeben bin ich nicht in der Lage; das könnte nur ein Indologe. Aber die Leipziger Zeitung ist auch kein Fachblatt. Die Frage nach der Wichtigkeit dieser Liedersammlung für die Erforschung der Pâli-Literatur, der heiligen Bücher der Buddhisten, und nach ihrer Stellung im Canon der Pâli-Schriften dürfte an anderer Stelle zu erledigen sein. Da aber die Verlagshandlung die Redaction der Lpz. Ztg. um eine Besprechung des Werkes bittet, so liegt ihr wohl auch an einem Urtheile, das die Sammlung nur vom literarischen Standpunkte ansieht. Indien ist bekannt als das classische Land des weltflüchtigen Einsiedlerthums, der asketischen Weltverachtung. Der Verherrlichung dieses Lebens, der Anpreisung der schroffen Abkehr von Allem, was den „unerlösten" Menschen werthvoll und begehrenswerth erscheint, dienen die Lieder der buddhistischen Mönche und Nonnen, die den Inhalt der Sammlung ausmachen. Lieder sind es nun freilich großentheils gar nicht; Bruchstück reiht sich an Bruchstück, nur gelegentlich schließt sich eine Reihe von Strophen zu einem größeren Ganzen zusammen. Die Sprache ist an fremdartigen Bildern überreich, dabei vielfach sehr schwer verständlich. Wie weit daran das Original schuld ist und ob den Uebersetzer ein Theil der Schuld trifft, kann ich nicht beurtheilen. Unverkennbar ist, daß der Stabreim oft die Veranlassung zu merkwürdigen Ausdrücken giebt: laue Liebeslust, glaues Glück, still gestaut, Tastung tippen, unfehrbar fälig ausgesöhnt, der Durst nach Dasein ausgedarrt, schrumpf im Alter schrimpeln die Finger wie Wurzelwerk, ausgetrocknet troddeln die Brüste u. dergl. m. Ein mehrfach hervortretender liebenswürdiger Zug ist die Schwärmerei für die Waldeinsamkeit, für die Schönheit der Natur, wie S. 81:

> Wen dünkt nicht lieblich diese Au,
> Mit Rosenäpfeln reich umrankt?
> Sie blinken hell am Ufer hin,
> Umblühn der Felsen festen Fuß.

Oder S. 224:

> Das wolkenblaue Strahlenriff,
> Von Wasserstürzen kühl durchblitzt,
> Umschwärmt von Faltern buntgefärbt,
> Mein Felsenjoch gefällt mir wohl.

Im Uebrigen aber gehört eine starke Hinneigung zu der buddhistischen Weltanschauung dazu, einen Genuß zu finden an diesen immer und immer im Umkreis derselben Gedanken sich bewegenden Liedern. Möglich, daß unsre modernen Symbolisten, deren geistige Verfassung ja einen starken Zug zum Buddhismus nicht verleugnet, in diesen Liedern „die der höchsten Erkenntniß entsprechendste Sprache" (vergl. Vorwort S. VIII) bewundern. Wir haben es nicht vermocht, uns zu dieser Einsicht aufzuschwingen. R. B.

— **Geschichte des Leipziger Frühhumanismus** mit besonderer Rücksicht auf die Streitigkeiten zwischen Konrad Wimpina und Martin Mellerstadt von Prof. Dr. **Gustav Bauch** in Breslau. (= Beihefte zum Centralblatt für Bibliothekswesen XXII.) Leipzig, Otto Harrassowitz, 1899. I, 194 S. (nebst dem Titel zum 7. Bande der Beihefte); 8°. Preis: 8 ℳ. — Der Leipzig und Sachsen überhaupt in vielen Einzelheiten berührende Inhalt dieser mit einem sehr großen (unverhältnißmäßig großen?) Aufwande von Fleiß und Mühe hergestellten Abhandlung rechtfertigt die, wenn auch kurze Anzeige einer Arbeit zur Universitätsgeschichte, die ihrer „Schwere" wegen wohl sonst wenig Liebhaber unter unseren Lesern finden würde. Warmes Interesse wird hier die vorliegende, den 7. Band der Beihefte zum Hartwig'schen Centralblatt abschließende Studie schon erwecken, wenn ich verrathe, daß die eine Hauptperson des Buches Polich (Martin Polich von Mellerstadt, Leibarzt Friedrich's des Weisen) heißt, oder daß Namen wie Breitkopf (Gregorius Bredekopf aus Konitz in Preußen) darin eine gewisse Rolle spielen. Im Uebrigen aber muß ich wegen der außerordentlichen Reichhaltigkeit an Mittheilungen über Leipzigs Humanismus im ausgehenden 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, Mittheilungen, die zu den Schriften von Brieger, Erler, Friedberg, Gersdorf, Stübel und Zarncke über die Anfänge unsrer alma mater eine Menge Berichtigungen beibringen, auf das Buch selbst verweisen, da seinen Inhalt auch nur annähernd erschöpfend wiederzugeben hier schlechterdings der Platz mangelt. Ht.

— **Die Schlacht im Teutoburger Walde.** Von Professor Dr. **A. Wilms**, Hauptmann der Landwehr-Infanterie II. Mit 2 Karten. Leipzig, Freund & Wittig, 1899. 64 S.; 8°. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Innerhalb der unverhältnißmäßig angeschwollenen Reihe von Arbeiten über den Schauplatz der Varus-Schlacht handelt es sich zur Zeit um zwei scharf sich gegenüberstehende Meinungen oder Hauptgruppen: Knoke und sein allmälig schwächer werdender Anhang sind in schroffer Form für die Tecklenburger Höhen bei Osnabrück und Iburg eingetreten, während sich Wilms bereits 1897 (in den Jahrbüchern f. Philol. und Pädagog.) auf dem sichern Grund einer eingehenden Kenntniß des ganzen in Betracht kommenden Geländes und eines guten militärischen Verständnisses in mindestens beachtenswerthen Erörterungen und Schlüssen für das Thal am nördlichen Fuße der Grotenburg bei Detmold erklärt hat. Damit stützt er nicht nur die für die Aufstellung des Arminius-Standbildes seiner Zeit getroffene Wahl nachträglich in schöner Weise, sondern dabei kehrt er auch — wie das Forschern der Gegenwart nicht eben selten passiren soll — zu der Ansicht Aelterer (Melanchthon, Fürstenberg u. A.) zurück. Ich muß bekennen, daß auf mich — und vielen Anderen wird es ähnlich ergehen — die bescheidene, ruhige und besonnene, liebevoll den Gegenstand bis ins Einzelnste verfolgende und doch leidenschaftslose, dem Stürmer Knoke unendlich überlegene Art von Wilms unbedingt den Eindruck erweckt, als ob ihr die Zukunft gehöre. — Die Verlagshandlung hat auf die Ausstattung der gediegenen Arbeit große Sorgfalt verwendet. Ht.

— **Aus stürmischer Zeit.** Drei Erzählungen aus dem 30jährigen Kriege von **Karl Fr. Hemphing.** 2. Auflage. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. 1899. — Die Verlagsbuchhandlung ist bekannt: in ihrem Verlage erscheint eine reichhaltige christliche Literatur. Wir erinnern nur an die bekannten Erzählungen der Elisabeth Nathusius, an „Psalter und Harfe" von Spitta, an das Biblische Bilderbüchlein, an Wilhelmi's Kirchengeschichte in Lebensbildern für Schule und Haus, an Dr. H. Maurer's kleine exegetische Schriften u. s. w. Zu der Gattung erbaulicher, im christlichen Geiste abgefaßter Erzählungen gehören auch die heute von uns angezeigten. Dieselben sind anziehend, ihre Personen haben Fleisch und Blut, nichts ist erkünstelt, frisch und lebendig fließt der Ton der Erzählung dahin, und der Fehler, in den manche dieser sogenannten christlichen Erzählungen verfallen, zu frömmeln und in schwülstiger Weise zu moralisiren, ist hier vermieden. Die Thatsachen selber wirken durch ihre innere Beweiskraft und führen trotzige, ungläubige Gemüther, dem Bösen verfallene Menschen zum Glauben und zu Gott zurück. Wir empfehlen daher gern das auch äußerlich sehr hübsch ausgestattete Buch. W. Sm.

— **Eduard Aly: Wolkenkuckucksheimer Dekamerone.** Berlin W., F. Fontane & Co. 1899. 294 S. — Einem Dichter zu begegnen macht immer Freude. Dieser Wolkenkuckucksheimer ist einer. Er versteht sich auf Ernst und Scherz. Wir schenken ihm deshalb einige leichte, liebenswürdige Trivialitäten, wir übersehen die Neigung, gegen Windmühlenflügel anzugehen, sie mag zu den Rechten des Dichters gehören, wenigstens unter gewissen Bedingungen; sie befällt wohl den Einsamen so leicht. Genug, er hat seelische Schönheit warm empfunden, er weiß von einer Kunst im großen Stile, entgegen einer mißverstandenen Moderne, und deshalb klingt bei ihm die schöne deutsche Sprache. Keine „Handlung"; die einzige im Buche verwandelt sich ihm in Stimmung: die befreiende Reise nach dem Süden. Dann allerdings ist sein „Wolkenkuckucksheim" noch nicht stark genug gebaut, um ihn gegen die biederen Städtchen „Alltagsleben" und „Normalheim" als ganz Ueberlegener sich behaupten zu lassen. Man braucht aber auch nicht bei jeder italienischen Reise eines Dichters gleich an Goethe zu denken. Dr. R. Böttger.

— **Von der Nordsee bis zum Mittelmeer.** Eine Ferienreise auf dem Rade von **Alfred Pontzen.** Leipzig, Friedrich Fleischer. Preis 2 ℳ, eleg. gebunden 2,80 ℳ. — Eine im flotten Stil anspruchslos geschriebene Schilderung einer Radtour von Aachen über den Rhein, Schwarzwald, die Schweiz, Oberitalien bis zur französischen Riviera bei Nizza, zurück durch das Bergell, Engadin, Bodensee, Schwaben, Rheinland, Holland, Südengland, Belgien nach Aachen. Es ist natürlich, daß der Verfasser auf der ca 3500 km langen Reise, welche in der kurzen Zeit von nur 2 Monaten zurückgelegt wurde, überall nur sehr flüchtige Beobachtungen anstellen konnte und sich sein Urtheil über Land und Leute auf nur oberflächliche Erfahrungen stützen kann. Immerhin muß zugegeben werden, daß er launig und flott zu erzählen weiß, und daher wird das Büchlein von Sportgenossen gewiß gern gelesen werden. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 57. Sonnabend, den 13. Mai, Abends. 1899.

Im Reiche des Mikado.

Von Heinrich Lemcke.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Nach einer achttägigen Reise ab Hamburg mit einem Schnelldampfer der Hamburg-Amerika-Linie nach Neuyork und von dort per Eisenbahn durch den großen amerikanischen Nordwesten war ich in Tacoma, im Staate Washington, angekommen. Tacoma, an der Commencement Bay des Pouget Sound gelegen, ist eine bedeutende See- und Handelsstadt an der Küste des Stillen Oceans, und die große Nord-Pacific-Eisenbahn-Compagnie unterhält hier eine regelmäßige Dampfschifffahrtslinie mit Japan und China. Meine Reise galt einem Besuche Japans. Der Abfahrtstag des Dampfers „Victoria“, zu dieser Nord-Pacific-Compagnie gehörig, mit dem ich meine Weiterreise nach Japan zu unternehmen gedachte, war herangekommen und in prächtigem Aufputz, sauber gewaschen und neu bemalt, lag er an seinem Pier im Hafen von Tacoma. Ungleich anderer Art ist ein Ocean-Start von der Westküste Amerikas aus nach dem fernen Reiche des Sonnenaufgangs, als der Abgang transatlantischer Dampfer von Neuyork nach Europa, mit dem Amerika auf das Engste verbunden ist. So oft als ich von Neuyork aus eine Fahrt nach Europa unternommen, und es waren deren sehr viele, habe ich am Tage der Abfahrt keinerlei Heimweh empfunden, fährt man doch auf einem deutschen Dampfer inmitten von deutschen Landsleuten und nimmt quasi deutsche Heimath mit auf das weite Meer hinaus. Wie ganz anders gestaltet sich jedoch solch' eine Abfahrt von Tacoma nach Japan, dem Mikado-Reiche. Ich hatte mich schon frühzeitig an Bord der „Victoria“ eingefunden und beobachtete vom Promenadendeck aus das Leben und Treiben, welches eine solche Dampfer-Abfahrt mit sich bringt. War das ein Rennen und Gedränge von Packträgern, Stewards und Boten, welche die letzten Güter, Gepäck, Post, Delicatessen u. s. w. an Bord brachten. Dazwischen unzählige Chinesen (Kulis), die, nachdem sie in Californien oder anderen Weststaaten Amerikas sich ein kleines Vermögen erworben, nunmehr nach ihrem himmlischen Reiche wieder zurückkehren, das allein ihnen ein seliges Jenseits, ihrem Glauben entsprechend, zu bieten vermag. Dieser Glaube ist so groß, daß jeder Chinese schon bei Lebzeiten dafür Sorge trägt, daß im Falle seines Todes im fremden Lande seine Gebeine nach stattgehabtem Verwesungs-Prozeß nach China transportirt werden müssen, damit dieselben neben denen seiner Väter im Lande seiner Geburt ruhen können. Die Superintendenten der chinesischen Kirchhöfe in den Vereinigten Staaten von Amerika erhalten 2½ Doll. für eine solche schriftliche Zusage und 10 Doll. fließen dem Ausgrabungsfonds für jede dem Grabe entnommene Leiche zu. Ueber 4000 Skelette von Chinesen werden alljährlich von Amerika nach China befördert. Auch unser Dampfer nahm eine Anzahl Colli dieser sonderbaren Fracht an Bord. Außer Chinesen waren nur etliche Japanesen als Zwischendeckler gekommen, die abendländische Rasse fehlte gänzlich. An Mitpassagieren der Cajüte erschien nach und nach eine wirklich interessante Gesellschaft, als chinesische und japanische Kaufleute, japanische Diplomaten, Manila- resp. Java-Pflanzer und Plantagenbesitzer, etliche amerikanische Familien, die „for pleasure“ reisten, diverse Geschäfts-Reisende, verschiedenen Nationalitäten angehörig, mehrere Globetrotter und, wie man stetig auf internationalen Dampfern findet, das Dornröschen der modernen Reisewelt — eine deutsche Gouvernante, die, weil sie im fernen Westen Amerikas keine passende Stellung fand, nach Yokohama reiste, allwo sie ein Engagement bei einer reichen deutschen Kaufmanns-Familie acceptirt hatte. Keine Freunde und keine Bekannte, wie wir es in Neuyork beim Abgang eines jeden transatlantischen Passagierdampfers beobachten können, geben dem Reisenden hierher das Geleit, keine Gaben der Liebe und Verehrung verwandeln hier den Schiffssalon in einen Rosenhain, sind es doch alle Passagiere, deren Heimath insgesammt weit ab von hier in allen Himmelsrichtungen der Welt sich befindet. So giebt es denn auch, wenn das dumpfe, mächtige Ertönen der Schiffssirene das Abfahrtssignal verkündet, kein eigentliches Abschiednehmen, keine Trennung von unseren Lieben, keine herzlichen Händedrücke, keine innigen letzten Umarmungen, keine letzten, tiefen Blicke in die thränenfeuchten Augen der Auserkorenen, keinen letzten Feuerkuß auf im Trennungsschmerz ersterbende leblose Lippen, kein Schluchzen und Weinen der im Hafen zurückbleibenden Lieben. Der Anker ist gelichtet, die letzten Seile, welche den Schiffskoloß noch an seinen Pier fesselten, gelöst, mächtig zittert der Rumpf des Dampfers von den ersten Umdrehungen der Schiffswelle und Schiffsschraube, dann gleitet die „Victoria“ hinaus in die Bai, dem Stillen Ocean zu. Fast alle Passagiere stehen resignirt auf Deck und lassen apathisch das schöne Hafenbild Tacomas an sich vorübergleiten. Nur die deutsche Gouvernante, einer Goethe'schen Gretchen-Gestalt nicht unähnlich, steht unbelauscht, einsam, auf der Steuerbordseite des Schiffes und blickt lange unbeweglich nach dem dem Gesichtskreis entschwindenden Hafen zurück. So lange er sichtbar bleibt, haftet der thränenreiche Blick des jungen Mädchens unverwandt an jener Stätte, als ob ein großes Heimweh sie bedrückt. O, du holde deutsche Mädchennatur, wo in aller Welt findet man dein treuherziges Gemüth wieder?! — Wir passiren in Kürze die Bai und den Sund. Die vielgestaltigen, schön bewaldeten Küstengebirge des Nordwestens erscheinen vom Schiffe aus in bläulichem Dunst zu verschwinden und aus dem Hintergrunde ragt die Olympic Mountain-Kette mit dem vom ewigen Schnee bedeckten Mount Rainier, 14 444 Fuß hoch, hervor und sendet uns ihren Scheidegruß. Nach etlichen Stunden Fahrt gleitet unser Schiff in den Stillen Ocean hinaus und der Occident entschwindet für immer unsern Blicken, während der Orient, „Far East“, in weiter endloser Ferne, erst nach wochenlanger Fahrt uns in die Erscheinung treten soll. Die Entfernung zwischen Tacoma und Yokohama, der Handelsmetropole Japans, beträgt bei nördlichem Curs, der meistens im Sommer genommen wird, 4800 englische Meilen. Der Stille Ocean, den unser Dampfer durchfurcht, ist bekanntlich kein solch schlimmer Geselle als der Atlantische Ocean mit seinen Winter-Orkanen, Eisbergen und häufigen Nebeln. Selten erblickt man im Stillen Ocean ein Segel. Eisberge sind auf dieser Route unbekannt. Der japanische Golfstrom übt seine Wirkung an Wärme bis an die Küsten Britisch-Columbias, Washingtons und Oregons aus. Ab und zu erblickt man vom Schiffe aus einen Walfisch, eine Anzahl fliegender Fische, einen Seelöwen oder auch einen portugiesischen „man of war“, sowie nächtliches Meeresleuchten. Eigentliche Stürme von Bedeutung kommen meistens zwischen dem 50. und 51. Breitengrade vor. Der Taifun (taifun oder great wind auch genannt) macht sein Erscheinen nur selten und ist vornehmlich in der Chinesischen See von besonderer Gefahr, allwo auch der „Iltis“ seinen Untergang fand. Auf dem eigentlichen Ocean weiß sich ein starkes, seetüchtiges Schiff dieses schrecklichen Feindes erfolgreich zu erwehren. Unser Dampfer vermeidet auf seiner Route den gefürchteten Sturmgürtel, „Storm Belt“ und nimmt seinen Curs durch den sogenannten „Semitropic Smooth Sea Belt“ im nördlichen Pacificocean. Dennoch ist es rathsam, sich für die Oceanfahrt mit warmer Kleidung zu versehen, ähnlich wie auf dem Atlantic, denn erst 160 Grad östlich von Greenwich spüren wir die eigentlichen Wirkungen des japanischen Golfstromes derart, daß dann allerdings leichte, luftige Kleidung zweckmäßig erscheint. Wennzleich sich auf dem Stillen Ocean die Fahrt

durchweg angenehmer als auf dem Atlantic gestaltet, weil auf ersterem heftige Stürme sehr selten vorkommen, so darf man sich dennoch denselben nicht etwa als einen ruhigen Binnenlandsee vorstellen. Auch der Stille Ocean hat in Bezug auf „gut Wetter“, wie der Seemann sagt, seine Mucken und Tücken. Unter dem 180. Meridian kreuzt unser Dampfer die Linie, welche die westliche von der östlichen Hemisphäre scheidet und einen Tag von dem Kalenderjahre streicht. Wir gehen am Montag zu Bett und erwachen am Mittwoch Morgen, während bei unserer Rückkehr von Japan nach Francisco wir am Montag zu Bett gehen und nach einem vierundzwanzigstündigen Schlafe wieder am Montag erwachen. Das Passiren der Linie wird immer auf jedem Dampfer als ein besonderes Ereigniß gefeiert, und namentlich einfältige, unerfahrene Passagiere gehänselt und ganz Dummen unter ihnen seitens des sehr ernsthaft erscheinenden Capitäns wohl gar erläutert, daß unser Schiff den „uper hill“ der Reise erreicht und nunmehr „down hill“ nach dem Osten steuert. Wir hatten eine ausnehmend schöne Fahrt. Der October ging zu Ende, doch auf dem Stillen Ocean lag wie in amerikanischer Hochsommerzeit goldwarme Sonne und spiegelte in tausend Lichtsäulen aus den langgestreckten, leise murmelnden Wogen herauf, über die die „Victoria“ ostwärts dahinzog; nichts als Himmel und Ocean ringsum. — Es giebt eine prachtvolle Beschreibung eines Seesturmes und des Eindruckes, den er auf ein empfindsames Gemüth machen kann, die ist zusammengefaßt in die wenigen Zeilen, die so leicht Keiner vergißt, der sie einmal gehört hat: Es stand der Schöps betrübt am Meer | Das Meer, das wackelte so sehr! | Und als er wieder nach Hause ging, | Er sehre an zu weinen fing | Und sprach: „Es war doch schade, | Daß das Meer so wackeln thate!“ Wie hätte der brave Schöps sich aber wohl gefreut, wenn er das Meer so still gesehen hätte, wie es auf unserer Fahrt nach dem „Far East“ rings um uns her in unendlicher Weite sich blinkend dehnte. „Aber das ist ja gar nicht wahr, daß der Stille Ocean so ganz stille ist; er geht ja immer auf und nieder!“ könnte vielleicht, und mit Recht, Jemand einwerfen, beim Blick hinaus. Aber es ist doch so! Was die Bewegung angeht, in der trotzdem der weite kreisrunde Wasserspiegel wellenartig sich hebt und senkt, das ist die Dünung. Dem Meere geht es wie einem Menschenherzen; ganz ruhig kann es nie sein. Wird es nicht durch Stürme gepeitscht oder durch Wind erregt — athmen d. h. denken, leben, arbeiten muß die Seele, und athmen muß das Meer, auf- und abschwellen im stillen, geräuschlosen Wechsel ohne Ende. Irgendwo stürmt es immer; irgendwo weht immer frische Brise, und dieses Athmen der Dünung ist wie der Widerhall der immer mehr verklingenden Wetter und Winde in weiter Ferne: die letzte Wirkung, die dort auf die wildbewegte Fläche ausgeübt wird. Aber welche Pracht in dieser ruhelosen Ruhe des Stillen Oceans! Wie ein ungeheurer funkelnder Schild aus blankem Metall, in dem die Strahlen der lichten Sonne flimmernd sich brechen, um mit einem Blinken und einem Glanz zurückgeworfen zu werden, der den Augen weh thun kann, liegt der Ocean rings um uns. Unendlich kleine Wellen kräuseln die Oberfläche des schimmernden Kreises und geben ihm perlmutterähnlichen Schein. Und nun eine lange Strecke, die sieht aus, als wär's pures, gewalztes und geglättetes Silber und dahinter das tiefblaue, tadellose Rund des Horizonts, scharf sich abhebend von dem lichtblauen Himmel, an dem weiße Wölkchen wie große Schneeballen stehen. Und dann der Abend! Wenn die Sonne niedergeht und mit tiefgoldigem Glanze den Himmel malt, und über dem Golde rosiger Purpur sich breitet, und sie selbst hinabsinkt ins Meer, eine prächtige, feuerglühende Kugel. — Man sieht hinaus auf den Ocean, wie er all' die Herrlichkeiten wiederspiegelt: das tiefe Blau, das weinfarbige Roth, das zitternde Gold, hier in grünen Streifen, dort wie in violetten Wolken, hier eine lange Linie, wie eingelegt aus blinkendem Stahl, dort ein breiter Bogen im Wasser auftauchend wie mattes Silber. Dunkler werden die Farben, bräunlicher wird der Schein, der ins Wasser fällt; nun geht sie unter, die große Sonne, und die stille Nacht breitet ihre Schleier über die unendliche Ferne. Oben leuchtet es auf am dunklen Firmament; hier ein Stern und dort ein Stern, in freundlichem Licht und von unten grüßt ihn sein Spiegelbild im Wasser. Und dann kommt der Mond mit silbernem Licht und baut eine schimmernde, flimmernde Brücke vom Himmel über das Meer. Wie Gottesfrieden liegt's über dem Wasser. Unter uns der 12—1500 Fuß tiefe Abgrund, über uns die Liebe Gottes — wundersam feierliche Stunden, die ein jeder Oceanreisende durchlebt, der ein empfängliches Gemüth für die stillen Freuden hat, welche das Meer uns bietet. Die Chinesen haben eine große Furcht vor dem Meere und vertrauen sich demselben nur sehr ungern an, was eine Folge ihrer religiösen Anschauung ist. — So opferten auf unserem Dampfer die chinesischen Zwischendeckpassagiere gleich zu Beginn der Fahrt dem bösen Geist des Oceans eine Summe Papiergeld, die sie ins Meer warfen, und verfügten sich dann ins Zwischendeck, hier während der ganzen Reisedauer die Zeit mit Opiumrauchen, Spielen und Plaudern vertreibend. Nur höchst selten gewahrten wir einen Chinesen auf Deck. Die Angst, von dem bösen Geist über Bord in die Meerestiefe hinuntergezaubert zu werden, hielt alle im Schiffsraum gefesselt.

Nach einer 17 Tage langen Oceanfahrt erscholl endlich der Ruf: „Land in Sicht!“ Welch' ein Jubel, welch' eine Freude! Gleichsam wie elektrisirt erscheinen die Passagiere, erscheint die ganze Schiffsmannschaft. — Alles stürzt und rennt aufs Deck, um sich von der Wahrheit der Meldung zu überzeugen. Ja, es ist kein Trugschluß! — Da lagern sie vor uns, die grünen Gelände des Reiches des Mikado, der lang ersehnte „Far East“ mit seiner eigenartigen Cultur, die einem Traumleben aus „Tausend und eine Nacht“ überaus ähnlich erscheint. Nachdem das Land gesichtet, hält die „Victoria“ ihren Curs dicht der japanischen Küste entlang. Wir passiren Kinkwazan, das heilige Eiland mit seinen vielen Tempeln, inmitten majestätischer Baumgruppen. — Von dem Leuchthause an der Spitze des Eilandes weht die japanische weiße Flagge mit rother Kugel in der Mitte. Die Bay von Sendai mit dem Kinkwazan (auf Deutsch „Goldiger Blumen-Berg“) und die Tausend Inseln von Masushima, die hier in der nächsten Nähe liegen, werden zu den schönsten Naturscenerien Japans gezählt. Zahme Hirsche in unzähliger Anzahl weiden rings um den Tempeln, und die Seefahrer und Fischer beten in den hier befindlichen Kapellen. Auf der Höhe des Mount Kinkwazan befindet sich eine besondere Kapelle, dem Gott des Meeres geweiht. Nun steigt eine Pyramide allmälig aus einem Nebelschleier empor, erst duftig grau, dann, als die Sonne sich über dem Horizont erhoben, die Farben kaleidoskopartig wechselnd, um mit einem Mal in schönstem Rosa mit perlmutterartigem Untersatz als eine durchleuchtete Riesenkugel zu erscheinen, die uns zu Staunen und Bewunderung hinreißt. Ja, das ist das vielbesungene, mit vielen Sagen umwobene „Fujiyama“ (im Volksmunde gemeinsam der „Fugi“ genannt), der heilige Berg Japans, der aus einer Höhe von 12000 Fuß sein leuchtendes Schneehaupt uns zeigt, der „Fugi“, das allgemeine Wahrzeichen des Mikado-Reiches, der uns hier im fernen Orient das Schauspiel des Alpenglühens genießen läßt. Ganz versunken in den Anblick dieses herrlichen Panoramas klopft mir plötzlich Jemand auf die Schulter. Ich drehe mich um. Es ist die deutsche Gouvernante, die in Entzücken schwelgend mir gesteht: „So wunderbar schön hätte ich mir dies ferne Land doch nicht vorstellen können, wie ich es nun hier sehe!“ Ich muß der Dame beipflichten. Unser Dampfer eilt weiter, der Yeddo-Bay zu, und nach einigen Stunden, seitdem wir zuerst Land sichteten, erreicht die „Victoria“ in dem englischen „Hatoba“ ihren Ankerplatz, angesichts der Handelsmetropole Yokohama. Wie ein Bienenschwarm wimmeln mit einem Mal alle möglichen Dampfyachten, Jollen, Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge von fremdartiger Bauart und mit Japanesen im Nationalcostüm bemannt, rings um unser stolzes Schiff. Neugierde und Geschäftssinn sind die Ursachen dieses Massenbesuches. Man bietet Waaren an oder will Passagiere und Gepäck von Bord des Dampfers nehmen. Andere auch wieder wollen nur sehen, was die „Victoria“ aus dem fernen Westen mitgebracht hat, denn neugierig sind die Japanesen, wie die kleinen Kinder, die, wenn der Papa von einer Reise heimkehrt, ihn gleich fragen: „Hast Du uns auch was mitgebracht?“, dabei aber gleichzeitig ohne Weiteres seine Taschen visitiren. Endlich ist die Dampfyacht, welche uns Passagiere von der „Victoria“ nach dem Ufer bringen soll, zur Abfahrt an unserem Dampfer bereit. — Wir landen bei der Zollabfertigungsstätte. Die japanischen Zollbeamten sind sehr gefällig und ohne viele Formalitäten, und ohne den bekannten amerikanischen Händedruck sind wir abgefertigt und besteigen dann eine Jinrikisha, eines jener originellen kleinen zweiräderigen Wägelchen, die, von Kulis gezogen, uns in schnellem Trabe nach irgend einem Punkte der Stadt bringen. Als ich ein derartiges Wägelchen bestieg, war ich zuerst ängstlich, daß ich bei meinem 200 Pfund-Körpergewicht das ganze, mir als ein Kinderspielzeug vorkommende Ge-

fährt zerdrücken würde, auch kam es mir spaßig vor, mich von solch' kleinen Japanesen ziehen zu lassen. Aber der Mensch gewöhnt sich in der Fremde so leicht an Alles, und schnell und mit gesunden Gliedern landete mich der Kuli am Clubhotel, das ich zu meinem Quartier in Yokohama mir erwählte. Die Leitung dieses vorzüglichen ersten Rang-Hotels, die auch das Hotel Metropole in Tokio umfaßt, ist in bewährten Händen und eine ausgezeichnete Küche französischer Art, sowie jeglicher Comfort, dem europäischen Geschmack angepaßt, hier zu finden. — Da war ich nun in dem langersehnten Reiche des Mikado, einer eigenartigen fremden Welt von gänzlich anderem Gepräge als unsere abendländische Cultur, so daß Vergleiche hier unmöglich sind. Während man auf Reisen im Occident einen krassen directen Uebergang von moderner Cultur zu einem absolut fremdartigen Weltgetriebe nicht beobachten kann, ist hier das Unglaubliche geschehen. Wir glauben, eine Metamorphose ist mit uns vorgenommen worden, denn Japan, in dem wir uns nun befinden, gleicht einem Märchenreiche. Der Japaner liebt die Natur, und sie scheint seine Liebe zu ihr überaus reich zu erwidern, denn dieses Land ist überaus reich an Naturschönheiten. Hier finden wir auch die schönsten Mädchenblüthen wahrhaft kindlichen Gemüths. Das Klima ist wonnig und einige Wochen leichten Winters abgerechnet sind hier blühender Frühling und goldener Herbst in stetem Wechsel; hier finden wir das Land der Blumen, wo Lotus und Chrysanthemum, Kirschen, Pflaumen und Wistaria nebeneinander in üppiger Pracht stehen; hier findet die Tanne ihre Palme, und die tropische und gemäßigte Zone vergessen ihre Separation; beide vereinen sich hier, sich selbst aufopfernd, in einem innigen Kuß von ewiger Dauer.

Es ist eine Thatsache, daß Japan für Weltreisende außerordentlich viel Interessantes und Schönes bietet. Die Bewohner des Landes haben durch die große Liebenswürdigkeit, die sie den Reisenden entgegenbringen, sehr viel dazu beigetragen, daß Jeder, der Japan einmal besucht hat, sich darnach sehnt, nach diesem Lande zum zweiten Male zu kommen. Aber auch die japanische Landschaft ist fast an allen Orten so freundlich und einladend, daß sie bei dem Reisenden den angenehmsten Eindruck zurückläßt. Der Umstand, daß das Land aus 3850 kleineren und größeren Inseln besteht, die meistens schön bewaldet und bewachsen sind und zum Theil in pittoresken Formen aus den blauen Fluthen des großen Weltmeeres aufsteigen, verleiht den landschaftlichen Scenerien einen großen Reiz. Der vulkanische Boden und die große Feuchtigkeit, die in Japan herrscht, befördern Feld- und Wald-Cultur und im ganzen Lande sind daher nur sehr wenig Stellen uncultivirt; vielmehr erscheint es, als ob ein grüner Teppich in den mannigfachsten Schattirungen über die Berge und Thäler ausgebreitet sei. Mächtige Kampherbäume bilden mit ihrem dunklen Laube schattige Haine, in deren von Schilf und Bambus umrahmten Teichen die Lotusblume ihre Pracht entfaltet. Die schlanke Pinie ist eine Zierde der Berge und in Schluchten und in Thälern wuchern zwischen Cypressen, Akazien, Lorbeeren, Eschen und anderen Baumgruppen Schmarotzerpflanzen ohne Zahl. Nach dem im letzten Jahre veröffentlichten Census des kaiserlichen Cabinets betrug die Bevölkerung Japans am 31. December 1893 41 388 315 Einwohner, welche auf einer Gesammtoberfläche von 382 329 Quadratkilometer leben. Die Zahl der in Japan wohnenden Fremden beträgt 9633, wovon 5343 Chinesen, 1787 Engländer und 430 Deutsche sind. Wenn nun auch in den letzten drei Jahren die Zahl der in Japan ansässigen Deutschen, Engländer und Amerikaner sich wesentlich vermehrte, so ist sie dennoch sehr unbedeutend zu nennen gegenüber der jetzigen Bedeutung Japans im Welthandel. Für das Verständniß der gegenwärtigen Verhältnisse Japans ist zu berücksichtigen, daß die Erschließung Japans erst aus dem Jahre 1853 datirt, in dem amerikanische Kanonen die Freigebung einiger Häfen für den Handelsverkehr erzwangen; bis dahin war Japan ein von moderner Weltcultur völlig ausgeschlossenes Reich. Und welch großartige stetige Fortschritte, die es größtentheils den Deutschen verdankt, hat nicht dieses Mikado-Reich in den wenigen Decennien seitdem auf allen wissenschaftlichen Gebieten errungen! — So ist denn auch die Stadt Yokohama, gegenwärtig annähernd 200 000 Einwohner zählend, die bis zum Jahr 1859 ein kleines Fischerstädtchen war, eine prosperirende Stadt mit dem Hauptmeereshafen für ganz Japan im Welthandel und internationalem Reiseverkehr geworden, die schon jetzt einen Waarenverkehr im Werthe von ungefähr 140 Millionen Yen (1 Yen gleich einem amerikanischen Silber-Dollar oder circa 3 Reichsmark) aufweist. Yokohamas Meereshafen ist durch zwei immense „Breakwater", die eine Länge von 12 000 Fuß haben, sowie solide Pier-Anlagen ein sicherer Ankerplatz für alle und jegliche Oceandampfer, gleichviel welcher Größe und welchen Tiefgangs sie auch sein mögen. Nicht weniger als 27 große Oceandampfschifffahrtslinien unterhalten reguläre Dampfschiffs-Verbindungen. Die Stadt selber liegt auf einer etliche Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebenden fast flachen und kleinen Insel, die annähernd 2 Kilometer lang und 1 Kilometer breit ist. Nur der südliche Theil der Insel bildet Erhöhungen in Gestalt sogenannter „Bluffs". Die Ostseite der Insel wird von der Tokio-Bay begrenzt, während die übrigen Theile der Insel durch Schifffahrt-Canäle von den übrigen Landgebieten Japans getrennt sind. Den nördlichen Theil bilden die ausschließlich von Japanesen bewohnten Stadttheile, während der südliche, durch einen mit schönen Gartenanlagen und hübschen europäischen Wohnhäusern versehenen Boulevard getrennte Stadttheil von Europäern resp. Amerikanern bewohnt wird. Diese letzteren Wohnhäuser sind zumeist im Villenstil erbaut und mit sorgsam gepflegten reizenden Gärten umgeben. Auf den „Bluffs" giebt es über dreihundert solcher anheimelnder Wohnstätten, die eine Villenstadt par excellence bilden. Das erste Frühstück, welches ich im Hotel einnahm, gab mir gleich Veranlassung, mich an japanische Gebräuche zu gewöhnen. Die Speisekarte ist nämlich in japanisch und englisch nummerirt und eine jegliche Speise hat ihre bestimmte Nummer. Man nennt nun die betreffenden Nummern der Speisen, die man wünscht, dem japanischen Aufwärter. Die Spazierfahrt durch den japanischen Stadttheil, welche ich mit einem Reisegefährten nach dem Frühstück unternahm, gewährte mir einen seltenen Genuß. Welch' ein emsiges Leben und Treiben! Die Straßen sind überfüllt mit Gruppen von lachenden und sprechenden Japanern, dann und wann ertönt das frische, fröhliche Lachen mehrerer Mädchen, welche in phantastischem Kostüm mit ihren zierlichen Füßchen auf den obligatorischen Holzklötzchen munter eintrippeln. Wir besuchten zunächst die in den Honcho-Dori- und Bensen-Dori-Straßen gelegenen Verkaufsmagazine von Seidenwaaren aller nur erdenklicher Arten, Backwaaren, Porzellan, Bronzesachen und Curiositäten aller möglichen Arten. Es ist nicht zu leugnen, daß die japanische Industrie auf einer hohen Entwickelungsstufe steht, sie bildet aber, mit Ausnahme der Seidenwaaren, durchweg eine solch' aparte Art, die für den Weltmarkt wenig einladend ist, und auch ich kann derselben wenig Geschmack abgewinnen. Demnach muß man sich wundern, daß in den wenigen Jahren, seitdem Japan nach den Vereinigten Staaten und Deutschland importirt, sich hier zu Lande eine wahrhafte Manie in der Einführung und Verwendung japanischer Luxus- und Haushaltungsgegenstände gebildet hat, so daß es heutzutage in Amerika und Deutschland schon zur Mode in fashionablen Kreisen gehört, ein förmliches japanisches Zimmer im Hause aufweisen zu können, in dem Tapeten, Draperien, Mobiliar und alle anderen Ausschmückungs-Gegenstände ausschließlich japanische Original-Erzeugnisse sind. Diese sonderbare Modesucht geht sogar so weit, daß in Amerika jeder „Clerk", jeder „Nachtwächter" in seiner Wohnung ein paar japanische aufgespannte Fächer, Ofenschirme und Perlen-Portièren aufzuweisen hat. O sancta simplicitas! In Japan drängt Alles nach abendländischer Cultur und in den Vereinigten Staaten und Deutschland herrscht der Drang nach morgenländischer Cultur. Den Nachmittag verbrachten wir im deutschen Clubgebäude, Haus Nr. 235. In den japanischen Städten giebt es keine Straßen-Hausnummern, sondern die Letzteren richten sich nach dem Zeitalter der Errichtung eines Hauses, so daß die ältesten Häuser die niedrigsten Nummern, die neugebauten Häuser die höchsten Ziffern aufweisen. Ein frugales Mahl nach deutscher Art, bei dem es auch an deutschem Rebensaft nicht mangelte, ließ uns die Stunden schnell vergehen. Der Abend wurde dann wieder einer weiteren Besichtigung des japanischen Stadttheiles gewidmet. Die Läden waren jetzt ausnahmslos mit Lampen oder mit elektrischem Lichte brillant erleuchtet. Die Häuser sind, um den häufig stattfindenden Erdbeben mehr Widerstand leisten zu können, sehr leicht gebaut, und die Läden sind an der Vorderseite ganz offen. Auf den Veranden und Balcons der Häuser, überall schweben farbige Lampions, gleichwie jeder halbnackte Jinrikisha-Kuli einen illuminirten Ballon in der Hand schwingt. Lustig flattern Tausende dieser mattfarbigen Papierlaternen durch die kühle Abendluft, und die unzähligen kleinen Lichter der Jinrikishas tauchen auf und verschwinden hier-, dort- und überallhin gleich einem Schwarme

Leuchtkäfer. Alles dieses macht auf uns Fremde einen wahrhaft bezaubernden märchenhaften Eindruck. Wir fahren an unzähligen Theatern vorbei, in denen japanische Jongleurs und Akrobaten, die bekanntlich an großartigen Leistungen unübertroffen sind, sich als wahre Wunder documentiren. — Dann kommen wir an einen Schießstand, wo mit Pfeil und Bogen nach großen Scheiben geschossen wird. Eine Anzahl wunderlieblicher Japanerinnen laden uns mit den Worten „Oaygri nasai!" (Bitte, treten Sie näher!) zum Schießen ein, was beinahe einen Vergleich mit den Braunschweiger Schießmamsellen rechtfertigt, die im süßen Flötenton im Braunschweiger Dialekt den Fremden einladen: „Bitte, wollen Sie ehmal schießen, mein Herr!" Weiterhin laden uns einige allerliebste Japanerinnen zum Angelsport ein. Ein fünf Meter im Durchmesser haltendes Reservoir, circa eineinhalb Fuß hoch mit Wasser gefüllt, in dem es von unzähligen Fischen wimmelt, ist für solchen Zweck bestimmt. Ein Jeder erhält eine mit Schnur und einem Haken versehene Angel und nun mag er angeln, angeln, so lange, bis — ein Fisch anbeißt. Wir aber lassen lieber das Angeln sein und wenden uns einem Theehaus zu. Wiederum ertönt das liebliche „Oaygri nasai!" (Bitte, treten Sie ein!) von den Lippen schöner junger Japanerinnen. Während wir uns unseres Fußzeuges entledigen und auf Strümpfen eintreten, begrüßen uns die jungen Dämchen ihrer japanischen Sitte gemäß: das heißt, sie beugen sich mit den Händen in knieender Haltung so weit vornüber auf die Matte, daß sie dieselbe mit der Stirne berühren. Wir versuchen uns gleichfalls möglichst tief und graziös zu verneigen, aber das Gekicher der zierlichen Japanerinnen verräth uns, daß wir uns nach ihrer Meinung etwas linkisch bei dieser Procedur benommen haben müssen. Wir kauern uns auf Matten auf den Fußboden nieder, während die Mädchen forttrippeln, um Thee und Süßigkeiten zu holen. Ihre sonderbare enge Kleidertracht zwingt sie dazu, ganz kleine Schritte zu machen, so daß sie anscheinend hingleiten. Es wird uns Thee in winzig kleinen Tassen und eine Menge verschiedenartiger Süßigkeiten auf kleinen Untertassen gebracht. Dann empfängt ein Jeder von uns zwei Elfenbeinstäbchen, deren sich der Japaner stets statt eines Löffels bedient. Da die Mädchen aber sehen, daß wir dieselben nicht recht zu handhaben wissen, knien sie neben uns auf den Boden nieder, und die Stäbchen selbst zwischen die Finger nehmend, führen sie uns die süße Speise mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in den Mund. Es war eine überaus komische Situation und ich dankte nur Gott, daß meine Frau viele Tausend Meilen entfernt in Neuyork, meinem Wohnort, weilte, damit sie mich nicht in einer solchen possierlichen Lage überrumpeln konnte, denn sonst hätte sie sicher die Hände über den Kopf geschlagen und gerufen: „Aber Mann, bist Du denn verrückt geworden, daß Du Dich von jungen Mädchen hier füttern läßt!" Na, wir waren einfach in lustiger Gesellschaft und die Japanerinnen sind ausnahmslos stets guter Laune; so war es uns denn ganz angenehm, daß unsere „Fütterung" eine ganze Weile dauerte, und wir verspürten durchaus keine Lust, dieses gemüthliche Beisammensein freiwillig zu verkürzen, besonders da die hübschen Mädchen ihre Aufgabe mit einer wahren Engelsgeduld und immerwährendem Humor zu Ende führten. Nach beendeter Mahlzeit bot man uns Pfeifen und Tabak an, wovon wir nolens volens Gebrauch machten, obgleich es mir als Nichtraucher kein eigentliches Vergnügen bereitete. Nachdem man einen Behälter mit glühenden Kohlen mitten auf den Boden gestellt hatte, rollten die Japanerinnen aus sehr feinem Tabak ganz kleine Kugeln, etwa von der Größe einer Erbse; jede der Pfeifen versahen sie mit einer solchen kleinen Kugel, steckten sie in Brand, indem sie die Pfeifen einen Augenblick über die Kohlen hielten, und thaten dann einen ganz kleinen Zug daraus. Dann gaben sie uns die Pfeifen, die wir in drei Zügen ausrauchten, entfernten sodann die Asche daraus und füllten sie aufs Neue. Später machten wir einen Spaziergang durch den hinter dem Hause gelegenen Garten. Hier ist Alles „en miniature". Ganz kleine Teiche, Flüßchen, Brücken, Tempelchen, kleine Grotten und Springbrunnen, deren Wasserreichthum nicht größer ist, als daß man ihn mit Leichtigkeit in einem Bierglase auffangen könnte. Auch die Natur erscheint hier mikroskopisch und die Kirschen- und Cypressen- und Cedernbäume, letztere Jahrhunderte alt, sind wenig über einen Meter hoch. Aber es paßt das Alles ganz wunderschön zu den kleinen, zierlichen Japanerinnen, während ein preußischer Gardeofficier sich in einem solchen japanischen Garten wie ein Riese in einem Puppentheater ausnehmen würde. Unsere Japanerinnen holten Kuchen, um die zahlreichen Goldfische zu füttern, denn bekanntlich ist Japan die eigentliche Heimath der Goldfische. Diese Fische sind in Japan sehr zahm; sie tauchen einer nach dem andern aus dem Teiche empor, um die ihnen in der Hand dargebotenen Kuchenstückchen wegzuschnappen. Doch die Zeit gemahnte zum Aufbruch. Sämmtliche Mädchen des Theehauses gaben uns das Geleit zu unserer Jinrikisha und winkten uns noch lange, während wir davon fuhren, mit ihren kleinen Fächern und riefen uns ein fröhliches „Sayonara! Sayonara!" zu. Ich aber träumte die Nacht in meinem Hotel von den kleinen hübschen japanischen Mädchen und ließ im Traume mich von ihnen füttern.

Bücherbesprechungen.

— Materialistisch-hypothetische Sätze und Erklärung des Wesens und der Kraftäußerung des elektrischen Fluidums, in zwei Bänden mit 88 Abbildungen. Von F. Ph. Stögermayr. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis des Bandes 3 ℳ. — In der Absicht, über die Natur und das Wesen des Lichts, der Wärme und der von der Praxis blindlings verwendeten Elektricität sich selbst Klarheit zu verschaffen, hat der Verfasser auf der Magnetnadel ein hypothetisches System aufgebaut, von dem aus er die kosmische, tellurische, galvanische und Inductionselektricität betrachtet. Weiter führt ihn der Weg seiner Metaphysik zu den Ursachen der Adhäsion, zum Wesen des Atomgewichtes, der Schwere, des specifischen Gewichts, der Verdunstung, zur anorganischen Körperbildung, zur Entstehung anorganischer und organischer Individuen, der Weltkörper und ihrer Bewegungsbahnen u. s. w. Das Uragens aber ist die im Weltraum vorhandene substantielle Wärme im Verein mit dem elektrischen Fluidum, die zusammen als die einzigen schaffenden und zerstörenden Naturkräfte betrachtet werden. Wie weit dem Verfasser der Nachweis der Beziehungen zwischen Wärme, Elektricität und Materie gelungen ist und wie weit die aus diesen Beziehungen abgeleiteten Folgerungen für die Erklärung der Erscheinungen in der Natur zutreffen, das zu entscheiden, ist Sache eines neuen Buches, nicht einer einfachen Recension, die sich der Kürze zu befleißigen und kein Recht hat, an diesem oder jenem einzelnen Balken des hypothetischen Gerüstes zu rütteln, wodurch vielleicht der Einsturz des ganzen, mühsam errichteten Baues verursacht werden könnte. ·Kl.

— Predigten in Palästina. Rede, gehalten bei Einweihung der evangelischen Erlöserkirche zu Jerusalem am 31. October 1898 von D. theol. E. Dryander, Oberhofprediger und Generalsuperintendent. Berlin 1898. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 40 ₰. In prachtvoll festlicher Ausstattung erscheint zum bleibenden Gedächtniß diese längst bekannte und besprochene Weiherede, die an die biblische Verkündigung von dem Stein, der zum Eckstein geworden ist, und von dem für immer gelegten Grunde anknüpft, welche Sprüche auf dem Altar der Kirche eingegraben und in die Altarbibel eingeschrieben stehen. In kurz gedrängten, kraftvollen Sätzen faßt der Redner zusammen, was der Ort und seine Geschichte und die Zeit mit ihren friedlich gewaltigen Ereignissen auszusprechen von selber nöthigen. — Predigt in Bethlehem, Sonntag, den 30. October 1898, beim Gottesdienst im Freien gehalten von D. Pank, Geh. Kirchenrath in Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1899. 30 ₰. Die Weissagung Micha's von Bethlehems wunderbarer Bedeutung und den evangelischen Bericht von dem führenden Stern, der über dem Städtchen leuchtete, stellt der Prediger gegenüber der Verkündigung von dem endlichen Erbarmen über Jerusalem in Jesaias 49 und die prophetische Aufforderung, Jerusalems zu gedenken, in Jeremias 51. Was geschehen war und geschehen sollte in Jerusalem und Bethlehem, als diese Predigt gehalten wurde, darin erkennt der Prediger die fortwirkende Erfüllung jener Prophetenworte und den ewig waltenden Gottesrath, der in neuer wunderbarer Art Jerusalems gedenkt und Bethlehem zu Ehren bringt. Beide geistliche Reden sind zum Besten des Jerusalemsvereins gedruckt. B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 58. Dienstag, den 16. Mai, Abends. 1899.

Die Conferenz im Haag und der Weltfriede.

Von P. Johannes.

Bereits am 19. d. M. wird der vom Kaiser Nikolaus angeregte Friedenscongreß zusammentreten, und zwar nicht etwa in der Hauptstadt einer der Großmächte, „wo so viele politische Interessen zusammenfließen, die den Gang des für alle Länder gleich bedeutungsvollen Werkes beeinflussen könnten“, sondern in einem gleichsam weltentrückten, von vielhundertjährigen Eichen und Buchen umgebenen Schlosse im Haag, dem „Hause im Busch“, und der Gastfreundschaft der anmuthigen jüngsten Trägerin einer europäischen Krone wird er sich erfreuen. Was dürfen wir von ihm erwarten?

Als das Manifest des Czaren bekannt wurde, da fand es die denkbar verschiedenste Aufnahme. Es war der letzte Sonntag im August, als Extrablätter die Neuigkeit verkündeten. Die deutschen Truppen waren in die Manöver ausgerückt und lagen im friedlichen Kampfe mit einander. Das war der ungünstigste Boden, auf den die Botschaft aus dem Osten fallen konnte. Quam quisque norit artem, in hac se exerceat. Wer eine Kunst gelernt hat, der hegt den begreiflichen Wunsch, sie auch ausüben zu dürfen, und wer in der Kriegskunst, im Waffenhandwerk ausgebildet ist, nun der möchte gern auch im Ernstfalle die erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten bethätigen. Lediglich hieraus erklärt es sich z. B. wenn Graf Waldersee bei Abgabe seines Commandos in seinem Corpsbefehl an das IX. Armeecorps seinem Bedauern Ausdruck gab, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, das Armeecorps gegen den Feind zu führen, Worte, die im Lager der Friedensfreunde große Entrüstung hervorgerufen haben. Derartige Aeußerungen sind in militärischen Kreisen an der Tagesordnung, und keinem Menschen fällt es ein, damit das Unglück eines Krieges für sein Vaterland herbeizuwünschen. So war es denn kein Wunder, daß gerade von Angehörigen der Armee über die Czarenbotschaft viel gespöttelt wurde, umsomehr, als man in ihr Vorschläge zur Verwirklichung eines Gedankens erblickte, für den seit etwa einem Jahrzehnt auch eine Frau mit Begeisterung eintritt, und die Witze, die man zu hören und zu lesen bekam, waren wohlfeil und zum Theil herzlich schlecht. — Anders war natürlich die Aufnahme bei den jetzt über alle Culturstaaten verbreiteten Friedensgesellschaften. Dort knüpfte man an die bevorstehende Conferenz vielfach die übertriebensten Hoffnungen und erwartete von ihr den Anbruch eines goldenen Zeitalters. So sind dem kaiserlich russischen Cabinet aus allen Gesellschaftskreisen und von den verschiedensten Theilen der Weltkugel Beweise wärmster Zustimmung zugegangen, und in England wurde sogar ein Friedenskreuzzug von Vertretern aller Nationen zur Unterstützung des Planes angeregt. Völlig skeptisch dagegen verhielten sich zünftige Politiker. Sollte wirklich die von St. Petersburg ausgehende Anregung weiter Nichts sein als der Ausdruck hochherziger Gesinnung und idealer Begeisterung eines jungen Fürsten? O nein, so rief man, es ist ein nach allen Richtungen wohlüberlegter Schritt russischer Diplomatie, ein Meisterstück aus der Feder des Grafen Murawjew und seines Finanzministers Witte: nichts Anderes will man damit erreichen, als eine Sicherstellung vor westlichen Verwickelungen und damit verbundenen kostspieligen Rüstungen, während man im äußersten Osten die Hand auf ausgedehnte und reiche, zum größten Theil wirthschaftlich noch unerschlossene Ländergebiete legt. Und gerade die Presse derjenigen Partei, die sonst am lautesten ihre Stimme gegen den Militarismus erhebt, erklärte: Das officielle Rußland habe den Ruf seiner Diplomatie als der raffinirtesten und schlauesten der Welt nicht besser wieder herstellen können als durch diesen Schachzug. — Die Regierungen endlich haben das Rundschreiben des Czaren fast sämmtlich in sympathischen Wendungen beantwortet, und Thatsache ist, daß die Conferenz von allen beschickt wird. Daneben gehen freilich die Rüstungen nicht nur unverändert, sondern sogar in gesteigertem Maße fort. Einen Widerspruch hierin zu erblicken, wäre unrecht, denn selbst bei den friedlichsten Absichten können die Mächte nicht im Voraus mit einem Ergebniß rechnen, das mehr als zweifelhaft ist. Wie sollen wir bei so widersprechenden Auffassungen zu einem selbständigen Urtheile gelangen? Welche Aussichten scheinen sich, wenn man unbefangen beiden Seiten gerecht zu werden sucht, der bevorstehenden Conferenz an sich und dem Gedanken eines Weltfriedens überhaupt zu eröffnen? Wie bei den Verhandlungen im Haag selbst alle Fragen, welche die politischen Beziehungen der Staaten zueinander betreffen, ausgeschlossen bleiben, so sollen auch von uns alle politischen Erörterungen vermieden werden. Freilich stößt eine mehr wissenschaftliche Behandlung in den engen Grenzen des hier zur Verfügung stehenden Raumes auf ziemliche Schwierigkeiten. Die Literatur hierüber ist zu einer so gewaltigen, kaum noch übersehbaren Fluth angewachsen, die einschlägigen Gesichtspunkte sind so zahlreich und mannigfaltig, daß wir uns damit begnügen müssen, einige Hauptsachen zu berühren.

Das Czarenmanifest ist nur ein neues, allerdings bedeutsames Glied in einer langen, langen Kette von Weltfriedensbestrebungen. Wir verzichten auf eine Aufzählung der Spuren, die sich bereits im griechisch-römischen Alterthum finden, wollen nicht auf den Königsfrieden der Nordgermanen, nicht auf den vom Klerus gebotenen Gottesfrieden des Mittelalters zu sprechen kommen, der Handel und Wandel wenigstens an einigen Tagen der Woche vor der Gefährdung durch Fehden zu schützen suchte, nicht von Landfriedensconstitutionen und Friedebriefen, nicht von Kaiser Maximilian's I. ewigem Landfrieden reden. Das Schicksal all dieser, zum Theil den edelsten Beweggründen entsprungenen Maßnahmen ist ja bekannt. Der erste Schriftsteller, der das Thema eingehend behandelte, war ein Franzose, Charles Irénée Castel, Abbé de St. Pierre, dessen im Jahre des Utrechter Friedens 1713 erschienenes dreibändiges Werk großes Aufsehen erregte und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde: Projet de traité pour rendre la paix perpétuelle entre les souverains chrétiens. St. Pierre berief sich darin auf einen angeblich von König Heinrich IV. von Frankreich, in Wirklichkeit von dessen Minister Sully aufgestellten Plan, in Europa einen aus 15 gleichmächtigen Staaten bestehenden christlichen Staatenbund zu errichten, zu dessen Zwecken die Beseitigung innerer Kriege und die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten durch Schiedsspruch gehören sollte, um dann mit vereinten Kräften die Türken aus Europa zu vertreiben. Also ein europäischer Friede, aber — mit Ausschließung der Türken! — St. Pierre's in 12 Artikeln niedergelegter Vorschlag ist weniger abenteuerlich. Nach ihm sollen die christlichen Staaten Europas sich zu einem ewigen Friedensbunde vereinigen unter gegenseitiger Garantie ihrer Territorialrechte, mit einem ständigen, aus bevollmächtigten Abgeordneten gebildeten Senat, der u. A. auch Handelsverträge unter den Nationen abzuschließen hat, und permanentem Schiedsgericht. Auch mit dem Sultan empfiehlt er den Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses, doch sollen die Türken für diese Ehre wesentlich höhere Matricularbeiträge zahlen als die anderen Bundesstaaten. Uebrigens soll bei aller Verbrüderung der Völker unter einander Frankreich doch den Vorrang behaupten. Der uns hier beide Male begegnende Gedanke an einen Weltstaat oder Weltstaatenbund ist derselbe, den so oft Er-

oberer, wie Cyrus, Alexander der Große, das Römerreich, Napoleon I., als Deckmantel ihrer Machtgelüste gebraucht haben. Die überaus günstige Aufnahme, die das Werk St. Pierre's fand, erklärt sich besonders aus dem infolge der Verwüstungen des spanischen Erbfolgekrieges allgemein empfundenen Friedensbedürfnisse. Leibniz bespricht in einem an Grimaret gerichteten Briefe das Buch wohlwollend, aber nicht ohne feine Ironie: „Das Project, das Herr de St. Pierre aufgestellt hat, um in Europa ewigen Frieden zu stiften, erinnert mich an eine Aufschrift über irgend einer Kirchhofspforte, welche lautete »Ewiger Friede«. Denn freilich die Todten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden aber sind in anderer Stimmung, und die Mächtigsten unter ihnen zollen den Aussprüchen der Gerichtshöfe gar keine Achtung." Natürlich fehlte es auch nicht an entschiedenen Gegnern, zu ihnen gehörte Voltaire, während Rousseau nicht sowohl an dem vom Abbé aufgestellten Ziel Anstoß nahm, als vielmehr seine Erreichbarkeit im Hinblick auf die Zustände der damaligen Zeit in Abrede stellte. Gleichwohl tauchte der Gedanke immer auf's Neue wieder auf, so in Herder's Briefen zur Förderung der Humanität, und am Ende des 18. Jahrhunderts (1795) erschien Immanuel Kant's philosophischer Entwurf zum ewigen Frieden. Auch er erblickt für die Staaten keinen anderen Weg, aus dem Zustande fortwährender Kriege herauszukommen, als daß sie, ebenso wie die einzelnen Menschen, ihre gesetzlose Freiheit aufgeben und sich freiwillig selbstgegebenen Gesetzen unterwerfen, um so einen Völkerstaat zu bilden, der zuletzt alle Völker der Erde umfassen würde. Die Feststellung eines definitiven Friedensinstrumentes ist allerdings nach seiner Ansicht erst von der Erfüllung einer Anzahl schwer erreichbarer Voraussetzungen, seiner 6 „Friedenspräliminarien" abhängig, indessen — und das ist bei Beurtheilung des Kantischen Entwurfes oft übersehen worden — denkt er gar nicht an die Verwirklichung des Gedankens zur damaligen Zeit, sondern der ewige Friede ist für ihn nur das Ziel, dem nach und nach die vervollkommnungsfähige Menschheit im Fortschreiten der Gesittung näher kommen könne. Er drückt sich also sehr vorsichtig aus. Den stärksten Gegner, meint er prophetisch, werde der kriegerische Geist an dem Welthandelsgeiste finden. — Von den zahlreichen Schriften unseres Jahrhunderts, die sich mit dem Gedanken des ewigen Völkerfriedens beschäftigen, hat keine wieder das Ansehen des Buches von St. Pierre erlangt. Nichtsdestoweniger hat die Idee selbst immer mehr Anhänger gewonnen, die sich zu sogenannten Friedensgesellschaften zusammengeschlossen haben. Die erste entstand 1815 in Amerika. England und die Schweiz folgten bald nach, und jetzt giebt es kaum einen Culturstaat mehr, in dem sie fehlten. Ein Zusammengehen dieser Friedensgesellschaften mit einander wurde einerseits durch die Einberufung von Friedenscongressen erreicht, deren erster 1848 in Brüssel tagte, und die seit 1889 regelmäßig alljährlich im Herbst abgehalten werden, jedesmal officiell eröffnet durch die Regierung des Landes, in dem sie stattfinden, — andererseits durch die Gründung einer von der Schweizer Regierung auch finanziell unterstützten internationalen Friedenscentrale in Bern (1891), der die Aufgabe zufällt, die Congresse vorzubereiten, deren Verhandlungen herauszugeben und die einschlägige Literatur zu sammeln. Als weiter in derselben Richtung arbeitende Körperschaft kommt seit neuerer Zeit noch die interparlamentarische Vereinigung hinzu, die jetzt aus ziemlich 2000 Mitgliedern der Parlamente der meisten Länder besteht. Diese Parlamentarier versammeln sich alljährlich unmittelbar vor oder nach dem erwähnten Weltfriedenscongresse zur interparlamentarischen Conferenz. Auch sie haben ihre Centrale in Bern. Zu den Männern der Wissenschaft, die ihre Feder in den Dienst der Bewegung gestellt haben, zählen namhafte Gelehrte, so in Deutschland der durch seinen Briefwechsel mit Moltke bekannte Professor Bluntschli in Heidelberg und v. Holtzendorff in München, Mancini in Italien, der Amerikaner Franz Lieber, de Laveley und Rolin-Jacquemyns in Belgien und andere Lehrer des Staats- und Völkerrechtes. Ihr Werk ist auch die Stiftung mehrerer wissenschaftlicher Anstalten zur Förderung eines rechtlichen Verkehrs der Staaten unter einander. Die bekanntesten sind das seit 1873 bestehende Institut de droit international in Paris, die Akademie der Völkerrechtswissenschaft in Gent im neutralen Belgien und der von London ausgehende Verein für Völkerrechtsreform, der bemüht ist, auch außerhalb der reinwissenschaftlichen Kreise über Fragen des internationalen Rechtes aufzuklären. Selbstverständlich sind diese Vereinigungen mit ihren Congressen u. s. w. nicht in der Lage, irgendwelche entscheidenden Maßregeln zu beschließen, auch ist in ihnen manches Phantastische, manches von Grund aus Verfehlte zur Sprache gebracht worden; aber schon die Thatsache ihres Vorhandenseins ist bemerkenswerth als ein Ausdruck der Stimmung weiter Kreise in allen Nationen, und es wäre ungerecht, wollte man ihre anregende Thätigkeit verkennen. Eins der Hauptziele, die sie verfolgen, ist es, die Staaten dazu zu bewegen, daß sie Verträge verschiedenster Art miteinander abschließen und dadurch nach und nach einen zwischenstaatlichen Rechtszustand schaffen. So darf man denn die Genfer Convention vom Jahre 1864 als ein Ergebniß dieser völkerrechtlichen Bestrebungen bezeichnen, ebenso den 1874 in Brüssel von den europäischen Mächten unternommenen Versuch, die Mittel der Kriegführung vertragmäßig festzustellen. Und es ist kein Zufall, daß alle die von den Regierungen unterstützten internationalen Interessenvereinigungen, wie der Weltpostverein, der Telegraphenverein, das internationale Gradmessungsbureau, das Bureau zum Schutz geistigen Eigenthums, die Union für Güterverkehr auf den Eisenbahnen und andere, sämmtlich ihren Sitz in Bern haben. Je mannigfaltiger nun und immer mehr in einander greifend sich die Verkehrsbeziehungen der Länder gestalten, um so schwerer wird sich eine Macht zum Kriege entschließen, der all diese segensreichen Verbindungen mehr oder weniger stören würde. Auch die jetzt immer häufiger werdenden internationalen Zusammenkünfte von Aerzten, Künstlern, Schriftstellern, Gelehrten und Fachmännern aller Art dienen neben ihrem eigentlichen Zwecke mittelbar dazu, den Geist zwischenstaatlicher Gemeinschaft zu pflegen. Das Erstarken dieses auf die edelsten Ziele der Menschheit gerichteten Gemeingeistes ist aber nichts weniger als gleichbedeutend mit dem Ueberhandnehmen eines vaterlandslosen Weltbürgerthums, im Gegentheil, je zahlreicher die friedlichen Berührungen werden, um so besser lernen die Völker nicht nur sich gegenseitig kennen, um so mehr werden sie sich auch ihrer Eigenart bewußt, schätzen sie ihre eigenen Vorzüge, werden ihnen die Augen geöffnet für ihre eigenen Schwächen, und das kann nur dazu beitragen, eine Nation in sich zu festigen. Wenn dabei manche ungerechte, oft in gehässiger Weise geschürte Vorurtheile gegen andere Staaten fallen, so ist dies nur ein weiterer Gewinn.

Daß nun der Beherrscher eines der mächtigsten Reiche sich offen zu diesen Weltfriedensbestrebungen bekennt, das ist das neueste Stadium, in welches die Bewegung eingetreten ist. Wohl wissen wir auch von anderen Fürsten der Vergangenheit wie der Gegenwart, daß sie dem Gedanken zugeneigt haben oder noch zuneigen, so z. B. vom Kaiser Franz Josef von Oesterreich, der in einer Thronrede den Wunsch aussprach: es möge ihm noch vergönnt sein, seinem Volke die frohe Kunde zu geben, daß die Sorgen und Lasten des bedrohten Friedens ihr Ende erreicht haben. Allein Nikolaus von Rußland ist der erste Herrscher, der selbst dafür thätig ist. Und wenn auch der Congreß im Haag hinter den, übrigens recht geringen Erwartungen seines Einberufers zurückbleibt, ganz ohne Segen für die auf ihm vertretenen Staaten wird er gewiß nicht sein, sollten auch seine Wirkungen erst nach Jahren zu Tage treten. Gerade die am Kühnsten über das Manifest spotten, sind mit seinem Wortlaut vielfach nur oberflächlich vertraut. Da wird flottweg behauptet, der Czar wolle, daß die Conferenz den Krieg aus der Welt wegdecretire und eine allgemeine Abrüstung anordne, spricht man doch geradezu von einer allgemeinen Abrüstungsconferenz. Dann müßte man allerdings denen recht geben, die sich nicht scheuen, alle diese Friedensbestrebungen als zwecklos, um nicht zu sagen, kindisch zu bezeichnen, weil das Angestrebte nach menschlicher Voraussicht niemals erreicht werden könne. In dem gleichen Irrthum befinden sich aber auch die leidenschaftlichen Friedensvereinler, die sich der Hoffnung hingeben, die Welt werde nun an der Schwelle des 20. Jahrhunderts mit einem Male aus dem waffenstarrenden Frieden in eine neue kampflose Zeit hineinspringen, als wenn die Culturentwickelung der Menschheit überhaupt jemals Sprünge machte! In der kaiserlichen Botschaft steht ebensowenig etwas vom ewigen Frieden wie von Abrüstung, nur von der Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und einer möglichen Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen wird darin gesprochen und zugleich der Wunsch ausgedrückt, daß die Grundsätze des Rechtes und der Gerechtigkeit auch im Verkehr der Völker Eingang fänden. Noch ist das officielle Programm der Conferenz nicht bekannt. Nur ein zweites Rundschreiben des Grafen Murawjew an die Mächte vom 11. Januar liegt vor, in welchem die maßgebenden Gesichtspunkte in großen Zügen

gezeichnet sind. Da steht in erster Linie die Erwägung eines Uebereinkommens, für eine zu bestimmende Frist die gegenwärtigen Effectivstärken der Land- und Seekräfte sowie der Budgets des Krieges, und was damit zusammenhängt, nicht zu erhöhen. Die folgenden 6 Punkte bezwecken wenig mehr als eine Ergänzung und Erweiterung der Beschlüsse der Genfer Convention, also eine Milderung der Schrecknisse des Krieges herbeizuführen, und diese Punkte haben, wie in den Leitartikeln unserer Zeitung wiederholt betont worden ist, die meiste Aussicht auf Verwirklichung. Die consequenten Vertreter des Friedensgedankens freilich erblicken in der Einschiebung dieser Punkte, von denen die erste Botschaft nichts andeutete, eine Schwäche: der Weg zum Frieden führe nicht über die Ebenung und Milderung des Kriegsweges. Selbst Henry Dunant, der Stifter des rothen Kreuzes, spricht sich in diesem Sinne aus. Erst an 8. Stelle ist von einem facultativen Schiedsgerichtsverfahren die Rede zum Zwecke, bewaffnete Zusammenstöße zwischen den Völkern zu vermeiden. Hierin liegt ohne Zweifel ein logischer Mangel des Programms. Das heißt die Bekämpfung der Wirkung in den Vordergrund rücken und die Beseitigung der Ursache nur beiläufig ins Auge fassen. Denn so lange die Staaten keine rechtliche Möglichkeit haben, Streitigkeiten untereinander beizulegen, entscheidet einzig und allein das sogenannte Recht des Stärkeren, wie es eben im Kriege zur Geltung kommt. Dazu aber brauchen die Völker stehende Heere und zwar möglichst starke. Danach läßt sich wohl nichts mit so großer Bestimmtheit voraussagen, als daß der Congreß eine Aenderung in den fortschreitenden Rüstungen nicht herbeiführen wird. Und darf dieser Zustand wirklich mit Recht beklagt werden? Wohl legen die fortwährenden Vermehrungen der Heere und Flotten den Nationen große Geldopfer auf. Aber wenn es wahr wäre, daß der öffentliche Wohlstand dadurch vernichtet wird, so müßten wir vor Allem in Deutschland einen wirthschaftlichen Niedergang wahrnehmen, statt dessen zeigt sich bei uns im Gegentheil ein lebhafter Aufschwung in wirthschaftlicher Beziehung. Gerade den so viel angefeindeten Rüstungen verdanken, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, Handel und Industrie erst die nöthige Sicherheit gegen Störung durch feindliche Angriffe. Würden sich wohl die Vereinigten Staaten von Amerika so leicht zu einem Angriff auf Spanien entschlossen haben, wenn dieses annähernd so gerüstet gewesen wäre wie Deutschland es ist? Und die Aufwendungen, die ein Staat zu Wehrzwecken macht, kommen doch zum größten Theile dem eigenen Lande wieder zugute, gewisse Zweige der Industrie werden durch sie sogar wesentlich gefördert. Vor Allem aber darf die erzieherische Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht für die männliche Jugend in körperlicher und geistiger Beziehung nicht übersehen werden. Wer des Königs Rock getragen hat — wie wir im monarchisch regierten Staate mit Stolz uns ausdrücken —, möchte der wohl diese Zeit aus seinem Leben gestrichen sehen? Wer blickte nicht vielmehr dankerfüllt auf sie zurück als auf eine Zeit, die ihn leiblich gestählt und zu raschem, entschlossenem Handeln erzogen hat? Warum wird von Arbeitgebern bei Anstellung von Leuten gedienten Soldaten so gern der Vorzug gegeben? Weil sie wissen, daß diese an Ordnung und Pünktlichkeit, an unbedingten Gehorsam gewöhnt sind. Und sollte wirklich einmal nach Jahrhunderten eine Zeit kommen, in der es keine stehenden Heere mehr gäbe, dann werden unsere Tage mit ihrer allgemeinen Wehrpflicht, wo jeder Gesunde die Waffen führen lernte im Dienste des Vaterlandes, wo fast Jeder neben seinem bürgerlichen Berufe eine Stellung im Heer bekleidete, der Jugend späterer Geschlechter noch in einem ganz anders verklärten Lichte erscheinen als uns etwa die von den Sängern unseres Volkes verherrlichte romantische Zeit des Mittelalters mit ihren Turnieren, ihrem Herren- und Frauendienst.

Wie steht es nun mit dem letzten Punkte des Programmes der Friedensconferenz, mit der Beseitigung von Streitigkeiten durch internationale Schiedsgerichte? Die schroffen Gegner aller Friedensbestrebungen messen auch diesem Gedanken keinen höheren Werth bei als den Vorschlägen der Magister à la Thomas Morus, ohne übrigens zu bedenken, daß gerade dieser Vergleich keineswegs absolute Aussichtslosigkeit in sich schließt. Als der geniale Lordkanzler seinen Idealstaat schilderte, da erschien freilich seinen Zeitgenossen Alles daran als ein zwar schöner, aber nie erfüllbarer Traum, der im schärfsten Gegensatz stand zu der Wirklichkeit unter der Schreckensherrschaft eines Heinrich VIII. Und doch, ist Alles, was er darin vorführt, ein Traum geblieben? Das allgemeine Wahlrecht, der Einfluß auf die Gesetzgebung, wie sie den Bewohnern der Insel Utopia zustehn, sind in vielen Staaten zur Wirklichkeit geworden. Die Regelung des Arbeitsmarktes durch den Staat ist schon mehr als auf halbem Wege zur Thatsache zu werden. So sind auch die Schiedsgerichte längst nicht mehr blos ein Hirngespinnst der Phantasie. Das Gediegenste und zugleich Maßvollste, was über diesen Gegenstand veröffentlicht wurde, ist die Denkschrift eines belgischen Senators Chevalier Descamps, die, im Auftrage der 6. interparlamentarischen Conferenz in Brüssel, 1896 verfaßt und den europäischen Mächten überreicht wurde, eine Schrift, auf die man voraussichtlich auch bei dem bevorstehenden Congreß zurückkommen wird. Von idealer, vornehmer Gesinnung erfüllt, dabei aber nüchtern und folgerichtig in seinen Ausführungen, will er nichts wissen von einer Verquickung des Gedankens mit dem einer Völkerconföderation oder etwa dem einer allgemeinen Abrüstung und ewigen Friedens. Wohl aber lehrt nach seiner Ansicht ein Blick auf die von der Menschheit durchschrittenen Culturetappen und die in immer rascherer Folge erzielten Errungenschaften mannigfaltigster Art, daß die jetzt noch in rohen Anfängen begriffene Bildung der internationalen Gesellschaft nicht immer so bleiben werde; der auch hier immer mehr an Boden gewinnende Rechtsgedanke müsse nothwendig nach und nach zur Schaffung eines gewissen staatlichen Schiedsgerichtes führen. Freilich dürfe man sich bei dem allmälig sich vollziehenden Fortschritt der Menschheit optimistischen Anwandlungen nicht hingeben. Hierin deckt sich die Ansicht Descamps' so ziemlich mit der eines deutschen Lehrers der Staats- und Völkerwissenschaft, des Prof. Stoerk in Greifswald, der im December vorigen Jahres in der Deutschen Juristenzeitung sein ablehnendes Urtheil über das Czarenproject begründet hat: die Organisation der europäischen Staatengesellschaft sei „noch“ eine durchaus primitive, erst in der Bildung begriffene, der Zusammenhang sei „noch nicht“ so eng, die Interessen materieller und idealer Natur „noch“ zu mannigfaltig, widersprechend, um ihren Verband jetzt vor die größte Aufgabe zu stellen, die ihm erst in fernen Zukunftstagen gestellt werden möge. Suchen wir nach einem Urbilde des Schiedsgerichts, so finden wir es, und zwar gleich in recht ausgeprägter Form, bereits in den Amphiktyonien der alten Hellenen. Auch in allen anderen Perioden der Weltgeschichte taucht es wiederholt auf. In unserem Jahrhundert kam der erste Schiedsgerichtsvertrag im Jahre 1816 zu Stande zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England. Seitdem wurden nach der Zusammenstellung eines Engländers bis zum Jahre 1894 112 solche Entscheidungen gefällt. Nach Descamps handelte es sich dabei theilweise um sehr ernste Streitfälle, nach dem Professor Frhrn. v. Stengel in München waren es Differenzen von keiner großen Tragweite. Aber selbst das Letztere angenommen, darf ihre Bedeutung für die Erhaltung des Friedens nicht unterschätzt werden, wenn man bedenkt, wie geringfügige Anlässe, durch Erbitterung auf beiden Seiten aufgebauscht, schon zur causa belli geworden sind. Am bekanntesten ist, außer der Schlichtung des Streites über den Besitz der Carolinen-Inseln zwischen Deutschland und Spanien durch den Papst, die Lösung der Alabamafrage durch das Genfer Schiedsgericht im Jahre 1872, wonach England genöthigt wurde, den Vereinigten Staaten für den durch das Kaperschiff Alabama zugefügten Schaden 15 Millionen Dollar Entschädigung zu zahlen. Gerade durch diesen Fall wurde auch die völkerrechtswissenschaftliche Behandlung des Schiedsgerichtsverfahrens besonders in Fluß gebracht. Auch enthalten seit dieser Zeit viele der von den Staaten unter einander abgeschlossenen Verträge die sogenannte Schiedsgerichtsclausel, durch welche für etwaige künftige Streitigkeiten deren Beilegung durch Schiedsspruch von vornherein in's Auge gefaßt wird. Während nun in allen bisherigen Fällen die Entscheidung durch ein Gelegenheitstribunal getroffen worden ist, so geht der von Descamps erstrebte Fortschritt auf die Einführung eines ständigen internationalen Gerichtshofes. Seine Vorschläge für Errichtung eines solchen zu prüfen, ist hier nicht der Ort. Descamps verkennt keine der vielen im Wege stehenden Schwierigkeiten, er weiß auch recht gut, daß es immer Streitfälle geben wird, die wohl schwerlich durch dieses Verfahren beigelegt werden können. Aber selbst wenn in absehbarer Zeit nichts weiter erreicht würde, als daß der bisher jedes Mal für den besonderen Fall einberufene und vielen Zufälligkeiten unterworfene Gerichtshof auch bei einer nur facultativen Inanspruchnahme zur dauernden Einrichtung würde, so daß eine Codificirung und eine planmäßige Verarbeitung der Urtheile möglich wäre, so läge schon hierin ein Fortschritt, der

eine glückliche Aussicht für die fernere Zukunft eröffnete. Und daß hierzu die Conferenz im Haag ein wenig beiträgt, ist nicht ausgeschlossen.

Das etwa ist es, was die Welt von dem am 18. Mai zusammentretenden Friedenscongreß erwarten darf. Und wie sollen wir nun über die künftige Möglichkeit eines, wenn auch nicht ewigen, so doch seltener als bisher unterbrochenen Friedens überhaupt urtheilen? Kampf und Streit hat es gegeben, so weit wir die Geschichte der Menschheit zurückverfolgen können, und ohne Zweifel hat das Aufeinanderstoßen der Gegensätze auch culturfördernd gewirkt. Der Krieg ist oft genug zum Prüfstein eines Volkes in physischer wie in geistiger und sittlicher Beziehung geworden, durch ihn haben große Völker ihre nationale Einigung vorbereitet oder erlangt, nach solchen Kriegen und durch sie angeregt sind Kunst und Wissenschaft wie überhaupt die Culturzustände eines Volkes zu hoher Blüthe gelangt. Was wäre die Poesie des Alterthums, wenn lediglich die weichen Töne in ihr angeschlagen wären, wenn nicht auch kraftvolle Urwüchsigkeit, die im Kampfe Mann gegen Mann ihre natürliche Befriedigung findet, uns in ihnen entgegenträte, wenn ein Tyrtäos und ein Horaz nicht den Heldentod fürs Vaterland hätten feiern können? Was wäre unsere deutsche Dichtung, wenn sie nichts zu berichten wüßte von den Streiten kühner Recken, wenn die Lieder unserer Freiheitssänger nie erklungen wären? „Im Kriege", sagt Moltke an der wohl tausend Mal angeführten Stelle über den ewigen Frieden in seinem Briefe an Bluntschli, „entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Muth und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens." Allein bietet wirklich nur der Krieg Gelegenheit zur Bethätigung dieser edelen Eigenschaften? Oft genug hört man es behaupten, und besonders die Jugend, bei welcher Kraftüberschuß und Lebhaftigkeit des Geistes das glühende Verlangen nach rascher, kühner That zeitigen, ist geneigt dies zu glauben. Und doch, es stünde schlimm um die Menschheit, wenn nur der Krieg zur Entfaltung der von Moltke genannten Tugenden Raum böte, wenn allen den Tausenden, denen es infolge irgend eines, oft nur geringfügigen körperlichen Mangels oder durch den Zufall des Looses versagt ist, in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten, jede Möglichkeit hierzu fehlte. Ja, dann müßte man in der That mit einem Eduard v. Hartmann und Anderen fürchten, daß in einer längeren Friedenszeit die Menschen verweichlichen und entarten würden. Nein, Gott sei Dank, nicht blos im Kriege ist der Mann noch was werth. „Ebenbürtig neben dem Muthe des Soldaten steht", um mit Worten Holtzendorff's zu reden, „jener gleichsam einsame Muth bescheidener Hingebung", der ungeachtet der Gefahr der Ansteckung an das Krankenlager eilt, um Hilfe oder Trost zu spenden, der im Laboratorium giftige Dämpfe einathmet oder Bakterien züchtet, um Mittel zur Bekämpfung verheerender Seuchen zu finden, der auf dem sinkenden Schiff ausharrt, bis Frauen und Kinder geborgen sind, oder durch stürmische Brandung das Rettungsboot in die Nähe der Gestrandeten zwingt, der pflichttreu in die Flammen des brennenden Gebäudes eindringt, der an den Grenzen der Eispole oder in dem todbringenden Klima tropischer Länder dem menschlichen Wissen neue Gebiete erschließt. Ausdauer, Kaltblütigkeit, Umsicht und kluge Berechnung, die jetzt in erhöhtem Maße vom Soldaten verlangt werden, erfordern auch die meisten bürgerlichen Berufsarten, sie muß der Bergmann, der Arbeiter im Steinbruch wie in der Fabrik bethätigen, dem bei Unachtsamkeit die Gefahr der Zermalmung oder Verstümmelung droht. Die Verantwortung für das Leben von Tausenden, die auf dem Feldherrn im Kriege lastet, trägt auch der Erbauer von Brücken, von Eisenbahnen, von Schiffen. Und endlich, wer käme nicht in die Lage, unerschrocken und ohne Rücksicht auf etwaige Folgen seiner Ueberzeugung Ausdruck zu geben, für die Wahrheit einzutreten? Dazu aber ist oft derselbe Mannesmuth nöthig, der in der Schlacht, wo die eiserne Heeresdisciplin überhaupt keine Wahl läßt, sich dem Hagel der Geschosse aussetzt. Schon solche Erwägungen zeigen, wie bedenklich eine einseitige Verherrlichung des Krieges ist. Dazu kommt aber noch die weitere Thatsache, daß die Kriege selbst ebenso wie die Anforderungen, die sie an den Einzelnen stellen, im Laufe der Zeiten andere geworden sind. Die geschichtliche Entwickelung der Völker drängt darauf hin, daß die Gemeinschaften, zwischen denen Feindseligkeiten zum Kriege führen können, immer größer werden. Die Zeiten, in denen jede Burg, jede Stadt, jede Landschaft, um ihre Rechte zu wahren, zur Selbsthilfe mit der Waffe schritt, sind vorbei. Auch die Zeiten sind vorüber, wie z. B. das 13. Jahrhundert sie sah, in denen deutsche Fürstenhäuser in siebenjähriger blutiger Fehde ihre Erbansprüche verfochten. Wäre dem nicht so, dann wären wir gegenwärtig Zeugen eines Lippe'schen Erbfolgekrieges. Jetzt sind es mit wenigen Ausnahmen große Reiche, und diese wieder in Gruppen zu Schutz- und Trutzbündnissen vereinigt, die einander gegenüberstehen, während Zwistigkeiten innerhalb der Völker friedlich beigelegt werden, so zwischen den deutschen Bundesstaaten nach Artikel 76 der Verfassung des Reiches durch den Bundesrath, andere durch schiedsrichterlichen Spruch, wie die Regelung der eben erwähnten Lippe'schen Erbfolge durch die Entscheidung des Königs Albert erfolgt ist. Ein zukünftiger europäischer Krieg selbst aber wird sich von den früheren, auch von dem letzten großen Kriege, ganz wesentlich unterscheiden durch die viel größeren Massen der kämpfenden Heere, durch die völlig veränderte Waffentechnik, durch die Vervollkommnung der Sprengstoffe, die ganz ungeahnte Verwüstungen anzurichten im Stande sind, durch die neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Elektricität, welche u. A. die Fortsetzung des Kampfes auch während der Nacht ermöglichen, von den unheimlichen, sich hastig übertrumpfenden Fortschritten auf dem Gebiete des Seekrieges gar nicht zu sprechen. Dazu wird bei der größeren Ebenbürtigkeit der Gegner die Dauer der Kriege wieder steigen. „Es unterliegt keinem Zweifel", schreibt Moltke, „daß, wenn Millionen von Menschen sich im verzweifelten Ringen um ihre nationale Existenz gegenüberstehen, der Kampf nicht mit einigen Siegen entschieden ist." So gilt denn von einem künftigen europäischen Kriege erst recht der bekannte Ausspruch Bismarck's: „Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß," und das vielbesprochene Werk des Staatsrathes v. Bloch, der in 6 Bänden den Krieg der Zukunft mit seinen Greueln geschildert hat, soll auf die Entschließung des Czaren nicht ohne Einfluß gewesen sein. Von demselben Gefühle der Verantwortung sind aber auch alle anderen Fürsten und Regierungen Europas erfüllt, nicht am wenigsten unser Kaiser, der, wo und wie er kann, seine Friedensliebe durch die That beweist. An Zündstoff hat es in den letzten drei Jahrzehnten wahrlich nicht gefehlt. Die Weisheit der Regierungen hat den furchtbaren Kriegsbrand bisher zu verhüten gewußt, und ihr Streben wird weiter darauf gerichtet sein. Sonach bestände also gar keine Meinungsverschiedenheit über die Erhaltung des Friedens? Im Grunde gewiß nicht, denn wer dächte im Ernste daran, einen Krieg mit all seinen Schrecken herbeizuwünschen? Ein gewaltiger Unterschied aber besteht in den Mitteln zur Erhaltung des Friedens. Danach spaltet sich die ganze Culturwelt jetzt in zwei Lager. In dem einen gilt die Losung: Si vis pacem, para bellum, Willst du den Frieden, so rüste zum Krieg. In diesem Lager nimmt unser Kaiser eine führende Stellung ein nach dem erst vor Kurzem von ihm gesprochenen Worte: „Ein starkes Heer und eine starke Flotte sind die besten Friedensbürgschaften." In dem anderen Lager, das jetzt noch verhältnißmäßig klein ist, sich aber mit jedem Jahrzehnt vergrößert, heißt es: Si vis pacem, para pacem, Willst Du den Frieden, so schaff' ihn auch. Welcher von beiden Grundsätzen für die nächste Zukunft die Oberhand haben wird, ist nicht zweifelhaft. Der bewaffnete Friede wird noch auf lange hinaus das Verhältniß der Völker zu einander bezeichnen. Und so lange es dabei bleibt, müssen wir wünschen, daß Friedensliebe und Kriegstüchtigkeit, die sich keineswegs gegenseitig ausschließen, wie bisher den Grundzug deutscher Volksart ausmachen.

Bücherbesprechung.

— **Das große Buch der Patiencen von Willy Hermann.** Berlin, Hugo Steinitz, geh. 1,50 *M.* — Dieses Buch enthält die Beschreibung von 72 Patiencen und 14 verschiedenen Kartenspielen. Der Text ist klar und gut, so daß die Erlernung der Geheimnisse auf dem Gebiete des „unschuldigen" Spiels leicht ist. Druck und Ausstattung ist gut und einfach, die im Text zur größeren Veranschaulichung angebrachten Kartenbilder sind sorgsam und hübsch gezeichnet. Das Buch kann Interessenten empfohlen werden. W. v. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 59. Donnerstag, den 18. Mai, Abends. 1899.

Aus dem Leben eines sächsischen Grenzdorfes im 17. und 18. Jahrhundert.

Von Ernst John.

Der Verfasser eines Briefes in einer moralischen Wochenschrift des vorigen Jahrhunderts schreibt: „Indem ich dieses Blatt solchen Erzählungen und Betrachtungen, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen widme, so hoffe ich, meine Leser dadurch zu ermuntern, wo sie ihres Ortes ganz eigne Sitten und Gebräuche finden sollten, solche zu sammeln und entweder an uns einzusenden oder zu einem eignen Bericht von verschiedenen besonderen Gebräuchen unterschiedener Gegenden unseres Vaterlandes Anlaß zu geben.“ Diese Worte erinnern lebhaft an die Bestrebungen des erst vor kurzer Zeit begründeten Vereins für sächsische Volkskunde, dessen Zweck ist, unter Mitwirkung aller Stände des Volks alles Volksthümliche aus alter und neuer Zeit im Königreich Sachsen und in den angrenzenden Gebieten zu sammeln und es in einem von Fachleuten geordneten Werke der Nachwelt zu überliefern. Leider hat dieser aus idealem Interesse gegründete Verein erfahren müssen, daß Volks- und Alterthümliches in unserm Vaterlande nur noch spärlich zu finden ist. Beides wird durch den Alles nivellirenden Zeitgeist immer mehr verwischt. Viele Sitten und Gebräuche sind auf uns gekommen, deren Ursprung und eigentliche Bedeutung man nicht mehr kennt, deshalb ist unserer Zeit ein gewisser chronikalischer Zug eigen, man schaut gern rückwärts in das Leben und Treiben unseres Volkes, und sind es oft nur Kleinigkeiten, so treffen doch gerade sie das Charakteristische eines Volks. So sollen auch folgende Zeilen erzählen von dem Leben und Treiben in dem sächsischen Grenzdorfe Uhlmannsdorf während des 17. und 18. Jahrhunderts. Dieses Dorf,*) 12,5 km nördlich von Glauchau gelegen, gehörte in jener Zeit, wie auch heute noch zur Kirchfahrt Ziegelheim. Diese Zugehörigkeit veranlaßte den Verfasser, einige Gebräuche im ganzen Kirchspiel zu streifen.

Von Alters her stand an der Spitze des Dorfes der Gemeinde- oder Dorfrichter. Dieses Amt wurde von Allen, die das Nachbarrecht besaßen, nach einer festgesetzten Reihe verwaltet. Der Stand des Einzelnen bestimmte die Amtsdauer. Jeder Pferdebauer oder Anspänner fungirte ein ganzes, Häusler und Kuhbauern aber fungirten nur ein halbes Jahr. Im Namen Gottes des Vaters und unter vielen Glückwünschen der Anwesenden empfing der neue Dorfrichter das Amt aus den Händen des Vorgängers unter gleichzeitiger Ueberreichung des Gemeindestabes als äußeren Zeichens der neuen Würde. Der Amtsantritt erfolgte an einem der hohen Gemeindetage zu Johannis oder Andreas. Zu den Functionen des Dorfrichters, für die er jährlich 7 Thaler bekam, gehörte die Zusammenberufung der Gemeinde, die Bekanntmachung obrigkeitlicher Befehle, die durch Vorlesung in den Versammlungen erfolgte, Besorgung des Gemeindebieres, Hegung des Gerichts bei Niederlegung des Amtes, welche Bestimmung Mitte des 18. Jahrhunderts dahin geändert wurde, daß es nur der hegen sollte, der es „von einem Andern gedinget hatte“, und der Gemeinde durch ordentliche Gespräche vortragen zu lassen, damit Wege und Stege, Raine und Steine, Wasserläufe und Zäune und jedes in seiner Richtigkeit erhalten werde. Die Zusammenberufung der Gemeinde erfolgte ordentlich und außerordentlich. Mit den Worten: „Ihr sollt morgen früh mit der Sonne im Gemeindehause sein“, die ein Nachbar am Abend vorher in jedes Haus hineingerufen hatte, wurde die Gemeinde ordentlich zusammenberufen. Sobald man das Geld am andern Morgen erkennen konnte, begann mit Verlesung „der Rüge“ die Sitzung, im Sommer um 4, den Herbst und Winter hindurch um 5! Nachlässige Versäumniß jedes nicht gehörten Gesprächs kostete 1 ₰, Ungehorsam und Böswilligkeit aber erhöhten die Strafe nach Belieben der Gemeinde. Unverhoffte Vorfälle, wichtige Ereignisse oder Anbringung einer Klage ließen die Gemeinde außerordentlich zusammenrufen. Dann mußte jeder „gleich nach dem Boten“ im Gemeindehause erscheinen, und nur „unverschiebbare Herrengeschäfte, Ehrenwerke, Krankheit und natürlich auch Abwesenheit“ galten als straflose Entschuldigungsgründe. Eine Zusammenberufung der Gemeinde ging den vier Kür- oder hohen Gemeindetagen zu Walpurgis, Johannis, Andreas und am Kirchweihdonnerstage nicht voraus. Neben diesen hohen Gemeindetagen wurden noch vier Aftergemeindetage am Neujahrstage, 14 Tage nach Walpurgis, um die Gemeindearbeiten zu besichtigen, zu Fastnacht und kurz vor der Ernte „wegen des Hauens, Weidens u. dergl.“ abgehalten. Von besonderer Wichtigkeit war der erste hohe Gemeindetag. An ihm mußte jeder Nachbar erscheinen, selbst die Frau eines verstorbenen Hauswirths oder dessen Schwiegervater, wenn er das Nachbarrecht besaß, waren dazu verpflichtet. Die Versäumniß kostete 1 Groschen, 4 Groschen aber beim Besitze mehrerer Häuser. In ihrer Gesammtheit besah die Gemeinde an diesem Tage vor Allem die Wege, die Winters hindurch oft bodenlos geworden waren, „damit Einheimische und Fremde von einem Dorfe zum andern fortkommen können“. Und nicht blos die Unbilden des Wetters, auch die Einwohner machten die Wege oft unpassirbar. „Es darf nicht jeder aufgraben wo er will, um etwas auszuschütten, wodurch Fuß- und Leichenwege verdorben werden.“ Auch ließ man im 17. Jahrhundert die Wege „wegen Unsicherheit“ ungebaut liegen. Weiter besichtigte die Gemeinde an diesem Tage die Zäune, deren Schäden innerhalb von drei Tagen auszubessern waren, den Bach, den Born, der oft zu großen Streitigkeiten Anlaß gab, „da man sonst kein reines Wasser hatte“. — Nicht minder wichtig war der zweite hohe Gemeindetag zu Johannis, galt er doch der Untersuchung der Feuerstätten, wie der Back-, Küchen- und Kachelöfen und der Feuermauern (= Feueressen). Die erschienenen Nachbarn theilten sich und gingen zu je zweien in die Häuser. „Es wird aber nicht leicht der nächste Nachbar mit hineingesandt aus Sorge, er möchte Fehler verschweigen oder Ungunst von seinem Nachbar haben“, und erst nach geschehener Besichtigung durfte der Hauswirth seine Wohnstätte betreten. Hierauf kam man wieder im Gemeindehause zusammen, wo jeder über die vorgefundenen Mängel zu berichten hatte, worauf die Gemeinde die nöthigen Anordnungen traf. Und solch eine strenge Controle war geboten. Die meisten Häuser, wenn auch vereinzelt stehend, waren aus Holz und Lehm gebaut und mit Schindeln gedeckt. Auch hatte man alle nur erdenklichen Maßregeln zur Verhütung von Brandschäden getroffen. Die Nachbarn waren bei Bränden zur Unterstützung untereinander verpflichtet. Jede Verletzung dieser Pflicht kostete 5 Gr. Die Richtung des Feuers wurde durch eine vom Kirchthurm herausgehängte Laterne kundgegeben, eine bekannte Brandstelle durch ein Blechrohr vom Thurme gerufen. Zur Ueberwachung der Sicherheit in der Nacht war eine Wachliste aufgestellt, und jeder, er sei, wer er wolle, war verpflichtet, eine Nacht zu wachen, wenn ihn die Reihe traf, selbst Frauen waren nicht ausgeschlossen! Das Backen an Nachmittagen war verboten wegen der Nacht, „so dann

*) U. hatte nach der letzten Volkszählung 284 Einw. (131 männl., 153 weibl.); darunter 16 Bauern, 9 Gärtner (kleine Besitzer von 1—3 Kühen), 16 Häusler, darunter 14 Handwerker), 40 fremde und 22 einheimische Dienstboten. Es hat 295 ha Flächengehalt, 41 bewohnte Häuser. Die Einkommensteuer betrug 1898 1060 ℳ und waren 2241 ℳ Gemeindeanlagen zu decken. Die Einwohnerzahl schwankte im 17. und 18. Jahrh. zwischen 80—120.

Feuersgefahr zu besorgen stünde". 1735 beschloß die Gemeinde, für 50 Reichsthaler nebst 1 Reichsthaler 8 Groschen Trinkgeld eine Feuerspritze „tüchtig und ohne Mängel" anzuschaffen. Als aber das Werk „zum Vorschein" kam, war es sehr zu tadeln. Die Gemeinde wollte es nicht annehmen, fürchtete sich jedoch vor den Gerichtskosten, und damit „der letzte Betrug nicht ärger werde als der erste", kam ein Vergleich zu Stande, nach dem der Roth- und Glockengießer Bachmann in Glauchau 1741 43 Thlr. erhielt. „Und so nahm diese lange Verdrießlichkeit einmal ihr Ende." — Der dritte hohe Gemeindetag galt gleichfalls der Besichtigung der Feuerstätten. An diesem Tage mußten alle restirenden Schulden und der Herren Zins bezahlt werden. Der vierte hohe Gemeindetag war zumeist der Antrittstag des neuen Dorfrichters, an ihm lief der Pacht des Gemeindehauses, der jährlich 4 Thlr. betrug, ab und wurde ein neuer Angießer gewählt. Das Amt eines Angießers war unentgeltlich zu verrichten. Keiner der Gewählten durfte die Annahme der Wahl verweigern. Der Angießer hatte das Gemeindenößel und die „Kanne" in seiner Verwahrung, die er rein zu halten und zum Reihetrunk bei Gemeindebieren mitzubringen hatte. Doch war sein Amt noch weit wichtiger. Jede der drei ein Kirchspiel bildenden Gemeinden Ziegelheim, Uhlmannsdorf und Niederarnsdorf stellte einen Angießer an. Diese drei paßten an ihnen beliebigen Tagen und Zeiten an den Wegen auf, wo man Bier nach Hause trug, um dasselbe in ihrem bei sich habenden Kruge nachzumessen. „So es richtig war", mußten sie es dem Boten wiedergeben. Ihre Mühe aber wurde belohnt, wenn zu wenig befunden wurde; denn dann durften sie das Bier an Ort und Stelle austrinken, was stets geschah, und den Boten zurück in die Schenke schicken. Der Wirth mußte umsonst neues Bier geben oder auf dieser drei Zeugnis hin „obrigkeitlicher Sentente" gewärtig sein. Dieser Brauch verschwand Ende des 17. Jahrhunderts und wir erfahren auch den Grund. „B. Wandelstatt, ein Spielmann und Schuhmacher aus Ziegelheim, wollte nicht wieder in die Schenke zurückgehen, weil er sich vor der Ungnade des Wirthes fürchtete und doch die meisten Wirthe seine Freunde und Gevattern waren, bei denen er aufwartete." Und gewiß war der Brauch des Angießens für jene Zeiten, wo man den Durst nicht leiden konnte und Sachsen die zweifelhafte Ehre genoß, unter die großen „Trinkerlande" gerechnet zu werden, eine werthvolle Einrichtung, klagt doch auch der Chronist, daß sich bei vielen die deutsche Aufrichtigkeit in Falschheit und verschmitzte schmeichlerische Betrügerei verwandelt habe. Die Nachbarn im Kirchspiel tranken bei jeder sich nur irgendwie bietenden Gelegenheit. Unzählige Male kehren die Worte „vertrunken bei —" wieder, so nur einige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1670. Man vertrank 3 Gr. bei Verdingung eines Schuppens, 16 Gr. 6 ₰ nach beendeter Dielung der Schulstube, was selbst nur 15 Gr. kostete, 8 Gr. 6 ₰ bei Vereinigung der Pfarrfelder, 4 Gr. beim Tragen der Betstühle in die Kirche, 3 Gr. bei Mahnung der Censiten, 45 Gr. bei Einnahme der Zinsen, welcher Posten in fast gleicher Höhe jährlich viermal wiederkehrt, 33 Gr. 7 ₰ beim Hopfenbitten u. s. w. Trotzdem 1675 „fast unerträgliche Kriegsabgaben waren und man nur zweimal einnehmen konnte, vertrank man doch an jeder Einnahme 47 Gr." Tage allgemeiner Freude mußten deshalb die Gemeindebiere bringen, an denen man sich gütlich that und dennoch „in aller Liebe und Freundschaft" unterhielt. Unfreiwilliger Verzicht auf ein Gemeindebier galt als harte Strafe, die sogar auf die Nachkommen ausgedehnt werden konnte. Und heiter ist zu lesen: „1744 stieß ein Nachbar auf dem Gemeindebiere ein Läschen Bier um, gab aber gute Worte und ander Bier und ist dabei gelassen worden." Bei einem andern Gemeindebiere (1719) waren 2 Lasen Bier übrig geblieben und einstimmig hatte die Gemeinde beschlossen, das Bier am andern Nachmittage auszutrinken. Welch bittre Enttäuschung aber brachte der Tag gehofften Genusses! Der Dorfrichter (!) und der Schmied hatten das Bier heimlich holen lassen und getrunken, wofür jeder 5 Gr. Strafe erlegen mußte. Wie doch schon in jener Zeit das Bier begehrt ward! Besondere Veranlassungen zu Gemeindebieren boten Kauf, Erbschaft, die Erlangung des Nachbarrechts, vor Allem aber die Ablegung der Kirchrechnung. An solchen Tagen, dauerte doch die Rechnungsablage gewöhnlich 2 Tage, durfte die Gemeinde nicht leer ausgehen, sorgte man ja auch in der Pfarre in trefflichster Weise für sein leibliches Wohl. So betrug der Aufwand für die zwei Tage der Rechnungsablage im Jahre 1653 21 Schock*) 32 Gr. 7 ₰ oder ca. 61 Thlr.! Eine Specialisirung dieses Aufwandes dürfte nicht uninteressant sein, bieten doch solche Aufzählungen Interesse durch Darlegung des Geldwerthes ihrer Zeit mit dem der Jetztzeit. Und manche Hausfrau dürfte staunen, nicht nur über die Mannigfaltigkeit, sondern auch über die Preise der zu einem solchen Mahl nöthigen Einkäufe, sind doch die Preise in Wirklichkeit nach dem damaligen Geldwerthe fünfmal so hoch anzusetzen. Man gab aus Anlaß der Rechnungsablage 1653 aus: 1 Schock 30 Gr. für Rindfleisch, das Pfd. 8½ ₰, 34 Gr. 6 ₰ für Kalbfleisch, das Pfd. 8 ₰, 58 Gr. für 2 Schöpse, 1 Sch. 4 Gr. für eine halbwüchsige Sau, 5 Gr. für Salz, 48 Gr. für 16 Kannen Wein, 1 Gr. 6 ₰ für 1 Nößel Kostwein, 2 Gr. für Meerrettig, 1 Sch. für 2 Steine Karpfen, 10 Gr. für Speck, das Pfd. 15 ₰, 47 Gr. für Brod und Semmeln, 11 Gr. 6 ₰ für Branntwein, der schon in jener Zeit den Bierconsum verminderte, 42 Gr. für ½ Scheffel Weizen, 9 ₰ für Petersilie, 5 Gr. 10 ₰ für 5 Pfd. Pflaumen, 2 Gr. 6 ₰ für 1 Pfd. Reis, 3 Gr. 9 ₰ für 3 Pfd. Lichte, 11 Gr. 6 ₰ für Eier, das Stück 2 ₰, 3 Gr. 6 ₰ für Milch, 14 Gr. für 1 Loth Safran, 2 Gr. für ½ Pfd. kleine Rosinen, 1 Gr. 6 ₰ für ½ Pfd. große Rosinen, 6 Gr. für ½ Pfd. Zucker, 1 Gr. 6 ₰ für ¼ Pfd. Mandeln, 4 Gr. 6 ₰ für 1½ Loth Muskatblumen, 1 Gr. für 3 Muskatnüsse, 1 Gr. 6 ₰ für 1 Loth gest. Nelken, 1 Gr. 6 ₰ für Ingwer und Pfeffer, 1 Gr. 6 ₰ für 2 Loth Zimmt, 3 Gr. für ½ Nößel Honig, der damals eine beliebte Würze war, 2 Gr. 4 ₰ für ½ Pfd. gebackne Kirschen, 3 Gr. 9 ₰ für 3 Weingläser, 8 Gr. für 4 Pfd. Maßbutter, 9 Gr. für 3 alte Hühner, 9 Gr. für Reibekäse, 1 Gr. für 2 Kannen Essig, 2 Gr. 6 ₰ für kleine Vögel (Lerchen), 8 Schock 39 Gr. für Bier, wovon 3 Viertel für 3 Schock 6 Gr. zum Gemeindebier, die Kanne 3 ₰. Dazu kamen noch folgende Ausgaben: 3 Sch. 12 Gr. „den Herren Visitatoren verehrt, 8 Rechnungen zu übersehen", 48 Gr. „dem Superintendenten u. H. Secretär, die Rechnungen zu überlegen", 9 Gr. 6 ₰ beim Einkaufen der Waaren in Waldenburg „verzehrt", 8 Gr. 2 ₰ die Waaren von W. nach Ziegelheim zu fahren, 3 Gr. dem Fischer Wagegeld, 4 Gr. den Weizen aus Altenburg, 1 Gr. ihn aus der Mühle zu holen, 16 Gr. in die Küche „verehret", 12 Gr. für Holz zum Backen, Braten und Kochen, 4 Gr. für Seife, die Tischtücher, Quehlen und Bettgeräthe zu waschen, 4 Gr. für Töpfe, 1 Gr. 6 ₰ die Sau zu schlachten. — Besonders festlich gestaltete sich die Rechnungsablage im Jahre 1670 in Anwesenheit Sr. Hochgr. Gn. v. Solms sammt der Hochgr. Gemahlin. Zur Unterhaltung der Herrschaften kaufte man ein Kegelspiel, borgte man für 6 Groschen zinnernes Tafelgeschirr in Altenburg und ließ für die gnädige Gräfin den silbernen Löffel repariren. Auf die Tafel kamen während der zwei Tage: 12 Kannen fränkischer Wein, die Kanne 11 Gr. 7 ₰, 1 Eimer Kirschwein, für 1 Sch. 12 Gr., 8 Schöpszungen, das Stück 3 Gr. 8 ₰, 36 Kannen Zerbster Bier für 33 Gr., das schon damals einen guten Ruf hatte, 2 Pöllinge für 4 Gr., Citronen, das Stück 2 Gr., für 3 Gr. Krebse, für 1 Gr. Gurken, für 6 Gr. Salat, für 5 Gr. Kapern, kleine Vögel, Limonen, Melonen u. v. A. Nun würde man aber zu falschen Schlüssen kommen, wollte man nach solchen Aufwänden auf die pecuniären Verhältnisse der Bauern schließen. Die Armuth derselben war groß. Das gesammte Einkommen der Uhlmannsdorfer Gemeinde betrug in den beiden Jahrhunderten durchschnittlich jährlich 20 Thaler. In den Kirchenrechnungen ist fast jeder Nachbar als Schuldner, oft nur weniger Groschen, aufgeführt. Die restirenden Zinsen stiegen immer höher, in den Jahren 1660—1665 allein um 120 Schock, wozu der hohe Zinsfuß (20%!) und die unglückseligen Kriege im 17. und 18. Jahrhundert mit beitrugen. Die Arbeitslöhne waren gering, ein Handlanger bekam täglich 2 Gr., und ein Bote ging für 3 Gr. nach Wildenfels, für 10 Gr. nach Schneeberg hin und her.

Wie schon erwähnt, hatte der Dorfrichter auch das Gericht zu hegen. Der Hegung ging die Heiligung voraus, bestehend in feierlichen Erklärungen und Fragen. Stehend, entblößten Hauptes und mit erhobenem Gemeindestabe begann der Dorfrichter vor versammelter Gemeinde: „Ich hege der Gemeinde hier ihre Gerichte nach Dorfgewohnheit, den Reichen wie den Armen, den Armen wie den Reichen, den Oberen wie den Unteren, den Unteren wie den Oberen, soweit diese Gemeinde zu gebieten hat, dem alten hochlöblichen Gebrauche nach, wie sie es von Gott und

*) 1 Schock = 60 Groschen, 1 Gr. = 12 ₰, 21 Gr. = 1 Thlr.

Vorfahren hat bis auf den heutigen Tag!" Nach zweimaliger Wiederholung dieser Worte fuhr er fort: „Hierbei gebiete ich auch, daß Niemand ein Gespräche soll ein- noch auslassen, er thu es denn mit Verlaub. Ich gebiete daneben, daß ein jeder soll rügen, was ruchbar und rüglich ist an Wegen und Stegen, Rainen und Steinen, Aufschlägen und Wasserläufen und wie es Namen haben mag, das ich nicht Alles nennen kann. Nun gebiete ich auch drei Frieden, zum ersten den Gottesfrieden, zum anderen unseres gnädigen Herren Frieden, zum dritten den Nachbarfrieden. Wer nun unter diesen drei Frieden einen wird brechen, so werden die Nachbarn wissen, sich gegen ihn zu verhalten, und kann es auch vorkommen, daß er an Ort und Stelle gewiesen wird, wo es Kraft und Macht hat im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geistes! Amen!" Nach diesen Worten fragte der Dorfrichter Einen, „wen er wollte," ob er das Gericht recht geheget habe, antwortete dieser mit ja, so legte der Richter den Stab nieder, setzte sich, „und war verricht, wenn das Gerichte geheget ward". Nicht minder ceremoniell war die Erlangung des Nachbarrechts. Hatte der darum Nachsuchende folgende Worte: „Willst du dich nachbarlich verhalten, den Einwohnern allen Schaden verhüten helfen, den reichen wie den armen, den großen wie den kleinen, den oberen wie den unteren und dich so verhalten, wie es recht und christlich ist", unbedeckten Hauptes und stehend mit ja beantwortet, so sprach es ihm der Dorfrichter vor versammelter Gemeinde im Namen des dreieinigen Gottes zu. Das Nachbarrecht brachte Rechte und legte Pflichten auf. Jeder Nachar hatte das Recht, die Gemeinde durch den Dorfrichter außerordentlich zusammenrufen zu lassen, wofür der Kläger „oder nach Befinden auch der Verklagte" vorher eine Gebühr von 16 ₰ zu entrichten hatte, die aber wegfielen, wenn die zu zahlende Buße einen höheren Betrag ergab. Bei Meinungsverschiedenheiten entschied Stimmenmehrheit der Nachbarn. Die Gespräche gab der Dorfrichter vor dem Zusammengange bekannt, und jeder mußte „schlüssig" in die Versamnlung kommen. Einer galt so viel wie der Andere, der Arme so viel wie der Reiche, der Kleine wie der Große; „denn in Gemeindesachen giebt einer wie der andere, haben aber alle auch den Nutzen zugleich". Kein Hauswirth durfte ohne Vorwissen der Gemeinde einen Hausgenossen oder Pächter aufnehmen, ja er mußte sogar für jeden Miether Bürge sein. Starb ein Nachbar, so mußten alle anderen mit ihren Frauen, die dann lange Mäntel trugen, seiner Leiche folgen. Der Dorfrichter sagte den Begräbnißtag und die Begräbnißstunde, wenn es sein konnte über Nacht, in jedem Hause an. Auch mußte er beim Begräbnisse Achtung geben, „ob die Leute alle, wie sichs gebühret, auch mitgingen". Jeder Fehlende mußte 5 Gr. Strafe erlegen. Später, seit Anfang des 18. Jahrhunderts, genügte es, „wenn aus jedem Hause eines mitgehet". Auch die eingebauten Häusler mußten den Leichen der Nachbarn folgen „und so lange sie dies thun, ist es der Nachbarn Schuldigkeit, ihren Leichen diesen Ehrendienst auch zu erweisen". — Mancher Brauch wäre noch erwähnenswerth, doch würde der gebotene Raum dadurch weit überschritten werden. Die wenigen Zeilen lassen indes zur Genüge erkennen, daß das Leben im Dorfe mehr einen familiären Charakter trug. Und zweifellos war das Dorfleben jener Zeit gemüthlicher, einfacher und gediegener als heute. „Sachsen ist ein altes, allerdings etwas gotisches (!), hier und da winkliges, aber doch recht bequemes Wohnhaus", schreibt noch 1808 der anonyme Verfasser der Jubiläumsschrift auf Friedrich August den Gerechten. Freilich wurde der Friede darin durch die unglücklichen Kriege während des 17. und 18. Jahrhunderts recht oft gestört. Vor Allem war das platte Land allen Schrecknissen eines Krieges preisgegeben. Die uns zu Gebote stehenden Unterlagen spiegeln auch all die traurigen Zustände wieder, die während des dreißigjährigen, nordischen und siebenjährigen Kriegs in der Gemeinde herrschten. „Wenn es bei Fürsten zum Raufen thut gedeihen, so muß der Bauersmann die Haare dazu leihen", „die Soldaten leben vom Schweiße des Landmanns", so klagt der Chronist des dreißigjährigen Krieges. Jeder Kirchgang erinnerte die Nachbarn an die Greuel dieses Krieges; denn heute noch stehen an der untern Thür der Ziegelheimer Kirche tief eingegraben die Worte: Quas sacras aedes pietas construxit avorum, Has nunc haeredes devastant more luporum. 1633. Und noch standen die Schweden in Aller Gedächtniß, als sie zum zweiten Male unser Sachsen heimsuchten infolge der unglückseligsten Folge der polnischen Thronvererbung, des nordischen Krieges. Zwar war den Schweden Rauben und Plündern verboten, allein sie mußten gut verpflegt und neu gekleidet werden und monatlich ½ Mill. Thlr. bekommen. Das Jahr 1706—1707 kostete dem unglücklichen Sachsen ca. 23 Mill. Thlr. incl. der Naturalverpflegung, vom 1. September 1706—31. Mai 1707 mußte es eine Contribution von nicht weniger als 4275000 Thlrn. aufbringen. 8344 Rationen waren zu liefern und zwar 500 vom Churkreis, 963 vom Thüringer, 2254½ vom Meißner, 2005 vom erzgebirgischen, 497⅓ vom vogtländischen, 278¼ vom Neustädter und 1845¾ vom Leipziger Kreise, zu dem Uhlmannsdorf gehörte. Die Abgaben begannen für das Dorf am 19. November 1706 und endigten erst am 16. August 1707, wodurch die 30 Bauern, Häusler und Gärtner des Dorfes in größte Armuth geriethen. Lassen wir die Aufzeichnungen des Chronisten folgen. „Den 19. November haben wir die erste Contribution geben müssen, aufs Schock 3 gute Gr. und 1 Fledermaus; den 26. November haben wir das 1. Mal Futter geben müssen, auf einen Soldatentag 88 Pfund Heu, 5 Maß Hafer, 10 Maß Häckerling, 5 Pfund Fleisch, 15 Pfund Brod, 1½ Pfund Butter, 5 Gr. Geld. Auf 21 Wagen mußte Alles nach Leisnig gefahren werden. Den 6. December 16 Currentsteuern und aufs Schock 3 gute Gr. und 1 Fledermaus, den 27. Dec. auf den Tag 32 Pfund Heu, 1½ Maß Hafer, 3 Maß Häckerling, 2 Pfund Fleisch, 2 Pfund Brod, 1 Gr. und 1 Fledermaus, den 1. Januar 1707 haben 5000 Schock ein kostbar Pferd liefern müssen, was eine 3 Heller Steuer kostete, den 9. Februar auf 1 Scheffel 9 ₰, den 15. Februar auf 1 Scheffel 2 Gr., ebenso am 23. Februar, den 3. März auf 1 Schock 9 ₰, den 8. März Contribution auf 1 Schock 9 Currentsteuern und 3 Kaisergroschen, zum Futter 3 gute Groschen 9 ₰ auf 1 Schock 2 Wochen lang, den 27. März auf 1 Soldatentag 36 Gr., den 6. April Contribution aufs Schock 2 Kaisergr. und 4 Currentsteuern, den 13. April auf den Tag 37 Gr., den 18. April 18 Gr., den 23. April aufs Schock 3 Kaisergr. und 6 Currentsteuern und aufs Schock eine 16 ₰ Steuer dazu, den 26. April 17 Gr., den 3. Mai 1 gut Schock, den 12 Mai 33 Gr. 6 ₰, den 19. Mai 18 Gr., den 29. Mai 16 Gr., den 19. Juni 30 Gr., den 6. Juli 1 Gulden, den 31. Juli 28 Gr., den 27. Juli 30 Gr., den 10. August 1 Gulden, den 21. August 16 Gr., den 28. August 6 Gr., den 14. August 10 Gr. 6 ₰, den 16. August 3 Gr. 6 ₰ und 3 Currentsteuern auf den Soldatentag und 3 Ochsen." „Man siehet", bemerkt der Chronist, „was für eine traurige Zeit es war und doch hat man noch lange nicht alle Ausgaben aufgezeichnet." Und noch größere Lasten bürdete der siebenjährige Krieg dem Dorfe auf, betrachtete doch Friedrich der Große Sachsen als „Kriegsamme", das schon vor dem Kriege durch die Mißwirthschaft Brühl's arg verschuldet war. Nur einige Aufzeichnungen mögen das harte Los der Bauern während des Krieges kennzeichnen. „Den 20. März 1760 haben wir müssen 3 Rekruten und 1 Fiedelmann bezahlen an einen preußischen Capitän in Dresden. Da der Mann 110 Thlr. kostet, so ist auf den Soldatentag 2 Thlr. 12 Gr. eingenommen worden. Die junge Mannschaft von 18 bis 36 Jahr hat müssen geben 1 Thlr., die Häusler und Hausgenossen 12 Gr. Den 31. März sind 3 preußische Fouriere und 3 Gemeine von der königl. preußischen Leibescadron hier gewesen, so haben U. und 3 Hufen von Ziegelheim in 3 Tagen auf die Hufe müssen bezahlen 5¼ Scheffel Hafer, 3 Ctr. Heu und 13 Schütten Stroh, auch ist auf den Scheffel 1 Thlr. 4 Gr. eingenommen worden, kostet U. an Geld 224 Thlr. Das Geld ist nach Etzdorf bei Roßwein geschafft worden. Den 4. Tag, als den 4. April, haben wir in natura wie am 31. März geben müssen. Das Commando hat 10 Tage gestanden bis die Fourage völlig aus dem Dorfe weggewesen und nach Etzdorf gefahren ist. Den 8. Februar hat die Gemeinde den Preußen geben müssen 60 Quatember und aufs Schock 12 Gr. in 3 Tagen, und haben in 2 Tagen 30 Mann Executionsgebühren müssen geben 60 Thlr. und 2 Scheffel Hafer und Essen und Trinken, es sind 2 mal 8 Mann dagewesen. Den 3. Januar 1760 hat die Gemeinde den Preußen müssen liefern 6 Ochsen und 50 Hammel, so ist auf den Tag 2 Thlr. 12 Gr. eingenommen worden." — Aehnliche Abgaben kehren während der langen Zeit viele Male wieder. Namenloses Elend zog in die Gemeinde ein. Ergreifend schreibt der Geistliche des Kirchspiels: „Der Hunger ist kaum zu beschreiben | Er eilet uns schon aufzureiben | Und ihn begleitet gar der Tod | Die Armuth kann sich nicht ernähren | Und bettelt kaum durch tausend Zähren | ein kleines Stückchen Schimmelbrot" und bittend erhebt er sein Herz: „Gieb Sonnenschein nach Sturm und Regen | Ver-

wandle bald den Fluch in Segen! Sprich Amen, ja es soll geschehen!" Und welche Bitte läge uns bei Schilderung all des Elends, das ein Krieg mit sich bringt, näher, als daß Gott unser geliebtes Sachsenland auch fernerhin vor Krieg schützen möge. — Sind nun auch all' die erwähnten Gebräuche längst verschwunden, so ist doch ihre Aufzeichnung nöthig zum Einblick in den Charakter einer Zeit, und dazu helfen die Zeilen einiges beitragen.

Bücherbesprechungen.

— **Klaus Groth.** Sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. **Siercks.** Mit einem Kupferdruck. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius und Tischer 1899. Preis brosch. 4 ℳ, elegant geb. 5 ℳ — Endlich ein biographisches Werk über Klaus Groth, das des Dichters würdig ist! Bisher besaßen wir in der deutschen Literatur seltsamer Weise über den Bahnbrecher niederdeutscher Sprache und Dichtung nur einige unzulängliche Broschüren, die manche Unrichtigkeit und manches Mißverständniß enthielten, während Fritz Reuter eine reiche biographische und literarhistorisch-kritische Literatur hervorgerufen hatte. Wir hatten sehen müssen, daß ein Vlame früher der Ehrenpflicht gegen den großen deutschen Dichter genügte, als seine eigenen Landsleute. Das ist nun seit dem Erscheinen des ziemlich umfangreichen Siercks'schen Werkes anders geworden. Siercks war in mancher Beziehung der rechte Mann zur Abfassung dieses Buches; er ist nicht allein ein langjähriger Freund Groth's und gründlicher Kenner seiner Werke, sondern als Landsmann des Dichters auch besonders geeignet, seinen Bestrebungen volles Verständniß entgegenzubringen. Es gelingt ihm daher in hervorragendem Maße, eine unmittelbar wirkende Darstellung des ganzen Lebens- und Werdeganges dieses seltenen Mannes und eine getreue Schilderung der auf ihn wirkenden Natur und Menschen zu geben. In dieser Beziehung dürfte das Werk unübertrefflich sein, und es ist nicht zu tadeln, daß der Verfasser die vorhandenen Vorarbeiten in ausgedehntestem Maße benutzte. Einige Punkte hätten wir in dieser ausführlichen Biographie allerdings gern etwas eingehender behandelt gesehen; so wird Groth's erste — unglückliche — Liebe, die auf die „Hundert Blätter" so stark eingewirkt hat, nur beiläufig erwähnt, den Namen, der interessiren würde, erfahren wir auch hier nicht; so würden wir gern etwas über die in früheren Biographien erwähnten Belästigungen Groth's durch die dänische Polizei auf Fehmarn erfahren haben, auch über die Lehrerperiode Groth's erfahren wir nicht mehr, als was die „Lebenserinnerungen" bringen. In diesem Capitel befindet sich übrigens ein sachlicher Irrthum auf S. 72; Groth hat seiner Mutter gegenüber vor seiner Wahl zum Lehrer keine Aeußerung gethan haben, da diese damals bereits todt war (vergl. S. 18!). Weniger kann uns vom literarhistorischen Standpunkt aus die Arbeit Siercks' befriedigen. Es ist ganz selbstverständlich, daß Verfasser Groth's Werke genau kennt; er stellt sich denselben gegenüber auf den Standpunkt unbedingter Bewunderung und verzichtet auf eigenes kritisches Urtheil. Das ist eine Schwäche, die dem Werke die Bedeutung einer gerechten Würdigung Groth's raubt. Zunächst wäre nöthig gewesen, in einfachster Weise den geschichtlichen Verfall der niederdeutschen Sprache vorzuführen, um daran Groth's Bedeutung zu erklären. Dann hätte der Verfasser auch Groth's Gegner mehr zu Worte kommen lassen müssen, um dem Leser das Recht der freien Urtheilsbildung zu wahren, und endlich wäre es nicht unangebracht gewesen, ein eigenes Urtheil über die einzelnen Werke des Dichters zu fällen, statt ganze Feuilletons Anderer abzudrucken. Wer ein solches Buch schreibt, muß auch mit selbstständigem Urtheil auftreten können. Raum, der dem Feuilletonisten und Essayisten gewöhnlich fehlt, hatte der Verfasser genügend zur Verfügung. Eine eingehende literarische Würdigung Groth's wird also durch Siercks' Buch noch nicht überflüssig. Der dem Buche beigegebene Kupferdruck ist vorzüglich. **Gustav Adolf Erdmann.**

— **Deutsche Sprach- und Literaturgeschichte im Abriß.** Allgemeinverständlich dargestellt von Professor M. **Evers,** Director des Gymnasiums in Barmen. Erster Theil: **Deutsche Sprach- und Stilgeschichte.** Berlin, Verlag von Reuther und Reichard, 1899. Preis geheftet 3 ℳ 60 ₰, gebunden 4 ℳ 50 ₰, in feinem Einband mit Goldpressung 4 ℳ 80 ₰. — Die Sprache ist für das Wesen und den Charakter eines Volkes das bedeutsamste Zeugniß. Unseres deutschen Volkes Sonderart und culturgeschichtliche Einheit hat in Zeiten nationaler Bedrängniß und Gefahr mehr denn einmal in der Sprache seine stärkste, nein seine einzige Stütze gefunden, und die Höhepunkte ebenso wie die Tiefstände der politischen Entwickelung Deutschlands sind an der Geschichte seiner Sprache deutlich zu verfolgen. Unsere Zeit ist sprachgeschichtlichen Forschungen günstig. Das Gefühl nationaler Sicherheit, das trotz aller socialen Wirren die Gegenwart doch beherrscht, findet in der regen Theilnahme, die sprach- und stilgeschichtlichen Arbeiten sich zuwendet, seinen Ausdruck. Der glänzende Erfolg von Büchern wie Wustmann's „Sprachdummheiten", Kluge's etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache, Weise's „Muttersprache", Matthias' „Sprachleben und Sprachschäden" und ähnlichen ist dafür genügender Beweis. In diese Strömung gehört auch das vorliegende Buch. Die Absicht, die den Verfasser leitet, ist die, zunächst den sprach- und stilgeschichtlichen Unterbau zu geben, auf dem sich im zweiten Theile dann die eigentliche Literaturgeschichte erheben soll. Der Plan zu dem Buche ist aus dem Unterrichte erwachsen. In der Schule wird das Buch auch zuerst und vornehmlich seine Wirkung entfalten und seine Brauchbarkeit erweisen. Giebt es doch vielleicht Nichts, was die Sprachbildung förderlicher beeinflussen könnte, als die Schärfung des Blickes für die stilistische Besonderheit der Schriftsteller, ihr Sprachgepräge. In dieser Richtung kann das Buch treffliche Dienste leisten, zumal da es durch reichliche Sprach- und Stilproben dem Verständnisse zu Hilfe kommt. Diese Anlage und die Sorgfalt in der Gruppirung lassen aber ferner hoffen, daß das Buch auch in weiteren Kreisen aufmerksame Würdigung finde. Für die Berechtigung der beweglichen Klagen über die heute herrschende Sprachverwilderung (S. 264—269) bringt jeder Tag neue Beweise, ja der Ehrliche wird zugestehen, daß er oft genug an sich selber peinliche Spuren des verderblichen Einflusses wahrnehmen muß, den die weitverbreitete Nachlässigkeit in sprachlichen Dingen ausübt. Um so dankbarer müssen wir sein für ein Werk, das mit gründlichem Fleiße die Geschichte unserer Muttersprache durch die Jahrhunderte verfolgt, in streng sachlicher Weise auf die Sprachsünden der Gegenwart hinweist, mit Tadel nicht zurückhält, aber doch hoffnungsvoll ausklingt mit dem Ausblick auf die umfangreiche nationale Sprachbewegung, die durch unser Volk geht, auch von den Behörden in anerkennenswerther Weise unterstützt, ja oft selbständig angeregt wird, sich allmälig auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckt und schon erfreulichste Früchte gezeitigt hat. Das Buch trägt die Widmung: „Dem Allgemeinen deutschen Sprachverein in Würdigung seiner Verdienste um deutsche Sprache und Stil, seiner unermüdlichen Thatkraft und weisen Mäßigung". Wir freuen uns von Herzen des wohlverdienten Lobes, das hier dem Allgemeinen deutschen Sprachvereine gespendet wird, und wünschen aufrichtig, es möge auch dem Evers'schen Buche gelingen, an seinem Theile mit dazu zu helfen, daß immer mehr und mehr der echte Geist und das eigenthümliche Wesen der deutschen Sprache gepflegt, Liebe und Verständniß für die Muttersprache geweckt und auf diesem Wege das nationale Bewußtsein im deutschen Volke gekräftigt werde! R. B.

— **Zur Behandlung der Lesestücke.** Anregungen für den deutschen Sprachunterricht im Anschlusse an Stufe III des deutschen Lesebuches, dargeboten von P. **Dietel,** Lehrer in Leipzig. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1900. Preis 2 ℳ 40 ₰. — Wenn die Lesestücke in so gründlicher und umfassender Weise für die Sprachlehre ausgenutzt werden, wie es in diesem Buche gezeigt wird, so muß das auf die Sprechund Schreibfähigkeit der Schüler und Schülerinnen den besten Einfluß haben. Das Buch giebt mehr, als im Laufe eines Schuljahres bewältigt werden kann. Das ist gut; denn es ist dadurch dem Lehrer die Möglichkeit gegeben, eine Auswahl zu treffen nach dem Stande der Classe und mit Rücksicht auf den Zweck, den er gerade verfolgt. Wir haben nur ein Bedenken gegen derartige Hilfsmittel. Dadurch, daß sie die schulmäßige Behandlung der Lesestücke bis ins Einzelne ausführen, entsteht die Gefahr, daß sie der Bequemlichkeit dienen und der Selbständigkeit schaden. Der eifrige Lehrer wird die Anregungen, die ihm hier ein fleißiger College giebt, dankbar benutzen, sich aber natürlich nicht sklavisch an die Vorlage binden, sondern seine Freiheit sich wahren ebensowohl in der Auswahl und Anordnung des Stoffes, wie in der Verwerthung zu schriftlichen Aufgaben. In dieser Weise verwendet, kann das Buch sehr segensreich wirken und verdient deshalb eine warme Empfehlung. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 60. Sonnabend, den 20. Mai, Abends. 1899.

Die Forelle.

Eine Plauderei von —r.

Die Zeiten des Gaumenkitzels und der Magenverstauchungen sind in der Hauptsache wieder einmal glücklich vorüber. Der Wildreichthum der Tafel läßt bereits bedenklich nach und Gevatter Lampe darf nun ungestört seinen diversen Familienfreuden nachgehen. Der Schießprügel genießt seit 1. Februar unbedingte Schonzeit. Dagegen ist die Jagd auf das Edelwild unserer Gebirgswässer schon mit 1. Januar aufgegangen, und das von Rechtswegen. Will aber noch nicht viel bedeuten! Wer soll jetzt ins kalte Wasser steigen, oder gar mit der sommerlichen Angelfliege das jetzt fehlende Insectenvolk der Forelle vortäuschen? Die Winterruhe des Baches wird höchstens durch Freund Zaunkönigs eiliges Gethue oder durch das Gezwitscher der Wasserspitzmaus unterbrochen. Die „Rothgepunktete" liegt noch faul in Uferlöchern und träumt von saftigen Würmerfrühstücken und leckeren Fliegenleibern des kommenden Lenzes. Freilich so verschlafen, wie ihr gelegentlicher Nachbar, der Karpfen, ist sie noch lange nicht. Sah ich da kürzlich aus dem hohlen Ufer einen Karpfenschwanz herauswedeln. Ich animirte seinen Besitzer durch den Stock, mußte aber schon deutlich reden, bevor er sich zur Räumung seines Winterquartiers bequemte. Dann ließ er sich langsam quer durch den Bach bis ans jenseitige Ufer treiben und dort ohne Widerstand mit den Händen greifen. Etwas Quecksilberiges behält Salmo fario auch im Winter. Den fetten Wurm, der soeben vom Eisrande herabpurzelt, bewahrt sie schleunigst vor dem Erstickungstod im Wasser; und für eine Fleischspeise, wenn diese tüchtig zappelt, giebt sie die strengste Fastenzeit hin. Zu ausgedehnter Winterruhe hat die Forelle gar keine Zeit. Wenn der Herbstwind die dürren Halme des Ufergrases zerzaust, wenn der Waidmann statt der Enten Löcher durch die Luft schießt und andere Wasserbewohner ihre Winterquartiere beziehen: dann ist für die Forelle der Wonnemond gekommen. Dann prangt sie im Hochzeitsschmucke. In jedem Tümpel des Baches, an seichten Stellen der Flüsse jagen sich die verliebten Paare, wie männiglich im großen Reiche der Natur, ohne Rücksicht auf die Umgebung, auf nahende Feinde, nur mit sich und ihren zärtlichen Trieben beschäftigt. Dem Männchen wird das Süßholzraspeln durch zudringliche Nebenbuhler verleidet, die daneben, nach einem neuerdings geäußerten Urtheile, auf den vom Rogener zu erwartenden frischen Caviar, als besondere Delicatesse lauern sollen. Daß es bei diesen Concurrenzkämpfen nicht immer harmlos abgeht, beweisen die oft tiefen Hautwunden der Männchen. Auch hier weicht der Schwächere muthig zurück und sucht anderswo Erhörung. An sonnigen Herbsttagen sind die Forellen besonders eifrig im Liebesspiel. Das Weibchen, Rogener genannt, wedelt mit den Flossen seichte Gruben im Sande aus und läßt die gelblichen Eier hineinfallen, die sofort von dem herbeischießenden Milchner befruchtet werden. Zum Schutze gegen Spitzmäuse, Aalraupen und auch gegen Leckermäuler der eigenen Art bedeckt das Weibchen das noch schlummernde Leben mit dünner Sandlage. Noch im Februar, spätestens im März, erscheinen die zierlichen Brutfischchen mit dem kleinen Dottersäckchen, aus dem sie in den ersten Wochen ihren Lebensunterhalt beziehen. Wohl ihnen, wenn ihre zahlreichen Feinde, zu denen außer den genannten auch noch die Larven der Köcherfliegen, der Libellen und anderer Insecten zählen, sie nicht auf dem klaren Grunde entdecken! Auch unter den Forellen ist die Kindersterblichkeit im ersten Jahre am größten. Ist das Fortpflanzungsgeschäft erledigt, spätestens Ende November oder Anfang December, so ziehen sich die Forellen in ihre Gemächer zurück, d. h. sie wandern aus den schmalen Quellbächen und von den seichten Stellen der Flüsse, woselbst die Brut in den ersten Jahren die beste Nahrung findet, zurück an ihren Sommerstandplatz in die tieferen Tümpel hinter den Stromschnellen und verbergen sich in vorhandenen Höhlungen. Wenn aber die Schwarzerlen gelben Schwefelregen über die Wasserfläche stäuben und der Wildenten Geschnatter süße Gefühle ausdrückt, dann schließt unsere Freundin die lange Fastenzeit. Sie rückt aus dem Verstecke in die Nähe der Stromschnellen und Wirbel. Nichts entgeht nun ihrem scharfen Auge, und was nur einigermaßen krabbelt und „ok nah Fleesche reucht —", veranlaßt sie zu raschem Vorstoße. Insecten, Würmer, Fische jeder Gattung, Frösche und Mäuse bilden leckre Gerichte auf ihrer Tafel. Was von den scharfen Hakenzähnchen gepackt wird, ist verloren. Im klaren Wasser erhascht die Forelle ihre Beute mit Sicherheit; nicht so im Sprunge. Jeder Angler kann beobachten, wie sie im abendlichen Dämmerlicht oft das Insect verfehlt und nach dem zweiten oder dritten Fehlsprunge das Jagdobject zunächst aufgiebt. Mit Einbruch der Nacht stellt die Forelle den Insectenfang über dem Wasser, also die Sprungjagd, ein und wendet sich zur Grundfischerei, wobei sie mit großer Sorgfalt den Boden der Gewässer unausgesetzt nach Genießbarem untersucht zum Vortheil der menschlichen Fischräuber, die am späten Abend die Legeangeln auswerfen und früh die mühelos gefangenen Forellen ans Land ziehen. Auch die reichen Erträgnisse der Reusen und Klebenetze beweisen die nächtliche Thätigkeit der Forelle. Wann schläft die Forelle? Am Tage? Die meisten Fischer, welche zu dieser Zeit die Forellen beobachten können, werden das verneinen. Und doch hat auch sie ihre stillen Stunden, wo sich Morpheus auf die Augenlider senken würde — wenn sie sich diesen Luxus erlauben könnte. Dann läßt sie die leckerste Fliege auf dem Wasserspiegel zappeln und den Wurm ohne Interesse an sich vorüberziehen. Das klare Auge mag wohl den Eindruck aufnehmen, aber die Forellenseele percipirt nicht, und so unterbleiben die auf das Ergreifen der Beute gerichteten Willenshandlungen. Diese Ruhezeiten der Forelle wiederholen sich am Tage mehrere Male; und der Angler muß sie kennen, wenn er Erfolg haben will. Eine allgemein giltige Regel läßt sich darüber nicht aufstellen. Oertlichkeit, Witterung, Jahreszeit und Lebensgewohnheiten der Fische wirken hier verändernd ein. An einem guten Forellenplatze angelte ich früh zwischen 5 und 6 Uhr ohne Erfolg. Nach 6 Uhr wurden die Forellen rege, und in einer Stunde waren 12 Stück gefangen. Nach 8 Uhr wurde jeder Köder verschmäht. Auch die ersten Nachmittagsstunden scheinen wenig Aussichten für erfolgreiches Angeln zu bieten. Wie der Hecht, so ist auch die Forelle, sobald sie eine bestimmte Größe erreicht hat, ausgesprochener Standfisch. Am liebsten steht sie zu Seiten oder am Ende der Strömung, gerne auch im Bereiche eines Wirbels, womöglich gedeckt durch Steine, Stöcke u. dgl., bei mangelnder Strömung hält sie sich unter dem hohlen Ufer auf. Langsame Bewegungen der Flossen verhindern ein Abwärtstreiben im schnellfließenden Wasser. Immer ist der Kopf gegen die Strömung gerichtet, allzeit bereit zum Einfangen der vom Wasser abwärts geführten Beute. Nicht immer behält sie den eingenommenen Platz. Wenn von den überhängenden Zweigen Futter auf die Wasserfläche fallen kann, so verläßt sie zeitweilig die Strömung und schwimmt beobachtend im Tümpel herum. Der Angler hat dann seine liebe Noth mit dem Anschleichen; allenfalls gelingt ihm dies, wenn er die Praktik der Auerhahnjagd befolgt, das heißt nur dann sich bewegt, sobald die Forelle den Hauptplatz an der Strömung und dieser entgegen gerichtet eingenommen hat. In einem kleinen, aus Stromschnellen und Tümpeln zusammengesetzten Bach, der durch ein Stück 40jährigen Fichtenbestand fließt, stand eine statt-

liche Forelle am Ende der Strömung. Da ich flußaufwärts ging, konnte sie mich nicht bemerken. Ich wollte mich mehr nähern; da ging der Fisch plötzlich in Schrägstellung und übersah so auch das Becken und seine Umgebung nach abwärts. Nach ca. zwei Secunden nahm er die frühere Lage wieder ein. Dieses Manöver wiederholte die Forelle in kurzen Intervallen. Ich avancirte nur während ihrer Hauptstellungen und kam so glücklich bis auf Wurfweite. Die Fliege fiel aufs Wasser, und im nächsten Augenblicke zappelte meine Beute auf weichem Moose. Die Freßlust der Forelle ist außerordentlich groß. Sie kann schon an der Angel gehangen haben und beißt doch sofort wieder, wenn nur der Angler unbemerkt bleibt. Die Empfindlichkeit der inneren Rachentheile scheint sonach keine große zu sein. — Ueber Färbung und Farbenwechsel unseres Fisches ist unendlich viel geschrieben worden. Man hat ihn in letzterer Hinsicht mit dem des Chamäleons verglichen, wiewohl die Forelle den langweiligen Afrikaner darin weit übertrifft. Sicher stehen Aufenthaltsort und Färbung in engem Zusammenhange; ebenso wirkt der Fortpflanzungstrieb als verändernde Ursache. In Stromschnellen ist die Forelle wegen der dunkelgrünlichen Rücken- und Seitenfarbe schwer zu entdecken. Ganz dunkle Farben nimmt sie an schattigen Orten, unter Steinen, hohlen Ufern und in großer Tiefe an. Die Forellen im weißlichtrüben Gletscherwasser des Zamser Baches oberhalb Ginzling im Zillerthale erscheinen ganz hell, wie gebleicht, mit kaum erkennbaren rothen Punkten. Dieselbe Färbung haben die Forellen in solchen Bächen unserer Heimath, die längere Zeit recht trübes Wasser führen. Die Fische dreier Bäche meines Reviers sind unter normalen Verhältnissen gleich lebhaft gefärbt. Als vor einigen Jahren durch benachbarte Erdarbeiten das Wasser des einen Baches lehmig getrübt wurde, nahmen alle darin befindlichen Forellen den Farbenton der Gletscherwasserforellen an und behielten dieses Aussehen bis zum Verschwinden der Trübung des Wassers, was immerhin ungefähr ein ganzes Jahr beanspruchte. Der Farbenwechsel erfolgt auch noch nach dem Tode des Thieres, wovon sich Jedermann überzeugen kann, wenn frischgefangene und getödtete Forellen aufeinander gelegt werden. Die Berührungsstellen sind auffallend hell gefärbt gegenüber den anderen Hautpartien. Sobald man die Thiere trennt und einzeln ins Wasser legt, verschwinden diese Unterschiede nach wenigen Secunden. Auch das Fleisch der Forellen zeigt, abgesehen vom Geschmack, über den man ja verschiedener Meinung sein darf, wesentliche Unterschiede. Im mittleren Bach erwähnten Revieres haben die Forellen zart röthliches, in den anderen Bächen weißes Fleisch. Diese allgemein bekannten Erscheinungen sind noch nicht befriedigend erklärt worden. Ob die Fische nur in Bächen mit mooriger Umgebung rothes Fleisch besitzen, wie verschiedene Beobachter festgestellt haben, scheint nicht ganz ohne Zweifel zu sein. Die oft geäußerte Behauptung, daß die Forelle in Bezug auf das Wasser recht wählerisch erscheine, ist auch nicht ohne Einschränkungen richtig. In Gletscherbächen erfreut sie sich besten Wohlbefindens und auch in Jahre lang lehmig getrübten Bachwässern hält sie sich ganz leidlich. Selbst starke Verunreinigungen chemischer Art, wie die Abfallwässer der Chlorbleichereien, werden von dem sonst zarten Fische viele Jahre lang ertragen. In einem Flüßchen der Oberlausitz werden große Forellen unmittelbar unterhalb einer großen Bleicherei alljährlich gefangen. Das Fleisch der Thiere ist allerdings wenig geschätzt; es soll sogar starken Chlorgeruch entwickeln. Jedenfalls paßt auch die Forelle sich veränderten Verhältnissen an, wenn sie nur sauerstoffreiches Wasser und genügende Nahrung findet. — Wenn auch die Forelle als Standfisch den für gut befundenen Wohnplatz mit großer Zähigkeit zu behaupten sucht und soviel als möglich zu ihm zurückstrebt, so lange er ihr Nahrung und genügende Sicherheit bietet, so ist sie doch zu gewissen Zeiten wanderlustig und zieht entweder stromauf oder seltener stromab. Mit beginnender Laich- oder Streichzeit, also im October, wandern die Forellen unserer Bäche in die schmalen Quellzuflüsse, verbleiben hier während der Fortpflanzung und ziehen sich dann wieder zurück. Bei andauernd hohem Wasserstande vertauschen sie ihre Standplätze oftmals mit günstigeren, gleichgiltig ob stromauf oder stromab gelegen. Ganz auffällig wanderlustig zeigen sie sich nach starken Regengüssen. Der Angler fängt zu dieser Zeit die Fische an Plätzen, die sonst von ihnen gemieden werden. Das trübe Wasser verhindert dann die Forelle am Sehen und dadurch am Insectenfang. Sie verlegt sich jetzt auf den Grundfang, verläßt ihren Standplatz und zieht aufwärts. Dabei muß sie sich ausschließlich auf den Tastsinn verlassen. Nach Allem, was ihr vor den Rachen kommt, schnappt sie und wird dabei leider leicht zur Beute des Aasfischers. Mit jeder noch so primitiven Angel, und wenn diese aus einem Strick mit krumm gebogenem Nagel besteht, deren Köder den Grund schleift, fängt solche Menschensorte neben Aesten, Wurzeln, Wasserpflanzen und alten Stiefeln auch die fettesten Forellen. Unter den erwähnten Wasserverhältnissen binden sich die Fische nicht an die sonst üblichen „Freßstunden“; sie fressen auf Vorrath, eingedenk des wahren Spruchs: Friß in der Zeit, so hast du in der Noth! Der Magen bei solchen Gelegenheiten gefangener Forellen ist zum Platzen angefüllt hauptsächlich mit dünnen Regenwürmern, von denen ein Theil von dem Fisch ausgespien wird, sobald er sich gefangen fühlt. Die zahllosen Würmer entstammen offenbar den Uferrändern, aus welchen das steigende Wasser sie herausschwemmt. Wie wenig die Forelle bei trübem Wasser sich auf ihr zu anderen Zeiten so scharfes und wachsames Auge verlassen kann, beweist folgender Fall: Ich stand nach Regenwetter am Bache, dessen langsam zurückgehendes Wasser mäßige Trübung aufwies. Da hob sich gegenüber in ca. 40 cm Entfernung vom Grunde eine Forelle bis ungefähr 5 cm unter die Oberfläche. Trotzdem sie meine Gestalt hätte beobachten müssen bei der kurzen Entfernung, blieb sie ruhig stehen. Ich warf die Angel aus, wiederholte dies einige Male. Der Wurm streifte das Maul der Forelle: sie rührte sich nicht, wiewohl ich dabei absichtlich lebhafte Bewegungen ausführte. Erst als ich mit der Spitze der Ruthe das Wasser schlug, ging sie zu Boden, wurde aber unmittelbar darauf mit der Grundangel gefangen. Es scheint also, als wenn die im Wasser suspendirten Lehmtheilchen für das Fischauge dieselbe Rolle spielten, wie dichter Nebel gegenüber unserem Auge. Die starke Lichtabsorption verhindert das Sehen selbst auf ganz kurze Entfernungen. Freilich liegt hierin noch nicht die Erklärung, warum der Beobachter den Fisch erkennen und nicht auch umgekehrt dieser die Gestalt am Ufer wahrnehmen konnte. Möglicherweise ist diese Erscheinung mit der verschiedenen Form der Linsen zu erklären. Wegen der großen Ergiebigkeit nutzen Berufs- und Sonntagsfischer die Grundfischerei in der Nacht und bei Hochwasserstand weidlich aus, wiewohl von einer Angelkunst dabei nicht die Rede sein kann. Den höchsten Reiz gewährt das Angeln am Tage bei klarem Wasser. Ob mit Wurm oder Fliege, das wird sich nach der Oertlichkeit richten. Bewachsene Ufer und ruhige Tümpel verlangen den Wurm; in andern Fällen ist die Fliege gut. Der Angler hat unter solchen Umständen einen überaus gewandten, mit guten Sinnen ausgestatteten, vorsichtigen Gegner zu überlisten und muß im Spiel der Kräfte oftmals wahrhaft Erstaunliches leisten. Nur lange Erfahrung und dadurch gewonnene Geübtheit gewähren Aussicht auf Erfolg. Infolge der verschiedenen Brechungsverhältnisse zwischen Wasser und Luft vermag die Forelle den Herannahenden, wenn er keine Deckung hat, früher wahrzunehmen, als umgekehrt. Jede ungewohnte Erscheinung, selbst der bewegte Schatten der dünnen Seidenschnur, schreckt die Wachsame zu eiliger Flucht, und wer das Anschleichen nicht versteht, wird sich kaum bis auf Wurfweite nähern können; es sei denn der Wasserlauf recht geräuschvoll, wie an Wehren und Wasserfällen. Die Forelle spürt mit ihrem hoch entwickelten Tastsinn die leiseste Erschütterung vom Lande her. Ein Gehörsinn wird ihr und allen Fischen neuerdings abgesprochen, sintemal ein äußeres Ohr (nachweisbares Organ dafür) fehlt. Die von einem hervorragenden Ichthyologen vor einigen Jahren bei den Fischern Deutschlands veranstaltete Umfrage wird allerdings wohl verschiedene Ergebnisse geliefert haben, weil der Unbefangene nur zu leicht geneigt ist gewisse, durch Erschütterung veranlaßte Wahrnehmungen, wie durch Knall, Glockenklang, lautes Rufen ꝛc. herbeigeführte, als Gehörswahrnehmungen zu deuten. Auf lautes Gespräch der Angler reagirt die Forelle gewöhnlich nicht. In größerer Tiefe befindliche Fische blieben sogar auf Kugelschuß ruhig stehen, sobald die Kugel nicht unmittelbar neben ihren Augen niedersank. Wer also — sit venia verbo — seinen Schnabel nicht halten kann, wird bei sonst guter Aufführung sein Ziel trotzdem erreichen. Erfolgreiches Angeln setzt weiterhin genaue Kenntniß der Standorte unseres Fisches und vor Allem Treffsicherheit voraus; in vielen Fällen muß die Angel geworfen werden, bevor der Wasserspiegel in Sicht ist. Die Wurmfischerei verlangt daneben noch Kenntniß der Wassertiefe; denn wenn der weit oberhalb des Fisches eingeworfene Köder nicht mindestens dessen Tiefe erlangt, schwimmt er unberührt über den Fisch hinweg. Das Angeln mit der Kunstfliege erfordert neben gutem Angelzeug größte Geschick-

lichkeit, weil die Fliege in der Regel die Wasserfläche nur mit leichten Sprüngen berühren darf, und genaue Bekanntschaft mit den nach Jahres- und Tageszeit wechselnden Futterinsecten. Die Kunstfliegen werden gegenwärtig in solcher Vollendung hergestellt, daß außer den Forellen und anderen Fischen auch die scharfsichtigen Schwalben bei trübem Wetter sich leicht täuschen lassen und den todbringenden Köder zu erhaschen streben. Dunkelbraune, auch schwarze Fliegen eignen sich für die ganze Saison. Im Hochsommer leistet eine Heuschreckenfliege vortreffliche Dienste. Ich habe damit allerorts gute Erfolge erzielt, auch dann noch, wenn die neuerdings als unübertrefflich gepriesene Baxmannfliege versagte. — Der Angelfischer wird von Laien oft genug bespöttelt, besonders von solchen, denen das Zuschauen zu langweilig ist. Diese mögen sich an die Fliegenden Blätter erinnern lassen, nach denen allerdings das Zuschauen die dümmste Beschäftigung sein soll. Der Fachmann weiß, daß das Anschleichen einer Forelle oft schwieriger wird als das Beschleichen eines Rehbocks. Und welche Genüsse bietet bei der Angelfischerei Mutter Natur nicht noch gratis! Da saust mit schrillem Pfiff der Eisvogel durchs Revier, Freundchen Zaunkönig warnt durch sein unermüdliches „Zeck, Zeck!“ vergeblich die freßgierige Forelle vor der nahen Gefahr, die eiligen Wasserratten wechseln von einem Ufer zum andern, und dort auf klarem Grunde schnüffelt die allzeit bewegliche Nase der Wasserspitzmaus nach Brutfischen und anderen Delicatessen. Und wer Glück haben soll und mit der nöthigen Ruhe ausgestattet ist, der sieht wohl auch hin und wieder den größten Fischdieb aller Reviere an seinem Standorte vorbeiziehen. Wer aber aus angeborner hartnäckiger Kurzsichtigkeit von alledem und unzählig anderen interessanten Erscheinungen des Thierlebens nichts wahrnimmt und aus dem flüssigen Elemente immer und immer wieder nur dürre Aeste, Wurzeln, Büschel von Wasserhahnenfuß, Wasserstern u. dergl. ans rosige Licht fördert und seine kostbare Angelschnur mit Vorfach und Kunstfliege als Beweis großer Treffsicherheit schließlich droben in den Schlangenästen einer meterdicken Eiche auf „Nimmerwiederkriegen“ baumeln sieht, der schultere seinen Stab, mache es aber nicht wie sein Jagdcollege in ähnlich betrübtem Falle, der den Wildhändler auskauft, sondern er wende sich zur rückwärts gelegenen Wiese. Dort stopfe er mit den zarten Blättern des Polygonum bistorta der hungrigen Fischtasche gähnenden Schlund. Die harrende Hausfrau wird daraus mit kochgeübtem Sinn ein prächtiges Gericht „Spinat“ bereiten, das mit saftigen Hammelrippchen den hochgespannten Appetit vollständig befriedigen und für alle verübten Angeldummheiten die sicherste Lethe bilden wird. Dem „erfolgreichen“ Petrijünger rathe ich, seinen Eifer nicht ausschließlich auf sein Revier zu beschränken; dort kennt er sich schließlich doch mal aus. Variatio delectat! Er nehme auf seinen Reisen auch des „Zeug“ mit, und wo ihm Petrus wohl will und die Rothgepunktete zu finden ist — und deren Verbreitungsgebiet geht bis zu 3000 m im Hochgebirge —, da werfe er die Fliege aus, und er wird den Reisegenuß um mindestens 100% erhöhen. Die Forellen sind überall freßgierig, ob in den Seen der Malser Heide, aus deren Spiegel die Eiswelt des Ortler herausleuchtet, ob in den Fluthen der Salzach oder in den Katarakten der Mandling am Fuße der Dachsteinwand, oder anderswo in grünen Wiesenwässern: dem guten Angler kommen sie überall freundlich entgegen. Und der Hochgenuß einer Angelpartie im Herzen des Hochgebirgs läßt sich nicht nachfühlen. Seid mir gegrüßt, ihr flinken Bewohner des grünen Avisio drunten im sonnigen Südtirol, die ihr bei eurem eifrigen Jagen die weißgrauen Dolomitriffe des wilden Langkofels und König Laurin in seinem Rosengarten zu stummen Zuschauern habt! Will's Gott, sehen wir uns bald wieder! Wie dann die gelben Heuschrecken euch, so sollt ihr nach dem letzten Farbenwechsel im blauen Gewande mir munden mit frischen Kartoffeln und schmelzender Butter! Petri Heil!

Bücherbesprechungen.

— Skizzen aus unserm heutigen Volksleben, gezeichnet von Fritz Anders. Zweite Sammlung. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1899. Preis in geschmackvollem Leinenbande 4 ℳ — Die Skizzen von Anders, deren zweiter Band soeben in der schmucken Gewandung, die man an den Büchern des Grunow'schen Verlages kennt, erschienen ist, sind sicherlich allen Lesern der Grenzboten in guter Erinnerung. Die satirische Kritik, die der Verfasser an den Zuständen und Verhältnissen der Gegenwart übt, ist scharf. Und wenn auch des Verfassers Freund Opitz (S. 280) nicht ganz unrecht hat mit seinem Vorwurfe: „Fritz, Du schwindelst“, so wird der Billigurtheilende doch nicht verkennen, daß in allen oder fast allen Fällen der Spott seinen guten Grund hat und daß die Uebertreibungen, die freilich mit unterlaufen, wesentlich dem Zwecke dienen, der Darstellung kräftigere und wirksamere Töne aufzusetzen. Fritz Anders versteht es trefflich, aus Kleinigkeiten Etwas herauszuschlagen; aber — und das ist mehr werth — es versagt ihm auch das Wort nicht zu ernster und eindringlicher Mahnung, wo sie am Platze ist. Man kann auch nicht sagen, daß er einseitig sei. Die eitle Großmannssucht, die rastlose Verwaltungsmanie, der steifleinene Bureaukratismus, die alberne Vereinsmeierei, der aufgeblasene Dichterhochmuth, die verrannte Alterthumsschwärmerei — das sind so einige seiner Hauptthemen. Aber es kommt kein Stand ungerupft davon, am wenigsten der geistliche, dessen ungeschickter Uebereifer in socialpolitischen Dingen in der Skizze Nr. 13 „Wie sich Einer zwischen zwei Stühle setzte“ derb, aber nicht unverdient verspottet wird. Dabei artet der Hohn doch nie zu hämischer Schadenfreude aus, sondern ein milder Humor versöhnt uns mit manchem starken Ausfalle. Anders ist ein Nörgelfriede, das ist gewiß, aber einer von den liebenswürdigeren, und selbst wer sich von einem seiner Hiebe getroffen fühlt, wird ihm darob nicht ernstlich gram sein. Sie sind im Ganzen eine behagliche Lectüre, diese Skizzen, und die unverkennbare ehrliche Absicht, die Schwächen der Menschen zu bessern, erhebt sie hoch über das Gepräge der Schmähschrift. Wir lasen unlängst die Klage, trotz einzelner hübscher Anläufe in den Witzblättern fehle es unserer Zeit noch immer an einem Satiriker, der mit umfassendem Blick alle hervorstechenden Erscheinungen der Gegenwart zu überschauen und mit dem elektrischen Scheinwerfer eines souveränen Spottes zu beleuchten vermöchte. Dieser moderne Sebastian Brant ist Fritz Anders auch nicht. Er giebt auch nur kleine Ausschnitte, kein Gesammtbild. Indessen seine scharfen Negativplatten sind jedenfalls brauchbare Vorarbeiten für die Lösung jener größeren Aufgabe und verdienen deshalb allgemeine Beachtung.

R. B.

— Goethe-Forschungen von Woldemar Freiherrn v. Biedermann. Anderweite Folge. Mit drei Bildnissen und dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, F. W. v. Biedermann, 1899. XII und 271 S. Brosch. 10 ℳ — Die Leser der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung werden sich, so weit sie der Goethe-Philologie Interesse entgegenbringen, mit Dank der zahlreichen Aufsätze erinnern, die seit einer langen Reihe von Jahren Woldemar v. Biedermann in ihr veröffentlicht hat, Aufsätze, die ebensowohl durch die reiche Fülle des Wissens und das Umfassen der entlegensten Gebiete, wie durch die logische Schärfe der Beweisführung und, wo es Noth thut, die siegreiche Kraft der Polemik sich auszeichnen. Fünfzehn dieser Aufsätze, die in die Jahre 1885—1897 fallen, bilden den Grundstock des gegenwärtigen Buches, des dritten Bandes von des Verfassers „Goethe-Forschungen“. Ihnen gesellen sich zu noch einige andere, an anderen Orten zuerst mitgetheilte Arbeiten sowie etliche Miscellen, die jetzt zum ersten Male gedruckt erscheinen. Frhr. v. Biedermann ist auf dem Gebiete der Goethe-Philologie fachmännische Autorität; seine schriftstellerischen Erzeugnisse sind daher auch in erster Linie für die Goethe-Gemeinde, und zwar sowohl für den die Feldarbeit bestellenden als auch die Früchte einheimsenden Theil derselben geschrieben. Allein gar Vieles darunter empfiehlt sich seinem Inhalte nach der Kenntniß- und Antheilnahme der weitesten Kreise. So wird in vorliegendem Sammelbande neben anderen die Aufsatztrilogie „Die Unterredung mit Napoleon“, in der der Verfasser eine scharfe Abrechnung mit Ludwig Geiger hält, die weitesten Kreise interessiren. Der erste der drei Aufsätze ist bereits im 14. Bande des „Goethe-Jahrbuchs“, der zweite in Nr. 31 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1895 erschienen, der dritte kommt jetzt neu hinzu. In allen dreien handelt es sich um die Unterredung, die Kaiser Napoleon am 2. October 1808 zu Erfurt mit Goethe gehabt hat. Der Verlauf derselben (vgl. Biedermann „Goethe's Gespräche“ II, 220 ff.) ist lange Zeit nur aus dem sehr discreten und zurückhaltenden Berichte bekannt gewesen, den Goethe nach eigenem Zeugnisse am 14. Febr. 1824, also vierzehn Jahre später, niedergeschrieben hat. Seit 1891 besitzen wir noch einen anderen Abriß des Gesprächs, den von

Talleyrand, dem jedoch Geiger, Suphan u. A. alle und jede Glaubwürdigkeit abgesprochen haben. Woldemar v. Biedermann tritt für die Echtheit dieses Berichtes und die Gutgläubigkeit Talleyrand's ein. Bei sorgfältiger Abwägung des Für und Wider wird der unbefangene Leser nicht umhin können, den Ausführungen und Schlußfolgerungen des Verfassers beizupflichten; denn es läßt sich schlechterdings kein Grund denken, der Talleyrand bestimmt haben könnte, den Bericht einfach aus der Luft zu greifen. Dazu kommt, daß die offenbaren Unrichtigkeiten desselben und die Widersprüche mit der Goethe'schen Darstellung sich in der ungezwungensten und einfachsten Weise psychologisch erklären lassen. Es muß eben auch hier das alte Wort zu recht bestehen: Quilibet praesumitur bonus u. s. w. Wer den ungefähren Gang des Gespräches sich vergegenwärtigen will, wird also die beiden Berichte combiniren müssen unter Ausscheidung der Irrthümer, die Talleyrand, beziehentlich die anwesend gewesenen französischen Generäle als dessen Gewährsmänner bona fide begangen haben. — Den 22 zweckmäßig nach Kategorien geordneten Aufsätzen gesellt sich am Schluß noch eine Abhandlung über die „Entwickelung äußerer Formen der Dichtung" zu, in dem der Verfasser über die Entstehung der dichterischen Formen, namentlich des Parallelismus, des Versmaßes und des Reims handelt. Entsprechend dem neuzeitigen Geiste, der solche Fragen nicht mehr auf dem Wege bloßer Speculation gelöst wissen will, verfährt der Verfasser nach folkloristischer, auf dem empirischen Boden der Volkskunde ruhender Methode und gelangt zu überraschenden Ergebnissen. Der Umstand, daß bei diesen Untersuchungen die Dichtersprache Goethe's reiches und beweiskräftiges Material liefert, rechtfertigt vollauf die Aufnahme dieser höchst anregend geschriebenen und von großartiger Belesenheit Zeugniß ablegenden Abhandlung. — Schließlich sei noch der vier künstlerischen Beigaben gedacht. Es sind zunächst drei Bildnisse zur Goethekunde, die Reproduction eines Goethebildes, einer Bleistiftzeichnung des Kupferstechers H. F. Brandt (angefertigt im Jahre 1826 für die zur nachträglichen Feier von Goethe's Dienstjubiläum zu prägende Medaille), deren Original das Königliche Kupferstichcabinet zu Dresden aufbewahrt; ferner ein Bild des Oberberghauptmanns v. Trebra, eines Dutzfreundes Goethe's (nach Anton Graff's Oelgemälde, jetzt im Besitze des Pastors v. Zezschwitz zu Wohlbach); endlich ein Porträt von Silvia v. Ziegesar, der liebenswürdigen, jugendlichen Aristokratin, der Goethe im Jahre 1808 seine Huldigungen darbrachte (nach einem Oelgemälde von Gerhard v. Kügelgen). Zu ganz besonderem Dank hat aber der Verleger die zahlreichen Verehrer des greisen, geistig so jugendlich frischen Forschers verpflichtet durch die vierte artistische Beigabe — ein Porträt, das uns in treuen Zügen die Persönlichkeit des Verfassers vergegenwärtigt und in seiner energievollen Lebendigkeit die Hoffnung erweckt, daß die Goetheforschung solche Früchte der späteren Jahre, wie sie gegenwärtiges Buch bietet, noch recht viele erhalten und der Nekrolog, von dem der Verfasser in seiner humorvollen Weise im Vorwort spricht, noch recht lange ungeschrieben bleiben wird. Prof. Dr. H. C. K.

— Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Jahrgang 1898/99. 1.—13. Halbmonatsheft. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. Preis für das Heft 1 ℳ. — Der neue Jahrgang der Rodenberg'schen Rundschau, dessen erste Hälfte uns vorliegt, bestätigt in vollem Maße das günstige Urtheil, das wir früher über diese Zeitschrift gefällt haben, wenn wir sie als eins der vornehmsten Organe der deutschen Belletristik bezeichneten. Damit soll allerdings nicht gesagt sein, daß wir allen ihren Darbietungen gleichen Werth beimessen. Beispielsweise hätte der in Heft 4—10 mitgetheilte Roman: „Adam und Eva" von Helene Böhlau al Raschid Bey lieber abgelehnt werden sollen. Denn er ist unseres Erachtens eines der unerfreulichsten Erzeugnisse, die der Fanatismus der Frauenemancipation unserer Zeit zu Tage gefördert hat. Unwahr in der Charakteristik der auftretenden Personen, unmöglich in der Erfindung der erzählten Begebenheiten, unklar und manierirt in der Darstellung läßt dieses neue Werk der geistvollen Verfasserin, deren frühere Publicationen — wir denken vor Allem an die entzückenden „Rathsmädelgeschichten" — sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls erfreut haben, nur zu deutlich die Grenze empfinden, die ihrem schriftstellerischen Talente gezogen ist und die sie nicht ohne Schaden überspringen darf. Neben Helene al Raschid Bey haben Beiträge erzählenden Inhalts geliefert der Nestor der deutschen Novellisten Paul Heyse: „Das Märchen vom Herzblut", „Die vier Geschwister" und „Johannisnacht", Marie v. Ebner-Eschenbach: „Der Vorzugsschüler", Isolde Kurz: „Nachbar Werner", Hans Hoffmann: „Tante Fritzchen", Walther Siegfried: „Gretli Brunnenmeister". Ist es für Heyse's Kunstrichtung bezeichnend, daß die drei reizenden Cabinetstücke seiner Erzählungskunst, die er den Lesern der Deutschen Rundschau geboten hat, sich auf jenem Grenzgebiete zwischen Traum und Wirklichkeit bewegen, auf dem die ersten Dichternaturen aller Zeiten am liebsten sich zu tummeln pflegen, so erscheint es als bedeutsamer Fingerzeig für die Bethätigung der Frau in der Literatur, daß die beiden obengenannten Schriftstellerinnen, die u. E. zu den hervorragendsten in der deutschen Sprache zählen, zum Stoff ihrer mit echt weiblicher Zartheit und Liebe ausgeführten Charakterbilder das Jugendleben zweier Knaben gewählt haben. Sehr befriedigt haben uns auch die feinsinnigen Skizzen Hans Hoffmann's, die das „ad naturam delineavit" des Meisters unverkennbar zur Schau tragen. Aus dem sonstigen Inhalte der Zeitschrift seien zunächst folgende zeitgeschichtliche Mittheilungen hervorgehoben: „William Ewart Gladstone" von Felix Salomon, „Georg Ebers" von Wilhelm Bölsche, „Die niederländischen Feste", „Der Tod der Kaiserin von Oesterreich", „Theodor Fontane", ein Nachruf von Erich Schmidt, „Der Abrüstungsvorschlag des Czaren" von A. v. Boguslawski, „Kaiser Franz Joseph I." von August Fournier, „Panislamismus und die islamitische Mission" von J. T. v. Eckardt, „Conrad Ferdinand Meyer zum Gedächtniß", „Tsze-Hsi, Kaiserin-Regentin von China und der Staatsstreich in Peking" von M. v. Brandt, „Alfred Lord Tennyson" von Lady Blennerhassett, „Karl Schurz" von Marie Jussen, „Friedrich Spielhagen" von Eugen Zabel, „In Memoriam J. v Döllinger's" von Lady Blennerhassett, „Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben" von Adolf Frey, „Joseph Joachim" von Walter Paetow, endlich „Fridtjof Nansen und seine Genossen" von Wilhelm Bölsche. Literatur und Kunst insbesondere wird in nachfolgenden Aufsätzen behandelt: „Aus Gottfried Keller's Briefen an Jacob Baechtold" von Erich Schmidt, „Aus fremden Literaturen" von Willy Pastor, „Theodor Fontane's Autobiographie" von demselben, „Die Pflanzen in der bildenden Kunst" von † Ferdinand Cohn, „Wilhelm v. Humboldt in Spanien" von E. Hübner, „Neuere Literatur über Ost- und Centralasien" von H. v. Horn, „Eugène Delacroix" von Walther Gensel, „Neue Bülow-Briefe" von Karl Krebs, „Goethe aus nächster Nähe" von Herman Grimm, „Aus der Geschichte des Berliner Buchhandels" von Arend Buchholtz, „Theodor Körner und die Seinen" von Reinhold Steig, „Die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam" von Otto Seeck, „Kraus' Dante" von Karl Neumann, „Zum Avesta" von Albrecht Weber, „Beiträge zur Culturgeschichte des Rheinlandes" von P. D. Fischer, „Gedichte von Otto Braun", Tolstoi's: „Was ist die Kunst" von Willy Pastor, „Jakob Burckhardt über die Cultur der Griechen" von Friedr. M. Fels, „Studien zur romantischen Schule" von Ricarda Huch, „An der Neige des Jahrhunderts" von Adolf Hausrath, „Zur deutschen Biographie" von O. Hartwig, „Volkslieder und Volksglaube der Finnen" von Alfred Gercke-Greifswald, „Der neue Stil" von Willy Pastor, „J. G. Fichte im Kampf um die Freiheit des philosophischen Denkens" von Friedrich Paulsen, „Cicero" von E. Hübner, endlich „Die Pariser Dreyfus-Literatur". Noch sei schließlich einiger Aufsätze von allgemein bildendem Inhalt hier gedacht: „Ein Ausflug nach den ägäischen Inseln" von Rudolf Lindau, „Ueber unsere gegenwärtige Kenntniß vom Ursprung des Menschen" von Ernst Häckel, „Die Vernünftigkeit der Religion" von F. Max Müller, „Die Dauer des Lebens" von Eduard Strasburger, „Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem" von Ludwig Stein, „Land und Leute in Corsica" von Theobald Fischer, „Die Popularisirung des Hochschulunterrichts und verwandte Bestrebungen" von H. Albrecht, „Kerner v. Marilaun's Pflanzenleben" von Wilhelm Bölsche, „Die englischen Landarbeiter", „Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral" von Rudolf Eucken. Rechnet man hierzu noch einige kleinere Recensionen sowie die literarischen und politischen Berichte, welche die Redaction von Zeit zu Zeit ihren Lesern bietet, so hat man ein ziemlich vollständiges Bild von dem reichen Inhalte unserer Rundschau. Wer so Vieles und so Gutes bringt, darf darauf rechnen, zu befriedigen.

∴

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 61. Dienstag, den 23. Mai, Abends. 1899.

Veränderungen der Thierwelt Sachsens in den letzten Jahrhunderten.

Von Robert Berge, Zwickau.

1. Säugethiere. Man kann, wie von so manchem Anderen, auch von der Thierwelt behaupten, daß sie unter dem Zeichen der Cultur eines Landes stehe, indem ihr Bestand mit der Vertheilung von Wald oder Feld, Wiese und Garten, Teich und Fluß, Sumpf und Heide, mit Bewohnermangel oder Ueberfluß, Industrie und Landwirthschaft auf's Engste verkettet erscheint, und die Erfahrung zeigt, daß Umgestaltungen in diesen Verhältnissen auch auf dem Gebiete der Fauna einen Rückschlag finden. Die Thiere eines Landes haben sozusagen ebenfalls ihre Geschichte, ihre Zeitalter, Perioden der Blüthe und des Zerfalls, frohen Daseins und bitteren Todesringens. Fern gleich einer verklungenen Sage liegt für Sachsen der Abschnitt zurück, wo in morastigen Niederungswäldern noch Elche wandelten und die letzten Auerochsen und Wisente der Wildniß die tödtliche Waffe in dem Körper fühlten. Unverständlich sind dem anders sprechenden Geschlecht selbst die Ortsnamen geworden, welche ehedem die Slaven jenen gewaltigen Wiederkäuern entliehen, denn wer wüßte im Volke noch, daß Lossa bei Wurzen und Lossen bei Lommatzsch Elch bedeutet, Kuritz bei Bautzen und Taura bei Burgstädt Auerochs, Zöbern und Saubernitz Wisent?*) Weiter herab und bis in die neuere Zeit herein erstreckt sich die Aera von Bär und Wolf, Luchs, Wildkatze, Biber u. s. w., und diese haben zum Theil noch jetzt ihre Stätte im Volksbewußtsein inne. Welches werden die Thiergattungen sein, die den rastlosen Fortschritten fernerhin zum Opfer fallen müssen, könnte man Angesichts dieser Wandlungen fragen, und was dürfte schließlich überhaupt übrig bleiben? Die Geschichte erprobt sich auch hier als Lehrmeisterin und stellt die Gesetzmäßigkeit des Verlaufs deutlich genug vor Augen, um eine etwaige Prophetie, welche die Zukunft in diesem Punkte zu entschleiern sich vorsetzen würde, nicht auf undurchdringliche Schranken stoßen zu lassen. Versuchen wir im Folgenden die Veränderungen der letzten Jahrhunderte in möglichst kurzen Zügen zu gewinnen. Man sollte glauben, daß der 30jährige Krieg wie unter der Bevölkerung, so auch unter dem Wildstand aufgeräumt hätte; denn bei der in den eingerissenen Völkerwirren entstandenen Auflösung aller Ordnung ließen sich die damaligen strengen Jagdbestimmungen kaum mehr durchführen, und nicht allein, daß die Officiere in den vielerlei Pausen ihres kriegerischen Berufs eifrig dem Weidwerk huldigten, bildete, namentlich in den letzten Kriegsjahren, das die verwüsteten Landstriche bevölkernde Wildpret ein begehrenswerthes Ziel der Mangel leidenden Soldateska und der verarmten Bewohner. Dazu gesellten sich die überhandnehmenden Raubthiere. So konnten z. B. in den Jahren 1630—44 im Erzgebirge die Wölfe wegen der Kriegsunruhen nicht abgefangen werden und häuften sich so stark an, daß sie nicht nur zu 10 und 20 wie Hunde in die Städte und Dörfer liefen, um vor Fenstern und Thüren Raub zu suchen, die Kutteln und Gebeine von dem geschlachteten Vieh, welche die Soldaten auf den Gassen liegen gelassen, aufzuzehren, sondern auch unter dem Wild unendlichen Schaden anstifteten und dasselbe so scheu machten, daß es in seiner Todesangst häufig in die Ortschaften flüchtete, um bei den Menschen Rettung zu finden. 1639 z. B. sammelten sich im Winter ganze Herden Hirsche auf dem Gottesacker und in den Gärten von Scheibenberg, aber auch hier wurden sie des Nachts von den Wölfen überfallen, zerstreut und zerrissen, so daß die Bewohner nicht nur das jämmerliche Schreien und Brüllen der Schlachtopfer hörten, sondern des Morgens einen blutgetränkten Schlachtplatz nach dem andern entdeckten und das Wild selbst in jenen waldgekrönten Bergen damals „sehr dünne" ward. Indessen kann durch diese Verhältnisse der Wildstand in Sachsen nur local und zeitweilig zusammengeschmolzen sein, denn die Klagen über Wildschäden dauerten fort und beschäftigten unter Anderem selbst den Landtag, welchen Kurfürst Johann Georg I. 1640 in Dresden abhielt, da die Landleute ihre Aecker und Früchte kaum mehr gegen das Aufwuchern des Wildes zu schützen vermochten und ihr eigenes Leben insbesondere durch Ueberfälle von Wölfen gefährdet sahen. Nach dem Frieden wurden zwar die infolge der Kriegsbedrängnisse in Verfall gerathenen landesherrlichen Jagden wieder regelmäßig aufgenommen, aber eine durchgreifende Schmälerung der Flurverheerungen durch das Wild scheint gleichwohl nicht stattgefunden zu haben. Dazumal galt in erster Linie das Recht des Jagdherrn, und hiergegen mußte das Interesse des Bauern und Bürgers, die Schonung ihres Besitzes zurücktreten. Die Jagd war Regal geworden, und der Jagdherr bestand gewöhnlich höchst eifersüchtig auf seinem Eigenthumsrecht. Es kann unter diesen Umständen kaum Wunder nehmen, wenn versichert wird, daß der Wildschaden in verschiedenen Theilen des Landes, zumal im Gebirge, nicht zu beschreiben war. Was zunächst die Hirsche betrifft, so verwüsteten sie die Saaten wie das reife Getreide und die übrigen Feldfrüchte, fraßen das Gras von den Wiesen und aus den Gärten und verdarben die jungen Obstbäume, wobei sie in Rudeln von 10, 20 und 30 Stück eindrangen. Die Bewohner versuchten sich ihrer zu erwehren, indem sie die Aecker auf eigene Kosten mit Wildzäunen umplankten und mit Scheuchen besteckten, des Nachts auf den Fluren wachten, Feuer entzündeten, trommelten, bliesen, schrien und die Hunde los ließen; aber die hungrigen Hirsche kümmerte das Alles oft nur wenig, sie scheuten sich weder vor Menschen noch Hunden, brachen über oder durch die Zäune und machten kurze Arbeit, „daß der Hausvater seinen Jammer sah, weil Mühe und Unkosten, Saat und Zaun, Sorge und Wache wegen so frecher, unverschämter Gäste verloren war". Im Winter trieb sie die Nahrungsnoth zuweilen bis ins Innere der Ortschaften, sie liefen in Scheunen, Heuschuppen und Viehställe, um sich daselbst zu sättigen, plünderten auf der Straße stehende Getreide- oder Heuwagen, fraßen die Strohverstopfung von den Kellerlöchern und nahmen den Bäckern selbst das Brod von den Auslagefenstern hinweg, da das Forstpersonal gegenüber der überaus großen Menge in harten Wintern nicht imstande war, durch die zur Fütterung aufgewendeten Anstalten hinreichende Fürsorge zu treffen. Welche schonende Behandlung die Thiere hierbei erfuhren, erhellt aus einem Fall aus dem 17. Jahrhundert, wo in einem erzgebirgischen Dorfe ein Hirsch in eine Scheunenbanse gerieth, aus der er nicht wieder heraus konnte. Der Bauer mußte nach erstatteter Meldung auf Befehl eine Oeffnung in die Bansenwand schneiden, damit der Einbrecher, nachdem er sich an dem Getreidevorrath gütlich gethan hatte,

*) Wenn verschiedene Schriftsteller den Elch in Sachsen noch für das 18. Jahrhundert aufzählen, so kann es sich, wie z. B. aus Döbel's Jäger-Practica, 1746, hervorzugehen scheint, wohl nur um freigelassene Exemplare handeln, welche man aus Preußen und Polen bezog, wie auch eben daher stammende Auerochsen (Bos Bison L.) bei „Grehden" (jedenfalls Grethen bei Grimma) ausgesetzt wurden, die sich aber nicht recht vermehren wollten, sondern trotz regelmäßiger Brunst „sehr vielfach gelte" blieben. Der Auergarten zu Kreyern unweit Moritzburg ward erst 1793 aufgelöst, wo man die Auerochsen nach der Liebenwerdaer Heide schaffte.

Platz zum Davonlaufen bekam. Mächtige Thiere waren darunter, die heutzutage unser Erstaunen zu erwecken vermögen, da sie im Gewicht selbst mit dem Pferde wetteiferten. So wurden von Kurfürst Christian II. 1609 bei Auerbach i. V. 2 Hirsche gefangen, von denen der eine 8 Centner und 4 Pfund, der andere, ein 22-Ender, sogar 10 Centner und 4 Pfund gewogen haben soll. Johann Georg I. erlegte einen Hirsch von mehr als 8, 59 über 7, 651 über 6 und 2679 über 5 Centner, und Johann Georg II. schoß im Jahre 1668 einen solchen von 8, 1671 von 9 Centnern und 1672 einen mit 7 Centnern 90 Pfund. Außerdem zeichneten sich die sächsischen Hirsche durch starke Geweihe aus, wofür das Königl. Jagdschloß Moritzburg bekanntlich schlagende Beweise liefert, in dessen berühmtem Speisesaal keins mit weniger als 24 Enden aufgehängt ist. Das waren unverkennbar noch echte, kräftig erhaltene Abkömmlinge aus der Zeit der germanischen Urwälder.

Wer Gelegenheit gehabt hat, Wildschweine im Freileben zu sehen, wie sie den Boden durchfurchen, sich im Moor wälzen, zwischen überragenden Sumpfgewächsen dahineilen, sodaß nur die wellenartig nickenden Halme in einem bewegten Streifen ihren Pfad verrathen, dann vielleicht durch plötzliches Hervortreten dem Beschauer ihre dunkle, borstige Gestalt mit dem nach hinten abschüssigen Rücken und den gefährlichen Hauern vor Augen stellen, um sich zuletzt entweder mit gemächlichem Trotten oder in raschen Sätzen zu entfernen, wird sich leicht einen Begriff machen, wie eigenartig sie vor Zeiten auch in unserm Vaterlande ihnen zusagende feuchte, dichtbewachsene Gelände belebten. Hier waren sie nicht nur häufig, sondern erreichten auch ungewöhnliche Größe und Stärke, und es sind Beispiele bekannt, wo Wildschweine ein Gewicht von 6 Centnern hatten. Ihr Schaden war unglaublich, und sie verwandelten Felder, Wiesen und Gärten trotz der Wildzäune, durch welche sie sich Eingang zu verschaffen wußten, mitunter in förmliche Wüsteneien. Die bedrängte Bewohnerschaft hetzte Hunde auf sie, um die Früchte ihres Fleißes zu retten, suchte sie mit Feuerbränden und Flintenschüssen zu schrecken, ritt mit Pferden dazwischen u. s. w., aber sie kehrten in der Regel immer von Neuem wieder und vollendeten schonungslos ihr Vernichtungswerk. Selbst in unmittelbarer Nähe der Residenz Dresden wurde der überstarke Bestand empfunden, indem das Wild, aus den östlich von der Elbe sich ausbreitenden Forsten hervorbrechend, beinahe gleichsam zu weltgeschichtlicher Bedeutung aufstieg, nur in entgegengesetztem Sinne wie die Gänse des Capitols, da es an den Befestigungswällen seine zerstörende Thätigkeit übte. Der Commandant, Generalmajor v. Klengel, machte in einem Berichte vom 5. April 1684 auf dieses Uebel aufmerksam und schlug, um das Wild zu verscheuchen, „das Nachts auf die Festungswerke von Alt-Dresden (die heutige Neustadt) kam und an den Böschungen großen Schaden verursachte", die Aufstellung von Federlappen vor.

Für uns wohl etwas befremdlich wird unter die hervorragend schädlichen Pflanzenfresser auch der Feldhase versetzt und hinter Schweine und Hirsche gereiht. „Er ist bei uns ein recht schädliches Thier," sagt Lehmann, „ungeacht es weder Blut noch Fleisch frißt, so thut's doch sonst großen Schaden in den Pflanzen, Kohlkraut, jungem und reifem Hafer, jungen Obstbäumen, die sie abschälen und befressen; daher dann die Pflanzgärten beraubt und verderbt und die Hauswirthe zum Pflanzen und Pelzen sehr unlustig und verdrossen werden." Und noch 1822 urtheilt ein sächsischer Schriftsteller, daß die Hasen im Hinblick auf ihre große Zahl ungleich mehr schadeten, als die so verfolgten Füchse.

Es erscheint natürlich, daß bei dem ungeheuern Reichthum der gedachten Wildarten, zu denen außerdem das Reh genannt werden kann, auch die großen Raubthiere, Bär, Wolf und Luchs ihre Rechnung fanden und die immer besetzte Tafel belagerten, um gleichfalls mit von ihr zu zehren, wobei ihnen zu Statten kam, daß die vielfach und besonders im Erzgebirge noch herrschende Wildniß Verstecke in Masse darbot. Zudem eröffnete sich ihnen bei dem Umstande, daß die Stallfütterung dazumal noch nicht in der heutigen Weise durchgeführt war, die Hausthiere vielmehr den Sommer auf der Weide hinbrachten, für den Nothfall auch hier ein Raubgebiet, das sie fleißig brandschatzten. Als förderlich für ihre Erhaltung darf weiterhin in Berücksichtigung gezogen werden, daß, da sie gleich dem Roth- und Schwarzwild zur hohen, bez. Mitteljagd gehörten, ihre Verfolgung ebenso nur dem Jagdherrn oder seinen Beauftragten zustand, wodurch sie gegen etwaige Umbringungsgelüste der Bevölkerung, zu welchen bei ihren ewigen Räubereien oft genug Ursache vorgelegen hätte, im Allgemeinen gesichert waren. Mit den Wölfen pflegte man es freilich nicht genau zu nehmen, denn in den unermeßlichen Wäldern verursachte ihre schon im Interesse des Wildstandes unabweisbare Bekämpfung sehr bedeutende Unkosten und Beschwerlichkeiten, und es werden daher viele Beispiele aufgezählt, wo sie von den Bewohnern im Betretungsfalle ohne Umschweife erschlagen wurden. Bei Ablieferung an das Forstpersonal ward obendrein ein Trinkgeld für den Pelz, sowie bei davongetragenen Verletzungen Curvergütung gewährt. Anders verhielt es sich indessen mit den Bären. Namentlich durften deren Junge von Niemandem aufgesucht und mitgenommen werden, und wenn dies dennoch geschah, wurden die Betreffenden, wie glaubwürdige Zeitgenossen mittheilen, unter nachdrücklichem Verweis genöthigt, sie wieder in den Wald zu bringen, um ihnen die Freiheit zu schenken, und wegen aufsässiger alter Bären mußte sich die Bevölkerung, falls keine Schreckmittel anschlugen, von Rechtswegen an die zuständigen Jagdbeamten um Abhilfe wenden, die dann das Fernere verfügten. Ganz in den Rahmen dieser Anschauungen paßt ein Vorkommniß, das allerdings jenseits der Grenze, auf böhmischem Grund zur Zeit des Kaisers Matthias sich begeben haben soll. Dort hatte eine Bärin die Waldarbeiter und Kohlenbrenner eines Hammerwerksbesitzers schon öfters in Furcht gestürzt oder verwundet, bis sie von letzterem, als sie ihn einstmals mit ihren beiden Jungen ebenfalls grimmig anfuhr, in der Nothwehr erschossen wurde. In Prag vermerkte man das jedoch sehr übel und forderte nicht nur die Ablieferung der todten Bärin nebst ihren lebendig eingefangenen Jungen, sondern lud auch den unbefugten Schützen unverzüglich vor, welcher nur mit knapper Noth Begnadigung erwirkte und der Bestrafung entging. Es scheint, daß außer dem fürstlichen Jagdvergnügen und den nutzbaren Theilen für die Hegung der Bären insonderheit mit in die Wagschale fiel, daß sie zu den ehemals so beliebten Bärenhetzen das Rekrutirungsmaterial abgaben, wozu sie eingefangen und nach Dresden geschickt wurden. Dabei hielt man auf möglichst starke Thiere, und es dürfte erwähnenswerth sein, daß 1606 in Dresden unter Anderen ein Bär von ziemlich 6½, 1617 aus Anlaß eines kaiserlichen Besuchs von mehr als 7 und 1620 sogar ein solcher von über 8 Centnern verwendet wurde. In dem 1568 von Kurfürst August begründeten Jägerhof ward für derartige Festlichkeiten stets eine Anzahl verwahrt. Außer dem eigentlichen braunen Bären (Ursus arctos) fand sich auch die schwarze Abart, welche unter dem Namen Ameisenbär (Ursus formicarius) allgemein bekannt ist, in Sachsen vor, während sonstige im Volke gangbare Unterscheidungen, wie Fisch-, Honig-, Obst-, Stein-, Schlag- und Hauptbär sich selbstverständlich nicht auf wissenschaftlich stichhaltige Merkmale stützen, vielmehr nur eigenthümliche Lebensgewohnheiten zum Ausdruck bringen. Als Allesfresser fraß der Bär nicht nur Thiere bis zur Größe des Hirsches, Rindes und Pferdes, fischte die Gewässer ab, plünderte Bienenstöcke, raubte die Ameisenhaufen aus, sondern verschlang auch Getreide, Gemüse, Obst, Beeren u. s. w. und unterschied sich hierdurch in seiner Bedeutung für die heimgesuchte Gegend von dem fast ausschließlich von Fleisch lebenden Wolfe. Daß diese beiden gewaltigen Bestien die Kraft ihrer Glieder und die Schärfe des Gebisses und der Klauen auch an den Bewohnern nicht ungeprüft gelassen haben, darüber liegen aus jener Zeit Schilderungen von theilweise schauerlicher Tragik vor.

Eine weitere furchtbare Geißel bildete der Luchs, welcher vollkommen erwachsen so stark wie der Leopard, nur mit etwas kürzerem Körper und höheren Beinen ist, ein Raubthier der Nacht von sehr versteckter, die unzugänglichsten Waldesdickichte zur Bergung benutzender Lebensweise, das mit seinen mächtigen Pranken eine Wildbahn völlig zu ruiniren vermag. Von der Maus bis zum stärksten Hirsch, vom Singvogel bis zum Auerhahn war nichts vor diesem selbst den Wolf bezwingenden ebenso kraftvollen und gewandten als schlauen Räuber sicher, und wo er seinen Zug durch ein Revier hielt, ging, wie bei jedem großen Raubthier, die Spur unheimlichen Todesgrauens dahin: Das Wild zeigte sich von bebender Unruhe, Scheu und Angst ergriffen, und überall bezeichneten zerfleischte Opfer den Schauplatz seiner blutigen Mahlzeiten, da er weit über Bedarf mordet. Neben ihm schlich sein kleinerer Vetter, die Wildkatze, welche bekanntlich unsere Hauskatze an Größe bedeutend überragt und ausgewachsen die Stärke eines Fuchses besitzt, durch die Flur, mit gleichem Blutdurste dem schwächeren Gethier bis zum Rehkalb, sowie dem Hausgeflügel nachstellend. Selbst der Vielfraß

(Gulo borealis) stattete einige Male in Sachsen Besuche ab, es wurde bei Frauenstein 1715 einer geschossen und „nach Hofe geschickt“ und 1718 einer gefangen und ebenfalls eingeliefert (Bahn, Frauenstein, 1748). Vermuthlich waren dieselben aus den Wäldern Litthauens hierher versprengt worden. Für eine genauere Vorstellung von der Häufigkeit jener Thierarten im 17. Jahrhundert mag eine statistische Uebersicht nähere Anhaltspunkte gewähren, welche ein in der Tharandter Forstakademie aufbewahrtes Manuscript enthält. Danach wurden unter Johann Georg II. von 1656—1680, also in 24 Jahren in Sachsen „gefangen, geschossen, gebeizt und gehatzt“, insoweit es amtlich eingetragen ward, 43 649 Stück Rothwild (einschließlich des Mutterwildes und der Kälber), 16 864 Rehe, 2062 Damhirsche, 22 298 Wildschweine, 239 Bären, 2195 Wölfe, 191 Luchse, 292 Wildkatzen, 2740 Füchse, 1045 Dachse, 16 966 Hasen ꝛc. Was das Damwild anbelangt, so muß ungefähr um dieselbe Zeit, wo es der Große Kurfürst in die Mark Brandenburg verpflanzte, in Sachsen eine sehr erhebliche Vermehrung des Bestandes vorgenommen worden sein, denn während vorstehende Jagdliste 2062 aufweist, wurden unter Kurfürst Johann Georg I. von 1611—1656 nur 773 Stück zur Strecke gebracht, und Lehmann macht die interessante Mittheilung: „Zu jetziger Zeit (vor 1688, wo er starb) ist das weiße Wildpret (weiße Abänderung des Dams) so seltsam nicht mehr, indem die hohe Landesherrschaft ihre Thiergärten mit Damhirschen angefüllet, welche nachgehends etlicher Orten ins Freie gelassen werden, da sie sich sonder Zweifel fortpflanzen.“

Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts rangen sich andre Ansichten durch, welche allmälig zu bedeutenden Umwälzungen im Wildstande führten. Zunächst erfolgte, begünstigt durch die verbesserten Schußwaffen, die Ausrottung von Luchs, Wolf und Bär. Schon 1703 wurde ein in der Nähe von Zittau geschossener Luchs als Seltenheit betrachtet und sein Bild der Rathsbibliothek zur Erinnerung einverleibt. Doch kam er im Erzgebirge, wo er von jeher häufiger war, jedenfalls noch länger vor, wie er auch in einem Mandat von 1717 als zur hohen Jagd gehörend aufgezählt wird. Bei Hinterhermsdorf in der sächsischen Schweiz sieht man einen Luchs in einen Felsen gehauen nebst der Inschrift: Allhier habe ich, Johann Gottfried Puttrich, Förster aus Hinterhermsdorf, einen Luchs mit einem Selbstschuß erlegt anno 1743. In Thüringen trat er noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auf, und selber 1819 und 1843 ward daselbst je einer erbeutet. Die Wölfe, welche zur mittleren Jagd gerechnet wurden, durften nach dem erwähnten Mandat von 1717 ab auch von den Inhabern der niedern Jagd geschossen werden, und wer einen Wolfsbalg ablieferte, erhielt 2 Thaler 12 Groschen, zweifellos eine sehr wirksame Maßregel zu seiner Vertilgung. In der Zittauer Forstordnung von 1730 ward für die Tödtung eines Wolfes sogar ein Schußgeld von 10 Thalern ausgesetzt, was wohl als Zeichen genommen werden darf, daß er um diese Zeit bereits selten war. Bären werden nach 1700 ebenfalls mehrfach aufgeführt, z. B. 1704, 1705, 1707, 1708, 1709, ebenso in dem Mandat von 1717, und 1733 wurde Hrn. v. Trützschler zu Oberlauterbach bei Falkenstein aufgegeben, die erlegten Bären „zur Wildmeisterei zu liefern, dagegen er ein Stück Wild erhalten solle“. v. Trützschler erhob Widerspruch, wurde aber in einem Rescript der Landesregierung vom 19. März 1734 abgewiesen. Als letzter Bär in Sachsen gilt gewöhnlich derjenige, welcher, eine starke Bärin, im August 1747 an der Zwickauer Mulde bei Stein geschossen ward. Man darf sonach das Absterben dieser 3 großen Raubthierarten für unser Königreich im Allgemeinen auf die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, und zwar namentlich in die Regierungszeit August des Starken verlegen, zumal die von dem königl. Hofmarschall v. Friesen auf Grund der Hofjournale veröffentlichte Tabelle des von 1733—56 bei den königl. Jagden gestreckten Wildes dieselben nicht mehr verzeichnet enthält. Die Wildkatze hat sich viel länger, vereinzelt offenbar bis in unser Jahrhundert herein erhalten, und noch 1848 wurde eine solche bei Langenreinsdorf, sowie 1850 in Nußdorf bei Crimmitschau getödtet. Wenn sie aber selber 1890 in Brehm's Thierleben für das Erzgebirge angeführt wird, so ist dies zweifellos ein Irrthum, da ihr Aussterben denn doch früher erfolgte, und nicht blos auf sächsischer, sondern nach Frič ebenso auf böhmischer Seite.

Auch für das übrige Wild trägt das 18. Jahrhundert die Signatur beständiger Abnahme, obschon von einem Mangel noch nicht die Rede sein kann. Die Schußlisten erreichen zwar nicht mehr den ehemaligen Umfang, erscheinen aber immerhin noch sehr beträchtlich. So werden von 1733 bis 1756 als bei den Hofjagden in Sachsen erlegt angegeben 6684 Stück Rothwild, 1393 Sauen, 363 Rehe, 6498 Hasen, 1737 Füchse, 183 Dachse, 36 wilde Katzen ꝛc. Doch sollen sich, da die betreffenden Journale notorisch nur lückenhaft ausgefüllt wurden, die wirklichen Zahlen wesentlich höher belaufen haben. Denn König August III. sowohl, wie die Königin beflissen sich zu allen Zeiten im Jahre des Jagdsports und unternahmen Birschfahrten nach den verschiedensten Orten des Landes. Fast niemals fuhren die Majestäten ohne Jagdgewehr aus, und meist wurde dabei irgend etwas geschossen. Kleinere Spazierfahrten unterbrach man durch Hasenhetzen, Rebhühnerbeizen, Eichhornjagden u. s. w., auf größeren Ausflügen oder Reisen wurden auch Hirsche erlegt. Zahlreich waren die Parforce-Jagden, die unter Anderem selbst in den gesegneten Auen bei Lommatzsch, Döbeln, Nossen und Meißen stattfanden und gegen Mitte August zu beginnen pflegten, worauf Ende August oder Anfang September die regelmäßigen Brunftschießen ihren Anfang nahmen. 20—22-Ender wurden noch oft zur Strecke gebracht, und die vorgenannte Tabelle verzeichnet 31 Stück mit einer Endenzahl von 20—25. Gleichwohl gewann der Hirsch die Schwere früherer Jahrhunderte nicht mehr, obschon u. A. ein im August bei Stauchitz gefangener noch $6\frac{1}{2}$ Centner wog. Die Hubertusburger Hirsche waren schwächer und besaßen gewöhnlich nicht mehr als 12—14 Enden. Hatten schon die Truppen Karl's XII. in den Jahren 1706 und 1707 namhafte Verwüstungen der Wildbahnen Sachsens in allen Bezirken, wohin sie kamen, angerichtet, so schossen im siebenjährigen Kriege die Preußen das Wild aufs Aeußerste zusammen, so daß beispielsweise nach dem Kriege abgefaßte Chroniken dasselbe für ihre Gegenden als nicht mehr beträchtlich beurtheilen konnten. Jedoch stieg unter der Fürsorge Friedrich August's des Gerechten der Stand von Neuem, so daß sich bei den gegen die Neige des Jahrhunderts ausbrechenden Bauernerhebungen u. A. die Landleute des Hohnsteiner Amtes zu einer allgemeinen Vertilgung des Wildes, „welches, für die kurfürstlichen Jagden in Masse gepflegt, den Feldfrüchten wesentlichen Schaden that“, vereinigten. Die von dem Kurfürsten dieserhalb abgeordnete Commission erklärte die Beschwerden für begründet, und dieser ertheilte in seiner historischen Gerechtigkeitsliebe sogleich Befehl, alles Wild ohne jegliche Rücksicht daselbst abzuschießen und die Bauern hierbei helfen zu lassen. 1783 war auch eine Verordnung ergangen, welche zum ersten Mal die Abschätzung des Wildschadens und den regelmäßigen Ersatz desselben forderte und damit einer Einschränkung des Wildes gleichfalls die Wege ebnete. Zwar hatte schon Kurfürst August 1555 als Grundsatz aufgestellt, den Unterthanen die durch das Wild veranlaßten Schäden zu vergüten, doch dürften allem Anschein nach kaum Erweise vorliegen, daß derselbe in der Praxis auch durchgeführt wurde. — Nicht mehr das Land überschwemmend, sondern wesentlich verringert und theilweise schon zu einem bestimmten Grade auf gewisse Gebiete eingedämmt, hielt somit das größere Wild in Sachsen seinen Einzug in das gegenwärtige Jahrhundert und wurde hier auf Grund veränderter Anschauungen und gesetzlicher Maßnahmen vollends auf den Standpunkt gebracht, auf welchem wir es jetzt wahrnehmen. Bereits König Anton (1827—1836) hatte im Interesse der Land- und Forstwirthschaft die Verminderung des Wildstandes befohlen, sodaß der größte Theil des Hochwildes abgeschossen und Schwarzwild zur Seltenheit ward, welch letzteres schließlich ganz verschwand und nur noch im Thiergarten zu Moritzburg gehalten wird. Namentlich leisteten aber die „Grundrechte des Deutschen Volkes“ vom 27. December 1848, welche für Sachsen am 2. März 1849 veröffentlicht wurden, durch Aufhebung der bisherigen Jagdgerechtigkeit und Aufstellung des Grundsatzes: „Im Grundeigenthum liegt die Berechtigung zur Jagd auf eigenem Grund und Boden“, einer starken Lichtung, ja Verödung der Wildbahnen Vorschub, wozu die sächsische Ausführungsverordnung vom 14. Juni 1849 noch die Bestimmung traf: „Roth-, Dam- und Schwarzwild, Rehe, Raubthiere, Raubvögel, Strichvögel, Auer-, Birk- und Haselwild können zu jeder Zeit erlegt werden.“ Da entsproß dem edlen Weidwerk bekanntlich in König Albert ein neuer Förderer, und Sachsen kann wiederum auf einen innerhalb der durch die modernen Verhältnisse gebotenen Grenzen blühenden Wildstand blicken.

Zu den Thieren, welche in unsern heimathlichen Fluren der Cultur aufgeopfert worden sind und keine Stätte mehr darin haben, gehört fernerhin der Biber. Vor 200 Jahren fand er

sich noch so verbreitet vor, daß besondere Biberfänger angestellt waren, welche allein in den 24 Jahren der Regierungszeit Johann Georg's II. 588 Stück nach Dresden einsandten. Diese stattlichen, bis 20 und 30 kg erreichenden Nager, welche sich ihrem scheuen Naturell gemäß nur an einsamen, weltfremden Flußläufen oder Seen ansiedeln, in Höhlen oder selbsterbauten „Burgen" hausend, machen in den angrenzenden Waldestheilen bekanntlich erheblichen Schaden. Nicht nur, daß ihre Nahrung aus der Rinde und dem weichen Holze von Weiden, Erlen, Pappeln, Eschen ꝛc. besteht, fällen sie mit ihren äußerst kräftigen Vorderzähnen unter raspelndem und insbesondere zur Nachtzeit erschallendem Geräusch zahlreiche Stämme bis zu 2 Fuß Dicke zur Errichtung ihrer vielberufenen Burgen. Infolgedessen, sowie in Anbetracht ihres kostbaren Pelzes, des zu medicinischen Zwecken gebrauchten und gut bezahlten Bibergeils und ihres Fleisches, wovon besonders der mehrere Pfund wiegende Schwanz als Leckerbissen galt, war ihr Untergang in neuerer Zeit von vornherein besiegelt, und ihre Colonien schrumpften so zusammen, daß sie im Anfange dieses Jahrhunderts nur noch an 2 Stellen, nämlich an der Mulde bei Wurzen und an der Elbe bei Strehla erwähnt werden. Besser hat sich der in seinem Aufenthalt ebenfalls auf die Gewässer angewiesene Fischotter zu halten gewußt, welcher wegen der Verheerungen unter dem Fischbestande sowohl, als auch wegen seines werthvollen Pelzwerks und wohlschmeckenden Fleisches von jeher gleichfalls heftigen Nachstellungen blosgegeben war und für den ehemals auch eigene Fänger bestanden, die jährlich hauptsächlich 2 Mal, im Frühjahr und Herbste, an den Gewässern ihres Districtes mit Fanggeräthen und Hunden seine Bejagung ausübten. Daß er trotz alledem bei uns noch keineswegs überall eine Seltenheit darstellt, dürfte die Thatsache lehren, daß von 1884—95 nach den Berichten des sächsischen Fischereivereins in Sachsen 477 Stück gefangen und die üblichen Prämien von 5 ℳ dafür ausgezahlt wurden. Ob sich seine Ausrottung in absehbarer Zeit vollziehn wird, möchte hiernach wohl zu bezweifeln sein. Aehnlich scheint es auch mit unsern übrigen Raubthieren zu stehn, die sich mit aller Wahrscheinlichkeit nur in dem Maße vermindert haben werden, als sie im Laufe der Zeit ihrer Schlupfwinkel beraubt worden sind. Was auch Alles schon zur Vernichtung von Fuchs, Edel- und Hausmarder, Iltis, Wiesel und Hermelin unternommen ward, wie mit Pulver und Blei, Falle, Gift und Knüppel unter ihnen geschaltet werden mochte, man muß hier mit Mephistopheles bekennen: „Und immer circulirt ein neues, frisches Blut". Mit dem Dachs dürfte es insofern anders beschaffen sein, als er vielfach unter der Schonung des Jägers sein Dasein fortsetzt und ohne dieselbe wo nicht überall, so doch in den meisten Gegenden, dem Aussterben anheimgefallen wäre. Auch er erfreut daher in seinem nächtlichen, fabelumsponnenen Treiben immer noch Denjenigen, welcher die Mühe nicht scheut, den Vorsichtigen unter Drangabe einiger Stunden Schlafes aus gedecktem Posten zu belauschen. Die Welt der kleineren Nager mit ihren zahlreichen Arten hat wie dem unablässigen Ansturm behaarter und gefiederter Feindesschaaren, so nicht weniger allen Vernichtungsmethoden und dem Vorwärtsschreiten der Cultur gleichfalls widerstanden, obwohl im Einzelnen eine Anzahl Veränderungen in die Augen stechen. In den Ortschaften wurde zunächst, von den Einwohnern freilich meist unbemerkt, seit dem vorigen Jahrhundert ein mörderischer Kampf um Tod und Leben zwischen der gleich den Mongolenhorden von Asien über die Wolga her eingefallenen, oben grau bis graubraun und unten weiß gezeichneten Wanderratte (Mus decumanus) und unserer von alters einheimischen, schieferfarbigen Hausratte (Mus rattus) ausgefochten, welcher jetzt, mit der völligen Niederlage der letzteren endend, für die meisten Gegenden unseres Landes als abgeschlossen betrachtet werden darf, ein geschichtliches Beispiel, wie eine stärkere Gattung die schwächere zu verdrängen vermag. Der Ziesel ferner (Spermophilus Citillus), ein ähnlich dem Hamster mit Backentaschen ausgerüsteter, aber etwas kleinerer Nager von oben gelbgrauem, mit Rostgelb gewelltem und geflecktem, unten rostgelbem Felle, scheint zu Anfange dieses Jahrhunderts unter dem Volksnamen „russischer Balk", weil angeblich mit russischem Getreide eingeschleppt, sehr zahlreich in den niederen Theilen Sachsens geworden zu sein, sich jedoch um 1820 wieder von der Schaubühne verloren zu haben. Dieses schädliche Thier, das sich als Steppenbewohner auf trockenen Acker- und Grasflächen einzunisten liebt, Samen, Beeren, Kräuter, Wurzeln, auch Mäuse, kleine Vögel u. s. w. verzehrt und in unterirdischen Bauen ebenfalls Wintervorräte zusammenträgt, war schon in der mitteleuropäischen Steppenzeit in Deutschland eingebürgert, wurde aber später während der Bedeckung mit Wald nach Osten zurückgeworfen. Nach der Rodung der Wälder kehrte er wieder, ward im 13. Jahrhundert von Albertus Magnus in der Umgebung von Regensburg beobachtet, findet sich von Lehmann im 17. Jahrhundert für Böhmen namhaft gemacht und ist in neuerer Zeit in Schlesien, Sachsen und Thüringen mehrfach nachgewiesen worden. Weiter dürfte die Ausdehnung der Feldfluren auf Kosten der Wälder ein Vordringen der Feldhasen, Hamster, Brand-, Zwerg-, Feldmäuse ꝛc. unterstützt haben gegenüber der Benachtheiligung von Eichhörnchen, Siebenschläfer, Haselmaus, Waldmaus ꝛc., die der Bewaldung für ihre Aufenthaltsorte benöthigen. Allerdings wird bei diesen kurzlebigen Nagethieren nicht auf eine mit der Erweiterung oder Verengerung ihrer Gebietsgrenzen stetig Schritt haltende Zu- oder Abnahme gefolgert werden dürfen, da Witterungs- und andere Einflüsse ebenfalls Ausschlag gebende Bedeutung für ihr Gedeihen einnehmen und bei den meisten große periodische Schwankungen veranlassen, so daß z. B. sogenannte Mäusejahre, Hamsterjahre ꝛc. allbekannte Erscheinungen sind. Für 2 derselben läßt sich zur Zeit eine Periode größerer Verbreitung ihres Vorkommens feststellen, den gemeinen Hamster und das wilde Kaninchen. Der erstere war z. B. in der Gegend von Zwickau vor 200 Jahren vorhanden, dann aber ausgestorben und seit Menschengedenken gänzlich unbekannt geworden. Da wanderte er auf einmal neuerdings wieder ein und behauptet noch jetzt trotz vieler Nachstellungen das eroberte Bereich. Bei den Kaninchen zeigte sich das Bestreben, vor allen Dingen die Eisenbahnen in Beschlag zu nehmen, um die hier gebotenen vortheilhaften Umstände für ihre Bestandsziffer auszunützen. So gründeten sie an der Linie Leipzig-Altenburg vielfach Siedlungen und rückten in der Nähe der Strecken Zwickau-Werdau und Zwickau-Lengenfeld in den letzten Jahren ebenfalls in vorher von ihnen noch nicht innegehabte Gefilde vor, sich darin mit verwunderlicher Schnelligkeit vervielfältigend. Aber auch abgesehen hiervon vermehrt sich das Kaninchen in Sachsen so stark, daß es seinen Wohnkreis unaufhaltsam selbst bis in das Gebirge hinein vorgeschoben hat. Für die Eichhörnchen erscheint dagegen eine Schmälerung nachweisbar, denn die Anstellung besonderer Eichhornjäger, wie sie einstmals stattfand, würde sich heutzutage schwerlich verlohnen. Kurfürst August I. (1553—1586) z. B. besaß einen solchen aus Bayern, der die Kunst verstand, „die Eichhörnchen wunderbarlicher Weise zusammenzutreiben und hernach auf einem Baum miteinander in Schleifen zu fangen", womit er dem Kurfürsten „eine solche kurzweilige Lust gemacht, daß dieser darob Verwunderung und ein besonderes gutes Gefallen getragen". Thilo v. Trotha schickte auch Hunde, „die zum Eichhorn abgerichtet waren". Hierbei ist zu berücksichtigen, daß damals die Feuerwaffen noch so unhandliche Formen zeigten, daß sie für laufende oder fliegende Thiere kaum gebraucht werden konnten und man sich deshalb in Jägerkreisen neben ihnen allgemein noch der Armbrust bediente, Verhältnisse, die der Vermehrung des behenden Aeffchens unsrer Wälder sicherlich zum Vortheil gediehen. Die Eichhörnchenjagd war auch später bei Hofe sehr beliebt, denn unter der Jagdbeute Johann Georg's II. sind 732 jener Thierchen verzeichnet, und König August III. belustigte sich nebst seiner Gemahlin im Blasewitzer Tännicht und andernorts häufig damit. Wenden wir zum Schlusse noch den Blick auf die Fledermäuse und die sogenannten Insectenfresser Spitzmaus, Maulwurf und Igel, so wird ihr Bestand, obschon wir Eingehenderes davon kaum wissen, während der letzten Jahrhunderte im Durchschnitt nicht allzugroße Abweichungen erfahren haben, da die Bedingungen für ihr Auftreten auch heutzutage noch in hinreichender Weise gegeben sind. Nach alledem ist es eine verhältnißmäßig reiche Säugethierwelt, welche unter dem wehenden Fittich der modernen Civilisation in Sachsen immer noch gastliche Stätten findet, und wie klein und geringfügig auch das Einzelne sich uns gegenüber geltend machen mag, im Getriebe der Natur ist ihm doch seine Aufgabe beschieden, der es mit instinctiver Bethätigung sich bis zum letzten Athemzuge weiht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 62. Donnerstag, den 25. Mai, Abends. 1899.

August Kopisch.

(Zu seinem 100. Geburtstage.)

Von Joh. Peter.

In der deutschen Literaturgeschichte spielt das Schlesierland wahrlich nicht die letzte Rolle, denn es hat der deutschen Dichtung Männer geschenkt, die sich um unser schönes Schriftthum nicht geringe Verdienste und selbst den Nachruhm erworben. Hier, auf diesem echt deutschen Boden, erblühte die erste schlesische Dichterschule, aus der ein Martin Opitz, Paul Fleming, Gryphius und Friedrich v. Logau hervorgingen, die man heute noch kennt und nennt, trotzdem es nahezu 300 Jahre sind, daß sie das Licht der Welt erblickt. Hier erstand die zweite schlesische Dichterschule, die einen Hoffmannswaldau, Lohenstein und die sogenannten Wasserdichter geboren, und hier stand auch die Wiege jenes namhaften Dichters, dessen 100. Geburtstag das deutsche Volk im Mai zu feiern guten Grund hat, denn es ist Kopisch, gleich groß als Dichter wie als Maler, eine Zierde unserer Literatur, ein Meister der Form und unerreichter Vertreter goldkörnigsten deutschen Humors. Wer jemals seine „Weinlieder" gelesen oder gesungen, wer sich ergötzt hat an seinen Schwänken und ganz insbesondere an seinem in unserer Dichtung einzig dastehenden Cyclus: „Allerlei Geister", dem wird die Größe und der hohe Werth dieses gottbegnadeten Sängers klar geworden sein, der wird erkannt haben, daß man Kopisch zu den edelsten und glänzendsten Sternen am deutschen Dichterhimmel zählen muß, da er auf dem Gebiete des Humors unübertroffen dasteht und in der Beherrschung und Behandlung der dichterischen Form nur an Platen, Rückert und Freiligrath Rivalen gefunden hat. Man hat an Platen die Reinheit, an Rückert die Fülle, an Freiligrath die Pracht der Form gerühmt, das Höchste aber leistet Kopisch in der Leichtigkeit derselben. Und man muß staunen, wie leicht, natürlich und ungezwungen ihm die Verse aus der Feder fließen, wie spielend leicht er den Reim meistert, der oft durch seine Neuheit und seinen Wohlklang sowie durch seine tiefe Inhaltlichkeit überrascht, und wie er die wechselreichsten Strophen aufzubauen versteht, ohne daß man jemals nur etwas von Geschraubtem, Gemachtem wahrnehmen kann. Alles in Allem: Kopisch ist ein deutscher Dichter, der unserer Literatur zur Zierde gereicht, und das deutsche Volk und ganz insbesondere die deutsche Jugend hat ein gutes Recht, sich dieses Dichters zu freuen und sein Angedenken zu ehren.

August Kopisch wurde am 26. Mai 1799 zu Breslau geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Nach entsprechender Vorbildung besuchte er das Maria-Magdalenen-Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er an dem trefflichen Rector Manso einen ebenso einsichtsvollen, wie wohlwollenden Lehrer fand, der seine Fähigkeiten sofort erkannte und ihn für einen gelehrten Beruf zu gewinnen suchte. In der That verfaßte Kopisch in einem Alter von neun und zehn Jahren schon Gedichte, die auf den ersten Blick das bedeutende Talent des Knaben erkennen ließen, aber vom Gelehrtenstudium wollte er nichts wissen. Die Kunst hatte ihm schon in der Wiege den vergöttlichenden Kuß auf die Stirn gedrückt, und ihr wollte er fortan ein getreuer, begeisterter Jünger sein. Ohne die Abiturientenprüfung gemacht zu haben, verließ er das Gymnasium, um sich fortan ganz seinem Ideale, der Kunst, zu widmen. Er wollte Maler werden. Die Anregung hierzu erhielt er theils vom Zeichenlehrer des Gymnasiums, Namens Kalter, und in noch höherem Grade vom Bildhauer Mattersbergen an der Breslauer Baugewerkenschule, den Kopisch immer ganz besonders gerühmt. In Dresden begann er seine Malerstudien, um sich von hier zunächst nach Prag und später nach Wien zu begeben, wo er die Kunstakademie besuchte. In Wien weilte er bis zum Jahre 1818. Doch blieb er neben seinem Hauptstudium auch dem Studium der Wissenschaften und der Literatur treu, dem er jede nur freie Stunde widmete, und namentlich trug sein Aufenthalt in der stolzen Residenz an der schönen blauen Donau sehr viel bei zu seiner dichterischen Entwickelung, denn hier lernte er den serbischen Literarhistoriker und Begründer der neuserbischen Volkspoesie Wuk Stephanowitsch Karadschitsch kennen, von dem er viel Anregung empfing und der ihn auch für das Studium der serbischen Sprache und Volksliteratur begeisterte. Die Frucht dieser Studien war eine gelungene Uebersetzung neuserbischer Volkslieder ins Deutsche. Durch einen unglücklichen Sturz auf dem Eise verletzte er sich die Hand dermaßen, daß sie zeitlebens nicht mehr recht zur Führung des Pinsels fähig war. Dies gab seinem Leben eine andere Richtung. Er begab sich zuerst nach Breslau, hielt sich hierauf drei Jahre in Dresden auf, um dann in Italien Heilung von seinem Leiden zu suchen, ohne sie jedoch dort zu finden. Hauptsächlich aber trieb ihn der Drang nach künstlerischer Reife in jenes Wunderland, das es von jeher durch seine Natur- und Kunstwerkfülle jedem kunststrebenden Nordländer angethan, und thatsächlich wurde Kopisch in Italien nicht nur ein gereifter Maler, sondern auch ein bedeutender Dichter, dessen Gedichte in die hervorragendsten Anthologien und Schullesebücher übergingen und so Gemeingut des deutschen Volkes wurden. Nach längerem Aufenthalt in Rom wählte er Unteritalien zum Wohnsitz, das er nebst Sicilien und den Inseln im neapolitanischen Golfe gründlich durchforschte, um sich in die Geschichte dieser classischen Stätten zu vertiefen und sich dieselben seinem dichterischen Schaffen nutzbar zu machen. Hier malte er eine Reihe von Bildern, die sich durch feines Colorit auszeichnen, hier versenkte er sich, durch den Umgang mit Platen angeregt, in den Geist der Poesie des Alterthums, hier verkehrte er mit dem Lustspieldichter Camarino, der ihm das Verständniß des neapolitanischen Dialekts erschloß und ihn selbst als Don Augusto Prussiano auf die Bühne brachte, hier erfaßte er das tiefe Wesen von Dante's „Göttlicher Komödie", die er ins Deutsche übertrug, und mit welcher Liebe er in das Leben und die Eigenthümlichkeiten des neapolitanischen Volksstammes einging und eindrang, beweisen seine „Agrümi, volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln"; hier wurde er auch der zur Berühmtheit gelangte Entdecker der blauen Grotte unter der Felseninsel Capri und hier entwickelte er sich zu dem namhaften, gemüthvollen Dichter, als welchen ihn das deutsche Volk liebt und ehrt. Von nachhaltigem Einfluß auf seine dichterische Entwickelung war der Graf Platen v. Hallermünde, den Kopisch in Neapel kennen lernte und dessen belehrendem und befruchtendem Umgang er viel verdankte. In Neapel war es auch, wo der Dichter das Glück hatte, den preußischen Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV. kennen zu lernen, der für ihn in wahrhaft königlicher Weise sorgte und sein Leben angenehm gestaltete. Dafür aber blieb ihm auch der begnadete Dichter kindlich ergeben, und selten dürfte ein edler Fürst einen edleren Sänger gefunden und gefördert haben, als dies zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Kopisch der Fall war. Als Entdecker der blauen Grotte wurde unser Dichter der populärste Mann in Italien, und er hat seine Entdeckung durch seine farbenreiche Darstellung auch in weitesten Kreisen bekannt gemacht. Noch in Italien fertigte er ein Modell der Insel aus Stuck, und später, in Berlin, fügte er diesem Modell noch ein solches der Grotte hinzu, welches in seiner Naturtreue das Auge derart täuschte,

daß man bei der guckkastenähnlichen Einsicht in die Darstellung die Grotte in natura zu sehen meinte. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Italien kehrte Kopisch im Jahre 1828 nach Deutschland zurück. Wie schwer er schied, und wie sehr er sich doch wieder nach der deutschen Heimath sehnte, beweist sein formschönes Gedicht: „Abschied von Neapel", das er an seine Mutter gerichtet und mit folgendem Geleitbrief abgesandt: „Eben über das schwankende Meer von Sorrent herübergekommen, ergreife ich in Eile die Feder, Dir zu Deinem Geburtstage herzlich Glück zu wünschen, und will versuchen, etwas zu improvisiren, was Dir gefallen möge. Noch schwankt der Boden um mich her, und ich weiß nicht recht, wie es gehen wird. Ich flechte ein, was ich aus meinem Fenster sehe." Seinen Empfindungen in Italien hat er dichterischen Ausdruck in seinen „Südlichen Erinnerungen" gegeben, unter denen namentlich die formschönen Poeme „Schwärmerei für Sorrent", „Aus Sorrent", das Fragment „Anapios und Amphinomos", „Rom" und der vorerwähnte „Abschied von Neapel" hervorgehoben sein sollen. In Breslau und Berlin brachte er im Vereine mit mehreren Künstlern ein großes Diorama von Taormina auf Sicilien und das Pleorama des Golfes von Neapel zu Stande, woran sich eine Anzahl von Oelbildern schloß, unter denen die pontinischen Sümpfe und der Wasserfall bei Terni ganz besonders hervorragen.

Am Ende des Jahres 1837 erhielt Kopisch vom preußischen Kronprinzen den ehrenvollen Auftrag, eine Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam zu schreiben, welchem Auftrag er auch gerecht geworden ist, wenngleich seine Arbeit bei aller Genauigkeit keine besonders anziehende geworden. Wie umständlich er dabei zu Werke gegangen ist, erzählt uns der Geschichtschreiber Alfred Reumont folgendermaßen: „Es war eine im hohen Grade lohnende Aufgabe, und Kopisch schien der rechte Mann, der Absicht des Auftraggebers zu entsprechen. Er fing aber die Sache so ungeschickt wie möglich an. Er wollte zu gleicher Zeit malen, forschen und schreiben und berechnete nicht, wohin das führen mußte. Bei meiner Ankunft in Berlin im Spätsommer 1843 fand ich ihn im Drachenhause im hinteren Theile des Parkes von Sanssouci etablirt, einer jener bizarren Schöpfungen der Rococozeit, an denen dieser Park keinen Mangel leidet. Und womit beschäftigte er sich? Mit etymologischen Untersuchungen über die aus der Wendenzeit stammenden Ortsnamen der Umgebungen Potsdams. Man wird sich nicht darüber wundern, wenn unter solchen Umständen seine Arbeit wenig fortschritt und noch weniger der Absicht des Königs entsprach." Im Jahre 1844 erhielt der Dichter vom König den Professortitel, nachdem er ihm schon früher einen Jahresgehalt ausgesetzt hatte, und 1851 vermählte sich Kopisch mit Marie v. Sellin, mit der er das ihm von der königlichen Gnade verliehene Gärtnerhaus auf dem Vogelschen Weinberge bei Potsdam bewohnte. Doch sollte das Liebesglück des Dichters von keiner langen Dauer sein. Kopisch fühlte das Bedürfniß, wieder einmal im Kreise seiner Freunde zu weilen. Anfangs Februar reiste er mit der geliebten Gattin nach Berlin, theilte den Freunden seine jüngsten Dichtungen mit und versprach ihnen, mit Beginn des Lenzes gänzlich nach Berlin zu übersiedeln, nachdem er an dem einförmigen Leben in Potsdam kein Gefallen finden konnte. Doch war es im ewigen Rathschlusse anders beschlossen. In der Nacht zum 6. Februar 1853 raffte den immer Gesunden, der nie von trüben Ahnungen geplagt wurde, ein plötzlicher Tod hinweg und brachte seinen liederreichen Mund für immer zum Schweigen.

Um Kopisch als Dichter zu beurtheilen, wollen wir hier das Urtheil anführen, das Heinrich Kurz über ihn gefällt und das wir vollinhaltlich bestätigen können. Dreierlei, sagt Kurz, ist an dem Dichter charakteristisch: der Humor, die Anschaulichkeit und die schöne Form seiner Darstellung. Der erste lag in seinem heiteren Wesen, die beiden anderen Seiten waren die Wirkung seiner künstlerischen Bildung und des Umganges mit Platen. Sein heiterer Sinn zieht sich durch seine sämmtlichen Dichtungen und ist selbst in den ernstesten nicht zu verkennen. Die Ausübung der Kunst drängte ihn auch in der Poesie zur plastischen Gestaltung und zur Detailmalerei, worin er meist außerordentlich glücklich ist; ihr hatte er nicht weniger das Streben nach schöner Form zu verdanken, worin er durch den Umgang mit Platen wesentlich bestärkt und gefördert worden. — Sein reichster, goldkörniger Humor sprudelt wohl in seinen „Weinliedern" und „Schwänken", und es wird wohl keinen gebildeten Deutschen geben, der nicht beispielsweise die lustige „Historie von Noah" und die „Histörchen" kennte. Man höre nur das Weinlied: „Der Wein hält sich an":

Der Blumen allerschönste wird stets die Rose sein,
Allein der Pflanzen Krone bleibt immerdar der Wein.
Er sendet aus Verborgnem der Blüthen leichten Duft,
Und wie Gedanken schwanken die Ranken in der Luft.
Und wenn die Trauben schwellen von süßem Moste schwer,
So regt er sich am Stocke und taumelt hin und her.
Er kann sich selbst nicht tragen vor Lust und hält sich an:
Was Wunder, wenn der Trinker allein nicht wandeln kann.
Drum wink' ich, will ich trinken, den lieben Freund herbei,
Und kommen wir ins Schwanken, wir halten uns zu Zwei.

Aehnliche Perlen weinfröhlicher Dichtung sind: „Est, est, est!", „Weinjubel", „Naturstimme", „Das böse Lied", „Der Weinkobold", das allbekannte „Satan und der schlesische Zecher", die „Historie von Noah" und „Das war ein guter Zug". Geschichtliche Stoffe behandelt Kopisch in der Abtheilung „Episches" seiner Gedichte, wo er in „Psaumis und Puras" seine Erzählergabe glänzend bewährt, in seinen Balladen, Romanzen und Geschichten glänzt er überall als feinfühliger, formbeherrschender Dichter, manches Prachtstück befindet sich im Reigen „Vaterländisches", in seinen „Sagen" dringt er tief in die deutsche Volksseele ein, wie dies am deutlichsten an „Old Mütterchen" zu ersehen ist, in der Abtheilung „Scherz und Ernst" zeigt er sich auf seiner dichterischen Höhe, und namentlich sind es die Schwänke, die seinen Namen unsterblich machen, denn auf diesem Gebiete findet er keinen Rivalen. Man braucht nur an die „Histörchen" zu erinnern, eines seiner Meisterstücke, an den „Klabautermann", „Der gestrichene Scheffel", „Der Teufel will Arbeit", „Es trommelt unter der Stadt" u. s. w. Am Eigenartigsten aber ist er in dem herrlichen Cyclus „Allerlei Geister", in dem er die versunkene deutsche Geisterwelt mit ihren gutmüthigen Gnomen, Zwergen, Wichtel- und Heinzelmännchen, Klopfern und Kobolden mit einer Anschaulichkeit und Gefühlstiefe, mit so vollendeter Sprachmalerei und so üppigem Reimreichthum behandelt, daß wir uns bewundernd vor seiner Muse beugen müssen. Die Heinzelmännchen sind in alle Lesebücher übergegangen, überall in deutschen Landen kennt man „Hütchen", den „Klopfer", die „Önnerbänkissen", „Des kleinen Volkes Ueberfahrt", den „Nöck" u. s. w. u. s. w. So wie Kopisch hier erzählt und fabulirt, so hätte es höchstens noch Goethe und vielleicht Rückert getroffen, sonst aber Keiner mehr. Weniger hervorragend sind seine Lieder, Oden und Dithyramben, und von seinen zahlreichen Gelegenheitsgedichten, die er mit spielender Leichtigkeit förmlich auf Bestellung lieferte, kann von einem literarischen Werth nicht recht die Rede sein. Auch als Dramatiker hat sich Kopisch versucht, doch scheint er sich hier seiner Schwächen bewußt gewesen zu sein, weil er die zwei einzigen Dramen „Walid" und „Chriemhild", zwei Trauerspiele, nicht in seine „Gesammelten Werke" aufnahm. Auch neapolitanische Komödien bearbeitete er, so die „Dame Gärtnerin" und „Elsa". — Dante's „Göttliche Komödie" hat er, freilich mit vielen Fehlern, ins Deutsche übertragen und mit Erläuterungen und einem Register herausgegeben, die von seinem ernsten Studium der italienischen Sprache zeugen und heute noch lesenswerth sind.

So tritt uns hier in Kopisch ein Besitz entgegen, dessen wir uns freuen und rühmen dürfen. Es ist unsere Pflicht, am hundertsten Wiegenfeste des liebenswürdigen Dichters wieder einmal nach seinen „Gedichten" zu greifen, wozu diese Zeilen die Anregung gegeben haben wollen.

Bücherbesprechungen.

— Pastor Mahling, Ist das Ziel, welches Wichern der Volkskirche steckte, erreicht? (Vortrag, gehalten in der 4. kirchlich-socialen Conferenz zu Berlin am 12. April 1899.) Berlin, Verlag der Berliner Stadtmission. 50 ₰. — Wir wünschten daß dieser hochinteressante Vortrag, welcher wenig bekannte schöpferische Gedanken des großen Wichern ans Licht bringt, durch das ganze evangelische Deutschland hindurch oben und unten gründlich erörtert würde, wir wünschten, daß er ein Feuer neuer Arbeitsfreudigkeit entzündete, in unsrer Kirche für das Volk. Was einst Hans Sachs von der Wittenberger Nachtigall gesungen, es gilt auch von dem Wittenberger Propheten von 1849: Wacht auf, es nahet gen den Tag! Leider ist Wichern's gewichtige

Stimme, die er für die Regeneration, die innere Wandlung der Kirche der Reformation erhob, die Stimme eines Predigers in der Wüste geblieben. Wir verrathen nur den Grundgedanken: Die Volkskirche der Reformation ist gleich der Staatskirche Constantin's, gleich den großen Nationalkirchen der Germanen, Gothen und Slaven in der Völkerwanderung, in den Windeln geblieben; ein neuer äußerer Organismus, der durch die Kräfte des Evangeliums, durch die innere Mission im weitesten Sinne des Wortes muß ausgestaltet werden. Die Kirche hat die pia cura, durch Wort und Wandel das Christenthum in die Massen hineinzupredigen; dazu aber ist die Seelsorge des Meisters nöthig, wie sie Matth. 9, 35—38 so unvergleichlich kurz, klar und kraftvoll geschildert ist. Wir schlagen vor, daß der Vortrag, ohne die angeschlossene Discussion, zu billigerem Preise in Massen abgesetzt wird. J. J.

— **Walt Whitman, der Dichter der Demokratie.** Von **Karl Knortz**, Schulsuperintendent in Evansville (Indiana). Zweite Auflage. Mit den Beilagen: 1) Neue Uebersetzungen aus „Grashalme". 2) Dreizehn Originalbriefe Whitman's. Leipzig, Verlag von Friedrich Fleischer. 1899. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Der Streit um Walt Whitman's Bedeutung als Dichter wogt auch in seiner Heimath Nordamerika noch unentschieden hin und her, obgleich der Dichter schon seit sieben Jahren im Grabe ruht und sein erstes Werk, die „Grashalme", bereits 1855 erschienen ist. Die Puritaner verketzern ihn wegen der unverhüllten Offenheit, mit der er über geschlechtliche Dinge spricht. Aber auch Andere giebt es, die es nicht für der Mühe werth halten, sich in die maßlos schrullenhafte Ausdrucksweise und in die dunklen Gedankengänge seiner Werke einzulesen. Knortz gehört zu den begeisterten Bewunderern Whitman's, obwohl er seine „Versündigungen am Codex des sogenannten guten Geschmacks, der Metrik und der Grammatik" nicht bestreitet und seine „Schwächen, Schrullen und Idiosynkrasien" weder verschweigt noch beschönigt (S. 50). Schon vor zehn Jahren hat Knortz im Verein mit Rolleston eine Auswahl der „Grashalme" in deutscher Uebersetzung herausgegeben (Zürich, 1889), nicht mit dem gewünschten Erfolge, wie es scheint. Das vorliegende Heft ist in seiner ersten Auflage nur für die Mitglieder des Deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereins in Neuyork gedruckt worden und nur in wenigen Abzügen in den Buchhandel gekommen. Die zweite Auflage wendet sich nun an weitere Kreise. Knortz versucht darin die unleugbaren Härten in Whitman's Wesen und die Einseitigkeit seiner demokratischen Weltanschauung zu erklären aus seinem wildbewegten Leben, von dem er einen Abriß giebt. Weiter bietet er (S. 51—89) neue Uebersetzungen aus den „Grashalmen" und eine Anzahl Briefe (S. 90—95) von Walt Whitman an Karl Knortz. Ob es den Bemühungen von Knortz und Anderen mit der Zeit gelingen wird, auch in der alten Welt dem Dichter eine Gemeinde zu gründen, steht dahin. Daß er „ein ureignes Genie, ein moderner Titane" ist (S. 50), eine scharfgeprägte, aber auch schroffkantige Persönlichkeit, das verräth jedes Wort von ihm. Mit diesem Zugeständniß möchten wir uns aber vorläufig auch begnügen und es im Uebrigen der Zukunft überlassen, ob sich sein Dichterruhm, der auch in Amerika noch hart umstritten ist und nur wenige Herolde gefunden hat, zu allgemeinerer Anerkennung durchringt. Noch zwei Bemerkungen: Wünschenswerth kann es uns nicht scheinen, Whitman's von demokratischem Princip durchtränkter Poesie die Bahn nach Deutschland zu ebnen. Und zweitens: Die Proben, die Knortz hier aus den „Leaves of grass" giebt, muthen uns nach Form und Inhalt so fremdartig an, daß sie uns zum Beweise für Whitman's dichterische Größe nicht ausreichen können. R. B.

— **Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung.** Von **v. Blume**, General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterie-Regiments Herwarth v. Bittenfeld (1. Westfälischen) Nr. 13. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1899. II, 82; 8°. Preis: 1,50 ℳ — Trotzdem daß die vorliegende Abhandlung im Grunde genommen nichts Neues bringt, da sie sich hinsichtlich der urkundlichen Basis auf Moltke's 1896 von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes in drei Abtheilungen veröffentlichte Militärische Correspondenz von 1870/71 stützt, rechne ich sie zu den verdienstvollsten kriegsgeschichtlichen Arbeiten der letzten Jahre. Wie wenige — so darf ich wohl mit Recht fragen — wie Wenige giebt es, die sich in jene eben erwähnte Publication wirklich vertiefen? Aber wie viele giebt es auf der anderen Seite, die mit unerschütterlicher Ueberzeugung von „pflichtvergessener Nachgiebigkeit gegen fremdartige, dem vaterländischen Interesse schädliche Einflüsse" sprechen, wenn von der bei der 70er Beschießung eingetretenen Verzögerung die Rede ist! Solche — ich scheue mich nicht, dies Wort zu gebrauchen — albernen Gerüchte, die sich fast schon eine Art Heimathsrecht bei uns erobert hatten, gründlich zu zerstören, das ist ein großes Verdienst; und je kürzer und handlicher die Widerlegung ist, desto weitergehend wird ihr Einfluß sein. Mit klaren, deutlichen Strichen zeichnet der dazu vor allen Anderen berufene Verfasser — er war 1870/71 Cabinetschef Moltke's — ein Manchen vielleicht überraschendes Bild von der Stellung, die sich der „greise Schlachtendenker" allmälig zu erringen verstanden hat. Zu erringen: nicht durch dreistes Sichvordrängen, sondern durch Erfolge, nur durch Erfolge. Im dänischen Kriege: Roon—Bismarck ohne Moltke, im deutsch-österreichischen: Bismarck—Roon—Moltke, im deutsch-französischen: Moltke ohne Bismarck und Roon — das ist mit dürren Worten, die natürlich cum grano salis verstanden sein wollen, die maßgebende Gruppirung gewesen. Nun kommt es natürlich für die Beurtheilung der verleumdeten Vorgänge ganz oder wenigstens hauptsächlich auf den Standpunkt an, den man hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Politik und Kriegführung einnimmt. General v. Blume bekennt sich zu dem Grundsatze Clausewitzens: der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, und unter diesen stehen die militärischen Gewalthandlungen, wodurch der Gegner niedergeworfen werden soll, im Vordergrunde. So muß zwar die Heeresleitung auch während des Krieges unter Umständen dem politischen Führer Einfluß verstatten, aber der Sieg der Waffen ist das Entscheidende; um diesen zu erreichen, muß die Heeresleitung freie Hand haben. Passen nun Kanzler, Kriegsminister und Generalstabschef zu einander, so wird sich (wie es 1866 fast in idealer Weise eintraf) der Erfolg unmittelbar an die Fersen des politisch Kriegführenden heften; nehmen aber die Reibungen so überhand, daß sie das Einvernehmen heftig stören und zu Zeiten überhaupt in Frage stellen, so wird das Ganze unbedingt darunter leiden müssen. Und so war's thatsächlich Ende 1870. Der Verfasser versteht es vortrefflich, dem Wirken der drei Heroen in einer Weise gerecht zu werden, die jeden vorurtheilslos Prüfenden befriedigen muß. Hyperbismarckianer freilich werden wahrscheinlich, die historische Wahrheit verschmähend, die Grundlage: die Clausewitz'schen Folgerungen, einfach ablehnen; dann muß allerdings das darauf aufgerichtete Gebäude einen Riß bekommen. Ich gehöre nicht zu diesen Leuten. Ht.

— **Heinrich Seidel's erzählende Schriften.** 1. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta. — Seidel's Schriften haben wir dem Leser stets mit Vergnügen angezeigt. In einer vielfach zum Pessimismus und zum Häßlichen neigenden Zeit muthet uns dieser mit einem behaglichen Humor ausgestattete, das Angenehme im Menschenleben zeigende und bei ihm mit Liebe verweilende Dichter doppelt an, wenn wir uns auch sagen müssen, daß seine Schilderungen vielfach den Charakter des Rosigen gar zu sehr tragen und über das Tragische im Leben zu leicht hinweghuschen. Besonders zu Dank verpflichtet sind Seidel die Frauen und Mädchen, die er stets mit großer Liebenswürdigkeit zu zeichnen weiß, wennschon er ihre wirkliche Natur und Tiefe nicht recht erschöpft. Diese Schwächen sollen uns nicht abhalten, uns weiter mit diesem Verkündiger reizenden Humors, stillen Glückes und enger, anheimelnder Verhältnisse, echt deutschen Familienlebens, dem Maler köstlicher Sonderlingsnaturen zu beschäftigen, der uns durch seine vielfachen guten Seiten doch für Mangelndes zu entschädigen weiß. Diese neue Gesammtausgabe der erzählenden Schriften Seidel's, die wir hiermit gern empfehlen und weiter verfolgen wollen, soll in 53 Lieferungen (à 40 ₰) oder 7 Bänden enthalten: Leberecht Hühnchen, Vorstadtgeschichten, Geschichten und Skizzen aus der Heimath, Phantasiestücke, Aus meinem Leben. Für diese Ausgabe ist nicht, wie in den bisherigen Einzelausgaben Seidel's, die Antiqua, sondern die deutsche Letter gewählt worden, was vielleicht nicht nebensächlich zu erwähnen ist, da die Antiqua vielen Lesern nicht behagt. J. R.

— **Percy Bysshe Shelley von Helene Richter.** Mit dem Bildniß des Dichters. Weimar, Emil Felber. ℳ 10. — Dem großen Publicum ist Shelley wohl nur dem Namen nach bekannt. Während Lord Byron, mit dem Shelley Berührungspunkte hatte, ausgewählteren Leserkreisen durch seinen Don Juan, Childe Harold und die kleineren poetischen Erzählungen, dem Theaterpublicum durch den Manfred kein bloßer Klang ist, muß man schon literarische Kenner und Feinschmecker aufsuchen, um

von ihnen etwas über Königin Mab, den entfesselten Prometheus, das düstere Drama Die Cenci u. A. m. zu erfahren. Immerhin war Shelley mit Byron nach der großen puritanischen und französirenden Strömung, die dem Vergessen Shakespeare's folgte, der bedeutendste Dichter Englands und eine ausgeprägte Persönlichkeit, die zwar einseitig war und mit ihrem theils hellenisirend freien, theils modern atheistischen Wesen nicht immer ansprechend anmuthet, ja den Widerspruch herausfordert, aber doch fesselt. Dieser Charakter prägt sich auch in dem ganzen etwas abenteuerlichen Leben Shelley's aus, das mit einer vorzeitigen Ehe begann, sich vielfach in wilde Liebesverhältnisse und ein unruhiges Umherschweifen verlor und nicht uncharakteristischer Weise damit endete, daß der Dichter das Opfer einer Bootsfahrt im mittelländischen Meer ward. In der zweiten Hälfte seines nicht langen Lebens wird der geniale, oft ins Wüste ausartende, dann wieder durch bessere Verhältnisse gehobene Lord Byron sein Begleiter, ohne ihm doch innerlich sonderlich näher zu treten. Die Verfasserin hat es verstanden, die mäandrischen Windungen dieses räthselvollen Daseins und seiner Irrgänge bis ins Einzelne zu verfolgen und uns klar zu machen. Sie hat keine Mühe gescheut, Zeugnisse für seine Entwickelung beizubringen, die sie nicht zu entschuldigen, wohl aber zu erklären sucht, indem sie mit großer Liebe den Spuren ihres Helden nachgeht, ohne doch blind zu sein für seine Schwächen. So kommt es, daß sie uns Shelley, der uns zu Anfang trotz seiner Größe und Bedeutung doch eigentlich ziemlich fern steht, ja kalt läßt, im Laufe der Geschichte seines Lebens doch innerlich näher zu bringen weiß, so daß wir diesen zweifelsohne bedeutendsten britischen Dichter, einen der letzten großen, ehe die Seeschule kam, um dann die ein wenig geleckte Hofpoesie der Tennyson und Genossen zum Nachfolger zu haben, doch respectiren müssen. Die vielen Vorzüge des Dichters, der uns vermöge seines vorwiegend philosophischen Charakters und seiner Neigung, sich gleich Ikarus und Euphorion ins Weltall zu verlieren, doch kühl läßt, seine Seefrische, möchten wir sagen, werden uns wohl nahe und zu Gemüthe geführt. Trotzdem glauben wir, daß Shelley stets nur für eine Gemeinde zu haben sein wird, noch mehr, wie sein Geistesgenosse Lord Byron, der doch einen weiteren Kreis von Verehrern zählt, und daß er nie jene Popularität erlangen wird, wie etwa Shakespeare oder Milton, was zweifellos in ihm selbst liegt, in seinem Wesen, seiner Dichtung, die stets Caviar fürs Volk sein und bleiben wird.

J. R.

— Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung. Von Professor Dr. J. Nover in Worms. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow, neue Folge Heft 312.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Königliche Hofverlagsbuchhandlung, 1899. Preis 75 ₰. — Mit dieser Arbeit wendet sich der in der deutschen Sagenliteratur wohlbewanderte Verfasser, der in derselben Sammlung auch schon die Tellsagen und die Thiersage behandelt hat, namentlich an die Bewunderer von Richard Wagner's Musikdramen. Daß Wagner bei aller genialer Umgestaltung und dramatischen Zuspitzung doch, soweit es ihm möglich ist, treu an den wesentlichen Zügen der Sagenüberlieferung festzuhalten pflegt, darf im Allgemeinen als bekannt gelten. Dies für die Lohengrinsage im Einzelnen nachzuweisen ist der Zweck von Nover's Vortrag. Der Verfasser giebt in gedrängter Form das von der gelehrten Forschung Ermittelte über die Herkunft und die älteste Form der Sage, ihre spätere verschiedenfache dichterische Ausgestaltung, die mystische, christliche Vertiefung des Lohengrin-Mythus und schließt mit einer begeisterten Verherrlichung dessen, was Wagner's Kunst aus dieser geheimnißvollen und tiefsinnigen Legende gemacht hat. Nover zieht selbst aus der altgriechischen Göttersage verwandte Züge heran — Jupiter und Semele, Amor und Psyche, Leda — und findet den Grundzug der Sage in der Darstellung der tragischen Bestrafung frevler Neugier. Die durchsichtige und fesselnde Sprache macht den Vortrag zu einer angenehmen Lectüre; doch wäre wohl mancher Leser dankbar gewesen, wenn einige Quellennachweise beigefügt worden wären.

R. B.

— Hainot. Die Liebe zweier Weltkinder. Von Gustav Adolf Müller. Mit dem Vollbild des Dichters. Leipzig, Verlag von Walther Fiedler. — Der in Bremen lebende Dichter, Süddeutscher von Geburt, hat bereits zwei epische Dichtungen, „Die Nachtigall von Sesenheim" und „Der Pfeifer von Dusenbach", veröffentlicht, die meines Wissens bei Kritik und Publicum eine sehr günstige Aufnahme gefunden haben. Auch Müller's neueste Dichtung, „Hainot", darf als eine dankenswerthe Gabe von jedem Freunde echter Poesie willkommen geheißen und auch Damen, die nicht allzu prüde sind, in die Hand gegeben werden. Denn wer aus dem Untertitel „Die Liebe zweier Weltkinder" etwa den Schluß ziehen möchte, in diesem Werke Stoff zur Befriedigung niederer Sinnenlust zu finden, wie leider in so vielen Erzeugnissen der sogenannten Moderne, der dürfte sich gründlich verrechnet haben. Diese Dichtung ist nach Sprache und Inhalt keusch, selbst da, wo sie eine Weile nach gewöhnlicher Ansicht auf einen wenigstens geistigen Ehebruch hinauszulaufen scheint. Der Dichter versetzt uns zunächst nach Littauen, in die Zeit, da im alten Deutschen Reiche noch die Reichsstädte in Blüthe standen. Frau Hainot haust da als junge Wittwe, nachdem sie, das Kind armer Eltern, frühzeitig ohne Liebe das Weib eines geachteten Gutsbesitzers geworden war und diesem drei Kinder geschenkt hatte. So sehr sie ihren Gatten um seiner Ehrenhaftigkeit willen hochgeschätzt hat und auch nach dem Tode noch hochschätzt, so sehnt sich das Herz des jungen Weibes, das uns als ein echtes Sonnenkind geschildert wird, doch nach mehr, als ihr der Verstorbene hat geben können: ihr Herz glüht voll heißer Sehnsucht nach einem Mann, der sie ganz versteht und dem sie sich in voller Liebe hingeben kann, wie er sich ihr. An einem Christabend führt ihr nun ein glücklicher Zufall das heißersehnte Ideal zu, das ihr bisher in ihren Träumen vorgeschwebt, den gleich ihr hochgesinnten und gleich ihr von Haus aus armen Dichter Walther aus einem Dorfe des südlichen Badens. Walther hat gleich Hainot frühzeitig einen Ehebund mit einem Wesen geschlossen, das ihn nicht versteht, nicht verstehen kann, mit einer ganz gewöhnlichen Person, zu der ihn lediglich das Mitleid getrieben und die seiner Liebe gar nicht würdig ist. Nachdem er durch das Weib gleichfalls Vater dreier Kinder geworden ist, reißt er sich, leichtsinnig freilich, wie er sich mit ihr früher verbunden, von ihr los, geht auf die Wanderschaft und verdient sich seinen Unterhalt als fahrender Sänger. Auf seinen Wanderungen kommt er dann zuletzt in die Nähe von Hainot's Besitzung und bricht an einem Weiher kraftlos und gänzlich erschöpft zusammen. Hainot pflegt den anscheinend Todtkranken, und sofort fühlen Beide, daß eins fürs andere bestimmt ist, und nachdem Walther rasch genesen, gestehen Beide einander ihre heiße Liebe. Noch aber dürfen sie ja in Ehren nicht vor der Welt einander angehören, und so entschließt sich Walther, um den neuen Liebesbund nicht länger des Segens der Kirche entbehren zu lassen, die Ehe mit seinem unwürdigen, wenn auch trotzdem rechtmäßigen verlassenen Weibe, das ihn gar nicht weiter entbehrt hat, mit Zustimmung dieser Frau, für die er im Uebrigen weiter sorgen will, damit sie keine Noth leidet, scheiden zu lassen. Er begiebt sich in dieser Absicht mit Hainot nach seiner Heimath, wo seine wahnsinnige Mutter den neuen Liebesbund ihres Sohnes segnet, wo aber Hainot und Walther durch rachsüchtige Bauern als vermeintliche Ehebrecher überfallen werden und nahe daran sind, mit dem Tode zu büßen, bis die Einwohner des nahen Reichsstädtchens das Liebespaar aus seiner bedrängten Lage befreien. Walther erfährt, daß sich sein verlassenes Eheweib, das sich aus Haß zuerst seinen Bedrängern angeschlossen hatte, aus Reue über diesen Schritt ertränkt hat und nunmehr der Vereinigung Walther's mit seiner Hainot, die auch Walther's Kinder zu sich nimmt, nichts mehr im Wege steht. Die Personen der schönen und ergreifenden Dichtung sind von Müller mit großem Geschick und lebenswahr gezeichnet, so der trotz seiner jugendlichen Verirrung doch wackere und einer so keuschen, holden und gütigen Ehefrau, wie Hainot werthe Walther, so namentlich das vom Dichter mit großer Liebe gezeichnete Sonnenkind Hainot und, um von den Uebrigen nur noch eine Person zu nennen, der treue, philosophische und humorvolle Knecht Knut. Die ganze Erzählung ist gut und glaubhaft erfunden, die Sprache poesievoll, ohne je schwülstig zu werden, das zumeist trochäische, stellenweise jambische, einmal auch trochäische Versmaß tadellos. Die eingestreuten Lieder Walther's und seiner Hainot endlich sind von seltener Innigkeit und einige von ihnen wahre Perlen der Poesie. Einem Dichter, der derlei im Einzelnen wie als wohlabgerundetes Ganzes zu schaffen vermag, darf die Kritik, die ihre Aufgabe ernst nimmt, ihre volle freudig gezollte Anerkennung nicht versagen.

Prof. Dr. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 63. Sonnabend, den 27. Mai, Abends. 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

(Fortsetzung aus Nr. 132 vom vorigen Jahre.)

Befehlsgebung für den 30. August.

Der Aufmarsch der beiden deutschen Armeen war am 29. August derart gefördert, daß Abends 7¼ Armeecorps in und nahe hinter der 3½ Meilen langen Linie Nouart-St. Morel (1 Meile südlich Bouziers) standen[1], nur das VI. Corps mit dem Gros in Vienne noch etwa 2 Meilen südlich davon.

Vom Feinde war am Abend im Obercommando bekannt, daß mehr als eine Division den Sachsen bei Nouart gegenüber stand und daß eine auf mehr als ein Corps geschätzte Colonne vor der Garde vorbeigezogen war. In Verbindung mit den bei dem Marquis Grouchy gefundenen Nachrichten[2] schloß man im Obercommando daraus auf einen Marsch des Feindes in nordöstlicher Richtung zur Maas, rechnete aber darauf, Theile desselben noch erreichen zu können.

Unerwartet höherer Befehle wurden deshalb die für den Angriff erforderlichen Maßregeln schon am 29. Abends in Erwägung gezogen[3], welche jedoch im Näheren erst festgesetzt werden konnten, nachdem einerseits das Große Haupt-Quartier bestimmt hatte, wie die beiden nunmehr nahezu in gleiche Höhe gelangten beiden deutschen Armeen nach Zeit und Ort zusammenwirken sollten, und nachdem andererseits in Erfahrung gebracht worden war, wo die nächsten feindlichen Kräfte die Nacht zugebracht hatten. Das Obercommando gab deshalb vorläufig nur Befehl, daß um 6½ Uhr Morg. Officiere mit den Frühmeldungen und um 8 Uhr die commandirenden Generale im H.-Q. Bayonville sich einfinden, die Truppen aber nach zeitigem Abkochen von 9 Uhr Morg. auf den Biwakplätzen marschbereit sein sollten.

Wortlaut des 1. Armeebefehls:

„H.-Q. Bayonville, 29. 8. 70.[4])

Die Truppen kochen morgen früh so zeitig ab, daß sie um 9 Uhr auf den Biwaksplätzen marschbereit sind. Morgen früh 6½ Uhr schickt jedes Armeecorps einen Officier zum Befehlholen ins Haupt-Quartier. Derselbe muß vollständig orientirt sein über Alles, was beim Corps während der Nacht vorgegangen ist, und muß die Meldungen der bei Tagesanbruch vorgehenden Patrouillen mitbringen.

Um 8 Uhr ersuche ich die commandirenden Herren Generale sich mit Stabschefs in meinem Hauptquartier Bayonville einzufinden.[5]) ...... Da morgen ernste Gefechte bevorstehen, so haben die Truppen darauf Bedacht zu nehmen, daß leere Wagen mit Stroh den Sanitätsdetachements attachirt werden (8 bis 10 per Detachement).

Albert, H. z. S."

Dieser Befehl ist nach Eintreffen der zu den vorderen Corps entsandten Officiere, sowie des Oberstleutnants v. Brandenstein, welcher dem Gefecht bei Nouart beigewohnt hatte, erlassen und als letzterer dann auch im Großen Haupt-Quartier seine Meldung erstattet und ebenfalls der zur Garde geschickte Oberstleutnant Bronsart v. Schellendorff nach Grand Pré zurückgekehrt war, wurde dort um 11 Uhr der bereits am vorigen Tage angekündigte Angriffsbefehl erlassen, für welchen außerdem die aus der Brieftasche des gefangenen französischen Generalstabsofficiers sich ergebenden Nachrichten, sowie Meldungen der 6. Cavallerie-Division vorlagen, wonach der Feind von Voncq auf Le Chesne marschirt und dort zahlreiche Läger gesehen, Quatre Champs, Voult aux Bois und Belleville aber noch von Infanterie besetzt seien.[6])

Beide Armeen wurden deshalb gegen die Linie Beaumont—Le Chesne vorbeordert und, weil die III. Armee noch weiter entfernt war als die Maasarmee, der Aufbruch der letzteren erst auf 10 Uhr Morg. befohlen, der ersteren aber vorgeschrieben, durch frühes Ausbrechen bis dahin die gleiche Höhe zu erreichen.

„H.-Q. Grand Pré, den 29. August 1870, 11 Uhr Ab.[7])

Alle heute eingegangenen Nachrichten stimmen darin überein, daß die feindliche Armee sich morgen Vormittag mit ihren Hauptkräften zwischen Beaumont und le Chesne, event. südlich dieser Linie befinden wird. Se Majestät befehlen den Angriff auf den Feind.

Rechts rückt die Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen um 10^{u} V. über die Linie Beauclair—Fossé in der Richtung auf Beaumont vor. Ihr stehen die Wege östlich der großen Straße Buzancy—Beaumont zur Verfügung. Das Gardecorps, welches zunächst in Reserve zu nehmen ist, muß jene Straße um 8^{u} V. geräumt haben.

Die dritte Armee dirigirt sich, frühzeitig aufbrechend, mit ihrem rechten Flügel über Buzancy auf Beaumont und ist bereit, den Angriff Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen mit zwei Armeecorps zu unterstützen, während für die übrigen Corps zunächst mehr die Richtung auf le Chesne einzuhalten ist. Ein Bataillon der dritten Armee behält Grand Pré besetzt.

Se. Majestät der König begeben Sich um 10^{u} V. von hier nach Buzancy.

v. Moltke."

Später meldete die 6. Cavallerie-Division ganz richtig den Abzug des Feindes aus allen vorher als noch besetzt bezeichneten Orten nach Nordosten, und thatsächlich hatte er sich im Laufe des 29. derart nach Osten zusammengeschoben, daß er sich Nachts nur noch vor der Front der Maasarmee befand, nämlich mit dem 5. Corps dem sächsischen gegenüber in Beaumont, mit dem 7. der Garde gegenüber bei St. Pierremont-Oches, weiter rückwärts mit dem 1. Corps und der 2. Cavallerie-Division bei Raucourt und mit dem 12. Corps und der 1. Cavallerie-Division auf dem rechten Maasufer bei und südlich Mouzon.

Da sich nun das vor der Maasarmee noch links der Maas befindliche Gros der feindlichen Armee behufs Uebergang bei Mouzon, Villers devant Mouzon und Remilly auch am 30. im Allgemeinen weiter in nordöstlicher Richtung bewegte und dadurch noch mehr von der III. Armee entfernte, so vergrößerte sich der Abstand derart, daß nur deren rechter, über Buzancy-Sommauthe vorgehender Flügel an den Gegner herankommen und am Kampf theilnehmen konnte.

* * *

Schon vor dem Eintreffen des Befehls des Großen Haupt-Quartiers hatte sich das Obercommando, wie schon erwähnt, damit beschäftigt, die Art des Vorgehens zu erörtern und namentlich

---

[1]) XII. in und südlich Nouart, Garde bei Buzancy, IV. zu beiden Seiten von Rémonville, I. bayerisches Corps bei Sommerance und St. Juvin, II. bayerisches Corps Marcq, V. Bégu-Grand Pré, württembergische Division unmittelbar dahinter, XI. St. Morin-Monthois. — Vor dem linken Flügel befanden sich drei Cavallerie-Divisionen und zwar die 5. bei Attigny, die 6. bei Brizy, die 4. bei Bouziers. — Die 2. Cavallerie-Division stand in der linken Flanke bei Grateuil und beobachtete gegen Reims.

[2]) Vergl. in der früheren Darstellung den Auszug aus der Brieftasche dieses am 29. Aug. früh gefangen genommenen französischen Generalstabsofficiers.

[3]) S. auch G.-St.-W. Bd. 2 S. 1034.

[4]) Zeit nicht angegeben. Es ist deshalb nicht festzustellen, welche Abendmeldungen bereits eingegangen waren.

[5]) Hier folgen Anordnungen für Heranziehung von Lebensmitteln aus Etain.

[6]) Meldung 1 u. 2. S. G.-St.-W. 2. Band, S. 259* u. 260*, sowie S. 1031 u. 1032.

[7]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 263. Auf der an das Obercommando der Maasarmee gelangten Ausfertigung befindet sich der Zusatz: „Nach Ankunft des Oberstlieutenants v. Brandenstein."

Anmarschwege durch die großen vor der Armee befindlichen Wälder aufzusuchen. Zwischen den großen Straßen von Stenay nach Beaumont und von Buzancy nach Sommauthe waren auch noch drei aus der Gegend von Nouart in die südlich von Beaumont führende, schwach gezeichnete und anscheinend nur zur Holzabfuhr dienende Wege herausgefunden worden. Aus den nur zur Verfügung stehenden Abdrücken der theilweise veralteten französischen Generalstabskarte ließ sich aber nicht erkennen, in wie weit sie überhaupt gangbar und ob Brücken über den zu überschreitenden Wammebach vorhanden waren. Da nun das Große Haupt-Quartier die Straße von Buzancy nach Sommauthe der III. Armee überwiesen hatte, blieben für die Maasarmee nur noch vier überhaupt mögliche Wege übrig und das Obercommando stellte an jedem derselben eine Division des IV. und XII. Corps bereit, während die in Reserve zu nehmende Garde angewiesen wurde, die erstgenannte Straße zu räumen und sich östlich derselben aufzustellen.

Die Anfangspunkte: Beauclair, Gehölz östlich Nouart, Nouart selbst und Fossé lagen derart, daß die Armee aus einer Front von etwa einer Meile den Vormarsch anzutreten hatte, welche sich beim Austritt aus dem Walde auf ¾ Meile verringerte.

Damit die Corps rechtzeitig zur Stelle waren, konnte, zumal das IV. Corps noch über eine Meile von den für sie bestimmten Anfangpunkten entfernt stand, das XII. und die Garde nach Osten herüberzurücken hatten, und auch wegen des Abkochens weitere Befehlsgebung vor Tagesanbruch erforderlich war, dazu das Eintreffen der Frühmeldungen nicht abgewartet werden und erging deshalb am 30. August 3 Uhr Morg. ein zweiter, die vorbezeichnete Bereitstellung anordnender Armeebefehl. Das Antreten selbst und die auf Grund der letzten Nachrichten noch hinzuzufügenden näheren Anordnungen mußten noch vorbehalten bleiben.

2. Armeebefehl für den 30. August.

1) An das IV. und XII. Armeecorps.

„H.-Q. Bayonville den 30. Aug. 1870 früh 3 Uhr.

Seine Majestät der König haben befohlen, daß die Armee-Abtheilung heute Morgen 10 Uhr zum Vormarsch auf der Linie Beauclair-Fossé in der Richtung auf Beaumont bereitstehen soll. Dementsprechend haben das IV. und XII. Corps so zeitig abzukochen, daß um 10 Uhr ausgeruht zum Vormarsch bereit stehen: die 8. Infanterie-Division bei Fossé, die 7. Infanterie-Division bei Nouart, eine Division des XII. Corps westlich des Gehölzes von Nouart, eine Division des XII. Corps bei Beauclair. — Die befehlholenden Officiere haben anstatt ½7 Uhr bereits um 6 Uhr hier einzutreffen.

Von Seiten des Obercommandos der Armee-Abtheilung der Maas.
v. Schlotheim."

2) An das Gardecorps.

„H.-Q. Bayonville den 30. Aug. 1870, früh 3 Uhr.

Se. Majestät der König haben befohlen, daß das Gardecorps die Straße Buzancy-Beaumont heute früh 8 Uhr geräumt haben soll, damit auf derselben Truppen der III. Armee vorrücken können. Demzufolge hat das Gardecorps noch vor 8 Uhr eine Rendezvousstellung östlich Buzancy zwischen diesem Orte und dem Bois de la Folie zu beziehen und nur die Avantgarde in ihrer jetzigen Aufstellung so lange zu belassen, bis das erste Armeecorps der III. Armee Buzancy passirt hat. Die Cavallerie-Division wird sich gleichfalls noch vor 8 Uhr südöstlich von Buzancy aufzustellen haben. Es erscheint unter diesen Umständen angemessen, daß das Gardecorps erst in dieser neu einzunehmenden Stellung abkocht, welche so zeitig zu beziehen sein dürfte, daß das Corps um 10 Uhr wirklich abgekocht hat und zum Abmarsch bereit ist. Der befehlholende Officier hat anstatt ½7 Uhr schon um 6 Uhr hier einzutreffen.

Von Seiten des Obercommandos der Armee-Abtheilung der Maas.
v. Schlotheim."

Der vom Großen Haupt-Quartier angeordnete Austausch zwischen der Garde und dem IV. Corps war vom Obercommando schon früher in Aussicht genommen und auch dem Großen Haupt-Quartier gegenüber bereits zur Sprache gebracht worden[8]), weil letzteres Corps durch seine Entsendung nach Toul auch an den Schlachten von Metz nicht betheiligt gewesen war und darauf brannte, sich ebenfalls mit dem Feinde zu messen, während andererseits die Garde am 18. August sehr zusammengeschmolzen und noch kein Nachschub bei ihr eingetroffen war. — Da das IV. Corps jedoch beim Antritt des Vormarsches nach Westen am weitesten südlich stand, dadurch während desselben auf den linken Flügel der Armee und so beim Abschwenken nach Norden in das letzte Treffen gerieth, so war der Wechsel erst jetzt möglich geworden und verschaffte dem IV. Corps auch sofort die ersehnte Gelegenheit zu Kampf und Sieg.

* * *

Durch die im Laufe der Nacht, sowie Morgens 6 Uhr von den zum Befehlsempfang eintreffenden Officieren eingehenden Nachrichten gewann das Obercommando eine ganz zutreffende Anschauung von den Bewegungen und augenblicklichen Stellungen der zunächst befindlichen Theile der französischen Armee.

Danach befanden sich schon am 29. August Theile derselben auf dem rechten Maasufer bei Mouzon und südlich bis Inor[9]). Links des Flusses war bei Beaumont ein feindliches Lager gesehen[10]) und der bei Nouart gewesene Feind dahin zurückgegangen[11]), während endlich die vor der Garde vorbeimarschirten feindlichen Massen in St. Pierremont und Oches die Nacht zugebracht haben[12]).

Auf letztgenannte Orte ging schon der rechte Flügel der III. Armee vor, für die Maasarmee kam also zunächst nur der bei Beaumont gemeldete Feind in Betracht und wenn auch erkannt wurde, daß der Marschall Mac Mahon voraussichtlich am 30. den Uebergang über die Maas und zwar nördlich von Stenay fortsetzen werde, so ging das Obercommando doch von der Annahme aus, die nach den vorliegenden Meldungen erst in der Nacht nach Beaumont zurückgegangenen feindlichen Kräfte dort noch zu treffen. Es setzte deshalb voraus, in der Gegend dieses Städtchens auf starken Widerstand zu stoßen, und war nicht ohne Sorgen, ob es gelingen werde, glücklich aus dem Walde heraus und zur Entwicklung zu kommen. In dem schon vorbereiteten und die vorher gegebenen Anordnungen ergänzenden eigentlichen Angriffsbefehl von 6 Uhr Morg. wurden deshalb die Anmarschwege ganz genau angegeben, sowie empfohlen, die Corpsartillerie, beim XII. Corps auch die Cavallerie-Division, den äußeren Divisionen zuzutheilen und mit Rücksicht auf das sehr bewaldete Gelände diesen folgen zu lassen. Das Gardecorps sollte sich zunächst hinter der Mitte der Armee westlich von Nouart aufstellen, alle Trains zurückgelassen werden.

3. Armeebefehl für den 30. August.

„H.-Q. Bayonville, den 30. August 1870, Morg. 6 Uhr.

Alle gestern eingegangenen Nachrichten stimmen dahin überein, daß die feindliche Armee sich heute Vormittag mit ihren Hauptkräften zwischen Beaumont und Le Chesne event. südlich dieser Linie befinden wird.

Se. Majestät der König haben den Angriff auf den Feind befohlen und wird die Armee-Abtheilung um 10 Uhr als rechter Flügel über die Linie Beauclair-Fossé in der Richtung auf Beaumont vorrücken. Die Wege östlich der großen Straße Beaumont-Buzancy stehen ihr hierzu zur Verfügung. Demzufolge werden um 10 Uhr die 8. Infanterie-Division von Fossé, die 7. Infanterie-Division von Nouart, eine Division des XII. Corps von dem Gehölze vor Nouart aus, die andere Division des XII. Corps von Beauclair aus den Vormarsch, event. den Angriff auf den Feind antreten.

Mit Rücksicht auf das sehr bewaldete Terrain empfiehlt es sich, daß das IV. Corps seine Corps-Artillerie der 8. Infanterie-Division, das XII. Corps seine Corps-Artillerie und seine Cavallerie-Division der über Beauclair vorgehenden Division folgen läßt.

Die einzuschlagenden Wege sind:

für die 8. Infanterie-Division von Fossé über Belval westlich am Etang la Forge vorbei durch das Bois du Petit Dieulet in gerader Richtung auf Beaumont;

für die 7. Infanterie-Division von Nouart über Grand Champy in nördlicher Richtung durch das Bois de Belval und die Ferme de Belle Tour auf das offene Terrain südöstlich von Beaumont;

für eine königl. sächsische Infanterie-Division[13]) auf dem Wege östlich vom Bois de Nouart nach Beaufort und von hier in nordwestlicher auf Beaumont gehender Richtung durch den Forêt de Dieulet, auf dem Wege, welcher nach Ferme de Belle Tour führt, beim Austritt aus dem Walde in mehr nördlicher Richtung über das offene Hügelterrain. Die andere königl. sächsische Infanterie-Division[14]) geht von Beauclair auf der Straße bis Laneuville vor und benutzt von hier die Chaussee von Stenay nach Beaumont.

Das Gardecorps, welches bestimmt ist, zunächst in Reserve zu treten, rückt um 10 Uhr von seiner jetzigen Aufstellung westlich des Bois de la Folie in eine Rendezvousstellung westlich von Nouart.

Ich werde mich von 10 Uhr an auf der Höhe westlich von Nouart aufhalten.

Die Trains sind corpsweise vereinigt hinter den heutigen Biwaks der Truppen zurückzulassen.

Albert,
H. z. S., Gen. d. I."

---

[8]) Am 28. August, in den Tagen, an welchen das Gr. H.-Q. ausnahmsweise die Bewegungen der einzelnen Corps selbst bestimmte. S. Moltke, Mil. Correspondenz S. 260, Schlußsatz von Nr 280.

[9]) Meldung des Zieten-Husaren- und 2. Reiter-Regts.

[10]) Meldung des 2. Reiter-Regts.

[11]) Meldungen der Vorposten des XII. Corps und der Garde. Die ersteren glaubten Anfangs, daß der Rückzug des Feindes auf Stenay ginge.

[12]) Meldungen des 1. Reiter-Regts., der 1. Garde-Ulanen (Rittmeister v. Scholten) und anderer Theile der Garde-Cavallerie.

[13]) 24. Division.

[14]) 23. Division.

Die bis zum Austritt aus dem Walde zurückzulegende Entfernung war für drei Divisionen etwa dieselbe, nur die auf dem rechten Flügel vorgehende 23. Division hatte bis dahin eine längere Strecke zurückzulegen, jedoch zum größeren Theil auf der festen von Stenay nach Beaumont führenden Straße. Bei gleichzeitigem Abmarsch konnten deshalb die vier Divisionen auch etwa gleichzeitig zur Entwicklung schreiten, bestimmt rechnen ließ sich darauf jedoch schon deshalb nicht, weil nicht einmal sicher war, ob die auf der Karte verzeichneten Wege überhaupt noch vorhanden und in welchem Zustande sie nach dem langen Regen waren.

Die Wälder treten im Süden, von wo das IV. Corps anmarschirte, bis auf 3000 Schritt an Beaumont heran und gerade der Aufmarsch dieses Corps konnte von den zwischen Wald und Stadt befindlichen Höhen erschwert und mindestens bis zum Eingreifen des XII. Corps überhaupt verhindert werden, ebenso wie letzteres Corps, wenn es mit einer oder selbst zwei Avantgarden vor dem Nachbarcorps auf Beaumont vorging, einem thätigen Feinde gegenüber in ungünstige Lage gerathen mußte. Genug, es bestand die Gefahr, daß die zuerst heraustretenden Theile der Armee zurückgeworfen wurden, bevor sie von den anderen unterstützt werden konnten.

Als sich die commandirenden Generale um 8 Uhr in Bayonville eingefunden hatten, wies deshalb der Kronprinz, nachdem er seine Ansicht dahin ausgesprochen hatte, daß man gewiß diesseits der Maas, wahrscheinlich schon beim Heraustreten aus dem Walde, auf den Feind stoßen werde, auf diese Verhältnisse hin und bestimmte, daß jede Division das Eintreffen der Nebencolonnen abwarten und bis dahin ein ernsteres Gefecht vermeiden solle. Durch ein gleichzeitiges Vorgehen in breiter Front werde sich bald eine Wirkung auf die Flanken des Feindes fühlbar machen, wenn er südlich Beaumont Stand halte. Im Corpsbefehl für das IV. Corps ist diese Anordnung folgendermaßen wiedergegeben: „Sollte auf den Feind gestoßen werden, so ist ein ernster Angriff nicht früher zu eröffnen, als bis alle vier Divisionen das Waldterrain passirt haben, um möglichst gleichzeitig anzugreifen." Der Kronprinz warnte überhaupt auf Grund der in den bisherigen Schlachten zu Tage getretenen Erscheinungen vor einem allzu ungestümen und dadurch verlustreichen Vordringen der Infanterie vor genügender Artillerievorbereitung, wie solches auch schon am 21. August durch Allerhöchste Cabinetsordre geschehen war.[15])

Der commandirende General des IV. Corps, General v. Alvensleben I. äußerte sich in dieser Besprechung dahin, daß in dem beinahe ängstlichen Eifer, mit dem die Franzosen bisher jedem ernsteren Gefecht ausgewichen wären, keine rechte Aussicht dafür zu erblicken sei, daß sie numehr Stand halten würden.[16])

Der commandirende General des XII. Corps, Prinz Georg von Sachsen, meldete, daß er das 17. Ulanen-Regiment[17]) zur Aufklärung in Richtung auf Beaumont vorgesendet habe und dieses bereits um 5½ Uhr aufgebrochen sei.

General v. Schlotheim legte eine französische Generalstabskarte mit den eingezeichneten Anmarschwegen vor, welche auch die Stabschefs in ihre Karten eintrugen. Dabei wurde auf Anfrage des Oberst v. Thile, Stabschef des IV. Corps, ausdrücklich erwähnt, daß diese bis zum frühen Morgen im Besitz des Feindes gebliebenen Wege noch nicht erkundet wären und daß es im Falle des Nichtvorhandenseins oder der Unbrauchbarkeit derselben nur auf ein Festhalten der allgemeinen Richtung ankomme. Zwei Divisionen mußten sich denn auch, wie sich später zeigen wird, in dieser Weise helfen.

Das Obercommando hatte die Wahl, sich entweder einer Colonne anzuschließen oder zunächst rückwärts des Waldes die Entwicklung abzuwarten, und entschied sich für das letztere Verfahren, weil bei mangelnden Querverbindungen die Meldungen sonst noch längere Zeit gebraucht haben würden, auch zu befürchten war, daß die Melderreiter sich im Walde verirrten und das Obercommando nicht auffanden. Es ordnete ferner in der Besprechung mündlich an, daß jede Division auch ihm und zunächst nach der Höhe östlich Fossé zu melden habe. Daß es trotzdem auf die angesetzten beiden vorderen Corps erst nach dem Aufmarsch weiter einzuwirken vermochte, ließ sich voraussehen. Durch die Ermahnung, denselben möglich gleichzeitig anzustreben, war indessen, soweit überhaupt möglich, der Gefahr vorgebeugt, daß die bis dahin getrennt vorgehenden Colonnen einzeln zurückgeworfen würden.

* * *

Wie der Verlauf des Tages gezeigt hat, waren die commandirenden Generale, an welche diese Ermahnung gerichtet war, nicht im Zweifel, daß derselben die Annahme zu Grunde lag, nördlich des Waldes auf einen zum Kampf bereiten Feind zu stoßen, und auch Woide drückt das durchaus zutreffend mit den Worten aus: „Offenbar hatte der Oberbefehlshaber der IV. Armee erwartet, daß der Gegner (zur Deckung des Maasüberganges) in seiner Stellung bei Beaumont Widerstand leisten werde, und den daraufhin an die Marschcolonnen der IV. Armee ertheilten Befehl muß man als vollkommen sachgemäß anerkennen." Ebenso richtig sagt er, daß der wesentliche Inhalt aller für den 30. August gegebenen Anordnungen darin bestand, den Gegner an diesem Tage einzuholen und zu schlagen. Er fügt dem indessen an anderen Stellen u. A. Folgendes hinzu: „Unter solchen Umständen[18]) erwiesen sich die vom Obercommando der Armee ertheilten Weisungen nicht anwendbar: wieder ein Beispiel dafür, auf welche Schwierigkeiten man im Kriege stößt, wenn man den Truppen über die Angabe des gemeinsamen Ziels und der anfänglichen Marschrichtung hinausgehende genauere Anweisungen geben will."[19])

Scherff tritt dem entgegen und da seine Ausführungen zugleich die Beweggründe zum Erlaß der in Rede stehenden mündlichen Anordnungen des Kronprinzen nach allen Richtungen hin beleuchten und den Leser in den Stand setzen, sich durch sie ein noch klareres Bild von der Lage der Maasarmee beim Vormarsch zu machen, so wird der hauptsächlichste Theil der Scherff'schen Erwägungen hier ebenfalls wörtlich mitgetheilt. Er sagt[20]):

„Wenn daher in unserem Beispiele der Kronprinz Albert seinen vier Colonnenführern nicht sowohl einen positiven Befehl als vielmehr nur eine bindende Anweisung für ihr Verhalten beim Zusammentreffen mit dem an bestimmter Stelle vermutheten Feinde ertheilt hat, so erblicken wir darin nicht nur keine, etwa seine Befugnisse überschreitende, in die berechtigte Selbständigkeit der Unterführer übergreifende, sondern — im Gegensatze zu General Woide — auch nicht einmal eine unter den obwaltenden Umständen überflüssige und deshalb besser unterbliebene Maßregel.

Wir werden im ferneren Verlaufe dieser Betrachtungen erkennen, wie es leicht zu bedenklichen Consequenzen hätte führen können, daß man sich an untergebener Stelle nicht rechtzeitig der mit den gegebenen Anweisungen verfolgten Befehlsabsicht erinnert hat.[21])

Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der kronprinzlichen Warnung vor vereinzelten Angriffen hier noch ein tieferes Motiv untergelegen, als die angesichts der bereits bewährten Führerpersönlichkeiten wohl unnöthige Besorgniß, daß dieselben sich in leichtfertiger Weise einer Theilniederlage aussetzen könnten[22]); schwerer ins Gewicht mögen dabei vielleicht die nachfolgenden Ueberlegungen des Führers der Maasarmee gefallen sein.

Im Augenblick des Antretens der vier Colonnen war man im Obercommando der ziemlich festen Ueberzeugung, beim Austritt aus der vorliegenden Waldzone mit bedeutenderen feindlichen Kräften zusammen zu stoßen; noch aber war zur Zeit durchaus nicht mit Gewißheit zu übersehen, in welcher Weise man sich denselben gegenüber taktisch zu verhalten haben werde . . . . . Es war ebenso denkbar, daß man auf die einen Maas-Uebergang aus irgend welchen Gründen überhaupt nicht mehr beabsichtigende, wohl aber durch die Verhältnisse zur Annahme der Schlacht genöthigte Gesammtarmee von Châlons in starker, mit dem linken Flügel an den Fluß gelehnter Stellung stieß, wie nicht ausgeschlossen, daß man es bei Beaumont nur noch mit einer mehr oder weniger starken östlichsten Avantgarde des im vollen Rückzuge nach Nordwesten befindlichen, von der Maas hinter den Canal des Ardennes ausweichenden Gegners zu thun be-

---

[15]) Abgedruckt in „Die Schlacht bei Beaumont" von Major v. Hopffgarten-Heidler, Berlin 1897. S. 233.

[16]) Holleben, Operationen der Maasarmee.

[17]) Demselben schloß sich die neben ihm auf Vorposten stehende 2. Escadron des Gardereiter-Regiments an.

[18]) d. h. unter den Umständen, unter welchen der Feind von der Avantgarde der 8. Division gefunden wurde.

[19]) Woide II S. 232 ff. der 2. Auflage, Berlin 1899.

[20]) Kriegslehren Heft 5 S. 195 ff.

[21]) Bezieht sich auf das Vorgehen des IV. Corps nördlich von Beaumont. Vergl. jedoch die nachfolgende Darstellung.

[22]) Es macht den Eindruck, als ob die mündlichen Anordnungen des Kronprinzen überhaupt für weitergehend gehalten werden als sie es in der That waren. Der Ansicht scheinen auch andere Werke zu sein. Deshalb ist der betreffende Theil des Befehls des allein in Betracht kommenden IV. Corps wörtlich angeführt worden.

kam ..... Maßgebend für eine zweckentsprechende Gefechtsanlage der Maasarmee konnten unter obwaltenden Umständen somit nur die Meldungen der vier Colonnenspitzen über die von ihnen jenseits der Waldzone angetroffenen Verhältnisse beim Feinde werden. Bei der mangelnden Querverbindung innerhalb der Waldzone war das Obercommando aber auch gleichzeitig gezwungen, diese Meldungen diesseits derselben abzuwarten, um sich erst nach genügender Orientirung auf denjenigen Punkt, gegebenen Falls Flügel, der Gesammtfront zu begeben, von wo aus man am vortheilhaftesten den Entschluß in die That hinüber zu führen im Stande sein werde.

Trotzdem dadurch eine unvermeidliche Verzögerung für die zu treffenden Anordnungen eintreten mußte, erschien solche persönliche Zurückhaltung des Oberbefehlshabers immer noch weniger ungünstig als die Möglichkeit, beim Anschlusse an den Vormarsch einer Colonne überhaupt nicht gefunden zu werden oder sich am falschen Fleck zu befinden.

Jedenfalls aber lagen in diesen Verhältnissen Gründe genug, diesmal ausdrücklich vor Uebereilung in erster Linie zu warnen, zu welcher die besondere Kriegslage, hinter einem seit Tagen immer nur dem Gefecht ausweichenden Gegner her, jetzt auch noch geradezu aufzufordern drohte."

Von einer zu weit gehenden und die Corpsführer zu sehr bindenden Vorschrift kann thatsächlich auch nicht gesprochen werden, da nur für den wahrscheinlichsten und gleichzeitig besondere Vorsichtsmaßregeln gebieterisch fordernden Fall eine, wie auch die absprechende Kritik anerkennt, vollkommen sachgemäße Anordnung getroffen wurde.

* * *

In der Besprechung wurde endlich auch auf die zu erwartende Unterstützung durch die III. Armee und namentlich durch die auf dem rechten Flügel derselben, der Maasarmee zunächst laut Befehl des Großen Haupt-Quartiers auf der Straße Buzancy-Beaumont vorgehenden Streitkräfte hingewiesen. Woraus dieselben bestehen und wann sie die Höhe der Maasarmee erreichen würden, war jedoch noch nicht bekannt. Erst während der Schlacht stellte sich heraus, daß es das I. bayerische Corps war, welches hier vorging und mit seinen vordersten Theilen, und dann auch zeitweilig mit der ganzen 2. Division in unmittelbarem Anschluß an die Maasarmee focht, sich später aber auf höheren Befehl in nordwestlicher Richtung auf Raucourt wandte und nur schwache Theile bei der Maasarmee beließ. — Die Anfangsbewegungen der III. Armee vollzogen sich nach Maßgabe des nachstehenden Armeebefehls:

Armeebefehl für die III. Armee zum 30. August.

„H.-Q. Senuc, den 30. August 1870, 2½ Uhr M.[23])

Von Seiner Majestät dem Könige ist für den heutigen Tag der Angriff der feindlichen Stellung Le Chesne und Beaumont befohlen worden. Die Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen wird diesen Angriff östlich der Straße Buzancy-Beaumont ausführen, während die III. Armee westlich dieser Straße vorgeht. Hierzu werden folgende Märsche angetreten:

1) Das I. bayerische Corps bricht um 6 Uhr früh auf und dirigirt sich in 2 Colonnen auf Buzancy und Bar und von dort nach Sommauthe, wo es in der Richtung auf der großen Straße nach Beaumont vorgeht und den Feind zurückwirft.

2) Das II. bayerische Corps bricht um 7 Uhr auf und folgt unmittelbar dem I. Corps als Reserve bis auf ¼ Meile hinter Sommauthe, wo es Stellung nimmt.

3) Das V. Armeecorps bricht um 6 Uhr auf und dirigirt sich über Briquenay und Authe auf St. Pierremont und Oches, von wo es, je nach Umständen, in das Gefecht eingreift.

4) Die württembergische Division tritt ebenfalls um 6 Uhr an und dirigirt sich über Mauron, Longwé, Boult aux Bois auf Chatillon, von wo sie gegen Le Chesne vorgeht (sie bekommt diesen Befehl direct vom Obercommando).

5) Das XI. Armeecorps bricht um 6 Uhr auf und geht über Vouziers, Quatre-Champs auf Le Chesne, eine Seitencolonne über Terron und Voncq, das Corps hat sich in den Besitz von Le Chesne zu setzen.

6) Das VI. Armeecorps geht heute Vormittag von Autry auf Vouziers, wo es auf dem linken Ufer der Aisne enge Cantonnirungen bezieht.

7) Die 5. Cavallerie-Division sucht bis in die Gegend von Tourteron zu kommen und feindlichen Abtheilungen den Rückzug nach Westen zu verlegen. Gegen Reims ist zu detachiren.

8) Die 4. Cavallerie-Division folgt dem XI. Armeecorps bis Quatre-Champs und dirigirt sich dann auf Chatillon, wo sie bis auf Weiteres zur Disposition verbleibt.

9) Die 6. Cavallerie-Division geht morgen früh 6 Uhr von Voncq nach Semuy, von wo sie nach Vonvellemont detachirt, um die feindlichen Verbindungen zu beunruhigen.

10) Die 2. Cavallerie-Division passirt die Aisne von 9 Uhr ab bei Senuc und marschirt nach Buzancy, wo sie nördlich dieser Stadt und Bar Aufstellung nimmt.

11) Die Trains.....

12) Das I. bayerische, das V., XI. Corps, die württembergische Division haben Avantgarden zu formiren, die noch vor der befohlenen Zeit aufbrechen.

13) Ich werde während des Gefechtes bei St. Pierremont meinen Standpunkt nehmen.

14) Das Armee-Hauptquartier kommt voraussichtlich nach Briquenay.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz."

* * *

Die Befehlsgebung auf französischer Seite bezweckte, alle noch westlich der Maas lagernden Corps auf das andere Ufer überzuführen, und dieses auch erreichte Ziel hielt der Marschall Mac Mahon auch während der Schlacht fest. Er beabsichtigte ursprünglich, am anderen Tage nach Metz zu weiter zu marschiren. Im Laufe des Tages fing er an, zwischen Montmédy und Mézières zu schwanken, und der schließliche Gang der Ereignisse veranlaßte ihn endlich, wenigstens vorläufig, die letztere Richtung einzuschlagen und Abends die Versammlung der Armee bei Sedan anzuordnen.

Die Befehle zum Maasübergang sind von ihm theilweise mündlich gegeben oder ergänzt und wir verbinden mit ihrer Wiedergabe zugleich schon hier einen Ueberblick über die Bewegungen der Armee von Châlons am 30. August.

Das Fehlen jeden Brückentrains machte sich sehr fühlbar, weil nur in Mouzon eine feste Brücke zur Verfügung stand und durch die zur Füllung der Festungsgräben von Sedan erfolgte Anstauung der Maas die oberhalb davon vorhandenen Furthen mehr oder weniger ungangbar geworden waren. Bei Villers devant Mouzon wurde eine Schiffsbrücke hergestellt, bei dem noch weiter nördlich zum dritten Uebergangspunkt bestimmten Remilly fand das von Raucourt dahin gewiesene 1. Corps nur eine wenig geeignete Fähre. Es dauerte deshalb Stunden, bevor der Uebergang nach Herrichtung derselben, sowie eines Laufsteges etwa um 10 Uhr begann, und es wurde Abend, bis das allerdings mit der Cavallerie aus fünf Divisionen bestehende starke Corps ihn beendet hatte.

Da der Marschall, auch nachdem Mittags bei Beaumont ein heftiger Kampf entbrannt war, seine anfängliche Absicht weiter verfolgte und eine Anfrage des Generals Ducrot dahin beantwortete, daß er nicht in das Gefecht eingreifen solle, so stellte dieser zwei Divisionen bei Douzy, die beiden anderen mit der Cavallerie-Division auf dem rechten Chiersufer zwischen Carignan und Blagny auf.[24])

Gegenüber von Blagny auf dem anderen Ufer mit Spitzen bis Inor stand schon seit dem 29. die 1. Cavallerie-Division Margueritte und näher der Maas, aber ebenfalls rechts derselben von Mouzon aufwärts seit derselben Zeit das 12. Corps. Es griff ohne zu fragen wenigstens mit Theilen auf beiden Seiten des Flusses in den Kampf ein. Sowie der Marschall es erfuhr, verbot er auch hier, daß dazu weitere Truppen wieder auf das linke Ufer herüber gezogen wurden.

Als die längst bei Remilly aufmarschirte 2. Cavallerie-Division Bonnemains Abends endlich dem 1. Corps folgen konnte, hatte der Marschall Mac Mahon schon den Rückzug nach Sedan beschlossen, wohin sie dann abrückte.

Nun erst, etwa 10 Uhr Abends, wurden die an und für sich ungenügenden Uebergangsmittel für das darauf harrende Gros des 7. Corps frei. Es benutzte dieselben nur mit einem Theil und wandte sich mit dem größeren auf dem linken Ufer im Nachtmarsch nach Sedan, wo das Corps sich erst am anderen Tage um 5 Uhr Morgens zusammenfand.

Dieses 7. Corps hatte ursprünglich Befehl erhalten, von Oches über Stonne und Beaumont auf Mouzon zu marschiren, und dazu schon um 4 Uhr früh eine Infanterie-Brigade und dahinter die von einer zweiten Brigade begleiteten etwa 2 Meilen langen Trains in Bewegung gesetzt, deren ihm auferlegte Verringerung nicht zu Stande gekommen war. Während das Gros auf das Abfließen derselben wartete, kam der Marschall Mac Mahon selbst nach Oches und drängte. Nach Bibesco wurde nun beschlossen, die beiden noch bei Oches stehenden Divisionen und die Reserveartillerie über Raucourt, Autrecourt auf den mittleren Uebergangspunkt Villers devant Mouzon und die Trains mit der 1. Division nicht über Beaumont, sondern über Yoncq nach

[23]) Operationen der III. Armee S. 125.

[24]) Bei Douzy die 1. und 3. Division, alles Uebrige bei Carignan mit Ausnahme der bei Remilly zurückgelassenen Cavallerie-Brigade Septeuil. S. La Journée de Sedan par le général Ducrot. Paris 1871.

Mouzon marschiren zu lassen. Dieser letzte Befehl drang aber nicht bis zu der den Trains vorausgehenden Brigade durch. Sie blieb also im Marsch auf Beaumont und so entstand westlich davon zwischen Warniforêt und La Thibaudine ein für beide Theile gleich überraschendes Gefecht zwischen dieser nach Osten vorgehenden Brigade Morand [25]) und der von Buzancy aus über Sommauthe von Süden ebenfalls auf Beaumont anrückenden 2. bayerischen Division, welches mit der Flucht der Franzosen endete. Die Trains mit der anderen Brigade der 1. Division waren inzwischen, wie befohlen, links nach Yoncq ausgebogen und überschritten Nachmittags die Maas, jedoch nicht bei Mouzon, sondern bei Villers devant Mouzon. Der lange Wagenzug störte den Rückzug des Corps Failly und kam so langsam vorwärts, daß ein Theil desselben am Ende der Schlacht sich noch links des Flusses bei Roussy befand und in Stich gelassen wurde. [26])

Der Abmarsch der Hauptcolonne von Oches dauerte bis 10 Uhr Morgens und erfolgte zuletzt schon unter dem Feuer von zwei Batterien der inzwischen von Grand Pré herangekommenen Avantgarde des V. preußischen Corps. Das Gros des Corps Douay, dessen Nachhut [27]) von Anfang an von den beiden Garde-Ulanen-Escadronen des Rittmeisters v. Scholten [28]) und dem der Avantgarde des V. Corps zugetheilten 4. württembergischen Reiterregiment umschwärmt wurde, durchzog Stonne, als die Schlacht von Beaumont ihren Anfang nahm. Nur eine Meile entfernt konnte es dem General Failly eine sehr wirksame Unterstützung bieten, wenn nicht die am Morgen vom Marschall Mac Mahon noch mündlich wiederholte Anweisung, koste was es wolle, das rechte Maasufer zu erreichen, verbunden mit der Sorge, durch die dazwischen befindliche meilenlange Wagencolonne im Vorgehen auf Beaumont behindert zu werden, den General Douay bewogen hätte, in der bisherigen Richtung im Marsch zu bleiben. Dieser Entschluß entsprach demnach dem erhaltenen Befehl wie den Verhältnissen seines eigenen Corps; ein General des ersten Napoleonischen Kaiserreichs würde indessen gewiß anders gehandelt haben.

(Die Noten befinden sich auf Seite 254)

In der Gegend von Raucourt, wohin also weiter marschirt wurde, brachten die Flüchtlinge der bei Warniforêt geschlagenen Brigade Morand neue Aufregung hervor und hier erreichte auch die vordere Brigade der 1. bayerischen Division gegen 6 Uhr Abends die Nachhut, welche schon bei Stonne und la Besace vorübergehend Stellung genommen, einem Angriff bisher aber noch hatte ausweichen können. Bei Raucourt hielt sie Stand, um das Gros zu schützen, und wurde durch den Ort bis gegen Haraucourt zurückgetrieben. Die beginnende Dunkelheit setzte der weiteren Verfolgung ein Ziel und da General Douay sich unterdessen noch weiter vom Hauptkampfplatz ab, dem nördlichsten Uebergangspunkt Remilly zugewandt hatte, so blieb er nun vom Feinde unbelästigt und setzte in der schon berichteten Weise seinen Marsch in der Nacht auf beiden Ufern bis Sedan fort.

Das 5. Corps endlich hatte Befehl, bei Mouzon den Fluß zu überschreiten. Der Marschall Mac Mahon kam am Morgen [29]) auch zu diesem Corps, um den Abmarsch zu beschleunigen, erhielt jedoch die Meldung, daß es der großen Ermüdung wegen und weil die Verpflegung zuvor herangezogen und abgekocht werden müßte, erst nach Mittag von Beaumont abmarschiren könne. Der Marschall ließ das zu und so verfiel es, im späteren Verlauf des Tages von Theilen des auf dem rechten Ufer stehenden 12. Corps unterstützt, seinem Schicksal. Nur seine Trümmer drängten sich Abends fliehend bei Mouzon und Villers devant Mouzon über die Maas und doppelt tragisch gestaltete sich der Ausgang für den General Failly, welcher erst jetzt seine schon am 22. August in Paris vollzogene Ersetzung durch den General Wimpffen erfuhr. [30])

* *

Immerhin entzog sich der größere Theil der Armee von Châlons am 30. August noch dem Zusammenstoß und dadurch kamen am 30. August nur folgende Theile beider Armeen aneinander:

	Es nahmen überhaupt an der Schlacht von Beaumont Theil							Davon am Entscheidungskampf							Bemerkungen
	Bataillone	Escadronen	Batterien	Pionier-Comp.	Gewehre	Säbel	Geschütze	Bataillone	Escadronen	Batterien	Pionier-Comp.	Gewehre	Säbel	Geschütze	
Von der Maasarmee															
IV. Armeecorps	24¾	8	14	3	21930	1040	84	23¾	8	14	2	20855	1040	84	Ohne 10. Comp. 26. Regts. — bei der Bagage, dagegen mit 1., 2. u. 3. Pionier-Comp.
XII. Armeecorps	28	23¾	16	1	22176	2970	96	7¼	1	15	—	5691	125	90	Ohne III. Bataillon 103. Regts. und ohne einen Zug 2. Esc. 2. Reiter-Regts. — in Stenay, dagegen mit 3. Pionier-Comp.
Vom Gardecorps	—	2	—	—	—	240	—	—	—	—	—	—	—	—	1. u. 3. Esc. 1. Garde-Ulanen-Regts.
Von der III. Armee															
I. bayerisches Corps	23¾	20	16	—	18050	2100	96	10¾	4	7	—	8170	420	42	Ohne 1¼ Bataillon — abcommandirt.
Avantgarde des V. Armeecorps	6	4	2	—	3840	500	12	—	—	—	—	—	—	—	18. Inf.-Brigade, 4. Dragoner-Regt., 1. u. 2. schwere Batterie. S. G.-St.-W. 2. Band S. 1104
Von der württemb. Division	—	4	—	—	—	500	—	—	—	—	—	—	—	—	4. Reiter-Regt. bei Avantgarde des V. Corps. S. G.-St.-W. ebenda.
Zusammen Deutsche	82½	61¾	48	4	65996	7350	288	41¾	13	36	2	34716	1585	216	Rund 66000 Gewehre.
Franzosen															
5. Corps	30⁴/₆	12	14	4½	15549	920	84	30⁴/₆	—	14	4½	15549	—	84	Beim Corps anwesend 5 Comp. 14. Jäger-Batls. der im Uebrigen in Metz befindlichen Brigade Lapasset. Einschliesslich 18 Mitr. in 3 Batterien. Abgerechnet Verlust bei Nouart mit 250 Gewehren und 40 Säbeln, sowie ausser den 6 Bataillonen der Brigade Lapasset, das 3. Lancier-Regt., weiter noch 7 Comp., 2 Esc., 1 Batterie, ebenfalls in Metz, und das II. Batl. 86. Regts. in Bitsch.
Vom 7. Corps	17²/₆	—	1	1	8485	—	6	12²/₆	—	1	—	5184	—	6	
12. Corps	39⁴/₆	27	26	5	29780	2600	156	18⁴/₆	12	20	—	14932	1200	120	Einschliesslich 24 Mitr. in 4 Batterien. Abgerechnet 4. Esc. 8. Chasseurs à cheval — in Olizy
Vom 1. Corps	6	—	—	—	1700	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2. Algerisches Tirailleur-Regt. (Turkos) u. 3. Zuaven-Regt., welche von ihrem Corps abgekommen um 1 Uhr bei Mouzon eintrafen. S. Dick de Lonlay I S. 370 u. 390 u. Wimpffen S. 334
Zus. Franzosen	93⁴/₆	39	41	10½	55514	3520	246	61⁴/₆	12	35	4½	35665	1200	210	Einschliesslich 42 Mitr. in 7 Batterien.

Es standen sich also überhaupt gegenüber[31]):

Deutsche	Franzosen
66 000 Gewehre,	55 500 Gewehre,
7 350 Säbel,	3 500 Säbel,
288 Geschütze,	246 Geschütze, darunter 42 Mitr.

Davon blieben indessen auf beiden Seiten soviel in Reserve, daß am Entscheidungskampf nur theilnahmen[32]):

Deutsche	Franzosen
34 700 Gewehre,	35 650 Gewehre,
1 600 Säbel,	1 200 Säbel,
216 Geschütze,	210 Geschütze, einschl. 42 Mitr.

Die Deutschen hatten demnach auf dem Schlachtfelde eine wenn auch nicht große Ueberlegenheit. Sie kam aber im eigentlichen Entscheidungskampf, welcher von gleichen Kräften ausgefochten wurde, nicht zur Geltung.

---

[25]) 1. Brigade der 1. Division des Generals Conseil Dumesnil.

[26]) General Nicolas in Wimpffen S. 369 u. Hopffgarten S. 151.

[27]) 2. Brigade, General Bittars des Portes der 3. Division des Generals Dumont.

[28]) S. frühere Darstellung. Sie schlossen sich beim Herankommen der Avantgarde des I. bayerischen Corps dieser an und verblieben bis nach der Schlacht von Sedan bei diesem Corps.

[29]) Nach Failly und Rousset gegen oder um 7 Uhr. Der Marschall ritt von da zum 7. Corps nach Oches (wo er nach Rousset um 8 Uhr, nach Volontaire de l'armée du Rhin um 9 Uhr ankam), von da nach seinem H.-Q. Raucourt zurück und Nachm. nach der Gegend von Mouzon.

[30]) Wimpffen S. 116 und 117.

[31]) Abgerundet. Alle Zahlen in der Hauptsache nach Hopffgarten. Es sind hier aber auch diejenigen Abtheilungen des Garde-, des V. Corps und der württembergischen Division gerechnet, welche bis an oder in die Nähe des Feindes kamen, wenngleich sie auch in Einzelschrift 12 nicht mit aufgeführt sind. Letztere zählt auch andere deutsche sowie französische Truppentheile nicht mit und hat also niedrigere Zahlen, nämlich abgerundet:

Deutsche:	Franzosen:
61 500 Gewehre,	52 200 Gewehre,
6 100 Säbel,	3 550 Säbel,
276 Geschütze.	246 Geschütze einschl. 42 Mitr.

[32]) Abgerundet. Einzelschrift 12 rechnet noch mehr zur Reserve (taktischem Rückhalt) und zum Entscheidungskampf nur

Deutsche:	Franzosen:
29 900 Gewehre,	29 700 Gewehre,
— Säbel,	700 Säbel,
222 Geschütze.	210 Geschütze einschl. 42 Mitr.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— **Mit dem Kaiser nach Jerusalem.** Reisebriefe von der officiellen Festfahrt zur Einweihung der evang. Erlöserkirche in Jerusalem von Oberpfarrer Dr. **Wetzel**, Ritter des Königl. Sächs. Albrechtsordens I. Klasse, Vorsitzender des sächsischen Jerusalemvereins. Bischofswerda 1898. Druck von Friedrich May. — Vor zwei Jahren haben wir Reisebriefe des Verfassers aus Italien angezeigt. Ihr besonderer Werth und Vorzug vor zahllosen anderen lag darin, daß diese Briefe des reisenden Pastors an seine ganze Gemeinde gerichtet waren, der sie nach jeweiligem Eintreffen vermittelst der Zeitung des Orts kundgegeben wurden, um so ein Band zwischen dem Pastor und seiner Gemeinde auch während der Abwesenheit bestehen zu lassen. Genau in demselben Sinne ist die Sache diesmal wieder eingerichtet worden. Deshalb ist der erste Brief noch aus Bischofswerda selbst an die Gemeinde gerichtet. Da wird der Zweck der Reise besprochen, das Programm der Feierlichkeiten mitgetheilt und sonst allerlei ausgesprochen, was ein Pastor vor seinem Scheiden auf dem Herzen hat. Dann folgen beschreibend-belehrende und im besten Sinne erbauliche Briefe aus Genua, Kairo, Jerusalem, Bethlehem, Tiberias, Athen, Neapel und wieder Bischofswerda, und dazwischen eingereiht fünf Briefe von der „Mitternachtssonne". Sieht man die Reiseerlebnisse blos als geschehene Thatsachen an, so wird man in diesem Bericht kaum viel finden, das man nicht anderswo auch schon gelesen oder gehört hätte. Achtet man aber auf die Eindrücke, die der Reisende gewonnen hat, auf die Auffassung, die er dem Erlebten entgegenbringt, und auf die Darstellung, die er dem Ganzen giebt zum Besten seiner heimischen Leser, so sieht man sich von einem ganz eigenartigen Reiz gefangen genommen, unter dessen Gewalt man in förmlicher Spannung mit dem Reisenden vorwärts strebt, bis man in völliger Befriedigung wieder mit ihm heimgekehrt ist. Diese Eigenart giebt dem Schriftchen seinen besonderen hohen Werth, und da der Ertrag für den sächsischen Jerusalemverein bestimmt ist, so werden hoffentlich recht viele Leser sich diese für sie selbst und für Andere wohlthätige Lust bereiten, die Briefe zu kaufen und zu lesen und Andern zum Lesen weiterzugeben.

B. K.

— Dr. M. **Biermer**, o. Prof. der Staatswiss. an der Univ. Greifswald, **Fürst Bismarck als Volkswirth.** 2. Auflage. Greifswald, J. Abel. 1899. 43 S. 1 ℳ — Das schwierige Problem, zur Bestimmung des Werthes der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik sichere Gesichtspunkte aufzustellen, wird in der kleinen Schrift, in der ein im landwirthschaftlichen Verein zu Greifswald am 26. März d. J. gehaltener Vortrag wiedergegeben ist, mit bemerkenswerther Ruhe zu lösen versucht. Verfasser kennt die Schwierigkeit zu genau, und ist zu ruhig, um nicht zu wissen, daß seine „Skizze keineswegs unbedingt zuverlässig" sein könne (S. 9). Indem er die Bismarck'sche Wirthschaftspolitik in ihre Hauptzweige, die Handels- (S. 17—29), die Verkehrs- (S. 29—32), die Geld- und Bank- (S. 32, 33), die Finanz- (S. 33, 40) und die Socialpolitik (S. 40—43) verfolgt, geht er außer auf die allgemeinsten politischen Fragen durchweg auf die einheitliche Grundlage jener Politik zurück, die jetzt schon ziemlich erkennbar in der Persönlichkeit des großen Staatsmanns gegeben ist. Indem er sorgfältig die freilich nicht zahlreichen Punkte heraushebt, in denen die Wissenschaft zu abschließenden Werthurtheilen gelangt ist, erscheint das Problematische daneben genugsam abgegrenzt für den, der von anderem Standpunkte aus ein eigenes Urtheil erstrebt. Jedenfalls gewinnt die kleine Schrift ungemein an Lebendigkeit durch die wohlerwogene Verbindung dieser kritischen Sonderungsmethode mit jener psychologisch-charakterologischen, die zur Erklärung vieler doctrinär bestrittener Wendungen der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik aus der Persönlichkeit des großen Antitheoretikers heraus argumentirt. Verfasser hat sich eine besondere Studie für die hier sehr kurz behandelte Socialpolitik vorbehalten.

B.

— **Ueber Temperenz-Anstalten und Volksheilstätten für Nervenkranke.** Von Dr. A. **Smith** im Schloß Marbach am Bodensee. Würzburg 1899. A. Stuber's Verlag. 8. 71 S. 2. Auflage. 60 ₰. — Smith hat die Anstalt für Alkohol-, Morphium- und andere Kranke in Schloß Marbach am Bodensee gegründet und bisher geleitet. Seine Erfahrungen treiben ihn dahin, daß er die Trinkerheilstätte, die auch andere Nervenkranke aufnimmt, durch die Heilstätte für Nervenkranke ersetzt sehen möchte. Einerseits sind die Alkoholkranken zu einem beträchtlichen Theile von vornherein nervenkrank, andererseits ist die vollkommene Enthaltsamkeit in jeder Nervenheilanstalt zu fordern. Smith schildert die Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche, die ihm seine Beschäftigung mit den Alkoholkranken gebracht hat. Auf diese Dinge kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur das sei hervorgehoben, daß Smith die Herzstörungen sehr betont. Jedoch die Auffassung, daß viele Nervenkranke es dadurch geworden seien, daß der Alkoholmißbrauch zunächst zu Vergrößerung des Herzens und erst der ungenügende Blutkreislauf zu Störungen der Gehirnthätigkeit geführt habe, dürfte nur für relativ wenige Kranke zutreffen. Es ist begreiflich, daß ein Mann in Smith's Stellung überall den Alkoholismus sieht. Es ist aber etwas viel gesagt, wenn Smith behauptet, die bei Weitem größte Classe der Nervenkranken sei die mit alkohologenen Störungen. Man braucht nur daran zu denken, daß mindestens die Hälfte der Nervenkranken weiblich ist und daß (wenigstens hier zu Lande) die Weiber höchst selten trinken. Auch bei den Unfallnervenkranken spielt das Trinken nicht eine so große Rolle, wie Smith glaubt. Trotz dieser Einwendungen stimmt der Referent der Forderung, daß die Nervenheilstätten alkoholfrei sein sollen, vollständig bei. Smith verspricht sich für die Patienten der oberen Classen von der Feld-, Garten-, Werkstättenarbeit nicht viel, will nur Gymnastik und Sport, Rudern, Radfahren, Schlittschuhlaufen empfehlen. Dem gegenüber muß der Referent mit allem Nachdrucke daran festhalten, daß bei den eigentlichen Nervenkranken (nicht bei den Alkoholisten mit Herzerweiterung) nur der nützlichen Arbeit der eigentliche Heilwerth zukommt. Die Sportübungen mögen so viel wie möglich getrieben werden; neben der nützlichen Arbeit sind sie vorzüglich, aber sie können sie nicht ersetzen. Allerdings giebt Smith zu, daß in der Volksheilstätte die nützliche Arbeit die Hauptsache sein soll. Hier sind seine Ausführungen vortreff-

lich und ganz mit Recht stellt er den handelsgärtnerischen Betrieb voran. Die anregende Abhandlung Smith's sei allen Theilnehmenden angelegentlich empfohlen. M.

— Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Wirken in gemeinfaßlicher Weise dargestellt von Dr. Carl Franke. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner 1899. — Wilhelm Scherer, der Biograph Jakob Grimm's, schließt seinen Aufsatz über Wilhelm Grimm in der Allgemeinen deutschen Biographie mit folgenden Worten: „Beide Brüder zusammen ergeben das Bild eines unvergleichlichen Strebens im Dienste deutscher Wissenschaft, zur Ehre der Nation: die Totalität ihrer Arbeiten umfaßt alle Richtungen, in denen die philologische Erkenntniß des Wesens unserer Nation überhaupt gefördert werden kann. Und zwei verschiedene, gleich berechtigte, gleich nothwendige Arten im Betriebe der Wissenschaft erschienen durch sie gleichsam symbolisch ausgeprägt: das großartige Finden und das ruhige Ausbilden." Diese Worte machen begreiflich, warum die Namen der Brüder Grimm noch ein Lebensalter nach ihrem Tode im Reiche der Wissenschaft im hellsten Glanze erstrahlen. Aber sie gehören zu denjenigen Gelehrten, die dem ganzen Volke bis tief in die ungelehrten Kreise hinein theuer und werth sind. Diese Beliebtheit danken sie in erster Reihe selbstverständlich den „Kinder- und Hausmärchen", diesem unverwüstlichen Kinderbuche. Aber doch nicht ihnen allein. Man empfindet mehr oder minder klar, daß die Versenkung in deutsche Art und Kunst, die Erforschung altdeutscher Sprache und Dichtung, die mit Jakob Grimm anhebt und mit seinem Namen für immer untrennbar verknüpft bleibt, auch ihr Theil gehabt hat an der Erziehung unseres Volkes zu nationalem Selbstbewußtsein und politischer Reife. Und darum weiß man, daß unter denen, die den Grund gegraben haben zu dem stolzen Bau, dessen wir uns heute freuen und in dem wir sicher wohnen, den Brüdern Grimm einer der besten Plätze gebührt, daß sie „im weiteren Sinne mit zu den Begründern des neuen Deutschen Reiches gehören" (Franke S. 153). „Nichts läßt uns so einleuchtend das unauflösliche Verhältniß zu unserem Vaterlande und das geistige Band, das uns mit ihm verknüpft, in so hellem Lichte erscheinen, als das gemeinsame Band der Muttersprache. Weder kann ein Volk, das seine Muttersprache vernachlässigt, in Wahrheit ein in Blüthe stehendes sein, noch auch kann ein Volk, das seine Freiheit verloren hat, seine Muttersprache in kräftiger Bildung entfalten." So sagte Jakob Grimm in seiner Berliner Antrittsrede, die, dem Brauche gemäß, in lateinischer Sprache gehalten, doch vom ersten bis zum letzten Worte erfüllt ist von echt deutschem Geiste. Auf diesen Ton — Erforschung deutscher Sprache und deutschen Wesens bis in die letzten Tiefen — blieb sein ganzes Leben gestimmt. Und nun das einzigartig zärtliche Verhältniß zwischen den beiden Brüdern! Etwas wahrhaft Ergreifendes hat diese innige Bruderliebe, die, durch manch' gemeinsames Werk bezeugt und befestigt, aushielt in guten und schlimmen Tagen und jede Probe bestand bis zur letzten Trennung. — Mit unverkennbarer Wärme und reiner Begeisterung hat sich Carl Franke der Aufgabe gewidmet, das Leben und Wirken von Jakob und Wilhelm Grimm schlicht und eindringlich darzustellen. Nicht an die Fachgelehrten, die den Bahnen der Grimm folgend der deutschen Forschung ihr Leben geweiht haben, wendet sich das Buch. Es will der deutschen Jugend und dem deutschen Volke das Andenken an die Brüder Grimm recht nachdrücklich auffrischen und verhüten, daß das Bild der trefflichen Männer vorzeitig erblasse. Wir wünschen dem Buche besten Erfolg und machen namentlich Schul- und Volksbibliotheken darauf aufmerksam. R. B.

— Allgemeine National-Bibliothek. Verlag von C. Daberkow in Wien. Nr. 213—222. Werke von Adalbert Stifter. Jede Nummer kostet 10 Kreuzer = 20 ₰, jedes Werk ist einzeln käuflich. — Adalbert Stifter ist 1868 gestorben; mit dem Ende des Jahres 1898 ist also die Schutzfrist für den Nachdruck seiner Werke abgelaufen. Es verstand sich bei einem Schriftsteller von dem Range eines Stifter von selbst, daß alle Sammlungen billiger Volksausgaben ungesäumt Stifter's Hauptwerke aufnahmen. Denn mag immerhin der Zug der Zeit im Allgemeinen der unmittelbar packenden Darstellung lebhaft bewegter Menschenschicksale mehr Theilnahme entgegenbringen, als den mit spitzem Pinsel gemalten, in duftig milden und weich zerfließenden Tönen gehaltenen Landschaftsbildern Stifter's, in denen den thatsächlichen Ereignissen nur eine zweite Rolle gegönnt ist, es fehlt doch auch heute noch nicht an sinnigen Gemüthern, die an den zarteren Reizen der Kinder von Stifter's Muse ihre Freude haben. Und wer will sagen, ob der Widerwille gegen den groben Materialismus der jüngstdeutschen Schule, der sich doch neuerdings schon vielfach offen ausspricht, nicht noch einmal einen Rückschlag hervorbringen wird, der der Romantik zu Gute kommt? Daberkow's Allgemeine Nationalbibliothek, die sich ja bekanntlich die Pflege der österreichischen Dichtung besonders angelegen sein läßt, hat aus Stifter's Hauptwerk, den „Studien", schon früher folgende Stücke gebracht: Der Condor (Nr. 131), Feldblumen (Nr. 186—187), Der Hochwald (Nr. 188—189), Die Narrenburg (Nr. 190—191). Die unlängst ausgegebene neueste Reihe ihrer Hefte bringt folgende neu hinzu: Nr. 213—217 Die Mappe meines Urgroßvaters, Nr. 218 Das Heidedorf, und ferner aus den „Bunten Steinen": Nr. 219 Granit, Nr. 220—221 Kalkstein, Nr. 222 Turmalin. Der tiefe innere Friede, die stille Beschaulichkeit von Stifter's ganzer Darstellungsweise, seine seelenvolle Landschaftsmalerei, seine stilistische Sauberkeit und Sorgfalt sichern ihm die warme Freundschaft aller solcher Leser, die sich gern aus dem wilden Lärm des Tages flüchten in die leidenschaftslose Ruhe inniger Naturbetrachtung. Wir hegen die Hoffnung, daß die wohlfeilen Ausgaben seiner Werke die Aufmerksamkeit von Neuem auf den Dichter lenken sollen, und wir sind gewiß, daß die Zeit noch fern ist, die seine Bücher zum alten Eisen werfen wird, mögen auch Manche glauben, ihn mit dem spöttischen Schlagworte „ein verspäteter Nachfolger Jean Paul's" abgethan zu haben. R. B.

— Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. Saale. Nr. 1232—1235. Bunte Steine. Sechs Erzählungen von Adalbert Stifter. Preis 1 ℳ, gebunden 1 ℳ 25 ₰, in Geschenkband 2 ℳ. Nachdem in Hendel's rühmlich bekannter Sammlung schon früher zwei Erzählungen aus Stifter's bestem Werk, den „Studien", erschienen sind, folgen jetzt die „Bunten Steine", dasjenige Buch, das wohl nach allgemeinem Urtheil Stifter's Eigenart, seine Meisterschaft in der poetischen Kleinkunst, in schärfster Ausprägung zeigt. Mögen recht viele Leser sich erbauen an Stifter's geläuterter sittlicher Weltanschauung, an seinem frommen Gemüth und seinem fröhlichen Herzen! Namentlich auch dem heranwachsenden Geschlechte, den Söhnen und Töchtern, darf man Stifter's Schriften ruhig in die Hände geben; denn seine Kunst, so fest sie wurzelt im irdischen Boden, ragt doch auch in den Himmel hinein, ist immer rein und keusch und vergißt über der Freude an der schönen Welt auch des Schöpfers nicht, dessen Hand Alles weislich geordnet hat, und die Erde ist voll seiner Güte. — Die folgenden drei Nummern (1236, 1237, 1238, Preis je 25 ₰, geb. 50 ₰) enthalten Dramen von Charlotte Birch-Pfeiffer in Bühnenbearbeitung von Demetrius Schrutz, und zwar folgende: „Der Leiermann und sein Pflegekind", „Steffen Langer aus Glogau" und „Der Glöckner von Notre-Dame". Einen tiefen geistigen Gehalt haben ja die Stücke der Birch-Pfeiffer nicht. Und doch werden sie auch heute noch, selbst auf größeren Bühnen, ab und zu gegeben und nicht ungern gesehen. Das erklärt sich aus dem durch eine lange Theaterlaufbahn erworbenen sicheren Blick für die Erfordernisse der Bühnentechnik, der sie auszeichnet, und aus der wohlthuenden warmen Mischung von schalkhaftem Humor und schmachtender Sentimentalität, die ihren Gestalten eigen ist. Die Kürzungen von Schrutz, der auch ein alter Praktiker ist, dämmen in geschickter Weise die rührselige Breite ein und werden deshalb der Wirkung nur zu Gute kommen. — Nr. 1239—1242. Der Talisman. Erzählung aus der Zeit der Kreuzfahrer von Walter Scott. (Preis 1 ℳ, gebunden 1,25 ℳ, in Geschenkband 2,50 ℳ.) Von den ritterlichen Romanen Walter Scott's, der Frucht seiner eingehenden Beschäftigung mit der Geschichte des Mittelalters, ist nächst „Ivanhoe" und „Kenilworth" der „Talisman" einer der bekanntesten. Zwar ist die Gegenwart dem historischen Roman nicht besonders zugethan; aber der fruchtbare schottische Schriftsteller darf, schon als Begründer der Gattung, wohl noch immer auf theilnehmende Leser rechnen für seine lebensvollen Schilderungen aus fernen, waffenklirrenden Tagen. Namentlich die poetische Verherrlichung des thatendurstigen Königs Richard Löwenherz, des vielgefeierten Helden der Ritterdichtung, und die farbenfrische Darstellung seines Zuges ins heilige Land, viel bewundert von den Zeitgenossen Walter Scott's, haben ihren Reiz noch nicht verloren. — Nr. 1245. Das Wort der Frau. Eine Festgabe von Friedrich v. Heyden. (Preis 25 ₰, geb. 50 ₰, in Geschenkband mit Goldschnitt 1 ℳ 20 ₰.) Friedrich v. Heyden's episch-romantische Dichtungen sind trotz ihrer gedankenreichen schönen Sprache und ihrer blühenden Phantasie, wenn wir uns nicht irren, nahezu der Vergessenheit anheimgefallen. Das

haben sie nicht verdient. Es muß deshalb dankbar begrüßt werden, daß hier durch einen billigen Neudruck die Aufmerksamkeit wieder gelenkt wird auf eine Dichtung, die ihrer Zeit eine lange Reihe von Auflagen erlebt und Tausende von Frauenherzen entzückt hat. R. B.

— Julius Mosen, Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. Erster Band. Leipzig, Arwed Strauch. 3 ℳ. — Julius Mosen, diese Zierde unseres engeren Vaterlands, den namhaften deutschen Dichter dem großen Publicum näher zu bringen dürfte diese Ausgabe wohl geeignet sein. Die älteren Ausgaben der Werke des Dichters brachten das Ganze. Diese hier bringt eine Auswahl. Und zwar in 4 Bänden, die außer der liebevoll geschriebenen Biographie aus der Feder des Herausgebers die kleinen, eigenartigen Skizzen Bilder im Moose, dann die Erinnerungen, die Gedichte, die Epen (Ritter Wahn, Ahasver), den Congreß von Verona und die Dramen enthalten sollen. Die Bilder im Moose, die den vorliegenden ersten Band füllen, liegen allerdings weitab von dem Strome landläufiger Novellistik und erinnern in ihrer Eigenart an ältere, fast unerreichbare Muster, denen sie doch mit Anspruch auf Beachtung zur Seite treten. Sie werden, wie Joh. Scherr mit Recht sagt, stets eine Zierde der Novellistik bilden. Die Ausgabe, die auch mit einem Vorwort des einzigen noch lebenden Sohnes des Dichters, Reinhold Mosen in Oldenburg, und zahlreichen Porträts versehen ist, ist auch in Gestalt von 24 Lieferungen à 50 ₰ zu beziehen. Wir werden dieselbe weiter verfolgen. J. R.

— Iphi, das Malermodell. Eine Künstlergeschichte von Oskar Linke. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 2 ℳ. — Oskar Linke's Erzählungen, die zum Theil im Alterthum spielen, haben einen vornehmen, ungewöhnlichen Zug. Das gilt auch von dieser in Kroton spielenden altgriechischen Künstlergeschichte, an der nur der Schluß zu bedauern ist, der sehr wohl harmonisch hätte ausgehen können, statt tragisch, oder besser gesagt gräßlich, wie es thatsächlich der Fall ist und ziemlich verblüffend wirkt. Im Uebrigen liegt über dem Ganzen ein Abglanz jener antiken Heiterkeit und Lebenslust, jenes Schönheitsdranges, der auch vor heut zu Tage Verwegenem nicht zurückschreckt, wie er uns aus dem Alterthum überliefert ist und heute noch bestrickt. Die culturhistorischen Romane von Eckstein u. A. legen ja davon Zeugniß ab, an die Linke oft gemahnt, auch in der nicht lobenswerthen Eigenschaft, daß er hier und da seine Personen etwas zu modern blasirt sprechen läßt, was auf jeden Fall stört. Im Ganzen und Großen aber läßt die Geschichte bis zu einem gewissen Grade kühl. Das hat seinen Grund darin, daß wir durch die ganze geschichtliche Entwickelung nach dem Untergang der Antike, das Christenthum, die eigene germanische Art, die aus unseren großen Dichtern spricht, daran gewöhnt sind, mehr auf seelische und innerliche Vorzüge zu sehen, als blos auf äußerliche Leibesschönheit, die wir zwar gelten lassen, aber nicht als Höchstes hinstellen wollen. J. R.

— Anleitung zur Stimmbildung und zum fließenden Sprechen gestützt auf praktische Erfahrung. Von A. Kuijpers, Lehrerin für Stimmbildung und Sprechen in Amsterdam. Aus dem Holländischen übersetzt von ihrer Schülerin S. Grelinger, jetzt Lehrerin für Stimmbildung in Spiez am Thuner See. Gießen, Verlag von Karl Krebs 1899. Preis 3 ℳ. — Anstatt eines Vorwortes enthält dieses Buch sechs Zeugnisse von Solchen, die durch den Unterricht von Fräulein Kuijpers von schweren Halsleiden, namentlich chronischer Heiserkeit, geheilt worden sind und denen ihre Unterweisung den schon fast verlorenen Gebrauch ihrer Stimme wiedergegeben hat. Die überaus herzlichen und aufrichtigen Worte dieser Anerkennungsschreiben lassen keinen Zweifel an ihrer Wahrheit aufkommen. Eine andere Frage ist die, ob die gedruckten Vorschriften des Buches über die richtige Art der Athmung, Tonbildung, über Stimmbiegung, Vertheilung der Tonhöhen auf die Satztheile ꝛc. im Stande sind, den persönlichen und mündlichen Unterricht zu ersetzen. Wir tragen Bedenken, diese Frage ohne Weiteres mit Ja zu beantworten; denn wenn irgendwo, so ist auf diesem Gebiete des Unterrichts das Vormachen und das Hören die Hauptsache. Damit soll nicht entfernt ein Mißtrauen in die Methode des Frl. Kuijpers ausgesprochen sein; sie betont ja selbst die Wichtigkeit des persönlichen Unterrichts (S. 182). Sicher ist, daß die Ausführung der in dem Buche verlangten Uebungen eine außerordentliche Geduld erfordert; zunächst können einem die seitenlangen Artikulationsübungen lalabalalalü, bekralala, labawaralü, salalalala, tjalalatjalalü angst und bange machen. Doch wir wollen gern glauben, daß durch eine genaue Befolgung aller Vorschriften der Redner sich manche Untugend beim Sprechen abgewöhnen und viel Gutes lernen kann. Die zahlreichen Schüler und Schülerinnen des Frl. Kuijpers haben sie dringend gebeten, ihre Methode der Oeffentlichkeit zu übergeben. Diesen Wunsch hat sie erfüllt. Der Dank derjenigen, die eine Erinnerung an die unter der Leitung der Lehrerin getriebenen Studien in Form einer Anleitung zu besitzen wünschten, ist ihr also gewiß. Ob die Methode auch in weiteren Kreisen sich der begeisterten Lobsprüche werth erweisen wird, die ihr gespendet werden von den durch sie glücklich Geheilten, das werden die Fachleute zu entscheiden haben, deren Aufmerksamkeit wir hiermit auf das Buch lenken. R. B.

— Kurze russische Schreib- und Leseschule. Vorstufe für jede Grammatik, nebst kleinem Sprachführer für Reisende und Militärs. Von Dr. R. Palm, Lehrer an der königl. Kriegsakademie. Berlin 1899. Verlag von R. Eisenschmidt. — Die lange Reihe russischer Grammatiken, die in den letzten Jahren in Deutschland erschienen sind, wird hier um eine neue vermehrt. Wieder auch ist das Lehrbuch in erster Linie für Militärs bestimmt, ohne jedoch auch für Andere, die einen knappen Einblick in das russische Sprach- und Schriftwesen erlangen wollen, seinen Zweck zu verfehlen. Palm giebt zunächst eine kurze Schreib- und Leseschule, die geschickt angeordnet und mit guten Beispielen versehen ist. Ihr schließt er einen Sprachführer an, der einen gedrängten Abriß der russischen Grammatik bringt, dann eine Reihe nach bestimmten Gruppen und Themen geordneter Wörter und Phrasen für Reisende, schließlich ein militärisches Wörterverzeichniß und die nothwendigsten militärischen Redensarten. Der ganze Stoff ist übersichtlich auf 87 Octavseiten untergebracht. Das Buch ermöglicht es Jedem, schnell in die Grundzüge des russischen Idioms einzudringen, und dürfte zumal für jeden nach Rußland Reisenden praktisch sehr verwendbar sein. Einem genaueren Studium der Sprache kann es selbstverständlich nur als Einleitung dienen. E. H.

— Bootaussetzvorrichtungen „Luvboote nach Lee“ und durch diese die Rettung von Passagieren und Mannschaften bei Seeunfällen. Mit 20 Abbildungen. Patent angemeldet und Gebrauchsmusterschutz. Von Joh. Heinr. Klencke, Capitän, Bremen. — Die unter diesem Titel im Verlage von Rühle und Schlenker in Bremen erschienene Broschüre ist in erster Linie für Fachkreise bestimmt; sie wird indeß, insofern sie die Mittel zur Rettung von Menschenleben bei Seeunfällen behandelt, auch für weitere Kreise Interesse haben. Es ist bekannt, daß die durch Zusammenstoß oder durch andere Ursachen leck gewordenen Schiffe infolge des einströmenden Wassers sich in der Regel vor ihrem Untergange nach der einen oder andern Seite stark überneigen. Die übergeneigte Seite nennt der Seemann die Leeseite, die hohe, aufstrebende Seite die Luvseite. Eine Folge des Ueberneigens des Schiffes ist die Schwierigkeit, die Boote an der Luvseite zu Wasser zu bringen. Der Untergang der „Elbe“ und der „La Bourgogne“, sowie viele frühere Schiffskatastrophen haben gezeigt, daß die Luvboote für Rettungszwecke in den allermeisten Fällen überhaupt nutzlos waren. Es ist bisher auch nicht gelungen, allgemein brauchbare Bootsvorrichtungen zu erfinden, welche diesem Uebelstande abhelfen; vielmehr bedürfen die bestehenden Einrichtungen der Boote und zwar die Art der Aufstellung sowohl, als die des Niederlassens und der Bedienung derselben noch dringend der Verbesserung. Unter solchen Umständen sind die von Capitän Klencke gemachten Vorschläge, sowie nicht minder die Anregungen, die er in einer für den gesammten transatlantischen Personenverkehr so wichtigen Frage giebt, äußerst willkommen zu heißen. Seine Vorschläge und Vorrichtungen bezwecken im Allgemeinen eine bequeme und leichte Ueberführung der Luvboote nach der Leeseite, um sie im Augenblicke der Gefahr nutzbar machen zu können, ferner ein sicheres Aussetzen und Zuwasserlaufenlassen der Schiffsboote. Fachmänner, wie Capitän Pfeifer, Inspector der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, und Andere, haben sich günstig über die Klencke'schen Neuerungen geäußert und empfehlen sie der Aufmerksamkeit aller Rheder und Schifffahrtsgesellschaften. Dafür, daß Capitän Klencke die Verbesserung der Rettungsvorrichtungen nicht nach einem großen Schiffsunglück, wie es sonst so häufig der Fall ist, sondern zu einer Zeit anregt, wo man mit Ruhe an eine Aenderung derselben herantreten kann, sowie an die Erörterung der Frage: „Welche Gewähr bieten die an Bord der Passagierboote aufgestellten Rettungsboote für die Sicherheit der auf den Schiffen sich befindenden Personen?“, muß man ihm zu besonderem Dank verpflichtet sein. F. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 64. Dienstag, den 30. Mai, Abends. 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Verlauf der Schlacht von Beaumont.

Die eigentliche Schlacht von Beaumont wurde in erster Linie von dem IV. preußischen gegen das 5. französische Corps geschlagen.

Hüben eilte das sächsische, drüben das die gleiche Nummer tragende 12. französische Corps an der Maas zur Hilfe herbei. Kurz nachdem auf dem entgegengesetzten preußischen Flügel auch das I. bayerische Corps zu gleichem Zweck erschienen war, wurde es indessen, wie schon berührt, in ein bald unabhängiges Gefecht mit dem ebenfalls Beaumont zustrebenden Theil des 7. französischen Corps verwickelt und dadurch zuerst westlich bis nach Warniforet, dann infolge Befehls des Obercommandos der III. Armee in nordwestlicher Richtung nach Raucourt abgelenkt und führte dort gegen Abend ein anderes ganz für sich bestehendes Gefecht gegen die Nachhut des letzterwähnten feindlichen Corps.

Durch eine beim IV. Corps belassene und mit dessen linkem Flügel vordringende Abtheilung aller Waffen hielt es jedoch den Zusammenhang mit der Maasarmee aufrecht und schon aus diesem Grunde entspricht es den thatsächlichen Verhältnissen, alle Kämpfe dieses Tages unter dem Namen Schlacht von Beaumont zusammenzufassen, deren Beginn schon sich ganz anders als erwartet gestaltete, weil der Anmarsch der Maasarmee vom Feinde nicht gestört und an der entscheidenden Stelle nicht einmal beobachtet wurde.

Die Spitzen des IV. Corps erreichten das freie Gelände nördlich des Waldes um 12 Uhr, die des XII. Corps um 1 Uhr. Letzteres war durch Kreuzungen aufgehalten, welche darin ihren Grund hatten, daß die in der Nacht auf der ganzen bisherigen Front vertheilt gewesene 23. Division beim Zusammenziehen nach Osten, um auf den rechten Flügel der Armee und nach ihrem Sammelplatze Beauclair zu gelangen, ebenso wie die dahin von Nouart marschirende Corps-Artillerie[33]) mit der 14. Brigade zusammenstieß und andererseits die wie letztere von Süden anrückende 24. Division erst nach dem Seitwärtsrücken der 23. Division und der Corps-Artillerie aufbrechen konnte. Infolge dieser Umstände trat die rechte Flügelcolonne erst um 11½ Uhr auf der zwar längsten, aber einzigen festen Straße von Beauclair an und bog bei Laneuville auf die von Stenay nach Beaumont führende ein. Sie erhielt nach einer bald berichtigten falschen Meldung über die schon erfolgte Räumung von Beaumont unterwegs Nachricht, daß feindliche Infanterie jenseits der Wamme in dem Pont Gaudron gegenüberliegenden Gehölze sich befinde, und dort standen wirklich Infanterie-Vorposten, welche — wie gleich bemerkt werden mag — die Avantgarde herankommen ließen und erst dem sofortigen Angriff wichen.[34]) Die 12. Cavallerie-Division, welcher sich die früh zur Aufklärung vorgeschickten 5 Escadrons wieder anschlossen, folgte der Colonne. Ein Bataillon und ein Zug Cavallerie blieben in Stenay zur Beobachtung und Sicherung gegen den auf dem rechten Maasufer befindlichen Feind.[35]) Das Zieten-Husaren-Regiment rückte, wie früher erwähnt, Vormittags von Stenay wieder in der Richtung nach Metz zur Einschließungsarmee und zunächst nach Longuyon ab.

Die 24. Division, rechtzeitig östlich des Gehölzes von Nouart versammelt, aber bis gegen 11 Uhr durch vor ihr nach Beauclair vorbeiziehende Truppen am Antreten gehindert, marschirte über Beaufort in den Wald und in diesem zunächst auf einem rechts nach Pont Gaudron führenden Wege, weil der für sie bestimmte sich als unbrauchbar herausgestellt hatte. Gegen 1 Uhr ins Freie gekommen, wandte die Avantgarde sich sogleich wieder links und durchwatete die Wamme, obgleich sie dabei bis an den Leib in Schlamm und Sumpf kam. Die nachfolgende Infanterie ging auf einer inzwischen weiter links aufgefundenen Brücke und auf rasch hergestellten Dämmen über, die berittenen Waffen verfolgten den Waldweg bis zur großen Straße weiter und trabten neben der rechten Flügelcolonne vorwärts.

Die 7. Division rückte um 10 Uhr von Nouart ab und kam über Champy richtig mit dem vorn befindlichen Zuge der 7. Dragoner gegen 12 Uhr nach Ferme de Belle Tour. Der Weg war sehr schlecht und die Pioniere mußten ihn vielfach ausbessern und an verschiedenen Stellen Knüppeldämme anlegen. Beim Erscheinen der Spitze gab eine feindliche Feldwache von der naheliegenden Höhe einige Schüsse ab und verschwand.[36]) Im Uebrigen sah man weder Freund noch Feind und begann in Ruhe gedeckt aufzumarschiren.

Diese Division allein konnte wenigstens Anfangs nach der erhaltenen höheren Weisung verfahren. Für die beiden sächsischen Colonnen kam sie überhaupt nicht mehr in Frage, weil sie schon im Walde Kanonendonner und lebhaftes Infanteriegefecht von links hörten, und ganz unvorauszusehende Verhältnisse machten es der 8. Division und dem bei derselben befindlichen commandirenden General des IV. Corps geradezu zur Pflicht, ohne Rücksicht auf die Nebencolonnen anzugreifen.

Längst bevor sie sich auf dem linken Flügel um 10 Uhr von Fossé in Bewegung setzte, waren ihr, wie theilweise schon erwähnt, 5 sächsische Escadronen unter Oberst v. Miltitz vorausgegangen.[37]) Von den Höhen bei Belval und Bois des Dames aus sah man über den Wald weg schon die Läger des Feindes bei Beaumont und der mit der 1. Escadron 17. Ulanen-Regiments bis an den jenseitigen Holzrand vorgeschickte Rittmeister v. Nostitz beobachtete von dort, daß nirgends feindliche Vorposten zu sehen waren, und erfuhr auch von einem Bauern, daß die französischen Truppen sich in den Lägern unbesorgt der Ruhe hingaben.

Der Commandeur der 8. Division, General v. Schoeler, erhielt diese wichtige Nachricht bevor seine Avantgarde über Belval und am Etang de la Forge vorbei den Wald erreichte, und die ganze Division, welcher sich ebenfalls die feindlichen Läger zeigten, setzte deshalb innerhalb desselben ihren Weitermarsch in größter Stille fort, schickte aber auch ihrerseits eine Escadron — die 2. des 12. Husarenregiments unter Major v. Parry — vor, von welchem die gleiche Meldung zurückgesandt wurde. — Der eingezeichnete Waldweg nach Beauséjour ferner, war nicht vorhanden. Die Division folgte also dem von der Cavallerie benutzten und auf diesem langte die Infanteriespitze 800 Schritt weiter rechts als der auf der Karte angegebene Weg fast genau

[33]) Sie sollte Anfangs hinter der 23. Division marschiren, erhielt dann aber Befehl, sich schon hinter dem vorderen Infanterie-Regiment des Gros einzuschieben.

[34]) Hier stand eine Vorpostenabthlg. vom 17. französ. Regt. s. Dick de Lonlay.

[35]) III/103, welches das 5 Uhr früh dort eingetroffene III/108 ablöste, und ein Zug der 2. Escadron 2. Reiter-Regiments. Letzteres Regiment war schon seit dem 27. in Stenay und Laneuville und wurde deshalb für diesen Tag der 23. Division, das 1. Reiter-Regiment der 24. Division zugetheilt.

[36]) Nach Dick de Lonlay ebenfalls vom 17. Regt.

[37]) 17. Ulanen-Regiment u. 2. Escadron Gardereiter-Regiments.

südlich von Beaumont um 12 Uhr am Waldrande an und schob die Vorhut, aber ohne Cavallerie, vorsichtig bis hinter die nächste Höhe vor.[38])

* * *

Machen wir hier einen Augenblick Halt, um klar zu stellen, daß das 5. französische Corps zwar an beiden Seiten der Straße nach Stenay kleine Infanterieabtheilungen bis zur Wamme vorgeschoben, weitere Vorposten aber nicht ausgestellt hatte. Obwohl es am Tage vorher von Nouart aus angegriffen war, will General Failly den Gegner, wenn überhaupt, nur von Stenay her erwartet haben, und obwohl es selbst die Wege durch den Wald benutzt hatte, blieben sie meist unbeobachtet. Es sollen Cavallerie-Patrouillen früh ausgeschickt sein, welche nichts vom Gegner sahen und ins Lager zurückkehrten.[39]) Rousset erwähnt auch Lagerwachen[40]), sie scheinen sich indessen auf solche bei den Fahnen beschränkt zu haben. Vom Corpscommando wird angenommen sein, daß die Nachhut auch ferner für die Sicherung nach Süden sorgen werde, von dieser mit höherem Recht, daß dieses von dem schon vor ihm angelangten Gros geschähe, um so mehr als die Nachhut aus zwei getrennt marschirenden Brigaden bestand, von denen die eine, die 2. der 1. Division, zwar südlich, die zuletzt ankommende andere, die einzige (2.) der 2. Division, aber nördlich von Beaumont biwakirte.

Die Truppen waren im Laufe der Nacht, die Nachhut erst 5 Uhr Morgens angelangt und hatten sich, ohne die abgesteckten Plätze groß zu beachten, auf beiden Seiten von Beaumont regimenterweise, wie sie ankamen, eingerichtet. Bei der Lagerung war also der Zusammenhang der Divisionen verloren gegangen, wenngleich sich überhaupt südlich von Beaumont die sämmtliche Infanterie der 1. und 3. Division, aber durcheinander gemischt befand. Nördlich davon befand sich außer der einzigen Brigade der 2. Division die ganze Cavallerie und der größte Theil der Artillerie. Die große Ermüdung wird auch die Veranlassung gewesen sein, daß nicht wenigstens am Morgen die Ordnung wieder hergestellt wurde. Ebensowenig erfolgten Anordnungen gegen einen feindlichen Angriff.

Es muß allerdings anerkannt werden, daß General Failly, da er auf seine eigenen Kräfte beschränkt war und durch den Marschall Morgens nochmals den Befehl erhielt, so rasch als möglich rückwärts von Beaumont, bei Mouzon die Maas zu überschreiten, gar nicht in der Lage war, den Vortheil der Versammlung auszunützen und sich — was deutscherseits gefürchtet wurde — auf die ersten aus dem Walde herauskommenden, vorläufig noch getrennten Colonnen zu werfen. Wenn er also aus den schon erwähnten Gründen bei Beaumont zu rasten sich veranlaßt sah, so wäre es wohl seinen Verhältnissen am entsprechendsten gewesen, südlich der Stadt nur Vortruppen zu belassen und das Gros, richtig gegliedert, in der starken Stellung hart nördlich von Beaumont zu vereinigen. Er beließ jedoch Alles wo es war und die Truppen beschäftigten sich am Vormittage nur mit der Instandsetzung ihrer Ausrüstung und mit ihrer Verpflegung.

Die dem General v. Schoeler zugehenden Nachrichten beruhten also auf Wahrheit und für diesen Fall hatte er schon unterwegs beschlossen, die Unaufmerksamkeit des Feindes auszunutzen, war vorgeritten und beobachtete nun selbst innerhalb Gewehrschußweite ein nicht bewachtes feindliches Lager, in dem sich die Franzosen waffenlos herumbewegten und abkochten, sowie zwei weiter rückwärts befindliche andere Läger. Er beabsichtigte jedoch anfangs, erst anzugreifen, nachdem die vordere Brigade und die ganze Divisions-Artillerie aufmarschirt wäre. Der inzwischen angelangte commandirende General v. Alvensleben gab jedoch, um sich den Vortheil der Ueberraschung nicht entschlüpfen zu lassen, schon vorher Befehl zum Angriff und zur Eröffnung des Feuers, was denn auch um 12 Uhr 20 Minuten von den drei Jägercompagnien und zwei Batterien, welche bis dahin nur an der Höhe bei der Ziegelei entwickelt waren, sofort geschah.[41])

Hopffgarten[42]) stellt ganz richtig fest, daß sich aus den neueren französischen Werken unzweifelhaft ergiebt, daß die von verschiedenen Seiten kommenden Warnungen vom Feinde nicht geglaubt, wenigstens ganz unbeachtet geblieben sind und daß die Franzosen erst durch den ersten Kanonenschuß aus ihrer sorglosen Ruhe aufgeschreckt wurden. Nun enthält aber auch der erste Gefechtsbericht des IV. Armeecorps Folgendes: „Als die linke Flügelcolonne, 8. Division, die Höhe von Belval erreichte, wurde bei Beaumont ein feindliches Zeltlager entdeckt; Vorposten wurden nicht gesehen. Die linke Flügelcolonne debouchirte mit ihrer Tete um 12¼ Uhr aus dem Walde südlich Beaumont; in den Zeltlagern rührte sich nichts. Schon vorher waren in unserer linken Flanke, jedoch in weiter Entfernung, einige Kanonenschüsse gefallen, wie angenommen wurde, bei der III. Armee.[43]) Um ½1 Uhr eröffneten die Batterien der 8. Division[44]) ihr Feuer auf das erwähnte Zeltlager, welches vollständig überrascht und erst hierdurch alarmirt zu werden schien."

Erst in dem späteren ausführlicheren Bericht des Corps findet sich die andere auch in das Generalstabswerk übergegangene Lesart: „Kaum hatte indessen eine Jägercompagnie sich bei der Ziegelei placirt, als das vordere Lager durch die Bewohner eines der vor der Waldlisière liegenden Gehöfte alarmirt wurde", und darauf folgt: „Um den Moment der Ueberraschung noch auszunutzen, wurde nun der sofortige Angriff beschlossen." Ganz mit denselben Worten wird der Vorgang in dem früher geschriebenen Gefechtsbericht der 8. Division[45]) erzählt und so macht es den Eindruck, als ob der erste Corpsbericht die Auffassung des Generals v. Alvensleben, der zweite die des Generals v. Schoeler wiedergiebt.

Ebensowenig wie die nach Hopffgarten bisher allen Betrachtungen und Besprechungen über die Schlacht von Beaumont zu Grunde liegende Annahme, daß die Franzosen sich vor dem ersten Schuß schon in Bewegung gesetzt hätten, würde dann die andere ebenso allgemein verbreitete zutreffen, daß General v. Alvensleben das Feuer aus diesem Grunde eröffnen ließ. Es wäre vielmehr deshalb geschehen, weil er sich mit Recht den Vortheil der vollständigen Ueberraschung, welcher bei der großen Nähe des feindlichen Lagers jeden Augenblick entschwinden konnte, nicht entgehen lassen wollte. Von welcher Voraussetzung er auch ausging, der treibende Beweggrund war in beiden Fällen derselbe, nämlich dem Feinde keine Zeit zu lassen und die den Ueberfall begünstigenden Umstände rasch auszubeuten. Auf diejenigen kritischen Erörterungen, welche eine spätere Gefechtseröffnung für zweckmäßiger erklären, gehen wir deshalb nicht ein, zumal mehr dafür spricht, daß dadurch der Hauptvortheil verloren gegangen wäre.

* * *

Der Zustand, in welchen der Feind durch den ersten Schuß gerieth, pflegt um so richtiger mit dem eines gestörten Ameisenhaufens verglichen zu werden, als sich derselbe mit gleich ameisenartiger Geschwindigkeit in eine rasch anwachsende und sich sogar vorwärts bewegende Feuerlinie verwandelte und von rückwärts ebenso rasch eine Batterie nach der andern eingriff.

Die Lage der schwachen Abtheilungen der 8. Division und auch der zur Verstärkung herankommenden war sehr ernst. Sie wurden mit Feuer geradezu überschüttet. Es gelang ihnen aber trotzdem, die Stellung zu behaupten und nach dem von General v. Schwarzhoff sofort nach dem ersten Schuß angeordneten, um 12¾ Uhr erfolgenden Eingreifen der 7. Division und nach dem Abweisen wiederholter feindlicher Angriffe, Kraft zu eigenem Vorgehen zu gewinnen.

Unter dem Feuer der 8 Divisionsbatterien drangen dann in erster Linie im Ganzen nur 6½ Bataillone des IV. Corps[46])

---

[38]) Truppeneintheilung der 8. Division. Vorhut: 4. Jäger-Batl., 12. Hus.-Regt., 2 Batterien. — Gros der Avantgarde: 5 Bataillone der 16. Inf.-Brigade, 1. Pionier-Comp. Gros der Division: 15. Inf.-Brigade, 2 Batterien (hinter dem vordersten Bataillon), 2. Pionier-Comp. Es folgte der Division die Corps-Artillerie mit einem Bataillon der 16. Brigade (I/96).

[39]) Failly S. 44ff.

[40]) Rousset II, S. 228.

[41]) Eine Jägercompagnie blieb geschlossen neben den Batterien.

[42]) Die Schlacht bei Beaumont S. 220.

[43]) Diese Annahme war ganz richtig, es war das Feuer der Avantgarden-Batterien des V. Corps gegen die Nachhut des 7. französischen Corps. S. frühere Darstellung.

[44]) Zuerst aus 2 Batterien. Die beiden anderen um 12¾ Uhr — Als Zeit der Feuereröffnung ist trotz des Corpsberichts und des G.-St.-Werkes, der Einzelschrift 12 und Hopffgarten folgend, nicht 12½ Uhr sondern 12 Uhr 20 Minuten eingesetzt worden.

[45]) Der erste Bericht des Generalcommandos des IV. Armeecorps ist Abends auf dem Schlachtfelde geschrieben und an das Gr. H.-Q. gerichtet; derjenige der 8. Division in Pourron am 31. August früh 7 Uhr, der spätere des Corps in Vendresse am 5. September 1870 abgefaßt worden.

[46]) Von der 8. Division: Unter Leitung des Commandeurs der 16. Brigade Oberst v. Scheffler: ½ 4. Jäger-Bataillon; I., II. Bataillon 86. Regiments, II. Bataillon 96. Regiments. Von der 7. Division: das 66. Regiment. Letzteres hatte noch einen sehr ernsthaften Gegenangriff des französ. 68. Regiments zurückzuschlagen. Das 26. Regiment folgte.

gegen den sie bis auf 30 Schritt heranlassenden Feind vor und trieben ihn nach kräftiger Gegenwehr durch die Läger und durch Beaumont zurück. Die nachdrängenden Bataillone der 8. Division kamen kaum noch in's Gefecht,[47]) erreichten aber theilweise noch diesseits der nicht mehr vertheidigten Stadt die vordere Linie. Kurz vor der um 1½ Uhr beginnenden, bald regellosen Flucht des Feindes fuhren die ersten Batterien der Corps-Artillerie des IV. Corps, rechts 4 sächsische, links der Straße von Sommauthe schon um 1 Uhr 2 Batterien des I. bayerischen Corps auf.

Der gegen starke Ueberlegenheit siegreich durchgeführte um 2 Uhr beendete Kampf gereicht den betheiligten Truppentheilen, namentlich den ihn zuerst eröffnenden zur hohen Ehre, und unter ihnen müssen die beiden Avantgardenbatterien Wermelskirch und Dieckmann ganz besonders erwähnt werden. Von Beginn an in wirksamstem Infanteriefeuer, erlitten sie, am meisten die erstgenannte, die schwersten Verluste, setzten aber trotzdem ihr Feuer fort. Das der französischen, am Lager auffahrenden Geschütze wurde dagegen sofort zum Schweigen gebracht.

Von den südlich Beaumont lagernden beiden Divisionen wurden 2 Regimenter und 1 Jäger-Bataillon zu Anfang des Gefechts auf die Höhen nördlich von Beaumont, wo sich die Artillerie aufstellte, zurückgezogen; 6 Infanterie-Regimenter, 1 Jäger-Bataillon und 1—2 Batterien kämpften südlich der Stadt.[48])

Das IV. Corps war nun ganz aus dem Walde herausgekommen und Alles folgte der vorderen Linie. Da sich die südlichen Läger schräg rechts von der Stelle befanden, wo die Avantgarde der 8. Division das Gefecht begonnen hatte, so war die Entwicklung des Gros in dieser Richtung vor sich gegangen, weiter rechts die der 7. Division, und obwohl beide nur etwa 3000 Schritt einnahmen, reichte der rechte Flügel doch über die Straße von Stenay nach Beaumont hinaus.

Dem XII. Corps verblieb deshalb nur wenig Raum bis zur Maas. Hier ging das Avantgarden-Regiment der 23. Division nach Vertreibung der feindlichen Vorposten aus dem Gehölz gegenüber Pont Gaudron weiter vor, vermochte aber vor der Flucht des Feindes nicht heranzukommen, nur die 4 vordersten Batterien beider sächsischer Divisionen kamen in diesem ersten Theil der Schlacht noch zur Wirkung gegen den sich schon zur Flucht wendenden Feind. Die von 2 Uhr an auffahrende Corps-Artillerie richtete ihr Feuer schon gegen die jenseits Beaumont stehenden französischen Geschütze. Prinz Georg ließ außer der Avantgarde auch die beiden anderen Regimenter der 45. Brigade mit 2 Batterien gegen Létanne in Marsch, im Uebrigen die 46. Brigade rechts, die 24. Division links der Straße zunächst aufmarschiren, weil es ihm nicht gelungen war, das IV. Corps zu einer Freimachung des vorliegenden Geländes zu bewegen.

* * *

Der mit schweren Opfern erkämpfte Erfolg lieferte diesem Corps reiche Beute in die Hände, außer den beiden Lägern hatte es 7 Geschütze genommen und viele Gefangene gemacht.

Die durch und neben Beaumont zurückfluthenden feindlichen Massen fanden jedoch Aufnahme durch die bei La Harnoterie Ferme lagernde Brigade der 2. Division, deren bei Beginn des Kampfes gerade beginnender Abmarsch nach Mouzon zum Halten gebracht war, durch die während des Ueberfalles zurückgezogene Infanterie und durch die Artillerie des 5. Corps, welche weiter östlich und bis vorwärts des Gehölzes Le Fays aufgefahren war und von hier aus schon in den Infanteriekampf eingegriffen hatte. Auch die südlich Beaumont gewesenen Geschütze, soweit sie nicht verloren gegangen waren, fuhren in diese Linie ein. Die geworfene Infanterie suchte sich darin zu sammeln, was jedoch nur mit einem Theil gelang. Zu einem erneuten Infanteriegefecht kam es nur auf dem rechten französischen Flügel bei La Thibaudine und Harnoterie. Im Uebrigen wurde Alles bis 3 Uhr nach dem Bois Givodeau und der Yoncqer Höhe[49]) zurückgenommen oder trat den Rückzug ohne Befehl an.

Auch abgesehen von dem neuen Widerstande durch die französische Artillerie konnte die siegreiche Infanterie des IV. Corps nicht daran denken, die Verfolgung über Beaumont hinaus vor einer Wiederherstellung der Ordnung in der vorderen Linie und vor dem Nachrücken der Reserven fortzusetzen, die sächsische war noch nicht heran und so fiel zunächst der Artillerie beider Corps die Niederwerfung der feindlichen zu.

Von Zwischenstellungen abgesehen, bildete sich dazu südlich der Stadt von 2 Uhr an eine mächtige von der Maas bis zum Walde reichende Geschützlinie und es kamen zeitweilig alle 14 Batterien des IV. Corps, eben so viel sächsische und 3 bayerische, zusammen 31 deutsche Batterien zu Schuß. — Wie sich schon vorher die französische Infanterie hervorragend tapfer gezeigt hatte, so muß auch das Verhalten der französischen Artillerie rühmend hervorgehoben werden. Obwohl weit unterlegen, hielt sie, mehrfach die Stellungen wechselnd, doch eine Stunde lang auf nur 2000—2500 Schritt der weit überlegenen und treffsichereren deutschen Artillerie gegenüber aus und ging erst etwa 3 Uhr nach La Sartelle Ferme und der Yoncqer-Höhe zurück.[50]) La Harnoterie blieb noch besetzt. Im Uebrigen war die Masse der Infanterie schon zurück, auf dem linken Flügel blieben aber kleinere Abtheilungen noch im Gehölz Le Fays und südlich des Bois Givodeau und wichen erst dem späteren Vormarsch der 13. Brigade. Während dieses Artilleriekampfes hatte das Infanteriefeuer auf der ganzen Front des IV. Armeecorps aufgehört, tönte aber plötzlich von links herüber.

* * *

Hier, hart westlich der Straße von Sommauthe nach Beaumont, waren etwa um 1 Uhr, wie schon erwähnt, zwei Batterien der an der Spitze des I. bayerischen Corps befindlichen 2. Division in gleicher Höhe derjenigen der 8. Division aufgefahren, welche unter Bedeckung des 4. Chevauxlegers-Regiments im Trabe vorgeschickt waren, sobald sich Kanonendonner vernehmen ließ. Die ganze 2. bayerische Division war gefolgt und ihre vorderen Theile bis nahe an die von Beaumont nach Westen auf Stonne führende Straße gelangt, als sie zuerst von Norden von La Thibaudine Ferme und kurz darauf von Westen her aus dem Waldrande östlich Warniforêt Feuer erhielt. Die erstgenannte Meierei war von schwächeren feindlichen Infanterieabtheilungen besetzt, welche von La Harnoterie vorgeschoben waren, und wurden bald vertrieben.

Ernster und ganz unvermuthet war das Auftreten stärkerer französischer Schützenlinien in der linken Flanke der vorderen, meist noch in der Marschcolonne befindlichen 4. bayerischen Brigade. Ebenso überrascht aber in günstigerer Lage war ihr Gegner, die 1. Brigade Morand des 7. französischen Corps, welche, wie wir wissen, hinter und zum Schutz des Corpstrains von Oches über Stonne und Warniforêt heran gekommen, den Abstand verloren und nicht erfahren hatte, daß die noch von einer anderen Brigade begleitenden Trains Befehl erhalten hatten, im Yoncqthal nördlich abzubiegen[51]). Die Brigade Morand sah also gerade vor sich einerseits die nach Süden gerichtete Stellung des französischen 5. Corps, andererseits die gegen den rechten Flügel desselben vordringenden Bayern und griff letztere sofort heftig an, wohl in dem ganz richtigen Gedanken, dadurch sowohl sich selbst die Vereinigung mit ersterem zu erkämpfen, wie ihm durch diesen Flankenstoß Hilfe zu bringen. Es gelang aber den Bayern sich dessen nicht allein zu erwehren, sondern auch den Gegner, welcher auch eine Batterie, von welcher zwei Geschütze genommen wurden, ins Gefecht brachte, zurückzuwerfen und um 4 Uhr Warniforêt zu nehmen.

Schon vorher, um 3½ Uhr, war auch La Harnoterie im Besitz des allein über Beaumont vorgegangenen 3. Bataillons des 86. Rgts., wie des rechten Flügels der 2. bayerischen Division gefallen.

Um 4 Uhr schlossen also mit dem Zurückströmen der Brigade Morand in nordwestlicher Richtung auf Raucourt und dem der aus Harnoterie vertriebenen französischen Infanterie in die inzwischen von einer starken Arrieregarde des Corps Failly besetzte Stellung La Sartelle-Yoncqer Höhe alle den ersten Theil der Schlacht bildenden Kämpfe ab.

* * *

Beides ließ sich aus der Gegend von Beaumont nicht einsehen. Allen dort befindlichen Führern war schon von 3 Uhr

---

[47]) Nach G.-St.-W. nur einige Schützenzüge des 31. Regiments, nach Hoffgarten auch das Füs.-Bataillon dieses Regiments und ½ Zug des 93. Regiments.

[48]) Südlich Beaumont im Gefecht: die gesammte Infanterie der 1. Division Goze; von der 3. Division Lespart das 68. und 17. Regiment. Siehe Rousset, Dick de Lonlay, Wimpffen u. s. w. — An die nördlich der Stadt befindliche Brigade Kampf herangezogen das 30. und 27. Regiment, sowie das 19. Jäger-Bataillon.

[49]) Darunter wird jetzt und später die nordöstlich von Yoncq liegende Höhe 918 verstanden, welche auf einigen Karten die Bezeichnung Faite führt.

[50]) Ein Geschütz, dessen Protze aufgeflogen war, wurde durch eine vom Artillerie-Leutnant v. Rabenhorst vorgeführte Abtheilung des sächs. 1. Reiter-Regiments genommen.

[51]) S. frühere Darstellung.

an, als die französische Artillerie das Feld räumte, der Feind vollständig verschwunden, weil das Gesichtsfeld nur bis zu dem Höhenzuge reichte, auf welchem diese bis dahin gestanden hatte.

Während nun das mittlerweile wieder geordnete IV. Corps von 3 Uhr an sich anschickte zu folgen, entsandte General v. Alvensleben zunächst beide Divisions-Cavallerieregimenter in Richtung der Straße nach Mouzon und gegen Yoncq vor, um den Verbleib des Feindes festzustellen.[52]) Etwa zu gleicher Zeit kam eine bei Beginn des Gefechts der Bayern gegen die von Westen angreifende französische Brigade Morand abgegangene Bitte des Generals Schumacher, Commandeurs der 2. bayerischen Division, um Unterstützung durch Artillerie, weil die Division stark gedrängt werde. Dieses Ansuchen, wozu die Befürchtung kam, sonst den schon einmal geschlagenen Feind nicht mehr zu erreichen, scheint General v. Alvensleben mit bestimmt zu haben, die Verfolgung des Gegners sofort wieder aufzunehmen, ohne einerseits das Ergebniß der angeordneten Cavallerie-Aufklärung und andererseits das Herankommen des Gros der sächsischen Infanterie abzuwarten. Dafür spricht folgender Absatz im Gefechtsbericht: „Dem nun, etwa 3 Uhr, an mich gerichteten Ersuchen des genannten bayerischen Generals (Schumacher) um Artillerie, da er heftig gedrängt würde, konnte nicht entsprochen werden, da sämmtliche diesseitigen Geschütze bereits im Feuer waren, dagegen wurde angeordnet, daß die 8. Division ihr Feuer fortsetzen[53]) und die 7. Division, welche nach dem ersten kurzen Offensivstoß von mir zurückgehalten war, durch gleichzeitiges Vordringen die Bayern degagiren sollte."

Die 7. Division, von welcher der Hauptsache nach nur das 66. Regiment und die Divisions-Artillerie am Kampf südlich Beaumont betheiligt gewesen und deren Sammeln und Aufmarsch deshalb rascher als bei der sehr durcheinander gekommenen 8. Division beendet war, rückte dementsprechend beiderseits von Beaumont vor, und mit der um 3½ Uhr rechts der Straße nördlich des Ruisseau de Beaumont entwickelten 13. Brigade auf das Gehölz Le Fays weiter. Hinter sie setzte sich die 14. Brigade, während sich die 8. Division zunächst südöstlich von La Harnoterie Ferme, in welcher sich Bayern und das 3. Bataillon 86. Regiments befanden, vereinigte, um dann dieses Gehöft rechts lassend in der Richtung auf Mouzon vorzugehen, wobei sie rechts Verbindung mit der 7. Division halten und links Anschluß und Flügelschutz durch bayerische Truppen finden sollte.[54]) Das Generalcommando theilte also Anfangs das Gelände rechts der Straße der 7., links derselben der 8. Division zu.

Bald darauf ließ sich jedoch von der Yoncqer Höhe ein nach wenigen Minuten wieder aufhörendes Kanonenfeuer vernehmen, veranlaßt durch das Anprallen der beiden Divisions-Cavallerie-Regimenter, sowie des 3. Bataillons 86. Regiments von La Harnoterie aus, und da sich hieraus die Anwesenheit des Feindes in dieser Gegend ergab und die 8. Division noch nicht zur sofortigen Fortsetzung des Vormarsches bereit war, erhielt die eben rechts der Straße nach Mouzon hinter der vorderen 13. Brigade angekommene 14. Brigade den Befehl des commandirenden Generals, sich links der genannten Straße gegen die Yoncqer Höhe zu entwickeln. Auf diese Weise gelangte die 7. Division mit beiden Brigaden nebeneinander beiderseits der Straße zunächst allein in das erste Treffen.

Die Maas macht nördlich Létanne einen Bogen nach Westen, so daß gerade dort, wo der Feind sich hinter den höchsten Punkten der ganzen Gegend[55]) wieder gesetzt hatte, zwischen ihr und dem Yoncqbach nur ein Raum von im Ganzen 3000 Schritt bleibt, welcher sich durch die Abfälle zu beiden Flußläufen bis auf wenig mehr als 2000 Schritt verringert und deshalb fast ganz von der 7. Division in Anspruch genommen wurde.

Außer dem XII. Corps wurde auch die 8. Division dadurch Anfangs in die zweite Linie, aber auch mehr nach links gedrängt und gerade durch letzteres entstand schließlich ein Umfassen des rechten feindlichen Flügels, welches in noch größerem Stile von Einigen gewünscht ist und auch ganz von selbst zu Stande kommen mußte, wenn das I. bayerische Corps nicht nach La Besace-Raucourt abgerufen wäre, und nur deshalb in engeren Grenzen blieb, weil an der entscheidenden Stelle Corps von zwei verschiedenen Armeen zusammenstießen und des einheitlichen Commandos entbehrten.

General v. Alvensleben bestrebte sich jedoch, dies so viel als möglich zu ersetzen, und bewog, als er von dem bevorstehenden Abmarsch der Bayern Nachricht erhielt, den General v. d. Tann, wenigstens einen Theil im Anschluß an das IV. Corps zu belassen, und Letzterer, bereitwillig darauf eingehend, bestimmte dazu unter Oberst Schuch die bei La Harnoterie befindlichen 4 Bataillone, 2 Escadronen und 2 Batterien seiner 2. Division.

Der Befehl an das I. bayerische Corps erfolgte, um das gleich hier zu erwähnen, weil das Obercommando der III. Armee aus den ihm zugegangenen Meldungen auf das Standhalten des Feindes bei Stonne schließen mußte und sich infolgedessen dorthin zusammenzog. Auch die Nachhut des 7. französischen Corps verließ indessen diese Gegend vor dem Angriff und wurde, wie schon berichtet, erst bei Raucourt vom I. bayerischen Corps ereilt und geworfen. Das Gros der III. Armee folgte bis zur Linie Besace-Stonne und ging mit zwei Cavallerie-Divisionen in der linken Flanke bis Le Chesne und Tourteron in Richtung auf Mézières vor, hinter welchen das VI. Corps Vouziers erreichte.[56])

* * *

Die Art des Vorgehens des IV. Corps ist einer theilweise sehr scharfen Kritik unterzogen worden und auch die es dagegen in Schutz nehmenden Schriftsteller sind der Ansicht, daß dadurch der Erfolg verringert und im Fall eines anderen Verhaltens des Feindes das IV. Corps in eine schwierige Lage kommen konnte. Ersteres ist nicht, letzteres ohne Weiteres zuzugeben, jedoch nur falls der Marschall Mac Mahon das Corps Failly noch weiter verstärkt hätte, statt im Gegentheil diese Verstärkung ausdrücklich zu untersagen und so viel wie möglich zu verhindern, oder wenn General Douay aus eigenem Entschluß mit seinem 7. Corps eingegriffen hätte. Auch das geschah nicht und thatsächlich behielt General v. Alvensleben ganz Recht, wenn er annahm, daß er es auch ferner in der Hauptsache nur mit dem schon einmal geschlagenen Feinde zu thun haben werde.

Seine in der Besprechung in Bayonville geäußerte Ansicht, daß der Feind, wie in den letzten Tagen, so auch heute dem Kampfe auszuweichen suchen werde, war durch den Verlauf des Ueberfalles und das bisherige Verhalten des Feindes nicht erschüttert. Er hatte den ihn zwar zuerst tapfer und auch angriffsweise bedrängenden Gegner in größter Unordnung fliehen sehen, auch nördlich Beaumont war das Infanteriegefecht vom Feinde nicht wieder aufgenommen worden. Seit 3 Uhr war er sogar ganz entschwunden und Anfangs nicht einmal sicher, ob der Rückzug desselben weiter nach Norden oder mehr in westlicher Richtung erfolgte, und so ergiebt es sich fast von selbst, daß der General v. Alvensleben wiederum sich dafür entschied, statt vorsichtig abzuwarten, sofort zur Verfolgung zu schreiten, um den Erfolg zu erhöhen, anstatt den, wie wiederholt gesagt werden muß, von ihm schon einmal geschlagenen Feind, dem er sich vollständig gewachsen fühlte, uneingeholt davon kommen zu lassen. Er beurtheilte die Lage dahin, daß letzteres geschehen werde, wenn er noch länger stehen blieb, auch darin hatte er Recht, und bestimmend für sein Vorgehen geradeaus war einerseits der sonst entstehende Zeitverlust, andererseits die Annahme, daß die Bayern, deren zur Zeit nach deren Mittheilung bedrängte Lage durch das Wiederantreten des IV. Corps zugleich mittelbar beseitigt werden sollte, auch ferner links und in gleicher Höhe mit vorgehen und so den rechten feindlichen Flügel umfassen würden, rechts aber das XII. Corps sich befand.

Das Verhalten des Generals v. Alvensleben erscheint sonach durchaus sachgemäß und am Wenigsten sollte man einem Führer vorwerfen, daß er, mögliche Gefahren unberücksichtigt lassend, energisch Zeit und Umstände ausnützt. Noch weniger Grund liegt dazu vor, nachdem seine Auffassung sich als richtig herausgestellt hat.

---

[52]) Dem 7. Dragoner-Regiment schloß sich die Avantgarden-Escadron der 28. Division, die 4. des 2. Reiter-Regiments an.

[53]) D. h. die neben den bayerischen, auf dem linken Flügel ihres Corps stehenden Batterien der 8. Division sollten ihr Feuer fortsetzen und dadurch die Bayern unmittelbar unterstützen.

[54]) Laut Bericht der 8. Division ist dieses auf Befehl des Generalcommandos geschehen. Es erledigt sich dadurch der im 6. Heft der Kriegslehren S. 200 ausgesprochene Zweifel, ob dieses Vorgehen der 8. Division auf eigenem Entschluß oder Befehl des Generalcommandos beruhte.

[55]) Yoncqer Höhe 918, Höhe westl. La Sartelle Ferme 978. Was dahinter stand oder sich bewegte, blieb also dem Angreifer verborgen.

[56]) Schlußstellungen der III. Armee: Bei Raucourt I. bayerisches Corps und 4. Cavallerie-Division, bei La Besace V. Corps, bei Stonne und La Berlière XI. Corps und württembergische Division, bei Oches 2. Cavallerie-Division, bei Sommauthe II. bayerisches Corps, bei Le Chesne-Tourteron 6. Cavallerie-Division, bei Semuy 5. Cavallerie-Division, bei Vouziers das VI. Corps.

Auch in deutschen Werken ist neuerdings die Ansicht ausgesprochen, daß der Ueberfall gar nicht so stark auf das 5. französische Corps gewirkt habe, als bisher allgemein angenommen, und daß es auf den Höhen nördlich Beaumont geschlossen wieder dem Gegner hätte entgegentreten können. Abgesehen davon, daß es nicht geschehen ist, für General Failly wegen des erhaltenen Befehls, so rasch als möglich die Maas zu überschreiten, auch gar kein Grund dazu vorlag, muß auch bezweifelt werden, daß es überhaupt gelungen ist, das 5. Corps nach dem Ueberfall vollständig wieder zu ordnen.

General Failly war allerdings von vornherein bestrebt, sein Corps nördlich Beaumont zu vereinigen. Da er aber dort, bei der Brigade Kampf,[57]) erst eintraf, als das Gefecht um die Läger schon in vollem Gange war, so vermochte er demselben nur einen kleinen Theil zu entreißen.[58]) Alle anderen strömten nach Beendigung desselben meist in voller Auflösung zurück. Doch bewahrten verschiedene Truppentheile auch beim Rückzug mehr oder weniger ihre Ordnung und mindestens diese haben gewiß in der neuen Stellung Le Fays—La Harnoterie Halt gemacht. Nach Dick de Lonlay stand rechts bei La Thibaudine das 49. Regiment sowie die Brigade Abatucci, in der Mitte das 88. und das 30. Regiment, links nördlich Létanne das 14. Jäger-Bataillon. Die nach Verlust der Läger zurückströmenden Truppen machten nach ihm nördlich Beaumont wieder Front. Er nennt aber nur in der Mitte einige Hundert Mann des 86., links eine Handvoll des 46. Regiments. Dazu kommt noch für kurze Zeit das 61. Regiment.[59]) Rousset sagt, daß das Corps um 2 Uhr eine neue Vertheidigungsstellung auf den Höhen nördlich Beaumont zu nehmen suchte, und daß sich die Trümmer der beiden Divisionen Goze und Lespart dort auch neben der Brigade Kampf und der Artillerie aufgestellt hätten. Er fügt aber hinzu, daß die deutsche Artillerie zugleich diese Stellung wie die aufgelösten Truppen beschossen habe, welche die Flucht in nördlicher Richtung fortsetzten.[60])

So wurde es auch vom Gegner beurtheilt. Der Feind — sagt der Bericht der 8. Division — mußte unter Zurücklassung des Lagers, das in unsere Hände fiel, weichen. Er besetzte zwar die Höhen nordwestlich Beaumont noch mit starken Batterien, aber nur um den Rückzug der geschlagenen Infanterie, der auf Stonne und Yoncq ging, zu decken. Aehnlich heißt es in der um 2 Uhr 40 Min. geschriebenen Meldung des Oberstleutnants v. Verdy: „Beaumont gegenüber macht es mir den Eindruck eines vom Feinde geführten Arrièregardengefechts. Beaumont ist bereits von unseren Truppen genommen, der Feind im Abzug auf Yoncq und Mouzon.“[61])

Wie beträchtlich diejenigen Theile des 5. Corps waren, welche den Rückzug ohne Befehl fortsetzten, läßt sich nicht feststellen. Außer flüchtig wie gesammelt zurückgehender Infanterie befand sich aber sicher auch die geschlossene Cavallerie-Division dabei, ob auch Artillerie mag dahingestellt bleiben.

Bei der erdrückenden Ueberlegenheit der deutschen Artillerie war, nachdem sie sich einmal entwickelt hatte, überhaupt jeder Widerstand des Corps Failly, dessen schwache eigene bis 3 Uhr vollständig niedergekämpft wurde, aussichtslos, auch wenn es vollzählig und frisch auf den Höhen nördlich Beaumont gestanden hätte. Daß die Infanterie rechtzeitig zurückgenommen und auch in der etwa eine Stunde lang bezogenen weiter rückwärtigen Stellung von La Sartelle Ferme—Yoncqer Höhe nur eine starke Nachhut zurückgelassen wurde, um den in zwei Colonnen weitergehenden Abzug des Corps zu decken, entsprach deshalb sowohl dem erhaltenen Befehl, wie der durch den Ueberfall verschlimmerten Lage, in welcher sich General Failly einem schon siegreichen stärkeren Feinde gegenüber befand. Schon in der Stellung von Yoncq—Sartelle hatte man — wie Rousset anführt — nicht mehr Leute genug, um den Angriff annehmen zu können, und zu dieser Zeit war nach dem Zeugniß des Generals Nicolas die Straße von Beaumont nach Mouzon bereits durch Fuhrwerke, Pferde und Flüchtlinge des 5. Corps ebenso verstopft, wie die von Yoncq durch die Trains des 7. Corps.[62])

Vorwärts Mouzon, nahe der Maas nahm General Failly endlich nochmals Stellung und in ihr, verstärkt durch Theile des 12. Corps, auch den Angriff des Gegners an. Alles spricht aber dafür, daß er, länger in Ruhe gelassen, es hier ebenso wie nördlich Beaumont und bei Yoncq gemacht haben würde. Je näher der Maas, je mehr Veranlassung hatte er wenigstens dazu, sie zu überschreiten und sich dadurch in vorläufige Sicherheit zu bringen. Alle bekannt gewordenen Anordnungen des bei Mouzon anwesenden Marschalls verfolgten dieses Ziel. Er untersagte eine Unterstützung des 5. Corps durch das 1., und sobald er erfuhr, daß das 12. Corps ohne Befehl Truppen wieder auf das linke Ufer geschickt hatte, ließ er die nachrückenden anhalten.

Es ist deshalb schwer zu glauben, daß der Marschall in vollem Gegensatz zu alledem, mit nur einem schon erheblich geschwächten und nach Failly's eigener Angabe in theilweiser Unordnung in der letzten Stellung ankommenden Corps[63]), unmittelbar vor der Maas, also unter für den Rückzug ungünstigsten Verhältnissen noch freiwillig schlagen wollte. Berechtigter ist die Anschauung, daß die letzte Stellung nicht genommen wurde, um in ihr, mit dem Fluß im Rücken, einen Entscheidungskampf durchzufechten, sondern um gleichzeitig den ohne Befehl von flüchtigen und selbst geschlossenen Theilen schon längst begonnenen, wegen der Verstopfung der Brücke und infolge der schon eingerissenen Unordnung nur langsam vor sich gehenden Uebergang zu decken, und daß der ernste Widerstand des Feindes vorwärts Mouzon nur erfolgte, weil ihm dazu keine Zeit gelassen wurde. Die während des ganzen Sedanfeldzuges zu Tage tretende Unordnung in der Befehlsgebung und Planlosigkeit mag weiter Veranlassung gewesen sein, daß die Anordnungen zum Uebergang nicht richtig getroffen, Truppen ohne Befehl geblieben sind, sich, als der Feind auf sie eindrang, von der Brücke abgeschnitten sahen und nun verzweifelte Gegenwehr leisteten.

Wäre der Schlüssel der letzten Stellung, der Mont de Brune, später angegriffen und überhaupt der nach den Geländeverhältnissen die Entscheidung bringende linke Flügel des IV. Corps später in die Gegend von Mouzon gelangt, so bin ich überzeugt, daß er dort wenig oder wenigstens weniger als so vom Feinde noch angetroffen hätte. Bei vorherigem Aufstellen des IV. und XII. Corps zum gemeinschaftlichen planmäßigen Angriff, bei weiterem Umgreifen des linken Flügels und damit bei einem noch mehr Zeit in Anspruch nehmenden Verfahren hätte es leicht kommen können, daß man bei Mouzon angekommen, nur noch auf schwache feindliche Kräfte gestoßen, ja vielleicht das leere Nachsehen gehabt hätte, und so wird deshalb hier die Ansicht vertreten, daß gerade und nur durch die verfolgungsartige Fortsetzung des Vormarsches der größtmögliche Erfolg erzielt wurde.

Ein Vergleich liegt so nahe, daß er sich geradezu aufdrängt. Dem General v. Alvensleben wird vorgeworfen, durch vorzeitiges Vorstürmen bei der Maasarmee einen geplanten Angriff verhindert zu haben. Bei der III. Armee wurde ein solcher gegen Stonne angesetzt. Es verging aber darüber so viel Zeit, daß das Nest dann leer gefunden wurde. Sonst und namentlich wenn dazu nicht auch das I. bayerische Corps herangezogen und zum Umweg über La Besace veranlaßt worden wäre, konnte das Gros des 7. französischen Corps nicht so gut wegkommen.

* * *

Als die 7. Division sich gegen die Stellung La Sartelle Ferme-Yoncq in Bewegung setzte, war diese, wie schon erwähnt, nur noch von einer starken Nachhut besetzt. Sie scheint außer einer Anzahl Batterien aus zwei Bataillonen des 30. Regiments (rechts) und der Brigade Kampf sowie Theilen des 11. Regiments (am

---

[57]) Früher Maussion, einzig anwesende (2.) Brigade der 2. Division L'Abadie. — Die 1. (Lapasset) war mit Ausschluß von fünf Comp. des 14. Jäger-Bataillons in Metz. Letztere befanden sich beim 5. Corps.

[58]) Nach Dick de Lonlay, welcher über die Thätigkeit jedes Regiments berichtet, das 27. und 30. Regiment, sowie das 19. Jäger-Bataillon, später das 17. Regiment.

[59]) General Nicolas sagt in seinem Bericht (Wimpffen S. 368 und 369), daß das 61. Regiment seiner Brigade bei der Artillerie gesammelt, dann aber wie von vornherein das 86. Regiment und die Trümmer des 4. Jäger-Bataillons bis zur Yoncqer Höhe weiter gegangen sei und die Brigade auch dort nur kurz gehalten habe.

[60]) Rousset II, S. 240 heißt es: „les troupes débandées qui fuyaient vers le nord“. — Nach Anmerkung auf S. 243 bestand die französische Artilleriestellung nördlich Beaumont nur aus 30 Geschützen. Vielleicht sind 3 bei La Harnoterie stehende Batterien nicht mit gerechnet, aber selbst dann fehlen, auch die 7 schon verloren gegangenen in Rechnung gezogen, noch 29 von den 84 Geschützen des Corps und 24, wenn man wie Rousset nur 79 annehmen wollte. — Nach Hopffgarten wurde der Feind beim IV. Corps auf 8 Batterien geschätzt.

[61]) S. spätere Darstellung.

[62]) Rousset II S. 244. Wimpffen S. 369.

[63]) Failly S. 47. Es heißt dort: Une partie des troupes cependant arriva en bon ordre et toutes furent ralliées et mises en bataille sur une dernière position . . .

Bois de Givodeau) bestanden zu haben.[64]) Eine Vorbereitung des Angriffes durch Artillerie war nicht möglich, weil er sehr rasch verlief, doch unterstützten ihn wenigstens drei Batterien.[65]) Rechts der Straße vertrieb Oberst v. Schmeling[66]) mit dem 66. Regiment, dessen Commandeur Oberst Graf Finkenstein fiel, und dem sich rechts daneben setzenden 26. Regiment das 88. französische Infanterieregiment aus La Sartelle wie vom südlichen Holzrande und drang ein. Das 66. Regiment[67]) wurde dann aber durch vorliegende Dickungen links nach der Straße gedrängt und vorläufig wieder nach La Sartelle Ferme zurückgezogen, weil es in den rechten Flügel der durch eine Linksschwenkung hinter der vorderen 13. Brigade weg gerade jetzt sich gegen die Doncqer Höhen wendenden 14. Brigade gerieth, deren vorderes Anhaltisches Regiment Nr. 93, von General v. Zychlinski umfassend angesetzt, sich dann um 4½ Uhr in raschem Ansturm in Besitz derselben setzte und dabei 12 Geschütze eroberte. Die Höhe wurde bald darauf von 5 Batterien gekrönt,[68]) von den später ankommenden fanden nur noch 4 Geschütze Platz. In unmittelbar anschließender Verfolgung des theilweise auch nach dem im Doncqthal liegenden Eisenwerk fliehenden Feindes bemächtigte sich dann Oberst v. Krosigk mit dem linken Flügel des 93. Regiments, im Verein mit den an der Spitze der 8. Division herbeieilenden Bataillonen und der 1. Pionier-Compagnie, auch dieser Fonderie de Grésil.

Von der 8. Division, deren erstes Wiedereintreten in das Gefecht hier erfolgte, waren um 4 Uhr 10 Bataillone und 4 Batterien südöstlich La Harnoterie versammelt und zu dieser Zeit, dem erhaltenen Befehl gemäß, dieses Gehöft rechts lassend, gegen Mouzon wieder angetreten. In dieser Vorwärtsbewegung sahen sie sich indessen durch die gleichzeitig aber weiter vorwärts schräg über die Straße weg gegen die Doncqer Höhe anrückende 14. Brigade gehemmt. Es bildeten sich dadurch zwei Gruppen, von denen die rechte inmitten und rechts des im zweiten Treffen der 14. Brigade befindlichen 27. Regiments vorging, die stärkere linke im Doncqthal so rasch vorwärts zu kommen vermocht hatte, daß ihre vorderen Theile, wie erwähnt, noch beim Sturm auf Grésil mitwirkten.

Dieser erfolgte etwa um 5 Uhr. Es wurde damit die Zurückwerfung der feindlichen Nachhut auf die inzwischen vom Gros genommene Stellung Mont de Brune—Villemontry beendet. Auf dem äußersten rechten Flügel waren etwa gleichzeitig die vorderen Theile der 13. Brigade am Nordrand des Bois de Givodeau, Villemontry gegenüber angelangt, wie der rechte Flügel der 14. Brigade dem Mont de Brune gegenüber an den Nordhängen der Doncqer Höhe.

[64]) Rousset II S. 245 ff. Dick I S. 347 ff.

[65]) Die 1. leichte und die 3. schwere Batterie aus Stellungen westlich Beaumont, sowie kurze Zeit die weiter rechts auffahrende 2. schwere Batterie.

[66]) An Stelle des südlich Beaumont verwundeten Generals v. Borries, Führer der 13. Brigade.

[67]) Es war hier nur mit 2 Bataillonen zur Stelle, das Füsilier-Bataillon, noch mit der Säuberung des Gehölzes La Fays beauftragt, kam später auf dem rechten Flügel der Brigade an.

[68]) Drei der 8. Division und die beiden reitenden Batterien.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— Im Reiche der Gnade. Vierter Band. Sammlung von Casualpredigten und Casualreden, herausgegeben von Lic. theol. W. v. Langsdorff. Leipzig, Fr. Richter 1898. 5. und 6. Heft, je 1 ℳ — Acht Jahre sind vergangen, seit der verstorbene Leonhardi den Gedanken zu verwirklichen begann, zunächst für das Gebiet der Casualrede eine Sammlung von Beispielen und Vorbildern zu veranstalten. Da wurden der Reihe nach Taufe, Confirmation, Abendmahlsfeier, Trauung, Begräbniß und geistliche Weihehandlungen berücksichtigt. Welchen Anklang der Gedanke fand, beweist die zweite Auflage, in der die meisten Hefte bald erscheinen mußten. Zwei Jahre später wandte sich Leonhardi der Casualpredigt zu und berücksichtigte in dem zweiten Bande der Sammlung die Antritts- und die Abschiedspredigt des Geistlichen, sodann Erntefest, Kirchweih, Reformations- und Todtenfest. Aus dieser Reihe erlebten die Erntefestpredigten fünf Jahre später ihre zweite Auflage. Nach Leonhardi's Heimgang setzte der oben genannte Nachfolger das Werk mit dem dritten Bande fort, der wiederum der Casualpredigt gewidmet wurde. Da kam nachträglich der Bußtag zu seinem Rechte und dann erschienen der Reihe nach die Feste der christlichen Liebeswerke, Aeußere und Innere Mission, Gustav Adolphs-Arbeit, Bibelverbreitung und allerlei andere. Es bleibt aber immer noch Raum für einen vierten Band, in dem Casualpredigten und Casualreden in wechselndem Verein ihre Stätte zu finden hatten. Es fehlten noch die Beispiele für Predigten beim Jahreswechsel, für die Ansprachen bei amtlichen Conferenzen und Versammlungen, endlich für die gesammte Redethätigkeit des Geistlichen bei außerkirchlicher Veranlassung (vgl. Lpzg. Ztg. Nr. 268, 1. Beil. von 1898). Die uns jetzt vorliegenden beiden letzten Hefte, die diesen vierten Band und damit wohl das ganze Werk zum Abschluß bringen, geben auf gewisse Art Nachträge zu schon vorhandenen Sammlungen früherer Bände. Das fünfte Heft bietet Grabreden für schwierigere Fälle, zu deren Sammlung ähnliche Unternehmungen von anderer Seite die Anregung gegeben haben mögen. Die 28 Reden, die hier vereinigt sind, schließen so ziemlich alle die Vorkommnisse in sich, bei denen die geistliche Rede sich vor Aufgaben besonderer Art gestellt sieht (Unheilbares Siechthum, Unglücksfall, sittliche Verkommenheit, Selbstmord). Dürfen wir diesmal gegen unsere Gewohnheit bei solchem Anlaß einen Beitrag besonders hervorheben, so soll es geschehen mit der Grabrede des Dekans Wiesinger für einen im Duell gefallenen Officier, weil sie ein seltenes Muster ist, wie bei solchem Anlaß die volle Wahrheit mit allem Tact und aller Zartheit der Liebe gepredigt werden soll. Das sechste Heft liefert einen dankenswerthen Nachtrag zu den Beichtreden des ersten Bandes; es enthält die schon in den Pastoralblättern veröffentlichten Entwürfe des Herausgebers zu Beichtreden für die altkirchlichen Evangelien, über deren schätzenswerthe Bedeutung wir uns anderwärts ausgesprochen haben. An einigen Stellen sind hier weitere Ausführungen hinzugefügt worden, wie für den 2. Pfingstfeiertag, wo freilich der nicht sofort erkennbare Druckfehler „Gnadenartikel“ stehen geblieben ist (S. 56). B. K.

— Buddha, Mohammed, Christus, ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Von Robert Falke. Erster darstellender Theil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. Zweite Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1898. 3 ℳ — Wir haben bei der Anzeige der ersten Auflage (Wiss. Beil. Nr. 26 von 1896) deutlich betont, daß wir in dem ganzen Unternehmen, diese drei Persönlichkeiten zum Vergleich neben einander zu stellen, ein ungerechtfertigtes Entgegenkommen gegen die Verkehrtheit unserer Zeit auf religiösem Gebiet zu erkennen hätten. Buddha und Mohammed als Persönlichkeiten mit Christus vergleichen, das kommt uns vor, als ob man neben den berühmtesten Lehrer der Heilkunde, den es in der Welt giebt, irgend einen alten Schäfer zum Vergleich stellen wollte, der auch ein paar glückliche Kuren gemacht hat, oder jenen Wunderdoctor, der die Haare untersucht. Möglich wäre der Vergleich auch hier, denn Anhänger haben sie alle drei. Im Uebrigen haben wir den möglichen Nutzen des Buches zur Gewinnung eines schnellen Ueberblickes über Wesen und Bedeutung jener Religionen ebenso bestimmt anerkannt und die jetzt nothwendig gewordene zweite Auflage ist der Beweis für die Richtigkeit der Annahme. Natürlich setzten wir dabei voraus, daß man hauptsächlich wegen des Buddhismus und des Islam zu dem Buche greifen würde, und nicht sowohl wegen des Christenthums. Deshalb haben wir unsere nicht geringen Bedenken gegen die Darstellung der Persönlichkeit und Lehre Jesu mehr angedeutet als förmlich ausgesprochen. Der Verfasser hat nun in der zweiten Auflage allen Beurtheilungen seines Werkes fleißig Gehör geschenkt, hat nicht nur die etwas zu breiten Ausführungen hier und da beschnitten und Ausdrücke, mittelst deren er etwas zu viel behauptet hatte, wesentlich gemildert, sondern hat auch durch Zusätze im Text und erklärende Anmerkungen seine Darstellung in Einklang zu bringen gesucht mit dem Stande der Forschung, der mittlerweile erreicht worden ist oder damals schon erreicht war. Aber es sind auch, wie die Vorrede ganz verlorener Weise am Ende sagt, „an dem Bilde Jesu einige Züge verändert“. Ja, aber sie sind so verändert, daß wir ganz getrost sagen: Die zweite Auflage hat eine ganz andere christliche Theologie als die erste. In diesem Betreff müssen Beurtheilungen erschienen sein, die uns nicht bekannt sind, die aber das theologische Denken des Verfassers unwiderstehlich beeinflußt haben. Während die erste Auflage sagt, wir setzten uns nicht in Widerspruch mit Denen, die die Geburts- und Kindheitsgeschichte Jesu für Sage halten, bekennt die zweite Auflage, daß die christliche Kirche jene Berichte mit Recht für Geschichte

halte. Die erste Auflage behauptet eine Verwandtschaft Jesu mit Gott, die zweite eine in ihm liegende Einheit mit Gott, die erste sieht in der überstandenen Versuchung einen Abschluß seiner Entwickelung, die zweite erkennt darin nur den Beweis von dem Ursprung seines Wesens aus Gott, die erste sagt, er sei der Sohn Gottes, nicht weil er von Gott gezeugt sei und dieselben metaphysischen Eigenschaften habe, die zweite, er sei es nicht nur deshalb, die erste nennt in Christi Sinne den Eid ein Product der Sünde, die zweite eine Einrichtung, welche die sündhaften Zustände des Lebens veranlaßt haben, eine Verbesserung, die bekanntlich nach dem einfach natürlichen Verständniß der betreffenden Stellen keine Verbesserung ist. Diese Beispiele könnten wir nach Belieben vermehren, und so bedarf es keiner weiteren Begründung, daß wir uns gegenüber der christlichen Theologie des Verfassers sowohl in der ersten, als auch in der zweiten Auflage mißtrauisch genug verhalten. B. K.

— **Berthold Otto: Das Recht auf Arbeit und die Arbeiterinteressen.** Socialpolitische Skizzen. Leipzig, Sellmann u. Henne. 1899. 64 S. — Diese ausgezeichnet geschriebene Schrift stellt folgenden Gedankengang zur Discussion: Es ist nothwendig, daß wir alle wesentlichen Interessengruppen, Junkerthum, Großgrundbesitz, Bauerschaft, Industrie, und vor Allem auch die Arbeiterschaft so stellen, daß sie sich zufrieden geben können. Der „Classenkampf“, in dem beiderseitig Vernichtung der anderen Partei erstrebt wird, ist zu ersetzen durch „einen Widerstreit der Interessen, bei dem ein endgiltiger Friedensschluß nicht ganz ausgeschlossen erschiene“ (S. 8). In der vorliegenden Schrift wird nun die Interessenpolitik der Arbeiterschaft herausgegriffen. Zunächst versucht Verf. darzuthun, daß weder das Coalitionsrecht (S. 9—16) noch der Maximalarbeitstag (S. 17—19) noch die Socialdemokratie (S. 20—27) noch endlich die Zukunftstaatsidee (S. 28—34) „dem Arbeiter auf die Dauer helfen kann“ (S. 8). Beachtenswerth ist in diesem kritischen Theile der Schrift der geistreiche Nachweis (S. 23—34), daß gerade, wenn man die materialistische Geschichtsauffassung auf die socialdemokratischen Führer und Parteibeamten selbst anwendet, es einleuchtet, daß diese in ihrer zwar nicht glänzenden, aber relativ gesicherten materiellen Existenz an einer radicalen Aenderung der Dinge, die die Unzufriedenheit der Arbeiter aufheben würde, schlechterdings kein materielles Interesse haben, daß ihre Gedanken, „wie die aller zufriedenen Leute“ (S. 31), auf die vorläufige Erhaltung des Bestehenden hinausgehen, „daß das Parteibeamtenthum den Arbeitern, die jetzt leben und sich nach vernünftiger Wirthschaftsführung sehnen, nicht helfen kann und auch im tiefsten Grunde des Herzens nicht helfen will“ (S. 34). Dieser Nachweis dürfte neu sein. Nun folgt der positive Theil: „Recht auf Arbeit und Weltwirthschaft“ (S. 35—52), „Vorbemerkungen zum Gesetzentwurf“ (S. 53—59), „Gesetzentwurf“ (S. 60—63) und „Schlußwort“ (S. 64). Die Hauptsache steckt in dem ersten Capitel dieses Theiles: „Recht auf Arbeit und Weltwirthschaft“. Da gilt zunächst als oberster Grundsatz, daß keine sociale und wirthschaftliche „Einrichtung“ Selbstzweck sei, sondern alle nur Mittel zu dem Zweck seien, „allen Menschen behilflich zu sein, das Gute, das in jedem Einzelnen ist, nach Möglichkeit zu entwickeln, das Schlechte, das ebenfalls in jedem Einzelnen ist, nach Möglichkeit ungenährt und dadurch verkümmern zu lassen“ (S. 37). Daraus ergiebt sich als oberste sittliche Pflicht in diesen Dingen die fortlaufende, stetige, durch keine liebgewordene Gewohnheit gehemmte Prüfung aller „Einrichtungen“ nach diesem Grundsatz — und die entsprechende Stärkung der ihm conformen, die Beseitigung der widerstreitenden. Der Verwirklichung des allgemeinen „Rechtes auf Arbeit“ eines jeden über 18 Jahre alten Reichsangehörigen, d. h. des „Rechtes auf eine seine Kräfte nicht übersteigende Arbeit gegen eine nach Maßgabe eines gesetzlich festgestellten Minimallohntarifs normirte Bezahlung“ (S. 60 §. 2) werde als das „schlagendste Argument“ die „Rücksicht auf den Weltmarkt“ entgegengehalten (S. 42). Verfasser sucht nun zu erweisen, daß die „Händlerinteressen“, die an dieser Rücksicht am meisten betheiligt seien, denen des gesammten übrigen Volkes strict entgegen gesetzt sind, also eine jenem höchsten Grundsatz widersprechende Belastung der Volkswirthschaft darstellen. Dies gilt vom Waarenhandel (S. 42—44), wie vom Geldhandel (S. 45 bis 52), von dem jener unmittelbar abhängig ist. Wie im Waarenhandel das Händlerthum darauf hinarbeiten muß, „daß wir uns vom Weltmarkt abhängig erhalten“ (S. 45), also namentlich, daß die deutsche Landwirthschaft „vollkommen vernichtet, Deutschland ganz und gar Industriestaat“ werde, weil dann „auf Jahrhunderte hinaus die ganze Production Deutschlands durch den Handel hindurch gehen“ müsse, so hat der Geldhandel ein wesentliches Interesse daran, „daß jeder Betrieb Schulden hat“ (S. 45). Dies gilt natürlich besonders vom Staate, dessen gesunde Finanzen jenem Interesse widersprechen, (S. 48), woraus sich das gemeinsame Interesse des Geldhandels und der Socialdemokratie ergiebt: „beide haben das entschiedene Interesse, diese Beunruhigung soweit zu treiben, wie sich das innerhalb der bestehenden Verhältnisse irgend machen läßt, aber auch einen wirklichen »Umsturz«, der beiden die Grundlage ihrer Existenz rauben würde, möglichst fern zu halten“ (S. 50). Der Zusammenhang dieser gewiß zutreffenden Erörterungen mit dem „Recht auf Arbeit“ liegt nun darin, daß dessen Verwirklichung finanziell allein auf einer allmäligen „Uebernahme des ganzen Waarenverkehrs durch das Reich“ und wirthschaftlich auf einem „Zusammenschluß aller Consumvereine zu einem einzigen, alle Consumenten umfassenden Verband“ beruhen würde (S. 54). Börse, Socialdemokratie und Händlerthum müssen aber „ebenso wüthend gegen die Monopole mit ihren hohen Preisen, wie gegen die Consumvereine mit ihren niedrigen Preisen“ und darin wesentlich gegen die „Stetigkeit, die verhältnißmäßige Unveränderlichkeit der Preise“ Front machen (S. 50). Es gilt nun „die Leute, die ihren hauptsächlichen Lebensunterhalt aus der Verwerthung ihrer Arbeitskraft beziehen, zu einem, dem Bunde der Landwirthe ähnlichen Arbeiterbunde zu vereinigen“ (S. 8), um hier an der Durchführung jenes oben genannten höchsten Grundsatzes für alle Menschengemeinschaft zu arbeiten. Der Ausdruck „Interessenpolitik“ schreckt den Verfasser nicht. „Wenn wir unsere Interessen deutlich erkennen und uns ehrlich zu unseren Interessen bekennen, dann — aber auch erst dann — ist Zeit zu überlegen, wieviel wir von unseren Interessen dem Gemeinwohl opfern wollen, dann erst gewinnen wir Raum für gesunden und edlen Idealismus“ (S. 52). Die letzte Wendung charakterisirt den Verfasser deutlich; sie unterscheidet ihn von der Marxistischen Geschichtsphilosophie: offene Anerkennung des Werthes der materiellen Interessen, mit dem Ziele, durch ihre Befriedigung hindurch Raum zu gewinnen für einen gesunden Idealismus. Und dies scheint uns der wesentliche Werth der Schrift zu sein. Der „Gesetzentwurf“ kann, wie Verfasser meint, „Stück für Stück in die Rumpelkammer geworfen werden“ (S. 53) — er wird diesem Schicksal zweifellos aus verwaltungstechnischen Gründen nicht entgehen — der skizzirte Gedankengang verdient schon für sich beachtet zu werden, namentlich wegen der ethischen Gesichtspunkte, durch die er die nothwendige Interessenpolitik auf ein höheres Niveau versetzt. Die Vorschläge des „Gesetzentwurfs“ bieten im Vergleich mit den Vorbereitungen zu ihm wenig Besonderes, was nicht schon zerstreut in der socialpolitischen Literatur angeregt wäre. Die Schrift ist am stärksten in der Diagnose und der ethischen Tendenz. Ein wesentlicher Mangel der „Vorbemerkungen zum Gesetzentwurf“ liegt in der fehlenden Specialisirung der Arbeitsarten sowie in der Erörterung der Stellung der Arbeitgeber zu ihm. Bttgr.

— **F. U. Graf v. Wrangel, Die souveränen Fürstenhäuser Europas.** Stockholm, Hasse W. Tullberg. — Von dem schönen, gleichzeitig in einer deutschen und einer französischen Ausgabe erscheinenden Werke, dessen erste Hefte bereits in Nr. 76 der Wiss. Beil. des Jahrgangs 1898 der Leipziger Zeitung näher besprochen worden sind, liegt nunmehr der mit der elften Lieferung vollendete erste Band vor. Die Publication hat reichlich Das gehalten, was sie von Anfang an versprach. Ja es will fast scheinen, als werde sie immer besser. Jedenfalls passen sich die ansprechenden Lindegren'schen Illustrationen zwangloser dem Texte an und stehen mit ihm in innigerem Zusammenhang. Die bedauerliche Kürze und Knappheit der einleitenden genealogischen Bemerkungen ist freilich geblieben. Wer jedoch in dieser Beziehung keine weitgehenden Ansprüche stellt und sich mit thatsächlich „gedrängten“ Uebersichten begnügt, der wird das vornehm ausgestattete Werk um der Fülle trefflicher und zum Theil auf anderem Wege wohl kaum zu erlangender Porträts willen, die es bringt, sicher mit lebhafter Befriedigung durchblättern. Der zweite Band beginnt mit Lieferung 12 und 13, enthaltend in der deutschen Ausgabe: Liechtenstein, Lippe, Luxemburg, Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, in der französischen: Hessen, Holstein, Italien und Liechtenstein.

— **Staats-, Hof- und Communal-Handbuch der Reichs- und der Einzelstaaten** (zugleich Statistisches Jahrbuch), herausgegeben von **Josef Kürschner**. 1899. Vierzehnte Ausgabe. Mit Porträts, Flaggen-, Wappen- und Ordenstafeln. Eisenach, Verlag von Kürschner's Staatshandbuch. — Durch zahl-

reiche officielle Mitarbeiter unterstützt, läßt Geh. Hofrath Professor Josef Kürschner sein für die weitesten Kreise nützliches, ja unentbehrliches Staats-, Hof- und Communal-Handbuch bereits in vierzehnter verbesserter Ausgabe erscheinen. Vorangehen der neuen Ausgabe die Porträts des preußischen Staatsministers Tirpitz, des Schaumburg-Lippeschen Staatsministers Frhrn. v. Feilitzsch, der großherzoglich hessischen Staatsminister Rothe, Dittmar und Küchler und des Reichstagspräsidiums. Dann folgt die vorjährige Chronik für Reich und Bundesstaaten, nebst den Gedenk- und denkwürdigen Tagen des laufenden Jahres. Hieran reihen sich alle bemerkenswerthen Angaben über das Deutsche Reich, Bundesrath, Reichstag und Reichsbehörden. Der nächste, vierte Abschnitt ist den deutschen Bundesfürsten, ihren Familien, Hofstaaten, Civillisten rc. gewidmet. Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Statistischen, der Verfassung, den Behörden, der Landesvertretung, den Finanzen und den Landestheilen der deutschen Bundesstaaten. Der sechste Abschnitt ist der diplomatischen Vertretung des Reichs und der Einzelstaaten, der siebente der Kriegsmacht des Reiches, der achte der Rechtspflege des Reichs, der neunte den deutschen Eisenbahnen, der zehnte der Post- und Telegraphie, der elfte dem vielgestaltigen Unterrichtswesen im Reiche, der zwölfte den Finanzen, dem Geld und Credit, der dreizehnte dem Handel gewidmet. Der 14. Abschnitt beschäftigt sich mit den deutschen Wappen, Flaggen, Orden und Farben, unter Beigabe von 5 Tafeln, der 15. Abschnitt alphabetisch mit den Städten, ihrer Einwohnerzahl, ihren Häuptern und Verwaltungen rc., der 16. Abschnitt bringt noch eine stattliche Anzahl besondere statistische, das Reich betreffende Angaben. Der 17. Abschnitt endlich enthält in gedrängter Kürze, aber im Großen und Ganzen vollkommen ausreichend, alles irgend Wissenswerthe über die außerdeutschen Staaten, auch über die bekannteren außerhalb Europas. Ein 14 Spalten umfassendes alphabetisch geordnetes Sachregister endlich trägt noch namentlich dazu bei, den Werth dieses Buches zu erhöhen, das auch in seiner neuen Ausgabe dem Namen seines unermüdlich das Neueste und Beste bietenden Herausgebers, Josef Kürschner, alle Ehre macht. K. Sgn.

— Eintheilung und Quartierliste des deutschen Heeres. Nach dem Stande vom 1. April 1899. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung. 30 ₰. — Dieses Heftchen wird gewiß willkommen sein, da die Neuformationen doch so viele Umwälzungen und Veränderungen nicht nur bei uns in Sachsen, sondern auch in Preußen und den anderen Bundesstaaten gebracht haben. Man findet bei den höheren Stäben bis einschließlich Regiment auch die Namen der Commandeure. —r.

— Das Kriegsjahr 1809. Nach älteren und neueren Quellen bearbeitet von August v. Larisch, königl. sächs. Hofrath. Kötzschenbroda, Verlag von Ed. A. Trapp. 1899. 3 ℳ. — Der Verfasser ist der Sohn des königl. sächs. Obersten v. Larisch, welcher die Napoleonischen Kriege mit Auszeichnung mitgemacht hat. Deshalb könnte man vermuthen, das vorliegende Werk werde aus noch unerforschten Papieren und Denkwürdigkeiten neues Licht über das Kriegsjahr 1809 verbreiten, diesen Anspruch erhebt es aber nicht, sondern der Verfasser bekennt, daß er nur aus bereits gedruckten Werken geschöpft, und führt ein Verzeichniß jener Bücher an, die er gelesen habe. Uns wundert, daß er nicht das bekannte und hochgeschätzte, dreibändige Werk von Schneidawind über den Krieg im Jahre 1809 benutzt hat. Wäre dies geschehen, so würde er für das kleine Heft auch nicht so weit ausgeholt haben, sondern wie Schneidawind sogleich mit dem Frieden von Preßburg eingesetzt haben. Der Verfasser betont in der Vorrede seine „subjectiven Anschauungen und Betrachtungen", doch dürften sich gerade gegen diese einige Einwendungen machen lassen. Die Wiedergabe des Briefes Napoleon's vom 14. October 1808 ist nicht genau, diese Uebersetzung ist zu abgeschwächt. Das Schreiben klingt im Original viel anspruchsvoller und herausfordernder, weshalb es auch in Wien so sehr verstimmte. Auch die Betrachtung über den Sieg von Aspern (S. 34) halten wir für zu pessimistisch. Wenn Oesterreich zwar schon nach dem Frieden von Preßburg vollständig am Boden lag, so dachte doch in Oesterreich Niemand so kleinmüthig, sich mit den Verhältnissen zufrieden zu geben, ein neuer Krieg war nur eine Frage der Zeit. Der Krieg von 1809 wurde als ein Befreiungskrieg unternommen, wurde auch dieser Zweck nicht erreicht, so hat doch der Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern Napoleon's Zauber der Unbesiegbarkeit gebrochen. Die Thaten des Erzherzogs, eines Schill, Dörnberg, Braunschweig, Hofer u. A. bereiteten dem Befreiungskrieg von 1813 die Wege und riefen ähnliche Thaten hervor. Auch die Ansicht über Hofer's Verurtheilung (S. 100) können wir nicht theilen. Vom deutschen Standpunkt aus muß Hofer als Märtyrer der deutschen Freiheit angesehen werden. Als solchen hat ihn auch sein Kaiser geehrt und in diesem Sinne ist ihm auch vor wenig Jahren von Kaiser Franz Josef ein Denkmal auf dem Berge Isel errichtet worden. Das Buch ist aber flott und leicht verständlich geschrieben, weshalb es sich zur Anschaffung für Schul- und Volksbibliotheken gut eignet. Die vielen Druckfehler konnten vermieden werden. —r.

— Zu Anfang des vorigen Monats hat die bayrische Landes-Brandversicherungsanstalt ihr hundertjähriges Bestehen gefeiert, aus welchem Anlaß die königl. Versicherungskammer im Verlage von R. Oldenbourg in München eine Denkschrift, betitelt: Die bayerischen Oeffentlichen Landesanstalten für Brand-, Hagel- u. Vieh-Versicherung, herausgegeben hat, die nach einer kurzen Einleitung die Entwickelung des öffentlichen Versicherungswesens im Allgemeinen und des bayerischen im Besonderen behandelt. Der größere Theil der Denkschrift ist natürlich der Brandversicherungsanstalt gewidmet, deren geschichtliche Entwickelung und technische Einrichtungen eine eingehende Darstellung erfahren. Hieran schließen sich Mittheilungen über die Leistungen der Landesanstalt für das Feuerlöschwesen und die Wasserversorgung, sowie über die Controle der Mobiliarversicherung in Bayern und eine interessante Betrachtung über die Beziehungen der Versicherungsgesetzgebung zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Den Schluß bilden die erzielten Geschäftsergebnisse. — Zwei weitere Abschnitte sind der Landes-Hagel- und der Landes-Viehversicherungsanstalt gewidmet, die seit dem 1. März 1884 resp. 1. November 1896 bestehen und von der Landes-Brandversicherungsanstalt gegen eine geringe Aversalsumme mit verwaltet werden. — Den Schluß der Denkschrift bilden vor Allem Mittheilungen über die interessanten Sammlungen, die die königl. Versicherungskammer nach und nach für die verschiedenen Abtheilungen angelegt hat, und die, nachdem sie von Sr. königl. Hoheit Prinz Luitpold, des Königreichs Bayern Verweser, am 22. Januar 1896 eingehend besichtigt waren, dem allgemeinen Besuche geöffnet sind. — — Leider hat die königl. Versicherungskammer sich nicht darauf beschränkt, eine geschichtliche Darstellung der öffentlichen Versicherung im Königreich Bayern zu geben, vielmehr hat sie mehrfach pro domo geschrieben, wodurch die Denkschrift oft an der wünschenswerthen Objectivität verloren und einen etwas tendenziösen Charakter erhalten hat. Trotzdem wird sie weit über die Kreise der bayerischen Landesanstalten hinaus Interesse erwecken, da sie eine Menge historischen Materials enthält, das sich zum großen Theil hier zum ersten Mal in übersichtlicher Weise geordnet findet. T—e.

— Bericht über die Verhandlungen der XXIV. Generalversammlung der Vereinigung der Steuer- und Wirthschafts-Reformer in Berlin am 14. und 15. Februar 1899, erstattet vom Bureau des Ausschusses. Berlin, Verlag des Bureau der Vereinigung. 237 S. 2 ℳ. — An den beiden Tagen wurden folgende Gegenstände verhandelt: „Der Arbeitermangel im Gebiete der Landwirthschaft. Die Gründe dieser Erscheinung, die Mittel zur Abhilfe" (Berichterstatter: Landtagsabgeordneter v. Glasenapp) (S. 5—77). „Die Reform der Deutschen Reichsbank" (Berichterstatter: Dr. O. Arendt, Graf Mirbach) (S. 77—110). „Die Productenbörse" (Berichterstatter: Chefredacteur W. Mande) (S. 110—123). Ferner die Frage: „Welche Erfolge sind in Bezug auf die Organisation der Landwirthschaft behufs besserer Verwerthung der Producte ihrer Nebengewerbe, insbesondere des Spiritus seit der letzten Generalversammlung erzielt worden, welche Schritte sind noch zu thun?" (Berichterstatter: Rittergutsbesitzer v. Graß-Klanin) (S. 125 bis 141) und endlich über „Die communale Besteuerung unter besonderer Berücksichtigung der Communalverbände der östlichen preußischen Provinzen" (Berichterstatter: Graf Mirbach) (S. 141 bis 184). (Dieses letzte Referat liegt mit Tabellen auch als Sonderabdruck aus dem gleichen Verlage vor, Preis 25 ₰.) Der Druckschrift ist ferner beigegeben das Statut der Vereinigung (S. 191—194) vom Februar 1876 und Abänderungen rc., eine Uebersicht über die Namen des Vorstandes, der Ausschußmitglieder, der Mitglieder rc. Die Berichte mit den dazu gehörigen Tabellen werden in der handlichen Ausgabe den Interessenten willkommen sein. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 65. Sonnabend, den 3. Juni, Abends. 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Verlauf der Schlacht von Beaumont. (Schluß.)

Nach der Wiederentwicklung des IV. Corps, als die 7. Division in breiter Front gegen La Sartelle—Yoncqer Höhe vorging, war das Obercommando südlich Beaumont eingetroffen. Der Kronprinz hatte zuerst bei Fossé gehalten und sich dann auf die Höhen von Gr. Champy begeben, von wo er über den Wald weg die Gegend von Beaumont zu übersehen im Stande war und nicht nur hören, sondern auch deutlich beobachten konnte, daß der zuerst von dem linken Flügel der Armee begonnene Kampf allmälig immer allgemeiner wurde und sich dann Beaumont näherte. Die Meldungen ergänzten sich also durch eigene Beobachtungen, so daß das Obercommando fortdauernd zwar nicht über die Einzelheiten aber doch über die Verhältnisse im Großen und Ganzen so vollständig und rasch wie möglich unterrichtet blieb.

An Meldungen waren, soweit sie schriftlich erstattet und aufbewahrt sind, nachstehende eingegangen:

Zunächst vom IV. Corps.

1) Von der Avantgarde der 8. Division. Abgangszeit nicht angegeben. Eingegangen 10¼ Uhr V. Oberst v. Miltitz Commandeur des 17. Ulanen-Regiments steht mit 5 Escadrons bei Belval, hat eine Escadron nach Beaumont vorgeschickt, wird nach Anmarsch des IV. Corps (10 Uhr) nach Laneuville zurückgehen. Hat bei Belval Schüsse bekommen, wahrscheinlich von Bedeckungsmannschaften.[9])

v. Parry (Major im 12. Husaren-Regiment).

2) Von der 8. Division. Abgang 11 Uhr V. Eingang 11¾ Uhr V. Von der Höhe von Belval Lager vor Beaumont sichtbar.

v. Schoeler.

3) Von der 7. Division. Abgangszeit nicht angegeben. Eingang 1¾ Uhr N. Die 7. Infanterie-Division ist bei Ferme la Tour[10]) aus dem Walde debouchirt und entwickelt sich auf dem Wege nach Beaumont. Die Spitzen haben aus Beaumont[11]) bis jetzt schwaches Infanteriefeuer bekommen. Größere Colonnen sind noch nicht zu sehen.

v. Schwarzhoff.

Diese letzte Meldung muß noch vor Beginn des Gefechts abgegangen sein und zeigt, daß die Entwicklung der 7. Division Anfangs ganz in der vom Obercommando gewollten Weise vor sich ging, bis die Eröffnung der Schlacht durch die 8. Division zum sofortigen Vorwerfen der vorderen Abtheilungen veranlaßte.

Ueber den Kampf selbst scheint, so lange das Obercommando auf der Höhe von Champy hielt, nur folgende Meldung eingelaufen zu sein:

4) Meldung der 8. Infanterie-Division.

Bei Beaumont 1½ Uhr. Eingang etwa 2½ Uhr N.

Die feindlichen Lager um ¾1 Uhr durch Kanonenfeuer angegriffen, demnächst heftiger Kampf. 7. Division greift ein. Der Feind fängt an zu weichen.

v. Schoeler.

Außerdem waren noch zwei Meldungen aus dem Bereich des XII. Corps eingelaufen, welche sich in der Hauptsache auf die von Stenay aus auf dem rechten Maasufer weiter vorgenommenen Aufklärungsritte bezogen und von Neuem bestätigten, daß ein Theil der feindlichen Armee sich schon dort, namentlich in der Gegend von Inor befand, sowie daß viele Eisenbahnzüge auf der Strecke Sedan—Montmédy verkehrten. Diese Meldungen lauten:

5) Vom 2. Reiter-Regiment.

Abgang Stenay 30./8. 6 Uhr 11 Min. V.
Eingang 12 Uhr 35 Min.

Die Recognoscirungen gegen Mouzon melden wie gestern, daß jenseits Inor feindliche Infanterie und Cavallerie biwakire. Patrouille nach Chauvancy meldet, daß der Bahnhof durch feindliche Infanterie besetzt, Beaumont unbesetzt[12]), dahinter noch feindliche Truppen. Eine Schützenpatrouille, hier eingetroffen, meldet, daß Beauclair und Beaufort vom Feinde geräumt ist. Bitte um Feldgeschrei und Losung.

Genthe, Major.

6) Vom General-Commando des XII. Corps.

Abgang westlich Laneuville, den 30. August, 12¾ Uhr N.
Eingang 1 Uhr 20 Min.

Nach Meldungen des 2. Reiter-Regiments ist in der letzten Nacht bei Autréville, nördlich Inor, ein Zeltlager mit Wachtfeuer für größere Truppen (Infanterie und Cavallerie) bemerkt. Ueber Inor sind die Patrouillen nicht hinausgekommen. Uebereinstimmende Aussagen der Patrouillen des 2. Reiter-Regiments gegen Chauvancy und des Lieutenants v. Schaper 3. Husaren-Regiments constatiren viele Züge, der Angabe nach mit ½—¾ stündigen Pausen auf der Eisenbahn Sedan—Montmédy.

Etwa zu der Zeit, d. h. um 2½ Uhr, als die letzte Meldung der 8. Division eintraf, welche berichtete, daß der Feind anfange zu weichen, hatte der Kronprinz schon aus eigener Beobachtung zu erkennen vermocht, daß der Feind sich inzwischen zur vollen Flucht gewandt hatte, daß Beaumont genommen war, sächsische Batterien schon in eine zweite Stellung auf den Höhen südlich Létanne, Batterien des IV. Corps in eine solche links davon hart südwestlich Beaumont vorgegangen waren und weiter westlich auch bayerische Abtheilungen bereits kämpften.[13]) Aus alledem ergab sich, daß der Austritt der beiden vorderen Corps aus dem Walde sich in heftigem aber glücklichem Gefecht vollzogen hatte und sie im weiteren Vorgehen gegen den zum Abzug nach Norden gezwungenen Feind zu sein schienen. Unter diesen Umständen war es nunmehr zulässig, das schon von Nouart bis an den Wald nach Champy in Bewegung gesetzte Gardecorps[14]) auf den jetzt frei gewordenen Wegen dem IV. Corps folgen zu lassen. Auch erachtete der Kronprinz die Zeit für gekommen, selbst auf das Schlachtfeld zu eilen.

Prinz August von Württemberg erhielt deshalb vor dem Abreiten folgenden um 3 Uhr 36 Minuten Nachmittags ankommenden Befehl:

„Beaumont ist bereits von unseren Truppen genommen, der Feind im Rückzuge auf Yoncq und Mouzon. Das Gardecorps tritt sofort an und folgt auf beiden Wegen, die der 7. und 8. Division angewiesen waren. Auf dem Wege der linken Flügelcolonne über Bois des Dames—Belval ist die Cavallerie-Division an die Tete zu nehmen. Beide Colonnen vereinigen sich wieder 2000 Schritt südlich Beaumont.

Albert, Kronprinz,
G. d. J."

Das Große Haupt-Quartier war durch den wiederum zum Obercommando abgesandten und gegen Mittag dort eingetroffenen Oberstleutnant v. Verdy in nachstehender Weise von den bisherigen Ereignissen und Absichten in Kenntniß gesetzt worden:

---

[9]) Unter Bedeckungsmannschaften werden Nachzügler gemeint sein.

[10]) Soll heißen Ferme de Belle Tour.

[11]) D. h. aus der Richtung von Beaumont. Das Feuer ging von der Vorpostenabtheilung aus, welche auf der Höhe 698 nördlich der Ferme stand.

[12]) Diese unrichtige, durch den Nachsatz übrigens fast gegenstandslose Patrouillennachricht war wie erinnerlich auch an die 23. Division gelangt.

[13]) v. Verdy, Im Großen Haupt-Quartier S. 132.

[14]) Der Befehl dazu ist um 1 Uhr 30 Min. N. beim Gardecorps angekommen.

Meldungen des Oberstleutnants v. Verdy.

I) Angekommen 2 Uhr 50 Min. Gr. H.-Q.

Um 12 Uhr 15 Min.[75]) erster Kanonenschuß bei der 8. Division (Gegend nördlich Belval etwa).

Die bisher eingegangenen Meldungen:

1) Um 11 Uhr waren von der Höhe vor Belval Lager südlich Beaumont sichtbar.

2) Stenay ist von einem sächsischen Bataillon besetzt und zwar heute früh von Laneuville aus. Der Feind ist gestern nirgends bis an die Maaslinie gekommen

3) Der Feind, der gestern vor Nouart stand, ist in der Nacht von Bois des Dames nach Baux en Dieulet zurückgegangen, Aussagen der Gefangenen gemäß auf Beaumont. Diesseits die Ansicht, daß der Feind sich um Beaumont mit größeren Massen jedenfalls befinde. — Ein Reiterregiment, welches von Stenay auf dem rechten Ufer nordwärts patrouillirt, meldet von heute früh 6 Uhr: Feindliche Infanterie und Cavallerie biwakirt in der Höhe von Inor, rechtes Ufer. Zu Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen von Sachsen am Westen über Nouart, dann nördlich Weg auf Champy, westlich desselben an der Höhe. v. Verdy.

II) Abgang Höhe nordöstlich Gr. Champy 2 Uhr 40 Min. Eingegangen Gr. H.-Q. 5 Uhr Nachm.

1) Uebereinstimmende Aussagen der Patrouillen des 2. Reiterregiments gegen Chauvancy und des Lieutenants v. Schaper des 3. Husarenregiments constatiren viele Züge Sedan — Montmédy (Richtung nicht angegeben) mit ½- bis ¾stündigen Pausen.

2) Se. königl. Hoheit haben Sich auf die Höhe nördlich von Gr. Champy begeben, von wo man die sächsische Artillerie auf den Höhen südlich Létanne im Feuer sieht, Batterien des IV. Corps zu beiden Seiten von Beaumont im Feuer.

Beaumont gegenüber macht das Gefecht mir den Eindruck eines vom Feinde geführten Arrièregardengefechts. Beaumont ist bereits von unseren Truppen genommen, der Feind im Abzug auf Yoncq und Mouzon. Das Gardecorps erhält den Befehl, sofort auf den beiden Wegen, die für die 7. und 8. Division angewiesen waren, vorzugehen, auf dem linken Flügel über Bois des Dames-Belval ist die Cavallerie-Division an die Tete zu nehmen. Beide Colonnen avanciren auf die Höhe von Beaumont. Se. königl. Hoheit gehen auf die Höhe von Beaumont jetzt vor. v. Verdy.

Es wird gegen 3 Uhr gewesen sein, als das Obercommando von der Höhe bei Champy abritt, und etwa 3¾ Uhr, als es in dem eroberten östlichen Lager südlich Beaumont ankam, von wo ein guter Ueberblick war und deshalb zunächst Halt gemacht wurde.

Zu dieser Zeit hatte das IV. Corps die Vorwärtsbewegung über Beaumont hinaus angetreten, rechts desselben bis zur Maas sah man sächsische Infanterie vorwärts Létanne, links des IV. Corps Bayern. Vom Feinde war auf dem linken Maasufer nichts mehr zu sehen, wohl aber auf dem rechten Maasufer Colonnen, welche zwar nicht als solche erkannt wurden, aber doch nur feindliche sein konnten. An Reserven befanden sich außer Infanterie-Abtheilungen des IV. Corps, welche in den Lägern zurückgelassen waren, 3 Infanterie-Brigaden und die Cavallerie-Division des XII. Corps noch südlich Beaumont und harrten der zur Zeit für sie noch nicht möglichen Verwendung.

Es lag nahe, dieselbe auf dem rechten Maasufer zu suchen, und es war auch vom Prinz Georg von Sachsen in's Auge gefaßt worden, die 24. Division dahin in Bewegung zu setzen. Der Prinz hatte diesen Gedanken aber fallen lassen, weil es entweder auf einer erst zu schlagenden Feldbrücke oder in dem vom Aufstellungspunkt der 24. Division etwa ½ Meile entfernten Pouilly bewerkstelligt werden mußte und die Division erst Abends den Angriff gegen Autréville-Moulins, wo zur Zeit die nächsten feindlichen Abtheilungen auf dem rechten Flußufer vorausgesetzt wurden, zu beginnen im Stande gewesen wäre.

Um indessen über die noch ganz ungeklärten Verhältnisse rechts der Maas nähere Kenntniß zu erlangen, erhielt vor 3 Uhr die hinter dem Walde von Jeaunet stehende Cavallerie-Division Befehl, ein Regiment über Pouilly dahin abzuschicken, bald darauf das 2. Reiter-Regiment, mit Benutzung einer vom Stabschef Oberst v. Carlowitz unterhalb Pouilly aufgefundenen Furth auf Moulins vorzugehen.

Die Unkenntniß über die Stärke des Feindes rechts des Flusses würde übrigens, falls ein Angriff desselben der Tageszeit nach am 30. noch möglich gewesen wäre, ernste Veranlassung gegeben haben, sich die Erfolgsaussichten sehr zu überlegen, und kaum in Ausführung gebracht worden sein. In Wirklichkeit befanden sich bekanntlich am 30. August Nachmittags 6 feindliche Infanterie-Divisionen rechts der Maas und von diesen zwei Divisionen des 12. zwischen Mouzon und Moulins, nur bis zu einer Meile, und zwei des 1. Corps bei Carignan nur 1½ Meilen von Pouilly entfernt, und in dem eben bezeichneten Raum außerdem noch etwa 2 Cavallerie-Divisionen.[76])

Gewiß wird dieser Gedanke, wie im General-Commando des sächsischen Corps auch im Obercommando erwogen, aus den angeführten Gründen aber ebenfalls nicht weiter verfolgt worden sein. Von einer Hinübertragung des Kampfes auf das andere Ufer und damit von einer Weiterführung desselben in zwei vollständig von einander getrennten Theilen hätte — wenn überhaupt — nur dann die Rede sein können, wenn die gesammte Maas-Armee, einschließlich des noch im Anmarsch befindlichen Gardecorps, schon versammelt gewesen wäre.

Wie das XII. Corps empfand aber auch das Obercommando die Nothwendigkeit einer sofortigen Erkundung der dortigen Verhältnisse und richtete außerdem seine Aufmerksamkeit darauf, den noch nicht angesetzten größeren Theil des XII. Corps auf dem linken Ufer so bald als möglich zur Verwendung zu bringen, zugleich in der Absicht, dadurch den dort gegenüberstehenden Feind vom Flusse abzudrängen. Unterwegs oder gleich nach dem Eintreffen südlich Beaumont wurde deshalb Major v. Holleben zum Prinzen Georg geschickt, um den Befehl zu überbringen, die 12. Cavallerie-Division bei Pouilly übergehen zu lassen und sich über die Ausführbarkeit der erst erwähnten Maßregeln zu unterrichten. Hierüber fanden unabhängig davon schon Verhandlungen zwischen beiden commandirenden Generalen statt[77]), infolge deren Prinz Georg, da ihm ein größerer Entwicklungsraum nach Lage der Dinge nicht zugesprochen werden konnte, sich sofort bereit erklärte, durch Vorgehen im östlichen Theil des Bois de Givodeau und auf der Thalstraße, gegen Mouzon vorzustoßen, und dazu um 4¼ Uhr zunächst die bis Le Fays gekommenen drei Regimenter der 45. Brigade[78]) mit der ihnen gefolgten Artillerie der 23. Division vorgehen ließ. Die zu dieser Zeit Beaumont und den Grund durchschreitende 24. Division und Corpsartillerie wies er an, nördlich davon vorläufig aufzumarschiren, was die 46. Brigade südöstlich der Stadt bewirkt hatte.

Vom linken Flügel der Armee kam bald nach der Ankunft des Obercommandos auf dem Schlachtfeld, um 4 Uhr, nachstehende, allerdings schon vor 1¾ Stunden abgegangene und vermuthlich wegen des Platzwechsels des Obercommandos so lange unterwegs gewesene Meldung der 8. Division:

„Meldung der 8. Infanterie-Division. Bei Beaumont 30. 8. 70. 2¼ Uhr. Eingeg. Ober-Cdo. 4 Uhr.

Der Feind zieht sich auf Stonne zurück, wie es scheint. Das bayerische Armeecorps greift vorläufig mit Artillerie ins Gefecht. Das Lager bei Beaumont steht noch und fällt in unsere Hände. Beaumont brennt. von Schoeler."

Diese Meldung war durch die Ereignisse überholt und nicht der bei Beaumont geschlagene Feind, sondern nur die in der linken Flanke erschienenen Theile des 7. französischen Corps zogen nach Westen ab und wurden zur Zeit des Eingangs der Meldung — um 4 Uhr — aus Warniforêt verjagt. Daß die Hauptrückzugsrichtung auf Mouzon ging, erkannte das Obercommando aus dem etwa zu dieser Zeit wieder beginnenden Feuer jenseits der Höhen nördlich Beaumont. Dahin war das IV. Corps schon in voller Bewegung und vom XII. strebten

---

[75]) Die Zeit der Feuereröffnung wird sehr verschieden angegeben. Hier 12 Uhr 15 Min., in der unter 4) wiedergegebenen Meldung der 8. Division von 1½ Uhr eine volle halbe Stunde später, um 12 Uhr 45 Min. — Weshalb im Text 12 Uhr 20 Min. eingesetzt wurde, ist früher gesagt.

[76]) Vom 12. Corps die 2. und 3. Infanterie- und ½ Cavallerie-Division. Vom 1. Corps bei Carignan die 2. und 4. Infanterie- und ½ Cavallerie-Division, bei Douzy die 1. und 3. Infanterie-Division. Südwestlich Carignan die Cavallerie-Division Margueritte. Abgerechnet vom 12. Corps die 1. Infanterie-Division und 3 Cavallerie-Regimenter, welche bei Mouzon wieder auf das linke Ufer übergingen oder dazu bereit standen, vom 1. Corps die Cavallerie-Brigade Septeuil, noch bei Remilly.

[77]) Laut 1. Corpsbericht schickte General v. Alvensleben kurz nach 4 Uhr den Major v. Wittich zum XII. Corps mit dem Ersuchen, auf seinem rechten Flügel gegen Mouzon vorzustoßen, etwa gleichzeitig Prinz Georg erneut den Hauptmann Reyher zum IV. Corps, um die Möglichkeit eines Eingreifens in der Front oder ein Vorbeischieben rechts vom IV. Corps zu vereinbaren.

[78]) Das Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 hatte auf dem Vormarsch durch den Wald auf einem engen Nebenwege die rechte Seitendeckung gebildet und war dadurch erst um 2 Uhr an der Wamme angekommen.

die vordersten Regimenter rechts von ihm in gleiche Höhe zu kommen.

Den Angriff der 7. Division gegen Sartelle—Yoncqer Höhe konnte der Kronprinz nicht mehr aufhalten. Nach dem raschen Gelingen desselben lag erst recht keine Veranlassung vor, darin daß also das IV. Corps in der Hauptsache allein die erste Linie bildete, eine Gefahr zu erblicken, sonst würde er gewiß eingegriffen haben. Das geschah aber nicht und daß er damit einverstanden war, daß das Corps dem Feinde an der Klinge blieb, zeigt die Fassung der um 4¼ Uhr vom Oberstleutnant v. Verdy an das Große Haupt-Quartier, sowie der um 5 Uhr vom Obercommando an das der III. Armee abgehenden Mittheilung:

III) Meldung des Oberstleutnants v. Verdy an das große Haupt-Quartier [79]):

Höhe südlich Beaumont, Abgang 4¼ Uhr.

23. Division im Bois de Givodeau im Infanteriegefecht [80]), 24. Division folgt von Létanne dorthin. IV. Armeecorps à cheval der Straße nach Yoncq im Vorgehen. Gardecorps im Marsch auf Beaumont. Das Infanteriegefecht im Bois de Givodeau heftig. Vor Beaumont südlich das genommene Lager der 3. Division Failly's, wo sich Se. königl. Hoheit aufhalten werden. Corps folgen dem Feinde, so weit als die Kräfte reichen. v. Verdy.

Mittheilung an das Obercommando der III. Armee.

Beaumont, den 30. August 5 Uhr N.

Das IV. und XII. Corps haben das südlich Beaumont gestandene 5. französische Corps Failly geschlagen und verfolgen dasselbe jetzt auf der Straße nach Mouzon. In der Höhe von Villemontry findet noch starker Kampf statt. Das Gardecorps rückt nach Beaumont in Reservestellung. Albert Kp., G. d. J.

Die im Obercommando herrschende Auffassung wird am deutlichsten durch den Schlußsatz der Meldung an das Große Haupt-Quartier gekennzeichnet und deren Absender der spätere Kriegsminister und General der Infanterie v. Verdy hat die Güte gehabt, sich darüber noch wie folgt zu äußern [81]): „Das IV. Corps trifft zuerst auf den Feind, es überfällt geradezu die südlich Beaumont lagernden Franzosen und im Verfolg dieses Vortheils nimmt es, da ein geordneter Widerstand auf den Höhen nördlich der Stadt kaum zu spüren ist, auch diese Höhen und folgt dem weichenden Feinde auf dem Fuße. Alles dieses ist doch völlig sachgemäß! Als das Obercommando der Maasarmee in dem verlassenen Biwak eintraf, waren jene Höhen bereits im Besitz des IV. Corps. Selbstverständlich ließ man dasselbe den errungenen Vortheil so weit verfolgen als es dies irgend vermochte. Dies um so mehr, als zu seiner Unterstützung bereits das sächsische Armeecorps rechts von ihm in erste Linie trat. Aber es war unmöglich, die Gefechtskraft des letzteren in voller Stärke auszunutzen, da nach Osten hin die Maas das Gelände abschnitt und von der anderen Seite her sich das IV. Corps immer mehr im Vorgehen rechts geschoben hatte. So blieb überhaupt nur ein verhältnißmäßig recht kleiner Raum für die Gefechtsthätigkeit der Sachsen übrig. Se. königl. Hoheit der Prinz Georg sprach in dieser Zeit auf dem Schlachtfelde mir sein Bedauern aus, daß das Vorschieben des IV. Corps ihm nicht gestatte, sein Corps zu entwickeln, und beklagte dies lebhaft. Das Obercommando aber hatte keine Veranlassung, das siegreich gegen einen Feind, der hinter sich ein Defilé zu passiren hatte, vordringende Corps aufzuhalten. Das wäre einfach unbegreiflich gewesen. Dem Gegner wären dadurch nur goldene Brücken gebaut worden und dies um so mehr, als eben kein Raum vorhanden war, um alle Kräfte des XII. Corps einzusetzen."

Der Kronprinz ließ deshalb die schon ins Werk gesetzten Maßregeln sich weiter vollziehen, verlegte um 5 Uhr seinen Aufstellungspunkt auf die Höhe nördlich von Beaumont neben den dort aufgefahrenen Batterien und ersah hier aus eigener Beobachtung, daß das Gefecht zwar auf der ganzen Front vorwärts ging, gerade dadurch und durch das Auftreten französischer Artillerie, später auch Infanterie auf dem rechten Maasufer gegenüber dem Bois de Givodeau, jedoch das Eingreifen des XII. Corps erschwert, das Abdrängen des Feindes von der Maas vollständig vereitelt wurde.

Ueber die Verhältnisse des XII. Corps seit Beginn der Schlacht bis 5¾ Uhr liefen dann noch folgende Meldungen und in ihnen auch die wichtige Nachricht ein, daß schon Mittags starke feindliche Colonnen auf dem rechten Maasufer von Mouzon im Abzug nach Nordosten gesehen waren. Die schon herrschende Ansicht, daß die feindliche Armee auch heute dem Zusammenstoß möglichst auszuweichen suchte und keine allgemeine Schlacht beabsichtigte, erhielt dadurch neue Nahrung und die Meldung war auch richtig, da zu der angegebenen Zeit zwei Divisionen des 1. französischen Corps von Remilly nach Douzy marschirten [82]).

Meldungen des zum XII. Corps geschickten Majors v. Holleben.

1) Höhe nordöstlich Beaumont, 4¼ Uhr. Eing. 5 Uhr N.

Das feindliche Corps (Failly) ist auf Mouzon abgezogen. Das IV Corps ist gefolgt. Die 23. Division hat um 1 Uhr debouchirt. Nur die Corpsartillerie hat mitgewirkt, aber kräftig. Es scheint, daß der Feind mit seinen Massen doch nach Nordosten abmarschirt ist. Man hat schon Mittags starke Colonnen von Mouzon nordöstlich (auf dem rechten Maasufer) abziehen sehen. Die Cavallerie-Division hat jetzt Befehl erhalten, bei Pouilly über die Maas gegen Mouzon vorzugehen. Das 2. Ulanen-Regiment (Nr. 18) ist bereits vor ¾ Stunden abgerückt.

2) Höhe nördlich Létanne, 5¼ Uhr. Eing. 6 Uhr 4 M.

Oberst v. Montbé [83]) mit 3 Regimentern Infanterie und einer sechspfündigen Batterie unterstützt das IV. Corps im Vorgehen gegen Bois Givodeau und weiter gegen Villemontry und Mouzon. Der Feind hält Mouzon stark besetzt; am Bois de Jeneval steht eine feindliche Batterie [84]), gegen die unsere Batterien sich im Feuer befinden. Die Cavallerie-Division ist bereits auf dem rechten Maasufer.

3) Höhe nördlich Létanne, 5¾ Uhr. Eing. 6½ Uhr.

Der Feind steht zur Aufnahme mit starken Kräften auf der südlichen Höhe von Mouzon und rechtem Maasufer und hindert durch Mitrailleusenfeuer das Vordringen der v. Montbé'schen Regimenter gegen Villemontry. Batterie Verworner [85]) im Maasthale gegen sie im Feuer. Das Bois de Givodeau ist geräumt und der Feind längs der Höhen von Villemontry im Abzuge auf Mouzon. [86])

Zusatz. Ein Abdrängen des Feindes von dem Uebergangspunkte Mouzon erscheint mir nicht ausführbar.

* * *

Vom Standpunkt des Obercommandos sah man [87]) über den Wald hinweg die Thürme und Dächer von Mouzon und über den Laubmassen zog der Pulverdampf hin und her. Einzelheiten des Gefechtes konnte man nicht erkennen und so auch nicht, daß selbst zur Zeit der Ankunft der letzten Meldung — um 6½ Uhr — die Höhen von Villemontry vom Feinde noch festgehalten wurden und der rechte Flügel der Maasarmee noch am Nordrand des Bois de Givodeau stand.

Der Kronprinz ritt deshalb zum IV. Corps, um sich mit General v. Alvensleben persönlich ins Vernehmen zu setzen. Schildern wir aber zunächst im Zusammenhange die Vorgänge in und an diesem Walde seit dem Eindringen der 13. Brigade. Der Feind wich überall und doch kamen überhaupt und erst etwa um 5 Uhr wegen des alle Verbände auflösenden und die Innehaltung der Richtung erschwerenden dichten Unterholzes und Gestrüppes nur etwa 8 Compagnien an den Nordrand des 4000 Schritt tiefen Waldes und rechts davon die auf der Thalstraße vorgegangenen 5 Compagnien bis zur nördlichen Waldecke an der Maas, zusammen nur ¼ der Brigade und 2 Compagnien 31. Regiments in Stärke von ungefähr 3½ Bataillonen. [88]) Mit ihnen begannen sich zwar nach und nach die der ebenso mühsam sich durcharbeitenden nachkommenden 45. sächsischen Brigade zu mischen, aber gleichzeitig von 5 Uhr ab auch französische Batterien

---

[79]) I und II Meldung s. frühere Darstellung.

[80]) Thatsächlich erst in Anmarsch.

[81]) Geschrieben am 25. December 1898.

[82]) S. frühere Darstellung.

[83]) Führer der 23. Division. Seine inzwischen schon erfolgte Ernennung zum General war bei der Armee noch nicht bekannt.

[84]) Es ist der östliche Theil des Bois des Flaviers gemeint, welcher auf der Kriegskarte als Bois de Sénéval (nicht Jeneval) bezeichnet ist. Es standen dort übrigens auf einer Waldblöße 3, und weiter nördlich, hart südlich Warmonterne Ferme, mehrere andere Batterien des 12. französischen Corps.

[85]) Die in der 2. Meldung erwähnte 6. schwere Batterie.

[86]) Thatsächlich noch nicht der Fall, erfolgte erst nach 7 Uhr Abends.

[87]) S. Verdy's Im Großen Haupt-Quartier.

[88]) 7. Compagnie 66. Regiments und etwa 7 Compagnien des 26. Regiments unter Major v. Rostken, der andere Theil des Regiments in Stärke von etwa 4 Compagnien (10. bei der Bagage) unter Major Fritsch gerieth zu weit nach links, sammelte sich östlich der Yoncqer Höhe beim Steinbruch und ging später mit dem rechten Flügel der 8. Division vor. — An der nordöstlichen Holzecke und an der Maas: 3 Füsilier-Compagnien 66. Regiments und das Halbbataillon 2. und 3. Compagnie 31. Regiments, welches gleich von Beaumont allein vorgegangen, zuerst nördlich des Waldes ankam und von Villemontry aus angegriffen, wieder in ihn zurückkehrte. — 2 Bataillone 66. Regiments bei La Sartelle, s. frühere Darstellung.

aus der Gegend westlich von Moulins zu feuern, denen bald 8 sächsische Batterien[89]) entgegentraten. Sie waren nicht niederzukämpfen und andere ebenfalls auf dem rechten Maasufer zwischen Mouzon und Warmonterne Ferme in Thätigkeit tretende feindliche Artillerie überhaupt nicht zu erreichen.

Als dann auch französische Infanterie jenseits der Maas östlich des Waldes bei Alma Ferme und am Bois des Flaviers erschien, mußte das auf der dadurch vollständig gesperrten engen Thalstraße in Sectionscolonne vorgehende Leib-Grenadier-Regiment sich in den Wald werfen[90]) und eine vorgeholte und an der Maas lange aushaltende Batterie abfahren, nachdem sie zwei neben den beiden ersten Bataillonen des feindlichen 3. Marschregiments an der Maas auffahrende Batterien zum Schweigen gebracht hatte. Ein Vorstoßen längs des Flusses war nun nicht mehr angängig und die Schwierigkeit, die im unwegsamen und an vielen Stellen undurchdringlichen Bois de Givodeau befindlichen, von verschiedenen Seiten beschossenen Truppen zu ordnen und zu gemeinsamem Angriff gegen die starke gerade vorliegende feindliche Stellung bei Villemontry zusammen zu fassen, brachte überhaupt auf dem rechten deutschen Flügel um so mehr einen Stillstand hervor, als auch abgesehen davon ein Angriff aus dem Walde heraus durch Artillerie nicht vorbereitet und unterstützt werden konnte, dem der feindlichen aber in Front wie rechter Flanke ausgesetzt war. Vereinzelte doch stattfindende Vorstöße des 26. Regiments wurden vom Feinde mit leichter Mühe abgewiesen. Er bestand anscheinend aus der Brigade Kampf, einschließlich des 14. Jäger-Bataillons, sowie zwei Bataillonen des 30. Regiments, zusammen aus 9 Bataillonen mit 2 Batterien.

Die bei La Sartelle befindlichen höheren Führer erkannten aus den ihnen über diese Verhältnisse zugehenden Nachrichten, daß eine weitere Verstärkung der im Walde befindlichen Infanterie keinen Umschwung hervorrufen könne, und Prinz Georg ließ auch die dazu schon in Marsch gesetzte 48. Brigade wieder anhalten, nachdem General v. Montbé gemeldet hatte:

Bois de Givodeau, ½7 Uhr Ab.

Oberst v. Hausen[91]) meldet, daß der Widerstand der Franzosen jenseits des Waldes gegen Mouzon zu so heftig ist, daß nicht vorwärts zu kommen ist. Villemontry ist noch nicht genommen, dagegen die nördliche Waldspitze in unseren Händen. Ich habe Befehl gegeben, nicht über die Lisiere hinaus zu gehen, da die im Walde kämpfenden Regimenter vollständig durcheinander gekommen sind. Artillerie kann nicht herausgebracht werden. Die Verluste sollen nicht zu groß sein. Einzelne preußische Compagnien kämpfen zwischen den unsrigen.[92]) Die Hauptmasse der Preußen ist hinter den Wald zurückgenommen worden. ½ Bataillon des Leib-Grenadier-Regiments ist wegen des jenseitigen Mitrailleusenfeuers aus dem Thalrand wieder an die Höhe vor ½ Stunde zurückgegangen.

v. Montbé.

Das XII. Corps war naturgemäß sehr wenig erfreut, daß ihm nur ein beschränkter Entwicklungsraum gelassen war, und in seinen Reihen waltet wohl auch jetzt noch die Ansicht vor, daß ihm dadurch Lorbeeren entgangen sind. Das ist, wie sich aus Vorstehendem ergiebt, jedoch nicht der Fall. Bei der Enge des Schlachtfeldes hätte es auch bei einer günstigeren Theilung nie mehr Platz als bis zur Straße nach Mouzon beanspruchen können und auch dann wäre ihm das undankbare Loos zugefallen, nur im Walde von Givodeau vorzugehen, der auch so 15½ Bataillone erfolglos verschluckte, in dem auch noch mehr hineingeschickte Massen sich verloren hätten und von dem aus weder ein Angriff durch Artillerie vorzubereiten, noch einheitlich und wirksam anzusetzen möglich war.

Andererseits ist ungerechter Weise der Vorwurf erhoben worden, daß die Bewegungshindernisse im Walde nicht von vornherein von rückwärts durchschaut sind und das IV. Corps nicht gleich mehr daran vorbeigeschoben ist. Letzteres ist aber doch mit dem größten Theil des Corps thatsächlich geschehen und dieses blieb, wie wir jetzt sehen werden, so weit wie es die auch da, wenn auch viel weniger erschwerenden Geländeverhältnisse es möglich machten, in fortgesetztem Vordringen. Der Verlauf des Tages wäre also kaum geändert, wenn auch noch die allein rechts der Straße vorgehende 13. Brigade ganz oder theilweise links verwandt worden wäre.

* * *

Zur Unterstützung des Corps Failly hatte General Lebrun um 2 Uhr drei Brigaden, sowie Cavallerie und zahlreiche Artillerie seines 12. Corps auf Mouzon marschiren lassen. Davon gingen die Brigade Laneuville, drei Cavallerieregimenter und vier Batterien dort wieder über die Maas und verstärkten auf und hinter dem Mont de Brune den Widerstand in der letzten feindlichen Stellung. Die nachkommenden Truppen wurden auf Befehl des Marschalls Mac Mahon am Uebergehen verhindert.[93]) Gegen Ende der Schlacht soll er dann, in der Hoffnung, dadurch eine Niederlage abzuwenden, doch noch die nächststehende Brigade Cambriels herangezogen haben. Es ist aber unsicher, ob mehr als die vordersten Compagnien noch die Brücke überschritten haben.[94]) Zugleich mit dem Uebergang der erstgenannten Truppen wurde das rechte Ufer bei Mouzon und dem Bois de Givodeau gegenüber, von anderen Theilen und zahlreichen, mindestens 14 Batterien des 12. Corps besetzt,[95]) deren linker Flügel die Thalstraße und den Wald, der rechte namentlich den Nordrand desselben, zuletzt auch die Gegend westlich Mouzon unter Feuer hielt.

So erheblich, wenn General Failly das auch leugnet, vom 12. Corps unterstützt, nahm das 5. Corps beiderseits der Straße, auf dem Mont de Brune und den Höhen von Villemontry wieder Stellung, ob mit dem ganzen Corps, kann bezweifelt werden. Wie schon früher berührt, setzten, wie Rousset sagt, aufgelöste, durch die Läger um Beaumont fliehende Truppen ihre Flucht über die nördlich davon zu nehmen versuchte Stellung fort und dazu werden sich, mit der ganzen Cavallerie und wohl auch Geschützen, im Laufe des Tages andere gesellt haben. Dick de Lonlay erzählt, daß die zwischen 3 und 4 Uhr übergehenden Theile des 12. Corps die Brücken schon von Verwundeten, Flüchtlingen, Fuhrwerken ohne Führer, Pferden ohne Reiter verstopft gefunden hätten, General Wimpffen, daß er um 4 Uhr bei Amblimont rückwärts Mouzon nach Tausenden zählende Zurückströmende gesammelt habe,[96]) General Failly sagt, wie schon berichtet, daß nur ein Theil seiner Truppen geordnet in der letzten Stellung angekommen sei. Auch aus anderen französischen Darstellungen ist zu schließen, daß der Bestand des Corps durch die nach dem Ueberfall eingetretene und zunehmende Unordnung und Flucht, ganz abgesehen von den Verlusten, stark abgenommen hat, wenig von seiner Artillerie, von welcher 20 Geschütze bereits genommen waren, noch in der letzten Stellung aufgefahren ist und dort außer der ganzen Cavallerie auch erhebliche Theile der Infanterie fehlten. Rousset erwähnt ausdrücklich, daß sie keinen Halt mehr gehabt habe.[97])

Den Angriff auf diese Stellung verfolgen wir vom linken deutschen Flügel aus, auf welchem nach der Wegnahme von

---

[89]) 5 Batterien südlich Le Fays, 2 hart südlich des Bois de Givodeau und 1 Batterie im Maasthal.

[90]) Die 1. und 3. Comp. schlossen sich den am Waldrande befindlichen preußischen Abtheilungen an, das Gros blieb in Reserve.

[91]) Commandeur des Schützen-Rgts. Nr. 108.

[92]) Richtiger etwa 3½ Bataillone. Man sah und wußte im Walde eben wenig von einander.

[93]) Es gingen über: die 2. Brigade Laneuville der 1. Div. Grandchamp, das 8. Regiment Chasseurs à Cheval, die Cav.-Brigade Béville (5. u. 6. Kürassiere) und 4 Batterien, $\frac{5.\ 6.\ 10.}{10.}$ und $\frac{1.\ \text{reit.}}{19.}$ Angehalten wurden u. A. die 1. Brigade Cambriels der 1. Div., die 1. Brigade Reboul der 3. Div. und 2 Batterien. S. Bazeilles—Sédan par le général Lebrun, Paris 1884, S. 64 ff. u. S. 254 ff. Rousset und Dick de Lonlay u. A. S. 371 u. 380.

[94]) Nach Dick nur das 1. Bataillon des 22. Regiments, nach Rousset die ganze Brigade.

[95]) Bei Mouzon durch die 1. Brigade der 2. Division Lacretelle, von 4 Uhr an durch die 1. Brigade der 3. Division bei Warmonterne. Weiter südlich dem Bois de Givodeau gegenüber bei Alma Ferme, Bois des Flaviers die 2. Brigade der erstgenannten Division Die Artillerie des 12. Corps, ohne die vier links der Maas befindlichen Batterien, stand einerseits auf den Höhen von Mouzon und bis nach Warmonterne Ferme, andererseits westlich Moulins oberhalb des Bois des Flaviers. Das 12. Corps hatte überhaupt 26 Batterien, also 21 auf dem rechten Ufer, 14 derselben werden als feuernd genannt. Dick I S. 370, außerdem mehrere gegen die sächs. Cavallerie.

[96]) Dick de Lonlay I, S. 372 und 391, Wimpffen S. 137 ff. Er nennt auch geschlossene Truppentheile aller Corps, vom 5. Corps das 27. Regiment. Es war nach Dick S. 346 gleich von Harnoterie aus bei Villers devant Mouzon durch eine Furth gegangen.

[97]) Rousset II S. 246 Dick de Lonlay erwähnt nur die Thätigkeit von drei Infanterieregimentern, Brigade Kampf (49., 88. Regiment) und des 30. Regiments sowie einiger Batterien. Nach dem Bericht des Generals Nicolas waren auch die Trümmer seiner Brigade (61. und 86. Regiment) zur Stelle und wird dadurch zwar die Lückenhaftigkeit von Dick erwiesen, trotzdem darf angenommen werden, daß außer dem 27. auch andere Regimenter schon übergegangen waren.

Grésil Forge durch das Nachdrängen aller hier befindlichen Truppen von Neuem ein Zusammenströmen entstanden war. Es wurde dadurch entwirrt, daß General v. Schoeler mit 13 Bataillonen, 6 Escadronen und 2 Batterien auf dem linken Ufer des Yoncqbaches nördlich über Pourron weiter ging,[98]) General v. Zychlinski etwa 3 Bataillone geradeswegs gegen den Mont de Brune vorführte. Rechts davon setzten sich dann auch die am Steinbruch und an der Straße nach Mouzon zusammengetroffenen inneren Flügel beider Divisionen — ungefähr 5 Bataillone und 4 Batterien — unter Leitung des Commandeurs der 7. Division, Generals v. Schwarzhoff, in der Richtung auf Mouzon wieder in Bewegung.[99]) Denen wiederum schlossen sich endlich die am Nordrand des Bois de Givodeau stehenden preußischen und sächsischen Truppentheile an und so kam nach und nach ein gemeinschaftliches Zusammenwirken zu Stande.

Die rasche Eroberung des Schlüsselpunktes, des Mont de Brune, durch die 14. Brigade war für alle diese Vorwärtsbewegungen ausschlaggebend und sie ermöglichte auch die Artillerie des IV. Corps näher heranzubringen. Sie feuerte zur Zeit mit 6 Batterien von der über 3000 Schritt entfernten Yoncqer Höhe und wirksam wurde der Angriff nur durch eine östlich Grésil aufgefahrene Batterie der 8. Division unterstützt.[100])

General v. Zychlinski hatte gesehen, daß die feindliche Besatzung sich mehr nach Südosten gegen den Wald von Givodeau als nach Süden richtete, und deshalb das 27. Regiment aus dem hinteren Treffen schräg links nach Grésil und von da in Flanke und Rücken des Feindes vorgeschoben. Dadurch gelang es mit dem sich rechts anschließenden 1. Bataillon des 93. Regiments, zusammen nur 11 Compagnien[101])), in glänzendem Ansturm den stark besetzten Berg zu nehmen, in eine noch feuernde Batterie einzudringen und sich — zeitweilig in die Vertheidigung zurückgeworfen — des Gegenstoßes feindlicher Infanterie, sowie zweier Cavallerie-Angriffe zu erwehren.

Ein zuerst gegen die vorderste 10. Compagnie 27. Regiments anreitender Theil des 8. Regiments Chasseurs à cheval war zwar auch von den Nachbarcompagnien unter Feuer genommen und nicht weit gekommen. Später, zugleich mit dem Infanterieangriff, warf sich aber das ganze nördlich der Vorstadt von Mouzon haltende 5. Kürassierregiment[102]) auf dieselbe Compagnie, führte den Angriff ganz durch, so daß es zum Einzelkampf kam, zerschellte aber vollständig an dem Feuer der von Hauptmann Helmuth, welcher selbst von einem Kürassier bedroht wurde, ausgezeichnet geführten, ganz aufgelösten aber rasch einen offenen Haken bildenden Compagnie. Der Oberst der französischen Kürassiere fiel wenige Schritte vor der Compagnie, der Verlust seines Regiments betrug elf Officiere und hundert Mann[103]), von der preußischen Füsilier-Compagnie waren nur einige überrannte Mannschaften unerheblich verletzt.

Auf dem Mont de Brune standen anscheinend die Brigade Villeneuve und drei Batterien des 12. Corps, von welchem 10 Geschütze genommen wurden, sowie die Trümmer der Brigade Nicolas des 5. Corps. Der Gegenstoß erfolgte wahrscheinlich von der Brigade Cambriels des erstgenannten Corps.[104]) Dick de Lonlay sagt andererseits, daß die Brigade Villeneuve erst nach Verlust des Berges angelangt und daß sie nun zum Gegenangriff angesetzt sei. Dieses stimmt aber der Zeit nach nicht mit seinen früheren Angaben. Nach ihm ging die Artillerie der Division Goze schon vor dem Kürassierangriff über die Maas.

Während dieser letzten Ereignisse vertrieb der General v. Schoeler mit seinen vorderen Bataillonen den Feind, welchen man auch in hellen Schaaren vom Mont de Brune auf Mouzon, andererseits schon längs der Straße auf Autrecourt-Roussy nach der dort befindlichen Feldbrücke zurückströmen sah, aus Pourron und entwickelte sich um 6 Uhr hier, wo das bis dahin enge Thal des Yoncq-Baches sich öffnete, rechts schwenkend gegen die genannte Straße.[105]) Die gemischte bayerische Brigade besetzte zur Deckung von linker Flanke und Rücken die nordwestlich liegende Höhe, da von Raucourt her, wo zu dieser Zeit das Gefecht der 1. bayerischen Division gegen die Nachhut des 7. französischen Corps im Gange war, Kanonendonner und Gewehrfeuer herüberschallte. Ihre beiden Batterien begannen nach Roussy und auf die Feldbrücke zu feuern und brachten dadurch den Abzug dahin zum Halten.[106])

Auch alle Batterien des IV. Corps eilten vor und von ihnen protzten nach und nach zehn auf dem Mont de Brune, die vier der 7. Division rechts an der Straße nach Mouzon ab, von denen allen jedoch nur ein Theil noch in das Infanteriegefecht eingreifen konnte.[107])

Durch die umfassende Bewegung des linken preußischen Flügels war der Feind von der Brücke bei Roussy abgeschnitten und auf die von Mouzon beschränkt. Alles, was nicht dahin gelangen konnte, war darauf angewiesen, durch Furthen oder schwimmend das andere Ufer zu erreichen. In dieser verzweiflungsvollen Lage wehrten sich tapfere Führer und Truppen auf das Aeußerste, dem linken preußischen Flügel gegenüber namentlich in der Mühle von Poncay,[108]) nördlich derselben wie an und in der Vorstadt auch Batterien aushielten und hinter einem rechts davon an der Straße stehengelassenen Wagenpark.[109]) Zahlreiche auf den Höhen jenseits Mouzon stehende feindliche Geschütze, beim Näherkommen auch am rechten Flußufer entwickelte Infanterie hielten die ganze angreifende Linie unter Feuer.

Am Ernstesten und Nachhaltigsten war naturgemäß der Widerstand in der Vorstadt von Mouzon, wo General Failly selbst, dem dabei ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, die Vertheidigung leitete.[110]) Dahin drangen vom Mont de Brune aus der dort befindliche größere Theil der 14. Brigade und von Süden her der linke, am Steinbruch am Nordosthang der Yoncqer Höhe gesammelte Flügel des 26. Regiments[111]) vor. Nur langsam vorwärts kommend, wurde doch etwa 7½ Uhr die ganze Vorstadt von diesen Abtheilungen genommen und die Brücke besetzt, der wiederholt unternommene Versuch, darüber hinaus auch in die eigentliche Stadt Mouzon einzudringen, vom Feinde aber abgewiesen.

Während dieser Kämpfe fiel auch das dem Bois de Givodeau nördlich vorliegende Gehölz von Villemontry in die Hände des von

---

[98]) 7¼ Bataillone, 4 Esc. der 8. Div.; 2. und 3. Batl. des 93. Regts. und die gemischte Brigade des I. bayerischen Corps (4 Batl., 2 Esc., 2 Batterien). 4 Bataillone der 8. Division an der Straße nach Mouzon, an welche ein Theil der in den Lägern und bei der Corpsartillerie befindlich gewesenen 2¾ Bataillone noch Anschluß gewann.

[99]) Von der 7. Division der linke Flügel des 26. Regts. (4 Compagnien), die 7. Compagnie 66., die 8. Compagnie 27. Regts. (bisher in den Lägern) und 4 vom Div.-Commandeur selbst vorgeholte Batterien, von der 8. Division das 71. und das 3. Batl. 86. Regts., sowie die 3. und 4. Compagnie 96. (bisher Artilleriebedeckung). Hier befand sich auch das 7. Drag.-Regiment mit der 4. Esc. 2. Reiter-Regiments. — Die 1., 2., 3. Compagnie 86. Regts. von Beaumont her in Anmarsch.

[100]) 4. schwere Batterie. Drei Batterien der 7. Division in der Vorwärtsbewegung, alle andern noch an der Yoncqer Höhe in Bereitschaft.

[101]) Im ersten Treffen das Füsilier-Bataillon 27. Regiments, die 3., 4. Compagnie 93. Regiments. Vom erstgenannten Regiment waren nur 7 Compagnien zur Stelle. Das 1. Bataillon in den Lägern von Beaumont u. s. w., die 8. Compagnie s. o.

[102]) Das 6. Kürassier-Regiment ging ohne Kampf wieder über die Maas zurück. Von dem 8. Regiment Jäger zu Pferde werden in Dick 3 Escadronen als abcommandirt aufgeführt. Es ritten also 1 oder 2 Escadronen an, je nachdem es aus 4 oder, wie nach Rousset anzunehmen ist, aus 6 Escadronen bestand.

[103]) Bonie, La cavalerie française S. 121. Das Regiment fand die Brücke verstopft und suchte schwimmend das andere Ufer zu erreichen, wobei Viele ertranken.

[104]) Nach Rousset II S. 246 ff., Bibesco S. 102 und Wimpffen S. 369.

[105]) Rechts des Yoncqbaches im Anschluß an die 14. Brigade gingen vor das 31. Regiment, das II. Bataillon 96. Regiments und die 1. Pionier-Comp.; links 5 Compagnien 86. Regiments und das Füsilier-Bataillon 96. Regiments, gefolgt von dem II. und Füsilier-Bataillon 93. Regiments und dahinter das 4. Jäger Bataillon.

[106]) Die Brücke blieb unversehrt, siehe die später folgende Meldung der 8. Comp. 93. Regiments.

[107]) Vom Mont de Brune aus zuerst 2 Batterien der 8. Div., dann die beiden reitenden Batterien, weiter rechts die Batterien der 7. Division

[108]) Genommen zwischen 6½ und 7 Uhr von 4. Comp. 86. Rgts., Füs.-Batl. 96. Rgts. (ohne 8. Compagnie), 2. Batl. 86 Rgts., gefolgt vom 2. und Füs.-Batl. 93. Rgts. sowie 4. Jäger-Batl. Auf dem äußersten linken Flügel besetzte die 8. Comp. 93. Rgts. die Feldbrücke bei Roussy.

[109]) Gestürmt zu derselben Zeit vom 31. Rgt., rechts davon schwache Theile des 1. Batl. 93. Rgts., gefolgt vom 2. Batl. 96. Rgts. und der 1. Pionier-Compagnie.

[110]) Rousset II S. 253. Er nennt in der Vorstadt zwei Bataillone des 30. und Theile des 22. Regts., aber es waren auch Geschütze bis zuletzt in Thätigkeit.

[111]) Etwa in Stärke eines Bataillons. Die 11. Comp. 71. Regiments und die 7. des 66. Regiments schlossen sich an.

Westen eindringenden 71. Regiments und der von Süden her angreifenden sächsischen Schützen und 2. Grenadiere.[112]) Die genannten sächsischen Abtheilungen vereinigten sich nun im Vorgehen mit ebenfalls aus dem Walde heraustretenden Theilen des rechten Flügels des 26. Regiments und warfen mit der von Westen herbeieilenden 3. und 4. Compagnie des 96. Regiments den auf der Höhe von Villemontry so lange tapfer ausharrenden linken feindlichen Flügel nach Norden zurück. Im Uebrigen kam das Vorgehen auf diesem Theile des Schlachtfeldes in der Gegend westlich von Ferme Givodeau zwischen 7½ und 8 Uhr Abends zum Halten, zumal nach der Vorstadt vorgehende Officiere vom dort leitenden General v. Zychlinski die Auskunft erhielten, daß er keiner Verstärkung bedürfe.

Sowohl das tief liegende Dorf Villemontry wie die Ferme Givodeau blieben auf diese Weise unbesetzt und so in der anbrechenden Dunkelheit auch diejenigen feindlichen Abtheilungen unbemerkt, welche sich darin verbargen und die Nacht abwarteten, um sich zu retten.

Nördlich der Vorstadt wurde die Verfolgung bis zur Maas fortgesetzt. Auf dem äußersten linken deutschen Flügel besetzte die 8. Compagnie 93. Regiments die Feldbrücke südlich Villers. Was nicht durch Mouzon, durchfurthend oder schwimmend auf das rechte Ufer zu entkommen vermochte, wurde gefangen genommen. Dem schon der nahenden Nacht und der fehlenden Uebergangsmittel wegen ausgeschlossenen Nachfolgen über die Maas setzte die in der Stadt Mouzon und nördlich davon am rechten Ufer befindliche feindliche Infanterie, hinter ihr Artillerie auf den rückwärtigen Höhen ein Ziel und so endete die Schlacht mit allmälig absterbendem gegenseitigem Geschützfeuer über die Maas hinweg.

* * *

Der Kronprinz war gegen 7 Uhr in der Gegend von La Sartelle mit dem General v. Alvensleben zusammengetroffen und erfuhr von diesem die Eroberung des Mont de Brune und die damit zusammenhängenden Ereignisse, über welche der vorgeschickte Hauptmann v. Sucro durch General v. Zychlinski in Kenntniß gesetzt worden war.

Nach Sartelle Ferme kam dann auch Prinz Georg von Sachsen und gegen 8 Uhr Abends endlich meldete dort Prinz August von Württemberg persönlich, daß die Spitze des Gardecorps etwa um 6 Uhr südlich Beaumont angelangt und das Corps dort wie befohlen aufmarschire, was um 9 Uhr Abends beendet wurde.

Von dem erst etwa 8 Uhr zum Abschluß gelangenden letzten Vordringen auf Mouzon und der dadurch bewirkten vollständigen Vertreibung des Feindes vom linken Maasufer konnte man bei Sartelle noch nichts wissen. Dort glaubte man zu derselben Zeit, daß der sinkende Tag dazu nicht mehr ausreichen werde und das Gefecht am Nordrande des großen Waldes und mit der Besitznahme des Mont de Brune zu Ende gehen werde.

Der Kronprinz beabsichtigte es anderen Tages in der bisherigen Richtung nur mit dem IV. Corps wieder aufzunehmen und mit beiden anderen auf dem rechten Flußufer gegen Mouzon vorzubringen. Dazu befahl er um 8 Uhr mündlich, daß das IV. Corps nach Anordnung seines commandirenden Generals in den eroberten Stellungen verbleiben, das XII. und Gardecorps, um anderen Tages bei Létanne überzugehen, ersteres dort, letzteres da wo es aufmarschirt war, biwakiren sollten. Die Garde wurde zugleich angewiesen, sofort mit dem Bau einer Brücke zu beginnen. Infolge dessen zog das sächsische Corps seine bis Ferme Givodeau gelangten Theile, die Garde auch ihre bis nördlich der Stadt gelangte Cavallerie-Division wieder zurück.

Diese Division war infolge des um 3 Uhr 36 Min. westlich von Gr. Champy beim General-Commando eingehenden Befehls des Obercommandos sofort angewiesen worden, sich in rascher Gangart an die Spitze der 2. Garde-Infanterie-Division zu setzen und über Nouart, Bois des Dames, Belval, Etang la Forge auf Beaumont, oder wenn der Befehl sie noch in der Gegend von Buzancy träfe und die große Straße von dort nach Beaumont frei sei, auf dieser vorzugehen. Als dieser Befehl sie etwa um 4 Uhr erreichte, war sie indessen hinter der 2. Division schon westlich Nouart und schlug nun, sofort antrabend, nebst der reitenden Abtheilung den erstbezeichneten Weg ein, vermochte aber, obwohl immer in dieser Gangart bleibend, bei dem aufgeweichten Boden doch erst um 7 Uhr nördlich Beaumont zu erscheinen. Ihr folgte die 2. Division. Die 1. war, gefolgt von der Corpsartillerie, rechts über Gr. Champy, Belle Tour marschirt. Da die Garde Vormittags in der Gegend von Buzancy durch Kreuzungen mit dem IV. Corps mancherlei Aufenthalt gehabt hatte, so war die Cavallerie und 2. Garde-Infanterie-Division bis zum Abend nicht zur Ruhe gekommen, nur die 1. hatte bei Champy kurze Zeit gehalten.

Nach 8 Uhr Abends verließ das Obercommando La Sartelle Ferme und legte das Haupt-Quartier nach Beaumont. Dort ging 9 Uhr Abends nachstehende Meldung der 12. Cavallerie-Division ein, deren Bewegungen auf dem rechten Maasufer wie das Eingreifen ihrer reitenden Batterie das Obercommando schon von der Höhe nördlich Beaumont aus theilweise zu beobachten vermocht hatte.

Meldung der 12. Cav.-Division. Eing. 9° Uhr.

Die Cavallerie-Division debouchirte ¾6 Uhr aus Pouilly, woselbst das vorgeschickte Ulanen-Regiment 18, das bei seinem Vorgehen auf Autréville sowohl Geschützfeuer als Infanteriefeuer bekommen hatte, aufmarschirt war. Zwei Escadrons desselben waren vor Autréville stehen geblieben und hatten die Höhe westlich davon besetzt. Die 2. Cavallerie-Brigade (Nr. 24) mit der reitenden Batterie ging gegen Autréville vor; letztere nahm Position auf genannter Höhe und feuerte auf die südlich Bois de Vaux aufgefahrenen Batterien, 2 Batterien, 1 Mitrailleuse u. s. w., welche das Feuer lebhaft erwiderten, so daß sie alsbald die Position aufgeben mußte. Ein Versuch der 2. Brigade, über Autréville und Moulins vorzugehen, wurde durch heftiges Feuer von denselben Batterien vereitelt, so daß die Brigade gegen Pouilly zurückkehrte. Graf Lippe.

Dem ist hinzuzufügen, daß außer dem 18. Ulanen-Regiment auch das 2. Reiter-Regiment[113]) gegen 5 Uhr Nachmittags aus der Gegend von Autréville vor feindlichem Artilleriefeuer unter Zurücklassung einer Ulanen-Escadron zurückgewichen war, das wiederholte sich gegen 6½ Uhr mit der 24. Cavallerie-Brigade. Die sie begleitende reitende Batterie konnte gegen die sehr überlegenen französischen Geschütze nicht aufkommen und da die beiderseits derselben befindlichen Wälder ein Angreifen nicht gestatteten, kehrte die sächsische Cavallerie mit Ausnahme der weiter vorn und rechts der Maas bleibenden schon erwähnten Escadron[114]) und einer auf Carignan geschickten Officierspatrouille nach Pouilly zurück. Eine andere blieb an der Fähre von Inor auf Vorposten. Bei Autréville und rückwärts stand die 2. Brigade Martin des Pallières der 3. Division des 12. Corps mit mehreren Batterien.

Die dann eintreffende Nachricht von dem unerwartet glänzenden Ausgange der Schlacht veranlaßte keine Aenderung der für den anderen Tag getroffenen Anordnungen. Wie im folgenden Abschnitt näher nachgewiesen wird, konnte aber dem IV. Corps, über welches noch nicht verfügt war, nun nach seinem ruhmreichen, doch schweren Tage am nächsten die ebenso wohlverdiente wie nöthige Ruhe gewährt werden.

* * *

Während der Nacht beließ das IV. Corps etwa 2 Bataillone in und unmittelbar an der Vorstadt Mouzon,[115]) links etwa eine Compagnie an der Mühle von Poncay und eine an der Feldbrücke südlich Villers-devant-Mouzon. Ein Bataillon wurde nach Nordwest auf die Höhe von Pourron vorgeschoben. Dahinter lagerte die 8. Division südlich der Vorstadt, am Mont de Brune, bei Pourron und Grésil, während die 7. Division mit dem Gros bei la Sartelle Ferme sammelte.

Das XII. Corps schützte seine Biwaks bei Létanne durch zwei an das Maasufer nördlich bis zum Bois de Givodeau vorgeschobene Bataillone, sowie durch 1 Bataillon und 1 Cavallerie-Regiment in Pouilly, vorwärts davon standen die schon erwähnten beiden Escadronen, sowie nach wie vor in Stenay ein Bataillon und ein Zug Reiter.

Die Biwaks der Garde lagen etwa 2000 Schritt südlich Beaumont.

General v. Zychlinski verbot das Anstecken von Lagerfeuern bei seiner dem Feinde zunächst bleibenden Brigade. Er hielt die Wiedereröffnung des feindlichen Feuers mit Tagesanbruch nicht für ausgeschlossen und wollte seine Stellungen nicht verrathen. Auch nachdem die Biwaks schon bezogen waren, fielen im Walde

---

[112]) 1. Batl. Schützen-Regts. 108, 3 Comp. 26. Regts., 2. u. 3. gefolgt vom 1. Batl. 2 Gren.-Regts. Nr. 101. — Andere Theile der beiden erstgenannten Regimenter, die 2. u. 3. Comp. des 31. Regts. und 2 Comp. des Leibgren.-Regts. weiter rechts.

[113]) Diese beiden Regimenter waren bekanntlich vom Prinzen Georg auf das rechte Ufer geschickt und ihnen dann auf Befehl des Kronprinzen das Gros der 12. Cav.-Div. gefolgt. — Die Angabe über die feindliche Artillerie ist so zu verstehen, daß 2 Kanonen- und Mitrailleusen-Batterien erkannt waren.

[114]) 6. Esc. 18. Ulanen-Rgts.

[115]) An der Brücke waren die dorthin vorgedrungenen Theile des 26. Regts. durch solche des Füs.-Bats. 27. Regts. abgelöst worden.

von Givodeau noch Schüsse Versprengter und an der Brücke nach Mouzon, wo man sich unmittelbar gegenüber stand, sofort, wenn die Patrouillen der 27er sich überzeugen wollten, ob der Feind, dessen große Biwaksfeuer auf den rückwärtigen Höhen seit Mitternacht verlöscht waren, noch anwesend sei. Auf der Straße nach Doucy hatte man die Nacht hindurch Wagengerassel und auf der Eisenbahn Carignan—Sedan angeblich auch über diesen Ort hinaus, nach Mézières zu, vielen Verkehr gehört.

Gegen 4 Uhr Morgens wurde die in Vorstadt Mouzon stehende 11. Compagnie 27. Regiments von rückwärts von etwa 200 Franzosen angegriffen, mit welchen Oberstleutnant Demange, Führer des 88. Regiments, von der unbesetzten Ferme Givodeau aus, sich durchzuschlagen versuchte. Es entstand dadurch ein kurzes heftiges Gefecht, zu welchem auch andere Theile des Füsilier-Bataillons 27. Regiments herbeieilten. Der nach der Brücke zu drängende Feind wurde gesprengt, sein tapferer Führer fiel, nur Wenigen gelang es, die Brücke zu erreichen und auf ihr nach Mouzon zu gelangen, die Meisten verschwanden nach verschiedenen Richtungen in dem noch herrschenden Halbdunkel und werden, soweit sie nicht später noch in Gefangenschaft geriethen, schwimmend oder mit Benutzung von Furthen das andere Ufer erreicht haben.[116])

* * *

Das 5. französische Corps ließ in seinen eilig verlassenen Lägern einen großen Theil seiner Ausrüstung, unterwegs auch viele Fuhrwerke im Stich. So blieb an der Straße nördlich Beaumont eine große Traincolonne, eine andere — an welcher Abends noch gekämpft wurde — zwischen der Vorstadt Mouzon und der Mühle von Poncay stehen.[117]) Ihm muß auch der bei Weitem größte Theil des Tagesverlustes an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Geschützen angerechnet werden. In welcher Höhe die ins Gefecht gekommenen Truppen des 7. und 12. Corps daran betheiligt sind, ist nicht genau zu ermitteln. Dick de Lonlay giebt den Verlust des 5. Corps allein auf 4800 Mann an.

Ueber den Gesammtverlust des Feindes am 30. August waren Anfangs übertriebene Zahlen in Umlauf.[118]) Einzelschrift 12 berechnet sie auf 5500 Mann, davon 3500 todt und verwundet, 2000 unverwundete Gefangene. In der Schlacht selbst nahm das IV. Corps 33, das I. bayerische Corps 2, das sächsische 1 Geschütz, erstgenanntes fand am nächsten Tage noch 6, davon 5 in der Maas, so daß der Feind im Ganzen 42 Geschütze verlor.[119])

Die Deutschen büßten an Todten und Verwundeten ebensoviel wie die Franzosen ein, nämlich 3534, wovon mehr als 3000 auf das IV. Corps entfallen.

Gesammtverlust des IV. Corps . .	131 Offic.,	2878 Mann,
" " XII. " . . .	4 "	85 "
" " I. bayer. Corps	15 "	421 "
Zusammen	150 Offic.,	3384 Mann.[120])

Alle diese Zahlen beweisen, daß die Schlacht von Beaumont wahrlich in der Hauptsache ein Kampf des IV. preußischen gegen das 5. französische Corps war. Niemand hat dieses, wie die Leistungen seines IV. Corps freudiger anerkannt als der Oberbefehlshaber der Maasarmee, dessen erster Bericht sagt, daß die Erfolge des Tages hauptsächlich der großen Bravour des IV. Armeecorps zu danken sind und dessen späterer die glänzende Tapferkeit dieses Corps, welche bei der genauen Betrachtung der Einzelgefechte noch mehr hervortrete, rühmt und hinzufügt, daß die Nachbarcorps, welche auf beiden Seiten standen und, soweit es die Umstände gestatteten, sich am Kampfe betheiligten, dem IV. Armeecorps gewiß gern den fast alleinigen Ruhm des Tages zuerkennen würden, welcher ähnlich verlaufen wäre, auch wenn die Bayern und Sachsen nicht activ sich betheiligt hätten.

116) Näheres über dieses, namentlich für die so unerwartet im Rücken angegriffene Compagnie sehr rühmliche Gefecht in Hopffgarten, sowie andererseits in Dick de Lonlay

117) Ein dritter bei Roussy stehen gelassener Wagenpark gehörte, wie schon erwähnt, zum 7. Corps.

118) S. Operationen der III. Armee S. 168. Auch Bastard (Charges héroiques, Paris 1892, S. 374) giebt sie noch entschieden auf 8240 Mann an, wovon 5728 auf das 5. und 2512 Mann auf das 7. Corps gerechnet sind.

119) Einzelschrift 12 S. 823 und 824 und Hopffgarten S. 182 und 183. Davon verlor das 7. Corps 2 Geschütze bei Warniforêt, wie viele die innerhalb des 5. Corps bei Mouzon kämpfenden 4 Batterien des 12. Corps stehen lassen mußten, ließ sich nicht sicher feststellen. Nach Lebrun S. 73 und Dick de Lonlay I S. 376 ff. sind alle Geschütze der 5. Batterie des 10. Regmts., außerdem noch ein anderes des 12. Corps genommen. Die 14. Brigade nahm 10 Geschütze auf dem Mont Brune, auf welchem vielleicht nur Batterien des 12. Corps standen.

120) G.-St.-W. 2. Bd. S. 282*. Unter den Officieren befinden sich 5 Sanitätsofficiere, welche in Einzelschrift 12 weggelassen sind.

Berichtigung. Auf S. 259 in Nummer 64 vom 30. Mai muß es im 4. Absatz heißen: „Die 1. Brigade Morand des 7. französischen Corps, welche, wie wir wissen, vor und zum Schutze des Corpstrains . ." (anstatt hinter).

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— **Ausgang und Eingang. Reden, gehalten zum Abschied von der alten und zur Einweihung der neuen evangelisch-reformirten Kirche zu Leipzig am 5. und 12. März 1899.** Nebst einem Bericht des Bauausschusses. Leipzig 1899, Verlag von Johann Ambrosius Barth. — „Gott zur Ehre, der Gemeinde zum Segen, der Stadt zur Zier", mit diesem Wunsch hat der Bauausschuß der reformirten Kirche zu Leipzig seinen Bericht ausgehen lassen, und wenn wir das herrliche Straßenbild der im Renaissancestil von Architekt Weidenbach aufgeführten schönen Kirche, das auch der Broschüre beigegeben ist, ansehen, so erblicken wir darin allerdings eine hohe Zierde der Stadt. Außer dem vom Bauausschuß erstatteten Bericht, dem wir noch entnehmen, daß der Bau ca. 635 000 *M* gekostet hat und daß zwei Drittheile aus dem durch freiwillige Beiträge der Gemeindeglieder und durch Jahresüberschüsse gebildeten Baufond gedeckt wurden, und außer dem Verzeichniß der bei dem Bau betheiligt gewesenen Unternehmer enthält die Denkschrift vorzugsweise die von Pastor C. Bonhoff im Anschluß an Psalm 105, 4 und 5 gehaltene letzte Predigt in der alten schlichten Kirche, die Weiherede desselben bei der Einweihung des neuen Heiligthums, die Ansprache des Pfarrers Gamper aus Dresden und die Eröffnungspredigt von Pastor D. Paul Mehlhorn über Haggai 2, 9; den Schluß bildet ein schwungvolles Gedicht von Otto Frommel. Mehrfach wird in den fast durchweg formvollendeten Reden des Kirchensiegels der Gemeinde Erwähnung gethan, das einen abgehauenen, wieder frische Zweige treibenden Baumstamm darstellt und die Inschrift trägt: „Deus det incrementum!" Möge Gott Wachsthum geben!, eine Inschrift, die über dem Rundfenster der neuen Kirche an der Straßenfront angebracht ist. Dieses Bild und Wort giebt dem geistlichen Redner beim Ausgangswort in der alten Kirche Veranlassung, in seinem geschichtlichen Rückblick an die Hugenotten zu erinnern, die, um ihres Glaubens willen verfolgt, ihre Heimath verließen und, gleichsam ein abgehauener Stamm, auch in der Leipziger Gemeinde neue Zweige trieben, wenn auch in den ersten Zeiten unter mancherlei Hemmnissen und beschimpfenden Reden „gegen das Narrentheatrum in der Nähe der Thomaskirche und seine schändlichen Possen". Nach diesen geschichtlichen ohne jede Bitterkeit vorgetragenen Thatsachen und anderen Rückblicken giebt der Verfasser der Hoffnung Ausdruck, daß die Gemeinde dem Geiste, der fast 200 Jahre in dem kleinen verborgenen Heiligthum waltete, in dem neuen, schöneren, treubleiben und zu einem inneren Wachsthum fortschreiten werde. Auch Pastor D. Mehlhorn deutet so den Wahlspruch auf dem Gemeindesiegel, indem er in der Auslegung seines Textes von der größeren Herrlichkeit des neuen Tempels sagt, der Wappenspruch der Gemeinde, dessen Buchstaben an der Fassade schon manchem Leser Schwierigkeiten bereitet hätten, und dessen Sinn leicht dahin mißverstanden werden könnte, als strebte man vor Allem nach Ausbreitung und suchte der Schwesterkirche Abbruch zu thun, sei in dem Sinne gemeint: „Gott gebe inneres Wachsthum und Gedeihen!" Die Weiherede handelt von der Weihe der Schönheit, der geschichtlichen Weihe und der höchsten Weihe, nämlich der Bestimmung, der neuen Kirche eine Stätte der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu sein, eine Zufluchtsstätte Mühseliger, ein Hort freier evangelischer Verkündigung und der Mittelpunkt des Gemeindelebens. Wir wollen auf die für die reformirte Gemeinde so bedeutungsreiche Schrift, die auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte, nach-

drücklich verweisen, freuen uns des Gedeihens der schwesterlichen Kirchengemeinde und stimmen in den Schluß des zur Einweihung ihres schönen Gotteshauses ihr gewidmeten poetischen Segenswunsches ein:

Gebe Gott dem Wahrheitswort Gedeihen:
Mög' es vielen Herzen Schwingen leihen,
Aus der Enge der Alltäglichkeiten
Sich zu heben in des Ew'gen Weiten!
Segne Gott Euch, Pred'ger und Gemeine,
Ein' er Euch zu liebendem Vereine!
Segne Gott Euch, aus des Geistes Fülle
Läßt' er von der Wahrheit jede Hülle!
Sei Euch in dem neuen Bau beschieden,
Was im alten Ihr gefunden: Frieden! D. K.

— **Die Münsterglocken zu Schaffhausen.** Zur Erinnerung an die Glockenweihe Sonntag den 27. November 1898. Schaffhausen, Commissionsverlag von K. Schoch's Buchhandlung 1899. 59 S. 1,50 Frcs. — Diese Festschrift ist nicht blos von localer Bedeutung. Was ihr Beachtung in den weitesten Kreisen verschaffen wird, ist der Umstand, daß die alte, infolge eines Risses unbrauchbar gewordene große Glocke des Schaffhausener Münsters von 1486 diejenige ist, deren Inschrift: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango" von Schiller zum Motto seine Liedes von der Glocke gewählt wurde. Zwar hat unser Nationaldichter die Schweizerstadt bekanntlich niemals betreten und hat von der Glockeninschrift nur durch ein Nachschlagebuch („ökonomische Encyklopädie" von Krünitz) Kenntniß erhalten, aber diese Notiz von Schaffhausens berühmter Münsterglocke hat unserem Dichter zu seinem edelsten Dichtwerk einen besonderen Impuls gegeben, so daß man Grund genug hatte, sie als ein Denkmal aufzubewahren. Die „Schillerglocke", wie man sie später nannte, hat „29 Schuh im Umfange", schon im Jahre 1700 war am unteren Rande durch das Anschlagen des Klöppels ein Stück abgebrochen, wonach sie gedreht wurde und noch 200 Jahre ihren Dienst that, bis vor einigen Jahren ein Riß eintrat, der den weiteren Gebrauch unmöglich machte. Sie ist am 16. Juni 1895 zum letzten Male geläutet worden. Das neue Geläut des Münsters, das aus 6 Glocken besteht, hat auch eine neue „Schillerglocke" mit derselben bekannten Inschrift. Unter den beigegebenen 4 Illustrationen interessirt besonders das Bild der alten großen Glocke von 1486, die für die Besichtigung zugänglich ist. Bei dieser Besprechung sei daran erinnert, daß das Lied von der Glocke vor gerade hundert Jahren (September 1799) zum ersten Male gedruckt wurde. Auch abgesehen von der historischen Bedeutung der alten Münsterglocke, dürfte die Denkschrift im Kreise der Glockenforscher und Glockenfreunde nicht ohne Interesse sein. D. K.

— **O. Schädel**, großh. Director in Worms: **Edmund Burke.** Leipzig, Grunow, 1898. 103 S. 1,50 ℳ. — Die kleine Schrift behandelt S. 5—25 die Stellung Burke's in der Geschichte der Staatslehre. Sie beleuchtet seine Opposition gegen Rousseau und dessen Wirkungen und bringt ihn unserer Zeit mit großer Wärme als hervorragenden Vertreter einer historisch-organischen Staatsauffassung in Erinnerung. Nicht erörtert sind die directen Einwirkungen der Schrift auf die gleichzeitige und unmittelbar folgende deutsche Staatsphilosophie. Diese waren bestimmend für die Romantik und zwar infolge des von Roscher hervorgehobenen Irrthums, daß aus Burke's Opposition gegen die französische Revolution auf eine reactionäre Tendenz seiner berühmten „reflexions on the revolution in France" von 1790 geschlossen wurde, während Burke nur die verfassungsmäßig gegebene englische Freiheit gegen die revolutionäre französische vertheidigte. Den Haupttheil der vorliegenden Schrift (S. 26—100) macht ein sehr gut gegebener Auszug aus jenem gegen den Einfluß der revolutionären französischen Ideen in England gerichteten Werke aus, der von einigen erläuternden Anmerkungen begleitet ist. Hervorgehoben sind mit großem Geschick die allgemeinen und über das gegebene Thema hinausreichenden Gesichtspunkte, von denen Burke in seiner leidenschaftlichen im Einzelnen häufig über das Ziel schießenden Kritik sich leiten ließ. Es folgen ein paar Worte über englische Verfassungen auf der Grundlage der Gneist'schen Forschungen (S. 101—103). Es handelt sich also hier nicht um den ganzen Burke, sondern nur um den Kritiker der großen Revolution. Unter diesem Gesichtspunkte aber ist er mit großer Liebe charakterisirt. Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung macht die verständige Schrift dem Anscheine nach nicht; mit Recht; sie ist, auch in der Einleitung, wesentlich warm geschriebenes Referat. Pädagogischen Werth, in einem weiteren Sinne, indeß hat die kleine Schrift gewiß. Dem Verfasser ist es offenbar um die Ausbreitung einer ganzen Betrachtungsart über den Staat zu thun, von deren Bedeutung er sich tief durchdrungen hat. In Burke stellt er einen ihrer starken Vorkämpfer hin. Unleugbar ist es ein Verdienst, der mechanisch-atomistischen Staatsbetrachtung gegenüber, in der bei uns trotz Lorenz v. Stein und Rudolf v. Gneist noch weite Schichten der politisirenden Gebildeten befangen sind, auf eine so lautere Quelle der Gegenströmung hingewiesen zu haben. Diese Staatsanschauung begreift den Staat, als die höchstorganisirte Form der Menschengemeinschaft, und das Verhältniß des Individuums zu ihm aus dem allgemeinen Zusammenhange sittlicher Aufgaben und Zwecke, die dem Menschen als solchem gestellt sind. Sie will unter diesem Gesichtspunkte auf dem Wege vernünftiger Reform ein gerechtes Verhältniß von individuellem Recht und positiver Leistung dem Ganzen gegenüber, als einem der höheren Bestimmung des Menschen dienenden Organismus, herstellen helfen. Sie verwirft abstracte, sogenannte angeborene Menschenrechte; sie erkennt aber daneben den tiefen Sinn der Thatsache, daß Macht verpflichtet. Sie ist die Staatsanschauung, deren strengste Aufrechterhaltung allein im Stande ist, die Zukunft der germanischen Volksgenossenschaft zu verbürgen. Der Auszug aus Burke's Werk läßt die entscheidenden Punkte dieser Opposition gegen den abstracten romanischen Freiheitsbegriff und seine politischen Anwendungen in der großen Revolution ausreichend hervortreten. Nicht scharf genug aber scheint uns das verhältnißmäßig geringe Verständniß bezeichnet zu sein, welches Burke den socialen Voraussetzungen entgegenbringt, aus deren gewaltiger Gährung jene Revolution herausschlug.

Dr. R. Böttger.

— Dr. Heinrich Baumgartner, **Der Hohe niederösterreichische Landes-Schulrath.** Eine Jubelfestschrift: 1848—1898. Wiener-Neustadt. Im Selbstverlag des Verfassers. 1898. 38 Seiten. — Der Inhalt dieses Heftes, das auf den ersten Blättern das Bild des Papstes, weiter Namen und Titel des Kaisers von Oesterreich, ein Verzeichniß sämmtlicher österreichischer Cultusminister, Landeschefs von Niederösterreich, Erzbischöfe von Wien, Bischöfe von Seckau, Aebte von Wiener-Neustadt und vom Heiligen Kreuz, Bürgermeister von Wien, Wiener-Neustadt u. A. m. seit dem Jahre 1848 als Einleitung bietet, bezieht sich ausschließlich auf die amtlichen Verdienste des Verfassers, eines Gymnasialprofessors in Wiener-Neustadt, und die Zurücksetzung, die derselbe allenthalben bei seinen Vorgesetzten gefunden zu haben meint. Wir glauben nicht, daß irgend Jemand dieses Product eines in seiner Eitelkeit tief verletzten Mannes gern lesen wird, sondern sind überzeugt, daß manches, wie z. B. S. 23 ff. das mitgetheilte Gespräch mit dem Ministerialrath Dr. E. Wolf, ernstes Kopfschütteln erregen wird. E.

— Kunz (Major a. D.), **Die kriegerischen Ereignisse im Großherzogthum Posen im April und Mai 1848.** Mit sechs Kartenbeilagen in Steindruck. 4,50 ℳ, geb. 6 ℳ. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. — Es ist ein zeitgemäßes lehrreiches Geschichtsbild, welches uns der Verfasser in der vorliegenden Studie über die Ereignisse im Großherzogthum Posen in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 entrollt. Wir müssen dem Verfasser zustimmen, daß sowohl der Soldat, wie der Regierungs- und Verwaltungsbeamte manche nützliche Lehre daraus ableiten kann. Wenn für die Letzteren hauptsächlich die Besprechungen der Entwickelung des polnischen Aufstandes von Werth sind, so kann der Officier aus der klaren, übersichtlichen, vorurtheilsfreien Darstellung der militärischen Ereignisse viel Nutzen ziehen. Hat es doch Hermann Kunz verstanden, bis in die kleinsten Einzelheiten über Führung von Compagnien, Zügen, Patrouillen u. s. w. Nachrichten zu sammeln, um nicht nur eine historische Darstellung dieser Kämpfe zu geben, sondern dieselben auch lehrhaft zu verwerthen. In unserer an socialen und religiösen Gegensätzen, an aufregenden Wühlereien, an Aufhetzungen der Massen durch ehrsüchtige Demagogen ebenso reichen Zeit thut es noth, immer und immer wieder auf die Lehren der Geschichte hinzuweisen. Nur unerbittliche Strenge und fester Wille seitens der Regierung kann derartige traurige Zustände verhindern und treten sie trotzdem ein, so ist es, wie dies Beispiel lehrt, das kürzeste und humanste Verfahren, mit großer Macht und rücksichtslosestem Einsetzen derselben den Aufstand zu unterdrücken. Es ist ein höchst dankenswerthes Unternehmen des Verfassers, diese Ereignisse der Vergessenheit entrissen zu haben; möge das Buch recht viele Leser finden, es verdient es. Ein gutes Kartenmaterial ist beigegeben. —r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Peterstraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 66. Dienstag, den 6. Juni, Abends. 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Das Vordringen östlich Sedan zwischen der Maas und der belgischen Grenze am 31. August.

Die Folgen der Schlacht von Beaumont sind von maßgebender Stelle wie folgt zusammengefaßt: „Der Eindruck der bei Beaumont erlittenen Niederlage auf die Franzosen war ein bedeutender. Das 5. Corps war vollkommen aufgelöst. Auch derjenige Theil des 7. Corps, welcher in die Schlacht verwickelt worden war, konnte kaum noch als gefechtfähig gelten.[131]) Ueberall herrschte große Verwirrung. Einzelne Truppentheile verirrten sich auf dem Rückzuge, so die 3 Batterien der 3. Division vom 1. Corps, die an der Schlacht gar nicht betheiligt gewesen waren und nach Mézières gelangten. Dick de Lonlay giebt die Zahl derjenigen, welche die belgische Grenze überschritten, auf 5000 an.

Der Marschall Mac Mahon nahm von dem auch während der Schlacht noch festgehaltenen Plan, über Carignan auf Montmédy zu marschiren, am Abend des 30. August Abstand. Er führte seine Armee nach Sedan, in der Absicht, ihr dort die durchaus nothwendige Ruhe zu gewähren, und in der Hoffnung, daß ihm die deutsche Führung Zeit lassen werde, weitere Entschlüsse zu fassen."[132])

Als der Marschall nach der Schlacht zwischen 8 und 9 Uhr Abends die Befehle zum Rückzug auf Sedan gab und auch den Kaiser Napoleon bewog, sich von Carignan dahin zu begeben, sah er wohl ein, daß es seinerseits nun nicht mehr möglich sei, über Carignan und Montmédy sich Metz noch zu nähern. Er mochte aber, wie Rousset meint, doch noch einen Schimmer von Hoffnung haben, daß der Marschall Bazaine im Anmarsch wäre und auch noch auf einen Umschwung hoffen, welcher ihm gestattete, den Marsch nach Osten wieder aufzunehmen. Jedenfalls suchte er sich dieses noch offen zu halten, indem er das 1. Corps da beließ, wo es war, und es mit der Deckung des Rückzuges beauftragte, sowohl wenn dieser weiter nach Westen wie wenn er nach Osten erfolge.[133]) Während die übrigen Corps deshalb in der Nacht auf Sedan marschirten und der während derselben zu Pferde bleibende Marschall Mac Mahon die beiden bei Douzy befindlichen Divisionen des 1. Corps selbst am 31. früh dahin zurücknahm, folgte die andere Hälfte dieses Corps von Carignan aus erst am 31. früh von 8 Uhr an, als bis dahin kein weiterer Befehl gekommen und General Ducrot daraus zu der Ansicht gelangt war, daß der Rückzug nach Mézières beschlossen sei. Die bei Blagny links der Chiers stehende 1. Cavallerie-Division Margueritte war auf seine Veranlassung schon in der ersten Stunde der Nacht zum 31. August auf das rechte Ufer zurückgegangen und schloß sich nun dem 1. Corps an.

Im Einzelnen zogen sich die noch geschlossenen Theile des 5. Corps von 9 Uhr Abends über Douzy, Brévilly (3. Division und 2. Brigade der 1. Division) und Tétaigne (Cavallerie-Division) ab, kamen aber mit den letzten Truppen erst am 31. um 7 Uhr bei Sedan an, nicht viel früher diejenigen des 7. Corps von Remilly her.[134])

Das 12. Corps setzte sich ebenfalls von 9 Uhr Abends an in Bewegung, erreichte indessen mit der Hauptcolonne erst am 31. Morgens 8½ Uhr Douzy und frühestens 9½ Uhr mit der Spitze Bazeilles. Die Reserve-Artillerie und erst gegen Morgen die 2. Division schlugen den Weg über Carignan und Daigny ein.[135])

General Ducrot endlich folgte der um 6 Uhr früh aufgebrochenen Cavallerie-Division Margueritte mit der 2., 4. und Cavallerie-Division seines Corps von Carignan aus um 8 Uhr.

Dieser dem Gegner also zunächst bleibende Theil des französischen Heeres vermied die große Straße und bewegte sich nahe der belgischen Grenze in großem Bogen über Osnes, Messincourt, Pouru aux Bois, Francheval, welches General Ducrot zum Schutz des weiteren Rückzugs Mittags besetzen ließ[136]), nach Villers Cernay, machte hier 5 Uhr Nachmittags Halt und erhielt dann Befehl, sich links vom 12. Corps östlich Sedan aufzustellen, was auch ausgeführt wurde, aber bis 10½ Uhr Nachts dauerte. Das Corps hatte seine eigenen Trains rechtzeitig in Sicherheit gebracht, stieß aber unterwegs auf solche aller anderen Corps, welche von der durch deutsche Cavallerie bedrohten großen Straße östlich ausgebogen waren. Lange Wagencolonnen bildeten überall an Stelle der Truppen den Nachtrab, und ein erheblicher Theil fiel in die Hände der sächsischen Cavallerie. Die in der Gegend von Pouru-St. Remy-Francheval eine Zeit lang aufmarschirte Cavallerie-Division Michel des 1. Corps griff ebensowenig ein, wie die dort ebenfalls eine Stunde haltende und nun nahe an la Chapelle vorbei nach Illy ziehende 1. Reserve-Cavallerie-Division Margueritte. Alle Chiersbrücken, mit Ausnahme der beiden oberhalb Carignan in Blagny und Linay über den Fluß führenden,[137]) blieben stehen.

* * *

Die ersten Abends 8 Uhr bei La Sartelle Ferme mündlich getroffenen Anordnungen des Obercommandos für den 31. August gingen noch von der Annahme aus, daß das IV. Corps am Nordrande des Bois de Givodeau und auf dem Mont de Brune zum Halten gekommen sei und bezweckten, diesem Corps durch Vordringen der beiden anderen rechts der Maas Luft zu schaffen. Auch als der Oberstleutnant v. Verdy um 10 Uhr von Beaumont aus abritt, war dort noch nicht bekannt, daß der Feind bei Mouzon vollständig über den Fluß geworfen war, und er übernahm, dem Großen Haupt-Quartier zu melden, daß es die Absicht sei, mit dem Garde-, XII. Corps und den beiden Cavallerie-

---

[131]) Das gilt auch von denjenigen Theilen des 12. Corps, welche innerhalb des 5. gekämpft haben.

[132]) S. 824 des schon mehrfach angezogenen 12. Heftes der von der kriegsgeschichtl. Abtheilung des Großen Generalstabes herausgegebenen Einzelschriften, welches 1889 erschienen ist.

[133]) La Journée de Sedan par le général Ducrot. Paris 1871. S. 7. Der Marschall hatte dem Befehl hinzugefügt: „Ich kann noch nicht wissen was ich thun werde. Jedenfalls muß der Kaiser so rasch als möglich nach Sedan abreisen."

[134]) Für das 5. Corps s. u. A. Bericht des Generals Nicolas in Wimpffen.

[135]) S. außer Lebrun und dessen Bericht, Dick de Lonlay I S. 390, 434. Rousset II S. 289 und den Bericht des Artillerie-Generals Labastie in Lebrun S. 256.

[136]) Nach Dick de Lonlay I S. 421 ff. durch ein bis zum Abend dort bleibendes Bataillon des 74. Regiments, vorübergehend traten dort auch zwei Escad 10. Drag.-Regiments, das 1. Turko-Regiment und eine Compagnie des 1. Jäger-Batls. auf. Im Uebrigen s. z. B. die Anhänge in Lebrun, Rousset S. 286. Die bei Remilly gebliebene Cavallerie-Brigade Septeuil ging von da nach Bois de la Garenne zurück. Dick de Lonlay S. 588.

[137]) Auch diese konnten mit leichter Mühe wieder hergestellt werden.

Divisionen die Maas bei Pouilly zu überschreiten und über Moulins gegen die Linie Carignan-Mouzon, mit dem IV. Corps gegen letztgenannten Ort vorzugehen.

Von Oberstleutnant v. Verdy am 30./8. mitgebrachte Notizen.[128])

Stellung heute Abend: IV. Corps nördlich Beaumont. Vorposten an der nördlichen Lisiere des Bois Givodeau bis an die Römerstraße, auf dem linken Flügel 4 Bataillone Bayern.

XII. Corps Létanne, mit dem linken Flügel der Vorposten an dem rechten Flügel des IV. Corps. Pouilly besetzt.

Garde-Corps südlich von Beaumont, mit ihm Cavallerie-Division (?)[129]) H.-Q. Sr. königl. Hoheit Beaumont.

Vorläufig 11 Geschütze, Munition von ca. 80 Wagen auf verschiedenen Stellen. Bis jetzt ca. 2000 Gefangene, constatirt Corps Failly.

Absicht für morgen: Garde- und XII. Corps mit beiden Cavallerie-Divisionen über die Maas bei Pouilly, über Moulins gegen die Linie Carignan-Mouzon, ein Corps gegen Mouzon.

An eine gewaltsame Erzwingung des Uebergangs bei Mouzon, auf welche man sich laut einer Bemerkung in den Kriegslehren zum anderen Morgen noch gefaßt gemacht habe, ist also von Anfang an nur in dem Sinne gedacht worden, daß sie durch Vordringen der beiden bei Pouilly auf das rechte Ufer übergegangenen Corps erfolgen sollte, falls der Feind die sehr starke Stellung am anderen Tage noch inne habe. General v. Verdy erzählt, daß der Höhenrücken jenseits Mouzon, auf welchem Abends die französische Artillerie stand, von Sartelle Ferme aus einen fast felsenähnlichen Eindruck machte und von allen anderen Gründen abgesehen, wird das mitgewirkt haben, von jedem Versuch des Uebergehens in der Front von vornherein abzusehen.[130])

Den glänzenden Abschluß des Tages erfuhr das Obercommando dann u. A. durch folgende noch erhaltene Meldung:

Meldung der 8. Infanteriedivision

Pourron, 30. August, 9 Uhr Abends.

Eing. im Obercommando nicht angegeben, im Gr. H.-Q. 31. 8. 8,20 Vorm.

Der Feind ist über die Maas zurückgeworfen. Die Division hat starken Verlust, wie groß derselbe, ist noch nicht zu übersehen. Die Division biwakirt mit dem größten Theile östlich Pourron, links davon biwakiren die Bayern, rechts die 7. Infanterie-Division.

v. Schoeler.

Auch dem gegenüber wurde an dem bisherigen Plan festgehalten, die Verfügung über das IV. Corps indessen bis zur völligen Klärung der Verhältnisse bei Mouzon ausgesetzt. Nach wie vor entsprach es allen Möglichkeiten, sowie der dauernden Aufgabe der Maasarmee, umfassend gegen den linken feindlichen Flügel zu wirken, am besten, den selbstverständlichen Maasübergang südlich und außerhalb des Wirkungsbereiches der nächsten Truppen dieses feindlichen Flügels auf den im eigenen Besitz befindlichen Brücken in Pouilly und daneben herzustellenden auszuführen. Es war auch örtlich der geeignetste Punkt, denn selbst wenn der Feind zur Störung des Ueberganges dagegen vorging, konnte er vom linken Ufer der hier einen nach Westen einspringenden Bogen bildenden Maas umfassend unter Feuer genommen und ferngehalten werden.

Ganz in demselben Sinne lautete der gegen 3 Uhr früh eintreffende Befehl des Großen Haupt-Quartiers. Er war schon um 11 Uhr Abends auf Grund der persönlichen Wahrnehmungen auf der Höhe von Sommauthe, wo König Wilhelm bis gegen 8 Uhr Abends verblieben war,[131]) und der im Laufe des Tages eingegangenen Meldungen entworfen, aber bis nach der $1\frac{1}{2}$ Uhr früh erfolgenden Ankunft des Oberstleutnants v. Verdy und auch einer weiteren Nachricht von der III. Armee zurückgehalten und dann — ohne daß sich eine Aenderung nöthig gemacht hätte — abgeschickt worden.

Er befahl zur Fortsetzung des umfassenden Angriffs gegen den an allen Stellen weichenden Feind, ihn überall energisch anzugreifen und auf möglichst engen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze zusammenzudrängen. Dazu wurde der Maasarmee, ganz wie sie beabsichtigte, empfohlen, mit zwei Corps auf dem rechten Maasufer vorzugehen, um dem französischen linken Flügel ein Ausweichen in östlicher Richtung zu verwehren und einer etwaigen Aufstellung des Feindes bei Mouzon in Flanke und Rücken zu fallen. Die III. Armee sollte sich gegen die Front und rechte Flanke wenden, auch aus starken Artilleriestellungen links der Maas die Läger und Truppenbewegungen des Feindes in der Thalniederung des anderen Ufers beunruhigen.

Da sich ferner schon voraussehen ließ, daß die Armee von Châlons durch diese Fortsetzung des deutschen Angriffs gegen die belgische Grenze gedrängt werden könne, so war die belgische Regierung telegraphisch angegangen worden, eine sofortige Entwaffnung der etwa übertretenden französischen Streitkräfte ins Werk zu setzen. Auf alle Fälle fügte das Große Haupt-Quartier indessen seinen Anordnungen die Weisung hinzu, daß der Feind — wenn dieses nicht geschehe — ohne Weiteres auch auf belgischem Gebiete zu verfolgen sei.

Wortlaut des Befehls des Großen Haupt-Quartiers für den 31. August.

H.-Q. Buzancy, den 30. August 1870, 11 Uhr A.

(Eingang 31./8. gegen 3 Uhr M.)

Wenngleich bis zur Stunde eine Meldung darüber, an welchen Stellen die Gefechte der einzelnen Corps geendet hatten, noch nicht eingegangen,[132]) so steht doch fest, daß der Feind überall gewichen oder geschlagen worden ist.

Die Vorwärtsbewegung ist daher auch morgen in aller Frühe fortzusetzen, und der Feind überall, wo er diesseits der Maas steht, energisch anzugreifen und auf den möglichst engen Raum zwischen diesem Fluß und der belgischen Grenze zusammen zu drängen.

Der Armee-Abtheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Sachsen fällt speciell die Aufgabe zu, den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung zu hindern. Hierzu wird es sich empfehlen, daß möglichst zwei Corps auf dem rechten Maasufer vordringen und eine etwaige Aufstellung gegenüber Mouzon in Flanke und Rücken angreifen.

In gleicher Weise hat sich die III. Armee gegen Front und rechte Flanke des Feindes zu wenden. Möglichst starke Artilleriestellungen sind auf dem diesseitigen Ufer so zu nehmen, daß sie den Marsch und die Lagerung feindlicher Colonnen in der Thalebene des rechten Ufers von Mouzon abwärts beunruhigen.

Sollte der Feind auf belgisches Gebiet übertreten, ohne sogleich entwaffnet zu werden, so ist er ohne Weiteres dahin zu verfolgen.

Se. Majestät der König begeben Sich um 8^{30} V. von hier nach Sommauthe. Die Seitens des Armeecommandos erlassenen Dispositionen sind bis dahin hierher einzusenden.

v. Moltke.

Nachschrift

Der dritten Armee: Das IV. Corps steht, nachdem es im Verein mit dem XII. Corps den Feind auf Mouzon geworfen, mit den Vorposten am Nordrande des Bois de Givodeau, das Gros nördlich Beaumont. Gardecorps südlich Beaumont, XII. Corps bei Létanne, Pouilly (an der Maas) besetzt. IV. Corps hat 11 Geschütze und 2000 Gefangene genommen, ebenso zwei große Munitionsparks und das Lager einer Division.

Dem Kronprinzen von Sachsen: Eben eingegangener Meldung zufolge stehen: VI. Armeecorps Vouziers, XI. Armeecorps und Württemberger Stonne, V. Armeecorps La Besace, I. bayerisches wahrscheinlich Raucourt, II. bayerisches Armeecorps Tête bei Sommauthe.[133])

Bis zum Eintreffen dieses Befehls in Beaumont hatte das Obercommando über die Verhältnisse auf dem rechten Maasufer durch den bis Carignan vorgerittenen Prem.-Leutnant v. Einsiedel des 18. Ulanen-Regiments erfahren, daß die feindlichen Vorposten Abends in der Linie Malandry—Bois des Moulins, also ungefähr in Höhe des Bois de Givodeau standen, bei und südlich Carignan ein großes Lager für etwa ein Armeecorps gefunden und auf der Eisenbahn Montmédy—Carignan viel Verkehr, der Meldung nach jedoch nicht über letzteren Ort hinaus, beobachtet sei.

Wortlaut dieser Meldung der 12. Cavallerie-Division.

Pouilly, den 30. August 1870, Ab. 11 Uhr.

Eingang Obercommando 31./8., $12\frac{1}{2}$ Uhr früh,

Gr. H.-Q. 31./8., 8 Uhr 20 Min. früh.

Soeben ist die in die rechte Flanke entsendete Officierspatrouille zurückgekehrt, dieselbe hat den ihr vorgeschriebenen Weg über Autréville, Malandry über Sailly auf Carignan genommen, ist mehrfach durch französische Vorposten, welche bei Malandry und Bois des Moulins stehen, geritten, hat zwischen Sailly und Carignan ein großes Lager für circa ein Armeecorps gesehen, an welches die Patrouille nahe genug herangeritten ist, um darin hauptsächlich Infanterie und Artillerie und keine Cavallerie zu entdecken. Aufgefallen ist der Patrouille, daß auf der Eisenbahn Montmédy—Carignan mehrere Eisenbahnzüge in kurzer Aufeinanderfolge eingetroffen sind, weiter sind dieselben nicht gefahren.

Graf Lippe.

---

[128]) Aus den Acten des Gr. H.-Q.

[129]) Ueber das Eintreffen der Garde-Cavallerie-Division scheint Oberstleutnant v. Verdy keine bestimmte Nachricht erhalten zu haben, und deshalb wird es als fraglich bezeichnet sein.

[130]) S. Kriegslehren Heft 5 S. 233 und Verdy, Im Großen Hauptquartier S. 136.

[131]) Einzelschrift 19. König Wilhelm auf seinem Kriegszuge in Frankreich. Berlin 1897.

[132]) Siehe jedoch die Nachschrift.

[133]) Moltke, Mil. Correspondenz S. 264 u. 265.

Hatten danach zwar Abends noch starke Kräfte bei Carignan gestanden, so drängte sich der Glaube an das Ausweichen des Feindes nach Westen doch immer mehr in den Vordergrund und der Uebergang des Gardecorps auch über die Chiers und der weitere Vormarsch desselben über Sachy, wie der des XII. Corps links davon bis Douzy wurde in bestimmte Aussicht genommen. General v. Schlotheim theilte dieses dem General v. Moltke in nachstehendem, um 4¾ Uhr abgegangenen und 6½ Uhr früh angekommenen Schreiben mit.

H.-Q. Beaumont den 31. August 1870 4¾ Uhr Morg.
Eingang Gr. H.-Q. 31. August 6 Uhr 30 Min. Morg.

Infolge der für die heutige Vorwärtsbewegung erhaltenen Befehle sind bei der Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen folgende Dispositionen getroffen worden. Nachdem am Abend des gestrigen Tages Mouzon noch von dem IV. Armeecorps genommen worden ist, werden das Garde- und XII. Armeecorps von früh 8 Uhr an bei Pouilly und Létanne auf das rechte Maasufer übergehen, an ihrer Tête die Cavallerie-Divisionen.

Das Gardecorps dirigirt sich in 2 Colonnen über Autréville und südlich davon auf Vaux und Carignan und wird von hier aus, wenn der Feind gewichen sein sollte, ganz auf das rechte Chiersufer gezogen werden, um über Sachy den Vormarsch fortzusetzen.

Das XII. Armeecorps geht von Létanne über Moulins und auf dem Höhenrücken des rechten Maasufers, ev. im Thale selbst gegen Douzy.

Das IV. Armeecorps steht von 11 Uhr an westlich von Mouzon bereit, um auf dem linken Maasufer über Villers event. Mouzon den Vormarsch zu cotoyiren.[134])

Se. königl. Hoheit der Kronprinz von Sachsen wird an der Tête des Gros vom XII. Armeecorps marschiren.

Anbei folgen 2 Meldungen.[135])

Von Seiten des Obercommandos.
v. Schlotheim.

In dem inzwischen angefertigten und 6 Uhr Morgens abgehenden Armeebefehl wird der Vormarsch gegen Sedan angekündigt, von dem in Aussicht genommenen Uebergang der Garde über die Chiers indessen vorsichtigerweise noch nicht gesprochen und auch für das IV. Corps zunächst nur befohlen, daß es um 11 Uhr westlich Mouzon weitere Befehle abwarten sollte.

Wortlaut des Armeebefehls für den 31. August.

H.-Q. Beaumont, den 31. August 1870, Morg. 6 Uhr.

Die Armee-Abtheilung wird heute ihren Vormarsch auf beiden Ufern der Maas gegen Sedan fortsetzen.

Die Cavallerie-Division des Gardecorps überschreitet die Maas bei Pouilly von früh 8 Uhr und marschirt über Autréville, Malandry und Sailly gegen Carignan. Von 9 Uhr an folgen die Têten der Infanterie-Divisionen des Gardecorps und marschiren wo möglich in zwei Divisionscolonnen, die erste von Pouilly aus längs des Maasufers südlich an Autréville vorbei durch das Bois d'Inor auf Malandry und Sailly als rechts vorgeschobenes Echelon, die 2. Colonne über Autréville zwischen dem Bois des Moulins und dem Bois de Blanchampagne hindurch auf Vaux.

Die Cavallerie-Division des XII. Corps überschreitet um 8 Uhr Morgens die Maas bei Létanne und geht über Moulins auf dem Höhenrücken, in gleicher Höhe und Verbindung haltend mit der Garde-Cavallerie-Division Maasthal abwärts. Die Tête der sächsischen Infanterie passirt die Maas bei Létanne um 10 Uhr und marschirt über Fe. St. Remy und Moulins nach dem vorgenannten Höhenrücken, um auf demselben, oder wenn nach Meldung der Cavallerie der Feind bereits gewichen sein sollte, im Maasthale selbst gegen Douzy vorzurücken.

Das IV. Armeecorps steht von 11 Uhr an westlich von Mouzon in Rendezvousstellung und erwartet weitere Befehle.

Ich marschire mit dem XII. Corps.

Sollte der Feind auf belgisches Gebiet übertreten, ohne sogleich entwaffnet zu werden, so ist er ohne Weiteres zu verfolgen, außerdem ist die Betretung der belgischen Grenze streng zu untersagen.

Albert Kp., G. d. J.

Wahrscheinlich kurz vor der Abfertigung des Befehls traf eine Meldung der an der Feldbrücke bei Villers devant Mouzon befindlichen Compagnie ein, welcher General v. Zychlinski hinzugefügt hatte, daß die Wachtfeuer auf den Höhen des rechten Ufers bei Mouzon seit Mitternacht verlöscht seien, sowie daß auch von Mouzon aus, wie das von Villers berichtet war, ununterbrochenes Wagengerassel hörbar sei. Von der Brückenstelle bei letztgenanntem Ort war ferner ein fortwährender Verkehr auf der Eisenbahn zwischen Bazeilles und Sedan beobachtet worden. Diesen ersten Andeutungen eines nächtlichen Rückzugs des Feindes nach dieser Festung folgte 8¾ Uhr V. die Gewißheit. Die 12. Cavallerie-Division meldete u. A., daß das Abends in der Gegend von Carignan entdeckte feindliche Lager[136]) in der Nacht verlassen und leer gefunden sei, und der Bericht schloß mit den Worten: „General v. Senfft, der selbst mit Patrouille vorgegangen, meldet soeben, daß Mouzon leer; hat Gefangene gemacht, Rückzug geht auf Carignan und Sedan."

Wortlaut dieser beiden Meldungen:

1) Meldung von der 8. Compagnie Regiments 93 in Autrécourt. 1 Uhr Nachts.[137])

Zwischen Autrécourt und Villers, 10 Minuten von ersterem Ort entfernt, ist eine vollständig erhaltene Bockbrücke. Unterzeichneter hat die Belegbohlen 20 Fuß abnehmen lassen, die sofort wieder aufgelegt werden können. Die Brücke ist durch eine Feldwache besetzt. — Zwischen Bazeilles und westlich Sedan gehen fortwährend Eisenbahnzüge. Ebenso ist jenseits Mouzon ununterbrochenes Fahren zu bemerken.

v. Heydwolff,
Pr.-Lt. und Compagnieführer.

Prs. Mouzon 2¾ Uhr Nachts durch Generalmajor v. Zychlinski, Commandeur der 14. Infanteriebrigade, und von ihm mit folgendem Zusatz versehen:

Mouzon, 31. 8. 70. 8¼ Uhr Morg

Urm. Dem Kgl. Commando der 7. Division mit der Meldung vorzulegen, daß das Füsilier-Bataillon 27. Regiments die Brücke und Stege bis auf den letzten östlichen Uebergang in Besitz hat, die Häuser jenseits desselben scheinen noch besetzt. — Die Wachtfeuer auf den jenseitigen Höhen sind seit 12 Uhr verlöscht; man hört auch hier ununterbrochenes Wagengerassel.

v. Zychlinski,
Gen.-Major und Brigade-Commandeur.

2) Meldung der 12. Cavallerie-Division.

Pouilly, den 31. August 1870, 7 Uhr Morg.
Eingang Obercomm. 8¾ Morg.

1) Die Eisenbahn Carignan-Montmédy ist heute Morgen kurz nach 3 Uhr durch Ausheben von Schwellen unfahrbar gemacht worden und zwar an der Station Lamouilly, ebenso der Telegraph daselbst zerstört und der Apparat mitgeführt worden. Rittmeister v. Könneritz des Garde-Reiter-Regiments, welcher damit beauftragt war, hat kurz vor seiner Ankunft an der Bahn noch einen Zug in der Richtung auf Montmédy fahren hören, die ganze Bahnstrecke ist beobachtet gewesen. Auf dem Marsche nach Lamouilly ist Rittmeister v. Könneritz weder auf feindliche Vorposten, noch auf Patrouillen gestoßen.

2) Die heute Nacht gegen Sailly und Carignan ausgeschickte Officier-Patrouille hat von dem gestern daselbst getroffenen feindlichen Lager nichts mehr entdeckt.[138]) Dagegen meldet soeben General v. Senfft, der selbst mit Patrouille vorgegangen, daß Mouzon leer; hat Gefangene gemacht. Rückzug geht auf Carignan und Sedan.

Graf zur Lippe.

Noch während des Ueberganges der Cavallerie erfuhr das Obercommando also, daß mindestens ein Theil des ihm bis dahin rechts der Maas gegenüber befindlich gewesenen Feindes schon in der Nacht auf Sedan zurückgegangen war. Ebendahin waren Garde- und XII. Corps angesetzt und es schien nur noch zweifelhaft, ob und wo sie den Gegner noch erreichen würden. Um ihm die Benutzung der Eisenbahn möglichst bald zu entziehen, war schon gleich nach Eingang der erwähnten Meldung der 8. Division um 6 Uhr früh der mit dem I. bayerischen Corps bei Raucourt stehende General v. d. Tann aufgefordert worden, sie Bazeilles gegenüber zu besetzen, und um 8½ Uhr sind auch die bis dahin vorliegenden, auf den Abzug des Feindes hindeutenden Anzeichen[139]) und das an das I. bayerische Corps gerichtete Ersuchen dem Großen Haupt-Quartier gemeldet worden.

Wortlaut dieser beiden Schreiben.

1) An General v. d. Tann.

H.-Q. Beaumont, den 31./8. früh[140]) 6 Uhr.

Laut Meldung der Vorposten vor Mouzon laufen ununterbrochen Eisenbahnzüge von da über Sedan nach Mézières ab. Ich stelle das

---

[134]) Kam nicht zur Ausführung, s. spätere Darstellung.

[135]) Gemeint sind die früher mitgetheilten Meldungen der 8. Division über ihre Schlußstellung und die der 12. Cavallerie-Division über den ersten Ritt des Prlts. v. Einsiedel gegen Carignan. Sie sind jedoch erst 8 Uhr 20 Min. früh im Gr. H.-Q. angekommen, also wie auf der der 8. Division ausdrücklich vermerkt ist, nachgeschickt worden.

[136]) Siehe Meldung der 12. Cavallerie-Division aus Pouilly 30./8. Abends 11 Uhr.

[137]) Zeit des Eingangs im Obercommando nicht vermerkt; da das darauf hin an das I. bayerische Corps gerichtete Schreiben um 6 Uhr abgegangen ist (s. spätere Darstellung), muß sie vorher an das Obercommando gelangt sein

[138]) Leutnant v. Einsiedel führte auch diese zweite Patrouille. Bei seinem ersten Ritt wird er auf den inzwischen abmarschirten linken Flügel des 12. französischen Corps gestoßen sein. Vergl. 1. Meldung der 12. Cavallerie-Division.

[139]) Die Meldung der 12. Cavallerie-Division lief erst später (um 8¾ Uhr) ein.

[140]) Laut G.-St.-W. Bd. 2 S. 1117 in der neunten Morgenstunde an seinen Bestimmungsort gelangt.

ergebenste Ersuchen an Ew. Excellenz, gegen Bazeilles, wo die Bahnlinie auf das linke Maasufer übertritt, zu detachiren, um die Eisenbahn dort gründlich zu unterbrechen und zu zerstören.

Albert Kp. v. Sachsen
G. d. J.

2) An das Große Hauptquartier.

H.-Q. Beaumont, den 31/8. früh 6½ Uhr.
Eingang 31/8. 8.30 früh.

Soeben geht die Meldung von den Vorposten bei Mouzon ein, daß seit dieser Nacht ununterbrochen Eisenbahnzüge von Carignan auf Sedan und Mézières ablaufen. Noch andere Zeichen, Wagengerassel, Verlöschen der Wachtfeuer ꝛc. deuten auf Abzug nach Norden. Wegen baldmöglichster Unterbrechung der Eisenbahn bei Bazeilles ist das Generalcommando des bayerischen 1. Armeecorps in Raucourt um Detachirung ersucht worden.

Von Seiten des Obercommandos der Armee-Abtheilung an der Maas.
v. Schlotheim.

Die Kriegslehren betonen wiederholt, daß das Obercommando über den nächtlichen Rückzug des Feindes spät und nicht ausreichend unterrichtet worden sei. Der Abmarsch von Carignan begann aber erst am 31. Morgens 8 Uhr und war bei Mouzon auch bei Tagesanbruch noch nicht beendet. Wir überlassen es dem Leser zu beurtheilen, wie weit es also in Anbetracht der Entfernungen, der Trennung durch die Maas und des Umstandes zutrifft, daß mindestens in den ersten Nachtstunden französische Vorposten in der Linie Bois des Moulins—Malandry standen. Eine frühere und klarere Einsicht in die Verhältnisse beim Feinde würde zudem das Obercommando schwerlich zu anderen Entschlüssen veranlaßt haben.

* * *

Daß das I. bayerische Corps inzwischen schon Befehle erhalten, ganz nach Remilly und damit bis an die nach Sedan führende Bahn vorzurücken, und sich dadurch die an General v. d. Tann gerichtete Aufforderung erledigt hatte, erfuhr der Kronprinz unterwegs etwa um 11 Uhr Vormittags durch den vom Obercommando der III. Armee entsandten Major v. Hahnke, zugleich, daß diese Armee, mit 2½ Corps in erster Linie, überhaupt gegen die Maas zwischen Remilly und dem 2 Meilen westlich davor liegenden Flize in Bewegung sei und anderen Tages, um sich einem etwaigen Abmarsch des Feindes nach Westen vorzulegen, unterhalb Sedan übergehen werde, wozu schon vorbereitende Anordnungen erlassen seien.

Unter diesen Umständen erschien das beabsichtigte Vorgehen des IV. Corps von Mouzon Maas abwärts auf Remilly unnöthig und da sich nun schon übersehen ließ, daß dieses Corps auch auf dem rechten Ufer voraussichtlich nicht einzugreifen brauche, so konnte ihm die sehr erwünschte Ruhe gewährt werden. Es erging deshalb sogleich nachstehender Befehl, durch welchen es angewiesen wurde, um 1 Uhr bei Mouzon enge Quartiere zu beziehen, falls bis dahin keine Gefechte entstanden seien.

Disposition zwischen Létanne und Moulins, den 31. August 1870,
Mittags 11.²⁰.

An das IV. Armee-Corps.

Nach einer soeben eingehenden Mittheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen hat das bayerische I. Armeecorps den Befehl, heute von Raucourt nach Remilly s./M. vorzurücken. Der projectirte Vormarsch des IV. Armeecorps von Mouzon nach Remilly s./M. wird daher sistirt.[141]) Das IV. Corps bleibt in der Rendezvousstellung bei Mouzon bis 1 Uhr und bezieht dann, insofern nirgends Gefechte engagirt sind, kriegsgemäße enge Cantonnements, Rayon: Mouzon Hauptquartier der Armee-Abtheilung und des IV. Armee-Corps, Villers devant Mouzon, Roussy, Autrecourt, Pourron, Villemontry. In Yoncq ist mit zu requiriren.

Albert.

Das IV. Corps rückte infolge dessen Nachmittags von seinem Sammelplatz mit der 7. Division und Corpsartillerie nach Mouzon und Villemontry, mit der 8. Division nach Villers devant Mouzon-Pourron ab. Zwei Bataillone blieben zum Gefangenentransport in Beaumont.

* * *

Neben der von der Garde bei Létanne 6 Uhr Morgens fertiggestellten Feldbrücke wurde am 31. Vormittags noch eine zweite von sächsischen Pionieren mit Material des IV. Armeecorps hergestellt, weil das eigene Tags vorher an der Wamme eingebaut und noch nicht heran war.[142]) Auf dieser ging noch ein Theil der sächsischen Infanterie über, die Hauptmasse dieses Corps auf der ersterwähnten Brücke und das Gardecorps in Pouilly.

Verfolgen wir zunächst die Bewegungen der Cavallerie, so ist über den Ritt des Generals Senfft v. Pilsach, durch welchen die Räumung von Mouzon zuerst festgestellt wurde, noch zu erwähnen, daß der um 4 Uhr Morgens mit der 1. Escadron 18. Ulanen-Regiments aufgebrochene General[143]) schon von der Höhe von Moulins aus feindliche Infanterie und Cavallerie in nördlicher Richtung auf Carignan marschiren[144]), andere Truppen östlich Mouzon sah, welche er in dem dann fallenden dichten Nebel aus den Augen verlor, beim Herankommen an Mouzon aber nicht mehr antraf und in der Stadt nur noch zahlreiche Nachzügler fand. Er übersprang die Barrikaden der nach der Vorstadt führenden Brücke und veranlaßte das dort angetroffene Füsilier-Bataillon 27. Regiments zur Besetzung der Stadt. General v. Zychlinski erhielt hiervon um 7 Uhr Kenntniß. Seine Absicht, mit dem Gros der Brigade zu folgen, wurde indessen durch den inzwischen einlaufenden Befehl, zum Sammelplatz des Corps abzurücken, verhindert. Die Füsiliere des 27. Regiments blieben indessen in der Stadt.

General v. Senfft hatte mit der Ulanen-Escadron unterwegs und in Mouzon nahezu hundert Gefangene gemacht und 60 beladene Verpflegswagen genommen.

Die 12. Cavallerie-Division selbst erreichte dann um 10 Uhr Morgens bei Vaux die Straße von Mouzon nach Carignan, brachte ihre Batterie gegen nach Norden abziehende Colonnen und bei Carignan stehende Eisenbahnzüge in Stellung und meldete darüber um 10½ Uhr:

„Westlich Bois de Vaux ½11 Uhr, Eingang im Obercommando
31./8. 11 Uhr 20 M.

Cavallerie-Division feuert von der Höhe auf bei Carignan stehende Eisenbahntrains und abziehende Colonnen. Ein Train in Brand geschossen. Garde-Cavallerie-Division ist benachrichtigt.

Graf Lippe."

Diese weiter östlich vorgehende Garde-Cavallerie-Division fand die Chiersbrücken oberhalb Carignan zerstört, erhielt auch Feuer vom andern Ufer, ging aber mit der Ulanen-Brigade und der reitenden Batterie auf Carignan weiter vor, vertrieb durch Artilleriefeuer die letzten feindlichen Abtheilungen,[145]) ging dann über und ließ auch die Uebergänge bei Blagny und Linay wieder herstellen.

Ihre ersten Meldungen hatten den Prinzen August von Württemberg in den Glauben versetzt, daß bei Carignan ernsthafter Widerstand zu überwinden sei. Es wurde deshalb in Aussicht genommen, das noch im Anmarsch befindliche Gardecorps östlich ausbiegen zu lassen, oberhalb Carignan überzugehen und die Stadt von Osten anzugreifen, was sich jedoch infolge der spätern Räumung derselben nicht als nöthig erwies.

Die erwähnten Meldungen der Cavallerie und die Meldung des Generalcommandos über die daraufhin beabsichtigten Maßregeln lauten:

1) Meldung von der Garde-Ulanen-Brigade.

Südlich Sailly, 10¾ Uhr Morg.

Brigade bis südlich Sailly vorgedrungen. Dasselbe ist unbesetzt. Auf dem jenseitigen Ufer zwischen Carignan und Blagny sind die Waldparzellen scheinbar vom Feinde besetzt. Verbindung mit der sächsischen Cavallerie-Division durch eine sächsische Patrouille hergestellt. Nach Carignan ist Patrouille geschickt. Meldung noch nicht eingetroffen (10¾ Uhr früh). Bei Blagny ist die Brücke abgebrochen.

Albrecht Prinz von Preußen.

2) Meldung der Garde-Cavallerie-Division von Sailly, 12 Uhr.

Carignan ist vom Feinde besetzt. Die dorthin geschickten Patrouillen des 3. Garde-Ulanen-Regiments haben Infanteriefeuer erhalten.

Graf v. d. Goltz.

---

[141]) In dem Armeebefehl war übrigens der in Aussicht genommene Vormarsch nach Remilly nicht erwähnt sondern nur dem Gr. H.-Q. in dem Schreiben des Generals v. Schlotheim von 4¾ Uhr früh angemeldet.

[142]) Laut Kriegstagebuch der 3. Pionier-Comp. XII. Corps. Dieses und das Gardecorps hatten nur die leichten Feldbrückentrains bei sich. Ihre Ponton-Colonnen waren bei der II. Armee vor Metz.

[143]) Infolge der Meldung des zu dieser Zeit zum 2. Male aus der Gegend von Carignan zurückkehrenden Pr.-Lts. v. Einsiedel, daß er das dort am vorigen Abend gesehene feindliche Lager verlassen gefunden habe.

[144]) Den linken Flügel des 12. französ. Corps, dessen Vorposten in der Linie Moulins—Malandry gestanden hatten. Siehe auch die frühere Darstellung, wonach die Division Lacretelle erst am 31. früh und zwar über Carignan und Daigny zurückging.

[145]) Die Arrieregarde des 1. Corps bestand aus dem 2. Marsch-Regiment, dem 16. Jäger-Bataillon und zwei Batterien. Sie war auf dem Kirchhof aufgestellt und zog sich dann ab. Dick de Lonlay I S. 420.

8) Meldung des Gardecorps von Malandry, 1 Uhr Nachm.

Nach den eingegangenen Meldungen hat das Gardecorps auf dem linken Ufer der Chiers den Feind nicht vor sich, dagegen steht derselbe bei Carignan und Blagny auf dem rechten Ufer, und die Uebergänge sind zerstört. Es werden deshalb die Uebergänge bei Linay und la Ferté sur Chiers recognoscirt, sowie der Punkt Fromy behufs Herstellung eines Ueberganges dort.

Den veränderten Verhältnissen entsprechend wird die 1. Garde-Infanterie-Division von Malandry aus auf Billy dirigirt und die 2. Garde-Infanterie-Division den Marsch nach Vaux nicht ausführen, sondern vorher über Blanchampagne Ferme näher herangezogen werden.

Es liegt in der Absicht, auf dem jenseitigen Ufer der Chiers den Feind zu umfassen, jedoch wird der Uebereinstimmung wegen um Genehmigung gebeten. Der commandirende General begiebt sich nach Billy.

Vor Malandry, den 31./8., Mitt. 1 Uhr.

Von Seiten des General-Commandos und
des Chefs des Generalstabes
v. Dannenberg.

* * *

Diese Meldung des Gardecorps kreuzte sich mit einem ebenfalls 1 Uhr Nachmittags abgehenden Befehl des Obercommandos, bei Carignan und westlich davon bei Tétaigne die Chiers zu überschreiten und mit den Spitzen bis zu den beiden Pourus vorzugehen.

Das mittlerweile mit dem XII. Corps, dessen Cavallerie-Division sich bereits Douzy näherte, auf der Höhe von Amblimont nördlich Mouzon angekommene Obercommando hatte nämlich zu dieser Zeit schon den Eindruck gewonnen, daß sich vor der Armee nur noch die letzten Abtheilungen des nach Norden abgezogenen Gegners befanden. Der Kronprinz ordnete deshalb jetzt das weitere Vorgehen der beiden rechts der Maas befindlichen Corps bis zu den schon früh Morgens in Aussicht genommenen und dem Großen Haupt-Quartier gemeldeten Punkten an. Das Gardecorps sollte danach in der schon angegebenen Weise sich rechts der Chiers bis zur belgischen Grenze ausdehnen und hinter den Vortruppen in die Gegend von Escombres, Messincourt und Sachy rücken, das sächsische Corps seine Vorposten links von denen der Garde bis Francheval und längs des Rulle-Baches gegen Sedan vorschieben, Douzy mit einer starken Avantgarde besetzen und das Gros in und rückwärts Mairy, Brévilly, Tétaigne aufstellen.

Wortlaut der um 1 Uhr auf der Höhe von Amblimont
gegebenen Befehle.

„An das Gardecorps.

Den 31. August 1870, Mittags 1 Uhr.

Wenn die Têten der beiden Gardedivisionen Sailly und Vaux erreicht haben, ohne auf den Feind gestoßen zu sein und ohne daß die vorpoussirte Garde-Cavallerie-Division denselben auf dem linken Ufer des Chiersflusses angetroffen hat, ist der rechte Flügel über Carignan, die linke Flügelcolonne über Tétaigne auf das rechte Ufer der Chiers zu dirigiren und rückt das Corps mit seiner Tête bis Pouru St. Remy vor, woselbst eine starke Avantgarde, die ihren rechten Flügel bis Pouru aux Bois ausdehnt, aufzustellen ist. Das Gros des Corps kann rückwärts in Sachy, Messincourt und Escombres kriegsgemäß cantonniren.

Die Avantgarde des XII. Corps wird Douzy besetzen und ihre Vorposten am Rulle-Bach bis südlich Francheval aussetzen, wo der linke Flügel der Vorposten des Gardecorps die Verbindung aufzusuchen hat.

Das Gardecorps hat noch heute und morgen seine Requisitionen auf dem rechten Chiersufer rückwärts beliebig weit anzuordnen, so daß auf mehrere Tage der Unterhalt für Mannschaft und Pferde sicher gestellt wird.

Die Garde-Cavallerie-Division wird ebenfalls auf das rechte Chiersufer herangezogen und in die zugewiesenen Cantonnements vertheilt.

Das Hauptquartier des Obercommandos kommt nach Mouzon.

Das Hauptquartier des Gardecorps ist heute Abend 6 Uhr durch den Befehl holenden Officier dem Obercommando anzuzeigen.

Albert.“

„An das XII. (K. S.) Armeecorps.

Den 31. August 1870, Mittags 1 Uhr.

Wenn das XII. Armeecorps diesseits der Chiers nicht auf den Feind stößt, so wird Douzy mit einer starken Avantgarde besetzt, welche ihre Vorposten gegen Sedan am Rulle-Bach mit dem rechten Flügel bis südlich Francheval aussetzt.

Die Avantgarde des Gardecorps steht zwischen Pouru St. Remy und Pouru aux Bois und soll der linke Flügel von deren Vorposten mit dem rechten Flügel der sächsischen Vorposten Verbindung herstellen.

Das Gros des Corps kann in den Ortschaften Mairy, Brévilly, la Foulerie[146]), Amblimont, Lombut, Tétaigne kriegsgemäß cantonniren.

Die Requisitionen des Corps können in dem Rayon zwischen Chiers und Meuse rückwärts beliebig weit erfolgen und hat das Corps noch heute und vielleicht auch morgen den Unterhalt für mehrere Tage sicher zu stellen.

Mouzon mit ½stündigem Umkreis gehört dem IV. Armeecorps.

Das Hauptquartier des Obercommandos kommt nach Mouzon, das des XII. Corps ist heute Abend 6 Uhr durch den Befehl holenden Officier dem Obercommando anzuzeigen.

Von Seiten des Obercommandos
v. Schlotheim.“

Diese Anordnungen gingen von der ausdrücklich vorangestellten Annahme aus, daß die Corps an der Chiers nicht mehr auf ernsthaften Widerstand gestoßen wären. Als deshalb die schon angeführte Meldung des Gardecorps einen solchen bei Carignan erwarten ließ, sprach der Kronprinz seine Zustimmung mit der beabsichtigten mehr ausholenden Bewegung der Garde aus, wies aber gleichwohl auf Vordringen über Carignan hin und sorgte für den Fall des Bedarfs für Nachschicken des Brückentrains von Létanne. In diesem Sinne ging um 2½ Uhr folgende durch die Ereignisse überholte Antwort an die Garde ab:

„Höhe östlich Ablimont.

Den 31. August 1870, Nachm. 2½ Uhr.

Die vom Gardecorps vorgeschlagene Bewegung über Billy entspricht ganz meinen Intentionen. Der bei Létanne eingebaute Brückentrain wird sofort nach Uebergang des sächsischen Armeecorps nachgeschickt werden. Wo möglich mit dem Corps Carignan nehmen und die Avantgarde, wenn möglich, in die Linie Osnes-Tétaigne vornehmen.

Albert.“

Die 1. Garde-Division rückte nun über Linay nach Escombres und Pouru St. Remy und schob Vorposten von der belgischen Grenze westlich Grand Hay Bas über Pouru aux Bois nach Francheval vor. Dahinter kam über Carignan die 2. Garde-Division nach Messincourt—Sachy, die Cavallerie-Division nach Carignan selbst, sowie nach Matton. Ohne eigentliches Gefecht wurden überall Nachzügler vorgefunden. Das Corps kam spät an sein Ziel.

In Pouru St. Remy wurde schon Infanterie des XII. Corps angetroffen, dessen Spitzen die Chiers früher bei Brévilly und Douzy überschritten und noch in den Rückzug, namentlich langer Traincolonnen hineingestoßen hatten. Seine Cavallerie-Division hatte sich Mittags nach Anlangen der Garde-Cavallerie vor Carignan, von da gegen das noch vom Feinde besetzte Douzy gewandt und es mit der reitenden Batterie beschossen. Sobald es infolge dessen geräumt war, ging Oberstleutnant v. Miltitz mit dem 17. Ulanen-Regiment hindurch, nahm nördlich der Stadt eine große Wagencolonne, sprengte deren Bedeckung, machte viele Gefangene, mußte aber vor dem Feuer der nun aus Büschen und Gräben feuernden feindlichen Infanterie wieder an Douzy herangehen.[147]) In der linken Flanke war eine Escadron bei Lamécourt, in der rechten eine andere nach Wegnahme einer anderen Wagencolonne bei Pouru St. Remy, ebenso wie eine bei Brévilly übergegangene Gardereiter-Escadron vor Infanteriefeuer wieder ausgewichen. In dieser Gegend sah man vor sich Infanterie-Colonnen sowie die beiden von Carignan kommenden Cavallerie-Divisionen und mußte sich vorderhand darauf beschränken, den Uebergang von Brévilly mit abgesessenen Reitern zu besetzen.

Die dann herankommende Avantgarde der 24. Division löste sie ab, säuberte Pouru St. Remy, Francheval und Rubécourt[148]) und sicherte auch den Besitz der von den Ulanen genommenen und durch Ausspannen der Pferde unbeweglich gemachten Wagencolonne, bei welcher ein Theil der Bedeckung ausgehalten hatte und erst vertrieben werden mußte.

Abends stand das XII. Corps mit der vorderen 24. Division an der Chiers bei Brévilly und Douzy, weiter aufwärts mit der

---

[146]) La Foulerie, auch l'Emonderie genannt, liegt nördlich Brévilly unmittelbar an der Chiers.

[147]) Verlust des Feindes 40 M. todt und verw., 80 Gefangene, der eigene 3 Off., 6 M., 18 Pferde. — Bei den Wagen befanden sich nach Dick de Lonlay I S. 421 die 14. Comp des 3. Sapeur-Reg. und 50 Geniesoldaten.

[148]) In dieser Gegend fand leichtes Gefecht mit den hier noch belassenen und nun zurückgehenden früher erwähnten feindlichen Abtheilungen statt, welche aus 4½ Bail. und 2 Esc. bestanden zu haben scheinen.

23. Division bei Tétaigne-Euilly, die Corpsartillerie: Mairy, Cavallerie-Division: Amblimont.

Als die Vorposten der Garde Abends in der schon bezeichneten Linie aufgestellt wurden, waren dort nur noch Versprengte. Eine nach Villers Cernay vorgehende Patrouille des 3. Garde-Ulanen-Regiments kam nahe bis an dort noch aufmarschirte feindliche Truppen heran.

* * *

Westlich der Maasarmee hatte die III. Armee ihre durch Major v. Hahnke mitgetheilten Absichten vollständig durchgeführt, die Maas beiderseits Sedan auf der über 2 Meilen langen Strecke von Remilly bis Flize erreicht und bei Donchery sogar überschritten, um die unzerstört vorgefundene dortige Brücke zu sichern.

Auch bei Remilly waren schwache Theile des dort von Raucourt um 10 Uhr Morgens erscheinenden I. bayerischen Corps, nachdem es den Feind an der Zerstörung der Eisenbahnbrücke gehindert, die vorwärts Bazeilles befindliche Infanterie dahin zurückgegangen war und auch das Feuer der französischen Artillerie fast ganz aufgehört hatte, ohne Befehl auf das rechte Ufer übergegangen. Sie drangen in Bazeilles selbst ein, stießen auf große Ueberlegenheit und kehrten, da General v. d. Tann zu diesem verfrühten Unternehmen nichts opfern wollte, wieder auf das linke Ufer zurück. Das längere Zeit andauernde Geschützfeuer wurde auch beim Obercommando der Maasarmee gehört.

General v. d. Tann ließ dann bei Allicourt zwei Pontonbrücken schlagen und war so einschließlich der Eisenbahnbrücke im Besitz von drei Uebergängen.

Vor ihm war bereits Prinz Albrecht (Vater) mit der 4. Cavallerie-Division nach Remilly und zuerst über Wadelincourt an Sedan herangekommen. Er setzte seine Bewegung nach Westen über Donchery fort und hatte überall leichte Gefechte mit Nachzüglern. Aus Frénois wurde eine feindliche Abtheilung vertrieben.

Donchery besetzte später die Avantgarde des im Uebrigen nach Cheveuge marschirenden XI. Corps und traf bei erstgenanntem Ort Vorbereitungen zum Brückenschlag neben der festen Brücke. Das Gleiche geschah weiter westlich bei Dom le Mesnil durch die württembergische Division, nachdem schwächere feindliche Abtheilungen aus Boutancourt und Flize auf Mézières zurückgedrängt waren.

Letztere hatten nahe Dom le Mesnil bei Nouvion die Maasbrücke zerstört, fanden bei Les Ayvelles Aufnahme und gehörten zu dem annähernd 35 000 Köpfe starken 13. französischen Corps,[159]) dessen 1. Division Exéa schon am 25. August von Paris nach Reims abfuhr und sich sonst vom 30. August Abends an, wegen erheblicher Betriebsstörungen jedoch nur langsam in Mézières sammelte, um den etwaigen Rückzug der Armee von Châlons zu begünstigen und deren rückwärtige Verbindungen zu sichern.[160]) Die von beiden noch getrennten Theilen dieses Corps gemachten Versuche, die bei Poix zerstörte, sie verbindende Bahnlinie Mézières—Rethel—Reims herzustellen und im Besitz zu behalten, wurden durch die in der linken Flanke der III. Armee bis dahin vorgehenden Truppen vereitelt. Eine von Mézières aus bis Yvernaumont nördlich Poix gekommene französische Abtheilung[161]) veranlaßte das Feuer der reitenden Batterie der 6. Cavallerie-Division zur Umkehr und zwei Nachmittags von Rethel[162]) mit der Bahn auf Bahnhof Amagne nordwestlich Attigny angekommene Compagnien fuhren wieder ab, bevor die von der 5. Cavallerie-Division herbeigerufenen vordersten Bataillone des VI. Corps heran waren. Die Bahn wurde an verschiedenen Stellen erneut zerstört. Das Husaren-Regiment Nr. 17, welches es westlich Juniville zwischen Rethel und Reims ausführte und gegen letzteren Ort bis zur Suippe aufklärte, stieß hier auf feindliche Infanterie und sah einen mit Infanterie besetzten Eisenbahnzug nach Reims wieder zurückdampfen.

In zweiter Linie rückte das II. bayerische Corps an das I. nach Raucourt, das V. preußische an das XI. bis Chehéry-Omicourt heran. Das VI. Corps hatte vom 23. August an täglich 4 Meilen zurückgelegt, trotzdem stand es am 31. Abends in und beiderseits Attigny noch über 5 Meilen von Sedan entfernt und nahm deshalb an der Schlacht nicht Theil.

---

[159]) Diese und die weiteren Angaben über das 13. Corps sind der Einzelschrift 20/21 „Die Operationen gegen Vinoy im September 1870", Berlin 1897, entnommen, welche alle Quellen, namentlich auch die eigene Darstellung Vinoy's in Le Siège de Paris verarbeitet hat.

[160]) So faßte der Führer des 13. Corps, General Vinoy, seine sich theilweise widersprechenden Aufträge auf und die genannte Einzelschrift erklärt das auch für ganz zutreffend. Siège de Paris I S. 22 u. Einzelheft 20/21 S. 91. Die französischen Worte sind „surveiller et protéger la ligne que suivrait l'armée et assurer ses communications".

[161]) Ein Batl. u. ½ Esc. Der württembergischen Div. gegenüber standen Anf. 1 Batl., 1 Esc., später bei Les Ayvelles außerdem 4 Batl., 2¼ Esc., 3 Batterien.

[162]) Dahin war von der in Reims stehenden 1. Div. Exéa ein Bataillon vorgeschoben.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— Der sächsische Volksschriften-Verlag hat seinen achten Jahrgang herausgegeben. Derselbe enthält 4 einzelne Schriften und ist in Leipzig, Seeburgstraße, zu bestellen. Das Abonnement beträgt jährlich 1,50 ℳ. Dafür erhält man 25 bis 30 Bogen, welche stets eine Reihe von Erzählungen bieten. Der Sächsische Volksschriften-Verlag hat es sich zur rühmlichen Aufgabe gemacht, die schlechte, sittenverderbende Unterhaltungsliteratur der Schund- und Schauerromane dadurch zu verdrängen, daß er dem unterhaltungs- und lesebedürftigen Volke etwas Besseres anbietet. Möchte ihm das immer mehr gelingen! Es ist mit freudiger Zustimmung zu begrüßen, wenn u. A. durch diesen Verlag in mehreren früheren Jahrgängen die noch lange nicht genug gelesenen Erzählungen eines Jeremias Gotthelf verbreitet wurden. Der diesmalige Jahrgang bietet zum größeren Theil Gutes. Das erste Heft mit den sechs Erzählungen hat uns wenigstens in seinen ersten beiden Geschichten nicht recht angesprochen. Die erste von Johannes Renatus, „Frau Jumpelt", leidet an einer überaus plötzlichen Aufeinanderfolge der Geschehnisse, was dem Ganzen etwas Gemachtes, Unnatürliches verleiht. Das ist aber noch viel mehr in der zweiten, „Der Zufall", von demselben Verfasser der Fall. Die Tendenz mag noch so gut sein, sie ist zu stark aufgetragen, die Unwahrscheinlichkeit ist so durchsichtig, die Ereignisse so merkwürdig componirt, daß der Leser nicht das Gefühl einer Wirklichkeit hat, mit der er sich befreunden kann. Recht wohlgefallen hat uns dagegen die kleine Erzählung desselben Heftes von Wippermann: „Siebenzig mal siebenmal", die viel Beherzigenswerthes enthält und in gewandter Darstellung den Leser fesseln kann. Das zweite Heft: Traugott und Hannchen oder die Geldheirath. Eine sächsische Dorfgeschichte aus der Zeit vor fünfzig Jahren von Sch. ist recht anziehend und frisch geschrieben und wird ebenfalls nicht ohne Eindruck bleiben. Im dritten Heft erhalten wir eine volks- und kirchengeschichtliche Studie in populärer Fassung, klar und schlicht: Luther und die Bauern von Dr. phil. Paul Frotscher, Pastor zu Ossa, eine zeitgemäße Lectüre für das Volk. Das vierte Heft giebt eine Auswahl aus den „Erlebnissen" des 1867 gestorbenen Frhrn. v. Seld, die dieser selber beschrieben hat und zwar aus „dem Gebiete der Strafjustiz und der inneren Mission". Frhr. v. Seld ist eine einzigartige Erscheinung; wir hören gern, was er zu erzählen weiß. Mag auch Manches, was er auf seinen oft genug recht merkwürdigen und abenteuerlichen Fahrten durch Land und Volk, in Gefängniß und Wirthshaus erlebte, uns seltsam berühren, wir freuen uns doch dieser Gabe im Allgemeinen, durch die uns dieser seltene Mann näher tritt. So können wir auch diesen Jahrgang besonders den Volks- und Gemeindebibliotheken zur Anschaffung empfehlen, wollen aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Auswahl der Schriften eine recht sorgfältige werde und daß, weil für das Volk wie für die Kinder nur das Beste gut genug ist, auch nur dieses in Bezug auf Inhalt, Form und Fassung geboten werde. Nur so wird der Sächsische Volksschriftenverlag das Ziel, das er im Auge hat, die Schundliteratur in unserem Volke verdrängen zu helfen, erreichen können. D. K.

— Erneuerung der Genfer Uebereinkunft. Ein Vorschlag für die Friedens-Conferenz. Von Carl Ernst Helbig. Dresden, Oscar Damm. — Die kleine Schrift dürfte gerade jetzt, wo die Versammlung im Haag tagt, ganz zur passenden Zeit kommen. Der Verfasser macht, wie uns scheint, sehr beachtenswerthe Vorschläge in Bezug auf Abänderungen und Zusätze zu der Genfer Convention vom 22. August 1864. Ein Abdruck der letzteren erleichtert das Verständniß. Außerdem ist der vollständige

Entwurf einer neuen Uebereinkunft nach den Vorschlägen des Verfassers beigefügt. Den Schluß bildet ein alphabetisches Register. Wir können Allen, die berufen sind, sich mit diesem Gegenstande zu befassen, oder die auch nur ein persönliches Interesse dafür empfinden, das Studium der nur 32 Seiten umfassenden Schrift angelegentlich empfehlen. Besonders ist auch anzuerkennen, daß sie rein sachlich geschrieben ist und von jeder phrasenhaften Bemerkung sich frei hält. W—n.

— Das Kunstgewerbe im alten Aegypten. Hochschulvortrag für Jedermann von Professor Dr. G. Steindorff. Heft XII. Leipzig 1898. Dr. Seele u. Co. — Delft und seine Fayencen von C. Blümlein. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Dreizehnte Serie. Heft 309. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1899. — Kunsthandwerk und gesunder Menschenverstand. Ein Vortrag von Prof. Dr. Peter Meyer. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Dreizehnte Serie. Heft 307. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1899. — Die in letzter Zeit immer mehr anschwellende Literatur über das Kunsthandwerk bringt jetzt auch Vorträge zum Abdruck, die für ein größeres Laienpublicum bestimmt waren und deren Lectüre, wenn auch nicht immer wegen des neuen Inhalts, so doch durch die Art, wie dieser oder jener Stoff popularisirt wurde, von Interesse ist. Leider erweist sich aber nur zu oft, daß lediglich die viva vox des Redners den Werth ausmacht und es nicht immer klug war, durch die Drucklegung die Kritik herauszufordern. Durch die Gediegenheit des Inhalts zeichnet sich G. Steindorff's Aufsatz über das Kunstgewerbe im alten Aegypten vor den beiden anderen Vorträgen aus. Er zerlegt den Stoff in die sechs Abschnitte Töpferei — Steinbearbeitung — Fayence und Glas — Holzbearbeitung — Weberei — Metallarbeiten — und erklärt bei jedem einzelnen kurz die Technik und Schmuckformen der Geräthschaften. Es ist der Aufsatz eines Fachmannes, zuverlässig in den Angaben, aber trocken und farblos in der Diction. Wer durch den Titel von Blümlein's Vortrag zu dem Glauben kommt, hier etwas von dem Zusammenhang zwischen der Geschichte Delfts und der seiner Fayencen zu finden, wird sehr enttäuscht sein. Mehr als die Hälfte des Raumes nimmt eine historische Uebersicht ein, der ganz unvermittelt eine Erörterung über die Delfter Fayencen angefügt ist. Eben so gut hätte eine Abhandlung über die Delfter Landwirthschaft oder Armenpflege oder über ein anderes Thema folgen können. Auch der Inhalt entschädigt keineswegs für die lockere Zusammenfügung. Es werden einige geschichtliche Notizen gegeben und etwas über die Herstellung der Fayence gesagt, auf das Wichtigste, auf ihren künstlerischen Werth, wird so gut wie gar nicht eingegangen. Wir finden weder etwas über den Zusammenhang des Decors mit der Kunst Chinas, noch ist ein Versuch gemacht, die Werke der Hauptmeister eingehender zu charakterisiren. Lediglich die Zusammenstellung der Sprüche bietet etwas culturgeschichtlich Interessantes, denn die Schilderung des Milieu in einem holländischen Hause des achtzehnten Jahrhunderts ist doch zu sehr aus der Tiefe des Gemüths geschöpft und zu wenig geschickt gemacht, als daß sie lebendig ansprechen könnte. Unter den Sprüchen ist in seinem Lakonismus namentlich einer bezeichnend, der sich auf einer Zuckerdose befindet, deren glücklicher Besitzer nichts weiter sagt als: Ja, ja myn Axsies, o myn soete Axsies (Ja, ja meine Actien, o meine süßen Actien). Wenn der Spruch „Das Beste kommt zuletzt" richtig ist, müßte die Abhandlung P. Meyer's voranstehen. Es würde sich nicht der Mühe lohnen, auf die Fülle schiefer Behauptungen hier näher einzugehen, wenn nicht durch die mündliche Verbreitung derartiger Lehren eine gewisse Gefahr namentlich für die Kreise entstände, die seltener ein Buch in die Hand nehmen. Hier eine Probe von dem, was den Mitgliedern der Kunstgewerbevereine in München-Gladbach, Rheydt und Viersen geboten wird. Zuerst wird der Begriff „Kunstgewerbe" definirt als ein Mittelding zwischen Handwerk und Kunstwerk, das den Schein reiner Kunstwerke in uns erwecken soll und uns über den prosaischen Zweck des jeweiligen Gegenstandes zu täuschen sucht. Die Auswahl der Beispiele zur Erläuterung der Definition entspricht der schiefen Denkart des Verfassers, für den Gottfried Semper vergeblich gelebt zu haben scheint. Da wird unter Anderem eine Lampe angeführt, die als Blumentopf gebildet ist, „aus dem ein Gewächs hervorsprießt", eine andere gar, die als „langer Leuchtthurm maskirt ist", und schließlich ein Bett, das ein „einziges riesiges See-Ungethüm vorstellt, in dessen Bauch wir dann, wie weiland Jonas, friedlich ruhen". Aus dieser Schreckenskammer seiner Phantasie führt uns dann der Autor auf die lieblichen Gefilde seiner Theorien, und es wird uns klar gemacht, was dem gesunden Menschenverstand Peter Meyer's widerspricht. Die Bilderstürmer der Reformation, die Fanatiker der französischen Revolution sind gegen den glücklicherweise papiernen Terrorismus des Verfassers harmlose Kunstfreunde. Wir müßten unsere Kirchen zerstören und unsere Museen entvölkern, wollten wir die Theorien P. Meyer's in die That umsetzen. Die figürliche Ornamentik des romanischen und gothischen Stils ist nur als von jeher bestehend zu dulden, denn Thiere oder gar ein Menschengesicht im Laubwerk eines Capitäls oder am unteren Ende von Kragsteinen oder als Ende eines Giebelfeld-Schlusses sind naturwidrig und widersprechen an sich dem gesunden Menschenverstand. Dasselbe Verdict wird über die gothischen Wasserspeier gefällt, „da weder ein Thier noch eine Menschenfigur in solcher Lage in Wirklichkeit auch nur wenige Augenblicke zubringen kann, sondern nach den Gesetzen der Physik in die Tiefe herabschießen müßte". Noch weiter geht die Renaissance, hier ist es „besonders wieder das menschliche Gesicht, das ungeheuer frei und ohne vernünftigen Grund als Ornament verwendet wird". Von den nachfolgenden Stilen, dem Rococo und Barock oder der modernen Zeit, mag der Verfasser lieber gar nicht reden, doch will er den gewöhnlichen nüchternen Menschenverstand nicht allzu scharf walten lassen, sondern der Nöthigung des Künstlers, zahlreiche Flächen zu verzieren, und der Thatsache, daß seine Erfindungskraft nicht gerade unerschöpflich ist, einige Zugeständnisse machen und zufrieden sein, wenn die Ornamentik den gesunden natürlichen Anschauungen nicht geradezu ins Gesicht schlägt. Im weiteren Verlauf führt der Verfasser einige wirkliche Versündigungen des Kunstgewerbes an, um sich dann wieder auf das Gebiet des unfreiwilligen Humors zu begeben. Namentlich hat eine altetruskische Haarnadel es ihm angethan, der als Knopf ein Widderkopf dient. Und hier beliebt er so zu schließen: Blumen, Sträucher, Blätter und viele andere Dinge kommen in der Natur sowohl in großem wie in kleinem Maßstabe vor, ein Widderkopf aber hat schon „gleich bei seinem Eintreten in die Natur eine ziemliche Größe. Und da kann ich mir nicht helfen, ich muß mir entweder den Widderkopf klein genug denken, daß er als Nadelknopf dienen könnte, und dem widerspricht meine Kenntniß der Natur, oder ich muß mir den Widderkopf in seiner natürlichen Größe denken, dann bin ich aber auch gezwungen, die Nadel mir in der entsprechenden Länge und Stärke zu denken, und das widerspricht der Natur der Nadel." Mögen diese Proben genügen. Es wäre nicht nöthig gewesen, auf die Broschüre so ausführlich einzugehen, wenn sie nicht bezeichnend wäre für die Art und Weise, wie jetzt von Dilettanten die Kunstschriftstellerei betrieben wird. S. M.

— Löffler (Hauptmann im königl. sächsischen Generalstab), Taktik des Truppen-Sanitäts-Dienstes auf dem Schlachtfelde. Mit einer Uebersichtsskizze im Text und einer Kartenbeilage in Steindruck. Berlin, Mittler & Sohn. 2 M. — In ebenso anregender wie klarer Weise hat es Löffler verstanden, die Taktik des Truppen-Sanitäts-Dienstes auf dem Schlachtfelde zu schildern und überzeugend zu beweisen, daß es für eine gedeihliche Verwendung sowohl des Sanitätspersonals als auch des Sanitätsmaterials überhaupt nothwendig ist, daß die Sanitätsofficiere Verständniß für die taktischen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze besitzen müssen. An der Hand der Entwickelung und des Verlaufes eines Begegnungsgefechtes, sowie der Vorbereitungen zu einer geplanten Schlacht und des Verlaufes derselben geht Verfasser besonders auf die Thätigkeit des Divisionsarztes, dem die größte Verantwortung in Bezug auf die taktisch-richtige Verwendung der Sanitätseinrichtungen auf dem Schlachtfelde zukommt, ein. Es finden die Erwägungen, wie sie für die Errichtung von Truppen-Verbandplätzen, von Haupt-Verbandplätzen, für die Herbeiziehung und Etablirung von Feldlazarethen, sowie für die Evacuation der Kranken und Verwundeten maßgebend sein dürften, eingehende Besprechung, so daß sich vor den Augen des Lesers ein äußerst anschauliches Bild des ganzen Sanitätsdienstes auf dem Schlachtfelde entrollt. Das Löffler'sche Werkchen kann nicht genug empfohlen werden, und besonders wäre zu wünschen, daß auch die Sanitätsofficiere des Beurlaubtenstandes, wenn ihnen auch im Kriege eine leitende Stellung nicht zukommt, sich mit dem Inhalt desselben vertraut machten, denn Verständniß für die Anordnungen der leitenden Instanzen kann nur vortheilhaft für ein

gedeihliches Zusammenarbeiten aller ausführenden Organe sein. In einem Punkte kann dem Verfasser Referent nicht beistimmen, wenn er nämlich in der Einleitung sagt, daß bei den Truppenübungen der Sanitätsdienst nur Nebensache sein kann, da dieselben andere Ziele verfolgten. Das mag im Allgemeinen richtig sein, aber ab und zu könnten doch auch bei uns, wie es schon in anderen Armeen geschehen ist und noch geschieht, Truppenübungen im Interesse des Sanitätsdienstes abgehalten werden. Das Gleiche gilt auch für die Abhaltung von Kriegsspielen.

... t.

— Mit Bd. 9 und 10 liegt die im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig erschienene Ausgabe von Shakespeare's dramatischen Werken in der Uebersetzung von Schlegel und Tieck und herausgegeben von Alois Brandl (in Leinwand 20 ℳ) vollständig vor und ermöglicht es dem Publicum aufs Neue, einen Dramatiker als Ganzes zu genießen, der in der Zeiten Flucht nie veralten und bei guter Darstellung stets neue Wirkung und neue Anregung ausüben wird. Veralten könnte dieser größte unter den Theaterdichtern erst dann, wenn das Publicum gänzlich verdorben genannt werden müßte, und dann hätte es wenig Werth mehr zu leben. Doch ist dazu vor der Hand keine Aussicht vorhanden. Denn die gesunden Kräfte in der Menschheit sind zu stark und groß, als daß die Befürchtung nahe läge, daß es je zu völliger Geschmacklosigkeit kommen könnte. Und andererseits bilden gerade Werke wie die Shakespeare's einen unüberwindlichen Damm gegen alles Rohe, Krankhafte, Häßliche, Ungesunde und Unwahre, das sich von Zeit zu Zeit ansammelt, stets aber wieder zu verschwinden pflegt zu Gunsten des Feinen, Gesunden, Schönen, Wahren und Echten, das nun einmal nicht zu unterdrücken ist und grade bei dem großen Briten seinen vollendetsten Ausdruck gefunden hat. J. R.

— Die Urkraft der Welt. Von E. Jahr. Verlag von Otto Enslin in Berlin NW. — Verfasser nimmt an und sucht den Beweis zu führen, daß von irgend einem Centralpunkt des Weltalls eine in den Aetherwellen sich fortpflanzende Urkraft ausgeht. Von ihr leitet er die Verdichtung der Atome der Materie ab, deren Widerstandsleistung zu Vibrationen und mittelbar zu den secundären Erscheinungen des Lichts, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität, der Gravitation, der chemischen Affinität, von Ebbe und Fluth u. s. w. führt. Dem Walten der Urkraft verdanken die Weltkörper ihre Kugelgestalt, ihre Umdrehung, ihren bleibenden Abstand von einander. Die eine hypothetische Urkraft setzt Jahr an die Stelle der Mehrheit von Hypothesen, die man bisher zur Erklärung verschiedener Erscheinungen in der Natur und im Weltsystem aufgestellt und die Jahr im ersten Theil seiner Broschüre der Reihe nach gründlich vorgenommen hat. Im zweiten Theil entwickelt er sein philosophisches System, das nur eine Hypothese, eben diese Urkraft, kennt, mit ihr steht und fällt. Kl.

— Felix Abarim. Novelle von Marie v. Stein, geb. v. Horn. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1899. Preis geheftet 1 ℳ 20 ₰, geb. 2 ℳ 20 ₰. — Das ist ein überaus spaßhaftes Büchlein. Es ist in einer Art von Versen abgefaßt. Als Grundvers der Erzählung hat der durch Scheffel's Trompeter zu Ansehen gekommene, bei allen Dilettanten der edlen Poeterei beliebte vierfüßige Trochäus zu gelten. Aber selbst diesem Pseudoverse, der doch der gemeinen Prosa verzweifelt nahe steht, wollen sich die Gedanken der Frau Dichterin nicht immer willig fügen, und so erlaubt sie sich nicht blos die kühnsten Messungen und gewaltsamsten Kürzungen wie z. B. Fräul'n, zerstieb'n u. dgl., sondern sie springt auch gelegentlich ohne Bedenken aus den Trochäen in Jamben über. Manchmal dient dieser Wechsel der Hervorhebung einer Rede, anderswo sieht man überhaupt keinen Grund. Zu dieser harmlosen Metrik kommt nun eine Sprache, die, von wirklich poetischem Ausdruck himmelweit entfernt, nicht selten eine unbeabsichtigte humoristische Wirkung hervorbringt. Und was uns in diesen köstlichen Knittelversen erzählt wird, das ist eine mehr als romantische, höchst abenteuerliche Geschichte von der Rache eines verschmähten Liebhabers. Er ist Diplomat, heißt „Hans Edler von Greifenkron" (der Name wird S. 14 als 4füßiger Jambus gemessen). Der siegreiche Nebenbuhler Felix Abarim, ein edler Israelit à a Baron Hirsch, gründet im Jordanthale eine landwirthschaftliche Judencolonie, die herrlich gedeiht. Sein Sohn errichtet ebendort eine Universität, deren ständiger Rector er ist. Hans v. Greifenkron tritt in die Dienste des Sultans, wird „Pascha von Jerusalem". Aber das Glück des edlen Felix Abarim stachelt seinen alten Haß immer auf's Neue. Bei einem Ueberfall räuberischer Beduinen versagt er der Colonie rechtzeitigen Beistand, Abarim's Gattin Elisa,

Die vom feindlichen Geschosse
Noch im letzten Augenblicke
Tief in's Herz getroffen wurde,

stirbt — das ist sein erster Streich. Dann wird der Sohn, der Magnificus, durch eine kecke Verdächtigung von seiner Stelle gedrängt. In der Hast, sich vor dem Sultan zu rechtfertigen, stürzt er beim Ausbooten in's Meer und findet den Tod — zweiter Streich. Sultan Soliman wird nun Christ und erbaut auf der Stätte des alten Salomonistempels in Jerusalem eine neue Kirche

In dem Geist der frohen Botschaft
Und dem Stil der Renaissance,
Riesenbau an Kunst und Schönheit.

Soliman's Sohn Omar verlobt sich mit Aida, der Tochter Felix Abarim's. Inez, die Enkelin Hans v. Greifenkron's, die sich auf Omar Rechnung gemacht hat, sinnt auf Rache. Durch ihren Bruder Crispus, der Arzt ist, verschafft sie sich betäubende Mittel und Säuren, mit denen sie die Schönheit der Verhaßten vernichten will. Hier findet sich die wundervolle Stelle (S. 68):

Inez tiefer sich verneigend,
Als der Hofgebrauch verlangte,
Legt in Rührung mit den Worten
„Ewig blühe Glück und Schönheit!"
Der Verlobten Seiner Durchlaucht
Einen Rosenstrauß zu Füßen.
Und Aida danket herzvoll,
Schlürft den Duft der schönen Blumen
Durch gedehnte Athemzüge
In sich ein mit süßer Wonne
Und — sinkt ohnmächtig zusammen.
Drauf in größester Bestürzung
Ruft man nach Parfüm und Eau de
Und gebracht ward Kölnisch-Wasser,
Das sich g'rad fand in der Nähe.
Inez in Erregung träufelt
Auf das Antlitz, in die Haare
Des besinnungslosen Bräutchens
Von dem Wohlgeruch, des Aufschrift
„Jülich's Platz Farina" lautet.

Zum Glück geht die Sache ohne ernstlichen Schaden ab; denn

Crispus, Hilfsverband, Essenzen
Und Arznei stets bei sich tragend,
Führt zurück durch Gegenwirkung
Die Verletzte in den frühern
Zustand der vollkommnen Schönheit.

Jetzt aber hat endlich Soliman die Nichtswürdigkeit der Familie Greifenkron durchschaut. Er überläßt dem greisen Felix Abarim die Bestimmung der Strafe. Dieser aber verzeiht seinem Feinde, läßt sich, 85 Jahre alt, noch taufen und segnet das Zeitliche. — Horaz sagt: Et prodesse volunt et delectare poetae. Die Dichterin hat es wahrscheinlich auf das Erstere abgesehen, aber das Zweite ist ihr besser gelungen. Wir rathen ihr trotzdem von weiteren poetischen Versuchen ab. Kann sie jedoch das Dichten durchaus nicht lassen, so begnüge sie sich mit dem Beifall befreundeter Kreise und verzichte wenigstens auf den Druck! R. B.

— Dr. Albert Wittstock: Erziehungsaufgaben in unserer Zeit. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1899. 31 Seiten. 0,75 ℳ — Der Verfasser betont in seiner gutgemeinten, aber ziemlich allgemein gehaltenen Arbeit die Nothwendigkeit, im Jugendunterrichte die sittliche und die ideale Seite mehr zu pflegen, als bisher geschehen ist. Er befindet sich damit in Uebereinstimmung mit den meisten Pädagogen in der Gegenwart, und seine Betrachtungen über die gegenwärtigen Volkszustände enthalten viel Richtiges, aber nichts Neues. Ja, es scheint, als ob ihm die tiefsten Quellen wahrer Bildung in ihrer Bedeutung doch noch nicht ganz erschlossen wären; denn sonst würde er Bildung, Cultur und Aufklärung nicht schlechtweg für „synonyme Begriffe" erklären. Auch werden nicht alle Erzieher, vor Allem die Schüler Herbart's nicht, mit dem Verfasser der starken Betonung des Gefühls bei der Erziehung das Wort reden. E.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 67. Sonnabend, den 10. Juni, Abends. 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Befehlsgebung für den 1. September.

Von der Höhe bei Amblimont aus beobachtete das Obercommando in den späten Nachmittagsstunden des 31. August auf den Hängen südlich Villers Cernay und nach Givonne zu starke feindliche Kräfte[153]) und erkannte aus jenseits und nördlich von Escombres bei Muno und Grand-Haye-bas auftauchenden Wachtfeuern, daß der Tags vorher nach Brüssel gerichteten Aufforderung des Auswärtigen Amtes Folge gegeben war und belgische Truppen die Grenze hüteten.

Es wartete noch die Meldungen von der Besetzung Douzys durch die Avantgarde des XII. Corps, über den Chiersübergang der Garde und Nachrichten von beiden Corps ab, welche im Verein mit der eigenen Beobachtung das Erreichen der befohlenen Stellungen voraussehen ließen, und begab sich dann in das neue Haupt-Quartier Mouzon.

Die der Armee gestellte Aufgabe, den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung zu hindern[154]), war gelöst, der Raum von der belgischen Grenze bis zur Maas durch zwei Corps gesperrt. Weiter rückwärts bei Mouzon stand ein drittes bereit, um im Falle eines Durchbruchsversuchs des Feindes, wenn und wo es nöthig war, den Widerstand zu verstärken.

Da auch die Vertreibung des Feindes vom linken Maasufer bereits am 30. August erfolgt war, so blieb von den im Befehl des Großen Haupt-Quartiers vom 30. August Abends 11 Uhr beiden Armeen gesteckten allgemeinen Zielen nur noch das übrig, den Feind auf den möglichst engen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze zusammen zu drängen.

Darin ist eine Veranlassung für die Maasarmee gefunden worden, den Vormarsch am 1. September ohne Weiteres fortzusetzen. Dieser Ansicht war das Obercommando nicht. Es hatte selbst gesehen, daß starke feindliche Massen nahe vor der eigenen Front bei Villers Cernay Halt gemacht hatten, und nahm an, daß das weitere Vordringen zu verschieben sei, bis die III. Armee wenigstens theilweise unterhalb Sedan übergegangen wäre, und daß, falls ihre Anschauungen im Großen Haupt-Quartier getheilt wurden, den durch sechs Marsch- und Gefechtstage ermüdeten Truppen ein Rasttag gewährt werden könne. Jedenfalls nahm es Anstand, ohne bestimmten Befehl und ohne nähere Nachrichten über die bei der III. Armee für den 1. September getroffenen Anordnungen allein vorzugehen. Das war nur angezeigt, wenn der Feind den Rückzug weiter fortsetzte, wofür keine Anzeichen vorlagen. Blieb er, wie es in Wirklichkeit geschah, stehen oder versuchte er, wie auch im Großen Hauptquartier nicht für ausgeschlossen gehalten wurde[155]), nach Osten durchzubrechen, so traf die vorgehende Maasarmee zunächst allein auf die versammelte überlegene feindliche Armee und sie konnte sich dem nicht eigenmächtig und ohne zu wissen aussetzen, wie, wo und wann die III. Armee zur Hilfe herbeikommen werde.

Der Kronprinz beschloß deshalb bis auf weiteren Befehl stehen zu bleiben und kündigte dieses am Schluß des nachfolgenden schon 6 Uhr Abends von Mouzon abgehenden Schreibens dem General v. Moltke mit den Worten an: „Wenn mir keine anderen Befehle zugehen, ist es meine Absicht, den Truppen morgen in der bezeichneten Stellung, welche jeden feindlichen Abmarsch gegen Osten vollständig verbietet, Ruhe zu geben, deren sie nach den Anstrengungen der letzten Tage und zur Ordnung ihrer Verpflegung dringend bedürfen.“

H.-Q. Mouzon, den 31. Aug. 1870, Abends 6 Uhr.
Eingang 31. Aug., 10 Uhr Abends.

Ew. Excellenz beehre ich mich zu melden, daß die Corps meiner Armee-Abtheilung heute Nachmittag die heute früh gemeldeten Punkte[156]) erreicht haben, ohne auf namhafte feindliche Kräfte zu stoßen.

Das XII. Corps hat sein Hauptquartier in Mairy, seine Avantgarde in Douzy und La Foulerie.[157]) Douzy wurde bereits Mittags von der 12. Cavallerie-Division besetzt, dieselbe aber durch feindliche Infanterie delogirt, wobei das Ulanen-Regiment Nr. 17 einigen Verlust erlitt. Die Avantgarde besetzte später den Ort ohne Widerstand.

Das Gardecorps hat sein Hauptquartier in Sachy,[158]) seine Avantgarde steht in der Linie Pouru St. Remy—Pouru aux Bois. Die Garde-Cavallerie-Division ist zurückgenommen und steht in Carignan.

Das IV. Armeecorps ist bei Mouzon verblieben, da das königl. bayerische I. Corps, auf Remilly dirigirt, von da aus die auf Sedan abmarschirenden französischen Colonnen beschoß.

Es scheint, daß das bei Carignan gemeldete feindliche Corps zeitig aufgebrochen und bei seinem Marsch auf Sedan zum Theil nördlich abgebogen ist.

Von der Höhe bei Amblimont bemerkte man noch am späten Nachmittag auf den Hängen südlich Villers Cernay starke feindliche Kräfte mit Cavallerie.

Deßgleichen brennen Biwakfeuer in der Gegend nördlich Escombres bei Muno und Grand-Haye-bas, was nur auf die Absperrung der nahen Grenze durch belgische Truppen schließen läßt.

In Carignan ist ein Eisenbahnzug mit Verpflegung weggenommen worden, der durch das Artilleriefeuer der 12. Cavallerie-Division in Brand gerathen und stehen geblieben war.

Wenn mir keine anderen Befehle zugehen, ist es meine Absicht, den Truppen morgen in der bezeichneten Stellung, welche jeden feindlichen Abmarsch gegen Osten vollständig verbietet, Ruhe zu geben, deren sie nach den Anstrengungen der letzten Tage und zur Ordnung ihrer Verpflegung dringend bedürfen

Albert, H. z. S., G. d. J.

Die Armee wurde jedoch anderen Tages von 7 Uhr Morgens an zu etwa nöthiger schleuniger Versammlung bereit gestellt, wie sich aus dem am 31. um 9 Uhr Abends abgesandten Armeebefehl ergiebt.

Armeebefehl H.-Q. Mouzon, den 31. August 1870, Abends 9 Uhr.

1) Se. königl. Hoheit der Kronprinz hat für morgen beim königl. Armee-Obercommando einen Ruhetag beantragt.[159]) Die Armeecorps müssen jedoch morgen früh 7 Uhr auf den während der Nacht innegehabten Plätzen bez. Ortschaften zu eventuell schneller Concentrirung bereit sein.

2) Morgen früh 7 Uhr hat sich von jedem Armeecorps ein Befehl holender Officier im Hauptquartier zu melden.

3) Dem IV. Armeecorps wird zur Eintreibung von Requisitionen Stenay nebst den bis zu einer Stunde entfernt liegenden Ortschaften überwiesen und kommt dieser Rayon für das XII. Armeecorps in Wegfall.

4) Die für die Brücken bei Létanne benutzten Pontontrains der Garde sowie des XII. Corps sind morgen zu ihren betreffenden Corps wieder zurück zu dirigiren.

5) Das Garde-Corps hat die diesen Morgen disponirten Stellungen erreicht und haben das Garde- und XII. Corps daher die angeordnete Vorpostenstellung einzunehmen.[160]) Es wird dabei darauf aufmerksam gemacht, daß diesen Nachmittag 5 Uhr starke feindliche Colonnen bei Villers-Cernay und nach Givonne zu beobachtet worden sind.

---

153) Die von Carignan dahin und Abends bis über die Givonne weiter marschirende 2., 4. und Cav.-Division des Corps Ducrot.

154) S. Befehl des Gr. H.-Q. vom 30. Aug. 11 Uhr Abends.

155) G.-St.-W. Bd. 2 S. 1139.

156) S. Schreiben des Generals v. Schlotheim von 4½ Uhr V.

157) Unmittelbar an der Chiers nördlich Brévilly, es kommt dafür, wie schon erwähnt, auch der Name l'Emonderie vor.

158) Thatsächlich Carignan.

159) Soll heißen Gr. H.-Q. Der Ausdruck „beantragt“ entspricht übrigens nicht ganz dem vorhergehenden Schreiben des Generals v. Schlotheim.

160) War schon geschehen.

6) und 7) (Anordnungen über Nachschub und Verpflegung sowie Commandirung eines Ordonnanz-Officiers.)

Von Seiten des Obercommandos.

Die Auffassung der Maasarmee ging also dahin, daß sie nach Erfüllung ihrer besonderen Aufgabe, den feindlichen linken Flügel am Ausweichen in östlicher Richtung zu hindern, vorläufig in ihren Stellungen zu verbleiben habe und daß das als allgemeines Ziel bezeichnete Zusammendrängen des Feindes auf den möglichst engen Raum zwischen der Maas und der belgischen Grenze, gemeinschaftlich mit der III. Armee erst dann in Angriff zu nehmen sei, nachdem diese zur Zeit noch links des Flusses stehende Armee sich durch Uebergang unterhalb Sedan in die Lage versetzt hatte, dazu von Westen her mitzuwirken. Anderenfalls konnte günstigsten Falls nur ein Weg- aber kein Zusammendrängen erfolgen und die Maasarmee war, ganz abgesehen von dem dabei zu erwartenden zunächst alleinigen Zusammenstoß mit dem stärkeren Gegner, ohne nähere Nachrichten nicht im Stande zu beurtheilen, ob dieses Wegdrängen überhaupt schon erwünscht sei, oder nicht vielmehr das Entkommen des Feindes begünstigte.

Nach Holleben „wußte man die III. Armee zwar im Vorbringen gegen die Maas und zur Bedrohung der rechten Flanke des Feindes, vermochte aber zur Zeit noch nicht zu übersehen, ob und inwieweit es dem Kronprinzen von Preußen gelungen sein mochte, die natürliche Rückzugslinie des Feindes nach Mézières zu erreichen. Unter diesen Umständen versprach ein isolirtes Vorgehen der Maasarmee keinen entscheidenden Erfolg. Mindestens mußten die Directiven der obersten Heeresleitung abgewartet werden, die zur Zeit allein über die Gesammtlage unterrichtet war und das Zusammenwirken beider Armeen zur Entscheidung sicher stellen konnte".[161])

* * *

Im Hauptquartier der III. Armee, von deren Bewegungen demnach das Verhalten der Maasarmee abhängig war, hatte General v. Moltke inzwischen am späteren Nachmittag gelegentlich der Verlegung des Großen Haupt-Quartiers von Buzancy nach Vendresse eine Zusammenkunft mit General v. Blumenthal gehabt[162]), sich in dieser dahin ausgesprochen, daß nach allen Meldungen die französische Armee noch um Sedan herum auf dem rechten Maasufer stände, und dem hinzugefügt: „nun haben wir sie doch in der Falle und müssen morgen in aller Frühe über die Maas gehen".[163])

Das wurde denn auch in dem um 9 Uhr Abends abgegangenen Armeebefehl mit zunächst 2½ Corps bei Donchery und Dom-le-Mesnil angeordnet, und der Wortlaut dieses Befehls wird hier eingefügt, weil er trotz späterer Ergänzungen doch die Grundlage des Vorgehens der III. Armee blieb.

H.-Q. Chémery, den 31. August 1870, Abends 9 Uhr.

Um den Feind, welcher sich etwa auf dem rechten Ufer der Maas von Sedan nach Mézières zurückziehen sollte, aufzuhalten und ihm den Weitermarsch unmöglich zu machen, wird ein Theil der Armee morgen, den 1. September, bei Dom-le-Mesnil und Donchery die Maas überschreiten. Es werden folgende Bewegungen ausgeführt:

1) Das XI. Armeecorps bricht vor Tagesanbruch auf und dirigirt sich über Donchery auf Vrigne aux Bois, wo es den Bach vor der Front sich so aufstellt, daß dem Feinde der Marsch nach Mézières zwischen der Maas und der belgischen Grenze unmöglich wird.

2) Das V. Armeecorps tritt aus seinen Biwacks um 5 Uhr an, folgt dem XI. Armeecorps über Donchery und schließt sich so an das XI. Armeecorps an, daß der rechte Flügel über die Vrigne vorgeschoben wird. Die Artillerie muß so placirt werden, daß die Straße Vrigne—Sedan bestrichen wird.

3) Die württembergische Division schlägt noch eine Brücke bei Dom-le-Mesnil, überschreitet mit Tagesanbruch dieselbe und stellt sich an der Straße Sedan—Mézières so auf, daß sie Front gegen Mézières machen und gleichzeitig dem XI. Armeecorps als Reserve dienen kann. Die Brücke wird besetzt.

4) Das II. bayerische Armeecorps bricht um 5 Uhr mit einer Division auf, geht über Bulson auf Frénois und besetzt die Höhen Donchery gegenüber auf dem linken Maasufer mit der Reserve-Artillerie; diese ist an die Tête zu nehmen. Die andere Division geht bei Noyers vorbei und nimmt zwischen Frénois und Wadelincourt Aufstellung gegen Sedan, um ein Debouchiren aus der Festung zu verhindern.

5) Das I. bayerische Armeecorps verbleibt in Remilly, wenn nicht das Vorgehen des Kronprinzen von Sachsen ein Eingreifen des Corps in das Gefecht nöthig machen sollte.

6) Die 6. Cavallerie-Division bricht um 5 Uhr von Mazerny auf und geht über Boutancourt oder Boulzicourt auf Flize an der Maas, wo sie bis auf Weiteres sich aufstellt.

7) Die 4. Cavallerie-Division concentrirt sich südlich von Frénois, wo sie weitere Befehle erwartet.

8) Die 2. Cavallerie-Division bricht um 6 Uhr aus ihren Cantonnements auf und geht nach Boutaucourt, wo sie sich südlich dieses Ortes aufstellt.

9) Die 5. Cavallerie-Division und das VI. Armeecorps verbleiben in ihren Cantonnements.

Meldungen an das Ober-Commando sind nach Frénois zu richten. Die Trains bleiben vorläufig stehen. Haupt-Quartier bleibt Chémery.

Im Höchsten Auftrage
v. Blumenthal.

Danach hatten also „um den Feind, welcher sich etwa auf dem rechten Ufer der Maas von Sedan nach Mézières zurückziehen sollte, aufzuhalten und ihm den Weitermarsch unmöglich zu machen", das XI. Corps und nach ihm das V. Corps bei Donchery zeitig den Uebergang zu beginnen und sich im Allgemeinen längs des Vrigne-Baches, Front nach Osten, zwischen Maas und belgischer Grenze aufzustellen, dahinter die bei Dom-le-Mesnil mit Tagesanbruch auf einer Pontonbrücke auf das rechte Ufer rückende und zugleich gegen Mézières sichernde württembergische Division.

Das II. bayerische Corps und drei Cavallerie-Divisionen sollten bis an den Fluß rücken und ersteres beiderseits Frénois Stellung nehmen, um ein Ausbrechen nach Süden zu verhindern. Das VI. Corps und die 5. Cavallerie-Division verblieben in ihren Stellungen. Für das I. bayerische Corps endlich hieß es: „Das Corps verbleibt in Remilly, wenn nicht das Vorgehen des Kronprinzen von Sachsen ein Eingreifen des Corps in das Gefecht nöthig machen sollte." Aus diesen letzten Worten geht hervor, daß die vorgeschriebenen Bewegungen unabhängig von den etwa bei der Maasarmee erfolgenden gedacht waren und deren Vorgehen nicht für wahrscheinlich gehalten wurde.

* *

Wenn es bei den gleichzeitig um 9 Uhr Abends in beiden kronprinzlichen Hauptquartieren erlassenen Befehlen geblieben wäre, so würde es am 1. September bei der III. Armee nur zur Besetzung des von Nord nach Süd fließenden Vrignebaches gekommen und die Maasarmee stehen geblieben sein.

Da der Feind erwiesenermaßen letzteres ebenfalls beabsichtigte und namentlich die zwei der III. Armee zunächst stehenden französischen Corps, das 7. und 5., nach den Ereignissen des 30. August kaum noch Kraft zu Offensivunternehmungen besaßen, so ist die Annahme gestattet, daß auch die Absperrung gegen Westen ohne erhebliche Kämpfe durchgeführt worden wäre. Die Schlacht hätte dann erst am 2. September stattgefunden und das Endergebniß nur insofern eine andere Form angenommen, als die einen Tag länger offene Grenze bei einer klareren Erkenntniß der hoffnungslosen Lage wohl noch stärkere französische Schaaren angelockt haben würde.

Die Meldung des Abends von einem Beobachtungsritt von Remilly in das mittlerweile in Vendresse aufgeschlagene Große Haupt-Quartier zurückkehrenden Oberstleutnants v. Brandenstein, daß der schon im Armeebefehl des Kronprinzen von Preußen als wahrscheinlich bezeichnete Abmarsch des Feindes nach Mézières nach seinen Wahrnehmungen unter Zurücklassung des Gepäcks bereits im vollen Gange zu sein scheine, veranlaßte jedoch den General v. Moltke, der III. Armee zur Erwägung zu stellen, ob es zur Vereitelung desselben nicht thunlich sei, noch in der Nacht die Maas zu überschreiten.

Der erst in der Dunkelheit beendete Abzug der von Carignan gekommenen französischen Streitkräfte in westlicher Richtung, welcher in Wirklichkeit nur bis über den Givonnebach fortgesetzt wurde, war als Zeichen eines allgemeinen Rückzuges des Gegners über Sedan hinaus erschienen.

Dafür sprach auch, daß dieser Rückzug für den Feind am richtigsten gewesen wäre und deshalb schon vor Eingang der erwähnten Meldung im Großen Haupt-Quartier als am wahrscheinlichsten gehalten war, wenn auch manche Umstände auf die Absicht eines Vorstoßes nach Osten deuteten. Daß der Gegner unter den ihm so ungünstigen Umständen an Ort und Stelle eine Schlacht annehmen werde, wurde dort nicht erwartet, vielmehr vorausgesetzt, daß er versuchen werde, sich der Umzingelung auf irgend eine Weise zu entziehen, äußersten Falls durch Entweichen über die belgische Grenze.[164]) Die Abends eingehende Meldung bestätigte also nur die schon herrschende Annahme und zur Beschleunigung der von der III. Armee bereits in Aussicht genommenen Gegenmaßregeln wurde deshalb Oberstleutnant v. Brandenstein selbst mit nachstehendem, von ihm zwischen 9 und

[161]) Operationen der Maasarmee.
[162]) In Chémery, ¾ Meile östlich von Vendresse.
[163]) Operationen der III. Armee S. 142.

[164]) G.-St.-W. Bd. 2 S. 1139 ff.

10 Uhr Abends übergebenen Schreiben des Generals v. Moltke an den General v. Blumenthal in das Obercommando der III. Armee abgesandt:[165])

H.-Q. Vendresse, den 31. August 1870, 7^{45} Abends.

Oberstlieutenant v. Brandenstein, welcher, eben von Remilly zurückgekehrt, bestätigt, daß die Franzosen mit Zurücklassung allen Gepäcks westlich abmarschirt und diesen Marsch vielleicht die Nacht hindurch fortsetzen. Die Erreichung eines großen Resultats könnte dadurch möglicherweise vereitelt werden. Euere Excellenz werden erwägen, ob es nicht thunlich sein sollte, mit dem XI. Corps und der württembergischen Division noch in der Nacht die Maas zu überschreiten, damit morgen früh mit Tagesanbruch der Angriff in der Richtung auf die Straße Sedan—Mézières in entwickelter Front erfolgen kann.

v. Moltke.

Auf Befehl des Kronprinzen von Preußen wurde daraufhin nicht allein sofort die nöthige Befehlsergänzung erlassen, sondern unter Mittheilung derselben auch der Kronprinz von Sachsen in nachstehender Weise zur Mitwirkung aufgefordert:

H.-Q. Chémery, den 31. August 1870, 10 Uhr Abends.
Eingang den 1. September, früh 1 Uhr, H.-Q. Mouzon.

Indem ich Euerer königl. Hoheit anliegend die Disposition für die III. Armee für den 1. September überreiche[166]), füge ich unterthänigst hinzu, daß wir soeben aus dem Großen Hauptquartier die Mittheilung erhalten haben, daß genügender Grund vorhanden sei, um sich überzeugt zu halten, „der Feind wird es in der Nacht versuchen, mit Zurücklassung allen Gepäcks auf der Straße Sedan—Mézières abzuziehen".

Dem General v. Gersdorff (XI. Armeecorps), sowie der württembergischen Division ist daher die Weisung ertheilt worden, noch in der Nacht die Maas zu überschreiten und mit Tagesanbruch in nördlicher Richtung gegen die Straße vorzugehen. General v. d. Tann hat den Befehl erhalten, mit Tagesanbruch auf Bazeilles vorzugehen und möglichst den Feind oder seine Queue anzugreifen und ihn dadurch festzuhalten.

Könnten Euere königl. Hoheit vielleicht dasselbe thun, so wird das Endresultat hoffentlich noch günstiger ausfallen.

Unterthänigster
v. Blumenthal, Generallieutenant.

Unter den nun vorliegenden Verhältnissen war der Kronprinz keinen Augenblick zweifelhaft und „innerlich froh, daß die Situation ihm jetzt zu der seiner ganzen Neigung am meisten entsprechenden Offensive Veranlassung gab".[167]) Er ließ sich auch dadurch nicht beirren, daß auf sein schon am 31. August Abends 6 Uhr abgegangenes Schreiben aus dem Großen Haupt-Quartier noch keine Antwort und auch keine anderweite Mittheilung eingegangen war, ebensowenig dadurch, daß ihm gegenüber keine Beobachtungen über einen nächtlichen Abzug des Feindes, wohl aber solche über das Verbleiben der Massen bei Villers Cernay gemacht waren.

Wäre in dem Schreiben des Generals v. Blumenthal angegeben gewesen, daß die Anzeichen des Rückzuges von Remilly aus beobachtet waren, sich also auf das Verhalten des östlich Sedan befindlichen Feindes bezogen, so hätte also Grund vorgelegen, die Richtigkeit anzuzweifeln. Da das nicht geschehen war, so wird — was auch an und für sich näher lag — angenommen sein, daß die Beobachtung westlich Sedan gemacht war. Das geht mittelbar auch aus den Worten hervor, in welchen der Kronprinz selbst sich über die Sache ausspricht.[168])

„In voller Erkenntniß der Wichtigkeit des Augenblicks, und wohlbekannt damit, daß mir noch bedeutende Kräfte gegenüberständen, deren Festhalten die Aufgabe der III. Armee wesentlich erleichtern mußte, entschloß ich mich sofort, mit den drei Corps der Armee-Abtheilung dem Feinde auf den Leib zu gehen und mit dem rechten Flügel umfassend die bereits auf dem linken Flügel durch das I. bayerische Corps bestehende Verbindung mit der III. Armee auch rechts aufzusuchen."

Die Truppen wurden also sofort alarmirt und deren schleuniger Aufbruch derart befohlen, daß das XII. Cops von Douzy auf La Moncelle vordringend, sich dadurch rechts an das auf Bazeilles angesetzte I. bayerische anschloß und wieder rechts von den Sachsen die Garde sich in zwei Colonnen, von Sachy auf Francheval und von Escombres auf Villers Cernay vorwärts zu bewegen habe.

Dem XII. Corps sollte eine Division des IV. Corps als Reserve zunächst bis Mairy folgen, die andere links der Maas bleiben und nach Remilly vorgehend von dort aus nach Bedarf den Angriff der Bayern unterstützen.

Wenn der Rückzug des Feindes, wie nach der in dieser Beziehung ganz bestimmt lautenden Mittheilung angenommen werden mußte, schon längst im Gange war, so mußte rasch gehandelt werden. Der nachstehend wörtlich wiedergegebene Befehl sagte deshalb, daß die Angriffsbewegungen wenigstens mit den Avantgarden um 5 Uhr von Douzy (XII.), Pouru St. Remy und Pouru aux Bois (Garde) beginnen und die Gros so dicht als möglich aufschließen sollten, alle Trains und auch die Tornister zurückzulassen seien.

Mouzon ist über zwei Meilen von Chémery entfernt, so kam der von 10 Uhr Abends datirte Brief des Generals v. Blumenthal erst um 1 Uhr Nachts an und obwohl der Befehl des Obercommandos schon um 1¾ Uhr ausgefertigt wurde, so gingen trotz der überall raschen Erledigung doch die daraufhin erlassenen des XII. und Gardecorps erst von Mairy um 3½ Uhr und von Carignan um 4 Uhr 25 Minuten weiter an die Divisionen[169]) und so konnte beim XII. Corps das Gros der von Douzy, wie befohlen, um 5 Uhr antretenden Avantgarde nicht unmittelbar folgen und die Avantgarde des Gardecorps erst nach 6 Uhr antreten.

Wortlaut des Angriffsbefehls.

H.-Q. Mouzon, den 1. September 1870,
Morgens 1¾ Uhr.

Es ist genügender Grund vorhanden, um sich überzeugt zu halten: „Der Feind wird es in dieser Nacht versuchen, mit Zurücklassung allen Gepäcks auf der Straße Sedan—Mézières abzuziehen." Ein Theil der III. Armee wird noch vor Tagesanbruch bei Bazeilles, bei Donchery und bei Dom-le-Mesnil die Maas überschreiten und den Feind auf der Straße Sedan — Mézières angreifen.

Für die diesseitigen Corps wird bestimmt:

1) Das Gardecorps läßt sofort alarmiren und rückt mit einer Division über Escombres, Pouru aux Bois auf Villers-Cernay, mit der anderen Division über Sachy, Pouru St. Remy auf Francheval, dieser Division ist die Corpsartillerie beizugeben.[170])

2) Das XII. Corps läßt ebenfalls sofort alarmiren und concentrirt sich südlich Douzy an der Chaussee, um von da über Lamécourt gegen la Moncelle vorzustoßen.

3) Um 5 Uhr muß die Angriffsbewegung wenigstens mit der Avantgarde von Pouru aux Bois, von Pouru St. Remy und von Douzy beginnen. Die Gros folgen sobald und so dicht auf als möglich. Die drei Angriffscolonnen halten Verbindung unter einander.

4) Das IV. Armeecorps rückt mit einer Division[171]) und der Corpsartillerie nach Remilly s/M. zur etwaigen Unterstützung des bayerischen I. Corps, welches auf Bazeilles vorgehen wird. Die andere Division des Corps passirt bei Mouzon die Maas und rückt auf dem rechten Ufer der Maas bis Mairy vor und dient als allgemeine Reserve. Der Abmarsch des Corps findet auch so schleunigst als möglich statt.

5) Alle Trains und Bagagen bleiben stehen und sind auch die Tornister daselbst zurückzulassen.

6) Meldungen treffen mich auf der Höhe östlich Amblimont.

Albert, Kp.,
G. d. J.

An die vorderen Corps überbrachten Officiere des Obercommandos diesen Befehl, zugleich mit dem Auftrage bleibender Berichterstattung.[172])

Das Obercommando der III. Armee erhielt durch den dahin zurückkehrenden Rittmeister v. d. Lancken, welcher das Schreiben des Generals v. Blumenthal übergeben hatte, Abschrift des Armeebefehls.[173]) An General v. d. Tann wurde außerdem noch nachstehende besondere Benachrichtigung geschickt:

An das königl. I. bayerische Corps.

H.-Q. Mouzon, den 1. September früh.
Eingang 4 Uhr Morg.

Nach einer Mittheilung Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen beabsichtigt derselbe mit einem Theile der III. Armee über die Maas zu gehen und noch vor Tagesanbruch den Feind anzugreifen. Infolge davon wird die Armee-Abtheilung des Kronprinzen von Sachsen in drei Colonnen um 5 Uhr früh gegen die

---

165) Moltke, Mil. Correspondenz S. 268.

166) S. frühere Darstellung.

167) Holleben, Operationen der Maasarmee.

168) Aus dem Bericht über die Operationen der Maasarmee vom 29. August bis mit 1. September, Mouzon 4. September 1870.

169) Bei der Garde ging der Befehl erst um 4 Uhr M. und um 6 Uhr bei der Avantgarde in Pouru St. Remy ein.

170) Obwohl Woide diesen Armeebefehl abdruckt, so wird doch S. 342 der 2. Auflage an zwei Stellen gesagt, die 2. Garde-Division habe vom Obercommando Befehl gehabt, über Francheval auf la Moncelle vorzurücken. Das trifft, wie wir sehen, nicht zu. Der Armeebefehl rechnete überhaupt noch mit feindlichen Kräften bei Villers Cernay und führte deshalb die Garde zunächst nur bis an diese heran.

171) 8. Division. Die 7. Division rückte auf dem rechten Ufer nach Mairy.

172) Zur Garde wurde Major v. Holleben, zum XII. Corps der Ordonnanzofficier, Leutnant Graf v. Arnim von der Garde du Corps, geschickt.

173) Eingang in Chémery 4 Uhr früh. Auch wurde Hauptmann v. d. Planitz zum Obercommando der III. Armee entsandt, welcher es um 7 Uhr M. erreichte und dort verblieb.

Punkte La Moncelle, Villers Cernay und Francheval vorgehen und hat eine Division des IV. Corps mit der Corps-Artillerie Befehl erhalten, auf Remilly s/M. vorzurücken und das königl. I. bayerische Corps abzulösen,[114]; da nach Eingang gedachter Mittheilung das letztere Befehl erhalten hat, in diesem Falle mit Tagesanbruch auf Bazeilles vorzugehen.

Von Seiten des Obercommandos der Armee-Abtheilung an der Maas.

Frhr. v. Schlotheim,
Gen.-Major u. Chef des Stabes.

Die Darlegung, unter welchen Verhältnissen die Befehlsgebung zur Schlacht von Sedan zu Stande kam, sowie diese selbst ist damit zu Ende geführt und wir schließen sie mit den in den Operationen der III. Armee gebrauchten treffenden Worten ab: „So war seitens der beiden Armeen Alles geschehen, um den etwa abziehenden Feind zum Stehen zu bringen. Gelang dies, so konnte die Niederlage der Armee des Marschalls Mac Mahon vorausgesehen werden.“[115])

* * *

Prinz Hohenlohe sagt ganz richtig unter Schilderung der auch hier angeführten näheren Verhältnisse, daß der Entschluß des Kronprinzen von Sachsen keineswegs so selbstverständlich, wie er in anderen Werken behandelt wird, gewesen sei, und stellt ihn dem Blücher's, zur Unterstützung Wellington's auf Belle Alliance zu marschiren, zur Seite. — Wir sehen darin einen erneuten Beweis, daß der Kronprinz, Feind jeden Zauderns, in ausgesprochener Vorliebe für die Offensive sich dazu wenn irgend möglich entschied, und stets auch die höchste Verantwortung gern auf sich nahm.

Wenn andererseits in dem Ausbleiben einer Weisung des Großen Haupt-Quartiers von Woide und Anderen ein Vertrauenszeichen erkannt wird, so bestätigt General v. Verdy das ausdrücklich. Das bleibt auch bestehen, wenn man berücksichtigt, daß das Große Haupt-Quartier durch den am 31. August zum Kronprinzen geschickten Major Krause erfahren hatte, wie weit die Maasarmee vorgegangen war. Infolge dessen wird angenommen sein, daß diese mit dem Feinde in steter Berührung gebliebene Armee nicht, wie die noch jenseits der Maas stehende III. Armee, noch eine besondere Benachrichtigung über den von Remilly aus beobachteten Rückzug brauchte.

Auch ist in Betracht zu ziehen, daß kurz nach Eingang des Schreibens des Obercommandos, welches ein Stehenbleiben in Aussicht nahm, falls keine anderen Befehle kämen, auch Oberstleutnant v. Brandenstein aus dem Obercommando der III. Armee im Großen Haupt-Quartier wieder ankam. Er wird in Chémery gewiß Kenntniß von dem Briefe des Generals v. Blumenthal erlangt, den Inhalt in Vendresse mitgetheilt und das Große Haupt-Quartier dadurch also den Kronprinzen von Sachsen auch im Besitz der eigenen letzten Ansichten und Absichten, wie der der III. Armee, gewußt haben. General v. Verdy, um Auskunft gebeten, ob ihm darüber etwas bekannt sei, schreibt:[116])

„Ich bin über diese Frage nicht in der Lage, aus meinen Erinnerungen Gewisses anzugeben, trotzdem habe ich die vollste Ueberzeugung, daß nach der Art und Weise, wie bei uns derartige Sendungen verliefen, Brandenstein von dem Briefe Blumenthal's Kenntniß gehabt hat und diese im Großen Haupt-Quartier mittheilte.

Daß alsdann nicht noch ein besonderer Befehl an die Maasarmee erfolgte, erklärt sich aus der Auffassung, die man im Großen Haupt-Quartier über das Obercommando dieser Armee hatte. Ich kann mich dafür verbürgen, daß Moltke schon damals der Ansicht war: „Dem Kronprinzen von Sachsen braucht man nur mitzutheilen, wie die Sachen liegen, was dann zu geschehen hat, wird er schon von selbst thun.“ Der Kronprinz kannte die Absichten der obersten Heeresleitung durch den Befehl vom 30. August und man war sicher, daß er demgemäß den Umständen entsprechend handeln würde. Wußte man im Großen Haupt-Quartier aber, daß Blumenthal die Maasarmee von dem Vorgehen der III. Armee benachrichtigt hatte, so war man überzeugt, daß das Obercommando im Sinne der erwähnten Directiven sachgemäßer handeln würde, als dieses durch eine nähere Anordnung des Großen Haupt-Quartiers geschehen konnte, die bei ihrem Eintreffen durch die schwankenden Bewegungen des Feindes vielleicht gar nicht mehr zutraf.

Dem Kronprinzen von Sachsen war gesagt worden, worauf es ankam; alles Uebrige war seine Sache — und wahrlich, man hat sich darin nicht getäuscht, daß er das Richtige anordnen würde.“

* * *

Die Befehlsgebung auf französischer Seite läßt sich mit wenig Worten erledigen. Marschall Mac Mahon blieb auch ferner in den mit dem größten Theil der Armee schon am Morgen des 31. August erreichten Stellungen. Selbst Zeuge der Niederlage bei Mouzon und die ganze Nacht hindurch des ungeordneten Rückzuges auf der Straße von da nach Sedan, wo er nach Dick de Lonlay erst am 31. um 6 Uhr früh ankam, scheint er dadurch von der Unmöglichkeit erfüllt worden zu sein, die Armee weiter bewegen zu können. Er unterschätzte dabei vielleicht ihre Leistungsfähigkeit. Die stärkere Hälfte, das 1. und 12. Corps mindestens, waren vollständig in der Lage, wie deutscherseits ja auch angenommen wurde, unter Mitbenutzung der Nacht zum 1. September weiter zu marschiren, und dazu würden, weniger leicht, doch auch die beiden anderen zu bringen gewesen sein. Allerdings war zum Rückzug auf Mézières, an welchen der Marschall Anfangs dachte,[117]) nur noch die eine Straße über St. Albert zur Verfügung. Sie wurde von der III. Armee am 1. September gegen ½8 Uhr Morgens erreicht, konnte aber viel länger freigehalten werden. Es stand nichts im Wege, der III. Armee den Uebergang unterhalb Sedan von den nach dem Fluß abfallenden Höhen südlich vorgenannter Straße und zwar im Verein mit den in Mézières angekommenen Truppen[118]) so lange als möglich zu verwehren, währenddem hinter dieser Aufstellung weg weiter zu marschiren und so mindestens einen Theil der Armee am Feinde vorbei zu schaffen.

Es kam indessen nicht einmal zur Zerstörung der Brücke in Donchery, und zu der bei Nouvion nur auf Veranlassung des Generals Vinoy. Auf dessen weitere Mitwirkung verzichtete der Marschall und so beschränkte sich ersterer am 1. September auf das Vorschicken einer gemischten Brigade bis nach Ayvelles, sowie einer schwachen Abtheilung rechts der Maas, welche beide Nachmittags von württembergischen Truppen zurückgeworfen wurden.

Ein wie großer Theil der französischen Armee der Niederlage entzogen werden konnte, soll hier nicht auszurechnen versucht werden. Scherff giebt die Länge der Gesammtmarschcolonne ohne Trains auf 80—90 km an und schätzt, daß die letzten Truppentheile Sedan nicht vor dem 2. September Morgens verlassen und frühestens am Abend dieses Tages bei Mézières wieder aufmarschirt sein konnten. Andererseits durchschritten das XI. und V. Corps die Straßenenge von St. Albert am 1. September in 4—5 Stunden. Auf den Entschluß des Marschalls Mac Mahon wirkten aber auch andere Umstände ein. Er glaubte, daß ihm im Ganzen nur 60—70000 Mann gegenüberständen, daß er am 1. September noch nicht angegriffen werde und daß sein Rückzug nach Mézières noch nicht bedroht sei. Seinem Kaiser treu ergeben, wollte er diesem wenn irgend möglich die von der Regentschaft als verhängnißvoll bezeichnete Rückkehr nach Paris ersparen. Die übernommene Aufgabe ohne Schlacht aufzugeben, widerstand ihm ferner im höchsten Grade. Endlich spielte, wie schon früher erwähnt, ein Schimmer von Hoffnung mit, daß der Marschall Bazaine doch noch herankomme.[119])

Die Armee von Châlons blieb also in ihrer Sedan bogenförmig umgebenden Stellung. Oestlich der Festung standen auf den Höhen des rechten Givonneufers, von Bazeilles bis über das Dorf Givonne hinaus, die sieben Divisionen des 12. und 1. Corps, nördlich von Sedan, auf den Höhen von Floing bis zum Bois de Garennes und nur bis zum Fuße des an-

---

[114]) Im Armeebefehl ist dagegen nur von einer etwaigen Unterstützung des I. bayerischen Corps die Rede. Es scheint im Obercommando erst später die Befürchtung aufgetaucht zu sein, daß das Vorgehen des letzteren Corps von dem Eintreffen oder wenigstens von dem Anmarsch von Unterstützungen nach Remilly abhängig sein könne und deshalb obige Mittheilung erfolgt zu sein.

[115]) Operationen der III. Armee S. 146.

[116]) Am 26. 12. 1898.

[117]) Am 31. Morgens sprach er dem zu ihm geschickten Adjutanten des Generals Vinoy davon, gab aber einen bestimmten Entschluß nicht zu erkennen und dem 13. Corps auch keinerlei Befehl, welcher für später in Aussicht gestellt, aber überhaupt nicht ertheilt wurde. — Die Pferde und Wagen des Marschalls sollen am 1. September früh gegen 3 Uhr nach Mézières abgegangen sein (Wimpffen, S. 145).

[118]) General Vinoy konnte verfügen: am 31. August Nachmittags über 6 Bataillone, 3¾ Escadronen, 3 Batterien; am 1. September um 11 Uhr über weitere 3 Batterien, Nachmittags über zusammen 11⅓ Bataillone, 3¾ Escadronen, 12 Batterien.

[119]) S. u. A. Rousset II S. 284 ff. und 294, Lebrun S. 74. Noch am Ende der Schlacht von Sedan ging der Ruf: „Bazaine kommt!“ durch die französischen Reihen, und wenn er wohl auch von Führern ausging, welche damit nur die Truppen anspornen wollten, ohne selbst daran zu glauben, so zeigt es doch, daß es in allen Köpfen spukte.

fänglich nur von Cavallerie besetzten, obwohl diesen Theil des Schlachtfeldes beherrschenden Calvaire d'Illy, das durch eine Brigade des 5. verstärkte 7. Corps, zusammen 3½ Divisionen und die beiden Reserve-Cavallerie-Divisionen Margueritte und Bonnemains. Die eingetheilten Cavallerie-Divisionen lagerten im Allgemeinen bei ihren Corps, die des 5. Corps jedoch bei Fleigneux und ebenfalls nördlich Sedan die Brigade Septeuil des 1. Corps.[180]) Im sogen. Alten Lager, hart nördlich der Festung, bildeten endlich die noch verbleibenden 2 Divisionen des 5. Corps eine allgemeine Reserve.[181]) Vorwärts der Givonne standen schwache Vortruppen. Nach St. Menges waren Nachts zwei, am 1. September früh jedoch wieder eingezogene Bataillone vorgeschoben und Cavallerie-Patrouillen streiften bis St. Albert. Weitere Beobachtungen und Sicherungen fehlten. Namentlich war die Gegend westlich St. Albert, nördlich des weit nach Norden einspringenden, die Halbinsel Iges umspülenden Maasbogens nicht besetzt. Hier tritt südlich die Maas, nördlich der sich bis nach Belgien hinein erstreckende Wald nahe an die einzige von Westen her nach Sedan führende Straße hinan, und nur durch diesen Engpaß konnte die III. Armee anmarschiren, falls er besetzt war, also erst nach Beseitigung des Widerstandes.

* * *

Aus der nachfolgenden Zusammenstellung[182]) der Stärkeverhältnisse erhellt, daß bei Sedan auf deutscher Seite zwar in runden Zahlen 133 500 Gewehre und wenn die Säbel hinzugerechnet werden 155 000 Mann mit 700 Geschützen zur Stelle waren, davon jedoch nur 70 000 Mann mit 600 Geschützen ins Gefecht traten. Von der Cavallerie kamen nur rund 800 Säbel zum Einhauen, von der Infanterie zwar fast alle Bataillone des XI. und I. bayerischen Corps, etwa ⅔ des XII. und die stärkere Hälfte derjenigen des II. bayerischen Corps, aber nur 8½ der Garde, 8¼ des V. und 4 des IV. Corps, im Ganzen nur etwas mehr als die Hälfte des auf dem Schlachtfeld anwesenden Fußvolks, dagegen ⁶/₇ aller Geschütze beim Entscheidungskampf in Wirksamkeit, oder 9, genauer 9,1 Geschütze auf tausend Gewehre.

Von Stunde zu Stunde trat dadurch die Artillerie mehr in den Vordergrund und ohne der vielfach schweren und blutigen Infanteriekämpfe zu vergessen, war es doch die Artillerie, welche namentlich im weiteren Verlaufe des Tages von Sedan die Hauptrolle spielte.

[180]) Rousset II S. 294 und Dick de Lonlay I S. 428.

[181]) Oestlich Sedan rechts das 12. Corps mit der 3. Div. rückwärts des anfangs nur im nördlichsten Theil besetzten Bazeilles, daneben die 2. bis gegen Daigny, wo sich die 4., dann die 1. Div. des 1. Corps anschlossen. In 2. Linie die 1. Div. des 12. Corps nördlich Fond de Givonne, die 3. des 1. rückwärts Daigny, die 2. rückwärts des Dorfes Givonne. — Nördlich von Sedan war beim 7. Corps die 2. Div. links, die 3. rechts, dahinter die 1. Div. und die Brigade Kampf des 5. aufgestellt. Nach dem Bericht des Commandeurs der Artillerie des 12. Corps (in Lebrun S. 257 ff.) standen hier auch 9 Batterien dieses an Geschützen sehr starken Corps.

[182]) Nach Einzelschrift 12 der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs.

	Es nahmen überhaupt an der Schlacht von Sedan Theil						Davon am Entscheidungskampf						Bemerkungen
	Bataillone	Escadronen	Batterien	Gewehre	Säbel	Geschütze	Bataillone	Escadronen	Batterien	Gewehre	Säbel	Geschütze	
Maasarmee: Gardecorps	28½	32	15	17385	3840	90	8½	1¼	15	5185	150	90	Die am Entscheidungskampf betheiligte Cavallerie, die 2. und ein Zug der 3. Escadron 3. Garde-Ulanen-Regiments griffen auf dem Calvaire d'Illy französische Infanterie an. Zwei Compagnien 4. Garde-Regiments z. F. nicht anwesend, die 4. bei der großen Bagage, die 7. in St. Mihiel
IV. Armeecorps	23	8	14	17365	1040	84	4	—	10	3020	—	60	Beim Entscheidungskampf betheiligt: die Corpsartillerie und von der 8. Division das 71. Infanterie-Regiment, 4. Jägerbataillon und die Divisionsartillerie. II. und Füsilierbataillon 66. Regiments in Beaumont zur Bewachung der Gefangenen.
XII. Armeecorps	28	23¾	16	21840	2970	96	20¾	—	15	16185	—	90	III. Bataillon 103. Regiments und ein Zug der 2. Escadron 2. Reiterregiments in Stenay.
Zus. Maasarmee	79½	63¾	45	56590	7850	270	33¼	1¼	40	24390	150	240	
III. Armee: V. Armeecorps	23	8	14	14720	1000	84	8¼	—	12	5280	—	72	Nicht anwesend Füsilierbataillon Königs-Grenadier-Regts. Nr. 7, Wache bei Sr. Majestät, Füsilierbataillon 58. Regiments Bedeckung des Hauptquartiers der III. Armee.
XI. Armeecorps	25½	8	14	18615	1040	83	23¼	4	14	16972	520	83	Einschließlich 2 Pioniercompagnien; von der Cavallerie war das 13. Husaren-Regiment am Entscheidungskampf betheiligt.
I. bayer. Corps	23½	20	16	17272	2100	96	19¼	—	13	14149	—	78	Nicht anwesend II. Bataillon 3. Infanterie-regiments — in Bar le Duc — und zwei Compagnien Bedeckung der Hauptmunitionscolonne und auf dem Marsch von Remilly.
II. bayer. Corps	20¼	19	15	14175	2090	90	11¾	—	15	8225	—	90	Nicht anwesend drei Compagnien: in Raucourt und bei den Trains.
Württembergische Felddivision	14½	10	9	11962	1250	54	—	—	3	—	—	18	Die Division war nur mit 3 Batterien an der Schlacht betheiligt, welche Nachmittags unter denen des II. bayerischen Corps auffuhren. Im Uebrigen sicherte sie gegen Mézières und warf die von dort vorgeschobenen Theile des 13. französischen Corps zurück.
2. Cavallerie-Div.	—	24	2	—	3120	12	—	—	—	—	—	—	Die Division blieb links der Maas.
4. Cavallerie-Div.	—	24	2	—	2880	12	—	1¼	2	—	150	12	Am Entscheidungskampf nahmen Theil die 3. und ein Zug der 2. Escadron 10. Ulanenregiments, sowie beide reitende Batterien.
Vom VI. Armeecorps	¼	—	—	180	—	—	—	—	—	—	—	—	Die 10. Compagnie 63. Regiments, auf dem Marsche vom Etappencommando in Luneville, marschirte auf den Kanonendonner los, traf Mittags bei Sedan ein und wurde als Bedeckung des Obercommandos der III. Armee verwandt.
Zus. III. Armee:	107	113	72	76924	13480	431	62½	5¼	59	44626	670	353	
Zusammen Deutsche	186½	176¾	117	133514	21330	701	95¾	6½	99	69016	820	593	

Digitized by Google

Die Ueberlegenheit war zweifellos bei den Deutschen, indessen keineswegs in so hohem Maße wie auch die neuesten französischen Schriftsteller behaupten. Nach der in Einzelschrift 12 enthaltenen, alle vorliegenden Angaben in Rechnung ziehenden Berechnung, welche zu einer ins Einzelne gehenden Feststellung jedoch nicht ausreichen[183]), betrug die Gesammtstärke der Franzosen 90000 Gewehre und Säbel mit 408 Geschützen. Die in Mézières befindlichen Theile des 13. Corps sind nicht berücksichtigt.

[183]) Weil sich nicht ermitteln ließ, welchen Corps die inzwischen durch die Schlacht von Beaumont, sowie am 31. Aug. durch Uebertritt nach Belgien und Flucht nach Westen entstandenen Verluste abzurechnen sind. Nach Vinoy und Einzelschrift 20/21 S. 96 versperrten am 31. Nachm. Flüchtlinge aller Waffen, Colonnen und Fahrzeuge nicht nur die Straßen in der Festung, sondern auch den über Brigne aux Bois nach Mézières führenden Weg, auf welchem der Adjutant des Generals Vinoy dahin zurückritt.

Es standen sich also überhaupt gegenüber:

Franzosen	90000	Gewehre und Säbel und	408 Geschütze,
Deutsche	155000	" " " "	701 "

Von den Deutschen waren indessen, wie wir schon erwähnt, nur 70000 Mann und 600 Geschütze am Entscheidungskampf betheiligt und auch wenn ein erheblicher Theil der französischen Gesammtkräfte, als ebenfalls nicht ins Gefecht getreten, abgezogen wird, so stellt sich selbst dann nur an Artillerie eine allerdings immer erdrückender wirkende Ueberlegenheit der Deutschen heraus. Viel entscheidender als die Ueberlegenheit der Zahl wirkte das geistige und körperliche Uebergewicht, mit welcher jeder einzelne deutsche Truppentheil, ja jeder einzelne deutsche Soldat seiner glänzend erprobten Führung sicher vertrauend, siegesgewohnt dem entmuthigten und erschöpften feindlichen Heere, welches während der Schlacht nach einander von drei Befehlshabern hin- und hergezerrt wurde, gegenübertrat.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Bücherbesprechungen.

— A. T. Mahan, Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Zweiter Band. 1783—1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des kaiserl. Ober-Commandos der Marine übersetzt von den Viceadmiralen Batsch und Paschen. Mit Karten und Plänen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1899. XXX, 704 SS. 8°. — Als wir im vorigen Jahre den ersten Band des vorliegenden Werkes an dieser Stelle anzeigten, bereitete sich gerade der für die Lehre vom Einfluß der Seemacht auf die Geschichte so überaus wichtige spanisch-amerikanische Krieg vor, der eine lebhafte Steigerung der maritimen Rüstungen nicht blos in Amerika, sondern auch in den europäischen Staaten zur Folge gehabt hat. Allem Anschein nach wird im 20. Jahrhundert die Seemacht ein weit wichtigerer Factor in der allgemeinen Geschichte der Völker werden, als er bisher je gewesen; auch das Deutsche Reich, das durch das vorjährige Flottengesetz einen längst nothwendigen Schritt gethan hat, wird sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß dieser Schritt nur der erste auf einer Bahn ist, die zu betreten es durch unerbittliche Gesetze der Geschichte gezwungen ist, wenn anders es seine Weltstellung behaupten will. Unter solchen Umständen bedarf ein Werk wie das des bedeutenden amerikanischen Seemanns kaum einer besonderen Empfehlung, und es ist vollkommen begreiflich, daß das Ober-Commando unserer Marine selbst seine Uebersetzung veranlaßt hat. Mahan hat es als Lehrer der Seekriegsgeschichte und Seetaktik an der Seekriegsschule der Vereinigten Staaten sich zur Aufgabe gemacht, die bisher viel zu wenig beachtete Rolle der Flotten und der Seemacht überhaupt in der allgemeinen Kriegsgeschichte näher zu untersuchen. Der erste Band des Werks behandelte die Jahre 1660—1783. Der bereits im Jahre 1892 erschienene zweite, der die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten (1812) umfaßt, hat eine Periode von größerer Geschlossenheit zu bearbeiten, für die ein weit reicheres Quellenmaterial zu Gebote stand. Der vielseitig gebildete Verfasser hat seine Aufgabe in meisterhafter Weise gelöst; namentlich zeugt sein Buch auch von einer seltenen und bei einem Seemann doppelt anerkennenswerthen Beherrschung der allgemeinen politischen Geschichte der Zeit. Die beiden Mächte, die in hartem Ringen einander gegenüberstanden, sind Frankreich und Großbritannien; die übrigen Mächte, wie Holland, Spanien, Schweden, Rußland, die Vereinigten Staaten, spielten eine völlig nebensächliche Rolle. Die französische Flotte, die unter Ludwig XIV. einen glänzenden Aufschwung genommen hatte, verfiel seit 1789 auffallend schnell, eine Folge des mangelhaften Verständnisses, das die Republik ihren besonderen Bedürfnissen und ihren Aufgaben entgegenbrachte und von dem selbst ein so genialer Heerführer wie Napoleon nicht frei war. Die englische Flotte dagegen, die im Anfang unserer Periode nicht annähernd in tadellosem Zustande war, entwickelte sich schnell zu einer staunenswerthen Macht, seit im Jahre 1792 der jüngere Pitt, gezwungen durch Frankreich, das System der Neutralität endgiltig verlassen und sich entschlossen hatte, durch Ueberwindung des französischen Systems der Vergrößerung und des Angriffs eine Sicherstellung seines Landes durch die Seemacht zu bewirken. Pitt's Politik, die namentlich von Macaulay angegriffen worden ist, findet in Mahan einen entschiedenen Vertheidiger und seine Gründe sind durchaus überzeugend. Seit 1792 hat dann Großbritannien, abgesehen von einer kurzen Pause vom October 1801 bis zum 11. Mai 1803, fortwährend in Waffen gegen Frankreich gestanden als der einzige ebenbürtige Gegner; es war dabei in der glücklichen Lage, dem größten aller Feldherren seiner Zeit Flottenführer ersten Ranges — wir nennen nur Lord St. Vincent und Nelson — gegenüberstellen zu können. Schon die Schlachten vom Cap St. Vincent und Abukir hatten der französischen Flotte eine untergeordnete Rolle zugewiesen. Wichtiger aber als einzelne Schlachten ist die Gesammtheit der strategischen und taktischen Bewegungen, die Mahan in einer auch dem Laien verständlichen Weise zur Darstellung zu bringen weiß. Von besonderem Interesse ist der zweite zwölfjährige Krieg, der nach dem Bruch des Friedens von Amiens im Jahre 1803 ausbrach. „Zu Lande unterlag ein Staat nach dem anderen dem großen Soldaten, der die Armeen Frankreichs und die Hülfslegionen der ihm untergebenen Länder, die er kraft seiner Politik unter die französischen Fahnen gebracht, mit starker Hand leitete. Sieg auf Sieg schmückte seine Adler, Stadt auf Stadt und Provinz auf Provinz wurden seinem Reiche einverleibt, und Frieden auf Frieden von den Besiegten erzwungen. Nur ein Feind verharrte immer aufrecht, unterworfen und seiner Macht trotzend, und auf dem Ocean gab es weder Frieden noch Waffenruhe bis zu dem Tage, wo er selbst den Schaaren seiner Feinde erlag, die er sich selbst erweckt hatte, durch seine vergebliche Anstrengung, mittelst ihrer Leiden jene Macht, welche die See beherrschte, zu überwältigen." Der kühne Plan einer Landung in England, der Napoleon in den Jahren 1803—1805 lebhaft beschäftigte, scheiterte an der Wachsamkeit und Ueberlegenheit der britischen Flotte; bei Trafalgar erlitt die französische Seemacht eine Niederlage, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. Dann suchte Napoleon bekanntlich auf einem anderen Wege, durch Verschließung der Märkte des Continents und Zerstörung der materiellen Lebensbedingungen, dem verhaßten Gegner beizukommen. Aber auch dieser auf beiden Seiten mit größter Brutalität geführte Krieg gegen den Handel hat schließlich, so schwer auch England darunter litt, doch den größeren Schaden Frankreich zugefügt und wurde eine der wesentlichsten Ursachen zum Untergange Napoleon's. So hat Großbritannien in der That durch seine Seemacht der Verbreitung der Idee der Revolution und der Eroberungssucht des Korsen einen Damm entgegengesetzt und sich dadurch ein weltgeschichtliches Verdienst errungen. — Auf Einzelheiten des Werkes einzugehen, ist schon deswegen nicht möglich, weil trotz des Strebens nach gemeinverständlicher Darstellung und trotz der instructiven Pläne, die beigefügt sind, doch eine kritische Beurtheilung einem Laien kaum möglich ist.
—m—

— Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Von Herrmann Knott. Braunschweig, Richard Sattler, 1899. — Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen, die Entwickelungsgeschichte Deutschlands im Laufe dieses Jahrhunderts zu schildern, zumal jetzt, wo wir so ziemlich am Schlusse desselben angelangt sind. Wie von Bergeshöhen schaut man herab in das Thal, und überblickt die verschlungenen Pfade, welche unter uns liegen und die man zum Theil selbst beschritten hat. Bei einer Schrift von noch nicht 40 Seiten kann es sich selbstverständlich nur um eine Darstellung in Umrissen und großen Zügen handeln. Das erhöht aber nur ihren Werth. Mit Einzelheiten sind wir freilich nicht einverstanden, so z. B. wenn Seite 15 gesagt ist, daß Bismarck „die Politik seines Königs verfolgt habe". Wir wissen jetzt, daß im Gegentheile der König und zwar anfangs mit großem Widerstreben die Politik Bismarck's verfolgt hat. Man darf diese Mythe

schlechterdings nicht aufrecht erhalten, sonst kommt man leicht auf den „Handlanger". Unrichtig ist es auch, wenn Seite 30 gesagt ist, die Socialdemokratie habe der socialen Gesetzgebung ihre Zustimmung nicht vorenthalten. Sie hat bekanntlich gegen alle socialen Gesetze gestimmt. Vielleicht ist es nur ein Druckfehler. Im Uebrigen ist das kleine Buch, wie gesagt, lesbar und lesenswerth. W—n.

— Deutschnational. Von Ben Akiba dem Jüngeren. Leipzig, Paul Schimmelwitz, 1899. — Der Verfasser will, daß unsere deutschen Juden dadurch Deutsche werden, daß sie sich „voll und ganz" dem deutschen Volke anschließen. Sie sollen dabei zwar auch ihre Religion aufgeben, aber nicht Christen werden, sondern religionslos und confessionslos werden oder bleiben. Das ist aber eben der schwache Punkt in der Sache. Mit solchen religions- und confessionslosen Leuten ist dem deutschen Volke nicht gedient, davon besitzen wir in den Socialdemokraten schon mehr als genug. Der Verfasser scheint ernstlich zu wünschen, daß die Juden ihre Eigenart aufgeben, und darin stimmen wir ihm bei. Wenn die Juden alles Das aufgeben, was sie (wir meinen natürlich nur im Großen und Ganzen) den übrigen Völkern, besonders den germanischen, verhaßt macht: das unkriegerische Wesen, den Hang zu mühelosem Gewinn, besonders zu Börsenspeculationen und kleinlichem Geschäftsgewinn, die Putzsucht und Neigung zu äußerem Schein u. s. f., und wenn sie auf diese Weise ihren Charakter und ihr Wesen den Völkern, in deren Mitte sie leben, immer mehr anzupassen streben, so wird dadurch unseres Erachtens, selbst wenn sie der Religion nach Juden bleiben, die Judenfrage allmälig ganz von selbst aus der Welt verschwinden. W—n.

— Johann Rolfs. Eine Geschichte von Ottomar Enking. Dresden und Leipzig, Verlag von Carl Reißner, 1899. Preis 3 ℳ 50 ₰, gebunden 4 ℳ 50 ₰. — Ottomar Enking ist uns ein neuer Name. Aber er führt sich mit diesem „Johann Rolfs" nicht übel ein. Es ist die Lebensgeschichte eines holsteinischen Bauernjungen, der schon früh entschiedene Begabung, zugleich aber ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein zeigt. Schon auf dem Gymnasium in Kiel kommt er auf bedenkliche Wege, das juristische Studium hängt er bald an den Nagel, geht zur Bühne und versimpelt und versumpft immer mehr, zumal er eine sehr sinnliche Natur ist, die nie Selbstzucht gelernt hat. Daß er sich wieder aufrafft und von dem öden Schmierendasein losreißt, ist weniger sein Verdienst, als das seiner verständigen Jugendgespielin Dora Callsen, die auch als Frau und trotz all seiner Verirrungen, die sie kennt, ihm ihre Freundschaft bewahrt und den Glauben an ihn nicht aufgegeben hat. Durch ihr Zureden — die Briefe sind herrlich! — erweckt sie ein neues Selbstvertrauen in ihm, er kehrt zurück zur Scholle seiner Väter, wird Bauer und daneben ein angesehener Schriftsteller. Dora, deren Gatte inzwischen gestorben ist, wird sein Weib, und das ruhige, stille Glück an ihrer Seite tödtet endlich seine thörichte Eitelkeit und Selbstverblendung und macht ihn demüthig und fromm. Die Wandlung des wüsten Weltverächters und Himmelsstürmers, des verbummelten Mimen zum soliden Bauer und großen Dichter geht zwar etwas rasch vor sich. Indessen man freut sich ihrer als der Wirkung echter Liebe und läßt sie sich drum gern gefallen. Bei der Schilderung des Theaterlebens fehlt es nicht an häßlichen und anstößigen Scenen, deren Ausmalung wir dem Schriftsteller gern geschenkt hätten und die am meisten verrathen, daß er selber aus dem gährenden Jünglingsalter noch nicht heraus ist. Das Schönste an dem Buche sind die ersten Capitel, die das Jugendleben des Helden behandeln. Da tritt die innige Liebe des Verfassers zu seiner Heimath, dem Strande der Ostsee, in ergreifender Weise zu Tage, und auch die biederen Steenwohlder, der alte Rolfs, der Lehrer Callsen, der Pastor Hillemann sind Gestalten, die aus Kernholz geschnitten sind und an denen man seine Herzensfreude hat. Man fühlt da wieder einmal recht deutlich, daß die Kunst ihre beste Nahrung doch allezeit aus dem Mark des Heimathbodens zieht. Wenn Enking von dieser Art mehr zu geben hat, wird sein Name bald guten Klang haben. Dagegen wird er mit so hohlen Salbadereien, wie es die Reden seines Rolfs auch nach der Umkehr sind (S. 256 ff.), wenig Dank ernten. Auch der allzu klobige Spott auf den Weltverbesserungsclub (S. 264 ff.) hat uns den sonst so wohlthuenden Eindruck des Schlusses nur gestört und hat zudem unserer Meinung nach für die Wandlung seines Helden geringe Beweiskraft. R. B.

— Präludien. Von Erich Urban. Berlin, 1899. Verlag von Carl Habel, SW. 48, Wilhelmstr. 33. Preis 2 ℳ — „Es giebt nichts Erhabneres als das Recht der Individualität. Die Pflege der Individualität ist nicht nur etwas Wahres und Großes, sie ist auch zugleich eine gute Anbetung und Religion. In dem Individuum beten wir die Welt an, in dem Theil das Ganze" (S. 12). „Ich kenne nichts Niedrigeres als Jemand, der eine Geschichte der Kunst schreibt. Ein Dichter, der die kleinste Strophe schrieb, ist mir werther; einen Maler, der das geringste Bildchen schuf, achte ich mehr. Ich achte nur producirende Menschen" (S. 24). „Was will die Kritik von einem Kunstwerk? Will sie es verbessern, wie ein Lehrer die Arbeit eines Schülers verbessert? Aber jedes Kunstwerk ist in seiner Art untadelig und seine Fehler nicht ohne Grund" (S. 25). An die sechs „Präludien", in denen diese und ähnliche Gedanken in einer stolzen, starken, manchmal auch etwas gesucht orakelhaften Sprache vorgetragen werden, schließen sich — man staune! — eine Reihe „kritischer" Essays. Darin sind folgende Stoffe behandelt: Gerhart (Hauptmann) der unfrohe; die „Perlenschnur"; Arno Holz und seine Schule; Regiment Sassenbach (S. ist der Verleger der jüngstdeutschen Lyrik); die Gedichte von Wertheimer und Karl v. Levetzow's „Höhenlieder"; der dichtende Agrarier Friedrich Wegener; zuletzt unter der Ueberschrift „Vom Weibe" die Dichterinnen Thekla Lingen, Maria Janitschek, Anna Ritter. — Wie Erich Urban es mit seinem unbedingten und schrankenlosen Individualismus vereinbar findet, die modernen Polymeter-Dichter so hart anzufassen, wie er es thut, das ist sein Geheimniß. Statt eines Urtheils über sein Buch aber mögen seine eignen Worte dienen (S. 26): „Was ist die Kritik im Grunde? Sie ist dazu da, das Volk zu unterhalten und auf bequeme Weise zu unterrichten. Der Eine ist dabei langweilig, der Andere amüsant. Ueberflüssig sind Beide." Das ist hart, auch für Erich Urban; aber er sagt es ja selbst, also wird es wohl wahr sein. Langweilig ist er übrigens nicht, zumal als Kritiker nicht, als Philosoph schon eher. R. B.

— Bruno Zieger, Ein sächsischer Merkantilist über Handelsschulen und handelswissenschaftliche Abtheilungen an Universitäten. Verlag der Handels-Akademie Leipzig 1899. — Es ist neuerdings in das gesammte kaufmännische Unterrichtswesen aller Orten ein frischerer Zug gekommen. Seit dem Juni 1897 besteht in Deutschland ein Verband für Förderung desselben, der sich energisch bethätigt und dem man die Idee der Handelshochschule verdankt. Es ist auch nur natürlich, daß in einer Zeit, wo der Concurrenzkampf aufs Lebhafteste geführt wird, die Nothwendigkeit einer gründlichen und besseren Schulung des Kaufmanns mehr betont wird. Die Führung eines Geschäfts ist heute nicht so einfach wie in den Tagen unserer Väter. Seit der Nachrichtenverkehr und das Transportwesen sich reger entwickelt haben und die Volkswirthschaft aus ihren Kinderschuhen herausgetreten ist, hat der Kaufmann viele Voraussetzungen zu erwägen und mehr Möglichkeiten als früher in Betracht zu ziehen, die sein Unternehmen vielleicht gewinnbringender, aber riskanter machen. Um so wünschenswerther ist daher für ihn eine planmäßige, geregelte, theoretisches und praktisches Wissen verbindende gediegene Ausbildung. Die Nothwendigkeit eines derartigen Unterrichts ist auf deutschem Boden schon zeitig erkannt worden. Bereits im Jahre 1715 hat der Hof- und Commercienrath Paul Jakob Marperger in Dresden der sächsischen Regierung ein Project zur Errichtung einer Kaufmannsakademie, d. h. einer Fachschule für Kaufleute, unterbreitet und im Jahre 1723 gab er unter dem Titel: „Trifolium mercantile aureum oder Dreyfaches Güldenes Klee-Blatt der werthen Kauffmannschaft" ein Buch heraus, in welchem er auf die Angelegenheit zurückkam. Aber die Ungunst der damaligen Zeitverhältnisse ließ es nicht zur Verwirklichung seiner Vorschläge kommen und nicht früher als 1772 wurde der erste Versuch gemacht, indem der Rath in Leipzig an die Nicolaischule eine Kaufmannschule anlehnte, die freilich nicht lange bestand. Die Erinnerung an diesen Mann wird uns jetzt durch Zieger's verdienstliche Förderung ins Gedächtniß zurückgerufen. Zieger, der bereits durch seine Abhandlung „Handelsschulen" in Professor W. Rein's Encyklopädie der Pädagogik als ein trefflicher Kenner dieser Materie bekannt ist, hat zweifellos einen ganz glücklichen Griff gethan, als er den längst in Vergessenheit gerathenen Marperger als denjenigen Mann, der zuerst Handelsschulen gefordert, aus dem Staube wieder ausgegraben hat. Marperger nimmt in der nationalökonomischen oder besser gesagt cameralistischen Litteratur keinen hervorragenden Platz ein. Insbesondere Wilhelm Roscher, dessen milde Art sonst Jeden zu seinem Rechte kommen läßt, hat über ihn ein vernichtendes Urtheil gefällt. Er nennt ihn einen entsetzlichen Vielschreiber, in dessen Darstellungen eine philiströs breite Schilderung des Herkömmlichen vorherrsche, sehr wenig vergeistigt durch ein platt erbauliches Moralisiren. Zieger nimmt ihn zwar gegen den Vorwurf der Vielschreiberei nicht in Schutz, aber er führt nach

den Acten des königl. Hauptstaatsarchivs in Dresden zu seiner Entschuldigung an, daß er mit großer Noth gerungen, wohl ein Amt gehabt hätte, aber Jahre lang auf die Auszahlung seines Gehalts habe warten müssen. Er beurtheilt also die Vielgeschäftigkeit nicht so hart und betont, daß man aus Marperger's Werken stets den Eindruck gewinne, wie er bestrebt gewesen sei, dem Vaterlande zu dienen. Nirgends habe er es darauf abgesehen, aus seinen Projecten Vortheile für sich zu erlangen, und sei von jener Prahlerei, die manchen seiner Zeitgenossen unangenehm charakterisire, ganz frei. Die uns von Zieger nun vorgelegte Schrift zeigt denn auch den alten Hofrath in günstigerer Beleuchtung, als einen verständigen, seiner Zeit vorauseilenden Mann. Weiter aber erhält man den Beweis, daß gerade die Mercantilisten es gewesen sind, in deren Kreisen die Forderung nach Fachschulen auftauchte. Sonst in ihren Ansichten nicht selten über das Ziel hinausschießend, sind sie in dieser Beziehung wirklich schöpferisch gewesen. Marperger's System, wenn es erlaubt ist, den Ausdruck zu gebrauchen, gipfelt in drei Veranstaltungen. Er befürwortet eine Schreib-, Rechen- und Buchhalterschule, also gewissermaßen die kaufmännische Elementarschule, weiter eine Handelsakademie, d. h. eine kaufmännische Mittelschule, und endlich die Errichtung einer handelswissenschaftlichen Abtheilung an den Universitäten. Bei der großen Weitläufigkeit, mit der er sich auszudrücken pflegte, und bei dem zopfigen Stile, den er führt, hat der Bearbeiter darauf verzichtet, das „Trifolium" vollständig abzudrucken. Er giebt vielmehr nur einiges wörtlich wieder und begleitet diese Auszüge mit kritischen Bemerkungen, so daß wir Marperger's Stellung zu den verschiedensten Punkten auf dem Gebiete des kaufmännischen Unterrichts bequemer auffassen und beurtheilen lernen, als es aus dem Studium des Originals möglich wäre. Die Handelsakademie, die Marperger empfiehlt, sollte sowohl zur Heranbildung zukünftiger Kaufleute als auch zur Vorbereitung von Rechnungsbeamten bei Behörden dienen. Sie wäre etwas wesentlich Neues gewesen. Denn wenn sie auch mit den bestehenden Rechen- und Schreibschulen einige Berührungspunkte aufwies, so steckte sie sich doch höhere Ziele. Sie sollte eine ebenso gründliche wie umfassende Fachbildung auf breitester Grundlage und unter steter Berücksichtigung der Forderungen des praktischen Lebens gewähren. Sie sollte sowohl Einsicht in das Getriebe des geschäftlichen Verkehrs, Kenntniß der kaufmännischen Rechtsverhältnisse, der Productionsgebiete, der Gütererzeugung, der Verkehrswege ermitteln, als auch das Verständniß für handelspolitische Fragen anbahnen. Sie sollte gewissermaßen die Vermittlerin der kaufmännischen Ueberlieferungen und Schöpferin einer Theorie des Handels aus den Erfahrungen vergangener Zeiten werden. „Alle gekünstelten Neuerungen", sagt Marperger, „finden bei mir keinen Ingreß. Was nicht nach der puren Kauffmannschaft schmecket, davon bin ich kein Liebhaber, weil ich allezeit lieber einen gebahnten als ungebahnten Weg gehe und viel davon halte, daß man mit anderer Leute Schaden klug und durch die Beurtheilung und Untersuchung, was andern nützlich und schädlich gewesen, sich die Regel setzen, was man desfalls seines Orts nachzuahmen oder zu vermeiden habe." Der geistige Gesichtskreis des angehenden Kaufmanns soll durch den Unterricht in der Handelsakademie erweitert, der Sinn für die praktische Berufsthätigkeit geweckt, der Blick geschärft werden. Vor Allem soll der patriotische Geist, der das Allgemeininteresse über das Privatinteresse stellt, gepflegt werden. In ähnlicher Weise sollen auch die handelswissenschaftlichen Abtheilungen an den Universitäten einem doppelten Zweck dienen. Sie sind nicht allein für Kaufleute bestimmt, sondern auch zur Vorbildung der Mitglieder von Verwaltungsbehörden. Insofern die Handelsakademie vorzugsweise kaufmännischen Interessen dient, so scheint es bei diesen Abtheilungen auf tüchtige Schulung künftiger Staatsbeamter, besonders von Commerzienräthen abgesehen. Ein Commerzienrath (d. h. ein Mitglied des Commerzcollegiums) müsse „in guten Studiis, insonderheit in der Politic und Jurisprudenz, in Historia und Mathesi ziemlich erfahren, überdem auch wohl gereist und ausländischer Sprachen kundig sein, in fremden Ländern deren Policey- und Handels-Maximen, wie auch der Commercien und Manufacturen Bestand, der Länder Beschaffenheit, ihrer Einwohner Macht und Vermögen genau erkundigt, die Manufacturen selbst ursprünglich kennen und tractiren, solche auch gegen seine Landes-Manufacturen conferiren gelernet haben". So denkt sich Marperger den idealen Commerzienrath, indem er ihm außerdem noch eine Menge Kenntnisse in speciell kaufmännischen Fragen zumuthet. Es ist eine sehr umfangreiche Bildung, deren Erlangung Marperger für wünschenswerth hält. Aber im Grunde fordert er nicht mehr als was heute von den Juristen, die in den Dienst der Verwaltung treten sollen wirklich verlangt wird, nämlich Verständniß für die Volkswirthschaftslehre. Damals fing diese Wissenschaft eben erst an, Aufsehen zu erregen; in den Kreis der akademischen Wissenschaften war sie noch nicht aufgenommen. Um so anerkennenswerther war es, daß weiterblickende Männer die Wichtigkeit derselben erkannten und die Nothwendigkeit, sich in ihr unterrichten zu lassen, betonten. Marperger ist es nicht gelungen, seine Projecte zur Verwirklichung zu bringen. Aber er hatte doch den Anstoß zu weiteren Erörterungen gegeben und wenn diese in der Gegenwart Früchte getragen haben, hat es offenkundiges Interesse, sich an seine Bestrebungen wieder erinnert zu sehen. St—a.

— **Schima, Die Vorschätzung von Gebäuden, Maschinen und Einrichtungen für Feuerversicherungszwecke.** Verlag A. Hartleben, Leipzig. — Die Vorschätzung ist bei der königl. sächs. Landesbrandversicherungsanstalt sowohl für Gebäude wie für Maschinen schon seit vielen Jahren in Anwendung. Dieselbe bietet die Vortheile, daß bei Eingehung des Versicherungsverhältnisses die Neubau- und Zeitwerthe genau festgestellt werden, daß der Versicherte bis zur nächsten Feststellung durch Revision, desgleichen bei Neuanschaffung oder Beseitigung von Objecten nur die Prämie der wirklichen Werthe zahlt und daß bei einem Brandfalle der entstandene Schaden sich auf Grund genauer Vorschätzung naturgemäß leichter berechnen läßt. Durch die in den Versicherungspolicen aufgenommene Klausel, daß eine Vorschätzung in einem Schädenfalle als Grundlage der Regulirung dient, insoweit dieselbe keine nachweisbaren Irrthümer enthält und insofern nicht seit Aufnahme der Taxe durch Abnutzung, Bruch von Maschinen und Transmissionen, längere Betriebseinstellung, Liquidation des Geschäfts, erhebliche Abnahme der Concurrenzfähigkeit der Maschinen oder andere Ursachen eine Werthsverminderung eingetreten ist, rückt der Werth einer solchen unter das Niveau herab, welches der so erhebliche Aufwand an Geld und Zeit darstellt, den eine genaue Vorschätzung erfordert. Und in Wirklichkeit sind die wirklich vorkommenden Brandschäden und die Fälle, wo eine Vorschätzung vorhanden sein möchte, im Verhältniß zur Zahl der Versicherungsabschlüsse gering. Die vorliegende Schrift von Schima, in der die Vorschätzung als „eine Handhabe für die den augenblicklichen Verhältnissen entsprechende Versicherungsantragsstellung" — in dieser schwülstigen und undeutschen Ausdrucksweise ist das ganze 64 S. starke Heft verfaßt — hingestellt wird, „darum fleißig, recht oft und gründlich vorgeschätzt werden soll", besitzt keinen praktischen Werth. Auch bringen die Erörterungen über die Gesichtspunkte für und gegen die Vorschätzung nichts Neues und Bemerkenswerthes. Geyer.

— **Die Grundlehren der Elektricität** mit 38 Abbildungen. Von P. G. Wenzel. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Das kleine Buch geht schnurgerade auf das Ziel zu, den Leser mit der modernen und, wie wir wissen, vielseitigen, praktischen Verwendung der Elektricität vertraut zu machen. Doch versäumt es nicht, zuvor den Grund zu legen, auf dem es sein Ziel erreichen will. Es geht deshalb dem Hauptstück ein allgemeiner Theil voraus, in dem kurz und bündig das Wesen des Magnetismus, der Elektricität und des galvanischen Stromes, die Thermoelemente und Inductionsströme durchgenommen werden, bevor die physiologischen und chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes, die begleitenden Wärme- und Lichterscheinungen erläutert und dann erst die Capitel der gesammten Elektrotechnik angereiht werden. Das gemeinfaßlich geschriebene Buch liest sich leicht und setzt für sein Verständniß nur die Vorkenntnisse in Physik voraus, die heutzutage jedes gut geleitete Erziehungsinstitut seinen Zöglingen in den Schulsack und mit auf den Weg giebt. Daß es aber, wie Verfasser meint, ohne alle und jede Vorkenntnisse mit Nutzen studirt werden könne, erlaubt sich Recensent gelinde zu bezweifeln. Denn wenn auch alles schwerfälligen Ballastes ledig, ist das Büchlein doch so stoffreich, daß es einem naturwüchsigen Laien, unvorbereitet wie er ist, schwer fallen dürfte, den Stoff ohne Weiteres zu bewältigen, in der ihm gänzlich unbekannten Gedankenwelt sich zurecht zu finden und die vielfach verschlungenen Wege der Elektrotechnik zu verfolgen, ohne zu ermüden und schließlich zu erlahmen. Man soll auch in Vorreden nicht mehr versprechen, als man halten kann. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 68. | Dienstag, den 13. Juni, Abends. | 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Verlauf der Schlacht von Sedan.

Dichter, bis gegen 7 Uhr Morgens dauernder Nebel verhinderte bis dahin jeden Fernblick von dem östlich der Straße nach Douzy zwischen Amblicourt und Mairy befindlichen Höhenzuge, wohin das Obercommando vor 5 Uhr früh von Mouzon aufgebrochen war. Kanonendonner aus nordwestlicher Richtung, von 6 Uhr an sich weiter nach Norden erstreckend, ließ darauf schließen, daß die Bayern bei Bazeilles und vielleicht auch schon die Avantgarde des über Douzy auf La Moncelle vorbeorderten XII. Corps mit dem Feinde handgemein geworden waren. Nach Fallen des Nebels erkannte man das aus dem dicken, über beiden Orten lagernden Pulverdampfe, und um 7¾ Uhr kam folgende Meldung:

Meldung der 24. Division (ohne Zeit).
Eingang beim General-Cdo. XII. Corps bei Douzy 6½ Uhr.
Eingang beim Obercommando 7¾ Uhr früh.

Bei Moncelle auf den Feind gestoßen, er steht in westlicher Richtung und ziemlich stark in nordwestlicher Richtung.

v. Tschirschky
(Major und Generalstabsoff. der 24. Div.).

Kurz darauf trafen auch Nachrichten von der Garde ein, wonach Villers Cernay vom Feinde unbesetzt, außer der 1. sich auch die 2. Garde-Division dahin von Francheval aus wende und die möglichst baldige Erreichung der nach Belgien führenden Straße Sedan-Bouillon ins Auge gefaßt sei.

1) Von Major v. Holleben.
Bei Francheval 7½ Uhr, Eing. Ober-Cdo. 8 Uhr früh.

Das Gardecorps hat etwas später als 5 Uhr aufbrechen können. Die erste Division scheint mit der Tete jetzt Villers Cernay erreicht zu haben. Dasselbe unbesetzt. Die Tete der 2. Division und die Corpsartillerie sind bei Francheval, die Cavallerie-Division von Carignan auf der Chaussée im Anmarsch. Die 2. Division erhält jetzt Befehl, auf Villers Cernay vorzugehen.

v. Holleben, Major.

2) Vom Generalcommando des Gardecorps.
Am 1. September 7¾ Uhr früh von Francheval.
(Zeit des Eingangs nicht angegeben.)

Das Gardecorps ist mit beiden Divisionen im Marsch auf Villers Cernay und mit den Teten bereits dort eingetroffen. Von da aus wird es auf dem rechten Flügel in das Gefecht eingreifen und so die Straße auf Bouillon zu beherrschen suchen. Der commandirende General begiebt sich nach Villers Cernay.

v. Dannenberg,
Generalmajor und Stabschef.

Bei der Avantgarde war der Befehl, wie erwähnt, erst 6 Uhr eingetroffen. Sie war sofort nach Villers Cernay gerückt und dort bis 8 Uhr die ganze 1. Garde-Division vereinigt. Die übrigen Theile des Corps, mit der Cavallerie und Artillerie meist im Trabe vorauseilend, bildeten eine linke, Anfangs auf Francheval und dann, um das vorliegende wegelose Bois Chevalier zu umgehen, auch nach Villers Cernay abbiegende Colonne.

Um 7¾ Uhr ertheilte Prinz August von Württemberg von Francheval aus die in seiner vorstehenden Meldung nur im Allgemeinen angedeuteten Befehle, wonach die 1. Division mit der Corps-Artillerie auf Givonne und rechts davon die Cavallerie-Division vorgehen, die 2. Division vorläufig südlich Villers Cernay aufmarschiren solle.

Die Meldung, daß dieses bisher im Obercommando mit starken Kräften noch besetzt geglaubte Dorf vom Feinde frei gefunden sei, schien die Annahme des Rückzugs des Feindes zu bestätigen und dafür zu sprechen, daß der Givonne-Abschnitt von ihm nur gehalten werde, um dem Groß Zeit zum Abzug zu gewähren.

Man war also noch des Glaubens, daß dieser weiter auf Mézières im Gange sei, und daß die nach den erhaltenen Mittheilungen[184]) jetzt, d. h. 8 Uhr Morgens, mit zwei Corps in der Stellung Brigne aux Bois—Marancourt angenommene III. Armee sich dort dem Feinde entgegenstelle. Unter dieser Voraussetzung — wie übrigens auch unter jeder anderen, welche man sich von der Stellung und den Absichten des Feindes machen konnte — kam es darauf an, möglichst rasch nördlich an Sedan vorbei vorzubringen, dort die Vereinigung mit der III. Armee zu suchen und damit auch das Entkommen des Feindes nach Belgien zu verhindern. Noch überzeugt, daß ihm nur schwächere Theile, der III. Armee die Masse des Feindes gegenüberstände, gegen welche der Kampf vorläufig vertheidigungsweise geführt werden müßte, wollte der Kronprinz zur möglichst raschen Unterstützung derselben im Rücken des Feindes bis Fleigneux und auf die Höhe östlich St. Menges vordringen, und dazu wurde um 8 Uhr Morgens befohlen:

An das Garde- und XII. Armeecorps.
Höhe östlich Mairy, Vorm. 8 Uhr.

Wenn der Abschnitt Daigny-Givonne genommen ist, so hat sich das Garde-Corps in dem Thal aufwärts auf Fleigneux, das XII. Corps auf Illy zu dirigiren. Das XII. Corps kann von Illy noch auf den Höhenzug östlich St. Menges vorgehen.

In der Stellung Brigne aux Bois-Marancourt steht das XI. und V. preußische Corps, um die sich auf Mézières abziehenden Franzosen in Empfang zu nehmen. Ein weiteres Vordringen nach Westen als bis auf den Höhenzug von St. Menges darf daher nicht stattfinden.

Das I. bayerische Corps wird von hier ersucht werden, über Daigny das Bois de la Garenne zu besetzen und die Deckung der linken Flanke gegen Sedan zu bewirken.

Albert.

Die gleichzeitig an General v. d. Tann ergehende Aufforderung, sich dieser Bewegung anzuschließen lautet wie folgt:[185])

An das I. Bayerische Corps.
Höhe östlich Mairy früh 8 Uhr.

Ich habe soeben dem XII., königl. sächs., Armee-Corps Befehl gegeben, über Givonne nach Illy und bis auf den Höhenzug östlich von St. Menges vorzugehen, das Garde-Corps hat Befehl erhalten, von Givonne thalaufwärts nach Fleigneux zu rücken. Das königl. bayerische I. Armee-Corps wird ergebenst ersucht, über Daigny nach dem Bois de la Garenne vorzugehen und hierdurch die Deckung der linken Flanke gegen Sedan zu übernehmen.

Albert, Kronprinz,
G. d. I.

Es stellte sich nun allerdings allmälig heraus, daß der Feind nicht abmarschirt war, sondern östlich Sedan mit starken Massen den Givonne-Abschnitt festhielt und von dort erst in hartem Kampf vertrieben werden mußte, bevor von dem Umgreifen nach der dahinter liegenden Gegend nördlich von Sedan die Rede sein konnte. Das war aber auch ausdrücklich an die Spitze des Befehls gesetzt worden und da es nach wie vor das Ziel des Tages blieb,

---

[184]) König Albert 50 Jahre Soldat. S. 290.

[185]) Anscheinend bezieht sich nachstehende Stelle in Helvig „Das I. Bayerische Corps 1870/71“ auf dieses sonst von ihm nicht erwähnte Schreiben: „Bald nach der Eroberung von Bazeilles traf bei dem I. Corps die Aufforderung des Kronprinzen von Sachsen ein, nicht weiter gegen Fond de Givonne vorzudrängen und dem Garde- und XII. Corps Zeit zu lassen, den Feind zu umschließen. Aus diesem Grunde bezweckten die vor der Hand getroffenen Anordnungen auch nur die Fortsetzung des Kampfes durch Artillerie.“ (S. 80 u. 81.)

möglichst rasch nördlich Sedan Anschluß und Vereinigung mit der III. Armee anzustreben, so wurde der vorstehend wiedergegebene Befehl, der klar die Umzingelung des Feindes forderte, aufrecht erhalten. Als das Obercommando indessen aus eigener Beobachtung wie eingegangenen Meldungen der auf dem rechten Flügel, also der III. Armee am nächsten vorgehenden Garde etwa um 1 Uhr erkannte, daß die angestrebte Gegend von St. Menges und Fleigneux von dieser Armee schon erreicht war und die Vereinigung näher und weiter südlich gefunden werden könne, unterblieb die Fortsetzung der aus vorerwähnten Gründen bei der Garde schon unterbrochenen, beim XII. Corps noch in der Ausführung begriffenen Rechtsschiebung.

* * *

Der Givonne-Abschnitt war bekanntlich von dem größeren Theil der Armee von Châlons, in erster Linie von 4 Divisionen des 12. und 1. Corps, hinter welchen 3 andere bereit standen, von Bazeilles aufwärts bis über das Dorf Givonne hinaus besetzt. Die dem gegenüber schwachen deutschen Abtheilungen, welche in der Erwartung, nur Arriergarden zu finden, auf den rechten Flügel dieser auch örtlich starken feindlichen Stellung anstürmten, sahen sich also bald in eine höchst nachtheilige Lage versetzt. Die von 4 Uhr früh an über die Brücken bei Remilly vorgehende 1. bayerische Division gelangte noch im Dunkel und Nebel allerdings in den südlichen noch unbesetzten Theil von Bazeilles, stieß aber dann auf so hartnäckigen Widerstand, daß der Kampf im Ort lange und bange Stunden hin- und herschwankte, bis es ihr und der nachgekommenen anderen Division des I. bayerischen Corps nach 10 Uhr gelang, das Dorf ganz zu erobern.

Rechts davon waren auf Befehl des Prinzen Georg von Sachsen die zunächst bei Douzy bereiten Theile der 24. Division[186]) unter General v. Schulz zur befohlenen Zeit um 5 Uhr Morgens als Avantgarde auf la Moncelle angesetzt und der Infanterie vorauf eröffnete die einzige dabei befindliche Batterie schon vor 6 Uhr als erste deutsche Batterie, neben welcher erst eine Stunde später links zwei bayerische und rechts die drei anderen der 24. Division auffuhren, ihr Feuer. Acht Compagnien des 107. Regiments bemächtigten sich des Dorfes la Moncelle und der Givonnebrücke, zwei weitere Compagnien dieses Regiments[187]) und etwa 5 bayerische Bataillone folgten dahin nach; das Dorf und vor Allem zwei vorwärts der Brücke gelegene Häuser, bis wohin drei Compagnien des III. Bataillons 107. Regiments vorgedrungen waren, denen sich nach 9 Uhr Abtheilungen des 12. und 3. bayerischen Regiments zugesellten, konnten aber nur mit größter Anstrengung behauptet werden.

Das Gefecht stand hier bis zum Eintreffen von Infanterieverstärkung, welche vorläufig nicht möglich war, weil alle bayerischen Reserven gegen die auch innerhalb von Bazeilles vordringenden Theile des 12. französischen Corps, alle zur Stelle befindlichen und nachkommenden der 24. Division der bei Daigny über die Givonne vorgegangenen Division Lartigue des 1. feindlichen Corps entgegengeworfen werden mußten und die 23. Division noch nicht heran war.

Die Vorgänge bei dem I. bayerischen Corps, wie überhaupt bei der III. Armee, näher zu schildern, liegt außerhalb des Rahmens dieser Darstellung. Es sei deshalb hier nur erwähnt, daß General v. d. Tann im ersten Theil der Schlacht nach und nach die größere Hälfte seiner Infanterie in Bazeilles, die kleinere, ungefähr 10 Bataillone und soviel Batterien als neben den sächsischen noch Platz fanden, nördlich davon innerhalb des linken Flügels des XII. Corps ins Gefecht setzte und daß einzelne bayerische Abtheilungen thalaufwärts sogar bis nach Daigny gelangten.[188])

Ueber die Lage des linken Flügels der 24. Division bei La Moncelle um 8¼ Uhr ließ General v. Nehrhoff melden:

Meldung der 24. Division.

Bei La Moncelle 8[15].

Die Divisions-Artillerie hat sich verschossen. Das Eintreffen der Corps-Artillerie sehr wünschenswerth. Bayern melden, daß sie den Abschnitt Moncelle-Bazeilles festhalten werden.

Auf Befehl
v. Tschirschky, Major.

Dieser sehr berechtigte Nothschrei erledigte sich unmittelbar darauf. Der durch vorgeschickte Officiere über die Gefechtslage schon früher unterrichtete Prinz Georg von Sachsen hatte die Corps-Artillerie so rasch als möglich vorbeordert und schon um 8½ Uhr feuerten im Ganzen 10 sächsische Batterien, deren rechter Flügel sich Daigny gegenüber befand. Auch die 23. Division suchte so bald als möglich heranzukommen. Da das aber nur auf der einen Straße über Douzy erfolgen konnte und sie eine Meile rückwärts dieses Orts gelagert hatte,[189]) so war es ihr unmöglich, dicht auf die 24. Division aufzuschließen, wie der Armeebefehl verlangte. Die Lage der vorderen Linie und namentlich auch die der Artillerie wurde so sehr gefährdet, weil nun auch feindliche Infanterie auf La Moncelle vorrückte, während die Spitze der 23. Division erst le Rulle, ¼ Meile hinter La Moncelle, durchschritt.

Trotz des nun immer heftiger werdenden französischen Schützenfeuers und des Mangels an Infanteriebedeckung behauptete sich jedoch die deutsche Artillerie bis der Feind auf 300 Schritte herangekommen war, und durch Verwundung des Oberst Funcke, Commandeurs der sächsischen Corps-Artillerie, gerade im schwersten Augenblick die Leitung unterbrochen wurde. Mit Ausnahme von zwei südlich des Weges Rubécourt—La Moncelle geschützter stehenden Batterien nahm sie vorübergehend eine rückwärtige Stellung,[190]) ging jedoch, als die 23. Division anmarschirte und zuerst eine Compagnie des 71. Regiments,[191]) dann 4 Bataillone der 23. Division[192]) auf ihrem linken Flügel anlangten, im Verein mit weiter dazu kommenden Batterien[193]) bald wieder vor, so daß dann 15 deutsche Batterien östlich von Daigny—La Moncelle in Thätigkeit traten.

Die vordere 46. Brigade der 23. Division drang nun zwischen La Moncelle und Bazeilles nach und über den Park von Monvillers, dessen bayerische Besatzung stark gedrängt wurde, vor, worüber nachstehende Meldung an das Obercommando gelangte:

¾10 Uhr. Eingang 10 Uhr 20 Min. V.

Die 46. Brigade geht gegen La Moncelle,[194]) die 45. steht noch intakt in Reserve. Die Bayern scheinen sich in Bazeilles mühsam zu halten.

Graf Arnim
Lt. u. Ordonnanzofficier im Ober-Commando.

Nachschrift. 10 Min. vor 10 Uhr: Nach eben erfolgter Recognoscirung die Stellung der Bayern gesichert. Nach Meldung vom Garde-Corps (Lt. v. Esebeck) preußische Artillerie nordöstlich von Givonne eingegriffen.

Erst jetzt, etwa von 10 Uhr an, konnte in der That die Stellung der Bayern und Sachsen an der unteren Givonne, an welche auch das IV. Corps mit der 7. Division bis Lamécourt, mit der Avantgarde der 8. Division bis Bahnhof Bazeilles herangerückt war, als gesichert angesehen werden, und inzwischen hatte der rechte Flügel der 24. Division auch den über Daigny vorgedrungenen Feind nach hartem Kampf über den Bach zurückgeworfen.

* * *

Als General v. Nehrhoff um 6½ Uhr erkannt hatte, daß sich die feindliche Stellung bis soweit erstreckte, hatte er das allein verfügbare 105. Regiment dahin aufbrechen lassen. Etwa gleichzeitig schob General Ducrot zur Deckung der Brücke von Daigny den größeren Theil der Division Lartigue über dieselbe vor. Das 105. Regiment sah sich dadurch nordwestlich des Bois Chevalier bald in die Vertheidigung geworfen, behauptete sich aber im Verein mit dem rechten Flügel der sächsischen Artillerie, der dann hinzukommenden 5. und 6. Compagnie des 107. Regiments

---

[186]) 107., 105. Regiment, 13. Jägerbataillon, 1. Escadron 2. Reiterregiments, 4. leichte Batterie, zusammen 7 Bataillone, 1 Escadron, 1 Batterie. Das Jägerbataillon ging als rechte Seitenabtheilung über Rubécourt durch das Bois Chevalier vor. Die anderen Truppen der Division folgten, wie sie ankamen, zuerst das 12. Jägerbataillon und das Gros der Artillerie.

[187]) Die 5. und 6. Compagnie kamen weiter nach rechts und kämpften mit dem rechten Flügel der 24. Division am Bois Chevalier—Daigny.

[188]) Das I. bayerische Corps zählte 25 Bataillone. Davon haben nach Helvig S. 79 im Ganzen 15½ Bataillone (und 2 Geschütze) in Bazeilles gefochten.

[189]) Bei Tétaigne die 46. Brigade, 2 Esc., 2 Batterien, bei dem noch etwas entfernteren Euilly die 45. Brigade mit der anderen Hälfte der Cavallerie und Artillerie. Der Vormarsch erfolgte dementsprechend in diesen beiden Gruppen, die von Tétaigne kommende hatte die Spitze.

[190]) Die sächsische 6. leichte und die bayerische 6. sechspfündige Batterie blieben stehen.

[191]) Von der Avantgarde der von Remilly nach Bazeilles vorgehenden 8. Division.

[192]) Das 1. Bail. 102. Rgts. und das 2. Gren.-Rgt. Nr. 101.

[193]) 3 sächsische: 2. reitende und zwei Batterien der 23. Div., sowie 2 bayerische, welche auf dem äußersten rechten Flügel auffuhren, während die bisher links vom XII. Corps feuernden bayerischen Batterien nach Bahnhof Bazeilles abrückten.

[194]) Monvillers und La Moncelle wurden häufig verwechselt.

und dem 12. Jägerbataillon auch nach Erschöpfung der Munition wiederholten Angriffen von drei französischen Regimentern gegenüber.[195]) Hauptmann Baumgarten mit dem 3. Bataillon trieb die ihn bedrängenden Zuaven mit dem Bajonnet zurück. Erst als nach und nach vier weitere Bataillone, zuerst auf dem äußersten rechten Flügel das zur Verbindung mit der Garde gleich von Douzy an durch das Bois Chevalier vorgeschickte 13. Jägerbataillon, dann das 104. Regiment hinzutraten, gelang es, den Feind zwischen 9½ und 10 Uhr unter Verlust von 6 Geschützen und einer Fahne des 3. Turkoregiments nach Daigny, sowie über die Givonne zurückzudrängen.

Ueberhaupt fochten hier zuletzt 8½ Bataillone und 3 Batterien der 24. Division[196]) gegen gleiche feindliche Kräfte, nämlich 8 Bataillone und 3 Batterien der Division Lartigue und einige Compagnien des 31. Regiments. 5 Bataillone der genannten Division waren westlich der Givonne zurückgeblieben.[197])

Bei dem Kampf in und seitwärts des Dorfes wirkten außer bis hierher und von ihrem Corps ganz abgekommenen bayerischen Abtheilungen vom 3. Infanterie-Regiment und 1. Jägerbataillon auch die auf Veranlassung des Generals v. Pape aus der Richtung von Villers Cernay heraneilenden Spitzen der auf Givonne marschirenden 1. Gardedivision, Garde-Jäger und Garde-Füsiliere, mit, nahmen ebenfalls 2 Geschütze und gelangten um 10 Uhr in den nördlichen Theil des Dorfes Givonne und an Haybes heran, nachdem bereits seit länger als einer Stunde 7 Gardebatterien jenseits des Baches an und nördlich des Bois de la Garenne befindliche feindliche Massen und Geschütze zum Ziel genommen hatten.

Die Garde-Husaren streiften weiter nördlich von la Virée Ferme schon über die Straße nach Bouillon, waren aber von la Chapelle aus angeschossen, ebenso eine Garde du Corps-Escadron und es wurde deshalb die 6. Compagnie Gardefüsilier-Regiments dahin entsandt, welche das 1. Bataillon Franctireurs von Paris[198]) um 11 Uhr aus dem stark verbarrikadirten Dorfe nach Norden vertrieb.

* * *

Der Givonne-Abschnitt war zwar nun auch aufwärts bis zum Dorfe gleichen Namens erreicht, immer aber — vom anderen Ufer her noch standhaft vertheidigt — noch nicht gewonnen und das erst dann anbefohlene Vordringen der Maasarmee nördlich des Bois de la Garenne konnte daher erst vorbereitet und namentlich beim XII. Corps erst in Angriff genommen werden, nachdem der gegenüberstehende Feind auf Sedan zurückgetrieben war, was an der unteren Givonne durch gemeinsame Angriffe der Bayern und Sachsen[199]) und des vordersten Bataillons der Avantgarde der 8. Division erfolgte. Gleichzeitig wurde Bazeilles, in welchem nach und nach 15½ bayerische Bataillone mit zwei Geschützen in Thätigkeit getreten waren, vollständig erobert, der Gegner überall auf Balan zurückgetrieben und der östlich vorliegende Höhenrücken gegen 11 Uhr von den Siegern besetzt.

Zu Anfang dieser, von rückwärts überhaupt nur theilweise zu übersehenden Vorgänge ging nachstehender Bericht an das Obercommando ab:

11 Uhr 5 M. Eing. Ober-Commando 11 Uhr 35 Min.

Die 45. Brigade steht in Moncelle, die 46. geht auf dem Höhenrücken in nordwestlicher Richtung vor. Die 2. Division (24.) steht östlich des Weges La Moncelle-Daigny. Die Corpsartillerie beschießt vor der Garde befindliche feindliche Colonnen. Die französische Stellung westlich des ganzen Weges bis etwa nördlich Daigny wird noch behauptet. Von Bayern fehlen augenblicklich Nachrichten, die eingeholt werden.

Graf Arnim, Lt.

* * *

Infolge des eben beschriebenen weiteren Vorgehens des linken deutschen Flügels war jedoch der Feind wenigstens von dem südlichen Theil des in obiger Meldung erwähnten Weges gegen Balan und Fond de Givonne zurückgedrängt und damit hier wie bei Daigny das Eindrücken der französischen Stellung begonnen worden. Innerhalb derselben hatte ein zweimaliger Commandowechsel zwar inzwischen Hin- und Herschiebungen veranlaßt, den äußeren Umkreis derselben jedoch nicht wesentlich verändert.

Der Marschall Mac Mahon war gleich zu Beginn der Schlacht in den Reihen der Division Lacretelle des Corps Lebrun La Moncelle gegenüber verwundet worden und General Ducrot, welchem er den Oberbefehl übertrug, glaubte die Armee noch über Illy nach Mézières in Sicherheit bringen zu können, was nicht ausführbar gewesen wäre, weil zu dieser Zeit die Avantgarden der III. Armee bereits in breiter Front der einzigen Rückzugsstraße über Vrigne aux Bois nahe waren oder sie schon erreicht hatten.[200]) Er gab Befehl zum allgemeinen Rückzug auf Illy, ließ jedoch zur Deckung desselben die bei Daigny über die Givonne vorgeschobenen Theile der Division Lartigue vorläufig östlich zur Deckung der Brücke und auch die Division Lacretelle einen Offensivstoß gegen La Moncelle—Monvillers machen.[201]) Kaum hatten diese Abzugsbewegungen auf der Ostfront begonnen, so bemächtigte sich General Wimpffen, vom Kriegsminister ohne Wissen Mac Mahon's zu seinem Vertreter bestimmt, des Commandos und ließ Alles wieder anhalten, weil er seinerseits hoffte, noch einen Sieg zu erfechten oder wenigstens in der entgegengesetzten Richtung nach Montmédy durchbrechen zu können, was ebenfalls keine Aussicht auf Erfolg hatte, weil ihm dort 4½ deutsche Corps gegenüberstanden. Er will dazu durch den thatsächlich günstigen Stand des Gefechtes beim Corps Lebrun in Bazeilles und La Moncelle gegenüber bestimmt und von Letzterem darin bestärkt worden sein.

Faßt man die durch Vorstehendes herbeigeführten Verschiebungen zusammen, so näherten sich infolge des Ducrot'schen Befehls drei Reservebrigaden seines eigenen Corps vorübergehend Illy, und nahmen dann im Allgemeinen wieder die früheren Plätze hinter den beiden anderen ein.[202]). Das in der Nordfront stehende 7. Corps blieb wo es war. Beim 12. Corps trat die Reserve-Division Grandchamp den Marsch nach Illy zwar an, kehrte auf Befehl Wimpffen's aber ebenfalls wieder um und trat nun auch in den Kampf ein, welcher nach der Commandoübernahme Wimpffen's von 9 Uhr an nun auch innerhalb von Bazeilles, wo der größere Theil der dort befindlichen Division Vassoigne überhaupt verblieben war, wie schon vorher weiter nördlich von den Franzosen angriffsweise geführt wurde und, wie früher erwähnt, namentlich die deutsche Artillerie zeitweilig in Gefahr setzte. Von 10 Uhr an, zu welcher Zeit die niedergekämpfte Artillerie des 12. französischen Corps abzog, wandte sich das Blatt und um 11 Uhr war der ganze rechte Flügel, die drei Divisionen des ebengenannten Corps, die Brigade Carteret des 1., sowie mindestens vier Bataillone des 5. Corps und 27 Batterien nach Balan und der nördlich davon liegenden Höhe zurückgeworfen.[203])

---

[195]) Die Tornister waren, wie das Obercommando befohlen hatte, abgelegt und dabei in der Eile des Abmarsches vom 105. Regiment und 12. Jägerbataillon versäumt, die Patronen herauszunehmen.

[196]) In und bei La Moncelle 2½ Bataillone und 1 Batterie. Das 2. Reiter-Regiment stand hinter dem rechten Flügel der Division. Das 106. Regiment hatte den Befehl zum Vorgehen aus Mißverständniß zwischen Division und Brigade nicht erhalten und langte deshalb (von Brévilly) erst nach Abschluß dieser Kämpfe um 10½ Uhr an. Seine 6. Compagnie, welche den Bahnhof Douzy besetzt hatte, schloß sich der durchmarschirenden 23. Division an.

[197]) Oestlich der Givonne kämpften nach Ducrot S. 103 ff., Hervé in Wimpffen S. 335, Dick S. 492 von der Division Lartigue des 1. Corps die Brigade Fraboulet, das 1. Bat. des 3. Turko-Regiments mit den 3 Div.-Batterien und die oben erwähnten Compagnien des 31. Regiments vom linken Flügel der Division Lacretelle des 12. Corps. — Ein Theil des 3. Zuaven-Regiments von der Brigade Fraboulet zog nördlich ab und gelangte durch Belgien nach Rocroy und von da nach Paris.

[198]) Zugetheilt der 2. Brigade der 3. Div. des 1. französ. Corps.

[199]) 16 Comp. 107. Rgts. u. 5 Bat. der 46. Brigade (welche eines in Stenay zurückgelassen hatte), zusammen 7½ sächs. Bat. — An Reserven waren beim XII. Corps noch vorhanden: Hinter dem rechten Flügel das 106. Rgt.; auf dem linken Flügel die 9 Bat. der 45. Brigade, 2 Batterien. Außerdem beide bei ihren Divisionen befindlichen Div.-Cav.-Rgter. und die mit einer reitenden Batterie wegen Mangels geeigneter Thätigkeit bei Douzy verbleibende 12. Cav.-Div.

[200]) Mac Mahon nennt als Zeit seiner Verwundung 5¾ Uhr, ebenso Dick de Lonlay, General Pajol 6 Uhr, Rousset ungefähr 6¼ Uhr, nach Anderen war es noch später und Einzelschrift 20/21 setzt es S. 131 auf 6½ Uhr. Der Befehl Ducrot's zum Rückzug nach Illy gelangte etwa 7½ Uhr, zu welcher Zeit die Spitzen der III. Armee die Straße nach Mézières erreichten, der Gegenbefehl Wimpffen's etwa 9 Uhr an die Corpscommandanten.

[201]) Rousset II S. 306, 307 und 311.

[202]) 2. Div. Pellé und ½ der 3. Div. L'Hériller, deren 1. Brigade Carteret dem General Lebrun schon bei Beginn der Schlacht überwiesen und seit 8 Uhr bei Bazeilles eingriff, Dick de Lonlay I S. 475 und 662.

[203]) Vom 5. Corps (Brigade Saurin) das 11. Regiment und das nach Dick de Lonlay I S. 460 u. 461 vor Fallen des Nebels in Bazeilles eingerückte 1. Bataillon 46. Regiments. Die Anzahl der Batterien ist der in Lebrun S. 300 ff. sich findenden Inschrift des dem 12. franz. Regiment in Bazeilles gesetzten Denkmals entnommen.

Es gelang dem General Wimpffen erst am Nachmittage, einen erneuten Versuch zum Durchbruch nach Osten ins Werk zu setzen.

* * *

Sobald Prinz Georg von Sachsen — um zu der Schilderung der deutscherseits und zunächst vom XII. Corps getroffenen Anordnungen zurückzukehren — von der sächsischen Hauptartilleriestellung aus das Vorgehen über La Moncelle-Monvillers hinaus beobachtete, womit dort wenigstens die Gewinnung des Givonneabschnitts sich kennzeichnete, war für ihn der Zeitpunkt gekommen, den schon länger erhaltenen Befehl zum Rechtsschieben des Corps näher ins Auge zu fassen. Er schickte dazu dem General v. Montbé die Benachrichtigung, daß die 23. Division nicht weiter als bis auf die Höhen westlich La Moncelle vorgehen dürfe, weil Illy das Ziel des XII. Corps sei. Ein Befehl zum sofortigen Antritt dahin wurde damit nicht verbunden, weil sich die Lage von rückwärts nur im Allgemeinen erkennen ließ.

Wortlaut.

11 Uhr. Angek. 11¼ Uhr.

Die Direction des XII. Corps geht auf Illy, die Bayern besetzen Bois de la Garenne und sichern gegen Sedan. Die 23. Division darf nicht über die Höhen über La Moncelle vorgehen.

Generalcommando.

Der Prinz erklärte sich deshalb nach erhaltener Meldung über die näheren Verhältnisse damit einverstanden, daß die Division vor der Hand stehen bleibe und fügte hinzu: „Setzt die Division ihren Vormarsch fort, so geschieht es bis Daigny im Thale, da Givonne der Garde zugewiesen ist[304]) Die Direction bleibt Daigny-Illy."

Meldung der 23. Division.

¾12 Uhr.

Das Schützenregiment muß einstweilen die Höhen bei La Moncelle halten, weil die Bayern ihre Munition verschossen haben. Ich avertire das IV. Corps bei Le Rulle hiervon und bleibe vor der Hand stehen. Zwei Batterien ziehe ich vor auf jene Höhen.

J. A.

Schubert, Oberstl. (u. Generalstabsoff.).

Antwort des Generalcommandos XII. Corps.

An die 23. Division.

Ich bin damit einverstanden, daß die Division sich verhält. Die Disposition über die 7. Division ist Sache des General-Commandos und hätte Antrag an dasselbe gestellt werden müssen.[305]) Setzt die Division ihren Vormarsch fort, so geschieht es bis Daigny im Thale, da Givonne der Garde zugewiesen ist. Die Direction bleibt Daigny-Illy.

Generalcommando

Georg, H. z. S.

General v. Montbé führte die ihm volle Freiheit lassenden Weisungen, der Lage durchaus entsprechend, derart durch, daß er unter dem Schutze des mit zwei Batterien gegen Balan vorgegangenen Schützenregiments Nr. 108[306]) seine vordere Linie sammelte, die hintere auf Nothbrücken heranholte und nach Vereinbarung mit dem auf dem bayerischen rechten Flügel leitenden General Schumacher seinen Marsch, zunächst auf der Thalstraße nach Daigny, erst gegen 1 Uhr antrat, nachdem er durch das Auftreten preußischer Infanterie vorwärts La Moncelle[307]) die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch das IV. Corps wenigstens theilweise herangerückt und dadurch eine weitere Sicherung des linken deutschen Flügels erreicht sei.[308])

Da die Höhen des rechten Givonneufers von der Maas aus ansteigen, so konnte General v. Montbé die Gegend weiter nördlich nicht übersehen und nahm an, daß auch dort der Feind schon zurückgedrängt und deutsche Infanterie über den Bach vorgegangen sei. Das war bekanntlich noch nicht geschehen. Prinz Georg schickte deshalb, um das hier gleich zu erwähnen, um 1¼ Uhr den Hauptmann Portius mit dem Befehl zur 23. Division, die westlich Daigny noch befindlichen französischen Truppen anzugreifen. So merkwürdig der Flankenmarsch im Thale, über welches hinweg die beiderseitigen Artillerien noch im Kampfe standen, auch sein mag, so war es indessen im Schlußerfolge doch nur günstig, daß dieser Befehl infolge der Verwundung des genannten Officiers nicht an General v. Montbé gelangte, weil ein Vorstoß der 23. Division von Süden her gegen Fond de Givonne—Daigny viel größere Opfer gekostet haben würde als der thatsächlich von Ost nach West erfolgende.

Die 24. Division mit dem rechten Flügel in Daigny und die Corpsartillerie auf den Höhen östlich der Givonne wurden vorläufig in ihren Stellungen belassen, wie die nachstehende Meldung an das Obercommando näher nachweist.

1 Uhr 10 Min. Eing. Ober-Cdo. 2 Uhr Nachm.

Die Corpsartillerie (des XII. Corps) wie die Batterien des Gardecorps stehen wie vorher gemeldet. Nur die des rechten Flügels des ersteren, wie die des Gardecorps feuern noch. Die 23. Division im Vormarsch auf Daigny mit Direction auf Illy. Die 24. Division in Stellung rechts der Corpsartillerie. Rückwärtsbewegung der Franzosen anscheinend längs des Waldes gegen Fleigneux. Die 8. Division hängt sich links an die 23. Division. Graf Arnim, Lt.

Die 8. Division schob sich in Wirklichkeit nur bis La Moncelle heran und blieb überhaupt auf dem rechten Flügel des I. bayerischen Corps, zu dessen Unterstützung sie laut Armeebefehl beordert und dem sie über Remilly gefolgt war. Vier Bataillone[309]) hatte sie zum Schutz der dort aufgefahrenen Corpsartillerie ihres Corps und der Feldbrücken zurückgelassen. Die 7. Division, um den Ueberblick über das an diesem Tage getrennte IV. Corps zu vervollständigen, verblieb als Armeereserve bis zu Ende des Tages bei Lamécourt, ¼ Meile hinter Bazeilles, wohin das Obercommando sie schon von Mairy hatte vorrücken lassen.

* * *

Die Garde war inzwischen dem Befehl des Obercommandos dadurch näher getreten, daß sie ihre 1. Division in Richtung auf Fleigneux nach Givonne zu, die 2. auf Ansuchen des XII. Corps auf Daigny an den Höhenrand vorschob und durch die gesammte, unter General Prinz Hohenlohe vereinigte Artillerie ihr weiteres Vorgehen zunächst vorbereitete, wie sich meist aus folgender 10¼ Uhr abgegangenen Meldung ergiebt.

Am Holz nordöstl. Daigny 10¼ Uhr.
Eing. Ober-Cdo. 12¼ Uhr.

Der feindliche linke Flügel scheint im Abmarsch auf Fleigneux. Givonne ist von der Avantgarde der 1. Garde-Inf.-Div. besetzt, die Corpsartillerie dahinter auf den Höhen im Feuer. Die Cavallerie-Division hinter dem r. Flügel zwischen La Chapelle und Villers Cernay.

Die 1. Garde-Inf.-Div. hat Befehl erhalten, über Givonne auf Fleigneux zu avanciren, die bisher in Reserve gehaltene 2. Gardedivision hat auf dringendes Fordern des Prinzen Georg endlich Befehl erhalten, gegen Daigny vorzugehen. Nach Aussage des Prinzen Hohenlohe scheint der Kronprinz von Preußen bei St. Menges im Gefecht zu stehen.

Das General-Commando wechselt sehr häufig den Platz, weil wegen der Wälder hier keine Fernsicht vorhanden. Jetzt bei der 2. Division. v. Holleben, Major.

Zu dieser Meldung ist hinzuzufügen, daß die 2. Gardedivision bereits 8¾ Uhr nach Daigny in Bewegung gesetzt, davon infolge des kurz darauf — um 9 Uhr — eintreffenden Befehls des Obercommandos, auf Fleigneux zu marschiren, jedoch zeitweilig Abstand genommen und diese Richtung nun wieder aufgenommen war, um bei der inzwischen erkannten dortigen schwierigen Gefechtslage, bei Daigny zunächst die erbetene Hilfe zu bringen. Aus nachfolgender früheren Meldung ergiebt sich aber, daß die Division, auch wenn es bei der ersten Absicht geblieben wäre, erst nach dem Rückzuge der schon um 10 Uhr über die Givonne zurückgeworfenen Division Lartigue hätte ankommen können.

Höhe bei Villers Cernay 8¾ Uhr.
Eing. Ober-Cdo. 10 Uhr 20 M.

Die 1. Gardedivision entwickelt sich auf den Höhen westlich Cernay. Auf die Meldung des von Euer Königlichen Hoheit abgeschickten Garde-Husarenofficiers v. Plotho[310]) erhält die 2. Gardedivision und Corpsartillerie den Befehl, von Villers Cernay auf Daigny vorzugehen. Die 2. Division ist noch nicht aufgeschlossen und steht daher eine Einwirkung bei Daigny vor Ablauf einer Stunde nicht zu erwarten. Es wird also darauf ankommen, das Gefecht bei La Moncelle vorläufig hinzuhalten. v. Holleben, Major.

Nachschrift. Die Tête der 2. Inf.-Div. tritt soeben an. ¾9 Uhr.

---

[304]) Gemeint ist, daß die Thalstraße „nur" bis Daigny benutzt werden dürfe, um eine Kreuzung mit der über Givonne vorgehenden Garde zu vermeiden.

[305]) Bei Le Rulle, genauer bei Lamécourt, stand bekanntlich nur die 7. Division, über sie konnte als Armee-Reserve nur das Obercommando verfügen, und das soll damit gesagt sein.

[306]) Die 6. Compagnie eroberte nordöstlich La Moncelle bei La Ramorie 2 französische Geschütze.

[307]) Von der 8. Division, siehe frühere Darstellung. — General Schumacher war der Commandeur der 2. Div. des I. bayer. Corps.

[308]) Vergl. auch: „Die Betheiligung des XII. Armeecorps an der Schlacht von Sedan" von Oberst Schubert, dermaligem Generalstabsofficier der 23. Division. Berlin 1874, S. 204.

[309]) Das 31. Rgt. und das I. Batl. des 96. Rgts. Auch das I. Batl. des 27. Rgts. (von der 7. Div.) befand sich bei der Corpsartillerie.

[310]) In Wirklichkeit lag die Sache so, daß der auf einem Patrouillenritt sich beim Prinzen Georg von Sachsen meldende Leutnant v. Plotho diesen für den Kronprinzen gehalten und das Ansuchen um Unterstützung deshalb dem Generalcommando der Garde als Befehl des Obercommandos überbracht hatte, der Irrthum sich aber aus dem anders lautenden schriftlichen Befehl von 8 Uhr M., eingegangen 9 Uhr, herausstellte.

Daß andererseits die Avantgarde der 1. Garde-Division noch bei Daigny in Wirksamkeit trat, ist schon erwähnt. Von der 2. Division rückte das Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment nun auch in Daigny rechts von den Sachsen ein und auf der Front der Garde wurde gegen Mittag auch Haybes genommen,[311]) so daß nun alle Uebergänge bis Givonne in deutscher Hand waren. Das Infanteriegefecht nahm einen stehenden Charakter an, nur gegen das Dorf Givonne versuchten feindliche Schwärme vorwärts zu dringen.

Die Masse der Garde-Infanterie wurde noch hinter dem Höhenrande zurückgehalten, um die Artillerie zunächst wirken zu lassen, und vorläufig nur die Cavallerie-Division, welche um 12 Uhr den Grund nördlich von Givonne überschritt, in Richtung auf Illy vorgeschickt, wohin man von Westen her den Angriff der III. Armee im Vorschreiten sah und von wo, wie richtiger Weise angenommen wurde, auch infolge des Feuers der Garde-Artillerie, feindliche Massen in Unordnung in das Bois de la Garenne zurückströmten.

Unter diesen Umständen erschien es angezeigt, das Werk der Zerstörung, vor Eingreifen der Infanterie, erst durch Geschützkampf fortzusetzen. Den zuerst aufgefahrenen 7 Batterien folgten die weiteren und, von Zwischenstellungen abgesehen, sehen wir um Mittag unter Leitung des Generals Prinz Hohenlohe alle 15 Gardebatterien auf den Höhen über Givonne und Daigny, welche erst den Calvaire d'Illy rein fegten, dann bis zum Eindringen der eigenen Infanterie ein Höllenfeuer auf das Bois de Garenne richteten und dadurch auch den Angriff der III. Armee in wirksamster Weise vorbereiteten.

* *

Diese Anordnungen meldete Major v. Holleben um 1 Uhr mündlich dem Obercommando und es wurde dort erwogen, ob ein weiteres Vorschieben des Gardecorps auf Fleigneux noch erforderlich, auch ob die als Armeereserve bei Le Rulle stehende 7. Division dahin anzusetzen sei. Da sich aber auch von der Höhe von Mairy wahrnehmen ließ, daß der linke Flügel der III. Armee jenseits des Bois de la Garenne sich im vorschreitenden Gefecht von Westen her der Givonne immer mehr näherte, so beschloß der Kronprinz, von der Fortsetzung der Rechtsschiebung abzusehen, und entsandte bald darauf den Major Schweingel zum XII. Corps, um auch bei diesem die Weiterbewegung nach Norden anzuhalten.

Dieser Entschluß entsprach den thatsächlich auf der Nordfront schon eingetretenen Verhältnissen, wo die III. Armee um diese Zeit — um 1 Uhr Nachmittags — die bisherigen Ziele der Maasarmee, Fleigneux und St. Menges, ja Illy schon erreicht hatte und der Feind sich von da schon im vollen Rückzuge auf das Bois de la Garenne befand. Eine Unterstützung der III. Armee weiter nördlich war also nicht mehr nöthig, dieser Wald, welchem der rechte Flügel der Garde gegenüber stand, nunmehr der anzustrebende Vereinigungspunkt und es schon insofern geworden, als die Granaten von beiden Seiten sich bereits in ihm kreuzten.

Die III. Armee war, um das kurz nachzuholen, Anfangs in breiter Front nach Norden mit den Avantgarden bis zur Linie Montimont — Viviers-au-Court vorgegangen, hatte dann auf Befehl des Kronprinzen von Preußen um $7\frac{1}{2}$ Uhr mit Ausnahme der zur Deckung gegen Mézières bei letzterem Ort zunächst stehen bleibenden Württemberger mit 4 Divisionen[312]) Rechtsum gemacht, zwängte sich mit diesen nördlich der Halbinsel Iges durch die allein den Zugang nach Osten ermöglichende Straßenenge von St. Albert hindurch und erreichte, da die beiden nach St. Menges vorgeschoben gewesenen Bataillone des feindlichen 7. Corps schon zurückgezogen waren, fast ohne Widerstand diesen Ort und den vorliegenden Abschnitt Floing—Fleigneux, sowie Olly an der oberen Givonne. Es zeigten sich nur schwache Cavallerie-Abtheilungen.[313])

[311]) Von der 4. Comp. Garde-Füs.-Rgts. u. einem Zuge Garde-Jäger.

[312]) V. und XI. Corps. Die württembergische Division rückte später auf Befehl des Obercommandos zur Sicherung der Brücken nach Donchery zurück, von wo Vortruppen derselben von Mézières kommende Theile des 13. französischen Corps beiderseits der Maas bei Lumes und Ayvelles zurücktrieben. Ihre Cavallerie-Brigade blieb in der Gegend westlich Viviers bei Tumécourt.

[313]) Nach Dick de Lonlay I S 591 u. 604 eine Abtheilung des 3. Kürassier-Regiments (2. Cav.-Div.) und die 5. und 6. Escadron des 4. Husaren-Regiments (7. Corps). Letztere sollen um $8\frac{1}{2}$ Uhr M. mit der Meldung über das Anrücken des Feindes zurückgekommen sein.

Der größte Theil von Floing wurde jedoch erst um $12\frac{1}{4}$ Uhr genommen und die Cavallerie-Division Margueritte versuchte den Aufmarsch zu stören, wich aber vor dem Artillerie- und Infanteriefeuer auf die sich zwischen dem Calvaire d'Illy und Floing befindende französische Hauptstellung zurück. Dieser erste französische Cavallerieangriff, wie auch die späteren wurden vom Obercommando der Maasarmee von der Höhe bei Mairy beobachtet.[314])

Um 11 Uhr, als Bazeilles ganz in die Hände der Bayern gefallen und der Feind auf Balan zurückging, war durch Hinzutreten der sich links von der des XI. aufstellenden Artillerie des V. Corps die Zahl der im Feuer stehenden Geschütze der III. Armee auf 144 angewachsen und durch das gegen den Calvaire d'Illy und das Bois de la Garenne gerichtete Kreuzfeuer dieser und derjenigen der Garde bereits der Feuerring geschlossen, welchem schon französische Truppen nördlich zu entrinnen suchten und dabei theilweise den über die äußeren Flügel beider Armeen vorgehenden Abtheilungen, 10 bespannte Geschütze mit nahezu 300 Mann und 150 Pferden auch in Givonne der dort befindlichen 5. Compagnie Garde-Füsilier-Regiments in die Hände fielen.

Um 12 Uhr erschien die 5. Escadron des Garde-Husaren-Regiments auf dem äußersten linken Flügel der III. Armee bei Olly und stellte dadurch die erste unmittelbare Verbindung beider Armeen her. Zu dieser Zeit war auch der Durchzug der Infanterie durch den Engpaß von St. Albert beendet.

Das zusammenwirkende mächtige Artilleriefeuer des XI., V. Corps und der Garde vertrieb zuerst die französischen Geschütze und dann auch die Infanterie, so daß um 1 Uhr der Calvaire d'Illy fast ganz geräumt, auch der rechte Flügel des links davon stehenden 7. französischen Corps den Rückzug antrat und Illy von preußischer Infanterie besetzt wurde. Der Feind faßte zwar später noch kurze Zeit auf dem Calvaire wieder Fuß und hielt auf seinem linken Flügel die Höhe zwischen Floing und Cazal noch fest, im und am Bois de la Garenne fand aber schon vor dieser Zeit ein Zusammendrängen der zum Theil in voller Auflösung zurückfluthenden Truppen statt.

Südlich Sedan, wo der König mit dem Großen Hauptquartier auf der Höhe von Frénois, der Kronprinz von Preußen weiter westlich bei Piaux Croix Stellung genommen hatten, befand sich die 4. bayerische Division mit 8 Batterien[315]) auf dem Höhenzuge von Wadelincourt, Infanterie bei diesem Ort und Bahnhof Torcy bis an den Fluß vorgeschoben, in schwachem Feuergefecht mit französischen Schützen und den Festungsgeschützen von Sedan.

Die andere Division des II. bayerischen Corps war zur Verstärkung des Generals v. d. Tann über die Pontonbrücken von Remilly nach Bazeilles abmarschirt und die vordere (5.) Brigade mit 2 Batterien langte dort um 11 Uhr gerade zur rechten Zeit an, um nach der erfolgten Gewinnung des ganzen Ortes und der Höhe vor Balan die weitere Verfolgung des dahin zurückweichenden Feindes zu übernehmen. In der Maasniederung westlich Bazeilles vorgehend, vertrieb sie den Gegner auch aus Balan und um $12\frac{1}{2}$ Uhr auch aus dem anliegenden Park, unterstützt durch die Artillerie der 8. Division, welche westlich von La Moncelle auffuhr. Der Feind ging auf die Höhe vor Fond de Givonne zurück und es entstand zunächst ein lebhaftes stehendes Infanteriegefecht, in welches bald 60 deutsche Geschütze eingriffen.[316]) Der linke Flügel stand von Balan längs des nach La Moncelle führenden Weges, der rechte — die vier preußischen und eine bayerische Batterie unter Prinz Leopold — Front nach Westen. Zum Schutz des letzteren waren das 4. preußische Jägerbataillon sowie sechs Compagnien des 71. Regiments vorgezogen, warfen sich von Fond de Givonne her andrängenden Schützenschwärmen entgegen und nahmen dabei ein Geschütz. Andere Theile des erstgenannten Regiments waren mit nach Balan vorgetrieben.[317])

[314]) S. „Die Maasarmee" in König Albert 50 Jahre Soldat von General Schurig, damals als Major und Armee-Intendant beim Obercommando anwesend.

[315]) Artillerie-Reserve und eine Divisions-Batterie des 2. bayerischen Corps.

[316]) 4 Batterien der 8. Division und 6 bayerische.

[317]) Rechts der Artillerie Füs.-Batl.; 2., 3. Comp.; bei Balan nach Schlachtplan 9 A des G.-St.-W. die 4. u. 5. Comp. des 71. Regmts.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Georg Joseph Vogler.

Zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von A. v. Winterfeld.

Wenn Ansehen und Ruhm bei den Zeitgenossen allein maßgebend wären für den Werth und die Bedeutung eines Mannes, so müßte Georg Joseph Vogler, gewöhnlich Abt Vogler genannt, zu den größten Genien aller Zeiten auf dem Gebiet musikalischer Kunst und Wissenschaft gezählt werden. Man bewunderte ihn als großartigen, originellen Componisten, tiefsinnigen Tongelehrten, großen Clavier- und noch größeren Orgelspieler, musikalischen Reformator und endlich als unübertrefflichen Lehrer, zu dessen Füßen die bedeutendsten Künstler gesessen hatten. Von allen diesen Ruhmestiteln sind heute die meisten, namentlich der eines großen Tondichters, stark verblaßt und es strahlt eigentlich nur noch der eines Lehrers in hellem Glanze. Schwer aber begreift man es, wie Vogler, und zwar nicht ohne Erfolg, es wagen konnte, gegen die größten Genien seiner und aller Zeiten, Mozart, und Beethoven, in die Schranken zu treten. Doch bevor wir darauf näher eingehen, wollen wir eine kurze Skizze seines Lebens und Wirkens bis dahin geben.

Geboren wurde Georg Joseph Vogler am 15. Juni 1749 zu Würzburg als Sohn eines Geigenbauers, von dem er den ersten musikalischen Unterricht erhielt. Literarische, philosophische und theologische Studien machte er in Würzburg und Bamberg. Daneben trieb er mit Erfolg Musik. Er beschloß daher, sich vorwiegend der Tonkunst zu widmen, und begab sich 1771 nach Mannheim, das unter dem kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor eines großen Rufes in der musikalischen Welt genoß und „das Paradies der Tonkünstler" genannt wurde. Der Kurfürst, Vogler's ungewöhnliche Befähigung erkennend, sendete ihn zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien, wo er unter Pater Martini in Bologna und Valloti in Padua Musik, zugleich aber auch an den dortigen Hochschulen Theologie studirte. Darauf begab er sich nach Rom, wo er die priesterlichen Weihen empfing und bald so hoch in der Gunst des Papstes stieg, daß er zum Kämmerer ernannt wurde. Nach drei Jahren, 1776, kehrte Vogler nach Mannheim zurück, und zwar als ein mit Ehren und Würden ausgestatteter Prälat. Demgemäß hatte sich auch sein Auftreten nicht wenig verändert, und der Kurfürst glaubte für einen solchen Mann nicht weniger thun zu können, als daß er ihn zum Vicekapellmeister und Hofcaplan ernannte. Nun entwickelte Vogler eine lebhafte künstlerische Thätigkeit, indem er die Mannheimer Tonschule gründete und außerdem durch Wort und Schrift seine reformatorischen, der Romantik zuneigenden Ideen zu rechtfertigen und zu verbreiten suchte. So war Vogler bereits ein berühmter und hochangesehener Mann geworden, als im Herbst des Jahres 1776 der damals einundzwanzigjährige, ebenfalls schon berühmte Wolfgang Mozart in Mannheim eintraf, um womöglich in dem „Paradiese der Tonkünstler" eine Anstellung zu finden. Vogler und Mozart mußten, als Rivalen im Orgel- und Clavierspiel, wie in der Composition, ihrer persönlichen Bekanntschaft mit Spannung entgegensehen, die jedoch menschlich und künstlerisch starke Gegensätze hervortreten lassen sollte. Vogler's ganze Individualität, sein anspruchsvolles, pomphaftes, ceremonielles Auftreten mußte den durchaus natürlich und ungezwungen sich gebenden Mozart abstoßen, der lediglich in seinem eigenen schöpferischen Genie Gesetz und Maß fand, während bei Vogler Alles ausgeklügelt und reflectirt war. Dadurch mochte Mozart's Urtheil über ihn eine besondere Schärfe erhalten. Jedenfalls aber hielt er den Mann für bedeutend und wichtig genug, um seinem Vater in Salzburg brieflich sehr eingehend über ihn zu berichten. „Der Hr. Vogler," schreibt Mozart, „hat absolument mit mir bekannt werden wollen; indem er mich schon oft geplagt hat, zu ihm zu kommen, hat er endlich doch seinen Hochmuth besiegt und mir die erste Visite gemacht." Mozart hat also hier Vogler gegenüber ein berechtigtes Selbstgefühl bekundet. Sodann beschreibt er sein Zusammentreffen mit ihm in einer großen Gesellschaft, wobei eine Art von künstlerischem Wettkampf zwischen ihnen stattfand: „Nach Tische ließ er zwei Claviere von sich holen und seine gestochenen langweiligen Sonaten. Ich mußte sie spielen und er begleitete mich auf dem anderen Claviere dazu. Vorher hatte er mein Concert — prima vista — herabgehudelt. Den Baß machte er meist ganz anders, als er stand, und bisweilen machte er auch eine ganz andere Harmonie und Melodie. Es ist auch nicht anders möglich in der übertriebenen Geschwindigkeit, mit der er spielt. Die Augen können es nicht sehen und die Hände nicht greifen. Die Zuhörer können nichts sagen, als daß sie Musik und Clavier spielen — gesehen haben. Sie hören, denken und empfinden dabei so wenig wie er. Es war nicht zum Ausstehen. Uebrigens ist es auch viel leichter, eine Sache geschwind, als langsam zu spielen. Man kann etliche Noten im Stich lassen oder verändern, ohne daß es Jemand merkt. Ist es aber schön? In was besteht die Kunst prima vista zu spielen? In diesem: das Stück im rechten Tempo zu spielen, alle Noten mit der gehörigen Expression und Gusto, wie es steht, auszudrücken, so daß man glaubt, Derjenige hätte es selbst componirt, der es spielt. Seine Applicatur ist auch miserabel. . . ." Wenn man erwägt, daß Vogler für den ersten prima vista-Spieler seiner Zeit galt, so klingt dies Urtheil allerdings hart. Jedenfalls hat er durch besondere Schnelligkeit imponiren wollen. und es gerade dadurch bei dem stets maßvollen Mozart gänzlich verdorben. Von Vogler's Orgelspiel ist Mozart ebenso wenig erbaut wie von seinem Clavierspiel. „Er ist," schreibt er, „nichts als ein Hexenmeister, ein musikalischer Spaßmacher, ein Mensch, der sich viel einbildet und wenig kann. Sobald er majestätisch spielen will, verfällt er ins Trockene. Und was folgt darnach? Ein unverständliches Gewäsch; — hernach fing er eine Fuge an, wo sechs Noten auf einem Ton waren und dabei Presto. Ich will ihm in der That lieber zusehen als zuhören." Fast noch weniger läßt er ihn als Componisten gelten, wenn er sagt: „Ich war in der Messe, welche ganz funkelnagelneu von Hrn. Vicekapellmeister Vogler componirt war. So habe ich mein Lebtag nichts gehört; es stimmt oft gar nicht. Er geht in die Töne, daß man glaubt, er wolle einen bei den Haaren hineinreißen. Von der Ausführung der Ideen will ich gar nichts sagen. Jetzt höre ich einen Gedanken, der nicht übel ist — ja er bleibt gewiß nicht lange nicht übel, sondern er wird bald — schön? — Gott behüte! — übel, sehr übel werden, und das auf zwei oder dreierlei Manieren. Nämlich es kommt entweder gleich etwas Anderes hinzu und verderbt ihn, oder er schließt den Gedanken nicht so natürlich, daß er gut bleiben könnte, oder er steht nicht am rechten Ort, oder er ist endlich durch den Satz der Instrumente verdorben. So ist die Musik des Vogler." Endlich findet Vogler auch als Theoretiker keine Gnade bei Mozart. „Ich habe des Vogler's Buch: Tonwissenschaft und Tonkunst gelesen," schreibt er. „Es dient mehr zum Rechnen als zum Componiren lernen. Er sagt, er macht in drei Wochen einen Compositeur und in sechs Wochen einen Sänger. Man hat es aber noch nicht gesehen." Mag auch Mozart's Urtheil aus natürlicher Antipathie und in jugendlicher Unduldsamkeit etwas zu hart ausgefallen sein, so erkannte er doch sehr richtig, daß in Vogler's ganzem Wesen und Treiben ein Beigeschmack von Charlatanerie lag, der zu überraschen, zu blenden, zu überrumpeln und durch zuversichtliches Auftreten zu täuschen suchte. Wenn Vogler, wie es auf seinen späteren Kunstreisen geschah, ankündigte, er werde auf der Orgel eine Seeschlacht mit gleichzeitigem Gewitter, Donnerschlägen, Kanonenschüssen, Trommelwirbel, ferner den Einsturz der Mauern von Jerichow, das Reisstampfen der Afrikaner darstellen, so liegt in diesem Ueberstreben nach Charakteristik durch äußerliche Mittel gewiß etwas dem Charlatanismus Verwandtes. Mozart sprach sein absprechendes Urtheil über Vogler nicht blos seinem Vater gegenüber aus, sondern hielt auch sonst damit nicht zurück, und es läßt sich denken, daß ein so dünkelvoller, eitler Mann wie Vogler, dem dies nicht verborgen blieb, dadurch nicht wenig gekränkt und erzürnt wurde. Beider Wege haben sich später nicht mehr gekreuzt, aber Vogler hat Mozart nie verziehen und ist zeitlebens sein Gegner geblieben.

Mit Beethoven sollte Vogler erst mehr als zwanzig Jahre später in Wien in Berührung kommen. Dieser lange Zeitraum war, nachdem Vogler, ein unsteter Geist, 1781 die Stellung am Hofe Karl Theodor's aufgegeben, durch ausgedehnte Kunstreisen, die ihn durch Deutschland nach Frankreich, England, Italien, Griechenland, Palästina und Aegypten führten und ihm einen Weltruf als Organisten, Musikgelehrten und Lehrer verschafften, namentlich aber durch einen zwölfjährigen Aufenthalt in Schweden ausgefüllt worden, wo er von Gustav III. zum obersten Chef der Musik ernannt worden war und in dieser Stellung mit Erfolg für das Aufblühen der Tonkunst im hohen Norden gewirkt hatte. Darauf war er einem Rufe nach Prag als Lehrer und Professor der Musik an der dortigen Universität gefolgt, hatte aber, da sein

Auftreten hier nicht von dem gewohnten Glück und Erfolg begleitet war, diese Stellung bald wieder aufgegeben, um sich im Jahre 1802 nach Wien zu begeben. Hier empfing man den berühmten Mann mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung und beauftragte ihn sofort, zugleich mit Beethoven, eine Oper zur Eröffnung des neuen Theaters an der Wien zu schreiben, welcher Aufforderung „Samori“ und „Fidelio“ ihr Entstehen verdankten. Vogler, dessen in ein Oratorium verwandelte Oper „Kastor und Pollux“ bei ihrer erfolgreichen Aufführung in Wien ihm neuen Ruhm gebracht, verstand es ungemein geschickt, die Erwartung des Publicums auf seine Oper „Samori“ aufs Höchste zu spannen, während Beethoven in aller Stille seinen „Fidelio“ in Tönen dichtete. Ob Beethoven mit Vogler verkehrt hat, darüber ist nichts bekannt geworden. Doch erzählt Grillparzer einen Vorgang, dessen Mittelpunkt Vogler, und bei dem Beethoven zugegen war. Als dreizehnjähriger Knabe wohnte Grillparzer einer musikalischen Abendunterhaltung bei seinem Onkel, dem Musikverleger Sonnleithner, bei, an der auch Vogler, Cherubini und Beethoven theilnahmen. Als das Souper bereits angekündigt war, setzte sich Vogler ans Clavier und spielte endlose Variationen über ein Thema, das er aus Afrika mitgebracht haben wollte. Allmälig schlich sich die ganze Gesellschaft hinweg. Nur Beethoven und Cherubini blieben. Endlich ging auch Cherubini und Beethoven stand allein neben dem „hart arbeitenden Manne“. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Vogler, ganz allein gelassen, aufgehört hätte, „sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen“. Man ersieht hieraus, daß Beethoven Vogler, obgleich dieser als sein Nebenbuhler auftrat, doch viel Beachtung und Rücksicht widmete. Inzwischen war Vogler's „Samori“ fertig geworden und wurde nach unzähligen Proben, in prachtvoller Ausstattung, im Mai 1804 mit großem Erfolge aufgeführt, während nicht lange darauf Beethoven's „Fidelio“ zuerst eine so kühle Aufnahme fand, daß der Meister das Werk zurückzog. Also ein Sieg Vogler's über Beethoven. Heute ist „Samori“ nichts weiter als ein todter Name in der Musikgeschichte; „Fidelio“ aber lebt und wird leben, so lange die Welt fähig sein wird, die erhabensten Offenbarungen des Genius zu würdigen.

In viel erfreulicherem Lichte erscheint Vogler als Lehrer, und seine hohe Begabung für das Lehramt, wie die Vorzüglichkeit seiner Methode ist durch die Erfolge, welche er damit bei seinen begabtesten Schülern, Karl Maria v. Weber und Jakob Meyebeer, erzielte, unwiderleglich bezeugt worden, wenn auch seine weniger zu lobende Eigenheit, durch äußerliche Mittel wirken zu wollen, bei Beiden sehr verschiedene Resultate hervorgebracht hat. Im Jahre 1803, als Vogler auf der Höhe seines Ruhmes stand, kam der siebzehnjährige Karl Maria v. Weber, der bereits durch einige Werke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, in Wien an, und wohl fühlend, wie sehr er noch der Lehre bedurfte, hegte er keinen sehnlicheren Wunsch, als unter Vogler's Schüler aufgenommen zu werden. Das war aber keinesweges leicht, denn es wurde als eine besondere Vergünstigung betrachtet, die nur wenigen Auserwählten gewährt wurde. Doch nachdem Vogler Weber geprüft hatte, erkannte er sofort seine außerordentliche Begabung und machte ihn zu seinem Lieblingsschüler, dem er eine ganz besondere Sorgfalt zuwendete. Zunächst ließ er — und das war sicherlich das Richtige — es sich angelegen sein, dem jungen Künstler, der von baldigem Ruhm träumte, klar zu machen, daß er vorerst zu lernen und sich aller Ruhmesgedanken zu entschlagen habe. Das wollte nun zwar Weber wenig gefallen, und er sagt darüber: „Auf Vogler's Rath gab ich, nicht ohne schwere Entsagung, eigene größere Arbeiten auf und widmete mich beinahe zwei Jahre dem emsigsten Studium der verschiedenartigsten Werke großer Meister, deren Bau, Ideenführung und Mittelbenutzung wir gemeinsam zergliederten.“ Wir gewinnen hier einen Einblick in Vogler's Lehrmethode, die ihn als Lehrer hochstellen muß, wenn auch andererseits sein starkes Selbgefühl sich darin äußerte, daß er kein anderes Werk für so geeignet hielt, den Kunstjünger auszubilden, als seine eigene Oper „Samori“. Mit diesem Werk mußte Weber sich auf das Eingehendste beschäftigen und auch den Clavierauszug davon anfertigen. Daß Vogler, nachdem Weber über ein Jahr seinen Unterricht genossen, den erst Achtzehnjährigen ohne Bedenken für die vacant gewordene wichtige Stellung eines Kapellmeisters am Breslauer Stadttheater empfahl, ist ein Beweis dafür, wie hoch er die Begabung und das bereits erreichte Wissen seines Schülers schätzte. Nicht ohne Widerstreben nahm Weber, der ungern seine Studien unter Vogler abbrach, dieses Amt an, das er zwei Jahre hindurch, bis zum Ausbruch des Krieges von 1806, versah. Erst vier Jahre später sollte Weber, nachdem er inzwischen die dreijährige schlimme Periode in Stuttgart durchgemacht hatte, seine Studien bei Vogler fortsetzen. Dieser hatte, als der Krieg Napoleon's mit Oesterreich ihn 1805 von Wien vertrieben, schließlich in Darmstadt ein sehr ehrenvolles Asyl für seine alten Tage gefunden. Der Großherzog Ludwig I., ein begeisterter Musikfreund, hatte ihn unter sehr günstigen Bedingungen zum Geheimen Rath ernannt, eine Stellung, die eigentlich eine Sinecure war, da Vogler nur seine eigenen Werke, wenn sie zur Aufführung kamen, zu dirigiren brauchte. Er hatte also hinreichend Muße, um sich der Lehrthätigkeit zu widmen, und war auch hier bald von Schülern umringt. Zu ihnen gesellte sich im Frühling 1810 abermals Weber, um die vor sechs Jahren in Wien abgebrochenen Studien bei dem verehrten Meister fortzusetzen, der ihn mit hoher Freude empfing. Hier fand er als Vogler's begabtesten und fleißigsten Schüler den sechszehnjährigen Jakob Meyerbeer aus Berlin, dem weder Zelter's noch Bernhard Anselm Weber's Unterricht genügt hatte und der erst bei Vogler finden sollte, was er suchte. Trotz des Altersunterschiedes zwischen ihnen — Weber war um zehn Jahre älter als Meyerbeer — verband sie doch bald eine innige Freundschaft, die ungetrübt bis zu Weber's frühem Tode sich bewähren sollte. Der alte Meister wurde noch einmal jung mit diesen beiden reich begabten Schülern, denen er alle Schätze seines Wissens und Könnens zugänglich machte. Namentlich suchte er ihnen auch den Werth und die Bedeutung der Volksmelodien, von denen er auf seinen ausgedehnten Kunstreisen eine große Anzahl gesammelt hatte, vorzüglich für die romantische Richtung in der Musik, deutlich zu machen. Oft pflegte Vogler zu sagen: „Ich danke Gott, daß ich nicht von der Welt zu scheiden brauche, ohne diese Beiden — Weber und Meyerbeer — ausgebildet zu haben. Es schlummert etwas in mir, was ich nicht von mir geben konnte; diese Beiden werden es thun.“ Allerdings besaßen sie das, was ihm fehlte — schöpferisches Genie. Wenn Weber in einem längeren Poëm, das er zu Vogler's einundsechszigstem Geburtstage dichtete und das von Meyerbeer in Musik gesetzt und von den Schülern des Meisters gesungen wurde, an einer Stelle sagt:

„Vor Dir verband sich so noch nie
Das Wissen mit dem Genius,
Denn Harmonie und Melodie
Eint sich bei Dir zu gleichem Guß...“

so kann man den etwas überschwenglichen Ausdruck mit der Veranlassung der Dichtung entschuldigen. Jedenfalls zu weit geht aber Weber in seiner kritischen Schrift „Ein Wort über Vogler“, in der er sagt: „Ein Theil staunt ihn an, weil er seinen Geist nicht zu ergründen vermag, der andere schimpft und schreit, weil er ihn nicht verstehen kann. Durch alles Schreien haben die Herren es endlich dahin gebracht, daß ein großer Theil der Kunstfreunde in Vogler blos den gelehrten, aber trockenen Componisten sieht. Wie unrecht geschieht ihm da! Wie fließend sind alle seine Melodien und wie erhebt er das unbedeutendst scheinende Thema durch seine himmlische Ausführung und Behandlung! Hier ist Alles vereinigt, was die Kunst darbietet, und dies mit so großem Genie und Geschmack behandelt, daß man die Kunst vergißt und nur das Gefühl angesprochen wird....“ Hier überschätzt Weber in seiner Verehrung für den ausgezeichneten Lehrer und väterlichen Freund offenbar den Componisten. Nachdem Weber und Meyerbeer zu Anfang des Jahres 1811 Darmstadt verlassen, mochte der alte Meister sich recht vereinsamt fühlen. Drei Jahre später, am 6. Mai 1814 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Mag auch sonst Vogler's Ruhm verblichen sein, so wird man ihm das Verdienst, sich als ausgezeichneter Lehrer und Bildner junger Talente bewährt zu haben, nicht absprechen dürfen, und das allein ist genug, um ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der musikalischen Kunst zu sichern.

Bücherbesprechungen.

— **Bilder aus der evangelisch-lutherischen Diaspora: Nr. 1. Das Lutherstift in Königgrätz** von **Pastor Johannes Lehmann** in Callenberg bei Waldenburg, **Nr. 2 Oberdubenky in Mähren** von Dr. phil. **Ahner,** Diaconus zu St. Marcus Leipzig-Reudnitz, **Nr. 4 Die evangelische Bewegung in Böhmen** von demselben. Abdruck aus der Allgemeinen Ev.-Luth. Kirchenzeitung. Selbstverlag des ev.-luth. Gotteskastens. Zu beziehen durch seinen Schriftführer

P. E. Groß, Sora bei Wilsdruff. 1899. — Diasporabilder aus der Vergangenheit und Gegenwart, Hefte, welche hauptsächlich den Zweck verfolgen, die Gotteskastensache bekannt zu machen und für dieses Liebeswerk zu werben. Hat doch gerade gegenwärtig der Gotteskasten neue Aufgaben in der österreichischen Bewegung für sich erkannt und thatkräftig in Angriff genommen. Das erste Heft enthält eine frisch geschriebene Geschichte und Beschreibung des Lutherstiftes in Königgrätz, in welchem lutherische Schüler höherer Lehranstalten wohnen und von einem eigens dazu angestellten lutherischen Geistlichen Religionsunterricht erhalten. Bei der hundertjährigen Jubiläumsfeier des von Joseph II. gegebenen Toleranzedictes 1881 durch einen Aufruf begründet und im Lutherjubeljahre 1883 eröffnet und nach dem Reformator genannt, hat es, wie der Verf. aus dem die Jahre 1885/95 umfassenden Jahresberichte mittheilt, in dieser Zeit je ein oder mehrere Jahre 188 Zöglinge, Gymnasiasten, Realschüler, Seminaristen u. s. w. aufgenommen. Auch plant man, Königgrätz zu einer selbstständigen lutherischen Gemeinde zu machen, wozu die Arbeiten bereits begonnen sind. — Das zweite Heft enthält ein recht ansprechendes Bild der mährischen weltabgeschiedenen Gemeinde Oberdubenky, welche bei großer Armuth aber mit noch größerer Treue im Bekenntniß trotz aller römischen Gegenwirkungen und mit vielen Opfern sich Kirche und Schule erhalten hat. Dazu haben sowohl Gustav-Adolf-Verein wie Gotteskasten mitgeholfen, jener, indem er dem Geistlichen Pfarrfelder beschaffen half, dieser, indem er den Grund und Boden der Kirche und des Pfarrhauses, der nur gemiethet war und für welchen ein jährlicher Pachtzins entrichtet werden mußte, für die Gemeinde ankaufte. Besonders rührend zu lesen ist es, wie die arme Gemeinde sich ihre confessionelle Schule bis heute bewahrte, während sie nach österreichischem Gesetze zugleich für die Staatsschule die ziemlich hohe Steuerbelastung trägt. Besonders zeitgemäß und Vielen willkommen dürfte das vierte, die evangelische Bewegung in Oesterreich behandelnde Heft sein. In demselben wird vor Uebertreibung wie vor Unterschätzung dieser Vorgänge gewarnt; wenn auch der Ausgangspunkt ein nationaler ist, so wird auf Grund persönlicher, genauer Informirung festgestellt, wie die Bewegung in ihrem Verlauf mehr und mehr eine religiöse geworden ist, und der Ruf „Los von Rom!" vielfach ein im Volke schlummerndes evangelisches Bewußtsein geweckt hat. Wir wollen auf Einzelheiten hier um so weniger eingehen, je mehr wir wünschen und empfehlen, die Mittheilungen selbst zu lesen. D. K.

— **Wir Frauen haben kein Vaterland.** Monologe einer Fledermaus von **Ilse Frapan**. Berlin W., F. Fontane & Co. 1899. Preis 2 ℳ, gebunden 3 ℳ — „Ist es nicht traurig, daß es so wenig warme Plätze giebt in der Welt, und daß es die Meisten von uns beständig in der Seele friert oder doch fröstelt? Die Familie sollte solch' eine warme Stelle sein, aber das ist nicht mehr. Der Herd ist zerschlagen, ist entweiht." So klagt Ilse Frapan selbst durch den Mund ihrer Heldin Lili Halmschlag (S. 65). Ist das wahr? Nein. Aber wenn es wahr wäre, auf wen fiele ein gut Theil der Schuld? Sind es nicht gerade die wüsten Frauenrechtlerinnen, in deren Reihen sie ficht, die höhnend die alten, warm hegenden Schranken des Familienverbandes sprengen und den traulichen Herd zertrümmern möchten mit den Keulenschlägen ihrer zarten Händchen? Man höre nur ein paar der stärksten Stellen aus dem neuesten Buche der Frapan! „Sehr viele Männer denken: Frauen sind Kinder, die lernen doch Nichts. Sie wollen Alles für sich behalten und sagen deshalb: Keine Schulen, keine Universitäten für Mädchen! und dabei blitzen Bosheit und Hohn aus ihren verkniffenen Augen" (S. 74). „Die Frau ist überall als Null behandelt. Und wenn nicht als Null, dann als böses Princip geradezu" (S. 84). „Die Geschlechtsliebe ist eine Erfindung des Mannes" (S. 102). „Wie innig gerührt würde man sein, wenn die Cameruner sich ein Gymnasium ausbäten! Unsern schwarzen Brüdern würde man es auf's Wort glauben, daß ein Bedürfniß nach höherer Bildung bei ihnen entstanden ist, unsere weißen Schwestern fertigt man mit schlechten Witzen ab!" (S. 108). „Beten wir, daß bald die Zeit komme, wo die Grenzen aufhören, die Volk von Volk scheiden, wo die Kriege aufhören, die den Mann auf die Stufe des blutdürstigen Thieres degradiren; wo das schmutzige Geld nicht mehr über die verkaufte Erde rollt; wo es weder Capitalisten noch Proletarier mehr giebt, sondern nur Menschheitbrüder, und wo der Mann auch im Weibe die gleichstrebende Schwester erkennt und achtet!" (S. 156). — Fühlt denn ein so kluges Weib, wie es Ilse Levien trotz alledem ist, nicht die ganze Lächerlichkeit solch' alberner Rodomontaden? Glaubt sie wirklich mit derlei maßlosen Ausfällen und überspannten Thorheiten ihren Beruf als Vorkämpferin für das berechtigte Streben der Frauen nach höherer Bildung zu erweisen? Es ist jammerschade um die liebenswürdige Ilse Frapan der „Hamburger Novellen", an die nur dann und wann eine stimmungsvolle Naturschilderung wie S. 65—67 erinnert. Nur unsere angeborene Höflichkeit gegen Damen hält uns ab, ihr mit ihrem eigenen anmuthigen Ausdrucke zuzurufen: „Sei kein Esel" (S. 21), kehre um von diesen Verranntheiten und socialistischen Hirngespinsten, und erzähle uns lieber wie ehedem kleine feine Geschichten aus deinem Vaterlande „Zwischen Elbe und Alster".

R. B.

— **Die richtige Aussprache des Musterdeutschen.** Von Dr. **Ernst Dannheisser**. Heidelberg, Verlag von Julius Groos, 1899. Preis 50 ₰. — In neuerer Zeit mehren sich die Bemühungen, eine möglichst gleichmäßige Aussprache des Hochdeutschen (warum nicht so statt des gezierten Ausdrucks „musterdeutsch"?) anzubahnen. Im Gebiete des Vocalismus sind wir Mitteldeutschen ja in ziemlich günstiger Lage; unsre Vocale haben ja in der Hauptsache das Vorbild gegeben für die neuhochdeutsche Schriftsprache. Da sind es die süddeutschen — siddeitschen — Mundarten, die die stärksten Abweichungen aufweisen und also am meisten zu lernen haben. Was aber die Aussprache der Consonanten angeht, da bleibt auch in den meißnischen Landen viel zu wünschen, besonders bei den mutis und bei s. Wir können es nur gutheißen, wenn die Forderungen hier nicht gleich zu hoch gespannt werden, wenn man z. B. vorläufig nicht auf dem stimmhaften s im Anlaute und zwischen Vocalen besteht. Auch das Zäpfchen-r werden die gelehrten Bemühungen so bald nicht todt machen, obschon einstimmig für die kunstmäßige Rede und den Gesang das Zungen-r gefordert wird (S. 19). Ebenso ist die Vorschrift, g immer als Verschlußlaut auszusprechen, vor der Hand nur für die Bühne als bindendes Gesetz zu betrachten (S. 18). Einen Fortschritt bedeutet es immerhin, daß jetzt von verschiedenen Seiten — Vietor, Erbe, Siebs, vgl. unsere Anzeige in der Wiss. Beilage zur Lpz. Ztg. vom 11. April d. J. — der Aussprache mehr Beachtung zugewandt wird, und deshalb sind Büchlein wie das vorliegende jedenfalls willkommen zu heißen. Und wenn vorerst nur die Thorheit verschwindet, die immer noch in bes—timmten Kreisen eine Rolle s—pielt, die s—pitze Auss—prache der anlautenden s-Gruppen für feiner und richtiger zu halten, so wäre damit schon viel gewonnen. Einige der Regeln von Dannheisser zeichnen sich nicht eben durch Klarheit aus. Wir wissen z. B. nicht viel anzufangen mit einem Satze wie diesem (S. 19): „Eine Vermengung der Verschluß- und Reibelautaussprache des g wird widerrathen; wenigstens soll die Aussprache so lange dieselbe bleiben, als sich die Sprechweise nicht ändert." Das klingt stark an die Weisheit Onkel Bräsig's an: Die Armuth kommt von der pauvreté. Auch die Tabellen S. 22—27 halten wir für entbehrlich. Aber im Allgemeinen kann das Büchlein doch als ein brauchbarer Wegweiser zur Erlernung der richtigen Aussprache des Hochdeutschen bezeichnet werden, insofern es den Leser anleitet, seine eigne Sprechweise zu beobachten, und ihn lehrt, wie er es anzufangen habe, die Fehler, die ihr anhaften, zu meiden. Mit einem Schlage werden auch aus der kunstgemäßen Rede die mundartlichen Besonderheiten nicht verschwinden. Und die Zeit ist jedenfalls noch sehr fern, wenn anders sie überhaupt je kommt, wo nur die Schreibung von Eigennamen, wie z. B. Dannheisser (für Tannhäuser) noch der einzige Rest sein wird, der zurückweist auf frühere mundartliche Klänge. Aber wenn nur das Richtige immer wieder verlangt wird und wenn namentlich die Schule ihren Einfluß in der rechten Weise geltend macht, so werden wir schon nach und nach dem Ziele näher kommen, daß in allen deutschen Landen die Gebildeten es als eine Forderung des guten Geschmackes anerkennen, ihre Muttersprache in einer Weise auszusprechen, die den anerkannten Gesetzen der Wissenschaft nicht allzu gröblich widerspricht. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 69. Sonnabend, den 17. Juni, Abends. 1899.

Die Selbstthätigkeit des Königs Albert als Kronprinz im Feldzuge 1870/71.

Von Frhr. v. Hodenberg, General d. Inf. z. D. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

II. Die Führung der Maasarmee.

Verlauf der Schlacht von Sedan. (Schluß.)

Gegen 1 Uhr Nachmittags war die französische Stellung durch Wegnahme von Balan und Floing auf beiden äußeren Flügeln bereits erheblich eingeengt und nahezu kreisförmig geworden. Auch dem Centrum derselben gegenüber befand sich das Dorf Illy schon in deutscher Hand und deren Artillerie hatte die überhaupt Vormittags auf den südlich davon ansteigenden, das ganze Schlachtfeld überragenden Calvaire d'Illy gelangten feindlichen Kräfte schon nahezu vollständig verjagt.

Auf dieser Höhe stand, wie früher erwähnt, trotz seiner in die Augen springenden Wichtigkeit, Anfangs nur Cavallerie und wenn auch im Laufe des Vormittags Infanterie und Geschütze, anscheinend sowohl vom 1. wie vom 7. Corps, sich dort ebenfalls einstellten, so war es doch zu einer regelrechten Hereinziehung des Calvaire in die Vertheidigungsstellung nicht gekommen, obwohl General Douay, welcher den rechten Flügel seines (7.) Corps nicht glaubte bis dahin ausdehnen zu können, schon in der am 31. Aug. Nachmittags in Sedan beim Marschall Mac Mahon stattfindenden Besprechung vergeblich darum gebeten hatte. Er that dieses auch am 1. Sept. dem General Wimpffen gegenüber, welcher gegen 11 Uhr zu ihm kam. Infolge dessen erhielt General Ducrot einen dahingehenden Befehl und setzte dann, aber anscheinend erst nach Mittag, seine Reserven zum zweiten Male dahin wieder in Bewegung.

Vormittags sammelten sich auf dem Calvaire und südwestlich davon nicht allein beide Reserve-Cavallerie-Divisionen, sondern fast die gesammte Cavallerie überhaupt, nur beim 7. Corps blieben, wie es scheint, 8 Escadronen, und beim 5. Corps das 5. Lancier-Regt. zurück.

Um 9 Uhr erfolgte der schon erwähnte erste französische Cavallerieangriff und als dann das Artilleriefeuer immer stärker wurde, zog sich die französische Cavallerie weiter südlich hinter das 7. Corps. Etwa 6 Regimenter versuchten nördlich zu entkommen und gelangten meist in das Innere von Frankreich, einzelne Theile derselben wurden in Belgien entwaffnet.[218])

General Douay will nach 10 Uhr Turkos oder Zuaven (vom 1. Corps) auf dem Calvaire gesehen haben und Vormittags werden dort auch 3 Bataillone[219]) und die 3 Batterien der Division Dumont (7. Corps) genannt. Diese, sowie etwa sonst noch Vormittags auf der Höhe von Illy gewesene Truppen von den inneren Flügeln der genannten beiden Corps wurden ebenfalls vor Eintreffen der Ducrot'schen Reserven weggefegt.

Die Aufmerksamkeit des Generals Wimpffen richtete sich überhaupt nur nach Osten, und als er zum Corps Lebrun zurückgekehrt, dessen Rückzug nach Balan wahrnahm, schickte er dem General Douay um 12 Uhr Befehl, so viel als möglich dahin zu schicken. Dazu wurde eigenthümlicher Weise die in erster Linie stehende 3. Division, deren Stelle die Reserve- (1.) Division wieder einnahm, sowie die dem 7. Corps zugetheilte Brigade Kampf bestimmt. In dem durch das Bois de Garenne an sich für Truppenbewegungen schwierigen Gelände hinter dem rechten Flügel des 7. Corps stießen die — wie vorstehend beschrieben — in verschiedenen Richtungen marschirenden Truppen des 1., 7. u. 5. Corps aufeinander und da in diese Gegend außerdem die deutschen Granaten einschlugen, so erklärt sich, daß schon jetzt die Ordnung verloren ging, daß Viele bereits nach Sedan flüchteten. Die in östlicher Richtung sich bewegenden 3 Brigaden wurden übrigens unterwegs durch andere Befehle nördlich in der Richtung nach Illy abgelenkt und gelangten gar nicht zu dem inzwischen auch aus Balan herausgeworfenen 12. Corps, zu dessen Aufnahme das Gros des 5., namentlich die Division Goze südlich Fond de Givonne, sich entwickelte. Links davon scheint sich die Division Grandchamp des 12. aufgestellt zu haben, rechts und rückwärts bis zum alten Lager befanden sich gegen Mittag die vorstehend nicht genannten Theile des 12. und 5., sowie die Brigade Charteret des 1. Corps.

Aus Alledem wohl erkennend, daß an einen Sieg oder an ein Hineinwerfen der Bayern in die Maas, wovon er Anfangs geträumt hatte, nicht mehr zu denken sei, verfolgte General Wimpffen doch seinen ersten Gedanken weiter und versuchte, um wenigstens einen Theil der Armee dem Aeußersten zu entziehen, mit allen Truppen, deren er habhaft werden konnte, nach Osten durchzubrechen. Um 1 Uhr gab er allen Corps diesen Befehl. Um 1¼ Uhr forderte er den Kaiser Napoleon, welcher Vormittags stundenlang La Moncelle gegenüber im Feuer ausgehalten und sich um 11½ Uhr, seiner Krankheit wegen körperlich erschöpft, nach Sedan zurückbegeben hatte, schriftlich auf, sich an die Spitze zu stellen. Da dieser es als hoffnungslos ablehnte und in der Befehlsgebung mancherlei Mängel sich fühlbar machten,[220]) die der III. Armee gegenüberstehenden französischen Kräfte sich überhaupt nicht mehr zu betheiligen vermochten und die Unordnung überall schon einen hohen Grad erreicht hatte, so gelang es ihm nur etwa 6000 Mann von 2 Uhr an, von Fond de Givonne aus mit dem rechten Flügel gegen Balan, mit dem linken gegen den von Daigny aufwärts noch von Theilen des 1. französischen Corps besetzten Givonnebach vorzuführen.[221])

Scheiterte dieser Durchbruchsversuch auch hauptsächlich an dem Feuer der deutschen Artillerie, und darf man sich nicht vorstellen, daß er einheitlich erfolgte, so kam es doch in der Gegend von Balan, wohin der unmittelbar gegenüber befindlichen französischen Infanterie wegen, keine deutsche Geschütze nachgezogen werden konnten, und westlich Daigny auch zu ernsten Infanteriekämpfen. In erstgenanntem Ort tobte stundenlang ein hin- und herwogender Kampf der anfangs nur aus der 5. Brigade bestehenden, nach und nach durch die 6. und ein Bataillon der 1. Brigade verstärkten bayerischen Besatzung gegen die andrängenden Franzosen, welche, zumal ein Theil der Bayern wegen Munitionsmangel abziehen mußte, im Innern immer mehr Fortschritte machten. Als General Wimpffen selbst mit zusammengerafften neuen Massen sich dann nach Balan hineinwarf, fiel es mit Ausnahme eines Gehöftes, worin sich eine Abtheilung des 7. bayerischen Jäger-Bataillons standhaft behauptete, 4½ Uhr Nachmittags in seinen Besitz. Bei diesem letzten Vorstoß, welcher sich übrigens mit dem linken Flügel bis gegen Daigny erstreckte, scheinen sich, außer Theilen aller Regimenter des 12. Corps unter Lebrun,

---

[218]) Die Brigade Septeuil und zwei Esc. 10. Drag.-Regts. von der Cav.-Div. des 1. Corps kamen über Charleville, zwei Regtr. (5. Lanciers und 12. Chasseurs) der des 5. Corps über Mézières, drei Esc. des 7. Drag.-Regts. vom 12. Corps über Rocroy in das Innere von Frankreich, 2—3 Esc. von demselben Corps nach Belgien.

[219]) Bastard, Charges héroiques.

[220]) Lebrun erhielt den Befehl (mündlich) um 1 Uhr, Douay um 2 Uhr, Ducrot etwa 3 Uhr.

[221]) Genannt werden: rechts die Brigade Abatucci des 5. Corps; dann die 3. Division (Bassoigne) des 12. Corps mit dem 47. Regiment des 7. und einigen Zuavenbataillonen des 1. Corps, dann die 1. Division (Goze) des 5. und ganz links die 1. Division Grandchamp des 12. Corps. Das wären 4 Divisionen, thatsächlich gingen aber nur Theile derselben vor. Der zurückgeworfene rechte französische Flügel hatte sich nur zum Theil wieder gesammelt. Die Festungsgräben und Sedan selbst waren schon voll von Flüchtigen. S. Wimpffen, Rousset, Lebrun.

solche von 12 Regimentern und 5 Jäger-Bataillonen des 1., 5. und 7. Corps und 4 Batterien befunden zu haben.[222])

Weiter reichte aber die Offensive der Franzosen nicht und auch deren Widerstandskraft wurde durch die vorwärts von Bazeilles befindlichen bayerischen und preußischen Batterien, vom andern Ufer her durch die nördlich Remilly stehenden der Corps-artillerie des IV. Corps, welche alle jetzt Balan mit Feuer überschütteten, gebrochen. Dazu kam, daß General Wimpffen sich nun dem bisher nicht beachteten, erneuten kaiserlichen Befehl, den hoffnungslosen Kampf aufzugeben, nicht länger zu entziehen vermochte und das Zeichen zum Rückzuge gab.

So traf General Dietl, als er kurz darauf mit frischen bayerischen Bataillonen, 2 preußischen[223]) und der theilweise mit ihm wieder umdrehenden bisherigen Besatzung wieder einrückte, nur noch auf schwachen Widerstand und drang durch und zu beiden Seiten des Orts bis an das Glacis der Festung vor. Von den unter Leitung des Generals v. d. Tann inzwischen auf alle Fälle weiter rückwärts im Anschluß an die zur Stelle befindlichen Geschütze aufmarschirten 5 Infanterie-Brigaden und 6½ Cavallerie-Regimentern,[224]) an welche auf Ansuchen des Generals v. Schoeler auch der linke sächsische Flügel heranrückte, schloß sich noch ein großer Theil der bayerischen Infanterie diesem Vorgehen an, so daß es im Ganzen mit etwa 15 Bataillonen ausgeführt wurde.

* * *

Früher und rascher erlahmte der weiter nördlich gegen die Givonne gerichtete Durchbruchsversuch. Zum Infanteriezusammenstoß kam es hier nur westlich von Haybes und Daigny. Bis dahin war der im Thalwege, über welchen das beiderseitige Artilleriegefecht noch fortging, mit schwacher linker Seitendeckung vor sich gehende Marsch der 23. Division ungestört geblieben und dadurch hatte sich die Annahme befestigt, daß, wie am unteren Laufe der Givonne, so auch weiter nördlich die westlichen Uferhöhen vom Feinde schon verlassen seien. Die Zuaven, auf welche plötzlich das vordere 1. Bataillon Leib-Grenadier-Regiments Nr. 100 im bewaldeten Thalhange westlich Haybes stieß, wurden deshalb zuerst für Versprengte gehalten, während sie in Wirklichkeit den rechten Flügel der an der Givonne noch verbliebenen Theile des Corps Ducrot bildeten und dahinter sich der linke Flügel der Durchbruchstruppen befand. In das rasch heftig entbrennende Gefecht des Avantgarden-Bataillons warf General v. Montbé nun vier Halbbataillone des 2. Grenadier-Regiments Nr. 101[225]) links aus der Colonne heraus vor und ließ die beiden vorderen Batterien neben dem linken Flügel der Garde-Artillerie auffahren. Die nach und nach auf die Höhen anstürmenden sächsischen Grenadiere trieben nun mit Trupps vom Garde-Jäger- und 1. bayerischen Jäger-Bataillon und den sich östlich Haybes befindlichen und dem Angriff sich anschließenden beiden ersten Bataillonen des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments, den in geschlossenen Abtheilungen gleichfalls vordringenden Feind in verlustreichem Nahkampf zurück, nahmen ihm 2 Mitrailleusen und zahlreiche Gefangene ab und drangen im Verfolgungseifer theilweise bis nach Fond de Givonne vor, in welcher Richtung auch das Füsilier-Bataillon des Regiments Kaiser Franz nachrückte.

An der Givonne bei Daigny—Haybes stand noch die Brigade Fraboulet, anscheinend weiter nördlich die andere Brigade der Division Lartigue, sowie die Division Wolff. Der deutsche Angriff warf den rechten Flügel dieser Theile des 1. Corps auf die zum Durchbruch aufmarschirten oder schon vorgehenden Truppen der Divisionen Goze und Grandchamp zurück. Von letzterer wird als am Gefecht betheiligt das 34. Regiment besonders erwähnt.

Dieser Kampf vervollständigte die vernichtende Artilleriewirkung und beendete etwa um 3 Uhr östlich von Sedan jeden geordneten Widerstand des nach der Festung zurückströmenden Feindes.

Das XII. Corps zog nun 11 Batterien mit dem noch geschlossenen Theil der 45. Brigade auf die Höhen vorwärts von Haybes und Daigny nach, die 24. Division, welcher Major Schweingel um 2 Uhr 50 Min. unmittelbar den Befehl des Kronprinzen überbracht hatte, den schon begonnenen Weitermarsch nach Norden einzustellen,[226]) blieb östlich Daigny, die 46. Brigade aus gleicher Veranlassung bei Givonne.

Bevor dieser Befehl des Obercommandos das Generalcommando des XII. Corps erreichte, war von dort nachstehende, über die 24. Division also nicht mehr zutreffende Meldung an das Obercommando abgegangen:

3 Uhr 20 Min. Eing. Obercommando 4½ Uhr.

Die 23. Division ist nach schwieriger Passirung des Grundes auf den Höhen zwischen Sedan und Givonne angekommen, die 24. über Givonne nach Illy vorrückend. Starkes Gefecht hinter Bois de la Garenne hörbar. So viel zu beurtheilen großer Sieg.

Graf Arnim, Lt.

* * *

In das hinter dem Bois de la Garenne hörbare Gefecht, von welchem diese Meldung spricht, hatte die Garde außer mit ihrer Artillerie auch mit Cavallerie schon eingegriffen und ihre Infanterie, welcher sich sächsische zugesellte, vollendete, von Osten her einrückend, nun innerhalb des Waldes mit den dahin auch von Norden, Westen und selbst von Süden vordringenden Theilen der III. Armee den sich auch vom Standpunkte des Prinzen Georg westlich Daigny schon jetzt ankündigenden großen Sieg.

Wie schon erzählt, war der Calvaire d'Illy bereits um 1 Uhr Nachmittags fast ganz geräumt und das Dorf Illy von Infanterie der III. Armee besetzt, vom General Wimpffen inzwischen aber die Wiedereinnahme des Calvaire angeordnet worden. Die dazu durch das Bois de la Garenne vorrückenden Truppen wurden aber von den ihnen entgegenkommenden, nach Osten marschirenden Colonnen, sowie von Flüchtlingen aufgehalten und erschienen überhaupt nur theilweise nördlich des Holzes.

Um diese Zeit — gegen 1½ Uhr — näherte sich die Garde-Cavallerie-Division von Givonne her der Höhe von Illy und ihre Spitze, zwei Züge 3. Garde-Ulanen, vertrieben von ihr französische Schützen, welche der vorgerittene General Graf Goltz ganz richtig für die Reste der abgezogenen Besatzung hielt.[227]) Auf dem Berge tauchte dann aber von Süden her so starke feindliche Infanterie auf, daß die kleine Garde-Ulanen-Abtheilung nicht allein, sondern auch die ganze Division, heftig beschossen, zum Ausweichen gezwungen wurde und im Thal aufwärts marschirend, sich später bei Fleigneux hinter der Corps-Artillerie des V. Corps aufstellte.

In hartnäckigen Kämpfen, bei welchen sich die französische Cavallerie unter Anführung der Generale Marguéritte und Gallifet heldenmüthig aufopferte, wurde jetzt zuerst der Calvaire und die von da nach Floing sich erstreckende Höhe, zuletzt auch diejenige südlich dieses Dorfes und Cazal genommen. General Ducrot führte wiederholt die von Süden her kommenden Streitkräfte auf und gegen den Calvaire vor, General Douay war in gleicher Weise thätig. Als aber auch die Cavallerie an der preußischen Artillerie und Infanterie zerschellt war und nun mit Ausnahme des noch länger standhaltenden linken Flügels des 7. Corps Alles zurückströmte, begaben sich die genannten Generale zum Kaiser, wo sich vorübergehend auch General Lebrun einfand. Sie waren zwar von der Hoffnungslosigkeit ferneren Widerstandes überzeugt, wollten aber von einer Ergebung noch nichts wissen und die schon auf der Citadelle flatternde weiße Flagge wurde durch den eigenthümlicher Weise ebenfalls in Sedan anwesenden Chef des Generalstabes General Faure, etwa um 3½ Uhr, wieder niedergeholt. Dem Durchbruchsversuch Wimpffen's widmete aber nur General Lebrun seine Unterstützung, als ersterer das Verlangen des Kaisers, zu unterhandeln, von sich gewiesen hatte.

Deutscherseits wurde inzwischen von allen Seiten auf das Bois de la Garenne, außer den Festungswerken von Sedan derjenige Punkt, wo jetzt auch die bis zuletzt aushaltenden Theile der umzingelten und geschlagenen feindlichen Armee Schutz suchten, losgerückt.

---

[222]) Dick de Lonlay I S. 674 ff. Diesem letzten Vorstoß gingen nach S. 670 ff. andere voraus, u. A. General Ducasse mit Theilen des 56. und anderer Regimenter, dann General Wolff mit dem 74. Regt., zwei Bataillonen 78. Regts. und Zuaven vom 1. Corps, Theilen des 34. Regts., dem 6. und zwei Compagnien des 17. Jäger-Bataillons, sowie zwei Batterien.

[223]) I. Batl. und 9. Comp. 71. Regts., 4. Jäger-Batl. Andere Abtheilungen des erstgenannten Regts. gingen mit nach dem Park von Balan vor.

[224]) Vom I. bayerischen Corps: 2 Inf.-Brigaden, 5 Cav.-Regtr. und die beim Corps noch befindlichen beiden Esc. des 1. Garde-Ulanen-Regts. Vom II. bayerischen Corps die wieder gesammelte 3. Division. Von der 8. Division die 16. Brigade und das 12. Husaren-Regt.

[225]) Halbbataillone 1. 2., 11. 12., 3. 4. und 9. 10. Compagnie. Vom Leib-Grenadier-Regiment Nr. 100 außer dem I. Bataillon auch die 7. Compagnie betheiligt. — Die 46. Brigade war schon bei La Moncelle östlich des Baches ausgebogen, bei Haybes wieder auf die westliche Thalstraße übergegangen und setzte hier den Marsch bis zum Dorf Givonne und La Maka fort.

[226]) S. frühere Darstellung

[227]) Es attackirten die Züge der Leutnants Graf Rantzau und v. Liliencron II. der 2. Escadron. Verlust 1 Officier, 31 Mann, 47 Pferde, Gesammtverlust der Division 6 Officiere, 54 Mann und 118 Pferde.

Prinz August von Württemberg hatte dazu um 2¼ Uhr der 1. Garde-Division Befehl gegeben und nachdem die Garde-Artillerie mit einer Salve aus allen Geschützen ihre erfolgreiche Thätigkeit abgeschlossen hatte, rückten um 3 Uhr von Givonne her 12 Bataillone [228]) mit etwa 3 sächsischen Bataillonen derart vor, daß ihre vordere Linie rechts außerhalb wie im nördlichen Theile des Waldes in Verbindung mit dem vom Calvaire vorrückenden linken Flügel der III. Armee trat, die Mitte sich gegen die im Innern liegende, von der Garde-Artillerie in Brand geschossene Ferme Querimont wandte und der linke Flügel theilweise im Freien im Verein mit Theilen des sächsischen Schützen- und des 2. Grenadier-Regiments Nr. 101 vorging.[229]) Ernsten Widerstand fand besonders das 1. Bataillon und die 11. Compagnie Garde-Füsilier-Regiments. Derselbe wurde durch Hinzukommen der nächsten Abtheilungen [230]) jedoch bald überwunden und dabei von letztgenannter Compagnie der Adler des 17. Regiments und neun bespannte Geschütze genommen. Auch an anderen Stellen setzte der Feind sich noch zeitweilig zur Wehr. Die Zahl der Gefangenen stieg auf mehr als 15000 Mann. Nach den französischen Quellen waren Theile von allen vier Divisionen des 1., von den Brigaden Kampf, Nicolas, Abatucci und Fontanges des 5., der 1. und 3. Division des 7., der Brigade Villeneuve des 12. Corps und der Cavallerie-Division Margueritte zu Ende der Schlacht im Walde zusammengedrängt.

Andere ungeordnete Schaaren, der linke Flügel der zuletzt vorgehenden Durchbruchstruppen, näherten sich wiederum etwa um 4 Uhr südlich vom Bois de la Garenne von Sedan her dem XII. Corps, auch französische Geschütze fuhren wieder auf und es entstand dadurch hier nochmals ein kurzes Aufflackern des Gefechts, in welches auch die reitende Garde-Artillerie eingriff. Dem bald weichenden Feinde folgte dann Infanterie der Garde und des sächsischen Corps bis nach Fond de Givonne und dem Glacis von Sedan.[231])

Während dieser bis 5 Uhr dauernden Vorgänge war die Corpsartillerie der Garde auf dem Calvaire, die noch östlich des Baches verbliebene Garde-Infanterie mit den Divisionsbatterien bei Givonne, ihre Cavallerie hinter der Artillerie des V. Corps angekommen, andererseits marschirte die 4. Cavallerie-Division der III. Armee hinter der Garde auf.

Die 24. Division marschirte links nach La Moncelle ab, um auf Veranlassung des selbst zum Prinzen Georg gekommenen Generals v. Schoeler zur Unterstützung der 8. Division zu dienen, deren Vorgehen nach dem um 4½ Uhr vorübergehend in französische Hände gefallenen Balan in Aussicht genommen war.

* * *

Das Obercommando, seit etwa 3½ Uhr auf der Höhe östlich Daigny, erhielt gegen 5 Uhr durch einen Flügeladjutanten die Weisung, die gesammte Artillerie zur Beschießung der Festung vorzuziehen, noch bevor es ausgeführt war, aber Gegenbefehl.[232])

Der König hatte um 4 Uhr ungern und nur auf eine halbe Stunde die Genehmigung dazu ertheilt und das Feuer bei den südlich Sedan stehenden Batterien, welche es sofort begannen, schon nach 20 Minuten unter dem erschütternden Anblick der an sechs Stellen in Brand gerathenen Stadt wieder einstellen lassen.[233])

Beim Kaiser Napoleon brachte es den Entschluß zur Reise, sich seinem erlauchten Ueberwinder in dem bekannten vom General Reille überreichten Briefe für besiegt und gefangen zu erklären. Die zugleich wiederum aufgezogene weiße Flagge war, weil Sedan selbst nach Osten durch die unmittelbar vorliegenden Höhen gedeckt ist, nur den bis in die Nähe und auf das Glacis vorgegangenen vordersten Abtheilungen der Maasarmee sichtbar. Weiter rückwärts erkannte man nur aus dem Schwächerwerden und allmäligen völligen Aufhören des Feuerlärms, daß der Feind sich in sein Schicksal ergeben hatte.

Das inzwischen nach Bazeilles zu gerittene Obercommando gab dort dann 6¼ Uhr den Abendbefehl aus:

Wortlaut.

Feld bei Bazeilles, den 1. Sept. 1870,
Abends 6¼ Uhr.

Die Corps werden an folgenden Stellen ihre Biwaks beziehen. Das IV. Armeecorps auf der Straße von Bazeilles nach Douzy, Front nach Westen. Vorposten: linker Flügel Eisenbahnbrücke, Ostlisière von Bazeilles, rechter Flügel La Moncelle. H.-Q. IV. Armeecorps Lamécourt.

Das XII. Armeecorps giebt die Vorposten von La Moncelle aus über Daigny bis incl. Givonne. H.-Q. XII. Armeecorps Villers-Cernay.

Das Gardecorps giebt die Vorposten von Givonne durch das Bois de la Garenne in der Richtung auf Floing bis zum Anschluß an das V. Armeecorps. H.-Q. Illy.

Alle Gefangenen werden unter starker Escorte womöglich noch im Dunkelwerden nach Douzy gebracht, die starken Escorten verbleiben daselbst zur Bewachung der Gefangenen. Morgen transportirt jedes Corps seine Gefangenen von Douzy bis Stenay, dann auf der Linie über Damvillers, Étain, Fresnes, Thiaucourt nach Pont à Mousson an die General-Etappen-Inspection.

Die Truppen haben möglichst dafür zu sorgen, daß durch Requisition oder Heranholen der Lebensmittel die Truppen heute Abend oder morgen früh abkochen.

Albert, Kp.,
G. d. I.

Auf dem Rückweg nach Mouzon, wo das Hauptquartier wieder genommen werden sollte, ertheilte der Kronprinz dem General v. Schoeler auf dessen Meldung, daß der Feind am Thore von Balan zu unterhandeln sich bereit erklärt habe, die bedingte Ermächtigung dazu und es ging darüber um 9¼ Uhr Abends nachstehendes Schreiben des Generals v. Schlotheim an den General v. Moltke ab:

H.-Qu. Mouzon, den 1. Sepbr. 1870, Abends 9¼ Uhr.

Ew. Excellenz melde ich im Auftrage Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen von Sachsen ganz gehorsamst, daß der Generallieutenant v. Schoeler, der mit seiner Division heute Abend östlich Bazeilles steht, dem Kronprinzen auf seinem Rückweg nach dem Hauptquartier melden ließ, daß der Commandant von Sedan zu capituliren verlange und gleichzeitig fragte General v. Schoeler an, ob er eine Capitulation abschließen dürfe.

Se. Königliche Hoheit hat mit Rücksicht darauf, daß heute die Bestürzung in der Festung größer als morgen sein wird, den Generallieutenant v. Schoeler ermächtigt, eine Capitalution, vorbehaltlich der Ratification Sr. Majestät des Königs, zu vereinbaren, sich vor Allem aber in den Besitz sämmtlicher Thore und womöglich der Citadelle setzen zu lassen. Möglicherweise sind daher jetzt die Thore Sedans bereits von den Truppen der 8. Division besetzt.

Wenn in dieser Nacht noch oder morgen am Tage Jemand mit der Abschließung der Capitulation beauftragt werden sollte, so würde es gut sein, denselben zuvor mit dem Generallieutenant v. Schoeler Rücksprache über das bereits Geschehene nehmen zu lassen.

Nach Angabe der Corps wird die Armeeabtheilung nahe an 20000 Gefangene gemacht haben. Sie sind zunächst nach Douzy instradirt worden.

Ueber den weiteren Transport, wohin und unter welcher Escorte steht die Armeeabtheilung eines Befehls entgegen.

v. Schlotheim,
Generalmajor und Chef des Generalstabes.

Zur Zeit des Abgangs dieses Schreibens verhandelte General v. Moltke schon in Donchery mit General Wimpffen, wodurch sich die Besprechungen am Thore von Balan erledigten. Die Kenntniß davon ging dem Obercommando in der Nacht durch den vom Obercommando der III. Armee zurückkehrenden und vom Großen Haupt-Quartier mit der Beförderung nachstehenden Schreibens beauftragten Hauptmann v. d. Planitz zu.

Auf der Höhe von Sedan, den 1. Sept. 1870,
Ab. 7½ Uhr.[234])

Es sind Verhandlungen eingeleitet; Angriffsbewegungen dürfen daher von unserer Seite während der Nacht nicht erfolgen. Dagegen ist jeder Versuch des Feindes, unsere Linie zu durchbrechen, mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Sollten die Verhandlungen nicht zum Abschluß gelangen, so werden, jedoch erst nach diesfalls erfolgter Mittheilung, die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Als solche ist die Eröffnung des Artilleriefeuers östlich Frénois anzunehmen.

v. Moltke.

Der nächste Tag brachte Kunde von dem Abschluß der Capitulation und von der Abführung des Kaisers der Franzosen in die Gefangenschaft.

[228]) II. Batl. G.-Füs. blieb als Besatzung in Givonne, I., II. 2. G.-Rgts. und Füs.-Batl. 4. Garde-Rgts bei Haybes.

[229]) Rechts 4 Comp. 1. G.-Regts., dann I. Batl. G.-Füs.-Rgts. gefolgt vom II. Bat. 4. G.-Rgts. In der Mitte die 1. Comp. Garde-Jäger, gefolgt vom III. Batl. G.-Füs.-Rgts. und dem Gros des erstgenannten Bataillons. Links 2. Comp. sächs. Leib-Gren.-Rgts., das I. Batl., gefolgt vom Füs.-Batl. 2. G.-Rgts. und noch weiter links 5 Comp. des sächs. Schützen-Rgts. und 6 Comp. des 2. Gren.-Rgts.

[230]) 1. Comp. Garde-Jäger, 9. und 12. Comp. G.-Füs.-Rgts., 7. Comp. sächs. Schützen-Rgts., Abtheilungen des XI. Corps.

[231]) Am weitesten vorn: 2. Comp. und Theile der 7. Comp. Leib-Gren.-Rgts. Nr. 100, Kaiser Franz-Rgt., I. Batl. Schützen-Rgts., 9. und 10. Comp. 2. Gren.-Rgts.

[232]) General Schurig in König Albert 50 Jahre Soldat, S. 303.

[233]) König Wilhelm auf seinem Kriegszuge in Frankreich (Einzelschrift 19) S. 68.

[234]) Moltke, Milit. Correspondenz S. 268.

Die deutschen Verluste betrugen:

	Officiere	Mann	Officiere	Mann
1. Auf der Ostfront				
Maas-Armee { Garde-Corps	25	424		
8. Division	17	332		
XII. Armeecorps	62	1365		
III. Armee { I. bayerisches Corps	120	1988		
3. bayerische Division	87	1828		
Zusammen auf der Ostfront			311	5937
2. Auf der Westfront				
III. Armee { V. Armeecorps	50	973		
XI. Armeecorps	103	1456		
Zusammen auf der Westfront			153	2429
3. Auf der Südfront und gegen Mézières				
4. bayerische Division mit Ulanen-Brigade und Reserve-Artillerie des II. bayerischen Corps	6	60		
Württembergische Division	2	33		
Zusammen auf der Südfront und gegen Mézières			8	93
Deutscher Gesammtverlust			472[225])	8459
davon Maas-Armee	104	2121		
III. Armee	368	6338		

[225]) Einschließlich 7 Sanitätsofficiere.

Die Verluste des Feindes am 1. September werden auf 17000 Mann todt und verwundet, 21000 Gefangene geschätzt. Durch die Capitulation wurden weitere 83000 Mann kriegsgefangen und mit 3000 in Belgien Entwaffneten ergiebt sich ein Gesammtverlust von 124000 Mann mit 419 Feldgeschützen. In der Schlacht waren der Maasarmee 31 Geschütze in die Hände gefallen, außerdem der Adler des 17. Regiments von der 11. Compagnie des Garde-Füsilierregiments, eine Fahne des 3. Turkoregiments von der 4. Compagnie des 104. Regiments, eine andere bei der III. Armee von der 4. Compagnie 46. Regiments erobert.[226])

[226]) Dick de Lonlay giebt keinen Verlust von Feldzeichen in der Schlacht zu, s. jedoch G.-St.-W. und, was die von preuß. Abtheilungen gewonnenen anlangt: Lehmann, „Die Trophäen des Preußischen Heeres in der kgl. Hof- und Garnisonkirche zu Potsdam.“ Herausgegeben vom Kriegsministerium. Berlin, 1898. — Alle übrigen Fahnen wurden auf Veranlassung der Regts.-Kdre rechtzeitig verbrannt, vergraben oder auf andere Weise in Sicherheit gebracht.

Berichtigungen zu Nr. 68.

1) In der letzten Textzeile von S. 291 muß es heißen „und den anliegenden Höhen“ (anstatt: und der nördlich davon liegenden Höhe).

2) In der letzten Zeile der Anmerkung 208 auf derselben Seite ist für Regiment das Wort Corps zu setzen.

3) Das letzte Textwort auf S. 293 muß „vorgedrungen“ heißen, nicht vorgetrieben.

(Fortsetzung folgt später.)

Bücherbesprechungen.

— Rede bei der Confirmationsfeier in der Johanniskirche zu Leipzig am 26. März 1899 von Lic. Dr. Rüling, Pfarrer zu St. Johannis. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1899. 20 ₰. — Die Rede ruht auf dem biblischen Bekenntniß zu Jesus Christus, der gestern und heute und in Ewigkeit derselbe ist (Hebr. 13, 8) und entwirft den Katechumenen in eindringlicher, begeisterter Ausführung ein Bild dessen, zu dem sie sich bekennen sollen an diesem Tage und ihr Leben lang. B. K.

— Oesterreich als Einheitsstaat. 1899/2012. Deutschvölkischer Verlag „Odin“ in München. — Ein Flugblatt im Sinne der Wolf und Schönerer, aber ohne jede Schimpferei und, wie wir gern anerkennen, sachlich und deutsch-national geschrieben. Seite 19 scheint uns folgende Betrachtung von Bedeutung: „Oesterreich strebt heute dem Einheitsstaate auf einer anderen [als der deutschen] Basis zu, der katholisch-slavischen.... Der ganze Adel Oesterreichs beinahe (wohl auch der katholische Klerus) steht seit Jahren im slavischen Lager, trotz seiner zumeist deutschen Herkunft. Was Wunder, wenn sich endlich auch die Krone entschlösse (entschlossen hätte?) dieses letzte Experiment zu wagen?“ Letzteres fürchten wir auch. Die Haltung des Kaisers seit Beust's Verabschiedung läßt kaum auf etwas Anderes schließen. Oesterreich hat aber bestanden und wird bestehen nur in Anlehnung an Deutschland. Als slavischer Staat wird es sich in seine Elemente auflösen. Finis Austriae — das ist wenigstens unsere Ueberzeugung. W—n.

— Der Mutter letztes Wort. Warnende Streiflichter für unsere studirende Jugend von Dr. Victor Hellmuth. Hannövrisch Münden, Commissionsverlag von Reinhold Werther, 1899. — Das Buch enthält wohlgemeinte und beherzigenswerthe Worte über die Gefahren der Unmäßigkeit und Unkeuschheit, in denen schon mancher hoffnungsvolle Jüngling zu Grunde gegangen ist, mancher seine Gesundheit zerrüttet hat für sein ganzes Leben. So sehr wir aber mit den Warnungen und Mahnungen einverstanden sind, so wenig angenehm berührt uns ein gewisser geistlicher Hochmuth des Verfassers, eines augenscheinlich noch jungen Theologen. Wohl ihm, daß er eine treue und fromme Mutter gehabt hat, die ihn von Kindesbeinen an sorglich behütet und dem Heiland zugeführt, die ihn täglich auf betendem Herzen getragen und den Vater im Himmel für ihn angefleht hat, daß er seine Seele festige gegen die sittlichen Versuchungen lockerer Brüder! Aber daß der Verfasser an den Geistlichen, die er in der Kirche oder am Grabe hört, so scharfe Kritik übt, daß er da von seichtem Geschwätz spricht und elendem Stroh, das anstatt des Lebensbrodes den darbenden Menschenseelen hingeworfen werde (S. 54), das muß doch den peinlichen Eindruck der Frühreife und Selbstgerechtigkeit machen. Und wenn er dann von seiner eigenen praktischen Theologie, von der Seelsorge an verirrten Genossen erzählt, wenn er ferner die deutschen Professoren, und zwar aller Facultäten, der Gottlosigkeit zeiht, sie verantwortlich macht für die sittliche Verderbniß der akademischen Jugend und pflichtvergessene Beamte schilt (S. 90), so verstärkt das diesen Eindruck noch. Wir wissen sehr wohl, daß es in manchen akademischen Kreisen schlimm steht um die Gottesfurcht und sittliche Zucht; was er aber S. 39—40 von der frechen Schamlosigkeit eines Corps zu berichten weiß und was er S. 44—48 von deutschen Müttern sagt, die ihrem Sohne selbst die Bahn zum Laster gewiesen hätten, das glauben wir einfach nicht. Solche Uebertreibungen stiften eher Schaden als Nutzen. Noch ein Bedenken! Derlei Weckrufe an die Gewissen müssen von berufener Seite, von maßgebender Stelle ausgehen, wenn sie wirken sollen. Professor Ziegler's Buch über den Studenten des neunzehnten Jahrhunderts enthält dieselben Klagen, aber ohne die Uebertreibungen und ohne den salbungsvollen Predigerton. Wir fürchten, dieser selbstgewisse, um nicht zu sagen selbstgefällige Kanzelton wird Viele mehr abstoßen als anlocken. Uebrigens werden derartige Bücher leider von denen, die sie angehen, nie gelesen und verfehlen schon darum ihren Zweck. — Die Sprache des Buches ist nicht sorgfältig genug, der Druck erst recht nicht. Druckfehler wie Momento für Memento, seit für seid, Pfeiler für Pfeile, heimgehrt für heimkehrt u. s. w., Wendungen wie „meine letzthinnigen Erlebnisse“, „was mich für Gefühle durchgingen“, schließlich sachliche Widersprüche wie zwischen S. 53 und S. 78 — Alles das hilft auch mit dazu, daß das Buch keinen reinen Eindruck hinterläßt, wie es doch sollte bei den tiefernsten Fragen, über die es handelt. R. B.

— Die Ausbildung, Prüfung und Anstellung der Beamten bei der Kgl. Sächs. Zoll- und Steuerverwaltung. 4. neubearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. Preis 1 ℳ 80 ₰. — Diese neue Auflage hat eine wesentliche Verbesserung dadurch erfahren, daß verschiedene in früheren Auflagen nur als Noten behandelte Bestimmungen praktischerweise in den Text mit aufgenommen und dort ausführlicher besprochen worden sind. Ueberhaupt ist diese Auflage ganz neu bearbeitet, alles Wissenswerthe in leicht faßlicher Weise darin aufgenommen, nicht mehr Giltiges, wie z. B. die Bestimmungen über die Dienstcautionen, weggelassen worden. Selbst die in Bezug auf die Strafverfolgung wegen Zuwiderhandlung gegen das Gesetz über den Urkundenstempel erst vom nächsten Jahr an eintretenden Veränderungen haben darin bereits Berücksichtigung gefunden. Für den praktischen Werth dieses Werkchens spricht auch der Umstand, daß sich bereits nach kaum mehr als Jahresfrist eine neue Auflage nöthig gemacht hat. Wir können dasselbe den betheiligten Kreisen nur angelegentlichst empfehlen. —g.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 70. Dienstag, den 20. Juni, Abends. 1899.

Preußen und das „Reich" zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Der Kriegszug nach Franken im April—Juni 1758.

Von Dr. Gustav Sommerfeldt.

Der fränkische Reichskreis, speciell die Gegend von Bamberg, ist im Verlauf des siebenjährigen Krieges wiederholt von Einfällen des Feindes heimgesucht worden. Vier preußische Occupationen, die nacheinander in die Jahre 1757—1759 und 1762 fallen, lassen sich unterscheiden. Während das Unternehmen von 1757 auf eine Plänkelei hinauslief, die von den leichten Truppen der Avantgarde des Prinzen August Wilhelm von Preußen — Infanterie und Husaren unter Führung des Oberstleutnants v. Mayr — veranstaltet wurde, war bei dem Zuge von 1758 eine größere Truppenmacht betheiligt. Deshalb ist auch bei diesem zweiten Kriegszuge ein viel ansehnlicheres Resultat erzielt worden. Freilich war der Plan des großen Königs auch bei dem Vorgehen von 1758 nicht auf eigentliche Eroberung des nordfränkischen Gebietes gerichtet. Die Instructionen, welche er an den Prinzen Heinrich von Preußen ertheilte, der seit März 1758 an Stelle des in Ungnade gefallenen älteren Bruders in Sachsen das Commando führte, lassen deutlich erkennen, daß es dem Könige nur darauf ankam, seine reichsständischen Gegner durch die Diversion nach Franken in Schrecken zu setzen. Friedrich der Große glaubte, wie er in einer Ordre vom 13. April 1758 darlegte und später in den ausführlicheren Schreiben an den Prinzen vom 4. Mai und 7. Mai 1758 wiederholte, den Ständen des fränkischen Kreises durch das Erscheinen der in Sachsen stehenden Armee die Neutralität aufnöthigen zu können. Er hoffte ferner die reichen Hilfsmittel jener vom Kriege noch wenig berührten Gegend für Preußen nutzbar zu machen, werthvolle Beute an Geld und Proviant zu gewinnen, endlich zur Einstellung in die Armee, die in vielen ihrer Regimenter des Ersatzes bedurfte, Rekruten zu erhalten. Speciell betonte Friedrich der Große noch, daß es auf eine exemplarische Bestrafung des Bischofs von Würzburg abgesehen sei, des Grafen Adam Friedrich v. Seinsheim. — Dieser Reichsfürst hatte schon früher die Sache Maria Theresia's eifrig vertreten und war ein um so gefährlicherer Gegner geworden, da er seit 21. April 1757 seiner bisherigen Würde diejenige eines Bischofs von Bamberg noch hinzugefügt hatte. Seine Feindseligkeit zeigte sich außer in der Aufbietung von Truppen namentlich darin, daß er ein reiches Magazin von Heu, Mehl und Getreide, über das er in Bamberg verfügte, der Reichsarmee übergeben ließ. Dem Prinzen Heinrich fiel es als Aufgabe zu, dieses Magazin in den Besitz des Königs zu bringen.

Der von dem Könige gebilligten Disposition des Prinzen Heinrich folgend, brach daher im Frühjahr 1758 das schon genannte Freicorps v. Mayr's — er war kürzlich Oberst geworden und erreichte im September 1758 den Generalsrang — von Reichenbach auf, ging über Oelsnitz vor und besetzte am 12. April 1758 Hof. Auf eine längere Behauptung der Stadt war es indessen vorläufig noch nicht abgesehen. Die Reichsarmee hatte Anfang 1758 in der Person des Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld einen Führer erhalten, der etwas energischer war als der im Vorjahre bei Roßbach geschlagene Herzog von Hildburghausen. Nachdem sie sich in Stärke von über 30 000 Mann versammelt hatte, nahm sie eine Stellung nördlich von Bayreuth zwischen Kronach und Kulmbach ein. Sie ließ sich weder durch das genannte Vordringen v. Mayr's aus ihrer Ruhe aufschrecken, noch durch einen entsprechenden Streifzug, den der Oberstleutnant Johann Jakob v. Wunsch mit einem Theil seines kürzlich gebildeten Freiregiments am 27. April von Saalburg in Thüringen aus nach den Aemtern Nordhalben und Tauschnitz unternahm. Um den Feind irre zu leiten, ließ Prinz Heinrich darauf auch den Obersten v. Mayr eine Schwenkung nach dem Thüringischen hin machen. Mayr erschien, von Hof auf Reichenbach zurückgehend, am 25. April in Suhl, wo er eine Menge Gewehre erbeutete, die in der dortigen Fabrik für die Reichsarmee hergestellt worden waren. Der Anschlag der Preußen gelang. Prinz Friedrich von Zweibrücken, in der Meinung, daß für das laufende Jahr eine Gefahr nicht mehr zu erwarten sei, brach am 15. Mai gemäß einem von den Oesterreichern ertheilten Befehl nach Böhmen auf. Er zog über Weidenberg und Wunsiedel auf Eger, dann seit 29. Mai nahm er in Saaz eine befestigte Stellung ein. Im Lager von Bayreuth blieb dagegen der kaiserliche Generalfeldwachtmeister Freiherr v. Rosenfeld mit einer kleinen Truppenzahl als Befehlshaber zurück. Er hatte die Pflichten, mit den Infanterieregimentern v. Ferntheil und v. Barell, zwei Escadrons württembergischer Dragoner und 40 Husaren des kaiserlichen Husarenregiments v. Spléný, die ihm der nach Adorf abziehende General Freiherr Georg v. Lusinsky hinterlassen hatte, für die Ruhe im Reichskreise zu sorgen. Oberst v. Mayr benutzte die Blöße, welche der Feind sich gab, in geschickter Weise. Soeben aus Suhl wieder in Plauen eingetroffen, ging er alsbald vor und besetzte Hof, das er von den Reichstruppen geräumt fand, am 23. Mai. Prinz Heinrich, der über die Absichten des Feindes durch seine Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth, dauernd auf dem Laufenden erhalten wurde, stand am 21. Mai noch mit dem Hauptquartier in Zwickau. Er ließ in Freiberg den General Johann Dietrich v. Hülsen und in Zwickau den General August Friedrich v. Itzenplitz mit starken Heeresabtheilungen zurück. Da in Böhmen General Georg v. Lusinsky, ferner die Feldmarschallleutnants Fürst Nikolaus Esterhazy und Prinz Christian Karl zu Stolberg mit starken Contingenten Stellung genommen hatten, mußten die Husaren und Theile der übrigen leichten Truppen aus Sachsen ebendahin ausschwärmen, und es gelang dieser Streifzug so gut, daß vorübergehend sogar Eger von den Preußen besetzt wurde. Prinz Heinrich rückte mit dem Gros dann, zur selben Zeit als v. Mayr in Hof eindrang, bis an die unmittelbare Grenze des Reichskreises und schlug in Schloß Taltitz, nordwestlich von Oelsnitz, sein Hauptquartier auf. Die Avantgarde des Prinzen, 4000 Mann Infanterie*) und 600 Reiter unter dem Generalleutnant George Wilhelm v. Driesen und dem Generalmajor Christoph Heinrich v. Grabow, folgte dem Obersten v. Mayr nach Hof und drang, die Saale aufwärts gehend, in die Aemter Kupferberg und Marktschorgast ein. Am 26. Mai erreichte eben diese Truppe den halbwegs zwischen Hof und Bayreuth liegenden Ort Gefrees, und von hier datirt der erste der gefürchteten Requisitionsbefehle des Generalintendanten der Prinz Heinrich'schen Armee, Ernst Leberecht v. Arnstedt, Obersten der Kürassiere Nr. 2 (Regiment Prinz August Wilhelm von Preußen). Die Truppen Rosenfeld's waren bei dem raschen Vorrücken der Preußen in Gefahr umgangen und von dem Reichskreise ganz abgedrängt zu werden. Sie wandten sich daher über Kronach auf Lichtenfels hin. Bei der Nachricht, daß Oberst

*) Auf bayerischer Seite, so auch in der ausführlichen Darstellung C. Schweitzer, Der preußische Einfall im Bamberger Fürstbisthume in den Jahren 1757 ff. Bamberg 1865 S. 30 wird die Stärke des preußischen Fußvolks überschätzt und fälschlich auf 6000 Mann angegeben.

v. Mayr am 25. Mai gar in Bayreuth eingerückt sei, marschirten sie dann direct auf Bamberg, um ihrer Aufgabe gemäß die Vertheidigung dieser Stadt zu übernehmen.

In Bayreuth fanden die Preußen, wie bei dem vertrauten Verhältniß der Markgräfin zu ihren königlichen Brüdern nicht anders zu erwarten war, die freundlichste Aufnahme. Markgraf Friedrich, der freilich in dieser Zeit zugleich mit dem französischen Premierminister unterhandelte und ein Memorandum ausarbeiten ließ, das die Versöhnung Preußens mit Frankreich zum Ziel hatte, und das Markgraf Friedrich später dem Könige übersandte, zeigte ein bedeutendes Entgegenkommen. Es kam in Bayreuth am 29. Mai eine Proclamation Driesen's zur Veröffentlichung, die in einer größeren Zahl von Exemplaren gedruckt wurde und auch in der amtlichen Bayreuther Zeitung Wiedergabe fand. Driesen wandte sich darin an den gesammten Adel, die Magistrate, Beamten und Einwohner des fränkischen Kreises. Trotz der persönlich guten Gesinnungen nun, die Markgraf Friedrich und sein Vetter Markgraf Alexander von Ansbach bewiesen, wurde das Land als ein feindliches behandelt. In der That hatte Bayreuth ja auch auf Seiten der Feinde Preußens bisher gestanden. Driesen legte dem Bayreuther Territorium eine Contribution von 150000 Gulden auf, von welcher Summe er einen Theil durch Beschlagnahme der öffentlichen Cassen des Landes — speciell auch derjenigen der Thurn- und Taxis'schen Post — eintrieb, den Rest durch Wegführung einiger Geiseln, nämlich des Bayreuther Obermarschalls Grafen v. Bose und eines Hrn. v. Lauterbach, sicherte. Was die Post des Fürsten von Taxis anging, mit der Friedrich der Große infolge mannigfacher Differenzpunkte von früher schon im Streit lag, so hatte er durch Edict an den Generalpostmeister Grafen Gotter vom 24. März 1758 angeordnet, daß in allen während des Krieges occupirten Gebieten die Taxis'sche Post durch preußische Postämter zu ersetzen sei. Dementsprechend war Driesen schon in Hof mit der Abschaffung der Taxis'schen Post vorgegangen, er verfuhr in gleicher Weise jetzt in Bayreuth und später in Bamberg. Die Taxis'schen und römisch-kaiserlichen Abzeichen der Post verschwanden überall. Die Verwaltung wurde für eine preußische erklärt, und die Beamten wurden für den König in Eid genommen. In Bayreuth kam es zwischen Driesen und den beiden Markgrafen überdies zu lebhaften Auseinandersetzungen. Die Markgrafen weigerten sich, der von Driesen gestellten Forderung ihres Austritts aus dem fränkischen Kreisverbande zu entsprechen. Beide Markgrafen reisten in der Folge an den Hof des Prinzen Heinrich, ihres Schwagers. Dieser vermochte ihnen jedoch außer Artigkeitserweisen nichts zu bieten und mußte erklären, daß Driesen gemäß den Weisungen des Königs verfahren sei. Die Beschwerden der Markgrafen hatten somit einen Erfolg nicht aufzuweisen. Bereits von Gefrees aus hatte Driesen durch den Kupferberger Voigt Ign. Schnepdt die Bamberger fürstbischöfliche Regierung über ihre Stellungnahme angesichts der veränderten Umstände befragen lassen. Von Bayreuth aus ließ er jetzt auch an die Bewohner Nürnbergs eine Warnung ergehen, indem er ankündigte, daß es in seiner Absicht liege, diese Stadt, desgleichen auch Würzburg, aufzusuchen, sobald Bamberg eingenommen sein würde. Während Driesen in Bayreuth lag, war die Vorhut unter v. Mayr schon am 28. Mai westwärts vorgegangen. Sie erschien am 30. Mai in dem Städtchen Hollfeld, dessen Bewohner zum Theil geflüchtet waren, da sie fürchteten, in die Armee als Rekruten eingestellt zu werden, endlich am 31. Mai wurde auf der Straße über Pödelndorf die Stadt Bamberg erreicht.

Für die nun folgenden Ereignisse dient meiner Darstellung in der Hauptsache die im Kreisarchiv zu Bamberg befindliche, bisher wenig benutzte Aufzeichnung des Augenzeugen Hartmann zur Grundlage. Die Truppen des Generals v. Rosenfeld waren kurz vor den Preußen, nämlich am Morgen des 30. Mai bei Bamberg angelangt. Sie hatten eine Stellung nördlich des Pfeifferthores auf der Gaustadter Wiese bei dem sogenannten Jungfrauenbrunnen in der Nähe der Rednitz genommen. Die Bamberger waren durch die Berichte ihrer auswärts befindlichen Beamten bereits gewarnt worden, ferner erkannten sie aus dem lebhaften Zuströmen der ländlichen Bevölkerung während dieser Tage, daß Gefahr drohte. Gleichwohl soll es ein bedeutender Schrecken gewesen sein, der sich verbreitete, als in der Frühe des 31. Mai plötzlich schwarze Husaren vom Corps des Obersten v. Mayr beim Steinthor auftauchten. Es waren nur wenige Reiter. Einer dieser Husaren verlangte Einlaß in die Stadt. Er wurde aber von den Splény-Husaren, die, von einem Leutnant geführt, in ihrer vollen Stärke von 40 Mann des Weges ritten, umringt und, da er sich gefangen geben mußte, dem General v. Rosenfeld vorgeführt. Indessen verstärkten sich die zurückbleibenden preußischen Husaren bald ebenfalls bis auf die Zahl von etwa 40. Sie versuchten nun den Durchgang zu forciren, während die Garnison, von bewaffneten Bürgern unterstützt, bemüht war, das Steinthor zu schließen. Gegenüber dem ungestümen Andringen der Preußen vermochten die Bamberger dies nicht, doch konnten auch die Preußen den Besitz des Einganges nicht dauernd behaupten, sie wurden vielmehr von den Splény-Husaren gedrängt, die bald auch noch von einer Schwadron Württemberg-Dragoner Unterstützung erhielten. Mit Verlust eines Gefangenen und eines Todten zogen sich daher die Preußen in das bei dem nahe gelegenen Seehof befindliche Hautsmor zurück. Während nun das ganze v. Mayr'sche Corps sich sammelte, ließ Rosenfeld die Infanterieregimenter v. Ferntheil und v. Varell, die bei Gaustadt gestanden hatten, in Bamberg einrücken. Er ließ diese Truppen zum Theil auf dem Michelsberge, dem strategisch wichtigsten Punkte der Stadt, und in dem ebenda befindlichen Benediktinerkloster Stellung nehmen. Die Mehrzahl der Truppen aber breitete sich in den Straßen der Stadt aus, indem sie sich von der Hauptwacht zu den beiden Brücken, ferner über den Markt zum Dom und zur bischöflichen Residenz hinzogen. Die eigentliche Abwehr des Feindes übernahmen die Compagnien der Bamberger, Eichstädter und Bayreuther Grenadiere.*) Die Preußen drangen zwölf Mann tief in Gliedern und Rotten vor, konnten aber dem Feuer einiger Geschütze, welche von den Brücken aus die Gegend bestrichen, erfolgreichen Widerstand nicht entgegensetzen und wurden daher zurückgeworfen. Das v. Mayr'sche Corps litt unter diesem Feuer, das vier Stunden lang dauerte, in beträchtlichem Maße.

Der Schauplatz, auf dem sich die zweite Episode des Kampfes abspielte, war die Tränkgasse und die Gegend hinter dem Stift St. Gangolph. Ueber die Betheiligung der Einwohner Bambergs an dem Kampfe sagt Hartmann: „Unsere Freyschützen und Jäger sambt einigen Burgern machten sich auch herbey und erlegten durch ihre Kugelbüchsen, ohne einmal fehl zu schiessen, aus den Häussern viele von denen Feinden.“**) Das Corps v. Mayr's wurde, als es vor dem Geschütz endlich zurückwich, durch die Splény-Husaren und Württemberg-Dragoner verfolgt und nach Seehof („bis an den breiten See“) getrieben, wie einem Bericht zu entnehmen ist, den der Bamberger Kriegscommissar Schmaus — ebenfalls ein Augenzeuge des Kampfes — am 1. Juni 1758 in Nürnberg erstattete, wohin er sich bei Eintritt der Capitulation Bambergs im Auftrage seiner Regierung begab. Die Entscheidung erfolgte, indem um 2 Uhr Nachmittags endlich die „regulierten“ Truppen des Driesen'schen Corps aus Hollfeld einzutreffen begannen. Den vordersten Zug bildete ein Bataillon des v. Grabow'schen Infanterieregiments. Dasselbe griff unmittelbar in den Kampf ein. An drei Punkten: beim Gangolpher Thor, am Nonnengäßlein und am Steinthor drangen die Preußen, welche durch den Widerstand, den diese offene Stadt leistete, stark erbittert waren, vor. Das lebhafte Feuern, welches die v.Ferntheil'schen Truppen und die Splény-Husaren unterhielten, hinderte die Preußen zwar daran, von der Nonnengasse her die Straßenflucht der inneren Stadt zu gewinnen, dafür versicherten sie sich desto mehr des Viertels beim Gangolpher Thor. Aus den eintreffenden Haubitzgeschützen wurden die Häuser (meist Gärtneranwesen) der zur linken Hand liegenden Vorstadt, der Lausing- und der Flederwischgasse in Brand geschossen. Der Verlust der Bambergischen betrug in dem ganzen Kampfe 11 Grenadiere und 2 Husaren. Die Bambergische Bürgerschaft sah das Nutzlose des Widerstandes endlich ein. Da nicht minder auch den Preußen daran lag, die

*) Nach einem Bericht, der von dem Hartmann'schen etwas abweicht, gehörte zu den drei Compagnien die Würzburgische des Hauptmanns Tönnemann. Es scheint aber, daß dieselbe erst bei dem späteren Stadium des Kampfes in Action getreten ist.

**) Schweitzer, a. a. O. S. 38, Anm., polemisirt gegen die Angaben, welche betreffs Bambergs von Friedrich dem Großen in seinen „Denkwürdigkeiten“ gemacht worden sind. Schweitzer behauptet, obwohl er den Bericht Hartmann's bereits eingesehen hat: „Daß sich die Bürgerschaft bewaffnet, um die Preußen zu vertreiben, daß sie aus den Häusern geschossen und Preußen getödtet hätten, ist unrichtig und widerspricht allen einheimischen Quellen.“ Die Darstellung Friedrich's des Großen weist aber gerade an der fraglichen Stelle von Spott recht wenig auf und bleibt historisch vollkommen in ihrem Rechte.

Stadt vor der Vernichtung durch Feuer zu bewahren, knüpfte man Verhandlungen an. Zunächst erhielten die Bürger die Erlaubniß, beim Löschen der brennenden Häuser in der Vorstadt thätig zu sein. Nach dem Zeugniß Hartmann's hätten die wenigsten das Herz gehabt, sich der gefahrvollen Arbeit zu unterziehen. Angehörige des Kapuzinerconvents waren es daher hauptsächlich, die bei der Unterdrückung des Feuers in umsichtiger Weise thätig waren. Auf Veranlassung des Obersten v. Arnstedt wurde darauf an den Leutnant v. Adelsheim geschickt, der bei der Tönnemann'schen Compagnie stand, und an Oberstleutnant v. Fetzer, den Commandeur der v. Ferntheil'schen Grenadiere. Gleichzeitig erschien von Seiten des Bambergischen Civils der Geheime Rath, Vicedom Freiherr v. Rotenhan, der im Interesse einer Friedensvermittlung schon einmal an diesem Tage, von einem Trompeter begleitet, den Weg zum Gangolpher Thor gemacht hatte. Im Auftrage Rosenfeld's endlich unterhandelte der Major Schertel v. Burtenbach*)! Die Capitulation kam zu Stande. Es wurde darin den Reichstruppen der Abzug aus der Stadt frei und in allen Ehren gewährt. Sie sollten 24 Stunden völlig unbelästigt bleiben. Dagegen mußte die Stadtgarnison (etwas über 50 Mann) sich ergeben, ebenso wurden die Bambergischen Kriegscommissare zu Gefangenen erklärt. Die Preußen hingegen verpflichteten sich, Marodeure und die Weiber des Trains nicht in die Stadt hineinzulassen, sagten zu, daß den Einwohnern an ihrem Eigenthum kein Schaden zugefügt werden solle. Es heißt, eine mündliche Festsetzung der Capitulation hätte ferner dahin gelautet, daß die Preußen nicht in ganzer Truppenstärke, sondern nur mit einigen Bataillonen in der Vorstadt und am Steinwege Quartier nehmen dürften. Wurde dies wirklich verabredet, was aus den Acten nicht ersichtlich ist, so haben die Preußen nicht darnach gehandelt. Denn als gegen 10 Uhr Nachts die Reichstruppen in der Richtung über Ebrach nach Würzburg abzogen, rückte, während das Mayr'sche Corps in den Gärtnereien Quartier nahm, eine Escadron der Prinz von Preußen-Kürassiere unter dem Major Georg Ludwig v. Wiersbitzki, der zugleich Generalquartiermeister des Driesen'schen Corps war, auf den Markt der Stadt, und es folgte ihm zahlreiches Fußvolk.

Nachdem Driesen mit dem Haupttheile seines Corps am 1. Juni den Einzug in Bamberg gehalten und im Hause des Vicedoms v. Rotenhan in der Kapuzinergasse Quartier genommen hatte, wurde dem Wunsche des Königs gemäß der Versuch gemacht, materielle Zugeständnisse von dem in Würzburg befindlichen Fürstbischofe zu erzielen. Derselbe wurde vor die Alternative gestellt, seine Neutralität für den Fortgang des Krieges zu erklären oder zwei Millionen Thaler für das Gesammtgebiet seiner Lande zu erlegen. Gleichzeitig erhielt Oberst v. Mayr den Befehl, den Reichstruppen in der Richtung auf Würzburg und Schweinfurt nachzusetzen. Andere Cavallerieabtheilungen erhoben Contributionen in der Umgegend Bambergs,**) Wunsch und Belling durchstreiften die Oberpfalz und Mittelfranken bis Amberg und Nürnberg hin. Im Auftrage des Statthalters und Präsidenten der Regierung zu Bamberg, Frhrn. Joseph Eustach von und zu Werdenstein, begab sich darauf der Vicedom v. Rotenhan persönlich zu Bischof Adam Friedrich nach Würzburg und setzte diesen von dem so harten Vorgehen der Preußen in Kenntniß. Adam Friedrich war aufs Höchste bestürzt und ordnete nach Rücksprache mit seinen Räthen, sowie mit dem bevollmächtigten kaiserl. Minister Johann Wenzel Frhrn. v. Wiedmann und dem General v. Rosenfeld am 3. Juni an, daß Werdenstein zu Abfindung der Preußen 1 Million Thaler in Baar oder in Wechseln zahlen solle. Die ihm angesonnene Uebergabe der Festung Forchheim an die Preußen lehnte Adam Friedrich ab, ebenso weigerte er sich, auf eine Erklärung wegen künftiger Neutralität seiner Territorien einzugehen.

*) H. Wuttke: Huschberg und Wuttke, Die drei Kriegsjahre 1756—1758 in Deutschland, Leipzig, 1856, S. 509, will von einer persönlichen Unterredung wissen, die vor Abschluß der Capitulation zwischen Driesen und General v. Rosenfeld stattgefunden hätte. Ueber Derartiges ist aber aus den zeitgenössischen Darstellungen und aus dem Bamberger Actenmaterial nichts zu ersehen. K. F. Pauli in seiner Darstellung des Lebens des Generalleutnants v. Driesen S. 74—75 erwähnt, daß Driesen die Bedingungen nur unterschrieben habe, die Concessionen an die Reichstruppen aber der Obrist v. Arnstedt gemacht habe.

**) Theile des Regiments Prinz von Preußen-Kürassiere nahmen am 2. Juni in Hollfeld Quartier, am 4. Juni in Hallstatt, das nördlich von Bamberg liegt.

Werdenstein nahm in diesen Tagen das Interesse seines Herrn mit bedeutendem diplomatischen Geschick wahr. Indem er von den eigentlichen Absichten des Bischofs wenig verlauten ließ und die Verhandlungen mit Driesen meist der Vicedom v. Rotenhan führte, sandte er den Kammerrath Mang nach Nürnberg an den Directorialgesandten Dietz, um durch dessen Beihilfe 150 000 Gulden von der Stadt Nürnberg zu entleihen. In einem Schreiben, das er am 31. Mai dem oben genannten Kriegscommissar Schmaus mitgab, hatte Werdenstein auch bereits die Nürnberger gewarnt, indem es am Schlusse heißt: . . . „hingegen der anhero (d. i. nach Bamberg) zum Capituliren abgeschickte preußische Offizier unter anderem sich hat verlauten lassen, daß der Zug deren preussischen Trouppen auf die Reichsstadt Nürnberg gerichtet seye, als haben wir euch hievon zu avertiren für rathsam befunden, damit ihr die weiters zu bestimmende Maßregeln vestzusetzen bearbeitet seyn möget.“ — Der Nürnberger Kreisconvent ließ auf diese Nachricht, indem die Casse des Kreises nach der Festung Rothenburg in Sicherheit gebracht wurde, die Thore Nürnbergs verrammeln und sorgte, daß Alles für eine Abwehr der Preußen in ordentlichen Zustand versetzt wurde. Aber die Mühe war umsonst. Friedrich der Große hatte schon Anfang Mai Ordre gegeben, daß der Vorstoß nach Franken auf eine Zeitdauer von etwa 8 Tagen zu beschränken sei, und bei dem schleppendem Gang, den Werdenstein den Verhandlungen über die Contribution zu geben wußte, behielt Driesen keine Zeit zu ferneren Unternehmungen. Was endlich die Festung Forchheim anging, so gab Werdenstein zwar Befehl, daß dieselbe ihre Thore zu öffnen habe, indessen wußte man die Maßregel angeblich infolge Widersetzlichkeit der Bürgerschaft zu hintertreiben.

Während Driesen in Bamberg die Einwohner und die Garnison entwaffnete, das Mehl- und Getreidemagazin ausschreiben und zum Transport auf Wagen verladen ließ, die vom Lande requirirt wurden, während ferner die Bambergische Taxis'sche Post im Einvernehmen mit dem dortigen Oberpostmeister Hofrath v. Heusdorff zu einer preußischen gemacht wurde, der Oberst v. Lettow sammt dem Brigademajor Wietinghoff eine revidirte Taxe für den Verkauf von Fleisch, Brod und Bier verordnete, Driesen selbst endlich erklärte, sich bei gewissen Reservaten mit der Entrichtung von 1 Million Thaler zufrieden geben zu wollen, langte am 7. Juni der Vicedom v. Rotenhan mit der Nachricht an, Bischof Adam Friedrich habe das am 3. Juni gemachte Zugeständniß zurückgezogen und wolle äußersten Falls 100 000 Gulden daran wenden, daß die Preußen ihren Abzug aus Bamberg bewerkstelligten. In Würzburg bot man gleichzeitig die Bürger- und Landmiliz auf und dem Commandanten von Forchheim, Oberst v. Redwitz sandte Adam Friedrich die Weisung zu energischem Ausharren gegenüber den Angriffen der Preußen. Driesen's Zorn beim Empfang der Botschaft vom 7. Juni, die ihm durch eine Deputation überbracht wurde, bestehend in dem Statthalter v. Werdenstein, dem Hofkanzler Frhrn. Karg v. Bebenburg, dem Vicedom v. Rotenhan und dem Oberstallmeister Frhrn. v. Redwitz, war nicht gering. Diese vier Würdenträger sammt dem Weihbischof H. J. Nitschke wurden sofort gefangen gesetzt und zu Geiseln erklärt, dasselbe Schicksal traf die Officiere der Garnison, Hauptmann v. Lochner, Hauptmann v. Beust, Leutnant Pfretschner und Leutnant Fischer, welche zu Kriegsgefangenen erklärt wurden. Die Residenz und die Höfe mehrerer Domherren gab Driesen den Soldaten preis. Das schon früher aus den Cassen des Hofes, der Stadt und der Klöster gesammelte Geld — es waren 171 534 Gulden — mußte dem Obersten v. Arnstedt überliefert werden. Endlich wurde noch das ungemünzte Hof- und Kirchensilber in der Stadt beschlagnahmt, wo man es antraf.*) Diese Schmuck- und Zierrathe, welche einen beträchtlichen Kunstwerth hatten**), waren vorher schon durch eine Commission Bambergischer Beamten im Auftrage Werdenstein's zusammengebracht worden, da Werdenstein die Gegenstände nach Nürnberg als Pfand für die dort beabsichtigte Geld-

*) Die besonders werthvollen Stücke des Hofsilbers und den eigentlichen Domschatz hatte Bischof Adam Friedrich im Mai 1758 nach Würzburg bringen lassen, von wo sie am 2. Juni nach Bruchsal geflüchtet und dort in die Obhut des Bischofs Franz Christoph von Speyer gegeben wurden.

**) Eine spätere „Specification des Silbers vom hohen Domstift“ führt unter den beschlagnahmten Stücken bei Nr. 3 auch auf: „Die Statuen des heyligen Kaisers Heinrich und Cunegundis mit allen Zubehörung, die beyde Adler obr denen Häuptern, nebst Lilienscepter und Schwert.“

Digitized by Google

anleihe geben wollte. Jetzt wurde eine Abschätzung sämmtlicher Stücke vorgenommen, sie auf 11310 Gulden bewerthet und in Kisten gepackt, um nach Sachsen geschafft zu werden. Driesen bestand auf Entrichtung der Kriegsschuld von 1 Million Thaler durch die beiden Hochstifte, und glaubte durch die Confiscirung des genannten Silbers den Fürstbischof einer Zahlung desto eher geneigt zu machen. Prinz Heinrich war in diesen Tagen von Taltitz nach Hof vorgegangen und machte von dort aus auch in Bayreuth einen Besuch. Die Reichsarmee und das Corps Stolberg's wurden von dem Prinzen, wenn auch mühsam, in Schach gehalten. Um so dringender gestaltete sich für Driesen die Gefahr, welche von Westen her drohte. Nicht genug, daß Oberst v. Mayr den Zug nach Schweinfurt wegen der nach Kitzingen zu stehenden Rosenfeld'schen Abtheilung, der sich neuerdings noch das kurpfälzische Dragonerregiment des Obersten Grafen v. Winkellhausen angeschlossen hatte, und wegen der sich immer enger zusammenziehenden Miliztruppen unterbrechen mußte, so verlautete mit Bestimmtheit, daß vom Rheine her ein starkes Corps österreichischer Truppen unter dem Feldmarschallleutnant Freiherrn v. Tombasle über Frankfurt im Anzuge sei. Es war eine Anzahl wallonischer Regimenter, die bis vor Kurzem zur Verstärkung der am Niederrhein befindlichen Armee des Grafen Ludwig Clermont gedient hatten. Mehrere Bataillone dieser Regimenter, nämlich von den Regimentern Arberg, Los Rios, Ligue und Sachsen-Gotha, waren bestimmt, zur Verstärkung Rosenfeld's zu dienen, und ihre Ueberführung nach Böhmen war seit längerer Zeit geplant. Prinz Heinrich konnte dem Könige schon am 2. Mai von Dresden aus mittheilen, daß der Marsch dieser Truppenmacht, die auf 6000 Mann geschätzt wurde, nach Böhmen bevorstehe*). Indessen hatte Markgräfin Wilhelmine die preußischerseits gehegten Befürchtungen wieder zerstreut, indem sie dem Könige am 10. Mai 1758 nach Aschmeritz in Mähren schrieb, daß die Verlegung jener Truppen nach Böhmen erst für den Juli geplant sei. Daß die Regimenter Dombasle's ihren Marsch jetzt beschleunigten, hatte seinen Grund wahrscheinlich darin, daß Bischof Adam Friedrich unterm 2. Juni dringende Gesuche um Kriegsunterstützung an den Kaiser und an den Prinzen Friedrich von Zweibrücken abgehen ließ. Das zuerst eintreffende Husarenregiment v. Szecheny, unter dem Obersten v. Werzey, säuberte in der That bald die Gegend von Kitzingen und Ebrach. Driesen erkannte, daß ein längeres Verweilen in Bamberg der wachsenden Gefahr gegenüber nicht rathsam sei. Er ließ die Truppen daher am 9. Juni den Abmarsch vorbereiten, und der Ausbruch erfolgte in der Nacht zum 10. Juni um 2 Uhr Morgens. Die erwähnten fünf Geiseln, welchen sich auch der Prior des Klosters Michelsberg, M. Kaser, anschließen mußte, ferner das in Fässer gepackte Geld und die Kisten mit dem Kirchensilber, welche vorher schon auf die Gespanne verladen worden waren, wurden mitgeführt. Die Husaren des Dombasle'schen Corps folgten den Abziehenden auf der Ferse, besetzten in der Frühe des 10. Juni Bamberg und beunruhigten die Arrièregarde Driesen's auf dem Marsch über Hollfeld nach Bayreuth. Hier fand am 12. Juni ein Zusammentreffen Driesen's mit dem Prinzen Heinrich statt, der bei dem Markgrafen zu Besuch weilte. Der Prinz ordnete die Weiterführung der sechs Geiseln an, welche unter Obhut des Obersten v. Arnstedt alsbald über Hof, Oelsnitz und Plauen nach Leipzig geschafft wurden. Nachdem der Prinz sein ganzes Corps sich in Hof hatte sammeln lassen, die kriegsgefangenen Officiere der Bamberger Garnison hatte er schon von Bayreuth aus gegen Ehrenwort entlassen, folgte er selbst ebenfalls nach Sachsen. Das Verhalten Driesen's bezüglich der Kriegscontribution billigte der Prinz, es mußten daher die Geiseln von Hof und von Plauen aus an den Bischof schreiben. Die Hoffnung der Preußen, so in den Besitz des geforderten Geldes zu gelangen, war umsonst. Der Bischof blieb gegen die Vorstellungen und Bitten der Geiseln taub. Und auch die Concessionen, welche Prinz Heinrich im späteren Verlauf der Verhandlungen machte — so, daß er erklärte, das Kirchensilber sofort bei Zahlung der Million Thaler nach Bamberg zu schicken, schließlich sogar die Gesammtforderung auf zwei Drittel ihres Werthes ermäßigen wollte, auch andere Zusicherungen ertheilen, welche eine Rücksichtnahme auf die Bamberger Interessen beweisen sollten —, fruchteten nichts.

Friedrich der Große wurde in dieser Zeit durch die Kriegsvorgänge in Mähren ganz in Anspruch genommen und drängte besonders auf die Eroberung von Olmütz, das seit Mitte Mai belagert wurde, aber unter dem österreichischen Generalfeldzeugmeister Ernst Dietrich Frhrn. Marschall v. Bieberstein einen heldenmüthigen Widerstand leistete. Er erhielt am 19. Juni im Lager bei Proßnitz die ihn tief bewegende Trauerkunde vom Hinscheiden seines Bruders August Wilhelm, der am 12. Juni auf Schloß Oranienburg gestorben war. Doch dieser Schlag so wenig wie der einige Monate später am 14. October eintretende Tod der Markgräfin Wilhelmine vermochten den Muth des Königs zu beugen oder ihn von der Fortsetzung des Krieges zurückzuhalten. Das Olmützer Unternehmen schlug wider Erwarten fehl. Die Belagerung mußte nach der Niederlage, die einer der Unterbefehlshaber, General Nikolaus Lorenz v. Puttkamer, erlitten hatte, aufgehoben werden. Prinz Heinrich wurde in Sachsen bald ebenfalls stark bedrängt. Nichtsdestoweniger blieb man dabei, die Ansprüche an das Fürstbisthum Würzburg-Bamberg in der früheren Höhe zu erheben. Am 5. Juli wurde dem Statthalter v. Werdenstein und dem Hofkanzler v. Karg zwar erlaubt, nach Bamberg zurückzukehren, doch nur um dort persönlich die Angelegenheit wegen Zahlung der einen Million Thaler zu betreiben und nach Ausstellung eines Reverses wegen Rückkehr nach bestimmter Zeit. Die Würdenträger konnten in Bamberg nichts ausrichten. Der Bischof verwies sie auf einen schon am 27. Juni ertheilten Bescheid, in welchem er erklärt hatte, daß es seinen Pflichten als Reichsfürst zuwiderlaufe, wegen der Contribution sich auf Unterhandlungen einzulassen. Nachdem die beiden Geiseln durch den Obersten v. Arnstedt unterm 31. Juli vergeblich zur Rückkehr gemahnt worden und sie auch am 15. August noch nicht in Leipzig eingetroffen waren, wurden die zurückgebliebenen vier Geiseln einer strengeren Behandlung als bisher unterworfen. Der Weihbischof Nitschke, der Vicedom v. Rotenhan, der Oberstallmeister v. Redwitz und der Prior M. Kaser wurden am 21. August auf die Festung nach Magdeburg geschickt, wohin ihnen bald auch das Kirchensilber nachfolgte, das uneröffnet in den Kisten aufbewahrt wurde. Bis zum 18. September hielt man die vier Geiseln in Magdeburg. Sie würden wohl länger noch im Exil haben schmachten müssen, wenn nicht Pfalzgraf Friedrich eine List gebraucht hätte. Er ließ bei einem ins Thüringische unternommenen Streifzug seinerseits preußische Geiseln gefangen nehmen. Die vier Bambergischen Geiseln erhielten im Austausch gegen die preußischen Geiseln dann die Erlaubniß, nach Leipzig zurückzukehren, und durften sich Ende September noch den Ihrigen in Bamberg wieder zugesellen. Das Ergebniß des nach Franken gerichteten Unternehmens entsprach nicht ganz den Wünschen des Königs. Zwar hatten die fürstbischöflichen Lande die Macht seines Armes stark zu fühlen bekommen, und der Schaden, welcher dem feindlichen Gebiet durch Fouragirungen und Contributionen, durch Verwüstung von Ländereien und Gehöften, durch Wegführung von Vieh, Pferden und Gespannen zugefügt worden war, bezifferte sich auf eine hohe Summe. Aber von einer eigentlichen Demüthigung des stolzen Fürstbischofs Adam Friedrich war kaum zu reden, da derselbe es rundweg ablehnte, auf Verhandlungen über die Neutralität oder über die sonstigen Forderungen der Preußen einzugehen. Gegen andere Feinde, so wider den Kurfürsten von Bayern und das durch seine Reichthümer mächtige Nürnberg, hatten sich die Preußen mit Drohungen begnügen müssen, deren Verwirklichung im weiten Felde stand. Was Oberst v. Arnstedt bei Gelegenheit der mit den Geiseln in Leipzig gepflogenen Verhandlungen dem Fürstbischof ankündigte, trat bald genug ein. Wegen Nichtbezahlung der Kriegscontribution wurde im Jahre 1759 auf Befehl des Königs eine neue Invasion in das Fränkische unternommen. Dieselbe brachte über Bamberg viel größeres Unheil, die gesegneten fränkischen Fluren wurden in viel schlimmerer Weise verwüstet und die Bewohner hatten von der Kriegsfurie weit ärgere Uebel zu erdulden, als die waren, welche der Einfall von 1758 mit sich brachte.

*) K. W. v. Schöning, Der siebenjährige Krieg nach der Original-Correspondenz rc. Potsdam. 1851. Bd. I, S. 188—189.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 71. Donnerstag, den 22. Juni, Abends. 1899.

Die Rhön,

das Aschenbrödel unter den deutschen Gebirgen.

Von Dr. B. Schwarz.

Wie es Aschenbrödel giebt im Menschenleben, Individuen, die unter unverdienter Geringschätzung leiden, so auch im Reiche der Natur. Hierher ist ganz besonders das Rhön-Gebirge zu rechnen, das von weiteren Kreisen noch so wenig Beachtung erfährt und das doch — wenngleich nirgends großartig in alpinem Sinne — des Anmuthigen und ebenso des geschichtlich Denkwürdigen gar viel besitzt.

Seit dem so großartigen Ausbau des deutschen Eisenbahnnetzes ist eine Reise in die Rhön etwas sehr Leichtes. Am eindrucksvollsten wird sie von Norden her in Scene gesetzt. Bei dem schönen Eisenach mit seiner hochragenden, altehrwürdigen Wartburg verlassen wir die große Durchgangslinie Berlin-Frankfurt und vertrauen uns der mitten zwischen Rhön und Thüringer Wald südwärts strebenden Werra-Bahn an. So erreichen wir, immer zwischen grünen Hügelgeländen, über welche von rechts und links höhere, duftig blaue Berge, die Ausläufer der beiden eben genannten Gebirgszüge, hereinlugen, die schöne, walddustige Miniatur-Residenz Meiningen. An diesem Punkte theilt sich unsere Bahnlinie: geradeaus geht's nach Hildburghausen, Coburg und Lichtenfels hinunter, rechts zweigt der Strang nach Schweinfurt mit der Fortsetzung nach Würzburg und Stuttgart ab. Ihn benutzen wir, wenn auch nur für etwa ein halb Dutzend Stationen. Trotzdem werden wir dabei rasch eine ins Auge fallende Scenenverwandlung erleben. Anfangs umgaben uns noch die düsteren Nadelholzberge Thüringens. Indeß die Trace senkt sich schnell, von etwa 400 Meter bis wenig über 200 Meter, Laubwälder und schließlich sogar Rebenpflanzungen treten auf, ja selbst die Menschen erscheinen verändert, katholische Geistliche im charakteristischen langen Gewande und Nonnen mit weißer Kopfhülle tauchen immer zahlreicher auf, der breite, weiche, singende Thüringer (sächsische) Dialekt macht der rauheren, kernigeren bayerischen Mundart Platz, von isolirten Höhen läuten die Meßglöckchen freundlicher Wallfahrtskirchlein und in den Bahnhofshallen klappern die unförmlichen Maßkrüge. Wir sind unversehens in den Bereich der blau-weißen Grenzpfähle, aus Norddeutschland nach Süddeutschland, in das Stromgebiet des gesegneten Main-Flusses gelangt. Damit befinden wir uns aber auch zugleich auf dem Boden einer Geschichte, die von den ältesten Zeiten des deutschen Volkes bis in seine neueste Entwickelung hereinreicht. Da ist zuerst das freundliche Mellrichstadt, bei dem am 7. August 1078 eine Schlacht zwischen Heinrich IV. und Rudolf von Schwaben stattfand. Ungleich wichtiger noch muß der Punkt genannt werden, den wir wenig später erreichen. Wir schauen zur Rechten durch das Fenster des Coupés. Längst schon hatten wir erwartet, in dieser Richtung Etwas von dem erstrebten Gebirge zu sehen. Aber noch immer zieht sich nur Hügelland vor dem Auge hin. Plötzlich beschreibt die Bahn einen Bogen und eine mächtige blaue Wellenlinie wird bemerklich, die sich hoch am Himmel hinzieht. Das ist der berühmte, 932 Meter über dem Meeresniveau aufragende Kreuzberg, der zwar noch nicht den Culminationspunkt der gesammten Rhön, wohl aber deren besuchteste und auch weitaus dankbarste Höhe darstellt. Zu dem majestätischen Hintergrunde gesellen sich bald auch fesselnde Objecte nahe bei uns. Zur Linken plätschert auf einmal ein klares, grünes Gebirgswasser, die fränkische Saale, ein Nebenfluß des noch fernen Mains, so genannt zum Unterschied von jener Saale, die, im Fichtelgebirge entspringend, nordwärts der Elbe zueilt. Zu gleicher Zeit tritt im Vorblick ein höchst eindrucksvolles Städtebild in den Gesichtskreis, ein noch von Ringmauern und seltsamen alten Thürmen umhegter Ort, Neustadt an der Saale, über welchem seitwärts auf steil aufgerichteter Waldwand eine der ältesten und zugleich umfangreichsten Ruinen von ganz Deutschland thront, die sogenannte Salzburg. Kein Natur- und Geschichtsfreund wird hier uninteressirt vorüberrollen, sondern wenigstens für ein paar Stündchen aussteigen, wenn der Zug die Station erreicht hat. Schon der Besuch des Städtchens lohnt den Aufenthalt. Nach einigen Minuten vom Bahnhof ab erreichen wir eine alte steinerne Brücke, welche über die Brend führt, ein munteres Gebirgsbächlein, das an dieser Stelle in die genannte Saale mündet. Hier hat man, über den unverwüstlichen Pfeilern des ehrwürdigen Bauwerks stehend, eine der schönsten Ansichten des ganzen Rhön-Gebietes. Rechts dringt das Auge im saftigen Seitenthale vorwärts gen Westen, bis es in dämmernder Ferne am gewaltigen Wall des Kreuzberges, dem Thalschluß, hängen bleibt. Links aber, der rauschenden Wasserfläche entlang, trifft es durch dichte Baumgruppen auf beiden Ufern wie durch einen stimmungsvollen Rahmen auf die urplötzlich ganz nahen altersgrauen Mauern der erwähnten Burg, eine unbeschreiblich liebliche Idylle. Von diesem originellen Standorte aus führen uns wenige Schritte in das Innere von Neustadt selbst hinein. Das ist nun freilich trotz des Namens kein neuer, glänzender Platz, vielmehr erscheint er altmodisch, wie seine Umfassungsmauern, und doch so anheimelnd, ein echter Typus einer bayerischen Provinzialstadt, kleine, einfache Häuschen, aber bald hier bald da ein Schild, das zur Einkehr einladet, und überall behäbige Menschen, deren sanft geröthete Gesichter auch beweisen, daß der Trunk nicht schlecht sein kann. Wer aus einer der modernen, unruhigen Großstädte in ein solch weltentlegenes, stilles, genußfreudiges Asyl tritt, dem wird es unwillkürlich sein, als ob schon damit sein ganzes Nervensystem wunderbar auflebte. Natürlich wird uns dies sowie selbst der beste „Gerstensaft“ nicht abhalten, auch noch dem Hauptkleinod des Ortes, der gedachten alten Burg, zuzuwandern. Auf freundlichen Promenadenwegen und zuletzt über den Saalefluß gelangen wir bald an den eigentlichen Schloßberg. Hier liegt das kleine, jedoch gut eingerichtete und verhältnißmäßig vielbesuchte Bad Neuhaus. Ein steiler Waldweg führt von da auf die Höhe, ein monumentales, indeß gleichfalls schon halb verfallenes Thor dort in den weiten Schloßhof hinein. Unwillkürlich bleiben wir wohl einige Minuten stehen, ehe wir weiter vordringen. Etwas wie Andacht und heilige Scheu zieht durch unsere Seele. Schaut doch auch von diesen alten Trümmern nicht weniger als ein ganzes Jahrtausend auf uns Eintagsfliegen nieder. Die Salzburg gehörte schon den Carolingern, jenem kräftigen Regentengeschlecht, aus dem ein Karl der Große, der eigentliche Urahn deutscher Macht und Herrlichkeit, herauswuchs. Dieser gewaltige Recke hauste hier oben wiederholt, hier schloß er auch nach 30 jähriger erbitterter Fehde Frieden mit dem trotzigen Sachsenherzog Wittekind, ja, vor ihm schon weihte ebenda der große Apostel der Deutschen, Bonifacius, die ersten Bischöfe Frankens. Freilich von all dem Glanze der ehemaligen Kaiserpfalz ist nicht mehr viel übrig geblieben. „Und die Mauern sind zerfallen, Wolken ziehen drüber hin.“ Wohl reihen sich eine ganze Anzahl Höfe aneinander, aber dichtes Gras und Brennnesseln wuchern da, wo einst der Schritt Gewaffneter schallte. Es ist so still jetzt da oben, wie die Ruhe des Kirchhofs. Das seltsame Bild zu vollenden, grasen da und dort zwischen den herabgestürzten Quadern und Mörtelbrocken einige weiße Ziegen, welche von einem melancholisch dreinblickenden jungen Mädchen gehütet

werden und mit ihrer Milch deren alte, schwache Mutter ernähren. Man läßt sich wohl pflichtgemäß durch all die verschiedenen Abtheilungen führen und deren angebliche einstige Bedeutung erläutern, aber bis auf einiges schöne Maßwerk in stehen gebliebenen Giebelwänden und einer niedrigen Säule, die den Banketsaal des großen Karl andeuten soll, ist doch Alles nur Verwüstung und geeignet, trüb zu stimmen, woran selbst das freundliche, von König Ludwig I. von Bayern zu Ehren des Bonifacius 1848 errichtete schmucke Kapellchen inmitten der Trümmer nicht viel zu ändern vermag. Nur die wunderbare Fernsicht erhebt das Herz wieder, die sich von verschiedenen Standpunkten aus bietet. Unmittelbar zu Füßen liegt, von den beiden Gewässern Saale und Brend inselartig umschlossen, das noch echt mittelalterlich anmuthende Neustadt mit der Masse seiner rostfarbenen Ziegeldächer, und dahinter bauen sich, wie die Welt abschließend, die stolzen, blauen Rücken des Rhön-Gebirges auf und rufen uns zu: „Seht, was Menschenwerk ist! Nur wir altern nicht, wir, die ewigen Berge!" Verfasser erlebte übrigens dort oben bei seinem neulichen Besuche auch ein recht erheiterndes Intermezzo. Auf einem der alten Wallthürme wehte — gewiß etwas Auffallendes mitten im Bayernland — nur eine deutsche Fahne. Auf eine diesbezügliche Frage antwortete die alte Castellanin in vollster Seelenruhe: „Ja, wissen's, Herr, die blau-weiße Fahne hat halt längst der Wind zerrissen." Nun es mag immerhin als ein gutes Omen gelten, daß auf einer der ältesten deutschen Kaiserburgen die Fahne des neuerstandenen Deutschen Reiches hoch im Winde flattert. Man sieht, das Städtchen an der fränkischen Saale vermag wohl flüchtig zu fesseln. Es ist indeß auch noch wichtig als Eintrittspunkt in einen der bemerkenswerthesten Theile der Rhön-Gruppe. Eine kleine „Klingelbahn" führt von da in wenig mehr als einer Stunde, immer durch das anmuthige, von Wiesen und Wäldern eingenommene Thal des erwähnten Brendflüßchens, ins Herz des Gebirges hinein. Ihr Endpunkt ist das freundliche Bergstädtchen Bischofsheim am Fuß des Hauptpasses nach Fulda sowie des Kreuzberges, welch letzterer selbst indeß trotz seiner Nähe — man steigt in etwa 1½ Stunden hinauf — noch nicht gesehen werden kann. Wohl aber entdeckt man von einer der Straßen des Ortes aus auf einem hohen rasigen Kamme oberhalb dunkler Wälder drei riesige Kreuze. Sie stehen auf mehr als halber Höhe des Berges und bilden das nächste Ziel unserer Wanderung. Auf gut unterhaltenem, jedoch recht steilem Pfad, der darum auch nicht mit Unrecht seinen Namen „Kniebreche" führt, klimmen wir aufwärts. Verschiedene Bänke am Wege bieten Gelegenheit, die erschöpften Kräfte wieder zu gewinnen. Die drallen Dirnen des Gebirges, die, mit dem Heurechen über der Schulter, an uns vorbei nach oben schweben, bedürfen dessen freilich nicht. Sie streifen uns, die wir nach Athem ringen, wohl gar mit einem spöttischen Blick. Indeß auch unsere Leiden sind bald vorbei. Der Hochwald bleibt hinter uns, wir treten zu unserem Erstaunen auf meilenweit ausgedehnte, aber nur noch sanft ansteigende Hochwiesen heraus, über die es sich plötzlich leicht und angenehm pilgert, zumal sie auch — wenigstens in der günstigeren Jahreszeit — ein höchst originelles Leben aufzuweisen haben, das man selbst im Alpengebiet, mit dessen „Almen" die Rhön-Wiesen die größte Aehnlichkeit besitzen, nicht wieder finden wird. Wohin man auch blickt, überall giebt es grasmähende oder graswendende Männer, Weiber und Kinder, überall werden Heuwagen beladen oder solche, die schon hoch aufgetakelt sind, mittels starker Gebirgsrinder zu Thal geleitet. Und dabei herrscht unter allen Beschäftigten die ungezwungenste Heiterkeit und das, obgleich namentlich das Bergabfahren auf den steilen Wegen die größten Schwierigkeiten bereitet. Im Winter allerdings mag es da oben, wie bereits angedeutet, ganz anders aussehen. Das beweist uns schon die Schutzhütte, welche wir in der Nähe der erwähnten drei großen Kreuze erreichen. Sie soll bei Schneestürmen oft metertief in der kalten, weichen Masse stecken. Das winzige Holzhäuschen ist für uns zugleich das Zeichen, daß wir unser Ziel binnen Kurzem erreichen werden. Wir durchschreiten noch einen kleinen Wald. Wunderbar ergreifend schallt durch denselben ein helles Glöckchen, über dessen Standort wir uns bald klar werden sollen. Wir treten aus dem Dickicht der Bäume heraus. Da liegt unmittelbar vor uns zwischen rauhen Felsklippen ein festungsartig düsteres und doch in Wahrheit so freundliches, gastfreundliches Haus, das Franziskaner-Kloster „zum heiligen Kreuz", neben welchem der eigentliche Kreuzberg-Gipfel noch etwa 100 m in die Höhe strebt. Seit einiger Zeit besteht außer dem geistlichen Gebäude auch noch eine Art Hotel, einem Privaten gehörig, indeß ein sinniges Gemüth wird doch immer das erstere zur Unterkunft, die nach Namensnennung Jedem ohne Unterschied der Confession gern gewährt wird, vorziehen. Hat das Uebernachten auf hohen Bergen schon an sich etwas Feierliches, wie vielmehr nicht erst, wenn es in einem solchen Hause geschieht, wo wundersamer Friede herrscht, wo, wenn nicht fromme Gesänge durch die langen Gänge hallen, Alles erstorben zu sein scheint! — Es bedarf kaum der besonderen Erwähnung, daß man da oben auch leiblich gut versorgt ist und namentlich mit einem trefflichen, von den Mönchen selbst bereiteten Biere erquickt wird. So erhebt man sich in frühester Morgenstunde erfrischt, um das denkwürdige Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Auf Treppenwegen, an „Stationen" vorbei — denn der Kreuzberg ist seit den Zeiten des heiligen Kilian, im 8. Jahrhundert, ein vielbesuchter Wallfahrtspunkt — klimmt man die letzte Höhe hinan. Ganz zu oberst steht noch einmal ein riesiges Kreuz und hier ist es, wo sich rings um den Beschauer eine ganze Welt auszubreiten scheint. Die Ausschau reicht beispielsweise von den sonnigen Weinbergen Würzburgs bis zum Brocken weit droben in Deutschlands Norden. Die sanfte Wölbung des ein geräumiges Grasplateau darstellenden Gipfels schwächt zwar den Eindruck des unermeßlichen Panoramas ein wenig ab, indeß wenn man vom eigentlichen Culminationspunkt noch einige Schritt ostwärts vordringt, so sieht man sich mit einem Male ganz unerwartet an einem Steilabsturz, der ein ganz anderes Bild vermittelt. Zu Füßen liegen hier ungeheure, düstre Waldmassen und wieder zahlreiche freundliche Ortschaften; man erkennt deutlich die beschriebene alte Salzburg mit dem weißen Neustadt am Fuße, man erblickt die Veste Coburg auf ihrem hohen Sockel und nimmt selbst Bad Kissingen, die Perle des Rhön-Gebiets, mit seinem Häusermeer und den dieses umschließenden Waldbergen deutlich wahr. Natürlich wird bei letztgedachtem Anblick die Sehnsucht, auch dorthin unsere kleine Tour noch auszudehnen, nur erst recht lebendig werden. Und in der That vermag der rüstige Fußgänger auch in einigen Stunden vom erhabenen Kreuzberg direct nach dem weltberühmten Kurort hinab zu gelangen. Indeß auch die Bahnfahrt dahin ist interessant, wenn wir auf dem Wege, den wir gekommen, zunächst Neustadt a. d. S. wieder erreicht haben. Wir durchschneiden dann milde, fruchtbare Gelände, die vielfach auch ihrerseits den Boden einer mehr als tausendjährigen Geschichte darstellen. So passiren wir u. A. das sehr alterthümliche Städtchen Münnerstadt, das bereits 771 an Fulda kam und darauf lange Jahrhunderte hindurch Residenz der mächtigen Grafen von Henneberg war. In seiner gothischen Pfarrkirche besitzt es daneben eins der besten Holzschnitzwerke des berühmten Meisters Till Riemenschneider, die heilige Elisabeth vorstellend. Bei der kleinen Station Ebenhausen zweigt sich von der Hauptlinie nach Schweinfurt die nur wenige Kilometer messende Sackbahn nach unserem letzten Ziele Kissingen ab. Die Landschaft bis dahin ist verhältnißmäßig einförmig, um so größer dafür unsere Ueberraschung, wenn nun endlich der Zug hält. Wir gerathen unmittelbar in einen wahren Strom von Badegästen, vornehmen wie einfachen, betreßten Kutschern und Dienern, Packträgern und Zimmervermiethern, die Sprachen Europas von Rußland bis Frankreich, von Schweden bis Italien tönen in buntem Durcheinander an unser Ohr und erinnern daran, daß wir in einem wirklichen Weltkurort angekommen sind. Wir drängen uns durch diese kleine Völkerwanderung und haben schon nach den ersten Schritten vom Bahnhof ab ein prächtiges Bild vor uns. Wir blicken in einen weiten, von der munteren „fränkischen" Saale, die wir bereits bei der Burg Karl's des Großen kennen lernten, durchflossenen, von ansehnlichen, vielfach bewaldeten Hügeln umschlossenen Thalkessel hinein, den, mehrfach vom frischen Grün schöner Promenaden und Plätze unterbrochen, eine ansehnliche Masse von meist modernen Häusern in allen Größen und Stilarten, mächtigen Hotelkolossen und niedlichen Villen, einnimmt. Geschieht unsere Ankunft mit einem der Morgenzüge, so leitet uns rauschende Concertmusik in diese Herrlichkeit hinein, die uns so unerwartet mitten im schlichten, agriculturellen Bayerland entgegentritt. Bald befinden wir uns im Brennpunkt des Ganzen, bei den eleganten Arcaden, wo es förmlich wimmelt von langsam auf und ab wandelnden, brunnentrinkenden und plaudernden Menschenkindern. Die vielen gelben Gesichter und siechen Gestalten, auf die wir dabei stoßen, werden freilich ein Behagen in diesem kleinen, waldfrischen Paradiese nicht recht aufkommen lassen. So wandern wir denn rasch vorwärts durch die Straßen des Städtchens, das ähnlich, wie alle wichtigeren Bade-

orte, im Grunde nur wie ein einziges großes Wirthshaus oder ein einziger großer Bazar erscheint, in welchen menschliche Habsucht ziemlich unverfroren von menschlichem Elend zu profitiren sucht. An einem solchen Platze nimmt man es förmlich übel, wenn wir nicht auch krank sind, und darum halten wir uns hier weniger an die leiblichen Erquickungen, als an die geschichtlichen Reminiscenzen, die gerade Kissingens Boden so ausgiebig darbietet. Wir schreiten aus der Altstadt über die Saale hinüber in die an einen steilen Waldhang angeschmiegte, natürlich zumeist wieder aus Logirhäusern bestehende „Vorstadt". Vor einem ziemlich einfachen, zweistöckigen Gebäude machen wir Halt. Es ist das Haus des seiner Zeit vielgenannten Brunnenarztes Dr. Diruff, bei dem Fürst Bismarck gelegentlich seines Kuraufenthaltes in Kissingen wiederholt Wohnung nahm. Hier war es auch, wo der Mörder Kullmann am 23. Juli 1874 das verunglückte Attentat auf ihn unternahm. Eine hübsche Marmortafel am Hause, „von der Stadtgemeinde Kissingen dem deutschen Volke gewidmet", erinnert an die Unthat. Der Eiserne Kanzler wohnte indeß mehrmals auch auf der sogenannten Saline, die eine halbe Stunde oberhalb des Badeortes an der Saale liegt. Wir lenken darum dorthin ebenfalls unsere Schritte, zumal wir damit auch einen der schönsten und beliebtesten Ausflüge der Badegäste kennen lernen. Ein kleiner Localdampfer, eine Seltenheit in dieser Gegend, erleichtert die Sache. Auf dem nur 10 bis 15 m breiten, vielfach von Lotosblumen ganz bedeckten Flusse gleiten wir rasch aufwärts. Nach 10 Minuten schon ist die Wasserfahrt beendet, wir steigen aus und befinden uns alsbald in freundlichen Anlagen und vor dem großen Kanzler, „wie er leibte und lebte". Auf schönem Steinsockel ragt seine von Kurgästen Kissingens gestiftete Broncestatue empor. Der gewaltige Mann trägt seine Lieblingsuniform, Kürassier-Rock und hohe Reiterstiefel. Von Auszeichnungen zieren ihn nur das Eiserne Kreuz 1. Cl. und der Orden pour le mérite. Das Haupt ist unbedeckt, die Hände stützen sich auf den langen Pallasch, das charakteristische Antlitz aber zeigt den Ausdruck, mit welchem er einst das unvergeßliche Wort sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt." Wenige Schritte vom Denkmal führen zum „Gradirhaus", einem jener bekannten endlos langen hölzernen Gebäude, wo Salzlake über eine Art Dornengehege abtropft und blasse Badegäste die Salzluft einathmen. Wir aber lassen uns von unserem Schifflein nach der Badestadt zurücktragen, um uns daselbst noch eine letzte große geschichtliche Begebenheit vor Augen führen zu lassen. Dort schreiten wir eine langsam ansteigende Straße gen Osten empor. Bald stehen wir vor dem Kirchhof des Ortes. „Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein, man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein," sagt Uhland in einem seiner schönsten Gedichte. So war es nicht auf dem Kissinger Gottesacker am denkwürdigen 10. Juli des blutigen Jahres 1866. Da knallten hier Gewehre, da schallte wildes Schlachtgeschrei vermischt mit dem Röcheln Verwundeter und Sterbender. An diese traurige Thatsache erinnert wenige Schritte vom stillen Todtenacker ein wundervolles Denkmal aus schneeweißem Marmor vom Bildhauer Arnold: „Die trauernde Gemeinde". Während wir sinnend in dem kleinen Fichtenhain stehen, der es stimmungsvoll umgiebt, lassen wir die furchtbaren Ereignisse, welche sich damals auf dem sonst so friedfertigen, nur wundenheilenden, nicht wundenschlagenden Boden von Kissingen abspielten, an unserem Geiste wieder vorüberziehen. Wie man weiß, sah sich Preußen im Jahre 1866 genöthigt, nach zwei Seiten hin zu schlagen, gegen Oesterreich im Südosten und gegen die deutschen Südstaaten im Südwesten. Die letzteren hatten sich in zwei Heerhaufen in Bewegung gesetzt, von denen der eine, der östlichere, die bayerische Armee, der andere, der westlichere, die Streitkräfte Württembergs, Badens, Hessens u. s. w. umfaßte. Beide Heeressäulen sollten, in convergirender Richtung nach Norden marschirend, sich schließlich vereinigen und so den Preußen die Spitze bieten. Es war ihnen jedoch auch noch eine andere Aufgabe geworden, nämlich die, die kleine, aber treffliche Heeresmacht Hannovers aufzunehmen. Dieser furchtbaren Coalition gegenüber galt es für Preußen, rasch zu handeln, um die geplante Verschmelzung der Gegner zu vereiteln, beziehentlich jeden derselben einzeln zu schlagen. So wurde in der That auch das hannoversche Häuflein in der blutigen Schlacht bei Langensalza (oder Merxleben) vernichtet, noch ehe es die Bruderhand der bereits bis an den Südfuß des Thüringer Waldes vorgerückten Bayern zu ergreifen vermochte. Nunmehr warf sich die „Main-Armee" — dies war der Name der gegen die Südstaaten aufgestellten preußischen Heeresabtheilung — auf die letzteren. Ein Treffen bei Dermbach, südlich von Eisenach, blieb zwar unentschieden, trotzdem hielt es das bayerische Heer, namentlich auch mit Rücksicht auf die Niederlage der Hannoveraner, für gerathen, sich auf die Mainlinie zurückzuziehen. Die preußische Streitmacht folgte ihm auf dem Fuße, um nun auch noch die Vereinigung zwischen den beiden süddeutschen Heerhaufen unmöglich zu machen. Von Fulda her setzte sie sich in Eilmärschen gegen Bad Kissingen zu in Bewegung, woselbst die Bayern eingegangenen Nachrichten zufolge wieder festen Fuß gefaßt haben sollten. Schon am 10. Juli — das Gefecht bei Dermbach hatte erst am 4. Juli stattgefunden — bei Tagesgrauen langten die ersten Preußen auf den hohen Rändern des rechten Saaleufers an, von wo man in den tiefen Kessel von Kissingen hinabzublicken vermag. Es ergab sich jetzt in der That, daß die Stadt und die von ihr aus über den Fluß führende Hauptbrücke stark besetzt seien und daß hinter der Stadt Infanterie und Cavallerie mit vielem Fuhrwerk lagere. Sofort wurde der Niederstieg in das enge und gefährliche Defilée angetreten. Indeß der Feind war wachsam. Eine auf den beiläufig gleichfalls steilen Hängen des jenseitigen, linken Saaleufers etablirte bayerische Batterie eröffnete alsbald ihr Feuer, und gleich das erste Geschoß schlug in die tapfere preußische Mannschaft ein, mehrere Krieger niederstreckend. Dies feuerte die Uebrigen jedoch nur zu noch größerer Eile an. Wie Ameisen liefen sie in Schaaren abwärts, dem Flusse zu, um sich in der „Vorstadt" festzusetzen, die, wie oben erwähnt, auf dem Westufer desselben liegt. Von dort verwickelten sie sich alsbald in ein lebhaftes Feuergefecht mit dem jenseits postirten Feinde. Die Leiter des Treffens vermochten jetzt einen noch klareren Einblick in die ganze Lage zu gewinnen. Die Stadt Kissingen erschien aufs Beste zur Vertheidigung vorbereitet und stark besetzt. Die Hauptbrücke war verbarricadirt, alle Nebenbrücken abgetragen und die von den preußischen Schützen besetzten Häuser der Vorstadt wurden mit einem freilich wenig wirksamen Kugelregen aus den gegenüberliegenden Gebäuden überschüttet. Außerdem zeigte sich, daß auch Geschütze in den Straßen aufgefahren waren, um den Zugang zur Brücke zu bestreichen. Sie feuerten wiederholt, indem sie hinter einer schützenden Ecke rasch hervorgeschoben und nach abgegebenem Schuß wieder zurückgezogen wurden. Daneben wurde auch von Batterien auf den Höhen östlich hinter dem Orte, die, wie schon erwähnt, gleichfalls stark besetzt waren, Schuß auf Schuß abgefeuert, freilich nicht mehr mit demselben Glück wie im Anfang der Schlacht. Die bayerischen Geschosse, für die nunmehr ebenfalls — auf den westlichen Höhen — aufgefahrenen preußischen Batterien bestimmt, schlugen meist vor diesen, oder aber, über sie wegsausend, in ein weit rückwärts liegendes Ackerfeld ein, welches vollständig von ihnen aufgewühlt wurde. Vielleicht vermutheten die bayerischen Artilleristen dort Reserven aufgestellt. So schien eine gewisse Versumpfung des Rencontres eintreten zu wollen. Was war zu thun? Die Erstürmung der verbarricadirten Brücke hätte bei immerhin ungewissem Erfolge jedenfalls sehr große Opfer gefordert; die Beschießung der Stadt selbst aber wäre die Vorbedingung eines solchen Angriffs gewesen. Der preußische Befehlshaber, der, nebenbei bemerkt, am 13. November 1880 zu Coblenz gestorbene treffliche General v. Göben, dessen berühmter Monographie über „Das Treffen bei Kissingen" wir hier folgen, beschloß, nur im äußersten Falle und wenn keine andere Chance des Erfolgs mehr übrig bliebe, dazu zu schreiten. Er ließ vielmehr im Hinblick auf die Eigenschaft von Kissingen als vielbesuchter Kurort (in der That hatten bei der ungeahnten Schnelligkeit, mit welcher sich die Dinge entwickelten, viele Badegäste nicht einmal mehr Zeit zur Flucht gefunden) die Batterien anweisen, ihr Feuer vorzugsweise auf jede hinter der Stadt etwa sichtbar werdende Truppe und, sofern solche nicht vorhanden, auf die dort etablirten Batterien zu richten, die Stadt aber nicht zu beschießen und auch die in den Straßen aufgestellten feindlichen Geschütze unberücksichtigt zu lassen, was zur Folge hatte, daß sich alsbald eine furchtbare Kanonade über die geängstigte Stadt und die Köpfe ihrer Insassen hinweg entspann. Zugleich wurde den am weitesten gegen den Fluß vorgeschobenen Colonnen der Befehl ertheilt, denselben unterhalb der Stadt irgendwo und irgendwie zu überschreiten und diese letztere auf dem jenseitigen Ufer umfassend anzugreifen. Der Ausführung letztgedachter Anordnung leistete ein unverhoffter Glücksumstand Vorschub. Von der Höhe aus sah man wenig unterhalb der Stadt, wohl kaum achthundert Schritte von deren letzten Häusern entfernt, etwas einer Brücke Aehnliches, welches die beiden Ufer zu verbinden schien. Es stellte

sich bei genauerem Nachschauen heraus, daß dies ein schmaler Steg für Fußgänger, bei der sogenannten Lindesmühle, sei, der zwar, gleich allen anderen Nebenbrücken, von den Bayern abgetragen, dessen Tragebalken aber nicht zerstört waren und dem man unbegreiflicher Weise selbst das Geländer belassen hatte. Dieser geringfügige Zufall sollte ausschlaggebend für die ganze Schlacht werden. Die preußischen Mannschaften drängten sich unternehmungslustig zu dieser Nothbrücke. Hauptmann v. d. Busche kletterte als der Erste hinüber, ihm folgten einzeln seine Leute. Im ersten Augenblick schien der wichtige Punkt vom Feinde ganz unbeachtet zu sein; doch hatten erst wenige Mann das jenseitige Ufer erreicht, als sich Schützengruppen auf den gegenüberliegenden Hängen zeigten und die übergehende Truppe beschossen, während auch aus den nächsten Häusern der Stadt das Feuer eröffnet wurde. Die Bayern hatten sich indessen viel zu entfernt postirt, als daß sie dem Uebergange hätten wirksam entgegentreten können. Derselbe erforderte, da die Bataillone den Steg Mann nach Mann einzeln zu überschreiten hatten, freilich viel Zeit. Schließlich war aber doch mit Verlust von einigen Todten und Verwundeten der Fluß von einer größeren Mannschaft überschritten, nachdem der Pionierzug den Belag des Steges nothdürftig hergestellt hatte. Nun galt es, den unverhofften Erfolg energisch auszunützen. Ein Theil der Streiter drang, die Stadt links liegen lassend, gegen die Höhen östlich von dieser vor und drängte hier die Bayern zurück. Ein anderer drang stürmend in den Ort selbst ein, in welchem sich nun ein erbitterter Straßen- und Häuserkampf entspann, an welchem bald auch noch preußische Truppen theilnahmen, die endlich auch über die verbarricadirte Hauptbrücke hatten gelangen können. Selbst der Kurgarten blieb nicht verschont. Er wurde nach lebhaftem Widerstand des Feindes nebst den anliegenden Gebäuden genommen. Die Details all dieser Einzelkämpfe entziehen sich natürlich der Darstellung, ihr Resultat aber war, daß sich die in Kissingen befindlichen bayerischen Truppen unter großem Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen schließlich nach den östlichen Ausgängen der Stadt zurückzogen, wohin alle in letztere eingedrungenen preußischen Abtheilungen nachdrängten. Etwa um 1 Uhr Mittags war Kissingen vollständig genommen. Der Feind aber hatte sich dicht hinter der Stadt wieder gesetzt, auf den erhöht liegenden und mit Mauern umgebenen Kirchhof gestützt, welcher zur Vertheidigung eingerichtet und stark besetzt war. Dort entspann sich nochmals ein äußerst hartnäckiger Kampf. Das Ende war jedoch, daß die außerhalb des Kirchhofs aufgestellten bayerischen Truppen, welche sich vergebens durch eine Cavallerie-Attake Luft zu machen gesucht hatten, ebenfalls allmälig zurückgedrängt wurden und die den Kirchhof vertheidigenden Compagnien, in Gefahr, abgeschnitten zu werden, sich entschließen mußten, denselben zu räumen. Unter schweren Verlusten brachen sie mit dem Bajonett durch die sie schon umfassenden Schützen in dem Augenblick, als der Kirchhof von der anderen Seite her stürmend angegriffen wurde.

Das war die denkwürdige Schlacht von Kissingen. Sie brachte insofern eine gewisse Entscheidung für den ganzen Feldzug, als nun die Bayern über den Main zurückwichen, ohne noch ferner an eine Vereinigung mit dem andern süddeutschen Bundescorps zu denken, welches nun auch seinerseits das rechte Main-Ufer räumte. Noch heute aber stecken Kugeln in manchen Hausmauern des schönen Badeortes im Rhön-Gebirge. Indeß die Zeiten, wo deutsche Brüder gegen einander fochten, werden, so Gott will, niemals wiederkehren.

Bücherbesprechungen.

— Vorträge über kritische Fragen des Alten Testamentes. Von Dr. theol. Adolph Zahn. Leipzig, E. Ungleich. 1898. 2 ℳ 20 ₰. — Neben dem Vortrag auf der Gnadauer Osterconferenz im Jahre 1897 erscheinen hier die für Tübinger Studenten im Winter 1896—97 gehaltenen drei Vorträge, die sich mit Josua, dem Königsbuch und den Psalmen und dem Gesetz befassen. Der erstgenannte giebt vom Standpunkt des Verfassers eine Uebersicht über das Thema, das der Gesammttitel nennt, in einer Weise, die man sich gefallen lassen kann. Was aber die Tübinger Vorträge anlangt, so könnten wir höchstens von dem zweiten über den Charakter der Bücher der Könige sagen, daß er dem Zwecke des Verfassers einigermaßen entspricht. Dieses sein Streben, gegenüber der gegenwärtig geltenden Kritik des Alten Testamentes die Tradition aufrecht zu erhalten, billigen wir vollkommen, wie wir das auch bei der Besprechung der Schriften Rupprecht's, seines Kampfgenossen, dem diese Schrift „nach seinem Siege" gewidmet ist, stets zu erkennen gegeben haben. Nur hat auch Rupprecht nicht die Zeit gefunden, die Riesenaufgabe zu bewältigen, die er sich gestellt hat. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die alttestamentliche Kritik auf wissenschaftlichen Leistungen beruht, die einen außerordentlich großen Umfang haben. Sie ist ein Riesenbau, an dem seit Jahrzehnten viele Meister ihres Faches gearbeitet haben. Wer ihn stürzen will, der kann nicht zum Ziele kommen, wenn er hie und da einen Stein herausreißt, noch viel weniger aber, wenn er sich darauf beschränkt, sein großes Mißfallen darüber fortwährend laut zu versichern, sondern nur wenn er die Fundamente untergräbt. Das ganze System der Kritik muß bis auf seine ersten Sätze zurückverfolgt werden und Schritt für Schritt muß die Grundlage erschüttert werden, auf der es ruht. Das ist aber angesichts des ungeheuren Umfanges, den das Beweismaterial erreicht hat, eine Aufgabe, zu deren Lösung ein Gelehrtenleben kaum mehr ausreichen will. Ob der Verfasser die nöthige Zeit hätte finden können, wenigstens einen schönen Anfang in der Sache zu machen, wissen wir nicht; daß er sie aber nicht gefunden hat, beweisen seine Vorträge. Die Versicherung, daß alle die Ergebnisse der Kritik nicht wahr sind, kann unmöglich genügen, die entgegengesetzte Ueberzeugung bei einem Studenten zu erzeugen, der doch seinen Professor eben jene Sätze mit der ganzen Kraft der sicheren wissenschaftlichen Beweisführung vortragen hört und auf jeder Universität, die er bezieht, mit geringen Unterschieden, dieselbe Anschauung wiederfindet. Wenn sich der Verfasser darauf beschränkt hätte, bei irgend einem wunden Punkte dieser Kritik — und wie viele giebt's ihrer! — einzusetzen und hier den Beweis für die falsche Schlußfolgerung in gründlichster Weise zu führen, so hätte er für seinen löblichen Zweck mehr erreicht. B. K.

— Vom Erlöser der Menschen. Nach unseren drei ersten Evangelien. Von Johann Gottfried Herder. Neu herausgegeben von Th. Schneider, Oberlehrer. Verlag von Otto Hendel, Halle a/S. Nr. 1243. 1244 Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. 122 S. Geh. 50 ₰ geb. 75 ₰. — In der bunten Folge der Hendel'schen Hefte und Heftchen erscheint unter den alten und neuen, ausländischen und inländischen, poetischen und prosaischen, historischen und novellistischen Erzeugnissen der Literatur auch eine fast vergessene Schrift, welche, ein Kind ihrer Zeit, vor hundert Jahren mehr Beachtung erfuhr, als sie in unseren Tagen noch finden kann. Die Stellung Herder's zum Christenthum wird heute weder den negativen Parteien noch den positiven Bekennern genügen. Jene haben zu viel neues Material und diese werden dem Theologen Herder noch weniger Recht geben, welcher zwar den Glauben Jesu gelten ließ, aber keinen Glauben an Jesum, und der die Wunderthaten des Herrn nicht anders als aus einer Anbequemung an die Wundersucht jener Zeit erklärte. Der Herausgeber ist allerdings der Meinung, daß trotz Strauß, Renan u. A. die Schrift Herder's von solchen, die sich über die Evangelien und das Leben Jesu orientiren wollen, auch heute gelesen werden sollte, hat jedoch die kritische Forschung unserer Zeit berücksichtigen zu sollen gemeint und in 128 angehängten Bemerkungen die Herder'sche Schrift darnach erweitert, verbessert und commentirt. Er macht Front gegen die positive Auffassung der Evangelien und kann seine Bemerkungen mit dem Wunsche schließen: „O wären wir wieder, wo wir vor hundert Jahren waren!" Er kann Herder's Bemerkung über die von Jesu gebotene Feindesliebe, sie sei keine dumme Fühllosigkeit oder Schwachheit der Seele, sondern die stillste und stärkste Energie, mit der Bemerkung begleiten: „Der weichliche, weibische Christus vieler Theologen hat der Menschheit jedenfalls schon mehr geschadet als Nietzsche's Uebermensch. Wie hart, ja nach unseren Begriffen ungerecht hart, Jesus unter Umständen sein konnte, zeigt am deutlichsten die Verfluchung des Feigenbaums, eine Geschichte, die deshalb noch lange nicht unhistorisch ist, weil sie mit dem üblichen Christusbild sich schlechterdings nicht vereinigen läßt." (!) Hiermit glauben wir die neue Ausgabe der alten Schrift und ihre Zuthaten genügend gekennzeichnet zu haben. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 72. Sonnabend, den 24. Juni, Abends. 1899.

In der türkischen Grenzprovinz Novibazar.

Von M. Lorenz.

Nirgends tritt die Eigenart muhammedanischen Lebens schärfer hervor, als dort, wo der Türke fern von großen Städten wohnt, in denen durch Handel und Verkehr die abendländische Cultur Einfluß gewann und infolge dessen das orientalische Leben an Ursprünglichkeit verlor. Dieser Satz gilt auch für Novibazar, jene zwischen Serbien und Montenegro gelegene türkische und unter türkischer Verwaltung stehende Provinz, in der Oesterreich, um Bosnien zu schützen und um sich den Weg nach der Türkei offen zu halten, einige Garnisonen in der Gesammtstärke von ca. 3000 Mann unterhält. Das von den Oesterreichern besetzte Gebiet Novibazars, das von der bosnischen Grenze bis zum Lim reicht und als Limgebiet bezeichnet wird, war das Ziel unserer Reise. Eine 1½tägige Postfahrt von Sarajevo aus war überstanden. Da flattert vor unsern Augen die türkische Fahne: der weiße Halbmond mit dem weißen Stern auf rothem Grunde; die Grenze ist erreicht; schrägüber vom Gasthaus, vor dem die Post hält, zeigen sich vor einem türkischen Kaffeehause die ersten türkischen Soldaten in ihren dunkeln Uniformen, den rothen Fez auf dem Kopfe. Eine Gendarmerie- und eine Finanzkaserne, wie man hier die Gebäude für die Gendarmerie- und Finanzbeamten nennt, und die Militärstation weisen auf bosnischer Seite auf den Werth des Grenzüberganges für Oesterreich hin. Für die türkische, etwa ein Dutzend Mann starke Besatzung der Grenze liegt eine kleine Kaserne auf türkischer Seite. Daß es hier an der Grenze nicht ohne Paßrevision abgehen würde, war vorauszusehen. Zunächst wird sie vom österreichischen Gendarmeriecommando besorgt. Dann erscheint der türkische Grenzpolizeicommissar im Gasthause, ein graubärtiger, freundlicher Türke im rothen Fez und abgetragener moderner Kleidung. Wir folgen ihm in seine Expedition, ein kleines Zimmer zu ebener Erde, dessen Luft unserer Nase keineswegs zusagt. An der Wand ein nicht gerade sauber aussehendes Bett, in der Ecke ein kleiner eiserner Ofen, am Fenster ein niedriger viereckiger Tisch, davor eine gleichhohe Bank, das ist die ganze armselige Ausstattung des Raumes, in dem der Commissar expedirt, wohnt und schläft. Welcher Contrast zwischen dieser dürftigen Expedition und der stattlichen österreichischen Gendarmeriekaserne! Er kennzeichnet in seiner Weise den Abstand zwischen türkischer und abendländischer Cultur. — Nachdem man uns auf Grund der Pässe als harmlose Reisende erkannt hat, steht uns der Weg nach Novibazar hinein offen! Der Charakter der Gegend ändert sich von der Grenze ab. Der Wald verschwindet; überall kahler, wellenförmiger Karstboden, aus dem Kalkblöcke höckerartig hervorragen. Kümmerliches Gras, das weidenden Schafen, Ziegen und Kühen als dürftiges Futter dient, sucht den Boden zu verdecken. Wachholder, Disteln, Königskerzen, Cichorien und mehrere Minzen fristen hier ihr Dasein. Selten, daß sich ein Strauch oder Baum und in der Nähe armseliger Hütten Kartoffel-, Hafer- oder Kornfelder zeigen. Von Zeit zu Zeit erscheinen, um den Verkehr zu sichern, österreichische Militärpatrouillen, zwei oder vier Mann stark, an der Straße. Mitten in dieser öden Karstnatur liegt die nächste Station der Post, die einsame, festgebaute österreichische Militärstation Boljanič, wo wir zum ersten Male die Liebenswürdigkeit der österreichischen Officiere kennen lernen, indem uns der die Station leitende Lieutenant in seinem Zimmer mit einem Cognac und einem Glase Samos bewirthet. — Nach drei Stunden Fahrt durch öde Landschaft, und wir sind in Plevlje. Plevlje, eine Stadt von ca. 4000 Einwohnern, besitzt nur ein Hôtel, in dem man anständig übernachten kann. Daß die aus Oesterreich-Ungarn stammenden Wirthsleute auch deutsch sprechen, ist eine angenehme Zugabe. Touristen sind hier eine Rarität, mehr als zwei oder drei stellen sich im Jahre nicht ein, sodaß die Wirthin mit einem Seitenblick auf meinen Rucksack meinte: „Die Herren sind Weinreisende?“ Kein Wunder auch, wenn es bei dem geringen Verkehr in den Speisen keine Auswahl gab und Huhn und immer wieder Huhn den hungrigen Gästen angeboten wurde. Zum Glück rettet uns ein österreichischer Gebirgsartillerist vor dem Geflügel, indem er uns in die österreichische Militärcantine führt, wo eine reichhaltige Speisekarte ausliegt. Da außerdem eine eigene Brauerei die Stadt mit leiblichem Bier versorgt, läßt sichs, bescheidene Ansprüche vorausgesetzt, im türkischen Plevlje ziemlich annehmbar auf abendländische Weise leben. Alle diese Zeichen europäischer Cultur wären sicherlich nicht vorhanden, hätte nicht Plevlje eine österreichisch-ungarische Garnison, die aus 3 Bataillonen eines Infanterieregiments, einer Abtheilung Gebirgsartillerie mit acht und einer Abtheilung Festungsartillerie mit vier Geschützen gebildet wird. Das etwas von der Stadt entfernte, aus zahlreichen Gebäuden bestehende, eine kleine Stadt für sich bildende österreichische Militärlager zieht sich eine Berglehne hinan. Im Grün der Gemüsegärten und der Bäume erscheint es wie eine Oase im Gegensatze zu den kahlen Bergen, die ringsum den Thalkessel einschließen, in dem Plevlje liegt. Hier sieht man, was sich aus dem Karstboden machen läßt, wenn er in rechter Weise behandelt wird. Alles, was wir im Lager erblicken, die Gebäude wie die Anpflanzungen, ist in der Hauptsache das Werk österreichischer Soldaten. Insofern das Lager den Türken europäische Cultur vor Augen führt, hat das österreichische Militär in Plevlje eine culturelle Bedeutung. Plevlje besitzt auch eine türkische Besatzung, deren Kaserne auf die Weise angelegt ist, daß drei Steinbaracken und ein einstöckiges, für die Officiere bestimmtes steinernes Gebäude einen quadratischen Hof einschließen. Zwei Thore führen durch das Officiersgebäude und die gegenüberliegende Baracke in den Hof. Die Wache am Thore läßt uns, ohne uns vorher anzuhalten, in die Kaserne. Wir gerathen in die Baracke der Musiker, wo wir einen Oesterreicher antreffen, der im Auftrage des türkischen Musikdirectors die Musiker ausbildet und unsern Dolmetscher abgiebt. Zu beiden Seiten des Einganges sind Regale angebracht für Krüge, Schüsseln und Stiefeln der Mannschaften. An der schmalen Wand, dem Eingange gegenüber, hängen hinter einem Vorhange die Instrumente der Musiker, alles Blechinstrumente. An den beiden langen Wänden der Kammer laufen mit Strohsäcken belegte Pritschen hin; zum Zudecken beim Schlafen dienen dunkle Wolldecken, als Kopfkissen der zusammengelegte Mantel. In einer Ecke fällt uns die Nähmaschine des Mannschaftsschneiders auf. Bänke oder Sessel suchen wir vergeblich; wer sich setzen will, setzt sich einfach nach türkischer Sitte auf die Dielen oder, will er's bequemer haben, auf das Lager. Auf dem sauber gekehrten Fußboden stehen natürlich auch die Geräthe zum Kochen des Kaffees, des Lieblingsgetränkes der Türken. Wie unsere Soldaten hat jeder der Musiker seine Beschäftigung; der eine flickt, der andere bürstet, der dritte läßt sich rasiren, der vierte sitzt beschaulich da und raucht eine Cigarette u. s. w. Die Gastfreundschaft der Türken gegen Fremde zeigt sich auch hier in der Kaserne. Es dauert nicht lange, da bringt man jedem von uns eine Tasse Kaffee und bietet uns Cigaretten an. Der Oesterreicher räth uns jedoch ab, uns bei den Gastgebern durch einige Kreuzer abzufinden; wir könnten sie durch die Gabe verletzen; und dabei hat der türkische Soldat selten Geld in der Tasche; denn die Löhnung

im Werthe von etwa 2 Gulden für den Monat, wird ihm nicht während der dreijährigen Dienstzeit ausgezahlt, sondern er erhält am Ende derselben einen Gutschein, dessen Summe ihm eine bestimmte öffentliche Casse verabfolgt. — Plötzlich ertönt draußen ein Trompetensignal, das Signal zum Gebet; und alsbald verrichtet einer der Musiker auf der bloßen Diele sein Gebet; ihm folgt ein zweiter, der zuvor den Mantel auf dem Fußboden ausbreitet, während die übrigen dem Signale keine Folge leisten; bekanntlich sind alle türkischen Soldaten Muhammedaner. — Um 5 Uhr fand das Abendessen statt. Zwei runde, niedrige, etwa 10 cm hohe Tische wurden in die Mitte der Stube gesetzt; auf jedem fand eine große Blechschüssel mit weißen Bohnen und in Stücke geschnittenem Hammelfleisch Platz; um jede Schüssel wurden Roggen- und Maisbrodportionen gelegt. Die Musiker setzten sich auf den Boden um die Tische herum und begannen mit ihren Holzlöffeln aus der gemeinsamen Schüssel zu essen; Teller, Messer und Gabeln werden nicht gebraucht. Wir fanden das Essen schmackhafter, als wir es in einer türkischen Kaserne erwartet hatten. — Die täglich stattfindende, unserm Abendappell entsprechende Dienstausgabe für den folgenden Tag rief die Musiker mit ihren Instrumenten hinaus auf den Hof. Hierher strömt auch aus den Baracken die Mannschaft, meist kräftige Gestalten, denen man ansieht, daß sie Anstrengungen gewachsen sind, alle in dunkler graublauer Uniform, die im Schnitte der unserer Infanterie ähnlich ist, und den rothen Fez auf dem Kopfe. Strengen Anforderungen genügte allerdings die Uniform nicht in allen Stücken, zumal die Mannschaft keine zweite, bessere besitzen soll. Wir sahen gewichstes, geschmiertes und staubiges Schuhwerk, Schnürstiefel, Schaftstiefel, Gummizugstiefel und Halbschuhe an den Füßen, und neben Soldaten, deren Aeußeres einen guten Eindruck machte, viele mit arg verschossenen Uniformen und nicht wenige, die, nach den zu kurzen Aermeln und Hosen zu urtheilen, ihre Uniformen ausgewachsen zu haben schienen. Die Mannschaft stellt sich in Frontreihen hintereinander auf, vor ihr das Musikcorps. Nachdem der diensthabende Officier die Meldungen über den Mannschaftsbestand in ähnlicher Weise wie bei uns entgegengenommen hat — das türkische Militär wird nach preußischem Muster ausgebildet —, wird stillgestanden, und das Musikcorps spielt einen Marsch. Darauf geht einer der Vorgesetzten mit einem Blatt, auf dem der Dienst in türkischer Schrift verzeichnet ist, an den einzelnen Reihen vorüber und bleibt vor jedem Manne einen Augenblick stehen, um ihn einen Blick in das Schriftstück werfen zu lassen. Jedenfalls eine umständliche Sitte, Befehle bekannt zu geben, die mir zudem zwecklos vorkam; denn keinem Soldaten war es in dem kurzen Augenblicke möglich, etwas zu lesen, vorausgesetzt übrigens, daß er lesen konnte, was bei den türkischen Soldaten zu den Ausnahmen gehört. Den Schluß bildete ein dreimaliges Hoch auf den Sultan und ein Marsch. Das Hoch als Mittel, den Patriotismus des türkischen Soldaten täglich von Neuem zu erwecken, dürfte der wohlbedachte Zweck der ganzen Dienstausgabe sein. Die Mannschaftsbaracken sind eingerichtet wie die der Musiker; außerdem ziehen sich längs durch die Mitte des Raumes Stellagen für die Gewehre, die nebenbei bemerkt Einzellader waren. In der Ecke des Hofes geht hinter ein paar vergitterten Fenstern eine Wache auf und ab. Hier befindet sich das Arrestlocal. Seine Insassen erhalten auch Tabak und Kaffee und mögen sich dabei wohler fühlen als unsere Arrestanten, denen der Arrest nur eins bietet: einmal gründlich auszuschlafen. — Während wir die Kaserne verlassen, finden sich österreichische Soldaten hier ein, die im Allgemeinen mit den türkischen auf gutem Fuße stehen. Dasselbe Verhältniß hat sich zwischen den österreichischen und türkischen Officieren Plevljes entwickelt; und es ist Sitte geworden, daß die Soldaten der einen die Officiere der anderen Garnison grüßen. Gleich den Soldaten besuchen auch die Officiere beider Garnisonen einander in den Kasernen; ebenso laden sie einander zu Gastmählern und Festlichkeiten ein. Bei einem Vergleich der österreichischen mit der türkischen Garnison steht selbstverständlich erstere in jeder Weise voran; trotz alledem gilt aber der Türke als guter Soldat, als Gegner, der nicht zu unterschätzen ist; ausdauernd bei Anstrengungen, bedürfnißlos, mit einem Stücke Brod zufrieden, geht er mit einer dem religiösen Fanatismus entspringenden Begeisterung und Todesverachtung gegen den Feind, die einzig dasteht. Abgesehen von dem Theile, wo das österreichische Militärlager liegt, zeigt Plevlje alle Merkmale einer echt türkischen Stadt: zahlreiche Minarets, vergitterte Haremsfenster an den Häusern, verschleierte Türkinnen auf den Straßen, den türkischen Friedhof. Von Pflege des Friedhofs keine Spur; nicht genug damit, grasen einige Pferde und Schafe auf ihm; Erscheinungen, die umsomehr auffallen, als das Familienleben und die Pietät der Türken gerühmt werden. Zahlreiche schmale, schmutzige Gassen mit holprigem Pflaster, das oft ganz fehlt, durchschneiden die Stadt kreuz und quer. Die Häuser sind einstöckig; der untere Theil ist meist aus ungebrannten Ziegeln, der obere aus Balkenwerk ausgeführt. In den schmalen Gassen Abends im Finstern allein zu gehen, wurde uns widerrathen; denn Plevlje besitzt eine fanatisch-muhammedanische Bevölkerung; der letzte griechisch-türkische Krieg hatte auch hierher seine Wellen geschlagen und die Bevölkerung in Aufregung versetzt, und Landwehrleute und Freiwillige waren nach dem Kriegsschauplatze abgerückt. Die breiteste Straße ist die den Zwecken des Bazars dienende. Hier besorgt die Bevölkerung alle ihre Einkäufe; und wer das Volk kennen lernen will, lenkt hierher seine Schritte. Da sieht man alle Volkstypen, vom reichen Türken an, der im langen, schwarzen Kaftan und dem vom hellseidenen Tuch umwundenen Fez würdevoll einherschreitet, bis zum armen Hirten von brauner, rindenharter Haut; von der verschleierten Türkin an, die in ihren plumpen Stiefeln an den Läden vorüberschlürft, bis zur „offenherzigen“ Serbin mit dem an der Brust offenen Hemd und der offenen Jacke. Zwischen diesen gesunden Gestalten trodbelt ein mit einem Kropf behafteter Kretin von einer Bude zur andern und bettelt die Vorübergehenden um eine Gabe an. Auch die türkischen Städten eigenen herren- und maulkorblosen Hunde fehlen nicht; ihr ruppiges Aussehen und ihre plumpen Bewegungen beweisen, daß ihr freies Leben die Rasse nicht veredelt; trotzdem sind sie nicht ohne Daseinsberechtigung; denn nicht mit Unrecht hat man sie die Sanitätspolizei der türkischen Städte genannt, fressen sie doch Knochen und andere Abfälle, die der Türke auf die Straße wirft und die sonst verwesen würden. — Und nun die Läden des Bazars! Ein Maler würde entzückt sein über die scharf ausgeprägten Charakterköpfe vieler Kaufleute. Hier und da hat ein türkischer Officier in Uniform im Laden Platz genommen, um sich mit dem ihm befreundeten Kaufmanne zu unterhalten. Die meisten der Kaufleute sitzen, oft eine Katze neben sich, schweigsam und mit einem Gleichmuthe in ihrem Laden, um den man sie beneiden möchte. Die Läden bieten Gelegenheit, die Erzeugnisse türkischer Industrie und türkischen Kunstgewerbes kennen zu lernen, so reich verzierte Waffen, Teppiche, Stickereien, Silberfiligranarbeiten (z. B. Broschen, Ringe), enthalten aber auch abendländische Industrieerzeugnisse; der Familienvater türkischen Glaubens kann hier u. A. dieselben Spielwaaren kaufen, die wir unseren Kindern schenken, wie Bleisoldaten, Säbel und Gewehr, Schachteln mit allerhand Thieren, Puppen u. s. w., und die Schuhmacher im Bazar bieten nicht nur Opanken und das übrige landesübliche Schuhwerk, sondern auch Halbschuhe und moderne Damenstiefel feil. — In einer der vom Bazar ausgehenden Seitengassen befindet sich das türkische Post- und Telegraphenamt. Briefkasten waren nirgends in der Stadt zu erblicken, würden auch infolge der Unkenntniß der Türken im Schreiben und infolge ihrer Abneigung gegen dasselbe ziemlich überflüssig sein. Will man Briefe befördern lassen, so giebt man sie auf der Post dem Beamten in die Hand. Die türkische Post genießt zwar nicht den besten Ruf; zu ihrer Ehre sei es aber hervorgehoben, daß unsere in Plevlje aufgegebenen Karten ihren Bestimmungsort erreichten. Historische Sehenswürdigkeiten sind in Plevlje nicht vorhanden; aber eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt weisen die ausgedehnten Ruinen einer römischen Niederlassung darauf hin, daß die Römer, diese Culturpioniere des Alterthums, auch nach Novibazar gedrungen sind.

Unser nächstes Reiseziel war das östlich von Plevlje am Lim gelegene Prjepolje. Wir schlossen uns der österreichischen Tragthierpost an, die täglich Morgens 6 Uhr in Plevlje aufbricht. Der österreichische Consul in Plevlje hatte zwar bei unserem Besuche die Bewohner des Gebietes als „brave Leute“ bezeichnet und zum Beweise angeführt, daß jahrelang nichts in der Gegend vorgekommen sei; in der Umgebung großer Städte, etwa Wiens und Berlins, sei es unsicherer als hier; jedenfalls gelangten wir aber mit der Post am sichersten ans Ziel. Die Magazingewehre der die Post bedeckenden Soldaten wirkten im Nothfalle doch anders als unsere Revolver. Zwei der Soldaten marschiren einige Schritte vor dem Tragthiere, einem Pferde her, das von einem Soldaten geführt wird und die Packete auf dem Rücken trägt, während zwei hinterhergehen. Der Weg führt über welligen Boden fort. Der Nebel verhindert jede Fernsicht. Wir erblicken

anfangs nichts als Telephon- und Telegraphenstangen, verstreute Wachholder- und Haselnußgebüsche und niedrige Fichten auf dem mit Gras bewachsenen Karstboden. Späterhin erscheinen dürftige Hafer- und Kornfelder, grüne Weideflächen, hier und da ein Haus und vereinzelt ansehnliche Fichten, Kiefern und Birken. Die Bäume beweisen, daß der Boden früher bewaldet war; aber infolge der sinnlosen Verwüstung durch die Bevölkerung, die einst das Recht hatte, so viel Holz niederzuschlagen wie ihr beliebte, der Wälder beraubt wurde. Wo gegenwärtig junger Wald emporstrebt, halten ihn die darin weidenden Ziegen, die jeden neuen Trieb abfressen, im Wachsthume zurück. Später zeigen sich auf den Bergen meist aus Eichen bestehende Laubwälder und geben der Landschaft einen freundlichen Charakter. Ein Blick auf den Boden überzeugt uns, daß das Verschwinden des Karstes und das Auftreten des Schiefers die Ursache diese Erscheinung ist. — Der Umstand, daß es in Prjepolje kein Gasthaus gab, nöthigte uns, die Gastfreundschaft der österreichischen Officiere in Anspruch zu nehmen und die Officiersfremdenzimmer aufzusuchen. Dabei wandern wir, ohne sie zu finden, durch die ganze Bazargasse. Obgleich der Türke dem Grundsatze huldigt: „nil admirari“, erregen wir doch mit dem Rucksacke und der Reisetasche auf dem Rücken als seltene Erscheinungen einige Aufmerksamkeit im Bazar; man wendet die Köpfe nach uns und blickt uns nach. Am Ende der Gasse stoßen wir auf ein stattliches Gebäude, vor dessen Thür auf einer umgestürzten Kiste, im Schatten einer Akazie ein türkischer Officier in Uniform sitzt und seinen Kaffee schlürft. Er winkt uns heran und führt uns eine Teppe hinauf in ein weißgetünchtes Zimmer des Gebäudes. Auf dem Divan des sonst leeren Zimmers saß im schwarzen Kaftan mit zurückgeschlagenen Beinen ein türkischer Beamter, dem wir unsere Päffe überreichen müssen. Als er merkt, daß wir ihn nicht verstehen, beginnt er: „Parlez-vous français?“ „Oui, monsieur, un peu.“ Und nun fragt er nach dem Woher und Wohin unserer Reise. Als ich ihm mittheile, daß wir morgen mit der österreichischen Militärpostpatrouille nach Priboj gehen wollen, ist er zufriedengestellt, und wir sind entlassen. Später erfuhren wir, daß das Gebäude das Bezirksgericht, der Beamte der Bezirksvorsteher war; würden wir uns nicht der Postpatrouille anschließen, so hätte er uns einen Zaptieh (türkischen Gendarmen) als Bedeckung bis Priboj mitgegeben; man reist in Novibazar der Sicherheit wegen nicht ohne polizeiliche Bedeckung. Schließlich finden wir in einem der Officiersfremdenzimmer Aufnahme. Vor dem Abendessen, zu dem man uns einlud, machte der liebenswürdige Stationscommandant, Hauptmann X., mit uns einen kurzen Spaziergang durch den Ort, der keine besonderen Sehenswürdigkeiten bietet. Worüber wir am meisten staunen, das ist die Sauberkeit der Bazargasse; wir würdigen sie als einen Fortschritt der türkischen Ortsverwaltung, erfahren aber leider, daß sie dem Einflusse unseres Führers zuzuschreiben ist. Andererseits darf die österreichische Garnison bestimmte Theile Prjepoljes weder bebauen noch betreten. In Meterhöhe über dem Erdboden an einigen modernen Häusern sich zeigende Streifen erinnern an die Ueberschwemmung des Ortes durch den Lim im Herbste 1896. Der Lim, an dessen rechtem Ufer sich Prjepolje hinzieht, schon bei normalem Wasserstande ein reißender Fluß, war damals 7,10 m über die normale Höhe gestiegen. Am Schlimmsten hauste er im nördlich von Prjepolje gelegenen bosnischen Orte Rudo, dessen Holzbauten er zum größten Theile wegriß. Dabei trat im Verhalten der türkischen Bevölkerung des Ortes die Lebensanschauung der Türken deutlich hervor. Die Einwohner ergaben sich stumpf in ihr Schicksal; das Schicksal, das Fatum, wollte den Untergang ihrer Häuser; Keinem fiel es ein, das österreichische Militär bei den Rettungs- und Bergungsarbeiten zu unterstützen. — Zwischen der österreichischen, ein Bataillon starken, und der türkischen Besatzung Prjepoljes herrscht, wie in Plevlje, gutes Einvernehmen. Beide Garnisonen haben einen gemeinsamen Exercirplatz. An der Limbrücke stehen ein österreichischer und ein türkischer Wachposten einander gegenüber, die sich vortrefflich vertragen. Wenn im Winter die Pferdetreiber mit ihren Brennholz tragenden Pferden die Brücke passiren und ein Stück Holz als eine Art Zoll abgeben, so wird das Holz von den Posten redlich getheilt. Und da manche der türkischen Soldaten ein Vierteljahr auf Brückenwache sind, kommt es nicht selten vor, daß der eine oder andere im täglichen Umgange mit den österreichisch-ungarischen Posten einen kleinen Sprachcursus durchmacht und eine ganze Anzahl deutscher oder ungarischer Brocken erlernt. Trotz alledem gilt es für die Oesterreicher, auf der Hut zu sein. Der österreichische Stationscommandant ist genau unterrichtet über die Kaffeehauspolitik der Bevölkerung, die gegenwärtig, wo den Leuten die Erfolge der türkischen Truppen im griechisch-türkischen Kriege in den Kopf gestiegen waren, in den Worten zum Ausdruck kam: „Jetzt haben wir die Griechen geschlagen; dann schlagen wir die Bulgaren, dann die Schwabos, d. h. die Oesterreicher.“ Einige Stunden von Prjepolje wohnen Arnauten (Albanesen). Wenn der Commandant in der Nähe derselben eine militärische Uebung vornimmt, muß er mindestens mit einer Compagnie ausrücken, um vor den Kugeln der unbändigen Gesellen sicher zu sein. — Beim Abendessen im Officierscasino weiß jeder der österreichischen Officiere die Bevölkerung charakterisirende Erlebnisse zu erzählen. Mein Tischnachbar zur Rechten, ein Hauptmann, meint: „Die Türken sind ehrliche Leute“ und erzählt zum Beweise dafür folgenden Fall: Der Hauptmann liegt frühmorgens noch im Bett. Es pocht an der Thür. Auf das „Herein!“ tritt ein Türke ins Zimmer. Der Hauptmann fragt: „Was willst du?“ „Ich brauche Geld.“ „Warum kommst du gerade zu mir?“ „Ich habe gehört, daß du welches hast.“ „Wieviel brauchst du?“ „20 Gulden.“ Wirst du mir's auch wiedergeben?“ Da wirft der Türke den Kopf zurück zum Zeichen höchster Entrüstung, daß man in seine Ehrlichkeit Zweifel setze, blickt den Hauptmann scharf an und spricht kein Wort. Er erhält das Geld ohne schriftliche Sicherheit und stellte es zur Stunde zurück. Die Türken gelten überhaupt als der beste Theil der Bevölkerung, während man von den griechisch-katholischen Serben sagt, sie seien nicht offen. Die Unterdrückung, der die Serben infolge ihrer Zuneigung zu Serbien seitens der Türken von jeher ausgesetzt waren, mag die Schuld an diesem Fehler tragen. Noch heute stehen die Türken und Serben Novibazars nicht auf gutem Fuße miteinander. So wandte sich ein Serbe an einen der Officiere um ein Anlehen. Kaum ist er damit weg, spricht ein Türke, der zugesehen, zum Officier: „Wie kannst du einem Serben Geld geben? Weißt du, ob er dir's wiedergiebt?“

Punkt 6 Uhr am nächsten Morgen stand die österreichische, Briefe nach Priboj befördernde Postpatrouille vor der Thür unseres Hauses: 4 Mann mit geladenem Gewehr. Der Weg nach dem nördlich am Lim gelegenen Priboj, der sich am rechten Ufer des Flusses hinzieht, ist ein echt türkischer Weg; nur für Tragthiere berechnet, führt er ohne jede Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Verkehrs bergauf, bergab. Um so prächtiger ist die mit Laubwäldern bestandene Gebirgslandschaft. Einige Türken, den Revolver an der Seite, die Flinte auf dem Rücken, den mit Patronen gespickten Gürtel um den Leib oder schräg über der Brust, begegnen uns. Wir sind in Priboj, wo eine Compagnie österreiches Militär liegt, wieder die Gäste der österreichischen Officiere. Von ihrer über alles Lob erhabenen Gastfreundschaft nur ein Beweis. Als wir auf dem Hofe des österreichischen Militärlagers einmarschirten, erwartete uns, wir waren von Prjepolje aus auf telegraphischem Wege vorher angemeldet worden, ein Officiersbursche, um uns die Zimmer anzuweisen, und drin im Officierscasino war der Tisch für uns gedeckt. Das Lager ist auch in Priboj der einzige Sitz europäischer Cultur. Vertreter dieser Cultur zu sein, ist aber für die Mannschaften wie für die Officiere keine leichte Aufgabe, verläuft doch der Aufenthalt in der Garnison, der meist drei Jahre dauert, so einförmig wie nur denkbar. Etwas Abwechselung bietet den Officieren die Jagd. Dabei begegnete zwei Officieren kürzlich ein Abenteuer, das erkennen läßt, wie fanatisch hier der Türke darauf achtet, daß ein Fremder sein Weib nicht unverschleiert erblickt. Die Officiere stoßen im Walde auf zwei Türkinnen, die ihren Schleier abgelegt haben. Diese schreien, als sie die Officiere erblicken. Da springen ihre Männer zwischen den Bäumen hervor und haben nichts Eiligeres zu thun, als die Revolver auf die Officiere anzulegen. Die Officiere erklären, daß das Zusammentreffen mit den Frauen zufällig erfolgt sei, und fügen hinzu: „Wenn Ihr schießen wollt, schießt! Wir haben Gewehre.“ Nur der letztere Umstand hält die Türken vom Schießen zurück. — Der Nachmittag des folgenden Tages, eines Sonntags, findet die Officiere und uns Gäste im nahen Banja auf dem serbischen Volksfeste, das hier alljährlich einmal gefeiert wird. Auf einer umfangreichen, hochgelegenen Bergterrasse, die im Hintergrunde von belaubten Bergen umrahmt wird, sind mehrere Hundert Serben aus Novibazar und dem nahen Bosnien und Serbien zu Fuß und zu Pferd zusammengekommen. Da sitzen die Männer, Frauen und Kinder an den langen Tischen der mit Eichenzweigen gedeckten Lauben bei Wein, Pflaumenschnaps und Kaffee, ein Stück Hammel-

braten (die Nationalspeise) ohne Teller vor sich, das sie mit Messer, Fingern und Zähnen bearbeiten. Ein rumänischer Zigeuner und seine Frau, welche singen und geigen, sorgen für Ohrenschmaus zweifelhafter Güte. Andere Festgäste haben sich's im Grase bequem gemacht; man steht in Gruppen zusammen, plaudert, bewundert und streichelt den rothbäckigen Buben der Bekannten; man wandelt umher; Liebespaare bilden sich; zwei Buden, in denen Spiegel, Kämme, Tücher u. s. w. zum Verkaufe ausgebreitet sind, finden zahlreiche weibliche Zuschauer, Wasserverkäufer, Pflaumen- und Zuckerwaarenhändler schreien ihre Waaren aus; eine Anzahl türkische Soldaten bewegen sich unter dem Volke, um Störungen des Festes zu verhüten; etwas abseits sind die Pferde angepflöckt und werden Hammel geschlachtet und über gelindem Holzfeuer im Ganzen am Spieße, einer längs durch das Thier gesteckten Stange, gebraten. Es dauert nicht lange, da bildet sich auf dem freien Platze vor den Lauben ein Kreis von jungem Volk, Mädchen und Burschen; sie fassen einander an den Händen, und der nationale Kolotanz, eine Art Hüpfen nach rechts und links, beginnt. Unermüdlich bläst ein Serbe in der Mitte des Kreises auf seiner Pfeife eine eintönige Weise, unermüdlich tanzt man weiter; die Bewegungen werden immer schneller und feuriger; bald muß der Zigeuner an die Stelle des Serben treten; wieder erklingt ein und dieselbe einförmige Melodie; neue Tänzer und Tänzerinnen fügen sich in den Kreis ein, der immer größer wird; der Schweiß tropft den Tanzenden von der Stirn; einzelne treten aus dem Kreise, ruhen aus und tanzen dann von Neuem. Und nun denke man sich das Blau, Weiß und Roth der männlichen Volkstracht und das Weiß, Roth, Schwarz, Gelb und den Glanz der Silberverzierungen der weiblichen Trachten hinzu! Das Alles vereinigt sich, von der Ferne betrachtet, zu einem farbenfrischen, malerischen Schauspiel, wie es uns sonst nur etwa im Theater geboten wird. — Beim Hin- und Herschlendern kommen wir an einer Anzahl Laubhütten vorüber. Drin schlafen auf einem Lager, das aus Heu, Stroh, Matten, Kissen und Decken auf dem Erdboden hergerichtet ist, einige Personen. Also hier hausen die Badegäste, die sich während der Sommermonate in Banja aufhalten, um in den beiden zur Seite der Terrasse entspringenden warmen Quellen zu baden. Da die Hütten gegen Wind und Wetter wenig Schutz gewähren, muß das Wasser jedenfalls Wunder wirken, wenn kranke Badegäste, meist Rheumatischkranke, bei dieser Lebensweise gesund werden sollen. Die Badeeinrichtungen sind primitiv genug. Man hat zwei kleine Blockhäuser aus Balken errichtet, eins für das männliche, eins für das weibliche Geschlecht. In jedem Hause ist ein kleines hölzernes Bassin, daneben ein Ankleideraum. Jede der Quellen, denen übrigens der Ort seinen Namen verdankt (Banja — Bad), speist ein Bassin. — Ebenfalls abseits vom Festplatze erhebt sich eine kleine serbische Kirche. Es ist kein erfreulicher Anblick, der uns drin zu Theil wird. Keine Bank, kein Altar, nichts von innerer Einrichtung ist zu erblicken; von den Wänden und der Decke ist der Kalk abgebröckelt; der mit Steinplatten belegte Fußboden zeigt Löcher; die Gesichter der Heiligenbilder an den Wänden sind weggekratzt und zwar von den Türken, die ehemals auf diese Weise ihrem Hasse gegen die Heiligen Ausdruck gaben. Hier in der Kirche hatte für die Theilnehmer am Volksfeste am Vormittage zu Ehren des heiligen Elias, dessen Tag heute ist, ein Gottesdienst stattgefunden. Am Vormittage Festgottesdienst, am Nachmittage Volksfest. So versteht es die griechisch-katholische Kirche gleich der römisch-katholischen ihre kirchlichen Interessen besonders dadurch wahrzunehmen, daß sie den weltlichen Bedürfnissen des Volkes entgegenkommt. — Die Stimmung auf dem Festplatze ist unterdessen lebhafter geworden. Die Burschen schreien laut vor Uebermuth; man umarmt einander; die Tänzer und Tänzerinnen glühen vor Aufregung. Aber bereits brechen die ersten stundenweit hergekommenen Gäste nach Hause auf. Hier steigt eine Frau nach Männerart aufs Pferd und reitet den Berg hinunter, indeß ihr Gatte nebenher schreitet; da verabschieden sich Kinder durch Handkuß von Erwachsenen. — Mit einem Male ist ein Auflauf entstanden und die türkischen Soldaten drängen sich durch das Volk. Wir treten mit einiger Vorsicht näher. Mitten in der Menge zieht ein junger Serbe eine serbische Schönheit an der Hand vom Festplatze weg, wird aber von einem andern Serben zurückgehalten, der heftig gesticulirend und schreiend auf die Serbin einredet, die mit scheuem, angst- und thränenvollem Blicke Aller Augen auf sich gerichtet sieht. Der Satz: „Um den Hunger und die Liebe dreht sich die Welt“ gilt auch hier. Ein Bursche hat während des Kolotanzes seiner Tänzerin zu tief in die Augen gesehen; sie versteht den Blick; Beide drücken einander die Hände und tauschen Liebesworte aus. Im Liebesrausche will der Bursche das damit einverstandene Mädchen vom Tanze weg in das Haus seiner Eltern entführen, um hier auf das Jawort der Eltern der Geliebten zu warten. Da tritt der auf dem Feste anwesende Bruder der Serbin dazwischen — es ist bei den Volksfesten Sitte, daß die heirathsfähigen Mädchen unter der Obhut eines männlichen Gliedes der Familie oder Verwandtschaft stehen —, und hält der Schwester ihr unüberlegtes Beginnen vor. Liebe macht aber blind. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn das türkische Militär gefehlt hätte; dieses verhindert, daß es, wie es früher geschah, zum Messerziehen und Blutvergießen kommt, und der Entführer muß seinen Plan aufgeben. Mit dem Wunsche, daß sie sich doch noch „kriegen“, nehmen wir Abschied vom Festplatze und zugleich von Novibazar.

Bücherbesprechungen.

— **Kirchliches Handlexicon.** Begründet von † Sup. Dr. Meusel, fortgeführt von Ernst Haack, Oberkirchenrath in Schwerin, B. Lehmann, Pastor em. in Dresden, und Pastor A. Hofstätter. Leipzig, Justus Naumann. 56. und 57. Lief., je 1 ℳ. — Das Werk hat mit Vollendung des Buchstabens S die letzte seiner schwierigsten Aufgaben gelöst und wird den noch bleibenden Stoff verhältnißmäßig schnell bewältigen. Die uns vorliegenden Hefte enthalten eine ganze Reihe von Artikeln, in denen es einerseits galt, bei aller Berücksichtigung neuester Forschungen in ruhiger Erwägung Das festzuhalten, was als allgemein anerkannte wissenschaftliche Wahrheit bezeichnet werden kann, andererseits, bei der Beurtheilung kirchlicher Persönlichkeiten gegenüber weit verbreiteten Vorurtheilen den Standpunkt unbefangener Würdigung einzunehmen. Als Beispiele nennen wir die Artikel: Stiftshütte, Stöcker, Strauß, Sulze, Sünde, Sündenfall, Synergismus. Es ist gewiß von hohem Werthe, daß in diesem Werke allerlei Mitarbeiter, die bei verschiedener Auffassung des Einzelnen Alle einig sind in der Liebe zu ihrer lutherischen Kirche, wie in der zu echt protestantischer Wissenschaft, so gewissermaßen das Gesammtergebniß feststellen von Dem, was seither geleistet worden ist. Und diese Arbeit vollzieht sich zumeist in der kürzesten und übersichtlichsten Form, die der Gegenstand nur erlauben will. Hierin liegt, von der grundsätzlichen Stellung abgesehen, die besondere Bedeutung des Unternehmens gegenüber den großen Encyklopädien, die wissenschaftliche Artikel im technischen Sinne liefern und deshalb häufig statt gewisser Nachweise einseitig gehaltene Abhandlungen bieten, zu denen der Leser sich unwillkürlich eine doch nicht vorhandene Kritik herbeiwünscht. Von anderen ihm selbst ähnlichen Unternehmungen aber unterscheidet sich das Handlexikon durch jenen überaus hohen Grad von Zuverlässigkeit, der ihm so oft schon nachgerühmt worden ist.

B. K.

— **Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papstthum.** Ein Thüringer Gruß an die deutsche Ostmark von Pfarrer P. Bräunlich, Lic. theol., Wetzdorf b. Dornburg a/S. Zweite vermehrte Auflage. München, J. F. Lehmann. 1899. 60 ₰. — In einem allgemeinen Abschnitt „Welt“ schätzt der Verfasser zunächst die zahlenmäßige und culturgeschichtliche Bedeutung des römischen Katholicismus ab und kommt in beiden Beziehungen zu dem Ergebniß, daß diese Bedeutung entschieden in Abnahme begriffen sei. Dann wendet er sich unter dem Titel „Länder“ den einzelnen Erscheinungen zu, die bei den vorwiegend katholischen Völkern der alten Welt und in Nordamerika sich als Bewegungen zur Befreiung vom Papstthum bezeichnen lassen. Der Verfasser hat die betreffende polemische Literatur in Büchern und Zeitschriften eingehend studirt und giebt zahlreiche Proben aus derselben. Ein dritter Abschnitt „Muttervolk“ endlich befaßt sich im Wesentlichen mit der österreichischen Bewegung; hier werden die verschiedenen Erklärungen, die von Einzelnen oder von Körperschaften ausgegangen sind, neben einander gestellt. Das Ganze erscheint als Nr. 1 von Berichten über den Fortgang der „Los von Rom“-Bewegung.

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 73. Dienstag, den 27. Juni, Abends. 1899.

Ein Besuch der vorgeschichtlichen Felswohnungen von Arizona.

Nach einer 26 Stunden währenden ununterbrochenen Fahrt von dem Ausgangsort Los Angeles in Californien erreichten wir das Städtchen Wilcox in Arizona. Der Eisenbahnweg führte uns fast durch ganz Arizona, vom äußersten Westen des Staates bis ziemlich zur Grenzlinie Neumexicos im Osten. Vorüber ging's an der grandiosen Bernardino-Gruppe durch das liebliche Landgebiet Mittelcaliforniens „San Diegos“, bis wir an der Grenze vom südöstlichen Niedercalifornien die erste Stadt von Arizona, „Yuma“, erreichten. Da der Zielpunkt unserer Beschreibung die prähistorischen Felswohnungen Arizonas sind und die Fahrt nach dort nur Mittel zum Zweck, beschränken wir uns darauf, dem interessirten Leser nur die Eisenbahnlinien zur übersichtlichen Zurechtfindung zu bezeichnen. Unsere nächste große Haltestation nach Yuma war Gila, am mächtigen Strome gleichen Namens gelegen. Von hier aus ging es durch das ganze Ländergebiet Yuma über dessen östliche Grenze nach dem „County Marlicopa“. Bei dem nächsten Grenzorte Sweetwater, in der Landschaft „Pinal“ wendet sich der Schienenweg direct nach Südosten, der Zug durchfährt das ganze Ländergebiet der Staaten Pinal und Pima bis zur Grenze von Cochise-County. Hier im letztgenannten Länderstrich, ungefähr unter dem 32. Breitengrade, passirten wir die Stadt San Pedro und fuhren in directer nordöstlicher Richtung bis zum 120 engl. Meilen weiter nördlich gelegenen Städtchen Wilcox. Das kleine Hotel, ganz aus Holz gebaut, glich in seiner Einfachheit dem eines deutschen Landstädtchens, nur daß wir genau so wie in den großen Hotels Amerikas dieselben comfortablen breiten Bettstellen vorfanden und auch der Schaukelstuhl nicht fehlte. — Am nächsten Morgen war unser „team“, eine sechsspännige Art Postwagen, der auf seinen Seitenbänken je 4 Sitze enthielt und mit einer erhöhten Lederplane überdacht war, reisefertig. Unsere 40 englische Meilen lange Fahrt nach den „cliffdwellings“ (Felswohnungen) in den Chiricahua-mountains (Gebirge) Arizonas begann. Es war ein göttlich schöner frischer klarer Morgen. Die Welt der Goldminen, aus der laut Statistik seit der Organisation der Bergwerke Arizonas im Jahre 1793 bis zur Jetztzeit über 1 016 354 816 Doll. Goldwerth ans Tageslicht befördert wurde, war von einem wolkenlosen azurblauen Himmelszelt überspannt. Auf der Landschaft ringsumher lag jene orientalische Zauberfarbenpracht, wie man sie gemalt so oft bei Darstellungen der Pyramiden von Gizeh bewundert. Kein Lüftchen regte sich. Nachdem wir einige Meilen zurückgelegt hatten, gab es keine Fahrstraße mehr. Kein Baum, kein Strauch war ferner sichtbar. Quer über unabsehbare Sandflächen führte der Weg durch unbewohnte Einöden. Die Räder sanken bis über die Hälfte in die tiefe, tiefe Sandebene. Nur mit großer Anstrengung gelang es den Pferden, unser Gefährt vorwärts zu bewegen. Der Sandstaub knisterte uns zwischen den Zähnen und die Hitze fing an schier unerträglich zu werden. Hier ist wohl keine Frage, daß in grauer Urzeit das Wasser des Golfs von Californien diese ganze Landstrecke bedeckte oder daß sie völlig überwässert war vom mächtigen Gila-Strom. Im Sand sollen hie und da muschelähnliche Bestandtheile gefunden werden. Nach 4stündiger Fahrt gelangten wir in die Regionen der „Cow-boys“ (Kuhhirten) von Chiricahua. Auf Grasflächen, die sich in's Endlose auszudehnen scheinen, weideten viel hundertzählige Viehherden. Mitunter galoppirte ein solcher kühner „Cow-boy“ mit dem Gepräge eines Räuberhauptmanns auf ungesatteltem schnaubenden Roß an uns vorüber. Stolz und majestätisch thronen diese mit der Natur verwachsenen Menschen auf ihren vierfüßigen Heimathsstätten, als wären sie Centauren. Den breitkrämpigen Hut tief in die Stirn gedrückt, gewähren sie nur militärischen Gruß und berühren mit der Linken die in Reih und Glied neben einander steckenden Revolver und Dolche im breiten Ledergürtel, der die lederne Kniehose hält. Während aller Jahreszeiten, tagein, tagaus reiten sie umher, um nach ihrem anvertrauten Vieh zu sehen. Jedem Stück desselben ist als Erkennungszeichen ein besonderes Brandmerkmal vom Eigenthümer aufgedrückt. Diese Herden sind oft Hunderte von Meilen entfernt von menschlichen Wohnstätten. Viele Amerikaner stecken ihr Capital in den Ankauf solcher Herden und werden reich durch deren Besitz. Die gemietheten Cow-boys besorgen den Ein- und Verkauf der Thiere. Die Cow-boys übernachten entweder im Freien zu ebener Erde und in Decken gehüllt, oder sie bauen sich winzig kleine Erdhüttchen, gerade groß genug zur Lagerstätte, mit Tannengezweig oder Stroh bedeckt. Ihre Nahrung besteht meist aus rohen Naturproducten und Regenwasser, zuweilen zünden sie sich auch ein Feuerchen an und kochen sich Kornbrei und dergleichen. Hie und da passirten wir ein sogenanntes „sink-whole“, eine tiefe Höhlung in der Erde, worin Regenwasser für Menschen und Thiere gesammelt wird oder von meilenweiter Entfernung Flußwasser durch die berühmte „irrigation“ (Bewässerungseinrichtung) geleitet worden ist. Als einzige hohe Gewächse ragten zuweilen, wie Säulen in einer Oase, baumähnliche Caktusarten steif in die Lüfte. Eine derselben ist die „Saguara“. Der stachliche, blaßgrüne Körper dieses Caktus ist von enormer Höhe. Oft sitzt zu Häupten des Stammes ein großer haariger Knollen, der von der Ferne den Anblick gewährt, als sei er ein aufgespießter Indianerkopf, die stachlichen Astarme strecken sich aus wie die eines behaarten Riesen. Wie man uns sagte, erreicht diese Caktusart eine Höhe von 50 Fuß, wenn sie in dem mit Lehm vermischten Sandboden wurzelt. Ihr Durchmesser ist 2—3 Fuß. An einer derselben wurde Halt gemacht und am Fuße ein Streichholz angezündet. In Folge der harzigen Bestandtheile glitt die Flamme langsam aufwärts am Stamme, ohne die Baumpflanze in Brand zu setzen. Ihre Lebensfähigkeit soll durch solches Feuersignal nicht beeinträchtigt werden, wodurch die Indianer sich einander Zeichen geben, ein Depeschiren in der Wüste. — Die Frucht dieses Caktus hat ihre Blüthe in der gleichen Weise wie andere Arten. Ihre Farbe ist blaßgelb. Sie blüht im Mai, gedeiht zur Frucht bis zum Juni. Die Frucht, von den Eingeborenen „Pilabaya“ genannt, hat die Form einer kleinen Birne, sieht röthlichbraun aus und hat kleine schwarze Samenkörner. Sie wird zu Syrup mit Zucker eingekocht und ist ein beliebtes Indianer-„Jam“ (Compot). Nachdem wir von den „giants of the plains“ (Riesen der Ebene) Abschied genommen, ward im Glühlicht der Mittagssonne, unter vielen Schweißtropfen, das mitgenommene „dinner“ verzehrt. Vor uns lag nunmehr die grandiose Chiracahua-Gruppe. Glücklicherweise ward es mit jeder neuen zurückgelegten Meile kühler. — Mit wunderbarem Feuerglanze bestrahlte der große purpurne Sonnenball der Berge Gipfel. Wie eingerahmt in feurigem Goldreif schwebte das große Naturgemälde einer imposanten Gebirgsscenerie aus dem zauberhaft beleuchteten Wolkengebilde hervor! Wie von magischer Hand berührt, wechselten die Tinten im Aether! Lichtblau und rosa, violet und goldgelb abschattirt zogen die Dunstwolken über den goldig schimmernden Saum der Bergeshöhen. Der Blick in dieses Farbenspiel war ein geradezu wunderherrlicher, überwältigender, doch nur kurze Zeit konnten wir uns an solchem Anblick ergötzen! Sobald die Sonne zur Ruh' gegangen, brach wie durch einen Zauberschlag schnell das Dunkel der Nacht herein. Die Pferde schienen unsagbar ermattet zu sein, obgleich sie ihr dinner bei längerer Mittagsrast genossen, gleich mir. Sie schlichen förmlich nur so dahin. — Da endlich war ein Licht sichtbar. Es näherte sich uns schneller, als wir uns demselben näherten. Vom Schein der Fackel in seiner Hand grell beleuchtet stand

bald vor unserem Gefährt ein Indianer und schritt alsdann leuchtend vor uns her. Er war von schmaler Statur, ungefähr 6 Fuß Höhe, von braunrother Mahagonihautfarbe, seine Gesichtszüge waren scharf markirt, aber von gutmüthigem Ausdruck. Sein strähniges, tiefschwarzes Haar war in der Mitte des Kopfwirbels fest zusammengedreht, so daß die Enden in die Luft spießten wie die Schweinshaare eines Borstenpinsels. Er trug einen Reif in die Stirn gedrückt, in welchem eng aneinander gereiht bunte Vogelflügelfedern steckten. Von den Lenden herab hing ein kurzer bis an die Knie gehender Fellrock. Im Uebrigen war er nackend. Er gehörte zu dem Stamme der Chiricahua-Indianer, einem jener Indian-tribes (Indianer-Stämme), die 23 verschiedene Dialekte sprechen. Ihr angebeteter Häuptlings-Vorfahr ist der berüchtigt gewordene Cochise, einer der bekanntesten unter den Apachen, dessen Namen die Landschaft Cochise trägt. Zwölf Jahre hindurch nahm er, kriegführend und mordend, Rache an den Amerikanern, durch welche er sich beleidigt glaubte, bis Altersschwäche ihn endlich nöthigte, Frieden zu schließen. Viele Gräber und überall auf den Ebenen von Cochise umhergestreute, gebleichte Ueberreste menschlicher Knochen geben noch Kunde von seinen einstigen Greuelthaten. Jetzt befanden wir uns mitten in einem jener Länderdistricte, welche über 200 000 Quadratmeilen prähistorische Ueberreste der cliffdwellers (Felsbewohner) und pueblos (Erdhütten) bergen. Hier und da zwar blinkte schon ein Sternlein am Firmament, doch im Uebrigen hieß es: „Schwarz war die Nacht". Unser „team" hatte endlich sein Ziel erreicht. Es hielt vor einem Indianerzelte. Dasselbe hatte die Gestalt eines mit Zelttuch überdeckten Karoussels. Von der Ferne war es anzusehen wie ein großes rundes, von der Erde auf erhöhtes Dach. Es war von unten bis oben mit vom Wetter ganz gebräuntem Stroh überlegt. Innen auf dem Zeltboden lag eine Art Strohmatte aus Baumrinde geflochten. Die Eingangsöffnung war kaum hoch genug, um gehend hindurchkommen zu können. Außerhalb des Zeltes brannte ein Herdfeuer. Hier wurden von den Indianern „tortillas" bereitet. Es ist dies ein ungesäuertes Brod, das uns zum Abendbrod mit „frijoles" (gekochten Bohnen) tüchtig mit chili (rothem Pfeffer) gewürzt und frischgeschnittenem Knoblauch, nebst Milch in irdenem vasenähnlichem Gefäß servirt wurde. Man speiste zu ebener Erde, denn Stühle gab es nicht. Als Gabeln dienten die uns vom Schöpfer verliehenen fünfzinkigen. Außer unserem Fackelträger befanden sich noch 3 andere seiner Genossen bei uns im Zelte. Müde, gerädert fühlten wir bald das Bedürfniß, uns in unsere Decken zu hüllen, um auf unserer aus dem Fußboden bestehenden Lagerstätte zu übernachten. Trotzdem, daß die Indianer Wache haltend neben uns kauerten, war doch unser Schlaf ein ziemlich gestörter. Außer dem Wiehern der Pferde war ein unheimliches Klagen bald lauter, bald leiser vernehmbar. Auf unser Befragen, woher letzteres rühre, erklärte uns der Indianer in seinem gebrochenen Englisch, daß sich in der Nähe ein Nest von Klapperschlangen befinden müsse, das sie aber noch nicht aufgefunden hätten. Sie kämen immer in die Nähe des Feuers, doch sei es zu gefährlich, in der Dunkelheit der Nacht sie zu tödten. Vielleicht sind es auch die Geister der Abgeschiedenen, die um uns herumschweben, oder der große Cochise will uns ein Zeichen geben, fuhr er fort. Unsere Angehörigen können Alles sehen, wenn sie von uns geschieden sind, und wollen uns oft wissen lassen, ob wir in Gefahr sind. Der große Geist bewahre uns, daß uns nicht Hexen nahe sind. Wir haben aber schon unser alljährliches großes Opfer für ihn gebracht, damit er uns vor der List und dem Muthwillen der Hexen bewahre. Hätten wir einen medicinischen Mann hier, er könnte uns vor Unheil hüten, denn er steht in Verbindung mit guten Geistern. Wo sind Eure Aerzte? fragten wir. In den Orten, da viele Hütten stehen und die Menschen beieinander wohnen. Unsere medicinischen Männer sind reiche Leute. Wir bezahlen sie gut, wenn sie uns geholfen haben, wenn wir aber sehen, daß ihre Mittel erfolglos sind, dann wissen wir, daß sie mit dem Bösen in Verbindung stehen, und sie müssen sofort getödtet werden. Ihre Geister steigen dann aus den Rauchwolken vom Scheiterhaufen aufwärts. Später fahren sie hernieder in ein „coyata". Auf meine Frage, was ein coyata sei, erklärte er mir, das Thier sei ein wilder Hund, der wie ein Wolf heule. Hum, boo yag! sprach er, in seinem Apachendialekt, wenn wir diese Worte sagen, so beschwören wir den großen Geist, daß der mächtige Cochise uns erscheine und zu Hilfe komme. Aber nur seine Getreuen sind gewürdigt, sein Antlitz zu schauen, nicht Fremdlinge, und seine Luftgestalt ist wie eine Windwolke. Des Nachts steigt er wieder empor auf einem Strahle des Mondes. Während solcher interessanten Erzählung ward uns die schlaflose Nacht verkürzt. Die Klapperschlangen schienen sich zurückgezogen zu haben, wenigstens vernahmen wir nicht mehr das unheimliche Geräusch. — Nach einem Morgenimbiß, gleich dem vom gestrigen Abend, begab sich die Reisegesellschaft etwa in der achten Frühstunde mit drei Führern auf den Fußweg zu den „cliffdwellings". Wir hatten kaum einige Schritt zurückgelegt, als uns eine tiefe Felsschlucht an weiterem Fortschreiten hinderte. Sehen Sie gefälligst hier an der Felswand hinab, sprach der Führer. In der That, da waren sie, diese prähistorischen menschlichen Wohnstätten. In schroffe, überhängende Felsen so hineingebaut, daß die Front der Felsen nur Fensteröffnungen zeigte. Nur fußspitzentiefe Stufen sahen wir rechts in die Felsmauer eingehauen. Da, wo wir standen, waren zwei fauststarke Seile, an in die Erde tief eingehauenen Eisenstangen befestigt, der heraussstehende obere Theil war hufeisenförmig. Ehe wir es uns versahen, ließ einer der Indianer die Seile an der Felswand herab. Mit einer fast affenartigen Geschwindigkeit glitt er daran bis zur Fensteröffnung hinunter. Hier schwang er sich mit unglaublicher Behendigkeit hinein in die Felswohnung. — Unsere Kleidung bestand aus dichtwolligem Tricotanzug, der uns vom Hals bis zur äußersten Fußspitze eng umschloß, einer weiten Blouse und einem Knierock, einem breitkrämpigen Filzhut und groben Lederhandschuhen. Die anderen Indianer waren uns beim Herunterlassen behilflich, während der eine unten, der das Seil innen befestigt hatte, jeden neuen Ankömmling durch's Fenster zog, wobei mitunter der Hut in Gefahr kam, einen Absturz zu thun. Dieses wirkliche Hangen und Bangen in schwebender Pein zwischen Himmel und Erde mit 150 Fuß Tiefe unter uns gehörte nicht gerade zu den angenehmsten Gefühlen dieses Lebens. — Es bedurfte einiger Zeit, bis wir fähig waren, wieder regelmäßig Athem zu schöpfen. Und nun — wo befanden wir uns? In einer Heimstätte, vielleicht vor Jahrtausenden von Menschenhand erbaut! Wahrlich nicht minder interessant als die ägyptischen Bauten des Alterthums oder die ausgegrabenen Wohnungen eines Landes der Griechen und Römer. Kein Mensch vermochte bisher zu ergründen, wer die Erbauer und Urbewohner dieser „cliffdwellings" gewesen. Sie gehören einer grauen prähistorischen Vorzeit Amerikas an, zu welcher zurück nicht einmal die Tradition in Arizona eingewanderter Indianerstämme reicht. Einige der Geschichtschreiber und Erforscher Amerikas nehmen an, daß die Insassen dieser Felswohnungen nicht die Azteken, sondern die Tolteken waren, die von einer nördlichen Region kommend sich hier niederließen, möglicher Weise noch vor dem 7. Jahrhundert. In Uebereinstimmung mit der Annahme Humboldt's kamen sie vom Ländergebiet Anahuac, das sich zwischen dem 14. und 21.° nördlicher Länge befindet. Niemand aber vermag mit Bestimmtheit Spuren nachzuweisen. Selbst in Anbetracht des Baustils hat man keine Beweise, daß die Tolteken die Gründer dieser menschlichen Felsenheimathsorte waren. Sie sind uns nur bekannt als ein Volk, im Ackerbau und in mechanischen Künsten wohl unterrichtet, und wir wissen, daß die Azteken von ihnen das System einer completen Zeiteintheilung annahmen und daß sie die Urheber einer späteren Civilisation in jenem Theile des Continents waren (Ixtilxochitl Hist. Chich. M. S. cap. 2). Eine andere große Frage aber ist, ob nicht doch vielleicht jene nachtumschattete Geschichte der „cliffdwellers" in Verbindung mit den Phöniziern zu bringen ist, jenem Volk des Alterthums, das einzig dasteht in Bezug auf seinen, sich über Meere erstreckenden Seehandel. Der Gedanke ist nach den Erzählungen der Bibel (1. Könige 9, 26—28) nicht ganz unberechtigt, daß, nachdem König Hiram und Salomo eine prächtige Flotte gebaut und ihre Mannschaft der Phönizier eine dreijährige Seehandelsreise machte, das Land Ophir, nach dem sie gesandt wurden, Amerika war, von woher sie 420 Talente Gold zum König Salomo brachten, abgesehen von den oft erwähnten Schätzen des Silbers, Elfenbeins, der Affen und Pfauen. — In allen bisher entdeckten „cliffdwellings", besonders in denen von Mexico, ja sogar auf Felsblöcken hat man eine Bilderschrift gefunden, die durchaus der ägyptischen gleicht. — Es würde zu viel Raum in Anspruch nehmen, hier eingehender jene große Frage zu behandeln, jedenfalls ist aber dieses Felsbewohnerthema der prähistorischen Zeit eines der interessantesten der neuen Welt. Nur die verlassenen Behausungen sind uns geblieben. Wie mächtig große Fragezeichen starrten uns die Wände an, innerhalb deren Räume wir uns befanden. Todt, öde und leer — und doch so lebendig Kunde gebend einer Phantasie, die vermag, von einer grauen Urzeit

Bilder zu schaffen! In dem Felsengebäude, das viele hundert Fuß umfaßte, ungefähr 80 Fuß hoch in Front und im Centrum war, ging eine große Anzahl Räume in einander. Jedenfalls konnten mehrere hundert Personen hierin Platz gefunden haben. Sie waren etwa 16 Fuß hoch und hatten durchschnittlich 4 Pfeiler. Der Boden war durchaus mit Stein gepflastert. Die in allen Räumen sich befindenden Wandvertiefungen scheinen eine Art Simse gewesen zu sein und glichen tiefen Fensternischen altdeutscher Häuser. Verschiedene Zimmer hatten ganz regelrechte Kamine und Essen in den Wänden. Ringsum, unterhalb der Decke waren breite farbige Streifen gemalt, die wir Deckenbordenkanten nennen würden. Darunter fällt merkwürdiger Weise jene Kante auf, die der bekannten griechischen auf's Haar glich und sich auch vielfach auf den aufgefundenen irdenen Gefäßen und im Mattengeflecht der Körbe befindet. Wie die Führer berichteten, sind Kornkörner, ausgetrocknete Melonenhälften, verdorrte Bohnen, Metallmörser gefunden worden, welche offenbar zum Korn mahlen gedient haben sollen. Eine Menge Topfscherbel haben bildliche Darstellungen von Schlangen, Truthähnen, Schmetterlingen und unbekannten Blumen gezeigt. — „Hier war der Platz, wo die Skelette eines männlichen Körpers, das angelehnt stand an der Kaminseite, aufgefunden wurde, dessen abgehauenen Arme und Beine auf der schrägen Fläche in der Esse lagen", erklärte der Führer. „4 Personen mußten hier einst überfallen worden sein, die Theile dieser anderen menschlichen Gerippe haben zerstreut am Boden gelegen. Ueber zwei von denselben war eine Matte geworfen und eine davon hatte noch den vertrockneten Haarscalp mit grauem Haar, während nicht weit davon ein Büschel rothes Haar gelegen hat mit einem Faden von Baumwollenrinde umwickelt. Hieraus ist der Schluß gezogen worden, daß die »cliffdwellers« Verbindung mit den Indianerstämmen von Mexico und Arizona hatten, die Baumwolle cultivirt haben müssen." — Jetzt traten wir in ein anderes Zimmer derselben Front mit den Fenstern in der Richtung am Abgrund. „Hier haben sie die hölzernen Schwerter gefunden und ganze Holzbowlen voll Wallnüsse, gegen hundert verschiedene Gefäße und Vasen aus Thonerde in Form von Kürbissen, Melonen, Tomaten, Aepfeln. Von einigen sehr großen hochgeformten Gefäßen glaubt man, daß sie als Wasserbehälter zum Tragen auf dem Rücken gedient haben, während verschiedene ganz schwarz gerußt waren und wahrscheinlich als Kochgeschirr gedient haben müssen." Nunmehr betraten wir einen engen, vollständig von hohen Mauern umschlossenen Hofraum, wie es schien. Hier befand sich in einer der Mauern eine tiefe Höhle. „Das soll der Begräbnißplatz gewesen sein. Hier ward ein Skelett in einem Grabe von 2½ Fuß Weite, 6 Fuß Länge und 20 Zoll Tiefe aufgefunden. Der Körper ist anzusehen gewesen wie eine Mumie, ganz und gar fest eingewickelt in ein mit Federn dicht bestecktes Mattentuch. Bei dieser Mumie hat man einen kleinen zerbrochenen Krug, eine Tasse aus ungebranntem Lehm, die bei der Berührung zerfallen ist, ein kurzes Stück Faden, aus Haaren gemacht, und einige Holznadeln gefunden. Der ausgedörrte Körper eines Kindes hat nahe dabei an der Mauer gelegen, eingehüllt in dünnes Mattentuch, worum ein dichteres gewickelt gewesen, in das Vogelfedern dicht neben einander gesteckt waren. Die Tücher sind aus Yucca-Rinde geflochten gewesen und mit feinen Rindenfäden ebenfalls umwickelt. Auch ein Stück starken Bindfaden, ⅝ Zoll im Durchmesser, mit 48 Knochennadeln daran befestigt, Beile und Aexte aus Stein, Pfeile, Bogen, steinerne Pfeilspitzen hat man hier zerstreut umher liegend aufgefunden." Unter dem vielerlei Interessanten, das wir ferner in Augenschein nahmen, sei nur noch des Raumes Erwähnung gethan, dessen Wände mit buntgemalten Darstellungen ganz bedeckt waren. Unbekannte Reptilien, ein Kriegsgott, Thiere schießend, Vasen mit Federornamenten, Schmetterlingen, Blumen in allen Regenbogenfarben, Kwatokas mit Flügeln, Vögel verschlingend, alle diese Darstellungen schienen eine Bilderschrift zu repräsentiren, die durchaus in ihrer ganzen Anlage einer ägyptischen glich. — Es sei noch Erwähnung gethan, daß sämmtliche hier aufgefundene Gegenstände sich im Nationalmuseum zu Washington befinden. Fast noch unheimlicher und lebensgefährlicher als das Hinabgleiten war das Heraufbefördern auf demselben Seilwege, doch kamen Alle heil oben an. Als etwas Erwähnenswerthes, das wir auf diesem Ausflug noch kennen lernten, ist die sogenannte „horsemill" zu nennen. Diese Pferdekornmühle befand sich unweit des Zeltes unter einem auf 4 Pfählen errichteten Strohdach. In eine in Tonnenform mit Steinen ausgemauerte Erdvertiefung ward das Korn zum Mahlen hineingethan. Hierauf wurde ein großer steinerner runder Mörser in die Steintonne herniedergelassen. Auf seiner Oberfläche wurde eine Achse befestigt, an deren Ausgangsende, das etwa einen halben Meter über die Rundung der Tonne überhing, waren Seile angebracht, die als Deichsel dienten. Hieran ward ein Pferd gespannt. Dieses setzte den Mörser durch fortgesetzten Rundgang um die Tonne in drehende Bewegung, immer wieder aufs Neue angespornt durch die Ruthe eines Indianerjungens. Auf solche Art mahlen die Indianer ihr Korn. Von all den bisher gemachten Ausflügen in den verschiedenen Staaten Nordamerikas kehrten wir von dem nach Arizonas „cliffdwellings" am befriedigtsten zurück, da all das Hochinteressante, das wir hier in Augenschein nahmen, fern, fern von dem Bereiche der Alltäglichkeit lag. Zurückgekehrt war uns zu Muthe, als erwachten wir aus einem Traume, dessen Traumkönig uns das Geleit gab durch eine Welt, in welche wir wie durch einen Zauberspiegel rückwärts zu blicken vermochten, in eine Zeit, deren Jahrtausende hinabgerollt ins Meer der Ewigkeit!

M. L.

Bücherbesprechungen.

— **Das Pferdebürla.** Tagesfragen beantwortet von **Friedrich Max Müller.** Berlin, Gebrüder Paetel (Elwin Paetel) 1899. 5 ℳ. — Der wunderliche Titel, den der berühmte Gelehrte diesem Buche gegeben hat, ist nur den Lesern der Deutschen Rundschau verständlich, die übrigens den gesammten Inhalt in Gestalt einzelner Artikel schon im Voraus empfangen haben. Es ist aber dankenswerth, daß diese Artikel auf diese Weise auch andern Lesern zugänglich gemacht werden. Max Müller hatte im Jahre 1895 einen Aufsatz über den Sermo verus des Celsus geschrieben und darin den Wunsch ausgesprochen, der uns unbekannte Wortlaut des Buches möchte irgendwo einmal aufgefunden werden, welchen Wunsch viele christliche Theologen mit ihm theilen werden. Die ganze Art nun, wie der Gelehrte die christliche Logos-Idee behandelt und gewürdigt hatte, veranlaßte einen Amerikaner, der als schlesischer Bauernsohn seiner Zeit ausgewandert und in der neuen Heimath ihrer Art entsprechend schnell zu „Bildung und Besitz" gekommen war, eine mit grobem Humor durchsetzte, geharnischte Entgegnung zu schreiben, in der er auch gegen die Reste von christlicher Weltanschauung in jenem Aufsatz Verwahrung einlegte und sich zum reinen Materialismus bekannte. Er unterschrieb sich als „schlesisches Pferdebürla" (Bäuerlein, das Pferde besitzt). Diesen Brief und seine Antwort darauf ließ Max Müller auch in der Deutschen Rundschau abdrucken. Darauf erfolgten gegnerische Zuschriften von anderer Seite, die zu neuen Aeußerungen an derselben Stelle führten und schließlich zwei längere Aufsätze des Gelehrten über Sprache und Geist und über die Vernünftigkeit der Religion ins Leben riefen. Ohne Zweifel übt schon diese Entstehungsgeschichte der einzelnen Artikel und des aus ihnen gebildeten Buches auf einen Leser, der philosophischen Fragen seine Theilnahme schenkt, einen nicht geringen Reiz aus. Dazu kommt die Fassung und Einkleidung der Gedanken, die auf ein Verständniß weiterer Kreise berechnet ist, die eigenartige Sprache des Verfassers, der deutsche Gründlichkeit und Tiefe mit englischer Knappheit und Sachlichkeit zu verbinden weiß, seine vornehme Freundlichkeit, in der er auch den thörichtsten Einwänden noch eine gewisse Berechtigung zuerkennt, und endlich vor Allem der außerordentliche Wissensreichthum, über den er auf diesem Gebiete verfügt. Das Buch wird jedem wissenschaftlich gebildeten Leser bis zu einem gewissen Grade Genuß bereiten. Sollen wir auch den Werth seiner Ergebnisse von unserm Standpunkte aus einschätzen, so erfüllt uns mit besonderer Befriedigung das strenge Festhalten an dem selbständigen Sein des Geistes, auf dessen psychologische und theologische Begründung der Verfasser freilich hier vollständig verzichtet. Er begnügt sich damit, den unwiderleglichen Beweis von seinem Vorhandensein immer wieder zu führen und die Sinnlosigkeit des Materialismus als philosophischer Richtung nachzuweisen. In dieser Beziehung bietet namentlich der Aufsatz „Sprache und Geist" eine Menge der bedeutungsvollsten Einzelheiten, bei denen der Verfasser der Zustimmung ruhig erwägender Leser sicher sein kann. Es fällt jedenfalls in's Gewicht, wenn gegenüber jenen schnellen Schlußfolgerungen aus allerlei Beobachtungen und Zusammenstellungen, wie die moderne Literatur sie so zahlreich zu

Tage fördert, einer der bedeutendsten Sprachforscher unserer Zeit beispielsweise ruhig erklärt, er habe längst alle Hoffnung aufgegeben, Winke für die Entfaltung des menschlichen Bewußtseins aus einer Kinderstube oder einem zoologischen Garten zu erhalten (S. 153). Anders lautet freilich unser Urtheil über des Verfassers Stellung zum Christenthum. Es ist ihm eine Religion wie alle anderen, wenn auch vielleicht die beste, die er kennt. Er betrachtet es nach den Grundsätzen seiner vergleichenden Religionswissenschaft und untersucht sein Hereintreten in die Geschichte der Menschheit mit seinen Wundererscheinungen und Wunderwirkungen genau so, wie das des Islam und des Buddhismus. Der Standpunkt ist zu niedrig für eine so weltumfassende Sache; aber mit Bedauern müssen wir feststellen, daß hier auch die wissenschaftlichen Hilfsmittel der Beurtheilung sich mehrfach als unzureichend erweisen: vor lauter Vergleichung aller vorhandenen Religionen hat der große Gelehrte nicht überall Zeit gefunden, die Quellen der christlichen Religion gebührend zu studiren.

B. K.

— Vademecum homileticum. 2000 Predigt-Dispositionen über sämmtliche altkirchliche, Thomasianische und andere Perikopenreihen aus den besten Predigten der Neuzeit gesammelt nebst Beobachtungen über die moderne Predigt von R. A. Kohlrausch, Pastor zu Großmonra. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1899. 3 ℳ 60 ₰ — Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (Wiss. Beil. von 1894 Nr. 151) hat der Verfasser die Aeußerungen der Kritik über sein Werk sorgfältig geprüft und in mehreren Beziehungen nun Rücksicht auf sie genommen. Den geäußerten Wünschen, eine noch größere Anzahl der bedeutendsten Prediger unserer Zeit in den Dispositionen vertreten zu sehen, hat er reichlich Rechnung getragen und die Predigtsammlungen von W. Baur, Cremer, Fricke, Kahnis, Kawerau, Liebner, Mallet, Petri, Schleiermacher und Anderer mit verwerthet. Da jedoch die Zahl 2000 als Grenze ungefähr festgehalten werden sollte, so mußten diejenigen, die alttestamentliche Texte betrafen und die ohnehin nur eine Auswahl von bescheidenstem Umfange bildeten, nebst vielen andern von sonst schon vertretenen Verfassern wegfallen. Die Frage, was in einer solchen Sammlung nothwendig und was entbehrlich ist, läßt sich überhaupt sehr schwer beantworten; und so darf man wohl sagen, daß das Werk durch Heranziehung ganz neuer Geister entschieden gewonnen hat. Auch die „Beobachtungen" sind vermehrt worden. Professoren-Weisheit hatte Anstoß genommen an dem Satz: Jede Predigt soll Erklärung des göttlichen Wortes sein, und vor Verwechselung von Auslegung und Exegese gewarnt. Dagegen verwahrt sich der Verfasser in längerer Ausführung und er hat wohl mit seinem Satz, wenn er verstanden wird, wie er allein will verstanden sein, entschieden Recht. Seine Beispiele, wie gewisse Prediger mit Begriffen hantiren, die dem Hörer nicht deutlich sind, ohne sie je zu erklären, haben eine große Beweiskraft. Zu dem Capitel „Inhalt der Predigt" ist eine Ergänzung hinzugefügt, die sich mit den bekannten Schriften über die Predigt von Cremer, Weiß und Gebhardt beschäftigt, und zu der des ersteren eine durchaus anerkennende, zu denen der beiden anderen eine mehr ablehnende Stellung einnimmt. Endlich ist ein Aufsatz über die Mannigfaltigkeit der Predigt nach Form und Inhalt neu dazugekommen; er enthält viel beherzigenswerthe Winke, wie denn der Verfasser überhaupt auf Grund seiner erstaunlichen Belesenheit in der Predigtliteratur unseres Jahrhunderts und seiner reichen Amtserfahrung eine Reife des Urtheils zeigt über das, was unserer Predigt noth thut, daß man nur wünschen kann, er möchte seine Anschauung über die Sache systematisch ausgestalten und eine Homiletik oder ein Stück Homiletik schreiben.

B. K.

— Tausend-Bilder-Bibel, oder Die ganze Heilige Schrift alten und neuen Testaments, verdeutscht von Dr. Martin Luther. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Dieses neue Unternehmen soll in 40 Lieferungen von durchschnittlich je 40 Seiten zum Preis von 40 ₰ für die einzelne Lieferung erscheinen; alle 8 bis 14 Tage soll eine Lieferung ausgegeben werden. Die Deutsche Verlagsanstalt hat gefunden, daß zwar „schon mehrfach Bilderbibeln vorhanden sind", daß sie aber „entweder an einer gewissen Einseitigkeit leiden als Werk eines Meisters, oder daß sie zu theuer sind". Wir müssen widersprechen; es giebt viele, leider fast allzuviele, sehr empfehlenswerthe und dabei billige Ausgaben, und zu der „Einseitigkeit" eines Schnorr von Carolsfeld können wir uns nur Glück wünschen. Infolge nun der von ihr entdeckten Mängel vollbringt die Deutsche Verlagsanstalt eine neue buchhändlerische That und spendet uns eine „Tausend-Bilder-Bibel". Interessirte uns schon der geschmackvolle Titel, so noch mehr der gütigst mitgesendete „Waschzettel". Auf diesem stellt sich die Deutsche Verlagsanstalt selbst das Zeugniß aus, daß ihr Werk „bisher noch niemals in gleichem Maße gebotene Vorzüge der Schönheit und Reichhaltigkeit des Bilderschmucks besitzt", und versichert uns, daß hinter dem volksthümlichen Titel sich ein des höchsten Lobes würdiges, auf echter künstlerischer Grundlage beruhendes Unternehmen birgt, das ohne Frage sich den Weg in die weitesten Kreise des deutschen Volkes bahnen wird. Wenn die Deutsche Verlagsanstalt das so genau weiß, warum wendet sie sich dann noch an die Kritik? Um einen Begriff von der „Billigkeit" der hier gebotenen Bilder zu geben, führen wir an, daß sie nach demselben Verfahren hergestellt sind, wie die in den Beilagen des „Daheim" enthaltenen, also an die ausmalende, nachhelfende Phantasie des Lesers große Anforderungen stellen. Die Deutsche Verlagsanstalt rühmt ferner an ihrer Bilder-Bibel, daß „überall bei der Auswahl der Illustrationen die Rücksicht auf Schönheit und Adel der Formen gewaltet habe". In der That ist uns das ganz besonders einleuchtend geworden bei der „Taufe Christi" von G. Rein, denn da schauen nicht weniger als drei „Schönheiten" dem Taufacte in unmittelbarer Nähe zu. Auch „die Tochter der Herodias" von B. Luini ist eine derartige „Schönheit". Ob Fritz von Uhde's „Jesu Predigt am See" in eine Bibel gehört, darüber läßt sich streiten. Die Deutsche Verlagsanstalt bezeichnet ihr neues Unternehmen als „das vornehmste Haus- und Familienbuch", und mit einer geradezu rührenden seelsorgerischen Fürsorge ist sie bemüht, „das Wort Gottes und echte, edle Kunst in das deutsche Haus, in die deutsche Familie zu tragen". Weniger Reclame wäre mehr Empfehlung gewesen. Bedauern wir ohnehin schon den Uebergang bedeutender Verlagsbuchhandlungen an geschäftshungrige Actiengesellschaften, so fühlen wir uns erst recht abgestoßen, wenn die Bibel zum Gegenstand der Reclame und des Geschäfts gemacht wird.

—g.

— R. Hoernes, Palaeontologie. Sammlung Goeschen. 212 S. mit 87 Abbildungen, Leipzig 1899. 80 ₰. — Wiederum hat die Goeschen'sche Verlagsbuchhandlung für ihre Sammlung eine anerkannte Autorität als Mitarbeiter gewonnen und einen weiteren Zweig modernen Wissens in einem so praktisch wie dauerhaft gebundenen Büchlein durch den außerordentlich billigen Preis einem großen Kreise bildungsbedürftiger und gebildeter Leser zugänglich gemacht. Auch der Fachmann wird gern das Bändchen in die Hand nehmen und sich über die knappe Darstellung freuen. Namentlich der erste Abschnitt, der das Allgemeine behandelt, giebt auf nur 25 Seiten eine vortreffliche Uebersicht über die Methoden und Hilfsmittel, über Schlüsse und Anschauungen, welche jetzt in der Palaeontologie gelten. Das Wesen und Zustandekommen der Petrefacten, die Steinkerne, Fährten, die Unvollständigkeit des Materiales und die Nothwendigkeit, nach dem Gesetze der Correlation aus geringen Resten die ganze Organisation zu erschließen, die chorologischen Begriffe der Facies 2c., die historische Entwicklung der Deutung von Cuvier's Katastrophentheorie bis zur entgegengesetzten, durch Lyell und Darwin begründeten Auffassung, die Bedeutung der ältesten Lebewesen als Tiefseeorganismen, die Beweise des Lebens im krystallinen Urgebirge, die Gesetze der Umwandlung und der Formenreihen, bis zur Uebersicht des Systems und der Formationen werden in gedrängter, aber verständlicher Folge entwickelt. Dann kommt die Besprechung des Einzelnen und zwar nicht in geologischer, sondern in systematischer Anordnung. Die Pflanzen nehmen 52 Seiten ein, der Rest ist der Thierwelt gewidmet. Ausgeschaltet ist aus dem System, was palaeontologisch unwichtig erscheint. Da der Autor zugleich Verfasser eines umfangreicheren Handbuchs ist, war es ihm leicht, hohe Vollständigkeit zu erreichen. Jedenfalls ist an Einzelheiten eher zu viel gegeben als zu wenig. Die Abbildungen sind gut, charakteristisch und durchweg auf moderner Höhe, mustergiltigen Werken jungen Datums entlehnt. Somit reiht sich das kleine Buch der ganzen, im besten Rufe stehenden Sammlung würdig ein.

Srth.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 74. Donnerstag, den 29. Juni, Abends. 1899.

Schleiermacher's Reden über die Religion.

Zum hundertjährigen Gedächtniß eines Buches.

Von A. Neuberg.

Das ablaufende Jahrhundert hat mit dem vorausgegangenen Das gemein, daß sie beide mit einer Fülle von vorher ungeahnten Anschauungen und Ideen die Welt überschüttet haben. Aber doch in verschiedener Weise. Das unserige wird in der Erinnerung der Zeiten angestaunt werden wegen seines verblüffenden Reichthums an solchen Erscheinungen, in denen sich die Herrschaft des Menschen über die umgebenden Dinge vervollkommnet, und zwar ebenso die wirksame, technische Beherrschung der Welt und ihrer Kräfte wie die gedankliche Beherrschung durch das beobachtende, nachforschende, verstehende Denken. Das achtzehnte aber hat den anderen Ruhm, daß es, sein Bestes zuletzt bietend, mit einem Reichthum geistiger Ideen abgeschlossen hat, die mit dem Anspruch auftraten, wirkend die Welt zu bilden und zu heben, statt sie nur hingebend, sinnend, kritisch zu begreifen und zu prüfen. Eine weltbildende Energie lag in den Begriffen, die die Philosophen hinter den schlichten Namen Vernunft, Sittlichkeit, Ich, Gesetz bargen und die mit ihnen in entzückenderen Formen die Dichter predigten. Die deutsche Welt mühte sich ab, in einer bewundernswerthen Gedankenarbeit ihre geistigen Besitzthümer durchzudenken. Nur Eines hatte sie dabei vergessen, und dieses war ihr kostbarstes und zartestes, war einst des Volkes Stolz und Freude gewesen; zwar nicht aus deutschem Geiste geboren, aber von deutscher Art am tiefsten erfaßt, hatte es zwei Jahrhunderte vorher eben dem deutschen Volke die geistige Führung gegeben: die Religion. Die gebildete Welt stand ihr kühl bis ans Herz hinan gegenüber. „Eine Predigt,“ schrieb Schiller, „ist für den gemeinen Mann; der Mann von Geist, der ihr das Wort spricht, ist ein beschränkter Kopf, ein Phantast oder ein Heuchler.“ Die Religion war das verachtete Aschenbrödel, gerade gut genug, abseits die Gesindearbeit zu thun, hausbackenes Brod zu liefern und die Unmündigen zu erziehen, während die geistig vornehme Welt in den heiteren Sphären der Bildung schwärmte. Doch nein: dieses dienende Wesen war sie ja gar nicht, war ja nichts als ein Surrogat der Religion. So vergleichen wir sie lieber dem Dornröschen, dem verborgen schlummernden, dem verschollenen, das seines Erweckers harrte, der mit scharfem Schwert das Dornengestrüpp zerhauen und der staunenden Welt zeigen würde, welch schönes Gebilde ihren Augen entzogen gewesen. Dieser Ritter vom Geiste war Schleiermacher, und sein gutes Schwert hören wir schwirren zuerst in der Schrift, die in diesen Sommermonaten ihr hundertjähriges Gedächtniß feiert: in den „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“. Hier ist nicht der Ort, über die Bedeutung des Mannes zu sprechen, von dem an seinem Todestage schon Neander sagt, daß man von ihm eine neue Epoche der Theologie datiren würde. Ich schreibe nicht in einer theologischen Zeitschrift, ich rede von ihm als dem Manne, der zuerst wieder die herzliche Volksfrömmigkeit mit der philosophischen Bildung zu vermählen vermocht hat. In der Stille entwickelt, stand der unbekannte Prediger an der Charité zu Berlin doch schon lange vor der gebildeten Welt in der ganzen Rüstung ihrer geistigen Waffen. Die Berliner Gesellschaft kannte ihn als den Kenner und Dolmetscher Plato's und als den angesehenen Mitarbeiter des „Athenäums“, neben Tieck, Novalis und den beiden Schlegel. So trat er auf als ein Theolog im Philosophenmantel, wie jener Justinus, und eben als solcher der Mann dazu, der Welt zu zeigen, daß die Religion nicht eine Sache der Schwachköpfe und daß zwischen „frommem Christen“ und „philosophischem Kopfe“ keine Disparanz sei. Am 21. November, seinem Geburtstage, im Jahre 1797 saß er Morgens im „tiefsten Negligee“ an seinem Tische und gedachte, den Tag in der Stille zu verleben. Da kam aber Graf Dohna, darauf Henriette Herz, die Gattin des angesehenen jüdischen Arztes Markus Herz, dann Dorothea Veit und Friedrich Schlegel. „Plötzlich war auch mein Tisch abgeräumt und mit Chocolade und Kuchen besetzt.“ Und in dieser Stunde stürmten sie auf ihn ein mit der Aufforderung, Bücher zu schreiben, besonders Schlegel, der schon lange an ihm „gerupft“ hatte: es gäbe tausend Dinge, die gesagt werden müßten und die gerade er sagen müßte. „29 Jahr und noch nichts gemacht!“ Er mußte mit der Hand versprechen, im kommenden Jahre etwas zu schreiben. Anderthalb Jahr später erschienen die „Reden“. Am 15. April 1799 hat er in einem Briefe vergnügt niedergeschrieben, daß „jetzt eben der Strich unter die Religion gemacht ist, des Morgens ein halb 10 Uhr“. Unter den „tausend Dingen“ hatte er die Religion gewählt. So sehr erfüllte sie ihm das Herz, die doch damals verachtet war. Er konnte den Vorwurf seiner Berufsgenossen, daß er den Bildungsbestrebungen der Zeit zu sehr huldige und seiner Sache vor den Gebildeten etwas vergebe, nicht besser entkräften. Eben seine Sache wollte er vor die Gebildeten tragen. Es fällt uns nicht ein, diese fünf Reden, aus einem Gusse geschrieben, zu excerpiren. Das würde heißen, von ihnen abwendig machen. Sie handeln vom Wesen der Religion, von der Bildung zur Religion, vom Geselligen in der Religion, von den Religionen. Ueber die erste aber hat er nur „Rechtfertigung“ geschrieben. „Es mag ein unerwartetes Unternehmen sein, über welches ihr euch billig wundert, daß noch einer wagen kann, gerade von denen, welche sich über das Gemeine erhoben haben und von der Weisheit des Jahrhunderts durchdrungen sind, Gehör zu verlangen für einen so gänzlich von ihnen vernachlässigten Gegenstand.“ „Ich weiß, daß ihr ebenso wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in euren aufgeschmückten Wohnungen keine anderen Heiligthümer angetroffen werden als die klugen Sprüche unsrer Weisen und die herrlichen Dichtungen unsrer Künstler.“ Er will aber nicht einstimmen „in das Hilferufen über den Untergang der Religion“, in die „altgläubigen und barbarischen Wehklagen, wodurch sie (die Theologen) die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten“. Er wendet sich an Deutschlands Söhne, nicht an die „stolzen Insulaner“ Englands — „nirgend ja ist es ihnen Ernst mit Dem, was über den handgreiflichen Nutzen hinausgeht“ —, nicht an die Franken, die ihre heiligsten Gesetze mit Füßen treten. „Nur hier im heimathlichen Lande ist das beglückte Klima, welches keine Frucht gänzlich versagt; hier muß auch die Religion eine Freistatt finden vor der plumpen Barbarei und dem kalten irdischen Sinne des Zeitalters.“ Nicht blos einzelne religiöse Empfindungen will er aufregen, „auf die Zinnen des Tempels möchte ich euch führen, daß ihr das ganze Heiligthum überschauen und seine innersten Geheimnisse entdecken könnt“. Anknüpfung habe ich nicht, denn die Zeiten, wo man die Religion wenigstens „im Schmuck der Beredsamkeit“ noch gern einhergehen sah oder sie doch dem „holden Geschlecht“ gönnte, sind dahin, „auch die Grazien selbst sollen mit unweiblicher Härte die zarteste Blüthe des menschlichen Gemüthes zerstören“. An nichts anderes kann ich also anknüpfen als — „an eure Verachtung selbst; ich will euch zunächst nur auffordern, in dieser Verachtung recht gebildet und vollkommen zu sein“.

„Verachtet nur kräftig, denn was ihr als Religion verachtet, das ist nicht Religion! Auch die religiösen Lehrgebäude, bis zum verfeinertsten Deismus, zum sogenannten „geläuterten Christenthum“ unserer Tage, sind „Kunstwerke des berechnenden Verstandes“. „In das Innere einer frommen Seele müßt ihr euch versetzen.“ Besorget auch nicht, ich möchte euch die Religion etwa wieder empfehlen als heilsame Stütze des Staates und der Sittlichkeit! Das hieße „die Verachtung vergrößern, der sie schon unterliegt“. Welche Entwürdigung des Staates! „Erklärt nicht zum Schimpfe der Menschheit ihr erhabenstes Kunstwerk für eine Wucherpflanze, die nur von fremden Säften sich nähren kann!“ Und welche Entwürdigung der Religion! Ein schöner Ruhm für die Himmlische, viel Ehre für die Freie und Sorglose, wenn sie das Gewissen etwas schärfte und wachsamer machte! „Für so etwas steigt sie euch noch nicht vom Himmel herab.“ „Daß die Frömmigkeit aus dem Inneren jeder besseren Seele von selbst entspringt, daß ihr eine eigene Provinz im Gemüthe angehört, das ist es, was ich behaupte, und was ich ihr gern sichern möchte.“ Was ist die Religion? Ist sie eine Denkweise? Ist sie eine Handlungsweise, vielleicht die Lust und Liebe zum rechten Handeln? Sie ist keines davon, sie ist das unmittelbare Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige; wahre Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche. Ein Wissender, der in religiösen Formen denkt, kann unfromm sein und der Wissende kann religiös durchdrungen sein, wo es nicht so scheint. „Opfert mit mir ehrerbietig eine Locke den Manen des heiligen verstoßenen Spinoza! Ihn durchdrang der hohe Weltgeist, das Unendliche war sein Anfang und Ende, das Universum seine einzige und ewige Liebe.“ Wie entsteht die Religion? Etwa aus der furchtsamen Naturbetrachtung? Dann wäre sie todt, denn „Zeus' Blitze schrecken nicht mehr, seitdem uns Hephaistos einen Schild dagegen verfertigt hat; Hestia schützt, was sie dem Poseidon abgewann, auch gegen die zornigsten Schläge seines Tridents, und die Söhne des Ares vereinigen sich mit denen des Asklepios, um die schnelltödtenden Pfeile Apollon's von uns abzuwehren.“ Oder stammt sie aus der Freude an der Natur? „Es ist mir fast zuwider, davon zu reden, wie sie es treiben, wenn sie hinauseilen in die große herrliche Welt, um sich da kleine Rührungen zu holen, wie sie in die zarten Zeichnungen der Tinten und Blumen hineinschauen, oder in das magische Farbenspiel eines glühenden Abendhimmels.“ Oder ist jene Erschöpfung, die die Seele fühlt, wenn sie, die ungeheuren Massen der Welt in den unendlichen Räumen und unermeßlichen Bahnen betrachtend, unter dem Geschäft erliegt, das zu ermessen, ist das die Religion? Alles das nicht, die Welt der Religion ist das Gemüth, das innere Leben der geistigen Natur. Darum kann sie auch nicht von außen her angebildet werden, durch bloße freie Aeußerung („Wie oft habe auch ich die Musik meiner Religion angestimmt, um die Gegenwärtigen zu bewegen, von einzelnen leisen Tönen anhebend, und bald durch jugendlichen Ungestüm fortgerissen bis zur vollesten Harmonie der religiösen Gefühle! aber Nichts regte sich und antwortete mir aus den Hörern. Von wie Vielen werden auch diese Worte traurig zu mir zuückkehren, ohne verstanden zu sein!“) oder durch Belehrung. Gelernte Religion gliche dem Verständniß von Kunstwerken aus Commentaren und Phantasien Anderer, dem Herlallen einiger unpassender Worte in einer übel verstandenen Kunstsprache. „Weiter nicht könnt ihr es bringen durch die bloße Rede.“ Gerade die verständigen und praktischen Menschen von heutzutage, die von der zarten Kindheit an den Menschen mißhandeln, das zarte Sehnen und Ahnen des jugendlichen Geistes, der über die Welt hinausstrebt, quälen und tödten mit zerlegten Vorstellungen und artigen moralischen Geschichten, die sind das Feindselige gegen die Religion. In dieser wundervollen Stelle der dritten Rede spricht der Redner wie ein zweiter praeceptor Germaniae zur deutschen Aufklärung. „Heroen der Religion“ brauchen wir, an denen die anschauende Seele angezündet wird, die die Schwingungen ihres Gemüths fortpflanzen auf die Andern. Und ihr, gerade ihr Verächter, mit eurem hochstrebenden Geiste, mit eurer Philosophie, die den Menschen erhebt, mit eurer Kunst, mit eurer freien Sittenlehre, mit eurer Naturwissenschaft, die mit kühnen Schritten in den Mittelpunkt der Natur tritt, ihr seid die unabsichtlichen Retter der Religion! „Seht, wie das himmlische Gewächs ohne euer Zuthun, mitten in euren Pflanzungen gedeiht! Stört es nicht, und rauft es nicht aus; es ist ein Schmuck, der sie ziert, ein Talisman, der sie schützt.“ Die letzte Rede — wir geben nicht den Gedankengang des Ganzen wieder — schließt mit einem Ausblick nach neuen Bildungen des religiösen Lebens innerhalb des Christenthums, dem die Palme unter den Religionen gereicht wird; um so hoffnungsfreudiger, als jetzt ein Chaos ist, ein Nichts. „Aus dem Nichts geht immer eine neue Schöpfung hervor, und nichts ist die Religion fast in allen Genossen der jetzigen Welt, denen ein geistiges Leben in Kraft und Fülle aufgeht.“ „Der Schluß,“ schrieb Schleiermacher an die Herz, „ist freilich eine Aussicht ins Unendliche; aber ich werde gar keine Pracht hineinlegen, sondern die äußerste Simplicität, denn die Pracht am Ende müßte unendlich sein, und Unendliches kann ich nicht machen.“ So hat er sein Büchlein im Mai oder Juni 1799 ausgesandt. Mit welchem Erfolg im Großen, das können wir so recht nicht übersehen, wenn auch manches schöne Zeugniß vom tiefsten Eindruck auf die und jene Einzelseele vorliegt. Novalis jubelte dem Buche aus der „gemeinsamen religiösen Heimath“ (Herrnhut) zu, in St. Petersburg las es ein gräflicher Diplomat, und er sah Zeit seines Lebens darauf zurück als auf die Anregung zu dem lebendigen Drange, der ihn später zu den Heiden trieb (Missionar Zaremba). In Kiel erhielt es ein Student von seinem Freunde, las es durch, einmal, zweimal, las die Nacht und den folgenden Tag immer wieder, wie Spinnweben fegte es mit einem Male „allen Rationalismus und alle Aesthetik und alles Selbstwissen und Selbstthun“ aus seiner Seele und gab den „Stoß zu einer ewigen Bewegung“ — es war Klaus Harms. Was die führenden Geister betrifft, so ist soviel sicher, daß keiner an dem Buche vorbeiging — seit langer Zeit eine neue Erscheinung für eine theologische Schrift. Ihr Urtheil war Anfangs reservirt. Aber Schelling hat sich doch schon nach zwei Jahren als einen „sehr eifrigen Verehrer der Reden über die Religion“ bekannt und den Verfasser „auf ganz gleicher Linie mit den ersten Originalphilosophen“ betrachtet. Goethe rühmte die „Bildung und Vielseitigkeit“ des Verfassers, aber sein Lesen endigte in einer „gesunden und fröhlichen Abneigung“. Kein Wunder; war doch hier die Quelle, deren Wasser hinwegspülen mußten, was eben Goethe mit am eifrigsten anbaute. Dieses Ausgestalten des persönlichen Lebens, dieses unbeschränkte Ausleben des Ich in dem freien Reiche seiner selbstgeschaffenen heiteren Gestalten, dieses Goethe'sche Lebensideal, an dessen schlechterer Caricatur unsere jetzige Zeit krankt, mußte seine Correctur und Ergänzung finden in einer Weltanschauung, die eben dieses stolze Ich lehrte, sich demüthig anzuschmiegen an erhabenere Mächte. Das war nicht auf einer Linie mit den damaligen Richtungen Goethe's. — Jedenfalls war mit einem Schlage das religiöse Denken — salonfähig geworden — wir scheuen das Wort nicht, denn eben in den Salons pulsirte damals das höhere Leben. Das hätten die Kritiker der Mit- und Nachwelt freudiger bedenken sollen, ehe sie mit Messer und Lupe den Fehlern und Mängeln nachspürten. Wer wird leugnen, daß Fehler und Mängel darin sind? Aber freuet euch doch zuerst des großen Wurfes dieser Apologie, und ärgert euch an dem herrlichen Walde nicht, weil ein paar verkrüppelte Bäume darin stehen! Bewundert lieber die Kunst der Arbeit! Schon die formelle Kunst. Welch ein rednerischer Schwung! Was der Berliner Hofprediger Sack in einem väterlichen Schreiben an Schleiermacher als unklaren Stil, als „pomphafte und geschmacklose Schreibart“ tadelte, darin lag ja eben die Gewalt über die Gebildeten. Gerade darin hat ja das Buch fast etwas Wunderbares. Denn Schleiermacher's Stil hat sonst wenig Rhetorisches im landläufigen Sinne, er ist mehr Dialektiker als Redner — man braucht nur seine Predigten zu lesen. Und dieses Büchlein ist in so hinreißendem Schwunge geschrieben! In einer zweiten Auflage nach sieben Jahren redet er selbst von dem „Gepräge des ungeübten Anfängers“ auch nach der sprachlichen Seite — so sah er es später an, er kannte sich selbst nicht wieder. Das Buch ragt also über den Verfasser selbst hinaus und offenbart sich gleichsam als eine Inspiration des Genius; in ihm faßte sich die Zeitentwickelung zusammen zu einem entscheidenden Schlage. Mit Recht sagt der Redner, daß er „offenbar von einer inneren und unwiderstehlichen Nothwendigkeit göttlich beherrscht“ sei. — Die andere formelle Kunst aber, die der ganz unübertrefflichen dialektischen Zeichnung mit ihrer schönen und sicheren Führung der Linien, ist Zeit seines Lebens sein eigen gewesen. Ihm war darin Keiner überlegen. — Was den Gedankengehalt betrifft, so sollte man nie vergessen,

daß der Verfasser ein Fechter ist. Mag da und dort etwas fehlen und hier etwas irrig sein: diese Reden darf man nicht nach dem dogmatischen Maße messen. Mit einem kunstgerechten System hätte er keinen Staub aufgewirbelt. In dieser Vermeidung aller Sachgelehrsamkeit, aller Schablone, in diesem glücklichen Abwerfen alles Schulsacks, was uns, die wir unter dem Gesichtswinkel des Angelernten stehen, fremd anmuthet, liegt etwas Entsagendes, etwas Heroisches, etwas Siegesgewisses. Mancher ehrliche Apologet sendet aus dem Innersten der Burg Pfeile aus, die nach sachverständigem Urtheil höchst kunstgerecht gearbeitet sind: den Feind aber erreicht er gar nicht. Schleiermacher geht an die Außenlinien und sieht dem Feind ins Auge, und sieht eben dort die innersten Gebrechen des Feindes. Oder pactirt er vielleicht mit dem Feinde? Es giebt heutzutage so eine Art der Vertheidigung des Christenthums, die allen seinen Gedanken die verblüffende Spitze abbricht, um dann den Gegner nicht zu schlagen, sondern liebäugelnd zu gewinnen. Das ist kein Herausfordern zu heilsamem Kampfe, das ist ein Einladen zu gefahrlosem Manöver. Wehe der großen Sache! Man nimmt ihr ein gutes Theil, erzeugt ein destillirtes Christenthum, kraftlos und fade, macht dem modernen Menschen ein Compliment ums andre und eine Concession um die andere und erreicht zuletzt doch nichts. Das soll Niemand von Schleiermacher sagen. Er greift dem Feinde wacker an die Kehle und rückt den „kleinlichen" Vorstellungen der Verächter gründlich zu Leibe, er droht in glücklich überlegener Art, sie „durch allerlei sokratische Fragen zu ängstigen", und verhehlt nicht den „schneidenden Gegensatz, in welchem sich unser Glaube gegen eure Moral und Metaphysik und unsre Frömmigkeit gegen das, was ihr Sittlichkeit zu nennen pflegt, befindet". Zwar wird man einwenden, daß seine Ausdrücke doch unklar und fließend oder oscillirend sind. Warum redet er z. B. nicht klipp und klar von Gott, sondern vom „Universum"? Ist das nicht eine Anpassung an die schwärmerische Art z. B. eines Schlegel, der sich den Ausdruck erlaubt, daß er in's Universum „knollig verliebt, ja vernarrt" sei? Ich meine nicht. In den Hüllen dieses unklaren Begriffs liegt doch die Herrlichkeit des Gottes, in dem wir leben, weben und sind, liegt vor Allem der ganze scharfe Gegensatz gegen den damals üblichen faden Gottesbegriff der deistischen Aufklärung, gegen die Verehrung eines Gottes, der nur „von außen stieß" und ewig behaglich dem Weltenlauf zusah. — Was aber immer wieder als das principiell Bedeutendste zu betonen ist, das ist die Freimachung der Religion von der Vernünftigkeit wie vom Moralismus der Aufklärung. Das war die reine Waldluft, in der ein Harms so erquickt athmete. Die freie Tochter des Himmels sollte nicht mehr dazu gut sein, den Menschen fein säuberlich in Schranken zu halten, wie eine Gouvernante, sie soll des Hauses erstgeborene Tochter sein. Es ist gewiß, daß Schleiermacher in beiden Richtungen zu weit gegangen ist, zu scharf zerschnitten hat. Wenn er sagt, daß die Menschen sittlich handeln sollen zwar mit Religion, aber nicht aus Religion, so vergißt er, daß der religiöse Glaube von ganz allein ein lebendig, geschäftig, thätig Ding ist. Und wenn er aus Interesse an der Unabhängigkeit der Religion alles Wissen so sehr aus ihren Grenzen bannt, daß die ganze religiöse Welt ein Erzeugniß des Gefühls wird, so bahnt er das an, was heute die Köpfe in ungeheuerlicher Weise verwirrt. Man sagt jetzt, die Religion fliehe die Metaphysik, es gehe den Glauben nichts an, ob er vor dem Denken bestehe, er brauche die Wissenschaft nicht zu fürchten, weil er eine Gefühlswelt aufbaue, die sich der Wissenschaft entzöge. Dann kommt die arme Religion bald auf das Gebiet der Einbildungen und findet gewiß bei der Wissenschaft alles eher als Respect und Beachtung; sie tritt nicht mehr auf mit dem großartigen Anspruch, die Wahrheit zu sein. Bei Schleiermacher hatte das noch einen geschichtlichen Sinn. Denn es war die echte Kühnheit der Romantik, vom Ich aus, vom persönlichen Gefühl aus die Glaubenswelt zu construiren und zu messen und, was das persönliche Gefühl, vielleicht augenblicklich, nicht übersah und nachempfand, als unwesentliches „Außenwerk" anzusehen. Aber es lag darin doch eben wieder eine historische Bedeutung, dem fließenden, schwammigen und auch wieder überschäumenden Gefühlsleben der romantischen Bewegung die reinigenden Wasser der Religiosität zuzuführen. Und gewiß lag es diesem stählernen Dialektiker fern, das Wort „Gefühl" in unserem weichlichen Sinne zu fassen. Er schwamm selbst nie in Sentiments, wie hätte er die Welt dazu anregen mögen? Was er Gefühl nennt, ist nicht die flüchtige, selige Stimmung, an die wir dabei denken, es ist vielmehr das Unmittelbare des Bewußtseins, das Unreflectirte, das Intuitive des Glaubens, der auch bei Luther über Sehen und Wissen hinausgeht. Immerhin mag die paradoxe Wirkung nicht verkannt werden, daß eben die Anschauungen dieses männlich ernsten Denkers, falsch verstanden, zu einer beschaulichen und weiblichen Religionsauffassung führen konnten, zu einem Quietismus, der in seligen Gefühlen ruht, ungefragt, ob die Wahrheit ihr Ja dazu spricht. Mag den Adler das Fliegen an sich glücklich machen, das Menschenherz soll eher der Schwalbe gleichen, die in sehnsüchtigem Drange die Heimath sucht und nicht eher zufrieden ist, als bis sie sie gefunden hat. Aber das trifft mehr Schleiermacher's Nachbeter als ihn selbst. Bei ihm war jedenfalls das Große, daß in seiner Religionsdarstellung wieder Gemüthstöne schlugen, wie in der romantischen Kunst und Musik. „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe." Und soviel ist gewiß: es sind wenige Bücher geschrieben worden, die so auf der Höhe ihrer Zeit standen, so scharf die innersten Schäden der Zeit bloßlegten und dabei so sehr alle Formen der Zeit beherrschten, wie Schleiermacher's Reden über die Religion. Wo aber ist der Ritter vom Geiste, der in der vollen Rüstung unserer Zeit den Gebildeten oder auch den Halbgebildeten und Verbildeten unter den Verächtern der Religion entgegentritt, in ihrer Sprache zu ihnen redend und mit ihren Denkformen denkend?

Bücherbesprechungen.

— **Katechismus der Freimaurerei** von Dr. Willem Smitt, Meister vom Stuhl der Loge Apollo zu Leipzig. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1899. 2 M. — Entsprechend dem Umfang dieser sogenannten Katechismen giebt der Verfasser Auskunft über Geschichte und Art seines Ordens. Ueber die Vorgeschichte wird auf Grund der zahlreichen Forschungen festgestellt, was nach ziemlich allgemeiner Annahme für thatsächlich gehalten wird, der Zusammenhang der Freimaurerlogen mit den Bauhütten des Mittelalters. Wesen und Zweck des Bundes wird, wie das wohl ausnahmslos in solchen Schriften geschieht, in Anlehnung an Lessing's bekanntes Gespräch beschrieben: die Freimaurerei erstrebt die Veredlung des gesammten Menschengeschlechtes, indem sie die dazu geeigneten Persönlichkeiten durch ihre Vereinigung gewissermaßen über die trennenden Unterschiede in Staat, Kirche und Gesellschaft emporhebt und durch geheim gehaltene Erziehungsmittel jenem Ziele entgegenführt. Desto ausführlicher wird die Geschichte des Bundes in den einzelnen Ländern und Welttheilen behandelt, wobei die mannigfachen Verirrungen nicht verschwiegen werden, wie denn auch in dem alphabetischen Verzeichniß der hervorragenden Freimaurer, das kurze Notizen über die einzelnen giebt, das Aufnahmegesuch Goethe's zum Abdruck gebracht wird, demzufolge er einzig aus dem Grund seine Aufnahme erbat und also doch auch erlangte, weil er diesen Titel erstrebe, um mit Personen, die er schätzen gelernt habe, in nähere Verbindung zu treten. Endlich giebt der Verfasser Nachrichten über Freunde und Feinde des Bundes, über seine Organisation und Thätigkeit und Verzeichnisse der bestehenden Logen, der ihnen angehörenden Fürsten und der wichtigsten Literatur. Jedenfalls ist das Buch trefflich geeignet, über des Ordens Art und Zweck sich auf schnellstem Wege zu unterrichten. B. K.

— G. Burkhardt, Missionsdirector a. D., **Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen.** IV und 288 S. — Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht 1899. Brosch. 2,80 M, geb. 3,60 M. — In dem kurzen Vorwort erklärt der Verfasser, „daß er nicht den Anspruch mache hier ein wissenschaftliches Buch vorzulegen", sondern er wolle „auf Grund wissenschaftlicher Erörterungen dem denkenden Bibelleser beweisen, daß die Berichte der Evangelisten sich sehr wohl zu einem zusammenhängenden und klaren, psychologisch und geschichtlich unanfechtbaren Gesammtbild vereinigen lassen". Ferner möchte er zeigen, „welche Fülle von erbauender Kraft zur Stärkung des Glaubens und zur Befestigung des Wandels gerade in den Erzählungen von der Auferstehung des Herrn und von seinen Erscheinungen liegt". — Es liegt in der Schwierigkeit des Problems, daß dem Verfasser die Lösung des ersten Theils seiner Aufgabe nicht völlig geglückt ist, wenn auch der *Versuch* der Lösung zu den anziehendsten und bestdurchdachten gehört, die wir kennen.

Uneingeschränktes Lob aber verdienen des Verfassers praktisch-erbauliche Ausführungen. — Das Werk beginnt mit einer grundlegenden Erörterung über die Quellen der Auferstehungsgeschichte und über die Vorstellbarkeit der Auferstehung Jesu und seiner Erscheinungen. Dann werden in 14 Capiteln gleichviel Erscheinungen des Auferstandenen behandelt; jedes zerfällt in einen exegetisch-psychologischen und in einen erbaulich-praktischen Theil. — In einem Schlußcapitel folgen Gedanken über Auferstehung und ewiges Leben der Erlösten. Der Verfasser verräth sich oft als Glied der Brüdergemeine, und aus herrnhutischem Geiste erklärt sich wohl die wohlthuende irenische Haltung gegenüber abweichenden Anschauungen, besonders gegenüber der modernen Theologie, der er gerecht zu werden sucht, obwohl er energisch seinen positiven Standpunkt wahrt. Er verschmäht eine gewaltsame Harmonisirung der Berichte, er verzichtet darauf, die transscendente Seite der Auferstehung zu erklären, aber mit geschickter Hand verwebt er die Fäden der verschiedenen Berichte zu einem anschaulichen Gesammtbild; dabei zeigt er sich als ein Meister psychologischer Analyse. Die Charakteristiken des Petrus und des Thomas sind geradezu Cabinetsstücke psychologischer Miniaturmalerei. Freilich überall hin können wir ihm nicht folgen. Oft wäre das non ignoramus besser gewesen als die phantasievolle Ausfüllung der Lücken der evangelischen Erzählung. So ist z. B. Kleophas, der eine der Emmausjünger, für ihn identisch mit dem Gatten der Maria und dem Vater des jüngeren Jakobus (Alphäus); Thomas wird von den Jüngern draußen bei Gethsemane getroffen, als sie voll Freude über die Erscheinung des Herrn nach Bethanien zu Maria und Martha eilen. — Auch von den Erscheinungen, die dem Petrus, dem Jakobus und den 500 Brüdern (1. Cor. 15) geworden sind, weiß Verfasser mehr, als nüchterne Forschung zugestehen wird. — Eigenartig ist die These durchgeführt, daß Jesus allerdings zuerst die Absicht gehabt hat, sich erst in Galiläa seinen Jüngern zu zeigen, daß er aber von Fall zu Fall sich durch seine Liebe und durch sein Erbarmen mit den zweifelnden, von Ungewißheit oder Schuldbewußtsein gequälten Seinen dazu hat antreiben lassen, einem nach dem anderen zu erscheinen. Endlich noch ein Wort über die praktisch erbaulichen Partien des Buches. Sie gehören zu den Perlen unserer Erbauungsliteratur. Da redet ein ernster Christ mit weitem Blick und warmem Herzen zu uns, der die Schäden der Zeit mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe aufdeckt, aber auch die Mittel und Wege zeigt zu ihrer Heilung. — Alles in Allem, wir haben in dem vorliegenden Werk ein Erbauungsbuch im edelsten Sinne. Dem praktischen Theologen ist es zu empfehlen als ein werthvolles Hilfsmittel zur Meditation über die Oster- und Himmelfahrtstexte; der Bibelleser wird da eine Fülle von Anregungen zum rechten tiefen Verständniß der Schrift empfangen; vor Allem halte ich es für geeignet, suchenden Seelen oder einem zweifelnden Thomas innere Klärung und Festigung im Glauben zu bringen. J. N.

— Lutherdenkmal. Volksthümliche Schriften aus der Geschichte des evangelischen Deutschlands herausgegeben von D. G. Buchwald und Dr. Fritz Jonas. I: D. Martin Luther's Deutsche Briefe, ausgewählt und erläutert von D. G. Buchwald. Leipzig, Bernh. Richter. 1899. 223 S. Subscriptionspreis für den Jahrgang 1 ℳ. Einzelpreis des Heftes 1,50 ℳ. (steif brochirt und beschnitten). — Das Unternehmen hat sich zur Aufgabe gestellt, das Interesse des evangelischen Volks für das Werk der Reformation zu wecken und zu nähren, und will zu diesem Zweck in volksthümlicher Art auf wissenschaftlicher Grundlage Biographien der Reformatoren und ihrer Mithelfer, die Geschichte einzelner evangelischer Gemeinden und Neudrucke wichtiger reformatorischer Schriften bringen. — Der etwaige Reinertrag ist für die deutsche Lutherstiftung bestimmt. Aufs glücklichste ist das Unternehmen durch den 1. Jahrgang eingeleitet. Er bringt Luther's Deutsche Briefe, ausgewählt und erläutert von dem bewährten Lutherforscher G. Buchwald. Jedem Brief ist eine kurze Inhaltsangabe vorangestellt, alle vorkommenden Namen, alle geschichtlichen Beziehungen werden kurz und sorgfältig erklärt, wichtige Stellen sind durch den Druck hervorgehoben. Interessante Bilder nach alten Originalgemälden und Holzschnitten unterbrechen den Text. Die köstlichen Briefe Luther's lassen uns tiefe Blicke thun in das Herz des Reformators und helfen uns zu einem rechten Verständniß seiner Eigenart. Leider hat sich für sie bisher fast nur der Fachmann und der Gelehrte interessirt. Durch das vorliegende Werk mit seinen sachkundigen, allgemein verständlichen Erläuterungen wird der reiche Schatz der Briefe Luther's weiteren Kreisen wirklich erschlossen. Möchten sich recht viele Leser finden. Sie werden daraus unseren Luther wahrhaft kennen und lieben lernen. J. N.

— Bilder aus der evang.-lutherischen Diaspora. Willimow. Von J. Hieronymus, Diaconus in Oberneukirch. Selbstverlag des ev.-luth. Gotteskastens in Sachsen. Zu beziehen durch den Schriftführer desselben. 1899. — Von dem Grundsatze geleitet, daß Kenntnißnahme Interesse erweckt, hat der sächsische Gotteskasten-Verlag zu den drei neulich angezeigten Schriften, welche Einzel- und Gesammtbilder der evang.-lutherischen Diaspora in Böhmen und Oesterreich in das Volk tragen wollen, ein weiteres Heft ausgehen lassen. Er führt uns nach einer kleinen lutherischen Gemeinde, die in ihren Vätern, wie die böhmisch-mährischen Brüder überhaupt, viel gelitten und geopfert hat und sich allen Verfolgungen und Anfeindungen zum Trotz ihren Glauben erhielt. Hat einst kurz vor dem Toleranzpatent des Jahres 1781 der katholische Küster einen Bibelleser ertappt und ins Gefängniß geliefert sowie seine Bibel an einem Stricke vor die Stadt geschleift und sie mit Füßen in den Boden getreten, so erhebt sich an derselben Stelle seit einigen Jahren das evangelische Gotteshaus — eine frühere Spinnerei, an der nichts als ein vergoldeter Kelch an die gottesdienstliche Bestimmung des Hauses erinnert. Es ist der Kelch hier ein sehr passendes Bild, wenn man an die Kämpfe der Hussiten um den Laienkelch denkt, und gewiß hat dieser Gedanke den Erbauern vorgeschwebt. Der Verfasser des in schlichter Anschaulichkeit geschriebenen Heftes richtet an die Leser die Bitte, an Willimow, dessen Gemeinde am Schlusse des Jahres 1898 eine Gesammtschuld von 4991 Gulden hatte, in hilfreicher Liebe zu gedenken. D. K.

— Führer durch das Königliche Historische Museum zu Dresden. Von M. v. Ehrenthal. Dritte Auflage. Herausgegeben von der Generaldirection der Königlichen Sammlungen. Dresden, Druck von Wilhelm Baensch. 1899. VII, 296 SS. 8°. 50 ₰. — Der gegenwärtige Vorstand des „Historischen Museums" in Dresden, bekanntlich eine der bedeutendsten Waffensammlungen der Erde, hat, nachdem er unter Berücksichtigung der früher wenig beachteten geschichtlichen Gesichtspunkte die Aufstellung der Sammlung wesentlich verändert hat, im Jahre 1896 eine Neubearbeitung des f. Z. von Albert Erbstein verfaßten Führers herausgegeben, der bereits im folgenden Jahre eine 2. und jetzt eine 3. Auflage gefolgt ist. Schon der um ca. 70 Seiten vermehrte Umfang des vorliegenden Bändchens beweist, daß es sich keineswegs um eine bloße Titelauflage handelt; fast jede Seite zeugt davon, eine wie eingehende wissenschaftliche Forschung der Verfasser fortdauernd den seiner Obhut unterstellten Kunstwerken angedeihen läßt. Besonders tritt das in der Beschreibung des neugeordneten Saals der Prunkwaffen (E) hervor. Die Zahl der Monogramme und Meisterzeichen, die dem Katalog einen besonderen Werth für den Forscher geben, ist gegenüber den früheren Auflagen erheblich vermehrt worden; besonders dankenswerth ist das den Schluß bildende Verzeichniß aller Marken, Beschau- und örtlichen Zeichen, das den früheren Auflagen fehlt. Ebenso ist neu hinzugekommen ein Verzeichniß der im Werke erwähnten Fürsten, Grafen, Herren und Personen bürgerlichen Standes mit kurzen biographischen Notizen; das schon in der 2. Auflage vorhandene Verzeichniß der genannten Künstler und Handwerker ist um viele Namen vermehrt und ebenfalls durch biographische Notizen erweitert worden. So dient der „Führer" nicht allein dem Besucher der Sammlung, sondern hat auch unabhängig von diesem nächsten Zweck einen erheblichen fachwissenschaftlichen Werth. —m—

— Die Kunst, die spanische Sprache schnell zu erlernen. Von Don José Miguel Avalos unter Mitwirkung von Dr. phil. F. Booch-Arkossy. Vierte verbesserte Auflage. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. S. d. (Auch unter dem Titel: Die Kunst der Polyglottie) — Von der Nützlichkeit des Buches zeugt die Thatsache, daß es bereits seine vierte Auflage erlebt; daß es in mehreren Einzelheiten wirklich „verbessert" worden ist, haben wir mit Freuden constatiren können. Die Tonaccente dürften indeß etwas zu reichlich angewandt worden sein; ihre Setzung ist gewiß ganz instructiv, es liegt jedoch die Gefahr nahe, daß der Lernende den theoretischen von dem in der Sprache wirklich geschriebenen nicht gehörig zu unterscheiden lernt. Warum c vor e und i und z als englisches th in that (und nicht als hartes englisches th) gegeben worden ist, ist uns unverständlich. H. St.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 75. Sonnabend, den 1. Juli, Abends. 1899.

Keiruan.

Nach mehrstündiger Bummelfahrt auf der 60 Kilometer langen, kleinen Feldeisenbahn, welche von der Hafenstadt Sussa kommt und die später zu einer die Landeshauptstadt Tunis mit dem äußersten Süden der Regentschaft verbindenden Normalbahn ausgebaut werden soll, waren wir gegen Abend in der „heiligen“ Stadt Keiruan angelangt. Inmitten einer weiten, sonnendurchglühten, vegetations- und wasserarmen Steppe, die am fernen Horizont blaue Bergzüge umrahmen, erheben sich die weißen, von mittelalterlichen Zinnen gekrönten hohen Mauern dieses Mekka des Occidents, zu dem zu pilgern der glühendste Wunsch von Millionen gläubiger afrikanischer Moslemin ist, in dessen großer Moschee aber auch der Großherr von Stambul seine besondere Capelle besitzt und seine Gebetsteppiche ausbreiten läßt, wie in den heiligen Städten Arabiens.*) Als sollten jeder Gedanke an weltliche Freuden und zugleich alle fremden Einflüsse aus seinen Mauern verbannt sein, liegt auf allen Seiten von meilenweiter Wüste umgeben das wichtigste religiöse Centrum Nordwestafrikas, von der Außenwelt getrennt, wie eine im Weltmeer verlorene Insel, in stolzer Abgeschlossenheit und majestätischer Einsamkeit. Eine solche reizlose, weltabgeschiedene Oertlichkeit, in der selbst das nöthige Trinkwasser in Cisternen gesammelt werden muß, haben die arabischen Eroberer zur Anlage der Stadt gewählt, welche die vornehmste Zwingfeste ihres Glaubens in den Atlasländern werden sollte. Auch diese Wahl ist charakteristisch für den wilden Fanatismus jener Kriegsschaaren, die mit Feuer und Schwert die neue Lehre des Islams wie im Fluge über ungeheure Landstrecken verbreiteten und so dem Throne der Nachfolger Muhammed's Ruhm und Macht verliehen. Bereits im Jahre 34 der Hedschra (653 nach Christus) erfolgte der erste Einfall der Araber in Nordafrika, das jedoch keine leichte Beute für sie werden sollte. Erst nach 50 Jahren voll blutiger Kämpfe, während derer die Bevölkerung zwischen Tripolis und Tanger nicht weniger als 12mal den Islam annahm und wieder von ihm abfiel, war es Musa-ben-Nosser, dem späteren Eroberer Spaniens, beschieden, im Jahre 705 das ganze Atlasgebiet dauernd zu unterwerfen. An der Spitze des 3. dieser in Afrika einfallenden islamitischen Heere stand der berühmte Feldherr Sidi-Okba-ben-Nefa, dessen Thaten und Untergang auf afrikanischem Boden ihn zum vielgefeierten Nationalhelden der Araber machen sollten. Er hatte von dem Khalifen Jezid, dem ersten Herrscher aus dem Hause der Ommejaden in Damaskus, den Auftrag erhalten, den arabischen Besitz in Nordafrika zu befestigen und weiter auszudehnen. Auf diesem Zuge legte er zur Sicherung der gemachten Eroberungen Keiruan an. Die neue Hauptstadt sollte durch die Mauren, das reichbegabte Mischvolk, das sich durch die Verbindung der Araber mit der eingeborenen berberischen Bevölkerung bildete, bald zu einem Hort des Islams und einer Pflanzstätte aller Wissenschaften des Orients erhoben werden. Ihre Gründung durch den als heilig verehrten Glaubensstreiter verlieh der Stadt noch einen besonderen Glanz und während vieler Jahrhunderte hindurch durfte keines „Ungläubigen“ Fuß ihren geweihten Boden entweihen. So blieb Keiruan, obgleich nicht sehr weit von dem vielbesuchten Tunis entfernt, bis in die neueste Zeit für Christen und Juden unnahbar und nur wenige kühne Reisende, darunter Baron v. Maltzahn, hatten, unter Verkleidung, die Stadt zu besuchen gewagt. Als die Franzosen zur Besetzung Tunesiens schritten, predigten fanatische Derwische in Keiruans Moscheen den Glaubenskrieg — den Djihäd —. Das tunesische Volk jedoch ist im Allgemeinen friedfertig und zieht Handel und Gewerbefleiß dem rauhen Waffenhandwerk vor. Die kriegerischen Eigenschaften und der unbezwingliche Freiheitssinn der westalgerischen und mehr noch der marokkanischen Stämme, deren trotzig-freie Männer immer von Neuem bereit sind, den Kampf gegen die Fremdherrschaft wieder aufzunehmen, sobald sich nur die geringste Möglichkeit hierzu bietet, fehlen den Tunesiern gänzlich und mit bloßem Anrufen Allah's und dem Schwenken heiliger Prophetenfahnen war gegen die französischen Truppen nichts auszurichten. Zwar darf man den zur Schau getragenen guten Mienen der Bevölkerung nicht allzuweit trauen, jedoch der Gewalt weiß auch sie sich mit orientalischem Fatalismus zu beugen und die kleinen christlichen und jüdischen Colonien, die sich in den letzten Jahren in der etwa 20000 ständige Einwohner zählenden Wallfahrtsstadt festgesetzt haben, leben unbelästigt unter den hier früher so fanatischen Moslemin. Unser erster Ausgang galt der großen Moschee der Djemma Sidi-Okba, deren gewaltige Massen und hochragender viereckiger Thurm alle anderen Gebäude der Stadt überragen. Ueber mehrere größere Plätze, auf denen Heerden von Kameelen, Eseln, Ziegen und Hammeln im Staube lagerten, und durch die engen, schattigen Straßen der Bazare, über denen man kaum einen schmalen Streifen Himmels von hartem Blau sieht, führte unser Weg. Ueberall herrschte ein lebhafter Marktverkehr, da Keiruan der Hauptumschlagsort für die Landesproducte Centraltunesiens ist. Aus diesen engen Straßen gelangten wir auf den in der Sonne blendend weiß erscheinenden Platz hinaus, an dessen einer Seite sich das berühmteste muhammedanische Heiligthum der Atlasländer erhebt. Die von Sidi-Okba angelegte Moschee — das älteste Bauwerk der Stadt — ist vielfach umgebaut worden und hat erst um das Jahr 820 n. Chr. die heutige Gestalt erhalten. Wie die meisten Moscheen Keiruans wird sie von weißen, über 8 Meter hohen und 2 Meter starken Mauern abgeschlossen, sodaß die Außenseite nichts von den Schönheiten und dem Reichthum ihres Innern ahnen läßt. Von außen erscheint die Moschee als ein riesiger, rechtwinkliger Steinblock, der von allen Seiten durch zahlreiche, mächtige Strebepfeiler gestützt wird, zwischen denen nur hier und da einige enge Oeffnungen zu bemerken sind, die mehr Schießscharten als Fenstern gleichen. — Die Stelle, an welcher die Moschee errichtet wurde, soll der Ueberlieferung nach durch eine besondere himmlische Offenbarung bezeichnet worden sein. In jeder Moschee befindet sich bekanntlich — an Stelle des christlichen Altars — eine „Gebetsnische“: der Mihrab, durch welche die Kibla angezeigt wird, das ist die Richtung nach Mekka, in der sich die Gläubigen beim Gebet zu wenden haben. Ueber diese Richtung hatte sich in Okba's Heere ein Streit erhoben und flehte der Feldherr deshalb zu Allah um Erleuchtung, worauf dem Schlummernden im Traume eine hehre Lichtgestalt erschien, die ihm — „dem Liebling des Beherrschers des Weltalls“ — befahl, bei Tagesanbruch sein Banner zu ergreifen und aus dem Lager zu schreiten, wo er dann einen nur für ihn vernehmbaren Ruf: „Allah Akbar!“ (Gott ist groß!) erschallen hören werde. Dieser himmlischen Stimme solle er folgen und wo sie verstumme, da sei Mihrab und Kibla zu gründen. Also that der fromme Held und legte am folgenden Tage den Grundstein an der ihm offenbarten Stelle. Als wir uns dem Thore der Moschee näherten, wurden wir nicht von einer himmlischen Stimme, wohl aber von einem ganzen

*) Der Islam kennt vier „heilige“ Städte, die nach den volksthümlichen Anschauungen den in ihren Mauern sterbenden gläubigen Moslemin den directen Zugang zum Paradies sichern, ohne daß zuvor eine Abwägung ihrer guten und schlechten Handlungen erfolgt: Mekka, Medina, Jerusalem und Keiruan. Einige Derwischorden, besonders die sogenannten „tanzenden Derwische“ rechnen noch Konia in Kleinasien hinzu, wo sich ihre Hauptniederlassung befindet; und seit das „heilige“ Keiruan in die Hände der Ungläubigen gefallen ist, hat dieser Glaube viele Anhänger gefunden.

Schwarm von Bettlern begrüßt, unter denen sich einige entsetzliche Jammergestalten befanden. Ihren Glaubensgenossen gegenüber verhalten sie sich gewöhnlich schweigend und erwarten geduldig die Almosen, die Allah's Gnade ihnen durch die zahlreich zuströmenden Pilger reichlich spendet. Gegen uns „Ungläubige" schien ihnen solche Zurückhaltung wohl nicht angezeigt zu sein und unser Führer mußte energisch auftreten, um uns vor ihrem weiteren Drängen zu schützen

Bis zur französischen Besetzung der Regentschaft war das Innere aller Moscheen Keiruans so gut wie unbekannt. Jetzt stehen sie dem Besuche der Europäer offen und ohne Schwierigkeiten durchschreitet man ihre Thore und betritt sogar mit Schuhen an den Füßen ihren geweihten Boden, ohne irgendwelche Unannehmlichkeiten befürchten zu müssen. Durch die maurisch hufeisenförmig gewölbten Thorbögen der „großen Moschee" gelangten wir zunächst in einen weiten Vorhof, der von einem breiten Laubengang eingeschlossen wird, dessen ebenfalls hufeisenförmige, nach unten sich verengende Bogen auf einer Doppelreihe antiker Säulen ruhen. Der ganze Hof ist mit Grabplatten aus römischen und byzantinischen Gräbern bedeckt und hier und da stehen vereinzelte antike Säulenstümpfe, auf denen Sonnenuhren oder Tafeln mit Koransprüchen angebracht sind. Herrliche buntgemalte und reich vergoldete, zarte Stuckarabesken bedecken, gleich einem feinen Spitzengewebe, die Wände und Wölbungen des Bogenganges. Sie sind mit solcher bewundernswerther Feinheit und geduldiger Kunstfertigkeit ausgeführt, daß sie zu den besten derartigen Arbeiten aus der Glanzzeit der alt-maurischen Schnörkel-Decorationskunst zu zählen sind. In jeder Ecke und in der Mitte dieses Vorhofes befinden sich Cisternen, deren Wasser zu den rituellen Waschungen dient. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Stricke, an denen die Schöpfeimer hinabgelassen werden, tiefe Einschnitte in den schwarzen Marmorblöcken, welche die Cisternenränder einfassen, hinterlassen, so daß dieselben wie gezackt davon erscheinen. Wie ungezählte Millionen von Pilgern haben aus diesen Cisternen geschöpft, bevor der harte Marmorrand von den Stricken in dieser Weise ausgehöhlt wurde, wie sonst nur die Steine unter einem Wasserfall! Alle diese Generationen, mit ihrem Kämpfen, Lieben und Hassen, ihren Freuden und Leiden, all' den mannigfaltigen Wünschen, die sie zu dieser Wallfahrtsstätte führten, sind spurlos verschwunden. Nur die Einschnitte in den Marmorrändern sind zurückgeblieben, über die noch jetzt die Schöpfeimer in die Tiefe hinabgleiten, wie in den fernen Tagen, wo Keiruan die stolze Hauptstadt prachtliebender Sultane war. Der Hauptfaçade der Moschee gegenüber, auf der andern Seite des Vorhofes, erhebt sich der viereckige, in zwei Absätzen gebaute Thurm, auf dessen oberster Plattform sich der Minaret befindet. Auch er ist aus Ueberresten antiker Bauwerke errichtet worden und die 130 ausgetretenen Treppenstufen, die auf seine Spitze emporführen, sind mit halbverwischten Basreliefs und Inschriften bedeckt, die meistens aus Grabmälern stammen und römische oder auch kufische Schriftzeichen tragen. Darunter befinden sich auch einige altchristliche Sculpturen, so z. B. der symbolische Fisch neben einem in der Kopfrichtung zeigenden Pfeil. Von der Terrasse des Thurmes soll man einen lohnenden Ueberblick über die Stadt und die umgebende Steppe haben; die Sonne sandte jedoch so glühende Strahlen von dem tiefblauen Himmel auf die Steinplatten des Hofes herunter, daß wir auf den Aufstieg zur Thurmhöhe gern verzichteten und direct zum Besuche der Moschee schritten. Das Innere des berühmten Heiligthums läßt sich nicht wohl mit unseren Kirchen vergleichen. Das Ganze bildet eine im Verhältniß zu ihrer mächtigen Flächenausdehnung niedrig erscheinende gewölbte Halle, in der stets eine Art Dämmerlicht herrscht. Das Licht fällt nur durch schmale Oeffnungen von oben herein, die in den vier die Mitte überspannenden hohen Kuppelwölbungen angebracht sind. — Ueberwältigend aber wirken beim Eintritt in dieses Helldunkel die langen Reihen der prachtvollen Säulen, auf denen die maurischen Rundbogen der Wölbungen ruhen. Wie in der von denselben maurischen Baumeistern errichteten Moschee, nunmehrigen Kathedralkirche von Cordoba in Spanien, verliert sich der Blick in diesem wirklichen Säulenwald, der sich vor dem Eintretenden aufzuthun scheint. Manchmal zu zwei oder dreien zu einer Gruppe verbunden, sind sie über den ganzen Raum vertheilt und trennen ihn in 18 einzelne Schiffe. Alle diese Säulen wurden von römischen oder byzantinischen Bauwerken hierher verschleppt, zeigen theils jonische, theils korinthische Capitäler, bestehen aus dem verschiedensten Material, Onyx, Porphyr und Marmor, wie sie auch in Form, Stärke und Färbung die größte Mannigfaltigkeit aufweisen. Einige sind von weißem Marmor, andere buntfarbig und prunkhafte Prachtsäulen wechseln mit ganz einfach gehaltenen in bunter Folge ab. Ungeachtet dieser regellosen Vielgestaltigkeit bringen diese Säulenreihen, durch ihre überraschende Anzahl, einen eigenartigen, aber dennoch harmonischen Eindruck hervor und geben dem ganzen Innern dieses Gotteshauses einen Charakter weihevoller Schönheit und frommer Andacht. Ueber dem Hauptgang in der Mitte wölben sich die vier hohen Kuppeln, von denen riesige, ziemlich plump gearbeitete Kronleuchter aus Schmiedeeisen und venetianischem Glas herabhängen. Die Seitenschiffe werden nur durch kleine Oellämpchen, die an Eisenstangen mit langen Ketten befestigt sind, erleuchtet. Alle Wandflächen sind prachtvoll mit schöngeschwungenem, buntem Arabeskenwerk bedeckt, dessen geschmackvolle Farbenzusammenstellung die harmonische Gesammtwirkung erhöht. Wohin das Auge blickt, gewahrt man herrliche Mosaiken und die prächtigsten, altmaurischen Fayenceziegel, die eine solche Klarheit der Farbe, solchen Glanz und dabei einen so eigenen perlmutterartigen Schimmer besitzen, daß sie fast durchsichtig erscheinen. Dazwischen schlingen sich noch in langen leuchtenden Bändern, auf farbigem Grund in Gold eingelegte Koransprüche hin. In ähnlicher Weise sind auch die Innenseiten der großen Kuppelöffnungen mit zartem Arabeskenwerk geschmückt. Gleichmäßig vertheilte, schmale Streifen ahmen hier die in Bogen niederhängenden Zweige der Dattelpalme nach, während die Zwischenflächen wie mit einem zarten, bunten Spitzengewebe verschleiert erscheinen. Den Boden bedecken feingeflochtene Matten und kostbare Teppiche fast in der ganzen Ausdehnung der Moschee, in deren Mittelpunkt, unter der großen Hauptkuppel, sich die berühmte „Gebetsnische" Sidi-Okba's befindet. Sie bildet eine Art Schrank, in dem der Koran aufbewahrt wird, und ist völlig bedeckt von wunderbar feinen, vergoldeten Schnitzereien, die mit kunstvoll eingelegter Arbeit verziert sind. Die maurischen Künstler scheinen zur Ausschmückung dieses Mihrab ihre ganze, für derartige Arbeiten so außerordentliche Kunstfertigkeit und reiche Phantasie aufgeboten zu haben. Rings um dieses Hauptheiligthum sind die Steinplatten des Fußbodens von den zahlreichen Pilgerschaaren abgenutzt, die seit Jahrhunderten hierher gekommen sind, ihre Andacht zu verrichten. Seitwärts hiervon führt eine ebenfalls schön geschnitzte und bemalte hölzerne Treppe zum Minbar, der Kanzel, empor, an deren Fuße sich die Sultanskapelle befindet, worin der Herrscher dem Gottesdienste beiwohnen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. In einer Ecke der Moschee zeigte man uns 3 ziemlich dicht nebeneinander stehende Säulen aus rothem Onyx, die man die „Säulen des Paradieses" nennt. Sich zwischen denselben hindurchzudrängen, gilt den Pilgern als ein gutes Werk und als eine Anwartschaft auf den Eintritt in's Paradies. Für einen Erwachsenen schien diese Operation uns nicht eben leicht zu sein, während einige arabische Jungen, fröhlich lachend, ohne alle Mühe durch die enge „Paradiespforte" schlüpften. Sie erinnerten so gleichsam an das Wort unsers Herrn: „So Ihr nicht werdet wie die Kinder. . . ."; noch hatten die Kleinen nicht so viel Schuld auf sich geladen, um die Thore des Paradieses eng zu finden! Bei unserem Besuche waren zahlreiche Gläubige in der Moschee anwesend. Einige hockten einsam am Fuße einer Säule, völlig regungslos, in eine Art frommer Verzückung versunken. Andere knieten in langen Reihen um den Mihrab herum und lagen eifrig ihren Gebetsübungen ob, ohne sich weiter um unseren Rundgang durch ihr Heiligthum zu kümmern. Bei der den Orientalen eigenen Würde und Gravität bietet ein betender Moslim einen feierlichen Anblick, der wohl geeignet ist, das Herz auch eines Andersgläubigen zu bewegen und zu erheben. Und dennoch ist von einer „Andacht" im christlichen Sinne bei den Gebeten desselben nur in den seltensten Fällen die Rede.*) Fremd ist dem Islam der Gedanke von dem unbedingten Gegensatz Gottes gegen die Sünde als solche und von der daraus sich ergebenden Nothwendigkeit ihrer Sühne und Tilgung. So faßt der Moslim auch den „Glauben" ganz materiell auf, nur und allein als die Zugehörigkeit zu der Lehre des Propheten. Auch seine Buße besteht nur aus rein äußerlichen Uebungen und Werken. Nicht als eine heiligende Annäherung und Erhebung zu Gott, sondern als eine äußere Bethätigung des „Glaubens" wird dementsprechend

*) Vgl. Frhr. v. Schweiger-Lerchenfeld: „Der Orient", Cap. „Der Islam". Ebenso Gerh. Rohlfs' „Reisen in Marokko", über das Gebet der Moslemin.

vor Allem auch das Gebet betrachtet. Nur die genaueste Innehaltung der dem Rechtgläubigen vorgeschriebenen Formen erscheint von Bedeutung. Im Uebrigen unterbricht das Gebet nicht weiter die weltlichen Beschäftigungen und Gedanken, wie es auch nicht verhindert, daß der Gläubige alsbald nach Beendigung desselben sich sofort wieder seinen Leidenschaften und der Sünde rückhaltlos hingiebt. Aus dieser populären Auffassung der Religionsübung entsteht auch die dem Europäer oft so wunderlich erscheinende muhammedanische Art, den sittlichen Werth eines Menschen zu schätzen. Ein offenkundig lasterhafter Mensch kann, selbst nach Verübung von Schandthaten schlimmster Art, in der ganzen islamitischen Welt noch als höchst „tugendhaft" gelten, ja gerade wegen seiner „Frömmigkeit" im größten Ansehen stehen, wenn er eben nur die „äußere, religiöse" Moral, die mit der „bürgerlichen" durchaus nicht zusammenfällt, genau befolgt, d. h. die Gebete, die Fasten und alle vorgeschriebenen Formen getreu und pünktlich innehält. In allen islamitischen Ländern, von Marokko bis nach Indien und China, bestehen zahlreiche „Bruderschaften" (Khuan), die in ihrem Wesen einige Aehnlichkeit mit unseren mittelalterlichen Ritterorden haben, wie sie in den Kreuzzügen entstanden und denen sie vielleicht nachgebildet worden sind. Die Vorschriften dieser Verbindungen sind sehr verschiedenartig. Alle jedoch verfolgen den gleichen Zweck: den Glaubenseifer ihrer Mitglieder zu steigern, den Haß gegen das christliche Abendland in ihnen zu entfachen und sie so zu gesinnungstüchtigen Vorkämpfern der islamitischen Idee heranzubilden. In einen derartigen Orden treten, nennt man „die Rose des Heiligen annehmen". Kommt ein Araber in freundschaftlichen, näheren Verkehr mit einem seiner Landsleute, fragt er ihn bald: „Welche Rose trägst du?" Und die Antwort lautet: „Ich trage die Rose Sidi Abder-Rhaman's, Sidi Aisa's", oder wie sonst der Heilige heißt, nach dem die Bruderschaft genannt wird. Gewöhnlich verpflichten die Ordensregeln dieser Laienbruderschaften ihre Mitglieder, den vorgeschriebenen 5 täglichen Gebeten noch einige freiwillige Andachtsübungen hinzuzufügen, z. B. das letzte Gebet mit der Aufzählung der 99 Namen Allah's oder anderer „Suren" — Capitel — des Korans zu schließen. Gehört nun ein Moslim einer derartigen Genossenschaft an, unter denen es sehr mächtige, mit weitreichendem Einfluß giebt, so hindert ihn selbst der unsittlichste Lebenswandel nicht, durch solche religiöse Uebungen den Ruf eines wahrhaft heiligen Mannes und die allgemeine Hochachtung seiner Mitbürger sich zu erwerben. Schätzt doch besonders der Araber neben kriegerischem Muth nichts höher als „Frömmigkeit": ein Mann ohne Gottesglauben ist für ihn unbegreiflich und verächtlich. So muß jeder eine Führerrolle erstrebende Ehrgeizige sich bemühen, in erster Linie den Ruf eines „Heiligen des Islams" sich zu erringen, denn nur als „fromm" bekannte Männer verfügen über einen Einfluß, der sie zu Häuptern einer volksthümlichen Bewegung machen kann. — Während wir durch die erquickend kühlen Hallen der Moschee schritten, und uns beim Anblick der zahlreichen eifrigen Beter diese Gegensätze zwischen christlicher und islamitischer Glaubens- und Weltanschauung vergegenwärtigten, gedachten wir auch des gefeierten Feldherrn, der den Grundstein zu diesem Gotteshause gelegt hat. Wenige Monate früher hatten wir die kleine Grabkapelle besucht, in welcher Sidi-Okba-ben-Nefa bestattet wurde. Sie befindet sich im Süden des algerischen Departements Constantine, unfern von Biskra, dem weltberühmten „Paris der Wüste", in einer kleinen Oase, die den Namen des arabischen Kriegshelden trägt, der in ihrer Nähe den Schlachtentod starb. Die wohlerhaltene Moschee, in der sich sein Grab befindet, gehört zu den ältesten Gebetshäusern der nordafrikanischen Moslemin. Durch die Ausdehnung und die Kühnheit seiner Feldzüge zählt Sidi-Okba zu den glänzendsten Heerführern des neuerstandenen Islams und die zahlreichen Pilgerfahrten, die alljährlich zu seiner Grabstätte unternommen werden, bezeugen, daß die pietätvolle Erinnerung an die romantische Heldenlaufbahn dieses Nationalhelden bei seinen arabischen Landsleuten noch immer lebendig ist. Von Keiruan war Sidi-Okba an der Spitze eines mächtigen Heeres zur Unterwerfung der westlichen Berberstämme (Kabylen) aufgebrochen und siegreich durchzog er das ganze Atlasgebiet bis nach Tanger. Viele Völkerschaften unterwarfen sich freiwillig und nahmen den Islam an. Alle Gegner wurden niedergemacht und Schrecken und Verwüstung bezeichneten durch feindliches Gebiet den Weg der arabischen Kriegsmacht. So verfolgte Sidi Okba seinen Siegeszug bis an die Küste, fast gegenüber den Canarischen Inseln, wo der weite Ocean seinem ferneren Vordringen eine unübersteigbare Schranke setzte. Dort stürzte er sich mit seinem Rosse in die Fluthen, und sein Schwert hoch gen Himmel schwingend, rief er Allah feierlich zum Zeugen an, daß er keinen Gegner seiner Religion mehr zu bekämpfen gefunden und nur das Weltmeer allein ihn zur Umkehr gezwungen habe! — Sein triumphirendes Heer schickte er hierauf auf demselben Wege nach Keiruan zurück. Er selbst beschloß, mit 400 auserwählten Kriegern den Rückzug durch die Wüste anzutreten, um auch hier noch die Oasen zu unterwerfen. Auf diesem Wege aber sollte ihn Azrael, der Todesengel, erwarten. Unter den Berberfürsten, die sich ihm freiwillig angeschlossen hatten, befand sich auch ein ehrwürdiger Greis, der auch anfangs von Okba mit großer Achtung behandelt worden war. Im Uebermuth des Sieges jedoch begann er, den greisen Fürsten zu mißachten und zu verspotten. Eines Tages, als man die Mahlzeit rüstete, befahl Okba demselben, eigenhändig ein Schaf zu schlachten, um ihn durch diese den Sklaven zukommende Dienstleistung zu entehren. Der gefangene Kabylenhäuptling mußte gehorchen. Während der Verrichtung aber fuhr er wiederholt mit der blutigen Hand durch seinen langen weißen Bart, auf Befragen antwortend, daß dies an Festtagen der Brauch bei seinem Volke sei. Den blutgetränkten Bart schnitt er sich dann ab und sandte ihn heimlich an seine Stammesgenossen, um sie durch dieses Zeichen der ihm angethanen Schmach zur Rache aufzufordern. Bis in die Gegend des heutigen Biskra waren Sidi-Okba und seine Gefährten schon gelangt, als sie sich unerwartet von einem mächtigen feindlichen Heere umzingelt sahen. Da stiegen sie von den Rossen, denen sie die Freiheit gaben, und warfen die Scheiden ihrer Schwerter von sich, denn sie sahen wohl, daß es für sie keinen Sieg mehr zu erringen gab, und so beschlossen sie, als tapfere Krieger zu sterben. Nach verrichtetem Gebete erwarteten sie muthigen Herzens den feindlichen Ansturm. Mehrere Tage währte der ungleiche Kampf und hohe Ritterthaten wurden vollbracht. Aber immer kleiner wurde die todesmuthige Heldenschaar, bis zuletzt auch Sidi-Okba auf der blutigen Wahlstatt niedersank. Schon aber war das Gerücht von der Noth des geliebten Feldherrn zu seinem Heere gedrungen, das sofort umkehrte und fürchterliche Rache an den Feinden nahm. Der Leichnam Sidi-Okba's wurde auf dem Schlachtfelde gefunden und in die nach ihm benannte Oase gebracht, wo seine trauernden Genossen über seiner Grabstätte die noch jetzt erhaltene Moschee errichteten. Die sterblichen Ueberreste des tapferen Glaubensstreiters ruhen hier in einer unterirdischen Gruft; darüber befindet sich eine Art Sarkophag, der zum Theil von einer grünseidenen, mit Koranversen bestickten Decke bedeckt ist. Der Sarkophag trägt nur die bescheidene Inschrift in verblaßten, kufischen Buchstaben: „Hier ruht Okba, der Sohn Nefa's, — Gott sei seiner Seele gnädig!" — Die edle Einfachheit dieser Grabschrift enthüllt den Geist, der Okba und seine tapfern Kampfgenossen beseelte: nicht für sich wollten sie die Erde erobern, aber zur Verbreitung der Lehre ihres Propheten scheuten sie vor keiner Gefahr zurück! Wie dieser Untergang des Begründers von Keiruan an das Ende Roland's, des herrlichen Paladins Karl's des Großen, erinnert, der unter ähnlichen Umständen den Tod in der Schlacht von Ronceval fand, so wurde Sidi-Okba gleichfalls zum hochgefeierten Helden vieler Sagen. Diese melden auch, daß der von ihm beleidigte greise Fürst mit eigener Hand Sidi-Okba in der Schlacht tödtete. Besitzt Keiruan nicht das Grabmal seines Begründers, so zählt es doch in seinen Mauern, neben der „großen Djemma Sidi-Okba", noch eine ganze Anzahl anderer, von den Wallfahrern hochgeschätzter Heiligthümer, in denen berühmte arabische Heilige, Anführer und Wohlthäter ihres Volkes, abergläubisch verehrte Hexenmeister — wie Si Muhammed Eluani und Sidi Abd-el-Kader-ed-Djilani —, fromme Marabute und gelehrte Jmame beigesetzt sind. Außer zahlreichen Zaniyet (geistlichen Schulen) und kleineren Grabkapellen sollen sich mehr als 140 Moscheen in Keiruan befinden, und wenn man von einem erhöhten Punkte eine Uebersicht über die Stadt gewinnt, sieht man in der That unzählige Kuppeln, Minarets und Kubbas, die engen, finsteren Straßen und Gäßchen überragen. Zu den vornehmsten Heiligthümern rechnet man die Grabstätte Ess-Schabi-el-Owanb's, der einer der ersten Gefährten und Jünger des Propheten war, von dessen Bart er 3 Haare als theuerste Reliquie stets mit sich führte. Hieraus ist im Volke, das ihn als Sidi-Sohab kennt, die Legende entstanden, der vornehme Heerführer und tapfere Kampfgenosse Muhammed's sei der vertraute Barbier des Propheten gewesen, sodaß seine Grabstätte seitens der Europäer ganz allgemein „la mosquée du barbier" genannt wird! Auch diese Moschee ist von mehreren Höfen um-

geben, die von prächtig decorirten Bogengängen abgeschlossen werden. Doch sind hier die weißen Marmorsäulen — wohl das Werk christlicher Sklaven — im Stil der italienischen Renaissance gehalten. Die Architraven z. B. sind ganz im italienischen Geschmack mit Früchte ausstreuenden Füllhörnern geschmückt. Dieser moderne Stil paßt wenig zu der herrlichen altmaurischen Arabeskendecoration von wunderbar künstlerischer Vollendung, mit der auch hier die Wände und Wölbungen der Laubengänge bedeckt sind. Aus schönen Fayence-Platten gefertigt, findet man hier auch eine Abbildung der großen Moschee von Mekka mit ihren vergoldeten Kubbas, eingelegten Kuppeln, von hochragenden Palmen umgeben. Das Grabgewölbe des „Barbiers" zeigt mit seiner Entfaltung der buntesten, leuchtendsten Farbenpracht nichts von dem ernsten, feierlichen Charakter, den wir bei Grüften zu finden gewohnt sind. Der Araber betrachtet den ihm die Thore des Paradieses öffnenden Tod mit einem dem Abendländer fremden, lächelnden Gleichmuth. Wie die muhammedanischen Friedhöfe an bestimmten Wochentagen die beliebtesten Versammlungsorte der arabischen Frauen sind, wo sie sich in fröhlichster, ungezwungener Geselligkeit vereinigen, so lieben es die Moslemin auch, die Grabstätten ihrer heiligen Männer mit buntfarbiger, heiterer Decoration in oft überreicher Weise zu schmücken. Reicher noch als in der „großen Moschee" sind hier alle Wände, wie die Innenseite der Kuppel mit künstlerisch vollendeten, geschmackvoll zusammengestellten Fayence-Platten in Blau, Purpur und Gold bekleidet, auf deren blendender Fläche die anmuthigsten Arabesken in phantasievoller Abwechselung angebracht sind. Das durch die bleigefaßten Fenster von oben hereinfallende Licht läßt die schimmernden Malereien, die reichen Vergoldungen und vielfarbigen Mosaiken dieses Raumes, deren Glanz das Auge blendet und verwirrt, in den hellsten Reflexen aufleuchten. Dazwischen schlingen sich bis zur Kuppelwölbung empor, auf blauem oder rothem Grunde, in kunstreichen, blitzenden Goldschriftzügen geschriebene Koranverse über die Wände hin, während die Decke schöne Holzschnitzereien mit in Perlmutter eingelegten, wunderbar feinen Dessins zeigt. Schwarze und weiße Marmorplatten bilden den Fußboden, der jedoch fast vollständig von kostbaren, orientalischen Teppichen verdeckt wird. Inmitten all dieser Pracht ist der Sarkophag des „Barbiers" aufgestellt und über ihm hängen mehrere alte, mit Koransuren und dem Namenszug des Propheten reich bestickte Banner nieder. Er ist von einem grünangestrichenen, recht einfachen Holzgitter umgeben, an dem allerlei Opfergaben befestigt sind: vor Allem Straußeneier in feinen, gestickten Netzen, und zahlreiche kleine, zur Hälfte vergoldete Pyramiden, die aus von Mekka mitgebrachter Erde gefertigt wurden und die hier von frommen Pilgern dann als Opfer dargebracht worden sind. Weit weniger vornehm als dieser Kampfgenosse des Propheten, aber wohl der populärste aller „Heiligen" Keiruans, ist Sidi Ahmar-Abbada. Er war ein Bürger der Stadt, der bereits vor mehreren Jahrzehnten das Zeitliche segnete und nun ebenfalls eine prachtvolle Moschee mit 7 Kuppeln besitzt. Abbada war seines Zeichens Schmied, wurde Derwisch, galt bald als Hexenmeister und wußte überhaupt die naive Leichtgläubigkeit seiner abergläubischen Landsleute so geschickt auszubeuten, daß er zuletzt einen außerordentlichen Einfluß über die Menge erlangte. Auch der Bey, damals Achmed, fand es daher nützlich, ihm seine Gunst zuzuwenden, und bald bildete sich zwischen den Beiden ein sehr freundschaftliches Verhältniß aus. Der Bey besuchte häufig den Heiligen von Kairuan, um sich bei ihm in schwierigen Fällen klugen Rath zu erholen, während der pfiffige Schmied wiederum die Gunst des Herrschers zur Erhöhung des eigenen Ansehens geschickt zu benutzen verstand. Eine Unmenge Legenden, die von Mund zu Mund weiter erzählt, immer mehr ausgeschmückt wurden, hat die lebhafte arabische Phantasie an den Namen des heiligen Derwisches geknüpft. Die meisten zeigen, daß derselbe einen gewissen populären Humor besaß, dem er wohl auch viel von seiner außerordentlichen Beliebtheit bei Vornehmen und Geringen verdankte. Besonders als Prophet genoß Abbada bei seinen Landsleuten das höchste Ansehen, das durch die Besetzung des Landes durch die Franzosen neuerdings noch gestiegen ist, da er dieselbe bereits vor 40 Jahren verkündet haben soll. Um so lieber erinnern sich die Eingeborenen nun auch daran, daß er diese Fremdherrschaft nur als eine vorübergehende bezeichnet hat! — Der weise Schmied verfertigte auch als berühmter Marabut gelegentlich noch allerlei, jetzt in der Moschee aufbewahrte Gegenstände, hölzerne Wandschränkchen und besonders Schwerter von ganz ungewöhnlichen Dimensionen, auf denen er dann seine Weissagungen eingravirte. Die Abbada-Moschee wird deshalb auch gewöhnlich die „Säbelmoschee" genannt. Jetzt sind jedoch nur noch 5 Säbelscheiden von in der That riesiger Größe vorhanden, während die Klingen selbst die Beute englischer Curiositätensammler geworden sind. Abbada behauptete, daß diese Riesenschwerter, gleich wie einst der heilige Koran, vom Himmel zu ihm herabgefallen seien. Seine Araber mochten denn beim Anblicke derselben von ungeheuerlichen Kriegern träumen, die dort oben, hoch über den Wolken, in der blauen Himmelshöhe, den Augenblick erwarteten, auf Allah's Wink herniederzusteigen und der Lehre seines Propheten zum Siege über alle Feinde zu verhelfen! Inzwischen war die Dunkelheit hereingebrochen und nicht ohne Mühe fanden wir den Rückweg durch das Gewirr der dunklen Straßen und Gäßchen nach unserem europäischen Gasthaus. In den mit qualmenden Windlichtern oder Oellämpchen erleuchteten, nach der Straße offenen Werkstätten saßen die Handwerker, besonders Goldsticker, Teppichweber, Lederarbeiter und Kupferschmiede, noch immer emsig bei der Arbeit. In ihren käfiggleichen Läden hockten die maurischen Händler und sahen mit Gleichmuth dem Schluß ihrer „Geschäftszeit" entgegen. Aus starkduftenden Garküchen drangen allerlei widerliche Gerüche von in Oel gesottenen Hammel- und Ziegenfleisch, Fischen und Bohnen. Die Kunden trugen auf flachen Maiskuchen oder auf Weinblättern die Speisen über die Straße in ihre Läden und Wohnungen. Die Abendmahlzeit à l' orientalo erschien uns wenig verlockend. Gern kehrten wir daher dem Orient den Rücken und zu dem kleinen, aber reinlich-wohnlichen Hotel zurück, um uns hier bei einer Flasche guten algerischen Weißweins von Sukahras von den Anstrengungen des Tages zu erholen. Durch die abendliche Stille klang plötzlich der Ruf des Muezzins, der von einem nahen Minaret herunter, in feierlich-schleppendem Tone die Gläubigen zum Nachtgebet rief. Bald kam von einem benachbarten Minaret derselbe Ruf. Immer neue Stimmen ertönten aus der Höhe. Von allen Seiten, von all' den zahlreichen Minarets herunter, bald ganz nahe, bald in der Ferne verschwimmend schallte dann die einförmige Gesangsweise der Gebetsrufer, gleich den Anrufen der Schildwachen in einem von nächtlichen Feinden bedrohten Kriegslager. Es war, als ob die frommen Wächter durch die beständige Wiederholung des muhammedanischen Glaubensbekenntnisses: „Es ist kein Gott als Gott und Muhammed ist der Gesandte Allah's!" — die heilige Stadt unter den besonderen Schutz des Höchsten stellen wollten, daß sein heiliger Name wie ein unüberwindlicher Talisman sie behüte und bewahre vor allen Dämonen der Finsterniß.

Frhr. v. Fabrice.

Bücherbesprechung.

— **Unterofficier-Handbuch für die Feldartillerie. 1. Theil: Der innere Dienst.** Von **Zwenger**, Hauptmann und Batteriechef in 2. Pomm. Feldartillerie-Regiment Nr. 17. Berlin 1899. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 90 ₰, geb. 1,20 ℳ — Das Bedürfniß nach Handbüchern für die verschiedenen Dienststellungen ist bei den Truppen allezeit vorhanden gewesen. Der Feldartillerie stand früher eine officielle Dienstvorschrift für die Unterofficiere zur Verfügung, welche einging, als die Generalinspection der Feldartillerie aufgelöst wurde; ein allgemeines Lehrbuch stand dem Unterofficier nicht zur Seite. Verfasser hat es daher unternommen, ein geeignetes Unterofficier-Handbuch für die Feldartillerie zu bearbeiten. Es wird das allseitig mit Freude und Anerkennung begrüßt werden. Der vorliegende 1. Theil behandelt den inneren Dienst und führt in besonderen Abschnitten den Unterofficier in seinen verschiedenen Dienststellungen und Dienstverrichtungen in einfacher und unterrichtender Weise vor Augen. Einzelne Ausdrücke (S. 24, S. 32), welche im gewöhnlichen Leben ganz gebräuchlich sind, aber in einem gutgeschriebenen Lehrbuch auffallen, lassen sich vielleicht durch Ausdrücke, die mehr der hochdeutschen Sprache entlehnt sind, ersetzen. Seite 69 Absatz 3 v. u. würde schneller verständlich sein, wenn anstatt des Wortes „insofern" gesetzt würde „auch wenn". Doch diese wenigen Bemerkungen sollen dem Werth des Buches keinen Abbruch thun. — Der für die nächste Zeit in Aussicht gestellte 2. Theil soll den „äußeren Dienst" behandeln.

A. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 76. Dienstag, den 4. Juli, Abends. 1899.

Der Antheil deutscher Frauen an der nationalen Bewegung im 17. Jahrhundert.

Von Dr. Friedrich Zöllner.

Die nationale Bewegung, die im 17. Jahrhundert durch verschiedene Theile unseres Volkes ging, ist mit derjenigen von 1813 oder 1870 nicht zu vergleichen. Sie äußerte sich damals nicht auf politischem Gebiete. Das Deutsche Reich hätte viel zu wenig äußere Macht besessen, wenn es die frechen Uebergriffe fremder Völker mit Erfolg auch nur hätte abwehren wollen. Namentlich unter der politischen Vorherrschaft der Franzosen hatten unsere Vorfahren in jener Zeit ungeheuer zu leiden. „Aetate, qua vivimus, res Gallicae Europae historiam faciunt", konnte ein französischer Historiker voll Selbstbewußtsein schreiben, und das Gegentheil wäre ihm weder mit der Feder noch mit der Faust nachzuweisen gewesen. Anders war der Boden, auf dem sich damals eine nationale Bewegung vorbereitete, wenngleich es auch bei dem bloßen Versuche, das fremde Joch abzuschütteln, geblieben ist. Rühmlich ist er doch zu nennen, wenn man bedenkt, wie hinderlich die äußeren Verhältnisse waren, und wie wenig selbst wir noch heutigen Tages in vieler Beziehung hier über den Versuch hinausgekommen sind. Noch schlimmer nämlich als die politische Schwachheit war vor 300 Jahren die Ohnmacht des deutschen Geistes, der sich allen Einflüssen der Fremde willig unterordnete. „Es ist euch weder zu rathen noch zu wehren; Ihr Teutsche seit solche Gesellen: was New ist, da fallet ihr auff vnnd hanget daran wie die Narren, vnd wer euch wehret, der macht euch nur döller drauff; wan aber Niemand wehret, so werdet ihr's bald selbst satt vnnd müde, gaffet darnach auff ein anderes Newes." Dieses Nachäffen fremder Vorbilder mußte um so verderblicher wirken, als es von jeher „vielleicht der Hauptfehler unserer Nation ist, daß sie aus zu großer Gefälligkeit gegen Fremde sich selbst nicht kennt und achtet". Von Luther's Zeit an und noch früher war Hand in Hand mit dem Eindringen fremder Bestandtheile in die deutsche Sprache auch eine grobe Verwelschung der deutschen Sitte gegangen. „Bis auf die Zeiten Maximilian's († 1519) war die deutsche Nation, so oft auch ihre Ehrlichkeit gemißbraucht ward, dennoch eine geehrte Nation, standhaft in ihren Grundsätzen, bieder in ihrer Denkart und Handlungsweise. Seit fremde Völker mit ihren Sitten und Sprachen sie beherrschten, von Karl V. an, ging sie hinunter. Zuerst kam spanisches Ceremoniel zu uns, bald schrieben die Fürsten, Prinzen, Generale italiänisch, bis seit dem Glorreichen dreißigjährigen Kriege nach und nach fast das ganze Reich an Höfen und in den oberen Ständen eine Provinz des Französischen Geschmacks ward. Hinweg war jetzt in diesen Ständen der deutsche Charakter; Frankreich ward die glückliche Geburtsstätte der Moden, der Artigkeit, der Lebensweise" (Herder). Mit leider nur allzu berechtigtem Stolze konnte ein Franzose unter der Herrschaft Ludwig's XIV. sagen: „Tous les peuples admirent et imitent. La langue, les modes, les idées de la France envahissent l'Europe. Les formes littéraires comme les formes du costume, comme celles des objets d'art et de luxe, comme les habitudes de la vie, du moins dans les hautes classes, tout se met, et pour longtemps, à la Française." Und diese Unterdrückung der eignen Cultur, welche die damaligen Deutschen der Zerrissenheit und Schwäche ihres Reiches, den Sonderbestrebungen und der Selbstsucht ihrer Herrscher, den Dogmenzänkereien ihrer Pfaffen und der Unfähigkeit ihrer Staatsmänner zu verdanken hatten, ließen sich in gleicher Weise Fürsten und Adel, Gelehrte und Volk gefallen. Arm und reich, jung und alt lernten rasch die guten alten Ueberlieferungen der Vorfahren verachten und gaben sich willenlos dem allgemeinen Taumel in der Werthschätzung und Bevorzugung alles Ausländischen hin. Anstatt sich nun durch das Gute, das man in der Fremde fand, veredeln zu lassen, wählte man aus Allem, was „weit her" war, meist gerade die bösen Beispiele und verpflanzte welsche Unsitte auf heimischen Boden, wo sie die edlen Blüthen germanischen Wesens aussaugen und überwuchern sollte. Die noch vorhandene sittliche Kraft mußte vollends schwer geschädigt werden durch einen Krieg, wie den dreißigjährigen, der das sittliche Gefühl schließlich in eine dumpfe Gleichgiltigkeit versenkte. Ohne Hinblick auf die ja stets unsichere Zukunft lebte man in den Tag hinein und machte, unbekümmert um das Wohl und Wehe des Nächsten, nicht einmal den Menschen an sich, sondern das liebe Ich zum Maß aller Dinge. Besonders verderblich aber mußte wirken, daß „der weibliche Theil unserer, nicht mehr unserer Nation (denn von den Müttern hängt doch fast aller gute oder schlechte Geschmack der Erziehung ab)", denselben Grundsätzen huldigte und sich ebenfalls „der deutschen Nation schämte, wie man sich eines Fleckens in der Familie schämt", und somit „für die thätige Bildung und Fortbildung der Nation verloren war, ja diese hinderte, wie er sie etwa hindern konnte, schon durch sein Dasein". Wie die deutschen Mädchen und Frauen damals waren, schildert uns mancher zeitgenössische Dichter. Der Altmeister der Satire, Logau, legt einmal einer jener modernen oder, wie man sagte, „alamodischen" Jungfrauen eine Rede in den Mund, in der sie das ihr zum Vorwurf gemachte unziemliche Kokettiren mit den Augen vertheidigt; sie empfiehlt gerade dieses Mittel jeder, die einen Mann gewinnen wolle:

„Drum schaut nur frisch herum,
Ihr Augen, ob nicht bald an warme Seite kumm
Der, der für uns geweiht, und welchem wir gehören!
Laßt euch das alte Lied vom schämen nicht bethören.
Ein gar zu blödes Aug, als oftmals ist geschehn,
Hat das, was ihm gesollt, versäumt, verschämt, versehn."

Für einen ehrwürdigen Greis aber, nach dessen Meinung einem Weibe „die stille, fromme Zucht und die Eingezogenheit" am besten stehe, hat dieselbe Jungfrau nur Spott und Hohn:

„Schweig, Vater! Alter, schweig von so verrosten Sprüchen,
Du wollst dann sein belohnt mit alamode Flüchen!
Du hast den Amadis, drauß wol man discurirt,
Nie oder nicht genug gelesen und studirt;
Drum gilt dein Kram nicht viel, die Ethik ist vermodert,
Die deiner Zung gieng um; was mehres wird erfordert,
Daß Damen lieget ob . . . .
. . . . Für Zeiten war's genug,
Wann, was da gab die Kuh, und was erwarb der Pflug,
Die Jungfern zählten her;"

jetzt könnte nur eine „gänge" d. h. bewegliche und kecke Zunge zur Gewinnung eines Mannes verhelfen, man dürfe nicht, wie ein Sprichwort lautete, „aus dem alten Testament" sein. Und solche Gewandtheit im Umgange und anregenden Gesprächsstoff für galante Unterhaltung glaubte man am Besten aus den Romanen sich anzueignen. Unter den schier zahllosen Erzeugnissen dieser Art, die damals aus Frankreich, Italien, England und sogar Spanien die deutschen Familien überschwemmten, spielte der lockere „Amadis" eine verderbliche Hauptrolle. Ein gewöhnlicher Fuhrmann freilich brauchte ihn nicht:

„Wer mit Pferden reden wil,
Darff den Amadis nicht viel.
Hotte, stoh, tschwuid und O!
Wer es kan mit Fuß, Hand, Mund,
Kan der Sprache meisten Grund."

Die deutsche Sprache blieb eben gerade noch gut genug für den Mann aus dem niederen Volke; die Vornehmen und schon die

Bürger, die es ihnen nachthaten, sprachen höchstens mit Gott und, wie Kaiser Karl V., mit ihren Pferden deutsch. Ihre ganze Weltweisheit aber lernten sie aus dem erwähnten Roman:

„Pralen, schnarchen, schnauben, fluchen,
Dringen, zwingen, dräuen, pochen
Ist der Welt ihr Amadiß,
Drauß sie heuer buhlen ließ."

Selbst die Frau, die auf ihren Ruf noch etwas hielt, las ihn wenigstens verstohlen:

„Elissa lieset gern in Büchern; Arndt, ihr liegt dein Paradiß
Stets zur Hand, doch für den Augen deine Biebel, Amadiß."

„Pfui euch", so schilt derselbe Dichter, „die ihr euch rühmt der geilen Buhler-Lügen deß frechen Amadis:

Die Zunge schärfft er zwar; allein er stumpfft die Sinnen,
Wil das, was ihr solt thun, euch überreden künnen
Durch das, was nie geschehn, durch das, was, wanns geschehn,
Die Ehe gantz verdammt, die Tugend nicht mag sehn."

Außer diesen „amadisischen" gab es noch eine Unmenge anderer „aufschneiderischer, alberner, pedantischer Fabelbruten und Mißgeburten", anderer „Scartecken, Lumpenbücher und Schriften, in deren elende Saalbadereien, die heutige, einfältige vnbedachtsame Jugend sich dermaßen verliebet, daß sie dieselben ganz auswendig gelernet". Ein besonderes Kennzeichen endlich für die Abstumpfung des Schamgefühls in jener Zeit ist die Thatsache, daß solche zum Theil schmutzige Romane oder ähnliche Dichtungen vornehmen Frauen mit ihrer Einwilligung gewidmet werden durften; und selbst dann konnten sich die Verfasser oder Uebersetzer erkühnen, in dem Vorworte von ihren anstößigen Darstellungen wie von ganz harmlosen Dingen zu reden. Das entsprach nur der Sitte der Zeit. Dieselbe Leichtfertigkeit trugen die Frauen in ihrer prunkhaften Kleidung zur Schau. Wie die Männer, so richteten auch sie dieselbe nach französischem Muster ein. Schminke, Puder, Parfüm, Färbung und Tracht des Haares, Farbe, Stoff und Schnitt der Kleider, die Schleppe, der Schleier, die Form der Aermel, Handschuhe und Hüte — Alles mußte nach fremdem Muster sein; was des Guten dabei jedoch an der einen Stelle zu viel gethan wurde, das fehlte wieder an einer anderen, so daß die Zuchtlosigkeit, gegen die schon Luther geeifert hatte, eher tolleres Spiel trieb als zur Zeit der Reformation. Kurz

„Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen;
Wie sichs wandelt außen, wandelt sichs auch innen."

Und die Mode wechselte trotz aller Aufwandsgesetze, wie heutzutage, ziemlich schnell (schon seit dem „schwarzen Tode" 1349): „Dann sobald kan nicht eine Wälsche närrische gattung aufkommen, daß ihr vngerathene Nachkömlinge nicht sobald dieselbe müst nachäffen vnd fast alle viertel Jahr ändern; auch darfür haltet, wo ein Ehrlicher Gewissenhaffter Mann bey seiner alten Ehrlichen Tracht bleibe, daß Er ein Hudler, ein Halunck, ein Alber, ein Esel, ein Tölpel sein müsse." Und doch:

„De Mening is nich goet: my dünckt de sülkes reden,
Den is Verstand und Sinn gantz uth dem Koppe gleden.
Denn alles wat man nu vör nie Mode holt,
Dat is gewesen all vor velen Jahren olt."

Da konnte man sehen „Junge Leutte, Manns- und Weibsvolck, welche alle Vierteljahr, ja zu Zeiten alle Monat ihre Kleydungen änderten, dann Hut, Hosen, Wambs, Strimpff, Schue, Stiffel, Speck, ja am Leib selbsten dann große Bärte, dann kleine Bärte, dann schwartze, dann weiße Haar, dann ihre eigene, dann frembde Haar, vnd solches mit großem Kosten, also daß viel sich vnd die Ihrige darüber in das verderben vnnd zu grund richteten"; und „manche Jungfern zotteln zu Hause in Leinwat-Kütteln und essen trocken Brod, nur daß sie allen Alamodischen Bettel schaffen können". Leider gilt ja noch jetzt das Wort aus jener Zeit:

„Deutschen haben zwo Naturen: dann die mode schaffet an,
Daß man, was man gleich nicht ware, durch die mode werden kan."

Und in der That konnte nur die Frau, welche „Auffgang, Abnehmen, Vndergang vnnd Wechsel" der Mode in Kleidung und Lebensart genau beobachtete, den Anspruch erheben, für eine rechte „alamodische Dame" zu gelten. Gegen dieses bekanntlich vom lat. domina kommende Wort, durch das erst im 17. Jahrhundert das alte deutsche Wort „Frau" (Frouwe—Herrin, verheirathet oder auch nicht) zurückgedrängt wurde, schleuderten die Satiriker ihren schärfsten Spott. Um es in Verruf zu bringen, benutzten sie gern seine äußere Aehnlichkeit mit dem lat. dama (—Damhirsch), das „so viel als eine Gembs oder stinckende Bergziege heisse, also dieser Bedeutung nach dem löblichen Frawen-Zimmer eine sehr schlechte Ehre erwiesen werden dürfte, wenn man sie noch ferner für Damen wolte schelten. Wie mögen doch die deutschen „Cavalier" auf die große Tohrheit gerahten, daß sie eine ehrliche deutsche Jungfrau mit dem zweiffelhafften Frantzösischen Nahmen der Damen umteuffen? Sie hören ja niemahls, daß ein Frantzösischer von Adel, wenn er sich eine Zeitlang in Deutschland aufgehalten und hernach wieder in sein Vaterland kömmt, ein Frantzösisch Weibes-Bild eine tresnoble, treschere Frau oder Jungfrau nennet." Schon auf der Schulbank hätte man jene Bedeutung gelernt, meint der Niederdeutsche Lauremberg:

„Dame is ein van den beesen Deeren,
Darvon de Jungens in der Grammatica lehren.
Dar steit: »Eine Schlange, ein Schuffueth, ein Hund,
Eine Dame, ein Luchs, ein Adder bunt,
De werden vör generis dubii geholden«,
Wyl man nicht weet offt se sindt als se scholden,
Und sind van dem twiselhaftigen Geschlecht,
Als de Regel in der Grammatica secht.
Den Damen up Latin sind wilde Zegen,
De gerne na de Böcke logen plegen.
Darum, Junfern, bewiset juwen Toren,
Wenn juw einer Dame heet, schlant en an den Ohren."

Darauf beziehen sich denn auch die Verse, die uns zugleich einen Schluß auf die sittlichen Anschauungen jener Modedamen gestatten:

„Was Dame sei und denn was dama, wird verspüret,
Daß jene Hörner macht, und diese Hörner führet."

Die deutschen Frauen verirrten sich sogar so weit, daß sie sich nicht scheuten, in der Völlerei und Trunkenboldigkeit — und beide Laster waren damals überall verbreitet — mit den Männern zu wetteifern. Rathsverordnungen dagegen nützten ebenso wenig, wie die vielen Schmähschriften „wider den Saufteufel", bis diesem Uebel in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Einführung des Kaffees etwas abhalf. Die Ueppigkeit der Speisen und der sonstigen Einrichtung des Hauswesens blieb. Natürlich gab auch hier fremdes Vorbild den Ton an, und der Uebersetzer französischer Bücher über Hauswirthschaft, wie des „Französischen Beckers", des „Französischen Kochs" und „Confitirors" konnte auf großen Absatz rechnen.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß schon jenes Jahrhundert seinen „Guten Ton in allen Lebenslagen" hatte, d. h. das natürlich besonders von französischer Anschauung dictirte „Complementier-Büchlein darin eine Richtige Art abgebildet wird, wie man so wol mit hohen als mit niedrigen Personen, auch bey Gesellschafften und Frawenzimmer hoffzierlich reden und umbgehen soll. Vermehret dabey ein Anhang Etlicher alamodischer Damen Sprichwörter, und itzt üblichen Reyhme. Hamburg 1654." Es enthält Abschnitte über „Hochzeit-, Tanz-, Hausführungs-, Gesellschaft-, Jungfern-Complemente" u. a. m. und richtete sich vornehmlich an die Frauen. Ueber die Hohlheit und heillose Wirkung dieser Vorschriften wußten einsichtige Leute viel zu klagen: „Wer hat beständige unbefleckte rechte Teutsche Treu im Hertzen? Wie solten dann die Wort anderst sein, welche aus dem Hertzen ursprünglich herrühren? Wie solten dann die Kleidungen anderst sein, die sich nach dem Hertzen richten? Bastart-Hertzen, Bastart-Sprachen, aus welchen letzlich die unehrliche, unehliche Mißgeburt gezeuget wird, so man Complimenta nennet ... Dann wie kann es immer möglich sein, daß ein Teutscher, der von art nicht viel wort macht, nicht viel Schwätzens und Großsprechens achtet, seiner Natur zuwider es mit so läppischen Babbeleyen recht meinen solte? .... Die reverenzen sind eine Farb des Hertzens, ein Anstrich; alles was angestrichen ist, das ist falsch und nichts werth ... Die man vor die beste achtet, die sind oft die ärgste: eben wie bei den Franzosen, viel Complimenta, wenig Cordimenta. Je mehr wort, je minder werck; je mehr Geschrei, je minder woll; je mehr Geschwätz, je minder Hertz; je mehr Schein, je minder Golde." Dafür aber hatten die Frauen kein Verständniß; sie unterwarfen sich der Allbeherrscherin Mode und verlangten dasselbe von allen andern; wie es Logau einer bissig nachrühmt:

„Nach der Mode Reden führen,
Nach der Mode Glieder rühren,
Nach der Mode Speise nehmen,
Nach der Mode Kleider brennen,
Nach der Mode Zucht verüben,
Nach der Mode Menschen lieben,
Nach der Mode Gott verehren,
Will Morinna alle lehren."

Es blieb eben blos noch die eine Frage übrig:

„Wer und was nicht nach der Mode, der und dieses muß sich schämen:
Wo denn werden wir zu letzte einen Mode-Himmel nehmen? —

Fürwahr ein sehr düsteres Licht, in dem sich uns die Frau jener Zeit zeigt! Und doch sollen uns — wir müssen freilich lange suchen — zu unserer Freude auch Frauen begegnen, in deren Herzen die Liebe zu ihrem Deutschthum und das Volksbewußtsein noch nicht erloschen war. Begreiflicher Weise finden wir sie am ersten in den Kreisen, deren Männer das Banner ergriffen in dem Kampfe leider nicht übermächtiger Heere gegen fremde Oberhoheit, wohl aber deutschen Nationalgeistes gegen die Fremdherrschaft und Bevormundung in Sprache und Sitte. Solche Gleichgesinnte hatten 1617 unter dem edlen, feinsinnigen Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen die sogenannte „Fruchtbringende Gesellschaft“ gegründet, einen Bund, der — im Anschluß an das Vorbild der italienischen Akademien — für die Reinheit der Muttersprache und Erhaltung deutscher Zucht kräftig eintrat und sich allmälig im Adel und Bürgerstande viele Anhänger erwarb. Frauen war der Eintritt hier verwehrt. Allein es konnte nicht ausbleiben, daß die Frauen der Mitglieder von ihren Männern dem Fremdwesen nach und nach ebenfalls abgewendet wurden und deren vaterländische Bestrebungen mehr und mehr in ihrem Hauswesen und ihrer Umgebung fördern halfen. Dann durften auch sie in ein Verhältniß zur Fr. Ges. treten. Man belohnte ihre Theilnahme, indem man auf sie ihres Mannes Gesellschaftsnamen — einen solchen hatte jedes Mitglied schon wegen der äußeren Gleichstellung und Vereinfachnng des Verkehrs zu führen — übertrug. Ein Brief Fürst Ludwig's besagt, die Fr. Ges. sei „auf die Mannspersonen, und nur die Weibespersonen, so weit sie mit den Männern verehelichet, und sich nach ihnen in nahmen und der that zu richten haben, gegründet“. Auch die Wittwe behielt den Gesellschaftsnamen ihres Gatten, wenn „sie beyderseits vnsere sehr gute Freunde gewesen, vndt Freundin noch sein, Sie auch eine insonderheit geschickte vndt löbliche Gesellschafterin vndt ehre vnd nutzen zu befördern vndt zu vermehren sehr begierig ist.“ Auf solche Ehrung waren die Frauen stolz, und die Herzogin Sophia Elisabeth zu Braunschweig wird es gern gestattet haben, daß sie sogar auf dem Tittel einer Sammlung geistlicher Lieder, die sie „mit schönen anmuhtigen Symphonien“ kunstreich ausgezieret“ hatte, mit dem Gesellschaftsnamen ihres Gemahls genannt wurde. Am bedeutendsten neben der Fr. Ges. war die etwas jüngere „Deutschgesinnte Genossenschaft“ des Philipp Zesen, eines freilich allzugroßen Heißsporns in der Bekämpfung des Ausländischen. Auf der langen Liste seiner Mitglieder selbst treffen wir zwei Frauennamen, eine Frau Katarina Regina von Greiffenberg, geb. Freiherrin v. Seisseneg, und eine Jungfrau Ursulane Hedwig v. Feldheim aus Niedersachsen. Doch ist jene nach ausdrücklichem Zusatze an die Stelle ihres verstorbenen Gemahls als Mitglied getreten, wozu sie auch durch die Dichtung geistlicher Lieder und anderer frommer Betrachtungen besonders geeignet erscheinen mußte; für die zweite ist weder der eine noch der andere Grund nachzuweisen, sodaß wir uns über ihr allein dastehendes Beispiel etwas wundern dürfen. Ganz anders zu beurtheilen ist das Auftreten vieler weiblicher Mitglieder in anderen gleichzeitigen Gesellschaften, wie dem „Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz“ in Nürnberg. Diese waren ja keine Gründungen zur Bekämpfung ausländischer Sitte und Sprache, wiewohl eine Menge ihrer Mitglieder aus eigenem Antriebe auch diesen Zweck verfolgten, sondern, wie schon ihr Name angiebt, eine „Hirtengesellschaft“, entsprungen einem für jene Zeit eigenthümlichen empfindsamen und schwärmerischen Zuge, der wiederum durch französische und englische Schäferromane in das Herz der Deutschen gekommen war. Ihre Stifter, der sächsische Theologe Joh. Klaj und der Nürnberger Rathsherr Philipp Harsdörffer, waren begeisterte Dichter von romantischen Schäferspielen, und beschlossen, ihr bisheriges gemeinsames „Hirtenleben“ durch Gründung eines „Blumenordens“ fester zu gestalten und andere Gleichgesinnte um sich zu schaaren. So entstand eine Dichtergesellschaft, bei deren idyllischem Treiben in dem noch vorhandenen Parke an der Pegnitz Frauen nicht fehlen durften. Trotz aller Tändeleien aber, denen sie sich bei ihrer Abwendung von der trostlosen Gegenwart hingaben, ist der Grundzug ihrer Gesinnung entschieden deutsch gewesen. Wir dürfen nicht zweifeln, daß diese Frauen alle mit mehr oder weniger Kraft und Muth für ihre heimische Art eingetreten sind, mögen sie nun dem Adel angehört haben, wie die Freundinnen der Fr. Ges., oder aber vorzugsweise dem Bürgerstande als Mitglieder der Pegnitzgesellschaft. Am meisten allerdings bedurften einer kraftvollen Ermahnung zur Umkehr die Frauen des Adels, der damals mit der größten Vorliebe alles Ausländische hegte und pflegte. Um so höhere Anerkennung verdient das Vorgehen verschiedener fürstlicher Frauen, die nicht vereinzelt bleiben wollten, sondern das Bedürfniß fühlten, sich ebenfalls zusammenzuschließen, theils aus dem Grunde, weil ihnen der Eintritt in die vaterländischen Vereinigungen ihrer Männer nicht erlaubt war, theils in dem Glauben, der nationalen Sache auch auf eine andere, ihnen mehr zusagende Weise dienen zu können. Richtete sich der Kampf der Männer, die doch durch ihre Schriften in der Oeffentlichkeit wirken konnten, mehr gegen die Mißachtung und Unterdrückung der „edlen deutschen Haupt- und Heldensprache“, so mußten die gleichgesinnten Frauen naturgemäß ihre eigenste und vornehmste Aufgabe darin erblicken, in ihrem stilleren Wirkungskreise besonders die geschmähte und verachtete deutsche Zucht und Sitte wieder zu Ehren zu bringen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat man denn folgende Erscheinung zu betrachten. Im Jahre 1595 hatte Kurfürst Friedrich IV. dem 27jährigen Prinzen Christian (I.) zu Anhalt-Bernburg die Statthalterschaft in der Oberpfalz übertragen und ihn zu seinem vertrauten Minister gemacht. Seine Hofhaltung schlug der junge Fürstensohn in dem jetzt bayrischen Städtchen Amberg auf mit seiner ihm im Juli desselben Jahres angetrauten Gemahlin Anna. Diese stammte aus dem gräflichen Hause Bentheim, welches die französische Bildung und Geistesrichtung jederzeit stark begünstigt hatte, und war demgemäß in der Vorliebe für das Fremde erzogen worden zu „einer gottesfürchtigen und klugen, in französischer und italienischer Sprache erfahrenen Dame“. Jedenfalls paßte sie in dieser Beziehung gut zu ihrem Gemahle, so daß ihr Hof, nicht blos der Politik nach, ziemlich französisch war. Und doch sollte auch sie allmälig zu besserer Einsicht gelangen und darthun, daß sie sich als deutsche Fürstin aus deutschem Geschlechte fühlte. Kaum acht Wochen nach der Stiftung der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ durch ihren Schwager Ludwig gründete auch sie — am 21. October 1617 — einen Bund, der nach seiner ganzen Beschaffenheit und Einrichtung die Fr. Ges. zweifellos zum Vorbilde gehabt hat. Wie jene einen grünen Palmenbaum zum Abzeichen hatte, so wählte dieser sich einen goldenen; wie dort, so erhielt auch hier jedes Mitglied ein Sinnbild, einen Wahlspruch und einen bei Zusammenkünften zu führenden Gesellschaftsnamen, alles Dinge, die uns theilweise lächerlich vorkommen mögen, die aber aus der Anschauung ihrer Zeit heraus erklärt sein wollen. So war das Sinnbild eines Mitgliedes ein Fels im Meere, welcher der Gewalt aller vier Winde trotzt; der hieraus abgeleitete Wahlspruch hieß: „Fest und unerschütterlich“, und seine Trägerin nannte sich deshalb „Die Unveränderliche“ — im Hinblick auf ihre Bestrebungen gewiß keine Geschmacklosigkeiten. Nun sind aber diese Bezeichnungen alle bis zum Jahre 1633 französisch gewesen und erst dann mit den Satzungen ins Deutsche übertragen worden. Selbst der Name des Bundes hat bis dahin französisch gelautet: „La noble Académie des Loyales“ oder „L'Ordre de la Palme d'or“. Das klingt zunächst wie eine Parodie auf die Fr. Ges., und man ist daher in neuerer Zeit auch sofort bereit gewesen, diese Académie als eine Gegenbestrebung hinzustellen, die entsprungen wäre aus der Entrüstung der Prinzessin Anna über die nationale Stiftung ihres Schwagers und gezeitigt als ein Gegengewicht zu dieser, um wenigstens die Prinzessinnen der „Deutschen Vergröberung“ zu entziehen. Diese Meinung konnte nur noch gefestigt werden durch die Thatsache, daß nach den noch erhaltenen Gesetzen „in dieser Gesellschaft keine andern Personen angenommen werden durften, als die aus fürstlichem, gräflichem und adligem Stande und Geschlechte sein“, u. z. ausschließlich Frauen, mit der Beschränkung der Mitgliederzahl auf 20, während in der Fr. Ges. ohne Unterschied des Standes jeder, der sein Deutschthum hoch hielt, Aufnahme fand. Außerdem lesen wir, die Mitglieder des „goldenen Palmenordens“ sollten bei Versammlungen sich befleißigen „unterschiedlicher Sprachen“, d. h. verschiedener Sprachen, nicht etwa der damals beliebten Menglingsreden, in denen französische, englische, spanische, wohl auch lateinische und gar griechische Wörter neben einigen schüchternen deutschen ihr buntes Spiel trieben. So war doch wenigstens die deutsche Sprache nicht ganz ausgeschlossen. Hat schon dieser Umstand bei Neueren nicht genügend Beachtung gefunden, so ist andrerseits der Hauptinhalt aller übrigen Bestimmungen des Ordens mit vornehmem Stillschweigen übergangen worden. Die Harmlosigkeit des Ordens erhellt schon aus der Vorschrift über

Digitized by Google

die Versammlungen. Da sollten die Mitglieder „ihre Zeit, wie auch sonsten, mit Ehrlichem, Ihnen und ihrem Stande wohl anstehenden auch frölichen Uebungen und Gesprächen zubringen, unter welchen auch diese sein sollen, daß Sie sich befleißigen unterschiedlicher Sprachen, allerhand schöner Handarbeit, auch anderer feiner künstlicher Sachen, darunter auch die Musik, Gedichte, und ingemein in allen dem, was ihnen und ihresgleichen rühmlich ist, und wohl anstehet, nach einer jeden Fähigkeit“. Ist man nicht versucht, hierbei an ein Damenkränzchen unserer Zeit zu denken? Nur wurde jenen Mitgliedern noch eine Pflicht auferlegt, die für die Gebildeten der Gegenwart mindestens überflüssig scheinen, bei den damaligen sittlichen Anschauungen aber als sehr bedeutungsvoll gelten muß. Gleich der zweite Abschnitt lautet: „Sie sollen sein für allen Dingen Gottesfürchtig, der Religion zugethan, die Gottes Wort lieb haben, Tugendsahm, zu aller Zucht und Ehrbarkeit geneigt, und die ihres Berufs sich treulich annehmen.“ Das ist das Grundthema, das uns aus fast allen übrigen Theilen der Satzungen in Variationen entgegenklingt. So mußten die Mitglieder „sich in allem ihrem Thun und Fürnehmen hüten für leichtfertige Worte, Gebehrden, und allem dem, was Ursache und Anlaß zu böser Nachrede geben kann, hergegen sich befleißigen in Worten, Gebehrden und Wercken Ehrbarlich, Züchtig, Sittsam und demüthig zu leben, also daß Sie andern ein Exempel sein mögen“. Bei allen „Ehrlichen Uebungen“ sollten „Sie einander nach Vermögen behilflich sein, und also Vertraulichkeit zusammen suchen und halten“, und im gegenseitigen Verkehre „sich hüten nicht allein für öffentlichen Haß, sondern auch für heimtückischen Neid, Hinterlist, Stachelwort, auch alle Falschheit, wie die mag Nahmen haben, einander zu hintergehen“. Entsprechend dieser redlichen Offenheit mußten sich „die Glieder sämptlich verpflichten, einander aufrichtig zu lieben, eines dem andern seine Mängel mit Sanftmuht anzudeuten, und wo eines das andere guter Meinung warnet, soll dasselbe nicht allein unter Ihnen selbst wohl und ohne Anzeigung einiges Verdrußes aufgenommen und corrigiret werden, sondern auch, wo die Patronin eines oder das andere vermahnet, soll es ebener massen danckbahrlich aufgenommen, und als wohlgemeint verstanden werden“. Und in richtiger Erkenntniß der menschlichen Schwäche war noch besonders verordnet, bei Zusammenkünften „allezeit der Abwesenden im Besten zu gedencken und Ihnen alle Wohlfahrt zu wünschen, auch Correspondence und gute Vertraulichkeit abwesend im Schreiben mit einander zu halten, damit nicht Ursache zur Vergessenheit oder Mißtrauen gegeben werde, da auch einem oder dem anderen Glied sollte übel nachgeredet werden, einander zu vertheidigen, und derselben Mängel verbergen zu helfen, so viel sich schicken will.“ Im Einklange mit diesen Forderungen der Menschenfreundlichkeit war jedem Mitgliede schließlich noch Mildthätigkeit anempfohlen, indem „allerseits Jährlich eine geringe Anlage geschehen“ sollte „zu Nutz armer Kinder, dieselbe etwas zu lernen“. Das war also das Feld, auf dem die Frauen im Gegensatz zu dem allgemein herrschenden Mangel an deutscher Gradheit und Biederkeit, an Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe eine segensreiche Thätigkeit entfalten konnten, nachdem sie zuvörderst mit der Besserung ihres eigenen Geschlechts den Anfang gemacht hatten. Hier ergänzten sie aber auch in schöner Weise das Streben der deutschgesinnten Männer, namentlich der „Fruchtbringenden“, die ja auch für sich als ersten Grundsatz aufgestellt hatten, „daß man sich ein iedweder ehrbar-, nutz- und ergetzlich bezeigen und also überall handeln solle, bey Zusammenkünften gütig, frölich, lustig und verträglich in worten und in wercken sein, auch wie dabei keiner dem andern ein ergetzlich wort für übel aufzunehmen, also soll man sich aller groben, verdrießlichen reden und schertzes darbey enthalten“. Daher finden wir begreiflich, daß dem „goldenen Palmenorden“ — und das muß jeden Gedanken an eine Gegengründung zur Fr. Ges. vollends zerstören — keine Geringere als des Fürsten Ludwig Gemahlin Amöna Amalia schon 1618 beitrat, trotzdem der deutschen Sprache in ihr die nothwendige Alleinherrschaft nicht zugestanden wurde. Soweit vermochte eben eine Fürstin, wie Anna, die die französische Sprache zu hoch schätzte, trotz ihrer löblichen Absichten nicht zu gehen. Deshalb war diesem Bunde mit seiner Doppelseele auch kein langes Leben beschieden. Von den 26 Mitgliedern, die er überhaupt nur zu verzeichnen hatte, wurde das letzte 1636 aufgenommen; dann ist der Orden „mit dem Ableiben dero ansehnlichen Gliedmaßen gemachlich erloschen“. In der richtigen Anschauung von der Unvollkommenheit dieses Bundes betheiligte sich schon am 6. September 1619 Ludwig's Gemahlin an einer andern Vereinigung, die im Beisein ihres Gemahls von dessen Schwester, der Gräfin Anna Sophia zu Schwarzburg-Rudolstadt, wiederum nach dem Muster der Fr. Ges., ins Leben gerufen wurde und ihren Zweck gleich in ihrem diesmal deutschen Namen „Tugendliche Gesellschaft“ und in ihrer Stiftungsurkunde ausdrückte: „Neun Weibspersonen fürstliches und gräfliches Standes haben sich beisammen gefunden, weil denn ihr Muth und Sinn der Zeit nach Ehre und Tugend strebt, auch für sich selbst erkannt, daß hoher Leute Zusammenkünfte nicht aber weltlicher Ergötzlichkeit halber, sondern vielmehr erbaulichen Gesprächs und fruchtbarlichen Verrichtung angestellet sein sollen, haben sie einmüthiglich beschlossen, Andern zur Anregung und Nachfolge eine Gesellschaft anzusetzen, welche sie von ihrem Grunde, der Tugend, die Tugendliche Ges. genennet haben.“ Ihr Wahlspruch hieß „Tugend bringt Ehr“, um „anzuzeigen, daß fürstliche Weibsbilder nächst rechter Erkenntniß Christi nichts Höheres anliegen solle, als der Tugend sich zu befleißen und gebührlich nach Ehr zu streben“. Im Jahre 1632 zählte dieser Tugendbund 73 Mitglieder; weiteres ist nicht bekannt. Andere Bahnen schlug ein dritter Bund ein. Der schlaffe deutsche Adel schwärmte damals für den französischen allegorischen Schäferroman des Marquis Honoré d'Urfé, die Astrée (1. Theil 1609): der Schauplatz dieser Liebesgeschichte war schon in Frankreich zum Wallfahrtsort aller empfindsamen Seelen geworden — ein Vorspiel zum Schicksal des „Werther“. 1619 fühlte sich ein unbekannter süddeutscher Edelmann gemüßigt, eine Uebersetzung dieses Buches zu veröffentlichen unter dem bezeichnenden Titel: „Von der Lieb Astreae und Coladonis, Einer Schäfferin und Schäffers. Darinn Ihr wunderbarer Zustandt, Mühe, Arbeit und Unglück, neben einführung anderer vieler mit dergleichen Lieb behafften glücklicher und unglücklicher Zuständ und Ausgäng: Sampt allerhandt lieblichen, auch eyferigen und in Lieb verzweifelten Discursen und Gesprechen, erzehlet und beschrieben werden“ u. s. w. Schon bei der grauenhaften Fassung dieses Titels wird Niemand Verlangen tragen auch nur nach einer Probe des Inhalts: genug, man bevorzugte das Orginal. Der französische Verfasser aber erhielt im März 1624 aus dem Anhaltischen einen französischen, sehr schmeichelhaften Brief, mit dem Ausdruck der Verehrung unterzeichnet von 48 adligen Damen und Herren. Sie theilten ihm mit, sie hätten sich die Namen der Personen aus dem entzückenden Romane beigelegt und zur Nachahmung der geschilderten idyllischen Zustände eine Hirtengesellschaft, die „Académie des vrais Amants“, gestiftet, zu deren Mitgliedschaft sie den Marquis einlüden. Leider haben sich die Absender schon hier mit den angenommenen Namen unterschrieben. Daß aber unter ihnen auch Glieder der anhaltischen Fürstenhäuser waren, beweist der Umstand, daß der anhaltische Geschäftsträger in Paris den Brief vermittelte. Vermuthlich war auch hier die mehrerwähnte Fürstin Anna nicht unbetheiligt, da sie 1624 im Anhaltischen weilte. Jedenfalls hatte diese Gründung, wenn auch einer damals wenig nützlichen Neigung entsprungen, keine Spitze gegen die vaterländischen Bestrebungen des Fürsten Ludwig, der ihre absonderlichen Tändeleien gewiß mehr belächelt als gefürchtet hat. Stattlich bleibt immerhin die Zahl der Frauen, die neben ihren Männern gegen die zerrüttende Verwelschung für die Wahrung heimischer Zucht und Sitte kämpften. Wenn das deutsche Nationalbewußtsein dennoch damals nicht mehr erstarkte, sondern eher bald wieder einzuschlummern begann, so lag das an der erdrückenden Uebermacht seiner Gegner. Aber eben deswegen gebührt den Frauen ebenso wie den Männern jener Zeit Dank für ihr Streben und ihren Muth, den großen Schwierigkeiten Trotz geboten zu haben. Schon für damals konnte den Vaterlandsfreunden ein Trost sein, was der größte Deutsche unserer Tage über die Dauer seiner Erfolge ausgesprochen hat: „Was bis zum Frauenherzen vorgedrungen ist, das haftet. Die Frauen sind conservativ. Sie wirken auf das heranwachsende Geschlecht und ziehen es in ihrem Geiste groß. Sie sind mir gute Bürgen für den Bestand meines Lebenswerkes.“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 77. Donnerstag, den 6. Juli, Abends. 1899.

In Chinatown.*)

Da das Neujahrsfest der Chinesen ein bewegliches ist, weil ihr Jahr nach Mondmonaten eingetheilt wird, kann es innerhalb des Zeitabschnittes vom 22. Januar bis 20. Februar stattfinden. Heuer begann die Feier am 9. Februar, da das Datum nach dem Erscheinen des Neumonds regulirt wird. Zu unserer Freude ward uns Gelegenheit geboten, den 10 Tage lang währenden Festlichkeiten beizuwohnen. Welch' interessantes Bild bot sich unseren Augen dar, da wir die engen ungepflasterten Gassen der kleinen chinesischen Stadt betraten! Hier bewohnt die von den Flußbootsbehausungen Chinas stammende Bevölkerung die einzigen primitiven Breterbauten. Mitten aus ihnen heraus ragt der Joss-Tempel, welche Götterheimstätte die menschlichen Hüttchen majestätisch überthront. Jedes dieser Häuschen denke man sich dicht neben dem anderen stehend, mit einem Balcon in erster Etage, über welcher sich das flache Dach befindet, der ebenso lang wie die Hausfaçade ist. Von dem niedrigen, von Säulen getragenen, überdachten Balcon hängen innen enorme Laternen. Sie sind so unförmig groß, daß sie den Fenstern im Hintergrunde jeglichen Luftzutritt rauben und das Innere der Räume ganz verdunkeln. Diese Laternen sind zumeist von ganz dünnem, rothem Holz, zuweilen auch von dem buntgemalten bekannten chinesischen Papier, fast durchschnittlich mit Götzendarstellungen und bunten Blumen. Am Neujahrsabend und während der ganzen Festtage waren sie alle erleuchtet. Die chinesischen Blumentopfgewächse, mit denen die Balcone eng besetzt waren, die von einer Säule zur anderen geschwungenen Guirlanden schillerten infolge des bunten Laternenlichts in allen Regenbogenfarben. Auf den Straßen umher standen Männer und Kinder in ihren buntseidenen Gewändern mit den grellen Farbencontrasten, mit den goldenen Stirnreifen, an denen Perlenschnüre befestigt, den schwarzen Käpseln mit der rothen Korallenkrone als mächtig großer Knopf in der Mitte. Fast vor jedem Hause brannten zu ebener Erde zwei rothe Wachskerzen. Zwischen denselben stand eine Räucherbowle, aus welcher ekelerregende, dem Opiumgeruch ähnliche Rauchdüfte emporstiegen. Der ganze Boden der Gassen war förmlich übersäet mit bunten Papierschnitzeln, Ueberbleibseln jenes Feuerwerks, das unaufhörlich losgelassen wird, in dem Glauben, böse Geister damit zu verjagen. Nach allen Seiten hin sprühten fortwährend die Funken, so daß man immer Gefahr lief Brandflecke zu bekommen. Die Welt hier unten erschien uns wie ein lebendig gewordenes Märchen, in dem man selbst plötzlich eine Rolle zu spielen hatte. Auf vielen der flachen Dächer der einstöckigen Häuser wehten außer den schmutzigen zerlumpten Flaggen mit den Götzenbildern darauf die im Waschfaß geläuterten Gegenstände einer regelrechten Chinesenwäsche. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es hier keine Waschfrauen giebt, wie bei uns daheim, sondern daß die Chinesen die Wäsche der amerikanischen Californier waschen in der Art, daß sie nach einer vierteljährigen Behandlung zu unbenutzbaren Fetzen geworden.

Als wir in der zweiten Mittagsstunde des ersten Festtages das Städtchen betraten, war reges Leben. In einer der Straßen war eine Holzplatform errichtet. Hier fand ein theatralisches Schauspiel statt, nur durch einen Chinesen aufgeführt. Um ihn herum hatte sich soviel Chinesenvolks geschaart, daß die Straße völlig gesperrt war. Seine ganze Erscheinung war eine höchst phantastische. Man muß die grellcontrastirende Farbenzusammenstellung eines solchen chinesischen Bühnenheldengewandes gesehen haben, um sich eine wirkliche Vorstellung machen zu können. Seine rosa mit reicher Goldstickerei funkelnden Kniehosen waren von drei prächtigen, über einander gebundenen Schürzen gehalten, blau, grün, gelb in Farbe. Die Blouse war von hellgrüner Brocatseide mit weiten, innen violet abgefütterten Aermeln. Auf dem Kopf trug er ein feuerrothes Chinesenkäpsel mit breitem Goldrand, unter welchem hervor der mit bunten Seidenbändern verflochtene „queue" (Zopf) bis zu den Fersen herunterhing. Seine buntcarirten Strümpfe, die bis zum Knie reichten, waren von den Sandalen aus eben so hoch kreuzweis mit Bändern umwunden. Den linken Arm hielt er graciös in die Höhe und seine Hand umspannte einen kleinen Tambour, während die Rechte mit einem Klöppel darauf fungirte, jedesmal dann, wenn besonderen Worten seiner vorgetragenen Tragödie erhöhter Ausdruck gegeben werden sollte. Bei solcher Gelegenheit schwang er das rechte Bein hoch in die Lüfte. An seinen Mienen, der ganzen Art seiner Ausdrucksweise und dem Tonfall der Stimme konnte man sofort wahrnehmen, daß es sich hier um eine ernste Geschichte handle. Bekanntlich sind die Chinesen große Theaterliebhaber. Jeder Tempel ist zum Theaterspiel eingerichtet, das sie zu Ehren ihrer Götter abhalten. Einer ihrer Schutzgötter, von den Schauspielern angebetet, ist ein Kaiser der Tang-Dynastie, welche in der Zeit von 620—960 A. D. in Blüthe stand. Er wird oft angeführt in der chinesischen Geschichte als der Verfasser theatralischer Balladen. Dieser Straßenschauspieler nun trug, wie uns gesagt wurde, eine solche Ballade vor, welche dem Schauspielgötzen Nguang-Sani geweiht war, die Jugend preisend und das Laster geißelnd. Andachtsvoll verfolgten die Umstehenden jede Miene, jedes Wort des Balladenerzählers. Es war ganz interessant, bald Entsetzen, bald freudige Zustimmung in den Gesichtern zu lesen. — Von hier aus führte uns der Weg zu der Wohnung des Chinesenmissionars, der mitten unter seinen heidnischen Landsleuten seine Wohnung hat. Er macht hier Bekehrungsversuche und hält sein bereits bekehrtes kleines Häuschen in Kirche und Schule zusammen. Er selbst trägt amerikanische Kleidung, während seine kleine niedliche Frau in ihrer ganzen Tracht eine vornehme Chinesin repräsentirt. Da seine Bekehrungsgeschichte eine so interessante ist, schalte ich sie ein. Er erzählte uns: „Auf langes Bitten gestattete mir meine Mutter, bei unserem Götzen anzufragen, ob er mir erlauben würde, nach Amerika auszuwandern. Früh 4 Uhr Morgens kam ich zu unserem Priester, wie es die Sitte bei solchen Fragen vorschrieb. Ich mußte versprechen, Alles zu opfern, was ich damals an Habe besaß, damit er die Frage an die Gottheit richte, und außerdem, wenn ich ein reicher Mann geworden sei, auch noch ein gebratenes Schwein zu spenden. Als ich meiner Mutter das »Ja« des Götzen berichtete, sagte sie: »Dann geh', wenn du nur reich wirst, dann bin ich schon zufrieden.« Ich war gerade 12 Jahre alt, da ich bei meinem Chinesen-Onkel in San Francisco eintraf. Dieser behandelte mich völlig wie seinen Sklaven. Ich bekam aber keinen Pfennig Geld. Da mich ein großer Wissensdrang beseelte, schlich ich mich Abends zur Missionsschule des sogenannten „Chinahomes" (Chinaheim). »Du darfst nicht allemal schlafen, wenn's zum Religionsunterricht kommt,« sagte die Missionarin zu mir. Ich war aber von des Tages Arbeit so geschwächt und todmüde, daß ich keine Macht über den Schlaf mehr hatte. Die amerikanischen Knaben thuen den Chinesen Schimpf an, wo immer sie einen erwischen können. Oft haben sie mich mit Steinen geworfen. Eines Tages hatten sie mich über und über wund geprügelt, da schleppte ich mich zur Missionarin. Sie verband meine Wunden und tröstete mich und sagte: »Siehe, das thue ich Alles für dich, weil ich Jesum lieb habe und er uns gelehrt hat, so zu handeln.« Da erwachte in mir die Sehnsucht, auch

*) Eine nur von Chinesen bewohnte Stadt, direkt an Los-Angeles, Cal. grenzend.

so gut zu werden nach dem Vorbilde Jesu und der Missionarin. »Ich will deinen Jesus auch lieb haben,« sagte ich, »und auch ein Missionar werden«. Als ich meinem Onkel mittheilte, welches mein Vorhaben sei, hing er mich auf an einem Seil um die Taille und peitschte mich dann. Nachher war ich halbtodt und konnte nicht zur Schule gehen. Da kam die Missionarin nach mir zu sehen. Endlich gelang es ihr eines Tages, mich heimlich in die presbyterianische Kirche zu bringen. Diese hat mich mit ihren Mitteln zum Missionar für meine Landsleute gemacht. Meine Frau hat auch eine schlimme Kindheit gehabt. Sie wurde von China gestohlen, wie es oft mit Kindern geschieht daselbst, und herübertransportirt nach Amerika von Bösewichtern, die ihr lehrten zu stehlen und sie zu einem schlechten Mädchen erziehen wollten. Sie wissen schon, zur Sklavin, wie die reichen Chinesen in San Francisco sie sich kaufen, deren Frauen in China sind. Da aber die Polizei immer in jenen verrufenen Verbrecherstadttheilen Nachforschungen anstellt, fanden sie eines Tages das arme Kind, weil es sich geweigert hatte zu stehlen, ganz zerprügelt in einem finsteren Loche eingeschlossen, beinahe dem Hungertode nahe. Die Polizei übergab das Kind dem China-Missionary-Home. Dort war sie 12 Jahre. Eines Tages, als ich dahin kam zu einer Missionszusammenkunft, sah ich sie sittsam die Gäste bedienen. »Erzieht sie mir für mein Weib,« bat ich, denn sie hatte mir ihr Herz gewonnen, ich wußte nicht wie. Ich fühlte, es war des Himmels Bestimmung. Ich heirathete sie bald. Wir sind glücklich geworden, und diese drei Mägdelein hier nebst dem kleinen Stammhalter sind unsere Freude. — Kommt ihr Mädchen und singt eine Missionshymne." Nachdem die niedlichen Geschöpfchen, mit den kohlschwarzen Augen und Haaren, des Vaters Wunsch erfüllt und die rührenden Kinderstimmchen verhallt waren, winkte die Mutter dem ältesten Töchterlein und sprach auch chinesisch zu ihm. Da kam „Esther" bald darauf und bot in kleinen chinesischen henkellosen Tassen Thee an, der ohne Zuthat genossen wurde und echt chinesisch schmeckte. Auch wurde eine Holzschüssel, die 12 Abtheilungen hatte, mit allerhand eingezuckerten, getrockneten Früchten und einer ganz besonderen Nußart angeboten. Diese Nüsse heißen Li-chee, haben die Form ganz winziger Aepfel, eine dunkelbraune, dünne, leicht zerbrechliche Schale, innen eine dattelähnliche Frucht mit eben solchem Kern. Beschriebene Früchte und Nüsse werden in großen Tonnen zur Neujahrsfeier von China importirt. In jedem Haus werden sie nebst Thee jedem Neujahrsgratulanten angeboten, denn die Sitte der Neujahrsgratulation ist genau dieselbe wie bei uns. Beim Abschied bekommt man eine Neujahrskarte. Sie besteht aus einem breiten rothen Streifen, worauf in chinesischer Bilderschrift gedruckt ist: „Kung Hay Fat tsoi" (glücklich Neujahr). Die Empfangshalle des Missionars war künstlerisch schön geschmückt mit dem grünen Gezweig und Früchten der „pumeloes", welche melonengroße Orangen sind, die in China wachsen. Die Möbel zum Sitzen waren alle sehr niedrig, da besonders die chinesischen Frauen hier alle Miniaturfigürchen sind. An den Wänden hingen in schmaler Flaggenform jene auf Seidengaze gemalten Bilder, Landschaften, Blumen und Vögel darstellend in der eigenartigen chinesischen Art und mit der wunderbaren Perspective. Die Frau Pastorin, darunter sitzend, erschien wie ein lebendes Bild. Sie trug ihr bestes chinesisches Gewand. Die weiten Aermel des losen, braunseidenen Brocatoberanzuges waren mit rosa schillernder Seide abgefüttert. Ein lichtblauseidener Schulterkragen von reicher Goldstickerei, oben eingewebt. Die weiten, braunen, mit schwarzen und bunten Seidenbändern besetzten Frauenbeinkleider gingen ihr fast bis zu den Fußspitzen. Sie trug chinesische Filzschuhe, die von Gestalt sind wie Kähne, wenn sie auf dem Lande stehen. Ihre Füße waren nicht ganz so verkrüppelt, wie die ihrer Landsmänninnen und hatten anstatt der üblichen Länge von 3½ Zoll 5 Zoll. Ihr Haar war nach chinesischer Frauenmode in 3 gleiche Theile gescheitelt, der mittlere straff aus der Stirn gekämmt, die beiden Seitentheile nach den Ohren heruntergeglättet. Sie machen ihre Haarpomade aus Quittenkörnern, welche das Haar nach Gebrauch sehr glänzend erscheinen läßt und fest zusammenhält. Der Zopf hing in ein Netz geflochten im Nacken. In demselben steckten künstlerisch fein gesponnene Seidenblumen und Perlennadeln. Im Ohr trug sie große Goldringe, in dessen Schloß je ein kirschkerngroßer Diamant funkelte. Im Goldring hing ein anderer Ring aus Smaragd. Auf unser Befragen, warum die Frau Missionarin ihrer Tracht treu geblieben, ward uns mitgetheilt, daß sie dadurch besser Zutritt und Vertrauen bei ihren Landsleuten gewinnen und das Werk der Mission fördern könne. — Nun folgten wir einer Aufforderung nach der Bibliothek im Hause. Auf den bis zur Decke reichenden Bücherregalen eines großen Raumes standen Classiker und belletristische Werke aus aller gebildeten Herren Ländern. Am meisten interessirten uns die chinesischen Bücher mit dem weichen, seidenartigen Papier, der wunderbaren Hieroglyphenschrift und den originellen Bildern. Noch anziehender für uns war die Besichtigung des Druckerraumes, darinnen sich die Druckerei und Expedition des Missionars befand. Hier traten wir in einen etwa 4 Meter langen und 6 Meter breiten Budenraum, worinnen aber elektrisches Licht angebracht war. Zwei Chinesen, deren Haar bis zur Kopfhälfte völlig kahl geschoren war, sahen aus, als hätte man eben begonnen sie zu scalpiren. Unwillkürlich wurde man aber auch hier an Chamisso's humoristisches Gedicht erinnert mit dem sich immer wiederholenden Endreim: „Der Zopf, der hing ihm hinten!" Die würdigen Vertreter Chinas waren soeben beschäftigt, frisch gedruckte Neujahrskarten zusammen zu falten. Außer der Druckermaschine befanden sich in diesem Raum lange Tafeln, auf denen große Holzkästen mit Abtheilungen standen, angefüllt mit den metallnen, chinesischen Druckertypen. Diese Druckeinrichtung hat mich 1300 Doll. gekostet und ist mein Privatbesitz, erklärte der Missionar. Die chinesischen Buchstaben geben nicht den Wortlaut wieder, sondern eine Art hieroglyphische oder bildliche Darstellung. Es giebt in der Schrift so viele Symbole als Ideen zu repräsentiren sind. Die Zahl der Drucktypen beträgt 50000, aber natürlich sind bei Weitem nicht alle in Anwendung. Die größte Anzahl der chinesischen Worte besteht aus ideographischem und phonetischem Element. Die Grammatiken der Eingebornen theilen ihre Buchstaben in 6 Classen. Die erste Classe umfaßt bildliche Darstellung sinnbildlicher Worte z. B. der Mond, die Sonne, der Berg ꝛc. und enthält 608 Buchstaben. Es würde leider zu viel Raum kosten, eine Definition der anderen 5 Classeneintheilungen zu geben. Wir beschränken uns daher nur noch darauf, anzugeben, daß die 6. Classe 21810 Buchstaben hat, da sie aber beinahe nur aus Wiederholungen der anderen 5 Classen besteht, so ist die ungeheure Anzahl auf 2425 reducirt. Wer diese kennt, wurde uns gesagt, kennt so gut wie alle. In der Philologie sind die werthvollsten Werke die Dictionäre, in welchen die chinesischen Buchstaben gesammelt worden sind. Das bedeutendste aller Werke dieser Art ist das Dictionär des Kaisers Kang-hi, die darin gegebene Aussprache und Bedeutung der Buchstaben wird als die höchste Autorität anerkannt. Die berühmteste Encyclopädie der Chinesen ist die sogenannte Wen-hien-thong-tshao, verfaßt von Matuan-lin 1300 A. D. Zweifellos aber sind alle historischen, geographischen und philosophischen Werke von höchster Bedeutung. Schon im Jahre 100 v. Chr. verfaßte Sse-ma-thsiau ein Werk, genannt Sse-ki (historisches Memorium, welches die Geschichte Chinas vom Jahre 2637 v. Chr. bis zum Beginn der Dynastie von Han im 2. Jahrhundert v. Chr. umfaßt). Man sagt, daß der gedruckte Katalog des Chinesen-Kaisers Kien-long 122 Bände umfaßt und eine Sammlung der chinesischen Classiker mit Commentaren und Scholien enthält, welche auf Befehl desselben begonnen wurde und aus 180000 Bänden besteht. In den 5 canonischen oder classischen Büchern, genannt „King", sind die ältesten Denkmäler chinesischer Poesie, Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz enthalten. Einige derselben gehören zu den ältesten Schriftstücken unseres Erdenballes. Confuzius sammelte sie im 6. Jahrhundert. Aus dem 8. Jahrhundert stammen zwei der berühmtesten Werke lyrischer Poeten (Li-thai-pe und Tu-fu) (siehe „Transactions of the Royal Asiatic Society" vol. II). Die beste Sammlung dramatischer Werke chinesischer Literatur ist die Yuen-tschin-pe-tschong, die hundert Dramen von der Mongolen-Dynastie 1260—1341. — Als wir die Bibliothek des Missionars verlassen wollten, wurden wir noch besonders auf sein Telephon aufmerksam gemacht. „Von hier aus kann ich bis nach Washington sprechen, 5 Doll. 1 Minute, und 3½ Doll. 1 Minute kostet es nach Portland (Oregon)." Wieder auf der Straße, empfing uns eine Ueberraschung. Der berühmte große*) Drachen ward, ganz im Innern erleuchtet, durch die Straßen von 5 stämmigen untersetzten Chinesen getragen. Es ist dies ein Götze in Form einer enormen Schlange mit einem Schrecken erregenden Antlitz. Das Reisengerippe ist mit chinesischem kost-

*) Das Sinnbild Chinas hat 24000 Dollars zu fabriciren gekostet.

barem Stoff überzogen und innen so eingerichtet, daß es erleuchtet werden kann und die Augen Funken sprühen. Der Drachenkörper ist gelenkig, die Drachenträger vermögen demselben solche Wendungen zu geben, daß es genau aussieht, als sei der Drache lebendig. Er wird auf Stangen, mehrere Fuß erhöht, über den Köpfen der Götzendiener getragen. Eine lange Prozession Bezopfter folgte ihm. Von allen Seiten wurde Feuerwerk losgeknallt, so daß man kaum treten konnte. Das Geschrei der aufgeregten Menge, der Geruch der vor den Häusern brennenden Räucherkerzen war fast betäubend. Wir waren froh, als wir dem Gedränge entronnen, das Joss-house erreicht hatten. Ein schmaler dunkler Gang war von ein Paar Laternen spärlich beleuchtet, führte uns zum Eingang des Joss-min (Gottestempel). Joss kommt von dios, Gott, min, chinesisches Wort für Tempel. Dieser Tempel ist ein großes längliches Gebäude mit einem Balcon, in welchem gleicherweise wie an den Häusern große erleuchtete Laternen hingen, und in regelmäßigen Zeitabtheilungen wurden von hier oben brennende Fackeln herabgeworfen. Der ganze untere Raum des Tempels bestand aus einer großen magisch erleuchteten Halle, an deren Wänden entlang breite rothseiden gepolsterte Armstühle standen, in der Art wie unsre altmodischen Kirchenkapellenstühle. Sie waren meistens von Pfeifen rauchenden Chinesen besetzt, die aber kein Wort mit einander sprachen. Die ganzen Wände in diesem Raum waren vollständig bekleidet mit breiten dunkelrothseidenen Längenstreifen, auf denen mit reichen Goldfäden chinesische Hieroglyphen eingestickt waren. Es wurde uns mitgetheilt, daß dieser Raum nur ein Zusammenkunftsort sei. Zum Innern des Tempels führte eine schmale Holztreppe. Das bunte Farbengepräge einer böhmischen katholischen Dorfkirche ist nichts im Vergleich zu diesem Luxus und der glänzenden Pracht der Altarbehänge, der angeputzten Puppen der Wandbekleidungen mit Gold durchwirkten Seidenflächen und der Götzenfiguren aus massivem Golde in jenem Joss-min. Der ganze Raum war durch das magische Licht unzähliger chinesischer Laternen erleuchtet. Von allen Seiten stiegen Räucherwolken in die Höhe. Der Altar stand an der Ostwand des Tempels. Er bestand aus einer langen Tafel und bedeckt von einem dunkelbraunen Atlasbehange wunderbarschön mit reicher Seiden- und Goldstickerei verziert. Rechts und links brannten zwei Kerzen, dem Gotte der Erde und dem Kriegsgott geweiht. Auf chinesische Seidengaze gemalt, hing das Portrait des Confuzius in der Mitte über dem Altar. Zur Rechten und Linken standen auf dem Altar in große Goldplatten getriebene Schlachtendarstellungen. Zur rechten Seite des Altars wurde ununterbrochen an eine riesig große Metallglocke geschlagen, während zu Füßen des Altars durch einen Chinesen, der unter einer Decke verborgen saß, ein seltsam Gestöhn und Rufen ausgestoßen ward, das Dasein der Götter zu verkünden. Etwa 6 Fuß vom Altar entfernt stand eine wunderbar besetzte Tafel, ungefähr zu vergleichen mit einer solchen, worauf allerhand Riesenexemplare von Früchten auf einer Gartenbauausstellung zur Schau gebracht werden. Das war das „Tischchen deck dich" der Götter oder die Neujahrs-Schmaustafel, an welcher sie zwar nicht die Früchte selbst verzehren, sondern nur die Essenz einziehen!! In einer ausgehöhlten Baumstammhälfte waren Reiskörner aufgetischt, ferner riesige Pyramiden von chinesischem Zuckerwerk aufgethürmt. Die bekannten zwölftheiligen Holzschüsseln enthielten diverse Monatsfrucht und Gemüseproducte Chinas. Die goldgelben, von Gestalt kürbisähnlichen pumeloes standen ringsumher, von grünem Gezweig umgeben. Aus hohen prachtvollen chinesischen Vasen erhoben sich meterbreite Bouquets, deren naturgetreue Blumennachahmungen aus ganz feinem Seidenfaden kunstvoll gearbeitet sind. Die Sträuße waren so umfangreich, daß in ihrer Mitte je vier angeputzte Götzenpuppen bequem placirt waren. Die Lehnstühle hier an den Wänden fanden wir leer. Fünf bis sechs alte Chinesen schlichen einher. Einer saß an einem Seitentische und blätterte in einem großen roth eingebundenen Buche. Und der Mensch versuche die Götter nich', der Geruch hier oben war fürchterlich! Der betäubende Räucherduft, das Halbdüster des Tempels, die in unheimlicher Weise uns verfolgenden Blicke der bezopften Tempelaufseher, dies Alles konnte einem wirklich „das Gruseln" lehren! Wir gedachten mit Entsetzen jener gräßlichen Mörderschaar der „chinesischen heimlichen Bande", deren oberster Gerichtshof Chee Kung Tong meuchelmörderisch wegputzt, wen immer sie in Verdacht haben, das er ihnen schädlich sein könnte. Ihr Verein ist als die sogenannte „Triab-Gesellschaft" in ganz China bekannt, benannt nach den drei Mächten Himmel, Erde, Menschheit. Seine chinesischen Gründer waren politische Flüchtlinge, die, nachdem sie fruchtlose Versuche gemacht hatten, die regierende Dynastie in China zu vernichten, sich zu enger Gemeinschaft verbanden unter dem Namen „Yee Hing Oey" (Vereinigung gerechter Brüder). In ihren mysteriösen Gebräuchen, Merkmalen und Erkennungszeichen erinnert sie an das Freimaurerthum, doch ist sie ein verbrecherischer Auswuchs desselben. Ein Zweigverein dieser entsetzlichen chinesischen Mördergrube ist der Kwang Tatr Tong (auf deutsch das Gemach der weit hergeholten Tugend), eine Gesellschaft, die Sklaven importirt. Mit dieser steht eine andere in Verbindung, die On Leang-Tang, welche dann den Handel mit diesen unglücklichen geraubten und gestohlenen chinesischen Weibern treibt. Der Name bedeutet: Kammer des ruhigen Gewissens!! Sie haben ihr besonderes Banner und geheimes Motto. Eines ihrer geheimen Erkennungszeichen ist, den Daumen und die zwei ersten Finger an den Arm des Andern fest aufzudrücken. Auf eine besondere Weise führen sie die Theetasse zu den Lippen und fassen sie so an, daß der erste Finger den inneren Tassenrand umfaßt, während der Daumen außen festhält. Sie haben geheime unterirdische Behausungen, und betritt man je unwissentlich ihr Bereich, so ist man vor etwaigen Fallthüren oder anderem Wegrasiren von der Erdoberfläche nicht sicher. Darum wurden wir auch gewarnt, uns die unterirdischen Opiumhöhlen anzusehen. Infolge dieser Mahnung begnügten wir uns mit dem Besuch verschiedener anderer chinesischer Wohnungen. Der Parterre-Eingang zu denselben führte immer zunächst in den Laden, der aber meistentheils zugleich Wohnzimmer der Familie war. Hier fanden wir überall einen kleinen Altar mit einer besetzten Tafel en miniature, wie im Tempel. Den ganzen Raum erfüllten Räucherkerzenwolken, sodaß man kaum daselbst zu athmen vermochte. Fast über jedem Altar hing in kleinerem oder größerem Format, auf chinesische Seide gestickt, das Bildniß des Großmeisters der „Vereinigung gerechter Brüder", dessen Name „Ah Mah" ist und Mutter bedeutet, in dem sogenannten Ming-Kostüm, das mit einer Sage verbunden ist, ein langwallendes buntes Seidengewand. Das strähnige Haar hängt ihm über die Schultern herab. Zu beiden Seiten seines Thrones stehen hohe Beamte. Ihm zu Füßen kniet ein Neophyte, welcher, wie uns berichtet wurde, erklärt, daß er sich den 21 Gesetzesregeln unterwerfen will. Bei jedem Besuch wurde uns die bereits erwähnte Fruchtschüssel; Thee und „Sham-shu", heißer Reiswein, angeboten. Viele der Frauen konnten sich nicht ohne Stütze erheben infolge ihrer winzigen Füßchen. Sprachen wir die Chinesen englisch an, dann bekamen wir einen mißtrauischen Blick und als Antwort nur ein „Yes" oder „No", traten wir aber ein mit dem Ausspruch ihres Neujahrsgrußes „Kung Hay Fat tsoi", so erwiderten sie den Glückwunsch freundlich lächelnd mit dem Blick auf die beiden kleinen rothen Lichterchen, in deren Mitte der Räucherstock schmauchte zu Ehren des Gottes der Erde, welches kleine Arrangement sinnbildlich ist für das künftige Neujahrsglück. Hochinteressant war noch für uns die Besichtigung der importirten Chinesenwaaren. Wir hatten Gelgenheit, in diesen Läden das köstlichste Porzellan, die herrlichsten Seidenstickereien zu bewundern. Wundervolle complete chinesische Frauenanzüge wurden uns gezeigt im Werthe von 200—800 ℳ. Frauenhüte giebt es nicht, da den Frauen nicht gestattet ist, Kopfbedeckungen zu tragen. Wenn man sie auf der Straße sieht, dann tragen sie in den Händen, als Kopfschutz, große bunte Papierschirme. Die meisten Frauen sahen leichenähnlich blaßgelb aus. Einige erzählen, daß sie seit ihrer Verheirathung das Zimmer nie verlassen haben. Alle ihre Arbeit im Hause wird bei besser gestellten Familien von männlichen Individuen besorgt. Unter den hier wohnenden Chinesen giebt es verschiedene Millionäre. Vielleicht gehören sie zu denen, die der chinesischen Sitte getreu niemals versäumten, am letzten Tage des alten Jahres ihre Schulden zu bezahlen, weil das, wie ihr Glaube lehrt, Reichthum bringt. — Vielleicht wäre es nicht ganz unangebracht, solche Sitte nebst den vielen schönen und interessanten Producten Chinas auch bei uns in Deutschland zu importiren. Man sollte nicht glauben, daß wir Deutschen einige Sitten ganz gemein mit den Chinesen haben, so z. B. die der Polterabendaufführungen an Hochzeitstagen. Doch davon einmal später. Jedenfalls ist das Volk der Chinesen ein hochinteressantes und wenn auch unsere Kleidungsstücke 8 Tage lang von californischen Windesfächern angeweht werden mußten, um chinesische Düfte im Weltenraum sich verlieren zu lassen, das unfreiwillig mitgenommene Parfüm war doch eines Besuches von Chinatown während seiner Neujahrstage werth.

Malwina Lampadius.

Bücherbesprechungen.

— **Die Innere Mission und die Gebildeten.** Vortrag, gehalten zu Dresden am 18. April 1899 von **Hans v. Seydewitz**, Pfarrer an der Lutherkirche zu Leipzig. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1899. 40 ₰. — Der Vortrag ist nach mancher Seite hin mit Freude zu begrüßen. Er behandelt eine sehr wichtige Frage, die sicherlich in der Zukunft noch viele Gemüther beschäftigen wird. Die Sprache ist frisch und anschaulich, die Haltung freimüthig und ernst. Vor einem großen Kreise Gebildeter gehalten, hat er ohne Zweifel viel Gutes gewirkt. Er liest sich wie eine erweckliche Predigt. Darin liegt ein Vorzug, freilich auch ein Mangel. Er wird der großen Schwierigkeiten, die das Thema in reicher Menge enthält, nicht vollständig Herr, die Redeweise der Predigt verführt zu manchem Sprung über die Schwierigkeiten hinweg. Eine Predigt kann nicht Alles ausführlich erörtern oder gar beweisen, von einem Vortrag aber wird das verlangt. Zur Entschuldigung des Verfassers dient, daß ihm die für den Vortrag zugemessene Zeit für die Bewältigung des Stoffes zu knapp gewesen ist. Er hat das selbst gefühlt und weist gleich im Anfange auf die Schwierigkeit seiner Lage hin. Dennoch möchten wir auf einige Punkte hinweisen, die dringend einer gründlicheren Erörterung bedurft hätten. Sie werden wohl erwähnt, aber nur flüchtig oder nur einfach behauptend. Es sind folgende: Sollen die Gebildeten Subject oder Object der Innern Mission oder Beides sein? — Ist nicht die Thatsache vorhanden, daß sich Abneigung gegen die Innere Mission und gegen die Kirche nicht immer decken? Wie kommt das? — Welcher Weg zur Gewinnung der Gebildeten ist der richtige: durch die Kirche zur Inneren Mission oder durch die Innere Mission zur Kirche, oder sind beide gangbar? — Hat neben dem Rationalismus nicht auch die Orthodoxie viel Schuld an der Entfremdung der Gebildeten? — Ist in der Neuzeit nicht das Haupthinderniß des Glaubens bei den Gebildeten das naturwissenschaftliche Erkennen, die Unvereinbarkeit des durch dasselbe gewonnenen Weltbildes mit dem biblischen? Was ist zu thun, um diese täglich wachsende Kluft zu überbrücken? In der letzteren Frage und ihrer Beantwortung liegt unseres Erachtens der Kernpunkt der ganzen Sachlage. Diese Frage wird in der Zukunft dringend Antwort fordern, und von der Antwort auf dieselbe wird die Zukunft des Christenthums, soweit wir jetzt sehen, abhängen. Diese Frage aber hat der Vortrag nicht berührt. Außerdem sei noch Foldendes bemerkt: Es wäre doch vielleicht der Klarheit dienlicher gewesen, wenn Innere Mission und Kirche nicht einfach gleichgesetzt worden wären, wie es zumeist geschieht. Vgl. oben die zweite Frage. Giebt es doch in neuester Zeit wiederum Leute, sogar nicht wenige Großstadt-Geistliche, die aus kirchlichen Gründen die Arbeit der Inneren Mission eingeschränkt sehen wollen. Mit dem Erstarken der Gemeindebewegung geht ein Einschränken der Inneren Mission Hand in Hand. Setzt man Innere Mission und Kirche gegenüber den Gebildeten einfach gleich, so geräth man angesichts dieser Bewegung in eine vollständige Sackgasse. Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß es nicht angeht, die Ueberzeugungen Andersdenkender „Lüge" zu nennen. Lüge ist bewußtes Täuschen. Es zeigt sich überhaupt einige Male das Bestreben, theologische Gegner mit besonders spitzen Worten zu brandmarken. Im Ganzen aber ist der Vortrag als ein werthvoller Beitrag zu dem wichtigen Thema anzusehen. Hoffentlich findet dasselbe noch recht viele Bearbeiter. Es ist werth, vollständig erschöpft und erläutert zu werden. O. S.

— **Tägliches Manna.** Ein Andachtsbuch für Pilger nach der ewigen Heimath von **A. Gielen**, Pfarrer an St. Johannis (Alt-Moabit), und **C. Busse**, Pastor zu Landow a. R. Erscheint in 8 Lieferungen zu 50 ₰. Berlin, 1899. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. — Die vorliegende erste Lieferung, die vom 1. Advent bis zum Mittwoch nach dem 1. Epiphaniensonntag reicht, erweckt ein günstiges Vorurtheil für das ganze Werk. Es wird gesunde Nahrung geboten. Die Sprache ist edel, dabei einfach und allgemein verständlich. Jede Andacht giebt im Anschluß an ein Bibelwort eine kurze Auslegung mit eindringlicher praktischer Anwendung und klingt in einen passenden Liedervers aus. Einige Male gewinnt man den Eindruck, als hätte in Anbetracht der Kürze alles Nebensächliche weniger breit behandelt, der Hauptgedanke aber prägnanter hervorgehoben werden können. Die Tagestexte stehen unter einander hier und da in keinem erkennbaren inneren Zusammenhang, einzelne entsprechen nicht der Zeit des Kirchenjahres: so scheint mir der Jubilatetext Psalm 100 nicht geeignet für die zweite Adventswoche, und die Adventspredigt des Täufers Matthäus 3, 1. 2 nicht am rechten Platz zu Beginn der Epiphanienzeit. Die Ausstattung ist würdig. Der große Druck auf gutem Papier ist auch für schwache Augen leicht zu lesen. Einzelne Holzschnitte nach bekannten religiösen Bildern unterbrechen den Text. Sinnig muthen viele der Initialbildchen an, durch die die Sonntagsandachten hervorgehoben sind. Einige Flüchtigkeiten beim Druck sind mir aufgefallen: S. 16 Zeile 7 fehlt „nicht", S. 42 „Ihren" statt „Jahren", S. 45 im Textwort fehlt „Held", S. 64 Zeile 20 „sei" statt „so". Diese Ausstellungen können das Gesammturtheil nicht beeinflussen, daß uns nämlich in dem Werk ein treffliches Andachtsbuch geboten wird, dem weite Verbreitung zu wünschen ist. J. N.

— **Meyer's Kleines Conversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 168 Karten und Bildertafeln in Holzschnitt, Kupferstich und Farbendruck und 88 Textbeilagen. Dritter Band. Pettau bis Zymotisch. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Wie der „Große Meyer" längst und von Auflage zu Auflage mehr und mehr seinen bezw. seine Meister lobt, so auch der „Kleine Meyer", unter welchem Namen Meyer's Kleines Conversations-Lexikon allbekannt ist und sich eines gleichen Weltrufes wie Meyer's großes Conversations-Lexikon erfreut. Das Kleine Conversations-Lexikon verdient das Epitheton klein allerdings auch an sich kaum mehr und lediglich im Gegensatz zu dem großen. Denn der „Kleine Meyer" hat sich mit den Jahren auch schon zu einem recht ansehnlichen Nachschlagebuch ausgewachsen, das jetzt bereits drei Bände zu nahezu 920 zweispaltigen Seiten jeder Band umfaßt und auf diesen rund 2700 Seiten über 80000 Artikel und Nachweise sowie als willkommenen Bilderschmuck 168 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) sowie 88 der Belehrung dienende Textbeilagen bringt, also soviel Bildungs- und Unterhaltungsstoff enthält, daß der Kleine Meyer ernstlich anfängt, dem großen eine nicht zu unterschätzende Concurrenz zu machen. Denn in seinem jetzigen Umfang dürfte schon Meyer's Kleines Conversations-Lexikon, wenn es auch nimmer das große zu verdrängen im Stande sein wird, den Zwecken und Ansprüchen der weitesten Kreise bis zu einem gewissen Grade vollständig genügen. Und dennoch wird die Verlagshandlung wohl auch weiterhin mit beiden Unternehmungen um so mehr auf ihre Rechnung kommen, weil das Kleine Conversations-Lexikon immer erst zu erscheinen beginnt, wenn das große abgeschlossen vorliegt, also, da es gleich dem großen immer stets die neuesten Geschehnisse und Errungenschaften auf jedem Gebiete des öffentlichen Lebens gewissenhaft berücksichtigt, gleichzeitig als Ergänzung des Großen Conversations-Lexikons dient, welch letzteres für Tausende und Abertausende trotz dem Kleinen Meyer immer unentbehrlich bleiben wird, wie andererseits auch die Besitzer des Kleinen Conversations-Lexikons, sofern es irgend ihre Mittel gestatten, suchen werden, sich nebenbei auch in den Besitz des großen zu setzen. Jedenfalls aber muß anerkannt werden, daß so leicht Einen auch das Kleine Meyer'sche Conservations-Lexikon nicht in Stich läßt, vielmehr eine Fülle des Wissens, wenn auch in selbstverständlich nothgedrungen knappster Form bietet und im Allgemeinen Jedermann über alles Wissenswerthe ganz vorzüglich orientirt, und zwar sowohl was den Text selber als auch die vielen Illustrationsbeilagen betrifft, von denen nicht wenige, wie die Farbendrucktafeln des 3. Bandes: Deutsche Raubvögel, Ausländische Stubenvögel, Tauben und Tropenwald, als kleine Meisterwerke bezeichnet werden dürfen. Meyer's Kleines Conversations-Lexikon verdient namentlich allen Denen, denen die Erwerbung des Großen Conservations-Lexikons zu große Geldopfer auferlegen würde, bestens empfohlen werden; kostet doch dies kleine Conversations-Lexikon, 3 Bände in Halbleder, nicht mehr als 30 ℳ, und das ist ein in Anbetracht des Gebotenen überaus niedriger Preis. — Gleichzeitig ist auch das erste Heft des Jahres-Supplement's 1898/99 der fünften, glänzlich umbearbeiteten und vermehrten Auflage von Meyer's Großem Conservations-Lexikon erschienen. Dies Jahres-Supplement, das zugleich den 19. Band des „Großen Meyer" bilden wird und diesen auch seinerseits noch auf geraume Zeit davor schützt, zu veralten, wird etwa 600 Abbildungen, Karten und Pläne im Text und auf 35 Tafeln, darunter 4 Farbendrucktafeln und 6 selbständige Kartenbeilagen enthalten. Auf dies Jahres-Supplement werde ich im Herbst, wo dasselbe abgeschlossen der Leserwelt vorliegen soll, noch zurückkommen. Für heute mag dieser kurze Hinweis auf das Jahres-Supplement, dessen Preis sich auf 8 ℳ stellt, genügen. Prof. Karl Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 78. Sonnabend, den 8. Juli, Abends. 1899.

Zum englischen Kirchenstreit.

Das für England so bedeutsame und erfolgreiche Jahr 1898 fand alle Volksclassen und politischen Parteien einig in der Freude über die britische Machtentfaltung auf dem Gebiete der äußeren Politik. Das Jahr 1899 hatte kaum begonnen, da machten sich auf kirchlichem Gebiete Spaltungen geltend, welche das ganze Volk in zwei feindliche Lager theilten und welche sicherlich für das Geschick dieses Inselreiches, sofern dies im letzten Grunde auf religiöse und intellectuelle Factoren zurückzuführen ist, von ungleich größerer Tragweite sein werden, als selbst die glänzendsten militärischen und diplomatischen Erfolge. Vorhanden waren ja diese Spaltungen schon längst. Schon lange lagen sie dem Volk auf Herz und Gewissen. Aber zur brennenden Tagesfrage sind sie erst jetzt geworden. Beide Häuser des englischen Parlaments haben sich eingehend mit ihr beschäftigt. Erzbischöfe und Bischöfe suchen nach einem vermittelnden Ausweg. Volksversammlungen stürmen und bestürmen die Königin mit Denkschriften. Die Presse liefert lange Leitartikel und eng gedruckte Berichte über die Bewegung in Stadt und Land und veröffentlicht unzählige „Eingesandt“, in denen ein jeder Schreiber mit beneidenswerther Ueberzeugungskraft den Stein der Weisen in diesem Chaos sich widerstreitender Meinungen und Vorschläge gefunden zu haben glaubt. Die Krisis ist ausgebrochen. Das englische Volk steht am Vorabend einer gewichtigen Entscheidung. Zwar lautet dieselbe nicht „Protestantismus oder Katholicismus“, denn das englische Volk steht in der weitaus größten Mehrzahl noch immer auf Seiten des ersteren und der an die englische Christenheit vor einigen Jahren gerichtete Hirtenbrief des Papstes war zum Mindesten verfrüht — aber doch heißt das Losungswort: „Protestantismus gegen Katholicismus“. Denn der letztere hat in der That in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte in England gemacht und mit Spannung wird auch der Ausländer der Entwickelung der Dinge hier zu Lande entgegensehen. So dürfte es nicht unzeitgemäß erscheinen, wenn wir im Folgenden versuchen, den deutschen Leser in möglichst gedrängten Zügen über den Thatbestand aufzuklären. Wir versprechen im Voraus, ihn mit dogmatischen Spitzfindigkeiten in keiner Weise zu belästigen.

Das englische Volk zerfällt, kirchlich betrachtet, in zwei große Heerlager: die Staatskirche (Church of England) und die Secten (Dissenters oder Nonconformists). Die letzteren nehmen in England eine ungleich bedeutendere Stellung ein als die mit dem gleichen Namen bezeichneten religiösen Gemeinschaften anderer Länder. Ihre Mitgliederzahl dürfte der der Staatskirche gleichkommen. Herausgewachsen aus der Opposition zu der das conservative Princip vertretenden bischöflichen Staatskirche charakterisiren sich die Secten im Allgemeinen durch Geringschätzung der kirchlichen Form und Ueberlieferung, nehmen zur kirchlichen Kunst, der bildenden zumal, meist eine ungemein laue Stellung ein und legen der streng dogmatischen Formulirung des Glaubensbekenntnisses wenig Bedeutung bei. Das weitaus größte Contingent der nonconformistischen Gemeinden liefern die unbemittelten Volksclassen, während der englische Gentleman und die Lady zu ihnen eine mehr oder weniger abweisende Stellung einnehmen. Es gilt als demokratisch, eine „Chapel“ — so nennt man etwas geringschätzig die oft recht großen Kirchen der Dissenters im Gegensatz zu den „Churches“ der Staatskirche — zu besuchen und die Predigt eines „Ministers“ — wie man die Dissentergeistlichen zum Unterschied von den „Clergymen“ der Staatskirche nennt — zu hören, wie denn in der That auf politischem Gebiet die Mitglieder der Secten fast ausnahmslos den fortschrittlichen Parteien angehören. Dies jedoch nur zur allgemeinen Orientirung, denn für den vorliegenden Kirchenstreit kommen die Dissenters in keinerlei Weise in Betracht. Derselbe hat es vielmehr einzig und allein zu thun mit der englischen Staatskirche. Sie bildet — äußerlich betrachtet — ein einheitliches Ganze, sofern sie, wenigstens dem Wortlaut nach, alle ihre Diener zu derselben Verfassung, demselben Lehrsystem und demselben Cultus verpflichtet. Die oberste Leitung und Vertretung der Kirche liegt in der Hand der Bischöfe und Erzbischöfe, unter denen man stillschweigend dem Erzbischof von Canterbury als primus inter pares den Patriarchenstuhl zuerkennt. Außer dem Versprechen des Gehorsams gegen den bischöflichen Oberhirten haben alle Geistlichen die bekannten 39 Artikel als das gemeinsame Glaubensbekenntniß zu unterschreiben und sich zu verpflichten, den öffentlichen Gottesdienst gemäß den Rubriken des Prayer books zu leiten. Alle Bedingungen scheinen somit erfüllt, um die englische Staatskirche möglichst uniform zu machen. Und doch ist sie nichts weniger als dies. Zwei große Parteien sind es, die sich in ihr gegenüber stehen: die evangelische Richtung (low church) und die ritualistische oder katholisirende Partei (high church). Um diese eigenthümliche Thatsache innerhalb ein und derselben Kirche zu verstehen, ist es nöthig im Auge zu behalten, daß der Engländer wie auf politischem, so auf religiösem Gebiet gern der individuellen Freiheit einen möglichst weiten Spielraum läßt; andrerseits aber muß man sich erinnern, daß die Reformation des 16. Jahrhunderts auf englischem Boden einen wesentlich andern Charakter trug als auf deutschem. Der Romanismus hat dieses Inselreich nie ganz verlassen; er hat sein Heimathrecht hier zu Lande nie völlig verloren. So groß die Umwälzung war, welche die Reformation auch in England hervorbrachte, so trat die letztere doch nicht in demselben Grade radical auf wie in Deutschland. So manche Reste der früheren Anschauungsweise erhielten sich und machten in den nachfolgenden Zeiten ihren Einfluß bald stärker, bald schwächer geltend. Schon das Ritual der englischen Gottesdienstordnung beweist dies. Wer jemals einem Gottesdienst der englischen Staatskirche beigewohnt hat, wird sich des Eindrucks nicht haben enthalten können, daß ihm hier ein dem Protestantismus fremder Geist entgegenweht. Das Zurücktreten der Predigt vor der Liturgie — im sonntäglichen Morgengottesdienst nimmt die letztere eine volle Stunde in Anspruch —, das strenge Festhalten an dem nur wenig Veränderungen unterworfenen Wortlaut derselben Gottesdienstordnung für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, die öftere Wiederholung des Vaterunsers innerhalb ein und desselben Gottesdienstes, das Singen der Psalmen und des sog. Canticles, des Lobgesangs der Maria, Elisabeth und Simeon's, des Te Deum, Benedicite etc. erinnern entschieden an die vorreformatorische Zeit. Dies indeß ist nur die äußere Form, die, wenn anders mit dem rechten Geist erfüllt, wohl vereinbar ist mit evangelischer Gesinnung. Die Form allein erklärt den Zwiespalt nicht. Er ist vielmehr auf die principielle Stellungnahme zu einer trotz der Reformation aufrecht erhaltenen, aber im Grunde römischen Lehranschauung zurückzuführen. Es ist die Lehre von der apostolischen Succession. Sie bildet bis auf den heutigen Tag einen der beliebtesten Glaubenssätze gewisser Kreise der anglicanischen Kirche und wir glauben nicht zu irren, wenn wir in ihr die eigentliche Quelle des gegenwärtigen, mit solcher Heftigkeit geführten Kirchenstreites finden. Was aber versteht man unter dieser apostolischen Succession im Sinne der englischen Staatskirche? Es ist die Lehre, nach welcher das geistliche Amt nur übertragbar ist vermittelst Handauflegung (Ordination) eines rechtlich installirten Bischofs. Als rechtlich installirt aber sind nur diejenigen Bischöfe anzusehen, welche ihre Weihe in ununterbrochener Reihenfolge zurückverfolgen können auf die ersten, einst durch die Apostel eingesetzten Bischöfe. Diese

apostolische Weihe ist es, die, durch alle die Mittelglieder hindurchgegangen, ungeschwächt und ungebrochen noch heute auf den jeweiligen Leitern der Kirche ruht, und sie ist es, kraft deren die Bischöfe die Berechtigung zur Verwaltung des geistlichen Amtes ertheilen. — Nun ist ja nicht zu leugnen, daß die Reformation dieser Lehre einen gewaltigen Stoß versetzte. Zu laut und mächtig erscholl von Wittenberg herüber die Predigt vom allgemeinen Priesterthum und von der Freiheit eines Christenmenschen. Allein ausgerottet wurde sie nicht. Mit dem thatsächlichen Beibehalten des bischöflichen Amtes — dieser Klippe, welche die deutschen Reformatoren so weislich vermieden — erhielt sich auch, mehr oder minder scharf ausgeprägt, die Anschauung von der apostolischen Succession. Und die 39 Artikel, während sie (Art. XIX) die sichtbare Kirche als die Gemeinde der Gläubigen, also ohne alle Bezugnahme auf die bischöfliche Verfassung, erklären, halten doch andererseits (Art. XXXVI) an der bischöflichen Ordination der Geistlichen fest, ohne jedoch das Wesen derselben genauer zu definiren. Und eben aus dieser Halbheit und Unentschiedenheit, mit welcher die Reformation in England auftrat, erklärt es sich, wenn in der englischen Kirche von jeher ein beständiges Schwanken zwischen evangelischer und katholisirender Anschauung stattgefunden hat. Wir sagen: von jeher. Denn die high Church ist kein Gewächs unseres Jahrhunderts. Von jeher hat es in der englischen Kirche eine high Church und eine low Church gegeben. Aber mit Ausnahme der im 17. Jahrhundert vom Erzbischof Laud geleiteten Bewegung — sie kostete ihm das Leben — hat der Zwiespalt nie eine so acute Form angenommen wie gerade jetzt. Schroffer denn je stehen sich die Parteien gegenüber. Durch nichts aber charakterisiren sie ihre Richtung besser als eben durch ihre Stellung zu jener Lehre von der apostolischen Succession. Die Anhänger der low Church legen ihr eine nur relative Bedeutung bei. Auch ihnen ist sie werthvoll um des historischen Interesses willen. Auch sie wollen die bischöfliche Verfassung unter allen Umständen beibehalten wissen, denn bereits im apostolischen Zeitalter habe es Bischöfe gegeben, auf welche die heutigen Bischöfe ihr Amt in, soweit es sich ermitteln läßt, ununterbrochener Linie zurückführen können. Offenbar sei es die Absicht der Apostel gewesen, durch die Einsetzung des dreifachen geistlichen Amtes, der Bischöfe, Presbyter und Diaconen, der von ihnen gegründeten Kirche eine feste Organisation zu geben. Allein die Bedeutung des bischöflichen Amtes — und darin folgt die low Church ganz der Lehranschauung der Reformation — sei eben nur eine organisatorische. Keinesfalls hänge davon das Wesen einer wahren Kirche ab. Somit erkennt die low Church auch diejenigen Kirchen, welche die bischöfliche Verfassung nicht besitzen, als wahre christliche Kirchen an, wie sie denn insbesondere der deutschen evangelischen Kirche sympathisch gegenübersteht. Oft genug wird der Name „Luther“ rühmend in ihren Gottesdiensten genannt. — Ganz anders dagegen die Hochkirche. Sie hält an dem vorreformatorischen Amtsideal streng fest. Die blose historische Nachfolge ist ihr gleichbedeutend mit der apostolischen Succession, mit der Uebertragung einer gewissen supernaturalen apostolischen Befähigung oder Weihe zur Ausübung des geistlichen Amtes. Ohne die bischöfliche Ordination ist Niemand berechtigt und befähigt, das Amt eines Geistlichen — in der Sprache der high Church eines „Priesters“ — zu verwalten. Insbesondere ist jede sacramentale Feier ohne dieselbe null und nichtig. Sie ist die conditio sine qua non für jede wahre Kirche. Sie allein macht dieselbe zu einer ecclesia catholica. — Danach läßt sich bemessen, welche Stellung die high Church zu den anderen christlichen Kirchen einnimmt. Es giebt, so lehrt sie, nur drei Kirchen auf Erden, welche auf dieses Prädicat einen begründeten Anspruch erheben können: die römische, die griechische und die anglicanische Kirche. Sie bilden die drei Zweige der einen katholischen Kirche auf Erden, denn wie die griechische, so habe auch die anglicanische Kirche bereits in der vorreformatorischen Zeit, schon von der Christianisirung Englands an, eine von der römischen Kirche mehr oder weniger unabhängige Sonderstellung eingenommen. So macht die englische Kirche ganz wie die römische den Anspruch auf historische Continuität für sich geltend. Es ist jedoch, um dies hier nebenbei zu bemerken, der Hochkirche nicht gelungen, auch die römische Kirche zu der gleichen Auffassung zu bewegen. Vor einigen Jahren ging ein Zug durch die englische Christenheit nach engerem Zusammenschluß der verschiedenen christlichen Confessionen. Im ritualistischen Sinne hieß das natürlich Zusammenschluß mit der römischen und griechischen Kirche. Man fragte deshalb in Rom an, ob man geneigt sei, die anglicanische Priesterweihe als gleichberechtigt mit der römischen anzuerkennen. Der Papst setzte eine besondere theologische Commission zur Prüfung der Frage ein. Die Antwort war vorauszusehen — sie fiel negativ aus. — Wie aber Rom zu Canterbury, so verhält sich Canterbury zu Wittenberg und Genf. Alle nicht bischöflichen Kirchen sind der high Church einfach Secten, häretische Abzweigungen von der einen katholischen Kirche. Sonach ist auch dem Ritualisten der Rückblick auf die Reformation des XVI. Jahrhunderts nicht besonders sympathisch. Sie ist ihm nichts Anderes als eine mehr oder weniger störende Phase innerhalb der historischen Continuität seiner Kirche, die an dem Charakter derselben nicht das Geringste geändert hat. Noch heute ist die anglicanische Kirche dieselbe wie in der vorreformatorischen Zeit. Neben der Beseitigung einiger mit dem apostolischen Zeitalter nicht übereinstimmender Uebelstände war die Wirkung der Reformation eine verhängnißvolle. „Ich wünschte, Luther hätte nie existirt!“ — so rief dem Verfasser dieses Artikels einst ein junger, heißsporniger Geistlicher der Hochkirche zu. Das Wort kennzeichnet den geheimen Wunsch von Tausenden. Daß die Schriften Luther's, dem doch nichts ferner lag, als die Kirche ihres apostolischen Charakters zu berauben und eine neue Kirche zu gründen, hier zu Lande fast unbekannt sind, bedarf darnach kaum der Erwähnung. — Das ist die schroffe, streng exclusive Stellung der heutigen Hochkirche. Sie hat die letzten Consequenzen aus der sacerdotalen Grundanschauung gezogen. Der antiprotestantische Geist ließ sich nicht bannen. Und so dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn das mechanische materialistische Princip, welches der Lehre von der apostolischen Succession zu Grunde liegt, sich auf dem ganzen Gebiet der kirchlichen Praxis geltend macht und die ritualistische Partei auch das volle Ceremonial und die Disciplin der vorreformatorischen Kirche wieder zum Leben zu erwecken sucht. Es mußte ja so kommen! Ist einmal die Person des Geistlichen durch eine besondere Gnadenweihe herausgehoben aus der Masse der Gemeinde, ist aus dem Diener am Wort und an den Sacramenten ein Priester, ein Mittler zwischen Gott und der Gemeinde geworden, so gruppirt sich alles Andere leicht um diesen Gedanken. Aus der Sacramentsfeier, die ohne einen bischöflich ordinirten Priester nicht stattfinden *soll*, wird eine Sacramentsfeier, die ohne ihn nicht stattfinden *kann*. Das Sacrament des Altars wird unter der Hand des Priesters zum Meßopfer, welches mit dem ganzen sinnlichen Ceremonial der vorreformatorischen Kirche ausgeschmückt wird. Dazu kommt die Forderung, daß die Ohrenbeichte und das „Sacrament“ der Buße als ständige kirchliche Praxis der Feier des Sacraments vorausgehen sollten. Hat doch gerade diese Forderung in England den Widerspruch der weitesten Kreise hervorgerufen. Aber auch außerhalb der sacramentalen Handlungen macht sich das sacerdotale Princip allenthalben geltend. Priesterliche Gewänder, Mitra und Krummstab als Symbole der Bischofswürde, Processionen mit Crucifixen und Bannern, die von den Ultraritualisten befürwortete und von ihnen theilweise befolgte Wiedereinführung des Cölibats der Geistlichen und des Klosterlebens und, last, not least, die mit großem Nachdruck betonte Forderung der Freiheit der Kirche vom Staate, in allen diesen Forderungen zeigen sich nur die letzten Consequenzen der Lehre von der apostolischen Succession.

Welches ist nun aber der letzte, treibende Grundgedanke, der uns aus alledem entgegentritt? Es ist das Ueberwuchern des an sich berechtigten historischen Sinnes über den religiösen, der Sieg der Form über die Idee, der sichtbaren über die unsichtbare Kirche, des Objectivismus über den Individualismus. Darin beruht die Bedeutsamkeit des augenblicklich mit so großer Erbitterung geführten Kirchenstreites und darin ruht die Gefahr, welche das Erstarken der Hochkirche für ganz England bedeutet. Dem oberflächlichen Beobachter könnte es scheinen, als handle es sich dabei nur um die Einführung oder Abstellung gewisser ritualistischer Formen und Gebräuche. Oft genug begegnet man dieser Anschauung selbst hier in England. Allein es handelt sich um mehr als dies. Der Streit berührt die tiefsten Fragen des religiösen Lebens. Wie einst in Deutschland in den Tagen der Reformation, so ist es heute in England: die Bewegung beginnt an der Oberfläche, um schließlich den ganzen Contrast in der Centralanschauung zu offenbaren. Es unterliegt keinem Zweifel und ist auch übrigens in dem von der ritualistischen Partei kürzlich veröffentlichten, epochemachenden Manifest offen anerkannt: es handelt sich um ein Zurückschrauben der englischen Kirchengeschichte um fast vier Jahrhunderte. Es handelt sich um eine Gegenreformation — zwar nicht ganz Englands, denn selbst der sanguinischste Ritualist

wird nicht erwarten, die Dissenters zu beeinflussen — aber doch um eine Gegenreformation der englischen Staatskirche.

Römisches oder evangelisches Christenthum — darauf läuft doch die ganze Frage hinaus und die englische Staatskirche hat zu entscheiden, welchem sie den Vorzug giebt. Denn man mag das „anglicanisch-katholisch" auch noch so sehr betonen; die bei Weitem größte Mehrzahl der Ritualisten mögen sich, was wir durchaus nicht bezweifeln, für noch so treue Anhänger ihrer heimathlichen Kirche halten — sie werden auf halbem Weg nicht stehen bleiben können, die Bewegung zielt nach Rom. Die ganze Anschauung beweist es. Die zahlreichen Uebertritte zur römischen Kirche beweisen es. Das vom Papste der englischen Staatskirche wiederholt bekundete warme Interesse, seine offen ausgesprochene Erwartung, England binnen Kurzem zu Rom zurückkehren zu sehen, beweisen es. Und die neuesten Enthüllungen über die geheime Kampfesweise und die Ziele der Ritualisten beweisen es. Davon handelt ein vor Kurzem erschienenes Werk: „The secret History of Oxford Movement" von Walter Walsh. Freilich ist die Kritik in der Beurtheilung dieses Buches sehr getheilt. Welches Aufsehen es aber in England gemacht hat, beweist der Umstand, daß es in weniger als zwei Jahren fünf Auflagen erlebt hat. Doch davon vielleicht ein ander Mal!

Bournemouth, 12. März 1899. Dr. F. M.

Bücherbesprechungen.

— Die religiöse Unterweisung der Jugend in Confirmandenunterricht, kirchlicher Unterredung und Fortbildungsschule von Paul Scherffig, Diaconus in Deuben. Leipzig. Bernhard Richter's Buchhandlung 1899. 20 S. 50 ₰. — Von der Beobachtung ausgehend, daß die Schule ihren religiösen Lehrstoff der Jugend überwiegend gedächtnißmäßig anzueignen bemüht ist, verlangt der Verfasser eine ergänzende und vertiefende Behandlung für die kirchliche Unterweisung. Wir können uns seinen Ausführungen im Allgemeinen anschließen, wenn wir auch in der Fortbildungsschule dem erbaulichen, das Gemüth erfassenden Unterricht nicht so die Berechtigung absprechen möchten. Es gilt bei jeder Art des Religionsunterrichts, auch bei dem der Volksschule, alle seelischen Kräfte, also neben dem Gedächtniß auch das Herz zu ergreifen. Manche Vorarbeit wie die Christenlehre von Pfarrer Rohde-Chemnitz für den Confirmandenunterricht und den Leitfaden des Past. emer. Dr. Siebel für die Fortbildungsschule hat sich der Verfasser zu Nutze gemacht. Den Vorschlägen in Betreff der kirchlichen Unterredungen und dem beigegebenen Stoffplan können wir unsere Zustimmung schenken. D. K.

— Dr. H. Hoffmann, Das tausendjährige Reich. Versuch einer Auslegung von Offenbarung Johannis 20, 1—10. 20 S. Halle, R. Mühlmann. 1899. 30 ₰. — Der Titel erweckt höhere Erwartung, als das Schriftchen erfüllt. Auf 20 kleinen Seiten läßt sich wohl auch kaum die Frage nach dem tausendjährigen Reiche lösen. Der Verfasser ignorirt die neueren exegetischen Arbeiten und kritischen Forschungen über die Offenbarung. Er geht einfach den Textworten nach und giebt auf Grund älterer Arbeiten und unter Herbeiziehung vieler Schriftparallelen eine mehr praktische als wissenschaftliche Auslegung, die freilich vor Allem bei der Anwendung auf die Verhältnisse der Gegenwart zu eigenartigen Resultaten kommt, ohne volle Klarheit darüber zu schaffen, was wir uns nun eigentlich unter dem tausendjährigen Reich zu denken haben. Zur Bekämpfung des falschen Chiliasmus mancher Secten wird sie immerhin einiges brauchbare Material bieten. J. N.

— F. Ahlfeld, Das Alter des Christen. 5. Aufl. 1899. XII u. 196 S. Halle, Mühlmann. 2 ℳ 40 ₰. — Ein Buch von Ahlfeld bedarf keiner besonderen Empfehlung, zumal wenn es, wie das vorliegende, in der 5. Auflage erscheint. Der Zweck des Buches ist nach des Verfassers eigenen Worten: „Die Jungen soll es antreiben, sich frühe auf ein gesegnetes Alter zu rüsten. Den Alten soll es die Gefahren, die Aufgaben und die Hoffnung des Alters vor Augen stellen." Und wie ist das Ahlfeld gelungen! Es ist eine Herzenserquickung, ihm zu lauschen, wie er heraus aus der Fülle seiner Lebenserfahrungen bald mit lächelndem Humor, bald mit tiefem Ernste zu uns redet. Seine warme Herzensfrömmigkeit, sein seelsorgerischer Scharfblick, seine geradezu erstaunliche Bibelkenntniß, seine Vertrautheit mit geistlichen und weltlichen Dichtern alter und neuer Zeit, sein Erzählertalent, seine poetische Gabe — das Alles macht die Lectüre der 16 Capitel dieses Buches zu einem geistigen Genuß und zu einer wahren Erbauung. J. N.

— Unserer Jugend Noth und Hilfe. Eine Werbeschrift für die Christlichen Vereine junger Männer und Jünglingsvereine von Dr. Adolf Voigt. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1899. III, 48 S. 50 ₰. — Das Schriftchen orientirt vortrefflich über die Sache der Jünglingsvereine. Es ist sehr erfreulich, daß ein Laie so entschieden, warm und begeistert für die wichtige Arbeit eintritt. Der erste Theil ist principiell erörternd, er stellt die Noth, die Hilfe und den Helfer dar, der 2. Abschnitt giebt das geschichtliche Material und der 3. verbreitet sich über die Mittel und Wege der Vereinsarbeit. Am Schlusse sind die Ansichten des Verfassers in Leitsätzen niedergelegt. Nur zur These 2 haben wir eine Beanstandung zu machen. Da heißt es: Die Liebesthätigkeit der Gemeinde tritt ein für die gottgefügte und unlösbare Zusammengehörigkeit von Gott und Noth. Das ist zum mindesten mißverständlich. Vor Allem der Ausdruck „gottgefügte" ist zurückzuweisen. Im logisch strengen Verfolgen desselben erweist sich Gott als Urheber der Sünde. Das ist doch wohl auch die Meinung des Verfassers nicht. O. S.

— Herrmann Paul, Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 8°. 545 S. — Von den in den letzten Jahren erschienenen germanischen Mythologien in gemeinverständlicher Darstellung hebt sich die von Paul Herrmann durch wissenschaftliche Auffassung des Stoffes vortheilhaft ab. Der Verf. kennt die hervorragenden Arbeiten, wie sie uns in den Systemen von E. H. Meyer, Mogk und Golther vorliegen, zieht sie fleißig zu Rathe und schöpft aus ihnen, wo sie Richtiges geben, ohne in die Einseitigkeit des einen oder anderen zu verfallen. Durch die sorgfältige Durcharbeitung der umfassenden mittelalterlichen Literatur gründlich vorbereitet, ist Herrmann nicht nur im Stande, die aufgestellten mythologischen Ansichten zu prüfen und nach verschiedenen Seiten hin zu rectificiren, sondern auch Neues zu bieten. Ein ganz besonderes Verdienst des Buches besteht darin, daß die römischen Quellen, wie sie bei Cäsar und Tacitus enthalten sind, die eingehendste Würdigung und Berücksichtigung erfahren haben. Für die höheren Schulen ist das von großem Werth; der Schüler, der die genannten Schriftsteller liest, findet deshalb hier die reichste Anregung und Belehrung. Aber auch die andern Quellen, wie die Kinder- und Hausmärchen der Br. Grimm, ihre deutschen Sagen, das Nibelungen- und Gudrunlied, der Indiculus, Burchard von Waldis sind fleißig verwerthet worden. Der Schüler gewinnt dadurch den Schlüssel für das Verständniß zahlreicher Stellen in unsern alten Volksepen. Mit Recht geht der Verf. von den 2 Schichten mythischer Vorstellungen bei den Indogermanen aus, von der Seelenverehrung und Naturverehrung. Dieselben stehen miteinander in der engsten Beziehung und verschmelzen oft zu einem Gebilde, so daß sie sich nicht mehr von einander unterscheiben lassen. Welche Schicht von beiden die ältere ist, ob die Naturverehrung sich erst aus dem Seelenglauben entwickelt, oder ob der Seelenglaube zur Naturverehrung geführt hat, das ist und bleibt immer noch eine umstrittene Frage. Demgemäß behandelt der Verf. im ersten Theile den Seelenglauben und zeigt zunächst, welche sinnliche Vorstellungen die alten Deutschen mit der Seele verbanden, wie sie dieselbe nämlich bald als Athem, Dunst, Nebel, Schatten, Feuer, Licht und Blut, bald in Thiergestalt als Schlange, Kröte, Wiesel, Maus, Holztaube, Eule, Schwan, Biene, Schmetterling, bald als Pflanze und Baum, bald endlich in Menschengestalt auffaßten. Dann wird der Aufenthaltsort der Seelen nach ihrem Austritt aus dem Körper besprochen und der Seelencult mit seinen verschiedenen Aeußerungsformen daran geknüpft. Jeder Gebildete wird diesen ersten Theil mit dem höchsten Interesse lesen und sich an den zahlreichen Beispielen aus Sage und Dichtung erfreuen, mit denen alle Behauptungen und Thatsachen belegt sind. Im zweiten Theile behandelt der Verfasser die Naturverehrung und führt den Nachweis, wie die verschiedenen Vorgänge und Erscheinungen des Naturlebens bald als leblose Gegenstände, bald in Thier- und Menschengestalt vorgestellt wurden. Erst jetzt beginnt der eigentliche, sogenannte mythologische Stoff. In zwei Abschnitten werden zunächst die niederen göttlichen Wesen: die Elfen und Riesen, nach ihren unterscheidenden

Merkmalen und nach ihren Wirkungsgebieten geschildert, daran schließen sich die Götter und Göttinnen mit den sie umgebenden Mythenkreisen. Im dritten Theile wendet sich der Verf. unsren Altvordern zu und betrachtet die cultischen Handlungen, wie Gebet und Opferwesen, die verschiedenen Zeiten und Stätten der Götterverehrung und das Priesterwesen. Der Leser verfolgt mit der spannendsten Aufmerksamkeit die Entwickelung der Materien dieses Theils und die im Zeitenlaufe sich wandelnden Vorstellungen. Für uns bilden der erste und dritte Theil die Höhepunkte der ganzen Arbeit und wir wünschen, daß ihnen ganz besondere Beachtung geschenkt werde. Im vierten und letzten Theile werden die mythologischen Vorstellungen vom Anfange und vom Untergange der Welt und von der Welterneuerung erörtert. Diese Partie hat uns am wenigsten befriedigt, da nicht genügend der Nachweis erbracht ist, inwieweit christliche Vorstellungen dabei mit im Spiele sind. Nach unserm Dafürhalten stehen bereits die mythologischen Zeugnisse vom Weltuntergang und von der Welterneuerung unter christlichem Einflusse und entbehren der rechten Selbständigkeit. Wir können das schöne Buch nicht aus der Hand legen, ohne dem Verf. den herzlichsten Dank dafür auszusprechen. Es ist ein Werk, das seinen Meister lobt. Die Jugend auf den höheren Schulen besitzt jetzt ein Hilfsmittel, das ihr nicht nur den Glauben der alten Germanen in geschmackvoller und lebensfrischer Darstellung vermittelt, sondern das auch angethan ist, ihr Liebe und Verehrung für unsere alte und mittelhochdeutsche Literatur, für unser deutsches Volk und für unsern heimathlichen Boden einzuflößen. Schade, daß die Unterrichtspläne der höheren Schulen zur Zeit noch nicht ein tieferes Versenken in den germanischen religiösen Vorstellungskreis im Zusammenhange gestatten; was dargeboten wird, muß entweder an den Geschichtsunterricht oder an den Unterricht in der Literatur angeschlossen werden. Wir hoffen aber, daß die Einsicht der Unterrichtsbehörden auch in dieser Beziehung über kurz oder lang Wandel schaffen wird. Vor der Hand ist die Jugend auf den höheren Schulen zur Erlangung tieferer Kenntnisse in der germanischen Mythologie noch auf den Privatfleiß angewiesen. Aus diesem Grunde empfehlen wir das Werk Paul Herrmann's aufs Wärmste bei Prämienvertheilungen. We.

— Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand. Von Heinrich Deiters (Düsseldorf). Preis 25 ₰. Verlag von Josef Sailing, Hof-Musikalien-Verleger, München. — Drei Aufsätze bilden den Inhalt des Heftes. Sie sind überschrieben: 1) Geschmack und Urtheil. 2) Die deutschen Künstler. 3) Die Presse und das Publicum. Sie haben schon bei ihrem ersten Erscheinen (in der Deutschen Revue) großes Aufsehen erregt. Heinrich Deiters hat nicht blos gründliche Studien in der Kunst gemacht, sondern kennt auch das Kunstleben der Gegenwart aus langjährigem Ehrendienste der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft. Er hat also ein Recht, mitzureden in Sachen der Kunst, und den Anspruch, gehört zu werden. Es handelt sich vorzugsweise um die Malerei. Den Modernen, die unter die gesammte bisherige Kunstgeschichte am liebsten einen dicken Strich machen und mit sich selber einen vollkommen neuen Abschnitt: „Die wahre Kunst" anfangen möchten, werden seine Worte freilich nicht angenehm in die Ohren klingen. Vergleicht er sie doch mit den Possenreißern des Circus, denen es bei ihren tollen Bocksprüngen einzig darum zu thun ist, auf jeden Fall Aufsehen zu erregen. Aber auch die Kunstschreiber, welche selbst den bizarrsten Einfällen das Wort reden und alle seitherige Kunst als Handwerksleistung verdammen, werden ihm wenig Dank wissen. Natürlich meint er damit nicht die wirklichen Kunstgelehrten, sondern die verschrobenen Köpfe, die von verbitterten Künstlern ihre Schlagwörter empfangen und wie echte Strauchdiebe anonym über Wehrlose mit persönlichen Gehässigkeiten herfallen. Das Bild, das uns das Schriftchen entwirft von dem Leben und Treiben in den Kreisen der Künstler und Kunstberichterstatter, ist wenig erfreulich, und der Wunsch, es möchten sich alle tüchtigen deutschen Künstler eng zusammenschließen und dem gesunden Menschenverstande wieder zum Siege verhelfen gegen die zersetzenden Tendenzen der Zeit, erscheint wohlberechtigt. Wer hat sich nicht schon dagegen aufgelehnt, wenn die Presse ihn zwingen wollte, an modernen Kunstwerken das Unverständliche verständlich, ja sogar tiefsinnig, das Häßliche schön zu finden? Dem Laien thut es in innerster Seele wohl, wenn er hier von einem Fachgelehrten die beruhigende Versicherung erhält, daß der gesunde Menschenverstand sehr wohl auch auf dem Gebiete der Kunst ein Daseinsrecht hat und daß noch keine Kunst auf die Dauer Erfolg gehabt hat, die sich im Widerspruch befand zu dem schlichten Empfinden des gemeinen Mannes und auch noch stolz darauf war. — Ob es der klaren und packenden Sprache des Flugschriftchens gelingen wird, einen Umschwung hervorzurufen? Die Zukunft wird es lehren. Jeder aber, der den Werken der Kunst Theilnahme entgegenbringt — und wer thut das nicht? — wird die mannhaft ehrlichen Worte von Deiters mit aufrichtigem Danke lesen und seinen Vorschlägen zu einer einheitlicheren Vertretung der deutschen Künstler von ganzem Herzen Erfolg wünschen. R. B.

— Simplicissimus-Album. Zwölftes Vierteljahrsheft (Januar bis März 1899). Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, Paris, Leipzig, München. Preis 1 ℳ 25 ₰. — Ein wunderschöner Sinnspruch ist es eigentlich, das ridendo dicere verum, mit dem Horaz seine Satiren einleitet (Hor. sat. I., 1, 24). Und wenn Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen im siebzehnten Jahrhundert das Wort als Motto für seinen Zeitroman, den „Abenteuerlichen Simplicissimus", übernimmt in der Form:

Es hat mir so wollen behagen,
Mit Lachen die Wahrheit zu sagen!

so weiß man, auf Grimmelshausen's Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe ist Verlaß, und seine Schilderungen geben uns ein freilich theilweise entsetzliches, aber keinesfalls tendenziös verzeichnetes, sondern treues und lebenswahres Bild von dem schreckensvollen Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges. Das Münchener Witzblatt, das sich „Simplicissimus" nennt, geberdet sich auch, als sei jenes Wort sein Wahlspruch. Aber wir haben großen Zweifel, ob die Welt- und Lebensanschauung, die in den Bildern und Geschichten dieser Wochenschrift sich selbstgefällig dehnt und spreizt, mit der Wahrheit im höheren Sinne viel zu thun hat. Zweifel? Nein, unsere unerschütterliche Ueberzeugung ist vielmehr, daß Das, was hier als die Leistung echter Kunst ausgegeben wird, Nichts ist als das häßliche Zerrbild wirklicher Kunst, und daß Diejenigen, die hier das große Wort führen im Namen der modernen Lehren von freier Sitte, nicht berufen sind zu Führern des Volkes in den wichtigsten und bedeutsamsten Fragen des irdischen Lebens. Und wahrhaftig, zwischen einem ehrlichen, gesunden Lachen über die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen und dem hämischen, sardonischen Grinsen, das dem Simplicissimus eigen ist, da ist denn doch auch ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Ein Zufall ließ mich vor Kurzem einen Blick werfen in die Nummer des Pariser Witzblattes Le Rire, die sich mit der Jerusalemfahrt des deutschen Kaisers befaßt; der Verkauf dieser Nummer ist mit gutem Rechte in Deutschland polizeilich verboten worden. Ich war geradezu betroffen von der bis in's Einzelste gehenden, täuschenden Aehnlichkeit in der ganzen Art des schnoddrigen Witzes, die zwischen dem französischen Blatte und dem Simplicissimus herrscht. In gewissem Sinne hat diese Uebereinstimmung etwas Tröstliches. Denn das ist ganz sicher: Zu Dem, was bisher als deutsche Art gegolten hat, was deutscher Kunst und deutschem Wesen seit Jahrhunderten das Gepräge gegeben und die bewundernde Hochachtung der vornehmsten Geister in allen Ländern und Völkern eingetragen hat, steht Das, was der Simplicissimus auf sein Banner schreibt und mit taumelndem Entzücken grüßt als die Morgenröthe einer neuen Welt, in schärfstem Gegensatz, in unlösbarem Widerspruch. Es giebt keine Brücke von dem Fühlen und Denken der „Philister" im Sinne des Simplicissimus, d. h. der Leute, die sich das Recht nicht nehmen lassen, diese geifernden Pamphlete und zotigen Späße des deutschen Namens unwürdig zu nennen, und den „Modernen", die mit schmetternden Trompetenstößen an den gemeinen „Bildern aus dem Familienleben" von Thomas Theodor Heine „das große Pathos des Propheten, der einer alten Welt den Untergang weissagt", rühmen. — Drei Jahre sind es nun, daß der Simplicissimus Woche um Woche seinen Unflath in's Volk speit. In jedem Hefte fast bläst er die Backen auf und preist sich an als den Herold und Bahnbrecher der neuen Zeit. Er mag Recht haben damit. Er arbeitet mit seinem geflissentlichen Lockern aller Bande von Recht und Sitte, Glauben und Ehre im Dienste einer kommenden Revolution. Sie wird ein erbittertes Ringen entfesseln und gewaltige Ströme Blutes sehen. Aber an Dem, was aus den rauchenden Trümmern siegreich in strahlender Schöne sich erheben wird, sich erheben muß, werden die Zeichner und Literaten des Simplicissimus keinen Antheil haben. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 79. Dienstag, den 11. Juli, Abends. 1899.

Urkundliches zum Kissinger Attentat.

— 13. Juli 1874. —

Von Paul Pasig. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Die alten Römer bezeichneten in ihrem Kalender bekanntlich gewisse Tage als „dies atri", d. h. schwarze, verhängnißvolle Tage, Buß- und Trauertage, an denen nichts Wichtiges, was das Staatsleben betraf, vorgenommen werden durfte. Solche „schwarze Tage" waren die Gedenktage unglücklicher Schlachten, wie z. B. der 18. Juli in Erinnerung an die Niederlage durch die Gallier an der Allia (390 v. Chr.), ferner der 2. Juni zum Gedächtniß der Vernichtung des römischen Heeres durch Hannibal bei Cannae (216) u. s. w. Unserem Volke scheint insofern der Monat Juli zu einem mensis ater geworden zu sein, als in demselben sich Ereignisse vollzogen, die entscheidend, ja, theilweise verhängnißvoll in unser Staatsleben eingriffen. Aus der neuesten Geschichte liegt es nahe, nach dem Ausspruche aus bewährtem Munde, daß jeder Krieg, selbst der siegreiche, als ein Unglück für ein Volk zu bezeichnen sei, auf den im Juli (15. bezw. 19.) erfolgten Ausbruch des deutsch-französischen Krieges hinzuweisen. Aber sicher erscheint die Bezeichnung „mensis ater" gerechtfertigt, wenn wir an den eigentlichen Begründer des Reiches, den Fürsten Otto v. Bismarck, denken. Im Julimonde (30.) ward er, der Unersetzliche, uns genommen, und im Julimonde vor nunmehr 25 Jahren (13.) war es, als er, der unerschrockene Kämpfer für Freiheit und Recht, während er an den Heilquellen Kissingens Erholung und Kräftigung nach den Sorgen und Anstrengungen seines aufreibenden Berufes suchte, den Kugeln eines verblendeten und irre geleiteten Mordbuben zur Zielscheibe diente und sein Blut für das von ihm so heiß geliebte Vaterland vergoß. Es gewährt heute, nachdem ein Vierteljahrhundert seit jener unseligen That dahingerauscht ist, ein hohes Interesse und ist zweifellos von historischem Werthe, aus zeitgenössischen Urkunden und Quellen sich des unmittelbaren Eindrucks bewußt zu werden, den Kullmann's Attentat auf Augen- und Ohrenzeugen machte. Als solcher muß zunächst der Geheime Hofrath Dr. Oskar Diruf gelten, der die Kur des Fürsten leitete. Sein Bericht hat als Hauptquelle für die Geschichte des Mordversuchs zu gelten. Der Arzt erzählt zunächst, er habe sich bis Mittag 1 Uhr in des Fürsten Zimmer (obere Saline) aufgehalten und sich dann, als der Diener meldete, der Wagen sei vorgefahren, auf Bismarck's Wunsch zu dessen Tochter, Comtesse Marie, begeben, deren Zimmer ebenfalls im ersten Stockwerke nach der Saalestraße hinaus lagen. Inzwischen bestieg der Fürst den im Hofraume wartenden Wagen, welcher die Richtung nach dem Salinenbad einschlug. „In diesem Augenblicke", fährt Dr. Diruf fort, „hörte ich einen Knall und sah vor dem Fenster eine Pulverdampfwolke aufsteigen. Ich eilte an das Fenster und sah den Fürsten, der den Wagen sofort verlassen hatte, inmitten eines dicht um ihn andrängenden Menschenknäuls stehen, mit lebhaften Armbewegungen denselben von sich abwehrend. Rasch war ich unten und bahnte mir nur mit großer Mühe einen Weg zum Fürsten, der mir die vom Pulver des aus nächster Nähe abgefeuerten Schusses stark geschwärzte Wunde am rechten Handgelenk*) zeigte und mit den Worten: »Lassen Sie uns vor Allem aus dem Gedränge hier wegkommen und fahren Sie mit!« schnell den Wagen wieder bestieg, in den ich mich zwar auch setzte, dabei jedoch dringend bat, lieber sofort in's Haus zurückzukehren, um die Verletzung auswaschen, gründlich untersuchen und verbinden zu lassen, anstatt weiter zu fahren. Nach einigem Widerstreben ward meiner Bitte nachgegeben. Nachdem ich die Wunde und deren Umgebung von der aus Pulverniederschlag und Blut gemischten schwarzen Kruste befreit hatte, fand ich eine etwa zwei Centimeter lange und dreiviertel bis einen Centimeter breite flache Verletzung, auf deren Grunde man deutlich die vollständig entblößte, aber günstigerweise unverletzte Pulsader (Radialarterie) pulsiren sah. Von dem zunächst befindlichen Köpfchen des Speichelknochens war die Beinhaut vollständig hinweggerissen, die Blutung war gering und bald gestillt. Die kleine Kugel, welche bei der sehr nahen Stellung des Thäters zur Linken des Wagens ihren Weg in steiler Richtung nach oben genommen hatte, konnte nicht aufgefunden werden; sie war jedenfalls über das Dach des Hauses geflogen, nachdem sie den rechten Arm des Fürsten dicht über dem Handgelenk in dem Augenblick gestreift hatte, als bei der Erhebung der Hand zur Erwiderung eines Grußes zwischen dem Aermelrand und den hellen Wildlederhandschuhen ein ungedeckter Raum entstand." Sodann berichtet der gewissenhafte Arzt über das Verhör, das der Fürst selbst mit dem inzwischen ergriffenen Mordbuben anstellte, und fährt fort: „Während des Attentates bewährte der Reichskanzler große Ruhe und Fassung. Begreiflicherweise machte aber der neue*) Mordanfall, eine Wiederholung früherer Anschläge, tiefen Eindruck auf die Fürstin und die übrigen Mitglieder der Familie. Alle vereinigten sich in dem Wunsche, Kissingen sofort auf Nimmerwiedersehen zu verlassen, und es bedurfte einer langen, eindringlichen Darlegung der Gründe, die gegen die plötzliche Unterbrechung der damals unbedingt nothwendigen Trink- und Badekur sprachen, um den Fürsten zum Aufgeben des schon fest gefaßten Entschlusses zu veranlassen" u. s. w. Die Entrüstung über den fanatisirten Mordgesellen einerseits, wie andererseits das lebhafte Dankgefühl gegen die Vorsehung, die wiederum über ihren Erwählten gewaltet, spricht sich in den Kundgebungen der Bevölkerung aus. Vor uns liegt Nr. 153 der Kissinger Saale-Zeitung, Organ der Amts- und Landgerichtsbezirke Kissingen, Brückenau, Münnerstadt und Euerdorf, von Mittwoch, den 15. Juli 1874. An der Spitze des Blattes lesen wir: „Das Attentat auf den Fürsten Bismarck! Ein Tag der aufregendsten Eindrücke liegt hinter uns — der 13. Juli 1874 wird uns in unvertilgbarer Erinnerung bleiben! Als gestern Nachmittag nach 1 Uhr wie ein Lauffeuer die Botschaft die Stadt durchflog: »Auf den Fürsten Bismarck ist geschossen worden«, da erfüllte uns das Gefühl des Schreckens und zugleich die Erbitterung über den oder die ruchlosen Urheber. Angstvoll harrten wir des Ausspruches der Aerzte, ob das Leben des Fürsten gefährdet sei. Gott Lob — wir erhielten bald vollste Beruhigung darüber, so daß an Stelle des Schreckens nun die Freude, der Jubel und der Dank gegen Gott für die wunderbare Errettung des Fürsten Platz greifen durfte. Diese Scala der Empfindungen hat gestern mit uns die ganze fremde und einheimische Einwohnerschaft durchlaufen, die Gemüther Aller waren auf das Tiefste erregt und suchten hierfür einen vollgenügenden Ausdruck; daher der unbeschreiblich ergreifende Jubel, die Freudenthränen in den Augen selbst der Männer, als Fürst Bismarck auf den Balcon trat und seine leicht verwundete Hand in die Höhe hob mit den Worte »es hat nichts zu bedeuten« — daher die ganz außerordentliche Theilnahme bei dem Abends 7 Uhr in der evangelischen Pfarrkirche abgehaltenen Dankgottesdienste, bei welchem Herr Pfarrer Wiesinger in markigen Worten Gott

*) Der Fürst war in dem Augenblicke getroffen worden, als er die Rechte zum Gruße erhoben hatte.

*) Das Blind'sche Attentat fand am 7. Mai 1866 in Berlin „Unter den Linden" statt.

für die glückliche Errettung des Fürsten dankte — daher endlich die glänzende Huldigung, welche dem Fürsten Bismarck durch einen von Kurgästen und Einheimischen schnell improvisirten Fackelzug dargebracht wurde. Nachdem zuvor schon eine Deputation des hiesigen Stadtmagistrats dem Fürsten ihren Glückwunsch ausgesprochen hatte, geschah Gleiches bei dem Fackelzug durch eine Deputation von Kurgästen, bei welcher der von dem Attentäter in die Hand gebissene Hoffänger Lederer von Darmstadt den Sprecher machte. In seiner Erwiderung sagte Fürst Bismarck: »Meine Herren, ich danke Ihnen für die Glückwünsche, die Sie mir so passend gerade durch Herrn Lederer zum Ausdruck bringen, der dabei leider noch schlechter weggekommen als ich selbst. Denn nach mir hat er wenigstens wie ein Mann geschossen, Herrn Lederer aber hat er wie ein Thier gebissen. Doch solche Zufälle gehören nun einmal zum Geschäfte eines Ministerpräsidenten. Leider ist der Attentäter ein specieller Landsmann von mir, aus der Gegend von Magdeburg, dem katholischen Gesellenverein angehörend, er erklärte mir, als ich ihn im Gefängniß sprach, daß er mich persönlich bisher gar nicht gekannt habe, nur der Kirchengesetze wegen mich habe tödten wollen; ich hoffe aber, daß meine leichte Verletzung in wenigen Tagen beseitigt sein wird.« Darauf stellte Herr Lederer die Herren des Comités (folgen die Namen) einzeln vor, und Fürst Bismarck drückte huldvoll jedem einzelnen die Hand, indem er speciell noch Herrn Bellachini, dem bekannten Professor der Magie, bemerkte: »Hätten Sie denn, da Sie in der Nähe standen, die Kugel nicht auffangen können?« Ueberhaupt hat die Kaltblütigkeit und der Humor den Fürsten den ganzen Tag über keinen Augenblick verlassen. Bei Tisch äußerte er jovial: »Die Sache ist zwar nicht kurgemäß, aber das Geschäft bringt es eben so mit sich!« Nachdem die Kurkapelle vor dem Hause gespielt hatte, trat Fürst Bismarck, von dem brausenden Jubel eines nach Tausenden zählenden Publicums empfangen, auf den Balcon und sprach: »Meine Herren, ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Danken Sie mit mir Gott, daß seine Hand mich so sichtbar geschützt hat. Weiter ein Wort über die Sache zu reden, geziemt sich nicht mir, sie ist dem Urtheil des Richters übergeben; das aber darf ich wohl sagen, daß der Schlag, der gegen mich gerichtet war, nicht meiner Person galt, sondern der Sache, der ich mein Leben geweiht habe — der Einheit, Unabhängigkeit und Freiheit Deutschlands. Und wenn ich auch für die große Sache hätte sterben müssen, was wäre es weiter gewesen, als was Tausenden unserer Landsleute passirt ist, die vor drei Jahren ihr Blut und Leben auf dem Schlachtfelde ließen. Das große Werk aber, das ich mit meinen schwachen Kräften habe mitbeginnen helfen, wird nicht durch solche Mittel zu Grunde gerichtet werden, wie das ist, wovor mich Gott gnädiglich bewahrt hat; es wird vollendet werden durch die Kraft des geeinten deutschen Volkes. In dieser Hoffnung bitte ich mit mir ein Hoch zu bringen auf das geeinigte deutsche Volk und seine verbündeten Fürsten!« Das Hoch, das diesen Worten folgte, muß man gehört haben, um seine Vollkraft ermessen zu können. Die Liedertafel sang dann noch das Lied vom treuen deutschen Herz, und die Kurkapelle stimmte die »Wacht am Rhein« an, deren Melodie vom ganzen Publicum mitgesungen wurde" u. s. w. Des Weitern erwähnt der Bericht, daß der Attentäter, der am Abend des 12. Juli in Kissingen in der Absicht, den Fürsten Bismarck zu tödten, eingetroffen sei, Franz Eduard Ludwig Kullmann heiße, aus Neustadt-Magdeburg gebürtig, 21 Jahre alt, Böttchergeselle und seit 8 Tagen ohne Arbeit sei. Beim Anfange des ersten Verhörs sei der Fürst selbst gegenwärtig gewesen und habe dem Attentäter, der keine Spur von Reue gezeigt habe, in seiner ruhigen, leidenschaftslosen Weise bemerkt: „Das ist nicht schön, wenn Landsleute auseinander schießen!" Das Telegraphenbureau war den ganzen Tag über förmlich belagert, und Fürst Bismarck telegraphirte selbst an Kaiser Wilhelm, der sich als Gast des Königs Ludwig II. gerade in München auf der Durchreise nach Bad Gastein befand, und bald liefen von beiden Herrschern Glückwunschtelegramme ein. Das Telegramm Kaiser Wilhelm's schloß mit den herrlichen Worten: „Mögen Sie Trost und Befriedigung finden im Rückblick auf eine ruhmvolle Vergangenheit, welche Ihnen Buben zu Feinden, Männer zu Freunden gemacht hat." Uebrigens lag, da der Fürst bei der seelischen Erschütterung, die der Vorfall in ihm hervorgerufen hatte, unbedingtester Ruhe bedurfte, die Gefahr nahe, daß in den Sympathiekundgebungen leicht das zulässige Maß überschritten werde. Daher sah sich der Magistrat genöthigt, unter dem 19. Juli folgende „Bekanntmachung" zu erlassen: „So wohlgemeint die Kundgebungen sind, welche Sr. Durchlaucht dem Fürsten v. Bismarck bei Höchderen Erscheinen vom titl. Publicum dargebracht werden, so lästig müssen dieselben für unsern, im hiesigen Bade Ruhe suchenden hohen Gast werden. Außerdem stören die bei Ausfahrten und Ausgängen des Fürsten vorkommenden Ansammlungen die Sicherheit und Bequemlichkeit des Verkehrs. Es wird nun der dringendste Wunsch wiederholt, es möge die unterfertigte Ortspolizeibehörde nicht in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt werden" (folgt Strafandrohung) u. s. w. Gezeichnet war die Bekanntmachung: „Kgl. Bade-Commissariat: Graf zu Pappenheim. Stadtmagistrat: Dr. Full, Bürgermeister." Die Wunde heilte übrigens, in der Armbinde getragen, binnen vierzehn Tagen gut, und auch die Beweglichkeit des zu Anfang steifen Handgelenks stellte sich nach einigen Wochen wieder ein, obwohl eine gewisse Schwäche, die sich namentlich beim Schreiben störend bemerkbar machte, bis an's Ende geblieben ist.

In dreierlei Gestalt wird die Erinnerung an den Kullmann'schen Mordanfall in der Stadt des Rakoczy festgehalten. Zunächst ließ der Magistrat am Hause des Dr. Diruf eine Gedenktafel anbringen, welche besagt: „Am 13. Juli 1874 wurde an dieser Stelle durch Gottes gnädige Fügung Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Kanzler des Deutschen Reiches, aus Mörderhand errettet. Diese Gedenktafel widmet dem deutschen Volke die Stadtgemeinde Kissingen." Ferner wurde die Saalestraße in Bismarckstraße umgetauft. Dem Fürsten wurde dieser Beschluß in folgendem Schreiben mitgetheilt: „Euere Durchlaucht! Das Magistrats-Collegium hat beschlossen, Kissingens berühmtesten Kurgast, den die Stadt schon mit Stolz zu ihren Ehrenbürgern zählt, neuerdings zu ehren. Es hätte dies wohl in prunkhafterer, aber kaum in dauerhafterer Form geschehen können, als daß die bisherige Saalestraße den Namen Bismarckstraße erhalten soll. Keine Straße verdient mehr, für alle Zeiten den Namen des Reichs-Einigers zu tragen, als jene, in welcher durch des Himmels gnädige Fügung das Leben Euerer Durchlaucht aus sichtbarer Gefahr errettet worden ist. Wir bitten Euere Durchlaucht, die Umbenennung dieser Straße in vorbezeichneter Weise genehmigen zu wollen, damit die »Bismarckstraße« auch den kommenden Geschlechtern von den Tagen künde, die das Andenken des ersten Reichskanzlers dauernd mit der Geschichte Kissingens verknüpfen werden." Endlich erhielt der Fürst in Kissingen auch ein Denkmal, das erste, das ihm überhaupt gesetzt wurde. Im Auftrage Berliner Bürger schuf es Bildhauer Manger, eine Broncestatue, die den Fürsten in der Interimsuniform seines Kürassierregiments darstellt: die Hände ruhen auf dem Pallasch, und sinnend blicken die klaren, milden Augen in die Ferne. Freilich äußerte S. H. der Fürst bei aller objectiven Anerkennung des Werkes, daß er kein Freund von „Versteinerungen bei Lebzeiten" sei.... Den Schreibtisch zu Friedrichsruh schmücken zwei Mordwaffen: der elegante, mit Elfenbein ausgelegte Revolver Blind's, ein Geschenk des Staatsministers Dr. Delbrück, der ihn bei Versteigerung der „corpora delicti" vom Berliner Stadtgericht erwarb, und die alte, verrostete Pistole Kullmann's, die der Fürst mit Genehmigung des bayerischen Finanz-Ministeriums für den „marktmäßigen Preis" von drei Gulden erstand. Im Bismarck-Museum zu Schönhausen befindet sich wohl die werthvollste und weihevollste Attentats-Reliquie: die wildledernen Handschuhe, die der Fürst beim Mordanschlage trug. Der rechte Handschuh zeigt noch an der umgeschlagenen Stelle den Blutfleck, den die Schußwunde verursachte. Wie im Reichstage (4. Dec. 1874), als Abg. Jörg sich berufen fühlte, von den „Mißgriffen des Reichskanzlers" zu sprechen, die Geister auseinander platzten, sei hier nur angedeutet. Dagegen stimmt heute Jeder, der stolz auf seinen Bismarck ist, gewiß Geibel's, des deutschen Kaiserherolds, kraftvollen Versen bei:

„Verflucht das Blei, das, finstrer Gedanken voll,
Im Schooß der Nacht blutdürstige Tücke goß,
Und drachenmilchgenährter Wahnsinn
Wider das tapferste Herz geschleudert!...

So warf am Brunnen, wo der Entgürtete
Sich Labung schlürfte sorgen- und waffenlos,
Verruchter Haß einst, feig von hinten
Zielend, den tödtlichen Speer nach Siegfried...

Verkünden hört' ich, daß der gewappnete
Erzengel, der das Banner der Kaiser einst
Umrauschte, mit dem Demantschilde,
Michael selber, den Liebling schützte"....

und den nach beispiellos ruhmvoller Lebensarbeit Heimgegangenen, dessen nie erblassendes Gedächtniß gerade in diesem Julimond aufs Neue lebendig wird, künden und grüßen bis in späteste Zeiten himmelstrebende Ehrensäulen seines dankbaren Volkes:

„Und hoch wie Hermann wieder, der Bändiger
Der ries'gen Wölfin, rag' er ob allem Volk,
Europas Friedenshort und Deutschlands
Mächtiger Pfeiler, der Mann der Männer!"

Bücherbesprechungen.

— Kritisch-exegetischer Commentar über das neue Testament, begründet von Heinr. Aug. Wilh. Meyer. IV. Abth., 9. Aufl.: Der Brief an die Römer. Von der 6. Aufl. an neu bearbeitet von Dr. Bernhard Weiß, wirkl. Oberconsistorialrath und ordentl. Prof. an der Universität Berlin. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1899. IV und 614 S., 8 ℳ, in Halbleder 9 ℳ 50 ₰. — Vom Römerbrief als dem rechten Hauptstück des neuen Testaments, in dem Paulus gleichsam sein Testament an die Christenheit niederschreibt, sagt schon Luther, daß ein Christenmensch ihn nicht allein von Wort zu Wort auswendig wissen, sondern täglich damit umgehen solle als mit täglichem Brod der Seelen. Wieviel mehr gilt dies dem Theologen, der Andern diesen Brief auslegen will! Dazu muß er aber selbst erst fest in diesem schwierigen Brief drinsitzen. Nun hat mancher Commentar es verstanden, die Gedanken zu verwirren, statt zu entwirren. Der Vorzug des vorliegenden ist's, daß er nüchtern, ohne vorgefaßte Meinung vom gegebenen Wort ausgeht und dies ebenso kurz, wie gründlich und klar allseitig erklärt. Dabei werden uns nicht die fertigen Resultate blos präsentirt, mundrecht geboten, wir werden durch Herbeiziehung der Ansichten Anderer in den Kampf der Meinungen und damit in das im Laufe der Jahrzehnte wachsende Verständniß für das apostolische Wort eingeführt, ohne daß diese bis in die neueste Zeit (2. Aufl. des Holtzmann'schen Handcommentars; international critical commentary von Sanday und Headlam) fortgesetzte Aufführung den ruhigen Gang der Gedankenentwickelung störend beeinflußte. Kurz, wer die Grundwahrheiten der evangelischen Kirche, die gerade aus dem Römerbrief geboren ist, klar und tief auseinandergelegt sehen will, der nehme dieses gelehrte, höchst brauchbare Buch häufig zur Hand! A. W.

— Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Zweiter Teil: Vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit 1837—1849. München 1899. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Preis: Geh. 8 ℳ, geb. 10 ℳ. — Das in Nr. 25 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom laufenden Jahrgang ausgesprochene günstige Urtheil über den 1. Teil der Biographie Ignaz von Döllinger's findet auch in der jetzt vorliegenden Fortsetzung volle Bestätigung. Dieselbe behandelt einen in vielfacher Hinsicht wichtigen Zeitabschnitt der bayrischen und deutschen Geschichte, die Periode des Ministeriums Abel in Bayern mit ihrem jähen Abschluß durch das Eingreifen der Lola Montez, die kurze Herrlichkeit dieser Günstlingin des Königs Ludwig I., die mit ihrer Ausweisung und der Thronentsagung ihres königlichen Beschützers endete, und die hieran sich anschließende deutsche revolutionäre Bewegung, in deren Verlauf das erste deutsche Parlament, die Frankfurter Nationalversammlung, einberufen wurde und seine mit so großen Hoffnungen begrüßten und so gründlich mißlungenen Versuche unternahm, das deutsche Verfassungsproblem auf demokratischer Grundlage zu lösen. In alle diese Ereignisse war Döllinger als Activbetheiligter, als Abgeordneter der bayrischen Ständeversammlung und des Frankfurter Parlamentes verwickelt. Neben den politischen Kämpfen gingen aber in jenen Jahren auch solche kirchlichen Charakters einher, die nicht nur innerhalb der katholischen Kirche sondern in der ganzen christlichen Welt die Gemüther heftig erregten, und bei denen eine in seiner Kirche so angesehene Persönlichkeit wie Döllinger naturgemäß eine bedeutsame Rolle spielen mußte. Wir erwähnen in dieser Hinsicht die Kölner Wirren am Ausgange des 4. Jahrzehntes unseres Jahrhunderts, die Protestantenhetze in München in der Mitte des 5. und den damals in Verbindung stehenden Streit um die dienstliche Befehligung evangelischer Soldaten zur Kniebeugung vor dem Allerheiligsten bei der Frohnleichnamsprozession, die an den Namen Pusey geknüpfte traktarianische Bewegung in der anglikanischen Kirche und die Bestrebung, eine deutschnationale katholische Kirche zu organisiren, auf der Würzburger Bischofsversammlung im Herbst 1848. Wie Döllinger bei aller Festhaltung seines katholischen Standpunktes, den er in seiner „Geschichte der Reformation" in einer bis zur Schroffheit gehenden Ausschließlichkeit betont hat, doch auch bei allen diesen Anlässen eine auf wissenschaftlichem und nationalem Boden ruhende, dem eigentlichen Ultramontanismus durchaus abgeneigte Theologie vertreten hat, dafür liefert die vorliegende Schrift zahlreiche Beweise. Wir erwähnen hier seine Stellungnahme gegenüber dem Jesuitenorden, der Infallibilität des Papstes und der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Durch die zahlreichen dem Texte des Buches eingefügten urkundlichen Nachweisungen wird die Zuverlässigkeit der gegebenen Darstellung gesichert und das ohnehin der Sache gebührende Interesse verstärkt. ***

— Sven Hedin, Durch Asiens Wüsten. Drei Jahre auf neuen Wegen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China. Zwei Bände, über 1000 Seiten, mit circa 250 Abbildungen, darunter 4 Chromotafeln, 72 Separatbilder und 7 Karten. Geheftet 18 ℳ, elegant gebunden 20 ℳ. Auch in 36 Lieferungen zu 50 ₰ zu beziehen. 1899. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Den bedeutenden und sensationellen Reisewerken von Slatin, Nansen und Landor, die eine überaus günstige Aufnahme im Buchhandel, in der Presse und im Publicum gefunden haben, reiht sich in gleicher vornehmer Ausstattung und im gleichen Werthe wie Nansen das Reisewerk Sven Hedin's an. Wie der Norweger Nansen, so hat der Schwede Hedin drei Jahre lang sein Leben auf's Spiel gesetzt im Dienste der Wissenschaft; während Nansen die Eiswüsten des Nordpols zum Schauplatz seiner Forschungen machte, kämpfte Hedin gegen die Gefahren der Gletscher Hochasiens, der Steinwüsten Tibets und Chinas und der unheimlichen Sandwüsten im Herzen des größten Continents. Nach schneller Fahrt durch die Kirgisensteppen steigt Sven Hedin mit seiner Karawane trotz sibirischer Winterkälte und Lawinengefahr hinauf auf das „Dach der Welt", nach Pamir, dem zwischen den Russen und Engländern vielumstrittenen Lande. Mit nordischer Zähigkeit machte er drei Versuche, den Eisdom des 7800 m hohen Mus-tag-ata zu bezwingen. Von hier aus dringt der Forscher in die geheimnißvollen Sandwüsten des chinesischen Turkestans vor. Endlos sind die Qualen der Wanderung durch das Labyrinth der vom Winde haushoch aufgethürmten Dünen, endlos die Qualen des Durstes für Menschen und Thiere; im Todeslager verschmachtet die ganze Karawane bis auf Sven Hedin und zwei seiner Diener, die zuletzt auch kraftlos zu Boden sinken und den Tod des Verdurstens erwarten; nur Hedin schleppt sich weiter und findet in einem kleinen Wassertümpel die erlösende Labung. Nachdem er ferner zwei untergegangene, einst volkreiche Städte in der Wüste entdeckt hat, verlebte er idyllische Tage in der mächtigen Stadt Kaschgar, vor deren Thoren 1857 der deutsche Reisende Adolph v. Schlagintweit meuchlerisch ermordet worden war. Die folgende Zeit wurde dem Gebiete des Lop-nor-Sees gewidmet und Svedin's Forschungen tragen wesentlich dazu bei, dies große geographische Räthsel — insofern die Lage und Größe dieses Seengebietes immer verschieden angegeben wird — zu lösen. Mit einer großen Karawane wurde Tibet, das höchste Bergland der Erde, durchquert. Nachdem man sich durch menschenleere Steinwüsten durchgekämpft, nahten die ersten chinesischen Städte. Sven Hedin gelangte bis Peking und trat von hier aus seine Rückreise an. Im Ganzen hat der Forscher 23000 Kilometer zurückgelegt, also eine Entfernung, die größer ist als die, die den Nordpol mit dem Südpol verbindet. 10498 Kilometer hat er selbst kartographisch aufgenommen, wovon 3250 Kilometer durch bis dahin absolut unbekannte Gebiete. Wenn dies spannende Buch auch weiter nichts als die populäre und bescheidene Erzählung der Erlebnisse und Forschungen Sven Hedin's sein will, und wenn das spröde fachwissenschaftliche Material in Zeitschriften erscheinen soll, so können wir doch nicht umhin, auf die wissenschaftlichen Resultate hinzuweisen, die mehr oder minder in dem vorliegenden Werke gestreift sind. Sven Hedin's Forschungsresultate sind kurz folgende: die Aufnahme geologischer Profile durch das östliche meridionale Randgebirge von Pamir und durch die Bergketten des Kven-lun-Systems, anthropologische Messungen einer Anzahl Kirgisen, Studien der Wanderungen der Nomaden in den verschiedenen Jahreszeiten, Untersuchungen über die Etymologie der geographischen Namen, Messung der Wasser-

menge eines jeden passirten Flusses, Tiefenlothungen in den Seen, Sammlung von Pflanzen, Führung eines meteorologischen Journals dreimal am Tage, Sammlung eines reichhaltigen Materials der geographischen Ausdehnung und des Charakters der Wüste Gobi und des Flußsystems des Tarims, Bestimmungen der Polhöhe und der Zeit von 17 Plätzen und kartographische Aufnahmen, die allein 552 Kartenblätter füllen. Diese knappe Uebersicht der Resultate läßt schon erkennen, daß sie so wichtig sind, daß Sven Hedin sich damit in die erste Reihe der Asien-Forscher gestellt hat. Hat er sich doch infolge seiner Entdeckungen entschlossen, nochmals drei Jahre in den Wüsten Ostturkestans und Tibets zu verweilen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Reise dieses schwedischen Forschers ein außerordentliches Beispiel von zäher Energie und todesmuthiger Unerschrockenheit ist. Der Buchhandlung von F. A. Brockhaus ist Dank zu wissen, daß sie so bald und so vorzüglich ausgestattet dieses Reisewerk dem Publicum zugänglich gemacht hat. Der erste Band enthält kostbare Abbildungen aus dem reichen Vorrath der Photographien Sven Hedin's, der zweite Band Zeichnungen Hedin's, nachdem seine photographischen Apparate im „Todeslager" verloren gegangen waren. All diese Abbildungen und nicht zum geringsten die ausführlichen Karten erfreuen den Leser und erleichtern wesentlich das Verständniß. Ee.

— **Glück.** Von **Carl Hilty.** Frauenfeld, J. Huber's Verlag. ℳ 3; geb. ℳ 4. Leipzig, Hinrichs'sche Buchh. — Seit dem Erscheinen des 1. Bandes von „Glück" giebt es wohl keinen lebenden Autor, bei dessen Lesern mit mehr Recht von einer „Gemeinde" gesprochen werden könnte, als Hilty. Andererseits wird es schwerlich einen Schriftsteller geben, der dies entschiedener als er ablehnen würde, ist er doch gegen Lob und Tadel, auch der „Presse", so gleichgiltig, daß er Kritiken über seine Schriften, die ihm etwa zugehen, zumeist ungelesen an seinen Verleger weiter wandern läßt. Der große Einfluß, den jetzt der Berner Jurist auf weite Kreise der Gebildeten ausübt, kommt nicht, oder wenigstens gewiß nicht allein, davon her, daß von Glück I und II 55000 Bände abgesetzt wurden, auch nicht daher, daß sich unter den dem Christenthum ferner Stehenden mehr und unbedingtere Verehrer Hilty's finden, als unter den sog. Orthodoxen oder „kirchlich Gesinnten", denen er meist nicht „theologisch" genug ist; das, was so Viele, besonders ganz Gebildete, an Hilty fesselt, ist die völlige Klarheit, Einfachheit, Knappheit seiner Gedanken und seiner Darstellungsweise. Zwar, leicht faßlich oder gar populär ist er nicht, so einfach an sich er auch schreibt, — immerhin setzt er trotz aller Freiheit von „philosophischem Jargon" nicht geringe Bildung und auch einige Lebenserfahrung bei seinen Lesern voraus. Die Hinweise auf die heilige Schrift sind in diesem Bande noch zahlreicher als in Band 1 und 2, sie sind mit einer ganz einzigartigen tiefen Kenntniß und Erkenntniß der Bibel ausgewählt. Sie aufzuschlagen ist mühsam, aber nur, wer sich dieser Mühe unterzieht, hat den vollen geistigen Ertrag des Lesens. Ich meine, Hilty beabsichtigt in und mit diesem Bande, die Menschen unserer Zeit wieder zur heiligen Schrift zurückzuführen, die vielen Gebildeten infolge ihrer naturwissenschaftlich-materialistischen Denkungsart und mehr noch infolge des noch immer steigenden Trachtens nach Lebensgenuß und Reichthum, den unteren Classen aber durch den Socialismus und die Arbeiterbewegung fast unbekannt geworden ist. — Der 3. Band „Glück" — voraussichtlich der letzte (S. 272) — zerfällt, wie die beiden anderen, in einzelne Aufsätze. „Duplex est beatitudo" ist wesentlich ein Nachtrag zu „Glück" in Glück I und enthält das, was der Autor in dieser Cardinalfrage des menschlichen Lebens inzwischen erfahren hat. Diejenigen, die mit Hilty nicht sehr vertraut sind, sollten diesen Aufsatz auch als Nachtrag zu jenem lesen. „Was ist Glaube" erscheint mir als größte Perle dieses Bandes. Geradezu classisch finde ich den Passus über die Auferstehung Christi S. 52—55. Ich rechne diesen Aufsatz mit zum Besten, was in unserer Zeit geschrieben worden ist. „Qui peut souffrir peut orer" und der Anhang dazu „Krankenheil" sind die Artikel, über die Hilty am meisten Zuschriften, auch Danksagungen erhalten hat, er selbst schreibt das nur dem größten „Bedürfniß" zu, das in dieser Richtung besteht, und fügt hinzu: „Es ist sonderbar genug, daß man überhaupt jetzt schon (d. h. in unserer heutigen Zeit) derartiges schreiben kann, daß unsere »gebildete Welt« es nicht gänzlich und von vornherein ablehnt." Freilich werden manche kluge Leute hier Vieles als „mystisch" abweisen; das sind die Klugen, die sich erhaben über Alles dünken, was die Grenzen ihres engen Horizontes überschreitet. „Moderne Heilige" wird vielen sog. Orthodoxen mißfallen. Die sehr bedingte Anerkennung unseres jetzigen Kirchenwesens (S. 166) wird sie noch mehr entsetzen, als der harte Tadel desselben auf S. 26. Bei „Heil den Enkeln" könnte ich hier und da ein ? setzen. Ueber das, was wohl nach uns kommen wird, giebt es eben nur Vorstellungen und Gedanken subjectiver Art, immerhin zähle ich Hilty zu denen, auf die Jac. 2, 1 nicht zutrifft, sondern die wirklich „berufen" sind, ihrer Zeit auch hierüber ihre Gedanken darzulegen. Der letzte Artikel „Excelsior" ist, wie im 2. Band von Glück „Stufen des Lebens", der schwerste, der ohne eigene, einigermaßen gut benutzte Lebenserfahrungen kaum völlig zu verstehen ist. Aber, wie fein ist das S. 255 über Bildung und S. 256 über den durchschnittlichen Religionsunterricht Gesagte! — Eine kürzere, schärfere, treffendere Kritik der tiefen kirchlichen Schäden unserer Zeit, als die Anmerkung auf S. 263 enthält, wird wohl nirgends zu finden sein. Wie vielen ernsthaft Suchenden ist es tief aus der Seele geschrieben, wenn er (S. 266) sagt: „Das aber, was die jetzige Welt wieder ernsthafter verlangt, ist weder ein neues, in neue Formen gekleidetes Kirchenthum, noch eine neue, oder alte noch so geistreiche Dogmatik, noch eine neue »Theologie« als Wissenschaft gedacht, sondern einfach Weg und Kraft zu einem neuen glücklichen Leben." Daß die Reichen im Ganzen auch in Glück III nicht glimpflich behandelt werden, wird keinen Kenner der Hilty'schen Schriften überraschen. Wie beißend und auch wie wahr sagt er auf S. 259 (und 263): „Der reiche Jüngling wollte auch höher hinauf, kannte aber die Bedingungen dazu so wenig, als die heutigen Reichen sie gewöhnlich kennen. (Lucas 18, 22.) Nur sind unsere jetzigen Kirchen meistens so gefällig, sie ihnen leicht zu machen, sonst wären wenig Reiche fromm. Gegen das kühle und ganz formale Christenthum unserer oberen Classen hätten auch die Sadducäer und die Römer nichts einzuwenden gehabt." Ich schließe diese Besprechung mit dem, was Hilty S. 280 über den Nachruhm sagt: „Auch die Unsterblichkeit, die etwa nur darin bestehen soll, daß der »große Name« eines Menschen oder irgend ein Werk desselben fortlebt, ohne daß der Träger dieses Namens jedoch das Geringste davon weiß, hat offenbar keinen Werth. . . . . . . Und doch ist es der ärmliche Trost so vieler Berühmtheiten, die ihr Leben dem Schattenbild des Ruhmes in Staat, Kunst, Industrie oder Wissenschaft geopfert haben, ohne jemals darüber hinaus in eine Zukunft zu blicken, in der nur andere Eigenschaften in Frage kommen. Es giebt eben kein Drittes, sondern entwedar Fortleben, das aber nur möglich ist auf Grundlage eines irdischen Daseins, das den wesentlichen geistigen Inhalt und die Art dieser Zukunft bereits in sich getragen hat, oder Vernichtung, sei es sofortige oder allmälige, durch Hinabsinken in einen noch düstereren Zustand, als den des Altwerdens Derjenigen, »die keine Hoffnung haben«." G. d. L.

— Von der unter Mitwirkung von Dr. J. **Schwalbe** in Berlin seiten des Regierungs- und Geh. Medicinalraths Dr. O. **Raymund** in Minden und des Kreisphysikus Dr. E. **Dietrich** in Merseburg herausgegebenen „**Aerztlichen Rechts- und Gesetzkunde**", deren erste Lieferung wir bereits besprochen haben, ist kürzlich im Verlage von Georg Thieme in Leipzig die zweite (Schluß-) Lieferung erschienen. Dieselbe umfaßt folgende Abschnitte: Die Armen-, Kranken-, Irren- ꝛc. Pflege; Der Arzt als Krankencassen-, Knappschafts-, Fabrik-, Eisenbahn-, Post- ꝛc. Arzt; Der Arzt als Sachverständiger und Vertrauensarzt im Allgemeinen, bei Gerichten ꝛc.; Rechte und Pflichten des Arztes gegenüber seinen Berufsgenossen; Gebührenwesen; Niederes Heilpersonal und Kurpfuscherei; Gesetzliche Bestimmungen über den Verkehr mit Arzneimitteln und Giften in- und außerhalb der Apotheken; Aerztliche Hausapotheken; Aerztliche Geschäftsführung und Verkehr mit den Behörden. Nachdem das Werk in seiner Vollendung vorliegt, kann man mit der uneingeschränkten Anerkennung gegenüber der großen Sorgfalt, dem sichern Verständnisse nicht zurückhalten, welches die Verfasser bei der Sammlung und Verarbeitung des reichen Stoffs an den Tag gelegt haben. Nicht minder ist die Gliederung des Inhalts eine zweckmäßige und durchsichtige, die Commentirung des Hauptstoffs durch eine große Zahl von Anmerkungen eine für den praktischen Gebrauch des Handbuchs nur förderliche. Ein ausführliches Sachregister ist dem Buche, dessen Ausstattung Nichts zu wünschen übrig läßt, beigefügt. Der Preis der zweiten Lieferung (geheftet) beträgt 3,60 ℳ. Wir stehen nicht an, das Werk namentlich den Herren Aerzten angelegentlich zu empfehlen. ∞

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 80. Donnerstag, den 13. Juli, Abends. 1899.

Ueber leicht mißverständliche Ausdrücke der jetzigen Umgangssprache.

Schon vor mehr als 80 Jahren hatte Goethe gedichtet: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht; doch bleib' ihm unverwehrt, wenn er nach außen geht. Er komme dann zurück gewiß um viel gelehrter; doch ist's ein großes Glück, wenn nicht um viel verkehrter." Das hier 1818 angedeutete Kennenlernen fremder Sprachen ist inzwischen sicher eingetreten, auch eine bessere Bekanntschaft mit der Muttersprache und eine wesentliche Steigerung des Nationalgefühls, und doch dürften auch jetzt noch einige Verkehrtheiten im Verständniß des Deutschen sich nachweisen lassen, und gerade im Redegebrauch derjenigen Kreise, bei denen eine Schranke zwischen der Verwendung verschiedener Sprachen sich nicht feststellen läßt und die sogen. Lehnwörter eine große Rolle spielen. Manchmal ist aber auch die Vertrautheit mit dem eigenen guten Deutsch oder wenigstens mit dessen regelrechtem, sinn- und ursprungsgemäßem Gebrauch verloren gegangen.

In Wallenstein's Lager läßt Schiller den Kapuziner in seiner Predigt sagen: „Wie soll man siegen, wenn man die Predigt schwänzt und die Meß'" und etwas später: „Wenn man für jeden Donner und Blitz, den ihr losbrennt mit eurer Zungenspitz, die Glocken müßt läuten im Land umher, es wär' bald kein Mesner zu finden mehr." Sollten nicht viele der jetzigen Leser die hier erwähnten Worte Messe und Mesner mit einander in Verbindung bringen und unter letzterem den Diener bei der missa solemnis verstehen, während doch der mansionarius seinen Namen führt als Hüter des Gotteshauses, der mansio dominica, der auch des Geläutes zu warten hat? Bei Miniaturbildern liegt die irrthümliche Beziehung auf die verkleinerte Darstellung nahe (lat. minus, minuere); doch das Wort ist richtig abgeleitet von minium, Mennig, der rothen Farbe, deren man sich zur Ausschmückung der Druckwerke bediente. Unter „Polier" denkt man sich den Altgesellen im Tischler- und Baugewerke als den, der die Glättungsarbeiten leitet, der Name bezeichnet ihn aber als parleur, der für die Gesellenschaft das Wort zu führen hat, namentlich beim Richten des Gebäudes. Der Schüler, der ein „Semester" hinter sich hat, glaubt ein halbes Jahr (semis annus) überwunden zu haben, es ist aber ein sechsmonatlicher Zeitraum (spatium semestre), hingegen wer an Migräne leidet, denkt wohl an Alles eher als an die Hemisphäre, während doch seine Krankheit, der halbseitige Kopfschmerz (hemikranium), wie die Erdhalbkugel nach dem griechischen Worte hemi, halb, benannt ist. Wenn ein Sprachkundiger sich den Begriff des Wortes „Admiral" zurechtlegen will, so wird er bei dem jetzt üblichen Gebrauch des Wortes als Flottenführer leicht dazu kommen, an mare, mer, zu denken; es ist aber, wie bei Emir, nur der allgemeine Begriff eines Beamten in der arabischen Bezeichnung enthalten. Den bisher angeführten Beispielen sah man ihren fremden Ursprung deutlich an und konnte bei etwaigen Mißverständnissen sich damit trösten, daß der Deutsche am besten thut, das Fremde von vornherein zu meiden; nun giebt's aber nicht wenig alltägliche Ausdrücke, die so bieder und echt deutsch aussehen, daß man geneigt ist, sie als urstämmig anzunehmen, das bessere Verständniß aber erst durch Bekanntschaft mit der fremdsprachlichen Wurzel sich erwirbt. Das von Manchen wegen seiner alterthümlichen Schreibung hoch und festgehaltene „Reuter" hat mit der Reiterei nichts zu thun, es ist halbe Modernisirung des mittelalterlichen rutarius und bezeichnet Mitglied einer Rotte, einer abgesprengten (rupta) Gesellschaft, die noch dazu gemeiniglich von Straßenraub lebte. Bei „Säumer" und „Saumthier" liegt es nahe, an die schmalen Gebirgspfade zu denken, welche die Abgründe umsäumen; das Wort stammt aber vom griechischen sagma, Bepackung. In „Schemel" steckt scamellum, kleine Bank, in „Speicher" die Ableitung von lat. spica, Aehre. Auch der unscheinbarste „Zettel" ist griechisch-lateinischen Ursprungs, scheda und σχίδη heißen Blatt; wer noch weiter gehen will, trifft auf das in der Kirchengeschichte bedenklich oft vorkommende σχίσμα, Spaltung. Die kirchlichen Ausdrücke „Pfründe" und „Almosen" verhüllen auch ihre fremde Abstammung; Pfründe bezeichnet ursprünglich etwas, das geliefert oder versorgt werden muß (von praebere oder providere), und Almosen ist eine Weiterbildung des in „Kyrie eleis" fortlebenden griechischen Wortes ἔλεος, Mitleid. Bedenklicher noch steht's mit dem Verständniß von solchen Worten, wie Armbrust, Felleisen und Abenteuer. Sie sind auch fremdsprachlichen Ursprungs, aber infolge ihres vielfachen Gebrauchs im Mittelalter gewissen deutschen Ausdrücken angeähnlicht worden, mit denen sie dem ursprünglichen Sinne nach gar nichts zu thun haben; „Armbrust", lateinisch arcubalista, eine Schußwaffe, hat wohl wegen der mit ihr unmittelbar in Berührung kommenden Körpertheile die deutsche Benennung erfahren, bei der man sich zur Noth noch etwas denken kann; bei „Felleisen", lat. vidulus, franz. valise, Reisekoffer, ist dagegen der Zusammenhang jetzt nicht mehr nachzufühlen, wie auch bei „Abenteuer", das man auf adventura, bevorstehendes Ereigniß, zurückführt. Nun giebt es aber auch unzweifelhaft deutsch und unvermischt gebliebene Ausdrücke, die doch jetzt schwer oder gar nicht verständlich sind. „Eimer" und „Zuber" bezeichnen beides tragbare Gefäße, das erste mit einem, das andere mit zwei Henkeln, was wohl nur den Sprachkundigen einleuchten wird, der an das lat. ferre und die altdeutsche Endung -bar denkt. Andere Wörter, wie „Getreide", was das Feld trägt, „Grummet", das grün Gemähte, „steil" wozu man steigen muß, so daß „unersteiglich steil" eigentlich ein innerer Widerspruch ist, solche Wörter begreifen wir zwar noch ihrer Abstammung nach, aber doch erst, wenn das Verständniß uns methodisch nahe gelegt wird. Dagegen bei Leumund hat sich die falsche Etymologie von der Leute Mund so vorgedrängt, daß der alte echte Zusammenhang mit „laut", wobei die Anhängesilbe „mund" nur durch falsche Anähnlichung entstanden ist, gar nicht mehr im Bewußtsein wurzelt. So hat „Leinwand" mit Wand ursprünglich nichts zu thun, wenn auch zwischen Gewebe und Gewinde eine Verwandtschaft bestehen könnte. „Beichte" sieht uns jetzt fremdsprachlich aus, während es doch mit dem altdeutschen jehen, sagen, bejahen, zusammenhängt. Der Zusammenhang von „Buße" und „besser" ist auch nicht ohne Weiteres klar. Bei „Bräutigam" denkt der Sprachgebildete vielleicht eher an γάμος, Heirath als an das urdeutsche, dem lat. homo entsprechende Wort für „männliches Wesen"; und „echt" werden wir lieber mit „achten" zusammenbringen als, wohin es gehört, mit Ehe, ehehaft, rechtmäßigen Ursprungs. Das „Geweih" erscheint jetzt kaum mehr als das dem Wilde von Natur zum Kampfe „wic" verliehene Werkzeug; bei „bequem" ist der Zusammenhang mit „kommen", was zupasse kommt, unserem Gefühl entschwunden, und „Götze" werden im Volke wohl die Wenigsten von „gießen" abgeleitet wissen wollen. Manches bleibt auch zweifelhaft, d. h., woran Mancher vielleicht auch nicht denkt, so beschaffen, daß zweierlei Deutungen neben einander bestehen. Das „wüthende Heer" ist ja sicher ursprünglich Wodan's Heer gewesen, jetzt aber läßt sich bei dem neuen Namen eher was denken, wie andrerseits der „Dienstag" kaum mehr als Tag des Gottes Tius sich wird in's Volksbewußtsein wieder einführen lassen. Bei „Friedhof, Schlafrock, Weißbier" ist früher mit einiger Emphase gegen den Gottesfrieden, den nächtlichen Schlummer, die helle

Farbe gekämpft und die schützende Umhegung, das Hineinschliefen und die Herstellung aus Weizenmehl als die wahre Stammeswurzel empfohlen worden; aber Andere wieder erklären den Zwiespalt für unnütz, da Friede sowohl die durch Andacht wie durch äußeren Schutz bewirkte Ruhe, Schlaf und schliefen Beides die behaglich langsame Bewegung (labi) bezeichne und Weizen und weiß gleiches etymologischen Ursprungs seien. Aehnlich steht es mit dem Worte „Wetterleuchten". Im zweiten Bestandtheil ist ursprünglich enthalten die Bezeichnung einer zuckenden Bewegung, wie in dem gothischen laikan, springen, das durch die biblische Sprache erhalten ist in der Redensart „wider den Stachel lecken", gegen das Strafwerkzeug ausschlagen, und im mittelalterlichen „Leich", Tanzlied; aber das Leuchten ist jetzt doch auch verständlich, dem Sprachgefühl geschieht, wenn's dabei bleibt, kein Abbruch und das Alte, hier den Gewittertanz, wieder beleben zu wollen, scheint verlorne Liebesmüh. Dr. Weicker.

Bücherbesprechungen.

— Dr. Adolf Brodbeck, Kraft und Geist. Leipzig, Arwed Strauch. 1 ℳ. — Es werden ja in der Schrift einige Widersprüche der Häckel'schen Lehre, daß Kraft und Stoff nicht zwei Einheiten, sondern nur zwei Betrachtungsweisen der einen und einzigen Welt seien, aufgezeigt. Dieser Monismus ist in der That unhaltbar, so lange ihm die metaphysische oder religiöse Grundlage fehlt. Aber Verf. bewegt sich selbst in Widersprüchen: S. 8 stimmt er mit Häckel in dem Widerspruch gegen die Vorstellung einer persönlichen Gottheit ein, während er S. 26 sagt, „daß das Princip der Persönlichkeit der Gottheit nothwendiger Weise zugeschrieben werden muß". Und der ganze Ton der Schrift ist so poltrig, daß wir sie nur der wissenschaftlichen Hintertreppenliteratur besserer Gattung zuweisen können. J. J.

— Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Zweite Lieferung. (Inhalt: Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte; der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte; Religion.) München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1899. S. 321—648; 8°. Preis 6 ℳ. — Mit größter Spannung habe ich der Fortsetzung des großartigen (in seinen Anfängen von mir in der Wissenschaftl. Beil. Nr. 39 vom 1. April angezeigten) Werkes von Houston S. Chamberlain entgegengesehen; und nun kann ich nur bekennen, daß meine Erwartungen durch das Geleistete weit überboten worden sind. Selbst bei Abschnitten (wie z. B. dem über die Hethiter), die schon heute wegen des auf solchen Gebieten allzu regen wissenschaftlichen Be- und Getriebes nicht mehr ganz auf der Höhe der letzten Forschungsergebnisse stehen und deshalb bald der bessernden Hand bedürfen, muß man einfach staunen über die Fülle des mit Ueberlegenheit verarbeiteten Stoffs. Chamberlain verräth uns an einer versteckten Stelle das Geheimniß seiner Belesenheit: er verdankt sie weniger den großen umfassenden Werken (etwa Neander's Kirchengeschichte, worin er trotzdem gut zu Hause ist), noch weniger den minder beleibten beliebten Lehrbüchern und Grundrissen, obwohl er auch sie fleißig benutzt hat, sondern den nach seiner Meinung allein einen lebendigen Einblick verschaffenden Einzelschilderungen (z. B. Hergenröther's Photius). Und wenn er oft genug Bücher, die vor zwei und drei Menschenaltern erschienen sind, als seine Hauptquellen anführt, so ist dieser Verzicht auf neuere Erscheinungen durchaus nicht überall zu tadeln; im Gegentheil: das in der Gegenwart beliebt gewordene Sichgegenseitig-Ueberbieten im Citiren der allermodernsten Literatur hat es leider mit sich gebracht, daß die älteren, in vielen Fällen bedeutend gediegeneren Werke rasch unverdienter Vergessenheit anheimfallen. Auch kann die Berücksichtigung der besseren einschlägigen Werke Englands und Frankreichs nur zur Erweiterung unseres geistigen Horizonts beitragen. Und dabei ist das Alles nicht einmal Zweck und Absicht, sondern mehr eine gelegentliche und nebenbei geleistete Förderung des Verfassers, der nicht der Wissenschaft, sondern einzig dem Leben dienen will. Er ist von dem lebhaften Wunsche beseelt, Leben einzuflößen, lebendiges, thatkräftiges Empfinden. Nicht als Beitrag zur Geschichtschreibung will er sein Buch aufgefaßt wissen, sondern als ein Zeugniß innerhalb der Geschichte, als eine geschichtliche That. Und die ist es unbedingt, mögen auch die kräftig vor den Kopf gestoßenen Zünftler und Stubengelehrten dem Werke jede Wissenschaftlichkeit absprechen. Und das werden sie gewiß thun, denn der Angriffspunkte bietet es viele. Der gefährlichste ist die starke bewußte Subjectivität dds Verfassers. Chamberlain sieht darin sicherlich den allergrößten Vorzug seiner Leistung; angreiflich bleibt dieser darum doch. Ist schon z. B. des Verfassers Vorliebe für Ludwig Keller bezeichnend, so wird die Sache bedenklich, wenn man sieht, wie subjectiv Chamberlain seinen Stoff zusammenträgt und verwerthet; als Beleg diene nur die Gegenüberstellung der schematisirten Köpfe Dante's (den Chamberlain für uns Germanen zurückerobern möchte) und Luther's — gegenüber einer derartigen „Methode" fällt mir wahrhaftig nichts Anderes ein, als der alte gute Spruch: der Bien' muß! Nicht als ob ich dem Verfasser grollte, weil er im 9. Capitel rücksichtslos über den Begriff einer Menschheit herfällt; denn auf der anderen Seite bekämpft er, wie ich, die Annahmen eines Fortschrittes und eines Verfalles des Menschengeschlechts als gleich unzulässig. Derselben Meinung wie er bin ich auch hinsichtlich der Verneinung einer zukünftigen Einerleiheit, die manche Forscher von gutem Ruf als letztes Ziel der Menschheit aufgestellt haben. Und wenn ich noch etwas erwähnen darf, was uns eint, so ist's die Grundanschauung über Religion und die innerliche Stellung zu ihr: das Bekenntniß, das Chamberlain auf den letzten beiden Seiten der vorliegenden Lieferung darüber ablegt, ist mir ganz und gar aus dem Herzen gesprochen. Ob es freilich an dem Orte seiner Entstehung, in Wien, hellen Anklang finden wird? Ich bezweifle. — „Wir haben keine Aussicht", so schreibt resignirt 1851 der Friesianer Ernst Friedr. Apelt, „dereinst ein Weltgesetz zu entdecken, aus dem sich die Einheit des Naturganzen verstehen und erklären ließe. Es wird bei der Unvollendbarkeit der Sinnenwelt nie gelingen, für das Weltgebäude, für das sichtbare Universum wissenschaftlich eine Form der Anschauung zu entdecken, welche das Gepräge der Vollendung an sich trüge." Auch Chamberlain ist es nicht gelungen; es wird ihm auch im Schlußbande kaum gelingen. Wahrscheinlich hat er so Großes gar nicht vorgehabt. Zwar hat er es verstanden, aus der Verkettung der Begebenheiten verschiedene rothe Fäden fortlaufend abzuspinnen. Die asiatisch-griechisch-römisch-germanische Geistesbildung, die „die Wissenschaften erfand, die Geheimnisse der Natur enträthselte, das Recht in die Gesellschaft einführte und die öffentliche Wohlfahrt der Völker begründete", hat er in ihren einzelnen Bestandtheilen, Wurzeln und Keimen, Früchten und Folgen so bloßgelegt, daß der Antheil der verschiedenen Culturen am Endergebnisse ziemlich klar vor Augen tritt. Aber dabei hat er in der langen, an Umwegen reichen Rechnung einen Factor vergessen zu berücksichtigen (was bei seiner Freundschaft mit dem Pflanzenphysiologen Wiesner eigentlich auffällt): die Natur. Es fehlt ja nicht an gelegentlichen Seitenblicken auf sie, aber eine planvolle Einbeziehung der Wirkungen der Pflanzendecke, der Isothermen, der Luft- und Meeresströmungen, des Klimas, der Lage der in Betracht gezogenen Gebiete: alles Dinge, die den irdischen Vorgängen ihren Weg vorgeschrieben haben, sie ist von ihm unterlassen worden. Also fehlt bei ihm eine ganze Reihe von wichtigen Ursachen und Wirkungen, die hier die Civilisation begünstigt, dort verhindert haben; man stößt bei ihm auf viel Interessantes, aber auf kein volles Verständniß der Thatsache, daß die Geschichte der Juden, der Germanen, der Religion an die Oberfläche der Erde gebunden, zwischen topographischen Schranken eingeschlossen war, kurz: daß alles Geschehen anthropogeographisch bedingt ist. — Ist dies ein Mangel, den man einem Chamberlain wohl vorhalten darf, so stehen ihm auf der andern Seite so viele Vorzüge gegenüber, daß das Gesammturtheil günstig ausfallen muß. Nun noch ein paar Einzelheiten. Ueber die unerwartet sich darbietende, in sothanen Zeitläuften der Noth und Anfechtung jedoch doppelt willkommene Bundesgenossenschaft wird sich Karl Lamprecht freuen, wenn er auch dabei etwas mit abbekommt. Das, was auf S. 481—498 über die Begriffe Germane und germanische Abstammung ausgeführt wird, bildet eine sehr lesenswerthe Ergänzung zum einleitenden Abschnitte von Hans Meyer's „Deutschem Volksthume", obgleich Kollmann kaum diese Abfertigung verdient hatte. Zu der Frage nach dem Ursprunge der Schrift sei angemerkt, daß neuerdings auch Ludw. Wilser den phönikischen Ursprung leugnet; vielmehr nimmt er als Ursprungsort der „urarischen" Buchstabenschrift Skandinavien an. Ueber die Geschichte des Bibelverbots hat kürzlich Rietschel in Hauck's Encyklopädie ausführlich gehandelt. Dahn's Jesuitenfabeln erscheinen bereits in 3. Auflage. Auf S. 513 muß es auf der

letzten Zeile des Textes statt „arischen Germanen" heißen: arianischen. Ht.

— **Der Egoismus.** Unter Mitwirkung von Frau Dr. Lou Andreas-Salomé — Dr. Wilhelm Bölsche — Dr. Walther Borgius — Hans Brennert — Prof. Dr. A. Döring — Dr. Paul Ernst — Prof. Dr. Albert Haas — Julius Hart — Dr. Kurt Jahn — Frl. Marie Mellin — Hjalmar Schacht — Dr. Rudolf Steiner herausgegeben von **Arthur Dix.** Leipzig, Freund & Wittig, 1899. VIII, 410 S.; 8°. Preis 8,60 ℳ. — Vor einiger Zeit ist, von ihm selbst verlegt, „Die wahre Natur des Menschen und der sociale Fortschritt" von Osw. Köhler erschienen. In diesem Buche giebt ein überzeugter Materialist vor, die wahre Natur des Menschen enthüllt zu haben, indem er das Verlangen des Menschen, seine egoistischen Bedürfnisse zu befriedigen, zur Triebfeder alles Fortschritts macht. Eine gewisse Einheitlichkeit der Weltanschauung läßt sich dieser Philosophie des Egoismusses in nuce nicht absprechen. Dieser materialistischen Geschlossenheit gegenüber bedeutet Dixens Sammelwerk ganz entschieden einen Rückschritt, da es, von verschieden denkenden Menschen verfaßt, keine einheitliche Tendenz aufweist, sondern vom Alldeutschen an bis hinüber zum Allesleugnen in allen möglichen Schattirungen schillert. Ich will nun nicht behaupten, daß dem Herausgeber dieser Uebelstand entgangen wäre — im Gegentheil: er ist sich dessen selbst bewußt; aber er sucht diese Eigenschaft seines Unternehmens, deren Güte mir sehr zweifelhaft erscheint, als einen besonderen Vorzug hinzustellen: „Es konnte nicht die Aufgabe unseres Werkes sein, eine Sammlung von Aufsätzen durchaus gleicher, einseitiger und beabsichtigter Tendenz zu geben, vielmehr mußte neben dem collectiven, socialen und nationalen Egoismus auch der reine Individualismus zu Worte kommen, um die uns hier bewegenden Fragen von a l l e n Seiten möglichst scharf zu beleuchten" (S. 341, Anm.). Diese angebliche All- oder wenigstens Vielseitigkeit schlägt nur zur Unklarheit, Verschwommenheit aus. Schon die schwülstige Widmung beweist das; sie lautet: „Den Manen Bismarck's, allen treuen deutschen Dienern [NB. Dienst und Egoismus: famose Zusammenstellung!], allen starken Vollnaturen, den Erweckern unseres nationalen Egoismus[ses] zur Erinnerung, den Trägern unserer Zukunft zur Anmerkung". Dazu paßt vortrefflich das aus Fichte, Nietzsche und Fontane gepflückte Mottokleeblatt. Man erhält sofort den Eindruck: Dix möchte gern — kann aber nicht, nämlich ein Uebermensch sein. Er bricht mit manchem Vorurtheil, er löst manche Fessel; doch um sich von allen Banden zu befreien, zu dieser Folgerichtigkeit ist er — ich betone ausdrücklich: glücklicherweise — zu schwach. Dazu steckt er viel zu sehr noch — glücklicherweise — in den Gedankengängen drin, die ihn zu einem der fleißigsten Mitarbeiter des Kynasts machen. Er predigt nationalen Egoismus, und das ist brav; seine Mitarbeiter jedoch schwelgen, zum Theile wenigstens, in halb oder gar nicht verdauten Stirner-Erinnerungen, und das ist bös. — Das Buch gliedert sich in folgende Abschnitte: Der Egoismus in der Natur (von Dr. Wilhelm Bölsche), der Egoismus der socialen Gruppe (vom Herausgeber), Familienegoismus (von Hjalmar Schacht), vom nationalen Egoismus (von Dr. Kurt Jahn), vom Egoismus der Geschlechter (von Marie Mellin), vom Egoismus im Rechtsleben (von Dr. Walther Borgius), der Egoismus in der Politik (von Dr. Paul Ernst), der Gruppen-Egoismus in der Geschichte (von Professor Dr. Albert Haas, Docent am Bryn-Mawr-College in Pennsilvania; die 99er Minerva VIII, 142 kennt ihn nicht), der Egoismus in der Wirthschaft (vom Herausgeber), der Egoismus in der Erziehung (von Professor Dr. August Döring, Gymnasialdirector a. D., Docent an der Universität Berlin), vom Egoismus in der Liebe (von Hans Brennert), der Egoismus in der Philosophie (von Dr. Rudolf Steiner), der Egoismus in der Kunst (von Dr. Kurt Jahn), vom Egoismus in der Literatur (von Julius Hart) und, der Egoismus in der Religion (von Frau Dr. Lou Andreas Salomé). Sehen wir uns einmal die Mitarbeiter etwas genauer an! Am passendsten erscheinen, dem Thema entsprechend, von vornherein folgende gewählt: Bölsche, Hart, Steiner und Frau Andreas-Salomé; Bölsche und Hart waren vermöge ihrer Fachkenntnisse geeignet, sich ohne Schwierigkeiten dem dictirten Gedankengang anzupassen, und das an letzter Stelle genannte Paar ist ja dermaßen mit Nietzsche vertraut, daß die von ihm zu liefernden Abschnitte über Philosophie und Religion in egoistischem Sinne von vornherein gelingen mußten. Einen bekannteren Namen trägt ferner der Bearbeiter des pädagogischen Capitels; doch beginnt gerade bei ihm jener Mangel an Folgerichtigkeit, den ich oben beim Herausgeber selbst festgestellt habe: Döring ist ein Mann von viel zu großer Erfahrung und Reife des Urtheils, als daß er einigen jungen Theoretikern sittlicher Anarchie zu Liebe den kategorischen Imperativ und seinen Werth für die Erziehung zu leugnen sich unterfinge. Als leidlich befugt und ihrer Aufgabe gewachsen darf man weiter bezeichnen: Marie Mellin, Walther Borgius, Paul Ernst und Albert Haas. Man beachte übrigens in den Ueberschriften zu den einzelnen Abhandlungen den anmuthigen Wechsel zwischen „der" und „vom"; ich erblicke darin eine Art Werthmaßstab, den schon der Herausgeber an die Beiträge gelegt hat; „der" bedeutet eine erschöpfende Arbeit, „vom" ein Skizze über den betreffenden Gegenstand. Danach verbleiben außer Dix selbst noch die Herren: Schacht, Jahn und Brennert. Der mittelste von diesen Dreien hat wohl das Annehmbarste beigesteuert; nachdem er im vergangenen Jahre erst eine Studie über Immermann's tiefsinnig-phantastischen Merlin veröffentlicht hatte, hat er sich mit unverkennbarem Fleiß in nationale und künstlerische Fragen vertieft. Dagegen gründet Schacht seine Aufstellungen viel zu ausschließlich auf Große's stark bestrittene „Formen der Familie". Ein bitterer Gegner der Communisten, ruft er die Hilfe des Staats an behufs einer Organisation der Prostitution (haben wir die nicht schon?) und zum Kampfe gegen den Malthusianismus (wie denkt sich Sch. diese Staatshilfe praktisch?); übrigens vergleiche man gerade zu diesen letztgenannten Ausführungen das, was der Herausgeber auf S. 241 ff. über die Bevölkerungsfrage sagt! Dürftig aber und fast ungenügend ist des cand. phil. et cam. Brennert (des Verfassers eines Schwanks „O academia!" und eines Romans „Das Wehmuthslied") Geschichte der Stellung der Frau; in seinem Munde wird „Jesus von Nazareth" zur Frivolität, und von Luther's That hat er überhaupt keine Ahnung. Deutsche Frauen sollten sich für eine solche Bundesgenossenschaft bedanken! Endlich der Herausgeber: Arthur Dix. Er ist ein junger Journalist, der im verflossenen Jahre eine ans Außergewöhnliche grenzende Fruchtbarkeit entwickelt hat: in Socialmoral, in den Wurzeln der Wirthschaft und in der deutschen Wanderungspolitik hat er sich ebenso versucht wie in poeticis; eine Vielseitigkeit, um die ich ihn nicht beneide. Wohlthuend berührt, neben seinem strammen nationalen Hochgefühle, das warme Eintreten für die bedrohte Ehre seines Standes; was er z. B. über die Gefahren der Anonymität ausführt, unterschreibe ich von A bis Z. Gerade darum aber hätte er den vorletzten Satz seines Vorworts lieber im Busen bewahren sollen. Das wäre ja eine überaus bequeme Reclame für ein Sammelwerk, wenn dies Recept befolgt würde: der Herausgeber fordere u. A. auch einige Berühmtheiten zur Mitarbeiterschaft auf; lehnen diese höflich ab und sind sie außerdem so freundlich, den oder jenen Ersatzmann vorzuschlagen, so votire man ihnen öffentlich für „liebenswürdige Bemühungen" besonders aufrichtigen Dank. Das wirkt! Doch um nicht lauter Aussetzungen zu machen, will ich mit dem Anerkenntniß schließen, daß Dixens Buch manchen guten Gedanken und einige vortreffliche Aussprüche enthält, und daß der Herausgeber ehrlich genug wenigstens versucht, den übeln Eindruck, den zu bedenkliche Stellen hervorrufen könnten, durch alldeutsche Begeisterung wieder zu verwischen. Ht.

— **Aus dem Zwönitzthale.** Beiträge zur Geschichte von Zwönitz und Umgegend. Herausgegeben vom Erzgebirgsverein Zwönitz. Nr. 6 und 7. — Den Hauptinhalt dieses Heftes bildet ein Aufsatz des Schuldirectors H. Schulz über die Drangsale, die das erzgebirgische Städtchen Zwönitz während des dreißigjährigen Krieges erlitten hat. Die Nachrichten darüber waren bisher ziemlich dürftig, und viele Zeugnisse und Spuren jener grauenvollen Zeit sind bereits durch die Jahre gänzlich verwischt worden. Der Verfasser hat sich bemüht, auf Grund zahlreicher Quellen, z. B. der Rathsacten und des Kirchenbuchs von Zwönitz, der Chroniken verschiedener erzgebirgischer Städte, einer Reihe von Specialschriften ꝛc. in actenmäßiger und streng objectiver Weise ein treues Bild der Schrecknisse, die der Krieg über Zwönitz verhängt hat, zu entwerfen. Der Umstand, daß über die Leiden dieser Stadt, die „an drei Straßen nach Böhmen" lag, nicht mehr Nachrichten vorhanden sind, findet seine Erklärung durch mehrere Brände, sowie zum Theil dadurch, daß der Sinn für Ortsgeschichte erst in neuerer Zeit rege geworden ist. Die directen und zuverlässigen Nachrichten über Zwönitz während der Zeit des großen Krieges beginnen mit dem Jahre 1630; jedoch ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß es auch in den vorhergehenden Jahren, wie manche von den Nachbar-

städten, z. B. Lößnitz Hartenstein u. a., über deren Drangsale wir Kunde haben, von verschiedenen Kriegsvölkern heimgesucht wurde. Die berüchtigten Horden des kaiserlichen Generals Holk hausten auch hier wiederholt in entsetzlicher Weise; desgleichen bereiteten die Truppen des Generals Gallas den Einwohnern der Stadt schwere Sorge. Interessant sind die Mittheilungen über die Maßregeln, die man öfters in den bedrohten Ortschaften, und so auch in Zwönitz traf, um sich der feindlichen Truppen zu erwehren, wobei von den Einwohnern manche grausame, aber durch die Noth entschuldbare That ausgeführt wurde. Häufiger noch wurden die Drangsale der Stadt, seitdem die Schweden durch das Erzgebirge zogen und die Pest mit ihren verheerenden Wirkungen hereinbrach. Seit dem Ende der 30er Jahre fließen die Nachrichten über die Leiden der Stadt Zwönitz reichlicher. Ergreifend wirken besonders die kurzen Kirchenbuchsberichte des Pfarrers Vogel aus dem Jahre 1639, der die Wuth der Feinde an seinem eigenen Leibe zu spüren hatte. Auch während der späteren Jahre des 30jährigen Krieges blieb Zwönitz nicht vom Feinde verschont, sondern wurde mehrfach durch Baner's und Torstenson's Truppen gebrandschatzt. An verschiedenen genauen Zahlenbeispielen zeigt der Verfasser, welche Leistungen den kleinen Orten mit unerbittlicher Härte abgefordert wurden. Im Anschluß an diesen Aufsatz, der als eine sehr erfreuliche Bereicherung der Ortsgeschichte mit Dank zu begrüßen ist, theilt Pfarrer Löscher in Zwönitz Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1813 mit, die sich auf die Zeit kurz vor und nach der Schlacht bei Leipzig beziehen, als Zwönitz infolge der Truppendurchmärsche ein überaus buntes soldatisches Bild darbot. Das Heft enthält eine Abbildung von Zwönitz aus neuester Zeit als Gegenstück zu dem Bilde des vorigen Heftes, welches Zwönitz zur Zeit des 30jährigen Krieges veranschaulicht. C. R.

— Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1898. Prag, 1899, Verlag der Lesehalle. — Ein außerordentlich bedeutungsvolles und festlich bewegtes Vereinsjahr ist es, von dem diese Schrift Bericht giebt. In den Tagen vom 25.—27. November 1898 beging die Lese- und Redehalle unter lebhafter Theilnahme der gesammten deutschen Einwohnerschaft Prags die Jubelfeier ihres 50jährigen Bestehens. In der wildbewegten Sturm- und Drangzeit des Jahres 1848 ward sie begründet, und das Ziel, das sie sich setzte, war des Schweißes der Edlen werth: unter der deutschen Studentenschaft Prag den echten deutschen Geist zu pflegen und zu kräftigen, und dadurch zu verhüten, daß jemals aus der ältesten deutschen Hochschule die jüngste slavische werde. Fünfzig Jahre lang ist der Verein eine Heimstätte der Wissenschaft und Denkfreiheit, deutscher Geistesarbeit und edler Geselligkeit gewesen. Und die Art, wie er seine Halbjahrhundertfeier begangen hat, sowie überhaupt der Geist unerschrockenen Deutschthums, der den ganzen Bericht durchweht, giebt die Gewähr, daß die Lese- und Redehalle auch in Zukunft bleiben wird, was sie trotz schwerer Zeitläufe und harter Anfechtungen schon 50 Jahre gewesen ist: eine Schirmburg echten Deutschthums, eine Pflegschule deutschen Wesens und deutscher Bildung. Fürwahr, es wird uns warm um's Herz über dem Lesen des Berichtes, bei dem schwungvollen Prolog von Professor Dr. Alfred Klaar, bei der begeisterten und ergreifenden Festrede von Professor Dr. Gustav Laube und bei manchem zündenden Worte, das bei der Bannerweihe und sonst in den Jubeltagen gesprochen ward. Es ist nach Lage der Dinge in Prag ein schweres und überaus verantwortliches Stück Arbeit, das dieser Verein verrichtet. Besonders erfordert es eine schier übermenschliche Selbstentäußerung, immer mit der vollen Entschiedenheit den wilden Wogen der Tagespolitik den Zugang zu der Halle zu wehren. Nicht immer es gelungen, auch dieser Bericht ist deß Zeugniß. Aber wir wollen nicht tadeln, sondern nur wünschen, es möchten allezeit die rechten Mittel gefunden werden zur gedeihlichen Förderung der großen und herrlichen Aufgabe, der dieser Verein dient. R. B.

— Die Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, die in dem Verlage von Otto Hendel in Halle a. d. S. erscheint, ist mit der neuesten Reihe ihrer Veröffentlichungen auf die stattliche Höhe von 1255 Nummern angewachsen. In eine Geisteswelt, die bis jetzt nur einem auserwählten Kreise deutscher Leser näher vertraut geworden ist, führen uns die Essays zur amerikanischen Literatur von Dr. Karl Federn. (Nr. 1246—1248, Preis 75 ₰, geb. 1 ℳ, in Geschenkband 2 ℳ) Die Klage ist nicht unberechtigt, daß das amerikanische Schriftthum für die große Masse der Deutschen noch immer vorzugsweise durch Schriftsteller von geringerem Tiefgange vertreten wird, durch Erzähler wie Bret Harte und Washington Irving, durch liebenswürdige Dichter wie Longfellow, durch die krankhaft-phantastischen Virtuosenstücke eines Edgar Poe, den grotesken Humor Mark Twain's oder die Sensationsromane der Beecher-Stowe. Karl Federn erwirbt sich daher unstreitig ein Verdienst durch diese Aufsätze, die uns den Weg bahnen sollen zum Verständniß von Ralph Waldo Emerson, Walt Whitman, Henry David Thoreau, den geistesgewaltigsten unter den Dichtern der neuen Welt. Der Band umfaßt folgende sieben Aufsätze: R. W. Emerson. — Concord. — Carlyle und Emerson in ihrem Briefwechsel. — Repräsentanten der Menschheit. — Walt Whitman. — Aus amerikanischen Kriegszeiten. — Henry David Thoreau. — Nr. 1249—1250. Karen. Eine Sylter Geschichte von Georg Mengs. Preis 50 ₰, geb. 75 ₰, in Geschenkband 1 ℳ 50 ₰. Die Gegenüberstellung der eleganten Weltdame und des blonden Friesenkindes, die in dem Gatten des oberflächlichen Weibes keimende sündige Neigung zu Karen und das tragische Ende des prächtigen Geschöpfes werden durch die stimmungsvollen Schilderungen der Strandlandschaft und des Meereszaubers in wirksamer Weise gehoben. Für die Badelectüre ist das gehaltreiche kleine Werkchen zu tief. Gemahnt es doch durch den Adel der Sprache und den düster ergreifenden Inhalt beinahe an Theodor Storm. — Die nächsten Nummern enthalten dramatische Stücke, für den Gebrauch namentlich kleinerer Bühnen zugerichtet von dem alten gewiegten Theaterpraktiker Demetrius Schrutz. Es sind folgende vier: Nr. 1251. Robert und Bertram oder die lustigen Vagabunden. Posse mit Gesängen und Tänzen in vier Abtheilungen von Gustav Raeder. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Preis 25 ₰, geb. 50 ₰. — Nr. 1252. Das Käthchen von Heilbronn. Historisches Schauspiel in 5 Acten von Heinrich von Kleist. Preis 25 ₰, geb. 50 ₰. — Nr. 1253. Der böse Geist Lumpacivagabundus oder das liederliche Kleeblatt. Zauberposse mit Gesang in 3 Acten von Johann Nestroy. Mit dem Bilde des Dichters. Preis 25 ₰, geb. 50 ₰. — Nr. 1254. Die Rantzau. Charakterbild in 4 Aufzügen von Erckmann-Chatrian. Preis 25 ₰, geb. 50 ₰. Bemerkt sei noch, daß die Ausgabe des Nestroy'schen Lumpacivagabundus auch die Einlagen enthält, die infolge des üblichen Extemporirens sich in dem Stücke eingebürgert haben. — In der letzten Nummer (1255, Preis 25 ₰, geb. 50 ₰) kommt ein neapolitanischer Dichter der Gegenwart zu Worte: Fantasia, ein Ostermärchen. Das Kloster, eine Dichtung. Von Salvatore di Giacomo. Aus dem Neapolitanischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von George Carel. Mit dem Bildnisse des Dichters. Giacomo, der von seinen Landsleuten nahezu vergötterte Liebling, ist in Deutschland bisher nur durch die melodramatische Bearbeitung seines in Italien zahllose Male aufgeführten Stückes „Mala Vita“ bekannt geworden. Der Dichter verdient es aber in hohem Maße, mit seinem Schaffen auch in weiteren Kreisen Theilnahme zu finden. Denn trotz der fremdartig anmuthenden Sprache spüren wir bald, daß echtes poetisches Empfinden in ihm lebt, und wie gebannt lauschen wir dem Pulsschlage dieses leidenschaftlichen Herzens. R. B.

— Anthologie aus der asiatischen Volksliteratur hrsg. von A. Seidel. Weimar, Emil Felber. 1898. (A. u. d. Titel: Beiträge zur Volks- und Völkerkunde, 7. Band.) XIV u. 396 S. Preis 6 ℳ — Die vorliegende Sammlung des durch seine ausgebreitete literarische Thätigkeit bekannten Herrn A. Seidel ist eine geschickte Zusammenstellung, die allerdings weniger für den gelehrten Forscher als für den sich für Folklore interessirenden Laien verfaßt ist. Der gelehrte Forscher wird eben doch nicht umhin können, die hier ausgezogenen Werke selbst zu citiren. Von den Indogermanen hätten wohl noch einige Völkerschaften mehr in ihren folkloristischen Erzeugnissen vorgeführt werden können. Warum fehlen z. B. die Kurden? Schließlich hätten auch die Hebräer nicht übergangen werden dürfen, etwa das Deborah-Lied oder etwas Aehnliches wäre ganz passend hier abgedruckt worden. Die Neusyrer vermißt man gleichfalls ungern. Die Tendenz des Buches läßt eine gute Aufnahme desselben nur wünschenswerth erscheinen.

Dr. Kurt Berghold.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 81. Sonnabend, den 15. Juli, Abends. 1899.

Das Institut der vierzig Olympier.

Von Eduard Duboc.

Die wunderlichen Pariser Zustände haben in letzter Zeit auch Mitglieder der Académie française — unter ihnen den in Deutschland als Dichter wohlbekannten François Coppée — in das politische Treiben hineingezogen. Es ist dabei zu Tage getreten, daß über dieselbe im Auslande manche Irrthümer umlaufen. Hier mag ein kurzer Abriß der Entstehung, des Entwickelungsganges und der Einrichtung der berühmten Schöpfung des Cardinals de Richelieu folgen, eines Instituts, von welchem noch immer das Wort d'Alembert's gilt: „Die französische Akademie ist das Ziel des geheimen oder eingestandenen Ehrgeizes fast aller Schriftsteller, selbst derer, welche gegen sie gute oder schlechte Epigramme gemacht haben.“ Voraufgegangen war Folgendes. Heinrich IV. hatte Malherbe zu seinem Hofdichter gemacht. Man weiß, daß derselbe schon vorher dem Schwulst der Ronsard'schen Schule nachdrücklichst entgegenarbeitete. Mit unbarmherziger Strenge gegen sich selbst, mit bisweilen kleinlicher Pedanterie hatte er den Beweis zu führen gesucht, daß allein die Reinheit des Stils, der gewählte Ausdruck, die äußerste Correctheit in Sprache und Vers ein Kunstwerk zu schaffen vermöge. Nun er Hofpoet geworden, vermehrte sich sein Anhang. Das Dichten ward Lieblings-Sport der hohen Gesellschaftskreise, eine Sache der Mode. Der Titel „Schöngeist“ erhielt eine ganz wunderliche Bedeutung; Versemachen bildete jetzt den hauptsächlichen Unterhaltungsstoff in den Salons. — Das war natürlich nicht unbedenklich. Der Esprit tritt an die Stelle des Gedankens, die Galanterie an die Stelle der Liebe, die Affectation an die Stelle der Formenreinheit. Während so Literatur und Poesie im täglichen „geistreichen“ Verkehr aufzugehen drohen, sehen wir einzelne Männer, Nachkommen Malherbe's, sich mit großem Ernst einer bestimmteren Aufgabe widmen. Es waren Chapelain, Gombauld, Conrart, Godeau, Habert, Cerizy, Malleville, Giry und Serisay, die, mit mancherlei literarischen Studien beschäftigt, sich zu einer Art geschlossener Gesellschaft zusammenthaten. Sie gewannen sehr bald Einfluß, und da es im Interesse der Regierung lag, sich denselben bei Zeiten nutzbar zu machen, so stiftete Richelieu die Académie française und zwar auf die allereinfachste Weise, indem er bei jenen Herren anfragen ließ, ob sie nicht eine förmliche Körperschaft bilden und sich unter staatlicher Autorität versammeln wollten; er sicherte ihnen seinen Schutz für ihre derartig zu organisirende Gesellschaft zu, der er ein Patent versprach, und verhieß jedem Einzelnen von ihnen privatim sein Wohlwollen, das er ihnen bei jeder Gelegenheit erweisen wolle. Kaum einer unter diesen Herren, so sagt Pellison, der erste Geschichtschreiber der Akademie, war angenehm von dieser Botschaft überrascht; aber Chapelain, der schon vorher gewonnen worden zu sein scheint, überzeugte sie, daß die Macht des Cardinals, schlügen sie sein Anerbieten aus, leichtlich auch ihre bisherigen Zusammenkünfte verbieten könnte. Und so nahm man nach heftiger Debatte das Anerbieten an. In dieser Weise bekam Frankreich seine allerersten Akademiker. Am 29. Januar 1653 erhielten sie ihr Stiftungspatent. Ihr Statut durften sie selbst entwerfen. Im Wesentlichen ist die heutige Verfassung noch die damalige. Die Zahl der Akademiker wurde auf vierzig Mitglieder festgestellt, die, nach Prüfung ihrer Ansprüche an eine solche Würde, von den Akademikern selbst gewählt wurden. An der Spitze stand ein Secretär auf Lebenszeit, und desgleichen ein Director und ein Kanzler. Die nächstliegende positive Aufgabe der Körperschaft sollte sein: die französische Sprache zu säubern, und als erstes Mittel dazu sollte ein neues Dictionnaire und eine neue Grammatik angefertigt werden, denen eine Rhetorik und eine Poetik folgen sollte. Ferner hatten sie ein Gutachten abzugeben über die von ihren Mitgliedern verfaßten Werke, über andere nur, wenn sie von den Autoren selbst darum ersucht wurden. Der Versammlungsort war anfänglich wie bisher das Haus Conrart's; später das von Desmarets oder von anderen Mitgliedern. Von besonderer Wichtigkeit in ihren Statuten war ein Paragraph, der die absolute Gleichheit aller Mitglieder aussprach und somit zum ersten Male formell und legal der schönen Literatur ihr Adelsdiplom ausstellte. Richelieu vermied ferner eine Klippe, die leicht hätte gefährlich werden können, er gab keinem der Mitglieder, gewiß nicht aus Sparsamkeit, ein Gehalt. Diejenigen, denen es Noth that, entschädigte er durch private Pensionen. Man erzählt, daß Baugelas, dem der Cardinal eine alte vergessene Pension zurückgegeben hatte, zu ihm kam, um sich zu bedanken. „Nun“, sagte der Cardinal, „sicherlich werden Sie im Dictionnaire das Wort Pension nicht auslassen?“ — „Nein,“ erwiderte Baugelas, „und ebenso wenig das Wort Dankbarkeit!“ Es war der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher Impromptus. Die neue Schöpfung erregte begreiflicherweise zunächst mannigfaches Mißtrauen. Man erhob den Vorwurf, die Akademie sei nur ein Feld für politische Spionage. Das oppositionelle Parlament glaubte sich in seinen Privilegien bedroht und weigerte sich energisch, das Patent einzutragen. Ja, der Conseiller Scarron äußerte spöttisch: daß man überhaupt dem Parlamente zumuthe, über eine so abgeschmackte Sache zu berathen, erinnere ein Wenig an jenen römischen Kaiser, der den Senat berief, um über die Sauce eines Steinbutts zu beschließen. Zwei und ein halbes Jahr währte der Widerstand, der erst durch vier Lettres-de-cachet gebrochen werden konnte. Unter den vierzig als Akademiker Installirten gab es nun freilich, wie sich bald zeigte, nicht lauter klare Köpfe. Schon die Aufgabe der Sprachreinigung stellte daher die Bewohner des neuen Olymps auf eine harte Probe. Sehr sonderbare Dinge wurden darüber berichtet. Einer, Sirmond mit Namen, schlug dabei vor, alle Mitglieder eidlich zu verpflichten, nur die von der Akademie sanctionirten Worte zu gebrauchen, so daß man statt eines Sprachfehlers eine Sprachsünde begehen müßte. Wurde dieser Vorschlag auch glücklicherweise nicht angenommen, so verfuhr man doch nicht weniger peinlich. In endlosen Debatten disputirte man über einzelne Worte und forderte dadurch allzu oft den gerechtfertigten Spott selbst der Feingebildeten heraus. Das Dictionnaire machte nicht die geringsten Fortschritte; der Cardinal, der doch etwas mehr erwartet haben mochte, begann ungeduldig zu werden und gab den Akademikern dies öfter zu erkennen. Dabei scheint sich allmälig ein recht erkleckliches Selbstbewußtsein in der Gesellschaft entwickelt zu haben. So konnte 1640 Patru, ohne Anstoß zu erregen, in einer Rede sagen: „Hofft ja nicht, in Zukunft Männer zu finden, die Euch gleichen. Unser Jahrhundert hat genug gethan, daß es einmal 40 Männer von so eminenter Vollkommenheit und Begabung hervorgebracht hat; eine so große Anstrengung mußte die Natur erschöpfen.“ Kein übles Thema für die mancherlei Verspottungen, mit denen die Akademie bis auf den heutigen Tag von den noch nicht hinein Gelangten heimgesucht worden ist. Nach Richelieu's Tode ging das Protectorat der Akademie auf den Kanzler Segnier über und nach dem Tode Segnier's übernahm Ludwig XIV. selbst das Protectorat. Schon lange vorher hatte er vier ihrer Mitglieder, Bourgeois, Cassaigne, Chapelain und Perrault, zu der sogenannten kleinen Akademie constituirt, der die Aufgabe zuertheilt wurde, die Inschriften für Medaillen und Triumphbögen zur Verherrlichung seiner Kriegsthaten zu fabriciren. Aus ihr

entwickelte sich die Académie des Inscriptions, der bald noch mehrere kleinere Unterabtheilungen folgten. Kurz zuvor hatte die Akademie den Entschluß gefaßt, an den Aufnahmetagen die Sitzung öffentlich zu halten, und hatte das noch heute geltende Ceremoniell für dieselben festgesetzt. Ausgeübt wurde das Protectorat in Vertretung des Königs, der übrigens die Mitglieder im Jahre 1668 zum ersten Male selbst empfing, durch Colbert. Ihm verdankt die Akademie, daß ihr der Louvre als Versammlungsort angewiesen wurde. Er stiftete auch einen jährlichen Fonds für ihre kleinen Bedürfnisse, Heizung, Licht, Copialien, und führte das Präsenzgeld ein, das sich für den Mann per Sitzung auf einen halben Louisdor und jährlich auf 800—900 Livres belief, ein Profitchen, dessen Opfer der arme Chapelain wurde, der bei schlechtem Wetter zu sehr gelaufen war, um nicht die Sitzung zu versäumen und seine Quote einzubüßen. Von diesem Präsenzgeld (jeton) schreibt sich die Spottbezeichnung „jetonier" für Akademiker her. Aber zugleich ermahnte Colbert bei jeder Gelegenheit alle Mitglieder der Akademie, für den Ruhm des großen Fürsten zu arbeiten, welcher ihnen ein so schönes Feld für ihre Thätigkeit gäbe, nämlich die Siege zu feiern, die er zu Wasser und zu Lande davontrüge. Die Akademie folgte dieser Weisung des Ministers mit solchem Eifer, daß sie die Bezeichnung J. B. Rousseau's, der sie „jetoniers rampants" nannte, im Ernste verdient zu haben scheint. Ihre Hauptaufgabe wurde in der That, „den Namen des unvergleichlichen Ludwig der Unsterblichkeit zu widmen", wie der Bischof von Noyon sich ausdrückte, als er einen Preis stiftete für Dichtungen, deren Stoff das Lob des Herrschers sein mußte. „Wäre aber einzig das Dictionnaire der Akademie," sagt Wilhelm König mit berechtigter Ironie, „zu den Lobreden benutzt worden, so würde der große Ludwig schlecht weggekommen sein. Colbert, dem wie Richelieu die Sache etwas zu langsam ging, überraschte eines Tages die Mitglieder und fand sie in endlosen Discussionen über das Wort »ami« begriffen, — in der That war man noch immer beim A. Wie dies im Interesse Ludwig's war, behandelte er die solcher Art zu seiner Lobposaune gewordene Elite der französischen Intelligenz, trotz ihrer zahlreichen Abgeschmacktheiten, mit allen Zeichen der Hochachtung, auch verlieh er ihnen die vierzig Sessel, auf welchen Sitz und Stimme zu haben seitdem in den Augen der französischen Nation für einen patentirten Anspruch auf den Namen eines Unsterblichen gilt. Anlaß zu dem Geschenk der vierzig Sessel gab, wie es heißt, der Umstand, daß die Cardinäle der Akademie auf simplen Stühlen zu sitzen unter ihrer Würde hielten. Nach einer anderen Version hätte wenigstens einer der Cardinäle wegen Alter und Kränklichkeit nicht anders als auf einem Sessel sitzen können. Genug, aus den etwas harten Stühlen wurden weiche Sessel.

Daß Protection bei der Besetzung der vielumworbenen akademischen Sitze zu jeder Zeit eine große Rolle gespielt hat, ist nur zu natürlich. Doch war Ludwig in dieser Beziehung noch ziemlich maßvoll. So verhinderte er die Aufnahme des fünfzehnjährigen Herzogs von Maine, der mit sieben Jahren seine (quasi) oeuvres diverses veröffentlicht hatte, und nahm es nicht übel auf, als ein Beamter des Dauphins, den dieser warm empfohlen hatte, zurückgewiesen wurde. Einer der wenigen Fälle, wo er direct eine Aufnahme erzwang, ist die Wahl Boileau's im Jahre 1684. Dieser, der gewiß die gegründetsten Ansprüche auf die Ehre hatte, verschmähte es, sich darum zu bewerben, bekanntlich eine Vorbedingung der Aufnahme in die Akademie. Als der König ihn eines Tages fragte, ob er zur Akademie gehöre, und Boileau bescheiden geantwortet hatte, er sei dessen nicht werth, rief Ludwig zornig: „Ich will es aber!" Er bestätigte daher auch die Wahl La Fontaine's erst nachdem die Akademie Boileau unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte. Ob die häufig irriger Weise vermuthete Unabsetzbarkeit der Akademiker nach dem ganzen Wesen dieser Körperschaft je hätte auch nur denkbar sein können, wird füglich zu bezweifeln sein. Jedenfalls gab es hin und wieder Absetzungen. So wurde beispielsweise bald nach Ludwig's XIV. Tode, also unter der Regentschaft, der Abbé de St. Pierre ausgestoßen, und auch zwei andere Mitglieder hatten schon vor ihm denselben Schmerzensweg antreten müssen. Der neue Protector der Akademie, der zehnjährige Ludwig XV., erschien am 22. Juli 1719 in der Mitte der Akademiker; „ein Besuch, bei dem sich", nach Wilhelm König's Ausdruck, „die junge Macht des Geistes, in dem bereits die ersten freiheitlichen Keime emporquellen, und die alternde absolute Monarchie zum ersten Male in's Auge sahen." Elf Jahre später gelangte „der Geist der neuen Zeit" thatsächlich in die Akademie und zwar in der Person Montesquieu's, des Verfassers der „Lettres Persanes". Die Wahl war zwar vom Cardinal Fleury im Namen des jungen Königs beanstandet worden, eben wegen dieses scharfsinnigen und kühnen kleinen Buchs, aber der Verfasser erniedrigte sich, um seinen Zweck dennoch zu erreichen, zu einer Unwahrheit: er übergab dem Cardinal eine neue Ausgabe des Buches, in der die anstößigen Stellen gestrichen waren, und schob seinen „gewissenlosen" Buchhändlern dieselben in die Schuhe, ein Ausweg, den nach seinem Vorgange Voltaire mehr als einmal mit Erfolg anwandte, vielleicht nicht ohne sich zu sagen: was Montesquieu durfte, darfst du auch. Freilich war der damals auf der Literatur lastende Druck ein so großer, daß in dem Kampfe mit ihm nahezu jedes Mittel gerechtfertigt schien. Bei Voltaire's erster Bewerbung im Jahre 1732, als bereits „Oedipus", „Brutus", die „Henriade", „Charles XII." ihn berühmt gemacht hatten, war er zurückgewiesen worden. Beim Tode des Cardinals Fleury 1743 glaubte er, zumal „Zaïre", „Alzire", „Mérope" damals seinem Namen zu erhöhtem Glanze verholfen hatten, den geeigneten Augenblick zu einer zweiten Bewerbung gekommen. Da aber zugleich andere Schriften großen Anstoß erregt hatten — die philosophischen Briefe waren unter anderen durch Henkershand verbrannt worden — verfaßte er ein Schreiben an einen Akademiker, worin er seine aufrichtige Anhänglichkeit an die katholische Kirche aussprach; und einen zweiten an Mirepoix, worin er nach der Betheuerung: „Vor Gott, der mich hört, kann ich sagen, daß ich ein guter Bürger und ein echter Katholik bin", sich noch zu folgender Nothlüge versteigt: „Meine Feinde werfen mir ein Buch vor: Philosophische Briefe; ich habe mehrere Briefe an meine Freunde geschrieben, nie aber habe ich sie mit diesem pomphaften Titel belegt." Trotzdem kam er auch jetzt mit seiner Bewerbung nicht durch. Aber als am 17. März 1746 der Präsident Bouhier gestorben war, begann er in derselben Weise zu operiren, wie bei seiner ersten Wahl. Er schrieb an mehrere einflußreiche Prälaten, betonte die Redlichkeit seiner religiösen Ueberzeugungen und opferte rücksichtslos seinen Charakter, wie bei so vielen anderen Gelegenheiten. Diesmal ward er wirklich gewählt. — Die Wahlen Montesquieu's und Voltaire's hatten begreiflicherweise eine hohe Bedeutung. Mit diesen beiden Männern faßte die philosophische Partei der neuen Zeit in der Akademie Posto. Auf die einzelnen Phasen dieser Umgestaltung kann hier nicht eingegangen werden. Innerhalb der Akademie standen sich von nun an die Parteien in deutlicher Sonderung gegenüber, eine Zeit lang in so deutlicher, daß sie sich durch Spitznamen unterschieden. Die „Hüte" vertraten den Fortschritt, die „Mützen" den Widerpart. Es kam fast bis zur Auflösung. Erst unter dem apathischen Ludwig XVI. ward der Widerpart kleinlauter und die Akademie füllte sich mit den draußen immer lebendiger zu Tage tretenden Strömungen des modernen Zeitgeistes. Sofort hob sich das Interesse für die Akademie. Wenn früher bei den Aufnahmesitzungen das gewöhnliche Auditorium höchstens zwanzig bis dreißig Personen bildeten, schaarte man sich jetzt zu geräuschvollen Versammlungen, die ihr lebhaftes Interesse durch Beifallrufen und Klatschen oder gar durch Pfeifen und Zischen zu erkennen gaben. Das schöne Geschlecht betheiligte sich lebhaft. Reiche Leute wie Valbelle machten der Akademie bedeutende Schenkungen. Montyon gründete einen Preis für Werke, die dem zeitlichen Wohle der Menschheit am nützlichsten wären. — Aber der Fluth folgte die Ebbe. Der Tod Voltaire's hatte noch Ueberschwengliches zu Tage gefördert. Allmälig überholte die immer steigende Temperatur der draußen herrschenden politischen Gährung den Wärmegrad der belagten Vierzig-Sessel-Inhaber. Die Folge war, daß beispielsweise eine ernste Abhandlung über Demosthenes im Januar 1783, weil sie das Publicum langweilte, nicht zu Ende gelesen werden konnte. Gaillard war der unglückliche Greis, dem diese Kränkung widerfuhr. Er wurde verwirrt, stockte, stotterte, die Brille fiel ihm von der Nase, das Publicum lachte, Gaillard ward ohnmächtig und mußte fortgetragen werden. Der Hof und die Regierung näherten sich nun der Akademie wieder: Calonne theilte 1785 dem Secretär mit, daß er die jetons erhöhen und den Gehalt des Secretärs von 1200 Livres auf 1000 écus steigern lassen werde und dergl. mehr. Dieses Wohlwollen schadete ihr natürlich in den Augen der Liberalen. Schon kurz nach Eröffnung der Etats-généraux wurde die Akademie in heftigen Reden von den „Patrioten" angegriffen. Unter der Assemblée nationale beschäftigte man sich ebenfalls wenig wohlwollend mit ihr und Lanjuinais beantragte, ihr die Staats-

unterstützung zu entziehen und sie sich selbst zu überlassen. Sie suchte dennoch auf ihrem Posten auszuharren, aber endlich hielt sie für das Beste, den Umständen Rechnung zu tragen. Am 5. August 1793 fand die letzte Sitzung statt; man beschloß in derselben, die Akademie einstweilen zu suspendiren. Am 9. August 1793 wurde die Auflösung der Akademie gewaltsam decretirt und am 12. August wurden die Siegel angelegt, in Gegenwart Morellet's, der auch hier dieselbe Unerschrockenheit zeigte wie früher. Am 14. Juli des folgenden Jahres wurde das Vermögen der Akademie für Nationaleigenthum erklärt. Das Schicksal vieler Akademiker war ein tragisches. Bailly, Malesherbes und Nicolai starben auf dem Schaffot. Condorcet nahm Gift; Chamfort's Selbstmordversuche mißlangen. Viele wurden ins Gefängniß geworfen. So war das Ende der „Académie française" nach noch nicht hundert Jahren gekommen. Aber schon am 3. Brumaire des Jahres IV (25. Oct. 1795) lebte sie in unveränderter Gestalt wieder auf. Zwei Jahre später wird Bonaparte ihr Mitglied. Der 5. Januar 1798 war der Tag, an welchem er zum ersten Mal im einfachen grauen Frack in der Sitzung erschien und von Garat „als der Philosoph begrüßt wurde, den man einen Augenblick an der Spitze der Armeen gesehen habe". — Noch einige Jahre und der Mann im grauen Rock trägt den Purpur und macht aus der Akademie eine neue, auf Glanzentfaltung berechnete kaiserliche Schöpfung. Jeder Secretär erhielt 6000 Frcs., jeder Akademiker 1000 Frcs. Gehalt. Schon am 14. Fructidor des Jahres XII (10. September 1804) erließ Napoleon ein Gesetz, durch das die sogenannten prix decennaux eingeführt wurden, d. h. 22 Preise, 9 zu 10000, 13 zu 5000 Frcs., die alle zehn Jahre vergeben werden sollten und zwar für Werke aller Litteraturgattungen, welche im Laufe des betreffenden Decenniums erschienen waren. Durch Decret vom 28. November 1809 wurden sie dann noch auf 35 erhöht. Diese Preise sollten in öffentlicher Sitzung unter Entfaltung der größten Feierlichkeit von der Hand des Kaisers selbst vertheilt werden. Das Gesetz kam nun zwar nicht in diesem Umfang zur Ausführung, aber der Weihrauch, mit welchem die Akademie ihren früheren Gönner zu feiern pflegte, stieg auch zu dem Thron Napoleon's in dicken Wolken empor. Chateaubriand war einer der Wenigen, welcher sich von dem allseitigen Huldigungstaumel fern hielt. Am 9. April 1811 las er vor der akademischen Commission seine Rede auf Chenier, den Republicaner und Schüler Voltaire's. Sie war maßvoll, dennoch war die Akademie in der Mehrzahl dafür, daß Chateaubriand seine Rede nicht halten solle. Und wie sehr diese Mehrzahl Recht gehabt hatte, zeigte sich, als dem Kaiser die Rede vorgelegt worden war. Der kaiserliche Censor erklärte ohne Umschweife, daß er, wäre sie gehalten worden, das Institut vermauert und Chateaubriand in den Kerker geworfen haben würde. „Seit wann," rief er zornig bei der nächsten Gelegenheit aus, „erlaubt sich das Institut eine politische Versammlung zu sein? Sein Amt ist: Verse machen und Sprachfehler corrigiren." Chateaubriand erhielt sein Manuscript zurück, versehen mit derben Correcturen von der Hand des Kaisers. Seine Wahl wurde nicht annullirt, aber unter dem Kaiserreiche hat er seinen Platz in der Akademie nicht eingenommen. Nach Napoleon's Sturz beseitigte Ludwig XVIII. einen Theil der Einrichtungen, welche sein verhaßter Vorgänger dem Institute gegeben hatte, z. B. die vermehrte Mitgliederzahl. Die weiteren Wandlungen, durch welche die Akademie im Laufe der verschiedenen neuen französischen Regierungsphasen gegangen ist, dürften als bekannt vorausgesetzt werden. Insonderheit populär machte sie sich durch Nichtaufnahme Louis Napoleon's, trotzdem er als Geschichtschreiber aufgetreten war. Im Wesentlichen hat man sich wieder der Einfachheit ihrer ursprünglichen Organisation zu nähern gesucht. Was die gegenwärtigen Einnahmen der Mitglieder betrifft, so schreibt mir ein Freund darüber und zwar unter dem Dictat eines Mitgliedes der Akademie: „Le traitement des membres de l'institut est de 100 Frcs. par mois, mais a l'académie française seulement on prelève une retenue mensuelle du $^1/_6$ pour constituer aux membres les plus agés une pension speciale. On ne touche donc que 83 Frcs. 33 par mois. De plus il-y-a des jetons de presence, qui sont, de 6 Frcs. par séance et par personne, mais les membres présents se partagent entre eux les jetons des membres absents, ce qui fait qu'on touche souvent une assez forte somme." Ueber den Glanz, welchen die Akademie, ungeachtet periodischer Servilität, mehr in den Augen der Franzosen als in denen des Auslandes, den literarischen Talenten und dadurch der französischen Literatur verschafft hat, soll hier nicht abgeurtheilt werden. Dazu ist das Thema zu weitschichtig. Vornehmlich in Betracht kommt dabei das für äußere Auszeichnung und für patentirte Werthbestimmung stark empfängliche Naturell der Franzosen, dem es auch zuzuschreiben ist, daß die Werke so ziemlich eines jeden Akademikers einen großen Kreis von Käufern haben.

Bücherbesprechungen.

— Paul Mezger, Richard Rothe. Ein theologisches Charakterbild. Berlin, Reuther und Reichard, 1899. 77 S. 1 ℳ 20 ₰. — Richard Rothe ist der gebildeten Welt noch weniger bekannt, als Schleiermacher, wiewohl er zu den seltenen Theologen gehört, die über das Katheder hinaus einen gestaltenden Einfluß auf das religiöse Leben ihrer Zeit gewonnen haben. Neben Nippold's verdienstvoller Biographie bietet Verfasser ein Lebensbild, das den Christen und Menschen Rothe, die edle, fromme Johannesseele, ganz vortrefflich uns zu Gemüthe führt. Wenn Rothe bis in die Gegenwart wegen mancher Heterodoxien verdächtig schien, so wird dieses Charakterbild dazu beitragen, seine Theologie als persönliches Erlebniß, als das organische Gebilde innerlicher Erfahrung zu würdigen. Mag die vorzüglich unterrichtende Schrift das Gedächtniß des Mannes erneuern, der vor hundert Jahren geboren wurde und wie ein milder Stern seiner Zeit geleuchtet hat. J. J.

— Friedrich Paulsen, Kant, der Philosoph des Protestantismus. Berlin, Reuther u. Reichard, 1899. 60 ₰. — Eine glänzende Darstellung der großen geistigen Strömungen seit Luther, des großen verborgenen Kampfes in der Gegenwart, zwischen Thomas und Kant, zwischen jener katholischen Weltanschauung, die Wissen unter Glauben und Gehorsam zwingt, und der neuprotestantischen, die Wissen und Glauben trennt, oder den Glauben in ein höheres Wissen zu wandeln sucht. Dennoch stehen wir nicht an, Titel und Grundgedanken der Schrift für verfehlt zu erklären. Kant ist nicht der Philosoph des Protestantismus, sondern des ziemlich verschollenen Protestantenvereins. Kant's ethische Theologie hat weder Gott, noch Offenbarung, sein Gott ist das Gewissen; das einzige, was in ihm stimmernde Gottesvorstellungen erregt, ist der gestirnte Himmel. Es ist aber durchaus nicht der Grundsatz des Protestantismus (S. 21), „daß ich innerlich nur durch meine Vernunft und mein Gewissen gebunden bin, nicht durch irgend eine menschliche Instanz außer mir". Aber durch eine göttliche Instanz außer mir; Luther hat nicht auf die praktische Vernunft seinen Glauben gegründet; der Frieden Gottes ist ihm höher denn alle Vernunft. — Wir ehren die Ueberzeugung des Verf., daß Kant's System „im Wesentlichen für uns unaufgebbare Wahrheit ist", aber wir müssen auf Compromisse verzichten, die der wirklichen Grundlage und der inneren Begründung entbehren. Warum verschweigt übrigens der Verf. den deutlichen Fortschritt, den die moderne Theologie in der Richtung des monistischen Idealismus unter der Flagge Lotze's über Kant hinaus aufzuzeichnen hat? J. J.

— Kuno Fischer, Hegel's Leben, Werke und Lehre (VIII. Band der Jubiläumsausgabe der „Geschichte der neuern Philosophie"). Heidelberg 1899. Winter'sche Universitätsbuchhandlung. 3. Lieferung. — Seitdem Scheffel im Gaudeamus die Philosophie Hegel's durch einen übermüthigen Vergleich verspottet hat, sind die Werke des großen Dialektikers bei weiten Kreisen in Vergessenheit gerathen. Längst ist der Hegel'schen Schule die führende Stellung genommen; aber gerade darum spottet man munter weiter über ihren für den oberflächlichen Betrachter allerdings dunklen und unbekömmlichen Lehrinhalt. Und dennoch ruht in den tiefen Schächten Hegel'scher Speculation eine Fülle reinen Goldes, erscheint der Bau Hegel'scher Begriffsconstruction von seltener Geschlossenheit und Widerspruchsfreiheit. — Darum verdient aber die Lehre Hegel's auch vor anderen einen Interpreten von der geistigen Feinfühligkeit Kuno Fischer's, einen Erklärer, der in so schönem Maße wie er die überall aufleuchtenden Lichtstrahlen zu sammeln und auf ihren Ursprung zurückzuführen weiß. Wer die vorliegende Lieferung der Hegelmonographie durchgearbeitet hat, der lernt gewiß die „Phänomenologie des Geistes", mit der sich Fischer hier beschäftigt, ganz anders anschauen, als wenn er sich dem Hauptwerke aus Hegel's Jenaer Periode unvorbereitet nahen würde. Es ist nicht so sehr

die Umschreibung, derer sich Fischer bedient, wo er erklären will, als vielmehr ein genetisches Verfahren, dessen Abschluß im Werke des von ihm interpretirten Philosophen liegt. Die vielfachen Fäden, welche die Hegel'sche Dialektik verarbeitet, werden in heller Beleuchtung vor dem Leser ausgebreitet, und mit Nothwendigkeit ergiebt sich aus ihnen das Begriffsgewebe der Hegel'schen Philosophie. Hegel nennt in der „Phänomenologie“ selten die Schriften, auf die er Bezug nimmt, die Personen und Verhältnisse, von den er abstrahirt. Niemals versäumt Fischer dieses concrete Material herbeizubringen (vgl. SS. 337, 342 f., 398, 401, 408), womit er dem Leser jene feste Grundlage bereitet, die demjenigen fehlen könnte, der dem Geistesleben der Hegel'schen Zeit ferne steht. Immer aber betont Fischer bei solchem Thun — und das ist ganz im Sinne der „Phänomenologie“ —, daß die herangezogenen Träger bestimmter Ideen nicht die einzigen Repräsentanten, sondern nur Typen sind. Darin gerade liegt ja der Werth der Phänomenologie. Die Personen wechseln, die Phänomene wiederholen sich. Wem käme das nicht in den Sinn, wenn er bei Hegel über den Conflict der Weltverbesserungsgedanken mit der Wirklichkeit liest? „Das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit geht in das Toben des verrückten Eigendünkels über“, der vermeintliche reformatorische Beruf hält die Probe nicht aus, geht zu Grunde an seiner Unkenntniß der wirklichen Dinge.

Dr. Grimm.

— Dr. Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke. Berlin 1899. Mittler und Sohn. — Vor etwa Jahresfrist hat Fred Bon in einem beachtenswerthen Buche die Philosophie als „Die Lehre von den verwischten Begriffen“ bezeichnet. Nirgends allerdings richtet die Mehrdeutigkeit der Worte gleich viel Verwirrung an wie in dieser Wissenschaft mit dem schwer faßbaren Gegenstand und der eifersüchtig festgehaltenen Selbständigkeit ihrer Diener. Der alte, zuletzt wohl von John Stuart Mill aufgeworfene Gedanke einer philosophischen Sprache hat sicher nicht mehr und nicht weniger Aussicht auf Verwirklichung, als der an eine allgemeine Weltsprache. — So lange es keine Weltsprache giebt, muß man fremde Sprachen treiben, so lange ziemlich jeder Philosoph ins Gefäß des geduldigen Wortes einen ihm beliebigen Inhalt füllt, muß man seine ihm eigenthümliche Ausdrucksweise verstehen lernen. Als modernstes und, wie es scheint, auf lexicalischem Gebiete umfassendstes Hilfsmittel bietet sich Eisler's „Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Hilfsmittel“ dar, von dem die ersten drei Lieferungen vorliegen, die weiteren fünf Lieferungen noch im Laufe des Jahres folgen sollen. Eisler behandelt die philosophischen, insbesondere die metaphysischen Begriffe, die sich in alphabetischer Anordnung verzeichnet finden, so, daß er nach kurzer Worterklärung eine gleichfalls knappe Sacherklärung mehr populärer Art giebt, um dann mit den Worten der einzelnen Philosophen die Bedeutung anzugeben, welche diese dem in Rede stehenden Ausdruck untergelegt haben. Eine überaus ausgedehnte Zettelkastenarbeit liegt also dem Werke zu Grunde, es ist historisch und will unparteiisch sein; es giebt Erklärung und zugleich den Hinweis, wo eine Vertiefung derselben zu holen ist. Das Alles macht das Lexicon zu einem erwünschten Hilfsmittel — für den Philosophen kaum weniger als für den Studirenden. Noch läßt sich über die Quellenbenutzung kein abschließendes Urtheil geben, da die achte Lieferung Nachträge bringen will. Unnöthig erscheint es aber, daß sich Eisler gelegentlich selbst als Quelle angegeben hat. Man soll nicht zugleich Historiker und Parteimann sein. Jedenfalls ist das indessen nur ein äußerlicher Verstoß, der dem überaus praktischen, in Hinsicht auf typographische Einrichtung von der Verlagshandlung sehr gut ausgestatteten Werke nicht schaden wird.

Dr. Grimm.

— Der Dienst des Wachtmeisters und Quartiermeisters bei der Feldartillerie. Von Anders, Oberleutnant im Feld-Artillerie-Regiment General-Feldzeugmeister (1. Brand.) Nr. 3. Berlin 1899. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. 1,25 ℳ, geb. 1,50 ℳ. — Die vorliegende Schrift soll dem Wachtmeister und dem Quartiermeister der Feldartillerie ein zuverlässiger Rathgeber in allen Zweigen ihrer Dienststellung sein, die Betreffenden finden in dem Buch Alles, was auf ihren Dienst Bezug hat, oder es werden die einschlagenden Bestimmungen und Reglements aufgeführt, in welchen sie sich des Weiteren orientiren können. Das Buch dürfte dem beabsichtigten Zweck vollständig entsprechen und den betreffenden Chargen, sowie allen Officieren ein willkommenes Hilfsmittel sein. Nur bezüglich des Wachtmeisters soll hier eine Bemerkung gemacht werden. Durch vollständige Kenntniß des Dienstes, des Ausbildungsganges und aller Personalien ꝛc. der Batterie soll derselbe befähigt sein, dem Batterieführer als volle Vertrauensperson und ausführendes Organ zur Seite zu stehen, und dabei das Verständniß besitzen, nach den Directiven des Batterieführers die von diesem zu erlassenden Befehle auszuarbeiten. Aber der Batterieführer allein bleibt die maßgebende Stelle für jeden in der Batterie abzuhaltenden Dienst. Die vorliegende Instruction faßt wohl auch die dienstliche Stellung des Wachtmeisters in dieser Beziehung auf. Immerhin könnte aber die Fassung einiger Bestimmungen zu irriger Auslegung über die dem Wachtmeister zustehenden Befugnisse verleiten. Z. B.: S. 4 „Anordnung zum Vorzeigen der Sachen bei den Appells; S. 8 „das Antreten der dienstfreien Leute;“ S. 12 „die Abgabe der Geldüberschüsse“. Um jeden Irrthum auszuschließen, dürfte es sich empfehlen, den 4. Absatz von S. 10 S. 6 vorauszuschicken und besonders hervorzuheben.

A. B.

— Der Herr der Hann. Oper in drei Acten aus dem siebenbürgisch-sächsischen Volksleben. Dichtung und Musik von Hermann Kirchner. Commissionsverlag: G. A. Reißenberger in Mediasch, 1899. — Nur mit dem Text, nicht mit der Musik, habe ich es hier zu thun gehabt. Operntexte gehören bekanntlich nicht zu den angenehmsten Lesestoffen (wenige ausgenommen), ich kann aber, da ich mit den siebenbürgisch-sächsischen Verhältnissen bekannt bin, ohne Uebertreibung sagen: Dieser Text hat mir eine wahre Freude bereitet. Das ist kein Machwerk, nur der Musik zu Liebe „fabricirt“, sondern der Dichtercomponist hat hier — von der Musik ganz abgesehen, die kenne ich leider nicht — ein wirkliches Volksstück geschaffen, freilich in der knappen Form, welche dem Operntext geziemt. Echte Poesie, lyrische und dramatische, dabei ungekünstelte spricht den Leser an, oft untermischt mit einem trefflichen Humor, der zünden muß; dabei sind die Verse in so sangbarer Form gestaltet, daß man meint, man müsse irgend welche Melodien auf diese Lieder schon selbst finden. Z. B. die schöne Arie der Hauptfigur neben dem Hannen (Ortsrichter), der Kathi „O schöner Morgen, frisch und klar!“, dann das glühende Locklied der wilden Zigeunerin Hanka „Wie du nur redest, mein Vögelein“, schon der Text zu diesen Liedern ist den Charakteren der betreffenden Personen völlig angepaßt, und wenn uns die Kritik Berichte bringt, daß gerade diese Lieder bei den Aufführungen in Mediasch wahre Beifallstürme erregten, so ist's, als müsse man es schon auf die Textlectüre hin glauben, daß die Zeitungen wahr sprechen. Ich bin nicht einer störenden Unglaubhaftigkeit in den einzelnen Scenen begegnet. Die einzelnen Figuren sind so lebenswahr gezeichnet, sie treten einem förmlich entgegen: der selbstbewußte, charakterfeste Hann, sein braves, etwas hitziges Weib, die ehrenwerthe, liebliche Sachsentochter Kathi, der wackere Knecht Hanzi, die gluthäugige Zigeunerin Hanka mit ihrem Cumpan, dem Spitzbuben Rulla, der leichte Kroatenleutnant, der biedere General, der dumme Misch (Michel) mit seinem köstlichen Humor, sie alle sind greifbare, lebendige Gestalten. Der Ton ist wahrhaft volksthümlich. Kirchner ist Reichsdeutscher, aber aus seinem Werke ist deutlich zu erkennen, daß er sich in den Jahren, welche er in Siebenbürgen zugebracht hat, vollständig in die dortigen volksthümlichen Verhältnisse hineingelebt hat. Ich wünschte auch die Musik kennen zu lernen. Wenn ich nach Kirchner's überaus schönen siebenbürgisch-sächsischen Volksliedern urtheilen soll, so muß ich annehmen, daß er thatsächlich das Zeug hat, eine volksthümliche Oper zu componiren, so kann ich es auch glauben, was eine berufene Feder über die Oper „Der Herr der Hann“ nach ihren ersten Aufführungen geschrieben hat: „Welche Person, welche Scenen wir immer heranziehen, wir finden, daß es Kirchner gelungen ist, nicht nur Musik, und zwar schöne Musik, sondern auch charakteristische Musik, dramatisch verständnißvolle und psychologisch begründete Musik zu schaffen.“ Die Aufführungen haben bereits einen vollen, sogenannten durchschlagenden Erfolg gebracht. Das überaus musikliebende siebenbürger Sachsenvolk hat seinen Dichtercomponisten auch in würdiger, wohlverdienter Weise geehrt. Vielleicht hält die Oper auch im Reiche Einzug, sie wäre freudig zu begrüßen.

Siegfr. Moltke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 82. Dienstag, den 18. Juli, Abends. 1899.

Louise Dorothea Herzogin von Gotha.

Ein literarhistorisches Bild aus der Zeit des Rococo von Karl Reineck.

Man hat das 18. Jahrhundert in zutreffender Weise das philosophische, wohl auch mit einer gewissen Berechtigung das der Aufklärung genannt. Und in der That diese Bezeichnung verdient es. Die Mitte desselben kann für Deutschland als der Zeitpunkt betrachtet werden, in welchem unabhängiges Denken nicht allein als ein Recht in Anspruch genommen wurde, sondern die Ausübung dieses Rechtes auch zur vollen Geltung gelangte. So tief die Keime nationaler Gesinnung und wissenschaftlichen Forschungsdranges durch die jammervollen Reichsverhältnisse, welche dem dreißigjährigen Kriege folgten, verschüttet waren und ein großer Theil des deutschen Volkes, welcher in dumpfer Ergebung diese Verhältnisse als ein unvermeidliches Schicksal ertrug, kaum befähigt war sie zum Leben zu erwecken, der Auferstehungsruf drang schließlich doch in ihre Tiefe, und im Licht einer besseren Zeit begannen sich ihre jungen Triebe zu regen.

Die Leibnizische Philosophie in Wolff'scher Popularisirung bildete die Grundlage des Denkens, die Gestalten römischer Geschichte, deren Bekanntschaft die französischen Dramen voraussetzten, erfüllten bei der Lectüre des Sallust und Horaz die Phantasie und die Naturwissenschaften erregten durch verblüffende Experimente die Bewunderung der Welt. Alle drei Elemente widersprachen aber doch einander in ihren Voraussetzungen. Die Weltanschauung, welche sich aus ihnen erhob, war keine harmonische und erst später, in der sogenannten Aufklärungsperiode, fand man die Einheit des Denkens wieder. Aber nicht Alle vermochten an dieser Entwickelung theilzunehmen, noch weniger ihre Philosophie bis an die Grenze des Materialismus auszudehnen. Mancher, der auf der Wegscheide stand und, gefesselt von den Reizen der neuen Welt, ihr den Blick zuwandte, hemmte den erhobenen Fuß und Eine vor Allen, der diese Blätter gewidmet sein sollen, eine der geistvollsten Frauen ihrer Zeit war es, die trotz ihrer späteren Freundschaft mit den führenden Geistern der neuen Richtung, trotz ihrer Verehrung für Voltaire, an der Ueberzeugung ihrer Jugend festhielt und sich ihr Leben lang den Glauben an die beste der möglichen Welten bewahrte: Louise Dorothea, Herzogin von Gotha, Tochter Ernst Ludwig's von Meiningen, welche am 10. August 1710 geboren wurde und sich am 13. September 1729 mit dem Erbprinzen, nachmaligem Herzog Friedrich III. von Gotha vermählte. Sie hat, von Kindheit an mit der Milch der französischen Literatur genährt und daher in einer großen Vorliebe für die französische Welt befangen, nicht in dem Maße wie Anna Amalie von Weimar sich zum Mittelpunkt des deutschen Bildungslebens machen können, wohl wußte sie aber durch Geist und Anmuth die Brücke zu schlagen, die sie in Verbindung mit den bedeutendsten Männern des Jahrhunderts setzte, und mitten in den Tagen des üppigen Rococo und des Gährungsprozesses einer stürmischen Zeit hat sie züchtig und maßvoll den Grazien gedient. Noch unberührt von den herannahenden Wogen des siebenjährigen Krieges, in zärtlicher Gemeinschaft mit ihrer Jugendfreundin, der Hofdame Franziska v. Neuenstein, und unterstützt von dem lebensfrohen Gotter, sowie dem als Diplomaten, wie feingebildeten Literaten gleichbedeutenden Grafen v. Manteuffel, hat sie den Frühling ihres Lebens mit den zartesten Gebilden ihres anmuthigen Geistes geschmückt, und nicht besser können wir zu einem Verständniß ihres Charakters und ihrer Wirksamkeit in den nachfolgenden Zeiten gelangen, als wenn wir, gestützt auf den reichen, durch Jenny v. d. Osten herausgegebenen Briefwechsel der Herzogin, die verschiedenen Phasen ihres Lebens ins Auge fassen und den Eindruck auf uns wirken lassen, welchen bald ihre Liebenswürdigkeit, mit der sie im Kreise ihrer Freunde waltete, bald ihr umfassender Verstand, mit dem sie klärend den widerspruchvollsten Verhältnissen zu begegnen wußte, hervorruft.

Die lichtvollste und heiterste Epoche ihres Lebens sind zweifellos die Jahre, welche ihrer Vermählung und Uebersiedelung nach Gotha folgten. Die Residenz, welche sich zu Füßen des Friedensteins ausbreitete, glich damals einer kleinen Landstadt von heute. Die meisten Bürger waren Ackerleute, Gänse und Enten tummelten sich ungescheut in den Straßen und das gesellschaftliche Leben war in die engste Form gezwängt. War es da ein Wunder, wenn die lebensfrohe Fürstin Verlangen trug, sich eine eigene, ihren schöngeistigen Neigungen entsprechende Welt zu schaffen? Theater und Kapelle, an deren Spitze damals Georg Benda stand, genügten ihr nicht allein und so gründete sie, nach dem Vorbilde der den akademischen Verbindungen der Sprachgesellschaften nachgebildeten geselligen Vereinigungen, eine Gesellschaft, welche ihr größere Freiheit der Bewegung, als sonst das Ceremoniell zugelassen haben würde, gestattete: Den lustigen Orden der Eremiten oder l'Ordre des Hermites de bonne humeur. Priorin war die Herzogin selbst und Verfasser der Statuten sowie Kanzler des Vereins Baron Cachedenier, ein philosophischer Sonderling, der aber am Hofe sehr beliebt war. Chacun qui entre dans l'Ordre des Hermites de bonne humeur, bestimmen die Satzungen, doit marquer son attachement et son zèle pour leur Altesses en contribuant à tout ce qu'il leur peut faire plaisir ou les réjouir und weiter: Jouissant d'une honnète liberté, il doit avoir en vue, que le but de l'Ordre est: de sentir une joie de raison toujours pure, toujours égale, et qui ravit l'âme sans de troubler. Die Ordensgesellschaft bestand aus den Mitgliedern des Hofes, und jedes Mitglied führte einen bezeichnenden Namen. Fräulein v. Neuenstein, spätere Frau v. Buchwald, war Brillante, den Grafen v. Gotter nannte man le Tourbillon, seine neckische Nichte v. Wangenheim la Singulière und den Obermarschall v. Studnitz Badin. Daß der Kanzler des Ordens, Hofrath Cachedenier, den Namen Discret trug, war natürlich. 1739 wurden im Parke von Friedrichswerth die Klausen der Einsiedler gezimmert. Eine Hütte war ausschließlich zum Speisesaal bestimmt, in einer zweiten nahm man den Kaffee ein, die dritte diente als Spielzimmer und in der vierten fand die Aufnahme von Mitgliedern statt. Auch die Kostüme wurden den Umständen entsprechend gewählt. Es existirt noch ein Portrait Louise Dorotheens, welches sie in der Tracht des Eremitenordens darstellt: in weitem olivenfarbenen Domino, durch einen rosafarbenen Gürtel zusammengehalten, das feine Gesicht von einem Schäferhut mit rosafarbenen Bändern beschattet. So gingen sie alle einher, die lustigen Schwestern und Brüder, den Pilgerstab mit der Myrthenkrone in der Hand, um den Hals das Ordensband, daran im Oval auf grünem Email gemalt das Ordenszeichen, ein Füllhorn voll Früchte und Blumen und darunter die Devise „vive la joie".

Die Geschichte des lustigen Gesellschaftsstaates selbst, welcher sich bis zum siebenjährigen Kriege erhielt, liegt ziemlich im Dunkel. Wir wissen nur, daß die Ordenscapitel meistens in Friedrichswerth bei Gotha, aber öfter auch im Schloß Molsdorf abgehalten wurden und daß die Zahl der Mitglieder sich im Durchschnitt auf ungefähr 35 Herren und Damen belief. Besser sind wir bezüglich der Feierlichkeiten bei der Aufnahme eines neuen Mitgliedes unterrichtet. Graf Manteuffel z. B. berichtet über seine

Einführung in den Orden im Jahre 1743 ganz ausführlich, und was er darüber mittheilt, mag in Kurzem folgen: „Ich begab mich, so lautet seine Aufzeichnung, in den ersten Tagen des September nach Ichtershausen, wo der herzogliche Hof sich befand und die Gesellschaft bereits im Kostüm bei der Herzogin versammelt war. Gegen Mittag brach man nach dem benachbarten Molsdorf auf, dem Gute des Grafen v. Gotter, wo meine Aufnahme in den Eremitenorden stattfinden sollte, und dort angekommen, zogen der Herzog und die Herzogin mit den Ordensmitgliedern sich sofort zur Berathung in ein Zimmer zurück, zu dem mir allein der Eintritt verweigert ward. Nach einiger Zeit erschienen zwei der Eremitinnen und verkündeten mir, die Brüder und Schwestern des edlen Ordens des Hermites de bonne humeur seien zum Capitel versammelt; sie hätten in Erfahrung gebracht, daß ich Aufnahme wünsche. Wenn dies thatsächlich meine Absicht sei, so möge ich eintreten, auf die Fragen, welche der Kanzler und Secretär des Ordens an mich richten würden, deutlich antworten und nach Empfang des Ordenszeichens aus den Händen der Oberen den mir vom Capitel bestimmten Platz einnehmen. Nach Ertheilung entsprechender Antwort ward ich also unter Vortritt des als Ceremonienmeister fungirenden Grafen v. Gotter von den beiden Damen unter die Arme gefaßt und in die Versammlung geleitet. Der Herzog und die Herzogin saßen auf Lehnsesseln in der Mitte eines von den übrigen Mitgliedern gebildeten Kreises, ich allein nur blieb nach der Anweisung des Ceremonienmeisters an der Thür stehen. Bei meinem Eintritt erhob sich nun der Ordenskanzler von seinem Platz hinter einem kleinen Tisch vis-à-vis dem Herzog und zwischen dem Ceremonienmeister und dem Secretär (Geh. Rath v. Keller) und fragte mich, näher tretend, was ich wünsche, ob ich wirklich in die „illustre confrérie des Hermites de bonne humeur“ aufgenommen zu werden beabsichtige? Auf meine Antwort, der Fragende habe es errathen, kehrte er alsdann auf seinen Platz zurück und hielt eine französische Rede zu Ehren der Oberen des Ordens, sowie meiner Candidatur, an deren Schluß er erklärte, daß das Capitel einstimmig meine Aufnahme genehmigt habe. Der Secretär werde mir nunmehr die Hauptgrundsätze des Ordensstatuts eröffnen, ich sodann das Statut und Ordenszeichen aus den Händen der Oberen empfangen und diese mir einen Ordensnamen ertheilen sowie einen Platz im Capitel anweisen. An die Aufnahmefeierlichkeit schloß sich ein glänzendes Diner, bei dem mir mein Name „Manfred“ eröffnet wurde. Man trank drei feierliche Gesundheiten, rief unter dem Donner der Kanonen: vive la joie und lachte, wenn die allzu starke Detonation ein halbes Hundert Fensterscheiben auf die Erde warf.“ — So weit Manteuffel.

Heute liegt Molsdorf mit seinem Park in märchenhafter Stille, abgeschnitten von allem Verkehr, wie ein Eiland im Meer. Zwar grüßt den eintretenden Wanderer noch das trauliche hospes hic bene manet — hic summum bonum libertas, der gastfreie Wirth aber ist längst geschieden, verschwunden sind die barocken Gebilde der Taxushecken und erstorben die flüchtige Poesie der spielenden Wasser. Nur an schönen Sommerabenden, wenn sich die Pforten des Parkes geschlossen und die letzten Gäste entfernt haben, wird es in den vom Mond beschienenen Gängen geisterhaft lebendig, mit dem Rhythmus der plätschernden Fontainen mischt sich das Lachen heiterer Menschen und daher kommt sie gezogen die Schaar der munteren Eremiten. Wie anmuthig weiß da Madame la Prieure superieure den Cavalieren zu begegnen, wie kokett die Singulière das Köpfchen zu neigen und Tourbillon, der Sausewind? Wo ist er? Ueberall taucht sein Gesicht auf, bald hier, bald da und wo er seine aperçus ingénieux in die Gruppen der Damen wirft, erschallt heiteres Lachen. Vive la joie! Bis Mitternacht ertönt die Parole der freien Gemeinde. Erst wenn vom Dorf herüber die zwölf Schläge ertönen, erlischt der Zauber und tiefe Stille breitet sich wieder über Schloß und Park von Molsdorf.

Die lustigen Tage des freundlichen Herrensitzes waren wohl auch die glücklichsten im Leben Louise Dorotheens. Ihrem feinsinnigen Empfinden kamen alle Verhältnisse freundlich entgegen und wenn auch hier und da ein starker Wille — denn noch lebte ihr Beichtvater, der lutherisch strenge Cyprian, der seine Mißstimmung über die Lebensführung der fürstlichen Frau nicht verbarg und sie einstmals sogar anredete: Durchlauchtigste Herzogin, große, große erhabene Sünderin! — wenn dieser, sagen wir, versuchte die Schwingen ihres Frohmuthes zu beschneiden, er vermochte doch nicht die leichtsinnige Meiningsche Prinzessin zu bekehren noch weniger sie zu bestimmen, die Liebenswürdigkeit ihres Gleichmuthes mit dem Ausdruck tiefer Zerknirschung zu vertauschen. In ihrem Dasein trat aber nach und nach ein Wechsel, ein Durchbruch der Reihenfolge dieser heiteren Tage ein. Aufgaben, deren Lösung ihrem Denken eine ernstere Richtung verliehen, beschäftigten ihren Geist mehr und mehr und das größere Feld, das er zu beherrschen Gelegenheit fand, verdoppelte seinen Flügelschlag. Durch die Anwesenheit ihres ältesten Sohnes, des Erbprinzen, in Paris, welcher daselbst unter der Obhut des Oberhofmeisters v. Thun und des als Lebemann etwas anrüchigen Informators Klüpfel seinen Studien oblag, spannen sich die ersten Fäden zu der Bekanntschaft mit Voltaire an, der geistvolle Baron Friedrich Melchior Grimm trat ihr mit seinen literarischen Bulletins nahe und militärisch geschäftliche Transactionen, bei denen Gotha, nicht minder wie Hessen, seine Veranlagung zu dem damals beliebten Menschenschacher offenbarte, drückten ihr als ausgleichende Vermittlerin zwischen ihrem Haus und Friedrich dem Großen die Feder in die Hand. Namentlich forderte die letztere Angelegenheit die ganze Sorge und diplomatische Gewandtheit der Fürstin heraus. Friedrich der Große hatte am 21. Mai 1740 den Thron bestiegen und bei seinem Bestreben, die Armee durch Errichtung von 13 neuen Bataillonen zu vermehren, sich auch an das Soldatenmagazin in Gotha gewandt. Das war ein böses Dilemma für den Herzog. Die Natur der Verhältnisse bestimmte von jeher sein Haus sich an Kursachsen anzulehnen und sich dem Kaiser ergeben zu zeigen, die wachsende Bedeutung Preußens fing aber an diese traditionelle Gewohnheit zu erschüttern und in allen Fällen, wo es sich um Interessenfragen dieses Staates handelte, die deutschen Fürsten zu veranlassen dieselben mit Rücksicht zu behandeln. Dazu war auch der Herzog von Gotha gezwungen. Um so mehr, als ihn gerade in dieser Zeit die Zerwürfnisse mit Meiningen und Coburg, die durch den tragikomischen Wasunger Krieg und den Streit um die weimarische Vormundschaft in die Erscheinung traten, in scharfen Widerspruch mit Kaiser und Reich gebracht hatten. Da galt es zu laviren und geschickt durch die Scylla und Charybdis der feindlichen Gewalten zu steuern. Mit Eleganz und dem feinsten Tactgefühl hat da Louise Dorothea, welche damals schon aufrichtige Bewunderung für Friedrich den Großen empfand, die verworrenen Fäden gelöst und den König zu bestimmen gewußt, für ihren bedrängten Gemahl einzutreten. Am 17. September 1749 kam sub auspiciis caesareis ein Vergleich zwischen Gotha und Coburg zu Stande und der König empfing als Lohn für seine guten Dienste die von ihm erbetenen 200 Mann auserwählter Gardemannschaften von Weimar. In Wien konnte man freilich nicht vergessen, daß Gotha durch denselben gerettet wurde. Auch während des siebenjährigen Krieges war es Louise Dorothea vergönnt zum Vortheil des Landes die vermittelnde Rolle einer liebenswürdigen klugen Fürstin zu spielen. Hohe, wenn auch oft ungebetene Gäste sah der Friedenstein, bald die Führer der französischen und deutschen Reichsarmee, bald diejenigen der preußischen. Die Pflichten der Wirthin gegen beide belasteten sie schwer, am schwersten aber doch diejenigen, welche sie als Landesmutter zu Gunsten der armen ausgesogenen Bevölkerung ausüben mußte; es traf ein, was sie in banger Vorahnung bereits 1756 an Voltaire geschrieben hatte: „Ich fürchte den Kriegslärm, den Einfall feindlicher Gewalten und die Zerstörungswuth derselben mehr als den Zusammenbruch unseres Planeten.“ Aber sie wurde ihrer Aufgabe in jeder Beziehung gerecht. Mit derselben Grazie wie sie dem verwöhnten aber milden Soubise mit seinen Officieren ihre Gastfreundschaft erwies, ordnete sie die Prunktafel für die österreichischen Officiere und als diese durch die unhöflichen Preußen verhindert wurden, Platz an derselben zu nehmen und der König selbst auf dem Gothaischen Schloß erschien, durfte sie auch diesem ihre Huldigung erweisen und ihm die von den Feinden verschmähten Erfrischungen bieten. Zwei Stunden verweilte der König auf dem Friedenstein. Heiter und unbefangen, als wäre es tiefster Friede, unterhielt er sich mit der Herzogin über Kunst und Literatur und als er geschieden war, schrieb er ihr am anderen Tag: Je n'oublierai jamais la journée d'hier qui a satisfait une juste envie que j'ai eue depuis longtemps de voir et d'entendre une princesse que toute l'Europe admire. — Das herzliche Einvernehmen zwischen Louise Dorothea und Friedrich dem Großen, welches durch den Besuch des Letzteren in Gotha zum persönlichen Ausdruck gelangte, fand

beiderseits noch oft seine Bethätigung. Wie Louise Dorothea sich aufrichtig, obwohl vergeblich, bemühte, eine Aussöhnung zwischen Voltaire und seinem königlichen Freund herbeizuführen, so hat sie im Laufe des siebenjährigen Krieges oft das Milieu der diplomatischen Verhandlungen zwischen diesem und seinen Gegnern gebildet und namentlich als verbindendes Glied in der Kette des geheimen Schriftwechsels, welcher 1759 im Interesse des auf den Frieden speculirenden Frankreichs hervorgerufen und von Voltaire eingeleitet wurde, wichtige Dienste geleistet. Auch in der kritischsten Zeit des Krieges, als das Ministerium Pitt demjenigen des torystisch gesinnten Bute weichen mußte und die Unterstützungen Englands ins Stocken geriethen, bot Louise Dorothea dem König an, beim englischen ihr verwandten Hof für ihn zu interveniren. Es finden sich über den Verlauf dieser Angelegenheit nur vereinzelte Nachrichten vor, daß aber der gebotene Liebesdienst nach seiner ganzen Schwere und, bei der Abneigung Bute's gegen Friedrich, seiner Aussichtslosigkeit nach von dem König voll gewürdigt wurde, beweist der Schluß eines Briefes vom 3/1 61, in welchem es heißt: Wenn Sie mit Ihrem Unternehmen reussiren, so seien Sie überzeugt, Madame, daß ich dasselbe höher als alle Arbeiten des Herkules schätze.

Doch wir wenden uns wieder dem inneren Geistesleben Louise Dorothea's und damit dem engeren Kreis zu, in dem sie wirkte. War der Friedenstein in den stürmischen Tagen des siebenjährigen Krieges der Centralpunkt militärischen Lebens, so war er vordem nicht minder ein stiller Hafen, in dem literarische Größen oft uub gern ihre Anker warfen. Das Jahr 1753 führte das Ehepaar Gottsched nach Gotha, wo es die ehrenvollste Aufnahme fand, und in demselben Jahr traf auch Voltaire daselbst ein. Seit der Anwesenheit des Erbprinzen in Paris war derselbe mit dem Hof in Beziehungen geblieben, nun suchte er, nachdem ihn sein Streit mit dem Präsidenten der Akademie in Berlin Maupertuis von dort vertrieben, das kleine Gotha auf, um sich dort theils von den Strapazen der literarischen Fehde, in die ihn der Maupertuis'sche Fall verwickelt hatte, zu stärken, theils in der Bibliothek Materialien für eine deutsche Reichsgeschichte zu sammeln, zu welcher ihn die Herzogin mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit gedrängt hatte. Daß seine Aufnahme am Gothaer Hof die denkbar freundlichste und mit großer Auszeichnung verbunden war, ist selbstverständlich. In einem verbindlichen Gedicht und noch verbindlicheren Schreiben von Wabern aus dankt Voltaire und wir erkennen aus diesem, sowie den nachfolgenden Briefen, daß eine Freundschaft Wurzeln geschlagen hatte, welche, trotz mancher Verschiedenartigkeit der Meinungen, eine dauernde blieb und sich, in Zeiten der Noth und finanziellen Bedrängniß, selbst zur Höhe einer opferfreudigen aufzuschwingen vermochte. Auch noch andere Bekanntschaften aus den Pariser Tagen des Kronprinzen spannen sich herüber in den Kreis des Gothaischen Hofes. Wir begegnen dort dem heiteren und leichtlebigen Klüpfel in kanonischer Ummwandlung als kirchlichem Würdenträger und stoßen auf Beziehungen, welche uns gleichzeitig das Bild der Herzogin in das helle Licht ihrer Gesinnung und geistigen Anschauung rücken. Dreizehn Jahre hatte Louise Dorothea die Correspondenz Grimm's empfangen, aber kaum war er ihr näher gerückt, als im ersten. Sein Gedankengang und seine Skepsis, wenn sie auch nicht bis zum Atheismus heranreichten, blieben ihr fremd. Er sprach ebenso wenig wie Voltaire die Sprache ihrer Welt, doch wie sie diesen, trotz dem Widerstreben ihrer idealen Empfindung, trotz seiner divergirenden Meinung von der meilleur des mondes possibles, unbedingt verehrte, folgte sie mit Interesse den aufklärenden Schriften Grimm's und blieb ihm bis zu ihrem Tod freundschaftlich gewogen. Die ihrem Ende vorausgehenden Jahre vermochten die Urbanität ihres Denkens und Fühlens nicht abzuschwächen. Im Sinne Wolff's, ihres philosophischen Vorbildes, hat sie dessen Moraltheorie nach Möglichkeit ins Praktische übersetzt, und wäre im Allgemeinen jede Spur dieses Wirkens entschwunden, im Besondern würden wir sie bei Betrachtung des Charakters ihres Sohnes Herzogs Ernst II. immer wieder entdecken. Denn in ihm sehen wir die Ideen der philosophischen Aufklärung nicht allein entwickelt, sondern auch greifbar zur prakischen Humanität des Philanthropen ausgebildet. Lenken wir nun noch einmal den Blick zurück auf die Tage von Molsdorf und Friedrichswerth, auf die Jugendjahre Louise Dorothea's und die Zahl der Genossen, in deren Kreis sie, vom Zwang der Etiquette befreit, einst die heitersten Stnuden ihres Lebens verbrachte. Was ist aus den lustigen Eremiten geworden und wo haben wir die zu suchen, welche uns die Phantasie noch einmal in den vom Mond beleuchteten Gängen des Molsdorfer Parkes vorführte: den lustigen Tourbillon, die anmuthige Singulière, die formvolle vornehme Brillante, sowie Badin und Discret? — Mit den schönen Tagen seines Tusculums waren dem Molsdorfer Schloßherrn die Güter, welche ihm das Glück verschwenderisch, wie selten einem Sterblichen, in den Schoß geworfen, zerronnen, und das Wort Friedrich's des Großen, daß er viel vermöge, Gotter aber reich zu machen nicht im Stande sei, zur Wahrheit geworden. In ziemlich dürftigen Verhältnissen starb Gotter am 28. Mai 1762 in Berlin, einer der schönsten, geistreichsten und galantesten Männer des vorigen Jahrhunderts, ein Kind seiner frivolen Zeit, ein gefeierter Glücksritter und liebenswürdiger Epikuräer. Auch das Lachen der munteren Singulière, seiner Nichte Friederike v. Wangenheim, späteren Reichsgräfin v. Montmartin, war längst verstummt. Nach kaum zweijähriger Ehe, in steter Sehnsucht nach ihrer geliebten Gebieterin und der heiteren Welt, die sie verlassen, starb sie, nach der Geburt einer Tochter, und nur zwei Personen sind es noch, welche uns aus dem Kreis liebenswürdiger Erinnerungen und Verhältnisse, wie solche unsere Betrachtung bisher begleiteten, entgegentreten: Frau v. Buchwald die Oberhofmeisterin und der Obermarschall Hans Adam v. Studnitz. Er, ein Mann voll Lebenskraft und Begeisterung für alles Schöne, unter dessen Leitung und Eckhof's Mitwirkung das Hoftheater sich zur ersten stehenden Bühne Deutschlands aufschwang, sie, eine Oberhofmeisterin, wie sie sein soll: klug, anmuthig und verbindlich. Beide überlebten ihre Herrin um 20 Jahre, und war es dieser erspart geblieben, die Ideale ihrer dem französischen Einfluß folgenden Gedankenwelt vor dem aufflammenden Licht des deutschen Parnasses erblassen zu sehen, so war es Jenen noch vergönnt, sich an seinem Feuer zu erwärmen. Namentlich Frau v. Buchwald, die, wie überall, auch in literarischer Beziehung mit ihrer fürstlichen Freundin übereinstimmte, kam noch zu einem vollen Verständniß der neuen Zeit, sie trat in Verbindung mit dem weimarischen Dichterkreis, und wenn wir den Worten Wieland's an Sophie von la Roche Glauben schenken dürfen: Ich schwöre es Ihnen bei den Grazien und Musen, quarum sacra fero, niemals hat ein menschliches Wesen mit solchem Zauber auf mein Gemüth gewirkt wie diese — alte Dame, so hat sie dort ebenfalls gewußt durch die Anmuth ihres Geistes und die Feinheit ihres ästhetischen Urtheils sich die Herzen zu gewinnen. Hochbetagt, im Alter von 82 Jahren, vielleicht die Letzte der Molsdorfer Tafelrunde, starb sie am 19. December 1789 zu Gotha. Hundert Jahre sind seitdem dahingegangen. Die unruhige Bewegung, welche sich unter den widerspruchvollsten Bildungsverhältnissen im Privatleben des deutschen Volkes vollzogen hat, ist zum Stillstand gelangt und getragen von der fortschreitenden Aufklärung unseres Jahrhunderts ist der Schatz geistiger Bildung, welcher einst ausschließlich in den Händen der Aristokratie ruhte, in den Gemeinbesitz des Volkes übergegangen. Die Geschichte hat mit ehernem Griffel die Namen derjenigen, welche dabei in hervorragender Weise mit geholfen haben, in ihre Blätter verzeichnet. Sie hat uns aber auch diejenigen zu dankbarer Erinnerung empfohlen, welche, in engerem Kreis, durch die Anmuth ihres Geistes und die Toleranz ihrer Gesinnung zur Wandlung der Verhältnisse beigetragen haben. Zu ihnen dürfen wir ohne Zweifel auch die Frau rechnen, welcher diese Blätter gewidmet sind: Louise Dorothea, Herzogin von Gotha.

Bücherbesprechungen.

— Rieker, Karl, Grundsätze reformirter Kirchenverfassung. Leipzig, C. L. Hirschfeld. 1899. — Während sich die Geschichte und Dogmatik der lutherischen Kirchenverfassung einer reichen Bearbeitung zu erfreuen hat, ist dies bis jetzt betreffs der reformirten nicht der Fall gewesen. Man kann wohl sagen: wir hatten in dieser Beziehung eine Summe dürftiger, zum Theil schiefer Bemerkungen, die sich typisch durch unsere Literatur zogen, und die ein Autor, oft unbesehen, dem anderen entnahm. Freilich bot das Quellenstudium auch hier ungewöhnliche Schwierigkeiten. Denn es konnte sich nicht darum handeln, etwa blos die Grundlehren Zwingli's oder Calvin's zu entwickeln, obgleich selbst in dieser Beziehung die frühere Literatur nichts Ausreichendes bot, sondern die Kirchenbildungen Frankreichs, Englands, der Niederlande, Deutschlands und vor allen Dingen Nordamerikas mußten erforscht werden. Kurzum: es

war das weitschichtigste, zum Theil entlegenste, meist in Deutschland gänzlich unbekannte Material zunächst zu beschaffen, dann zu durchdringen und auf seinen Gedankeninhalt zu prüfen. Der Verfasser hat diese ebenso schwierige wie dankenswerthe Arbeit in größter Vollkommenheit geliefert. Mit dem theologischen und juristischen Rüstzeug in gleicher Weise ausgerüstet hat er ein Bild der reformirten Verfassungsgrundsätze entworfen, welches durchaus selbständig ist und vollkommen neue Ergebnisse, denen wir durchweg zustimmen möchten, darbietet. Das Buch ist nicht umfangreich. Aber ein ungeheures Quellenmaterial ist in ihm geistig vollständig verarbeitet worden. Das Werk füllt aber so nicht blos eine Lücke aus in unseren historischen Kenntnissen der reformirten Verfassungslehre: auch die lutherische empfängt hier erst durch den Gegensatz die richtige Erkenntniß. In welcher Weise unsere modernen deutschen Verfassungen auf reformirten Grundgedanken ruhen, wie unsere kirchenpolitischen Tendenzen innerhalb der lutherischen Kirche von reformirtem Geiste getragen werden: Alles das kann nur aus dem Buche des Verf. voll erkannt und gewürdigt werden. Unser Urtheil ist, daß der Verf. sich mit seinem Werke ein bedeutsames Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, und daß dieses sein neuestes Werk an Originalität der Resultate noch sein früheres großes übertrifft. Möchten nur unsere theologischen Schriftsteller nicht dieses Werk in derselben Weise ignoriren, wie sie das sonst betr. der kirchenrechtlichen Literatur zu thun pflegen. E. Fr.

— Frank R. Stockton, Zum Nordpol und Erdkern. 2. Aufl. 1899. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 2 ℳ, geb. 3 ℳ — Der Titel des Buches könnte zum Glauben verleiten, es handle sich um geographische Schilderungen, wenn nicht der Untertitel „eine Erzählung aus dem zwanzigsten Jahrhundert" den wahren Charakter erkennen ließe, darin von dem bunten, echt „modernen" Umschlag ausreichend unterstützt. Es ist eine eigenthümliche Verbindung von Jules Verne's und Bellamy's Stil, die der bekannte amerikanische Novellist hier dem Publicum vorsetzt. Der Held der im Jahr 1949 spielenden Geschichte ist eine Art Edison des 20. Jahrhunderts, von dessen zahlreichen Erfindungen in ganz losem Zusammenhang drei geschildert werden: ein unterseeisches Boot, mit dem zur Befriedigung des Publicums vor der Fertigstellung der Hauptunternehmungen der Nordpol entdeckt wird, eine neue Lichtart, welche alle Körper direct durchsichtig macht, und eine Bombe, deren Durchschlagkraft im gleichen Maß wie der angetroffene Widerstand wächst. — Hinsichtlich der erregten Spannung steht die Erzählung entschieden hinter den phantastischen Romanen Verne's zurück; daß sie dennoch zahlreiche Freunde gefunden hat, beweist die zweite Auflage. K. F.

— Die forstlichen Versuchsanstalten. Rede gehalten bei der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs Wilhelm II. am 25. Febr. 1899 von dem Rector der Universität Professor Dr. Lorey. Tübingen, 1899. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. Preis 80 ₰. — Dem Rector der Universität lag es als Forstmann nahe, für seine Rede ein forstliches Thema zu wählen, das als besonders zeitgemäß anzusehen ist. Er stellte sich dabei die Fragen: Sind forstliche Versuchsanstalten nothwendig? Welcher Art ist ihre Aufgabe und ihre Bedeutung? Wie sind sie entstanden und wie haben sie sich entwickelt? Wie steht's um ihre Erfolge? In welchem Sinne haben sie weiter zu arbeiten? Der Redner geht von der jedenfalls richtigen Ansicht aus, daß zur Begründung der forstlichen Versuchsanstalten namentlich zwei Umstände gedrängt haben: wir brauchen erstens, um klar sehen und urtheilen zu können, oft sehr lange Zeiträume für unsere Beobachtungen, und zweitens müssen wir, um genügend sichere Durchschnittswerthe zu erhalten, unsere Schlußfolgerungen oft auf eine sehr große Anzahl grundlegender Einzelpositionen stützen. Wenn auch bereits Hundeshagen und Carl Heyer in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Wichtigkeit des forstlichen Versuchswesens mit klarem Blicke erkannten, so interessirten sich doch erst 1870 mehrere deutsche Regierungen dafür und entstand daraufhin 1872 der noch jetzt bestehende Verein deutscher forstlicher Versuchsanstalten. Der Redner schildert nun naturgemäß die Entwickelung des forstlichen Versuchswesens in Württemberg und zählt die Arbeitsgebiete auf, welche dort bebaut wurden. Die Darstellungen sind gemeinverständlich und geben in kurzen Umrissen ein Bild von der Entwickelung und dem Werthe systematischer forstlicher Versuche. Wie für den Verein der deutschen forstlichen Versuchsanstalten, so ist auch für den bereits entstandenen internationalen Verband die Abgrenzung des Arbeitsbereiches solcher Anstalten ebenso schwierig wie wichtig. Es ist zuzugeben, daß die von dem Redner ausgesprochene Forderung Beachtung verdient: „Alle Probleme, deren Lösung der einzelne Forscher zu Ende führen kann, müssen der Einzelarbeit überlassen bleiben; die Beziehungen der Versuchsstationen untereinander, die Einwirkung des Vereins derselben dürfen nur dann und insoweit zur Geltung kommen, als die Arbeit des einzelnen Forschers nicht mit hinreichender Wahrscheinlichkeit die Garantie für die Durchführung der gestellten Aufgabe bietet." Nmstr.

— Mängel und Ueberlebtes im Zolltarif und in den Zollgesetzen. Von Heinrich Ofel, königl. bayer. Hauptzollamts-Official. Heft 7 der Schriften der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen. Berlin, Verlag von Siemenroth & Troschel. — Bei den letzten handelspolitischen Debatten im Reichstage wurde von verschiedenen Seiten der Wunsch geäußert, daß der neue deutsche Zolltarif möglichst bald von der Regierung fertiggestellt und vorgelegt werden möge. Man scheint eben vielfach in industriellen und besonders in agrarischen Kreisen mit dem bisherigen Tarif, der bekanntlich seine Entstehung im Jahre 1879 der Initiative des Fürsten von Bismarck verdankte, nicht mehr zufrieden zu sein. Und in der That hat sich, namentlich seit dem Bestehen der 1891er Handelsverträge, der Tarif von 1879 mehr und mehr als reformbedürftig erwiesen. In Bezug auf die Höhe des Zollschutzes ist Deutschland längst von den meisten übrigen Staaten überholt. Ein weiterer Mangel des Tarifs besteht bekanntlich darin, daß er zu wenig specialisirt ist und darum keine geeignete Unterlage für den Abschluß neuer Handelsverträge bietet. Die Regierung ist denn auch bereits seit Jahr und Tag mit der Aufstellung eines neuen allgemeinen Zolltarifes beschäftigt, der eine bessere Grundlage für künftige Handelsvertragsverhandlungen abgeben soll; sie scheint aber bis jetzt nicht aus den Vorbereitungsarbeiten herausgekommen zu sein. Von den verschiedensten Seiten wird für die Reform der deutschen Zollgesetzgebung Material zusammengetragen, theils durch Eingaben aus Interessentenkreisen, theils in Form von Broschüren und sonstigen Schriften. In die Reihe dieser Schriften gehört auch die vorliegende, aus der Feder eines erfahrenen Zollpraktikers stammende Broschüre, die indessen nicht von der Höhe der Zollsätze handelt, sondern auf die Bedeutung hinweist, welche die redactionelle Ausgestaltung des Tarifs und der übrigen Zollvorschriften hat. An einer Reihe von Beispielen werden die Mängel, Unklarheiten und Widersprüche beleuchtet, an denen unsere heutige Zollgesetzgebung leidet. Man findet beim Lesen der Schrift, daß eine große Anzahl von Zollcuriosa nicht durch die betreffenden Abfertigungsbeamten verschuldet ist, sondern auf die unklare und ungeschickte Fassung der einschlägigen Bestimmungen zurückgeführt werden muß. Die Schrift, die u. A. den heutigen Zolltarif, das amtliche Waarenverzeichniß und die Vorbemerkungen zu demselben, das Zolltarifgesetz, die Vorschriften über die Zolldeclaration, über Retourwaaren, Vermerkverkehr sowie das amtliche Auskunftswesen in Zolltarifsachen kritisch beleuchtet, giebt beachtenswerthe Anregungen, wie in Zukunft die bisher hervorgetretenen Mängel beseitigt und die leidigen Zollcuriosa aus der Welt geschafft werden können. Sehr wichtig ist, was der Verfasser über den Apparat der Zollverwaltung, über die Thätigkeit des Zollbeamten innerhalb des Ganzen, sagt. „Als Zöllner hat der Beamte sich nach zwei Seiten auszubilden: einmal in der Waarenkunde, dann aber in der Tarifkunde. Das Erstere kann nur an der Hand der täglichen Erfahrung, also durch die Praxis, gewonnen werden." Diese läßt sich aber nur durch die lebendige Anschauung, durch eine langjährige Praxis, erwerben. Der Abfertigungsbeamte wird daher im Allgemeinen den an ihn gestellten Anforderungen entsprechen können. Diese Voraussetzung trifft aber nicht bei den höheren, meist mit Juristen besetzten Instanzen der Zollverwaltung zu, welche zur Entscheidung kritischer Fälle berufen sind. Diesen geht meistens die Kenntniß der Details, die lebendige Anschauung, vollständig ab, und noch mehr ist dies der Fall bei den gänzlich außerhalb der Zollverwaltung stehenden Reichsbehörden, welchen die Neubearbeitung des Zolltarifs und der Zollgesetzgebung obliegt. Der Verfasser schlägt deshalb mit Recht vor, zolltechnisch ausgebildete Beamte aus dem praktischen Zolldienst auch in die höheren Stellen zu berufen. f.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 83. Donnerstag, den 20. Juli, Abends. 1899.

Aleria.

Historische Landschaft.

Von Friedrich Ratzel.

Als ich italienischen Freunden gegenüber den Wunsch aussprach, Aleria zu besuchen, die alte phokäische Gründung an Korsikas Ostküste, die wichtigste der römischen Niederlassungen an den Gestaden der rauhen Insel, die Austernlieferantin Roms, wußten mir auch die sachkundigsten nichts Anderes zu eröffnen als die Aussicht, daß dort nicht viel zu sehen und zu suchen sei. „Sie wissen, was Korsika den Alten gewesen ist: eine unbedeutende Insel, deren Boden sie für unergiebig hielten, bewohnt von wenigen Hirten mit barbarischen Sitten und von so abstoßendem Charakter, daß man sie selbst als Sklaven nicht brauchen konnte. Aleria war eine kleine Oase in diesem für die Alten culturlich wüsten Gebiet, daneben war, mehr gegen Bastia zu, Mariana ein Platz, wo gelegentlich die misenische Flotte lag; das scheint eine einzige Inschrift zu beweisen. Sie werden also nicht viel erwarten dürfen. Denn auch landschaftlich steht die flachere Ostküste Korsikas weit hinter der buchtenreichen, felsigen Westküste zurück." Einige Franzosen und Korsen in Bastia, die ich durch einen Pariser Empfehlungsbrief kennen lernte, und die mich mit großer Liebenswürdigkeit mit neuen Empfehlungen für den Süden Korsikas ausrüsteten, hatten die gleiche Ansicht. Sie betonten außerdem noch die Ungesundheit der flachen Ostküste, wo die Malaria die Einwohner zwingt, im Hochsommer sich nach den nahen Gebirgsorten zurückzuziehen. Zwar ist im März die Malaria nicht zu fürchten, aber man findet an der Küste nur wenige schlechte, kleine Wohnplätze, kein einziges menschenwürdiges Gasthaus. Alles, was Bestand hat, liegt 200 bis 300 m über dem Meer. Nur wenige Mittelpunkte der Canalistrungs- und Austrocknungsarbeiten machen eine Ausnahme, weil dort dann und wann Beamte verkehren, für die Unterkunftsräume geschaffen sind. Als ich mit einer geistigen Größe Bastias dem Vorstande der Administrations des Ponts et Chaussées, die diese Arbeiten leitet, einen Besuch abstattete, bei dem die Frage nach Aleria wieder aufgeworfen wurde, wollte mein korsischer Begleiter dem französischen Beamten die alte Bedeutung des Ortes klar machen und hob hervor, daß wohl auch nach diesem Orte Rom politische Verbannte geschickt habe, wie Korsika überhaupt manchen Verbannten aufgenommen habe. Gerade wie heute, antwortete ihm der Franzose, nur mit dem Unterschiede, daß man heute die Beamten nach Korsika verbannt, die nichts verbrochen haben. Ich muß beifügen, daß man einen Franzosen, der gern in Korsika wäre, auf der ganzen Insel kaum antreffen wird. Der Fremde, der mit Franzosen und Korsen verkehrt, hört von der einen Seite die Verurtheilung: „C'est un pays perdu" und von der anderen die Klage: „Notre île est oubliée". Der Franzose hält die Korsen für den Fluch Korsikas, der Korse bekennt mit italienischer Naivetät: Wir lieben Frankreich, aber die Franzosen lieben uns nicht. Für den Fremden, der sich um irgend eine Seite der Natur oder Geschichte Korsikas näher kümmert, hat das die bedauerliche Folge, daß er zwar bei den Behörden französisch-liebenswürdiges Entgegenkommen, aber häufig kein tieferes Interesse für das ihnen anvertraute Land findet, während dem Korsen, der sein Land leidenschaftlich liebt, entweder die Bildung oder die zur Erforschung nöthigen Mittel oder Hilfsmittel fehlen. Daher der Mangel eines Museums, worin Alterthümerfunde, einschließlich der gar nicht unbedeutenden vorgeschichtlichen Funde, niedergelegt würden, daher auch die ungenügende Ausstattung der Bibliotheken, die weder in Ajaccio noch in Bastia eine besondere korsische Abtheilung haben, oder auch nur eine entfernte Vollständigkeit in dieser Beziehung aufweisen.

Die gut gebaute, aber langsame Departemental-Eisenbahn führt uns von Bastia südwärts durch eine grüne, lachende Landschaft. Dieses Hügel- und Flachland zwischen den Gebirgen des Innern und der Ostküste ist der Garten von Korsika. Zwar ist auch dieser Garten noch weit entfernt, vollständig angebaut zu sein. Von den Gebirgen zieht die immergrüne, holzige Buschvegetation der Macchia (Maqui der Franzosen) in ihn hinein, und am Meere breiten sich die frisch und grün aus dem schneereichen Gebirge herabrauschenden Flüsse zu Sümpfen aus. Aber fruchtbar ist das Land überall. Von der Küste herkommend, betritt man hinter einem schmalen Dünenstreifen ausgedehnte Weinpflanzungen, von denen immer noch mehr angelegt werden. Die Flucht der Weinbauer ans Meer hat dem Küstenstrich wieder einen Theil der Cultur gebracht, die er im Alterthum besessen haben muß. Die den Weinbergen in höheren Lagen verderbliche Phylloxera scheut den Sand, die Salzluft, die Seebrisen oder irgend etwas anderes Undefinirbares am Rande des Meeres. Nachdem sie im Innern des Landes große Verwüstungen angerichtet hatte, blieb sie hier stehen. Hier erholt sich nun der korsische Weinbau von seinem Verluste, allerdings doch auch nur mit der Hilfe der italienischen Arbeiter, die im Herbste zu Tausenden aus der gegenüberliegenden Landschaft einwandern. Nicht blos ihr Geschick in Erdarbeiten, Canalbauten u. dergl. macht sie zu gesuchten Arbeitern, sondern daß sie überhaupt stetig arbeiten. Langsam folgte der Korse ihrem Beispiel, indem auch er sich zur Lohnarbeit bequemte; aber zu keiner anderen Arbeit als der auf dem Acker oder im Weinbau läßt er sich herbei. Das Andere überläßt er dem „Luchesen", der eben deshalb verachtet ist, weil er sich zu jeglicher Arbeit bequemt. Es ist Mitte März, der Frühling in vollem Saft und Trieb. In der immergrünen Macchia, die man eine mächtige Haide mit ihren weit über Mannshöhe emporstrebenden holzigen, blatt- und blüthenreichen Strauchbäumen nennen könnte, flimmert das Sonnenlicht auf den glänzenden Blättern des Erdbeerstrauches, der Myrthe, des Lentiscus und weite Strecken sind weiß von den kleinen Blüthen der baumartigen Haide, die zu vielen Tausenden um die hervorragendsten Zweige dichtgedrängt sitzen. Am Saum dieser Buschhaiden leuchten die himmelblauen Blüthen eines Salbei und die dunkelvioletten Aehren eines Thymian. Schon durchdringt die Luft ein Hauch von dem harzig-würzigen Geruch, der im Sommer schwer und auf die Dauer nicht angenehm über diesen Gebüschen liegt. Wie Lichtungen sehen die lichtgrünen Flächen aus, wo die harzreiche Cistusrose dichte Bestände bildet, eine von den wenigen Macchiapflanzen, die sich im Frühling neu begrünen. Einige Cistusbüsche tragen schon ihre großen weißen Blüthen, die an weiße Heckenrosen erinnern. An den Rainen blüht eine blaurothe Anemone, ein goldgelber Ranunkel, die vergrößerte Ausgabe unserer Ficaria, ein milchweißer Lauch, der unser Schneeglöckchen vertritt, und auf grasigen Flächen steht, dicht, wie wenn Schneereste dalägen, unser Maßliebchen. Neben Häusern und Hütten ergießt die Trauerweide ihr frisches Grün in Strömen über rauchgeschwärzte Dächer und frisch umgegrabene Erde, und noch haben nicht alle rosenrothen und weißen Mandeln und Pfirsiche zu blühen aufgehört. Wohl verdient dieses Land, ein Garten genannt zu werden, aber wie schwach angebaut er ist, das zeigt eben sein Zustand im Frühling. Denn nun leuchtet das frische Grün der Saatfelder weithin, und es sind doch nur kleine Stücke, die so leuchten. Ein kleines Viereck grünen Landes mit einer einfachen Hütte aus Steinplatten ist auf allen Seiten von der braungrünen

Einöde der Macchia umschlossen, deren Strauchbäume gleichsam gegen diesen Culturfleck anbranden. An einer anderen Stelle steigt der blaue Rauch einer neuen Lichtung in die weißliche Morgenluft empor. Ein bedeutender Ort, auch nur ein nennenswerthes Dorf ist längs der ganzen Eisenbahnlinie, die von Bastia südwärts führt und bei Ghisonaccia jählings abbricht, nicht zu finden. Von den Hügeln, die ein paar Kilometer landeinwärts stehen, schauen castellartige Dörfer mit hohen, schmalen Glockenthürmen herab. Man sagt, es sei die Malaria, die die Menschen dort hinaustreibt. Aber ist das nicht die alte Wohnweise, die einst auch im ganzen Apenninengebiet üblich war, so lange als die erste Rücksicht bei der Begründung der Wohnstätten der Schutz gegen Angriff war? So war es vor 2000 Jahren, als es noch nicht soviel Malaria hier gab. Die historische Landschaft der Anfänge Roms hat sich hier lebendig erhalten. Wenn mein Blick von den weißgrauen Mauern dort oben sich herabsenkt, schweifen freilich die Gedanken nicht in so ferne Zeiten zurück, sondern die grüne Wildniß um manchen von den kleinen Bahnhöfen erinnert viel eher an die Umgebung nordamerikanischer Eisenbahnen, die in ein kaum noch besiedeltes Gebiet hineingeführt werden, um dessen Entwickelung zu beschleunigen. Die Schneeberge dort, das blaue Meer hier, die Sonne, die immergrünen Sträucher rufen Erinnerungen an Südcalifornien wach, ein Land, das klimatisch und landschaftlich an Korsika in manchen Beziehungen erinnert.

Station Aleria! Sonderbare Verbindung. Doch es bleibt keine Zeit zu Vergleichen zwischen der grauen Vorzeit phokäischer Städtegründungen und dem Eisenbahnzeitalter. Man sucht sich in der tiefen Stille zurechtzufinden, die der Pfiff der Locomotive nur einen Augenblick unterbrochen hatte. Ein träg an der Thüre des kleinen Bahnhöfchens lehnender Mann, nach korsischer Sitte in braunen Sammt gekleidet, bildet das Publicum. Sonst ringsum Einsamkeit. Jener betrachtet mich prüfend, ohne indessen seine Ruhestellung zu ändern, doch liegt in seinen Augen irgend etwas, das vielleicht sagen könnte: „Sprich mich an, ich bin für dich hier, erwarte du indessen nicht, daß ich mich von selbst bewege.“ Es ist so. Draußen hinter der Station wartet sein kleines Fuhrwerk und wir sind in Kürze unterwegs. Wir fahren im Thal des Tavignano auf einen Hügel zu, auf dem ein paar hohe thür- und fensterarme Häuser, wie Castelle anzusehen, eine Kirche mit schlankem Thurm und die Trümmer eines zweiten Thurmes, einer alten Befestigung stehen; das ist heute Aleria. Wir umfahren den Hügel, überschreiten den Tavignano, der dunkelgrün zwischen ausgehöhlten Thonufern fluthet, nicht blos im Sande rinnt, wie sonst die Flüsse der Mittelmeerländer, auf einer Eisenbrücke, die so fremd wie die französische Verwaltung in dieser Umgebung steht, und fahren nun zwischen Platanen auf eine Gruppe besser gehaltener Häuser zu, die mein Führer l'Ancien Pénitencier nennt. Einst ließ man hier Sträflinge in der Fieberluft arbeiten. Heute ist man aber humaner und zieht Lohnarbeiter heran, denen im Sommer auf Regierungskosten Chinin verabreicht wird. Dennoch müssen die Arbeiten im Hochsommer zwei Monate fast ganz unterbrochen werden. Man entwässert, baut Dämme und Straßen und betreibt daneben den Ackerbau. Ich habe über die wirthschaftlichen Ergebnisse widersprechende Urtheile vernommen; die sind auch nicht die Hauptsache. Denn wenn es der Regierung gelingt, diese Gegend gesünder zu machen, wird darin ein Ansporn liegen, sich mit größeren Mitteln der Bewirthschaftung der Ostküste zuzuwenden. Recht mögen freilich Die haben, die meinen, zur Erzielung bedeutender Ergebnisse seien die hier angewendeten Mittel zu klein. Italien, auf das man so gern mitleidig herabsieht, geht jedenfalls mit seinen Sanirungsarbeiten an der gegenüberliegenden Küste in größerem Stile vor und hat demgemäß auch ganz andere Ergebnisse zu verzeichnen. Korsika wird diesem Beispiel in kurzer Zeit folgen. Wenn diese Behauptung meinen zum Pessimismus geneigten korsischen Freunden gewagt erscheinen sollte, mögen sie sich daran erinnern, daß in einer Zeit des Landhungers man nicht auf die Dauer Tausende von Quadratkilometern des fruchtbarsten Landes unangebaut liegen lassen kann, wenn es noch möglich ist, sie gesund zu machen. Und eben diese Möglichkeit ist bewiesen.

Meine Ankunft ruft Beamte und Arbeiter herbei, auch den Wirth der ziemlich elenden Herberge, wo nichts gut ist, als der Wein und das Brod. Diese beiden Dinge sind aber auch überall in Korsika genießbar, wo sonst gar nichts zu finden ist, und das erleichtert das Reisen in den entlegensten Gegenden der Insel. Man kann den Kaffee hinzufügen, den man fast überall rein erhält, Ziegenkäse in den verschiedensten Formen, besonders als Quark, Bruccia, als welcher er eine Nationalspeise genannt werden kann, endlich harte salamiartige Wurst, die manchmal sogar frei von Knoblauch ist. Die französische Cultur hat die Korsen gelehrt, aus diesen paar Dingen ein genießbares und nicht einförmiges Mahl zusammenzustellen. Noch mehr hat dazu die dem Weibe des Romanen eigene Grazie beigetragen, die als Schönheits- und Schicklichkeitsgefühl gerade bei der Bewirthung der Fremden zur Geltung kommt. Man macht ja damit auch in Italien überraschende Erfahrungen, die gar nicht zu dem Schmutz und der Unordnung der romanischen „Umwelt“ stimmen. Manche bayerische Gastwirthin, deren Haus täglich Hunderte beherbergt, könnte von einem armen korsischen Hirtenweibe lernen, wie man mit Wenig einen gefälligen Tisch herrichtet und unverhoffte Gäste mit dem befriedigten Gefühl ziehen läßt, daß sie willkommen gewesen sind. Indem ich dieses schreibe, denke ich allerdings nicht gerade an Aleria. Ich ziehe die jährliche Unterbrechung durch das Fieber zur Erklärung der Verlotterung herbei, die den Aufenthalt im Bannkreis der alten Stadt unbehaglich machte. Wenn die Leute ein paar Monate des Jahres Haus und Hof verlassen müssen, dann mögen diese mit der Zeit in einen Zustand gerathen, der uns das Leben in ihnen kaum mehr erträglich erscheinen läßt. Man kann von Südfrankreich und Südtirol bis nach Sicilien viel Verfallenheit und Schmutz ländlicher Wohnstätten sehen, mit auf der tiefsten Stufe stehen die paar vierstöckigen Häuser von Aleria, die man genöthigt ist, in weitem Bogen zu umgehen. Was innen zu viel ist, wird außen hingeworfen, — Schmutz, Unrath, Lumpen, Trümmer jeder Art. Und es bleibt liegen. Aber innen ist es darum nicht reiner geworden. Alles ist verstaubt und verlottert. An der Wand des Wirthszimmers hängt ein Bild, das sich noch in manchen Theilen von Korsika erhalten hat, Napoleon, Marie Louise und der König von Rom; es ist vor Staub kaum erkennbar. Es ist ganz gut möglich, daß es seit dem Jahr seiner Entstehung, 1814, an derselben Stelle hängt. Nur eines ist jederzeit rein: das Tischtuch. Und ebenso, um es gleich hinzuzufügen, in der Regel die Bettwäsche. Sollte es unter solchen Umständen nicht möglich sein, die Haltung und Wohnweise der Leute zu verbessern? Man spricht auch hier soviel von politischen und socialen Reformen, aber Niemand denkt an eine Reformthätigkeit im Einzelnen und an den Einzelnen, wie sie uns Zschokke im Goldmacherdorf gezeichnet und wie sie in tausenden von Fällen bei uns durchgeführt worden ist. Wenn ich mich frage, warum hier nicht vor Allem der Klerus Hand anlegt, der z. B. in Tirol und in Bayern soviel Gutes in den einzelnen Gemeinden geschaffen hat, so kann ich den Grund seiner Unthätigkeit nur in zwei Gründen sehen: Er steckt selbst zu tief im Volke drin, sieht also viele Uebel nicht, in denen er aufgewachsen ist; und weiter scheint ihm die bis in die letzten Gebirgsdörfer gleichförmige öffentliche Meinung das Eingreifen in weltliche Angelegenheiten streng zu verbieten. Hat er doch auch bei der Einschränkung der Vendetta und der Ausrottung des Räuberunwesens nur in ganz geringem Maße mitgewirkt. Vielleicht spielt auch noch ein anderer Zug herein, den ich heute wieder bei meiner Ankunft in Aleria beobachten konnte: der Mangel des Gefühles für Unterordnung. Ich überreichte dem Inspector, der aus seinen Arbeitern kaum herauszuerkennen war, meinen Empfehlungsbrief, den gleich mit ihm noch einige Andere lasen, worauf er auch noch in andere Hände überging. Beim Zusammentreffen und Auseinandergehen kein Zeichen von Höflichkeit des Untergebenen gegenüber dem Vorgesetzten. Was uns bei den kräftigen Gebirgskorsen als Ausdruck eines natürlichen Selbstgefühles anspricht, erscheint bei dieser unansehnlichen, fiebergelben Küstenbevölkerung als ein weiterer Ausfluß der Erschlaffung aller Gefühle.

Dem Blicke von der See her bietet die Gegend von Aleria zweierlei, was sie auszeichnet und immer ausgezeichnet haben muß: Der Einschnitt in der Gebirgskette läßt von Weitem das Thal eines großen Flusses vermuthen, der hier in das Tiefland und ans Meer herantritt und zugleich den Weg ins Gebirge eröffnet, und ein an sich unbedeutendes Hügelland nimmt die bevorzugte Lage zwischen zwei großen Lagunen ein, die heute die Namen Laguna de Diana und Laguna del Sale führen. Zwischen beiden tritt der Tavignano ins Meer. Aus seinem breiten, jeden Winter durch Ueberschwemmung in einen See verwandelten Thal steigt auf der rechten Seite ein vom Meer an langsam sich hebender Hügel, der dann gegen Norden und Westen steil abfällt. Kamen die Phokäer in der Winters- oder Frühlingszeit hierher, so hub sich ihnen der

Hügel wie eine Insel entgegen, die vom Meere leicht zugänglich, vom Lande abgeschlossen war. So mochte er auch damals vor dritthalb Jahrtausenden über der grünen Mauer immergrüner Büsche aufsteigen, die auf der Grenze zwischen dem sandigen Strand und dem fruchtbaren Schwemmland damals schon üppig gediehen. Darin hat sich aber jedenfalls die Landschaft geändert, daß man seit einigen Jahrzehnten überall an den Sumpfrändern und längs der Canäle Eukalypten angepflanzt hat, die ungemein gedeihen. Aber vielleicht nahmen die Stelle dieser schlanken Bäume mit lichten bläulichen Kronen einst dunkle Pinien ein, von denen man vereinzelte Exemplare in den Feldern der Umgegend stehen sieht. Führte doch einst Korsika den Namen „die schwarze Insel" von ihrer dichten Bewaldung, die den auf Schiffbau bedachten Colonisten des Alterthums nicht minder werthvoll erscheinen mußte, wie sie es für die Pisaner und Genuesen gewesen ist, denen man einen großen Theil der Entwaldung aller tieferen Theile zuschreibt. Wie es sich nun auch damit verhalten haben mag, die Ueberschwemmungen des Flusses hatten jedenfalls ebenso grüne Auen geschaffen, wie wir sie heute um uns sehen, und der Pinienwald stand auf den Sandhügeln alter Dünen, wo wir seine Reste noch an so mancher Stelle finden. Bei Ravenna und Aquileja stehen die äußersten Flügel eines einst die nördliche Adria umfassenden Pinienwaldes, merkwürdiger Weise die einzigen Theile, die erhalten geblieben sind, genau so, wie man Föhren im Sand der Ostseedünen stehen sieht. Die Fremden, die hier ans Land stiegen und, das Meer im Rücken, ins Land hineinblickten, sahen eine grüne Landschaft vor sich, wie sie nicht in vielen Buchten des Mittelmeeres liegt. In der Römerzeit zogen, wie heute, dicht und saftig stehende Getreidefelder über Tiefen und Höhen hin, Alles in dasselbe frischgrüne Gewand hüllend, Steineichen in kleinen Gruppen krönten die Hügel und Schlehen und Brombeersträucher faßten die Ackerraine ein: eine mehr norditalienische als korsische Landschaft. Aleria war, wie so viele namhafte Städte des Alterthums, auf einen engen Raum zusammengedrängt. Es stand auf der höchsten Stelle des an sich beschränkten Plateaus und reichte hart bis an den Steilabfall. Hier sieht noch einiges Mauerwerk röthlich aus den Saatfeldern heraus und hier ist der Boden geröthet von Bruchstücken von Ziegeln und Töpferwaaren. Hier sind auch die ziemlich zahlreichen Münzen gefunden und hier und in der Nähe die größte Zahl der Inschriften, die Korsika überhaupt geliefert hat. Unten im Thal standen jedenfalls auch noch Häuser, und man will in breiten Pfeilern und Gewölben, die dort den Boden überragen, ein Prätorium erkennen. Was man aber aus all' Diesem reconstruiren mag, zeigt doch immer eine Ansiedelung von nicht sehr großer Bedeutung. Sie genügte, um die für Italien wichtige Ostseite der Insel zu beherrschen. In wirthschaftlicher Beziehung diente sie sicherlich mehr der Einfuhr als der Ausfuhr, gerade wie heute Ajaccio und Bastia und die anderen Häfen Korsikas. Ungleich Sardinien, das für die Phönicier und Karthager eine Silberinsel und für Rom eine Getreidekammer war, war Korsika nicht von einem römischen Straßennetz überzogen. Man bezog von seinen Erzeugnissen Schiffsbauholz, Fische und vielleicht etwas Wein und Käse. Korsika ist niemals ein Land von nennenswerther Ausfuhr gewesen. — Die Lage einer menschlichen Ansiedelung zu betrachten, die in ihrem Gebiete die erste war, hat darum immer einen besonderen Reiz, weil man die Gründe kennen möchte, warum gerade diese Stelle gewählt wurde. Und wem erweckte nicht der Gedanke an die flüchtigen, vom häuslichen Herde vertriebenen Phokäer ein unbestimmtes Mitgefühl? Mit welchen Empfindungen mögen sie das Land mit dem Schneeberge betrachtet, mit welcher Scheu das unbekannte Ufer betreten haben? Warum wählten sie nur diese Stelle? Man denkt sich wahrscheinlich die Thatsache einer solchen Gründung zu einfach, zu unvermittelt. Es ist wahr, die Alten stimmen darin überein, daß Korsika ein unbekanntes Land gewesen sei. Aber darum werden die Phokäer doch kaum auf Aleria gestoßen sein, wie Columbus auf Guanahani oder Tasman auf Neuseeland. Die Nachbarinsel Sardinien wimmelt von Spuren vorrömischer Niederlassungen, auch phönicischer. Es ist kaum glaublich, daß alle Zuwanderer, die nach Sardinien kamen, Korsika sollten gemieden haben. Wenn Korsika nicht dauernd so früh besiedelt wurde wie Sardinien, so liegt der Grund wahrscheinlich darin, daß es ebenso arm an Erzen ist, wie Sardinien reich. Aber Korsika ist besucht worden, das beweisen uns prähistorische Funde, unten denen Steingeräthe sind, deren Material aus Sardinien herübergebracht wurde, und Kupferäxte, deren Metall nicht an Ort und Stelle gewonnen wurde. Wenn im fernen Erzgebirge und Fichtelgebirge ein prähistorischer Bergbau auf das schwer zu findende Zinn betrieben worden ist, sollte ein dem Mittelpunkte der alten Cultur so viel näheres und als Insel so viel zugänglicheres Land wie Korsika ununtersucht geblieben sein? Ich halte es für gewiß, daß die Phokäer über Korsika unterrichtet waren, ehe sie dahin kamen, und die Annahme ist nicht unzulässig, daß sie ebenso gut einen küstenkundigen Führer hatten wie Vasco da Gama, als er unter der Führung arabischer Schiffer den Indischen Ocean zum ersten Mal querte.

Bücherbesprechungen.

— Zum Gedächtniß für den Generalsuperintendenten für Holstein D. Justus Ruperti, geb. 21. Dec. 1833, gest. 16. Mai 1899. Mit einem Bildniß. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer, 1899. 31 S. 75 ₰. — Die Gedächtnißschrift theilt zuerst die aus der Erinnerung aufgezeichnete letzte Ansprache des jüngst so plötzlich verstorbenen holsteinischen Generalsuperintendenten mit, die er bei der Generalkirchenvisitation am Sonntag Exaudi in Neumünster hielt. Es berührt eigen, daß er diese Ansprache, nach welcher er in der Wohnung des Pastors Harmsen in Neumünster vom Schlage gerührt wurde und (zwei Tage später) verstarb, mit den Worten schloß: „Auch in der Todesstunde ist Er bei mir. Wenn ich dann meinen Arm um Jesus legen darf, und Er seinen Arm um mich legt, dann kann ich fröhlich und freudig sterben. Dann ist Er bei mir auch in der seligen Ewigkeit, Er bei mir und ich bei Ihm. Amen." War eine seiner Hauptbestrebungen darauf gerichtet, übergroße Parochien zu theilen, so ist auch diese letzte Ansprache an die Gemeinde in Neumünster noch ein Zeugniß von diesem eifrigen Streben — ein Testament und letzter Wille an die 30000 Seelen zählende, nur eine Kirche besitzende Gemeinde. Die Schrift enthält weiter die bei seiner Beerdigung in Neumünster und Kiel gehaltenen Reden, zunächst die des Propstes Riewerts und Pastors Harmsen. In Kiel entwarf Professor D. Hashagen ein ausführliches Bild seines Lebens und Wirkens. „Wenn wir sein Leben zu überblicken und zusammenzufassen uns bemühen, so steht der theure Entschlafene vor uns in geheiligter Ursprünglichkeit, Freiheit und Kraft, ohne Krümmungen und Auswüchse, an Leib und Seele gerade gewachsen, wie die hohen Buchen in dieses Landes Wäldern mit ihrem geraden Stamme und ihrer herrlichen Krone." Auch das beigegebene Bildniß ist eine äußerliche schöne Illustrirung dieses hier geschilderten Wesens. Auch die kürzeren Ansprachen des Propstes Becker, des Generalsuperintendenten D. Kaftan, des Nachfolgers Ruperti's im Fürstenthum, des Kirchenraths Valentiner in Lübeck und des Pastors Schnackenberg von der Kreuzkirche in Bremerhaven, deren Gemeinde der Entschlafene einst gesammelt und begründet hat, sind der Gedächtnißschrift beigegeben. D. K.

— William James, Der Wille zum Glauben. Ins Deutsche übertragen von Dr. Th. Lorenz. Stuttgart, Frommann, 1899. 3 ℳ — Trotz des Geleitwortes von Friedrich Paulsen sind wir nicht im Stande, diese philosophischen Essays einem größeren Publicum zu empfehlen. Sie suchen die Welt auf voluntaristischer Grundlage verständlich zu machen und ihre Räthsel zu lösen: Wissen, Glauben, Denken, Leben müssen nicht mit verzichtender Enthaltsamkeit, sondern mit wagendem Muthe angeschaut werden, der Wille bestimmt das Leben. Schon im ersten Aufsatz „Wille zum Glauben" kommt aber der Verfasser mit diesem Willen in die Brüche: ich will glauben, leben, als ob es Gott und persönliche Unsterblichkeit gäbe, obwohl ich über die Wirklichkeiten der Religion mir die Stellung des intellectuellen Thomas vorbehalte: kann sich wirklich auf dieser Grundlage ein rechtschaffener, ein ehrlicher Glaube aufbauen? Wenn im zweiten Aufsatz die Welt als moralisches Multiversum gemalt wird, voller Unbeständigkeit und Charakterlosigkeit in ihren sichtbaren Formen, ist dann wirklich das Leben werth, gelebt zu werden? Giebt es wirklich (der Determinismus) kein Steuer durch Naturnothwendigkeit und Willensfreiheit? Hat nicht Kuno Fischer mit seinem kräftigen Nachweis, daß unsere Motive schon Bestandtheile der Handlungen sind, das Problem in eine ganz andere Höhe gewiesen? In wechselvollem Spiel führt uns der Verfasser von dem klarsten Licht unbestreitbarer Wahrheiten in das größte Dunkel

agnostischen Zweifelns. Am verhängnißvollsten wird dieser unbeständige Standpunkt in dem letzten Aufsatz „Der Moralphilosoph und das sittliche Leben". Der Verfasser bestreitet endgiltige Wahrheiten in der Ethik; das Wesen des Guten besteht für ihn einfach darin, daß es eine jeweilige Forderung befriedigt. Damit aber wären wir glücklich „jenseits von Gut und Böse" angelangt. Das Buch ist in sprudelnder Lebendigkeit geschrieben, mit einer Fülle geistreicher Beobachtungen und Beispiele versehen, aber der Mangel an Einheitlichkeit macht sich auch in der Form durch wunderliche Capriolen und Bocksprünge bemerklich. Wir haben an dem Buche trotz seiner blendenden äußeren Vorzüge kein Wohlgefallen gehabt. J. J.

— **Urkunde über die Einweihung der evangelischen Erlöserkirche in Jerusalem und Ansprache Sr. Majestät des Kaisers und Königs.** Groß-Folio-Ausgabe in Mappe 15 ℳ. Ausgabe in Lex.-Octav 1 ℳ. E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, königl. Hofbuchhandlung. 1899. — In Facsimiledruck und unter Wiedergabe ihrer künstlerischen Umrahmung ist die kaiserl. Urkunde über die erhebende Inauguralfeier in Jerusalem von der evangelischen Jerusalemstiftung herausgegeben worden. Diese Urkunde sollte ein Schmuck des deutschen evangelischen Hauses werden, alle Schulen sollten sie besitzen und unsere deutsche Jugend sollte begeistert von ihr Kenntniß nehmen. Wir lechzen wahrlich nicht nach kaiserlicher Bestätigung des Evangeliums, aber wir freuen uns, daß wir einen Kaiser haben, der tief, fest, stark gegründet ist im Glauben unserer Väter. Heil unserem Deutschland; das einen solchen Kaiser hat. Heil unserer Kirche, um deren Wahrheitsbanner sich Fürsten schaaren, die mit gewappneter Frömmigkeit ihr Volk regieren, im Aufblick zu dem König aller Könige. Wir wünschen dieser Urkunde, die der Kaiser vorm Altar der Erlöserkirche selbst verlesen hat, die weiteste Verbreitung. Ein Augenzeuge erzählt von der Feier: Es läßt sich nicht mit Worten schildern, was durch die Herzen ging, aber in manchem wetterharten Angesicht sah man eine Thräne glänzen, als der Kaiser geendet hatte. Nie seit den Tagen der Reformation hat sich ein deutscher Fürst also vor aller Welt feierlich zum Glauben der Reformation bekannt, wie hier in Jerusalem. Wenn das Luther hätte sehen können, den der deutsche Kaiser in die Acht erklärte. Welch eine Wendung durch Gottes Fügung. — Wir unterlassen nicht, darauf hinzuweisen, daß der Preis der kleineren, vornehm ausgestatteten Ausgabe sehr niedrig ist. J. J.

— **Die Könige der Germanen.** Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von **Felix Dahn.** Achter Band. Die Franken unter den Karolingen. Dritte Abtheilung. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1899. XIV, 296 S.; 8°. Preis 8 ℳ. — Die zweite Abtheilung des 8. Bandes von den „Königen der Germanen", an denen Felix Dahn seit 1861 unermüdlich arbeitet, habe ich in der Wissenschaftl. Beilage Nr. 32 vom 16. März anzeigen dürfen; und heute liegt nun schon die 3. Abtheilung des Karolingerbandes vor. Sie ist den königlichen Hoheitsrechten gewidmet und berücksichtigt — ein seltener Vorzug eines beschreibenden Werkes — gleichermaßen das Zuständliche wie die durch den Fluß aller Dinge veranlaßte Entwicklung; in letzterer Beziehung charakteristisch ist z. B. die Beobachtung auf S. 168f., wo aus den Namenreihen des Instituts der missi das Ueberholtwerden des Romanenthums durch das Germanenthum handgreiflich dargethan wird. Und wie hier, so läßt Dahn auch sonst und überall nur die Thatsachen reden; jede Phrase ist ihm verhaßt — daß ihm dennoch Phantasie reichlich zu eigen ist, hat er ja in der glänzenden Reihe seiner Dichtungen genugsam bewiesen. — Die 3. Abtheilung gliedert sich, aus dem umfangreichen Stoffe, den die Verfassung des karolingischen Reiches darbietet, nur die eizelnen Hoheitsrechte des Königs berücksichtigend, in folgende Unterabschnitte: I. Gesetzgebungs- und Verordnungs-Hoheit, II. Amtshoheit (das Aemterwesen einschließend) und III. Heerbann (das Heerwesen einschließend); am Schlusse folgen einige Nachträge zu VIII, 2 und 3. Aus der von vornherein umfassend angelegten Bearbeitung der „Könige der Germanen" hat sich ein gerade den spätern Bänden in besonders hervorragendem Maße eigner Vorzug entwickelt: der Nachweis, wie wenig eigentlich das arnulfingisch-karolingische Königthum an den von der Merowingerzeit her überlieferten Rechten geändert hat, ist vollständig gelungen. Es wird Manchem zunächst wie eine Blasphemie erscheinen, wenn behauptet wird, daß selbst Karl der Große von grundsätzlichen Aenderungen am Ueberkommnen nichts hat wissen wollen; denn Karl gilt allgemein als der große Gesetzgeber voll eigener Gedanken, voller Initative. Aber an Dahn's Ergebniß ist schlechterdings nicht zu rütteln. Schwieriger war schon die Lösung der Frage, wie man sich gegenüber den Einrichtungen zu verhalten habe, die sich bei den dem Karolingerreich allmälig einverleibten Stämmen (Alamannen, Bayern, Langobarden) ganz gleich oder doch ähnlich wiederfinden: hatte man in solchen Fällen ursprünglich Gemeinschaftliches oder aus gleichen Gründen später gleich Gestaltetes oder endlich direct Entlehntes und Uebertragenes anzunehmen? Für die Praxis der Gesammtdarstellung hat Dahn mit vollem Rechte bei völliger Gleichheit der Einrichtungen auch die Stammesgesetze als gleichberechtigt herangezogen, sodaß für deren Einzeldarstellungen nur übrig bleiben: 1) das den Stämmen schon vor der fränkischen Zeit Eigne, 2) das als gemeinfränkisch Eingeführte, insofern es vom Stammeseigenthümlichen abwich, und 3) die karolingischen Bestimmungen, die nur bei einem Stamme Geltung haben sollten (Karl's Aenderungen des Sachsenrechts und wenige andere). — Wie beim 1. Bändchen, so ist auch beim vorliegenden dritten den Ausführungen selbst ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß der Quellen und der Literatur vorausgeschickt. Zu seinem Bedauern hat jedoch Dahn, um die Bogenzahl nicht gar zu sehr anschwellen zu lassen, auf die Aufnahme seiner in elfjähriger Sammelarbeit angehäuften Excerpte verzichten müssen: man hat also fast ausschließlich eigenes Studium und die eigene Auffassung des Verfassers vor sich. Was aus dem Anderen, Zurückbehaltenen unbedingt doch noch veröffentlicht werden möchte, werden Band IX und X sowie die „Fränkischen Forschungen" nach und nach bringen. Ht.

— **Zeit- und Lebensfragen aus dem Gebiete der Moral.** Von Prof. Dr. **Biedermann.** Breslau, S. Schottländer, 1899. — Der Verfasser bietet uns ein Erzeugniß seiner Muse, welches von der noch ungeschwächten Kraft seines Geistes spricht. Es ist kein streng philosophisches Werk, sollte und konnte es wohl auch nicht sein, da es, wie mitgetheilt wird, aus einer Reihe von Aufätzen in der Zeitschrift Nord und Süd entstanden ist. Allein gerade die Mischung von philosophischen Eröterungen, geschichtlichen Parallelen und den Erfahrungen eines durch mannigfache Lebensaufgaben geschulten, scharf beobachtenden Geistes wird vielen gebildeten Lesern besonders zusagen. Die Schrift ist zugleich eine Kampfschrift gegen die flache Weltanschauung, die wir in socialdemokratischen Reden und Schriften finden. Die vier Capitel des Buchs haben folgende Titel: I. Moralität oder Individualität? II. Welches ist die Bestimmung des Menschen auf der Erde? (Genuß oder Thätigkeit?) III. Was bringt den Einzelnen aus seiner Vereinzelung heraus? (Egoismus oder Altruismus?) und IV. Ist der Mensch in seinen Handlungen und Entschließungen frei oder unfrei? (Willensfreiheit oder Determinismus?) W—n.

— **Bennett's deutsch-norwegisches Conversationsbüchlein** mit Aussprache und einem Wörterverzeichniß zum Gebrauch auf Reisen in Norwegen, Schweden und Dänemark, bearbeitet von **H. C. Tiemann.** Norwegen: Thos. Bennett & Söhne, Kristiania, Bergen, Trondhjem, Stavanger, Molde. In Commission bei K. F. Köhler, Leipzig. 206 S. 2,50 ℳ. — Bennett's Touristenbureau hat mit diesem Buch den Reisenden einen wesentlichen Dienst thun wollen. Nicht in grammatischem Bau will es die norwegische Sprache lehren, sondern den nächstpraktischen Bedürfnissen des Touristen dienen. Könnte man auch in Christiania und Bergen mit der deutschen und besonders der dort viel gesprochenen oder verstandenen englischen Sprache auskommen, so ist man doch bei weiteren Touren in das Land hinein auf ein derartiges Hilfsmittel unbedingt angewiesen. Es führt die deutschen Worte, welche hauptsächlich auf einer solchen Reise in Frage kommen, an, übersetzt sie, lehrt sie aussprechen und knüpft allerlei Redewendungen an diese Wörter an. Alphabetisch geordnet, kann das Buch als Nachschlagebuch leicht und schnell befragt werdeu. Weder zu knapp noch zu reichhaltig, scheint es uns seinem Zweck recht zu entsprechen und darf Denen, welche Norwegen zu besuchen vorhaben, als Dolmetscher wohl empfohlen werden. Auch ein norwegisch-deutsches Wörterbüchlein ist beigegeben. Nur darin deckt der Titel den Inhalt nicht, daß es auch für Schweden empfohlen wird. Die schwedische Sprache ist von der norwegischen Schwestersprache zu sehr verschieden, als daß einem in jedem Falle doch nur nothdürftig sich verständigenden Ausländer zur Reise durch Schweden ein norwegisches Conversationsbuch anzurathen wäre. D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 84. Sonnabend, den 22. Juli, Abends. 1899.

Der Einfluß der Ehe auf die Criminalität des Mannes.

Daß von den Ledigen weit mehr Delicte begangen werden als von den Verheiratheten, ist eine bekannte Thatsache, an der auch dadurch nichts geändert wird, daß im Alter von 18 bis 25 Jahren die Criminalität der letzteren größer ist als die der ersteren gleichen Alters; denn die Erklärung für diese letztere Erscheinung liegt ja ziemlich nahe. Zunächst sind Diejenigen, die in so großer Jugend bereits eine Ehe eingehen, meistens überhaupt schon leichtsinnigen Charakters, was sich u. A. auch darin zeigt, daß bei ihnen die Zahl der Vorbestraften höher ist als bei den Ledigen. Hierzu kommt dann, daß es diesen verheiratheten Jugendlichen sehr oft noch an einer gesicherten Existenz fehlt, infolge dessen sie nur zu oft mit großen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die sie sehr leicht zu Gesetzesverletzungen verleiten. Dies zeigt sich auch darin, daß bei ihnen gerade die Vermögensdelicte noch häufiger vorkommen als bei ihren unverheiratheten Altersgenossen. Die Gründe für die statistisch nachgewiesene Thatsache, daß die Criminalität der Ledigen größer ist als die der Verheiratheten, sind jedenfalls zum großen Theil in dem Einfluß der Ehe selbst zu suchen. M. Haushofer führt sie in seinem Lehr- und Handbuch der Statistik direct auf die „sittlich kräftigende Macht“ des Familienlebens zurück, und Bela Földer (Statistik der Recidivität in Ungarn im Bull. de l'inst. intern. de stat. Bd. VI) hält die Familienbande, so sehr auch die modernen Verhältnisse dieselben gelockert haben mögen, für ein „Palladium der Moral“. Levasseur sagt in seiner „La population française“, das Familienleben trage dazu bei, den Mann sittlich zu machen und ihn in Pflicht zu halten, während Corre (in „Crime et suicide“) ein Anwachsen der Vergehen bei Abnahme der Eheschließungen, deren Häufigkeit zugleich einen guten Maßstab für die allgemeine wirthschaftliche Lage bilde, annehmen zu sollen glaubt. v. Scheel (Zur Einführung in die Criminalstatistik in v. Mayr's Allg. stat. Arch. Bd. I) sieht die Ursache in der größeren Neigung der Ledigen zur Ungebundenheit und wie Corre in Nothlagen, die im Allgemeinen wirken und einerseits Heirathen verhindern, andererseits Verbrechen fördern. A. Baer hebt in seinem Werke „Der Verbrecher“ (Leipzig, 1893) die Kraft der Bande, die auch den mehrfachen Verbrecher an die Familie fesseln, hervor und sagt: „Es ist nicht selten ebenso rührend als überraschend, wiederholt rückfällige Verbrecher mit äußerster Anstrengung aller Körperkräfte im Gefängniß arbeiten, jede noch so kleine Ausgabe vermeiden zu sehen, lediglich um von dem Arbeitsverdienst die kranke Mutter oder die zurückgelassene Familie in ihrer Noth zu unterstützen.“ — Auch die Veröffentlichungen zur deutschen Criminalstatistik schreiben in ihren ersten Jahrgängen (für 1888) einem geordneten Haus- und Familienleben einen erheblichen Einfluß auf die Gestaltung der Criminalität zu, sagen dann allerdings später (für 1890): „Wird man auch annehmen können, daß ein ruhiges geordnetes Familienleben von Verbrechen und Vergehen zurückhalten wird, so wird umgekehrt bei wirthschaftlicher Noth die Sorge für den Unterhalt der Familienglieder gerade einen neuen Anreiz zur Begehung von Delicten gegen das Vermögen bieten können.“ Die Statistik wenigstens, heißt es dann weiter, biete keinen Einblick in die die Criminalität beeinflussenden günstigen oder ungünstigen Verhältnisse des Familienstandes. Diese theilweise Zurücknahme der ersten Beurtheilung erklärt sich aus einer verschiedenen Behandlung des Materials. Während nämlich in den früheren Jahrgängen die Untersuchungen, allerdings nur bezüglich der allgemeinen Criminalität, nach Geschlechtern getrennt durchgeführt sind, sind sie später für beide Geschlechter, von denen das männliche bei den Verheiratheten bis zum Alter von 60 Jahren eine geringere Criminalität aufweist als bei den Ledigen, während bei dem weiblichen gerade das Gegentheil der Fall ist, gemeinsam angestellt, woraus sich das berechnete Resultat, daß nach der deutschen Criminalstatistik vom 40. Jahre an ein Einfluß der Ehe nicht mehr nachzuweisen ist, erklärt. Im Gegensatz zu dieser letzteren Anschauung der deutschen Criminalstatistik ist nach dem erreichbaren statistischen Material der günstige Einfluß, den die Ehe und das Familienleben auf den Mann rücksichtlich seiner Criminalität ausüben, nicht zu leugnen. Derselbe zeigt sich u. A. auch darin, daß mit der Dauer der Ehe eine gleichmäßige Abnahme der Criminalität des Mannes eintritt. Neben der allgemeinen versittlichenden Macht der Ehe sind es noch verschiedene äußerliche Einwirkungen, die zu diesem Resultate mit beitragen. So z. B. die Furcht, über die Familie Schande und Noth zu bringen und die Kinder für ihr ganzes Leben mit einem Makel zu behaften. Ferner ist der Verheirathete der Gelegenheit zu Gesetzesübertretungen schon dadurch viel weniger ausgesetzt, daß er im Allgemeinen doch dem Wirthshausleben ferner bleibt, einerseits weil er es zur Befriedigung leiblicher Bedürfnisse nicht nöthig hat, ihm die Unterhaltung der Familie aber vielleicht auch weniger Mittel zum Kneipenbesuch übrig läßt, er andererseits aber auch die Zerstreuung und Erholung, die in den Wirthsstuben doch meistens vergeblich gesucht wird, jedenfalls gewöhnlich viel besser und edler zu Hause oder in Gottes freier Natur im Kreise der Seinen findet. Endlich darf aber auch nicht vergessen werden, daß das Zusammenleben des Mannes mit einer Angehörigen des Geschlechts, das eine verhältnißmäßig viel kleinere Criminalität hat, nicht ohne günstige Rückwirkung auf ihn bleiben kann.

Gerade mit dem letzteren Grunde dürfte es auch in engem Zusammenhange stehen, daß die Verwittweten und Geschiedenen durchweg eine noch höhere Criminalität als die Ledigen aufweisen, was sich bei den Geschiedenen z. Th. schon daraus erklärt, daß häufig das leichtsinnige Leben, Gewaltthätigkeiten u. s. w. den Grund zur Ehescheidung gegeben haben. Der Hauptgrund für diese Thatsache dürfte aber zu suchen sein einestheils in dem psychischen Einfluß, den der Verlust der Lebensgefährtin auf den Mann ausübt, anderntheils in dem unregelmäßigen Leben, dem so viele Wittwer verfallen, weil es ihnen — zum Theil auch infolge der durch den Verlust der Gattin verursachten seelischen Störung — schwer fällt, den moralischen Halt nicht zu verlieren, und zwar um so schwerer, je früher die Ehetrennung eintrat, je weniger lange also die „sittlich kräftigende Macht“ der Ehe ihren Einfluß hat ausüben können. Die Statistik bestätigt uns nämlich auch, daß der Wittwerstand beim Manne eine um so höhere Criminalität verursacht, je früher die Trennung der Ehe erfolgte. In höheren Altern, etwa vom 60. Lebensjahre ab, verwischen sich die Unterschiede in der Criminalität der Ledigen und Verwittweten einer- und der Verheiratheten andererseits, ja erstere stehen sogar günstiger da als letztere. Der Grund für diese Erscheinung ist wahrscheinlich darin zu suchen, daß bei der notorisch größeren Sterblichkeit der Ledigen und Verwittweten diejenigen, die ein so hohes Alter erreichen, eine auserlesene Gruppe von Leuten bilden, die jeder Zeit nicht nur den Gefahren für die Gesundheit, sondern auch sittlichen Gefahren gegenüber eine besonders große Widerstandskraft besessen haben und noch besitzen, während die weniger Widerstandsfähigen ihnen schon vorher erlegen sind. — Im Allgemeinen steht also fest, daß die Criminalität unter den Verheiratheten geringer ist als unter den Ledigen resp. Verwittweten und Geschiedenen. Dasselbe ist aber keineswegs nun auch gleichmäßig in Bezug auf die einzelnen verbrecherischen Handlungen der Fall. Eine sehr interessante Untersuchung darüber, welchen Einfluß auf die Criminalität des Mannes die Ehe bei den einzelnen Delicten und Delictsgruppen des deutschen Strafgesetzbuches ausübt, hat der Ulmer Statistiker Dr. Friedr.

Prinzing an der Hand der deutschen Criminalstatistik angestellt, deren Resultate er in Heft 1 und 2 des 2. Jahrgangs (1899) der von Prof. Dr. Julius Wolf in Breslau herausgegebenen Zeitschrift für Socialwissenschaft kürzlich veröffentlicht hat. Es würde zwar für die weitesten Kreise von großem Interesse sein, die Ergebnisse der angestellten Untersuchungen bis ins Einzelne kennen zu lernen; doch würde uns eine ausführliche Mittheilung darüber hier zu weit führen, weswegen wir uns auf einige der bedeutendsten und häufigsten Verbrechen und Vergehen beschränken.

Was zunächst die Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, die Religion und die öffentliche Ordnung anbelangt, so ist die Betheiligung an ihnen bei den Verheiratheten bedeutend geringer als bei den Ledigen, die ihrerseits wieder wesentlich hinter den Verwittweten und Geschiedenen zurückbleiben. Insbesondere gilt dies beim Hausfriedensbruch und im Allgemeinen auch bei dem Widerstand gegen die Staatsgewalt, bei dem aber die Betheiligung der Verwittweten und Geschiedenen vom 30. Lebensjahre ab geringer als die der Ledigen und vom 60. Lebensjahre ab auch geringer als die der Verheiratheten ist. Beim Arrestbruch und bei den Vergehen gegen die Gewerbeordnung sind die Ledigen im Verhältniß wenig betheiligt; sie bleiben um das Zwei- bis Vierfache hinter den Verheiratheten zurück, die ihrerseits beim letztgenannten Delict auch die Verwittweten und Geschiedenen übertreffen, was sich wohl in der Hauptsache daraus erklärt, daß die selbständigen Betriebe meistens in den Händen von Verheiratheten sind, die somit viel mehr Veranlassung zu diesen Delicten finden. Bei den Münzverbrechen und -vergehen überwiegen durchweg die Ledigen und noch mehr die Verwittweten und Geschiedenen, während bei den Meineiden und den fahrlässigen Falscheiden die Betheiligung der Verheiratheten eine sehr große ist und mehrfach über die der Ledigen resp. der Verwittweten und Geschiedenen hinausgeht. Die wissentlich falsche Anschuldigung, eines der selteneren, aber auch der gemeinsten Verbrechen, wird in allen Altersclassen von den Verheiratheten mehr als von den Ledigen und vom 50. Lebensjahre ab auch mehr als von den Verwittweten und Geschiedenen begangen. Dagegen bleibt die Betheiligung der Verheiratheten an den Verbrechen und Vergehen in Bezug auf die Religion überall hinter der der Verwittweten und Geschiedenen zurück, die ihrerseits wieder ganz bedeutend von der der Ledigen übertroffen wird. Sehr richtig schließt Dr. Prinzing hieraus, daß diese letzteren Delicte hauptsächlich von Individuen begangen werden, die mit allen staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen zerfallen sind, daß aber andererseits das Band der Ehe beim Manne den Sinn für Religion und Staat weckt und die Achtung davor bei ihm erhöht. — Bei den Verurtheilungen wegen Beleidigung, des nächst dem einfachen Diebstahl und der gefährlichen Körperverletzung häufigsten Delicts, stellen die Verheiratheten ein ganz bedeutendes Contingent, sodaß sie in allen Lebensperioden die Ledigen übertreffen, während sie allerdings bis zum 50. Lebensjahre hinter den Verwittweten und Geschiedenen zurückbleiben. Dr. Prinzing erklärt dies Ueberwiegen der Verheiratheten damit, daß Beleidigungen, die einander am Biertisch an den Kopf geworfen werden, selten zu Klagen führen, sondern entweder sofort erwidert werden, oder Raufereien und Stechereien zur Folge haben, während dagegen das Zusammenwohnen in den Miethskasernen sehr leicht zu mancherlei Streitigkeiten führt, bei denen nicht selten die „bessere Hälfte" der treibende, hetzende Theil ist. Es mag dahingestellt bleiben, ob dies zur Erklärung genügt; wir glauben, daß es sich in sehr vielen Fällen um Erwiderungen auf Beleidigungen handelt, die den Angehörigen zugefügt sind und die der Mann meistens stärker empfindet, als ihm selbst zugefügte Beleidigungen. Auf die Sittlichkeit des verheiratheten Theiles der Bevölkerung wirft dieser unschuldigste aller Delicte kaum einen tiefen Schatten. — Bei Mord und Todtschlag, bei denen nahezu die Hälfte der Verurtheilten vorbestrafte Individuen sind, bleibt die Betheiligung der Verheiratheten in allen Altersclassen hinter der der Ledigen, und zwar meist sehr bedeutend zurück, während die der Verwittweten und Geschiedenen die der letzteren ganz wesentlich übertrifft. Es wäre für den Criminalpsychologen eine dankbare Aufgabe, die Gründe dieser auffallenden Erscheinung zu erforschen; Dr. Prinzing glaubt sie so erklären zu sollen, daß die Verbitterung manches Wittwers, sein Zerfall mit der Welt in Verbindung mit einem von Natur zu Gewaltthätigkeit neigenden Wesen vor nichts zurückschrecken lassen. Ebenfalls an der Spitze stehen die Verwittweten und Geschiedenen bei der Körperverletzung (ohne die fahrlässige), doch kommen ihnen die Ledigen ziemlich nahe, während die Verheiratheten bis zum 50. Lebensjahre bedeutend in der Minderheit sind, dann aber obenan stehen. Fast genau dasselbe Bild zeigt die gefährliche Körperverletzung für sich allein, wogegen bei der fahrlässigen Tödtung und fahrlässigen Körperverletzung, zwei Delicten von geringer sittlicher Bedeutung, die Verheiratheten mehrfach in der ersten Reihe stehen, was sich leicht daraus erklärt, daß ein großer Theil dieser beiden Vergehen in gewerblichen und landwirthschaftlichen Betrieben vorkommen, deren Leiter gewöhnlich verheirathet sind. Da außerdem Leichtsinn und Gedankenlosigkeit hier eine große Rolle spielen, ist es auch begreiflich, daß hauptsächlich die jüngeren Altersclassen bei diesen Delicten in Betracht kommen.

Das Eigenthum des Nächsten wird von den Verheiratheten viel mehr respectirt als von den Ledigen; namentlich werden schwere Vermögensdelicte (Raub, schwerer Diebstahl, Erpressung und Betrug) viel seltener von den Verheiratheten verübt, die, wenn sie sich auf unrechtmäßige Weise Vermögensvortheile verschaffen wollen, lieber zu weniger gefährlichen Mitteln und Wegen wie Hehlerei, Uebertretung der Gewerbeordnung und der zum Schutze der Gesundheit erlassenen Gesetze und ähnlichen, lauter Vergehen, die meist nur bei selbständigen Gewerbebetrieben vorkommen können, ihre Zuflucht nehmen. Eingriffe in das Vermögen eines Anderen finden natürlicherweise in Nothlagen am leichtesten statt, weshalb man denn auch die Ab- und Zunahme der Diebstähle entsprechend den Schwankungen der wirthschaftlichen Verhältnisse verlaufen sieht. Da nun die Verheiratheten viel leichter in Noth gerathen als die Ledigen, so sollte man eigentlich für wahrscheinlich halten, daß sie bei den Vermögensdelicten mehr betheiligt seien als die Junggesellen. Thatsächlich ist dies aber aus dem schon oben angedeuteten Grunde nur bis zum Alter von 25 Jahren der Fall; von da überwiegen die Ledigen ganz bedeutend. Obenan stehen aber auch hier bis zum Alter von 60 Jahren die Verwittweten und Geschiedenen. Was speciell den einfachen Diebstahl, das wichtigste Delict dieser Gruppe, betrifft, so übertreffen bis zum 30. Lebensjahre die Verheiratheten die Ledigen, bis zum 25. auch die Verwittweten und Geschiedenen; von da ab bleiben sie weit hinter den Ledigen zurück, die vom Jahre 50 ab auch die Verwittweten und Geschiedenen übertreffen. Beim einfachen Diebstahl im wiederholten Rückfall stehen in den Altern 25—40 die Verwittweten und Geschiedenen, von da ab die Ledigen obenan, während die Verheiratheten weit zurücktreten. Beim schweren Diebstahl übertreffen die Ledigen in allen Altersclassen die Verheiratheten, werden aber ihrerseits bis zum Alter 50 von den Verwittweten und Geschiedenen übertroffen. Auch beim schweren Diebstahl im wiederholten Rückfall stehen die Verheiratheten relativ sehr günstig da. — Zum Schluß sei nur noch die Sachbeschädigung erwähnt, die häufig nichts weiter als ein Dummerjungsstreich ist, sehr oft sich aber auch als Ausbruch gemeiner Roheit charakterisirt und als solcher ein wenig erfreuliches Zeichen unserer Zeit bildet. Nicht unerwähnt mag dabei aber bleiben, daß dies Delict, was seine Häufigkeit anlangt, im Publicum nicht selten bedeutend überschätzt wird, wenn auch vielleicht zuzugeben ist, daß Sachbeschädigungen sehr oft nicht zur gerichtlichen Aburtheilung gelangen. Hinsichtlich der Zahl der Verurtheilungen bleibt es hinter der Körperverletzung, dem Diebstahl u. A. zurück. Im Alter von 18—21 Jahren weisen die Verheiratheten eine größere Zahl von wegen Sachbeschädigung Verurtheilten als die Ledigen auf, doch dürfte sich dies wohl hauptsächlich daraus erklären, daß das den Berechnungen zu Grunde liegende Material ein sehr geringes gewesen ist. Bei allen übrigen Altersclassen zeigt sich, daß die Verheiratheten dem fremden Eigenthum eine weit größere Achtung entgegenbringen als die Ledigen, und daß diese Achtung mit dem Alter (also auch mit der Dauer der Ehe) sehr rasch steigt, rascher als bei den Ledigen, denn die Curve der Bestrafungen wegen Sachbeschädigung nimmt bei ersteren viel schneller ab als bei letzteren. Mit Ausnahme des Alters über 60 Jahre weisen auch bei diesem Delict, bei dem auch der Alkohol eine große Rolle spielt, die Verwittweten und Geschiedenen eine weit größere Criminalität auf als die Verheiratheten, in den Altern von 21—30 Jahren auch eine größere als die Ledigen, während sie von da ab hinter letzteren zurückbleiben.

Fassen wir die gesammten in den Jahren 1882—1893 im Deutschen Reiche vorgekommenen Verurtheilungen wegen Verbrechen und Vergehen ins Auge, so ergiebt sich, daß die Curve bei den Ledigen bis zum Alter von 25 Jahren eine aufsteigende Rich-

lung verfolgt und von da ab allerdings constant, aber ziemlich langsam abfällt. Die Verheiratheten zeigen zwar aus den mehrfach erwähnten Gründen bis zum Alter von 25 Jahren eine größere Criminalität als die Ledigen, doch nimmt die Curve von Anfang an constant und viel schneller als bei letzteren ab. Die Betheiligung der Verwittweten und Geschiedenen unter 60 Jahren an den Verbrechen und Vergehen ist beträchtlich größer als die der Ledigen, während sie vom 60. Jahre an die günstigste Stelle einnehmen. Das Verhältniß der Verheiratheten zu den Ledigen und Verwittweten würde sich aber noch mehr zu Gunsten der ersteren gestalten, wenn man von dem unbedeutenden und für die Beurtheilung der allgemeinen Criminalität sehr unwesentlichen Delict der Beleidigung absehen würde. Es mag ja sein, daß auf diese günstigere Gestaltung der Criminalität der Verheiratheten gegenüber der der Ledigen eine gewisse Auswahl nicht ohne Einfluß ist, daß nämlich diejenigen Männer, die von Natur mehr zum Verbrechen neigen, weniger häufig eine Ehe eingehen. Man könnte hierauf auch aus dem Umstande schließen, daß die Zahl der vorbestraften Ledigen in allen Altersclassen höher ist als die der vorbestraften Verheiratheten. Aber ohne diesen Einfluß ganz leugnen zu wollen, darf man doch behaupten, daß er nicht stark genug ist, um die bedeutende Differenz in der Criminalität zu Gunsten der Verheiratheten zu erklären; und man geht daher gewiß nicht fehl, wenn man sie wenigstens zum größten Theil mit Haushofer auf die „sittlich kräftigende Macht“ des Familienlebens zurückführt. T.

Bücherbesprechungen.

— D. Th. Kolde, Die Heilsarmee (The salvation Army). Zweite Aufl. Erlangen und Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1899. 3 ℳ 25 ₰. IV und 204 S. — Die Versammlungen der Heilsarmee in Leipzig sind, wie Ref. sich überzeugt hat, eine Caricatur der Salvation army in ihrer ursprünglichen Gestalt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene religiöse Bewegung ein großes und bedeutendes Moment in sich birgt, zumal seitdem dieselbe in die socialen Strömungen der Gegenwart eingemündet ist und sich zum Ziel gesetzt hat, dem Elend der Elendesten zu steuern. Aber ist die Heilsarmee nicht überhaupt eine Caricatur? Wie vernichtend scheint das biblische Urtheil Jesaja 42, 2: „Er wird nicht schreien, noch rufen und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen.“ Das Kolde'sche Buch ermöglicht ein selbständiges und gründliches Urtheil über diese merkwürdigste aller Secten, vor Allem tritt aus dem mit gründlicher Besonnenheit und abwägendem Ernst geschriebenen Werk des Historikers, der die Heilsarmee an der Quelle beobachtet hat, scharf und bestimmt die Thatsache hervor, daß die salvation army das Princip der sittlichen Solidarität, der schaffensfreudigen Verantwortlichkeit des evangelischen Christen in vorbildlicher Weise zur Geltung gebracht hat. Wir können versichern, daß man aus Kolde's Buch die Heilsarmee viel genauer kennen lernt, als aus den polizeiwidrigen Versammlungen auf der Lützowstraße zu Leipzig. J. J.

— Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur. Von S. A. Wengerow, Docent für russische Literaturgeschichte an der Universität St. Petersburg. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. Berlin 1899, Verlag von Johannes Räde. — In der Einleitung dieser interessanten Studie — der Antrittsvorlesung Wengerow's an der St. Petersburger Universität — weist der Verf. mit berechtigtem Stolz auf das außerordentlich schnelle Aufblühen der russischen Literatur im 19. Jahrhundert hin, auf die Fülle hochbedeutender Talente, die sie innerhalb weniger Jahrzehnte hervorgebracht hat, auf die nicht bestreitbare Thatsache, daß Männer wie Tolstoi, Turgenjew, Dostojewski nicht nur neben den besten westeuropäischen Schriftstellern unseres ausgehenden Jahrhunderts stehen, sondern über der Mehrzahl derselben. Diese Angesichts des rückständigen culturellen und socialen Zustandes Rußlands doppelt erstaunliche Thatsache sucht Wengerow geistreich damit zu begründen, daß sich eben infolge des Mangels an socialer und politischer Bethätigung alle geistigen Kräfte auf die Literatur concentrirt hätten, daß „die Literatur nirgends eine so ausschießliche Kundgebung des nationalen Genius“ sei, wie in Rußland. Mit dem Mangel an anderweitiger geistiger Bethätigung hängt denn auch die Eigenart zusammen, die Wengerow als den hauptsächlichsten Grundzug der neuen russischen Literatur bezeichnet: Daß die russische Literatur niemals rein künstlerischen Interessen folgte, sondern daß sie auch „stets eine Lehrkanzel war, von der ein belehrendes Wort ausging“. Alle bedeutenden Vertreter der neueren russischen Literatur haben sich in der einen oder anderen Form über die Fragen und Ideen ihrer Zeit ausgesprochen und waren Künstler, Prediger und Lehrer zugleich. Wie sich eine ästhetische Kritik zu dieser Erscheinung zu stellen hat, kann hier nicht erörtert werden. Genug: sie ist Thatsache, und diese an den einzelnen Vertretern der neuen russischen Literatur nachzuweisen, das bildet den Hauptinhalt von Wengerow's Studie. Bei Kantemir, dem Zeitgenossen Peter's des Großen, beginnend, führt er uns über Schukowski und Gribojedow zu Puschkin und Lermontow, den ersten großen russischen Dichtern unseres Jahrhunderts, und weiter bis zu Turgenjew und Tolstoi, bei jedem aufzeigend, wie die Gedanken seiner Epoche aus seinen Werken sprechen, wie er in diesen als Lehrmeister seines Volkes auftritt und, gekleidet in künstlerisches Gewand, bestimmte Anschauungen vertritt und verficht. Treffend hebt Wengerow dann hervor, daß es angesichts dieser Thatsachen geboten sei, die russische Literatur nicht nur vom ästhetischen Standpunkt aus zu betrachten; gleichzeitig verdienten die socialen und politischen Strömungen der einzelnen Epochen volle Würdigung. Nach diesen allein könne auch nur die russische Literatur der neueren Zeit in bestimmte Perioden eingetheilt werden, z. B. die Periode der Reformen, die Periode des Nihilismus u. s. w. Eine kurze Ausführung hierüber hätte einen passenden Abschluß für Wengerow's Arbeit gegeben; statt dessen hat er ziemlich unmotivirt eine begeisterte Würdigung Bjelinskij's an das Ende seiner Studie gesetzt, die zwar in keinem Wort den genialen Kritiker überschätzt, hier aber doch etwas am unrechten Platze erscheint. Dabei möchte ich auch der Bemerkung des Uebersetzers, daß sich Bjelinskij's Schriften kaum zum Uebersetzen eignen, widersprechen. Bjelinskij ist eine für die Entwickeluag der russischen Literatur so wichtige Persönlichkeit, daß ich die Uebersetzung einer geschickten Auswahl seiner Aufsätze freudig begrüßen würde. Im Uebrigen hat T. Pech eine gut lesbare Uebersetzung geliefert, wenn sich auch einige unklare und dem Original anscheinend nicht entsprechende Stellen darin finden. E. Höber.

— Historische Zeitschrift. Begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge. 47. Bd. (Der ganzen Reihe 83. Band.) Erstes Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899. — Wenn die Historische Zeitschrift sich von vornherein die Aufgabe gestellt hatte, nicht blos ein Fachorgan für den Geschichtsforscher zu sein, sondern auch der allgemein-wissenschaftlichen Bildung zu dienen, so ist das vorliegende Heft von Neuem ein Beweis dafür, daß es ihr fortwährend gelingt, diese Aufgabe zu erfüllen. Die beiden Aufsätze, die es enthält, so verschieden ihr Inhalt ist, haben das gemeinsam, daß Jeder, der überhaupt geschichtlichen Sinn hat, sie mit wahrem Genuß lesen wird. Die Charakteristik des Stauferkaisers Friedrich II., die K. Hampe in der Form einer akademischen Antrittsrede giebt, gehört ohne Frage zu dem Treffendsten, was über diese merkwürdige und darum auch schon so oft behandelte Persönlichkeit geschrieben worden ist. Ausgehend von einer Schilderung der Cultur des sicilianischen Reiches, in der sich die Einflüsse des Orients und des Occidents vereinigten, sucht Hampe in diesen und in den traurigen Jugendschicksalen des Staufers die Erklärung für die Grundzüge seines Charakters, namentlich für jenen absolutistischen Zug, der zu einem Vergleich mit den Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts, insbesondere mit Ludwig XIV., auffordert. Mit besonderer Vorliebe werden die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen des hochbegabten Fürsten behandelt. Das hochgespannte Selbstbewußtsein des Herrschers, das oft genug mit den thatsächlichen Verhältnissen in Widerspruch gerieth, giebt seinem Charakter jenen Zug von Rücksichtslosigkeit, der allen genial angelegten Naturen eigen ist. Er tritt auch in seiner universalen Politik hervor, für die freilich Verhältnisse maßgebend waren, denen er sich nicht entziehen konnte. „Man bedenkt bei der Beurtheilung großer Fürsten und Staatsmänner häufig nicht genug, daß sie viel weniger, als die gewöhnlichen Sterblichen in der Lage sind, sich ihr Los nach ihren eigenen Wünschen und Idealen zu gestalten.“ Das zeigt sich vor Allem in dem Conflict Friedrich's mit dem Papstthum, den er selbst nicht gewollt hat. So hat der Verfasser in meisterhaften Zügen ein Bild jenes merkwürdigen Fürsten gegeben, das bei allen Widersprüchen und jähen Uebergängen doch einen einheitlichen Zug, eine Individualität von

selten scharfer Ausprägung zeigt. Mit Spannung sehen wir den weiteren Forschungen Hampe's entgegen, insbesondere der Veröffentlichung einer von ihm zuerst benutzten Briefsammlung in einer Handschrift der Pariser Nationalbibliothek. — Ebenso ansprechend ist der Aufsatz von Reinhold Koser: „Friedrich Wilhelm IV. am Vorabend der Märzrevolution." Noch im April 1847 hatte Friedrich Wilhelm IV. den Uebergang Preußens zur constitutionellen Monarchie auf das Entschiedenste abgelehnt; es war kein Jahr verflossen, als dieser Uebergang bereits entschieden war. Der Verfasser stellt uns, hauptsächlich auf Grund der Acten des Berliner Geheimen Staatsarchivs, in lichtvoller Weise die Verhältnisse dar, die dazu geführt haben. Die deutsche Politik Friedrich Wilhelm's und sein damit im engsten Zusammenhang stehendes Verhältniß zu Oesterreich, die Persönlichkeiten von Radowitz, des preußischen Bundestagsgesandten Grafen Dönhoff, des Ministers v. Bodelschwingh stehen dabei im Vordergrunde. Es ist nicht zu bezweifeln, daß bereits mehrere Tage vor Ausbruch der Unruhen des 18. März der König nicht ohne schwere Selbstüberwindung sich für ein deutsches Parlament und für eine constitutionelle Verfassung in Preußen entschieden hatte; man begreift, wie er unter diesen Umständen den Berliner Aufstand für ein Mißverständniß halten mußte. Der Raum gestattet uns leider nicht, näher auf den inhaltreichen Aufsatz einzugehen. — Besprechungen, Notizen und Nachrichten füllen die größere Hälfte des Heftes. —m—

— Machiavelli. Von Dr. Robert Beltz in Schwerin i. M. (= Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, begründet von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge. Vierzehnte Serie, Heft 317). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) 1899. 50 S.; 8°. Preis 90 ₰. — Der hiermit gedruckt vorliegende Vortrag muß von Hrn. Dr. Beltz schon vor längerer Zeit gehalten worden sein; denn wenn man auch nicht gerade verlangen kann, daß etwa Abhandlungen wie van Calker's 98er Straßburger Kaisergeburtstagsrede „Politik als Wissenschaft" darin hätte verwerthet werden sollen, so wird man es kaum begreiflich oder entschuldbar finden dürfen, daß Friedrich Thudichum's tüchtige Studie „Promachiavell" (Stuttgart 1897) von dem Verfasser anscheinend überhaupt nicht eingesehen worden ist. Ganz abgesehen davon, daß Beltz mehrere Male in denselben Fehler verfällt, dem auch van Calker seinen Tribut reichlich gezollt hat, nämlich: den Unterschied zwischen subjectiv und objectiv, d. h. zwischen politischem Glauben und politischem Wissen nicht genügend auseinander zu halten (vgl. Keller's Aufsatz in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 137), so wird Thudichum's Ergebniß, obwohl es nur auf der Analyse des „Fürsten" beruht, durch die umfassender angelegte Abhandlung Beltzens durchaus nicht antiquirt, im Gegentheile: wer vom Menschen, Staatsrechtler und Geschichtschreiber Machiavelli ein der neuesten Forschung entsprechendes Bild entworfen vor sich sehen möchte, dem rathe ich nach wie vor lieber zu Thudichum zu greifen. Außer der gelegentlichen Einbeziehung Nietzsche'scher Gedanken giebt Beltz weniger ein abgeschlossenes Urtheil über den merkwürdigen Florentiner und seine Moral (oder vielmehr die Moral seiner Zeit) als eine Exegese der hauptsächlich in Betracht kommenden Stellen aus seinen Werken. Beltz referirt, Thudichum regt an. Ht.

— The American-German Review. A monthly magazine. Vol. I, nr. 3 (= May 1899). The American-German Review Publishing Co., New York and Chicago [; 1899]. S. 211—306; 8°. Die Einzelnummer 10 Cents, der Jahrgang 1 shilling. — Da über dies neue, sehr zeitgemäße Unternehmen in unserm Blatte meines Wissens noch nichts gesagt worden ist, so darf ich mir, damit es am besten charakterisirend, die Worte zu eigen machen, die Dr. Paul Heyse auf die erste Nummer hin an den Herausgeber gerichtet hat: „Die Tendenz hat meine volle Zustimmung. Jede Annäherung der beiden großen Nationen muß im Interesse der socialen und geistigen Cultur mit Freude begrüßt werden." Aehnlich zustimmend haben sich Max Nordau, der sich offen als Juden bekennt, aber deutsche Fühl- und Denkweise für sich in Anspruch nimmt, Adolf Wilbrandt, James Bryce, der Verfasser der ‚American commonwealth', Maurice Maeterlinck, Maximilian Harden und der Niederländer Maartens geäußert, der über die drei in Frage kommenden Culturrassen folgendermaßen urtheilt: Die lateinische hat abgewirthschaftet, die slawische ist noch nicht fertig, der germanischen gehört die nächste Zukunft. Diesen nicht unebnen Reclamen auf Gegenseitigkeit folgen eine hübsche, recht gut illustrirte Skizze von Lucy Cleveland über den Schwarzwald, eine sehr interessante Zusammenstellung der in der Congreßpresse thätigen Deutschen (im weitesten Sinn) aus der Feder von Frederik F. Schrader, eine Studie Alfred Stoddart's über die beiden Christopher Sower (Christoph Sauer; Vater und Sohn), denen die Union ihre erste deutsche Bibelausgabe (gedruckt: Germantown 1743) zu verdanken hat, und endlich die gehaltvolle Ansprache, die unser Botschafter in Washington, Dr. Baron v. Holleben, am 14. März a. c. über das Thema: Deutschland hat eine Heimath in Amerika (gemeint ist das Deutsche Museum zu Harvard) in Cambridge Mass. gehalten hat. Nach diesen Beiträgen stoßen wir noch auf eine warme Anerkennung der Monatsschrift durch den Staatssecretär John Hay, in dessen Adern auch deutsches Blut fließt, auf Professor Wm. H. Carpenter's Erörterung über die Vortheile, die eine Kenntniß verschiedener Sprachen mit sich bringt, und auf den Anfang des illustrirten Romans „Teufel Piet" von Edward S. van Zile. Den weiteren Inhalt des in jeder Hinsicht gut ausgestatteten Heftes bilden: eine „Friedens"-Plauderei von Frederick W. Holls, eine von 6 verschiedenen Autoren (Senator John M. Thurston und den Congreßmitgliedern Joseph W. Babcock, John J. Lentz, Albert J. Hopkins, David H. Mercer und George B. Mc Clellan) verfaßte Auseinandersetzung über die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland, ferner eine komisch anmuthende, aber mit unverkennbarem Geschick angefertigte Uebersetzung des Scheffel'schen „Hildebrand und sein Sohn Hadubrand", eine Studie von C. A. Bratter über die deutschen Staatsmänner Graf Bülow, Graf Posadowsky und Fürst Herbert Bismarck, eine famose Ansprache des das Banner des Deutschthums unentwegt hochhaltenden Professors Hugo Münsterberg an der Harvard-Universität und zwei Beiträge von dem und über den kürzlich verstorbenen Gouverneur Thomas C. Fletcher. Bescheiden hat sich der Herausgeber (Heinrich J. Charles) mit seiner Arbeit über die deutsch-amerikanische Bewegung in Chicago und einer andern über Samoa an den Schluß gestellt. Das Ganze macht einen gediegenen Eindruck. In der Ueberzeugung, daß sich Jeder aus dem Gebotenen nur reiche Belehrung und Förderung holen wird, empfehle ich die überaus billige Zeitschrift allen weitblickenden Deutschen von ganzem Herzen. Ht.

— M. Möller: Witterungskalender. Eine nach Monaten geordnete Zusammenstellung der Witterung für die Beurtheilung der Wetterlage. Theil I. 28 Seiten. Braunschweig bei Albert Limbach. Preis 30 ₰. — Wir trauten unseren Augen nicht, als wir einen ersten, flüchtigen Blick in das Schriftchen warfen. M. Möller, Professor der Technischen Hochschule zu Braunschweig, einer der ersten deutschen Meteorologen, der sich schon fleißig und mit Glück an die schwierigsten theoretischen Untersuchungen gewagt (Dynamik der Atmosphäre, Erhaltung der Kraft im Wirbel, die allgemeine atmosphärische Circulation), er sollte Falbianer geworden sein? Er unternimmt es, das Wetter auf ein volles Jahr Tag für Tag vorauszusagen? Das erschien stark. Nachdem wir aber das Vorwort, die dem Kalender vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen und das Inhaltsverzeichniß des uns leider nicht zugegangenen 2. und 3. Theils seines Werkes gelesen hatten, waren wir mit dem Unternehmen ausgesöhnt. Die Möller'schen Prognosen sollen nichts Anderes sein, als ein Versuch, der praktischen Witterungskunde aus ihrer Stagnation herauszuhelfen, der sie verfallen mußte, da die Regierungen nicht gewillt sind, die Kosten für einen ausreichenden Prognosendienst zu tragen, und die Auffindung großer Wetterperioden dem Publicum ungenügend erscheint. Ausgehend von dem Gedanken, daß eine Tagesprognose sich in erster Linie auf die Druckvertheilung, insbesondere auf die Lage der Hochdruckgebiete stützen muß, vertritt der Verfasser die Meinung, daß eine solche heutzutage auch die Constellation von Sonne und Mond (Aequatordurchgang, Declinationsgleiche beider, Ekliptikdurchgang, Nähen und Fernen) nicht unberücksichtigt lassen darf. Er will aber die „kritischen Perioden" nicht, wie bei Falb, rein astronomisch, sondern meteorologisch, erfahrungsgemäß festgestellt wissen. Die Zukunft wird lehren, inwieweit er Recht behält. Im ersten Halbjahre sind genau ⅔ seiner Prognosen eingetroffen. Ob diese Bestrebungen mit der Zeit zu einem nützlichen Unternehmen führen werden, das wird von der Aufnahme abhängen, die diese erste Veröffentlichung erfährt. Glück auf! J. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 85. Dienstag, den 25. Juli, Abends. 1899.

Die Schönheit der Naturpoesie bei den Hebräern.

Von Aug. Wünsche.

Das Universum mit seinen zahllosen Phänomenen, Prozessen und Gebilden hat bei den verschiedenen Völkern des Alterthums die verschiedensten Gedanken und Empfindungen erweckt, bei keinem Volke aber tiefer gehende als bei den Hebräern. Daher hat sich auch bei diesen eine Naturpoesie von seltener Großartigkeit, Anmuth, Tiefe und Innigkeit entwickelt. Durch die große Abwechselung der Bodenconfiguration, durch den Gegensatz von Bergen, Hügeln und Thälern, von wüstenartigen Steppen und wohlangebauten Fruchtgeländen wurde die Betrachtung der Natur mächtig unterstützt und angeregt. Eine herrliche Wasserader, in die zahlreiche kleine Nebenflüsse münden, durchschneidet das Land von Norden nach Süden und erweitert sich zweimal zu herrlichen Seen mit malerischer Umgebung, von denen der See Genezareth zuweilen recht aufgeregt war und starke Wogen treiben konnte. Der Reiz des berg- und hügelreichen Westjordanlandes wurde überdies erhöht durch das Mittelmeer, das von verschiedenen Bergspitzen dem Auge in der Ferne sich zeigt. Ueber dem Lande wölbte sich ein Monate hindurch wolkenloser blauer Himmel, an dem während des Tages die Sonne majestätisch dahinzog und ihre heißen Strahlen auf die fruchtbaren Gefilde herabsandte; in der Nacht ergossen Mond und Sterne ihr mild glänzendes Silberlicht auf die bei den Herden nächtigenden Hirten. Bisweilen thürmten sich furchtbare Gewitter zusammen, grelle Blitze zuckten aus den finsteren Wolkenbergen und furchtbares Donnergetön erschütterte den Luftraum, sodaß es schien, als ob die Höhen erzitterten und der Boden unter den Füßen wankte. Daneben fehlte es nicht an verderblichen Landescalamitäten. Der ausbleibende Frühjahrs- und Herbstregen zog Dürre nach sich, welche die Fluren in Staub verwandelte und Menschen und Vieh in die größte Nothlage versetzte. Dann und wann brachen auch furchtbare Heuschreckenschwärme über das Land herein und richteten entsetzliche Verheerung an. Die alttestamentliche Naturpoesie zieht das ganze Schöpfungsall in seiner reichen Mannigfaltigkeit in ihr Bereich; alle Vorgänge und Erscheinungen werden uns in dichterischem Gewande vor Augen geführt, oder sie werden zu sinnigem Bilderschmuck, zu Vergleichen und Emblemen benutzt und wirken dadurch belehrend und ermahnend und regen das Gefühl und die Einbildungskraft an. Nicht lang ausgesponnene Gemälde sind es, welche die dichterische Phantasie entwirft, aber es sind Gemälde mit charakteristischer Physiognomik. In scharf umrissenen Zügen werden Vorgänge und Dinge gezeichnet, die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten treten hervor, sie haben Leben und Bedeutung und nehmen deshalb unser ungetheiltes Interesse in Anspruch; sinnend und betrachtend verweilen wir bei ihnen. Der Form nach tritt die hebräische Naturpoesie bald mehr episch (schildernd), bald mehr lyrisch (innigend, Gefühl und Gemüth anregend und fördernd), bald mehr didaktisch (belehrend, erziehend) auf.

Doch fassen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen das Wesen und die Eigenthümlichkeit der hebräischen Naturpoesie näher ins Auge. Zuvörderst erscheint uns die ganze Schöpfung nicht als etwas für sich und durch sich selbst Bestehendes, sondern als ein von Gott ins Dasein gerufener harmonischer Bau mit Plan, Zusammenhang, Ordnung und Endzweck. Alle Vorgänge und Erscheinungen im Himmel und auf Erden, alle Naturwesen, die Thiere und Pflanzen, selbst die Dinge der unorganischen Natur bis zum Staube herab sind Gottes Werk und legen Zeugniß ab von seiner Machtbethätigung. Gott offenbart sich in seiner Welt, sie wird zum Schauplatze seines Wirkens und Waltens. Durch diese Beziehung zu Gott als dem Schöpfer und Urheber gewinnt Alles eine besondere Bedeutung; es wird zum Spiegel und Symbol der Gottheit und leitet zu ihr hin. Im Wetterstrahl, im Erdbeben, im Brausen des Sturmwindes vernehmen wir ebenso die Sprache des Allherrn, wie im befruchtenden Regen und Thau. Alles ist wunderbar und weise eingerichtet, überall herrscht Ordnung, Alles hat seinen Zweck und sein Ziel. So ruht in jeder Kreatur eine Quelle göttlicher Erkenntniß, sie wird zu einem Schlüssel des göttlichen Herzens. Treffend bemerkt Herder in seinem Werke: Vom Geist der ebräischen Poesie I, S. 99: „Eine Poesie, die mir Augen giebt, die Schöpfung und mich zu sehen, sie in rechter Ordnung und Beziehung zu betrachten, überall höchste Liebe, Weisheit und Allmacht zu erblicken, auch mit dem Auge meiner Phantasie und in Worten, die dazu recht geschaffen scheinen — eine solche Poesie ist heilig und edel.“ S. 100: „Sie erweitert das Herz wie den Blick, macht diesen ruhig und aufmerksam, jenes wirksam, frei und fröhlich. Sie schafft Liebe, Theilnehmung und Mitgefühl mit Allem, was lebt; ja sie übt den Verstand, überall Naturgesetze zu bemerken, und leitet die Vernunft auf die rechte Bahn.“ Wie die hebräische Naturpoesie das ganze Schöpfungswerk von einem erhabenen Standpunkte erfaßt, zeigt uns der 104. Psalm. In einem an den Schöpfungsbericht Gen. 1 sich anschließenden schwungvollen epischen Gemälde läßt der Dichter die ganze Schöpfung an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Er zeigt zwar nicht, wie die einzelnen Werke entstehen, wohl aber sehen wir, wie sie in Action stehen und in einander zusammengreifen. Während nach der Priesterschrift Gott am ersten Tage das Licht erschuf und am zweiten die Veste bildete zu Scheidung der oberen und unteren Gewässer, läßt der Dichter in der ersten Strophe ihn selbst sich in das Licht kleiden und in den am Himmel hängenden Gewässern seine Söller bälken, die Wolken werden zu seinem Gefährt und die Winde zu seinen Boten.

„Er hüllt sich in Licht wie in ein Gewand,
Er spannt die Himmel aus wie ein Zelttuch.
Er bälkt in Wassern seine Söller,
Macht dichte Wolke zu seinem Gefährt,
Schreitet einher auf Fittichen des Windes,
Macht zu seinen Boten Winde,
Zu seinen Dienern flammendes Feuer.

Die 2. Strophe, die an den zweiten Schöpfungstag anknüpft, schildert sodann die Zähmung der unteren Himmelswasser und die Feststellung des Erdreliefs.

Gegründet hat er die Erde auf ihre Pfeiler,
Daß sie nicht wanke immer und ewig.
Die Fluth wie ein Kleid decktest du darüber;
Auf den Bergen standen Gewässer,
Vor deinem Schelten flohen sie,
Vor deiner Donnerstimme wichen sie eilend zurück.
Auf stiegen Berge, es senkten sich Thäler
An den Ort hin, den du ihnen gegründet.
Eine Grenze hast du gesetzt, sie dürfen sie nicht überschreiten,
Nicht zurückkehren, zu bedecken die Erde.

Mit der dritten Strophe beginnt die Naturgeschichte der Erde, indem der Dichter den segensreichen Einfluß der Ströme auf die Thier- und Pflanzenwelt besingt.

Er entsendet Quellen in Thäler,
Zwischen den Bergen fließen sie hin.
Sie tränken alles Gewild des Feldes,
Es löschen Wildesel ihren Durst
— — — —
Sprossen läßt er Gras für das Vieh
Und Kraut zum Dienste der Menschen.

Die vierte Strophe führt den Gedanken weiter und zeigt, wie die drei Producte: Brod, Wein und Oel das menschliche Dasein begründen und verschönen. In der fünften Strophe geht das dritte Schöpfungswerk in das vierte über; die Nacht, wo der Mond regiert, ist die Zeit, wo das Wild auf Beute ausgeht, der Tag dagegen, wo die Sonne herrscht, ist die Zeit, wo der Mensch seine Thätigkeit entfaltet.

Gemacht hat er den Mond für die Zeiten,
Die Sonne kennt ihren Untergang
Setzest du Finsterniß, so wird es Nacht,
Da reget sich alles Gethier des Waldes.
Die jungen Löwen brüllen nach Raub
Und verlangen von Gott ihre Speise.
Geht die Sonne auf, so ziehen sie sich zurück,
Und in ihre Wohnungen lagern sie sich.
Der Mensch geht heraus an sein Werk
Und an seine Arbeit bis zum Abend.

Die sechste Strophe umfaßt das fünfte und sechste Schöpfungswerk und schildert Gottes fürsorgendes Walten über die kleinen und großen Thiere. In der siebenten Strophe endlich stellt der Dichter eine sabbathliche Betrachtung an und spricht den Wunsch aus, daß Gott am ganzen Schöpfungswerke, das er bei der Uebermusterung für schön (tob) befand, für alle Zeit seine Freude haben möge, indem das Böse von der Erde immer mehr verschwindet. Der Psalm ist in Wahrheit ein schönes und erhabenes kosmogonisches Gemälde, das das ganze Universum in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen und Wechselwirkungen umspannt und in anschaulicher, frischer und lebenswarmer Empfindung dem Menschen vor Augen führt. Parallelen solcher kosmogonischer Dichtung, nur in noch kürzerer Fassung, aber in ebenso kühnen Zügen, begegnen uns im Buche Hiob Cap. 9, 5—10 in der zweiten Antwort auf die Rede Bildad's. Der sterbliche Mensch kann gegen Gott nicht aufkommen. Will er sich mit ihm messen, so zieht er den Kürzeren und muß unterliegen. Der Abstand zwischen ihm und dem Schöpfer ist zu groß.

Er versetzet Berge und sie wissen es nicht,
Er kehrt sie um in seinem Grimme.
Er läßt die Erde erbeben von ihrer Stelle,
Sodaß ihre Säulen erschüttern,
Er gebietet der Sonne und sie scheint nicht,
Und legt die Sterne unter Siegel.
Er spannt die Himmel aus für sich allein,
Und schreitet auf den Höhen des Meeres.
Er erschuf den Bären, den Orion und die Plejaden,
Und die Kammern des Südens.
Er thut Großes, das nicht zu ergründen,
Und Wunderbares, das nicht zu zählen.

Dieselben Gedanken spricht weiter unten Bildad in seiner dritten Rede Cap. 25, 2—6 in einem ähnlichen Bilde aus, indem er zu beweisen sich bemüht, daß es vor Gott keine menschliche Gerechtigkeit giebt. In Cap. 26, 5—14 entwirft Hiob ein Gemälde, in welchem die Strahlen altsemitischer Volksvorstellung wie in einem Brennpunkte vereinigt sind. Wie bei anderen orientalischen Völkern bestand auch bei den Hebräern der Glaube, daß der in Gestalt einer langen Schlange von vielen Windungen und Krümmungen sich über das Firmament erstreckende Himmelsdrachen (theli) sich um die Sonne schlinge und dadurch ihre Verfinsterung bewirke. Wie ein gewaltiger Jäger liegt Gott im Kampfe mit diesem Ungeheuer und zwingt es durch seine Pfeile, seine Beute wieder loszulassen. Als ein mythologischer Seedämon galt Rahab, dessen Vertilgung am Ende der Welt erfolgt. Hiob führt aus, wie sich Gottes Allmachtsbethätigung in der ganzen Schöpfung zeigt, in den Tiefen bei den Schatten der Unterwelt ebenso wie am Sternenhimmel und in den unterhimmlischen Wassern der Wolkenschläuche. Wie im Buche Hiob, so finden sich auch bei den Propheten ergreifende kosmogonische Schilderungen, welche von hohem Gedankenflug und kühner Phantasie Zeugniß ablegen. So beim Deuterojesaia Cap. 40, 12 ff. und 22—25. In lebhaften Farben schildert der Sänger des 74. Psalms von Vers 12—17 den Ewigen in seiner Machtbethätigung als Schöpfer und Herr der Welt und in seinen Großthaten für sein Volk in der Vorzeit.

Gott ist mein König von Urzeit her,
Heil bewirkend im Bereich der Erde
Du hast gespalten durch deine Macht das Meer,
Hast zerbrochen die Häupter der Drachen auf den Wassern.
Du hast zerschmettert die Häupter des Leviathan,
Du gabst ihn zur Speise einem Volke: den Wüstenthieren.
Du hast gespalten Quelle und Bach,
Du hast trocken gelegt nie versiegende Ströme.
Dein ist der Tag, dein ist auch die Nacht.
Du hast bereitet Licht und Sonne.
Du hast festgestellt alle Grenzen der Erde,
Sommer und Winter, du hast sie gebildet.

Zu vergleichen ist damit die prächtige Darstellung Ps. 89, 10 ff.; auch die kurze Schilderung des 95. Psalms in Vers 4 und 5 ist hier anzuziehen.

In seiner Hand sind die Gründe der Erde,
Und sein sind die Höhen der Berge.
Sein ist das Meer, er hat es geschaffen,
Und das Trockne, seine Hände haben es gebildet.

Einen wahrhaft großartigen und die Phantasie mächtig anregenden Charakter tragen die Naturbilder im 38. Capitel des Buches Hiob. Ohne mit Hiob auf dessen vermessene Herausforderung sich in einen Disput einzulassen und ihm sein unbegreifliches Wirken darzulegen, entrollt der Ewige vor ihm die Wunder und Räthsel der Schöpfung und fordert den Ruhmredigen auf, ihm auf seine Fragen zu antworten. Hiob wird in ein scharfes Examen genommen, er kann gegen Gott nicht aufkommen, sondern muß, überwältigt von der Sprache Gottes, die Nichtigkeit seiner Weisheit und die Ohnmacht seines Könnens eingestehen. Das Examen beginnt mit dem Ursprunge der Erde.

Wo warst du, als ich die Erde gründete,
Sag' an, wenn du Einsicht besitzest!
Wer hat ihr Maße bestimmt, wenn du es weißt,
Oder wer hat über sie gespannt die Meßschnur?
Worauf sind ihre Pfeiler eingesenkt,
Oder wer hat ihren Eckstein hingeworfen,
Beim Jubel der Morgensterne zumal,
Da jauchzten die Gottessöhne?

Mit feinem dichterischen Verständnisse erläutert Herder a. a. O. I, S. 90 ff. das hochpoetische Gemälde mit den Worten: „Wir vergessen alle Physik und Erdmessung neuer Zeiten und betrachten die Bilder als alte Naturpoesie der Erde. Wie ein Haus wird sie gegründet, das Richtmaß über sie gezogen, und da ihre Grundveste eingesenkt, da ihr Eckstein gelegt ist, stimmen alle Kinder Gottes, ihre Schwestern, die Morgensterne, einen freudigen Gesang an, zur Ehre des Werkmeisters, zur Bewillkommnung ihrer jungen Schwester." Nachdem die Erde im Weltraum festgestellt ist, wird das Meer geboren. Aus den Klüften der Erde tritt es wie ein Kind aus dem Mutterleibe hervor, der Schöpfer kleidet es mit Windeln und redet es wie ein beseeltes Wesen an, und der stolze Erdbezwinger fügt sich in schweigendem Gehorsam seinem Worte. Vom Meere geht der Ewige auf das Morgenroth über. Wie ein Mensch den Teppich eines Zimmers bei den Zipfeln ergreift und den darauf befindlichen Staub und Schmutz ausschüttelt, so erfaßt das Morgenroth in wirksamer Personification die Zipfel des Teppichs der Erde und schüttelt die Reste der Frevler, welche während der Nacht ihr Unwesen getrieben, von ihr ab. Hierauf folgen die Meerestiefen und die Tiefen des Schattenreiches, das als ein verriegelter Palast dargestellt wird, dessen Eingang allen lebendigen Wesen verschlossen ist. Im weiteren Verlaufe der Rede fragt der Ewige nach den Orten des Lichts und der Finsterniß, wo sie aufbewahrt werden, bevor sie in die kosmische Erscheinung treten. Ebenso fragt er nach den Speichern des Schnees und Hagels, wenn er sich ihrer als Strafmittel für die Sünden der Menschen bedient. Dann kommt eine der erhabensten Stellen des Gedichts. Hiob wird aufgefordert, seinen Blick empor zum nächtlichen Himmel zu richten und die wunderbaren Sternbilder zu betrachten, dieselben werden nach altmorgenländischer mythologischer Vorstellung angeschaut und in Zusammenhang mit dem Wechsel der Zeiten gestellt. In Bezug auf die nun folgenden astrophysikalischen und meteorologischen Prozesse soll Hiob ergründen, wo sich das Licht theilt, wer dem Gußregen einen Canal und dem Wetterstrahl einen Weg gemacht hat, wie der den Pflanzenwuchs erzeugende Regen entsteht, was die Tropfen des Thaues, das Erstarren der Gewässer und des Himmels Reif hervorbringt. Alles wird personificirt und in eine erhabene und gewaltige Sprache gekleidet. Die Rede ist eine großartige Sinn- und Bilddichtung, die in der Weltliteratur kaum ihres Gleichen hat. Unter den zahlreichen Phänomenen und Prozessen am Himmel wird in der hebräischen Naturpoesie vor Allem das Gewitter mit hohem dichterischem Schwunge behandelt. Die erhabenste Darstellung bietet wieder das Buch Hiob in der vierten Rede Elihu's an Hiob Cap. 36, 26—37, 24. Wir sehen, wie sich zunächst der

meteorologische Prozeß im Dunstkreise bildet, wie er sodann mit elementarer Gewalt in den Wolkenschichten hervorbricht, wie die Blitze zucken und die Donner brüllen, wie die ganze Natur bis in die Tiefen des Meeres aufgeregt wird, so daß selbst die Thiere des Waldes und Feldes Zittern und Bangen ergreift. Doch allmälig beruhigt sich die Natur, die Sonne bricht durch die Wetternacht hindurch, die Winde vertreiben das finstere Gewölk und das Himmelsgezelt erstrahlt wieder in seinem heiteren Glanze. Das furchtbar schöne Phänomen ist nicht blos ein reiner Naturvorgang, sondern Gott verfolgt mit ihm seinen Zweck.

Bald zur Geißel, wenn es seiner Erde dient,
Bald zur Huld läßt er es treffen.

Eine glänzende Schilderung des Gewitters begegnet uns ferner im 29. Psalm. Es zieht in seiner Prachtentfaltung vom Anfang bis zu Ende an unserem Auge vorüber. Zuerst thürmen sich dunkle und dicke Wolken am Himmel auf und aus der Ferne vernehmen wir schon das dumpfe Grollen des Donners. Nach kurzer Zeit entlädt es sich in der ganzen Majestät seiner Gewalt. Grelle Blitze fahren hernieder und das Donnergekrach macht den Erdboden erbeben. Die Wälder heben und senken sich und es hat den Anschein, als wenn der Libanon hüpfte. Die Cedern zersplittern, die Büffel springen vor Schreck auf und die trächtigen Hindinnen kreißen vor der Zeit. Da macht der Allherr Frieden in seinen Höhen, der Sturm legt sich, am Himmel glänzt der siebenfarbige Bogen des Friedens, dem Volke nach Gottes Zornesschnauben wieder seine Gnade verkündend. Wunderbar ist der Gang der Dichtung. Sie nimmt im Himmel ihren Anfang und schließt mit der Erde ab. Im Anfange sehen wir den Himmel offen und die Gottessöhne stimmen Lobgesänge angesichts des sich vollziehenden Naturschauspiels an. Zum Schlusse wird der Blick auf das Gottesvolk gelenkt, dem der Ewige als ihr König Kraft verleiht und es mit Frieden segnet. Das Gloria in excelsis geht in das pax in terris über. Nicht minder erhaben ist die Schönheit in der Schilderung des Gewitters im 77. Psalm, Vers 17—19. Das Naturphänomen erscheint auch hier als der Verkünder der Majestät Gottes.

Es sahen dich die Wasser, o Gott,
Es sahen dich die Wasser und kreißten,
Es erzitterten die Fluthen,
Es strömten Wasser die Wolken,
Die Wolken ließen Donner hören,
Dazu fuhren deine Pfeile einher.
Dein Donner erscholl im Wirbelwind,
Es erleuchteten Blitze den Erdkreis,
Es zitterte und bebte die Erde.

Wie die Dichter oft außerordentliche Naturerscheinungen mit epochemachenden geschichtlichen Ereignissen innig verweben, so beim Auszuge Israels aus Aegypten und bei der Gesetzgebung auf Sinai, so berichtet auch David von einem furchtbaren Naturereignisse (Ps. 18 vergl. 2. Sam. 22), dem er seine Wunderrettung in einem Kriege verdankt. Es handelt sich um ein Gewitter, das mit einem Erdbeben in Verbindung steht. Der Ewige als zornschnaubender Richter versetzt die Erde ins Schwanken, die Grundfesten der Berge erbeben, das Feuer der Blitze verzehrt Alles, was es erreicht. Der ganze Himmel will sich mit seiner furchtbaren Wetternacht zur Erde herabsenken. Da trägt ein Cherub auf den Schwingen des Sturmes den Ewigen als Richter herbei, er schleudert Blitze in seinem Grimme auf die Feinde herab, so daß diese vernichtet werden. Die Natur ist bis in ihr Inneres hinein aufgewühlt, sogar die Wasserbetten werden sichtbar und die Erde wird gespalten. David erscheint als ein in tiefen Wassern Stehender und ist dem Ertrinken nahe. In dieser Noth faßt ihn der Ewige, zieht ihn rettend heraus und versetzt ihn auf freien Raum. Der epische Ton des Psalms erreicht mit Vers 17 den Höhepunkt, von da schlägt er allmälig in den lyrischen um und spinnt in diesem sich dann weiter bis zu Ende fort. Ein erschütterndes Gemälde von einem furchtbaren Seesturm findet sich Ps. 107, 23—32. Das Meer wird vom Sturmwinde aufgewühlt und seine Wellen bäumen sich auf und die Fahrzeuge werden dadurch bald in die Höhe, bald in die Tiefe geschleudert, infolge dessen taumeln die Seeleute wie Betrunkene hin und her. Doch der Ewige verwandelt den Sturmwind in sanftes Säuseln und beschwichtigt die Wasserwogen; die Schiffsmannschaft erreicht den ersehnten Hafen und erscheint in der Volksversammlung, erhebt ihre Stimme zum Lobe und Preise des Schöpfers und zollt ihm den Tribut des Dankes für die wunderbare Rettung.

Doch die Naturpoesie der Hebräer beschäftigt sich nicht nur mit den physikalischen Vorgängen der Natur, sondern auch mit den verschiedensten Schöpfungsgebilden. Besonders ist es die Thierwelt, die sie in ihr Bereich zieht. Die Dichter verleihen ihr Menschenempfindung und sehen in ihrer Lebensweise und in ihren Sitten einen Spiegel göttlicher Fürsorge. Den großartigsten Schilderungen in dieser Beziehung begegnen wir wieder im Buche Hiob. So lenkt Gott Hiob's Aufmerksamkeit auf verschiedene Repräsentanten der Thierwelt, auf den Löwen, den König der Waldthiere, auf den Raben, die Feldgemsen und Hindinnen, auf den Wildesel und den Wildochs, auf den Strauß und das Streitroß, auf den Adler und Habicht. Mit hohem dichterischen Schwunge wird das Roß geschildert, das im Morgenlande weniger als Zug- und Lastthier, sondern als Streitthier in der Schlacht verwendet wurde. In seinem herrlichen Kriegsschmucke, in seinem feurigen Muth und ungestümen Kampfesdrange wird es als ein Thatbeweis der wunderbaren Weisheit des göttlichen Weltregierers hingestellt.

Giebst du dem Rosse Stärke,
Bekleidest du seinen Hals mit flatternder Mähne?
Machst du es springen, wie die Heuschrecke?
Die Pracht seines Schnaubens ist Schrecken!
Es scharrt im Thalgrund und freut sich der Kraft;
Es ziehet aus entgegen dem Harnisch.
Es lacht der Furcht und zaget nicht,
Es kehret nicht um vor dem Schwerte.
Ueber ihm klirrt der Köcher,
Die flammende Lanze und der Speer.
Mit Toben und Ungestüm wühlt es den Boden auf
Und hält nicht Stand, wenn die Trompete tönt.
Sowie die Trompete tönt, ruft es: Hui!
Und von ferne wittert es den Kampf,
Der Feldherrn Donnerruf und Schlachtgeschrei.

Vom Habicht und Adler heißt es:

Regt durch deine Einsicht der Habicht seine Schwingen,
Breitet er seine Fittige nach Süden aus?
Oder erhebt auf deinen Befehl sich der Adler
Und baut in der Höhe sein Nest?
Auf Felsen wohnt und horstet er,
Auf des Felsens Zacke und Hochwacht.
Von dorther erspäht er Fraß,
Nach der Ferne blicken seine Augen
Und seine Jungen schlürfen Blut,
Und wo Erschlag'ne sind, da ist er.

Alle diese Thierschilderungen zeichnen sich aus durch Kraft und Wohllaut der Sprache. Der schwache und ohnmächtige Mensch verstummt und beugt sich beschämt unter die Weisheit des erhabenen Weltregierers. Auf seine Lippen drängt sich das demüthige Bekenntniß, daß seine Einsicht Unverstand, sein Ueberlegen und Planen Kurzsicht ist. Einen großartigen Eindruck machen ferner im Buche Hiob die Schilderungen des Behemoth (Nilpferdes) und des Leviathan (Krokodils) (Cap. 40, 15—41). Sie verfolgen ebenfalls den Zweck, Gottes weises und unerforschliches Weltregiment darzuthun. Obwohl beide Thiere nicht in Palästina leben, so beruht die dichterische Zeichnung doch auf naturgetreuer und sorgfältiger Beobachtung. Lessing hat zwar der Beschreibung allen dichterischen Werth abgesprochen, doch mit Unrecht. Wenn der Zeichner sich auf einen solchen hohen ästhetischen Standort stellt, wie es hier geschieht, so wird die Zeichnung entschieden als Dichtung anzuerkennen seien. Im Anschauen der furchtbar schrecklichen Geschöpfe steht der Mensch wie versteinert da, er ist ganz Bewunderung, ganz Staunen.

Wahrhaft packende Wirklichkeit endlich verräth die Schilderung der Heuschreckenverwüstung Joel, Cap. 1 und 2. Der Schwarm wird mit einem großen Heere verglichen, das langsam vorrückt und dem nichts Widerstand leistet. Das Land ist durch ihn bis an den Rand des Verderbens gebracht, so daß die Menschen nicht einmal mehr die gesetzlich vorgeschriebenen Mehl- und Trankopfer vor dem Ewigen im Tempel darbringen können.

Vor ihm her frißt Feuer,
Und hinter ihm her lodert Flamme.
Wie der Garten Eden war vor ihm das Land
Und nach ihm eine wüste Trift,
Und nichts kann ihm entrinnen.
Wie das Ansehen von Rossen ist sein Ansehen,
Und wie die Reiter, so rennen sie.
Gleich dem Getöse von Wagen, so hüpfen sie über die Gipfel der Berge;
Gleich dem Rauschen des Feuers Flamme, Stoppeln fressend,
Wie ein starkes Volk, gerüstet zum Kampfe.
Vor ihm erzittern Völker,
Alle Angesichter sammeln Glühröthe.
Wie Helden laufen sie einher,
Wie Kriegsmänner ersteigen sie die Mauer,

Ein jeder wandelt seine Wege,
Und sie lenken nicht von ihren Pfaden.
Einer drängt nicht den anderen,
Ein jeder geht seine Steige;
Durch Wurfgeschoß fallen sie
Und brechen doch nicht ab.
In der Stadt rennen sie,
Auf der Mauer laufen sie,
Sie kommen in die Häuser,
Durch die Fenster kommen sie gleich dem Diebe.
Vor ihm erzittert die Erde,
Erbeben die Himmel,
Sonne und Mond werden schwarz
Und die Sterne ziehen ihren Glanz ein.

Neben ausführlichen poetischen Thierschilderungen fehlt es auch nicht an kürzeren. Wiederholt werden Wolf, Bär, Schaf, Schwein, Adler, Storch, Biene, Ameise, Schlange in ihren Eigenthümlichkeiten und Merkmalen gezeichnet. Weniger hat die hebräische Naturpoesie die Pflanzenwelt in dichterischen Schmuck gekleidet, wahrscheinlich weil die Gewächse mit ihren Unterschieden nicht so in die Augen springen. In der Pflanzenfabel des Jotham Richter 9 wird der Oelbaum, der Feigenbaum, der Weinstock und der Stechdorn und in der des Jehoas 2. Kön. 14 besonders die Distel und die Ceder hervorgehoben. Der Prophet Ezechiel (Cap. 17) wieder verwendet, um das treulose Verhalten des Königs Zedekia zu schildern, in einem Gleichnisse den Weidenbaum und den Weinstock nach ihren charakteristischen Merkmalen. Sonst wird wohl zahlreicher Pflanzen gedacht, sie werden aber mehr als Bilderschmuck verwendet und zum Vergleiche herangezogen. Dagegen stoßen wir auf eine ganze Reihe lieblicher landschaftlicher Schilderungen, welche den didaktischen Zweck verfolgen, Gottes Vatergüte den Menschen zu Herzen zu führen. Ein prächtiges Gemälde eines reich gesegneten Fruchtjahres entwirft der Dichter des 65. Psalms, Vers 7—14:

Herstellst du ihr Getreide, herstellst du es,
Seine Furchen bewässern lockernd seine Schollen;
Durch Regenschauer weichest du sie auf,
Sein Sprossen segnest du.
Du krönest das Jahr mit deiner Güte,
Und deine Geleise triefen von Fett.
Es triefen die Auen der Steppe.

Mit einem lieblich duftigen Frühlingsbilde schließt das Liebeslied des Hirten, Hohesl. Cap. 2, 11—13. Der Geliebte lädt die Geliebte ein, mit ihm ins Freie zu wandern, um die Herrlichkeit des Lenzes in seiner Blüthenpracht und seinem würzigen Dufte zu genießen.

Siehe, der Winter ist vorüber,
Der Regen vergangen, verschwunden.
Die Blüthen lassen sich sehen im Lande,
Die Zeit des Sanges ist da.
Die Stimme der Turtel läßt sich hören in unserem Lande.
Der Feigenbaum würzt seine Früchte,
Die Weinstöcke blühen und hauchen Duft,
Auf, meine Freundin, meine Schöne, und komm!

Ein schön gezeichnetes Bild landwirthschaftlichen Wohlstandes und Ueberflusses haben wir in dem wahrscheinlich unechten Schlusse von Ps. 144, 12—15. Der Ewige erscheint auch hier wieder als der unendliche Segensspender, von dem alle Wohlfahrt in Haus und Staat ausgeht.

Unsere Söhne sind wie Schößlinge,
Großgezogen in ihrer Jugend,
Unsere Töchter wie Ecksäulen,
Ausgehauen nach Palastbauart.
Unsere Speicher sind gefüllt,
Spendend von Art zu Art;
Unsere Schafe sind vermehrend sich tausendfach,
Zehntausendfach auf unseren Gassen.
Unsere Rinder sind trächtig,
Ohne Riß und ohne Auszug,
Und kein Geschrei ist auf unseren Gassen.
Heil dem Volke, dem es also ergeht!
Heil dem Volke, dessen Gott der Ewige ist!

Wahrhaft tief hat Alexander v. Humboldt das Eigenwesentliche der Naturpoesie des hebräischen Volkes erfaßt, wenn er in seinem Kosmos II, S. 45f. sagt: „Es ist ein charakteristisches Kennzeichen der Naturpoesie der Hebräer, daß, als Reflex des Monotheismus, sie stets das Ganze des Weltalls in seiner Einheit umfaßt: sowohl das Erdenleben, als die leuchtenden Himmelsräume. Sie weilt seltener bei dem Einzelnen der Erscheinung, sondern erfreut sich der Anschauung großer Massen. Die Natur wird nicht geschildert als ein für sich Bestehendes, durch eigene Schönheit Verherrlichtes; dem hebräischen Sänger erscheint sie immer in Beziehung auf eine höher waltende geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt.“ Vergleicht man die hebräische Naturpoesie mit der anderer Völker, so stellt sich ein großer und in die Augen springender Unterschied heraus. Sie hält sich ebensowohl fern von der griechischen Anschauung, nach welcher die physikalischen Vorgänge und die Naturgegenstände, insbesondere die Pflanzen, in mythische Beziehung zu den Göttern stehen, wie auch von der indischen, welche sich in's Maßlose, Abstracte und Phantastische verliert, wie dies vor Allem aus den Hymnen des Rigveda, aus den beiden großen Heldengedichten Râmâyana und Mahâbhârata und aus Kalidâsa's Dramen Sakuntalâ, Urvasi und Meghadûta erhellt. Sie hat auch nichts gemein mit der sentimentalen, das Gemüth mit Wehmuth erfüllenden Auffassung, wie sie beispielsweise bei verschiedenen Kirchenvätern, besonders bei Basilius dem Großen in seinen Homilien über das Hexaëmeron hervortritt; ebenso berührt sie sich nicht mit der gnostischen Betrachtungsweise, nach welcher alles Geschaffene als ein Ausfluß des Demiurgen, an dessen Stelle später der Teufel tritt, erscheint und das Herrschaftsgebiet der Sünde ist. Am allerwenigsten stimmt sie mit der modernen deistischen Naturbetrachtung des 18. Jahrhunderts zusammen, nach welcher die Welt als ein Uhrwerk betrachtet wurde, das der Schöpfer wohl fertig gestellt und aufgezogen, dann aber seinem Schicksale überlassen habe und sich nicht weiter mehr darum bekümmere.

Bücherbesprechungen.

— Bruno Ankermann, Das Princip des Reiches Gottes. Gütersloh, Bertelsmann, 1899. 158 S. 2,40, geb. 3 ℳ. — Seit Kant ist der Begriff des Reiches Gottes oft in den Mittelpunkt der Christenlehre gestellt worden — wir meinen, mit Unrecht. Denn dieser Begriff ist nur Anknüpfungspunkt und gehört, wie Schnedermann es überzeugend dargethan hat, zum jüdischen Hintergrund. So ansprechend die Arbeit über das Princip des Reiches Gottes ist, in welcher Gott als Schöpfer, als Mittler und als Bildner der auf Vollendung angelegten Welt vorgestellt wird, so wenig scheint mir die Entwickelung des Begriffes gelungen zu sein; die berith (Bund) und die mamloketh (Königreich) im Alten Testament werden durcheinander gemengt. Der Zweck des auf Fortsetzung angelegten Werkes über das Reich Gottes soll eine Herausschälung des socialen Gehaltes im Evangelium sein; also recht zeitgemäß, wiewohl dagegen zu bedenken ist, daß das Christenthum in seiner Erscheinung, also als Reich Gottes, immer auf dem bescheidenen Wege der Einzelseelsorge sociale Ordnungen ausgestaltet hat. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß die vornehme Sprache, besonders bei der Auseinandersetzung mit dem Gegner, wohlthuend berührt. J. J.

— Deutschthum und Panslavismus. Von Heinr. Gutberlet. Dresden, Oscar Damm, 1898. — Weshalb das Schriftchen aus dem vorigen Jahre jetzt erst eingesendet worden ist, wissen wir nicht. Es enthält auch Nichts, was wir nicht schon hundertmal anderswo gelesen hätten. Wir zürnen deshalb dem Verfasser nicht. Wer in der Noth um Hilfe ruft, wie es jetzt die Deutschen in Oesterreich thun, kann die Worte nicht wählen. Auch müssen wir bekennen, daß man in Deutschland die Dinge in Oesterreich und die slavische Gefahr noch bei Weitem nicht ernst genug ansieht. Die Czechen in Oesterreich und das mit Macht bis ins Herz Deutschlands vordringende Polenthum sind in der That große Gefahren für das Deutschthum. Vielleicht schlägt in Oesterreich bald die Stunde, wo wir eingreifen können. Auch sollte man daran denken, die nicht reichsangehörigen Polen aus dem Lande zu schaffen. Wahrscheinlich kommt bald eine Zeit, wo Industrie und Ackerbau ihrer entbehren kann. W—n.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 86. Donnerstag, den 27. Juli, Abends. 1899.

Die Pilgerfahrt des Herzogs Wilhelm von Sachsen nach Palästina.

„Nach Christi, unsers lieben Herrn, Geburt tausendvierhundert und im 61. Jahre hat der hochgeborne, durchlauchtige Fürst und Herr, Herr Wilhelm, Herzog von Sachsen, Landgraf zu Thüringen und Markgraf zu Meißen, vor sich genommen, zu dem heiligen Grabe zu Jerusalem zu ziehen, und dies mit Rath seiner Grafen, Herren und Ritterschaft seiner Städte gethan.“ Für den Fall seiner Nichtwiederkehr hatte der fürstliche Pilger sein Testament aufgesetzt. Dann ließ er in allen Kirchen seines Landes die Glocken läuten und für seine Wiederkehr beten, nahm das Abendmahl, und „am Donnerstag, nach Unser lieben Frauen Tag annunciationis beatae Mariae virginis gloriosae, erhob sich der hochgeborne Fürst und Herr, um zu reisen nach dem heiligen Lande übers Meer nach Jerusalem sammt allen seinen Brüdern und Pilgern.“ Herzog Wilhelm von Sachsen war der Erste seines Hauses, der nach den Kreuzzügen wieder ins heilige Land zog. Er war der vierte Sohn des Kurfürsten Friedrich des Streitbaren und 36 Jahre alt, als er die Pilgerfahrt antrat. Sein Leben war bis dahin ein sehr bewegtes gewesen, denn der Herzog war ein gar streitbarer Herr. „Wenn Herzog Wilhelm,“ so ging damals die Rede, „auf dem Hof seiner Residenz zu Weimar die Sporen anlegt, so vernimmt es ganz Thüringen.“ Mit seiner Gemahlin Anna, der Tochter Kaiser Albrecht's IV., die er im Jahre 1446 geheirathet hatte, lebte er nicht im besten Einvernehmen. Er wurde ihrer schon bald nach der Hochzeit überdrüssig, verliebte sich in eine schöne junge Wittwe, Katharina von Heßburg, geborene von Brandenstein, verstieß seine rechtmäßige Gattin und heirathete nach seiner Rückkehr vom gelobten Lande die Andere. Auf dem Schloß zu Eckartsberg beschloß die Habsburgerin ihr kummervolles Leben. Was den Herzog zur Fahrt ins heilige Land bewog, scheint weniger Reue über sein bisheriges ungezügeltes Leben gewesen zu sein, als vielmehr der alte unruhige Thatendrang. „Er zog in die Welt hinaus als ein junger freudiger Herr, der da Lust hatte, sich etwas weiter zu versuchen,“ — sagt der Chronist von seinem Nachfolger, Herzog Heinrich dem Frommen, als dieser im Jahre 1498 eine gleiche Pilgerfahrt antrat, und dasselbe werden wir auch von Herzog Wilhelm sagen dürfen. Wenn in damaliger Zeit ein deutscher Fürst ins heilige Land zog, so fehlte es ihm bei dem hohen Reiz, der eine solche abenteuerliche Fahrt umgab, nicht an zahlreicher Begleitung. Den jüngeren Theilnehmern war es namentlich auch um den Ritterschlag am heiligen Grabe zu thun. Ein solcher Ritterschlag im gelobten Lande galt für den vornehmsten in der Christenheit, für die erhabenste Weihe und den kostbarsten Ehrenpreis der Ritterschaft, so daß die heiligen Grabesritter in den Stammbäumen der adeligen Geschlechter roth angestrichen waren. Außer ritterlichen Herren schlossen sich auch Patriziersöhne und Bürger aus den Reichsstädten dem Zuge an. Gerade aus diesen Kreisen stammen einige der interessantesten Pilgerfahrtsberichte, so diejenigen des Nürnbergers Hans Tucher aus dem Jahre 1479 und des Leipzigers Johann Helffrich aus dem Jahre 1565. Im Ganzen bestand die Reisegesellschaft Herzog Wilhelm's aus 91 Personen, darunter sein Beichtvater und sein Leibarzt.

Auf zwei Wegen reisten damals die Pilger ins heilige Land: auf dem Land- und auf dem Wasserwege. Der erstere, seltener benutzte, ging die Donau hinunter über Konstantinopel, der letztere über Venedig. Unsere Pilger wählten den Wasserweg. Am ersten Tag ritten sie von Weimar bis Saalfeld, nachdem sie unterwegs auf der Burg zu Rudolstadt zu Mittag gespeist hatten. Von Saalfeld ging die Reise über Neustadt, Koburg, Lichtenfels, Bamberg, Nürnberg, Eichstädt, Ingolstadt, München, Kufstein, Innsbruck, Bozen, Roveredo, Verona nach Venedig. Hier hatten die Pilger aus dem Norden gewöhnlich längere Zeit zu verweilen, um eine günstige Gelegenheit und guten Wind abzuwarten. Es gab dort für sie schon seit alten Zeiten deutsche Herbergen, unter Anderen eine ad sanctum Georgium, oder deutsch zu „den Fleuten“. In diesem Gasthof war Alles, Wirthsfamilie, Mägde, Knechte deutsch, sogar der vierbeinige Wächter des Hauses, der alle Deutschen einschließlich ihrer mitgebrachten Hunde auf's Freundlichste aufnahm, während er allen Welschen, Menschen und Thieren, sich äußerst feindselig erwies. Es gab damals in Venedig für die gewöhnlichen Pilger regelmäßige Gelegenheiten zu einer Reise ins heilige Land: einmal im Frühling das sogen. Passagium Martii, und das andere Mal im August das sogen. Passagium Johannis baptistae. Zu anderen Zeiten hielten die Venezianer die Ueberfahrt nicht für gerathen. Herzog Wilhelm miethete für sich und seine Begleitung eine eigene Galeone, eine der größten Gattungen venetianischer Schiffe, mit mächtigen Segeln und dreifachen Ruderbänken. Es waren deren fast immer in Venedig zu haben, und die „Patrone“ solcher Schiffe machten sich gegenseitig Concurrenz. Sie hatten auf dem Markusplatz ihre Mastbäume mit Flaggen errichtet und dabei ihre Commissionäre, die Pilger anzulocken. Bei der Miethe wurden paragraphenreiche Contracte abgeschlossen. Das Schiff sollte schön säuberlich und rein gehalten, auch mit der gehörigen Mannschaft und den nöthigen Waffen gegen Seeräuber versehen sein. Der Patron sollte jedem Passagier so und so viel Fuß in der Länge und in der Breite zugestehen, auch stets für frisches Wasser sorgen und dabei in gewissen Häfen einlaufen, in denen die Pilger auszusteigen und irgend eine heilige Reliquie zu verehren wünschten. Auch verpflichtete sich der Patron, die Pilger in Person zu Lande von der Küste nach Jerusalem zu begleiten und mit den türkischen Behörden die nöthigen Verhandlungen um Schutz und sicheres Geleite zu führen. Während dieser Zeit sollte er das Schiff immer in Jaffa, dem Hafen Jerusalems, segelbereit liegen haben. Ein solcher Contract wurde von dem Protonotar der Republik bestätigt und die Namen sämmtlicher Pilger in ein bestimmtes Buch eingetragen. Ein Drittel der bedungenen Miethssumme war sofort zu erlegen, ein zweites Drittel im heiligen Lande und der Rest nach der Rückkehr in Venedig. Die Zehrungskosten oder das „Freßgeld“ waren in dem bedungenen Fahrpreis mit eingeschlossen. Es ist uns das Verzeichniß der Victualien u. s. w. erhalten, welche von dem Herzog und seinem Gefolge während der Seereise verbraucht wurden, und zwar: 35 Centner Schweinefleisch, 2½ Centner Würste, 21 Centner gesalzenes Rindfleisch, 2 Centner Hühner, 1 Centner 41 Pfund Ochsenzungen, 22 Centner gesalzene Hechte, 35 Centner Butter, 20 Centner Käse, 9000 Eier, 3 Centner Aepfel, 4 Centner Honig, aber nur 70 Pfund Candiszucker, damals noch ein seltener Artikel, 25 Fuder Wein, 30 Lagel Malvasier und außerdem noch eine unzählige Menge anderer Dinge: Muscatnüsse, Pfeffer, Galgant, Rosinen, Mandeln, Confect, Ingwer, dazu auch Schüsseln, Flaschen, Gläser, Pfannen, Handquelen, Tischtücher, Seife, auch 40 Centner Büchsenpulver. Weniger großartig waren die Einkäufe, wenn der Pilger nur ein Edelmann oder Bürger war. Für einen solchen giebt Tucher aus Nürnberg das Nöthige an. Er empfiehlt namentlich die Anschaffung von Ingwer und allerlei Confect, als Citronat, Coriander und Anis („ist gut nach dem Essen“), sowie Pestilenzpillen. Dann soll man sich in Venedig Kleider machen lassen, denn „einen Rock nach welscher Art ist man in der Heidenschaft gewöhnt“, und dazu einen Ueberzieher von Leder für das Schiff. „Man kaufe auch zu Venedig 6 Ellen schwarzes Leinentuch, das ist gut zum Fürhang aufs Schiff; man mag's fürhängen, daß man Einem nicht genau zusehen mag, wenn Einer

aufsteht." „Dazu auch eine Trinkflasche umzuhängen fürs heilige Land." Noch einfacher waren die Einkäufe armer deutscher Pilger, wie jenes Daniel Ecklin aus Aarau, der 1552 ins heilige Land reiste. Er kaufte nur eine Truhe mit einem Schloß, eine Schabrake, etwas Darm- und Bratwürste und „recht viel Biskoten, d. i. Brod zwei- oder dreimal gebacken, ist hart wie Stein, man mag es aber ein Jahr lang gut behalten, und dazu ein Fäßlein mit Wein, so daß er recht wohl auf einen Monat versehen war mit Speise und Trank." Die lange Zeit, die darüber hinging, bis man alle Reisebedürfnisse beschafft hatte und bis auch der Patron den Zeitpunkt zur Abreise für gekommen erachtete, vertrieben sich die deutschen Herren mit Gondelfahrten in Venedig, von einer Insel und Kirche zur anderen. Endlich hißte der Schiffsherr auf seiner vor dem Hafen weit ins Meer hinausliegenden Galeone zum Zeichen, daß man an Bord kommen könne, eine große Pilgerflagge auf. Dieses „Vexillum Dominorum peregrinorum sancti sepulchri" stellte auf weißem Grunde ein großes rothes Kreuz dar und flatterte auf dem Pilgerschiffe während der ganzen Reise immer zu oberst am Maste. Ihm zunächst, eine Stufe niedriger, kam dann das „Vexillum Dominorum Venetorum sancti Marci", gleichfalls weiß mit einem rothen Löwen darauf. Dann erst kam die Flagge des Papstes von himmelblauer Farbe mit einem grünen Eichenlaubzweige, goldenen Eicheln und den zwei apostolischen Schlüsseln. Und endlich ganz bescheiden zuletzt das „Vexillum Domini Patroni", die Flagge des Schiffscapitäns mit seinem Familienwappen und Schiffsemblemen.

In dieser Weise geschmückt, stach die Galeone ins Meer, unter dem Donner der Kanonen und dem Schmettern der Trompeter und Spielleute, von denen immer eine Anzahl an Bord war. Dazu sangen die Pilger ein altes, rührendes, schon seit den Kreuzzügen übliches deutsches Kirchenlied, welches so anfing:

„In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnade begehren wir,
Nun helf uns die göttliche Kraft
Und das heilige Grab! Kyrie eleison!"

Die Meerfahrt war meist mühselig und reich an Widerwärtigkeiten und Gefahren, dabei äußerst langsam. Man ging soviel als möglich längs der Küste von einem venezianischen Hafen zum anderen. Schon gleich in Istrien pflegte man in den drei Häfen Parenzo, Rovigno und Pola anzulegen; dann kam man nach Zara, Sebenico und Ragusa und dann so weiter von einer griechischen Insel zur anderen, die damals fast alle den Venezianern gehörten, so daß man wohl sechs oder sieben Wochen auf dem Wasser blieb, bis man die Berge des Libanon erblickte. In dem Schiffe lag Einer an dem Anderen in äußerst engen Räumen. „Da mußten sie von der Sonne gar große Hitze leiden. Und die Luft im Schiffe war so übel, daß man davon allein möcht krank werden. Auch sind außermaßen viel große Ratzen darin, die einem Nachts über die Mäuler laufen. Das Essen ist unlustig, das Fleisch hängt in der Sonne am Tauwerk. Das Brod ist steinhart, das Wasser übelriechend, der Wein warm, daß er vor Wärme raucht. Dazu die große Sorge der Lichter halber, mit denen die Schiffsleute gar unvorsichtig umgehen. Denn wenn Feuer auskäme, so ist in der Gallee Alles eitel Pech. Zu Zeiten wird man von Türken oder Raubschiffen gejagt, muß zu den Waffen greifen oder in einen befreundeten Hafen flüchten. Dann wieder begeben sich große Wetter und Winde mit Donner und Blitzen. So dann Schlafenszeit ist, und man rasten möchte, tanzen einem die Gallioten (Matrosen), die Nacht und Tag mit den Stricken hin- und herlaufen, auf den Füßen, oder die Kameraden reden, singen und schreien und machens nach ihrem Gefallen, sodaß man um den Schlaf gebracht wird. In Summa: wir hatten wenig Ruhe und ich weiß nichts Besseres auf'm Schiffe, denn die liebe Patientia." Am Tapfersten hielt Herzog Wilhelm selbst aus. Er nahm seinen Platz für Tag und Nacht nahe dem vorderen Mastbaume des Schiffes, wo er auf dem Decke sich sein Ruhebett hatte bereiten lassen. Denn andererseits hatte die Fahrt doch auch ihre nicht geringen Reize. Wie die mit Flaggen, Wappen, Schnitzwerk und Farben geschmückten, mit Segeln und mit Rudern ausgerüsteten und mit allerlei bewaffneter Mannschaft versehenen Fahrzeuge selbst viel bunter waren als unsere heutigen Schiffe, so war auch das Leben auf ihnen mannigfaltiger als heutzutage. Fast jeden Tag kam man zu einer anderen interessanten Stadt oder Insel, die man besuchen oder besichtigen durfte, und wo die venezianischen Beamten zu Ehren des hohen Gastes Freudenfeste gaben. War es ein durch seine Reliquien und Kirchenschätze berühmter Hafen, wie z. B. Rhodus, so versammelten sich alle Pilger auf Deck, stimmten ein frohes Lied an und segelten so singend in den Hafen ein, indem die Trompeter und Spielleute dazu bliesen. Diese ließen sich auch sonst an Bord des Schiffes häufig vernehmen, namentlich riefen sie dreimal am Tage, Morgens, Mittags und Abends, zur Mahlzeit, als ginge es zur Schlacht. Auch die Befehle der Commandeure wurden von Trompetenstößen begleitet. Dreimal am Tage war allgemeiner Gottesdienst: ein Crucifix wurde an einem Mastbaum befestigt, ein Altar mit brennenden Kerzen darunter errichtet und Messe gelesen unter Musikbegleitung. Wiederholt bekamen die Seefahrer Theile der venezianischen Kriegsflotte oder andere Pilgerschiffe zu Gesicht. In Rhodus trafen sie den Johanniter-Hochmeister Aubusson, den späteren heldenmüthigen Vertheidiger der Insel gegen Sultan Mahomet II., und die schöne Venezianerin Katharina Cornaro, die Adoptivtochter der stolzen Republik und nachmalige Gemahlin Jakob Lusignan's, Königs von Cypern.

Endlich, eines Frühmorgens, wurde den Pilgern der heißersehnte Anblick. Einer der Gallioten rief in den Schiffsraum hinein: „O Domini peregrini surgite et ascendite, ecce apparet terra, quam cupitis videre. Alles eilte auf's Verdeck. Da lagen denn vor ihnen die heiligen Berggipfel des Landes, welches heller glänzet und strahlet, als die Sonne selber. Die Priester traten an den Mastbaum und stimmten mit lauter Stimme den Ambrosianischen Lobgesang Te Deum laudamus an, die Laien fielen ein, Thränen in den Augen. In Jaffa, dem Hafen Jerusalems, wurde die Landung bewerkstelligt. Kaum daß die Pilger den heiligen Boden betraten, fielen sie auf die Knie und das Antlitz, küßten den Erdboden und erflehten in brünstigen Gebeten den Segen des Himmels. Palästina stand damals schon seit mehr als zwei Jahrhunderten unter der Herrschaft des Sultans der ägyptischen Mameluken. Wie alle muhamedanischen Beherrscher Palästinas, verboten auch die Mameluken die Pilgerfahrten der europäischen Christen nie gänzlich. War doch auch ihnen Jerusalem eine heilige Stadt und das Ziel von Wallfahrern! Auch Geld kam durch die fremden Andächtigen ins Land, da jeder Pilger 7—10 Ducaten Tribut zu entrichten hatte. War diese Zahlung erfolgt, so fand die Weiterreise über die Gebirge, und zwar auf Eseln statt. Unterwegs wurde namentlich in dem Franziskanerkloster Sion Rast gehalten. Hundert Ducaten schenkte Herzog Wilhelm den frommen Brüdern für sich und seine Gefährten. Den Höhepunkt religiöser Verzückung bewirkte bei den Pilgern der erstmalige Anblick Jerusalems, „dieser glorreichen Krone der ganzen Welt, deren den ganzen Weltkreis erfüllender Wohlgeruch die Gläubigen von allen Seiten herbeiführt". Die heiligste der heiligen Stätten, welche unmittelbar nach der Ankunft in Jerusalem von den Pilgern aufgesucht wurde, war die sogenannte Via dolorosa, der Leidensweg, den einst der Erlöser mit seiner Kreuzeslast gewandert war und der von der römischen Wachtstube, wo er mit Dornen gekrönt worden, nach Golgatha führte. Am Ende dieser Straße lag die heilige Grabeskirche, die aber meist verschlossen gehalten und nur an bestimmten Abenden geöffnet wurde. An jenem Wege benetzten unsere Pilger mit ihren Thränen „den Stein, da der liebe Herr Jesus bei seinen bitteren Martern von Ohnmacht unter dem Kreuze niedergesunken ist". Da wurde ihnen auch die Stelle gezeigt, da Maria und Johannes neben dem Kreuze gestanden haben, und ferner das Haus, „darin die heilige Veronica wohnte und da ihr Christus, unser lieber Herr, sein heilig Antlitz in ein Tuch getruckt hat", — und ferner des reichen Mannes Haus, „der allerwegen prächtig gelebet hat, und an dessen Tisch der arme Lazarus nicht einen Krumen Brot mochte finden", — und weiterhin in einer Ecke der Straße, wo ein Kreuzweg ist, „die Stelle, wo Simon von Cyrene unserm Herrn Jesu das Kreuz tragen half, da das Gedränge von dem gemeinen Mann so groß gewest ist, daß unser Herr davon schwach wurde. Daselbst ist auch die Stelle, da sich unser lieber Herr umgekehrt hat zu den Frauen von Jerusalem und sprach zu ihnen: »Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht um mich, sondern weinet über Euch und Eure Kinder.« Davon nicht fern zur rechten Hand, da ist eine Kapelle, welche die Heiden aber jetzt zerbrochen haben. Da ist die Stelle, da Maria vor dem Gedränge des gemeinen Volkes hinaufgestiegen ist, zu sehen, wie es Jesu gehen würde, und da sie sahe ihr gebenedeit Kind mit dem schweren Kreuze vor sie hinführen, da sank sie nieder und ward ohnmächtig.

Nahe dabei in derselben Straßen ist ein Schwibbogen über der Gasse, da gehen die Pilger unter hin. Darunter stehen zwei große Steine, auf denen Pilatus und der Heiland gestanden haben und wo Pilatus ihn den Juden weisete und sprach Ecce homo! Dieselbigen Steine hat die heilige Frau Helena, und Ehegattin Kaiser Konstantins, aus Pilati Hand genommen und dahin gesetzt zu Angesicht aller frommen Christenleute. So geht man durch den Schwibbogen fürder, und da ist zur rechten Hand die Schule der Heiligen Maria, wo sie, da sie noch ein Kind war, die Buchstaben und die Heilige Schrift erlernet hat." Es ist nicht möglich, unsern Pilgern überall hin zu folgen, ins Thal Josaphat, auf den Berg Zion, zur heiligen Grabeskirche, nach Bethanien u. s. w. Manche hochgepriesenen Orte, so die berühmte güldene Pforte, da Christus am Palmsonntag in Jerusalem einritt, fanden sie von den Heiden vermauert und von den Schildwachen der Mameluken besetzt; da durften sie nur von Weitem hineinblicken oder allenfalls die Mauern küssen. Unter ihren Ausflügen in die Nachbarschaft Jerusalems war einer der wichtigsten eine Wanderung nach Bethlehem im Süden der Stadt. Dahin ist unterwegs „die Stätte, da der Stern der heiligen drei Könige wieder erschien, den sie verloren hatten, dieweil sie in der Stadt Jerusalem waren. Gleich zu Anfang in Bethlehem ist eine schöne Kirche, in welcher der heilige Hieronymus 56 Jahre lang Mönch gewest ist, und in welcher er die Bibel aus dem Ebräischen ins Lateinische gebracht hat. Etwas weiter hin ist die Stätte, da sich die heiligen drei Könige bereiteten, als sie dem Jesukinde, dem neugeborenen Könige, ihr Opfer bringen wollten. Und nicht weit davon die prächtige Kirche über der Wiegenstätte des Heilands, wo einst seine Krippe stand, wo die friedlichen Hausthiere ihm ins Lager hineinschauten". Diese heilige Stätte hatte man in alten Zeiten mit einem in Marmorpflaster roth und grün ausgelegten Steine bezeichnet. In den folgenden Jahrhunderten wurde dieser Stein immer prächtiger herausgeschmückt, mit goldenen Strahlen versehen und zuletzt mit Diamanten besetzt. Bei diesem Stern sowie bei allen anderen besonders heiligen Stätten pflegten die Pilger verschiedene Kleinodien, die sie aus Deutschland mitgebracht hatten, hervorzuholen und ihnen durch eine Berührung mit dem verehrten Gegenstand einen besonderen Werth und eine heilige Weihe zu verschaffen. Auch ihre zurückgebliebenen Verwandten und Freunde in Deutschland pflegten ihnen Rosenkränze, goldene Ringe, Edelsteine und andere Pretiosen mitzugeben, um deren inneren Werth auf die besagte Weise im heiligen Lande zu erhöhen. So berichtet Peter Fabri in seinem Pilgerbuche: „Ich hatte ein ganzes Säckchen voll solcher Dinge, welche Freunde in der Heimath mir anvertraut hatten. Unter Anderem hatte mir der Bürgermeister Echinger von Ulm seinen Familiensiegelring zugelegt, den er von seinem Vater auf dem Sterbebette empfangen hatte, so wie dieser ihn von seinem Vater erhalten. Ich bestrich und berührte mit ihm überall fleißig die heiligen Stätten und Gegenstände im gelobten Lande, wohin ich kam. Der Ring war wohl über hundert Dukaten werth. Aber nach meiner Rückkehr schätzte ihn Bürgermeister Echinger in Ulm auf das Doppelte und Dreifache." Auch darauf waren die Pilger eifrig bedacht, Andenken an ihre Pilgerfahrt nach Hause mitzunehmen: am Strande aufgelesene Muscheln, Sand oder Erde der terra sancta, namentlich von dem uralten Kirchhof Jerusalems, genannt Hakeldama. Noch heutigen Tages trachten die Juden in Rußland und Polen, sich von der heiligen Erde dieses Kirchhofes zu verschaffen, um es unter ihr Sterbekissen zu legen. Im Thale Josaphat suchten die Pilger Steinchen auf, die nachher in Europa in Gold und Silber gefaßt wurden, am Oelberg und am Berge Sion lasen sie die Dornen und Stacheln von den Gebüschen ab, die ihnen als die Sprößlinge jener Dornbüsche galten, von denen einst die Dornenkrone des Heilands geflochten worden war. „Ich stand häufig vor Sonnenaufgang auf," berichtet Fabri, „und spazierte am Oelberg und im Thale Josaphat umher und sammelte da fleißig die Dornen von den Sträuchern und packte sie in Papierchen und Säcke und schrieb das Nöthige dazu."

Zu den gewöhnlichen Unternehmungen der Pilger im heiligen Lande gehörte auch eine Wanderung zum Todten Meer und zum Jordan. Dagegen kamen zum Berge Sinai nur sehr Wenige. Das Wichtigste bei der Jordanwanderung war das Bad in diesem Flusse, in dem einst Christus die Taufe empfangen hatte. Die Pilger badeten zumeist in voller Kleidung und ließen dann das Wasser auf den Kleidern an der Sonne trocknen, weil sie glaubten, daß die so getränkten Gewänder nachher in der Schlacht undurchdringlich würden wie ein eiserner Panzer. Auch Glocken wurden zum Jordan gebracht und eingetaucht und nachher in Deutschland auf die Kirchthürme gehängt, um diese vor Blitzschlag zu schützen. Namentlich wurde Jordanwasser in Gläsern und Flaschen mit nach Hause gebracht, obwohl die Schiffspatrone dies nicht gerne sahen, da die Venetianer den Aberglauben hatten, daß es den Schiffen Unglück bringe, wenn die Pilger Jordanwasser mit sich führten. Noch heutzutage gehen die mit echtem Jordanwasser gefüllten Flaschen vielfach als Weihgeschenke durch die ganze christliche Welt. Ein Tropfen solchen Wassers unter das Taufwasser gemischt, bringt dem Neugeborenen besonderen Segen. Auf dem Rückweg vom Jordan kamen unsere Pilger durch Jericho und zu dem Hohen Berge, auf dessen weißem Gipfel Christus vierzig Tage und Nächte gefastet hatte. Die Mehrzahl der Pilger blieb, von Hitze und Müdigkeit erschöpft, am Fuße des Berges zurück, aber Herzog Wilhelm stieg mit wenigen Begleitern hinauf. Nach ihrer Rückkehr nach Jerusalem besuchten die Pilger noch einmal die Heilige Grabeskirche. Außer dem heiligen Grabe selbst war in dieser Kirche die merkwürdigste Stelle die sogenannte „Mitte der Welt". Dies war ein durch einen runden, im Kirchenpflaster eingemauerten Stein bezeichneter Fleck, wo nach der damaligen naiven Vorstellung gerade das Centrum der Erdoberfläche sein sollte, die man sich bekanntlich als eine runde, flache Scheibe mit der Stadt Jerusalem in der Mitte vorstellte und auch auf den damaligen Landkarten so zeichnete. Den Schluß des Aufenthalts in Jerusalem bildete die Ertheilung des Ritterschlages. Diese Ceremonie wurde vorgenommen durch den Procurator des Franziskanerklosters vom Berge Sion, der hierzu vom Papst und Kaiser besonders bevollmächtigt war. Eine Stunde vor Mitternacht wurden die ritterlichen Candidaten in die Heilige Grabeskirche, und zwar an jenen den Mittelpunkt der Erde vorstellenden Stein geladen. Nach einer Ansprache über die Pflichten eines Ritters vom Heiligen Grabe erfolgte um Mitternacht der eigentliche Ritterschlag. Der Candidat warf sich betend an den Stufen des Heiligen Grabes nieder, der Procurator schnallte ihm die Sporen an, umgürtete ihn mit dem Schwerte, zog dieses aus seiner Scheide und schlug ihn dreimal über die Achseln im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Der so zum Ritter Geschlagene wiederholte dann dieselbe Procedur an einem Zweiten und dieser an einem Dritten u. s. w. Die Rückkehr nach Joppe geschah auf demselben Wege wie die Herreise. Als man von der Galeone aus die Pilger erblickte, „da freueten sich die auf der Galeone Zurückgebliebenen, empfingen ihren Herrn mit fröhlichem Geschrei und dreimal aufgeworfenen Fahnen, mit Trompeten, Posaunen und Kesselpauken". Als Alle auf dem Schiffe angelangt waren, ließ der Herzog das Te Deum laudamus anstimmen und dazu das beim Abschied von Palästina übliche Pilgerlied: „Nunc dimittis servum tuum, Domine!" In Venedig angelangt, kauften die Pilger namentlich noch schöne Gewänder, wie man sie damals nur in dieser Stadt haben konnte. In Deutschland wurden dann die Heimkehrenden mit lautem Jubel begrüßt. „Da wurde uns nun Allen" — berichtet der Leibarzt des Herzogs, der muthmaßliche Verfasser der Pilgerfahrtsbeschreibung — „um einen Rock wärmer ums Herz und als im Franken- und Thüringerland die Frauen und Jungfrauen uns entgegenkamen und uns empfingen mit einem löblich gesungenen Te Deum laudamus, da hörten wir das lieber, denn zuvor nie keines."

e—.

Bücherbesprechungen.

— D. Theodor Zahn, Die Dormitio Sanctae Virginis. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme), 1899. 80 S. — Die vom deutschen Kaiser den Katholiken geschenkte dormitio, das angebliche Wohnhaus der Maria, liegt auf dem Westhügel der Stadt, in der Nähe des coenaculum, in welchem die Abendmahlsstiftung soll stattgefunden haben. Zahn führt nun den kirchengeschichtlichen Nachweis, daß ganz wahrscheinlich Jesus in dem Hause einer andern Maria, der Mutter des Johannes Markus, unseres Evangelisten, das Abendmahl gehalten hat, sowie daß dieses Haus eine Versammlungsstätte der ersten Christen war. So würde also die Ueberlieferung vom Wohnhause der Mutter Jesu auf einer Verwechselung beruhen, vorausgesetzt, daß die andere Maria wirklich an der Stätte der jetzigen dormitio wohnte, wo-

für die Tradition jedoch keinen bestimmten Anhalt bietet. In summa: die Katholiken haben das Haus der Maria, aber Maria hat nicht darin gewohnt. J. J.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie III, 3: Wurm, Religionsgeschichtliche Parallelen zum Alten Testament; Blaß, Textkritische Bemerkungen zu Markus. 1,60 ℳ — Gegenüber dem Evolutionsdogma, nach welchem alle Religionen, einschließlich der christlichen, sich aus dem Zustand der ursprünglichen Unvollkommenheit nur in langer geschichtlicher Entwickelung allmälig läutern und bilden, erhebt bekanntlich die Bibel die erhabene Behauptung, daß Gott die Menschen nach seinem Bilde, also mit ursprünglicher Anlage zu reiner Gotteserkenntniß geschaffen hat. — Verfasser geht nun den Stimmen der Völker nach, um diesen angeborenen Wahrheitsbesitz unter den Heiden nachzuweisen, freilich in einer wissenschaftlichen Ausrüstung, die nicht ganz auf der Höhe steht. Was er z. B. über die babylonische und ägyptische Religion sagt, hätte schon von 40 Jahren richtiger und reichlicher ausgedrückt werden können. — In gewohnter Meisterschaft giebt Blaß auf Grund der syrischen und lateinischen Handschriften äußerst scharfsinnige textkritische Noten zu Markus. Von Dalmann's Vorschlag, den Text der Reden durch Rückübersetzung in das Aramäische zu verbessern, hält Verfasser nicht viel, während wir die Ueberzeugung haben, daß Dalmann hier einen entscheidend wichtigen Weg eingeschlagen hat. Von Blaß, dem kundigen Quellenerforscher der Apostelgeschichte, erwarten wir noch viel in derjenigen Abtheilung der theologischen Wissenschaft, die man für Kärrnerarbeit hält — ich meine die Textkritik —, wiewohl sie nur Einer üben kann, der königliche Gedanken hat. J. J.

— Henne am Rhyn, Antizarathustra. Titel, Altenburg, 1899. X u. 166 S. — Der bekannte Culturhistoriker will in der Zeit der nimmer endenden Nietzschebücher nicht Eulen nach Athen tragen: er weist in den Werken des unglücklichen Denkers der Reactionäre das allem geschichtlichen Fortschritt, aller sittlichen Wandelung Hohn Sprechende seiner Lehre nach. Wir meinen, mit diesem Nachweis hat sich Verfasser ein deutsches Verdienst erworben, und auch die Anhänger müssen zugeben, daß das Gute nicht neu (Darwin) und das Neue als Weltumbildungsprincip nicht verwerthbar ist. Mag immerhin Nietzsche noch ein paar Jahre in den Köpfen einer jeunesse dorée weiter spuken — das Volk wird er nie auf seiner Seite haben, trotz seiner ausdrücklichen Versicherung: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra.“ — Eins ist uns unangenehm in diesem Buch, wie in allen Werken des vielgelesenen Autors: die kollernde Wuth gegen Orthodoxie und Pfaffenthum. Kann man immer noch nicht einsehen, oder will man nicht einsehen, daß nicht die Orthodoxie, sondern der Unglaube bornirt ist, darum „bornirt“, weil er seinen „beschränkten“ Unterthanenverstand über Alles im Himmel und auf Erden setzt. — Hingegen ist auch im Antizarathustra die geistvolle, dem Gegner mit gleich geschliffenen, glänzenden Waffen zu Leibe rückende Form ein wirklicher Schmuck des Buches. — Wir geben zum Schluß dem Leser eine Selbstkritik des Philosophen über sein Hauptwerk: „Heil mir, du kommst (sein abgründlicher Gedanke), ich höre dich! Mein Abgrund redet, meine letzte Tiefe habe ich ans Licht gestülpt. Heil mir! heran! Gieb die Hand — — ha! laß! haha! — — Ekel, Ekel, Ekel — — wehe mir.“ — Erschütternder ist nie die *ἀπάτη τῆς ἁμαρτίας*, der Betrug der Sünde, geschildert worden. J. J.

— Anthropogeographie. Erster Theil: Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Von Dr. Friedrich Ratzel, Professor der Geographie an der Universität Leipzig. Zweite Auflage. (Bibliothek geographischer Handbücher, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Georg v. Boguslawski, weil. Sectionsvorstand im Hydrographischen Amt der kaiserl. Admiralität in Berlin, und 12 andern Fachgelehrten.) Stuttgart, J. Engelhorn, 1899. XVIII, 604 S.; 8°. Preis: 14 ℳ — Wenn man, wie ich, unsern Leipziger Geographieprofessor für einen der originellsten Denker hält, die das große Gebiet der Geographie im weitesten Sinne des Wortes heut zu Tage aufzuweisen hat, so wird es nicht auffallen, wenn ich bekenne, daß mich beim Erscheinen eines neuen Werks von Friedrich Ratzel als erste Gefühle aufrichtiger Dank und herzliche Freude erfüllen. Niemand wird das als unpassende *προσκύνησις* bezeichnen, wer nur einmal Gelegenheit gehabt hat, durch persönlichen oder auch nur schriftlichen Verkehr mit Ratzel in seiner Auffassung vom Werdegang und Zusammenhang aller Dinge innerlich gefördert worden zu sein. Dies Gefördertwerden hat seine Hauptursache darin, daß, wie gerade das vorliegende Buch deutlich von Neuem beweist, sein Verfasser niemals ausruht: er kann sich nie genug thun, hält nie die gethane Arbeit für abgeschlossen, sucht immer wieder Gedankenaustausch mit Freunden und Schülern, läßt unbedenklich Mangelhaftes fallen, sobald es durch besser Gegründetes ersetzt werden kann, füllt früher offen gelassene Lücken aus — kurz: sein wissenschaftliches Arbeiten ist ein mit Händen zu greifendes Fortschreiten. Und nichts belegt die Wahrheit der Behauptung vom hohen Stande deutscher Forschung besser als das allmälige, aber in geometrischer Progression steigende Wachsthum der Anerkennung, die unserem Autor in Jahren angestrengten Mühens erblüht ist. Seit Anfang der 80er Jahre, wo Ratzel noch als tastender und versuchender Schüler Moritz Wagner's die ersten Früchte seiner Arbeiten auf anthropogeographischem Felde hat ernten dürfen, ist die Zahl Jener, die sich mehr oder weniger als von ihm beeinflußt bekennen oder unfreiwillig als solche erkannt werden, stetig gewachsen; heute hat die Literatur darüber dermaßen an Umfang, Breite und Tiefe gewonnen, daß zu ihrer Bewältigung allein schon ein gut Stück Gelehrtenfleißes gehört. Es wäre eine interessante Aufgabe, an der Hand der ersten Auflage des 1. Bandes der „Anthropogeographie“ Schritt für Schritt zu verfolgen, inwiefern sich des Verfassers Anschauung und Wissen verändert, will sagen: vertieft hat; doch gedenke ich, ihr mich an anderem Orte, wo mir mehr Raum zur Verfügung steht als hier, nächstens zu unterziehen. Heute will ich den großen Leserkreis unserer Zeitung nur noch kurz von dem unterrichten, was die zweite Auflage in ihrem 1. Bande bietet. Nach einer knappen Einleitung über die Einheit des Lebens und die der Erforschung der Verbreitung des Lebens auf Erden sich widmende Wissenschaft der Biogeographie erörtert Ratzel die Aufgaben und Methoden der von ihm eigentlich erst erfundenen, mindestens neu entdeckten und zu allgemeiner Anerkennung erhobenen Disciplin der Anthropogeographie; dabei spricht er über die Entwickelung der Ansichten über den Einfluß der Naturbedingungen auf die Menschheit, über den Menschen und seine Umwelt, über die Völker und ihren Boden, über das menschliche Element in der Geographie und deren Stellung zur Geschichte, endlich über die Aufgaben und Methoden der Anthropogeographie selbst. Der zweite Abschnitt handelt — hier beginnen Erörterungen einzusetzen, deren Gegenstände uns bereits in der „Politischen Geographie“ theil- oder andeutungsweise begegnet sind — über die geschichtliche Bewegung; er gliedert sich in die Unterabtheilungen: die Beweglichkeit der Völker, Art und Stärke der Völkerbewegungen, Ursprung, Richtungen und Wege der Völkerbewegungen und die Differenzirung in der Bewegung. Der 3. Abschnitt, betitelt „Lage und Raum“, setzt sich aus den beiden Capiteln „Die Lage“ und „Der Raum“ zusammen; im vierten Abschnitt ergeht sich Ratzel über eins seiner Lieblingsthemen: die Grenze und ihre Eigenschaften (Grenze und Küste). Dann folgen die von der Verarbeitung umfassenden Stoffs zeugenden und oft in Nachbardisciplinen eingreifenden Abschnitte über die Erdoberfläche (das Wasser: Meer, Flüsse und Seen; Festländer und Inseln; Höhen, Tiefen und Formen des Bodens) und über die Lebewelt der Pflanzen und Thiere, soweit sie in Beziehung zum Menschen steht. Den Schluß des eigentlichen Inhalts bildet der siebente Abschnitt über das Klima, seine Wirkungen und Einflüsse auf die Menschheit. Besonders werthvoll in dem Eingangs angedeuteten Sinne will mir der Anhang erscheinen: er bringt eine Uebersicht der Schriften, die durch Ratzel's „Anthropogeographie“ hervorgerufen worden sind oder auch nur einzelne Partien daraus kritisch oder weiterbauend behandelt haben. Willkommen ist die Beigabe eines zuverlässigen Registers. Die Belege zu dem von Ratzel Gebotenen sind, seiner Gepflogenheit gemäß, einem jeden Abschnitt selbständig angegliedert, so daß der Fluß der Ausführungen selbst niemals unterbrochen wird. Ht.

— Katalog der Freiherrlich von Lipperheide'schen Sammlung für Kostümwissenschaft, mit Abbildungen. Dritte Abtheilung: Büchersammlung. Erster Band, Lieferung 10/11. Berlin, Franz Lipperheide, 1899. S. 433—528; groß 8°. Preis: 2 ℳ — Eine weitere Fortsetzung des sehr verdienstvollen Unternehmens (vgl. Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 29 vom 9. März 1899, S. 116). Nach Abschluß des ersten Bandes gedenke ich seinen Inhalt eingehender zu besprechen. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 87. Sonnabend, den 29. Juli, Abends. 1899.

Die Bilderschriften der Naturvölker.

Von Dr. K. Th. Preuß.

Die Anfänge der Schrift sind mit denen der bildenden Kunst so enge verwandt, daß die Betrachtung der einen nothwendig zur Klärung der andern beiträgt. Die Kunst als etwas Ideelles, die Bilderschrift als etwas Praktisches erweisen das alte Gesetz, nach welchem die Befriedigung materieller Bedürfnisse die Anregung zur spielenden Bethätigung der geistigen Kräfte in sich schließt. In dem Leben der meisten Naturvölker nimmt die darstellende Kunst und ihre Verwandte, die Bilderschrift, einen so hervorragenden Platz ein, daß sie neben der Sprache oft den wichtigsten Theil der ethnologischen Forschung bilden. Deshalb ist man jetzt zu genauer Analyse dieser Erscheinungen fortgeschritten, während sie früher willkürlich theils als Bilderschrift, theils als Ornament im Sinne von Verzierung, Schmuck angesprochen wurden. Natürlich ließ sich vom ästhetischen Standpunkt nicht viel mehr darüber sagen, als es sei viel oder wenig davon vorhanden, es sei schön oder unschön, naturgetreu oder stilisirt. Ein gemeinsamer Ausgangspunkt für das Zeichnen und die Schrift ist die Gebärdensprache, die durch den häufigen Verkehr fremdsprachlicher Stämme und auch ohne diesen überall zu hoher Ausbildung gelangt ist. Karl von den Steinen erzählt, daß die Bakairi der Xingu-Quellflüsse ihm ein Thier durch Gebärden und, wenn das nicht gelang, durch eine Zeichnung im Sande zu verdeutlichen suchten. Ebenso geben die Bilderschriften der nordamerikanischen Indianer und der Eskimo sehr oft — und wie sollte es anders sein? — diejenigen Gebärden wieder, deren sie sich im Leben bedienen. Der eine Arm einer menschlichen Figur ist z. B. gewinkelt und die Hand nach der Brust gerichtet, der andere deutet irgendwohin, d. h. der Schreiber sagt von sich, er gehe dorthin. Das Anlegen der Hand an den Kopf bezeichnet Schlafen, das gleichzeitige Aufheben eines oder mehrerer Finger der anderen Hand, er habe unterwegs eine, zwei oder mehr Nächte verbracht. Die Hand am Mund bedeutet essen; die seitwärts ausgebreiteten Arme: „es ist nichts da“. Hat nun eine Figur die eine Hand am Munde, während die andere auf eine Hütte deutet und eine zweite Figur die Arme seitwärts ausstreckt, so heißt das: wir haben in der Hütte nichts zu essen. Der Ausdruck für Hunger liegt bei den Indianern in der Bewegung der Hände nach den Seiten des Körpers und nach rückwärts, um das nagende Gefühl zu bezeichnen. Liegt nun Jemand mit der entsprechenden Haltung der Hände horizontal da, so besagt das Bild, er ist vor Hunger gestorben. Eine andere Figur mit ausgebreiteten Armen daneben: — „es ist nichts da“ läßt an dem Vorgang keinen Zweifel aufkommen. Es wird nun leicht verständlich, wie die Zeichenkunst und die Bilderschrift einen gemeinsamen Ausgang gehabt haben. Thier und Mensch flößen dem Naturmenschen das meiste Interesse ein. Schildert er sie in der Gebärdensprache, so ahmt er mit Vergnügen ihre Haltung nach, er copirt ihre Laute und thut dabei oft mehr, als der Zweck der Verständigung erfordert. Selbst wo die Sprache derartige mimische Kunststücke unnöthig macht, führt er sie oft aus ästhetischem Wohlgefallen aus, und ebenso wird aus der Zeichnung des menschlichen oder thierischen Körpers, die er anfangs aus Nothwendigkeit anfertigte, eine Spielerei, eine Kunst. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man vielfach auf diese Art zu der Neigung, die interessirenden Gegenstände darzustellen, kam. von den Steinen fand die Sandzeichnungen zur Unterstützung der Gebärdensprache sogar bei einem Volk, den Bororó, die absolut keine andern Zeichnungen machten und überhaupt keine Kunst besaßen. Daraus geht hervor, daß jene primitiven Ausdrucksformen der Mittheilung nicht etwas Secundäres waren. Wie die Schulbuben gern einen Bretterzaun oder eine andere passende Fläche bemalen, so findet man ganze Felswände von Einritzungen der Generationen bedeckt, die dort gerastet haben und zum Zeitvertreib und zur Verewigung nach Art unserer Touristen Thier- und Menschenbilder aufzeichneten. Es ist freilich nicht immer mit Sicherheit festzustellen, ob wir es hier mit „ästhetischen“ Kritzeleien oder mit Bilderschrift zu thun haben, durch die ein Denkmal gesetzt oder eine Nachricht übermittelt werden sollte. Da hilft uns oft der Umstand, daß Bilderschriften gewöhnlich abgekürzte Zeichen enthalten, die mit der ästhetisch bevorzugten Körperlichkeit nichts zu thun haben, wie Wege, Flüsse, Hütten, Zahlen in Gestalt von Strichen und Punkten u. dgl. m. Dazu kommen die vorhin erwähnten Gebärdenzeichen, an denen dem Kunstfreund nichts liegt, und eine gewisse Regelmäßigkeit des Ganzen. Neben den naturalistischen, von guter Beobachtung zeugenden Darstellungen, die merkwürdiger Weise besonders bei tiefstehenden Völkern, wie den Buschmännern und Australiern, eine gewisse Vollendung erreichen, stehen unvermittelt die stilisirten oft „religiösen“ Bilder höher entwickelter Stämme. Künstlerisch liegt jedenfalls kein Fortschritt in den letzteren, und wir können sie nicht als eine Entwickelung oder Umwandlung einer früheren Stufe erklären, die sich unter irgendwelchen Einflüssen vollzogen habe. Man hat gesagt, daß die primitivsten Völker als reine Jägerstämme einen besonderen Blick für ihre Beute, die Jagdthiere, gehabt hätten. Allein bei den elenden Botokuden und Feuerländern z. B. findet man keine Spur von bildender Kunst. Daß ferner der Fortschritt in den religiösen Vorstellungen eine Umwälzung in der Kunst hervorgerufen habe, läßt sich nicht erweisen. Das frühzeitige Generalisiren taugt hier nichts. Wir müssen uns damit bescheiden, naturalistische und stilisirte Kunst als nebeneinanderstehend zu betrachten. Wenn man den Vorfahren Statuen errichtete, so geschah es nicht aus künstlerischem Antrieb zu pietätvoller Erinnerung, sondern weil man ihnen einen bestimmten Zusammenhang mit der abgeschiedenen Seele zuschrieb. Man konnte dort die Gaben hinlegen, die man dem Todten zukommen lassen wollte oder die ihm als Schutzgeist gebührten. Ein Pfahl mit einem rohen Gesicht genügte dazu: man hatte dann den wesentlichsten Theil des Verstorbenen, den Mund, den man mit Fett und Blut als Opfergaben beschmieren konnte. Ebenso geschah es mit den Göttergestalten, die sich aus den Vorfahren entwickelten, und wollte man eine Unterscheidung der Einzelnen herbeiführen, so geschah es durch eine Ausstattung, welche die Mythologie an die Hand gab. Da der Zweck stets die Hauptsache blieb, so konnte sich dadurch nur eine stilisirte Kunst entwickeln, wenn auch die Freude an den Formen allmälig hinzukam. Größere Anregung zu künstlerischer Darstellung boten die Gestalten der mannigfachen Totemthiere, von denen die Geschlechter abstammten, oder mit denen der Ahnherr ein besonderes Abenteuer gehabt hatte. Sie und andere mythologische Thiere wurden an allen Geräthen angebracht, auf den Körper gemalt und tättowirt, in den Masken bildlich dargestellt. War es da ein Wunder, daß man, nur um mit Sicherheit jedes Thier erkennen zu können, besonders charakteristische Theile derselben hervorhob oder gar statt des ganzen Thieres gebrauchte? Verfällt der religiöse Gedanke und die Erinnerung an die Gestalten der Mythologie, wie es bei vielen Naturvölkern nachzuweisen ist, so drängt sich allmälig die naturalistische Auffassung ein. So viel ist klar, daß in den Anfängen der religiösen Kunst die Andeutungen die Ausführung des Dargestellten bei Weitem überwiegen, weil der künstlerische Trieb

vor dem Zweck, dem die Gestalten dienen sollen, zurücktritt. Mit vollem Rechte darf man daher in diesem Falle von einer Bilderschrift sprechen, aus der sich ganz wie aus der Zeichnung der Gebärdensprache einerseits die Kunst, andererseits die bewußte Bilderschrift sondern. Wie spät dieses oft geschieht, sieht man z. B. an den zahlreichen mexicanischen Bilderschriften und Götterdarstellungen. Die ersteren, meist astrologisch-kalendarischen Inhalts, kennzeichnen unter Anderem jeden einzelnen Gott des vielköpfigen Olymps und seine Stellung in demselben durch zahlreiche Symbole so genau, daß der Kundige seine Beziehungen zu den Tagen und Wochen des Jahres und den jährlichen Festen ablesen kann. Die bunten Bilder, die diesem Zwecke dienen, darf man aber nicht als ästhetisches Bilderbuch betrachten. Anders ist es vielleicht schon mit den lebensgroßen Darstellungen der Tempelgemälde, trotzdem sie denselben Typus wie die Bilderschriften der Codices haben und sich inhaltlich nicht viel von ihnen unterscheiden. Aber sie waren besonders sorgfältig gemalt und sollten auf den Beschauer zugleich als Schmuck wirken und den Eindruck des religiösen Inhalts verstärken. Es ist nicht anzunehmen, daß die Mexicaner ihre Götter so vorgestellt haben, aber der Anblick ihrer Machtbefugnisse, ihrer typischen Ausstattung und der daraus sich ergebenden Pflichten der Menschen mußte auf die Sinne Eindruck machen. In den Steinbildnissen, Masken und Thonfiguren endlich sieht man schon mehr liebevolle Ausführung der Gestalten selbst, obwohl auch da die Symbolik die Hauptsache war. Wo eine besondere Bilderschrift sich nicht entwickelt, scheint die künstlerische Ausgestaltung der religiösen Symbolik eine schnellere zu sein, wie z. B. bei den Indianern der Nordwestküste. Endlich berühren sich Bilderschrift und Kunst auch in der Entstehung des sogenannten geometrischen Ornaments. Es ist sicher erwiesen, daß dieses nirgends aus der Freude an regelmäßigen Linien und Gebilden entstanden, sondern wie die realistische und religiöse Kunst ursprünglich Begleiterscheinung einer zu andern Zwecken vorgenommenen Handlung gewesen ist. In selteneren Fällen ist sie durch die Technik hervorgebracht, z. B. beim Flechten von Körben, bei der Herstellung von Thontöpfen u. dgl. m. Meistens aber geht das geometrische Ornament aus einer Aneinanderreihung realer Gestalten, von Menschen und Thieren oder deren Theilen hervor, die allmälig immer schematischer gezeichnet und so vereinfacht werden, daß scheinbar willkürlich construirte Muster, Kreuze, Spiralen, Mäander, Rhomben, Dreiecke u. dgl. m. entstehen. Da häufig die Zwischenformen, durch die der Weg zum reinen Ornament hindurchgegangen ist, gleichzeitig mit den einfachen Formen dargestellt werden, so ist die beschriebene Entwickelung oft einwandfrei zu erweisen. Das geometrische Ornament setzt also schon eine gewisse künstlerische Bethätigung als gegeben voraus und ist die späteste der Kunstgattungen. Von einer Art Bilderschrift kann man hier nur reden, wenn man mit der Darstellung irgend eines Gottes, einer Todtenfigur od. dgl. m. in religiöser Absicht ganze Flächen bedeckte. Da aber mit zunehmender Einfachheit der Figuren der Sinn leicht verloren ging, so dürfen wir vermuthen, daß die Bilderschrift mindestens da keine Rolle mehr spielt, wo aus verschiedenen Gestalten dieselben einfachen Linien entstanden sind, so daß es nicht mehr möglich ist, die Urbilder auseinanderzuhalten. Denn es ist klar, daß allenthalben aus ganz heterogenen Gebilden ähnliche oder dieselben „geometrischen" Ornamente hervorgehen müssen. Profane Bilderschrift dieser Gattung kann man sich nicht gut vorstellen, weil die systematische Aneinanderreihung von Objecten von vorneherein einen Spieltrieb, ein ästhetisches Vergnügen voraussetzt, während ein „religiöses" Motiv als ein Symbol von innerer Kraft oder wenigstens von Bedeutung nicht oft genug dargestellt werden kann. Doch sind die Untersuchungen darüber noch nicht abgeschlossen.

Neuerdings ist noch eine vierte Art Bilderschrift bei den Negrito der Halbinsel Malaka gefunden worden, deren Princip darin besteht, daß man neben wirklichen einfachen Bildern der zu bezeichnenden Gegenstände senkrechte, schräge, gewinkelte und andere einfache Liniengruppen benutzt, um nicht gut darstellbare Objecte zu fixiren. Es ist also im Wesentlichen eine verabredete Geheimschrift, nur mit dem Unterschied, daß der Reichthum der Zeichen allmälig wuchs und dazu die Linien der schon vorhandenen Bilder gebraucht wurden, an die man sich anlehnte. Dabei ist nicht sicher festzustellen, wo die Bilderzeichen aufhören und die willkürlichen, mehr oder weniger mnemonischen Elemente anfangen. Es handelt sich in diesem Falle um medicinische Zauberbilderschriften, die in den oberen Theil der von den Negritofrauen getragenen Kämme geritzt werden. Sie sollen die Trägerinnen vor bestimmten Krankheiten schützen und liefern, wenn die Krankheit doch eingetreten ist, das Recept für die Heilung. Ersteres ist also eine Zauberwirkung, die vielleicht der Hauptbeweggrund war, willkürliche Zeichen einzuführen, wo das Bild versagte. Letzteres dagegen erfordert das Vorhandensein einer Schrift, durch welche Gedanken übermittelt werden können. Der Inhalt ist folgender: In einem breiten mittleren Streifen ist die Krankheit dargestellt, indem u. A. gewöhnlich der Körpertheil angedeutet ist, der der Sitz des Leidens ist. Zwei schmälere Streifen darüber enthalten Muster bestimmter Blumen, welche in Wasser umgerührt einen heilenden Trank liefern. Die anderen gemusterten Räume enthalten die Zeichen für Ersatzblumen, die ebenso, aber mit geringerem Erfolg zur Heilung verwandt werden, wenn die Hauptblumen gerade nicht zu erlangen sind. Die Ersatzblumen sind aber nur irgend welche Hauptblumen für die Krankheiten anderer Kämme, so daß hier keine neuen Muster nothwendig sind. Wenn man bedenkt, daß 140 so gemusterte Kämme zum Schutze gegen 70 Krankheiten und deren Variationen existiren, daß also 140 Krankheits- und 280 Blumenmuster zu erfinden nothwendig waren, so wird man sich einen Begriff von der Bedeutung dieser Einrichtung im geistigen Leben der Negrito machen. Dazu kommt, daß noch weit mehr Muster ähnlicher Art für die Männer existiren.

Bücherbesprechungen.

— Arthur Chambers, Unser Leben nach dem Tode. Nach der 35. Auflage des Originals übertragen von Gräfin Ida Schwerin. Leipzig, Paul Spindler. XII und 180 S. Eleg. gebdn. 4 ℳ 50 ₰. — Merkwürdig ist es, daß gerade die amerikanische und englische Theologie mit ihrer starken Neigung für das Sociale und Actuelle in der Lehre von den letzten Dingen für die Gegenwart tonangebend sind. Und wir bekennen mit Freuden, daß bei einer so maßvollen und nüchternen, dabei meisterhaft lebendigen Art, wie Chambers die Geheimnisse der Ewigkeit behandelt, allerdings in strenger Gebundenheit gegenüber der heiligen Schrift, eine wirkliche Förderung der religiösen Erkenntniß, auch für den gebildeten Laien, für diesen schwierigsten aller Glaubensartikel möglich ist. Am eingehendsten wird der Zwischenzustand der Seele von ihrem Scheiden aus dieser Welt bis zum jüngsten Tage erörtert. Wenn irgendwo, thut hier ein gründliches Umlernen noth. Nach der volksthümlichen Meinung verwest der Leib nach dem Tode, während die Seele sofort in den Himmel oder in die Hölle kommt. Nun hat Luther in unserer deutschen Bibel sowohl die Gehenna, die jüdische Hölle als Ort der Ausgestoßenen, als die Sche'ol, im griechischen N. T. Hades genannt, die Stätte, in welcher die Seelen bis zur letzten Entscheidung verharren, mit „Hölle" übersetzt. Dadurch ist die Verwirrung groß geworden. Wie soll man Jesu Verheißungswort am Kreuze „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein" mit den Worten des zweiten Artikels „niedergefahren zur Hölle" in Einklang bringen? — Chambers entwickelt nun in einwandfreier Weise, daß die Seelen der Menschen nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift in einem Zwischenzustand bis zum jüngsten Tage sich weiterentwickeln werden: die Athanasie des Menschen, Auferstehung des Fleisches, ist ein Geschenk der über den Tod hinaus sich entwickelnden Liebe Gottes. Eine Wiederbringung aller Menschen (apocatastasis) wird vom Verfasser als schriftwidrig verworfen, dagegen gestattet er sich die kleine Häresie, ohne Bibel aus dem Begriff der Liebe Gottes heraus die schließliche Vernichtung der Unseligen zu behaupten. „Wenn der letzte Heller bezahlt ist, folgt das ewige, tiefe Schweigen des andern Todes." Wir bekennen, daß uns dieser Gedanke mindestens sehr bedeutsam erscheint. Gewagter ist es, wenn Verfasser den Missionsbefehl „prediget aller Creatur" auf den Ort der Abgeschiedenen ausdehnt: die Kirche hat jenseits des Grabes nach evangelischer Auffassung keine Machtbefugnisse. — Wir empfehlen das mit einem Geleitswort von D. Fricke versehene Buch allen Denen, welchen gründliche Orientirung über die Bibel ebenso zur allgemeinen höheren Bildung gehört wie Goethe, auf das Allerwärmste aber Denen, welche trotz ihrer christlichen Grundstimmung gegenüber dem Wohin? eine Lenau'sche Bangigkeit nicht verhehlen können. Wie licht und schön sieht sich jene Welt an, wie schwinden die letzten Zweifel an der Liebe und Gerechtigkeit Gottes, wenn uns jene andre Welt in ihrer ewigen unerschöpflich reichen Bewegung vor

die Seele gestellt wird. Die feiernde Gemeinde am Sonntag in der Kirche ist im höchsten Sinne activ: das gilt auch von der Gemeinde des ewigen Sabbath in der höheren Welt. J. J.

— Prof. D. H. v. Soden, Palästina und seine Geschichte. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. 112 S. und 2 Karten. 1 M. 15 ₰ — In blühender und für die biblische Heimath glühender Sprache giebt Verf. ein Bild vom alten Palästina auf Grund vorzüglicher Kenntnisse, soweit nicht das biblische Alterthum in Frage kommt — warum unterdrückt z. B. Verf. die wichtigen Tel el Amarnahfunde, aus denen wir ein klares Bild über Palästina 1400 v. Chr. gewinnen —, um uns sodann in das gegenwärtige Palästina auf Grund eigener Eindrücke und Anschauungen zu führen. Ob das heilige Land wirklich ein Dollmetsch des Christenthums ist, oder — wie Renan sagt — ein fünftes Evangelium, möchte ich sehr bezweifeln: in archäologischer Beziehung ein Anschauungsmittel vortrefflichster Art, aber das Land, da im christlichen Sinne Milch und Honig fließt, ist nach dem Willen Gottes von der Bildfläche verschwunden. J. J.

— M. Heß, Rom und Jerusalem, die letzte Nationalitätsfrage. Zweite unveränderte Auflage. Leipzig, M. W. Kaufmann, 1899. VIII u. 201 Seiten. — Dies merkwürdige Buch erschien vor 40 Jahren! warum man es nicht hat ruhig liegen lassen, weiß ich nicht. Actuellen Werth hat es ganz gewiß nicht. Sein Haupt- und Leitsatz ist: Israel muß eine nationale Wiedergeburt feiern; jüdische Religion ist jüdischer Patriotismus. „Jeder Jude hat Stoff zu einem Messias, jede Jüdin zu einer mater dolorosa.“ Wie veraltet das Gewand des Buches ist, mag ein einziger Satz beweisen: „Der Deutsche hat eine zu universelle Geistesrichtung, um sich für Nationalitätsbestrebungen in der rechten Weise, ohne Affectation, begeistern zu können.“ Das Christenthum wird eine Religion des Todes genannt, die „an der Schwindsucht darniederliegt“. Und so geht das fort, dazwischen immer wieder die Cantilene vom gelobten Land. Auch in formaler Beziehung kann man das Buch nicht loben. „In den antinationalen theoretischen Humanitätsbestrebungen sehe ich, gelinde ausgedrückt, mehr Idealismus, als Realität.“ Das ist, gelinde ausgedrückt, doch starker Tabak! J. J.

— Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel, Professor am eidgen. Polytechnikum in Zürich. Mit zahlreichen Illustrationen. Erster Band. Verlag von Schmid & Franke in Bern und F. Payot in Lausanne, 1899. 598 S.; groß 8°. Preis: 18 M. — Zu den Leuten, die ein hübsches Bilderbuch unbesehen als „wahres Hausbuch, unentbehrlich für die deutsche Familie“ bezeichnen, gehört Ref. nicht; vielmehr glaubt er sich den ernsthaften Kritikern zuzählen zu dürfen. Um so aufrichtiger ist aber dann auch seine Freude, wenn er — es passirt selten genug — erklären kann: hier haben wir ein wirklich gutes Erzeugniß unsers tintenklexenden Saeculums vor uns — kauft, und ihr werdet das Urtheil selbst freudig bestätigen! Solch ein angenehmer Fall liegt heute vor. Seippel's „Schweiz“ gehört zu den wenigen Werken, denen eine große innere Tüchtigkeit innewohnt; durch derartige Bücher wird unser Wissen nicht nur an sich bereichert, sondern auch vertieft. Ich muß bekennen, daß ich von dem neuern Werdegange der Schweiz, diesem internationalen Culturdurchgangslande κατ' ἐξοχήν, bisher nicht sonderlich viel gewußt hatte; nun aber habe ich nicht blos eine Menge von Einzelheiten — z. B. die 1838er Episode Napoleon's III. — hinzugelernt, sondern auch von der Rolle, die heute die Schweiz spielt und zu spielen berechtigt ist, eine viel höhere Auffassung erhalten. Darum lege ich die Lectüre dieses Buches unsern Lesern angelegentlichst an's Herz: ich meine nicht allein die, die durch irgendwelche Bande des Blutes oder Glaubens mit jenem Lande verbunden sind (Dufour, Eynard, Pourtalès, Steiger), sondern alle Gebildeten, die unsere gegenwärtige Cultur, ihre Wurzeln und Früchte, ihren Einfluß und ihr Beeinflußtwerden von einer höhern Warte aus zu erfassen bestrebt sind. So glaube ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Mehrzahl von uns immer noch daran gewöhnt ist, die Schweiz und ihre Bevölkerung als ein Anhängsel Deutschlands zu betrachten — aus Seippel's Sammelwerk wird er gründlich eines Andern, Bessern belehrt werden. Im Julihefte der Deutschen Rundschau stellt der Berner Ludwig Stein für den von ihm erträumten „Culturstaatenbund“ die schweizerische Eidgenossenschaft als Muster hin, weil in ihr Franzosen, Deutsche und Italiener bei aller Schonung und Bewahrung ihrer Stammeseigenthümlichkeiten staatlich in vollem Einklange zusammen wirken. Es ist bezeichnend, daß er in diesem Zusammenhang an erster Stelle die Franzosen nennt. Wer das vorliegende Buch aufmerksam liest, wird — auch wenn er nicht wissen sollte, daß bei der Doppelfirma mit dem merkwürdigen, an die Visconti von Mailand erinnernden Wappen gleichzeitig auch eine französische Ausgabe davon erscheint — bald merken, daß wir uns in einer argen Täuschung befinden, wenn wir annehmen: die Schweiz sei ja culturell nicht viel mehr als eine deutsche Provinz. Im Gegentheile: bei aller Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe, die den Mitarbeitern die Feder geführt hat, ist dem gebildeten Schweizer, den vielfache Fäden mehr nach Frankreich als Deutschland ziehen, eine gewisse Vorliebe für französische Cultur anzumerken. Man lese z. B. den 70er Krieg in schweizerischer Beleuchtung (S. 342 ist übrigens der Satz ... „Deutschland, welches Napoleon III. so frivol angegriffen“ ... unklar ausgedrückt) und lasse sich daran erinnern, daß am 9. März 1871 die Zürcher deutsche Colonie in ihrem Siegesfestmahle durch die einheimische Bevölkerung grausam gestört worden ist. Oder man nehme in demselben Sinn einmal die „Affaire Wohlgemuth“ vor: die Darstellung davon rückt einem die Wahrheit des alten Satzes: audiatur et altera pars! recht deutlich vor Augen. Dies französische Uebergewicht geht zum Teil auch schon aus den oben genannten Namen berühmter Schweizerfamilien hervor und findet eine weitere Bestätigung durch die Abstammung der Mitarbeiter Numa Droz und Ed. Secretan; in der Forsetzung des Unternehmens wird sich ein ähnliches Verhältniß herausstellen. Das Alles gibt doch zu denken. — Der 1. Band ist in 5 Abschnitte gegliedert. Den Löwenantheil des Raums hat Numa Droz mit seiner politischen Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert beansprucht: sie umfaßt 350 Seiten. Ihr geht eine knapp gehaltene, dennoch das Wesentliche bietende Einleitung (aus der Feder Theodor's v. Liebenau) voraus, die die Schweiz am Ende des 18. Jahrhunderts schildert. Dem Droz'schen Abschnitte folgen: Das heutige Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft, von dem uns ja längst vertrauten Socialpolitiker Karl Hilty; Die schweizerische Armee seit 100 Jahren, von dem Obersten Secretan; und Die internationale Bedeutung der Schweiz, von dem bekannten Urheberrechtskenner Prof. Ernst Röthlisberger. Aus dem reichen Inhalte, der, auf starkem, schönem Papiere gedruckt, uns in klaren Lettern — nur hie und da, nicht aufdringlich, von musterhaft reproducirten Abbildungen unterbrochen — entgegentritt, sei nur Weniges auszugsweise mitgetheilt. Die Gesammthaltung der Verfasser ist vorurtheilsfrei, wie es Männern der freien Schweiz geziemt; dabei braucht man jedoch noch lange nicht zu muthmaßen, daß etwa die Socialdemokratie an ihnen einen Rückhalt hätte. Liebe zur Heimath, sie spricht aus jeder Zeile; doch geht sie nicht so weit, die Schatten verwischen zu wollen. Einer besondern Berücksichtigung erfreut sich — was bei der Stellung der betreffenden Verfasser gar nicht Wunder nimmt — im Droz'schen Beitrage die Eisenbahn, im Hilty'schen die Familie. Das letztere Capitel berührt sich öfters mit dem von Röthlisberger; die Beilagen bei S. 426 und 590 hätten deshalb besser, in umgekehrter Reihenfolge, beisammen gestanden. Schade ist es, daß die Abbildungen zu dem militärgeschichtlichen Abschnitt in gar keiner Verbindung mit dem Texte stehen: das ist beinah ein bilderbuchmäßiges Verfahren. Die Friedensidee spielt natürlich eine große Rolle in einem Buche, das von vornherein Allem, was an Internationalem die Schweiz zu bergen die Ehre hat, das regste Interesse entgegen bringt. Gerade deshalb aber haben auch wir allen Grund, uns eingehend damit zu beschäftigen. Ht.

— Deutsche Revue. Eine Monatsschrift, herausgegeben von Richard Fleischer. Jahrg. 1899, Mai und Juni. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis des Jahrg.: 24 M. — Lisa Weise schließt ihre Novelle „Salonmüde“, Friedrich v. Esmarch seinen Aufsatz „Ueber den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges“. M. Philippson setzt die Mittheilungen aus Forckenbeck's Briefen an seine Gemahlin, Wilhelm Oncken die urkundlichen Mittheilungen über die Sendung des Fürsten Hatzfeldt nach Paris Januar—März 1813 fort. Die Revue bringt ferner Aufsätze von Prof. Dr. L. Büchner: „Erkenntniß und Entwickelung“, von Dr. P. D. Fischer: „Aus deutschen Städten“, von Prof. Dr. L. Zehnder: „Der Kampf unter den Weltkörpern“, von Prof. Dr. Moritz Benedikt (Wien): „Der Verismus in der Kunst und in der Wissenschaft“, von Dr. v. Schulte in Bonn: „Ginnerungen an Graf Caprivi“, von

Dr. Max Nordau: „Das Frauenstudium in der Heilkunde", von Pierre de Coubertin: „Die religiöse Frage in den Vereinigten Staaten und in Europa", von Prof. Dr. Mor. Benedikt: „Ueber Fernfühligkeit", von Prof. Dr. Pelman: „Geisteskrankheit und Verbrechen", von Lord Farrer: „Coloniale Ausdehnung und Erweiterung der Landesgrenzen", von K. Bürkner: „Die Schwerhörigkeit bei Eisenbahnbeamten", von Frhr. v. Erhardt, Capitän z. S. a. D.: „Selbsterlebtes auf den Samoa-Inseln" und von Dr. Max Nordau über „Volksvertreter und Künstler". Hierzu kommt endlich eine Mittheilung aus einem Tagebuche vom Jahre 1855: „St. Petersburg zur Zeit des Krimkrieges" und der Beginn einer Novelle von Franz Ferdinand Heitmüller: „Der Schatz im Himmel".

* * *

— **Deutsche Rundschau.** Herausgegeben von **Julius Rodenberg**. Jahrg. 1898/99. Heft 14—18. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. Preis für das Heft 1 ℳ. — Von novellistischen Beiträgen enthalten die vorliegenden Hefte neben dem Schluß der Erzählung: „Grilli Brunnenmeister" von Walther Siegfried einen Roman von Ernst Heilborn: „Kleefeld". Einen sehr interessanten Aufsatz über: „Bismarck und die Bismarck-Literatur des letzten Jahres" hat Erich Marcks geliefert. Ricarda Huch setzt ihre „Studien zur romantischen Schule" fort. Aus dem Nachlasse des früheren Leibarztes des Sultans Dr. Sigmund Spitzer veröffentlicht Th. Gomperz tagebuchartige Mittheilungen: „Am Hofe Sultan Abdul Medjid's". Herman Grimm berichtet über Wildenbruch's Heinrichs-Dramen. Adolf Frey bringt weitere Erinnerungen: „Aus Conrad Ferdinand Meyer's Leben". Der Herausgeber widmet Ludwig Bamberger einen Nekrolog. „Ueber christlichen Socialismus" schreibt Karl Diehl, Professor in Königsberg, über „Völkerpsychologisches in der Philippinenfrage" Ferdinand Blumentritt. M. v. Brand giebt interessante Aufklärungen über „das heutige Britisch-Indien". Eduard v. Simson's Andenken findet durch Erich Schmidt eine Besprechung. Dasselbe geschieht dem Andenken Alexander Puschkin's an seinem hundertjährigen Geburtstage durch Eugen Zabel und demjenigen Karl Storm's durch Ferdinand Tönnies. Ein Aufsatz von Richard Fester behandelt das letzte „Jahrhundert der bayerisch-wittelsbachischen Geschichte". Endlich spricht sich noch zur „Kritik der »Gedanken und Erinnerungen« Bismarck's" der Berliner Historiker Max Lenz aus.

* * *

— **Allgemeine conservative Monatsschrift für das christliche Deutschland.** 1899, Mai—Juni. Leipzig, Verlag von E. Ungleich. Preis f. d. Jahr: 12 ℳ. — Neben den gewöhnlichen Rundschauartikeln enthalten die beiden vorgenannten Hefte: eine Erzählung von Romanet: „Gottes Wille" und eine solche von Rose Berger: „Maren", Aufsätze von Pfarrer Dr. Rolf Kern über „Das Perminskloster Amorbach" und über „Johann Kaspar Bluntschli in Baden", von Pfarrer Fuchs über „Religion und Christenthum, die Kirche und ihre Diener bei Shakespeare", von Dr. J. Rudolph, Hoboken: „In die Adirondacks", eine große Bergwildniß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von F. F.: „Kirchliche Bilder aus Schweden", von Joh. Siebel: „Skizzen aus Oxford", von H. Kypke: „Aus alter Zeit", von Director W. Engler: „Die Hand des Menschen im Dienste des Aberglaubens", von Pastor Schwarzkopff: „Der evangelische Arbeiterverein in Berlin", endlich kleinere Beiträge von Ludwig Schauffler: „über die Taufe", von Oberpräsident a. D. Frhr. v. Nordenflycht: „Das Papstthum", von Dr. R.: „Drei Fragen über den Buddhismus" und aus dem Englischen von J. Siebel: „Der Engel mit verhülltem Antlitz".

* * *

— **Katechismus der deutschen Kriegsmarine** (zweite verbesserte und vermehrte Auflage) vom Capitän zur See a. D. **Dittmer**; Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. Der Umstand, daß der Dittmer'sche Katechismus in kurzer Zeit in seiner zweiten Auflage erscheinen konnte, spricht allein schon für das treffliche Werkchen, dessen Zweck es ist, die weitesten Kreise mit den Einrichtungen unserer Kriegsmarine vertraut zu machen. Als nie versagender Führer und Berather in allen Marinefragen wird sich der Katechismus besonders für den Laien als zweckmäßig erweisen. Vor Allem bemerkenswerth sind auch die enthaltenen Bestimmungen der amtlichen Vorschriften über die verschiedenen Laufbahnen in der Flotte (Officier, Ingenieur, Verwaltungsbeamter, Techniker u. s. w.), durch die ein Familienoberhaupt sich in kurzen Darlegungen unterrichten kann, wenn ein Sohn sich der Laufbahn in der Flotte widmen will. Jedem Binnenländer endlich wird die ausgiebige Erklärung marinetechnischer Ausdrücke willkommen sein, wenn er sachgemäßen Aufschluß in diesen Fragen wünscht. Die reiche Illustrirung ist ein besonderer Vorzug des recht preiswerthen Werkchens; denn es giebt kaum ein Schiff oder Fahrzeug unserer Flotte, das nicht in einem vortrefflichen Bilde enthalten wäre. Den Uniformen, Rang- und Dienstabzeichen, die gerade dem Laien in den meisten Fällen unverständlich bleiben, sind eingehende Abbildungen in tabellarischen Aufzeichnungen gewidmet; ebenso den verschiedenen Signalen, den Seefahrtszeichen und Flaggen. Da gerade in den letzten Monaten fortgesetzt Reorganisationen auf fast allen Gebieten der Marineverwaltung zu verzeichnen waren, durch die Nachschlagebücher älterer Jahrgänge wenig zuverlässig wurden, so wird der Katechismus in seiner neuen Auflage doppelt werthvoll, da er selbst noch die jüngst erlassenen neuen Bestimmungen berücksichtigt. Der neue Katechismus wird nicht nur zur Erweiterung der Kenntniß unserer Flotte beitragen, sondern auch zur Erweiterung der Erkenntniß von der dringenden Nothwendigkeit unserer Streitmacht zur See für des Reiches Schutz und des Reiches Gedeihen in volkswirthschaftlicher Beziehung. Capitän Dittmer ist bereits vortheilhaft als Marineschriftsteller durch seinen Katechismus der deutschen Handelsmarine und sein Handbuch der Seeschifffahrtskunde bekannt. A. B.

— **Fahrradvorschriften.** Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Kochstraße Nr. 68—71. — Die mittels kaiserl. Erlasses, datirt von Schloß Urville, den 12. Mai 1899, genehmigte Fahrradvorschrift, im handlichen Taschenformat herausgegeben, enthält sämmtliche dienstliche Bestimmungen über das Armeefahrrad und eine umfassende und eingehende Instruction über die Behandlung desselben vor, während und nach dem Gebrauche. Eingeleitet wird diese militärische Fahrradvorschrift mit einer genauen Beschreibung der Haupttheile des Armeefahrrades (Theile, Zubehör, Reservetheile) und mit der Eintheilung der Räder in 1) Kriegs-Fahrräder (Garnitur A) zum Dienste im Felde, Geländefahren, größeren Felddienstübungen und Herbstübungen; 2) Kriegs-Fahrräder (Garnitur B) und 3) Lernräder, die beiden letzten Arten zu jedem dienstlichen Gebrauch. Dann folgen Bestimmungen über die Behandlung des Fahrrades. Sehr eingehend sind die Vorschriften über die Reinigung, Instandhaltung, Ausbesserung und Aufbewahrung der Räder. Zu den Bestimmungen über die Instandhaltung und das Fahren selbst kommen natürlich noch alle für die Civil-Radfahrer giltigen ortspolizeilichen Vorschriften. Der dritte Theil der Fahrradvorschrift behandelt die Instandsetzungskosten und den Ersatz. Im vierten Abschnitt findet man die regelmäßigen und außergewöhnlichen Controlen und Prüfungen der Räder, während im fünften Abschnitt die Bestimmungen über die Ausbildung der Radfahrer enthalten sind, zunächst im Allgemeinen, sodann in Bezug auf das Auf- und Absteigen am feststehenden Rade, das Erlernen des Fahrens, die Ausbildung im Streckenfahren, die Leistungsfähigkeit und die Verwendung der Räder. Der sechste Theil enthält die einzelnen Fahrvorschriften, der siebente die Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung und der achte und letzte regelt das Beurlaubtenverhältniß der ausgebildeten und durchaus zuverlässigen Radfahrer. Angefügt sind noch zwei Muster für die im dritten Theile behandelten Nachweisungen, während als Anlage zur Instandsetzung der Armee-Fahrräder sehr ausführliche Bestimmungen für die Ausbesserungen durch den Büchsenmacher, ferner ein Preisverzeichniß für die Instandsetzungen und endlich ein Fehlerverzeichniß für die Untersuchung der Räder beigegeben ist. — Die „Fahrradvorschrift" ist zwar ihrer Bestimmung nach zunächst rein militärischer Natur. Mit Rücksicht auf die außerordentlich genauen, auf streng sachverständiger Grundlage beruhenden Einzelbestimmungen aber hat das Buch auch für jeden Civil-Radfahrer einen ungeheuren Werth, und es kann deshalb die Anschaffung desselben nur auf das Nachdrücklichste empfohlen werden. A.

— In der von der Roßberg'schen Hofbuchhandlung in Leipzig veranstalteten und beliebten Handausgabe Königl. Sächsischer Gesetze ist als Band 107 b. ein II. Nachtrag zu Dr. **Flinzer's**, Bezirksarzts in Plauen i. V., **Medicinalgesetzen** und als 118. Bändchen derselben Handausgabe die Sammlung der **Justizgesetze** für das Königreich Sachsen (neue Folge 23. Band), das Jahr 1898 enthaltend, erschienen. Das im Jahre 1895 erschienene Hauptwerk Dr. Flinzer's bildet mit den beiden Nachträgen eine vollständige Sammlung aller bisher erschienenen und noch in Kraft befindlichen Medicinalgesetze. Der Preis dieser vollständigen Sammlung beträgt geheftet 19,60 ℳ, in 3 Leinenbänden 22 ℳ. ∞

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 88. Dienstag, den 1. August, Abends. 1899.

Was die Alten von den Edelsteinen erzählen.

Von C. Gäbert. (Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Unter den vielen kostbaren Erzeugnissen der Natur sind es u. A. die Edelsteine, denen schon in den ältesten Zeiten die Menschheit ihr größtes Interesse zuwendete. Nur waren es im Alterthum und Mittelalter nicht allein gesellschaftliche und ästhetische Beweggründe sowie die Sucht nach Reichthümern, durch welche das Tragen der Edelsteine veranlaßt wurde, sondern man glaubte, in jenen Kleinodien zugleich die Träger und Vermittler geheimnißvoller, dem Menschen meist Vortheil bringender Kräfte zu besitzen. Der Geschmack am Wunderbaren sowie Marktschreierei und Aberglaube mögen diese letztere Vorstellung erzeugt haben. Wie eine lebhafte Phantasie diesen oder jenen Edelstein mit besonderen Eigenschaften und Fähigkeiten ausstattete, soll in Nachfolgendem an einigen Beispielen gezeigt werden. In seiner „Historia naturalis“ lib. 37 berichtet Plinius vom Diamant: „Der Diamant scheint nur im Golde zu entstehen. Man prüft ihn auf dem Amboß; denn die echten widerstehen den Schlägen so sehr, daß der Hammer nach allen Seiten hin zerspringt und selbst der Amboß Risse bekommt. Außerdem hat er noch die Eigenschaft, das Feuer zu besiegen, d. h. sich nicht erhitzen zu lassen. Der Diamant wird jedoch durch Bocksblut, aber nur, wenn dieses noch frisch und warm ist, zersprengt, doch auch dabei noch gehen Hammer und Amboß in Stücke, wenn sie nicht von vorzüglicher Beschaffenheit sind.“ Albertus Magnus (1205—1240) fügt noch hinzu, daß das Blut besonders wirksam sei, wenn der Bock vorher Wein getrunken oder Petersilie gefressen habe. Plinius sagt weiter, daß der Diamant so feindselig gegen den Magnetstein sei, daß er, neben diesem liegend, das Anziehen des Eisens verhindert oder das bereits vom Magneten angezogene Eisen ihm entreißt. Wegen der vermeintlichen noch im Mittelalter nicht angezweifelten ungeheuren Härte des Diamants nannten ihn die Alten bekanntlich „adamas“ d. i. der Unbezwingbare. Dieselbe entspricht aber in keiner Weise den Thatsachen; der Diamant zerspringt leicht schon durch einen mäßigen Hammerschlag. In einem Ringe auf dem Herzen getragen soll nach mittelalterlicher Vorstellung der Diamant den Zorn der Feinde lindern, vor Furcht und Schwindel bewahren, Träume und Gespenster vertreiben und alles Gift zu nichte machen. Dem Träger verleihe er Muth, Kühnheit und Erfolg im Kampfe. Einer Frau ohne ihr Wissen aufs Haupt gelegt, bewirke er Schlaf und eheliche Treue. Wie kein anderer Edelstein sei er dem Ehestand nützlich, „daß beyde Personen fest zusammenhalten in Keuschheit und in großer Noth sich nicht scheiden noch trennen lassen“. Vom Rubin oder Karfunkel, einem im Alterthum und noch heute sehr begehrten Edelstein, den man ebenfalls mit geheimen Kräften in hervorragender Weise ausgestattet wähnte, glaubte man, daß er, als Amulett getragen, vor Gift und Pestilenz schütze, Traurigkeit, böse Gedanken, schreckliche Träume und böse Geister vertreibe. Besonders hilfreich erweise er sich bei Krankheiten der Leber und des Herzens. Beim weiblichen Geschlecht wirke und erhalte er jungfräuliche Zucht und eheliche Treue. Die stärker funkelnden nennt Plinius l. c. „Männchen“, die helleren, matteren „Weibchen“, eine auch noch anderen Edelsteinen geltende Bezeichnung, die auf dem Edelsteinmarkte gegenwärtig noch nicht ganz ausgestorben ist. Vartomannus, ein Römer, berichtet, daß der König zu Pegu in Indien einen so hellglänzenden und großen Karfunkel habe, daß er bei dessen hellem Schein an einem finsteren Ort ebenso gut sehen könne, „als wenn selbiger von Sonnenstrahlen erleuchtet würde“. Thomas Nicols (Prof. in Cambridge, Buch von den Edelsteinen 1675) erzählt zur Erhärtung jener im Mittelalter dem Rubin angedichteten Eigenschaft, daß derselbe schwarz und dunkel bei drohender Gefahr würde, folgende wundersame Historie: „Andreas Baccius war den 5. Dec. 1600 mit seiner Frau Catharina Adelmannia nach Stuttgart gereist. Unterwegs wurde er gewahr, daß sein Rubin seinen hellen Schein in Dunkelheit verwandelte. Darauf sagte er zu seinem Weibe und verkündigte das Unglück, so entweder ihm selbst oder ihr darauf erfolgen würde. Welches auch solchem nach geschahe. Denn wenige Tage hernach ward sein Weib tödtlich krank und starb, nach welcher Zeit sein Rubin seinen vorigen Schein, Herrlichkeit, Schönheit und Glantz von sich selber wieder bekommen.“ Der Balasrubin oder Balassius der Alten hat nach Boëtius de Boot (Juwelier des Kaisers Rudolph II.) die Kraft, Zorn, Grimm und Begierde zu zähmen, nach Anderen besitzt er dieselben Eigenschaften, wie der Rubin, „aber nicht so kräfftig“; auch soll er, „so man die vier Ecken eines Hauses oder Weinbergs damit bedeckt, von Donner, Gewittern und Würmen befreyen“. Baccius (De gemmis et lapidibus 1640) schildert den Balasrubin als ein Muttergestein des Karfunkels folgendermaßen: „Ein jeder Edelstein hat seine Mutter, in welcher er durch Abtröpfelung eines gewissen nährenden Saftes genährt wird, wie ein Kind im Mutterleibe. So wird der Karfunkel geboren, genährt und vermehrt in dem Edelstein Balassius als in seiner Mutter.“ — Bei den Eingeborenen der edelsteinführenden Gegenden Indiens geht die Sage, daß der Rubin in der Erde reife. Anfangs sei er farblos und unreif, werde dann gelb, grün, blau und zuletzt roth, als dem höchsten Punkte der Reife. Der Granat, der wahrscheinlich seinen Namen von der Farbe der Granatäpfelblüthen hat, vermag nach der Ansicht des heiligen Hieronymus das Herz zu erleuchten und macht seinen Träger geschickt, göttliche Dinge zu betrachten. Neuheuser (Von den Edelsteinen 1621), der die böhmischen Granaten lobend bevorzugt, berichtet, „daß der Granat Melancholiam curiret, die aus schwartzem, dickem Geblüte kommt, und Hypochondriacam, darinne die Leute kranck seyn, als weren sie besessen und unsinnig“. Nach demselben Autor kann den Granat ebenso wie seine Brüder, den Rubin und Demant, kein Feuer vernichten, „das macht sein güldiger Sulphur oder unverbrennlicher Schwefel, so er bey ihm hat“. Große Heilkraft schrieb man dem als Tinctur zubereiteten pulverisirten Granat zu, „welche essentia sich dem schönesten rothen Weine an Farben vergleichet und ein sehr nutzliche Artzeney ist“. Vom Saphir nahm man an, daß er das Fieber vertreibt, daher der alte Vers:

Corporis ardorem refrigerat interiorem
Saphirus et Cypriae, languida vota facit.

(Der Saphir kühlt die innere Hitze des Körpers ab und läßt die Gelübde der Cypria — d. i. der cyprischen Venus — schlaff werden.)

So oft man einen Saphir anschaut, soll er das Auge stärken. Seinen Träger erhalte er allezeit keusch und züchtig, weshalb er im Mittelalter bei den Geistlichen beliebt gewesen sein soll. „Diese,“ sagt obenerwähnter Nicols, „haben auch den Saphierstein gerne bei sich, dieweil er geistliche Dinge andeutet und welche eines hohen und tieffsinnigen Verstandes seynd.“ Von einem Ehebrecher im Ringe getragen, soll der Saphir seinen Glanz verlieren. Nach Hieronymus bewirkt er seinem Besitzer Gunst bei Fürsten und allen Menschen, bewahrt ihn vor Zauberei, Banden und Gefängniß und stillt sogar den Zorn Gottes. Seine Macht über das Gift, so berichten Andere, sei so groß, daß jede Spinne (die Spinnen galten bekanntlich im Mittelalter für giftig) sterbe, in deren Nähe man ihn halte. Die Griechen weihten den Saphir dem Gotte Apollo und sollen ihn, in der Meinung, eher Antwort zu bekommen, vor dem Orakel bei sich getragen haben. Vom Smaragd, der nach Cardano (1501—1576, Arzt, Philos., Mathem.) Kraft zur Weissagung verleiht, sagt Plinius l. c.: „Schon das

Grün der Kräuter und Blumen sehen wir mit Wohlgefallen, aber viel lieber betrachten wir die Smaragde; denn ihr Grün ist das schönste von allen. Sie erfüllen die Augen ohne sie zu sättigen und scheinen die Luft, die sie umgiebt, zu färben." Derselbe Autor berichtet von einem marmornen Löwen mit smaragdenen Augen, der das am Meeresufer befindliche Grabmal des Königs Hermias auf Cypern schmückte. Die Smaragde sollen bis in die Tiefe des Wassers so stark geschimmert haben, daß die Thunfische vor Schrecken geflohen wären. Endlich hätten die Fischer die Ursache entdeckt und an Stelle der Smaragden andere Augen eingesetzt. Neuheuser (l. c.), welcher annimmt, daß der Smaragd aus gutem Golde mit ein wenig Kupfer vermischt gewachsen sei, sagt, daß er von den Frauen und Jungfrauen mehr getragen wird als von den Männern, da er die Keuschheit bewahre. Die Alten nannten ihn aus demselben Grunde lapis virgineus. Man glaubte sogar, daß der Stein in Stücke breche, wenn man eines Ehebrechers Haus damit berühre. Den wunderbarsten Bericht über einen Smaragd leistet sich Albertus Magnus, welcher versichert, die Feindschaft des Smaragds zur Unkeuschheit sei so groß, daß dem König von Ungarn, Bela, in der Hochzeitsnacht sein Smaragd, den er in Gold gefaßt am Finger trug, in drei Stücke gesprungen sei. Ein anderer Autor des späteren Mittelalters schreibt: „Persohnen und Gelehrte, so Mangel an der Zungen haben und mit der Rede bißweilen anstoßen und stammeln, die sollen Oriental Smaragd tragen, so dunkel dick grüne ist, so werden sie Wunder erfahren." Der Topas, mit welchem Namen man im Alterthum verschiedene goldgelb glänzende Edelsteine bezeichnete, stand bei den Alten in hohem Ansehen (Hiob 28, 19). Plinius verstand einen grünen Stein darunter, der auf der von Nebel eingehüllten Insel Topazos im Rothen Meere gefunden werde. Wie dem Türkis und Malachit traute ihm das Mittelalter die Kraft zu, unversehenes Erschrecken zu verhindern. Nach Cardano u. A. bewirkt er wunderbare Heilungen, vertreibt insbesondere das Fieber: „so man ihn in Fiebern unter der Zungen halt, lescht er den Durst." Der Opal ward im Mittelalter mit Vorliebe von Dieben und Räubern getragen, weil man der Ansicht war, daß er das Auge des Trägers schärfe und das Gesicht der dabei Stehenden verdunkele, „daß diese weder sehen noch denken könnten". Plinius, welcher treffend sagt, daß dieser Edelstein in seinem Farbenspiel das rothe Feuer des Karfunkels, das männliche Grün des Smaragds und den glänzenden Purpur des Amethysts in einer unglaublich glücklichen Mischung vereinigt, erzählt von einem 20000 Sesterzen werthgeschätzten Opal, den der Senator Nonius besaß und welchen Antonius begehrte. Nonius zog jedoch die Verbannung dem Verlust dieses Kleinods vor. Der Edelstein Türkis, so wähnte das Mittelalter, behütet seinen Träger vor dem Hinfallen und vor allerlei Verletzungen durch Stoßen und Fallen. Das Temperament und das Befinden des Trägers eines Türkises wirke so auf Letzteren ein, daß derselbe bleich oder gelb werde, wenn sein Herr erkranke, und seine Schönheit wieder erlange nach der Genesung des Herrn. Ein gewisser Rucus berichtet sogar, daß ein Türkis bei dem Tode seines Besitzers einen Riß bekam und alle Schönheit verlor, nachdem jedoch der Stein an einen andern Herrn verkauft worden war, sei der Riß verschwunden und die alte Schönheit wiedergekehrt, „gleichsam als hätte er es verstanden, daß er einen neuen Herrn hätte angetroffen". Vom Beryll, der von den Römern zu Augengläsern geschliffen wurde — daher „Brille"! — berichtet obengenannter Boëtius, daß er, in ein Glas mit Wasser gelegt, letzteres in wellenförmige Bewegung versetzt. Als Medicin genommen, sollte er Aufstoßen aus dem Magen verhindern, ferner „ist er gut vor Schwachheit der Lebern, Trieffen der Augen, behütet vor Feinden und macht wacker und lustig". Der Malachit wird nach Plinius hauptsächlich von den Kindern mit Vortheil getragen, da er sie vor allem Schaden, vor Schwachheit und Furchtsamkeit bewahre. Ein Autor des 18. Jahrhunderts sagt: „er wird kleinen Kindern wider den Schrecken angehängt." Der Jaspis soll nach Galenos (131 n. Chr.), wenn man ihn als Amulett in der Gegend des Magens trägt, dessen natürliche Kraft stärken. Mittelalterlicher Aberglaube traute diesem Stein die Kraft zu, vor dem Ertrinken und vor Wassersnoth zu schützen. Nach Plinius sollen die „Magier" der Ansicht gewesen sein, daß der Jaspis denen nütze, die eine Rede vor dem Volke halten wollen. Der Lasurstein oder Lapis lazuli, welcher bekanntlich in kräftig dunkelblauer Grundmasse kleine gelbe Schwefelkiespartikel eingestreut aufweist, wird von Plinius ein mit Goldpunkten geschmückter Sapphirus genannt: „er gleicht dem heiteren Himmel, aber wegen der Goldpunkte dem mit Sternen geschmückten." Mittelalterliche Aerzte, so Musa Brassavolus, verordneten pulverisirten Lapis lazuli als Purgirmittel. Neuheuser (s. o.) meldet folgende Begebenheit vom Lasurstein: „Ich hab in der Stadt Braunschweig anno 1587 einen feinen Wirth gehabt, der mit namen Henning Küchler, Wirth zur Sonnen daselbst gewesen. Und als er nun im linken Arm ein mächtig reißend Gicht lange Zeit gehabt, kommt endlich ein gelehrter und erfahrner Mann zu ihm und räth ihme, daß er einen schönen polierten Lasurstein nemmen und auf der Pulsader tragen soll. Welches er alsobald gethan. Darauff er, Henning Küchler, mir bey seinem guten Gewissen und höchster Wahrheit gesagt, daß er nun bey etlich Jahren kein einige Schmertzen vom reißenden Gicht empfunden habe." Bezüglich des Heliotrops existirte im Alterthum die bereits von Plinius verworfene Ansicht, daß derselbe, mit Schöllkrautsaft bestrichen, seinen Träger unsichtbar machen sollte. Einige Schriftsteller des Mittelalters behaupten, daß dieser Edelstein, in ein Glas mit Wasser geworfen, letzteres siedend mache. Das Gegentheil hiervon sollte der Chrysolith bewirken, indem er, in siedendes Wasser geworfen, dieses sofort erkalten lasse, so daß man — nach Albertus Magnus — den Stein sogleich ohne Gefahr herausnehmen könne. Der Chrysolith, von dem wie bei einigen anderen Edelsteinen nicht mit Sicherheit erwiesen ist, daß die Alten nur unseren heutigen Chrysolith mit diesem Worte bezeichnet haben, besitze auch die Fähigkeit, von Traurigkeit zu befreien; ferner soll er, auf einen Tisch gelegt, auf dem sich Gift befindet, augenblicklich seinen hellen Schein verlieren und, sobald das Gift entfernt ist, denselben wieder erhalten. Wie der Mond ab- und zunimmt, so sollte auch die Kraft des Steines ab- und zunehmen. Dem Onyx haben nach Buffon die Griechen einen mythologischen Ursprung gegeben: Als Amor eines Tages Venus schlafend fand, schnitt er ihr mit dem Eisen eines Pfeils die Nägel ab und flog davon. Die Schnitzel fielen in den Sand am Ufer des Indus, und da Alles, was von einem himmlischen Körper herrührt, nicht verderben kann, so hoben sie die Parzen sorgfältig auf und verwandelten sie in jene Gattung von Steinen, die man Onyx nennt (onyx = der Fingernagel). Manche Onyxe oder Bandachate haben bezüglich ihrer Farbe eine gewisse Aehnlichkeit mit dem auf dem Fleische liegenden Nagel, besonders dann, wenn eine weiße Lage auf einer röthlichen oder braunen liegt (Carneolonyx, Sardonyx). Nach Plinius war der Stein im Ringe des Polykrates ein Sardonyx, den man zu Rom im Tempel der Concordia zeigte, nach Herodot (3, 41) und Clemens von Alexandrien war es ein gravirter Smaragd. Von den Achaten galt die Ansicht, daß sie die Wuth der Löwen und anderen wilden Thiere vertreiben könnten. Ganz besonders schützten sie vor Scorpionen. Nach Plinius macht ein einfarbiger Achat den Kämpfer unüberwindlich. Der Amethyst wird schon von Aristoteles als Mittel gegen die Trunkenheit empfohlen: auf den Nabel gebunden, reißt er die Dünste an sich (amethystos = ich widerstehe der Trunkenheit). Denen, die zu Königen gehen wollen, soll der Amethyst hilfreich sein, auch könne er Hagel und Heuschrecken abwenden. Großes Interesse ward von alters her dem Bergkrystall, schlechthin der Krystall genannt, entgegen gebracht. Nach Plinius (Hist. nat. lib. 37) verdankt er seine harte Beschaffenheit einer heftigen Kälte, wenigstens findet man ihn nur da, wo im Winter am meisten Schnee fällt; seine eisige Natur unterliegt keinem Zweifel. Neuheuser vertheidigt in dem obengenannten Werke die Eisesnatur des Bergkrystalls folgendermaßen: „In den Schweizer Gebürgen gegen Mailand und Welschland zu, wo auf den höchsten Bergen der Schnee hundert Jahre und noch länger liegen bleibt und zu härtestem Eise gefriert, wird aus diesem endlich der natürliche Crystallenstein, der sich nimmermehr erweichen läßt von keinem Regen und Wärmbe, dazu auch in Alchymiatriae Kunst übel aufzulösen ist, in sein Primam Materiam, dieweil die größeste Kälte in diesem Krystallsteine verhärtet ist." Geschliffene Kugeln aus Bergkrystall, auf die man die Sonnenstrahlen fallen ließ (Brenngläser!), wurden nach Plinius von römischen Aerzten angewendet, um Wunden im Fleische auszubrennen. Mit Entrüstung schreibt derselbe Autor, daß man in Rom unsinnige Summen für krystallene Gefäße verausgabte: „Der Krystall ist eine neue Quelle der Raserei geworden. Vor einigen Jahren kaufte eine nicht reiche Familienmutter eine Schale von Krystall für 150000 Sesterzen." Bekannt ist, daß Nero, als er die Nachricht von dem Verlust seines Thrones bekam, im höchsten Zorn zwei krystallene Becher in Stücke zerbrach; er wollte sein Zeitalter damit strafen, daß kein Anderer daraus

trinken sollte. Als Pendant zu dem oben über die Entstehung des Bergkrystalls Gesagten sei schließlich noch die ganz unübertroffene Ansicht Diodorus Siculus' (II, 52 S. 163. 30 v. Chr.) erwähnt, nach welchem die Krystalle Arabiens aus reinstem Wasser entstehen, das nicht durch die Kälte, sondern durch die Kraft eines göttlichen Feuers (Sonne?) gehärtet sei.

Bücherbesprechungen.

— „Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit." Predigt bei der Wiedereröffnung der Paulinerkirche in Leipzig am 2. Sonntag n. Trin. den 11. Juli 1899 gehalten von Dr. Georg Rietschel, Professor der Theologie und erstem Universitätsprediger. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1899. 18 S. 0,25 ℳ. — Eine frische, klare Predigt, wie es der Tag mit sich brachte, mehr casueller Natur, welche sich darüber verbreitet, daß Glaube und Wissenschaft mit einander verbunden sind und verbunden sein müssen, weil sie beide im Dienste der Wahrheit stehen, mag man dieselbe als Jünger der Wissenschaft zu suchen haben, oder als Christ von einer über alles Suchen erhabenen Wahrheit ergriffen werden. D. K.

— Die Mündelsicherheit der deutschen Hypothekenpfandbriefe. Von Regierungsrath a. D. F. Guttmann. Berlin 1899. Puttkammer & Mühlbrecht. (56 S.) — Durch die Bestimmungen des neuen Rechts über die Anlegung von Mündelgeldern u. s. w. ist die Verleihung der Mündelsicherheit für Hypothekenpfandbriefe, die jetzt noch den Landesregierungen, künftig nur dem Bundesrathe zusteht, von Bedeutung für die Hypothekenbanken geworden, da jene Verleihung natürlich auf den Courswerth ꝛc. der Pfandbriefe im Allgemeinen von Einfluß sein muß. Die preußischen Hypothekenbanken sind deshalb schon vorstellig geworden. Die Erklärung der Mündelsicherheit für Pfandbriefe setzt aber eine gewisse Controle des Staates oder Reiches über den Geschäftsgang der Banken, insbesondere über die Beleihungsgrenze für die Hypotheken voraus, die als Sicherheit für die Pfandbriefe dienen sollen. Darüber besteht nun eine Meinungsverschiedenheit, wie weit diese staatliche Aufsicht gehen müsse. Der Verfasser hält die Verleihung der Mündelsicherheit mit einer Beleihungsfreiheit der Hypothekenbanken nicht für vereinbar, erachtet eine maßvoll, aber wirklich geübte Beleihungsaufsicht für genügend, für die ein bindendes Verwaltungsprincip aufzustellen sei, und meint, daß wohl auf eine reichsgesetzliche Regelung darüber zuzukommen sei, um die Bestimmungen nicht dem Belieben der einzelnen Staaten zu überlassen. In den Anlagen ist die Petition der preußischen Hypothekenbanken, sowie ein Aufsatz des Frankfurter Handelsblattes zum Abdruck gebracht, die beide jene Streitfrage betreffen. Die Schrift ist beachtenswerth, da sie manches zur richtigen Beurtheilung der Sachlage beibringt. K—d.

— Das Verfahren der Vormundschaftsgerichte und ihrer Organe (Waisenräthe, Vormünder, Pfleger ꝛc.) bei Ueberleitung der bisherigen Vormundschaften und Pflegschaften in den Rechtszustand des Bürgerlichen Gesetzbuches. Von Karl Kurtz, Amtsgerichtsrath. Hannover und Berlin, Karl Meyer (Gustav Prior), 1899 (20 S., Preis 50 ₰). — Das kleine Werk will den Einfluß des neuen Rechts auf die bestehenden Vormundschaften und Pflegschaften darstellen und angeben, auf welchem Wege die Wirkungen zur Durchführung gelangen. Dies vermag aber wohl nur dann genügend zu geschehen, wenn die, meist noch nicht feststehenden, Ausführungsbestimmungen berücksichtigt werden können. K—d.

— Haftung des Erben und Miterben für die Nachlaßverbindlichkeiten nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Studie für die Praxis von Karl Münchmeyer, Amtsgerichtsrath. Hannover und Berlin, Karl Meyer (Gustav Prior), 1899 (81 S., Preis 1,50 ℳ). — Der Verfasser legt in der angezeigten Schrift dar, daß der Alleinerbe bei Ueberschuldung des Nachlasses nur mit den Kräften des Nachlasses haftet und daraus ein Recht, die Erfüllung zu verweigern, erlangt, sofern nicht eine unbeschränkte Haftung des Erben aus anderen Umständen begründet ist, und erörtert die Wirkungen des Vorstehenden auf die Miterben und die Gesammthaftung der Miterben, sowie die entsprechenden Befugnisse der Gläubiger. Die Schrift ist gut gemeint und bietet vieles Beachtenswerthe. Das Studium ist aber durch die Schreibweise (ganz besonders durch das häufige Weglassen des Artikels) wie durch die umständliche Darstellung etwas erschwert; das ist im Interesse der Praxis, der die Schrift ja dienen will, zu bedauern; die Praxis braucht Klarheit und Uebersichtlichkeit. Wer jedoch Zeit hat, wird Manches aus der Schrift lernen. Bedenken gegen einzelne Ansichten geltend zu machen, kann hier nicht der Ort sein. K—d.

— Die eigenartige Formlosigkeit und Elasticität des Prozesses in Unfallversicherungsstreitigkeiten hat dem Regierungsrathe und ständigen Mitgliede des Reichsversicherungsamts Dr. Ludwig Laß in Berlin Veranlassung gegeben, das Prozeßrecht in Unfallversicherungssachen unter Benutzung amtlicher Quellen zu bearbeiten und in dem wohlbekannten Verlage von Carl Heymann in Berlin erscheinen zu lassen. Sehr zutreffend sagt der Verfasser in seinem Vorwort, daß dieses Prozeßrecht nur in seinen Grundlagen auf gesetzlichen Vorschriften beruht, das Verfahren sich aber in seinen Einzelheiten durch die Praxis entwickelt hat und einer weiteren Ausbildung ebenso fähig, wie würdig ist. Es zeichnet sich in vielen Beziehungen durch seine leichte Handhabung vor dem Civilprozeßrechte aus. Wer mit der Ausführung des Unfallversicherungsgesetzes und seinen Nebengesetzen zu thun hat, wird die vorliegende bedeutende Arbeit um so dankbarer begrüßen, als sie, an sich eine rein private Veröffentlichung, doch auf der vielseitigen Rechtsprechung des Reichsversicherungsamts in Anlehnung an die gesetzlichen Bestimmungen bauend, deren werthvolles Material in Bezug auf die Prozeßführung systematisch verwerthet und, insoweit Unterlagen noch nicht vorhanden sind, diese Lücken im Sinne des Systems ergänzt. Insbesondere den mit der Anwendung der Unfallversicherungsgesetzgebung befaßten Behörden können wir das Werk, welches durch ein ausführliches alphabetisches Sachregister noch besonders bereichert ist, daher zur Benutzung angelegentlich empfehlen. Das sehr gut ausgestattete Buch kostet geheftet 10 ℳ. ∞

— Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde. Herausgegeben von Prof. Dr. E. Mogk. 10. 1899. — Das eben erschienene Vierteljahrsheft enthält außer beachtenswerthen Mittheilungen über das Archiv und das Museum des Vereins, die beide fortdauernd in raschem Wachsthum begriffen sind, drei Veröffentlichungen von volkskundlichem Quellenmaterial. Diaconus Mann-Cunewalde theilt eine Anzahl von Reimen und Sprüchen (Wiegenlieder, Kinderlieder, Abzählreime u. dergl.) in Oberlausitzer Mundart mit; viele von ihnen sind auch in anderen Gegenden Deutschlands nachweisbar, aber gerade zur Kenntniß der Wanderungen und des Verbreitungsgebietes solcher Volksliedchen, die wiederum für die Erforschung ihres Ursprungs die unerläßliche Voraussetzung ist, sind local begrenzte Sammlungen des Stoffes ohne Rücksicht darauf, ob die Reime als eine Besonderheit der Gegend anzusehen sind oder nicht, sehr dankenswerth. Th. Seelig beginnt mit einer Wiedergabe der zum größten Theile den Haidebesuchern noch heute wohlbekannten Walddistrictsbezeichnungen der Dresdner Haide und ihrer Benennungen nach einer Handschrift von 1734. Hugo Wiechel setzt seine Sammlung von Dorfwirthshausnamen aus dem Erzgebirge und dessen Umgebung fort. Eine Besprechung des Werks „Sachsen unter König Albert", dessen Bezug den Mitgliedern des Vereins durch Gewährung von Ausnahmepreisen erleichtert wird, und einige Umfragen und Antworten schließen das Heft. Eine Beilage enthält Mittheilungen über die Vorstandssitzung vom 27. Mai 1899, deren wir an dieser Stelle bereits gedachten, und andere Vereinsnachrichten. —m—

— Tetzner, F., Dr. phil., Die Slowinzen und Lebakaschuben. Land und Leute, Haus und Hof, Sitten und Gebräuche, Sprache und Literatur im östlichen Hinterpommern. Mit einer Sprachkarte und 3 Tafeln Abbildungen. VIII. Band der Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. Berlin, 1899. Verlag von Emil Felber. — Der Verfasser, der als einer der gewiegtesten Kenner der ethnographischen und linguistischen Verhältnisse Ost- und Westpreußens bekannt ist, hat sich schon seit einer Reihe von Jahren mit den Kaschuben beschäftigt, jenem Völkchen, das im östlichen Hinterpommern das Gebiet des Lebasees bewohnt. Dr. Tetzner hat das Verdienst, in die ethnographische Stellung dieses Volksüberbleibsels eines früher sehr ausgedehnten Stammes wahres Licht gebracht zu haben. Wenn man auch gegenwärtig mit Kaschuben meist die altpommersche slawische und katholische Bevölkerung Pommerellens, die sich allmälig noch eine Meile weit über die pommersche Grenze herüber ausgebreitet hat, be-

zeichnet, so betont der Verfasser mit Recht, daß die alteingesessenen pommerschen Kaschuben die letzten slawischen Reste der Pommern am Lebasee sind; sie sind evangelisch und von jenen als gemeinhin bezeichneten Kaschuben durch eine breite Schicht Deutscher getrennt; sie werden auch pommersche oder Lebakaschuben zum Unterschied von den westpreußischen genannt. Für die Slawen in den Klucken und westlich davon ist der Name Slowinzen am charakteristischsten. Ein erster Abschnitt des Tetzner'schen Werkes beschäftigt sich mit Namen, Lage, Ausbreitung der Kaschubei. Besonders eingehend sind dann die Erörterungen über die Bewohner der Kaschubei, über Aussehen und Charakter, Sprache, Haus, Tracht, Beschäftigung, Geräthe, Nahrung, Gottesäcker und Grabplatten, Feste und Gebräuche, Verlobung und Hochzeit, Kindtaufe, Begräbniß und Arbeitsfeste. Geschichte und Culturgeschichte der Kaschubei ist so vollständig wie möglich behandelt. Werthvoll sind ferner die Mittheilungen über das slowinzische und lebakaschubische Schriftthum, in denen gar vieles Neue zu Tage tritt. Die beigegebene Karte stellt das slawische Sprachgebiet Hinterpommerns dar, und die Abbildungen berücksichtigen vorwiegend das Haus und die Tracht. Unser Urtheil über das vorliegende Buch fassen wir im großen Ganzen dahin zusammen, daß wir durch dasselbe eine sehr werthvolle Bereicherung zur Volks- und Völkerkunde Deutschlands erhalten haben, daß das Material durch fleißiges Erwandern und Erkundigen in dem behandelten Gebiet gesammelt ist, und daß der Verfasser wieder durch diese Schrift sein feines Verständniß für das Verstehen der Volksseele documentirt hat. Ee.

— Maikäfer-Komödie von J. V. Widmann. 2. Aufl. Mit dem Porträt des Verfassers. Frauenfeld, J. Huber. 3,20 ℳ — Josef Victor Widmann kann man seit dem Tode Keller's und Meyer's wohl als den bedeutendsten lebenden deutschen Dichter bezeichnen. Solch ein Dichter kann freilich nicht auf schnelle Anerkennung im Publicum rechnen, weil er demselben vorausgeht, das ihn erst einholen muß, während die Andern mit dem Publicum gehen oder ihm nachlaufen, woraus sich die Verbrüderung zwischen beiden Theilen, die Popularität und der Beifall des Tages erklärt. Widmann's Sachen haben wir immer gern angezeigt, z. B. Oenone, Jenseits von Gut und Böse, Bin der Schwärmer, Gemüthliche Geschichten u. a. m. Auch diese Maikäfer-Komödie ist von uns bei der 1. Auflage bereits besprochen worden. Wir könnten uns ohne Weiteres auf das früher Gesagte berufen, wenn wir nicht gestehen müßten, daß es uns auch so wie dem oben charakterisirten Publicum ergangen ist, d. h. daß wir uns dem Werk und seinem Schöpfer erst allmälig genähert haben. Was will das Werk bedeuten, kann man sich fragen und bei der Neigung der Deutschen, Alles zu schematisiren, zu rubriciren, in einer Formel zu fassen, ist da die Antwort nicht leicht gemacht. Ist es ein Bild des Lebens, das uns geboten wird, mit seinem Ernst und seiner Lust, seinem Tiefsinn mit Rosen umsponnen, seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, seinem schmerzvollen Schluß, seinem bei allen trüben Erfahrungen doch optimistisch freudigen Ausblick am Ende? Denn ein solcher, ein Optimist ist Widmann trotz aller anscheinend entgegenstehenden Aeußerungen in seinen Werken. Dazu ist er zu sehr Schweizer, deren gesunde Natur sich auch in der Literatur bewährt, die uns am Ende des Jahrhunderts trostvoll zur Seite steht und uns freundliche Aussichten für das neue Säculum eröffnet. Sind die Maikäfer Menschen, kann man weiter fragen, die da glauben, die ganze Welt wäre für sie vorhanden, wenn sie aus der Erde schlüpfen, und dennoch erfahren müssen, daß sie untergeordnete Wesen sind, die andern Höherstehenden zum Opfer fallen, eine Parodie auf das Thema vom Uebermenschen, der sich hier Uebermaikäfer nennt und daran zu Grunde geht? Es ist möglich. Sicher ist, daß das ganze Gedicht ein ungewöhnliches Werk ist, das von Bedeutung zeugt, was man auch aus ihm herauslesen mag, Bedeutung, die man heutzutage in der Literatur so sehr vermißt, so daß man nach ihr lechzt und sich freut, sie einmal wieder anzutreffen. Die epischen Zwischenstücke z. B. sind, auch in formeller Beziehung, einfach Cabinetsstücke in ihrer Art und keiner der Lebenden macht sie Widmann nach. Das ist einfach unerhört in unserem Schriftthum geworden! Ob das Werk je aufgeführt werden wird, ja aufgeführt werden kann, das an Shakespeare's romantische Komödien und auch an Aristophanes' Freiheit und Ausgelassenheit erinnert und doch ganz selbständig ist? Wir wagen die Frage nicht zu bejahen, die der Leser vielleicht ohne Weiteres belächeln und der praktische moderne Bühnenmensch mit einem entschiedenen Nein beantworten wird. Auch nimmt sich das Stück ja unaufführbar aus, wie es der Faust, erster wie zweiter Theil, zuerst auch erschien, aber man weiß nie, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert. Die Zukunft macht uns oft Dinge auf der Bühne zugänglich, von denen man es sich nicht hat träumen lassen, wofür gerade neuere nicht mißlungene Bühnenexperimente genügend Zeugniß ablegen. Und es wäre ja gut und angebracht, auf der Bühne auch einmal eine menschliche Komödie in der Form einer Maikäferkomödie zu sehen, in der die Theilnehmer in einer wonnigen Mainacht dem Boden der mütterlichen Erde entschlüpfen, um da ihre ernsten und lustigen Erfahrungen zu machen, zumal wenn dann das Publicum endlich seinem Dichter nachgehinkt sein wird, der ihm jetzt noch, wie eingehends erwähnt, mit riesengroßen Schritten vorausgegangen ist. Und das wäre sehr zu wünschen.

J. R.

— K. von Heigel, Weltverächter. Eckstein's Miniaturbibliothek Nr. 31. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. — Eine Sensations-Novelle, ein kleines Schauergeschichtchen — weiter nichts. Eine Geschichte von einem Grafen, der sich als Scheintodten begraben läßt und nachher als Heimlichwiederauferstandener seine Wittwe, die in ihm einen egoistischen Nörgler los geworden ist, theils beobachtet theils unnöthig erschreckt. Der Versuch, den Inhalt durch den Vortrag von allgemeinen Grundsätzen zu vertiefen, ist wohl nicht sehr ernst gemeint, namentlich da der Autor, obgleich der Schluß trübe und traurig ist, vor der Consequenz zurückschreckt, den vermeintlich Verstorbenen seinem Weibe erkannt gegenüberzustellen; das wäre vielleicht ein großes Moment geworden. Auch der ganze Stil und Ausdruck ist etwas allzu leicht hingeworfen und entspricht dem Stoff nicht.

F. E. Köhler-Haußen.

— Georg Bormann, Menschenherz. Eckstein's Miniaturbibliothek Nr. 43. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung. — „Bei einem Unglücksfall wie hier müssen auch die Nächstbetheiligten, so schwer es sein mag, auf völlige Aufklärung verzichten. Hier hat ein unmeßbares Etwas in der Person des Verunglückten selbst oder in den ihn umgebenden Zufälligkeiten mitgewirkt, das wir nicht aufzufinden vermögen. Hier ist ein Aufklärenwollen nur ein tieferes Hineintappen in's Dunkle." — Mit diesen Worten wird in der überaus liebenswürdigen Erzählung über einen allerdings nicht zur Evidenz erwiesenen Selbstmord das letzte Wort gesprochen. Die Vornehmheit der in ihnen geäußerten Anschauung, wie ihrer Sprache, ist kennzeichnend für das ganze Büchlein, das den traurigen und hoffnungslosen Gedankengang eines jugendlichen Selbstmörders erklärt, der zwischen den Wünschen für seine Berufswahl und der zärtlichsten und aufopferndsten Liebe zu seiner Mutter zu Grunde geht. Er geht mit Nothwendigkeit zu Grunde, aber nicht weil er schwächlich und kleinmüthig veranlagt ist, sondern weil die feindlichen Strömungen seiner jungen Seele zu stark, zu groß sind. — Die vier Personen, die allein die Umgebung des, fast möchte ich sagen, „tragischen Helden" bilden, sind vortrefflich charakterisirt und mit hervorragender Schärfe silhouettirt. — Wir wünschen dem Büchlein vor Allem wegen der mancherlei kleinen von vornehmer und edler Gesinnung gezeitigten Abschweifungen auf einzelne Lebensfragen einen recht guten Erfolg, zu dem die freundliche und einladende Ausstattung der „Miniaturbibliothek" sicher ihr Theil beitragen wird.

F. E. Köhler-Haußen.

— Katechismus der Waarenkunde von Dr. M. Pietsch. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis 3 ℳ 50 ₰. — Verfasser versteht die Kunst, viel Wissen in einem verhältnißmäßig kleinen Raum zu condensiren, denn sein Katechismus der Waarenkunde, der in 6 Auflagen gewissermaßen sechsmal destillirt und geläutert worden ist, begnügt sich mit dem halben Volumen sonstiger Bücher dieser Kategorie. Und doch zeigt schon das umfangreiche Sachregister, daß keine Materie vergessen oder übergangen worden ist, die irgendwie Anspruch auf Berücksichtigung erheben kann. Indem das Buch mit besonderer Lust und Liebe auf den technologischen Theil der Waarenkunde eingeht, fesselt es das Interesse des Lesers, nicht blos des Geschäftsmanns, sondern auch des Volkswirths, der hier für seine Studien manchen brauchbaren Wink und manche nützliche Belehrung sich holen kann. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 89. Donnerstag, den 3. August, Abends. 1899.

Veränderungen der Thierwelt Sachsens in den letzten Jahrhunderten.

Von Robert Berge, Zwickau.

II. **Vögel.** Erst seit 1892 befinden wir uns im Besitz eines vollständigen von Meyer und Helm herausgegebenen Verzeichnisses der Vögel des Königreichs Sachsen. Dasselbe enthält einschließlich späterer Nachträge 280 Arten, von denen 157 brütend, die übrigen als Durchzügler oder mehr oder weniger seltene Gäste getroffen werden. Diese im Hinblick auf die große Bevölkerungszahl und das häufig enge Industrienetz verhältnißmäßig hohen Ziffern dürften geeignet erscheinen, das ästhetische, wie praktische Naturverständniß nebst dem Charakter der Bevölkerung und die Handhabung der einschlagenden Gesetze in nicht ungünstiger Weise zu beleuchten. Schroff scheiden sich hiervon z. B. die Zustände in Süditalien ab, wo trotz weit besserer klimatischer Voraussetzungen auf Sicilien 40—50, in der Umgebung Neapels sogar nur etwa 20 Vogelarten regelmäßig zum Nisten schreiten, weil sie stetigen Nachstellungen unterliegen. Dazu kommt für Sachsen als überaus förderlicher Umstand die große Vielgestaltigkeit des Landes: ausgedehnte Feld- und Wiesengelände, Gebüsche, mächtige Forsten, Sand- und Heideflächen, Sumpf, Teichgebiete, Strom- und Flußläufe und in lothrechter Gliederung Ebene, Hügelland und Gebirge, durch welches Alles den mannigfaltigen Ansprüchen und Bedürfnissen der Vogelwelt abwechselungsreiche Aufenthalts- und Ernährungsgelegenheit entgegengetragen wird. Am zahlreichsten ist natürlich auch bei uns die Ordnung der Singvögel, welche mit 115 Arten auftritt und, da sie beinah jede noch so verschiedene Oertlichkeit zu bewohnen vermag, auch in Betreff der Individuenzahl als diejenige aufgefaßt werden muß, die den stärksten Bestandtheil zu unserer Vogelwelt steuert. Die Schwimmvögel weisen 52, die Sumpfvögel 47 Arten auf, und selbst die Raubvögel erreichen die stattliche Anzahl von 41 Species, während sich die übrigen auf Klettervögel, Hühner, Tauben, Sitzfüßler und Schwirrvögel vertheilen. Den augenfälligsten Abbruch haben die letzten Jahrhunderte ohne Zweifel den Wasser- und Raubvögeln bereitet. Für die letzteren, die in ihren Angriffen auf das Wild mit dem Jäger in Concurrenz eintreten und die Feindseligkeit des Landmannes heraufbeschwören, indem sie das Geflügel zehnten, springt die Ursache klar hervor: es ist der unermüdliche Vernichtungskampf, welcher ihre Horste zerstört, sie in Fallen lockt oder das tödtliche Blei entsendet, und namentlich haben die modernen Schußwaffen ihre Wirkung gethan, während ihnen mit der Armbrust oder den schwerfälligen Gewehren früherer Zeiten weniger erfolgreich beizukommen war. Die Wasservögel verloren mit jeder Austrocknung von Sümpfen und Teichen, mit jeder Flußregulirung an Brutgelegenheit, und die unmittelbaren Verfolgungen, welchen insbesondere die Fischräuber unter ihnen preisgegeben gewesen sind, trugen das Uebrige bei. — Der gewaltige **Uhu** (Bubo ignavus), gleichsam der Adler unter den Eulen, dessen Schadenregister alle zu bewältigenden Thiere bis zum Fasan und Auerhahn, Hasen, Reh- und Hirschkalb umfängt, hauste nach alten Autoren in so manchen mit Waldbedeckung gekrönten Felsklüften und Schluchten unseres Landes, ein Schrecken der Wildbahnen, ein Dämon des Aberglaubens, für den er einen ergiebig sprudelnden Quell bildete. Wenn im nächtlichen, weltverlassenen Frühlingswalde, um verödete Ruinen seine grausenhaften Minnelaute erklangen, die bald dem Kläffen und Heulen von Hunden, bald dem Wiehern der Pferde, dem Jauchzen Betrunkener oder dem Wehklagen verunglückter Menschen gleichen, so vermeinte oft der einsame Wanderer Gespenster losgebrochen, das wüthende Heer mit dem wilden Jäger ziehen zu hören. Nachgerade ist der Spuk verflossen, denn nur die sächsische Schweiz und das Zittauer Gebirge besitzen noch einzelne Brutstätten dieses Vogels. Seine kleineren Vettern, die **Wald-** und **Sumpfohreule**, der **Waldkauz**, der **Steinkauz** oder Todtenvogel, die **Schleiereule** ꝛc., erfreuen sich an passenden Oertlichkeiten noch überall ihres Daseins, obgleich besonders diejenigen unter ihnen, welche zu ihren Nestern Baumhöhlen bedürfen, infolge der erheblichen Abnahme derselben im Bestande offenbar zurückgegangen sein werden. Die Einsicht, daß sie durch Vertilgung von allerhand schädlichen Nagern und Nachtinsekten der Forst- und Landwirthschaft Nutzen erweisen, versichert sie immer mehr des Schutzes der Bevölkerung, wie auch der uralte Gebrauch, sie gleich andern Raubvögeln an Thüren und Thore zu nageln, sich bei uns fast völlig verloren zu haben scheint. In den Waldungen der Lausitz, und zwar namentlich des jetzt preußischen Theils, horstete einstmals das stolzeste Abzeichen königlichen Adels, der **Steinadler** (Aquila chrysaëtus). Aber auch anderwärts findet er sich verzeichnet, wenngleich nur sehr vereinzelt. So soll 1551 „zwischen Meißen und Torgau" ein starker Adler in einem aus großen Aesten und Zaunpfählen erbauten umfangreichen Horste gebrütet und 3 Junge erzogen haben, welche der spätere Kurfürst August durch etliche Jäger und Bürger, die das Nest erstiegen, ausnehmen ließ, wobei in demselben viel Köpfe und Gebeine von Thieren, Häute gekröpfter Schafe und Kälber und auch ein frisches Wildkalb angetroffen wurden, wie er denn den Bauern viel Schafe, Kälber und Schweine weggetragen hatte, alles Umstände, nach welchen es wohl nur ein Steinadler gewesen sein kann. Aus dem Jahre 1642 wird berichtet, daß ein Hammerherr zu Jöhstädt im Erzgebirge 2 junge Steinadler aus einem Neste bekommen habe, die ihm der Förster aufzog, worauf er den einen an den Kaiser und den andern an Kurfürst Johann Georg I. schickte. Für die Angabe Dietrich's dagegen (Gesch. v. Moritzburg, 1822), daß der Steinadler an dem auf Kreyerner Revier gelegenen Spitzberge bei Moritzburg genistet habe, sind nach eingezogener Erkundigung weder in der Kreyerner Revierverwaltung, noch in der Moritzburger Oberforstmeisterei Nachweise vorhanden. Schon längst aber mußte der Steinadler, als mit der Cultur infolge seiner Verheerungen unter der gesammten Thierwelt unverträglich, gleich den großen Raubsäugern von der Schaubühne abtreten, und nur selten mehr schwingt sich einer majestätischen Fluges einmal über unsere Wälder und Auen dahin. Die Verfolgung der anderen Tagraubvögel ward gleichfalls von der Jägerei seit jeher betrieben, und schon die kurfürstlichen Aemter zahlten bei Ablieferung der Fänge ein gewisses Fang- und Schußgeld, „diesen Räubern desto eher abzuhelfen". Trotz alledem befinden sich noch immer fast alle deutschen Arten der **Falken**, **Habichte**, **Weihen**, **Milane** und **Bussarde** unter den sächsischen Nistvögeln, und selbst der **Fischadler** (Pandion haliaëtus) soll noch einzeln in der Lausitz, der **Schlangenadler** (Circaëtus gallicus) ausnahmsweise im Erzgebirge horsten. Wenn jedoch das Lied einst sagen konnte: „Wie im Reich der Lüfte König ist der Weih", so ist von einer eigentlichen Herrschaft dieses königlichen Vogels, der **Gabelweihe** oder des **rothen Milans**, dessen mit ruhigem Fittig ausgeführte Flugzirkel das Auge fesseln, wie auch des meisten übrigen Raubgeflügels heutzutage im Allgemeinen bei uns nicht mehr viel zu spüren, da ihr Bestand, mit den Schilderungen früherer Zeiten verglichen, eine ungemeine Beschneidung erfahren hat. Von den jetzt nur als seltene Gäste unser Gebiet betretenden Raubvögeln scheint der stattliche **Würgfalk** oder **Blaufuß** (Falco sacer) nach v. Flemming (Vollkommner deutscher Jäger 1724) und Döbel (Jäger-Practica 1754) „hier zu Lande in Wäldern, wie auch in wüsten Thürmen und Ge-

mäuer" gebrütet zu haben, wiewohl nur wenig. Unter den Falkenarten, welche zur Jagd gebraucht wurden, spielte er besonders wegen seiner billigeren Beschaffung gegenüber den theuren ausländischen Falken eine wichtige Rolle und war sehr geschätzt, weshalb wir über sein ehemaliges Vorkommen verhältnißmäßig gut aufgeklärt sind. Es werden Anleitungen zur Abrichtung seiner Nestlinge gegeben, und in einem Patent vom 5. April 1632 ward den Beamten Anweisung ertheilt, von den jungen Blaufüßen, die etwa in Thüringen und in der Grafschaft Henneberg gefangen würden, keine aus dem Lande folgen zu lassen, sondern in die kurfürstliche Falknerei zu verschaffen, wie auch schon am 5. April 1560 die Beamten, welche die Aufsicht über die Hohnstein'schen und Königstein'schen Waldungen führten, Befehl erhalten hatten, darauf zu achten, „daß niemand Falken, Blaufüße und dergleichen Vögel absteige und verhandele". Die Verbreitungsgrenze dieses Vogels, die sich vor einigen Jahrzehnten nach Woborzil noch bis Böhmen ausdehnte, scheint sich somit nach günstigeren Strichen, und zwar nach dem östlichen Europa zurückgezogen zu haben, wo sie gegenwärtig in Polen und Nieder-Oesterreich ihre äußersten Ausläufer hat. Das Schicksal der mächtigen Raubvögel theilten die großen Sumpfvögel. Der fabelumflochtene Rächer des Ibykus, der Kranich, nistet in Sachsen zwar nicht, und die letzten Horste des Fischreihers sind auch verschwunden. Nicht allzulange indessen ist es her, wo diese Vögel mit Falken gebeizt wurden, denn erst ein Decret vom 15. Novbr. 1763 hob die Falknerei in Sachsen auf, die seit dem Mittelalter geblüht hatte. Ursprünglich zählten Kraniche und Reiher zur hohen Jagd, in dem Mandat von 1717 werden die letzteren jedoch der niederen zugetheilt. 1555 wurden in Dresden z. B. 14 Jagdfalken gehalten, die 1558 auf 10 und 1560 auf 4 zusammenschmolzen, worauf Kurfürst August 1563 anordnete, daß der Windehetzer (Winde = Windhunde) „sich auch etlicher Blaufüße fleißigen und dieselben zur Mithilfe der Hunde gebrauchen", der Hühnerfänger 3 Blaufüße und der Falkner 4 Falken und 3 Blaufüße halten solle, woneben auch Habichte Verwendung fanden. Unter den Kurfürsten Christian I. und II. erlosch die Falknerei im Hofhalte, bis sie Johann Georg I. bereits als Prinz von Neuem aufleben ließ und nach seinem Regierungsantritte 1611 wieder einen kurfürstlichen Falkenmeister ernannte. 1727 wurde sie von Dresden nach dem Kammergute Kalkreuth unweit Großenhain übergeführt, wo ein für das Beizen vorzüglich geeigneter Reiherstand lag. Es waren damals vorhanden 6 Flug Reihervögel (1 Flug = 3 Stück), 4—5 Flug Krähen- und 3 Flug Hasenvögel, denn die Falkenjagd erstreckte sich auch auf Krähen und Hasen, sowie Kaninchen, Trappen, wilde Gänse, Enten, Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Elstern und Milane. Die Reiher wurden hier unter Schutz gestellt, und der Falknerei-Hauptmann ward verpflichtet, zur Vermehrung derselben alle mögliche Sorgfalt vorzukehren, die Rücken (Saatkrähen, Corvus frugilegus) nach und nach aus dem Reiherstande zu bringen und zu verhindern, daß die Reiher durch Grasung, Holzung und Treibung des Viehes gestört würden. Im Mai und Juni erschien der Hof gewöhnlich zur Beize, für welchen Zweck eigne Pavillons erbaut waren. So beizte 1731 der Kronprinz bei Kalkreuth beispielsweise 88 Reiher und 90 Krähen, und im Jahre 1738 wurden am 16. Mai 5 Reiher und 6 Kraniche, am 21. Mai 1 Reiher und 6 Kraniche, am 26. Mai 8 Reiher und 5 Kraniche und den 2. Juni 6 Reiher und 5 Kraniche gebeizt. Für 1739—56 verzeichnen die Hofjournale 277 Reiher und 245 Kraniche. Die Vögel zeigten sich in der Regel nicht sehr beschädigt, und man setzte sie öfters wieder in Freiheit, nachdem ihnen um einen Ständer ein silberner Ring mit dem Namen des Jagdherrn und der Jahreszahl gelegt worden war. Am 8. Juni 1751 erlangte der König einen Reiher, welcher zwei Ringe trug, von denen er den ersten zehn Jahre zuvor von dem Könige selbst, den zweiten sieben Jahre vorher vom Sultan Mahmud I. erhalten hatte. Mit einem dritten Ringe versehen durfte er auf's Neue davon fliegen. Unter August III. erreichte diese Jagd überhaupt ihren höchsten Glanz, und der Aufwand für die Falknerei stieg im Jahre 1754 auf den Betrag von 9226 Thalern an. In welchem Maße die sich in den Lüften entwickelnden Kampfspiele zwischen den Falken und ihren Opfern die Zuschauer gefangen nahmen, schildert v. Flemming in den drastischen Worten: „Mancher Maul und Nasen zuzumachen darüber vergisset, wobei wohl sehr zu zweifeln, ob die Zuschauer zum Theil wohl den Himmel all ihr Lebtag aus inbrünstigem Verlangen, einsmals hineinzukommen, so unverwendet betrachtet haben, welches Alles zu solcher Zeit aus Vorwitz, den Ausgang dieses Kampf- oder Wettfluges zu sehen, geschiehet." Da führte der 7jährige Krieg ein jähes Ende dieses Sportes herbei, der am 2. Juni 1756 zum letzten Male ausgeübt wurde, worauf nach dem Tode des Königs, wie bemerkt, die gänzliche Auflösung der Falknerei erfolgte. In der bis zur Theilung zu Sachsen gehörenden Oberlausitz hat sich übrigens der Kranich unter strenger Schonung als Brutvogel erhalten, wie z. B. in der Gegend von Hoyerswerda und der Görlitzer Heide, während die bei Kalkreuth verwendeten ohne Zweifel aus der Gefangenschaft entnommen wurden. Der Nachtreiher, jene kleine Reiherform Südeuropas, dessen Körper nur die Größe eines Raben erreicht und der sich heutzutage blos selten einmal nach Sachsen verfliegt, scheint ehemals häufiger in unsere Gegenden gekommen zu sein, da sich sonst seine Aufnahme unter das Wild der hohen Jagd nicht verlohnt haben würde, wie sie in den Verzeichnissen von 1662 und 1717 enthalten ist, woselbst er unter dem Namen Focke derselben zugerechnet wird. Nach Naumann soll er sich vor 100 Jahren überhaupt in Deutschland, namentlich in den nordöstlichen Theilen bis zur Niederlausitz herab häufig fortgepflanzt und ihn, den furchtsamen und gern unbeachtet bleibenden Vogel, wie so manchen anderen nur die gesteigerte Cultur der wilden Gewässer und Holzungen, die wachsende Menschenmenge und die Vervollkommnung des Jagdwesens vertrieben haben. Allzugemein, bemerkt Döbel, sei er in Deutschland eben nicht, als wo große Brüche wären, und fände man ihn in Schlesien und an den ungarischen Grenzen vielfältig. Der rauhschallende, an Ochsengebrüll erinnernde Paarungsruf der verwandten Rohrdommel, welcher, wenn er in stiller Nacht dahinklang, manches ängstliche Gemüth gleich dem Reuter'schen „Dörchleuchting" in Aufregung stürzte, ertönt nur stellenweise noch aus großen Rohrteichen, und der weiße Storch, der einst bei uns weit verbreitet war, ist in verschiedenen Gegenden beinahe zur mythischen Gestalt geworden, wiewohl er in andern noch brütet. Was die begehrte Waldschnepfe anbelangt, so wird sie für die frühere Zeit öfterer angegeben, als wir sie jetzt finden, und auch ihr Durchzug scheint wesentlich zahlreicher gewesen zu sein. Denn wenn z. B. Lehmann aus eigner Erinnerung mittheilt, daß zu Königswalde bei Annaberg ein einziger Fänger „viel Schock in einem Herbst gefangen", so dürfte das, selbst wenn wir der Vermuthung Raum verstatten, daß andere Arten darunter waren, heutzutage alle Begriffe übersteigen. Länger behauptete die Bekassine oder Himmelsziege vielfach ihre Nistplätze, da sie, nicht wie die Waldschnepfe an feuchte Waldungen gebunden, mehr offene Moore und Sumpfflächen bis zur nassen Wiese besiedelt. Doch ist nicht zu verkennen, daß auch sie neuerdings immer rascher der vordringenden Cultur weicht und Reviere verlassen hat, in denen vor Jahren oder Jahrzehnten zur Balze ihre meckernden Laute geheimnißvoll aus den Lüften niederschwirrten und unten verborgene Nester mit den 4 auf trübem Grunde durch dunkle Flecken und Punkte gezeichneten Eiern ruhten. Es kann hier meist von keiner periodischen Schwankung, keinem vorübergehenden Ausbleiben, wie es sonst in dem Leben von Thierarten mitunter eintritt, die Frage sein, da Angesichts der veränderten Umstände auf eine Wiederbesetzung schwerlich zu hoffen ist. Auch für das Heer der Wasser- und Sumpfhühner, Wasserläufer und Regenpfeifer dürfte in Anbetracht der verringerten Daseinsbedingungen eine mehr oder minder erhebliche Einbuße anzunehmen sein, obschon sich im Einzelnen Nachweise öfters nur schwer führen lassen werden, weil aus früherer Zeit nähere Verbreitungsangaben kaum in wünschenswerthem Grade vorhanden sind. Eine ähnliche Abnahme wird bei den Schwimmvögeln, insbesondere bei Enten und Tauchern zu gelten haben, wiewohl auch diese geeignete Gewässer noch heutzutage bevölkern. Von hervorragender Bedeutung für die Jagd sowohl als für die Küche hat sich die Einbürgerung des zu den Hühnervögeln gehörenden Edelfasans (Phasianus colchicus) gestaltet, dessen ursprüngliche Heimath in Kleinasien und Transkaukasien liegt. Bereits die Argonauten sollen ihn auf ihrem Zuge nach dem goldenen Vließ in Kolchis kennen gelernt und auf der Rückfahrt nach Griechenland gebracht haben, und zur Zeit der römischen Kaiser war er in Italien ein sehr bekanntes und geschätztes Wildpret. Bei den engen Beziehungen der Römer zu Germanien ist es nicht unwahrscheinlich, daß diese ihn diesseits der Alpen einführten, obgleich wir Genaueres darüber nicht kennen. In Sachsen tauchte er nach v. Schimpff im 14. Jahrhundert als neue Gattung

Federwild auf und scheint hier ziemlich günstige Bedingungen für sein Fortkommen gefunden zu haben, denn wir sehen ihn über viele Gegenden, insonderheit der niederen Theile ausgebreitet, und noch in den letzten Jahrzehnten ward er von Jagdbesitzern in verschiedenen Revieren, welche ihn zuvor nicht beherbergten, mit Erfolg ausgesetzt. Berühmt war früher wegen seiner starken Besetzung der große Garten in Dresden, in welchem dichte Gebüsche und Schwarzdornhecken Unterschlupf gewährten, besondere Futterscheunen für reichliche Nahrung sorgten, eine ringsum laufende, 8 Fuß hohe Mauer, in der alle Schleusen und Oeffnungen mit Fuchs- und Marderfallen verwahrt wurden, Raubthiereinbrüche verhinderte, und die Besucher streng auf die Wege verwiesen waren, um jeder Störung vorzubeugen. Fast alljährlich veranstaltete der Hof hier Fasanenschießen, bis die Schlacht bei Dresden im Jahre 1813 den Bestand zu Grunde richtete und die Einrichtungen verwüstete. Zwei Umstände dürften seiner Vermehrung in wildem Zustande zu gute gekommen sein: die vielfache Beseitigung großer, geschlossener Wälder, die er nicht liebt, und die Unterdrückung des Raubzeuges. Denn wiewohl er dem Walde zugehört, flieht er doch dessen Tiefe, bevorzugt die Randpartien, sowie gestrüppreiche Gehölze und tritt gern auf Felder und Wiesen heraus, und wo das Raubwild aufwuchert, fällt er demselben infolge seiner körperlichen und geistigen Unbeholfenheit häufig genug zur Beute und vermag nicht aufzukommen. Bekanntlich hat ihn das neue Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches unter die Wildarten aufgenommen, für welche den Grundstücksbesitzern Schadenvergütung zu leisten ist, und es möchte abzuwarten bleiben, inwieweit er hierdurch beeinträchtigt werden wird, da er dort, wo er in Menge lebt, Saat- und Getreidefeldern namhafte Verwüstungen zuzufügen vermag. Von den verwandten eigentlichen Waldhühnern Hasel-, Auer- und Birkhuhn hat sich das letztere am zahlreichsten zu behaupten verstanden und wird sowohl im Gebirge als im Niederland in vielen Waldungen mit tiefem Heidekraut, Gestrüpp und Beeren tragendem Gesträuch gefunden. Das weithin vernehmbare, jedes Jägerherz mit wunderbarer Gewalt ergreifende Kollern des Balzschlages, welchen der Hahn im Frühjahre erschallen läßt, gehört noch immer gleichsam zum eisernen Bestande der Frühlingstöne, wie zur Zeit unserer Altvordern. Seltener ist das Hasel- und Auerwild geworden, aber im Vogtlande, Erzgebirge und der sächsischen Schweiz befinden sich noch verschiedene Reviere im glücklichen Besitz desselben, und namentlich die Auerhahnbalz lockt alljährlich manchen vornehmen Jäger in die weltfremde Einsamkeit der rauschenden Bergwälder hinein, Weidmannsgenüsse bescheerend, welche die Opfer an Anstrengungen und Unbequemlichkeiten reichlich vergelten. Die Feldhühner Rebhuhn und Wachtel haben natürlich durch die fortschreitende Entwaldung und die Ausdehnung der Cultursteppe, d. i. der Felder und Wiesen, an Boden außerordentlich gewonnen, zeigen aber in ihrer Vermehrung einen beachtenswerthen Unterschied. Denn während der Rebhühnerstand gewissermaßen nur ein Erzeugniß aus Hegung und Wetter darstellt, fällt für die Wachtel noch ein sehr ungünstiger Umstand in die Wagschale, welcher in den Wechselfällen des Wanderzuges liegt. Ihre Schaaren werden im Frühlinge und Herbste bei der Durchreise an den Küsten und auf den Inseln des Mittelmeeres in ungeheurer Menge eingefangen, und man darf aus der Parallele mit dem Rebhuhn, das ähnliche Bedingungen beansprucht und vortrefflich bei uns gedeiht, die Folgerung ableiten, daß jener Fang ihre augenscheinliche Abnahme verschuldet, obwohl sie eigentlich eine Zunahme erfahren sollte. In Rom werden z. B. an einem einzigen Tage bisweilen gegen 20000 Wachteln auf den Markt gebracht, und man erzählt von einem Bischofe, daß er von den auf Capri gefangenen und verkauften Wachteln einen Zehnten erhob und sich dadurch eine bedeutende Rente verschaffte. Der französische Ornitholog Aubusson sah auf dem Markte zu Neapel das Stück für den niedrigen Preis von 8 Pfennigen verkaufen, weil sie in Masse da waren, und auf Morea und den griechischen Inseln werden sie in Tonnen eingesalzen. Die Sitten des Südens scheinen hier also verheerender zu wirken, als der übelberufene nordische Winter, und man darf gespannt sein, ob es den Bemühungen der europäischen Regierungen sobald gelingen wird, jene Metzeleien auf ein vernünftiges Maß zu begrenzen. Aehnlich ergeht es im Süden auch unseren übrigen gefiederten Wanderern, und wenn uns die Erfahrung überzeugt, daß die im Herbste davonreisenden, durch die Bruten verstärkten Vögel im Frühjahr so herabgemindert wiederkehren, daß, im Durchschnitt genommen und abgesehen von den vorkommenden Schwankungen, die Vermehrung des Vorjahres in der Regel vernichtet erscheint, so muß dies auf das Conto der Gefahren des Zugs, unter welchen die Fängerei zweifellos sehr hervorragend betheiligt ist, gesetzt werden. Im Uebrigen dürften wir den klarsten Einblick in diese Verhältnisse von einer Beobachtung der Umgestaltungen empfangen, die sich fast unablässig unter unseren Augen begeben, und da scheint sich herauszustellen, daß der Beschränkung und Entziehung der Nistgelegenheit oder auch schon gesteigerter Beunruhigung der Brutgebiete, namentlich bei scheuen Arten, durchschlagender Einfluß zuzumessen ist. Denn mit dem Verschwinden der Viehweiden z. B. ward zugleich der Wiedehopf aus vielen Gegenden verdrängt, die Verunreinigung oder Regulirung der Wasserläufe entriß dem Eisvogel und der Wasseramsel (Cinclus merula) manchen Ansiedelungsplatz, jede Beseitigung von Röhricht, Ufer- und Sumpfgestrüpp mußte die Rohrsängerarten vertreiben und ihren Gesang verstummen lassen, und der geregelte Abtrieb der Wälder, welcher überständig und morsch werdende Hölzer möglichst entfernt, schmälert im Vergleich zur Urwaldwildniß unter Anderem den Spechten die Insectennahrung. Mit dem Rückgange der Spechte aber erfuhren in Verkettung der Verhältnisse diejenigen Vögel Eintrag, welche ihre Nester gern in den von ihnen gemeißelten Baumlöchern unterbringen, wie Meisen, Baumläufer, Blaurake, Wendehals, Hohltaube und die kleinen Eulenarten. Im Gegensatz zu alledem muß jedoch die neuere Niederhaltung des behaarten und gefiederten Raubwildes betont werden, welche jene Vögel mit Erleichterungen des Lebenskampfes beschenkt, die nicht zu unterschätzen sind. Dieses Moment läßt sich in seiner Tragweite überhaupt auf alle kleineren, sowie nicht wehrhaften Vögel ausdehnen und liefert offenbar einen wesentlichen Antheil zu ihrem Gedeihen. Hierzu tritt die Vogelschutzgesetzgebung, welche sich namentlich durch Unterdrückung des früher auch in Deutschland fast unbeanstandet ausgeübten Fanges für Küchenzwecke große Verdienste erwarb. Eines Vogels mag hier noch Erwähnung geschehn, der, im System zu den Singvögeln gezählt und in mannigfache Sagen und Märchen verschlungen, einst in Sachsen nistete, des klugen Begleiters Wodan's, des Kolkraben (Corvus corax). Diese gefräßigen „Galgenvögel", welche die Hochgerichte umlagerten und nichts, was sie irgend zu bezwingen vermochten, unangetastet ließen, sind der Ausrottung erlegen, und nur selten verirrt sich einer noch über unsere Grenzen. Wie es vor etwa anderthalbhundert Jahren unter einem zahlreichen Raubwild und dem Mangel von Schutzanordnungen aussah, darüber hat uns u. A. Döbel eine anschauliche Schilderung hinterlassen, aus der es erlaubt sei, einige Stellen verkürzt anzuführen. Dem Feder-Wildprete besonders, sagt er, geschieht durch die Raubthiere gar großer Schaden, als nämlich dem Auer- und Birkwild, Trappen, Fasanen, Haselhühnern, Schnepfen, Rebhühnern und Allem, was auf dem Boden nistet und brütet, besonders von Katzen (Wildkatzen), Mardern, Iltissen und Wieseln. Wo will alsdann die Vermehrung herkommen? Was thun nicht auch allerhand Gattungen von Raubvögeln, Krähen und Elstern für Schaden daran? Desgleichen werden auch die auf Bäumen brütenden Vögel von Katzen, Mardern und allerhand Raubvögeln gestört und gefressen. So thut auch den ziehenden Vögeln einen großen Abbruch der Vogelfang im Frühjahr, wenn nämlich der Vogel wieder zurückkommt und brüten will. Werden aber die Alten weggefangen, wo sollen alsdann viel Junge herkommen? Ein muthwilliger und freventlicher Schade ist auch das Ausnehmen der jungen Vögel, und geschieht auch, daß durch solch Nester-Visitiren viel Eier verderbet, auch wohl die Alten von den Eiern oder Jungen weggefangen werden. Es ist das größte Unrecht, daß man an vielen Orten solchen Müßiggängern, Buben und leichtfertigen Jungen solches verstattet, daß sie die Wälder und Büsche durchstreichen und die Vögel in ihrer Brut stören, ausnehmen und ruiniren dürfen. Wäre also die größte Billigkeit, daß alles Stören, Ausnehmung der Vögel und Wegfangung der Alten von den Nestern gänzlich unterbliebe. — Aus dem Gesichtspunkte thierpsychologischer Betrachtung bietet die Anpassung von Vogelarten an die Cultur besonderes Interesse und ist von je als ergiebiges Feld bebaut worden. Als treueste Begleiter folgen dem Menschen bekanntlich Haussperling und Staar. Den ersteren vermißt man nur noch in einigen kleinen, von Waldumgürtung eingeschlossenen Orten, wo hinreichende Ackerflächen fehlen, und letzterer hat sich längst

die aufgehängten Kästen für seine Vermehrung zu Nutze gemacht, die dadurch ins Unermeßliche gewachsen ist. Die Amsel, ursprünglich Waldvogel, erobert das Terrain, das sie im Walde opfern mußte, in Gärten und Anlagen zurück und flötet uns ihre Lieder in das Zimmer. Der Einwanderer gedenkend, scheinen der dem Feld- und Wiesenbau nachziehende Grauammer (Emberiza calandra) und die Gegenden mit Kunststraßen und Eisenbahnen aufsuchende Haubenlerche im Vordringen begriffen gewesen zu sein, wie sich z. B. die letztere zu Anfange dieses Jahrhunderts, der Grauammer um 1840 im östlichen Thüringen einfand, wo sie zuvor nicht beobachtet wurden. Lehmann spricht allerdings schon im 17. Jahrhundert von der Haubenlerche, jedoch mit der Bemerkung, daß sie hier nicht brüte (Erzgebirge). Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erwähnt sie Döbel für Sachsen noch nicht, sondern führt nur Feld- und Heidelerche auf, und nach D. aus dem Winkell nistete sie Anfangs unsers Jahrhunderts zwar im nördlichen, noch nicht aber im mittleren und südlichen Deutschland, sondern kam hierselbst nur im Winter vor. Die Wachholderdrossel oder der Ziemer wird von sächsischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts nur als Durchzügler und Wintergast besprochen, welcher nicht hier brüte, und bei der Aufmerksamkeit, die man dieser Drossel wegen ihres leckeren Fleisches stets zuwandte, verdienen die Angaben im Allgemeinen jedenfalls Glauben. Gleichwohl braucht man es nicht als ausgeschlossen zu betrachten, daß dieselbe bei ihrem nomadenhaften Gebahren, sich plötzlich irgendwo anzusiedeln und nach längerer oder kürzerer Dauer wieder zu entschwinden, auch zu jener Zeit schon ab und zu nistete, zumal ihr die Verhältnisse im Grunde ebenso zusagen konnten, wie jetzt, wo sie nahezu überall festen Fuß gefaßt hat. Und in der That bemerkt D. aus dem Winkell zu Anfange dieses Jahrhunderts, daß sie, obwohl eigentlich im hohen Norden nistend, zuweilen auch in unsern Laubholzwaldungen brüte, wie er selbst beobachtet habe. Sodann trat noch der Girlitz (Serinus hortulanus), jener zierliche, dem Zeisig ähnelnde Fink mit dem schwirrenden Zwitschergesange, aus seiner südeuropäischen Heimath einen erfolgreichen Verbreitungszug an und bereicherte auch unsere Gehölze und Parks mit seiner Erscheinung, im Verein mit den vorgenannten gewissermaßen Ersatz zu gewähren für das Aussterben so mancher in alten Tagen einheimischen Art.

Bücherbesprechungen.

— Des Kursächsischen Rathes Hans von der Planitz Berichte aus dem Reichsregiment in Nürnberg 1521—1523. Gesammelt von Ernst Wülcker, nebst ergänzenden Actenstücken bearbeitet von Hans Virck. (Schriften der Königlich Sächsischen Commission für Geschichte, III.) Leipzig, B. G. Teubner, 1899. CLII, 688 S.; 8°. Ladenpreis geheftet 26 ℳ. — In der Ersten Beilage zur Leipziger Zeitung vom 18. Juli hat auf S. 3019 f. über das vorliegende Werk bereits eine Anzeige gestanden — wie ich vermuthe: von Hans Virck verfaßt (ursprünglich hatte ich wegen des Hypersuperlativs „größester“ auf Lamprecht als Verfasser gerathen; doch Virck gebraucht diese Form auch) —, die mir nicht mehr viel zu sagen übrig gelassen hat. Nur wenige Einzelheiten seien dazu nachgetragen. Der „Held“ dieser 3. Veröffentlichung der vortrefflich functionirenden Sächsischen Geschichtscommission ist derselbe Hans von der Planitz, der diesem altberühmten sächsischen Geschlechte den Adelstitel „Edler“ erworben hat (Urkunde, datirt Nürnberg, 19. November 1522; ausgestellt von Erzherzog Ferdinand als kaiserlichem Statthalter); ich hätte deshalb gedacht, daß wenigstens ein Glied dieses heute noch blühenden, hochangesehnen Adelsgeschlechts in der Reihe der Subscribenten auftauchen würde — vergeblich habe ich danach gesucht. In dem Punkte muß es überhaupt noch viel besser werden in Sachsen. Wenn man sieht, wie in andern Theilen Deutschlands, vor Allem in der Rheinprovinz, die besten Familien es sich einfach zur Ehre rechnen, ihren Namen zur Förderung derartiger Unternehmungen herzugeben, so wollen die 102 Privatpersonen, die ich innerhalb der Subscribenten-Liste gezählt habe, doch recht wenig bedeuten: unser Adel z. B. ist nur mit weniger als 20 Namen vertreten! — Dann noch etwas Sachliches. Was bedeutet Reichsregiment? Es wird unter unseren Lesern nicht allzuviel geben, die von jener Institution genaue Kenntniß haben; darum sei hierüber das Nöthige mitgetheilt. Durch die Wahlverschreibung vom 3. Juli 1519 hatte sich Karl V. den Kurfürsten zur Aufrichtung eines Reichsregiments verpflichtet (RTA, 2. Reihe, I, 866). Nach der Absicht der maßgebenden Kreise, die dessen Errichtung hauptsächlich durchgesetzt hatten, sollte dies Regiment auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens (Verfassung, Recht, Handel und Verkehr, Münze, Maaß und Gewicht) durchgreifende Reformen vorbereiten und anbahnen. Sein Versprechen vom 3. Juli 1519 löste Karl V. 1521 auf dem Wormser Reichstag ein: am 26. Mai vollzog er die „Regimentsordnung“, eine Urkunde, worin die Verfassung der neu geschaffnen Behörde niedergelegt ward (RTA II, 222 ff.). Danach bestand das Reichsregiment aus 23 Personen. Von diesen ernannte der Kaiser selbst den Statthalter (oder Präsidenten) und je 2 Mitglieder für das römische Reich und für seine Erblande. Je 1 Rath entsandten die 6 Kurfürsten; die Fürsten waren zusammen durch 2, die Prälaten und Grafen durch je 1 und die Städte zusammen durch 2 Personen vertreten. Die letzten 6 Räthe waren die Vertreter der 6 Kreise, worein man das Reich (ohne die Erblande und die Kurfürstenthümer) getheilt hatte. Neben dem Statthalter sollte immer auf je ein Vierteljahr einer von den Kurfürsten anwesend sein, um die Regimentsmandate zu unterzeichnen. Beschlußfähig war das Reichsregiment bei Anwesenheit von mindestens 14 Mitgliedern. In der Reihe der Räthe trat alle Vierteljahre ein bedeutender Wechsel ein, da von den Vertretern der Fürsten, der Prälaten und der Städte je zwei immer nur je 3 Monate anwesend sein sollten. Den Kern der Institution bildeten demnach die Abgeordneten des Kaisers, der Kurfürsten und der Kreise. Weil aber von diesen wieder die Vertreter des Kaisers und die der Kreise nie vollzählig erschienen, so lag die eigentliche Entscheidung bei den kurfürstlichen Räthen (Virck, S. LXXXV. f.). Zu dieser letzten Kategorie gehörte Hans von der Planitz seit dem 18. September 1521, wo ihm sein Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen den Befehl ertheilt hatte, „sich an seiner Statt zu dem vorgenommenen Regimente gebrauchen zu lassen“. Aus dieser Darlegung wird es klar geworden sein, daß die k. s. Geschichtscommission dadurch, daß sie auf Betreiben der Professoren Brieger und Lamprecht die Herausgabe dieser überaus wichtigen Actenstücke zur deutschen, zur sächsischen und namentlich zur Reformationsgeschichte*) angeordnet hat, des Dankes aller Vaterlands- und Geschichtsfreunde sicher sein darf. Ht.

— Katechismus der Stereometrie, begonnen von Richard Schurig, vollendet und einheitlich bearbeitet von Ernst Riedel. Mit 159 Textfiguren. In Originalleinenband 3,50 ℳ. Verlag von J. J. Weber, Leipzig. 1898. — Die ersten vier Abschnitte dieses mit Textfiguren reich ausgestatteten Katechismus der Stereometrie sind von dem verstorbenen Privatgelehrten Schurig bearbeitet worden; die anderen Capitel, etwa die Hälfte des ganzen Buches, hat Herr Ernst Riedel, Oberlehrer am Nicolaigymnasium in Leipzig, verfaßt. Die ganze Darstellung ist sehr klar, entspricht nicht nur vollkommen allen Anforderungen der Wissenschaft, sondern nimmt auch auf das praktische Leben gebührend Rücksicht. In einem Anhange wird das Wichtigste über Maxima und Minima sowie Einiges aus der Lehre von den Kegelschnitten gegeben. Tr.

*) Planitzens Stellung zu Luther's Lehre möge durch Folgendes charakterisirt werden. I. (P. an Kurfürst Friedrich: 2. Januar 1522:) . . . „Nach gehabter mallzeit fingen sein fl. G. [herzog Yorge] abermals an, offentlich von doctor Martinus lehr zu jagen, wie er vorpött, gute werk zu thun, und das keiner durch die guten werk selig wurde; das hilde sein G. vor falsch und were nicht. Dogegen ich sein fl. G. widerpart hilde, sso vill in meinem vorstehen was, und alsso das sein G. ganz entrust wurden. Schluge ich einen andern schwank darein“. . . II. (P. an Kurfürst Friedrich: 16. Januar 1522:) . . . „Machet sein fl. G. [derselbe Herzog Georg] die sach vast heiß und heftig. . . Ich konde aber gleichwoll nicht achten, das angezeichte drei stugk [Entlaufen der Mönche aus den Klöstern; Heirathen der Pfaffen; heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalt] Kerzerei weren. . . Und in summa kamen mein gn. her herzog Yorge und ich zu arguieren [Beweise beibringen], das sein G. ganz und gar entrust wurden und alsso, das er schir nicht mehr vor rechten zorn mit ganz beweglicher und unschigklicher erzeigung reden konde und der wort gebraucht: es were im vor mich leit. . . Und kurzlich: der Heyn was gar entprant.“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 90. Sonnabend, den 5. August, Abends. 1899.

Eine Spazierfahrt nach Amsterdam.

Von Dr. Wilhelm Wintzer.

Im Speisewagen des D-Zuges bei einem Glas Dortmunder sitzt sich's doch behaglicher als daheim — im Staube der Acten! Donnernd rast der Zug durch die unzähligen Weichen vorbei an den rauchenden Schloten der Industriestädte, zwischen denen wir sonst umher wandeln mußten. Dann läuft er in die unendliche Ebene ein. Auf den mattgrünen Wiesen liegen die einzelnen stillen Gehöfte in der Abendsonne. Müde Landarbeiter, froh des Osterheiligabends, ziehen durch den Abendnebel nach Hause. Friede und Festesvorfreude athmet die Welt. — Und es wird noch viel stiller, ländlicher, man möchte sagen, alterthümlicher, je weiter wir das unruhige Deutschland hinter uns lassen. Aus der fabelhaft aufblühenden Industrie des Rheinlands geht's hier in ein Land des Friedens und Behagens. Und doch muthet auch hier Alles echt deutsch an: Menschen, Häuser, selbst der ganz norddeutsche Charakter der Landschaft. Wie anders als wenn wir in Tirol oder Elsaß die deutsche Grenze überschreiten. Wir lassen einen Gürtel Haide und Sandhügel, Ginster- und Kiefernbüsche hinter uns und weit dehnt sich nur noch die platte Ebene Hollands in endlose Fernen. Wiesen und wieder Wiesen, die moosdurchwachsen und wassertriefend zum Ueberfluß noch von schnurgeraden Canälen und Rinnen kreuz und quer durchzogen sind, werden von Nichts als einzelnen Gehöften belebt, die von einer Baumgruppe umstanden hie und da die eintönigen Grasflächen punktiren. Vereinzelt erinnert die hohe holländische Windmühle, daß wir nicht mehr in Westfalen oder Friesland sind. Diese Mühle ist dem Holländer das unentbehrlichste Handwerkszeug. Sie regulirt ihm Canäle, sägt Holz, zerreibt Tabaksblätter zu Schnupftabak, formt Papier und schlägt Oel. So, damit wäre das Interessante an der holländischen Landschaft erschöpft. Sie ist stimmungsvoll, aber höchst eintönig, und wir wollen offen eingestehen: wenn nicht Amsterdam unser Ziel wäre — wie oft hat man im Leben davon gehört —, um der Landschaft willen brauchten wir uns nicht schon tagelang auf diesen Osterausflug ins Ausland gefreut zu haben.

Es dauert auch kaum 2 Stunden, da glitzern und blinken noch zahlreichere Laternen in den zahlreichen Canälen. Breiter werden die Wasser, schmäler die Dämme: wir sind schon am andern Ende des kleinen Königreichs der kleinen Königin Wilhelmina, in Amsterdam. Dahinter geht's zwar noch ein Stückchen weiter, nach Haarlem und Bad Zandvoort, aber am Wasser der Nordsee, am Zuidersee sind wir doch bereits da, wo nach den vielen, kleinen Wassern definitiv das ganz große anfängt. Wer Amerika gesehen, dem tauchen, wenn er die ersten Straßen einer holländischen Stadt entlang schreitet, zuerst amerikanische Erinnerungen auf. Dieselbe strenge Gleichmäßigkeit und Nüchternheit der schmalen Häuser, dieselbe zierliche Reinlichkeit der Anlage und des Anstrichs, dieselben nicht nach außen geöffneten, sondern nach oben emporzuschiebenden Fensterflügel. Aber anders ist's doch. Viel intimer, viel weniger extravagant als im Lande, wo „Wolkenkratzer" zum Himmel ragen und Frauen Stiefel tragen. Alle Häuser, nicht nur in Amsterdam, in holländischen Städten überhaupt, sind eng aneinander gequetscht und mit Giebelfront, die geschweift oder terrassenförmig ausläuft, nach der Straße gebaut. Sandstein giebt's nicht, also ist Alles und Jedes aus Backstein. Aber kaum, daß man das bemerkte. Der Backstein ist so hübsch glatt gearbeitet und so fein mit Mörtel verbunden, daß ihn der Ungeübte kaum hinter dem dunklen, ja schwarzen Anstrich erkennt. Nimmt man zu diesem schwarzen Anstrich noch die stets sehr viel Raum im Haus einnehmenden aber munter weißgeränderten Fenster, so hat man das holländische Haus- und Städtebild beisammen. Es ist echt niederdeutschen Charakters, wie ihn ähnlich Wismar, Rostock, Danzig aufweisen. Aber eigenthümlich: eine ganze riesengroße, weitausgebreitete, von fast 400 000 Einwohnern bewohnte Stadt zeigt nirgends ein Ornament, nirgends ein Haus, das durch Stuckatur oder Bauart die besondere Spur einer Zeit an sich trüge, in der man anders baute als heute; man baut heute noch so einfach, so nüchtern, so zweckmäßig wie vor zweihundert und mehr Jahren. Freilich baut man überhaupt wenig. Die Stadt hat im Innern von ihren früheren Blüthezeiten her noch genug gute Häuser. So hervorragend lebhaft wie in allen deutschen Städten zeigt die Bauthätigkeit in Holland nicht, so sehr auch das Land in Blüthe ist, den großartigen Aufschwung, der Deutschland auszeichnet! Aber wo ein Haus gebaut wird, da sieht das ganz merkwürdig aus. Wie aus der Pappschachtel steigen da die dünnen Wändchen ohne alles Balkenwerk empor, Thüren und Fenster werden einfach von länglichen Brettchen gestützt — Alles sieht leicht, zierlich, einfach und zweckmäßig aus. So platt, wie ganz Holland ist natürlich auch der Boden Amsterdams. Nur die alten Straßen winden sich ein bischen, sonst geht Alles schnurgerade. Wenn man dann die backsteingepflasterten, geraden Straßen (freilich ist so gepflastert, daß die schmale Seite des Backsteins nach oben steht) hinunterschaut, tritt oben an den Giebeln eine lange Reihe hervorstehender Balken heraus, die fast an jedem Haus an der Spitze des Giebels angebracht sind, um daran schwere Gegenstände, Möbel und dergleichen emporzuziehen. Man will sich damit nicht die Treppen hinaufquälen. Jede dritte Straße aber besitzt ungefähr einen Canal. Sie sind hier viel breiter und gerader als in der Schwesterstadt Amsterdams, Venedig. Sie lassen meist noch breite Straßen an beiden Seiten offen. Freilich ist das Wasser dieser zahlreichen Grachten, auf denen zahlreiche Kähne liegen, niemals umgittert, auch wenn es tief ist. Höchstens daß schützende Bäume das Auge ein wenig warnen. In Amsterdam ist man eben von Klein auf vertraut mit dem Wasser: Kinder spielen, Jungens haschen sich, Mädchen treiben Kreisel und hüpfen Seil aus Herzenslust am Rande der offenen Canäle. Wahrscheinlich, daß auch, wer des Guten in Amsterdam zu viel getrunken, doch noch immer das Wasser so genau vom Land unterscheiden kann, daß er wenigstens nicht hineinfällt. „Amsterdam ruht auf Pfählen", wer hätte das nicht in der Schule gelernt. Wie das aber zu denken ist, ist nicht Jedem klar. Keineswegs ist etwa die Stadt rein ins Wasser auf Pfähle gebaut. Nein, das Wasser ist vielmehr in den vielen Canälen der weiten Stadt gesammelt — aber Land ist doch in noch viel größerem Umfange vorhanden. Freilich ist das Land so von Wasser, das ja in Holland nirgends einen rechten Abfluß seiner Ueberfülle hat, durchsetzt und durchsickert, daß es besser Moor und Schlamm genannt wird. Darauf kann natürlich kein Haus gebaut werden. Deshalb werden 4—6 Meter lange, dicke Pfähle in den darunter liegenden festen Sand gerammt und darauf die, wie gesagt, meist leicht gebauten Häuser aufgeführt. Das königl. Schloß am Dam, dem Amsterdamer Hauptplatz, ist ein großes viereckiges Gebäude mit Thurm und eines der wenigen Sandsteingebäude der Stadt: es ruht auf über 13 000 solcher Pfähle! Auch die Straßen werden durch Pfähle an den Seiten festgehalten. Auf den Pfählen aber ruhen stets kleine Mauern, so daß von Pfählen überhaupt nirgends etwas zu sehen ist. Die Stadt sieht darin in nichts anders aus als jede an Flußarmen gelegene Stadt.

Aber die Pfähle sind eine Lebensfrage für Amsterdam. Unter dem Holzwurm hat es schon viel zu leiden gehabt. 1822 versank, da die Pfähle nachgaben, das ganze Kornmagazin am Hafen, das man mit 70000 Centner Korn überladen hatte, in den Schlamm und mußte abgetragen werden! Ich sah eine Eisenbahnüberführung, auf der zwei prächtige niederländische Löwen Wacht hielten, die durch einen großen Riß gespalten war, so daß die eine Seite, ein compactes Mauerwerk mit allen Verzierungen, total schief hing. Täglich zahlt die Stadt zur Erhaltung ihrer Dämme und Brücken mehrere tausend Gulden (Gulden heute 1,69 ℳ). Aber von dem Schlamm, auf dem es steht, läßt das blitzsaubere Amsterdam Niemand etwas merken. Selbst in die mit Cement in den Schlamm gebauten Keller, in die mit hübschen Gittern versehene Steintreppen hinabführen und wo sich oft nicht nur Küchen, sondern auch saubere Wohnungen befinden, steigt man mit dem größten Behagen hinab. Meist liegen sie tiefer als das überall stehende, daher freilich öfter auch ein wenig duftende Wasser, das überall kaum ½—1 m unter dem Straßenniveau beginnt. Man sagt, sämmtliche „Grachten“ könnten nach dem Zuider See abgelassen werden, um neues frisches Wasser zu erhalten. Und wie im Großen, so ist im Kleinen Reinlichkeit die erste Bürgerpflicht in Holland. Von der Holländerin sagt man, daß sie nur einen Fehler hat: die Putz- und Scheuerwuth, die es nicht anders thut, als mindestens einmal in der Woche das ganze Hauswesen auf den Kopf zu stellen. Und wenn dieser große Tag da ist, wird Alles gewaschen, geputzt, geschabt und gefegt, und wenn es auch zum Leidwesen der Frau noch von voriger Woche blitzt von Sauberkeit. . . .

Auf dem mittelgroßen Hauptplatz, dem Dam, liegt gleich neben dem Schloß, in dessen unbehaglichen großen Räumen „das Wilhelminke“ nur im April ein paar Wochen residirt, weil's eben sein muß, die Nieuwe Kerk, die neue Kirche, merkwürdigerweise umschlossen von kleinen Läden und Restaurationen, die an sie angebaut sind. In dieser keineswegs neuen, sondern sehr alten gothischen Kirche wurde kürzlich die junge Königin von Holland gekrönt. Drinnen war heute Ostergottesdienst — aber welch ein Spektakel. In der Mitte saß die Menge dicht gedrängt, jeder eine dicke Bibel vor sich mit der messingnen Aufschrift nieuwe Kerk. Man lauschte dem Vortrag des reformirten Geistlichen, der im gewöhnlichen Gesellschaftsanzug aus der Bibel vorzulesen schien. Schien — denn man hörte vor dem Geräusch der in den Gängen sich bewegenden Menschen, die alle die Hüte auf dem Kopfe hatten, nichts von seinen Worten. Mehr als dieser uns wenig zu Andacht stimmende Gottesdienst fesselten die prächtigen Glasgemälde, fast der einzige Schmuck des mächtigen weißgetünchten Gebäudes. Das eine ist zur Thronbesteigung der jungen Wilhelmina geweiht. Es zeigt das ebenso niedlich-kindliche wie anmuthig-königliche Bild dieser von ihren Niederländern fast vergötterten ersten Königin aus dem Hause Oranien. Uebrigens findet man ihr Bild in Amsterdam, wo man hinsieht: als Büste am Postgebäude, an Privathäusern, als Lithographie und Photographie in allen Schaufenstern, auf Ansichts- und Riesenpostkarten (Reuzenkaarts genannt), auf Cigarrenkästen, Streichholzschachteln und Kaffeetassen. Dem Glasgemälde der Königin gegenüber nimmt fast die halbe gegenüberliegende Wand der Kirche ein anderes ein, das im Unterschied von unsern deutschen Bildern sehr glücklich das Kunterbunte vermeidet. Auf einem graubraunen Ton, in dem Alles sehr künstlerisch gezeichnet ist, sind nur wenige decente Farben an wirkungsvoller Stelle eingetragen. Der ganze Hochaltar der Kirche ist ein einziges großes Denkmal für den holländischen Seehelden de Ruyter, des „immensi tremor oceani“. Echt protestantisch verherrlicht man die Helden vaterländischer That an kirchlicher Stätte. Wir schritten nun die Haupt-Geschäfts-Straßen Amsterdams, die Warmoestraat (Warmustrat) und Kalberstraat entlang. Feiertagshalber sind die Läden geschlossen, haben aber doch fast alle Schaufenster dem dicht durch die Straßen wogenden Publicum geöffnet. Auf dem Asphalt der nicht breiten Straßen bewegt sich das Publicum nur um zu schauen, im Corso auf und ab. Aber man sieht doch recht wenig elegante Menschen, fast nirgends ein chikes Kostüm, und fast ebenso selten ein hübsches Gesicht. Die Holländer sind im Durchschnitt nicht groß, sehr schmal gebaut, aber lebhaft bis zur Nervosität. Man wird daran erinnert, daß viele von ihnen Väter hatten, die sich im zehrenden Tropenklima für den Ruhm des Vaterlandes aufrieben. Was wäre auch Holland heute ohne seine sechzigmal so großen Colonien in Ost- und Westindien. Freundlich wird man allseitig behandelt, fragt man nach dem Wege oder sonst um Auskunft. Alle bessern Leute sprechen ja Deutsch, meist auch Französisch und Englisch. Nirgends werden so viele fremde Sprachen gesprochen wie in Holland. Selbstverständlich aber verstehen mittlere und untere Stände so wenig eine fremde Sprache wie bei uns. Das Gesagte gilt aber nur von denen, die eine höhere Schule besuchten. Aber es giebt auch der Chauvinisten genug, die eifrig um die Wahrung der Selbständigkeit der Niederlande dem stammverwandten Deutschland gegenüber besorgt sind. Ein alter sehr fein gekleideter Herr, den ich auf deutsch um den Weg nach dem Bahnhof befragte, that so als verstände er's nicht und antwortete so unwillig als wollte er mir bedeuten: warum kann der Mann hier auf niederländischem Boden nicht holländisch sprechen? Fast die ganze Warmoestraat hinunter folgt Kneipe auf Kneipe. An den meisten steht groß Dortmunder Bier, à Glas 15 Cts, Münchner Bier, à Glas 20 Cts. Und daß diese vielen Kaffees, Restaurants und Weinstuben leer waren, konnte man auch nicht grade sagen. Mit Ruhe aber Vergnügen betrachtet man durch die bis zum Boden reichenden Glasscheiben von Innen das bunte Straßentreiben. Raffinirt erscheint aber der Brauch, Abends die der Straße zugekehrte Hälfte des Restaurants durch einen Vorhang von dem hinteren Theil abzuschließen und dunkel zu lassen. Dadurch kann man von Innen behaglich das Leben auf der erleuchteten Straße beobachten, nicht aber von Außen die Stelldicheins belauschen, die man sich im trauten Dunkel des Kaffeehauses giebt. So erfolgreich auch das Bier in Holland eingedrungen ist, so sehr hält man doch an dem eigentlichen holländischen Nationalgetränk, dem Cacao, fest. Wer kennte nicht von unseren Ausstellungen her die „echt holländischen Cacaostuben“, unten sind sie holzgetäfelt, oben mit blau bemalten Delfter Kacheln und Sinnsprüchen, die die magenlabenden Eigenschaften der Milch und des Cacaos in schwungvollen Versen feiern. Und hinter dem blitzsaubern Buffet steht ein ebenso blitzsauberes Mädchen mit weißem Häubchen, weißer Schürze, freundlich, aber zurückhaltend. 10 Cts. d. h. 17 ₰ etwa kostet die zierlich servirte Tasse Cacao überall zusammen mit einem auf der Untertasse liegenden Biscuitzwieback. Eine weitere weniger solide Specialität Hollands sind die zahlreichen eleganten Destillationen oder besser gesagt Tappereien, oder Sleitereien (geschr. Slijterij), wie sie in Holland heißen: Bars nach amerikanischer Art, wo auch sehr oft hausfräulich gekleidete Mädchen bedienen. Dort giebt es der Liköre, Weine, Schnäpse und diverser Mischungen eine herrliche Menge direct vom Faß. Eine bequem sich öffnende Klappthür führt schnell das Publicum ein und aus und es macht auch ausgiebigsten Gebrauch von dieser Freiheit. Ein noch lebendigeres Treiben als in den Straßen entfaltet sich gegen Mittag im Vondel-Park, der sich an Grachten und Teichen schmal fast 3 km in die Stadt hinein erstreckt. Vondel ist der berühmteste niederländische Dichter, der besonders Trauerspiele verfaßte, 1587 übrigens in Köln geboren wurde. Auch dieser Park ist, wie Alles in Amsterdam, unübertrefflich platt und eben — kaum daß sich der schwarze moos- und schilfbewachsene Erdboden etwas über die zahlreichen Wasserspiegel erhebt. Auf dem glattgestampften Mittelweg, der sich der Länge nach unter den mittelgroßen Bäumen an reizenden Blumenbeeten entlang zieht, entfaltet sich ein buntes Hin und Her von Gehen, Reiten, Fahren, Radeln und wieder Radeln. So viel Radler auf einmal kann man nirgends beisammen sehen — als hätte ein Kind auf der glatten Linie der Chaussee unaufhörlich kreisrunde Kringel gekritzelt — so war das Bild, wenn man den Weg aus einem daneben liegenden Restaurant überblickte. Die Ebene Hollands fordert aber auch geradezu heraus zum Radeln. Und all die meist stumm, ruhig, sachlich vorbeischreitenden oder radelnden Menschen sehen deutsch aus, nur sind die Gesichter meistens schmaler — nichts von den in Frankreich so verschrieenen têtes carrées der Germanen — und die Augen in den sonst hellblonden Köpfen sind braun. Aber auch hier, wo sich offenbar ein besseres, wenn auch nicht das allerbeste Publicum zeigt, finden sich nirgends die eleganten Toiletten anderer europäischer Hauptstädte. Viel zierlicher als die Durchschnittseuropäertracht erscheinen vielmehr die hellblauen Kleider der Kinderwagen treibenden Dienstmädchen, mit den weißen Schürzen und weißen Spitzenhäubchen. Besonders nett aber schaut die holländische ländliche Nationaltracht der Mädchen und älteren Frauen aus, die hie und da in der Menge auftaucht: erstere bestehend aus malerisch roth und schwarz gefärbten Umschlagetüchern und den bekannten glatt den Kopf umschließenden weißen Spitzenhauben mit den beiden hochstehenden

Digitized by Google

goldbeknopften Nadeln an den Schläfen; die Frauen mit glänzender Messinghaube, die unter der Spitzenbekleidung des Kopfes hervorglänzt. Schier staunen macht es den Deutschen aber, wenn er hier „auf offener Straße“ nicht vereinzelt, sondern dutzendweis, selbst an der Hand ihrer Eltern, die Knaben von 8 bis 12 Jahren Cigarren und Cigarretten rauchen sieht — wie die Stadtsoldaten! Das könnte den Neid Karlchen Mießnick's erwecken; er dürfte im freien Holland seinen eigenen Lehrer auf der Straße um Feuer bitten! Wir sind sehr oft von Jungen darum angegangen worden, auf die unsere höhnischen Randbemerkungen auch gänzlich ohne Eindruck blieben. Unweit des Parkes, in dem sich ein prächtiges Standbild dessen erhebt, der ihm den Namen gegeben, stehen 2 mächtige, natürlich, wie Alles hier, backsteingebaute, Museen; das eine enthält moderne „Schilderei“, wie der Portier bedeutete, d. h. Staffeleimalerei, das andere, das Rijks- = Reiks- = Reichsmuseum birgt die historischen und künstlerischen Alterthümer der Niederlande und ist von gewaltigem Umfang. Natürlich ist der Eintritt, sogar einschließlich Garderobe, frei. Trinkgelderbetteln wie in Italien giebt's auch in diesem germanischen Lande nicht. Der berühmteste Schatz des Museums ist das große, in wirkungsvollster Beleuchtung und Umgebung aufgestellte Bild Rembrandt's: Auszug des Schützenkönigs Cock aus dem Amsterdamer Gildenhaus: ein Meisterstück lebenswahrer und effectvoller Helldunkelmalerei. Zu den zahlreichen Rembrandts kommen Ruisdaels, van der Veldes, Hondecoeters, Brueghels, reizende Wouwermans und zahllose weniger bedeutende Gemälde. Doch was soll ich sie dem Leser schildern. Bilder muß man sehen, nicht beschreiben. Ich will nur den Goldschatz von Lombok erwähnen, einen wahrhaften Schatz des Museums, den die Holländer erbeuteten, als sie vor mehreren Jahren die furchtbare, aber gerechte und politisch nothwendige Rache an dem verrätherischen Sultan der Insel Lombok bei Java nahmen, der, allem Völkerrecht hohnsprechend, ihre Soldaten in seine Stadt gelockt und dann vernichtet hatte. Von der Stadt des Sultans steht heute nicht ein Stein mehr!

Wir konnten uns nicht versagen, auch einen Ausflug quer über die Halbinsel, die den Zuider See von der Nordsee trennt, nach Haarlem und an's offene Meer zu machen. Wieder wetteiferten die Radler massenweis neben uns auf der Chaussee nach Haarlem mit unserem Zuge. Es ist ein Nachmittagsausflug für sie von der Metropole Amsterdam. Und es ist eine recht nette und trauliche, natürlich auch höchst propere Stadt, dies Erfurt Hollands. Meilenweit dehnen sich die bunten Blumen- und namentlich Blumenzwiebelfelder vor der Stadt aus wie vor den Thoren der thüringischen Blumenstadt. Noch mehr als in Erfurt kommt der Tulpen- und Hyazinthencultur hier der durchnäßte holländische Boden zu gute. Auf dem Markt erhebt sich ein sehr schönes und lebendiges Denkmal des „holländischen Gutenbergs“ Laurenz Janszoon Coster, der dem deutschen Erfinder beinahe seinen Ruhm streitig gemacht hat. Aber die wissenschaftliche Forschung hat erwiesen, daß die ganze Verherrlichung Coster's auf die Eitelkeit seiner Nachkommen im 16. Jahrhundert zurückzuführen ist: Gutenberg bleibt trotz Coster der Ruhm des ersten Druckes mit beweglichen Lettern. Durch einen wegstundenbreiten Gürtel kahler, höchstens mit Büscheln trocknen Grases bewachsener Dünen schlingt sich dann der Zug bis an die schnurgerade holländische Nordseeküste, auf deren Höhe das Seebad Zandvoort liegt, jetzt natürlich noch stumm und verschlossen. An den mächtigen Strandhotels waren die Veranden und Glasthüren mit Brettern vernagelt, und kalte Nebel schlichen um die im kahlen Sande liegenden Villen. Langsam wälzten sich aus den dunstverhüllten Fernen die Gewässer des Weltmeers bis vor unsere Füße auf die glatte feste Sandfläche der Küste. Wir eilten die Dünen wieder heran, um im Restaurant des glasüberdeckten Kurhauses uns — natürlich mit einer Tasse Cacao tüchtig von der Naßkälte des Meeres zu wärmen. Es war wahrlich noch nicht Seebadezeit. Wir fühlten uns deshalb doppelt mollig, als wir wieder in Amsterdam in dem berühmten — oder ist er's noch nicht, dann verdient er's zu werden — „Krasnapolski“ saßen. Krasnapolski ist ein Wintergarten, Hotel, Café oder Restaurant oder Alles zusammen, wo man zwischen Blumenarrangements, Grotten, Spiegeln und höchst eleganten Menschen höchst ästhetisch und elegant zu Mittag speist d. h. in Holland von 5—7 Uhr. Ein so tadelloses, bis ins Kleinste mit feinstem Geschmack bereitetes und dabei (1,75 fl.) billiges und reichliches Diner entsinne ich mich selten gegessen zu haben. Ja man versteht zu kochen, zu essen und zu leben in Holland, besonders in Amsterdam. Das merkten wir, als wir in der Dunkelheit wieder auf die Straße traten. Das pfeift und johlt und jauchzt und juchzt in den schmalen Straßen und wogt in lustigen Gruppen, Männlein und Weiblein durcheinander, als wachte die am Tage so solide Stadt jetzt erst aus dem Traume auf, in die sie, wie die Mondblume, die Sonne gezaubert hat. Auch uns riß der allgemeine Strom in so ein verlockend offenstehendes Variété, aus dem uns fröhliche Musik entgegenklang. Entrée gratis. Drinnen freilich hieß es: „Konsumptie 50 Cents“; das meint, das erste Glas Bier, das du bestellst, muß du mit 50 Cents = 80 ₰ bezahlen. Die nächsten sind billiger. Besseres als in diesen in Amsterdam zahlreichen kleinen Chantants, in denen man oft genug die Gäste in raffinirter Weise zu schröpfen versteht, sieht man in dem berühmten Circus Carré, berühmt besonders durch das Unglück, das den Bahnzug des Circus einst in Westfalen betraf. In einem riesigen halbkreisförmigen Theater, das wohl noch mehr Menschen faßt als die Leipziger Alberthalle, konnte vor Gedränge kein Apfel zur Erde fallen und vermochte kein Simson den dichten Tabaksqualm mit dem Schwerte zu durchhauen! Ja wir sind im freien Holland. Da darf man im hölzernen Circus, an dessen Nothausgängen man sein Leben leichtsinniger riskiren würde, als wenn man zwei Stock hoch herunter springt, rauchen, daß selbst das elektrische Bogenlicht nur kaum durch die Nebel schimmert. Ein fürchterlicher Gedanke, wenn hier Feuer ausbräche! Solcher Pessimismus schien aber das feiertagsfröhliche Publicum ganz und gar nicht zu stören. Unter den ganz vortrefflichen Variétévorführungen trat auch eine sentimentale Tiroler Liedertruppe auf, die mitten im ernsten Gesang einen Juchzer hören ließ. Das gefiel der in erdrückender Majorität vertretenen Galerie dermaßen, daß es bei jedem neuen Anlaß wie ein riesiger Juchzer durch das ganze Auditorium dröhnte. Auch in einer Sonntags-Nachmittags-Keilerei, für die sich die Polizei lebhaft interessirte, verschaffte man sich Abwechselung in den Pausen. Außer diesem Riesenetablissement besitzt Amsterdam noch zwei große Theater oder, wie man hier so hübsch Deutsch sagt, Schauburgen, dazu einen „Volkspalast“ aus Glas, Eisen und Wellblech, in dem große Ausstattungsstücke gegeben werden und außerdem Cafés und Lesehallen sich befinden — in denen man, nebenbei gesagt, will man lesen, sich immer an einen großen Tisch in der Mitte setzen muß, auf dem man die Zeitungen findet; mit an seinen Tisch nehmen, giebt's nicht. Alles in Allem, das Amsterdam ist eine lustige Stadt, in der viel „los ist“. Doch, daß man hier auch das Handeln und Jobbern, das Mauscheln und Schachern aus dem ff versteht, darf, um ein Gesammtbild Amsterdams zu geben, ja nicht etwa vergessen werden. Es giebt ja kaum etwas Charakteristischeres und gleichzeitig Ekelhafteres als das Judenviertel Amsterdams! Aeußerlich hat es ganz das Ansehen all der meist schnurgraden und nicht breiten Straßen der Riesenstadt. Aber um so verblüffender fällt der namenlose Schmutz in diesen Gassen und die Zerlumptheit der verkommenen Bevölkerung gegen die holländische zierliche Accuratesse ab. Hier sind die Anfang des 17. Jahrhunderts meist aus Portugal eingewanderten Juden unter sich und laben sich ordentlich im Schmutz. Haufen von Apfelsinen- und Kartoffelschalen, Gemüse- und Fleischresteren liegen in alten Pfützen, dazwischen verschimmelte Stiefel, Büchsen, Asche und Kehricht; Alles ein allgemeiner Morast, in dem zahllose zerlumpte Kinder herumpatschen, eins immer pfiffiger dreinschauend und mit schwungvollerem Gesichtsfortsatz geziert als das andere. Schier unerschöpflich sind die Variationen der Gesichter von Alt und Jung, Männlein und Weiblein, die kühnste Phantasie könnte nicht so viel verschiedene Typen finden, denen man doch allen auf zehn Schritt den Juden ansieht. So die Straßen, ein zweites Jerusalem — aber da drinnen, da ist's noch fürchterlicher. Haufen alter Kleider, Lumpen und Abfälle aller Art liegen aufgethürmt auf dem festgestampften Boden und herum sitzen die Jobber und essen und trinken mit dem Appetit des Löwen. O Krasnapolski! „Aus Daitschland, aus Daitschland!“ riefen uns die kleinen Judenjungen nach, als wir angsterfüllt vor dem unsagbaren Schmutz durch die Straßen flüchteten. Wie konntest Du auch hier geboren werden, großer Baruch Spinoza! Um eine Schattirung blasser wird uns Dein Heiligenschein, hier an Deiner Geburtsstätte können wir kaum noch der Reinheit Deiner Gedanken trauen. Doch nein, man stieß Dich ja aus der Synagoge. Du wirst wie wir auch ins Nachbarrevier geflohen sein, da, wo man Diamanten und Edelsteine schleift für die weißen Hälse der schönen Frauen der ganzen Welt. Dort hast Du klar wie der Diamant harmonisch das

Weltall widerstrahlen lassen im Brennpunkt schöner Gedanken. Und wie Dein großer deutscher Genosse in dieser freien Stadt, Amos Comenius, der hier sein Lebenswerk abschloß, erinnerst Du uns beim Abschied, daß der weltumspannende Menschengeist nicht Raum hat in einer großen Stadt — und wäre sie auch wie Amsterdam noch so weit, noch so stolz und noch so vielseitig.

Bücherbesprechungen.

— Andrew Murray, Das Amt der Fürbitte, übers. von Pastor G. Holtey-Weber. 299 S. Leipzig, Ernst Sonnenhol. 1899. Brosch. 2 ℳ, geb. 3 ℳ — Ein eigenartiges Buch! Bald packt es den Leser in tiefster Seele und hält ihm eine ernste Bußpredigt, bald erweckt's Befremden und reizt zu energischem Widerspruch. Der Verfasser theilt den Stoff in 15 Capitel. In ihnen geißelt er mit scharfen Worten die Lauheit vieler Christen im Gebet und betont aufs Energischste die Nothwendigkeit eifrigen glaubensstarken Gebetes, vor Allem der Fürbitte. Wir vermissen oft den logischen Fortschritt der Gedanken; immer wieder kehrt der Verfasser zu seinen Lieblingsgedanken zurück, aber gerade dadurch wirkt er um so eindringlicher. In einem Anhang mit dem Motto: „Betet ohne Unterlaß!" giebt Verfasser eine „Uebungsschule der Fürbitte", 31 Tageszettel mit Anweisungen, welcher besondere Gegenstand unsere Fürbitte an jedem Tag eines Monats beschäftigen soll. Es sind Stellen in diesem Buche von wahrhaft prophetischer Kraft, die mit ihrem kühnen Glauben unser mattes Geschlecht tief beschämen müssen. Verfasser verfügt dazu über eine wirklich erstaunliche Schriftkenntniß, von der er ausgiebig Gebrauch macht. Trefflich sind die Ausführungen S. 158 ff. „Christus unser Vorbild im Gebet" und S. 186 ff. „Der betende Paulus". Dann aber stößt man auf Gedanken, die uns fremdartig, ja unevangelisch anmuthen. Da erscheint das Gebet als ein gutes Werk, durch das man Gottes Segnungen auch in äußerlichen Dingen erzwingen kann; oder es wird die Grenze überschritten, die unserem Gebet durch die 3. Bitte gezogen wird: „Herr, Dein Wille geschehe!" So stoßen wir auf solche Sätze, wie S. 210: „Gott hat sich in starke Abhängigkeit von seinen Kindern begeben, er wartet auf ihr Beten, um zu segnen"; oder S. 233: „Auf das Gebet hin will er Dinge thun, die er sonst nicht thun würde" u. A. m. Das Christenthum des südafrikanischen Pastors ist so eigenartig, daß man sagen möchte: Du hast einen anderen Geist als wir, und doch glüht in seinem Herzen ein so warmer, starker Herzensglaube, eine brennende Liebe gegenüber den Schäden und Nöthen der christlichen Kirche, daß man ihm freudig die Bruderhand reichen muß. Niemand wird ohne innere Förderung das Buch aus der Hand legen. — Noch ein Wort über die Uebersetzung! Sie liest sich im Allgemeinen glatt und ohne Anstoß. An einigen Stellen freilich bleibt man kopfschüttelnd stehen. Was heißt z. B. S. 178: „Das Gebet zu Gott ist, wie Gott selbst, eine tiefe geistliche Verborgenheit"? J. N.

— Felix Dahn's sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band XVIII. (= Gedichte von Felix Dahn. Dritter Band.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1899. 579 S; 8°. — Der vorliegende Band enthält die 4. Sammlung der Gedichte von Felix und Therese Dahn (in 4 Abtheilungen) und die 5. Sammlung der Gedichte von Felix Dahn. In beiden begegnen einem vollendet schöne und gleich daneben recht wenig gelungene Lieder; hierin unterschreibe ich das Urtheil seines Breslauer Collegen Max Koch („Geschichte der deutschen Literatur", S. 735) Wort für Wort. Doch statt aller Expectorationen lieber ein Pröbchen, das für das Ganze bezeichnend genannt werden darf:

„Ach, leider ist es sonst mir nicht gegeben:
das helle Hoffen in dem dunkeln Leben!
Denn alles, was mir ist gelungen,
hab' ich im härt'sten Kampf errungen,
erstritten und erzwungen:
Durch Glück verliehn fiel nichts mir in den Schooß:
geschenkt ward mir das Leben bloß."

Trotz allem, was mich sonst zu Felix Dahn hinzieht — hierin denke ich gerade entgegengesetzt: ich bin und bleibe ein unverbesserlicher Optimist. Und mir will's manchmal so scheinen, als ob auch Dahn blos „man so thue". Ht.

— Der Doppelgänger. Criminalnovelle von Ernst v. Waldow. 124 S. — Das Dorfprinzesserl. Novelle von Anna Gnevkow. 118 S. Berlin 1899, Verlag von Albert Goldschmidt. Preis jedes Bandes geh. 50 ₰, geb. 75 ₰. — Die in den sogenannten Reise- und Hausbibliotheken erscheinenden Novellen stehen insgemein auf niedrigster literarischer Stufe; sie sollen und wollen keinen anderen Zweck haben, als eine langweilige Stunde vertreiben zu helfen. Das wird auf einer Eisenbahnfahrt, wo man es sich genügen läßt, die Ankündigungen einer Zeitung von Anfang bis zu Ende durchzulesen, natürlich auch Erzählungen von der Art der beiden vorliegenden gelingen. Kommt man mit ihnen nicht zu Ende, so wird kein einigermaßen anspruchsvoller Leser den Wunsch hegen, das Buch daheim zu Ende zu lesen. Die Criminalnovelle, nach Art der Temme'schen geschrieben, ist viel zu plump in der Erfindung, als daß sie auch nur vorübergehend Interesse zu erwecken vermöchte; die andere Erzählung, auf einem culturhistorischen Brauche aufgebaut, verräth überall die Anfängerin, die nach den Recepten der seligen Hahn-Hahn mit einem Ueberschuß von Sentimentalität und einem Manco von Lebenswahrheit weiche und weichliche Liebesgeschichten schreibt. Nur Backfische werden an der letzteren einiges Wohlgefallen finden, während die erstere solche Leser interessiren dürfte, die das Gruseln nicht lernen wollen wie der Bauernlümmel im Märchen. W. Dgs.

— Schloß Pretzsch. Leben und Leiden am Hofe der Gemahlin August des Starken. Von J. v. Helldorff. Schwerin i. M., Fr. Bahn, 1899. VIII, 311 S.; 8°. Preis: 3 ℳ. — Im November soll das 175jährige Bestehen der königl. preuß. Militärwaisenhäuser zu Potsdam und zu Schloß Pretzsch (das die Mädchenabtheilung birgt) festlich begangen werden. Oberin dieses königl. preuß. Militär-Mädchenhauses war einst Emilie v. Helldorff; und die Nichte dieser „geliebten Tante" ist die Verfasserin der vorliegenden Dichtung. Ihr Inhalt, erfüllt von ausgesprochen protestantischem Geiste, behandelt eine bekannte geschichtliche Thatsache: uns wird erzählt, wie die seit 1693 mit Friedrich August dem Starken vermählte Christiane Eberhardine von Bayreuth-Kulmbach nach dem 1697 erfolgten Uebertritt ihres Gemahls zur römisch-katholischen Kirche standhaft alle Bekehrungsversuche Roms abgewiesen und sich eben in jenes Pretzsch bei Wittenberg zurückgezogen hat (vgl. Gretschel II, 473).

„Da treibt es mich zu heben
auf meines Liedes Schild
ein fast vergessen Leben,
ein fürstlich Frauenbild,
die (!) um des Glaubens willen
so nah der Lutherstadt
im Pretzscher Schloß im Stillen
gelebt, gelitten hat!"

Wie sagt doch Tibull so sehr richtig? Est nobis voluisse satis! Und ich mache „entschlossen ein Ende der tief mich ergreifenden Stund". Ht.

— A. Prockſch, Bernhard August Frhr. von Lindenau als Kunstfreund. Altenburg, Stephan Geibel. 1899. 185 S. Mit Porträt. — Das Büchlein, das aus einem Programm des Friedrichs-Gymnasiums zu Altenburg hervorgegangen ist, giebt in der Hauptsache genauen Aufschluß über die Herkunft der Kunstwerke, welche der gothaische, später sächsische Minister v. Lindenau im letzten Jahrzehnt seines Lebens erworben hat. Bei der Bearbeitung des neuen Gemäldekataloges für das neuerdings erst recht gewürdigte Lindenau-Museum in Altenburg hat Dr. Felix Becker einen Theil des verloren geglaubten schriftlichen Nachlasses Bernhard's v. Lindenau aufgefunden; die sorgfältige Durcharbeitung des auf die Kunstsammluugen bezüglichen Theiles desselben und die Identificirung der dort erwähnten Kunstwerke mit den jetzt im Museum aufbewahrten Originalgemälden, Kopien, Gipsabgüssen, Vasen u. s. w. bildet den eigentlichen Kern der vorliegenden Schrift. Zur Einführung und Belebung dienen die vorausgeschickten Abschnitte über Lindenau's Leben und seine Thätigkeit als Kunstfreund, ein Anhang „Aus dem Briefwechsel Lindenau's" giebt einen Einblick in seinen Verkehr mit hervorragenden Künstlern und Kunstgelehrten, sodaß zu Anfang und Ende neben den naturgemäß etwas trockenen thatsächlichen Feststellungen die fesselnde Persönlichkeit des vielseitigen und wahrhaft groß angelegten Mannes zur Geltung kommt, der den Politiker, Astronomen und Kunstfreund so merkwürdig in sich vereinigte. L. V.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 91. Dienstag, den 8. August, Abends. 1899.

Fahrendes Volk im Mittelalter.

Von Prof. Dr. Matthias, Burg.

Das Wort „Fahren" gilt nicht in dem Sinne, in welchem es heute am gebräuchlichsten ist, wo es im Gegensatz steht zum „Gehen", sondern es bedeutet: unstät umherziehen, gleichviel ob zu Fuße oder zu Pferde, zu Schiffe oder zu Wagen. Zugleich wurden die meisten Fahrenden nicht durch Noth zum Wandern veranlaßt, sondern durch eine gewisse Abneigung gegen einen festen Wohnsitz, der sie zu einer regelmäßigen, dauernden, soliden Thätigkeit geführt haben würde. Eine ihrer wesentlichsten Eigenschaften nämlich war der Leichtsinn, oder, wie wir richtiger sagen, der leichte Sinn, der ihnen über die mannigfaltigen Unbequemlichkeiten hinweghalf, die mit einem nahezu täglichen Wechsel des Aufenthaltsortes nothwendiger Weise verbunden waren, jene optimistische Lebensauffassung, die sich nicht darum grämt, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns bekleiden, die heut nicht denkt an morgen, die dafür läßt den lieben Herrgott sorgen. So übereinstimmend in gewissen Eigenschaften alle Fahrenden waren, so zahlreich und so verschieden waren die Erscheinungsformen, in welchen sie auftraten, so vielfach ihre Thätigkeit und so wechselnd das Ansehen, welches sie genossen. Wir scheiden gleich von vornherein solche Typen aus, die, wenn auch in stetem Rückgange vor der modernen Cultur, sich doch bis auf unsere Tage erhalten haben; sie treten uns ja manchmal näher, als uns lieb ist, die Bären- und Kameelführer mit ihrem großen und kleinen, wandelnden und hüpfenden Viehzeug, die Seiltänzer, die Leierkasten- und Rattenfallmänner, die wandernden Komödianten und Musikanten, die Caroussell- und Schaubudenbesitzer, die ganz gewöhnlichen Strolche, die Zigeuner, jenes überaus merkwürdige Beispiel eines ganzen gleichsam von Natur zu fahrenden Leuten bestimmten Volkes, endlich die wandernden Handwerksburschen, deren classischer Vertreter Bruder Straubinger ist, der Bruder des Dr. phil. Straubinger, der ebenso unstät ist, wie jener, und an allen deutschen Universitäten Gastrollen giebt: „Denk ich Leipzigs an der Gose, da wars doch sonst mehr famose, wie ein altes Haus mir schreibt: Sonntags ging man raus nach Gohlis, trank allda mit Schillern Schmollis, und Abends wurde mit Goethe in Auerbach's Keller weitergekneipt." Wir beschränken uns der Hauptsache nach auf solche Vertreter des fahrenden Volkes, die heute mehr oder weniger ausgestorben sind oder ihren Charakter wesentlich geändert haben.

Eine uralte germanische Eigenthümlichkeit ist es, die Achtung, welche man dem Nächsten zollte, zu bemessen darnach, ob dieser seßhaft war oder nicht. Der fahrende Mann, der nicht einmal einen dauernden Wohnsitz hatte, der ängstlich auf die Miene des Wirthes zu achten genöthigt war, befand sich diesem gegenüber von vornherein im Nachtheil. Eine Ausnahme machte der fahrende Sänger der alten germanischen Welt, der Vater und Verbreiter unseres Heldengesanges. Wohl mußten ihrem Sange gewaltige Thaten der Recken vorangegangen sein; aber sie wären vergessen worden, wenn nicht des Sängers Lied ihnen ewige Dauer gegeben hätte. Daher der Held ohne den Sänger nicht denkbar, daher das große Ansehen auch des fahrenden Sängers. Die Vernichtung der Alemannen durch den römischen Kaiser Julianus den Abtrünnigen in dem gewaltigen Kampfe bei Straßburg (357), oder den Untergang des Burgundenkönigs Gundikar (d. i. der Gunther des Nibelungenliedes) durch Attila und seine Hunnen, oder endlich die berühmte Schlacht auf den katalaunischen Feldern, in welcher der Hunnenkönig der vereinten Macht der Westgothen und Römer erlag, — solche und ähnliche Ereignisse trägt das Lied des Sängers als größte Neuigkeiten des Tages von Weiler zu Weiler, von Dorf zu Dorf, sie je länger, je mehr verändernd und ausschmückend. Am liebsten kehrte er ein in der Halle des Fürsten oder Königs, wenn diese ihre Mannen zu festlichem Mahle um sich versammelten: jung und alt hörte ihm andächtig zu, die Jungen voll Begeisterung und durch den Gesang zu neuen Thaten angefeuert, die Alten wehmüthig und sich an vergangene Zeiten erinnernd. Am nächsten Morgen zieht er reich belohnt weiter und trägt an einem anderen Orte und in anderer Gesellschaft dieselbe Geschichte mit demselben Erfolge vor. Auch wußten sie ihre Zuhörer durch andere Stoffe zu unterhalten; so erzählten sie Jagdabenteuer, dabei genau so übertreibend, wie unsere modernen Nimrode, z. B. von dem furchtbaren Eber, der Borsten hatte, so hoch wie die Tannen des Forstes und Zähne zwölf Ellen lang; oder sie gaben, namentlich in Damengesellschaft, anmuthige Räthsel auf, so das von der Frühlingssonne, die den Märzenschnee aufzehrt: Es kam ein Vogel federlos, saß auf dem Baume blattlos, da kam die Jungfer mundlos und aß den Vogel federlos von dem Baume blattlos. Auch blieben sie wohl, namentlich in rauher Winterzeit, Monate lang am Hofe eines Häuptlings und lehrten Knaben und Mädchen die Kunst des Gesanges und Saitenspieles. Auf dieser Höhe aber hielten sich die Sänger nicht lange; einmal thaten sie, den Verhältnissen nachgebend, selbst einen Schritt abwärts; sodann hatten sie mit einer doppelten Concurrenz zu kämpfen, einer, die von unten, und einer, die von oben kam. Ein byzantinischer Gesandter, der am Hofe des Königs Attila weilte, erzählt, daß fahrende Sänger von diesem hohen Lohn erhielten, um seine Thaten in der Welt zu verkünden. Dadurch sank der Stand ohne Zweifel eine Stufe tiefer: des Brod ich eß', des Lied ich sing'! Stand er vorher gleichsam im Dienste der Himmlischen, deren Genossen in Walhalls seligen Räumen sein Lied verherrlichte, besang er die Ereignisse bisher objectiv, wie sie geschehen waren, und änderte er daran nur gleichsam aus poetischen Rücksichten, so durfte er fortan nur singen, was dem Brodherrn beliebte. Galt er vorher als Genosse der Götter, der hoch über den menschlichen Verhältnissen schwebte, so kannte man ihn jetzt als Diener eines irdischen Herrn, in dessen Auftrage und Lohne er allerlei Geschäfte verrichtete, so z. B. als Ueberbringer geheimer Botschaften von einer Burg zur anderen ritt und durch Musik und Gesang die zahlreichen Hoffeste, namentlich Schwertleite, d. h. Schwertanlegung, und Turnier verherrlichte. Der geringeren Achtung entsprach eine schlechtere Behandlung: Dem Dänenkönig Kanut genügte das Loblied nicht, das der Sänger ihm zu Ehren gemacht; „bringst Du," herrschte er ihn an, „bis morgen Mittag nicht wenigstens 30 Strophen, so laß ich Dir den Kopf vor die Füße legen." Es kam aber noch ein zweiter Grund hinzu, der den Sänger in der allgemeinen Achtung sinken ließ: Große Geister haben von jeher bestimmend auf den Geschmack des Publicums eingewirkt, kleinere sich von jeher ihm gefügt; jenes führt gewöhnlich zu einer Verbesserung des Geschmackes der Menge, dieses zu einer Verschlechterung der Leistungen des Künstlers. Der Geschmack aber war in übler Weise beeinflußt worden durch eine zweite Gattung fahrenden Volkes, welches von Süden her kam, durch die verrufene Gesellschaft der römischen Mimen. Von jeher hatten sich die Römer an dem volksthümlichen Spaßmacher erfreut, der durch Wort und Geberde entweder allein oder in Gemeinschaft mit Genossen Gestalten oder Scenen des täglichen Lebens in lächerlicher Weise nachahmte, daher mimus, Nachmacher, hieß. Nach dem Zerfall des Römerreiches drang dieses unsaubere Element in die germanische Welt ein und gab auch hier, den veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, seine Künste zum Besten. Der treue Genosse des Gauklers, der Affe, der in Rom oder Massilia wie ein germanischer Krieger ausstaffirt gewesen war, trug jetzt die Miniaturrüstung eines römischen Legionssoldaten. Der Effect war hier derselbe, wie er

dort gewesen: die gedankenlose Menge war außer sich vor Vergnügen über die possirlichen Sprünge des Thieres, durch welche der verhaßte Feind lächerlich und verächtlich gemacht zu werden schien. Diese Concurrenz blieb auf den Stand der Sänger nicht ohne Einfluß. Um ihr die Spitze bieten zu können, stiegen sie auf das erheblich niedrigere Niveau der mimi herab. Hatten sie vorher erbaut, so waren sie jetzt zufrieden, wenn es ihnen gelang, zu unterhalten und Gelächter zu erregen. Humoristische Figuren und Stoffe wurden aus allen Gebieten geholt, namentlich aus dem der Heldensage, verfängliche Situationen mit Vorliebe gewählt. Aus jener mußte z. B. der Mönch Ilsan herhalten, der sich in den Blumen des Rosengartens wälzt und mit seinem struppigen Bart der zarten Kriemhild die Wangen zersticht, als sie ihn zum Lohne für seinen Sieg küssen muß; auch die plumpe Gestalt des Wieland, des Stammvaters aller Grobschmiede, und sein Abenteuer mit König Elberich's Tochter wurden immer wieder von Neuem dem Publicum vorgeführt. Gern travestirten sie auch die Legende; namentlich war S. Peter eine sehr beliebte Figur; es soll nur ein Beispiel angeführt werden: S. Peter und der Spielmann. Letzterer kommt nach einem wenig erbaulichen Leben in die Hölle und erhält, da Niemand Lust hat, sich von ihm durch seine Kunst unterhalten zu lassen, den Auftrag, den Höllenofen zu heizen. Als nun einmal sämmtliche Teufel ausgezogen sind, um oben auf der Welt neue Seelen zu erhaschen, kommt S. Peter durch das allezeit offene Höllenthor und verleitet den Spielmann, mit ihm zu würfeln; er selbst setzt Silber, jener, in Ermangelung jedes anderen Werthobjectes, — Seelen! Doch hat er unausgesetzt Unglück: S. Peter gewinnt ihm alle Seelen ab und zieht mit ihnen in den Himmel. Als Lucifer mit seiner Rotte in die leere Hölle zurückkehrt, jagt er den unverbesserlichen Taugenichts davon, der nun bei seinem himmlischen Spielgenossen Aufnahme findet. Das fahrende Volk hielt sich also von selbst schon für die Hölle prädestinirt! Und war es selbst nicht der Meinung, so war's die Kirche, die an der Spielleute unheiligem Leben und Sange großen Anstoß nahm und sie als die Kinder des Teufels bezeichnete. Manchmal trieben sie es auch arg, z. B. wenn sie von den Heiligen auf Christus selbst übergingen und den mit seinen Jüngern in Galiläa und Samaria umherwandernden Heiland als einen der Ihrigen ansprachen! Um die Menge an Besseres zu gewöhnen, gaben sich die Geistlichen selbst ans Dichten und bearbeiteten biblische Geschichten oder Legenden von ihrem Standpunkte, wenn auch, ohne jenen Zweck zu erreichen. Auch die weltliche Gerichtsbarkeit machte mit den Fahrenden wenig Umstände. Nach dem Schwabenspiegel, einer unserer ältesten deutschen Rechtsquellen, sollte der beleidigte Spielmann den Beleidiger vor eine sonnenbeschienene Wand treten lassen und dessen Schatten schlagen dürfen.

Den fahrenden Sängern aber erwuchs neben dieser Concurrenz von unten, die sie von ihrer Höhe herabzog, eine Concurrenz von oben, der sie gar nicht zu begegnen wagten. Das waren die fahrenden Sänger ritterlichen Standes, die Minnesinger, die zur Zeit der Hohenstaufen auftraten, als deren Hauptvertreter wir Walther von der Vogelweide anzusehen pflegen. Die ritterlichen Fräulein kamen durch mehr oder minder glückliche Heirathen oder auch durch Eintritt in ein Kloster aus dem Hause; die jüngeren Söhne aber mußten sehen, wie und wo sie unterkamen. Entweder wurden sie Dienstmannen des älteren Bruders, auf den das Lehen vom Vater überging, oder sie wurden geistlich oder endlich, wenn ihnen statt materiellen Besitzes ein Funke dichterischen Geistes zu Theil geworden war, fahrende Sänger. Walther ist ihr typischer Vertreter. In welchem Winkel des deutschen Vaterlandes auch seine Wiege gestanden haben mag, ob in der Schweiz oder in Bayern oder in Franken oder in Schwaben oder in Oesterreich oder in Tirol, wie uns das Natter'sche Standbild des Dichters in Bozen glauben machen will, jedenfalls zog er 1198 bei dem Tode seines Gönners, Friedrich des Katholischen, von Wien aus und führte, gleich vielen anderen, weniger bekannten und berühmten ritterlichen Sängern, viele Jahre seines Lebens, wenigstens 20, ein unstetes Wanderleben. So lange er „den hornunc (= Februar, also die Winterkälte) an die zêhen" zu fürchten hatte, suchte er Unterschlupf bei einem milden (d. i. freigebigen) und hochgesinnten Herrn, so z. B. bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg, ihn und seine Hausgenossen durch Vortrag eigener und fremder Lieder die Langeweile der Wintermonate verkürzend; zeigte aber das erste Veilchen, die erste Schwalbe das Nahen des Frühlings an, dann hielt ihn nicht das beste Quartier, dann zog er hinaus, in stattlicher Kleidung, in Gesellschaft seines treuen Knappen Dietrich, „von der Elbe bis an den Rhein und her wieder bis in Ungernland", von einer Burg zur andern, deutscher Frauen Schöne und Tugend, deutscher Männer Tapferkeit und Treue preisend, die deutschen Brüder zur Einigkeit mahnend, den doppelzüngigen Papst scheltend:

> Ich hân lande vil gesehen
> unde nam der besten gerne war:
> Uebel mueze mir geschehen,
> kunde (könnte) ich ie mîn herze bringen dar (dahinbringen)
> daz im wol gevallen
> wolde fremeder site.
> nû waz hulfe mich (es mir), ob ich unrehte strite (eine falsche Behauptung verträte)?
> tiuschiu zuht gât vor in allen.

Standen auch nicht alle ritterlichen Sänger mit Walther auf gleicher Höhe, so dichteten und sangen doch alle ausschließlich für die Standesgenossen: dem Vergnügen und der Unterhaltung der großen Menge dienten nach wie vor die Spielleute in der oben dargestellten Weise, unbekümmert um die Feindschaft der Kirche. Ja, diese, die so sehr gegen das fahrende Volk eiferte, mußte erleben, daß Glieder ihrer eignen, heiligen Gemeinschaft das Unkraut vermehren halfen. Es gesellte sich nämlich zu jenem ein drittes Element, die fahrenden Kleriker, clerici vagabundi, d. h. dem Kloster entlaufene Mönche, Schüler lateinischer Klosterschulen, denen es leid geworden war, geistlich zu werden, endlich seit dem 14. Jahrhundert fahrende Studenten, etwas später fahrende Schüler, meist Leute von Geist und Witz, die sich durch mannigfache Unterhaltungskünste, oft auch durch werthvolle, vertraute Dienste die Gunst und die Gastfreundschaft der Laienwelt zu verschaffen verstanden. Zu diesen vertrauten Diensten gehörte einer, der für die Entwickelung unserer Literatur von großer Bedeutung geworden ist. Als am Ende des 12. Jahrhunderts die Ritter anfingen, die Sangeskunst zu üben, würden sich bei der mangelhaften Schulbildung der damaligen Zeit viele Betheiligte hinsichtlich der technischen Fertigkeiten, der metrischen Gesetze, der Reimkunst, der Notenkenntniß in großer Verlegenheit befunden haben, wenn sie nicht an dem fahrenden Studenten oder Schüler einen allbereiten und geschickten Lehrmeister gefunden hätten. Hatte der liebende Ritter eine Idee, die er zum Preise der geliebten Frau zu verwerthen gedachte, gefunden, so zog er sich mit dem vertrauten Scholaren oder Schreiber, wie man ihn nannte, in die Verborgenheit zurück, und mit dessen Hilfe kamen oft die Strophen zu Stande, welche jetzt in unseren Liederhandschriften unter dem Namen des Ritters überliefert sind, indeß der Name des Helfers unbekannt geblieben ist. Aber damit waren die Dienste des Schülers noch nicht erledigt. Das Verhältniß der beiden Liebenden mußte verborgen bleiben, ja, der Name der Geliebten sogar unbedingt verheimlicht werden. Der Ritter durfte also sein neues Lied der Dame seines Herzens nicht selbst vortragen: da trat wiederum der Schüler helfend ein. Er zog aus, sang die Weise des Herrn vor der Herrin und wurde von ihr verstanden, ohne daß er den Namen Jenes zu nennen brauchte; insgeheim bekam er wohl auch eine Antwort. Oft freilich erging es ihm übel. Die Herrin war zuweilen die Frau eines anderen Mannes; dieser hörte zufällig auch die ihm wohlbekannte Weise; starke Fäuste packten dann den arglosen Sänger, führten ihn vor den strengen Gemahl, und die Antwort konnte daheim der harrende Herr sich von dem Rücken des unglücklichen Boten ablesen: sie war im Lapidarstil gehalten! Waren diese clerici zu vagabundi geworden, weil sie den geistlichen Stand, wie man sagt, satt hatten, so gingen andererseits weltliche Leute auf die Landstraße, gleichsam um geistlich zu werden. Es sind das die Wallfahrer, die Pilgerkleid und Pilgerstab angenommen und die Pilgermuschel an ihren Hut geheftet hatten, um für eine begangene Sünde durch eine oft lange und gefahrvolle Wanderung nach einem Gnadenbilde der Kirche Vergebung zu erlangen. Viele meinten es ja aufrichtig und machten sich das Leben unterwegs noch besonders sauer durch allerlei oft wunderliche Bußübungen, z. B. dadurch, daß sie Erbsen in die Schuhe legten, schwere Steine schleppten, die Mahlzeiten nur stehend einnahmen ꝛc. Solche kehrten dann auch, wenn sie Absolution erlangt hatten, wieder in ihre alten, geordneten Verhältnisse zurück. Andere aber machten aus dem Wallfahren gleichsam ein Gewerbe, und es lag ihnen weniger daran, in San Jago di Compostella, in Loretto, Rom oder Jerusalem gewesen zu sein, als durch Erzählung von ihren wirklichen oder erfundenen Abenteuern die

Zuhörer zu milden Gaben gefügig zu machen. Von der am zahlreichsten vertretenen Classe der Wallfahrer nach dem Grabe des heiligen Jacobus in Compostella nannte man die ganze Gattung Jacobsbrüder. Während der Kreuzzüge vermehrte sich diese Art fahrenden Volkes ins Unendliche und wurde zu einer förmlichen Landplage. Besonders in Zeiten schwerer Noth, so z. B. 1348, als der schwarze Tod Europa entvölkerte, öffneten sich ihnen in Erwartung des jüngsten Gerichtes Herzen und Hände auf das Bereitwilligste. Einigermaßen im Gegensatz zu diesen clerici vagabundi der älteren Zeit stehen die fahrenden Schüler, eine Erscheinung, die erst Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts auftaucht und im Zusammenhange steht mit dem Aufblühen der lateinischen Schulen, zu deren Gründung die von Italien ausgegangene Erneuerung des Studiums der classischen Sprachen auch in Deutschland geführt hatte. Doch waren diese nicht wie heute in jedem kleinen Orte, sondern nur selten, bei einem Stift oder im reichen Kirchspiel einer großen Stadt zu finden. Die Sehnsucht aber, die geheimnißvollen Kenntnisse zu erwerben, deren Besitz reich und glücklich zu machen schien, erwachte überall im deutschen Vaterlande; daher kam es, daß aus seinen entlegensten Winkeln Kinder und halbwüchsige Burschen aufbrachen, um, wie es hieß, den Schulen nachzuziehen. Da es vielfach armer Leute Kinder waren, so waren Noth und Entbehrungen ihre gewöhnlichen Reisebegleiter. Dazu kam Unsicherheit der Straßen, schlechte Gesellschaft und andere Fährlichkeiten, und es ist erklärlich, daß Viele nicht zu dem erwünschten Ziele gelangten, an dem liederlichen Umherziehen Gefallen fanden und schließlich hinter dem Zaune verkamen. Einigen Schutz gewährte namentlich den Jüngeren und Schwächeren der Anschluß an Aeltere und Stärkere. So begegnen wir im 15. und 16. Jahrhundert häufig auf der Landstraße Kleineren, etwa von 10—14 Jahren, die oft barfuß gingen und dürftig gekleidet waren; in ihrer Mitte einige Aeltere, ausgezeichnet durch besseres Zeug und durch die Ehrfurcht, mit welcher sie die Jüngeren betrachteten; die Großen hießen Bacchanten, welche die Kleineren befehligten und führten, diese nannte man Schützen, welche durch Betteln, oft auch durch Stehlen für sich und die Bacchanten Lebensunterhalt erwerben mußten. Oft verhinderten diese die Schützen geradezu am Schulbesuch, damit sie brav heischen gehen könnten. Den Unterricht hatten die Schüler meist unentgeltlich, oft bekamen sie auch noch freies Obdach; aber für ihren Lebensunterhalt mußten sie selbst sorgen. Oft mißbrauchten sie auch die Milde ihrer Wohlthäter; die gemeinsamen Wohn- und Schlafräume waren oft der Schauplatz oder Ausgangspunkt von wüsten Raufereien oder anderen, dem Gesetz Hohn sprechenden Scenen. Am anderen Morgen allgemeine Entrüstung der Bürger, wohl auch Nachforschungen und Untersuchungen von Seiten der Behörden; die gewöhnliche Folge davon: Auszug der wilden Gäste nach einer anderen Schulstadt, wo das alte Leben von vorn anging. Wir haben mehrfach aus dem 16. Jahrhundert Selbstschilderungen von solchen fahrenden Schülern, aus denen nachher noch etwas geworden ist, keine schönere aber, als die des Thomas Platter, eines Schweizers aus Visp im Rhônethal. Unter der Leitung mehrerer Bacchanten zogen die Schützen, unter denen Thomas der kleinste war, aus der Heimath nach Norden und kamen nach langer, mühseliger Wanderung auch in unsere Gegend, nach Thüringen und Sachsen. In Naumburg wollen die Kleinen gern die Schule besuchen; die Großen aber leiden es nicht; die Folge ist, daß der Schulmeister mit seiner Schaar vor das Haus zieht, in welchem die Schweizer Unterkunft gefunden haben. Diese haben sich hier verschanzt und verscheuchen, wie bei einer regelrechten Belagerung, die Angreifer mit Steinen, die sie vom Dache herabwerfen. Dann besuchen sie eine Weile die Schule an der Ulrichskirche in Halle, „aber nit lange", und ziehen sodann über Meißen und Dresden nach Breslau, wo sie in die Schule zum heiligen Kreuz gingen. Hatten sie unterwegs oft Noth gelitten, oft im Freien übernachten müssen, waren sie oft mit Hunden gehetzt, ja einmal sogar wie ein feindliches Streifcorps von dem Mauerthurm einer Stadt beschossen worden, so fanden sie hier freundliche Aufnahme und gute Verpflegung. Sie haben, sagt er wörtlich, gute Pflege, auch gute Betten, aber es sind . . . darin, so groß wie reifer Hanfsamen, daß ich viel lieber in der Stube lag, als im Bette. Von Osten zogen sie wieder nach Westen. In Schlettstadt fanden sie den berühmten Lehrer Johannes Sapidus, der bei 900 Scholaren und den schönen Grundsatz hatte, „so Ihr fleißig studirt, braucht Ihr mir nichts zu zahlen". Bücher hatten die ärmeren Schüler, wozu die Fahrenden fast alle gehörten, nur wenige oder gar keine, sondern schrieben sich die Regeln der Grammatik sowie die lateinischen Texte, die gelesen wurden, selbst ab. Als Thomas nach Schlettstadt kam — es war im Jahre des Reichstages zu Worms, 1521 — war er 8—9 Jahr unterwegs und konnte, obwohl 18jährig, noch nicht den Donat, das erste lateinische Lehrbuch, lesen, ja nicht einmal, und hätte es sein Leben gekostet, ein Wort der ersten Declination decliniren, und saß, wie er selbst sagt, unter kleinen Kindern wie eine Glucke unter Küchlein. Und doch war seines Bleibens in Schlettstadt nicht lange: die Zahl der Schüler war so groß geworden, daß sie sich nicht alle ernähren konnten. So zogen ihrer viele, namentlich Schweizer, nach Zürich, wo Zwingli als Prediger am Frauenmünster die neue Lehre des Evangeliums verkündigte. In die mit der Kirche zusammenhängende Schule ging unser Thomas, und als sich das Gerücht verbreitete, es werde ein zwar „schrecklich wunderlicher, aber gar gelehrter Lehrer" von Einsiedeln kommen, machte sich der große Schüler nicht weit von des Schulmeisters Stuhl einen Sitz und dachte: In dem Winkel willst du studiren oder sterben; er merkte, daß es hohe Zeit war! Der neue Lehrer war Myconius, ein Anhänger und Freund Zwingli's; er war streng, aber man lernte viel bei ihm. „Manchmal," sagt Platter, „verging mir über dem Lernen das Gesicht, aber es bekam mir trefflich!" Der Lehrer fand Gefallen an ihm und machte ihn zum Custos der Schule, als welcher er die Heizung des Ofens zu besorgen hatte. Eines Morgens hatte er kein Holz und Zwingli wollte beim Frauenmünster vor Tage predigen. Da dachte er: „Du hast kein Holz und es sind so viele Götzen in der Kirche." Da noch Niemand darin war, holte er sich vom nächsten Altar einen Johannes; flugs mit ihm in die Schule und in den Ofen! Er sagte nun: „Halt still! Rührst du dich, was du aber nicht thun wirst, so will ich die Ofenthüre schließen!" Nachher, in der Lection, als es schön warm war, sagte Myconius: „Custos, du hast heute gut Holz gehabt". Ich dachte: „Johannes hat das Beste gethan!" Trotz dieser Zweifel an der Richtigkeit des Papstthumes hatte er doch im Sinne, Priester zu werden, betete und fastete viel, aber, wie es vielen Zeitgenossen ging, ohne die Ruhe der Seele zu finden, bis endlich einst Ulrich Zwingli über den Text Joh. 10, 12 predigte: Ich bin ein guter Hirte; den legte er so genau aus, daß Thomas meinte, es zöge ihn einer beim Haar in die Höhe. Da dachte er: „Steht es so? Dann ade Pfaffenwerk! ein Pfaff werde ich nimmermehr." Und er ist auch keiner geworden. Zur Ruhe, wenigstens zu einer äußeren, kam er trotzdem nicht. Um sich zu erhalten, mußte er das Seilerhandwerk lernen, später wurde er Corrector, dann Drucker, endlich Rector der lateinischen Schule in Basel. Eine gewisse Hast und Unruhe aber ist ihm von dieser Schülerzeit stets geblieben; und nicht ihm allein erging es so, sondern unzähligen anderen auch, die schließlich die wilde Schülerzeit ohne Schaden an Leib und Seele überstanden und in ein sicheres Amt kamen. Wir wissen es speciell von den Angehörigen eines Standes, nämlich des geistlichen. Unter den vielen überaus schwierigen Situationen, welche die Reformation und der durch sie herbeigeführte oft jähe und unvermittelte Umschwung der Verhältnisse schuf, ist namentlich eine besonders bemerkenswerth: es enstanden hunderte und tausende von protestantischen Gemeinden; die früheren, katholischen Geistlichen traten nicht immer zu dem neuen Glauben über, und man war in zahllosen Fällen um einen geeigneten Seelsorger in großer Verlegenheit. Die Pforte des Augustinerklosters in Wittenberg wurde weit häufiger von solchen aufgesucht, die Geistliche haben, als von denen, die Geistliche werden wollten. Unter den schließlich von Luther oder Melanchthon Empfohlenen befanden sich häufig genug Männer, die, wie unser Thomas Platter, einen großen Theil ihres Lebens in unstätem Wanderleben zugebracht hatten. An sich waren sie nicht die zum Pfarramt Ungeeignetsten; denn sie kannten das Leben und wußten, wie es einem zu Muthe ist, der nicht auf der Sonnenseite wandelt. Aber sie hatten doch manchmal aus der Schülerzeit Eigenschaften conservirt, die sich mit dem geistlichen Stande nicht vertrugen. Wir haben Kirchenvisitationsacten, die von Melanchthon's Hand unterzeichnet sind und außer anderen Klagen namentlich solche über die Persönlichkeit der Geistlichen enthalten. Sie sind, wie er an Luther berichtet, vielfach zu heftig und jäh, schlagen manchmal mit den Fäusten drein, fluchen wohl auch hie und da und sitzen im Wirthshaus mit ihren Bauern länger auf als nöthig. Wir wissen nicht, was Dr. Martinus darauf geantwortet hat, aber wir können es wohl errathen: „Philippe," wird er gesagt haben, „laß es gut sein; wenn der Mann nur einen treuen

evangelischen Glauben hat, so soll er eine tüchtige Hausfrau nehmen, die wird ihm die Schülermucken schon austreiben!"

Ein entfernter Verwandter von dieser Art fahrenden Volkes, welche gewissermaßen ein gelehrtes Element vertritt, ist der wandernde Arzt, oder richtiger Charlatan, der als Zahnbrecher und Staarstecher, als Verkäufer von unfehlbar wirkenden Mixturen zu Pferde oder auf pomphaft aufgeputzten Wagen unter dem Schall der Trompete oder Trommel umherzog und durch den Hanswurst oder andere „ergötzliche Knechte" das Publicum anlockte.

Vielleicht erscheint es wunderbar, daß unter dem fahrenden Volk bisher der anspruchsvollste Vertreter desselben gefehlt hat, an den man, wenn von Fahrenden die Rede ist, zuerst zu denken pflegt, der fahrende Ritter, der hoch zu Roß in stolzer Rüstung mit zahlreichem Gefolge in der Welt umherzog, gleich Morgens früh einen Riesen erschlug, bis Mittag den goldhütenden Zwerg Alberich bezwang, nachmittags Lindwürme und Drachen zu Paaren trieb und vor Nacht, wenn er Glück hatte, Gralkönig oder wenigstens Ritter der Tafelrunde wurde. Diese Parzivals und Lohengrins, diese Iweins und Gaweins und wie sie alle heißen, sind bisher unerwähnt geblieben, weil sie ebensowenig zu irgend einer Zeit existirt haben, als die Ungethüme, von denen sie die Menschheit befreiten. Sie sind durchaus Producte dichterischer Phantasie und leben nur in den Rittergedichten und Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhunderts. Allerdings sind sie Idealisirungen oder, wenn man will, Uebertreibungen von Figuren, die wirklich damals gelebt haben. Die größte und gefürchtetste Gefahr war für die ritterlichen Herren die, „sich zu verliegen", d. h. über den Pflichten des Familienvaters und Hausherrn die ritterlichen Pflichten zu versäumen. Waren sie also nicht in eine Fehde verwickelt, so trieb, wenn der Winter vorüber war, die Ehre, zu welcher oft auch noch persönliche Abenteuerlust kam, vielleicht auch die Absicht, sich durch rühmliche Thaten die Gunst einer geliebten Frau zu erwerben, Viele hinaus, um an Turnieren theilzunehmen, die zur Sommerzeit allenthalben an den Höfen hoher Herren stattfanden, oder auch, um vor der Residenz eines Fürsten Schranken zu errichten und dessen Mannen zum Zweikampf herauszufordern. Sank der fremde Ritter in den Sand, so löste er sich je nach der Art der Verabredung durch Spendung eines goldenen Ringes oder dergleichen; blieb er Sieger, so hatte wohl sein Knappe den Austrag, das Wappenbild des Besiegten, welches buntgestickt in den Ecken der Pferdedecke prangte, abzuschneiden und sorgfältig aufzubewahren. War der Sommer vorüber, so kehrte er, wenn es gut gegangen war, ohne zerbrochene oder verrenkte Arme und Beine, aber mit einer stattlichen Anzahl bunter Wappenthiere heim, aus denen kunstgeübte Hände der Herrin einen Mantel bereiteten, der sie unaufhörlich an den Ruhm und die Tapferkeit ihres Anbeters erinnerte und wohl auch ihr Herz ihm geneigt machte. Bei diesem noch harmlosen Spiel aber blieb es nicht; einer suchte den anderen zu überbieten: Ulrich v. Lichtenstein z. B., ein späterer, steiermärkischer Minnesänger, zieht als König Artus oder als Frau Venus mit fliegenden Zöpfen durch das Land und begeht im Dienste seiner Herrin die größten Thorheiten, ja, man darf sagen, Verrücktheiten, wie wenn er sich den Mund, der etwas schief saß und der Dame nicht gefiel, durch die kunstreiche Hand eines Arztes auf den rechten Fleck rücken ließ: Dinge, die den ganzen Stand der fahrenden Ritter in Mißachtung brachten und Anlaß gaben zu jener berühmten Satire, welche der Don Quixote des Cervantes enthält. Waren solche Rittergestalten nur lächerlich und verächtlich, so machten im späteren Mittelalter den Stand geradezu verabscheuungswürdig die Stegreifritter und Strauchdiebe, die entweder sich und ihr Schwert heute Diesem, morgen Jenem verdingten, und wie die Fleischerknechte reisten, wie Tellheim sagen würde, oder gar im Hinterhalte Reisenden auflauerten und ihnen Hab und Gut abnahmen. Achtungswürdiger, weil anspruchsloser sind die ihnen verwandten Landsknechte, die seit Einführung des Feuergewehres die Schlachten der Großen schlugen. Deutsche Söldner begegnen uns im 15. und 16. Jahrhundert fast in ganz Europa, überall, sie, die ihrer Heimath treulos Gewordenen, wegen ihrer Zuverlässigkeit und Treue gegen den jedesmaligen Herrn vielbegehrt! Kehrten sie einmal heim, so warfen sie mit dem Gelde, welches sie im fremden Lande oft haufenweis erworben hatten, zunächst nur so um sich; bald war der Ueberfluß zerronnen: dann zogen sie bettelnd oder, wie der Kunstausdruck lautete, „gartend" umher, oft auch raubend und stehlend, namentlich für offene Dörfer und Weiler eine Landplage bildend.

Bisher ist das fahrende Volk classenweise nach seinen Gattungen und Arten vor uns aufmarschirt; könnte und sollte unsere Darstellung einigermaßen Vollständigkeit erstreben, so müßten neben diesen Classen auch Individuen, d. h. einzelne historische oder sagenhafte, zum Theil nur der Literatur bekannte Persönlichkeiten angeführt werden, welche im Munde des Volkes zu Vertretern einer ganzen Gattung geworden sind dadurch, daß Eigenschaften und Erlebnisse vieler einzelner in dieser einen Person gleichsam concentrirt wurden; ferner dürften auch solche fahrende Leute nicht unberücksichtigt bleiben, die nur in einem Individuum vertreten sind. Zu letzteren gehört vor Allem Ahasver, der ewige Jude, nach der Legende jener Schuster, der Christum, als er auf seinem Gange nach Golgatha unter der Last des Kreuzes zusammenbrach, mit Scheltworten weitertrieb und zur Strafe daher ruhelos in der Welt umherwandert bis zur Wiederkunft des Herrn am jüngsten Tage. Ein Verwandter von ihm ist der durch das Rückert'sche Gedicht bekannte Chidher, der ewig junge, der alle 500 Jahre an denselben Ort wiederkehrt und die Verhältnisse jedesmal von Grund aus verändert findet, indeß die augenblicklichen Bewohner glauben, es sei so wie jetzt seit Ewigkeit gewesen. Auch der Schalksnarr Till Eulenspiegel dürfte nicht fehlen, ebenso wenig der gespenstige Rattenfänger von Hameln, unzweifelhaft eine Figur des Todtentanzes, die zur Zeit eines großen Kindersterbens entstand; sodann müßte genannt werden aus dem 16. Jahrhundert der berühmte Arzt Paracelsus, etwas später der Teufelsbeschwörer und Schwarzkünstler Dr. Faust, aus dem 17. Jahrhundert der abenteuerliche Simplicissimus, aus dem 18. Jahrhundert der Goldmacher und Erzschwindler Cagliostro, der weltberühmte Hieronymus Münchhausen, endlich der unvergleichliche Dr. Eisenbart. Aus diesem Jahrhundert wäre kaum ein hervorragender Vertreter des fahrenden Volkes ausfindig zu machen; dem künftigen Jahrhundert wird es wohl nur noch dem Namen nach bekannt sein. Das liegt in der Natur der Fahrenden. Sie verkörpern ein Stück Romantik des Mittelalters; je ernsthafter, je nüchterner, je gesetzmäßiger und geordneter das Leben wird, um so mehr schwindet die Romantik aus ihm. Sie flüchtet sich in das Reich der Dichtung; und wie schon unseren modernen Dichtern, einem Scheffel, Baumbach, Wolff und Anderen, die schönsten ihrer poetischen Figuren zugewandert sind aus den Reihen des fahrenden Volkes, so wird die Erinnerung an dieses und an sein romantisches Dasein auch in das neue Jahrhundert, an dessen geheimnißvoller Schwelle wir stehen, hinüber getragen werden auf den Flügeln der Poesie!

Bücherbesprechung.

— **Katechismus des Feuerlösch- und Feuerwehrwesens von Rudolf Fried.** Mit 217 Abbildungen. In Originalleinenband 4 ℳ 50 ₰. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Ein Buch aus der Praxis für die Praxis. In anschaulicher und klarer Fassung giebt es eine vollständige Darstellung des gesammten Feuerschutzwesens. Den 12 Capiteln des Buches schickt der fachliterarisch schon mehrfach hervorgetretene Verfasser, der Assistent im bayrischen Landesfeuerwehrbureau und Ehrenmitglied der freiwilligen Feuerwehr München ist, eine kurze Einleitung voraus, in der er das Feuerschutzwesen im Allgemeinen charakterisirt. Dann bespricht er in eingehendster Weise nacheinander die Organisation der Feuerwehren, die Geschichte des Feuerlösch- und Feuerwehrwesens, das Unterstützungswesen bei den freiwilligen Feuerwehren, die Feuerlöschordnungen, die Geräthe der Feuerwehren, das chemische Feuerlöschwesen, das Alarmwesen, die Gebäude und Gebäulichkeiten zu Feuerwehrzwecken, die Uniformirung und Ausrüstung, die Uebungen der Feuerwehren, das Verfahren beim Löschen und Retten und zum Schluß das Sanitätswesen bei den Feuerwehren. Besonders werthvoll sind die dem ersten, die Organisation der Feuerwehren behandelnden Capitel angefügten Muster von Feuerwehrsatzungen und Dienstvorschriften. Dagegen ist das umfangreichste und am reichsten illustrirte Capitel dasjenige über die Geräthe der Feuerwehren; es nimmt von den 391 Seiten des Buches allein 221 ein. Sehr interessant liest sich der historische Abschnitt, der zugleich eine umfassende Statistik bringt und die hauptsächlichsten und bedeutendsten Werke auf dem Gebiete der Feuerwehrliteratur aufzählt. Das Capitel der Uebungen im Marsch und an den Geräthen ist durch Abbildungen ausgiebig erläutert. Schließlich sei noch hervorgehoben, daß der Verfasser hohen Werth legt auf strenge Disciplin und systematische Ausbildung nach militärischem Muster. Auch verwendet er große Sorgfalt auf knappe und klare Definition der Grundbegriffe. So stellt sich das Werk als eine sehr werthvolle Bereicherung der Fachliteratur dar, dessen Erwerb nicht nur für die interessirten Kreise auf das Wärmste empfohlen werden kann. A.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 92. Donnerstag, den 10. August, Abends. 1899.

Schiller's „Lied von der Glocke".

Eine Jubiläumsskizze.

Von Paul Pasig.

(Nachdruck vom Verfasser verboten.)

Es giebt Kunsterzeugnisse, welche den Stempel des Genius an der Stirn tragen und im Sturm sich die Herzen Aller erobern. Unter unsern Gedichten gilt dies ohne Zweifel in erster Linie von Schiller's „Lied von der Glocke". Classischer Zeuge hierfür ist kein Geringerer als Altmeister Goethe. Derselbe veranstaltete bekanntlich am 10. August 1805 im Bade Lauchstädt zu Ehren des am 9. Mai desselben Jahres verschiedenen Dichterfreundes eine Gedächtnißfeier. Er wußte hierfür keine geeignetere Schöpfung desselben zu wählen, als die „Glocke", die dramatisch aufgeführt wurde. Am Schlusse trat unter der emporschwebenden Glocke die Muse der Dichtkunst hervor und sprach jenen trefflichen, von Goethe selbst gedichteten „Epilog zu Schiller's Glocke", der an der Hand dieses unsterblichen Meisterwerkes die Verdienste des dahingeschiedenen Freundes feierte und in einer weihevollen Huldigung des Schiller'schen Dichtergenius gipfelte, dem er das treffende Wort widmete: „Hinter ihm in wesenlosem Scheine Liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine." Hundert Jahre sind dahingerauscht, seit das herrliche Lied zuerst seine Stimme in der Gemeinde aller Freunde des Wahren, Guten und Schönen erschallen ließ; aber noch immer bewährt es seine wunderbare Zauberkraft an den Herzen, dem erhabenen Gegenstande gleich, dem es gilt, und von dem der Dichter prophetischen Blickes kündet:

> Noch dauern wird's in späten Tagen
> Und rühren vieler Menschen Ohr,
> Und wird mit dem Betrübten klagen
> Und stimmen zu der Andacht Chor.
> Was unten tief dem Erdensohne
> Das wechselnde Verhängniß bringt,
> Das schlägt an die metall'ne Krone,
> Die es erbaulich weiter klingt.

Das „Lied von der Glocke" ist keine Augenblicksdichtung gewesen; vielmehr liegen zwischen der ersten Inspiration desselben (1788) und seiner Vollendung (1799) reichliche zehn Jahre. Classische Zeugin hierfür ist Frau v. Wolzogen, die in Schiller's Leben hierüber schreibt: „Lange schon hatte er das Gedicht in sich getragen und mit uns davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Rudolstadt (1788) ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen." Dann hören wir neun Jahre nichts mehr von einer ernstlichen Beschäftigung unseres Dichters mit dem Gegenstande. Der Grund lag wohl darin, daß einerseits seine amtliche Stellung in Jena, wo er seit 1789 als Professor wirkte, und die mit derselben verknüpften wissenschaftlichen Anforderungen seine Zeit zu sehr in Anspruch nahmen, andererseits aber die aus der Verbindung mit Goethe sich ergebende literarische Thätigkeit seinem Geiste eine vielfach andere Richtung gab. Auch mag die im Jahre 1790 erfolgte Gründung eines eigenen Hausstandes ihm nicht die erforderliche Muße gelassen haben. Erst im Jahre 1797 erfahren wir wieder etwas über die Beschäftigung mit der „Glocke", indem der Dichter am 7. Juli an Goethe berichtet: „Ich bin jetzt an mein Glockengießerlied gegangen und studire seit gestern Krünitzens Encyklopädie, wo ich sehr viel profitire. Dieses Gedicht liegt mir am Herzen; es wird mir aber mehrere Wochen kosten, weil ich so viel verschiedene Stimmungen dazu brauche und eine so große Masse zu verarbeiten ist." Leider hinderten in der Folgezeit lästige Gesundheitsstörungen die Ausführung dieses Entschlusses, und so mußte der Dichter den Plan, das Lied im Jahre 1797 für den neuen (1798er) Jahrgang seines Musen-Almanachs zu vollenden, aufgeben. „Ich gestehe," schreibt er darüber in einem Briefe vom 22. September, „daß mir dieses, da es einmal so sein mußte, nicht ganz unlieb ist; denn indem ich den Gegenstand noch ein Jahr mit mir herumtrage und warm halte, muß das Gedicht, welches wirklich keine kleine Aufgabe ist, erst seine wahre Reife erhalten. Auch ist dieses einmal das Balladenjahr, und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden, zu welcher Classe auch die Glocke gehört." Allein auch das folgende Jahr (1798) brachte noch nicht die erwünschte Vollendung der Dichtung; der „Wallenstein" nahm seine ganze Kraft in Anspruch, der bekanntlich auf Anregung Goethe's unter der Hand unseres Dichters erst allmälig zu der Trilogie sich auswuchs, als die wir ihn kennen. Goethe war es auch, der in der Verzögerung der Vollendung der „Glocke" durchaus nichts Nachtheiliges sah; „die Glocke müsse nun um so besser klingen," antwortete er, „als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt sei." Um nach Abschluß seiner dramatischen Arbeiten („Wallenstein") wieder die nöthige lyrische Stimmung, deren er für die „Glocke" bedurfte, zu gewinnen, begab sich der Dichter im Sommer 1799 zu einem erneuten Aufenthalte nach Rudolstadt; hier vollendete er das „Lied von der Glocke", an das er vermuthlich Ende September die letzte Hand legte und das im Musen-Almanach des Jahres 1800 gedruckt erschien. Die Anerkennung, die das „Lied" erntete, war eine allgemeine, und bald hatte es sich die Herzen aller Kreise unseres Volkes erobert. Statt vieler stehe hier nur das eingehend begründete Urtheil Wilhelm v. Humboldt's, der in seinem „Briefwechsel" Folgendes bemerkt: „Die wundervollste Beglaubigung vollendeten Dichtergenies enthält das Lied von der Glocke, das in wechselnden Silbenmaßen, in Schilderungen der höchsten Lebendigkeit, wo kurz angedeutete Züge das ganze Bild hinstellen, alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt, und dies Alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet, deren fortlaufende Arbeit die Dichtung in ihren verschiedenen Momenten begleitet. In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfange einen so weiten poetischen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben mit seinen wichtigsten Ereignissen und Epochen wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt. Die dichterische Anschaulichkeit wird aber noch dadurch vermehrt, daß jenen der Phantasie von ferne vorgehaltenen Erscheinungen ein als unmittelbar wirklich geschilderter Gegenstand entspricht und die beiden sich dadurch bildenden Reihen zu gleichem Ende parallel neben einander fortlaufen."

Schiller setzte bekanntlich dem Liede gewissermaßen als Motto den Spruch voran: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango, zu deutsch: Lebende ruf' ich, Todte beklag' ich, Blitze brech' ich. Der Dichter fand in Krünitzens Encyklopädie die Bemerkung, daß dieser Spruch sich auf der großen Münsterglocke zu Schaffhausen befände, und da er kürzer und treffender, als ähnliche Glockeninschriften, Wesen und Aufgabe dieser ehernen Stimmen bezeichnete, wählte er ihn für sein Gedicht. Hier wie in ähnlichen Inschriften erscheint die Glocke gewissermaßen als mitfühlender Schutzgeist des Ortes, der an Allem, was diesen betrifft, Theil nimmt, ja bei drohendem Unheil durch stürmische Fürbitte die Gefahr zu beschwören sucht. Letztere Anschauung gründet sich auf die auch noch heute hie und da verbreitete Annahme, daß

die sich schwingende Glocke eine derartige Erschütterung der gewitterschweren Luft hervorbringen könne, daß die Gewitter zertheilt und für den Ort unschädlich gemacht werden könnten. Daher war es Sitte, beim Herannahen von Gewittern die Glocken zu läuten. Unsere Leser dürfte es übrigens interessiren, daß Ende vorigen Jahres der historischen „Schiller-Glocke" in Schaffhausen, deren Mund nun für immer verstummt ist, besondere Ehren widerfahren sind. Dieselbe war im Jahre 1498, also vor beiläufig 400 Jahren, vom Baseler Meister Prior gegossen worden und hing seitdem auf dem Münster zu Schaffhausen. Aber im Laufe der Zeit bekam sie einen Sprung und verlor ein Stück ihres Metalls, wodurch ihr Ton derartig beeinträchtigt wurde, daß sie immer unmelodischer klang und in den letzten Jahren nicht mehr geläutet wurde. Deshalb wurde der Beschluß gefaßt, die alte geschichtliche Glocke im städtischen Museum aufzustellen und eine neue gießen zu lassen. Das geschah auch. Die historische „Schiller-Glocke" wurde im Stadtmuseum aufgestellt, und bildet jetzt eine Hauptanziehungskraft desselben. Aus diesem Anlasse führte der Kirchenchor, verstärkt auf 250 Sänger, in der Kirche von St. Johann das „Lied von der Glocke" mit der Musik von Romberg*) auf. Das neue Geläute wurde von der Bürgerschaft eingeholt, von den Schülern des Gymnasiums auf den Thurm gewunden und am 28. November durch einen feierlichen Gottesdienst unter allgemeinster Betheiligung eingeweiht.

Man hat viel darüber gestritten, zu welcher der bekannten Dichtungsgattungen das „Lied von der Glocke" zu rechnen sei. Ist das einerseits ein im Uebrigen höchst müßiger Streit, so zeigt er doch andererseits wieder die verrufene deutsche Kleinigkeitskrämerei, die Alles in eine bestimmte Schablone zwängen und „gehörig classificiren" will, im hellsten Lichte. Als ob nicht auch im poetischen Kunstwerke die schaffende Phantasie frei walten und ihre Stoffe dem augenblicklichen Drange des Herzens gemäß gestalten dürfe! Als „Lied" bezeichnet Schiller selbst sein Gedicht, womit er es zunächst der lyrischen Poesie zuweist. In der That herrscht, ganz abgesehen vom zehnstrophigen Glockengießerliede, das sangbare Element derart vor, daß man füglich von einem lyrischen Stimmungsgemälde sprechen könnte. Episches Gepräge tragen wiederum die lebendigen Schilderungen z. B. der Feuersbrunst, der Revolution u. A., während der Dichter bei seiner bekannten Vorliebe für dramatisch bewegtes Leben, die bekanntlich in vollendeter Weise auch in den Balladen zum Ausdruck kommt, das Ganze gewissermaßen dramaähnlich aufbaute. Alle diese Einzelmomente faßt Götzinger zusammen, um zu folgendem Urtheile zu gelangen: „Will man das Lied von der Glocke in das System der Poetik einreihen, so muß man es der Cantate zuweisen. Die Form desselben ist, wie in der Cantate, dramaähnlich, der Stoff seinem Wesen nach lyrisch, und selbst in musikalischer Hinsicht lassen sich hier Arie, Recitativ, Wechselgesang und Chor recht gut nachweisen, wiewohl der poetischen Auffassung nach immer der Meister spricht. So machen sich auch alle Hauptformen der Lyrik geltend. Die Sprüche des Meisters bilden zusammen ein Glockengießerlied in abgegrenzter Strophenform; die daran geknüpften Betrachtungen gehören vorzugsweise der Elegie an, erheben sich aber theilweise nach Form und Gehalt zur Ode. In der bekannten Composition hat Romberg das Gedicht als Cantate behandelt, sowie umgekehrt Moritz Retzsch,*) dem Charakter seiner Kunst gemäß, in den Umrissen zur Glocke das Ganze mehr als Epos aufgefaßt und wiedergegeben hat." Rudolf v. Gottschall endlich rechnet die „Glocke" zur sogenannten „Gedankenlyrik" oder der „modernen Reflexionspoesie", zu der bei der ausgeprägten Vorliebe Schiller's für philosophirende Betrachtung die hervorragendsten episch-lyrischen Erzeugnisse (vor Allem auch der „Spaziergang" u. A.) dieses Dichters gezählt werden müssen. Ueber ein Gedicht, das wie das „Lied von der Glocke" ein volles Jahrhundert hindurch seine unversiegliche Kraft bewährt hat, genügt in seinem Jubeljahre ein kurzer Hinweis auf diese bloße Thatsache, um unserem Volke immer wieder von Neuem ins Bewußtsein zurückzurufen, daß die gottgeborene echte Kunst den Wechsel der Zeiten überdauert. Und darum bleibt sie auch zu allen Zeiten wahrhaft „modern".

*) Andreas Romberg, geb. 1767, seit 1815 Kapellmeister in Gotha, wo er 1821 starb. Seine beste Composition ist die Musik zu Schiller's „Glocke".

*) Moritz Retzsch, geb. 1779 in Dresden, seit 1824 Professor an der Kunstakademie daselbst, entwarf Umrisse zu Goethe's „Faust", Schiller's Dichtungen u. A. Er starb 1857 in Hoflößnitz b. Dresden.

Bücherbesprechungen.

— **Beiträge zur Förderung christlicher Theologie.** Herausgegeben von Prof. D. A. Schlatter und Prof. D. H. Cremer. III. Jahrgang, 1899. 1. Heft. Lic. th. Lütgert, a. o. Prof.: **Die Johanneische Christologie.** Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 139 S. 2 ℳ. — Diese neue Untersuchung eines alten Problems ist ein selbstständiger und interessanter Beitrag zur Lösung der Johannesfrage. Sie setzt den johanneischen Ursprung des 4. Evangeliums und der Johannesbriefe voraus. Im 1. Capitel erörtert der Verfasser den Grundbegriff der johanneischen Theologie: „Sohn Gottes". Er widerlegt Holtzmann, der eine doppelte Bedeutung des Sohnesnamens bei Johannes annimmt, eine metaphysische und eine messianische, und sucht den einheitlichen Charakter der johanneischen Christologie scharfsinnig zu beweisen. — Vor Allem wendet er sich gegen die landläufige Beziehung vieler Stellen auf die Präexistenz Jesu (z. B. Ev. Joh. 1, 18; 3, 11, 34 ff; 6, 46; 8, 38 u. a.); er will sie bezogen wissen auf den geschichtlichen Christus; den himmlischen Ursprung Jesu, sein Kommen von oben versteht er als „ein gegenwärtiges Gebildetsein durch den Himmel". „Diese stete Abhängigkeit von Gott ist die Form der Gottessohnschaft." Nicht Jesus macht sich durch seinen Gehorsam zu Gottes Sohn, sondern jede Gehorsamsthat Jesu stammt aus Gott. Gott zeigt sie ihm und giebt sie ihm. — Diese vollständige Abhängigkeit Jesu ist nicht ein Gegensatz zur Einheit mit Gott, sondern identisch mit ihr. — Diese Ausführungen werden im 2. Capitel „Der Ursprung Jesu aus dem Himmel" näher begründet. Verfasser bestreitet, daß Johannes einen Gegensatz statuire zwischen der Seinsweise des präexistenten und des geschichtlichen Jesus, er kenne vielmehr nur „eine continuirliche Zeugung aus Gott", so daß sein ganzes Leben, Thun, Reden aus dem Himmel komme. — Von verschiedenen Seiten wird in den folgenden Capiteln dies Resultat beleuchtet. Im 6. Capitel kommt Verfasser zur Logoslehre. Er nimmt an, daß sie anknüpfe an die Gedankenkreise der palästinensischen Synagoge, während er den Zusammenhang mit der alexandrinischen Philosophie bestreitet. Aber im Anschluß an Weizsäcker weist er nach, daß die Uebertragung der Logoslehre auf Jesus ein Mittelglied im christlichen Gemeindeglauben voraussetze, deren Spuren er im Hebräerbrief bei Petrus und Paulus deutlich findet. — Die folgende Darstellung der johanneischen Logoslehre ist ein Meisterstück der Exegese. — Wohl läßt sich hie und da der Verfasser zu exegetischen Gewaltstreichen verleiten, um die Einheitlichkeit der johanneischen Anschauung zu erweisen; das hindert uns nicht, das Studium seiner Arbeit angelegentlich zu empfehlen. Niemand wird sie ohne innere „Förderung" aus der Hand legen. Ein sinnstörender Druckfehler („nur" statt „nicht" S. 21 unten) ist zu moniren. J. N.

— Leo Woerl, **Erzherzog Ludwig Salvator** aus dem österreichischen Kaiserhause als **Forscher des Mittelmeeres.** 210 S. Preis 8,50 ℳ. Leipzig 1899. — Der Verfasser beabsichtigt durch vorliegendes Werk die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die literarischen Erzeugnisse des Erzherzogs Ludwig Salvator zu lenken und mit dem Inhalt derselben, die ja nur zum Theil im Buchhandel erschienen sind, bekannt zu machen. Zu diesem Zwecke begnügt er sich nicht nur kurz den Inhalt sämmtlicher Werke anzudeuten, sondern er theilt auch Bruchstücke daraus mit, namentlich solche, in denen sich der hohe Verfasser als Meister der Schilderung zeigt oder in denen sein liebenswürdiger Charakter hervortritt. Was der Erzherzog als Botaniker, Geologe, Zoologe geleistet hat, ist nicht daraus zu erkennen, besonders hervorragend ist es ja auch nicht, wohl aber nimmt er einen hervorragenden Platz als Folklorist ein, und hat sich durch sein sechsbändiges Werk über die Balearen ein bleibendes Denkmal gesetzt. G. W.

— In der **Allgemeinen Nationalbibliothek** (Verlag von C. Daberkow in Wien) sind kürzlich vier neue Bände erschienen: Nr. 223—224. **Abdias.** Von **Adalbert Stifter.** Preis 20 Kreuzer = 40 S. — Die treffliche Auswahl Stifter'scher Werke, die in Daberkow's Sammlung erscheint, wird hier fortgesetzt mit der tiefergreifenden Lebensgeschichte des Juden Abdias,

dieser Perle unter Stifter's „Studien“. Obschon die landschaftliche Schilderung, wie immer bei Stifter, auch hier einen breiten Raum einnimmt, so hat doch schon sie durch die Eigenart des Gegenstandes, die Trümmerstadt in der arabischen Wüste, etwas ungemein Fesselndes, und bei dem tragischen Schicksal des Helden und seiner blinden Tochter muß jedes fühlende Herz in aufrichtiger Theilnahme erbeben. Wir zählen den „Abdias“ zu dem Besten, was Stifter's Muse uns geschenkt hat, und freuen uns, daß dieses köstliche Werk in würdiger Ausstattung nunmehr um so geringen Preis zu erwerben ist. — Nr. 225—226. Bilder aus Wien. Von Adalbert Stifter. Preis 20 Kreuzer = 40 ₰. Der Kenner des heutigen Wien mag es diesen Aufsätzen wohl anmerken, daß seit ihrem ersten Erscheinen reichlich ein halbes Jahrhundert vergangen ist. Aber ihr Werth wird dadurch kaum beeinträchtigt. Ja vielleicht eignen sich diese Wiener Bilder besser als vieles Andere, uns die sinnige, stimmungsvolle Art der Stifter'schen Poesie kennen zu lehren. Das Bändchen enthält folgende vier Arbeiten: Aussicht und Betrachtung von der Spitze des Stephansthurmes. — Ein Gang durch die Katakomben. — Der Prater. — Der Tandelmarkt. — Nr. 227. Ein Märtyrer des Lebens. Erzählung aus dem siebzehnten Jahrhundert von Anton Schlossar. Preis 10 Kreuzer = 20 ₰. Eine schlichte, aber anmuthende Erzählung von dem schweren Leid und dem holden, doch kurzen Liebesglück eines Herzens, das vergeblich in der einsamen Klosterzelle Ruhe sucht und dem nach langem, bangem Harren ein freundliches Geschick zu Theil wird in den Armen eines liebenden Weibes. Das durch frevlen Bruch des Klostergelübdes errungene Weib wird bald eine Beute des Todes, und der Vereinsamte findet auf der Walstatt den heiß ersehnten Frieden. Den Reiz der Novelle erhöht die Sorgfalt in der Behandlung des culturgeschichtlichen Beiwerks und des Zeitgepräges, die den Forscher auf diesen Gebieten verräth, ohne doch aufdringlich und störend zu wirken. Den historischen Hintergrund bilden die Kämpfe des dreißigjährigen Krieges. Peinlich berühren manche Eigenthümlichkeiten österreichischer Sprache, peinlicher noch das barbarische Latein des mehrfach angeführten Spruches: Amavit et hominem esse sensuit. Vorausgeschickt ist ein Lebensabriß des Verfassers und eine Uebersicht über seine wissenschaftlichen Arbeiten. — Nr. 228—229. Balladen und andere erzählende Gedichte von Johann Nepomuk Vogl. In Auswahl herausgegeben und mit Biographie des Dichters eingeleitet von Anton Schlossar. Preis 20 Kreuzer = 40 ₰. Ein paar von Vogl's Balladen finden sich noch in den Sammlungen für die Schule und sind dadurch allgemein bekannt, wie „Kaiser Karl's Jagdritt“ und „Der Mönch zu Pisa“. Einige andere sind durch die Tonsetzer vor Vergessenheit bewahrt worden, z. B. „Das Erkennen“ und „Der Gesang“ durch die prächtigen Compositionen von Carl Löwe. Aber der Herausgeber Dr. Anton Schlossar hat unzweifelhaft Recht, wenn er sagt, Vogl brauche als Balladensänger den Wettbewerb mit den besten Dichtern dieser Gattung nicht zu scheuen. Vogl versteht es in der That ausgezeichnet, seinem Stoffe eine knappe Form zu geben und in wenigen markigen Strichen dem Leser ein klares Bild vor Augen zu führen. Bekannt ist seine Vorliebe für schauerliche Stoffe, die ja auch die volksthümliche Ballade besonders gern behandelt. Die werthvollsten Stücke sind die historischen; doch auch der Legende ist manche wohlgelungene Ballade entnommen. Wir schließen uns dem Wunsche des Herausgebers an, es möge dieser Auswahl von Vogl'schen Balladen gelingen, das Andenken an den warmfühlenden, patriotischen Dichter wieder aufzufrischen und neu zu beleben. R. B.

— „Die klugen Frauen“ von Julius Weil und die „Familie Hilbers“ von E. Bely, beide von S. Schottlaender Breslau verlegt. Ersteres geheftet 2, geb. 3 ℳ, letzteres geh. 4, geb. 5 ℳ — „Die klugen Frauen“ müßten eigentlich „Eine kluge Frau“ heißen, denn an der andern im Buch vorkommenden ist nichts Kluges zu sehen. Es ist eine ganz nette kleine Geschichte, in welcher Egoismus, Eifersucht und falscher Ehrgeiz des Mannes auf etwas gefährliche Weise von der Frau curirt wird. Ein Glück, daß die beiden Männer, der Ehemann und der vermeintliche Courmacher, ihre Rolle vorher gelernt haben, die sie spielen müssen, sonst würde die Geschichte wohl weniger befriedigend enden. Die „Familie Hilbers“ ist eine vom Haupt derselben ins Elend und Armuth gestürzte Familie. Der bodenlose Leichtsinn des Vaters, die große Schwäche der Mutter und die Charakterfestigkeit und Fleiß der Töchter sind ebenso gut gezeichnet, wie die Figur einer vergnügungssüchtigen Cousine vom Lande und die Mitglieder einer reichen Fabrikanten-Familie. Aber trotz dieser, große Kenntniß des Berliner Lebens oben und unten verrathenden Vorzüge hebt sich auch dieses Buch wohl nicht über den Durchschnitt hinaus. —o—

— Das deutsche Volkslied. Ueber Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von J. W. Bruinier. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1899. Siebentes Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens „Aus Natur und Geisteswelt“. Preis des Monatsbändchens 90 ₰, geschmackvoll gebunden 1 ℳ 15 ₰; auch in wöchentlichen Lieferungen zu je 20 ₰ zu beziehen. — Ein gutes Buch wirkt, wann oder wo man es lesen mag, das ist gewiß. Aber ich preise doch den glücklichen Zufall, der mich zu diesem Büchlein greifen läßt in der Sommerfrische, mitten in dem saftigen Grün des Thüringer Waldes, an einem gar lieblichen Plätzchen, wo die Lieder der Burschen und Mädchen, die des Abends unter meinen Fenstern vorbeiziehen, mir den fast aufgegebenen Glauben sieghaft in's Herz singen, daß der edle deutsche Volksgesang doch noch nicht völlig erstorben ist, sondern sein Leben zäh vertheidigt gegen alle ihn feindselig bedrohenden Einflüsse: die lüsternschlüpfrigen Tingeltangelweisen und musikalischen Zoten der anmuthigen Harfnerinnen auf den Vogelschießen, die Gassenhauer, jene sinnlosen Ausgeburten großstädtischen Janhagelwitzes, die Clavierseuche und den elenden Scat. Das Buch von Bruinier ist überdies eines von denen, die nicht zu ihrem Rechte kommen, wenn man sie in ein paar Stunden durchjagt. Es verlangt ein langsames, sich versenkendes Lesen. Schon seine Sprache — das soll durchaus kein Tadel sein — ist nicht jenes behagliche Plaudern, das man auch allenfalls noch versteht, wenn man kaum mit halbem Ohre hinhört, und das heute Vielen als des Stiles feinste Blüthe erscheint. Manchen Satz muß man zweimal lesen, um den Faden nicht zu verlieren. Aber Alles, was er sagt, hat Hand und Fuß, und wer ihm mit willig nachempfindendem Herzen folgt, der wird für das rechte Verständniß deutschen Volksgesanges reichen Segen davontragen. Die Auffassung des Begriffes „Volkslied“ ist nicht die, der man noch in den älteren Handbüchern der Literaturgeschichte begegnet, sondern die der neueren Literaturwissenschaft. Die herkömmliche scharfe Scheidung zwischen echtem Volkslied und volksthümlich gewordenem Kunstlied ist wohl überhaupt nachgerade als endgiltig aufgegeben anzusehen. Wir treten dem Satze entschieden bei (S. 36): Ob ein Lied ein Volkslied sei oder nicht, darüber entscheidet allein die Frage, ob es in einem durch die Sitte zusammengeführten Chore frei, d. h. ohne gedruckte Vorlage erklang und erklingt. Und wie vielfach gerade in unseren Tagen das Kunstlied befruchtend auf den Volksgesang gewirkt hat, wem kann das entgehen? Die Reihe der in den Volksbesitz übergegangenen Kunstlieder (S. 11 Anmerkung) ließe sich leicht verlängern, es fehlt z. B. das Mendelssohn'sche „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ und das Brahms'sche „Guten Abend, gut Nacht“. Ob in der Darstellung der Entwickelungsgeschichte des Volksliedes überall das Richtige getroffen, ob nicht besonders im dritten Capitel „Skop und Spielmann“ die gefällige Phantasie allzu willig in die Lücken der geschichtlichen Ueberlieferung eingetreten ist, das wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber gern folgen wir dem Führer, seiner sinnigen Auffassung, seinem warmen Gefühl für das echt Volksmäßige und die Wandlungen des Volksgeschmackes und damit des Volkstones im Laufe der Jahrhunderte. Und besonders sein hoffnungsvoller Ausblick in die Zukunft — „seit Goethe wird unserem Volke das wahr empfundene Lied nicht mehr verloren gehen“ (S. 155) — weitet uns die Seele. — Man sucht heute eifrig und angelegentlich nach Mitteln, das deutsche Volksthum zu kräftigen, man möchte dem Volke die Freude an den alten schlichten Belustigungen wiedergeben, an deren Stelle vielfach ein höchst zweifelhafter Ersatz getreten ist. Das ist eine schwere Aufgabe. An Mißgriffen bei den Versuchen zu ihrer Lösung fehlt es nicht. Aber sie ist des Schweißes der Edlen werth. Und sie wird gelöst werden, wenn erst mehr Leute dem Denken und Fühlen des Volkes mit solch hingebender Liebe nachgehen wie es der Verfasser dieses Buches gethan hat. Wem irgend des Volkes Wohl ernstlich am Herzen liegt, dem sei das schmucke und billige Büchlein bestens empfohlen. R. B.

— Festschrift zur Feier der Einweihung des Neubaues der Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben — Freimaurerinstitut — zu Dresden-Striesen am 29. Juni 1899. Herausgegeben von der Vorsteherschaft der

Anstalt. — Bei Gelegenheit seiner 125 jährigen Jubelfeier hat das Freimaurerinstitut in Dresden einen herrlichen Neubau erhalten, bestehend aus dem Internatsgebäude, Schulhaus, zwei Lehrerhäusern und einer Turnhalle. Die Gesamtkosten dieser im Stile der deutschen Renaissance errichteten Gebäude betragen rund 1½ Million Mark. Es ist damit allerdings etwas geleistet worden, was in Bezug auf Schönheit und Zweckmäßigkeit schwerlich übertroffen werden wird. Die vorliegende Festschrift enthält die Geschichte des Baues, der unter der Vorsteherschaft des Geheimen Commerzienraths Th. Hultzsch durch den Bauausschuß (R. Schneider, A. Kickelhayn, Dr. Friedrich) glücklich vollendet worden ist, ferner eine genaue Beschreibung des Neubaus nebst Plänen und Bildern vom Architekten Kickelhayn und endlich eine Vertheidigung des Internats gegen die auf dasselbe von jeher gerichteten Angriffe von Director Dr. Friedrich. Wir können derselben wenigstens insofern beistimmen, als Dr. Friedrich nachweist, daß die schwersten Nachtheile jeder Internatserziehung sich durch eine beständige, sorgfältige aber durchaus nicht peinliche Aufsicht wirksam bekämpfen lassen. E.

— Festschrift zur Feier des 125 jährigen Bestehens der Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben — Freimaurer-Institut — zu Dresden-Friedrichstadt am 28. Juni 1899. — Die in weiten Kreisen bekannte und viel gerühmte Lehr- und Erziehungsanstalt Dresden-Friedrichstadt ist in jenen trüben Tagen entstanden, da unser sächsisches Vaterland noch aus den schweren Wunden blutete, die der siebenjährige Krieg ihm geschlagen hatte, und da die große Hungersnoth von 1771—1772 tausende von Kindern ihrer Ernährer beraubt hatte. Auf diesem dunklen Hintergrunde erhebt sich ein leuchtender Stern — die junge Friedrichstädter Erziehungsanstalt —, welche schon am 1. Dezember 1772 für vorläufig 20 Knaben und 10 Mädchen im Alter von 6—12 Jahren von den Dresdner Freimaurerlogen gegründet wurde. Man wählte die bedürftigsten Kinder aus, gab ihnen vollständigen Lebensunterhalt und Unterricht und erwarb für sie die ehemalige Brühl'sche Menagerie, auf deren Platz die Anstalt 125 Jahre lang ihr Heim gefunden hat. Die Schule war anfangs Armenschule für Knaben und Mädchen, entwickelte sich aber unter der Leitung von Moraweck 1773—1810, Jphofen 1810—1824, Manitius 1824—1856, Keller 1856—1873, Dr. Krumbiegel 1873—1896 und Dr. Friedrich zunächst zur Bürgerschule und nach Aufhebung der Mädchenanstalt zur Realschule. In allen Stadien, welche die Anstalt durchlaufen hat, war man eifrig bemüht, den berechtigten Forderungen der Zeit an die Jugendbildung möglichst Rechnung zu tragen, und der in der Festschrift enthaltne Bericht über Lehre und Erziehung im Freimaurerinstitut liest sich wie eine Geschichte der Pädagogik im Kleinen. Auch die angefügte Statistik und die 6 Abbildungen am Schluß bieten manches Interessante, dagegen ist das Schülerverzeichniß gleich von Anfang an sehr lückenhaft und ungenau. Die Schuld liegt zum größten Theil daran, daß die Instituts-Matrikel im Anfang nicht sorgfältig geführt worden ist. Aber es hätte trotzdem manches geschehen können, das Verzeichniß übersichtlicher und werthvoller zu gestalten, z. B. Trennung, bez. Weglassung der Schülerinnen der Anstalt von dem Knabenverzeichniß, beßre Ermittelung der Lebensschicksale der Einzelnen, denn wenn von einem bereits 1775 abgegangenen Schüler trocken berichtet wird: „studirt", so ist eine solche Mittheilung doch recht werthlos. E.

— Handbuch der Deutschen Actien-Gesellschaften. Jahrbuch der deutschen Börsen. Ausgabe 1899—1900. I. Band. Nebst einem Anhang: Die deutschen und ausländischen Staatspapiere sowie die übrigen an deutschen Börsenplätzen notirten Fonds ꝛc. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Bankiers, Industrielle, Capitalisten, Behörden ꝛc. 4., vollst. umgearb. u. bedeut. verm. Aufl. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1899. CXXV u. 1752 S. Preis 15 ℳ — Man kann den Inhalt dieses Buches nicht kürzer angeben als mit der Wiedergabe dieses vollständigen, allerdings etwas langen Titels. Man kann ebenfalls nicht kürzer den Werth dieses Nachschlagewerkes kennzeichnen, als dadurch, daß man der Wahrheit gemäß bekennt: Es verspricht auf dem Titelblatte, nicht mehr zu sein, als es thatsächlich ist, und was es vorstellt, ist es in wirklich vollem, tadellosem Maße. Dieses Handbuch der Actiengesellschaften ist einmal ein prächtiger Beweis dafür, daß jene Unrecht haben, welche behaupten, es gäbe keine derartigen Nachschlagewerke, welche wirklich erschöpfende, zufriedenstellende Auskunft ertheilen. Das „Handbuch" hat sich mit jeder Auflage so vervollkommnet, daß es wohl kaum möglich sein dürfte, noch irgend welche Vorschläge zu seiner Verbesserung zu machen. Die ganze Art seiner inneren Anordnung ist eine ganz vorzügliche und übersichtliche, welche das Bestreben der Redaction deutlich zeigt, den Benutzern des Werkes eine wirkliche Hilfskraft in ihm zu bieten, ein Bestreben, das thatsächlich in vollem Umfange sein Ziel erreicht hat. Das Werk ist unentbehrlich geworden für Viele und hat diesen manche Ausgabe erspart, da es ein das ganze Deutsche Reich umfassendes Handbuch ist und die Nachschlagewerke der Einzelstaaten überflüssig macht. Geld und Zeit, also wiederum Geld erspart es. Schreiber dieser Zeilen hat fast täglich Gelegenheit, von praktischen Benutzern des „Handbuches der deutschen Actiengesellschaften" zu hören, daß sie in diesem noch keinem Mangel begegnet sind: wohl das beste Urtheil. Die vorliegende Auflage erfuhr wiederum eine vollständige Umarbeitung, bedingt durch die neuen Geschäftsbilanzen, Personalwechsel, Statutenrevisionen ꝛc. Es fanden 167 Neugründungen von Actiengesellschaften mit einem Gesammtactiencapital von 244961000 ℳ Aufnahme, deren handschriftliche Eintragung in der Zeit von Januar bis Ende Juni 1899 beendet wurde. Insgesammt sind 2500 Actien-Gesellschaften in diesem Bande behandelt. Dankenswerth ist das schnelle Erscheinen, die Gründlichkeit der Bearbeitung und die längst gewünschte Aufnahme der Angaben über die Gewinnverwendung der einzelnen Actiengesellschaften. Es wäre wünschenswerth, daß über letzteren Punkt alle Gesellschaften der Redaction Auskunft ertheilten. Immer wieder zeigt sich die Nothwendigkeit, daß das Werk auch fernerhin zwei Mal im Jahre erscheine, ein Vorzug, den kein ähnliches Werk bisher aufgewiesen hat. Der Anhang über die Staatspapiere ist mit einem ausgezeichneten Inhaltsverzeichniß versehen worden. Das Werk wird sicher immer mehr Freunde werben, die es verdient und die wir ihm nur wünschen können. —sm.—

— Leitfaden für den Unterricht des Marineartillerie-Verwaltungspersonals in der Elektrotechnik. Herausgegeben mit Verfügung des Staatssecretärs des Reichs-Marineamts. Mit 376 Abbildungen. Verlag der Königl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn in Berlin, Preis 3 ℳ 50 ₰. — Der Leitfaden des nicht genannten Verfassers ist zwar, wie das Titelblatt angiebt, für einen ganz bestimmten Kreis von officiellen Lesern bestimmt, aber so angelegt und gehalten, daß auch die weitesten Kreise aus ihm Belehrung schöpfen und Nutzen ziehen können. Was für die Anwendung der Elektrotechnik bei der Marineartillerie gilt, hat natürlich auch seine Giltigkeit für private Einrichtungen derselben Art. Und was bei einer solchen, von Amts wegen geschriebenen Arbeit besonders in's Gewicht fällt, ist ihre gänzliche Unabhängigkeit von geschäftlicher Reclame, von der sich mitunter auch die besten Bücher der technischen Literatur nicht ganz emancipiren können. Zuerst werden die Grundgesetze der elektrischen und magnetischen Erscheinungen, die Messungen beider Kräfte und die elektrotechnische Terminologie durchgenommen, womit sich der erste Theil gleichsam als Formenlehre der Elektrotechnik vorstellt. Die drei ihm folgenden Abschnitte, die das Fernschreiben, Fernsprechen, die Alarm- und Signaleinrichtungen eingehend, aber volksthümlich behandeln, enthalten thatsächlich manche Angaben, die man sonst in den Lehrbüchern der Elektrotechnik vergeblich sucht. Auch eine kurze Besprechung der Telegraphie ohne Draht hat hier Aufnahme gefunden. Der fünfte und letzte Abschnitt verfolgt die elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung, von den Stromerzeugern ausgehend, bis in die letzten Einzelheiten ihrer Einrichtungen. Ein Anhang befaßt sich mit den elektrischen Minenzündern und insbesondere mit den Blitzableiteranlagen, deren allgemeines Interesse für Jedermann auf der Hand liegt. Kl.

— Die Collection Hartleben liefert zwei neue zweibändige Sachen: „Die rothe Locke" von Ernst v. Waldow und „Alle Beide" von Albert Delpit. — Ersteres ist eine „schaurige" Geschichte, letzteres ein Buch aus dem Französischen, in welchem ausnahmsweise einmal eine Frau vorkommt, welche von Ehebruch nichts wissen will und sich lieber scheiden läßt. Beide habe die Eigenschaft, die man an Eisenbahnlectüre stellt, sie vertreiben die Zeit, welche manche Leute nicht anders hinbringen können, und — hinterlassen keinen nachhaltigen Eindruck. Der Preis ist 80 ₰ pro Band, der Einband geschmackvoll. —o—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 93. Sonnabend, den 12. August, Abends. 1899.

Vom Jobsiadendichter.

(Zu Kortum's 75. Todestage.)

Von Joh. Peter.

„Summa Summarum, weder vorn noch hinten
Ist in den Chroniken ein Exempel zu finden,
Daß Freund Hein etwa irgendwo leer
Bei Jemand vorübergegangen wär'.

Und was er übrigens noch nicht gefressen,
Wird er doch in der Folge nicht vergessen;
Sogar leider, lieber Leser, auch dich,
Und was das Schlimmste ist, sogar mich!"

(Jobsiade 1., 37.)

Schon diese Verse, als Knittelverse classisch in ihrer Art, kennzeichnen so recht die Eigenart unseres Dichters, der in der That einzig in unserer Literatur dasteht, da er im Gegensatze zu Zachariä einen Humor entwickelt, der nicht mit Glacéhandschuhen, sondern mit derben Fäusten zugreift, ohne indeß gemein zu werden. In unserer nüchternen Zeit ist der echte Humor etwas gar Seltenes geworden, höchstens, daß man noch hie und da der urwüchsigen, kerngesunden Dorfhumoreske eines Rosegger begegnet. Wie das religiöse Epos mit der einzigen Messiade, so hat das komische Heldengedicht mit der einzigen Jobsiade ihren Abschluß in unserer Literatur gefunden. Wohl besitzen wir den „Froschmäusekrieg", die travestirte „Aeneïde" des Blumauer, die humoristischen Heldengedichte Zachariä's, den „Reineke Fuchs" von Goethe, Glasbrenner Soltau, den „Atta Troll" Heine's, die „Jobsiade" Kortum's, sowie die humoristischen Dichtungen: „Schach dem König", „Die Stumme von Sevilla" und „König Pharao" von Ernst Eckstein, als eigentliche humoristische Epen können aber doch nur die komischen Heldengedichte von Zachariä und namentlich die unverwüstliche Jobsiade gelten, welch letztere niemals ihre Wirkung verfehlen wird, und wenn man sie auch noch so oft lesen mag, denn der Humor, der hier entwickelt wird, ist originell durch und durch, er ist derbvolksthümliche Holzschnittmanier, wie Gottschall ganz treffend bemerkt, und überrascht durch die Form des Knittelverses, in die er sich kleidet, und durch die Verstandes-, Witzes- und Phantasiefülle des Dichters in hohem Grade. Und man kann offen sagen: eine Jobsiade wird in unserem Zeitalter nicht mehr geschrieben, denn die alte Gemüthlichkeit ist längst schlafen gegangen und von dem kerngesunden Bochumer Patriarchen ist nirgends mehr eine Spur zu finden. Und nur auf dem gesunden Boden der alten deutschen Gemüthlichkeit konnte ein „Renommist", ein „Phaeton", ein „Schnupftuch", ein „Murner in der Hölle" und vor Allem eine „Jobsiade" erstehen. Die Jobsiade wird wohl jeder Gebildete einmal gelesen haben, aber von dem Dichter derselben wird er so viel wie nichts wissen, weil selbst in größeren Literaturgeschichten über den Lebensgang desselben geschwiegen wird. Und doch steht das Werk mit seinem Schöpfer in so natürlichem Einklange. Wenn uns ein Gedicht, ein Bild, ein Musikstück gefällt, so drängt sich uns von selbst der Wunsch auf, zu erfahren, wer das Kunstwerk geschaffen, wir fragen einfach: „Von wem ist das?" Sogar den Namen des Jobsiadendichters hat man bisher falsch ausgesprochen, indem man immer Kortûm statt Kortum las. Friedrich Schuettler hat in seiner Einleitung zur Jobsiade in der Reclam'schen Universalbibliothek diesen Irrthum richtig gestellt und auch eine erschöpfende Lebensskizze des Dichters entworfen, die uns hier zur Richtschnur dient.

Carl Arnold Kortum wurde am 5. Juli 1745 zu Mühlheim an der Ruhr geboren, wo sein Vater Apotheker war. Diesen verlor er bald und die vermögende Mutter setzte das Geschäft des Vaters fort und war bestrebt, dem Knaben eine sorgfältige Erziehung zu geben. Doch zeigte derselbe anfangs nur wenig Talent, und schon die ersten Gründe des Lesens machten ihm unendliche Schwierigkeiten. Einem in Mühlheim lebenden Candidaten, Namens Grabow, gelang es endlich, durch eine feine pädagogische List dem Jungen das Alphabet einzuprägen. Er ließ aus Kuchenteig Buchstaben formen, dieselben backen, und beschenkte damit den Knaben, sobald er einen Buchstaben begriffen und behalten hatte. Dieses bekannte „Letterbanket" der Holländer wirkte bei Kortum förmliche Wunder, denn mit dem Lesen ging es nun auf einmal flott vorwärts, und der Eifer wurde so groß, daß die glückliche Mutter bald nicht genug Bücher herbeischaffen konnte, da der Knabe mit Leidenschaft Fabeln, Märchen und Jugenderzählungen las. Nach dem Wunsche des Vaters sollte Kortum auf die Universität gehen. Daher besuchte er, acht Jahre alt, die protestantische Lateinschule seiner Vaterstadt, die sich aber leider in jämmerlichem Zustande befand. Deshalb gab ihn die Mutter in die katholische Lateinschule, wo das Latein gründlich gelehrt und auch das Französische betrieben wurde. 15 Jahre alt trat Kortum ins Gymnasium zu Dortmund über, wo er bei einem Onkel väterlicherseits Wohnung nahm. Hier zählte er zu den besten Schülern und sein einflußreicher Lehrer Pilger bemühte sich, den jungen Studiosus für den geistlichen Stand zu gewinnen, aber der Jüngling schwärmte schon von Kindheit auf für Medicin, die er auch fest entschlossen zu seinem Brodstudium erkor, trotzdem aber auch eine gewisse Vorliebe für theologische Dinge beibehielt. Vom Rector Hofmann, einem warmen Freund der Poesie, deren Nutzen und Werth er in mehreren lateinischen und deutschen Schulschriften erläuterte, erbte Kortum die Liebe zu den schönen Wissenschaften, und nun bethätigte er sich auch in der Dichtkunst; doch rügte sein Lehrer den augenscheinlich zu Tage tretenden Hang zur Satire und ermahnte ihn, seinen beißenden Witz und seine Spottlust zu zügeln, durch welche er sich nur Feinde und Unannehmlichkeiten zuziehen werde. Mit ausgezeichneten Kenntnissen bezog Kortum, 18 Jahre alt, im Jahre 1763 die vom Großen Kurfürsten 1655 gegründete und 1818 wieder aufgehobene Universität Duisburg, um Medicin zu studiren. Zwei Männer von Ruf waren hier seine Lehrer: Joh. Gottl. Leidenfrost und Christian Arend Scherer, die auf der Höhe der medicinischen Wissenschaft ihrer Zeit standen. Kortum trat in die Fußstapfen des Ersteren, indem er sich, gleich diesem, bemühte, populäre Kenntnisse über das Wesen des menschlichen Körpers und dessen rationelle Behandlung zu verbreiten, wie er es in der 1779 erschienenen Schrift: „Anweisung, wie man sich vor alle ansteckende Krankheiten verwahren könne, für solche, die nicht Aerzte sind" dargelegt hat. Nach dreijährigem Universitätsstudium bestand Kortum glücklich die ärztliche Prüfung und dann erwarb er sich durch eine gedruckte Dissertation über die Epilepsie den Doctortitel. Nachdem er noch ein halbes Jahr in Berlin Anatomie und Chirurgie studirt hatte, machte er sich in Duisburg als praktischer Arzt seßhaft. Nun heirathete er, erst 23 Jahre alt, seine Margarethe Ehinger aus Bochum, und bald machte er sich durch seine gediegenen Kenntnisse, sowie durch einige glückliche, aufsehenerregende Kuren wie nicht minder durch sein leutseliges Wesen und seine geistreiche Unterhaltung einen hochgeachteten Namen, der ihm eine ausgedehnte Praxis sicherte. Bald bewarben sich mehrere Städte um Kortum als Arzt, aber er folgte einem Rufe nach dem damals nur 1474 Seelen zählenden Bochum, dem eigentlichen Boden der Jobsiade, weil dort Mutter und Gattin zu Hause waren, und

1770 ließ er sich dort als Arzt nieder, um daselbst bis zum Ende seiner Tage, länger als ein halbes Jahrhundert, zu leben und zu streben.

„Es waren die philisterhaften Verhältnisse eines kleinen Landstädtchens, in welche der geistig und körperlich rege junge Arzt hineingezwängt war; aus ihnen ist die Jobsiade hervorgewachsen und aus Mangel an geistiger Anregung, den der reich angelegte und rastlos thätige Dichter doppelt fühlen mochte, erklärt sich die Entstehung und mancher Zug der Jobsiade. Der kleine Gesichtskreis genügte seinem regen Geiste nicht, und da er die kleinlichen Verhältnisse nicht ändern konnte, machte er sich in Wort und Schrift darüber lustig. Ferner erklärt sich hieraus, abgesehen von der natürlichen Anlage, seine ungemeine Vielseitigkeit und seine große schriftstellerische Fruchtbarkeit." Rastlos als Arzt und Schriftsteller thätig, verlebte Kortum in Glück und Wohlstand seine Tage, umgeben von Kindern, Enkeln und Urenkeln. Der Tod seines Sohnes, auf den er große Hoffnungen setzte und der ihm bereits nach glänzenden Studien als Gehilfe zur Seite stand, brach seine Lebensfreudigkeit. Der sonst so heitere Mann wurde mürrisch, launenhaft, verschlossen und bitter. Von diesem Sohne stammt das im zweiten Theile der Jobsiade Cap. 32, Vers 10, erwähnte „Gesundheitsbüchlein für Bergleute". Anläßlich seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums im Jahre 1816 erhielt Kortum den Titel „Königlicher Hofrath"; 1818 feierte der glückliche Mann seine goldene Hochzeit und 1820 im engen Freundeskreise die Erinnerung an seine fünfzigjährige ärztliche Wirksamkeit in Bochum. Lebensmüde, weil gebeugt von der Last der Jahre, starb der Dichter im 80. Jahre am 15. August 1824 nach schmerzlicher Krankheit, worauf der Satz auf seinem Grabmonument hinweist: „Non mihi mors gravis est — posituro morte dolorem." (Der Tod wird mir nicht schwer, der ich durch den Tod den Schmerz ablege.) Eine Gattin, eine Tochter, sieben Enkel und zehn Urenkel überlebten ihn, und noch jetzt hat er Nachkommen in Bochum. Auf dem ruhigen, schattigen alten Kirchhofe zu Bochum ist die Grabstätte des Jobsiadendichters. Das Monument bildet ein Sandsteinwürfel, der auf verziertem Sockel ruht und von einem dachartigen Gesimse bedeckt wird. Eine mit einer Schlange umwundene Urne krönt das Denkmal, das auf der Vorderseite die lateinische, hier deutsch gegebene Inschrift trägt: „Hier ruht die irdische Hülle des Dr. medic. und Hofraths C. A. Kortum, geb. den 5. Juli 1745, gest. den 15. August 1824." Die Hinterseite des Denkmals zieren als Symbol der Trauer zwei umgekehrte Fackeln mit der verdeutschten Inschrift: „Des Wiedersehens freuen sich seine Gattin, seine Tochter, seine sieben Enkel und zehn Urenkel." Auch das Wohnhaus des Jobsiadendichters in Bochum ist noch erhalten und trägt eine von seinen ärztlichen Berufsgenossen angebrachte Gedenktafel mit der Inschrift: „In diesem Hause lebte, dichtete und starb der Königliche Hofrath und doct. medicinae Carl Arnold Kortum, geb. u. s. w."

Als Schriftsteller war Kortum überaus productiv und er schrieb über die verschiedensten Dinge. Am fruchtbarsten war seine Muse in der Zeit von 1775 bis 1790, aber bis auf die Jobsiade sind alle seine Schriften der Vergessenheit anheimgefallen, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß dieselben seiner Zeit sehr befruchtend und anregend auf die für sie bestimmten Kreise gewirkt haben. Wir wollen diese Schriften nur anführen. 1776 bis 1777 erschienen in Bremen: „Der Kaffee und seine Stellvertreter", „Der Thee und seine Stellvertreter" und „Grundsätze der Bienenzucht". Ein medicinisch-pädagogisches Thema behandelt er in „Märtyrer der Mode", einer kleinen Satire auf die leider noch heute bestehenden Modethorheiten und Lebensunarten vornehmer Stände. 1779 erschien die bereits erwähnte populär-wissenschaftliche Abhandlung: „Anweisung, wie man sich vor alle ansteckenden Krankheiten verwahren könne", und drei Jahre darauf folgte die von Lavater angeregte Schrift: „Anfangsgründe der Entzifferungskunst deutscher Zifferschriften". 1789 erschien zu Duisburg die „Vertheidigung der Alchemie", welche sogar eine 2. Auflage erlebte, und mit seiner „Skizze einer Zeit- und Literaturgeschichte der Arzneikunst von ihrem Ursprunge bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts", die gleichfalls eine 2. Auflage erlebte, that er einen besonders glücklichen Griff. Medicin, Jurisprudenz, Pädagogik, Naturkunde, Geschichte, Alterthumsforschung, Landwirthschaft, Technologie, Illustrationskunde: alle Gebiete menschlichen Wissens beherrschte er. Seine im Nachlasse gefundenen und 1872 im Druck erschienenen „Nachrichten vom ehemaligen und jetzigen Zustande der Stadt Bochum" zeugen von seiner Rührigkeit auf dem Gebiete der Ortsgeschichte und von der innigen Liebe zu seiner zweiten Vaterstadt. Ruhm, ja Unsterblichkeit errang er jedoch auf dem Felde der Poesie, insbesondere der komischen. Von den Zeitschriften: „Der Gemeinnützige" und „Niederrheinische Unterhaltungen" um Beiträge aufgefordert, lieferte er für dieselben zunächst Anekdoten und humoristische Gedichte. Dann aber folgten in selbständigen Ausgaben: „Lobschrift auf Herrn Ich", „Komische Lebensbeschreibungen", „Die seltsamen Begebenheiten der Kinder des Medon und Sincer, ein Märchen nach dem Geschmacke des vorigen Jahrhunderts", „Saadi oder der Lebensbalsam, eine arabische Erzählung", „Lebensgeschichte eines Carobuben", lauter kleinere Sachen moralisirender Tendenz in humoristisch-satirischem Kleide. 1784 erschien zu Wesel „Die magische Laterne in dreimal dreißig Vorlesungen". Im ersten Dreißig werden typische Gestalten von Ständen, Berufsclassen und moralischen Eigenschaften, im zweiten Personen und Begebenheiten aus dem alten Testament, und im dritten Dasjenige vorgeführt, „was zu unserer Zeit geschieht".

Was Kortum den Nachruhm erworben, das ist seine unverwüstliche, berühmte „Jobsiade", oder, wie der langathmige, die Dichtung bereits kennzeichnende Titel vollständig lautet:

„Leben, Meinungen und Thaten
Von Hieronimus Jobs, dem Candidaten,
Und wie Er sich weiland viel Ruhm erwarb,
Auch endlich als Nachtwächter in Sulzburg starb.

Vorne, hinten und in der Mitten
Gezieret mit schönen Holzschnitten,
Eine Historia lustig und fein
In neumodischen Knittelverselein."

Das der Titel des ersten und besten Theiles der „Jobsiade". Die ungemein freundliche Aufnahme desselben veranlaßte den schnurrigen Dichter, noch einen zweiten und dritten Theil hinzuzufügen, und alle drei Theile erschienen 1799, also gerade vor hundert Jahren, zu Dortmund unter dem Titel: „Die Jobsiade". Näher auf eine Würdigung dieses in unserer Literatur einzig dastehenden Werkes, das auch der Malerei viel Stoff geliefert, einzugehen, halten wir für überflüssig, da wir voraussetzen, daß jeder Gebildete die „Jobsiade" mit ihren köstlichen Illustrationen und classischen Knittelversen kennt. Und wer sie noch nicht kennen sollte, der lese sie flugs und freue sich des Hochgenusses, der ihm zu Theil wird. Dadurch wird er das Gedächtniß des vor 75 Jahren heimgegangenen Dichters am besten ehren. Wir können keinen Besseren über die „Jobsiade" urtheilen lassen, als Heinrich Kurz, der sich folgendermaßen über das classische Buch äußert: „Großen Beifall fand und findet noch immer die Jobsiade und zwar mit vollem Recht. Denn wenn sich die Dichtung auch nur im niedrigsten Grade des Niedrigkomischen bewegt, so hat auch dieses seine volle Berechtigung, wenn der Dichter es nur mit vollem Bewußtsein beherrscht und durchführt. Und daß dieses hier der Fall ist, wird Niemand bezweifeln wollen, der das Gedicht gelesen hat. Die Jobsiade verdient schon deshalb Anerkennung, weil in ihr Alles zusammenklingt: Charaktere, Begebenheiten, Darstellung, Sprache, Versmaß, Alles bewegt sich im gleichen Gebiete des Niedrigkomischen; nirgends wird der allgemeine Charakter unterbrochen oder gestört. Aber was der Jobsiade noch größeren, wahrhaft poetischen Werth giebt, das ist die Wahrheit, die ihr zu Grunde liegt. Wenn auch im burlesken Gewande, ist das Leben der deutschen Spießbürger und Philister, der deutschen Gelehrten und Pedanten in einer noch gar nicht so lange verschwundenen Zeit meisterhaft und in der vollsten Wahrheit geschildert; ja selbst das burleske Gewand ist keine Andichtung des Verfassers, sondern dem Leben abgelauscht. Es ist freilich schade, daß der Dichter noch einen Theil (resp. zwei) hinzufügte, in welchem Jobs, der scheintodt im Grabe gelegen, ins Leben gerufen wird, nun ein neues Dasein beginnt und ein Muster von einem Pastor wird; allein abgesehen davon, daß man diese Fortsetzung als selbständiges Ganzes betrachten muß und die poetische Einheit und Wahrheit des ersten Theiles dadurch also nicht beeinträchtigt wird, so möchten wir darin eine treffliche Satire auf die damaligen Dramen erblicken, in denen das Tragische durch einen unpoetischen Umschwung oder an den Haaren herbeigezerrte innere Unmöglichkeiten zu glücklichem Ende geführt wurde. Wie der erste Theil so ist übrigens die Fortsetzung reich an glücklichen Einzelheiten, und wenn auch keine dem in seiner Art classischen Examen oder dem eben so trefflichen Briefe des Candidaten Jobs gleichkommt, so sind doch manche Stellen äußerst glücklich, so z. B. die Verspottung der damals herrschenden Empfindsamkeit."

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

— Stellhorn, D. F. W., Die Pastoralbriefe Pauli, übersetzt und erklärt. I. Band: Der erste Brief Pauli an Timotheum. 147 S. Verl. v. C. Bertelsmann, Gütersloh. 2,40 ℳ, geb. 3 ℳ — Der Verfasser ist Professor der Theologie an der Capital University zu Columbus, Ohio; er hat die vorliegende Uebersetzung und Auslegung des ersten Briefes Pauli an Timotheum capitelweise in einer amerikanischen kirchlichen Zeitschrift veröffentlicht und giebt sie nun in Buchform heraus. Er erklärt im Vorwort, daß seine Arbeit nichts sein will „als eine kurze und bündige Erklärung des apostolischen Briefs mit ungezwungener Anwendung auf die Gegenwart“, und daß sie sich „mit den jetzt so sehr beliebten und doch in der Regel so unfruchtbaren kritischen Fragen und Hypothesen gar nicht abgebe“. — Wir haben also hier eine mehr praktische als wissenschaftliche Arbeit vor uns, die gebildeten Laien als Einführung in den Brief, Geistlichen als Hilfsmittel zur Meditation dienen kann. — Der Verfasser erörtert in der Einleitung die Frage nach der Abfassungszeit der Pastoralbriefe und kommt zu dem bekannten Resultat, daß er eine 4. Missionsreise und eine 2. Gefangenschaft Pauli annimmt und in diese die Briefe verlegt. Er nimmt die Briefe in ihrem vollen Umfang als echt an und bemüht sich seinem oben geäußerten Grundsatz gemäß gar nicht, die moderne Kritik gegen die Briefe zu widerlegen. Er theilt den Brief in 7 Abschnitte und schickt jedem eine Uebersetzung des Urtextes voraus. Diese ist peinlich genau und wörtlich, aber darum oft nicht gut deutsch und schwer verständlich. — Auch sonst sind mir im Buche sprachliche Härten aufgefallen, so das Wort „verabfassen, Verabfassung“; oder der Gebrauch des Wortes „Wohlstand“ der Gemeinde für „günstige Zustände“. Gegen Einzelheiten in der biblisch-theologischen Auslegung abweichende Ansichten zu begründen würde zu weit führen, im Allgemeinen ist die sorgfältig abwägende Exegese anzuerkennen, die der eigentlichen Meinung des Apostels auf den Grund zu gehen sucht. Die praktischen Anwendungen auf unsere Zeit enthalten viele beherzigenswerthe Winke und zeitgemäße Mahnungen, wenn auch so manches Wort mehr auf amerikanische Verhältnisse paßt, als auf deutsche. Nicht immer werden wir dem Verfasser zustimmen können, so wenn er aus Cap. 2, 11 f. folgert: „daß es regierende Königinnen, Kaiserinnen u. s. w. giebt, ist gewiß nicht dem Schöpferwillen Gottes gemäß“. — Hier und da fällt Stellhorn auch aus dem Tone ruhiger nüchterner Erörterung in den einer leidenschaftlichen unduldsamen Polemik, die für deutsche Ohren etwas Verletzendes hat, so nennt er auf Grund von Cap. 2, 4 den Calvinismus, „den halben wie den ganzen, den heimlichen wie den offenen eine gotteslästerliche Irrlehre“ und nach Cap. 4, 2 erklärt er jeden Irrthum in der Lehre, „auch den einladendsten und harmlosesten für nichts Anderes als für Teufelslehre“. — Ich meine denn doch, daß die Lehrabweichungen theologischer Richtungen und auch die Lehrirrthümer einzelner Secten nun und nimmer auf gleiche Stufe gestellt werden können mit den gnostischen Irrlehren, die direct heidnische Elemente mit dem Christenthum verquickten und eine Mischreligion zu schaffen suchten. Auf diese ethnisirenden Systeme paßt wohl der scharfe Ausdruck διδασκαλίαι δαιμονίων; ihn auf jede Abweichung von der kirchlich geltenden Lehre ohne weiteres anzuwenden, muß uns die geschichtliche Bekenntniß und — die Gerechtigkeit verbieten.

J. N.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgeg. von Prof. D. A. Schlatter und Prof. D. H. Cremer. II. Jahrg. 1898. 6. Heft: Bowinkel, Dr. F., Die Grundgedanken des Jakobusbriefes. — Dalmer, Prof. Lic. Joh.: Zu 1. Petr. 1, 18., 19. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 87 S. 1,20 ℳ — Bowinkel sucht auf dem Wege „wirklich biblisch-theologischer Aufeinanderpassung der Grundgedanken der verschiedenen Schriftsteller“ das richtige Urtheil über den Jakobusbrief zu gewinnen. In einem 1. Abschnitt hebt er die Grundgedanken aus dem Jakobusbrief heraus, die sich an die Grundworte πίστις, ἔργον, σοφία, λόγος, νόμος anschließen. Dabei gewinnt er eine befriedigende Erklärung der vielumstrittenen Stelle 2, 20 ff. (πίστις ist die Glaubenstreue Gott und seiner Offenbarung zu Christo gegenüber). In einem zweiten Abschnitt vergleicht Verfasser den Jakobusbrief mit dem ersten Petrusbriefe und weist nach, daß dieser literarisch abhängig von jenem sein müsse, da sich in beiden dieselben Hauptmomente finden, und da Jakobus die größere Geschlossenheit und Einfachheit in der Gedankenbildung und Aussprache zeige, Petrus eine größere Fülle der Gedanken und dabei eine geringere Folgerichtigkeit. — Im 3. Abschnitt stellt Verfasser den Jakobusbrief mit dem 1. Johannesbrief zusammen und constatirt bei aller Originalität des Johannes eine merkwürdige Uebereinstimmung in den Grundideen. Er schließt aus der selbständigen Bearbeitung derselben Grundbegriffe durch Johannes, daß dem Jakobus die Kraft des Anfanges und der Ursprünglichkeit innewohne. So gewinnt Verfasser im 4. Abschnitt das Resultat: Die Reihenfolge der 3 Briefe ist Jakobus, 1. Petrus, 1. Johannes; „mag man den Jakobusbrief als Denkmal des Urchristenthums ansehen, oder als Product der altkatholischen Zeit, von seiner Beurtheilung ist das Urtheil über die beiden anderen Briefe abhängig“. Zum Schluß stellt Bowinkel im Anschluß an Ewald Parallelen aus dem Johannesevangelium und aus dem Jakobusbrief neben einander, um nachzuweisen, daß der Jakobusbrief „ein bedeutungsvolles Gut innerhalb der neutestamentlichen Literatur“ ist und nicht aus dem Gedankenzusammenhang des Kanons herausfällt. — Mit Interesse folgt man den scharfsinnigen Ausführungen, die oft neue, noch nicht betretene Pfade wandeln. Indeß gerade in dem Hauptpunkt hat mich Verfasser nicht überzeugen können, im Nachweis der Abhängigkeit des 1. Petrusbriefs vom Jakobusbrief. Mir leuchtet es nicht ein, daß Jakobus die scharfen klaren Grundbegriffe geprägt und Petrus sie aufgenommen und erweitert, aber auch verwischt haben soll. Ist nicht die umgekehrte Entwickelung die wahrscheinlichere, daß die Fülle christlicher Gedanken, noch nicht klar durchdacht und auch nicht consequent geordnet, das erste ist, und erst eine spätere nüchterne Zeit die Hauptmomente aus der Fülle scharf heraushebt und manches werthvolle Material unverstanden bei Seite liegen läßt? — Ein besonders prägnantes Beispiel scheint mir S. 43 gegeben, wo Verfasser behauptet, Petrus habe die Person des leidenden Christus an den Platz gesetzt, den Jakobus dem νόμος einräumt, während für mich der entgegengesetzte Schluß der allein mögliche ist. — In der zweiten kurzen Abhandlung des Heftes giebt Dalmer einen Beitrag zur Exegese von 1. Petrus 1, 18. 19. Er sucht mit Scharfsinn den Zwiespalt auszugleichen, der zwischen dem Bilde der Erlösung und Befreiung (λυτρώθητε) v. 18 und dem Bilde der Versöhnung durch ein Opfer v. 19 klafft.

J. N.

— Die vier Evangelien nach deutscher Uebersetzung Dr. Martin Luther's. Mit über 300 Bildern nach deutschen, italienischen und niederländischen Meisterwerken des 14. bis 16. Jahrhunderts. Erscheint in 24 Lieferungen zu 2 ℳ Gesammtpreis 48 ℳ Verlag von Velhagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig. Lief. 2—10. — Wir haben seiner Zeit das erste Heft dieses christlichen Bilderwerkes angezeigt und beurtheilt. Wir müssen es ja mehr ein vom Bibeltext umrahmtes Bilderwerk als illustrirtes Bibelwerk nennen, wenn es sich auch in seinem Titel nicht so giebt. Jedenfalls hat ein Kunstwerk, wie das hier vorliegende, seinen großen bleibenden Werth. Was wir bei seinem Erscheinen über die trefflichen, vornehmen Reproductionen dieser hervorragendsten religiösen Kunstschöpfungen und ihre Verbindung mit dem Bibeltext der vier Evangelien geurtheilt haben, sehen wir in den weiteren Lieferungen bestätigt. Das Werk soll bis Weihnachten d. J. (gewiß nicht zu kurz vorher!) vollständig vorliegen. Wir werden nicht versäumen, nach Vollendung desselben noch einmal darauf zurückzukommen. D. K.

— Ueber die Liturgie. Ein Vortrag im kirchlichen Verein zu Hamburg gehalten von J. H. Höck, Pastor an der Stiftskirche zu St. Georg in Hamburg. 24 S. Schwerin (Meckl.), Verlag von Fr. Bahn. 1899. 60 ₰. — Vortragsstoffe wie der hier behandelte sind wohl geeignet, kirchliches Verständniß und Interesse zu fördern. Der Verfasser will den Blick für die schönen Gottesdienste des Herrn öffnen. Der Begriff des Liturgischen ist allerdings hier weiter als gewöhnlich gefaßt: vom stillen Gebet beim Betreten des Gotteshauses bis zum Geldopfer beim Verlassen der Kirche. Auch die Predigt ist inbegriffen. Das mag wohl im Worte „Liturgie“ in dessen eigentlicher Bedeutung „Dienst“ liegen, aber die gewöhnliche und gegenwärtige Fassung ist es nicht. Der Geistliche ist auf der Kanzel nicht Liturg, er ist es am Altar.

D. K.

— Das Kirchenlied. Ein Vortrag im kirchlichen Verein zu Hamburg gehalten von A. Crome, Pastor zu Goslar am Harz. Schwerin i. M., Verlag von Fr. Bahn. 1899. 39 S. 90 ₰. — Hat auch der hier gebotene Vortrag zunächst den Zweck gehabt, im kirchlichen Verein zu Hamburg die Frage zu behandeln, welche Anforderungen an die dort geplante Herausgabe eines neuen Gesangbuches zu stellen sind, so ist er doch auch von all-

gemeinem Interesse. Der Verfasser spricht wenigstens in den ersten beiden Theilen seiner Ausführungen über das Kirchenlied und die Bedingungen seiner Aufnahme in unsere Gesangbücher und hat manche gute Beobachtung in der Gesangbuchfrage gemacht. Haben auch in den letzten Jahrzehnten neue Landes- und Provinzialgesangbücher die dem Subjectivismus oft arg anheimgefallenen Localgesangbücher verdrängt, so ist die neuere Gesangbuchbewegung doch noch hier und da im Fluß. Wir machen auf den vorliegenden Vortrag gern aufmerksam. D. K.

— Die deutsche Colonial-Gesetzgebung. Sammlung der auf die deutschen Schutzgebiete bezüglichen Gesetze, Verordnungen, Erlasse und internationalen Vereinbarungen, mit Anmerkungen und Sachregister. Dritter Theil. 1897 bis 1898. Auf Grund amtlicher Quellen und zum dienstlichen Gebrauch herausgegeben von Dr. Alfred Zimmermann, Legationsrath. Berlin, 1899. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. — Die Verwaltung der deutschen Schutzgebiete ist über alle Gebiete der staatlichen Wirksamkeit so weit verzweigt und die für sie erlassenen Gesetze und Verordnungen greifen auch in die Thätigkeit der inländischen Behörden so vielfach ein, daß eine systematische Sammlung dieser Vorschriften sich schon bald nach der Erwerbung der Schutzgebiete als nothwendig erwiesen hatte. Nachdem dieses im Verlag der königlichen Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinende Sammelwerk in zwei Bänden die bis zum Jahre 1897 erlassenen Gesetze und Verordnungen zusammengestellt hatte, giebt dessen jetziger Bearbeiter, Legationsrath Dr. Alfred Zimmermann, in einem dritten Bande soeben die der Jahre 1897 und 1898 heraus. Der Inhalt zerfällt in zwei Theile, in die allgemeinen Bestimmungen und die Bestimmungen für die einzelnen Schutzgebiete. Unter den ersteren scheinen uns die wichtigsten zu sein die organisatorischen Bestimmungen für die kaiserlichen Schutztruppen in Afrika (vom 25. Juli 1898) und die Allerhöchste Ordre vom 25. Mai 1898 betr. Erfüllung der Dienstpflicht bei der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika. Bei den Bestimmungen für die einzelnen Schutzgebiete fällt auf, daß Deutsch-Ostafrika der Anzahl der Verordnungen nach an der Spitze steht, es folgen Deutsch-Südwestafrika, Camerun, Togo, Kaiser-Wilhelmsland und die Marschall-Inseln. Wenn man aber daraus schließen wollte, daß diese letzten Schutzgebiete nicht so reichlich mit Verordnungen versehen seien wie die anderen, so würde man sich in einem Irrthum befinden. Die Entwicklung dieser Gebiete schreitet eben langsamer vorwärts, so daß der vorhandene Vorrath an Gesetzen nicht vermehrt zu werden braucht. In Zukunft soll diese systematische Zusammenstellung aller auf die Schutzgebiete bezüglichen Vorschriften alljährlich herausgegeben werden. G. M.

— Die Amarna-Zeit. Aegypten und Vorderasien um 1400 v. Chr. nach dem Thontafelfunde von El-Amarna von Carl Niebuhr. (= Der alte Orient: Gemeinverständliche Darstellungen, herausgegeben von der Vorderasiatischen Gesellschaft. 1. Jahrgang, Heft 2. Preis des Jahrgangs [4 Hefte] 2 Mark.) Leipzig, J. C. Hinrichs, 1899. 32 S.; 8°. Einzelpreis: 60 ₰. — Vor etwas mehr als einem Jahrzehnt ist in Mittelägypten am östlichen Ufer des Nils etwa 80 km südlich von Minieh in dem landwärts von Felsen umgebenen Thale von El-Amarna einer der interessantesten Funde gemacht worden, die unsere vom Glücke begünstigte fundreiche Zeit überhaupt aufzuweisen hat. Fellachen stießen beim Mergelgraben auf eine Anzahl vermorschter Holzkisten, in denen sich eng auf beiden Seiten bekritzelte Thontafeln befanden. Ihre Zahl betrug ursprünglich etwa 200; durch schlaues Zerschlagen der größern Stücke sind mehr als 300 „Nummern" daraus entstanden. Diese Tafeln und Täfelchen bilden — obwohl in Keilschrift und (mit wenigen Ausnahmen) in babylonischem Semitisch geschrieben — einen Theil des ägyptischen Staatsarchivs aus der Zeit von Amenophis III. und IV. Also hat im 14. vorchristlichen Jahrhundert das semitische Babylon dem ganzen vordern Oriente die Schrift und die Sprache für den diplomatischen Verkehr geliefert. Dies weltgeschichtlich sehr merkwürdige Verhältniß zwischen den verschiedenen hierfür in Betracht kommenden alten Culturen einem größeren Kreise klar zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Heftchens, verfaßt von dem auch unter seinem eigentlichen Namen C. Krug bekannten Berliner Orientalisten Niebuhr. Der Zweck ist vollkommen erreicht; denn der Verfasser, befreundet mit dem Berliner Privatdocenten Dr. Hugo Winckler, der ersten Autorität auf diesem Gebiete, beherrscht den Stoff sachlich und stilistisch durchaus. Welch tiefer Einblick in längst vergangene Zeiten uns durch die Entzifferung jener Briefe nun auf einmal verstattet wird, das mag nur ein einziges Beispiel beweisen. Da schreibt ein Herr Abimilki aus Tyros an den ägyptischen König: „Mein Herr König ist der Gott Sonne ... seine Worte spenden Leben und Wohlfahrt ... Auf die Brust, auf den Rücken schreibe ich mir die Befehle des Königs. Ja, wer dem Könige, seinem Herrn, gehorcht und mit Liebe an ihm hängt, über dem geht der Gott Sonne auf." „Sehr schön", wird man nach diesem Eingange denken. Aber was ist der Zweck des Schreibens? „Zimrida, der Präfect von Sidon, sendet alle Tage Bericht an Aziru, den Sohn des Abd-Aschera. Jedes Wort, das aus Aegypten kommt, meldet er ihm. Ich aber theile es dem König als nützlichen Wink mit." Streber und Angeber sind also auch vor 3300 Jahren schon in einer Person vereinigt gewesen. — Zum Schlusse nur noch einige Aussetzungen am Ausdrucke. Gegen den Grundsatz ne bis in idem verstößt die Bildung „besterhaltenst"; ähnlich: „er griff nach Asien hinüber": das „hin" ist überflüssig. Die Schasu hätten bei dem Leserkreise, den diese Heftchen im Auge haben, eine populäre Parenthese verdient. „In unerfreulicherweise" ist wohl nur Setzfehler. Und ist die auf S. 16 (52) erwähnte Goldsendung nicht auch schon an Assuruballit erfolgt? Ht.

— Euphorion. Eine Liebestragödie von Curt Michaelis. Erlangen, Commissionsverlag von Fr. Junge. Ohne Preisangabe. 36 S. — Das in fünffüßigen fließenden Jamben geschriebene Drama schildert, wie das ihm vorangesetzte Motto: μείζων δὲ — ἡ ἀγάπη, dem ersten Korintherbriefe Cap. 13, V. 13: „... aber die Liebe ist die größeste unter ihnen" entlehnt, andeutet, die Liebe des Mannes zum Weibe. Das Stück spielt in Alexandria im Jahre 391 n. Chr. Den Hintergrund der Handlung bildet der Entscheidungskampf zwischen dem die Welt erobernden Christenthum und dem in den letzten Zügen liegenden griechischen Götterglauben. Der Held der Tragödie ist der an dem Glauben seiner Väter mit Treue und Furchtlosigkeit festhaltende reiche Grieche Euphorion, ein edelstolzer Mann, der „der Christen Meister" nicht haßt, wie seine Glaubensgenossen, sondern von Bewunderung für ihn erfüllt ist. Euphorion liebt eine Christin, Myrtilla, deren stille Neigung ihm seit langer Zeit gilt. Beider Herzen finden sich in dem Augenblicke in brünstigem Geständniß, wo Euphorion's Leben durch die herandrängenden siegreichen Schaaren der Christen bedroht wird. Seinem Glauben kann und will er nicht entsagen, Myrtilla will er nicht zum Abfall von ihrem Glauben bewegen, und ohne sie hat das Leben für ihn keinen Werth — so endet er es freiwillig, aber vereint mit ihr, die ihn bittet, sie mit sich zu nehmen in jene andere Welt, wo nicht mehr Glaubensformeln die Herzen scheiden. Dieser zwar nicht neue, aber sehr dankbare Stoff ist von dem Verfasser in dramatisch geschickter Weise verarbeitet worden; die Figuren sind lebensvoll gezeichnet, und die Handlung ist in schöner Steigerung entwickelt. Wenn das Stück trotzdem nur eine begrenzte poetische Wirkung zu erzielen vermag, wenn ihm insbesondere auf der Bühne größere Eindrucksfähigkeit versagt bleiben würde, so dürfte diese Thatsache darin ihre Erklärung finden, daß die Handlung zu sehr zusammengedrängt erscheint. Die an sich treffliche psychologische Durchbildung der Charaktere des Helden und der Heldin leidet, wenn man den causalen Zusammenhang von Ursache und Wirkung des Conflictes, in den Beide hineingerissen werden, betrachtet, wenn man nach der tragischen Schuld des Helden und der Heldin fragt. Der Umstand, daß der Held sich nicht entschließen kann, den Glauben seiner Väter aufzugeben, um die Christin als seine Gattin zu besitzen, rechtfertigt noch nicht seinen tragischen Untergang, umsoweniger, als er nicht den Versuch macht, die Geliebte zur Glaubensabtrünnigkeit zu veranlassen. Weit eher ist der tragische Untergang bei der Heldin gerechtfertigt, die die tragische Schuld begeht, indem sie bereit ist, dem Geliebten anzugehören, denn sie vollzieht damit eigenmächtig die Verletzung eines sittlichen Rechts, die Sühne verlangt. Für die Begründung der Schuld des Helden, die die tragische Sühne nothwendig macht, war es erforderlich, daß auch bei ihm eine Verletzung des sittlichen Rechts bestand, beispielsweise indem er die Geliebte zum Abfall von ihrem Glauben bewegen wollte. Im engen Rahmen der Darstellung, den der Dichter seinem Werke gegeben hat, ließ sich natürlich die Handlung nicht in der angedeuteten consequenten Art entwickeln; dazu wäre eine Theilung des Stoffes in mindestens drei Abschnitte nothwendig gewesen. Willy Doenges.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 94. Dienstag, den 15. August, Abends. 1899.

Der Dresdner Zwinger.

Eine kunsthistorische und ästhetische Studie.

Von Willy Doenges.

I.

Zu den Baudenkmälern unserer Residenz, die das Wort „eines Dresdener Barockstils“ geschaffen haben, gehört in erster Linie jenes wunderbare, in der blühenden Schönheit seiner Formen und Linien unvergleichliche Baufragment, das uns unter dem seinem Charakter vollkommen widersprechenden Namen „Zwinger“ bekannt ist. Der Fremde, der zum ersten Male nach Dresden kommt und in seinem Reisehandbuch die lakonische Erklärung liest: „1711 erbaut und ursprünglich zum Vorhof eines grandiosen und prachtvollen Schlosses bestimmt, das König August der Starke zu bauen beabsichtigte, jedoch wegen Geldmangels unausgeführt ließ“, steht, wenn er die Zwingeranlagen betritt, wie geblendet und berauscht vor dem ihm hier entgegentretenden quellenden Leben im todten Gestein. Eines der glänzendsten, geschichtlich denkwürdigsten Bauwerke des achtzehnten Jahrhunderts, in der Genialität seiner Anlage, in der Eleganz seiner architektonischen Durchbildung und in dem Reichthum seiner Ornamentik bei Weitem die französischen Bauten des gleichen Zeitalters übertreffend, tritt hier dem Beschauer entgegen; mit zwingender Gewalt spricht aus ihm der Genius des Mannes, der diesen Bau erschuf — der Geist Matthäus Daniel Pöppelmann's, der die Kraft wie kaum ein Anderer neben ihm besaß, Steine reden zu lassen, ihnen sprühendes Leben einzuhauchen, sie zu Verkündern der Prachtliebe, des stolzen Herrscherbewußtseins jenes wettinischen Fürsten, dem der Zwinger seine Entstehung verdankt, zu machen. Man muß die Geschichte des Zwingerbaues kennen, um die Genialität seines Schöpfers, um den den höchsten Zielen zufliegenden Kunstsinn seines fürstlichen Bauherrn richtig beurtheilen zu können. Wir wollen versuchen, in den nachfolgenden Darlegungen die Geschichte der Erbauung des Zwingers und damit im Zusammenhange diesen selbst in seiner Anlage und Ausführung zu schildern.

Als August II. (als Kurfürst von Sachsen Friedrich August I.) nach dem Tode seines Bruders, Johann Georg IV., zur sächsischen Kurwürde gelangte, fand er, der bisher fast nur auf Reisen im Auslande gelebt hatte, seine Residenz als eine recht bescheidene, fast nur aus Holzhäusern bestehende Stadt vor. In seiner Erinnerung lebten die glänzenden Bilder, die Italien, Frankreich und Spanien seinem schönheitstrunkenen Auge dargeboten hatten, und sein Sinn ging dahin, in der Heimathstadt in noch imposanterem Maße erstehen zu lassen, was der sonnige Süden, was Frankreichs wahrhaft königliche Residenz Versailles an monumentaler Pracht und Schönheit besaßen. Der genial veranlagte, mit einem seltenen Talente für Repräsentation ausgestattete, genußfreudige und dem Schönen als begeisterter Anhänger dienende junge Fürst konnte zur Verwirklichung seiner großen künstlerischen Ideen, seiner stolzen Baupläne keinen genialeren, diese Ideen und Pläne vollkommener erfassenden, mit ursprünglichster Erfindungskraft begabten, an Formenadel und architektonischer Klarheit unvergleichlichen Baumeister, keinen ihn und sein Wollen so ganz begreifenden und freudig ihm mit seinem ganzen künstlerischen Ich dienenden Gehilfen finden, wie eben unsern Matthäus Daniel Pöppelmann. Man weiß von ihm bis zu dem Augenblick, wo ihn König August II. mit der Entwerfung des Zwingerprojectes beauftragte, nicht viel. Er war 1662 in Dresden geboren, wurde 1696 als Bauconducteur angestellt und 1705 zum Landbaumeister mit dem Titel eines Geheimen Cämmeriers ernannt. Im Jahre 1718 erhielt er die Stellung eines Oberlandbaumeisters. Er starb am 17. Januar 1736. Als der König ihn im Jahre 1709 — wenn Pöppelmann selbst in seinem als Quelle für die Baugeschichte des Zwingers unübertrefflichen Kupferstichwerke: „Vorstellung und Beschreibung des von Sr. Königl. Majestät in Pohlen und Churfürstl. Durchlaucht zu Sachßen erbauten sogenannten Zwinger-Gartens-Gebäuden oder der Königl. Orangerie zu Drehsöden“ das Jahr 1711 als Gründungsjahr bezeichnet, so gilt dies nur in Bezug auf den Beginn des Baues selbst — zur Entwerfung der Zwingerpläne aufforderte, begab er sich zu Studienzwecken nach Rom und Neapel, und im Jahre 1715, als der Bau bereits ansehnliche Gestalt angenommen hatte, finden wir ihn mit architektonischen Studien beschäftigt in Versailles und Paris. Welche Idee dem genialen Mann bei seinem Werke vorschwebte, das spricht er in charakteristischer Art in dem vorerwähnten Werke aus. Es heißt da: „Gleich wie die alten Römer unter ihren andern erstaunenswerthen Bauanstalten auch dermaßen große Staats-, Pracht- und Lustgebäude aufzurichten pflegten, daß dieselben einen weiten Umkreis machten und wiederum viele andere Gebäude in sich schlossen, welche aus Rennbahnen, Fecht-, Ring-, Jagd- und Kampfplätzen, Schaubühnen, bedeckten und unbedeckten Spaziergängen, Säulenreihen, Vorhöfen, öffentlichen Tanz- und Gesellschaftssälen, Lustbädern, Speisegemächern, Kunstkammern, Büchersälen, Lustgerüsten, Prachtbogen, staffelweise aufgestellten Sitzplätzen zu Opern und Comödien, Wasserkünsten, Gärten, sonderlich aber aus einer länglich runden Schauburg bestanden, darinnen man zu öffentlichen Sieges-, Lust- und Prachtaufzügen, auch zur Vollziehung aller ritterlichen Leibesübungen zu Fuß und zu Pferd oder auch zu Wagen die vollste Bequemlichkeit hatte, ebenso ist auch dieses Gebäude des königl. Zwingergartens dermaßen kunstreich angelegt, daß es alles dasjenige in sich begreift, was in jenen römischen Erfindungen Prächtiges oder Nützliches vorgekommen; denn außer den verschiedenen großen Speise-, Spiel- oder Tanzsälen, kleineren Zimmern, Bädern, Grotten, Bogenstellungen, Lust- und Spaziergängen, Baum- und Säulenreihen, Gras- und Blumenbeeten, Wasserfällen, Lustplätzen und dem anstoßenden prächtigen Opern- und Comödienhause, beschließt das ganze Gebäu zusammen einen so ansehnlich länglich runden Platz, daß in demselben nicht nur die fast unzählbaren, des Winters in den Galerien verwahrten Bäume zur Sommerszeit bequemlich in schönster Ordnung ausgesetzt, sondern auch alle Arten öffentlicher Ritterspiele, Gepränge und anderer Lustbarkeiten des Hofes angestellet werden.“ Aus diesen Worten Pöppelmann's erhalten wir einen annähernden Einblick in die Großartigkeit des Zwingerprojectes; dem Könige schwebte als Muster für den Bau, der den Titel Königl. Orangerie führen sollte und auch lange Zeit geführt hat, nichts Geringeres als die mit verschwenderischer Pracht, in üppigstem Luxus erbauten Villen und Thermen im alten Rom aus der Zeit Caracalla's oder Diocletian's vor. Und des fürstlichen Bauherren stolze Pläne wuchsen mit dem Größerwerden seiner weltlichen Macht. Als nach dem Tode Kaiser Joseph's I. der König in den Landen des sächsischen Rechts mit der Führung der Reichsverweserschaft betraut wurde und im Zusammenhange hiermit der Gedanke Nahrung in ihm gewonnen, über kurz oder lang Träger der Kaiserkrone zu werden, weil der Londoner Theilungsvertrag vom Jahr 1700 den König von Spanien von der Kaiserwahl ausgeschlossen hatte, da äußerte sich der Ehrgeiz des jungen Herrschers, sein Majestätsgefühl auch in Bezug auf die Gestaltung der geplanten Prachtbauten. Pöppelmann war jetzt darauf bedacht, in der Ornamentik des

Zwingerbaues das durch August den Starken verwaltete Reichsvicariat sinnbildlich hervorzuheben, und in dem Könige selbst reifte mehr und mehr der Plan, einen neuen glänzenden Schloßbau auszuführen, der die Zwingerbauten fortführen und machtvoll beschließen sollte.

Das älteste Zwingerbauproject stammt aus dem Jahre 1703; es rührt nicht von Pöppelmann, sondern von dem Architekten Dietz her, enthält aber bereits das auch in allen späteren Projecten vorhandene Hauptmotiv, d. h. die Anordnung eines Lustgartens vor der Bastei „zur scharfen Ecke" bis zu derjenigen des Feuerwerkplatzes mit der Stelle als Hauptaxe, die auch der jetzige Zwinger noch hat. Der Dietz'sche Plan enthält am Ende des Lustgartens ein Schloß mit zwei Höfen, ein Caroussell, ein Comödienhaus, zwei weitere Höfe, rechts vom neuen Schlosse einen von einer Halle umschlossenen Lusthof, ferner ein Cavalierhaus und endlich einen Ehrenhof mit Brunnenanlagen, der sich bis zur jetzigen Terrassentreppe erstreckte. Der Dietz'sche Plan sagte den Wünschen des Monarchen nicht zu; er hielt sich allzusehr in den Grenzen der hergebrachten fürstlichen Prachtbauten, während das neue Schloß doch eine ungewöhnliche baukünstlerische, den Glanz und Pomp der französischen Herrschersitze übertreffende That darstellen sollte. So wurde denn die Ausarbeitung eines neuen Zwingerbauplanes verfügt, und zwar wurde jetzt mit der Herstellung des Planes Pöppelmann betraut. Pöppelmann schuf zunächst denjenigen, der das alte Schloß nicht abgebrochen zeigt, sondern in die Gesammtanlage hineinzieht. An der Schloßstraßenseite sollte sich ein großer Ehrenhof, bis etwa zur Mitte des Brühl'schen Palais reichend, vorlegen, auf den durch ein prächtiges Rondel die Augustusbrücke mündete. Auf diesem ersten Plane hat der Zwinger bereits seine gegenwärtige Lage, nur sollte der südöstliche Abschluß durch eine Art offener Colonnade in Nischen- und Viertelkreisform, innerhalb deren sich ein kleineres zweites Schloß erhob, gebildet werden. Zwischen diese neuen Anlagen und das alte Schloß war ein großer fünfeckiger Hof geplant, von dem aus Gänge nach dem Zwingerhofe und dem Elbgarten führten. Den Arkaden des Zwingerhofes schloß sich an der Elbseite ein großer von Hallen umschlossener Lustgarten an, und die ganze Anlage wurde durch eine neue Brücke mit dem japanischen Palais verbunden. Auch dieses zweite Project fand nicht den Beifall des fürstlichen Bauherrn, sodaß sich der Künstler zum Entwurfe eines neuen, des dritten der Gesammtfolge, des zweiten Pöppelmann'schen entschloß. Dieses dritte Project unterscheidet sich — wir folgen hier der Darstellung in dem Werke „Die Bauten von Dresden" — von dem vorhergehenden im Wesentlichen dadurch, daß das weiter oben erwähnte kleinere Zwingerschloß aus dem Zwinger vergrößert an die Stelle des jetzigen Museums verlegt worden ist und mit weiten Erdgeschoßhallen sich nach einem zweiten Hofe öffnet. Südwestlich wird der Zwinger in einfacherer Anordnung als im vorhergehenden Entwurfe durch ein Säulenhallensegment, ähnlich dem am königl. Opernhause, abgeschlossen, und einen mit dem ersteren harmonirenden Abschluß erhält auch der nach der Terrassentreppe gelegene Ehrenhof. Das alte Schloß wurde in der im ersten Entwurfe geplanten Form für die Neubauten verwendet. Durch die Anlage eines zweiten Schlosses an Stelle des jetzigen Museums wäre der Blick auf die Elbe wesentlich beeinträchtigt worden, und dieser Grund war es wohl in allererster Linie, der den König veranlaßte, das neue Project dergestalt abändern zu lassen, daß auf die Errichtung eines neuen kleinen Schlosses verzichtet, das alte in seiner damaligen Ausdehnung beibehalten und der Elbgarten offen, mit freiem Blicke über Terrassen nach Neustadt hinüber belassen wurde. Nur der kleine Schloßhof sollte abgebrochen, der Taschenberg freigelegt und die südliche Façade des alten Schlosses mit einer Säulenhalle umgeben werden. Der Säulenhallenabschluß des Zwingers fand den Beifall des kunstverständigen Monarchen, und er bestimmte, daß das gleiche Motiv auch bei dem Ehrenhofe an der Terrassenseite anzuwenden sei. Diesen dritten Entwurf mit seinen Abänderungen nach den Angaben des fürstlichen Bauherrn bestimmte August der Starke zur Ausführung, und im Jahre 1711 begann nunmehr Pöppelmann sein Werk, das der König mit scharfem Blicke verfolgte. Mit der unmittelbar am Wall gelegenen Westseite wurde begonnen; sie ist die am reichsten ausgestattete, die in der Raumdisposition mannigfaltigste. Nach ihrer Vollendung begann der Bau der Südseite und im Jahre 1722 der der Ostseite. Anfänglich hatte der König 1000 Thaler pro Monat als Bausumme angewiesen, doch reichte dieser Betrag bei der verschwenderischen Pracht der inneren Ausstattung, die sich unmittelbar an den äußeren Bau anschloß, bei Weitem nicht aus, so daß er bald auf 4000 Thaler für den Baumonat erhöht wurde. Schon im Jahre 1717 entstanden Finanzschwierigkeiten, die durch mehrfach aufgenommene Anleihen leider nicht dauernd behoben werden konnten; so kam es, daß der König nach langem inneren Kampfe durch ein vom 22. Februar 1718 erlassenes Rescript „das große Dessin wegen gänzlicher Abbrechung des alten Schlosses und der Ausführung eines ganz neuen in Ansehung des Zustandes der Cassen" vorläufig aufgeben und im Jahre 1722 den Zwingerbau selbst unterbrechen mußte, obgleich der Ausbau der Ostseite noch nicht abgeschlossen und die Nordseite überhaupt noch nicht in Angriff genommen worden war. Seitdem ist er nie wieder aufgenommen, sondern durch die Errichtung des Semper'schen Museumsbaus zu dem mehr als ein Jahrhundert lang vermißten Abschluß gebracht worden. Trotz dieses schmerzlichen Zusammenbruchs seines künstlerischen Lebenswerkes bewahrte König August der Starke der Zwingeranlage Zeit seines Lebens sein warmes Interesse. Er errichtete in der Herzogin Garten ein besonderes Gebäude für die Ueberwinterung der Orangerie und bestimmte die Räume in den Galerien des Zwingers, die ursprünglich die Orangerie aufnehmen sollten, für die Unterbringung der königl. Kunst- und Raritätensammlungen, welchen Zwecken sie bekanntlich noch heute dienen.

Ehe wir den trotz seines fragmentarischen Charakters unvergleichlich schönen Bau in seiner Anlage, Architektur und Ornamentik betrachten, ist es nothwendig, daß wir seine Geschichte weiter verfolgen. Nach August's des Starken und Pöppelmann's Tode wurden unter Friedrich August III. weitere vier Zwingerbauprojecte geschaffen, von denen keines zur Ausführung gekommen ist. Das erste dieser vier Projecte, das vierte der Gesammtfolge, entstand wahrscheinlich unmittelbar nach August's des Starken Tode; es war gewissermaßen das Vermächtniß, das der prachtliebende König hinterließ, dessen stolze Idee von der Erbauung eines bis dahin beispiellos prunkvollen Königssitzes durch beklagenswerthe finanzielle Verhältnisse in sich zusammengebrochen war, nachdem mit dem Zwingerbau, wie er sich im Jahre 1722 präsentirte, eigentlich erst die Grundlage für die künftige königliche Residenz geschaffen worden war. Daß dieses vierte Project in der Zeit unmittelbar nach August's III. Thronbesteigung, die im Jahre 1730 erfolgte, entstand, ergiebt sich aus der Thatsache, daß in ihm der Raum, den die jetzige katholische Hofkirche, deren Bau 1737 begann, einnimmt, noch mit in den Zwingerbauplan einbezogen ist. Von seinem Vater hatte August III. die Liebe an Prunk und Glanz geerbt, und da er lieber in seiner kurfürstlichen Residenz Dresden, als in seiner Königsstadt Warschau lebte, so war es begreiflich, daß er bestrebt war, dem Zwingerbau die von August dem Starken geplante, ja eine diese an Umfang und Großartigkeit noch übertreffende Gestalt zu geben. Das Project zeigt zunächst den Zwinger, wie er seit dem Jahre 1722 stand; nördlich von ihm, durch in Viertelkreisform angelegte Arkaden mit ihm verbunden, erhob sich ein neues Schloß. Das alte Schloß war auf diesem vierten Bauplane unverändert eingezeichnet worden, an das neue Schloß sollte sich, durch einen Gartenhof mit diesem verbunden, ein großes Saal- und Galeriegebäude und ein umfangreiches Reithaus mit Stallungen anlegen. Der freie Blick über die Elbe, den alle bisherigen Projecte als eine der ersten Bedingungen anerkannt und in Rücksicht gezogen hatten, war in diesem vierten Plane vollkommen unberücksichtigt geblieben; weder vom Zwinger noch vom alten Schlosse aus konnte man nach diesem, wohl von Pöppelmann's Nachfolger, dem Oberlandbaumeister Longuelune herrührenden Bauplane das Strombild und den Blick auf die Neustadt mehr genießen. Trotz dieses eminenten Nachtheils würde aber die ganze Anlage dennoch eine in hohem Maße imposante und prunkvolle Bauleistung dargestellt haben; ihre Ausführung unterblieb wohl hauptsächlich wiederum mit Rücksicht auf die Leere in den Cassen. Inzwischen begann der Bau der katholischen Hofkirche, und einen anderen Theil des in dieses vierte Project einbezogenen Platzes erhielt der allmächtige Günstling des Fürsten, der Graf Brühl, als Geschenk, der alsbald hier ein prächtiges Palais errichtete. Als daher später in August III. die Idee zur Weiterführung des Zwingerbaues wieder Nahrung gewann, mußte zur Ausarbeitung eines neuen Projectes, des fünften der Gesammtfolge, geschritten werden.

Bücherbesprechungen.

— **Fürst Bismarck, der politische Reformator Deutschlands.** Ein Lebens- und Charakterbild von **Hermann Dabes.** 88 S. Halle a. S. In Commission bei Otto Petermann 1899. — Zur Wiederkehr des Tages, welcher vor einem Jahre das deutsche Volk mit Wehmuth und Trauer erfüllte, des 30. Juli, an dem Bismarck uns durch den Tod entrissen wurde, zeigen wir gerne das Erscheinen eines Büchleins an, dessen Verfasser mit Andern bemüht ist, dem großen Todten ein Denkmal dankbarer Erinnerung in die Herzen des deutschen Volkes in liebender Bewunderung zu setzen. Er will zeigen, wie Bismarck „in den fünf Perioden seines Lebens zum Reformator für das politische Leben unseres Volkes heranreifte und dies nur werden konnte, weil in ihm wie in Luther die deutsche Volksseele ihre lebendige Verkörperung gefunden hat", und will zuletzt darauf hinweisen, „welch' eine heilige Mahnung und trostreiche Verheißung für die Zukunft unseres Volkes in dem Gedächtniß Bismarck's beschlossen liegt". Was unseres Erachtens die kleine Biographie auszeichnet, ist, daß sie mit dem geschichtlichen Stoff eine zutreffende Beurtheilung der Zeiterscheinungen verbindet. Es sind die teleologischen Gesichtspunkte höheren Waltens, welche bei allen Ereignissen im Leben und Schaffen des unvergeßlichen Todten deutlich hervorgekehrt werden. D. K.

— **Karl Alfred Schultz, Bekenntnisse: Vom Drama und von der Musik.** Sieben Gedichte. Berlin 1899. Verlag von Charles Palmié. 1,50 ℳ. — Der Verfasser trägt sich mit großen Ideen: er möchte uns ein neues dramatisch-musikalisches Kunstgenre bescheeren. Denn darauf laufen die 24 Druckseiten seiner „Bekenntnisse" hinaus: weder das Wortdrama, noch die alte Oper, noch das neue Wagner'sche Musikdrama stellen sich ihm als „vollkommen anschauliche und harmonische, rein künstlerisch wirkende" Schöpfungen dar, an die man mit „höchsten Forderungen" herantreten dürfe. Fehlt, so folgert er, dem Wort und somit dem gesprochenen Drama die Fähigkeit, „unsagbare Stimmungen zu verdeutlichen", so geht wiederum der Dialog-Oper mit ihrem Wechsel zwischen Gespräch und Gesang eben so sehr die „Einheitlichkeit" ab, wie dem neueren Tondrama, insofern sich in diesem letzteren „der dramatischen und lyrischen Musik epische Musik" verbindet, die den Fortgang der Handlung hemmt und neben „den lyrischen und dramatischen Gipfeln des Werkes dessen undramatische und unmusikalische Niederungen" vergegenwärtigt. Außer dieser „einen Hauptschwäche" des Wagner'schen Musikdramas erkennt der Verfasser ihm noch die zweite zu, daß es „statt aus dem Geiste des Dramas, aus dem Geiste der Symphonie herausgeboren" sei. Es gewährt, wie er sagt, „der Musik einen ungebührlich großen Raum und läßt das Wort verkümmern". Darum verfällt der Autor auf einen Compromiß. „Halten wir", so schreibt er, „die beiden Sätze zusammen: Das Wesen des Dramas beruhe auf Entwickelung, Steigerung, und: das höchste Ausdrucksmittel für die Steigerung ist die Musik, so haben wir den rechten Platz für die Musik im Drama gefunden. Dort, wo die Sprache allein nicht mehr ausreicht, die Stimmung voll wiederzugeben, soll die Musik einsetzen; sie darf also nur bei den Höhen der Stimmung einsetzen, das heißt hauptsächlich nur gegen Ende der Aufzüge. Sie muß die erste und die letzte Stimme im Drama behalten": im Vorspiel „feierlich" vorbereitend, wie im Verlauf als „letztes Mittel dramatischer Steigerung". Der Verfasser übersieht, daß keineswegs alle Stoffe und Actabschlüsse sich zur Verbindung mit Musik eignen, daß es zum Schaffen eines derartigen Kunstwerks eines poetisch-musikalischen Doppelgenies bedürfte, wie der Welt bisher nur ein einziges in Richard Wagner gegeben war; selbst abgesehen davon, daß Schauspieler-Sänger von der Art eines Niemann, einer Marianne Brandt oder Bellincioni, wie sie für dergleichen Aufgaben erforderlich wären, Ausnahmserscheinungen bleiben werden, sowie daß die vom Autor verlangte Unsichtbarmachung des Orchesters eine Umgestaltung unsrer Theaterbauten bedingen würde. So hat es denn mit Verwirklichung des Schultz'schen Bühnenideals wohl noch seine guten Wege. So lange aber ein Kunstproduct nach dem Recept der „Bekenntnisse" uns nicht leibhaft vom Gegentheil überzeugt, werden von der Bühne herab wohl keine reineren und höheren Wirkungen offenbar werden, als sie uns in Shakespeare's, Schiller's und Goethe's Dramen, in Mozart's und Beethoven's Opern, in Wagner's nationalen Kunstwerken entgegen treten. — Die sieben Gedichte, die K. A. Schultz seinen Bekenntnissen als Anhang beigefügt hat, sind unter Mitte gut, sie discreditiren seine Prosa. J—.

— **Charles Laurent: Der König von Rom.** Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. Leipzig, H. Schmidt u. C. Günther, 1899. IV, 348 S.; 8°. Preis: 4,60 ℳ. — Bei dem Namen Laurent denkt man zunächst an den Verfasser jener vor einem reichlichen halben Jahrhundert erschienenen Geschichte Napoleon's I., bei deren Illustrirung Horace Vernet die Kleinigkeit von 40000 Franken verdient hat. Doch der vorliegende „historische" Roman darf so erlauchte Vaterschaft nicht beanspruchen. Immerhin für die Sommerfrische eine lesbare Unterhaltung. Das Schicksal des „fils de l'homme" hat etwas Tragisches an sich, wenn auch nur in passiver Hinsicht — empfindsamen Gemüthern genügen auch solche Rollen zum Weichwerden. Die Bilder werden den Besitzern von Tanot's „Napoleon I. in Bild und Wort" als alte Bekannte vorkommen. Ht.

— **Sünden!** Moderne Novellen und Satiren von **Maximilian Böttcher.** Verlag von W. Graf in Höchst am Main, Leipzig und Stuttgart. Preis: 2 ℳ. — Die sieben Geschichten, die den Inhalt dieses Bändchens bilden, gehören einer Gattung an, die jetzt üppig gedeiht. Es sind Bilder aus dem Großstadtleben, flott erzählt und mit einem gewissen Geschick zugespitzt, aber in ihrer sittlichen Anschauung von jener Laxheit, die vielfach heute als gleichbedeutend mit weltmännischer Sicherheit und gesellschaftlicher Gewandtheit gilt. Ihren literarischen Werth können wir nicht hoch veranschlagen, ja einzelne, wie z. B. die vorletzte Erzählung „Die Gnade des Herrschers", gemahnen durch die gegen die höchsten Kreise gerichtete Spitze an den Ton und die Richtung des Münchener Schmutzblattes Simplicissimus. Freilich stumpft sich diese Spitze einigermaßen ab dadurch, daß von der Sittlichkeit der tieferen Schichten der Gesellschaft ebenso wenig Erfreuliches berichtet wird. Aber Lesern von ernster gerichtetem Wesen und reiferem Urtheil können wir diese unsauberen Abenteuer doch nicht empfehlen. Solche Bücher haben ihr Publicum, das wissen wir recht wohl; aber in literarischen Fragen zählt dieses doch kaum mit, und wer um den Beifall halbreifer und dazu blasirter Großstadtjünglinge buhlt, der kann als Schriftsteller wohl nicht ernst genommen werden.

— **Sie leben getrennt** und andere Humoresken. Mit Illustrationen von O. Lagemann, H. Leiter, M. Raenicke u. A. Von **Maximilian Böttcher.** Verlag von W. Graf in Höchst am Main. Preis: 1 ℳ 50 ₰. — Weniger bedenklich in sittlicher Beziehung, also kurz gesagt anständiger, aber im Uebrigen auch nicht werthvoller sind die neun Feuilletongeschichtchen dieses Bandes. Manche davon setzen eine starke Gutgläubigkeit des Lesers voraus, eine geradezu vorsintfluthliche Gestalt ist „Der Herr Professor" in Nr. 5. Unter dem Strich in einem bescheidenen Provinzblättchen mögen solche Humoresken am Platze sein. Wer aber irgend höhere Ansprüche an seine geistige Nahrung zu stellen gewohnt ist, der wird bei ihnen kaum auf seine Rechnung kommen. Eine besonders kümmerliche Leistung nach Inhalt und Form ist die Verserzählung „Der Lohn der guten That" (Nr. 3); sie stellt die Geduld des Berichterstatters mit ihren holperigen Trompeterversen auf eine harte Probe. Damit, daß diese bescheidenen Sachen zu einem Buche vereinigt und auch noch illustrirt worden sind, ist ihnen jedenfalls zu viel Ehre geschehen. R. B.

— **Asche!** Neue Gedichte von **Hermann Hango.** Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ 120 S. — Man geräth diesen Gedichten gegenüber als Kritiker in einige Verlegenheit. Sie verrathen eine nicht gewöhnliche poetische Begabung, sie sind erfüllt von einer starken, ursprünglichen Empfindung, die gleicherweise Natur wie Menschen umfaßt, und sie fließen leicht und schwungvoll dahin. Dennoch kommt man beim Lesen der meisten dieser Lieder zu keinem vollen Genusse, hier, weil der Dichter seiner Phantasie allzu ungezügelt Lauf läßt, dort, weil er die poetische Form vernachlässigt. Man könnte beinahe an jedem Gedicht Ausstellungen nach der einen oder anderen Seite zu machen haben, wenn man nicht gleichzeitig so viel Reizvolles in ihnen ausgesprochen fände, daß es einem wahrhaft leid wäre, das Gebilde kritisch zu zerpflücken. Die Ursache, warum sich in den Gedichten Hango's so viel Anmuthendes mit Abstoßendem paart, ist wohl darin zu erblicken, daß der Dichter allzuschnell und flüchtig concipirt; auch das kleinste lyrische Gedicht verlangt seine Durchbildung, oft sogar mehr als die größere Dichtung. Leider huldigt Hango auch der Gepflogenheit unserer jüngeren Dichter, durch ungewöhnliche Wortbildungen Wirkungen erzielen zu wollen. In dem Wortschwall

mancher Verse wird der gedankliche Inhalt vollkommen erstickt, der zu anziehendem poetischen Ausdruck gekommen wäre, wenn der Dichter ihn in ein schlichtes Gewand gekleidet hätte.

Willy Doenges.

— **Leitfaden der Kartenentwurfslehre.** Bearbeitet von Prof. Dr. Karl Zöppritz. In zweiter neu bearbeiteter und erweiterter Auflage herausgegeben von Dr. Alois Bludau. Erster Theil: Die Projectionslehre. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1899. Preis geh. 4,80 ℳ. — 14 Jahre nach Karl Zöppritz' Tode, 16 nach dem Erscheinen der 1. Auflage seines dem Bedürfniß des Universitäts-Unterrichts Rechnung tragenden Werkes giebt in neuer Bearbeitung und Erweiterung Dr. Bludau die 2. Auflage heraus: „Für Studirende der Erdkunde und deren Lehrer" ist der Leitfaden bestimmt, er wendet sich daher eigentlich an alle Gebildeten. Denn wer ist in heutiger Zeit der Welt-, Verkehrs- und Colonialpolitik nicht ein „Studirender der Erdkunde"? Wer möchte nicht mindestens im Stande sein, auf seinem Stieler, Debes oder Andree den Weltereignissen zu folgen? Wie oft kommt der Einzelne nicht in die Lage, verständnißvollen Gebrauch von einer guten Generalstabskarte z. B. machen zu müssen? Für solche Zwecke bedarf es gewisser kartographischer Vorbegriffe, allgemeiner Kenntniß der Ortsbestimmung und selbst eines gewissen theoretischen Verständnisses der diesen Kartenwerken zu Grunde liegenden Projectionsarten. Nun aber gar der Geograph, an den sich dieses Büchlein in erster Linie wendet, und der viel höheren Ansprüchen zu genügen hat! Er muß auch im Stande sein, die für seine Zwecke geeignetsten Projectionen zu beurtheilen und auszuwählen, Netzentwürfe richtig zu berechnen, zu construiren und darzustellen, wenn auch mit einfachen elementar-mathematischen Hilfsmitteln. Dazu giebt ihm dies Werk eine treffliche Anleitung. Die erste Auflage ist mir nicht zur Hand, wohl aber weiß ich, daß sie ihren Zweck einst vorzüglich erfüllte. Ich stimme dem Herrn Verfasser aber durchaus zu, daß Karl Zöppritz in Anbetracht der wichtigen Fortschritte, welche die Entwickelung der Kartenprojectionslehre gemacht und die er zum Theil noch selbst angeregt und in die Wege geleitet hat, mit seinem Werk wohl im Wesentlichen ebenso verfahren haben würde, wie es nun sein Schüler gethan hat. Es ist nämlich von der ursprünglichen Arbeit nur wenig geblieben und ein fast neues Werk entstanden. Freilich — und das ist unter vielen Gesichtspunkten, denen des Absatzes nicht zuletzt, nicht unbedenklich — der Umfang des Leitfadens ist erheblich gewachsen. Ein zweiter Theil soll daher erst die „Topographie" bringen, diese noch um den sehr wichtigen Abschnitt „Kartometrie" vermehrt. Möchte dabei Alles, was nur den praktischen Karto- und Topographen angeht, alle Tabellen und in's Einzelne gehenden gelehrten Berechnungen ꝛc. ausgeschieden und dem Buche seine jetzige gute Lesbarkeit, die durch Einstreuung geschichtlicher Nachweise und Daten erhöht wird, für den größeren Kreis der Gebildeten erhalten bleiben. Ein gemeinverständliches Werk soll Karl Zöppritz' Leitfaden bleiben, nur die einfacheren mathematischen Formeln und Constructionen und die normalen Fälle dürfen in ihm behandelt werden. Ich muß mich hier darauf beschränken, eine kurze Inhaltsangabe der 178 Seiten nebst wenigen Bemerkungen zu machen. Eine Einleitung behandelt in zwei Capiteln: die Ortsbestimmung (geometrische, astronomische und graphische) und die kartographischen Vorbegriffe (Meridiane, Parallelkreise, Azimut, Ortho- und Loxodrome und die Umwandlung geographischer in Polarcoordinaten). Der erste Abschnitt giebt Allgemeines über Abbildungen und behandelt besonders ausführlich das für alle Projectionen giltige Verzerrungsgesetz. Demnächst erörtert er die Eigenschaften der geographischen Karte — für welche Flächentreue die Hauptsache ist —, die Eintheilung der Projectionen nach den Abbildungsflächen (Ebene, Kegel- und Cylindermantel, wobei die erste und letzte Gruppe als Grenzfälle der allgemeinen Fläche, des Kegels, gelten können). Es werden dann noch die Maßstäbe behandelt und eine Literatur-Uebersicht gegeben. In letztere empfehle ich die Aufnahme von „G. Wenz, Atlas zur Landkarten-Entwurfslehre" 1885 (München), dessen gut entworfene 35 Darstellungen eine passende Ergänzung zu jedem Kartenleitfaden geben, und A. Breusing's anregendes Buch „Das Verebnen der Kugeloberfläche für Gradnetzentwürfe" 1892 (Leipzig) mit 6 Bildtafeln, das auch manche gute historische Bemerkung und treffliche deutsche Bezeichnung enthält. Der zweite Abschnitt giebt dann in ziemlicher Vollständigkeit im Einzelnen die Theorie der verschiedenen Projectionsarten und macht werthvolle Angaben über deren Anwendung, z. B. die der heute minderwerthigen Bonne'schen für die französische Generalstabskarte 1 : 80 000 und die Vogel'sche Karte des Deutschen Reichs 1 : 500 000. Ein besonderes Capitel giebt dabei Auskunft über Auswahl von Projectionen mit geringster Verzerrung. Recht dankenswerth sind die beiden Anhänge, von denen der eine Grundregeln für das Zeichnen mit Zirkel und Lineal, der andere 12 Tabellen (Coordinaten verschiedener Projectionen, Meridian-Längen ꝛc.) enthält. Das klar geschriebene und gut gedruckte Werk darf aus bester Ueberzeugung warm empfohlen werden.

W. Stavenhagen.

— **Gartenbau-Bibliothek.** Herausgegeben von Dr. Udo Dammer. Verlag von Karl Siegismund in Berlin. Dr. Udo Dammer, Theorie der Gartenarbeiten. Ein Katechismus des Pflanzenbaues. Mit 23 Abbildungen. Gebdn. 3 ℳ; Bd. 12. W. Kotelmann, Pfirsiche und Aprikosen, deren Anzucht, Schnitt und Pflege. Mit 13 Abbildungen; Bd. 14. Franz Goeschke, Blüthensträucher. Mit 28 Abbildungen. Gebdn. je 1,20 ℳ. — Das erstgenannte Werk schildert in 10 Capiteln die Arbeiten und Erfolge correct ausgeführten Säens, Begießens, Bespritzens, Verpflanzens, Beschneidens, Lüftens, Samen- und Stecklingvermehrens, Veredelns, Düngens auf Grund der Lebensvorgänge unserer Culturpflanzen außerordentlich gemeinverständlich und anschaulich an der Hand zahlreicher, recht guter, deutlicher Textbilder. Wir möchten das Buch als eine Art „theoretischen" Rathgebers im Garten bezeichnen — wenn solcher Ausdruck überhaupt ein correcter wäre —, denn dasselbe enthält mehr einen populär geschriebenen Grundriß der Pflanzenphysiologie, befaßt sich weniger mit einer Darstellung praktischen Arbeitens im Garten. Es dürfte deshalb als Lehrbuch für Gartenbau-, Landwirthschafts-, Forstschulen und Lehranstalten ähnlicher Art, auch als Repetitionsbuch für Naturwissenschaft Studirende sehr gut sich eignen, denn seine Ausführungen sind allenthalben wissenschaftlich durchaus einwandfreie und manches Neue darbietende, ohne jedoch einen trockenen docirenden Ton irgendwo anzunehmen. Immerhin würden wir es für eine werthvolle Bereicherung dieser Dammer-Siegismund'schen Gartenbau-Bibliothek ansehen, wollte dieselbe sich auch zur Herausgabe eines die praktische Ausführungsweise der wichtigsten Gartenarbeiten schildernden Buches entschließen, welches vielleicht den Titel „Die mechanische Bearbeitung des Gartenbodens" passend erhalten dürfte. Band 12 beschreibt Anzucht, Schnitt und Pflege der Pfirsich- und Aprikosengehölze durch Obergärtner und Wanderlehrer W. Kotelmann und werden dessen Ausführungen gleichfalls durch brauchbare, richtige Textillustrationen werthvoll erläutert. Wir können denselben allen voll und ganz beipflichten und möchten namentlich das Capitel „Düngung" vielen Gartenliebhabern sehr zu Beachtung empfehlen. Ueber die bekanntesten Garten-Blüthensträucher, ihre Verwendung, Anpflanzung, Pflege, ihr Aeußeres, ihre Vegetationsweise ꝛc. giebt Franz Goeschke, königl. Gartenbaudirector, in Band 14 vortreffliche Auskunft, welche ebenfalls zahlreiche Pflanzenbilder verständlicher machen helfen. Auch dieses höchst brauchbare Buch sei zu allgemeinster Anschaffung bestens empfohlen.

Dr. E. S. Zürn.

— **Katechismus der Buchbinderei von Hans Bauer.** Mit 97 Abbildungen. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis 4 ℳ. — Der Weber'sche Katechismus No. 180 lehrt, daß es nicht blos eine Kunst ist, ein Buch zu schreiben, sondern auch einzubinden, woran vielleicht mancher gewiegte Schriftsteller bis jetzt nicht gedacht hat. Wir rathen deshalb nicht blos den Buchbindern von Fach, sondern auch den Männern von der Feder, mit diesem neuen Katechismus sich vertraut zu machen, die im Buche abgebildeten neu beschriebenen Werkzeuge, Maschinen und Materialien der Buchbinderei sich anzuschauen, die verschiedenen, alltäglichen und künstlerischen, Einbände kennen zu lernen und den Aufbau der Schutzhütten für gedruckte Gedanken von A bis Z zu verfolgen. Von den Abbildungen mögen die Vorlagen für künstlerische Bucheinbände besonders hervorgehoben werden, auch wollen wir nicht unterlassen, beizufügen, daß Verfasser Inhaber und Leiter der Fachschule für Buchbinder zu Gera, also geradezu privilegirt ist, ein solches Buch zu schreiben.

Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 95. Donnerstag, den 17. August, Abends. 1899.

Eine deutsche Fürstin der Reformationszeit. Kurfürstin Sibylla zu Sachsen, Herzogin von Cleve, Jülich-Berg.*)

Herzogin Sibylla hat zur Reformationszeit gelebt. Ihr Geschick ist ein Werk ihrer bewegten Zeit selbst. Wie eine Sturmfluth brechen die Wogen politisch-religiöser Kämpfe in ihr so sicher umfriedetes Glück ein, reißen sie jäh nieder und fahren erbarmungslos über ihr weiches Frauenherz hinweg. Wenn sie in dieser Zeit nicht unterliegt, so ist es, weil Liebe und Glauben ihrem zarten Wesen Heldenkräfte verleihen. Dann, nach langen Jahren, hat sich der Sturm des Unglücks erschöpft, und vor ihrem Ende lächelt der Gebeugten noch einmal die Spätsommersonne eines kurzen Glückes. Sibylla ist keine jener starken Naturen, die ihr Schicksal schmieden, wie es ihnen beliebt. Das seelische Leben allein, das sich rückhaltlos in ihren Briefen darbietet, giebt ihr seinen Zauber, zeigt sie als Muster und Typus der wahrhaft deutschen Frau. Besser als jedes Geschichtswerk geben ihre Briefe den Geist ihrer Zeit, zeigen sie uns andererseits, wie das Ewigmenschliche nicht an die Jahrhunderte gebunden ist. So sei denn versucht, aus äußerem Geschehen und innerem Erleben das Bild dieser Stammmutter der meisten thüringisch-sächsischen Fürstengeschlechter wieder zu beleben.

Sibylla ist am 17. Juni 1512 als älteste Tochter des Herzogs Johann von Cleve und der Maria von Jülich-Berg geboren. Ihre Mutter, eine ehrgeizige, sparsame Frau, führte das Regiment am Hofe und erzog ihre Kinder streng. Als Beweis ihrer Heftigkeit gilt der Scheerenwurf, mit dem sie die zweite Tochter Anna, später Heinrich dem Achten von England vermählt, an der Stirn verwundete. Mit 14 Jahren ward Sibylla mit Johann Friedrich, dem Kurprinzen von Sachsen-Thüringen, verlobt, wodurch ein alter Erbstreit zwischen den beiden fürstlichen Häusern beigelegt wurde. Noch in demselben Jahre, 1526, kam sie an den kurfürstlichen Hof, um in die neuen Verhältnisse, vor Allem in den Glauben ihres künftigen Gemahls eingeführt zu werden. Nach dem einfachen Haushalte der herrischen Mutter erschien die neue Heimath der jungen Braut wohl als ein Paradies. In der That war der kurfürstliche Hof einer der glänzendsten in dem damals so prachtliebenden Deutschland. An seiner Spitze stand Johann, später der Beständige genannt, ein Fürst von makelloser Lauterkeit des Charakters und größter Herzensgüte, der mit voller Hingabe an der Lehre Luther's hing. In den Grundzügen seines Charakters glich ihm Johann Friedrich, Sibylla's Verlobter. Gewisse Kehrseiten seiner Natur, blinde Vertrauensseligkeit, Eigensinn, Mangel an Diplomatie, die seinen Vater und Luther, seinen Erzieher, mit prophetischer Besorgniß erfüllten, und die ihm später nur zu verhängnißvoll wurden, traten damals weniger hervor. Mit der vertrauenden Freudigkeit seines warmen Herzens scheint er der Braut entgegengetreten zu sein. Schon während sie den Lehren Luther's lauscht, der ihr den neuen Glauben erschließt, knüpft sich das Band inniger Liebe zwischen dem jungen Paare. Einen Abglanz dieses inneren Glückes zeigen die Porträts, die Lucas Cranach der Aeltere 1526 von den Verlobten anfertigt. Sie befinden sich jetzt im Weimarer Museum. Besonders das Bild Sibylla's ist von anmuthigstem Jugendreiz und holder Bräutlichkeit. Auf den langen, goldenen Locken sitzt ein schräges, feines Goldkränzlein mit juwelenbesetzter, nach außen nickender Feder. Die großen, blauen Augen sind halbgesenkt. Wie ein leises Lächeln liegt es auf den feinen Zügen. Ein warmrothes Kleid mit Puffärmeln und einem weißen Vorhemdchen, kostbare Ketten und ein Kreuz schmücken die zierliche Gestalt. Am 2. Juni 1527 findet die Hochzeit statt. Staunend hören wir, daß 31 688 Personen neun volle Tage lang an dem in Torgau stattfindenden Feste theilnahmen. Köstliche Mahlzeiten, Rennen, Jagden, Maskeraden und Spiele aller Art werden zum Vergnügen der Gäste veranstaltet. Luther selbst hat die Trauung vollzogen. Drei Knaben, von denen der älteste der spätere Johann Friedrich der Mittlere ist, vervollständigen im Laufe der Zeit das Glück der Gatten. 1532, nachdem Kurfürst Johann auf der Jagd einem Schlaganfalle erlegen ist, besteigen Johann Friedrich und Sibylla den Thron Kursachsens. Nun folgen Jahre rauschender Pracht, wo die Kurfürstin auf den Höhen des Glanzes dahinwandelt. Der Prunkliebe ihres Gemahls entsprechend, entfaltet sich ein üppiges Treiben am Hofe. Ein zahlreiches Gefolge umgiebt jede Person des hohen Hauses. Glänzende Jagden, Rennen und Stechen, die Späße der Hofnarren, die Kunststücke des herbeiströmenden fahrenden Volkes sorgen für das Vergnügen. Ueppige Schmausereien und Trinkgelage locken immer neue Schaaren von Gästen herbei. Der stete Wechsel der Aufenthaltsorte, da der Hof bald in Torgau, Wittenberg, Weimar, oder den Jagd- und Lustschlössern residirt, schafft Zerstreuungen. Für das geistige Element, denn das kurfürstliche Paar zählt zu den Gebildetsten seiner Zeit, sorgt die enge Beziehung zur Wittenberger Universität, besonders zu deren Theologen, für das künstlerische das Atelier des hochangesehenen Hofmalers Lucas Cranach des Aelteren. Inmitten all des weltlichen Treibens überwacht das hohe Paar mit einem Eifer, den Luther höchlich preist, die Erziehung seiner Söhne, sorgt es für die Hebung seines Landes und Volkes. Dieses hängt mit fast patriarchalischer Liebe an seinem Kurfürsten. Die unbefangenste Fröhlichkeit herrscht auf den ländlichen Festen, die er zu geben liebt, und in deren Gewimmel sich auch Sibylla heiter mischt. Auch an den Jagden nimmt sie Theil, und auf den meisten der erhaltenen Jagdbilder Lucas Cranach's steht sie in gedeckter Stellung auf dem Anstande. Besonderes Gewicht legt der baulustige Fürst auf den Ausbau und die Befestigung seiner Städte — so wird Wittenberg durch ihn zur stärksten Festung Deutschlands — und auf die Errichtung und Ausschmückung seiner Schlösser. Das Torgauer Schloß stattet er mit solchem Glanze aus, daß es „weder in Hispanien noch England" seines Gleichen hat. „Es ist wohl einen Krieg werth," sagt ein Gast auf einem Fest daselbst zu des Kurfürsten Vetter, Herzog Moritz von Sachsen-Meißen — ein Wort, das durch die Zukunft zu prophetischer Bedeutung erhoben wird. In solcher Weise gehen fünfzehn Jahre ohne größere politische Beunruhigungen hin. An kleinen Störungen fehlt es immerhin auch in dieser glücklichen Zeit nicht. Beständig liegt Johann Friedrich mit einem seiner Grenznachbarn in Streit. Luther's Zwischentreten läßt diese Reibereien meist unblutig verlaufen. Das Jahr 1543 wirft den ersten, tieferen Schatten in Sibylla's Glück. Ihr Bruder, Herzog Johann von Cleve, wird von Karl dem Fünften besiegt, trotz der besonders finanziellen Unterstützung Johann Friedrich's, und ihre Mutter stirbt aus Gram über die Demüthigung ihres Hauses.

Das folgende Jahr, 1544, erst bringt die entscheidende Wendung für Deutschland. Während der Kaiser gegen seine zahlreichen äußeren Feinde gekämpft hat, ist hier der Protestantismus und mit ihm eine starke nationale Strömung, die dem spanischen Habsburger ungünstig ist, siegreich vorgedrungen. Als Karl V. im December 1544 mit Frankreich Frieden geschlossen hat, steht es bereits bei ihm vollkommen fest, daß nun der Entscheidungskampf in Deutschland beginnen muß. Während er in Regensburg die protestantischen Abgesandten in endlosen Unterhandlungen hinzieht, läßt er in Spanien, Italien, den Niederlanden und seinen deutschen Reichen eifrig rüsten. Auch versichert er sich im gegnerischen Lager eines Bundesgenossen, des jungen Herzogs Moritz von Sachsen-Meißen, dessen brennenden Ehrgeiz er mit hohem

*) Mit Benutzung ihres Briefwechsels.

Preise besticht — mit den Würden und Ländern seines Vetters Johann Friedrich! Die protestantischen Führer bleiben lange ahnungslos. Erst als im Jahre 1546 der Kaiser beim Anhören ihrer Vertreter, die ihm ihre Bedingungen vortrugen, in ein lautes Lachen ausbricht, hat das bei Johann Friedrich „ein Nachdenkens!" Man weiß, daß bald kein Zweifel mehr an den Absichten des Kaisers möglich war, daß die meist bedrohten Fürsten, Johann Friedrich und Philipp von Hessen, sich schnell vereinten und im Juni 1546 nach der Donau marschirten, wo ihnen der unvorbereitete Kaiser nicht entgehen konnte. Während seiner Abwesenheit hat der Kurfürst sein Land und seine Familie unter den Schutz eines Fürsten gestellt, der ihm durch Bande des Blutes, des Glaubens und der Dankbarkeit verpflichtet scheint, — unter den Schutz Moritz' von Meißey! Mit der Sicherheit unbedingten Vertrauens hat Sibylla den Gemahl scheiden sehen. In den Briefen, die sie dem Fernen schreibt, findet sich der Ausdruck aller möglichen Empfindungen, nirgends eine Ahnung davon, daß der Donaufeldzug nur ein Vorspiel ist, dem die Tragödie auf dem Fuße folgt. Diese Briefe zeigen uns vorläufig nur die liebende Gattin und Mutter, die überzeugte Protestantin, die sorgende Hausfrau: „Ich thu mich vor solchm aufruhr und krieg gar nicht forchten, und mein hertz ist ganz fröhlich dartzu; aber eins danke ich dem lieben gott, dass er f. g. — Sibylla kürzt „Fürstliche Gnaden" immer v. g. ab — einen solchen sinn geben hat, dass f. g. nicht in eigener person zu felde ziehen; sunst würde ich mich nicht wenig bekümmern und nicht unbillig, da ihr mir ja das liebste haupt seid nächst gott. . . . Dass aber f. g. nicht die martinsgans mit uns essen sollen, dass verdriesst mich von hertzen." Wie ein Blitz aus heiterem Himmel muß es die Kurfürstin und das Land getroffen haben, als plötzlich Herzog Moritz als „Vollstrecker der Reichsacht" in Thüringen einfällt. Mit leichter Hand bekommt er das überraschte Land in seine Gewalt, nur Wittenberg und der Grimmenstein, die Veste Gothas, wo der Hof weilt, widerstehen ihm. Bei dieser Schreckensbotschaft verläßt Johann Friedrich seine Verbündeten, die nun leicht eine Beute des Kaisers werden, und zieht in Eilmärschen seinem bedrohten Lande zu Hilfe. So kurzsichtig hierbei seine Politik ist, so tapfer und energisch leitet er nun die Wiedereroberung seines Erbreiches. Wie mag Sibylla's Herz in freudigem Stolze gejubelt haben, als bald Siegesnachrichten in immer neuer Folge ihr die Triumphe ihres Gemahls melden, als sie Anfang des Jahres 1547 vernimmt, daß er nun den verrätherischen Vetter im eigenen Lande bedrängen will! Welches Entzücken erfüllt sie und alle Protestanten, als der wilde Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, den der Kaiser zum Entsatze für Moritz gesandt hat, von Johann Friedrich in Person zu Rochlitz gefangen wird! Ihren Gemahl sieht die Kurfürstin zwar erst viel später und dann unter welch traurig veränderten Verhältnissen wieder; aber sie kann inzwischen den durch Moritz' Einfall jäh gestörten Briefwechsel mit dem Gemahl wieder aufnehmen. Sie übersendet ihm Geld, das ihr Boten ihres Bruders heimlich überbrachten. Einmal streift sie die politische Lage kurz. „Wollte nur Gott, dass Leipzig erobert werde!" — ein vergebener Wunsch; denn Johann Friedrich's Schicksal wurde gerade durch die langwierige, unnöthige Belagerung der tapferen Stadt besiegelt, die trotz aller Sympathien für den Kurfürsten des Treueeides gegen Herzog Moritz eingedenk blieb. Während Kurfürstin Sibylla mit ihrem Hofe auf Wunsch ihres Gemahls sich in Wittenberg niederläßt, geht dessen Geschick jener Katastrophe entgegen, die ihn mit der Gewalt eines Blitzschlages niederwirft.

Es ist in der Nacht zum 25. April 1547, als ein kleiner Trupp flüchtiger Reiter in Wittenberg Einlaß begehrt. Sie berichten, daß der Kurfürst bei Mühlberg vom Kaiser, seinem Bruder König Ferdinand von Böhmen, und Herzog Moritz überrascht, geschlagen und wahrscheinlich gefangen ist. Zwei der nächtlichen Reiter behaupten gar, daß die Söhne des Kurfürsten in der Schlacht verwundet seien. Die Kunde klingt ganz unglaublich, und so wird den draußen Harrenden kurz und bündig der Einlaß verweigert. Gegen Morgen aber langen mehr und mehr athemlose Flüchtlinge an. Bald ist jeder Zweifel unmöglich geworden, und in der treuen Stadt beginnt nun ein endloses Wehklagen. Mit einem Schlage erfährt Kurfürstin Sibylla, daß ihr Gemahl gefangen, ihr Land und Glauben den Feinden ausgeliefert ist, daß ihre jungen Söhne verwundet sind und zur Stunde unstät durch das eigene Reich flüchten! Doch bleibt ihr kaum Zeit zum Nachdenken. Schreckensbotschaft häuft sich auf Schreckensbotschaft. Die Festungen ergeben sich; unter furchtbarer Verwüstung des blühenden Landes zieht das kaiserliche Heer heran; Wittenberg aber beschließt, sich trotzdem zu vertheidigen. Am 3. Mai erscheint der Feind vor den Thoren. Am 4. Mai Aufforderung an die Festung, sich zu ergeben, widrigenfalls würde man den Kopf des Kurfürsten hineinwerfen. Nun beginnen die Verhandlungen. Was muß Sibylla durchlitten haben, bis ihr am 19. des Monats endlich die Sicherheit wird, daß wenigstens das Leben ihres Gemahls erhalten bleibt. Aber um welchen Preis! In der Wittenberger Capitulation überläßt er seine Kurwürde und den größten Theil seiner Lande, einschließlich Wittenberg und Torgau, „das wohl einen Krieg werth war", dem Herzog Moritz von Meißen. Seine Person bleibt in der Gewalt des Kaisers „solange es s. Majestät will". Am 23. Mai ergiebt sich Wittenberg. Am folgenden Tage zieht Herzogin Sibylla — der stolze Kurfürstentraum war vorüber — in das kaiserliche Lager, um für ihren Gemahl zu bitten. An der Hand führt sie ihr neunjähriges Söhnchen; neben ihr schreitet ihre Schwägerin, die Herzogin von Franken. Trauerkleider umhüllen sie, die sie von nun ab durch lange, bange Jahre nicht ablegen wird. „Ehe sie den Kayser anredete, fiel sie gantz demütig und traurig auff die Kniee, welches alle Umbstehenden zu Mitleiden bewegte." Der Kaiser aber hebt sie eilend auf, hört ihre Bitte, die Ritter v. Schlieffen verliest, mit dem Hute in der Hand an und verspricht dann voll ritterlicher Höflichkeit — ihrer eingedenk bleiben zu wollen. Am 25. Mai erwidert er Sibylla's Besuch, eine Höflichkeit, die wohl der Wunsch dictirte, das so mühelos gewonnene Wittenberg, die Wiege des Ketzerglaubens, zu besichtigen. Der Chronist berichtet darüber: „Die Fürstin empfing ihn folgenden Tages mit solcher Ehre und Pracht, dass sich der Kayser sehr darüber verwunderte." Es war das letzte, trübe Aufflackern vergangenen Glanzes! Noch einmal in sieben, schmerzlichsüßen Tagen ist es Sibylla und ihren Kindern vergönnt, den unglücklichen Johann Friedrich in ihrem Kreise zu haben; dann führen ihn starke spanische Wachen fort. Bis Jena darf sie ihm das Geleit geben, dann, nach herzzerreißendem Abschiede, scheiden die Gatten, ohne vorläufig zu ahnen, wie lange die Trennung dauernd wird. Der Gefangene wird zunächst nach Augsburg geführt, wo er auf Befehl des Kaisers der Belehnung seines Vetters Moritz mit der Kurwürde und den neu erworbenen Landen persönlich beiwohnen muß. Seine anfänglich milde Gefangenschaft wird verschärft, als er der Annahme des Interims, jenes Entwurfes, der den Protestantismus aufs Aeußerste beschränkt, eisernen Widerspruch entgegensetzt. Qualvolle Jahre folgen. Seine Bibel und Erbauungsbücher werden ihm genommen, die fürstliche Kleidung verbietet man ihm, entzieht ihm zeitweise Fleischspeisen, erlaubt den spanischen Wachen, ihn Tag und Nacht zu belästigen, ihn für Geld Neugierigen zu zeigen, kurz sucht ihn durch fortgesetzte Quälereien zum Nachgeben in Sachen des Interims zu zwingen. Im Jahre 1548 führt ihn der Kaiser nach den Niederlanden, 1550 zum zweiten Reichstage nach Augsburg zurück, von da nach Innsbruck. Als der Kaiser von hier vor seinem ehemaligen Verbündeten, dem Kurfürsten Moritz, ganz plötzlich fliehen muß, giebt er Johann Friedrich das Versprechen seiner Freilassung, die aber erst in Passau, am 26. August 1552 zur Thatsache wird. So hat seine Gefangenschaft fünf Jahre und etwa vier Monate gedauert. Herzogin Sibylla ist nach der Trennung von ihrem Gemahl nicht mehr nach Wittenberg zurückgekehrt. Am 7. Juni 1547 zieht sie in Weimar, der Hauptstadt des ihrem Hause verbliebenen Landes, ein. Von nun ab beginnt ein neues Leben an ihrem Hofe. Die Schaar des überaus glänzend gekleideten Hofstaates wird auf die nothwendigsten Personen des Gefolges beschränkt; die rauschenden Feste, Jagden und Reisen sind dahin; selbst die Fastnachtsfeier unterbleibt als zu kostspielig. Der unglückselige Krieg hat nicht nur die Cassen geleert und die Hilfsquellen des Landes auf lange hinaus geschwächt, er hat selbst eine drückende Schuldenlast hinterlassen, auf deren allmälige Abtragung der ferne Fürst mit eiserner Energie hält. „Treu und Glauben aufrecht zu erhalten, ist äußerste Nothwendigkeit," schreibt er seinen Räthen. Darnach richtet sich auch Sibylla. Leichten Herzens entsagt sie der glanzvollen Kleidung und hüllt sich in schlichte Trauergewänder. Ohne ein Wort der Klage verpfändet sie ihren kostbaren Schmuck, um durch den Erlös ihrem Gemahl Erleichterungen zu verschaffen. Was waren diese äußerlichen Entbehrungen gegen die innerlichen Schmerzen der Sehnsucht, der Angst um den gefangenen Gatten, gegen die tödtlichen Anfälle langer Krankheiten, gegen die qualvollen Enttäuschungen, die Sibylla an ihren Nächsten, an ihrer vertrautesten Umgebung erlitt! Schon

im August 1547, dann aber auch wiederholt später muß sie dem Gemahl melden, wie Personen ihres Hofstaates sie verlassen, angelockt durch Versprechungen des neuen Kurfürsten. „Ist doch schier niemand, der mir gern dienen will. Ich weiss nicht, wie ich es umb sie verdienet habe,“ schreibt sie einmal bitter. In der That scheint sie für ihren Hofstaat herzlich gesorgt zu haben. Wie aufrichtig erkennt sie treue Dienste an, bekümmert sie sich um ihre alte Hofmeisterin „die mir einmal ausgehen wird wie ein Licht“! Für eine treue Jungfer (=Hoffräulein), „der gott ein stück fleisch geben hat, ich mein einen jungen gesellen!“, sucht sie sorglich ein Brautgeschenk aus und fragt an, ob sie ihr einen „brautrock“ geben dürfe, „nemlich den alten sammetgestreiften, der rostig und nun gar alt ist worden, wie f. g. schwestern auch hatten, an dem wahrlich nicht mehr daran ist, und da ich nicht mehr gedenk, bunt zu tragen.“ Um so schmerzlicher muß es die Fürstin berühren, wenn sie trotz alledem vor Kabalen und lügenhaften Berichten an den abwesenden Gemahl nicht sicher ist. Und mit welchen Mitteln arbeitet hier die Intrigue! Bald sucht man ihr Verhältniß zu ihren Kindern anzuschwärzen, und sie schreibt dann zu deren Vertheidigung: „Ich kann es Gott nicht genug verdanken, dass ich jetzunder und immer so liebe, fromme, gehorsame kinder habe, die gegen mich thun nicht wie kinder, sondern wie freunde und nicht anders“, bald versucht man, zwischen den Gatten selbst Mißtrauen zu säen. Ein Brief des Gemahls, der ihr offenbar über den zu munteren Ton ihres Hofstaats Vorwürfe gemacht hat, erschreckt sie so: „dass ich frei sagen muss, ich bin seit f. g. gefängnis nicht also erschrocken als des briefs.“ Sie spricht dann über den Secretär des Kurfürsten und sein Weib, „das fromme teufelchen, die f. g. und mich gern wollen uneins machen.“ „Es müssen seltsame Leute sein, die f. g. solche zeitung bringen!“, schreibt sie einmal einer anderen Verleumdung gegenüber. Viel tiefer als diese Nadelstiche des Klatsches trifft die Fürstin das Verhalten ihrer nächsten Verwandten, besonders ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Cleve, Jülich und Berg, an dem sie, ebenso wie an ihrem Heimathlande, mit herzlicher Liebe hängt. Man kann durch die Briefe verfolgen, wie die Bitterkeit enttäuschender Erfahrungen ihr Vertrauen in die Menschen erschüttert. Wenn sie im August 1547 „herzlich sehre“ über einen abschlägigen Brief ihres Bruders geweint hat, so schreibt sie später: „Ich habe herzlich gern gehört, dass sich mein herr bruder mühen thut (um die Befreiung Johann Friedrich's). Wenn nur das hertz so wäre wie der mund, so wäre es gut!“ „Freunde in der not, gehen wenig auf ein lot, das befinde ich jetzt sehre“, heißt es nach einem unbeantwortet gebliebenen Bittbrief an ihren mächtigen Vetter, den Grafen Wilhelm von Nassau. Sie thut für ihren Gemahl, so viel in ihren schwachen Kräften steht. An die Kaiserin, die Königin von Böhmen und andere mächtige Fürstinnen, ja an den Kaiser selbst richtet sie wiederholt Gesuche für die Befreiung des Gemahls. Dessen Dank dafür weist sie zurück: „denn ich habe es von gantzem hertzen gerne und willig gethan und wollte es gerne und willig noch einmal thun, wenn es helfen sollte.“

Ein großes Capitel in dem Briefwechsel nehmen die Krankheitsberichte ein. Neben allerlei kleineren Leiden, die sie und die Kinder treffen, ist es besonders die schon erwähnte Herzkrankheit, die, genährt durch die fortwährenden seelischen Qualen, in zahlreichen „anstössen“ (Anfällen) zu Tage tritt. Im Herbst 1549 wirft sie Sibylla für Monate und auf den Tod darnieder. Da ist es nun rührend, mit welcher Anstrengung die Fürstin dem fernen Gemahl ihren Zustand zu verbergen sucht. Solange es irgend geht, schreibt sie mit eigener Hand und fügt drollige, beruhigende Wendungen an; aber oft verrathen die unleserliche Schrift, Wortewiederholungen und manche unzusammenhängende Gedankenreihe, mit welch äußerster Ueberwindung die Briefe geschrieben wurden. „Ich hätt gern mehr geschrieben, so ist mir das schreiben gar sauer worden von der krankheit. Sibylla hertzogin zu Sachsen, f. g. liebe gemahel, die handt ist müde. Mein hertz sich nach f. g. sehr verlangen thut; nach gottes willen! ich kann nimmer, lieber herre,“ so schließt der eine dieser Briefe, „Es wird, so gott will, keine not mit uns haben; — denn f. g. wissen wohl »Unkraut vergehet nicht«!“ ein anderer. Mit ängstlichster Spannung verfolgt der Kurfürst den Verlauf des Leidens: „Es hätte uns nichts Bekümmerlicheres angezeigt werden mögen,“ schreibt er auf die Nachricht davon und vermahnt sie: „als seine freuntliche und herzlichliebe gemahlin, du wöllest ja in deiner krankheit — dich sonst nicht grämen und nicht ursach geben zu deiner beschwerung, die du ja aus Liebe und Treu meiner halben hast.“ Auch er erkrankte wiederholt, und dann mag Sibylla wohl jedesmal gezittert haben, daß man ihm „etwas Welsches“, nämlich Gift, eingeflößt habe. Eine wahre Seelenangst athmet besonders ein Brief von 1552, als man, fälschlich, Johann Friedrich's Tod verkündet hatte. „. . . . Ich bitt um gottes und christus yesus willen, f. g. wollen mir doch mit f. g. eigener hand ein kleines brieflein schreiben, dass ich mich trösten kann; ich gräme mich sonst zu tode, ich armes, betrübtes weib.“ Von dem innigen Verhältniß der Ehegatten legen auch die Geschenke Zeugniß ab, die sie trotz der finanziellen Beschränkung zahlreich austauschen. Besonders der Namenstag, der Niklastag und das Neujahr bieten Anlaß dazu. Sibylla sendet ihm „Waschtücher und Hembden“. 1550 schreibt sie dazu: „Der allmächtige gott gebe, dass sie f. g. gerecht (=passend) sind, und dass es f. g. wohl darinnen gehe mit allen freuden und gesundheit und einer fröhlichen erledigung zu gottes lob und dank. Doch habe ich sie nicht geschickt, dass f. g. mir etwas wieder schicken sollte, darum möchte ich von gantzem hertzen bitten.“ — Auch Psalmen sendet sie „ausgelegt von dem frommen mann, der tot ist (Dr. Luther); ich darf's f. g. nicht öffentlich schreiben; ich fürcht mich, man möcht den brief aufbrechen.“ Sibylla ist allerdings mehr die Empfangende. Johann Friedrich, der mit Recht den Namen „der Großmüthige“ führt, kann sich gar nicht genug thun mit Geschenken an sie. Oft muß sie, wie oben, abwehren; so schreibt sie nach dem Dank für eine goldene Kette: „f. g. hätt sie sollen behalten und verkaufen, da sie mir doch nichts nutze ist, und ich all mein lebtag so garnicht darnach gefragt habe, und jetzunder allein nur fragen thu nach gott und f. g.“ Als Mittel gegen die Krankheit schickt er ihr einen Smaragdring! und Muskatnüsse, zur Stärkung Neckarwein, Granatäpfel und Pommeranzen. — „F. g. sollen's erfahren, was ich für eine spinnerin bin,“ schreibt sie nach einem übersandten Spinnrocken. Ueber einen „Bratenwender“ heißt es: „Er soll mir in meiner küchen gut sein; denn er that mir von nöten, und ich längst gern einen gehabt hätte.“ — Im Mai 1551 bedankt sie sich wegen eines Gemäldes, das ihr der Gemahl von seinem treuen Lucas Cranach d. Ae. malen ließ; es zeigte die sieben Tugenden. „Sie sind schön und gefallen mir wohl, und ich will sie nicht von mir lassen.“ Am herzlichsten freut sie sich, als ihr Johann Friedrich aus Brüssel sein Bild schickt, nach dortiger Mode am Gürtel zu tragen. Sie schreibt darüber: „Es gefällt mir von hertzen wohl, und ich kann es nicht von mir lassen, so lieb ist es mir. Ich hoffe, es wird der Vorgänger sein, der mich zu f. g., oder f. g. zu mir bringt. Ich kann es unmöglich für ein bild ansehen, sondern für einen edelstein; der soll ziehen (mittelalterlicher Aberglaube); also macht mir das bild gar ein hertzlich verlangen nach f. g.“ — Im nächsten Briefe heißt es darüber: „Ich will auch f. g. nicht bergen, dass mein bild mir nimmer auf dem latze bleiben will, sondern es kraucht mir immer in mein herzgrübchen hinein. . . . Wenn ich das bild nicht bei mir hab, so ist mir nicht wohl.“ Dieselbe Innigkeit, die sie dem Gemahl entgegenbringt, athmet auch jede Stelle, die auf die „lieben“ Söhne Bezug hat. Was unsere Achtung in dieser Beziehung aber noch steigert, ist der Ernst, mit dem sie ihre erzieherische Thätigkeit auffaßt. Ein einziges Mal nur giebt ihr der zweite Sohn, Hans Wilhelm, der Stammvater des Sachsen-Weimarer Geschlechtes, Anlaß zu ernster Beschwerde. „Ich habe ihn gottlob so weit gebracht,“ schreibt sie nach langer Auseinandersetzung, „wenn sie ihm nicht wehren können, so drohen sie ihm mit mir. . . . Ein teil meint wohl, man müsse solchem jungen herrn nicht so über das maul fahren; ich will's darumb nicht lassen, es zürne der teufel oder seine mutter!“ Da der Kurfürst dem Sohne einen zornigen Brief darüber geschrieben hat, so dankt sie dafür, theilt ihm die gute Wirkung mit und bittet dann: „Dieweil er denn ein junger mensche ist, so bitte ich gantz freundlich, f. g. wollen den zorn gegen ihn fallen lassen und ihn wiederumb mit einem guten briefe erfreuen. . . .“ Mit welcher Sorgfalt berichtet sie über die Erkrankungen der Kinder, besonders des zarten Jüngsten! „Es lag da wie ein geduldig Schaf, dass es mich erbarmen that,“ über seine Fortschritte: „der kleinste schickt f. g. auch einen brief, den hat er mit seiner eigenen hand wahrlich ge-

schrieben, so wahr gott lebt, und ich verseh mich, es wird f. g. nicht übel von ihm gefallen.“ In demselben Briefe erzählt sie, wie „wunderfleissig“ das Kind für den Vater betet, wie „guter ding“ es immer mit ihr ist, „und die andern wahrlich auch. Ich wäre vor langerweile längst kalt, wenn die kinder nicht so thäten“. Mit derselben Energie, mit der sie falschen Anschuldigungen für sich entgegentritt, vertheidigt sie auch die Söhne gegen solche. „Ich bitt f. g. gantz hertzlich und freundlich,“ schreibt sie bei solcher Angelegenheit, „f. g. wollen des kein ungefallen auf mich haben, denn ich bin es ja schuldig, die lieben söhne zu verantworten“. Wie es bei einer Persönlichkeit wie Sibylla nicht anders zu erwarten ist, finden sich in ihren Briefen keine Aussprüche hoher politischer Weisheit oder Scharfsichtigkeit. Die Politik ist ihr Herzenssache. Die Gegner ihres „hertzallerliebsten“ Gemahls sind ihr „teuflische bluthunde und tirannen“; sie wünscht ihnen alles mögliche Schlechte „fröhlich bald, amen!“ In dieser Hinsicht entwickelt sie eine Lebhaftigkeit des Temperamentes, die sie als Tochter des fränkischen Stammes zeigt und die im Gegensatz zu der gleichmüthigeren Natur Johann Friedrich's steht. Dennoch ist sie nicht etwa rachsüchtig oder nachtragend. Als sich das Schicksal ihres Gatten zum Guten wendet, hat sich auch ihr Haß in gutmüthigen Spott aufgelöst. Manche ihrer politischen Schilderungen sind von hohem zeitgeschichtlichem Interesse, so die Episode aus der Belagerung Magdeburgs 1551, wo sie berichtet, daß der liebe gott der bedrängten Stadt „schick und glück giebt: Wie man sagt, ist des kaisers oberster über die (Lands-) knechte mit genauer not entkommen, und man hat die steckenknechte erwürgt und zu den fenstern herausgehängt.... Sie haben nicht anders gemeint, sie hätten gefischt und viel gefangen.... Gott sei lob und dank davor gesagt, der das arme christliche häuflein nicht verlässt und f. g. mitsamt unsern söhnen auch nicht verlassen wird.“ Ueber den Plan der Vermählung ihrer Schwester Anna von Cleve, der verstoßenen Gemahlin Heinrich's des Achten von England, mit dem Kaiser, schreibt sie: „Ich mein ja, ich würd einen hohen schwager überkommen, der gleich so fromm (!) wäre wie der erste, vielleicht noch ärger!!!... Behüt gott, allzu hoch ist auch nicht gut!“ In einer Hinsicht zeigen die Briefe Sibylla's eine gewisse Einförmigkeit, das ist in der Versicherung ihrer Liebe, ihrer Sehnsucht, ihrer heißen Wünsche für den Fernen. „Wie mir f. g. weiter schreiben, dass f. g. von gantzem hertzen verlangen bei mir zu sein und den kindern, so will ich's f. g. auch nicht bergen, dass ich und die kinder uns wohl so hertzlich nach f. g. sehnen thun, dass f. g. es gar nicht glauben kann.“ Das Bild des „hertzallerliebsten“ steht unverrückbar vor ihr in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruche, die in dumpfer Trauer vergehen, und wo es ihr einziges Vergnügen ist, allein in ihrem Gemache zu sitzen und in ihren Büchern zu lesen. Mit der Inbrunst der Verzweiflung klammert sie sich damals an die Hoffnung, der Kaiser würde ihr gestatten, des Gemahls Gefangenschaft zu theilen: „Ich will doch meinen leib, der doch von hertzen schwach ist, und mein leben daran setzen und alles was ich habe.... Will ich doch gern ein klein winkelchen haben und nur mit einer jungfer kommen,“ heißt es in ihren Briefen. Als sich ihr 1550 Aussicht zum Besuche ihres Bruders bietet, schreibt sie: „Wenn mich mein lieber gott so selig wollt haben, dass ich vor meinem ende mein hertzliebstes vaterland sollte sehen, wie könnte mir eine grössere freude widerfahren denn so — und ich es auch nicht so weit von f. g. hätte!“ Im vierten Jahre ihres Alleinseins beginnt Herzogin Sibylla wieder, sich mehr den Freuden des Daseins zuzuwenden. Sie besucht die „grefin von Rudelstadt“ (Katharina von Schwarzburg, die den Herzog von Alba bezwang), hat „trefflich grosse lust an hirschen und rehen, den lustigen Wiesen“ um Hummelshain und Wolfersdorf und dem schönen Wein bei Jena. Von einer Jagd schreibt sie 1551 in sehnsuchtsvoller Erinnerung: „Ich wollte meinen schweren mut ablegen; aber er wollte nicht, und ich that f. g. von gantzem hertzen herbeiwünschen, — wenn wünschen hätte helfen können! Ich gedachte immer f. g., und mir gingen die augen über, wenn man die hirsche darzulegte.... Sibylla f. g. armes gemahel.“ Die Stütze, die die Herzogin in allem Ungemach aufrecht erhält, ist ihr felsenfester Glaube. Sie erweist sich darin als Luther's würdige Schülerin. Die Theologen der jungen Universität Jena sagten von ihr: „Man hat ihr keinen Vers der Psalmen nennen können, den sie nicht auswendig gewußt, auch mit Nummer und Zahl.“ Wenn ihr naturgemäß unsere moderne historische und internationale Bildung fehlt, so spricht es doch für ihre Bibelfestigkeit und ihren Geist, wie feine Beziehungen sie den zahlreich eingeflochtenen Bibelstellen zu der Lage ihres Gemahls zu geben weiß. Im October 1551 schreibt sie unter Anderem: „und der prophet Esaias spricht auch also im 46. kapitel: Ich will es thun, ich will sie heben und tragen und erretten aus ihrem trübsal und all ihren nöthen — so f. g. aus f. g. gefängniss —, und wie auch der 111. psalm spricht: Er sendet eine erlösung seinem volke — er wird gewisslich f. g., hoff ich balde, so gott will, erretten.“ Als echtes Kind ihrer Zeit ist Sibylla abergläubisch, vertraut der Wirkung von Edelsteinen, von allerhand Vorzeichen (Gewitter verkünden den jüngsten Tag) und von Vorahnungen. („Mein hertz hat mir's wohl gesagt; es war so trauricht in mir.“) Ganz besonders ist sie von der Wirkung der Gebete überzeugt. Sie läßt den „schülerchen“ Brod geben, „dass sie fleissiger für f. g. singen“, möchte „das volk zum beten für f. g. in die kirchen treiben“ und meldet in jedem Briefe, „wie sie tag und nacht betet, und wenn ich nachts aufwache.... Das gebet muss seinen vorgang haben und f. g. gewisslich erretten!“ Bekanntlich ist der gedemüthigte Johann Friedrich der einzige, der 1548 dem Interim, das den Protestantismus fast vernichtet, todesmuthig widersteht. In dieser Frage steht Sibylla mit der Festigkeit einer Heldin und Märtyrerin ihm ebenbürtig zur Seite. Der Aufforderung des Kaisers, binnen 21 Tagen das Interim anzunehmen, antwortet sie schlicht und klar: „Ich habe die lehre, die in meines hertzlieben herren landen nun viele jahre her mit wahrem grunde der Heiligen schrift gelehrt und gepredigt wird, in mein armes, schwaches weibliches hertz also gefasset, dass mich mein eignes gewissen beschwerlich verdammen würde, so ich in eine andere lehre verwilligte.“ Dem Kurfürsten schreibt sie: „Das ist gewisslich wahr, wenn f. g. die religion (das Interim) annähme, so wäre f. g. längst los; aber f. g. sei darumb unverzagt. Der liebe gott wird f. g. darumb garnicht verlassen, sundern f. g. wunderbar aus f. g. gefängniss erlösen.“ Noch manches Jahr sollte indeß bis zur Erfüllung dieses Herzenswunsches verfließen. Im Juni 1552 erst theilt ihr Gemahl ihr seine endgiltige Befreiung mit. Sie kann vor Freude beim Empfange der Nachricht „nicht essen und auch nicht trinken“. Der jubelnde Brief, den sie ihm schreibt — es war der letzte dieser Zeit — schließt: „Gottvater aller barmhertzigkeit, der führe f. g. und mich mit allen freuden zusammen, fröhlichen bald, amen, amen! — Datom Weimar, mittwochen nach exaudi im 52. jar. Sibylla hertzoginne zu Sachsen f. g. gemahel, nimmer, gott *lob*, traurìcht.“ — Am 10. September des Jahres fand das Wiedersehn der Gatten statt. Es war dazu das in Waldeinsamkeit gelegene Schlößchen Wolfersdorf — „Zur fröhlichen Wiederkunft“ heißt es seitdem — auserkoren. Sibylla trug zum ersten Male wieder Festkleider. Beim Anblick des so schmerzlich Entbehrten wurde sie ohnmächtig, und der Kurfürst fing sie in seinen Armen auf. Nur noch eine kurze Spanne Zeit war es ihr vergönnt, mit dem Gemahl zusammen zu leben. Die langen Jahre der Qual hatten ihre zarte Gesundheit untergraben. Sie sah dem Tode nun mit Ruhe entgegen. Die Briefe, die sie dem zeitweilig Abwesenden noch schreibt, athmen seelischen Frieden und Heiterkeit, obwohl sie weiß: „Ich bin auf erden nicht viel nutze, denn den würmern.“ Ihr letzter Brief, der eine Sendung „granatäpfel zum Niklastage“ begleitet, schließt bezeichnend: „Damit befehle ich f. g. dem lieben gott, der behüte f. g. vor allem übel und hertzeleid, amen!“ Sie selbst konnte ihm das schwerste Herzeleid nicht ersparen. Wenige Wochen später, am 21. Februar 1554, im 42. Lebensjahre, erlag sie ihrer Krankheit, umgeben von all ihren „hertzlieben“. — Wenige Wochen später folgte ihr der Gemahl im Tode nach. Eine gemeinsame Gruft umschließt die Gatten. Ueber ihr erhebt sich das letzte Werk ihres treuesten Dieners, Lucas Cranach des Aelteren, jenes hochberühmte Altarbild, das das Dogma Luther's, den Leitstern Sibylla's, verkörpert: Die Lehre von der erlösenden Kraft des Glaubens.

H. Michelsen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 96. Sonnabend, den 19. August, Abends. 1899.

Der Dresdner Zwinger.

Eine kunsthistorische und ästhetische Studie.

Von **Willy Doenges.**

II.

Das fünfte Project entstand nach dem Jahre 1739, nimmt die früheren Entwürfe insofern wieder auf, als es den Theil des alten Schlosses mit dem großen Hofe erhalten wissen will, während es den nach dem Taschenberge zu gelegenen Theil, sowie das Georgenthor, das Kanzleigäßchen und die Hofapotheke freilegt; hinter dem Stallhofe ist ein großer neuer Hof geplant, und die Schloßstraße bis zur Sporergasse wird in einen freien Platz umgewandelt. Wo das jetzige Museum seinen Platz hat, war ein neues Schloß mit drei Höfen geplant, von denen der der Elbe zunächst gelegene in Halbkreisform abschließt. Das neue Schloß war mit dem alten durch Gänge verbunden, und als Pendant zur bereits im Bau befindlichen katholischen Hofkirche war auf der Ostseite eine Gemäldegalerie in den Größenverhältnissen der ersteren gedacht. Auch dieses fünfte Project kam, ebenso wenig wie noch zwei ihm folgende über den Zustand eben eines Projectes hinaus; der große baukünstlerische Wurf, den namentlich das letzte Project, das siebente der Gesammtfolge bedeutet haben würde, ward nicht gethan; der Zwingerbau blieb, was er heute noch ist, ein sphinxartiges Fragment, das zwar die Genialität seines Schöpfers, den reichen Kunstsinn seines Bauherrn in hohem Maße beweist, aber doch nur die monumentale Pracht, die sich hier erheben sollte, ahnen läßt. Genug, es wurde also ein sechster Plan geschaffen. Zum ersten Male wurde auf ihm die Anregung August's III. zum Ausdruck gebracht, das neue Schloß unmittelbar an's Elbufer zu stellen. Dieser Gedanke hat in der That viel für sich, und es muß Wunder nehmen, daß August II. mit seinem künstlerischen Auge diesen Plan nicht in Erwägung gezogen hatte. In der Kupferstichsammlung, die sich im Besitze Sr. königl. Hoheit des Prinzen Georg befindet, ist eine Federzeichnung enthalten, die den perspectivischen Höhenaufriß dieses sechsten Projects darstellt. Das neue Schloß ist in die Richtung der vorderen Thurmseite der katholischen Hofkirche gelegt, die mächtige Façade zeigt außer einem Halbgeschoß zwei Höhengeschosse und umfaßt eine Front von fünfzehn Fenstern. Seitlich nach dem Zwinger zu erweitert sich die Façade zu zwei Vorsprüngen, und der dem Zwinger zunächst liegende Theil enthält noch ein drittes Höhengeschoß. Es erübrigt schließlich die Betrachtung des letzten, siebenten, Zwingerbauprojectes, das, wie bereits betont wurde, von allen, mit Ausnahme des zweiten Pöppelmann'schen, das großartigste war. Der Schöpfer dieses letzten Projectes war der kurbayerische Oberhofbaumeister Cuvillier. Den äußeren Anlaß zur Ausarbeitung des Planes gab wohl der Umstand, daß zu Ende des Jahres 1758 und zu Anfang des Jahres 1759 durch den preußischen General Graf v. Schmettau die Pirnaische und die Wilsdruffer Vorstadt abgebrannt worden waren, deren Wiederaufbau sich nothwendig machte. Der König sprach sich für die völlige Niederlegung der Festungswälle aus; auf diesem Gedanken basirt auch das Cuvillier'sche Project, das die Bezeichnung „zu Ausfüllung des Grabens bey der Königlichen Residenz Stadt Dresden so von dem churfürstlichen Ober Hoff Baumeister Cuvillier aus Bayern neu inventirt worden sey" trägt. Nach diesem letzten Plane wurde das ganze alte Schloß abgebrochen und an seiner Stelle ein Ehrenhof geschaffen; vor den Zwinger, nach der Elbe hin, kam ein zweiter, den ganzen jetzigen Theaterplatz bis zum Hotel Bellevue umfassender Hof zu liegen, und hinter diesem und dem Zwinger erhob sich das neue mächtige Schloß, das, von der Ostraallee bis zur Elbe reichend, etwa 300 m lang und 210 m breit war. An diese ausgedehnte Anlage, die etwa dreimal den Raum der jetzigen Zwingeranlage einnahm, sollten sich von einer vor dem Schlosse beginnenden Terrasse aus großartige Gartenanlagen bis nach Uebigau hinausziehen, eingeschlossen von einer die ganze übrige Stadt an Stelle der bisherigen Festungsgräben umziehenden Promenade. Gegenüber diesem gewaltigen Plane verschwindet natürlich die Anlage, wie sie ursprünglich von Pöppelmann beabsichtigt war; der Zwinger, wie wir ihn heute sehen, würde kaum den zwanzigsten Theil des für das siebente Project einbezogenen Complexes ausgemacht haben.

Wenn im Eingange dieses Aufsatzes gesagt wurde, daß uns in dem Zwinger eines der glänzendsten Bauwerke des achtzehnten Jahrhunderts entgegenträte, so wurde nichts als eine einfache Thatsache ausgesprochen; wir halten in deutschen Landen vergeblich Umschau nach einem Bauwerk von gleich genialer Anlage, gleich vollendeter architektonischer Durchbildung und gleich reichem ornamentalen Schmucke. Entstanden aus der schöpferischen Kraft zweier sich wunderbar ergänzender Männer, stellt er eine vollkommen individuelle, eine specifisch sächsische Baukunst dar. Wir wollen nunmehr versuchen, das Werk Pöppelmann's und August's des Starken zusammenfassend zu schildern; als treffliche Hilfsmittel hierzu benutzen wir wieder das bereits einmal erwähnte Werk: „Die Bauten von Dresden" (Verlag von C. C. Meinhold & Söhne, Dresden 1878) und das große, von Hermann Hettner herausgegebene Lichtdruckwerk „Der Zwinger in Dresden" (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig 1874). Der erste Eindruck, den der Beschauer, stehe er nun am Ost- oder Westpavillon, am Südportal oder komme er durch das Semper'sche Nordportal, empfängt, ist der der vollsten Klarheit, der straffsten Gesetzmäßigkeit in den Flächen, wie in der Höhendisposition. Die Grundform ist ein Rechteck von 117,20 m Länge und 107,20 m Breite. Die Nord- (nach der katholischen Hofkirche zu gelegene) und Südseite (nach der Ostraallee) sind geschlossen geradlinig und werden nur in der Mitte durch einen Portalbau durchbrochen; die West- (nach dem Zwingerteiche zu gelegene) und Ostseite (nach der Sophienkirche) durchbrechen die Geradlinigkeit durch herausgeschobene quadratische Theile, wodurch jede dieser beiden Langseiten in drei Theile zerfällt. Der südliche Eckteil hat eine Ausdehnung von 37,80 m, der nördliche Eckteil eine solche von 38,60 m, der mittlere Theil ist 41 m lang. An den Eckteilen befindet sich je ein oblonger Pavillon, in dem mittleren, quadratisch herausgeschobenen, an der Rückseite durch einen Stichbogen von 25 m innerem Radius abschließenden Theile ein polygon gebildeter Pavillon. Die Süd- und Nordportal- und die Ost- und Westpavillonbauten markiren die Längen- und Querachse, die Eckpavillons die Gestalt des Rechtecks. Die Hauptgrundform wird von Arkaden eingenommen. Den Eckbauten sind breite Freitreppen vorgelegt. Alle Arkadentheile sind einstöckig ausgeführt und mit einer Plattform als Wandelbahn versehen, die vier Eckpavillons aber, wie die polygonen Mittelpavillons und das Südportal steigen zweistöckig hinan. Von derselben Klarheit und Uebersichtlichkeit wie der Grundriß ist der Aufriß. Er zeigt die Bogenstellungen der Arkaden mit eingespannten Pilastern, die sich in den Pavillons wiederholen. Die Balustradenkrönung der ersteren setzt sich als Fensterbrüstung bei den letzteren fort. Um größere Anmuth und Schlankheit in das Ganze zu bringen, sind die vier Eckpavillons auf jeder Seite um je zwei Arkaden zurückgesetzt. Alles athmet heiteres Leben, Leichtigkeit und graziösen Schwung. In der vorwaltenden Hinneigung zum Malerischen erkennen wir allenthalben zwar die Einwirkung des herrschenden Barockstils

aber die malerische Silhouette zeigt bei aller Lebhaftigkeit große Bestimmtheit und ist von einem festen Grundaccord beherrscht; in der Klarheit der Anordnung, in der Rhythmik der Massengruppirung und in der Reinheit der architektonischen Grundformen kann sich, wie Hettner zutreffend sagt, der Zwingerbau mit den besten Werken der Renaissance vergleichen. Durch den ganzen Bau geht, das Charakteristikum des Barockstils, lebhafte und unablässige Bewegung. Wird diese schon in augenfälligster Weise zu Stande gebracht durch den Gegensatz der einstöckigen Arkaden und der zweistöckigen Pavillons und der Portale, so erfährt sie eine feinberechnete Verstärkung durch die weiteren Gegensätze des rechteckigen Charakters der Eckpavillons und des vieleckigen Charakters der Ost- und Westpavillons, der wundervollen Vermischung von Willkür und Ruhe, von Grazie und Launenhaftigkeit in dem im Stile eines römischen Triumphbogens aufgebauten Südportal, in dem Geschlossenen und Durchbrochenen, dem Geradlinigen und bogenförmig Geschwungenen, dem Vorspringenden und Zurücktretenden der ganzen Anlage. Die architektonische Masse ist beinahe vollkommen aufgelöst in den breiten und hohen Arkaden; zu dieser Auflösung der architektonischen Masse gesellt sich die sprühende Lebendigkeit der architektonischen Kräfte. Fast alle tragenden Glieder sind vervielfacht, die Pilaster sind mit zurücktretenden Nebenpilastern verbunden, die Säulen gekuppelt, ja an besonders dem Auge auffallenden Stellen treten hermenartige Atlanten an die Stelle der Pilaster. Die Pilaster und Säulen tragen reichverzierte jonische und korinthische Capitäle; als Pflanzenornamente behandelte Schlußsteine umranken die Laibung der Bögen. Die Gesimse zeigen starke Ausladung, sind aber schlank und leicht gegliedert; dieselbe reiche Gliederung zeigt auch die Dachbildung an den geschweiften Mansardendächern der Pavillons und in dem kuppelartigen Abschlusse des Südportals. Schon die rein structiven Formen des Zwingerbaues kennzeichnen die künstlerische Denkweise Pöppelmann's; seine Freude am Malerischen, seine Lust am prunkvoll Prächtigen, am anmuthig Heiteren und sprühend Lebendigen. Aber der Künstler, der in einem eigenartigen, selten wahrnehmbaren geistigen Contact mit seinem erlauchten Bauherrn stand, würde geglaubt haben, hinter des Letzteren reicher künstlerischen Phantasie zurückzubleiben, wenn er die structive Lebendigkeit nicht noch gesteigert hätte durch eine üppige, an die Schilderung der Feenpaläste in den Märchen aus Tausend und einer Nacht erinnernde Ornamentik.

Am Elegantesten, dabei zugleich am Prunkvollsten äußert sich die Architektonik und Ornamentik im Südportale. Wie es dem Sinne August's des Starken für Repräsentation, wie es der glänzenden europäischen Stellung, die er einnahm, entsprach, so wollte er seine künftige Residenz wahrhaft königlich an Glanz und Pracht geartet wissen. Daher im Hauptportale die gebietende Form des römischen Triumphbogens: ein mächtiges Thor mit hoher Bogenspannung, eingefaßt von überall vervielfachten Pilastern und Säulen. Zu beiden Seiten des Thores befinden sich Nischen, in denen Statuen Platz gefunden haben; Pilaster und Säulen auch hier in dichter Drängung. Auf den Unterbau setzt sich ein zweites Stockwerk auf, in dem sich die mächtigen Bogenöffnungen, die dichtgedrängten Pilaster- und Säulenstellungen des ersteren wiederholen und noch vermehren. In reicher Gliederung ordnet sich über ihnen das mit Statuen, Fruchtkörben und Vasen abgeschlossene Gebälk an, über den Bogenöffnungen mit geschweiften Giebelkrönungen, in denen Masken und Wappen in lebhaftem, aber immer feingeordnetem Durcheinander angebracht sind. Und über den Giebelkrönungen wächst in rastloser Bewegung ein kioskartiger Aufbau empor; achteckig auf den Giebel aufgesetzt, steigt er in starker Verjüngung an, um dann plötzlich weit sich auszubauchen und so ein Kuppeldach zu bilden, dessen geschweifte, nach oben in eine scharfe Spitze zusammenlaufende Kanten ihm die Gestalt einer Krone geben. Den Abschluß dieses schlanken Daches bildet eine mächtige, von Adlern umschlossene goldene Königskrone. Jede ruhige Masse ist in diesem leicht und luftig emporsteigenden Gloriettenbau vermieden; in muthwilligster Keckheit setzt sich ein Theil auf den anderen auf, um dennoch zu einem harmonischen Ganzen von ungemein anmuthiger Wirkung zusammenzufließen. Verschwenderisch ist der ornamentale Schmuck, den die einzelnen Partien des Portals tragen. Die Säulen und Pilaster, die Füllungsflächen des Gebälks und der Nischen tragen Blumengehänge und Fruchtschnüre; Acanthusranken umgeben die Reifen des Kuppeldaches, und Kronen, Adler, Wappen und verschlungene Namenszeichen, Schilde, Scepter und Kurschwerter, Fruchtkörbe und Blumengefäße sind in die Friese und Simse und Bogenzwickel eingelassen, Herkulesstatuen krönen die Giebel, und die Nischen beherbergen die malerischen Figuren der vier Jahreszeiten. Man hat diese auf die Spitze getriebene Decorationslust Pöppelmann's nicht mit Unrecht eine nach außen gewendete Innendecoration genannt, und in der That muß diese Bezeichnung als die vollkommen zutreffende für die überquellende Lust, in der hier die ornamentale Decoration aus dem architektonischen Rahmen heraustritt, bezeichnet werden. Sie erinnert, auch in der Formenbehandlung des Details, bereits an das kommende Rococo. Noch kecker und ausgelassener, wenn auch nicht in der leichten, gefälligen Eleganz, wie an dem soeben betrachteten Südportale, zeigt sich die architektonische Laune an den polygonen Mittelpavillons der West- und Ostseite. Da ist zunächst der der Westseite. Er öffnet sich in den gewaltigen Arkaden, über denen sich der vieleckig gebildete Saal erhebt. Die Pilaster, am Sockel mit Masken und Fruchtgehängen geschmückt, gehen in ihrem oberen Theile in figürliche Hermen über, deren Pans- und Satyrcharakter durch Weinlaub- und Traubengehänge, sowie Pansfeifen erklärt wird; sie tragen strotzende Fruchtkörbe und Blumenvasen. Das Gebälk ist noch reicher gegliedert, noch stärker ausladend gestaltet wie in dem Südportal, die Bogenschlüsse und Bogenzwickel sind noch üppiger mit Blatt- und Blumenornamenten, mit Adlern, Kurschwertern und Wappenschildern mit verschlungenen Namenszügen geschmückt. Vollends gebrochen aber mit allen Ueberlieferungen der Architektur wird in den Formen und Verhältnissen des zweiten Stockwerks und in der Gesimskrönung, die die Quintessenz Dessen darstellt, was die Ornamentik zu schaffen vermag: ein in die architektonische Sprache übersetztes anakreontisches Lied! An die Stelle der figürlichen Hermen im unteren Stockwerke treten im Oberbaue reich mit Fruchtschnüren verzierte Pilaster; weite Bogenöffnungen ersetzen hier die Arkaden des unteren Grotten- und Treppenbaues. Ueber den Pilastern entwickeln sich als Schlußsteine der Fensterbögen mächtige Köpfe mit dem Ausdrucke höchster sinnlicher Lust; die gebrochenen Giebel sind von überfüllten Fruchtkörben gekrönt. Auf je dreitheilig als Fortsetzung der Pilaster angeordneten Giebelpostamenten erheben sich Statuen allegorischer Gestalten; in der Mitte des Giebels ist ein vielfach gebrochener und geschweifter Aufsatz angebracht, der das vergoldete sächsisch-polnische Wappen und die Königskrone umschließt, deren Ruhm allegorische Gestalten mit Posaunenschall in die Welt hinausrufen. Als Abschluß trägt der von Fruchtkörben gekrönte Aufsatz die Kolossalstatue eines die Weltkugel tragenden Herkules, ein Werk Balthasar Permoser's. Auch hier, wie bei dem Südportal, vollenden als Hinweise auf die Reichsstatthalterschaft August's des Starken und auf die polnische und sächsische Krone, die er trug, Adler und Kurhüte, Ordenssterne und -kreuze, Thronsitze, Wappen und Kurschwerter den großartigen decorativen Schmuck. Würdig schließt sich der Vorderfaçade dieses Pavillons selbstverständlich die nach dem Wallgarten zu gelegene Rückseite an. Auch hier die reichornamentirten Pilaster und Säulen, Gebälke, Bogenfüllungen und Giebel. In der gleichen phantastischen Pracht wie der Westpavillon, ja, da er den Eingang vom Schlosse aus bilden sollte, in noch größerem Prunke sollte sich der Ostpavillon präsentiren. Die Innenfaçade zeigt auch dieselbe reiche ornamentale Schmückung wie die des gegenüberliegenden Westpavillons. Die inzwischen eingetretenen Finanzschwierigkeiten machten aber eine Unterbrechung des Baues nothwendig, und so unterblieb schließlich, was für diesen Pavillon geplant war: Die Vorlage einer breiten Freitreppe an die der Stadt zugekehrte Rückseite, die Gesimskrönung der letzteren mit der Statue des lyratragenden Apoll und den Figuren der neun Musen, die bedeckten Säulengänge, die sich rechts und links über den unteren Arkaden dem Oberbau anschließen sollten. Anstatt der Statuen tragen die Gesimskrönungen nur Vasen, und die Fensterarkaden an der Rückseite zeigen nur einfache Pilasterincrustationen. Reich, wenn auch nicht annähernd den vorbeschriebenen Bauten an Pracht der Decoration gleichend, ist der ornamentale Schmuck der Eckpavillons. Geht durch die ersteren rastlose Bewegung, die das Auge nicht zur Ruhe kommen läßt, mischt sich in ihnen unausgesetzt Willkür und Haltung, Grazie und Spottlust, so zeigen diese Eckpavillons trotz des auch hier ausgesprochenen Barockcharakters doch eine stetige Masse, Leichtigkeit und Schlankheit gepaart mit Einheit der Durchbildung. Die Pilaster und Säulen sind durch reiche Blumengehänge und Fruchtschnüre verbunden und tragen in ihren Capitälen den Namenszug des königlichen Erbauers, abwechselnd mit polnischen Ordenszeichen; in die Bogenschlüsse der Fenster sind Masken eingelassen und darüber in die Gesimse Adler. Das Gebälk über der mittleren Bogenöffnung ist reich gegliedert.

und auf beiden Seiten von hingelagerten Amorettenfiguren umgeben; ein Aufsatz in der Mitte trägt in Wappenform den verschlungenen Namenszug August's des Starken und darüber die Krone. Der Giebel ist gekrönt von Postamenten, die an den äußeren Ecken allegorische Figuren, als Fortsetzung der inneren Pilaster Genien tragen. Zwischen diesen letzteren erheben sich zierliche Dachfensteraufbauten, gekrönt von mächtigen Blumenvasen. Besonders reiche Gliederung zeigt wieder das mittlere Giebelgebälk mit dem sächsisch-polnischen Wappen, sitzenden Amorettengestalten und einer riesigen Blumenvase als Höhenabschluß. Würdig der allgemeinen Pracht, die an dieser Stätte heiterer Lust waltet, schließen sich selbst die noch einfacher gehaltenen Arkaden dem Ganzen an. Die 28 Bogenstellungen der Südgalerie, deren Geradlinigkeit nur durch das mittlere Portal unterbrochen wird, erhielten durch die zu dessen beiden Seiten angebrachten Kaskaden jenen wunderbaren Schmuck, der sie an Lebendigkeit der Wirkung gegenüber den reichdecorirten oblongen und polygonen Pavillons nicht zurückstehen läßt. Je eine größere Kaskade, von je zwei kleineren eingeschlossen, alle belebt durch reichen bildnerischen Schmuck, schaffen hier eine wahrhaft imposante Abwechselung. Die größeren Kaskaden sind in je fünf Beckenabsätze gegliedert, die durch Felsstücke getrennt sind; Tritonen, ziegenfüßige Waldmenschen und Fabelgestalten aus der Thierwelt treiben an den Kaskaden ihr munteres Spiel. Die kleineren Kaskaden gliedern sich in drei auf Acanthus und Maskenconsole gestützte muschelförmige Beckenabsätze; die Bekrönung wird hier durch auf Schildkröten reitende Amorgestalten gebildet. Es erübrigt schließlich noch ein Blick auf das an die Rückseite des nordwestlichen Eckpavillons anstoßende, mit diesem in engem architektonischen Zusammenhange stehende Diana- oder Nymphenbad. Es ist jener kleine, vom Zwingerwall umschlossene, nischenumgebene Hof, der in dem poetischen Duft, der ihn umweht, wie der Rest eines verwunschenen Märchenschlosses anmuthet. Die sieben Arkaden des nordwestlichen Pavillons, dessen Rückseite die Vorderseite der Grotte bilden, wiederholen sich auf deren beiden Querseiten, während die vierte Seite des quadratischen Baues von einer großen Kaskade gebildet wird, die von dem Zwingerwalle über Felsen in ein mächtiges Bassin herabstürzt. In der Mitte des Hofes befand sich früher ein zweites großes Bassin und neben diesem noch zwei kleinere. Ihre Stelle vertritt jetzt eine große Rasenfläche. Die Mauernischen sind mit Nymphenstatuen besetzt, die eingespannten Pilaster zeigen Tropfsteinrustika, die Balustraden sind mit Statuen und Fruchtkörben gekrönt. Der Pracht des hier geschilderten Aeußeren des Zwingers entspricht die prunkvolle Ausstattung des Innern, die leider nur in einem einzigen der zahlreichen Säle, dem des südwestlichen Pavillons erhalten geblieben ist. Es würde den Raum dieses Aufsatzes weit überschreiten, wollten wir uns hier näher mit der Inneneinrichtung der Zwingerräume beschäftigen; dies mag einem späteren eigenen Aufsatze vorbehalten bleiben. Wenn wir rückschauend das Kunstwerk Pöppelmann's noch einmal zusammenfassend betrachten in der zwingenden Genialität seiner Anlage, in seinem trotz aller Ausgelassenheit der Conception, aller Hinneigung zum Malerischen dennoch einheitlichen, festen, ganz bestimmten Grundaccord, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß er, was Pöppelmann gar nicht mit ihm zu schaffen beabsichtigte: ein monumentales Baudenkmal ist. Es ist das Protypon einer sächsischen Baukunst. Wohl nennt auch Pöppelmann in der Widmung seines Kupferstichwerkes den Zwinger ein Denkmal, aber bescheidener Weise nicht ein Denkmal der Baukunst, wie er es nach Recht und Fug hätte nennen können, sondern ein Denkmal der hohen Einsicht und vollendeten Kunstkenntniß des Königs. Und dennoch ist er in Stimmung und Durchführung der Gesammtcomposition die eigenste Schöpfung Pöppelmann's, das nirgends die Anlehnung an vorhandene Vorbilder verräth, das sich als eine ganz individuelle baukünstlerische Leistung darstellt. Die französischen Barockbauten des 18. Jahrhunderts, die Pöppelmann noch am ehesten als Muster für sein Werk gedient haben könnten, weisen nicht entfernt die sprudelnde Lebendigkeit, die quellende Frische und den unerschöpflichen Phantasiereichthum auf, die wir in dem Zwingerbau bewundern. Der in ihm zum Ausdruck gebrachte Barockstil wird und muß daher für alle Zeiten den Namen eines „sächsischen" oder noch bezeichnender ausgedrückt eines „Dresdner Barockstils" tragen.

Bücherbesprechungen.

— Dr. **Walter Bormann**, **Der Schotte Home**, ein physiopsychischer Zeuge des Transscendenten im neunzehnten Jahrhundert. Leipzig, Oswald Mutze, o. J. 92 S. — Auf dem Grabstein des berühmten Spiritisten steht der Bibelspruch 1. Cor. 12, 10: „einem andern ist es gegeben, die Geister zu unterscheiden." Es sind in der angeführten Stelle durchaus nicht die Geister, die spirits gemeint, mit denen Home es in seinem reichbewegten phantastischen Leben zu thun hatte. Aber eine gewisse Rechtfertigung findet das Citat durch den tiefen sittlichen Ernst, der sich durch das Leben des merkwürdigen Mannes hindurchzieht, und der weit entfernt ist von dem tändelnden Spiel betrügerischer und längst entlarvter Medien. War Home das willenlose Opfer einer fortgesetzten inneren Täuschung, wie Dr. Cyriax, der bekanntlich am Rückenmarke litt, oder hatte er wirklich die Gabe, in die jenseitige Welt zu schauen? Jedenfalls bleibt im Angesicht des Spiritismus für das neue Jahrhundert ein Rest übrig, der bisher noch nicht erklärt worden ist. Wir sind so aufgeklärt — und „dennoch spukt's im Tegel". Interessant ist die Lebensbeschreibung auf jeden Fall, auch für den Leser, der grundsätzlich sich ablehnend verhält, gleich dem Ref.

J. J.

— **Amalie Joachim.** Blätter der Erinnerung. Dem Freundes- und Schülerkreise der verewigten Meisterin gewidmet von **Olga Plaschke**. „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Literatur und Musik. Berlin, W. 8. Preis 1 ℳ. — Dies nur 39 Seiten zählende, mit einem trefflichen Porträt geschmückte Schriftchen ist gut gemeint, auch hübsch geschrieben — eine künstlerische Würdigung der verstorbenen großen Liedersängerin ist es nicht und beansprucht auch nicht eine solche zu sein. Auf alle Fälle bezeugt die dasselbe durchströmende Gefühlswärme, daß Amalie Joachim es verstand, die Liebe und Begeisterung ihrer Schüler zu erwecken. Um ihrer selbst willen nur hätten wir gewünscht, daß einige der ihr als Lehrerin in den Mund gelegten Aussprüche ungedruckt geblieben wären; denn sie stellen ihre Lehrbegabung wie ihre Auffassung des Lehrberufes in ein zweifelhaftes Licht. „Die Stimme muß wie eine Schraube herausgehen und herauskommen." „Zuweilen durch die Nase bei geschlossenem Munde singen als Uebung." Das sind seltsame Lehren! „Bei Läufern — Uebungen — ohne aufzuhören, weiter gehen und sich durch nix verblüffen lassen!" — „Sich a bissel keck einen Schubbs geben, dann lauft die Stimme besser runter!" Sagte Amalie Joachim das wirklich? Und rieth sie ihren Schülerinnen, statt sie die correcte Ausführung von Läufern und Coloraturen zu lehren, den Hörer durch keckes Hinausschleudern figurirter Phrasen über deren mangelhafte Wiedergabe zu täuschen? Wir können's und wollen's nicht glauben. J—.

— **Ueber die Religion.** Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von **Friedrich Schleiermacher**. Zum Hundertjahr-Gedächtniß ihres ersten Erscheinens in ihrer ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben und mit Uebersichten und Vor- und Nachwort versehen von Lic. **Rudolf Otto**, Privatdocent an der Universität Göttingen. Mit 2 Bildnissen Schleiermacher's. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1899. Preis 1,50 ℳ, geb. 1,80 ℳ. — Der Unterzeichnete, der kürzlich (Nr. 74) in der Wissenschaftl. Beilage dieser Zeitung auf das Jubiläum des berühmten Schleiermacher'schen Buches hingewiesen hat, kann zu seiner großen Freude nachträglich anzeigen, daß eben diese Tage uns das Erscheinen einer ganz vorzüglichen Säcularausgabe gebracht haben. Gegenüber den durch mancherlei spätere Zuthaten verdorbenen Ausgaben der „Reden über die Religion", wie sie bis jetzt in unsern Händen zu sein pflegten, ist diese Otto'sche ein Originalabdruck der Reden nach ihrer ersten Gestalt, dazu mit trefflichen ein- und ausleitenden Bemerkungen versehen. Die in ihrer äußeren Ausstattung rühmenswerthe und dabei doch so billige Ausgabe ist ein großes Verdienst des Herausgebers und der Verlagsbuchhandlung. Es ist zu wünschen, daß sie die vielfach schlechten landläufigen Nachdrucke verdränge, und es ist noch lebhafter zu wünschen, daß sie dem herrlichen Buche viele neue, bewundernde Leser erwerbe. A. Neuberg.

— Dr. A. Huther: **Die psychologische Grundlage des Unterrichts.** Sammlung von Schiller und Ziehen. II. Band, 6. Heft. Berlin, Reuther & Reichard. 83 Seiten. 2 ℳ. — Der Verfasser giebt nach den Forschungen von Herbart und Wundt eine knappe und anschauliche Uebersicht über die

psychologische Grundlage des Unterrichts. Er weist dabei mit Recht darauf hin, daß es eine logische Schulung im gewöhnlichen Sinne des Worts, und ebenso, daß es Lehrfächer von besonderer formalbildender Kraft gar nicht giebt. Was man aber unter sprachlich-logischer Bildung gewöhnlich versteht, rasche Auffassung, richtiges Urtheil, klare Gedankendarstellung, das erscheint nicht an die formalbildenden Fächer gebunden. Den seit Herbart geläufigen Begriff der Apperception zerlegt der Verfasser in Wahrnehmung (passive Apperception) und Denken (active Apperception) und er behandelt hiernach im 1. Theile die Verschmelzung der Sinnesempfindungen, die Assimilation, die Complication und Association der Vorstellungen und im 2. Theile die einfachen und zusammengesetzten Functionen des Denkens. Das Buch ist lesenswerth und vermag auch den mit der neueren Pädagogik weniger vertrauten Lesern eine gute Uebersicht über den derzeitigen Sachstand zu geben. E.

— Studentenleben im 17. Jahrhundert. Culturgeschichtliche Bilder von C. Beyer. Schwerin in Mecklenburg, Verlag von Fr. Bahn, 1899. Preis 2 ℳ. — Das Jahrhundert des großen Krieges, das verrohend und entsittlichend auf sämmtliche Volkskreise, hohe wie niedere, gelehrte wie ungelehrte, wirkte, erzeugte natürlich auch auf den Hochschulen allerlei bedenkliche und häßliche Auswüchse. Es war die Blüthezeit des Pennalismus, und wie arg den blöden Bürschchen, die, stolzer Hoffnung voll, einer Universität zuzogen, von den membris academiae mitgespielt wurde, davon giebt das vorliegende Buch, zumeist auf Grund gleichzeitiger Quellen, anschaulichen Bericht. Die Schilderungen würden an Werth gewonnen haben, wenn überall die Gewährsmänner angeführt und die Bräuche der einzelnen Hochschulen oder sogar der Nationen (Landsmannschaften) getrennt behandelt worden wären. Denn mit der Aufzählung der benutzten Bücher (S. 136—138) ist wenig gethan, und die zusammenfassende Darstellung in „culturgeschichtlichen Bildern" erweckt den Verdacht, daß dem Verfasser mehr um unterhaltsame Abrundung zu thun war, als um geschichtliche Treue. Gesteht er doch selbst zu (S. 38), daß er absichtlich die schlimmsten Dinge zusammengetragen habe und daß darum Manches sich greulicher anhören möge, als es in Wirklichkeit gewesen sei. Auch die breitspurigen Redensarten, wie z. B.: Es wäre kaum nöthig, dieser deutlichen Rede noch Etwas hinzuzufügen; aber da ein Weiserer als ich es doch für schicklich gehalten hat, so will ich mich fügen und seinen tiefen Sprüchen lauschen (S. 46) u. dgl. m. gereichen der Darstellung nicht zum Vortheile. Trotz dieser Ausstellungen legt man das Buch aus der Hand mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß das heutige akademische Leben denn doch in vieler Beziehung hoch über dem des siebzehnten Jahrhunderts steht. Und wenn einsichtige Lehrer an deutschen Hochschulen wie Professor Ziegler in Straßburg den noch jetzt herrschenden Schäden und Mißbräuchen des studentischen Treibens mit ernster Entschiedenheit zu Leibe gehen, so giebt uns ein Rückblick auf die haarsträubenden Roheiten, die vor zwei Jahrhunderten im Schwange waren, die Zuversicht, daß es dem zwanzigsten Jahrhundert gelingen wird, noch manchen alten Zopf, der sich bis in unsere Tage zu erhalten gewußt hat, abzuschneiden und den gräßlichen Folterwerkzeugen des depositoris beanorum (S. 28) beizugesellen. R. B.

— Katechismus der Projectionslehre mit einem Anhange: die Elemente der Perspective. Von Julius Hoch, Ingenieur, Lehrer an der königl. sächsischen Baugewerkschule mit Tiefbauschule in Zittau. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 121 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1898. — Der Verfasser des vorliegenden Leitfadens hat sich die Aufgabe gestellt, in erster Linie mit dem Büchlein eine Grundlage für sachgemäßes technisches Zeichnen zu liefern. Die Erreichung dieses Zieles wird durch die zahlreichen klaren Abbildungen wesentlich erleichtert. Da bei jedem noch so reich ausgestatteten kunstgewerblichen oder gewerblichen Gegenstande sich bei Hinweglassung der Ornamente stets gewisse Grundformen erkennen lassen, die immer wieder zum Vorschein kommen, so ist auf die Einübung dieser Grundformen zur Erlernung der Projectionslehre besonderer Nachdruck gelegt worden. Tr.

— Katechismus der Raumberechnung von Prof. Dr. C. Pietsch. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 55 Abbildungen. In Originalleinenband 1 ℳ 80 ₰. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. 1898. — Dieser Katechismus der Raumberechnung giebt Jedem, der nur mit den einfachsten Rechnungsoperationen vertraut ist, ausreichende Anleitung, den Inhalt geometrischer Flächen und Körper zu berechnen. Die Anwendung der zur Berechnung dienenden Formeln wird stets an bestimmten Beispielen gezeigt. Die Formeln selbst sind nicht mathematisch abgeleitet, aber trotzdem mit Hilfe der in der Einleitung gegebenen Erläuterungen leicht zu verstehen. Den Anwendungen der Raumberechnung auf Erdmassen, Baumstämme und Gefäße ist ein besonderes Capitel gewidmet. Die ganze Darstellung ist klar und leicht verständlich. Tr.

— Das Buch der Träume für die gebildete Welt, von Prof. Dr. Hegewald. 2te vermehrte Auflage. Leipzig 1899. Verlag von Emil Kunze. 106 Seiten, Preis 1,20 ℳ. — „Ein merkwürdiges inhaltreiches Buch, das Niemand unbefriedigt bei Seite legen wird. Es wird sehr wenig Bücher geben, wo (!) so viel Material, namentlich historisches, so klar zur Darstellung gebracht worden ist, wie hier." Also der Waschzettel! Merkwürdig ist Referenten das Buch allerdings vorgekommen, besonders, da der Verfasser ein Mediciner sein will. Es enthält nichts von irgend einem Versuch, die Traumvorgänge psychologisch oder physiologisch zu erklären, dagegen bringt es in ziemlich willkürlicher Reihenfolge eine Menge von einzelnen Traumerlebnissen, woran sich Winke für die Traumauslegung knüpfen. An die Erzählung historisch überlieferter Träume bekannter Persönlichkeiten werden öfters absolut nicht zur Sache gehörige Bemerkungen angeschlossen, so wird S. 45 von der hl. Elisabeth bemerkt, sie hätte ihr Leben anders einrichten können, und anstatt einer „tadelnswerthen Frömmelei zu fröhnen" sich lieber der schönen Erde freuen sollen. Die Sprache ist an vielen Stellen ungeschickt, oft geradezu grammatikalisch unrichtig. Interessant war es mir übrigens, auf S. 70 zu erfahren, daß die Jungfrau Maria die 2te Gemahlin des Joseph von Nazareth gewesen ist. Man lernt doch niemals aus! Klugen Männern und Frauen, wie solche ja noch vielfach in unserem aufgeklärten Jahrhundert consultirt werden, kann die Arbeit ebenfalls als zweckdienlich empfohlen werden, freilich kann eine Garantie für die Richtigkeit der mitgetheilten Traumauslegungen nicht geleistet werden. W. B.

— Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei von Max Hesdörffer. Verlag von Gustav Schmidt (vorm. Rob. Oppenheim) in Berlin 1899. Lieferung 2 (mit 2 Tafeln in Tondruck und 27 Textbildern) und Lieferung 3 (mit 25 Textbildern), à 75 ₰. — Unsere gute Meinung von dem außerordentlichen Gebrauchswerthe dieses Buches wird nach der Durchsicht der beiden vorliegenden Lieferungen eine immer festere und es ist wiederum namentlich die so ganz und voll aus praktischer Erfahrung schöpfende Darstellungsweise des Verfassers, welche uns besonders gefällt. Wir kennen kein gleichartiges Werk, in dem z. B. alle die Arbeiten, welche den Besitz einer gewissen Handfertigkeit zu ihrer Ausführung voraussetzen, derart anschaulich in Wort und Bild vorgeführt sich finden, wie das in Hesdörffer's Werke (man vergleiche diesbezüglich nur die vom Ein- und Verpflanzen, vom Gießen und Waschen, vom Schneiden und Aufbinden der Zimmergewächse handelnden Capitel!) der Fall ist. Es enthalten diese beiden Lieferungen weiter noch gute Abhandlungen über die thierischen und pflanzlichen Feinde der Zimmergewächse und deren zweckmäßigste Vernichtung, bezüglich Fernhaltung, über die häufigsten Zimmerpflanzenkrankheiten und deren Heilung, ferner sehr beherzigenswerthe Rathschläge in Bezug auf Einkauf und Transport, resp. Verpackung von Zimmerpflanzen, auf das Aufbewahren und Antreiben von in Vegetationsruhe sich befindenden Knollen und Zwiebeln, Regeln über die Sommerbehandlung der Stubengewächse, über eine Einrichtung und Bepflanzung von Blumenkästen, welche ausgezeichnet sind. Eine prächtig illustrirte Schilderung moderner, als Zimmerschmuck dienender Blumenvasen und der Anfangstheil einer Detailbeschreibung empfehlenswerthester Zimmerpflanzen vervollständigen den Textinhalt der 3. Lieferung. Von den Bildertafeln stellt die erste einen auf der großen Gartenbau-Ausstellung zu Hamburg mit erstem Preise prämiirt gewesenen Blumentisch aus Naturholz, die zweite ein (ebenfalls voll besetztes) Pflanzen-Aquarium, Zimmercultur des Verfassers, dar. Alle diese Darbietungen sind mustergiltig. Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 97. Dienstag, den 22. August, Abends. 1899.

Goethe's Urfaust.

Der 28. August wird noch von besonderer Seite gefeiert werden. Heute sei es gestattet, zur Einleitung des Jubiläums auf das Verhältniß des neuentdeckten Urfaust zum Faust, wie er in Aller Händen ist, hinzuweisen. Auch das wird seine guten Früchte tragen, die sehr nöthig sind.

Bekanntlich war der Urfaust, d. h. der Faust, wie ihn Goethe, dessen Werke zum Theil erst nach langer Umbildung (Götz, Iphigenie, Tasso u. s. w.) ihre letzte Form erhielten, eine Zeit lang verschollen. Die Blätter, welche die erste, nach des großen Dichters Endurtheil mangelhafte Niederschrift enthielten, waren von diesem vernichtet worden. Da gelang es neuerdings, im Nachlaß des Hoffräuleins v. Göchhausen, die das Ziel so mancher lustiger Angriffe des jungen genialen Dichters und seines gleichaltrigen und gleich zu Tollheiten aufgelegten fürstlichen Gönners, des Herzogs, spätern Großherzogs Karl August war, eine Abschrift des Urfaust aufzufinden, die einzige, die bisher entdeckt worden ist, vielleicht die einzige, die überhaupt noch vorhanden ist. Sie wurde veröffentlicht, steht in der großen Weimarer Ausgabe der Werke Gothe's und ist als Einzelabdruck erschienen unter dem Titel: Goethe's Faust in der ursprünglichen Gestalt nach der Göchhausen'schen Abschrift herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar, Böhlau. Der Abdruck liegt jetzt in 4. Auflage vor. Auch öffentlich vorgelesen ist dieser Urfaust worden und hat dabei natürlicher Weise großes Interesse erregt. Wie das Urtheil über diesen Urfaust nach diesen Vorlesungen ausgefallen ist, wie der Vergleich sich zwischen beiden Fassungen, der älteren und jüngeren, gestaltet, dies wird sich aus Folgendem ergeben, das sich mit dem Charakter des Werkes oder, besser gesagt, beider Werke beschäftigen soll. Denn es sind thatsächlich zwei grundverschiedene Werke, die uns im Urfaust und Faust vorliegen. Der Urfaust bildet, wie schon gesagt, die erste Niederschrift, die der noch junge Dichter von seinem größten Werke verfaßte, dessen Anfänge in die Zeit der Sturm- und Drangperiode fallen und auch ganz nach derselben aussehen, so daß der Dichter Gotter in seiner poetischen Epistel an Goethe schreiben konnte, indem er für ein eigenes eingesandtes Werk als Gegengabe den Faust des jungen Genossen und Freundes heischte:

> Schick mir dafür den Doctor Faust,
> Sobald dein Kopf ihn ausgebraust.

Bekanntlich dauerte es noch ein langes Menschenleben, bis der Wunsch Gotter's, der darüber hinstarb, in Erfüllung ging. Auch ward aus dem Faustgebrause ganz etwas Anderes, als anfänglich gefordert wurde, ein abgeklärtes, classisches Werk. Doch nun zu diesem Urfaust selbst! Beginnen wir zunächst mit einer Charakteristik des Werkes. Dasselbe beginnt wie das Fragment vom Jahre 1791 mit dem großen Monolog, der mit dem Zwiegespräch mit Wagner schließt. Einzelheiten mögen kurz erwähnt werden, auch wenn sie von nebensächlicher Bedeutung sind. So heißt es im Urfaust nicht:

> Der trockne Schleicher stören muß,

sondern:

> Der trockne Schwärmer stören muß.

Die Möglichkeit eines Schreib- oder Hörfehlers wollen wir einmal abweisen. Aber dachte hier thatsächlich, wie behauptet worden ist, der junge Dichter nicht an den Famulus Wagner der Faustsage, sondern an seinen Freund und Strebensgenossen Leopold Wagner, der ihm trotzdem kein guter Freund war, da er ihm seine Gretchengeschichte stahl und in der „Kindermörderin“ verwerthete? Dann wäre der Ausdruck insofern berechtigt, als aus Schwärmern, Stürmern und Drängern sehr häufig im späteren Leben die schönsten Philister werden, denen das Beiwort trocken nur zu sehr gebührt. Doch weiter in der Sache! Hieran reiht sich sofort unvermittelt die Scene zwischen Mephisto (im Schlafrock, eine große Perücke auf) und dem Studenten, die allerdings mit der späteren Schülerscene nur in einzelnen Theilen, z. B. in der bedeutsamen Aussprache über die vier Facultäten Gemeinsames hat. Den Eingang bildet eine humoristische Unterhaltung über die Leipziger Garçonlogisverhältnisse, die „Buden“, wie sie zu Goethe's Zeit, d. h. des Jünglings Goethe, im Schwange waren, alles Das, was ein Studentengemüth zu interessiren pflegt. Es liegt auf der Hand, daß diese Stellen nicht auf der vollen Höhe der Situation stehen können, ganz wie es bei dem Ton der noch zu kennzeichnenden Scene in Auerbachs Keller auch der Fall ist. Andererseits sieht man so recht in das Werden und die Werkstatt des jungen Poeten hinein, der frisch in das Leben griff, unbekümmert darum, ob es seinem Gegenstand geziemte oder nicht. Diejenigen behalten Recht, die behaupten, der Faust sei ursprünglich ein Niederschlag von Empfindungen gewesen, die sich an das Thema von Faust nur lose angereiht haben. Auch sieht man, aus wie bescheidenen Anfängen oft große Dichtwerke zu entstehen pflegen, wofür andere große Dichter auch Beispiele beisteuern könnten. Man begreift aber auch, daß Goethe, der gereifte Mann, sich erröthend gezwungen sah, diese naiven Anfänge zu vernichten. Dann folgt gleich die Scene in Auerbach's Keller, aber gleichfalls in minderwerthiger Gestalt. Die Scene ist zum Theil in Prosa verfaßt, die an die wilde, regellose, aber doch den unmittelbaren Ton des Lebens oft glücklich treffende Art und Weise der Sturm- und Drangperiode erinnert, die Goethe später so mit Abscheu erfüllte. Das Bezeichnende an dieser Scene ist, daß Faust zum Theil die Rolle des Mephisto der späteren Scene übernimmt, in Anlehnung an das Faustbuch. Ungleich würdiger fühlt sich später Faust im Kreise der wüsten Altburschen gelangweilt, ja von denselben angeekelt. Man sieht, wie Mephisto, der im Grunde genommen doch schlechte Menschenkenner, sich gründlich täuscht, wenn er meint, Faust durch flache Unbedeutendheit mürbe zu kriegen. Nur ein paar Worte zum Gruß spricht Faust, um dann nach dem Vortrag des Liedes zu Mephisto zu sagen:

> Ich hätte Lust, nun abzufahren.

Wie anders hier! Hier treibt Faust, der Tausendkünstler des Mittelalters, selbst seinen Hokuspokus mit den bezechten Studenten, indem er den Wein fließen läßt. Statt des:

> Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
> Doch ihre Weine trinkt er gern.

heißt es hier: die Franzosen kann ich nicht leiden, so großen Respect ich vor ihrem Wein hab. — Und das Ganze klingt wieder in Leipziger Studentenreminiscenzen aus: Frosch. Ich hab ihn auf einem Fasse hinausreiten sehen. Alten (für Altmayer). Hast Du! Da ist gewiß auf dem Markt nit sicher. Wie kommen wir nach Hause? Brander: Siebel geh zuerst! Siebel: Kein Narr! Frosch: Kommt. Wir wecken die Häscher unterm Rathhaus, für ein Trinkgeld thun die wohl ihre Schuldigkeit. Fort! Siebel: Sollte wohl der Wein noch laufen? Alten: Bild dir's nicht ein! Trocken wie Holz! Frosch: Fort ihr Bursche! Fort! — Dann kommt der später gestrichene und in die Paralipomena verwiesene kurze Dialog:

> Faust.
> Was giebt's, Mephisto? Hast du Eil?
> Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?
> Mephisto.
> Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurtheil.
> Allein genug, mir ist's einmal zuwider.

Dann in unmittelbarem Anschluß Faust's:

> Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen,
> Mein Arm und Geleit ihr anzutragen?

Es wird uns hier klar, warum Manches im späteren Fausttext

uns hie und da befremdend, ja burschikos anmuthet. Bedenkt man aber die Herkunft der Scenen, die dem Geiste eines jungen, übersprudelnden Musensohnes, der auf Formen nicht viel Rücksicht nahm, entsprangen, so begreift man Manches, auch das Folgende, oben schon Angeführte, das einen fein empfindenden Leser vielleicht verletzen kann. Ein Studiosus, der Wein im Kopf hat, kann so etwas vielleicht — vielleicht, sagen wir, die Sturm- und Drangperiode muß auch hier als Entschuldigung herangezogen werden — sagen, ein Mann wie Faust, auch wenn er aus der Hexenküche kommt, wozu hier noch gar keine Aussicht war, nicht. Ein Beitrag zur Faustkritik! Auch die folgenden Scenen, die Faust's Verhältniß zu Gretchen behandeln, sind in demselben freien Stile gehalten und entsprechen im Wesentlichen Dem, was wir aus dem Fausttexte kennen. Das Lied

Es war ein König in Thule

ist natürlich in der älteren, vielleicht noch schöneren Fassung enthalten. In Mephisto's Entrüstungsrede über den vom Pfaffen gestohlenen Schmuck heißt es:

Hätt' Einer auch Engelsblut im Leibe,
Er würde da zum Heringsweibe —

was Goethe geschmackvoller Weise später gestrichen hat. Nun folgen die Scenen mit der alten Hexe Martha, dem Urtypus einer Kupplerin, die selbst den Teufel beim Wort nimmt. Am Schluß heißt es, als Gretchen Faust abweist, der sie begleiten will:

Die Mutter würde mich! Lebt wohl!

Im jetzigen Text steht:

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Also ein Gedankenstrich dahinter. Der Gedanke soll vom Leser oder besser Hörer weiter ausgeführt werden. Die erste kernige, derbere Form ist wohl schöner. Im Gretchenmonolog heißt es statt des blassen

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin

vielleicht schöner, leidenschaftlicher, ja sinnlicher, sicher schöner

Mein Schos! Gott! drängt
Sich nach ihm hin.

Soll man solche ungemein herrliche Stellen, die die nivellirende Hand des Dichters später strich oder milderte oder änderte, in ihr früheres Recht einsetzen? Nein. Doch davon später! Faust's Bekenntniß:

Versprich mir, Heinrich!

die Scene am Brunnen ist mit dem Bekannten identisch. Das Gebet vor der mater dolorosa, das bei den im Eingang genannten Recitationen des Urfaust Frau Niemann-Raabe zu so unendlicher Wirkung brachte, hat die überaus anschauliche Wendung:

Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz ab zu meiner Noth.

Später heißt es, viel mehr abgeblaßt:

Ach neige,
Du Schmerzensreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth.

Dies ab ist aber viel schöner. Die schmerzensreiche Mutter sieht auf ihr Leid, ihren hingemordeten Sohn im Geiste herab, auf die Schwerter, die in ihren Busen gedrungen sind. Gretchen bittet sie, sie solle sich von diesen ihren immerwährenden Gedanken ablenken und zu ihr, dem betenden Menschenkinde, der Sünderin, blicken. Wie anmuthend! Weiter heißt es:

Das Schwert im Herzen
Mit tauben Schmerzen
Blickst du zu deines Sohnes Tod.

Tauben ist sehr schön! Es ist möglich, daß der bloße Wortklang Goethe später das tausend, das ungleichwerthig an dessen Stelle steht, eingegeben hat. Aber tauben ist doch sehr schön! Im Dom heißt es: Exequien der Mutter Gretchen's, woraus wir bestätigt finden, daß der Gottesdienst, bei dem Gretchen in Ohnmacht fällt, thatsächlich dem Seelenheil der durch Faust's und Gretchen's Zusammenkunft Hingemordeten gilt. Bekanntlich ist das früher schon gemuthmaßt worden. Hier wird es bestätigt. Dann kommt allein für sich Valentin's Monolog:

Wenn ich so saß bei einem Gelag,

der aber ohne die weiteren sich daran knüpfenden furchtbaren Folgen bleibt. Dann Faust's wenig würdiges Ständchen, das einer bereits Entblätterten gilt, dann der Prosadialog: Im Elend! Verzweifelnd! Dann der Ritt auf den schwarzen Zauberpferden:

Was weben die dort um den Rabenstein?

Und endlich die Kerkerscene! Letztere ist noch ganz in Prosa gehalten. Goethe empfand das später so gräßlich, daß er zur Milderung der Wirkung die Scene in Verse umtrug, auch einige bedeutende, bemerkenswerthe Aenderungen veranlaßte. Doch davon später noch! So wie die Scene ist, konnte sie ein anderer Stürmer und Dränger, etwa Leopold Wagner oder Lenz, zur Noth auch geschrieben haben. Wir kommen noch auf die Läuterung durch die italienische Reise zurück. Am Schluß lesen wir: Sie ist gerichtet! Ist gerettet. Her zu mir! Heinrich! Heinrich! — Hier im Urfaust fehlt freilich das Herrische:

Her zu mir!

das so recht die Abhängigkeit des Mannes, der sich dem Teufel verschrieben hat, von diesem kennzeichnet, wie das hochbedeutsame:

Ist gerettet!

das wie aus einer andern Welt aus der Brust des Hörers herausklingt und dem ganzen fürchterlichen Drama seinen versöhnenden Abschluß giebt. Doch davon, wie gesagt, noch weiter unten. So endet der Urfaust, aus dem wir doch wenigstens noch folgende Stelle aus den Reden Margretens mittheilen möchten, die uns so recht Einblicke in die verwirrte Seele des armen Geschöpfes, ihren an Irrsinn grenzenden Zustand thun läßt. Gretchen sagt zum Schluß in dieser wundervollen Prosa: Tag! Es wird Tag! Der letzte Tag! Der Hochzeit Tag! Sag's Niemand, daß du die Nacht vorher bei Gretchen warst. Mein Kränzchen! Wir sehn uns wieder! Hörst du die Bürger schlürfen nur über die Gassen? Hörst Du? Kein lautes Wort. Die Glocke ruft. Krack, das Stäbchen bricht. Es zuckt in jedem Nacken die Schärfe, die nach meinem zuckt. Die Glocke hör! — Wer kein Gefühl hierfür hat, der hat kein Gefühl für Poesie überhaupt. Wenn der junge Schiller seinen Beruf für die dramatische Dichtkunst schon dadurch bewährte, daß er den Schluß der Räuber schrieb, der trotz aller sonstigen Roheiten im Stück doch durch seine entschieden sittliche Tendenz von allen ähnlichen Anfängerwerken vollauf und zum Vortheil des Werkes und seines Schöpfers abstach, so hat auch der junge Goethe hier durch diesen hochsittlichen Schluß bewiesen, daß er mehr war als die im Grunde genommen doch unfähigen Genossen Wagner und Lenz und hoch über diesen stand.

Aus dieser kurzen Inhaltsangabe sieht man schon, was an dem Werk ist. Es ist eine erste flüchtige Niederschrift, ein Jugendwerk von jener Art, in der sich Unvollkommenheiten mit glücklichen Zügen in Menge und Fülle mischen, die man in jüngeren Jahren so gern für Genie hält. Es ist sogar gar keine Frage, daß der Urfaust haushoch über ähnlichen Producten von Lenz, Klinger, Wagner u. A. emporragt, trotzdem dieselben das Werk bei besonderer Kraftanstrengung als Ganzes noch hätten schreiben können. Der breite Raum der Liebesgeschichte, die in dem ursprünglichen Faustbuch lediglich bedeutungslose Episode ist, entspricht ganz der Neigung Goethe's für erotische Themen, die schon dem sogenannten Leipziger Liederbuch in fast bedenklicher Weise das Gepräge verliehen, ist durchaus individuell und auch in der späteren Faustfassung mehr als bloße Episode geblieben. Und doch sagt man sich, wäre nichts als dieser Urfaust auf uns gekommen, so würden wir doch nur einen Ansatz zum großen und Bedeutenden gehabt haben, kein wirklich Großes und Bedeutendes selbst. Man würde gesagt haben in Betracht des Verfassers, ein bemerkenswerthes Talent, aus dem sich etwas hätte entwickeln können. Schade, daß es sich nicht wirklich entwickelt hat! Um die ganze Entwickelung zu begreifen, die Goethe durchmachte, Goethe's Größe zu begreifen, die ihn hoch über den Chor der bloßen Stürmer und Dränger erhob, die der Reifgewordene später mit Recht abstieß, die ihn befähigte, ja nöthigte, diese Wandlung, Mauserung und Reinigung seines Wesens durchzumachen, ist es nothwendig, auf die italienische Reise zurückzugreifen, auf die schon oben angespielt worden ist.

Es ist vollständig falsch und zeugt von wenig Verständniß für den Dichterfürsten, wenn man diese italienische Reise mit ihrem wunderbaren Zauber etwa als einen Commentar zu einer Italienreise betrachtet, als einen Reiseführer schlechthin, als Bekenntnisse über Erlebnisse daselbst. Nichts weniger als das ist diese Reise! Ja, als Reiseführer besteht sie schlecht, da sie auf die gewöhnlichen Bedürfnisse des Touristen kaum Rücksicht nimmt und ihr Irrthümer nachgewiesen worden sind. Da stehen correcte Führer durch Venedig, Rom, Neapel viel höher und erfüllen ihren Zweck weit besser. Ja, selbst Franz v. Gaudy's lustige Italienreise, die im gelobten Lande der Kunst nur die Schattenseiten sieht und aus Florenz ein Flohrenz macht, spricht mit ihrem humoristischen Tone weit mehr zum Durchschnitt der Reisenden, die an Ort und Stelle meist mehr das Unangenehme als das Angenehme zu sehen pflegen, ihrer eigenen Natur zu Liebe. Was

der italienischen Reise Goethe's erst ihren Werth verleiht, ist der Hintergrund von des Schreibenden großer Persönlichkeit, die sich durch eine charakteristische Flucht, gleich Luther, Hutten, Schiller u. A., aus unhaltbar gewordenen Zuständen rettete und im Süden Heilung von Wunden und Läuterung suchte. Beides ist Goethe reichlich zu Theil geworden. Man sehe sich einmal die Werke an, die er vorher geschrieben hat und die nachher entstanden sind, am besten die, die vorher gedichtet wurden und während und nach der Reise umgeschaffen wurden, eine andere, höhere Form erhielten. Zu diesen gehörte auch der Faust. Doch schadet es auch nicht, einen Rückblick auf andere Werke zu werfen, die gleichfalls durch die italienische Luft eine höhere Weihe erhielten. Sogar minderwerthige Stücke, Singspiele wie Claudine von Villa Bella und anderes für uns jetzt nebensächlich Gewordenes nehmen daran Theil. Von Iphigenie gar nicht zu reden, die am Ufer des Gardasees, dessen Fluthen dem Dichter die des Schwarzen Meeres vor die Seele zauberten, wo die Reine, angeblich Geopferte das Land der Griechen mit der Seele suchte, ihre rhythmische Form erhielt, auch von Tasso nicht, dessen Prosaform uns vor der Hand leider noch vorenthalten wird, bis ein günstiger Zufall etwa die ungebundene Fassung noch an das Tageslicht fördern sollte. Doch nun zum Faust zurück! Wie wir sahen, lag er zuerst in minderwerthiger, ja burschikoser Form vor. Was aber ist aus ihm nachher erst so recht geworden! Das Fragment von 1791 beweist das zur Genüge. Was hat sich Alles aus dem Urfaust unter dem Einfluß der südlichen Sonne und der classischen Umgebung, der antiken Erinnerungen herausgebildet. Selbst die nordisch-fantastische Hexenküchenscene entstand hier, im Garten der Villa Borghese zu Rom geschrieben, und athmet trotz aller charakteristischer Eigenart doch griechischen Geist. Denn hier schaut Faust nach dem Feuertrank, der ihn befähigt, mit Kraft in's Leben zurückzutreten, das Urbild aller Schöne, ein helenaartiges Wesen oder Helena selbst, die ihn nach dem Gretchen später noch beschäftigen soll und deren göttliche Erzeugung Anlaß zu einer reizenden Schilderung im Munde des kleinen klugen Mannes Homunculus im zweiten Theil des Faust werden sollte. Fehlt hier auch noch der Zusammenhang zwischen den ersten Scenen und den späteren, der Pact mit dem Teufel, so ist doch Alles auf ein gleichmäßiges, vornehmes Niveau gehoben worden, dem hier und da unzweifelhaft Schönheiten zum Opfer gefallen sind, aber mit einer gewissen Nothwendigkeit. Gewiß ist es reizend, wenn Gretchen ursprünglich das Kästchen öffnend ausruft:

Was Guckguck mag da drinne sein!

Aber im Interesse des Ganzen, der Uebereinstimmung der einzelnen Theile untereinander mußte diese frankfurterische Reminiscenz, das allzu Natürliche fallen und daher gesetzt werden:

Es ist doch wunderbar! Was mag wohl drinnen sein!

Die burschikosen Erinnerungen an Goethe's Studentenzeit in Leipzig sind gestrichen, was wohl Niemand beklagen wird. Dafür treten wir gleich auf höheren Boden. Die Schluß- und Kerkerscene, die übrigens im Faustfragment von 1791 noch fehlt, das mit Gretchen's Ohnmacht schließt, ist, da sie Goethe in ihrem Naturalismus und ihrer zu unmittelbar an's Herz des Hörers gehenden Prosa unleidlich, ja gräßlich erschien, in Verse umgewandelt worden. Und in was für Verse! Dramatisch, lebendig, kräftig und eigenartig, wie sie vorher nicht gekannt waren und später kaum erreicht worden sind. Erst so rechtfertigt sich der bekannte Ausspruch, daß die Kerkerscene im Faust das Höchste bedeute, was die dramatische Poesie der Deutschen hervorgebracht habe. Durch das

Ist gerettet!

das auf das

Sie ist gerichtet!

folgt, wird erst Versöhnung in das grelle Bild gebracht, da dies

Ist gerettet!

wie schon bemerkt worden, wie aus der Brust des Hörers herauszutönen scheint, der Gretchen trotz ihres Falles und Verbrechens freispricht. Das

Ist gerettet!

fehlte bekanntlich im Urfaust, wie schon oben gesagt worden ist. Das herrische

Her zu mir!

des Mephisto leitet alsdann passend zum zweiten Theil hinüber, in dem Faust sich noch mit Mephisto auseinanderzusetzen hat. Und so ließe sich noch vieles Andere anführen zu Gunsten der späteren Fassung des Faust vor der früheren.

Hat somit der Faust nach der Italienischen Reise entschieden gewonnen, so bleibt dem Urfaust doch noch sein Werth und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß er uns erhalten geblieben ist, trotz des Dichters Verdict, das er, von seinem Standpunkte aus mit vollem Recht, durch die Vernichtung der Blätter aussprach. Denn zweifelsohne hat Goethe Ursache gehabt, das Werk in seiner ersten, unreifen Form zu zerstören. Daran kann kein Zweifel sein! Und es ist vollständig falsch, wenn Versuche gemacht worden sind, das Verhältniß umzukehren und den Faust, wie er jetzt vorliegt, durch den Urfaust zu ersetzen. Wenn der Urfaust mit seinen vielen zarten, unendlich zarten, ja zarteren Stellen, als sie später lauten, öffentlich vorgetragen worden ist, so ist das berechtigt und fordert das Interesse, zugleich aber auch die Kritik heraus, die über den Werth der beiden Fassungen, der älteren und neueren, zu entscheiden hat, wie wir gesehen haben, zu Gunsten der letzteren. Wenn aber Urfaust über Faust gestellt worden ist oder gestellt werden soll, so ist dagegen auf das Entschiedenste Einspruch zu erheben. Andere Goethe'sche Werke bieten zu diesem Umstellen der Größenverhältnisse Parallelen. Wir besitzen Götz von Berlichingen bekanntlich in dreierlei Gestalt, in der gemilderten, in der das Werk als authentisch bekannt geworden ist, in der schwächeren Bühnenausgabe, in der Götz auf dem Theater erscheint, und in der Geschichte Gottfriedens von Berlichingen dramatisirt, dem Urgötz, wie man diese erst in Dichtung und Wahrheit beschriebene Niederschrift der Dramatisirung der Lebensgeschichte Götzens bezeichnen kann. Dieser Urgötz hat zweifelsohne manche genialen Züge, die dem geläuterten classischen Götz von Berlichingen fehlen, freilich auch manches Derbe und Regellose, das den Dichter schon kurze Zeit nach der Arbeit abstieß. Schon bei dem jungen Goethe zeigte sich nämlich jene seltene Eigenschaft, die sämmtlichen Stürmern und Drängern jener und aller Zeiten abgeht, sich kritisch sichtend über ihre Schöpfungen zu erheben. Sie, die Stürmer und Dränger, bleiben stets in ihrer Sphäre gefangen, in der sie schließlich untergehen. Doch zum Urgötz zurück! Er verhält sich im Grunde genommen zum Götz, wie der Urfaust zum Faust. Dieses Verhältniß ist aber dadurch auf den Kopf gestellt worden, daß der frühere Director des königl. Schauspielhauses zu Berlin, der verstorbene Otto Devrient, der auch die für eine dreitheilige Mysterienbühne berechnete Bearbeitung des ganzen Faust für das Theater in Weimar, den sog. dreistöckigen Faust, herstellte, wie seine Gegner sagen auf dem Gewissen hat, in mißverstandener Auffassung des Dichters und den zufälligen Tagesströmungen in Berlin in nicht eben charaktervoller Weise Rechnung tragend den Urgötz für die Bühne bearbeitete und als „realistisch“ — das Schlag- und Modewort der Zeit! — anzupreisen suchte. Ob diese Bearbeitung oder besser gesagt Verarbeitung, an der Goethe selbst herzlich wenig Gefallen gefunden haben würde, thatsächlich das Licht der Lampen erblickt hat, ist uns zur Stunde nicht bekannt. Aber zu verwerfen ist das Beginnen entschieden, als der Absicht des großen Dichters geradezu entgegen laufend, der immer nach Vollkommenheit strebte. Wohin sollte das führen, wenn man auf frühere, unvollkommene Bearbeitungen der Werke Goethe's zurückgreifen wollte? Dann käme die Iphigenie in Prosa an die Reihe, die die Iphigenie in Vers zu ersetzen hätte, die, wie schon bemerkt, am Gestade des Gardasees entstand, wo der Dichter die Sehnsucht

das Land der Griechen mit der Seele suchend

so recht empfand. Und wer weiß, ob dieser kühne Gedanke nicht bereits in irgend einem Literaturreformator gekeimt oder schon praktische Bethätigung gefunden hat! Anregen möchten wir ihn aber aber auf keinen Fall, da sei Gott vor! Bei Tasso, diesem feinsten, edelsten Conversationsstück, das es giebt, das aber auch danach, leicht und fein gespielt werden muß, kann man das Experiment nicht machen, da die Prosafassung leider, in diesem Falle müssen wir fast sagen Gott sei dank, uns nicht erhalten geblieben, wie schon bemerkt worden, wenigstens bis zur Stunde nicht aufgefunden worden ist. Dann hätten einige unvollkommene, hier und da auch wohl originellere frühere Fassungen der Gedichte und Lieder Goethe's, z. B. des Königs in Thule im Urfaust die Berechtigung vor der späteren, vollendeteren, glatteren erhalten und die Concertsäle müßten sich beeilen, diesen Texten den Vorzug zu geben und das Programm umzuändern. Davon kann aber keine Rede sein. Das Vermächtniß eines Dichters muß uns heilig bleiben, der uns sein Werk in derjenigen Gestalt zu überliefern für gut befunden hat, wie er sie für das Beste und Vollkommenste hielt. Hieran dürfen wir nicht rütteln, wie wir auch nicht das Recht besitzen, an einem Bildniß oder einer Statue zu ändern, die ein großer Künstler, Maler oder Bildhauer uns

hinterlassen hat, so sehr wir im Einzelnen vielleicht auch geneigt sein mögen, einige Züge der früheren Skizze zu bevorzugen, weil wir sie reizvoller finden. Verwerthen zu Zwecken des Vergleichs der früheren und späteren Fassung eines Werkes, zur philologischen Forschung dürfen wir eine anfängliche Form, dazu haben wir ein vollkommenes Recht. Zu mehr aber nicht! Damit wollen wir schließen.

So soll uns auch, um zu Ende zu kommen, Goethe's, des größten Dichters deutscher Zunge und Nation, Gesammtwerk heilig und unantastbar sein, auch sein Faust, wieder das Bedeutendste des Bedeutenden, und an ihm zu ändern und zu mäkeln wollen wir ablehnen und zugleich daraus lernen, wie ein Dichter sich aus Unvollkommenem zum Vollkommenen, aus Derbem zum Feinen, aus Rohem zum Abgeklärten, aus dem burschikosen Naturalismus zum Maß und zur Form und Classicität zu erheben verstanden hat, sehr zum Nutzen von uns selbst und unserer heutigen Generation, die leider den umgekehrten Weg zu schreiten scheint, vom Abgeklärten zum Rohen, vom Feinen zum Derben, von der Classicität zum Naturalismus, vom Männlichen zum Studentischen, vom Vollkommenen zum Unvollkommenen. Und dies begriffen zu haben ist auch ein Ergebniß der Goethefeier, die wir jetzt begehen, und in ihm sehen wir kein minderes Vermächtniß und kein minderes Ergebniß, als das Genießen an dem Werke Goethe's selbst. Große Werke wirken auch insofern weiter, als sie nicht nur unser Schönheitsgefühl anregen und befriedigen, sondern auch dadurch, daß sie in uns den Stachel rege machen, der sich gegen das Verkehrte, Unschöne und Ungesunde kehrt, es vernichten helfen will und hilft. So werden große Dichter und Künstler auch nachträglich noch durch ihr Leben und Schaffen zu Rettern und Nothhelfern gegen das Schlechte und Verwerfliche. Und das sollen wir ihnen danken. Und das ist auch der Nutzen, den wir uns eingangs von einer Betrachtung des Urfaust und des heute gang und gäben Faust versprachen, so interessant auch jener, der Urfaust, sein mag, auf den wir unsere Leser, so weit sie ihn noch nicht kennen sollten, hinlenken möchten, zu ihrem eigenen Vortheil. Das ist das Ergebniß unserer Wanderung durch den am Beginn angezeigten Neudruck des Urfaust und, um mit Shakespeare zu reden, der Humor von der Sache.

Jul. Riffert.

Bücherbesprechungen.

— W. v. U., Vom militärischen Stil. Preis 90 ₰. Kgl. Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin. — Ein vorzügliches Buch, das den militärischen Stil einer scharfen aber gerechten Kritik unterwirft. Jeder Officier, welcher Befehle &c. schriftlich giebt, jede Behörde sollte sich dieses Büchlein anschaffen. Wir bezweifeln aber, daß es helfen wird. —o—

— Im Verlage von Albert Berger in Leipzig (Serig'sche Buchhandlung) hat Theodor Frhr. v. Soden, Amtmann und Vorstandsmitglied der Württembergischen Versicherungsanstalt, als Band 107 von Meinhold's juristischer Handbibliothek das Invalidenversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889 / 13. Juni 1899 nach der Bekanntmachung des Textes vom 19. Juli 1899 herausgegeben. Diese Textausgabe ist schon deshalb recht empfehlenswerth, weil die Neuerungen der Novelle hervorgehoben werden. In den „Vorbemerkungen“ sind die grundsätzlichen Abweichungen der Novelle vom Grundgesetze zusammengestellt. Mehrere Anlagen enthalten die wichtigsten Bundesrathsbeschlüsse zum Gesetze. Dem Ganzen ist ein ausführliches Sachregister beigegeben. Der Preis von 1,60 ℳ ist bei der guten Ausstattung des Buches sehr angemessen. ∞

— Das Breslauer Hallenschwimmbad. Seine Entstehungsgeschichte und Einrichtungen. Von Dr. Kabierske. Breslau, Verlag von W. G. Korn 1899. — Das Buch verdient schon deshalb ein weiteres als ein locales Interesse, weil es in seinem 1. Theile einen zusammenfassenden, geschichtlichen Ueberblick über die Entwickelung des Badewesens und des Schwimmens an der Hand einer umfangreichen Literatur bringt. Wir lesen die Entwickelung des Badewesens bei den Hellenen und Römern. Eine eingehende, lebendige Schilderung erfahren die römischen Thermen zur Kaiserzeit, insbesondere erregen die Thermen des Caracalla, deren Reconstruction bildlich wiedergegeben ist, unsere Bewunderung. Verf. vertritt die Ansicht, daß die Errichtung von Thermen eine socialpolitische Maßregel der römischen Kaiser war. Der geschichtliche Theil schließt mit einer Entwickelung des Badewesens bei den Germanen. Eine ausführliche Tabelle weist die seit 1860 in Deutschland errichteten Badeanlagen mit gedeckten Schwimmbassins nach nebst deren Frequenz und Einnahmen im Etatsjahr 1896. In Breslau verdankt man die Anregung zur Errichtung des Hallenschwimmbades dem dortigen Schwimmverein, dessen Vorsitzender der Verf. ist. Der Thätigkeit des letzteren gelang es, ein Actiencapital von 250000 ℳ zusammenzubringen und den Plan zu einem glücklichen Ende zu führen. Wer sich eine gleiche Aufgabe stellt, dem wird die Schilderung dieses Werdegangs manchen Fingerzeig geben, im Anhang sind die verschiedenen Einladungen, die Satzungen der Gesellschaft, der Vertrag mit der Stadt u. s. f. mitgetheilt. Die Stadt Breslau übernahm 30 Actien zu 1000 ℳ, gewährte einen jährlichen baaren Zuschuß von 10000 ℳ und außerdem Vergünstigungen bei der Entnahme von Gas und Wasser aus den städtischen Betriebswerken. Hiergegen wurde der Stadt die Genehmigung der Bauzeichnung zugestanden, die Controle des Baues durch einen Bauausschuß, ferner die Genehmigung der Bilanz, den Beisitz von 2 Deputirten des Magistrats bei den Berathungen des Vorstands und Aufsichtsraths. — Es folgt dann die Schilderung der Anstalt, deren Erbauer Regierungsbaumeister Werdelmann, früher in Leipzig, war. — Schon am Schlusse des ersten vollen Betriebsjahres konnten 3½% Dividende vertheilt werden, dabei wurden 2000 ℳ auf neue Rechnung übertragen und 10500 ℳ zur Ausloosung von Actien bereit gestellt. — Schließlich sind dem Buche noch einige Abhandlungen über die gesundheitliche Bedeutung von Baden, Schwimmen und Schwitzbädern beigegeben. ⁂

— Gartenbau-Bibliothek. Unter Mitwirkung namhafter Fachautoritäten herausgegeben von Dr. Udo Dammer. Bd 2. Dr. Udo Dammer, Zimmerblattpflanzen. Mit 46 Abbildungen; Bd. 4. Ders., Balkonpflanzen. Mit 41 Abbildungen; Bd. 6. Franz Goeschke, Die ein- und zweijährigen Gartenpflanzen. Mit 39 Abbildungen; Bd. 7. Alexander Bode, Der Gartenrasen. Mit 14 Abbildungen; Bd. 9. Karl Kropmann, Der Zwergobstbau. Eine Anleitung zur Anlage, Pflanzung und Pflege der Niederstamm-Culturen. Mit Abbildungen. Berlin, Verlag von Karl Siegismund. Gbdn. jeder Bd. 1,20 ℳ. — Auch diese fünf Bändchen verdienen alles Lob. Sie bilden eine gute Fortsetzung der neulich an dieser Stelle besprochen fachverwandten Bücher und werden sicher eine nicht minder beifällige Aufnahme allgemein finden als jene, besitzen sie doch namentlich bei aller Gediegenheit die gegenwärtig so besonders geschätzten Eigenschaften des Kurzgefaßt- und Billigseins. Band 2 veranschaulicht in Wort wie Bild gleich gut und deutlich die bekanntesten Zimmerblattgewächse, wie auch einige solcher, welche, ihrer schwierigeren Behandlung und Pflege halber, jetzt in den Wohnräumen der Topfpflanzenfreunde bedauerlicherweise sehr viel seltener nur noch anzutreffen sind. Die Angaben der Culturverfahren sind durchweg correcte. Das Gleiche läßt sich sagen von dem Inhalte des die empfehlenswerthesten Balkonpflanzen und ihre Zucht behandelnden Bandes 4. Derselbe wird namentlich allen den blumenfreundlichen Großstadtbewohnern ein willkommener Rathgeber sein, welche auf Gartengenuß verzichten müssen, dafür auf Balkon oder Veranda ein Blumengärtchen künstlich sich schaffen wollen. Band 6 enthält eine werthvolle gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten ein- und zweijährigen Gartengewächse, ihrer Aussaat, bezüglich Pflanzung, Pflege, Verwendungsweise u. s. w. Band 7 schildert mit großer Anschaulichkeit, in welcher Art ein von vielen Garten- und Parkbesitzern eifrig verfolgtes, seltener aber erreichtes Ziel, die Schaffung tadelloser Rasenrabatten, sich verwirklichen läßt, indem er das Wissenswertheste über Aussaat, Düngung, Erneuerung, Ersatz, Bearbeitung, Pflege, Blumenbesatz, Mischungen, Verbesserungen, thierische, sowie pflanzliche Feinde des Rasens und deren Vertilgung tadellos zur Kenntniß bringt. Ganz besondes gefällt uns endlich Band 9, der über Zwergobstcultur, und zwar über Boden und Lage, Bewässerung und Düngung, Veredlung, Pflanzung und Baumformen, Sorten, Schnitt, Formirung, Pflege u. s. w. geradezu Mustergiltiges in knappster Darstellungsform darbietet.

Dr. E. S. Zürn.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 98. Donnerstag, den 24. August, Abends. 1899.

Goethe's Beziehungen zur Land- und Forstwirthschaft.*)

Goethe hat von frühester Jugend an bis ins hohe Alter hinauf während seines ganzen Lebens für Garten- und Weinbau, Land- und Forstwirthschaft ein reges Interesse bekundet, indem er theils durch Anschauung, Beobachtung und Uebung, theils durch theoretische Studien ein richtiges Urtheil über das Wesen und die Bedeutung dieser hochwichtigen Zweige der Volkswirthschaft sich zu verschaffen suchte.

Zur Anschauung, Beobachtung und Uebung war ihm schon in frühester Jugend Gelegenheit geboten. Sein Vater besaß in Frankfurt a. M. vor dem Eschenheimer Thor einen großen Baumgarten. Letzterer war zwar verpachtet. Goethe's Vater ließ sich aber die Pflege, insbesondere das Nachpflanzen der Bäume sehr angelegen sein. Außerdem eignete dem Vater Goethe's ein sehr gut unterhaltener, vor dem Friedberger Thore gelegener Weinberg, dessen Rebreihen soweit voneinander abstanden, daß dazwischen noch Spargelzucht betrieben werden konnte. In der guten Jahreszeit begab sich Goethe's Vater, meist in Begleitung seiner beiden Kinder, sehr oft hinaus auf das eine oder das andere seiner Grundstücke. Und Wolfgang, nebst seiner Schwester mußten dem Vater bei den Gartenarbeiten helfen. „Wir lernten nun auch," schreibt Goethe in Dichtung und Wahrheit**), „mit den Gartengeschäften umgehen, die, weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden." Nachdem Wolfgang infolge einer Einladung als Gast an den Hof nach Weimar dort am 7. November 1775 eingetroffen war, wurde ihm einige Zeit darnach am 21. April 1776 eine am Fuße des rechtsseitigen Höhenzuges der Ilm gelegene, bis dahin verpachtet gewesene kleine Liegenschaft, bestehend aus Gartenhaus nebst ausgedehntem Garten, zur Bewohnung und Benutzung überwiesen. Goethe richtete sich den Garten mit Hilfe einer Anzahl Arbeiter nach seinem Geschmack ein. Hier handtierte er während einer ganzen Reihe von Jahren zeitweise wie ein Taglöhner. Er pflegte seine Bienen und handhabte Spaten, Schaufel und Hacke. Am 2. April 1777 pflanzte er Weymouthskiefern, am 12. November des nämlichen Jahres Eichen. Und diese Zeit praktischer Thätigkeit waren ihm „immer die schönsten Tage". Noch nicht 27 Jahre alt wurde Goethe am 11. Juni 1776 als Geh. Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geh. Conseil angestellt. Goethe erwarb sich in dieser Stellung das Vertrauen des Herzogs Karl August in solchem Maße, daß er bei diesem zwar nicht dem Namen nach so doch thatsächlich als erster Minister galt. Allmählich waren ihm die Geschäfte der Wegbau-, Kriegscommission, die Verwaltung des Bauwesens, der Bergwerks- und Forstverwaltung, im Juni 1782 auch noch das Kammerpräsidium übertragen worden. Erst im Jahre 1788, nach seiner Rückkehr von der Reise in Italien, wurde er von diesen ihn schwer belastenden Aemtern entbunden. Die an deren Stelle ihm übertragenen Geschäfte der Oberaufsicht über die Anstalten und Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, sowie der Theaterleitung waren weniger drückend und ließen ihm einige freie Zeit.

Nun konnte Goethe auch mehr noch als seither seine Neigung zur Land- und Forstwirthschaft bethätigen. Dazu schien ihm der Erwerb eines Landgutes erforderlich. Seine darauf gerichteten Bemühungen vermochte er aber wegen des lebhaften Wettbewerbes, welchen er dabei zu besiegen hatte, nicht bald zu verwirklichen. Erst am 11. Januar 1798 wurde ihm das ungefähr 54 Hektar umfassende, 3 km westlich von Apolda gelegene „freie Lehngut" zu Oberroßla in gerichtlicher Versteigerung um den Preis von 13 125 Reichsthalern oder 39 375 Mark zugeschlagen. Die Gutsfläche setzte sich aus mindestens 25 Parzellen zusammen. Die Wohn- und Wirthschaftsgebäude waren von mangelhafter Beschaffenheit. Goethe hat daher, wenigstens in der ersten Zeit, bei häufigem Besuche seiner Besitzung, nicht auf dem Gute, sondern in der benachbarten Pfarrei gewohnt. Der Superintendent H. G. Kirms schreibt in dieser Beziehung in der von ihm verfaßten Ortschronik von Oberroßla etwas spöttisch, Goethe erwarb das Gut „zum Sommeraufenthalte!, wohnte aber, wenn er sich hier aufhielt, in der Pfarrei". Die Lage von Oberroßla in landschaftlicher Beziehung genügt nur sehr mäßigen Ansprüchen. Das Klima der Gegend ist kaum noch mild, der Boden der Oberroßlaer Flur aber gut. Im Vergleiche zu dem 5 km westlich von Oberroßla, dicht an der Ilm gelegenen, besser abgerundeten, mit nettem Schlößchen und mit Park ausgestatteten Rittergute Wieland's zu Oßmannstedt war Goethe's freies Lehngut Alles in Allem genommen kein Neid erweckendes Besitzthum. Indeß muß man bedenken, daß Goethe das Gut, bevor es ihm zugeschlagen worden war, nie gesehen hatte. Diese Verhältnisse in Verbindung mit dem Trubel, welchen die beiden Pächter des Gutes nacheinander Goethe bereiteten, mögen ihn neben Anderem dazu bestimmt haben, das Gut nach 5jährigem Besitze zu verkaufen. Der Verkauf erfolgte mit einigem Vortheile für Goethe an den zweiten Pächter am 12. Mai 1803. Das Beste, was sich aus dem Besitze für Goethe ergab, war, daß er durch sein in den ersten Jahren nach Erwerb des Gutes häufiges, Tage und Wochen währendes Verweilen in Oberroßla Gelegenheit erhielt, sich mit dem Landwirthschaftsbetrieb und der Baumzucht genau bekannt zu machen und durch den Verkehr mit den Landbewohnern sich über deren Verhältnisse und Bedürfnisse gründlich zu unterrichten. Als Goethe das Gut übernahm, fand er an verschiedenen Stellen Baumanlagen vor, zum Beispiele Schwarzerlen an der Gutsgrenze längs der Apoldaer Flur und eine Art Hutewald auf einem Theile des besten Grundstücks des Gutes, dem an der westlichen Grenze des Dorfes Oberroßla gelegenen, eine flache Mulde darstellenden Tröbel. In den Wildbaumanlagen waren vertreten, außer der Schwarzerle, die Weide, lombardische Pappel, gemeine Esche, Linde und Buche (vielleicht Hainbuche). Goethe ließ bald nach Gutsübernahme den Hutewald durch den Landwirth, Baumzüchter und Gewerbetreibenden J. Reimann aus Buttstedt, den späteren Gutspächter, dessen Siegel bald 2 Fichten, bald einen Kopfholzbaum zeigen, theils verbessern, theils vergrößern, außerdem durch den Genannten auf dem Tröbel auch Obstbaumanlagen herstellen. Von den gesammten Wild- und Obstbaumanlagen war bei meinem Besuche des Tröbels am 9. October 1898 aus der Zeit, da Goethe das Gut besessen hat, nur noch ein Obstbaum, ein 0,5 m über den Boden als Zwiesling gewachsener Margarethenbirnbaum übrig. Der hohe stattliche Baum ist noch immer sehr fruchtbar. Er hat dem gegenwärtigen Besitzer des Tröbels, Hrn. W. Schmidt, noch im Jahre 1897 812 kg Früchte im Werthe von 75 Mark geliefert. Da der eine Stamm des Baumes stark von Fäulniß befallen ist, so wird der Baum in nicht ferner Zeit verschwinden. Der letzte Waldbaum aus der Goethe'schen Zeit, eine lombardische Pappel (Populus italica Mnch.), deren Durchmesser brusthoch 1,25 m betrug, hat bis December 1897

---

*) Benutzt wurden für die Darstellung das Haus- und Staatsarchiv in Weimar (Director: Geh. Hofrath Dr. phil. H. Burckhardt), das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar (Director: Geh. Hofrath Dr. phil. B. Suphan), das Pfarramtsarchiv zu Oberroßla (Verwalter: Pfarrer Dr. O. Hering) und Goethe's Tagebücher, Ausgabe von Böhlau in Weimar.

**) Goethe's Werke 26. Band. Weimar 1889. S. 247.

gestanden. Sie mußte wegen eingetretener Stockfäule und Wipfeldürre gefällt werden. „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, doch neues Leben blüht aus den Ruinen.“ An Stelle des Hutewaldes und der alten Obstbaumanlagen der Goethe'schen Zeit finden sich jetzt eine Anzahl junger Obstbäume, größtentheils aber Gemüse-, Blumen- und Treibbeete. Die die Baumzucht betreffende ausübende Thätigkeit, welcher sich Goethe gelegentlich der Anwesenheit auf seinem Gute widmete, erstreckte sich unter Anderem am 3. Nov. 1798 auf „Berichtigung des Holzschlages“, am 26. März 1801 auf „Regulirung der Holzschläge“. Die auf dem Goethe'schen Gute vorhandenen Waldanlagen wurden meist als Kopf-, Schneidelholz und wohl auch als Bodenausschläge (Weiden) mit 3jährigem Umtriebe behandelt. Am 30. März 1801 führt Goethe eine Weidenpflanzung aus, am 3. April begeht er die Felder und schreibt das aufbereitete Holz auf, welches zum Theile wohl von vielleicht zu Gunsten der eben erwähnten Weidenpflanzungen vorgenommenen Rodungen herrührte: 10 Klafter buchene, 3 Klafter weiche Scheite; 10 Sch. (1 Schock = 60 Stück) harte Wellen; 4 Sch. buchene, 6 Sch. weiche Stöcke. Hier dürfte Goethe die Trumme gezählt haben, falls nicht, was wahrscheinlicher ist, ein Schreibfehler (Sch. statt Kl.[after]) vorliegt. Am 30. März führt er eine Weidenpflanzung aus. Am 7. April handtiert er „um die Quelle“ im Tröbel, einen Brunnen, welcher heute noch besteht. Am 8. April arbeitet er gleichfalls im Tröbel und am 29. April begießt er die „Anpflanzung“ in den Winkelweiden, vielleicht die am 30. März ausgeführte Weidenpflanzung.

Im vorgerückten Alter noch vollzieht Goethe im großen „untern“ Garten, welcher ihm einige Zeit nach seiner Ankunft in Weimar zur Benutzung überwiesen worden war, zwar natürlich nicht mehr, wie der junge 28jährige Goethe, eine anhaltende handtierende, so doch zeitweise eine anordnende und prüfende Thätigkeit. So läßt er dort am 13. und 15. April 1812 die „fremden“ Kartoffeln legen und am 30. März 1820 besichtigt er eine neue Pflanzung. Manches Ersprießliches ergab sich aus dieser anschauenden, beobachtenden, ausübenden Thätigkeit namentlich für das allgemeine Beste. Unter Anderem befähigte sie Goethe, den Schaden richtig zu beurtheilen, welchen die Pflanzen durch äußere Angriffe, zum Beispiel durch Thiere, erleiden können. Dieser Befähigung und dem Gerechtigkeitsgefühl Goethe's ist es zuzuschreiben, daß dieser dem Herzog Karl August wegen dessen der Wohlfahrt der Landesbewohner abträglichen Ausübung der Jagd wirksame Vorstellungen machen konnte. Auch auf Ausflügen in der näheren und ferneren Umgebung von Weimar, auf Reisen in Mittel-, Nordwest-, Süddeutschland und Böhmen, ferner auf Wanderungen in außerhalb des Gebietes des damaligen Reiches gelegenen Ländern, namentlich in Italien und der Schweiz, suchte Goethe auf dem Gebiete der Land- und Forstwirthschaft sich durch Anschauung und Beobachtung zu unterrichten, sei es daß er eine Gegend allgemein betrachtete, sei es, daß er einzelne Güter, insbesondere Gutshöfe, ferner Specialmärkte (Roßmärkte, Holzmärkte) besuchte, die Verwendung von Walderzeugnissen an Ort und Stelle beobachtete, oder naturwissenschaftliche Untersuchungen über Holzgewächse (Nadelhölzer) und eigenartige, an ihnen wahrnehmbare Erscheinungen (Knoppern, Honigthau) anstellte. Als Belege führe ich unter vielen nur folgende Thatsachen an: Am 7. März 1779 besuchte er von dem im nördlichen Thüringen gelegenen Städtchen Buttstedt aus, wo er für einige Tage Quartier genommen hatte, die Schäferei in Herrengosserstedt und am 11. März das Gestüt in Allstedt. Auf der ersten Reise in Italien berichtet Goethe unterm 13. Sept. 1786 über die südlich vom Gardasee beim Orte Bardolino an der Etsch errichteten, zur Bewässerung der Ländereien bestimmten Schöpfräder, unterm 25. Oct. 1786 über die musterhafte Reinheit der Felder bei Arezzo in Toscana und über den in dortiger Gegend von den Landbewohnern begangenen Fehler, Oliven- und andere Bäume mit Epheu überwuchern zu lassen, welcher die Bäume auszehre (genauer, die zur Unterhaltung des Lebens der Bäume erforderliche Zufuhr von Luft in den Baumkörper durch die Lenticellen der Stämme, Aeste und Zweige dauernd mehr oder weniger verhindert). Die Reise durch Süddeutschland nach der Schweiz giebt Goethe Gelegenheit, folgende noch jetzt beachtenswerthe Beobachtungen zu machen. In der unterm 28. August 1797 gemachten Aufzeichnung rühmt er den in der Gegend von Heilbronn (Württemberg) üblichen intensiven Landwirthschaftsbetrieb. Unter Anderem hebt er hervor, daß dort kein Feld als Brache liegen bleibe, vielmehr nach Getreide im nämlichen Jahre noch eine zweite, in Weiß- oder Stoppelrübe bestehende Frucht angebaut werde. Was er später auch in der Gegend von Engen in Baden, südlich von der Donau, wahrnimmt. Unterm 29. August schreibt er über die Gegend von Laufen, daß dort (sogleich nach vollzogener Getreideernte) als zweite Frucht türkisch Korn (Mais), zur Grünfütterung bestimmt, gesät werde. Unterm 17. September preist er den vortrefflichen Zustand der Landstraßen und Brücken in Württemberg. Am 31. October 1799 besucht Goethe den in Thüringen berühmten Buttstedter Pferdemarkt. Auf der Reise nach dem Kurort Pyrmont, während deren er in Göttingen längere Zeit weilt, besichtigt er am 8. Juni 1801 in den Pferdestallungen des Universitätsstallmeisters Ayrer die durch Gelehrigkeit ausgezeichneten weißen Pferde hannoverischen Schlages, welche „zu Ehren des hannover'schen Wappens fortgepflanzt werden“. Zwischen den Dörfern Bartshausen und Wickensen sieht er am 13. Juni in einem Walde viel Holz liegen, welches unbenutzt verfault. Weiter verzeichnet Goethe unterm 21. December 1810, daß er auf dem Herzoglichen Kammergute in Oberweimar die Thaer'schen Ackergeräthe und die „übrige Oekonomie“, und unterm 12. September 1817, daß er den Viehstapel Stomann's in Dornburg bei Jena besehen habe. Auf einer Reise nach Karlsbad über Wunsiedel beobachtet er am 25. April 1820 das Verfahren der Landleute, aus frischem Fichtengeäst Stallstreu zu bereiten. In Eger betrachtet und untersucht er am 8. August 1822 ungarische Eichenknoppern und kommt zu dem Ergebnisse, daß sie infolge der Wirkungen eines Kerfes entstehen. An dem nämlichen Orte wird ihm auf dem „großen Holzmarkte“ am 24. August der Preis einer Klafter des schönsten Fichtenscheitholzes mit einem Thaler 8 Groschen sächsisch (3 M 80 ₰) angegeben. Aus der Angabe des Preises in sächsischem Gelde ist vielleicht zu schließen, daß das Holz aus Sachsen zugeführt worden war, und daß der Preis sich auf eine sächsische Klafter bezogen habe. Vom 5. bis 7. September 1823 weilt Goethe auf der Rückreise von Karlsbad nach Weimar auf der bei Eger gelegenen Besitzung des Grafen Auersperg in Hartenberg als Gast und erhält hier eine Anschauung von einem bedeutenden landwirthschaftlichen Großbetriebe.

Habe ich bisher vornehmlich die *praktische Ausbildung* Goethe's besprochen, das heißt die Wege angegeben, welche Goethe benutzte, die Handhabung des Betriebes der Land- und Forstwirthschaft kennen, die sachliche und volkswirthschaftliche Bedeutung des Bodenbaues, des in Deutschland wichtigsten Zweiges der Volkswirthschaft, würdigen zu lernen und sich über die Bedürfnisse der Land- und Forstwirthschafttreibenden durch Anschauung zu unterrichten, so liegt mir nun ob zu ermitteln, wie sich Goethe mit der Theorie, welche vornehmlich über die in der Land- und Forstwirthschaft wirkenden Kräfte und die besten Methoden ihrer Nutzbarmachung belehrt, vertraut machte. Die *theoretische Ausbildung* in der Land- und Forstwirthschaft suchte Goethe zu erreichen hauptsächlich durch den Umgang mit hervorragenden Lehrern der Grund- und Fachwissenschaften, sowie mit erfahrenen Praktikern. Unter vielen Thatsachen, welche dies bekunden, führe ich nur die folgenden an: Goethe war mit der Führung der Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten des weimarischen Staates betraut. Zahlreiche Besuche widmete er namentlich der Universität Jena. Bei einem solchen unterhält er sich am 7. April 1799 und am 7. Mai des nämlichen Jahres mit dem an der Universität wirkenden Professor der Chemie Göttling über das von diesem angewandte Verfahren der Zuckerbereitung aus der Runkelrübe. Am 24. Mai besucht Goethe die von Göttling zur Herstellung von Runkelrübenzucker in Jena eingerichtete Anstalt. Oft hielt sich Goethe zur Ausführung von Brunnenkuren in Karlsbad auf. Gelegentlich solchen Aufenthaltes spricht Goethe am 28. Juli 1806 mit dem General v. Einsiedel über Gestütswesen, am 1. Juni 1807 mit Bosi über böhmische Landes- und Staatsökonomie, am 5. Aug. 1808 mit dem Kammerherrn v. Tümpling über Ackerbau und Landescultur. Im botanischen Garten der Universität zu Jena läßt er sich am 1. Oct. 1809 über die Verfahrensweisen der Fortpflanzung verschiedener Gewächse durch Absenken unterrichten. Mit dem ihn in Weimar besuchenden Tischner aus Kettendorf bei Weimar führt er am 22. Oct. 1810 ein Gespräch über Ackerbau und Thierzucht, insbesondere über die Zucht der damals aus Spanien in Deutschland eingeführten Merinoschafe. Der Professor der Landwirthschaft Sturm in Jena unterrichtet Goethe bei dessen Anwesenheit in Jena am 31. Oct. 1811 über Ackergeräthe und Wollsorten. Am 9. Nov. 1812

geht Goethe mit Sturm dessen Wollcabinet durch. Den 16. November 1812 läßt sich Goethe von dem Genannten eine Drillmaschine vorführen. Schon vorher, am 28. April 1812, hatte sich Goethe von Sturm einen schriftlichen Bericht erstatten lassen über die Ergiebigkeit der verschiedenen Kartoffelsorten an Stärke. Infolge der von Napoleon verfügten Continentalsperre war der Preis des Zuckers gegen früher beträchtlich gestiegen. Daher kam der Nachfolger Göttling's auf dem Lehrstuhl der Chemie in Jena, Professor Döbereiner, auf den Gedanken, es müsse sich lohnen, Zucker aus Kartoffelstärke herzustellen. Döbereiner besuchte Goethe in Weimar am 12. und 21. April 1812, um ihm hierüber Eröffnungen zu machen. Goethe forderte darnach Sturm zu dem oben erwähnten Bericht auf und war eine Zeit lang für die Sache ganz begeistert. Dies wird bekundet durch die Thatsache, daß er gelegentlich der 1812 in Karlsbad ausgeführten Kur einen kleinen Versuch behufs Gewinnung von Zucker aus Kartoffelstärke in seiner Wohnung anstellte. Die Einleitung dazu trifft er am 14. Mai. Den 16. Mai bleibt er zu Hause, um seine Zeit der „Stärkezuckerfabrikation“ zu widmen. In der That gelang es ihm nach seiner Aufzeichnung unterm 7. Juni, wenn auch nicht Zucker, so doch Syrup zu erhalten. Döbereiner hatte 1812 gemeinschaftlich mit mehreren Actionären in Jena eine Stärkezuckerfabrik errichtet. Derselben wurde aber die 1813 erfolgte Aufhebung der Continentalsperre verderblich, weil die Beseitigung der Sperre die Wiedereinfuhr von Rohrzucker in Deutschland und damit das Sinken des Zuckerpreises bewirkte. Am 29. August 1812 unterrichtet Langermann den noch in Karlsbad weilenden Goethe über die Veranstaltungen der preußischen Regierung zur Bekämpfung der durch die Einfuhr von Rindvieh aus dem Osten nach Schlesien eingeschleppten ansteckenden Viehseuchen. Am 28. März führt Goethe ein die Landwirthschaft betreffendes Gespräch mit dem ihn in Weimar besuchenden Professor Sturm. Ein lebhaftes Interesse wandte Goethe vorzugsweise in den Jahren 1817 und 1818 der Thieranatomie, den Thierkrankheiten und dem Gestütswesen zu. Unter den Fachmännern, von welchen er sich auf dem Gebiete der Thieranatomie theoretisch und anschauend unterrichten läßt, oder mit welchen er über dieses Fach Gespräche führt, nenne ich Medicinalrath Succow, Hofrath Fries, Dr. Lucä, den Professor der Thierarzneikunde und Director des mit der Universität verbundenen Veterinärinstitutes Renner, sämmtlich in Jena, und den Hofarzt Dr. Rehbein in Weimar. Ueber das Allstedter Gestüt giebt ihm Geh. Hofrath Kirms Nachrichten, welcher am 18. Juni 1817 in Weimar bei ihm vorspricht. Hiermit in Beziehung steht eine bei seinem Aufenthalt in Jena zwischem ihm und Professor Renner am 22. Juli 1817 stattfindende Erörterung über das weimarische Gestütswesen und über eine jedenfalls Pferdeeinfuhr betreffende Expedition nach der Ukräne. Unter den Naturforschern und Lehrern der Naturwissenschaften stand Goethe persönlich, zum Theile überdies brieflich, in stärkerem oder schwächerem Verkehr unter Anderen mit Alexander v. Humboldt, Sartorius in Göttingen, Werner in Freiberg, A. W. Tappe*) in Tharand, von welchem er am 30. April 1821 in Weimar besucht wurde, und Leopold v. Buch, dessen Bekanntschaft er gelegentlich einer von ihm in Marienbad ausgeführten Brunnenkur machte. Mit Forstmännern verkehrte Goethe besonders in vorgerücktem Alter ziemlich häufig. Er nennt in seinen Tagebüchern den altenburgischen Oberforstmeister v. Ziegesar, den weimarischen v. Fritsch in Ilmenau, Oberforstmeister v. Lyncker, mit welchem er, wie die am 14. November 1820 erfolgte Absendung eines Briefes an diesen beweist, wenigstens in schriftlichem Verkehr gestanden hat, ferner den Leibjäger Koch, den Oberforstmeister v. Lüttichau aus Dresden, welcher Goethe am 15. und 17. Juli 1823 in Marienbad besuchte, und Heinrich Cotta in Tharand. Bei dem Besuche, welchen Goethe in Weimar am 24. Januar 1813 vom Oberforstmeister v. Fritsch erhält, wird das Verhalten der Gebirgsarten zur Holzcultur besprochen. Am 27. April 1819 erzählt letzterer während des Besuches, welchen er Goethe in Weimar macht, von Forstschäden und Ansaaten. Unterm 21. December 1821 berichtet Goethe, daß er von v. Fritsch einen Trumm mit der Stelle empfangen habe, an welcher ein beschädigter Baum, muthmaßlich durch Ueberwallung, wieder zusammengewachsen war. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Jena führt Goethe am 4. Februar 1818 Gespräche mit dem Leibjäger Koch und zwar Vormittags in der Wohnung über Meteorologie und Nachmittags auf der Tanne über die „Himmelserscheinungen und ihr Zusammenwirken“. Unter den Forstmännern jener Zeit zog Heinrich Cotta, ein Gestirn am Himmel des Waldes, welches weithin nicht blos Licht, sondern auch Wärme verbreitete, die Aufmerksamkeit vieler Zeitgenossen auf sich. Das Ansehen, welches Cotta in den Kreisen der Forstmänner, namentlich auch des Auslandes sich erworben hat, wird bezeugt z. B. durch die Thatsache, daß, wie ich bei meinem der spanischen Forstakademie zu El Escorial im November 1894 gewidmeten Besuche wahrnahm, die Wände des Geschäftszimmers des Directors, außer mit zahlreichen, nach Cotta's Methode hergestellten, prächtigen spanischen Forst- und insbesondere Bestandskarten, mit dem Bildnisse Cotta's geziert waren. Der weimarische Forstmeister Cotta hatte zu Zillbach eine Privatforstlehranstalt begründet und zu schönster Blüthe gebracht. Bedeutenden Ruhm verschafften ihm ferner seine Arbeiten in der Forstvermessung und Forsteinrichtung. Hauptsächlich den Leistungen auf den zuletzt bezeichneten Gebieten der Forstwirthschaft verdankte er die Berufung als Director der Königlich sächsischen Forstvermessungsanstalt nach Dresden. Aus Liebe zum Walde und im Interesse seiner Privatforstlehranstalt, welche er nach Sachsen übertrug, nahm Cotta in dem etwa 12 km westlich von Dresden mit ausgedehnten Waldungen umgebenen Städtchen Tharand seinen Wohnsitz. Auch auf Goethe übte Cotta eine gewisse Anziehungskraft aus. Denn als Goethe bei seiner im Frühjahr 1813 zwecks Ausführung einer Kur in Teplitz (Böhmen) unternommenen Reise mehrere Tage in Dresden sich aufhielt, machte er von da aus einen Ausflug nach Tharand, um dort unter anderen Herren namentlich Cotta zu besuchen. Goethe fährt am 23. April 1813 in 1¾ Stunden nach Tharand, steigt im Badehaus ab und geht zu Cotta. Vermuthlich hat Goethe Cotta zu Hause nicht angetroffen, denn Goethe läßt sich von Cotta's Sohne, dem am 17. März 1799 geborenen, späteren zweiten Professor der Forstwissenschaft in Tharand Friedrich August v. Cotta*) nach der „Anpflanzung“ führen, mit welcher Cotta muthmaßlich beschäftigt war. Nach dem im Badehaus eingenommenen Mittagsmahle, dessen Goethe lobend erwähnt, erhält dieser den Gegenbesuch von Cotta und führt mit ihm eine „interessante Unterhaltung“ namentlich über besonders merkwürdige Muschelversteinerungen in Sandstein und über unmittelbaren Uebergang „aus dem Porphyr in den Sandstein in der sächsischen Schweiz“. Alsdann scheinen beide Männer eine Zusammenkunft für den folgenden Tag in Dresden verabredet zu haben. Denn am 24. April gehen sie dort miteinander, den Einzug des Kaisers von Rußland in Dresden und den Vorbeimarsch bedeutender Truppenmassen vor dem Kaiser und vor dem Könige von Sachsen zu sehen. Goethe wird von Cotta später noch zweimal in Weimar besucht: am 23. Mai 1819 und 3. Mai 1822. Einmal benutzt Goethe auch die ihm sich darbietende Gelegenheit, sich von einem Handwerker über einen die Forstwirthschaft berührenden Gegenstand unterrichten zu lassen. Im Sommer 1814 macht Goethe, zum Kurgebrauch in Wiesbaden weilend, von dort aus einen Ausflug in den Rheingau. Bei einem kurzen Aufenthalte, welchen er am 6. September in Winkel nimmt, läßt er sich hier von dem Nachbar, Gerbermeister Behringer, über Eichenschälwaldbetrieb, Rindeneinfuhr, Lohebereitung, Häutebezug, Gerbverfahren und Rentabilität der Gerberei Aufschlüsse ertheilen. Dem Interesse und den Bestrebungen, welche Goethe der Forst- und Landwirthschaft zuwendete, entsprangen sogar einige kleine, diese Volkswirthschaftszweige berührende literarische Leistungen. Bei einem Aufenthalte in Jena macht Goethe unterm 13. Jan. 1818 die Aufzeichnung, daß er die Pinusarten zum Zwecke eines Aufsatzes studire, und unterm 14. Jan., daß er dem Major Knebel die „Pinien“ vorgezeigt habe. Einen Aufsatz über Honigthau sendet Goethe am 14. Juli 1820 aus Jena dem Herzog Karl August in Weimar. Ferner verdient hier Erwähnung ein dem bedeutendsten Landwirthe jener Zeit, A. Thaer bei dessen Doctorjubiläum gewidmetes Gedicht, welches Goethe am 7. März 1824 entwarf. Seine Bestrebungen auf dem Gebiete des Bodenbaues fanden auch Aufmerksamkeit und Anerkennung bei den Praktikern. Zum Beweise dessen sei angeführt, daß Goethe 1820 von der märkischen ökonomischen Gesellschaft und 1824 von der Genter Agriculturgesellschaft zum Ehrenmitgliede ernannt wurde.

Die große, von Goethe bis ins hohe Alter der Forst- und Landwirthschaft gewidmete Theilnahme scheint mir zu beweisen, daß

*) Vergl. Tharander Jahrbuch 17. Bd. 1866. S. 126.

*) Tharander Jahrbuch 17. Bd. 1866. S. 125 f.

dessen durchdringender Verstand die fundamentale Bedeutsamkeit, welche diesen Volkswirthschaftszweigen volkswirthschaftlich, social und politisch in einem großen Festlandsstaate zukommt, richtig erkannt hat. So dürfen die deutschen Forst- und Landwirthe den ehemaligen Freigutsbesitzer Wolfgang Goethe als einen von ihren Leuten betrachten und am 28. August 1899 als einen der Ihrigen feiern.

Dr. phil. Leo Anderlind.

Bücherbesprechungen.

— **Allgemeines Fremdwörterbuch** enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten und Wissenschaften vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung von **Friedrich Wilhelm Looff**. Vierte, vielfach vermehrte Auflage besorgt von Dr. **Fr. Ballauff**. Erste Lieferung. Langensalza, Verlag von Hermann Beyer & Söhne, Herzgl. Sächs. Hofbuchhändler, 1899. Vollständig in 12 Lieferungen zu je 50 ₰. — So beklagenswerth es ist, so wahr ist es doch: selbst der wissenschaftlich Gebildete kann das Fremdwörterbuch heute noch nicht entbehren. Eine Besserung ist zwar unverkennbar. Der Fremdwörterunfug ist im Rückgange begriffen. Zumal in amtlichen Schriftstücken und gerichtlichen Urtheilen spreizt sich das Fremdwort nicht mehr in der Weise wie ehedem. Auch die besser geleiteten Zeitungen sind längst zu der Einsicht gekommen, daß die Sprache ein weit vornehmeres Gepräge gewinnt, wenn sie auf den unechten Flitterschmuck der Fremdwörter verzichtet. Aber auch die Kreise sind noch nicht ausgestorben, die auf dem Standpunkte des gebildeten Hausknechts beharren. So'n bischen Französisch det is doch wunderscheen! Und leider sind es keineswegs blos die Halbgebildeten, denen es eine Art von Genugthuung bereitet, ihre Rede mit fremden Blumen zu durchwinden. So ist denn das Bedürfniß nach Fremdwörterbüchern nicht in Abrede zu stellen. Es giebt ihrer auch eine ganze Menge, kleine und große. Das Looff'sche, das hier in neuer Bearbeitung zum vierten Male erscheint, gehört zu den ausführlicheren. Es geht sogar, wie ja schon im Titel angedeutet ist, in mehrfacher Beziehung über sein eigentliches Gebiet hinaus und führt fremde Wörter an, die kaum je als Fremdwörter verwendet worden sind, z. B. agmen Heereszug und arista, Granne. Anf der anderen Seite erklärt es gelegentlich auch gut deutsche Kunstausdrücke, wie die Schifferausdrücke abraken und absaken (losmachen, thalwärts treiben.) Es wird gewiß manchem Benutzer damit gedient sein, wenn der Kreis des Erläuterten so weit wie möglich ausgedehnt wird. Preiswerth ist das Buch jedenfalls: achtzig Seiten Großoctav für 50 ₰, mehr ist kaum zu verlangen. Alle vierzehn Tage soll eine Lieferung erscheinen, also in einem halben Jahre wird das Werk fertig vorliegen. Wir werden dann noch einmal darauf zurückkommen. R. B.

— **Katechismus der Logarithmen** von Professor **Max Meyer**. Zweite verbesserte Auflage. Mit drei Tafeln: der natürlichen Briggs'schen Logarithmen und solcher der trigonometrischen Zahlen und sieben in den Text gedruckten Abbidungen. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber. 1898. Preis geb. 2,50 ℳ — Vorliegender Leitfaden giebt an erster Stelle die Theorie der Logarithmen, hierauf folgen drei fünfstellige logarithmische und trigonometrische Tafeln nebst eingehenden Erläuterungen, sodann Beispiele der mannigfachen Anwendung der Logarithmen. Ein Anhang beschäftigt sich mit Rechenstab und Rechenschieber. In die zweite Auflage sind neu aufgenommen in einer Nachtragstabelle die siebenstelligen Logarithmen der gebräuchlichsten Verzinsungsfactoren, weil dieselben sich für genaue Berechnungen über Zins vom Zins als nothwendig erweisen. Tr.

— **Versailles et les deux Trianons**. Text von **Philippe Gille** mit ca. 330 Illustrationen, Zeichnungen und Skizzen von Marcel Lambert, Staatsbaumeister von Versailles und der Trianonschlösser. Alfred Mame et fils, Tours. Auslieferung für den deutschen Buchhandel: G. Hedeler, Leipzig. 25 Lieferungen à 9,60 ℳ — Das geplante große Werk, von dem ein Probeheft vorliegt, hat sich das Ziel gesetzt, die Schlösser und Parks von Versailles und die beiden Trianons vom künstlerischen und historischen Standpunkt aus eingehend zu beschreiben. Die zahlreichen Abbildungen sind mit großer Sorgfalt hergestellt, vielleicht wäre für manche, so namentlich für die Sculpturen, die mechanische Reproduction am Platze gewesen, da sie objectiver die Formen wiedergiebt, als die menschliche Hand. Für den Text liegt ein reiches Material vor. Abgesehen von den in der Kupferstichsammlung des Louvre aufbewahrten Stichen und Zeichnungen der Cochin, Lepautre, Rigaud, Perelle, van der Meulen und Anderer sind in den Archiven eingehende Forschungen, so namentlich von Guiffrey gemacht worden und der Name des Verfassers, Philippe Gille, giebt eine weitere Bürgschaft, daß im Gegensatz zu so manchen luxuriös ausgestatteten französischen Prachtwerken hier eine auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhende Beschreibung die Abbildungen begleiten wird. Interessant sind die in dem Probeheft gemachten Angaben über die Höhe der Baukosten. Der Verfasser erzählt, wie ihm noch der Führer durch die Säle von Versailles den Kamin im Sitzungssaal zeigte, in dem Ludwig XIV. kurz vor seinem Ende die Baurechnungen verbrannt haben soll, und ihre Menge sei so groß gewesen, daß man auf dem entfernten place d'armes die aus dem Schornstein hervorschlagende Flamme gesehen habe. Von den Feinden des Königthums war diese Legende eifrig gepflegt worden, und zur Zeit der Revolution war die Höhe der Baukosten auf vier Milliarden sechs Hundert Millionen Frcs. des damaligen Geldwerthes beziffert worden. Die neuere Forschung hat auf Grund der niemals verbrannten Documente festgestellt, daß einschließlich der Schlösser von Marly und Clugny ferner der Kosten für die großen Canäle und Maschinen für die Wasserkünste und schließlich der gesammten Innenausstattung an Möbeln, Bildern, Gobelins, Silbergeräthe ꝛc. die Totalsumme $116\frac{1}{2}$ Millionen Frcs. damaligen Geldes betrug. Welche Zinsen hat diese Summe Frankreich getragen! Daß das Wort Volney's richtig ist: Der ganze Schwindel Law's und der damit verbundene finanzielle Niedergang Frankreichs wäre vermieden worden, wenn an den Kosten für Versailles gespart wäre, das wird sicherlich Niemand behaupten und unbestritten muß bleiben, daß, wenn Ludwig XIV., statt Versailles zu erbauen, das Geld zum unmittelbaren Nutzen des Landes verwandt hätte, Frankreich niemals die Stellung in den bildenden Künsten und die führende Rolle im Kunstgewerbe, aus dem es noch jetzt tausendfachen Nutzen zieht, errungen und behalten hätte. S. M.

— **Veröffentlichungen der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder**. Herausgeg. v. d. geschäftsführenden Ausschuß. I. Heft. Berlin 1899. Aug. Hirschwald. — Auf Anregung des Berliner Vereins für Volksbäder ist am 24. April dis. Js. die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder ins Leben getreten, deren Ziel in erster Linie es ist, der Bevölkerung ausreichende Gelegenheit zur Pflege der körperlichen Reinlichkeit zu geben. Zur Erreichung dieses Zieles bedarf es zunächst des Hinweises auf die Bedeutung der Reinlichkeitspflege, es muß der Sinn für das Baden gegenüber der meist noch herrschenden Gleichgiltigkeit und Abneigung in der Bevölkerung vorerst geweckt werden. Um dieses Interesse für das Volksbadewesen in immer weitere Kreise zu tragen, giebt die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder periodische Veröffentlichungen heraus, deren 1. Nummer nunmehr vorliegt. Die Nummer giebt zunächst den Aufruf wieder, den der Berliner Verein für Volksbäder im Herbst 1898 erließ, um ein größeres Comité zur Gründung einer Deutschen Gesellschaft für Volksbäder zusammenzubringen. Das Heftchen bringt dann den von diesem Comité ausgehenden Aufruf, dessen Ergebniß die Erwerbung von 1308 Mitgliedern mit über 6000 ℳ Jahresbeiträgen war. Bereits in 15 Städten sind Zweigvereine der Gesellschaft im Entstehen begriffen. Außer den Satzungen und dem Mitgliederverzeichniß bringt das Heft den stenographischen Bericht über die constituirende Versammlung. In dieser entwickelt der Vorsitzende Professor Lassar die Ziele und Aufgaben der Gesellschaft. Professor Rubner schildert die gesundheitliche Bedeutung des Badens, Schulrath Bertram berichtet über Schulbäder, andere Vorträge behandeln die Brausebäder in Armee und Marine. — Das Bureau der Gesellschaft befindet sich Berlin NW. Karlstr. 19. Mitglied kann Jeder werden, der einen Jahresbeitrag von mindestens 3 ℳ zahlt. Es ist zu wünschen, daß diese auf Hebung der Volksgesundheit und Erhaltung der Volkskraft gerichteten Bestrebungen weitgehende Unterstützung finden möchten. **

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 99. Sonnabend, den 26. August, Abends. 1899.

Goethe und Felix Mendelssohn.

Zu des Dichters 150. Geburtstage.

Von A. von Winterfeld.

Nur für eine kurze Spanne Zeit, von 1809 bis 1832, fällt das Leben Goethe's mit dem von Felix Mendelssohn zusammen, und noch um die Hälfte kürzer, 1821 bis 1832, ist der Zeitraum, der die Beziehungen zwischen dem hoch betagten Greise und dem Knaben und Jüngling umfaßt. Diese äußersten Unterschiede des Alters beeinträchtigten aber die Stärke und Innigkeit des Verhältnisses durchaus nicht, sondern förderten sie vielmehr. Der Greis hatte seine helle Freude an dem vielverheißenden jungen Menschenkinde, das wiederum zu ihm, als zu einem begeisternden Ideal empor sah. Der alte originelle Zelter, der sich vom Maurergesellen autodidaktisch zum Professor und Director der Berliner Singakademie emporgearbeitet, der langjährige Freund und Correspondent Goethe's, hatte in seinen Briefen schon so oft der außerordentlichen Begabung des jungen Felix, seines Schülers, gedacht, daß Goethe mit lebhaft erwecktem Interesse den Lehrer sammt dem Schüler zu einem Besuch in Weimar aufforderte. Hocherfreut sagte Zelter zu: „Meinem besten Schüler will ich gern Dein Antlitz zeigen, ehe ich von der Welt gehe.“ Im Herbst des Jahres 1821 wurde die Reise unternommen. Der kaum zwölfjährige Felix hatte bereits eine erstaunliche musikalische Productivität entwickelt. Auch im Clavierspiel und namentlich im Phantasiren leistete er Außerordentliches. Den besten Begriff von der Aufnahme im Goethe'schen Hause und von dem dortigen Verkehr geben die an seine Familie gerichteten Briefe des Knaben, die kindliche Unbefangenheit mit merkwürdiger, frühreifer Beobachtungs- und Beurtheilungsgabe vereinigen, und aus denen wir einige Stellen wiedergeben:*)

„Jetzt hört Alle zu. Heut' ist Dienstag. Sonntag kam die Sonne von Weimar, Goethe, an. Ich zeichnete gerade Lucas Cranach's Haus, da kam Zelter: »Goethe ist da, der alte Herr ist da!« Gleich liefen wir nach Goethe's Haus. Er war im Garten und sehr freundlich, doch alle Bilder von ihm finde ich nicht ähnlich. Man hält ihn nicht für einen Dreiundsiebziger, sondern für einen Fünfziger. — Jeden Morgen bekomme ich von dem Autor des »Faust« und des »Werther« einen Kuß und jeden Nachmittag vom Vater und Freund Goethe zwei Küsse. Bedenkt! Nachmittags spielte ich Goethe über zwei Stunden vor, theils Fugen von Bach, theils phantasirte ich. Den Abend spielte man Whist und Professor Zelter sagte: »Whist heißt, du sollst das Maul halten«. Ein Kraftausdruck! — Nun meine liebe hustende Fanny. Gestern Morgen brachte ich Deine Lieder der jungen Frau Ottilie von Goethe, die eine hübsche Stimme hat. Sie gefallen ihr sehr und sie wird sie dem alten Herrn vorsingen. ... Montag war ich bei der Oberhofmeisterin Gräfin Henkel und auch bei dem Erbgroßherzog, dem meine G Moll-Sonate sehr wohl gefiel. Donnerstag kamen die Großherzogin, die Großfürstin und der Erbgroßherzog zu uns, denen ich über zwei Stunden vorspielen mußte. Ich spiele hier viel mehr als zu Hause. Alle Nachmittage macht Goethe das Streicher'sche Instrument mit den Worten auf: »Ich habe Dich heute noch gar nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor« und dann pflegt er sich neben mich zu setzen und wenn ich fertig bin, so giebt er mir einen Kuß. Von seiner Güte und Freundlichkeit macht Ihr Euch keinen Begriff. Daß seine Figur imposant ist, kann ich nicht finden, er ist eben nicht viel größer als der Vater. Doch seine Haltung, seine Sprache, die sind imposant. Einen ungeheuern Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß, sein Gang fest, seine Rede sanft. — Sonnabend war Adele Schoppenhauer — die Tochter — hier. Die Rede kam auf unsere Abreise nach Jena und Adele schlug vor, daß wir Professor Zelter um ein paar Tage Zugabe anflehen sollten. Er wurde in die Stube geschleppt, und nun brach Goethe mit seiner Donnerstimme los, schalt Professor Zelter, daß er uns mit nach dem alten Neste nehmen wollte, befahl ihm still zu schweigen, ohne Widerrede zu gehorchen, uns hier zu lassen, allein nach Jena zu gehen, so daß Zelter nichts übrig blieb, als nachzugeben. Nun wurde Goethe von allen Seiten bestürmt, man küßte ihm Mund und Hand, und wer da nicht ankommen konnte, der streichelte ihn und küßte ihm die Schultern ...“

Obwohl Goethe sonst eine gewisse unnahbare Würde und Gemessenheit zur Schau zu tragen pflegte, so legte er diese doch gänzlich dem „kleinen Berliner“ gegenüber ab, dessen frisches, unbefangenes, zuthuliches Wesen ihn ungemein ansprach und erfreute. Ein ganz besonderes Vergnügen machte es Goethe, Felix' Talent vor einem Kreise von Gästen, die er zu diesem Zweck geladen, auf die Probe zu stellen.*) Zuerst mußte der Knabe über ein gegebenes Thema frei phantasiren. Es war ein einfaches, damals beliebtes Lied „Einst träumte ich von Hannchen“, welches ihm Zelter mit seinen von der Gicht gelähmten Fingern vorspielte. Nun setzte sich Felix an den Flügel, ging aber sofort in ein stürmisches Allegro über, dessen Grundlage die sanfte Melodie war, die er bald im Diskant, bald im Baß nahm und sie mit neuen, reichen Gedanken durchflocht. Mit Staunen hörte man die kleinen Hände in den Tonmassen arbeiten, die schwierigsten Combinationen beherrschen und überraschende contrapunktische Sätze zwischen einem mächtigen Harmonienstrom entwickeln. Zelter, dessen Grundsatz es war, möglichst wenig zu loben, rief, als Felix geendet: „Na, das ging ja über Stock und Block.“ Goethe aber nahm den Lockenkopf des kleinen Künstlers zwischen die Hände, streichelte ihn und sprach scherzend: „Damit kommst du mir nicht durch, du mußt noch mehr spielen, bevor wir dich ganz anerkennen.“ Darauf spielte Felix Bach'sche Fugen, und als Goethe dann ein Menuett verlangte, rief der Knabe leuchtenden Auges: „Ich will Ihnen das schönste spielen, das es auf der ganzen Welt giebt.“ Und er spielte das Menuett aus „Don Juan“. Goethe, der Mozart und namentlich dessen „Don Juan“ unendlich bewunderte, wollte nun auch die Ouverture hören. Doch dagegen protestirte der kleine Künstler lebhaft: „Die läßt sich auf dem Klavier nicht spielen, wie sie geschrieben ist, und ändern darf man nichts daran.“ Dafür spielte er die Ouverture zu „Figaro“, wobei er die Orchestereffecte so vortrefflich gab und durch mitgespielte Stimmen so viel feine Züge in der Instrumentation hervortreten ließ, daß die Wirkung eine bewunderungswerthe war. Goethe, der immer heiterer blickte und immer aufgeräumter wurde, sagte nun scherzend: „Jetzt hast du bekannte Stücke gespielt; nun wollen wir einmal sehen, ob du auch etwas spielen kannst, was du noch nicht kannst.“ Damit legte er Felix ein Blatt vor mit klar, wenn auch klein geschriebenen Noten. Es war Mozart's Notenschrift. Der Knabe spielte das Stück mit einer Sicherheit, als sei es ihm längst bekannt. „Das ist noch gar nichts,“ neckte Goethe, „das können Andere auch. Jetzt will ich dir aber etwas geben, wobei du stecken bleiben wirst.“ Nun legte er ein Manuscript auf das Pult, das

*) Hensel: „Die Familie Mendelssohn“.

*) Rellstab: „Erinnerungen“.

allerdings seltsam aussah. Kaum konnte man erkennen, ob es Noten waren oder halbverwischte, mit der Feder gespritzte Tintenkleckse. Lachend rief Felix: „Wie soll man das lesen!" wurde aber ernsthaft, als Zelter, ihm über die Achsel blickend, rief: „Das hat Beethoven geschrieben, das kann man auf eine Meile erkennen. Der schreibt immer wie mit dem Besenstiel und mit dem Aermel darüber gewischt." Felix versenkte sich in das Lesen des Blattes. Goethe aber drängte: „Nun zeige, was du kannst." Der Knabe begann. Obgleich ein einfaches Stück, so war es doch sehr schwierig, die musikalischen Gedanken aus den halb verwischten, halb ausgestrichenen Noten herauszufinden. Beim ersten Durchspielen gab es denn auch manchen Fehlgriff. Das zweite Mal aber fehlte nicht eine Note und plastisch trat die Composition hervor. Mehrmals rief Felix: „Das ist ganz Beethoven, daran hätte ich ihn erkannt." Als Felix darauf in den Garten gesprungen war, sagte Goethe: „Was dieser kleine Mann im Phantasiren und Primavistaspielen leistet, grenzt an's Wunderbare, ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten." Auf Zelter's Ausspruch, daß er Felix bald nichts mehr werde lehren können, meinte Goethe: „Mit dem Einfluß des Lehrers ist es überhaupt eine problematische Sache. Das, was den Künstler groß und eigenthümlich macht, kann er nur aus sich selbst nehmen. Welchen Lehrern verdanken denn Raphael, Haydn, Mozart ihre unsterblichen Schöpfungen?" Bald war der „kleine Berliner" der Liebling nicht nur des Goethe'schen Hauses, sondern auch der Stadt und des ganzen Hofes geworden. Die Damen trieben es so arg mit ihm, daß Goethe zu Zelter sagte: „Die Weiber verderben mir noch den Jungen." Felix hatte Goethe von dem schöpferischen musikalischen Talent seiner Schwester Fanny erzählt. Da brachte ihm der Dichter das für sie gedichtete Lied „An die Enfernte":

„Wenn ich mir in stiller Seele
Singe leise Lieder vor:
Wie ich fühle, daß sie fehle,
Die ich einzig auserkor,
Möcht' ich hoffen, daß sie sänge,
Was ich ihr so gern vertraut,
Ach aus dieser Brust und Enge
Drängen frohe Lieder laut."

Als die Abschiedsstunde schlug, schenkte Goethe seinem jungen Gast ein silbernes Medaillon mit seinem Bildniß. Außerdem hatte er unter ein von Fräulein Adele Schopenhauer in rosa Papier ausgeschnittenes, geflügeltes, von einem bekränzten Genius gerittenes Steckenpferd eigenhändig die Verse geschrieben:

„Wenn über die ernste Partitur
Muntre Steckenpferdchen reiten,
Nur zu, auf weiter Töne Flur
Wirst Manchem Lust bereiten,
Wie du's gethan mit Lieb und Glück.
Wir wünschen Alle dich zurück."

Man kann sich denken, mit welcher Spannung der junge Reisende von den Seinigen in Berlin zurückerwartet wurde und was es nach seiner Ankunft für ein Fragen und Erzählen gab.

Die räumliche Entfernung unterbrach den Verkehr nicht, der brieflich fortgesetzt wurde. So schrieb Goethe am 5. December 1821 an Felix's Vater:*) „Wenn der talentvolle, fähige und fertige Felix mich manchmal bei'm Nachtisch den Kopf umwenden und nach dem Flügel schauen sähe, so würde er fühlen, wie sehr ich ihn vermisse und welches Vergnügen mir seine Gegenwart gewährte. Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank, daß Sie mir das liebe Pfand so lange haben anvertrauen wollen. Es ist nichts Tröstlicheres in älteren Jahren, als aufkeimende Talente zu sehen, die eine weite Lebensstrecke mit bedeutenden Schritten auszufüllen versprechen. . . . ." Auch gedachte er in seinen Briefen an Zelter stets Felix's. So schrieb er am 5. Februar 1822: „Auch Felix sag' ein gutes Wort und seinen Eltern. Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt."**) Bald sollte ein Wiedersehen erfolgen. Auf der Rückkehr von einer Reise in die Schweiz machte die ganze Familie Mendelssohn im Herbst 1822 einen Besuch bei Goethe, von dem sie mit ausgezeichneter Güte aufgenommen wurde. Die Mutter schreibt darüber: „Goethe, um den Würde, Ruhm, Dichterglanz eine blendende Strahlenkrone bilden, vor dem gewöhnliche Sterbliche erbangen, ist so gütig und väterlich gegen den Knaben, daß ich nur mit dem innigsten Danke und freudiger Rührung mir diese beglückenden Bilder zurückrufen kann." Stundenlang sprach Goethe mit Felix's Vater über den Sohn, mit Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm und sein Ernst verwandelte sich in Heiterkeit, sobald er ihn spielen hörte. Seit Felix's Abwesenheit war der Flügel unberührt geblieben und Goethe selbst öffnet ihn mit den Worten: „Komm' und wecke mir all' die geflügelten Geister, die so lange darin geschlummert." Ganz hingerissen von seinem Spiel, sagte er einmal zu den Eltern: „Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe! Schicken Sie ihn mir recht bald wieder, daß ich mich an ihm erquicke." Dann wieder nannte er ihn seinen David, der die bösen Träume bannte. In den nächsten drei Jahren fand eine persönliche Begegnung nicht statt, doch ließ sich Goethe stets von Zelter über Felix berichten. Erst auf der Rückreise von Paris, wohin Felix mit seinem Vater im März 1825 auf einige Monate gegangen war, wurde Goethe wieder ein Besuch abgestattet, über den er an Zelter berichtet: „Hr. Mendelssohn verweilte mit seinem Sohne leider nur kurze Zeit. Felix producirte sein neuestes Quartett zum Erstaunen von Jedermann. Diese persönliche hör- und vernehmbare Dedication hat mir sehr wohlgethan." Für die Widmung des H-moll-Quartetts aber bedankte sich Goethe durch folgendes Schreiben: „Du hast mir, mein theurer Felix, durch die gehaltvolle Sendung sehr viel Vergnügen gemacht. Obschon angekündigt, überraschte sie mich doch. Notenstich, Titelblatt, sodann der allerherrlichste Einband wetteifern mit einander, die Gabe stattlich zu vollenden. Ich habe sie daher für einen wohlgebildeten Körper zu erachten, mit dessen schöner, kräftig-reiner Seele Du mich zu höchster Bewunderung schon bekannt machtest. Nimm daher den allerbesten Dank und laß mich hoffen, Du werdest mir bald wieder Gelegenheit geben, Deine staunenswürdigen Thätigkeiten zu bewundern. Empfiehl mich den würdigen Eltern, der gleichbegabten Schwester und dem trefflichen Meister [Zelter]. Möge mein Andenken in solchem Kreise lebendig fortdauern." Schon vorher hatte Goethe an Mendelssohn's Mutter, die ihn gebeten, die Widmung des Quartetts zu erlauben, die folgende Antwort ertheilt:*) Mit vielem Vergnügen, meine wertheste Frau, werde ich das öffentliche Zeugniß betrachten, welches mir Ihr lieber, in so hohem Grade talentreicher Sohn zudenken will. Ich bewundere ihn schon seit langen Jahren, und dazu hat er als wohl geartet schon früh meine Neigung gewonnen und sie bis in diese letzten Zeiten zu erhalten und zu vermehren gewußt. Der Freude an seinem unvergleichlichen Talent konnte ich mich um so freier überlassen, als ich ihn von einem trefflichen Lehrer, meinem Freund [Zelter] in hohem Grade geschätzt und geliebt wußte. Möchten seine schönen Gaben ihm auch zum Glück seines Lebens gereichen. Auf diese Gerechtigkeit des Schicksals bauend, empfehle ich mich Ihnen und Ihrem werthen Hause zum allerbesten."

Felix's Bildung war durchaus keine einseitig musikalische, sondern eine harmonisch allgemeine. So hatte er seinen Lehrer Heyse, den Vater von Paul Heyse, mit einer metrischen Uebersetzung des Lustspiels von Terenz: „Die Mädchen von Andros" überrascht und auch Gothe ein Exemplar davon übersendet. Dieser schrieb darüber an Zelter: „Nun will ich Dich noch freundlichst ersucht haben, dem trefflichen, thätigen Felix schönstens zu danken für das herrliche Exemplar ernster ästhetischer Studien. Seine Arbeit soll den Weimarischen Kunstfreunden in den langen Winterabenden eine besondere Unterhaltung sein." Auf die Kunde, daß durch Felix's Bemühungen und unter seiner Leitung am 11. März 1829 zum ersten Mal nach hundertjähriger Vergessenheit die Bach'sche Matthäus-Passion in der Berliner Singakademie zur Aufführung kommen sollte, schrieb der Dichter an Zelter: „Mir ist, als ob ich von ferne das Meer brausen hörte. Dabei wünsch' ich Glück zu so vollendetem Gelingen des sonst Undarstellbaren. Was Du an Felix erlebst, gönne ich Dir von Herzen." Als Felix im Sommer 1829 in London infolge Umwerfens seines Wagens erheblich am Fuße verletzt worden war und das Bett hüten mußte, erkundigte sich Goethe theilnehmend nach ihm: „Dringend wünsche ich zu erfahren, ob von dem lieben Felix günstige Nachrichten eingegangen sind. Ich nehme den größten Antheil an ihm, denn es ist höchst ärgerlich, einen Menschen, aus dem so viel geworden ist, durch einen niederträchtigen Zufall in seiner fortschreitenden Thätigkeit gefährdet zu sehen."

Im Jahre 1830, auf dem Wege nach Italien, besuchte Felix noch einmal den greisen Dichter. Er fand den Achtzigjährigen äußerlich zwar unverändert, dagegen anfänglich

*) Goethe-Jahrbuch 1898
**) Briefwechsel mit Zelter.

*) Goethe-Jahrbuch 1898.

stiller und weniger lebhaft. Bald aber thaute der alte Herr auf und wurde ebenso munter, freundlich und vertraulich, wie früher, forderte Felix auf, die jungen Damen zu necken, und betheiligte sich selbst lebhaft dabei. Dann sagte er: „Gute Kinder, hübsche Kinder — immer lustig sein — tolles Volk", und machte dazu Augen, wie ein alter Löwe, wenn er einschlafen will. Auf Felix' Bitte, ihn, den Neunzehnjährigen, wie früher Du zu nennen, verlangte er, daß Felix länger als die vorgesetzten zwei Tage bliebe, damit er sich wieder daran gewöhnen könne. Jeden Morgen nahm Goethe eine „Musikstunde" bei Felix, der ihm Stücke von allen großen Meistern nach der Reihenfolge vorspielen und erläutern mußte. Nach dem ersten Satz der C-moll-Symphonie von Beethoven, der ihm eigentlich nicht recht sympathisch war, meinte er: „Das bewegt gar nichts, das macht nur Staunen, das ist grandios, ganz toll — man möchte fürchten, das Haus fiele ein — und wenn nun gar erst alle die Menschen" — das ganze Orchester — „zusammenspielen!" Nach Tisch pflegte er mit seinem jungen Freunde eine Stunde in lebhaft angeregter Unterhaltung zu verbringen, Stunden, die man, wie Felix sagt, sein Leben lang nicht wieder vergißt. Als seine Schwiegertochter Ottilie ihn fragte, ob ihn das viele Sprechen nicht angreife, wurde er fast böse und sagte: er müsse noch vieles von Felix lernen und erst ordentlich anfangen, mit ihm zu sprechen. Von der Abreise, die immer wieder verschoben wurde, wollte er gar nichts hören. Endlich mußte aber doch geschieden sein und der greise Dichter schenkte dem jungen Künstler zum Andenken einen Bogen vom Manuscript des „Faust", mit der Widmung: „Dem lieben jungen Freunde F. M. B., kräftig-zartem Beherrscher des Pianos, zur Erinnerung froher Maitage 1830, J. W. von Goethe." Dann sagte er halb wehmüthig: „Da geht man nun fort — wollen sehen, daß wir uns aufrecht erhalten bis zur Rückkehr", küßte Felix bewegt und dieser fuhr ab. An Zelter aber schrieb Goethe: „Soeben fährt bei klarstem Himmel und schönstem Sonnenschein der treffliche Felix ab, nachdem er vierzehn Tage vergnüglich bei uns zugebracht und Alles mit seiner vollendet liebenswürdigen Kunst erbaut hat, um bei uns ein Andenken zurückzulassen, das immer hoch zu feiern ist. Mir war seine Gegenwart besonders wohlthätig; er ist daher auch mit meinen Segnungen geschieden." Felix unterließ nicht, dem väterlichen Freunde von seinen Reiseerlebnissen und Eindrücken fortlaufende Berichte zu erstatten, die mit lebhafter Theilnahme aufgenommen wurden. So schreibt Goethe an Zelter: „Vor allen Dingen habe ich zu vermelden, daß ich einen ganz allerliebsten ausführlichen Brief von Felix aus Rom erhalten habe, der das reinste Bild des vorzüglichen jungen Mannes darstellt. Für den ist nun weiter nicht zu sorgen; das schöne Schwimmwams seines Talents wird ihn durch die Wogen und Brandungen des Lebens hindurchführen." Felix selbst aber antwortet er am 9. September 1831 auf einen Brief, in welchem u. A. von der Composition der „Walpurgisnacht" die Rede ist:*) „Du hast mir, mein lieber Sohn, durch Deinen ersten römischen Brief viel Freude gemacht, daß ich nun, auf Deinen zweiten von Luzern mich dankbar zu äußern alle Ursache habe. Daß Du die erste Walpurgisnacht Dir so ernstlich zugeeignet hast, freut mich sehr, da Niemand, selbst unser trefflicher Zelter nicht, diesem Gedichte nichts abgewinnen können. Es ist im eigentlichen Sinne hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immer wiederholen, daß ein Altes, Gegründetes, Geprüftes, durch auftauchende Neuerungen gedrängt, geschoben verrückt, wenn nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingepfercht werde. Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt und ein freudiger unzerstörbarer Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinauf. Diesem allen hast Du gewiß Leben und Bedeutung verliehen und so möge es denn auch mir zu freudigem Genuß gedeihen......" Doch sollte es nicht mehr dazu kommen. Auf der Heimkehr von Italien, in Paris, traf Felix die Nachricht von Goethe's Tode, die ihn tief erschütterte. Obgleich um fast sechzig Jahre jünger, als der erhabene Dichter, sollte er ihn doch nur um fünfzehn Jahre überleben.

*) Goethe-Jahrbuch 1898.

Bücherbesprechungen.

— **Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten.** Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. V u. 286 S. 4 ℳ 50 ₰. — Das Buch in seinem glänzenden Gewande, seiner reichen Beredtsamkeit, seinem durchaus eigenartigen und neuen Gedankeninhalte wird gleich dem bekannten Buche „Rembrandt als Erzieher" auch bei den Deutschen Carrière machen. Aber wir lassen uns durch die blendenden äußeren Vorzüge, auch nicht durch das Brillantfeuerwerk der Gedanken täuschen; wir blicken kritisch auf die Unterströmung des Werkes und müssen lebhaft bekennen, daß wir mit dieser ganz und gar nicht einverstanden sind. Verfasser giebt sein Himmelsbild, das von einer gründlichen Skepsis getrübt ist, als Weltanschauung seiner Zeit. Wenn er dazu Recht hätte, dann wären wir wirklich noch auf dem Standpunkt der seichten französischen Aufklärung, die damals die germanische Welt beherrschte, und ein neuer Schleiermacher, der 1799 seine weltberühmte Schrift an die Verächter der Religion unter den Gebildeten schrieb, könnte heute von Neuem den Schleier des trostlosen Unglaubens in der oberen Schicht lüften. Wir sind aber Gott sei Dank weiter, und ich habe gar keine Lust, mich über die thatsächlich andere, neue, glaubensfröhlichere Weltanschauung der Welt, soweit sie sich christlich nennt, mit dem Verfasser auseinanderzusetzen. Ein anderer empfindlicher Mangel des Buches ist sein auffälliger religionsgeschichtlicher Dilettantismus. Verfasser benutzt zwar neuere Quellen, aber mit solcher deutlicher Unsicherheit, daß einem oft über den willkürlichen, auf mangelnder Beherrschung beruhenden Folgerungen die Haare zu Berge stehen. Es thut uns wirklich leid, daß die gebildete Welt dieses geistreiche, mit gelehrten Noten ausgestattete Buch lesen wird, ohne daß ihr über die wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten seiner tiefeinschneidenden Behauptungen das Auge aufgehen wird. Wir glauben darum der Pflicht der Wahrheit Genüge zu thun, wenn wir im Einzelnen auf einige Irrthümer im bunten Gedankengange des Werkes hinweisen (wir geben wegen der Kürze die Urtheile nur andeutungsweise). Der Glaube an die dunklen Mächte war zuerst in der Menschheit (S. 14). Cyrus ist der Vater des Parsismus (S. 43; wir wissen, daß er Verehrer des Merodach war); Christus als Fisch abgebildet; Rückkehr zur ägyptischen Thierverehrung (S. 68); die Juden „mit abgeschnittenem Nabelstrang" waren nicht mehr heimisch im Mutterland der Natur (S. 79); die Lebensfreude war ihnen fremd (S. 81); Moses brachte keinen Fortschritt (S. 78); der leere Tempel des Jehovismus ist einfach lächerlich (S. 78); zu Jesu Zeiten war der Keller, die Hölle, und die Halle, die Erde, von Geistern und Teufeln besetzt, daher der Schrei: das Himmelreich ist nahe, Reaction gegen den babylonisch-parsistischen Dämonenglauben (S. 94); der unsichtbare Gott wird sichtbar, das war nach jüdischem Begriff die größte Gotteslästerung (S. 98); Jesus hat sich in schwacher Stunde Menschensohn genannt (S. 146); er war sich über seine Person unklar (S. 148); über der christlichen caritas wucherten die Dogmen; als die Liebe ausgebrannt war, hingen am Kreuzgerüst nur ausgekohlte Reste (S. 163); Gottes Erlösungsversuch war eben mißglückt (S. 163). Die Reformation hat sich von der Renaissance beeinflussen lassen: sie hat Psalm und Bierrausch verbunden (S. 241). Von der alten Zeit hat das 16. Jahrhundert in die neue Welt Teufel, Dreieinigkeit und Sterndeutung hinübergerettet. Aber unerbittlich geht diese alte Welt der sonnengeborenen religiösen Vorstellungen zu Grunde, seitdem die Wissenschaft den Abstand zwischen Himmel und Erde als unendlich bezeichnet und endgiltig festgesetzt hat (S. 262). Gott ist emeritirt, er ist — Feuerbach, freue dich — das wechselnde Bild unseres eigenen Bewußtseins (S. 268). — Derartige Hirngespinnste unterbreitet uns der kühne Däne als Weltanschauung. „Was ihr den Geist der Zeiten nennt, das ist der Herren eigner Geist." Und wenn nur wenigstens Alles geschmackvoll wäre. Ist es nicht, als wenn der Hund den Mond anbellt, wenn Troels-Lund behauptet: die Herrschaft der Absolution ist vorbei? (S. 272). Ist es geschmackvoll, den Islam, diesen „blutgierigen Gesellen", den Vater der Toleranz zu nennen? (S. 169) und die Reformation „die Feuerwehr der Kirche"? (S. 187.) — Wir geben zu, daß der leitende Gedanke — die Sonne Mutter aller Religion — blendend ist, aber er ist gründlich unwahr, denn nicht die Sonne, sondern der im Renan'schen Dunkel verschwindende Jesus, ἀπαύγασμα τῆς δόξης, Ebr. 1, 3, ist Grund und Ziel unseres Himmelsbildes, in welchem wir uns mit

Millionen Eins wissen, die nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt sind. Wir legen das Buch zu den Acten des scheidenden Jahrhunderts und prophezeien ihm, daß es auf die rüstige, starke Entwickelung des neuen nicht den geringsten Einfluß haben wird. Wir können aber nicht umhin, in den Grenzen dieses Blattes die Welt au fin de siècle vor diesem ebenso individuellen, wie unwissenschaftlichen Nothschrei des Unglaubens zu warnen. Seifenblase oder besser — als Umrahmung des Titels — Meteor! J. J.

— Wegweiser durch das Invalidenversicherungsgesetz nennt sich eine kleine Broschüre von Dr. Rich. Freund, Vorsitzendem der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Berlin, die kürzlich in J. J. Heine's Verlag zum Einzelpreise von 50 ₰ erschienen ist. Es handelt sich um die 12., auf Grund des Invalidenversicherungsgesetzes gänzlich umgearbeitete Auflage. Wenn auch schon die Wiederholung der Auflagen für die Broschüre spricht, so möchten wir doch empfehlen, auf Ausnahmen vom Gesetze durch Bundesrathsbestimmungen nicht blos zu verweisen, überdies aber im Citat recht erschwerende Druckfehler zu beseitigen. (Vgl. S. 7 Anm. *, wo es statt 24. Juni 1893 heißen muß 24. Januar 1893.) ∞

— Die Deutschen im Sprichwort. Ein Beitrag zur Culturgeschichte von Dr. Georg M. Küffner. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, 1899. Preis 1 ℳ 20 ₰. — Es ist ein im Ganzen nicht sehr schmeichelhaftes Bild der Deutschen, das sich aus diesen sprichwörtlichen Wendungen, Redensarten und Reimen zusammensetzt. Freilich ist es ja eine allgemein menschliche Schwäche, von dem lieben Nebenmenschen eher das Unangenehme und Abstoßende anzuführen als die guten Seiten. Bewiesen ist also zunächst noch lange Nichts damit, daß der Franzose die Dummheit umschreibt mit bon sens allemand (Nr. 66), und glücklicher Weise fehlt es ja auch an solchen französischen Wendungen nicht, die den entgegengesetzten Sinn haben, wie die folgende: L'Italien est sage devant la main, l'Allemand sur le fait, et le Français après le coup (Nr. 43). Etwas Tröstliches liegt jedenfalls in der Beobachtung, daß es dem Deutschen nicht an Selbsterkenntniß fehlt und daß er eine gewisse Schwerfälligkeit zugiebt, wie unser Sprichwort zeigt (Nr. 76): „Bis ein deutscher Schuster sein Werkzeug beisammen hat, hat ein welscher ein Paar Schuhe gemacht." Die frechsten und zügellosesten Ausfälle gegen die Deutschen leisten sich bezeichnender Weise die Slaven, insbesondere die Tschechen. Doch wollen wir gern zugeben, daß diese Abneigung auf Gegenseitigkeit beruht. So mag der Slovene wohl Recht haben mit der Weissagung (Nr. 125): „Der Deutsche wird dem Tschechen erst günstig sein, wenn sich die Schlange auf dem Eise wärmt", und ebenso der Pole mit seinem Spruche: „So lange die Welt Welt ist, wird der Pole nie dem Deutschen Bruder sein" (Nr. 128, vgl. Nr. 330). Sehr allgemein und leider nicht ohne Berechtigung ist der Hohn über die deutsche Trunksucht, der freilich manchmal mehr wie Neid auf die deutsche Trunkfestigkeit klingt. Recht witzig lautet schon ein lateinisches Distichon, das in dem Refectorium eines Klosters entstanden sein mag (Nr. 155):

Si latet in vino verum, ut proverbia dicunt,
Invenit verum Teuto vel inveniet.
Täuschet das Sprichwort nicht, im Weine liege die Wahrheit,
Kennt sie der Deutsche gewiß oder erkundet sie bald.

Aber auch in dieser Beziehung giebt sich der Deutsche keiner Selbsttäuschung hin, das beweist das in Deutschland selbst entstandene und oft wiederholte Wort (Nr. 158): Jedes Land hat seinen eignen Teufel, der von Deutschland heißt Weinschlauch und Saufaus. — Die in diesem Buche gesammelten Sprichwörter und Volksausdrücke sind in folgender Weise gruppirt: Die erste Abtheilung enthält solche Wendungen, die dem Deutschen als Gesammtvolk gelten, und zwar A. günstige (nur 51 Nummern) und B. ungünstige (bis Nr. 227). Die zweite Abtheilung wendet sich den einzelnen deutschen Stämmen zu, die in alphabetischer Reihenfolge (Allgäuer bis Württemberger) behandelt werden (bis Nr. 421). Die Sammlung ist mit großem Fleiße gemacht; das zeigt schon das am Schluß beigegebene sorgfältige Quellenverzeichniß (S. 87—93). Doch giebt der Verfasser selbst zu, daß sie auf Vollständigkeit noch keinen Anspruch erheben könne. Jedenfalls ist sie ein werthvoller Beitrag zur deutschen Volkskunde, insofern sich in diesen Urtheilen das Wesen des deutschen Volkes abspiegelt, und wenn auch begreiflicherweise Haß und Neid, Bosheit und Spott darin ganz ersichtlich das Wort führen, lernen läßt sich aus diesen meist unfreundlichen Aeußerungen doch Mancherlei. Grobes Unrecht geschieht sicherlich unseren sächsischen Landsleuten mit dem Spruche (Nr. 346):

Ein Böhm ein Ketzer,
Ein Schwab ein Schwätzer,
Ein Meißner ein Gleißner (= Heuchler).

Da lassen wir uns doch eher noch den Vers gefallen (Nr. 323):

So een Berliner
Ös wözig on de Schlesier froh,
Gemöthlich meerschdendeels de Sächser,
De Ostpreuß grob as Bohnenstroh.

Jahrhunderte lang haben nahezu alle Völker Europas ihren Witz mit Vorliebe daran geübt, sich an den Deutschen zu reiben und das „Volk der Dichter und Denker" (Nr. 50) zu verhöhnen. Solch liebenswürdige Gewohnheiten lassen sich nicht mit einem Schlage ausrotten. Die Zeiten sind aber doch wohl endgiltig vorbei, wo selbst der Russe sich über uns lustig machen durfte mit seinem: Wess sswet k nasmeschki, po nemezkomu obraszu, zu deutsch „aller Welt zum Spott, nach deutscher Art" (Nr. 68). Dienlich ist es gleichwohl, zu hören, was man in der Welt von uns sagt. Und so sei diese Sammlung als ein Spiegel deutschen Wesens Allen empfohlen, die ihres deutschen Namens froh sind, ohne die Gefahr zu verkennen, die einem nach außen hin mächtigen und angesehenen, im Inneren blühenden und gesunden Volke leicht droht, daß sein Nationalstolz in Dünkel und Selbstverblendung ausarte. R. B.

— Verhandlungen der 7. Jahresversammlung des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes in Eisenach vom 9.—12. October 1898. Zusammengestellt und herausgegeben von Oberbürgermeister am Ende und Dr. med. Schütze. Dresden-Blasewitz, A. Arnold, 1899. — Das Heft enthält außer den Satzungen und dem Mitgliederverzeichniß des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes folgende auf der Jahresversammlung gehaltene, die Bäderinteressen berührende Vorträge: Die allgemeine Hygiene der Kurorte; Ueber die Behandlung der Gicht mit Schlammbädern; Die geplante Musiksteuer des Autorenverbandes; Professor Mosler's „zeitgemäße Rathschläge für Bewohner und Besucher der Kurorte"; Wie hat die Eisenbahndirection Sorge zu tragen für Transport schwerkranker Badegäste?; Ueber den therapeut. Werth der Nordseebäder bei Hautkrankheiten; Welche eventuellen polizeilichen Maßnahmen sind gegen Einschleppung des Keuchhustens in Kurorte zu treffen? — Die Vorträge und die daran sich anschließenden Discussionen beweisen, wie rührig der Verband vorwärts strebt und wie sehr er sich bemüht, dem Wohle der Kranken und dem Interesse der Kurorte seine Dienste zu widmen. ••

— Handbuch der rationellen Verwerthung, Wiedergewinnung und Verarbeitung von Abfallstoffen jeder Art. Von Dr. Th. Koller. Zweite Auflage mit 22 Abbildungen. Verlag von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig. Preis 4 ℳ. — Wer vor etwa 30 Jahren eine Reise nach England unternahm, um den Stand der dort in größtem Maßstab betriebenen, chemischen Industrie kennen zu lernen, kehrte mit dem Eindruck zurück, daß unsere deutsche Industrie von den Abfällen, die damals in den englischen Fabriken als werthloser Ballast weggeworfen worden sind, ganz anständig leben könnte. Heute wird wohl auch in England mit größerer Sparsamkeit fabricirt, um der deutschen Concurrenz gewachsen zu sein. Mit der Erinnerung an die schöneren und sorgloseren Tage der englischen Industrie soll nur auf die große Bedeutung hingewiesen sein, die einer planmäßigen Ausnutzung möglichst aller Abfallstoffe nicht blos für die Entwickelung einzelner Industriezweige sondern der Gesammtindustrie eines Landes beigelegt werden muß. Und darnach ist wieder die Bedeutung des Koller'schen Buches zubemessen, das sich die Aufgabe gestellt hat, das unendlich große Gebiet der Abfallindustrie vom technischen und hygienischen Standpunkt aus zu übersehen. Die Aufgabe ist nicht leicht, aber vom Verfasser mit Sachkenntniß, Umsicht und Sorgfalt gelöst worden. Einzelne Capitel dieser zweiten und dem neuesten Stand der Abfallindustrie angepaßten Auflage namhaft zu machen, muß sich die Recension versagen, weil der Inhalt des Handbuches gar vielseitig und in seinen Theilen ungleichartig ist. Es mag die Versicherung genügen, daß der Inhalt vollständig ist und das Buch keinerlei Abfall verloren gehen läßt. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 100. Dienstag, den 29. August, Abends. 1899.

Wladivostok!

Nach einer langen, einförmigen Eisenbahnfahrt auf dem ältesten Zweige der im Bau begriffenen großen sibirischen Eisenbahn erreicht man das Städtchen „Iman“, die letzte Station vor Wladivostok, dem großen Kriegshafen im asiatischen Rußland an der Japanischen See. Diese Linie ist seit 1895 im Betrieb und hat eine Länge von 443 Kilometer. Die Maschinen und Tender auf derselben waren amerikanischen Ursprungs; die Waggons dagegen aus den großen staatlichen Werkstätten zu Riga hervorgegangen; beides war von gleich schlechter Beschaffenheit, und schien nur den Vorzug der Wohlfeilheit zu haben. In einer Entfernung von 139 Kilometer von Wladivostok steigt die Bahn in das Thal des Soussoun hinab. Die Ueberschwemmungen dieses in das Japanische Meer mündenden Flüßchens sind noch gefährlicher als diejenigen des Ossuri, welchen die Bahn schon früher auf einer großen Brücke überschritten hatte. Die Bahnstrecke ist nicht gut abgesteckt worden; erst jetzt sind die nothwendigen Verbesserungen der Bahndämme beendet worden. Hätte man nicht dieses von allen möglichen Schwierigkeiten starrende Flußthal beim Bau umgehen können? Competente Techniker versichern es, indem sie der jetzigen Strecke zwischen Wladivostok und Nikolskoie den Vorwurf machen, daß sie die Linie gefährlichen Erdrutschungen und Felsabstürzen aussetzt, wogegen die Ueberschwemmungen den Verkehr jährlich höchstens 2—3 Tage unterbrochen hätten. Ungefähr 20 Kilometer vor der Festung tritt die Bahn an den Strand der Petersbai, wodurch im Kriegsfalle die feindlichen Panzerfahrzeuge in den Stand gesetzt würden, die Linie unter das Feuer ihrer Geschütze zu nehmen und auf diese Weise die Verbindung zwischen der großen Seefestung und den Thälern des Ossuri und des Amur völlig zu unterbrechen. Diese und noch wichtigere Betrachtungen sollen, wie man sagt, die Regierung zu dem Entschlusse veranlaßt haben, die strategisch so fehlerhafte Linie aufzuheben und eine neue, mehr östlich gelegene zu bauen. Die Ossuribahn bedurfte nicht gerade noch dieser vermehrten Ausgaben, denn schon jetzt ist der Voranschlag für jede Werst um 40000 Frcs. überschritten worden. Die für die Transsibirische Eisenbahn erlassenen Vorschriften haben auch für diese östliche Abzweigung Giltigkeit; die Bahn ist eingleisig und die Stationen sind unabänderlich 50 Werst von einander entfernt. Der Verkehr beschränkt sich auf 3 Züge täglich nach beiden Richtungen hin; auf jeder Station sind die hölzernen Gebäude äußerst einfach, und im ländlichen Stil errichtet. — Wladivostok! Alles steigt aus! Die Stadt, welche erst kürzlich, d. h. seit 2 bis 3 Jahren mit einer Schnelligkeit sich vergrößert hat, wie man dies nur bei amerikanischen Städten findet, hat den lateinischen Beinamen: „Dominatrix Orientis“ und ist 1861 am innersten Theile der Petersbucht gegründet, auf einer Halbinsel, welche die Bai in zwei Theile theilt. Die erstere ist umgeben von einer Anzahl kleiner Inseln, deren größte den Namen „Kozakewitsch“ führt; die Meerenge zwischen dieser Insel und dem Festlande wird die östliche Passage genannt. An dieser Meerenge ist die Stadt erbaut, umgeben von waldigen Hügeln und einen der schönsten Häfen der Welt beherrschend, welchen die Russen, nicht mit Unrecht, „das goldene Horn“ des äußersten Ostens zu nennen pflegen. Wladivostok ist zwar heute noch nicht das Konstantinopel des äußersten Ostens, aber früher oder später dürfte es ein solches werden. Sein Klima ähnelt dem von Marseille im Sommer; es liegt unter dem 43° N. Br. und ist im Winter weniger rauh als man glaubt; sein Hafen ist höchstens zwei Monate länger als der von Odessa mit Eis bedeckt. Zwei russische Häfen im „Stillen Ocean“ erfreuen sich des Imports europäischer Waaren, nämlich die von Wladivostok und Nikolaievsk. Der letztere Hafenort ist die Hälfte des Jahres vereist, ebenso wie der Amurfluß, an dessen Mündung er belegen ist, durch welchen Strom er während der Sommermonate sich großer Handelsvortheile erfreut; indessen in den letzten Jahren ist die Oberherrschaft im Import- und Export von Wladivostok so bedeutend geworden, daß der Niedergang jenes kleinen Hafens unvermeidlich erscheint, um so mehr, wenn erst die große sibirische Bahn und die durch die Mandschurei geplante in Betrieb gesetzt sind. Die Schiffe, welche am goldenen Horn ankern, versorgen das ganze östliche Sibirien mit allen höheren Lebensbedürfnissen; von England bringen sie Wolle und Baumwollwaaren, vom europäischen Rußland dieselben Artikel zweiter Qualität und außerdem Tabak, Zucker und Alkohol; Belgien schickt Glas- und Porzellanwaaren; die Vereinigten Staaten senden Mehl sowie Maschinen, Ackerbauwerkzeuge; Korea liefert ländliche Producte, aus Japan kommen Früchte, Reis 2c.; aber Deutschland ist der Hauptimporteur, es liefert zwar minderwerthige Artikel, aber es macht dennoch gute Geschäfte. Die Ausfuhr von Wladivostok ist bis jetzt ganz erheblich gewesen; dieselbe besteht hauptsächlich in Pelzwerk, in den Erzeugnissen der Fischerei, der Seehundsjagd und des Walfischfanges. Der Handel der „Dominatrix Orientis“ befindet sich in den Händen der Fremden, und zwar in dem Verhältniß von 75%; hiervon gehören 30% den deutschen Handelsfirmen, den Engländern und Japanern 13%, den Chinesen 12%, den Amerikanern 5%; Frankreich ist nur durch zwei Franzosen vertreten, von denen der eine ein Sägewerk und der andere auf einer kleinen Insel eine bedeutende Molkerei besitzt. Die beiden bedeutendsten Handelshäuser, sowohl in Wladivostok wie in ganz Ostsibirien, sind die der Herren Kuntz-Alberts (deutsch) und Tchourine (russisch). Das Erstere bezieht seine Importen von Hamburg, das Letztere von Odessa. Beide Häuser haben Depots in Blagovestchensk, woselbst Hr. Tchourine vor Kurzem neue Waarenmagazine mit einem Aufwande von 1 Million Rubel hat errichten lassen. Auch Hr. Kuntz-Alberts hat in letzter Zeit ein ansehnliches Areal erworben, hat aber zu dem Ende russischer Unterthan werden müssen. Diese beiden Handelsfürsten Ostsibiriens hatten bisher keine Concurrenten, indeß scheinen in dem letzten Jahre die chinesischen Großkaufleute von Shanghai und Tientsin sich einen Wettbewerb im sibirischen Handel angelegen sein zu lassen; sie haben bereits in Wladivostok ein paar Comptoire eröffnet, und da sie bei ihrer Mäßigkeit weniger Bedürfnisse als die Europäer haben, so begnügen sie sich mit einem geringeren Gewinn. Wladivostok hat eine starke Garnison; in allen Straßen sieht man Soldaten, welche freilich von den schmucken Garden zu St. Petersburg, Moskau und Warschau sehr abstechen. Einen besseren Eindruck machen die Matrosen der Flotte, von welcher stets einige Panzer und Kreuzer kommen und gehen. Die grünen Festungswerke zu betreten ist jedem Nichtmilitär streng verboten. Einen traurigen Eindruck machen auf den Fremden die halbjährlich hier aus Rußland eintreffenden Verbrecherschiffe, welche ein paar Tage hier verweilen, um Lebensmittel an Bord zu nehmen, um dann demnächst ihre traurige Menschenfracht nach der großen Strafcolonie auf der Insel Sachalin weiter zu befördern. In einem Kriege mit England, anläßlich der Auftheilung Chinas, dürfte Wladivostok ein außerordentlich wichtiger, strategischer Punkt sein, sein Handel aber enorme Verluste erleiden.

Alexander Schütte.

Bücherbesprechungen.

— Collection „Brillant“: Wanda? Eine Novelle von O. Eugen Thossau. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach, Separatconto. — Wirthstöchter und Kellnerinnen, — das waren Lieblingsheldinnen der Novellisten, nachdem die Revolution der Literatur von Georg Bleibtreu verkündet worden. Und gerade dieser talentvolle Autor hat in Novellen und großen Romanen die Weiblichkeit im Wirthshausleben vielfach geschildert, cynisch und sentimental. „Wanda“ von Thossau ist eine ähnliche Geschichte, es soll der Beweis geführt werden, daß, wenn die Weiber verderbt sind, die Männer die Schuld daran tragen. Der Held, der die Geschichte erzählt, ist ein Reserveunterofficier. Der Verfasser hat die Heldin vorher wie eine echte Romanheldin interessant zu machen gesucht, indem er sie in den Schleier des Geheimnisses hüllt und nur allmälig daraus hervortreten läßt. Das lohnt nun freilich nicht der Mühe; denn diese Wanda ist eine, wenn auch schöne, doch gewöhnliche Kneipendirne und wenn ihr der Autor eine Thräne weinen will, so wird es dem Leser schwer, auch zum Schnupftuch zu greifen. Uebrigens ist die Geschichte ganz flott, aber auch sehr ungenirt erzählt und nichts weniger als eine Bereicherung unserer novellistischen Literatur.

R. v. G.

— Collection „Brillant“: Der Stellvertreter. Erzählung von Dubut de Laforest. Deutsch von Ludwig Wechsler. Leipzig, Verlag von C. F. Tiefenbach, Separatconto. — Eine sehr unwahrscheinliche Geschichte! Ein Pariser Schriftsteller Dervaux begeht Selbstmord, weil er eine große Schuld an einen Club nicht bezahlen kann. Die leerstehende Wohnung besichtigt ein junger Graf; er erfährt die Geschichte des Selbstmordes, von welchem außer dem Hausbesorger Niemand weiß — nicht die auf einem Gute lebende Großmutter, nicht die Geliebte des Verstorbenen, Frau Blanche. Der Graf entschließt sich, die Rolle desselben zu spielen; er kauft seine Möbel, bezahlt seine Schulden; der Frau Blanche gegenüber giebt er sich für einen Bruder von Dervaux aus, dem er überdies sehr ähnlich sieht. Alle Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, die mit dieser Stellvertretung verbunden sind, sucht der Verfasser mit möglichstem Scharfsinn aus dem Wege zu räumen; ja er geht soweit, daß er den falschen Dervaux zur sterbenden Großmutter reisen läßt, wo doch alle Welt den echten kennt. Dieses Aufgebot von scharfsinniger Erfindung ist das Hauptverdienst der Erzählung; vielleicht findet sie gläubige Leser. Die kleine angehängte Geschichte: Die Stellvertreterin, ist eine nur mit Kohlenstrichen ausgeführte Skizze; sie erzählt uns, wie sich eine Schwester für die andere opfert, um sie aus einer bedrängten Lage zu reißen.

R. v. G.

— Emile Zola, Die Schultern der Marquise und andere Novellen. Paris, Leipzig, München, Verlag von Albert Langen. 1898. — „Die Schultern der Marquise“ ist die unbedeutendste dieser „Novellen“; aber sie führt den Reigen, denn sie giebt Anlaß zu einem Titelbilde, das uns auch auf dem Umschlage in Tizianischem Colorit die Reize dieser Salonschönheit vorführt. Das Ganze geht nicht über eine Salonplauderei hinaus. Bedeutender und umfangreicher ist die letzte Erzählung: „Hauptmann Burle“; das Charakterbild dieses auf abschüssige Wege gerathenen Officiers, eines Don Juans, der zuletzt selbst der häßlichen Weiblichkeit huldigt und dabei die ihm anvertrauten Cassen plündert, ist scharf umrissen, und eigenartiger noch ist das des ihm vorgesetzten und befreundeten Majors, welcher, um die Ehre der Familie und die Zukunft des Sohnes zu retten, kein anderes Mittel weiß, als den Kameraden zu fordern und zu tödten. „Das kleine Dorf“ ist eine stimmungsvolle Skizze, halb Idylle, halb Elegie; „Der große Michu“ ein groteskes Schülerbild; „Arbeitslose Zeit“ ein Nachtstück aus dem Proletarierleben. Diese Novellen sind gleichsam Schnitzel von der Hobelbank in der Werkstatt Zola's, wenn er müde ist, an seinen großen Werken zu arbeiten.

R. v. G.

— Der Todesengel. Roman in zwei Büchern von Kasimir Tetmajer. Aus dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. Stuttgart und Leipzig 1899, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ 375 S. — Der polnische Dichter Tetmajer, von seinen Landsleuten als Führer der zeitgenössischen polnischen Dichter anerkannt, ist bisher in Deutschland nur durch hier und da in Zeitschriften veröffentlichte lyrische Gedichte bekannt geworden. Mit dem vorliegenden Romane tritt er bei uns, soviel wir wissen, zum ersten Male als Prosadichter auf. Sogleich sein erstes Prosawerk verträgt die Anlegung des schärfsten kritischen Maßstabes. Ueber den wahren Werth und die innere Bedeutung eines Buches entscheidet bekanntlich der Umstand nicht, ob es sich „gut liest“; in diesem Falle müßten Marlitt'sche und Werner'sche Romane bedeutenden poetischen Werth besitzen, denn sie unterhalten nicht nur trefflich, sondern wissen auch den Leser bei seinem Gefühlsleben zu packen. Es ist sehr die Frage, ob das vorliegende Buch das eine oder das andere Ergebniß beim Leser haben wird — aber wie dem auch sein möge: es ist trotzdem ein Buch von bedeutendem Werthe und großer innerer Bedeutung. Ebensosehr als gestaltenreiches Culturbild, wie als durch ein schweres, mit Meisterschaft durchgeführtes psychologisches Problem ausgezeichneter Roman. Die Fabel der Dichtung ist eine überaus schlichte, den Umfang des Werkes kaum rechtfertigende: ein junger Künstler geht an seiner übermächtigen Liebe zu einem schönen, aber herzlosen Mädchen zu Grunde. Das Schwergewicht der Schilderung liegt nicht in der Darstellung einer sogenannten spannenden Handlung, sondern in der feinen psychologischen Entwicklung des Charakters des Helden. Es ist ganz gewiß wahr, daß dieser Held in seiner rasenden, auf die Vernichtung seines psychischen und physischen Ichs geradezu gewaltsam hinarbeitenden Liebesleidenschaft als ein, uns kühler fühlenden und handelnden Deutschen wenigstens, an's Seltsame, Bizarre streifender Mensch erscheint, den wir mit dem Mitgefühle, das wir dem Kranken entgegenbringen, betrachten; aber dieser Uebermensch ist gleichwohl mit so tiefer innerer Begründung seines Seelenlebens gezeichnet, die uns als Räthsel erscheinenden psychischen Probleme und Verwickelungen sind so natürlich gelöst, daß wir dem Dichter glauben müssen, wenn er von seinem Helden sagt: „All sein Glaube, all seine Hoffnungen, all seine Liebe wurde zu Staub. Das Leben konnte ihm nichts mehr bieten, er verlangte von ihm nichts, sehnte sich nach nichts, erwartete nichts mehr. Und er liebte auch nichts mehr. Sein Herz war wie eine verkohlte Steppe, seine Seele wie ein eingestürztes Haus — er war abgestorben.“ Ebenbürtig der meisterhaften Darstellung des eigentlichen Stoffes, der plastischen Zeichnung des Charakters des Helden, ist die Schilderung des polnischen Gesellschaftslebens, die als interessantes episodisches Beiwerk in die Handlung eingeflochten ist. Auch hier entfaltet Tetmajer die volle Kunst und Kraft einer immer fesselnden Zeichnung. Mit wenigen Strichen läßt er Typen vor unseren geistigen Augen erstehen: wie treffend und scharf charakterisirt er beispielsweise die innere Verkommenheit in der Figur des verbummelten Mediciners Drewski, wie wahr und echt schildert er treue Freundesanhänglichkeit in der Gestalt des Bildhauers Tenzel, eines Collegen des Helden. Tetmajer verzichtet keineswegs immer auf die Mittel, die die modernen Dichter mit Vorliebe anwenden, und denen sie bei denjenigen Lesern ihre Erfolge verdanken, die die Grenze zwischen dem künstlerisch Berechtigten und dem ästhetisch Ungesunden nicht kennen; er ist scharfer, zuweilen sogar unerbittlicher Realist, der im gegebenen Augenblick selbst vor der Schilderung des Maßlosen nicht zurückschreckt; aber seine Wirklichkeitsschilderung thut der Kunst keinen Abbruch; sie ist echt, sie giebt die Gewähr dafür, daß ihr Jünger hohen Zielen zustrebt. Die Uebersetzung der Dichtung aus dem Polnischen hat S. Horowitz in geschickter Weise besorgt.

Willy Doenges.

— Saturnische Phantasien. Gedichte von Adolf Schafheitlin. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, 1899, S. Rosenbaum's Verlag. Preis 2 ℳ. 156 S. — Vorbemerkungen zu Büchern, namentlich zu Gedichtbänden, fordern gar zu oft zur Gegenrede heraus. So auch hier. „Meinem überbesorgten Freund,“ schreibt der Dichter im Vorworte zu dem vorliegenden Buche, „der sich an einigen Kühnheiten in diesen Gedichten stieß und mir rieth, dieselben zu mildern, entgegnete ich: »Willst du einen feurigen Trunk auch zugleich matt haben? Wem könnte der munden als den Matten?«“ Jener Freund hatte sehr Recht daran gethan, den Dichter auf „einige Kühnheiten“ aufmerksam zu machen, und Schafheitlin hätte nur klug gehandelt, wenn er dem Rathe, sie zu „mildern“, gefolgt wäre. Wenn ich nicht seine „Gedichte“ kennte, unter denen sich zahlreiche hochpoetische Arbeiten befinden, so würde ich diese „Saturnischen Phantasien“ mit einer wenig günstigen Censur versehen müssen. Denn was in den erwähnten „Gedichten“ uns als Ausfluß einer zwar hie und da ungestümen, aber zweifellos reichbesaiteten Dichternatur sympathisch entgegentritt, das scheint in diesen „Saturnischen Phantasien“ vollkommen verwildert und in innere und äußere Auflösung gerathen zu sein. Es wird kaum Jemanden geben,

den diese Dichtungen anders als unsympathisch berühren. Es mag sein, daß der saturnische Vers, den der Dichter durchgehends, wenn auch mit großer Freiheit benutzt hat, einen Theil Schuld daran trägt, daß die Dichtungen nicht nur stofflich, sondern auch formal schwülstig und überladen erscheinen; aber dieser Umstand verkleinert nicht die Verantwortlichkeit des Dichters seinem Leser gegenüber; er, dessen Phantasie ohnehin etwas Ungebändigtes, zum Himmel Stürmendes, Maßloses an sich hat, war doppelt und dreifach gezwungen, durch Fesselung seiner Gedanken in strenge Form seine „Kühnheiten" zu „mildern". Ich brauche nur eine Strophe aus seinem Gedichte „Eudämonie" hierher zu setzen, um dem Leser die Art der „Saturnischen Phantasien" zu kennzeichnen:

Ihr bleibt mir fern, der Edda düst're Gestalten,
Durch deren Seele das blutige Nordlicht zückt,
Ungeheuer, wie jene Nebelgewalten,
Die über die Eiseswüste der Nordpol schickt!
Dies Land der Formen, wie ist es von deinem Geist
Erfüllt, du gütig und stürmisch und lächelnd und irr,
Doch immer menschlich: ja, hier wärst du nicht verwaist:
Odysseus, hier ruhtest du gern nach der Fahrten Gewirr!
Wie heiter Berg und Triften im Sonnenfächeln —
Ich habe in Thränen gerungen, drum lieb' ich das Lächeln!

Ich gestehe offen ein, daß ich nicht im Stande gewesen bin, das Buch vom Anfang bis zum Ende durchzulesen; es trat mir zu viel Gedankenwust entgegen, der jeglichen Genuß in mir erstickte. Nicht nur in den „Saturnischen Phantasien", sondern auch in den übrigen Theilen des Werkes. In dem Theile „Blühen und Vergehen" sagt der Dichter u. A.:

In des Oelwalds heilig ernstem Schweigen
Träumten wir uns in entzücktem Traum.
Durch das Dämmerathmen, Blätterneigen
Träumt ein Licht, ein Vogelfittig kaum.

oder:

Scheue nicht, die Wimper zu erheben,
Schaue mir ins Aug' und weine nicht!
Wer mißachtet, wo gepflügt das Leben,
Ist's Dem in der Seele licht?

oder:

Wühlt dein Herz aus Träumen sich ans Licht?
Ueber dich gebeugt, du warmer Schlummer,
Athm' ich lauschend, was dein Athmen spricht,
O du meiner Seele Wonn' und Kummer!

Die poetische Freiheit auch in Bezug auf Logik und auf die Anwendung von Metaphern, Synekdochen und Metonymien in Ehren, aber allem gesunden Menschenverstande zuwider sollte der Dichter auch hier nicht handeln, wenn anders er erwartet, daß man ihn ernst nimmt. Wollte man Schafheitlin allein nach dem vorliegenden Buche als Dichter beurtheilen, so würde man nach dem Gebotenen zu dem Schlusse kommen müssen, daß er sich dieses Rechtes selbst begeben habe. Willy Doenges.

— An des Jahrhunderts Neige. Novelle von M. Weirauch. Dresden und Leipzig, 1899, E. Pierson's Verlag. Preis 2,50 ℳ. 188 S. — Dieser Novelle liegt eine politische Tendenz zu Grunde: sie stellt eine Streitschrift gegen den Antisemitismus dar. Hat dies schon an und für sich sein Bedenkliches, so muß noch mehr die Art befremden, in der in dieser Novelle Interessenpolitik für das Judenthum getrieben wird. Man mag über den Antisemitismus denken wie man will, ihm Berechtigung zuerkennen oder nicht, jedenfalls wird man gerechterweise anerkennen müssen, daß der Kampf, der von den Antisemiten gegen das Judenthum geführt wird, kein gegen das Individuum, sondern gegen einen Staat im Staate gerichteter ist, ein rein politischer, an dem, wenigstens in unserem engeren Vaterlande, die Landeskirche vollkommen unbetheiligt ist. Es muß daher als eine Fälschung der Thatsachen bezeichnet werden, wenn der Verfasser, der seine Novelle in einer sächsischen Gebirgsstadt spielen läßt, diesen Kampf als von der Kirche ausgehend oder mindestens von ihr thatkräftig unterstützt hinstellt, wenn er in ihn als dessen Führer hohe Kirchenwürdenträger hineinzieht. Es kann nicht Sache des unterzeichneten Referenten sein, sich mit dem Verfasser des Näheren über dessen irrige, parteiisch gefärbte und damit die Wahrheit entstellende Auffassung der antisemitischen Bewegung auseinanderzusetzen; das müßte, wenn es sich überhaupt verlohnte, im politischen Theile dieses Blattes geschehen. Er hat die Novelle lediglich als Dichtung zu beurtheilen. Als solche ist sie keineswegs von größerer Bedeutung. In wenig spannender Weise wird in ihr die Liebe eines jüdischen Bankiers zu einer Christin geschildert; die dauernde Verbindung Beider scheitert an den Kabalen des Kampfes, der zwischen dem Judenthum und seinem Gegner, dem Antisemitismus, geführt wird. Bei dem kurzsichtigen und einseitigen Parteistandpunkte, den der Verfasser einnimmt, ist es erklärlich, daß die allgemeine Menschen- und Weltbetrachtung keine poetisch freie, objective ist, sondern eine getrübte, subjectiv gefärbte. Die Figuren sind, soweit sie Juden oder in confessionellen Dingen tolerant denkende Christen darstellen, mit übertriebener Betonung eines reichen Gefühlslebens und hoher moralischer Werthe geschildert, soweit sie Gegner des Judenthums repräsentiren, mit ebenso übertriebener Betonung wenig erfreulicher Charaktereigenschaften. Von einer Handlung, der Knüpfung und Lösung eines inneren Conflictes im poetischen Sinne, von einer psychologischen Durchbildung des Handelns des Helden und der Heldin ist keine Rede, der Verfasser hat eben kein dichterisches Gebilde schaffen wollen, sondern versucht, im Rahmen der Dichtung ein Bild confessioneller Unduldsamkeit zu zeichnen. Daß er der Sache, die er vertheidigt, wenig damit gedient hat, wenn er seine Charaktere im Kampfe gegen angebliches sociales und kirchliches Pharisäerthum in stummer Resignation den Rückzug antreten läßt, statt sie entweder als Helden untergehen oder siegen zu lassen, scheint der Verfasser bei der Anlage seines Werkes nicht bedacht zu haben. Geschrieben ist die Novelle flott und in flüssiger Sprache, und es läßt sich auch nicht ableugnen, daß ein kraftvoller Ernst aus ihr spricht, der mit Wärme seine Ueberzeugung vertheidigt. Es ist deshalb doppelt zu bedauern, daß ein anscheinend nicht unbegabter Schriftsteller ein an und für sich wenig dankbares, in der Art, wie es hier behandelt ist, aber geradezu abstoßendes Thema zum Gegenstande poetischer Darstellung gemacht hat. Willy Doenges.

— Zweige und Ranken. Herausgegeben von Albert Winther, Maler und Lehrer a. d. Kgl. Kunstakademie, sowie Kunstgewerbeschule zu Leipzig. Commissionsverlag von Wilhelm Opetz, Leipzig 1899. Lieferung 1. — So viele, die äußeren Pflanzengestalten darstellende Werke dem Künstler gegenwärtig auch zu Gebote stehen mögen, es sind doch noch immer nicht solche darunter, welche dem Ornamentiker unmittelbar praktisch nützen können. Es bieten die zahlreichen, bisher erschienenen Werke dieser Art wohl für das ornamentale Gestalten eine unerschöpfliche Fülle von Motiven, von Anregungen verschiedenster Art, aber sie ermöglichen nur selten ein eingehenderes Detailstudium, sie sind nicht geeignet, dem Künstler in besonderen Fällen das Zeichnen nach der Natur zu ersparen. Ihnen haftet namentlich mehr oder minder der Mangel an, daß sie die ihrerseits als stilisirungswürdigste ausgewählten Pflanzenformen in viel zu kleinem Maßstabe reproduciren. Dem Künstler ist aber nur mit bildlichen Pflanzendarstellungen von einigermaßen natürlichen Größendimensionen gedient, mit Abbildungen, welche selbst die feineren Einzelheiten der Blattstructur, der Stengelbildungen u. s. w. erkennen lassen. Das wird jeder Praktiker aus Erfahrung bestätigen. Vor Allem bestätigt auch die Richtigkeit ebencitirter, im Vorworte des vorliegenden Werkes seitens seines Herausgebers ausgesprochener Ansichten derjenige, welchem die Aufgabe alljährlich gestellt wird, heranwachsende Kunstjünger mit allen sie interessirenden und für ihr Berufsstudium brauchbaren Erscheinungen der Pflanzen- und Thierwelt vertraut zu machen. Solcher muß ein ganz gewaltiges Demonstrationsmaterial erst mit unendlicher Mühe und gewissermaßen „stückweise" selbst sich zu beschaffen suchen. Er findet außer den ja allerdings unerschöpflichen Naturvorräthen an von Menschenhand gebildetem Unterrichtsdemonstrationsmateriale herzlich wenig und unter diesem Wenigen ein Minimum an wirklich Brauchbarem vor. Deshalb muß er selbst viel Neues zeichnen und malen lassen und auch dann hat er immer nur die Empfindung, daß Alles das blos „ein armselig Bruchstück erhabner Natur" sei. Wie aber endlich die Ueberzeugung immer allgemeiner zur Geltung kommt, daß selbst ein einfacher Schulzeichenunterricht ganz anderer Hilfsmittel gegenwärtig bedarf als jenes früher und auch wohl vielfach noch heute leider vornehmlich benutzten primitivsten Apparates höchst minderwerthiger Gips- und Papiermaché-Pflanzenmodelle, so wird man es verstehen, daß der lernende bildende Künstler gar nicht genug Studienobjecte dargeboten erhalten kann, welche ihn befähigen helfen, in durchweg einwandfreier Art Pflanzenkörper naturgetreu wie stilisirt wiederzugeben. Es würde den Rahmen dieser Besprechung weit überschreiten, wollten wir auch nur ganz im Allgemeinen weiter darzulegen versuchen, welche Unzahl von Fehlern an bildlichen wie plastischen Pflanzendarstellungen wir fast alltäglich wahr-

nehmen können, die beredter als alle Worte nachweisen, von welcher mangelhaften Beschaffenheit Studienmaterial wie Studiengang des betreffenden Künstlers gewesen sein müssen. Wie fruchtbringend dagegen eine Benutzung guter Studienvorlagen wirken kann, das vermögen wir annähernd zu beurtheilen, betrachten wir die zwölf herrlichen Pflanzentafeln der ersten Lieferung obigen Werkes, welche wir sowohl für vortrefflich geeignet halten, liebevolles Verständniß für die Wunder und Schönheiten der uns umgebenden Pflanzenwelt zu wecken, wie auch als Studienvorlagen par excellence zu dienen. Wie wundervoll plastisch und naturgetreu präsentiren sich mit allen ihren Feinheiten und Schönheiten die verschiedenen, durch die Meisterhand Albert Winther's zur Darstellung gelangten Pflanzengestalten, Zweige der Fichte, der Schwarz- und Weymouthskiefer, der Esche, der Roßkastanie, der Wal- und Haselnuß, der Stiel- und Rotheiche, der Blutbuche und der Parrotie, sowie des Birnbaumes, so daß man sie gewissermaßen „vom Blatt weg“ stilisiren oder in Stein, Erz und dergl. nachbilden möchte. Alle charakteristischen Gattungs- und Artenmerkmale bringen diese Bildertafeln zu bester Geltung, so daß sie nicht nur als Malvorlagen, sondern auch zur Illustrirung der an höheren Lehranstalten, speciell an Forstakademien, Gartenbau- und Landwirthschaftsschulen gehaltenen Vorträge, schließlich auch als schöner Stubenbilderschmuck vortreffliche Verwendung finden würden. In dieser ersten Lieferung erscheinen sie mehr als zwanglose Blätter. Wird durch einen sehr wünschenswerthen guten Absatz derselben ihr Verfasser zur Herausgabe noch weiterer Lieferungen, also zu einer Fortsetzung des sehr kostspieligen Unternehmens ermuthigt, so soll mehr System bei den künftigen Veröffentlichungen beobachtet werden, namentlich sollen auch die Einzeltheile der Zweige eine mehr gruppenweise geordnete bildliche Wiedergabe erfahren und gerade mit dieser Absicht würde der Verfasser seinem großartig angelegten Werke noch eine größere Bedeutung als Lehrbuch sichern. Dr. E. S. Zürn.

— Prof. Dr. Thomé's Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. 4 Bde., broschirt 45 ℳ, in Original-Einband 54 ℳ, in Lieferungen à 1 ℳ, alle 14 Tage. Gera, Friedrich von Zezschwitz, vormals Fr. Eugen Köhler's Botanischer Verlag. — In wenigen Jahren hat sich von dem vortrefflichen Werke eine neue Ausgabe nothwendig gemacht, trotzdem bereits 4000 Exemplare abgesetzt sind, Empfehlung genug für ein Werk von dem immerhin ziemlich hohen Preise, Beweis genug, daß der Preis nicht zu hoch ist. Auf 616 Tafeln sind bald je eine, bald mehrere Arten dargestellt, so zwar, daß dem Habitusbild eine Anzahl Einzelheiten beigefügt sind, Blüthentheile, Diagramme u. dgl. Die Abbildungen, durchweg farbig, sind in erster Linie sachgemäß, scharf kennzeichnend bis in alle Kleinigkeiten, die zum Erkennen wichtig sind, künstlerisch klar, allerdings nicht künstlerisch verschwommen, sondern eher, und mit Recht, etwas hart. Die vorliegende Probelieferung bringt im Text die ausführliche Beschreibung der ersten Farne, einschließlich der Bastardformen, nachdem eine kurze Uebersicht der einheimischen Pflanzenwelt vorhergegangen ist. Die Tafeln geben Bärlappe, einige Nadelhölzer, Liliengewächse und seltene Knabenkräuter. Damit ist der Umfang des Werkes angezeigt, es umfaßt die Gefäßkryptogamen und die Phanerogamen, wobei auf die seltensten Vorkommnisse Rücksicht genommen ist. Der Text ist klar und so ausführlich, daß die Bestimmungen kaum Schwierigkeiten machen, um so weniger, als die Kunstausdrücke möglichst in gutem Deutsch gegeben sind. So hält das Werk die glückliche Mitte zwischen unserer größten und theuersten illustrirten Flora, der von Schlechtendal-Hallier, deren Abbildungen an Tiefe vielfach übertroffen werden, und der abbildungslosen von Garcke. Wenn auf dem Titel der Zusatz steht „für Schule und Haus“, so darf daraus in keiner Weise auf oberflächliche Popularisirung geschlossen werden. Wohl aber ist die Anregung zu recht vielen ernsten botanisch-floristischen Studien als beste Frucht des gediegenen Werkes in höchstem Maße erwünscht. Möchte das treffliche Hilfsmittel immer weitere Verbreitung finden in Schule und Haus und in der Bibliothek des Kenners! Srth.

— Die Fabrikation der Kautschuk- und Leimmasse-Typen, -Stempel und -Druckplatten nebst der Verarbeitung des Korkes und der Korkabfälle. Von A. Stefan. Zweite Auflage mit 113 Abbildungen. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. Preis 4 ℳ — Das Buch hält mehr als der Titel verspricht, obgleich er umfangreich genug ist. Es bringt nämlich sehr eingehende Besprechungen der erforderlichen Rohstoffe und ihrer Gewinnung, bevor es zu den einzelnen Fabrikationen übergeht, und bewegt sich dabei auf einem Gebiete, das sonst von der Fachliteratur nicht allzu eifrig gepflegt wird. Zuerst wird die Gewinnung des Kautschuks und der planlose Raubbau in den tropischen Kautschukgebieten geschildert. Dann kommt die Herstellung der mancherlei Kautschukstempel an die Reihe, wobei von Fall zu Fall die zugehörige Einrichtung eingehend beschrieben wird. Eine Anzahl von Recepten für Stempelfarben bildet gewissermaßen den Anhang zu diesem ersten und zugleich den Uebergang zum zweiten Theil des Buches. Die Vorschriften werden kritisch behandelt, einige sogar wegen ihrer Inhaltlosigkeit als abschreckende Beispiele von technischen Mittheilungen hingestellt, die, wie es häufig genug vorkommt, etwas und nichts sagen sollen. Der zweite Theil befaßt sich mit den elastischen Leimstempeln, Druckwalzen, Druckplatten und Gußformen aus Glycerin-Leim. Der dritte und nicht gerade kleinste Theil umfaßt die gesammte Verbreitung des Korks und der Korkabfälle z. B. zu Pfropfen, Korksteinen, Isolirmassen, Teppichen, Tapeten, Matratzen u. A. m. Also Stoff und Belehrung in Hülle und Fülle, wie sie der ausübende Praktiker und die beschreibende Technologie nur wünschen kann. Kl.

— Das Perpetuum mobile. Von A. Daul. Mit 33 Abbildungen. A. Hartleben's Verlag. Preis 2 ℳ — Man glaube nicht etwa, daß Verfasser ein von ihm selbst erfundenes Perpetuum mobile an den Mann bringen wolle. Er ist im Gegentheil von der Hoffnungslosigkeit des Problems eines ununterbrochen thätigen Selbstbewegers, wie er den dem Wesen der Erfindung nicht genau entsprechenden terminus technicus ins Deutsche übersetzt, voll überzeugt. Er will nur eine Beschreibung geben von den interessantesten, wenn auch vergeblichen, immerhin sinnreichen Versuchen, die im Lauf der Zeiten gemacht worden sind, um eine Vorrichtung oder eine Maschine herzustellen, die sich beständig, ohne äußere Anregung, von selbst in Bewegung erhalten soll. Während die Astrologie und Alchemie längst der Geschichte der wissenschaftlichen Curiositäten oder Verirrungen angehören, hat das Problem eines ununterbrochen thätigen Selbstbewegers bis in unsere Zeit herein seinen Reiz auf grüblerische Köpfe ausgeübt. Ab und zu kann man noch in kleinen Städtchen, deren behagliche Ruhe das Brüten über Chimären besonders zu begünstigen scheint, von einem ansässigen Uhrmacher hören, der seit Jahren heimlich an einem Perpetuum mobile arbeiten soll, der deshalb von den übrigen Gemeindemitgliedern wie ein höheres Wesen angestaunt, oder aber, wenn er sein Vermögen beim Erfinden schon verloren hat, als ein von der Mitwelt verkanntes Genie bemitleidet wird. Daß das Perpetuum mobile auch dem gewerbsmäßigen Erfinder Edison nicht ganz entgangen ist, erfahren wir zum ersten Mal aus dem kleinen Buche, ohne uns sonderlich darüber zu verwundern, denn eine solche Erfindung wäre Wasser auf seine amerikanische Mühle gewesen. Glücklicherweise verstand es der Stab von technischen Berathern, mit denen er sich vorsorglich umgeben hat, ihn von der ungesunden Idee zu kuriren. Wir wollen hier auf die einzelnen Ausgeburten des Erfindungsgeistes, so verblüffend sie mitunter sind, nicht näher eingehen, sondern uns auf die Anleitung zur Erlangung eines Perpetuum mobile beschränken, die in einem amerikanischen Fachblatt zu lesen ist, die Vieles für sich hat und deren Grundgedanke wohl von manchem Fabrikdirector schon herausgefühlt worden ist, wenn er gewisse Anpreisungen von Verbesserungen im Dampfkesselbetrieb der Reihe nach mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Das Fachblatt weist hin auf die Anzeigen eines neuen Dampfkessels, mit dem $33\frac{1}{3}$ % des Heizmaterials erspart werden, ferner eines Ventils mit 15 %, eines Regulators mit 20 %, einer Asperre mit 10 %, eines Feuerrosts mit 10 %, einer Metallpackung und eines Registerregulators mit je 12 % und eines Schmiermittels mit 1 % Ersparniß an Dampf oder Heizmaterial. Gut, sagt das Fachblatt, was hindert uns eigentlich, die aufgezählten Verbesserungen alle zumal in unserem Dampfbetrieb einzuführen? Die Ersparniß würde insgesammt $113\frac{1}{3}$ % ergeben und würde unsere Dampfmaschine thatsächlich zu einem Perpetuum mobile machen, denn diese würde ohne Kohlenverbrauch, also von selbst gehen und noch $13\frac{1}{3}$ % Heizmaterial für den Haushalt des Fabrikanten abwerfen. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 101. Donnerstag, den 31. August, Abends. 1899.

Die Juden auf den Messen zu Leipzig in früherer Zeit.

Von Dr. Richard Markgraf.

Obwohl die Juden auf den Leipziger Messen während des 17. und 18., sowie zu Anfang dieses Jahrhunderts einer scharfen Controle und einer hohen Accise unterworfen waren, blieb ihr Antheil am Meßhandel doch bedeutend. Einen Beweis hierfür bietet zunächst die Frequenz der jüdischen Meßfieranten. Bereits die ersten Aufzeichnungen darüber geben einen deutlichen Beweis von dem steten Anwachsen des jüdischen Elements auf den Messen. Die Zahl der jüdischen Fieranten betrug innerhalb der Jahre 1675 bis 1680 durchschnittlich 415. Im nächsten Jahrzehnt stieg sie im Durchschnitt auf 488 oder um 17 % und in den Jahren 1691 bis 1700 sogar auf 834 oder um 70 %. Diese auffallende Zunahme hatte ihren Grund darin, daß auf den dreißigjährigen Krieg, der den Meßhandel fast ganz vernichtet hatte, eine lange Friedenszeit folgte, in der die Handelsstraßen wieder hergestellt und festere Rechtsverhältnisse geschaffen wurden. Besonders stark wurden die Messen von den polnischen Juden frequentirt. Die Ursache dieser Erscheinung ist in der geographischen Lage Polens zu suchen, der zufolge Polen angewiesen war, den Handel des Westens mit dem Osten zu vermitteln. Im Jahre 1680 erschien zur Michaelismesse nur ein Jude, und zwar ein Diener, weil kurz vor der Messe in der Stadt die Pest gewüthet hatte. Die geringe Frequenz der jüdischen Fieranten auf der Messe des nächsten Jahres ist ebenfalls auf das Auftreten jener Seuche zurückzuführen. Eine Vergleichung der Zahl der Juden mit der der christlichen Kaufleute ist in dieser Periode leider nicht möglich, da die archivalischen Quellen erst von der Ostermesse 1756 an statistische Nachrichten über die Christen auf den Messen enthalten. Aus der Zeit vor 1675 fehlen alle Anhaltspunkte, aus denen man auf die Theilnahme der Juden an den Messen schließen könnte. Ebenso haben sich über den Besuch der Neujahrsmessen keine Nachrichten auffinden lassen. Vielleicht waren diese Messen für die Juden, wenigstens für die ausländischen, nur von geringer Bedeutung, oder die Beschaffenheit der Verkehrswege zur Winterszeit machte ihnen den Besuch dieser Messen unmöglich. Das auffallende Anwachsen der Meßjuden in den Jahren 1696, 1697 und 1698 ist wahrscheinlich einerseits auf den sich immer mehr steigernden Umsatz in französischen Waaren, die von Jedermann gern gekauft wurden, und andererseits auf die Einwanderung französischer Hugenotten zurückzuführen. Die letzteren trugen ganz besonders zur Blüthe des Leipziger Handels und der Leipziger Industrie bei, namentlich auf dem Gebiete der Gold- und Silberspinnerei, der Posamentirerei und der Handschuhfabrikation. Eine auffallende Erscheinung im Meßverkehr der Juden während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bildet die hohe Zahl der Weiber, Diener, Makler und Musikanten. Wahrscheinlich entsprachen diese Angaben nicht immer der Wahrheit; sie lassen sich vielleicht daraus erklären, daß sich viele Handelsjuden in der angeblichen Eigenschaft von Bedienten u. s. w. mit einschmuggelten. Besonders gering war die Michaelismesse 1706 besucht, weil in diesem Jahre das Land dem Feinde (den Schweden) preisgegeben war und infolgedessen die Kaufleute für die Sicherheit ihrer Waaren keine Garantie hatten. Bezüglich des Fernbleibens der Juden auf den Neujahrsmessen innerhalb dieses Zeitraumes scheinen noch dieselben Gründe obzuwalten, wie im vorhergehenden Jahrhunderte. Im Allgemeinen zeigten die Juden im neuen Jahrhundert und bis fast in die Mitte des 19. Jahrhunderts einen regen Antheil an den Meßgeschäften. Betrachtet man namentlich die Entwickelung der Meßfrequenz der Juden innerhalb der Jahre 1766 bis 1839, so zeigt sich, daß die Messen durchschnittlich von 3185 jüdischen und 13005 christlichen Fieranten besucht waren. Die Zahl der Juden betrug demnach 24,49 %, also beinahe den vierten Theil von der der christlichen Kaufleute. Am niedrigsten stand die Frequenz der Meßjuden in den Jahren 1767 und 1769 und am höchsten in der Zeit von 1830 bis 1839. Sie wuchs während des ganzen Zeitraumes — 1767 bis 1839 — um 2033 Personen oder um 178,02 %; die Frequenz des christlichen Elements dagegen nahm durchschnittlich nur um 18,55 % zu. Stellt man die Frequenz der Juden im letzten Jahrzehnt — 1830 bis 1839 — in Parallele zu der Zahl der jüdischen Meßfieranten im Jahre 1766, so ergiebt sich für die Frequenz sogar ein Plus von 464,27 %, während das christliche Element in dieser Zeit nur eine Zunahme von 116,11 % aufweist.

Für den regen Antheil der jüdischen Kaufleute an den Messen in Leipzig spricht ferner auch der Umstand, daß das Heimathsgebiet der Juden, welche die Leipziger Messen besuchten, eine ziemliche Ausdehnung hatte, die im Laufe der Zeit immer mehr wuchs. Nächst den nördlichen und östlichen Provinzen Deutschlands sandte während der Jahre 1756 bis 1839 fast immer Polen die meisten jüdischen Meßfieranten. Zu Anfang des siebenjährigen Krieges waren die Messen fast ausschließlich von jüdischen Händlern aus Deutschland besucht, nämlich von Juden aus den preußischen Provinzen und aus Kursachsen. Ausländische Juden kamen vor Allem aus Böhmen und Holland; außerdem schickten Ungarn und die österreichischen Erblande jüdische Meßfieranten. Nach dem siebenjährigen Kriege stellten sich auch Juden aus Frankreich, England und der Türkei in Leipzig ein. Aus dem Süden Deutschlands schickten um diese Zeit die Städte Nürnberg und Fürth jüdische Fieranten zur Messe. Von den deutschen Städten im Westen, Norden und Osten waren besonders Frankfurt a. M., Berlin, Magdeburg, Hamburg und Danzig durch jüdische Händler vertreten. In den Jahren 1770 bis 1779 fanden sich Juden aus Rußland und Dänemark ein. Im folgenden Jahrzehnt kamen zum ersten Male schweizerische Juden zur Leipziger Messe. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts erschienen auf den Messen auch Juden aus der Walachei, aus Macedonien und Griechenland. Aus Mitteldeutschland schickten Reuß und Gera zum ersten Male jüdische Meßfieranten. Im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts schlossen sich der großen Zahl der norddeutschen Städte, aus welchen jüdische Fieranten zur Leipziger Messe kamen, Lübeck und Bremen an. Mit dem Jahre 1820 sandten auch viele Länder und Städte im Westen und Süden Deutschlands Meßjuden nach Leipzig, während bisher aus diesem Theile nur Frankfurt a. M. und die bayerischen Städte Nürnberg und Fürth durch jüdische Meßfieranten in Leipzig vertreten gewesen waren. Die Zahl der außerdeutschen Länder vergrößerte sich durch den Anschluß von Galizien. Auf der Neujahrsmesse 1821 erschien sogar ein jüdischer Meßfierant aus Amerika. In dem vierten Decennium des 19. Jahrhunderts, 1830 bis 1839, erweiterte sich das Handelsgebiet Leipzigs abermals, insofern in Deutschland die Stadt Augsburg und von den außerdeutschen Ländern Schweden und Norwegen jüdische Meßfieranten nach Leipzig schickten.

Deutlicher als die Verkehrsstatistik spricht für den großen Antheil der Juden an dem Leipziger Meßhandel die Höhe ihrer Ein- und Verkäufe, die sie in Leipzig bewirkten. Wohl sind die vorhandenen Nachrichten über die von den jüdischen Meßfieranten eingekauften und verkauften Waaren außerordentlich dürftig; denn die Acten des Leipziger Rathsarchivs enthalten bis zum Jahre

1839 diesbezügliche Angaben nur über die Zeit von 1772 bis 1775. Nichtsdestoweniger ist dieses Material in Verbindung mit einer Tabelle über die Waagegelder, welche die Juden für die während der Jahre 1781 bis 1820 eingekauften und verkauften Waaren entrichtet haben, reich genug, um einen Ueberblick über den Antheil der Handelsjuden an den Leipziger Messen zu gewinnen.

Was zunächst den Einkauf betrifft, so zeigt sich ein großer Unterschied zwischen den Einkäufen der ausländischen, also der nichtsächsischen Juden und den Einkäufen der inländischen Juden. Während die inländischen Juden ihre Einkäufe auf wenige Waarensorten ausdehnten, nämlich nur auf Schnittwaaren, Leinwand, Kramwaaren, seidene und baumwollene Waaren, Barchent, Tabak, Kurzwaaren, Bänder und Materialwaaren, erstreckten sich die Einkäufe der ausländischen auf 40 bis 60 Waarengattungen. So kauften die ausländischen Juden auf der Michaelismesse 1772 wollene, leinene und baumwollene Waaren, ferner Schnitt-, Kram- und Rauchwaaren, sodann Canevas, Kattun, Fischbein, Schnure, Garne, fertige Kürschnerwaaren, Sammet, Seidenwaaren, Blonden, Stuhlrohre, Knöpfe, Kurzwaaren, Zeuge, Galanteriewaaren, Sohlen-, Rind- und Kalbleder, Juchten, Hanf, Nürnberger Waaren, Handschuhe, Rhabarber, Stärke, Porzellan und Bandwaaren. Auf den Messen der nächsten drei Jahre traten als neue Kaufobjecte hinzu: Spiegel, Stöcke, alte Kleider, Dosen, Korallen, Kappen, Camelots, Gewehre, Schweizer Waare, Zwirne, Görlitzer Tuche, Uhren, gedruckte Flanelle, Tabak, Cacao, Kanten, Bänder und Materialwaaren.

Nach der Durchschnittsberechnung über die auf den Messen von 1773 bis 1775 von den auswärtigen Juden bewirkten Einkäufe ergiebt sich, daß die jüdischen Fieranten jährlich für 499 975,33 Thaler Waaren eingekauft haben. Ueber die drei Messen des Jahres 1772 läßt sich keine Durchschnittsberechnung aufstellen, da die Nachrichten über die Neujahrsmesse und die Ostermesse fehlen; doch ist anzunehmen, daß die genannten Messen den folgenden der 70er Jahre nicht wesentlich nachstanden, da der Gesammtwerth des Einkaufs auf der Michaelismesse 1772 fast dieselbe Höhe erreichte wie auf der Ostermesse 1773. Insgesammt kauften die Juden auf der Michaelismesse 1772 für 144 519 Thlr. Waaren ein, während die Einkäufe auf der nächsten Ostermesse sich auf 174 575 Thlr. beliefen. Für die obige Annahme betreffs der Einkäufe der Juden auf der Neujahrs- und Ostermesse 1772 spricht auch der Umstand, daß die Frequenz der jüdischen Fieranten auf diesen Messen stärker war als im Jahre 1773. Am umfangreichsten war auf allen Messen der Einkauf von wollenen Waaren; dann folgte in Bezug auf Quantität der Einkauf an Schnitt-, Kram- und Baumwollwaaren, darnach der an Leinwand, der an Seiden- und Nürnberger Waaren, endlich der Einkauf an fertigen Kürschnerwaaren, an Rauchwaaren und an Tuchen. Von dem Durchschnittswerthe kommen auf diese angeführten zehn Waarengattungen 429 711,66 Thaler oder 85,93 %, sodaß für die andern eingekauften Meßartikel nur 14,07 % übrig bleiben, die sich wesentlich auf Kurzwaaren, Galanteriewaaren, Canevas, Kattun, Kaffee, Zucker und Indigo vertheilen. Nach dem Werthe fallen von den 499 975,33 Thlrn.

auf wollene Waaren	28,32 %
„ Schnittwaaren	18,62 „
„ Kramwaaren	9,41 „
„ baumwollene Waaren	0,17 „
„ Leinwand	7,31 „
„ Seidenband und seidene Waaren	4,75 „
„ Nürnberger Waaren	2,65 „
„ fertige Kürschner-Waaren	2,24 „
„ Rauchwaaren	1,75 „
„ verschiedene Tuche	1,73 „

Nach der Durchschnittsberechnung über die von den ausländischen Juden eingekauften Waaren auf den Neujahrsmessen 1773—75 und den drei Oster- und Michaelismessen des genannten Zeitraums ergiebt sich ferner, daß die Einkäufe auf den Neujahrsmessen die Höhe von 77 785 Thlr., die Einkäufe auf den Ostermessen dagegen die Höhe von 212 216 Thlr. und die Einkäufe auf den Michaelismessen die Höhe von 210 307 Thlr. erreichten. Somit wurden auf den Ostermessen die bedeutendsten, auf den Neujahrsmessen dagegen die geringsten Einkäufe bewirkt, während die Michaelismessen den Ostermessen fast gleich kamen, sie standen den Ostermessen nur um 0,9 % nach.

Einen nicht ganz unwesentlichen Antheil an den umfangreichen Einkäufen der ausländischen Juden mag die niedrige Meßaccise, die Abgabe auf der Stadtwaage für das Verwiegen der gekauften Meßgüter, gehabt haben; dieselbe betrug ein halbes Procent vom Werthe der Waare, das ist dem Durchschnitt nach pro Jahr nur 7499 Thaler.

Daß die Einkäufe der inländischen Juden, d. i. der im Kurfürstenthum Sachsen wohnenden, die für das Verwiegen der Meßgüter ebenfalls blos ein halbes Procent vom Werthe als Abgabe entrichteten, 26,5 mal weniger betrugen als die Einkäufe der ausländischen Juden, ist ohne Zweifel auf ihre geringe Zahl zurückzuführen; denn die Menge der Einkäufe mehrt oder mindert sich in annähernder Weise wie die Zahl der Meßfieranten. Der Werth der Einkäufe der inländischen Juden innerhalb des in Frage stehenden Zeitabschnittes betrug im Ganzen 40 975 Thaler, d. i. durchschnittlich pro Jahr 13 658,33 Thaler. Wie die Quantität der Einkäufe, so war auch die Zahl der eingekauften Waarenarten sehr gering. Die größten Einkäufe machten die inländischen Juden in den Schnitt- und Wollenwaaren. Ihre Höhe betrug nach der Durchschnittsberechnung 64,55 %, so daß auf die anderen Gegenstände, auf die Kram- und Seidenwaaren, auf Kurz- und Baumwollwaaren, auf Barchent, Bänder, Tabak und Materialwaaren nur 35,45 % entfielen. Nach dem Werthe kamen im Durchschnitt von den 13 658,33 Thalern pro Jahr:

auf Schnittwaaren	35,90 %
„ wollene Waaren	29,35 „
„ Kramwaaren	13,27 „
„ Seidenwaaren	13,14 „
„ Kurzwaaren	2,69 „
„ Materialwaaren	1,47 „
„ Baumwollwaaren	1,22 „
„ Barchent	1,22 „
„ Bänder	1,22 „
„ Tabak gleichfalls	1,22 „

Vergleicht man die Einkäufe der Juden mit ihren Verkäufen, so zeigt sich eine ganz bedeutende Differenz. Während der jährliche Durchschnitt der Einkäufe sich auf 513 633,66 Thaler belief, bezifferte sich der Verkauf durchschnittlich nur auf 109 376,16 Thaler, er blieb also um 78,70 % hinter den Einkäufen zurück. Diese geringen Verkäufe hatten ihre Ursache in der höheren Meßaccise, die 1 % des Werthes der eingeführten Meßgüter betrug, und zum andern in den nicht unbedeutenden Schutzzöllen, die bei der Einfuhr fremder Stoffe zu entrichten waren. Trotz dieser drückenden und beschwerlichen Abgaben bei der Einfuhr fremder Stoffe steigerte sich die Menge der verkauften Meßgüter. Dies hätte aber nicht der Fall sein können, wenn nicht die Nachfrage eine größere geworden wäre. Den höchsten Umsatz erzielten die Handelsjuden in Kattun, in Rauchwaaren und in Geweben von Seide und Halbseide, sodann in dem Verkaufe von Leinwand, Pomasin, Rohr, Indigo, Zucker und Kaffee, Baumwollwaaren und Garn. Nach der Durchschnittsberechnung betrug der Verkauf dieser zehn Waarenarten auf den Messen 1774 und 1775 jährlich 103 248,5 Thaler oder 86,11 %, so daß für die anderen Verkaufsartikel, d. i. für Galanteriewaaren, Spitzen, Zeuge, Kleider, Tuche, Sammete, Kanten, Bänder, Zwirne, Hüte, Tressen, Korallen, Perlen, Pretiosen, Thee, Cacao, Reis, Baumöl, Berliner Blau, Lack, Pech, Pottasche, Leder, Fischbein, Bast, Federn, Stöcke, Tapeten, Rhabarber und Tabak nur 13,89 % übrig blieben. Die Verkäufe auf den sechs Messen der beiden Jahre 1772 und 1773 entziehen sich einer Durchschnittsberechnung, da für das erstere Jahr das Material über die Michaelismesse mangelt. Nichts destoweniger ist aus den lückenhaften Angaben ersichtlich, daß der Anfang eines sich steigernden Absatzes in den Jahren 1772 und 1773 liegt, denn 1772 wurden in der Michaelismesse für 28 397 Thaler Waaren verkauft und auf der Neujahrs- und Ostermesse 1773 für 61 765 Thaler. In den nächsten fünf Jahren, 1776 bis 1780, wurden die Einkäufe der mit Freipässen versehenen Juden — die drei Messen jedes Jahres zusammengenommen — bei den Juden aus Polen mit ungefähr 300 000 Thalern pro Jahr, bei den jüdischen Händlern aus dem Königreich Preußen mit über 100 000 Thaler, bei den Juden aus Oesterreich mit etwa 80 000 Thalern, zusammen mit etwa 500 000 Thalern und bei den Juden ohne Freipässe zusammen mit 200 000 Thalern berechnet. Wahrscheinlich sind sie aber bedeutend höher gewesen, da man bei der Waageexpedition, zur Schonung des polnischen Handels, die Werthe der ein- und ausgehenden Güter so zu buchen pflegte, daß die angegebenen Werthe bei den meisten Artikeln kaum den vierten Theil des wahren Werthes erreichten. Auch widersprachen der niedrigen Werthangabe in den Tabellen für die von den Juden eingeführten Waaren die Meßberichte der Commerciendeputation,

nach denen die in „nordischen Producten" bestehenden Zahlungsmittel der polnischen Juden sich allein auf mehrere Hunderttausend Thaler belaufen haben.

Ueberblickt man den Waarenverkehr der Juden, so zeigt sich, daß er in den siebziger Jahren bedeutend zunahm. Während in den Jahren 1773—1775 die Verkäufe der jüdischen Händler durchschnittlich 109 374 Thaler und ihre Einkäufe 513 966 Thaler betrugen, bezifferten sich in den Jahren 1781—1790 die Verkäufe der Juden im Durchschnitt auf 251 233 Thaler und ihre Einkäufe auf 107 021 Thaler. Auf den Neujahrsmessen verkauften sie durchschnittlich für 28 650 Thaler, auf den Ostermessen für 107 720 Thaler und auf den Michaelismessen für 114 863 Thaler.

Ein wesentlicher Grund zu dem beträchtlichen Aufschwunge der jüdischen Meßgeschäfte lag hauptsächlich in der bereits erwähnten Einrichtung der Meßjudenpässe (1772). Die größten Einkäufe machten die Juden aus Polen, dann die aus Rußland, Griechenland, Holland und Hamburg. Die Einkäufe der Polen steigerten sich von Jahr zu Jahr, während die Einkäufe der Russen schwächer wurden und sich erst um 1785 wieder hoben. Auf der Neujahrsmesse 1781 sollen die polnischen Juden, die Lissaer und Brodyer, theils auf ihren eigenen, theils auf gemietheten Wagen, an 4000 Centner verladen haben, wovon das Meiste in wollenen und baumwollenen Waaren aus sächsischen Manufacturen bestand. Auch handelten die Polen wenig auf Credit. Sie zahlten meist mit baarem Gelde oder guten Assignationen. Beträchtliche Einkäufe machten die polnischen Juden besonders in den Jahren 1788 bis 1790, während der Handel mit den russischen Juden von 1785 an nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an Solidität gewann und selbst durch den russisch-türkischen Krieg nicht beeinträchtigt werden konnte. Der Angesehenste unter ihnen, Nathan Chaim aus Szloff bei Mohilew, war den Messen fern geblieben, da er das Feldlazareth der russischen Armee zu besorgen hatte. Die russischen Juden benutzten damals als Zahlungsmittel auch Landesproducte, besonders Talg und Pelzwerk. Ein russischer Jude kaufte unter Anderem in einer Messe 13 Millionen Iserlohner Nähnadeln im Werthe von 8000 Thalern.

Mit dem Jahre 1784 begannen endlich die griechischen Juden, deren Handelsgebiet die ganze Türkei umfaßte, bedeutende Einkäufe zu machen. Von 1787 an ging jedoch infolge des russisch-türkischen Krieges ihre Handelsthätigkeit in Leipzig sehr zurück. Die holländischen Juden zeigten zu Anfang der achtziger Jahre infolge des englisch-holländischen Seekriegs wenig Kauflust, wozu auch die inneren Unruhen und der Umstand beitrugen, daß die von den holländischen Juden bisher in Menge gekauften baumwollenen Stoffe beträchtlich im Preise stiegen und schwer wieder zu verkaufen waren, wie denn der Preisaufschlag 30 bis 40 % betrug.

Die Hamburger Juden, welche sich die üble Lage Hollands zu Nutze machten, indem sie die bisher über Holland und England gegangenen Geschäfte nach Hamburg zogen, kauften insbesondere Tuche, Chemnitzer baumwollene Waaren und andere für Nordamerika brauchbare Artikel, wie Kleider, Hemden, Stiefel, Schuhe, Schockleinwand und Matrosenleinwand. Auch in dem nächsten Jahrzehnt, 1791 bis 1800, gestalteten sich die Meßgeschäfte der Juden im Durchschnitt günstig. Zwar verminderte sich der Verkauf um 7959 Thaler oder um 3,20 %, doch stieg der Einkauf um nicht weniger als 74 498 Thaler oder um 10,50 %. Das bedeutendste Wachsthum zeigten durchschnittlich die Einkäufe auf den Ostermessen. Einem durch verschiedene Umstände herbeigeführten Rückgange der Meßgeschäfte folgte 1795 eine auffallende Besserung, besonders im Absatz von sächsischen Tuchen, Halbtuchen, Kaschmiren und Mousselinen. Die polnischen Juden, welche sich 1794 zum Theil insolvent erklärt, dabei aber theilweise es auf Betrug ihrer Leipziger Gläubiger abgesehen und Bevollmächtigte nach Leipzig zum Ausgleich geschickt hatten, erschienen wieder und bezahlten nicht nur ihre Schulden, sondern brachten auch bedeutende Mittel zum Waareinkauf mit. Auch alle übrigen jüdischen Meßfieranten zeigten große Kauflust; ein türkischer Jude kaufte allein für 100 000 Thaler Rauchwaaren. Besonders hohe Einkäufe bewirkten die Juden auf der Oster- und Michaelismesse vom Jahre 1800 (465 683 Thaler und 563 979 Thaler). Leipzigs dominirende Stellung als Meßstadt für den Norden Europas zeigte sich damals deutlicher als je zuvor.

Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts trat sie noch sichtbarer zu Tage. Die Meßgeschäfte der Juden nahmen wesentlichen Aufschwung insbesondere durch das Verbot der preußischen Regie, fremde Waaren auf den Messen zu Frankfurt a. Oder zu verkaufen, sowie durch den preußischen Erlaß, der die heimliche Einführung der in Leipzig gekauften Waaren in die preußischen Staaten erschweren sollte. Ansehnliche Geschäfte gegen baar schlossen besonders noch die jüdischen Kleinhändler, welche man ihres eigenthümlichen Reisegepäcks wegen „Sackjuden" nannte, in Leipzig ab. Sie kauften hauptsächlich solche Waaren, deren Vertrieb in Frankfurt a. d. Oder verboten war. Nicht minder lebhaft gestalteten sich die Meßgeschäfte der Juden aus Brody, der Walachei und der Moldau, sowie aus Griechenland und der Türkei. Der Handel der jüdischen Meßfieranten stand in vollster Blüthe; auch waren die Käufer reichlich mit klingender Münze und anderen Zahlungsmitteln versehen. Die Kauflust der Juden war so groß, daß die vorhandenen Waarenvorräthe nicht ausreichten. Insbesondere war nach Leinwand, Tuchen und gedruckten Kattunen starke Nachfrage. Den größten Vortheil hieraus zogen die sächsischen Bandmanufacturen. Es schien sogar, als wolle sich der englische Waarenhandel mehr und mehr nach Leipzig ziehen, da ihn Napoleon im Westen Europas durch die Continentalsperre immer mehr umspannte und selbst in Frankfurt am Main zu verhindern suchte. Doch warf die Continentalsperre bald auch über Leipzig ihren kalten Schatten. Bereits 1806 machten sich in Leipzig die üblen Folgen dieses eisernen Verbotes fühlbar, indem die zur Messe aus England verschriebenen baumwollenen und schafwollenen Waaren, sowie die englischen Eisen-, Kurz- und Rauchwaaren zum größten Theil ausblieben und die Käufer aus Rußland, Polen u. s. w., welche von den neuesten politischen Verhältnissen zwischen Preußen und England keine Kenntniß erlangt hatten, die gewünschten Einkäufe in den genannten Artikeln nicht bewirken konnten. Größeren Absatz fanden nur Waaren, die als Kriegs- und Feldbedürfnisse betrachtet werden konnten, wie gemeine und mittlere Tuche, Leder und lederne Waaren, sowie gewöhnliche Leinwand. Erst nach dem Frieden von Tilsit (7. und 8. Juli 1807) wurden die Meßgeschäfte wieder lebhafter. Die starke Nachfrage der jüdischen Meßfieranten aus dem Osten nach englischen Waaren wirkte bei der Fortdauer der Continentalsperre außerordentlich belebend auf die deutsche, namentlich sächsische und auf die Schweizer Industrie. Leider stellte sich bei den Juden und Christen aus deutschen Ländern bald Geldmangel ein. Auch schädigte der Krieg Oesterreichs mit Napoleon (1809) und der ungünstige Verlauf der Berditschewer Messen die Geschäfte der jüdischen Meßfieranten aus dem Osten. Die Messen in dem Jahre 1810 dagegen fielen äußerst glänzend aus. Trotz der guten Hoffnungen, welche daraus erwuchsen, verminderte sich der Waarenumsatz auf den Messen in den folgenden Jahren von 1811 bis 1813 ganz auffallend. Im Jahre 1812 betrugen die Verkäufe der jüdischen Händler kaum 10 000 Thaler und die Einkäufe erreichten nicht einmal die Höhe von 3000 Thalern. Erst nach der Michaelismesse 1813 nahmen die Meßgeschäfte der Juden wieder zu. Ihren Höhepunkt erreichten sie im Jahre 1818. In diesem Jahre verkauften die Juden insgesammt für 329 760 Thaler Waaren. Ihre Einkäufe beliefen sich auf nicht weniger als 2 007 002 Thaler. Im Durchschnitt verkauften die jüdischen Fieranten auf den drei Messen innerhalb der zehn Jahre 1811 bis 1820 für 38 614 Thaler, 80 820 Thaler und 94 588 Thaler. Die Abnahme der Verkäufe gegenüber den Einkäufen während der Jahre 1801 bis 1810 bezifferte sich demnach 159 632 Thaler oder auf 42,7 %. Die Einkäufe der jüdischen Meßfieranten betrugen von 1811 bis 1820 auf den Neujahrsmessen 260 740 Thaler, den Ostermessen 495 715 Thaler und den Michaelismessen 453 301 Thaler, im Gesammtdurchschnitt also 1 209 757 Thaler, folglich standen sie hinter den Einkäufen während der Jahre 1801 bis 1810 um 106 131 Thaler oder 8,1 % zurück. Nur der bisher vielbeklagte und bekämpfte Durchgangshandel der jüdischen Meßfieranten wurde im zweiten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts lebhafter. Der Waarendurchgang durch die Stadt war am stärksten in den Neujahrsmessen, er betrug durchschnittlich 3955 Thaler, während er auf den Ostermessen nur die Höhe von 828 Thalern und auf den Michaelismessen von 1968 Thalern erreichte. Im Gesammtdurchschnitt bezifferte sich der Werth der durchgehenden oder zum Versandt auf andere Messen bestimmten Waaren auf 6752 Thaler.

Die Hauptgründe für den auffallenden Rückgang der Meßgeschäfte in den Jahren 1811 bis 1813 lagen einerseits in der

strengen Handhabung der Continentalsperre und deren Ausdehnung auf den Norden und Osten Europas und andererseits in dem Sinken der österreichischen und russischen Werthpapiere. Sodann verfügte die ganze Zahl der Käufer nur über wenig baare Mittel und beanspruchte zu hohen Credit. Auch scheuchte der Brand von Moskau und der Kanonendonner um Leipzig manchen nordischen Käufer zurück. Erst mit dem Eintritt des Friedens gelangte der Leipziger Meßhandel wieder zu neuer Blüthe. Die Meßgeschäfte der Juden wie der Christen bekamen von dieser Zeit an auch ein anderes Gepräge und zwar insofern, als an die Stelle des Handels im Großen der Kleinhandel trat und die bedeutendsten Geschäfte nicht mehr, wie früher, von fremdländischen, sondern von deutschen Juden abgeschlossen wurden. Ferner nahm auch der außer den Messen betriebene Transitohandel in Leipzig bedeutend zu und verminderte die Meßgeschäfte der jüdischen Fieranten. In den Monaten April und Mai 1813 waren allein 525 Wagen Kaufmannsgüter ohne Aufenthalt durch Leipzig gegangen. Endlich that der immer mehr erstarkende Platzhandel dem Waarenverkehr der Juden großen Abbruch. Einen neuen und zugleich sehr bedeutenden Aufschwung des Meßhandels der Juden brachte der Eintritt Sachsens in den deutschen Zollverein im Jahre 1834. Von da an wurde auch die Statistik über den Waarenverkehr zuverlässiger. Nach dem Zollregister über die Ostermesse 1837 wurden auf dieser Messe in den Packkammern 5521 Centner netto expedirt, darunter insbesondere 4623 Centner baumwollene, 626 wollene, 151 seidene und halbseidene und 48 Centner Kurzwaaren, wovon die jüdischen Händler allein 3707 Centner zur Ausgangsrevision gestellt hatten.

Stellt man die Entwickelungsmomente des Waarenumsatzes der Juden auf den Leipziger Messen, wie sie sich auf Grund der Tabelle über die Waagegelder der Meßjuden in den Jahren 1781 bis 1820 ergeben, übersichtlich zusammen, so ergiebt sich, daß in der Zeit von 1781 bis 1820 die Verkäufe der jüdischen Meßfieranten auf den Neujahrsmessen durchschnittlich 33663 Thaler, auf den Ostermessen 110970 Thaler, auf den Michaelismessen 125914 Thaler und auf allen drei Messen 270547 Thaler betrugen. Sie wuchsen demnach auf den Neujahrsmessen im Durchschnitt um 5013 Thaler oder 17,5%, auf den Ostermessen um 3250 Thaler oder 3% und auf den Michaelismessen um 11051 Thaler oder 9,7%, und auf allen drei Messen um 19313 Thaler oder 7,7%. Am auffallendsten war demnach die Zunahme der Verkäufe auf den Neujahrsmessen. Die Einkäufe beliefen sich auf den Neujahrsmessen durchschnittlich auf 191507 Thaler, auf den Ostermessen auf 434750 Thaler, auf den Michaelismessen auf 402267 Thaler und auf allen drei Messen auf 1028547 Thaler. Sie wuchsen demnach auf den Neujahrsmessen um 63467 Thaler oder 49,6%, auf den Ostermessen um 117761 Thaler oder 37,1%, auf den Michaelismessen um 140276 Thaler oder 53,6% und auf allen drei Messen um 321526 Thaler oder 51,7%. Die Einkäufe der jüdischen Meßfieranten hatten sich demnach innerhalb vierzig Jahren verdoppelt.

Vergleicht man die Zunahme und Abnahme des Waarenumsatzes der Juden auf den Leipziger Messen mit der Entwickelung der Zahl der jüdischen Händler, so zeigt sich, daß die Zunahme und Abnahme der Frequenz der Fieranten in der Regel auch eine Vermehrung oder Verminderung des Waarenverkehrs zur Folge hatte. Während in den Jahren 1791 bis 1800 die Frequenz um 46,5% stieg, wuchsen die Einkäufe um 10,5%, die Verkäufe dagegen gingen um 3,2% zurück. Begründet lag die im Vergleich zur Zunahme der Frequenz klein erscheinende Steigerung der Einkäufe zunächst in der geringen Theilnahme, beziehentlich schwachen Kauflust der jüdischen Meßfieranten aus Rußland während der ersten Hälfte des Jahrzehnts, sowie in dem Fortbleiben der griechischen Juden, die bisher weniger durch ihre Zahl als vielmehr durch ihre bedeutenden Einkäufe den Meßhandel belebt hatten. Dazu kam noch der mißliche Umstand, daß auch die übrigen jüdischen Meßfieranten infolge schwachen Credits nur geringe Geschäfte abschlossen. In den Jahren 1801 bis 1810 gestaltete sich das Verhältniß zwischen dem Wachsthum der Frequenz und der Zunahme des Waarenumsatzes bedeutend günstiger. Während die Frequenz sich reichlich verdoppelte, vermehrten sich die Einkäufe beinahe um die Hälfte, die Verkäufe stiegen sogar um 53%. Gewiß wären die Meßgeschäfte noch günstiger ausgefallen, wenn nicht die Continentalsperre ihnen Schranken gezogen hätte. Vor Allem hielt sie viele Juden aus Hamburg und anderen deutschen Städten — 1806 und 1807 — von den Messen fern, sodaß die zahlreich erschienenen Juden aus dem Osten ihre geplanten Einkäufe in englischen Waaren nur zum kleinsten Theil ausführen konnten. Auch war die deutsche, beziehentlich sächsische Industrie infolge Mangels an klingender Münze und wegen allgemeiner Theuerung der Lebensmittel nicht im Stande, das unnatürliche Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot durch eine stärkere und zugleich billigere Production vollständig auszugleichen.

Die verhältnißmäßig größte Ungleichheit in der Entwickelung der Frequenz und des Waarenverkehrs der Meßjuden brachten die Jahre 1811 bis 1820. In dieser Zeit gingen die Einkäufe um 8% und die Verkäufe um nicht weniger als 42% zurück, trotzdem sich die Frequenz der Meßjuden um 50% vermehrte. Ihren Grund hatte diese auffällige Erscheinung hauptsächlich in der Abnahme des jüdischen Großhandels und der Zunahme des jüdischen Kleinhandels. Nachtheilig auf die Ein- und Verkäufe wirkten zu Anfang des Jahrzehnts noch die strengere Handhabung der Continentalsperre und deren immer weitere Ausdehnung nach dem Norden und Osten Europas. Im Gesammtdurchschnitt vermehrten sich die Einkäufe der Meßjuden innerhalb der Jahre 1791—1820 um die Hälfte und die Verkäufe um 7,8%, während die Frequenz sich reichlich verdreifachte.

Ueberblicken wir noch einmal die Geschichte der Juden auf den Messen in Leipzig von 1675—1839, so ergiebt sich, daß die jüdischen Fieranten in hohem Maße belebend und fördernd auf den Leipziger Meßhandel eingewirkt haben. Belebend und fördend wirkten sie fürs Erste durch die Größe ihrer Einkäufe, indem sie dadurch zahlreiche Kaufleute aus den verschiedensten Ländern nach Leipzig zogen und vornehmlich der sächsischen Industrie einen reichen Absatz verschafften. Fürs Zweite wirkten sie fördernd auf die Meßgeschäfte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Einkäufe, insofern sie dadurch den Meßhandel immer vielseitiger gestalteten und die Industrie, besonders die inländische, zu immer größerer Mannigfaltigkeit in der Production anspornten. Auf vielen Messen waren die Juden wegen ihrer verschiedenen und umfangreichen Einkäufe sogar ausschlaggebend. Belebend und fördernd auf die Meßgeschäfte wirkten die jüdischen Kaufleute weiter auch durch ihre reichen Zahlungsmittel in klingender Münze, guten Anweisungen und gern gekauften ausländischen Rohstoffen. Endlich förderten sie den Meßhandel auch durch ihre sich stetig steigernden Verkäufe, indem sie dadurch die christlichen Kaufleute zum Wettbewerb drängten und die Industrie zu immer größerer Vervollkommnung nöthigten.

Bücherbesprechung.

— Collection Brillant: Ludwig Stave, Der Schreiber. Eine Geschichte aus Mecklenburg. Verlag von C. G. Tiefenbach, Separatconto, Leipzig. — Bei dieser Geschichte aus Mecklenburg darf man nicht an Fritz Reuter denken: ganz abgesehen davon, daß sie nicht in der plattdeutschen Mundart geschrieben ist, fehlt ihr auch der Humor, und was sich dafür ausgiebt, ist von einer Derbheit, die an Cynismus grenzt. Der Held des Romans ist ein junger Wirthschaftsinspector, der sich in ein „armes Schindluder von Erzieherin", die auf demselben Schlosse haust, so verliebt, daß er mit ihr ein Ehebündniß schließt. Doch die Ehe fällt sehr unglücklich aus; Amalie Kraft ist im höchsten Grade träg und langweilig und ihr Gatte, der außerdem ein junger Onkel ist, fühlt seiner Nichte gegenüber ein menschlich Rühren und diese ist so in Liebe entbrannt, daß die Mutter dem Bruder wegen einer zärtlichen Begegnung mit der Tochter die heftigsten Vorwürfe macht. Der Onkel möchte wohl von seiner Frau, die ihm von Tag zu Tag mißliebiger wird, loskommen; doch das wäre schwer möglich, wenn nicht ein Tolpatsch von Schreiber, ein halbblödsinniger Bursche, aber von robuster Körperbeschaffenheit, ihm zu Hilfe käme. Wie das geschieht, mag man in dem Buche selbst nachlesen, es ist ganz anschaulich geschildert. Die Scheidung macht weiter keine Schwierigkeiten. Einiges in der Geschichte ist ganz frisch und flott erzählt; das Ganze aber ist unerquicklich genug und wirft auf die Sittenzustände in manchen agrarischen Kreisen ein grelles Licht.

R. v. G.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Die Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erſcheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poſtſtraße Nr. 5.

Wiſſenſchaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wiſſenſchaftliche Beilage für ſich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einſchl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 102. Sonnabend, den 2. September, Abends. 1899.

Eine Schäferehe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Von L. Frhrn. v. Thüna.

Zwiſchen Bibra, einſt einem vielbeſuchten Bad für Gichtkranke am Nordoſtfuß der Finne, und Wiehe, dem Geburtsort unſeres großen Geſchichtſchreibers Ranke, liegt das Dorf Bucha, auf drei Seiten von waldigen Höhen umſchloſſen, während nach Nordweſt der Blick frei dem Kyffhäuſergebirge ſich zuwendet, wo das Denkmal an unſeres Vaterlandes verſunken geweſene und wieder errungene Macht und Hoheit mahnt. Nördlich nahebei trauern die Trümmer der Kaiſerpfalz Memleben und eine Meile öſtlich erhebt ſich Burgſcheidungen a. d. Unſtrut, wo im Jahre 531 das Königreich der Thüringer unter Irminfried dem Anſturm der vereinigten Franken und Sachſen erlag. Doch dieſe Blätter wollen nicht den ehernen Schritt der Geſchichte begleiten, ſondern ſie wollen dem zarten, richtiger: dem gekünſtelten Spiel von Schäfern und Schäferinnen zuſchauen, einem Spiel, welches unſerm heutigen kräftigeren Geſchmack und dem Verlangen nach Wahrheit freilich nicht entſpricht, aber immerhin culturhiſtoriſch merkwürdig bleibt. Bucha, ſeit faſt drei Jahrhunderten der Familie v. Breitenbauch gehörig, beanſpruchte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Muſenſitz zu ſein: „Den jungen Daphnis hatten die Bande des Hymens mit der liebenswürdigen Phillis vereiniget. Von ihrem Glück bezaubert, brachten beyde ihre Tage in ſtillem Vergnügen zu. Sie verließen die Unruhe der Städte — und begaben ſich in eine ruhige Einſamkeit, die die Natur an den Ufern Eliſſons gebildet hatte. Hier lockten ſie bald die heitern Blicke des Phöbus auf blumigte Wieſen, bald aber der Geſang der Nachtigallen in die Schatten der Wälder. Dann reizte ſie oftmals die Schönheit der ländlichen Ausſicht, die Hirten der alten Zeit nachzuahmen und ihre Liebe in frohen Liedern zu beſingen“ u. ſ. w. Damit iſt der Ton angeſchlagen, in dem die Buchaiſche Schäferflöte erklingt. „Daphnis“ iſt Georg Auguſt v. Breitenbauch, „Phillis“ ſeine Frau, Juliane Henriette Chriſtiane, geborene v. Thüna, die „Einſamkeit an den Ufern Eliſſons“ iſt Bucha an der Unſtrut. Breitenbauch, geboren 1731 am 28. Auguſt zu Wilsdruff, geſtorben 1817 am 15. September zu Bucha, hatte mit 18 Jahren die Thüringiſche Hochſchule Jena bezogen, Jena, welches unſerm Schäferpaar, wie Allen, die dieſe „hospitibus superis dignissima sedes“ kennen gelernt haben, theuer geweſen iſt. Ihm widmet auch der Dichter die „auf das Paradies bei Jena“ bezüglichen Worte: „In jenen Thälern, wohin die aus Griechenland vertriebenen Muſen ihre Zuflucht nahmen, umfließet der rauſchende Saaleſtrom eine luſtige Wieſe, welche von hohen Erlen und Pappeln geziert iſt, und zu den ſtillen Beobachtungen der Weiſen gemacht zu ſein ſcheint.“ — Nach einigen Jahren begab er ſich auf Veranlaſſung ſeines Oheims, Gottl. Ferd. v. Schönberg, des „Semnon“ in Breitenbauch's „Bukoliſchen Erzählungen“, eines Bruders ſeiner Mutter, nach Frankreich, wo Schönberg ſich ſeit ſeiner Verheirathung mit einer Franzöſin niedergelaſſen hatte. In Paris fand Jener reiche Gelegenheit, ſeine Neigung für Literatur, Malerei und Muſik zu nähren. Nachklänge an dieſe Zeit tönen aus den Bukoliſchen Erzählungen wieder, z. B. das Lied „An den Hrn. Oberſten v. S.**“, in dem es heißt:

„Wie reizet mich dein luſtiges Gefilde,
Mein Boiſſy, oft noch in dem leeren Bilde,
Wie oftmals blickt mein Auge hin
Nach jener Trift und ſchattigten Gehölzen,
Um deren Fuß ſich ſanfte Bäche welzen
Und rauſchend ſich in Wirbeln ziehn:
Noch bau ich oft im Geiſt der Nike dort Altäre,
Die, weil ſie dich gebar, ich gleich den Nymphen ehre.“*)

Unter dem „Oberſten v. S.“ wird Joh. Mich. Ludw. v. Schönberg zu verſtehen ſein, der wahrſcheinlich im franzöſiſchen Heere auf deutſchem Boden gegen Preußen kämpfte. Denn Breitenbauch redet ihn, ſeinen Vetter, an, als „dort im kriegeriſchen Getümmel“ befindlich: „entreiße dich auf kurze Augenblicke dem Blutgefild“. Wir müſſen uns daran erinnern, daß es ſich um adelige Familien Kurſachſens handelt, welches durch die Ehe der Prinzeſſin Marie Joſepha mit dem Dauphin Ludwig und durch vermeintliche politiſche Vortheile mit der Krone Frankreich gegen Friedrich den Großen verbunden war. Im folgenden Jahr, 1754, nach Deutſchland zurückgekehrt, hatte er das Glück, in Berlin im Leſſing'ſchen Kreiſe Aufnahme zu finden, wo er als gereiſter, gebildeter Mann willkommen war und durch literariſche Caricaturen ſeinen Freunden manchen Scherz bereitete. Mit Beziehung auf dieſe Begabung fragt Moſes Mendelsſohn im Herbſt 1755 in einem Brief: „Was macht unſer rechtſchaffner Herr v. Breitenbauch? Wenn er doch den Pr. Gottſched in Kupfer ſtechen wollte! Ich möchte ihn ſo gern ſehen. Dieſes Bild könnte auch eine Vignette vor Herrn Leſſing's Abhandlung vom Lachen abgeben. Thun Sie es ja, mein Hr. v. Breitenbauch.“ Aus dieſer Zeit ſtammt auch Leſſing's Brief mit der Anrede: „Mein allerliebſter Hr. v. Breitenbauch“, der ſeine allgemeine Bedeutung dadurch erhält, daß er uns die erſte Nachricht des Dichters ſelbſt über ſeinen verloren gegangenen Fauſt giebt.*) Die Beziehungen zu Leſſing haben mindeſtens noch ein Jahrzehnt gedauert, wie aus Breitenbauch's Brief an den Dichter vom 10. März 1764 aus Bucha hervorgeht.**) Leſſing war damals Secretär des Generals v. Tauentzien in Breslau. Den Brief übermittelte Breitenbauch's Schwager, der Major v. Thüna im Preuß. Infanterie-Regiment v. d. Gablenz (Nr. 40 aus Eiſenach ſtammend); er hatte mit Leſſing im Kriegsjahr 1762 vor Schweidnitz gelegen.***) Der Brief iſt in ſo vertraulichem Tone gehalten, daß man daraus auf ein behagliches Verhältniß zwiſchen den Beiden ſchließen kann. Breitenbauch kündigt dem Dicher gleichzeitig ſeine „Jübiſchen Schäfergedichte“, welche im folgenden Jahr in Altenburg und Leipzig erſchienen, an und überſendet ſeine Bukoliſchen Erzählungen, die hauptſächliche Quelle dieſer kleinen Abhandlung, in denen auch Herr M(agiſter) Leſſing angeſungen wird, „der die geweyhte Zahl der deutſchen Dichter mehret:

„Thalia eilt, dein Haar mit Lorbeern auszuſchmücken:
Denn Deutſchland hebt durch dich ſein Haupt mit ſtolzen Blicken
Kühn über jenes Volk, das fremden Witz verlacht“ u. ſ. w.

Auch der mehr durch Leſſing's und Herder's Gegnerſchaft, als durch eigene Verdienſte bekannte Philologe Chriſt. Adolf Klotz, damals Profeſſor in Göttingen, gehörte zu Breitenbauch's Bekanntenkreiſe. Unſerem Buchaer widmet er ſeine Epistolae homericae, Altenburgi 1764: „Ad virum generosissimum Georg. Augustum de Breitenbauch, equit. Thuring. Dynastam

*) „Boiſſy“ = Boiſſy St. Leger, zwiſchen Marne und Seine, bekannt durch das Gefecht der Württemberger am 30. November 1870. „Nike“ = die „bezaubernde“ Mutter des Oberſten, Kath. Margar. geb. Blondy.

*) Der Brief iſt veröffentlicht und erläutert von Erich Schmidt in Voſſ. Ztg. v. 1889 Sonnt.-Beil. Nr. 6, wiederholt in Vierteljahrsſchr. f. Lit.-Geſch. II (1889), 271.

**) Veröffentlicht u. erläutert v. C. Redlich in Voſſ. Ztg. v. 1890 Sonnt.-Beil. Nr. 24.

***) Vergl. L. Frhr. v. Thüna, Ein aus Eiſenach ſtammendes preuß. Infant.-Rgmt. im 7jähr. Krieg. Eiſenach 1897. S. 128. Ihm iſt das Gedicht gewidmet: „An den Herrn Major von T. Quis te redonabit Diis patriis?“ Bukol. Erzähl. u. vermiſchte Gedichte. 2. Aufl. Leipzig 1764. S. 233

villarum Scortleben et Bucha". In dem zweiten Briefe namentlich redet er unseren Georg August wiederholt an und macht sich lustig über die Buchstabenphilologen, welche ein ganzes Leben aufwenden auf das Zählen von Silben, Untersuchen von Worten, Lernen alter Moden und Vorschriften und welche in den Winkeln der Schulen und dem Schatten des Katheders altern: „in angulis scholae aut cathedrae umbra consenuerant". Dem in demselben Briefe getadelten Hereinziehen der Heidengötter in die moderne Welt soll Breitenbauch eine Schutzschrift für die Götter in den Bukolischen Erzählungen gegenüber gestellt haben, die aber in der hier vorliegenden Ausgabe von 1764 sich nicht vorfindet. Wohl aber rühmt er hier von jenem:

„Doch dir gab Phöbus selbst das Feuer muth'ger Geister"

und preist die Unbestechlichkeit seiner Kritik. Klotz hinwiederum unterwirft Breitenbauch's im Jahre 1763 erschienene „Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums und neuerer Zeiten" einer freundlichen Besprechung in den „Acta litteraria" (Band I, Theil 3, Altenburg 1764), einer von ihm herausgegebenen kritischen literarischen Zeitschrift in lateinischer Sprache.*) Mehr noch als das Werk lobt er aber den Verfasser als Mann von reichem Wissen, Geist und edler Menschlichkeit, der, fern von den Kleinlichkeiten und dem hohlen Geräusch der Höfe, in lieblichster Gegend ein glückliches Leben führe, die Wälder vom Namen der schönen Phillis wieder tönen lasse, „Phillidisque formosae nomen silvas resonare docet", und in den jüngst herausgegebenen Schäfergedichten die Reinheit der Natur und die Schlichtheit des Landlebens in der glücklichsten Weise zum Ausdruck gebracht habe.

Sehen wir uns nun dieses gemeinsame Leben mit „Phillis", diese „vitam beatissimam — in vero secretoque μουσείῳ" etwas näher an. Die Schäfergedichte, richtiger: „Bukolische Erzählungen und vermischte Gedichte. Zweyte Auflage. Leipzig 1764" werden uns hauptsächlich zum Führer dienen. Bald nämlich nach der Berliner Zeit, wahrscheinlich schon 1756, entzog die Verpflichtung, sich der Verwaltung des Familiengutes zu widmen, den jungen Edelmann dem ungebundenen Studienleben. Nun säumte er auch nicht, seine Phillis heimzuführen. Mit ihr hatte er sowohl von Paris wie von Berlin aus einen Briefwechsel unterhalten, ihr hatte er manche sehnsüchtige Klage gewidmet; z. B.:

„Eilt (Nymphen)! traget meine bange Klagen
Zu Phyllis hin an jenen Strand,
Wo ich in jenen frohen Tagen
Zuerst der Liebe Macht empfand:
Sagt ihr, daß Bangigkeit und Leiden
Den unruhvollen Geist betrübt:
Und daß, muß ich sie jetzt gleich meiden,
Mein Herz sie trotz dem Schicksal liebt."

Phillis, in der Familie Jettchen genannt, geboren zu Bodelwitz bei Pößneck „nicht weit von den Ufern der Arula" (Orla) am 6. März 1726, hatte eine ernste, düstere Kindheit hinter sich, die wohl die Ursache der oft hervortretenden trüben Lebensauffassung gewesen sein mag. Früh verwaist, sah sie sich auf das Mitleid Anderer angewiesen. Ihrer schon 1735 verstorbenen Mutter, Frau Christiane Elisabeth geb. v. Beulwitz und deren Mutter Frau Emilie Juliane v. Beulwitz geb. v. Günderode, bewahrt sie zärtliches Andenken: „Ich suchte," schreibt sie in ihren Lebenserinnerungen, „die mütterliche Zuneigung, deren ich mich vorzüglich zu erfreuen hatte, durch die lebhaftesten Zeichen meines Gehorsams zu verdienen" — — „meine Großmutter", bei der Jettchen Unterkunft gefunden hatte, „und ich, wir sahen das ganze Jahr nur uns selbst. In dem geräumigen Schloß**) waren nur wir und ihr Kammermädchen, denn die Verwalter- und Gesindewohnung war apart. Um das Schloß herum war ein Wall, über die halbe Brücke war ein Bogen von Jelängerjelieber gezogen. Da sich in den schönen Sommerabenden die liebe Großmutter mit mir zu meiner régréation (!) unter diesen angenehmen Bogen setzte, dabei sie mir auf ihre liebe Art Moralen vorsagte, oder Sprüchelchen und Gebete lernte (!), und wenn ich aufmerksam war, versprach sie mir ein ander Mal in einen schönen Obstgarten mit mir zu gehen, wo ich selbst Gurken legen sollte. Sonsten aber war sie eine eifrige Landwirthin und ich mußte sie überall hin begleiten, um in früher Jugend nützliche Wirthschaftsregeln zu sammeln. »Junge Mädchen,« pflegte sie zu sagen, »müssen keine Minute müßig sein, müssen Alles lernen, um einmal die Domestiquen anstellen zu können.«" Nachdem ihr auch die Großmutter gestorben war (1740), wurde Jettchen nach und nach zu verschiedenen Verwandten abgeschoben, wo sie Noth und Entbehrungen kennen lernte, grobe Arbeiten verrichten mußte und Gott oft heimlich bat, er wolle sie sterben lassen. „Wir" (Henriette und eine zwei Jahre jüngere Schwester, die spätere Frau v. Hayn), schreibt sie, „mußten über unsere Kräfte arbeiten. Früh vor Tagesanbruch mußte ich aus dem Bett, um die Mägde und andere Arbeitsleute nachzusehen, ob sie fleißig seien und daß ihnen Mittags ihr schlechtes Essen, so in Franken gegeben wird, gereicht würde, welches ich selbst verfertigen mußte, dazu mir eine Magd in Betracht meiner Jugend Wasser und Holz in die Küche trug. — Ein paar mitleidige Herzen von den Unterthanen wollten nach Sachsen reisen und unseren Verwandten erzählen, wie elend es uns Schwestern erging. — Unsere Betten standen in einer fürchterlichen Kammer, von der man sagte, daß es in allen Ecken spuke. Das Fenster hatte nicht viel ganze Scheiben. Machte ich es mit Papier zu, so stießen es Nachts die Eulen, die alle Nächte ein gräßliches Geschrei machten, wieder ein. Wenn es schneite, so lag oft früh der Schnee handhoch auf meinen Armen." — Endlich, nachdem sie vielfach herumgestoßen war, wurde sie von der verwittweten Frau v. Breitenbauch, Georgine Wilhelmine, des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth und des Fräuleins Christine Emilie von Gleichen Tochter, auf Schloß Brandenstein*) aufgenommen. Die vielfachen wirthschaftlichen Kenntnisse, die sie sich in der Zeit ihrer schweren Lehrjahre angeeignet hatte, kamen ihr nun in dem glänzenden Haushalte vortrefflich zu statten, da die Schloßherrin „zu Wirthschaft und Kocherei nicht erzogen war". Außerdem mußte Jettchen „zum Zeitvertreib allerlei Spiele lernen: Karte, Ball, Billard", mit der Dame des Hauses spazieren gehen und ihr vorlesen. „Ich fand, daß sie sehr freundlich und leutselig war, welches ihr mein Zutrauen erwarb. Da dort herum eine zahlreiche Noblesse wohnte, kamen häufig Besuche und wir erstatteten Gegenbesuche. — — — Sie hatte ganz herrliche, große sentiments und war so in der ganzen Nachbarschaft ein Orakel." Phillis nennt sie in ihrer verschnörkelten Lebensdichtung „Thamyre, die Tochter des Hypponax, Fürsten von Menospoda, welche eben so sehr durch ihre hohe Geburt als treffliche Eigenschaften und Geschicklichkeit im Jagen berühmt ist. Mein Unglück und meine unschuldige Gemüthsart erregten ihr Mitleiden und sie entschloß sich, die Stelle einer Mutter zu vertreten und mir ihren Schutz angedeihen zu lassen. Ich brachte sechs Jahre in der Gesellschaft dieser erhabenen Person zu und ihr Beispiel trug nicht wenig dazu bei, mich in der Tugend zu befestigen und mein Herz zu den edelsten Beschäftigungen meines Geschlechts zu lenken. — — Bald waren es Feste und Tänze, welche in der Gegend ihr zu Ehren angestellt wurden, bald Zusammenkünfte der Weisen, bald allerhand andere Lustbarkeiten und Uebungen, bei denen die benachbarten Ritter mit einander um den Preis stritten." Nachdem das tüchtige Mädchen noch einem Oheim und dessen junger Frau die Wirthschaft eingerichtet, kehrte Jettchen auf Brandenstein zurück und lernte nun hier den Neffen ihrer gütigen Pflegemutter kennen, ihren künftigen Mann, den sie also beschreibt: „Der Herr Vetter kam an mit noch einem Kameraden von sich; er sah wohl aus, war von mittlerer Größe, etwas stark im Gesicht, hatte schöne braune Augen; in seinen Gesichtszügen war Freundlichkeit und Ernst vermischt, seine Miene zeigte jedoch mehr Hang zu tiefdenkenden (!) Wissenschaften, als zum Spaß; er spielte schön das Clavier, war im Zeichnen und im Tanzen sehr geschickt." Als Schäferin aber schildert sie den ersten Eindruck folgendermaßen:

„Da sah ich den, der mich entzücket,
Den Schäfer voller seltnen Tugend,
In dessen Auge man erblicket
Was stets die Zierde muntrer Jugend:
Es zeigt von Redlichkeit, von Großmuth und von Treu,
Es zeigt, daß er ein Sohn der holden Musen sey."

*) Die „Schilderungen" sind aus „Bucha im Thal, den 21. May 1763" seinem Oheim Hans Dietrich v. Schönberg auf Schönberg gewidmet.

**) In Zoppothen zwischen Ebersdorf und Saalburg an der alten Straße von Bamberg nach Leipzig. Die Großmutter war die Tochter Nicolaus Ernst's v. Günderode, Herausgebers der Genealogia Gunderrodiana und Dichters geistlicher Lieder.

*) Im Kreis Ziegenrück, nahe Rahnis. Der Markgraf war der Gemahl der berüchtigten Sophie von Sachsen-Weißenfels, Frl v. Gleichen die Tochter eines brandenburgischen Oberforst- und Jägermeisters. Ihrer obengenannten Tochter und deren Bruder Georg Wilhelm wurde durch kaiserl. Patent von 1723 der Name v. Plassenberg beigelegt

Daphnis dagegen erzählt über seine ersten Beziehungen zu Phillis: „Nicht weit von den Ufern der Arula und den Grenzen der Thüringer erheben sich zwey auf Felsen erbaute Schlösser weit in die Lüfte*), welche ehedem ein Aufenthalt der Helden waren, nachmals aber von Nymphen und Schäferinnen bewohnt wurden. Beyde scheidet ein anmuthiges, kleines Thal von einander, dessen Abhänge mit grünenden Frucht-Bäumen, Teichen und lustigen Wiesen geschmückt sind. In diesen reitzenden Gefilden stunden ehemals die Schäferhütten der Phillis. Hier weidete sie ihre kleine Heerde; hier entzückte sie zuerst den jungen Daphnis, als er mit ihr an einem Feste Asträa's**) den festlichen Reigen tanzte, und hier schmiedete Amor die gefährlichen Pfeile, welche seinen Busen mit sanftwallenden Flammen erfüllten, — — die ihn keine der Schäferinnen reitzender erscheinen ließ, als diese." An anderer Stelle singt er:

„Da sahe er das holde Kind,
Die junge Phillis, stehen; — —
— — — jetzt konnt' ihm unter allen
Die glänzende Gestalt der Phillis nur gefallen,
Jetzt fand er keine andre schön:
Und da er mit ihr tanzt, fühlt er mit flücht'gen Schwingen,
Indem in Kreisen sich die Schäfer um ihn drehn,
Der Liebe Flammen in sich dringen."

Die beiden Herzen werden sich am 12. Juni (1753) gefunden haben. Da Daphnis diesen Tag besingt als

„Den Schönsten meiner Tage,
Da Phillis mir, gerührt durch meine Klage,
Ihr treues Herze übergab."

Eine kühle Beobachterin des Ehepaares, Henriette v. Egloffstein, Tochter von Phillis' Schwester, schreibt später: „Frl. v. Thüna war weder schön noch wohlhabend, auch mehrere Jahre älter als ihr Mann. Gleichwohl hatte diesen eine unbezähmbare Leidenschaft für sie erfaßt." Diese Leidenschaft überdauerte aber, wie wir sahen, die Trennung, die die Liebenden von einander riß, als Georg August sich zur Fortsetzung seiner Studien auf Reisen begeben hatte. Phillis schreibt darüber: „Dieser Jüngling hatte indessen seine Neu-Begierde in den entfernten Provinzen Galliens zu befriedigen gesucht, und ich fing bereits an, nicht wenig wegen der Dauer seiner Treue besorget zu sein. Seine Rückkunft aber versicherte mich seiner Beständigkeit, und ich empfand das lebhafteste Vergnügen, da mich die Ausdrücke seines Herzens überzeugten, daß er mir mitten unter den bezaubernbsten Neigungen des schönen Geschlechtes alle seine Liebe beibehalten hatte." Nachdem auch die letzte Trennung der Liebenden, die durch den Berliner Aufenthalt herbeigeführte, überwunden war, konnte endlich ihre Vereinigung vor sich gehen. Henriette läßt sich darüber in schlichter Weise also vernehmen: „Je näher die Zeit zur Hochzeit kam, je mehr erkannte ich den betrübten Waisenstand. O, wie ruhig hätte ich sein können, wenn meine liebe Mutter noch gelebt hätte. — Ich mußte nun Alles selbst besorgen. Doch regierte Gott noch rechtschaffene Personen, die mir beistanden. Die Hochzeit wurde in Gegenwart lauter guter Feunde und Freundinnen vergnügt gefeiert, 3 Tage lang.***) — Nun war mir wieder bange, in eine ganz fremde Gegend und fremde Nachbarschaft zu kommen, auch ein großes Hauswesen zu dirigiren, wo Verwalter und Schließer die Herrschaft gehabt, weil die Frau Mutter auf dem anderen Gut gewohnt hatte.†) Gott, dachte ich, wie ungern werden dich diese Leute kommen sehen, es war nun nicht anders, ich nahm traurigen Abschied von meinen Verwandten, wo die Hochzeit gewest war, und kam in Gesellschaft von meinem geliebten Mann und einigen guten Freunden und Freundinnen glücklich hier [in Bucha] an. Mein Mann gab der Nachbarschaft ein Gastmahl und Ball, auch die Unterthanen mußten sich lustig machen, so vergingen etliche Wochen unter lauter Lust, aber nach 4 Wochen gingen die ängstlichen Kriegstrubeln an, da dann Tag für Tag feindliche Ueberfälle kamen, Contribution nahm kein Ende, mein Gemüth verfiel dabei in seine alte Traurigkeit." — —

Die junge Ehe hatte allerdings schwere Prüfungen zu bestehen. Denn gerade um diese Zeit, August 1757, wälzten sich die feindlichen Heere von Ost und Süd heran, um auf dem classischen Kriegsschauplatz, wo das norddeutsche Tiefland an Thüringen herantritt, sich zu messen. Die französischen, österreichischen und Reichskriegsvölker konnten zwar den Preußenkönig nicht besiegen, hausten aber entsetzlich in dem unglücklichen Thüringen.*) Während der Monate September und October hatte auch der große König sein Hauptquartier in unserer Gegend, z. B. vom 11. September an in Braunsroda, etwa eine Meile südlich von Bucha, und befahl von hier aus den Vormarsch nach Erfurt und Gotha. Seine Reiterei hat damals jedenfalls auch bis Bucha gestreift. Ende des Monats weilt er in Buttelstädt, Anfang des nächsten in Buttstädt und zieht, da die Feinde nicht aus dem verschanzten Bau bei Eisenach hervorbrechen, Mitte October nach Leipzig zurück. Da endlich wagte Soubise auf Hildburghausen's fortwährendes Drängen dem König in der Richtung nach Leipzig nachzurücken, eine linke Colonne unter Graf St. Germain über Buttelstädt nach Naumburg und Weißenfels sendend. Anfang November kam es hier zur bekannten Schlacht. Am Tage vorher, am 4. November, sind, wie das Buchaer Kirchenbuch berichtet, die Franzosen durch Bucha gezogen und haben viel geplündert. Am 6., nach verlorener Schlacht, sind ihrer 2—3000 ins Dorf gefallen, wo sie wohl 300 Feuer auf den Straßen angemacht, die Häuser ausgeraubt und den Schmied erschossen haben. Dies hat aber unsern weltbürgerlich angehauchten Dichter nicht gehindert „den Herrn General v. St. Germain den 6. Nov. 1757 beym Durchzug durch des Verfassers Gut nach der Roßbacher Schlacht" zu trösten mit des Mithridates Schicksal, der trotz der Römer Siege ein großer Held geblieben. Im Jahre 1762 ist das Gut durch preußische Kriegscontributionen besonders schwer heimgesucht, das Vieh weggetrieben, und die gesammte Wirthschaft zerrüttet worden. Es war die Zeit, in der Friedrich der Große seinen in Sachsen commandirenden Bruder und die besonders von ihm abgesendeten Executionsofficiere immer wieder zu strengen Maßregeln ermahnte: „Faites bien contribuer les Saxons", — — „avec toute la rigeur", — — „laisser crier les Saxons" 2c.; diese und deren Verbündete, Russen und Oesterreicher, Franzosen und „Reichler", hätten weit schlimmer die pauvres peuples des Königs behandelt. Aber auch in den Kriegsbedrängnissen, die das Paar einmal zur Flucht von Bucha nöthigten, verstummten Georg August's Lieder nicht:

„Hör', wie mein Schäferrohr, betäubt vom Kriegsgetümmel,
Vor dem die Muse bebt, zum dicht umwölkten Himmel
In wehmuthsvollen Tönen schallt,
Beseufze tief mit mir den Jammer unsrer Fluren
Und sich auf jedem Tritt, der noch vom Blute wallt,
Des Mavors fürchterliche Spuren."

Und während

„weit und breit Bellonens Schrecken
die väterlichen Auen decken",

dankt er der Gegend, die ihn und die Seinen, auch

„das Pfand, das Phillis mir geschenkt,"

freundlich aufgenommen habe:

„Ihr war't es, wo vor wenig Jahren
Ich Phillis' Zärtlichkeit erfahren,
Wo ihre Anmuth mich ergötzt" — —

Nächst „Hymens Band" wird es die Liebe zum Landleben, zur Natur überhaupt sein, die eine Schäferehe umschließt. Und so war es auch bei unserem Paar. Immer wieder wird das liebliche Bucha, die Stille und Einfachheit des Landlebens, die Schlichtheit der Sitten dieses Lebens gepriesen und die Wohlthat dankbar empfunden, fern von den unruhigen und eitlen Treiben der Städte und Höfe „die Einsamkeit zu genießen, die die Natur an den Ufern Elissons gebildet hatte". „Sieh, Geliebter," sagt Phillis mit liebkosender Stimme zum Schäfer, „welch ein schöner Tag sich lächelnd über diese Gefilde ausbreitet. Ach! schöner, als der schimmernde Morgen, an dem ich zuerst dich auf dem Asträischen Hügel erblickte." (Der Asträische Hügel ist Brandenstein.) „Hier," so schildert Daphnis, „breitet Flora auf buntfarbigen Beeten ihren prächtigen Schmuck aus; dort steigt ein dichter Wald, von goldenen Früchten belastet, zwischen grünen Hecken empor; hier laden von Geißblatt umwundene Lauben in ihre Schatten ein; dort aber reizen dunkle Labyrinthe, sich in anmuthigen Gängen zu verwirren. — — Siehe, es erheitert Phillis des Daphnis ernsthafte Blicke durch ihr holdes Lächeln

*) Brandenstein und Burg Ranis.

**) Asträa = Thamnre; siehe oben.

***) Am 23. August 1757 in Karsdorfberg, zwischen Kamburg an der Saale und Eisenberg, im Hause der Frau Oberhofmeister v. Stutterheim.

†) In Schkortleben a. d. Saale, unterhalb Weißenfels.

*) Ausführlich beschrieben in: L. Frhr. v. Thüna, Die Würzburger Hilfstruppen im Dienste Oesterreichs 1756—63 u. s. w. Würzburg 1893. S. 29 ff. Das Regiment Blau-Würzburg machte den ganzen Thüringer Feldzug mit. Dieses Regiment und das Regiment Darmstadt waren die einzigen, welche bei Roßbach nach tapferer Vertheidigung in guter Ordnung sich zurückzogen.

und nöthiget ihn, ihr auf einen nahen Hügel zu folgen. — — Also eilet Daphnis von einem Vergnügen zum anderen; nicht glücklicher lebten die Götter." In dieser anmuthigen Umgebung konnte das Paar, soweit die unentrinnbaren Sorgen um Haus und Hof und Kinder dies zuließen, seinen Neigungen nachgehen. So rühmt Phillis, an Daphnis gewendet:

„Hier singet Philomele,
Bey stiller Abendszeit
Mit ihrer Zauber Kehle
Ein Lied, das mich erfreut:
Dann deucht es mich, sie sage
Von dem, der mich beglückt,
Von dem, der meine Tage
Mit Ruh und Anmuth schmückt."

Daphnis aber lobt immer wieder seine Unabhängigkeit, die ihm gestatte, sich dem Dienst seiner Phillis, der Musen, der Natur zu widmen:

„Hier reizen ihn nicht eitler Ehren Strahlen,
Die Fesseln nicht, womit oft Sclaven prahlen;
Auch ihn verführt der Schätze Schimmer nicht:
Mit dem, was ihm sein Schicksal hat beschieden,
Führt er vergnügt und ruhig und zufrieden,
Ein Leben, dem es nie an Lust gebricht."

Oder mit kräftigeren Worten:

„Soweit auch Tyrannei den schweren Scepter streckt,
Blieb doch ein klein Bezirk von ihr noch unentdeckt,
Wo süßer Freiheit Gunst mit sanftem Reiz beglückt
Und ein'n geringen Chor der Sterblichen entzückt."

Die Muße, die dem Landedelmann dieses zurückgezogene Leben gewährte, benutzte er zu einer überaus fruchtbaren Schriftstellerei. Unermüdet thätig schrieb er Buch auf Buch. Ein besonderes, nahe an 40 Bände aufzählendes Verzeichniß dieser Bücher, vorzugsweise geschichtlichen Inhalts, ist 1804 in Leipzig erschienen. Doch wir dürfen hierbei nicht verweilen. Werfen wir vielmehr noch einen Blick auf den Schauplatz der Schäferehe, so verdient vor allem Anderen der im Vorstehendem oft erwähnte Garten mit seinen Hecken, Lauben und Hügeln hervorgehoben zu werden. Ihn hatte Georg August, als er Bucha in Besitz genommen, hinter dem stattlichen Wohngebäude anzulegen begonnen:

— — „ein blühend Lustgefild
Wo der Natur Geschenk aus vollem Horne quillt,"

wo die Nachtigall „verliebt schmachtet und füllt in Frühlingstagen Das schattige Gehölz mit schwermuthvollen Klagen". Auch das im benachbarten Naumburg wohnende Fräulein Karol. Frieder. v. Kamiensky, die „in goldenen Tagen" Gastfreundschaft in Bucha genossen, hat in ihrer poetischen Schilderung der güldenen Aue (Leipzig 1806) den Garten besungen:

„Wo sonst rauhe Wildniß war,
Beut sich itzt ein Eden dar.
Wie durch eines Geistes Walten
Sieht man hold und wunderbar
Tausend Reize sich entfalten."

Unter zwei Gruppen herrlicher alter Fichten laden Denksteine mit liebenswürdigen Sprüchen zu stiller Einkehr in sich selbst ein. Anmuthig verliert sich das Gartengelände allmälig in den anstoßenden Wald. Gegenüber, von einer Anhöhe, jenseits des Dorfes, auch am Rande des Waldes blickt die uralte, verwitterte „Friedenseiche" ins Land, in deren Schatten am 30. August 1801 zur Feier des (trügerischen) Friedens zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reich einer- und Frankreich andererseits (Frieden von Luneville) und der Erreichung des 19. Jahrhunderts seit Christi Geburt (!) der damals schon 70jährige, aber noch rüstige Gutsherr einen Denkstein hatte aufrichten lassen und nach ernster Feier in der Kirche der Dorfjugend ein Fest gab:

„Friede soll mit seinen Schätzen
Lange unsre Flur ergötzen,
Daß hier noch der Enkel singt,
Tanzend diesen Stein umspringt."

Pietätvoll überläßt auch der Nachfolger im Gutsbesitz jenen Platz „den Enkeln" zum fröhlichen Dorftanz. Georg August's Liebe zur Jugend zeigte sich auch in seiner Neigung zum Unterrichten, die sich zunächst den aus der Schäferehe entsprossenen Kindern zuwendete und in vielfachen zur Unterweisung der Jugend bestimmten Büchern zum Ausdruck kam. Von Wieland, von dessen Freundin Sophie v. La Roche, von dem Göttinger Philologen Heyne u. v. A. liegen anerkennende Zeugnisse hierfür vor (gesammelt von F. J. K. Scheppler in Moser's Galerie der vorzüglichsten Staatsmänner und Gelehrten. Nürnberg, 1811). Heyne insbesondere vergleicht anmuthig unseren Alten mit dem Syrakusischen Dionys, wie er in der Schule von Korinth unterrichtete. Doch lassen wir diese gelehrten Zeugnisse bei Seite und hören noch einmal die vertraute Stimme der Nichte Breitenbauch's, der oben schon erwähnten Henriette v. Egloffstein. Dieses schöne und reich begabte Mädchen, erst 1864 als verwittwete Frau v. Beaulieu gestorben, weilte mit ihrer Mutter, Frau v. Breitenbauch's jüngerer Schwester, der Cleonice der Bukolischen Erzählungen, und mit ihrem Bruder August v. Egloffstein, dem späteren ausgezeichneten Officier, Anfang der achtziger Jahre in Bucha.*) Henriette, damals 8 bis 9 Jahre alt, konnte weder lesen noch schreiben, noch weibliche Handarbeiten anfertigen und wurde daher von ihrem Oheim und ihrer Tante unterrichtet. Sie erzählt über die Beiden: „Frau v. Breitenbauch besaß nicht nur viel Verstand, sondern auch einen originellen Geist, viel Belesenheit und sogar große Kenntnisse, die sie im Umgang mit einer gelehrten Frau erworben, bei welcher sie die Stellung einer Gesellschafterin erhalten hatte" (vergl. oben). Beim Handarbeits-Unterricht las die Tante der Nichte vor: „Es war gerade damals in der deutschen Literatur die Periode der Empfindsamkeit eingetreten. Sentimentale Romane voll Mondschein und Thränen hatten schon längst Idyllen und Schäfergedichte verdrängt, die den Grund dazu gelegt hatten." Don Quixote und Oberon machen großen Eindruck auf sie. Als sie später Italien besuchte, schreibt sie: „Wie sehr kam mir nun Dasjenige zu statten, was ich durch die Güte meines gelehrten Oheims Breitenbauch hatte kennen lernen. Ich war vermöge meiner lebhaften Einbildungskraft fähig, eine genaue Beschreibung Roms und seiner großartigen Alterthümer zu geben, von welchen ich in Bucha die Abbildungen meinem Gedächtniß tief eingeprägt hatte." — Henriette faßte ihre Gefühle für unser Paar in die Worte zusammen: „O, selige Tage [des Aufenthaltes in Bucha]! warum mußte ich so früh aufhören ein Kind zu sein? Dank, herzlichen Dank den längst Entschlafenen, welche mir einst die süßesten Freuden schenkten und selbst jetzt noch die lieblichste Erinnerung gewähren. Der Name Breitenbauch wird, trotz seiner Häßlichkeit, mir stets heilig sein." Auch jetzt noch gedenken Ur- und Ururenkel in Verehrung des eigenartigen Ehepaares und so dürfte Georg August's in den Jahren der Schäferehe ausgesprochene Hoffnung schon erfüllt worden sein und immer wieder erfüllt werden: Es werde dereinst ein anderes glückliches Paar kommen,

„Entzückt wird es dann zu diesen Gründen fliehn
Und sagen, Phillis lebte hier,
Nebst Daphnis konnt' sie hier von süßen Trieben glühn
Hier liebten zärtlich sie, wie wir."

*) Ueber alle diese Personen vergl. meine Abhandlung über das Preuß. Infant.-Regiment v. Thüna in Neue Milit. Blätter, Bnd. LIII, 1898. Sept.-Okt.-Nov.-Heft.

Bücherbesprechung.

— Geld. Gedanken für Gottes Haushalter. Von Andrew Murray, Pastor in Wellington (Süd-Afrika). Ins Deutsche übertragen von G. Holtey-Weber, Pastor in Betzdorf a. d. Sieg. Leipzig, Verlag von Ernst Sonnenhol. 95 S. Gbdn. 1 ℳ. — Es nimmt sich in dem Vorwort aus der Feder des Autors etwas seltsam aus, wenn derselbe von seinen zuerst in einem südafrikanischen Missionsblatt erschienenen, nun gesammelten Betrachtungen selber sagt: „Sie haben den Beifall Aller gefunden, die sie gelesen haben." Wir haben seine Ausführungen auch gelesen, mußten aber doch hier und da ein Fragezeichen an den Rand setzen. Wir wollen bekennen, daß es schlichte Gedankengänge sind, die aus der Bibel schöpfen und die rechte Schätzung des Geldes erörtern wollen, aber wir müssen unseren Beifall an solchen Stellen zurückhalten, in denen dem Verfasser ein falsches Armuthsideal vorschwebt. Er will die mönchische Armuth zwar nicht, er kann die völlige Geldlosigkeit nicht als besonderes verdienstliches Werk oder eine höhere Vollkommenheit Einiger auffassen, sondern verlangt sie von allen Erkennern und Nachfolgern Jesu. Aber wir müssen in der Armuth doch ein Uebel sehen, ohne dabei in Gefahr zu stehen, dem Sammeltrieb oder dem Mammonismus anheim zu fallen. So können wir auch nicht in das Urtheil einstimmen, welches S. 78 über die Reformation gefällt ist.

D. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 103. Dienstag, den 5. September, Abends. 1899.

Die ältesten Theaterzettel der churfürstlich sächsischen Hofcomödianten.

Von Dr. Arthur Richter.

Seitdem das Theater in Deutschland einen ungeahnten Aufschwung genommen und in allen größeren Orten eine feste Stätte errungen, hat sich das Interesse naturgemäß auch der Geschichte dieses mächtigen Culturfactors zugewandt. Wie die Schicksale der einzelnen umherziehenden Theatertruppen gewesen, wie an ihre Stelle in den verschiedenen Städten seßhafte Gesellschaften, stehende Theater getreten, darüber suchen zahlreiche theatergeschichtliche Forschungen Nachricht und Belehrung zu geben. Alle diese Theatergeschichten haben hauptsächlich für die Anfangszeit, für das 16. und 17. Jahrhundert, ein Gemeinsames: sie müssen einen ungemein verzettelten und zerstreuten und daher meist sehr spröden Stoff verarbeiten. Denn Quellen, die das Bild reicher und voller zu gestalten gestatten würden, wie Tagebücher, Briefe und vor Allem Zeitungsberichte, fehlen in dieser frühen Zeit fast ganz, meist muß die Zeit und Dauer der Aufführungen mühsam aus den Rechnungen der Archive, aus den Gesuchen um Spielerlaubniß und dergleichen festgestellt werden, und oft ist das Einzige, was wir von den Vorstellungen wissen, eben nur die Zeit, in der sie stattfanden. Nach ihrer wichtigsten Seite hin, nach der literargeschichtlichen, wird man meist vergebens Aufschlüsse suchen. Infolge dieser Dürftigkeit der Quellen sind neben einigen Tagebuch-Aufzeichnungen, Dramenhandschriften und Spielverzeichnissen für die Kenntniß der damaligen Aufführungen die einzigen Quellen die sogenannten Theaterprogramme und die Theaterzettel — sie, die heute wenig mehr als Curiositäten bedeuten, erheben sich dadurch für die damalige Zeit zum Range wichtiger theatergeschichtlicher Urkunden. Denn sie gestatten uns einen Einblick in den Betrieb des damaligen Theaters, sie theilen uns den Anfang und den Schauplatz der Vorstellung, die Preise der Plätze und dergleichen mit, vor Allem aber geben sie uns Kenntniß, welche Stücke zur Aufführung gelangten. Sie gewähren uns dadurch die Möglichkeit, über den engen Rahmen der Theatergeschichte einer Stadt hinaus die Beziehungen des Theaters zur Literatur zu verfolgen. Die Theaterprogramme kommen naturgemäß seltner vor, sie wurden meist nur bei den sogenannten Rathscomödien ausgegeben, d. h. bei den Vorstellungen, die zu Ehren des Rathes der Stadt, wo die Aufführungen stattfanden, von der Wandertruppe aus Dankbarkeit veranstaltet wurden, sie enthielten außer Festvorspiel und ähnlichen Huldigungs- und Gelegenheitsgedichten entweder das aufzuführende Stück selbst oder wenigstens eine ausführliche Inhaltsangabe. Sie sind daher in literargeschichtlicher Hinsicht höher zu bewerthen als die Theaterzettel, aber freilich haben sich von ihnen nur wenige in den Archiven und Bibliotheken erhalten. Die ergiebigere Quelle bieten daher die Theaterzettel, die damals noch nicht so gleichmäßig in ihren Angaben wie heute waren. Bald gaben sie nur den Titel des Stückes an, bald zählten sie auch die Personen, zunächst noch ohne Namensnennung der Darstellenden, auf, bald — und das ist das Wichtigste — boten sie gleich den Theaterprogrammen mehr oder weniger vollständige Inhaltsangaben der betreffenden Stücke. Allen gemeinsam von der frühesten Zeit bis in's 18. Jahrhundert ist das Fehlen der Angabe des Jahres und meist auch des Ortes — sie gewinnen dadurch für den Forscher aber erhöhtes Interesse, da sie ihm neben dem literar- und theatergeschichtlichen Werth noch den Reiz bieten, chronologische und locale Räthsel lösen zu müssen. Aber während für das 18. Jahrhundert — vom 19. ganz abgesehen — die Zahl der erhaltenen Theaterzettel eine ziemlich große genannt werden kann, ist diese leider für die vorhergehende Zeit eine verschwindend geringe. Beschränken wir uns im Folgenden nur auf die Geschichte der zweifellos bedeutendsten deutschen Theatertruppe, der churfürstlich sächsischen Hofcomödianten, so vermögen die Werke, die ihre Geschichte behandeln, wie Fürstenau (Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, Dresden 1861 ff. 2 Theile), Prölß (Geschichte des Hoftheaters zu Dresden, Dresden 1878) erst für das 18. Jahrhundert Theaterzettel aufzuweisen. Für das 17. Jahrhundert fußen die Angaben über Aufführungen lediglich auf zeitgenössischen Berichten und Actennotizen, Theaterprogramme und Theaterzettel aber fehlen bis jetzt gänzlich. Auch die jüngsten Specialforschungen wie die Heine's über den Reformator des deutschen Theaters im 17. Jahrhundert, Johannes Velten (Halle 1887) haben nichts von diesem Quellenmaterial hinzugebracht, und man begreift es daher, wenn die Verfasserin einer der gediegensten neueren deutschen Theatergeschichten, Elise Mentzel, es in ihrer „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M.“ (1882) lebhaft beklagt, daß 3 bis vor Kurzem noch vorhandene Theaterzettel über Aufführungen Velten's in Frankfurt verloren gegangen sind, daß Theaterzettel aus dieser Zeit überhaupt nicht mehr zu finden sind. Seit einigen Jahren nun haben wiederholt 2 Bremische Theaterzettel die Forschung beschäftigt, die als die ältesten Theaterzettel der chursächsischen Hofcomödianten galten und zwar noch als aus Velten's Zeit stammend angesehen wurden. Der erste von ihnen kündigt für Mittwoch, den 16. Mai, an, daß „die sächsischen hoch-teutschen Comoedianten“ „eine weltberuffene warhaffte und schauwürdige Materie, genandt: Der verrathene Verräther oder der durch Hochmuth gestürtzete Wallensteiner, Hertzog von Friedland“ aufführen wollen. Der zweite meldet: „Heute Freytag, den 18. Mai, / Werden die Sächsischen Hoch / Teutschen / Comoedianten / Auff ihren Schau-Platz das unvergleichliche und Welt- / bekandte Stück präsentiren, genandt: / Das Leben und Todt des großen / Ertz-Zauberers / D. Johannes Faustus / Mit Vortrefflicher Pickelhärings Lustigkeit von / Anfang biß zum Ende.“ / Am Schluß dieser Aufführung soll dann noch als Nachspiel das Lustspiel Molière's „die vortreffliche und lustige Action aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzet, genandt: Der von seiner Frauen wohl vexirte Ehemann, George Dandin“ gegeben werden. Diese Theaterzettel sind wiederholt veröffentlicht, abgebildet und besprochen worden, zuletzt noch in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ im Augustheft des vergangenen Jahres von Heinrich Bulthaupt, dem Director der Bremischen Stadtbibliothek, zu deren Schätzen jetzt diese Zettel gehören. Als Jahr dürfte 1688 wohl als sicher anzunehmen sein, als Ort ebenso sicher Bremen. Den literarischen Werth der Zettel zu prüfen können wir hier unterlassen, nur die Frage muß einer kritischen Beleuchtung unterzogen werden, ob dieselben mit Recht Velten und den chursächsischen Hofcomödianten zugewiesen werden können. Für diese Annahme kann nur der Actenvermerk im Bremischen Staats-Archiv geltend gemacht werden, der von der Spielerlaubniß der betreffenden Theatertruppe in Bremen im April 1688 handelt und dabei die Gesellschaft „Comödianten von der Bande Ihrer Churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen“ nennt, während schon die 2 Theaterzettel selbst die Truppe charakteristischer Weise nur als „sächsische hoch-teutsche Comödianten“ bezeichnen. Da Velten selbst aber, dem einzig und allein sammt den unter ihm stehenden Leuten das Privileg und die Bestallung verliehen worden war, als churfürstliche Comödianten aufzutreten, nach den Leipziger Rathsacten mit seinen 2 Mitdirectoren Christian Starke und Wolfgang Riese vom 7.—28. Mai 1688 in Leipzig spielte, so ist die Vermuthung, die Zettel stammten von Velten selbst her, gänzlich haltlos. An eine Theilung der Velten'schen

Truppe aber, wie sie Bulthaupt in Betracht zieht, kann für den Mai 1688 bei dem geringen Personalbestand derselben (14 Personen) nicht gedacht werden, auch würde dann doch sicherlich wenigstens einer der 3 Directoren Velten, Starke oder Riese mit nach Bremen gezogen sein. Die Leipziger Acten aber weisen nach, daß damals im Mai 1688 alle 3 in Leipzig aufgetreten sind. Auch müßte diese Theilung eine dauernde, keine vorübergehende gewesen sein, denn die Nachrichten, die wir von dem ferneren Auftreten dieser „sächsischen hoch-teutschen Comödianten" haben, sprechen entschieden gegen ihre Zusammengehörigkeit mit den churfürstlich sächsischen Hofcomödianten, mit der Velten'schen „berühmten Bande". Abgesehen vom Juni und Juli 1688, wo die bisherigen Quellen es unklar lassen, welche Gesellschaft in Hamburg spielte, und abgesehen von 1690 und 1691, wo sie als „chursächsische hochdeutsche Comödianten" in Schweden spielten, während Velten's Anwesenheit in Deutschland sicher bezeugt ist, dürften die Nachrichten über ihre Anwesenheit in Danzig 1689 dies genügend klarstellen. Hier nennen sie sich in ihren Eingaben „sächsische hoch-teütsche Comödianten" und „die bey der Chur Sächsischen Bande sich befindende Comödianten", aber im Uebrigen fehlt jeder Hinweis auf den Churfürsten von Sachsen, auf dessen Empfehlung oder Privileg, auf Velten selbst, im Gegentheil, sie erklären — was auf die festangestellten Hofcomödianten nicht paßt —, ihre sehr starke Bande bestehe aus Jenaischen „Studiosis, welche hiedurch die Welt zu besehen ihr Absehen haben". Und sehr ansprechend ist Bolte's Vermuthung, daß die Velten'sche Gesellschaft 1695 bei ihrer Anwesenheit in Danzig deshalb ausdrücklich sich als „churfürstlich sächsische bestallte Hofcomödianten" bezeichnete, weil sie jeder Verwechslung mit dieser früheren falschen Gesellschaft vorbeugen wollte. Endlich spricht noch die Erwähnung des italienischen Schattens entschieden gegen die Annahme, daß wir es in Bremen mit der Velten'schen Truppe oder einem noch zu ihr gehörenden Theil zu thun haben. Auf dem Theaterzettel nämlich, der die Faust-Aufführung ankündigt, findet sich noch folgende Bemerkung: „Zum Beschluß sol denen Hochgeneigten Liebhabern, diese gantze Haupt-Action, durch einen Italiänischen Schatten präsentiret werden, welches vortrefflich Rar, und versichert das Geld doppelt werth ist". Ueber die Schattenaufführungen sind wir noch sehr mangelhaft unterrichtet, ihre Blüthezeit fällt wohl in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, wo die minderwerthigen Theatergesellschaften wie z. B. die Eckenbergs, des „starken Mannes", dieselben als Hauptanziehungspunkte ihrer Vorstellungen preisen. Ihre früheste Erwähnung finde ich in Mentzel's Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., wo 1668 die „Inspruggische Compagnie" in einer Eingabe an den Rath verspricht: „Auch werden wir etwas wunderwürdiges von einer neuen Invention so weder Tragödie, Comödie, Pastoral oder Histori, der Schatten genannt, welches bei allen Nationen der Welt niemals gesehen worden, zum Besten geben." Diesem Beispiel folgten später die meisten andern Theatergesellschaften, nicht aber die Velten's, mit dessen Reformversuch die Beifügung derartigen Ausstattungsbeiwerkes nicht in Einklang zu bringen wäre. Das ersieht man auch deutlich aus der Art, wie Velten in seiner Eingabe an den Rath zu Frankfurt im August 1686 mit einem gewissen Stolz die Vorstellungen seiner Truppe in Gegensatz zu Puppenspiel und Schatten stellt. Wenn also die Bezeichnung der Bremischen Acten „Comödianten von der Bande Ihrer Churf. Durchlaucht zu Sachsen" eine Berechtigung hat und nicht einfach, wie es wahrscheinlicher ist, auf einer falschen Angabe beruht, so scheint nur die Erklärung offen zu bleiben, daß sich ungefähr von 1688 ab einige untergeordnete Mitglieder der Velten'schen Gesellschaft von Velten getrennt, aus Jenaischen Studenten eine starke Gesellschaft gebildet und auf eigne Rechnung eine Schauspielreise durch Deutschland und den Norden Europas unternommen haben. Daß diesen ehemaligen Mitgliedern der chursächsischen Comödianten-Gesellschaft aber die Führung dieses Prädicates nicht zukam, scheinen die 2 Bremischen Theaterzettel selbst zu beweisen, auf denen die Truppe nur als „sächsische hoch-teutsche Comödianten" bezeichnet wird, während sonst doch gewiß der für die weitere Oeffentlichkeit so empfehlende Titel „chursächsische Bande" oder „churfürstlich sächsische Hofcomödianten" gebraucht worden wäre.

Können wir aus allen diesen Gründen die 2 Bremischen Theaterzettel nicht als Theaterzettel der chursächsischen Hofcomödianten ansehen, so müssen wir noch einige Jahre weiter, bis zum Jahre 1695, 3 Jahre nach Velten's Tod, gehen, ehe wir auf unzweifelhafte und sicher beglaubigte Theaterzettel dieser wichtigsten deutschen Theatertruppe stoßen. Als die ältesten kommen dann zwei in Betracht, die ohne Angabe des Jahres und des Ortes für Sonnabend, den 27. August, und Mittwoch, den 21. September, Aufführungen „auff den Dominic-Plan hinter dem Zeughauß, in der grossen Bude, allwo das Churfl. Sächsische Wappen außhängt", ankündigen. Von ihnen ist der erste bereits 1867 von Adolph Mundt, dem damaligen Pfarrer in Käsemark (Westpreußen), in der Altpreußischen Monatsschrift (Bd. 4, S. 380 f.) getreu und nach dem noch jetzt in seinem Besitze befindlichen Original, ferner 1895 von Johannes Bolte in seinem „Danziger Theater im 16. und 17. Jahrhundert" (Hamburg, Leipzig, 1895) mitgetheilt worden. Der zweite dagegen, seit 1894 infolge glücklicher Erwerbung im Besitz der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden, ist noch nicht veröffentlicht worden und ist bis jetzt unbekannt geblieben. Wir lassen den ersten hier nach Mundt's Veröffentlichung folgen: Die wiederumb angelangte Churfürstlich Sächsische bestalte / Hoff- / COMOEDIANTEN / Werden abermahls mit höchst-gebietender Obrigkeitlicher gnädigster Erlaubniß allen Curiösen / Liebhabern etliche treffliche, Sinnreiche Lust- und Schau-Spiele, welche Jedweden sonderbahre / Vergnügung und Gemüths-Ergetzung erwecken werden, und zwar heute Sonnabend den 27. / Augusti wollen sie, mit einer unvergleichlichen lustigen Haupt-Action, die mit lauter Liebes-Intriguen / und anmuthiger Kurtzweil angefüllt ist, auffwarten, genannt: / Der künstliche verliebte Lügner / Oder / Die beyden umb der Cron streitenden Schwestern AURORA / und STELLA. / Nach Endigung dieser vortrefflichen rahren Haupt-Action, soll eine aus dem Holländischen vertirte / lächerliche Nach-Comoedie beschlüssen, genannt: / Der durch Pickelhärings List-betrogene Gewissen-lose Advocate. / Der Schauplatz ist auff den Dominic-Plan hinter dem Zeughauß, in der grossen Bude, allwo das Churfl. / Sächsische Wappen außhängt, und wird praecisè umb 3. Uhr angefangen werden. / Bereits Mundt hat aus der Erwähnung des Dominic-Planes richtig auf Danzig, dessen Hauptmarkt unter dem Namen Dominic-Markt berühmt ist, als Ort der Vorstellung geschlossen, betreffs des Jahres aber ist er über die Vermuthung, der Zettel gehöre wohl noch in das 17. Jahrhundert, in die Jahre 1680—1690, nicht hinausgekommen. Erst Bolte hat die großen Schwierigkeiten, die die Bestimmung derartiger Zettel bietet, überwunden und auf Grund der von ihm veröffentlichten Actenstücke aus den Jahren 1689, 1694 und 1695 richtig erkannt, daß der Zettel in das Jahr 1695 gehört — also aus der Zeit stammt, wo nach Velten's Tod (1692) dessen Wittwe die Leitung der Gesellschaft übernommen hatte. Zum literarischen Verständniß der angekündigten Stücke sei bemerkt, daß sich unter dem Titel der Haupt-Action „Der künstliche verliebte Lügner oder die beyden umb der Cron streitenden Schwestern Aurora und Stella" das Calderon'sche Stück „Lances de amor y fortuna" verbirgt, und zwar, wie schon der Titel beweist, in der holländischen Uebersetzung Hendrik de Graef's „Aurora en Stella, of zusterlijcke kroon-zucht". Da von diesem von Velten auch schon 1680 und 1690 aufgeführten Stück eine ausführliche Inhaltsangabe von Heine in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte N. F. Bd. 2 (1889) veröffentlicht worden ist, da andrerseits das Original jetzt bequem in der ansprechenden deutschen Uebersetzung Calderon's durch K. Paasch (Calderon, Ausgewählte Schauspiele, Bändchen 7, Freiburg i. B., 1896) eingesehen werden kann, so genüge es hier, kurz den Kern des Stückes anzugeben: Die Prinzessinnen von Barcelona, Aurora und Stella, sind wegen ihres Erbes, des Reiches von Barcelona, mit einander in Krieg gerathen. Rogier, Prinz von Moncada, liebt Aurora und sucht sie in diesem Kriege durch verschiedene Heldenthaten zu gewinnen. Aber sein Nebenbuhler Lothar versteht jedesmal geschickt, die einzelnen Heldenthaten sich zuzuschreiben und die Beweise für dieselben in seinen Besitz zu bringen, sodaß Aurora schon bereit ist, dem ungeliebten Lothar ihre Hand zu reichen, als die Lügen Lothar's noch rechtzeitig an den Tag kommen, und Rogier die Hand Aurora's gewinnt. Ueber das Nachspiel aber vermag ich keine Auskunft zu geben, es kann „De gewaande advocaat" von P. de la Croix gemeint sein oder nach der Posse „Den geklackten advocaet, of bescimpten pluckvogel" genannt sein — keines von beiden Stücken jedoch war mir infolge ihrer Seltenheit zugänglich. Wir lassen nun in wortgetreuer Wiedergabe den schon oben kurz erwähnten, zweitältesten Theaterzettel der churfürstlich sächsischen Hofcomödianten folgen, der nur wenige Wochen jünger

ist als der oben mitgetheilte, aber bisher noch unbekannt war und noch nicht veröffentlicht worden ist: Die wiederumb angelangte Churfürstliche Sächsische bestalte / Hoff- / COMOEDIANTEN / Werden abermahls mit höchst-gebietender Obrigkeitlicher gnädigster Erlaubniß allen Curiösen / Liebhabern etliche treffliche, Sinnreiche Lust- und Schau-Spiele, welche Jedweden sonderbahre / Vergnügung und Gemüths-Ergetzung erwecken werden, und zwar heute Mittwoch den 21. / September soll zu ungemeiner Ergötzung eine überaus prächtige und vortreffliche Haupt-Action, von dem unvergleichlichen Italienischen Authore Cicognini inventiret, vorgestellet werden, / genandt: / Die Krafft und Würckung der wahren Freundschafft, / Oder / Der ehrliche Kupler seiner eignen Frauen. / Nach Endigung dieser prächtigen mit Kurtzweil angefüllten rahren Staats-Action, soll ein überaus / lächerliches Schertz-Spiel beschlüssen, genandt: / Der närrische Hertzog von Pirlapomb, / Worinne auch eine arthige Masquerade getantzet wird. / Der Schauplatz ist auff den Dominic-Plan hinter dem Zeughauß, in der grossen Bude, allwo das Churfl. / Sächsische Wappen außhängt, und wird praecisè umb 3. Uhr angefangen werden. / Dieser Zettel, 31 Centimeter breit, 20 hoch, dürfte in seiner Querfolio-Form, nach Mundt's Wiedergabe zu urtheilen, genau der des Zettels vom 27. August entsprechen. Betreffs der Orts- und Jahresbestimmung weisen bei ihm dieselben Erwägungen, die für den 1. Zettel maßgebend waren, auf Danzig und auf das Jahr 1695 hin. Auch hier spricht die Erwähnung des Dominic-Planes für Danzig als Ort der Vorstellung, und das Jahr 1695 ergiebt sich sowohl aus der Uebereinstimmung mit der Tagesangabe, da 1695 (neuen Stils) der 21. September in der That auf Mittwoch fiel, als auch aus der Bemerkung „wiederumb angelangt", die auf die actenmäßig festgestellte Anwesenheit derselben Gesellschaft in Danzig im Jahr 1694 anspielt. Die beiden angekündigten Stücke dürfen mit Recht weitere Beachtung beanspruchen. Sie liefern einen weitern Beweis von dem Einfluß und von der Verbreitung fremdländischer Dramen in Deutschland. Das Stück Cicognini's, das 1690 unter dem Namen „Der ehrliche Kuppler" gegeben wurde, hier aber den Titel „Die Krafft und Würckung der wahren Freundschafft oder Der ehrliche Kupler seiner eignen Frauen" führt, ist die 1659 in Viterbo im Druck erschienene Opera tragica: „La forza dell' amicitia". Das ergiebt sich deutlich aus dem Repertoire der churfürstlich sächsischen Hofcomödianten vom Jahre 1726, wo dieses Stück zwei Mal, am 9. Juli und am 9. October, gegeben wurde, das eine Mal unter dem Titel: „Der Kuppler seiner eignen Frauen oder mit Weibern und mit Freunden muß man Geduld haben", das andre Mal als „Der ehrliche Kuppler seiner eigenen Frauen oder der gutwillige Weiber-Tausch". Beide Zettel von 1726 geben uns willkommenen Aufschluß über das Stück, über die Form, in der dasselbe von den chursächsischen Hofcomödianten gegeben wurde. Denn der Aufführung von 1695 dürfte wohl abgesehen von der Arlequinsrolle dieselbe deutsche Uebersetzung und Bearbeitung wie denen von 1726 zu Grunde liegen, da die Manuscripte der Stücke, sorgfältig vor den Concurrenten behütet, in den einzelnen Gesellschaften forterbten. Auf dem Zettel vom 9. Juli (1726) werden nur die Personen aufgeführt, auf dem vom 9. October (1726) wird dagegen noch eine kurze Inhaltsangabe gegeben: aus beiden ergiebt sich die Identität dieser Stücke mit Cicognini's La forza dell' amicitia, doch ersieht man aus dem Personenverzeichniß, daß eine Umarbeitung mit dem Stück vorgenommen worden ist, wenn auch die Aenderungen nur Nebenpersonen betreffen, so scheint statt der Amme Pasquella Pythagoras, des Königs Vertrauter, als Arzt des liebeskranken Königs aufzutreten, der Diener des Grafen Alexander heißt hier Zavagnius, dort Giroldo u. s. w. Die Hauptpersonen sind unverändert geblieben, und auch die Inhaltsangabe des Zettels vom 9. October giebt die Fabel des Stücks im Allgemeinen dem Original entsprechend richtig wieder. „Aurelianus, König in Licien", so heißt es hier, „lebte mit seiner Gemahlin in guter Zufriedenheit, welches aber Graf Alexander mit seiner Gemahlin Ankunfft verstöhrte, dann Aurelianus vergaß die Pflicht-Schuldigkeit gegen seine Gemahlin Giocasta und entbrante gegen Doriclea (die Gemahlin Alexander's); Alexander inzwischen genosse der Liebe von Giocasta, unwissend daß es die Königin, sobald er aber solches erfahren, beschließt er selbige auf ihren Bette zu ermorden, weil er die Schuldigkeit gegen seinen König verletzet; da er aber die grosse Liebe seines Königs, gegen die Doricleen vermercket, befiehlet er dieser seiner Gemahlin den König zu lieben, und nachdem er nach vielen Weigern der Doriclea, selbige dennoch dem König eigenhändig überliefert, und nichts an selbige mehr zu prätendiren verspricht, bahnt er sich durch einen Stich den Außgang seiner Seelen. Da nun der König eines Freundes, die Gräfin aber ihres Gemahls durch den Tod beraubet worden, verringern endlich beyde den Schmertz durch das ehelich Band." Zu dieser Charakteristik ist nur die intriguante Rolle der Königin Giocasta hinzuzufügen, die den Herzog Trebatius zur Ermordung des Königs, den Diener des Grafen Alexander zur Ermordung des Herzogs Trebatius anreizt, um nach Beseitigung des Königs und des Herzogs sich ungestört mit dem Grafen Alexander verbinden zu können. Die latinisirten Formen der Eigennamen geben wohl einen Fingerzeig, aus welchen Kreisen die Uebersetzung und Bearbeitung stammt, sie weisen auf die studentischen Kreise hin, aus denen Velten selbst und verschiedene seiner Leute hervorgegangen waren. Das Schauspiel, das den Beschluß machen soll, ist wie die Stücke des Theaterzettels vom 27. August der niederländischen Dramenliteratur entnommen. Es ist das Stück Gramsbergen's Kluchtighe Tragoedie: „Of den Hartoog van Pierlepon", das 1650 in Amsterdam erschien, später den Titel „Piramus en Thisbe, of de bedrooge Hartog van Pierlepon" führte. Wegen seiner Aehnlichkeit mit dem bekannten derbkomischen Handwerker-Zwischenspiel in Shakespeare's poesiedurchdufteten Sommernachtstraum auf der einen Seite, wegen der vielen Berührungspunkte, die es mit Gryphius' „Absurda Comoedia oder Herr Peter Squenz" teilt, hat dieses Stück wiederholt die Aufmerksamkeit der deutschen Literarhistoriker auf sich gezogen. Wir übergehen hier diese Streitfragen nach den Quellen und den literarischen Beziehungen dieses Stücks, nur kurz sei hier die Fabel desselben nach der Analyse, die Kollewijn 1880 im Archiv für Literaturgeschichte (Bd. 9) gegeben, erzählt: Ein holländischer Bauer will sich einer Comödianten-Gesellschaft anschließen. Die Comödianten willfahren scheinbar seinem Wunsch, beschließen aber ihn zum Besten zu haben. Sie lassen sich zunächst von ihm 25 Gulden geben, ziehen ihm dann, angeblich um sein Talent auf die Probe zu stellen, Herzogskleider an und begleiten ihn in ein Wirthshaus, wo der Bauer nun als Herzog auftritt, während die Comödianten sein Gefolge bilden. Zur Unterhaltung des „Herzogs" wird dann die Posse „Pyramus und Thisbe" aufgeführt. Am andern Morgen nehmen die Comödianten früh reißaus und lassen den Wirth wie den Bauer zu spät zur Erkenntniß kommen, daß sie zum Besten gehalten worden sind. Auch dieses Stück entstammt wie die Stücke des Theaterzettels vom 27. August der damals in hoher Blüte stehenden niederländischen dramatischen Literatur und kann als ein neuer Beweis für den starken Einfluß derselben auf das deutsche Theater gelten. Es kann dies gewiß nicht als Zufall betrachtet werden. War doch Velten der Schwiegersohn Paul's, des bekannten langjährigen Leiters der Hamburgischen Comödiantengesellschaft, und liegt doch bei den vielfachen engen Handelsbeziehungen Hamburgs mit den Niederlanden die Annahme einer geistigen Beeinflussung nahe genug. Trotzdem muß es als auffallend bezeichnet werden, daß der Pyramus-Thisbe-Stoff hier in der Posse des „Herzogs von Pirlapomb", nicht in der des „Peter Squenz" zur Aufführung gelangt, denn bereits 1679 hatte Velten den Peter Squenz in seinem Repertoire, ebenso 1680. Vielleicht geschah dies in der Annahme, daß das niederländische Stück in Danzig bekannter und geläufiger sei als das hochdeutsche von Gryphius, wie denn auch umgekehrt 1741 holländische Comödianten in Hamburg Gramsbergen's Stück geben mit dem Zusatz „in das Hochdeutsche bekannt unter dem Nahmen von Peter Squenz". Daß aber auch das Hauptstück nicht der deutschen, sondern der ausländischen, der italienischen Literatur entnommen ist, läßt uns eine Eigenschaft der Velten'schen Truppe deutlich erkennen, auf der ihre eigentliche Bedeutung beruht: die Reformirung des deutschen Theaters, des Repertoires durch weitgehende Benutzung und Heranziehung des ausländischen Dramenstoffes. Im Gegensatz zu andern Theatertruppen findet sich in den Haupt-Actionen noch kein Hinweis auf den Pickelhäring oder Arlequin, der wenige Jahrzehnte später auch bei dieser Truppe die Hauptrolle in den Ankündigungen wie in den Haupt- und Staats-Actionen selbst spielt. Nur in den Nachspielpossen darf er sein Wesen treiben. Man ersieht daraus, daß auch nach dem Tode Velten's die Velten'sche Truppe noch den Traditionen ihres verstorbenen Führers folgte, seine Kunstansichten hochhielt und dem auf das Rohe und Gemeine gerichteten Zeitgeschmack noch keine oder nur geringe Zugeständnisse gemacht hatte. Wie Lichtstrahlen erhellen diese Theaterzettel mehr als bisher einen

trotz aller Forschungen dürftig beleuchteten Zeitraum in der Geschichte der churfürstlich sächsischen Hofcomödianten — möchten die Nachforschungen nach weiteren solchen Zeugen der Vergangenheit von Erfolg begleitet sein und diesen bis jetzt ältesten Theaterzetteln dieser Truppe recht viel gleich alte und wo möglich noch ältere hinzugesellen.

Bücherbesprechungen.

— H. Potonié, Die morphologische Herkunft des pflanzlichen Blattes und der Blattarten. Ein Gedenkblatt zu Goethe's 150. Geburtstage. Allgemein verständliche naturwissenschaftliche Abhandlungen. Heft 21. 32 S. mit 12 Abbildungen. Berlin, Ferd. Dümmler. 1 ℳ. — Sehr zur rechten Zeit kommt die kleine Broschüre. Denn wenn fast überall das deutsche Volk den Dichtergenius feiert, so ist es die Pflicht unseres naturforschenden Zeitalters, der Vorliebe und der Erfolge zu gedenken, mit denen Goethe fast alle Zweige der Naturwissenschaft receptiv und meist auch productiv pflegte, sowie des unzweifelhaften Zusammenhanges zwischen der Klarheit seines Geistes und dem ununterbrochenen Schöpfen aus dem reinen Quell der Allmutter Natur. Potonié weist darauf hin, daß das Wort Morphologie von Goethe in die Wissenschaft eingeführt wurde. Er knüpft an seine Metamorphose der Pflanzen an, an die Ableitung der verschiedenen Blattorgane von einander, allerdings mit der Betonung, daß Goethe und seine Zeitgenossen die Homologien mehr nach einer allgemeinen Ahnung nach dem Muster der platonischen Ideen faßten, anstatt in dem streng phylogenetischen Sinne unserer Tage. Im letzteren sucht er selbst die Entstehung und Umformung des Blattes zu entwickeln. Der Ausgangspunkt, abwechselnde Zonen verschieden dicht gestellter Blattnarben bei den alten Sigillarien unter dem muthmaßlichen Einfluß wechselnder Jahreszeiten, scheint mir glücklicher gewählt als der Fortgang. Es hätte gleich das biologische Moment herangezogen werden können, daß die Fortpflanzung allgemein durch Zeiten schlechterer Ernährung angeregt wird, daher die Zonen enggestellter Narben naturgemäß den Keim zu Blüthe und Frucht darstellen. Von hier aus geht dann die bekannte Differenzirung, indem die Arbeitstheilung Trophophylle und Sporophylle sondert. Ob die harte Systematik sich entschließen wird, des Verfassers Vorschläge, besondere Nektarblätter gelten zu lassen und den Begriff der Blüthe auf Lycopodiales und Equisetales auszudehnen, wird wohl weiterhin nach dem Geschmack des Einzelnen sich richten. Der Hypothese aber, daß Kelch-, Blüthen-, Nektar-, Staub- und Fruchtblätter auf Sporophylle, die übrigen aber auf Trophophylle sich zurückführen lassen, wird der kaum zustimmen, dem etwa die fortlaufende Uebergangsreihe bei der Einbeere oder die Vergrünungsrückschläge von Blüthenstielen auf Laubblätter im Gedächtniß sind. Potonié geht aber noch weiter und sucht die Trennung von Stamm oder Stengel und Blatt bis in die Thallophyten zurück zu verfolgen, wo er die Anknüpfungspunkte besonders bei den Fucoideen findet. Die niedrigsten Pflanzen (etwa die einzelligen auch?) sind Trophosporosome; aus dem Thallus gliedert sich allmählich ein Urcaulom von Trophosporophyllen u. s. f. Diese Gliederung ist bereits bei Sargassum bacciferum vollzogen. Von hier geht's zu den Farnen weiter. Wo bleibt da die Biologie? Höhere Pflanzen pflegen, ins Wasser zurückwandernd, ihre Blätter wieder zu vereinfachen und mehr oder weniger zum Thallus zurückzubilden; das Blatt erscheint ganz und gar als ein Gebilde des Landes. An eine directe Descendenz der Farnblätter von Tangen, so daß die Blattform oder überhaupt der Blattbegriff beibehalten werden könnte, hat wohl ein Biolog in keinem Falle zu denken. Warum hat Potonié nicht gleich bis auf die Siphoneen, besonders Caulerpa zurückgegriffen? Unter den gleichen Gesichtspunkt fallen die Erörterungen von Fällen, wo höhere Pflanzen den scharfen Unterschied von Stengel und Blatt vermissen lassen. Sie haben ihre Eigenart wohl zu allermeist unter dem Einfluß der Trockniß, d. h. als äußerste Sprossen im biologischen Sinne, erworben, nicht aber von niederer Stufe ererbt. Auf mehr als einem Punkte steht Potonié, wie mir scheint, unter dem Einfluß platonischer Ideen, mehr als Goethe. Srth.

— Allgemeine Weltgeschichte von Theodor Flathe, Professor a. D. der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen. Mit sechs Stammtafeln und einer tabellarischen Uebersicht. Dritte Auflage. Leipzig, J. J. Weber, 1899. X, 315 S.; 8°. In Originalleinenband 3 ℳ 50 ₰. — In einer sehr lesenswerthen Kritik, die Otto Kaemmel am Grundplan und am ersten Bande meiner „Weltgeschichte" geübt und im 32. Hefte der Grenzboten veröffentlicht hat, befindet sich folgende grundsätzliche Forderung: „Eine ethnographisch-geographische Anordnung des historischen Stoffes ist nur möglich, ja aus praktischen Gründen geradezu geboten in Zeiten, wo die einzelnen Völkerkreise noch verkehrslos [!], also isolirt neben einander standen, und wo sogar die parallele Chronologie unsicher ist, also im größten Theile der vorchristlichen Zeit [!]. Sobald die Verbindung zwischen den großen Völkerkreisen hergestellt und rege wird, also etwa von der Zeit des persischen Reiches und vor allem Alexander's des Großen an, die zuerst den mittelmeerländischen Völkerkreis mit dem iranischen, ja mit dem indischen in Beziehung setzte, muß die chronologische Eintheilung in große Perioden eintreten, innerhalb deren nun wieder die einzelnen Völkergruppen für sich behandelt werden mögen, bis die Zunahme ihrer Beziehungen dazu nöthigt, die Zeitabschnitte immer kürzer zu machen." Ich will einmal so freundlich sein, dies Recept der alten Schule als vorderhand noch giltig zu betrachten. Wie sieht danach das vorliegende Buch aus? Seine Eintheilung ist (abgesehen von den „Hauptstücken" Alterthum, Mittelalter, Neue Zeit) folgende: 1. Cap. Der Orient (d. h. Westasien und Nordafrika; Indien, das „nicht in den Gang der Geschichte eingegriffen hat", und Ostasien fallen einfach unter den Tisch); 2. Cap. Griechenland (bis zum Tode Philopoimen's); 3. Cap. Rom (bis auf Valentinian I.). Demnach hätte Flathe die ethno-geographische Disposition viel zu weit ausgedehnt; doch nehme ich ihn natürlich gegen Kaemmel in Schutz: bis auf die immer noch zu stark ausgefallene Kürzung der griechischen Geschichte und bis auf die merkwürdige Einschaltung des „christlichen" Paragraphen hat Flathe — die alte Schablone, wie gesagt, im übrigen als genügend angenommen — einen recht brauchbaren Abriß der alten Zeit geliefert. Mehr nach Kaemmel's Vorschrift ist das Uebrige gearbeitet: hier sehen wir den chronologischen Grundgedanken so stramm durchgeführt, daß wir auf den Islam im germanischen „Lehnswesen" stoßen, daß die Normannen von den „Kreuzzügen" gewaltsam getrennt sind, daß die Osmanen und die überseeischen Entdeckungen in der westeuropäischen Verfallzeit auftauchen u. s. w. u. s. w. Doch wozu die unvermeidlichen Inconsequenzen immer wieder von neuem aufmutzen? Habeant sibi! Ich will nur das Eine, daß man endlich darüber klar werde, daß bei der nun hoffentlich bald überwundenen bisherigen Methode der sonst siegreiche Gedanke der Entwickelung der Menschheit innerhalb sothanen „Weltgeschichten" verzweifelt schlecht wegkommt. Dies im Allgemeinen. — Im Besondern ist die vorliegende Arbeit eine tüchtige Leistung, vor der Jeder Achtung haben muß, der weiß, welch ungeheurer Stoff trotz der geübten Beschränkung in dem schmucken und handlichen Buche verarbeitet worden ist. Da eine 4. Auflage, die Flathe's Fleiß von Herzen zu wünschen ist, wohl zu erwarten steht, so seien einige Kleinigkeiten angemerkt. S. 38 Mitte: besser 367 als 366. S. 73: Pippin's Erhebung zum Könige besser 751. S. 112 fehlt bei Ruprecht v. d. Pfalz am Rande der Zusatz „—1410". S. 113: Hus besser als Huß. S. 125 Mitte war der Titel der Schrift, worin Machiavell die florentinische Staatskunst systematisch verarbeitet habe (vgl. dazu übrigens Thudichum's „Promachiavell" und Gobineau's „Renaissance"!), unbedingt mit zu nennen: der Schüler, der vom „Principe" noch nichts gehört hat, versteht den Satz sonst nicht. S. 129 wird — wie üblich — die altamerikanische Cultur auf wenigen Zeilen abgethan! Ebenda fehlt bei Cortez die Ziffer 1519; und die Eroberung Perus ist um einige Jahre zu früh angesetzt. S. 133: Luther hat 1520 nur die Drohbulle verbrannt; der Bannstrahl hat ihn erst 1521 getroffen. S. 169 Mitte war Georg Friedrich v. Waldeck, S. 170 oben der Name von Elisabeth Charlotte zu erwähnen. S. 175: das Haager Concert hat 1710 stattgefunden; beim Frieden von Nystadt fehlt die Ziffer 1721. S. 177: die 1713 erlassene Pragmatische Sanction war ursprünglich nicht auf die erst 1717 geborene Maria Theresia zugeschnitten, wie die Darstellung vermuthen läßt. S. 183: Hohenfriedeberg besser als Hohenfriedberg. Druckfehler: S. 129: Margereta; S. 136: 1630 statt 1530; S. 187: 1750 statt 1759 und Wolf statt Wolfe. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 104. Donnerstag, den 7. September, Abends. 1899.

Das alttestamentliche Hohelied der Liebe und die Liebespoesie der alten Aegypter.

Von Aug. Wünsche.

Die vor Kurzem von W. Max Müller erschienenen Liebeslieder der alten Aegypter fordern in verschiedener Hinsicht zu einem Vergleiche nach Inhalt und Form mit der Perle der alttestamentlichen Poesie, dem Hohenliede, heraus, trotzdem daß beide dem Alter nach sehr weit von einander abstehen. Ein reiches, herrliches Minneleben, der Verkehr der Minnenden mit einander, die Sehnsucht nach Vereinigung, das Sichtreffen in der herrlich blühenden Natur, im Garten oder zu Hause, die Feier traulicher Kosestunden, die sinnlich leidenschaftliche Gluth in der Hingabe, vor Allem die der Geliebten, tritt uns in frappanten Zügen hier wie dort vor Augen. Aber auch die lieblichen Anreden, der ganze alles Minnewerthen betreffende Bilderschmuck, die sinnigen Vergleiche, durch die besonders die Reize der Geliebten anziehend und verlockend vorgeführt werden, zeigen eine überraschende Aehnlichkeit, die sich bisweilen bis zur Uebereinstimmung steigert. Dies des Näheren nachzuweisen, ist die Aufgabe dieser Skizze.

Wir fassen zunächst die Macht der Liebe in's Auge. Im Hohenliede wird die Liebe als das Stärkste, Unüberwindlichste und Werthvollste bezeichnet, was der Mensch besitzt. Sie ist eine heilige und im Herzen wohnende Gluth, eine Flamme, die von der Gottheit selbst stammt. Sulamith sagt C. 8, 6 ff.: „Denn stark wie der Tod ist die Liebe, fest wie die Unterwelt Leidenschaft. Ihre Gluthen sind Feuergluthen, Flamme Jah's. Viele Wasser können nicht auslöschen die Liebe und Ströme sie nicht überfluthen. Wenn Jemand hingeben wollte allen Reichthum seines Hauses für die Liebe, nur verachten würde man ihn.“ Darum geht der Geliebte ihr über Alles. Ihm gilt ihr Dichten und Trachten, nach ihm steht ihr Verlangen, für ihn schwelgt sie in der Erinnerung. „Er küsse mich mit Küssen seines Mundes,“ ruft sie C. 1, 2, „denn lieblicher als Wein ist deine Liebe.“ C. 1, 13 und 14 nennt sie ihren Geliebten das Myrrhenbündel, das an ihrem Busen ruht, und die Cyprusdolde in den Weinbergen Engedis. In C. 2, 3 wieder vergleicht sie ihn mit dem Apfelbaum. „Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen des Waldes, so ist mein Geliebter unter den Söhnen. In seinem Schatten zu sitzen trage ich Verlangen und seine Frucht ist meinem Gaumen süß.“ Der Apfelbaum zeichnet sich vor den Bäumen des Waldes aus durch seinen würzigen Duft, seine angenehme Frucht und seinen wohlthuenden Schatten. Der Geliebte gilt ihr somit nicht nur als Gegenstand seligen Genusses, sondern auch beglückenden Schutzes. C. 8, 3 wünscht sie, daß seine Linke unter ihrem Haupt sei und seine Rechte sie herzen möge. (Vergl. 2, 6.) Wie einen Siegelring soll er sie an sein Herz, wie einen Siegelring an seinen Arm legen (C. 8, 6). Sie liegt auf ihrem Lager und schläft, aber ihr Herz ist wach (C. 5, 2), d. h. sie ist im Traum mit ihm beschäftigt. Nach C. 1, 7 will sie wissen, wo er weidet, wo er am Mittag sein Lager aufgeschlagen hat. Sie horcht und lauscht auf sein Kommen und hört im Geiste schon seine Einladung: „Mach dich auf, meine Freundin, meine Schöne, komm! Laß mich genießen deinen Anblick, laß mich hören deine Stimme! Denn deine Stimme ist süß und dein Anblick lieblich.“ (C. 2, 13 ff. vergl. 5, 2.) Nachts sucht sie ihn auf ihrem Lager und da sie ihn nicht findet, so erhebt sie sich und eilt, von Liebespein getrieben, hinaus ihn zu suchen (C. 3, 1 ff.). Träfe sie ihn draußen, so würde sie ihn küssen, ohne dem Gespött und der Verachtung anheim zu fallen (C. 8, 1). Als sie ihn gefunden, da erfaßt sie ihn und hält ihn fest, bis sie ihn in ihr mütterliches Heim gebracht hat (C. 3, 4). Sie fühlt sich glücklich in seinem Besitze. „Ich bin meinem Lieben, und nach mir geht sein Verlangen“ (C. 7, 11). Ohne ihn kommt sie sich vor wie eine sich Verhüllende, d. h. wie eine Trauernde oder Verschmachtende (C. 1, 7). In dem Glück seines Besitzes ist sie bereit, ihm das Leben so behaglich und angenehm wie möglich zu gestalten; sie will ihn mit dem Besten bewirthen. C. 8, 1. 2: „Fänd' ich dich draußen — ich würde dich geleiten, dich bringen in meiner Mutter Haus. Ich würde dich tränken mit Würzwein, mit dem Most meiner Granate.“ Auch in den ägyptischen Liedern wird die Liebe als eine Macht geschildert, die das Herz erfaßt hat und festhält. Sie stammt vom Himmel und lodert auf im Innern wie das Feuer im Stroh, oder sie kommt so schnell, wie der Habicht niederstößt. In diesem Sinne schildert das II. Lied die Liebe. „Der Himmel macht ihre (der beiden Geliebten) Liebe wie das Kommen der [Flamme (?) in Stroh] (und) sein (?) (der Liebenden) Begehren wie das Niederstoßen (?) des Habichts.“ Die minnigliche Schöne ist ganz in dem Geliebten versunken, ganz Aufopferung und Hingabe für ihn. Der Liebesgenuß wird als das Höchste und Süßeste gefeiert. So frohlockt die Geliebte im II. leider am Schlusse abgebrochenen Liede: „Deine Liebe hat durchdrungen mein Inneres wie (Honig?), eingetaucht in Wasser, wie ein (Räucher-)mittel, das durchdrang Spezerei, wie wenn man mischt Saft in ......“ Im XVIII. Liede wird die Vereinigung von der Auserkorenen also gepriesen: „Es sehnt sich nach dir (mein) Herz, (und) ich thue dir, was (du) suchst. Ich bin in deiner Umarmung. Dein Bitten das (bildet) die Schminke meines Auges. Mein Blick auf dich (bedeutet) das Leuchten meiner Augen. Ich nahe dir beim Schauen deiner Liebe (als dem) Gebieter (über) mein Herz. Schön gar sehr ist diese Stunde! Es fließe mir (dahin) eine Stunde als Ewigkeit! Wenn ich ruhe bei dir, so erhebst du mein Herz, ich bin traurig, bist (du) fern von mir.“ Ebenso minniglich schildert die Geliebte im XIV. Liede ihr Liebesglück: „Mein Herz ist glücklich über alle Maßen. Wir (beide) sprechen: Nie werde ich mich trennen.“ In seligem Gekose ruht ihre Hand in seiner Hand. Sie fühlt sich durch seine Liebe zum ersten Mädchen erhoben. Aufgebracht ist sie über die Maßen, als das Girren der Taube den nahenden Morgen verkündet und der Geliebte von ihr scheiden muß. In gleicher Weise feiert das XIX. Lied die Minne. Die Geliebte spricht: „Deine Hand auf meiner Hand, mein Inneres beseligt, mein Herz in Wonne, bei unserem Gehen zusammen. Most ist es, höre ich deine Stimme. Ich lebe von ihrem Hören. Dich zu erblicken bei jedem Blick besser ist das mir als Essen und Trinken.“ Aehnlich lautet das Bekenntniß im XIII. Liede: „Bist du denn nicht Gesundheit (und) Leben, (und) das Nahen [deines Antlitzes] [verleiht] Wonne über dein Wohlsein dem Herzen, (das dich schon sorgend) suchte.“ Auch im XX. Liede bedeutet der Geliebten das Nahen des Geliebten Gesundheit und Leben; im VI. Liede sagt sie: „Athem (aus) deiner Nase allein (ist) das, was Leben spendet meinem Herzen.“ Ergreifend und rührend in den ägyptischen Liedern erklingen die Klagen der Geliebten, da sie nicht weiß, ob ihr Liebhaber sie treulos verlassen hat. In der Angst und Sorge darüber vergißt sie ihre Beschäftigung. Sie ist eine Vogelstellerin. Obgleich die Vögel in großer Menge über ihrem ausgespannten Netze kreisen und ihr reichlicher Fang winkt, so hat sie nicht die mindeste Lust, sie zu fangen. Im XI. Liede steht ihr Sinnen nach dem Geliebten, ihr Herz sehnt sich nach seiner Brust, nicht kann sie sich von seinen Reizen trennen. Von großer Sorge um die Treue des Jünglings handelt ebenso das X. Lied. Die Vogelstellerin hört das Klagen

der vom Köder erfaßten Wildgans, allein sie achtet in ihrer bangen Zweifelsucht nicht darauf. Sie ist nicht einmal fähig, den Sprenkel zu lösen und den Vogel herauszunehmen. Wenn sie ohne Beute nach Hause kommt, weiß sie nicht, was sie ihrer Mutter sagen soll. Im XII. Liede, wo der Geliebte die Geliebte wirklich verstoßen hat, vermag der Unglücklichen nichts mehr Freude zu machen, „ihr Herz steht still“. Selbst die besten Leckerbissen haben keinen Reiz für sie. Kuchen erscheint ihr wie Salz und süßer Most ist ihrem Munde wie Vogelgalle. In ihrem Gebet fleht sie nur, daß Amon ihr den Geliebten auf immer und ewig wiederschenken möge. Schmerzlich berührt der Jammer der Getäuschten im XV. Liede. In bitterem Herzensweh klagt sie: „Ich machte die Liebe meines Bruders zu meiner einzigen (?) Aufgabe und [ich wache?] über dem, was ihm gehört, nicht ruht mein Herz.“ Im XIII. Liede kommt sich die Betrogene vor wie der, welcher im Grabe weilt. Gern möchte sie ihm ein trautes Heim schaffen und für seine leiblichen Bedürfnisse sorgen, wenn nur ihr Arm unter seinem Arm ruhe. Dieselben Herzensergüsse kehren im I. und XIII. Liede wieder. In jenem ist das Mädchen von dem Liebesgekose, das mit derbem Realismus geschildert wird, so ergriffen, daß sie den Buhlen während der Nacht aus ihrer Umarmung nicht fortlassen mag, sie will ihm ihre von Inhalt überfließende Brust darreichen, und wenn etwa Kleidungsbedürfnisse ihn forttreiben sollten, so rühmt sie sich, eine Besitzerin von Leinwandschätzen zu sein. In diesem möchte sie dem Buhlen, wenn er sich nur entschließen könnte, ein festeres Band mit ihr zu knüpfen, als Hausherrin Speise bereiten.

Eine große Aehnlichkeit zwischen dem Hohenliede und den ägyptischen Liebesliedern besteht ferner hinsichtlich des Ortes, wohin die Liebenden zum Liebesgenusse sich begeben oder einander auffordern. Sie sehnen sich aus dem Geräusche des Stadtlebens nach der Stille von Wald und Flur. So ruft Sulamith dem Geliebten C. 7, 12 ff. zu: „Komm, mein Geliebter, wir wollen hinausgehen aufs Feld, wir wollen nächtigen auf den Dörfern. Am Morgen wollen wir aufbrechen nach den Weinbergen, wir wollen sehen, ob schon erblüht ist der Weinstock, ob sich geöffnet die Weinblüthe, ob blühen die Granaten. Dort will ich dir schenken meine Liebe.“ An einer anderen Stelle, C. 8, 5, erinnert sie den Geliebten, wo sie mit ihm unter dem Apfelbaum zum ersten Male zusammengetroffen, wo sie ihn gefunden und zum ewigen Liebesbunde sich mit ihm vereinigt hat. Auch im VIII. ägyptischen Liede eilt die Memphitin mit ihrem Liebhaber, der ein Heliopolite ist, beflügelten Schrittes durch ein Gehölz oder einen Park nach einem lauschigen Orte, „nach dem Platze des Grünpflückens“. Sie schmückt sich daselbst mit Blumen und bindet sich aus selbst gebrochenen Zweigen einen Fächer. Dabei pocht ihr Herz und ist voller Unruhe. Im IX. Liede lädt die Vogelstellerin ihren Buhlen zu liebender Vereinigung zu sich ins Freie ein. „Mein Herz folgt dem, was du begehrst, [ich] vollende dir Alles (?). Ich sage zu dir: Schau (her), (es ist) gethan (?). — Mein Wunsch kommt dir entgegen, wir lösen es zusammen.“ Gemeint ist aller Wahrscheinlichkeit das Sprenkel, in dem sich ein Vogel gefangen hat.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen dem Hohenliede und den ägyptischen Liedern zeigt sich in der spannenden Erwartung, mit der die Minnende dem Geminnten entgegenharrt, und in der stürmischen Hast, mit der sie ihm suchend entgegeneilt. Sulamith lauscht nicht nur klopfenden Herzens, wie bereits bemerkt, auf das Kommen ihres Hirtenjünglings, sondern sie verfolgt auch den Weg, den er zu ihr einschlägt. Als sie endlich sein Klopfen an der Thür ihrer mütterlichen Behausung vernimmt und sieht, wie er seine Hand durch das Fenster streckt, da springt sie auf und eilt hinunter, ihm zu öffnen, er ist aber nicht da, als sie den Riegel zurückschiebt. Da läßt es ihr keine Ruhe, sie macht sich auf und durchirrt die Straßen der Stadt, den Entschwundenen zu suchen, wobei sie in die Hände der Wächter geräth, die ihr, weil sie von ihnen wahrscheinlich für eine liederliche Dirne gehalten wird, den Schleier wegnehmen, sie schlagen und verwunden. Ein anderes Mal wieder meldet sich der Hirt zum Stelldichein in ihrer Wohnung an, wo sie gerade ihre Hände mit fließender Myrrhe benetzt hat. Auch da gönnt sie sich nicht Zeit zum Abtrocknen, sondern läuft ungestüm zur Thür und das duftende Parfüm fließt von ihren Fingerspitzen auf den Riegel herab. Auch die Geliebte im XV. ägyptischen Liede steht in voller Erwartung. Ihre Blicke sind nach der Thür gerichtet und auf den Weg, auf dem der Geliebte herkommen soll. Als ihr Ohr endlich ein Tasten an dem Riemen wahrnimmt, da stürzt sie in reger Hast hinaus. Aber o weh! anstatt in die Arme des Heißersehnten zu sinken, steht ein Bote vor der Thür und bringt ihr die traurige Nachricht, daß der Geliebte sie aufgegeben habe und von ihr nichts mehr wissen mag. Im XVI. Liede rennt die Schöne dem Buhlen mit solchem Ungestüm entgegen, daß ihr die halben Scheitelflechten herabfallen und ihre wohlgeordnete, hochgekämmte Frisur ganz in Unordnung geräth. Dieselbe eilige Hast, die wir bei der Geliebten wahrnehmen, tritt uns bei dem Geliebten entgegen. Im Hohenliede C. 2, 8. 9 sagt die mit spannender Ungeduld die Ankunft des Hirten erwartende Hirtin: „Siehe, da kommt er, springt über die Berge, hüpft über die Hügel. Es gleicht mein Geliebter einer Gazelle oder einem Jungen der Hirsche.“ Unter anderen Bildern wird im II. ägyptischen Liede der schnelle Lauf des Liebhabers also veranschaulicht: „[Doch auch] du rennst, zu besuchen deine Schwester, wie die Rosse auf dem Kampfgefild, wie der Kämpfer dahinrollt auf (?) seinen Radspeichen.“ Doch nicht nur in solchen großen Zügen besteht die Aehnlichkeit zwischen dem Hohenliede und den ägyptischen Liebesliedern, sondern auch in zahlreichen Einzelheiten. Wir achten zunächst auf die Schilderung der körperlichen Reize. So sagt der Hirt im Hohenliede im Allgemeinen von der Geliebten C. 4, 5: „Alles ist schön an dir, meine Freundin, und kein Makel ist an dir.“ Vergl. noch C. 1, 15; 2, 13; 4, 1; 6, 4. In Uebereinstimmung damit steht das Lob der ägyptischen Schönen im V. Liede: „(Meine Schwester) ist voll Entzücken, die Erde scheint wieder von ihren Reizen.“ Das Pariser Fragment nennt die Schöne „die schönste der Frauen, ein Mädchen, dessen Gleichen man nie sah“. Eine besondere Anziehungskraft hatte für den Orientalen das Auge und der seelenvolle Blick des Weibes, wie beides ja noch heute bestrickend auf den Mann wirkt. So sagt der Hirt im Hohenliede von der Geliebten C. 1, 15: „Deine Augen sind Taubenaugen“, vergl. 4, 1. An einer andern Stelle C. 7, 5 wieder bekennt er: „Deine Augen sind Teiche von Hesbon am Thore Bathrabbim.“ Wenn der Bildausdruck in der ersten Stelle die Sanftmuth, Einfalt und Reinheit der Sulamith versinnbildlichen soll, so will der in der zweiten Stelle auf ihre Gemüthstiefe hinweisen. Kein Wunder, wenn sich der Jüngling wie mit Zaubergewalt an sie gefesselt fühlt, der tieffeuchte Glanz der Augen seines von der Sonne gebräunten Landmädchens hat es ihm angethan. Im XVIII. Liede leuchten die Augen der Aegypterin in ihrem Liebesglück und im VIII. Liede beim Stelldichein im Grünen ist ihr Antlitz auf ihn geheftet. Zu den Reizen der Frau gehören ferner Lippen und Mund. Im Hohenliede Cap. 4, 3 verherrlicht der Hirt dieselben mit den Worten: „Wie ein Scharlachfaden sind deine Lippen und zierlich dein Mund.“ Gleiche Gewalt des Eindrucks wird den Lippen C. 4, 11 zugesprochen: „Honigseim träufeln deine Lippen, Braut, Honig und Milch ist unter deiner Zunge.“ Der Aegypter zollt dem Munde seiner minniglichen Maid denselben hohen Lobpreis im III. Liede: „Der Mund meiner Schwester ist eine Blumenknospe.“ Ein liebliches Bild, welches neben der Schönheit zugleich das feine Geschlossensein der Lippen zum Ausdrucke bringt. Wie Augen und Lippen, so machen schöne Zähne das Weib anziehend. Unter einem etwas seltsamen Vergleiche preist der Hirt C. 4, 2 diesen Reiz an Sulamith folgendermaßen: „Deine Zähne sind wie eine Heerde Schurschafe, die aus der Schwemme heraufsteigen, alle zwillingsträchtig und kein kinderberaubtes ist unter ihnen.“ Der Vergleich deutet auf die Lückenlosigkeit der beiden Zahnreihen der Geliebten hin. Auch das Pariser Fragment stellt die Zähne der Angebeteten in Vergleich, wenn auch derselbe noch weniger unseren Begriffen von Schönheit zusagt. Es heißt da: „[Weißer waren] ihre Zähne (?) als der Splitter von Feuerstein an der Säge (?).“ Zum Schönheitsideal des Weibes für den sinnlichen Orientalen gehören vor Allem auch volle und feste hervorstehende Brüste. Der Hirt im Hohenliede hebt diesen Reiz seiner Auserwählten zweimal mit den Worten hervor: „Deine beiden Brüste sind gleich zwei Rehkälbchen, Zwillingen einer Gazelle, die unter Lilien weiden.“ (C. 4, 5; 7, 3.) Ein überaus anmuthender und lieblicher Vergleich! Der Busen ist als eine lilienbedeckte Aue gedacht, auf der ein Gazellenzwillingspaar graset. Nicht minder schön ist der Vergleich C. 7, 8: „Deine Brüste sind gleich den Trauben.“ Im 9. Verse desselben Capitels spricht der Hirt den Wunsch aus: „Möchten doch deine Brüste gleichen den Trauben am Weinstock.“ Neben dem Schwellenden und in die Höhe Strebenden der Brüste will die Bildrede zugleich ihre Süßigkeit und den Genuß ihres Anblicks und Betastens

malen. Mit noch derberer Realität stellt Sulamith C. 8, 10 diesen Schmuck ihres Körpers dar: „Meine Brüste sind Thürmen gleich.“ Der Vergleich der Brüste der ägyptischen Schönen steht hinter denen im Hohenliede an sinnlichem Reize nicht zurück. Im Pariser Fragment heißt es: „Zwei Kränze waren ihre Brüste, fest gesetzt (?) an ihren Arm.“ In dem orientalischen Schönheitsbilde der Geliebten darf endlich auch das Haar nicht fehlen. Der Hirt im Hohenliede feiert C. 4, 1 die Schönheit desselben an seinem Hirtenmädchen: „Dein Haar gleicht einer Heerde Ziegen, die abwärts am Gebirge Gilead sich lagert.“ Sicher soll das mächtige Herabwallen des glänzenden dunkelbraunen oder tiefschwarzen langen Lockenhaares gemalt werden. In gleichem Verstande ist sicher auch die Stelle C. 7, 6 aufzufassen: „Deines Hauptes Haar gleicht dem Purpur. Ein König gefesselt durch die Locken.“ Herabwallendes glänzend schwarzes Haar wird auch von Anakreon und Lucian mit Purpurhaar (πορφυραὶ χαῖται, πορφύρεος πλόκαμος) bezeichnet. Im Mythus spielt das Purpurhaar des Nisos eine Rolle. Vergl. Fr. Delitzsch im Commentar zum Hohenliede z. St. In den ägyptischen Liedern rühmt das Pariser Fragment das dunkelschwarze Haar des Weibes: „Schwärzer war ihr Haar als das Dunkel der Nacht, als die Beeren des Adeb-(Strauches).“ *) Im III. Liede ist sich die Schöne selbst der Anziehungskraft ihres fein frisirten Haares bewußt. „Meine Blicke sind in dem Haar.“

Wir müssen hier die Vergleiche der körperlichen Reize der Geliebten abbrechen, da die ägyptischen Lieder keine Parallelen mehr bieten. Das Hohelied schildert noch Wuchs, Leib, Schoß, Hüften, Füße, Haupt, Schläfe und Hals der Sulamith nach orientalischem Geschmack durch verschiedene bald zarte und liebliche, bald für uns fremdartige und groteske Bilder und Vergleiche. In dem III. ägyptischen Liede hören wir den Lobpreis der Leibesschönheit des Mädchens noch in Bezug auf Arm und Stirn, aber es werden andere sinnliche Beziehungen an diese Gliedmaßen geknüpft. Doch alle körperliche Reize an der Schönen befriedigen den Orientalen nicht, wenn der Salbenduft mangelt. Es gehört daher zur Toilette aller Morgenländerinnen, den Leib, namentlich gewisse Gliedmaßen desselben, sodann das Haar und die Kleider mit starken aromatischen Wässern und Salben zu benetzen. Der ausströmende Wohlgeruch wirkte bei der größten Hitze nicht nur auf sie erfrischend und belebend, sondern übte auch auf die Männerwelt eine große Anziehung aus. Der Hirt im Hohenliede besingt den Salben- und Kleiderduft seiner Braut in überschwänglicher Weise C. 4, 10, 11: „Deiner Salben Duft sind alle Wohlgerüche ...... und der Duft deiner Kleider gleicht dem Dufte des Libanon.“ Sowie der Libanon mit seinen würzigen Kräutern und balsamischen Cederbäumen auf den Menschen erfrischend, stärkend und belebend wirkt, so auch die Geliebte auf den Geliebten. Auch die schöne Aegypterin duftet ihrem Geliebten mit allen Wohlgerüchen entgegen. Nach dem III. Liede ist „ihre Brust Parfüm“. Und wenn ihr Arm ein Zweig (es ist nicht gesagt, was für ein Zweig) und ihre Stirn ein Sprenkel von meryu-Holz genannt wird, so zielen auch diese Metaphern auf die duftenden Arome ab, mit denen die betreffenden Glieder parfümirt wurden. Im VIII. Liede sagt die Schöne von sich: „Mein Haar ist schwer von Parfüm-(Harz).“

Im Liebesleben des Alterthums spielten die Amatoria d. h. die sinnlichen, die Liebesgluth entzündenden und anstachelnden Reizmittel eine große Rolle. Sie bestanden vorzugsweise aus Säften narkotischer Pflanzen, bisweilen sogar sehr schädlicher, welche nachtheilig für die Gesundheit waren. Vergl. Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte S. 510. Von der Anwendung solcher sinnlichen Reizmittel zur Anfeuerung der Leidenschaft redet sowohl das Hohelied wie die ägyptische Liebespoesie. Indem Sulamith den geliebten Hirten zu einem Spaziergange hinaus ins Freie einladet, weist sie C. 7, 14 auf die Liebesäpfel hin, welche ihren Duft verbreiten. Gemeint sind damit die in Galiläa häufig wildwachsenden Mandragoren oder Alraunen (Liebesblumen) mit ihren weißlichgrünen Blüthen und muskatennußgroßen Aepfelchen, welche als Aphrodisiacum galten. S. 1. Mos. 30, 14. Bei den Arabern heißt diese Pflanze 'abd el-sallam, Diener des Liebesgrußes (postillon d'amour). Vergl. Delitzsch, a. a. O. zur St. Die ägyptische Verführerin, welche ihren Geliebten in ihren Armen gefangen hält, thut im IV. Liede folgenden Ausspruch: „Meine Hundspfoten-(frucht), die erhitzt deinen Rausch, nicht werde ich sie lassen, mich zu trennen.“ Man hat darunter die Frucht von der an sich unschädlichen wilden Hundspflanze oder dem Hundestrauche zu verstehen, der sich auch in Syrien findet. Vergl. Löw, Aram. Pflanzennamen S. 276f. Obgleich in Aegypten der Gebrauch solcher Aphrodisiaca auf's Strengste verboten und mit Prügelstrafe belegt war, so kehrt sich das Mädchen doch nicht an die polizeilichen Vorschriften; sie läßt sich eher durchpeitschen, als daß sie auf das Liebesreizmittel verzichtet.

In gewisser, wenn auch nicht ganz schlagender Weise läßt noch die Liebeskrankheit einen Vergleich zwischen dem Hohenliede und den ägyptischen Liebesliedern zu. Sulamith ist, da sie ihren Geliebten trotz allen Suchens nicht auffinden kann, vor Liebessehnsucht krank. Mit dem Schmerze im Herzen beschwört sie C. 5, 8 die theilnehmenden Töchter Jerusalems, dem fern weilenden Hirten, wenn sie ihn finden, ihr Seelenleiden zu melden. Nach dem VI. ägyptischen Liede hat der Geliebte mit seiner Schönen einen Zwist gehabt, sie schmollt und hält sich von ihm fern. Da erfaßt ihn heiße Sehnsucht nach ihr, er wirft sich auf's Krankenbett und hofft, sie dadurch nachgiebig zu stimmen und zur Versöhnung zu bewegen. „Ich will mich niederlegen drinnen, da bin ich krank von Unbill, da kommen meine Nachbarn herein, (mich) zu besuchen. Da kommt (auch) die Schwester mit ihnen. Die wird die Aerzte zum Spott (?) machen. Sie kennt mein Leiden.“

Als letzten Vergleich zwischen dem Hohenliede und den ägyptischen Liebesliedern heben wir die öftere Uebereinstimmung in den Anreden und Selbstbezeichnungen hervor. Dort wie hier redet der Geliebte die Geliebte neben Freundin mit gesteigerter Vertraulichkeit bildlich mit „Schwester“ an. Vergl. Hoheslied 5, 2 und Lied II, V, VII. Zur Hervorhebung des geschlossenen Herzens- und Seelenbundes kommt im Hohenliede neben „Schwester“ als erklärende Apposition mehrere Male noch das Wort „Braut“ vor. Ein solcher appositioneller Beisatz findet sich in den ägyptischen Liedern niemals. M. Müller nimmt die Benennung „Schwester“ im eigentlichen Sinne und weist auf das häufige Vorkommen von Geschwisterehen bei Aegyptern wie Hebräern hin. Wenn auch diese Thatsache seine Richtigkeit hat, so hindert doch nichts, die bildliche Bezeichnung festzuhalten. Für das Hohelied paßt die eigentliche Bedeutung gar nicht und auch in verschiedenen ägyptischen Liedern will sie uns schon wegen des leichtfertigen Charakters der Geliebten nicht als gerechtfertigt erscheinen. „Schwester“ sollte nun als Gegentheil „Bruder“ zur Folge haben, das ist aber nur in den ägyptischen Liedern der Fall. Vergl. das VII., IX., XIV. und XV. Lied. Im Hohenliede wendet Sulamith das Wort „Bruder“ nur ein einziges Mal (C. 8, 1) auf den Hirten an und auch da nur in vergleichendem Sinne. „O daß du wärst wie ein Bruder mir, der gesogen meiner Mutter Brüste.“ Als anderweitige Anreden des Geliebten in den ägyptischen Liedern führen wir noch: Liebenswerther (Lied IX u. XV), Du Schöner (Lied XIII) an. Im XVIII. Liede erscheint der Erwählte als „Geliebter des Herzens“. Neben den genannten Anreden kommen noch viele andere vor. Es sind das liebkosende Bezeichnungen, welche das Wesen der Liebenden, vor Allem ihre äußere und innere Schönheit veranschaulichen. So wird die reine und ungetrübte Keuschheit der Sulamith verherrlicht, wenn der Hirte sie (C. 4, 12) „einen verschlossenen Garten“ und „einen verschlossenen Brunnen“, und die von ihr ausgehende Erfrischung und lebenspendende Kraft, wenn er sie das. Vers 15 „eine Gartenquelle“, „einen Brunnen lebendigen Wassers“ nennt. Ein anderer Kosename, mit welchem Sulamith wiederholt angeredet wird, ist Taube. So heißt es C. 2, 14: „Meine Taube in den Spalten des Felsens, im Versteck der Klippen.“ Es soll auch durch diese Metapher die keusche Zurückgezogenheit und das sanfte und anmuthige Wesen der Geliebten deutlich zum Ausdruck kommen. Zu den Anreden, welche die höchste Schönheitsfülle des Hirtenmädchens vergegenwärtigen, gehört der Ausruf des Hirten C. 6, 4: „Schön bist du, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, furchtbar wie Bannerschaaren.“ Das hochgelegene und mit Olivenbäumen reich umgebene Thirza, die Metropole des Nordreiches bis auf Omri, und die hochgebaute Gottesstadt Jerusalem mit ihrem Tempel, den herrlichen Palästen und zahlreichen Straßen waren für den Israeliten Sinnbilder der höchsten Schönheit und Anmuth. In Bezug auf Jerusalem vergl. Ps. 50, 2 und Klagel. 2, 15. Zur Hervorhebung der schönen Eigenschaften der Unschuld, Einfachheit und Anmuth der Geliebten bricht der Hirt C. 2, 2 in das Lob aus: „Wie eine Lilie zwischen Dornen, ist meine Freundin unter den Töchtern.“ Um ihre Freude und ihr Wohl-

---

*) Nach M. Müller in der Note eine grasähnliche, niedrige Pflanze.

gefallen an der Stille des Landlebens kund zu geben, nennt sich Sulamith das. 2, 1 „eine Narzisse des Saron, eine Lilie der Thäler". Eine herrliche Selbstvergleichung! In den ägyptischen Liedern kommen leider nur wenige Beispiele solcher figürlichen Anreden und Selbstbezeichnungen vor. Der Geliebte bedient sich gar keiner, nur im Munde der Geliebte begegnen uns einige. So stellt sich im III. Liede, wo die Liebe mit einer Vogeljagd verglichen wird, die Vogelstellerin unter dem Bilde einer Wildgans dar. „Ich bin eine Wildgans, eine jagdbare (?)." Ihr Geliebter ist der Jäger, sie seine Beute, die er einfangen kann. Im XIX. Liede nennt sie sich „Grundstück". „Ich bin bei dir wie das Grundstück, mit jedem Strauch von süßem Duft." Die Bildrede will ohne Zweifel sagen, daß sie den Geliebten nicht nur als ihren rechtmäßigen Herrn und Gebieter anerkennt, sondern daß sie auch für ihn erquickende Erfrischung, anmuthigen Liebreiz und unwiderstehliche Anziehungskraft besitzt. In der höchsten sinnlichen Lobeserhebung ihrer Reize ergeht sich aber die Minnende im IX. Liede. Da kündigt sie sich dem Geminnten mit den Worten an: „Die Reize deiner Schwester, der Geliebten deines Herzens, kommen (daher) im Gebüsch, mein Bruder, Liebenswerther." Schade, daß so viele ägyptische Lieder abgebrochen und verstümmelt sind, sicher würden sich noch mehr liebkosende Anreden und metaphorische Selbstbezeichnungen finden, die sich mit dem Hohenliede in Parallele stellen ließen.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. 1. Band: Von den ältesten Zeiten bis 1699 von G. D. Teutsch. 3. Auflage. Hermannstadt, Verlag von W. Kraft. 1899. (XI u. 523 S. Preis 5,50 ℳ.) — Am 19. August dieses Jahres hat das dankbare Siebenbürger Sachsenvolk seinem großen Bischof, dem evangelischen deutschen Streiter für deutsche Art und deutsche Religion im südwestlichen Ungarlande, dem Ehrendoctor mehrerer deutscher Hochschulen, dem Freunde eines Fricke, Treitschke, Nippold, Hase, Hirzel u. v. A., dem Dr. G. D. Teutsch ein erzenes Standbild vor der alten evangelischen Kathedrale und gleichzeitig vor dem altersgrauen evangelischen Gymnasium zu Hermannstadt geweiht. Zwischen den Stätten, denen sein schönstes Schaffen und Wirken galt: zwischen Kirche und Schule. Sein Denkmal, das er sich selbst gesetzt hat, liegt vor mir, seine Sachsengeschichte. In der That: das ist ein Werk, welches ihm allein schon ein ewig dankbares Gedenken in seinem Volke sichert. Vor ihm hatte Keiner an eine derartige erschöpfende Arbeit zu gehen sich gewagt. Die Sachsen in Siebenbürgen kannten die Vergangenheit ihrer Nation, das Ringen und Kämpfen, das Siegen und Entsagen ihrer Väter nur aus den mündlichen Ueberlieferungen. Teutsch ist der Erste, welcher nach den mancherlei Anläufen Anderer, z. B. Aug. Ludwig Schlözer's, J. C. Eder's, J. C. Schuller's, zum Ziele gelangte, indem er aus den Urquellen heraus das schier überreiche Material zu einer „Geschichte der Siebenbürger Sachsen" schöpfte und eine solche dann thatsächlich auch schrieb. Wer das Werk liest, der wird aus ihm, soweit die Arbeit Teutsch's als solche in Betracht kommt, zweies ersehen: eine staunenerregende tiefe Forschergabe des Verfassers und eine unendliche Liebe zu seinem Volke. „Für das sächsische Volk" hat er das Werk geschaffen. Ob es ein Volksbuch auch wirklich geworden? L. Häusser urtheilt über das Werk, als es in erster Auflage erschien: „Diese frische und anmuthige Verarbeitung des Quellenmaterials zu einer ebenso belehrenden wie anziehenden Volkslectüre hat mir einen hohen Genuß gewährt und ich habe dabei nur das eine wehmüthige Bedauern empfunden, daß wir nicht eine ähnliche Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes für das Volk besitzen." Und der jüngst verstorbene Zeitgenosse und persönliche Freund Teutsch's, Geh. Rath Wattenbach, sagte über das Werk, als er dessen erstes Heft gelesen hatte: „Kaum hatte ich begonnen, es zu lesen, als es mir lebhaft entgegentrat, daß hier etwas ganz Anderes vorliege, als die mühsam zusammengestoppelten Localgeschichten, wie sie sonst oft vorkamen. Hier war tüchtige historische Kenntniß, auf ernsten Studien beruhend, hier aber auch die dichterisch-schöpfende Kraft, welche allein vermag, die ferne Vergangenheit wieder zu beleben und dem Leser anschaulich vor Augen zu führen." Das sind Zeugnisse, welche keines Zusatzes bedürfen, welche den hohen Werth des Werkes, den es auch für Nicht-Volksgenossen des Verfassers hat, haarscharf kennzeichnen. Teutsch war Ranke's Schüler, jedes Blatt seiner Sachsengeschichte bezeugt, daß die Saat, welche der große Meister gestreut hat, reiche Früchte getragen hat. Ein reicher Geist offenbart sich dem Leser, eine schöne, edle, bilderreiche Sprache fesselt von Seite zu Seite. Und was uns das Werk offenbart — wahrlich, wer da wissen will, was deutscher Muth, deutscher schöner Glaubensmuth ist, was felsenfeste Treue und deutscher Fleiß vermag, der lese dieses Werk und staune über die Kraft eines kleinen versprengten Brudervolkes, das, so lange und so sehr es fern vom Mutterlande ist, doch stets danach gestrebt hat, diesem in jeder Richtung nachzustreben, ein Bestreben, das völlig auch gelungen ist bis auf den heutigen Tag. Wer das Werk schon kennt oder jetzt kennen lernen wird, der wird auch gewiß eine lebhafte Freude darüber empfinden, daß Dr. Friedrich Teutsch, des Bischofs Sohn und Herausgeber der neuen Auflage, das Werk in einem demnächst erscheinenden zweiten Bande bis zur Gegenwart bearbeiten will; er ist der echte Mann dazu, denn er hat uns durch zahlreiche Arbeiten schon bewiesen, daß er auch in geistiger Beziehung des großen Vaters würdiger Sohn ist. Die Zeiten der Türkennoth und der treulosen Fürsten Siebenbürgens sind für die volkswirthschaftliche Entwickelung des Sachsenvolkes schwere, aber doch durch die deutsche Heldenkraft glücklich überwundene Zeiten gewesen. Die neuere Geschichte des Volkes, welche der zweite Band behandeln wird, wird zeigen, daß das Volk weit schwerere Zeiten zu durchkämpfen hatte und hat, Zeiten, welche den unbegrenzten Chauvinismus der Magyaren als einen erbitterten Feind der alten Gerechtsame der Sachsen mit sich brachten. Möchte doch eine recht zahlreiche Verbreitung des großen Werkes Teutsch's (Vater und Sohn) im deutschen Mutterlande dazu beitragen, die Kenntniß von dem Lande und von dem Volke der Sachsen im Ungarlande zu verbreiten und die Liebe und Treue zu den fernen Stammesgenossen zu festigen und zu mehren. Siegfried Moltke.

— Wera Sibirjakowa. Roman von Nina Menke. Leipzig, Verlag von Paul List. — Zu den Frauen, die durch den bedeutsamen Gehalt oder die künstlerische Form ihrer Dichtungen sich aus der deutschen Schriftstellerwelt der Gegenwart herausheben, gehört Nina Menke nicht. Man könnte ihren Roman „Wera Sibirjakowa" mit dem einen Worte Leihbibliothekenfutter kennzeichnen, wenn man nicht den Wunsch hegte, daß selbst unsere Leihbibliotheken sich allmälig von derartigen Werken reinigten und mehr und mehr die Verbreiter wirklicher Literatur, echter Kunstwerke würden. Es ist mit dem Roman die alte Geschichte: ein Liebespaar, das sich schon auf den ersten Seiten aufs Innigste zugethan ist, wird aus einander getrieben, um sich dann nach den üblichen 400 Seiten füllenden „romantischen" Verwickelungen wiederzufinden und glücklich zu „kriegen". Trotz großer Geschwätzigkeit der Verfasserin und ihres Liebespaares Wera und Sergei werden uns die Charaktere und ihre Handlungsweise keineswegs verständlich, und es bleibt völlig räthselhaft, warum die Beiden nach ihrer ersten Liebeserklärung von einander laufen, um sich dann viel später erst, innerlich völlig unverändert, zu finden. Was die Verfasserin aber zwischen diesen beiden Augenblicken geschehen läßt, das steht zum größten Theil in gar keinem inneren Zusammenhang mit der Haupthandlung und ist zudem in seinen Schilderungen so öde und verlogen, daß man schließlich jede Minute bedauert, die man mit der Lectüre des Buches zugebracht hat. Ich weiß nicht, ob Nina Menke, die für ihren früheren Roman „Helden der Pflicht" manches Lob gefunden hat, wirklich so geistlos und unkünstlerisch veranlagt ist, wie ihr neuer Roman den Anschein erweckt, oder ob sie hier nur leichtsinnig eine Schleuderarbeit geliefert hat. Jedenfalls aber sind wir es der deutschen Literatur und unseren ernsten Schriftstellern und Schriftstellerinnen schuldig, langweilige Banalitäten wie „Wera Sibirjakowa" energisch aus den Gefilden deutscher Dichtung zu verweisen. Ed. Höber.

— Die Reiterbriefe. Aus dem Leben eines Cavallerieofficiers. Dresden und Leipzig, Pierson's Verlag. — Lose geheftete Briefe und Tagebuchblätter entwickeln zwar keine Lebensgeschichte, auch nicht einen Roman, bieten aber vielfach anziehende und interessante Bilder, wie's Leben sich wohl recht oft gestalten mag bei einem kaiserl. und königl. Oesterreichisch-Ungarischen Cavallerie-Officier. Liebes-Lust und -Leid. Der Verfasser bleibt etwas sehr verschleiert und unverständlich, aber da, wo er vom Pferd und Reiten spricht, erkennt man in ihm den wirklich passionirten Reitersmann, dessen Erzählungen der Gleichgesinnte gern lauschen wird. P.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 105. | Sonnabend, den 9. September, Abends. | 1899.

Zur Neorganisation unseres Volksbibliothekswesens.

Es ist leider eine offenkundige Thatsache, daß unsere Volksbibliotheken in ihrer Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten haben mit den deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken. Bei diesen zeigt sich nicht nur seitens der Mehrzahl der Bibliotheksvorstände ein zielbewußtes Vorwärtsstreben, auch die meisten Regierungen — allen voran Preußen[1]) und Sachsen — bringen den Bedürfnissen dieser Anstalten warmes Verständniß entgegen und lassen ihnen eifrige Förderung angedeihen. Wenn wir den Zeitraum seit Neubegründung der Straßburger Bibliothek etwa an unserem Auge vorüberziehen lassen, so werden wir zahlreiche Fortschritte erkennen, die unser wissenschaftliches Bibliothekswesen während desselben zu verzeichnen hat. Es sind nicht nur zum Theil großartige Neubauten entstanden wie in Greifswald, Halle, Kiel, Leipzig, Straßburg, Stuttgart, Wolfenbüttel oder im Werke wie in Freiburg, Königsberg, Marburg, oder geplant wie in Heidelberg und an der königl. Bibliothek zu Berlin[2]) u. A., sondern es ist auch in Bezug auf die Nutzbarmachung der Bücherbestände für das Publicum durch Neukatalogisirungen, liberale Ausleihebestimmungen, längeres Offenhalten namentlich der Lesesäle &c. unendlich viel geleistet worden. Der in Vorbereitung befindliche, später zu druckende Gesammtkatalog der preußischen Universitätsbibliotheken mit Einschluß der königl. Bibliothek zu Berlin wird hoffentlich mit der Zeit ebenso sämmtliche deutsche Büchersammlungen umfassen, wie die neuerdings im Anschluß an die Philologenversammlungen stattfindenden regelmäßigen Zusammenkünfte deutscher Bibliothekare ein geistiges Band um die wissenschaftlichen Bibliotheken Gesammtdeutschlands zu schlingen berufen sind. Daß auch der Stand der Bibliothekare materiell sowohl wie ideell — wir erinnern in letzterer Beziehung an die vorläufig wenigstens in Preußen erfolgte Einführung bibliothekarischer Staatsexamina — neuerdings gehoben worden ist, sei noch nebenbei erwähnt. Es bleibt allerdings noch Manches zu thun übrig; wir rechnen dahin vor Allem weitere Erhöhungen der Fonds an den meisten Bibliotheken und Vermehrung ihres Personals, im Großen und Ganzen aber wird man bei einer gerechten Beurtheilung zugeben müssen, daß der Gang unserer wissenschaftlichen Bibliotheken innerhalb der letzten Jahrzehnte eine stark aufsteigende Linie zeigt.

Anders bei den Volksbibliotheken. Selbstverständlich soll damit den Verdiensten, die sich deren Verwaltungen erworben haben, in keiner Weise zu nahe getreten sein. Im Gegentheil, wir erkennen gern an, daß diese Institute unter der Leitung zahlreicher Lehrer und sonstiger Beamter, die ihnen in ihren freien Stunden mit selbstloser Hingabe dienen, viel Gutes gestiftet haben und noch stiften. Der Schaden, um den es sich handelt, liegt tiefer. Das ganze Volksbibliothekswesen als solches hat sich bei uns nicht weiter entwickelt, sondern ist im Wesentlichen auf der Stufe stehen geblieben, auf der es vor etwa 50 Jahren stand zu der Zeit als der Königlich Sächsische Rentamtmann und langjährige verdiente Leiter der Stadtbibliothek zu Großenhain, Karl Preusker, seine auch heute noch beachtenswerthen Schriften über Volksbibliotheken geschrieben hat.[3]) Noch immer ist es das Volk im Sinne der römischen plebs, dem diese Institute dienen und dienen wollen, nicht das große gemeinsame Ganze. Und so ist es, Gott sei es geklagt, gekommen, daß der schöne Name Volksbibliothek im Laufe der Jahre unendlich viel von dem verloren hat, was man sich eigentlich unter ihm vorstellen sollte: eine Anstalt, die nicht blos wie bisher den Unbemittelten geistige Speise bieten will und so eine Art Wohlthätigkeitsanstalt bildet, wie man es genannt hat, sondern ein Institut, welches allen Ständen gleichmäßig zu gute kommt und somit den Bildungsinteressen der gesammten Nation dient. So und nicht anders faßt man in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Wesen der sogenannten freien öffentlichen Bibliotheken auf, die sich dort seit der Mitte unseres Jahrhunderts zu hoher Blüthe entwickelt haben. In Deutschland hat man erst in den 90er Jahren begonnen — voran ging die Gesellschaft für ethische Cultur — einzelne Anstalten nach dem Vorbilde der englischen[4]) und amerikanischen[5]) Free Public Libraries, auf welche das Centralblatt für Bibliothekswesen seit seinem Bestehen hingewiesen hatte, ins Leben zu rufen. Männer wie E. Reyer[6]), C. Nörrenberg[7]), E. Jeep[8]), P. F. Aschrott[9]), J. Tews[10]), E. Schultze[11]) und Andere, deren hierauf bezügliche Aufsätze in Zeitschriften verstreut sind, haben die Bewegung literarisch zu fördern gesucht, einige der Genannten sich auch praktisch in den Dienst der Sache gestellt. Nach einer vom Statistischen Amt der Stadt Dortmund[12]), welche die Errichtung einer öffentlichen Bücher- und Lesehalle anstrebt, angestellten Rundfrage waren Anfang dieses Jahres in folgenden Städten — die Zusammenstellung macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, da sich die Anfrage nur an bestimmte Städte richtete — bereits öffentliche Bücher- und Lesehallen im Gange: Berlin, Bremen, Bromberg, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Erfurt, Frankfurt a. M., Greifswald, Hamm i. W., Hannover, Jena, Königsberg, Leipzig, Mainz, München, Pforzheim, Stuttgart, Wiesbaden. Neuerdings hat die Comenius-Gesellschaft eine Eingabe an die Magistrate der deutschen Städte gerichtet, um diese für die Errichtung freier öffentlicher Bibliotheken zu gewinnen. In dem beigefügten fachmännischen Gutachten, welches zahlreiche deutsche Bibliothekare unterzeichnet haben, heißt es u. A.: „Unsere staatlichen und größeren städtischen Bibliotheken berücksichtigen in erster Linie die Bedürfnisse der gelehrten Forschung; unsere jetzigen Volksbibliotheken verfolgen zunächst Zwecke der Unterhaltung und Belehrung der wenigst unterrichteten Schichten der Bevölkerung. Die neue Bildungsanstalt wendet sich gleichmäßig an alle Kreise der Bevölkerung. Sie muß den Anforderungen der populären Wissenschaft so gut wie denen der Unterhaltung gerecht werden, Lesezimmer und Ausleihebibliothek in sich vereinigen und den Tag über Zutritt und zwar

---

1) Otto Hartwig, Die Entwickelung des preußischen Bibliothekswesens im letzten Jahrzehnt. Die Nation 1894, S. 462—466.

2) Otto Hartwig, Zum Neubau der königl. Bibliothek in Berlin. Die Nation 1898, S. 730—731, 746—748.

3) Ueber öffentliche, Vereins und Privat-Bibliotheken mit Nachtrag Die Dorf-Bibliothek. Leipzig 1839—43. — Bürger-Bibliotheken. Meißen 1850.

4) W. J. Fletcher, Public Libraries in America. Boston 1894.

5) J. J. Ogle, The Free Library. Its History and Present Condition. London 1897.

6) Entwickelung und Organisation der Volksbibliotheken. Leipzig 1893. — Handbuch des Volksbildungswesens (das Capitel Volksbibliotheken). Stuttgart 1896.

7) Die Volksbibliothek, ihre Aufgabe und ihre Reform. Kiel 1895. 2. Abdruck 1896. — Die Bücher- und Lesehalle. Kiel 1896. — Die Bücherhallen-Bewegung im Jahre 1897 (aus Vorträgen und Aufsätzen der Comenius-Gesellschaft Jg. 6). — Außerdem zahlreiche Journalaufsätze und Vorträge.

8) Centrale Volksbibliothek. Charlottenburg 1896.

9) Volksbibliothek und Volkslesehalle. Berlin 1896.

10) Volksbibliotheken. Pädagogisches Magazin. Heft 40. Langensalza 1894.

11) Englische Volksbibliotheken. Berlin 1898.

12) Bericht über das Ergebniß einer Rundfrage bei 40 deutschen Städten betreffend Volksbibliotheken und Lesehallen. Dortmund 1899.

freien Zutritt gewähren. Ihre Bücher, Zeitschriften und Zeitungen hat die Bücherhalle, in politischer und religiöser Beziehung über den Parteien stehend, vollkommen tendenzlos auszuwählen. Mit der Begünstigung der literarischen Aeußerungen irgend einer Partei würde die neue Bibliothek ihren Charakter als Bildungsmittel des gesammten Volkes verlieren und zu einer parteipolitischen Einrichtung herabsinken, die über kurz oder lang andere tendenziöse Anstalten nach sich ziehen müßte. Maßgebend darf für sie nur das bibliothekarische Princip sein, demzufolge bei Anschaffung der einzelnen Schriftwerke ausschließlich ihr literarischer Werth entscheidet.“ Vor Kurzem hat auch das Centralblatt für Bibliothekswesen angekündigt[13]), daß ein besonderes Beiblatt als Organ für die deutschen Vereinsbibliotheken und Bücherhallen in Aussicht genommen sei. So regt es sich erfreulicher Weise in Deutschland an allen Ecken, um eine Reorganisation unseres Volksbibliothekswesens herbeizuführen. Sache der Gemeinden wird es zunächst sein, die für den Zweck nöthigen Mittel zu bewilligen; wo deren Kräfte versagen, wird der Staat helfend einzugreifen haben. Denn, wie das erwähnte Gutachten zutreffend ausführt, richtig geleitet, d. h. von wissenschaftlich gebildeten, bibliothekarisch geschulten Kräften, kann die freie öffentliche Bibliothek in nationaler, erzieherischer und socialer Hinsicht eine hohe Aufgabe erfüllen. Wenn sie durch Gewährung gesunder geistiger Nahrung den Colportage-Roman verdrängt, die heranwachsende Jugend vor mancherlei Gefahren behütet und, wie das Beispiel anderer Länder lehrt, selbst dem Alkoholismus einen Damm entgegensetzt, so wird sie Bildung und Sittlichkeit der Gesammtheit heben und mit dazu beitragen, daß die scharfen Gegensätze unseres Volkslebens mildere Formen annehmen. Das hat unsere Socialdemokratie recht wohl erkannt und darum schickt sie sich jetzt so eifrig an, eigene, d. h. im Bann der Partei stehende Büchereien zu begründen; das haben auch die Unversöhnlichen unter den Ultramontanen gemerkt und reden deshalb der Errichtung streng katholischer Volksbibliotheken so beflissen das Wort. Die freie öffentliche Bibliothek kennt eben, wie Charles Dickens so schön gesagt hat, weder Secte noch Partei noch Standesunterschied: sie kennt nur das öffentliche Bedürfniß und das öffentliche Wohl. Für ihre immer weitere Verbreitung zu sorgen bleibt eine nationale Pflicht. Die Grundsätze, welche dabei in Betracht kommen, und deren Befolgung geeignet ist, auch unsere wissenschaftlichen Bibliotheken in wünschenswerther Weise zu entlasten, faßt jenes Gutachten in Folgendem zusammen: Leitung und Betrieb der Bibliothek durch einen wissenschaftlichen Bibliothekar im Hauptamt, tendenzlose, für alle Kreise des Volkes berechnete Auswahl der Bücher, centrale Verwaltung, Lage der räumlich ausreichenden Bibliothek an günstiger Stelle der Stadt, Verbindung der Ausleihebibliotheken mit einer Lesehalle, freier, durch unnöthige Förmlichkeiten nicht erschwerter Zutritt für Jedermann an jedem Tage.] A. Gräsel.

[13]) Jg. 1897, Heft 12; 1898, Heft 4.

Eine neue Weltgeschichte.*)

Seinen bisherigen großen Unternehmungen fügt das Bibliographische Institut ein neues groß angelegtes Werk hinzu: eine auf 8 Bände berechnete *Weltgeschichte*, herausgegeben in Verbindung mit 30 Mitarbeitern von *Hans Helmolt*. Bisher liegt der erste Band vor, aus dem wir zunächst den Plan des Ganzen entnehmen können.

Die neue Weltgeschichte will sich von den bisherigen ähnlich bändereichen besonders dadurch unterscheiden, daß sie eine „Entwickelungsgeschichte der *gesammten Menschheit*“ bringen soll und daß sie den Stoff *geographisch ordnet*. Wir begrüßen den Gedanken einer Geschichte der „gesammten Menschheit“ mit großer Freude, seine Berechtigung steht außer Zweifel. Gerade deshalb aber hoffen wir, daß nachdem die buchhändlerische Einführung gelungen sein wird, die dabei untergelaufenen absprechenden Urtheile über die bisherigen Weltgeschichten, — die ausnahmslos nur mehr oder weniger „*willkürlich*“ herausgegriffene Ausschnitte brächten, die Amerika kaum behandelt und deshalb, als dies „1898 störend in den gewohnten Kreis der Betrachtung getreten sei“, „versagt“ hätten, — aufhören werden. Die neue Weltgeschichte braucht keinem „unwürdigen“ Zustande („unwürdig eines Volkes, das einen Herder erzeugt hat“) „ein für allemal ein Ende“ zu machen, sie braucht sich nicht als die „*erste* wirkliche Weltgeschichte“ zu bezeichnen, sie wird mit ihren Neuerungen inneren Werth genug haben, um sich *neben* die übrigen großen Weltgeschichten stellen und gut behaupten zu können. Ihr neuer Standpunkt ist berechtigt, aber der bisherige auch. Bisher ging man von der unleugbaren Thatsache aus, daß fast die ganze Erde von Europäern beherrscht wird, daß die Europäer immer weitere Gebiete so oder so in ihr Machtgebiet hineinziehen und nahm in die „Weltgeschichte“ die Geschichte der Völker auf, die zu der europäischen oder besser, zur heutigen Weltcultur wesentlich beigetragen haben; die Vorgeschichte der übrigen besprach man, sobald sie zu jenen in Beziehung traten. Man wird zugeben müssen, daß dabei die deutsche Geschichte verhältnißmäßig zu eingehend behandelt wurde, die selbständige Bedeutung anderer Culturkreise (z. B. des Islam) nicht immer genug hervortrat (es wirkte hier die Rücksicht auf die Personen mit, für die man schrieb): aber „willkürlich“ war das nicht, es war vom historischen Standpunkt wohlbegründet. Sagt doch auch die neue Weltgeschichte (Ratzel) auf S. 75: „Europa, der zweitkleinste Erdtheil, ist bisher der eigentlich geschichtliche gewesen“, und S. 77: „Nicht unter dem Aequator verlor Holland seine indischen Besitzungen und gewann sie wieder, sondern in Europa, und Spanien stieg von seiner Höhe als Beherrscherin Süd- und Mittelamerikas herab, weil es in Europa gefallen war“, dazu S. 350 (Häbler): die Entdeckungen hätten dazu geführt, „daß die »Menschheit« endlich den ganzen von ihr bewohnten Erdball kennen lernte.“ Aehnliche Wendungen, die dem alten Standpunkt gerecht werden, ließen sich noch weiter aus der neuen Weltgeschichte anführen (z. B. S. 592). Und ferner. Was man zum Verständniß des amerikanisch-spanischen Krieges, mit dem angeblich Amerika 1898 „störend in den gewohnten Kreis der Betrachtung eintrat“, außer der spanischen Geschichte brauchte, bietet doch wirklich weit weniger eine Geschichte Amerikas *vor* der Entdeckung als *seit* der Entdeckung, und eine solche fällt in den Rahmen der bisherigen Weltgeschichten; man kann dabei über das nöthige Ausmaß der gegebenen Darstellung verschiedener Meinung sein, aber principiell (und darauf kommt es an) „versagten“ sie nicht. Nicht ganz gilt das für die ostasiatischen Vorgänge von 1894, obgleich die alten Weltgeschichten auch hier nicht völlig unvorbereitend waren. Wir glauben, daß Mancher den alten Begriff der Weltgeschichte für „historischer“ halten wird, als den neuen, wollen aber damit kein Werthurtheil zu Ungunsten des neuen aussprechen. Wir erkennen vielmehr die Berechtigung des neuen Gedankens durchaus an, vertheidigen nur das Bisherige gegen abfällige Beurtheilungen von oben herab. Wir sehen nicht ein, weshalb „Weltgeschichte“ und „weltgeschichtlich“ nicht mehr in dem bisherigen allgemein verstandenen Sinne gebraucht werden soll. Im strengen Wortsinne ist es ja gewiß ebenso wenig richtig, wie wenn man von kaiserlicher und päpstlicher „Welt“herrschaft, von den „Welt“herrschaftsplänen Karl's V. redet, aber Jeder weiß, was gemeint ist, und einen besseren allgemein verständlichen Ausdruck für Das, was gemeint ist, giebt es nicht. Im strengen Wortsinne ist aber auch „Weltgeschichte“ für die neue Weltgeschichte nicht richtig, denn auch diese bietet keine Geschichte der Welt (des Weltalls), nicht einmal eine Erdgeschichte: es ließe sich ein Werk denken, das nun auch Das noch brächte und dann den Anspruch erhöbe, die „*erste wirkliche Weltgeschichte*“ zu sein! Statt den bisherigen Weltgeschichten das Recht auf diesen Namen abzusprechen, hätte die neue, falls sie sich schon durch den Namen als etwas Besonderes kennzeichnen wollte, sich lieber einen neuen Namen geben sollen; etwa „*Menschheitsgeschichte*“ (oder „allgemeine Völkergeschichte“), denn eine „Entwickelungsgeschichte der gesammten Menschheit“ will sie ja nach ihrer eigenen Angabe sein. Selbstverständlich legen wir auf den Namen wenig Werth und erwähnen diese Möglichkeit nur in Hinblick auf die erwähnte Absicht, ohne den gewählten irgendwie zu beanstanden.

Zur Bewältigung des gewaltigen Stoffes, der geboten werden soll, wird die rein *geographische Anordnung* gewählt. Ohne auf

*) *Weltgeschichte.* Unter Mitarbeit von 30 Gelehrten herausgegeben von *Hans F. Helmolt.* Erster Band: Allgemeines. Die Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ocean von Dr. *Hans F. Helmolt*, Prof. Dr. *Josef Kohler*, Prof. Dr. *Friedrich Ratzel*, Prof. Dr. *Johannes Ranke*, Prof. Dr. *Konrad Häbler*, † *Eduard Graf Wilczek* und Dr. *Karl Weule*. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien. *Bibliographisches Institut*, 1899. Preis gebunden 10 ℳ. (Das ganze Werk soll 8 Bände in Halbleder zu je 10 ℳ oder 16 broschirte Halbbände zu je 4 ℳ umfassen.)

andere Möglichkeiten (Culturzeitalter ꝛc.) näher einzugehen, erklären wir diese Anordnung für praktisch und dem zu bewältigenden Stoff entsprechend. Daß sie auch Unebenheiten mit sich bringen wird, ist selbstverständlich, das hat sie aber mit jeder Art der Anordnung gemein. Zum Verständniß der Entdeckung Amerikas ist z. B. zweifellos die frühere Geschichte der Indianer weniger wichtig als die Geschichte des Handels der italienischen Seestädte nach dem Orient, die Erschwerungen dieses Handels im 15. Jahrhundert, die Nothwendigkeit eines Seewegs nach Indien, die in Europa herrschenden geographischen Anschauungen u. s. w., alles Dinge, die geographisch erst an eine viel spätere Stelle des Werkes gehören. Aehnliches gilt für die enge Beziehung der französisch-englischen Kämpfe in Nordamerika zu den gleichzeitigen europäischen und vieles Andere. Hiermit soll aber kein Tadel der gewählten Anordnung ausgesprochen werden, es soll nur vor ihrer Ueberschätzung gewarnt werden. Wer größere Gebiete geschichtlich darzustellen versucht, weiß, wie schwer gerade eine befriedigende Anordnung des Stoffes ist, weiß, daß sehr häufig erstrebten Vortheilen einer Neuordnung wieder Nachtheile gegenüberstehen. Für Helmolt bietet die geographische Anordnung die Gewähr, daß kein „wichtiges Glied der Menschheit übersehen werden" kann. Zugleich entspricht diese Anordnung der Absicht, die Einflüsse des Bodens auf die Geschichte der Menschheit stärker hervortreten zu lassen, worauf wir heute nicht eingehen, aber vielleicht später einmal zurückkommen. — Bei der geographischen Anordnung wird nun angefangen mit Amerika, es geschieht das „lediglich aus praktischen Gründen". Nach dem auf S. 91 zwischen dem Atlantischen und dem Großen Ocean gezogenen Vergleich (siehe dazu auch S. 578 f.) müßte man den Anfang etwa mit Ostasien erwarten; wir vermuthen, daß mit Amerika angefangen wird, *um mit Europa schließen zu können*, und finden das durchaus richtig: in diesen „praktischen Gründen" scheint doch auch das Berechtigte der alten Weltgeschichten sich Geltung zu verschaffen. Die Vertheilung des Stoffes auf die 8 Bände ist nun die folgende: „I. Band: Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ocean. II. Band: Oceanien und Ostasien. Der Indische Ocean. III. Band: Westasien und Afrika. IV. Band: Vom Orient zum Occident; die Mittelmeerländer. V. Band: Südosteuropa und das Slaventhum. VI. Band: Romanen und Germanen. VII. Band: Westeuropa bis zur französischen Revolution. VIII. Band: Das europäische Staatensystem des 19. Jahrhunderts und die Gegenwart. Der Atlantische Ocean." Der Titel des achten Bandes fällt aus der *rein* geographischen Anordnung heraus, und so vermuthen wir, daß etwa vom vierten Bande an, von einigen Gruppirungen abgesehen, die Darstellung sich nicht principiell von den bisherigen unterscheiden, sondern allmälig in sie übergehen wird. Daß darin kein Vorwurf liegen soll, brauchen wir natürlich nicht zu betonen; es spricht sich darin eben die Ueberlegenheit Europas aus. — Der „*rein*" geographischen Anordnung gegenüber könnten wir uns noch eine Anordnung denken, die einige Nachtheile, wie wir sie oben für Amerika angedeutet haben, vermieden hätte; wir meinen eine *geographisch-historische*. Danach würde zunächst, von Amerika anfangend, geographisch angeordnet, so wie es Helmolt thut; die Geschichte jedes Völkerkreises würde aber nur geführt bis zu der Zeit, wo das Land in die Einflußsphäre Europas tritt: dann würde sie abgebrochen und erst wieder aufgenommen zusammen mit der gleichzeitigen europäischen Geschichte, die fortdauernd als Weltgeschichte im alten und neuen Sinne, der ja dann nicht mehr wesentlich verschieden ist, zu behandeln wäre. Wir geben zu, daß das große Schwierigkeiten haben würde, betonen ausdrücklich, daß auch für diese Anordnung das oben über Anordnungen Gesagte gilt, meinen aber, daß sie sich dem Ideal einer *weltgeschichtlichen* Gruppirung mehr nähern würde. Schon die Gesammtanlage entspräche mehr dem Wesen der *Geschichte*, die nun einmal ein Nacheinander, nicht Nebeneinander ist, und würde den Wechselbeziehungen aller Völker und Staaten, die ja doch immer stärker sich geltend machen, gerecht. Sie wäre im gewissen Sinne eine Verschmelzung der alten und neuen Weltgeschichte.

Nach diesen Erörterungen über die beiden Punkte, in denen der wesentliche Unterschied zwischen dem neuen Werke und seinen Vorgängern besteht, können wir den einzelnen Theilen des ersten Bandes nur noch ein kurzes Referat widmen. Der erste Abschnitt, aus *Helmolt's* Feder (S. 3—20), ist überschrieben: „Der Begriff Weltgeschichte" und zerfällt in zwei Theile: 1) Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte, 2) die Anordnung des Stoffes. Die beiden Kernpunkte haben wir besprochen, auf Einzelheiten können wir, auch wo sie zum Widerspruch reizen, nicht eingehen. Im zweiten Abschnitt (S. 23—60) behandelt Professor J. *Kohler* die „Grundbegriffe einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit", insbesondere der Cultur; er bespricht die materielle Cultur, die geistige Cultur, die Ueberwindung des Triebes durch die Freiheit, die socialen Gemeinschaftsformen, die staatlichen Gemeinschaftsformen. Nun folgt Prof. Friedrich *Ratzel* mit einem Capitel (S. 63—104) „Die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde", in dem er die Hauptsätze der Anthropogeographie aufstellt. Diese Ausführungen sind sehr lehrreich, es ist zweifellos gut, daß hier nach allen Seiten die Beziehungen der Menschheit zum Boden untersucht werden; es sind ja diese Dinge auch in den bisherigen Geschichten nicht unberücksichtigt gelassen, aber meist nur gelegentlich erwähnt oder als selbstverständlich vorausgesetzt, nicht systematisch behandelt. Ratzel's geistvolle Darstellung ist sehr geeignet, den Blick für diese Fragen zu schärfen. Professor Dr. *Ranke* behandelt dann (S. 107—178) „die Vorgeschichte der Menschheit" in 3 Hauptabschnitten: 1) die älteste oder paläolithische Culturgeschichte der Menschheit; 2) die Paläontologie des neolithischen Menschen in Europa; 3) die Perioden aufdämmernder Geschichte. In klarer und anschaulicher Darstellung bringt er die Beweise für die Existenz des Diluvialmenschen, schildert dessen Cultur und die viel reichere der jüngeren Steinzeit und leitet mit der Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit (wir bedauern, daß der griechischen Tafel nicht eine Hallstädter gegenübersteht) und einer Schilderung der auf trojanischem Boden ausgegrabenen Städte zur Geschichte über. Es folgt nun aber nicht, wie dieser Schluß erwarten lassen könnte, die orientalisch-griechische Geschichte, sondern als Haupttheil des Bandes (S. 181—574) „Amerika" von Prof. Dr. Konrad *Häbler*. Die durchweg treffliche Darstellung zerfällt in 11 Abschnitte: 1) die amerikanischen Naturvölker (S. 181—225), 2) der mittelamerikanische Culturkreis (S. 225—289), 3) die alte Cultur Südamerikas (S. 289 bis 350), 4) die Entdeckung und Eroberung (S. 350—391), 5) das spanische Colonialreich (S. 391—427), 6) das englische Colonialreich (S. 427—460), 7) die Unabhängigkeitskämpfe des Nordens (S. 460—498), 8) die Unabhängigkeitskämpfe des Südens (S. 498—522), 9) der unabhängige Süden bis zur Gegenwart (S. 522—530), 10) Mittelamerika und Brasilien (S. 530 bis 536), 11) Nordamerika im 19. Jahrhundert (S. 536—574). Wir haben absichtlich die Seitenzahlen hinzugefügt, um den Umfang der einzelnen Theile zu kennzeichnen, und weisen darauf hin, daß Dem, was nach der bisherigen Weise, als „Vorgeschichte" bezeichnet würde, 169 Seiten (Abschnitt 1—3), der Zeit seit der Entdeckung 224 Seiten gewidmet sind. In dieser starken Berücksichtigung des noch voreuropäischen Amerika zeigt sich die oben besprochene Eigenart der neuen Weltgeschichte. Ebenso in dem nun folgenden letzten Capitel des ersten Bandes: „Die geschichtliche Bedeutung des Stillen Oceans" (S. 577—606), das, zuerst vom Grafen *Wilczek* bearbeitet, nach dessen Tode von Dr. Karl *Weule* überarbeitet ist. So interessant die Ausführungen dieses Capitels sind, so hätten sie doch, da sie sich natürlich vorwiegend mit den von dem Ocean bespülten Ländern und ihrer Bevölkerung beschäftigen, zumeist verbunden werden können mit dem Capitel Oceanien und Ostasien, das den zweiten Band eröffnen soll, wie das für die amerikanische Seite des Oceans schon in diesem Bande geschehen ist: eine *gesonderte* Behandlung der Oceane erscheint uns in der Weltgeschichte kein dringendes Bedürfniß. — Geschmückt ist der erste Band mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Das ist, wie wir freudig hervorheben, keine Ueberladung mit Illustrationen, die gebotenen sind gut ausgewählt (wir nennen z. B. ein „Blatt aus der Dresdner Maya-Handschrift", „Kämpfe der Spanier in Mexico", nach den aztekischen Zeichnungen des „Lienzo de Tlazcala" ꝛc.); daß sie technisch vortrefflich sind, bedarf bei einer Verlagshandlung, wie das Bibliographische Institut, keiner besonderen Hervorhebung. — Ein alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes sehr. Zum Schluß wiederholen wir, daß wir die neue Weltgeschichte in ihrer Eigenart *neben* den übrigen nicht nur für durchaus berechtigt, sondern für nothwendig halten; sie mußte geschrieben werden, wir begrüßen deshalb ihr Erscheinen mit Freude, erblicken in ihr eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur, wünschen ihr besten Fortgang und sehen den weiteren Bänden mit lebhaftem Interesse entgegen. A. *Baldamus*.

Sonstige Bücherbesprechungen.

— *Schönburgische Geschichtsblätter*. Vierteljahrsschrift zur Erforschung und Pflege der Geschichte im Gebiete der

Schönburgischen Receß- und Lehnsherrschaften. Bd. V. Heft 3 u. 4. Waldenburg, E. Kästner. 1899. 8°. — In den vorliegenden, den 5. Jahrgang der Zeitschrift abschließenden Heften verdienen wieder in erster Linie die Arbeiten von Theodor Schön Erwähnung, der uns leider immer noch auf eine Geschichte des Hauses Schönburg warten läßt. Der Aufsatz „Wolf I. Herr von Schönburg und Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" erinnert an die übrigens bereits bekannte Theilnahme Wolf's an dem Feldzug des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg und an die durch ihn bewirkte Eroberung des Schlosses Möckmühl und Gefangennahme des hier hausenden Götz von Berlichingen (1519). Mehr Neues bietet der Aufsatz über den Bauernkrieg im Schönburgischen; er betrifft besonders Hrn. Ernst von Schönburg, der in der Schlacht bei Frankenhausen die Truppen des Herzogs Georg führte und im J. 1525 mit Energie die Unterdrückung der Bauernunruhen in seinen Landen betrieb; aus späteren Prozeßacten, namentlich denen des Fuger'schen Prozesses (1533 f.), ließen sich einzelne neue Thatsachen ermitteln. Weitere Beiträge Schön's behandeln den schwedischen General Grafen Arvid Wittenberg v. Debern, der sich am 10. April 1648 mit der Tochter des Hrn. Hans Caspar von Schönburg, Maximiliane Elisabeth, vermählte, aber bereits am 2. August die kaum 15jährige Gattin durch den Tod verlor; einige Fälle von Anwerbungen „langer Kerle" für König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1739) und den Kurfürsten von Sachsen (1753); die Theologenfamilie Avenarius, insbesondere den als Gelehrten und Schriftsteller bekannten Johann Habermann (gest. 1590), der eine Zeit lang in Lichtenstein und Lößnitz als Prediger wirkte; endlich den Glauchauischen Superintendenten Adolph Wilhelm v. Gohren (starb 1734 als Hauptprediger der St. Michaeliskirche in Hamburg). Reich bedacht ist wiederum die Ortsgeschichte der Schönburgischen Lande; freilich sind die Beiträge von sehr verschiedenem Werthe. R. Rother setzt seine Mittheilungen zur Industriegeschichte von Meerane fort; er befaßt sich diesmal mit der Fabrikantenfamilie Oehmig, die er bis ins 16. Jahrhundert zurück zu verfolgen vermag (das Testament eines Vorfahren, des Mittweidaer Bürgers Caspar Oehmich von 1587, das viele Stiftungen enthält, wird vollständig mitgetheilt). Die weiteren Beiträge F. E. Kröber's zur Geschichte der Stadt Penig bestehen lediglich in Auszügen aus der 1755 gedruckten Urkundensammlung von Schöttgen über die Burggrafen von Leisnig und aus Kreysig's Beiträgen zur Historie von Obersachsen. Derselbe Verfasser schildert nach den Acten den Rechtsstreit zwischen den Bauern zu Pfaffroda und dem Besitzer der Herrschaft Remse, Herrn Gottfried Ernst von Schönburg, wegen der von diesem beanspruchten Hut- und Triftgerechtigkeit (1666—1671). Hugo Colditz behandelt in einem 3. Aufsatz zur Geschichte der Gewerbe in Lichtenstein die Innungen der Gerber, der Kleidermacher, der Sattler, Seiler, Wagner und Seifensieder, der Zimmerleute, der Tischler und Glaser nach Innungsordnungen und sonstigen Archivalien des 17. und 18. Jahrhunderts und knüpft daran eingehende Mittheilungen über die Geschichte der Bierbrauerei in Lichtenstein; er erinnert ferner an den vor 300 Jahren (16. April 1599) begründeten dritten Jahrmarkt in Lichtenstein und bespricht die nach dem dreißigjährigen Kriege daselbst eingeführte Biersteuer und die Streitigkeiten zwischen Stadt und Herrschaft, die sich im 17. und 18. Jahrhundert daran anschlossen. Fr. Resch theilt eine Hofdreschordnung des Ritterguts Oberwiera aus dem 17. Jahrhundert, ein ungenannter Verfasser Nachrichten über Stiftungen in der Stadt Lößnitz von der ältesten Zeit (Hospital St. Georg) bis zur Gegenwart mit. Die Quellen des Aufsatzes von Emil Wilke „Was der Bergfried zu Waldenburg erzählt" sind namentlich die Niederschriften, die zu verschiedenen Zeiten (1686, 1706, 1799, 1844, 1853) im Thurmknopf des Schlosses niederlegt wurden und die sowohl die Baugeschichte des Thurmes als die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Herrschaft betreffen. Den handschriftlichen „Annales Hartensteinenses" des Samuel Friedrich Mittelbach entnimmt E. K(röber?) „Zur Rechtspflege vor 300 Jahren" Mittheilungen über einige Hexen- und andere peinliche Prozesse des 16. und 17. Jahrhunderts; ebendaher stammen die „Nachrichten über Pest-Epidemien", besonders die 1713 und 1714 in Bobershau und Rittersberg wüthende Epidemie. Wir notiren endlich noch die kleinen Aufsätze von Kröber über den Altpeniger Scharfrichter Kaspar Otto (1664, 1669), von Schmertosch über eine im 16. und 17. Jahrhundert nachweisbare böhmische Adelsfamilie „von Glauchau", von Th. Distel über ein Porträt Karl's V. in der Kirche zu Jerisau und über Paul Flemming, von R. H(ofmann) über das erste Auftreten der Zigeuner im Schönburgischen (nach v. Weber's „Aus vier Jahrhunderten" N. F. II, nicht, wie der Verfasser angiebt, aus dem Archiv für Sächsische Geschichte).

—m—

— Mittheilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte. X. Jahrbuch für 1898—99. Chemnitz, Commissionsverlag von O. May's Buchhandlung (E. Roeder), 1899. 182 S. 8°. — Der Geschäftsbericht, der das vorliegende Heft eröffnet, zeigt, daß der Verein in das zweite Vierteljahrhundert seines Bestehens mit rüstigem Schaffen eingetreten ist; er bringt Auszüge aus einer ganzen Anzahl anregender Vorträge, von denen wir nur den von E. Weinhold über Chemnitzer Straßennamen hervorheben, und die Ansprache, in der einer der Gründer des Vereins, Prof. Dr. Mating-Sammler, bei der Jubiläumsfeier (am 14. Dec. 1897) die bisherige literarische Thätigkeit des Vereins schilderte. Von den Abhandlungen, die sich an den Bericht anschließen, beziehen sich nur zwei auf die äußeren Schicksale der Stadt: eine umfängliche Arbeit von Paul Uhle über Chemnitz im siebenjährigen Kriege, in dem auf Grund von zwei handschriftlichen Chroniken und der reichhaltigen Rathsacten die schweren Bedrängnisse der bald von preußischen Truppen, bald von Oesterreichern und Theilen der Reichsarmee besetzten Stadt dargestellt werden, und der Aufsatz von E. Weinhold „Aus bewegter Zeit", der die in Chemnitz sich abspielenden Vorgänge der Jahre 1848 und 1849 behandelt: die Adressen des Raths und der Bürgerschaft vom 6. und 8. März 1848, die recht lebhaft die gehobene und dabei noch loyale Stimmung jener Tage wiederspiegeln, die Organisation der Communalgarde, die in ihrer Entstehung noch immer nicht klaren Septemberunruhen, die Betheiligung der Chemnitzer an dem Dresdner Maiaufstand, der kläglich endende Zug der Communalgarde nach Dresden, den Aufenthalt des Restes der flüchtigen provisorischen Regierung in Chemnitz und ihre Verhaftung daselbst. Daneben enthält das Heft verschiedene Beiträge zur Geschichte des socialen, geistigen und gewerblichen Lebens der Stadt. A. Lauckner behandelt die Organisation und Geschichte der Cantoreigesellschaft, besonders im 17. und 18. Jahrhundert, wobei bemerkenswerth ist, daß die Gesellschaft seit 1611 den Charakter einer Begräbnißgesellschaft trug. Das Andenken eines interessanten Chemnitzer Theologen, Mag. Gottfried Clemann, der 1689—1697 als kursächsischer Feldprediger ein bewegtes Leben führte und sich namentlich durch eine Schilderung der Schlacht bei Zenta bekannt gemacht hat, hierauf von 1698 bis zu seinem Tode 1738 erst als Diaconus, dann als Archidiaconus in Chemnitz wirkte, hat E. Kirchner erneuert. A. Gottschaldt macht Mittheilungen aus der Lade der Maurerinnung, besonders über einen Streit der Landmaurer mit den Stadtmaurern, 1785, über Verhandlungen zwischen dem Rath und der Innung wegen einer Localbauordnung 1834 u. s. w.; am Schlusse theilt er den Wortlaut der Innungsordnung von 1787 und ein Verzeichniß der Meister seit Begründung der Innung 1683 mit. E. Kirchner, dem wir bereits mehrere Arbeiten zur Geschichte der Papierfabrikation verdanken, behandelt die Papiermühlen bei Chemnitz. Es ist bekannt, daß die im Jahre 1398 von Markgraf Wilhelm privilegirte Papiermühle „unter dem Kloster" die zweitälteste Papiermühle in Deutschland war; eben jenes Privileg ist das älteste deutsche Privileg dieser Art. Leider ist über diese Papiermühle keine weitere Nachricht erhalten, so daß man nicht weiß, wie lange der Betrieb gedauert hat. Erst fast drei Jahrhunderte später begründete Christoph Rechenberg wieder eine Papiermühle, ebenfalls unterhalb des Schlosses, und erhielt trotz des lebhaften Widerstrebens der Schneeberger, Freiberger und Niederzwönitzer Papiermühlen im Jahre 1689 ein Privileg dafür; die Mühle, um 1723 nach Altchemnitz verlegt, hat dann bis um die Mitte unsers Jahrhunderts bestanden, wurde später in eine Mahlmühle verwandelt und 1870 von der Stadt Chemnitz erworben und abgerissen. Endlich macht E. Weinhold Mittheilungen über das Straßenbauwesen in und um Chemnitz namentlich im 15. und 16. Jahrhundert, die sich namentlich auf die Art der Anlegung von Straßen und ihren nicht eben sehr erfreulichen Zustand beziehen.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 106. Dienstag, den 12. September, Abends. 1899.

Der Sonnenstein bei Pirna im Siebenjährigen Kriege.

Von G. Kästner.

Der hochragende Wächter am Eingangsthor der Sächsischen Schweiz, der altehrwürdige Sonnenstein, ist zwar nach Ausdehnung und Werken nie eine bedeutende Festung gewesen, seine Lage aber dicht an der Elbe, wo deren Thal sich plötzlich mächtig weitet, der vielumstrittene Nollendorfer Paß seinen Anfang nimmt, die Nähe der sächsischen Hauptstadt endlich haben ihm in den Kämpfen vergangener Jahrhunderte eine wichtige Rolle zuertheilt. Gar mächtig umtobten namentlich die Stürme des Dreißigjährigen Krieges sein „lebendes Gemäuer“, dann aber sah er friedliche Tage und die Befestigungen zerbröckelten. Da nahte die für unsere Väter unsäglich harte Zeit des Siebenjährigen Krieges. Fast lähmend durcheilte im Sommer 1756 die Botschaft das Land, Friedrich II. marschire in drei Colonnen nach dem Süden, um einem austro-sächsischen Bündniß zuvor zu kommen. Kopflos wie die Regierung zeigten sich der drohenden Gefahr gegenüber auch die sächsischen Generäle. Von den verschiedenen Vorschlägen, die zur Rettung des Vaterlandes auftauchten, fand endlich der des Feldmarschalls v. Rutowsky Annahme, die Garnisonen von Wittenberg, Stolpen und der Pleißenburg aus ihren Plätzen zu ziehen und zur Verstärkung der Festungen Königstein und Sonnenstein zu verwenden, die übrige sächsische Armee aber, soweit sie nicht in Polen stand, in einem festen Lager auf der Pirnaer Hochebene zu vereinigen und von hier aus Verbindung mit den Oesterreichern zu erstreben. Verhältnißmäßig rasch wurde das Lager errichtet und von ungefähr 20000 Mann bezogen; es streckte seinen linken Flügel über Chritzschwitz bis nach Langhennersdorf, lehnte den rechten an den Sonnenstein und fand im Rücken Deckung durch die Festung Königstein. Die wenigen westlichen und südlichen Zugänge wurden durch Verhaue geschützt. Die sächsischen Truppen selbst befanden sich freilich infolge der Brühl'schen Mißwirthschaft in einem völlig reducirten Zustande. Wie bekannt, umschloß nun Friedrich der Große mit unglaublicher Schnelligkeit das ganze sächsische Lager in weitem von Langhennersdorf über Groß-Sedlitz, die Elbe, Pratzschwitz, Daube, Dorf Wehlen, Waltersdorf bis Schandau reichenden Bogen, drängte die durch Krankheit und Desertion decimirte sächsische Armee über Struppen und Thürmsdorf auf das rechte Elbufer und zwang sie Mitte October auf der Liliensteiner Ebenheit, unter den Augen ihres Kurfürsten, zur Ergebung. Selbstverständlich bedingte die Gefangennahme der sächsischen Armee auch die Ergebung der nun völlig isolirten Festung Sonnenstein. Kurz vor dem Abmarsch der Sachsen aus dem Struppner Lager war der Obercommandant des Sonnensteins, General v. Rochow, zur Unterstützung des Commandanten der Festung Königstein, des Generals v. Pirch, dorthin befohlen worden. Feldmarschall v. Rutowsky hatte aber durch v. Rochow noch vor dessen Weggang vom Sonnenstein dem Untercommandanten, Obristen v. Preuß, mittheilen lassen, daß dieser, falls er von den Preußen angegriffen oder zur Ergebung aufgefordert werde, unter möglichst günstigen Bedingungen capituliren solle. Hierzu schrieb nun General v. Rochow eine Anzahl Capitulationsbedingungen selbst nieder und übergab sie seinem Stellvertreter, dem Obristen v. Preuß, welcher jetzt allerdings vor keine angenehme Aufgabe gestellt war. Die Durchsicht dieser Bedingungen und ebenso der späteren Verhandlungen ergiebt, wie wenig noble Gesinnungen damals manchen der höheren sächsischen Officiere beseelten. Betheuerungen, die Pflicht gegen den König „bis aufs Blut“ erfüllen zu wollen, finden wir vielfach, thatkräftige Entschlüsse fehlen. Dagegen zeigt sich oft große Sorge um das persönliche Eigenthum und die Equipage. So verlangt der General v. Rochow in Punkt 5 der von ihm aufgestellten Capitulationsbedingungen, daß ein ihm in der Stadt Pirna gehöriges Haus vor jeder Plünderung und Zerstörung bewahrt bleiben müsse, ferner, daß sein auf dem Sonnenstein befindliches Eigenthum in dieses Haus geschafft und dort durch eine Salvegarde sicher gestellt werde. Nachdem nun preußische Regimenter das verlassene Lager auf der Pirnaer Hochebene besetzt hatten, marschirte General v. Winterfeld mit 3 Bataillonen am 13. October von Chritzschwitz aus auf den Sonnenstein zu. Voraus schickte er einen Officier, der mit dem Commandanten des Sonnensteins, Obristen v. Preuß, einen Vertrag abschloß, nach welchem General v. Winterfeld ungehindert am Sonnenstein vorbei nach Pirna gehen konnte, um dort eine Verbindung mit dem rechtsseitigen Elbufer herzustellen. Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr traf General v. Winterfeld selbst an der südlichen Festungsbarrière ein und übernahm dort persönlich vom Obristen v. Preuß die von Rochow aufgestellten Capitulationsbedingungen, um sie dem Markgrafen Karl zur Durchsicht zu übermitteln. Sie fanden selbstverständlich keine Genehmigung. Die weiteren Verhandlungen führte hierauf der Oberstleutnant v. Tauentzien, welcher inzwischen Pirna mit dem ersten preußischen Gardebataillon besetzt hatte, theils durch den Capitän v. Cannicke, theils selbst. Da der Obrist v. Preuß Weiterungen machte, ließ ihm v. Tauentzien durch den Capitän v. Cannicke noch am Abend des 13. Octobers melden, daß er am nächsten Morgen bestimmt den Sonnenstein attaquire, worauf Obrist v. Preuß antwortete, er werde ihn erwarten. Doch erfolgte am Morgen des 14. Octobers kein Angriff. Dagegen erschien im Laufe des Vormittags der Oberstleutnant v. Tauentzien selbst an der Klappe, dem Eingange an der Westseite der Festung, neben der Schloßschänke, und theilte dem Obristen v. Preuß auf „Parole“ mit, daß Se. Majestät der König von Preußen die sofortige Ergebung des Sonnensteins auf Discretion verlange. Im Weigerungsfalle würden Stadt und Festung bombardirt werden und kein Stein auf dem andern liegen bleiben. So rapportirte wenigstens der Obrist v. Preuß später an den sächsischen Feldmarschall v. Rutowsky. Hierauf fand sich ersterer genöthigt, noch am gleichen Tage, am 14. October, mit dem Oberstleutnant v. Tauentzien die Capitulation abzuschließen. Abends 8 Uhr besetzten die Preußen das Ravelin vor dem Hornwerke auf der Südseite und am Morgen des 15. Octobers die ganze Festung. Die Besatzung von 140 Mann wurde kriegsgefangen abgeführt; Officiere behielten Degen und Eigenthum. Außerdem fielen den Preußen 42 Geschütze und 40 Centner Pulver in die Hände. Die Energielosigkeit der sächsischen Führer, welche ihre Hoffnung lediglich auf österreichischen Entsatz stellten, hatte sich bitter gerächt: Sachsen war völlig in der Gewalt Friedrich des Großen. Zwar besaß die Festung Königstein noch sächsische Garnison, wurde aber durch Neutralitätserklärung für den weiteren Krieg völlig bedeutungslos gemacht. Der Sonnenstein und Pirna erhielten zunächst gegen zwei Jahre preußische Besatzung.

Im November 1757 nach der Schlacht bei Roßbach zwang das wechselnde Kriegsglück Friedrich den Großen, aus Thüringen nach Schlesien zu eilen, um dort den Herzog von Bevern, welcher von den Oesterreichern hart bedrängt wurde, zu unterstützen. Seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, vertraute der König das Commando über sämmtliche in Sachsen und Thüringen stehende Truppen an und stellte ihn damit vor die schwere Aufgabe, die ganze Süd- und Südwestgrenze Preußens gegen einen dreifachen Feind zu decken, gegen die Franzosen, welche vom Westen aus drohten, die Reichsarmee, welche sich in Franken sammelte, und

ein österreichisches Heer, welches bei Saaz in Böhmen unter Serbelloni und dem kühnen Haddick lagerte. Prinz Heinrich war diesen Schwierigkeiten gewachsen. Rasch drängte er die Franzosen nach dem Westen zurück und verlegte dann sein Hauptquartier von Leipzig nach Dresden, wo er am 28. März 1758 eintraf. Da ihm vor Allem daran liegen mußte, eine Verbindung der 30000 Mann starken Reichsarmee unter dem Prinzen von Pfalz-Zweibrücken mit dem österreichischen Heere in Böhmen zu verhindern, so plante er einen Vorstoß durch Sachsen nach Franken. Er vertheilte seine Truppen über das Erzgebirge und das Vogtland, ließ seine Reiterei fleißig die Gebirgspässe durchstreifen und brach dann selbst nach Franken auf. Auf die Schwester des Königs, die Markgräfin von Baireuth, scheinen freilich die Führer der beiden feindlichen Armeen, sowie die bei diesen befindlichen österreichischen Staatsmänner weder einen bedeutenden, noch auch nur kriegslustigen Eindruck gemacht zu haben. Sie schreibt an ihren Bruder:[1]) „J'ai vu hier le Prince de Deux-Ponts et les ministres et les généraux autrichiens; le Prince est fort poli. Il paroit avoir plus de bonsens que l'esprit. Wittmann est décontenancé et consterné comme un homme, qu'on mène à la potence; les autres se contraignent un peu mieux. Dans un quart d'heure de temps, que je les vu, ils ont lachés bien des étourderies .... W .. a des idées, qu'il faut faire la paix, coute qui coute, avec nous." Doch besaß wenigstens die österreichische Armee noch energische und thatendurstige Generäle. Kaum hatte der kühne, durch die Ueberrumpelung Berlins bekannte Haddick erfahren, daß Prinz Heinrich das Centrum Sachsens geräumt und zu seiner Deckung nur geringe Streitkräfte zurückgelassen habe, so entschloß er sich, über das Erzgebirge zu gehen, den Sonnenstein und Pirna wegzunehmen und sich damit einen Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu sichern. Mit 8000 Mann brach er am 28. Mai 1758 aus dem Saazer Lager auf. Er marschirte über Dux, Teplitz, Aussig nach der sächsischen Grenze, zog dann seine Truppen südlich vom Königstein beim Dorfe Rosenthal zusammen und bereitete den Ueberfall des Sonensteins und Pirnas vor. Hier commandirte auf der Festung der Obrist v. Grape, in der Stadt der Obrist v. Sydow; Beiden unterstanden nach eingetroffener Verstärkung etwa 1450 Mann. Nach Haddick's[2]) Disposition sollten nun seine Truppen am 6. Juni Abends 8 Uhr in aller Stille aus ihrer Stellung bei Rosenthal aufbrechen und zunächst nach dem eine Stunde südlich vom Sonnenstein auf der Höhe des Pirnaer Plateaus] gelegenen Dorfe Chritzschwitz marschiren, von wo aus der Sturm gedacht war. Seinem rechten Flügel, von leichten Panduren und Kroaten gebildet, befahl er, durch das Dorf Ebenheit nach dem Thalrande der Elbe zu schleichen und die Ostseite des Sonnensteins anzugreifen. 800 Kürassiere und Husaren, auf dem linken Flügel stehend, erhielten die Weisung, hinab in das Gottleubathal zu gehen, auf der Rottwerndorfer Straße vorzurücken und die Dohnaische Vorstadt von Pirna zu besetzen. 2000 Infanteristen endlich bestimmte Haddick, am waldigen Ostabhange des Gottleubathales, der Viehleite, unter dem Schutze noch jetzt sichtbarer Weinbergsmauern vorzubringen. Drei große Wagen mit 24 Sturmleitern und anderem Geräthe folgten. Nachts 1 Uhr sollte jeder Truppentheil zur Stelle sein. Haddick selbst in seiner kühnen Weise ritt mit Gefolge auf der hohen Straße bis dicht an den Galgen, wenige Minuten von den Festungswerken entfernt, vor. Panduren und Kroaten, auch die Reiter waren pünktlich an den Bestimmungsorten; doch gelang es infolge des bergigen Geländes der Infanterie nicht, rechtzeitig das Dorf Chritzschwitz zu erreichen. Da nun außerdem die Nacht vom 6. bis zum 7. Juni eine selten helle war, und die preußischen Patrouillen und Posten, deren Schritte und gegenseitiges Anrufen Haddick selbst hörte, große Wachsamkeit zeigten, mußte der ganze gut angelegte Plan aufgegeben werden. Nur 2 Pirnaer Nachtwächter waren von den ungarischen Reitern mit fortgenommen worden. Nach greulicher Plünderung der umliegenden Dörfer zogen unsere österreichischen Freunde über den Nollendorfer Paß wieder ab. Der mißlungene Versuch, den Sonnenstein und Pirna zu überrumpeln, ließ jedoch den Prinzen Heinrich, welcher noch bei Hof lagerte, erkennen, daß die Oesterreicher überhaupt beabsichtigten, vom Süden aus in Sachsen einzubrechen, und diese Absicht trat, nachdem es der Reichsarmee unter dem Prinzen von Zweibrücken völlig geglückt war, sich mit der österreichischen Arme in Böhmen zu verbinden, immer klarer hervor. Prinz Heinrich verlegte deshalb, da er zunächst einen Einfall über Sebastiansberg und Marienberg vermuthete, am 15. Juni sein Lager von Hof nach Zschopau. Der vorzüglich eingerichtete Aufklärungsdienst vergewisserte ihn jedoch bald, daß die neu combinirten österreichischen und Reichstruppen am Südabhange des Erzgebirges hinzogen, um abermals gegen den Sonnenstein und Pirna als Stützpunkte für eine Belagerung Dresdens zu operiren. Eiligst ging Prinz Heinrich von Zschopau nach Dippoldiswalde, und am 18. August bezog er ein Lager bei Groß-Sedlitz, wo zwei Jahre vorher sein königlicher Bruder residirt hatte. Der Prinz, dessen linke Flanke noch durch eine andere Abtheilung unter Dombasle bedroht wurde, fühlte den Ernst seiner Lage sehr wohl und schrieb besorgt dem Bruder: „Je crois que le dessein de l'ennemi est de prendre Pirna, pour se rendre maître de ce côté-ci de l'Elbe. Je compte bien que ce dessein échouera: mais comme je soupçonne qu'ils bombarderont le Sonnenstein de l'autre côté de l'Elbe, où je n'ai pas assez de troupes et comme le corps de Dombasle me force d'avoir un détachement pour lui opposer, il ne me reste que 24 bataillons, de sorte, que si j'en détache de l'autre côté, vous sentez bien, que je m'affaiblirois trop ici..... Mais si un corps de l'armée passer pour bombarder le Sonnenstein, vous compter, que c'est une affaire de 24 heures." Rasch entschlossen ließ der Prinz nun die Besatzungen des Sonnensteins und Pirnas ergänzen, den Kohlberg befestigen, mit dem Freibataillon Monjou belegen und zahlreiche Verschanzungen am Hausberge und dem Thalrande der Gottleuba anbringen. Insbesondere wurde die kleine, nach der Höhe führende Schlucht, in welcher jetzt die Pulverhauswache steht, durch Verhaue geschützt. 900 Mann von den Regimentern Brandeis und Knobloch, sowie 2 Escadrons Husaren wurden in die südlich von Pirna liegenden Dörfer gelegt. Langsamer entwickelte sich der Anmarsch der in 4 Colonnen getheilten combinirten feindlichen Armee. Die österreichische Vorhut führte General v. Haddick, der bereits am 28. Juli zwischen Schönwald und Altenberg stand, wo ihm allerdings preußische Husaren unter Major v. Röhl einen seiner Untergeneräle, v. Witrowsky, gefangen nahmen. Die Vorhut der Reichsarmee, befehligt von General v. Maquire, besetzte ebenfalls Ende Juli Berggießhübel. Haddick zog mit fortwährender Beunruhigung der Preußen näher nach Pirna heran, lieferte am 19. August am Kohlberge ein Gefecht, wobei die Preußen 11 Todte und 34 Verwundete, darunter die Majore v. Britzke und v. Knobloch, hatten, und nahm dann von Chritzschwitz aus mit seinem ganzen Corps Stellung auf der ihm schon bekannten Pirnaer Hochebene. Das Gros der österreichischen Armee traf jedoch erst am 25. August und das der Reichsarmee am 27. August auf diesem Plateau ein. Der Prinz von Zweibrücken, der Höchstcommandirende der combinirten Armee, nahm in Struppen Quartier und formirte, um die Eroberung des Sonnensteins und Pirnas vorzubereiten, 3 Treffen, welche er mit der Front nach dem Sonnenstein zwischen Nieder-Ebenheit und dem Vorwerke Himmelreich placirte. Der österreichische Generalmajor v. Guasko hatte außerdem von Tetschen aus Schandau besetzt und nach Krippen hinüber eine Schiffsbrücke geschlagen. Die Ausführung der Eroberung des Sonnensteins und Pirnas übertrug nun der Prinz Friedrich von Zweibrücken der zusammengesetzten Reichsarmee unter Befehl des Feldmarschallleutnants Grafen v. Maquire, während die Oesterreicher bestimmt waren, etwa herbeikommenden preußischen Entsatz abzuwehren. Da beide feindlichen Heere, die combinirte österreichische Reichsarmee und die preußische, sich so nahe standen, daß die Vorposten mit einander sprechen konnten, waren die mit einer regelrechten Belagerung verbundenen Arbeiten zunächst nicht angängig, und Maquire begnügte sich vor Kunnersdorf, östlich vom Sonnenstein, Batterien aufzupflanzen, um denselben zu kanoniren. Da gestaltete sich plötzlich die Lage des Prinzen Heinrich noch ungünstiger. Der österreichische Feldmarschall Daun rückte von der Lausitz her auf die sächsische Hauptstadt zu, und Prinz Heinrich, um nicht von dieser abgeschnitten zu werden, sah sich gezwungen, seine Stellung näher an Dresden zu legen. Zum Schutze Pirnas ließ er noch in den Vorgärten Redouten aufwerfen, dann aber brach er am 1. September Abends 9 Uhr von Groß-Sedlitz auf, ging über die Müglitz und nahm auf dem Gute Gamig bei Dohna Quartier. Der Morgen des 2. Septembers sah den dicht bei Pirna gelegenen Kohlberg und die Verschanzungen am Hausberge und am Thalrande

[1]) Citirt nach Schöning III.

[2]) Bellona. 9. St. Journal des Feldzugs 1758 in Sachsen unter Commando Sr. K. H. des Prinzen Heinrich's. 1782.

der Gottleuba von den Preußen verlassen. Sofort besetzten die Reichstruppen die aller Vertheidiger entblößten preußischen Stellungen und schlossen zunächst linksseitig der Elbe die Festung Sonnenstein und die Stadt Pirna völlig ein. Am Morgen des 3. Septembers wurde der Festungscommandant, Obrist v. Grape durch den Artilleriemajor v. Grumbach von der Reichsarmee zur Uebergabe aufgefordert. Ersterer erklärte zwar, Festung und Stadt unter allen Umständen halten zu wollen, ließ aber ruhig an diesem Tage die Belagerer im Posthausgarten (jetzt Platz der höheren Töchterschule) 2 Batterien errichten, ohne dies durch seine Geschütze zu hindern. Am nächsten Tage, dem 4. September, ließ Graf v. Maquire durch den württembergischen Oberst v. Augée die Besatzung des Kohlberges noch um 2 Bataillone und 6 Geschütze verstärken, übertrug dem württembergischen Obersten Mac Elliot die Eröffnung der Trancheen und schickte den kurpfälzischen Generalmajor Graf Effern mit 2 Bataillonen, 8 Grenadiercompagnien und etwas Reiterei auf das rechtsseitige Elbufer, um dort über dem Copitzer Werthhause, also im Rücken des Sonnensteins, ebenfalls eine Batterie errichten zu lassen. Ferner wurden auf der Höhe des Hausberges, unmittelbar vor dem Gericht, 8 Kanonen und 4 Haubitzen und am Kunnersdorfer Wege, kaum 5 Minuten von der Festung entfernt, wieder 8 Kanonen aufgefahren, und endlich zogen die Oesterreicher vom Rande des Gottleubathales bis nach Kunnersdorf einen Laufgraben. Freilich gab sich am gleichen Tage, dem 4. September, der Obrist v. Grape alle Mühe, durch lebhaftes Geschützfeuer vom Sonnenstein aus die Belagerungsarbeiten zu hindern und brachte den in den Batterien befindlichen Reichstruppen einen Verlust von 6 Todten und 7 Verwundeten bei, trotzdem daß er aber auch in der folgenden Nacht durch Abschießen von Leuchtkugeln und scharfen Geschossen die feindlichen Absichten störte, konnten die Belagerer am frühen Morgen des 5. Septembers doch die Kanonade beginnen. „Ein greuliches Krachen und Donnern erhub sich“ auf beiden Seiten und währte bis in den Spätnachmittag. Zwar schossen die Kanoniere der Reichsarmee vielfach zu hoch, doch erhielten immerhin die Festungswerke und die Häuser Pirnas selbst schwere Beschädigungen. Nachdem in der Nacht vorher bereits Feuer im Stadtzwinger ausgebrochen war, entstand Vormittag 10 Uhr abermals ein Brand vor dem Oberthor und legte 6 Häuser und 2 Scheunen in Asche. An ein Löschen war nicht zu denken, da die Bürgerschaft auf Befehl des Festungscommandanten während der Kanonade, die vom Sonnenstein heftig erwidert wurde, Schutz in den Kellern suchen mußte. Da, im Laufe der Nachmittagsstunden, wurden die zum preußischen Dienst gezwungenen Sachsen unruhig, die österreichischen Ueberläufer aber meuterten geradezu und suchten durch das Dohnaische Thor auszubrechen. Hierüber aber verlor, wie es scheint, der Festungscommandant, der preußische Obrist Jakob Heinrich v. Grape „die Contenance“ und ließ gegen 5 Uhr, ohne daß die Reichstruppen nur einen Sturmversuch gemacht hatten, zum Erstaunen derselben durch einen Tambour plötzlich Chamade schlagen. Zunächst stellte Obrist Grape an den Grafen v. Maquire allerdings nur die Bitte, durch einen Officier vom Prinzen Heinrich Verhaltungsmaßregeln einholen zu dürfen, als dies aber kurzer Hand verweigert wurde, erfolgte noch am gleichen Tage die Capitulation und zwar, ohne daß vorher schriftliche Bedingungen formulirt wurden. Hierauf besetzte der kurkölnische Generalmajor v. Nagel Abends 9 Uhr noch das Oberthor der Stadt, während die eigentliche Uebergabe der Festung erst am nächsten Morgen stattfand. Früh 7 Uhr marschirte die kriegsgefangen erklärte Besatzung des Sonnensteins mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen auf das südliche Festungsglacis und legte hier Waffen und Fahnen ab. Die Officiere, welche Degen und Eigenthum behielten, wurden auf ihren Wunsch nach Krems in Oesterreich gebracht, die Mannschaften zunächst im Herrengarte des nahen Dorfes Struppen eingeschlossen und dann ebenfalls nach Oesterreich abgeführt. Den Sonnenstein und Pirna besetzte zunächst der kaiserliche General v. Gaisruth mit österreichischen Truppen, welche später vom Regiment Blau-Würzburg unter dem Obristen Moser abgelöst wurden. Die kriegsgefangene preußische Besatzung bestand aus 1442 Mann, worunter zwei Obersten, 1 Oberstleutnant, 1 Major, 8 Capitäne und 17 Leutnants waren. Ferner übernahmen die Oesterreicher[1]) an metallnem Geschütz „29 Stückeln, zum Theil ruinieret, 9 Eyßerne Stückh mit ruiniertem Laadzeug, 7 Eyßerne Pöller, 58 Doppelhaggen, 538 Stückh Feuergewöhr mit Bajonetern, 13481 Gewöhr-Kugeln, 4505 Bomben und Grenaden, 487 Schrott Büxen, 2341 Stück Pulver Patronen, 86500 Flintten Patronen, 12 Centner Preysisches Stückh Pulver, 10000 Flintten Steiner, 27 Brandt Kugeln, 23 Pech Cröntz und viel an altem Feuer Gewöhr und Rüstung“. Auch 1900 Thaler baares Geld und große Mengen an Proviant, Fourage, Uniformtuch, Lederzeug u. A. m. fiel den Siegern in die Hände. Die Stadt Pirna fand sich schnell in die neuen Verhältnisse; noch am gleichen Tage, am 6. September,[2]) „haben 3 Deputirte der Stadt sowohl bei des Prinzen v. Zweibrücken Durchlaucht, als bei des Grafen v. Solms Excellenz, ingleichen dem Feldmarschall v. Maquire die Aufwartung gemacht. Erstere beiden sind sehr gratiores gewest, letzterer aber hat sehr ernst gesprochen und soll sowohl vom Rath als vom hiesigen Amtmann von Verrätherenen geredet, auch verschiedene bedenkliche Drohungen angefüget haben“. Der Schulcollege M. Kreußel und ein Buchdruckergeselle aber wurden wegen Veröffentlichung einer preußenfreundlichen Schrift verhaftet. Am nächsten Tage dem 7. September, hatte das gesammte Rathscollegium Audienz beim Grafen v. Solms und dem Kammerherrn v. Ponnickau, und wurde durch diese des 1756 erzwungenen preußischen Eides entbunden und zur Haltung der vorherigen Treue und Unterthänigkeit aufgefordert, „auch der Handschlag abgenommen, welchen ein jeder mit vielem Vergnügen abstattete“. Zweifelsohne hat der Obrist v. Grape bei der Vertheidigung der ihm anvertrauten und hinreichend mit Proviant versehenen Festung wenig Ausdauer gezeigt, und er ist darum scharf verurtheilt worden; doch dient zu seiner Entschuldigung,[3]) daß ihm nur minderwerthige Truppen, insbesondere nur 11 Kanoniere, von denen während der Beschießung 10 theils getödtet, theils verwundet wurden, zur Verfügung standen. — Die Befürchtungen des Prinzen Heinrich waren in Erfüllung gegangen, wie peinlich aber der Fall des Sonnensteins und Pirnas auf ihn wirkte, zeigt ein Brief, den er am 6. September von Gamig aus an den König richtet. Er schreibt: „Le Colonel Grape a soutenu un feu très médiocre pendant 13 heures et s'est rendu prisonnier; j'en suis averti d'un déserteur, car il ne m'a point fait annoncer cette nouvelle inattendue, qui met l'ennemi dans la situation de se servir de deux armées. Je ne vous dis pas combien je suis affligé de la perte de cette place, si j'avois de reprocher à me faire, à quelques temps d'ici les Autrichiens — — — et c'est ce dont je rendrai raison, si pourrai“ (undeutlich dechiffrirt). Merkwürdiger Weise scheint der König diesen Brief am 9. September noch nicht in den Händen gehabt zu haben; denn er schreibt an diesem Tage von Großenhain aus: „On m'assure ici, que Pirna est prise; il se peut que ce soit la ville, mais pour le Sonnenstein je n'en crois rien.“ Die Langsamkeit der Oesterreicher verhinderte sie auch diesmal, den mit der Eroberung des Sonnensteins errungenen Vortheil auszunützen. Feldmarschall v. Daun[4]) schlug zwar am 9. September dem Prinzen von Zweibrücken einen sofortigen gemeinschaftlichen Angriff auf die preußische Stellung vor, um Prinz Heinrich von Dresden abzuschneiden; der bedenkliche Zweibrückner wünschte aber „eine so wichtige Sache“ noch hinaus zu schieben, und noch Ende September standen die combinirten österreichischen und Reichstruppen in ihrer alten Stellung auf der Pirnaer Hochebene, die preußischen Truppen aber in kaum halbstündiger Entfernung auf den Höhen des linken Müglitzufers. Mehrfach beschäftigte nun in diesen Tagen die Frage der Schleifung oder Wiederinstandsetzung der Festung Sonnenstein die österreichischen Führer. Feldmarschall v. Daun, der die Eroberung Dresdens vor Allem erstrebte, wünschte sich jetzt in Besitz der Festung Königstein zu setzen. Er hatte bei der sächsischen Regierung in Warschau bereits um Ueberlassung des schweren Geschützes dieses Castells nachgesucht, und es wurde sogar geplant, auf abenteuerliche Weise, in große Proviant- und Fouragewagen versteckt, österreichische Grenadiere hinein zu schmuggeln. Den Besitz des Königsteins vorausgesetzt, glaubte man nun den Sonnenstein als Festung fallen lassen zu können. Ein schriftlicher directer Befehl zur Schleifung desselben liegt zwar nirgends vor; doch ist wahrscheinlich von Daun bei einer am 13. September in Stolpen stattgefundenen Zusammenkunft mit dem Prinzen von Zweibrücken

[1]) Mitgetheilt aus dem K. K. Kriegs-Archiv zu Wien. 1758. F. A. Reichs. A. 18/2.

[2]) H. St. A. Dresden. Loc. 6485.

[3]) Mitgetheilt durch die Kriegsgeschichtliche Abtheilung II des Großen Generalstabs. Berlin.

[4]) Bellona. 15. St. Journal des Feldzuges von 1758. S. 68.

ein solcher mündlich ertheilt worden. Denn daß die Demolirung des Sonnensteins beschlossen war, geht aus folgendem Briefe hervor, den Friedrich von Zweibrücken, damals noch im Besitze des Commandos über die Reichstruppen, am 16. September an den Feldmarschall Grafen v. Daun richtete. Er schrieb:[1]) Aus beikommenden und mir beliebigst widerum zurückzuschickenden Original-billet, von der Chur Prinzessin aus Dresden Königl. Hoheit, werden Euer Excellenz des mehreren zu entnehmen belieben, waß sich wegen der Vestung Königstein vor widrige Umstände ergeben. Da nun solches in unsern auf die Bemeisterung dieses Platzes sich gründenden Maßregeln eine gäntzliche Abänderung verursachet, so bitte ich mir gegenwärtig Euer Excellenz wohlmaynenden Rath nach dero erleuchten Einsicht aus, ob bei diesen veränderten Eusserungen dennoch mit der Demolier- und Verlassung der Vestung Sonnenstein zu werke zu gehen wäre: wobey noch ergebenst zu erinnern nicht entstehen kann, daß die Fortificationen, weilen sie alle in lebendigen Felsen bestehen, keineswegs können gesprenget werden, sondern man solche glatterdings nur rasieren müsse, wozu eine Arbeit von acht tägen erforderlich wäre." Eine schriftliche Antwort Daun's hierauf liegt ebenfalls nicht vor; doch fand am 16. September abermals eine Besprechung Daun's und des Zweibrückners, diesmal im Städtchen Wehlen, statt, und hier scheinen beide Führer übereingekommen zu sein, von der Schleifung des Sonnensteins endgiltig abzusehen, da die Besitznahme des übrigens kluger Weise 1756 durch Friedrich den Großen neutral erklärten Königsteins verschiedener Hindernisse, namentlich auch der Einsprache der Kurprinzessin halber nicht angängig erschien. Bereits am nächsten Tage, am 17. September, begann denn auch die Wiederherstellung der durch die Belagerung geschädigten Werke des Sonnensteins. Eine später ad hoc niedergesetzte österreichische Commission berathschlagte hierauf über die völlige Instandsetzung der Festung, und noch am 11. November wurden dem Feldmarschall v. Daun auf seinen Befehl ein Kostenanschlag über die nöthigen Arbeiten, die Consignationen der in der Festung vorhandenen Vorräthe und zwei Pläne der Festung und der Stadt durch den kurmainzischen Oberst Frhrn. v. Gudenus übersendet. Scheint jetzt demnach Daun dem Sonnenstein für seine Unternehmungen gegen Dresden wieder größere Bedeutung beigelegt zu haben, so trat durch das plötzliche Einrücken Friedrich's II. in Sachsen eine völlige Veränderung der österreichischen Entwürfe ein. Friedrich war endlich wieder Herr ganz Schlesiens geworden, und eilte, um vor Allem das gefährdete, vom Grafen Schmettau aber energisch vertheidigte Dresden zu halten, seinem unermüdlichen Bruder Heinrich zu Hilfe. Feldmarschall v. Daun sah nun seine sorfältig vorbereiteten Pläne gegen die preußische Stellung in Sachsen überhaupt als mißglückt an und zog mit den gesammten österreichischen und Reichstruppen zurück nach Böhmen in die Winterquartiere. Nach Abbruch seines festen Lagers bei Stolpen schlug er zunächst jenseits der Elbe auf der Pirnaer Hochebene in unmittelbarer Nähe des Sonnensteins ein neues auf und brachte hier die Zeit vom 16. bis zum 21. November zu. Auch die aus diesen Tagen stammenden militärischen Journale und Befehlsbücher geben keinen sicheren Anhalt,[2]) daß man österreichischerseits jetzt die Schleifung des Sonnensteins beabsichtigt habe; es liegen lediglich nur eine Anzahl Entwürfe über das Erforderniß an Wagen und Elbschiffen vor, die nöthig seien, um die auf dem Sonnensteine befindlichen Kriegsgeräthe wegzuschaffen. Demnach reducirt sich die in verschiedenen Geschichtswerken behauptete Schleifung des Sonnensteins durch die Oesterreicher jedenfalls nur auf die Fortführung noch brauchbarer Geschütze und der Vorräthe an Munition und Proviant. Noch im December 1758 waren die Preußen wieder Herren von Pirna und dem Sonnenstein, welch' letzteren sie sofort mit 300 Kranken belegten. — Hiermit ist die eigentliche militärische Bedeutung der Festung Sonnenstein im Siebenjährigen Kriege erledigt. Nach dem Hubertusburger Frieden bestimmte man[3]) die weiten Räume des alten Schlosses zu Wohnungen für Invaliden und Beamtenwittwen und 1811 zur Aufnahme der auf Napoleon's Machtwort aus Torgau verwiesenen Heil- und Verpflegungsanstalt für Gemüthskranke.

[1]) Mitgetheilt durch das K. K. Kriegsarchiv in Wien. 1758. F. A. Reichs. A. 13/2.

[2]) Mitgetheilt aus dem K. K. Kriegsarchiv zu Wien.

[3]) H. St. A. Loc. 6271. Die Bestellung der Obercommandanten-Charge &c.

Bücherbesprechungen.

— Im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheint ein neues Bibelwerk, genannt „Tausend-Bilder-Bibel", in 40 Lieferungen à 40 Pfennige. — Die uns vorliegenden fünf Lieferungen bringen die vier Evangelien zum Abschluß. Man muß zugeben, daß für den festgesetzten Preis eine möglichst brauchbare Volksbibel dargeboten wird. Es wird eine erstaunliche Fülle von Bildern dem Text eingefügt, und die Auswahl dieser Illustrationen läßt auf genaue Bekanntschaft mit der Kunstgeschichte schließen. Nicht blos die bekannten, sondern auch weniger bekannte Meister sind mit Recht herangezogen. Die landschaftliche Darstellung der im Text erwähnten Oertlichkeiten ist nur mäßig beigegeben, was man nur billigen kann. Das Papier ist weiß, der Druck groß und deutlich. Demnach mag das neue Unternehmen hierdurch empfohlen sein. —g.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedrich Meinecke. Neue Folge 47. (der ganzen Reihe 83.) Band. 2. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1899. — Das vorliegende Heft eröffnet ein geistreicher Aufsatz von J. Kaerst „Die universal-historische Auffassung in ihrer besonderen Anwendung auf die Geschichte des Alterthums", der, vielfach im Gegensatz gegen neuere geschichtsphilosophische Erörterungen, die Stellung des Alterthums im Gange der Weltgeschichte behandelt. Er betont die wesentlichen Unterschiede in der geschichtlichen Auffassung, die das (griechisch-römische) Alterthum selbst beherrschte, das Vorwiegen des formalen Elements im politischen Denken der Völker, das Zurücktreten des Individuums, den Mangel an Verständniß für das nationale Element, soweit nicht der enge Stadtstaat in Betracht kommt, die Anfänge der Theorie des Naturrechts, die in die Geschichte der früheren Jahrhunderte hinüber reichenden Einflüsse des antiken Denkens und die neuen Momente, die sich geltend machen. Näher auf die gedrängten, aber reiche Anregung gewährenden Ausführungen einzugehen, müssen wir uns versagen. Heinrich Witte „Ueber die Abstammung der Hohenzollern" begründet nochmals seine wiederholt vertretene und neuerdings namentlich von E. Berner bekämpfte Ansicht, daß die Hohenzollern von den schwäbischen Buchardingern abstammen, und daß sie somit bis ins 10. Jahrhundert zurück zu verfolgen sind; er zieht dabei namentlich Folgerungen aus der Natur der schwäbischen Gauverfassung. Doch wird die Frage, wenn nicht ganz unerwartetes neues Quellenmaterial zu Tage kommt, wohl nie mit völliger Klarheit zu lösen sein; die Ausführungen können nur den Werth einer scharfsinnigen Hypothese beanspruchen. Sehr beachtenswerth sind die Bemerkungen, die Theodor Schiemann „Einige Gedanken über die Benutzung und Publikation diplomatischer Depeschen" macht. Er weist nach, wie verschieden der Quellenwerth dieser Depeschen ist; da das Abfangen und Oeffnen diplomatischer Schreiben jederzeit geübt wurde, war ihr Inhalt oft lediglich auf Irreführung des Gegners berechnet und vermag mithin auch den Forscher, der sie ohne strenge kritische Prüfung hinnimmt, zu täuschen. Mit Recht verlangt Schiemann, daß bei der Publikation und Citirung solcher Depeschen stets ihre Charakterisirung (ob officiell, vertraulich &c.) und die Art ihrer Beförderung (ob durch die Post, durch besondern Kurier oder andere Gelegenheit) angegeben werde. Endlich veröffentlicht Alfred Stern einen im k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv von ihm aufgefundenen Bericht über die Zustände Preußens im Jahre 1824; sein Verfasser ist der wegen seines Verhaltens im Jahre 1809 gegenüber der preußischen Regierung und dem Könige wenig beliebte österreichische General v. Steigentesch, der Ende 1823 nach Berlin geschickt wurde, um die Glückwünsche des Kaisers von Oesterreich zur Vermählung des preußischen Kronprinzen zu überbringen. Der Bericht enthält manche interessante Einzelheit, namentlich über das gespannte Verhältniß des Prinzen (nachmaligen Kaisers) Wilhelm zu seinem Vater und seinem Bruder; bemerkenswerth ist auch der Schluß, der die Wichtigkeit einer engen Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich mit Entschiedenheit betont. Die größere Hälfte des Heftes füllen der Literaturbericht und „Notizen und Nachrichten". —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 107. Donnerstag, den 14. September, Abends. 1899.

Die Sächsische Steinindustrie.*)

Von Dr. Herrmann.

Die Steinindustrie hat in den letzten Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung genommen. Schon bei einem Gang durch eine größere Stadt drängt sich uns diese Thatsache auf. Die Fahrbahnen sind mit wohlabgepaßten Würfelsteinen gepflastert; breite regelmäßige, gut bearbeitete Platten bilden die Fußsteige. Oeffentliche Gebäude, Geschäftspaläste und vornehme Wohnhäuser zeigen oft bis zu den oberen Stockwerken Verkleidungen und Verzierungen von Sandstein oder anderem edlen natürlichen Steinmaterial. Ebenso reichlich werden jetzt sog. harte Gesteine, geschliffen und polirt, verwandt. Granit, Diabas, Syenit u. s. w. waren vor etwa 30 Jahren kaum oder nur vereinzelt zu bemerken, heute sieht man sie fast allgemein: Façadenverkleidungen, Säulen bei Einfahrten, Zugängen und Fenstereinfassungen, Freitreppen, Denkmalpostamente, Brunnenbecken, Grabmonumente, Brüstungen von Brücken und Schöpfungen ähnlicher Art sind in diesen Gesteinen ausgeführt. Dasselbe siegreiche Vordringen der polirten natürlichen Gesteine zeigt die Innendecoration der Häuser. Wie Marmor, Serpentin, Alabaster werden auch dort „Hartsteine“ bei prunkvollen Treppenhäusern und Wandelgängen, bei Wandbelägen und Geländern, Kaminen, Fontaineneinfassungen, Säulen, Vasen und dergl. sehr reichlich gebraucht. Nach alledem scheint die Behauptung wohl nicht zu kühn, daß die Gegenwart an die Zeiten des Alterthums erinnert, in denen durch Menge und Mannigfaltigkeit der Gesteine überwältigende Wirkungen erzielt wurden. Um den gesteigerten Bedarf zu decken, sind in den letzten Jahren überaus zahlreiche Steinbrüche und Steinwerke entstanden, Beamte und Arbeiter herangezogen, Abbau- und Verarbeitungsmethoden vervollkommnet worden.

An diesem glücklichen Gedeihen der Steinbruchindustrie hat das Königreich Sachsen hervorragenden Antheil; denn es leistet in der Production natürlicher Gesteine ebenso Bedeutendes wie in der Verarbeitung ausländischen Rohmaterials. Ja für Sachsen ist die Steinbruchindustrie geradezu einschneidend geworden. Die Zahl der direct durch die Steinindustrie Beschäftigten ist rapid gestiegen und hat die Höhe von 20000 überschritten; der Staat wurde und wird bei dem Bau einzelner Eisenbahnlinien ganz oder wesentlich durch die Rücksicht auf erschlossene oder erschließbare Steinbruchdistricte bestimmt. Der ökonomische Werth dieses Erwerbszweiges springt namentlich bei einem Vergleich mit dem übrigen Bergbau in die Augen. Der früher ergiebige Erzbergbau ist so zurückgegangen, daß er seit längerer Zeit fast allenthalben nur mit schweren Geldopfern aufrecht erhalten wird. Die Zahl der Erzbergleute ist seit der Mitte dieses Jahrhunderts unter die Hälfte herabgesunken. Die einst zahlreichen obererzgebirgischen Eisenwerke sind fast ganz verschwunden, die Mehrzahl aller sächsischen Gruben ist auflässig. — Dem gleichen Geschick wird — zwar in noch ferner, aber doch unausbleiblicher Zukunft — der Kohlenbergbau anheimfallen. Gegenwärtig steht er zwar in hoher Blüthe — er beschäftigt heute gegen 24000 Arbeiter und bringt hohen Gewinn — aber seine Lebensdauer ist begrenzt. Denn auf Grund der vorhandenen Aufschlüsse, Bohrungen und geologischen Lagerungsverhältnisse läßt sich das vorhandene Kohlenquantum abschätzen und ungefähr berechnen, wann der Kohlenvorrath erschöpft und die letzte Schicht des sächsischen Kohlenbergmannes gekommen ist. — Ganz anders liegen die Verhältnisse im Steinbruchbergbau. Hier ist der Vorrath an Material in den meisten Fällen fast unerschöpflich. Denn ganze Berge sind abzubauen und unergründlich tiefe Lagerstätten auszuheben. So kann sich die Steinindustrie ungehemmt weiter entwickeln; daß es geschieht, dafür bürgt das Wachsthum der Städte, die Fortbildung der Architektur, das mit dem zunehmenden allgemeinen Wohlstande sich steigernde Wohlgefallen an kostbaren, schönen Gebäuden. Die wichtigsten Zweige der Steinbruchindustrie Sachsens produciren nicht nur Waaren für den Bedarf des Landes, sondern setzen ihre Producte in der Mehrzahl auch über die Grenzen desselben hinaus ab. Was die einzelnen Vertreter der Steinindustrie anlangt, so steht die Sandsteinindustrie, welche namentlich im Elbthal bei Pirna, Wehlen, Königstein, Schandau, Schöna, sodann auch in angrenzenden Strichen bei Großcotta, Berggießhübel, Liebethal, Lohmen sowie bei Dippoldiswalde, Grillenburg-Niederschöna unweit Freiberg und bei Jonsdorf ꝛc. im Süden von Zittau zu treffen ist und namentlich Bauwaare, stellenweise aber auch vorzügliche Mühl- und Kollergangsteine, Holzschleifer, Einschleifensteine liefert, auf dem hohen Stande der Entwickelung, den sie nun schon seit Jahrzehnten inne hat. Es werden in derselben über 4000 Arbeiter direct beschäftigt. Zu diesen kommen aber noch Tausende von Steinmetzen und Bildhauern, welche den sächsischen Sandstein rings im Lande umher verarbeiten, die Fuhrleute, welche den Stein aus den Bruchbezirken direct zu den Verwendungsstellen, namentlich nach Dresden, oder zu den Bahn- und Schiffsverladestellen befördern, dann die Schiffe, die ihn auf der Elbe verfrachten, die Arbeiter, die ihn auf den Stapelplätzen in Pirna, Dresden ꝛc. umladen, so daß die Behandlung dieses einen Gesteins, wenn die Angehörigen der Arbeitenden mitgerechnet werden, über 20000 Menschen Unterhalt gewährt. — Jünger als die Sandsteinindustrie ist die Granitindustrie; aber rasch hat sich dieselbe zu großer Wichtigkeit erhoben. Allein in der Lausitz beschäftigt sie gegen 4000 Steinbrecher und Steinmetzen. Hier gehen aus derselben vorwiegend Steinmetzarbeiten, wie Trottoirplatten, Treppenstufen, Thür- und Fenstergewände ꝛc., welche im Gegensatz zu den Sandsteinarbeiten fast ausschließlich sogleich bei den Bruchstellen fertig gestellt werden, dann aber auch Pflaster- und Mauersteine hervor. Als zwischen dem 1. Viertel und der Mitte unseres Jahrhunderts dort die jetzt namhaften Firmen gegründet wurden, gab es in der ganzen Lausitz nicht so viele Granitarbeiter, als heute eine einzige derselben beschäftigt. Der Reisende erhält schon bei einem flüchtigen Besuch der Lausitz einen Eindruck von der Bedeutung dieser Industrie. Die mannigfaltigen Granitwaaren auf den langen Laderampen der Stationen Demitz, Schmölln, Bautzen, Bischheim, Bischofswerda, Kamenz ꝛc., die mächtigen Haldenterrassen an den Berghängen, insbesondere am Klosterberg bei Demitz, sie weisen auf die Schätze, welche hier jetzt dem Erdboden entnommen werden. Bezieht doch ein einziges Gut heute aus seinen Steinbrüchen, die wenige Acker Landes bedecken, über 6000 ℳ Pacht, eine mühelos gewonnene Summe, die den landwirthschaftlichen Erträgnissen sehr großer Flächen gleichkommen dürfte. — Weiter beschäftigt die Verarbeitung des beliebten rothen Granites an den Riesensteinen bei Meißen zu Werkstücken, polirten Arbeiten und Pflastersteinen, diejenigen des Granites im Elbthal unterhalb Meißen, des Granites von Saupersdorf, Kirchberg, Geyer, Berbersdorf, Mittweida, Burgstädt, Waldheim, Niederbobritzsch zu Pflastersteinen und

---

*) An der Hand des kürzlich erschienenen Buches von Dr. O. Herrmann-Chemnitz: Steinbruchindustrie und Steinbruchgeologie. Technische Geologie nebst praktischen Winken für die Verwerthung von Gesteinen unter eingehender Berücksichtigung der Steinindustrie des Königreiches Sachsen. Zum Gebrauche von Geologen, Ingenieuren, Architekten, Steinbruchsbetriebsleitern, Technikern, Baubehörden, Gewerbeinspectoren, Studirenden ꝛc. Berlin, Verlag von Gebrüder Borntraeger. 1899.

Steinschlag, die Verarbeitung des Granites von Auerhammer, Schneeberg, Schwarzenberg, von Leisnitz bei Oschatz, von den Greifensteinen bei Ehrenfriedersdorf, von Bergen, Schreiersgrün, Brambach rc. zu Steinmetzarbeiten noch etwa 1500 Menschen direct. Auch die Leipziger Gegend hat in den letzten 3 Jahrzehnten mächtige Steinindustrien sich entwickeln sehen. Hier sind es Porphyre, welche sich zu Pflastersteinen sowie Steinschlag gut eignen und deshalb in der jüngsten Zeit, in denen die Städte zur Bepflasterung der Straßen anstatt der früher benutzten rohen Bruchstücke bossirte, würfelige Steine verwenden, zur Verarbeitung herangezogen wurden. Der quarzgrüne Quarzporphyr, welcher bei Kleinsteinberg, bei Ammelshain, am Butterberg, Hengstberg rc. gebrochen wird und dessen Verwerthung die im Bau stehende Eisenbahnlinie nach Beucha ins Leben gerufen hat, sowie die Gewinnung desselben Gesteines zu gleichen Zwecken bei Lüptitz im Norden von Wurzen, bei Taucha rc. beschäftigen über 600 Arbeiter. Eine Pflasterstein- und Steinschlagindustrie von ähnlicher Ausdehnung, gegründet auf die Verwerthung eines dem vorigen ähnlichen röthlichgrauen Quarzporphyrs, hat ihren Sitz in der sog. Hohburger Schweiz, an den Abhängen des Stein-, Gaudlitz-, Zinken-, Spielberges rc., wie auch eine solche von geringerer Ausdehnung bei Dornreichenbach und Hayda unweit Oschatz. Bei Beucha-Brandis liefert ein Granitporphyr Material für Steinmetzarbeiten, mit denen sich Leipzig versorgt, sowie für Pflastersteine und unterhält einen regen Abbau. Von größeren Bruchdistricten in festen Gesteinen sind noch die Gegend des Plauenschen Grundes, sowie vom benachbarten Pennrich, Weistropp, dann auch von Moritzburg-Großenhain zu nennen, wo Syenit zu Pflastersteinen und Steinbelag, dann der Strich von Hartmannsdorf-Wittgensdorf, in dem ein als „Granulit" bezeichnetes aus Pyroxen nebst Granat sich wesentlich zusammensetzendes grünschwarzes Gestein zu denselben Producten verarbeitet und namentlich per Axe in mehreren Tausend Fuhren jährlich nach Chemnitz abgesetzt wird. — In der Lausitz gab der daselbst in Form von Gängen auftretende dunkelgrüne Diabas (Grünstein) Veranlassung zur Entwickelung der jetzt blühenden sächsischen Hartsteinschleifindustrie, die ihren Sitz namentlich in Löbau, Neusalza-Spremberg, Taubenheim, Oppach, Demitz, Sohland a. d. Spree, Häslich hat und welche ursprünglich ausschließlich den in der Industrie Syenit genannten sächsischen Diabas zu Grabsteinen, Denkmalpostamenten rc. verarbeitete. Nach und nach hat sie aber auch alle gangbaren fremden Decorationsgesteine, namentlich die schwedischen und norwegischen, in Verarbeitung genommen, so daß sie jetzt durch stattliche „Granit- und Syenitwerke" repräsentirt wird, in denen mehr als 1000 Menschen thätig sind und in welchen alle größeren Arbeiten, wie Grabdenkmäler, Façadenverkleidungen, Sockel für Statuen ausgeführt werden. Dasselbe Gestein, welches die Schleifindustrie ins Leben rief, unterhält jetzt eine Pflastersteinindustrie, welche die vorzüglichsten unter den sächsischen Pflastersteinen producirt. Ein Stillstand und Rückschritt ist in verschiedenen Theilen der Kalkwerkindustrie, ein Verfall auf dem Gebiete der sächsischen Dachschieferproduction zu verzeichnen. Die Gründe zu diesen Erscheinungen sind in dem Buche dargelegt. Die Kalkwerke finden sich in größerer Anzahl vereinigt bei Ostrau-Mügeln, Geithain-Lausigk, Crimmitschau-Meerane, Borna-Renntmannsdorf unweit Pirna, Oelsnitz-Plauen i. V., Wildenfels, sodann vereinzelt im Erzgebirge, wie bei Wildenau, Raschau, Scheibenberg, Crottendorf, Hammerunterwiesenthal, Herold, Lengefeld, Tharandt rc., wie auch bei Rabenstein unweit Chemnitz, Ottendorf in der Nähe von Mittweida, ferner bei Miltitz und Groitzsch unweit Meißen u. a. a. O. Dachschiefer werden heute noch in bescheidenem Umfange bei Lößnitz im Erzgebirge und zwischen Rochlitz, Geringswalde und Colditz für einen Theil des Bedarfes der Umgebung gewonnen. Die Serpentinsteinindustrie, welche seit Jahrhunderten in Zöblitz betrieben wird, ist daselbst zu neuer Blüthe gekommen. Sie bietet außer einer Schaar kleiner, gefälliger polirter Decorations- und Gebrauchsgegenstände, und als Massenartikel behandelter Isolatoren für elektrische Anlagen, Theile für Lampenfüße rc., auch größere Leistungen, wie Kamine, Balustraden für Treppenhäuser rc. Außer in Zöblitz und in Ansprung bei Zöblitz wird Serpentin auch in Waldheim verarbeitet. Noch ist des raschen Emporblühens der Schieferplattenindustrie der Gegend von Theuma im Vogtlande, der intensiven Verwerthung des Pläners in der Gegend von Cotta bei Dresden zu Mauer- und Mosaikpflastersteinen, sowie der namhaften Werksteinindustrie in Porphyrtuff im Zeisigwald bei Hilbersdorf unweit Chemnitz und auf dem Rochlitzer Berg zu gedenken. An letzterem Punkte wird seit etwa 900 Jahren ein schönes rothes Baumaterial gewonnen, das den ganzen Leipziger Kreis und eine weite Umgebung desselben lange Zeiten hindurch vorwiegend mit edleren Bausteinen versorgt hat.

Bücherbesprechungen.

— Bilder aus der evang.-luther. Diaspora. Nr. 5 und 6. Aus dem kirchlichen Leben Nordamerikas. Erlebnisse des Pastors Augustin. Eauclaire, Wisconsin. Selbstverlag des ev.-luth. Gotteskastens in Sachsen. Zu beziehen durch den Schriftführer desselben. 1899. 32 S. 20 ₰. — Der Gotteskasten in Sachsen hat sich mit der Ausgabe seiner Diasporahefte eine schöne, verheißungsreiche Aufgabe gestellt und bisher trefflich gelöst. Er will mit diesem neuen Heft auf seine Arbeit in Nordamerika aufmerksam machen und dafür Interesse erwecken und bietet aus der Hand des Verfassers wiederum frisch und anziehend geschriebene Schilderungen aus dem kirchlichen Leben Nordamerikas. Wir folgen dem der Jowasynode angehörigen Pastor Augustin gern, wenn er uns von seiner Gemeindegründung und dem Kirchlein in der Prärie erzählt, das von sechszehn Männern und Gemeindevätern in der Zeit von Montag bis Donnerstag erbaut wurde, so daß am Sonntag darauf in ihr schon Gottesdienst von Altar und Kanzel gehalten wurde, wenn er von einer Ordination im Urwald berichtet oder in seinem dritten Aufsatz uns mittheilt, wie er sich der Adventisten erwehrt oder eine weite Conferenzreise mit vielen Hindernissen und Schwierigkeiten schildert. Auch ist es für die Leser durchaus unterrichtlich und sehr praktisch, wenn in einer kleinen Beigabe über die Arbeit des Gotteskastens in Nordamerika (aus Ahner, Der Luther. Gotteskasten) überhaupt Mittheilungen gemacht werden. D. K.

— Der verlorene Sohn. Dichtung im Anschluß an das Gleichniß des Herrn. Von Johann Franz Ettig. Eine geistliche Hilfe für die Jugend. Preis 30 ₰, in größeren Partien zu 20 ₰. Bei G. Gensel, Buchhandlung in Grimma. 21 S. — Joseph. Ein großes Muster zur Nacheiferung. Epische Dichtung im engsten Anschluß an die biblische Geschichte von Johann Franz Ettig. Für Alle, Jung und Alt. Preis 40 ₰, in Partien von 20 Exemplaren an zu 30 ₰. Zu beziehen von der Verbandshandlung (E. Zacharias) Dresden, Mathildenstr. 7. 32 S. — Der Verfasser hat bereits in seinen früheren Dichtungen, besonders in seinem Vater-Unser und den Seligpreisungen schätzenswerthe Beiträge religiöser Poesie gegeben und will mit den beiden neuen Gaben seiner Muse besonders der Jugend geeigneten Vortragsstoff bieten. In seinem ersten erzählenden Gedicht soll der Vortragende die Erzählung übernehmen und je und je von einem Chor abgelöst werden, der aus 2—3 Personen besteht. Dieser Chor hat die Aufgabe, das sittliche Urtheil zum Ausdruck zu bringen, und die von ihm zu sprechenden Stücke sind durch den Druck im Text hervorgehoben. Auch in dem zweiten längeren, in neun Abschnitten behandelten Gedicht hat der Autor pädagogische Ziele verfolgt, will es den Schülern der höheren Unterrichtsstufen zur Privatlectüre empfehlen und wünscht, daß es auch in Familien Eingang finde. Ganz besonders wollen wir Jünglingsvereine darauf verweisen. Beide poetische Erzählungen schließen sich mit großer Treue an die biblische Geschichte an. D. K.

— Warneck, D. G., Prof. in Halle, Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. 8. verbesserte Auflage. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1899. 2 ℳ, geb. 2,50 ℳ. Mit der Missionskarte von K. Heilmann 2,70 ℳ, geb. 3,20 ℳ. — In 12 Jahren 8 Auflagen — das ist die beste Empfehlung des Warneck'schen Handbuches. Die äußere Gestalt desselben ist die gleiche geblieben. Die Capitelüberschriften sind nach wie vor: Einleitung, Grundgedanken, Die Mission in der biblischen Geschichte, Ein Gang durch die Apostelgeschichte, Kurzer Abriß der Missionsgeschichte, Die Mission im Katechismusunterrichte, Die Mission im geographischen Unterrichte, Die deutschen Colonien, Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan? Aber im Einzelnen sind werthvolle Bereicherungen zu verzeichnen, die sich besonders auf die missionsgeschichtlichen und statistischen Data beziehen. Dieselben sind bis auf die Gegenwart fortgeführt. Ebenso ist die Angabe

der literarischen Hilfsmittel vermehrt worden. Nach den Erfahrungen des Schreibers dieser Zeilen wird die Mission noch lange nicht genug in den Schulen gewürdigt. Es kann nur daran liegen, daß man den Warneck noch nicht hat. Wer ihn besitzt, muß Lust und Liebe zur unterrichtlichen Verwerthung der Mission bekommen. Es sollte kein Lehrer mehr ohne dieses Buch sein. In einer Zeit, da das stolze Wort vom Missionsjahrhundert so oft wiederholt wird, gehört die Mission nicht nur in die Kirche, sondern auch in die Schule. Und der Unterricht wird durch die lebensvollen Züge der Mission, wie solche Warneck immer wieder anführt, reichen Gewinn haben. O. S.

— Eros und Psyche. Ein Gedicht von Hans Georg Meyer. Berlin, Karl Siegismund. 3 ℳ. — Wir haben es hier mit einer hervorragenden Dichtung zu thun. Keine bloße Neubelebung der alten Sage von Amor und Psyche ist es, wie sie beispielsweise Hamerling versucht hat und wie sie ihm gelungen ist, sondern eine freie selbständige Umwandlung der alten Sage ins Moderne und Menschliche. Hier wird nicht Psyche zu den Seligen, zum Olymp erhoben, indem sie sich Amor vermählt, sondern Eros steigt zu den Sterblichen herab, trinkt statt ihrer von dem stygischen Wasser, das ihn zum Menschen macht, wie es sie, wenn sie es genossen, zur Göttin erhoben haben würde. Eros und Psyche werden infolge dessen ein sterbliches aber glückliches Ehepaar. Der Dichter bedient sich also desselben Rechtes, dessen sich schon Goethe im Faust bedient hatte: er änderte den Schluß der alten Sage, die er bearbeitete, in sein Gegentheil ab. Wenn Faust gerettet wird, in den Himmel steigt, nicht in die Hölle fährt, so wird hier Psyche keine Selige, sondern bleibt, was sie ist, und Eros wird ihresgleichen. Das ist kühn und schön! Bis zum Schluß hält die Spannung an, wie sich der Conflict, in den die Beiden, Eros und Psyche, durch den Zorn der Göttin Aphrodite gerathen sind, lösen wird, und erst im letzten Verse, ja im letzten Worte desselben wird die Spannung befriedigt. Eigenartig wie der Inhalt ist auch die Form, der Hexameter. Gewiß sind homerische Reminiscenzen vorhanden, doch sie stören nicht. Im Ganzen erinnern diese edel und eben dahin fließenden Hexameter aber mehr an Goethe's Hexameter, die sich der deutschen Sprache und dem deutschen Gefühl so ungemein anpassen. Schon der Germanist Karl Müllenhoff machte in seinen Vorlesungen darauf aufmerksam, daß Platen's dem Griechischen streng angepaßte Hexameter zwar correcter seien, aber auch steifer, hölzerner, während Goethe's angeblich ungriechische Hexameter mit der Freiheit auch Anmuth gewannen und deutsch wurden. Meyer folgt hier Goethe's Vorbild. Hexameter zu schreiben ist allerdings augenblicklich fast in Mißcredit gerathen. Mit Unrecht! Denn sie aufgeben heißt den Kreis der Formen verengern, statt ihn zu erweitern. Und an Formen sind wir nicht so reich, daß wir eine Einkreisung nöthig hätten. Es wird, um zu schließen, immer der Wunsch nach guten, bedeutenden Poesien laut, die fehlen sollen. Da ist ein Korn Wahrheit drin! Doch sind wir immer noch nicht so arm an echter Dichtung, wie oft behauptet wird, wie eben dieses Gedicht Eros und Psyche beweist, von dem wir nur wünschen möchten, daß es auch von dem todten Buchstaben zum Leben erweckt, d. h. recitirt würde. Die Recitatoren greifen stets zu Schlagern alten Ranges, zu Modedichtern. Warum erweitern auch sie nicht ihren Kreis und greifen zu gutem Neuen? Hier ist ein solches Werk vorhanden. Die Ausstattung des Werkes ist dem Inhalt gemäß vornehm und gediegen. J. R.

— W. v. Blume, General d. J. z. D., Die Grundlagen unserer Wehrkraft. Berlin, Mittler & Sohn. — Weit über den Kreis der militärischen Leserwelt hinaus muß und hat bereits dies hochbedeutsame Buch Verbreitung gefunden, und es ist sehr zu wünschen, daß solches noch weit mehr geschieht. In classischer Form, auf ein und ein halb hundert Seiten eine Fülle von Gedanken klar entwickelnd bespricht der Verfasser allgemeine Fragen des Staats- und Volkslebens unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für die Wehrkraft des Landes, zeigt, wie dieser Gesichtspunkt der maßgebende sein muß für Jeden, dem das Wohl seines Volkes und die Zukunft seines Landes am Herzen liegt, wer seiner Nation den Beruf zuerkennt, ihre Cultur zu denkbar höchster Blüthe zu entfalten, wer glaubt, daß nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre, und sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß noch immer der Staat die beste Gewähr des Friedens findet in der eigenen Kraft, diese aber nicht nur verkörpert wird in einer allen Anforderungen der Gegenwart genügenden Organisation der Streitkräfte zu Lande und zu Wasser, sondern dabei auch in weiser Voraussicht die Kräfte und Hilfsmittel geschont und entwickelt werden müssen, deren das Vaterland bedarf in Stunden der Prüfung und Gefahr. Unter Anderem: Bau von Eisenbahnen, Canälen und so weiter. Den Ausführungen v. Blume's wird ohne Unterschied des Berufes und der Parteistellung jeder Deutsche ein hohes Interesse abgewinnen, dem das Wohl des Landes am Herzen liegt, und sollte sich auch die eigene Einwirkung auf die Geschicke der Nation darauf beschränken, daß er einen Wahlzettel zur Urne trägt. Hinweisen möchten wir noch besonders auf das, was Verfasser sagt über Aufgaben und Einfluß der Schule und Erziehung der Jugend, wie der Gang moderner Entwickelung der Erwerbsgelegenheiten, insbesondere in der Industrie eine gefahrdrohende Lücke hat entstehen lassen in der Vorsorge, mit welcher die jetzige Generation daran denkt, daß in den Lebensjahren zwischen erfüllter Schulpflicht und voll erlangter Mannesreife der Söhne Charakter, Geist und Körper sich entfaltet zur Ebenbürtigkeit mit den Vätern. Treffend widerlegt Verfasser an anderer Stelle die zuweilen auftauchende Stimmung, die rasche Zunahme der Bevölkerungszahl Deutschlands an sich bilde eine Gefahr durch drohende Verarmung, und weist überzeugend nach, wie aus der an sich erfreulichen Thatsache uns aber neue Aufgaben erwachsen. Er sagt: „Ein selbstbewußtes, aufwärtsstrebendes Volk stößt die Elemente, die ihren Lebensunterhalt oder einen ausreichenden Wirkungskreis im Lande nicht finden, nicht von sich, sondern erhält sich deren Kräfte.“ Das bedingt, daß der Abfluß der überschießenden Bewohner Deutschlands nicht, wie bisher fast ausnahmslos geschehe, durch Auswanderung in das Gebiet fremder Staaten, wo das gerade dem Deutschen eigenthümliche Anpassungsvermögen rasch dahin führt, daß dieser den eigenen Volkcharakter aufgiebt, sondern die Besiedelung eigener Colonien Anhänglichkeit und Kraft der den heimathlichen Herd verlassenden Söhne dem Mutterlande erhalte auf viele Generationen hinaus. Unzweifelhaft ist, daß die Colonien die Zahl der verwundbaren Stellen des Staates vermehren, ebenso die Gelegenheit zu Reibungen mit anderen Nationen, daß Colonien gleich wie der so erstaunlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erblühende und das Nationalvermögen Deutschlands vervielfachende Welthandel gebieterisch den Schutz einer Flotte verlangen, die nicht nur auf Vertheidigung der Küste sich beschränkend auch auf hoher See dem Gegner die Schlacht zu bieten vermag. Aber — wie der Mensch so wächst auch ein Volk mit seinen größeren Zielen. Die so mächtig erstarkte Germania wird nicht einen Theil der ihr geborenen Söhne von sich stoßen aus Scheu vor Kriegsgefahr, sondern sie sich erhalten und dazu willig auch die Last einer starken Flotte tragen, um den Sieg zu erringen, wenn wieder einmal ein Weltkrieg entbrennt! P.

— Jacob Bächtold, Kleine Schriften. Mit einem Lebensbilde von W. v. Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. Mit Porträt und Bibliographie. Frauenfeld, Verlag von J. Huber. 1899. — Der tüchtige Schweizer Literarhistoriker, dessen kleine Schriften hier veröffentlicht werden, hat einmal auch zu Leipzig in Beziehungen gestanden: im Jahre 1895 wurde an ihn die Anfrage gerichtet, ob er geneigt sei, an der sächsischen Hochschule die Stelle des verstorbenen Rudolf Hildebrand einzunehmen. So vortheilhaft diese Stelle in jeder Hinsicht für ihn gewesen wäre, so lehnte er nach langer Ueberlegung doch ab; theils Schweizer Patriotismus, theils Ueberzeugung von seiner Unzulänglichkeit, von dem Mangel an jeder Beredtsamkeit, theils sein körperliches Befinden, das ihn zu dem Ausspruche nöthigte, er wolle den Leipzigern keinen kranken Mann bringen, gaben den Ausschlag. In der That, schon im August 1897 ereilte ihn der Tod. Näheres darüber erfahren wir aus der eingehenden liebevollen Biographie von Arx. Bächtold war 1848 im schaffhausenschen Dorfe Schleitheim geboren, wo sein Vater als Arzt lebte; doch schon im nächsten Jahre starb der Vater. 1850 heirathete die Wittwe den Lehrer Erzinger, dessen mannigfache, nicht sehr günstige Lebensschicksale sie dann theilte. Auch der Sohn wurde durch dieselben in Mitleidenschaft gezogen. Schon auf dem Gymnasium war er entschlossen, das Studium der deutschen Sprache und Literatur zu seiner Lebensaufgabe zu machen; er studirte in Heidelberg und München, war in gelehrten Missionen in London und Paris, wurde dann Gymnasiallehrer in Solothurn, und später 1878 an das Lehrerinnenseminar in Zürich berufen, wofür sich Gottfried Keller aufs wärmste verwendet hatte. In Zürich schrieb er auch Feuilletons und Theaterkritiken für die Neue Zürcher Zeitung.

Im Jahre 1880 habilitirte er sich als Privatdocent mit einer Vorlesung über die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie und Literaturgeschichte; erst 1887 wurde Bächtold außerordentlicher und 1888 ordentlicher Professor. Sein großes Hauptwerk ist die Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz, dessen classisch einfache Darstellung, verbunden mit durchgehender poetischer Belebung, allgemein anerkannt wurde. Wenn es von diesem Werke heißt, daß die überall sichtbar gemüthliche Theilnahme des Darstellers die Freude des Genießens erhöhe, so gilt das auch von den gesammelten „Kleinen Schriften“. Bächtold gebietet nicht nur über große Gelehrsamkeit, sondern auch über eine Darstellungsweise, die man als einen nicht ausdringlichen Feuilletonstil bezeichnen könnte; er schlägt oft einen frischen flotten Ton an und weiß für die behandelten Stoffe lebhaft zu interessiren. Dies gilt besonders von dem größten Aufsatze der Sammlung „Literarische Bilder aus Zürichs Vergangenheit“, dessen eigentlicher Held, der alte Bodmer, der Gegner Gottsched's ist, zu dem alle Größen unserer Literatur, Klopstock und Wieland und zuletzt auch Goethe in Beziehung traten. Der patriarchalische Alte vom Berge hatte Unglück mit seinen Schützlingen und sein Mäcenatenthum bekam ihm schlecht genug. Ein begeisterter Bewunderer Klopstock's, den er zu sich eingeladen, mußte er die Erfahrung machen, daß der „kleine, zierliche“ Sänger der Messiade nichts weniger war als ein junger Heiliger, sondern Frauen und Mädchen in sehr ungenirter Weise den Hof machte und sich zuletzt von der goldenen Jugend von Zürich, von der Bodmer nichts wissen wollte, einfangen ließ. Da kam es zu Mißverständnissen, zum Bruch; der Alte gerieth in Verlegenheit über seine frühere Bewunderung des jungen Dichters und wußte nicht recht, wie er den Rückzug antreten sollte; es kam zuletzt noch zu einer äußerlichen Aussöhnung. Das Alles wird von Bächtold mit genauer Anführung der betreffenden Actenstücke frisch und lebendig erzählt. Und kaum war der Sänger der Messiade von der Bildfläche verschwunden, da erschien als neuer Schützling der junge Wieland. Das war ein Mann ganz nach dem Herzen des alten Bodmer und die pietistischen Dichtungen des Jünglings, der außerdem Bodmer's Lob mit Begeisterung sang, fanden seine begeisterte Zustimmung. Wieland stand in freundschaftlichem Verkehr mit einigen älteren frommen Damen in Zürich; doch es war dabei etwas Liebelei mit im Spiel und wer näher hinsah, merkte, daß der Pferdefuß des höllischen Geistes gelegentlich dabei zum Vorschein kam. Doch kaum hatte Wieland Zürich verlassen, so schlug seine Muse, besonders durch den Einfluß von Julie Bondeli, gänzlich um und Vater Bodmer war entsetzt, als er die neuen kecksinnlichen Erzeugnisse der Wieland'schen Muse zu Gesicht bekam. Man weiß dies Alles aus der Literaturgeschichte, doch es wird uns durch die Darstellung Bächtold's näher gerückt und wir schöpfen alles ergötzliche Detail aus den besten Quellen. Von den Besuchen Goethe's und der Gebrüder Stolberg wird Näheres berichtet; am bedeutendsten hebt sich das Bild Lavater's ab, der von Goethe anfangs verhimmelt und nachher ziemlich tief in den Schatten gestellt wurde. Neben dieser interessanten Abhandlung, welche die eigentliche pièce de résistance der Sammlung bildet, finden wir eine liebevolle Charakteristik des Dichters Moerike, dessen Vorzüge glänzend hervorgehoben werden, ohne daß die Schranken seiner Begabung verschwiegen würden; ein Charakterbild des Schweizers Josua Maler, die Habilitationsvorlesung über die Verdienste der Züricher um die deutsche Philologie und Literaturgeschichte sowie einige Skizzen aus Elsaß-Lothringen, die im Kriegsjahr 1870 geschrieben wurden, und einige Reiseskizzen „Aus dem Wallis“. Das ist leichtes literarisches Gepäck und hätte wohl beiseite gelassen werden können. R. v. G.

— Die Schwierigkeiten unserer Muttersprache. Uebersichtliche Zusammenstellung der zweifelhaften Fälle im mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauche, mit besonderer Berücksichtigung der kaufmännischen Sprache. Von Dr. A. Bennewitz und L. Link. Leipzig, Verlag von G. A. Gloeckner, 1898. Preis 2 ℳ, geb. 2 ℳ 50 ₰. — Das Hauptverdienst des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins besteht darin, daß er in weiten Kreisen das deutsche Sprachgewissen geweckt hat. Er hat seit seiner Gründung in unverdrossener Stetigkeit gewirkt, und obwohl es ihm an Gegnern bis heute nicht fehlt, er darf mit seinen Erfolgen wohl zufrieden sein. Fast ungetheilten Beifall hat er gefunden mit seinen Bemühungen, fehlerhafte Wendungen und Ausdrücke, geschmacklose Häufungen u. dgl. an den Pranger zu stellen und an ihrer Ausrottung zu arbeiten. Selbst Solche, die für die Fremdwörter eine fast zärtliche Vorliebe haben, pflegen die Berechtigung dieser Seite seiner Thätigkeit rückhaltlos anzuerkennen. Auch im Kaufmannsstande, der sich früher vielfach auf seine Sorglosigkeit und Gleichgiltigkeit in sprachlichen Dingen förmlich Etwas zu Gute that, sind dem deutschen Sprachvereine wackere Helfer erstanden, und es giebt Handelshäuser genug, in denen heute auf richtiges und gutes Deutsch in Briefen mit großer Entschiedenheit gehalten wird. Ihnen wird in dem vorliegenden sauber ausgestatteten und billigen Buche ein Hilfsmittel dargeboten, das wärmste Empfehlung verdient. Die Verfasser sind wohlvertraut mit den Werken, die in gleicher Richtung arbeiten; namentlich haben sie auch die Beiträge der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins und der wissenschaftlichen Beihefte zu dieser Zeitschrift eifrig verfolgt und fleißig ausgenutzt. Volle Billigung verdient der Grundsatz, in solchen Fällen, wo der Sprachgebrauch ein berechtigtes Schwanken aufweist, doch möglichst einer Form den Vorzug zu geben. Denn die Angst, die gesetzgebende Grammatik könne der Sprache Zwang anthun, wird von den gelehrten Grammatikern unseres Erachtens stark übertrieben. Nach unseren Erfahrungen ist zumal der Geschäftsmann viel dankbarer für eine klare und glatte Entscheidung, als für eine weitläufige Darlegung, weshalb geschichtlich sowohl das Eine wie das Andere zulässig sei. Wir führen ein Beispiel an. In §. 48, der von der Beugung der Hauptwörter nach Fürwörtern handelt, heißt es durchaus richtig: „Die grammatisch richtige Form: Wir Deutsche (Einzahl: ich Deutscher) ist besser als die schwache Form: Wir Deutschen. Die letztere ist jedoch nach dem heutigen Sprachgebrauch gleichfalls statthaft, ja sie wird von manchen Grammatikern vorgezogen.“ Und ebenso berechtigt ist die Warnung vor der Umstellung der Satzglieder nach dem Bindewort und (S. 200), trotzdem nach Professor Poeschel's gründlicher Untersuchung (in dem 5. Beiheft zur Zeitschr. des allg. dtsch. Spr.-V.) an dem ehrwürdigen Alter dieser Satzform nicht mehr zu zweifeln ist. Bei der Verdeutschung der kaufmännischen Kunstausdrücke ist mit Recht das treffliche Buch von W. Eitzen: Fremdwörter der Handelssprache verdeutscht und erläutert (Leipzig, 1894) als Quelle benutzt. — Ein Buch wie dieses liest man natürlich nicht Seite für Seite, sondern beurtheilt es nach Stichproben. Wir können nur sagen, daß wir fast überall mit den Regeln, die es giebt, einverstanden sind. Ein Versehen ist wohl die Mehrzahlform Banden (S. 7) in der Bedeutung Fesseln; es muß zweifellos Bande heißen. Sehr zu loben ist der übersichtliche Druck, ein Vorzug, der bekanntlich den weitverbreiteten Sanders'schen Werken verwandten Inhalts völlig abgeht, sowie schließlich das sorgfältige Verzeichniß, das die Benutzung wesentlich erleichtert. Wir wünschen dem Buche von ganzem Herzen eine freundliche Aufnahme und weite Verbreitung in den Kreisen der Kaufleute. Auch in der Schule kann es gute Dienste leisten. Mancher Lehrer wird ihm gern neben Andresen, Matthias, Wustmann, Heinze einen Platz einräumen und seine Freude haben an der Kürze und Klarheit des Ausdrucks, die darin herrscht. R. B.

— Das Sächsische Schützenlied. Lied der schwarzen Brigade (Schützen-Regiment Nr. 108, Jägerbataillon Nr. 12, 13 und 15), gefertigt vom einstigen Premierleutnant und Adjutant v. Boxberg, herausgegeben von Oskar Häußler. Preis 15 ₰. Im Selbstverlag des Herausgebers, Leipzig, Leibnizstraße 15, I. — Die rechte Art der Verbreitung solch eines Marschliedes für Soldaten ist natürlich die von Mund zu Mund. Zu unserer Zeit gab es in jeder Compagnie ein paar Stimmführer, die den Wortlaut der Lieder, die den üblichen Bestand bildeten, ordentlich inne hatten und fest durchdrückten, wenn die Kameraden anfingen, la la zu singen. Hat durch die Einführung der zweijährigen Dienstzeit etwa auch die Ueberlieferung der Lieder gelitten? Das sollte uns leid thun. In diesem Falle bleibt ja freilich Nichts weiter übrig, als durch den Druck dem Gedächtniß beizuspringen. Das geschieht hier mit dem Liede der „schwarzen Brigade“, und wir machen gern Alle, die es angeht, darauf aufmerksam. Einer Würdigung des poetischen und musikalischen Werthes dieses Liedes sind wir wohl überhoben. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 108. Sonnabend, den 16. September, Abends. 1899.

Geschichtliches von der Festung Königstein.

Der Königstein, die jungfräuliche einzige Festung unseres sächsischen Vaterlandes, war unter dem Namen „des Steines“ oder „Großen Steines“ schon frühzeitig nebst Tetschen und Pirna ein Hauptschlüssel des Elbpasses, und es ist die Sage nicht zu verwerfen, daß schon in grauester Vorzeit, wo hier das sehr fleißige und tapfere, von den deutschen Eroberern grausam niedergetretene Volk der Sorben hauste, auf diesen Punkten Schlösser gestanden hätten, die dem eingeborenen Herrengeschlecht von Chlum oder Lohmen gehörten. Die böhmischen Könige ließen diese Burgen wahrscheinlich durch die Dohnaischen Burggrafen mit bewachen, welche jedoch wieder besondere Hauptleute und zum Theil Pfandinhaber hierher setzten. Erst im 13. Jahrhundert kommt der Name „Königstein“ vor; diese Burg war eine Grenzfeste von Böhmen. Unter dem Böhmenkönig Wenzeslaus III. wurde im Jahre 1289 Raubold von Nimanitz zum „Burggrafen von der Festung und Pflege Königstein mit Rathen“ ernannt. Urkundlich erscheint der Königstein in diesem Jahre zum ersten Male. König Wenzel II. verpfändete 1349 die Schlösser und Städte Königstein, Ilgenstein (= Lilienstein), Pirnaw, Gottlob und Winterstein an seinen Hauptmann zu Breslaw, Thimo von Colditz. Vom Jahre 1393 ab war König Wenzel's jüngster Bruder, der Herzog Johann von Görlitz, Statthalter in Böhmen, im Besitze dieser Landschaft. Nach seinem Tode wurde der Königstein vom König Wenzel IV. von Böhmen einem Kammermeister des Königs, Namens Burkard Stirnrad von Janowicz, anderwärts „von Winterberg“ genannt, für ein Darlehn von 10000 Schock böhmischer Groschen nebst dem Schloß und der Stadt Pirna und dem Ilgenstein sammt den dazu gehörigen Besitzungen verpfändet, mit der Bedingung, daß sämmtliches Pfand nach Zurückzahlung des Darlehns Böhmen wieder anheimfallen solle. Bald darauf jedoch kam der Königstein an die Burggrafen von Dohna, wahrscheinlich als böhmisches Lehn, da überhaupt die Burggrafen von Dohna die Lehen von mehreren ihrer Besitzungen bei der Krone Böhmen nahmen. Im Jahre 1401 entspann sich zwischen den Burggrafen von Dohna und einem Ritter von Körbitz auf Meusegast eine blutige Fehde, worein sich später Wilhelm II. oder der Einäugige, Markgraf von Meißen, mengte, die Burg Dohna, dann Weesenstein und 1403 auch den Königstein eroberte und sämmtliche Burgen als verfallenes Lehn an sich zog. Damaliger Besitzer der Feste Königstein war Georg Jeschke, Burggraf von Dohna, der 1342 sie als böhmisches Reichsafterlehn erhalten hatte und auch zu genannter Zeit als der auf der Burg Commandirende genannt wird. Obengenanntem Wilhelm II. folgte im Besitze der Herrschaft Friedrich der Streitbare, welcher vom Kaiser Sigismund mit dem Herzogthum Sachsen-Wittenberg und der Kurwürde belehnt wurde, wodurch Sachsen das mächtigste Land in Deutschland wurde. Durch die Hussiten, die 1427 bis 1432 in Sachsen mit Raub, Feuer und Mord einfielen, wurde das Schloß auf dem Königstein, das noch von den Burggrafen von Dohna herrührte, im Jahre 1425 zerstört. Durch den im Jahre 1459 zu Eger errichteten Erbvertrag gab der König von Böhmen, Podiebrad, seine Ansprüche an die Pflege Königstein und Dohna förmlich auf, und es wurde bestimmt, daß die Kurfürsten und Fürsten zu Sachsen die ganze in Frage stehende Landschaft mit 63 Städten und Orten in Lehn und ewig und unmittelbar behalten sollten. Dieses Bündniß wurde befestigt durch die Heirath des jungen Herzogs Albrecht von Sachsen mit der Prinzessin Sidonie von Böhmen, welche die Burg Tharand, die noch unter böhmischem Lehn stand, erhielt und später zu ihrem Wittwensitz erwählte. Im Jahre 1439 hatte Kurfürst Friedrich der Streitbare das Schloß und Amt, welches letztere nicht weniger als 21 Ortschaften umfaßte, auf 3 Jahre an Sigmund von Schönfeld und Tietzen von Gorentke überlassen. Anno 1452 erhielt es sodann Götzsche Kertzschen auf Lebenszeit, jedoch dergestalt, daß es von dessen Erben mit 500 Schock Groschen wieder hat erkauft werden können, geliehen, welcher Wiederkauf 1457 nochmals bestätigt und das Schloß, Pflege und Amt mit dem davor liegenden „Märktlein“ um die gedachte Summe den Erben gedachten Kertzschen's geliehen worden. Desgleichen wurde im Jahre 1457 Bruner's von der Pforte ehelichem Weibe Gertruden der zum Königstein gehörende „Erbzoll“ zum Leibgedinge verschrieben. Endlich hat Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht diesem von der Pforte das Schloß, Pflege und Amt nebst dem Märktlein 1473 für 500 Schock neue Groschen und 800 Rfl. wiederum geliehen, 1483 aber, nach Pforte's Tod, hat es Herzog Albrecht an Jacob Spiegel gegeben. Bei der Landestheilung 1485, fiel die Pflege Königstein an die Albertinische Linie und wurde zum Amte Pirna geschlagen. Vermuthlich schon im Jahre 1505 erhielt die, bisher nur von Gewaffneten bewohnt gewesene Felseninsel ein sehr friedliche Bestimmung. Herzog Georg der Bärtige ließ nämlich daselbst ein Kloster erbauen, um in dasselbe 12, aus Mailand verschriebene Cölestiner einziehen zu lassen. Nachdem sich der Herzog wegen Sendung genannter Mönche nach Mailand an den Cölestinerabt gewandt hatte, ordnete er den Bau auf dem Königstein an, welcher da, wo das alte, von den Hussiten 1425 zerstörte Schloß gestanden hatte, sich erheben sollte. Der Grundstein dazu wurde am Tage Margaretha 1514 gelegt. Zugleich wies der Herzog Georg 200 Rhnfl. im Amte zu Pirna, welche halb zu Ostern und halb zu Michaelis den Mönchen verabreicht werden sollten, zum Unterhalt derselben an. Die verschriebenen Mailänder Cölestiner trafen jedoch nicht ein; möglicher Weise aus dem einfachen Grunde, weil ihnen die Dotirung des Klosters nicht genügend erschien, und so ward auch der bereits begonnene Bau wieder eingestellt. Doch im Jahre 1516 nahm der Herzog den Plan von Neuem auf und wandte sich an den Prior des Cölestinerklosters auf dem Oybin bei Zittau, der damals noch unter böhmischer Landeshoheit stand. Der dortige Convent fand sich sofort geneigt, dem Herzog zu willfahren, und sendete 12 Mönche mit einem Prior auf den Königstein. Die Wohnung der Conventualen war in der jetzigen sogenannten „alten Gardecaserne“, in der theilweis noch die Zellen vorhanden sind. — Demnach hatte dann der Königstein eine militärische und eine geistliche Commandantur. — Schon im Jahre 1523 riß der Mangel bei dem Kloster dermaßen ein, daß die Mönche bei dem Herzog Georg um Unterstützung nachsuchen mußten. Noch in demselben Jahre ist der Prior unter dem Vorwand einer nothwendigen Reise entwichen, hat sich nach Wittenberg zu Dr. Luther begeben und sich 1525 daselbst verehelicht. Als Herzog Georg obenerwähntes Bittgesuch der Königsteiner Mönche erhielt, hatte er gerade erfahren, daß Luther's Lehren auf dem Königstein Eingang gefunden hätten. Wenn dies allein schon seine Unzufriedenheit hervorgerufen hatte, so gerieth er in heftigsten Zorn, als die Kunde nach Dresden gelangte, daß der Prior mit dem Bruder Urban heimlich vom Kloster entwichen seien und nach Wittenberg sich gewendet hätten, ohne daß die zurückgebliebenen Mönche für nöthig erachtet, ihn von dieser Flucht in Kenntniß zu setzen. Schon wenige Tage nachher schickte der Herzog den Cölestinern auf dem Königstein eine schriftliche Antwort, worin er seinem Unmuth Ausdruck gab. Aus alledem geht hervor, daß das Cölestiner-Kloster auf dem Königstein sich schon längere Zeit in verderbtem Zustande befand. Bevor aber der Herzog die Schließung des Klosters anordnete, hatte er noch den Brüdern eine Widerlegung der Lutherischen Schriften mittheilen lassen und den Amtmann Karroß mit der Untersuchung gegen den ent-

wichenen Prior Johannes betraut. Die Untersuchung der Klosterwirthschaft durch den Herzoglichen Amtmann scheint die Brüder mit gerechten Befürchtungen erfüllt zu haben, denn sie machten sich darauf auf und entwichen unter allerhand Vorwänden. Fast scheint es, als ob der Herzog gehofft habe, es würden sich wieder andere Mönche auf dem Königstein ansiedeln, denn er wartete bis 1530, bevor er über die Einkünfte weiter verfügte. Die liegenden Gründe wurden an Private vererbt und die allerdings nicht beträchtlichen Legate, welche einige fromme Leute aus der Nachbarschaft gespendet hatten, dem Hospital zu St. Jacob in Dresden überwiesen, welches dieselben noch heute bezieht. Im obengenannten Jahre hatte Herzog Georg wohl endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß das Kloster auf dem Königstein niemals wieder erstehen würde. Er vererbte daher auch das Vorwerk zu Dohna an die dortigen Bewohner und es geschieht von da ab des Klosters keine Erwähnung mehr. Der Felsen wurde seiner alten kriegerischen Bestimmung als Grenzfeste gegen Böhmen zurückgegeben und die Klostergebäude, schon an und für sich unbedeutend, verfielen. — Bis zum Jahre 1539 stand der Königstein unter Aufsicht eines Forstbeamten. — Nach dem Tode Herzog Georg's des Bärtigen, 1539, setzte Herzog Heinrich der Fromme, Bruder und Nachfolger des Verewigten, einen (und zwar den ersten) Schloßhauptmann, den Wolff Helffart „nebst Besatzung auf den Stein". Herzog Heinrich der Fromme war zwar ein Freund der Waffen, besonders der großen Schwerter und seltsamen Geschütze, doch sah er sie lieber im Zeughause zu Freiberg oder Dresden, als daß er sie zu Kriegszwecken in Anwendung gebracht hätte. Am allerwenigsten war er ein Freund vom Befestigungsbau; übrigens lag dazu auch keine dringende Veranlassung in jener Zeit vor, die Werke des Königsteins zu verstärken oder zu vermehren, sondern er begnügte sich nur damit, außer der Bestellung eines Festungscommandanten mit schwacher Besatzung, die alten Bauten wieder in Stand setzen zu lassen. Der Sohn und Nachfolger, Herzog Moritz, war dagegen mehr ein Held in offener Feldschlacht und die Befestigung seiner Haupt- und Residenzstadt Dresden erschien ihm wichtiger als die des Königsteins. Indessen war derselbe fortan mit einer Besatzung versehen, als deren Commandant seit 1541 Georg Wolff genannt wird. Hingegen schenkte der Bruder und Nachfolger des Moritz, Kurfürst August, dem Königstein eine größere Beachtung. Dieser, um eine Menge Friedenswerke hochverdiente Fürst wollte auch für die Zeit des Krieges nicht unvorbereitet bleiben, und entwarf daher den Plan der Umgestaltung des alten Bergschlosses in eine, den Anforderungen seiner Zeit entsprechende, regelrechte Festung. Aber seine Weisheit wußte das Nöthige dem Nöthigeren stets unterzuordnen, und so kam denn nach seinem 1586 erfolgten Tode manches von ihm Angefangene erst unter seinem Nachfolger, Kurfürst Christian I., zur Ausführung. Unter der Regierung des Kurfürsten August waren Peter Jäger, seit 1559, und Hans v. Eberstein, seit 1565, Commandanten oder Hauptleute der Festung. Letzterer hat, wie eine Inschrift vom Jahre 1593 kund giebt, aus eigenen Mitteln Vieles zur Befestigung des Königsteines beigetragen. — Der Sohn und Nachfolger des „Vater August", des ersten Gesetzgebers und Begründers der Landesökonomie und Industrie Sachsens, der Kurfürst Christian I., war ebenso sehr von der Wichtigkeit des Königsteins als Grenzfestung überzeugt, weshalb er auch die Befestigung desselben noch gründlicher ins Auge faßte. Mehrere der von Kurfürst Christian I. begonnenen Bauten vollendete der Administrator und Vormund Christian's II., Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Weimar.

Während dieser Zeit hatte der begonnene 30jährige Krieg sein fürchterliches Elend noch nicht nach Sachsen getragen. Erst der Hauptmann Jacob v. Löben fand Gelegenheit, einen Schuß auf den Feind abzufeuern, der jedoch für das am Fuße des Felsens liegende Städtchen sehr verhängnißvoll wurde. Als nämlich ein Baner'sches Streifcorps im April 1639 nach Königstein kam und daselbst 3 Tage in Saus und Braus gelebt hatte, ließ der Festungscommandant v. Löben einen Schuß auf das Quartier des commandirenden schwedischen Officiers thun, der so wohlgezielt war, daß die Kugel in dessen Gemach einschlug. Darüber erbosten sich die Schweden dergestalt, daß sie am 19. April, Nachmittags 4 Uhr, die Stadt zu plündern begannen und sie vor den Augen der Festungsbesatzung in Brand steckten. Hierbei zeigte sich, daß gegen den Elbstrom und die Stadt hin der Festung die Schießscharten fehlten, welcher Versäumniß man nunmehr abhalf. Unter der Regierung Johann Georg's I. ward zunächst 1613 der Johannis- oder sogenannte Heldensaal über dem neuen, durch den Felsen gehauenen Thore mit der Auffahrt erbaut. Weiter wurde von Kurfürst Johann Georg I. die Georgenburg aufgeführt, bei deren feierlicher Einweihung, den 27. Juli Dom. V. p. Trin., durch den damaligen Hofprediger, Dr. Hoë v. Hoëneg, der Kurfürst mit seiner Frau Mutter Sophie (nach ihr sind die Sophiendukaten genannt), seiner Gemahlin Magdalena Sibylla, die Prinzen Johann Georg, August und Christian, die Prinzessinnen Sophia Eleonora und Maria Elisabeth mit dem sämmtlichen Hofpersonale anwesend waren. Später wurden einige Zimmer der Georgenburg zu Staatsgefängnissen eingerichtet, welche am 27. Juli 1619 ebenfalls von dem Dr. Hoë v. Hoëneg feierlich eingeweiht worden sind. Johann Georg I. ließ außerdem 1621/22 auf der Stelle des ursprünglichen Magazin- und Kellereigebäudes die für Hoffestlichkeiten bestimmte und später benannte Magdalenenburg erbauen. Unter derselben wurde die Kellerei, aus 2 großen, in Felsen gehauenen Gewölben bestehend, angelegt, in welchen die 3 großen Weinfässer nach einander aufgestellt wurden. Im Jahre 1631 ließ der Kurfürst das Thor des Festungseingangs noch verstärken und die Schösserei, in welcher Garnisonprediger und Proviantverwalter später Wohnung erhielten, erbauen, sowie das Commandantenhaus geräumiger ausbauen. Trotz der gesunden Luft wurde im Jahre 1640 die Garnison des Königsteins von der Seuche heimgesucht. Alle Kranken nebst 82 Kindern wurden sofort nach dem Walde unter der Festung gebracht und hier in erbauten Hütten untergebracht und verpflegt. — Nicht weniger Sorgfalt wie sein Vorgänger verwendete Kurfürst Johann Georg II., der von 1656 bis 1680 regierte, auf die noch größere Befestigung, zugleich aber auch auf die Verschönerung des Königsteins. Vornehmlich wurde die Georgenburg restaurirt und wesentlich verschönert. Besonders aber machte er sich um den Königstein verdient durch den von den Baumeistern Dünnebier und Fahre besorgten Ausbau der alten Klosterkirche, die am 1. October 1676 eingeweiht wurde. Als erster, daselbst 1671 schon angestellter Garnisonprediger wird Johann Christoph Michaelis genannt. Das „die Georgenkapelle" genannte, bestens ausgestattete Gotteshaus wurde außerdem mit einer Thurmuhr und drei Läuteglocken versehen. Die Einweihung dieser Garnisonkirche war eine so ungewöhnlich feierliche, daß sie aller Orten gerühmt wurde. Vor 1676 war der Anfang des Gottesdienstes durch die am Thore befindliche Schildwache, sobald sie den Prediger zur Festung hatte kommen sehen, durch das Schlagen an eine Eisenstange angekündigt worden. Noch im letzten Jahre seines Lebens, 1679, wurde von Kurfürst Johann Georg II. die zur Linken des Thores gelegene, als Bekleidung der bedeutend abschüssigen Felsen von Quadern aufgeführte Bastion vollendet, welche man die Georgenbastion oder Georgenbatterie nannte und die hauptsächlich zur Bestreichung der Auffahrt dienen sollte. Der Bau selbst ward von 1669 an durch die Festungsbauinspectoren und Obersten Sigismund v. Liebenau und Wolff Caspar v. Klengel ausgeführt. Unter der durch mehrere auswärtige Kriege gestörten Regierung des Kurfürsten Johann Georg III. (1686—1691), sowie unter Johann Georg IV. (1691—1694) wurden besonders Verbesserungen am Brunnen angebracht, außerdem wurde das Festungszeughaus angelegt, doch ist über die Erbauungszeit des letzteren eine wirklich zuverlässige Nachricht nicht vorhanden.

Das eigentlich goldene Zeitalter des Königsteins begann wohl mit dem Anfang der glänzenden Regierung des Kurfürsten und seit 1697 Königs von Polen, August I. (des Starken), der vom Jahre 1694 bis 1733 regierte. Eine ganz besondere Glanzperiode für den Königstein war die Zeit von 1715 bis 1733, während welcher der in mehrfacher Beziehung berühmt gewordene Generalleutnant v. Kyaw Commandant der Festung war. Derselbe hatte sich von seinem Landesherrn diese Stellung als eine besondere Gnade ausgebeten. Der König weilte nebst seinem Hofstaate sehr oft Tage lang auf der anmuthigen Höhe und es galt bei diesen frohen Tagen meist der Wahlspruch: „Je toller, je besser!" — Vom Königstein aus besuchte König August auch als der Erste den Lilgenstein (Lilienstein) und ließ denselben besteigbar machen. — Kyaw, als maître de plaisir auf dem Königstein, stand dabei in einem sehr vertraulichen Verhältniß zu dem König, der sich besonders dann erfreute, wenn der Commandant mittelst seiner Witz- und Spottbatterien die Hofleute bis zu den höchsten Chargen tüchtig beschoß, wozu Kyaw stets Gelegenheit fand. Doch auch für die Verstärkung und Verschönerung der Festung und deren Wohngebäude ließ

der König den umsichtigen Kyaw fleißig Sorge tragen. Nächst dem besseren Ausbau mehrerer Werke ward im Jahre 1716 auch nach Kyaw's Angaben das Brunnenhaus bedeutend erweitert und mit doppelten Gewölben versehen, sowie auch die Maschinerie zur Hebung des Wassers vervollkommnet. Ebenso ward auch die Kellerei unter der Magdalenenburg schöner eingerichtet und 1722 mit dem in Deutschland größten Fasse versehen, das seit dem Jahre 1725 der Schauplatz mancher heiterer Feste des Hofes ward. Im Jahre 1728 erhob sich aus den Ruinen des alten Klostergebäudes ein Haus zur Wohnung für den Untercommandanten, auch wurde die Caserne B. aufgeführt und während der Jahre 1723—1731 die etwas baufällig gewordene Christiansburg, welche der Lieblingsaufenthalt des Königs zu sein pflegte, in großartigerem Stile wiederhergestellt, der größte Saal mit Spiegelwänden und einer Maschinentafel versehen und „Friedrichsburg“ genannt. Auch wurde nach Angabe des Commandanten, Freiherrn v. Kyaw, von 1731 ab das durch einen Brand beschädigte Commandantenhaus ausgeführt und im Jahre 1733 am Eingang in die Festung die sogenannte Tenaille (Zangenschanze) erbaut. — In dem Streben, dem Königstein eine immer größere Vollkommenheit zu geben und ihn zu einer unüberwindlichen Festung zu erheben, fuhren die folgenden Regenten mit rühmlichem Eifer fort. Zuerst Kurfürst Friedrich August II. (1733—1763), als König von Polen August III., ließ in den Jahren 1733—1738 das jetzige Proviantshaus, eine neue Officiers- und die vordere Gemeinen-Caserne nebst den 6 bombenfesten Pulvermagazinen erbauen. Auch wurde 1734 die Mondschanze (Ravelin) nebst der Thorwache vollendet. Am 19. Juli 1744 entzündete leider der Blitz die Friedrichsburg und zerstörte darin die von Kyaw angegebene Tafelmaschine, welche bei der Restauration, im Jahre 1758, nicht wieder hergestellt wurde, indem man den großen Saal einfach mit Fußbodengetäfel versah. Im Jahre 1746 wurde die Caserne E. nebst der Hauptwache erbaut und 1754 begann man, unter Oberleitung des Generalmajors v. Dyherrn, den Bau der Außenwerke in Angriff zu nehmen, der aber von 1756 bis 1763 wegen des siebenjährigen Krieges liegen blieb. Nach der am 29. August 1756 erfolgten Invasion der Preußen in Sachsen, nachdem sich König August III. geweigert hatte, wider die Kaiserin Maria Theresia mit dem König Friedrich II. in ein Bündniß zu treten, mußte der König nebst seinen Prinzen die endlich am 6. September besetzte Residenz Dresden verlassen und nach dem Königstein sich flüchten. Die Festung war für neutral erklärt. Währenddem hatte die kursächsische Armee, nur etwa 17000 Mann stark, bei Pirna ein wohlverwahrtes Lager, doch ohne hinlänglichen Proviant und Fourage, bezogen, weshalb sie sich nach einer 6wöchentlichen Blokade an Friedrich II. kriegsgefangen ergeben mußte. Diesen traurigen Vorgängen mußte König August III. am 15. October 1756 vom Königstein aus leider ruhig zusehen, ohne auch nur das Mindeste für seine Armee thun zu können. Nach diesem Ereigniß reiste der König nach Polen. — Erst nach dem Hubertusburger Frieden (1763) dachte man wieder an fernere Bauten auf dem Königstein. Im Jahre 1766 begann von Neuem der Bau der bombenfesten Casematten. Dies geschah unter der Regierung des Administrators, Prinzen Xaver, bis zur Mündigkeit des Kurfürsten Friedrich August III. am 23. Decbr. 1768. — Heil und Segen brachte nun die lange landesväterliche Regierung des letztgenannten Kurfürsten Friedrich August III. und seit 1806 Königs Friedrich August I., des Gerechten, vom Jahre 1768 bis 1827. Schon in den ersten Regierungsjahren wurde der Bau der neuen Casematten mit einem Aufwande von 84000 Rthlr. fortgesetzt und vollendet. Im Jahre 1779 wurde am oberen Ende der sogenannten „finsteren Appareille“ eine Winde zum Aufziehen der Wagen angelegt. Wiederholte Gewitterschäden machten auch die Vermehrung der Blitzableiter nöthig und es wurden deren von 1782 bis 1788 sieben neue hergestellt. In den Jahren 1790 bis 1802 schritt man auch zur stärkeren Verwahrung des Festungseinganges durch Erbauung einer Bastion, „Fleche“ oder „Pfeilschanze“ genannt, zu der bereits General v. Dyherrn den Plan entworfen hatte. Auch wurde am Eingange zu den niederen Vorwerken ein Graben ausgehoben und mit einer Zugbrücke (rothe Brücke) versehen. Ferner wurde der ehemalige Johannissaal bombenfest überwölbt, 1816 aber erst zum neuen Zeughause eingerichtet. Alle diese Bauten erforderten einen Aufwand von 100000 Thlr. Am 8. October 1806 brannte der Johannissaal nebst noch mehreren nordwestlichen Gebäuden der Streichwehr bis an die sogenannte „Krellburg“ und die obersten Gewölbe aus, deren Wiederherstellung in geeigneterem Stile der Festung ein freundliches, in desto größere Ferne leuchtendes Aeußere gegeben hat. Die 1803 endlich vollendeten, mit einem künstlichen Backofen versehenen Casematten, welche seit dem Jahre 1792 einen Aufwand von etwa 300000 Thlr. erfordert hatten, sind 2 bis 3 Stockwerke tief unter dem den Festungsbezirk umlaufenden Wallgange angebracht, doppelt mit Quadern überwölbt und haben 6 Ellen Aufschüttung nebst Plattendeckung. In der frühesten Morgenstunde des 8. October 1806, also wenige Tage vor der verhängnißvollen Schlacht bei Jena, welche für sieben böse Jahre über Deutschlands Schicksal entschied, brach in der Wohnung des Festungscommandanten, Generalmajors v. Boblick, Feuer aus und legte in wenig Stunden sowohl die gefüllten Vorrathsböden des Hauses als auch das daran stoßende Wohnhaus des Garnisonpredigers, Mag. Christian Gottlieb Brückner, und einen Theil der Georgenburg nebst daran stoßenden Speichern und somit den ganzen Proviantvorrath in Asche. Der Schaden war gerade zu dieser Zeit um so beträchtlicher, als man das baldige Heranrücken des Feindes fürchtete; die am Tage der Schlacht auf den Festungswällen deutlich hörbare Kanonade ließ denselben in größerer Nähe vermuthen. Hätte Napoleon I. nicht über Sachsen die Neutralität ausgesprochen, so hätte es schlimm um die übrigens unüberwindliche Festung Königstein ausgesehen, weil sie sich wegen des Mangels an ausreichenden Vorräthen doch hätte übergeben müssen. Der Glücksstern Sachsens sollte damals aber noch nicht erbleichen; noch waren ihm Tage des Glanzes beschieden. Die niedergebrannten Gebäude konnten wieder aufgebaut werden, bis auf den ebenfalls zerstörten Johannissaal, und bereits 1809 konnten die Räumlichkeiten nach ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder benutzt werden. Ueberdies gewann nun die Festung auch ein schöneres Ansehen. — Der 28. Juni des Jahres 1809 gab der Festungsbesatzung Veranlassung, gegen ein braunschweigisch-Oelsisches Streifcorps einige Demonstrationen mittelst der Wallgeschütze vorzunehmen. Sonst aber hat sie bis zum Jahre 1813 von keiner Seite wieder eine Anfechtung gehabt. — Im Jahre 1812, am 2. Juni, wurde der Festung eine hohe Ehre zu Theil; es besuchte nämlich, in Begleitung des sächsischen Hofes, die jugendliche Gemahlin Napoleon's I., Marie Louise, den Felsen und am 12. Juni 1813 erschien Napoleon selbst auf dem Königstein. Beide hohen Gäste schrieben ihre Namen in das „Fremdenbuch des Brunnens“ ein. — Im Jahre 1813 hatte mit dem ganzen Lande auch der Königstein wieder eine Zeit harter Prüfung zu tragen. Während der Gefangenschaft des Königs Friedrich August I. trat vom November 1813 bis Juni 1815 eine Neutralitätserklärung für den Königstein ein; doch es fehlte während dieser Zeit nicht an Versuchungen mancherlei Art, zumal der Königstein die Landesschätze barg, deren Auslieferung von einer gewissen Seite verlangt wurde. Allein der damalige Commandant, General Sahrer v. Sahr, war zu sehr Patriot; das Thor der Festung blieb den Versuchern verschlossen, und die Landesschätze waren gerettet. — Die Anwesenheit der Preußen und Russen in Sachsen war bis zum Mai 1813 auf die Festung ohne Einfluß geblieben. Anders aber gestaltete sich die Sache, als Napoleon seine Aufmerksamkeit auf dieselbe richtete, in der Absicht, unter ihrem Schutze eine Schiffsbrücke über die Elbe herzustellen. — Zum ersten Male seit seinem Bestehen als Festung nahm der Königstein 1813, vor seiner Neutralitätserklärung, fremdes Militär in sich auf, und zwar 600 Franzosen, welche von 2 zu 2 Tagen aus dem am Fuße des Lilgensteines stehenden Lager mehr zu ihrer Erholung, als zum Dienste abgelöst wurden. Daneben bestand eine gleichstarke sächsische Besatzung. Interessant und spaßhaft zugleich ist die Art, wie der damalige Festungscommandant, Generalmajor Sahrer v. Sahr, sich der unliebsamen Gäste und Mitesser am Festungsproviant nach erhaltener Kunde der Schlacht bei Leipzig zu entledigen wußte: Der Commandant entsandte gegen Abend auf dem sogenannten „Patrouillen“- oder „Rundenfußsteige“, der den Franzosen glücklich verheimlicht worden war, eine Abtheilung Jäger in aller Stille nach dem Städtchen hinab. Erhaltener Instruction gemäß und im Einverständniß mit den Bewohnern wurden nun einige leere Schuppen und werthlose Baracken mit Stroh und anderem Brennmaterial gefüllt und nach Einbruch der Nacht unter zahlreichen Schüssen und mit Hurrahgeschrei angezündet: „Kosaken! Kosaken!“ heißt es auf der Festung; „jedenfalls hat dies Gesindel das Städtchen überfallen und sengt und plündert dort nach Herzenslust!“ — Ein Allarmschuß erdröhnt von den Wällen. Das französische halbe Bataillon wird beordert, schleunigst hinabzurücken und die Kosaken zu verjagen. Es ge-

schieht. Von den Kosaken aber war nichts mehr zu sehen und zu hören. „Die haben“, so hieß es, „sofort bei dem Allarmschuß elbaufwärts die Flucht ergriffen!“ Die Franzosen setzten ihnen bis über Krippen nach. Mittlerweile ist das sächsische Jägerdetachement auf jenem heimlichen Fußstege glücklich wieder in der Festung angelangt. Als nun die durch die Verfolgung ermüdeten Franzosen nach einigen Stunden ebenfalls wieder dahin zurückwollen, wird ihnen von den ersten Außenwerken ein energisches „Halt“ entgegengerufen. Die sächsische Garnison ist unter Waffen, die Artilleristen stehen bei ihren Geschützen. „Wollen die Herren Franzosen wieder in die Festung zurück,“ verkündet man diesen, „so mögen sie gefälligst versuchen, sie mit »Sturm zu nehmen«.“ Natürlich war an die Befolgung dieser Einladung mit einem halben Bataillon Infanterie gar nicht zu denken und es blieb den armen Geprellten nichts Anderes übrig, als sich der russischen Belagerungsarmee vor Dresden kriegsgefangen zu ergeben. Von da blieb die Festung trotz verschiedener russischer Sommationen unbehelligt. — Dieser Bericht entstammt dem Munde des verstorbenen königl. Oberförsters Hennig, der zu jener Zeit als Oberjäger auf dem Königstein in Garnison stand und bei der Begebenheit Mitbetheiligter war. — Als sich die durch die Neutralitätserklärung verschlossenen Thore der Festung wieder öffneten, zogen die Truppen nur aus, um ihren aus der Gefangenschaft heimkehrenden Landesherrn am 7. Juni 1815 festlich zu begrüßen. Zum Andenken an diesen festlichen Tag wurde auf der Festung der Raum zwischen der Magdalenenburg und dem Johannissaale Friedrich August- oder Königsplatz genannt. Im Jahre 1818, nachdem schon 1816 der Johannissaal zum Theil in ein Zeughaus umgestaltet worden war, wurde die Magdalenenburg zu einem Provianthause eingerichtet, während die darunter befindlichen Kellerräume nach Beseitigung des großen Weinfasses zu einem Proviantmagazin umgebaut wurden. Auch in den neuesten Zeiten bis auf die gegenwärtige ist sowohl von den Landesfürsten als auch den Commandanten und allen mit der Aufsicht und Bewachung betrauten Personen die Festung ein Gegenstand unausgesetzter Fürsorge und wird fortwährend durch Verbesserungen und zeitgemäße Veränderungen ihrer Vervollkommnung immer mehr entgegengeführt. Zu den letzten Neubauten gehört namentlich das Schatzhaus, da in den bisherigen Räumen die Landesschätze zwischen und unter den gewaltigen Felsmauern wohl sicher, aber wegen möglicher Feuchtigkeit nicht ganz gefahrlos aufbewahrt werden konnten. Daher wurde schon 1853 von dem höchstseligen König Friedrich August II. der Bau eines solchen Schutzhauses begonnen und von dem nachfolgenden hochseligen König Johann im Jahre 1857 vollendet. Eine hohe strategische Bedeutung dürfte die Festung für unsere Zeit wohl kaum noch haben, obgleich ihre Geschütze die Elbe und die an ihrem Fuße vorüberführende Eisenbahn nach Böhmen beherrschen. Beim Marsche der preußischen Heercolonne nach Böhmen im Jahre 1866 ließ man den Königstein einfach zur Seite liegen; als fester Punkt hat er aber immerhin einen großen Werth und kann sich nicht leicht eine andere Felsenfeste mit ihm messen, selbst der berühmte Ehrenbreitstein nicht. Die am 9. Juni 1866 erfolgte Kriegserklärung an Sachsen war Veranlassung, daß die Festung am 18. Juni in Kriegszustand erklärt wurde, an demselben Tage, wo die ersten Preußen, grüne Husaren, in Dresden einrückten. Auf dem Königstein wurden die vom „grünen Thore“ bis nach dem „Hornwerk“ stehenden großen Pappeln umgehauen, der Lilienstein und Quirlberg abgeholzt und die Festung armirt. Für den Fall eines Bombardements, welches allgemein erwartet wurde, legte man Traversen und sonstige zu Schutz und Trutz dienende Vorkehrungen an den Appareillen an. Die Elbschifffahrt war gänzlich gesperrt und unter dem Schutze der Kanonen des Königsteins ankerten zahllose Fahrzeuge. Glücklicherweise sollte es aber hier zu keinem Kampfe, der überaus blutig geworden sein würde, kommen. Infolge der sich rasch abwickelnden Kriegsereignisse wurde durch Uebereinkunft mit dem preußischen Generalleutnant v. Schack schon am 19. Juli die Communication außerhalb des Festungsrayons wieder freigegeben. — Am 24. October 1866 mußte auf Weisung der Landescommission der Untercommandant des Königsteins die Thore desselben Sr. Excellenz, dem königl. preußischen Generalleutnant v. Briesen und einer ihm folgenden preußischen Besetzung, bestehend aus 170 Mann der 7. Compagnie des königl. preußischen Leibgrenadierregiments, unter Commando des Hauptmanns v. Wulffen, öffnen. Der Verkündigung der eingetretenen deutschen Waffenbrüderschaft folgte die Postenablösung und der Abmarsch der sächsischen Besatzung und die Desarmirung der Festungswerke. Vom 26. October ab war auch den Fremden wieder Zutritt auf dem Königstein gestattet. Tags vorher ernannte Se. Majestät der König von Preußen den bisherigen Commandanten von Saarlouis, Generalmajor v. Rohrscheid durch Cabinetsordre zum Commandanten der Festung Königstein, die als eine solche ersten Ranges bezeichnet wurde. Am 22. November traf derselbe auf dem Königstein ein und verabschiedete sich der bisherige Commandant v. Briesen. Am 12. December, als dem Geburtstage Sr. Majestät des Königs Johann von Sachsen, fand ein Verbrüderungsfest der preußischen und sächsischen Kameraden statt. Im Jahre 1868 trafen, auf vorhergegangene Einladung des Festungscommandanten, am 23. September die zu ihrer 42. Jahresversammlung vereinigten Naturforscher und Aerzte, an Zahl mehr als 800 Personen in Gesellschaft vieler Damen, auf der Festung ein, wo sie mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit empfangen wurden. Am 7. December desselben Jahres raste auf dem Felsen ein fürchterlicher Orkan, der im Walde 60 Bäume niederwarf und an Obstbäumen, Zäunen, Dächern, Essen und Fenstern bedeutenden Schaden anrichtete. Das Jahr 1870, ereignißvoll wie kein andres des ganzen Jahrhunderts, brachte einen Wechsel in der Commandantur, indem am 16. Juli Generalmajor v. Rohrscheid dieselbe niederlegte, wogegen seine Stelle der am 22. Juli auf dem Königstein eingetroffene preußische Generalmajor v. Beeren übernahm. Der 14. September 1870 führte 493 französische Kriegsgefangene von Sedan auf die Festung, meistens dem 30. französischen Infanterieregimente angehörig, welche in 2 Compagnien eingetheilt, theils im neuen Zeughause, theils in den neuen Casematten untergebracht wurden. Es wurde für die Franzosen eine Feldküche errichtet und im Proviantmagazin erhielten sie einen gemeinsamen Speisesaal. Die unfreiwilligen Gäste erhielten täglich 3 Groschen Löhnung und 1½ Pfund Brod; in die Menage zahlten sie 22 Pfenige. Sie wurden zur Arbeit in den Festungsanlagen, sowie zur Planirung, Aufschüttung und Terrassirung des Bodens verwendet. Bestimmte Signale regelten die Tagesordnung der Gefangenen und die drohenden Mündungen der nach den Gefangenenhöfen gerichteten Geschütze warnten vor jeder gewaltsamen Ausschreitung. Die Zahl der gefangenen Franzosen wurde am 14. November durch weiteres Eintreffen von 200 Schicksalsgenossen, Nationalgardisten und Mobilgarden aus dem eroberten Neubreisach, vermehrt. — Den 7. August und 3. September 1870 verkündete der Kanonendonner der Festung die Tage deutschen Waffenruhms bei Wörth und Sedan weithin über Berg und Thal; dasselbe geschah am 1. März 1871, wo die „Heilige Stadt Paris“ und ihre zusammengeschossenen Forts den Einzug der deutschen Sieger ansehen mußten. Zur Feier des Friedensfestes donnerten die Vierundzwanzigpfünder der Festung 101 Freudenschüsse über deren Zinnen hinaus und rings um den Felsen waren Fanale angezündet, brannten bengalische Flammen und stiegen knatternde Raketen empor. Die französischen Kriegsgefangenen kehrten am 10. Juli 1871 nach der Heimath zurück, mit Ausnahme etlicher Garibaldischer Helden, die wegen eines Fluchtversuchs, bei dem sie ertappt wurden, noch eine Zeit lang in Haft bleiben mußten. — Während der Zeit, wo Se. Exc. Generallt. v. Beeren das Commando der Festung inne hatte, hat sich derselbe nicht geringe Verdienste um dieselbe erworben. So hatte die durch die französischen Kriegsgefangenen auf 1400 Köpfe angewachsene Bevölkerung des Königsteins einen weit bedeutenderen Bedarf, als bisher, an Brunnenwasser erforderlich gemacht, welchen die bei dem Tretrade des Brunnens verwandten Franzosen wegen zu großer Schwächlichkeit für diese Arbeit nicht herbeischaffen konnten. Der Commandant traf daher alsbald Anstalt, daß zu diesem Zwecke in dem Brunnenhause eine schon längst ersehnte Dampfmaschine aufgestellt wurde, welche am 5. April zu arbeiten begann. Eine Wasserleitung führt nunmehr vom Brunnenhause nach dem Commandanturgebäude, dem Waschhause, dem Schlachthause und der Bäckerei. Nicht minder verdankt die Festung dem Generalleutnant v. Beeren die Herstellung einer Dampfküche mit 6 Kesseln. — Am 1. October 1871 wurde das 4. königl. preuß. Thüringische Infanterieregiment Nr. 72 durch eine Compagnie des königl. sächs. 4. Infanterieregiments Nr. 103 abgelöst und dadurch das alte Besatzungsverhältniß wieder hergestellt. — Die weiteren Jahre bis auf die neueste Zeit bieten für die Geschichte des Königsteins nichts wesentlich Interessantes.]

Carl v. Metzsch-Reichenbach.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 109. Dienstag, den 19. September, Abends. 1899.

Zur Geschichte des Zopfes.

Wenn das Wort „Zopf“ in eng verwandten Lauten durch die germanischen, romanischen und celtischen Sprachen geht und gleich dem verwandten Zapfe und Zipfel überhaupt das spitz zulaufende Ende eines Dinges bezeichnet, so hat doch das Deutschland des vorigen Jahrhunderts das unbestrittene Verdienst, jenem Worte zu einer eminenten Bedeutung und zu einer Stellung in der Weltgeschichte verholfen zu haben, welche noch heute in der hartnäckigen symbolischen Verehrung des Zopfes von Seiten urdeutscher Spießbürgerlichkeit sich kund thut und eine nähere Betrachtung seines ursprünglichen Wesens und Wirkens rechtfertigt. Als Schmuck der Frauen ist der Zopf uralt; ist es doch ein so nahe liegender Gedanke, das lange Haar in Zöpfe zusammenzufassen und sie mit Goldfäden, Perlenschnüren, Borten und dergleichen zu durchflechten. Wie hoch die Frauen ihre Zöpfe geschätzt, dafür zeugt die Verwendung derselben als Rechtssymbol, sofern namentlich in Bayern und Schwaben die Frauen bei Ableistung gewisser Eide die Hand auf die Brust legten und damit zugleich den über die Schultern nach vorn gelegten Zopf berührten, woher der Ausdruck entstand: „schwören mit Hand und Mund, mit Zopf und Brust“. Dem männlichen Geschlechte wurde der Zopf erst im 18. Jahrhundert aufgedrungen, aber die Veranlassung dazu war ebenso unnatürlich, wie die Durchführung der Neuerung barbarisch und entwürdigend. Deutsches Militär trug zuerst den Zopf und behielt ihn wohl ein ganzes Jahrhundert durch bei. Am längsten erhielt sich derselbe beim kurhessischen Militär, bis 1821, und aus diesem Umstande ist ziemlich allgemein der Glaube entsprungen, Kurhessen sei die eigentliche Heimath jenes abscheulichen Schmuckes gewesen, welcher fast allgemein schon zu Anfang unseres Jahrhunderts, infolge der französischen Revolution verschwand. Dies ist aber, wie neuere Forschungen erweisen, nicht der Fall gewesen. Der wirkliche Schöpfer des Zopfes ist der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der mit allerhand anderem kostspieligen Prunke auch die Perrücke verwarf und zu einfacher militärischer Uniform sein eigenes Haar ganz schlicht in einem Zopfe hinten herabhängen ließ, in welcher Gestalt sein Bild auch auf den seit 1718 geprägten Ducaten dargestellt ist, die davon den Namen Schwanzducaten erhielten. Seine Soldaten trugen die ersten Zöpfe, in die übrigen Heere drang der Zopf erst später ein, um nach und nach zu einer namenlosen Menschenquälerei ausgebildet zu werden, die zuletzt auch den frischen kriegerischen Geist ganz verzehrt zu haben scheint. Noch geraume Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege trug, wie alle Stände, so auch das Militär das Haupthaar gescheitelt und auf die Schultern herabfallend; die bald darauf aufkommenden Perrücken waren zu theuer, als daß sie einen Bestandtheil der militärischen Tracht hätten abgeben können. Demgemäß genossen denn auch z. B. in der französischen Armee, außer den Abtheilungen der königlichen Edelgarden, nur einige besonders bevorzugte Reiterregimenter die Auszeichnung, sogenannte Stutzperrücken (ein wohlfeiles Falschhaar von geringem Umfang) zu tragen, und in Deutschland mögen wohl nur Trabanten, Leibgarden und dergleichen, und auch diese nur an Galatagen, dergleichen Bevorzugung sich erfreut haben; die große Masse des Heeres trug noch immer ihr natürliches Haar mehr oder weniger kurz verschnitten. Dagegen war es schon früh ein Brauch des Kriegsvolkes geworden, an Gefechtstagen, sowie auf Märschen und bei windigem und regnerischem Wetter, je länger herabhängend das Haar noch getragen wurde, es auch häufiger im Nacken in einen Knoten zusammenzuschlagen, indem dadurch gegen das von der Kopfbedeckung nach dem Rücken hin abströmende Regenwasser ein trefflicher Ableiter gewonnen ward, außerdem auch eine wirksame Abwehr gegen gefährliche Nackenhiebe geboten wurde. Es hat sich dieser Brauch in der französischen Armee namentlich bei den Husaren und einigen leichten Reiterregimentern noch bis zum Ende der Napoleonischen Kriege erhalten, ja er hatte sich dahin ausgedehnt, daß die Soldaten auch an den Schläfen die Haare lang wachsen ließen und in Streifen flochten, in welche dünne Bleistäbchen eingelegt waren. Indem diese Haarflechten mit ihren Enden am Hinterhaupte zusammengebunden wurden, entstand dadurch, im Vereine mit dem daselbst befindlichen Stummelzopfe, eine ganz vortreffliche natürliche Schutzwehr gegen die namentlich dem Reiter so gefährlichen Kopf- und Nackenhiebe.

Ueberhaupt war die militärische Tracht namentlich des deutschen Kriegsvolkes noch bis zu Ende des spanischen Erbfolgekrieges im Ganzen eine zweckmäßige, ja mustergiltige. Als jedoch infolge der überall rasch zunehmenden Vermehrung der stehenden Heere der Unterhalt derselben, zumal bei dem gleichzeitigen Sinken der Geldwährung, immer größere Summen verschlang, so entwickelte sich ein System raffinirter Sparsamkeit, welches bald zur Hungerleiderei und, da unter der Herrschaft derselben die Disciplin natürlich nur mit den extremsten Mitteln aufrecht zu erhalten war, folgerichtig zu jener berüchtigten Tyrannei führte, welche das ganze 18. Jahrhundert hindurch und selbst noch bis in die neuere Zeit herein so schwer auf dem deutschen Kriegerstand gelastet hat. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war Der, der zuerst in seinem Heerwesen Alles auf das Nothwendigste herabdrückte; er besaß Scharfsinn genug, um allenthalben gerade das Maß aufzufinden, was sich zum nothdürftigen Unterhalte als absolut unentbehrlich darstellte. Unter ihm schrumpfte das alte bequeme Wamms zu einer ärmellosen, nur noch ein ganz schmales Vordertheil von Tuch nachweisenden Unterweste mit leinenem Rückenstück zusammen, der weite Regenrock verwandelte sich in einen knappen, den Unterleib bloßstellenden Leibrock, unter welchem die zwei Westenlappen armselig hervorschauten, während oberhalb des Leinwandfetzens, welcher den vornehmen Namen des Busenstreifens oder Jabots führte, der Hals in einer ledernen Binde, einem wahren Hundehalsband steckte; an die Stelle der ledernen Beinkleider traten Tuchhosen, welche oben und unten kaum zur Deckung der Blößen ausreichten. Diese Bekleidung, aus den schlechtesten Stoffen und für ärmliches Macherlohn höchst liederlich gefertigt, war an sich schon eine Qual für die Mannschaft, zumal da bei der festgesetzten übermäßig langen Tragezeit der Mann Tag für Tag mit Nadel und Faden bei der Hand sein mußte, um das schlechte Gewand nothdürftig im Stande zu erhalten. Aber noch mehr! Die Armseligkeit dieser Gewandung sollte doch nach Möglichkeit verhüllt werden, es wurden also an den Uniformsrock hellfarbige Kragen und Brustaufschläge gesetzt, diese an den Rändern mit Borten, die zahlreich angebrachten falschen Knopflöcher aber mit Litzen, Quasten und dergleichen verbrämt. Dieser Flitterstaat nun war nicht nur der Befleckung sehr ausgesetzt, sondern es erheischte auch das unablässige Kollern der Aufschläge mit bunten Thonfarben, das Einkreiden der meist weißen Westen und Beinkleider und der ebenfalls weiß oder korngelb zu haltenden Borten und Litzen, das unaufhörliche Poliren der stets blank zu haltenden Knöpfe ebenso große Mühe wie Geschicklichkeit. Und doch war all diese Plage noch gering im Vergleich zu jener, welche durch die Frisur erzeugt wurde. Daß nämlich bei einem so gespreizten, puppenhaften Anzug das Haupthaar nicht länger in einen bloßen Knoten in dem Nacken zusammengeschlagen getragen werden konnte, indem dies als eine Art genialer Liederlichkeit hätte erscheinen müssen, lag auf der Hand, und der Preußenkönig war am wenigsten der Mann, welcher davon auch nur eine Spur geduldet hätte. Auf der andern Seite aber konnte wegen des Kostenpunktes keine

Rede davon sein, die allmälig zur Herrschaft gelangte kleine runde Stutzperrücke zu einem Bestandtheil der militärischen Kleidung zu machen. Man kam sonach auf den Einfall, das vorhandene natürliche Haar zur Bildung einer die Perrücke nachahmenden Frisur zu verwenden. Zunächst geschah dies dadurch, daß man das an den Schläfen gewachsene Haupthaar über zwei Papprollen spannte und so zu beiden Seiten des Kopfes zwei Haarwulste, sogenannte Taubenflügel, aufsteifte, während an der Stelle des bisherigen Scheitels sich eine Art Hahnenkamm, das sogenannte Toupet, aufkräuselte. Dieses die Perrückenform nicht übel nachahmende Haargebäude fest zu halten, machte es nothwendig, das Haupthaar durch eine steife Schmiere — die sogenannte Pomade — dicht zusammenzukleben, und um das Abtropfen dieser Pomade wieder zu verhindern, durch Aufstreuen eines trockenen Stoffes über das Ganze hin eine Art Kruste zu bilden, wozu man sich ganz fein ausgebeutelten Weizenmehls als sogenannten Puders bediente. Immer blieb aber noch Rath zu schaffen, was mit dem Reste des im Nacken gewachsenen Haupthaares anzufangen sei. Es kurzweg abzuschneiden, schien man sich nicht entschließen zu können, es als natürlichen Stummelzopf fortbestehen zu lassen, war aber am wenigsten nach dem Geschmack Friedrich Wilhelm's I. Doch wo gänzlicher Mangel an Schönheitssinn herrscht, da ist Kunsthilfe oft am nächsten; wo man z. B. ein vorzügliches Gefallen an der Regelmäßigkeit sich in endloser Ferne verlaufender, kunstvoll verschnörkelter Stacketenzäune fand, konnte man um so leichter auf die sublime Idee kommen, sich einen ähnlichen Genuß durch den Anblick einer über den Rücken der Soldaten herabhängenden Reihe von völlig gleichmäßig gestalteten Haarschwänzen zu bereiten, zumal das Gepäck der Mannschaft noch fortgesetzt in einer Tasche von Kalbsfell an der Seite getragen ward, die Rückseite derselben also ohnehin etwas kahl und der Verzierung bedürftig erschien. Demgemäß entschied man sich auch alsbald dahin, daß jener Haarschwanz — fortan Zopf genannt — bis auf die am unteren Rückenwirbel sitzende, mit einem steifen Lederdeckel und Messingverzierung versehene Patrontasche herabreichen sollte, wozu die bisherige Schießtasche, nichts weniger als zweckmäßig, bereits ebenfalls umgewandelt war. Da jedoch die wenigsten Leute eigenes Haar von solcher Länge besaßen, so war es nothwendig, das an der Länge dieses Zopfes sonach Fehlende künstlich anzusetzen. Zu diesem Ende wurde der Zopf in vorschriftsmäßiger Dicke, von den Haarwurzeln im Nacken angefangen, mit einer schwarzen Binde, dem sogenannten Zopfbande, nach dem Ende hin sich verdünnend dergestalt umwickelt, daß erst hier wieder eine pinselförmig gestaltete Haarquaste zu Tage trat. Die Einförmigkeit dieses Haarschwanzes zu mindern, wurde später Garden, Grenadieren und andern bevorzugten Truppenabtheilungen die Auszeichnung verliehen, denselben durch eine dicht an den Nacken angesteckte Bandschleife oder Rosette, den sogenannten Schlucker, zu verzieren, aus welchem Zierrath sodann noch später, als Frisur und Zopf auch in den bürgerlichen Kreisen die Perrücken zu ersetzen begannen, der sogenannte bürgerliche Haarbeutel erwuchs. Verfehlte diese weißgepuderte Frisur nun nicht, die freilich meistentheils durch systematische Hungerleiderei scharf markirten Züge in den sonnengebräunten Gesichtern der Soldatesca namentlich dann noch schärfer hervortreten zu lassen, wenn dazu auch noch ein gehörig schwarzgefärbter, mit Pech aufgewichster Schnurrbart mitwirkte, so ergab sich nicht minder, daß dieser Effect sich auch noch durch die Form der ein- und ausspringenden Winkel, welche die Frisur auf der Stirn und den Schläfen bildete, regeln ließ. Die Grenzlinie, mit welcher solche das Antlitz einrahmte, ward daher ebenfalls Gegenstand aufmerksamer Beachtung.

Vor Allem war es aber doch der Zopf, welcher sehr bald zu einem förmlichen Werthmesser der militärischen Tüchtigkeit einer Truppe, damit zugleich aber auch zu einem Gegenstand namenloser Peinigung für Millionen Menschen gestempelt wurde. Denn nicht genug, daß die Mehrzahl der militärischen Befehlshaber schon sehr bald allen Ernstes von der Makellosigkeit der Frisur auf die Tüchtigkeit einer Truppe Schlüsse zu ziehen begannen, gab es deren auch nicht wenige, welche mit fanatischem Eifer bei jeder Gelegenheit, wo ihnen nur immer einer ihrer Untergebenen vor Augen trat, vor Allem die lautere Ordonnanzmäßigkeit seines Zopfes der strengsten Prüfung zu unterziehen für eine ihrer ersten Pflichten hielten und zu dem Ende stets ein ganz genaues Zopfmaß bei sich führten. Wehe dem, bei welchem sich hierbei das geringste Fehl ergab. Eine demselben alsbald zugemessene tüchtige Tracht Fuchtelhiebe war das Mindeste, dessen er dafür zu gewärtigen hatte. Es war dies aber um so unsinniger und barbarischer, als die wenigsten Leute im Stande waren, sich selber fertig frisiren zu können, sondern hierzu meist die Beihilfe eines Andern in Anspruch zu nehmen genöthigt waren. Ja die Thorheit ging so weit, daß noch kurz vor 1806 in mehreren Regimentern der preußischen Armee für jede Compagnie sogar noch besondere Hutaufsetzer angelernt wurden. Der alte weiche breitrandige Filzhut war nämlich ebenfalls durch Aufschlagen auf drei Seiten schon längst zu einem armseligen, zunächst auf der Mitte des Kopfes balancirenden und aus den schlechtesten Stoffen gefertigten Triangel umgewandelt worden, der mittelst einer unter dem Zopfe hergehenden Haarschleife festgehalten wurde. Als nun in späterer Zeit die anfängliche Taubenflügelfrisur durch Seitenlocken verdrängt wurde, bildete sich die Mode aus, den Hut dergestalt schief auf das Haupt zu setzen, daß an der rechten Seite der Schläfe drei, an der linken aber zwei dieser Haarlocken zu Tage traten. Da aber, steif, enge und pressend, wie diese Hüte waren, solche einmal auf den Kopf gestülpt, nicht leicht wieder abgethan werden konnten, ohne daß dabei nicht einzelne Haare aus dem Einbande des Zopfes oder den gesteiften Seitenlocken mit herausgezogen wurden, so kam Alles darauf an, daß der Hut schon gleich von Haus mit einem Rucke und Schwunge richtig auf den Kopf placirt wurde. Zu diesem Ende pflegte dann auch die Mannschaft bei besonderen Gelegenheiten, als z. B. bei großen Paraden, nachdem solche erst frisirt worden war, abtheilungsweise auch noch zum Hutaufsetzer geführt zu werden. Hierbei wurde denn nun Mann für Mann von dem auf einem Tische stehenden, besonders geübten Hutaufsetzer von rückwärts her und von oben herab der Hut mit kühnem Schwung auf den Kopf gestülpt. Da, wie schon erwähnt, das Mißlingen dieser Manipulation aber jedesmal die völlige oder theilweise Erneuerung der Frisur erforderlich machte, so wurde bei solchen Gelegenheiten oft schon um Mitternacht mit dem Frisiren, noch vor Tagesanbruch mit dem Hutaufsetzen begonnen; wer damit absolvirt worden war, mochte dann zusehen, wie er, den Hut unverrückt auf dem Kopfe, die Zeit bis zum Ausrücken, ohne sich anlehnen zu können, möglichst bequem hinzubringen Mittel und Wege fand.

Der Leser mag daraus abnehmen, welche Unsumme von Qualen dem gemeinen Manne damals aus der Sorge für Instandhaltung seiner Montirung und Frisur erwuchsen, indem jedes dabei vorkommende auch noch so geringe Fehl ihm mindestens einige sogenannte Jagdhiebe mittelst der Klinge oder des in den Händen aller Befehlshaber, bis zum Corporal herab, allezeit gebrauchsbereiten Rohr- und Haselstocks eintrugen. Wer aber müßte nicht zugleich vom tiefsten Grausen sich erfaßt fühlen, wenn er bedenkt, welch' unermeßliches Capital von frischem, frohem, freiem Kriegersinne und gutem Willen bei solch' pedantischer Quälerei nothwendig in Mißmuth, Verbitterung, ja grollende Rachsucht und Verzweiflung verwandelt werden mußte? Wie so Mancher, der bei einer auch nur menschlichen Behandlungsweise vielleicht das Muster eines braven Soldaten geworden wäre, mag durch jene barbarische Behandlung erst zum eidbrüchigen Deserteur, dann zum Straßenräuber und Mörder gemacht worden sein? Aber auch sonst noch fragt es sich sehr, ob trotz aller dieser Kümmerlichkeit und Knauserei nicht finanziell erst recht eine wirkliche Verschwendung geübt worden ist. Je schlechter nämlich die Stoffe waren, aus welchen alle Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke angefertigt wurden, um so rascher brauchten sich diese, selbst in ganz ruhigen Friedenszeiten, auch wiederum auf und um so öfter mußten solche daher erneuert werden. Dann war auch der viele zur Verbrämung dieser Armseligkeit verwendete unnütze Tand an Borten, Litzen, Schnuren, Quasten und Knöpfen, so bettelhaft er war, nicht umsonst zu beschaffen, und endlich waren auch die Kosten der Frisur gar nicht so unbedeutend, als man wohl glauben möchte. Der Bedarf an Puder für 100000 Mann belief sich jährlich auf circa 6000 Centner. Zieht man nun in Betracht, daß zu damaliger Zeit aus einem Centner Weizen nicht mehr als 70 Pfund ganz rohes Kochmehl hergestellt wurden, so darf man dreist annehmen, daß aus dem Centner Körnerfrucht schwerlich mehr als 70 Pfund Puder bereitet wurden. Hiernach erforderte die Herstellung von 6000 Centner Puder ungefähr 9000 Centner bester Weizenfrucht. Rechnet man zu dem Marktpreis dieses Fruchtquantums nun noch die bei dem damaligen Stande des Mühlengewerbes sicherlich sehr bedeutenden Mahlkosten des Puders, sowie die Kosten für die Pomade, Zopfbänder,

Rosetten, Schlucker und falschen Zöpfe hinzu, so ergiebt sich, daß schon allein um den Preis all dieses Tandes ganz wohl eine minder knapp bemessene und aus ungleich haltbareren Stoffen bestehende Bekleidung hätte hergestellt werden können. Aber hiermit noch nicht genug! Infolge der Unzweckmäßigkeit dieser namentlich den Unterleib der Erkältung so bloßstellenden Bekleidung pflegten selbst mitten im Frieden häufig Dysenterien und sogar förmliche Ruhrepidemien aufzutreten, während der in allen Kasernenstuben durch das stete Kollern mit allen möglichen Farbstoffen unausgesetzt aufwirbelnde Staub Lungenkrankheiten und die Unmöglichkeit, bei dem steten Gebrauche der schmierigen Pomade den Kopf rein zu halten, außer Ungeziefer auch noch häufig ekelhafte Krankheiten der Kopfhaut erzeugte, sonach also stets nicht nur ein verhältnißmäßig bedeutender Krankenbestand, sondern auch eine sehr große Sterblichkeit herrschte, da bei der elenden Naturalverpflegung und der spärlichen Löhnung der meist ausgemergelte Körper des gemeinen Mannes Krankheitsanfällen leicht unterlag. So kläglich und armselig es nun auch mit dem Lazareth- und Medicinalwesen bestellt war, so steht doch außer Zweifel, daß solches durch diese Veranlassung ebenfalls beträchtlich höhere Kosten erforderte, als außerdem wohl nöthig gewesen wäre. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß bei minder starker Sterblichkeit auch die Anwerbungskosten minder bedeutende gewesen wären. Vollends verheerend aber mußten sich alle diese Einwirkungen im Kriege erweisen, zumal alsdann noch die gesammte Infanterie der Bekleidung mit Mänteln gänzlich entbehrte, indem zum alleinigen Schutz wider Kälte und Nässe nur eine sehr dünne wollene Decke (sogenannte Zeltdecke) geliefert wurde. „Selbst auf dem Rückzuge aus Rußland“ — berichtet der kurhessische Generalleutnant v. Loßberg in seinen „Erinnerungen“ — „habe ich keine solche Schauergestalten erblickt, als namentlich die Mannschaft einiger preußischer Regimenter auf dem Rückzug aus der Champagne im Jahre 1792 darbot, indem, da ihnen die Zopfbänder abhanden gekommen, das Zopfhaar wirr um die blassen, schmutzigen, mit struppigen Bärten bewachsenen Gesichter, die elende Bekleidung in bunten Fetzen um den Leib gehangen, der meist nur aus steifgeleimter Pappe mit ganz dünnem Filzüberzuge gefertigte Hut, vom Regen aufgelöst, aber oft in den fabelhaftesten Formen das Haupt bedeckte.“ Begreiflich, daß solch eine puppenhaft angezogene Truppe im Gefecht wenig geeignet war, kriegerisches Ungestüm und körperliche Gewandtheit zu entwickeln, sonach also auch die Taktik sich nothwendig im vollen Wortsinn immer zopfiger gestalten mußte, zumal auch noch ganz allgemein die grundfalsche Ansicht herrschte, daß, wenn nur dafür Sorge getragen würde, den Feind mit einem möglichst dichten und anhaltenden Kugelhagel zu überschütten, daraus die volle Feuerwirkung sich nothwendig ganz von selber ergeben mußte, man also nicht nöthig habe, sich mit Anleitung zum Zielschießen des einzelnen Mannes abzumühen. Demgemäß beschränkte sich das Ideal der Ausbildung des einzelnen Mannes darauf, denselben zu befähigen, sein Gewehr in der Minute bis zu fünfmal zu laden und abzufeuern. Dies war aber, zumal bei der damaligen noch unvollkommenen Construction der Gewehre, nur bei einer völlig automatenhaften Dressur zu erzielen, wobei man dann sehr summarisch zu Werke ging, da, wie ein geistreicher Beurtheiler jener Zeitperiode sich äußert, Niemand daran dachte, den gemeinen Mann über seine Obliegenheiten gehörig zu belehren, sondern es für genügend erachtet wurde, ihn wegen jeder Ungeschicklichkeit nur immer tüchtig abzuprügeln. In gleicher Weise wurde es als hauptsächliche Aufgabe auch der höheren Infanterietaktik erachtet, in langen zusammenhängenden, drei Mann hoch formirten Linien (meist zwei Treffen bildend), unter dem Schutze der Artillerie bis auf wirksame Gewehrschußweite in die Stellung des Feindes vorzurücken und denselben sodann mittels jenes Schnellfeuers (sog. Pelotonfeuer) so lange mit einem Hagel von Kugeln zu überschütten, bis er freiwillig das Feld räumte oder doch so erschüttert wurde, daß er einem Bajonettangriff keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Zu letzterem, beziehentlich zum Handgemenge kam es indessen gleichwohl nur in seltenen Fällen, obschon mit der Phrase, dem Feinde die Bajonette in die Rippen zu tragen, vielfach renommirt wurde. Entweder räumte der Feind bei Zeiten freiwillig das Feld, oder der Angreifer steigerte seinen Angriff nicht bis zu diesem Aeußersten, wenn ihm der Gegner nicht hinlänglich erschüttert erschien. Fand aber gleichwohl — namentlich bei Sturmangriffen auf Schanzwerke — ein solches Handgemenge einmal statt, dann entschied allerdings das Maß des natürlichen Muthes sowie der Kraft und Gewandtheit, welches die kämpfenden Automaten des einen oder anderen Theiles trotz ihrer verkehrten Ausbildung sich noch bewahrt hatten. Aber von dem frischen frohen, freien Heldengeiste, der die hellen Haufen der deutschen Landsknechte bei ihren Sturmangriffen beseelt hatte und der als furor teutonicus der Schrecken seiner Zeit war, war doch fast keine Spur mehr vorhanden. Die allerdings nothwendige Rücksicht auf Erhaltung der Ordnung bei der Bewegung so langer dünner und schwankender Linien, sodann aber auch die Einbildung von der Unerläßlichkeit einer stets zu erhaltenden haarscharfen genauen Richtung derselben schloß nicht nur alles Ungestüm aus, sondern führte sogar dahin, daß alle Evolutionen überhaupt nur noch im langsamen Tempo des sogenannten Ordinärschritts (75 in der Minute) zur Ausführung gebracht wurden.

e—

Bücherbesprechungen.

— v. Heydebreck (Rittmeister), Dauerritte, kurze Anleitung zu ihrer fachgemäßen Ausführung. Berlin, Mittler und Sohn. — Dauerritte sind ein ganz wesentliches Mittel, auch während einer längeren Friedensperiode die Cavallerie kriegerischen Anforderungen gewachsen und frisch zu erhalten, und wirken hierauf noch unmittelbarer und günstiger ein als die Betheiligung von Cavallerieofficieren am Rennsport. Es wird eben bei den Dauerritten nicht Sport getrieben, sondern nur verlangt und erprobt, was Verhältnisse im Kriege jeden Augenblick vom Cavallerie-Officier, zuweilen auch von Unterofficieren und Meldereitern an ungewöhnlichen Leistungen von Pferd und Reiter verlangen werden und, wie Verfasser sehr richtiger Weise nachweist, auch früher schon verlangt haben. Radfahrer werden die Cavallerie im Meldedienste wohl unterstützen, an Schnelligkeit manchmal sogar sie übertreffen, niemals sie ganz ersetzen können. Das Gebundensein an Straßen von mindestens leidlicher Beschaffenheit, der Umstand, daß der Radfahrer nicht wie der Reiter in der Bewegung die Waffen gebrauchen kann, machen den Meldedienst durch Radfahrer unmöglich, sobald feindliche Cavallerie einigermaßen gut beritten und aufmerksam die Gegend durchstreift; da muß man wichtige Meldungen doch immer wieder einem Reiter anvertrauen, der auch querfeldein seinen Weg zu finden und nöthigenfalls sich mit Säbel und Lanze durchzuschlagen vermag. Im Zeitalter der Eisenbahnen hatten die von selbst sich darbietenden Gelegenheiten, große Strecken zu Pferde zurückzulegen, auch für den Cavallerie-Officier sich verringert, die immer intensiver werdende Arbeit der Ausbildung, der tägliche Dienst, ließ immer weniger Zeit frei zu außerordentlichen Reittouren. Da hat man für nothwendig erkannt, diese wichtige Uebung von Dauerritten durch dienstliche Maßnahmen anzuregen und zu fördern, und unter Anderem schon die jedem deutschen Reiter-Officier erwünschte Möglichkeit zur Mitbewerbung um den alljährlich von Sr. Majestät dem Kaiser für jedes Armeecorps der deutschen Armee gespendeten Kaiserpreis wird oft genug bei jüngeren, noch nicht auf große eigene Erfahrung zurückschauenden Cavalleristen den Wunsch laut werden lassen nach einem Instructionsbüchlein, aus welchem zu ersehen ist, wie man zu einem großeren Dauerritte zweckmäßig sein Pferd und sich selbst vorbereitet, was bei der Ausführung vornehmlich zu beachten sei. Das ist mehr, vielseitiger und wichtiger, als die meisten Reiter denken, die noch nie die Probe ausgedehnt haben bis an die wirkliche Grenze der Leistungsfähigkeit von Roß und Reiter. Daß diese meistentheils erheblich Das übersteigt, was so im Allgemeinen für Pferd und Reiter sich Interessirende für möglich halten, beweist, wie recht anschaulich der Verfasser darlegt, als hervorragendes Beispiel der Dauerritt Berlin-Wien, in welchem 1892 deutsche und österreichische Officiere sich erprobten. Ueberhaupt ist das v. Heydebreck'sche Büchlein reich an praktischen Rathschlägen, dabei anregend und interessant geschrieben, lesenswerth für jeden Reiter, wenn er auch nur zum Vergnügen das Roß besteigt und nicht an Concurrenz-Dauerritten sich betheiligen will. P.

— Urkundliche Geschichte des Petersstifts zu Nörten. Von Rudolf Eckart. Nörten, Selbstverlag des Verfassers. (Hildesheim, Gerstenberg in Comm.) 1899. 3 Bll. 111 SS. 8°. 1 ℳ 80 ₰. — Bereits im Jahre 1799 hat Johann Wolf, Kanonikus im Stift zu Nörten, eine fleißige und

mit einem reichhaltigen Urkundenbuche ausgestattete Geschichte des Petersstiftes zu Nörten herausgegeben. Sehr viel geringeren Werth haben die zum Theil auf Wolf's Arbeit beruhenden kleinen Schriften von Theodor Eckart über das Bergschloß Hardenberg, das Kloster Marienstein, die Geschichte der evangel. Gemeinde in Nörten; auch die vorliegende Schrift Rudolf Eckart's geht im Wesentlichen auf die Aufzeichnungen seines Vaters Theodor zurück. Das Schriftchen ist gut gemeint und wird trotz der recht mangelhaften Disposition des Stoffes, der Unselbständigkeit der Quellenforschung, die uns auf jeder Seite störend entgegentritt, und einzelner Mißverständnisse in seiner Heimath gewiß dankbare Leser finden. Wer freilich wissenschaftliche Belehrung sucht, wird gut thun, nach wie vor sich an das Wolf'sche Buch zu halten.

—m—

— Die Heilsarmee nach eigener Anschauung und nach ihren Schriften. Von D. Th. Kolde. Erlangen, Andr. Deichert, 1899. 2 Aufl. — Kolde ist in gewissem Sinne der gründlichste Kenner der Heilsarmee in Deutschland. Sein Werk ist mit Sachkenntniß geschrieben, verfolgt die Geschichte der Heilsarmee von ihrem Entstehen bis in die Gegenwart, behandelt auch ihren Gottesdienst und ihre Lehren und ist, meines Wissens, das einzige systematische Werk über diesen Gegenstand. Aber die Vorzüge des Buches werden schwer beeinträchtigt durch die unfreundliche, beinahe gehässige Stellung des Verfassers zu seinem Thema. Die Unfreundlichkeit tritt fast noch unangenehmer da hervor, wo er anerkennt, als da, wo er verurtheilt. Letzteres geschieht in den härtesten Ausdrücken, so auf S. 2, wo der Heilsarmee derselbe Vorwurf gemacht wird, den seiner Zeit das Zeitblatt für die Angelegenheiten der luth. Kirche Wichern und seinen Freunden entgegenschleuderte: „Sie eifern um Gott, doch mit Unverstand." (J. H. Wichern von F. Oldenberg Bd 2. S. 110.) Auf S. 32 werden die Fortschritte der Heilsarmee mit den Worten geschildert: „Die Armee griff in Indien wie ein Krebs um sich." S. 36 erscheint der Vergleich der Heilsarmee mit den Jesuiten; S. 42 heftet Kolde der Heilsarmee das Kainszeichen des Jagens nach Mammon an die Stirn, obschon es bekannt ist, daß die Officiere der Heilsarmee mit weniger auskommen, als ein deutscher Arbeiter verdient. S. 60 wird die Heilsarmee die „ödeste Caricatur des Christenthums" genannt; S. 117 wird ihr das Attribut „heuchlerischst" — man bemerke den Superlativ — beigelegt. Wie bringt Kolde das in Uebereinstimmung mit seinen eigenen Worten auf S. 17, wo es von Booth heißt: „daß die offenkundigsten Sünder unter seinem Bußwerk zu ehrbaren Leuten wurden" oder auf S. 18: „Niemand kann Frau Booth den sittlichen Ernst und die wahre Liebe zu den Verlorenen absprechen"? Was soll man aber dazu sagen, wenn auf S. 24 der Umstand, daß hochgestellte englische Geistliche sich unschuldig eingekerkerter Salutisten annahmen, mit den Worten geschildert wird: „In merkwürdiger Verblendung treten die Führer der englischen Staatskirche für die unschuldig Verfolgten ein." Den Hauptanstoß nimmt Kolde an den Lehren der Heilsarmee, die er S. 198 als eine „Entleerung des Christenthums" bezeichnet. Für ihn tritt demgegenüber die große sittliche Arbeit der Heilsarmee ganz in den Hintergrund; er übersieht, scheint es, völlig, daß es Matth. 7, 16 nicht heißt: an ihrer Lehre, sondern an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Gewiß ist uns Gebildeten, insbesondere uns Deutschen, Vieles von dem ja auch zunächst für England (und Amerika) berechneten Gebahren der Heilsarmee unsympathisch; im Uebrigen will sie von uns Gebildeten so wenig wissen, wie wir in unserer Gesammtheit von ihr; sie wendet sich ausschließlich an die Aermsten, Rohesten, Ungebildetsten, die zu der Kirche in keiner Beziehung mehr stehen, ja völlig von ihr aufgegeben sind. Dort hat sie unter den schwierigsten Verhältnissen ihr Arbeitsfeld gesucht und gefunden, ihre große und bewunderungswürdige Wirksamkeit entfaltet. Es überschreitet den Rahmen einer Zeitungskritik, dies des Näheren auseinanderzusetzen; um zum vollen Verständniß des Gegenstandes zu gelangen, muß man mindestens die 2 Hauptwerke „The short life of Mrs. Booth" und „Darkert England and The wayout" lesen. In Deutschland ist die Wirksamkeit der Heilsarmee gering, vielleicht auch ihre Zukunft, sie muß zunächst als englisch-amerikanische Erscheinung aufgefaßt werden: als solche verdient sie bessere Anerkennung, als Kolde ihr zu Theil werden läßt. Daß ein hervorragender Kirchenhistoriker wie Kolde, daß unsere evangelische Geistlichkeit überhaupt sich so gänzlich ablehnend gegen diese immerhin bedeutende geistige Bewegung verhält, erfüllt mich mit Wehmuth. Gewiß ist sie bei größerer Ausdehnung ein Element weiterer Lockerung unseres kirchlichen Gefüges. Aber, liegt nicht in der Heilsarmee ein starkes Stück berechtigter Kritik des kalten, begriffsmäßigen Wesens in unserem Kirchenthum, von dem wir doch mit Schmerz sehen müssen, daß es die Fühlung mit der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten und, was schlimmer ist, die Fühlung mit der Seele unseres Volkes fast gänzlich verloren hat? Sollten wir demgegenüber nicht alle Detailfragen bei Seite setzen und uns lieber die Menschen ansehen und was sie leisten? jeden aber als Bundesgenossen betrachten, der mit uns in selbstloser Mühe den Kampf aufnehmen will gegen Sünde und Elend? auch wenn seine Wege anders sind, als die unsrigen? Wer in aller Welt bürgt uns dafür, daß unser Weg, unsere Auffassung des Christenthums, unsere Methode die allein richtigen seien? Das traurige Bild des Gesammtzustandes unserer evangelischen Kirche stellt uns, scheint mir, kein glänzendes Zeugniß aus. Deshalb meine ich, die Heilsarmee hat Anspruch auf unsere Anerkennung nicht wegen ihres lauten Treibens, nicht wegen ihrer Stellung zu gewissen Glaubensfragen der evangelischen Kirche, auch nicht wegen ihres Singens und allerlei seltsamer Dinge, die ihr anhaften, sondern durch das, was dem Christenthum immer wieder zum Segen verhilft, durch Selbstaufopferung, freudige hingebende Nächstenliebe und durch selbstlose That. Ihre Feinden aber unter den Theologen mögen bedenken, daß sich diese englisch-amerikanische Evangelisationsbewegung mit wohlfeilen Verachtungsphrasen, wie sie in Kolde's Buch reichlich zu finden sind, nicht abthun läßt.

G. d. L.

— Saling's Börsen-Papiere. Zweiter (finanzieller) Theil. 23. Auflage. Saling's Börsen-Jahrbuch für 1899/1900. Ein Handbuch für Bankiers und Capitalisten. Bearbeitet von Ernst Heinemann, Dr. B. Langheld, John Weber, Th. Stegemann. Leipzig, Verlag für Börsen- und Finanzliteratur A.-G. 1899. (Preis geb. 12 ℳ) — Wenn ein längst unentbehrlich gewordenes Handbuch plötzlich in einen neuen Verlag übergeht, noch dazu, wenn dem bewährten und verdienstvollen seitherigen Herausgeber der Tod die Feder eben erst aus der Hand genommen hat, also so mancherlei gewichtige Umstände zusammentreffen, welche das Alte, Erprobte zu einem Neuen, Unbekannten machen können, dann kann man wohl mit Recht einigermaßen mißtrauisch an die Durchsicht gehen. Anders bei dem vorliegenden Werk. Der Verlag, in den der „Saling" jetzt übergegangen ist, ist ein Fach-Verlag und als solcher nicht allein durch sein musterhaftes Handbuch der deutschen Actiengesellschaften als ein gewissenhaft arbeitendes, sorgfältig prüfendes Institut bekannt geworden. Wir wissen also unsern Liebling in bester Pflege, in guten Händen, wir wissen im Voraus, daß er von Jahr zu Jahr in Vervollkommnung zunehmen wird, und schlagen somit das Werk mit dem angenehmen Gefühle auf: es ist ja der alte, zuverlässige Saling, der Niemanden zu täuschen vermag. Und auch dieses Gefühl hat nicht getäuscht. Die genaue Durchsicht, ja selbst schon der praktische Gebrauch hat für die neue Auflage nichts ergeben, was sie neben ihren Vorgängerinnen mangelhaft erscheinen lassen könnte. Die neuen Herausgeber haben ganz im Geiste des alten, des trefflichen Hertslet gearbeitet, man sieht also, daß das doch möglich ist, wenn sie es auch im Vorwort „streng genommen als eine Unmöglichkeit" bezeichnen. Wenn wir ihnen aber dieses Lob zollen, so wissen wir eigentlich gar nicht, was wir dem Buche noch für eine Empfehlung auf den Weg geben sollen, denn der von Hertslet bearbeitete Saling war in jeder Beziehung ein vollkommenes Nachschlagewerk, das an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit unerreicht geblieben ist. Was schon vor Jahren von ihm gesagt wurde, galt dauernd bis auf die letzte Auflage und gilt in vollem Umfange auch von der vorliegenden neuesten Auflage: „Saling's Börsenjahrbuch hat sich wegen seiner klaren, vorurtheilslosen und übersichtlichen Darstellung längst in allen Bank- und Börsengeschäften als unentbehrlich bewiesen und ist allen ähnlichen Arbeiten überlegen, weil die Gegenstände, die es behandelt, über den Rahmen anderer Nachschlagebücher weit hinausreichen." Der Verlag hat nunmehr im Saling einen guten Kameraden zu seinem „Handbuch der deutschen Actiengesellschaften", welche beide Werke in keinem Geschäfte, das solcher Nachschlagewerke bedarf, fehlen sollten.

—sm—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 110. Donnerstag, den 21. September, Abends. 1899.

Die Leipziger Ritterschaft wider Kurfürst Moritz im Jahre 1551.

Von Dr. phil. Kurt Krebs.

Wenn Kurfürst Moritz am 5. November 1548 einem Mitgliede der Leipziger Ritterschaft von Colditz aus schrieb: „Lieber Rath und Getreuer! Wir begehren gnädiglich, Du wollest uns vier Wildnetze leihen und dieselben auf Morgen Dienstags gegen Abend in das Dorf Ballendorf schicken. Daran thust Du uns guten Gefallen!“ so könnte man vermuthen, die Welt habe damals in tiefstem Frieden gelegen. Eines Anderen aber wird man belehrt durch folgende Zeilen eines Leipziger Edlen jener Tage an den noch heute unvergessenen Staatsmann Melchior v. Osse: „Wir haben wahrlich ganz beschwerliche und sorgfältige Zeit, dieweil man das Höchste, nämlich das wahrhaftige einzige seligmachende Wort und wahren christlichen Glauben, anzufechten und zu verfolgen sich unterstehet, denn es langt Gott und seine Ehre und Allmacht an!“ Und solcher Gegensätze in der Auffassung jener Zeit, solcher Meinungsverschiedenheiten über die damalige politische Lage begegnen wir auch im Jahre 1549. Der Pfarrer Petrus Maul in Prießnitz b. Borna schrieb nämlich am 9. Januar 1549: „Ew. Gn. weiß ohne Zweifel, in was für Gefahr und Not wir armen Leute itzund sind, sonderlich, was man vorhat mit unserem lieben Evangelium, oder, wie man es heißt, das Interim. Gott helfe, daß nur nicht ein O hinten dran gesetzt wird, daß es not wäre, mit Fasten, den Leibkasteien, Beten und Zugottrufen ꝛc., wie auch die zu Ninive in solchen Nöten thäten. Aber meine lieben Schäflein zu Prießnitz lassen sich dünken, sie seien ganz sicher als in einem Rosengarten!“ In ein und demselben Orte also ein Pfarrer mit einem Herzen voll schwerster Sorgen und eine so glückliche Gemeinde, wie man sie immer zu sehen nur wünschen kann. Das Jahr 1550 theilt mit seinen Vorgängern ein und dasselbe Geschick. Am 11. Februar 1550 z. B. schrieb Bernhard v. Hirschfeld aus Dresden: „Man übet sich allhier fast mit dem Bereiten zu der Fastnachtsfreude und wird dafür gehalten, mein gnädiger Herr Herzog Augustus werde mit meinem gnädigen Herrn, dem Kurfürsten, allhier Fastnacht halten“, und am 23. December desselben Jahres forderte Kurfürst Moritz durch eine Druckschrift von Neustadt-Magdeburg aus von der Leipziger Ritterschaft, bei Verlust der Lehen, d. h. der Besitzungen, schon am 27. December zu weiterer Heeresfolge in Zörbig zu sein. Was war es doch, was den Landesherrn noch vor Kurzem mit scheinbar größter Seelenruhe dem edlen Waidwerk obliegen, das gemeine Volk sicher sein ließ, wie in einem Rosengarten, und die Fastnachtsfreude am Dresdner Hofe besonders glanzvoll gestalten lassen konnte, andererseits aber Adel und Geistlichkeit so besorgt sein ließ um das Werk Luther's, den Kurfürsten Moritz nöthigte, die Seinigen sobald nach dem Schmalkaldischen Kriege zur Theilnahme an einem neuen Feldzuge aufzufordern? Dieselben merkwürdigen Gegensätze, wie sie die Welt im unbeachteten Winkel zeigte, dieselben bedenklichen Widersprüche sah der Scharfblick auch auf der weithin beachteten Weltbühne. Wohl war der katholische Kaiser Karl V. Sieger gewesen in der Schlacht bei Mühlberg, aber die schlaue Freundschaft des Albertiners Moritz hatte ihm eigentlich schon vorher um den Siegespreis gebracht: die Wettinischen Lande fielen ja auch 1547 ebensowenig in Habsburgs Hände wie 1307. Derselbe Moritz erkannte es mehr und mehr als seine Lebensbestimmung, nicht nur der Retter der Wettinischen Lande vor den begehrlichen Klauen Oesterreichs, sondern der des ganzen Protestantismus vor der Uebermacht Roms zu werden, und doch wurde er von keinem anderen Orte*) im weiten Reiche mehr gelästert und geschmäht, wurden seine Unterthanen von keinem mehr zu Widerwillen verhetzt und hatte er auch in Zukunft von keinem größere Praktiken und Widerwärtigkeiten zu erwarten als von der einzigen sicheren Freistätte des göttlichen Wortes, von der Kanzlei Gottes, und wie sie sonst noch genannt wurde, nämlich von Magdeburg. Einmal über das andere bekannte sich Moritz offen als Lutheraner und doch drängte sich Niemand mehr zur Vollziehung der wiederholt vom katholischen Kaiser über die standhafte lutherische Stadt Magdeburg ausgesprochenen Reichsacht, wie gerade er. Gegensätze also nicht nur im Kleinen, nein, grobe Widersprüche auch im Großen, Gewitterschwüle vergleichbar, die zur Entladung drängte, durcheinander wogenden Nebeln nicht unähnlich, über die die Sonne endlich doch als Siegerin emporsteigen muß.

Wie nun nahm die Leipziger Ritterschaft jene Eingangs erwähnte gedruckte Aufforderung ihres Kurfürsten vom 23. December 1550, am 27. December in Zörbig einzutreffen, auf? In einem Briefe an den Kurfürstlichen Hofmarschall Heinrich v. Schönberg vom 27. December d. J. heißt es ungefähr: „Euch weiß ich nicht zu verhalten, daß von Meinem Gnädigsten Herrn ꝛc. ich mit eigenem Leibe und meinen Knechten und Pferden heut dato zu Zörbig einzukommen erfordert bin. Nun habe ich so eilend nicht schicken können, denn ich Heinrichen, meinen Sohn, vor acht Tagen an seinen Dienst gefertigt habe; daß es mir nun an Knechten und Pferden mangelt. Solch eilenden Aufgebots habe ich mich gar nicht versehen. Ihr wisset, daß ich eigener Person zu reiten unvermögend bin. Ich habe aber meine Pferde geschickt und Haubold, meinen Sohn, mitreiten lassen, doch dergestalt, daß ich ihn wieder zurückfordern kann, wozu ich Ursache habe, wie er Euch selbst, so er zu Euch kommen kann, vertraulich berichten wird. Ich bin auch der unzweifeligen Zuversicht, die erforderten Reiter werden zu nichts anderem, denn zur Beschützung dieser Lande gebraucht werden. Es ist auch an Euch meine freundliche Bitte, Ihr wollet Euch meinen Sohn, auch meine Reiter zum Besten lassen befohlen sein und Entschuldigung, wo es vonnöthen, vorwenden helfen!“ Dieser Brief redet eine überaus deutliche Sprache! Kurfürst Moritz hatte also schon gegen das Ende des scheidenden Jahres Forderungen an die Kriegskräfte des eigenen Landes gestellt und sie bewilligt bekommen in der Hoffnung, daß weitere Leistungen nicht verlangt werden würden. Als aber doch noch neue Ansprüche gestellt wurden — „am heiligen Christtage ein seltsames Neujahr“ — da erfüllt man, trotzdem vor Magdeburg durchaus kein Mangel an Belagerern gewesen, auch diese. Und daß man wegen Erkrankung nicht in eigener nutzloser Person erscheint, sondern jugendkräftige Stellvertretung schickt, das wird zu entschuldigen gebeten. Gewiß eine weitgehende Unterthänigkeit! Doch nun zur Kehrseite des citirten Schriftstückes. Man glaubte sich nämlich nicht nur berechtigt, dem Landesherrn seine Forderungen versagen zu können, sondern gewährte sie auch nur unter gewissen Bedingungen. Obwohl in dem Briefe noch so Manches dunkel ist, ja sich sogar eine Art von Opposition schüchtern an das Licht wagt, so ist er doch geradezu typisch für das Verhältniß der Leipziger Ritterschaft zu Kurfürst Moritz im Jahr 1551. Man erfüllte wohl sammt und sonders den landesherrlichen Befehl, so daß man nach Hause schreiben konnte: „Das ist geschehen“; als aber der Oberhauptmann des Leipziger Kreises, Asmus v. Könneritz, in Zörbig den Befehl erhielt, mit seiner Ritterschaft von Großsalza nach Neustadt-Magdeburg zu reiten, da kam es zur offenen Auflehnung. Sechsundzwanzig Mitglieder der Leipziger Ritterschaft hielten sich durch ihr Gewissen für gebunden; sie meinten, daß durch diesen Zug nur der Religion Abbruch gethan werden

*) Gretschel, Geschichte des Sächsischen Volkes und Staates. 1. Bd. S. 543.

könne und Gefahr für das eigene Vaterland gezeitigt werden müsse, so daß schließlich nur fünf der Gesammtheit auch dorthin folgten. Was hatte es denn mit diesem Widerspruche auf sich und wie nahm ihn Kurfürst Moritz auf? Formell war die Ritterschaft des Leipziger Kreises zu ihrem Ungehorsam völlig berechtigt, denn am 28. October 1550 hatte man zu Torgau ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Vollziehung der Reichsacht an Magdeburg nicht dem Kurfürsten allein, sondern sämmtlichen Reichsständen obliege, auch, daß die vom Kurfürsten beklagten Gewaltthätigkeiten der Magdeburger gegen sächsische Unterthanen nur eine Folge des bereits begonnenen Vorrückens unserer Truppen gewesen seien; aber thatsächlich war man durchaus nicht im Rechte. Konnte sich denn nicht seit jenem Landtage die politische Lage, die vor Kurzem noch durchaus nicht friedlich gewesen, so verändert haben, daß der Landesherr zu ganz anderen Schritten, als vor der breiten Oeffentlichkeit verabredet worden, genöthigt war? Katholicismus und Protestantismus glichen damals, wie Feinde überhaupt, zwei Spielern, von denen jeder der Gewinner sein will. War ein Verrath am Protestantismus nicht möglich, wenn Kurfürst Moritz seinen Freunden offen die Karte zeigte? Er hatte den sich ewig gleichbleibenden herrschsüchtigen Charakter Roms völlig erkannt und fühlte sich groß genug und war zu guter Deutscher, als daß er es über sich gebracht hätte, kein Gegengewicht zu bieten. Der Verlauf des Schmalkaldischen Krieges hätte dem Scharfblick die Absichten des großen Sachsen wohl zeigen können. Statt dessen war es lange Zeit sein Loos,*) von Glaubensgenossen mit dem Hasse des Unverstandes und von Glaubensgegnern mit der Zurückhaltung des Mißtrauens belohnt zu werden, denn auch Bischof Michael Heldingk von Merseburg z. B. bat, „gemeiner der Reichsstände Anlag und Kriegsvolk zu gebrauchen“ und seine Leute so bald als möglich heimzuschicken. Den zu Zörbig gethanen Schritt der Leipziger Ritterschaft vertheidigte zunächst ein längerer Brief derselben vom 18. Januar 1551 des Weiteren, aber man versprach auch neue Treue und bat demnächst um Gnade; folgende 13 Angehörige der Opposition hatten ihn unterzeichnet: Heinrich v. Könneritz auf Lobstädt, Dietrich v. Starsiedel auf Mutzschen, Heinrich v. Einsiedel auf Gnandstein, Wolf v. Raschlau auf Auligk, Hans v. Ponickau auf Pomßen, Valentin Pflug auf Knauthain, Heinrich v. Lindenau auf Machern, Asmus v. Erdmannsdorf auf Städteln, Günther v. Bünau auf Breitenhain, Tietz v. Haugwitz auf Mölbis, Hans Pflug auf Störmthal, Hans Friedrich Edler v. d. Planitz auf Belgershain und Georg v. Draschwitz auf Zedlitz. Erst am 7. Februar erfahren wir etwas über das Schicksal jener Vertheidigungsschrift, Asmus v. Könneritz schrieb nämlich: „Auf Euer Schreiben und Begehr will ich Euch nicht bergen, daß der Brief von Meinem Gnädigsten Herrn so gut wieder hergekommen, als der hingeschickt worden ist, und haben ihn Seine Kurf. Gnaden nicht wollen annehmen, wie der versiegelte Umschlag aufweist, mit den Worten, daß Seine Kurf. Gnaden nicht bedacht wäre, derer Brief anzunehmen, viel weniger darauf zu antworten, die ihrer Eide und Pflichten vergessen!“ Erst nach der Rückkehr des Kurfürsten in sein Land hat man Antwort bekommen sollen. Mochte sie bei einem Glaubensgenossen auch nicht gerade zu schlimmen Befürchtungen Anlaß geben, der unbeugsame absolutistische Sinn des jungen Landesherrn ließ sie doch andererseits nicht ganz grundlos erscheinen; auf alle Fälle aber war ein neues Spiel begonnen worden, das Moritz den Großen an Verschlagenheit als gleichwerthigen Gegner Roms zeigen sollte. Weitere Einführungen in den Eindruck, den die Adels-Opposition auf unseren Kurfürsten machte, erlauben z. B. folgende Aeußerungen des Bürgermeisters Dr. Ludwig Fachs zu Leipzig: „Ihr als der Verständige habt selbst zu bedenken, wo man den Herrn in Gefahr stecken läßt, daß es zu Gemüth gezogen wird, besonders, wenn man bedenkt, was vormals geleistet ist worden. Dieweil es aber schwer ist, in solchen Sachen zu schreiben, so bin ich bedacht, mich mit Hans v. Ponickau zu unterreden, und zweifle nicht, von demselben werdet Ihr die Meinung vernehmen!“ Es belehrt uns auch Hofmarschall Heinrich v. Schönberg über den damaligen Unmuth des Kurfürsten, wenn er äußert: „Ich habe es wahrlich mit bekümmertem Herzen erfahren, daß Ihr Eure Pferde nicht habt verreiten lassen, desgleichen, daß Ihr mit gesiegelt habt, da Mein Gnädigster Herr mächtig und übel zufrieden gewesen und sich hören lassen, daß dieselbigen, so zu Zörbig gewesen und nicht haben verreiten wollen, ihrer Lehen verlustig sein sollten, und wohl willens gewesen, etwas gegen diese in solchem Zorn vorzunehmen.“ Die dem Katholicismus ganz begreifliche fürstliche Ungnade ließ die Ueberbringer des Briefes volle zehn Tage in banger Ungewißheit und befahl sie trotz Mangels an Vorräthen schließlich doch noch zum Zuge gegen Magdeburg. Je härter bewegt der Kurfürst scheinbar war, desto entschiedener leugnete unsere Ritterschaft, eine Conspiration beabsichtigt gehabt zu haben. Einerseits suchte man ja auch fernerhin, die nun einmal vorgekommene Weigerung als vollauf berechtigt hinzustellen, indem man sich u. A. erkundigte, wie Kurfürst Moritz sich gegen die Ritterschaften anderer Landestheile verhalten habe. Von den Erfolgen derartiger Bemühungen erzählt Hans v. Ponickau am 30. Januar 1551 Folgendes: „Hierbei verwahrt schicke ich Euch Abschriften, die mir heute vertraulich zugeschickt sind. Daraus habt Ihr zu vernehmen, welcher Gestalt Mein Gnädigster Herr, der jetzige Kurfürst, und Seiner Kurf. Gnaden Bruder, Herr Herzog August, sich gegen die Meißnische Ritterschaft verschrieben: sie aus dem Lande wider Ihren Willen nicht zu gebrauchen. Da dieser Brief originaliter vorhanden, wäre es wahrlich etwas!“ Andererseits hielt man aber zur Berathung weiterer Schritte Adelstage ab in Borna, Leipzig und Grimma und kam zu dem vielverheißenden Entschlusse, schriftlich und mündlich die Vermittelung der vertrautesten Räthe des Kurfürsten anzurufen. Ludwig Fachs, der vielvermögende „Edelmanns-Freund“, hatte die seinige bereitwilligster Weise zur Verfügung gestellt, indem er geäußert, es sollten es Diejenigen, die ihm geschrieben, gewißlich dafür halten, wenn sie ihm gleich nichts geschrieben, daß er ohne dies den Handel mit allem Fleiß zum Besten hätte wollen fördern helfen, wie er denn auch nochmals thun wolle. Weiter schien auch Rath Miltitz nicht unzugänglich, und von Brück's und Bleikhard's Hilfe versprach man sich gleichfalls das Beste. Trotzdem erfuhr der Gegensatz zwischen Kurfürst Moritz und der Leipziger Ritterschaft noch eine unerwartete Zuspitzung und zwar auf den Fastnachtsfestlichkeiten, die am 10. Februar zu Dresden in Gegenwart des Landesherrn, des Herzogs August, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg und vieler Ritter abgehalten wurden. Der Gast aus dem benachbarten Norden nannte nämlich hier diejenigen Personen, die zum Zuge nach Zörbig gefordert worden und nicht verritten seien, weithin hörbar Schelme und Bösewichte. Mochte er der Stimmung des Kurfürsten immerhin zu scharfen Ausdruck gegeben haben, Moritz schwieg still zu dieser Beleidigung seiner Landeskinder; aber in Herzog August brach der gute Sachse so ungezügelt hervor, daß er Otto v. Dieskau aufforderte, den Markgrafen über seine entehrenden Aeußerungen zur Rede zu setzen. Das geschah nicht nur sofort, indem Dieskau die Leipziger Ritterschaft öffentlich entschuldigte und erwiderte, sie habe recht gethan, daß sie nicht verritten, sie wäre da, das Land zu beschützen, aber der Magdeburger Zug sei etwas Anderes, auch hinzufügte, wenn er daheim gewesen sei, so wollte er ihnen gleich gethan haben, sondern auch noch einmal am Tage darauf. Otto v. Dieskau suchte mit einer Anzahl von Freunden den Markgrafen auf und zog ihn so hart zur Rechenschaft, daß dieser gern die gefallenen Worte habe anders deuten wollen. Albrecht's Kritik empfand die Leipziger Ritterschaft als Werk von Mißgönnern, als Anreizung böser Leute, die Herren und Unterthanen gern zusammenhetzen und Verwirrung zwischen dem löblichen Landesfürsten und seinem Adel stiften wollen, und veranlaßte sie zu nur um so schnellerer Besänftigung des Fürsten. Da entschuldigte man sich, und das ist auch ein Charakteristicum der ganzen Reformationszeit, trotz eines Alters von erst 54 Jahren mit hoher Bejahrtheit, mit herrschender großer Kälte, mit Erkrankung an Podagra u. A., bat den Landesherrn wiederholt persönlich um Verzeihung, hielt am 6. März einen neuen Adelstag zu Lausigk in Lukas Sparwaldt's Hause u. A. Während dieser Zeit hatte die Belagerung Magdeburgs ununterbrochen fortgedauert. Lügenleute, meinte der mehrfach schon citirte Bürgermeister Leipzigs, verführen das arme Volk; er, der jetzt ganz und gar auf dem Boden des Interims steht, findet es unbegreiflich, wie man lieber Krieg leiden könne, statt belanglose Dinge, wodurch man das Wort Gottes nicht verletze, mitzuthun; in der Uneinigkeit derer, die eine Lehre haben, d. h. der Lutheraner, sieht er nur das Werk des Teufels. Diese Ansicht scheint allgemein getheilt worden zu sein, und ein reizvolles Sonnenspiel, das am 21. März früh

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 5 Bd. S. 150

8 Uhr vielfach beobachtet wurde, ängstete vollends die zagenden Gemüther. „Was soll es denn?“ schreibt Hans v. Ponickau und fügt hinzu: „Ich achte es aber wahrlich für ein Zeichen. Unser lieber Herr Christus wird vielleicht dermal einst bald hiernach folgen mit dem lieben jüngsten Tag; der helfe und stärke uns mit seinem heiligen Geist, daß wir in festem Glauben und christlichem Wandel munter wachend und nicht schlafend befunden werden!“ Je bedrängter dem Augenschein nach die Lage des Kurfürsten vor Magdeburg wurde*), das bei dem Ausfalle am 18. März sogar 200 seiner Schanzengräber erstochen hatte, desto heißer fühlte unsere Leipziger Ritterschaft den Boden unter ihren Füßen. Und daß Moritz gar vor seiner Ankunft in Leipzig den Oberhauptmann v. Könneritz gebunden hatte in die Gefängnisse des jetzigen Sonnensteins bei Pirna bringen lassen und geäußert haben sollte, bald würden noch andere des Leipziger Adels dahin in die Gefangenschaft gebracht werden, das hatte allgemeines Entsetzen verbreitet. Am 3. April fand deshalb ein neuer Adelstag zu Lausigk statt, um bedenken zu helfen, wie man unterthänigste Fürbitte thäte, daß mit Gottes Hilfe der ungnädige Wille abgewandt werden möchte. So groß der Zorn des Kurfürsten anfänglich auch gewesen, so milderte sich der zwischen ihm und seiner Ritterschaft vor der Oeffentlichkeit vorhanden gewesene Gegensatz mit der Zeit doch bald so, daß er schließlich als völlig beseitigt gelten konnte. Man hatte in den verschiedensten Entschuldigungsschreiben, die auf Rath Einzelner vor der Absendung mitunter ein- oder zweimal „in etlichen Stücken linder gestellt“ wurden, immer und immer wieder auf die beiderseits als bindend hingestellten Beschlüsse zu Torgau, die der Kurfürst formell verletzt hatte, verwiesen und andererseits nicht abgelassen, die ganze Opposition als Gehorsam gegen Gott und das evangelische Gewissen hinzustellen. Ludwig Fachs schreibt gegen Ende des Jahres 1551 sichtlich erleichterten Herzens: „In der Magdeburg'schen Sache hat es — Gott Lob! — seinen Weg. Aber das Kriegsvolk, nämlich 20 Fähnlein auserlesene Knechte und dann die Reiter wollen von einander nicht, sie sind denn bezahlt. Wiewohl die Knechte bezahlt sind bis auf den Abzug, so ist man doch den Reitern schuldig 5 Monate. Denen hat Mein Gnädigster Herr versprochen, sie auf den 17. Jan. zu bezahlen, wenn sie vom Reich nicht bezahlt würden. Mittler Zeit werden sie beisammen liegen, Futter und Proviant nehmen, doch keine Besoldung. Und man sagt, sie sollen sich gegen Mühlhausen legen, auch die Aebtissin zu Quedlinburg, die von Stolberg und die Stadt Nordhausen um Vorstreckung angesucht und auch erlangt haben, welches einer Brandschatzung gleichstehet. Der Stadt Nordhausen und Stolberg halben wunderts mich. Der liebe Gott gebe Gnade, Ruhe und Friede!“ So räthselhaft dem Laien das Verhalten des Kurfürsten Moritz gegen die Stadt Magdeburg, gegen die Ritterschaft des Leipziger Kreises und nunmehr auch noch gegen andere evangelische Orte der Harzgegend gewesen, es hatte den einen großen Zweck, ihn in den Augen des Kaisers, seiner Spanier und des ganzen Katholicismus als das zweckmäßigste Werkzeug ihrer Pläne gegen das Lutherthum hinzustellen. Jede dieser Collisionen mit den Vertretern des Protestantismus waren nothwendige Glieder einer großen Kette, unerläßliche Momente jenes großartigen Planes, von dem Plank in der Geschichte des Protestantischen Lehrbegriffes*) schreibt, daß er mit einer Klugheit angelegt gewesen sei, welche die Politik der neuen, und mit einer Kühnheit ausgeführt worden, die den Muth der alten Römer hätte beschämen können.

*) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 5. Bd. S. 132.

*) Bd. 3, Theil 2, S. 477.

Bücherbesprechungen.

— **Kurze Geschichte und Beschreibung der Anstalten Bethel, Sarepta, Nazareth, Wilhelmsdorf und Arbeiterheim** bei Bielefeld. Herausgegeben von **M. Siebold**, Pfarrer an der Zionsgemeinde. 3. Auflage. Buchhandlung der Anstalt Bethel bei Bielefeld. 1898. 303 S. 1 ℳ. — Es ist ein höchst zweckmäßiges Unternehmen, das hier in dritter Auflage vorliegt. Die Bodelschwingh'schen Anstalten sind allmälig so umfangreich geworden, daß ein Führer durch dieselben ein dringendes Bedürfniß geworden ist. In dem Siebold'schen Buche sind alle Anforderungen an einen solchen in trefflichster Weise erfüllt. Man erhält Aufschluß über Entstehung, Zweck, gegenwärtigen Bestand des großartigen Werkes, statistische Angaben sind beigefügt, Bilder beleben den Text, auch eine gut gezeichnete Karte fehlt nicht. Dabei ist der Preis ein im Verhältniß zum Dargebotenen sehr niedriger. Wir empfehlen das Buch nicht nur all' denen, die ein besonders Interesse an den Bielefelder Anstalten haben, was besonders in den Kreisen der Innern Mission, wie des staatlichen Anstaltswesens der Fall sein dürfte, sondern vor Allem auch den Leitern von allerlei Vereinen. Man findet in dem Büchlein sehr dankbaren Stoff zu Vorträgen und wird dasselbe sicherlich nicht ohne Segen in Vereinsbibliotheken einfügen können. O. S.

— **Deutschland.** Einführung in die Heimathkunde von **Friedrich Ratzel**. Mit vier Landschaftsbildern und zwei Karten. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1898. Pr. 2 ℳ. — Die politische Geographie, wie sie bisher als „Geographie“ schlechthin an unseren Schulen gelehrt wurde, ist von unserem Leipziger Geographen durchgreifend reformirt und wissenschaftlich vertieft worden. An die Stelle jener trockenen, zusammenhangslosen Aufzählungen von geographischen Namen und statistischen Zahlen hat Ratzel die Lehre von den Beziehungen zwischen dem Staat und dem Boden gesetzt und dadurch die politische Geographie auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, auf der sich dieser Zweig der Geographie gewiß ebenso schnell entwickeln wird, wie es die physische Geographie in den letzten Jahrzehnten auf naturwissenschaftlicher Grundlage gethan hat. Das vorliegende Buch soll nun ein Beispiel sein, an dem der Verfasser die Uebertragung seiner Lehre ins Praktische darthun will. Er hat dazu in geschickter Weise das nächstliegende Beispiel gewählt, sodaß auch der Nichtfachmann zu erkennen vermag, in welcher Weise die Umgestaltung der politischen Geographie gedacht ist. In diesem Formalen liegt der Hauptzweck des Buches; erst in zweiter Linie kommt der Inhalt an sich in Betracht, der nur eine Einführung in die Heimathskunde, nicht eine erschöpfende Heimathskunde selbst sein soll. In jeder Beziehung soll jedoch das Buch anregend wirken und diesen Zweck wird es bei der überraschenden Fülle neuer Gedanken und Gesichtspunkte sicher erreichen. Dr. F.

— **Wanderungen in den südlichen Alpen Neu-Seelands.** Von Dr. med. **Franz Kronecker** aus Berlin. Berlin 1898, Max Pasch. Preis 2 ℳ. — Im Allgemeinen begnügen sich bislang noch die deutschen Alpinisten mit unseren Alpen, um ihren Wagemuth zu erproben und sich an den Schönheiten der Hochgebirgswelt zu ergötzen; anders die Engländer, deren Hochtouristen schon seit Jahren weite Reisen nach dem Himalaya, dem Kaukasus und nach Neu-Seeland unternehmen, um auf wenig betretenen Pfaden in unbekannte Hochgebirgsregionen vorzudringen und bis dahin unbezwungene Bergriesen zu „besiegen“. In dem vorliegenden Buche unternimmt es nun ein Deutscher, seine Landsleute auf die Schönheiten der neuseeländischen Alpenwelt aufmerksam zu machen und in ihnen die Sehnsucht nach der südländischen Pracht zu erwecken. Er schildert mit gewandter Feder einige seine Hochtouren und macht den Leser dabei mit den eigenartigen Schönheiten jener entfernten, der unserigen aber doch nahestehenden Alpenwelt bekannt. Auf wissenschaftlichen Werth macht das Buch direct keinen Anspruch; es will nur den Freunden der frischen Bergluft und des herrlichen Bergsports eine angenehme und anregende Lectüre bieten und ihnen etwas von dem Genuß zu Theil werden lassen, den das Reisen in unbekannten Gebirgsregionen gewährt. Dr. F.

— **Hans Sachs und Johann Fischart**, nebst einem Anhang: **Brant und Hutten**. Ausgewählt und erläutert von Dr. **Julius Sahr**, Prof. am königl. Cadettencorps zu Dresden (= Sammlung Göschen [Nr. 24].) Leipzig, G. J. Göschen, 1899. 169 (ohne die Reclameseite 1 und die leere Seite 2 genauer 167) S., klein 8°. Preis gebunden 80 ₰. — In der ersten Folge der Göschen'schen Sammlung hatte Dr. L. Pariser Sebastian Brant, Luther, Hans Sachs, Fischart und Dichtungen des 16. Jahrhunderts zu einem Bändchen (Nr. 24) zusammengestellt. Dieses ist in der neuen Folge durch mehrere Bändchen ersetzt worden, „beziehungsweise“ soll es noch ersetzt werden, da Luther und Murner, sowie das Kirchen- und Volkslied des 16. Jahrhunderts von der vorliegenden Ausgabe des die alte

Nummer 24 von Neuem tragenden Bändchens ausgeschlossen worden sind. Wer diese Theilung vorgenommen hat, weiß ich nicht; das Sahr'sche Heft scheint sie zu rechtfertigen, da die Nebeneinanderstellung von Sachs, Fischart, Brant und Hutten innere Gründe für sich hat. Nur sind die Rollen etwas ungleichmäßig vertheilt. Vor Allem ist Hutten nach meiner Meinung — allerdings ist mir der Schöpfer des „Ich habs gewagt“ stets ungeheuer lieb gewesen — viel zu schlecht weggekommen. Freilich hat Sahr ganz recht, wenn er die deutschen Schriften Hutten's sprachlich hinter seine lateinischen stellt; aber da hätte er sich vielleicht helfen können: jener schöne lateinische Brief an Wilibald Pirckheimer vom 25. October 1518 hätte in der classischen Uebersetzung Goethe's (Aus meinem Leben, IV) die Schüler, denen das Bändchen zugedacht ist, famos über Ehrgeiz, Ruhm, Adel des Geschlechts und der Gesinnung unterrichtet. Und bei dem an zweiter Stelle mitgetheilten Liede von 1521 war ein Hinweis auf das Freiligrath'sche Gedicht „Ein Denkmal“ (im „Glaubensbekenntniß“ von 1844, S. 107 ff.) gerade wegen der von Hutten übernommenen Anspielungen auf's Spiel, die Sahr mit vollem Rechte betont, angebracht. — Verdienstvoll ist die Aufnahme von solchen Liedern und Sprüchen des Hans Sachs, die außer der 23-bändigen, schwer zugänglichen Ausgabe des Literarischen Vereins zu Tübingen noch keine andere Sachs-Veröffentlichung gebracht hat. Unter der „Literatur“ (S. 4) vermisse ich Rudolf Genée's „Hans Sachs und seine Zeit“ (Leipzig, 1893) und, für das Allgemeine, Vogt und Koch's „Geschichte der deutschen Literatur“ (Leipzig und Wien, 1897). Für Sebastian Brant möchte ich den Herausgeber auf Jos. Knepper's „Nationalen Gedanken und Kaiseridee bei den elsässischen Humanisten“ (Freiburg im Breisgau, 1898) hinweisen, während sich der für Fischart Interessirende manches Anmuthende in A. v. Blomberg's Roman „Ein Fels im Meer“ (Leipzig, 1898) finden wird. — Die ganze Zusammenstellung aber wird jedenfalls dazu beitragen, dem gesunden Gedanken: nicht blos über unsere Altvordern, sondern viel in ihnen zu lesen, neue zahlreiche Freunde zu erwerben. [Ht.

— Das dritte Geschlecht. Roman von Ernst v. Wolzogen. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin W. 57, Verlag von Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger). Preis brosch. 1 ℳ, geb. 1,50 ℳ 171 S. — Dieses Buch ist, wie das Titelblatt mittheilt, der „reizenden kleinen Frau v. Robiececk“ gewidmet. Frau v. R., eine der Heldinnen des Romans, liegt mit ihrem Gatten in der Scheidung; da sie während des Prozesses durch die Generosität eines Freundes „ganz auf eigene Füße gestellt wird“ und nicht einsehen kann, warum sie „nicht auch ein Kind ganz allein für sich“ haben soll, so schafft sie sich eines an, über das „Niemand mitzureden hat“. Sie gehört zum „dritten Geschlecht“, jener Kategorie von Frauen, die nach der Erklärung eines dem „Verein zur Evolution der femininen Psyche“ nahestehenden Mannes, der in diesem Roman eine Hauptrolle spielt, „aus natürlicher Veranlagung oder unter dem Drucke der Verhältnisse dazu gelangen, sich nicht mehr als Geschlechtswesen mit engumschriebenen Pflichten und Gerechtsamen, sondern einfach als Mitmenschen zu empfinden. Es hat ja immer zahlreiche Frauen gegeben, die auf die Erfüllung ihrer besonderen weiblichen Bestimmung verzichten mußten und denen dieser Verzicht auch nicht schwer wurde, weil weder das sinnliche Bedürfniß noch der mütterliche Instinct besonders scharf bei ihnen ausgebildet war. Diese Neutra von Natur mußten sich aber in früheren Zeiten in das Schema des Frauendaseins einfügen, weil Gesetz und Sitte ihnen die Theilnahme an allen für Reservatrecht der Männlichkeit gehaltenen geistigen und physischen Kraftbethätigungen verboten. Millionen von Weibern, die keine Versorgung in der Ehe finden, müssen sich durch die Arbeit auf eigene Füße stellen. Die Mehrzahl von ihnen wird freilich die Sehnsucht nach der Ehe nicht los und bleibt Weib. Eine Minderheit aber lernt durch die Arbeit Befriedigung finden — das sind die Rekruten des dritten Geschlechts. Die heutige zielbewußte Frauenemancipation bezweckt die Revolutionirung der Tanten. Das dritte Geschlecht soll zum lebendigen Beweis für die geistige Ebenbürtigkeit von Mann und Frau herhalten.“ Das klingt sehr ernsthaft, und in diesem ernsthaften Tone ist das ganze Buch geschrieben, obwohl es nichts weiter sein soll, als ein Scherz. Oder auch nicht. Denn wenn uns das kommende Jahrhundert die Verwirklichung der Wünsche der Vorkämpfer und insbesondere Vorkämpferinnen für die Gleichstellung der Frau mit dem Manne bringen sollte, wenn wir Zeiten erleben sollten, in denen eine junge Aerztin ihre eigene Trauung versäumen muß, weil sie zu assistiren hat bei der Operation einer „Ovariotomie wegen multilobulären Myxoidcystoms ovarii dextri bei uterus bicornis mit Gravität des linken Horns“, so kann Ernst v. Wolzogen, ohne der Lächerlichkeit zu verfallen, auf seine Prophetie vom Jahre 1899 verweisen. Hoffentlich bleibt sie aber in alle Zukunft ein Scherz. Die Art, in der in diesem Buche die Frauenemancipation persiflirt wird, ist köstlich, der Humor, der durch die scheinbar ernste Schilderung hindurchlugt, frisch und echt. Walter Caspari hat den Roman mit einer großen Anzahl belustigender Zeichnungen geschmückt, die in ebenso gelungener Weise ihren Zweck erreichen werden, wie der Text. W. Dgs.

— Unter uns gesagt. Von Georg von Oertzen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Preis 1 fl. 10 Kr. = 2 ℳ, gebunden 3 ℳ — Es ist, „unter uns gesagt“, nicht gerade unsere Schwärmerei, Witz und Lebensklugheit, Gedanken und Beobachtungen, Rathschläge und Warnungen uns in Gestalt eines Schüssel-Ragout auftischen zu lassen. Wir ziehen es vor, uns in eine geschlossene, zusammenhängende Darstellung zu vertiefen und daraus nach eigner Wahl uns anzueignen, was für uns paßt. Aber das müssen wir dem Verfasser dieser Epigramme — denn das ist der Hauptsache nach der Inhalt des Buches — zugeben: Er hat nicht blos die Gabe, seine Mitmenschen und ihr Treiben scharf ins Auge zu fassen und zumal ihre versteckteren Schwächen ans Licht zu ziehen, sondern auch die Fähigkeit, seine Gedanken in knappe Form zu gießen und gut zuzuspitzen. Diese Begabung mag nicht immer liebenswürdig sein, langweilig ist sie nun schon ganz gewiß nicht. Welch ein lebensvolles Bildchen giebt z. B. der Spott auf den Würdenträger a. D. (S. 101):

Armer Teixel, fühlt sich nackt, Seit er nicht mehr amtsbefrackt. Männiglich in Dorf und Stadt Sieht ihn ohne Feigenblatt.	Und er prüft den Gruß der Leute, Geht nach Schrullen aus auf Beute, Lernt mit grämlicher Geberde, Wie die Langweil vornehm werde.

Selbst ein strammes Portemonnaie
Stillt nicht solch geheimes Weh,
Das kein Mandarin verliert,
Der zum Menschen degradirt.

Den Kampf gegen die hohle Gespreiztheit und die aufgeblasene Alltäglichkeit führt der Verfasser ganz besonders nachdrücklich und mit scharf geschliffener Klinge. Dabei ist er nicht zudringlich mit seinen Belehrungen; er weiß gar wohl, wie viel wirksamer das Beispiel ist, denn die Lehre (S. 100):

Sag den Leuten nicht, sie sollen,
Laß sie mit dem Wort in Ruh.
Wolle selbst und lehre wollen
Auch die Andern so wie Du!

Noch eine erfreuliche Seite an dem Wesen des Verfassers sei hervorgehoben. Er wird nicht leicht gallig und bitter, sondern eine gewisse kecke Fröhlichkeit nimmt seinem Spotte die allzu herbe Schärfe. Schlägt er aber einen ernsthaften Ton an, was nicht selten ist, so hält er sich weislich fern von schulmeisternder Ueberheblichkeit und wirkt darum desto tiefer. Man fühlt, es ist nicht Autoreneitelkeit, die ihm die Feder in die Hand drückt, sondern das Bedürfniß, die eigene Lebenserfahrung auch Anderen zu Gute kommen zu lassen. Manchem Worte wäre in der That zu wünschen, daß es recht laut erklänge und weithin vernommen würde, wie dem köstlichen Sprüchlein (S. 88):

Fröhlichen Mann macht
Arbeit mit Andacht.
Sonntag in Ruhe
Schont Seel und Schuhe.

So dürfen wir denn mit gutem Gewissen diese Sammlung nachdenklichen Leuten empfehlen mit dem Sinnspruche, der an ihrer Spitze steht:

Dein Finger blättre lässig durch die Seiten.]
Wo er sie öffnet, lies und sinne nach, —
Ein Wort kann mehr sein, denn ein Buch zu Zeiten.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 111. Sonnabend, den 23. September, Abends. 1899.

Ein Fürst im Exil.

Kaum irgendwo ist die Befreiung Italiens von dem Drucke politischer und zwar fremdländisch-politischer Bevormundung mit selbstloserer Zustimmung begrüßt worden als in Deutschland. Dies war natürlich; nicht nur aus Regungen idealer und kosmopolitischer Art, wie sie uns zur Zeit des schwärmerischen Philhellenenthums erfüllten und wie sie im Jahre 1848 wieder der polnischen Erhebung Beifall zujauchzten; der Einheitsdrang der Italiener war eben ein Zwillingsbruder unseres eigenen Einheitsdranges, wir wußten seine tiefe Berechtigung zu würdigen und gönnten von Herzen der italienischen Nation das hohe Gut, nach dessen Besitz wir selbst mit heißer Sehnsucht trachteten. Daneben, daß wir's nur gestehen, haben wir uns von dem vae victis wohl etwas mehr als billig beherrschen lassen. Die vertriebenen Fürsten sind den Meisten unter uns ausnahmslos als Leute erschienen, an deren Regiment recht wenig verloren gewesen sein mochte, die auch ohne Zweifel die Hoffnung auf Wiedereinsetzung in ihre süße Dolce-far-niente-Existenz keineswegs aufgegeben hatten und denen nur Alliirte fehlten, um, wie Anno 1814 „die legitimen Herren des französischen Bodens", beim Schalle fremder Trommeln und Pfeifen ihre Schlösser von Neuem zu beziehen und die alten schadhaften Hermeline noch einmal um die Schultern zu hängen. Prätendenten, so faßten wir es auf, waren sie sammt und sonders, grollende, verbissene, lauernde, auf eine Erschütterung Europas speculirende Leute à la Henry Cinq, lauter Roys mit dem charakteristischen Y. Und wo ihnen ein ehrenfester Politiker im Leben begegnete, da sah er ihnen mißtrauisch nach und sagte zu dem Gevattersmann: „ein Glück, daß die Lehre von Anno 1792 noch vorhält; nein, Euretwegen, Ihr depossedirten Herren, wird sich nicht wieder in fremde Angelegenheit gemischt, holen wir uns nicht wieder, um mit König Friedrich Wilhelm III. zu reden, »die schönsten Kloppe«." Gewiß ein gesundes Urtheil. Dennoch ist nunmehr seit jenem 59er Sturm genug Wasser ins Meer geflossen, daß wir auch nachgerade einmal die Frage aufwerfen können: Hat einer oder der andere jener Entthronten nicht etwa als Regent Verdienstliches geleistet, so daß man seinen Namen drüben noch mit Liebe und Ehrfurcht nennt, und war er nicht möglicherweise deutschen Stammes, so daß, was er leistete, eigentlich von uns nicht über die Achsel angesehen zu werden brauchte? und endlich: Sind wir mit unserer Ansicht, er arbeite im Geheimen an einem Sturz des italienischen Einheitsstaats, wenn er den Werth und die Nothwendigkeit dieser Schöpfung auch unterschätzte, nicht möglicher Weise auf ganz falscher Fährte? In der That, es wäre wahrscheinlich nicht schwer, nachzuweisen, daß die Sehnsucht nach dem Glanze einer Krone zumeist mehr in der landläufigen Vorstellung des Volkes lebt, als in den Köpfen der zur Anwartschaft auf eine Krone Berechtigten. „Muß uns das auch noch passiren!" so lautete der Stoßseufzer einer Prinzessin, deren Gatte*) vor einigen Jahrzehnten unerwartet aus seinen gelehrten Studien und aus dem idyllischen Frieden eines reichen Kinderkreises herausgerissen wurde, damit er den durch den jähen Tod seines Bruders über Nacht verwaisten Thron besteige.

„Viele haben gewünscht, zu regieren, — ich nie," schrieb der Erbprinz Leopold von Toscana an seine Jugendfreundin Prinzessin Amalie von Sachsen, als der Tod seines Vaters, des Großherzogs Ferdinand, ihn im 27. Lebensjahre plötzlich mit der Wucht der Regierungssorgen belastet hatte. Die Memoiren der Prinzessin Amalie sind vom Jahre 1819 an nach der Seite des Florentiner Hoflebens von besonderer Reichhaltigkeit, und es sei gestattet, hier daraus einige Züge mitzutheilen, welche, durch Rückblicke auf die vorausgegangene Napoleonische Periode ergänzt, über die damaligen Florentiner Zustände Licht verbreiten. Denn vor Allem stand Prinzessin Amaliens Sinn immer nach Florenz, wo ihre Schwester Nany (Anna) seit 1818 die Gattin des hier in Rede stehenden Erbprinzen, späteren Großherzogs Leopold war und an seiner Seite dem von so vielen schweren Prüfungen heimgesucht gewesenen Hofe von Toscana wieder Heiterkeit und Lebensfreudigkeit gegeben hatte. Es sei hier daran erinnert, daß der damalige, im Jahre 1769 geborene und im Alter von 21 Jahren seinem Vater in der Regierung gefolgte Großherzog Ferdinand, der Vater des Exgroßherzogs Leopold des Exilirten, nachdem er neun Jahre lang sich inmitten der allseitigen französischen Vergewaltigung Italiens glücklich behauptet hatte, im Jahre 1801 auf Toscana hatte Verzicht leisten müssen. Ein Jahr darauf starb ihm in Wien seine Gattin Luise, die Tochter des Königs Ferdinand I. von Neapel. Zuerst war ihm durch die Umgestaltung der europäischen Länderkarte das 1802 neu geschaffene Kurfürstenthum Salzburg zugefallen; dann ging durch den Preßburger Frieden 1805 Salzburg an Bayern und Oesterreich über und Würzburg wurde ihm zu Theil. Erst die Schlacht von Leipzig bahnte ihm wieder den Weg über die Alpen und in sein Geburtsland, dessen Regierung ihm dann durch den ersten Pariser Frieden zurückgegeben wurde, und aus dessen Residenz ihn seitdem nur der im Jahre 1815 von Murat unternommene, rasch mißlungene Kriegszug auf kurze Zeit vertrieben hatte. Seitdem waren bis zu dem Datum jener Memoiren-Aufzeichnungen, anno 1819, vier Jahre friedlich geordneter Zustände gefolgt. Napoleon saß in weiter Ferne auf St. Helena. Es grollte wohl hier und da noch eine Gewitterwolke. Die geheime Verbindung der Carbonari zählte nach Hunderttausenden und hielt die Vertreibung der Franzosen nur erst für eine Abschlagszahlung, welcher Weiteres zu folgen habe. In Florenz war die Stimmung aber eine freudig gehobene und von diesem Gefühl war auch der Palazzo Pitti erfüllt, als im Jahre 1819 Prinzessin Amalie zum ersten Male Florenz besuchte, damals nur auf kurze Zeit, denn ihre mit ihr reisenden Pflegeeltern, Prinz Anton und dessen Gattin, hingen in ihren Reisedispositionen von denjenigen des Kaisers Franz ab, welcher mit Gattin und Tochter ebenfalls eine sich bis auf den Vesuv ausdehnende Reise nach Italien machte. Aber schon 1821 ist Prinzessin Amalie wiederum in Florenz, diesmal mit ihrem Vater dem Prinzen Max und ihrer jüngeren Schwester Prinzessin Marie. Da die Zeit des Laibacher Monarchencongresses war, hatte auch König Ferdinand von Neapel sich auf der Rückreise von jenem für seine weitere Existenz so wichtigen Congreß in Florenz eingefunden. „Ich sah dort die Gräfin Floridia," schreibt die Prinzessin Amalie, welche über diese von dem Könige vergötterte, sehr verschieden beurtheilte Nachfolgerin seiner ersten Gattin schon bei früherer Gelegenheit (S. 129 u. ff. der Memoiren) Ausführliches berichtet hatte, „auch ihre Tochter Marianne, die sich seit zwei Jahren sehr verschönert hat, und ihre Enkelin Lucia, Tochter des Gesandten Partanna. Der König hatte aus Laibach zwei junge Bären mitgebracht, die einen abscheulichen Lärm machten. . . ." Als ob es in dem immer lauten und jetzt inmitten der politischen Wirren jedenfalls besonders lauten Neapel — so mochte man am Florentiner Hofe dieses Bestiengefolge auffassen — noch weiterer Lärmmacher bedürfe! Aber der alte König war mit dem neapolitanischen Volke am besten fertig geworden, so lange er den kindlichen Seiten desselben Beschäftigung gegeben hatte, und so führte er auch die beiden Bären wohl in der Hoffnung mit sich, Vielen dadurch eine Freude zu bereiten. Minder zuversichtlich sah man die Auskunftsmittel des Laibacher Congresses und die allgemeine Weltlage in

*) es war der spätere König Johann von Sachsen.

Florenz an. „Die Unruhe", schreibt die Prinzessin an einer anderen Stelle, „begann von Neuem. Die Nachrichten von Turin und Mailand waren nichts weniger als befriedigend." In der That weiß auch die Prinzessin von Mordplänen der Ultras zu erzählen, und über die von den Carbonari „zum Tode Verurtheilten" erfährt sie mit Schrecken durch den ebenfalls nach Florenz gekommenen Prinzen Leopold von Neapel, daß dieser auf der betreffenden Liste schon den siebenten Platz einnehmen soll.

Inzwischen waren österreichische Truppen in großer Zahl dem Süden zugezogen und hatten zum Theil Florenz berührt. „Mir wurde das Herz schwer", schreibt die Prinzessin, „als ich diese Durchzüge sah, denn sie erinnerten mich an das unglückliche Jahr der Dresdener Schlacht." Florenz, dessen Bevölkerung von der allgemeinen politischen Erregung jener Zeit ja verhältnißmäßig nur schwach berührt worden ist, wird dagegen während des Carnevals 1821 durch eine plötzliche schwere Erkrankung des Großherzogs Ferdinand in Bestürzung versetzt, und zwar in um so größere, als auch der Kronprinz Leopold die Folgen eines langen schleichenden Fiebers noch nicht verwunden hat. „Ich kann den Schrecken nicht beschreiben, der die ganze Stadt ergriff", schreibt die Prinzessin; „in einem Augenblick waren alle Masken verschwunden, an deren Stelle man Soldaten sah, und im Hause schwamm Alles in Thränen. In allen Kirchen wurden Gebete gehalten." Dann, als der Großherzog außer Gefahr ist, verwandelt sich die allgemeine Trauer in Freude und die Kirchen bringen Dankfeste ohne Zahl. Um in dieser Schilderung nicht eine blos der Prinzessin und dem Palazzo Pitti gehörige Auffassung zu finden, wird man sich erinnern müssen, daß Toscana in der That für das bestregierte und glücklichste Land des noch nicht geeinigten Italiens galt und gelten durfte. Sein Regenerator war bekanntlich Großherzog Leopold gewesen, wie erwähnt der spätere deutsche Kaiser, der zwar in letzterer Stellung viele freisinnige Einrichtungen seines verstorbenen Bruders, Kaisers Josef II., mäßigen oder auch ganz außer Wirksamkeit setzen mußte, seine frühere toscanische Regierung aber auf einer so vortrefflichen Grundlage basirt hatte, daß sein im Jahre 1790 zur Regierung gelangter Sohn Ferdinand III., in dem liberalen Geiste seines Vaters fortarbeitend, des unbezweifelten Glückes genoß, inmitten der übrigen chaotischen Zustände der italienischen Halbinsel ein zufriedenes Volk zu regieren. Den Einheits-Patrioten des übrigen Italiens konnte und durfte damit freilich nicht gedient sein, und es fehlte nicht an Stimmen, welche im Jahre 1799 die endliche Zertrümmerung dieser verhältnißmäßig idyllischen Zustände bejubelten, obschon weder das Königreich Etrurien, zu welchem Toscana geschlagen wurde, noch im Jahre 1807 das Aufgehen Toscanas in Frankreich als französische Provinz den Hoffnungen jener Patrioten entsprachen. Auch ward der Pariser Friede, welcher dem Großherzoge die Rückkehr in sein geliebtes Toscana nach fünfzehnjährigem Wanderleben wieder ermöglichte, wenigstens von Toscanas Bevölkerung laut als der Abschluß einer traurigen Zeit der Vergewaltigungen und Beraubungen begrüßt. Somit wird die Prinzessin wohl nur das Richtige gesagt haben, wenn sie von der lebhaften und allseitigen Freude berichtet, welche im Jahre 1821 die Genesung des Großherzogs erregte. Man hatte allerdings, was diese Stimmung noch beeinflussen mußte, erst kurz zuvor den Großherzog im Begriff gesehen — da die Thronfolge immer nur erst auf zwei Augen stand —, seinem seit fast zwanzig Jahren verwittweten Hauswesen eine neue Herrin zu geben. Einige Details werden hier, um den ganzen Zuschnitt des deutsch-italienischen Hofes anschaulich zu machen, am Platze sein. Das Tagebuch berichtet über jenes Vorhaben: Etwa 14 Tage nach dem neuen Jahre, also etwa einen Monat vor seiner Erkrankung, sei der Großherzog eines Tages plötzlich nach Pisa gereist, vorgeblich, um zu jagen; „indeß ahnte ich ein Geheimniß", fährt die Prinzessin fort, „und betrog mich nicht, denn Tags darauf bekam Papa einen Brief vom Großherzog, in welchem dieser förmlich um die Hand von Marie anhielt. Vierundzwanzig Stunden später gab Marie ihr Jawort, das sogleich nach Pisa geschickt wurde. Nach drei Tagen Abwesenheit kam der Großherzog zurück." Er war damals 52 Jahre alt, seine Braut 25. Während nun, nachdem er völlig wieder genesen, die Vorbereitungen zu der Vermählung getroffen werden, rückt die Osterzeit heran, für welche Prinz Max mit seinen Töchtern Amalie und Marie und dem Erbgroßherzog sich in Rom angemeldet hat. Am 26. April trifft Prinz Max mit seinen beiden Töchtern wieder in Florenz ein. Am 5. Mai unterschreibt die Prinzessin-Braut die übliche Entsagungsacte. Die Trauung soll Tags darauf stattfinden, doch stand der Heirath, wie Prinzessin Amalie es humoristisch ausdrückt, noch ein Hinderniß entgegen: das Brautkleid war nicht da. Man hatte geglaubt, es in Paris anfertigen lassen zu müssen, und der Pariser Lieferant hatte nicht Wort gehalten. Was war zu thun? Ein Florentiner Kleid aus drap d'argent mit Goldfransen konnte ja zur Noth auch für standesgemäß gelten. „Ich habe Marie nie so schön gesehen, als in ihrem Brautstaate," schreibt in herzlicher Selbstvergessenheit die Schwester. Diesmal scheint sie aber, gegen ihre Gewohnheit, vermuthlich durch das Ceremoniell von Florenz daran behindert, nicht als Brautjungfer fungirt zu haben. „Die Renaud," so meldet das Tagebuch, „steht am Altar hinter der Prinzessin. Als die Letztere das Jawort ausgesprochen hat, tritt an die Stelle jener sächsischen Hofbediensteten die nunmehrige Oberhofmeisterin Fürstin Rospigliosi und nimmt der jungen Großherzogin Schleier und Handschuhe ab." — Hernach ist in drei Zimmern des Palast Pitti großer Cercle, wobei Prinzessin Amalie, wie sie erwähnt, sich unversehens unter der Menge vollständig verliert und endlich erst durch eine Bekannte zu den Ihrigen zurückgebracht wird. Ein großes Ceremoniensouper beschließt den anstrengenden Tag. „Wir waren Alle so müde," klagt die Prinzessin, „daß wir uns nicht regen konnten." Am folgenden Tage großes Diner, wobei ganz kleine Knaben, welche die Schüsseln kaum heben konnten, als Pagen bedienen und die Prinzessin in Sorge setzen, sie werde mit begossenem Kleide heimkommen. Die darauf folgende Galavorstellung zeichnet sich durch den Umstand aus, daß, wie das Pariser Brautkleid, so auch die bestellte Hochzeitsoper nicht fertig geworden ist. Man giebt also eine alte Oper von Paer, „Griselda", freilich ein etwas ominöses Sujet für die festliche Veranlassung. Schöner gestaltet sich das Abendfest, welches die Stadt Florenz am 1. Mai für die Bevölkerung der Stadt wie der Umgebung arrangirt hat. Die Leute aus dem Volke und die Bauern in ihrem besten Putze haben den ganzen Platz vor der Akademie zu ihrer Verfügung. Die weiten Räume der Akademie dagegen, auf's Schönste geschmückt und beleuchtet, dienen den übrigen Classen der Gesellschaft zum Tummelplatz. Es wird drinnen wie draußen viel getanzt, und man sieht auch Masken, trotzdem kein Carneval ist. Bis 2 Uhr Morgens wird Prinzessin Amalie des bunten Treibens nicht müde. Inzwischen ist ein Brief des Königs Friedrich August eingetroffen; dieser Brief enthält eine Mahnung zu schleuniger Heimkehr und so muß schon am 13. Mai geschieden werden. Prinzessin Amalie bittet ihre beiden zurückbleibenden Schwestern, es mit dem Abschied am Abend vor der Abreise genug sein zu lassen, „denn es ist so traurig, Personen, die man liebt, neben dem Wagen stehen zu sehen, der uns fortführt"; sie fügen sich auch der schwesterlichen Bitte. Aber wenigstens den Vater noch in sein Quartier (den Palazzo Vecchio) zu begleiten, läßt sich Prinzessin Anna, die Gattin des Erbprinzen Leopold, nicht nehmen, und als Prinz Max dort, von Rührung überwältigt, ein Ende machen will, kniet sie vor ihm nieder und er giebt ihr noch seinen Segen. „Ich war von diesen Gemüthsbewegungen ganz erschöpft," schreibt Prinzessin Amalie.

In den Spätsommer des Jahres 1824, also drei Jahre später, fallen die Vorbereitungen zu einer Reise nach Spanien, auf welcher Prinzessin Amalie ihren Vater begleiten und mit ihm auf dem Heimwege wieder eine Weile in Florenz rasten soll. Eine kleine spanische Bibliothek verdankt sie seit Längerem der Güte ihrer Schwester, der Königin von Spanien, Josepha. Dann hat sie auch beim Prof. Fromm in Dresden spanischen Unterricht genommen, Studien, die durch Prinzessin Amaliens Fertigkeit im Französischen und Italienischen sehr erleichtert worden sind. Am 2. October 1824 wird aufgebrochen. Die Reise geht über München, Verona, Parma zunächst wieder nach Florenz, wo bis zum 3. November die drei Schwestern Amalie, Marie und Anna und Prinz Max mit dem Gatten der jüngeren Schwester in Erinnerung an den Großherzog Ferdinand, seinen wenige Monate früher verstorbenen Vater, wehmüthige Stunden genießen. Hier mag als ein Beitrag zur Charakteristik des „Exilirten" der ganze auf den Tod des Großherzogs Ferdinand bezügliche Brief eingeschaltet werden, aus dem vorhin eine bezeichnende Stelle mitgetheilt wurde. Daß der Briefschreiber je die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen Lust und Geschick haben würde, bedarf nach Ton und Inhalt des Briefes wohl für Niemand einer Widerlegung. „Beste Amalie, Du theilest

meinen Schmerz; ich wollte Dir schreiben, konnte nicht; die ersten Tage war es unmöglich, ich war gänzlich abgespannt. Glaube nicht, ich habe Dich vergessen, nicht getraut. Du würdest an mich denken. Ich bin sehr zu bedauern. Viele haben gewünscht, zu regieren; ich nie. Die Art, wie ich dazu kam, ist die traurigste. Mein Vater geht mir zwar mit einem großen Beispiel voran; aber welche Last auf einem jungen Manne von 27 Jahren, wo nicht Eifer aber Klugheit nöthig. Marie, die arme Marie [die junge Wittwe des Verstorbenen] wird in mir stets einen Sohn finden, der ihre Tugenden schätzt, sich in ihre Umstände denkt und immer die wenigen Mittel aufbieten wird, ihr Unglück zu mildern." Man sieht, daß Familienverhältniß war hier ein nicht minder inniges, wie in dem Hause des Prinzen Max; man sieht aber auch, wie bescheiden Großherzog Leopold seine Fähigkeiten auffaßte. Es mögen nun, da hier von seiner politischen Thätigkeit abzusehen ist, aus dem Herbst 1829 einige Notizen folgen, welche manche Einblicke in das übrige, den Forderungen steifer Etiquette durchaus fremde Leben am Florentiner Hofe gewähren, indem sie gleichzeitig die höchst originelle Stellung des großherzoglichen privaten Theaterpersonals charakterisiren. Dasselbe besteht fast ganz aus Nachkommen von Hofbediensteten. Am 1. October fährt der Hof nach Poggia a Cajano und am 3. ist daselbst ein Fest im Park zu Ehren des Großherzogs, wobei die verwittwete Großherzogin Ferdinand als Flora und ihre Schwester, die Gattin des regierenden Großherzogs Leopold, als Priesterin sammt ihren beiden Kindern mitwirken, unterstützt von zwei weiblichen Mitgliedern des Privattheaters, von vielen als kleine Liebesgötter kostümirten Bauernknaben, von dem Singechor, der Musikkapelle und von Schloßleuten, welche Bauerntänze aufführen. „Um 6 Uhr war Diner, dann ein kleiner Ball, bei welchem die Kammerleute und Officianten auch figurirten", d. h. sich mit vergnügten. Am 4. spielt man „Il Colonello" und „l'Impressario Faluppa". „Die Acteurs waren Leute aus dem Hause: Gambacorti und seine Tochter die Fiorani, und Luise Boitti. Letztere und ihre Schwester Anina tanzten ein Ballet la Pianella perduta." Gambacorti ist ein — Hofkoch; welchem Beruf die genannten Damen, wenn sie nicht im Dienste Thalias oder Terpsichores beschäftigt waren, obzuliegen hatten, verschweigt leider das Tagebuch. — Am 6. Aufführung der Oper „Inganna felice", wobei zwei Söhne des Kammerdieners Novelli die Partie des Buffo und des Herzogs singen. Am 7. Abends „Ball mit den Kammerleuten und Officianten, aus welchen auch das Orchester bestand. Bei der Monterina zog das Orchester voraus und wir tanzten so ins andere Zimmer." Am 14. fährt der Hof mit einigen Gästen abermals nach Cajano. Abends singt der Koch Gambacorti als Magnifico in Rossini's „Cenerentola". Aber auch im Orchester scheint er verwendbar zu sein, denn am 16. ist Ball, „auf welchem zuletzt die Mutter Boiti und Gambacorti, den man aus dem Orchester holte, mittanzen mußten". Am 18. fungirt der Tausendkünstler wieder in Goldoni's „Vedova scaltra" als Arlecchino. Am 19. October giebt der Großherzog „sämmtlichen Acteurs" ein großes Frühstück in Cajano auf dem sogenannten Parchetto. „Wir selbst frühstückten im Schweizerhäuschen," schreibt die Prinzessin, „und auf beiden Seiten desselben standen große Tische, einer für Die, welche in Oper und Ballet, der andere für Die, welche im Schauspiel mitgewirkt hatten. Man war in 14 Wagen herausgefahren. Nach dem Frühstück fuhr man in Gondeln auf dem Canal. In einer derselben saß das Gesangspersonal und sang hübsche Chöre." Acht Tage später heißt es: „Fasanenjagd. Alle Jäger waren auf einem Schiffe, und wir Nicht-Jäger auf einem anderen. Dann folgten zwei Schiffe mit dem Theaterpersonal, welches aus Dankbarkeit zu allen diesen Festen eingeladen wurde." Daß es bei solchen Vergünstigungen mit dem Standesunterschiede nicht streng genommen werden konnte, ist selbstverständlich. Vor Allem ein Tänzchen muß für unverfänglich gegolten haben. So heißt es denn auch wieder am 28.: „Abends wurde getanzt und im Großvatertanz holten wir die Musikanten aus dem Orchester und tanzten zuletzt die Notenpulte über den Haufen." — Man wird hierbei freilich nicht vergessen dürfen, daß jenseits der Alpen zwischen Hoch und Niedrig, und vor Allem zwischen Herrn und Diener der Verkehr weit zutraulicher ist, als diesseits der Alpen. Somit sind die gesellschaftlichen Formen in Italien oben und unten denn auch weniger unterschieden, wobei offenbar auf beiden Seiten mehr Gewinn als Einbuße ist. Ueber die Fortsetzung jener fröhlichen Cajanotage braucht hier nur noch gesagt zu werden, daß, nachdem noch ein gemeinsamer Ausflug nach Pietra marina, dem höchsten Berge der Gegend, gemacht worden ist, „wobei Alles ritt", die theatralischen Vorstellungen am 29. mit der „Cenerentola" ihr Ende erreichen. Die Mariotti soll dann herausgerufen werden. Aber als der Vorhang wieder aufgeht, steht das ganze Theaterpersonal in Costüm um ein L gruppirt, den Anfangsbuchstaben des großherzoglichen Namens. Nun ist als Gegenleistung noch eine Nachfeier nöthig, nämlich Tags darauf ein Frühstück, bei welchem von der Truppe ein Chor zu Ehren des Directors derselben gesungen wird. Die Verse dazu hat Prinzessin Amalie gedichtet. Ebenso ist ein Gast des Großherzogs auf den Pegasus gestiegen, und sein gedrucktes Sonett wird in vielen Exemplaren, „während wir auf des Directors Gesundheit trinken", umhergestreut. Abends ist Tombola für die ganze in Cajano vergnügt beisammen gewesene Gesellschaft, in welcher „die Herren und Damen" (vom Hofe und die Gäste) Spielsachen gewinnen, die Acteurs aber Beutel mit Geld und die Actricen Bracelets, Ketten oder Kleider. Zuguterletzt wieder Tanz. — Vor jener Schlußoper „Cenerentola" sind noch andere Dilettanten bei dem Kunstprogramm des Hofes betheiligt worden: die Handwerker aus Prato. „Es ist die Erholung dieser Leute, des Sonntags Musikstücke einzuüben," schreibt die Prinzessin. Eine Anzahl ernster Gesangsstücke dieser Art haben sie denn auch bei jener Gelegenheit zu Gehör gebracht. Es ist aus dem Tagebuche nicht ersichtlich, ob das vornehmlich aus den Hofbediensteten und deren Kindern rekrutirte Theater- und Orchesterpersonal auch in der Residenz in dieser Eigenschaft verwendet wurde, oder ob es einzig in den kleinen Theatern der Lustschlösser seine Kunstleistungen producirte. Im Zusammenhange mit den Aufführungen in den Theatern Alfieri, Cocomero, Nuovo und Pergola kommen die Namen Gambacorti, Boiti nicht vor. Hier erwähnt das Tagebuch die Qualität der dargebotenen Kunstgenüsse auch zumeist in wärmeren Betonungen; „herrlich gespielt", „superb gesungen" sind oft vorkommende Belobungen, mit denen Vestris, Coselli, Duilia Grisi und Andere ausgezeichnet werden. Einige Male lautet die Censur freilich auch nicht beifällig. In dem Ballet „Eufemio" springt ein Tänzer im Augenblicke des Sterbens „wie ein Karpfen in die Höhe, sodaß, als er endlich todt war, ein Ah! der Zufriedenheit durch den Saal ging".

Die Rückreise wird am 23. Mai 1830 angetreten, und zwar hat Prinzessin Amalie die Freude, von ihren beiden Schwestern, der Großherzogin und der Großherzogin Wittwe, ganz bis in die Heimath begleitet zu werden. Am 9. Juni erreichen die drei Schwestern Dresden. Prinzessin Amalie ist seitdem noch sechsmal in Florenz gewesen, 1831, 1836/37, 1839, 1841/42, 1846, 1851/52. Vieles hatte sich inzwischen verändert. Vor Allem hatte der Tod ihrer Schwester, der Großherzogin Anna (Nany) — sie starb 1832 — den Räumen des Palazzo Pitti ihre freundlichste Beleuchtung genommen. Aber die in ihre Stelle gerückte zweite Gattin des Großherzogs Leopold that alles Mögliche, um der Prinzessin Amalie, wie deren Schwester, der verwittweten Großherzogin Marie, Ersatz zu bieten für die durch den Tod Abgerufene. Jene Wiederverheirathung, die zu einer sehr glücklichen und reich mit Kindern gesegneten Ehe führte, hatte der Großherzog aus Rücksichten auf die Thronfolge nicht lange hinausschieben dürfen. An Prinzessin Amalie, seine langjährige Vertraute, sind die nachstehenden Zeilen gerichtet, durch die er sie nach dem zu Endegehen des Trauerjahres von seinem Vorhaben benachrichtigt. „Es wurde entschieden," schreibt er, „daß ich die Prinzessin Antoinette von Neapel heirathen werde, nach Allem, was ich weiß, eine gute Wahl ... Pflicht war es und ich hoffe mit Vertrauen auf eine ruhige Zukunft." Im Hinblick auf seine verstorbene Gattin fügt er hinzu: „Viele Thränen sind noch geflossen der Erinnerung einer theueren Freundin, die die schöne Zeit der Jugendjahre mit mir theilte und das Herz erwärmte und den Geist belebte und das Wenige schuf, was ich jetzt bin. Meine Seele ist ihr dankbar und das Andenken der Guten wird ewig bleiben." Ein Jahr später, als die Entbindung der Großherzogin Antoinette bevorstand, schreibt er: „Möge Gott uns einen Sohn schenken zur Befriedigung vieler Wünsche und mir den Muth stärken, in meiner Laufbahn rascher fortzugehen. Gott stärke mich, meine Pflicht zu thun und meine wenigen Fähigkeiten für das Land anzuwenden." Die Hoffnung, daß gleich das erste Kind ein Sohn sein werde, erwies sich als eitel, es kam eine Tochter. Aber schon im Jahre darauf konnte der Großherzog seiner Freundin melden: „Gott

schenkte mir einen Sohn", bei den damaligen zerfahrenen Zuständen Italiens für die gerade in Toscana so zahlreichen Gegner radicaler politischer Umgestaltungen jedenfalls ein Ereigniß sehr beruhigender Art, wie der Großherzog denn auch im Sinne dieser Anschauung hinzufügt: „Erschrecklich traurig war bis dahin die ungewisse Zukunft meines geliebten Landes" und gleichzeitig schildert er die Mutter des Kindes, die Großherzogin Antoinette als „ein recht gutes, natürliches, liebendes Wesen". — Als im Jahre 1838 Prinz Johann bei ihm zu Besuch gewesen ist, schließt der Großherzog einen darüber handelnden Brief an Prinzessin Amalie mit den Worten: „Gott schenke ihm Glück und Zufriedenheit in seinem Kreise, mir seine Gnade zu dem schweren Amte, das mir obliegt." Im Jahre 1840 hat die Nachkommenschaft die Zahl sieben erreicht, darunter ein zweiter Sohn. „Jetzt haben wir sieben Kinder," schreibt der Großherzog; „Gott erhalte sie und gebe uns Mittel, sie gut zu erziehen." Ein Jahr später sind die Reihen schon wieder beträchtlich durch den Tod gelichtet und er klagt, in St. Lorenzo ruhen bereits „vier geliebte Leichen, die liebend um mich waren".

Das hier Mitgetheilte mag noch durch einige Auszüge aus den spätern, an Prinzessin Amalie gerichteten Briefen des Großherzogs Leopold ergänzt werden, da der Ton dieser Briefe, besser fast, als es Briefe der Prinzessin selbst vermöchten, die Fassung und Ergebung in das Unvermeidliche charakterisirt, welche, je länger desto mehr, auch der Prinzessin eigen geworden waren. Daß die Heiterkeit dabei in ihrer Natur lag, mochte der zur Melancholie neigenden Gemüthsart des Großherzogs im Verkehr mit seiner alternden Jugendfreundin besonders wohl thun. So kommen in einem seiner Briefe aus dem Jahre 1842, wo Prinzessin Amalie in Florenz geweilt hatte, die Worte vor: „Du brachtest Trost und der kleinen neapolitanischen Colonie einen wahren Lebensgeist, deren sie bedürfen." Seiner Schwester Therese (der Königin von Sardinien), die im Jahre 1855 aus dem Leben schied, gedenkt der Großherzog mit den Worten: „Sie war nicht blos eine gute, herzlich liebende Schwester, sie war auch eine gute, zarte und einsichtsvolle Mutter und eine gutmüthige, edle und wohlthätige Königin." — „Anna" (die jugendliche Gattin des Erbprinzen, die vierte Tochter des Prinzen Johann), heißt es in einem anderen Briefe, von 1855, „hat das Herz meines Sohnes ganz gewonnen," und im Jahre 1858 schreibt er, „Alle lieben Anna wegen ihrer Herzensgüte". Man weiß, daß dieser glückliche Bund schon im Februar des nächsten Jahres durch den Tod der jungen Erbprinzessin gelöst wurde. Im selben Jahr brachen über den jetzt 62jährigen Großherzog die Heimsuchungen herein, welche der österreichische Krieg gegen das mit Frankreich alliirte Sardinien vor Allem über das Haus Toscana bringen mußte. Nachdem der Großherzog zu Gunsten seines Sohnes seiner Stellung entsagt hatte, in welcher er seit Langem nur durch das Bewußtsein übernommener Pflichten festgehalten worden war — die übrigens durch jene Abdication ja für den Erbprinzen nicht gerettet wurde —, schreibt er aus Schlackenwerth an Prinzessin Amalie: „Es ist mir nicht unsertwegen, aber wegen des Landes, welchem ich mein Leben, all' meine Liebe und Thatkraft gewidmet habe und welches jetzt so schwer mitgenommen ist. Mein Gebet ist, für mich zu vertrauen auf Gottes Beistand, und nicht zu sündigen für die Anderen, die mir Uebles gethan .... Jetzt bin ich ruhig auf diesem meinem Gute unter guten, ruhigen, anhänglichen und folgsamen Leuten." Noch einmal kommt er Ende des Jahres auf den mit ihm und den Seinen vorgegangenen Umschwung zurück. „Verbannt," schreibt er, „vertrieben ohne Schuld; aber Gott weiß warum, und unsere Loose sind in den Händen eines weisen und gütigen Vaters." Und unter dem beschwichtigenden Zureden der Prinzessin Amalie, nicht minder ohne Zweifel beeinflußt von dem auch in ihm tagenden Verständnisse für die Wichtigkeit eines geeinigten Italiens, söhnt sich der entthronte Fürst schon in kurzer Zeit so vollkommen mit der bürgerlichen Schlichtheit seines neuen Daheims aus, daß er im September 1860 auch von seiner „neapolitanischen Colonie" Günstiges berichten kann; „meine Frau," versichert er, „findet sich sehr gut in deutsche Sitten und erkennt das viele Gute, was doch in diesen Ländern gediegener und häuslicher sich bewährt. Man muß die Deutschen näher kennen lernen, um sie zu schätzen. Meine Kinder," setzt er hinzu, „reden jetzt ziemlich gut deutsch." — „Das Politische überlasse ich der Vorsehung", heißt es in einem Briefe vom Jahre 1861, und er freut sich, von seinen Eltern zur Arbeit angehalten worden zu sein; in Unthätigkeit müßte er verkümmern. „Ich muß", schreibt er Anno 1864, „aus vielen Gründen Gott danken, daß er väterlich für mich gesorgt hat. Er hat mich einer schweren, gefahrvollen Verantwortung enthoben, welche ich nicht mehr die Kraft hatte zu tragen." Wie sich's von selbst versteht, hielt Prinzessin Amalie darauf, ihrem Freunde auch hin und wieder ein Liebeszeichen zu senden, das nicht blos in Worten bestand. So erfreut sie auf seinen Vorschlag ihn mit Karoline Pichler's seiner Zeit berühmt und auch damals dem jungen Erbprinzen lieb gewesenem Roman Agathokles, in welchem er „Erinnerung an gute und schöne Jahre" zu finden hofft; ebenso mit Herder's Cid. Vor Allem scheint sie sich aber das Recht erobert zu haben, ihm alle Weihnacht einen warmen Schlafrock zu spenden. Der Dank ist dann immer die Herzlichkeit selbst. „Die gute Freundin", schreibt er aus Brandeis am zweiten Weihnachtstag Anno 1866, „hat meiner weißen Haare und der rauhen böhmischen Winter gedacht, als sie mir den weichen, warmen Schlafrock aussuchte. Jeden Tag, wenn ich früh oder Abends dessen Wohlthat fühle, denke ich an die Güte, die ich in früher Jugend gekannt, und die unverändert durch Zeit und Prüfungen dieselbe blieb." Und auch gegen die zuweilen an ihn herankommenden Anwandlungen, weniger wohl der Sehnsucht nach Pracht des Florentiner Hoflebens, als des Mißmuths über das kurze Gedächtniß der Menschen, für die er gearbeitet und die Last der Regierung gewissenhaft getragen hat, auch gegen solche Stimmungen und Verstimmungen kämpft der greise Fürst redlich an. „Ich war," schreibt er um die Weihnachtszeit 1867, „in den besten Jugend- und Mannesjahren so glücklich, wie kaum einer nur sein kann; so kann ich mich nicht beschweren, wenn mich Unglück betroffen." Heimweh nach dem blauen Himmel Italiens hat sich dann ohne Zweifel dem Herzensbedürfnisse gesellt, als guter Katholik vor seinem Scheiden aus dieser Welt noch einmal am Grabe des heiligen Petrus zu beten. Im December 1869 — wenige Wochen vor seinem Ableben — sendet er der alten Freundin aus Rom in sehr gehobener Stimmung ein letztes Schreiben. Wie viele Erinnerungen mochten auf dem Wege dahin durch seine Seele gezogen sein! „Von Weitem," heißt es in dem Briefe, „hatte ich die Küste der Inseln Toscanas gesehen . . ."

M. Waldmüller.

Bücherbesprechung.

— **Die Kunst, die hebräische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen.** Theoretisch-praktische Sprachlehre für Deutsche. Von B. Manassewitsch. 2. Aufl. bearbeitet von J. Rosenberg. (17. Theil der „Kunst der Polyglottie".) Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. Ohne Jahreszahl (1899). XVI und 172 S. kl. 8. Preis geb. 2 ℳ. — Kommt der Sprache, in welcher die heiligen Schriften Alten Testaments geschrieben sind, ohne Zweifel hohe Bedeutung schon um der hohen Wichtigkeit dieser Schriftwerke willen zu, so gewinnt sie noch an Interesse in der Gegenwart durch den Anblick des gewaltigen Ringens um das geschichtliche Verständniß dieser Schriften, von welchen jetzt Kirchen und gelehrte Schulen widerhallen, und noch mehr durch den Geisterkampf, den ernsthafter und siegreicher als je das Christenthum mit den Gliedern des jüdischen Volks führt. Eigenthümlich berührt es aber und giebt zu denken, wenn nun die hebräische Sprache von jüdischer Seite selbst zu leichterer Erlernung mundgerecht gemacht werden soll und ein dazu bestimmter Leitfaden als Glied einer Sammlung von Sprachlehrbüchern deutschen Lesern mit Eifer und nicht ohne Reclame angeboten wird. Das ist doch wohl ein Zeichen von dem, was der Judenmissions-Statistiker de le Roi urtheilt: „daß Israel trotz alles Widerstrebens unaufhaltsam Christo und seiner Gemeinde zusteuert." — Wohl möglich, daß mancher erwachsene Laie sich mit dem voliegenden Büchlein ziemlich rasch ein leidliches Verständniß der hebräischen Sprache, doch ohne gründliche Einsicht, aneignen mag. Dem möchten wir nicht in den Weg treten. Irgend welche selbständig wissenschaftliche Bedeutung kann es aber nicht beanspruchen, und die neun Seiten, die der Satzlehre gewidmet sind, sind unheimlich oberflächlich und selbst für den besondern Zweck schwerlich hinreichend, enthalten auch neben manchen Gemeinplätzen einiges geradezu Irreleitende. Für Manchen nützlich möchte eine Einführung in die Cursivschrift sein, welche für das Judendeutsch gebraucht zu werden pflegt (S. 28). G. Schnedermann.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 112. Dienstag, den 26. September, Abends. 1899.

Eine Fußwanderung im Großnamaland in Deutsch-Süd-West-Afrika.

Von Kurt Dinter.

Die Flora Deutsch-Süd-West-Afrikas kennen zu lernen und der mir angeborene Wandertrieb waren die Veranlassung, die angenehme Stellung als Curator des bekannten und vielbesuchten Hanbury'schen Acclimatisationsgartens in La Mortola an der Riviera aufzugeben und ein Engagement anzunehmen, das mich zu Anpflanzungsversuchen im deutschen Schutzgebiet der anderen Hemisphäre verpflichtete. Nachdem ich ein Jahr bei einem Großgrundbesitzer im Innern des Namalandes thätig gewesen war, wurde mir von der Deutschen Colonialgesellschaft eine Stellung zu gleichem Zwecke angeboten und dies bestimmte mich, meine Thätigkeit nach dem Hererolande zu verlegen, einer Gegend, die dem Aequator näher lag und zu Anpflanzungsversuchen günstigere Bedingungen versprach. Die Wahl des Ortes blieb mir überlassen und so entschied ich mich nach verschiedener Umschau für Salem, einer verlassenen Missionsstation, ohngefähr 120 Kilometer östlich von Swakopmund, dem Hafen der Zukunft für Deutsch-Süd-West-Afrika. Ehe ich jedoch Namaland für immer verließ, wollte ich seine Pflanzenwelt noch weiter kennen lernen und benutzte deshalb einen mir gewährten mehrwöchentlichen Urlaub, um eine botanische Wanderung von Inachab nach dem Fischfluß, ferner nach Keetmanshop, Bersaba und zuletzt nach dem höchsten, nur einmal von einem Europäer erstiegenen Berge, dem Geitsi gubib*) auszuführen. Nach meiner Rückkehr ordnete ich die ansehnliche botanische Ausbeute und verließ Inachab und seine Bewohner unter Zurücklassung meiner Kisten, welche einige Wochen später mit dem Frachtwagen nachgeschickt werden sollten. — Meine Absicht war, hinunter nach der Lüderitzbucht zu marschiren und von dort einen Wörmanndampfer benutzend nach Swakopmund zu fahren. Ich konnte dann sagen, daß ich die ganze circa 400 Kilom. lange Strecke Bersaba—Keetmanshop—Lüderitzbucht zu Fuß gemacht hatte und zwar nicht auf die bequemste Weise, trug ich doch gleich meinen eingebornen Begleitern (2 Hottentotten) einen Theil des Gepäcks selbst auf dem Rücken. Und letzteres war sehr umfangreich, da außer dem unentbehrlichen, in Segeltuchsäcken zu transportirenden Wasservorrath noch Töpfe, Tiegel, Schlafsack, Decken und eine dicke Pflanzenmappe mitzunehmen waren. Im Folgenden sei nun die Wanderung nach der Lüderitzbucht geschildert, welche ich schon einmal in umgekehrter Richtung theils zu Wagen, theils zu Pferde ausgeführt hatte, jetzt aber per pedes apostolorum unternehmen wollte.

Wegen der großen Hitze beschloß ich die Nächte vorzugsweise zum Weitermarsche zu benutzen, hatte ich doch dadurch den Vortheil, bedeutend an Wasser zu sparen. Nach mehrstündigem Marsch erreichte ich den Fuß des Inachabberges, den mir bekannten südlichsten Vorposten der schönen Aloë hereroënsis. Nach einem erquickenden Schlummer in einem sandigen Rivier**) ging es weiter und ich erreichte so noch vor der größten Hitze Pavianskranz, eine Werft am Ufer des Goankib gelegen. Hier beabsichtigte ich den Rest des Tages sowie den folgenden Sonntag zu verleben. An angenehmer Unterhaltung fehlte es nicht, da ich hier die mir schon von früher her bekannten Boeren Mr. Souton und Mr. Hite antraf. Paviankranz ist landschaftlich der hübscheste Ort im Namalande, den ich kennen gelernt habe. Die Weideverhältnisse sind nicht besonders gut, aber um so schöner ist hier der ausgedehnte parkartige Kameel-, Dornbaum- und Ebenholzwald. Hier kann man wirklich einmal von einem lichten, ziemlich breiten und sehr langen Uferwald sprechen. Die Boeren, mögen sie nun Engländer, wie die beiden obengenannten, oder Holländer oder französische Hugenottennachkömmlinge sein, sie leben alle sehr einfach und anspruchslos, fast möchte ich sagen, wie die Israeliten zu den Zeiten Lot's und Abraham's. Sie schlagen neben ihrem soliden Frachtwagen, der meist capländisches Fabrikat ist, in gutem Weideland ihr halbkugeliges Mattenhaus auf, manchmal auch ein solides Giebelhaus, das aus geschälten Dornbaumstangen besteht und mit Binsen-, Stechgras- oder Schilfmatten überzogen ist. Eine Commode, einige Katteln d. s. solide, oblonge mit Ochsenhaut überflochtene Rahmen auf vier kurzen Beinen, die in Süd-West-Afrika allgemein als Bettstellen dienen, sind das ganze Mobiliar. Die höchst primitive Kücheneinrichtung ist gewöhnlich dicht bei dem Hause in einem Kraal untergebracht. Man trinkt sauere und süße Milch, ißt Reis und Brod, und Fleisch liefert hauptsächlich die ansehnliche Schaf- und Ziegenheerde. Viel Abwechselung giebt es nicht. Noth leiden die Leute durchaus nicht; sie führen ein verhältnißmäßig behäbiges, wenn auch ziemlich anspruchsloses Leben. Und da jeder Boer auch mindestens einen Ochsenwagen besitzt, der 50 bis 70 Centner trägt, so fährt er für die Truppe von Lüderitzbucht nach Keetmanshop jährlich 2—4 Mal Fracht. Der Centner Fracht kostet von Lüderitzbucht nach Keetmanshop jetzt 23—25 ℳ. Ueberschüssiges Vieh wird er jederzeit im ebengenannten Ort zu gutem Preise los. Der Aufenthalt in Paviankranz war in der Gesellschaft der gastfreundlichen Boeren recht kurzweilig und da sie wie ihre Familienglieder geläufig Nama sprachen, so war es kein Wunder, daß sie mit allen Sitten und Gebräuchen der Hottentotten sehr vertraut waren. Ganz erstaunlich war es, was ich von Mr. Hite über die Paviane erfuhr. Wäre mir dasselbe nicht schon früher berichtet worden, ich würde es ihm nicht geglaubt haben. Die im Namalande überaus häufigen Paviane wären so boshaft, daß sie weidenden Ziegen die 5 cm langen Dornen des Dornbaumes in das Euter stechen, oder auch zu zweien auf Ziegen reiten, bis das Thier durch die Last zusammenbricht. Dergleichen Affenscherze bestätigen viele alte Afrikaner. Wenn ich bedenke, daß, als ich einst in Zachanabis 50 Schritt vom Brunnen in meiner Hängematte lag und ein großes Feuer neben mir hatte, trotz der geringen Entfernung eine ganze Heerde Paviane unter großem Lärm und ohne Beachtung der Nähe von Menschen zu diesem Brunnen zum Trinken niederstieg, so kann man schließlich Angesichts solcher Dreistigkeit auch an vorstehendes Histörchen glauben. Am Sonntag war Rinderpestimpfung auf der Werft, zu welchem Behufe zwei Soldaten, eingelernt in diese Arbeit, daselbst ankamen. Die Sache ging fabelhaft rasch von statten. Kurz nach Mittag waren die 600 Ochsen, Kühe und Kälber der beiden Boeren geimpft. Der Nachmittag galt der gemeinschaftlichen Unterhaltung, dem Trinken und der Musik. Eine Ziehharmonika findet sich fast stets in einer Boerenbehausung. Meiner größten Sorge, nämlich einen Eingeborenen für die ganze Weiterreise zu finden, wurde ich hier ledig, indem sich ein Buschmann dazu bereit erklärte. Die, welche ich von Inachab bis hierher mitgenommen, hatten sich nur bis Paviankranz mitzugehen verpflichtet. Am späten Nachmittag verließ ich die gastliche Werft und erreichte um Mitternacht Haswater. Die Ortsnamen, welche ich zum Oefteren anführe, bezeichnen nicht etwa Dörfer, sondern nur Werften, Kraals oder auch nur Tränkstellen. Ohne Kenntniß der Letzteren vermag Niemand in diesem Lande zu reisen. Ein sicherer Verdurstungstod wäre ihm beschieden. Ganz gegen Erwarten war die hier in Haswater befindliche Quelle gänzlich versiegt und aus dem Grunde waren auch die zwei

---

*) Diese Tour veröffentlichte ich in der englischen Zeitschrift Gardner Chronicle. D. V.

**) Rivier sind zeitweilig ausgetrocknete Flußbetten.

Hottentottenfamilien, die sonst hier mit ihren wenigen Ziegen wohnen, weggezogen. Das war eine arge Enttäuschung, denn bis Haigums, wo es sicher Wasser gab, waren es noch gute fünf Stunden und diese konnten erst am nächsten Vormittag marschirt werden. Es wurde, wie ich voraussehen konnte, ein sehr heißer Tag, an dem ich in dem schmalen Augamthale nach Haigums hinaufmarschirte. Zum ersten Male sah ich, und zwar in größerer Anzahl, den kleinen smaragdgrünen Papagei des Namalandes. Das Wasser in unseren Wassersäcken nahm infolge der trockenen Hitze und trotz unserer Sparsamkeit recht schnell ab und es hieß, sich beeilen, wollte ich bis Mittag am Brunnen sein. Endlich, wir hatten schon längst kein Wasser mehr, sah ich von Weitem die mir bekannte Tränktrippe. Ich konnte mich nicht enthalten, Alles bis auf den leeren Wassersack und Becher abzuwerfen und die tausend Schritte bis dorthin im Trab zurückzulegen. Ich hörte den Buschmann noch hinter mir herlachen, als er mein Gebahren sah. Diese Leute können aber auch beinahe so lange wie ein Zugochse ohne Wasser leben. Letztere müssen häufig vier bis fünf Tage dürsten. Zu meinem Leidwesen traf ich Mr. Baissingwaight in Haigum nicht an. Er war mit Wagen, Haus und Eingebornentroß fortgetreckt*) und zwar nach einer entfernten Impfstation. Nur einige leere aber ganz wohnliche Pontoks standen noch, deren besten ich für die nächsten 30 Stunden sofort bezog. Was man während so langer nothwendiger Ruhepause thut, ist unschwer zu errathen. Man pumpt sich in einem fort voll Wasser, ißt, raucht, schläft und grast vor Sonnenuntergang die Umgebung nach seltenen und neuen Pflanzen ab. Die Gesteinsform ist hier ein grober Gneis, während alle Berge ringsum Sandsteintafelberge sind. Ich fand daher auch hier einige Granitpflanzen, die ich nie vorher noch auf dem Weitermarsche wieder sah.

Am nächsten Tage ziemlich spät brach ich nach Augam auf, einer ziemlich großen Hottentottenwerft. Die Entfernung beträgt nur zwei gute Stunden, und mit Sonnenaufgang konnte ich mich schon in Zachanabis in eines Boeren momentan unbewohntem Mattenhaus einquartieren. Der Besitzer hatte als Hüter seines Eigenthums einen Hottentotten hier zurückgelassen, der uns nun freiwillig gegen eine kleine Vergütung von Plattentabak reichlich mit frischer Ziegenmilch versorgte. Folgende Nacht wurde bis in die Höhe der Jakaalskoppe marschirt, in deren Nähe der Bruder des früher erwähnten Hite sitzt; bei ihm wollte ich meinen Mund- und Wasservorrath ergänzen. Da wir jedoch schon um Mitternacht dort waren, schliefen wir den Rest der Nacht in Sicht der Werft Hit's und inmitten eines riesigen Schwarmes von Wanderheuschrecken, die sich auf den hier stehenden Brakbüschen (Salsola) niedergelassen hatten und diese buchstäblich mit ihren Körpern bedeckten. Mein Kaffer sammelte sich, statt zu schlafen, einen Sack voll und schüttelte sie langsam über unserm Nachtfeuer aus, sodaß sie schon im Falle getödtet und ihnen Flügel und Beine verbrannt wurden. Hierauf raffte er sie von den glühenden Kohlen, auf denen sie richtig gar geworden, herunter und begann sein Nachtmahl. Auch ich ließ mir der Wissenschaft halber einen Hut voll für den nächsten Morgen reserviren und fand, daß Heuschrecken ziemlich fade schmecken, etwa wie die gebratenen winzigen Sardinen, die man so häufig in Fischerdörfern an der Riviera in Italien zu essen Gelegenheit hat. Kaum blitzten die ersten Sonnenstrahlen über die gradlinigen Plateaux der langweiligen Tafelberge, da fing sich's auch an zu regen in den Brakbüschen und bald vernahm man ein Geräusch, wie wenn ein dichter Regen auf trocknes Buchenlaub niederfällt. Die ganze Wolke war auf der Weiterreise und erst jetzt konnte man sehen, wie viele ungezählte Milliarden dieser Thiere hier beisammen waren. Wo solch eine Wolke hinfällt, bleibt kein Blatt oder junger weicher Schoß am Baume, bleibt nicht einmal der dicke Maisstengel stehen. Der Boer, welcher sich nur selten mit Gartenbau beschäftigt, aber sich vorzugsweise mit Viehzucht befaßt, profitirt allerdings soviel als möglich von der Heuschreckenplage. Er läßt große Mengen dieser Thierchen sammeln, trocknen und verfüttert sie dann an seine Hühner, Schweine, Ziegen und Hunde. Mr. Hite, der mich so liebenswürdig empfing, wie sein Bruder in Paviansfranz, sagte mir, daß seine Pferde und Ochsen enorme Mengen der Heuschrecken vertilgen und davon sehr schnell fett würden, ebenso wie seine Eingeborenen, denen das Erscheinen der Thiere ein Fest ist. Mr. Hite, ein Kenner der medicinischen Tugenden aller möglichen Pflanzen, wie jeder Boer, der in Krankheitsfällen auf Selbsthilfe angewiesen ist, hat natürlich die ganze „Pharmakopoea namaquensis" im Kopfe, wie die zehn Gebote. Ich bedauerte, nicht einige Tage bei ihm bleiben zu können, um von ihm mehr über die Anwendung verschiedener Pflanzen zu erfahren. Das Wenige, was ich in der kurzen Zeit erfuhr, die ich in seiner und seiner Frau angenehmen Gesellschaft verbrachte, will ich hier folgen lassen. Der Buchu, ein im Namaland gebräuchlicher Wohlgeruch, ist aus einer pulverisirten Composite (Gawib) hergestellt, die häufig auf den steinigen Tafelbergen in dieser Gegend, aber auch auf dem Granit von Gubub wächst. Es giebt drei verschiedene Sorten von Buchu, welchen die Weiber der Hottentotten allgemein in den Gehäusen der Landschildkröten mit sich herumtragen. Es riecht für sich allein nicht übel, doch glauben die Hottentotten damit, da sie sich nur sehr selten, theilweise gar nicht waschen, ihren ganz abscheulichen Schweißgeruch übertäuben zu können. So wird der Gestank aber noch erhöht. Eine der drei in Lüderitzbucht auf Felsen wachsenden Pelargonienarten soll ein unfehlbares Mittel gegen Dysenterie abgeben. Die Wurzel der Coccinia, einer nicht seltenen Cucurbitacee, wird zum Fermentiren von Honig- oder Zuckerwasser benutzt, um Bier daraus zu machen. Ein im Lande hochgeschätztes Mittel gegen Schlangenbiß, Scorpion- und Wespenstiche, den Biß der „Grasschlange" (einer Insectenlarve), sowie jeden andern giftigen Biß oder Stich ist der Boomester. So schreibt das Wort Hite, während ich es besonders von anderen Weißen immer Burmester habe aussprechen hören. Was das Wort eigentlich bedeutet, ist mir unbekannt. Ein Stückchen von diesem Heilmittel machte mir Hite zum Geschenk. Es ist das Product des eingetrockneten Urins von Fledermäusen und wird in Höhlen am Oranjefluß gefunden (?). Klippdachsmist wird gegen Kopfschmerz und Magenbeschwerden angewandt. „Klippsweat" (Schweiß der Felsen), ein dunkelbrauner Körper mit fast muschelförmigem glänzenden Bruch, ist ebenfalls ein Product der Klippdachse (eines dunkelgraubraunen Felsenkaninchens) und wird bei Unregelmäßigkeiten der Menstruation gebraucht. Die Blätter der Euclea (Ebenholzbaum) dienen, wie in Europa der Sadebaum, um Abortus hervorzurufen. Die Wurzelrinde des in größeren Revieren gemeinen Gomphocarpus fruticosus soll ein vorzügliches Mittel gegen venerische Leiden sein, ebenso ein Decoct von Ameisen. Eine merkwürdige Pflanze mag hier noch Erwähnung finden, von der ich schon in Paviansfranz hatte sprechen hören, die ich aber vorher nie sah. Es ist eine Apocynacee, ein kleines schwächliches Kräutchen, welches an und auf den Tafelbergen dieser sehr regenarmen Gegend wächst und mächtig entwickelte kartoffelähnliche Knollen besitzt, die sehr wasserreich sind; mit ihnen kann man, obwohl sie einen Milchsaft haben, sehr gut seinen Durst löschen. Schade, daß die Pflanze nicht im ganzen Lande gemein ist.

Am selben Abend verließ ich Mr. Hite's gastfreie Werft, marschirte aber auf seinen Rath nicht den schönen geraden Transportweg, auf dem ich in 5 bis 6 Stunden bis Gubub gelangt wäre, sondern einen mir ganz unbekannten Weg, der sich zwischen Bergen so umherwand, daß ich statt Nachts zwei Uhr erst am nächsten Morgen um acht in Gubub ankam. So üppig daselbst bei meinem ersten Aufenthalt im Juni die Vegetation war, so todt und ärmlich war sie jetzt im Sommer (März). Gubub hat eben im Gegensatz zum östlichen Theil des Landes Winterregen, welche auch weniger als Gewitter, wie als Landregen fallen, daher die reichhaltige Vegetation im Winter. Am 13. März trat ich die letzten 120 Kilometer an, auf welcher langen Strecke nur in Ukama Wasser zu erwarten war. Offen gestanden graute mir vor dieser Wüstenreise, denn eine Saharatour verhält sich dazu wie Gold. Doch es half nichts, es mußte weiter gehen, wollte ich nach drei Nachtmärschen in Lüderitzbucht ankommen. Der nächste Morgen fand mich in Tsirub, wo ich noch Wasser zu finden hoffte. Es war ein Glück, daß ich mit meinem Wasservorrath gegeizt hatte, denn der Brunnen war leer und von hier bis Ukama waren noch volle 10 Stunden. Ukama liegt schon mitten in der wirklichen Wüste. Ich beschloß, obwohl hier weder Baum noch Strauch noch Felsen Schatten gewährt, den ganzen Tag über hier zu rasten, was mir um so rathsamer erschien, als das Wasser seit dem Juni, wo ich es zum ersten Male trank, ganz bedeutend besser geworden war. Damals spie ich es aus, so widerlich salzig war es, jetzt trank ich es, als wenn es das beste Quell-

*) Trecken ist der landläufige holländische Ausdruck für ziehen, fahren, verziehen.

wasser war, in langen Zügen ohne üble Folgen, obgleich es sich noch immer etwas brakig zeigte. Ein improvisirtes Zelt, hergestellt aus meinen Decken und dem Segeltuchschlafsack, schützte mich ganz prächtig vor den glühenden Sonnenstrahlen. Da es die Zeit erlaubte und ich es nach langem und anstrengendem Marsch sehr nöthig hatte, gewährte ich mir hier ein erquickendes Bad, bei welchem die lange Wellblechochsentränke als Badewanne diente. Da mein Buschmann einen unerträglichen zwiebelartigen Schweißgeruch besaß, mußte er zwangsweise sich dieselbe Wohlthat angedeihen lassen. Am Spätnachmittage, als ich mich für den letzten Marsch vorbereitete, kam Hr. Klinghardt, der im ganzen Namalande wohlbekannte Erbauer der beiden Brunnen, zu Pferde bei mir an. Wir hatten uns gegenseitig von weitem für wegelagernde Hottentotten gehalten, zu der Bande gehörig, die zwei im „Sande“ stecken gebliebene Frachtwagen ausraubten und seit einiger Zeit schon von einer starken Patrouille unter Führung des Hauptmanns Fromm verfolgt wurden. Um 7 Uhr Abends marschirte ich wieder, während Hr. Klinghardt nach Gubub ritt, wo er seinen Wohnsitz hat. Am nächsten Morgen erst sah ich mich am Beginn der großen Dünen. Ich hatte die Schreckhaftigkeit derselben vorher nicht in dem Maße wie jetzt kennen gelernt, da ich während der Nacht im Wagen nur durchgefahren war. Jetzt aber sah ich von einer bedeutenden Höhe aus die ununterbrochenen Reihen dieser Sandberge. Solide Felsberge von über 100 Meter Höhe waren bis an ihren Kamm heran gänzlich begraben unter dem gleichförmig feinen Sande. Ich sah den Hauptweg, aus hunderten verwischten Geleisen bestehend, von mehreren hohen Standpunkten aus sich zwischen den wie hingesiebten schweren Dünen von allen Formen und Größen mäanderartig hindurch winden, doch da er wegen der Rinderpest seit langer Zeit schon unbenützt war, so hatte sich an vielen Stellen eine oft zehn Meter breite und angemessen lange Düne quer über ihn weggelagert. Ohne eine Serie guter Photographien ist es fast unmöglich, ein getreues Bild dieser Region des Schreckens zu entwerfen. Der Eindruck, den sie auf mich hervorrief, war der des Unheilvollen, Furchtbar-Grandiosen, der Stätte des Todes, die zu Fuße mit nur einem Eingeborenen zu durchwandern mir beinahe Frevel dünkte. Glücklicherweise hatte ich fast immer einen ziemlich steifen Wind im Rücken, der mich leichter vorwärts brachte und mich das Sandtreiben nicht so sehr fühlen ließ. Wir passirten die beiden obenerwähnten Wagen, um welche es über alle Beschreibung wüst aussah. Hüte, Manchester, Saarbrückner Steingut, Cigarren, Cacao, Strümpfe, Painkiller, Transvaaltabak und hunderte andere Dinge lagen im wildesten Durcheinander im Sande umher, zum Theil schon verweht, das meiste Zerbrechliche zerbrochen, alles Trinkbare und der ganze Plattentabak gestohlen. Kurz, es sah um die Wagen herum und auf den Wagen selbst aus, als hätten Paviane hier Orgien gefeiert, aber nicht gewöhnliche Räuber. Nun, unsere vigilante Truppe hatte wenigstens acht der Bösewichter dingfest gemacht. Sie werden nicht füsilirt, arbeiten aber in Keetmanshop schwere Erdarbeiten. Bei dieser Lebensweise gehen sie sehr bald zu Grunde, denn jeder Hottentotte liebt das arbeitslose Vagabondenleben über Alles. Der Leser aber erhält zugleich einen Begriff, welche Schwierigkeiten in dieser Wüste zu überwinden sind, wenn man zwei werthvolle Wagen mit noch werthvollerem Inhalt im Stich lassen muß, nur um das Leben von Menschen und Thieren zu retten. Und wenn man bedenkt, daß diese Wagen oft von 20 starken Zugochsen befördert werden müssen, so läßt sich ermessen, wie viele Entbehrung und Kraft eine Fußwanderung, wie die meine, erfordert. Endlich Nachmittags 4 Uhr langte ich in Lüderitzbucht an. Und wenn auch dieser Hafen kein Eldorado zu nennen ist, so findet man doch hier wieder Cultur und genügenden Comfort nach ausgestandenen Strapazen. Mit dem von Capstadt kommenden Dampfer „Melitta Bohlen“ ging die Fahrt am folgenden Tage nach Swakopmund. Und so kommt es, daß ich jetzt in dem tropischen Klima von Salem im Swakopthale beschäftigt bin, eine gärtnerische Versuchsstation anzulegen.

Bücherbesprechungen.

— *Judentaufen im 19. Jahrhundert.* Ein statistischer Versuch von Lic. *Joh. de le Roi*, Pastor em. in Schweidnitz. (Nr. 27 der Schriften des Institutum Iudaicum in Berlin.) Leipzig, Hinrichs. 1899. 56 S. gr. 8. Preis 75 ₰. — Diese für Christen wie für Juden, für kirchlich wie politisch Interessirte gleich wichtige Schrift des namhaften Geschichtsschreibers der Judenmission (vgl. sein Werk über dieselbe, 2. Ausg. 1899, 2 Bde.) eröffnet wichtige Aussichten und bietet dem Unterzeichneten und den Genossen seiner Anschauung neue Belege für die Richtigkeit ihrer Forderung einer tiefgründigeren Auseinandersetzung zwischen Kirche und Synagoge, Christenthum und Judenthum. Sieht man doch aus dieser Schrift von Neuem, und zwar bei einer sachmännischen Betrachtung des zahlenmäßigen Verhältnisses zwischen beiden Geistesmächten, wie völlig diese Forderung dem Stande der Dinge entspricht. Verblüffend beinahe ist die hier mit bündigster Sachlichkeit vorgetragene und begründete Verkündung eines *unaufhaltbaren Dahinschwindens des Judenthums als einer selbständigen Größe* auf dem Wege einer im 19. Jahrhundert zu vordem ungeahnter Höhe gekommenen Eingliederung in die christlichen Völker. Der durchaus kundige und behutsame Verfasser schätzt die Zahl der Judentaufen in diesem Jahrhundert bei der niedrigsten Schätzung auf rund 224000, oder größer als die gesammte Zahl aller Taufen im ersten christlichen Jahrhundert. Im Beginn unseres Jahrhunderts, zeigt er, hat das jüdische Volk unter Führung von Moses Mendelssohn seine Isolirung aufzugeben begonnen. Die eigene nationale Besonderheit trat in seinem Denken zurück: man wollte nur noch eine besondere Religionsgemeinschaft bilden. So glaubte man die Judenfrage zu lösen. Das Ergebniß ist der beständig zunehmende Verlust auch der religiösen Selbständigkeit. Die christliche Kirche (insbesondere die evangelischen Kirchen, deren Judentaufen mit 80% die nach ihrer Größe zu erwartende Theilzahl übersteigen, während die beiden katholischen Kirchen hinter ihrer Ziffer mit 15% und 22% zurückbleiben) hat einen früher ungeahnten Reiz auf die Judenschaft auszuüben begonnen: des Formelwesens müde, sehnt sich deren Seele nach Geist und Wahrheit. Dies gilt in verstärktem Maße seit dem Auftreten des Antisemitismus, der die bis dahin vorläufig eingenommene Stellung der Juden unter den christlichen Völkern aufs tiefste erschütterte, die religiöse Gleichgiltigkeit brach und Schaaren von Juden der Kirche zugeführt hat. Dieser Auflösungsbewegung gegenüber sind die beiden bisherigen Hauptrichtungen des Judenthums, der gesetzliche „Talmudismus“ und das rationalistische „Reformjudenthum“, gleich machtlos. Dem will neuerdings der „Zionismus“ abhelfen, indem er als letzte Rettung die Wiederherstellung eines jüdischen Staatswesens in Palästina erstrebt. Aber auch seine Bemühungen, welche wiederum die religiöse Tiefe nur allzusehr vermissen lassen, werden jene Bewegung nicht aufhalten, eher fördern. „Die Zahlen und die Zeichen der Zeit verkündigen unwidersprechlich, daß Israel trotz alles Widerstrebens unaufhaltsam Christo und seiner Gemeinde zusteuert.“ Mit diesem Ergebniß de le Roi's wolle man vergleichen, was Paulus Röm. Cap. 11 schreibt. *G. Schnedermann.*

— *Oesterreichische Geschichte von der Urzeit bis 1526*, von Prof. Dr. *Franz von Krones*. (= Sammlung Göschen [Nr. 104].) Leipzig, G. J. Göschen, 1899. 199 S.; klein 8°. Preis: gebunden 80 ₰. — Von der Schwierigkeit, auf knapp bemessenem Raum eine Oesterreichische Geschichte bis zum Heimfalle Böhmens und Ungarns an das Haus Habsburg im J. 1526 zu schreiben, macht sich der Laie keinen Begriff. Um sie wenigstens ahnen zu lassen, will ich an der Hand der durchsichtigen Krones'schen Anordnung den fabelhaft bunten Stoff in Umrissen zeichnen. Zunächst galt es, die Vorzeit zu schildern, jene Jahrhunderte, die Julius Jung in seinem vorzüglichen, merkwürdigerweise vom Verf. nicht als Quelle genannten Buche „Römer und Romanen in den Donauländern“ (2. Aufl.: Innsbruck 1887) klargelegt hat. Auf die von der großen germanischen Völkerwanderung (der Inhalt, S. 3, nennt sie „Völkerwandlung“ — auch gut!) gebrachten Wirrsale folgt dann die allmälig ruhiger werdende fränkisch-karolingische Zeit, wo das deutsche Wahlreich zum Ostalpengebiet in Beziehungen tritt; wir sehen die Anfänge der Babenberger vor uns erstehen. Die Schicksale dieses eben genannten ersten österreichischen Dynastengeschlechts (977—1246) bildet den Hauptinhalt des 3. Capitels, das die Erhebung der Mark Oesterreich zum Herzogthume, die Belehnung Leopold's V. mit Steiermark, eine Entwickelungsgeschichte von Steiermark (1035—1192), eine ebensolche von Kärnten (970—1269), desgleichen von Krain (824—1269),

Istrien (824—1220), Görz (978—1202) und von Tirol (774—1283) in sich birgt. Danach waren die drei Jahrzehnte zu behandeln, wo seit dem Erlöschen der Babenberger Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain unter wechselnder Herrschaft (Böhmen und Ungarn) gestanden haben. Ferner will der Leser, ehe er Oesterreich unter die Habsburger gelangen sieht, wissen, woher dies Grafengeschlecht stammt: so war Alemanniens Geschichte von 1000—1273 in den Stoff einzubeziehen. Damit sind wir so weit gelangt, das Aufkommen des Hauses Habsburg in seiner Verbindung mit Oesterreich kennen zu lernen. In diesem Zeitraume (1282 ff.) — man erinnere sich an die überragende Stellung der Luxemburger im 14. Jahrhundert und im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts — sind Seitenblicke auf Polen, Böhmen und Ungarn nöthig; ja, sogar Italien sehen wir auf einmal ebenfalls eine bedeutende Rolle spielen. Endlich läßt sich seit 1438 ein dickerer rother Faden verfolgen: durch die Wahl Albrecht's V. zum deutschen Kaiser wird Oesterreichs Geschichte Reichsgeschichte; die echten Habsburger haben ja ununterbrochen bis 1740 auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen. Und was einst unter den Leopolden Mars nicht zu erreichen vermocht hatte, das bringt gegen Ende der „Regierung“ des schläfrigen Friedrich III. (IV.) Venus zu Stande. Mit der Darstellung der glücklichen Erwerbungen, die jener bekannte Vers „Bella gerant alii, tu felix Austria nube“ kennzeichnet, ist die eigentliche Aufgabe des Geschichtschreibers der österreichischen Ver- und Entwickelung erfüllt. Herr von Krones hat seinem Verdienst aber die Krone aufgesetzt, indem er anhangsweise auch noch Böhmen, Mähren und Schlesien, Ungarn und Siebenbürgen bis 1526 berücksichtigt hat. Ein zweiter Anhang unterrichtet über die mittelalterlichen Quellen und die neueren Darstellungen. — Einen Wunsch kann ich zum Schlusse nicht unterdrücken: den nach strafferer Ausdrucksweise. Was soll man z. B. zu folgendem Satzungeheuer sagen: „Leopold IV. machte die Heerfahrt König Ruprecht's gegen die Viscontis (!) mit, gerriet (!) jedoch dabei in Gefangenschaft, deren er bald ledig wurde und (!) sich allmälig von Ruprecht zurückzog“? Ht.

— Sächsische Geschichte. Von Prof. Dr. Otto Kaemmel, Rector des Nicolaigymnasiums zu Leipzig. (= Sammlung Göschen [Nr. 100].) Leipzig, G. J. Göschen, 1899. IV, 160 S.; klein-8°. Preis: gebunden 80 Pfennige. — Die Göschen'sche Sammlung konnte das erste Hundert ihrer handlichen und netten, theilweise auch bei knapper Fassung recht inhaltsreichen Bändchen nicht besser abschließen als mit dieser „Sächsischen Geschichte“. Das Büchlein ist Seiner Majestät dem Könige zugeeignet — der Verfasser hat recht daran gethan: seine Arbeit darf man geradezu als Muster für eine loyale Leistung bezeichnen, die solcher Widmung werth erscheint. Bei aller Versenkung in den Stoff, bei aller Liebe zum Vaterlande, wie sie in dieser „Sächsischen Geschichte“ auf Schritt und Tritt begegnet — welche Objectivität, Vorurtheilslosigkeit, Stoffbeherrschung! Und noch eins ist es, worüber sich gerade Referent besonders gefreut hat: die Einleitung. Der mir freundschaftlich zugethane Verfasser wird — angesichts der Differenz, die uns hinsichtlich der Methoden der Anordnung der weltgeschichtlichen Entwicklung vor der Hand noch trennt — es mir nicht verdenken, wenn ich eine gewisse Genugthuung empfinde darüber, daß er diesem seinem neuesten Werk ein anthropogeographisches Capitel vorausgeschickt hat (S. 9—13). Und wie der Anfang, so der Schluß. Wir Sachsen sind in der glücklichen Lage, daß uns, wenn wir von Liebe und Treue zu unserm Könige reden, jeder Nichtsachse, der das letzte Vierteljahrhundert unserer vaterländischen Geschichte nur einigermaßen kennt, ohne weiteres glaubt. Für diese wahrhaft erhebende Erscheinung hat Kaemmel in seinem einfachen schlichten Tone die richtigen Worte gefunden. — Für die zweite Auflage, die sich sicher bald als nothwendig herausstellen wird, einige Randbemerkungen. Seite 1 unter „Literatur“: regiae statt regine (komischer Setzfehler)! Die ebenda unter Nr. 3 angeführte „Illustrirte Geschichte der sächsischen Lande“ hat in den allerletzten Tagen ein trauriges Ende (vgl. meine Befürchtungen in der Ersten Beilage zur Nummer vom 11. December 1896 und in der Wissenschaftl. Beil. Nr. 17 vom 9. Februar 1897) gefunden: am 30. August sind die bedeutenden Restbestände meistbietend versteigert worden, und das Werk wird wohl nun ein Torso bleiben. Nun etwas für die Druckerei (die vom Autor allerdings vielleicht nicht richtig angewiesen worden ist). Erst auf S. 13 beginnt die eigentliche Geschichte Sachsens; das Vorhergehende ist, wie oben bemerkt, nur Einleitung. Demnach ist die Ueberschrift „Erster Zeitraum“ (S. 13), „Zweiter u. s. w. Zeitraum“ (S. 64, 103 und 128) dem Abschnitte „Land und Volk“ nicht ein- oder unterzuordnen, sondern ihm nebenzuordnen; daher sind in der Inhaltsangabe S. 3, 5, 6 und 7 jene (in richtiger Schrift gesetzten) Capitelüberschriften nicht einzurücken; oder man hätte direct unter „Land und Volk“ eine Gesammtüberschrift „Geschichte“ setzen sollen. Dagegen ist im Text (an den oben angegebenen Stellen) die Capitelüberschrift nicht groß und fett genug gesetzt worden. Die Ueberschrift des Unterabschnittes auf S. 149 ist fehlerhaft gesetzt. — Ein besonderer Vorzug des Buches ist die Verquickung der Schilderung des Zuständlichen, des Culturgeschichtlichen mit der politischen Geschichtschreibung; hier hat entschieden Lamprecht vorbildlich gewirkt. Gerade darum aber möchte ich die Bitte aussprechen, die Kunstgeschichte um eine Kleinigkeit mehr zu berücksichtigen (so S. 64 oben, so auch S. 106/7). Der Ausdruck „fromm“ (S. 107, Mitte) kann mißgedeutet werden, weil man den Uebertritt des „ganzen“ Herrscherhauses (S. 105 oben) leicht auch auf Christiane Eberhardine beziehen wird. Ht.

— Der erste Hofnarr. Schauspiel von Hanns v. Gumppenberg. Großenhain und Leipzig 1899, Verlag von Baumert und Ronge (Heinrich Ronge.). Preis brosch. 2 ℳ. 180 S. — Der junge Münchener Poet, dem die Dichtkunst bereits mehrere beachtenswerthe dramatische Arbeiten verdankt, versucht in diesem Schauspiel, das unseres Wissens im Münchener Hoftheater bereits aufgeführt worden ist, das Problem von dem Siege des Optimismus über den Pessimismus zu lösen. Wenn er hierbei über die Grenzen des Versuchs nicht weit hinauskommt, so liegt dies nicht daran, daß er das Problem nicht tief und klar genug erfaßt hat, sondern daran, daß er seinen Helden durch allzu äußerliche Mittel die Erkenntniß gewinnen läßt, daß das höchste menschliche Glück in einem Zustande völliger Seelenruhe bestehe. Die Medien, deren sich der Dichter zur Beweisführung dieses Satzes bedient, sind zwei byzantinische Philosophen des neunten Jahrhunderts n. Chr., die jedoch auf dem Boden der philosophischen Anschauung des fünften Jahrhunderts v. Chr. stehen. Der eine, Pamphilos mit Namen, ist ein wiedererstandener Demokrit, der andere, Dyskolos, ein zweiter Heraklit. Die Beiden sind die Lehrer und Berather des Helden, eines natürlichen Sohnes Karl's des Großen. Sie versuchen, Jeder nach seiner Art, ihn für ihre Weltanschauungen zu gewinnen. Zunächst scheint dies dem weinenden Philosophen gelingen zu sollen, schließlich aber bleibt der Sieg dem lachenden Philosophen Pamphilos. Die Dichtung ist gedankenschwer und tief von Sinn. Wäre die Handlung in ihr mit größerer Einheitlichkeit geführt worden, so würde dem Drama zweifellos auch auf der Bühne dauernder Erfolg beschieden sein. In der vorliegenden Form kann es nur als Buchdichtung interessiren. Der formale Hauptmangel, an dem das Werk leidet, ist die Benutzung eines zu umfänglichen scenischen Apparates. Die einzelnen Phasen im Leben des Helden erhalten dadurch mehr den Ausdruck poetischer Bilder, die nur lose aneinandergereiht sind, und denen der innere Zusammenhang fehlt. Der Titel „Der erste Hofnarr“ findet darin seine Erklärung, daß der Held des Stückes als Narr verkleidet sich an den Hof Karl's des Großen begiebt und vor diesem seine durch Pamphilos empfangenen Lehren ausspricht. Der Freimuth, mit dem er seiner Weltanschauung Ausdruck giebt und selbst des Kaisers Majestät vor Spott nicht bewahrt, rettet ihm das Leben, das die Großen des Reiches stürmisch von Karl fordern.

Willy Doenges.

— Elias. Eine Humoreske nach Busch mit 54 Illustrationen von Bernhard Wende. Leipzig, Verlag der Gutenberg-Druckerei. Preis 1 ℳ 50 ₰. — Gute Knittelverse zu machen ist schwerer als Mancher denkt. Der Verfasser dieser Humoreske hat sein Vorbild Wilhelm Busch, den Sänger des Unglücksraben „Hans Huckebein“, des „Max und Moritz“, bei Weitem nicht erreicht. Weder die groteske Eigenart der Reime von Busch steht ihm zu Gebote, noch dessen sorglose Keckheit und urwüchsige Derbheit in der Behandlung der Sprache. Zudem fehlt dem Inhalt des „Elias“ die rechte Spitze. Es ist ein Bruchstück ohne befriedigenden Schluß. Besser als die Reime sind die Bilder, obgleich auch sie weit gröbere Linien zeigen, als die Zeichnungen zur „Frommen Helene“ oder zum „Antonius von Padua“.

R. B

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 113. Donnerstag, den 28. September, Abends. 1899.

Die Bohne in der Cultur- und Sittengeschichte.

Von Martin Beck.

Bis in die neueste Zeit herein glaubte man, daß die Bohne aus Ostindien stammt. Man fand es nur sonderbar, daß sie weder im Sanskrit noch in alten chinesischen Schriften erwähnt wird. Mancher vermuthete deshalb, daß der bei den Griechen und Römern so häufige Name der Bohne (altgriechisch *Δολιχός*, griechisch-lateinisch Phaselus und lateinisch Faba) sich auf andere Leguminosen beziehe und die Bohne erst später nach Ostindien gelangt sei. Bestärkt wurde diese Vermuthung dadurch, daß man weder bei den trojanischen Ausgrabungen, noch in den Küchenresten der Pfahlbauten Bohnen fand, wohl aber andere Hülsenfrüchte. Und zur Gewißheit wurde die Vermuthung, als der Botaniker Ludwig Wittmack in Berlin (geb. 1839 in Hamburg) unter Samen aus uralten peruanischen Grabmälern auch die Bohne fand. Ihre Heimath ist also Amerika. Von dort ist sie erst später nach Ostindien gekommen. Daher wird sie bis ins 15. Jahrhundert hinein in Europa nirgends sicher erwähnt. Nach der Entdeckung Amerikas aber wird sie plötzlich häufig genannt und beschrieben. In Amerika selbst werden zahlreiche Arten angebaut, besonders viel neben Mais und Weizen in Peru. Sie heißt in der Quichua-Sprache, dem Idiom der alten Peruaner, das aber noch die Umgangssprache der Gebildeten in Peru ist, Purutu. Die griechischen und römischen Namen für die bohnenähnlichen Hülsenfrüchte, die im Alterthum genossen wurden, sind schon vorhin erwähnt worden. Das altgriech. Dolichos bedeutet „lang" und ist von der Gestalt des Kernes hergenommen, das griechisch-lateinische Phaselus, das von Phaseo, Schiff, herrührt und zugleich ein leichtes Schiff bedeutet, dagegen von der Schmetterlingsform der Blüthe, die ja allen Leguminosen gemeinsam ist. Die römische Bezeichnung Faba soll vom griechischen *φαγεῖν*, essen, herrühren. Die Bohne oder vielmehr die Hülsenfrüchte, die ihre Stelle vertraten, wie die Saubohne und die Feig- oder Wolfsbohne, bedeuteten demnach überhaupt Speise. Thatsächlich bildeten diese, ehe man Getreidefrüchte kennen lernte, lange Zeit hindurch die hauptsächliche Nahrung des Menschen aus dem Pflanzenreiche. Auch die rauhhaarige oder Mungobohne, die in Ostindien heimisch ist, gehört hierher. Dort und in Nordafrika wird sie häufig angebaut, weil ihre Frucht, vorzüglich wenn der Reis mißräth, ein sehr wichtiges Nahrungsmittel bildet. In neuerer Zeit ist sie auch in Südeuropa eingeführt worden. Für die Heimath der im frühesten Alterthum so wichtigen Ackerbohne hält man die Südwestufer des Kaspischen Meeres.

Als älteres und allgemeines Nahrungsmittel spielt sie im Cultus und in der Mythologie eine Rolle, die der Vorgängerin des Getreides angemessen ist. Bohnenbrod, Bohnenkuchen und Bohnenbrei lieferte sie der antiken Welt einst tagtäglich in der ältesten Culturperiode, wie uns heute das Getreide diese Speisearten verschafft. Einem ehrwürdigen Brauche zufolge, erzählt Plinius, galt Bohnenbrei bei gottesdienstlichen Handlungen als ein würdiges Opfer. Besonders im Juni, bei der Feier der Fabarien, brachte man den Göttern Bohnen zum Opfer dar. Die Faba, die auch zur Viehmästung, vor Allem der Schweine, benutzt wurde, wovon sie ihren späteren deutschen Namen Saubohne bekam, säeten die Römer, ebenfalls einem religiösen Herkommen nach, im Frühjahre von allen Feldfrüchten zuerst in die Erde. Daher erhielt sie auch den Namen Vorläuferin. Und bei den Floralien, den mit Schauspielen gefeierten Festen der Flora, durfte die Bohne auch nicht fehlen. Die obrigkeitlichen Personen, denen die Leitung des Festes oblag, hatten dem Volke Bohnen auszutheilen, so daß hier die Bohne, wie sie es einst auch war, als Vertreterin aller Pflanzennahrung erschien. Verwandt war der griechische Gebrauch, die Obrigkeit durch Bohnen zu wählen. Die Römer verknüpften auch manche abergläubische Meinung mit der Bohne. Sie sollte, sogar, wenn sie abgefressen sei, doch bei zunehmendem Monde wieder ausschlagen, was nach römischem Glauben sonst keine andere Pflanze thue. Und trage man bei Versteigerungen eine Bohne in der Tasche, so werde das einem sicher Gewinn bringen. Viele vornehme römische Familien leiteten ihre Namen von der Bohne her. „So sind", sagt Plinius in seiner Naturgeschichte (18, 3), „die Fabier (Bohner) so genannt worden, weil sie die beste Erfahrung gehabt, Bohnen zu pflegen, wie man auch von den Pisonen, Ciceronen und Lentulus' weiß, daß sie ihre Namen von Erbsen (Cicer, Kichern) und Linsen (lens) haben." Eigenthümlich war eine Strafweise der Sclaven, bei der ihnen ihr Herr eine halbgekochte Bohne auf dem Kopfe zu Brei pochte. Den Ursprung der Bohne führte man anfänglich auf die Demeter zurück, die uralte Ackergöttin. Ehe sie die Griechen den Gebrauch des Getreides lehrte, soll sie ihnen die Bohne als Nahrungsmittel zugewiesen haben. Infolge einer kindlichen Naturerscheinung erfand man sich später aber einen anderen Geber. Die wie alle Leguminosen schmetterlingsartige Bohnenblüthe besitzt auf zweien ihrer Flügel einen runden, dunklen Fleck, aus dem einiges Roth hervorschimmert. Da der Fleck aber beständig auf dem hellen Grunde der Flügel erscheint, nahm man darin eine geheime Beziehung für den Menschen an. Das Roth solle Blut, das Schwarz den Tod bedeuten. Eine so gekennzeichnete Pflanze mußte offenbar den Göttern der Unterwelt heilig sein. So wurde die Bohne bei Griechen und Römern späterer Zeit zum Symbol des Todes. Eine wohlthätige Göttin, wie die Demeter, konnte nun nicht mehr die Spenderin der Bohne sein. Man erfand sich einen anderen Geber in einer geheimnißvollen Gottheit, die man Kynamites nannte. Pythagoras verbot seinen Schülern, Bohnen zu essen, weil, wie Plinius schreibt, „die Seelen der Verstorbenen darin wären und man sie aus diesem Grunde zu Todtenopfern nehme". Varro berichtet, deshalb und weil in ihrer Blüthe traurige Buchstaben ständen, esse sie auch der Oberpriester nicht. Die Bohnen, die Pythagoras seinen Schülern zu essen verbot, sind viel umstritten. Einige meinen, es seien die Schminkbohnen gewesen, weil diese Pflanzen in Aegypten von den Priestern für unrein erklärt und deshalb nur sehr spärlich cultivirt wurden. Andere beziehen das Verbot doch auf die allgemein gegessenen Saubohnen. Wahrscheinlich aber handelte es sich um die bohnenähnlichen Kerne des Lotos, die anfänglich auch allgemein als Nahrung dienten, nach Aufnahme der Bohnen in den Cultus aber von den Priestern dem Volke zu essen verboten wurden. Das wird auch in Griechenland und Rom mit den Ackerbohnen der Fall gewesen sein. Ein pietätvoller Hinweis auf die Demeter, eine dankbare Erinnerung an die große Ernährerin und das frühere tägliche Brod, die Bohne, war es, wenn die Bohne in den eleusinischen Mysterien eine Rolle spielte. Als Symbol des Todes, wohl mit deshalb, weil sie die Nahrung der Ahnen gewesen war, behielt sie lange Zeit hindurch eine ungemeine Wichtigkeit. Eine fromme Sitte wollte es, daß man den Verstorbenen einen Kranz von goldenen Bohnenblättern um's Haupt legte. Diese Liebesspende galt zugleich als Sinnbild der Auferstehung. Tod und Wiedergeburt trennte man nicht von einander. Beim Leichenmahle bildeten Bohnen die Hauptspeise. Und an den Lemurien, den Versöhnungsfesten, die die unheilvollen Schatten der Verstorbenen, die manes, bannen sollten, verfügte sich der Hausherr um Mitternacht schweigend in alle Räume seines Obdaches und warf Bohnen hinter sich mit den Worten: „Hiermit löse ich mich und

die Meinigen.“ Es wurde also förmlich angenommen, die Bohnen seien den Abgeschiedenen angenehm und bildeten ihre Nahrung in der Unterwelt. Ihre Darreichung halte sie von bösen Absichten auf Leben und Gesundheit der Menschen zur Fristung ihres eigenen Seelenlebens ab. An den Saturnalien pflegten sich die Kinder durch Bohnen einen König zu wählen. Der Bohnenkönig galt für das ganze Jahr und mußte im nächsten Jahr ein Fest zur Neuwahl geben. Diese Sitte bildete sich später im Abendlande fröhlich aus. Hier lernte man die Feldbohne erst von den Römern kennen. Karl der Große empfahl seinen Güterverwaltern auch ihren Anbau. Vom Bauen soll auch ihr deutscher Name herkommen, da es sich um eine eßbare, frühgebaute Frucht handelt. Im Althochdeutschen hieß sie pônâ, gothisch bauno, im Mittelhochdeutschen bône. Bei einzelnen Schriftstellern des 16. Jahrhunderts liest man auch bon. In allen germanischen Sprachen lautet er ähnlich. Bei den Angelsachsen beán, englisch bean, altnordisch baun, niederländisch boon. Ursprünglich mag das althochdeutsche pônâ gewiß babunô, bagbunô geklungen haben. Die Lautverschiebung erfolgte sicher schon vor undenklicher Zeit. Der deutsche Name Bohne steht also ganz selbständig da und wurde nicht von den Römern entlehnt. Das römische Faba findet sich dagegen in allen romanischen und noch einigen anderen Sprachen wieder: ital. fava, span. hava, französ. fève, slavisch bob, ungarisch bab, finnisch papu, litthauisch und lettisch puppa.

Welche Bedeutung die Bohne, obgleich sie hier ein allgemeines Nahrungsmittel war, aber im deutschen Volksleben besitzt, zeigen die vielen bildlichen Redensarten, in denen sie vorkommt. Die einzelne Bohne ist etwas ganz Werthloses. Weistuz wol, nu vürhte ich — dine stange unde dich — niht eine halbe bône — läßt Gottfried von Straßburg um 1210 seinen Tristan sagen. „Nicht eine Bohne“ ist also schon damals als Redensart für eine äußerst geringe Werthschätzung üblich gewesen. Auch in Fischart's „Bienenkorb“, 1579, heißt es: „Ich geb nit ein' löcherichte Bon für alle Macht der römischen Kirche.“ In desselben Satirikers Gargantua, 1575, kommt auch die Redensart vor: „Er ließ Bohnen Erbsen sein“ in dem Sinne: er kümmerte sich nicht um Kleinliches, Gleichgiltiges. Und noch ein weitverbreitetes Wortbild kommt schon in diesem Buche vor, Bohnenstange in der Bedeutung „langer, dürrer Mensch“. Dort heißt es: „Ich werd alzeit feister im Herbst wie die Wachteln, das weiß hie mein Nachbaur Bohnenstengel.“ Aeltere Zusammensetzungen sind stets mit bôn oder pôn gebildet, z. B. pônwibil, Bohnenkäfer, pônmus oder pônprî u. a. m., jüngere immer mit bônen. Bohnenstroh, englisch beanstraw, kommt schon völlig in der heutigen bildlichen Anwendung bei Hans Sachs vor: „Er ist gröber denn das ponstro.“ Das auch schon im Mittelalter, mit der Bildung der Zünfte auftauchende niederdeutsche Bönhase für Pfuscher hat mit den Bohnen Nichts zu thun. Es bedeutet Bodenhase, da die unzünftigen Stümper ihr Gewerbe wie ein geflüchteter Hase im Bodenversteck ausübten. Bohnen für glätten findet sich schon 1522 in Pauli's Schimpf und Ernst: „Wamit man ein' neuw hülzen fleich bünt, darnach schmeckt sie alwegen.“ Ferner in Moscherosch' Gesichten Philander's von Sittewaldt um 1640: „Dann es ja übel gesparet, wo man an seinem Leibe karget und hernach dem Arzt muß in dem Seckel bohnen.“ Auch Hans Sachs schreibt: ich hab dem Lügenherz gepont. Bei ihm kommt bohnen aber auch oft für bahnen vor. Bei Lincoln in England ist to boon für Wege ausbessern gebräuchlich, im Dänischen bone für scheuern und afbone für abscheuern, glätten. Unser Bohnen hängt also möglicher Weise mit Bahn zusammen. Wir pflegen jetzt bei Uebertreibungen, die durch Klatschsüchtige entstanden sind, zu sagen: aus einer Mücke ist ein Elephant geworden. Im gleichen Sinne lesen wir in des alten Kanzelredners Geiler von Kaisersberg 1512 erschienener Christlicher Pilgerschaft: aus einer Bohne einen Berg machen. Seit alter Zeit schon heißt auch der schwarze, vertiefte Fleck in der Reibfläche der Eck- und Spitzzähne bei den Pferden die Bohne (auch Bohnenschuß, -kern, -keim oder Kennung, Kunde, Zeichen, Marke, Kern), weil er dem schwarzen Keim, hilum, auf großen Bohnen ähnlich sieht. Mit dem siebenten Jahr beginnt er zu verschwinden. Deswegen bemißt man das Alter der Pferde darnach und sagt: das Pferd hat die Bohne ausgefressen oder es hat sich ausgefressen, sobald der Fleck nicht mehr sichtbar ist. Es ist dann also über acht Jahr alt. Auch die Losung der Ziegen und anderer Wiederkäuer wird nach ihrer Gestalt Bohne genannt. Der vielleicht aus Bleibohne verhunzte Ausdruck blaue Bohne für eine Gewehrkugel tritt zuerst in Hermes' Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen (1770 bis 1785) auf. In Gottfried Keller's Leuten von Seldwyla heißt es auch an einer Stelle: er hielt lange Reden in die Bohnen hinein. Das hat den Sinn wie: ins Gelage hinein, ohne daß Jemand darauf achtete. Wie man erst die Hülsenfrucht mehrerer Pflanzen Bohne genannt hatte, so wurde später die ganze Schote der eigentlichen Bohne so bezeichnet. Das war erst nach der Entdeckung Amerikas der Fall, als die Stangenbohne allmälig in der alten Welt Eingang fand. Von den Feldbohnen waren die grünen Hülsen ihrer Zähigkeit wegen nicht genießbar, nur die reifen Samenkerne. Die Gartenbohne wurde auch Veits- oder Vitsbohne genannt, „weil sie“, wie Adelung sagt, „spät im Frühjahr bis zu St. Veitstag (15. Juni) gepflanzt werden kann“. Der Name ist wohl aber eine Umdeutung von Fitzbohne oder Fisebohne. Fisohlen führt Möser im Osnabrückischen an. Sicher rührt das vom lateinischen phaselus her. In Solothurn in der Schweiz heißt der Sonntag Quasimodogeniti der Bohnensonntag. Er wird zum Gedächtniß der Erhebung der thebaischen Leiber begangen. Dabei theilt man in der Kirche der heiligen Ursula Bohnen an alle Anwesenden ohne Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts aus, wofür sie ein Gebet sprechen müssen. Bohnenmonat nennt man den Mai, weil da ihre Blüthezeit ist. „Bohnenblüst gibt vil Gecken,“ steht in Fischart's Bienenkorb. Und in Voß' Luise heißt es:

Mittagsschlaf ist die angenehmste Erquickung
Alter Leut' im Sommer, zumal in der Blüthe der Bohnen.

In Holland sagt man von Jemand, in dessen Kopf es nicht richtig ist, die Bohnen blühen oder er ist in den Bohnen.

Früher waren die Bohnen auch beliebtes Volksheilmittel. Mit Knoblauch gekocht sollten sie gegen schlimmen Husten helfen. Bohnenasche mit Stabwurzwasser angefeuchtet auf die Stellen des Hauptes gestrichen, wo die Haare ausfallen, sollte den Haarwuchs stärken. Wer schwerhörig wurde, dem rieth man, Bohnen in Wasser zu kochen, bis sie weich waren, das Wasser dann abzugießen und den Dunst der Bohnen durch einen Trichter ins Ohr ziehen zu lassen. Wenn das mehrere Tage hinter einander gemacht wurde, sollte das Gehör wieder so scharf wie zuvor sein. Bohnenblüthenwasser mit Taubenmist und Essig gebrannt sollte alle Flecken vom Gesicht nehmen und schöne Haut erwirken. Das Bohnenmehl, Farina Fabarum, war zu Breiumschlägen officinell. Es bildete auch einen Bestandtheil der weißen Schminke. Deshalb hieß die Gartenbohne auch Schminkbohne. Als sympathetisches Heilmittel, das sogar Warzen verscheuchen soll, verwendet man die Bohnen selbst heute noch. Eine beliebte mittelalterliche Redensart war „nu gang mir aus den Bohnen“. Sie hatte den Sinn: bleib' mir aus meinem Gehege, und bildete den Refrain mancher Volkslieder, besonders Trinklieder. Ein einst allbekanntes, vielgesungenes, aber verloren gegangenes Volkslied hieß das Bohnenlied. Das veranlaßte viele Nachahmungen. Nach den Proben, die Docen in seinen „Miscellaneen“ davon mittheilt, zeichneten sich diese Lieder durch Keckheit und Auffälligkeit des Gedankens und Reimes aus. In Uhland's alten Volksliedern heißt es an einer Stelle von einem Gefangenen, der Bohnen essen und Wasser trinken muß:

Mein Koch, der büt mir's also wol,
Singt mir ein Lied von Bonen,
Das hat so gar ein' schlechte Wis,
Darzu ist es ein ruche spis,
Kilchbrunnen muß ich g'wonen.

Weil das ursprüngliche, echte Bohnenlied recht stark gepfeffert war, pflegte man in jener gewiß nicht prüden Zeit zu sagen: das geht über's Bohnenlied. Die Redensart kommt schon in einem Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts vor:

Dieser sach bin ich vast müed,
es ist mir über's bonenlied.

Einst soll das Bohnenlied bei dem Gastmahl, das der Bohnenkönig gab, gesungen worden sein, wobei es recht toll herging. Das Bohnenkönigsfest scheint von dem schon erwähnten Fest der römischen Kinder an den Saturnalien herzurühren. Es findet sich deshalb zunächst in Frankreich, wohin es wohl die Römer in ihre Provinz Gallia mitgebracht hatten. Stets wird es am Dreikönigstag oder am Vorabend gefeiert. Bei diesem Feste wird ein Kuchen, in den eine einzige Bohne hineingebacken ist, unter die Gäste vertheilt, der Bohnenkuchen, gâteau des rois. Wer dabei die Bohne erhält, ist für das ganze Jahr Bohnenkönig und muß zum nächsten Dreikönigstag das Fest veranstalten. Die Anwesenden huldigen sofort dem neuen König und gehorchen

ihm beim Fest. Er wählt sich eine Königin, bildet sich einen Hofstaat und läßt sich auf alle erdenkliche Weise bedienen. So oft er trinkt, ruft der ganze Kreis: le Roi boit! (Der König trinkt!) Wer das unterläßt, muß eine Strafe erhalten. Nach diesem Ausrufe wird in Frankreich das ganze Fest festin du Roi boit benannt. Am französischen Hofe, wo einst nur die Damen den Bohnenkuchen verzehrten, wurde die Bohnenkönigin, reine de la fève, am nächsten Tage vom König selbst mit Musikbegleitung in die Messe und darnach wieder in den Louvre zurückgeführt. Neuerdings ist es in Frankreich Sitte geworden, statt der Bohne ein Porzellanpüppchen in den Kuchen zu backen, da die Bohne oft absichtlich verschluckt wurde, um sich der theuren Königswürde zu entziehen. Von Frankreich aus bürgerte sich der Scherz in den Niederlanden, in England, wohin die Bohne erst aus den Niederlanden zu Anfang des 16. Jahrhunderts gelangte, und in einigen Gegenden Deutschlands ein, vorzüglich am Rhein und in Schlesien. In England, wo der Kuchen in den Twelfthnight, den Zwölfnächten, verzehrt wird, heißt er deshalb Zwölfkuchen, Twelfth-cake. Hier und in Vlämisch-Belgien wird der Bohnenkönig aber durch Loose gewählt, die in Antwerpen Königsbriefe heißen. Das sind bunte Bilderbogen. Darauf sieht man eine große Krone und die Gestalten eines Königs und der zu seinem Hofstaat gehörigen Personen gemalt. Jede Figur ist mit einer Ueberschrift und einem Reimspruch versehen, der sie charakterisirt. Beim Schmaus wird der Bogen zerschnitten und verloost. Wer die Königsfigur zieht, bekommt die Krone aufgesetzt. Er befiehlt nun dem Hofstaat, dessen Figuren Alle nach den gezogenen Bildern darstellen. Alte niederländische Meister haben das humorvolle Bohnenfest mit Vorliebe dargestellt, so Jordaens in Gemälden, die sich jetzt im Louvre zu Paris, im Braunschweiger Museum, im Hofmuseum in Wien, der Pinakothek zu München und dem Casseler Museum befinden, Teniers, Metsu (auch in München), Steen (in Cassel) u. A. Im südlichen Deutschland gilt der Scherz nur für den Dreikönigsabend. Der Bohnenkönig erhält eine Krone aus Goldpapier und giebt scherzhafte Befehle, denen der Hofstaat auch in spaßhafter Weise nachkommt. Das Fest wird da auch gewöhnlich nur im Familienkreise begangen. Die zwei oder drei ersten Stücke des Bohnenkuchens gelten Joseph, Maria und Jesus und werden unter die Armen, das übrige aber unter die Anwesenden vertheilt. Wer außerhalb des Familienkreises Bohnenkönig wird, der muß — das ist auch in Limburg Sitte — entweder die Zeche bezahlen, falls man im Wirthshause zusammenkam, oder seinen Unterthanen am nächsten Dreikönigstag das Fest geben. Alt ist das Bohnenkönigsfest aber in Deutschland auch schon. Bereits in Fischart's Bienenkorb heißt es: wer die Bon bekompt, der wird Bohnenkönig.

Bücherbesprechungen.

— **Die Lehre von der Wiedergeburt** auf theistischer Grundlage. Ein Beitrag zur Erneuerung der christlichen Religion von **Carl Andresen**. 2. umgearbeitete Auflage. Hamburg, Lucas Gräfe und Sillem, 1899. VIII u. 198 S. gr. 8. — Dieses Buch „wendet sich an Diejenigen, welche eine Umgestaltung unserer Religionslehren im Einklang mit den Ergebnissen der Wissenschaft für nothwendig halten". „Es muß an kräftigen neuen Ausbau herangegangen werden." „Eine vorurtheilslose Prüfung der Unsterblichkeitsfrage ... darf wohl als eine Vorarbeit zu solchem Ausbau bezeichnet werden. Meine Prüfung hat mich zu der Erkenntniß geführt, daß die richtige Unsterblichkeitsvorstellung die ist, daß wir wiederholt geboren werden." Dies nennt der Verfasser die Lehre von der Wiedergeburt. Jesus Christus sei ebenso dieser Meinung gewesen wie Kirchbach, Schopenhauer und andere buddhistisch denkende Größen. Und die christliche Kirche soll sich danach richten. Uns scheint bei aller Freude an gutem neuem Ausbau ein solcher Beitrag zur modernen Begriffsverwirrung betrübend genug. Muß denn Jesus Christus und die christliche Kirche zu allen Hirngespinnsten Ja sagen? Jesus preist die geistlich Armen selig, nicht aber superkluge Leute, die hohe Weisheit zu besitzen glauben ohne rechtschaffenes Studium.

G. Schnedermann.

— **Georg Lasson** (Pastor in Friedersdorf in der Mark), **Gottes Sohn im Fleisch**. Betrachtungen über die evangelische Geschichte. 2. Ausgabe. Gütersloh, Bertelsmann, 1899. VI u. 302 S. gr. 8. Preis 4 ℳ, geb. 4,80 ℳ. **Derselbe, Die älteste Christenheit.** Betrachtungen über die apostolische Geschichte. 1. Band. Die Gründung der Kirche. Im gleichen Verlag und Jahr. XII u. 408 S. gr. 8. Preis 4,80 ℳ, geb. 5,50 ℳ. — Beide Bücher, aus derselben Feder stammend, dienen dem ernsten Bemühen, die Geschichte der christlichen Urzeit solchen Christen, die mehr als die landläufige Confirmanden-Einsicht in Sachen des Christenthums begehren, mit größerer Anschaulichkeit vor die Augen zu stellen. Das erstgenannte folgt dem Gange des Marcus-Evangeliums, das zweite der Apostelgeschichte bis Cap. 20 und den entsprechenden Briefen Pauli. Der Verfasser besitzt eine nicht gewöhnliche Gabe der Darstellung und ist auch durch tüchtige Vorarbeiten in sachlicher Hinsicht vorläufig gut ausgerüstet, hat daher für das erste der genannten Bücher bereits eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, und sie ist ihm für beide Arbeiten weiter zu wünschen: Laien wie Lehrer der Gemeinden finden hier eine treffliche Anleitung zu geschichtlichem Denken und mithin zu tieferem Verständniß der heiligen Schrift Neuen Testaments. Nur fehlen dem Verfasser selbst noch einigermaßen diejenigen Einsichten, welche die letzten Jahrzehnte durch vollere Beleuchtung der Bedeutung des jüdischen Volksbodens für die christliche Urgemeinde erschlossen haben. Wenn er die gegenwärtige Arbeit zum Abschluß gebracht haben wird, wird er Werke wie die von Schürer und Weber gründlicher studiren und voller berücksichtigen müssen, und dann wird eine zukünftige neue Auflage noch einen ganz anderen Reichthum von Gedanken, Anschauungsmitteln und sieghafter Wahrheit zeigen. Der Verfasser scheint ganz der Mann zu sein, der Gemeinde an seinem Theile durch männlich ernste Unterweisung den Dienst der Vermittelung zwischen theologischer Wissenschaft und praktischem Bedürfen zu leisten, dessen sie so dringend benöthigt ist. Mögen ihm viele lernbegierige Leser dabei behilflich sein!

G. Schnedermann.

— Dr. **Max Frhr. v. Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf.** I. Band. Berlin, Dietrich Reimer, 1899. XV, 334 S. Mit 4 Originalkarten und zahlreichen Abbildungen. 10 ℳ gebdn. — Aus der Fluth der Reiseberichte über Syrien und Mesopotamien ragt dieses herrliche Werk wie ein Leuchtthurm, dem Irregeleiteten Weg und Curs mit kraftvoller Wahrheit weisend. Wir bekennen, noch nie aus einem orientalischen Reisewerk eine solche Fülle von Belehrung und Wirklichkeit geschöpft zu haben. Oppenheim beschreibt im ersten Band seine mühe- und gefahrvolle Reise durch den Hauran, durch die Steinwüste il Harra, durch Syriens und Mesopotamiens Steppen bis an den Euphratfluß. Er schildert ohne die Phantasie eines Landord, ohne die novellistischen Ansätze eines Sven Hedin die Gefahren der Wüste, die zuerst von ihm bestiegenen Sefavulkane, er beschreibt Land und Leute, ihre Geschichte und Cultur, in vollendeter wissenschaftlicher Ausrüstung. Der Leser wird staunen über die Wunder des Hauran, in welchem berühmte Culturvölker, Nebatäer, Sabäer, Himjaren ihre Städte gründeten, Perser und Araber sich einnisteten, die Kreuzfahrer ihre Forts errichteten, in welchem die Drusen bis zum heutigen Tag mit wahrem Heldenmuth sich gehalten haben, in ihrer nationalen und religiösen Eigenart. Wer ahnte wohl, daß in den Steinfelsen die Bildhauer der Semiten, der Griechen, der Römer sich ein Stelldichein gaben, daß die Ruinen von Palmyra und Bosra uns noch heute Anschauung geben, wie die Kunst des Islam am Euphrat und am Tiber in die Schule ging. Verfasser führt den genialen Nachweis, daß die arabische Kunst von babylonisch-griechisch-römischem Geist beeinflußt ist. Die urältesten Denkmäler von Tel Loh wachen in den Ruinen des Hauran wieder auf. — Wir sehen mit großer Spannung dem zweiten Theil des ausgezeichneten Werkes entgegen, der uns den Euphrat hinunter, an den Stätten von Assur und Babel vorbei, bis an den Persischen Golf führen soll.

J. J.

— **Ludwig Strümpell: Die Pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder.** Versuch einer Grundlegung für gebildete Eltern, Studirende der Pädagogik, Lehrer, sowie für Schulbehörden und Kinderärzte. Dritte bedeutend vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. Alfred Spitzner. Leipzig, Verlag von E. Engleich. 1899. 556 Seiten. 8 ℳ. — Das vorliegende Werk des als Pädagogen aus Herbart's Schule geschätzten Verfassers ist der erste bedeutendere Versuch, die Fehler der Kinder einer genauen Untersuchung zu unterziehen, und hat als solcher in weiten Kreisen dankbare Aufnahme ge-

funden. Die Darstellung ist im Gegensatz zu der mancher Pädagogen aus jener Schule einfach, schlicht und überzeugend, wenn auch zuweilen etwas wortreich gehalten. Der zweite Herausgeber hat einige Capitel in dankenswerther Weise durch seine Studien erweitert, insbesondere das über Sprachstörungen und Sprachfehler, doch will es scheinen, als ob die Ergebnisse der Untersuchungen von Wundt, Preyer, Flechsig, Ziehen und Anderen noch mehr Berücksichtigung hätten finden sollen. Nicht verschwiegen soll übrigens hier werden, daß das alphabetische Verzeichniß der Kinderfehler Seite 30—95 an zwei Mängeln leidet. Die Begriffsbestimmung einzelner Fehler ist nicht scharf und bestimmt genug, und einzelne sind mit Ausdrücken bezeichnet, die irgend einem Dialekte, aber keineswegs der deutschen Schriftsprache angehören und deshalb in einem wissenschaftlichen Buche keinen Platz finden sollten. Was ist z. B. hiwelig S. 33, baselig S. 35, fröfterig S. 42, gänsig S. 46, pruddelig S. 64, quirrlig S. 65, schlappsig S. 71. Daß Gaunerei der höchste Grad der Gemeinheit sei, will ebenfalls nicht einleuchten. Abgesehen von diesen Mängeln bietet das Buch viel werthvolle Anregungen zum Studium kindlicher Charaktere und kann deshalb Lehrern und Erziehern wohl empfohlen werden. E.

— Deutsche Zeitschrift für Ausländisches Unterrichtswesen. Herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Leipzig, R. Voigtländer's Verlag 1899. Jährlich 4 Hefte. Preis in Deutschland 10 ℳ. Einzelne Hefte 3 ℳ. — Wer sich einen freien Blick für die Unterrichts- und Erziehungsarbeit des Auslandes bewahrt hat und nicht in einseitige Bewunderung unserer noch keineswegs überall mustergiltigen heimischen Verhältnisse versunken ist, der wird in diesen Blättern eine Fülle werthvoller Anregungen und sonst nicht leicht zu beschaffender Aufschlüsse finden und mit Freuden erkennen, wie eifrig man fast allerwärts den Aufgaben des Volksunterrichts und der Volkserziehung gerecht zu werden sucht. Die Reichhaltigkeit der Darbietungen ist überraschend. In dem einen der hier vorliegenden Hefte findet man eine sehr gute Abhandlung von A. Mac Donald aus Washington über Körpermessungen an Kindern, über Handelshochschulen in Oesterreich, über die Missionsvereine der öffentlichen Schulen in England, über das Erziehungswesen in Schottland und über das gesammte Volksschulwesen im Großherzogthum Luxemburg. Außerdem theilt uns die Rundschau sehr Vieles über die Volksschulen von Ost- und Westafrika, Südamerika, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Italien, Rußland, der Schweiz und der Türkei mit. Das andere Heft bietet Abhandlungen über das Volksschulwesen in Oesterreich, die Volksbildung in Bulgarien, das englische Schulwesen und die University Extension in Rußland, daneben wieder eine sehr reichhaltige Rundschau über die Bildungsarbeit in den Culturländern aller fünf Welttheile. Hier sei uns nur zu bemerken gestattet, daß der erste Artikel über das Volksschulwesen in Oesterreich an einigen Uebertreibungen leidet, die dem Verfasser nicht hätten passiren können, wenn er sich eine genauere Kenntniß der dortigen Verhältnisse erworben hätte. Wenn er z. B. gleich im Eingang behauptet: „Die frühere Volksschule Oesterreichs, wie sie unter dem Concordat bestand, und die nur zu oft auch heute noch von den Fernstehenden als Maßstab der Beurtheilung angesehen wird, ist auch aus dem fernsten Winkel der weiten österreichisch-ungarischen Kronländer vollständig verschwunden", so muß ihm um der Wahrheit willen entgegengehalten werden, daß es auch heute noch an verschiedenen Orten Oesterreichs Schulen giebt, die im Sommerhalbjahr von Pfingsten bis nach Michaelis den Unterricht vollständig ruhen lassen, und daß noch Lehrkräfte vorhanden sind, die nach kurzer Vorbereitung im Kloster das Schulamt verwalten, obgleich sie in Bezug auf ihre eigene stilistische und orthographische Ausbildung noch tief unter dem Standpunkt eines mittelmäßigen Confirmanden einer sächsischen Volksschule stehen. Auch die Behauptung des Verfassers, daß das österreichische Volksschulgesetz von keinem europäischen Culturstaate bisher erreicht werde und als Ideal eines Schulgesetzes bezeichnet werden könne, gehört in das Gebiet jener Uebertreibungen, die um so mehr zu bedauern sind, als die übrigen Darbietungen der Zeitschrift durch ihre vornehme Sachlichkeit und ruhige Zuverlässigkeit sich vortheilhaft auszeichnen. E.

— Das Rad in Reimen oder Alles, was von seinem Rad Jedermann zu wissen hat. Von A. v. Teschendorf. Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius und Tischer, 1900. Preis 1 ℳ. — Das Fahrrad giebt dem ganzen Straßenbild von heute das Gepräge, nicht in den Großstädten allein, sondern fast schon allerwärts. Selbst in der Bücherwelt hat es sich längst seinen Platz erobert, und zwar weit über den Kreis der Sportblätter hinaus. Auch das vorliegende launige Büchlein wendet sich nicht an die Sportfahrer, sondern an alle Freunde und Freundinnen des Radelns. Es ertheilt Belehrung über Alles, was der Radler wissen muß. Daß es dies in leichtgeschürzten Knittelversen thut, wird seiner Verbreitung sicher zum Vortheil gereichen. Zwar die Radfahrschule wird kaum Jemanden vor dem Fallen bewahren mit ihren Rathschlägen, so vortrefflich sie immer sein mögen. Da heißt es doch wohl wie bei jeder Kunst: Probiren geht über Studiren. Aber mancher Wink über die pflegliche Behandlung der Maschinen und über Ausbesserung kleiner Schäden, manche Gesundheitsregel u. dgl. wird gewiß dankbar begrüßt werden. Gar kein übler Einfall ist es, eine Art von Signalordnung für Radfahrer auszuarbeiten. Die Glockenzeichen zu einem Verständigungsmittel für Radler zu gestalten, vergleichbar der Flaggensprache der Schiffe — wir sollten meinen, der Gedanke könne eine Zukunft haben. Weniger haben wir uns mit dem dritten Theile des Buches befreunden können, der aus gereimten Empfehlungen besteht für eine Anzahl von Fahrrad-Fabriken und anderen Geschäften, die für den Radsport in Betracht kammen. Die Befürchtung liegt allzu nahe, daß bei der Auswahl dieser Firmen nicht rein sachliche Gründe maßgebend gewesen sein könnten. Wir machen Radler und Radlerinnen und Solche, die es werden wollen, gern auf das lustige Büchlein aufmerksam. R. B.

— 1849. Das Königl. Sächs. Karabinier-Regiment. 1899. Ein Gedenkblatt zum Feste seines 50jährigen Bestehens. Druck und Verlag von der Expedition des „Kamerad", Dresden-A. (F. L. Staub), Reitbahnstraße 23, I. Preis 25 ₰ incl. Porto, direct bestellt 30 ₰. — Gerade noch rechtzeitig zum Jubiläum, welches demnächst gefeiert wird, erscheint dieses kurz und sachlich geschriebene Büchlein, das in gedrängter, aber übersichtlicher Kürze — 15 Seiten — das Hauptsächlichste aus der Geschichte des Regiments bringt. Als Titelblatt ist ein sehr gutes Bild des Regimentschefs, Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Weimar, vorgeheftet. Sicher wird das Buch bei dem billigen Preise von vielen Angehörigen des Regiments gekauft und gelesen werden, wenigstens können wir es warm empfehlen. —o—

— Nachbarkalender. Illustrirter Familienkalender für 1900. Zwölfter Jahrgang. Hamburg, Druck und Verlag von H. O. Persiehl. Preis 30 ₰. — Der Kalender giebt es fast so viele wie Sand am Meer, und sie tragen ein gar verschiedenes Gepräge. Die Leser des christlichen Volksblattes „Der Nachbar", das in demselben Verlag erscheint, wissen, welch' ein Geist auch in dem „Nachbarkalender" daheim ist. Für diejenigen Leute aber, die den „Nachbar" nicht lesen, mögen die letzten Zeilen des Neujahrswunsches, den der Herausgeber ausspricht, zur Kennzeichnung des Kalenders dienen: „Es kann uns nicht locken, wenn die Herrscher der Welt berathen über einen ewigen Frieden, und noch weniger, wenn die großen Massen träumen von einem Himmel auf Erden. So lange diese alte Erde eine sündige Welt tragen wird, wird Krieg und Kriegsgeschrei, Noth und Tod nicht aufhören. Möge aber das Jahr 1900 für uns werden ein Berg Nebo, von welchem wir zu unsrer Erquickung hinübersehen in das gelobte Land, in die Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist, in das Jerusalem, das droben ist, die freie, unser Aller Mutter." — Und auf daß auch die Kleinen schon zeitig gewöhnt werden, bei allem Erdenwerk zu denken an die ewige Heimath, der wir zupilgern, giebt ihnen der „Nachbar" in die Hand den Neuen Kinderkalender für 1900. (Achter Jahrgang, herausgegeben von M. Oldenberg, Preis 15 ₰.) Der erzählt schöne Geschichten von frommen Knaben und Mägdlein, die fleißig beten und den Heiland lieb haben, und giebt feine Rätsel auf, und für jeden Tag auf das ganze Jahr hat er ein Sprüchlein bereit gestellt, das bewahrt werden soll im Gedächtniß und im Herzen. Alles aber, Bild und Wort, Spruch und Lied klingt aus in die Melodie: Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Wer sich der Führung anvertraut, die sich ihm hier darbietet, dem werden die paar Pfennige, die der Kalender kostet, reichliche Zinsen tragen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 114. Sonnabend, den 30. September, Abends. 1899.

Vor und nach der Schlacht bei Sievershausen.[1])

Von Dr. Kurt Krebs.

Eine längere Reihe von deutlichen Beweisen des scheinbar besten Friedens steht im Jahre 1552 einer solchen anderer Art gegenüber. August, der Bruder des Kurfürsten Moritz, residirte bald auf Wolkenstein an der Zschopau, bald auf Weißenfels an der Saale; wo er aber auch weilte, allüberall war er darauf bedacht, seiner Freude am edlen Weidwerk neue Gelände zur Verfügung zu stellen. Dem nicht minder jagdlustigen Adel jagte der herzogliche Wunsch durchaus nicht immer zu, und er stellte der kargenden Sparsamkeit dieses Fürsten gegenüber nicht selten recht hohe Forderungen. Verdoppelten die Edlen mitunter im Laufe der Verhandlungen sogar ihre Preise, die Liebhaberei siegte schließlich über die Knauserei, und er zahlte auch diese. Ein zweiter Beweis des besten Friedens dürfte auch in Folgendem zu sehen sein. Die durch die zahllose Vielländerei jener Zeit bedingte große Verschiedenheit der deutschen Maße und Münzen und die Beeinträchtigung unseres Handels und Wandels durch diesen noch Jahrhunderte währenden Mißstand führte im Juni des Jahres 1552 zu einer Art von Münzconferenz zu Mügeln. Ein Theilnehmer an derselben, der Bürgermeister der Stadt Leipzig, Dr. Ludwig Fachs, schrieb darüber am Sonnabend nach dem St. Veitstage (18. Juni): „Zu Mügeln sind jüngst die Kur- und Fürsten der Münze halben — Gott Lob! — allenthalben und zu Grunde verglichen worden durch Dr. Pack, Hans v. Ponickau, Georg v. Carlowitz und mich, und durch Vermittelung des hessischen Kanzlers werden die Gulden wieder zu 24 Groschen gesetzt“ u. s. w. Soviel also die Würdenträger des Reiches und der Adel im Jahre 1552 bedacht zu sein schienen, einzig die Freuden des Friedens zu genießen, so sehr man bemüht war, dem bereichernden Verkehre eine sichere Basis zu wachsendem Gedeihen zu geben, so sehr schien auch auf der Bühne der deutschen Geschichte die Sonne des Friedens ihre segnenden Strahlen ungehindert verbreiten zu können. Kurfürst Moritz, den man nicht ohne Berechtigung mit einem Kriegsroß verglichen, das nicht mehr zurückzuhalten ist, wenn es das Wiehern der feindlichen Pferde gehört hat, schien auf den Bahnen des Friedens zu wandeln. Wohl war auch er jetzt wieder außer Landes und zog nach dem Süden, aber er hatte ja schon früher mit dem römischen Könige Ferdinand eine Zusammenkunft geplant; etwas Absonderliches schien dieser Zug also nicht bedeuten zu sollen. Karl V. selbst erhielt über die Stimmung und Absichten unseres Kurfürsten nur die günstigsten Berichte; den neuen Zug nach Süden hielt er deshalb nur für Gehorsam gegen die Einladung zum Concil in Trient, höchstens vielleicht noch unternommen zur Befreiung des Landgrafen Philipp von Hessen. Die besten Meinungen schien man also von einander zu haben, die friedlichsten Absichten traute man einander zu. Ludwig Fachs schrieb am 11. April 1552 darüber: „Ich halte es noch dafür, daß diese Reise gegen Linz vor sich gehe, denn Mein Gnädigster Herr hat dem Kurfürsten zu Brandenburg jüngst zu Halle geschrieben, daß Seine Kurf. Gnade eigner Person des Handels auf den zehnten oder heute, den elften April, gewärtigen wolle. Solches hätten auch Seine Kurf. Gnade der Königl. Majestät zugeschrieben, und bitten den Kurfürsten zu Brandenburg, daß Seine Kurf. Gnade eigner Person dahin kommen wollen, welches aber Seine Kurf. Gnade Krankheit halber nicht thun kann, sondern schicken Joachim v. Globig und noch einen Rath. So hat mein Gnädigster Herr Karlowitzen und den Kanzler (Ulrich Mordeisen) vorangeschickt.[2]) Aber, wie ich höre, so lassen Seine Kurf. Gnaden der Bischof — — — auf der Donau mit dem Kriegsvolke fleißig wahrnehmen. Was nun erfolgen will, das weiß ich nicht. Der Reuß zeugt mit der Hoffahne nicht auf — — —, sondern auf Hof und förder nächst zu Meinem Gnädigen Herrn. Das hat er mir selbst gesagt, denn ich widerrieth ihm, daß er zu Plauen nicht übernachten, sondern zu Rechenhain bleiben solle. Aber er schreibt mir zurück, daß es ihm zu weit sei bis gen Hof, darum wolle er zu Plauen übernachten.“ Und am 22. April 1552 schreibt derselbe kundige Mann: „Mein Gnädigster Herr ist am Ostermontag (18. April) gewißlich zu Linz sammt Herzog Albrecht von Bayern persönlich auf dem Wasser angekommen. Dem ist der Römischen Kgl. Majestät sammt zweien Räthen an das Wasser entgegen geritten und aufgestanden, Seine Kurf. Gnade ehrlich empfangen und gegen Linz geführt.“ Und wie freundlicher Art die Reise nach Linz vor sich zu gehen schien, so friedenbringende Aussichten bot der Verlauf der Verhandlungen zwischen Kurfürst Moritz und König Ferdinand. Von ihm, der nach Aeußerungen des Kurfürsten Joachim von Brandenburg „alle Sachen des gemeinen Vaterlandes väterlich, treulich und gnädiglich meine“, schreibt ein berühmtes Geschichtswerk: „Er zeigte sich überhaupt in allen Dingen entweder selbst einverstanden oder doch zur Nachgiebigkeit bereit!“[3]) Welches waren denn die gegenseitigen Forderungen, deren Erfüllung den dauerndsten Frieden in nahe Aussicht stellte? Kurfürst Moritz begehrte die Entlassung Philipp's von Hessen aus seiner „Custodia“, die Abschaffung von Belästigungen und Beschädigungen der Kinder dieses Fürsten, die Verschiebung der Ausführung von Beschlüssen in der Katzen Elnbogen'schen Sache, das Unterbleiben aller Bedrängungen der Religion halben und die Berathung des Kaisers durch deutsche Räthe. Der Kaiser dagegen bat um Heimsendung der kurfürstlichen Kriegsvölker, versprach weiter die kostenlose Freilassung Philipp's von Hessen nach Köln, forderte den Rücktritt des Kurfürsten von seinem Bündnisse mit Frankreich, gelobte Aussöhnung mit allen Gegnern, wenn man sonst Nichts gegen ihn unternehmen wolle, und bat um Versöhnung mit denen, die sich nicht dem Kurfürsten gegen den Kaiser angeschlossen hatten.

Allen diesen scheinbaren Verbriefungen des besten Friedens gegenüber stehen andererseits aber Aeußerungen, die den politischen Himmel des Jahres 1552 durchaus nicht unbewölkt zeigen. Ein sächsischer Edler erzählt am 8. Februar: „Heute dato Dienstags habe ich ein gedruckt Ausschreiben gesehen, durch welches Markgraf Albrecht zu Franken einen guten Freund als seinen Lehensmann vor ein Spießer- oder Schützengericht erfordert, bei Verlust seiner Lehen heut dato Dienstags zu Culmbach einzukommen und ferneres Bescheids allda gewärtig zu sein. Es fält desselben Ausschreibens Dat. am Tage Lichtmeß.“ Zu dieser Nachricht aus dem oberen Maingebiete, dem politischen Wetterwinkel des damaligen Deutschlands, bemerkt unser Edler weiter: „Und siehet mich schier dafür an, daß der Teufel fühlet, wie seinem Verhalten zuwider (alles) zu Friede und Einigkeit gerichtet werden will, darum er auf Mittel denket, daß er ein Angrifflein zuwege bringen könnte, dem dann weiteres Gemenge folgen würde und dadurch zum ganzen Werk des Krieges kommen möchte. Gott wolle dem Teufel wehren und

---

[1]) Zumeist nach bisher unbekannten Briefen des Leipziger Bürgermeisters Dr. Ludwig Fachs dargestellt.

[2]) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. IX. Buch S. 171.

[3]) Ranke X S. 187

uns bei reiner christlicher Lehre, auch Frieden und Einigkeit erhalten. Amen!" Für wenig friedlich scheint der politische Himmel auch von denjenigen Sachsen angesehen worden zu sein, die sich schon im nächsten Monate vom Kurfürsten Joachim von Brandenburg Schutzbriefe ausstellen ließen zur Sicherheit auf den heimischen Sitzen, auf einer etwaigen Reise durch Brandenburg'sches Gebiet oder gar bei vorübergehender Niederlassung in demselben. Auch Dr. Ludwig Fachs, der wie Wenige Einblick hatte in die politischen Strömungen seiner Zeit, schreibt am 11. April 1552 vielsagend: „Ich habe all mein Geld hier aufs Rathhaus gelegt, lasse mir's verzinsen 1 Jahr lang 5 vom Hundert. In den Läuften ist mir's meines Achtens keines Orts sicherer!" So glücklich Kurfürst Moritz vier Wochen nach den Linzer Besprechungen an der Ehrenberger Klause war, so wenig befriedigte bekanntlich der Ausgang der Verhandlungen zu Passau: Kaiser Karl bewilligte einerseits dem Sieger, der ihn in Tirol gutherzig mit einem gelinden Schrecken hatte davonkommen lassen, eigentlich nur das Allergeringste, sammelte aber andererseits neue Streitkräfte, um, so lange er noch lebte, seinen absolutistischen und fanatisch katholischen Anschauungen schließlich doch noch Geltung zu verschaffen. Hilfe fand er dazu in dem evangelischen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, dem bisherigen Bundesgenossen des Kurfürsten Moritz, und um ihn seinen Zwecken dienstbar zu machen, ging Karl V. sogar so weit, ihm Gebiete katholischer Kirchenfürsten, die Albrecht vor Kurzem an sich gerissen hatte, in aller Form zuzusprechen. Als man auf den Hilferuf der Geschädigten gern bereit war, dieses gefährliche Werkzeug der kaiserlichen Pläne unschädlich zu machen, da war aufs Neue der Krieg vorhanden. Schon am 8. Juni 1552 hatte der klarblickende Ludwig Fachs geschrieben: „Ich fürchte, aus des Markgrafen Sache werde eine böse Sache werden. So ist Kundschaft angekommen, daß er sich von Schweinfurt zurückwende wieder nach seinem Lande. Weil denn unser Herr seinem Kriegsvolke und denen, die Seiner Kurf. Gnade jüngste Bestellung gehabt, erlaubt, dem Bischofe (von Bamberg) und Nürnberg um ihr Geld zu dienen, so stehen wir wahrlich in Gefahr!" Und am 11. Juli erzählt er: „Man hat mich berichtet, als sollte der Kurfürst zu Brandenburg sich gütlicher Handlung unterfangen haben, nämlich, der Markgraf solle sich erklären, ob er das Kriegsvolk der Kaiserlichen Majestät zuführen wollte. Es sollte auch die Kaiserl. und Kön. Röm. Majestät nicht in gütlichem Vertrauen gegen niemand stehen. Wo dem also wäre, so würde meines Besorgens daraus ein böses Spiel werden." Fachs war nicht falsch berichtet, denn das Jahr 1553 brachte dieses böse Spiel, von dem ein Sachse meinte: „Wir haben's aber um Gott mit unseren Sünden gewißlich wohl verdient. Wollen aber Gott, den Allmächtigen, noch einmal bitten, daß er gegen uns seine Barmherzigkeit vorwende, unsere Sünde vergebe und Besserung des Lebens verleihe und diesen Krieg nochmals durch gütliche Mittel oder sonst zu Glück auf unseren Theil gnädiglich abwenden wollte!" Bereits am 20. Mai 1553 redete Kurfürst Moritz in einem von Torgau aus an sein Land gerichteten Drucke von itzt bevorstehenden gefährlichen Läuften und seiner Fürstenpflicht, Land und Leute in guter Wahrung zu haben und auf solche Läufte Achtung zu geben, damit von seinen Unterthanen die Beschwerung abgewendet würde. Hierzu forderte er von seinem Adel gute Rüstung und Bereitschaft, ihm auf seinen Befehl hin Tags oder Nachts zu folgen, wohin man gefordert werde. „Und," heißt es, den Patriotismus entflammend, weiter, „ob Du über Deine schuldigen Dienste mehr thun würdest, das soll Dir keinen Eingang oder Nachtheil bringen." Moritz selbst gelobt endlich voll der edelsten Selbstverleugnung, im Fall der Nothdurft all sein Vermögen auch nicht zu sparen und sich zu zeigen als der Fürst des Landes. Im Gegensatz zu seinem Landesherrn, der in dem schon citirten Drucke meint, daß er sich der gefährlichen Läufte nicht versehen habe, äußert der immer zum Frieden mahnende Fachs am 9. Juni: „Die Läufte lassen sich leider an, daß wir das Unglück bereits im Lande haben, und wann stillgesessen (worden) wäre, so würden wir vielleicht dieser Gefahr übrig sein. Ob er nun die Lande angreifen oder durchpassiren und sich irgends an einen sicheren Ort, als die Stadt Braunschweig, oder anderswohin begeben wird, weiß ich nicht. Darum halte ich, es werde unser Herr nicht säumen. Heute, diesen Tag, wird er's erfahren!" Der Kurfürst rief die Stände seines Landes zur Berathung nach Torgau. Dazu meint Fachs am 9. Juni, „weil aber die erschrecklichen Gäste nun einfallen, werde der Tag, wie Ihr achten könnt, schwerlich vorgängig sein". Markgraf Albrecht brach zunächst nicht ein, sondern, sich wohl vorsehend, das Gebiet des mächtigen Moritz zu berühren, nahm er seinen Weg über Arnstadt, Mansfeld und Halberstadt.[4]) Fachs schreibt über Albrecht's Zug am 9. Juni: „Ich lasse Euch wissen, daß gestern spät, den 8. des Mondes Juni, ein Reitender von den Grafen zu Schwarzburg aus Arnstadt anhergekommen. Dergleichen habe ich Schreiben gestern Abends und heint diese Nacht von Wolf Keller bekommen. So schreiben's auch die von Schwarzburg und Keller Meinem Gnädigsten Herrn zu, daß Markgraf Albrecht mit 1800 Pferden am Mittwoch zu Abende, den 7. Tag des Mondes Juni, Arnstadt berannt und eingenommen. So haben gestern die von Erfurt Kellern geschrieben, Markgraf Albrecht solle eigener Person dabei sein und 2500 Pferde haben, und es sollen ihm 13 Fähnlein Knechte nachziehen. Aber der Schwarzburgische Reiter, welcher von Arnstadt ausgeritten und an meinen Gnädigsten Herrn mit einem Schreiben von den Grafen schwerlich hinweggekommen, saget allein von 1800 Pferden. Und Keller schreibt mir, daß er die Ritterschaft im Lande zu Thüringen erfordere; mit denen wolle er stracks hierher nach Leipzig ziehen und Bescheids gewärtig sein." Kurfürst Moritz mußte also mit einem Male einer größeren Zahl von Pflichten genügen: Schwarzburg und Erfurt hatten ihn um seinen Schutz angegangen, sein eigenes Land bedurfte desselben nicht minder, eng Verbündeten mußte er sein Hilfe sicherndes Wort halten, und wollte er nicht um den Preis seiner ganzen bisherigen klugen Politik gebracht werden und sollten sich die ihm gefährlichen, weit aussehenden Beziehungen seines Nebenbuhlers auf keine Weise entwickeln, so galt es kräftigst zu handeln. Am 9. Juni 1553 forderte er seinen Adel durch einen Druck für 12. Juni nach Leipzig. War es ganz natürlich, daß er diesen sammt Pferden und Knechten, mit Spießen, Hauben, auch Knieboden und Armzeug wohlgerüstet sehen wollte und Bescheid in Aussicht stellte, wessen man sich ferner verhalten sollte, so berührte es doch eigenthümlich, ihn auch jetzt wieder zufügen zu hören: „Da Du auch über Deine schuldige Anzahl mehr gerüsteter Pferde aufbringen und auf obbestimmte Zeit uns zuführen könntest, so begehren wir, Du wollest solches in allen Wegen thun, und gereicht uns dasselbige von Dir zu gnädigem Gefallen und soll Dir an Deinen schuldigen Ritterdiensten künftig zu keiner Einführung gereichen." Was lassen uns solch eigenartige Worte erkennen? Einmal sicherlich die große Erschöpfung der Kräfte seines Landes durch kurz vorher geführte Kriege, sodann auch die in noch recht schwachen Anfängen liegende klare Abgrenzung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Factoren eines Staatslebens, welche hier nur zu oft zu entwürdigenden Bitten genöthigt war und dort gar nicht selten den Trotz aufgeschwollenen Standesbewußtseins fand.

Kurfürst Moritz war sehr bald der Angegriffene. Darüber erzählt der Bürgermeister Leipzigs am 17. Juni: „Markgraf Albrecht soll die Stadt Halberstadt gebrandschatzt haben und alle Silberzeuge und Geld und silberne Kleinode in der ganzen Stadt aufsuchen und sich vortragen lassen, welches er halb behalten und die andere Hälfte den Rottenmeistern gegeben. Also ist Meinem Gnädigsten Herrn geschrieben, und, wo sie die Brandschatzung nicht geben, will er die Stadt verbrennen. Den Städten Mühlhausen und Nordhausen hat er abgesagt, welche beide in Meines Gnädigsten Herrn Schutz sind, sowohl als das Stift Halberstadt. Darum trage ich Sorge, es werde ein böses Spiel daraus werden. Der allmächtige Gott wird uns gnädiglich helfen. Amen. So kanns auch nicht lange währen. Der König schicket vierzehnhundert Pferde und der Landgraf sechshundert.[5]) Die liegen bereits zu Salza. So zieht Herzog Philipp von Braunschweig und der von Heideck[6]) wiederum herein." Welches der Ausgang dieses bevorstehenden Kampfes sein würde, das konnte Niemand mit Sicherheit voraussagen. Wie landesväterlich aber in solcher Zeit der Gefahr das Herz des Kurfürsten Moritz auf den Schutz seines Sachsenlandes bedacht war, das zeigt ein gedruckter Erlaß vom 18. Juni 1553. Ursprünglich gewillt, neben der Ritterschaft und den Lehensleuten auch andere Unterthanen zu Fuße zum Zuzuge zu fordern, trägt er schließlich doch Bedenken, die Bauersleute aus der Erntezeit herauszuführen, und begnügt sich mit der Forderung eines halben Groschen vom silbernen Schock, „doch also, daß solch Geld auf

[4]) Ranke X S. 228.

[5]) Etwas andere Zahlen haben Glasey, Die Schlacht bei Sievershausen, S. 83 und Ranke X S. 236.

[6]) Oberst des Kurfürsten Moritz.

zwei Termine eingebracht und unseren verordneten Einnehmern der Tranksteuer in den Kreisen unweigerlich und gewißlich gereicht werde, als nämlich die ersten vier Pfennige auf Montag nach Johannis des Täufers (26. Juni) und die letzten zwei Pfennige auf den Montag nach Margarethe (17. Juli)." Das ganze Gold seines landesväterlichen Sinnes kennzeichnen die weiteren Worte jenes Erlasses: „Da auch der Krieg und vorstehende Gefahr, wie wir zu Gott hoffen, durch gütliche Wege hingelegt würde, daran wir an uns nichts wollen erwinden (liegen) lassen, so sollen die Leute mit den letzten zwei Pfennigen verschont werden." Endlich empfahl der Kurfürst zur Sicherung der Habe die erbauten Festungen und bat, beim Einbruche des Feindes gute Kundschaft zu halten und in diesem Falle rechtzeitig alle Furten und Durchfahrten zu vergraben, zu verhauen und zu verschütten, auch die Fluß- und Feldbrücken abzuwerfen. Wie begründet diese Vorsichtsmaßregeln des Kurfürsten waren, meldet Fachs in folgenden Worten: „Neue Zeitung, die mir Freitag nach Petri und Pauli (30. Juni) dieses 53. Jahres um 1 Uhr Nachmittags zugekommen. Die gebe ich, wie ich sie gekauft; bitt' aber, sie weiter nicht zukommen zu lassen. — Etwas Großes soll der Kaiser vorhaben. Gott wolle aus Gnaden diese und andere mehr Trübsal und Gefahr gnädiglich abwenden und seiner Barmherzigkeit eingedenk vor Uebel bewahren. Acht Geschwader Reiter vom König Ferdinand sind durchs Vogtland gezogen und auf Gera zugekommen; haben gleichwohl, wo sie übernachtet und gereist, jedermann bezahlt und eilen gen Schafstädt zu Meinem Gnädigsten Herrn. Ich habe einen Brief gelesen, daß Herzog Erich von Braunschweig gleichfalls mit Markgraf Albrecht ein großes Kriegsvolk versammle und allbereits in 8000 Pferde und 54 Fähnlein Fußvolk (habe), und (es) ist der Graf von Oldenburg noch nicht zu ihnen gekommen, werde aber in wenigen Tagen bei diesem Haufen ankommen. Man will vermuten, daß etliche Seestädte auf des Kaisers Anstiftung auch bei diesem Teile stehen sollen. Margraf Albrecht soll eigener Person auf eine Anzahl Pferde in der Stadt Braunschweig eingelassen sein und viel Handlung mit dem Rat pflegen. Das übrige Volk des Markgrafen habe im Kloster Rittenhausen und etlichen Dörfern gelegen und nehmen Herzog Erich's Land wieder ein und thun Herzog Heinrich sehr großen Schaden. Man besorgt, daß ein großer Ernst auf allen Theilen wird ergehen und nicht ohne Blutvergießen, denn man will es auf die Faust nehmen; man will keiner Handlung warten, daraus abzunehmen, was erfolgen mag. Der Kaiser soll leben und zu Brüssel sein, und da er sich würde unterfangen, seinen Sohn, den jungen Prinzen, zum Kaiser zu machen, das will Ferdinandus keineswegs einräumen noch gestatten. Denn ich von einem gehört, der sagt, wie der Ferdinand soll diese Worte haben von sich hören lassen: »Wir erkennen unsern allergnädigsten Herrn Kaiserl. Majestät für unsern Herrn und lieben Bruder. Da aber Seine Majestät und Liebe wollte dem jungen Prinzen, unserm Vetter, die kaiserliche Krone aufsetzen, welches zuwider der Goldenen Bullen, so wollen wir uns darum raufen. Wo aber das nicht geschieht, so bleiben wir unter des Kaisers Gehorsam.« Heut diesen Tag sind 25 Kriegsleute wohl bewehret um die 8. Stunde aus des Markgrafen Besatzung gekommen von einem Schloß Bachstein. Hat den Hauptmann vor sich lassen kommen, Sprache gehalten; sagen, daß sie sind gefangen worden von dem Bischofe und haben müssen schwören, wider sie nicht zu dienen; da sie aber wollten Herzog Moritz dienen, stünde ihnen frei; allein verboten, dem Markgrafen zu dienen. Sagten ferner, daß 12 Fähnlein guter Knechte Schweinfurt noch innen haben und die Bischöfe nicht mehr einnehmen, denn, was zuvor ihnen gewesen. Aber es werde sehr des Markgrafen Land gebrannt, denn der Markgraf sie gebrannt, und soll von denen zu Nürnberg zu einer Wiedervergeltung geschehen,[1]) dieweil er so viel Städte, Flecke, Schlösser und Dörfer der Stadt und Bürger abgebrannt. Auch nimmt man den Boten alle Briefe, und es ist sehr gefährlich zu schreiben." Also wilder Kampf schon in hellen Flammen um Braunschweig und am Main, wilder Kampf unmittelbar bevorstehend zwischen dem Kaiser und seinem eigenen Bruder. Unser evangelischer Kurfürst Moritz wird auf Anstiften des Kaisers angegriffen von Evangelischen; ihm eilt zu Hilfe des Kaisers Bruder, um nöthigen Falles seiner Dienste sicher zu sein wider das Reichsoberhaupt! Obwohl sich jede der feindlichen Parteien zu Anfange der ersten Juliwoche mit den Truppen der Bundesgenossen vereinigte und sie an dem Leineflusse einander schon so nahe kamen, daß bereits jetzt kleinere Zusammenstöße erfolgten, so blieben die Versuche, einen endgiltigen Ausbruch des Krieges zu vermeiden, nunmehr noch immer nicht aus. Heinrich von Schönberg schreibt darüber: „Der Kurfürst (von Brandenburg) hat sich gefunden für einen Händler; der hat Stolberg und Adam Trot jetzt bei dem Markgrafen. Da derselbige vom Krieg ablassen und an Gleich und Recht genügig sein will, so geht der Krieg ohne Tumult ab. Wo der Markgraf sich obberührter Gestalt in Handel lassen wollte, so wird der Kurfürst (von Sachsen) Tag ansetzen u. s. w. Andreas Pflug und ich waren darum gegen Sangerhausen gefordert, neben anderen zum Markgrafen zu reisen. Wir haben aber von Seiner Fürstl. Gnade keine Antwort, vielweniger das gesuchte Geleit bekommen!" Man traf sich, wie bekannt, am Sonntag, den 9. Juli, unweit Peine bei Sievershausen. In Leipzig hatte man erst am Morgen des 11. Juli, eines Dienstags, genauere Kunde. Ludwig Fachs schreibt darüber: „Vom Kriege haben wir gestern, am Dienstag, böse Zeitung gehabt einer Flucht und, daß unser Gnädigster Herr das Feld verloren. Aber gestern Dienstag auf den Abend und heute früh bekamen wir eine Kundschaft nach der andern, wie Ihr inliegend zu befinden. Und das ist wahr, und es ist diese Stunde, weil ich an diesem Briefe geschrieben, einer von Ende, zu oder bei Püchau wohnend, zu mir gekommen und gesagt, es sei wahr, wie die inliegende Kundschaft lautet, allein er hofft, der Markgraf soll auch gefangen sein. Unser Diener Binz ist nach Wolfenbüttel von Halberstadt aus geritten, dahin man Unsern Gnädigsten Herrn gebracht (?). Der ist durch den rechten Schenkel oben fast hoch am Leibe geschossen. Der allmächtige Gott helfe, daß es ihm nichts schade. Heute haben wir Sr. Kurf. Gnaden zugeschickt allerlei aus der Apotheke, auch einen Wundarzt und anderes. Wann Binz wiederkommt, als ich mich seiner morgen versehe, so will ich erfahren, was für Leute unter der Ritterschaft geblieben sind. — Die sagen Alle, der Markgraf sei davon gekommen. Geschütz und Wagen, was im Felde gewesen, hat Mein Gnädigster Herr erobert." Diese Nachricht war in vielen Stücken zutreffend, denn erst nach mehrmaligem Schwanken der Glückswaage errang Kurfürst Moritz den Sieg, einen Sieg, wie der Gustav Adolf's bei Lützen, erkauft mit dem Blute des Größten seiner Zeit. Gutgemeinte Absicht blieb es, den Kurfürsten lebend heimwärts, zunächst nach Wolfenbüttel, zu bringen: schon am 11. Juli hauchte er seine große Seele im Kriegslager unweit Peine aus. „Gott wird kommen!" soll sein letztes Wort gewesen sein. Ranke nimmt bei dem Berichte hierüber in seiner Deutschen Geschichte Gelegenheit zu folgendem vielfach zutreffenden Nachrufe: „Eine Natur, deren Gleichen wir in Deutschland nicht finden, so bedächtig und geheimnißvoll, so unternehmend und thatkräftig, mit so vorschauendem Blick in die Zukunft und bei der Ausführung so vollkommen bei der Sache, dabei so ohne alle Anwandlung von Treue (? gegen Sachsen und den Protestantismus war die Treue ohne Wandel!) und persönliche Rücksicht, ein Mensch von Fleisch und Blut, nicht durch die Ideen, sondern durch sein Dasein als eingreifende Kraft bedeutend." Viele adelige Sachsen waren auch auf dem Schlachtfelde bei Sievershausen geblieben, aus Markkleeberg Tietz v. Haugwitz, aus Gnandstein Konrad v. Einsiedel.[2]) Ludwig Fachs schrieb darum tröstend an den Vater des letzteren: „Ich habe Euer Schreiben gelesen, und Ihr als ein Christ und verständiger Mann werdet das Kreuz, das Euch Gott auflegt, geduldig tragen, wie Ihr's denn Gott befehlet." Den Tod seines Kurfürsten beklagend, fügt er hinzu: „So trage ich Sorge, weil nun der dahin ist, durch den Gott uns von allerlei Widrigem errettet, so werden sich nunmehr wieder aufblasen beide, Interim und Konzilien, auch Kaiserwahl und dergleichen, daß Gewissens und Ehren-halben schwer sein wird." Am 22. Juli wurde der gefallene Fürst zu Freiberg beerdigt, und vom Landtage zu Leipzig aus erhielt am 29. August das ganze Land officielle Kunde über die näheren Umstände, welche seinen Tod begleitet hatten. Dieser jetzt seltene Druck lautet: „Als der Hochgeborene Fürst, Herr Moritz, unser freundlich geliebter Bruder und Gevatter seliger, in der nächsten (d. h. letzten) Schlacht in Sachsen (der jetzt so bekannte „Sachsenwald" liegt unweit des Schlachtfeldes!), darin sich seine Liebe zur Beschützung dieser Lande begeben und

---

[1]) Ranke X S. 245.

[2]) Glafey S. 109 hat die Namen auf Grund des Handelsbuchs von Melchior von Osse nicht genau angeben können. Mir liegen die letzten Handschriften der Gefallenen vor!

das Feld ritterlich erhalten, tödtlich verwundet und am 3. Tage nach gethanem christlichen Bekenntniß und Empfangung des Hochwürdigen Sacraments des Leibes und Blutes Christi sein letztes Ende auf dieser Welt seliglich beschlossen und im Glauben also beständig geblieben, daß in keinen Zweifel zu stellen, seiner Liebden Seele sei in der ewigen Ruhe."

Mit der Schlacht bei Sievershausen trat keineswegs der längst ersehnte Friede ein. Von Verhandlungen zwischen Kurfürst August und dem alten Gegner der Albertiner, dem Exkurfürsten Johann Friedrich, von neuen Niederlagen des Markgrafen Albrecht und seiner schandbaren Gottlosigkeit erzählt der Bürgermeister Leipzigs am 18. September vielmehr Folgendes: „Was des alten Herrn Sache anlangt, hat Seine Fürstliche Gnade dem Herzog August geschrieben, daß Seine Fürstliche Gnade von beiderseits Landschaft 8 und 8 Personen (zur) Handlung leiden könnte, doch, daß es vor dem Reichstage geschehe. Darauf hat Mein Gnädigster Herr einen Tag gegen Naumburg angesetzt den 10. October. Ob den Herzog Johann Friedrich wird zuschreiben, weiß ich nicht. Markgraf Albrecht ist — Gottlob! — abermals geschlagen[9]), wie Ihr inliegend befindet, welches am Sonnabend späte anher gekommen ist. Der Amtsmann von Quedlinburg zeigt an, daß Klaus Borner[10]) todt in Herzog Heinrich's Lager gebracht sei, daß auch der Todten etwas mehr sein sollten und wenig von des Markgrafen Leuten in die Stadt Braunschweig können. Es werde auch im Lager gesagt, daß Herzog Franz von der Lauenburg gefangen. Der liebe Gott ist jetzt auch bei uns; wann wir allein dankbar wären! Zu Jena macht man jetzt einen Engel aus Markgraf Albrechte, da er, wie man sagt, nicht mehr fluche, fleißig zur Predigt und zum Sacrament gehe. Ich aber habe von der Religion meinetage Niemand verächtlicher reden hören als von diesem Fürsten. Will er nun äußerlich Gott zum Deckel nehmen und seine heiligen Sacramente und das ganze gemeine Volk an sich hängen, so gehet (es) also hernach, wie ihm jetzt geschehen ist." Fachs sollte mit seiner Prophezeiung noch Recht behalten. Gelang es Albrecht auch auf seinem Zuge über Tangermünde, Mansfeld und Weimar nach dem Thüringer Walde mit Johann Friedrich so innige Verbindungen anzuknüpfen, daß ihm dieser 2 Stück Geschütze mit je 6 Pferden Vorspannung lieh,[11]) ritten und liefen ihm auch eine Unmenge von Leuten zu, so waren doch die Tage seines Wirkens auf der Weltbühne gezählt. Trotz brandenburgischer und dänischer Vermittelung war zwar am 11. Oct. 1553 zwischen Kurfürst August und Albrecht noch kein Friede geschlossen,[12]) ja am 24. Oct. wurde man im Meißnischen noch nach den Sitzen der Geleitsleute gerufen, den kurfürstlichen Befehl zu neuer Kriegsbereitschaft anzuhören, und mußte, da die Läufte ganz schrecklich hin und wider standen, am 12. Nov. kriegsbereit auf dem Schlosse zu Leipzig erscheinen. Aber es ging doch gerade in diesem Monat November mit dem Markgrafen Albrecht eiligen Laufes abwärts. Ueber die Niederlage, die Herzog Heinrich dem Markgrafen am 7. Nov. unweit Lichtenfels beibrachte, berichtet Fachs am 12. Nov. Folgendes: „Und ist mir nachts spät, gleichwie ich im Fieber lag, ein Schreiben zugekommen, daß Markgraf Albrecht abermals eine Snappe genommen, wie Ihr hierbei sehen werdet. Ob nun das schierst (kürzlich) irgend vor Schweinfurt oder Lichtenfels geschehen, wird die Zeit ergeben." Im November 1553 erschien auch das lang zurückgehaltene Urtheil des Kammergerichts und erklärte Albrecht wegen landfriedensbrüchiger eigengewaltiger Thaten in die Acht und gab seinen Leib und sein Hab und Gut Jedermann preis.

[9]) Am 12. September.

[10]) Glafey S. 58 und 74 hat Berner.

[11]) Ludwig Fachs in Briefen vom 11. und 19. Oct. 1553.

[12]) Anders bei Ranke X S. 242.

Bücherbesprechung.

— **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes.** (Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.) — Die letzthin versandte neueste Reihe der Veröffentlichungen dieser um die Beschaffung billiger Volksbücher hochverdienten Sammlung umfaßt folgende Bände: Nr. 1256—1260. **Uli der Pächter.** Von **Jeremias Gotthelf.** Für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Franz Kwest. Preis geheftet 1 M. 25 ₰, geb. 1 M. 50 ₰. So zweifellos es ist, daß den Erzählungen von Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) mit der Tilgung der schweizerischen mundartlichen Färbung ein Reiz genommen wird, so sicher ist andrerseits, daß die Mundart der Verbreitung seiner Bücher sehr hinderlich gewesen ist. Für eine Volksausgabe trifft daher das Verfahren des Herausgebers, der nicht blos die Berner Reden in's Hochdeutsche überträgt, sondern auch die localen Andeutungen zum Theil streicht, doch wohl das Rechte. Hendel's Ausgabe begann mit „Uli dem Knecht" und wird von den größeren Werken noch folgende bringen: Geld und Geist, Käthe die Großmutter, Bauernspiegel, Leiden und Freuden eines Schulmeisters, Wie fünf Mädchen im Branntwein jämmerlich umkommen, Die Käserei in der Vehfreude, Wie Anne Bäbi Jowäger haushält, abgesehen von einer großen Anzahl kleinerer Geschichten. Hoffentlich vermittelt diese wohlfeile Ausgabe recht weiten Kreisen die Bekanntschaft mit diesem urgesunden, freilich ab und zu auch sehr handgreiflich derben Volksschriftsteller. — Nr. 1261. **Gedichte von Guy de Maupassant.** Deutsch von F. Steinitz. Mit einem Vorwort von Dr. Franz Kwest und dem Bildniß des Dichters. Preis geh. 25 ₰, geb. 50 ₰. Unter den französischen Schriftstellern unseres Jahrhunderts gebührt Maupassant gewiß ein hervorragender Platz. Er kann als der Typus des geistvollen, ästhetisch feingebildeten, krankhaft empfindsamen, aber sittlich völlig zügellosen Pariserthums gelten. Das vorliegende Bändchen „Des vers" war Maupassant's erste Veröffentlichung. Die Gedichte, von Steinitz übrigens vortrefflich übersetzt, weisen bereits alle seine Vorzüge auf, aber auch schon den Keim zu jener ungebändigten Sinnlichkeit, an der der hochbegabte Dichter noch in jungen Jahren zu Grunde ging. — Nr. 1262. **Freund Fritz.** Lustspiel in 3 Aufzügen von **Erckmann-Chatrian.** Deutsch von Demetrius Schrutz. Preis geh. 25 ₰, geb. 50 ₰. Das behaglich gemüthvolle ländliche Genrebild „Freund Fritz" von Erckmann und Chatrian ist, ebenso wie die aus derselben Arbeitscompagnie hervorgegangenen Stücke „Der polnische Jude" und „Die Rantzau", schon auf der deutschen Bühne heimisch. Besonders die dankbare Rolle des Rabbi Sichel hat viel zu der Beliebtheit des „Freund Fritz" beigetragen! Die vorliegende Bearbeitung eignet sich für deutsche Bühnen namentlich dadurch, daß der ursprüngliche Schauplatz der Handlung, die Rheinpfalz, den die Verfasser nur ihren französischen Landsleuten zu Gefallen in die Vogesen verlegt hatten, wieder hergestellt wurde. — Nr. 1263. **Humoresken und Skizzen von Paul von Schönthal.** Preis geh. 25 ₰, geb. 50 ₰. Lustige kleine Geschichten, fesselnd und flott erzählt, Freunden leichter Lectüre als angenehme Unterhaltung gewiß hochwillkommen, auch zum Vorlesen in vertrauten Kreisen trefflich geeignet. Von Liebe ist viel darin die Rede, doch verletzt der Verfasser nirgend die Empfindung durch grobe Effecte, sondern bewahrt überall den Ton der guten Gesellschaft. — Nr. 1264—1265. **Abdias. Der Condor.** Zwei Erzählungen von **Adalbert Stifter.** Mit Einleitung von Dr. Carl Müller-Rastatt und einem Bildniß des Verfassers. Preis geh. 50 ₰, geb. 75 ₰. Seit die Schutzfrist für Stifter's Werke erloschen ist, häufen sich die billigen Volksausgaben seiner Werke. Ich meine, man kann sich dessen nur freuen. Es ist gesunde Kost, die hier gereicht wird. Sind doch Stifter's tief gemüthvolle Erzählungen wie nicht viele andere Bücher geeignet, uns die Augen zu öffnen für die Schönheit der Natur, und diese Freude gehört doch zu dem Besten, was uns die Erde bietet. Und zu der sinnigen Naturbetrachtung gesellt sich bei Stifter eine vornehme sittliche Weltanschauung. Seine Schriftstellerei läßt nie das Ziel aus dem Auge, das er selbst einmal kennzeichnet mit den Worten: „auf daß der Mensch menschlicher werde, seine Stirn sich kläre, daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat und die er noch so oft durch niederes Streben trübt." — Ein reicher, schier unerschöpflicher Vorrath von Schönem und Gutem ist es, der aufgespeichert liegt in den Bänden der Hendel'schen Bibliothek. Wir machen gern immer von Neuem aufmerksam auf diese Schätze. Das Gesammtverzeichniß von dem Inhalt der Sammlung ist in allen Buchhandlungen umsonst zu haben, auch von der Verlagsbuchhandlung (Otto Hendel in Halle a. d. S.) postfrei zu beziehen. R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 115. Dienstag, den 3. October, Abends. 1899.

Reiseerinnerungen aus Sicilien.

Die ungewöhnlich hohen Eisenbahnfahrpreise und verschiedene andere Ursachen brachten mich auf den Gedanken, das Innere Siciliens, wo Eisenbahnen immer noch zum größten Theil unbekannte Einrichtungen sind, per Wagen zu durchstreifen. Als Standquartier hatte ich mir Taormina auserseben; und meine erste Sorge war, geeignete Pferde und Wagen für meinen Freund, einen jungen Neapolitaner, und mich auszusuchen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen machten wir in Catania die Bekanntschaft eines alten Stellmachers, der für etwas Wein und Cigarren sich gern der Mühe unterzog, das nöthige rollende Material und zwei kleine sardinische Hengste zu besorgen. Ein kleiner Handkoffer mit den nothwendigsten Gebrauchsgegenständen, ein Gummimantel und ein starkes Jagdmesser bildeten unsere Ausrüstung, als wir eines Morgens um 5 Uhr unseren zweiräderigen Wagen bestiegen und in bester Laune die Serpentinen nach Giardini hinabjagten. Hier nahmen wir thränenden Auges Abschied von der guten Straße; denn von nun ab spotteten die Wege aller Beschreibung! Unser Ziel waren diesmal die beiden Städte Calascibetta und Castrogiovanni; eine ausgedehnte Umfahrung des Aetna sollte stattfinden. — Bis Francavilla bot die Straße über Kaggi wenig Neues oder Bemerkenswerthes, die Stadt selbst zeigt auch nicht mehr als alle kleinen Landstädtchen Italiens. Der Weg von hier bis Alcantara und weiter nach Randazzo war nicht sehr gut; dafür entschädigte uns die Natur durch reizende kleine Veduten und wundervolle alte Kastanien und Pinien längs der Straße, die glücklicherweise dem allgemeinen Holzraube noch entgangen waren. In Randazzo fand erste Mittagsrast in einer ganz leidlichen Locanda statt. Nachdem der Leib seine Stärkung erhalten, wollten wir auch für unsere bildungsfähige Seele etwas thun, und besichtigten die noch ganz mittelalterliche Stadt. Hohe, festungsartige Häuser und sehr enge Gassen geben der ganzen Stadt einen düsteren Anstrich, die darin lebenden Menschen machen auch keinen heiteren Eindruck. Die meist schönen Männer sind selbst beim Wein ernst und schweigsam; nur bei dem zarten Geschlecht scheint es manchmal zu Gemüthseruptionen zu kommen; denn wir waren an mehreren Stellen Zeugen von Frauenprügeleien. Die Nähe des Aetna muß doch Einfluß auf die dortigen Frauengemüther haben! Hinter Randazzo ändert sich das Aussehen der Natur bedeutend. Pinie und Kastanie werden von gewaltigen Eichen verdrängt, auch die Felder bekommen einen nordischen Anstrich. In Maniaci besuchte ich den Güterverwalter des Herzogs von Bronte, der mir dankenswertherweise sehr interessante Aufschlüsse über sicilianische Landwirthschaft machte; leider ist mir sein Name entfallen. Er war über meinen Reiseplan sehr verwundert und behauptete, daß nur Engländer auf den „verrückten Einfall“ kommen könnten, das ohnehin nicht immer ganz sichere Sicilien mittels Einspänners und unbewaffnet zu bereisen. Nachdem wir ihn beruhigt und ein Lamm erhandelt hatten, zogen wir weiter, wobei das Lamm mit auf meiner carreta befestigt wurde. Um unsere Pferde nicht von allem Anfang an zu überanstrengen, wurde in unserem Kriegsrathe „à deux“ beschlossen, heute nur noch bis Cesaró zu fahren. Ich glaube aber, daß es nicht nur die Rücksicht auf unsere Pferdchen war, die uns zu diesem Entschluß brachte, da mein kleiner Lazarro, wie ich den jungen Neapolitaner zu seinem großen Kummer nannte, durch die gänzlich ungewohnte Art zu reisen sehr ermüdet war. Bei einem alter Priester, Don Felipe, fanden wir freundliche Aufnahme, da die Locanda nicht auf ausländischen Logirbesuch eingerichtet war. Der alte Herr und seine noch ältere Haushälterin kamen aber bald, nachdem wir von dem einzigen unbenützten Zimmer des Hauses Besitz ergriffen hatten, händeringend angelaufen, um uns mit sehr betrübten Mienen und lebhaften Gesticulationen zu erzählen, daß im ganzen Ort nicht ein Stückchen Fleisch aufzutreiben sei; nur einige Zwiebeln und Fenchelknollen waren zu haben. Groß war ihr Erstaunen, als ich aus meinem Wägelchen ein Lamm und obendrein ein lebendes ans Tageslicht beförderte. Mein Jagdmesser in eine Hand nehmend, machte ich mich unter Zuhilfenahme der spärlichen Kenntnisse des Wildzerwirkens aus meiner Forstlehrzeit daran, das Lamm unserem hungerigen Magen näher zu bringen, vulgo zu schlachten. Da ich sehr in die ungewohnte Arbeit vertieft war, bemerkte ich nicht, daß Alt und Jung des Fleckens neugierig im Kreise umherstand, um den jungen Forestiere zu betrachten, der selbst sein Thier schlachten konnte. Ein kleiner, aber überaus höflicher Mann bat um die Erlaubniß, näher treten und zuschauen zu dürfen, da er von Beruf Schlächter sei, und unter lebhaftem Complimentenaustausch zwischen uns Beiden machte er mich auf manche Handgriffe aufmerksam. Noch größer wurde das Erstaunen, als ich mit Hilfe der alten Haushälterin Mariuccia das kaum erkaltete Lamm am Spieß zu braten anfing, während dessen der alte Don Felipe auf unsere Bitte die Honoratioren Cesarós zu einem solennen Souper einlud. Er gab den Wein, wie ich den Braten, und alle Uebrigen steuerten eine sehr angenehme Unterhaltung bei, so daß wir uns erst spät in der Nacht als „unzertrennliche“ Freunde doch trennen mußten. Am nächsten Morgen nahmen wir in dem ungeheueren Brunnentrog des Pfarrhofes zum großen Gaudium des Hausherrn, aber zum Entsetzen der sittenstrengen Mariuccia ein kaltes Bad, dem ein Frühstück von den „beaux restes“ des gestrigen Abends folgte. Unterdessen hatten unsere liebenswürdigen Gäste vom vorigen Tage unsern Wagen heimlich mit allen möglichen Lebensmitteln beladen, so daß kaum für uns selbst Platz übrig blieb. Nach einer herzlichen Verabschiedung von unserem Wirthe, der sich eine Menge Leute aus dem Ort zugesellte, fuhren wir neugestärkt zum Thore hinaus; ich muß aber zu meiner Schande gestehen, daß mich bald ein eigenthümliches Weh ergriff, das man zuweilen „Katzenjammer“ nennt. Anlaß dazu mag der ziemlich starke Wein und die sehr animirte Unterhaltung gegeben haben, welche beide in überreichem Maße genossen worden waren. Zum Glück nöthigte uns der unglaublich schlechte Weg zum Aussteigen, und die körperliche Bewegung bei einer ziemlich hohen Temperatur ließ mein Leid bald verschwinden. Der Aufstieg nach Troina wird mir wohl noch lange in Erinnerung bleiben; man hatte ungefähr das Gefühl, als strebe man mit dem Wagen geradeswegs gen Himmel. Soviel mir bekannt, ist Troina die höchstgelegene größere Stadt der Insel; Fremde sind daselbst aber ganz unbekannt, denn wir wurden bei unserem Lunch vor der nicht schlechten Locanda von einem Haufen Neugieriger umlagert, die uns wie wilde Thiere anstaunten. Die Aussicht, die man von einigen kümmerlichen Ruinen aus der Normannenzeit genießt, ist unvergleichlich schön, besonders in der Richtung auf Catania und den Aetna. Von hier aus muß man leider einen sehr großen Umweg über Cerami machen, um nach Nicosia zu kommen, aber ein kürzerer Weg ist selbst für unsere kleinen, schmalen „carrozzellas“ zu steil und unwegsam. Unterwegs war meinem Freunde und mir das kaum verständliche Idiom der uns begegnenden Landleute aufgefallen, auch wurde es für uns sehr schwer, mit den Leuten zu sprechen, was bei einem geborenen Neapolitaner schon viel sagen will, der sich fast überall verständlich machen kann. Mein Italienisch hatte ich im Norden gelernt, konnte es hier also oft gar nicht verwenden. In Nicosia mußten wir wieder unsere Zuflucht zu einem Priester nehmen, und von ihm erfuhren wir Einzelheiten über Land und Leute, die uns Manches erklärten. Die Leute kommen fast nie heraus aus ihren Mauern, Zuzug von Außen erfolgt nicht, das Resultat ist ein Stehenbleiben bei den Anschauungen und Ein-

richtungen des Mittelalters. Ihre Sprache soll ganz lombardisch sein; leider fehlt mir die nöthige philologische Bildung, um mir hierüber ein Urtheil zu bilden. Unter wundervollen Eichenbeständen führt der Weg ins Thal des Fiume Salso herunter, um auf der anderen Seite den Abhang des Mte. Altesina hinaufzusteigen. Unter heiterem Geplauder gingen „Lazarro“ und ich den Weg entlang, unbekümmert um unsere Pferde, die langsam aber sicher uns folgten. Menschen sind wir auf der ganzen Strecke nicht begegnet; es war still; kaum daß man einen Vogel in den Zweigen hörte. Dafür boten sich aber an den Wegbiegungen selten schöne Rückblicke auf die umliegenden Thäler. Auf der Paßhöhe wurde es empfindlich kühl, so daß wir uns leider nicht lange aufhalten konnten; auch mahnte uns der Stand der Sonne, unser heutiges Tagesziel Leonforte nicht aus den Augen zu verlieren. Ziemlich spät am Tage erreichten wir Leonforte; wir begnügten uns an einer „Frittata“ mit Salat, welche uns der Sindaco des Städtchens, unser Hauswirth, vorsetzte. Dagegen hatten wir den unerwarteten Genuß eines separaten und recht guten Bettes, das Jedem von uns zur Verfügung stand; in Cesarò hatten wir in einem Bett zusammen genächtigt. Nach einem sehr erfrischenden kalten Bade lagen wir bald laut schnarchend in Morpheus' Armen. Am folgenden Morgen fand ich beim Pferdefüttern und -putzen, daß mein Hengst ein Eisen durchgetreten hatte. Sofort gingen Herr und Pferd auf Suche nach einem Hufschmied, der mir bei meiner Hilfeleistung den ganz ernst gemeinten Vorschlag machte, ich sollte mich im Orte als Hufschmied mit ihm vereinigen, er bürge für eine gute Einnahme. Aus Rücksicht auf die armen Hufgänger der Gegend lehnte ich das freundliche Anerbieten ab, ich war auch nicht ganz überzeugt, ob meine geringen veterinär-klinischen und anatomischen Kenntnisse einer ersprießlichen Hufschmiedethätigkeit die sichere Basis bieten würden. Ich schlug aber dem Meister Eufemio, Hufschmied zu Leonforte, vor, anstatt meiner seinen stämmigen Buben zum Compagnon und Nachfolger heranzubilden, der sich nicht genug wundern konnte, daß ein Inglese auch etwas vom Hufbeschlag verstünde. In Sicilien ist nämlich jeder Ausländer, mag er wollen oder nicht, ein Inglese. Der heutige Tag galt nun dem Besuch von Calascibetta und Castrogiovanni, zwei sehr hübsch gelegenen Felsennestern, die ihren Ursprung in die Zeit der griechischen Herrschaft zurückverlegen. Die ganze Gegend macht den Eindruck üppigster Fruchtbarkeit und wenn man alten Erzählungen glauben soll, so war der Ertrag in früheren Zeiten noch bedeutend größer. Man soll sich in einen Feengarten versetzt geglaubt haben. „Gärten“ waren jetzt auch noch da, aber „Feen“ sind uns nicht zu Gesicht gekommen; überhaupt habe ich die wenig galante Beobachtung machen müssen, daß fast in ganz Sicilien die Frauen und Mädchen, was körperliche Schönheit anbelangt, weit hinter die Männer und Knaben zurücktreten. An anderen Orten giebt man für diese Erscheinung harte Arbeit als Grund an; hier kann das kaum der Fall sein, denn beide Geschlechter überarbeiten sich hier nie. Die Natur giebt viel, ohne große Anstrengung und Mühewaltung seitens der Menschen. In Castrogiovanni gefiel es uns so gut, daß wir noch einen Tag zugaben. Erst wurde die unvergleichliche Aussicht auf die ganze Insel in vollen Zügen genossen, dann pflegten wir aber der Ruhe in dem stillen Garten unseres kleinen Hauses, wo wir für billiges Geld Wohnung gefunden. Mit großem Wohlbehagen lagen wir im Grase, schwatzten, rauchten und ließen uns von der Sonne bescheinen, nachdem wir nach Landessitte oder Unsitte uns fast allen irdischen Kleiderstandes entledigt hatten. Der Himmel war uns auch überaus günstig; denn im März legt man sich bei uns zu Lande nicht gern ins Gras, selbst mit einem Pelz. Hier hatten wir aber nur 28° R. im Schatten! Unsere kleinen Hengste brachten auch den Tag in ungebundener Freiheit zu, und richteten unter den gelben Rüben unseres freundlichen Hauswirthes entsetzliche Verheerungen an. Dieses Städtchen war der äußerste Punkt unseres Ausflugs; es wurde nun reiflich erwogen, ob wir unsern Wagen mit Pferden zurückschicken und mit der Bahn nach Taormina fahren wollten, oder, wie erst geplant, den ganzen Weg zu Wagen zurücklegen sollten. Schließlich kamen wir überein, den Botenlohn selbst einzustecken und mit unserem Wagen heimzufahren, nur mußten wir bis Leonforte auf demselben Wege zurück, auf dem wir gekommen waren. Vor der Abfahrt besuchten wir noch einmal den Dom und einige alte Befestigungen und betrachteten zum letzten Mal das wundervolle Panorama der östlichen Insel. Die Fahrt über Leonforte, Nissoria, Agira, Regalbuto nach Adernò ging ziemlich schnell von Statten, da wir uns Alle, besonders die Pferde, genügend ausgeruht hatten; trotzdem ging die Sonne unter, als wir in Adernò ausspannten. Die Locanda di Roma in Adernò machte durch ein ganz nettes Zimmer mit zwei ungeheuren Betten einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck auf uns, der durch ein den Umständen nach fürstliches Souper bedeutend gesteigert wurde. Der Wirth, ein gesprächiger Mann, wie fast alle seines Zeichens, war ganz erstaunt, als er von unserer Fahrt hörte, und fand es unglaublich, daß zwei solche „Kinder“ allein zu Wagen in der Welt herumführen. Das Kind „Lazarro“ war damals aber 19 Jahre alt und meine Wenigkeit nur 26; wir versicherten ihm auch, daß uns, wie der Augenschein lehre, Niemand unterwegs in die Berge geschleppt habe. Der Wirth gab dann auch im Laufe des Gespräches zu, daß Fremde von Briganten eigentlich nichts zu fürchten hätten, wenn sie nicht unkluger Weise größere Geldsummen zeigten oder auffallenden Schmuck trügen. Die Strauchdiebe wüßten eben aus Erfahrung, daß bei Fremden meist wenig zu rauben sei, außerdem machten die betreffenden Consuln und Gesandten einen Höllenlärm und verlangten Bestrafung der Uebelthäter. Da lohne sich schon eher das Ausrauben des heimischen Kaufmanns oder Gutsbesitzers; man wüßte immer ganz genau, wie viel diese Leute an Geld mit sich führten oder auch besäßen, und dann krähte kein Hahn danach, wenn so ein Mann um einige Tausend Lire erleichtert oder um sein Leben gebracht würde. Die Regierung veranstalte dann wohl eine kleine Brigantenjagd nach altem bewährten Muster, die aber meist resultatlos verlaufe. Am nächsten Morgen besahen wir das alte Castell, ein Kloster und den Dom, auch die in der Nähe der Stadt befindlichen angeblichen Ruinen des Hadriantempels, von denen aber wenig zu sehen ist. Auch die Fresken in der Kapelle der Burg und im Kloster sind kaum noch zu erkennen. Die Strecke von Adernò über Paternò nach Catania bietet wenig Eigenthümliches. Die Eiche tritt zurück und die Orangen- und Feigenbäume behalten den Vorrang. In Paternò ist außer einem alten Castell aus der Normannenzeit nichts zu sehen, auch beeilten wir uns, nach Catania zurückzukehren, um nicht zu viel Miethe für Pferd und Wagen zahlen zu müssen. Im Ganzen waren wir 5 Tage unterwegs gewesen, den ganzen Tag in der Sonne, und sahen aus wie Mulatten, unsere Anzüge und Schuhwerk waren auch ziemlich mitgenommen, da wir die Steigungen meist zu Fuß gegangen waren. Mein junger Reisegenosse war sehr ermüdet, wollte es mir aber natürlich nicht zugeben; mir hat er aber diese Tour durch seine Gesellschaft und sein immer heiteres Wesen sehr angenehm gemacht. Den Nachmittag gingen wir in der Stadt herum, nachdem wir unsere Pferde und Wagen abgegeben und bezahlt hatten, genossen Abends ein langentbehrtes Dampfbad und legten uns zeitig in dem Bewußtsein schlafen, einen sehr hübschen und verhältnißmäßig billigen Ausflug gemacht zu haben. Am nächsten Vormittag dampften wir per Bahn nach Giardini-Taormina zurück, wo uns unsere telegraphisch benachrichtigten Hotelbekannten, die uns schon verloren geglaubt hatten, in Empfang nahmen.

v. N.

Bücherbesprechungen.

— Codex diplomaticus Saxoniae regiae. Erster Haupttheil. Abtheilung B. Erster Band. Urkunden der Markgrafen von Meißen und Landgrafen von Thüringen 1381 bis 1395, herausgegeben von Hubert Ermisch. Leipzig, Giesecke & Devrient 1899. (SS. 557.) — Während Abtheilung I von diesem Codex, welche bekanntlich die Urkunden des Gesammthauses der Wettiner, also sowohl der Markgrafen von Meißen, als der Landgrafen von Thüringen, sowie all ihrer Nebenlinien veröffentlichen soll, bisher lediglich von Dr. Posse bearbeitet worden war, betheiligt sich von jetzt ab an der Herausgabe dieser Abtheilung, „um deren schnelleres Vorrücken zu ermöglichen“, auch Dr. Ermisch, der bisher wesentlich mit der Abtheilung II, den Urkundenbüchern einzelner sächsischer Städte, beschäftigt gewesen war. Und zwar wird er die Wettinischen Urkunden des späteren Mittelalters vor 1381, der Theilung nach dem Tode Markgraf Friedrich's des Strengen, bis 1485, der Leipziger Theilung, mit der die Abtheilung I schließen soll, bearbeiten. Diese Theilung des Urkundenmaterials dieser Abtheilung in eine erste und eine zweite Hälfte unter verschiedenen Herausgebern ist nun auch auf dem Titel dadurch angedeutet worden, daß der vor-

liegende Band, der die Urkunden der Jahre 1381—1395 enthält, die Bezeichnung trägt „I. Haupttheil. Abtheilung B. 1. Band.“ Mit besonderer Genauigkeit behandelt in dem „Vorbericht“ der Herausgeber die Quellen, aus denen das vom Ende des 14. Jahrhunderts an immer reichhaltiger werdende Urkundenmaterial zu beschaffen war, und zwar zunächst die eigentlichen Urkunden. In früherer Zeit wurden diese von den Landesherren der einzelnen, durch häufige Theilungen zersplitterten Wettiner Lande in ihren Regierungssitzen zurückbehalten. Zwar wurden die meisten derselben 1486 zu einem gemeinschaftlichen Archive für die Ernestinische und die Albertinische Linie vereinigt und in Wittenberg aufbewahrt; allein 1802 wurde dieses abermals getheilt und theils nach Dresden, theils nach Weimar gebracht. So haben denn die landesherrlichen Archive dieser Städte zu dem vorliegenden Bande auch die bedeutendste Zahl Urkunden geliefert. Aber auch aus den Archiven zahlreicher andrer deutschen Staaten, auch der früher geistlichen, sowie einzelner Städte sind einzelne Urkunden beigebracht worden; ein besonderes, langes Verzeichniß zählt all die benutzten Archive und die ihnen entnommenen Urkunden auf. Nicht minder wichtige Quellen waren die „Copialbücher“ der sächsischen Kanzleien, in welche die Concepte aller ausgefertigten Urkunden eingetragen zu werden pflegten. Als Anhang (S. 485—521) giebt der Herausgeber noch eine höchst mühsame Uebersicht über alle bekannten von Wettinern ausgestellten Urkunden, auch über diejenigen, die aus verschiedenen Gründen in diesen Band nicht aufgenommen worden sind, als eine Vorarbeit zu einem sorgfältigen Itinerar der einzelnen Wettiner Fürsten. Desgleichen bringt der Herausgeber (S. XXV des Vorberichts) auch ein Verzeichniß der verschiedenen Titulaturen der Wettiner in der Zeit von 1381—1407, indem man sich in den Urkunden, je nach der Wichtigkeit, die man ihnen beilegte, bald des „größeren Titels“ mit Aufzählung all der besessenen Länder, bald des „kleineren“ mit Nennung nur des Hauptlandes bediente. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt der vorliegenden Urkunden ist für den Referenten völlig ausgeschlossen, indem bei der streng chronologischen Aufeinanderfolge derselben die verschiedensten Landesfürsten und die verschiedensten Regierungsacte hintereinander erwähnt werden.

Dresden. Hermann Knothe.

— Goethe und Napoleon. Eine Studie von Andreas Fischer. Frauenfeld, J. Huber. 2,60 ℳ. — Der Inhalt dieses Buches, das als eine verspätete Festgabe zum 28. August gelten kann, erweitert sich zu einer Betrachtung über das Thema: Goethe's Patriotismus und zur Beantwortung der Frage: War Goethe ein Patriot? Die Beantwortung dieser Frage ist außerordentlich schwierig. Soll man Goethe, wie es wohl geschehen ist, den Patriotismus überhaupt absprechen, soll man ihm denselben nur bedingt zuerkennen, soll man ihn endlich zum höchsten Patrioten stempeln, getreu dem Bauernfeld'schen Verse:

Wie deutsch der alte Goethe war,
Das werden die Deutschen erfahren,
Wenn sie erst Deutsche geworden sind
In einigen hundert Jahren.

Nun, der Zeitpunkt ist früher eingetreten, als Bauernfeld annahm, der den Vers vor 1870 schrieb, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß der deutsch-französische Krieg uns als solcher allein zu Deutschen gemacht hätte. Auch hieße es der Masse der deutschen Patrioten zu Goethe's Zeit Unrecht thun, wenn man die letztere Annahme gelten lassen wollte. Männer wie Jahn, Arndt, Schenkendorf, Körner und nicht zum Mindesten der von Goethe schmählich mißverstandene und mißachtete H. v. Kleist waren auch Patrioten und um die Frage, wem von diesen beiden Parteien der Kranz gebühre, dreht sich ja eben der Streit. Auch Schiller kann man in gewissem Sinne vermöge seiner den Welteroberer vorahnenden dichterischen Schöpfungen zu der erstgenannten Gruppe von Vaterlandsfreunden rechnen, Schiller, der vor der Katastrophe von 1806 starb, aber, wir können das Gefühl nicht los werden, vor Napoleon, dem Zerschmetterer Deutschlands, in einer Audienz doch ganz anders dagestanden haben würde, als der Höfling Goethe mit der ihm angeborenen Eitelkeit, der sich noch darüber freute, daß Napoleon ihn in Erfurt „so zu sagen gelten ließ“. Doch damit kommen wir auf das von Fischer behandelte Thema, das dieser dahin beantwortet, daß bei Goethe und Napoleon Gleicher dem Gleichen gegenüberstand, losgelöst von der allgemeinen Umgebung, wie Spieler und Gegenspieler im Drama auf der Bühne in der Hauptscene, während die Uebrigen, das Gefolge, unbeachtet und beobachtend im Hintergrunde steht. Wie man sieht, kommt Goethe hier gut weg. Man kann den Gegenstand auch anders betrachten. Gewiß ist Vieles aus der Zeit zu erklären, wenn man „draußen im Reich“ der preußischen Erhebung gegenüber kalt und Napoleon bewundernd gegenüberstand. Der Alemanne P. Hebel beispielsweise billigte die Erschießung Andreas Hofer's durchaus, um allerdings später andrer Meinung zu werden. Der weimarische Staatsminister v. Voigt, dessen Bild uns Ludw. Geiger so anziehend geschildert hat, ein Mann, der die ganze seltsame Wandlung von Gleichgiltigkeit und Haß für den Korsen, Bewunderung, Verhimmelung, dann die Wendung zu Gunsten der preußischen Politik wie so Viele mit durchgemacht, eine typische Erscheinung gleichsam, sprach von dem unglücklichen Kleist, der im Gegensatz zu Goethe Napoleon, den Schänder seines Verlandes, zu ermorden gedachte, als von einem „Irrling“ und Theod. Körner, der sich später so sehr wandelte und Kleist wohl zu benutzen wußte, führte dessen Selbstmord auf das „flache und überspannte Wesen der Preußen“ zurück. So wenig verstand man den Freiheitsschein, der so hell aus dem Norden brach, und so schnell änderten sich Dinge und Menschen damals. Auch bei dem Olympier geschah das, wenn schon hier angenommen werden muß, ohne tiefere Ursache und Erregung und fast widerwillig. Widerwillen verursachte Goethe ja überhaupt die ganze norddeutsche Freiheitsbewegung, die so gar nicht in seinen Lebensplan paßte, auf den er, der große Egoist, so sehr hielt. Der blasse gelbliche Italiener Buonaparte war ihm zuerst gleichgiltig, der Gegenstand des Abscheues gewesen. Der junge Artillerieleutnant und General Bonaparte erregte vor Toulon schon seine Aufmerksamkeit. Kaiser Napoleon aber bewunderte er, namentlich seit 1806. Der Mann auf der Höhe galt ihm gleich Vielen als der Mann des Schicksals, an dessen Throne zu rütteln vergeblich war. Napoleon's Sturz, nach 1812, erschien ihm dann wohl als etwas Selbstverständliches, bei dem die antike Nemesis waltete, wie er denn die Verse:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzen Tag

am Tage der Schlacht bei Leipzig, vorahnend, geschrieben haben soll oder will. Doch trug Goethe mit Absicht stets das von „seinem Kaiser“ ihm verliehene rothe Bändchen der Ehrenlegion zur Schau. Dann wieder dichtete er für den Einzug der Truppen 1814 in Berlin Des Epimenides Erwachen, dieses trotz der packenden Schlußverse

So rissen wir uns ringsherum
Von fremden Banden los

doch kalt. mythologische Bild, das der Gegenwart zu sehr entbehrte, um nachhaltig wirken zu können, der Gegenwart, an die sich die Freiheitskämpfer und Dichter so mächtig und mit Erfolg wandten, und zuletzt den schönen treffenden Vers für das Blücherdenkmal zu Rostock. Ob man beim Anhören dieser Verse jedoch immer den Gedanken hat los werden können, daß sie gewissermaßen von einem Renegaten herrührten und somit Mißtrauen erwecken mußten? Einem Renegaten, der es z. B. seinem Sohne August verbot, sich in die Reihen der Freiwilligen zu stellen und gleich Körner das Blut für die heilige Sache zu verspritzen? Wir bezweifeln es. Wie läßt sich das Alles, was widerspruchsvoll ist, nun erklären? Doch nur daraus, daß Goethe gleich Vielen, wenn er auch der Größte dieser Vielen war, dem Gegenstande Napoleon vermöge dieser und jener Umstände wie auch durch seine eigene Schuld unsicher und tastend gegenüberstand, während die Preußen, voran ihre Dichter, auch vermöge der Umstände und ihrer eigenen sicheren Lebensstellung und Zaglosigkeit den Erfolg für sich hatten und noch heute unsere Sympathien erwecken. Sie fühlten in diesem Punkte richtiger und waren darin größer als der Größte der Zeitgenossen in Deutschland.

J. R.

— Nicolaus Lenau. Vortrag, gehalten in der Aula der Universität Dorpat von Staatsrath F. Sintenis. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge, Heft 321.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter.) Preis 75 ₰. — Lenau ist eines der erschütterndsten Beispiele für die furchtbare Lehre der Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn. Mit welchem Rechte allerdings der Verfasser dieses Vortrages von Lenau glaubt sagen zu können, seine Dichtungen, Lieder ebenso wie Epen, seien dem Gedächtniß der Nachwelt fast entschwunden (S. 4), ist uns unverständlich. Für das unablässige Fortwirken der Lenau'schen Liederdichtung haben doch unsre Tonsetzer, sollten

wir meinen, ausreichend gesorgt. Aber wenn wir von dieser verfehlten Begründung absehen, verdient der Vortrag unseren Dank. Denn er faßt in klaren und knappen Worten den Ertrag der beiden Veröffentlichungen zusammen, die, in den Jahren 1889 und 1891 erschienen, Licht bringen in die Ereignisse, die der Geistesumnachtung Lenau's unmittelbar vorhergegangen sind und die sein tragisches Schicksal wenn auch nicht verschuldet, so doch beschleunigt haben (Lenau und Sophie Löwenthal, von L. A. Frankl. — Lenau und Marie Behrends, Aufzeichnungen der Braut Lenau's und Briefe des Dichters an sie, mitgetheilt von Paul Weißer.) Es geht uns hier das Verständniß auf für das unglückselige Verhängniß, dem ein edles Sängerherz zum Opfer fiel, und unser Mitleid mit dem Dichter muß um so tiefer sein, je unabweisbarer sich uns die Ueberzeugung aufdrängt, daß die schrankenlose Selbstsucht eines Weibes — Sophie Löwenthal — die Hauptschuld getragen hat an den seelischen Aufregungen, die den freilich schon erblich belasteten Lenau zuletzt in den unheilbaren Irrsinn hineingetrieben haben. Die bannende Gewalt des süßen Grauens, der ahnungsvollen Schwermuth, die über Lenau's Liedern ausgebreitet liegt, ergreift uns um so unwiderstehlicher, wenn wir wissen, welch bittren Herzensqualen und harten Seelenkämpfen diese Weisen entflossen sind. R. B.

— Generalleutnant v. Schwartzkoppen am 16. August 1870. Meine Antwort auf Fritz Hoenig's „Die Wahrheit über die Schlacht von Vionville—Mars la Tour" von W. v. Scherff, General der Infanterie z. D. München 1899, J. Lindauer'sche Buchhandlung. — Hoenig's „Wahrheit" hatten wir als eine der ersten Zeitschriften, welche dieses Machwerk beachtet hatten, bereits in Nr. 100 dieser Zeitung vom 2. Mai besprochen und hatten schon damals darauf hingewiesen, daß sich Hauptmann Hoenig durch diese Schrift keine neuen Freunde erwerben dürfte. Dies ist auch eingetroffen. Eine Fluth von Entgegnungen hat die Hoenig'sche „Wahrheit", die sich schließlich als das Gegentheil herausstellte, hervorgerufen. Oberst v. Bernhardi hat in eingehendster Weise im Militär-Wochenblatt die Hoenig'sche Schrift zerpflückt und aus den Reihen der noch lebenden Theilnehmer am Kampfe von Vionville, sowohl seitens der Officiere, als der Unterofficiere, ist ein Sturm der Entrüstung losgebrochen. Viele, die in der „Wahrheit" genannt sind, haben Hoenig nachgewiesen, daß er ihre Mittheilungen und Erzählungen entstellt oder falsch wiedergegeben hat. Wir hatten schon in unserer Besprechung in Nr. 100 erwähnt, daß sich Hoenig hauptsächlich gegen General v. Scherff wendete, den damaligen Generalstabsofficier der Division Schwartzkoppen, den jetzigen oftgenannten Militärschriftsteller, welchen er wenig rücksichtsvoll in dem Capitel „Die Persönlichkeiten" charakterisirte. General v. Scherff ist natürlich auch die Antwort darauf nicht schuldig geblieben und fertigt Hauptmann Hoenig in gebührender Weise in der vorliegenden Schrift ab. Wer die früheren Streitschriften über diese leidige Frage gelesen hat, wird auch diese Entgegnung mit Antheil verfolgen und dem Endurtheil des Generals v. Scherff beistimmen: „Der, mit offensichtlicher Leidenschaftlichkeit fortgesetzte Versuch: seinen früheren Divisionscommandeur auf dem Gebiete höherer Truppenführung zu »vernichten«, wird allen Anzeichen nach aber nur dahin führen: — den seitherigen Ruf des Militärschriftstellers Fritz Hoenig selbst — zu vernichten." —r.

— Kriegs- und Jagdzüge in Tonkin. Erlebnisse in der französischen Fremdenlegion. Von Hermann Münch. 2. verm. u. verbesserte Auflage. Selbstverlag des Verfassers. Druck von F. J. Eberlein-Pirna. Preis 1 ℳ. — Dieses Buch ist sehr nett und hübsch geschrieben und gewährt einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der französischen Fremdenlegion, die hauptsächlich in Algier, aber auch, wie man hier sieht, in anderen französischen Colonien verwandt wird. Möchte das Buch viel gelesen werden und dadurch abschreckend wirken vor der Abenteuerlust, die in manchem jungen Gemüth einmal durchbricht. Um diesen letzteren Zweck aber zu erreichen, hätten die Erlebnisse wohl noch etwas natürlicher beschrieben werden können, man muß etwas zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, wenn man wirklich ein wahrhaftes Bild von den unsäglichen Mühen und Leiden haben will, denen ein französischer Legionär ausgesetzt ist. Der Verfasser hat aus wohl zu verstehender Scheu das Schwärzeste nur angedeutet. Hermann Münch ist, nachdem er seiner Dienstpflicht nach seiner Entlassung aus der Fremdenlegion in seinem Heimathsort Döbeln genügt hat, jetzt Pfleger auf dem Sonnenstein bei Pirna. Zu haben ist das Buch in jeder größeren Buchhandlung. —o—

— Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. Dritter Jahrgang. 1899/1900. Erster Band. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. VIII, IV, 248 S. (Außerdem 12, 16, 12, 12 S. Beiblatt.) Alles in 4°. Preis im Abonnement 12 ℳ, in einzelnen Heften 2 + 6 + ? + 6 ℳ. — Man muß es offen anerkennen: der Verlag läßt es sich etwas kosten, er setzt seine Ehre darein, die sehr geschickt redigirten und vorzüglich ausgestatteten blaugoldenen Hefte auf der alten Höhe nicht nur zu halten, sondern sogar womöglich noch zu heben. Zeitschriften werfen in Ankündigungen und Anpreisungen ihrer eigenen Vortrefflichkeit sehr oft mit dem Ausdrucke „vornehm" um sich — ich kenne keine deutsche Monatsschrift, worauf dies Prädicat so ausgezeichnet passen würde, wie auf Zobeltitzens Organ. Glück auf zur weitern Fahrt! — Den Hauptinhalt des 5. Halbjahrgangs gebe ich im Folgenden nach dem beliebten Schema wieder. I. Litterarhistorische Aufsätze. „Lutherhandschriften von 1523—1544" von Pfarrer E. Thiele in Magdeburg (mit 4 Facsimiletafeln). Es handelt sich um einen sehr seltenen Sammelband (Annotationes in Deuteronomium Mosis, 1523/25; Vom Abendmahl Christi Bekenntniß, 1527/28; Bericht an einen guten Freund von beiderlei Gestalt des Sacraments, auf's Bischofs zu Meißen Mandat, 1528; Der Segen, so man nach der Messe spricht über das Volk, 1532; Wider Hans Worst [Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel], 1541; kurz Bekenntniß vom heiligen Sacrament, 1544); das 2., 3. und 5. Stück daraus hat die Stadt Magdeburg vom Commerzienrath Hennige zum Geschenk erhalten, nachdem dieser sie dem Besitzer für 4700 Mark abgekauft hatte. „Neues von, an und über Jean Paul" von Prof. Dr. Ludwig Geiger (mit 2 Porträts). „Der Codex flateyensis (die Flateyarbók)" von Franz Stock (mit 1 Facsimiletafel); eine gut orientirende Beschreibung jener isländischen Sammelhandschrift von 1380, die den Bericht über die früheste Entdeckung Labradors durch Wikinger enthält. „Inwieweit rührt »Die Familie Schroffenstein« von Kleist her?" II. von Prof. Dr. Eugen Wolff (mit 3 Facsimiles). „Die Gelegenheitsschriften zu Goethe's hundertstem Geburtstage. Ein bibliographischer Versuch zu des Dichters hundertundfünfzigstem Geburtstage von Hugo Oswald. „Aus Goethe's Jugendzeit" von Klaus von Rheden (mit 5 Porträts), eine Sammelbesprechung dreier Werke von Ernst Kroker, Felicie Ewart und Julius R. Haarhaus. „Zur Shakespeare-Forschung" von Otto v. Schleinitz. II. Culturgeschichtliche Abhandlungen. „Deutsche Zeitungen über den Sacco di Roma von 1527" von Dr. Hanz Schulze, eine fleißige Zusammenstellung von alten Flugblättern über das sensationelle Ende jenes merkwürdigen Frundsberg-Zuges, der auch in Gobineau's „Renaissance" eine gewisse Rolle spielt. „Taschenbücher und Almanache zu Anfang unsers Jahrhunderts I. Deutschland" von Dr. Anton Schlossar (mit 16 Abbildungen). „Die ältesten gedruckten Quellen zur Geschichte des deutschen Studententhums. II: Nochmals das Manuale scholarium. Die Depositionsliteratur" von Dr. Wilhelm Fabricius (mit 1 Abbildung). III. Kunsthistorische Arbeiten. „Lithographica I." von Emanuel Kann (mit 4 Facsimiles). „Ars moriendi rediviva. Eine Antikritik" [gegen unsern Kunsthistoriker Schmarsow] von Dr. Ludwig Kämmerer. „Die Kölner Bücherillustration im 15. und 16. Jahrhundert" von Dr. Otto Zaretzky (mit 20 Abbildungen). „Moderne deutsche Plakate" von Kurt Mertens (mit 7 Abbildungen). „Von der internationalen Ausstellung für neuzeitige Buchausstattung im Kaiser-Wilhelm-Museum zu Krefeld" von unserm Buchgewerbemuseums-Director Dr. Rudolf Kautzsch. „Der künstlerische Buchumschlag: Deutschland" von Walter v. Zur Westen. Damit wären wir bereits auf dem bibliophilen Gebiet angelangt; die rein hierher gehörigen Skizzen und Mittheilungen, wie die an sich sehr interessanten Veröffentlichungen über bibliothek-wissenschaftliche Fragen hier anzuführen, würde zu weit führen. Kritiken und Chroniken vervollständigen den Inhalt und runden ihn ab. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 116. Donnerstag, den 5. October, Abends. 1899.

Edgar Poe.

Zu seinem 50. Todestag.

Edgar Poe wurde geboren zu Boston, in den Vereinigten Staaten von Amerika, am 19. Januar 1809. Seine Eltern stammten aus guter Familie, aber theils infolge ihrer eignen Neigungen, mehr jedoch unter dem Druck der Verhältnisse, suchten sie ihren Lebensunterhalt als Schauspieler. Des Dichters Vater, David Poe, gehörte einer aristokratischen irischen Familie an und war für das Rechtsstudium erzogen worden, aber bald wurde er Schauspieler. Auf der Bühne lernte er kennen, lieben und heirathete er schließlich ein schönes junges englisches Mädchen, Elisabeth Arnold, die aus einer mindestens ebenso vornehmen, wenn nicht vornehmeren Familie stammte als er, aber doch, gleich ihm, nur Schauspielerin war. Nach Jahren, als er auf der Höhe seines Ruhms stand, erklärte Edgar Poe, mit Anspielung auf die Beschäftigung seiner Mutter: „Kein Graf war stolzer auf seine Grafschaft als er auf die Abkunft von einer Frau, die, obwohl hochgeboren, nicht Bedenken getragen hatte, ihre kurze Laufbahn voll Genie und Schönheit der Schauspielkunst zu widmen.“ Nach seiner Mutter frühem Tod, im December 1811, blieb Edgar als arme Waise zurück. Er wurde adoptirt von einem reichen kinderlosen Ehepaar Allan und von ihm wie das eigne Kind erzogen, er nahm sogar für einige Jahre dessen Namen an. Als fünf Jahre später Allan, ein Schotte von Geburt, nach Großbritannien reiste, nahm er Edgar mit sich und brachte den Knaben auf eine Schule in Stoke Newington. Eine Beschreibung des Lebens, das er hier zubrachte, hat Poe gegeben in der Geschichte von William Wilson, in der er mit der anschaulichsten Lebendigkeit des Details und mit einer selten feinen, fast spitzfindigen Analyse die Eigenart des Schuljungenlebens schildert. Väterliche Einflüsse mögen wohl viel dazu beigetragen haben, um der Phantasie des Dichters jenen fast chronischen düstern und schrecklichen Charakter zu leihen, aber der Ursprung eines guten Theiles des Mysteriösen, das in seinen Schriften und in seiner Persönlichkeit spukt, findet sich in seinem früheren ungewöhnlichen einsamen Leben in einem fremden Lande. Der Knabe lebte gerade auf einem Fleck Erde, der wie kein anderer geeignet war, Gefühle einer übernatürlichen Art zu erwecken, er lebte in einem alten und gespensterhaften Hause des nebligen Dörfchens Stoke Newington, das weithin bekannt war durch seine verfallenden Hütten, langsam zusammensinkenden Häuser, vermodernden Paläste, die von längst vergangener Größe erzählten und unter den dunkel überschattenden uralten Ulmen fast verschwanden. In diesem „Traumleben und Ruheplatz des Geistes“ verbrachte der verwaiste Knabe mit Nutzen 5 Jahre, dann kehrte er 1821 nach Virginia mit guten Kenntnissen im Französischen und in den classischen Sprachen heim. Für einige Monate nach seiner Rückkehr schien Poe ganz auf sich selbst angewiesen zu sein, er beschäftigte sich vor Allem damit, Verse zu machen. Dichten konnte man das wohl nicht gut nennen. Im folgenden Jahre begann wieder ein thätigeres Leben für ihn, er ging auf die classische Akademie nach Richmond, wo er mit den Kindern der ersten Familien der Stadt verkehrte. Poe, der nun seinen eigenen Namen wieder angenommen hatte, nahm bald eine hervorragende Stellung hier ein, nicht nur infolge seiner geistigen Fähigkeiten, sondern auch wegen seiner großen Leibeskräfte. Aber sein Leben scheint doch nicht sehr angenehm gewesen zu sein, woran wohl Allan's schwankender Charakter Schuld war, überdies warf die Kunde, die ihm erst jetzt zu Ohren gekommen war, daß seine wirklichen Eltern nur wandernde Schauspieler, er selbst weiter nichts als ein angenommenes Kind sei, einen Schatten auf seinen Verkehr mit den Schulgenossen. Hier erlebte Poe auch seine erste Herzensgeschichte, die wohl nicht so wichtig war, wie sie der Dichter durch den Vergleich mit Byron's Liebe für Mary Chaworth machen wollte, aber doch in seinen knabenhaften Versen eine dunkle Schwermuth wiederspiegelte und mit einer melancholischen Romantik seine frühe Jugend verklärte. Seine Geliebte, die ihn lange Jahre überlebt hat, schilderte ihren jüngsten Verehrer als einen schönen Knaben, der etwas schweigsam war, dessen ganzes Wesen traurig und trübe war und der in jenen Tagen eine leidenschaftliche Neigung für Musik zeigte — eine Vorliebe, die er von seiner Mutter geerbt hatte. Poe's Liebe, gleich allen ersten Lieben, endete in Kümmerniß. Die Eltern traten dazwischen, die Briefe wurden aufgefangen und endlich das junge Mädchen an einen Anderen verheirathet. Anfang 1826 besuchte Poe die Universität von Virginia, wo seine Laufbahn, obwohl kurz, ehrenvoll war. Im Wettstreit mit den jungen Männern der besten Familien der benachbarten Staaten wurden die edelsten und gesundesten Kräfte seines Geistes geweckt, und es gelang ihm, die höchsten auf der Universität erreichbaren Ehren zu gewinnen; Grade wurden damals nicht verliehen. In allen körperlichen Uebungen war er mit Leichtigkeit der Erste und das einzige Laster, dem er sich allerdings mit großer Leidenschaft in die Arme warf, war das Spiel. Er verließ die Universität während der Winterferien 1826 und kehrte nicht mehr zu ihr zurück. Seine Aufnahme zu Hause, wohin ihm sein Ruf als Spieler bedeutend vergrößert vorangelaufen war, mag nicht sehr herzlich gewesen sein, und so, angespornt durch Byron's Beispiel, beschloß er nach Griechenland zu gehen und den um die Freiheit Kämpfenden seinen Beistand anzubieten. Aber er hatte nicht wie sein englisches Vorbild Geld oder eine Stellung, die sein Unternehmen hätten fördern können, und Allan war durchaus nicht gewillt, irgend welche Hilfe diesem Don Quixote'schen Plan zu leisten. Poe glaubte die zur Reise nöthigen Mittel auftreiben zu können durch die Veröffentlichung seiner jugendlichen Verse. „Tamerlane und andere Gedichte“ ein Büchelchen von vierzig Seiten wurde gedruckt und Freunde subscribirten wahrscheinlich auf Exemplare. Aber in letzter Stunde brachten einige Verwandte das zur Reise Nöthige auf, das kleine Bändchen wurde vernichtet und nur ein einziges entging der allgemeinen Zerstörung. Wo und wie Poe während der nächsten achtzehn Monate sein Leben verbrachte, ist ganz unklar. Gegen Ende seines Lebens dictirte er in einem halb fieberhaften und ganz geschwächten Zustand seiner Pflegerin eine hyperromantische Erzählung der Abenteuer seiner Reise ins fremde Land, aber abgesehen von so mancher andern Mangelhaftigkeit, lüftete sie nur wenig den Schleier, der über dieser ganzen langen Zeit liegt. Unglück begleitete ihn auf seiner Heimreise. Er kam in Richmond zu spät an, um den Abschiedsgruß seiner einzigen Freundin, Mrs. Allan, zu hören. Ihr Begräbniß hatte gerade am Tage vor seiner Rückkehr stattgefunden. Welche Gefühle auch immer Allan gegen den Verschwender hegen mochte, über dem Grabe seines Weibes schloß er, wenn auch nicht Frieden, so doch einen Waffenstillstand. Poe hatte während seiner Wanderungen sich zum Theil damit beschäftigt, Neues zu schreiben, zum Theil das Alte durchzusehen, und das Ergebniß war die Veröffentlichung eines kleinen Bandes „Al Aaraaf, Tamerlane und kleinere Gedichte“. Ueber dieses Werk schrieb er an John Neal: „Ich bin jung, noch nicht zwanzig, bin ein Dichter, wenn tiefe Ehrfurcht vor aller Schönheit mich zu einem solchen machen kann, und wünsche es im gewöhnlichen Sinne des Worts zu sein. Ich wollte die Welt darum hingeben, wenn ich die Hälfte der Ideen, die in meinem Geiste sich drängen, verkörpern könnte.

Ich appellire an Sie als einen Mann, der dieselbe Schönheit liebt, die ich anbete, die Schönheit des natürlich blauen Himmels und die sonnenbeschienene Erde. Das Band, das uns an einander fesselt, kann nicht stärker sein, als das zwischen Bruder und Bruder. Es ist ja nicht genug, daß sie einander lieben, sondern daß sie denselben Vater lieben, daß ihre Neigungen stets denselben Weg nehmen, denselben Canal laufen und ständig zusammenfließen. Ich bin und bin's von Kindheit an gewesen, ein Müßiggänger. Man kann also nicht sagen, daß ich einen Beruf aufgab, um müßig zu gehen, daß ich eine Pflicht vernachlässigte, einem Vater dem Gehorsam aufkündigte, denn ich habe nicht Vater noch Mutter." Viel in diesem Brief, dem ältesten Zeugniß von Poe's briefstellerischer Kraft, weist hin auf den Mann der späteren Jahre, während in dem kleinen Bändchen, auf das er sich bezieht, die Spuren von Eigenheiten, die sein ganzes Leben begleiten, deutlich sichtbar sind. In einem dieser Gedichte „Geister des Todes" ist eine directe Beziehung erkennbar zu Poe's Alles absorbirenden, überschattenden, ausgeprägtesten und eigenthümlichsten Gedanken, daß der Tod nicht ganz allmächtig ist, daß das Empfindungsleben nicht mit dem Grabe erlischt, und daß der Todte nicht ganz unkundig der Handlungen der Lebenden und unachtsam auf ihre Thaten sei. Jeder, der nur eine einigermaßen richtige Vorstellung von Poe's Charakter zu haben behauptet, darf niemals diese seine geheimnißvolle Manie außer Acht lassen, diese Manie, die ihm durchs Leben folgte, sein ganzes Wesen und seine Schriften mit diesem Schauder erfüllte, so daß sein Geist, wie Mrs. Whitman sagte, durch Gedanken des Entsetzens und unbeschreiblichen Grauens über diesen geheimnißvoll wachenden Schlaf, über diese kraftlose und matte Vitalität so sehr beeinflußt wurde, daß er nach seines Weibes Tode zu keiner andern Ehe mehr sich entschließen konnte: denn der Todte, wenn er vergessen, kann niemals glücklich sein. — Infolge des Einflusses des Generals Scott und anderer Freunde wurde Poe am 1. Juli 1830 als Cadett in die Militärakademie von West Point aufgenommen. Diese Akademie war den besten europäischen Kriegsschulen in manchen Punkten gleich und obwohl die strenge Behandlung und so manches Andere mehr gelegentlich die Officiere mit der öffentlichen Meinung in Conflict brachte, bemühte man sich doch, da die Zahl der Cadetten nur eine begrenzte war, eifrig um eine freigewordene Stelle. Erziehung und Unterhalt waren kostenlos, ein monatlicher Zuschuß von achtundzwanzig Dollars setzte die Cadetten in Stand, sonstige Bedürfnisse zu befriedigen, ohne die Hilfe der Verwandten in Anspruch nehmen zu müssen. Während einer vierjährigen Studienzeit stand der Cadett unter einer Disciplin, die etwas weniger streng war als die eines Soldaten im Kriege. Poe gab sich seiner neuen Beschäftigung mit seinem gewöhnlichen Enthusiasmus hin und obwohl sie in jeder Beziehung seiner Natur zuwiderlief, scheint er doch eine geachtete Stellung eingenommen zu haben, bis gegen Ende des Jahres ihm Zweifel kamen, ob eine militärische Laufbahn zu verfolgen nicht doch aussichtslos sei, und er sich kurzer Hand entschloß, West Point zu verlassen. Er bedurfte aber, um diesen Schritt thun zu können, der Einwilligung seines Vormundes und wandte sich an Allan. Dieser aber hatte zum zweiten Mal geheirathet, war Vater eines Sohnes geworden und hatte nun nicht länger Lust, sich mit einem Adoptivkind zu schleppen; er schlug die Bitte Poe's ab und wollte ihn nicht aus dem Institut nehmen, das ihn mit Allem versorgte. Mit seinem gewohnten Ungestüm nahm der Dichter die Sache nun in seine eigene Hand; er blieb von Paraden und Musterungen fort, vernachlässigte den Kirchenbesuch und wurde endlich durch ein Militärgericht all' dieser Dinge für schuldig erklärt und aus dem Dienste der Vereinigten Staaten entlassen. Unverzüglich eilte er nach Richmond zurück, um Allan die Sache auseinanderzusetzen, aber die zweite Frau seines Pflegevaters bedeutete ihm, ihr Mann sei nicht im Stande, Besucher zu empfangen. Poe sprang an ihr vorbei, die Treppen in die Höhe, zum Zimmer des alten Mannes. Als Allan den Verschwender eintreten sah, erhob er sich in seinem Stuhle und bedrohte ihn mit dem Stocke, den er in der Hand hatte. Als Poe die Hoffnungslosigkeit einer mündlichen Auseinandersetzung sah, verließ er das Haus und betrat es nie wieder. Ein Brief an Allan blieb unbeantwortet und als der reiche Schotte ein paar Jahre später starb, ward Poe's Name in seinem Testamente nicht einmal genannt. Der Dichter wandte sich nach Neuyork und beschloß nun, nachdem er sich von allen Verbindlichkeiten frei gemacht hatte, sein Brod sich als Schriftsteller zu verdienen. Um einen Anfang zu machen, nahm er seinen alten Plan auf und gab ein Bändchen Gedichte mit einigen Beigaben als zweite Ausgabe seines Büchelchens von 1829 heraus. Seine ehemaligen Genossen, die Cadetten, denen der Band gewidmet war, subscribirten auf das Werk, aber ihre Beiträge reichten doch kaum hin, um genügende vorläufige Mittel für Poe's Unterhalt zusammenzubringen. Es war traurig genug. Vor Kurzem noch galt er als der verwöhnte Erbe eines reichen Mannes und jetzt war er arm und heimathlos. Wie und wo der Dichter nun die beiden nächsten Jahre zubrachte, ist ein Geheimniß, das niemals gelüftet worden ist. Erst im Herbst 1833 tauchte er wieder auf als der erfolgreiche Bewerber um zwei Preise, die ein Journal für das beste Gedicht und die beste Erzählung ausgeschrieben hatte. Poe wurde nun eine Localberühmtheit in Baltimore und war auch endlich so glücklich, die Stelle des Herausgebers einer erst jüngst in Richmond gegründeten Wochenschrift zu bekommen. Noch einmal in der Stadt, wo er seine früheste Kindheit verbracht hatte, und in der Gesellschaft seiner einstigen Genossen hob sich des Dichters Geist und seine Hoffnung wurde gestärkt; trotzdem er nur das unsichere und schlecht bezahlte Amt des Redacteurs einer speculativen Wochenschrift bekleidete, wagte er es doch, sich zu verheirathen. Am 6. Mai 1836 vermählte er sich mit seiner kaum vierzehnjährigen Cousine Virginia, dem einzigen Kinde seiner Tante Mrs. Clenne. Seine kindliche Frau war ein gebildetes, holdes und liebenswürdiges Mädchen, das sehr wohl ein zu ihm passendes Weib hätte werden können, wenn nur die Umstände andere gewesen wären, als sie in Wirklichkeit waren. In dem „Südlichen Literarischen Boten", März 1835, begann nun Poe seine wundervollen Geschichten zu veröffentlichen, die seinen Namen berühmt in zwei Continenten machten. „Berenice", die erste Erzählung, ist ihrem Charakter nach zu abstoßend, um je beliebt werden zu können: die Auflösung des Knotens läuft gewiß dem Geschmack zuwider, und selbst Poe's Genie kann sie nicht erträglich machen. Es ist merkwürdig, daß die besten und originellsten Romanciers der neuen Welt wie Poe, Hawthorne und Holmes nicht nur ihre Werke mit düstern Theorien und dunkeln Betrachtungen füllen, sondern auch in ihrem Bestreben Effect zu erzielen die Grenzen des guten Geschmacks überschreiten. Der nächste Beitrag Poe's „Morella" spielt mit dem Lieblingsgedanken des Dichters, daß das Identitätsbewußtsein nicht mit dem Tode aufhört. „Hans Pfaal", ein Werk von ganz anderem Charakter, folgte und erregte ungeheures Aufsehen. Es machte Poe berühmter als irgend eines seiner früheren Werke. Der Dichter versicherte, seine ursprüngliche Idee sei gewesen, anstatt die Erzählung mit der Ankunft seines Helden im Monde zu enden, Hans die Gelegenheit zu geben, eine Beschreibung der Mondlandschaft zu liefern. Locke's bekanntes Mondmärchen folgte sehr bald der Poe'schen Geschichte, wahrscheinlich von ihr beeinflußt, wie diese denn auch seitdem das Vorbild für so manche auf dem Monde spielende Erzählung in der Art von Jules Verne gegeben hat. Von nun an wurden Poe's wunderbare Geschichten von einem großen einflußreichen Kreise begierig in den Monatsausgaben des Boten gelesen, aber der Eigenthümer White hatte nicht so viel Verständniß für das Talent des Dichters, als man hätte erwarten können. Er wünschte, Poe möchte sich mehr der Kritik widmen, und dieser beschäftigte sich nun mit der Analyse von literarischen Eintagswerken und kritisirte sie mit einer Sorgfalt, als habe er Meisterwerke vor sich. Natürlich fand er wenig zu loben unter den Productionen einer Gesellschaft, die auf gegenseitige Bewunderung gegründet war, aber sich für die amerikanische Literatur ausgab, und er trug kein Bedenken, mit seiner gewöhnlichen Rücksichtslosigkeit, ohne sich um etwaige Folgen zu kümmern, seine Ansichten zu äußern. Diese Kritiken erregten einen Sturm von Aufregung und Aerger, der sich noch lange nach Poe's Tode nicht ganz legte. Als der Dichter nun erst erkannt hatte, welche Waffe ihm die Kritik in die Hand gebe, und wie sie ihn eine anscheinend bedeutendere Stellung einnehmen ließ, als er je hätte hoffen dürfen, sie als Dichter zu erlangen, bediente er sich ihrer immer häufiger, namentlich in späteren Jahren, um, wie er glaubte, sich Ansehen in der literarischen Welt zu sichern. Wenn er aber auch seinen Beruf als Kritiker verfehlt hatte, so muß man doch zugeben, daß er sein peinliches Amt mit der größten Gerechtigkeit ausübte. In einem unveröffentlichten Briefe vom Juni 1840 schrieb Poe betreffs des kritischen Theils eines Journals, das er zu gründen die Absicht hatte: „Wenn es irgend eine Unmöglichkeit in der Sache giebt, so ist es die, nicht Erfolg zu haben. Die Welt ist für Neuheiten stets eingenommen und da ich ganz und gar ehrlich sein

will, werde ich vollkommen neu sein." Sechs Monate später schrieb er wieder: „In der Kritik will ich streng und energisch, völlig gerecht jedoch gegen Freund und Feind sein. Nichts soll mich von meinem Vorsatz abbringen." Was Poe's Popularität in den Vereinigten Staaten aber mehr vielleicht als diese rücksichtslose Kritik schädigte, war der Umstand, daß er auf die Eigenheiten seiner Landsleute nicht Bedacht nahm. Selbstverständlich mußte es die Menschen eines neuen Landes, dessen Literatur noch in unreifen Anfängen war, sehr verletzen, wenn ihre Schriftsteller durch den Vergleich, der natürlich immer zu ihren Ungunsten ausfiel, mit fremden bedeutenderen Erscheinungen herabgesetzt wurden. Einmal also der Umstand, daß Poe nicht im Geringsten die nationale Eitelkeit schonte, dann, daß er selbst in fremden Ländern einen so großen Erfolg hatte, trug dazu bei, seine Landsleute stutzig zu machen und mißtrauisch gegen ihn. Und wie lange hat es gedauert, bis seinen Werken diejenige Anerkennung zu Theil wurde, die sie zweifellos verdienten! Des Dichters Beiträge und seine geschickte Führung der Wochenschrift verschafften dem Literarischen Boten eine ungeheure Verbreitung und machten ihn zum bekanntesten, aber doch auch verhaßtesten Journal der ganzen Vereinigten Staaten. Im Vertrauen auf seine ausgezeichnete Mithilfe wünschte Poe Theilhaber zu werden, aber White wollte nicht darauf eingehen und so verzichtete der Dichter hochmüthig auf seine Stellung. Er ging in der Hoffnung eine lohnende Beschäftigung zu finden nach Neuyork, aber sein Suchen war vergeblich; jedoch während seines kurzen Aufenthaltes daselbst veröffentlichte er in Buchform seinen wunderbaren Roman „Arthur Gordon Pym", das längste und in mancher Hinsicht menschlichste seiner Werke. 1838 zog der Dichter mit seinem kleinen Haushalt nach Philadelphia und bald nach seiner Ankunft gab er „Ligeia" heraus, eine Geschichte, die er allen seinen andern vorzog. Kurze Zeit darauf folgte die halb autobiographische Erzählung „William Wilson" und die treffliche, aber grausige Geschichte „Der Untergang des Hauses Usher", die seine Theorie von der allgemeinen Empfindungsfähigkeit aller Dinge zu illustriren bestimmt war. Diese mit anderen bedeutenden Werken wurden gesammelt und in zwei Bänden Ende des Jahres 1839 unter dem Titel „Grotesken und Arabesken" veröffentlicht. Ungefähr um dieselbe Zeit zog er die öffentliche Aufmerksamkeit mehr noch als durch seine Erzählungen und Gedichte auf sich durch seine Theorien von der Geheimschrift. Er behauptete nämlich, daß menschlicher Witz keine Chiffernschrift erfinden könnte, die nicht auch wieder durch menschlichen Scharfsinn enträthselt werden könnte. Und als man ihm mehrere besonders schwere Proben zuschickte, vermochte er sie sofort zu dechiffrieren und lieferte so die Bestätigung, daß seine Voraussetzung richtig sei. Die Schnelligkeit und Genauigkeit seiner Auflösungen versetzten das Publicum in Erstaunen und trugen seinen Namen weithin. Während er für verschiedene Zeitschriften Beiträge lieferte, bemühte er sich allerdings vergeblich ein eigenes Journal zu gründen. Anfang 1841 fand er eine sichere, aber doch nur vorübergehende Stellung als Herausgeber von Grahams Magazin und seine Beisteuern für dasselbe während und nach seiner Leitung verschafften ihm einen glänzenden Erfolg. Im April des ersten Jahres seiner Stellung erschien in dem Journal seine weltberühmte Geschichte „Die Mörder in der Rue Morgue", die Eingangserzählung einer Reihe, die Beaudelaire als eine Art Trilogie bezeichnet hat: diese Geschichten enthielten merkwürdige Analysen des menschlichen Geistes und dienten dazu, Poe's Namen in Frankreich bekannt und berühmt zu machen, vor Allem, als mehrere gänzlich auseinanderlaufende Uebersetzungen von ihnen, die sich als französische Originalerzählungen ausgaben, Anlaß zu einem ungewöhnlichen Prozeß gaben. Im Mai desselben Jahres, das für den Dichter so reich an Originalität und Erfindungskraft war, wurde der „Maelstrom" veröffentlicht, eine Geschichte, in der auf die künstlerischste Weise eine wissenschaftliche Thatsache mit poetischer Einbildungsfähigkeit verbunden war. Im selben Monat gab er eine Uebersicht über den Verlauf von Dickens' eben begonnenem Roman „Barnaby Rudge" und dieser fragte den amerikanischen Dichter in einem schmeichelhaften Briefe, ob er denn mit dem Teufel im Bunde stehe, so genau und treffend hatte Poe den Plan der Geschichte auseinandergesetzt. Im Frühling 1842 gelegentlich einer Besprechung von Longfellow's Balladen ergriff der Dichter die Gelegenheit, um seine Theorie, die allen moralischen Kleinkrämern widerwärtig sein mußte, von Neuem zu begründen, die Theorie, daß Schönheit und nur Schönheit allein und nicht Wahrheit Aufgabe und Zweck der Kunst sei. Wenn Wahrheit, führt er aus, vor Allem in Betracht käme, wenn sie das höchste Ziel der Kunst wäre, dann ist Jan Steen ein größerer Künstler als Michelangelo und Grabbe ein bedeutenderer Dichter als Milton gewesen. Eben in diesem Hefte der Zeitschrift stellte Poe Hawthorne, damals fast noch unbekannt, als verdienstvollsten und hervorragendsten Prosaisten Amerikas hin — eine gerechte Würdigung dieses bedeutenden Schriftstellers. Bald darauf gab er seine Stelle als Herausgeber von Graham's Magazin aus unbekannten Gründen auf, wenn er ihm auch noch bis zum Tode Beiträge lieferte. Aber wenn auch die Ursache unbekannt war, die Folgen zeigten sich sehr bald. Gelegentlich schon war Poe, wie feststeht, wahnsinnigen Anfällen von Trunksucht unterlegen und diese „Unregelmäßigkeiten", die in kürzeren oder längeren Zwischenräumen sich wiederholten, schädigten nicht nur seine Aussichten und schwächten seine Gesundheit, sondern gaben auch seine Ehre in die Gewalt seiner zahlreichen Feinde. Vom Ursprung dieser schrecklichen Geißel, die seinen Leib und Geist verwüstete, schrieb der Dichter nach seines Weibes Tode am 4. Januar 1848: „Sie fragen: »können Sie mir andeuten, welches furchtbare Uebel die so tief zu beklagenden Unregelmäßigkeiten verursacht?« Ja, das kann ich und mehr als blos andeuten. Dies Uebel ist das größte, das einen Mann treffen kann. Vor sechs Jahren platzte einer Frau, die ich mehr liebte, als je zuvor ein Mann geliebt hat, ein Blutgefäß beim Singen. Um ihr Leben stand es zweifelhaft. Ich mußte mich mit dem Gedanken vertraut machen, auf immer von ihr zu lassen, und litt all ihre Todeskämpfe mit. Sie genas etwas und ich hoffte wieder. Aber Ende des Jahres platzte wieder das Gefäß. Dasselbe geschah genau noch einmal so, dann wieder, wieder, und noch einmal wieder in verschiedenen Zwischenräumen. Jederzeit fühlte ich all ihre Todeskämpfe und bei jedem neuen Anfall klammerte ich mich mit verzweifelterer Hartnäckigkeit an ihr Leben. Aber ich bin meiner ganzen Anlage nach empfindlich, nervös in ungewöhnlich hohem Grade. Ich wurde wahnsinnig, mit großen Zwischenräumen einer schrecklichen geistigen Gesundheit. Während dieser Zeiten von vollkommener Bewußtlosigkeit trank ich — Gott allein weiß, wie oft und wie viel. Natürlich führten meine Feinde den Wahnsinn auf das Trinken zurück, anstatt umgekehrt. Ich hatte wahrhaftig alle Hoffnung auf vollkommene Genesung schon aufgegeben, als ich eine im Tode meines Weibes fand. Diesen kann und muß ich tragen, wie sich's für einen Mann ziemt. Das schreckliche nimmerendende Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung hätte ich nicht länger mehr ertragen können, wenn ich nicht völlig meinen Verstand hätte verlieren wollen." Daß Poe's Liebe für seine junge Gattin keine Heuchelei, sondern beinahe vollkommene Abgötterei war, erzählt u. A. auch Graham, der Eigenthümer des nach ihm genannten Magazins, als er des Dichters Andenken gegen die Verleumdungen seines ersten Biographen in Schutz nahm: „Seine Liebe für seine Frau war eine Art verzückter Andacht vor dem Geiste der Schönheit, welche er vor seinen Augen schwinden sah. Ich sah ihn um sie mit leichtem Fuß gehen, wenn sie krank war, mit all der zärtlichen Furcht und ängstlichen Sorge einer Mutter um ihr Erstgeborenes, bei ihrem leichtesten Husten überlief es ihn kalt, das Herz stand ihm still, man konnte es fast sehen. An einem Sommerabend fuhr ich mit ihnen aus, und die Erinnerung an seine wachsamen Augen, die nach dem leisesten Wechsel der Farbe in dem geliebten Antlitz spähten, überkommt mich jetzt noch wie das Andenken an ein trauriges Lied. Der stündliche Vorgeschmack ihres Verlustes machte ihn zu einem düsteren und gedankenvollen Mann." Keine Liebe aber konnte von dem Dichter jene schrecklichen Tage fernhalten. Der Capitän Mayne Reid, der mit Poe, so lange dieser in Philadelphia wohnte, intim verkehrte, sprach oft in späteren Jahren von des Dichters tiefer Liebe für sein kindliches Weib, von ihrer herrlichen Stimme und ihrer ausgezeichneten Ausbildung, von dem niedlichen, rosenüberdeckten Häuschen, wo sie ihre Harfe und ihr Clavier hatte. Aber dieser entzückende kleine Vorstadtwohnsitz, so angenehm es auch immer als Sommeraufenthalt für einen Dichter sein mochte, war doch nicht passend, eine Kranke im Winter aufzunehmen. Die junge Frau hatte die sorglichste Pflege nöthig. Aber alle Bequemlichkeiten fehlten hier. Das Zimmer, in dem sie wochenlang lag, kaum groß genug, um zu athmen, war ein kleiner Raum mit einer so niedrigen Decke, daß die Kranke nicht den Kopf heben durfte, ohne gegen sie zu stoßen. Aber keiner durfte davon zu sprechen wagen, Poe war so empfindlich und reizbar, er wollte nichts von der Gefahr, in der sein Weib schwebte,

wissen, die Erwähnung davon machte ihn rasen. Er war ganz und gar unfähig, literarisch thätig zu sein, für das Nothwendigste zu sorgen, und fast wahnsinnig infolge dieser Qual rannte er in der Nacht stundenlang auf den Straßen umher, krank an Körper und Geist, bis Mrs. Clemm oder ein Anderer ihn suchen ging und den müden verzweifelten Dichter heimbrachte. In diesen schrecklichen Zeiten schrieb er natürlich nichts von Bedeutung und das Wenige, was von ihm gedruckt wurde, stammte schon aus früherer Zeit. „Das Geheimniß der Mary Roget", ein Stück der von Beaudelaire so genannten Trilogie, ist die bedeutendste Erzählung. Länger aber weniger künstlerisch als die beiden anderen Erzählungen der Trilogie versucht dies Werk die Analyse des Unbekannten durch Folgerung, basirend auf der Theorie, daß selbst der Zufall zu einer absolut sicheren Sache durch Berechnung werden kann. Von Zeit zu Zeit begann Poe ein anderes Meisterwerk zu veröffentlichen, das irgend eine Illustration zu einer eigenthümlichen Phase seiner Geistesgeschichte bildete, aber von seiner persönlichen Geschichte während dieser Zeit wissen wir herzlich wenig. Die populärste seiner Erzählungen „Das Goldthier", die seine Geheimschrifttheorie beleuchten sollte, brachte ihm hundert Dollars. Ende 1844 löste Poe seinen Hausstand auf und ging noch einmal nach Neuyork, wo es ihm endlich gelang, eine Unterredacteurstelle eines Tagesjournals zu erhalten, eine Beschäftigung, die ihn von früh neun bis spät Abends fesselte und der er mit großer Pünktlichkeit einige Monate nachkam. Im neuen Jahre besserten sich seine Aussichten und die Veröffentlichung seines weit berühmten Gedichtes „Der Rabe" trug seinen Namen den Lesern jeder Zeitung der Vereinigten Staaten zu. Während Poe bisher von der Hand in den Mund gelebt hatte — das journalistische Californien war damals noch nicht entdeckt — schien jetzt endlich das Glück auch zu ihm kommen zu wollen. Erst wurde er theilweiser, endlich alleiniger Besitzer des Broadway-Journals, einer Wochenzeitschrift. Aber schon um das Journal zu erwerben, hatte er sich in Schulden gestürzt, und nun, da er es endlich hatte, besaß er keine Mittel, um Beiträge zu erwerben. Nachdem er die Seiten mit Wiederabdrucken seiner alten, längst bekannten Schriften gefüllt hatte, gab er es plötzlich auf, da die Sache gänzlich aussichtslos war, und verließ die Stadt. Als noch sein Name auf Aller Lippen war, zur Zeit der Veröffentlichung des Raben, gab er seine „Erzählungen", ein dünnes Bändchen, gleichzeitig in Neuyork und London heraus. Sein Ruf wurde größer und stieg noch höher, vor Allem in Europa. Ende 1845 ließ er „Die Mesmerischen Enthüllungen" und „Die Thatsachen in dem Falle des Monsieur Waldemar" erscheinen. Das Publicum ließ sich nicht von dem Glauben abbringen, daß diese Erzählungen nur Reminiscenzen des Wirklichgeschehenen enthielten, und Poe enthielt sich jeder Antwort Denen gegenüber, die ihn um Aufklärung baten. Im Sommer 1845 zog sich der Dichter in ein kleines Häuschen zu Fordham nahe Neuyork zurück. Krank an Leib und Seele, dazu noch mit der trostlosen Aussicht, sein Weib könne schnell sterben, war er unfähig, irgend etwas zu thun. In dieser äußersten Noth, wo er nicht einmal das tägliche Brod im Hause hatte, rief zur Entrüstung des stolzen Dichters ein Journalist die öffentliche Mildthätigkeit für ihn auf. Alte und neue Freunde, vor Allem die „Marie Louise" in den Poe'schen Gedichten, halfen, so daß noch die letzten Tage von seines Weibes Leben gelindert werden konnten und nach dessen Tode am 30. Januar 1846 seine augenblicklichen Bedürfnisse wenigstens gedeckt waren. Einige Zeit nach dem Sterben seiner Gattin verbrachte der Dichter in einer apathischen Betäubung, und wenn er auch dann seine gewohnte Thätigkeit wieder aufnahm, sein alter Enthusiasmus war dahin: er war nicht mehr derselbe. Ein Jahr ungefähr verbrachte er wenig schreibend, aber vor Allem an das Hauptwerk seines Lebens denkend, das philosophische Prosagedicht „Eureka", zu Fordham mit Mrs. Clemm. Er ging wenig unter Menschen und nur wenige besuchten ihn. Das einzige Erzeugniß seiner Muse während dieser Zurückgezogenheit war das düstere Requiem „Ulalume". Noch einmal nahm er seinen Lieblingsplan auf, ein eignes Journal nach seinen eignen Plänen zu gründen und zu leiten. Um das nöthige Geld für die vorläufigen Kosten aufzubringen, wollte er Vorlesungen halten. Er sprach über sein literarisches und persönliches Leben. Aber sowohl diese Vorlesungen, als auch die Veröffentlichung seines Hauptwerks „Eureka" brachten kaum genug auf für seinen kleinen Haushalt. Nach einer solchen Vorlesung lernte er Mrs. Whitman, eine schöne junge Wittwe, kennen, von deren dichterischer Begabung er mit Anerkennung gesprochen hatte. Trotz des dringenden Abrathens ihrer Verwandten verlobte sie sich mit ihm. Indeß bald löste sich das Verlöbniß, freundliche Zwischenträger hatten üble Nachrichten von des Dichters Aufführung der Braut hinterbracht. Aber diese hielt trotzdem Poe's Andenken heilig, es blieb für sie ihr Lebenlang ein ungetrübtes Ideal „ein Mecca des Geistes". Ueberall in den Vereinigten Staaten hielt der Dichter Vorträge, aber nur wenig mehr brachte er hervor. Das Beste in diesen letzten Monaten sind die Gedichte „Für Annie", „Annabel Lee", „Die Glocken". Am 30. Juni 1849 ging Poe nach dem Süden. In Richmond verbrachte er einige Monate in beschaulicher Ruhe. Seine alten Freunde schaarten sich um den nun berühmten Dichter und lauschten bewundernd seinen öffentlichen Vorlesungen „Ueber das poetische Princip" und ähnliche Themata. Aber hier soll er wieder der alten Versuchung unterlegen sein, obwohl er doch vor Kurzem versichert hatte, er habe das Trinken abgeschworen. In Richmond traf er seine Jugendgeliebte, die nun eine reiche Wittwe war, wieder. Die alte Neigung erwachte wieder; sie beschlossen, sich zu heirathen. Alles ließ sich günstig für ihn an, aber ein unerbittliches Schicksal verfolgte ihn. Er mußte nach Neuyork reisen, erreichte auch glücklich mit dem Dampfer Baltimore und gab sein Gepäck für den bald darauf nach Philadelphia gehenden Zug einem Dienstmann. Was nun geschah, ist dunkel wie die letzten Stunden Shelley's und Petöfi's. Schon vor der Reise hatte Poe über Unpäßlichkeit, Erkältung und Erschöpfung geklagt. Wahrscheinlich hatte er deshalb seine Zuflucht zum Trinken genommen oder zu einem starken Narcotikum. In einem Zustande von zeitweisem Wahnsinn oder temporärer Betäubung fiel er einer Bande Raufbolde in die Hände, welche die Straßen nach Opfern absuchten. Sie schleppten ihn in ein Wahllocal, wo gerade ein Mitglied für den Congreß gewählt werden sollte, machten ihn mit Whisky berauscht und trugen ihn von Wahlort zu Wahlort und überall mußte er den Stimmzettel abgeben, den sie ihm in die Hand gedrückt hatten. Nach der Wahl ließen sie ihn todkrank auf der Straße liegen, ein alter Bekannter, der zufällig von seinem elenden Zustande erfahren hatte, ließ ihn ins Washington Universitätshospital bringen, wo er am 7. October 1849, 41jährig, starb. Ein paar Freunde und Verwandte waren bei seinem Begräbniß zugegen. Erst am 17. November 1875 wurden die sterblichen Ueberreste des großen Dichters, des größten Amerikas, in einer Marmorgruft beigesetzt, eine ungeheure Menge wohnte diesem feierlichen Act bei. Allmälig erfuhr man, welch' ein Geist in ihm dahingegangen war. Wenn man dies reiche und doch so ärmliche Dichterleben bis an sein Ende verfolgt hat, seine Hoffnungen, Wünsche, seine Sehnsucht, sein Leid, sein kurzes Glück betrachtet, muß man da nicht an Shakespeare's Wort denken: Was ist das Leben? an jenen schwermüthigen Spruch der die ganze Nichtigkeit des Erdenlebens in ein paar Verse zusammenfaßt.

Dr. Alfred Semerau.

Bücherbesprechung.

— **Wein und Bier.** Von Prof. Dr. E. Beckmann. Verlag von Dr. E. Seele & Co. in Leipzig. Preis 30 ₰. — Die Broschüre mit dem einladenden Titel gehört der, von genannter Verlagshandlung veranstalteten Sammlung von Hochschulvorträgen für Jedermann an. Hieraus ergiebt sich von selbst die volksthümliche Richtung, in der sich die Behandlung beider Stoffe bewegt. Das große Publicum soll erfahren, was es trinkt, wie seine beiden Lieblinge hergestellt, gepflegt und in Krankheitsfällen curirt werden, was für ihre Beurtheilung maßgebend, was von ihnen falsch oder echt, erlaubt oder unerlaubt ist. Verfasser bekennt übrigens mit lobenswerther Offenheit, daß es für den Chemiker ein charakteristisches Merkmal für die Unterscheidung von Kunst- und Naturweinen nicht giebt und daß auch die Bieranalyse nicht immer die wirkliche Darstellungsweise eines verdächtigen Stoffes zu enthüllen vermag. Wenn er zum Schluß der Vermuthung Ausdruck verleiht, daß wir die nüchterne Zeit, da man keine Weinlaune und keine Bierstimmung mehr kennt, nicht mehr erleben werden, so wird er mit dieser negativen Prophezeiung kaum allein stehen, vielleicht sogar wird sie in 1000 und mehr Jahren auch noch zu Recht bestehen. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 117. Sonnabend, den 7. October, Abends. 1899.

Die Straßburger Versammlung des Gesammtvereins deutscher Geschichtsvereine und der erste allgemeine deutsche Archivtag.

Vom Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine und seinen Versammlungen haben die Leser dieses Blattes schon wiederholt kurze Nachricht bekommen. Wenn wir diesmal etwas ausführlicher darüber berichten, so haben wir dafür einen doppelten Grund. Der Gesammtverein, der im Jahre 1852 in Dresden unter Vorsitz des Prinzen Johann und unter wesentlicher Mitwirkung des K. Sächs. Alterthumsvereins gestiftet worden ist, wird auf Einladung dieses letzteren Vereins, der im Jahre 1900 das 75. Jahr seines Bestehens feiert, seine nächste Hauptversammlung in Dresden abhalten; es ist wohl zu hoffen, daß die zahlreichen Geschichtsvereine Sachsens, die dem Verbande meist angehören, sich ausnahmslos betheiligen werden, und daher wird es ihnen erwünscht sein, etwas Näheres über den Verband und seine Thätigkeit zu erfahren. Außerdem aber ist gerade in diesem Jahre der Gesammtverein durch eine Aenderung in seiner Organisation und durch den vortrefflich gelungenen Versuch, mit seiner Hauptversammlung einen deutschen Archivtag zu verbinden, in ein neues vielversprechendes Entwicklungsstadium eingetreten. Der Gesammtverein beruht auf dem vollkommen richtigen Gedanken, für die seit den letzten 50 Jahren in so großer Zahl entstandenen geschichtlichen Vereine Deutschlands ein zusammenfassendes Band zu schaffen, das sie vor der naheliegenden Gefahr unfruchtbarer Zersplitterung schützt und eine Brücke bildet zwischen der strengwissenschaftlichen Forschung und den geschichtlichen Bestrebungen der Nichtfachleute, deren Mitwirkung für jeden Verein von der größten Bedeutung ist, ja recht eigentlich zu den Aufgaben der Vereine gehört. Wie alle solche Verbände, hat er verschiedene Phasen durchgemacht. Vor etwa 1½ Jahrzehnten schien er der Auflösung nahe zu sein, dann aber ist ein erst langsamer, dann immer rascherer Aufschwung zu bemerken gewesen, und die vorjährige Versammlung in Münster und vor Allem die diesjährige zeigen den Verband wieder in voller Schaffensfrische; sowohl die Zahl und die Namen der Theilnehmer, als die reiche Fülle der wissenschaftlichen Arbeit, die geleistet wurde, läßt erkennen, daß der gesunde Gedanke, den der Verband vertritt, sich siegreich durchgerungen hat. Es hängt das hauptsächlich damit zusammen, daß die Thätigkeit der Geschichtsvereine auch von der gelehrten Geschichtsforschung jetzt viel höher gewerthet wird als früher. Doch verdankt der Verband seine gedeihliche Entwicklung auch der Betriebsamkeit seines langjährigen Vororts, des Berliner Geschichtsvereins, der eben jetzt eine Wiederwahl abgelehnt hat. Das gab Gelegenheit, eine Veränderung in der Organisation des Vereins anzubahnen; ein vom Archivdirector Wolfram in Metz und dem Unterzeichneten eingebrachter Antrag bezweckt, in Zukunft nicht wieder einem einzelnen Verein die Vorortschaft zu übertragen, sondern einen freigewählten Vorstand an die Spitze zu stellen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen und die dadurch nöthig werdende Aenderung der Statuten einem Ausschuß von 7 Personen überwiesen, der im nächsten Jahre bestimmte Vorschläge machen soll. Bis dahin bleibt die Geschäftsleitung in den bewährten Händen des bisherigen Vorsitzenden Archivraths Dr. Bailleu-Berlin.

Die zweite bedeutungsvolle Neuerung ist der erste allgemeine deutsche Archivtag. Bisher pflegten sich die Archivare noch nicht, dem allgemeinen Brauche folgend, zu „versammeln“. Daß sie ihr Beruf, wie vor Zeiten, auf geheimnißvolle Einsamkeit hinweist, kann man heute, wo die Archive in liberalster Weise geöffnet sind, gewiß nicht mehr behaupten; sie bedürfen der Fühlung mit den Vertretern der verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete. Sie bedürfen aber auch der Fühlung unter einander; ein Austausch archivtechnischer und archivwissenschaftlicher Erfahrungen, für den es jetzt kein Organ giebt — die an dieser Stelle früher oft genannte „Archivalische Zeitschrift“ ist mehr und mehr ein Organ lediglich der bayrischen Archive geworden —, ist dringend wünschenswerth. Die Bibliothekare halten neuerdings Versammlungen im Zusammenhang mit den allgemeinen Philologenversammlungen ab; wenn die Archivare ebenso einen Anschluß an den Gesammtverein der deutschen Geschichtsvereine suchen, so liegt dies sehr nahe; denn alle Geschichtsvereine, die wirklich wissenschaftlich thätig sind, stehen mit den Archiven und den Archivaren längst in engster Fühlung, und wo das nicht der Fall ist, da ist regelmäßig bei dem betreffenden Verein oder bei dem betreffenden Archive etwas nicht, wie es sein soll. So wurden denn bisher die Hauptversammlungen des Gesammtvereins von zahlreichen Archivaren besucht; in der eigens für und durch sie gestifteten 4. Section werden seit Jahren archivalische Fragen mit Vorliebe erörtert. Wenn mit Rücksicht hierauf im vorigen Jahre beschlossen wurde, den Versuch eines allgemeinen Archivtags zu machen, so sahen wir das nur als einen Versuch an. Heute kann man sagen, daß dieser Versuch über alle Erwartungen gelungen ist. — Der Archivtag, der am 25. September früh ½9 Uhr eröffnet wurde, zählte nicht weniger als 82 Theilnehmer, unter ihnen Delegirte der preußischen, sächsischen, bayrischen und anderer deutschen Archivverwaltungen, der Kriegsarchive zu Berlin, Dresden, München, zahlreicher städtischer und standesherrlicher Archive; besonders erfreut waren wir über die Theilnahme mehrerer österreichischer Collegen, an ihrer Spitze der Vorstand des k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Hofrath Winter. Letzterem wurde der Ehrenvorsitz, dem Straßburger Bezirksarchivdirector Professor Dr. Wiegand der Vorsitz übertragen. Das Programm, das zu erledigen war, hatte den einzigen Fehler zu großer Reichhaltigkeit; jede der wichtigen Fragen, die zur Verhandlung kamen, hätte für sich die ganze zur Verfügung stehende Zeit ausfüllen können. Es sprachen Archivdirector Wiegand über die wissenschaftliche Vorbildung des Archivars, Reichsarchivrath Dr. Wittmann-München über Archivbenutzungs-Ordnungen, der Unterzeichnete über die Beziehungen der Staatsarchive zu den Registraturen und Archiven der Verwaltungs- und Justizbehörden. Man sah für diesmal davon ab, die Ergebnisse der Verhandlungen zu Resolutionen zusammenzufassen, die wohl von jedem der Vortragenden vorbereitet waren; wohl mit Recht: bei einer ersten Versammlung dieser Art ist es gewiß angebracht, zunächst nur im engeren Kreise Klarheit zu schaffen. Außer den Besichtigungen des Bezirksarchivs, eines Neubaues, der bereits als mustergiltig anerkannt ist, des Staatsarchivs und der prächtigen, seit 1879 von ihrem gegenwärtigen Vorstand Geh. Rath Dr. Barack aus dem Nichts geschaffenen Universitätsbibliothek fesselte die Aufmerksamkeit der Theilnehmer vor Allem der mit Demonstrationen und Experimenten verbundene Vortrag des Oberstabsarztes Dr. Schill-Dresden über die Verwendung des Zapon zur Conservirung schadhafter Archivalien. Bekanntlich hatte acht Tage vorher in Dresden auf Einladung des königl. sächsischen Kriegsministeriums eine Conferenz deutscher Archivare sich eingehend mit der Prüfung dieses Verfahrens beschäftigt und war dabei zu den günstigsten Ergebnissen gelangt; um diese auch weiteren Kreisen bekannt zu machen, hatte das Kriegsministerium dankenswerther Weise den genannten Herrn nach Straßburg geschickt, wo die hohe Bedeutung der Sache entschiedene Anerkennung fand. Bei dem so überaus erfreulichen Verlaufe des Archivtages

konnte es nicht Wunder nehmen, daß die Versammlung fast ohne Debatte beschloß, schon im nächsten Jahre zu Dresden einen zweiten Archivtag abzuhalten.

Nun zur Hauptversammlung des Gesammtvereins selbst, die ein bunteres Bild bot, aber ebenfalls sehr befriedigend verlief. Die Theilnehmerzahl betrug gegen 300, davon etwa die Hälfte Auswärtige. Von deutschen Regierungen hatten Vertreter entsandt Preußen (Geh. Oberregierungsrath v. Bremen und Namens der Archivverwaltung Archivrath Dr. Bailleu), Sachsen (Geh. Regierungsrath Dr. Roscher), Württemberg, Baden, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig, Hamburg, Elsaß-Lothringen. Ausnahmsweise groß war auch die Zahl der Vereine, die Delegirte geschickt hatten; während diese Zahl sonst zwischen 25 und 35 schwankte, waren es diesmal 52, also nicht viel weniger als die Hälfte der verbundenen Vereine (jetzt 124) war vertreten. Schon der Begrüßungsabend im Civilcasino zeigte die Eigenart der Versammlung, die Forscher und Geschichtsfreunde zu vereinigen berufen ist. Das von Mitgliedern der genannten Gesellschaft trefflich aufgeführte Singspiel, die „Kunkelstube", führte uns in anmuthigster Weise in den Geist und die Sitten der Elsässer ein; Volkskunde und Geschichtsforschung reichen sich ja überall die Hand. Viel Beifall fand auch eine humorvolle und meisterhaft vorgetragene Dichtung des Schauspielers Borée, nebenbei eines Dresdners. Die Hauptversammlung selbst wurde am 26. September früh 8½ Uhr in der prächtigen Aula der Universität durch Archivrath Dr. Bailleu als Vorsitzenden eröffnet; der Ehrenvorsitz wurde auf Antrag des Generalmajors Dr. v. Pfister (Stuttgart) dem Bürgermeister Back und dem Staatsrath Dr. v. Schlumberger übertragen. Einer Reihe von Begrüßungsreden, unter denen wir nur die des Ministerialraths Hamm (Namens der Regierung), des Bürgermeisters Back (Namens der Stadt) und des Rectors der Universität Prof. Dr. Ziegler erwähnen, folgte ein geistvoller Vortrag des Prof. Dr. Varrentrapp: „Straßburgs Einwirkung auf Goethe's historische Anschauungen". Leider vermögen wir an dieser Stelle weder auf diesen noch auf die Vorträge des Prof. Dr. Hennig „Aus der Vorgeschichte des Elsaß" und des Privatdocenten Dr. Bloch „Die geschichtliche Einheit des Elsaß", durch welche die am 27. September stattfindende Vorversammlung ausgefüllt wurde, näher einzugehen; es ist wohl anzunehmen, daß diese Vorträge durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. — Unmittelbar an die Hauptversammlung schlossen sich Delegirten- und Sectionssitzungen an, die an beiden Tagen sich mit kurzen Pausen bis in die Abendstunden hinzogen. Die Hauptbeschlüsse der Delegirtenconferenz (Abänderung der Statuten und Wahl von Dresden zum nächsten Versammlungsorte) haben wir bereits oben erwähnt; außerdem heben wir nur noch hervor die Anregungen des Prof. Dr. Fincke-Freiburg i. Br. und des Prof. Dr. v. Zwiedineck-Graz, die auf Herstellung einer näheren Verbindung zwischen den Gesammtvereins-Versammlungen und den seit einigen Jahren abgehaltenen Historikertagen hinzielten. Für die Sectionen lag ein überaus reiches Material vor, dessen völlige Erledigung von vornherein als unmöglich erscheinen mußte. Den Verhandlungen der I./II. Section (für Vorgeschichte, Archäologie und Kunstgeschichte), für die Oberlehrer Anthes-Darmstadt, Dr. Koehl-Worms, Prof. Dr. Mehlis-Neustadt a/H., Prof. Dr. Riese und Prof. Dr. Wolff-Frankfurt a/M. Vorträge angemeldet hatten, konnte Ref. nicht beiwohnen. In der III./IV. Section (für Geschichte und historische Hilfswissenschaften) sprachen Abbé Gény über die Schlettstadter Stadtrechte, Prof. Dr. Knod über die deutsche Nation in Padua, Prof. Dr. Witte über Burggraf Friedrich III. von Nürnberg und den althohenzollerschen Besitz in Oesterreich. Geh. Archivrath Dr. Grotefend ersuchte die Vereine, ihm für sein allen Fachleuten wohlbekanntes Handbuch der Chronologie Mittheilungen über neu aufgefundene oder veröffentlichte Kalendarien zu machen. Prof. Dr. Lamprecht wies auf die in der Gründung begriffene Gesellschaft für deutsche Culturgeschichte hin. Archivdirector Wolfram stellte den Antrag, daß die deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine die Anfertigung historischer Ortsverzeichnisse in Angriff nehmen möchten; die Versammlung wählte einen Ausschuß, um einen einheitlichen Plan dafür zu entwerfen. Endlich wurden mehrere hochwichtige Fragen in Sitzungen der vereinigten Sectionen behandelt. Hier sprachen Domherr Keller über den Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, Director Dr. Lienhart über die von ihm bearbeitete Sprachkarte des Elsaß, Prof. v. Thudichum und Prof. Lamprecht über den erfreulichen Fortgang der Grundkarten für Deutschland, von denen an dieser Stelle wiederholt die Rede war; wir heben aus dem interessanten Referat nur hervor, daß der sächsische Generalstab die Bedeutung der Grundkarten auch für militärtechnische Fragen anerkannt hat und daß die Versammlung u. A. eine Resolution annahm, durch welche der sächsischen Regierung und der Universität Leipzig warmer Dank für ihre Bereitwilligkeit bei Begründung einer Centralstelle für die Grundkarten in Leipzig ausgesprochen wurde. Endlich wurde eine von dem im vorigen Jahre gebildeten Ausschusse für Denkmalspflege vorgeschlagene Resolution angenommen, die einige Grundzüge für die gesetzliche Regelung des Schutzes der Denkmäler enthielt und den deutschen Regierungen zur geneigten Berücksichtigung mitgetheilt werden soll. — Die reichhaltige Tagesordnung ließ wenig Raum für die üblichen Vergnügungen. Immerhin verliefen das in dem prächtigen Saale des „Bäckehiesel" abgehaltene Festmahl, das durch viele und theilweise sehr gehaltreiche Tischreden gewürzt wurde, das sich anschließende, leider vom Wetter sehr wenig begünstigte Concert in der Orangerie und die, wie dies letztere von der Stadt Straßburg dargebotene Festaufführung der „Walküre" im Stadttheater am 27. September in glänzender Weise. Einen vortrefflichen Abschluß hätte der am 28. September stattfindende Ausflug auf den Odilienberg geboten, wenn nicht gerade an diesem Tage der Himmel alle seine Schleusen geöffnet zu haben schien. Immerhin sorgte schon der „Ehrenwein", den die reizenden alten Vogesenstädtchen Oberehnheim und Barr boten, dafür, daß die Versammlung mit den besten Eindrücken von Straßburg schied. — Referent konnte sich noch nicht sobald von dem in unseren Gegenden noch so wenig bekannten lieblichen Reichsland trennen und benutzte die folgenden Tage, um den prächtigen Reichsstädten der Vogesen und den großartigen Aussichtspunkten des Oberelsaß einen Besuch abzustatten. Erst an den lieblichen Ufern des Vierwaldstätter Sees fand er Muße zu diesem Bericht, der indeß wohl nicht zu spät kommt, um den oben angedeuteten Zweck zu erfüllen.

Brunnen (Schweiz).

Ermisch.

Bücherbesprechungen.

— Geschichte der Lehre vom heiligen Geist in zwei Büchern. Von D. K. F. Noesgen, Professor in Rostock, Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 6 ℳ 40 ₰. — Jede Glaubenslehre, von welchem Standpunkt sie auch geschrieben sein mag, zeigt dem Theologen, daß das hier bezeichnete Lehrstück den Ausbau noch nicht gefunden hat, den es nach dem vorliegenden biblischen Lehrinhalt eigentlich haben müßte. Während nun das gleichzeitig erschienene Werk von Lechler sich der Darstellung dieses letzteren widmet, wendet sich Noesgen unter ausdrücklichem Verzicht auf die Lösung dieser Aufgabe der theologischen Arbeit zu, die in zwanzig christlichen Jahrhunderten auf diesem Gebiet geleistet worden ist. Wie es mit dieser Arbeit steht, zeigt schon der Umstand, daß das erste Buch, welches sich mit der ganzen vorreformatorischen Zeit beschäftigt, nur die Hälfte des Umfangs beansprucht, den das zweite erreichen mußte, und das will besagen, daß die ganze altchristliche und mittelalterliche Theologie eine Lehre vom heiligen Geist, die diesen Namen verdiente, entweder überhaupt nicht gekannt hat oder mit ihr über Ansätze und Versuche nicht viel hinausgekommen ist. Aber auch in der nachreformatorischen Theologie liegt die Sache kaum viel anders. Das reiche biblische Material, das in Luther's Schriften für diesen Lehrgegenstand beigebracht ist, ist von der altlutherischen Dogmatik sehr wenig verwerthet worden und spätere Bemühungen nach dieser Richtung haben nirgends zu Leistungen geführt, die beispielsweise denen auf christologischem Gebiete verhältnißmäßig gleichkämen. So kann man es beinahe als die Hauptaufgabe dieses Buches bezeichnen, diese Lücken überall nachzuweisen, neben der anderen, das doch immerhin Vorhandene aufzusuchen und abzuschätzen. Es ist eine außerordentlich mühevolle Arbeit gewesen, deren Gewinn hier niedergelegt ist. Mag an mancher Stelle reichliche Vorarbeit zur Benutzung vorgelegen haben, so wird noch viel häufiger, wie die Sache einmal steht, der Fall eingetreten sein, daß eine in guter Zuversicht aufgesuchte Quelle sich als unbrauchbar erwies und neue mühsame Forschungen

nöthig wurden. Und oft genug galt es, ganze theologische Systeme zu bewältigen, sie nach ihren grundlegenden Gedanken und nach deren Ausführung zu studiren, um schließlich an verschiedenen Punkten derselben einen recht geringen Ertrag für das behandelte Gebiet zu gewinnen. Der Verfasser hat alle diese Mühen nicht gescheut, hat auch die asketische Literatur verschiedener Perioden und ihren Liederschatz zur Vergleichung herangezogen und ist so auch den Spuren einer Lehrentwickelung nachgegangen, die sich systematischer Ausgestaltung entzogen hat. Jedes gute Buch wird zum Besten der Leser geschrieben, aber von diesem Werke gilt das auf eine ganz besondere Art: der Verfasser will nun, was er zusammengetragen und verarbeitet hat, gern an Andere überlassen, daß sie jene Lücken ausfüllen und jene Versuche neu anstellen. Wann nun auch die Zeit kommen mag, wo man hier an's Werk gehen wird, jedenfalls wird zum Aufsuchen der Anknüpfungen und zur Verwerthung des bereits Vorhandenen diese werthvolle Skizze, wie sie der Verfasser bescheiden nennt, ein unentbehrliches Hilfsmittel bilden. B. K.

— Evangelische Predigten von Oberhofprediger D. Ernst Dryander. Sechste Auflage. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagshandlung (Max Grosse) 1899. 2 ℳ 50 ₰. — Diese neue Auflage ist lediglich nur Abdruck der fünften, die wir 1894, Wissensch. Beil. Nr. 58, angezeigt haben, nur daß hier ein paar Druckfehler stehen geblieben sind, die sich dort nicht fanden. Die schnell aufeinander folgenden Auflagen bei den Werken solcher Verfasser, die sich in hervorragenden Lebensstellungen befinden, verursachen dem Anzeigenden Schwierigkeit. Er hätte wohl von der Mehrzahl der Leser nichts zu befürchten, wenn er einfach wiederschriebe, was er das letzte Mal geschrieben hat, und so hätte er seiner Pflicht auf die unverfänglichste Weise genügt. Aber es wäre doch unbillig, wenn auf solche Weise neue Eindrücke, die beim wiederholten Lesen empfangen wurden, verschwiegen werden sollten. Ueber die Sorgfalt der Schriftforschung, die Gewandtheit der Anwendung, die Folgerichtigkeit des Gedankengangs und die fast durchaus edle und weihevolle Gestaltung der Sprache herrscht bei den Kennern der Dryander'schen Predigten keine Meinungsverschiedenheit. Aber weit mehr noch, als bei der zweiten Sammlung, in der eine größere Anzahl längerer Schriftabschnitte ihre Auslegung gefunden haben, ist uns beim diesmaligen Lesen dieser ersten der große Unterschied aufgefallen zwischen Predigten über freigewählte Texte und Predigten über Perikopen. Irgend ein Lieblingsgedanke, der den Prediger bewegt hat, oder eine von ganz vereinzelter Seite her empfangene Anregung liefert den Text, der dann mit seinem oft ganz speciellen Inhalt einer ganzen hörenden Gemeinde aufgenöthigt wird. Die daran gewöhnten Gemeinden werden sich dieses Mangels ihres gottesdienstlichen Lebens kaum mehr bewußt werden; aber wieviel beachtenswerthe Hilfsmittel der Belehrung und der Erbauung gehen doch dem Hörer verloren, wenn ihm als Hauptmittelpunkt des ganzen Gottesdienstes irgend ein Spruch entgegenklingt, der weder mit dem verlesenen Evangelium des Sonntags, noch mit der Zeit des Kirchenjahres in irgend einem Zusammenhang steht! Wie wunderlich ist's aber vollends, wenn aus irgend einem Grunde solch ein vereinzelter Gedanke; wie: Wenn du mich demüthigest, machst du mich groß, der Gemeinde entgegengebracht und dabei ausgesprochen wird, daß im Grundtext die Stelle einen etwas anderen Sinn habe (S. 73)! So mußte doch zum Mindesten ein Spruch gesucht werden, der auch im Grundtext diesen Gedanken klar und zweifellos ausspricht. Wir wollten die Aussprache dieses Eindrucks nicht unterdrücken, damit die Leser außer dem vielen Andern, was aus diesen gehaltvollen Predigten zu lernen ist und dessen wir reichlich schon öfter gedacht haben, dabei auch lernen möchten, über den hohen Vorzug der Predigten über bestimmte Perikopen nachzudenken. B. K.

— Seelsorgerliche Kreuzfahrten im Kampf wider kräftige Irrthümer. Von Johann Friedrich Hashagen, Doctor und ord. Professor der Theologie, Director des homil.-katech. Seminars und Universitätsprediger zu Rostock. II. Bd.: Die Gemeinde des Herrn nach den sieben apokalyptischen Sendschreiben. 3. Heft: Das Sendschreiben an die Engel der Gemeinden in Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 2 ℳ 20 ₰. — Der zweite Band dieses eigenartigen Werkes ist mit diesem dritten Heft vollendet und ein ausführliches Register ist beigegeben, in dem nicht blos die in dem Sendschreiben selbst vorkommenden Personen und Sachen, sondern auch die wichtigsten dogmatischen und ethischen Begriffe, soweit sie hier Erörterung gefunden haben, mit den betreffenden Nachweisen versehen worden sind. Der Charakter des Buches hat sich, je weiter es seiner Vollendung entgegenging, insofern ein wenig geändert, als es aus der Gestalt umfänglicher Abhandlungen über einzelne Seiten des christlichen Glaubens- und Gemeindelebens allmälig in die Form einer praktisch-theologischen Auslegung hineingewachsen ist. Es lag das in der Natur der Sache. So verschieden auch die Zustände in den Gemeinden waren, an die die Sendschreiben gerichtet sind, und so verschieden demnach die Mahnungen und Weissagungen ausfallen mußten, so findet sich doch genug Aehnliches, das in entsprechender Weise wiederkehrt, und so bot sich je länger, desto weniger Anregung zu ausführlicher Behandlung kirchlicher Fragen. Nachdem das erste Heft sich mit sieben und das zweite mit zehn Bibelversen beschäftigt hatte, genügte dieses dritte Heft zur Erledigung von vierunddreißig. Der Inhalt dieses letzteren giebt sich im Wesentlichen als eine Erklärung der betreffenden Abschnitte, die auf sorgfältigstem gelehrtem Studium beruht, den Werth der Ausdrücke bis aufs Einzelste abwägt und das, was zur Erbauung und Unterweisung dienen kann, hinzufügt unter weitgehender Berücksichtigung nicht nur der gesammten vorhandenen Literatur, sondern auch aller möglichen vergleichbaren Zustände und Umstände aus der Geschichte der christlichen Kirche. In welchem Geiste und mit welcher Kraft diese Erklärung gegeben wird, das haben wir bei der Anzeige der beiden ersten Hefte ausführlich besprochen. Als seelsorgerliche Kreuzfahrten im Sinne des Verfassers können auch diese Ausführungen sicher gelten; denn das schöne Streben, alle diese seelsorgerlichen Worte des Herrn der Kirche zu liebreicher Seelsorge für die jetzt lebende Gemeinde zu verwerthen, tritt uns auf jeder Seite entgegen. Aber der Kampf wider kräftige Irrthümer, den der Verfasser in den zwei ersten Heften so muthig geführt hat, tritt hier doch mehr zurück und zwar noch mehr, als es nach dem oben Gesagten die Sache selbst so mit sich brachte. Die hochbedeutenden Worte Cap. 3, 15 ff. scheinen uns zu solchem Kampfe nicht ganz so ausgenutzt zu sein, wie es die kirchlichen Zustände unserer Zeit erfordert hätten. Jedenfalls bieten die Hefte die gründlichste und reichhaltigste Auslegung dieser zwei Capitel der Offenbarung. B. K.

— Ein amerikanischer Diogenes (Henry D. Thoreau). Von Carl Knortz, Professor und Schulsuperintendent in Evansville (Indiana). Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei (A.-G.) vormals J. F. Richter. 1899. — Die Lebensschilderung eines eigenthümlich veranlagten Menschenkindes, welches, halb Gelehrter, halb Jäger, Ackerbauer und Handwerker, ein umherschweifendes Leben in den Wäldern und Triften seiner Heimath geführt, einige Jahre sogar in einer selbstgezimmerten Hütte einsiedlerisch am Ufer des Waldensees gelebt, nebenbei auch einige Werke geschrieben und mit bedeutenden Männern wie Emerson verkehrt hat, schließlich aber infolge des Secessionskriegs an gebrochenem Herzen gestorben ist. Als Zugabe ist noch ein Excurs über die Einsamkeit beigegeben, welcher nichts Neues bietet. Nach unserer Meinung ist Thoreau's Persönlichkeit nicht bedeutend genug, um eine literarische Darstellung, geschweige denn die Uebersetzung einer solchen ins Deutsche zu verdienen, vollends nicht für amerikanische Verhältnisse, wo es doch an Originalen überhaupt nicht fehlt. W—n.

— Dr. Paul Wigand, Der menschliche Körper im Munde des deutschen Volkes. Eine Sammlung und Betrachtung der dem menschlichen Körper entlehnten sprichwörtlichen Ausdrücke und Redensarten. 119 S. 1,50 ℳ Frankfurt a. M., Johannes Alt. 1899. — Dem menschlichen Körper sind die meisten deutschen Sprichwörter und Redensarten entlehnt. Der Verfasser der kleinen Monographie zieht nicht weniger als 90 Körpertheile (im weiteren Sinne) zum Beweis heran und führt 1112 solcher Redensarten an. Vom Herzen allein 113, vom Kopf 92, von der Hand 72 und vom Auge 70. Den kleinen, intimen Zügen der deutschen Volksseele auf diesem Gebiete folgt der Verfasser mit Interesse, der Komik (Auge auf ein Mädchen werfen; sich die Beine ablaufen; auch: „Die Beine unter den Arm nehmen" hätte er anführen können :c.), dem Ernst und Tiefsinn, der sich da offenbart. Wer Sprichwörter sammelt, muß auch in der Volksseele lesen können. In solcher Beschäftigung lebt gesunde, lebensfrische Germanistik. Staunenswerth sind die feinen Unterschiede des Ausdrucks, die in diesen Redensarten hervortreten. Allerdings werden solche Redensarten oft auch falsch angewandt oder durcheinander geworfen. Viel benutzt hat der Verfasser Borchardt und Wustmann, Die sprich-

wörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Er faßt aber mehr die logische und psychologische Seite ins Auge. Gegenwärtig nicht mehr im Volksmunde lebende Ausdrücke sind unbeachtet geblieben. In sieben Gruppen werden die symbolischen Bewegungen (halsstarrig ꝛc.), die symbolischen einzelnen Theile des Körpers (Herz für Gefühl ꝛc.), die Synekdoche, der Theil fürs Ganze (Geizhals), Wirkung für Ursache und Ursache für Wirkung (Athemlos zuhören — Kein Auge zuthun), die symbolischen Handlungen des Körpers (Kopfüber), die dem menschlichen Körper entnommenen äußeren Vergleiche (Meerbusen) und die dem Körper entnommenen Maße, Namen und sinnlosen Ausdrücke gründlich behandelt. In alphabetischer Ordnung wird der Reichthum dieser Redensarten dann noch einmal vorgeführt und im Anhange symbolische Ausdrücke und Redensarten, die der regelmäßigen Thätigkeit und gewissen Eigenschaften des menschlichen Körpers entlehnt sind und worin kein bestimmter Körpertheil genannt ist (Einnicken ꝛc.) und symbolische Ausdrücke und Redensarten von der Kleidung (Fingerhut ꝛc.) aufgeführt. Das Buch ist mit großem Fleiß geschrieben, aber naturgemäß nicht frei von etwas einförmiger Wirkung, da viele Redensarten sich in den verschiedenen Gruppen wiederholen.

Martin Beck.

— Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht. Streifzüge eines Arztes in das Gebiet der Strafrechtspflege. Von Dr. med. Theodor Büdingen. Braunschweig 1899. Friedrich Vieweg & Sohn. — Ein Sonderabdruck aus der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege, bestimmt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Strafanstalten als tuberkulöse Seuchenherde und die hieraus resultirende Gefährdung der freien Bevölkerung zu lenken. Verfasser begründet die These: Eine wesentliche und dauernde Herabsetzung der Sterblichkeits- und Erkrankungsziffer der Lungenschwindsucht innerhalb der freien Bevölkerung ist durch eingehendere Berücksichtigung der dem Gefängnißwesen innewohnenden und von ihm ausgehenden Tuberkulosegefahr möglich. Ein im Zeitalter der Volkssanatorien jedenfalls sehr actuelles Thema. Die praktischen, auf die Strafrechtspflege und die bedingte Begnadigung abzielenden Vorschläge des Verfassers wollen und können nur allgemeinere Anregungen sein.

N—l.

— Allgemeine Sammlung niederdeutscher Räthsel. Herausgegeben von Rudolf Eckart. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Göttingen, Verlag von Franz Wunder. — Rudolf Eckart hat sich schon durch verschiedene Arbeiten auf plattdeutschem Sprachgebiete einen guten Namen gemacht. Rastlos und unermüdlich sammelt er, und wo manch ein Anderer meint, bei dem heutigen Verkehrsleben und bei dem Alles einebnenden Einflusse der hochdeutschen Schriftsprache sei in Mundart und Volksthum wirklich Echtes kaum noch zu finden, da sprudeln ihm die Quellen noch immer ganz ergiebig. — Welch eine kindliche Freude das Volk an scherzhaften Räthselfragen hat, ist allgemein bekannt. Manches derartige Späßchen darf wohl als gemeindeutscher Volksbesitz gelten, wie z. B. die Frage: Wozu raucht man Cigarren (Nr. 378)? Antwort: Zu Asche. Aber Mancher wird doch staunen, welch ein fast unerschöpflicher Reichthum an solchen mehr oder minder derbwitzigen Fragen und Antworten im Volke lebt. Eckart's vorliegende Sammlung umfaßt 1042 Nummern. Da er die schon gedruckte Räthselliteratur (S. 146 bis 148) fleißig benutzt hat und die Unterstützung einer Reihe emsiger Mitarbeiter genossen hat (Vorwort S. VI), so wird ihm wohl wenig Wichtiges entgangen sein. Trotzdem spricht er die Bitte aus, etwa Uebersehenes ihm einzusenden, damit er es für eine spätere Auflage verwerthen könne. Mit gelehrtem Beiwerk — Varianten, Ortsangaben — hat Eckart sein Büchlein nicht belastet, weil er zunächst damit nicht wissenschaftliche Zwecke verfolgte, sondern nur ein Volksbuch schaffen wollte. Wir hoffen mit ihm, daß er den Dank Derjenigen finden wird, die Sinn haben für einen kräftigen Witz und gegen eine handfeste Derbheit nicht allzu empfindlich sind. Das ist ja nicht zu leugnen, daß die Fragen hier und da mit voller Absicht in eine zweideutige Form gebracht sind; man vergleiche z. B. Nr. 462 und 463. Aber wie weit entfernt sind diese saftigen Volksspäße doch noch von den kunstvoll stilisirten Zoten mancher moderner Witzblätter! Und wie zart spricht sich anderswo auch wieder die Freude an der Natur und ihrer Schönheit aus, z. B. in Nr. 923. Die Volkskunde ist gerade jetzt im kräftigen Aufschwunge begriffen. Diese Strömung wird dem Buche zu Gute kommen. Es verdient eine freundliche Aufnahme.

R. B.

— Der Bote für deutsche Literatur, ausgesandt an die Deutschen der Erde. Organ des Scheffelbundes. Verlag von Georg Heinrich Meyer in Leipzig. (Monatlich ein Heft, Bezugspreis vierteljährlich 60 ₰.) — Ueber Mangel an Kunst- und Literaturblättern kann man in Deutschland nicht klagen. Aber bei der immer unheimlicher wachsenden Menge der neu erscheinenden Bücher wird es auch immer schwerer, selbst und allein den Weg zu finden durch das Wirrsal des modernen Schriftthums. Uns dünkt, der Bote für deutsche Literatur verdiene besonderes Vertrauen als Führer und Wegweiser. Natürlich tritt er für das Neue mit Wärme ein. Aber auch da hält er sich von Einseitigkeit fern und bleibt bei seiner ehrlichen Ueberzeugung. Das beweist z. B. das harte, aber gerechte Urtheil über Hermann Bahr (in dem 5. Hefte des laufenden Jahrgangs). Liebevolle Aufmerksamkeit widmet er dem deutschen Schriftthum Oesterreichs. Mit nachdrücklicher Entschiedenheit weist er auf solche Werke hin, die den kräftigen Geruch der heimathlichen Scholle athmen. Es ist nicht Zufall, daß er Peter Rosegger mit Vorliebe zum Worte kommen läßt. Damit trifft er vollkommen unseren Geschmack, und die Art, wie Johanna Niemann's vorlaute Kritik über die ehrsame Alltäglichkeit der Heimathkunst zurückgewiesen wird (1899, Heft 7 und 8), hat durchaus unsern Beifall. Für einen wesentlichen Vorzug des Boten halten wir, daß er nicht blos selber urtheilt, sondern auch dem Leser Gelegenheit zum Urtheilen giebt, das will heißen, daß er reichlich Proben aus den Werken unserer Dichter und Schriftsteller darbietet. Man wird nicht leicht anderswo für so wenig Geld — das Monatsheft von zwei Bogen 20 ₰ — eine so vielseitige Anregung finden, wie in dem Boten. Er hat sich das Ziel gesteckt, Kunde von deutschem Geistesleben in die weitesten Kreise der Heimath und Fremde zu tragen. Hoffentlich findet er immer mehr Freunde, schreibende und lesende, die ihm dazu helfen, daß er es erreicht.

R. B.

— Großer Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten für das Jahr 1900. Lahr, Druck und Verlag von J. H. Geiger (Moritz Schauenburg). — Der Hinkende Bote von Lahr versteht das Geschäft des Kalendermachens, das beiläufig durchaus nicht etwa das leichteste ist, aus dem Grunde, das hat er noch jedes Jahr bewiesen. Er besitzt ja auch die nöthige Uebung und Erfahrung dazu. Im Jahre 1801 ist sein Kalender zum ersten Male herausgekommen. Er macht also mit dem vorliegenden Jahrgange 1900, genau wie das neunzehnte Jahrhundert selber, das Hundert voll. Zur Feier dieses großen Ereignisses hat er denn nun seine allerbeste Laune aufgesetzt und plaudert von den Welthändeln in so köstlicher Weise, in übermüthigem und, wo es sein muß, auch wieder ernstem Tone, daß man seine helle Freude daran haben kann. Schon bei dem Begrüßungsgedichte „Der Hinkende Bote als Hundertjähriger“ geht einem das Herz auf, und vollends die Standrede auf das 19. Jahrhundert ist geradezu ein Muster kernigen Volkshumors und gemahnt zum Theil an den seligen Rheinischen Hausfreund, den wackeren Joh. Peter Hebel. Die Art, wie der Hinkende sich über den verflossenen Friedenscongreß ausläßt, könnte freilich unbeschadet der Wirkung um eine Nummer respectvoller gegen den Selbstherrscher aller Reußen genommen sein, das soll zugegeben werden. Aber daß der alte Prakticus Recht behält mit seinem Spott, dafür lassen wir das neue Jahrhundert sorgen. Daß dieses — das neue Jahrhundert — erst mit dem 1. Januar 1901 anfängt, eine ganz sonnenklare Sache, die leider Vielen noch immer nicht recht einleuchten will, das beweist er Peter dem Barbier auch so haarscharf, daß ich den sehen möchte, der etwas Schlagendes dagegen vorbringen wollte. Die Erzähler, die er zu Worte kommen läßt — wir nennen nur Maximilian Schmidt, Hermann Heiberg und J. Mähly — haben sich auch dem kraftvoll derben und dabei doch wohlthuend warmen Gepräge, das dem Buche eigen ist und das ihm so viele Freunde erworben hat, in glücklichster Weise angepaßt. Auch im äußeren Gewande erscheint der altbeliebte Kalender würdig der Jubelfeier, die er begeht. So sei denn der treffliche Kalender Allen, die eine freimüthige, echt deutsche und gesund volksthümliche Sprache gebührend zu schätzen wissen, bestens empfohlen.

R. B.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Rissert in Leipzig.

№ 118. Dienstag, den 10. October, Abends. 1899.

Unser täglich Brod.

Culturgeschichtliche Skizze von Martin Beck.

So lange ein geselliges Zusammenleben dem Menschen noch fremd war, aß er alle Körnerfrüchte roh wie Eicheln, Buchedern, Nüsse, Mandeln und Kastanien. Höchstens fiel es ihm manchmal ein, die unreifen Kornähren wie die Fleischstreifen des erlegten Wildes am Feuer zu rösten und zur ferneren Wegzehrung mitzunehmen. Das that er, wenn er einmal an Ort und Stelle nicht Alles verzehren konnte und fürchtete, bei weitem Umherschweifen dem Mangel ausgesetzt zu sein. Durch das Rösten, das die Zellgefäße der Körner sprengt, wie das Braten die Muskelgefäße des Fleisches, wurden diese nicht nur verdaulicher, sondern auch wohlschmeckender. Man behielt die Zubereitungsart deshalb bald nicht mehr nur als Nothbehelf, sondern für den gewöhnlichen Bedarf bei vielen Völkern sehr lange bei. Späterhin zermalmte man die reifen Körner zu Mehl, goß kaltes Wasser darunter und aß diesen Brei. Solches Mehl wurde auch zur Wegzehrung mitgeführt. Wasser war überall zu haben. Viel Mehl konnte man aber nicht mitnehmen. Man genoß deswegen unterwegs auf dem Jagdzug nur dünnen Mehltrank, nicht, wie daheim, dicken Mehlbrei. Da lag nun der Gedanke nahe, den Brei für weite Wege irgendwie zu conserviren. Das gedörrte Wildfleisch diente wiederum zum Vorbild. Der Brei wurde zu einem steifen Teig gemacht, den man an der Sonne dörrte, am Feuer röstete oder auf heißem Steine buk. So erhielt man Brod. Das war bequem bei sich zu tragen und aufzubewahren und dem Verderben nicht so leicht preisgegeben wie Mehl. Mit dem Backen war ein Culturfortschritt erreicht worden, der für die Menschheit eine fast ebenso ungeheure Tragweite besaß wie der ihm vorangegangene der Feuerbenutzung. Hatte sich der Mensch, der vorher nur rohe Früchte und rohes Fleisch aß, durch das Braten des Fleisches hoch über den thierischen Zustand der instinctiven Sättigung erhoben, so erhöhte ihn das Backen, als eine künstliche Form der Vorverdauung, die seine Organe verfeinerte, zu einem wirthschaftlich denkenden Wesen. Das Feuer machte ihn gesellig, das Backen seßhaft. Im Grunde ist das Backen nur stofflich vom Braten unterschieden. War dieses noch der Sorge des Mannes, des Jägers und Fleischschaffers, unterstellt, so nahm sich das Weib des keine Kraft, aber mehr geduldige Mühe fordernden Backens an, durch das es erst zur Hausfrau wurde. Die Indianer haben die Sitte, daß beim Austausch der Hochzeitsgeschenke die Eltern des Mädchens Brod, die des Mannes Fleisch schenken. Durch das Backen wuchs die Entfernung zwischen Mensch und Thier immer mehr und mehr. Die Fleischbeschaffung hatte nur List und Kraft verlangt. Das besaßen die Raubthiere auch. Die Brodbereitung mit ihren vielen Vorstufen, dem Körnersammeln, das zum Säen und Ernten führte, dem Zermalmen zu Mehl, dem Teigbereiten u. s. w., konnte nicht blos auf den günstigen Augenblick sich verlassen. Sie begrenzte das unbekümmerte Umherschweifen der Menschen, um sie allmälig ganz an die Scholle zu fesseln. Sie erzog zum Denken an die Zukunft. Sie verlangte sorgfältiges Haushalten und treue Arbeit, die in ihrer Mannigfaltigkeit die Keime einer Menge neue Lebensformen schaffender Gedanken barg. Das Backen weckte im Menschen erst den Pionier der Erde, den Herrn der Schöpfung. Es lehrte ihn, sich Feuer, Wasser, Wind, Thiere und Mitmenschen dienstbar zu machen. In groben Strichen sind vorhin die Vorstufen bis zur Brodbereitung gezeichnet worden. Jedes Culturvolk hat sie zu erklimmen gehabt, in Asien und Amerika, in Afrika und Europa. Manches hat etwas abweichende Nebenstufen überwunden. Viele uncivilisirte Stämme stehen noch auf jenen Vorstufen. Noch im vorigen Jahrhunderte pflegten die Delawaren und Irokesen, wie der Missionar Loskiel erzählt, halbreife Maiskolben zu braten und das reife Korn in der Asche zu rösten. Sie nahmen auch Maismehl mit auf größere Jagdzüge, um sich zeitweilig einen Mehltrank mit kaltem Wasser zu bereiten. Daheim in ihrem Wigwam verdickten sie den Trank zu einem Brei, aus dem sie handgroße, zwei Finger dicke Scheibchen formten. Die wickelten sie in Blätter, legten sie auf heiße Asche und deckten sie mit glühenden Kohlen zu. So buken sie ihr Brod. Geröstete Getreidekörner werden bei einigen asiatischen Völkern noch heute genossen. Sogar auf der Balkanhalbinsel trifft man diese Sitte zuweilen an. Auch die Juden aßen noch solche Körner. Geröstete Gerste bildete einen wesentlichen Theil des griechisch-katholischen Opferrituals. Das erschließt einen Blick auf einen uralten Volksbrauch. In heißer Asche gebackenes Gerstenbrod, ähnlich dem bereits beschriebenen Maisbrod der Indianer, aß Nachtigal öfter in Nordafrika. Solches ungesäuertes Brod ist überhaupt das tägliche Brod der Beduinen. Die Juden aßen solches Brod, panis axymus oder dulciarius, so lange sie noch ein Nomadenleben führten. Gesäuertes Brod lernten sie erst durch die Aegypter kennen, denen ihre ausgedehnte Bierbereitung den Gährungsstoff, die Hefe, lieferte. Als Sauerteig erhielten den die Nachbarvölker. Aber auch die gesäuerten Brode buken die Juden in der alterthümlichen Form flacher Kuchen, die sie auf heißen Steinen trockneten. In ihren Osterfladen oder Matzen, die bei den jüdischen Gemeinden aller Länder am Passahfest zum Andenken an den sogen. Auszug aus Aegypten verzehrt werden, hat sich noch die Erinnerung an die ungesäuerten Brode bewahrt. Von den Aegyptern lernten auch die Griechen erst gesäuertes Brod backen, ungesäuertes verstanden sie schon vorher zu bereiten. Pan oder auch die Ceres, die deshalb unter die Götter versetzt wurde, sollte ihnen, der Sage nach, die Brodbereitung gezeigt haben. In Athen aber wurde Dionysos als Erfinder des Backens hoch gefeiert. Ihm zu Ehren wurden an den Dionysien große Schaubrode in festlichem Umzuge umhergetragen. Bei den erfinderischen und üppigen Athenern erfuhr die Brodbereitung vielfache Ausbildung und Verfeinerung. Weizen- und Gerstenbrode in runder Form und von verschiedener Größe waren am verbreitetsten. Gewöhnlich buk man die Brode aber nur so klein, daß eins für den Tagesbedarf einer Person genügte. Es kamen jedoch auch Brode vor, die für drei Tage ausreichten. Neben diesem täglichen Brod gab es noch eine Art Kuchen und Brodkuchen, denen Oel, Wein, Milch und Pfeffer beigefügt war. Diese Brodkuchen hießen alexandrinisches Brod. Sie galten in Athen für das feinste und leckerste Backwerk. Je nach der besseren oder geringeren Mehlsorte, den Zuthaten und der Art und Weise des Backens stellte man verschiedene Arten des täglichen Brodes her. Die Müllerei, die selbstverständlich bedeutend älter ist, als die Bäckerei, wurde zu Homer's Zeit so betrieben, daß man die Getreidekörner mittels einer nägelbeschlagenen Rolle auf großen, platt und eben gehauenen Steinen zerrieb. Die Rolle ersetzte später ein Reibstein, der auf beiden Seiten Vertiefungen für die Hände bekam. In die Mitte dieses Steines schlug man dann ein Loch zum Nachfüllen der Körner. Der untere Stein erhielt eine Rinne, durch die das Mehl ablief. Das ist der Urtypus der Mühle. Diese Handmühlen bewegten knieende Frauen oder Sklaven. Auch dann noch, als man zwei große, schwere Steine von ziemlich gleicher Gestalt anwendete und an dem oberen eine wagerechte Treibstange anbrachte. Die Griechen, denen es die Römer dann nachahmten, ließen die Mühle später durch einen im Kreise gehenden Esel ziehen. Je leichter mit diesen Fortschritten der Müllerei

das Mehl gewonnen wurde, desto mannigfaltiger und allgemeiner wurde auch das Backen.

Der Backofen, wie man ihn im Morgenlande anwendete, war den Griechen nicht unbekannt. Die ursprüngliche Form bestand in einem Erdloch, das man durch starkes Feuer oder glühende Steine erhitzte. Auf die heißen Steine oder die Asche legte man dann das in Blätter gehüllte Brod und deckte hierauf das Loch fest mit Steinen und Erde zu. Solche Backöfen sind in der australischen Inselwelt und in Südafrika noch in Gebrauch, aber zum Rösten von Fleisch und Früchten. Am Zambesi in Südafrika sah Livingstone, wie man Elephantenfüße und andere größere Dinge darin zubereitete. Kleinere dörrte man an hohen, schräg über helles Feuer geneigten Stäben. Grue nannten die alten Dänen das Kochen in einem Aschenloch vor dem offenen Herde. Das moderne Grudekochen wird wohl darin seinen Ursprung haben. Der Backofen, in dem ja auch noch häufig gebraten wird, wenigstens auf dem Lande, wo ihn viele Bauernhäuser wie einen kleinen, dicken Bauch an der Rückseite tragen, ist weiter Nichts, als ein bequemeres solches Erdloch auf der Bodenfläche, nur mit fester Decke und seitlicher Oeffnung. Statt im Backofen buken die Griechen aber zwischen zwei Schichten heißer Asche oder noch lieber in irdenen und später eisernen Geschirren. Die hießen bei ihnen Klibanos, der Backtopf, eine Vervollkommnung der uralten Glühsteine. Dieses eigenthümliche Gefäß war aus dem Südwesten Asiens zu ihnen gekommen. Dort hatte die Holznoth der Steppen seine Erfindung veranlaßt. Denn es geht von allen Backvorrichtungen am sparsamsten mit der Feuerung um. Am Besten läßt es sich mit einer irdenen Wärmflasche vergleichen, d. h. mit einer, die einen flachen, kreisrunden Boden hat und sich nach oben birnenförmig verjüngt. Diesen Backtopf, ungefähr ein halbes Meter hoch, füllte man immer mit Holzstückchen oder Kuh- und Kameelmist. Das entzündete man. War das Feuer niedergebrannt, so schloß man die Oeffnung und klebte die Teigkuchen an die Seiten des heißen Gefäßes. Von den Griechen aus gelangte das Backen nach der italischen Halbinsel, aber verhältnißmäßig spät. Hier kochten die Ureinwohner Anfangs das Korn nur weich und verzehrten es, wie man heutzutage Reis und Graupen ißt. In späterer Zeit rösteten sie die Körner so, wie asiatische Völker es thaten. Dieser Culturfortschritt wird für so bedeutsam gehalten, daß Numa ihm zu Ehren das Fest der Kornröstung einführte, das alljährlich im Februar hoch gefeiert wurde. Bald gingen die Römer aber zu einer anderen Zubereitungsweise des Kornes über. Sie zermalmten es mit Steinen. Der als Unterlage dienende Stein vertiefte sich naturgemäß dabei. Statt des oberen Steines fand man nun eine harte, armdicke Holzkeule wirksamer, wie sie auch bei den Negern zum Mehlzerstampfen gebräuchlich ist. So gelangte man zur Grundform des Mörsers. Das Zerstampfen des Kornes mußte von selbst darauf führen, wie das Zerreiben zur Mühle. Das Mehl kochte man mit Milch oder Wasser zu einem weichen Brei oder einer Suppe, eine Art Weizengrütze, die alica hieß. In älterer Zeit war die Alica ein so allgemein beliebtes Gericht in Rom, daß die Römer nur die Breiesser genannt zu werden pflegten. Erst vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung verschwand dieser Spitzname allmälig, als die Römer lernten, das Mehl in festerer als in breiartiger Form zu genießen. Sie hatten es bei den Griechen gesehen. Die römischen Frauen, denen das ganze Brodbacken oblag, buken stets nur so viel, als man zu einer Mahlzeit benöthigte. Der Namen panis sollte das Brod nach seinem angeblichen Erfinder Pan oder, wie die römischen Grammatiker behaupten, davon erhalten haben, daß die Frauen den Broden anfänglich die Gestalt des Pan gegeben hätten. Panis stammt aber zweifellos von dem griechischen πaομαι, ich esse, her. Der Mehlbrei blieb, obwohl man nun Brod buk, noch lange eine beliebte Volksspeise der Römer. Gut gebackenes Brod gab es allerdings erst um 170 v. Chr. in Rom. Es wurde von griechischen Bäckern bereitet, die man sich hatte kommen lassen. Mit ihnen gelangten auch die ersten Backöfen in Rom zur Anwendung. Die Bäcker machten ihr Mehl selbst, gewöhnlich schon am grauenden Morgen für den Tagesbedarf. Altrömische Dichter ergehen sich oft in Klagen darüber, daß der Lärm des Mahlens den Nachbarn häufig den Frühschlaf ebenso störe, wie Andern die Nähe einer Kinderschule, die gleichfalls zu so früher Stunde mit gehöriger Bewegung der Sprachwerkzeuge ihre Thätigkeit in der alten Hauptstadt der Welt begann. Vom Zermalmen, pinsere, hießen die Bäcker anfangs nur pinsores. Daraus bildete sich später erst die bleibende Bezeichnung pistores für die Bäcker. Nachdem die Römer von den unterworfenen Griechen das Backen gelernt hatten, entwickelte sich diese Fertigkeit bald so bei ihnen, daß sich eine Bäckerzunft bilden konnte. In der glanzvollen Zeit unter Augustus gab es in Rom schon über 300 Backhäuser mit Mühlen. Nicht viel später konnte Roms Brod schon dem berühmten atheniensischen an die Seite gesetzt werden. Nach dem Mehl, den Zuthaten, der Backweise und den Speisen, zu denen man es aß, gab es in Rom verschiedene Arten des Brodes, besonders, als der üppigste Luxus unter den sonst einfachen Römern Eingang gefunden hatte. Es hatte meistens die flache Form viereckiger, 4 Centimeter dicker Kuchen mit sechs bis acht Einschnitten, so daß es leicht gebrochen werden konnte. Denn man schnitt es nicht beim Essen, sondern brach es. Darum sagt Juvenal (Sat. V, 65) von einem sehr alten Brode, es sei so alt, daß es sich nicht mehr brechen lasse. Die beste Sorte, siligineus, wurde aus Weizen gebacken. Das mit Kleie gemischte Brod hieß panis secundus oder domesticus, Hausbrod oder zweite Sorte. Vielfache Namen führte die geringste Sorte, der Gerstenmehl zugefügt war. Es hieß panis plebejus, cibarius, durus, sordidus und auch, wie Sueton erzählt, Fechterbrod, da es meistens die Gladiatoren aßen.

Wie bei allen Völkern, galt auch bei den Römern das „liebe Brod" als unentbehrliches Lebensbedürfniß. Das alte classische Wort panem et circenses, das zu der großen Zeit seine meiste Geltung hatte, als selbst ruhmbedeckte Feldherren hinter dem Pfluge gingen, spricht schon dafür: Zur Leibesnothdurft des Geistes Nothdurft. Als Sinnbild des irdischen Glückes opferte man den Göttern dankbar Brod vom feinsten Mehl. Bei Schließung einer Ehe mußten Mann und Frau feierlich Brod miteinander essen. Der Braut trug man auch an ihrem Verlobungstage einen Kuchen von Brod vor, wie man bei germanischen Völkern öfter noch heute bei einem Einzuge zuerst Brod und Salz in die neue Wohnung trägt, mindestens aber Brod. Von Rom aus drang der Brauch des Brodbackens zunächst in das westliche Europa vor. Hier buken die Gallier Brod aus der Weizenart Far. Es war leicht und gut, da ihnen viele Hefe zur Verfügung stand. Denn die Kelten Frankreichs gingen nicht nur im Backen voran, sie hatten auch, von den Kelten Spaniens angeregt, zuerst und emsig das Bierbrauen betrieben. Mahlsteine von 2 Fuß Durchmesser und abgerundete Stößel, mit denen man das Getreide zerstieß, beide von Granit oder Sandstein, hat man in großer Anzahl in den schweizerischen Pfahlbauten gefunden. In der Ostschweiz, im Torf, und wie dieser schwarz verkohlt, auch Weizen- und Hirsebrod. Die Körner sind unvollständig zermalmt, wie beim westfälischen Pumpernickel. Sogar mit dem großen, dicken ägyptischen Weizen, den man in unserer Zeit unter dem Namen Mumien- oder Wunderweizen erfolglos auch in Deutschland einzuführen suchte, da er nicht überwinterte, der aber in Aegypten, einigen Mittelmeerländern und verschiedenen Gegenden Englands im Großen angebaut wird, hatten die Pfahlbauern schon Versuche gemacht. Bei den Germanen, die anfänglich nur ihr nordisches Getreide, den Hafer, kannten, genoß man nur Mehlbrei und eine, zu einer zähen, teigartigen Masse (Cement) gar gesottene Mischung von Mehl und Milch oder Wasser. Die zerrupfte man in Stücke und verzehrte sie mit etwas Schweineschmalz. Von den Galliern lernten sie späterhin auch die Kunst des Brodbackens. Nun mahlten sie Hafer und buken Brod daraus auf ähnliche Weise wie die Pfahlbauern. Das hatte die Form breiter Kuchen und wurde Laib genannt. Das bedeutet: „stärkende Nahrung". Laben und Lab- oder, wie man jetzt sagt, Lebkuchen, weisen noch darauf zurück. Im Gothischen hieß Laib Hlaifs. Man will es vom griechischen Klibanos, dem Backtopf, herleiten. Hlaifs wurde bei den Slaven zu Chleb. Die kamen bei ihrer Vorliebe für den Hirsebrei verhältnißmäßig spät zur Kenntniß des Brodbackens. Sie lernten es aber bald, nachdem sie zuerst den Roggen, slav. rox, in Osteuropa angebaut hatten. Von ihnen kam dieses Getreide dann, wenn auch allmälig und spärlich, bis in den Westen Europas. Dies geschah erst nach der Völkerwanderung. Von da an findet man Roggenbrod bei den germanischen Völkern. Vorherrschend blieb aber noch Jahrhunderte hindurch das alteinheimische Haferbrod, das sich nur langsam vor dem Roggenbrod in den Norden zurückzog und sich heute nur dort in Skandinavien und Schottland behauptet, wo kein Roggen gedeiht. Fragen wir die Edda, so giebt sie uns in dem Lied vom wandernden Erich, dem Rigsmâl, einem vortrefflichen Culturbild des Nordens im zehnten

Jahrhundert, kurzen Bescheid über das Brod jener Zeit. In der Hütte des Leibeignen erhält Erich einen aschebestreuten Laib in Kuchenform (as-kan kakan, Aschenkuchen), schwer und dick von lauter Kleie, vorgesetzt. Im Saale der Adeligen legt ihm die Hausfrau dagegen auf das schimmernde Leintuch dünne Kuchen von weißem Weizen (tunna kakor of hoetet hvita). Das in der Asche gebackene Brod bestand natürlich aus Hafer. Der Weizen des adeligen Hauses war nicht im Norden gewachsen, sondern durch Seeräuberei oder Handel als ein fremdes Luxusgetreide dahin gelangt. Denn den Urgermanen war der Weizen noch nicht bekannt gewesen, wie schon aus dem gothischen Namen, der „weißes Korn" bedeutet, hervorgeht. Noch um 1518 sagte man Weyssen statt Weizen. Er tritt auch erst nach der Völkerwanderung, den Weg aus seiner muthmaßlichen Heimath Mesopotamien über Aegypten, Griechenland und Rom nehmend, bei den Germanen auf, aber später als Roggen und noch seltener als dieser angebaut. In ärmeren Gegenden gab es noch das ganze Mittelalter hindurch beide Getreidearten nur äußerst dürftig neben dem heimathlichen Hafer. Ungegohrene harte Kuchen, aus Wasser und Mehl geknetet und gedörrt, waren im sechszehnten Jahrhundert die einzige Art Brod, die das Volk in Schweden und Norwegen kannte. Dort findet man auch noch heute die älteste germanische Form des Brodes, das Knäckebröd (Knickebrod) der Schweden, das auch, wie im Alterthum, nicht geschnitten, sondern gebrochen wird, und das Fladbröd (Flachbrod) der Norweger, das dünn wie Papier ist. Darauf wird fingerdick Butter gestrichen. Dann heißt es Smörbröd, Butterbrod.

Der deutsche Name Brod lautete im Althochdeutschen prôt und im Mittelhochdeutschen wie noch heute brôt. Man will ihn von braten ableiten, da ja Braten und Backen nur dem Stoffe nach verschieden sind. Es ist aber wahrscheinlicher, daß es aus der alten Form für brechen herstammt, die im Angelsächsischen breotan und im Altnordischen briota hieß. Nach der Völkerwanderung wurde Roggenbrod das allgemein gebrauchte Nahrungsmittel. Es verbesserte sich mit der Vervollkommnung des Mühlwesens mehr und mehr. Nur auf dem Lande erhielt sich am längsten hausbackenes „schwarz rukken brot". Von unausgebackenem Brod sagte ein altes ärztliches Sprichwort: Omnis repletio sive saturatio mala, panis vero pessima, jede Ueberfüllung ist schädlich, die mit Brod aber am schädlichsten. In der Medicin machte man vielfachen Gebrauch vom Brode. In den mittelalterlichen Gottesurtheilen zog man bei den Angelsachsen und Franzosen auch das Brod zu Rathe beim sogen. Corsned, d. h. verfluchter Bissen. Dazu nahm man auch Käse, manchmal sogar beides. Casibrodeum nannten es dann die Franken oder im Allgemeinen das judicium offae. Das verfluchte Brod allein hieß offa judicialis. Es wurde, bevor es die beiden Streitenden aßen, unter bestimmten Formeln geweiht, vielmehr verflucht. Wer ein böses Gewissen hat, meinte das Volk, der bringe es nicht durch die Kehle. Kanut der Große von England, Dänemark und Norwegen gab bestimmte Gesetze über den Corsned. Der fränkische Graf Godwin soll gleich nach Verschluckung des Bissens gestorben sein. Er war ihm „im Halse stecken geblieben". Der Aberglauben verwendete das Brod ebenfalls. War Jemand ertrunken und man fand die Leiche nicht, so warf man mancher Orten ein Brod ins Wasser. Man meinte dann, es wird dem todten Körper nachschwimmen und über der Stelle bleiben, wo er liegt. In Westfalen gab es früher ein Weizenbrod, Stutten genannt, das aus der Zeit des Bonifacius herrührte. Es war in Kreuzform gebacken und sollte einst die trotzigen Sachsen an ihre Bekehrung zum Christenthum erinnern. Berühmter und sogar als Delicatesse zum Versand gelangend ist aber der westfälische Pumpernickel, dessen man schon im 17. Jahrhundert erwähnt findet und zwar zuerst bei Friedrich von Logau. Ohne Zweifel ist er aber bedeutend älter. Seine Entstehung kann bis in das germanische Alterthum zurückreichen, bis zu der Zeit nach der Völkerwanderung, als man in Westfalen den ersten Roggen anbaute. Er verlangt eine eigenthümliche Behandlung des Teiges und Feuers. Er wird aus feinstem Roggenmehl bereitet, indem der Roggen zweimal geschroten, aber nicht gebeutelt wird, so daß die ganze Kleie darin bleibt. Den Teig überläßt man dann 16 bis 20 Stunden einer langsamen Gährung. 12 bis 14 Stunden muß das Gebäck auch im Backofen stehen. So erklärt sich sein schwarzbraunes, verbranntes Aussehen, sein derber, angenehmer Brodgeschmack und seine für gesunde Magen starke Nährkraft. Er ist in ganz Westfalen üblich, am Meisten in der Gegend von Münster und Osnabrück. Während man ihn auswärts in Delicatessenhandlungen nur in Gestalt kleiner, hochgewölbter Ziegel erhält, bäckt man ihn hier in mächtigen Laiben bis zu sechzig Pfund. In Westfalen selbst nennt man ihn „grobes Brod". Den Namen Pumpernickel führt er nur in den benachbarten Landschaften. Man will diesen Namen davon herleiten, daß dieses eigenartige Brod zuerst um 1400 bei einer Hungersnoth in Osnabrück für die Armen der Stadt gebacken und bona panicula genannt worden sein soll. Daraus habe der Volksmund Pumpernickel gemacht. Der Thurm, in dem damals der Magistratsbackofen lag, heißt allerdings noch jetzt der Pernickel. Das hat aber wahrscheinlich Nichts mit Pumpernickel zu thun. Den gab es wohl schon vor 1400. Und sein Name ist ein echt deutscher, den er erhielt, weil seine Gestalt einem klotzigen, dickköpfigen Knirps, einem plumpen oder, wie eine Nebenform lautet, pumpen Nickel (von necken, ärgern) ähnelt. Es kann deshalb zur Zeit des 30jährigen Krieges vorgekommen sein, daß ein Franzose, der in einem westfälischen Wirthshause eingekehrt war, sich den ihm unverständlichen Namen mundgerecht machte. Er fand den Pumpernickel für seinen Magen zu grob und unverdaulich und sagte: bon pour Nickel, es sei gut für Nickel. Damit bezeichnet man dort eine Art kleiner, unansehnlicher Pferde. Sein Pferd, das draußen angebunden stand, gehörte dazu. Dieses Geschichtchen gab den Westfalen viel Spaß. Sie erzählten es einander gern. Und später tauchte so die lächerliche Meinung auf, aus dem bon pour Nickel sei Pumpernickel erst entstanden und man müsse es deshalb Bombernickel schreiben. In den Städten entwickelte sich die Bäckerei zu einem eigenen Gewerbe, das in Bezug auf Güte und Gewicht seiner Ware unter strenger Aufsicht der Obrigkeit stand, die auch die Preise festsetzte. Wer in die Innung eintreten wollte, mußte vor dem Ofen der Zunftältesten gewöhnlich ein Weizen- und ein Roggenbrod backen. Zum Dank für ihre Privilegien, die hauptsächlich darin bestanden, daß kein fremdes Brod in die Stadt eingeführt werden durfte, pflegten die Bäcker dem Schloßherrn oder dem Rath der Stadt zu Weihnachten oder Neujahr ein fest bestimmtes Geschenk, 100 Weizen- und Roggenbrode, einen riesigen Stollen oder dergl. festlich zu verehren. Ein paar Brode und anderes Gebäck legten sie gewöhnlich auf einem aufgestützten Klappbrette vor dem Schiebefensterchen neben der Hausthüre aus. War das Brod unter dem vorgeschriebenen Gewicht, so verfiel der Bäcker in gewisse Strafen. Eine der seltsamsten davon, in der Humor lag, war wohl das Untertauchen oder Herausfallenlassen des Thäters aus einem großen Korbe, der an einem Gerüst über dem Wasser schwebte. In Pirna heißt eine Gasse deswegen noch der Brodkorb, in Gera eine der Korb. Deutsche Bäcker erfreuten sich früher überall eines besonders guten Rufes. In Rom gab es mehrere Jahrhunderte hindurch eine Zunft der deutschen Bäcker, deren Brod man allem anderen vorzog und die fast Alle der apostolischen Rentkammer gehörigen öffentlichen Backöfen in Pacht besaßen. Der 1502 gestorbene Dominicanermönch Felix Fabri rühmt in seiner Historia Suevorum schon diese deutsche Bäckerzunft in Rom. Auch in Paris genossen noch in diesem Jahrhunderte österreichische Bäcker wegen der Vortrefflichkeit ihrer Mundsemmeln die vornehmste Kundschaft. Im 18. Jahrhunderte verdrängte bei den meisten Völkern das nahrhaftere Weizenbrod das Roggenbrod: ein sicheres Zeichen des wachsenden Volkswohlstandes. Nur in Deutschland, Skandinavien und Rußland behauptet sich Roggenbrod. In Süddeutschland, Frankreich und England ist das Weißbrod aus Weizen allgemein vorherrschend. Brod aus anderem Getreide, wie Mais und Durrha, hat nur locale Verbreitung oder dient, wie das Haferbrod mit seinem üblen Beigeschmack, Brod mit Zusatz aus Hülsenfrüchten, Kartoffeln oder Baumrinde, nur als Surrogat in Zeiten der Theuerung. Alle sind mehr oder weniger schwer, unverdaulich und unschmackhaft. Das graufarbige Flechtenbrod des Nordens, das aus dem Mehle der gereinigten, zerschnittenen und gemahlenen isländischen Flechte in großen dicken Scheiben gebacken wird, nachdem man der Flechte durch längeres Wässern ihren Bitterstoff entzogen hat, ist wegen seines Stärkemehlgehaltes kräftig und von Wohlgeschmack. Es bekommt stets einen kleinen Zusatz von Getreidemehl. Dem schweren, harten, trockenen und rissigen Gerstenbrod, das in Süddeutschland, Griechenland und der Schweiz in Gebrauch ist, setzt man auch Weizen- und Roggenmehl zu. Das gelbliche Maisbrod, das Male, das in Amerika in größter Menge verwendet wird und auch in Italien beliebt ist, wird auch durch eine Mischung mit Roggen und Weizen sehr schmackhaft und ver-

mag das Brod aus diesen Getreidearten zu ersetzen. Altbacken ist es aber unschmackhaft, wie auch das säuerliche, leicht verdauliche, aus der Durrha, der ägyptischen Hirse, in Form dicker Kuchen gebackene Brod der Araber nach zwei Tagen schon allen Wohlgeschmack verliert.

Wie bei den meisten Gewerben, ist auch bei der Bäckerei in der Neuzeit der Fortschritt eingetreten, daß im Großbetriebe die Maschinen die Menschenkraft ersetzen. Im Kleinbetriebe knetet man mit Armen und Fäusten, im Großbetriebe mit den verschiedenen Arten von Knetmaschinen, die durch Dampfkraft oder sonstige Motoren betrieben werden. Schon 1787 gab es in Wien und Holland Teigknetmaschinen, zwei Jahre später auch in Genua. Aber erst 1810 fanden sie weitere Verbreitung durch Lembert in Paris, der eine brauchbare Construction angab, die, 1839 durch Fontaine bedeutend verbessert, mit gutem Erfolg angewendet wird. Frankreich hat überhaupt die meisten Teigknetmaschinen geliefert. Die vom Pariser Bäcker Bolland erfundenen und die der Borbecker Maschinenfabrik in Berge-Borbeck bei Essen a. d. R. sind am meisten im Gebrauch. Durch Teigtheilmaschinen ersetzt man auch das zeitraubende Abwiegen. Auch um die Verbesserung der Backöfen hat sich Frankreich in hervorragender Weise bemüht. Trotzdem ist der Backofen noch immer das conservativste Geräth aller Gewerbe. Auf ägyptischen Zeichnungen und in den Ausgrabungen zu Pompeji sieht man genau dieselben Formen, die noch heute im gewöhnlichen Betriebe vorherrschen. Die Verbesserungen der Neuzeit, die zu den beiden Hauptformen, der Heizung von innen und von außen, noch die Luft- oder Wasserheizung hinzubrachten, sind noch nicht so verbreitet wie sie es verdienen. Am bequemsten bäckt man heutzutage in Amerika. Frühmorgens bäckt man meistens selbst den Tagesbedarf für die Familie in der Küche mittelst des Horsford-schen Backpulvers, yeast oder backing powder, das ein Brod giebt, das sich getrost neben dem schönsten Bäckerbrode sehen lassen kann. Oder man nimmt auch Selfraising flour, ein Mehl, das die Salze schon in richtiger Mischung enthält und beim Ankneten mit Wasser einen Teig giebt, der ohne weiteres aufgeht und im Küchenofen gebacken werden kann, so daß Alles nur zwei Stunden dauert, bis das Brod fertig ist. Das mundet vortrefflich. Das in London äußerst beliebte Luftbrod dagegen, aërated bread, bei dem der Teig in einem verschlossenen Gefäße bereitet wird, in das man unter hohem Druck Kohlensäure hineinleitet, besitzt einen faderen Geschmack als das durch Gährung gewonnene Brod.

Bücherbesprechungen.

— **Die Philosophie des Friedens.** Von Dr. **Ludwig Stein**, Professor der Philosophie an der Universität Bern. Berlin, Gebr. Paetel, 1899. — Die Schrift ist zeitgemäß, das ist an sich schon ein Vorzug. Sie ist im Uebrigen auch wohldurchdacht und geeignet, zum weiteren Nachdenken anzuregen. Daß das Menschengeschlecht des Kampfes bedarf, darüber ist kein Zweifel. „Rast ich, so rost ich" und Schiller sagt es so schön in der Braut von Messina: „Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks; . . . denn der Mensch verkümmert im Frieden, müßige Ruh' ist das Grab des Muths . . . . Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, selber dem Feigen erzeugt er den Muth." — Der Hr. Verfasser will denn auch den Kampf nicht aus der Welt schaffen, er meint aber, der Krieg sei nur *eine* (nicht *die*) Form des Kampfs. Er glaubt im Uebrigen, die einmal erworbenen kriegerischen Eigenschaften brauchten nicht erneuert zu werden, sondern seien ein bleibender Besitz. Letzteres möchten wir bestreiten: Rast ich, so rost ich! Der Hr. Verfasser geht übrigens, wie bereits erwähnt, keineswegs so weit, den Krieg ohne Weiteres und für immer beseitigen zu wollen. Er bezeichnet dies selbst als Utopie. Er giebt auch zu, daß sich einzelne völkerrechtliche Verwickelungen nicht friedlich lösen, sondern nur durch das Schwert zerhauen lassen. Er will für solche Fälle das Schiedsgericht lediglich als einen Versuch friedlicher Lösung, der es den betheiligten Nationen immer noch möglich lasse, zur ultima ratio des Schwertes zu greifen. Dann ist es freilich kein Schieds*gericht* mehr. Es wäre überhaupt rathsam, zwischen Schiedssprüchen, denen sich die Betheiligten von vornherein unterwerfen wollen, sie mögen ausfallen, wie sie wollen, wie einst Deutschland und Spanien in der Carolinenfrage, und Schiedssprüchen als bloßen Vermittelungsversuchen durch befreundete Mächte zu unterscheiden. In großen, folgenreichen Fragen kann sich eine große Nation keinem Schiedsspruche unterwerfen. Nehmen wir den Fall, es sollte zwischen Deutschland und Frankreich über den Besitz von Elsaß-Lothringen entschieden werden! Und wo bleibt überhaupt in solchen Fällen die Gewähr für Unparteilichkeit, wenn überall auf einander eifersüchtige und mißgünstige Nationen im Kreise umherstehen? Der Verfasser wäre übrigens schon zufrieden mit einem völkerrechtlichen Vertrage, der vorläufig nur etwa auf 5—10 Jahre geschlossen würde (für ewig könnte es ja ohnehin nicht sein) und stillschweigend weiter liefe. Interessant ist Seite 27 der Nachweis, daß Holland von jeher der classische Boden der Friedensbestrebungen gewesen ist. So wirkten dort Erasmus von Rotterdam, Hugo Grotius (1625), Spinoza (1670) und Andere. W—n.

— **Felix Dahn's** sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Band XXI. (= Schaubühne. Zweiter Band.) 450 S. 8°. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1899. — Innerhalb der die vom Dichter Dahn (nicht vom Gelehrten) geschriebenen Werke umfassenden Gesammtausgabe ist der vorliegende 2. Band der „Schaubühne" als einundzwanzigster der letzte. Er enthält zwei Lustspiele: die vor 23 Jahren Jos. Viktor v. Scheffel gewidmete und vor 22 Jahren erstmalig erschienene „Staatskunst der Frau'n" (in 3 Aufzügen), spielend 1194 in der Zeit des Stauferkaisers Heinrich des Sechsten („Hauptrolle": Bumpo, Castellan auf Schloß Rüdesheim), und den Ernst Wichert zugeeigneten, erstmalig 1883 erschienenen „Kurier nach Paris" (in 5 Aufzügen), spielend 1726 in der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten (Hauptthema: Verwechselung und Verwickelung durch Verkleidung). Darauf folgen 5 Operndichtungen (nicht blos 4, wie wohl ursprünglich geplant war: das Umschlagsverzeichniß läßt den „Ratbold" ganz weg, und das Inhaltsverzeichniß auf S. 3 hat ihn anscheinend erst nachträglich aufgedruckt erhalten), nämlich: der von Heinrich Hofmann in Musik gesetzte und deshalb ihm mit Fug und Recht gewidmete, 1880 erstmalig erschienene „Armin" (in 4 Aufzügen), der von Heinrich Vogl in Musik gesetzte und ebenfalls 1880 zum ersten Mal ausgegebene, Richard Wagner zugeeignete „Fremdling" (in 4 Aufzügen): eine Operndichtung, an die sich bekanntlich ein häßlicher Plagiatstreit geknüpft hat; drittens die von Professor Lorenz in Musik gesetzte, auch wieder ins Jahr 1880 fallende und Franz v. Lachner zugeeignete Operndichtung „Harald und Theano" (in 4 Aufzügen), viertens der dem Balladendichter Fontane gewidmete, wie seine Vorgänger im Jahre 1880 erstmalig veröffentlichte „Schmied von Gretna-Green" (in 3 Aufzügen) und endlich der von Reinhold Becker in Musik gesetzte „Ratbold" (in 1 Aufzuge), der Niemand zugeeignet ist und kein Erscheinungsjahr aufweist: demnach dürfen wir von diesem „Ratbold" in der vorliegenden Ausgabe wohl die erste Auflage vermuthen, eine werthvolle Zugabe, wofür die Liebhaber altdeutscher Muse dem fruchtbaren Dichter dankbar sein werden. Dem ersten (mittelalterlichen) Lustspiele sind 4 Lieder des Componisten beigegeben („O du kleines, holdes, feines, o du süßes Griechenkind" — gemeint ist Praxedis; vgl. Wildenbruch's Heinrich IV.! Ferner 2 Trinklieder und der Scherz „Es war einmal ein Gökerling, gig gag Gökerling"). Ueber die Tendenz, die aus den meisten Stücken deutlich spricht, brauche ich den Lesern der L. Z. nichts mehr zu sagen. Spaßhaft ist Bumpo's Lehre: „Schreiberei ersetzt den Geist. Nicht selber schaffen macht den Mann bedeutend — nachschreiben, was vor ihm die Andern dachten!" Die Versöhnung zwischen heidnischer Schönheit und christlichem Denken durch das Germanenthum wird poetisch von Harald besungen: „Der Griechenschöne Götterbild und Christenglauben fromm und mild birgt machtvoll der Germanenschild" (vgl. Houston S. Chamberlain oder auch Gobineau); doch der alte Pfaffenhaß verräth sich in der Warnung: „Wo Laien zechen, braucht kein Weib zu flüchten, geht's auch lustig her. Doch, wird ein Pfaff voll Wein's — dann weicht, ihr Frau'n." An „Fredigundis" erinnert das Rothkehlchen-Motiv der Nanna im „Fremdling". Und um auch das „Actuelle" nicht zu vernachlässigen: ein französischer Capitän thut den unter gegenwärtigen Verhältnissen im Nachbarlande gewiß eigenthümlich berührenden prophetischen Ausspruch: „Die Nachfrage nach Gefängnissen ist, wie Sie sehen, ziemlich lebhaft bei uns." Die wahre Begabung Dahn's jedoch wird in der schottischen Ballade offenbar, die das Vorrecht des Schmiedes von Gretna-Green: an seinem Herde jedes Paar trauen zu dürfen, verherrlicht. Am größten ist Felix Dahn immer als Epiker.

Ht

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 119. Donnerstag, den 12. October, Abends. 1899.

Einiges aus der Sternenmythologie der Chinesen.

Von E. M. Köhler.

Seit der Besitzergreifung von Kiautschou haben China und seine Bewohner in Deutschland ein größeres und noch allgemeineres Interesse gefunden als es zuvor der Fall war. Viel ist schon über Land und Leute geschrieben worden. Aber wenig wird man in jenen Berichten aus dem Volksglauben der Chinesen zu lesen finden. Ungern wird der Chinese dem ihm oberflächlich bekannten Ausländer etwas aus dem Born der Volkssage, der nicht zu versiegen scheint, schöpfend erzählen. Er ist ziemlich mißtrauisch und zurückhaltend in dieser Beziehung. Nur eine engere Freundschaft wird ihn schließlich dazu bestimmen können. Oft mag er wohl ausgelacht worden sein über diese Dinge, die er selbst nicht für ernst nimmt. Denn der gebildete Chinese weiß selbst recht gut, daß es sich dabei um Sagen handelt, die die Phantasie des Volkes, welche sich alle Vorgänge der Natur in ihrer eigenen kindlichen Weise zu erklären und poesiereich auszuschmücken versucht, geschaffen hat. Bei derartigen Forschungen ist man daher zum guten Theil auf eine Literatur, auf die man nur durch Vermittelung befreundeter Chinesen aufmerksam gemacht wird, oder deren directe Mittheilung angewiesen. Wie spärlich aber diese Quellen fließen, muß der Forscher zu seinem Bedauern allzu oft erfahren. Auch die nachfolgenden Zeilen, denen ich die Ueberschrift: „Einiges aus der Sternenmythologie der Chinesen“ gegeben habe, können keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Ich habe nur versucht, die interessantesten und anmuthigsten aus der großen Zahl jener Sagen auszuwählen, und will sie nunmehr, so weit dies in meinen Kräften steht, den Lesern an dieser Stelle vorplaudern. — Eine große Rolle in der dualistischen Philosophie der Chinesen spielen yang, das männliche, und yin, das weibliche Princip. Die Wissenschaft, soweit wir in China davon sprechen können, hat auf diese beiden, Alles durchdringenden Principe fußend, folgende Erklärung für die Entstehung des Weltalls zu geben gewußt: „Der Himmel war anfangs vollständig formlos, ein buntes Chaos (rudis indigestaque moles des Ovid). Der Stoff befand sich in einem Zustande der größten Unordnung. Ordnung wurde nun zuerst im reinen Aether geschaffen und so entsteht das Weltall. Als das reine männliche Princip sich verdünnt hatte, entstand daraus der Himmel. Die schwereren und dichteren Bestandtheile des reinen weiblichen Principes condensirten sich noch mehr und so entsteht aus ihnen die Erde. Die leichteren Theile vereinigten sich schnell und leicht, die festeren schwer und langsam, daher entstand zuerst der Himmel und hiernach erst die Erde. Aus der Essenz des Himmels und der Erde scheiden sich die beiden Principe wieder in ganzer Reinheit aus und aus ihrem gemeinsamen Wirken entstehen die vier Jahreszeiten, welche wiederum alle Geschöpfe und Dinge der Erde hervorbringen. Die Wärme des männlichen Principes condensirt sich und es entsteht das Feuer, die feinsten und reinsten Theile desselben werden die Sonne. Die Kälte des weiblichen Principes condensirt sich ebenfalls und so entsteht das Wasser, dessen feinste und reinste Theile den Mond bilden. Sonne und Mond bringen durch gegenseitige Vermischung die Sterne hervor. So ist der Himmel mit Sonne, Mond und Sterne geschmückt und die Erde erhält Regen, Flüsse und Staub.“ Vorstehende kosmogenetische Theorie, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist nun bei Weitem nicht die einzige, welche chinesische Gelehrtenweisheit zu Tage gefördert hat. Sie soll nur meinen Lesern ein ungefähres Bild von den Vorstellungen, die sich chinesische Philosophen oder philosophirende Chinesen über die Entstehung des Weltalls gemacht haben, geben. Man wird zugestehen, daß die obigen Erklärungen etwas verworren und schwerverständlich sind. So erging es auch der ungebildeten Volksmasse. Die Phantasie des Volkes legte sich daher eine ganz andere Kosmogenie zurecht und weiß davon etwa Folgendes zu sagen: „Die beiden Principe yang und yin entstehen, als das Chaos sich zu theilen beginnt. Das Chaos selbst glich dem kochenden, mit allerlei Stoffen durchsetzten Wasser, eingeschlossen und vermischt mit den beiden Principien, wie ein Küchlein im Ei. Aber als daraus Panku entstand, war die Verschiedenheit Beider und ihr Wesen und Wirken offenbar. Pan bedeutet eine Schüssel und erinnert an die Schale des Eies, ku bedeutet »fest, solid« und soll andeuten, wie Panku, der erste Mensch, der durch Vermischung der beiden Principe entstanden, später alle die Elemente, die seine Entstehung herbeigeführt hatten, in feste Formen und Gestalt bringt. So sehen wir Panku oft abgebildet, wie er einen Meisel und Hammer in der Hand, das Weltall, vor Allem aber die Erde aus dem Chaos herausformt. Große Massen Granit und anderes Gestein, das abgeschlagen werden mußte, liegt umher. Seine kräftige Hand hat schon viele Oeffnungen in der rohen Materie geschaffen und es werden durch diese Oeffnungen Sonne, Mond und Sterne sichtbar, die auch er zuvor bildete. Neben ihm weilen die unzertrennlichen Gefährten und Gehilfen seiner Arbeit, Drache, Phönix, Einhorn und Schildkröte. Niemand weiß, wie diese vier Wesen, die mit Panku zusammen die Vorfahren und Herrscher der fünf großen Ordnungen der Lebewesen werden, entstanden sind. Achtzehntausend volle Jahre nahm das Werk in Anspruch und nur nach und nach nahte es sich seiner Vollendung. Aber wie sein Werk vorwärts schritt, so wuchs auch Panku selbst jeden Tag um sechs Fuß. Bald erhob sich das Himmelsgewölbe, die Erde breitete sich nach und nach immer mehr aus und verdichtete sich zugleich. Als jedoch das Werk vollendet war, da starb Panku, sein Schöpfer, zu Gunsten desselben. Sein Kopf wurde hohes Gebirge, sein Athem Wind und Wolken, seine Stimme zum Donner, seine Glieder veränderten sich zu den vier Polen, die Adern wurden Flüsse, die Sehnen verursachen die Veränderungen der Erdoberfläche (Erdbeben), sein Fleisch wurde zu fruchttragendem Ackerlande. Der Bart wird zu Steinen, Haut und Haare zu Gras, Kräutern und Bäumen, die Zähne, Knochen und deren Mark sind nunmehr Steine, Metalle und Edelgestein. Der Schweiß, den er bei der Arbeit vergossen hatte, ist zum Regen geworden und das Ungeziefer, das an seinem Körper gesessen hatte — nascetur ridiculus mus — sind die jetzigen Menschen.“ Schließlich werden Himmel und Erde die eigentlichen Repräsentanten des männlichen und weiblichen Principes und der Volksmund nennt ferner die Sonne kurzhin tai-yang, das „große männliche“, und den Mond tai-yin, das „große weibliche“ vic. Princip. Himmel, Erde und Mensch bilden wiederum die sau-tsai oder die „drei erschaffenden Wesen“. Die Erde selbst denken sich die Chinesen als eine Fläche, umgeben von den vier Weltmeeren. Inmitten der Erde liegt China, daher sein Name chung kuo „das Reich der Mitte“. Die Erde bezeichnet man als tien-hsia „das unter dem Himmel Befindliche“, und da nach der hochmüthigen, selbstgefälligen Anschauung der Chinesen alle Welt eigentlich China unterthan ist, so nennt man China wohl auch selbst tien-hsia und der Kaiser wird der Sohn des Himmels, tien-tze. Die Sonne selbst stellt der Volksglaube oft als einen in einem Kreise befindlichen Raben dar. Eine Erklärung hierfür konnte mir Niemand geben, wen ich auch immer darüber befragte. Den Aufgang der Sonne verlegt man in das östliche der oben bereits erwähnten Weltmeere. Der chinesische Name für Japan ist shih-pen „die Wurzel, der Anfang der Sonne“. Mit cantonesischer Aussprache, die unsere Seefahrer zuerst hörten, lauteten diese beiden Worte Jad-pon, woraus unser Japan geworden ist.

Den Untergang der Sonne verlegt man hinter den heiligen Berg Omi, an der Grenze von Tibet. Ferner nimmt man vielfach an, daß die Sonne im Sommer im Norden steht und im Winter nach dem Süden der Erde rücke. Daher nennt man die Wildgänse, die der Sonne auf diesen Wanderungen folgen sollen, oft auch „Sonnenvögel". Den Mond stellt die Mythe oft als einen Hasen dar, der in einem Mörser mit seinen Vorderpfoten Reis zerstößt. Diese Sage ist nicht rein chinesischen Ursprungs, sondern es machte sich bei ihrer Entstehung schon der aus Indien eingeführte Buddhismus geltend. Der Hase spielt dabei eine ähnliche Rolle, wie in dem deutschen Volksglauben der Mann im Monde. Nur ist seine Versetzung keine Strafe, sondern eine Ehrung. Ein Hase (sasi im Sanskrit) hatte sich einst, so geht die Sage, selbst ins Feuer gestürzt und sich braten lassen, um Nahrung für Buddha zu schaffen, welcher auf seinen Wanderungen durch das Reich von den Thüren der Menschen, die damals noch nichts von seinen neuen Lehren wissen wollten, abgewiesen worden war und seit mehreren Tagen Hunger gelitten hatte. Zum Danke hierfür wurde er von Indra in den Mond versetzt und ihm der Name eines sakshi oder sakti das ist Jemand, der ein Opfer dargebracht hat, gegeben. So werden denn noch heute bei bestimmten Gelegenheiten Hasen geopfert, obwohl die Buddhisten das Thieropfer eigentlich verwerfen. Einen Hasen zum Genusse des Fleisches zu tödten, wagt der gläubige Buddhist aus religiösen Bedenken nicht. Man spricht von ihm stets mit einer gewissen Achtung und nennt ihn tu-yok „Herr Hase". Häsinnen sollen ferner, wenn die Zeit des Setzens herankommt, den Vollmond anäugen, um darin ihren Stammesverwandten, der es zu so hohen Ehren gebracht hat, wahrzunehmen und ihn zu bitten, daß er ihnen in der Stunde der Bedrängniß Beistand und Hilfe leiste. Rein chinesischen Ursprunges ist dagegen die Vorstellung des Mondes als eine dreibeinige Kröte aufweisend. Diese Sage nimmt Bezug auf eine gefeierte Schöne des Alterthums, Namens Chang-ngo, die den Trank der Unsterblichkeit trank und damit in den Mond kam, wo sie zu der Kröte verwandelt wurde, die man jetzt noch in der Mondscheibe erblicken kann. Chang-ngo's Andenken wird noch heute am 15. des achten Monates gefeiert, ein Tag, der dem weiblichen Princip geweiht ist. An jenem Tage werden von Jung und Alt Mondkuchen oder yü-ping gegessen und dem Hausgotte und den Ahnen geopfert. Es sind kleine „Plätzchen", die das Schriftzeichen yü oder einen Halbmond in rother Zuckerfarbe tragen. Sonnen- und Mondfinsterniß sind sehr gefürchtet, da sie eine Unordnung der beiden grundlegenden Principe bedeuten. Das Entstehen einer Sonnenfinsterniß ist ein Ausdruck des Himmels, seiner Unzufriedenheit mit der Mißregierung des Kaisers, den allein die Schuld trifft und der dem Himmel dafür verantwortlich ist. An einem solchen Tage muß er fasten und durch Opfer und Gebete den Himmel wieder zu versöhnen suchen. Aber wehe den Hofastronomen in Peking, die vergaßen, das Eintreten einer Sonnenfinsterniß bei Herstellung des Kalenders zu bemerken. So geachtet und geehrt ihre Stellung auch ist, dieses Versehen würde einem schweren Staatsverbrechen gleichgeachtet und ihnen den Kopf kosten, ut exempla docent. Ist eine Mondfinsterniß nahe, so trifft das chinesische Volk eigenthümliche Vorbereitungen, um den Mond, dessen Existenz es bedroht glaubt, in der Ueberwindung der Gefahr zu unterstützen. In sämmtlichen Tempeln, an den Stadtthoren, an Bäumen werden große und kleine kupferne oder aus Messing gefertigte Scheiben aufgehangen, die bei Eintritt der Mondfinsterniß mit Schlägeln geschlagen werden. Machen diese Gongs schon einen Höllenlärm, so wird derselbe durch Abbrennen von Feuerwerk (den sogenannten Crakers) und Abfeuern von Mörserschüssen noch vermehrt. Auf den Altaren des Tempels opfert man und die Beamten verrichten vor ihnen Gebete, um das vermeintliche Unglück und die Gefahr von dem Monde und den Bewohnern der Erde abzuwenden.

Einen Himmel, den Sitz der Seligen, kennt der Chinese nicht. Seine Seele (richtiger eine der drei Seelen, die der Mensch hat) wandert nach seinem Tode in die Unterwelt, wo sie ein ähnliches Leben weiterführen wird, wie es auf Erden bereits der Fall war. Die andere Seele macht eine Reihe von Thierkörpern durch (Transmigration), bis sie endlich geläutert sich in Buddha vereinigt. Die dritte Seele bleibt im Leichnam und wird mit diesem begraben. Die wenigen Menschen, denen das Loos der Unsterblichkeit zu Theil ward, werden in den Mond versetzt gedacht, ähnlich wie jene Chang-ngo. Einen solchen Platz im Monde trachtete auch der als Staatsmann und Poet gefeierte Li-tai-po zu erreichen. Er war wohl gewitzigt in den Intriguen des Hoflebens und hatte die höchsten Ehren am Kaiserhofe in Peking erreicht. Seine Gedichte sind mit die besten und beliebtesten in der Poesie der Chinesen. Li-tai-po war ein Sänger von den Freuden der Liebe und des Weines und froher Lebensart; so war er denn selbst auch ein feuchtfröhlicher Geselle, der einen guten Trunk über Alles liebte. Ja, er that dabei oft des Guten zu viel und so stürzte er sich in der Trunkenheit in einen See, in dem der Mond sich abspiegelte, mit den Worten: „Jetzt gehe ich in den Palast des Mondes." Ob er dort die Unsterblichkeit erreicht hat, wer kann es sagen? Sein Leichnam ist trotz eifrigen Suchens von seinen Freunden nicht gefunden worden. Aber als Dichter lebt er beim Volke der Chinesen in seinen Liedern unsterblich weiter.

Den Regenbogen haben sich die Chinesen als eine Vermischung des tai-yang mit dem tai-yin, der beiden Principe, ausgemalt. Auch das ungezählte Heer der Sterne glauben sie ähnlichen socialen Verhältnissen unterworfen wie die Menschen. So ist die Residenz des Kaisers der Sterne der Nordpol. Fünf Vasallen bewohnen die fünf Sterne im Bilde des Löwen, ihre Residenzen sind die Wu-ti-tso „der Thron der fünf Herrscher". Der Kaiser der Sterne hat einen Kronprinz, Kaiserinnen, Söhne und Töchter, Würdenträger und Unterthanen just wie ein Herrscher auf Erden sie hat. Das Sternbild des großen Bären ist der Sitz des Schicksals, der Parzen der Griechen oder der Nornen unserer alten germanischen Mythologie. Dort wird das Schicksal der Menschheit und des einzelnen Menschen bestimmt und seine Lebenszeit bemessen. Die Constellationen der Sterne haben nach dem Glauben der Chinesen großen Einfluß auf das Wohl und Wehe der Menschen. Astrologen oder Sterndeuter sind ob ihres vermeintlichen Wissens sehr geehrt. Im Kalender haben die Hofastronomen bestimmte Tage nach der Constellation der Sterne für glückliche und ungünstige erklärt zur Vornahme wichtiger Handlungen. Da sind günstige und ungünstige Tage für Geburt, Heirath und Begräbniß, für Käufe und Verkäufe, Wohnungswechsel und Aufbruch zu einer längeren Reise. Daher wagt kein Chinese ohne Kalender zu sein. Er wird ihn im gegebenen Falle stets um Rath fragen. Niemand ist in diesen Dingen so abergläubisch wie der bezopfte Sohn des Reiches der Mitte. Er könnte sonst in Gefahr laufen, eine für seine ganze Zukunft bedeutsame Handlung an einem dafür ungünstigen Tage vorzunehmen, und hätte dann alle Folgen für einen derartigen Leichtsinn schwer zu büßen.

Namentlich zu Neujahr, ihrem Feste der Feste, lieben es die Chinesen, die sonst recht kahlen Wände der Wohnräume mit Sentenzen und Bildern zu schmücken. Motive der verschiedensten Art finden wir diesen kunstlosen Farbendrucken zu Grunde gelegt. Eines derselben, welches man sehr häufig sehen kann, betrifft eine der anheimelndsten Sagen der chinesischen Sternenmythologie, die Sage vom Hirten (Sternbild Aquila, chinesisch niu = Rind) und der Weberin (Sternbild Vega, chinesisch shi-nu die Weberin). Die Elstern, ein den Chinesen, vor Allem aber der herrschenden Classe, den Mandschuren, heiliger Vogel, spielen darin eine große Rolle für bedrängte Liebende und erwerben sich dadurch die Sympathie aller sentimentalen Frauen und romantisch angelegten Jungfrauen Chinas. Die Sage aber selbst geht: „Vega, die Weberin, die jungfräuliche Tochter des Sonnengottes, war so fleißig mit ihrer Arbeit am Webstuhle beschäftigt, daß sich ihr Vater über ihr stilles in sich gekehrtes Wesen viele Sorgen machte. Um sie einem fröhlichen Leben entgegen zu führen, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als sie an einen Nachbar, der an den Ufern des himmlischen Silberstromes — der Milchstraße — Rinder hütete, zu verheirathen. Kaum aber war sie Frau geworden, so veränderte sich ihr Wesen ganz ins Gegentheil. Sie war nunmehr nicht nur stets lustig und guter Dinge, sondern vergaß ganz Webstuhl und Nadel, ihre ganze Zeit im süßen Nichtsthun und Träumen verbringend. Keine thörichteren Verliebten konnte es geben als dieses junge Paar. Der über ihre Nachlässigkeit erzürnte Sonnenkönig gab die Schuld der jungen Gattin und beschloß, das Pärchen wiederum zu trennen. Da half kein Bitten und Flehen. Er befahl dem Gatten, nach der anderen Seite des Himmelsflusses zu ziehen, um dort fortdann seine Rinder zu hüten, und gestattete nur, daß sie einmal im Jahre und zwar am siebenten Tage des siebenten Monates zusammentreffen sollten. Um eine Brücke über die Sternenfluth des himmlischen Silberstromes zu schaffen, kamen auf Befehl des Sonnenkönigs Tausende von Elstern geflogen, so daß der arme Liebhaber auf ihrem Rücken

nach dem anderen Ufer gelangen konnte. Nachdem das junge Paar unter heißen Thränen und lauten Klagen Abschied genommen und der Gatte den neuen Weideplatz erreicht hatte, flogen die Elstern wiederum davon. Dieser hütete nun seine Rinder, die Frau aber ließ wieder emsig am Webstuhl den Schuß durch die Kette gleiten, dabei im Stillen stets des ferne weilenden Gatten gedenkend. Der Sonnengott aber freute sich wieder über den erneuten Fleiß seiner Tochter. Endlich kam die Zeit der Vereinigung und des Wiedersehens nahe. Nur eine Furcht hatte das liebende Weib. Wie, wenn es regnen sollte? Denn der Himmelsfluß ist immer voll bis zum Uferrande und wenige Tropfen genügen bereits, um ein Ueberschwemmung zu veranlassen, die sogar die Vogelbrücke unmöglich gemacht haben würde. Aber kein Tropfen fiel, der Himmel blieb hell und klar. Die Elstern kamen zu Tausenden gestrichen, um die Brücke zu bilden, auf der die junge Frau mit ihren zierlichen Füßchen hinüberschreiten konnte. Zitternd vor Freude und ihr Herz noch mehr bewegt als die Brücke aus Vogelschwingen, ging sie über den Himmelsfluß und war bald in den Armen des sie sehnsüchtig erwartenden Gatten, um mit ihm für den einen Tag vereint zu sein. So geschah es jedes Jahr. Der Gemahl blieb auf der einen Seite des Flusses zurück und sein Weibchen kam zu ihm über die Vogelbrücke, nur mit einer Ausnahme, wenn es regnen sollte." Daher hofft das Volk gerade an diesem Tage auf schönes Wetter und ein Fest wird besonders von den Frauen, jungen und alten, gefeiert. Wassermelonen, Früchte, Gemüse und Kuchen werden neben Weihrauch und brennenden Kerzen auf einem Altare in der Haupthalle des Hauses als Opfer aufgestellt und vor diesem die nöthigen Ceremonien wie Niederknien u. s. w. nicht vergessen. Die „Weberin" wird auch hauptsächlich von Frauen und Jungfrauen verehrt, welche Fertigkeiten in „weiblichen Handarbeiten" zu erlangen wünschen. Diese Geschichte von der Trennung und kurzen Wiedervereinigung der jungen Gatten greift so recht in das chinesische Familienleben ein. Oft schon einige Tage nach der Hochzeit ist das junge Paar infolge von Verhältnissen, wie sie der Kampf ums Dasein schafft, gezwungen, sich auf bestimmte Zeit zu trennen. Der Gatte muß sich des Erwerbes wegen nach einer fremden Gegend begeben, während die junge Frau im Hause der Schwiegereltern verbleibt. In der Regel nur alle drei Jahre kehrt dann der Gatte auf kurzen Urlaub nach Hause zurück, um alsdann wieder in die Fremde zu ziehen. — So könnte ich noch Manches aus dem reichen Sagenschatze der Chinesen meinen Lesern erzählen. Doch genug des Geplauders für heute.

Bücherbesprechungen.

— Glaubensregel, Heilige Schrift und Taufbekenntniß. Untersuchungen über die dogmatische Autorität, ihr Werden und ihre Geschichte, vornehmlich in der alten Kirche, von Dr. Johannes Kunze. Leipzig, Dörffling & Franke. 1899. 15 ℳ. — Wenn wir dieses tüchtige gelehrte Werk zu den Zeiten des sogenannten Apostolicumstreites schon besessen hätten, so würden wir in manchem Falle aus ihm haben beweisen können, was wir gegenüber den Aufstellungen Harnack's und Anderer nur als mehr oder minder sichere Vermuthung aussprechen konnten. Denn das Gebiet, um das es sich handelt, ist weit und schwierig, und so kann es immer nur Wenigen vergönnt sein, mit voller Sachkenntniß sich auf ihm zu bewegen. Aus solch einsamer Höhe einer förmlich einzigartigen Herrscherstellung konnte Harnack damals Ergebnisse einer wissenschaftlichen Forschung herabsenden, deren Aergerlichkeit für die Geltung und Schätzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses jedem Freund der Kirche zwar ohne Weiteres zum Bewußtsein kam, die aber damit freilich noch nicht widerlegt waren. Es galt jene Höhe auch zu erklimmen, um von ihr aus Umschau zu halten über das Ganze, und das hat Zeit und Mühe gekostet. Der Verfasser dieses umfangreichen Buches hat sie nicht gescheut, hat die Quellen, wie verborgen sie auch fließen, alle selbst aufgesucht und den Lauf der Gewässer peinlich genau verfolgt, und bietet uns nun dar, was er zu sehen bekommen hat bei dieser mühereichen Wanderung. Dabei ist der Gegensatz gegen Harnack und seine Schule nirgends als eine Hauptabsicht in den Vordergrund gestellt: die Gegner bekommen ihr Theil hauptsächlich in den Anmerkungen, wo ihnen mit vornehm ruhiger Polemik die versteckten Trugschlüsse ihrer Beweisführung nachgewiesen werden. Desto deutlicher tritt der wissenschaftliche Plan des Buches zu Tage, die mancherlei schiefen Begriffe, die sich über den Werth der altkirchlichen Bekenntnisse in der Theologie festgesetzt haben, wieder in die wünschenswerthe gerade Richtung zu bringen. Wir können zu unserm Bedauern hier nicht eine Uebersicht geben über den ganzen Gang, den die Untersuchungen des Verfassers genommen haben, obwohl erst auf solche Weise der volle Werth dieser wissenschaftlichen That erkennbar gemacht werden kann. Die Leser müssen sich mit der Versicherung begnügen, daß ein peinlich genaues Studium der gesammten patristischen Literatur, die hier in Betracht kommt, allen Ausführungen zu Grunde liegt und daß die Verwerthung der betreffenden Beweisstellen sich unter Berücksichtigung aller vorliegenden Vorarbeiten mit der größten Sorgfalt vollzieht. Ein Hauptverdienst des Buches liegt ohne Zweifel in der Klarstellung, die es in betreff der Anschauungen Tertullian's über das Verhältniß von Glaubensbekenntniß und heiliger Schrift geschafft hat. Gerade dieser Kirchenlehrer hat mit seinem Doppelgesicht, dessen eine Seite dem Gedankenkreis der alten Kirche, dessen andere Seite einer neu entstehenden sectiererischen Bildung zugewendet ist, der neueren Theologie reichen Stoff liefern müssen zur Befestigung ihrer Ansichten. Was der Verfasser hat beweisen wollen und nach unserer Meinung unwiderleglich bewiesen hat, ist vor Allem dies, daß die altchristliche Kirche, fast alle Sectirer mit eingeschlossen, in ihrer Glaubensregel nie etwas Anderes zu besitzen glaubte, als die Lehre der Apostel, wie sie in der heiligen Schrift enthalten ist, und daß also bei ihren Lehrern bis zum Nicänischen Concil von einer Stellung der Glaubensregel über und außer der heiligen Schrift nirgends die Rede ist. Das Taufbekenntniß ist Kanon, weil es sich mit der biblischen Wahrheit deckt, und diese biblische Wahrheit ist Kanon, weil sie von den Aposteln stammt. Deshalb hat es in der alten Kirche selbst für Sectirer nie eine andere Möglichkeit gegeben, sich einer biblischen Wahrheit zu entledigen, als daß man diese Wahrheit umdeutete oder daß man den apostolischen Ursprung des betreffenden biblischen Buches bezweifelte. Der Nachweis dieser Thatsache ist besonders wohl gelungen in Bezug auf das Verhältniß zwischen der Glaubensregel und der Bibel Marcion's (S. 389 ff.). Den erquickendsten Theil des ganzen Buches aber bietet die Gesammtübersicht über die Entwicklung der Glaubensregel und ihre Ausgänge in der Reformation (S. 465 ff.). Sie mündet aus in den überzeugenden Beweis, daß Luther, und zwar von Anfang bis zu Ende seiner reformatorischen Thätigkeit, zu allen diesen dogmatischen Quellen und Autoritäten keine andere Stellung eingenommen hat, als die jener alten Kirche, daß auch ihm zu allen Zeiten das uralte Glaubenbekenntniß apostolische Wahrheit und diese apostolische Wahrheit Kanon gewesen ist. Auch bei ihm haben Angriffe auf biblische Bücher nur insoweit stattgefunden, als er in Erneuerung uralter Einwände den echt prophetischen oder apostolischen Ursprung des betreffenden Buches bezweifelte. In diesen Abschnitten erhebt sich die Sprache des Verfassers gelegentlich zu schöner polemischer Kraft und Begeisterung und läßt auch an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig in Bezug auf die dogmatische Voreingenommenheit, in der die Gegner ihre historischen Studien beginnen und durchführen. Das Buch ist nun da und fordert Beachtung für seine wohlbegründeten Ergebnisse. Wir aber danken dem gelehrten Verfasser für viele genußreiche Stunden, die uns sein Werk bereitet, und für die feste wissenschaftliche Grundlage, die er unserer Ueberzeugung auf diesem hochwichtigen Gebiet verschafft hat. B. K.

— Eine Stufe höher. Von Strähl-Imhoof. Aarau und Leipzig, Emil Wirz, vormals J. J. Christen. 1899. 4 ℳ. 50 ₰. — Ein sogenannter Autodidakt, der sich mit staunenswerthem Fleiß durch die neuere philosophische, theologische und politische Literatur hindurchgearbeitet hat, giebt in diesem Werk seiner Meinung über das, was seinem und unserem Volke fehlt und noth thut, einen freimüthigen und kräftigen Ausdruck. Wir haben das Buch wegen der tiefen Religiosität und der gesunden volksthümlichen Auffassung der öffentlichen Verhältnisse, die sich darin kund giebt, theilweise mit Freuden gelesen, soweit nicht häufig vorkommende Formen des Schweizer Dialekts und zahlreiche Druckfehler störend in den Weg traten. Was aber die Hauptsache betrifft, die Uebelstände, an denen unser Volksleben leidet, und die Vorschläge, die zur Abhilfe gemacht werden, so befindet sich der Verfasser in einer Lage, deren Unerquicklichkeit er mit vielen seiner gebildeten Landsleute theilt. In politischer Beziehung sieht sich der Schweizer in kleine, enge Verhältnisse

versetzt, die hie und da noch ein patriarchalisches Dasein in ziemlicher Behaglichkeit gestatten, mehr und mehr jedoch zu den veränderten Culturzuständen und zu den Forderungen einer Bevölkerung, die sich mit der althergebrachten bürgerlichen Freiheit nicht befriedigen läßt, in bedenklichen Gegensatz treten. Als evangelischer Christ steht er zwischen der altgläubigen Partei, die jedoch gerade dort zu Lande meist einem ziemlich ungesunden Pietismus verfallen ist, und den Reformern, von denen so ziemlich jeder einzelne nach Gutdünken sich sein sogenanntes christliches Bekenntniß zurechte macht. Es ist sehr verständlich, daß ein von der Nothwendigkeit der Religion für das Volk in seiner ganzen Ausdehnung so überzeugter Mann, wie der Verfasser, sich weder nach der einen, noch nach der anderen Seite hingezogen fühlt. So ist er denn, wie schon so Viele vor ihm, auf eine ganz neue Form des Christenthums gerathen, die er sich nach ziemlich eigenmächtigen religionsphilosophischen Grundsätzen entworfen hat. Wir erleben wieder, was wir schon so oft erlebt haben, daß die Macht der christlichen Wahrheit, wenigstens in ihren Hauptsätzen, einen aufrichtigen und ehrlichen Denker nicht losläßt, während dieser zur Vertheidigung seiner eigenen Gedankenproducte sich wieder einer ganzen Anzahl von Glaubenssätzen erwehrt, die doch mit dem Christenthum untrennbar verbunden sind. Es soll eine christliche Lehre aufgestellt werden, die einen allmächtigen und gerechten Gott und die Wirksamkeit des Gebetes zu ihm, ein auf Weltentsagung und unbedingte Nächstenliebe gegründetes christliches Leben und ein ewiges Fortleben nach dem Tode lehrt, dagegen die biblische Anschauung von Sünde und Erlösung von sich abweist, welche Anschauung nur den Altgläubigen so lange weiter verstattet wird, bis sie sich zu der Höhe modernen religiösen Denkens werden aufgeschwungen haben. Bei der Entwickelung jener Lehrsätze bringt der Verfasser schöne und edle, wenn auch hin und wieder etwas sentimental durchgeführte Gedanken bei, an denen die Schweizer Reformer nicht viel Freude haben werden. Daß er aber ganz vergessen hat, zu sagen, auf welche Bekenntnißgrundlage sich die Anhänger dieses neuen Christenthums stellen, wie sie sich vereinigen und ihren Bund festigen sollen, um nicht in lauter kleine Gemeinschaften sich zu zerbröckeln, und welche Stellung sie zu den großen christlichen Kirchen einnehmen sollen, die doch bei aller modernen Theologie nach wie vor sich auf biblische, aber nicht auf philosophische Wahrheit gründen, das versteht sich für jeden Kenner derartiger Schöpfungen von selbst. An die der Religion gewidmeten Abschnitte schließen sich solche an, die von Volkswirthschaft und Volkssittlichkeit handeln und in denen mit den treffendsten Beobachtungen und Folgerungen Vorschläge einer staatlichen Zwangsbeeinflussung sich verbinden, deren Undurchführbarkeit dem Verfasser selbst hätte zur Klarheit kommen müssen. Trotz alledem ist sein Buch wegen der bezeichneten Vorzüge jedenfalls lesenswerth, namentlich für religiös und politisch Liberale von gewöhnlicher Art, denen die Lectüre zu einer Selbstbefreiung von mancherlei Lieblingsmeinungen verhelfen kann. B. K.

— R. Rocholl: **Altiora quaero.** Drei Capitel über Spiritualismus und Realismus. Leipzig, A. Deichert Nachf. 1899. 94 S. 1,60 *M*. — Diese Schrift ist zunächst für Theologen geschrieben. Aber auch ein Nichttheologe kann aus ihr einen Einblick in tiefer gehende Zeitströmungen gewinnen, der auch bei principiell abweichendem Standpunkt nicht zu unterschätzen ist. Der Verfasser behandelt mit Lebhaftigkeit und großer theologischer Gelehrsamkeit, die den Gedankengang verlangsamt, aber nicht verdunkelt, den Gottesbegriff (S. 1—14), den Sacramentsbegriff (S. 15—78) und den Kirchenbegriff (S. 79—92). Nach diesen drei Seiten hin führt er den Standpunkt der altlutherischen Orthodoxie, den sogen. biblischen Realismus mit anerkennenswerther Consequenz gegen spiritualistische Verflüchtigung („Vergeistigung") durch. Er legt seiner Theologie, wesentlich an den späteren Schelling, an Baader und Günther anknüpfend, den Begriff des ganzen Menschen zu Grunde und will sich nicht den gegebenen Dualismus von Seele und Leib durch den schnell bereiten Monismus der materialistischen wie der spiritualistischen Denkweise vertuschen lassen. Vor der Letzteren, die überall harte Thatsachen „vergeistigen" will, warnt er eindringlich, wobei ihm nicht entgangen ist, daß der feinste Spiritualismus unversehens in Materialismus umschlägt (S. 13). Dabei ist er vorurtheilslos und unterrichtet genug, um wenigstens einige Ansätze aus der neuen Philosophie herauszuziehen, in denen er die Anerkennung eines den bloßen nominalistischen Idealismus überwindenden Denkens constatirt (S. 11). Daß er hier nicht erschöpft, daß er ferner den Idealismus, den Pantheismus, den Rationalismus zu sehr en bloc als „Spiritualismus" behandelt, daß er theologisches und philosophisches Denken kaum trennt, muß enttäuschen. Indeß, diese methodischen Mängel können nicht die Thatsache verdunkeln, daß den Verfasser überall ein sicherer Instinct für die Tragweite der sich gegenüberstehenden Weltanschauungen leitet, ein Instinct, wie er nur ursprünglichen und tiefen Naturen eigen sein kann.

Dr. R. Böttger.

— **Der Kynast.** Ostdeutsche Monatsschrift für Politik, Volksthum und Kunst, begründet und herausgegeben von Ernst Wachler. Erster Jahrgang, Heft 10/12 (= Juli/September 1899). Oppeln und Leipzig, Georg Maske. S. 169—332 und VII S. Titel zur zweiten Hälfte des ersten Jahrgangs. Außerdem als Beilage: Mittheilungen des Vereins für deutsche Wanderungspolitik Nr. 5/7 = S. 17—28. Preis: vierteljährlich 2 *M*, das einzelne Heft 75 *ℌ*. — Da der Kynast seinen ersten Jahrgang glücklich — man darf wohl auf einen buchhändlerischen Erfolg schließen, weil es der Verlag riskirt, den Bezugspreis eines Vierteljahrgangs künftig auf 3 Mk. zu erhöhen — hinter sich hat, ist ein kurzer Rückblick auf das Geleistete am Platze; ich halte mich dabei in der Hauptsache an die augenblicklich vorliegenden letzten 3 Hefte und verweise im Uebrigen auf meine Besprechung der Hefte 6/9 in der ersten Beilage zur Nummer vom 20. Juni. Der „Kynast" hat sich — ich bedauere das offen — leider immer mehr und immer ausschließlicher in das Fahrwasser des Alldeutschen Verbandes treiben lassen. Dessen Mitglieder mögen sehr brave Leute und von der Richtigkeit ihrer Anschauungen felsenfest überzeugt sein; es ist auch recht gut, daß es deren giebt, und ich wünsche, im Interesse einer starken Gegnerschaft gegen die Socialdemokratie, dem Verbande noch viel mehr Kräftigung und Wachsthum, als er im vergangenen Jahr aufweisen konnte. Aber das hindert mich noch lange nicht, zu betonen, daß es mir schlechterdings unmöglich ist, in dasselbe Horn zu blasen. Und daß ich mit dieser Ansicht nicht allein stehe, sondern einen — nicht den schlechtesten — Theil unserer Gebildetenkreise für mich habe, beweist nicht nur die deshalb ja oft genug von jenen Herren geschmähte Haltung der L. Z., sondern auch ein Satz aus den Grenzboten, der um seiner Deutlichkeit willen hier Platz finden möge: „Es ist nöthig, die deutschen Jingopolitiker des fin de siècle, die noch vor Kurzem in der Samoa-Angelegenheit Kaiser und Reich der Lässigkeit und Rückständigkeit in der Machtentfaltung zur See ziehen, mit Vorwürfen überhäuften und ohne Sinn für die Geschichte Deutschlands und ohne jede Kenntniß und Pietät für das, was ohne sie errungen ist [Verzeihung! unsere Colonien haben wir laut Kynast Heft 11 lediglich dem verdienstvollen Wirken des Hrn. Fritz Bley zu verdanken!], die Wahrung der nationalen Ehre und Macht als Monopol für sich in Beschlag nehmen möchten, ab und zu einmal an das, was war, zu erinnern" (Grenzboten 58, XXXI, 232). Leute, wie Dix, den ich hinsichtlich der, glücklicherweise nicht von ihm selber verbrochenen Antisophie in seinem „Egoismus"-Sammelwerk auf Hermann Türck's „Genialen Menschen" hinzuweisen mir erlaube —, solche jugendliche Politiker sollten, ehe sie mit aufgeblähten Backen nach mehr Weltpolitik schreien, überhaupt erst mal lernen, was Politik ist; dafür reicht nämlich eine oberflächliche Kenntniß Treitschke's noch nicht ganz aus. Die Grundbedingung ist ein liebevolles Sichvertiefen in Ratzenhofers's letzte Werke („Wesen und Zweck der Politik" und „Sociologische Erkenntniß"); auch aus Constantin Frantzen's „Naturlehre des Staates" kann, wenn sie auch schon vor einem Menschenalter erschienen ist, ein fleißiger Schüler in politicis manches Goldkorn herauslesen. Wahrscheinlich aber halten der freundliche Herausgeber des Kynast's und ein Theil seiner ständigen Mitarbeiter an den letzten Heften solch ein Studium für überflüssig und unpolitisch oder am Ende gar für schädlich. Dann freilich wird wohl noch ein recht langes Weilchen von vielen Deutschen, die sonst, wie gesagt, recht brave Leute sein mögen, jene Politik getrieben werden, die Ratzenhofer als barbarisch bezeichnen würde. — Dr. Wachler ist — ich habe das schwarz auf weiß — von dem Streben beseelt, seine Schöpfung zu vervollkommnen. Als Politiker im allerbescheidensten Sinne des Wortes gestatte ich mir, ihm den guten Rath zu ertheilen, etwas mehr Abwechselung in seine Monatsschrift zu bringen, die früher so vortreffliche Aufsätze veröffentlicht hat, aber jetzt einseitig zu werden droht. Sonst wird sie sehr bald den Anspruch verlieren, sich ein „vornehmes" Blatt nennen zu dürfen. Und das wäre doch wirklich recht schade. Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 120. Sonnabend, den 14. October, Abends. 1899.

Chopin's Verhältniß zu den Tonkünstlern seiner Zeit.*)

Zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages.

Von A. v. Winterfeld.

In einer seiner Besprechungen neu erschienener Chopin'scher Werke sagt Robert Schumann einmal: „Chopin könnte jetzt Alles ohne seinen Namen herausgeben; man würde ihn doch gleich erkennen.“ Und in der That hat es kaum jemals eine eigenartiger ausgeprägte künstlerische Erscheinung gegeben, als Friedrich Chopin. Sowohl als schöpferischer Künstler, wie als Virtuose ist seine Stellung eine ganz isolirte. Er hat weder Vorgänger noch Nachfolger gehabt, obgleich Viele von ihm gelernt haben, und sein Einfluß auf die Entwickelung des Clavierspiels ein sehr bedeutender gewesen ist. Keinen Takt hat er so geschrieben wie andere Componisten und seine musikalische Ausdrucksweise war eine so grundeigenthümliche, daß Felix Mendelssohn einst sagte: „manchmal weiß ich wirklich nicht, ob Chopin's Musik falsch oder richtig ist“ und daß Hallé, als er zum ersten Male Chopin eigene Compositionen vortragen hörte, sich nicht vorzustellen vermochte, wie man diese Musik durch Schriftzeichen ausdrücken könne. Es mangelte Chopin an schöpferischer Universalität, aber auf seinem beschränkten Gebiet, der Claviermusik, hat er sich wahrhaft groß und als dichterischer Genius erwiesen. Noch heute, fünfzig Jahre nach seinem Tode, haben seine Werke von ihrer Frische und von ihrem Reiz kaum etwas eingebüßt und auf den Concertprogrammen jedes Clavierspielers sind sie vertreten. Von besonderem Interesse muß es daher sein, das Verhältniß näher zu betrachten, in welchem ein so durchaus eigenartiger Künstler, wie Chopin, zu den hervorragenden Kunstgenossen seiner Zeit, die alle so verschieden von ihm waren, sich befunden hat, wie er von ihnen und wie sie von ihm beurtheilt worden sind und wie ihre gegenseitigen künstlerischen und persönlichen Beziehungen sich gestaltet haben. Wenn man classificiren will, so wird man, trotz aller Verschiedenheit, Chopin, sowie auch Field, Liszt, Rubinstein, Tschaikowsky der Gruppe der deutschen Romantiker: Schubert, Spohr, Weber, Mendelssohn, Hiller und Schumann einreihen müssen. Von diesen besitzt Robert Schumann unzweifelhaft die größte innere Verwandtschaft mit Chopin. Daher auch seine enthusiastische Bewunderung für den polnischen Meister, die in dem Ausspruch gipfelt: „Chopin ist und bleibt doch der kühnste und stolzeste Dichtergeist unserer Zeit.“ Gleich das erste Werk von Chopin, die Variationen über „Reich' mir die Hand, mein Leben“ aus Mozart's „Don Juan“, welches Schumann bekannt wurde, erregte seine schwärmerische Bewunderung. Diese spricht sich in dem Aufsatz in der Allgemeinen Musikzeitung vom Jahre 1831, in welchem die Davidsbündler zum ersten Mal auftraten, höchst charakteristisch aus. Von nun an sind Schumann's Beurtheilungen der im Laufe der Zeit erscheinenden Chopin'schen Werke, wenn auch mitunter nicht ohne einigen Vorbehalt, doch im Allgemeinen stets von bewundernder Anerkennung durchdrungen. Nicht nur Schumann, sondern auch der alte Wiek und dessen Tochter Clara, Schumann's nachmalige Gattin, machten, Letztere namentlich durch den Vortrag Chopin'scher Werke in öffentlichen Concerten, auf das Lebhafteste Propaganda für Chopin in Deutschland. Ihr größter Wunsch, den viel bewunderten jungen, in Paris lebenden Meister persönlich kennen zu lernen, war bisher nicht in Erfüllung gegangen. Desto freudiger war daher die Aufregung, als Schumann im September 1835 von Chopin die Nachricht erhielt, daß er, Chopin, auf der Rückreise von Karlsbad nach Paris Leipzig und seine dortigen Freunde besuchen würde. Da gleichzeitig auch Mendelssohn und Moscheles in Leipzig erwartet wurden, so kündigte Schumann das bevorstehende Ereigniß in seiner Neuen Zeitschrift für Musik als eine Zusammenkunft gekrönter Häupter der Tonkunst an.

Bald darauf sah man in Leipzig auf der Straße Mendelssohn Arm in Arm mit einem jungen Manne gehen, der Niemand Anderes als Chopin sein konnte. Sie begaben sich in Wiek's Wohnung, wo sich ein kleiner Kreis, darunter Schumann und Clara, sowie einige Schüler des Ersteren, versammelt hatte. Chopin, der, in seinem Aeußeren Mendelssohn nicht unähnlich, wenn auch noch feiner gebaut und graziöser in seinen Bewegungen war, sprach geläufig, doch mit polnischem Accent, deutsch. Begierig, Clara, von der er schon viel vernommen, spielen zu hören, bat er sie, etwas vorzutragen. Sie spielte Schumann's Fis-moll-Sonate und zwei Etuden von Chopin, der offenbar überrascht von ihrem Vortrag war. Auch später hat er sich sehr anerkennend über sie geäußert. Chopin selbst spielte sein Es-dur-Notturno op. 9, Nr. 2 und etwas von dem ihm sehr congenialen und sympathischen Franz Schubert. Alle waren entzückt von der wunderbaren Leichtigkeit und Zartheit seines Anschlages. In der Neuen Zeitschrift für Musik sagt Schumann über den Besuch Chopin's: „Chopin war hier, aber nur wenige Stunden, die er in engeren Zirkeln zubrachte. Er spielt genau wie er componirt, d. h. einzig.“ Mendelssohn's Berichte über diesen Besuch Chopin's folgen an anderer Stelle. Schon im nächsten Herbst, 1836, sollte Schumann abermals die Freude haben, Chopin, der von Marienbad kam, auf der Durchreise in Leipzig wiederzusehen. Er schreibt darüber an Heinrich Dorn unterm 14. September 1836: „Eben, als ich vorgestern Ihren Brief erhalte und beantworten will, wer tritt herein? — Chopin. Das war große Freude. Einen schönen Tag lebten wir, den ich gestern noch nachfeierte. Von Chopin habe ich eine neue Ballade. Sie scheint mir sein genialstes Werk und ich sagte ihm auch, daß es mir das liebste unter allen sei. Außerdem spielte er mir eine Menge Etuden, Notturnos, Mazurkas vor — Alles unvergleichlich.“ Daß Chopin persönlich Schumann, dem er übrigens viel Dank schuldete, freundlich, ja freundschaftlich zugethan war, läßt sich nicht bezweifeln. Wenn Schumann aber den Künstler Chopin enthusiastisch bewunderte, so fand bei Chopin hinsichtlich der Schumann'schen Clavierwerke — die übrigen kannte er wohl kaum — gerade das Gegentheil statt. Zwar hatte er ihm seine zweite Ballade, op. 38, gewidmet, aber irgend eine anerkennende Aeußerung über Schumann's Schöpfungen ist nicht bekannt geworden, wohl aber sehr abfällige. Schumann hatte „seinem Freunde“ Chopin seinen „Carneval“ gewidmet und ihm durch Stephan Heller, der 1838 nach Paris reiste, ein besonders geschmackvoll eingebundenes Dedications-Exemplar überreichen lassen. Als Heller einige Wochen später Chopin besuchte, fand er den „Carneval“ auf dem Tische liegend und Chopin lobte den „reizenden Einband“, sagte aber kein Wort über die Composition, während er gegen den Musikverleger Schlesinger äußerte, der „Carneval“ sei eigentlich gar keine Musik. Auch Chopin's Schüler durften nie etwas von Schumann spielen. Ob Schumann diese Geringschätzung seiner Werke bekannt geworden, darüber liegen keine Zeugnisse vor. Jedenfalls würden sie ihn sehr betrübt haben. Sicher aber ist, daß er nie eine Mißstimmung gegen Chopin in sich hat auf-

---

*) Benutzte Quellen: M. Karasowski, Friedrich Chopin F. Ninds, Friedrich Chopin F. Liszt, Frédéric Chopin. R. Schumann, Gesammelte Schriften. F. Mendelssohn, Briefe. F. Hiller, Briefe an einen Ungenannten und andere Schriften. H. A. Köstlin, Geschichte der Musik.

kommen lassen und stets bemüht gewesen ist, für ihn zu wirken. Anders war das Verhältniß zwischen Chopin und Mendelssohn, namentlich was die gegenseitige künstlerische Schätzung anbelangt. Chopin hielt von Mendelssohn als Claviercomponisten mehr als von Schumann, wenn auch nicht eben sehr viel. Im Allgemeinen fand er Mendelssohn's Claviermusik altmodisch und trivial und pflegte zu sagen, Mendelssohn habe nie etwas Besseres geschrieben, als seine ersten „Lieder ohne Worte". Von dessen bedeutenden Werken auf dem Gebiet des Oratoriums und der Instrumentalmusik hat er wohl ebensowenig nähere Kenntniß gehabt, als von denen Schumann's. Doch schloß Chopin Mendelssohn's Compositionen nicht ganz von seinem Unterricht aus wie die von Schumann, und ließ wenigstens Einiges davon, namentlich das G-moll-Fragment und die Lieder ohne Worte, von seinen Schülern studiren. Andererseits ist Mendelssohn's Urtheil über Chopin bei Weitem nicht so enthusiastisch wie das von Schumann. Von dem Clavierspieler ist er entzückt, aber an dem Componisten hat er, wie wir noch des Weiteren sehen werden, nicht wenig auszusetzen und findet ihn öfters „unausstehlich manierirt". Das persönliche Verhältniß zwischen den beiden Künstlern war ein durchaus collegial-freundschaftliches, wenn auch nicht gerade von großer Wärme und Vertraulichkeit. Chopin's persönliche Bekanntschaft machte Mendelssohn in Paris, wo er sich im Winter 1831—32 fast ein halbes Jahr aufhielt und dem Kreise junger Künstler anschloß, dem neben Ferdinand Hiller u. A. auch Chopin angehörte. Mendelssohn verließ dann Paris, und erst zwei Jahre später sollte er Chopin wiedersehen. In Aachen wurde zu Pfingsten 1834 das niederrheinische Musikfest unter Ferdinand Ries' Leitung gefeiert. Hiller begab sich dazu von Paris nach Aachen und unschwer gelang es ihm, Chopin zu bewegen, ihn zu begleiten, obgleich derselbe, um das Reisegeld zu beschaffen, erst schnell seinen Es-dur-Walzer, op. 18, an den Musikverleger Pleyel für 500 Frcs. verkaufen mußte. In Aachen trafen sie auch Mendelssohn, der von Düsseldorf, wo er damals als Musikdirector wirkte, herbeigekommen war. Er beschreibt das Zusammentreffen in einem Brief an seine Mutter folgendermaßen: „Oben im ersten Range saß ein Mann mit Schnurrbart, las in der Partitur nach, und als der nach der Probe ins Theater hinunter geht und ich herauf, so begegnen wir uns in der Coulisse und mir stolpert richtig Ferdinand Hiller in die Arme und will mich vor Freude zerdrücken. Er war von Paris gekommen und Chopin hatte seine Stunden im Stich gelassen und war mitgefahren und so trafen wir uns wieder. Jetzt hatte ich mein Vergnügen am Musikfeste weg, denn wir Drei blieben nun zusammen, bekamen für uns allein eine Loge und natürlich ging es dann am andern Morgen an ein Clavier, wo ich großen Genuß hatte. Sie haben beide ihre Fertigkeit immer mehr ausgebildet und Clavierspieler ist Chopin jetzt einer der allerersten — macht so neue Sachen, wie Paganini auf der Geige, und bringt Wunderdinge hervor, die man sich nie möglich gedacht hätte. Auch Hiller ist ein vortrefflicher Spieler. Beide laboriren nur etwas an der Pariser Verzweiflungssucht und Leidenschaftssucherei, und haben Tact und Ruhe und das recht Musikalische oft gar sehr aus den Augen gelassen, ich nun wieder vielleicht zu wenig, und so ergänzten wir uns und lernten, glaub' ich, alle Drei von einander, indem ich mir ein Bischen wie ein Schulmeister und sie sich ein Bischen wie Mirliflors oder Incroyables vorkamen." So schnell aber vermochten die drei Freunde sich noch nicht zu trennen. Hiller und Chopin begleiteten Mendelssohn noch nach Düsseldorf, wo sie einen „sehr angenehmen Tag mit Musik und Discussionen über Musik" zubrachten. Die dritte und letzte Zusammenkunft zwischen Chopin und Mendelssohn erfolgte im Herbst 1835 gelegentlich jenes bereits geschilderten Besuches Chopin's in Leipzig, über den wir nun auch noch Mendelssohn das Wort geben müssen. Er schreibt darüber an seine musikalisch hochbegabte Schwester Fanny Hensel in einer Weise, die seine Hochschätzung Chopin's als Künstler ganz besonders eingehend zum Ausdruck bringt: „. . . Chopin wollte nur einen Tag bleiben, und so waren wir diesen auch ganz zusammen und machten Musik. Ich kann nicht leugnen, daß ich finde, Du lässest ihm neuerdings in Deinem Urtheil nicht ganz Gerechtigkeit wiederfahren. Aber mich hat sein Spiel wieder von Neuem entzückt und ich bin überzeugt, wenn Du einige seiner besseren Sachen so gehört hättest, wie er sie mir vorspielte, Du würdest dasselbe sagen. Es ist etwas Grundeigenthümliches in seinem Spiel und zugleich so sehr Meisterliches, daß man ihn einen recht vollkommenen Virtuosen nennen kann, und da mir jede Art von Vollkommenheit lieb und erfreulich ist, so war mir dieser Tag ein höchst angenehmer. Es war mir lieb, einmal wieder mit einem ordentlichen Musiker zusammen zu sein, nicht mit solchen halben Virtuosen und halben Classikern, die gern les honneurs de la vertu et les plaisirs du vice in der Musik vereinigen möchten, sondern mit einem, der seine vollkommen ausgeprägte Richtung hat. Und wenn sie auch noch so weit von der meinigen verschieden sein mag, so kann ich mich prächtig damit vertragen, nur mit jenen halben Leuten nicht." Doch aus dem Briefe geht unzweideutig hervor, wie anerkennend und freundlich Mendelssohn's Gesinnungen für Chopin waren, und wenn einer über den andern in dieser Hinsicht Ursache hatte unzufrieden zu sein, so ist dies sicherlich nicht Chopin gewesen. Ungemein freundschaftlich, vertraulich und innig war Chopin's Verhältniß zu Ferdinand Hiller, der zu Anfang der dreißiger Jahre gleichzeitig mit ihm in Paris lebte und daher viel mehr Gelegenheit hatte, näher mit ihm bekannt zu werden, als Schumann und Mendelssohn, die ihn nur selten und vorübergehend sahen. Sie waren fast jeden Tag beisammen, und des heiteren, lebhaften, genußreichen Hiller's Gegenwart pflegte auf den zur Schwermuth neigenden Chopin besonders wohlthuend zu wirken. Wie Chopin über den Künstler Hiller urtheilte, erhellt aus einem Briefe an einen polnischen Freund vom 2. August 1832, wo er sagt: „Das Concert des guten Hiller, ein Schüler Hummel's und ein junger Mann von bedeutendem Talent, hat vorgestern mit großem Erfolge stattgefunden. Eine Symphonie seiner Composition wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Er hat sich darin Beethoven zum Muster genommen und seine Arbeit ist voll Poesie und Erfindung." Chopin widmete Hiller seine drei reizenden Notturnos, op. 15. Was Hiller betrifft, so hat er den Zauber, den Chopin's menschliche und künstlerische Persönlichkeit auf ihn ausübte, in seinen „Briefen an eine Ungenannte" so überzeugend geschildert, daß wir seine Auslassungen über ihn zum Theil hier wiedergeben. Er sagt: „Ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß Chopin mich liebte, — aber ich war in ihn verliebt. Ich wüßte wenigstens kaum, wie ich die Neigung, die er mir einflößte, anders bezeichnen könnte. Seine Gegenwart beglückte mich, hatte ich ihn längere Zeit nicht gesehen, so fühlte ich wahrhafte Sehnsucht nach ihm. Etwas Zärtlichkeit mischte sich wohl in die Zuneigung Aller, die ihm näher standen. Schon sein zarter Körperbau, diese mehr als schlanken Glieder, diese bleichen Gesichtszüge forderten auf, behutsam mit ihm umzugehen. Dabei war er schlangengleich biegsam und anmuthig in seinen Bewegungen. Sein Organ hatte einen zarten, einschmeichelnden Klang, nie wurde ich müde, ihm zuzuhören . . . Im Allgemeinen erschien er heiter, ja er konnte ausgelassen sein, indessen war der Grundzug seines Empfindens schwerlich ein fröhlicher. Denn er fühlte sich nicht gesund und der durch die unglückliche polnische Erhebung gebotene Aufenthalt im Auslande lastete schwer auf ihm, trotz Allem was Paris ihm bot. Ohne Gesellschaft zu sein, liebte er nicht, außer wenn er componirte. Die Tage verlebte er Unterricht gebend, was wunderbarer Weise einen großen Reiz für ihn hatte. Freilich waren seine Schüler größtentheils Schülerinnen und gehörten fast ausschließlich der polnischen und französischen Aristokratie an. In diesen Regionen fühlte er sich aber durchaus heimisch. Dazu kam, daß man ihn nicht allein bewundernd verehrte, sondern auch gründlich verhätschelte. Von Vornehmthuerei war jedoch keine Spur bei ihm zu finden — sein einfach freundliches Benehmen blieb sich dem Geringsten gegenüber gleich. Wer ihn näher kannte, mochte aber herausfühlen, daß er sich nur Wenigen und dann nur selten hingab. Seines Werthes sich bewußt, fehlte ihm doch die klare Erkenntniß nicht von den Grenzen, die seinem Genie gesetzt waren. Gern mochte er sich als lyrischen Dichter betrachtet wissen. ›So etwa wie Euer Uhland‹, sagte er eines Tages zu mir." Diese erst lange Jahre nach seinem Tode entworfene Charakteristik Chopin's gehört gewiß zu dem Zutreffendsten, was über ihn geschrieben worden ist. Auch mit Herz, Kalkbrenner, Moscheles, Stephan Heller, Meyerbeer, die mit ihm in Paris lebten, verkehrte Chopin freundschaftlich, obgleich sie Deutsche waren, wie Schumann, Mendelssohn und Hiller, und er im Allgemeinen, hauptsächlich aus politischen Ursachen, eine entschiedene Abneigung gegen die Deutschen und vorzüglich gegen die Preußen hegte. Doch überwand hier das künstlerische und persönliche Interesse die allgemeine Abneigung, wie denn auch Chopin die deutsche Musik am höchsten stellte und zu sagen pflegte, es gäbe eigentlich

nur eine Schule in der Musik, die deutsche. Unter den zuletzt genannten deutschen Künstlern galt Kalkbrenner, bevor Thalberg und Liszt auftraten, als der Erste der Pianisten. Chopin erkannte seine Ueberlegenheit im Technischen an und sprach den Wunsch aus, es ihm hierin gleich thun zu können. Nichtsdestoweniger schlug er das Anerbieten Kalkbrenner's, der behauptete, Chopin habe keine Methode, ihm drei Jahre lang Unterricht geben zu wollen, aus, da er nicht eine „Copie" Kalkbrenner's werden wollte. Und er that sehr recht daran, denn Kalkbrenner fehlte es, bei aller äußerlichen Glätte und Abgeschliffenheit, doch an tieferer Innerlichkeit. Gewiß hätte Chopin von Kalkbrenner lernen können, allein wahrscheinlich nur auf Kosten seiner Originalität, die gerade so bezaubernd wirkte. Zu denen, welche am meisten an Chopin, vorzüglich an seinen Compositionen auszusetzen hatten, gehörte Moscheles. In seinem Tagebuch äußert er sich folgendermaßen: „Ich suche mich mit Chopin's Compositionen zu befreunden, finde auch viel Reiz in ihrer Originalität und in der nationalen Färbung ihrer Motive. Immer aber stolpern meine Gedanken, und mit ihnen die Finger, bei gewissen harten, unkünstlerischen und mir unbegreiflichen Modulationen, wie mir das Ganze oft zu süßlich, zu wenig des Mannes und studirten Musikers würdig erscheint. Ich bin ein aufrichtiger Bewunderer seiner Originalität, er hat den Clavierspielern das Neueste, Anziehendste gegeben. Mir persönlich widersteht die gezwungene Modulation. Meine Finger straucheln und fallen über solche Stellen, ich kann sie üben, wie ich will, ich bringe sie nicht ohne Anstoß heraus." Sehr modificirt lautet sein Urtheil, als er 1839 von London nach Paris gekommen war, Chopin persönlich kennen gelernt und ihn spielen gehört hatte. Er sagt darüber: „Er spielte mir auf meine Bitten vor, und jetzt erst verstehe ich seine Musik, erkläre mir auch die Schwärmerei der Damenwelt für sein ad libitum-Spielen, das bei anderen Interpreten seiner Musik in Tactlosigkeit ausartet, bei ihm aber nur die liebenswürdigste Originalität des Vortrags ist. Die dilettantisch harten Modulationen, über die ich nicht hinwegkomme, wenn ich sie spiele, choquiren mich nicht mehr, weil er mit seinen zarten Fingern elfenartig leicht darüber hinweggleitet; sein Piano ist so hingehaucht, daß er keines kräftigen Forte bedarf, um die gewünschten Contraste hervorzubringen. Er behauptet, meine Musik sehr zu lieben, und jedenfalls kennt er sie genau." Dies ist richtig; Chopin schätzte Moscheles hoch, sowohl als Pianisten, wie als Componisten, und benutzte dessen Werke als Unterrichtsmaterial für seine Schüler. Mit Meyerbeer, der damals in Paris eine herrschende Stellung einnahm, stand Chopin auf gutem Fuß. Zwar war ihm seine Musik nicht sympathisch, aber er schätzte den liebenswürdigen Menschen. Meyerbeer dagegen hielt Chopin nicht nur als Menschen, sondern auch als Künstler hoch. Er sagte einst zum Grafen Wielhorski über ihn: „Ich liebe ihn sehr; ich kenne keinen Pianisten und keinen Componisten wie ihn." Meyerbeer und Fürst Adam Czartoriski waren bei Chopin's Begräbniß die Führer des Leichenzuges und der Erstere bedauerte, daß man ihn nicht aufgefordert habe, einen Trauermarsch dazu zu componiren. Der Engländer John Field darf schon deshalb hier nicht übergangen werden, weil er zuweilen als Vorgänger Chopin's im Spiel sowohl als in der Composition, und zwar nicht ohne alle Berechtigung, betrachtet wird. Auch in seinem Spiel herrschte das Sanfte, Rührende, Innige vor, ebenso wie in seinen Schöpfungen, namentlich in jener von ihm erfundenen elegischen Gattung von Stücken, die man mit dem Namen Notturno bezeichnet. Ein sehr großer Unterschied aber besteht zwischen Beiden: während Field's Vortrag sich durch eine Ruhe auszeichnete, die an Schläfrigkeit grenzte, war Chopin's Spiel von Feuer und Geist erfüllt und das Notturno hat er gleicherweise durch weit freiere und reichere Ausgestaltung zu einer höheren, um Vieles inhaltreicheren und interessanteren Kunstform erhoben. Chopin übrigens schätzte Field's Compositionen sehr, viel mehr als dieser, der ihn, wohl nicht ohne Eifersucht, un talent de chambre de malade, ein Krankenzimmer-Talent, nennt, die seinigen. Mit Thalberg und Liszt, die fast gleichzeitig, im Jahre 1835, auf der Höhe ihrer Ausbildung in Paris auftraten und Furore machten, begann eine neue Aera des Clavierspiels. Zuerst, doch nicht auf die Dauer, machte Thalberg Liszt den Rang streitig. Zwischen Beiden bestand der Unterschied, der das Talent, auch das größte, vom Genie trennt. Derselbe Unterschied trennte auch Thalberg von Chopin. Diese Drei wurden damals so charakterisirt: Thalberg ist ein König, Liszt ein Prophet, Chopin ein Dichter. Dieser, der Thalberg schon 1829 und 1830 in Wien gehört und kennen gelernt hatte, schrieb damals in einem Briefe sarkastisch über ihn: „Thalberg spielt famos, aber er ist nicht mein Mann. Er gefällt den Damen sehr, schreibt Potpourris über die Stumme von Portici, spielt forte und piano mit dem Pedal, aber nicht mit der Hand, spannt Decimen so leicht wie ich Octaven und trägt diamantene Hemdknöpfe." Auch später, bei ihrem Zusammentreffen in Paris, hat sich Chopin's Urtheil über Thalberg nicht verändert und es hat derselbe nicht den geringsten Einfluß auf ihn ausgeübt, wie denn auch das persönliche Verhältniß über kühle Höflichkeit nicht hinausging. Thalberg's seichte, vornehme Glätte und Gemessenheit konnte Chopin nicht anziehen. Ganz anders war das Verhältniß zwischen Chopin und Liszt. Beide geniale Naturen, verstanden und schätzten sie einander, und konnten unmöglich neben einander leben, wie es in Paris geschah, ohne einer vom andern zu lernen und ohne gegenseitigen Einfluß auszuüben. Die größte Verschiedenheit zwischen ihnen bestand darin, daß Liszt eine universelle, Chopin eine ganz individuelle Natur war. Dieser Unterschied trat nicht nur in der Beurtheilung von Künstlern und Kunstwerken, sondern auch in ihrem öffentlichen Auftreten im Concertsaal hervor. Liszt verstand es, das größte Publicum in seinen Bannkreis zu zwingen, während Chopin scheu und mimosenhaft vor der tausendköpfigen Oeffentlichkeit zurückwich, nur selten in großen Concerten auftrat und seine Erfolge in kleineren und intimeren Kreisen suchte und fand. Als Virtuose mochte Liszt, Alles in Allem genommen, der Größere sein, als Claviercomponist überragt ihn Chopin entschieden an schöpferischer Kraft und Genialität. So sehr Chopin daher Liszt als Pianisten bewundert und sogar, was sonst bei keinem Anderen der Fall war, seine Werke gern von ihm vortragen hörte, so wenig machte er sich aus seinen Compositionen. Im Allgemeinen verkehrten sie freundschaftlich und kameradschaftlich mit einander, und wenn in späteren Zeiten ihr Verhältniß etwas kühler wurde, so lag dies weniger an den beiden Künstlern selbst, als vielmehr an ihren beiderseitigen Freundinnen, George Sand und der Gräfin d'Agoult. So nahm es z. B. Liszt durchaus nicht übel, wenn Chopin, der ein starkes Nachahmungstalent besaß, Liszt am Clavier in Haltung, Geberden, Mimik, ja selbst in gewissen Eigenthümlichkeiten seines Spiels, aufs Täuschendste copirte, und lachte selbst herzlich darüber. Etwas empfindlicher und eifersüchtiger war dagegen Chopin. Als er einst hörte, daß Liszt beabsichtige, über ein von ihm — Chopin — gegebenes Concert zu schreiben, sagte er: „Il me donnera un petit royaume dans son empire." Er wird mir wohl ein kleines Königreich in seinem Kaiserthume zugestehen. So gern Chopin auch seine Werke von Liszt spielen hörte, so konnte er es doch nicht vertragen, wenn derselbe sich einige Abweichungen im Vortrag erlaubte. Einst spielte Liszt im Salon von George Sand ein Chopin'sches Notturno und brachte dabei einige eigene Verzierungen an. Chopin wurde unruhig und als Liszt fertig war, sagte er zu ihm mit erregter Stimme: „Ich bitte Dich, lieber Freund, wenn Du mir die Ehre erweisest, meine Sachen zu spielen, so spiele sie so, wie ich sie geschrieben habe." „Nun dann spiele selbst", erwiderte Liszt etwas gereizt. „Sehr gern", sagte Chopin und setzte sich ans Piano. Es war heller Mondenschein und er bat die Lampen auszulöschen. Es geschah, und er begann nun zu spielen auf eine ganz unbeschreibliche Weise, so daß, als er das Clavier verließ, Thränen in den Augen seiner Zuhörer glänzten. Auch Liszt war innig gerührt, umarmte Chopin und sagte: „Ja, Du hast recht. Deine Werke darf man nicht verändern, ohne ihnen zu schaden." Nichtsdestoweniger konnte Liszt am nächsten Abend, als dieselbe Gesellschaft wieder am gleichen Orte versammelt war, sich eine kleine Revanche nicht versagen. Er bat Chopin, zu spielen, verlangte aber, daß durch Auslöschen aller Lichter und Zuziehen der Fenstervorhänge das Zimmer vollständig verdunkelt werde. Nachdem dies geschehen, setzte er nach einer kurzen, leisen Zwiesprache mit Chopin sich selbst an das Clavier. Darauf begann er in derselben Weise zu spielen, wie Chopin am vergangenen Abend, und zwar mit solcher Treue in Bezug auf Empfindung und Eigenthümlichkeit des Stils, daß man Chopin zu hören glaubte. Daher war auch die Wirkung auf die Zuhörer dieselbe. Als das Entzücken den höchsten Grad erreicht hatte, zündete Liszt plötzlich die Lichter auf dem Clavier an und ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens ertönte. „Was, Sie haben gespielt?" „Wie Sie sehen," lachte Liszt. „Wir glaubten Alle, daß Chopin spielte." Dieser war vielleicht weniger erbaut von der gelungenen Täuschung, verbarg aber seinen Verdruß unter Lobsprüchen. Nach Chopin's Tode hat Liszt in seiner Schrift: „Frédéric Chopin"

demselben ein schönes Denkmal pietätvoller Anerkennung gesetzt. Obgleich zu ungenau in vielem Thatsächlichen, um als Biographie gelten zu können, hat das Werk doch als psychologisch-ästhetische Studie über Chopin und seine Werke hohen Werth. Noch andere Kunst- und Zeitgenossen Chopin's, die ihm persönlich weniger nahe gestanden haben oder sonst von minderer Bedeutung waren, glauben wir hier übergehen zu dürfen. Die bewundernde Anerkennung, welche Copin von den hervorragendsten Künstlern seiner Zeit, vornehmlich den deutschen, zu Theil wurde, hätte ihn wohl trösten sollen über den Mangel dessen, was oft viel Geringere erlangen, was ihm aber versagt blieb: Wirkung auf die großen Massen und damit Popularität. Allein er konnte diese Enttäuschung, obwohl er selten darüber sprach, nicht verwinden und sie ließ ihn seines Lebens und Wirkens nie recht froh werden.

Bücherbesprechungen.

— Erinnerungen an Rügen und die Ostsee. Von W. Bruchmüller. Greifswald, Druck und Verlag von Julius Abel, 1899. Preis 1 ℳ 50 ₰, gebunden 2 ℳ — Ich kenne Rügen noch nicht aus eigener Anschauung. Aber ein Buch wie dieses mag wohl den Entschluß reifen lassen, die Bekanntschaft des sagenumwobenen Eilandes zu machen, und zwar je eher, je besser. Der Verfasser wollte kein Reisehandbuch schreiben. Er lehnt das im Vorwort ausdrücklich ab. Es trieb ihn nur, die Eindrücke, die er auf mehrfachen Wanderfahrten und Streifereien gehabt, festzuhalten und mit diesen Schilderungen den Freunden Rügens ein Büchlein in die Hand zu geben, das ihre eigenen Erinnerungen an dort verlebte schöne Tage zu frischem Leben erwecken soll. Diesen Zweck wird er sicherlich erreichen. Ist doch jedes Wort seiner Ausführungen getragen von herzlicher Liebe zu der Insel, es rauscht aus den Blättern des Buches bald wie von leise bewegten Waldwipfeln, bald wie von tobender Meeresbrandung, die Fäden der Geschichte und der Sage verknüpfen sich unter den Händen des Erzählers zu reizvollem Gewebe, und in fesselnder Plauderei oder traulichem Vers geleitet er uns durch alle bedeutsamen und sehenswürdigen Stätten der Insel. An das kurze Vorwort und die poetische Widmung schließen sich folgende sechs Nummern: Streifereien durch die Insel Rügen. — Irmtraut, eine Sage von Rügen. — Eine Maiglöckchenfahrt nach Göhren. — Epigramm und Ritornelle von der Rügenreise. — Ein Tag in Stralsund. — Ein Ausflug nach Moen. — Wen ein freundliches Geschick nordwärts führt an den buchenumgürteten Strand der Ostsee, der wird es nicht bereuen, wenn er das schmächtige Heftchen dieser Reiseerinnerungen mit in seinen Koffer packt. Sie werden ihm manche willkommene Anregung gewähren und ihm die Augen öffnen über manche versteckte Schönheit der „Perle der deutschen Ostsee". R. B.

— Monte Carlo. Indiscretionen und Erlebnisse aus einer Spielhölle, von Fritz v. d. Elbe. Minden i. W., Druck und Verlag von Wilhelm Köhler. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis 1 ℳ 50 ₰. Zu beziehen durch jede Buchhandlung. — Auf 138 Seiten entrollt uns der Verfasser in 20 einzelnen Capiteln auf Grund langjähriger Studien und Beobachtungen, die er inmitten der Spieler-Metropole an der Riviera selbst gemacht hat, ein anschauliches Bild von dem interessanten Getriebe jenes romantischen Spielerstaates im Allgemeinen und von dem eigenartigen Leben und Treiben an der Spielbank und am grünen Tische beim Roulette und bei Trente et Quarante im Besonderen. Unter strenger Vermeidung alles Romanhaften und Uncontrolirbaren schildert er rein sachlich das wahre, unverfälschte Wesen der Spielbank, die er schließlich als nichts weiter als eine staatlich concessionirte und protegirte Actiengesellschaft zur Ausbeutung niedrigster menschlicher Schwächen und Laster, als eine Speculation auf die in der menschlichen Brust schlummernde Leidenschaft in des Wortes verwegenster Bedeutung bezeichnet und auf das Entschiedenste verurtheilt. Dem entspricht die gesammte Tendenz des Buches, die eine aufklärende und belehrende ist. Das Buch will nicht blos durch fesselnde Erzählung angenehm unterhalten, sondern das Publicum über die Gefahren des Spieles unterrichten und Alle, die das entzückende, sonnige Gestade der Riviera aufsuchen, vor bitteren Enttäuschungen, Aerger und unangenehmen Verlusten schützen. Dieser Aufgabe, die er sich selbst gestellt, hat sich der Verfasser mit großem Geschick entledigt und dabei versteht es es meisterhaft, die märchenhaften Wunder und die verschwenderische Frühlingspracht jener Gegend, die fascinirende Wirkung der mit blendender Pracht überreich ausgestatteten Räume des Casinos, die fieberhafte Jagd nach dem launischen Glück und das entsetzliche Ende der ausgeplünderten Opfer des Spieles so stimmungsvoll zu schildern, daß der Leser von Anfang bis zu Ende in vollem Athem erhalten wird. Durch die Hinzufügung einiger Capitel über die Geschichte der Spielbank und des Staates Monte Carlo überhaupt, sowie über die Persönlichkeit und Thätigkeit des Fürsten als Landesvater und Gelehrten, über die Industrie Monacos, über die an die Person des berühmtesten Bankhalters unseres Jahrhunderts, des alten „Père Blanc" (Mr. François Blanc) geknüpften Anekdoten u. s. w. gewinnt das Buch wesentlich an Interesse. Criminell besonders interessant sind die Capitel 7 und 8, die das moderne Industrieritterthum und die Erpressungsfeldzüge gegen die Bank behandeln. Mit der größten Schärfe wendet sich der Verfasser gegen die perfide, verletzende Art, mit der die Bank den ausgeplünderten Spielern, den „Décéivés", das Reisegeld nach der Heimath im Wege eines außerordentlich demüthigenden Verfahrens zubilligt — nota bene nur gegen Ausstellung eines Wechsels. — Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern unseren Lesern die Lectüre dieses wegen seines unterhaltenden und lehrreichen Inhalts sehr wohl empfehlenswerthen Buches selbst anheimgeben. Dr. Feste.

— Budapest. Illustrirter Wegweiser durch Budapest und Umgebungen. Dritte vollständig neu bearbeitete Auflage. Mit 49 Illustrationen und zwei Plänen. Elegant gebunden 1 ℳ 80 ₰. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest u. Leipzig. 1899. — Das außerordentlich rasche Wachsthum der Hauptstadt Ungarns hat abermals eine vollständige Neubearbeitung des „Illustrirten Wegweisers durch Budapest und Umgebungen" nöthig gemacht. Er ist in der neuen Gestalt ein durchweg praktisches, zuverlässiges Reisebuch, das ohne Weitschweifigkeit über Alles, was der Fremde zu wissen nöthig hat, Auskunft ertheilt. Welch staunenswerthen Aufschwung Budapest, dessen Einwohnerzahl sich heute auf fast 700000 beläuft, in der letzten Zeit genommen hat, kann man an vielen Stellen des Buches deutlich erkennen. An Lebhaftigkeit des Verkehrs, an Großartigkeit und Pracht der Neubauten übertrifft Budapest die meisten Großstädte Europas. Die Angaben über die Sehenswürdigkeiten, insbesondere die Museen und Galerien entsprechen den neuesten officiellen Bestimmungen. Die zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen, welche die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten veranschaulichen, unterstützen den Text in wirksamster Weise. Außer einem alphabetischen Sachregister enthält das Buch ein alphabetisches Verzeichniß aller Straßen, Gassen und Plätze von Budapest, und zwar mit ungarischer und deutscher Benennung. Bemerkenswerth ist der neue, in lebhaften Farben gehaltene Stadtplan, der, mit deutscher Straßenbenennung versehen, ein rasches Auffinden aller einzelnen Punkte leicht ermöglicht. Die waldreiche Umgebung von Budapest, in der für die Bequemlichkeit der Touristen bisher leider nur äußerst wenig gethan worden ist, kommt um deswillen für den Fremden kaum in Betracht. Ein Druckfehler findet sich auf S. 92, Zeile 23 von oben. C. R.

— Russisches Uebungsbuch im Anschluß an seine Grammatik von Ludwig v. Marnitz, Docent an der königl. Kriegsakademie zu Berlin, kaiserl. russischem Collegienrath und Gymnasialoberlehrer a. D. Leipzig, Verlag von Raimund Gerhard. 1899. — In 25 kurzen Capiteln enthält dies Uebungsbuch eine Reihe einfacher russischer und deutscher Uebersetzungsstücke, die sich in ihrer Anordnung und Gestaltung den einzelnen Paragraphen der russischen Grammatik von Marnitz anschließen. Der Verfasser war bestrebt, nach Möglichkeit Worte, Wendungen und Sätze der Umgangssprache in den Uebersetzungsstücken zu verwenden. Vollkommen gelungen ist ihm das nur mit den russischen Stücken; die deutschen klingen oft steif und unnatürlich und verrathen, daß ihr Verfasser kein geborener Deutscher ist. Auch in dem Vokabular, das zusammen mit einem deutsch-russischen Wörterverzeichniß einen zweckmäßigen Anhang bildet, laufen dem Verfasser einige schlecht deutsche Worte unter, z. B. „ummachen" (S. 51), „mir ist gefällig" (S. 53). Im Ganzen aber ist das Uebungsbuch mit Geschick und Sachkenntniß abgefaßt und wird neben jeder Grammatik mit Vortheil benutzt werden. E. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 121. Dienstag, den 17. October, Abends. 1899.

Johann Georg Schlosser.

Gestorben am 17. October 1799.

Von **Paul Seliger** (Leipzig-Gautzsch).

Das Jahr, in dem wir Goethe's hundertundfünfzigjährigen Geburtstag verehrungs- und weihevoll begangen haben, bringt auch den hundertjährigen Todestag des Mannes, der ihm verwandtschaftlich am nächsten treten sollte, seines Schwagers Johann Georg Schlosser. Gehört er auch nicht zu den Geistern ersten Ranges, ist sein Wirken vielmehr nur in den Schranken seines Jahrhunderts beschlossen gewesen, so daß wenig von Dem, was er geschrieben hat, werth ist, der Vergangenheit entrissen zu werden, so hat er doch unzweifelhaft einen großen Einfluß auf seine Zeit ausgeübt und spiegelt in seinen Schriften alle geistigen Bestrebungen des philosophisch, religiös und politisch so gewaltig erregten achtzehnten Jahrhunderts wieder, daß er schon aus diesem Grunde einige Worte verdient. Dazu kommt, daß er in der Entwickelungsgeschichte Goethe's eine Rolle spielt — in „Dichtung und Wahrheit" wird seiner oft gedacht —, und wenn sich auch später das Verhältniß lockerte, so sind die Beziehungen niemals gänzlich abgebrochen worden. — Der letzte Brief Goethe's an ihn ist vom 30. August 1799 datirt, sechs Wochen vor Schlosser's Tode. Dazu kommen seine großen Eigenschaften als Mensch: sein gerader Sinn, sein Freimuth, seine Ueberzeugungstreue. Bei aller Entschiedenheit, mit der er seine Meinung vertrat, bewahrte er doch stets die äußerste Besonnenheit, wenn es galt, die Ergebnisse eigenen oder fremden Nachdenkens in die Wirklichkeit überzuführen. Er wollte, wie Gervinus sich ausdrückte, überall, in Staat, Kirche, Erziehungswesen, Wissenschaft, „das Erreichbare anstreben, nicht das Ideal".

Johann Georg Schlosser wurde am 7. December 1739 zu Frankfurt am Main geboren. Sein Vater Erasmus Karl Schlosser, Licentiat beider Rechte und „Sr. Kaiserlichen Majestät wirklicher Rath", bekleidete das Amt eines älteren Schöffen bei dem Rathe der Stadt. Nach der üblichen Vorbildung auf dem Gymnasium bezog der Sohn die Universität Gießen, wo er sich dem Rechtsstudium, daneben aber auch den Alterthumswissenschaften widmete. Goethe erwähnt in „Dichtung und Wahrheit", daß ihm der damals noch so junge Mann und sein wenige Jahre älterer Bruder, Hieronymus Peter Schlosser, als ausgezeichnet in Sprachen und anderen die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und als Muster hingestellt wurden und daß Jedermann die gewisse Erwartung hegte, sie würden einst im Staate und in der Kirche etwas Ungemeines leisten. Von Gießen aus wandte sich Schlosser nach Jena und Altorf, an welch letzterer Universität er am 19. April 1762 zum Doctor der Rechte promovirt wurde. Zunächst ließ er sich nun als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt nieder, allein, wie Goethe sagt, „sein strebender und das Allgemeine suchender Geist konnte sich aus mancherlei Ursachen in diese Verhältnisse nicht finden". Er nahm deswegen 1766 die Stelle eines Geheimsecretärs und Erziehers bei dem Herzog Friedrich Eugen von Württemberg an, der als Chef eines preußischen Kürassierregiments in Treptow an der Rega stand, 1795 die Regierung des Herzogthums antrat, aber schon 1797 starb. Auf der Reise nach seinem neuen Bestimmungsorte berührte er Leipzig, wo damals Goethe studirte. „Die Form seiner gerundeten Stirn, zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken," erzählt dieser, „deuteten auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dies begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit Dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegensatz zu dem seinigen haben mußte." Es läßt sich wohl in der That kein größerer Gegensatz denken als der von göttlicher Heiterkeit überschäumende jugendliche Goethe und Schlosser, der schon in jungen Jahren von ungewöhnlichem, ja düsterem Ernst erfüllt war. Ein Beweis dafür ist ein englisches Gedicht, das Gegenstück zu Pope's Essay on man, dessen Entstehung in diese Zeit fällt und das er später in deutscher prosaischer Bearbeitung als „Anti-Pope" herausgab. Es heißt darin unter Anderem: „Freund! wäre es der Vernunft allein überlassen, unser Glück zu verkündigen, so wäre es der größte Fluch, ein Mensch zu sein! — Alles finster, Alles Nacht um uns, über uns, unter uns! Was hoffen? was wählen? was fürchten? was fliehen? Abgründe öffnen sich, Felsen zerspringen, Seen brausen, Donner heulen, hinten die Rache, vor uns das Grab, in uns der Stachel, über uns das Schwert, der Mensch strauchelnd, tappend, blind, und Keiner, der ihn führt! — Keiner! — Nein, ein Gott, ein Gott führt uns und zeigt der blinden Vernunft einen sicheren Weg. . . . Auch »der Trieb der Geselligkeit«, den uns die Natur neben dem »der Selbstliebe« gegeben hat, vermehrt nur unsere Leiden, da wir die der Anderen mitfühlen. O kommt, laßt uns zu Wäldern, zu Feldern, zu Höhlen fliehen! Mit Freiheit, seliger Freiheit, ist jedes Schicksal gut. — Aber wie fliehen, wenn gebunden auf die Folter, mein eigener Instinct widerstrebt und mich zurückzieht? Bleib, thörichter Mensch! Unglücklich wenn allein, zweimal elend in Gesellschaft; sei nur ein einzigmal aufrichtig und gesteh die traurige Wahrheit, daß du unglücklich bist und Alles übel unter der Sonne, bis ein heilsamer Tropfen Blutes von oben Alles ersetzt, dann wird Alles gut." Glückseligkeit ist nur in der Beschränkung auf das Erreichbare möglich. „Glückseligkeit ist der selige Zustand, wo du nicht mehr wünschest, als du hast. Jeder Gedanke, der über die enge Grenze schweift, giebt nicht mehr, aber zerstört auch, was du hast. In der Grenze ist Alles Friede; über sie hinaus verwundet das Elend wie Belagerte beim Ausfalle jeden schwärmenden Gedanken. Soll kein Glück deinen Wünschen fehlen, so wünsche nichts, was dir fehlen kann!" In Treptow blieb Schlosser nur bis zum Jahre 1769; dann nahm er seinen Abschied und kehrte nach Frankfurt zurück, wo er bis 1773 blieb. 1771 kehrte Goethe aus Straßburg zurück und trat wieder in persönliche Beziehungen zu ihm. Er schreibt über Schlosser: „An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurückgeblieben. Er schrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich, mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur insoweit cultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren." Am 1. November 1773 verheirathete sich Schlosser mit Goethe's Schwester Cornelia, nachdem er in badische Dienste getreten und zum Oberamtmann in Emmendingen ernannt worden war. Die Braut trat ohne Neigung gegen ihren Verlobten, ja mit Gleichgiltigkeit und Kühle in die Ehe ein, die es auch in der Folge zu keinem wirklich herzlichen Verhältnisse zwischen den beiden Gatten kommen ließ. Goethe schreibt darüber, er habe sich seine Schwester nie als Hausfrau, wohl aber als „Aebtissin, als Vor-

steherin einer edelen Gemeinde" denken können. „Sie besaß Alles, was ein solcher höherer Zustand verlangt, ihr fehlte, was die Welt unablässig fordert." Die Ehe war auch nur von kurzer Dauer, denn Cornelia starb schon am 7. Juni 1777 bei der Geburt ihrer zweiten Tochter. Bereits 1778, am 24. September, verheirathete Schlosser sich zum zweiten Male, und zwar mit Johanna Fahlmer, einer Freundin Cornelia's, die dem Jacobi'schen Kreise angehörte, jenem feinsinnigen Wesen, an dem Goethe „große Zartheit des Gemüthes" und „ungemeine Bildung des Geistes" rühmt. Bis 1787 blieb er in Emmendingen; in diesem Jahre wurde er zum Geheimen Hofrath in Karlsruhe ernannt, 1790 zum Geheimrath und Director des Hofgerichts, ein Amt, das er jedoch am 13. November 1792 freiwillig niederlegte; 1794 nahm er seinen Abschied aus den badischen Diensten überhaupt und ging zunächst nach Ansbach, dann 1796 nach Eutin, wo er seinen Sohn in die von Voß geleitete Schule bringen wollte. An beiden Orten widmete er sich ganz seinen schriftstellerischen Neigungen. 1798 wurde er nach dem Tode seines Bruders von seiner Vaterstadt zum Syndikus erwählt und nahm diesen Ruf an. Er fand jedoch schwierige Verhältnisse vor, da Frankfurt im nächsten Jahre von den Franzosen besetzt wurde und ihm auch persönliche Drangsale nicht erspart blieben. Am 17. October 1799 starb er nach einem kurzen Krankenlager. Groß war die Trauer der Freunde um den Dahingeschiedenen. Klinger nennt ihn „den reinsten moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beinahe fünfzig Jahren vorgekommen ist. . . . In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch alle seine erworbenen großen Kenntnisse nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen: Nur die Tugend war sein Genie und machte es aus, so kräftig, so ganz und vollendet stellte er sie dar. Daß er mein Freund bis zum letzten Augenblicke seines Lebens war, meiner in der langen Abwesenheit gedachte wie ich seiner und wir, entfernt und nah, immer in gleichem Geiste verbunden blieben, rechne ich zu dem wichtigsten Gewinn meines Lebens." Und Pfeffel dichtete:

Ein Blümchen nur — auf meinem Herzen dorrte
Das Blümchen — leg' ich auf dein Grab,
Mein Bruder, ach! mein Schmerz hat keine Worte
Und keine Zeit wischt meine Thränen ab.

Schlosser's schriftstellerische Thätigkeit war sehr vielseitig und erstreckte sich auf die mannigfachsten Fragen der Philosophie, der Religion, der Staatswissenschaften, der Erziehung, die er alle von dem Standpunkte der Aufklärung aus behandelte. Er war kein systematischer Geist, der im Stande gewesen wäre, in größeren Werken seine Weltanschauung im Zusammenhange zu entwickeln, sondern er gab sich — ähnlich wie Lichtenberg — lediglich in kleineren Schriften aus, die selten den Umfang einer bloßen Abhandlung überschritten. Als seine beiden Hauptwerke kann man den „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk" (1771) und „Seuthes oder der Monarch" (1788) bezeichnen. In der Einleitung zu der ersterwähnten Schrift stellt er als Zweck des Religionsunterrichtes hauptsächlich die Hebung der Sittlichkeit hin und erhebt die Forderung einer besseren Vorbildung der Geistlichkeit für diesen Zweck. Wie man eine Professur der Oekonomie errichtet und sie der philosophischen Facultät beigeordnet habe, sollte man auch eine solche für „praktische Gottesgelahrtheit" schaffen. Der Lehrer müßte sich bei seinem Vortrage nur auf „vernünftige Gründe" und solche stützen, „die einen Eindruck auf die Herzen zu machen fähig sind". Er müßte „die Herzen seiner Zuhörer auch blos in den Grenzen der menschlichen Aussichten zur Tugend bilden und ihnen die Sittenlehre mit ebenso begreiflichen als bündigen Beweisen beibringen, wie sie künftig dieselben, vorzüglich die Landprediger, den Landleuten vorzutragen haben". Ueber das Buch selbst sagt Schlosser, daß die Bezeichnung Katechismus im Grunde genommen nicht passe, da es nicht in Form von Frage und Antwort, sondern im zusammenhängenden Vortrage gehalten sei; es solle vielmehr nur den Stoff darbieten, aus dem der Lehrer den Katechismus leicht selbst herstellen könnte, wenn er erst daraus gelernt habe, „von den Pflichten der Menschen natürlich zu denken und bei jeder die sinnlichen auch diesseits des Grabes fühlbaren Endzwecke zu finden". Unter der Maske eines bejahrten Verwalters entwickelt Schlosser in einfacher, ungekünstelter Sprache den Kindern des Dorfes die sittlichen Grundsätze, leitet daraus ihre Pflichten ab und flicht auch das Wesentliche ein über den Ursprung der Gesellschaft, der Gesetze, Behörden und der damit verbundenen politischen Einrichtungen. Das Fehlen jedes dogmatischen Gesichtspunktes zog dem Verfasser mehrfache Angriffe zu. So gab ein Ungenannter, „um selbiges Buch zu einem besseren Gebrauch einzuleiten, damit dessen Lesung Niemandem schädlich und anstößig werde", einen „Praktischen Katechismus zur christlichen Sittenlehre für das Landvolk, nebst moralischen Regeln zur feinern Bildung desselben" (Leipzig 1772) heraus. Schlosser ist danach auch einer „von den neumodischen Sittenlehrern, welche die christliche Moral in die heidnische verwandeln, dessen Katechismus die Menschen blos äußerlich zu ehrbaren Menschen macht, aber nicht zu Jesu führt und daher die Tugend sowohl verstümmelt als aus falschen und unzulänglichen Beweggründen lehrt". — Auf der anderen Seite fand die Schrift aber auch lebhafte Zustimmung, so bei Rochow, Friedrich Carl v. Moser, Campe. Als Fortsetzung veröffentlichte Schlosser im Jahre 1776 den „Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk". „Seuthes" sandte Schlosser am Neujahrstage 1788 Jacobi mit einem herzlichen Schreiben zu. Er vertritt darin die Ansicht, daß die kleineren Staaten besser für das Glück ihrer Angehörigen sorgen können als große und mächtige. Zu diesem Zwecke führt er einen Thraker ein, der sich schon seit langer Zeit in verschiedenen griechischen Staaten aufgehalten hat, nunmehr aber, da Seuthes in seinem Vaterlande den Thron bestiegen und eine Menge der vortrefflichsten Einrichtungen getroffen hat, nach Thrakien zurückzukehren wünscht. Aber Sokrates, mit dem er sich in eine Unterredung einläßt, überzeugt ihn, daß er in seinen Erwartungen arg enttäuscht werden würde, und veranlaßt ihn, in Athen zu bleiben. Als Maßstab, nach dem man die Regierung eines Fürsten beurtheilen soll, giebt Schlosser die „Glückseligkeit" des Volkes an. Darunter versteht er aber nicht nur Wohlstand, sondern auch Moralität, innere Vervollkommnung, welche in kleineren Staaten eher erreicht werden kann als in weitschichtigen Monarchien. Als Ideal schwebt ihm dabei eine Gesetzgebung vor, bei der Jeder, der das Gesetz verletzte, sich selbst bestrafte, und Jeder, der diesem gehorchte, sich selbst belohnte. — Von seinen zahlreichen anderen politischen Schriften ist vorzüglich zu nennen: „Xenokrates oder über die Abgaben." Auch diese Schrift klingt in der Mahnung des „Seuthes" aus. Demetrius fragt am Schlusse des Gespräches, ob es genüge, das materielle Gedeihen des Volkes zu fördern, worauf Xenokrates antwortet: „Eins hast du nicht angeführt, das ist Gerechtigkeit und Ehrfurcht vor den Göttern, vor den Menschen und vor den Gesetzen. Und dazu, mein Lieber, sind nur große Menschen fähig. Ob es deren geben werde in der Zukunft und ob die großen Seelen, die es alsdann vielleicht giebt, wenn die große Verbindung unter den Menschen, die ich vorahne, zu Stande kommt, an der Spitze der Geschäfte stehen werden, das kann ich nicht vorahnen." Schlosser's philosophische Thätigkeit beschränkte sich auf die gebräuchlichen Gegenstände der damaligen Popularphilosophie, Glückseligkeit, Tugend u. s. w., Themen, die er zum Theil in der Form der platonischen Dialoge behandelte, der wir auch schon in seinen politischen Schriften begegnet sind. Ein Versuch, mit Kant anzubinden (in seinem „Schreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte"), zog ihm eine scharfe Zurechtweisung von Seiten des Angegriffenen zu. In der Aesthetik schlug sich Schlosser vollständig auf die Seite der Neuerer, die von althergebrachten Regeln nichts mehr wissen wollten. Die wichtigste Schrift ist hier das Sendschreiben an Lenz: „Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza" als Erwiderung auf dessen Komödie: „Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandi", unter welchem Namen Lenz seinen Freund Schlosser selbst geschildert hatte. Schlosser giebt hierin einen anschaulichen Bericht über seine ästhetisch-literarische Entwickelung. Er las die griechischen Dichter vor Aristoteles. Mit besonderer Gewalt ergriff ihn Sophokles, dann ging er zu Homer und Ossian über und stets fühlte er sich vollständig in deren Welt versetzt. Dann nahm er Aristoteles zur Hand. „Nein! Ich kann Dir's nicht sagen, Lenz, wie mir wurde, da ich den kalten Unmenschen die Linien drechseln sah, womit er die Wege bezeichnen wollte, auf denen die Unsterblichen zu meiner Seele gegangen waren." Dann wurde er krank und nahm Aristoteles von Neuem vor, außer ihm Batteux, Baumgarten und Andere. Dann ging er zu den Franzosen über, zu Corneille, Racine, Voltaire. Sie ließen ihn kalt, ebenso die Deutschen, Cronegk, Braw, Schlegel. Da fiel ihm Shakespeare's Macbeth in die Hände, darauf las er den Coriolan. „Da sah ich, was ich in der Krankheit nicht sah, daß die Regelmacher alle an der Hülle gehangen

und den Geist nicht gekannt hatten, der sie belebte. Noch mehr. Sah, daß der Geist, wo er ist, sich Hülle nehmen kann und nie von dem verkannt wird, dem er hörbar ist. Sah, daß hundert gegen einen nur die Hülle kennen, nur die Hülle lieben. Aber die Hülle ist todt, und sie glauben sie nur zu lieben, weil man ihnen gesagt hat, sie ist schön. Der Geist, der in ihr webt, spricht ihnen nie. — Sieh, Lenz! Das ist Europas Aesthetik … So giebt es denn tausend Formen und nur einen Geist, der sie belebt. — Eine Regel, und die ist: »Fühle, was du fühlen machen willst.« — Und die Regel lehrt keine Aesthetik. Das ist der Stempel des Dichtergenies. Du hast ihn, Lenz! begnüge Dich mit ihm!"

Bücherbesprechungen.

— *Pierstorff, Zimmer, Wychgram: Frauenberuf und Frauenerziehung.* Vier Vorträge zur Frauenfrage, gehalten im Auftrage der Hamburgischen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe (Patriotische Gesellschaft). Hamburg, L. Gräfe u. Sillem. 1899. 123 S. 2 ℳ — Allen vier Vorträgen ist die erlaubte Einseitigkeit gemeinsam, daß sie die „Frauenfrage" als specifische Frage der mittleren und höheren Classen behandeln. Nur darf man sich nicht dazu verleiten lassen, zu glauben, daß es nicht eine sehr schwere und wichtige proletarische Frauenfrage gäbe. Pierstorff, Prof. der Staatswissenschaft in Jena, erörtert einleitend „Frauenfrage und Frauenberuf" (S. 3—32), Zimmer, Director des Evang. Diaconievereins in Berlin-Zehlendorf, Prof. der Theologie a. D., behandelt „ein Capitel aus der Frauenfrage": „Die Wohlfahrtspflege durch Frauen" (S. 35—61) und Wychgram, Director der städtischen höheren Schule für Mädchen und des Lehrerinnen-Seminars in Leipzig, giebt in zwei Vorträgen eine Uebersicht über „Frauenbewegung, Frauenbildung und Mädchenunterricht" (S. 65—94 und 95—123). Der Begriff „Frauenfrage", immer im Sinne der specifisch-bürgerlichen, wird am schärfsten von Zimmer formulirt: „Frauennoth ist im Wesentlichen Ehenoth" (S. 37), wie schon Eduard v. Hartmann erklärt hatte: „Die Frauenfrage ist die Jungfernfrage." Von diesem Standpunkt aus wären in den monogamischen Zuständen unserer Culturländer zwei Wege möglich. Entweder man sagt: sucht alle Frauen zu verheirathen und die Frauenfrage ist aus der Welt. Damit würde die Lösung der letzteren auf die Männer abgewälzt d. h. die Frage wäre unlösbar; denn um die Frauenfrage aus der Welt zu schaffen, heirathet Keiner! Oder aber man formulirt: unter Voraussetzung, daß keine Ehe stattfindet, was dann? Hier müßten die Frauen selbst Ersatz schaffen. Hier wäre Lösung möglich, weil die Nächstbetroffenen in erster Linie an ihr interessirt wären. Zimmer, der sich nicht auf Utopien einläßt, geht diesen Weg und sagt einfach: „Der weibliche Beruf ein Ersatz für die Ehe" (S. 37). Dies gilt natürlich, als ethisches Postulat, unbedingt, d. h. gleichviel, ob die Frau es materiell „nöthig" hat oder nicht. Zimmer entwirft für eine Seite der Lösung der so formulirten Frauenfrage ein weitreichendes Programm: für die berufsmäßige Wohlfahrtspflege. Wohlgemerkt: nicht als freie Thätigkeit, die ohne Schulung auf bloßem guten Willen beruht, sondern als richtige Berufsarbeit in größerer organisirter Gemeinschaft. (S. 50 ff.) Jedenfalls: Zimmer zeigt, daß die Frauen hier nicht einer starren Naturnothwendigkeit gegenüberstehen, sondern daß es ganz in ihre Hand gegeben ist, sich ein eigenes Leben zu schaffen, indem sie activ der Menschengemeinschaft sich eingliedern. Das scheint uns das Werthvolle: die Einsicht in die sittliche Forderung bricht den Zwang der Verhältnisse. Die glänzenden Ausführungen Wychgram's berühren weniger die eigentliche Frauenfrage in der methodisch scharfen und richtigen Fassung Zimmer's. Wychgram geht in seinem ersten, theoretischen Vortrage auf die Gewinnung von Richtlinien für die Ausbildung der Mädchen der mittleren und höheren Classen. Er gewinnt sie nach genauer Abwägung der Möglichkeiten aus der Aufgabe der Frau „einmal Gattin und Mutter zu werden" (S. 79). „Also aus dem Verhältnisse zu Mann und Kindern müßte man die Maßstäbe für Unterricht und Erziehung nehmen." Er schildert unter diesem Gesichtspunkte und in Erwägung der weiblichen Anschauungsweise die Anforderungen an die „mit modernen Stoffen rechnende höhere Allgemeinbildung der Mädchen" (S. 88) und schließt mit einem kurzen Ueberblick über die bisherigen Leistungen der hauptsächlichsten Culturstaaten in dieser Erziehungsfrage. Der zweite Vortrag gehört ganz in die Schulpolitik in Bezug auf den höheren Mädchenunterricht in Deutschland. Hier werden mit weitem Blicke die technisch-pädagogischen Gesichtspunkte erörtert. Es werden die Arten der höheren Bildungsanstalten für Mädchen aufgeführt, dann speciell auf die höheren Mädchenschulen eingegangen, deren Lehrplan nach Inhalt und Bildungswerth entwickelt wird. Es werden Vergleiche zwischen Privat- und öffentlichen Schulen gezogen, wobei der überwiegende Vortheil der letzteren in fast allen Punkten energisch hervorgehoben wird. Die Anforderungen an den Lehrkörper werden aus der Eigenart dieser Schulen und ihrer Zwecke formulirt. Endlich wird, und damit geht Wychgram auf die eigentliche Frauenfrage im obigen Sinne ein, hervorgehoben, daß die zweckmäßig eingerichtete höhere Mädchenschule die natürlichste Vorstufe für jede specielle Berufsvorbereitung sei. Für Lehrerinnen- und Abiturientenprüfung bedürfe es, „ohne daß der Lehrplan der höheren Mädchenschule verändert zu werden braucht, der Aufsetzung von je 3 gesonderten Classen auf die oberste Classe der 7classigen höheren Mädchenschule (S. 120). Der einleitende Vortrag von Pierstorff giebt eine gute Zusammenfassung der auch von ihm als Frage der mittleren und höheren Classen gefaßten Frauenfrage (S. 9). Auch hier berührt wie in den anderen Vorträgen die Ablehnung des Utopistischen, die Erwägung der gegebenen Verhältnisse, die Scheidung des historisch Wandelbaren von dem unveränderlich in der Natur Liegenden sympathisch. Auch Pierstorff hält daran fest, daß „das Verhältniß der Frau in der Ehe und Familie" stets der Schwerpunkt der weiblichen Existenz bleiben wird (S. 32), ohne sich freilich von seinem mehr historischen und socialpolitischen Standpunkt aus zu einer so übersichtlichen und prägnanten Formulirung wie Zimmer bestimmen zu lassen. Alle vier Vorträge, mögen sie mehr Centrum oder Peripherie der specifisch bürgerlichen Frauenfrage fassen, sind jedenfalls unter den zahllosen, meist sehr dilettantischen Erörterungen dieser vielleicht wichtigsten socialen Frage inhaltlich und formell zu den höchststehenden zu rechnen. **Bttgr.**

— *Die Könige der Germanen.* Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von *Felix Dahn. Achter Band.* Die Franken unter den Karolingen. *Vierte* Abtheilung. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1899. X, 260 S.; 8°. Preis: 8 ℳ — In der Wissenschaftlichen Beilage Nr. 83 vom 20. Juli erst hatte ich die 3. Abtheilung des 8. Bands der Dahn'schen „Könige der Germanen" anzeigen dürfen, und heute schon liegt eine weitere Abtheilung vor. Es ist sehr erfreulich, daß jetzt ein rascher Zug in das Erscheinen dieses grundlegenden Werks gekommen ist; drum nimmt man auch Unausgeglichenheiten wie Anführungen der Capitularien nach der alten und veralteten Leges-Ausgabe von G. H. Pertz gern mit in Kauf: die Zeit, die solche Correcturen gekostet hätten, wird besser angewandt, indem für baldigen Abschluß gesorgt wird. Der Laie erkennt zugleich daraus, welch unendliche Mühe und Geduld zur Abfassung eines derartigen Buchs nöthig sein mag: gerade aus diesen Anführungen nach Pertz geht hervor, daß Abschnitte des vorliegenden Theils schon vor 1881 fertig gewesen sein müssen. Eine entsagungsvolle Arbeit! — Der Inhalt zerfällt in 2 (ungleiche) Hälften: das erste (IV.) Capitel behandelt den Gerichtsbann und das Gerichtswesen (13 Bogen), das zweite (V.) Capitel die Verwaltungshoheit, die Verwaltung, die Wirthschafts- und Lebenszustände (3 Bogen). Aus dem Gebotenen einige Proben. Die Verquickung des christlichen Gedankens mit altgermanischem Eherechte, wie sie unter den Karolingern bestanden hat: quidquid mulieribus non licet, nec viris licet, könnte treulosen Männern der Gegenwart einmal von berufener Seite energisch vorgehalten werden; vielleicht auch den Jünglingen. Recht angebracht wäre wohl auch ein Zurückgreifen auf die Prügelstrafe, und zwar nach der Berechnung 1 Streich = 1 ℳ Geldstrafe. Ob das nicht manchmal gründlicher hälfe? Daß auch die „Zuchthausvorlage" ihre Vorgängerin in den Tagen unserer Altvordern gehabt hat, beweist die königl. Bekämpfung von Vereinen aus Unfreien und anderen Abhängigen, die sich zur Besserung ihrer Lage zusammengethan hatten. Ueberhaupt war Selbsthilfe unter Karl dem Großen ein verpöntes Ding — haben sich seitdem die Zeiten merklich geändert? — In der S. 182, Anm. 1 zu zweit angeführten Stelle würde ich marca nicht mit „Hundertschaft",

sondern mit „Grenzsaum“ übersetzen; und auf der nächsten Seite, Anm. 3, wären zu der Literatur über die Ortsnamen mit —vilari verschiedene in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung veröffentlichte Aufsätze und Mittheilungen Ed. Heyck's heranzuziehen gewesen. Literatur- und Quellenangaben in pedantischer Ausführlichkeit und Consequenz zu machen, ist freilich Dahn's Geschmack nicht. Auch hierin, in diesem anscheinend geringfügigen Punkt ist und bleibt er eine durch und durch eigenartige, trotz ihrer Ecken und Kanten — oder vielleicht gerade deswegen — ansprechende, charaktervolle Persönlichkeit. Ht.

— Dr. Adolf Wagner: Studien und Skizzen aus Naturwissenschaft und Philosophie. Berlin, Gebr. Borntraeger. I. Ueber wissenschaftliches Denken und über populäre Wissenschaft. 79 S. 1 ℳ 20 ₰. II. Zum Problem der Willensfreiheit. 61 S. 1 ℳ — Der Verfasser bekennt sich in den beiden warm und lebhaft geschriebenen Abhandlungen als Gegner der materialistischen wie der indeterministischen Anschauung. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden. Aber es genügt nicht, fremde Anschauungen als ungenügend zu erkennen; der eigene Standpunkt bedarf selbst der schärfsten Kritik. Wir vermissen diese in der ersten Abhandlung. Der Idealismus des Verfassers beruht in ihr mehr auf Behauptung als auf Kritik. Die Hauptfrage, wie die vermeintliche „Subjectivität“ der Wahrnehmungswelt objective, d. h. allgemein giltige Erkenntniß zulasse, wie man bei jenem Ausgangspunkt aus dem „Ich-allein“ (Solipsismus) herauskomme, ist nicht gestellt und kann auch mit des Verfassers Methode nie gelöst werden. — In der zweiten Abhandlung hat sich der Verfasser die Bekämpfung des Indeterminismus zu leicht gemacht, indem er ihm von Anfang an eine Formulirung giebt, mit der freilich wissenschaftlich in keiner Form sich etwas anfangen läßt. Schopenhauer, der doch Determinist war, hat wenigstens den Punkt angegeben, wo der Indeterminismus auf einen tiefern Zusammenhang hindeutet, der sich mit Hilfe des Determinismus nicht erfassen läßt. Im Ganzen scheint uns gegen diese Art, schwierige abstracte Probleme „populär“ zu behandeln, das Bedenken am Platze, daß keine wirkliche Klärung der Sache erreicht werden kann, weil viel zu viel Dinge nur im Fluge gestreift werden müssen, die nur, wenn sie durchgearbeitet sind, Einsicht gewähren. Der Versuch, gegen diese in der Natur der Sache liegende Härte vorzugehen, scheint uns aussichtslos; jedenfalls wäre es eine Täuschung, wenn man aus dem Interesse, welches solchen Versuchen jetzt vielfach entgegengebracht wird, mehr schließen wollte, als daß wir wegen Mangel an Zeit Alles recht rasch haben wollen, was wir unserer Bildung schuldig zu sein glauben. Dr. R. Böttger.

— Geschichtsunterricht und Geschichtswissenschaft im Verhältniß zur cultur- und socialgeschichtlichen Bewegung unsers Jahrhunderts. Von Ernst Bernheim, Professor der Geschichte in Greifswald. (Sonderabdruck aus „Neue [!] Bahnen“ 1899, Heft 5 und 6.) Wiesbaden, Emil Behrend, 1899. II, 56 S.; 8°. Preis: 1 ℳ — Wem die Pädagogik unsrer Zeit als der derzeitige Schlußstein der Entwickelungsgeschichte der Pädagogik im Zusammenhange mit dem Cultur- und Geistesleben erscheint, wird diese Wissenschaft, die zugleich eine Kunst ist, nicht von der Verbindung mit der culturellen und geistigen Entwickelung lösen dürfen, sondern vielmehr bestrebt sein müssen, dieser natur- und culturgemäßen Pädagogik die Nachbargebiete der Psychologie und Anthropologie, der Sociologie, der Logik und der Ethik zu erschließen und andauernd offen zu halten. Diesem Streben dienen Scherer's „Neue Bahnen“, wie sich die im Behrend'schen Verlag erscheinende neue Monatsschrift für Haus-, Schul- und Gesellschafts-Erziehung glücklich getauft hat. Ebenfalls stark mit dem Leben der Gegenwart hat es die Meyer'sche Flugschriften-Sammlung zu thun, die es unter dem Titel „Pädagogische Zeit- und Streitfragen“ bereits auf 9 inhaltsreiche Bände gebracht hat. Einem überflüssigen Wettstreite bricht der Ausweg, den der Verlag im vorliegenden Fall ausfindig gemacht hat, die Spitze ab: Bernheim's Arbeit ist auch in diese Folge eingereiht worden und darin das 56. Heft. Und es hatte eine innere Berechtigung, diese Broschüre doppelt zu verwerthen; denn, wie Alles, was Bernheim, der verdienstvolle Verfasser des „Lehrbuchs der historischen Methode“, geschrieben hat, ist auch diese neueste Schrift ungemein anregend. Sie wird in Lehrer- und auch in Universitätskreisen sicher viel von sich reden machen. Schon wegen ihrer fein ausgearbeiteten Stellung zu Karl Lamprecht, seinem System und dem Werthe seiner Leistung. Freilich scheint es mir gerade in diesem Punkt, als ob Bernheim in seiner auffallend liebevollen Betonung der Bedeutung von Comte nicht ganz das richtige Maß getroffen habe. Obgleich auch ich niemals recht davon überzeugt gewesen bin, daß Lamprecht von dem Augenblick an, wo er sich zum Abfassen einer „Deutschen Geschichte“ entschloß, bereits dieselben methodologisch neuen Gesichtspunkte klar ins Auge gefaßt und planvoll durchgeführt habe, die ihm seit dem V. Bande reichen Anlaß zu Auslassungen der verschiedensten Art geboten haben, so scheint mir doch die im Wesentlichen absprechende Beurtheilung auf S. 23—24 der vorliegenden Abhandlung deshalb einige Ungerechtigkeiten Lamprecht gegenüber zu enthalten, weil im Gegensatze zu ihm, dem Praktiker, der Theoretiker Comte in allzuhelles Licht gestellt worden ist. Bernheim kann hier seine — dem Kenner ohne Weiteres verständliche — Vorliebe für die Theorie in der Geschichtswissenschaft nicht verleugnen. Ich lobe mir die Praxis, auch wenn sie hie und da Schwächen aufweist — vorausgesetzt, daß sie einen überhaupt etwas vorwärts bringt. — Warum aber geht Bernheim auf diese die gebildete Welt Deutschlands seit langer Zeit beschäftigende Streitfrage so ausführlich ein? Weil er die Lehrer über die Vorbedingungen der Lamprecht'schen Auffassung sine ira et studio unterrichten will. Hier sehen wir die treibende Kraft der schon über eine blos örtliche Bedeutung hinaus bekannt gewordenen Greifswalder Vereinigung aller Lehrer vor uns, wie sie bestrebt ist, auch außerhalb ihres engeren Wirkungskreises ein festes Band um Alles zu schließen, was den Beruf hat, zu lehren: sei es an der Volks-, sei es an der Hochschule. Ein edles Beginnen, dem höherer Segen nicht fehlen kann! Da seit dem Auftauchen der „socialpsychischen Strömungen“, der „Culturzeitalter“ u. s. w. genug Zeit verflossen ist, daß sich ein Mann wie Bernheim mit ruhiger Abgeklärtheit darüber äußern kann, so hat seine Belehrung sicher einen großen pädagogischen Werth. Und mir wird es Niemand verdenken, daß ich gespannt darauf bin, wie hoch oder niedrig er nach Ablauf mehrerer Jahre den unterrichtlichen Werth der in meiner und durch meine „Weltgeschichte“ aufgestellten „allerneuesten“ Forderungen wohl anschlagen wird. Ob ich am Ende auch auf den Schultern eines mir bis dato noch unbekannten Theoretikers stehe, wie es Lamprecht auf einmal mit Comte ergangen ist? Kommt es aber dabei nicht auch ein kleines Bischen mit auf den entscheidenden Schritt an, der das Wort in die That übersetzt? Bernheim betont mir das nicht genug. Im Uebrigen bekenne ich freudig, aus dem dünnen Heftchen unverhältnißmäßig viel gelernt zu haben. Ht.

— Vor Kurzem erschien im Verlag von Carl Damm (Carl Höckner's Nachfolger) Dresden 1899/1900 die Neubearbeitung des vortrefflichen Buches: Dienst-Unterricht des Königlich Sächsischen Infanteristen von Oberst a. D. Bucher. Es ist ein wahres Lehr- und Unterhaltungsbuch für jeden Soldaten, geziert mit den Bildnissen der Königlichen und Kaiserlichen Familie, ausgestattet mit zahlreichen Abbildungen im Text und drei Tafeln, welche die Uniformirung, die Rang- und Gradabzeichen, die Orden und Ehrenzeichen zur Darstellung bringen. Alles, was der Infanterist an Kenntnissen für den inneren und äußeren Dienst, über Pflichten und Rechte besitzen muß, findet er hier in kurzer und klarer Art zusammengestellt. Bei der, unter Berücksichtigung aller in letzter Zeit eingetretenen Veränderungen und Neuerungen, vorgenommenen Umarbeitung des Instructionsbuches wurde Felddienst und Gefecht in der angewandten Art behandelt und an einer großen Anzahl von Beispielen richtigen und tapferen Verhaltens sächsischer Soldaten erläutert. Das Buch soll nicht nur den militärischen Dienstunterricht erleichtern, es bezweckt auch, in der Hand des jungen Soldaten selbst diesen in seine dienstlichen Obliegenheiten einzuführen, es hat ihm als belehrende Unterhaltung in freien Stunden zu dienen, erzieherisch auf seine Gesinnung zu wirken und Liebe zu Kaiser, König, Vaterland, Heer und Truppentheil zu wecken. Jedem Soldaten, auch dem abgedienten und aus dem activen Dienst ausgeschiedenen, der doch noch einmal zur Fahne gerufen werden könnte, ist das Instructionsbuch zu empfehlen. Es frischt seine Erinnerung auf, macht ihn mit dem Neuen bekannt und wird durch die Fülle der kriegerischen Beispiele und durch lehrreiche Ausstattung sein soldatisches Herz erfreuen. Der mäßige Preis von 1 ℳ (in größerer Anzahl billiger) gestattet Jedem die Anschaffung des bereits in 17. Auflage vorliegenden, solid gebundenen, kleinen Werkes. v. Schpff.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 122. Donnerstag, den 19. October, Abends. 1899.

Die deutschen Schlachtfelder.

Kaum ein anderes Land Europas hat in seiner Geschichte so viele und so mannigfache Kriegsereignisse aufzuweisen wie Deutschland. Unser Vaterland steht in Bezug auf die Menge derselben und in Bezug auf die Verschiedenartigkeit der Parteien, die auf seinem Boden gestritten haben, beinahe an erster Stelle unter den Ländern Europas. Bei anderen Ländern findet sich die Erscheinung, daß sie entweder blos in früheren Jahrhunderten der Schauplatz häufiger und nachhaltiger Kriege waren, oder daß sie, im entgegengesetzten Falle, erst im letzten und vorletzten Jahrhundert in die europäische Kriegsgeschichte eingetreten sind. So ist z. B. auf spanischem und skandinavischem Boden seit Ende der napoleonischen Kriege, auf englischem Boden sogar seit Anfang des vorigen Jahrhunderts keine nennenswerthe Schlacht mehr geschlagen worden, während der letztere Zeitpunkt, d. h. die Regierung Peter's des Großen für Rußland überhaupt erst den Beginn seiner europäischen Kriegsgeschichte bedeutet. Es ist eine häufig wiederkehrende Erscheinung, die sich bei den Kriegen der Culturvölker beobachten läßt, daß die eigentlichen nachhaltigen Entscheidungen im Mittelpunkt desjenigen Gebietes fallen, dessen Interessen in dem betreffenden Kriege in Mitleidenschaft gezogen sind. So sind auch die großen, für die geschichtliche Entwickelung des gesammten Europas wichtigen Kriege in denjenigen Ländern geführt worden, die die Mitte des Erdtheils einnehmen, in Frankreich, in Italien d. h. Norditalien und in Deutschland. Es verlohnt sich, zu betrachten, wie sich auf die einzelnen Theile Deutschlands diese verschiedenen Kriegsereignisse vertheilen und welche Rolle hiernach ganz Deutschland in der europäischen Kriegsgeschichte gespielt hat.[1]

Nach seiner geographischen Lage bildet Deutschland ein mitteleuropäisches Länderviereck. Seine natürlichen Grenzen sind im Norden und Süden scharf gezeichnet, im Süden die Alpen, im Norden die Nord- und Ostsee; weniger scharf sind es die Ost- und Westgrenze. Die Ostgrenze geht von den kleinen Karpathen die Wasserscheide zwischen der Oder und der Weichsel entlang. Die Westgrenze bildet zunächst der Schweizer Jura, dann folgen nach einem ungeschlossenen Zwischenraum die Vogesen, dann der Westrand der Ardennen und der niedrige bis zur Nordsee laufende Höhenzug der Argonnen. Zur Zeit Otto's des Großen, der größten deutschen Zeit im Mittelalter, stimmen die politischen Grenzen Deutschlands beinahe genau mit den natürlichen überein. So ist die politische Gestaltung Deutschlands auch ungefähr das ganze Mittelalter hindurch, und an der Nord- und Südgrenze sogar bis auf unsere Zeit geblieben. Anders verhält es sich mit der Ost- und Westgrenze. Eben deshalb, weil hier schon die geographische Beschaffenheit die Bestimmung schwierig macht, mußten die Ost- und Westgrenze zu den umstrittenen und veränderlichen Grenzlinien Deutschlands werden. Unsere Westgrenze ist hauptsächlich erst seit Ende des Mittelalters zur gefährdetsten Seite des Reiches geworden; erst seit der Zeit, als einerseits Deutschland durch seine staatliche und confessionelle Verfassung lahm gelegt war, und andererseits Frankreich sich im Innern derart gekräftigt hatte, daß es gegenüber seinem deutschen Nachbar an Eroberungen denken konnte. Seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sind sich nun auch die Kriege Frankreichs gegen Deutschland in beinahe ununterbrochener Reihe gefolgt. Hier an der Westgrenze können hauptsächlich drei, schon durch die Natur bestimmte Schauplätze unterschieden werden, wo sich die Grenzkriege beider Parteien abspielten. Der nördlichste derselben ist die ausgedehnte belgische Tiefebene, die südlich von dem Mittellauf der Maas begrenzt wird. Dann folgt südlicher, von dem belgischen Kriegsschauplatz durch das Ardennengebirge getrennt, die lothringische Hochebene mit den sie durchschneidenden Flußthälern der Mosel und der Saar. Als dritter und südlichster Punkt ist die ebene, von dem Oberlauf des Doubs durchflossene Gegend zwischen Vogesen und Schweizer Jura anzusehen. Im Mittelpunkt jenes Landstrichs, wo diese beiden Gebirge meilenweit auseinandertreten, liegt jetzt die französische Festung Belfort, während er, und zugleich die Vogesenpässe, deutscherseits von dem viel weiter nördlich liegenden Straßburg beherrscht wird. Hier haben oft ganze Völker ein Ein- und Ausgangsthor nach Osten oder Westen gesucht. Hier schlug Cäsar den aus Germanien herübergekommenen Ariovist, hier trafen sich während der Völkerwanderung die Alemannen mit den Römern unter Julian und nachher im Jahre 833 traf sich auf dem Lügenfelde bei Colmar das Heer Ludwig's des Frommen mit dem seiner aufständischen Söhne. Die deutsch-französischen Kriege vom sechzehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert haben dagegen diese Gegend wenig berührt; erst im Kriege von 1870 und 71 spielt sie wieder eine wichtige Rolle. Gerade Belfort haben sich die Franzosen damals am eifrigsten zu erhalten gesucht, und über diese Festung gedachte auch die Armee Bourbaki's ihren Weg nach Deutschland hinein zu nehmen, da dies über Lothringen oder die Vogesen nach dem Falle von Metz und Straßburg nicht mehr möglich war. Als zweites vielumstrittenes Grenzgebiet kommen dann weiter nördlich die lothringische Hochebene und das Moselthal in Betracht. An der östlichen Grenze dieser Hochebene liegen die ersten Schlachtfelder des Jahres 1870, die von Weißenburg und Wörth, die den Deutschen die Einschließung Straßburgs und die Ueberschreitung der Vogesenpässe ermöglichten, und andererseits die Spicherer Höhen, deren Erstürmung den Weg nach Lothringen frei machte. In Lothringen selbst haben dann von jeher die großen Kämpfe stattgefunden, die über das weitere Eindringen deutscher Heere in Frankreich entschieden. Um Lothringen gruppirt sich die Mehrzahl der geschichtlich denkwürdigsten Festungen der deutschen Westgrenze; hier liegen Toul und Verdun, Diedenhofen und Luxemburg, und vor Allem Metz. Letztere Stadt bildet vollkommen einen Uebergangspunkt zwischen Deutschland und Frankreich; von hier führt ostwärts nach Deutschland hinein die große Straße nach Mainz, und westwärts nach Frankreich die Straße über Verdun und Chalons auf Paris. Erstere Straße ist im Jahre 1552 Kaiser Karl V. mit der größten Armee, die er jemals aufgebracht hat, gegen Frankreich gezogen. Sein Kriegszug scheiterte an der vergeblichen Belagerung von Metz. Den Weg über Lothringen nahm auch das verbündete Heer der Preußen und Oesterreicher im ersten Coalitionskrieg am Ende des vorigen Jahrhunderts; auch dieses gelangte jedoch nur bis in die Gegend von Verdun und mußte nach der unglücklichen Schlacht bei Valmy wieder umkehren. Bei Metz erfolgten dann auch im Jahre 1870 die für den Verlauf des Feldzugs wichtigsten Schlachten, die von Colombey, Mars la Tour und Gravelotte. In noch größerem Maßstabe als zum Angriffspunkt seitens deutscher Heere ist Lothringen und das Moselthal als Ausgangspunkt für französische Angriffe auf unser Gebiet benutzt worden. Rechnet man Deutsch-Elsaß-Lothringen, wie es Jahrhunderte lang der Fall war, zu Frankreich, so liegt die alte deutsche Landschaft Pfalz ohne natürliche Schutzwehr fast an ihrer ganzen Südgrenze dicht neben französischem Gebiet. Hieraus erklärt es sich, daß gerade dieses Land am schwersten von den französischen Kriegen heimgesucht worden ist. Bei Kriegen gegen das Deutsche Reich haben die Franzosen ihre Angriffe fast immer auf zwei Stellen angesetzt, einmal von Lothringen aus gegen die Pfalz und Süddeutschland und zweitens nördlicher gegen das

spanische oder österreichische Belgien. Der Krieg von 1870 bildet hierzu fast die einzige Ausnahme; ein Angreifen auf beiden Seiten war durch die Neutralität Belgiens unmöglich gemacht. Gerade den nördlichen Angriffsweg haben die Franzosen bevorzugt, weil er Paris, dem Centrum ihrer Kräfte, am nächsten und bequemsten lag, und vor Allem, weil er in reiche Landschaften führte. Westlich und nördlich der Maas liegt die große belgische Tiefebene, deren Mittelpunkt Brüssel bildet. Hier haben fast alle Kriege, die während der neueren Zeit in der Mitte Europas geführt worden sind, ihre Spuren hinterlassen. Am Anfang der neuen Zeit schlug Egmont hier die Schlachten von St. Quentin und Gravelingen; hier war ein besonderer Schauplatz des dreißigjährigen Krieges, den Johann v. Werth im Jahre 1636 zu einem Ausgangspunkt für seinen berühmten, rasch vorübergehenden Angriff auf Paris benutzte. Während der Raubkriege Ludwig's XIV. und der spanischen Erbfolgekriege, die außerdem in den verschiedensten Ländern Europas geführt wurden, bildet Belgien stets das Hauptland der Operationen. Das letzte Mal hat Belgien zur Zeit der Revolution und Napoleon's I. durch die auf seinem Boden gelieferten Schlachten von Jemappes, Aldenhoven, Neerwinden, Ligny und Waterloo in der Kriegsgeschichte eine Rolle gespielt.

Während an unserer Westgrenze sich die wichtigsten Ereignisse zugetragen haben, hat sich die Kriegsgeschichte beinahe gar nicht mit unserer Südgrenze zu beschäftigen. Die Alpen sind seit Ende des Mittelalters, nachdem die Römerzüge der Deutschen längst aufgehört hatten, eine große Völker- und Länderscheide geblieben. Niemals ist es einer fremden Macht bei ihren Kriegen gegen deutsche Staaten geglückt, den directen Weg über die Alpen zu nehmen; allein der Zug Karl's V. über die Alpen gegen das protestantische Norddeutschland, der zum schmalkaldischen Kriege führte, könnte als ein gelungener Angriff von Süden auf Deutschland angesehen werden; Ansätze hierzu lassen sich auch in dem Einfall Vendome's in Südtirol im Jahre 1703 und in den Kriegen Frankreichs gegen Oesterreich zu Anfang unseres Jahrhunderts erkennen. Auch an unserer Nordgrenze haben sich fast immer die politischen Grenzen den natürlichen angepaßt; das einzig umstrittene, erst im neunzehnten Jahrhundert endgiltig wiedergewonnene Gebiet ist Schleswig-Holstein gewesen. Einen dauernden Einfluß auf Dänemark, Schweden und Norwegen hat die deutsche Nation in der neueren Zeit nie üben können, leider eher noch haben es die nordischen Nachbarn auf uns gethan, und einmal, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, greifen dänische und vor Allem schwedische Heere bestimmend in deutsche Ereignisse ein. Die geringsten natürlichen Bollwerke nach Außen besitzt unsere Ostgrenze; bei dem geschichtlichen Vergleich dieser mit unserer Westgrenze drängt sich eine Thatsache besonders auf. Von seiner Westgrenze hat Deutschland im Laufe der Jahrhunderte Stück auf Stück aufgeben müssen; während aber die Westgrenze zurücktritt, dehnt sich die Ostgrenze für uns aus; das, was Deutschland im Westen verloren geht, gewinnt es im Osten an Gebietsumfang wieder. Im frühesten Mittelalter lag die Grenze zwischen Deutschen und Slaven zwischen Weser und Elbe; jetzt ist dieselbe um beinahe 80 Meilen ostwärts gerückt. Das ganze Mittelalter hindurch dauert hier, während an der Westgrenze größtentheils Ruhe herrschte, der siegreiche Kampf gegen die Wenden und Polen. Unser polnischer Nachbar ist nur einmal mit Glück angriffsweise gegen eine deutsche Macht vorgegangen, zu der Zeit, als er im fünfzehnten Jahrhundert durch die Schlacht bei Tannenberg die Macht des Deutschen Ordens in Preußen zertrümmerte; der Angriff der Mongolen, der zweihundert Jahre früher durch die Schlacht bei Liegnitz abgewehrt wurde, ist kaum eine ernstliche Gefährdung Deutschlands zu nennen. Nach der Zertrümmerung Polens hat dann Deutschland einen ganz anders gearteten Nachbar an seine Ostgrenze bekommen, die Russen. Russische Heere erscheinen seit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland, als Feinde an der deutschen Ostgrenze zum ersten Mal auf den Schlachtfeldern von Zorndorf und Kunnersdorf; in den großen Kriegen um die Wende unseres Jahrhunderts sind sie dann wieder in unaufhörlicher Folge als Verbündete Oesterreichs und Preußens in Deutschland zu finden. Von den Ländern an der deutschen Ostgrenze ist Schlesien seiner kriegsgeschichtlichen Bedeutung nach das wichtigste; es kommt hierbei aber weniger als Grenzland in Betracht. Schlesien bildete den Gegenstand und einen Theilschauplatz der drei schlesischen Kriege; Mollwitz, Hohenfriedberg und Leuthen sind jedoch Schlachtfelder, auf denen zwei deutsche Mächte gegen einander im Kampfe gestanden haben. Im Kriege von 1813 war dann Schlesien die Operationsbasis der nach ihm benannten Armee unter dem Oberbefehl Blücher's, die schließlich die Entscheidung des ganzen Feldzugs herbeiführte.

Die Kriege im Innern Deutschlands haben sich zumeist in Süd- und Mitteldeutschland, seltener in Norddeutschland bewegt. Während des Mittelalters sind eigentliche Schlachten nach unseren Begriffen, die auch heute noch für die Kriegsgeschichte Wichtigkeit haben, überhaupt selten geschlagen worden; die Kämpfe, die damals stattfanden, gingen hervor aus Aufständen gegen die Kaisermacht oder aus Streitigkeiten einzelner Territorien untereinander und beschränkten sich fast stets nur auf einzelne Theile des Reiches. Seit Beginn der neuen Zeit bietet dann Deutschland politisch ein ganz anderes Bild als vorher. Aus der Unzahl kleiner Gebiete hebt sich im Südosten die große habsburgische Erbmacht als ein beinahe fremder, selbständiger Staat heraus, zu ihr tritt dann in den folgenden Jahrhunderten in Gegensatz der brandenburg-preußische Staat. Das Innere Deutschlands hat nun vor Allem für Feldzüge irgend eines fremden Volkes gegen eine dieser beiden Mächte oder für die Feldzüge beider Mächte gegen einander die Kriegsschauplätze geliefert. Die Lage der Ströme und Gebirge ist hier von maßgebendem Einfluß auf die Kriegsereignisse geworden. Der ganze Süden Deutschlands wird von Westen nach Osten von dem Thale der Donau durchquert; deshalb haben diesen Strom von jeher fremde Völker als Weg für ihr Eindringen zu benutzen gewußt; so einmal von Osten her noch im frühen Mittelalter die Ungarn, deren stärkster Angriff erst bei Augsburg an der Mündung des Lech in die Donau zu stehen kam. Dann haben den Weg der Donau mit eiserner Consequenz die Franzosen benutzt, und dies um so mehr, weil er direct nach Wien, dem Mittelpunkt der ihnen feindlichen österreichischen Macht, zu führte. In diesen Kriegen der Franzosen gegen Oesterreich läßt sich die Jahrhunderte hindurch ein stetiger Fortschritt wahrnehmen. Zur Zeit der Reformation besetzen sie die Grenzlande von Metz, Toul und Verdun, im dreißigjährigen Kriege dann das Elsaß und schlagen unter Turenne ihre Schlachten mit den Kaiserlichen bereits in den Gebieten diesseits des Rheins. Der westfälische Frieden läßt ihnen Breisach als bequemen Uebergangspunkt über den Rhein. Der spanische Erbfolgekrieg bietet zum ersten Male das Schauspiel, daß neben dem französischen Angriff in Süddeutschland ein Angriff gleichlaufend demselben in Italien gegen Oesterreich stattfindet. Hier dringen französische Heere bereits bis an die Grenze Altbayerns, bis Donauwörth; ein weiteres Vordringen wird durch den Sieg Eugen's von Savoyen bei Höchstädt verhindert. Im Revolutionszeitalter geschieht dann der französische Angriff gegen Oesterreich auf drei Linien; Moreau dringt an der Donau, Jourdan am Main, Bonaparte in Italien vor; Moreau gelangt jetzt nach dem Sieg bei Hohenlinden östlich München bis an die Grenze Oberösterreichs. Napoleon I. schließlich, der Meister der Schlachten, führt es zu Ende, was Alle vorher erstrebt; er dringt bis Wien selbst vor, um auf dem Marchfelde die Entscheidung zu erzwingen. Aber auch in der Richtung von Nord nach Süd ist die Donau auf die Kriegsereignisse von Einfluß gewesen. Die Donaulinie in der Front suchten 1546 die schmalkaldischen Verbündeten Kaiser Karl V. zu widerstehen, während im dreißigjährigen Kriege dieser Fluß als nördliche Schutzlinie Altbayerns zu dienen hatte. Im Jahre 1632 erzwingen sich die Schweden durch die Schlacht an der Mündung des Lech in die Donau den Eintritt in Bayern, während sie zwei Jahre später durch die Schlacht bei Nördlingen unsern Donauwörth aus diesem Lande vertrieben werden. Die wichtigsten Städte sind bei fast allen Kriegen in diesem Theile Süddeutschlands neben Ulm und Ingolstadt die Donaustädte Regensburg und Donauwörth, Regensburg am nördlichsten Punkt der Donau, wo sie dem Thale des Main am nächsten tritt, und Donauwörth an der Mündung der Wörnitz in die Donau, wo das Thal der Wörnitz den langen Zug des schwäbischen und fränkischen Jura unterbricht. Nicht in der maßgebenden Weise wie die Donau hat der gewundene und durch Gebirge beengte Lauf des Main den Kriegsereignissen in Mitteldeutschland die Richtung vorgeschrieben. Dreimal hat in der neueren Zeit eine Armee den Mainlauf der Länge nach durchzogen. Einmal der französische General Jourdan im Jahre 1796, den schließlich der Erzherzog Karl durch seinen Sieg bei Würzburg zurückwies; vorher ist im dreißigjährigen Kriege Gustav Adolf nach der Schlacht bei

Breitenfeld und nach Ueberschreitung des Thüringer Waldes den Mainlauf abwärts bis Mainz und nach Einnahme dieser Stadt denselben Weg wieder zurück bis Würzburg gezogen; den gleichen Weg hat auch 1866 die preußische Mainarmee eingeschlagen; beide Male handelte es sich um die Unterwerfung der an dem Main gelegenen deutschen Gebiete, vor allen Dingen um den Gewinn von Frankfurt und Mainz, der Hauptorte Westdeutschlands. Auch die Umgegend dieser beiden Städte ist, weil sie die Schlüssel zu den Rhein- und Maingegenden bildet, reich an Schlachtfeldern geworden. Hier wurde bei Höchst im Jahre 1622 Christian von Halberstadt von Tilly geschlagen; hier kämpften im Jahre 1743 bei Dettingen Reichsdeutsche und Franzosen, 1759 bei Bergen Franzosen und Preußen; hier erfocht sich schließlich im Jahre 1813 bei Hanau Napoleon I. den Rückzug auf Mainz. Im Vergleich zu diesen Ländern ist das eigentliche Nordwestdeutschland, vor Allem der Mittel- und Unterlauf des Rheines und Hessen, arm an Kriegsereignissen geblieben. Auch Westfalen und Hannover sind nur im dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges zu nennen. Durch die Siege Tilly's bei Lohn und Lutter am Barenberge wurde der Widerstand Niedersachsens gegen die katholische Reaction niedergeworfen; im siebenjährigen Kriege suchten sich hier die Preußen durch die Schlachten bei Hastenbeck und Minden der von Westen her vordringenden Franzosen zu erwehren. — Der geographische Mittelpunkt Deutschlands ist Thüringen. Die gebirgige Natur dieser Landschaft verbot den Heeren zwar von vornherein, hier ihre großen Entscheidungen auszufechten; als Uebergangsweg zwischen Nord- und Süddeutschland kam dagegen Thüringen von jeher in Betracht. Ueber den Thüringer Wald führte im Jahre 1075 Heinrich IV. die süddeutschen Stämme gegen das aufständische sächsische Norddeutschland zur Entscheidungsschlacht bei Langensalza; in derselben Gegend mußten 1866 die Hannoveraner, die sich westwärts des Thüringer Waldes mit den Bayern vereinigen wollten, die Waffen strecken. Im Jahre 1806 überschritt Napoleon I. von Süddeutschland aus den Thüringer Wald, um dann bei Jena seine norddeutschen Gegner, die Preußen und die Sachsen zu besiegen.

Wenn man die physikalische Karte Deutschlands mit der politischen des Deutschen Reiches vergleicht, so fehlt an dem großen Ländeviereck der südöstliche Theil. Die schon seit Jahrhunderten thatsächlich bestehende, seit 1866 auch staatlich zu Recht gewordene Loslösung dieser Länder aus dem Deutschen Staatenverbande konnte um so leichter vor sich gehen, weil eben die Natur schon diese Länder durch natürliche Grenzen, durch ein großes Gebirgssystem, von dem übrigen Deutschland abgetrennt hat. Böhmen, Mähren, Oesterreich und die österreichischen Alpenländer bilden eine Ländergruppe für sich. Der Mittelpunkt derselben ist das sogenannte Marchfeld zwischen Preßburg und Wien, eine Gegend, die die Kriegsereignisse demnach in doppelter Hinsicht nicht nur als Grenzgebiet Deutschlands sondern auch als Mittelpunkt Oesterreichs an sich ziehen mußte. Hier brach sich zweimal durch die Besiegung der Türken eine gewaltige Gefahr für unser Vaterland, die das erste Mal 1529, das zweite Mal 1683 Wien belagerten. Auf dem Marchfelde besiegte Rudolf von Habsburg den König Ottokar von Böhmen; hier, im Herzen Oesterreichs, stand Napoleon I. 1805 und 1809 bei Aspern und Wagram. Auch 1866 schien sich bei Preßburg noch eine zweite kriegerische Entscheidung vorbereiten zu wollen, die nur der Abschluß des Waffenstillstandes verhinderte. Es ist vorher von den Angriffen die Rede gewesen, die auf Oesterreich, die Donau entlang, von Westen her, gemacht worden sind. Von einer anderen Seite, von Norden und Nordosten her, also über Sachsen und Schlesien, sind jedoch auf dasselbe noch viel zahlreichere und erfolgreichere gemacht worden. Bei diesen Angriffen — außer bei dem Krieg von 1866 — handelt es sich jedoch weniger um eine völlige Niederwerfung der österreichischen Macht, sondern nur um die Erwerbung oder Behauptung der Lausitzen und Schlesiens, derjenigen Länder, die an sich schon außerhalb der natürlichen österreichischen Grenzlinien liegen. Die Lausitzen hat Kursachsen schon im dreißigjährigen Kriege erworben; die Angriffe, die es ihretwegen zur Zeit der schwedischen Bundesgenossenschaft nach Böhmen hinein unternommen hat, sind an Schärfe mit denjenigen Kämpfen, die ein Jahrhundert später zwischen Preußen und Oesterreich um den Besitz Schlesiens gespielt haben, nicht zu vergleichen. Alle Schlachten der zwischen Preußen und Oesterreich geführten Kriege sind außer in Schlesien und Sachsen in Böhmen geschlagen worden. Als Linien, wo sich diese Angriffe auf Böhmen bewegt haben, haben der Paß von Peterswalde, das Elbthal und die von dem Lausitzer und dem Riesengebirge herunterkommenden Flußthäler gedient. Deshalb liegen auch alle böhmischen Schlachtfelder der letzten beiden Jahrhunderte in dem östlichen, keiner liegt in dem westlichen Theil des Landes. Die preußisch-österreichischen Kriege in Böhmen gliedern sich zunächst in Kämpfe an der Grenze des Landes, die dem Angreifer den Eintritt wehren sollen, und in die großen Entscheidungen, die dann im Innern erfolgen. So folgen z. B. im Anfang des siebenjährigen Krieges der Capitulation von Pirna und der Schlacht bei Lobositz unfern Leitmeritz die Hauptschlachten bei Prag und bei Kollin; im Jahre 1866 gehen der Entscheidungsschlacht von Königgrätz eine große Zahl anderer Gefechte voraus, die erst die große Entscheidung vorbereiten. Die enorme Wichtigkeit Böhmens für die deutsche Kriegsgeschichte ist hierin aber noch lange nicht erschöpft. Seitdem in diesem Lande ein zwar nichts weniger als culturstarkes aber immerhin existenzberechtigtes slavisches Volk dicht eingeschlossen von der übermächtigen deutschen Nation sein Leben gefristet hat, ist Böhmen der Wetterwinkel Inner-Europas geblieben. In Böhmen war der Schwerpunkt der Hussitenkriege und der Herzschlag des dreißigjährigen Krieges. Auch im Feldzuge von 1813 liefen hier die grünen Fäden in der Heeresleitung der Verbündeten zusammen, die Napoleon mit seinem durch die Niederlagen bei Kulm vereitelten Angriff zu verwirren suchte. Wie ganz Norddeutschland weist auch der Boden der Mark Brandenburg wenig Kriegsereignisse auf. Das deutsche Fürstengeschlecht der Hohenzollern besitzt den Ruhm, die meisten seiner Kriege außerhalb seines eigenen Gebietes geführt zu haben. Im dreißigjährigen Kriege freilich hat auch die Mark wie alle anderen deutschen Lande als Durchgangsland fremder Heere gedient. Einen ernsten Charakter hatten vor Allem die Angriffe von Norden und Osten durch Schweden und Russen, über die in den Schlachten bei Fehrbellin und später bei Zorndorf und Kunnersdorf entschieden wurde. Aus den Befreiungskriegen sind dann die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz zu nennen; seitdem hat die Mark Brandenburg kein feindliches Heer mehr innerhalb ihrer Grenzen gesehen. Dieser letzte und gefährlichste Angriff war zugleich der einzige wirkliche Angriff, der jemals von Süden her auf das Kernland der preußischen Monarchie ausgeführt worden ist.

Dasjenige Land im Innern Deutschlands, das zweifellos in der Kriegsgeschichte der neueren Zeit an erster Stelle zu nennen ist, ist Sachsen. Als geographischem Mittelpunkt Deutschlands hätte eigentlich Thüringen für die inneren deutschen Kriege die Rolle Sachsens zufallen müssen. Die kriegerischen Ereignisse haben sich jedoch zumeist in die östlich benachbarten großen gangbaren Ebenen gezogen; hier sind dann die großen Entscheidungen ausgefochten worden, die das nördliche Sachsen, den Landstrich von Leipzig bis Bautzen zu dem blutgetränktesten Stück Erde des heutigen Deutschlands gemacht haben. Das erste sächsische Schlachtfeld der neueren Zeit ist das von Mühlberg, wo Karl V. den sächsischen Kurfürsten besiegte. Der dreißigjährige Krieg dreht sich zur Zeit seines Höhepunktes, während der Thätigkeit Gustav Adolf's, fast ausschließlich um Kursachsen. Im Jahre 1706 erschienen dann die Schweden, durch den nordischen Krieg herbeigezogen, noch einmal in diesem Lande. In den drei schlesischen Kriegen Friedrich's des Großen ist Kursachsen wiederum nächst Böhmen das Hauptfeld der Zusammenstöße; es braucht dabei blos an die Namen Kesselsdorf, Pirna, Roßbach, Hochkirch und Torgau erinnert zu werden. Der nächste Krieg, der, wenn auch nur flüchtig, die sächsischen Grenzen berührt, ist der von 1806; in dem Feldzug von 1813 dagegen, dem gewaltigsten inneren deutschen Kriege der letzten beiden Jahrhunderte, ist Sachsen wiederum der Brennpunkt des Kampfes. In der weiten, fast im Mittelpunkt Deutschlands gelegenen Leipziger Ebene begegnen sich eine große Zahl alter, aus allen Himmelsrichtungen kommender Heerstraßen. Es ist dies die Gegend geworden, wo innerhalb Sachsens sich die Schlachtfelder am zahlreichsten gruppiren. Die nähere Umgebung Leipzigs enthält außer dem im ganzen Umkreis um die Stadt sich herumziehenden Schlachtfeld vom October 1813 vier weitere Schlachtfelder, die von Lützen, Großgörschen und Breitenfeld. Bei Lützen besiegten die aus dem Süden Deutschlands über Thüringen „heimwärts marschirenden" Schweden im Jahre 1632 die Kaiserlichen unter Wallenstein. Südlich von Lützen liegt Großgörschen. Hier versuchten im Frühjahr 1813 die Verbündeten den von Westen anrückenden Napoleon aufzuhalten. Nördlich, bei Breitenfeld, sind im dreißigjährigen Kriege zwei Schlachten zwischen Schweden und Kaiserlichen gewesen; beide Male, in den Jahren 1631

und 1642, standen sich die feindlichen Fronten zwischen Nord und Süd gegenüber. In der weiteren Leipziger Umgebung sind außerdem noch viele andere kriegsgeschichtlich denkwürdige Ortsnamen zu finden. So liegen hier die Schlachtfelder des Mittelalters Merseburg (?, Keuschberg 933), Hohenmölsen (1050) und Lucka (1307), dann aus der neueren Zeit Roßbach (1757), Torgau (1760), Kitzen und Freiburg a. d. U. (1813).

Es ist vorher gesagt worden, daß in den drei, die Mitte Europas einnehmenden Ländern, Frankreich, Italien und Deutschland, auch die für die Geschichte des Erdtheils wichtigsten Kriege ausgefochten worden sind. Ob nun die kriegerische Vergangenheit eines Volkes ruhmvoll ist oder nicht, muß darnach gemessen werden, wie oft und wie lange dasselbe fremde Völker zum Schaden seiner eigenen geschichtlichen Entwickelung auf seinem Boden geduldet hat. Wenn von diesem Standpunkt aus die Geschichte jener drei mitteleuropäischen Länder bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts betrachtet wird, so scheint allerdings Frankreich auf die ruhmvollste Vergangenheit Anspruch machen zu können. Frankreich hat seit der glücklichen Ueberwindung der Engländer im 15. Jahrhundert keinen erfolgreichen Angriff fremder Völker auf sein Gebiet zu erleben gehabt. Freilich blos bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gerechnet; in unserem Jahrhundert dagegen hat es sich in drei große feindliche Invasionen, wie nie zuvor, ergeben müssen, in die von 1814, 1815 und von 1870 auf 1871. Am unfähigsten steht entschieden geschichtlich Italien da. Von nationalen Kriegen kann man bei Italien überhaupt erst seit den letzten Jahrzehnten reden. Die ganze übrige Zeit seit Ausgang des Alterthums bezwecken die auf italienischem Boden geführten Kriege entweder die Eroberung italienischer Gebiete seitens fremder Mächte, oder — und das ist gerade das Hervorstechende — fremde Völker, zumeist Deutsche, Spanier und Franzosen, wählen Italien zum Kriegsschauplatz, um hier ihre eigenen Feindseligkeiten auszutragen. Demnach scheint Deutschland in Bezug auf seinen geschichtlichen Ruhm in der Mitte zwischen Italien und Frankreich zu stehen. Das Geschick Italiens ist ihm erspart geblieben. Zwei fremde Völker haben niemals, wenigstens nicht unter voller Theilnahme einer deutschen Macht, in Deutschland ihre eigenen Kriege führen dürfen. Dagegen ist Deutschland freilich oft genug und seit Beginn der neuen Zeit bis zu Anfang unseres Jahrhunderts in immer größerem Maßstabe von fremden Feinden betreten worden. Seit 1813, seit der Niederwerfung Napoleon's ist dies nicht mehr erfolgt. Schon diese flüchtige Betrachtung kann erkennen lassen, wie Vieles sich seitdem in unserer Geschichte zum Besseren gewendet haben muß.

O. Sch.

Bücherbesprechungen.

— Das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert von Moriz Heyne. Mit 104 Abbildungen im Texte. (= Fünf Bücher deutscher Hausalterthümer von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Ein Lehrbuch von Moriz Heyne. Erster Band: Wohnung.) Leipzig, S. Hirzel, 1899. VII, 406 S.; gr. 8°. Preis: 12 M. — Ich habe nicht die Ehre, den Göttinger Germanisten, der außer seinen sonstigen zahlreichen und theilweise schwerwiegenden Veröffentlichungen so ganz nebenbei auch noch ein halbes Dutzend Buchstaben des Grimm'schen Wörterbuches bearbeitet hat, persönlich zu kennen; nach dem aber, was er sich jetzt wieder vorgenommen hat, muß der 62jährige Herr von großer Jugendfrische und Arbeitslust erfüllt sein: er beabsichtigt nichts mehr und nichts weniger, als die wichtigsten deutschen äußern Alterthümer in fünf Bänden zusammenhängend zu behandeln. Ueberlegt man sich freilich, daß z. B. König Wilhelm die Stufen zum eigentlichen Ruhm erst vom 65. Lebensjahre an beschritten hat, so bescheidet man sich und ruft von Herzen gern dem kühnen Gelehrten ein aufrichtig gemeintes Glück auf! zu. Möge es Moriz Heyne vergönnt sein, in derselben mustergiltigen Art, wie er dem Wohnungswesen unserer Altvordern gerecht geworden ist, auch noch Nahrung, Handel und Gewerbe, Körperpflege und Kleidung sowie schließlich das gesellschaftliche Leben im alten Deutschland (und England) darzustellen! Der berühmte Verlag, der den Druck bei Fischer & Wittig in vorzüglicher Weise — nur das Semikolon ist zu stark ausgefallen — hat herstellen lassen, wird sich damit zu den vielen alten Lorbeeren ein frisches grünes Reis verdienen. Wenn man, wie der Referent, zum Theil — und sei's auch in noch so bescheidenen Grenzen — auf demselben Gebiete gestrebt und gearbeitet, wenn man, wie unser ganzer Leserkreis, dasselbe warme Herz hat für unser Volk und für deutsches Volksthum, dem kann nichts Schöneres beschert werden, als solch eine Darstellung, die mit echt deutscher Gediegenheit und Gründlichkeit einen von Temperament zeugenden geschmackvollen Stil, eine lebhafte Ausdrucksweise zu verbinden weiß. Angesichts solcher Leistungen faßt mich stets Bedauern an, mich viel, viel kürzer fassen zu müssen, als der Sache und ihrem Werthe nach eigentlich am Platze wäre. Doch die L. Z. ist keine Fachzeitschrift. Drum Schluß im Allgemeinen! — Im Besondern gilt es gleich bei der Einleitung innezuhalten. Heyne nimmt — aus sprachlichen Gründen: des ganzen Werkes Haupteigenschaft beruht mit darin, daß die deutschen äußern Alterthümer zum ersten Male zusammenhängend von einem deutschen Philologen vorgenommen worden sind — für eine ferne Vorzeit ein letto-slawo-germanisches Gemeinvolk an, das seßhaft gewesen sein müsse. Da nun seine Schilderung grundsätzlich auf der genetischen Methode aufgebaut ist, hatte er die Pflicht, die Trennung der Lettoslawen von den Germanen auch hinsichtlich der Verschiedenheit von Volksthum und Volksgeist begreiflich zu machen. Heyne denkt sich die beiden Eigenschaften der Sondersucht und der Achtung vor dem Eigenthum, die er mit Recht als zwei germanische Haupteigenschaften hinstellt, entstanden aus einer Auflehnung gegen die slawische Einrichtung der Hauscommunion, gegen die den Einzelnen vergewaltigende Tyrannei der slawischen Sippengemeinschaft. Die Art und Weise, wie sich dieser von weitesttragenden Folgen begleitete Kampf vollzogen haben mag, ist sehr anschaulich geschildert, wenn man auch hinter manches ein Fragezeichen setzen muß. Jedenfalls sind Heyne's Ausführungen unbedingt beachtenswerth. Mindestens haben sie das Gute an sich, daß sie den Boden für die Untersuchungen bereiten, die sich damit abgeben, deutlich zu machen: was ist an Hausalterthümern germanisch? was haben wir fremden Einflüssen zu verdanken? wie weit haben Einwirkungen von Germanen auf Nachbargebiete ausgestrahlt? So muthet einen z. B. die S. 345 gelieferte Beschreibung altdeutscher Burganlagen an, als ob von Ausgrabungen in Sendshirli die Rede sei: nichts Neues giebt es unter der Sonne! Diese wahrhaft universalhistorische Methode drückt dem Werke, das schlechterdings keinen einseitig nur philologischen Standpunkt vertritt, den Stempel geistiger Ueberlegenheit über viele einschlägige Arbeiten engern Horizonts auf. Kurz: Heyne's Buch bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der Germanistik. — Gehört der Ausdruck: „ein Wohnhaus einräumig erstellen" zu den in Niedersachsen gebräuchlichen oder zu denen, die wir dem Liebhaber alten Sprachgutes zu verdanken haben? Ht.

— Meyer's Hand-Atlas in 112 Kartenblättern mit 9 Textbeilagen und vollständigem Register aller auf den Karten verzeichneten Namen. 38 Lieferungen zu je 30 ₰. (Gesammtpreis 11,40 M.) Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts 1899. — Das Erscheinen der zweiten, neubearbeiteten und vermehrten Auflage von Meyer's Hand-Atlas geht frisch von statten; es liegen uns nunmehr die Hefte 9—24 in Doppel-Lieferungen vor, und der in weiten Kreisen als Haus- und Handbuch geschätzte Atlas nähert sich damit merklich seinem Abschlusse. In den letzthin erschienenen Heften begegnen wir werthvollen Bereicherungen; ganz neu sind die Karten: Sibirien, Französisch-Hinterindien, dann die neuen Specialkarten: Kleinasien, Britisch-Nordamerika, Japan und Korea u. a. m. Erfreulich ist auch im Interesse der politischen Orientirung, daß Sprachgrenzen mit eingezeichnet werden, so auf der Karte von Schleswig-Holstein die dänische, auf der von Elsaß-Lothringen die französische Sprachgrenze. Die Kartenblätter „Posen" und „Schlesien" zeigen die Ausbreitung des polnischen Sprachidioms und die „Schweiz" veranschaulicht die Vertheilung der drei Nationalitäten. Alle Weltstädte sind durch Pläne nebst Namen-Register und Umgebungskarte dargestellt. Die Hervorhebung der deutschen Interessen- und Colonialgebiete bei den außereuropäischen Karten ist sehr gut, wie auch die Behandlung der öffentlichen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphie (Kabel) nach officiellem Material. Wir behalten uns eine eingehendere Kritik noch vor, bis das Werk vollständig erschienen ist. Ke.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 123. Sonnabend, den 21. October, Abends. 1899.

Zur Geschichte des technischen Unterrichts.

(Zum Berliner Hochschuljubiläum, 20. October.)

Von Hans Schmidkunz.

Seit einigen Jahren bestehen Bestrebungen nach einem Ergänzen der bisherigen Pädagogik als einer Theorie und als einer Praxis, die allmälig zu einer eigenen Pädagogik der Wissenschaften und der Künste führen, markirt durch die kurze Bezeichnung „Hochschulpädagogik“. Im Allgemeinen wurde ihrer an dieser Stelle bereits mehrfach gedacht. Dabei war auch die Rede von einer Erforschung und Darstellung der Geschichte dieser Wissenschafts- und Kunstpädagogik. Eine solche Geschichte hat immer zwei Seiten: die Geschichte des betreffenden Unterrichts- und womöglich Erziehungswesens einerseits und die Geschichte des betreffenden Schulwesens andererseits; dort also mehr die inneren, hier mehr die äußeren Verhältnisse. Was nun die wissenschaftliche Lehre und Praxis betrifft, die heute den Bereich der Universitäten ausmacht, so ist die Geschichte ihrer äußeren Verhältnisse, ihres Schulwesens, kurz also die Universitätsgeschichte, seit geraumer Zeit eine gut eingefahrene, wenn auch noch lange nicht ausgebaute Sache. Dagegen ist die Geschichte ihrer inneren Verhältnisse, ihres Unterrichtswesens (vom Erzieherischen vorläufig ganz abgesehen) eine noch kaum angefaßte Sache; die jetzt vielfach erörterte Greifswalder Rectoratsrede Ernst Bernheim's hat eine geschichtliche Erforschung des Universitätsunterrichts, als verschieden von einer solchen der Universitäten, ausdrücklich gefordert. — Was nun all die Wissenschaften, Techniken und schönen Künste betrifft, die an sämtlichen übrigen Hochschulen gelehrt werden, so ist hier bisher nicht einmal die äußere Seite der Sache so weit zur Behandlung gekommen wie dort. Wir besitzen schlechterdings noch keine Geschichte dieser Hochschulen, nur einige vereinzelte Uebersichten über diese oder jene von ihnen (meist in Gestalt von Festschriften) oder bestenfalls über eine Gruppe von ihnen. Und eine Geschichte des Unterrichts selber in diesen theoretischen und praktischen Fächern fehlt erst recht völlig. Die pädagogischen Encyklopädien, selbst einschließlich der neuesten von Rein, lassen hier wie dort fast völlig im Stich. Bleiben wir diesmal bei dem, was den Arbeitsbereich der technischen Hochschulen ausmacht, so möchte man sich wundern, daß der bekannte großartige Aufschwung der Technik und ihrer Hochschulen in den letzten Jahrzehnten und der soweit gerechtfertigte Stolz ihrer Vertreter sie nicht auch zu einer Herausstreichung Dessen veranlaßt haben, was Alles an Entwickelung vorhergegangen war, bis sie's „so herrlich weit gebracht“. Allein die Verwunderung ist überflüssig, wenn man bedenkt, daß die Betheiligten — hierin ähnlich den Naturforschern engeren Sinnes — nicht nur wenig pädagogisches, sondern auch recht wenig historisches Interesse zu haben pflegen. Am ehesten fand sich ein solches bei jenem Landesbauinspector Egon Zöller, dessen Buch von 1891: „Die Universitäten und technischen Hochschulen. Ihre geschichtliche Entwickelung“ u. s. w., unseres Wissens bisher die einzige kleine Annäherung an eine wirkliche Geschichte des technischen Unterrichts ist. Unter all diesen Umständen ist jeder Versuch, auf diesem Gebiet neue Beiträge zu bringen, gleichsam mit dem Sehnen eines Dürstenden zu begrüßen und jede neuerliche Enttäuschung, die ein verfehlter Versuch dieser Art bereitet, um so schwerer zu ertragen.

Zum Hunderter-Jubiläum der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg vom 20. October d. J. war zu erwarten, daß eine Gelegenheitsliteratur kommen und jene Lücke zu ihrem Theil ausfüllen werde. Die zwar nicht amtliche, aber eine amtliche anscheinend ersetzende Festgabe ist bereits im September erschienen und heißt: Die Technischen Hochschulen in Preußen. Eine Darstellung ihrer Geschichte und Organisation. Nach amtlichen Quellen von Paul Friedrich Damm, Rechnungsrath u. s. w. (Berlin, 1899, E. S. Mittler u. Sohn. 196 S. gr. 8°. 3,75 M, geb. 5 M) Sagen wir es nur gleich: das ersehnte Geschichtswerk ist sie nicht einmal innerhalb ihrer localen Begrenzung geworden; allein sie bringt einen Cyklus von Materialien, so wichtig und so reich an kennzeichnenden Einzelheiten, daß ihr dafür lebhaft gedankt werden kann. So wie sie ihr Thema verstanden hat, so ist auch etwas Tüchtiges aus ihr geworden: eine übersichtliche Zusammenstellung all der Daten, der Verordnungen u. s. w., die sich auf jene drei Hochschulen beziehen. Man hat hier, unterstützt durch ein (allerdings recht mangelhaftes) Register, all die Zahlen, Texte u. dgl. m. vor sich, die mit Anderem zusammen es ermöglichen werden, nun auch tiefer in die inneren Verhältnisse, in die des technischen Unterrichtswesens zu blicken; man kann sich auch vertrauensvoll darauf verlassen, daß Das, was der wohl an erster Quelle sitzende Verfasser hier gegeben hat, authentisch und für seinen Rahmen vollständig ist. Sofort aber tritt auch eine Verschiedenheit zwischen der im Buchtitel angezeigten Themastellung und der Auffassung des Verfassers von seinem Thema ein. Verkündet wird einerseits „eine Darstellung der Organisation“ jener Hochschulen — und diese ist denn auch geleistet worden; andererseits „eine Darstellung ihrer Geschichte“ — eine solche aber ist hier keineswegs geleistet worden. Was statt dessen vorliegt, ist lediglich eine Chronik: eine Zusammenstellung der in Betracht kommenden Begebenheiten. Daß nicht einmal all' diese aufgenommen worden sind, daß z. B. die zur Gründung jeder Hochschule führenden Schritte so gut wie gar nicht erwähnt wurden, wäre noch das Wenigste. — Nun aber bleibt die Themastellung selber übrig. Natürlich hat ja jeder Schriftsteller das freieste Recht, sein Thema zu stellen, wie er will. Ebenso jedoch hat die Kritik das Recht, Lücken eines Interesses, die sich in einer Themastellung verrathen, bloßzulegen. Und diesmal handelt es sich um eine recht charakteristische Lücke. Wiederum also hat man, hat speciell die diese Schrift entweder in's Leben rufende oder nachträglich billigende Interessengruppe eine günstige Gelegenheit, die historische Behandlung des einschlägigen Unterrichts-, nicht blos Schulwesens zu fördern, ungenützt vorübergehn lassen. Erst mußten wir auf die Tendenz nach wirklicher Geschichte, statt bloßer Chronik, verzichten; nun müssen wir auch auf die nach Pädagogik, statt bloßer Verwaltungskunde, verzichten. Nochmals sei es gesagt, daß wir es hier mit einer Kennzeichnung des an der Themastellung Merkwürdigen, nicht mit der Erledigung des gestellten Themas zu thun haben. Gleiches gilt von früheren ähnlichen Werken, die dem in solchen Veröffentlichungen überhaupt verdienstvollen preußischen Cultusministerium oder wenigstens seiner Beihilfe zu verdanken sind: Koch's „Preußische Universitäten“ (1839 f.), dann die amtliche Sammlung „Das Technische Unterrichtswesen in Preußen“ (1879), endlich Petersilie's „Das öffentliche Unterrichtswesen“ u. s. w. (1897) werden von der künftigen Geschichtsforschung der Hochschulpädagogik als werthvolle Materialien wohl immer mit Ehren genannt werden, auch wenn das letztgenannte Werk ob seiner Weglassung mehrerer Arten von Schulen und ob seiner pädagogischen Einleitung den Tadel verdient, daß es seinem eigenen Thema nicht ganz gerecht geworden ist. — Welch reiche Unterstützung nun die unterrichtsgeschichtlichen Interessen an dem Inhalt des Damm'schen Werkes finden, wird sich zeigen, wenn wir statt alles Weiteren selber den kleinen Versuch machen — nicht etwa endlich eine Geschichte des technischen Unterrichts zu schreiben, sondern im Ungefährsten anzudeuten,

wie diese Aufgabe angefaßt werden könnte. Von dem, worin Bücher wie das vorliegende groß sind, von den Einzeldaten, namentlich denen der neueren Zeit, wird hier um so mehr abzusehen sein, als es uns gerade auf das Gegentheil ankommt, auf das, worin jene Bücher eben nicht groß sind. Und eine dogmatische Beschränkung auf die Ergebnisse derjenigen Erörterungen, die im Näheren vorzutragen wären, wird man uns hier schon des Raumes wegen zu Gute halten. Versuchen wir zunächst, unseren geschichtlichen Gegenstand insgesammt in Hauptepochen zu zerlegen, so kehrt natürlich die alte Klage über das Künstliche einer solchen Zerlegung wieder: erstens sind die Grenzen der Epochen nicht fest, und zweitens ist man in Einem Zeitpunkt an verschiedenen Stellen verschieden weit gekommen. Begnügen wir uns zunächst mit der Unterscheidung dreier Schichten im geschichtlichen Aufbau des technischen Unterrichtswesens: in der ersten wird ohne eigene Schulen unterrichtet, in der zweiten treten technische Schulen auf, in der dritten entfalten sie sich zu wirklichen oder annähernd wirklichen Hochschulen. Da nun die Künstelei der Periodengliederung, aus Rücksichten des äußeren Anhalts, zumal für die uns nächstliegenden Verhältnisse, doch nicht ganz zu umgehen ist, so sagen wir kurz: den Grenzpunkt zwischen den ersten beiden Perioden mag das Jahr 1745 bezeichnen, das Gründungsdatum des Collegium Carolinum zu Braunschweig als des Anfangsstadiums der dortigen Hochschule; den Grenzpunkt zwischen der zweiten und der dritten Periode mag das Jahr 1860 bezeichnen, als der Beginn des eigentlich hochschulmäßigen Aufschwungs unserer technischen Schulen. Aber natürlich gab es auch nach 1745 technischen Unterricht ohne eigene Schulen; ebenso mag man behaupten, daß Frankreich schon 1794 durch die Pariser École centrale des travaux publics — die 1795 École polytechnique genannt wurde und allerdings nur die Vorschule für die einzelnen Fachschulen, also eine Art „Allgemeiner Abtheilung" oder „Artistenfacultät" sein sollte — in das von uns als drittes bezeichnete Stadium eingetreten sei; und wer irgendwelche als „technische Hochschulen" bezeichnete Anstalten von heute, z. B. die preußischen, wegen eines blos fachmäßigen Betriebes nicht als Hochschulen gelten lassen möchte, kann also auch sie noch in die zweite Periode hineinrechnen.

Was das erste der drei Stadien betrifft, vom Standpunkt einer Geschichte des technischen Schulwesens also die „Vorgeschichte", so ist aller Vermuthung nach der diese Vorzeit beherrschende pädagogische Typus (abgesehen natürlich von Autodidaxis und von Mitbenutzung anderer Schulen) das sogenannte „Meisteratelier", das in seinem weitesten Sinn überhaupt die regelmäßige Urform jegliches technischen und künstlerischen Schulwesens sein dürfte, in späteren Zeiten noch hie und da ergänzt durch das, was eine zunftmäßige, klösterliche oder sonstige Vereinigung der Meister zu dieser Form noch hinzuthat. Der Junge kam einfach zu einem Meister, ging ihm an die Hand und lernte von ihm. So zunächst im Alterthum. Das Mittelalter hat jene Verhältnisse vielleicht nur durch seine Pflege einer Textgelehrsamkeit ergänzt; Karl's des Großen Freund Einhard will die ersten Vorstudien seines Architektenberufes am Vitruv gemacht haben. Den Anläufen des Mittelalters zu einer Ergänzung der „sieben freien Künste", also halbwegs praktischwissenschaftlicher Schulfächer, durch einen Cyklus von etwa sieben technischen Künsten, also specifisch praktischer und handwerksmäßiger Schulfächer, wird eine künftige Geschichtschreibung unseres Gebietes ganz besonders nachzugehen haben; einstweilen sei hier besonders Konrad Bitschin genannt, der erste deutsche Encyklopädiker der Pädagogik, seit 1430 Stadtschreiber in Kulm, der auch diese Unterrichtssparte zu systematisiren suchte. Das vielleicht entwickeltste, bereits einer Kunstakademie sich annähernde „Meisteratelier" war wohl die 1494 von Lionardo da Vinci zu Mailand gegründete, einen allgemeinen wissenschaftlichen Unterricht miteinschließende Schule; dem umfassenden Wirken des Meisters zufolge dürfte bei ihr auch von einer Art technischen Unterrichts zu sprechen sein („Gewerbe-Akademie"). Während nun das 16. Jahrhundert die eigentlichen Ursprünge unserer Hochschulen für Musik und für bildende Künste sah, ließen die Ursprünge unserer technischen Hochschulen noch lange warten. Gegen Ende jenes Jahrhunderts war zu Clausthal im Harz ein Lyceum, eine Schule wie andere Schulen, gegründet worden; von ihr wurde dann 1775 die dortige Bergakademie abgezweigt; aber schon vordem war dort für die Berg- und Hüttenbeamten des Harzes ein besonderer Cursus in Mechanik, Hydraulik u. s. w. eingerichtet worden. Frankreich, das überhaupt bereits vor seiner erwähnten École polytechnique manche vorbereitende Formen des technischen Unterrichts gepflegt hatte, bekam 1671 eine eigene Akademie für Architektur, abgesehen von seiner 1648 errichteten Kunstakademie. Im Uebrigen waren es bis ins 19. Jahrhundert hinein eben die Kunstakademien, zu deren universitas artium die Architektur gehörte, bis dann, mit einem interessanten Zwischenstadium des Schwankens, das für Berlin aus unserem Buch erhellt, der architektonische Unterricht wenigstens für deutsche Verhältnisse vorwiegend eine technische — also nicht zuvörderst ästhetische — Hochschulangelegenheit geworden ist. Einstweilen umfaßte die 1699 zu Berlin gegründete Akademie der Künste auch die Architektur, einschließlich ihrer specifisch-technischen Lehren. Aber nun kam, etwa um 1700 und speciell nach der vorkämpfenden Wirksamkeit des Professors Erhard Weigel zu Jena, eine Strömung, die den eigentlichen Ursprung des späteren technischen Schulwesens enthält, allerdings ohne daß unsere Geschichtswerke der Pädagogik auf diesen Zusammenhang eingehen. Ueberblicken wir die pädagogischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts, abgesehen von dem (hier erst recht belanglosen) Wirken der einzelnen allberühmten Persönlichkeiten, so dürfen wir wohl vier solche Bestrebungen annehmen: die auf ein innerliches Christenthum gebaute, den Pietismus; die auf die Antike gebaute, den (späteren) Neuhumanismus; die auf die „gemeinnützigen" Ansprüche des bürgerlichen Lebens gebaute, den Philanthropismus, und endlich, diesem ähnlich und mit dem Pietismus äußerlich verknüpft, einen kurz so zu nennenden Realismus. Die ersten drei brachten es zu annähernd wissenschaftlicher Systematisirung; die vierte nicht. Sie gründete sich auf die Bildungsbedürfnisse besonders der künstlerischen, technischen, industriellen, mercantilen und auch der Adelskreise. Einen Theil dieser Bedürfnisse hatten die künstlerischen Hochschulen und die Ritterakademien erledigt; was noch übrig blieb, entfaltete sich in praktischen und theoretischen Anläufen. Als ihre Ergebnisse lassen sich kurz drei bezeichnen. Erstens das Entstehen niederer Lehranstalten „realistischer" oder „technischer" Richtung. Eine solche gründete schon 1705 und 1706 Christoph Semler in Halle und setzte sie 1738 als „mathematisch-mechanische ökonomische Realschule" fort; eine „ökonomisch-mathematische Realschule", dauernder als jene, gründete 1747 J. J. Hecker zu Berlin. Schlußergebniß: die moderne Realschule. Eine zweite Frucht jener Anläufe wurden die eigentlichen, höheren technischen Lehranstalten, bis herauf zu unseren jetzigen technischen Hochschulen. Und die dritte Frucht sind die modernen Handelsschulen, zuletzt unsere jungen Handelshochschulen.

Der zweite Zeitraum der Geschichte des technischen Unterrichts, wie wir ihn mit künstlicher Vereinfachung zwischen die Jahre 1745 und 1860 setzen, enthält also das Entstehen der meisten heute als Hochschulen blühenden technischen Lehranstalten. Erwähnen wir kurz, daß im Lauf dieser annähernd vier Menschenalter zu drei Zeiten ein neuer Aufschwung in die Entwickelung kam: am Beginn des Jahrhunderts (Gründungen in Prag 1806, Wien 1815), um 1830 (Dresden 1828, Karlsruhe 1832) und in den fünfziger Jahren (Zürich 1856): so dürfen wir uns im Uebrigen auf die drei preußischen Anstalten beschränken, wie sie in Damm's Buch eingehend beschrieben sind. Die Berliner hat zwei Gründungsdaten: 1799 (Bauakademie) und 1821 (Gewerbeakademie, beide vereinigt 1879); die Hannover'sche stammt aus dem Jahre 1831; die Aachener, die im Gegensatz zu den beiden vorigen gleich von vorn herein als technische Hochschule gegründet wurde, ist 1858 und 1863 vorbereitet und 1870 eröffnet worden. Die bereits beschlossene Gründung einer vierten Anstalt, zu Danzig, wird leider in unserem Vorlagewerk nur indirect erwähnt. — Aus den von Damm vorgelegten Berichten und Verordnungen läßt sich nun durch viele darin enthaltene, aber vom Verfasser nicht eigens verfolgte Bemerkungen und Ausdrucksweisen eine Andeutung des Weges finden, den die Unterrichtsformen im Lauf dieser ganzen Entwickelung zurückgelegt haben: ein Weg von dem schulmäßigen Einpauken, mit dem Nachtheil der Unselbständigkeit des Schülers wie des Lehrers und dem Vortheil einer didaktisch überlegten Anlage des Ganzen, bis herauf zur freien Lehre von heute, mit dem Vortheil der Selbständigkeit beider Theile und dem Nachtheil einer mindestens theoretischen Gleichgiltigkeit gegen eine eigene didaktische Kunst.

Am auffälligsten erschien uns dabei der Umstand, daß hie und da, namentlich seit 1849, die Rede ist von eigenen Lehrerconferenzen, mit Spuren eines specifisch didaktischen Programms aus denen sich aber doch kein eigentliches pädagogisches Be-

rathungswesen herausgebildet zu haben scheint. Interessant ist nun auch, wie anfangs, zumal in den administrativ gedrückten ersten Zeiten der Berliner Bauakademie, die Ausdrücke „Unterricht" und „Cursus" häufiger vorkommen als später; nach einiger Zeit (wohl zuerst 1831 und 1850) erscheint der Terminus „Vortrag", der dann der herrschende wird und anscheinend niemals durch die Termini „Colleg" und „Vorlesung" (außer einer gelegentlichen Bemerkung des Verfassers) ersetzt ist. Daneben wird der Ausdruck „Uebungen" (die jedoch stets als ein Zweites neben jenen erscheinen) erst allmälig so gebräuchlich, wie er es jetzt ist. Und erst ganz spät wird von rein praktischer, werkstattmäßiger Vorbildung vor dem Studium („Elevenjahr") und von eben solcher Ausbildung nach dem Studium so gesprochen, daß man daraus feststehende Einrichtungen erkennt. Unter den didaktischen Einzelheiten fiel uns aus der vormärzlichen Zeit der Lernunfreiheit die Bestimmung für die damalige Urform der Gewerbeakademie Berlin auf (1821), daß jedes Fach in zwei auf einander folgenden Stunden gelehrt wurde, einer zum Repetiren und einer zum Fortschreiten des Unterrichts; dies geschah wöchentlich zwei- bis sechsmal. Später (1845) erscheint als eines der Fächer „Benutzung der Bibliothek". Aus den jetzt geltenden Verfassungsstatuten und Abtheilungsorganisationen der drei preußischen Anstalten erfahren wir auch, welches Gewicht auf die den Studenten an die Hand zu gebenden Studienpläne gelegt wird. — Was nun die Frage „Fachschule oder Hochschule?" betrifft, so handelt es sich hier u. A. besonders um die sogenannte „Allgemeine Abtheilung" unserer technischen Lehranstalten. Die preußischen haben es bisher noch immer nicht zu der Höhe dieser Abtheilung gebracht, die anderswo bereits erreicht ist; das Wenige, das uns die vorliegende Chronik an solchen Entwicklungsschritten zeigt, dürfte nicht über das Jahr 1860 zurückgehen und führt schließlich nur zu einer Gruppe von vorbereitenden theoretischen Fächern, bestenfalls einschließlich der Nationalökonomie, der Kunstgeschichte (in Aachen sammt Aesthetik) und der italienischen Sprachpraxis. Die Warnungen Zöller's vom Jahr 1891, die Allgemeinen Abtheilungen nicht hinter der Bedeutung der philosophischen Universitätsfacultäten zurückstehen zu lassen, und die Vorbilder süddeutscher Hochschulen haben hier anscheinend gar nichts gefruchtet. Die Verantwortung einer Hochschule für die pädagogische Heranbildung der Lehrer an zugehörigen unteren Schulen (noch ganz zu schweigen von den Hochschullehrern selbst) erscheint hier zusammengeschmolzen auf eine einzige und seither wieder verlorene Bestimmung der Berliner Gewerbeakademie von 1871: „Für diejenigen, welche sich zu Lehrern an technischen Schulen ausbilden wollen, werden behufs dieser Ausbildung nach Abschluß des dreijährigen Lehrganges besondere Vorträge [sic!] gehalten werden." Ein bestimmtes Bewußtsein ferner, was man mit einer Hochschule als solcher will, kommt nirgends genügend klar zum Vorschein; nur der Begriff des „Faches" ist anscheinend ein festerer Anhalt. Trotzdem taucht hie und da noch ein weitergehender Begriff auf. Die jetzigen Verfassungsstatute der drei preußischen Anstalten beginnen damit, ihnen als Zweck die höhere Ausbildung für den technischen „Beruf" zuzuschreiben; in allem Weiteren aber ist dieser Begriff des Berufes wieder entschwunden. An Einer Stelle taucht nun ein dem Pädagogiker sehr willkommener Begriff auf: das Regulativ der Berliner Gewerbeakademie von 1860 will für ihre „erste", d. i. „allgemeine" Abtheilung, daß der Lehrplan „auch eine Vertiefung in das für die Technik erforderliche allgemeine theoretische Wissen" herbeiführe, im Gegensatz zur „eigentlich fachlichen Richtung" (im Uebrigen kommt das Buch darauf nur durch eine gelegentliche Bemerkung des Verfassers zurück). Daß nun über die „Vertiefung" hinaus für einen vollkommenen Unterricht noch etwas Weiteres nothwendig ist, mag man es nun mit Herbart „Besinnung" oder mit anderen Pädagogikern anders nennen; daß ferner die Ergänzung des Ersten durch das Zweite unseres Erachtens gerade zur Erhebung des „Berufsstudiums" einer wirklichen Hochschule über das „Fachstudium" einer bloßen Fachschule einen wesentlichen Beitrag leisten wird: das Alles sei vorläufig nur angedeutet. Begnügen können wir uns weiterhin mit der Feststellung, daß die an sonstigen Schulen und sonst an Universitäten üblichen unpädagogischen Anreizungen eines indirecten Interesses am Lehrinhalt in gleicher Weise auch hier wiederkehren, in Form von Prämien u. s. w.; nur daß noch die Einrichtung einer Fleiß-Medaille dazukommt. Von einer erzieherischen Aufgabe dieser Hochschulen ist noch weniger die Rede als bei den Universitäten; trotzdem finden sich die anderswo gebräuchlichen Disciplinarvorschriften hier wieder und zwar nicht blos um Ordnung, sondern auch um „Sitte und Ehrenhaftigkeit" zu wahren, wozu dann noch einmal die Rede ist von „den Geboten der Sittlichkeit". — Die Habilitationsbestimmungen für Privatdocenten, von denen übrigens erst 1866 etwas verlautet, sind kaum weniger umständlich, als sie an den meisten Universitäten zu sein pflegen, und enthalten dazu noch eine Bestimmung, so fortschrittshemmend, wie sie kaum ärger ersonnen werden könnte: die Privatdocentur kann nämlich nur für solche Lehrfächer erworben werden, die innerhalb der an der Hochschule bestehenden Abtheilungen vertreten sind. Dadurch ist z. B. die Habilitation für Philosophie oder für Pädagogik — gerade die den „Allgemeinen Abtheilungen" am meisten fehlenden Fächer — bei allen technischen Hochschulen Preußens unmöglich gemacht und der letzte Ausweg, ihre diesbezügliche Hebung durch das Drängen junger Kräfte bewerkstelligen zu lassen, abgeschnitten.

Die dritte, die eigentlich hochschulmäßige Periode in der Geschichte des technischen Unterrichts, in die bereits unsere letzten Erörterungen hineingeführt haben, begann mit Widerständen gegen die, selbst durch die Jahre 1848 und 1849 in der Hauptsache noch nicht überwundene Lernunfreiheit. Das geschah nicht nur an der Berliner Gewerbe-Akademie. Von dieser berichtet unser Verfasser: „Das Jahr 1860 brachte einen gewaltigen Umschwung der Verhältnisse. Schon längst war es in den leitenden Kreisen als ein Mißstand erkannt worden, daß die Studirenden . . . sich Repetitionen zu unterwerfen hatten und an den regelmäßigen Besuch vorgeschriebener Unterrichtsfächer gebunden waren." Auf Grund von Protesten der Studirenden und von entsprechenden Informationen kam dann schon 1860 ein neues Regulativ zu Stande. Für die weitere Entwickelung, zumal außerhalb Preußens, waren namentlich die Jahre 1864 und 1865 wichtig. 1864 hielt Professor Fr. Grashof von der Karlsruher Polytechnischen Schule (dessen Verdienste von 1876 um die Zusammenlegung der Berliner Anstalten Damm ebenfalls übergeht) auf dem Tage des „Vereins deutscher Ingenieure" zu Heidelberg einen Vortrag: „Ueber die der Organisation von polytechnischen Schulen zu Grunde zu legenden Principien", der dann 1865 zu Breslau als Grundlage des vom Verein Gewollten hingestellt wurde; die Zeitschrift dieses Vereins wurde zur Hauptträgerin dieser Bewegungen und ist von da an als eine hauptsächliche Quelle für die Geschichte unseres Gegenstandes zu betrachten. Aus den weiteren Wandlungen innerhalb dieser letzten 30 bis 40 Jahre wollen wir zunächst nur erwähnen, daß die Aufschwungs- und Rückgangswellen sich auch in der Besuchsstatistik verrathen, die am Schlusse des Damm'schen Buches gegeben wird: ein gewaltiger Aufschwung in der ersten Häfte der 1870er Jahre, ein Abfall zu Beginn der 1880er, ein neuer gewaltiger Aufschwung seit der Wende der 1880er und 1890er Jahre, bis heute anhaltend. Interessant sind unter Anderem die didaktischen Schicksale der Elektrotechnik. Damm verzeichnet seit 1884 verschiedentliche Fortschritte des Unterrichts in dieser, soweit Preußen in Frage kommt. Anderswo reichen diese Fortschritte weiter zurück. Ihr Anfangspunkt dürfte im Jahre 1878 liegen. Damals war auf der Pariser Weltausstellung die elektrische Beleuchtungstechnik (unter Anderem die Jablochkow-Kerze) so überraschend erfolgreich hervorgetreten, daß in den Lehrercollegien technischer Lehranstalten oder mindestens der zu Karlsruhe über die Einführung der Elektrotechnik in den Unterricht berathen wurde. Ein Hauptfortschritt war dann 1882 zu Darmstadt die Eröffnung einer eigenen Abtheilung der Hochschule für diese Fächergruppe, während sie anderswo theils der mechanisch-technischen, theils der chemisch-technischen Abtheilung eingefügt zu sein pflegt. (Damm schweigt sich darüber aus.) Noch eine die Hochschulen nahe berührende Frage blieb aus der Damm'schen Erledigung seines Themas leider ebenfalls ausgeschlossen: die Entlastung der technischen Hochschulen durch mittlere technische Schulen — außerhalb Oesterreichs (wo die staatlichen Gewerbeschulen ergänzend eintreten) und Bayerns („Industrieschulen") gern als „Technicum" bezeichnet. Namentlich für die Elektrotechnik hat sich der Bedarf der „mittleren elektrotechnischen Berufe", wie des Monteurs, Werkmeisters, Betriebsleiters, stark fühlbar gemacht und drängt nach einer weiteren Ausgestaltung jener Lehranstalten. — Endlich hat der Ansturm der technischen Hochschulen gegen die Vorrechte der Universitäten zu Kämpfen geführt, deren im vorliegenden Werke ebenfalls keine Erwähnung geschieht, die aber jedenfalls zu den einschneidendsten Wandlungen im Bestand alles Hochschulwesens führen. Der sogenannte „Doctor

rerum technicarum“, ein Anspruch auf eine historisch festgelegte und mit dem bisherigen technischen Unterrichtswesen unvereinbare Einrichtung, wird wohl schwerlich mehr abwendbar sein. Wird er eingeführt, ohne daß die technischen Hochschulen das nachholen, was ihren Anspruch auf diesen Titel rechtfertigen würde — humanistische Grundlage ihrer Vorbildung und sowohl philosophische, als pädagogische, als historische Ausgestaltung ihres wissenschaftlichen Studiums — so verringern sich die Aussichten auf eine würdige Erhöhung der technischen Hochschulen von dieser Art erst recht. — Auch unsere Skizzirung der Aufgaben einer Geschichte des technischen Unterrichts mußte sich mehr an das Schulwesen als an das Unterrichtswesen halten. Für dieses wird ebenso wie bei einer Geschichte des Universitätsunterrichts ohne die Heranziehung neuer Quellen historisch nicht viel zu machen sein. Möge uns doch auch eine derartige Veröffentlichung bald beschieden sein!

Nachschrift. Bei Schluß dieses Artikels erfahren wir, daß nunmehr auch die Festschrift der Hochschule selber erscheint. Wie verlautet, ist sie von zwei Lehrern der Anstalt verfaßt: der verstorbene Professor Eduard Dobbert hat den bis 1884 reichenden ersten Theil verfaßt, der als eine Neubearbeitung der damaligen Festschrift bezeichnet wird, der Docent Alfred Gotthold Meyer den bis heute reichenden zweiten Theil, enthaltend Beiträge von fast allen Docenten der Hochschule über die einzelnen Zweige der technischen Wissenschaften, mit eingehenden Schilderungen ihres heutigen Standes und mit verschiedenen Winken und Anregungen zur weiteren Ausgestaltung des technischen Hochschulwesens, insbesondere an der Berliner Anstalt selbst.

Bücherbesprechungen.

— Dr. theol. H. Maurer, Briefe von der Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Herborn 1899. IV und 86 S. 60 ₰. — Wie Pilze schießen die Berichte über die Kaiserorientreise: dieser Bericht ein Herrenpilz, nicht weil er von einem hohen Herrn verfaßt ist, sondern weil er in einer Allen verständlichen einfachen und doch edlen Weise über Palästina die Wahrheit sagt, daß nämlich nur dem sich die Schönheit des heiligen Landes entschleiert, der den Herrn in der Heimath kennen gelernt hat. Mitgetheilt seien die Inschriften an den Glocken der Erlöserkirche: Ebr. 9, 12; Gal. 4, 26; Jes. 40, 1.

— M. von Bodelschwingh, Aus Heiligem Land. Den Kindern erzählt. Bethel bei Bielefeld 1899. 16 S. — Die Verfasserin hat wirkliches Geschick, den Kindern das biblische Gelände anschaulich und begreiflich vor die Seele zu stellen. Die Titelseiten enthalten die Einweihungsrede des Kaisers. Der Reinertrag des billigen Heftchens (15 ₰, bei 100 Stück 12 ₰) ist für die Anstalt Bethel bestimmt. J. J.

— Wie alljährlich, so sind auch jetzt zu Beginn des neuen militärischen Dienstjahres bei S. Mittler & Sohn in Berlin die bekannten Instructionsbücher für Mannschaften von Transfeldt und von v. Estorff erschienen; ersteres in 34., letzteres in 5. Auflage. Beide Lehrbücher, in erster Linie zum Unterricht für preußische Infanteristen geeignet, berücksichtigen alle im verflossenen Ausbildungsjahre im deutschen Heerwesen eingetretenen Veränderungen und veranschaulichen den Inhalt durch zahlreiche Abbildungen im Text, bez. v. Estorff's auch durch solche in Buntdruck. Die aus der Kriegsgeschichte angeführten Beispiele beziehen sich naturgemäß vorwiegend auf Thaten preußischer Krieger. Beide Bücher empfehlen sich durch Billigkeit; das Einzelexemplar von Transfeldt, ohne festen Einband, kostet 50 Pfg. und das von v. Estorff 55 Pfg. H. B.

— Fr. Sarre, Transkaukasien—Persien—Mesopotamien—Transkaspien. Land und Leute. Preis 18 ℳ. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Berlin 1899. — Fr. Sarre trat im September 1897 seine Reise nach dem Orient an, um in Verfolg früherer Studien auf kleinasiatischem Boden und in Aegypten die mittelalterliche Architektur Persiens kennen zu lernen. Die eigentlich wissenschaftlichen Ergebnisse mit den photographischen Aufnahmen und farbigen Darstellungen muhammedanischer Architekturwerke werden in einer größeren Publication im Verlage von Ernst Wasmuth erscheinen. Das vorliegende Werk ist nur eine „Reise in Bildern“, das keinen Anspruch auf Beachtung als Kunst- und Literaturwerk erhebt, das aber doch den Vorzug hat, in ungeschminkter Wahrheit durch das Bild zu erzählen, also einen Vorzug, den das erzählende Wort nur zu oft vermissen läßt. Die Bilder sind in der Ausführung Musterblätter, sie sind von der Firma A. Frisch in Berlin als Lichtdrucke nach den photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellt worden. Landschaften und Typen sind wiedergegeben, Land und Leute, wie sie für jene Gegenden charakteristisch sind. Die Bilder beweisen, daß Fr. Sarre ein feiner Beobachter auf seiner Reise war; sie aber dem großen Publicum zugänglich gemacht zu haben, ist wiederum ein großes Verdienst des geographischen Verlages von Dietrich Reimer. Dem Werke ist auch eine Routenkarte beigegeben; der Reiseweg ging in Begleitung des Regierungsbaumeisters B. Schultz aus Berlin von Konstantinopel längs der Südküste des Schwarzen Meeres nach dem Kaukasus, durch Transkaukasien zur persischen Grenze und nach Teheran und Kum, von da durch das medische Gebirgsland nach Mesopotamien, durch die syrische Wüste nach Damaskus; nach Konstantinopel zurückgekehrt, fuhr Fr. Sarre allein noch einmal nach Osten, um Transkaspien, Buchara und Samarkand gründlich kennen zu lernen. Ee.

— Im Reiche der Cyklopen. Eine populäre Darstellung der Stahl- und Eisentechnik. Von Amand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 855 Abbildungen. Vollständig in 30 Lieferungen à 50 ₰. A. Hartleben's Verlag in Wien. — Wir haben das Erscheinen dieses großen, prächtig geschriebenen und illustrirten Werks bis zur 19. Lieferung verfolgt und waren gerade im eifrigsten Studium des Marinewesens begriffen, als die 20. Lieferung und ihre zwei Nachfolgerinnen erschienen und die Beschreibung unserer und fremder Kriegsmarinen fortsetzten, bevor sie uns in die Kriegsmittel zu Land, in das Geschützwesen der verschiedenen Armeen einweihten. Nach diesen durchaus kriegerischen Capiteln löst sich mit der 12. Lieferung das Ganze in Wohlgefallen auf, denn nun beginnt mit dem siebenten und letzten Abschnitt die Aera des Friedens, im Buche vertreten durch die Verkehrsmittel zu Land, durch die Fahrräder, Motorwagen und Locomotiven. Ende gut, Alles gut. Nur das Eine wollen wir noch hinzufügen, daß aus den versprochenen 400 Abbildungen bis zum Schluß 588 geworden sind, woraus man entnehmen mag, wie dem Autor sein Werk in der Hand gewachsen ist und wie der Verleger nicht daran gedacht hat, als Sparmeister zu glänzen. Kl.

— Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda. Von T. Keller. Verlag der Handelsakademie Leipzig (Dr. jur. L. Huberti). Preis gebunden 2 ℳ 75 ₰. — Nun haben wir auch ein Lehrbuch der kaufmännischen Propaganda, insonderheit der Anzeige- und Reclamekunst und sind nur begierig, ob nicht auch bald ein Lehrstuhl für dieses Specialfach verlangt wird. Durch den Lehrstuhl soll der Werth des Reclamebuchs nicht etwa heruntergesetzt, sondern nur die Mode illustrirt werden, die heutzutage für alles Mögliche und Unmögliche einen eigenen Katheder errichten will, um ihn dann zunächst mit einem Nichtspecialisten zu besetzen. Im Gegentheil giebt Ref., in dessen Fach die Reclame ja auch ein wenig schlägt, gern zu, daß das Lehrbuch für die Geschäftswelt, die einmal ohne Trommel und Trompete nicht mehr existiren kann, sehr nützlich zu lesen ist, daß es manchen trefflichen Wink und Gedanken enthält, und daß es das Wesen, den Zweck, die Mittel, Mittelchen und Mätzchen der jährlich Milliarden von Mark verschlingenden, in Wirklichkeit vom großen Publicum in Gold und Silber zu bezahlenden, Reclame von einem vollkommen richtigen, gesunden und soliden Standpunkt auffaßt. Es ist deshalb das kleine Buch den Kaufleuten, Industriellen, Gewerbsleuten, Zeitungsverlegern, Annoncenbureaus u. s. w. als praktischer Rathgeber wohl zu empfehlen und ist ihnen anzurathen, daß sie die hier in ein System gebrachte Reclame eifrig studiren, ihre eigenen Ansichten und Erfahrungen mit diesem Leitfaden in der Hand controliren und durch das Studium ihren, vielleicht von Zeit zu Zeit wankenden, Glauben an die Macht der Reclame befestigen. Denn auch bei der Reclame macht der Glaube, der Berge versetzt, Alles, trotz der unumstößlichen Beweise von großartigen Erfolgen, auf die sie sich mit Recht berufen kann. Ermessen läßt sich ihre Macht nicht, nur ahnen. Dieses Ahnen in überzeugungstreuen Glauben überzuführen, ist wohl in erster Linie der löbliche und, wie wir glauben, mit Glück und Geschick verfolgte Zweck des Buches. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 124. Dienstag, den 24. October, Abends. 1899.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

1. Aegypten.

„Wie, du willst ganz allein nach dem Orient? und zum ersten Male? Davon rathe ich dir ab", sagte mir ein orientkundiger Freund; „geh' lieber mit Stangen oder einer ähnlichen Gesellschaft; wenn du die Verhältnisse noch nicht kennst und nur mangelhaft arabisch sprichst, wirst du allein kaum billiger wegkommen, ganz abgesehen von der persönlichen Unsicherheit und dem stündlich wiederkehrenden Verdruß mit dem Gesindel der Bootsführer und Eseltreiber, die selbst dem Kundigen durch ihre bodenlose Frechheit und Zudringlichkeit heiß machen können." „Reisen Sie ruhig allein", sagte mir Professor Steindorff, unser Aegyptolog, dessen Vorlesung mir eine werthvolle Vorbereitung für den Besuch der ägyptischen Alterthümer geboten hatte, „ich würde an Ihrer Stelle nicht einmal einen Revolver mitnehmen, die persönliche Sicherheit ist in Aegypten kaum geringer als im Berliner Thiergarten; und wenn Ihre Reisegewandtheit für Unteritalien und Sicilien ausgereicht hat, so werden Sie auch im Orient zurecht kommen. Uebrigens ist jetzt die Eisenbahn bis hinauf zum ersten Katarakt in Betrieb, Sie können daher, wenn Sie auf die Nilfahrt verzichten und die Eisenbahnstationen als Ausgangspunkte nehmen, die ganze Tour auf eigne Faust unternehmen." Er hätte noch hinzufügen dürfen, daß der von ihm bearbeitete neueste „Baedeker" von Aegypten die Benutzung einheimischer Führer fast völlig entbehrlich macht und vor Allem bezüglich der Alterthümer so sorgfältig und ausführlich ist, wie selten ein Reisebuch. Ich folgte also dem zweiten Rath und that wohl daran; man hat mich weder angefallen noch allzu ungebührlich geprellt; und wenn es mir auch einige Male passirte, in sehr entlegenen Orten unter den dunklen Araberlarven „die einzige menschlich fühlende Brust" zu sein und infolge mangelhafter Sprachkenntnisse ein paar harmlose Mißverständnisse zu erleben, so hatte dies doch nichts zu bedeuten gegenüber dem großen Vorzug, mein freier Herr zu sein und Alles mit Behagen und in ungestörter Stimmung genießen zu können; die „Freuden" der großen Gesellschaftsreisen lernte ich ja später in Griechenland bei den im Uebrigen wundervollen Ausflügen des archäologischen Instituts zur Genüge kennen.

So fuhr ich also gegen Ende Februar über Wien nach Triest und von da mit der „Habsburg", einem der besten Lloyddampfer, über das Mittelmeer. Meine Hoffnung, vielleicht noch unter der Schiffsgesellschaft Jemanden zu finden, der in Aegypten die gleichen Ziele verfolgte und dem ich mich hätte anschließen können, schlug fehl; die Mitreisenden waren größtentheils Kaufleute, und die eleganten Vergnügungsreisenden, von denen einer z. B. die prächtigen dem Schiff folgenden Möven niederknallte, so daß die schlecht getroffenen Thiere elend in den Wellen sich zu Tode quälen mußten — waren nicht mein Geschmack. Als in Brindisi eine Schaar türkischer Mekkapilger, von Skutari herüberkommend, das Schiff bestieg und mit Sack und Pack sich auf dem Verdeck der 3. Classe häuslich einrichtete — allerdings für alle Orientneulinge ein interessantes Bild —, waren es wieder jene eleganten Herren, welche die wackeren Leute bei ihren Gebetsübungen und den vorhergehenden sorgfältigen Waschungen durch aufdringlich taktloses Anstarren erbitterten. Aber Allen, selbst diesen blasirten Herrchen, stand eine gewisse feierliche Spannung ins Gesicht geschrieben, als wir bei Anbruch des fünften Tages uns der afrikanischen Küste näherten und Alexandrias weiße Häuserketten und palmengeschmückte Vorstädte unter den ersten Sonnenstrahlen aufleuchteten; und unter den hundert erwartungsvollen Gedanken, die wohl Jeden durchkreuzen, der zum ersten Mal den wunderumwobenen Orient vor sich auftauchen sieht, überwiegt der eine: wird es wirklich so großartig sein, wie du dir's denkst? wirst du dir eine annähernd richtige Vorstellung gemacht haben — oder wird dann Alles ganz anders aussehen? Da unser Schiff am Quai selbst anlegte, wurde uns der wüste Kampf der Bootsleute um die Reisenden diesmal erspart; immerhin entwickelte sich nun ein Bild, das an ein von Seeräubern geentertes Schiff gemahnte, als eine Fluth von mehr oder minder schwarzen Kerlen sich über das Verdeck ergoß, um sich des Gepäcks zu bemächtigen. Da ich jedoch directes Billet bis Kairo hatte (durch Stangen besorgt), brauchte ich mich diesmal um weiter nichts zu kümmern; in der Douane öffnete man nicht einmal unsere Koffer, und der Omnibus führte uns so rasch zum Bahnhof, daß mir noch Zeit blieb, die Pompejussäule aufzusuchen. Alles Uebrige für die Rückreise aussparend, erreichte ich gerade noch den Schnellzug, der in 3½ Stunden mich nach Kairo bringen sollte. Hatten die Straßen, durch die wir in Alexandria gekommen waren, noch ziemlich europäisch ausgesehen — nur die vermummten Frauen documentirten den Orient —, so hatte ich nun im Zuge Muße, die ersten orientalischen Typen zu studiren. Ich war nämlich unter eine Gruppe von Einheimischen gerathen, deren Tracht und Sprache mein lebhaftes Interesse erweckten; besonders amüsirte mich, daß sie, nach Ablegung ihrer Schuhe bez. Ueberschuhe, sofort die Beine auf den Sitz heraufzogen und die bekannte Haltung einnahmen, die für sie die behaglichste Ruhehaltung ist, für uns nach fünf Minuten eine Tortur wäre. Aber nicht nur die hübschen, interessanten Gesichter dieser Männer der besseren Classen konnte ich bewundern, auch die Spitzbubengesichter echter Fellachen niederster Sorte säumten nicht, ihre Aufwartung zu machen, indem an jeder Station ein Dutzend von Fruchthändlern aufsprang, durch alle Wagen kletterte und keineswegs bei der Abfahrt des Zuges sich verabschiedete; mit Staunen mußte man als spießbürgerlich bahnpolizeilich erzogener Deutscher zusehen, wie die verwegenen Kerle erst dann heruntersprangen, als der Zug längst wieder in schneller Fahrt begriffen war; und ich bin überzeugt, von den katzenartig geschmeidigen Kerlen bricht keiner Etwas! Auch die Thätigkeit der Polizei zeigte sich in drastischer Weise unseren neugierigen Augen: bei der Station Tanta sprang ein Kerl aus dem Zuge und floh querfeldein, verfolgt von einem Anderen, der den Ausreißer, nach heftiger Jagd auf dem Sturzacker, auch glücklich haschte und trotz kläglichen Schreiens und Sträubens zur Station zurückbrachte, wo ihn ein Polizist in Empfang nahm; und nun spielte sich, dicht vor unserem Wagenfenster, eine famose Gerichtsscene ab: nach kurzem Verhör wurde der Angeklagte überführt, etwas Geringes gestohlen zu haben, und augenblicklich erfolgte auch die Bestrafung, indem der brave Polizist ohne Weiteres dem armen Sünder mit seinem knotigen Rohrstock ein paar tüchtige Hiebe verabreichte. Also das „Auge des Gesetzes" wachte auch in Aegypten, beruhigendes Bewußtsein! — Bis jetzt hatte ich die verschleierten Frauen nur von Weitem gesehen, da auch im Zuge die Frauen ihre getrennten Coupés hatten; da erschien in Benha eine Frau in unserem Waggon, die wohl anderweit keinen Platz mehr gefunden hatte, und setzte sich mir gerade gegenüber, ohne wohl zu ahnen, welchen Gefallen sie meiner Neugierde dadurch erwies, denn sie war ein Prachtexemplar, weniger an Schönheit, als an Putz. Sie schien eine wackere Bürgersfrau zu sein, die sich in ihren allerschönsten Staat geworfen hatte und diesen nun mit Stolz zur Schau trug. Mir war in erster Linie die sonderbare Be-

festigung des Schleiers verwunderlich; dieser bedeckt die untere Gesichtshälfte, die Nasenspitze inbegriffen (die Türkinnen dagegen verhüllen das ganze Gesicht), und hängt an einer eigenthümlichen, mit scharfrandigen Wülsten versehenen goldglänzenden Röhre, die auf der senkrechten Mittellinie der Stirn liegt und abscheulich drücken muß. Die Augen sind also frei, werden aber hier niemals (!?) zum Kokettiren benutzt, man ist sogar sehr empfindlich gegen indiscrete Blicke. Die Augenbrauen sind mit tiefschwarzem Rußpulver dick übermalt, auch der „Bühnenstrich" unter den Wimpern des Unterlids fehlt nicht. Vier englische Goldmünzen, noch größer als Zwanzigmarkstücke, bildeten eine Art Brosche, und seitlich auf der Brust prangte wie ein Orden ein Bouquet von fünf ähnlichen Münzen, deren mittelste die doppelte Größe hatte. Nicht weniger als neun Armbänder schmückten die Arme der Schönen, theils von gewöhnlichem schwarzen Jet, theils von Gold, aber in plumper Arbeit. Durchbrochene seidene Handschuhe, ein sehr feines, in den Ecken goldgesticktes Taschentuch, zierliche buntgestickte Schuhe — natürlich viel zu klein — und die Hauptsache: ein Gewand von hellem geblümten Stoff, jedoch bedeckt von dem dunklen, über den Kopf genommenen Uebergewand, vervollständigten die Toilette der stattlichen Dame, die in der nächsten Station wieder ausstieg, in der Zwischenzeit aber keinen Augenblick aufgehört hatte, eine unweit sitzende blonde Engländerin höchst interessirt zu mustern.

Als ich, in Kairo ankommend, mein Gepäck dem aufmerksamen Hotelbiener der „Bavaria" übergeben hatte, um zu Fuß gehend den ersten Eindruck mit Muße zu genießen, war es weniger die Landschaft und die Bauart der Stadt, die mich in ihrer Fremdartigkeit überraschte, als der betäubende Lärm und das Menschengewühl; und was für Menschen! Wenn man zum ersten Mal in dieses Gewimmel geräth, legt es sich Einem mit Centnerschwere aufs Herz: das sind also auch Menschen! Selbst dem nichtsnutzigsten Lazzarone gegenüber hat mich nie das Gefühl verlassen: er ist ein Mensch wie du! aber diese schwarzbraunen Larven aller Schattirungen, von der des verwogenen, aber intelligenten Wüstenbeduinen oder des verschmitzten, „allweil fidelen" Eseltreibers bis herab zu der mißgestalteten Fratze des elenden, schmutzbedeckten Negerweibes, das stumpfsinnig an der Straßenecke kauert, auf einem schäbigen Strohteller unglaubliche „Süßigkeiten" feilbietet und dabei seine Cigarette schmaucht! oder dem nackten Bettelkind, das gar nicht erst den Versuch macht, den an seinen kranken Augen hängenden Fliegenschwarm zu verscheuchen — nach meinem Empfinden war es das Gefühl der unüberbrückbaren Kluft zwischen uns und diesen Menschen, welches in dem wunderbaren ersten Eindruck des Orients den hervorstechendsten Zug bildete. Und man begreift sofort — was die weitere Umschau im vielgestaltigen, sinnverwirrenden Treiben des modernen Kairo nur bestätigt —, daß auch die Kunst, die dieses Land erzeugt hat, trotz ihrer gewaltigen Größe und ihrer immensen geschichtlichen Bedeutung uns nicht wohl unmittelbar zu Herzen sprechen kann; daß wir sie wohl in vollem Maße würdigen und bewundern, nicht aber lieben können in der Art, wie wir die griechische Kunst lieben, bei der uns nie das Bewußtsein verläßt: das ist Blut und Fleisch von unserem eigenen!

* * *

Sobald der erste Eindruck der Stadt mit ihren Bauten und Kunstwerken gewonnen war, kam die Sammlung der ägyptischen Alterthümer an die Reihe, die im ehemaligen vicekoniglichen Palast zu Gizeh — vom famosen Khedive Ismail als Harem erbaut! — aufgespeichert ist. Man muß ziemlich zeitig aufbrechen, wenn man die ganze Besuchszeit (von 9—½5) ausnützen will, denn man fährt zunächst volle ¾ Stunde mit der Trambahn bis zur schmutzigen und winkeligen Vorstadt Altkairo, setzt dann in einer großen Dampffähre über den Nil, was auch eine ziemliche Weile beansprucht, da hier der Fluß seine größte Breite hat, und hat schließlich noch eine Strecke am Ufer hinabzugehen, was erst recht wieder Zeit kostet, da der Blick auf die dem anderen Ufer vorgelagerte Nilinsel Roda sehr schön ist. Mit dem gehobenen Bewußtsein des wohl vorbereiteten Mannes, der schon in den großen ägyptischen Sammlungen von Berlin und Wien einen guten Ueberblick über die ägyptische Kunst erhalten hatte und daher ungefähr zu wissen glaubte, was ihn erwartete, betrat ich das stattliche Gebäude und bewaffnete mich beim Portier mit dem dickleibigen, übrigens vielfach recht mangelhaften und wissenschaftlich anfechtbaren Katalog. Schon der erste Blick in diesen setzte mich jedoch in nachdenkliches Erstaunen: 91 Säle, ca. 1500 Nummern allein für die großen Stücke, in vielen Sälen wieder Schränke von A bis K oder gar T, in manchem Schrank wieder hunderte von Einzelstücken — mir begann zu schwindeln, und die nächsten 7 Stunden, in denen ich das Erdgeschoß durchmusterte (das Obergeschoß kam erst beim zweiten Besuch an die Reihe!), verrannen mir wie im Traum, so daß ich Essen und Trinken vergaß, erst beim Schlagen der Schlußstunde mich meines vom Hotel mitgebrachten Frühstückpackets entsann und seinen Inhalt auf einer versteckten Gartenbank verzehrte — denn da draußen ist kein „Local", in dem man essen könnte.

Es ist schwer, den ganz eigenthümlichen, überwältigenden Eindruck zu beschreiben, den diese ungeheuren Massen von Schätzen der ägyptischen Kunst und von Resten uralten Lebens beim ersten Anblick ausüben; es ist eine so ganz andere, märchenhafte Welt, die aus nebelhafter Vorzeit mit greifbarster Deutlichkeit und farbenreichster Frische vor uns empor taucht, und man kann sich nicht genug thun im Verwundern, wie treu die alten Felsengräber und Pyramiden ihren Inhalt durch fünf lange Jahrtausende bewahrt haben. Kein andres Land der Erde konnte dieses Wunder vollbringen, nur Aegypten mit seinem feinen Wüstensand und seiner besonders trockenen Luft ermöglichte es, daß die Holzbildwerke nicht, wie z. B. in Griechenland, verfaulten und vermorschten. Ebenso wunderbar wie die erstaunliche Erhaltungsdauer ist aber überhaupt die Höhe, welche die ägyptische Kunst schon vor 5000 Jahren errungen hat, und das Merkwürdigste ist, daß gerade diese ältesten Bildwerke, aus Holz wie aus Stein, in vieler Beziehung die Werke der darauf folgenden Perioden an künstlerischem Werthe übertreffen. Um für diese Leistung den rechten Maßstab zu gewinnen, muß man bedenken, daß die ältesten griechischen Sculpturen höchstens aus dem 7. Jahrhundert stammen; was uns von mykenischer Kunst erhalten ist (die jedenfalls nicht griechisch, sondern nordsyrisch war), kann nicht weiter als in das 15.—16. Jahrhundert gesetzt werden; was wir aber in Aegypten aus dieser Zeit, also aus der Zeit des „Neuen Reichs", das ist ja noch längst nicht das ehrwürdigste! selbst das Mittlere Reich (2200—1600) imponirt uns noch nicht hinreichend, es ist das Alte Reich, ca. 3000(?)—2200, dessen Werke die ersten 13 Säle füllen und dessen Charakterköpfe mit glänzenden ausdrucksvollen Augen und unglaublich realistischem Ausdruck uns anschauen. Uebrigens ist die eben angeführte Zeitbestimmung keineswegs sicher, jedenfalls aber eher zu niedrig als zu hoch, — der Museumskatalog läßt das Alte Reich um 5000 beginnen, also noch volle 2000 Jahre früher. Diese Unsicherheit kommt daher, daß unsere Datirung sich auf die glücklicherweise erhalten gebliebenen Königslisten ägyptischer Priester gründet, die im Allgemeinen gewiß richtig sind, in den ersten Anfängen jedoch begreiflicherweise Lücken und Unsicherheiten aufweisen, so daß man sich begnügen muß, durch die Numerirung der Dynastien einen Ueberblick herzustellen; man theilt die ersten 11 Dynastien dem Alten Reich, die 12.—16. dem Mittleren, die 17.—20. dem Neuen Reich zu, welches um 950 v. Chr. endet; in helle historische Zeit gelangt man sodann mit der 26. Dynastie (Psammetich, 7. Jahrhundert) und kommt mit der 31. Dynastie zu Alexander dem Großen; nun beginnt die Periode starken griechischen Einflusses und das langsame Absterben der alten Kunst.

Was ich vorhin von den „glänzenden" Augen der Statuen des Alten Reichs sagte, ist keine rhetorische Hyperbel, sondern wörtlich zu nehmen; denn meist sind die Augen, sowohl in Holzwie Steinstatuen, besonders kunstvoll eingesetzt: Der Augapfel aus weißem Quarz oder Alabaster ist von einem Bronzeplättchen umfaßt, dessen ausgezackte Ränder die Wimpern nachahmen, ein helles Krystallstück dient als Linse, und hinter dieser ist ein kleiner Silbernagel befestigt, dessen Wiederschein das leuchtende Flittern des lebenden Auges uns vortäuscht. So ist es bei den berühmten Holzstatuen des „Dorfschulzen" und seiner Frau (4. Dynastie), ähnlich auch bei den stattlichen Kalksteinstatuen des Prinzen Rahotep und seiner Gemahlin Nofert (3. Dynastie!), des prächtigen Schreibers, Nr. 1310, und seines freundlich lächelnden Nachbars, Nr. 1311 (5. Dynastie), und vielen Anderen. Auch abgesehen vom Auge ist es erstaunlich, wie realistisch die Gesichter geformt sind; es giebt ebensowohl ernst und vornehm blickende, würdevoll gespreizte Gesellen, wie auch liebenswürdig, ja schalkhaft lächelnde „Herren und Damen", die den modernen Beschauer nicht im Zweifel lassen, daß ihre Urbilder der „süßen Gewohnheit des Daseins" ebenso bald mehr die heitere, bald die ernste Seite abgewonnen haben, wie wir heute. Vortheilhaft für die lebendige Wirkung ist auch die kräftige Bemalung der

meisten Statuen (Basalt, Alabaster, Rosengranit sind natürlich unbemalt), der helle bunte Schurz und die schwarze Masse des Hauptbaars hebt sich lebensvoll von der braunen Fläche des nackten Oberkörpers ab. Nicht auf der gleichen Höhe künstlerischer Ausführung wie die Gesichter stehen die Leiber, da möchte man oft lachen über die verrenkten, überschmalen Hüften, den wunderlich eingeschnürten Brustkorb, die steife Manier dazustehen und die noch steifere Art zu sitzen — zweimal rechtwinklig geknickt; im Ganzen muß man aber doch sagen, daß hier die Ansätze zu einer gesunden, lebendigen Kunst vorhanden waren, und es ist erstaunlich, daß eine gedeihliche Höherentwickelung auf diesen Grundlagen nicht erfolgt ist. Wenn auch daran in erster Linie die eigensinnige Bevormundung seitens der Priester schuld sein mag, welche einen Kanon der für schön oder richtig geltenden Proportionen aufstellten und durch die Jahrtausende kein Abweichen davon gestatteten, so muß es in der Folgezeit doch auch an eigenartigen und kraftvollen Künstlern gefehlt haben, denn die Schablone wird immer stärker, die Gesichter verlieren immer mehr ihr realistisches Gepräge und erhalten jene nichtssagende Verschwommenheit des Ausdrucks, welche den schlimmsten Feind alles künstlerischen Genießens erzeugt — die Langeweile. Andrerseits sind es die religiösen Vorschriften der Priester allein, denen wir die Schaffung und wunderbare Erhaltung aller dieser Kunstwerke verdanken, die ja sammt und sonders den Gräbern entstammen; man begnügte sich nämlich nicht mit der ornamentalen Ausschmückung mehr oder minder großartiger Grabbauten, man trieb nicht nur einen unerhörten Luxus mit riesigen Sarkophagen und Opfertischen — man stellte auch jene Portraitstatuen des Verstorbenen daneben ins Grab, auf Grund ganz merkwürdiger, von den Priestern entwickelter Vorstellungen; diesen also danken wir es, daß wir ägyptische Prinzen und Prinzessinnen, Priester, Richter, Oberschreiber und Beamte aller Art in getreuem Conterfei aus einer Zeit besitzen, in die für alle europäischen Völker auch nicht die leiseste Kunde hinaufreicht. Auch noch andere Kunstwerke in großen Mengen verdanken wir der Tendenz, die Gräber bestens auszuschmücken, erstlich Malereien auf Stuck (ganz allerliebst das berühmte Bild mit den sechs bunten Gänsen) und vorzügliche Reliefs (ich nenne dasjenige mit den graciösen Tänzerinnen und Musikanten, die den Takt des Tanzens mit Händeklatschen begleiten, sodann das lustige Bild mit der Prügelei der Nilfischer), ferner die zahllosen, wundervoll gearbeiteten, mit Hieroglyphen und bildlichem Schmuck bedeckten Sarkophage aus den verschiedensten Steinsorten, besonders Basalt und Rosengranit, wahre Kolosse, bei deren Anblick man noch nachträglich die armen Kerle bedauert, die diese Lasten in die oft tiefen und engen Grabkammern hineinschleppen mußten; weiter viele Exemplare der bekannten reichverzierten Scheinthüren, durch welche der Verstorbene angeblich passirte, wenn er die in seinem Grabe niedergelegten Opfergaben aufsuchte; ja ganze Grabkammern mit schönen Wandgemälden, von Maspero in Theben und Sakkara abgebrochen und hier kunstvoll wieder aufgebaut, zeugen von dem feinen Geschmack des alten Reichs. Weniger künstlerisch als ergötzlich sind die sehr umfangreichen Beigaben, welche der Todte zu den verschiedensten Zwecken mit ins Grab gestellt bekam, so sehen wir, dem Grabe des Prinzen Emsah entnommen, zwei sauber aufmarschirte Colonnen von je 40 reichlich fußhohen Holzsoldaten, die rothbraunen Aegypter mit Lanze und Schild, die Neger mit Bogen und Pfeil, und ein über anderthalb Meter langes, sorgfältig ausgeführtes Boot mit voller Schiffsmannschaft; die Cajütenthür trägt das Bildniß jenes Emsah. Aus dem Grabe eines königlichen Kanzlers stammt eine Unzahl von Figuren, welche die Ausübung von Gewerben und häuslichen Arbeiten nachbilden, Töpfer und Landarbeiter, Diener und Haussklavinnen sehen wir mit ihren Geräthen u. s. w. beschäftigt.

Wenn uns, wie vorhin bemerkt, die Kunstwerke des Mittleren und Neuen Reichs wenig Neues bieten und in mancher Beziehung einen Rückschritt aufweisen, so beschaut man doch mit ungeschwächtem Interesse die zahllosen Monumente aller Art und Größe und bewundert die großartige Technik der alten Künstler, die den sprödesten und härtesten Basalt und Diorit zu zwingen vermochte. Von besonderem Reiz ist der offne Hof des Palastes, in welchem eine große alte Palme eine Reihe der allergrößten Königsstatuen und Sphinzen beschattet. Nächst der eigentlichen Kunst ist es sodann das Kunsthandwerk, das uns, und zwar aus dem Beginn des Mittleren Reichs, etwa um 2000 v. Chr., die erstaunlichsten Proben hinterlassen hat. Es sind dies die entzückenden Schmucksachen aus den Ziegelpyramiden von Dahschur, welche wunderbarer Weise den antiken Grabdieben entgangen und von Morgan 1894 gefunden worden sind. Karneole, Lapislazuli und Türkise bilden in kunstvollster Goldfassung nicht nur einzelne Menschen- und Thiergestalten, sondern ganze Darstellungen von Kampf- oder Opferscenen, und die liebenswürdigen Prinzessinnen Sat-Hathor und Meryt, auf deren Brust diese Schmucktäfelchen vor 4000 Jahren prangten, konnten wohl ebenso stolz auf ihre Schätze sein, wie die etwas jüngere Königin Ahhotep (um 1600) auf ihren großen Emailleschmuck, der an Farbenpracht mit den Edelsteinen wetteifert, denn die besten modernen Goldschmiede haben sich außer Stande erklärt, derartige Arbeiten nachzumachen. Ebenso sorgfältig und geschmackvoll gearbeitet sind Prunkstücke wie die goldnen und silbernen Barken (Nachahmungen der heiligen Barken im Allerheiligsten der Tempel), ferner die goldnen Kränze, Diademe, Halsketten, Armbänder und Ohrgehänge, die künstlerisch schön ciselirten oder eingelegten Dolche und Prunkbeile des Königs Ahmose (17. Dyn.), die Fächer und Spiegel, Schminkbüchschen und Salbennäpfchen, die edelsteinbesetzten Haarnadeln und sonstigen Toilettenutensilien.

Endlich kann ich eine Gruppe von ehrwürdigen Ueberresten nicht unerwähnt lassen, die auf jeden Beschauer eine unbeschreibliche Wirkung ausüben: ich meine die Mumien, speciell diejenigen der großen Könige der 17. bis 20. Dynastie, deren Identität durch die Inschriften der Mumienbinden erwiesen ist (der vorige Khedive hat sie erst auswickeln lassen); ein glücklicher Zufall hat sie alle im Jahre 1881 aus dem meisterlich versteckten Schacht von Der-el-Bahri hervortauchen lassen. So vertrocknet diese Körper sind, so ausgeprägt persönlich ist doch der Eindruck eines jeden, der kleine magere Thutmose I. mit den feinen, listigen Zügen und dem kahlgeschorenen Haupt wäre nimmermehr zu verwechseln mit dem kraftvollen Sety I., auch wenn dieser sich nicht durch einen starken rothbraunen Schopf auszeichnete, und Ramses der Große, dessen kraftvolle Herrscherpersönlichkeit schon unserer Jugend aus Ebers' Uarda wohlvertraut ist, liegt so wohlerhalten in seinem Glaskasten, daß man angesichts seiner scharf hervorspringenden Nase und seiner raubthierartig starken Nägel an Fingern und Zehen sofort den Eindruck gewaltiger Kraft und Energie bekommt. Kaum glaublich und doch unbestreitbar ist, daß selbst schon aus der Blüthezeit des Alten Reichs wohlerhaltene Königsmumien da sind (König Merenre, 6. Dyn.); die Hathorpriesterin Ament (11. Dyn.), deren brauner Schopf in lauter kleine Zöpfchen geflochten ist, hat es sich schwerlich träumen lassen, daß ihr sorgfältig mit bläulichen Punktreihen tättowirter Leib noch nach fast 5000 Jahren neugierigen profanen Blicken öffentlich preisgegeben würde. Rührend sind die Mumien der im Wochenbett verstorbenen Königin Makere und ihres Töchterchens, und angesichts der Lotosguirlanden, die noch manche Leichen umschlingen, der Wespe, die während des Schließens des Sargdeckels, von den Blüthen angelockt, hineingerieth und so erhalten wurde, und vieler andrer Einzelheiten kann man sich einer gewissen, fast märchenhaften Stimmung kaum erwehren. Erwähne ich nun noch zum Schluß die curiosen Mumien heiliger Thiere, die Katzen, Affen, Ibis, Sperber und Krokodile (von den letzteren lag noch ein ganzer Haufen in der offenen Vorhalle aufgestapelt, riesenhafte Ungethüme darunter!), so habe ich zwar von dem unermeßlichen Inhalt des Museums bis jetzt nur einen geringen Theil hervorgehoben, aber doch vielleicht eine Vorstellung davon geschaffen, wieviel die Erde Aegyptens an Ueberresten der ältesten Zeit schon hergegeben hat — und wieviel sie noch in ihrem geheimnißvollen Schoße bergen mag! Jedes Jahr bringt uns neue Funde, aber wie mancher Schatz wird für ewig unter dem schützenden Wüstensande oder in seinem wohlversteckten Grabschacht verborgen bleiben! Und wie mancher Reisende wird sich durch diese Erwägung verleiten lassen, die zu Tausenden theils durch Hausindustrie, theils sogar in Fabriken hergestellten Fälschungen für echt zu nehmen und theuer zu bezahlen!

* * *

Als ich mir den Ausflug nach den **großen Pyramiden** zurechtlegte und über die Zudringlichkeit der dort hausenden Beduinen, die sogar im Baedeker in den schwärzesten Farben geschildert wird, Erkundigungen einzog, erfuhr ich, diese Kerle, die sich das alleinige Recht der Führung dort anmaßen, seien in letzter Zeit so frech geworden und böten ihre Dienste mit solcher Vehemenz an, daß sie einzeln ankommenden Besuchern fast die

Kleider vom Leibe rissen und an Raub grenzende Diebstähle verübten; man solle daher lieber die Kosten nicht scheuen und einen sicheren Dragoman vom Hotel mitnehmen, jedenfalls aber nicht allein gehen. Ich riskirte dies dennoch, da mich die beiden Herren, mit denen ich mich verabredet hatte, im Stich ließen; und siehe da, als ich hoch zu Esel das Ende der schattigen Allee erreichte, die von Gizeh aus in schnurgerader Linie nach den Pyramiden führt, boten zwar ein paar Leute ihre Führerdienste mit der üblichen liebenswürdigen Dringlichkeit an, aber keiner überschritt das Maß des Erlaubten. Bald fand sich die Erklärung für diese wunderbare Sanftmuth: die klugen braunen Gesichter mehrerer Polizisten tauchten auf! Die Klagen der Reisenden hatten sich so gehäuft, daß endlich die Polizei einen ständigen Posten hinausgelegt hatte, und nicht nur hier, sondern auch in Sakkara, dem alten Memphis, dessen Gräberfeld und Pyramiden ich am nächsten Tage besuchte, war Ordnung geschaffen worden: hier hatte man neben der Bahnstation Bedraschên, wo man sich für den etwa zweistündigen Ritt einen Esel miethen muß, aus festen Balken einen langen Verschlag gebaut, in welchem die schreienden und zappelnden Eseltreiber sammt ihren Eseln eingesperrt wurden; der Reisende, anstatt von der wüthenden Meute umringt und gestoßen, um nicht zu sagen vergewaltigt zu werden, wie bisher, konnte nun in aller Gemüthsruhe am Verschlag entlang gehen, sich ein vertrauenerweckendes Grauthier aussuchen und über den Preis verhandeln, und wenn ein ungeberdiger Eselbändiger dem Gehege zu entschlüpfen versuchte, so wurde er vom polizeilichen Rohrstock unbarmherzig zurückgescheucht. Ich wählte mir einen hübschen dreisten Burschen mit lustigen Augen und unermüdlichem Mundwerk, und fort ging der Ritt, durch schmutzige, unsagbar ärmliche Fellachendörfer, durch wohlangebaute Felder, auf denen überall fleißig gearbeitet wurde, dann wieder durch stattliche Palmenwälder, in deren Schatten zwei umgestürzte Riesenbildsäulen Ramses des Großen von den Zeiten träumen, als hier noch die endlosen Straßenzüge und schönen Paläste des alten Memphis sich ausbreiteten; noch im 12. Jahrhundert n. Chr. ist viel davon vorhanden gewesen, jetzt ist bis auf ein paar überwachsene Schutthaufen Alles verschwunden. Besser als die Stadt der Lebenden hat sich die der Todten conservirt, und der gelbe Wüstensand, den man beim Verlassen der letzten Palmenwaldung beim Dorfe Sakkara betritt, deckt noch ganz wundervolle Reste; man besucht meist die Gräber des Ti und des Mery, sowie die Begräbnißstätte der heiligen Apisstiere; auch eine Reihe von kleineren Pyramiden ragt hier noch zerbröckelt in die Lüfte. Ich kletterte auf die älteste aller Pyramiden überhaupt, die Stufenpyramide des Königs Zoser (III. Dynastie) — es gilt als erwiesen, daß diese Stufenform der bekannten, gleichmäßig abgeschrägten Form vorangegangen ist — und erfreute mich des köstlichen Blickes auf das grüne Nilthal zur einen, die braune geheimnißvolle Wüste zur anderen Seite. Das Innere der Pyramide, die Sargkammer des Königs, ist jetzt nicht zugänglich. Darauf stattete ich dem 1893 von Morgan entdeckten Grabe des Mery (VI. Dyn.) einen Besuch ab, mit seinen 31 Räumen ein wahres Labyrinth; alle Wände sind mit kunstvollen großen Reliefs geschmückt, welche das ganze Leben und Treiben des besagten Herrn Mery und seiner Familie in ergötzlichster, äußerst realistischer Weise schildern. Leider hatte ich nur gewöhnliche Stearinkerzen mit, deren Licht kaum genügte, die künstlerische Wirkung der interessanten Darstellungen völlig zur Geltung kommen zu lassen. Das berühmte, schon von Mariette entdeckte Grab des Ti ist etwas älter (V. Dyn., 2500 v. Chr.), seine Reliefs sind aber noch schöner, größer und feiner ausgeführt, der Inhalt ist jedoch der gleiche, und es giebt kaum eine Seite der Landwirthschaft, der Jagd, des Fischfangs und Schiffbaues, des Handwerks und endlich des Opfers, die in diesen köstlich naiven Bildern nicht getreulich wiedergegeben wäre.

Ohne solchen Schmuck, durch seine gewaltigen Dimensionen und seine wunderliche Bestimmung aber interessant ist die Gruft der Apisstiere. Die Aegypter hielten bekanntlich in einem besonderen Tempel jederzeit einen dem Gotte Ptah heiligen Stier, Apis genannt, welcher besondere Kennzeichen (gewisse weiße Flecken) besaß und vor seinesgleichen beim Tode den Vorzug hatte, wie ein Mensch einbalsamirt und wie ein Fürst in besonderen Grüften beigesetzt zu werden. Hohe unterirdische Gänge, an 400 Meter lang, wurden in den Fels gebrochen; zu beiden Seiten dieser Corridore liegen die 8 Meter hohen Grabkammern, aus denen noch jetzt die riesigen Steinsärge (einer wiegt 1300 Centner!) dem Beschauer entgegengähnen. Eine heiße dunstige Luft drückt auf die Athmung, gespenstische Schatten erfüllen die von der Kerze nur schwach erhellten Räume, Fledermäuse schwirren und quieken, lautlos verhallt der Tritt im feinen Staube — eine unheimliche Empfindung bemächtigt sich des Besuchers. Wie mag es aber erst dem Entdecker Mariette zu Muthe gewesen sein, als er bei einem von ihm erbrochenen Seitenflügel die sicheren Zeichen fand, daß dieser seit den Zeiten des großen Ramses vermauert war! Die Plünderer, denen sonst nichts entgangen war, die mit großer Mühe alle anderen Sarkophagdeckel zur Seite geschoben und die Stiermumien ihres Schmuckes beraubt hatten, waren an diesem Gemäuer achtlos vorübergegangen, unberührt fand Mariette den Apis in seiner Gruft. Man ist herzlich froh, wenn man aus den unheimlichen Gewölben wieder zum goldenen, allerdings brennend heißen Sonnenlicht gelangt, und mit Behagen läßt man sich auf der schattigen Terrasse des Hauses, das Mariette einst hier errichtete, das wohlverdiente Frühstück schmecken. Hier sammeln sich alle Memphisbesucher und öffnen ihre Futterpackete und Bierkisten — zwei schweizerische Ehepaare, Geschäftsleute aus Kairo, hatten ein volles Dutzend große Flaschen Bier mitgebracht und auch das nöthige Eis nicht vergessen, hier im Wüstengebiet! solche Schlemmer! —, während die Eseltreiber daneben auf dem Boden hocken und leidenschaftlich Karten spielen, so eifrig, daß ich, als ich wieder aufbrechen wollte, von meinem kecken Eseljüngling mit einer großartigen Geste angewiesen wurde, zu warten, bis das Spiel zu Ende sei. Da ich thatsächlich keine Eile und bis zum Abendzuge noch überreichlich Zeit hatte, so schlenderte ich noch ein Stück in die Wüste hinaus, die keineswegs so flach und übersichtlich ist, als mancher wohl denkt, und als Freund Abdu nach beendetem Spiel so gütig war, sich wieder um mich zu kümmern, hatte er für seine Dreistigkeit wenigstens die Unbequemlichkeit, in den unregelmäßigen Bodenfalten lange nach mir suchen und rufen zu müssen, und es war sehr drollig, wie er mich dann auszankte, während ich ihm immer die Geste des Kartengebens vormachte, und der Schlingel begriff nur zu gut, was ich damit sagen wollte. Wir waren in der That die Letzten, die Sakkara verließen, und vergeblich war mein Protest gegen die Prügel, durch welche Abdu mein armes Grauthier zu unsinnigem Galopp anspornte; er strafte sich übrigens selber am meisten, denn er mußte ja daneben herlaufen. Als wir nun bei Zeiten an der Bahnstation eintrafen, war Abdu so naiv, für sein Wohlverhalten von mir eine Bescheinigung zu verlangen. Mit Recht wird in den Reisebüchern dringend gewarnt, mit solchen Lobesattesten freigebig zu sein, man muß es nur gesehen haben, wie leichtfertig gutmüthige Leute solche Atteste ausstellen und wie nachdrücklich diese dreisten Kerle beim Engagiren damit zu prahlen wissen. Ich lehnte also ab; als Abdu aber mir gar keine Ruhe ließ, verfiel ich auf einen Ausweg, der meinen Quälgeist befriedigte und ihm vom nächsten Deutschen, der es las, wenigstens die kleine Strafe eingetragen hat, ausgelacht zu werden, ich schrieb: „Ich bescheinige, daß Vorzeiger dieses nicht besser und nicht schlechter ist als alle diese Schlingel durchschnittlich zu sein pflegen.“ Scripsi et salvavi animam meam!

Bücherbesprechung.

— Französisches Uebungsbuch für die Unterstufe im Anschluß an das Lesebuch von Max Johannesson. Berlin 1899. Mittler & Sohn. — Recensent möchte eine Bemerkung in principieller Hinsicht nicht unterlassen. Man darf in der im neusprachlichen Unterricht jetzt vorwaltenden Richtung, daß der Schüler das Verständniß des Inhalts ohne irgend welche grammatische Vorbereitung unmittelbar durch die Lectüre gewinnen soll, nicht zu weit gehen. Der Weg, durch eigene Abstraction die nöthige Einsicht in die Grammatik zu gewinnen, ist immerhin sehr umständlich und kann auch leicht in dem Schüler ein unbehagliches Gefühl erwecken, in der Irre zu gehen. Die alte grammatisirende Methode bedurfte wohl der Reform, darf aber nicht ohne Weiteres ganz über Bord geworfen werden. Was an Formenkenntniß nothwendig ist zu einem gründlichen Verständniß der Sprache, muß vorausgehen. Im Uebrigen ist das Buch nach Zweck und Anlage sehr empfehlenswerth. W—k.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 125. Donnerstag, den 26. October, Abends. 1899.

Der Einfluß der Ehe auf die Criminalität der Frauen.

In einer früheren Nummer haben wir nach einer von dem Ulmer Statistiker Dr. med. Prinzing in der „Zeitschrift für Socialwissenschaft“ veröffentlichten statistischen Untersuchung mitgetheilt, welchen Einfluß die Ehe auf die Criminalität der Männer ausübt, und hatten dort gesehen, daß die verheiratheten Männer im Allgemeinen seltener mit dem Strafgesetz in Conflict kommen als die ledigen und besonders die verwittweten und geschiedenen. Die Leser werden nun wohl geneigt sein, anzunehmen, daß sich diese günstige Einwirkung der Ehe auf die Criminalität der Frauen in derselben Richtung, höchstens in noch verstärktem Maße, geltend machen müßte. Das ist aber nach einer Untersuchung, die Herr Dr. Prinzing darüber auf Grund der deutschen Criminalstatistik angestellt und im Juni-Heft der obengenannten Zeitschrift veröffentlicht hat, durchaus nicht der Fall; vielmehr wie der Sterblichkeitscoefficient der verheiratheten Frauen größer ist als der der ledigen, so ist auch die Criminalität der ersteren im Allgemeinen höher als die der letzteren. Die Ursache dieser auf den ersten Blick überraschenden Erscheinung werden wir darin finden, daß die verheiratheten Frauen an gewissen, nicht gerade auf besonders ehrlose Gesinnung und verbrecherische Veranlagung zurückzuführenden Delicten in hohem Maße betheiligt sind, was bei dem im Allgemeinen niedrigen Criminalitätscoefficienten des weiblichen Geschlechts in besonderem Grade den Ausschlag zu ihren Ungunsten geben muß.

Im Durchschnitt ist nämlich die Criminalität der Frauen bedeutend geringer als die der Männer, und bei uns in Deutschland ist sie in den letzten Jahren verhältnißmäßig noch gesunken. Während nämlich in den Jahren 1882—1885 noch 19,6 % aller Verurtheilten dem weiblichen Geschlechte angehörten, waren es in den Jahren 1886—1890 nur noch 18,6 %, welcher Satz in den Jahren 1891—1895 noch weiter, nämlich auf 18,2 % zurückgegangen ist. Wie sich das Verhältniß zwischen der Criminalität der Männer und der der Frauen gestaltet, ist aus den folgenden paar Zahlen zu ersehen. In den Jahren 1882—1893 wurden von je 100 000 strafmündigen Personen männlichen Geschlechts in Deutschland 1765,2 wegen Verbrechen und Vergehen bestraft, von je 100 000 strafmündigen Personen weiblichen Geschlechts aber nur 375,8. Selbstverständlich ist die Betheiligung des weiblichen Geschlechts im Verhältniß zu derjenigen des männlichen Geschlechts je nach der Art des Delictes eine außerordentlich verschieden hohe. Wenn wir von denjenigen Delicten absehen, die entweder nur oder naturgemäß doch wenigstens am leichtesten von Frauen begangen werden können (z. B. Verbrechen gegen das kindliche Leben, Kuppelei u. ähnl.), so fällt besonders die Betheiligung der Frauen am einfachen Diebstahl und bei der Beleidigung in die Augen. Bei ersterem waren von sämmtlichen Verurtheilten nicht weniger als 30 %, bei letzterer 26,9 % Angehörige des schwächeren Geschlechts, und von je 100 000 strafmündigen Frauen wurden 124,4 wegen einfachen Diebstahls und 67,1 wegen Beleidigung bestraft! Sehr zahlreich sind auch noch die Bestrgfungen wegen Körperverletzung. Von den sämmtlichen wegen dieses Delictes Verurtheilten machen die Frauen allerdings nur 7,8 % aus; auf je 100 000 Strafmündige kommen aber immer noch 33,7 Verurtheilungen. Am wenigsten zahlreich sind, wie leicht erklärlich, die Bestrafungen wegen Verbrechen und Vergehen im Amte, in den Jahren 1882—1893 nur 0,7 auf 100 000 Strafmündige. Häufiger, wenn auch immerhin noch selten kommen die Verbrechen und Vergehen gegen den Staat, die Religion und die öffentliche Ordnung vor; dieserwegen wurden von 100 000 Strafmündigen 33,7 verurtheilt. Sehr bedeutend ist dagegen die Betheiligung des weiblichen Geschlechts an den Verbrechen und Vergehen gegen die Person und noch häufiger die an den Vermögensdelicten, indem wegen der ersteren 117,3 und wegen der letzteren 225,2 von je 100 000 Strafmündigen während der Jahre 1882—1893 bestraft wurden. Bei den Verurtheilungen der Männer finden wir dieselbe Reihenfolge der Delicte hinsichtlich der Häufigkeit ihres Begangenwerdens; aber während die Betheiligung des männlichen Geschlechts an den Vermögensdelicten nur 3½mal so groß ist wie die des weiblichen, ist sie bei den Delicten gegen die Person eine 6¼mal, bei den Delicten gegen Staat, Religion und öffentliche Ordnung eine 6⅜mal und bei den Verbrechen und Vergehen im Amte gar (aus leicht erklärlichen Gründen) eine $12\frac{6}{7}$mal größere. — Aus dieser geringeren Zahl der Verurtheilungen der Frauen auf eine größere Sittlichkeit zu schließen, geht natürlich nicht an, weil die Criminalität nicht als Gradmesser der Sittlichkeit, wenigstens nicht der Sittlichkeit einer ganzen Bevölkerung oder Bevölkerungsclasse gelten kann, immerhin zeigen uns die mitgetheilten Zahlen, daß sich die Frauen im Allgemeinen den bestehenden Gesetzen williger unterwerfen und gewaltthätige Handlungen weit eher vermeiden als die Männer. Eine völlig befriedigende Erklärung für diese Erscheinung zu finden, dürfte aber doch so bald nicht gelingen. Man hat sie auf die Prostitution zurückführen wollen, in der die von den rechten Bahnen abirrenden weiblichen Personen einen Ersatz ihrer gesetzwidrigen Triebe finden sollen; und es läßt sich ja nicht leugnen, daß unter ihrem Deckmantel eine große Anzahl gesetzwidriger Handlungen begangen werden. Auch scheint hierfür die relativ geringere Criminalität der weiblichen Jugend zu sprechen. Während nämlich die Criminalität des männlichen Geschlechts bereits in dem Alter von 21—25 Jahren ihren Höhepunkt erreicht, ist dies bei der des weiblichen erst in dem Alter von 30—40 Jahren der Fall, und außerdem ist sie auch in den Jahren von 40—50 noch höher als in den bis 30. Da aber in diesen höheren Altern die Prostitution als ausschlaggebender Factor jedenfalls nicht mehr angesehen werden kann, so genügt sie allein nicht zu der Erklärung der großen Differenz, die auch in den höheren Altern noch zwischen der Criminalität der beiden Geschlechter besteht. — Andererseits ist behauptet, daß der Rückfall bei den weiblichen Verbrechern häufiger sei als bei den männlichen, aber auch das scheint die deutsche Criminalstatistik nicht zu bestätigen, denn in den Jahren 1882—1893 waren von den weiblichen Verurtheilten 77,2 % ohne Vorstrafe, von den männlichen aber nur 66,1 %. v. Oettingen hält die Recidivität des Weibes deswegen für eine so überaus schlimme, weil die Zahl der Vorstrafen so oft eine erschreckend hohe ist; Dr. Prinzing möchte aber diese „furchtbare Zähigkeit des Weibes im Verbrechen“ in sehr vielen Fällen als auf eine verkannte geistige Erkrankung zurückzuführen ansehen.

Wie schon gesagt, ergiebt die deutsche Criminalstatistik die auffallende Thatsache, daß die verheiratheten Frauen eine größere Criminalität haben als die ledigen. Von allen in den Jahren 1882—1893 wegen Verbrechen oder Vergehen gegen Reichsgesetze überhaupt Verurtheilten weiblichen Geschlechts waren 36,1 % ledig, 52,4 % verheiratet und 11,2 % verwittwet oder geschieden (der Kürze wegen werden wir künftig nur verwittwet schreiben, worin die Geschiedenen stets einbegriffen sind). Dieses Ueberwiegen der verheiratheten Verurtheilten findet sich in sämmt-

lichen Altersclassen, wie die folgende Zusammenstellung zeigt. Auf je 100 000 weibliche Personen jeden Civilstandes trafen Verurtheilte

in der Altersperiode	ledige	verheirathete	verwittwete
18—21 Jahren	416,2	602,5	—
21—25 „	417,5	469,9	1339,3
25—30 „	440,7	454,5	1149,2
30—40 „	446,2	500,0	1029,9
40—50 „	334,7	468,2	709,9
50—60 „	221,5	299,5	369,2
über 60 „	102,2	133,4	111,2

Der unheilvolle Einfluß des verfrühten Heirathens, auf den wir in unserm ersten Artikel schon hingewiesen haben, macht sich auch hier wieder sehr bemerkbar, indem die Zahl der verheiratheten Verurtheilten in den Altersjahren 18—21 um rund 45 % höher war als die der gleichaltrigen Ledigen. In der folgenden Altersperiode fällt die Differenz sofort auf rund 12 %, um in der Periode von 25 — 30 Jahren das Minimum von 3 % zu erreichen; von da steigt sie wieder auf 12 % in der folgenden und 40 % in der zweitfolgenden Periode und geht dann in den beiden letzten Perioden auf 35 % resp. 30 % zurück. — Ganz erschreckend hoch ist, wie die obige Tabelle zeigt, die Criminalität der verwittweten und geschiedenen Frauen, und zwar um so höher, in je jüngerem Alter die Trennung der Ehe erfolgt ist. Zwar nimmt die Criminalität von Anfang an constant ab, doch ist sie in allen Altersclassen höher als die der Ledigen und Verheiratheten mit Ausnahme der Altersclasse über 60 Jahre, in der sie von der der Verheiratheten übertroffen wird. Den Grund dieser außerordentlich hohen Criminalität der Verwittweten sieht Herr Dr. Prinzing wohl nicht mit Unrecht hauptsächlich in der üblen Lage der vermögenslosen Wittwen, die nur schwer, namentlich bei reichem Kindersegen, sich wiederverheirathen können, woraus sich auch ihre große Betheiligung an den Vermögensdelicten erklärt; außerdem darin, daß sie, durch den Tod des Mannes vielfach an die Spitze eines Geschäfts gestellt oder darauf angewiesen, sich ihren Unterhalt außerhalb des Hauses zu erwerben, viel mehr als die verheiratheten Frauen mit der Welt und den Gesetzen in Berührung kommen, woraus ihre zahlreichen Bestrafungen wegen Vergehen gegen die Gewerbeordnung, das Nahrungsmittelgesetz u. a. resultiren. Ausführliche ziffermäßige Angaben über die Betheiligung der Frauen an den einzelnen Delicten müssen wir uns natürlich versagen; die hier vorliegenden Verhältnisse sind aber für weite Kreise von so hohem Interesse, daß wir wenigstens einige allgemeine Mittheilungen hierüber bezüglich der am häufigsten vorkommenden strafbaren Handlungen machen möchten. Bei einzelnen Delicten sind die vorgefallenen Bestrafungen so gering an Zahl, daß sie einerseits auf die Höhe der Gesammtcriminalität ohne Einfluß sind, außerdem aber wegen ihrer Kleinheit irgendwelche Schlüsse kaum zulassen. Diese mögen deshalb unberücksichtigt bleiben.

Am Widerstande gegen die Staatsgewalt sind die Frauen im Allgemeinen wenig betheiligt; etwas mehr am Hausfriedensbruch, bei dem, wohl infolge des ewigen Zankens und Streitens in den modernen Miethscasernen, die Verheiratheten die Ledigen durchweg um das Doppelte übertreffen, während die keifenden Wittwen noch weit über ersteren stehen. Das gleiche Verhältniß finden wir beim Arrestbruch und bei den übrigen Vergehen gegen die öffentliche Ordnung, vor Allem bei den Verletzungen der Gewerbeordnung, bei denen die Wittwen in besonders hohem Grade betheiligt sind. Münzverbrechen und Verbrechen, die sich auf die Religion beziehen, ebenso das Verbrechen des Meineids und die sonstigen Verletzungen der Eidespflicht werden von Frauen im Allgemeinen wenig begangen, doch zeichnen sich auch hier die Wittwen vor den anderen Frauen aus.

Bei den Verurtheilungen wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Person im Allgemeinen stehen die Verheiratheten in allen Altersclassen weit über den Ledigen, treten aber ihrerseits bis zum Alter von 50 Jahren weit hinter die Wittwen zurück. Speciell bei der Blutschande kommen die Verheiratheten fast gar nicht in Betracht, desto mehr aber die Wittwen, die überall über den Ledigen stehen. Mit erschreckend hohen Ziffern figuriren die Wittwen auch unter den wegen Kuppelei Verurtheilten, wohl weil sie besonders das Vermiethen von Zimmern an Prostituirte zu einem zwar schmutzigen, dafür aber sehr einträglichen Gewerbe machen; die Verheiratheten treten bei diesem Delict weit zurück und noch mehr die Ledigen, die sich in jüngeren Jahren wohl lieber selbst der Prostitution in die Arme werfen und erst im Alter von 30—40 Jahren, wenn das ursprüngliche Geschäft nicht mehr recht was einträgt, sich auch auf das „Zimmer-Vermiethen" verlegen. — Wie wir schon sagten, entfällt ein großer Procentsatz der Verurtheilungen wegen Beleidigung auf die Angehörigen des weiblichen Geschlechts; und wenn hier auch wieder die Wittwen an der Spitze stehen, so sind daran doch auch die Verheiratheten mit sehr großen Ziffern betheiligt, die die der Ledigen durchweg um mehr als 100% übersteigen. Da es sich hier meistens um Zank und Streit zwischen Hausgenossen handelt, die durch das enge Zusammenwohnen in den Miethscasernen nur zu sehr begünstigt werden, und die nicht selten durch die Kinder oder durch hauswirthschaftliche Differenzen zwischen Flurnachbarinnen veranlaßt werden, so erklärt es sich leicht, daß die Verheiratheten weit über den mit den Hausgenossen weniger in Berührung kommenden Ledigen stehen. Diese widerlichen Beleidigungsklagen sind ja leider bei uns in Deutschland sehr beliebt; in keinem anderen Lande kommen sie so häufig vor wie bei uns. In den letzten Jahren weisen sie dazu noch eine, fast ganz auf die Verheiratheten entfallende, Steigerung auf, indem nämlich auf 100 000 strafmündige Personen weiblichen Geschlechts in den Jahren 1882—1885 67,1; 1886—1890 69,6 und 1891—1893 69,7 Verurtheilungen kamen. Demgegenüber wäre in der That die Frage der Erwägung werth, ob es nicht am Platze sein würde, in der Praxis der Beleidigungsklagen eine durchgreifende Aenderung einzuführen, die sie mindestens ganz bedeutend einschränkte. Sie sind es zum großen Theil, die die Criminalität der deutschen Frauen, insbesondere der verheiratheten, so sehr erhöhen, daß sie über der aller anderen Länder mit Ausnahme Englands, die diese Manie der Beleidigungsklagen weniger kennen, steht, was grade nicht zur Empfehlung unseres Vaterlandes dient. Werden die sämmtlichen Verurtheilungen wegen Beleidigung beiseite gelassen, so wird der Procentsatz der verurtheilten Frauen ein bedeutend geringerer, und außerdem sinkt der Criminalitätscoefficient der Verheiratheten in dem Alter von 25—40 Jahren auch noch unter den der Ledigen. — An Mord und Todtschlag sind die Frauen zwar mit 20,3% aller Verurtheilungen betheiligt; es treffen aber auf je 100 000 strafmündige weibliche Personen nur 0,3 Verurtheilte, also ein recht geringer Satz. Etwas höher — 1 Verurtheilung auf je 100 000 strafmündige Personen — ist die Betheiligung an der fahrlässigen Tödtung; und hier überwiegen die Ledigen, was sich dadurch erklärt, daß es sich meistens um Tödtungen von Kindern handelt, die infolge ungenügender Aufsicht durch Kindermädchen ꝛc. ertrinken, verbrennen oder sonst ums Leben kommen. — An den Verbrechen gegen das kindliche Leben ist naturgemäß das weibliche Geschlecht am meisten betheiligt (mit 88,5%); im Allgemeinen ist dies Delict erfreulicherweise aber doch ziemlich selten: 2,3 Verurtheilungen auf 100 000 strafmündige Personen. Die Ledigen stehen hier weit über den Verheiratheten, werden ihrerseits aber vom 25. Jahre ab wieder von den Wittwen übertroffen. — Hinsichtlich der Häufigkeit steht an dritter Stelle die Körperverletzung: auf 100 000 Strafmündige treffen 33,7 Verurtheilungen, u. zw. sind die Verheiratheten hieran bei Weitem mehr betheiligt als die Ledigen, ja vom 40. Lebensjahre ab sogar mehr als die Wittwen. Ob sich diese Thatsache allein damit begründen läßt, daß die Verheiratheten mehr als die Ledigen Gelegenheit haben, in Begleitung ihrer Männer Wirthshäuser zu besuchen und an den sich hieran häufig anschließenden Streitigkeiten und Raufereien theilzunehmen, wie Dr. Prinzing meint, will uns doch etwas zweifelhaft erscheinen, da, in vielen Gegenden Deutschlands wenigstens, der Kneipenbesuch bei den Ledigen ebenso sehr, vielleicht noch mehr im Schwange ist als bei den Verheiratheten, während die Tanzbelustigungen zum größten Theil nur von Ledigen besucht werden. Wir glauben vielmehr, daß das nur zu oft in Thätlichkeiten ausartende Eingreifen der Mütter in die Zänkereien ihrer Kinder mindestens auch einen nicht zu unterschätzenden Factor für die Erhöhung der Criminalität der Verheiratheten in Bezug auf dieses Delict bildet.

Im Gegensatz zu den meisten bisher behandelten Delicten bleibt die Betheiligung der Verheiratheten an den Vermögensdelicten außer in den Altersclassen 18—21 und 40—50 hinter der der Ledigen ziemlich bedeutend zurück, während auch hier wieder die Wittwen mit colossalen Zahlen vertreten sind. Beim einfachen Diebstahl stehen die Ledigen vom 18.—40. Lebensjahre über den Verheiratheten, danach ist es umgekehrt; in allen Altersperioden, abgesehen von der höchsten über 60 Jahre, stehen

die Wittwen weit oberhalb beider. Dasselbe Verhältniß finden wir für letztere beim schweren Diebstahl, während hier die Verheiratheten außer in der Altersclasse 18—21 Jahre stets unter den Ledigen sind. Beim einfachen und schweren Diebstahl im Rückfall sind die Verheiratheten nur sehr schwach betheiligt, bei letzterem selbst die Wittwen wenig mehr als die Ledigen. Natürlich spielen bei diesen letztgenannten beiden Delicten die Gewohnheitsverbrecherinnen die Hauptrolle, die, kaum aus dem Gefängniß entlassen, sofort sich wieder an fremdem Eigenthum, oft an den werthlosesten Sachen vergreifen, weil sie ihre verbrecherische Neigung nicht bezwingen können, was allerdings den Gedanken an eine krankhafte Veranlagung nahe legt. Bei der Unterschlagung überwiegen gleichfalls die Wittwen, und die Verheiratheten bleiben außer im Alter von 18—21 Jahren hinter den Ledigen zurück. Dagegen stehen letztere bei der Begünstigung und Hehlerei in allen Altersclassen um hundert Procent und mehr günstiger da als die Verheiratheten, die natürlich die Früchte des unrechtmäßigen Erwerbs ihrer Männer und Kinder zu verwerthen und diese der Bestrafung zu entziehen trachten. Mit Ausnahme des höchsten Alters überwiegen aber auch hier die Wittwen, die aus der Hehlerei ja oft ein Gewerbe machen. — Raub und Erpressung werden vom weiblichen Geschlecht selten begangen, am meisten von den Wittwen, am wenigsten von den Verheiratheten. Letztere stehen auch bei Betrug und Untreue sehr zurück, bei der Urkundenfälschung nur vom 25.—50. Lebensjahr, während bei beiden Delicten wieder die Wittwen bei Weitem den Vorrang einnehmen. — Bei den Verurtheilungen wegen Beseitigung von Vermögensstücken bei drohender Zwangsvollstreckung, wegen Verletzung fremden Gebrauchs- und Zurückbehaltungsrechts und wegen ähnlicher Delicte strafbaren Eigennutzes stehen die Verheiratheten in allen Altersclassen weit über den Ledigen, bleiben aber bis zum 60. Lebensjahre weit hinter den Wittwen zurück, die, durch den Tod des Mannes auf eigene Füße gestellt, sehr oft in Lebenslagen gerathen, denen sie in keiner Weise gewachsen sind. — Sachbeschädigungen werden gleichfalls nur selten von Angehörigen des weiblichen Geschlechts verübt (4,7 Verurtheilungen auf 100 000 Strafmündige), u. zw. von Ledigen und Verheiratheten ziemlich gleich oft, von den Wittwen etwas häufiger. Ebenso kommen Brandstiftungen durch Frauen nicht oft vor (0,6 Verurtheilungen auf 100 000 Strafmündige); an ihnen sind die drei Civilstandskategorien in ziemlich gleichem Verhältniß betheiligt. Dagegen erreichen die Kinderbrandstiftungen auch beim weiblichen Geschlecht eine bedauerliche Höhe; auf 100 000 Mädchen im Alter von 12—18 Jahren entfallen nicht weniger als 1,8 Verurtheilungen wegen Brandstiftung!

Wir haben oben gesagt, daß der Antheil des weiblichen Geschlechts an den sämmtlichen Verurtheilungen seit der Periode 1882—1885 zurückgegangen sei. Dies ist aber nicht so zu verstehen, daß die Criminalität des weiblichen Geschlechts überhaupt zurückgegangen sei; vielmehr erklärt sich jene procentuale Abnahme dadurch, daß die Criminalität des weiblichen Geschlechts seit 1882—1885 weniger schnell gestiegen ist als die des männlichen. Während nämlich die Verurtheilungen von Männern in der Periode 1891—1895 um 18% höher waren als in der Periode 1882—1885, finden wir bei den Frauen nur eine Zunahme von 6%, nachdem in der Periode 1886—1890 sogar eine directe Abnahme eingetreten war. Die einzelnen Civilstände verhalten sich dieser Veränderung gegenüber allerdings sehr verschieden. Während nämlich an der Abnahme in der zweiten Periode die Verheiratheten am wenigsten, die Wittwen am meisten betheiligt waren, ist die Zunahme in der dritten Periode bei den Verheiratheten am größten gewesen, wogegen die Wittwen auch in dieser Periode der ersten gegenüber noch eine Abnahme aufweisen. Die Verheiratheten zeigen für die dritte Periode in allen Altersclassen eine Steigerung der Criminalität, wie wir sie weder bei den Wittwen noch bei den Ledigen finden. Wenn man diese Erscheinung aber mit dem Satze hat erklären wollen, daß die verheiratheten Frauen für ihre Familien stehlen, so findet die Anschauung in der deutschen Criminalstatistik keinen Anhalt. Diese lehrt uns jedenfalls, daß die erhöhte Criminalität der verheiratheten Frauen auf eine zunehmende Verarmung, überhaupt auf verschlechterte wirthschaftliche Verhältnisse nicht zurückzuführen ist; denn, von einigen wenigen, wegen ihrer Kleinheit nicht ins Gewicht fallenden abgesehen, haben in der letzten Periode die Vermögensdelicte im Allgemeinen und der einfache Diebstahl insbesondere in beachtenswerthem Maße abgenommen, und an dieser Abnahme sind von allen Civilständen die Verheiratheten am meisten beteiligt. Dagegen weisen die Verurtheilungen wegen Beleidigung, Körperverletzung, Hausfriedensbruch u. A., lauter Delicte, die nicht auf Vermögensvortheile gerichtet sind, bei den Verheiratheten eine weit größere Steigerung auf als bei den anderen beiden Civilständen. Anstatt also die Zunahme der Criminalität der Verheiratheten mit einer zunehmenden Verelendung der Massen zu erklären und zu entschuldigen, giebt die Statistik viel mehr Veranlassung, sie auf eine Besserung der wirthschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen, die es grade auch den verheiratheten Frauen gestatten, mehr als früher außerhalb des Hauses und der Familie zu weilen und mit der Welt in Berührung zu kommen. Man vergleiche nur die jetzigen Sonntagslocale mit denen von vor 20 Jahren; damals waren die Frauen bedeutend in der Minorität, heute haben sie aber überall die Mehrheit; und dies gilt vor allen Dingen für die verheiratheten Frauen. Berücksichtigt man daneben auch den Einfluß der socialdemokratischen Lehren und Anschauungen, die naturgemäß bei den verheiratheten Frauen weit leichter Eingang finden als bei den ledigen und verwittweten, so wird man es leicht erklären können, daß die Criminalität der ersteren in neuerer Zeit mehr gestiegen ist als die der Ledigen und Wittwen, denen noch dazu viel mehr als den Verheiratheten neben einer verbesserten Armenpflege die Wohlthaten unserer socialpolitischen Gesetzgebung zu gute kommen, was gleichfalls herabmindernd auf ihre Criminalität eingewirkt haben dürfte.

Tarnke.

Bücherbesprechungen.

— Einführung in das Reichsgesetz über die Zwangsversteigerung und die Zwangsverwaltung vom 24. März 1897. Mit einer für den praktischen Gebrauch berechneten Tabelle. Von Dr. Grohmann, Amtsrichter. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung 1899. (127 S., Pr. 1,80 ℳ) — Beruht auch das neue, vom 1. Januar 1900 eintretende Zwangsversteigerungsverfahren auf dem gleichen, sogen. Deckungs- oder Uebernahmeprincipe, wie unser sächsisches seit 1884, so sind doch die Abweichungen ziemlich erheblich; die Abweichungen folgen zum Theil aus dem Sachenrechte, zum Theil aus der engeren Verbindung mit der Civilprozeßordnung; viele sind durch das Streben nach einem einfacheren oder die Befriedigung eher herbeiführenden Verfahren hervorgerufen worden; auch Neuerungen, wie z. B. die Berücksichtigung des Liedlohns u. s. w., haben mitgewirkt. Dies erschwert das Einarbeiten in das neue Verfahren. Um so willkommener ist nicht nur für Richter und Rechtsanwälte, sondern auch für den weiteren Kreis aller Betheiligten eine Einführung in das Reichsgesetz, wie die oben angezeigte. Der Verfasser hat es verstanden, aus dem Inhalte das Wesentlichste herauszuziehen und klarzustellen, minder Wichtiges mehr nebensächlich zu behandeln, selten Vorkommendes nur anzudeuten oder auch wegzulassen, und so eine übersichtliche Darstellung zu geben, die eine Grundlage zum Weiterarbeiten bietet. Die sächsische Subhastationsordnung ist zum Vergleiche herangezogen worden, soweit es angängig erschien; auch die im Entwurfe vorhandenen sächsischen Ausführungsbestimmungen sind theilweise berücksichtigt. Die Schrift enthält neben der Darstellung des Zwangsversteigerungsverfahrens auch die Zwangsverwaltung, einen Abdruck des Gesetzes und, was besonders hervorzuheben ist, eine Tabelle der richterlichen Entschließungen bei einer gewöhnlichen Zwangsversteigerung eines Grundstücks, nach der Zeitfolge geordnet. Ist eine solche von Interesse vornehmlich für den Richter, so bietet sie auch dem Anwalte u. s. w. die Möglichkeit, die Richtigkeit des Verfahrens selbst zu prüfen, zu ersehen, was in jedem Abschnitte des Verfahrens zu erwarten ist, um sich danach einzurichten. K—d.

— Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft vornehmlich unter dem Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen. Von Dr. Friedrich Zöllner, Oberlehrer am Realgymnasium zu Leipzig. Berlin, 1899. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold). Preis 1 ℳ 80 ₰. — Der Allgemeine Deutsche Sprachverein besteht seit nun fast 15 Jahren. Von Anbeginn hat er sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die Heißsporne, deren es natürlich auch in seinen Reihen giebt, zu zügeln, damit seine gute Sache nicht durch Uebertreibung lächerlich gemacht, bloßgestellt und geschädigt werde. Trotz dieser offensichtlichen Bemühungen,

jeder Maßlosigkeit zu steuern, hat er noch heute viele Gegner, und zwar keineswegs blos fade Laffen, die „effectiv von der ganzen Chose Nichts capiren“, sondern auch gelehrte Männer, die nun einmal in den Fremdwörtern nur eine erwünschte Bereicherung der Muttersprache erblicken oder dem Grundsatze huldigen, jede bewußte Einwirkung auf das freie Leben und Wachsen einer Sprache sei ein verwerfliches Beginnen. Wer diese Lage der Dinge bedenkt, dem kann es nicht allzu erstaunlich vorkommen, daß auch die Meinungen über die Fruchtbringende Gesellschaft, die man recht wohl mit Zöllner (S. 10) den ersten deutschen Sprachverein nennen kann, noch immer so weit auseinandergehen. Aeußert sich doch ein in seinen Urtheilen sonst so zurückhaltendes Buch wie Goedeke's Grundriß ganz und gar absprechend über die „angeblichen“ Verdienste der Fruchtbringenden Gesellschaft (Zöllner S. 3), und noch heute erscheinen in vielen, verbreiteten Leitfäden der Literaturgeschichte die Mitglieder jener Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts gelinde gesagt als komische Käuze, und man bezichtigt sie der Urheberschaft für wahrhaft unglaubliche Wortungethüme. So hat sich denn Dr. Zöllner unstreitig ein großes Verdienst erworben, indem er die Einrichtung, die Verfassung und das innere Leben der Fruchtbringenden Gesellschaft zum Gegenstande einer gründlichen Untersuchung machte. Die Wahl dieses Stoffes geht auf eine Anregung Rudolf Hildebrand's zurück, wie der Verfasser im Vorworte dankend bekennt. Zwar haben wir schon aus der Mitte unsres Jahrhunderts eine Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft (von Barthold, Berlin, 1848), und auch in den Arbeiten von Schultz (Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts für Reinigung der deutschen Sprache, Göttingen, 1888) und Hans Wolff (Der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, Straßburg, 1888) hat Zöllner Vorläufer gehabt. Aber Keiner hat so wie er den vorhandenen umfänglichen Briefwechsel durchforscht. Namentlich auf die Gestalt des Begründers, des edlen Fürsten Ludwig zu Anhalt (1579—1650), fällt hier ein völlig neues Licht, und kein Billigdenkender wird dem für seine Zeit außerordentlich einsichtigen und kenntnißreichen Fürsten seine Hochachtung vorenthalten können. Zöllner behandelt im ersten Capitel die Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft, die sich in vielfacher Beziehung an die Academia della Crusca in Florenz anlehnte. Der zweite Abschnitt geht auf die äußere Verfassung ein und bespricht die Anmeldung der Bewerber um die Mitgliedschaft, die Aufnahmebedingungen, die Einweisung (Prüfung, Hänselung) der Aufgenommenen, die Verleihung der Abzeichen (Namen, Wappen, Sinnspruch). Der wichtigste Theil ist der dritte, er bringt das meiste Neue. Er beschäftigt sich mit dem inneren Leben der Gesellschaft, dem Verkehr der Mitglieder unter sich und nach außen, den Beziehungen zu den italienischen Gesellschaften, der schriftstellerischen Thätigkeit der Gesellschafter, ferner mit ihren Freunden und Feinden unter den Zeitgenossen, schließlich mit der Stellung der Frauen zu den Bestrebungen. Ueberall läßt der Verfasser die Quellen selber zu Worte kommen, führt sie auch mit urkundlicher Treue in der Rechtschreibung der Zeit an. Wir erhalten so ein durchaus zuverlässiges Bild von dem Leben und Treiben, wie es in der Blüthezeit der Fruchtbringenden Gesellschaft unter ihren Mitgliedern herrschte, ein Bild, das desto überzeugender wirken muß, weil der Leser in den Stand gesetzt wird, all seine einzelnen Züge selber nachzuprüfen. Niemand kann verkennen, daß die Fruchtbringende Gesellschaft den Spott nicht verdient, mit dem man sie gemeinhin glaubt abthun zu können, wenigstens nicht, solange der Einfluß des überaus verständnißvollen und von wahrhaft vornehmer und hochherziger Gesinnung beseelten Begründers maßgebend blieb. Mit Schmerz aber sieht man, daß mit dem Tode Ludwig's sofort die Fruchtbringende Gesellschaft von ihrer Höhe herabsinkt und bedenklich entartet, wie es ja so oft die sieghafte Gewalt einer Persönlichkeit ist, mit der eine Sache, ohne Rücksicht auf ihren inneren Werth, steht und fällt. Zöllner's treffliche Arbeit sei allen „Liebhabern deutscher Sprache“ warm empfohlen. Wir wünschen von Herzen, daß es ihr gelinge, die Gesinnung verbreiten zu helfen, aus der das Wort Herder's geflossen ist, mit dem die Darstellung schließt (S. 123): „Lasset uns doch die guten Bemühungen unserer Vorfahren nicht verkennen! Auch über uns wird man einst als über Vorfahren richten.“ R. B.

— W. Liebenow's Specialkarte von Mittel-Europa 1:300000 in 164 Blättern. Topographisch-politische Ausgabe. Liebenow-Ravenstein's Special-Radfahrkarte von Mittel-Europa. 1:300000 in 164 Blättern. Stichgröße jedes Blattes 28 × 37 cm. Ermäßigter Abonnementspreis für jede der beiden Ausgaben unaufgezogen je 100 ℳ, aufgezogen in Octav je 180 ℳ. Erscheinungsweise: 20 Lieferungen von je 8—9 Blätter unaufgezogen à 5 ℳ, aufgezogen in Octav à 9 ℳ. Späterer Ladenpreis unaufgezogen 164 ℳ, aufgezogen in Octav 246 ℳ. Einzelblätter beider Ausgaben werden abgegeben. Preis pr. Blatt unaufgezogen 1 ℳ, aufgezogen 1,50 ℳ. Verlag von Louis Ravenstein, Frankfurt a. M. — Die erste Ausgabe dieses Werkes war auf Veranlassung und mit Beihilfe des königl. preuß. Großen Generalstabes entstanden und fand bereits im Kriege 1870/71, wo die einzelnen betreffenden Blätter an die Truppenstäbe vertheilt wurden, eine Verwendung, die ihren Zwecken vorzüglich entsprach. Das Werk fand schon seiner Zeit in der Presse die günstigste Beurtheilung; der Autor hat sich durch dasselbe ein berühmtes und dauerndes Andenken geschaffen. Nach dem Ableben des Hrn. Geh. Regierungsraths Professors W. Liebenow, der Vorstand des kartographischen Bureaus im königl. preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten war, ist obiges großartige Kartenwerk in den Verlag von Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M. übergegangen; es wird nunmehr auf die vorgesehene Blattzahl von 164 vollendet, früher waren nur 142 Blätter erschienen. Die Neu-Ausgabe steht in der Mitte zwischen der Vogel'schen Karte von Deutschland 1:500000 und zwischen der Neu-Auflage der österreichischen Specialkarte 1:200000, die sich ja weit auf deutsches Gebiet hinein erstreckt. Wenn auch in Bezug auf Stich die Vogel'sche Karte obenan steht, so läßt sie doch infolge ihres Maßstabes so Manches vermissen, was für speciellere Studien und Zwecke sehr erwünscht ist, so das vollständigere Wegenetz, die zahlreicheren Orts- und Höhenangaben. Mit diesen Vorzügen ist die Neu-Ausgabe der Liebenow'schen Karte ausgestattet. Trotzdem sie im kleineren Maßstabe als die obenerwähnte österreichische Specialkarte erscheint, zeigt sie dieselbe Vollständigkeit, ist im Stich noch viel klarer und weist bedeutend mehr Höhenangaben auf, die sich selbst auf Wege erstrecken. Hie und da wäre noch eine Zahl erwünscht gewesen, so bei Riesa oder Strehla; doch hat dies nichts weiter auf sich gegenüber den großen Vorzügen dieses Kartenwerkes. Für die topographisch-politische Neu-Ausgabe haben sämmtliche in Betracht kommenden topographischen Bureaus der deutschen und der ausländischen Generalstäbe in bereitwilligster Weise bis auf den neuesten Stand gebrachtes Correcturmaterial geliefert. Für die Neuerscheinung des Werkes als Liebenow-Ravenstein's Radfahrerkarte hat sich Hans Ravenstein durch seine vielseitigen Erfahrungen im radtouristischen Sport — ist er doch bereits bekannt als Herausgeber und Zeichner einer Reihe von Radfahrer-Specialkarten — als vorzüglich geeigneter Redacteur erwiesen. Angegeben sind Hauptradfahrerstraßen und Nebenradfahrerstraßen, ferner die Trennungsstellen der Entfernungs-Angaben (Entfernungen in Kilom. 5 cm Zeichnung = 15 km in der Natur), und die gefährlichsten Stellen. Die Situations- und Schriftplatten in Schwarz, die Gebirge in Schraffenmanier in Braun, der Wald in zartem Grün sind beiden Ausgaben gemein. Die rothe Platte trennt beide Ausgaben: während auf der topographisch-politischen Ausgabe die administrativ-politischen Grenzen in Roth sich zeigen, sind in der Radfahrer-Ausgabe die Radfahrerstraßen mit Angabe gefährlicher Stellen und Entfernungen mit Roth unterschieden. Die Zahlenangaben selbst sind das Resultat sorgsamster Ermittelungen unter Zuhilfenahme der Meßtischblätter und der topographischen Karten aller hierhergehörigen Staaten, theils auch officiell mitgetheilt, theils den officiellen Radfahrführern entnommen. Unter all bis jetzt erschienenen Radfahrerkarten ist die Liebenow-Ravenstein'sche die einzige, die ganz Mitteleuropa in großer Vollständigkeit und Klarheit einheitlich darstellt. Daß beide Kartenwerke auch für Handel und Verkehr eine hervorragende Bedeutung gewinnen, brauchen wir nicht eingehender zu beleuchten. Die Bezugsweise in 20 Lieferungen zu dem stark ermäßigten Abonnementspreis von 100 ℳ für das unaufgezogene Exemplar (späterer Ladenpreis 164 ℳ) erleichtert die Anschaffung dieses ausgezeichneten Kartenwerkes ganz beträchlich, und sein Besitz wird in vielen Fällen die Anschaffung kostspieliger Einzelkarten ersparen. Die erste Lieferung beider Ausgaben ist soeben erschienen und enthält die Blätter 23: Stralsund, 35: Anklam, 36: Stettin, 47: Ruppin, 48: Küstrin, 60: Berlin, 74: Leipzig, 88: Chemnitz. Ee.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 61 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 126. Sonnabend, den 28. October, Abends. 1899.

Die Fortschritte der hochschulpädagogischen Bewegung.

Von Dr. Hans Schmidkunz.

Vor einiger Zeit (14. März 1899) war hier die Rede von neuen Bestrebungen, die, anknüpfend an das Bedürfniß nach Reformen im Leben unserer Hochschulen und an mancherlei Vorarbeiten, nichts Geringeres beabsichtigen, als die Schaffung und Durchbildung einer ganz eigenen Sparte der Pädagogik, eben der Sparte, die nicht, wie die übrige Pädagogik, mit Schulfächern und mit den unteren Schulen, sondern mit Wissenschaften und Künsten als solchen und mit den für sie vorhandenen Lehrstätten, den Hochschulen, zu thun hat, und die alles das, was es bisher in diesen Dingen an unbeachteter Praxis und dunklem Drange gab, zur Höhe eines bewußten Könnens und Wissens erheben will. Wir hatten damals auch eine Andeutung der nächsten Aufgaben und Absichten jener Bewegung gegeben und fühlen uns dadurch jetzt verpflichtet, Rechenschaft abzulegen von dem, was seither geleistet, und auch von dem, was schließlich weiterhin beabsichtigt worden ist.

Wenn eine Bewegung, die größtentheils gegen den Strom schwimmt, die mit noch ungeläufigen Begriffen und Schlagwörtern arbeitet, die sich nicht auf mächtige Hintermänner stützen kann und noch dazu das der Oeffentlichkeit vielleicht am wenigsten sympathische aller Interessengebiete, das pädagogische, betrifft — wenn eine solche Bewegung in einem einjährigen Bestand keinen nennenswerthen Erfolg aufzuweisen hätte, würde es weder verwunderlich noch auch verdächtig sein. Die hochschulpädagogische Bewegung bedarf dieser Nachsicht nicht; sie hat in der bezeichneten Zeit Erfolge aufzuweisen, die zwar noch nichts umgestürzt und nichts neu erbaut haben, aber doch beweisen, daß die Grundideen dieser Bestrebungen fruchtbar und ihre Anfänge nicht mehr rückgängig zu machen sind. Vor Allem ist es ihr bald nach ihrem ersten Auftreten gelungen, sich einen wenn auch verhältnißmäßig kleinen Kreis von Bekennern zu schaffen und sie in geschlossener Reihe zu einer ganz speciellen Action vortreten zu lassen. Es war nämlich beschlossen worden, eine Anzahl öffentlicher Vorträge dem Thema von dem Verhältniß zwischen der Schule im engeren Sinn, d. h. der Gesammtheit der eigentlich so genannten, der unteren Schulen einerseits und der Hochschule andererseits zu widmen. In sieben Vorträgen haben fünf Herren zu Berlin verschiedene Seiten und Voraussetzungen dieses Themas und die Absichten der ganzen Bewegung mit besonderer Rücksicht auf das genannte Thema auseinandergesetzt. Die große Bedeutung dieses Themas ist allerdings auf deutschem Boden fühlbarer als auf anderem, namentlich auf englisch-amerikanischem Boden. In Deutschland besteht zwischen der Geschlossenheit, Gebundenheit und Bestimmtheit der Schulen engeren Sinnes einerseits und der Freiheit und Mannigfaltigkeit der Thätigkeit an den Hochschulen andererseits eine solche Verschiedenheit und insonderheit ein so sprunghafter Uebergang von der einen zur anderen Welt, daß dieser jähe Wechsel, in den unsere Jugend hineingeworfen wird, als ein schwerer pädagogischer und schließlich auch wirthschaftlicher Schaden empfunden werden muß. Allerdings liegt davon der hauptsächliche Grund, wenngleich noch keine Rechtfertigung, in einem der kostbarsten und jedenfalls nicht aufzugebenden Güter unserer Cultur: in der Lehr- und Lernfreiheit der Hochschulen. Dieses Gut zu wahren und doch jenen jähen Gegensatz zu mildern, wenn möglich sogar, ohne die in Deutschland erst recht schwer beweglichen Formen der unteren Schulen zu ändern, muß jedenfalls eine Hauptsorge für die sein, die sich ein Entwickeln des pädagogischen Lebens der Hochschulen zur Aufgabe gesetzt haben. — Speciell diesem einen Punkt, dem „Uebergang von der Schule zur Hochschule“, war der Vortrag gewidmet, den in jenem Cyklus Dr. Alexander Wernicke, Hochschulprofessor und Oberrealschuldirector aus Braunschweig, gehalten hat, mit einer Reihe von mäßig weit greifenden Vorschlägen zur Reform des Hochschulstudiums. Dem Einfluß, den gemeinsam auf beide Schulwelten die besonderen modernen Errungenschaften thatsächlich ausüben und noch mehr auch ausüben sollen, galt der Vortrag: „Schule und Hochschule im Lichte der neuen Lebensbedingungen“, des Directors der königlichen Sternwarte zu Berlin, Geheimraths Professors Dr. Wilhelm Foerster; unter diesen Lebensbedingungen waren vor Allem die technischen Errungenschaften unserer Zeit verstanden. Eine interessante Ergänzung dazu bildete der andere von Professor Foerster gehaltene Vortrag über den „Mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht“; unter den hier gegebenen Rathschlägen sei der einer stärkeren Berücksichtigung der angewendeten Mathematik hervorgehoben. Die socialen Seiten der Sache betonte besonders Dr. Rudolf Steiner, Herausgeber des „Magazins für Literatur“, in seinem Vortrag „Hochschulpädagogik und öffentliches Leben“; die Frage, wie weit und in welchen Formen die bildenden Künste lehrbar seien, beantwortete Professor Dr. Bruno Meyer in seinem Vortrag „Kunstpädagogik“. Eine erste Darlegung der die ganze Vortragsreihe tragenden Bewegung gab Dr. Hans Schmidkunz unter dem Titel „Hochschulpädagogik“; eine nähere Ausführung eines speciellen Hauptpunktes daraus kam dann in seinem Vortrag „Die Einheitlichkeit im Universitätsunterricht“, mit besonderer Empfehlung der Philosophie als des einigenden Bandes.

Mit diesen Vorträgen (deren Referate im Druck zu haben sind bei Skopnik, Berlin, Dorotheenstraße 8, zusammen 50 ₰) war ein günstiger Boden für weitere Agitation gelegt worden, wenngleich das gemeinsame Thema aller Vorträge doch nur eine einzelne, allerdings tiefgreifende Frage aus dem Gesammtgebiet der Bewegung darstellte. Eigenthümlicher Weise ging dieser Leistung eine andere zur Seite, die zwar ebenfalls tief in die fraglichen Probleme eingriff, jedoch wiederum nur einen wichtigen Hilfspunkt, nicht das Ganze der Bewegung vertrat. Sie knüpfte an eine reformatorische Broschüre an, die schon vor dem Beginn der eigens so genannten hochschulpädagogischen Bestrebungen die Gemüther erregt und diesen Bestrebungen günstig vorgearbeitet hatte. Es war dies die Schrift: „Die Reform des Universitätsunterrichtes“ von Professor Ernst Bernheim in Greifswald, dem Verfasser des allgemein anerkannten „Lehrbuchs der historischen Methode“, einem Mann, der durchaus nicht etwa von vornherein als oppositioneller Brausekopf compromittirt war. Er hatte in jener Schrift die Unzweckmäßigkeit der gegenwärtigen Lehrformen an unseren Universitäten auseinandergesetzt und hatte gezeigt, wie die Dinge zweckmäßiger einzurichten wären, ohne doch den wissenschaftlichen Charakter der Universität im Geringsten zu verletzen. Nicht auf handwerksmäßigen Drill zum Fach, sondern auf die Wirksamkeit einer entwickelten Unterrichtskunst kommt es ihm an. Als nun zu Berlin der „Verband für Hochschulpädagogik“ sein Programm zusammenstellte, war auch Prof. Bernheim unter den Ersten, die der neuen Bewegung ihre Kräfte zu Gute kommen ließen. Die Form, in der er es that, war selbständig und originell. Er ging von der allen Freunden dieser Bewegung einleuchtenden Thatsache aus, daß das Unterrichtswesen an unseren Schulen um so besser entwickelt ist, je weiter nach unten im System der Schulstufen eine Schule steht: also an den Elementar- oder Volksschulen besser als an „höheren“ Schulen (Gymnasien rc.), an diesen besser als an den hohen Schulen — und daß für diese das Unterrichtswesen der unteren Schulen geradezu vorbildlich sein kann.

Die Volksschule ist ihm „die hohe Schule des Unterrichts für die andern Schulen — auch für die Universität". Auf Grund dieser Einsichten warb er Lehrer aller Schulstufen zu einer gemeinsamen Pflege der Pädagogik, um so die Universitätswelt ungezwungen auf den Boden zu stellen, auf den sie nach der Ueberzeugung der Anhänger einer „Hochschulpädagogik" gehört: auf den Boden des Lehrerthums im ganz eigentlichen Sinn des Wortes. Der Universitätsdocent soll sich als ein Lehrer in gleichem allgemeinem, allerdings durch die Stellung seiner Schulstufe näher bestimmtem Sinne fühlen, wie es z. B. der Elementarlehrer, nur eben mit seiner besondern Nuancirung thut. So gelang es Bernheim, eine Vereinigung aller Lehrerkeise in Greifswald zu Stande zu bringen und in diesem Localverband die Einzelnen zu einer allseits fruchtbaren Erörterung ihrer gemeinsamen Lehrinteressen zu führen. Der Erfolg übertraf die Erwartungen, die Wirksamkeit der Vereinigung erweist sich in ihren regelmäßigen Zusammenkünften, und jedenfalls ist das Unerhörte geschehen, daß wohl zum ersten Male Universitätslehrer mit Elementarlehrern friedlich und sogar mit der Absicht, von ihnen zu lernen, beisammensitzen. Unterdessen war der in Berlin gelegte Keim eines Zusammenschlusses all Derer, die ein Interesse am Entwickeln der Hochschulpädagogik haben, emporgewachsen zu einer über die meisten deutschen Lande verstreuten Verbindung, deren Zusammenhalt den Besitz eines literarischen Organs verlangte. Demgemäß wurde die Gründung eines solchen Organes versucht, und nunmehr liegt bereits die erste Nummer der „Mittheilungen für Hochschulpädagogik" vor. Sie giebt zunächst in einigen einleitenden Zeilen einen ganz knappen Ueberblick über die „Ziele" und bringt dann aus erster Hand einen eingehenden Gründungsbericht über die erwähnte „Vereinigung aller Lehrerkreise in Greifswald für Unterrichts-Interessen", der jedenfalls zum Besten gehört, das als Rechtfertigung des Glaubens an eine Hochschulpädagogik geschrieben worden ist, und der sich insonderheit bemüht, den Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Schule aufzuweisen. — Unter den „Materialien" und „Notizen" jener „Mittheilungen"-Nummer seien hervorgehoben eine Nachricht über eine der Greifswalder ähnliche Vereinigung in Braunschweig, in der sich „die Professoren der Technischen Hochschule und die Lehrer an den höheren Schulen sowie sonstige Freunde der Sache zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden", und eine Aufforderung zur Mithilfe an der Anlegung einer Chronik und Bibliographie der Hochschulpädagogik. In zwei Beilagen zu dieser Nummer wird endlich ein Versuch dargelegt, der sich bereits früher als einer der wichtigsten Punkte für die Realisirung aller der unter dem Ausdruck „Hochschulpädagogik" zusammengefaßten Absichten erwiesen hatte: d. i. die Schaffung eines „Seminars" zur pädagogischen Heranbildung von Hochschullehrern. Wer eine Lehrerschaft möglichst pädagogisch wirken sehen will, muß vor Allem das einzelne Lehrerindividuum möglichst vor Störungen seiner individuellen Freiheit, seiner höchstpersönlichen Lehrkunst behüten helfen. Demnach hat es nicht viel Sinn, einen mitten in der Praxis stehenden und auf Grund eigener Erfahrungen und Neigungen wirkenden Lehrer ummodeln zu wollen — bloße Anregungen ausgenommen. Ganz anders steht die Sache gegenüber Personen, die erst noch vor ihrer Entfaltung zu Lehrer-Individualitäten stehen, also gegenüber angehenden Hochschullehrern. Hier lassen sich die neuen Principien ohne Störung einer Persönlichkeit, ja vielmehr als Beitrag zu ihrer Ausbildung anwenden. In einer Zeit, in der die Pädagogik zu ihrer Lieblingsaufgabe die Lehrerbildung, und zwar die seminaristische, in eigenen Lehranstalten mit eingegliederter Uebungsschule stattfindende Lehrerbildung, gemacht hat, bedarf der Nachdruck auf diese Seite der Hochschulpädagogik keiner eigenen Begründung, wohl aber einer Rechenschaft darüber, wie man sich die Sache denkt. Diese Rechenschaft liegt nun zunächst vor in dem jener Nummer als Beilage angefügten „Plan eines Seminars für Hochschulpädagogik", der in engster Kürze Aufschluß giebt über den Zweck des Unternehmens, über Lehrstoff, Theilnehmer, Lehrer, Leitung, Studium u. s. w. Die enge Kürze bedeutet zugleich die Basirung auf ein weiteres Bild von der Sache, dessen Skizze vorliegt, dessen Ausführung aber immer noch erst zu geben ist und als „Motivenbericht" zu jenem Seminarplan möglichst bald folgen soll. Während es sich nun beim „Plan" um die erhoffte vollständige Gestalt des Seminars handelt, die schwerlich mit Einem Schlage verwirklicht sein kann, soll der Vorschlag einiger „hochschulpädagogischer Curse" einen ersten Anfang des Unternehmens ermöglichen. Auch dieser Vorschlag ist jener Nummer als Beilage angefügt. — Bis hierher war die Angelegenheit Sache der derzeitigen Träger der Bewegung. Das Weitere, d. i. die Verwirklichung der vorgelegten Pläne, ob nun im Kleinen oder im Großen, ist nicht mehr Sache einer Gesellschaft einzelner reformatorischer Köpfe, sondern hängt von der ideellen und materiellen Theilnahme weiterer und wirkungskräftigerer Kreise ab. Mögen sich diese bald finden, und möge bald wieder eine Ausnahme von der alten Erfahrung eintreten, daß die meisten Menschen ihre Mittel immer noch lieber in den unsichersten materiellen als in den verhältnißmäßig sichersten geistigen Werthen anlegen! Inzwischen war der „Verband für Hochschulpädagogik" nicht müßig. Die verschiedenen Aeußerungen, die theils auf seine früheren Rufe, theils auf die erste Nummer seines Organs hin einliefen, enthielten genug, um zu zeigen, einerseits wie vielen latenten Sympathien die Bewegung begegnet, andererseits, wie nothwendig eine Klärung der hier herrschenden Begriffe ist. Zog sich doch ein Einwand wie ein rother Faden durch einen großen Theil der aufgetauchten Aeußerungen: der Einwand, durch eine Uebertragung der Pädagogik an die Hochschule sei die „akademische Freiheit" in Gefahr. Daß gerade die Freiheit von Lehrer und Schüler durch eine Ausbildung der pädagogischen Kunst nur gewinnen kann; daß am freiesten ist, wer am besten gelernt hat über seine Mittel verfügen, und wer am meisten Gelegenheit gehabt hat, sein Können kunstvoll zu entwickeln: diese sonst längst geltende Einsicht muß hier erst neu erkämpft werden. Für eine „Reform" des Hochschulwesens Sympathien zu gewinnen hat sich als leicht erwiesen; in den Ruf nach Reform einzustimmen bemühen sich Alle, die nicht rückständig scheinen wollen. Nur gegen „Pädagogik" wehren sich Alle, die noch immer der Meinung sind, daß unter diesem Ausdruck eine Schulmeisterei von anno dazumal und nicht eine Schulmeisterschaft von heute zu verstehen sei. — Der „Verband" setzte den Eingangs erwähnten Cyklus öffentlicher Vorträge durch regelmäßige monatliche Vortrags- und Discussions-Abende fort. Unter den hier bisher verhandelten Themen dürfte allgemeiner interessiren das vom „Pädagogischen Werth der Wissenschaftsgeschichte", in dessen Behandlung namentlich auf die Früchte eines Eindringens in den Entwickelungsgang der Wissenschaften für ihre philosophische, insonderheit erkenntnißtheoretische Erfassung aufmerksam gemacht wurde. — Bemerkenswerth ist noch, daß einige von den Führern der Bewegung in der letzten Zeit Gelegenheit hatten, auf Reisen zu erfahren, wie weit dieser und jener Boden für eine Aufnahme der neuen Keime reif sei, und zugleich für die Sache vor Fremden einzutreten. Zu Pfingsten wurde in dem „Verein für wissenschaftliche Pädagogik" auf seiner Jahresversammlung in Leipzig ein Artikel seines Jahrbuchs: „Vergangenheit und Gegenwart der Hochschulpädagogik" zur Discussion gebracht. Die dortigen Ergebnisse bestanden in der Hauptsache aus zwei Punkten, einem der Uebereinstimmung und einem des Widerspruchs. Jener hatte mehr mit der praktischen, dieser mehr mit der theoretischen Seite der Sache zu thun. Die Einsichten in die Reformbedürftigkeit unseres wissenschaftlichen Unterrichts, in die Verschwendung von Zeit und Kraft, mit der unsere Studenten ihre ersten Semester dahinleben, in die Nothwendigkeit einer verstärkten Achtung auf die hier hereinspielenden socialen Probleme u. s. w. wurden allseits mit freudiger, fast wörtlicher Uebereinstimmung betont; als der Hauptgrund der Schwierigkeiten, die hier überwunden werden sollen, wurde die mangelnde Anerkennung der Pädagogik als einer universitätsfähigen Wissenschaft hervorgehoben. Der Punkt des Widerspruchs war der Zweifel der den „Verein für wissenschaftliche Pädagogik" hauptsächlich bildenden Anhänger der Pädagogik Herbart's, ob es eine Wissenschafts- oder gar Hochschulpädagogik überhaupt geben könne, ob Das, was hier unter dem Namen „Pädagogik" vorgeführt wurde, wirklich eine solche, d. h. eine Willensbildung sei, da es ja doch in der Uebermittelung der Wissenschaft auf etwas Anderes, auf eine Verstandesbildung, ankomme. Die Vertheidigung der so angegriffenen Sache berief sich darauf, daß sie ihr Recht auf die Terminologie „Pädagogik" von dem ihr mit dem gesammten Inhalt der Geschichte dieses Faches gemeinsamen Sinn dieses Namens ableite, und verlangte die Anerkennung einer leider noch fehlenden Scheidung von Berufsbildung und bloser Fachbildung: diese sei allerdings nur eine außerhalb der Pädagogik bleibende specielle Anweisung, jene sei durch ihre Rücksicht auf die dazutretende Allgemeinbildung und Charakterfestigung (welche letztere dort ebenfalls übereinstimmend gefordert worden war) etwas wesentlich Höheres, dessen genauere Bestimmung allerdings erst eine Aufgabe

der pädagogischen Wissenschaft sei. — Wir übergehen die von Theilnehmern der hochschulpädagogischen Bestrebungen inzwischen auch in Wien über die österreichischen und in Paris über die französischen Verhältnisse gewonnenen Einblicke und erwähnen nur noch die derzeit letzte und vielleicht gewichtigste Vertheidigung des Themas, mit der sozusagen die erste öffentliche Jahrescampagne der Bewegung einen zwar selbständig angelegten, aber um so bemerkenswertheren Abschluß fand. Es ist dies die Rectoratsrede des bereits mehrmals als Mitkämpfer genannten Professors Ernst Bernheim in Greifswald, die jetzt gedruckt vorliegt unter dem Titel: „Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten.“ In ihrer prägnanten und eine Fülle einzelner Erscheinungen verarbeitenden Kürze kann sie nicht gut Gegenstand eines knappen Referates werden. Was uns hier ganz besonders interessirt, ist ihr entschiedenes Eintreten für den Begriff der „Universitätspädagogik“ und für das, was zu einer solchen praktisch und theoretisch gehört, einschließlich einer eben noch nicht in Angriff genommenen Geschichte des Universitätsunterrichts als solchen. Sie setzt sich auch einigermaßen auseinander mit einer in dem weiten Bereich der hochschulpädagogischen Bewegung mit enthaltenen und ganz besonders lauten Theilbewegung: d. i. den Bestrebungen der technischen Hochschulen nach möglichster Gleichberechtigung mit den Universitäten. Diese Bestrebungen sind allerdings nicht in Kurzem zu erörtern und seien an dieser Stelle nur eben genannt. Jedenfalls können wir uns trotz aller Dissense freuen, daß den deutschen Modernitätsbestrebungen auf künstlerischen Gebieten nun auch eine auf dem Gebiet zur Seite getreten ist, das Kunst und Wissenschaft von Generation zu Generation zu überliefern berufen ist.

Bücherbesprechungen.

— **Neuere evangelische Perikopen nebst Apostelgeschichte.** Homiletisches Handbuch für evangelische Geistliche zur Behandlung der in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands zu Predigtzwecken ausgeschriebenen nicht altkirchlichen Perikopen aus den Evangelien und der Apostelgeschichte. Herausgegeben von Lic. theol. Wilh. von Langsdorff. Leipzig, Fr. Richter. 1899. (11 Lieferungen zu 1 ℳ) 736 Seiten. — Das schöne, fleißige Werk liegt nunmehr vollständig vor; es ist in rascher Folge erschienen, wie man es vom Verfasser wie vom Verleger nicht anders gewöhnt ist. Es ist sich auch bis zur letzten Lieferung gleich geblieben an Tüchtigkeit der exegetischen und an Brauchbarkeit der praktisch-homiletischen Seite. Ueberall merkt man, daß es aus praktischer Erfahrung und Arbeit herausgewachsen ist. Es bietet nicht gelehrte Geschichtsbeispiele oder Anekdötchen, verschmäht auch die Heranziehung von Sentenzen u. dergl., giebt aber für praktisch-exegetisches Studium eine Fülle gut gesammelten Materials, hauptsächlich in Dispositionen, zur Hand, und zwar zu etwa 130 evangelischen Perikopen und zu etwa 30 aus der Apostelgeschichte. Am Schlusse sind drei Register angefügt. Wir empfehlen das Werk nochmals allen Predigern.

Lic. Neuberg.

— **„Das ländliche Wohnhaus.“** Studie über praktische Anlage von kleinen Landhäusern und Cottages in Verbindung mit Gärtchen — mit 70 Abbildungen von Alfr. Reinhold, Architekt in Wien. Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1899. — Als ein Beitrag zur Lösung der modernen Wohnungsfrage bietet diese sehr bemerkenswerthe, mit zahlreichen Abbildungen versehene Schrift eine Fülle anregender Motive für die Erbauung von Einfamilienhäuschen, indem sie im Gegensatz zu so vielen und bedauerlichen ähnlichen Veröffentlichungen ihr Hauptaugenmerk nicht auf die Gestaltungen der „Façaden“, sondern auf eine zweckmäßige Grundrißanordnung, auf eine behagliche Wohnlichkeit und die damit im engsten Zusammenhang stehende innere Ausstattung richtet und damit in dankenswerther Weise beiträgt, unsere Wohnungen wieder zu Dem zu machen, was sie früher gewesen sind, zu einer Heimstätte des Behagens und gemüthsinnigen deutschen Familienlebens.

C. S.

— **„Klein, aber mein.“** Sieben Projecte für einzelstehende Häuschen mit Stall und Bericht über 3 bei Zürich gebaute Familienhäuschen von C. Schindler-Escher mit 8 Plänen und 8 Lichtdrucktafeln. Zürich, Verlag von Alb. Raustein. (Preis: 2,40 ℳ) — Zu den gegenwärtigen mit Erfolg aufgenommenen Arbeiten der Architektenschaft in Deutschland, der Schweiz und Oesterreich, die typischen Formen des deutschen Bauernhauses aufzunehmen und aus dem gewonnenen Material auf eine Gesundung der modernen Bauthätigkeit auf dem Lande hinzuwirken, bietet die Schrift des Verfassers einen sehr anerkennungswerthen Beitrag und werthvolle Unterstützung dafür, die für das Land bestimmten Gebäudeanlagen wieder in Einklang mit der landschaftlichen Umgebung, mit den volksthümlichen Ueberlieferungen und mit dem Gemüthsleben des Volkes zu bringen und dabei doch den Anforderungen der Neuzeit durchaus Rechnung zu tragen. Sind die hier bearbeiteten Entwürfe auch nur besonders für schweizerische Verhältnisse bestimmt, so bieten sie doch auch für unsere heimischen Gebirgsgegenden werthvolle Beiträge und Lehren in der Durchbildung kleiner Einfamilienhäuschen mit besonderer Rücksicht auf eine gefällige, den Witterungseinflüssen angepaßte und wohldurchdachte Außengestaltung, bezüglich deren unsere sächsischen und norddeutschen Baukünstler auf dem Lande unendlich viel lernen könnten!

C. S.

— **Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen.** Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur deutschen Reformationsgeschichte von Heinrich Frhrn. v. Welck. Mit dem Porträt des Herzogs. Braunschweig, Richard Sattler, [statt 1899:] 1900. IV, 196 S.; 8°. Preis: 4 ℳ 80 ₰. — Man ist in den letzten Jahren eifrig bei der Arbeit gewesen, den noch bis in meine eigne Gymnasialzeit hinein arg verleumdeten Herzog Georg den Bärtigen in ein besseres Licht zu rücken, in das Licht, worein gestellt zu werden er ohne Zweifel verdient hat. Georg, der selten erfolgreiche, war ein Charakter; das sichert ihm von vornherein Beachtung und gerechte Würdigung bei jedem, der ohne allzugroße Voreingenommenheit an das Studium der sächsischen Reformationsgeschichte herangeht. Der Verfasser des vorliegenden Buchs ist ein überzeugter Protestant, doch gerade deshalb in der Lage, dem Gegner Luther's durchaus gerecht zu werden. Ich denke mir, daß Hr. v. Welck vor Allem das christliche Haus und die christliche Schule als Leser und Benutzer seiner fleißigen Biographie im Auge gehabt hat. Gerade darum aber, des ausgesprochen pädagogischen Zweckes wegen, hätte sorgfältiger Correctur gelesen werden sollen. Statt v. Langenn steht zweimal (S. 6 und 12) v. Langrun da, statt Sebastian: Sabastian (S. 13), statt 15000 (S. 24) 5000 Gulden, statt Minkwitz: Mickwitz (S. 15), statt Böcking: Böking (S. 13); ferner finden sich Setzfehler in den Anmerkungen auf S. 2, 55, 63, 21. Statt Gröningen würde ich Groningen, statt Lewarden: Leeuwarden und statt Franecker: Franeker schreiben. Sehr anschaulich ist das Werden des Bauernkriegs geschildert; hier haben wir, bei getreuer Benutzung von gedruckten und archivalischen Quellen, doch überall ein selbständiges Urtheil vor uns. Für die Darstellung der friesischen Verhältnisse hätte Oscar Sperling's 1892er Programmabhandlung über Herzog Albrecht den Beherzten als Gubernator Frieslands reiche Ausbeute liefern können; doch auch so bietet v. Welck's Buch eine willkommene Ergänzung zu den Arbeiten von Geß und Brandenburg. Ich erlaube mir, der Verlagshandlung den Rath zu ertheilen, einzelne dafür besonders geeignet erscheinende Abschnitte der Redaction der L. Z. zum gelegentlichen Abdrucke zur Verfügung zu stellen.

Ht.

— **Wendula, die letzte Nonne von Rastenberg.** Geschichtlicher Roman aus der Reformationszeit, nach Spuren der Chronik erzählt von A. Schreckenbach. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung (Georg Böhme). 1900. Preis 2 ℳ 50 ₰, gebunden 3 ℳ 25 ₰. — Lange schon war sie wohl vorbereitet durch klare Köpfe und ehrliche Herzen, die der Papisten ödes Treiben durchschauten und verachteten, jene mächtige Bewegung der Geister, ehe Gott der Allmächtige ihr in dem Mansfeldischen Bergmannssohne den willensstarken, kampfgemuthen und siegreichen Bannerträger sandte, der um des theueren Evangeliums willen weder des Papstes Bann, noch des Kaisers Acht scheute und Niemandem sich verantwortlich fühlte, denn seinem eigenen in Gottes Wort gebundenen Christengewissen. Es war trotz all' des harten und wilden Streites doch eine große, eine gewaltige Zeit, jenes sechszehnte Jahrhundert, da zuerst wieder der Glaubensfreiheit beseligendes Licht auf den Leuchter gestellt ward und ob aller Tücke und Hinterlist ränkevoller Römlinge hell erstrahlte in deutschen Landen. Mitten hinein in diese sturmbewegten Tage führt uns der Roman von Wendula, der letzten Nonne von Rastenberg. Es greift uns an's Herz, wenn wir da lesen, wie das blutjunge Waislein ungefragt hinter die kalten Klostermauern gesetzt wird und dem bittern Heimweh fast erliegt. Mit Zittern und Beben nehmen wir Theil an den schmerzlichen Gewissensanfechtungen, die in des armen

Kindes Gemüthe erweckt werden durch das Vermächtniß ihrer gleich einer Heiligen verehrten Mutter: „Das Newe Testament Deutsch durch Doktor Martinus Luthern in Wittenberg". Und wie das Nönnlein dann, als die Genossinnen alle eine nach der anderen entweichen und weltlich werden, an der ernsten Domina eine wahre Freundin gewinnt und mit ihr und dem wackeren Pfarrherrn sich immer inniger versenkt in die unerschöpfliche Tiefe des Reichthums, der aus Gottes Evangelium quillt, und wie zuletzt durch des Himmels Gnade der als Hexe und Brandstifterin verdächtigten und mit dem Feuertode bedrohten edlen Wendula das Loos sich freundlicher gestaltet und ein warmer Platz bereitet wird an der Seite des längst heimlich geliebten Severus Richter, Alles das wird Niemand, der seines evangelischen Glaubens froh ist, ohne tiefe Bewegung lesen. Auch die Art, wie Dr. Luther selbst und Kurfürst Johann Friedrich in die Handlung eingreifen, ist sehr wirksam und erhöht den Reiz der Erzählung ganz wesentlich. Dazu ist der scharfen Ausprägung der Nebenpersonen, z. B. des Vertreters der Thomas Münzer'schen Richtung, gebührende Sorgfalt gewidmet und das sittengeschichtliche Beiwerk sogar augenscheinlich mit ganz besonderer Liebe behandelt. Wer den Roman in dem Geiste aufnimmt, in dem er geschrieben ist, der wird ihn aus der Hand legen mit dem freudigen Bewußtsein: Gott sei Lob, der uns das reine Evangelium wieder geschenkt hat! und mit dem heiligen Gelöbniß, dieses hohen Vorzuges sich nach Kräften werth zu zeigen und Gott zu dienen zu jeder Stunde, nicht blos mit gefalteten, sondern weit mehr mit opferwilligen und werkbereiten Händen und mit dankbarem Herzen. Möchte das treffliche, von echt christlichem Sinne erfüllte und von wahrhaft evangelischer Treue zeugende Buch recht viele solcher Leser finden! R. B.

— Vogelbärbchen. Eine Erzählung aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges von Justus Treumund. Zweite Auflage. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins, 1899. Preis 60 ₰, Bibliotheksband 90 ₰, fein gebd. 1 ℳ. — Als ein Meisterwerk der Erzählerkunst kann diese Geschichte nicht bezeichnet werden. Daß sie das nicht ist, beweisen schon die häufig vorkommenden überflüssigen Redensarten wie: Wir müssen aber in der Erzählung etwas zurückgehen (S. 65), in dieses Dorf möge uns der Leser begleiten (S. 83), wir übergehen eine Zeit von zehn Jahren (S. 132) u. dergl. Doch wird die düster lebensvolle Schilderung der Schrecken des entsetzlichen Glaubenskrieges manchen Leser fesseln, und der aufrichtig fromme und gottergebene Sinn des Erzählers verleiht dem ganzen Bilde einen besonderen Reiz. Außerdem ist die Landschaft — Hessen, Thal der Eder, Lahn, Ohm, Kampf um Hanau — mit unverkennbarer Sorgfalt behandelt, und die trüben Schicksale der armen, von Kriegsnöthen hart bedrängten Bewohner jener Gegend werden in ebenso herzbewegenden und ergreifenden Worten uns nahe geführt als die trotz alles Schweren doch gnädige Führung, die über dem Leben der Hauptgestalten der Erzählung waltet. Das Buch eignet sich für Schülerbibliotheken; sein Inhalt wird sogar für die Behandlung des letzten Theiles des großen Krieges dem Geschichtsunterricht eine willkommene Unterstützung bieten. R. B.

— Aus eigner Kraft. Goldenes Buch für Meister, Gesellen und Lehrlinge. Neun illustrirte Novellen aus dem Handwerkerleben von Eduard Braunfels. Stuttgart, Verlag von Udo Beckert. Preis geb. 3 ℳ. — Fleiß und Sparsamkeit, Muth und Unverdrossenheit sind die Stützen und Pfeiler, auf denen das Glück sich aufbaut. Jeder ist seines Glückes Schmied. Glück hat auf die Dauer schließlich doch blos der Tüchtige. Die Wahrheit dieser Sätze an einer Reihe von Beispielen, zum Theil von geschichtlicher Berühmtheit, zu zeigen ist der Zweck des Buches. In Sonderheit ist dem Verfasser darum zu thun, zu beweisen, daß das Handwerk noch immer den goldenen Boden hat, den ihm das Sprichwort nachrühmt. Gegen einige der Geschichten läßt sich der Einwand erheben, daß die Wendung zum Guten darin nicht so sehr das Verdienst des Helden, als ein glücklicher Zufall ist. Doch bieten die schlichten, aber in ansprechendem Tone gehaltenen Erzählungen für heranwachsende Jünglinge eine anregende und nützliche Lectüre. Die Leser müssen nicht eben Handwerksbeflissene sein. Gesellen und Lehrlinge giebt es in allen Zweigen menschlicher Arbeit. Und selbst Meistern wird es in Tagen des Mißmuths und der Verzagtheit, die keinem ehrlich Strebenden erspart sind, nicht abträglich sein, sich berichten zu lassen von Leuten, die trotz großer Schwierigkeiten und schwerer Zeiten zuletzt verstanden haben, das Glück zu zwingen und sich einen Platz an der Sonne zu erobern. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, sauber und sorgfältig gedruckt, geschmackvoll eingebunden, mit Holzschnitten geschmückt. Sowohl sein Inhalt als auch sein Gewand machen es wohlgeeignet zu einem Geschenk für strebsame Knaben. R. B.

— Sammlung Göschen. Astrophysik von Dr. Walter F. Wislicenus. Mit 11 Abbildungen. Leipzig 1899, G. J. Göschen. In Lwdbd. 80 ₰. — Die Astrophysik faßt man gewöhnlich auf als die Anwendung der Spectralanalyse und Photometrie auf die verschiedenen Himmelskörper. In dem vorliegenden Schriftchen ist das Gebiet insofern noch erweitert, als alles auf die Himmelskörper Bezügliche Aufnahme gefunden hat, was nicht als reine Bewegungserscheinung anzusehen ist. Die Darstellung ist eine knappe und dabei doch gemeinverständliche und setzt keinerlei eingehendere physikalische Kenntnisse voraus. Zu einer raschen Orientirung auf dem Gebiete der Astrophysik, die sich innerhalb weniger Jahrzehnte zu einer selbständigen Wissenschaft entwickelt hat, erscheint dieses Heftchen der Sammlung Göschen ganz besonders geeignet. Dr. B. P.

— Lesebuch für das zweite Schuljahr. Märchen, Robinson, Gedichte. Bearbeitet von den Verfassern der Schuljahre. Vierte Auflage. Leipzig, Verlag von Heinrich Bredt. 1900. VIII u. 195 S. gr. 8°. — Vorliegende 4. Auflage ist von Hrn. Oberlehrer Lehmensick auf Grund der Erfahrungen in der Jenaer Uebungsschule einer wesentlichen Umarbeitung unterworfen worden. Der Text der Märchen wurde sorgfältig durchgesehen, die Reihenfolge, sogar die Auffassung in der Robinsonerzählung geändert, da sich folgende Form der Darstellung im Unterrichte als die bildendste und gedankenweckendste erwies: Robinson beginnt ohne alle Hilfsmittel sein Leben auf der Insel; erst nach Jahren wird er wieder durch ein gestrandetes Schiff der Segnungen der Cultur theilhaftig. — Ohne uns in Auseinandersetzungen über grundsätzliche Verschiedenheiten in der Auffassung einzulassen, die nicht hierher, sondern in eine pädagogische Zeitschrift gehören, erkennen wir rückhaltlos die Vorzüge des Buches an, das überall planvolle Anlage, wohldurchdachte Auswahl und verständnißvolle Anwendung kleiner Mittel zeigt. Von letzteren gefiel mir u. A. der Auszählreim Seite 57 unten, dann daß auf Seite 8 in dem Märchen von Rothkäppchen Rede und Gegenrede in dem Gespräche zwischen Rothkäppchen und dem Wolfe mit neuer Zeile anfangen. Sicher unterstützt dies das ausdrucksvolle Lesen. — Schön ist Ausstattung und Druck; das G in Garten auf Seite 66 unterscheidet sich zu wenig von C. Ist hier vielleicht etwas abgesprungen? r.

— Luigi Capuana, Cronache Letterarie. Catania, N. Giannotta. 1899. — L. Capuana besitzt zwei ganz hervorragende Talente, dasjenige, die kleinbürgerliche Gesellschaft seines engern Vaterlandes Sicilien zu schildern, und dasjenige, ein gebildetes Publicum über die neuern Erscheinungen der Literatur in geistreicher Weise zu unterhalten. In dem vorliegenden Bande spricht er über moderne italienische Autoren, auch über Daudet, Zola und Ibsen. Eingeleitet wird dieses Buch durch die Wiedergabe eines Vortrags Capuana's über neue Ideale in Kunst und Kritik, eine sehr feinsinnige Studie über die Strömungen in der modernen Weltliteratur und über die Theilnahme des Publicums an denselben. Da Capuana einen sehr hohen idealen Standpunkt einnimmt, so ist es klar, daß viele von den kleinen Gernegroß schlecht bei ihm wegkommen, aber er ist in seinen Urtheilen gerecht und frei von jeder Parteilichkeit, weshalb die Lectüre dieses Werkes einen wohlthuenden Eindruck hinterläßt. Locella.

— Handbuch des Telegraphendienstes der Eisenbahnen von A. Prasch. Zweite Auflage. Verl. von A. Hartleben in Wien, Pest, Leipzig. Pr.: 3 ℳ. — Das mit 144 Abb. ausgestattete Buch war der erste Versuch des als tüchtiger Fachmann bekannten Verfassers, ein Werk zu schaffen, das auch dem nichttechnisch gebildeten Eisenbahnbeamten ein Mittel an die Hand giebt, sich, soweit dies erforderlich, auch theoretisch in den Telegraphendienst einzuführen. Daß dieser Versuch gelungen ist, das wird durch die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage bestätigt. Bei dieser ist alles Veraltete ausgeschieden, von Neuerungen aber nur Dasjenige aufgenommen worden, was als erprobt und unbedingt nothwendig anzusehen ist. —x.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 127. Montag, den 30. October, Abends. 1899.

Eine neue sächsische Familiengeschichte.

Als im Jahre 1877 die Staatsregierung die Inhaber von Familienarchiven in unserm Lande ersuchte, der Direction des Hauptstaatsarchivs Mittheilungen über dieselben zugehen zu lassen, und zugleich die Beihilfe von Fachleuten bei Ordnung dieser Archive anbot, war der einzige sächsische Edelmann, der von diesem Gebrauch machte, der Kammerherr Frhr. v. Friesen auf Rötha. Schreiber dieser Zeilen, der damals mit der Besichtigung des Archivs und der Ertheilung von Rathschlägen zu seiner Ordnung beauftragt wurde, staunte über die Fülle von keineswegs blos für die Familiengeschichte im engsten Sinne, sondern auch für die Landesgeschichte wichtigen Schriftstücken, die er während seines mehrmaligen Aufenthalts in dem gastfreundlichen Hause einsehen konnte. Wenn er dann auch später noch eine Reihe von Familienarchiven kennen gelernt hat, die zum Theil manch interessantes Material boten — ich erinnere nur an das auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene v. Einsiedel'sche Archiv in Gnandstein —, so war dies nur in wenigen Fällen die Folge davon, daß die von Zeit zu Zeit wiederholten Aufforderungen der Staatsregierung mehr Beachtung gefunden hätten; meist erlangten die Archivbeamten nur gelegentlich Kenntniß von dem oder jenem Archiv; dem Wunsche, Einsicht zu nehmen, wurde dann allerdings fast ausnahmslos mit der größten Bereitwilligkeit entsprochen. Manche Familien haben auch ihr Geschlechtsarchiv dem Hauptstaatsarchiv zur Aufbewahrung anvertraut und so den immerhin ungewissen Schicksalen entzogen, die ihm an seinem früheren Aufbewahrungsorte nur zu leicht drohten. Immerhin — wie manche wichtige Urkunde, wie manches bedeutungsvolle Actenstück mag noch jetzt an den Sitzen unserer Edelleute unbeachtet schlummern, vielleicht vermodern? Und doch, wie der geschichtliche Sinn in unserem Sachsenlande sich überhaupt in den letzten Jahrzehnten rege entwickelt hat, so fehlt es auch den sächsischen Adelsfamilien keineswegs an Sinn für die Geschichte ihrer Geschlechter, die, richtig aufgefaßt und richtig behandelt, auch für unsere Landesgeschichte von vielseitiger Bedeutung ist. Das bezeugt die große Anzahl familiengeschichtlicher Werke von allerdings sehr verschiedenem Werthe, die sich von Jahr zu Jahr mehrt.

Als das jüngste dieser Werke liegt vor uns eine in zwei stattlichen Bänden erschienene Geschichte der reichsfreiherrlichen Familie v. Friesen, verfaßt von Ernst Frhrn. v. Friesen, Generalmajor z. D. (Dresden, Verlag und Druck von C. Heinrich. 1899. Preis: 20 M) Gern entsprechen wir dem Wunsche des Hrn. Verfassers, an dieser Stelle darauf aufmerksam zu machen; beansprucht er auch nicht für einen Genealogen von Fach zu gelten, erklärt er auch sein Werk bescheiden für das eines Laien, „der es in erster Reihe im Interesse seiner Familie und seiner Nachkommen geschrieben hat, damit die nachfolgenden Geschlechter sich an der gewissenhaften Pflichterfüllung, der adligen Gesinnung und der treuen Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, die ihre Vorfahren stets bewiesen haben, ein Beispiel nehmen sollen", so wird man ihm doch gern das Zeugniß ausstellen, daß er mit rühmlichem Fleiße und großer Gewissenhaftigkeit sich bemüht hat, eine auch den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Arbeit zu liefern, und daß seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt worden sind. Sein Werk gewährt nicht allein der Familie einen trefflichen Rückblick über ihre Schicksale, sondern ist auch ein willkommener Beitrag zur Geschichte Sachsens, ja des Deutschen Reiches, zur Geschichte des wirthschaftlichen und geistigen Lebens von vier Jahrhunderten. Wohl ist dies in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, daß nicht oft ein Geschlecht so viele bedeutende Persönlichkeiten hervorgebracht hat wie das Friesen'sche; aber man darf darüber nicht vergessen, daß der Verfasser über der mühseligen genealogischen Kleinarbeit, deren Leistung von einem Familienhistoriker in erster Linie verlangt werden muß, nicht den Blick für das Ganze verloren und eben jene Personen aus dem Dunkel, das theilweise noch über ihnen schwebte, kräftig herausgehoben, ihre allgemeine neben ihrer familiengeschichtlichen Bedeutung richtig gewürdigt hat. — Referent hat nicht die Absicht, eine ins Einzelne gehende Kritik des Werkes zu geben; eine solche wäre hier nicht am richtigen Platze. Nur in kurzen Zügen will er auf den Hauptinhalt des Werkes hinweisen und würde sich freuen, ihm dadurch Leser und Freunde zuführen zu können.

Ueber seine Entstehung und seine Quellen theilt der Verfasser in der Einleitung mit, daß auf dem v. Friesen'schen Familientage 1893 die Anlegung von Regesten der lebenden Mitglieder der Familie und daneben die Anstellung von Forschungen über deren Vorfahren beschlossen und ihm die Ausführung dieser Beschlüsse übertragen wurde. Während das Erstere keine Schwierigkeiten hatte, zeigte sich bald, daß die vorhandenen Arbeiten über die älteren Familienmitglieder der Kritik in keiner Weise Stand hielten. Wie bei so vielen anderen Geschlechtern, hatte der phantasiereiche und leichtfertige Valentin König auch hier mit seiner von Ungenauigkeiten und Unwahrheiten strotzenden Adelschronik viel Unheil angerichtet; seine unzuverlässigen Angaben hat man für baare Münze genommen, und so ist eine Familientradition entstanden, die jeder Begründung entbehrte. Der Stammbaum, den Leo Bergmann gelegentlich des 200jährigen Jubiläums der Erhebung der Familie in den Freiherrnstand bearbeitet hat, schließt sich im Wesentlichen dieser Tradition an. Der Verfasser unseres Werkes machte es sich nicht so bequem; durchweg hält er sich an die originalen Quellen, Urkunden, Kirchenbücher, Grabinschriften u. dgl., und ließ sich keine Mühe verdrießen, dieselben aus einer großen Menge von Archiven in allen Theilen Deutschlands, ja über dessen Grenzen hinaus, zu sammeln. So erkannte er bald die Werthlosigkeit der Tradition und entschloß sich ein völlig neues Gebäude zu errichten; und das ist ihm im Ganzen trefflich gelungen, wenn wir im Einzelnen hier und da auch einmal bemerken, wie sich eine Vermuthung allmälig in Ueberzeugung verwandelt, die man doch nur als Vermuthung gelten lassen kann. Das gilt vor Allem von Dem, was er über den Ursprung der Familie berichtet. Der Name Fries, Friese u. ä. ist aus naheliegenden Gründen in Deutschland weit verbreitet. Eine Anzahl dieser Familien greift der Verfasser heraus, um den Nachweis zu führen, daß zwischen ihnen und der seinigen kein Zusammenhang besteht. Von Interesse ist darunter namentlich eine thüringische, später nach Dänemark ausgewanderte und noch heute in Schweden blühende Familie, weil sie das Wappen (drei Rosen an einem Stengel) führt, das auch in das freiherrliche Wappen der Familie v. Friesen Aufnahme gefunden hat und lange fälschlich als das ursprüngliche Familienwappen galt. Mehr Beachtung verdienen zwei Schweizer Familien Fries, die eine in und um Bern, die andere in Winterthur und später in Zürich ansässig; aber auch bei ihnen ist ein Zusammenhang mit unseren Friesen nicht nachweisbar. Bevor der Verfasser nun seine Ansicht über den Ursprung der Familie entwickelt, geht er auf ihren Namen und ihr Wappen ein. Der erstere lautet bei allen unzweifelhaften Mitgliedern der Familie — abgesehen von wenigen durch Nachlässigkeit des Schreibers entstandenen Ausnahmen — v. Friesen, nicht Fries oder Friese. Er ist nicht von einer Ortschaft des Namens, wie es deren in vielen Theilen Deutschlands giebt, sondern vom Herkunftslande abzuleiten; aus Friesland, von wo vom 9. bis 12. Jahrhundert viele Auswanderungen erfolgten, sind auch die Urahnen unserer

Familie gekommen. Das Familienwappen, dessen Entwicklung mehrere dem 2. Bande beigegebene Tafeln in 58 Abbildungen zeigen, ist bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts ausschließlich der rothe Halbmond und der halbe rothe Stern im weißen Felde. Dieses selbe Wappen nun, jedoch ohne den Stern, finden wir bei einer der Schweizer Familien des Namens, vor Allem aber bei einer im Oberelsaß — dem Lande Rauracien, woher auch nach der Tradition die Familie stammen soll — weit verbreiteten Familie, die sich ebenfalls fast ausnahmslos v. Friesen nennt. Ihr ältester nachweislicher Sitz war wohl der Freihof Friesen sw. Altkirch, wohl eine Gründung der Familie aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Es gelang 60 Urkunden zur Geschichte dieser Familie aus der Zeit von 1243—1493 zu sammeln; Anfangs sehr wohlhabend, scheint die Familie um die Mitte des 14. Jahrhunderts verarmt zu sein, was die Auswanderung einzelner Mitglieder leicht erklärlich erscheinen läßt. Als Wappen erscheint durchweg der Halbmond. Halten wir dies Alles damit zusammen, daß gerade in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. die ersten v. Friesen in sächsischen Landen erscheinen, so liegt die Vermuthung allerdings sehr nahe, daß beide Familien identisch sind, wenn auch ein eigentlicher Beweis dafür nicht geführt werden kann. Der halbe Stern, der in allen erhaltenen Siegeln dieser Familie neben dem Halbmond erscheint, würde als Beizeichen aufzufassen sein, wie solches die vom Hauptstamm der Familie sich abzweigenden Aeste nicht selten annahmen. In unseren Gegenden, wo die früheren Familienhistoriker den Namen erst seit 1488 nachweisen konnten, erscheint ein Heinemann v. Frysen schon in Urkunden von 1374, 1378 und 1379, ferner in 5 Urkunden von 1393 bis 1414 ein Heinrich v. Fr., letzterer als advocatus von Dresden. Daß dieser ein Sohn des ersteren, daß eine Margaretha v. Reitzenstein geb. Fressin (1474) eine Tochter Heinrich's sei, ja daß alle drei überhaupt zur späteren reichsfreiherrlichen Familie Friesen gehörten, kann man freilich nur vermuthen; indeß der Verfasser führt dies auch nur als Vermuthungen an. Auf etwas sichereren Boden führt uns die Person Stephan's v. Friesen, der 1388 als Dienstmann des Burggrafen von Nürnberg erscheint; aber während des ganzen folgenden Jahrhunderts muß noch manche Lücke der urkundlichen Ueberlieferung durch Conjecturen ausgefüllt werden. Erst seit der Belehnung Karl's v. Friesen mit Kauern 1488 beginnt die Familiengeschichte klar zu werden. Kauern, südwestlich von Ronneburg, im Herzogthum Sachsen-Altenburg, blieb nunmehr ein Jahrhundert lang der Sitz der Familie, bis der 1599 verstorbene Karl v. Friesen, der erste seines Geschlechts, der sich als Verwaltungsbeamter auszeichnete, 1592 Rötha erwarb und durch die Ueberlassung von Kauern an seinen jüngeren Bruder Stephan eine Theilung des Geschlechts in zwei Linien bewirkte. Ueber der jüngeren, Kauerner Linie hat kein besonders günstiger Stern gewaltet. Nur drei Generationen hat sie erlebt; 1682 ging das Gut Kauern in andere Hände über, der letzte männliche Sproß der Linie, die keinen einzigen hervorragenden Mann aufzuweisen hat, war ein Karl v. Friesen, der 1730, offenbar in dürftigen Verhältnissen, starb.

Ein um so glanzvolleres Bild bietet die noch heute blühende Röthaer Linie; sie hat dem Lande eine lange Reihe bedeutender Staatsmänner und Officiere geliefert, deren Namen in der Geschichte Sachsens stets einen guten Klang haben werden. Hier flossen die Quellen theilweise fast überreich, so daß der Verfasser sich Selbstbeschränkung auferlegen mußte, sollte das Werk nicht in eine Reihe von Biographien auseinander fallen. Gleich der Sohn des Begründers dieser Linie, Heinrich († 1659), hat als Präsident des Appellationsgerichts, Hauptmann der Aemter Colditz, Rochlitz, Leisnig und Borna, seit 1637 als Geheimer Rath, seit 1640 als Kanzler eine wichtige politische Rolle gespielt, die ihm um 1653 die Erhebung in den Reichsfreiherrnstand eintrug; sie stand wohl im Zusammenhang mit seinen erfolgreichen Bemühungen, den Kurfürsten Johann Georg I. zur Uebernahme des Directoriums im Corpus Evangelicorum zu bewegen. Auch seine Gemahlin Katharina v. Einsiedel war eine hervorragende Frau; noch heute zeugt die Bibliothek des Schlosses Rötha von ihrem und ihres Gemahls geistigem Streben. Heinrich hatte zwei ebenso bedeutende Söhne, Heinrich den Jüngern († 1680), der seit 1665 als Director des Geheimen Raths die leitende Stellung in der Verwaltung Sachsens einnahm, und Karl († 1686), der 1660 Präsident des Oberconsistoriums wurde. Des letzteren Sohn Christian August schien eine ebenso glänzende Laufbahn vor sich zu haben, starb aber schon im Alter von 35 Jahren. Sein Bruder Otto Heinrich († 1717) brachte es wie sein Großvater zum Geheimen Rathe und Kanzler; mit seiner Schwester, der mit Nicol. v. Gersdorf vermählten Henriette Katharina, einer der zahlreichen bedeutenden Frauen der Familie, hat er das Magdalenenstift in Altenburg begründet.

Der Geheimrathsdirector Heinrich, der von seiner ersten Gemahlin das Rittergut Schönfeld geerbt hatte, wurde der Begründer einer Schönfelder Linie des Hauses, die 1755 mit August Heinrich ausstarb. Ihr gehören zwei Männer an, die in der militärischen Geschichte eine gleich große Bedeutung haben, wie ihre genannten Oheime in der inneren und politischen Geschichte Sachsens: Julius Heinrich, der sich in holländischen, englischen und kaiserlichen Diensten als eifriger Mitarbeiter an dem großen Plane König Wilhelm's von England, eine europäische Allianz gegen Frankreich zu Stande zu bringen, bewährt hat, 1695 in den Reichsgrafenstand erhoben wurde und 1706 als Generalleutnant starb, und sein Sohn Heinrich Friedrich, der ebenfalls zuerst in ausländischen Diensten stand, dann aber im sächsischen Heere eine glänzende Laufbahn zurücklegte und 1738 als Gouverneur und Obercommandant von Dresden und als Generalcommandant der königl. Leibgarde das Zeitliche segnete. Ueber ersteren giebt es bereits eine von Heinrich Frhrn. v. Friesen verfaßte ansprechende Biographie; letzteren behandelt ein Aufsatz von O. v. Schimpff im 2. Bande des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte. Wie sie, so hat auch Christian August, der Sohn des frühverstorbenen Christian August, reichen Kriegsruhm erworben. Er trat 1700 als Hauptmann in die sächsische Armee ein und hat ihr dann, abgesehen von einer kurzen Pause (1718—1725), bis zu seinem Tode (1737) angehört; von 31 Dienstjahren hat er 19 in Feldzügen außer Landes zugebracht. Er war einer der ersten Ritter des 1736 begründeten Militär-St. Heinrichs-Ordens. Nach seinem Tode spaltete sich die Röthaer Linie in eine ältere Cottaer und eine jüngere Röthaer Linie, die beide — die erstere seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts in einem Thürmsdorfer und einem Brettniger Aste — noch heute blühen. Auch die letzten 1½ Jahrhunderte haben eine Reihe bedeutender Männer hervorgebracht; wir nennen nur den 1824 verstorbenen Oberkammerherrn Johann Georg Friedrich v. Friesen, der als Mitglied der Immediat-Commission 1813 eine wichtige politische Wirksamkeit entfaltet hat, ferner den Wirkl. Geh. Rath Friedrich v. Friesen († 1871), der seit Einführung der Verfassung in der Landesvertretung eine große Rolle spielte, zuletzt als Präsident der I. Kammer, den geistvollen und kunstsinnigen Freund und Hofmarschall König Johann's Hermann v. Friesen († 1882), sämmtlich aus der Röthaer, den Staatsminister Richard v. Friesen († 1877) aus dem Thürmsdorfer Zweige der Cottaer Linie.

So steht die Friesen'sche Familiengeschichte in engem Zusammenhange mit der Geschichte Sachsens während der letzten drei Jahrhunderte. Gewissenhaft hat der Verfasser jedes der 249 Mitglieder der Familie, die er nachzuweisen vermag, verfolgt und giebt die erforderlichen biographischen Daten. Elf recht praktisch angelegte Stammtafeln und eine synchronistische Zusammenstellung von Regesten (im zweiten Bande) machen die reiche Fülle des mitgetheilten Materials leicht übersichtlich. Den Schluß des ersten Bandes bildet eine dankenswerthe Geschichte der Friesen'schen Besitzungen, zunächst der Rittergüter, dann ihrer Häuser in Dresden. Was die ersten anlangt, so heben wir die ausführlichen Angaben zur Geschichte von Cotta, Kauern mit Haselbach, Güssen, Hilbersdorf, Langendorf und Torna (unter Beifügung von Anschlägen des 17. Jahrhunderts), Königsbrück, Löhma und Langenwolschendorf, Schönfeld mit Graupe, Jessen und Pratzschwitz, vor Allem aber Rötha mit Geschwitz, Espenhain, Borna, Pötzschau, Gaulis und Trachenau hervor. Die acht Häuser in Dresden, die die Familie kürzere oder längere Zeit besessen, werden auf Grund der Materialien des Rathsarchivs eingehend beschrieben. Der zweite Band enthält, soweit sein Inhalt nicht bereits Erwähnung gefunden hat, ein aus 223 Nummern bestehendes Urkundenbuch der Familie, das bis 1702 reicht; in seinen älteren Theilen hätte es wohl in etwas einheitlichere Form gebracht werden können, doch ist es auch so eine sehr werthvolle Beigabe, wie sie keiner Familiengeschichte fehlen sollte. Ferner finden wir hier ein auch für die Geschichte anderer sächsischer und nichtsächsischer Geschlechter beachtenswerthes Verzeichniß der Familien, die durch Heirath mit der Friesen'schen in Verbindung gekommen sind, und endlich ein sehr gewissenhaftes Namen

register, dem wir um so mehr Anerkennung zollen, je schmerzlicher man es bei vielen andern Familiengeschichten vermißt. Möchte der Herr Verfasser an dem Erfolge seines verdienstlichen Werkes Freude erleben und möchte es für andere Familiengeschichten vorbildlich wirken! Auch die Ausstattung ist, wie wir schließlich doch noch bemerken wollen, eine ganz vortreffliche und macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Dresden. Ermisch.

Bücherbesprechungen.

— **Die Memoiren der Gräfin Potocka 1784 bis 1820.** Veröffentlicht von Casimir Stryienski. Nach der sechsten französischen Auflage bearbeitet von Oskar Marschall v. Bieberstein. Mit prachtvollen (!) Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin von Angelica Kauffmann. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther, 1899. IX, 260 S. und eine Genealogie (der Poniatowski); 8°. — „Und will sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären": so darf man sich mit Schiller angesichts des unendlichen Oceans von Napoleonicis ausdrücken, den im Verlage von Schmidt & Günther der unermüdliche Uebersetzer Marschall v. Bieberstein aus französischen Quellen ergießen läßt. Doch die liebevolle Aufmerksamkeit, womit mich, den damit Uebersättigten, dieser selbe Vorlag mit den neuesten Erzeugnissen auf dem Felde der Napoleon-Literatur trotz eigentlich kaum mißzuverstehender Ablehnung regelmäßig bedenkt, hat etwas so Rührendes, daß ich nicht umhin kann, dies Mal das Gebotene ausnahmsweise leidlich nett zu finden; die „prachtvollen" Bilder freilich können wohl nur Den entzücken, der sich noch nicht an Dayot's Bilderbuche zu erfreuen gehabt hat. Leser, denen es nur um Unterhaltung zu thun ist, wird das Buch — darin hat Hr. Casimir in seiner Vorrede Recht — sicherlich von Anfang bis zu Ende fesseln. Voilà tout. Ht.

— **Papstthum und Kaiserthum.** Universalhistorische Skizzen von Dr. phil. Richard Schwemer. Stuttgart, J. G. Cotta's Nachfolger, 1899. VIII, 150 S. 8°. Preis 2,50 ℳ — Obgleich sich der Verfasser zu dem Satze bekennt, daß das eigentliche Wesen der Großen der Geschichte vor Allem darin bestehe, daß sie ein Organ besäßen, das sie mit dem Weben der Volksseele in Berührung setze, oder daß sie — um in Lamprecht's Sinne zu reden — eine Collectivseele hätten und, mehr geschoben als schiebend, nur die großen Räthsellöser der Geschichte wären, so ist doch das Ganze ein Versuch, der sich in Ranke'schen Bahnen bewegt. Geistreich sind solche Zusammenfassungen, wenn sie in einem Gewande wie dem vorliegenden geboten werden, sicherlich; zwingend überzeugend brauchen sie darum noch nicht zu sein. Dennoch darf man ohne Zweifel derartige Arbeiten um deswillen besonders warm begrüßen, weil das Streben, eine lange Reihe von geschichtlichen Vorkommnissen von einer höhern Warte aus zu überblicken, an sich schon und selbst dann zu loben ist, wenn dies Ueberblicken in ein Meistern hinausläuft. Solch subjective Ansichten finde ich z. B. in der auf S. IV, V und 136 vorgetragenen Behauptung von der Solidarität der europäischen Civilisation; für die Zeiten vor der Entdeckung und Colonisirung Amerikas mag so etwas Geltung beanspruchen dürfen — heute steht die nordamerikanische Union einem gewissen Volk und Staat Europas in vieler Hinsicht bedeutend näher als etwa Rußland. Als Leitstern schwebt über der fesselnd geschriebenen Untersuchung (die als Vortragsreihe noch mehr gewirkt haben wird) der Gedanke, daß die europäische Welt die in allen Jahrhunderten wiederholten Versuche der Gründung eines Universalreichs zurückgestoßen habe, und daß, weil ein Universalreich eine innere Berechtigung nur aus der Idee des ewigen Friedens herleiten könne, die europäische Menschheit demnach es vorziehe, lieber den Frieden gestört zu sehen, als daß sie sich ihre Freiheit bedrohen lasse. Nicht übel. Ht.

— **Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur** mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen. **Band IV.** Alphabetisches nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichniß von Aufsätzen, die während der Monate Januar bis Juni 1899 in über 900 zumeist wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen deutscher Zunge erschienen sind. Mit Autoren-Register. Unter besonderer Mitwirkung von Bibl. Dr. E. Roth für den medicinisch-naturwissenschaftlichen Theil und mit Beiträgen von Arthur L. Jellinek und M. Grolig herausgegeben von F. Dietrich. Lieferung 1. 2 ℳ Complet in 8 Lieferungen zu je 40 Seiten 15 ℳ. Leipzig, Felix Dietrich, 1899. 4°. — Wer überhaupt darauf Anspruch erheben will, in Hedeler's Verzeichniß deutscher Privatbibliotheken mit aufgeführt zu werden, d. h. wer seiner Bücherei eine auch nur annähernd wissenschaftliche Sorgfalt widmet, oder wer als Journalist öfters in die Lage kommt, die jüngste Literatur über eine bestimmte Frage im Nu beherrschen zu müssen, dem kann kein besserer Rath ertheilt werden, als sich diese Dietrich'sche Bibliographie zu halten. Es ist ganz außerordentlich, was an Fleiß, Hingabe, Ausdauer und Opfermuth für dies von vornherein nicht nur keinen materiellen Gewinn, sondern nicht unbeträchtliche Zubußen in Aussicht stellende Unternehmen aufgewendet worden ist. Und warm zu begrüßen ist die Theilnahme, die dem muthigen Bearbeiter, Herausgeber und Verleger doch schließlich in dem Maß entgegengebracht worden ist, daß die Sache nunmehr gesichert erscheint. Hatte der II. Band (1897) aus 400 Zeitschriften 15000 Aufsätze verzeichnet, und hatten für den III. (1898) schon 520 Zeitschriften ausgezogen werden können, so hat sich das Verzeichniß der letzteren diesmal um fast 400 Nummern vermehrt — wahrlich eine Arbeit, die bei der Genauigkeit, die ihr innewohnt, und bei der Schnelligkeit, womit sie geleistet wird, unverhohlene Hochachtung abnöthigt. Die selbstlose Unterstützung, die Hr. Dietrich bei den Herren Dr. Roth (vom Centralbl. f. Bibliothekswesen her bekannt), Dr. Grolig (langjährigem Mitarbeiter an Jastrow-Berner's Jahresberichten der Geschichtswissenschaft) und dem unermüdlichen Wiener Bibliographen Jellinek gefunden hat, verdient ebenfalls, besonders warm gewürdigt zu werden. Wenn man berücksichtigt, wie spät die meisten andern wissenschaftlichen Jahresberichte zu erscheinen genöthigt sind, wird man der Dietrich'schen Leistung nicht absprechen können, daß sie auf bibliographischem Gebiete bereits den Vogel abgeschossen hat. Zu wünschen bleibt nur noch die Aufnahme der allgemein üblichen Siglen für die angezogenen Zeitschriften anstatt der willkürlich gewählten und darum schwer merkbaren Ziffern. Ht.

— **Seconda Spedizione Bòttego: „L'Omo", Viaggio di esplorazione nell' Affrica orientale, narrato da L. Vannutelli e C. Cisterni.** Mailand, U. Hoepli. 10 Lire. — Im Jahre 1895 reiste der durch die Entdeckung der Quellen des Juba als Forschungsreisender bereits rühmlichst bekannte Artillerie-Capitän Vittorio Bòttego mit dem Linienschiffsleutnant Lamberto Vannutelli, dem Infanterieleutnant Carlo Cisterni und dem Arzt Maurizio Sacchi im Auftrag der italienischen geographischen Gesellschaft nach der Benadirküste, um von dort aus den Rudolf-, den Stephaniesee und das obere Nilthal zu erreichen, hauptsächlich um den Lauf des äthiopischen Flusses Omo zu erforschen. Der muthigen kleinen Schaar ist es nun gelungen, den mittleren Theil des Omo zu erforschen, sowie den unteren bis zur Mündung, ebenso den oberen Lauf des Lobat festzustellen, auch einen bisher unbekannten Fluß, den „Upeno" und den Pagadèsee zu entdecken, welch' letzterem Bòttego den Namen Margherita-See beilegte. Die Reisenden hatten in dieser Weise die ihnen von der italienischen geographischen Gesellschaft gestellte Aufgabe glänzend gelöst — eine Fülle wissenschaftlichen Materials gesammelt, zahlreiche photographische und topographische Aufnahmen gemacht, als sie bei ihrer Rückkehr am 17. März 1897 in Jellem (Nallega), von einer großen Schaar Ostgallas angegriffen, der Uebermacht erlogen. Der muthige Führer der Expedition Capitän Bòttego fiel in diesem Kampfe, die Leutnants Vannutelli und Cisterni wurden verwundet und gefangen, das ganze angesammelte wissenschaftliche Material schien vollständig verloren. Dank der Bemühung des italienischen Residenten am Hofe Menelik's wurden Cisterni und Vannutelli befreit, ihre Tagebücher und ein großer Theil ihrer wissenschaftlichen Ausbeute wiedergegeben. Dr. Sacchi, der sich von der Expedition im Februar 1897 getrennt hatte, um den Indischen Ocean zu erreichen, wurde an den Ufern des Margherita-Sees von den Amharas ermordet. Die überlebenden Leutnants Vannutelli und Cisterni haben in dem vorliegendem Bande (Großoctav, 670 Seiten, 141 Text-Illustrationen, 11 Vollbilder und 9 Karten) ihren hochinteressanten Bericht über die Expedition veröffentlicht, der Fachmänner, wie Laien mit anschaulicher Lebendigkeit in jene Gegenden führt, und das Verlagshaus U. Hoepli hat für eine glänzende Ausstattung der Publication in sehr geschmackvoller Weise gesorgt. Locella.

— Enrico Sicardi: Gli amori estravaganti e molteplici di Francesco Petrarca e l'amore unico per madonna Laura de Sade, con un facsimile. Mailand, U. Hoepli, 1900. — Der als eifriger Petrarcaforscher bekannte Autor unternimmt es hier, den gründlichen Nachweis zu führen, daß Petrarca durchaus nicht der flatterhafte Don Juan war, als welchen ihn Mestica, Cesareo, Vellutello, Gesualdo und andere Literarhistoriker, angeblich an der Hand des Canzoniere selbst, geschildert haben, sondern daß Petrarca nur einmal sein Herz verschenkt habe und zwar an die bekannte schöne Laura de Sade und daß dieser Liebe, welcher er bis an sein Lebensende treu geblieben, nichts Irdisches angehaftet habe. Der Verfasser weist haarklein nach, daß sich in sämmtlichen lyrischen Gedichten keine einzige Stelle vorfindet, die sich im Sinne der obengenannten Literarhistoriker auslegen ließe. Das Buch ist sehr flott, mit großer Ueberzeugungstreue geschrieben und mit zahlreichen Noten versehen. Locella.

— Pharmaceutisches Lexikon. Ein Hilfs- und Nachschlagebuch für Apotheker, Aerzte, Chemiker und Naturkenner. Von Dr. et Mag. pharm. Max von Waldheim. Das Werk erscheint in 20 Lieferungen zu 30 Kr. = 50 Pf. = 70 Cts. = 30 Kop., davon bisher fünf erschienen. Die Ausgabe erfolgt in zehntägigen Zwischenräumen. (A. Hartleben's Verlag in Wien.) — Das vorliegende Werk will alles in das pharmaceutische Fach einschlägige Wissen in leicht faßlicher und klarer kurzer Form zusammenlegen. Neben der Aufzählung und Behandlung aller wichtigeren neuen Pflanzendrogen und der neuen chemischen Präparate sind den Arzneimitteln, die im Arzneibuche für das Deutsche Reich (Pharm. Germ. III.) wie in der Pharm. Austr. VII. als officinell angeführt sind, ausführliche Besprechungen gewidmet: hierbei wird die richtige und vortheilhafte Darstellung, sowie ihre hauptsächlichste Wirkung besonders berücksichtigt. Dem Pharmaceuten werden besonders die Abschnitte willkommen sein, in denen die zur Prüfung der Identität und Reinheit der Präparate erforderlichen Untersuchungsmethoden angeführt werden. Auch diejenigen Fragen finden gebührende und zutreffende Erläuterung, die in verwandte Gebiete wie Botanik, Mineralogie, Physik u. s. f. hinüberspielen. Die bisher vorliegenden 10 Lieferungen des Werkes lassen schon erkennen, daß mit dem Buche eine recht werthvolle Bereicherung der pharmaceutischen Literatur statt hat. Die Schreibart des Verfassers ist eine derartige, daß auch Nichtapothekern der Inhalt klar wird. Außer dem Pharmaceuten wird vor Allem der Arzt eine Fülle des Wissenswerthen in dem Werke finden. **

— K. Giesenhagen, Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 10. Bdchn. B. G. Teubner, Leipzig, 1899. VIII u. 114 S. mit 40 Textfiguren. In Leinwand geb. 1,15 ℳ. — Unter den wichtigsten Culturpflanzen werden unsere vier vorwiegend angebauten Getreidearten Roggen, Weizen, Hafer und Gerste verstanden und in sechs sehr anregenden Vorträgen behandelt. Sie wirken um so lebendiger und anschaulicher, als sie wirklich vor einem größeren Publicum gehalten sind. Die Tendenz ist vorwiegend naturwissenschaftlich und culturhistorisch; die landwirthschaftliche Seite und der praktische Nutzen werden mehr nebensächlich behandelt oder im Allgemeinen vorausgesetzt. Dagegen wird das physiologische Verständniß möglichst gefördert, indem namentlich die Einleitung von den biologischen Grundlagen der Botanik ausgeht. Der erste Vortrag bespricht die Organe der Blüthenpflanzen schlechthin, Bau und Bedeutung von Wurzeln, Sproßachse und Laubblatt, der zweite die Blüthen, die Getreidepflanzen, ihre Frucht und Entwickelung, wobei an der Hand des pflanzenbiologischen Experimentes die bestimmenden Factoren, Hydro- und Geotropismus, erläutert werden. Dann kommen die einzelnen Organe und die Arten in ihren anatomischen Unterschieden, in ihrer geographischen Verbreitung, Abhängigkeit vom Klima u. s. f. Interessant ist die Darlegung der Gründe, warum sich diese Culturpflanzen in der freien Natur nicht zu halten vermögen. An die Verbreitung im Raume schließt sich die in der Zeit an, an alten Bildern wird der Getreidebau der alten Culturvölker, namentlich aber unserer Altvordern, der alten Germanen, erläutert. Den Schluß bilden die wichtigsten Getreideschmarotzer, mit Beschränkung auf Rost- und Brandpilze, deren verderbliche Wirkungsweise an ihren verwickelten Lebenswegen auseinandergesetzt wird. Die Vorträge sind jedenfalls ein kleines Meisterwerk guter populärer Darstellung, welche allen Schwulst und alle Fremdwörter nach Möglichkeit meidet. Sie können jedem halbwegs gebildeten Laien, nicht zum wenigsten den Landwirthen, warm empfohlen werden. Srth.

— Lebende Bilder aus dem Reiche der Thiere. Augenblicksaufnahmen nach dem lebenden Thierbestande des Berliner Zoologischen Gartens. Herausgegeben und mit erklärenden Unterschriftsätzen versehen von Dr. L. Heck, Director des Berliner Zoologischen Gartens. Vollständig in 16 Lieferungen à 50 ₰ mit ca. 200 Illustrationen. Querfolio. (Werner Verlag G. m. b. H., Berlin, Equitable-Gebäude.) — Den Prachtwerken des Werner'schen Verlags wie: „Oestreich in Wort und Bild" —, „Im Fluge durch die Welt" —, „Die neue Welt" u. a. m. reihen sich in gleich hervorragender Ausstattung die „Lebenden Bilder aus dem Reiche der Thiere" an, von denen bis jetzt die beiden ersten Lieferungen im Buchhandel erschienen sind. — Seit einer Reihe von Jahren ist Wissenschaft und Kunst erfolgreich bemüht gewesen, das Studium der Natur in allen Kreisen der Gesellschaft durch Wort und Bild anzuregen und die Resultate der Naturforschung mehr oder weniger zum Allgemeingut der gebildeten Menschheit zu machen; und gerade auf dem Gebiete der Zoologie ist durch die mit der des Künstlers vereinte Thätigkeit des Gelehrten ganz Ueberraschendes und Großartiges geleistet worden. Man denke unter Anderem nur an die neuesten Auflagen von Brehm's Illustrirtem Thierleben und an die Marshall'schen Bilder-Atlanten der Zoologie. — Man könnte demnach fragen: Bieten denn die „Lebenden Bilder" etwas Besonderes und lag irgend welches Bedürfniß vor nach einem neuen, derartigen Bilderwerk? Nun allerdings, der erste Blick auf die Heck'schen Kunstblätter zeigt uns, daß wir etwas Originelles vor uns haben, und daß ihr Anschluß an das bisher Gebotene wohl gerechtfertigt erscheinen dürfte. Das neue Unternehmen bietet Moment-Photographien nach dem lebenden Thierbestand des Berliner Zoologischen Gartens, und die einzelnen Bilder tragen an sich das Gepräge des Lebens, der Individualität, der Wahrheit und der vollen Natur. Eine Sammlung von Thierphotographien in dieser Größe ist bisher noch nicht dagewesen und mit welcher Sorgfalt und mit welchem Verständniß die Heck'schen Kunstblätter ausgeführt worden sind, ersehen wir aus einer Mittheilung des Verfassers. Er sagt: „Ich stehe nicht blos auf dem Titelblatte hinter dem Photographen, sondern ich habe diesem helfend, ihn lenkend und leitend hinter ihm gestanden zu jeder Stunde, wo er im Zoologischen Garten arbeitete, und meinem Zuruf, meinem »Jetzt« und »So ist's gut!« verdanken die meisten Bilder ihre Entstehung. Im Schweiße unseres Angesichts haben wir gearbeitet; denn »gut Licht« ist bei den unruhigen Vierfüßlern und Gefiederten ausschließlich nur pralle Sonne. Und dann habe ich wieder mit den Retoucheuren vor denselben Käfigen und Gehegen gestanden und auf der vergrößerten Photographie ich möchte sagen: jedes Haar und jede Feder mit ihnen durchgegangen, auf daß ja die künstlerische Nachhilfe sich nur auf die unbedingt nothwendige Verstärkung der Flauheiten und Unschärfen der Vergrößerung beschränke, aber nicht das Geringste an der heiligen Natur verfälsche." — Auf diese Weise also haben sich Wissenschaft und Kunst vereinigt, um etwas wahrhaft Gutes zu schaffen. — Die beiden ersten Lieferungen enthalten je 12 Abbildungen mit kurzem erläuterndem Text am Grunde jedes Bildes. Wie bei der Durchwanderung eines zoologischen Gartens, so ziehen bei Besichtigung der „Lebenden Bilder" in bunter Reihenfolge die verschiedensten Thierformen an unserem Auge vorüber. Wir sehen Löwe, Tiger, Gepard, Elephant, Nilpferd, Nashorn, Kameel, Dromedar, Giraffe, Bison, Antilopen, Hirsche, Hulmanaffe, Reiher, Kraniche, Adler, Möven u. s. w. Die meisten Bilder sind so naturgetreu, daß es uns dünkt, als hätten wir lebende Wesen vor uns, deren charakteristischer Gesichtsausdruck, deren Haltung und Geberde entweder von Wildheit und Tücke, oder von Sanftmuth und Harmlosigkeit, von Schlauheit oder beschränkter Theilnahmlosigkeit zeugen. Die beiden ersten Lieferungen der „Lebenden Bilder aus dem Reiche der Thiere" berechtigen ohne Zweifel zu der Erwartung, daß das gesammte, etwa 200 Illustrationen umfassende Prachtwerk sehr zahlreiche Freunde finden und zu weitester Verbreitung gelangen wird. Auf Wunsch des Verfassers soll es werden „ein Buch für Haus und Schule, für den Fachmann und Laien, für den Gelehrten und Künstler, ein Original- und Quellenwerk". P—t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 128. Donnerstag, den 2. November, Abends. 1899.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

1. Aegypten. (Schluß.)

Der Besuch Oberägyptens war bisher eine verhältnißmäßig kostspielige und zeitraubende Sache. Man war auf die Nildampfer der englischen Agenturen Cook und Gaze angewiesen und mußte sich einer der oft überfüllten Gesellschaftstouren anschließen, welche jene Agenturen unternahmen. Besonders stromauf ging durch die Dampferfahrt viel Zeit verloren, die am Ufer nutzbringender angelegt werden konnte, und so schön und eigenartig diese Wasserfahrt auch sein mag, so ist doch der Charakter des Nilthales, bis auf wenige Ausnahmen, so einförmig, und es ist so unbehaglich, auf dem engen Dampfer wochenlang mit zugeknöpften oder anmaßenden Engländern zusammen zu sein, daß ich die Tour lieber auf eigene Faust mit Hilfe der Eisenbahn unternahm. Da seit letztem Winter die vorzüglich eingerichteten Schlafwagen bis Luksor gehen, ist dies ebenso bequem wie billig, und wer sich nicht davor fürchtet, die 15stündige Fahrt unter einer dicken Staubkruste zurückzulegen — was allein die gut verschlossenen Schlafwagen verhindern — der kann sogar 2. Classe für 22 Mark die 670 Kilometer von Kairo bis Luksor zurücklegen. Zunächst wählte ich den Schlafwagen, um andern Tags frisch zu sein, fuhr Abends von Kairo weg und erwachte am andern Morgen eben, als sich das stattliche Siut präsentirte; nach 9 Uhr erreichten wir Beliane, die Station für Abydos. Bis hierher war die oben gerühmte polizeiliche Fürsorge für die Eseltreiber leider noch nicht gedrungen, und da ich Unglücksmensch der einzige war, der hier den Zug verließ, so stürzte sich die ganze Bande wie besessen schreiend und gesticulirend auf mich; hatte einer seinen Esel vorgeschoben, so stieß der Nebenmann das arme Vieh heimlich in die Weichen, um es fortzujagen und sein eigenes Thier vorzubringen, und als ich mich für eins entschieden hatte, mußte ich derb mit dem Stock dreinschlagen, um die andern zu verscheuchen und Raum zum Aufsitzen zu gewinnen; ja als ich schon oben saß, versuchten die Kerle noch mich herunterzuziehen, und die drei hartnäckigsten galoppirten dann noch eine Weile neben mir her, um mich zum Verlassen meines Langohrs und zum Tausch mit dem ihrigen zu bewegen! Gegen 11 Uhr waren wir in Abydos, der hochberühmten Grabstätte des Gottes Osiris, bei welcher gleichfalls beigesetzt zu werden das höchste Glück des alten Aegypters bildete. Hier steht, staunenswerth gut erhalten, der wundervolle Tempel Sethos' I., 50 prächtige Papyrussäulen tragen noch unverletzt die mächtigen steinernen Deckplatten, köstliche Reliefs von allersauberster Ausführung bedecken die Wände und Säulen, und besonders interessant ist die Siebentheilung der ganzen Anlage, die sonst nicht vorkommt und sich dadurch erklärt, daß man für die Prozessionen, welche den 6 Hauptgöttern und dem König galten, 7 getrennte Zugänge schuf; diese führten in paralleler Richtung durch zwei große Säulensäle, mündeten dann aber wieder in 7 getrennte, kunstvoll geschmückte Kapellen. Hinter diesen liegt noch ein Säulensaal mit neuen Kapellen, und an die Südseite schließt sich, rechtwinkelig zum Hauptgebäude, ein umfänglicher Flügel mit zahlreichen Räumen, deren einer an einer langen Wand die berühmte, geschichtlich so wichtige Königsliste enthält. Stundenlang hat man hier zu schauen und zu studiren, und wenn draußen die Mittagssonne ihre 32° R. ausbrütet, so wartet man gern in den kühlen Gängen und Nischen die größte Hitze ab und folgt willenlos dem Spiele der Phantasie, die uns zurückversetzt in die Zeit, als hier noch ernste Priestergestalten wandelten, die prunkvollen Prozessionen empfingen und mit endlosen Ceremonien und Gebeten die Todten zur dunklen Reise in die Unterwelt fertig machten.

Der Abendzug brachte mich in vierstündiger Fahrt nach Luksor, wo ich um Mitternacht ankam und infolge vorheriger Anmeldung vom laternenbewaffneten Portier des Grand Hotel Tewfikieh (sprich Tufikije!) abgeholt wurde; und in der richtigen Einsicht, daß bei einer Tagespension von 70 Piaster = 14 ℳ 75 ₰ (ohne Getränke) und recht mäßiger Küche es wenigstens hübsch ist, wenn man nett behandelt wird, erwartete mich der deutsche „Director“ des Hotels trotz der vorgerückten Stunde persönlich und sorgte für angemessene Anfeuchtung der gänzlich verstaubten Kehle. Nächst der Liebenswürdigkeit des Leiters hatte das Hotel aber noch eine andere Annehmlichkeit, die man hier gern mit Gold bezahlt: es gab Eis! Die Diener thaten bei Tisch Jedem ein Stückchen Eis ins Glas, und wie gut das thut, kann nur der ermessen, der wochenlang alle „erfrischenden“ Getränke badewarm genossen hat. Uebrigens hatte der Besuch schon jetzt, Mitte März, infolge der enormen Hitze bedeutend nachgelassen; während ich mir noch in Kairo den Schnupfen geholt hatte, den alle Neulinge bekommen, weil sie sich zu leicht anziehen, konnte man hier selbst im leichtesten Anzug einem fortgesetzten Schwitzbad nur dadurch entgehen, daß man — gar nichts that. Und hier gab es doch so unendlich viel zu „thun“! Es ist in der That eine großartige Sammlung von Tempeln, welche hier beide Nilufer schmückt, vom kleinen Ptolemäertempel Der el Medine, einem zierlichen Nippsächelchen, bis zum großen Ammontempel von Karnak, welchem kein Bauwerk der ganzen Welt an Größe gleichkommt! Man wird nicht müde, in diesen riesigen Säulensälen umherzugehen, auf die ungeheuren Pylone (Eingangsthürme) zu steigen, die großen Obelisken anzustaunen, die uralten, oft halb verloschenen Wandbilder mit der Verherrlichung der kampfesfrohen alten Könige zu entziffern, in den zahllosen Kapellen und Cultzimmern, besonders den dunklen Räumen des Allerheiligsten umherzuklettern und an der Hand der vorzüglichen Grundrisse des „Baedeker“ die halb verfallene Pracht vor dem geistigen Auge wieder aufzubauen — um so müder würde aber der freundliche Leser werden, wollte ich ihm etwa nur die sechs größten Tempelanlagen der Reihe nach genauer schildern! Das muß man selber sehen; es ist wohl kaum möglich, mit bloßen Worten ein lebendiges Bild dieser ungeheueren und doch klar und kraftvoll gegliederten Gebäudemassen zu entwerfen. Um aber wenigstens von den Dimensionen des Ammontempels eine Vorstellung zu geben, erwähne ich, daß er eine Fläche von fast 40000 Quadratmeter bedeckt und 360 Meter tief ist; 6 Pylonenpaare liegen in der Hauptaxe hintereinander, zahllos sind die Säulenhallen und Gemächer, die Obelisken und Königsstatuen; der imposanteste Raum ist aber der große Säulensaal mit 5400 Quadratmeter Grundfläche, dessen Decke von 134 riesigen Säulen getragen wird; die 12 größten Säulen, die das höhere Mittelschiff tragen, haben einen Umfang von 11 Meter und eine Höhe von 21 Meter, das Capitäl ist allein 3½ Meter hoch. Ein eigenartiges Bild bot sich mir, als ich diesen stolzen Säulensaal betrat: Hunderte von Arbeitern, wie die Ameisen umherwimmelnd, waren unter taktmäßigem Schreien oder Singen beschäftigt, schadhafte Säulen auszubessern, besonders an den Basen frisch zu cementiren, und die gefallenen wieder aufzurichten. Zu letzterem Zweck wollte eine Schaar von etwa 30 Arbeitern eine einzige solche Säulentrommel auf eine Art Schlitten schieben, war das eine Komödie! Der Aufseher schrie und schalt, die Vorarbeiter

gaben mit wunderlichen Tonfolgen den Takt an, die halb nackten braunen Arbeiter thaten, als wollten sie sich zerreißen — und erst eine Stunde später, als ich wieder nachsah, hatten sie den Steinblock glücklich auf den Schlitten gewälzt. Wohl mag ein anderer Geist, ein strafferes Regiment geherrscht haben, damals, als auf das Gebot stolzer Könige und finsterer Priester diese Tempel entstanden und harte Aufseher mit Geißelhieben die Lässigen antrieben, aber im Ganzen wird das Bild ein ähnliches gewesen sein, und man konnte sich, wenn man die kleinen Menschlein zwischen den Säulenriesen ansah, recht wohl eine Vorstellung bilden von der Unsumme von Schweiß und Mühe, die hier aufgewandt werden mußte. Zwingen also schon die gewaltigen Massen zur Bewunderung, so ist es noch mehr die in den Formen sich aussprechende, unbändige Kraft, die unser Staunen erregt; ein Herrenvolk ersten Ranges, ein hartes, rücksichtsloses Geschlecht allein konnte in dieser Art seine Ideale verwirklichen. Wie weltenweit davon entfernt ist die lichte Schönheit der griechischen Architektur! Ich muß gestehen, der schlichteste griechische Tempel ist mir lieber als der große Säulensaal von Karnak, in dessen Säulenwald es keine Stelle giebt, von der man einen vollen, geordneten Ueberblick hätte, wo die Säulenkolosse so dicht stehen, daß einer den anderen verdeckt, wo offenbar den Erbauer weniger das Streben nach abgeklärter Schönheit und künstlerischer Harmonie des Gesammteindrucks leitete, als vielmehr die Sucht, durch Aufthürmen ungeheurer Massen aufs Aeußerste zu imponiren und alles Dagewesene zu überbieten. In freie Aetherhöhen strebt der griechische Tempelbau, licht und luftig wirkt er auf das Auge, schwer auf dem Boden lastet dagegen das ägyptische Gotteshaus, und das unerhörte Gewicht seiner Gesteinsmassen drückt auch auf die Stimmung des Beschauers; und malt die Phantasie sich den Cult aus, der einst hier seine Stätte fand, so verweilt man lieber bei der sonnig frohen, eines freiheitsdurstigen Volkes würdigen Götterverehrung der Hellenen als bei der dumpfen, verschrobenen, den Todtencult vor Allem betonenden Religion der Aegypter, die unter jahrtausendlanger Priesterbevormundung alles freieren Pulsschlags verlustig gingen. Noch bedrückender war mir schließlich die Betrachtung der bildlichen Wanddarstellungen, der Reliefs. Von Sakkara an hat man nun, ich weiß nicht wieviel Hunderte von Quadratmetern Reliefs studirt, denn die Wände aller Gräber und Tempel, oft auch die Säulen, sind damit geschmückt; besonders an den ersten, in Sakkara und Abydos, die auch die ältesten sind, hat man sich erfreut und ihre Eigenart und Feinheit gebührend bewundert; aber nun, wenn wir Theben-Luksor durchmustern, kommen immer und immer wieder dieselben Dinge in derselben schematischen Darstellung, und je weiter wir chronologisch herabkommen, desto tiefer sinkt auch das künstlerische Niveau. Man braucht gar nicht erst die gewissenhafte Aufzählung des Reisehandbuchs zu Rathe zu ziehen, man weiß schon, dort steht der König vor irgend einem Gotte oder vor der heiligen Barke, um zu opfern, dort packt er ein Bündel von Feinden beim Schopf, um es mit der Keule zu zerschmettern, dort nahen in endlosem Zuge die Gefangenen und Unterworfenen, um dem Pharao zu huldigen ꝛc., und man muß schon gut aufpassen, um eine merkliche Variante der künstlerischen Auffassung oder des Gegenstandes zu entdecken. Wie anders bei den Griechen! Auch sie haben Mythen, die häufig wiederkehren, wie z. B. die Kentauren- und Amazonenkämpfe, aber hier gleicht kein Werk dem anderen, jeder Künstler bringt seine persönliche Auffassung, seine besondere Eigenart zur Geltung; und während es von ganz besonderem Reiz ist, in der griechischen Kunst die gewaltige Entwickelung zu verfolgen, die binnen weniger Jahrhunderte zur idealsten Höhe führte und selbst in der späteren Decadence noch immer vielfach eigenartig und interessant ist, sehen wir bei den Aegyptern eine höchst verwunderliche Ertödtung alles Individuellen und ein langsames Herabsinken von einer einst respectablen Höhe, welch' letztere allerdings um so räthselhafter ist, als ihre Gewinnung mindestens 2000 Jahre vor der Zeit erfolgte, in der die Hellenen ihre ersten Anläufe zu künstlerischer Bedeutung unternahmen.

Gegenüber von Luksor und Karnak, auf dem Westufer des Nils*), durch steilabfallendes Gebirge von der Wüste geschieden, lag die gewaltige Todtenstadt der alten Pharaonenresidenz. Noch heute steht hier eine Reihe schöner, zum Theil gut erhaltener Tempel, sozusagen Grab- oder Gedächtnißkirchen, vom großen Ramses und seinem Vater Sethos I. an bis herab in die Ptolemäerzeit; auch die vielbesprochenen Memnonskolosse, die schon von den Römern der Kaiserzeit viel besucht und mit mehr oder weniger unnützen Inschriften bekritzelt wurden, gehörten zum Schmuck eines solchen Gedächtnißtempels und stellen seinen Gründer, den König Amenophis III. dar (18. Dyn.); von besonderer Wichtigkeit und Schönheit sind aber die zahllosen Gräber selbst, von denen viele vorzüglich erhalten sind, in erster Linie natürlich die berühmten Königsgräber. Schon der Ort, an dem sie liegen, ist so stimmungsvoll und großartig, wie selten einer. Ein ödes Felsenthal führt in großem Bogen vom Nilthal nach dem Wüstenrand, und dort, wo die nackten dunklen Felsen näher zusammentreten und am steilsten in die glühend heiße Luft emporragen, haben die mächtigen Könige der 19. und 20. Dynastie ihre Gräber anlegen lassen, deren Größe und Ausschmückung man immer wieder anstaunt. Bis 100 Meter tief sind schräg in den harten Felsen hinein große Corridore gearbeitet, oft mit zahlreichen Nischen und Kammern zu beiden Seiten, dann erweitern sich die Gänge zu Zimmern und Sälen; im Hauptsaal, bei dessen Ausmeißelung man regelmäßig angeordnete Stützpfeiler stehen ließ, stand der Sarkophag. Alle Wandflächen aber, ja selbst die Decken, sind in ihrer ganzen Ausdehnung mit Malereien bedeckt, welche die Fahrt des Todten in die Unterwelt zum Gegenstande haben und die verschrobene, von Aberglauben und Dämonenfratzen erfüllte Phantasie der ägyptischen Maler in hellstem Lichte zeigen. Die Farben haben sich vorzüglich erhalten, und wenn sie sich nicht noch weitere Jahrtausende halten, so ist der unablässige Fremdenbesuch schuld, der sie mit Stearinruß und Magnesiumqualm einräuchert. Ist es schon für uns ein packendes Bild, wenn beim Aufleuchten des Magnesiumsdrahts der endlose bunte Gespensterzug dieser Gemälde plötzlich erscheint, wie mag erst den alten Besuchern zu Muthe gewesen sein, die an jene Dämonen und Götter glaubten, für die jene Bilder Leben gewannen und Grauen und Verehrung zugleich erweckten! Und dennoch fanden sich schon um's Jahr 950 v. Chr., in einer Zeit vorübergehenden politischen Verfalls, Räuber, welche dieses Grauen überwanden, die Gräber erbrachen und die hier niedergelegten Schätze plünderten. Man beeilte sich daher, wenigstens die Mumien der großen Könige — ich habe von ihnen bei der Beschreibung des Museums von Gizeh gesprochen — in Sicherheit zu bringen, da man nicht im Stande war, die Gräber und das entlegene Felsenthal selber zu schützen; man packte die Königssärge allesammt in einen tiefen, versteckt angelegten Felsenschacht bei dem benachbarten Der el Bahri, und wenn nicht ein Schakal im Jahre 1875 den spitzbübischen Luksorensern den Weg gewiesen hätte, schlummerten sie noch heute in diesem Versteck. So aber fingen jene Leute an, einzelne Stücke herauszugraben und zu verschachern, und als die Gelehrten merkten, daß es sich um werthvolle, zweifellos von den alten Königen herrührende Schmucksachen und Mumienbinden handelte, führte die von E. Brugsch geschickt betriebene Untersuchung nach langer Bemühung endlich zum Geständniß der Spitzbuben und zur regelrechten Aushebung des ganzen Schatzes.

Vom Thal der Königsgräber pflegt man auf einem steilen Bergpfade nach Der el Bahri hinüber zu klettern, und wenn man so gescheit ist, sich das gerade für die Mittagszeit einzurichten, so kann man die Engelchen im Himmel singen hören, wenigstens summt Einem der Kopf von der unerhörten Hitze derartig, daß man glaubt, umfallen zu müssen. Oben auf der Höhe geht es noch an, da vergißt man übrigens Alles angesichts des großartigen Ausblicks in die unheimliche Oede der Gebirgsthäler, die nur durch die kreisenden Geier belebt werden, aber wenn man in den weiten Kessel hinabgelangt, in dessen Grunde der Tempel von Der el Bahri liegt — er ist zum Theil in die steile Felsenwand selbst hineingearbeitet —, so steigert sich die Temperatur fast unerträglich, weil die Sonnenstrahlen im Halbring der Felsenwände festgehalten werden. Der Tempel ist aber in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth, erstlich sind hier einmal Reliefs, die vielfach andere als die üblichen Gegenstände darstellen, so z. B. die höchst interessante Handelsexpedition, die unter der Königin Makere nach dem Wunderlande Punt unternommen wurde, und zweitens zeigt er uns in drastischer Weise, wie kleinlich einer der bedeutendsten Könige der 18. Dynastie, Thutmosis III., seinem Hasse Ausdruck geben konnte. Die Königin Makere nämlich, die jenen Tempel

*) Während auf dem Ostufer keinerlei Führung nöthig ist, empfiehlt es sich für das Westufer, wenigstens beim ersten Besuch einen Führer mitzunehmen, und da ich in dem Kopten Said Tanius einen anständigen, bescheidenen, kenntnißreichen Führer kennen lernte, möchte ich nicht verfehlen, auf diese seltene Erscheinung aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

erbauen und, wie üblich, in jenen Reliefdarstellungen überall ihr Bildniß anbringen ließ, war Schwester und Gattin jenes Thutmosis, scheint sich aber mit ihm außergewöhnlich schlecht vertragen zu haben; denn sobald sie gestorben und Thutmosis Alleinherrscher geworden war, ließ er überall in jenen Reliefs ihr Bild zerhacken, unbekümmert darum, daß er das gesammte, feinsinnige und fein gearbeitete Kunstwerk damit verhunzte. Nur an einer Stelle ist durch die Ironie des Schicksals das Bild der Königin der Zerstörung entgangen.

Als ich eines Abends, vom letzten Besuche des Westufers zurückkehrend, an den Memnonskolossen Halt macht, um sie zum Abschied noch einmal zu mustern, fiel mir auf, wie himmelweit ihre stumpf braungraue Färbung von dem entzückenden Gemisch von Purpur und Lila entfernt war, welches J. J. Frey auf seinem bekannten Bilde im Leipziger Museum ihnen verliehen hat. Ich will nicht leugnen, daß derartige Färbungen unter besonderen Umständen vorkommen können; aber für gewöhnlich ist von jener leuchtenden Transparenz auch bei Sonnenuntergang nichts vorhanden. Gerade an jenem Abend war übrigens die Sonne selbst ganz merkwürdig fahl und matt gefärbt, und als ich die Bootsleute, die mich auf ihren Schultern durch das flache Wasser nach ihrem Fährboot trugen, darauf aufmerksam machte, meinten sie, das deute auf Khamsin; und in der That entwickelte sich dieser unangenehmste aller Winde, der Wüstenwind, im Laufe des nächsten Tages, den ich auf der Fahrt nach Assuân im Bahnwagen verbrachte. Hatte ich bis jetzt aus Furcht vor Krankheitskeimen mich gehütet, das von den Eingebornen angebotene Wasser — natürlich unfiltrirtes Nilwasser, anderes giebt es nicht — zu genießen, so besiegte bei dieser 10stündigen Fahrt der Durst alle Bedenken, denn die vom Khamsin erzeugte schwüle Hitze war unerträglich. Der von Luksor mitgenommene kalte Thee war bald zu Ende, die Apfelsinen desgleichen; Gurken, die man an allen Stationen für ein Spottgeld zu kaufen bekam, löschen zwar vorübergehend den Durst ganz gut, sind aber nicht jedem Magen zuträglich; also kaufte ich endlich eine „Kulle", ein Thongefäß, durch dessen poröse Wandung ein Theil des Wassers heraussickert und im Verdunsten Kälte erzeugt. Das war ein Labsal! und da man sich das Ekeln hier überhaupt abgewöhnen muß, so bemühte ich mich mit Erfolg, die schmutzigen Finger des greulichen alten Weibes zu vergessen, die mir jene Kulle credenzt hatte. Im Laufe des Nachmittags hatte der Khamsin seinen Höhepunkt erreicht. Die Sonne war nur noch eine matte, undeutlich sichtbare Scheibe, die Atmosphäre war derartig mit Staub erfüllt, daß man kaum das jenseitige Nilufer erkennen konnte, die Palmenwipfel bogen sich immer tiefer im Sturm, kurz Alles sah aus, wie wenn bei uns ein starkes Gewitter sich vorbereitet, aber hier kommt es fast nie dazu. Mit beginnender Dunkelheit erreichten wir Assuân, dicht unterhalb des ersten Katarakts gelegen, welches schon in alten Zeiten als Syene die wichtige Grenzfestung gegen Nubien bildete. Hier spürt man gar bald, daß man sich doch schon beträchtlich von der Civilisation entfernt hat; hier ist noch echtester Orient, noch weit unbeleckter von der Cultur als etwa in Kairo! Vom Bahnhof kommend durchschreitet man das Lager der Bischârîn, eines Beduinenstammes, der in elenden Zelten haust und hoffentlich friedfertiger ist, als er aussieht, und nicht minder „echt" ist der Bazar inmitten der Stadt, den ich dann staunend durchmusterte, welche wunderlichen Waffen und Schmucksachen! Viele sollten von den Mahdisten herrühren, deren kürzlich erfolgte Besiegung das Prestige der Engländer hier aufs Höchste gehoben hat. Um mehr vom Volksleben zu sehen, ging ich nicht in das einzige gute Hotel, das Assuan-Hotel, wo man die Kleinigkeit von 80 Piastern (= 16,85 ℳ) an Tagesspesen bezahlt, sondern suchte mir im Café Khédivial ein bescheidenes aber befriedigendes Unterkommen. Ich bin nie liebenswürdiger bedient worden, als von dem gutmüthigen, englisch radebrechenden nubischen Diener, und obwohl der italienische Wirth mich sicher doppelt soviel bezahlen ließ als seine Landsleute, die das Gros der Gäste ausmachten, war doch Alles noch äußerst billig. Man baut nämlich jetzt oberhalb der Stadt ein neues Barrage, ein riesiges Stauwerk, um die Nilüberschwemmung zu reguliren (ein anderes solches Barrage besteht schon seit 1890 unterhalb Kairos), und zu diesen Arbeiten hat man viele Hunderte von italienischen Arbeitern sammt Aufsehern und Ingenieuren geholt; bisher hatte man erst damit begonnen, große Gesteinsmassen abzusprengen und die Dampfmaschinen ꝛc. aufzustellen, aber schon jetzt konnte man angesichts der wimmelnden Menschenmassen sich vorstellen, die alten Zeiten seien wiedergekehrt, wo am selben Platze Tausende von Händen beschäftigt waren, aus dem berühmten Rosengranit von Assuan die Blöcke abzusprengen, die dann zu Kolossalstatuen, Obelisken, Sarkophagen ꝛc. verarbeitet und in das ganze Land bis hinab zur Nilmündung versandt wurden; noch jetzt sieht man in den Steinbrüchen halb vollendete, vom Felsen noch nicht losgesprengte Blöcke, so z. B. eine 6 m hohe Osirisfigur, ja sogar einen Obelisken von 28 m Länge. Der Landschaftscharakter von Assuan ist ein ganz anderer als bisher, die Einförmigkeit der Nilufer erleidet hier eine grandiose Unterbrechung. Das dunkle Granitgebirge, welches den Katarakt hervorruft und die Fluthen des Nils in Hunderte von brausenden Rinnsalen auflöst, ist in seiner erhabenen Oede so mannichfaltig und großartig, daß die lieblichen Inseln Philä und Bige, die dicht oberhalb des Katarakts liegen, durch den Contrast um so nachhaltiger wirken. Hier zum ersten Mal in Aegypten hatte ich den Eindruck harmonischer, zum Herzen sprechender Schönheit, im Gegensatz zum sonst überwiegenden Gefühl staunenswerther, aber kalter Größe. Es ist in der That ein unsagbar liebliches Bild, wenn man nach staubigem Ritt durch schwarze Felsen und heißen Wüstensand plötzlich am Nilufer steht und nach dem zierlichen, von Alters her gepriesenen Schmuckkästchen, Philae genannt, hinüberblickt, dessen zierliche Tempel aus den dichten grünen Büschen der mit gelben Blüthenknäueln übersäten Dornakazien hervorlugen. In wenigen Minuten hatte mich eine Segelfeluke hinübergebracht und durch ein stattliches römisches Stadtthor tretend umschritt ich zunächst den ansehnlichen Isistempel. Der Zufall fügte es, daß kein andrer Besucher mir in den Weg kam; im berühmten Kiosk, in welchem sonst die Schaaren von Cook und Stangen geräuschvoll ihre Frühstückskörbe zu leeren pflegen, zwitscherten nur die Spatzen, und als der Aufseher verschwunden war, dessen Führung ich ablehnte, tauchte nur noch ein kleines Nubiermädchen auf, das mich anbettelte, aber auch dies geschah, ganz gegen die Gewohnheit, in so reizend bescheidner Art, daß ich, zum ersten Mal in Aegypten, meinen strengen „Antibettelgrundsätzen" untreu wurde und der Kleinen eine Gabe reichte; zum Dank nahm sie einen Akazienzweig, um mir damit die Fliegen zu verscheuchen, während ich die Reliefs studirte. Kurz es war das reine Idyll, und obwohl weder der Isistempel, noch der in zahllosen Photographien verbreitete Kiosk an sich betrachtet etwas Besonderes zeigen, was über das bisher Gesehene hinausginge, ist doch der ganze, auf die kleine Insel zusammengedrängte Complex von Tempeln und Säulengängen von lieblichster Gesammtwirkung und feinster Stimmung. Die Erhaltung des Isistempels, der erst unter den Ptolemäern errichtet wurde, ist eine ausgezeichnete; man hat fast gar nicht den Eindruck des Baufälligen, in den Pylonen kann man durch Zimmer und Treppen bis auf das Dach gelangen und dort einen entzückenden Ueberblick über das Inselchen und die dicht benachbarte, etwas größere Insel Bige gewinnen; im Säulensaal haben die phantastischen Säulencapitäle ihre reiche, vorwiegend grüne Bemalung vortrefflich conservirt, und die blau gemalten Rippen der hellgrünen Blattzweige an jenen Capitälen könnten beinahe als hypermodern gelten.

Nur ungern und zögernd nahm ich Abschied von der schönen Isisinsel, aber die für Aegypten bestimmte Zeit war abgelaufen, sodaß ich mich sogar entschließen mußte, die 26stündige Bahnfahrt von Assuan nach Kairo ohne Unterbrechung über mich ergehen zu lassen; obwohl ich bei der Ankunft im gastlichen Bavariahotel beträchtliche Mühe aufwenden mußte, um die dicke Staubschicht, die bei einer solchen Fahrt sich ablagert, abzuschütteln und abzuseifen, war ich doch bald wieder frisch und für neue Bilder aufnahmefähig. Noch ein Abschiedsblick von der Citadelle herab auf das Häusermeer von Kairo und auf die im Abendschimmer aufleuchtenden Pyramiden, noch ein paar Stunden bei den für die Spätzeit so wichtigen Alterthümern von Alexandria, dann stand ich auf dem Verdeck des kleinen ägyptischen Postschiffes, welches mich über Athen nach Smyrna bringen sollte, und nahm Abschied vom heißen Pharaonenlande, das sich noch einmal im hellsten Glanze der Nachmittagssonne so stolz und blendend wie nur möglich präsentirte; noch lange blitzten die weißen Mauern des viceköniglichen Palastes über die blauen Wellen zu uns herüber, während wir in großem Bogen den Hafenausgang gewannen, und nichts ließ mich Wetterunkundigen ahnen, wie übel diese schönen Wellen uns bald mitspielen würden, wie bald sich ihr schönes Blau in trostloses

Grau verwandeln sollte. Sobald wir im offenen Meer waren, ging der Tanz los, und ich war nur froh, daß meine beiden Cabinengefährten, ein jovialer älterer Grieche und ein junger armenischer Arzt, völlig seefest waren; sie schliefen selbst in der dritten Nacht, die am schlimmsten war, süß und selig und fuhren nur einmal schimpfend in die Höhe, als eine Welle das ungenügend verschlossene Fensterchen ausdrückte und sie beide gehörig einweichte, während ich, auf der andern Seite liegend, glimpflich davon kam. Im Uebrigen unterschied sich unser ägyptisches Schiff nicht wesentlich von den italienischen, nur die Verpflegung war noch schlechter: griechische Küche! Am Abend des zweiten Tages fuhren wir östlich von Kreta vorüber, dessen schöne Berglinien leidlich beleuchtet waren, aber als wir am folgenden Morgen Piräus erreichten, ging ein unfreundlicher Sprühregen nieder, welcher Athen so farblos wie möglich erscheinen ließ. Nach kurzer Rast ging die Fahrt weiter, und nachdem in der folgenden Nacht sich das Wetter gründlich ausgetobt hatte, sahen wir wenigstens den Golf von Smyrna in schöner Morgenbeleuchtung. Welch ein Contrast mit Aegypten! Dort Alles gelb und kahl, mit stumpfen, oft reizlosen Farbentönen, hier Alles in frühlingsfrischem Grün, selbst die mächtigen Höhenzüge, die den unabsehbaren Golf umstehen, sind, wenn auch unbewaldet, so doch mit dem leuchtenden Grün der jungen Vegetation geschmückt. Dazu warf die gerade hinter Smyrna emporsteigende Sonne ihre rosigen Strahlen auf das weite Häusermeer und die schneebedeckten Gipfel der benachbarten Höhen, so daß man gar bald die ausgestandene Durchschüttelung vergaß und mit frischem Humor der als unleidlich verschrienen türkischen Zollvisitation entgegenging.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Die Pflichten des Waisenraths nach dem bürgerlichen Gesetzbuche und dem Reichsgesetze über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Ein praktischer Leitfaden für Waisenräthe und Verwaltungsbeamte bearbeitet von F. Baum, Amtsgerichtsrath. V. vermehrte und verbesserte Auflage. (34 S., Pr. 60 ₰.) — Der Vormund, Gegenvormund, Pfleger und Familienrath nach dem bürgerlichen Gesetzbuche, dem Reichsgesetze ꝛc. Ein praktischer Leitfaden von F. Baum, Amtsgerichtsrath. (58 S., Pr. 50 ₰.) Berlin, J. J. Heine's Verlag. (Beide Werke in Partien billiger.) — Die im Titel erwähnten Reichsgesetze schaffen im Vormundschaftsrechte wie im Verfahren tiefgreifende Aenderungen; vornehmlich der Gemeindewaisenrath ist in Sachsen und anderwärts eine neue Einrichtung, an die sich die Betheiligten erst gewöhnen müssen. Sind nun zwar beide Schriften zunächst für die preußischen Staaten berechnet, so tritt dies bei der ersteren wenig hervor, so daß sie auch anderwärts eine willkommene Hilfe sein wird, die sich durch gemein verständliche Darlegung der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen empfiehlt. Zu bemerken ist nur, daß der Fall unter 2 S. 11 auch dann eintritt, wenn die Eltern die Nichtigkeit der Ehe nicht gekannt haben, ferner daß S. 11 und 14 der §. 1779 B. G.-B. nicht genügend berücksichtigt ist. Auch die zweite Schrift giebt das im deutschen Rechte allgemein Geltende an und bezeichnet das nur in Preußen Geltende genügend; leider sind hier mehrfach falsche Gesetzesstellen angeführt, die irre führen, so z. B. S. 8 vorl. Abs. § 1831 statt 1800 obd. 1632 B. G.-B. und am Schlusse § 1832 statt 1800 obd. 1633 B. G.-B., ferner S. 29 § 1640 statt 1802 B. G.-B. S. 21 ist bei der Ausschließung der Vertretungsmacht des Vormunds (nicht des Mündels) § 181 B. G.-B. unbeachtet geblieben. S. 22 ist vom Drucker die Ausführung über die Beendigung der Vormundschaft vom Vorhergehenden nicht genügend abgehoben worden. S. 23, 24 ist nicht genügend geschieden, wo es einer Entlassung des Vormunds bedarf und wo nicht; B 2 wird auch zu A gehören. Die Besprechung der befreiten Vormundschaft S. 28 ist an einer unrichtigen Stelle eingefügt. S. 29 zu D ist zu bemerken, daß, wenn ein Vater die elterliche Gewalt verwirkt hat und die Ehe aber noch besteht, ebenfalls ein Vormund zu bestellen ist. S. 33 war bei den Vermögensübersichten die Ausnahme des § 1854 Abs. 2 B. G.-B. hervorzuheben. Zu S. 43 ist zu bemerken, daß beim Pfleger keine gesetzliche Berufung stattfindet, zu S. 46, daß die Einsetzung eines Familienraths bei Vormundschaft über Volljährige nur in beschränkter Weise (§ 1905) angeordnet werden kann. Sind solche gemeinverständliche kurze und billige Belehrungen für große Kreise von erheblichem Werthe, um die richtige Anwendung und Ausführung der Gesetze auch dem Nichtjuristen zu ermöglichen, so sollen die vorstehenden Bemerkungen nur dazu beitragen, künftige Auflagen zu verbessern und den jetzigen Besitzern der Schriften Gelegenheit zur Berichtigung und Ergänzung zu bieten. Da bei der Billigkeit der Schriften weite Verbreitung stattfinden wird, mag es angängig sein, ausführlicher berichtet zu haben. K—d.

— Praktisches Lehrbuch der altfranzösischen Sprache. Mit Bruchstücken altfranzösischer Texte, Anmerkungen dazu und einem Glossar. Von Dr. Ronnenmacher. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben's Verlag. — Die Verfasser will Denjenigen, die sich mit der altfranzösischen Sprache bekannt machen wollen, eine entsprechende grammatische Einführung bieten, und er bringt auch das Wichtigste aus der Laut- und Flexionslehre, Formenlehre und Syntax, ohne jedoch auf neue Erklärungen sprachlicher Erscheinungen einzugehen. Hinsichtlich der literarhistorischen Seite kann man sich mit der Wahl des Stoffes ganz einverstanden erklären. Nur mußte bei den Auszügen aus dem Rolandslied, dem Löwenritter und Alexius für das Fehlende die erforderliche Inhaltsangabe gegeben werden. W—k.

— Grieben's Reisebücher, Band 79. Die Riviera, Praktisches Reisehandbuch mit Karten, Plänen und Abbildungen. 5. Aufl. Berlin 1899. Verlag von Albert Goldschmidt. Preis 4 ℳ. — In der Reihe der Grieben'schen Reiseführer nimmt der vorliegende Band, die gesammte Riviera von Cannes bis Pisa umfassend, eine hervorragende Stelle ein durch den vortrefflich geschriebenen Text, welcher durch zahlreiche sehr klar und übersichtlich gezeichnete Karten und schöne Photographien noch gehoben wird, und es wäre nur zu wünschen, daß sämmtliche Führer des rührigen Verlags in dieser Beziehung auf der gleichen hohen Stufe stünden. Ueber Einzelheiten kann man ja manchmal anderer Ansicht sein, so scheint mir der Verf. Sestri Levante gegenüber Spezia etwas einseitig zu bevorzugen, dessen Porto venere, einer der besuchenswerthesten Punkte in der gesammten Riviera di Levante, etwas stiefmütterlich behandelt wird. Bemerkt muß übrigens noch werden, daß der Zuschlag für italienische Schnellzüge jetzt nicht 5—10%, sondern 20% des gewöhnlichen Fahrpreises beträgt, eine vorzüglich die Fremden hart treffende Maßregel, welche sich aus der bedrängten finanziellen Lage des Landes erklärt. Dr. H.

— Chic Parisien. Monatlich erscheinendes Modejournal mit jährlich 400 Mustern. Verlag in Wien I., Marc Aurelstraße. Preis eines Heftes 2½ ℳ, eines Jahrgangs 25 ℳ. — Das Journal besitzt den Ehrgeiz, die Führung der Mode zu übernehmen, indem es den Chic und die Eleganz der Pariser Dame von Welt mit dem Geschmack und der graziösen Anmuth der Wienerin zu vereinigen trachtet und diesen Zweck mit der Wiedergabe der neuesten Pariser und Wiener Modelle auf colorirten Salontableaux und Schwarzdruckplatten verfolgt. Der Texttheil von bescheidenem Umfang, in französischer, englischer, russischer, zuletzt auch in deutscher Sprache verfaßt, bringt in jeder Nummer einen flott geschriebenen Leiter und eine ins Detail gehende Erläuterung der vielen und vielerlei Toiletten auf den colorirten und nicht colorirten Tafeln, der Tag- und Abendblousen, Matinées, Tunique- und Prinzeßroben, der Haus- und der englischen Schneiderkleider ꝛc., sowie ihrer Stoffe, Façons, Farben und verschiedenen Zuthaten. Unter letzteren spielen Spitzen aller Art eine erste Rolle und erklären den allgemein lebhaften Geschäftsgang in der Spitzenindustrie. Die Tableaux, von ersten Pariser und Wiener Künstlern entworfen, sind prächtig anzuschauen und geben ein verführerisches Vollbild vom jeweiligen Stand der höchsten Mode. Auch die Schwarzdruckplatten sind, dem für unsere deutschen Begriffe freilich etwas hoch angelegten Abonnementspreis entsprechend, großartig ausgeführt. Doch könnte es einigen der Damen und Bilder nicht schaden, wenn ihre Gesichter um eine Kleinigkeit geistreicher dreinschauen möchten. Denn wie das Kleid die Frau, so ziert auch die Physiognomie der Frau das Kleid und macht es zweimal chic, elegant und reizvoll. Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 129. Sonnabend, den 4. November, Abends. 1899.

Die Entwickelung des sächsischen Volksschulwesens in den letzten 25 Jahren.

Von Schulrath Dr. Kühn.

I.

Die Entwickelung unsers vaterländischen Volksschulwesens ist in dem zur Rüste gehenden Jahrhundert durch zwei große Gesetze bestimmt worden. Bei dem Zustandekommen beider Gesetze ist der König Johann hervorragend betheiligt gewesen. Als das Gesetz vom 6. Juni 1835 der Ständeversammlung im Entwurf zur Berathung vorlag, war er als Prinz Referent in der 1. Kammer. Mit großer Sachkenntniß entledigte er sich seiner Aufgabe. Insbesondere trat er für die enge Verbindung von Kirche und Schule ein. Durch lang dauernde Verhandlungen war die Kammer ermüdet, und der Präsident wollte die Sitzung abbrechen. Da flüsterte ihm der Prinz zu: „Ich gehe nicht eher von der Rednerbühne, als bis die Berathung beendigt ist.“ Dem Willen des Prinzen wurde entsprochen, und der Entwurf, der sonst für den nächsten Landtag zurückgelegt worden wäre, wurde angenommen und erlangte Gesetzeskraft. Obwohl manche Bestimmung des für jene Zeit vortrefflichen Gesetzes nicht zur vollen Durchführung kam, so gewährte es doch eine feste Basis für eine gedeihliche Entwickelung, und die sächsische Volksschule erlebte in den folgenden Jahrzehnten ihre erste Blüthe. Nachdem aber das Deutsche Reich wiedererstanden war und auf allen Gebieten des geistigen und wirthschaftlichen Lebens tief greifende Veränderungen sich vollzogen, konnte dies Gesetz nicht mehr genügen. Die Regierung wurde daher von den Kammern ersucht, den Entwurf eines neuen Schulgesetzes vorzulegen. Wieder war es König Johann, der sich angelegentlich dafür verwendete, daß der von dem Wechsel der Zeiten unabhängige gute Kern des alten Gesetzes, der confessionelle Charakter der Volksschule erhalten blieb. Dagegen wurde die fachmännische Schulaufsicht eingeführt, den Schulgemeinden wurden größere Befugnisse eingeräumt, das Schulziel ward erhöht, die Schulpflicht erweitert und der Lehrer erhielt als Sachverständiger Sitz und Stimme im Schulvorstande. Nach heißen parlamentarischen Kämpfen nahm die 1. Kammer den Regierungsentwurf an, die 2. Kammer lehnte ihn mit Majorität ab. Das Vereinigungsverfahren scheiterte, und schon schien das Schicksal des Entwurfs besiegelt. Da entschloß sich der König, das Gesetz dennoch zu vollziehen. Die Verfassungsurkunde gab ihm dazu das Recht, denn nach §. 92 ist zur Verwerfung eines Gesetzes mindestens eine Zweidrittelmajorität erforderlich, die im vorliegenden Falle nicht erreicht war. Der König vollzog das Gesetz, weil sonst die gleichzeitig beschlossenen Verwaltungsgesetze, die Revidirte Städteordnung, die Städteordnung für die mittleren und kleineren Städte und die Revidirte Landgemeindeordnung nicht ausführbar waren. Er vollzog das Gesetz, weil er der festen Ueberzeugung war, daß es dem Lande zum Segen gereichen werde. Als ein großes Vermächtniß hat er es seinem erlauchten Sohne hinterlassen, und unter der glorreichen Regierung unsers Königs Albert ist es zur Durchführung gebracht worden. Das Gesetz wurde am 26. April 1873 veröffentlicht, am 25. August 1874 erschien die Ausführungsverordnung. Nachdem die erforderlichen Vorbereitungen getroffen waren, trat das Gesetz am 15. October 1874 in Kraft. An der Spitze des Cultusministeriums stand der um Sachsens Schulwesen hochverdiente Hr. Staatsminister Dr. v. Gerber. Ihm folgte im Jahre 1892 Hr. Staatsminister Dr. v. Seydewitz, der das begonnene Werk in gleichem Geiste weiterführt. Referent für das Volksschulwesen im Ministerium ist seit nunmehr 25 Jahren der mit den Bedürfnissen der Volksschule genau vertraute Hr. Geheim-Rath Kockel. Nachdem die neu ernannten 26 Bezirksschulinspectoren am 12. October 1874 in Pflicht genommen worden, begannen sie ihre Thätigkeit. Der Anfang war nicht leicht. Aus dem engen Kreise der Schule kommend, hatten sie nunmehr die Function von Verwaltungsbeamten in ausgedehnten Gebieten zu übernehmen; doch wurden sie unterstützt von den Coinspectionen, die mit den örtlichen Verhältnissen bekannt waren und dem Gesetze Nachdruck verliehen. Zunächst war durch Ortsstatut die Zusammensetzung der Schulvorstände zu regeln. Dabei ergaben sich viele Mißverständnisse, die aufzuklären und Meinungsverschiedenheiten, die zum Theil der obersten Schulbehörde zur Entscheidung vorzutragen waren. Aehnlich erging es bei der Aufstellung der Localschulordnungen. Besondere Schwierigkeiten hatten die Inspectoren bei ihrem persönlichen Wirken zu überwinden. Wenn sie auf Beschaffung der durch das Gesetz gebotenen Einrichtungen drangen oder die mit Kosten verbundene Beseitigung offenbarer Uebelstände verlangten, so begegneten sie oft hartnäckigem Widerspruch. Man berief sich dabei auf das Herkommen, bei dem man sich angeblich ganz wohl befunden. Ungünstig wirkte der Umstand, daß die Gemeindecassen gleichzeitig durch größere Verwaltungskosten, durch die Einführung der Standesämter und durch die Ablösung der Accidentien und Stolgebühren der Geistlichen und Kirchendiener sehr in Anspruch genommen wurden. Daher bildete sich gegen die Bezirksschulinspectoren, die nun auch ihrerseits Forderungen stellten, in manchen Kreisen eine gewisse Mißstimmung. Nach und nach ist das aber besser geworden. Man sah schließlich doch ein, daß nur das verlangt wurde, was das Gesetz vorschrieb. Dazu hat langsameres Vorgehen und billige Rücksichtnahme auf die Leistungsfähigkeit der Gemeinden zur Befestigung guter Beziehungen zwischen den Aufsichtsbehörden und Schulgemeinden beigetragen; auch wurden die wachsenden Schullasten durch namhafte Staatsunterstützungen erleichtert. Obwohl die Schule die ihrer Bedeutung entsprechende Selbständigkeit erhalten hatte, so blieben doch Kirche und Schule innerlich verbunden. Die Geistlichen haben sich daher mit den neuen Verhältnissen mehr und mehr ausgesöhnt und die Schule gefördert. Von Bedeutung für die einheitliche Entwickelung unsers vielgestaltigen Volksschulwesens sind die amtlichen Jahresconferenzen der Bezirksschulinspectoren am Sitze des Cultusministeriums gewesen. Nicht minder förderlich waren die Inspectionsreisen, welche die Herren Cultusminister in verschiedenen Bezirken des Landes unternahmen.

Beim Rückblick auf das vergangene Vierteljahrhundert gedenken wir zunächst der äußern Entwickelung unsers Schulwesens. Sehr beeinflußt wurde sie durch das rapide Anwachsen der Bevölkerung und die damit zusammenhängende Vermehrung der Schulkinderzahl. Nach den statistischen Erhebungen der obersten Schulbehörde im Jahre 1884, deren Ergebnisse in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung*) publicirt worden sind, betrug die Schülerzahl im Jahre 1874 nur 439 619, im Jahre 1897 war sie bis auf 668 954 gestiegen und hat seitdem eine weitere Zunahme erfahren. Zwar ist sie in einigen abseits vom großen Verkehr liegenden Orten zurückgegangen, so z. B. in Wildenfels um 24%; an andern Orten ist sie dagegen um so bedeutender gewesen, namentlich in den großen Städten und ihren Vororten, wo eine Verdoppelung, ja Vervielfachung stattgefunden hat. Hieraus erklärt sich die erhebliche Vermehrung der Schulen. Ihre Zahl wuchs in unserm Zeitraum von 2082

*) Jahrgang 1884, Nr. 84—88. Das Volksschulwesen im Königreich Sachsen in den Jahren 1874 und 1884

auf 2257. Wir haben also gegenwärtig 175 Schulen, das sind 8,1% mehr als 1874. Eine Verminderung hat im Bezirk *Leipzig* II infolge der Einverleibung der Vororte in die Stadt Leipzig stattgefunden, ebenso im Bezirk *Annaberg* infolge des Bestrebens, das Schulwesen größerer Orte zu centralisiren. — Auch im Bestande der *Schulgemeinden* sind Veränderungen eingetreten. Die Bedeutung der Schule als eines geistigen Mittelpunktes für die Gemeinde, sowie die Abkürzung des Schulweges veranlaßte kleinere politische Gemeinden, die zu einem Schulverbande gehörten, eine eigene Schule zu gründen. Daher fanden verschiedene Ausschulungen statt. Erwägt man, daß hierzu die oberbehördliche Genehmigung nur dann zu erlangen war, wenn die Leistungsfähigkeit der betreffenden Gemeinden und die Zweckmäßigkeit der ganzen Maßregel nachgewiesen war, so wird man in der *Vermehrung der Schulorte* eine Förderung unsers Schulwesens zu erblicken haben. Im Jahre 1874 gab es in Sachsen 1848 Schulorte, gegenwärtig beträgt die Zahl 1916. Mit dem Wachsthum der Schülerzahl und der Hebung des Schulwesens hängen die zahlreichen *Schulneubauten* zusammen, die in den letzten 25 Jahren ausgeführt worden sind. Durch die Verordnung vom 3. April 1873 erhielten die Aufsichtsbehörden eine werthvolle Grundlage für die Verhandlungen mit den Schulvorständen und für die unter Zuziehung der medicinal- und baupolizeilichen Sachverständigen vorzunehmende Prüfung der Baupläne. Während manche Gemeinden der Inspection bereitwillig entgegenkamen, waren anderwärts Hindernisse zu überwinden, die die Erreichung des Zieles zuweilen in weite Ferne rückten. Wenn aber endlich der Bau als Zierde des Ortes vollendet dastand und die Jugend ihren Einzug hielt, dann war in der Regel die Freude allgemein, und manch widerstrebendes Gemüth zeigte sich der Belehrung zugänglich, daß das Capital, welches hier angelegt worden, reiche Zinsen bringt, die sich zwar nicht ziffernmäßig berechnen lassen, die sich aber zeigen in dem Segen, der von einem wohlorganisirten Schulwesen in der Gemeinde ausgeht. Seit 1874 sind 1270 Neubauten und 553 An- und Umbauten ausgeführt worden; 80 Neubauten und 32 Anbauten sind noch im Gange. Die Zahl sämmtlicher Schulgebäude beträgt gegenwärtig 2378. Die Bauthätigkeit wird voraussichtlich auch in Zukunft nicht zum Stillstand kommen, weil ein Stillstand im Wachsthum der Bevölkerung nicht zu erwarten ist.

Auch die *innere Organisation* unserer Volksschulen hat eine wesentliche Vervollkommnung erfahren. Das Gesetz unterscheidet *einfache*, *mittlere* und *höhere* Volksschulen, gestattet aber zugleich, daß durch Aufsetzen von Selectenclassen die einfachen in mittlere und die mittleren in höhere verwandelt werden. Daher hat sich eine große Mannigfaltigkeit in unserm Schulwesen entwickelt, denn zahlreich sind die Uebergänge von der einen zur andern Schulgattung. Für die Hebung ihrer Schulen besorgt, haben viele Gemeinden die wöchentliche Lehrstundenzahl vermehrt. Unter den 1993 einfachen Volksschulen des Landes befinden sich infolgedessen viele, die sich in ihrer Organisation der mittleren Volksschule nähern. Die Zahl der mittleren Volksschulen ist von 117 im Jahre 1884 auf 245 gestiegen, hat sich also verdoppelt. Achtstufige Volksschulen mit fremdsprachlichem Unterricht sind zwar in unserm Gesetze nicht vorgesehen; da sie aber bei Einführung desselben bestanden, so sind sie geblieben und im Laufe der Jahre vermehrt worden, weil sie offenbar einem Bedürfniß entgegenkamen. Gegenwärtig giebt es 90 mittlere Volksschulen mit fremdsprachlichem Unterricht, die hier und da den Namen höhere Volksschulen tragen, es aber thatsächlich nicht sind. Denn für die höheren Volksschulen fordert das Gesetz die Annahme eines 10jährigen Cursus. Solche Anstalten haben wir in Sachsen nur 3, während 16 Schulen mit 9jährigem Cursus als nicht vollentwickelte höhere Volksschulen anzusehen sind. Wenn sonach diese Anstalten nur eine geringe Entwickelung erfahren haben, so liegt der Grund darin, daß in den siebenziger Jahren die *Realschulen* erheblich vermehrt worden sind. Mit ihnen konnten die höheren Volksschulen nicht concurriren, denn die Realschulen haben nach reichsgesetzlicher Bestimmung die Berechtigung zur Ausstellung von Zeugnissen für den einjährig-freiwilligen Militärdienst. Sie sind die Vorbereitungsanstalten für die höheren praktischen Berufe geworden und scheiden als Mittelschulen einerseits aus den Volksschulen, andererseits aus den Gelehrtenschulen aus. Erfreulich ist es, daß unsere Volksschulen in den ersten 3—4 Schuljahren den Unterbau für alle Gymnasien und Realschulen gewähren, daß also die Idee der *allgemeinen Volksschule*, wenn auch nicht die Idee der Einheitsschule, in Sachsen nahezu verwirklicht ist. Aus dem Aufblühen unsers öffentlichen Volksschulwesens erklärt sich der Rückgang der *Privatschulen*. 1874 bestanden in Sachsen 103, gegenwärtig sind es nur noch 60, und die Schülerzahl ist von 8232 auf 4815 gesunken.

Die Erreichung des Bildungszieles einer Schule wird wesentlich bedingt durch die *Classenfrequenz*. Der Lehrer soll jedem Kinde persönlich näher treten und es in seiner Eigenart kennen lernen, um auch die Schwachen ihren Kräften entsprechend zu fördern. In überfüllten Classen ist das nicht möglich. Die sorgfältigste Vorbereitung, die beste methodische Durcharbeitung des Stoffes hilft über die Schwierigkeiten nicht hinweg, die sich noch häufen, wenn sich mehrere Jahrgänge in derselben Classe befinden. — Wie stand es damit 1874? Die Ausführungsverordnung vom 9. Juni 1835 hatte bestimmt: Ein Lehrer kann in seinem Unterrichte, wenn dieser seinen Zweck vollständig erreichen soll, nicht mehr als 50—60 Kinder haben, also in 2 Classen höchstens 120 Kinder versorgen. Nachdem das Gesetz 39 Jahre lang in Geltung gewesen, bestanden in Sachsen noch 746 Schulen, in welchen auf 1 Lehrer mehr als 120 Schüler kamen. In den Inspectionsbezirken Dresden II und Chemnitz II kamen auf 1 Lehrer sogar im Durchschnitt 130 Kinder. Viele Lehrer hatten je 150, 180 und noch mehr Kinder zu unterrichten; hier und da wurde sogar die 200 überstiegen. Es liegt auf der Hand, daß unter solchen Verhältnissen bei Erlaß des neuen Schulgesetzes an eine Abminderung der Maximalzahl in der einfachen Volksschule nicht gedacht werden konnte. Die Motive betonen aber ausdrücklich, daß es Sache der Aufsichtsbehörden sein werde, auf Theilung der Classen und Erleichterung der Lehrer hinzuwirken. In der That hat sich denn auch ein wesentlicher Fortschritt vollzogen. Die Zahl der Schulen, in welchen auf 1 Lehrer mehr als 120 Kinder kommen, ist von 746 auf 148 gesunken. Im Jahre 1874 gab es noch 374 dreiclassige Schulen mit 1 Lehrer, jetzt sind es nur noch 97; auch hat sich die Zahl der fünfclassigen Schulen mit 2 Lehrern von 101 auf 40 vermindert. Der Gesammtdurchschnitt der von 1 Lehrer zu unterrichtenden Kinder ist von 95 auf 65 im Jahre 1897 gefallen, in Dresden beträgt er gegenwärtig nur 43, in Leipzig 42,4. Inwieweit die Erreichung des Bildungszieles einer Schule abhängig ist von der *Classengliederung*, das ist eine viel umstrittene Frage. Es sei nur an Dörpfeld erinnert, der seinerzeit die 1- und 2classige Volksschule als Normalschule bezeichnete und in einem späteren Gutachten die 4classige gegen die 8classige in Schutz nahm. Gegenwärtig einigt man sich mehr und mehr in der Ueberzeugung, daß zwar auch unsere 2classige Schule Tüchtiges leisten kann, daß aber unter sonst gleichen Verhältnissen die weitergehende Gliederung den Vorzug verdient, und daß die 8stufige Volksschule, welche jedem Schuljahre 1 Classe zuweist, als die beste Organisation zu gelten hat, wenn der Lehrplan so eingerichtet ist, daß die letzte Stufe in der Hauptsache der Wiederholung und Befestigung nach neuen Gesichtspunkten gewidmet ist und wenn durch theilweise Durchführung der Classen dafür gesorgt wird, daß die Kinder längere Zeit in einer Lehrerhand bleiben. Ist dem so, dann haben wir auch bezüglich der Classengliederung einen Fortschritt zu verzeichnen. Denn die Zahl der 2classigen Schulen ist von 1046 auf 800 gesunken, die der 4classigen von 290 auf 524 und die der mehrclassigen von 372 auf 827 gestiegen. Dazu sind zahlreiche 6classige Schulen in 7- und 8classige verwandelt worden. — Die bedeutende Vermehrung der Schulkinderzahl, die Beschränkung der Classenfrequenz und die Vervollkommnung der inneren Organisation forderte naturgemäß eine erhebliche *Vermehrung der Lehrkräfte*. Im Jahre 1874 waren nur 4820 Lehrerstellen vorhanden, gegenwärtig beträgt ihre Zahl 10598, sie hat sich also mehr als verdoppelt. Die Zahl der Schuldirectoren aber ist von 139 auf 354 gestiegen. Von besonderem Interesse ist das Verhältniß der ständigen zu den Hilfslehrerstellen. Nach §. 63 der Ausführungsverordnung soll in der Regel auf 6 ständige Lehrer nicht mehr als 1 Hilfslehrer angestellt werden. Die Bestimmung ist sehr werthvoll, denn sie sichert eine größere Stabilität der Lehrkräfte, eine größere Ruhe der inneren Entwickelung; auch gewährt sie den wahlfähigen Lehrern die Möglichkeit, eher ein ständiges Amt zu erlangen. 1874 war das Verhältniß sehr günstig. Damals gab es 621 Hilfslehrer- und 4199 ständige Stellen. Sie verhielten sich also wie 1 : 6,4. Gegenwärtig bestehen 1877 Hilfslehrer- und

8721 ständige Stellen, die sich wie 1 : 4,6 verhalten. Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß es bei den häufigen Veränderungen der Schülerbestände nicht immer leicht ist, festzustellen, ob eine Lehrerstelle als bleibend nothwendig zu erachten ist, daß es zur Zeit des Lehrermangels an geeigneten Bewerbern fehlte und manche Gemeinden im Hinblick auf die wachsenden Schullasten sparen wollten. Die Aufsichtsbehörden haben, soweit dies ohne Härten geschehen konnte, auf Besserung dieses Verhältnisses hingewirkt. In den Bezirken Annaberg und Bautzen ist das Verhältniß 1 : 6 nahezu erreicht, im Bezirk Zittau ist es erreicht, im Bezirk Zwickau ist es 1 : 7, in Leipzig 1 : 8,1.

Unter der Einwirkung des neuen Schulgesetzes hat sich die sociale Stellung und das Bildungsniveau des *Lehrerstandes* und damit zugleich sein erzieherischer Einfluß gehoben. Zwar gab es auch unter den Lehrern der alten Schule tüchtige Männer, die als charaktervolle Persönlichkeiten ihres Amtes erfolgreich warteten, aber die großen Fortschritte der Zeit ließen eine gründlichere Vorbildung für den Lehrerberuf als eine Nothwendigkeit erscheinen. Die Universität ward ausgezeichneten Volksschullehrern geöffnet. Dem Vorgange der Seminare zu Plauen und Dresden, wo höhere Ziele erstrebt wurden, folgten die übrigen Seminare des Landes. Durch das Gesetz vom 22. August 1876 und die dazu gehörige Ausführungsverordnung fand die Reorganisation derselben ihren Abschluß. Was ihre Leistungen anlangt, so konnte ihnen kein schöneres Zeugniß gegeben werden, als die bekannte Erklärung des Herrn Staatsministers Dr. v. Seydewitz in der 2. Kammer. Die Berufung praktisch bewährter Schulmänner an die Seminarübungsschulen ist in Lehrerkreisen mit Freude begrüßt worden. Die bisherige Geschichte der Seminare bürgt für eine gedeihliche Weiterentwickelung. Zur wissenschaftlichen und praktischen Fortbildung der Lehrer haben die amtlichen Conferenzen sowie die freien Lehrervereinigungen werthvolle Anregungen gegeben. — Die *Gehaltsverhältnisse* der Lehrer haben sich günstiger gestaltet, denn die von Zeit zu Zeit an die Regierung und die Stände des Landes gelangten Petitionen um Gehaltserhöhung haben wohlwollende Aufnahme und auch, soweit es die finanzielle Lage gestattete, Berücksichtigung gefunden.*)

Günstig haben die strengeren Vorschriften des neuen Schulgesetzes über die *Durchführung der Schulpflicht* gewirkt. Die ungerechtfertigten Versäumnisse, die auf Mißachtung der Schule von Seiten des Elternhauses oder auf Verwahrlosung der Kinder zurückzuführen sind, haben sich von Jahr zu Jahr vermindert. Im Schuljahre 1874/75 entfielen auf 1 Kind durchschnittlich 3,1 Tage, 10 Jahre später nur noch 0,7 Tage. Seit dieser Zeit ist ein weiterer Rückgang zu verzeichnen. Im letzten Schuljahr betrug der Durchschnitt in vielen Bezirken nur 0,1 und weniger, in einigen Bezirken nur 0,06, 0,03 und 0,02 Tag. Hierzu ist noch zu bemerken, daß nicht nur die Zahl der ungerechtfertigten Versäumnisse, sondern auch die Zahl der liederlichen Schulbesucher abgenommen hat. Wie ernst es das Gesetz mit der Bildung jeden einzelnen Kindes nimmt, ergiebt sich aus der Bestimmung, daß solche Kinder, die nach Ablauf des 8. Schuljahres das Ziel der einfachen Volksschule nicht erreicht, die Schule *noch ein 9. Jahr* zu besuchen haben. Ist auch von dieser Maßregel öfters abgesehen worden, wenn sich erwarten ließ, daß der weitere Schulbesuch wegen mangelnder Begabung des Kindes erfolglos sein würde, so ist es doch heilsam gewesen, einmal ein Exempel zu statuiren, wenn Trägheit und ungerechtfertigte Versäumnisse das Zurückbleiben eines Kindes verschulden; auch haben sich viele Eltern schon durch den rechtzeitigen Hinweis auf das Gesetz bestimmen lassen, ihre Kinder in bessere Zucht zu nehmen und die Schule nachdrücklicher zu unterstützen. Mit Recht hat das neue Schulgesetz verschärfte Bestimmungen über die *vorzeitige Schulentlassung* eingeführt. Einsichtsvolle Eltern lassen sich auch leicht davon überzeugen, daß das 8. Schuljahr von besonderem Werthe ist und daß das Kind in seinem Fortkommen geschädigt werden würde, wenn ihm der Abschluß der Volksschulbildung fehlte. Daher haben die Gesuche um vorzeitige Entlassung nach und nach erheblich abgenommen. Während für Ostern 1875 noch 2356 angebracht wurden, ist diese Zahl für Ostern 1899 bis auf 342 gesunken. 1875 fanden 1317 Genehmigung, 1899 nur noch 282. Berücksichtigt man, daß 1875 nur 56 %, 1899 dagegen 84 % genehmigt werden konnten, so folgt daraus, daß sich die leichtfertigen und unzureichend begründeten Gesuche am stärksten vermindert haben.

Wir wenden uns noch weiter zur *inneren Entwickelung* unseres Schulwesens. Die Aufgabe der Volksschule ist durch das neue Gesetz nicht verändert worden. Zu ihrer Lösung fordert es aber eine größere Betonung der Realkenntnisse, nimmt die Formenlehre, das Zeichnen und Turnen unter die obligatorischen Lehrgegenstände auf und verlangt, wo thunlich, die weiblichen Handarbeiten. Man hat dem Gesetze den Vorwurf gemacht, daß damit eine bunte Mannigfaltigkeit von Lehrgegenständen geschaffen worden sei, die auf Kinder zerstreuend wirken müsse. Dabei übersieht man aber, daß das Gesetz in § 4 der Religion, der deutschen Sprache, dem Lesen, Schreiben und Rechnen eine bevorzugte Stellung anweist, daß die einzelnen Disciplinen nach ihrer inneren Verwandtschaft mit einander in Verbindung zu setzen sind und daß das Turnen und die Nadelarbeiten aus der gesetzlichen Minimalstundenzahl ausscheiden. — Mit der weiter gehenden Gliederung der Stundentabelle erlangte der *Lehrplan* erhöhte Bedeutung. Im Jahre 1874 waren nur 429 Schulen im Besitze eines solchen. Es galt daher neue Pläne zu schaffen. Unter dem 5. November 1878 erschien der Lehrplan für die *einfachen Volksschulen* des Königreichs Sachsen, nachdem schon vorher der Lehrplan für den Religionsunterricht von der obersten Schulbehörde veröffentlicht worden war. Dieser Plan ist nicht blos das Ergebniß theoretischer Erörterungen, er ist aus der Praxis hervorgewachsen. An der idealen Grundlage festhaltend, die Pestalozzi der deutschen Volksschule gegeben, und Rücksicht nehmend auf die Bedürfnisse der Zeit, hat er sich bewährt als lebenskräftige Grundlage für die gedeihliche Entwickelung unserer sächsischen Volksschule. Seine Bestimmungen sind eng genug, um die Willkür auszuschließen, und weit genug, um den gesunden Fortschritt auf methodischem Gebiete zu ermöglichen und der Entfaltung der Lehrerpersönlichkeit freien Raum zu schaffen. Nach diesem Plane haben sich die einzelnen Inspectionsbezirke bei Bearbeitung ihrer besonderen Pläne gerichtet. Welch reiches Material dabei zu Tage gefördert worden ist, ergiebt sich aus den erläuternden Anmerkungen, mit welchen Herr Geheimer Rath Kockel den amtlichen Lehrplan herausgegeben. In ihren wiederholten, fortgesetzt erweiterten Auflagen liefern sie einen wesentlichen Beitrag zur innern Geschichte unserer Volksschule. Für die *mittlere und höhere Volksschule* hat die oberste Schulbehörde bisher keinen Lehrplan veröffentlicht. Durch die Bestimmung der Classenfrequenz im Gesetz und der Minimalstundenzahl in der Ausführungs-Verordnung war indeß der äußere Rahmen gegeben, in welchem sie sich entwickeln konnten. Ist auch das Bildungsziel für die mittlere Volksschule nach Inhalt und Umfang höher gestellt, als in der einfachen Volksschule, so findet doch kein wesentlicher Unterschied statt; daher konnten die mittleren Volksschulen ihre Pläne abgesehen vom fremdsprachlichen Unterricht auf dem Lehrplane für die einfachen Volksschulen aufbauen. Der Werth des fremdsprachlichen Unterrichts für die Volksschule ist vielfach bestritten und seine Beseitigung gewünscht worden. Wollte man dieser Strömung nachgeben, so würde man das Ansehen der Volksschule schädigen. Aufgabe der Methodik ist es vielmehr, Ziel und Weg dieses Unterrichts genauer zu bestimmen, um ihn fruchtbringender zu gestalten. Was die den einzelnen Fächern zugewiesene Lehrstundenzahl anlangt, so zeigen die Pläne der mittleren Volksschulen große Mannigfaltigkeit; persönliche Ansichten über den Bildungswerth der Fächer, mehr aber noch locale Bedürfnisse sind dabei bestimmend gewesen. Alle aber lassen das Bestreben erkennen, alle Glieder zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen und dadurch ihren Bildungswerth zu erhöhen.

---

*) In dankbarer Erinnerung bleibt es der Lehrerschaft, daß das erste Gesetz, mit welchem Herr Staatsminister Dr. v. Seydewitz vor den Landtag getreten, ein verbessertes Lehrergehaltsgesetz gewesen ist. Von der Angabe der gegenwärtigen Durchschnittsgehalte sehen wir ab, weil die dabei in Frage kommenden Verhältnisse zu verschieden sind. Das letzte Gehaltsgesetz, welches erst den 1. Januar 1900 in Kraft tritt, hat schon jetzt insofern günstig gewirkt, als zahlreiche Gemeinden bei der Neuregulirung ihrer Lehrergehalte über die gesetzlichen Minimalforderungen erheblich hinausgegangen sind. Für die Uebernahme der Alterszulagen auf die Staatscasse ist die Regierung bereits auf dem letzten Landtage eingetreten; die Durchführung dieser Maßregel würde für die Schule und ihre Lehrer gleich segensreich sein.

Bücherbesprechungen.

— Reminiscenses of the King of Roumania. Edited from the original with an introduction by Sidney Whitman, author of „Imperial Germany", „Teuton Studies" etc. etc. Copyright edition. (Collection of British Authors, Tauchnitz Edition, vol. 3383.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1899. II, 320 S. 8°. Preis: 1,60 ℳ — Vor der verlegerischen Thätigkeit des Barons Tauchnitz muß man Respect haben: hatte er schon im Falle der Bismarck'schen „Gedanken und Erinnerungen" Hrn. Kröner gezeigt, daß es ihm bei Aufnahme von Monumentalwerken in seinen Verlag durchaus nicht in erster Linie darauf ankomme, Millionen zu verdienen, so hat er heute eine zweite Lehre folgen lassen, indem er die Aufzeichnungen „Aus dem Leben König Karl's von Rumänien" in einer handlichen, mit einer Einleitung, einem Schlußwort und einem knappen Register ausgestatteten, einbändigen Ausgabe dem Englisch verstehenden Leser für 1,60 ℳ darbietet. Ich freue mich darüber, gerade in der L. Z. diese zweite, verbesserte Auflage der Denkwürdigkeiten „eines Augenzeugen" anzeigen zu dürfen, umsomehr als ohne Weiteres anzunehmen ist, daß in Sachsen für das ungemein fesselnde und überaus wichtige Memoirenwerk besonderes Interesse vorhanden ist oder geweckt werden kann, weil jener „Augenzeuge" der Vetter Ihrer Majestät unserer Königin Carola ist (Prinz Gustav Wasa und Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen haben 1830 und 1834 Luise und Josephine, zwei Schwestern aus dem großherzoglichen Hause Baden, geheirathet). Wer als guter Sachse unter den Hofnachrichten die königlichen Reise-Itinerare aufmerksam verfolgt hat, wird sich erinnern, bis über die Mitte der 80er Jahre hinaus oft auf den Namen Ragatz gestoßen zu sein: das ist aber auch ein Lieblingsferienaufenthalt des rumänischen Königspaares, mit dem sich dann unsere Majestäten im letzten Jahrzehnt des Oesteren in Sigmaringen selbst getroffen haben. Diese Beziehungen wollte ich bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen. — Die „Einführung" Whitman's, die der vorliegenden Ausgabe ihr Gepräge giebt, liest sich recht gut, obwohl sie noch sorgfältiger hätte disponirt werden können. Sie giebt einen Abriß vom Leben des Helden und plaudert sonst über Dies und Das. Diese anscheinend harmlosen Mittheilungen scheinen mir — was bei dem unser „kaiserliches Deutschland" ziemlich genau kennenden Editor nicht verwunderlich wäre — eine gewisse erzieherische Spitze zu haben. Die Angaben über Einzelheiten aus König Karl's Laufbahn sind durchweg von einer gerechten Bewunderung des hohen sittlichen Ernstes erfüllt, womit der in unserer demokratischen Zeit, die zwei Kaiserthrone hat fallen sehen, zur Gründung eines neuen Fürstenthrones gerufene Hohenzoller seine unverhältnißmäßig schwere Aufgabe (man erinnere sich an 1870, 77, 88!) erfaßt und durchgeführt hat; aber die Art, wie Whitman pointirt, wirkt auffallend. Oder sollte ich irgendwie voreingenommen sein? Der Leser möge entscheiden. Den besten Keim hätten, so schildert der Herausgeber, die Eltern durch eine vorzügliche Erziehung gelegt: „both his father and mother had earnestly striven to util into their children the difference between the oudward aspect and the true inwardness of things". Aus dieser Weltanschauung heraus habe König Karl niemals seine Einwilligung dazu gegeben, Majestätsbeleidigungen zu verfolgen: „the crime of lèx majesté is in permanent abeyance in Roumania". Diese hochherzige Gesinnung dehnt dieser Hohenzoller auch auf Preßunarten, die gegen Carmen Sylva verbrochen werden, aus; die Majestät steht eben „beyond their reach". Das war die eine Beobachtung, deren liebevolle Hervorhebung mich vielleicht noch nicht stutzig gemacht hätte, wäre ihr nicht eine zweite Stelle bald gefolgt. Whitman theilt als eine „in our talkative age" besonders erwähnenswerthe Aeußerung König Karl's den Ausspruch mit: „'t is not so much by what a prince does as by what he says that he makes enemies!" In sothanen (talkativen) Zeitläuften eine beherzigenswerthe Mahnung. Ht.

— Reise um die Welt. Fahrten und Abenteuer zu Land und zur See von Christian Beck. Mit 2 Illustrationen. Zehnte verbesserte Auflage. Dresden, Verlag von Wilhelm Reuter 1900. Preis geheftet 3 ℳ 50 ₰; in elegantem Leinenband 4 ℳ — Ein schlichter Mann aus dem Handwerkerstande ist der Verfasser des vorliegenden, bereits in 10. Auflage erschienenen Buches. Was in dem Werke geboten wird, ist nicht die Beschreibung einer zusammenhängenden Reise um die Erde, sondern die Schilderung eines achtjährigen wechselvollen Wanderlebens in fremden Welttheilen. Durchdrungen von Wissensdurst und beseelt von Wanderlust verließ der Verfasser als junger Schmiedegeselle im Jahre 1848 die deutsche Heimath, um in der Ferne sein Glück zu machen. In Amerika erging es ihm wie vielen Tausenden vor ihm und nach ihm, d. h. er fand keine bleibende Stätte und dauernde Beschäftigung in seinem Berufe, ward getäuscht und betrogen und mußte, um sein Leben zu fristen, in allen möglichen Sätteln reiten lernen. Er war nach einander Wagenbauer, Schwefelholzfabrikant, Plantagenarbeiter, Colonist in Texas, Eisenbahnarbeiter auf der Landenge von Panama und dann längere Zeit Schiffsschmied auf einem amerikanischen Walfischfänger. Auf diesem Schiffe machte er weite Reisen und erlebte zahlreiche Abenteuer. Krank und mittellos wurde er von seinem Capitän in Honolulu zurückgelassen, wo es ihm gelang, in seinem Berufe arbeitend, die Mittel zur Rückreise nach Amerika zu erringen. Von hier trieb ihn aber bald die Sehnsucht nach der Heimath und der Wunsch, seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, im Jahre 1856 nach Deutschland zurück. Dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden; noch heute lebt der Verfasser, dessen Wiege in Thüringen stand, hochbetagt und allgemein geachtet in Dresden, wo er bereits seine Lehrjahre verbracht hatte. Wenn nun auch seine Reiseberichte auf die heutige Zeit in mancher Hinsicht keine Anwendung finden können, da sich seit vier Jahrzehnten besonders in Amerika die Verhältnisse auf vielen Gebieten anders gestaltet haben, so haben doch seine Beobachtungen und Wahrnehmungen, die allenthalben einen klaren und unbefangenen Blick erkennen lassen, auch heute unverminderten Werth, und zwar um so mehr, als er meist in solchen Gegenden länger verweilt hat, die für uns Deutsche von besonderem Interesse sind. Seine Darstellung ist überall wahrheitsgetreu und fesselnd; er weiß Belehrung und Unterhaltung in der rechten Weise zu verbinden. Auch die eingehenden Schilderungen, wie z. B. die des Walfischfangs, wirken nicht ermüdend. Die Auswanderungsfrage beantwortet er in sehr verständiger und zeitgemäßer Weise und wird dadurch denen, die so wie einst er selbst in Amerika ihr Heil suchen wollen, ein zuverlässiger Rathgeber. So darf diesem Werke, das wir von der ersten bis zur letzten Seite mit Genuß und Befriedigung durchgelesen haben, ein hoher sittlicher Werth zugesprochen werden. Es sollte in keiner Volksbibliothek fehlen. Druck und Papier sind gut; einige Druckfehler, die sich z. B. auf S. 137, Zeile 8 von oben, S. 171, Zeile 12 von unten, S. 177, Zeile 13 von oben, S. 178, Zeile 4 von unten finden, werden in einer neuen Auflage hoffentlich beseitigt sein. C. R.

— Dr. jur. Umberto Pipia: L'Elettricità nel Diritto. Mailand, U. Hoepli 1900. — Daß die angewandte Elektricität zu juristischen Fragen und Controversen jeder Art Veranlassung geben kann, ist augenscheinlich, ebenso, daß es mit dem heutigen Recht sehr schwierig ist, dieselben zu lösen. Dr. U. Pipia von der juristischen Facultät der Universität in Genua hat es in dem vorliegenden Bande unternommen, besonders durch Darlegung der in Italien wie im Ausland stattgefundenen diesbezüglichen Prozesse ein großes Material in übersichtlicher Ordnung zur Codification dieses speciellen Theils des Rechtes zusammen zu tragen. Große Aufmerksamkeit verwendet der Autor auf alle Anwendungsarten der Elektricität, auf die diesbezügliche Gesetzgebung in den Culturländern, um schließlich an der Hand der Verträge der Stadtgemeinden Turin, Mailand und Genua mit den Gesellschaften, welche den Betrieb elektrischer Bahnen und die öffentliche Beleuchtung besorgen, zu festen Maximen über diesen besondern Theil seines Gegenstandes zu gelangen, in civilrechtlicher, strafrechtlicher und national-ökonomischer Beziehung. Modernen Juristen sei dieses Werk wärmstens empfohlen.

Locella.

— Professor Dr. Kurt Lampert: Das Leben der Binnengewässer 1899. 12. Lfg. (Schluß). Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz. — Dieses nun zu Ende geführte schöne und abbildungsreiche Werk hat gehalten, was es versprochen hat. Es ist eine schöne und gemeinverständliche Einleitung in die neueren Süßwasserforschungen. Diese vorliegende Schlußlieferung beschäftigt sich speciell mit der winterlichen Wasserfauna, mit der Herkunft der Lebewelt unserer Teiche und Seen, sowie mit der modernen Methodik der Erforschung der Binnengewässer. Ein alphabetisches Inhaltsverzeichniß ist beigegeben.

Dr. O. Z. (Plön.)

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 130. Dienstag, den 7. November, Abends. 1899.

Die Entwickelung des sächsischen Volksschulwesens in den letzten 25 Jahren.

Von Schulrath Dr. Kühn.

II.

Im Hinblick auf den intensiver zu betreibenden Unterricht, namentlich in den Realien, mußte an die Beschaffung der erforderlichen Lehrmittel gedacht werden. 1874 waren nur 404 Schulen damit genügend versehen, d. s. 19%. Dazu war der Werth vieler Lehrmittel zweifelhaft, weil sie den pädagogischen Anforderungen nicht entsprachen. Welch ein Fortschritt seit jener Zeit! Wir erinnern nur an die vortrefflichen Landkarten, wie wir sie jetzt auch in der einfachsten Landschule finden, an die Sammlungen von Naturobjecten, an Modelle und Abbildungen, sowie an die zweckmäßig construirten Apparate für den naturkundlichen Unterricht. Dazu hat man gelernt, diese Hilfen besser zu gebrauchen. Indem man die psychologischen Bedingungen erkannte, unter denen wirkliche Anschauungen zu Stande kamen, überzeugte man sich, daß die einfachsten Hilfsmittel die besten sind. Immer schärfer treten die Grenzen hervor, bis zu denen man bei der Verwendung der Anschauungsmittel gehen kann, um nicht in Veranschaulichungssucht zu verfallen, die die freie Phantasiethätigkeit des Kindes unterbindet. Durch die Verordnung vom 16. Februar 1893 ist der Ueberproduction auf dem Gebiete des Schulbücherwesens ein heilsamer Riegel vorgeschoben worden. Alle in das officielle Verzeichniß aufgenommenen Werke haben sich in der Hauptsache als zweckmäßig bewährt. Die Ergänzung desselben ist später erfolgt, so weit es sich um Bücher handelte, die einem wirklichen Bedürfniß entgegenkamen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der häufige Schulbücherwechsel im Interesse eines vermeintlichen Fortschritts nachtheiliger wirkt, als wenn ein mit mancherlei Mängeln behaftetes Buch noch einige Zeit beibehalten wird. Die Schulbibliotheken haben eine erhebliche Vermehrung und Bereicherung erfahren. Ihre Verbindung mit den Volksbibliotheken hat sich in kleinen Bezirken als zweckmäßig erwiesen, und manch gutes Samenkorn ist durch sie von der Schule hinausgetragen worden in's Elternhaus. Wie die Privatlectüre der Schüler mit dem Unterrichte in Verbindung zu setzen und somit die Schulbibliothek zum Range eines Lehrmittels zu erheben sei, ist in pädagogischen Kreisen bereits erwogen worden. Zur Förderung des botanischen Unterrichts sind in den Großstädten Schulgärten angelegt worden, welche nicht nur die Beschaffung des Pflanzenmaterials für den Unterricht erleichtern, sondern auch den Kindern Gelegenheit bieten, die Pflanzen in ihrer Entwickelung an ihren Standorten zu beobachten. Schulspaziergänge unterstützen den heimathkundlichen Unterricht, indem sie die Kinder mit der Umgebung ihres Wohnortes vertraut machen. Durch Uebertragung der Ortsschulinspection über die größeren Schulen an die Schuldirectoren hat das neue Schulgesetz die einheitliche innere Entwickelung dieser Anstalten gesichert, während es genügte, die Leitung der kleinen Schulen in die Hände des Lehrers, beziehentlich eines Lehrers zu legen. — Aus dem großen Gebiete des Unterrichts heben wir nur einige Hauptzüge hervor.

Besondere Pflege ist dem Religionsunterricht zu Theil geworden. Es sei nur an die Bemühungen erinnert, das Lebensbild Jesu mehr in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken, das Verständniß der Prophetie und des Wirkens der Apostel mehr zu erschließen und den Katechismusunterricht durch anschaulich entwickelndes Verfahren fruchtbarer zu gestalten. Der Memorirstoff ist durch ministerielle Verordnung beschränkt worden. Man hat hierin eine Schädigung der religiösen Jugendbildung erblicken wollen. Gewiß mit Unrecht. Einige der ausgeschiedenen Sprüche und Liederverse waren für das kindliche Verständniß zu schwer. Wir haben unseren Kindern nach dem Wort des Apostels Milch zu geben und nicht starke Speise. Was aber die Wahl der Sprüche anlangt, so wird keine auf allgemeine Zustimmung rechnen können, weil hierbei persönliche Gründe mitbestimmend einwirken. Auch auf den übrigen Unterrichtsgebieten haben wir erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen; namentlich hat die Beschränkung des Stoffes zu Gunsten geistbildender Behandlung gute Früchte getragen, auch ist neben der Verstandesbildung die Bildung des Gemüthes mehr und mehr zu ihrem Rechte gekommen. Hinsichtlich der Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens haben die Erfahrungen in der Fortbildungsschule gelehrt, das mechanische Moment der Uebung nicht zu unterschätzen, damit die Schüler einen unverlierbaren Besitz mit in das Leben hinausnehmen. Die allgemeine Einführung des Turnens war mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden. Zwar wurde im Jahre 1874 bereits in 141 Schulen geturnt, auch hatte die Errichtung der Turnlehrerbildungsanstalt in Dresden förderlich gewirkt, aber namentlich auf dem Lande konnte man sich von der Nothwendigkeit des Schulturnens nicht überzeugen. Man meinte, daß hier die Jugend überreich Gelegenheit habe, ihre physischen Kräfte auszubilden. Dazu fehlte es vielfach an geeigneten Turnplätzen, auch waren viele Lehrer nicht im Stande, den Unterricht zu übernehmen. Die im Schulgesetz zur Einführung gewährte 5jährige Frist wurde 1878 um weitere 5 Jahre verlängert und 1883 wurde die Regierung durch Beschluß der Landstände ermächtigt, die Einführung an denjenigen Orten bis auf weiteres hinauszuschieben, wo sich die erforderlichen Einrichtungen nicht treffen ließen. Gleichwohl ist es mit dem Turnen in unseren Schulen, wenn auch langsam, so doch stetig vorwärtsgegangen. 1884 wurde bereits in 744 Schulen geturnt und gegenwärtig in 1679, d. s. 74% aller Schulen. In 9 Bezirken giebt es keine Schule mehr ohne Turnunterricht. Auch der einfache Landmann überzeugt sich mehr und mehr von dem Werthe dieser Disciplin, je entschiedener er darauf hingewiesen wird, daß es nicht in erster Linie auf Ausbildung der physischen Kraft ankommt, daß es vielmehr gilt, die Herrschaft des Geistes über den Körper zu fördern, die schlechte Körperhaltung zu verbessern und die Knaben für ihren späteren Militärdienst vorzubereiten. — Verhältnißmäßig leichter und schneller ist die Einführung des volkswirthschaftlich so wichtigen Unterrichts in den weiblichen Handarbeiten gelungen. War er früher fast nur in den Städten gepflegt worden, so wurde er nunmehr auch auf das Land verpflanzt. Die Lehrersfrauen waren ganz geeignete Lehrkräfte. Wo sie fehlten, gab es in der Regel Persönlichkeiten, die den anfänglich niedrigen Anforderungen genügten. Durch Veranstaltung von Lehrcursen wurde die Leistungsfähigkeit der Lehrerinnen gehoben. 1874 betrug die Zahl der Schulen mit Nadelarbeiten nur 158, 1884 bereits 1890 und gegenwärtig fehlt dieser Unterricht nur noch in 20 Schulen, wo die Verhältnisse besonders ungünstig liegen. Nicht leicht war die Beschaffung geeigneten Materials für den Unterricht, denn das Elternhaus wollte sich hierüber keine Vorschriften machen lassen. Durch Einführung ortsstatutarischer Bestimmungen wurde dieser Uebelstand beseitigt. Anfänglich war der Unterricht nur Einzelunterricht; erst nachdem die Lehrerinnen die erforderliche Anleitung empfangen hatten, ließ er sich als Massenunterricht gestalten, an den sich, so weit nöthig, Einzelunterricht anschloß. Methodisch geordnete Lehrgänge wurden aufgestellt. Zahlreiche geprüfte Lehrerinnen fanden Anstellung und

verbreiteten im Kreise ihrer Bekannten richtige Grundsätze. Die Frauenvereine wurden für die Sache interessirt und leisteten manche werthvolle Hilfe. Ausstellungen der Schülerarbeiten bei den Schulprüfungen und Bezirksausstellungen regten zum Wetteifer an. So hob sich der Unterricht in seinen Erfolgen und verbreitete seinen Segen bis in das Elternhaus. — Die Versuche, den *Kochunterricht* in den Lehrplan der Volksschule aufzunehmen, haben in pädagogischen Kreisen manchen Widerspruch erfahren. Die Gegner erblicken in ihm eine ungerechtfertigte Verfrühung und eine Schädigung der allgemeinen Bildung. Sie fordern für diesen Unterricht, dessen Nothwendigkeit sie anerkennen, besondere Haushaltungsschulen für die aus der Schule entlassenen Mädchen. Die Freunde der Sache machen dagegen geltend, daß diese Maßregel nicht zum Ziele führen würde, weil der Schulzwang fehlt, daß die Bedenken gegen den Kochunterricht in der Volksschule übertrieben seien und sich durch geeignete Einrichtungen heben ließen. Die Zahl der Schulen mit Kochunterricht hat sich fortgesetzt vermehrt, gegenwärtig beträgt sie 34, wovon 10 allein auf Chemnitz entfallen. Die Berichte lauten günstig. Die Mädchen werden mit der rechnenden Führung eines einfachen Haushalts bekannt gemacht und an Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit gewöhnt. Wo ein dringendes Bedürfniß vorliegt, wie in unseren großen Fabrikcentren, und Persönlichkeiten vorhanden sind, die, unterstützt von den Ortsschulbehörden, mit voller Hingabe die Sache angreifen, da wird man die Entwickelung fördern können; von einer allgemeinen Anregung möchte aber noch abzusehen und zur Zeit noch eine abwartende Stellung zu bewahren sein, zumal da es sich um ein Lehrfach handelt, das außerhalb des Gesetzes steht. — In noch höherem Grade gilt dies von dem *Handfertigkeitsunterricht für Knaben*. Den rastlosen Bemühungen des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit ist es gelungen, weite Kreise für diesen Gegenstand zu interessiren. In dem von Dr. Götze in Leipzig begründeten Seminar sind schon zahlreiche Lehrer gebildet worden, welche die neuen Ideen verbreiten helfen. Gegenwärtig wird in Sachsen an 23 Orten Handfertigkeitsunterricht ertheilt, der in losem oder gar keinem Zusammenhange mit dem Schulunterricht steht. Als häusliche Erziehungshilfe ist er willkommen, in geschlossenen Anstalten hat er längst sein Heimathrecht, in den Knabenhorten ist er nicht zu entbehren, in den Schwachsinnigenschulen dient er zur Belebung des schwerfälligen Gedankenlaufs, auch wird die Volksschule mehr als bisher besonders auf mathematisch-physikalischem Gebiete Auge und Hand in den Dienst des Unterrichts stellen; von der Einführung des Handfertigkeitsunterrichts als einer selbständigen Disciplin in die Volksschule wird aber schon um des Kostenpunktes willen abzusehen sein. — Den Bestimmungen des neuen Schulgesetzes entsprechend sind in den größeren Städten für die *schwachbefähigten* Kinder, die dem geordneten Schulunterricht nicht folgen können, besondere Classen errichtet worden, die sich für Schüler und Eltern als eine große Wohlthat erwiesen haben. In Leipzig ist auch für die aus den Mittelclassen der Volksschulen zu entlassenden Kinder ein besonderer Nachhilfereligionsunterricht eingerichtet worden, um die zurückgebliebenen Kinder so weit zu fördern, daß sie dem Confirmandenunterricht mit Nutzen beiwohnen können.

Schwieriger als auf dem Gebiete des Unterrichts ist es, auf dem *wichtigen Gebiete der Erziehung* den Einfluß der Schule festzustellen und die Frage zu beantworten, inwieweit unter den neuen Einrichtungen auch hier ein Fortschritt nachzuweisen ist. Unfreundliche Stimmen sind zwar bald fertig mit ihrem Urtheil; sie weisen hin auf die zunehmende sittliche Verwilderung unter der Jugend, wie sie durch die Verbrechenstatistik offenkundig geworden ist. Wenn nun auch der Schule jener Pharisäersinn fern liegt, der jede Verantwortlichkeit von sich ablehnt, so lehrt doch die unbefangene Beobachtung, wie unrecht man thut, wenn man vor Allem die Schule verantwortlich machen will für die Schäden der Zeit. Man übersieht, daß die Familie die erste und wichtigste Erziehungsstätte ist, die den stärksten und nachhaltigsten Einfluß, sei es im guten oder bösen Sinne, auf das kindliche Gemüth ausübt. Nun ist zwar, Gott Lob, der Geist der Familienhaftigkeit unserm deutschen Volke noch nicht verloren gegangen; aber es giebt doch viele Familien, die ihre Erziehungsaufgabe nicht recht erfassen, und noch viel mehr, die unter dem Druck unserer Erwerbsverhältnisse sie nicht mehr so lösen können, wie sie es selber wünschen. Dazu ist das Kind zahlreichen nachtheiligen Einflüssen außerhalb der Schule ausgesetzt in einer Zeit, wo man versucht, die Grundsäulen der Autorität und Pietät zu untergraben. Wer gerecht urtheilt, wird bekennen müssen, daß die sittlichen Schäden noch viel größer sein würden, wenn nicht die Schule ihre bewahrenden Hände über der Jugend hielte und in treuer Arbeit jene Kreise unterstützte, die sich um die Erhaltung der Lebensgrundlagen des wahren Volkswohls bemühen. Wir dürfen sagen, daß in unsern Schulen der Geist der Zucht und Ordnung herrscht und daß in den großen Schulanstalten der straffe Zug nicht fehlt, der bei der Durcheinanderbewegung großer Schülermassen wohlthätig berührt. Und nicht blos eine äußere Disciplinirung ist es, unter deren Einfluß die Kinder stehen. Wie die Lebensordnung der Schule, so ist auch der Unterricht eine erziehende Macht, die das Kind innerlich ergreift und seine Charakterentwickelung mit bestimmt. Durch Veranstaltung öffentlicher Prüfungen und Feierlichkeiten, durch Spaziergänge und Feste, sowie durch Elternabende sucht die Schule das Band mit dem Hause fester zu knüpfen. Dazu sind viele Lehrer bereit, ihren aus der Schule scheidenden Schülern bei der Berufswahl mit Rath und That zur Seite zu stehen. Von pädagogischem Geiste zeugt die Verordnung des Oberlandesgerichts, nach welcher solche Kinder, die sich eines Vergehens schuldig gemacht und denen die zur Beurtheilung der Strafbarkeit ihrer Handlungen erforderliche Einsicht fehlt, von den Justizbehörden der Schule zur Bestrafung zu überweisen sind. Steht doch der Lehrer zu seinen Schülern in einem väterlichen Verhältniß; er ist am besten in der Lage, Art und Maß der Strafe, die einen erziehenden Zweck haben muß, festzusetzen. Günstig hat die Verordnung der obersten Schulbehörde, die Abhaltung von Kinderfesten betreffend, gewirkt. Dadurch ist der Vergnügungssucht ein Damm entgegengestellt worden, und schon der Umstand, daß die behördliche Genehmigung nachgesucht werden muß, wirkt erziehend auf die Veranstaltung der Feste. — Bei ihren Bemühungen um die Erziehung der Jugend hat die Schule werthvolle Bundesgenossen gefunden. Wir erinnern an die *Kinderbewahranstalten*, die, in der Stille wirkend, reichen Segen verbreiten. Wie diese, so haben sich auch die *Kindergärten* im Fröbel'schen Sinne im Laufe der Jahre erheblich vermehrt. Wird auch ihr pädagogischer Werth vielfach angezweifelt, so hat doch die Erfahrung gelehrt, daß sie bei zweckmäßiger Auswahl der Beschäftigungsmittel unter Ausschluß alles Dessen, was verfrühend wirken könnte, die Entwickelung der Kinder günstig beeinflussen. Um die Kinder in größeren Orten in der schulfreien Zeit dem verderblichen Einfluß des Straßenlebens zu entziehen, haben Freunde der Jugend, unterstützt von den Behörden, *Kinderhorte* errichtet. Die erzielten günstigen Erfolge ermuthigen zu weiterem Vorgehen in dieser Richtung. Auch der *Kindergottesdienste* ist zu gedenken, durch welche die Kinder des Sonntags um das Wort Gottes gesammelt werden. In den Großstädten wirken die *Schrebervereine* wohlthätig, indem sie der Jugend Gelegenheit zum Spiel im Freien geben und einen gemüthvollen Verkehr mit der Natur begünstigen. — Um die öffentlichen Volksschulen von sittlich bedenklichen Elementen zu säubern, hat man die Forderung erhoben, die gesetzlichen Vorschriften über die *Zwangserziehung* zu verschärfen. Vor einer zu weitgehenden Anwendung der Unterbringung in Zwangsanstalten muß aber gewarnt werden, denn nach den Erfahrungen in England, wo das Zwangserziehungswesen blüht, führt diese Maßregel leicht dazu, in den Eltern das Gefühl der Verantwortlichkeit für ihre Kinder abzustumpfen. Unser Schulgesetz hat in dieser Beziehung gewiß das Richtige getroffen. Zu den im Lande bestehenden staatlichen Zwangserziehungsanstalten für verwahrloste Kinder sind eine Anzahl aus freier Liebesthätigkeit hervorgegangene Anstalten hinzugekommen, wir erwähnen nur die der innern Mission, welche besondere Unterstützung verdienen, weil sie die Kinder, noch ehe sie der Verwahrlosung vollständig anheimfallen, aufnehmen können. — Veranlaßt durch die Verordnung vom 3. April 1873, die Handhabung der Schuleinrichtungen betr., hat die Schule der *physischen Entwickelung* der Jugend erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Zwar ist diese Verordnung auf Antrag der Stände in einigen Punkten abgeschwächt worden, sie findet aber im Hinblick auf die Forderungen der Hygiene immer sorgfältigere Beachtung. Die namentlich in den größeren Orten angestellten *Schulärzte* leisten bei der gesundheitlichen Ueberwachung der Schuljugend werthvolle Dienste. Durch *Badeeinrichtungen* in den Schulgebäuden, durch *Verabreichung von Milch* wird das Wohlbefinden der Kinder gefördert. Die Entsendung kränklicher Kinder aus unsern

Großstädten in die Feriencolonien hat sehr viel Gutes gewirkt. Die Wahrnehmung, daß Schulkinder zu gewerblichen Beschäftigungen oft in ungebührlicher Weise herangezogen werden, hat die Schule mit behördlicher Unterstützung zum Einschreiten veranlaßt, das oft von gutem Erfolge gewesen ist.

Als die schwierigste Aufgabe, welcher den Verwaltungsbehörden durch das neue Gesetz erwuchs, haben wir die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule zu bezeichnen. Denn sie griff tief und vielfach störend ein in das wirthschaftliche Leben des Volkes. Bald regte sich der Widerstand, Petitionen gelangten an den Landtag, die die Wiederaufhebung des Instituts forderten. Die Staatsregierung hielt aber fest an dem einmal Erreichten und fand bei den Kammern ausreichende Unterstützung. Von besonderer Bedeutung war das Decret vom 3. November 1879, in welchem nachgewiesen wurde, daß es mit der Fortbildungsschule vorwärts gegangen sei und ihr Nutzen immer sichtlicher hervortrete. Als darauf in der Sitzung der 2. Kammer am 17. Nov. der Hr. Cultusminister Dr. v. Gerber seine Rede mit den Worten geschlossen: „Bei keiner Angelegenheit ist Geduld und ruhiges Zuwarten auf den künftigen Erfolg nothwendiger als bei dieser, und ich hoffe, daß Sie ihm geduldiges Wohlwollen bewahren und das Ministerium unterstützen werden“, da erfolgte aus der Mitte der Kammer die Erklärung, daß der Widerstand, der sich bisher gegen das Institut gezeigt und der zum Theil noch vorhanden sei, auf keine Unterstützung bei den gesetzgebenden Factoren zu rechnen habe. Damit war der Fortbestand des Instituts gesichert. Bei späteren Petitionen handelte es sich nur um Verkürzung der Schulpflicht auf 2 Jahre. Auch diese erreichten ihr Ziel nicht, doch sah sich die Regierung genöthigt, die Dispensationsbefugniß der Schulvorstände zu erweitern. Gegenwärtig giebt es in Sachsen 1690 öffentliche Fortbildungsschulen mit 76568 Schülern, und 7 Privatanstalten mit 810 Schülern. Daß das Fachschulwesen mittelbar durch die Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule eine außerordentliche Förderung erhalten hat, ist bekannt. Die innere Entwickelung der Fortbildungsschule wurde durch den Lehrplan vom 18. October 1887 geregelt. Anfänglich waren Fortbildungsschulen in der Hauptsache Wiederholungsschulen, in denen die Methode der Volksschule herrschte, weshalb die Schüler dem Unterrichte wenig Interesse entgegenbrachten. Bald aber überzeugte man sich von der Nothwendigkeit, bei der Auswahl des Stoffes das praktische Leben zu berücksichtigen und bei der Darbietung nicht nur den veränderten äußern Verhältnissen, sondern auch der Eigenart des geistigen Lebens der Schüler nach ihrer Entlassung aus der Schule Rechnung zu tragen. Indem man die Bedeutung der Heimath für den Unterricht erkannte, fand man einen Mittelpunkt, um den sich Alles, was die Schüler tiefer interessiren konnte, ungezwungen gruppiren ließ. Nun ist aber die Heimath des Schülers in besonderem Sinne der Beruf und Alles, was mit diesem in näherer Beziehung steht. n großen Schulen wurden daher die Schüler nach ihren Berufsarten geschieden und in den einzelnen Classen der Beruf selber in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt. Zwischen Schule und Werkstatt entwickelte sich ein lebhafter Verkehr, und die Schule gewann neue Freunde unter den Lehr- und Arbeitsherren. Dabei lag aber die Gefahr nahe, über der Berufsbildung die allgemeine Bildung zu vernachlässigen und somit den Boden des Lehrplanes zu verlassen. Kein Beruf ist ein in sich abgeschlossenes Ganze; seine wahre Realität hat er erst im Zusammenhange mit dem Gesellschaftsganzen. Wahre Berufsbildung ist daher nicht denkbar ohne Verständniß der geistigen Güter, in deren Besitz sich alle Glieder eines Volkes eins fühlen. Allgemeine und Berufsbildung müssen sich daher auch in der Fortbildungsschule durchdringen. Wie dies zu geschehen hat, ist Gegenstand methodischer Ueberlegungen. Werthvolle Richtlinien sind bereits gewonnen worden; der Zukunft bleibt der weitere Ausbau vorbehalten. Um den Unterricht noch erfolgreicher zu gestalten, verlangen die Freunde der Fortbildungsschule als Unterrichtszeit die Tagesstunden der Wochentage. Diesem Wunsche ist an manchen Orten bereits entsprochen worden; doch dürfte es noch nicht an der Zeit sein, die vollständige Beseitigung des Abendunterrichts im Gesetzeswege zu verlangen, weil sonst neue Beunruhigung hervorgerufen werden würde. — Die Handhabung der Disciplin in der Fortbildungsschule erhielt eine feste Unterlage durch die Verordnung vom 4. November 1878. Wenn man heute durch unsere Fortbildungsschulen geht und sich daran erinnert, wie es vor 24 Jahren aussah, da muß man bekennen, daß sich das Institut als eine wichtige Erziehungshilfe in einer für die heranwachsende Jugend besonders bedeutsamen Periode der Charakterentwickelung bewährt hat. — Von der gesetzlichen Befugniß, die obligatorische Fortbildungsschule auch für die Mädchen einzuführen, haben nur sehr wenig Schulvorstände Gebrauch gemacht. Gegenwärtig bestehen 3 solcher Anstalten im Lande, von denen die in Plauen i. V. die größte ist. Schulen mit freiwilligem Besuch giebt es, abgesehen von einigen Privatanstalten, nur 3. Die Gesammtzahl der Schülerinnen beträgt gegenwärtig 1941. In pädagogischen Kreisen wird darauf hingewiesen, daß die großen Veränderungen im Wirthschaftsleben des Volkes die weitere Ausgestaltung des allgemeinen und beruflichen Bildungswesens fordern und daß demgemäß die Fortbildungsschulpflicht auch auf die Mädchen auszudehnen sei. Was in Baden möglich gewesen, müsse sich auch in Sachsen durchführen lassen. Man wird dieser Forderung die Zustimmung im Princip nicht versagen können; die Ausführung ist aber jedenfalls nicht leicht, wie dies schon die Motive zum Schulgesetze richtig hervorheben. Man erinnere sich nur an die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte auf dem Lande, sowie daran, daß unter den patriarchalischen Verhältnissen kleiner Landgemeinden das Bedürfniß weit weniger hervortritt als in den Industriegebieten. Es dürfte daher angezeigt sein, zunächst für die Errichtung weiterer facultativer Fortbildungsschulen einzutreten, in denen Haushaltungsunterricht zu ertheilen sein würde. Daß auch in Anstalten mit freiwilligem Besuch ein schönes Ziel erreicht werden kann, zeigen die bereits bestehenden Haushaltungsschulen, sowie die Fortbildungs- und Fachschulen in Leipzig, Dresden, Chemnitz, Annaberg und Schwarzenberg, wo die jungen Mädchen für verschiedene Berufsgebiete eine als zweckmäßig anerkannte Ausbildung erhalten.

Der Rückblick auf das vergangene Vierteljahrhundert hat gezeigt, daß auf der ganzen Linie des Volksschulwesens ein recht erfreulicher Fortschritt stattgefunden hat. Wir danken diesen Fortschritt den vereinten Bemühungen aller Factoren, die auf Grund des Schulgesetzes zur Erziehung der Jugend berufen sind. Möge die Volksschule auch in Zukunft festhalten an ihrer Aufgabe, die Jugend nicht nur auszurüsten mit den für das Leben nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern sie auch erziehen zu helfen zur Gottesfurcht und Frömmigkeit, zum unverbrüchlichen Gehorsam gegen das Gebot der Pflicht, zur Vaterlandsliebe und echten Bürgertugend! Dann wird sie auch nach ihrem Theile beitragen zur Lösung der großen Aufgaben, die unserm Volke gestellt sind, denn sie knüpft an die innersten Bedürfnisse des Gemüths, die in allem Wechsel der Zeit dieselben bleiben und die ihre wahre Befriedigung nur finden in der Gemeinschaft mit Gott und in der dienenden Liebe, welche die Seligkeit Anderer will.

Bücherbesprechungen.

— **Das Weib.** Die Bestimmung und der Beruf der Frauen, von **Adolf Monod.** Neunte Auflage. Hannover und Berlin, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior). — Monod wurde am 21. Januar 1802 in Kopenhagen geboren, kam mit seinen Eltern nach Frankreich, studirte in Genf Theologie und war seit 1849 Pastor der reformirten Kirche von Paris. Er war ein hervorragender Kanzelredner, ein Mann von tiefem und lebendigem biblischen Glauben, vertraut wie einer mit den heiligen Büchern und dem beständigen Gebrauch der heiligen Schrift. Er hat zwei Reden über das Weib gehalten. Der ersten hat der deutsche Herausgeber, Dr. Ferdinand Seinecke, alle Hauptpunkte entlehnt. Sie entwickeln die Bestimmung des Weibes nach der heiligen Schrift. Die zweite Rede ist fast vollständig übersetzt. Zunächst berechnet nur auf höher gebildete Frauen, wird sie doch auch bei religiös veranlagten Frauen der unteren Stände Verständniß finden. Monod sucht das Heil des Volkes in den von der erlösenden Kraft des Evangeliums ergriffenen Frauen und Müttern. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man das Monod'sche Büchelchen lesen.

W. Sm.

— **Deutscher Sprachhort.** Ein Stilwörterbuch von Professor **Albert Heintze.** Leipzig, 1899, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt und Wilisch. Erste Lieferung. Preis 2 ℳ. — Die Klagen über die Verderbniß und Verwilderung, die mehr und mehr überhand nehme in der deutschen Sprache, über die

Unwissenheit und Flüchtigkeit, die Abstumpfung des Sprachgefühls und die Geschmacklosigkeit, die selbst bei Gebildeten in Dingen der Muttersprache zu beobachten sei, sind nicht neu. Der Kampf gegen die Verwahrlosung des deutschen Sprachgartens durch Unkraut von mancherlei Art wird seit geraumer Zeit mit Nachdruck und Entschiedenheit geführt. Aber der Erfolg ist bescheiden. Das liegt vor allen Dingen daran, daß die Hast des Schreibens immer toller wird, dann aber auch daran, daß noch immer die Meinung nicht ausgerottet ist, alles Gewordene sei vernünftig, in einer lebenden Sprache sei nun einmal Alles in Fluß, da dürfe man nicht mit Regeln und Verboten strafend und hemmend eingreifen. Es sei auch völlig gleichgiltig, ob man sage: größer als, größer wie oder größer als wie, ob man schreibe: ich erkenne an, oder ich anerkenne, gehießen oder geheißen, gedenket unser oder gedenket unsrer, die Leiche wurde überführt oder übergeführt, ob man die Mehrzahl von Huf stark oder schwach bilde (Hufe oder Hufen) u. s. w. Wer auf diesem Standpunkte steht, der wird natürlich ein Buch wie Heintze's „Deutschen Sprachhort" entbehrlich finden. Glücklicherweise giebt es indessen auch noch andere Leute, die mit tiefem Schmerze die in vielen Kreisen herrschende Gleichgiltigkeit gegen die Sprachregeln sehen, sie als eine der betrübendsten Erscheinungen in dem Culturleben der Gegenwart bezeichnen und Jeden, der in besonnener Weise gegen sie ankämpft mit Schrift und Wort, freudig willkommen heißen. Wir haben seiner Zeit Albert Heintze's „Gut Deutsch" (1894, bei Regenhardt in Berlin) als einen zuverlässigen Rathgeber in Fällen schwankender Ausdrucksweise empfohlen, wir halten nach wie vor Wustmann's „Sprachdummheiten" (2. Aufl. 1896 bei Grunow in Leipzig), trotz der nicht wegzuleugnenden Grobheit, für ein gutes Buch, wir freuen uns jeder neuen Auflage von Andresen's „Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit" (6. Auflage 1890 bei Reisland in Leipzig), und wir haben den Büchern von Theodor Matthias „Sprachleben und Sprachschäden" (2. Aufl. 1897 bei Brandstetter in Leipzig), „Aufsatzsünden" (1897 bei Voigtländer in Leipzig) und seinem Katechismus des guten Deutsch (1898 bei Max Hesse in Leipzig) das wohlverdiente Lob nicht vorenthalten. Wir begrüßen auch den „Deutschen Sprachhort" von Heintze als einen neuen Versuch, der Entartung der Sprache entgegenzuarbeiten, von ganzem Herzen und wünschen ihm zahlreiche Benutzer und guten Erfolg. Der „Deutsche Sprachhort" enthält in alphabetischer Ordnung zunächst diejenigen Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes, bei denen in der Form, der Bedeutung oder Fügung etwas Besonderes zu bemerken ist. Dabei wird unterschieden zwischen dem gewöhnlichen und gewählteren Stil, zwischen mundartlichem, prosaischem und dichterischem Sprachgebrauch. Weiterhin führt er die landläufigen Fremdwörter nebst ihrer Verdeutschung an und berücksichtigt dabei namentlich die amtlich eingeführten Ersatzwörter. Endlich sind auch diejenigen erdkundlichen Eigennamen eingereiht, bei denen es gilt, die Rechte der deutschen Sprache zu wahren. Abgesehen von den einzelnen Wörtern sind einzelne Stilfragen in größeren zusammenhängenden Darstellungen behandelt. Diese letzteren erscheinen uns als ein besonderer Vorzug des Werkes. Mit innigem Vergnügen haben wir z. B. in der vorliegenden ersten Lieferung die Aufsätze „Berliner Deutsch" und „Bildlicher Ausdruck" gelesen, und ebenso hat unsern vollen Beifall die scharfe Verurtheilung der Umschreibung mit „würde" im Vordersatz des Bedingungssatzes (S. 64—65), die, von Oesterreich aus eingedrungen, sich neuerdings immer mehr ausbreitet. Ueberhaupt macht die Frische und Lebendigkeit, die Wärme und Ueberzeugungstreue, mit der Heintze seine Sache angreift, einen vortrefflichen Eindruck. Mit Spannung sehen wir den folgenden Lieferungen des Werkes entgegen und lenken schon jetzt die Aufmerksamkeit aller Freunde der Muttersprache auf diesen rüstigen Streiter gegen den verderblichen Sprachschlendrian. Das Buch wird sechs Lieferungen umfassen und soll zu Anfang von 1900 vollständig vorliegen. Wir werden dann darauf zurückkommen.

R. B.

— **Manuale di scoltura italiana antica e moderna di Alfredo Melani.** 2a edizione. Mailand, U. Hoepli. — Es ist dies an Gediegenheit des Inhalts und der Ausstattung (24 Illustrationen im Text und 100 Vollbilder) eines der schönsten der 600 Manuali der Collection Hoepli. Wenngleich in gedrängter Kürze (230 Seiten Text) giebt Melani eine klare, übersichtliche Darstellung der Entwickelung der Bildhauerkunst in Italien, von der etruskischen und italienisch-griechischen Periode bis auf unsere Tage. Dieses Handbuch, das ohne wissenschaftliche Pedanterie, sondern in einem vornehmen, belehrenden und erzählenden Stil geschrieben ist, bildet gleichsam eine Ergänzung zu dem Manuale d' Architettura desselben Verfassers. Die Lectüre und das Studium des Manuale di Scoltura von Melani kann besonders Denjenigen warm empfohlen werden, welche sich für eine Reise in Italien zu einem rationellen Genusse der reichen bildhauerischen Schätze des herrlichen Landes vorbereiten wollen. Zu bedauern ist nur, daß von der neuesten Zeit nur Dupré und Vela zu Worte kommen und daß diese Epoche überhaupt nur sehr summarisch behandelt ist. Warum nicht auch den Lebenden ihren Antheil an Lob und Tadel? Warum nicht mindestens eine durch Namen belegte ausführliche Charakteristik der neuesten Kunst, die sich bei der italienischen Monumentenmanie auf allen Plätzen, Promenaden und besonders in den Friedhöfen breit macht?

Locella.

— **Die erste Hilfe bei plötzlichen Erkrankungen und Verletzungen der Radfahrer.** Von Dr. J. **Lamberg.** Mit 29 Abbildungen. Wien, A. Hartleben's Verlag. Preis 75 ₰. — Das Büchlein ist herausgegeben vom österreichischen Touring-Club. Es enthält drei Vorträge, die der Verfasser in der Samariterschule der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft gehalten hat. In kurzen Zügen werden die plötzlichen Erkrankungen und die Verletzungen treffend geschildert, die dem Radfahrer zustoßen können. Da der Radfahrer hierbei oft fern von jeder ärztlichen Hilfe ist, so werden die ersten Hilfsleistungen weiterhin aufgezählt, die er sich und Anderen zu Theil werden lassen kann. Besonders ausführlich werden die improvisirten Krankentransporte besprochen. Schließlich folgt noch eine tabellarische Uebersicht über die einzelnen Erkrankungen und Unfälle, über ihre Erscheinungen, ihre Ursache und ihre Behandlung. Der Werth des Büchleins wird erhöht durch 29 recht instructive Zeichnungen.

**

— Das 11. Heft der **Mittheilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde,** im Auftrage des Vereins herausgegeben von E. **Mogk,** enthält außer einem Bericht über die Vermehrung des Vereinsarchivs an erster Stelle einen Aufsatz von Baurath **Wiechel** in Chemnitz über das schon mehrfach in der Literatur behandelte Thema: „Alte Steinkreuze in Sachsen." Nach kurzen Bemerkungen über die Bedeutung der bei uns seit dem Ende des 14. Jahrhunderts nachweisbaren Steinkreuze, die zumeist zur Sühne für einen begangenen Mord errichtet worden, theilweise aber auch für Grabdenkmäler für Verunglückte, für Bezeichnungen von Richtstätten, für Grenzzeichen zu halten sind, giebt Wiechel ein Verzeichniß aller ihm bekannt gewordenen derartigen Steine, das sich ohne Zweifel noch erheblich vervollständigen läßt — so fehlen z. B. die beiden bekannten Kreuze an der Burg zu Meißen, vrgl. Mittheilungen des Vereins für Geschichte von Meißen, Bd. III S. 90, und eine Erwähnung der Arbeit von Trauer über die Kreuzsteine des sächsischen Vogtlandes im 8. Heft der Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Plauen (1891) — und Abbildungen von 16 der interessantesten dieser Steine. Th. **Seelig** in Langebrück veröffentlicht den Schluß einer „Aufzeichnung der Walddistrictsbenennungen in der Dresdner Haide vom Jahre 1734"; Diaconus **Mann** in Cunewalde beschließt mit humoristischen Neckreimen und scherzhaften Redensarten seine Sammlung von Reimen und Sprüchen in Oberlausitzer Mundart. Einen willkommenen Beitrag zu einer Sammlung von Weisthümern unserer Lande, dieser wichtigen Gattung von Denkmälern der volksthümlichen Rechtsgeschichte, die Jacob Grimm den Ländern jenseit der Saale noch ganz absprechen wollte, bilden die von **Paul Rau** veröffentlichten Hegegerichts-Rügen des Dorfes Brünlos aus dem Jahre 1679. Eine Beilage enthält geschäftliche Mittheilungen; wir heben daraus nochmals hervor, daß am 27. November im Vereinshaus zu Dresden ein „volksthümlicher Abend" stattfinden wird, bei dem sächsische Volks- und Kinderlieder, Volksmusik, Dialektvorträge und Volkstänze zur Aufführung gelangen werden, und daß Anfang November ein von Rob. Wuttke herausgegebenes, reich illustrirtes Werk „Sächsische Volkskunde" erscheinen soll, in dem die im vorigen Jahre in der Gehestiftung gehaltenen Vorträge über verschiedene Erscheinungen des Volkslebens vereinigt sind; die Mitglieder des Vereins können es für den sehr billigen Preis von 6 ℳ (statt 10 ℳ) beziehen, wenn sie vor dem 6. Nov. bei der Centralleitung des Vereins (Dresden-A., Scheffelstr. 19) subscribiren.

—m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzbands-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 131. Donnerstag, den 9. November, Abends. 1899.

Altdeutsche Waldbienenzucht.

Von Martin Beck.

Die bunte Sommerherrlichkeit ist gestorben. Der kalte Herbstwind singt ihr das wilde und ergreifende Grablied über die Stoppeln. Die letzten Blumen auf den welkenden Wiesen und im stillen Walde ducken sich zitternd vor ihm. Wehmüthig ruht das Auge des einsamen Spaziergängers auf ihnen, die nun auch bald ihren entschwundenen Schwestern nachfolgen müssen, stumm, trostlos, unbemerkt, wie nur Blumen sterben. Aber sie sterben nicht ohne Segen. Die reiche Blumenpracht der sonnigen Tage in Haide und Hain hat nicht durch ihre liebliche Schönheit allein das Menschenherz erfreut. Sie sorgte auch wie ein treues Herz im stillen über ihren Tod hinaus für die Menschen. In der Tiefe der reinen Blumenaugen blinkten mit jedem neuen Morgen süße Freudenthränen in dankbar innigem Empfinden der Daseinswonne, der Erdenherrlichkeit. Sie wurden hinweggeküßt und aufbewahrt von unzähligen winzigen Lebewesen, die im warmen Sonnenglanz die blühenden Wiesen besuchten, emsig von Blume zu Blume fliegend. Kostbare Schätze sind es, diese Millionen von Nektartröpfchen in den frischen Blüthenkelchen, der Segen der Blumen, den die Bienen unermüdlich sammeln und heimtragen und kunstvoll aufspeichern in ihrem Bau zum Vorrath für die Winterzeit, da uns keine honigspendenden Blumen mehr blühen. Aber ein alter Sinnspruch sagt schon: Auff dieser Welt ist's so gericht, — Die Vöglein nisten jnen nicht, — Jr Keuchlein nemmen andre hin, — Also geht's auch der armen Bin. — Sie wirckt das Honig, ander Leut — Nemens vnd krigens zur ausbeut. — Das haben die „andern Leut“ schon zu sehr frühen Zeiten gethan, mühelos, wie es Meister Petz thut, wenn er Honig in Felsspalten und hohlen Bäumen vorfindet. So machen's die Wilden, so machen's noch unsere Hirtenbuben, wenn sie der summenden Hummel nachspüren, bis sie in ihrem Erdloche verschwindet. Ein Schlag auf den Boden verräth dann dem daraufgepreßten Ohre, ob es innen wirklich lebendig ist oder nicht und den Waben nachgegraben werden kann. Der Australneger klebt der stachellosen australischen Biene eine Flaumfeder auf und folgt ihr dann mit der Hacke nach dem Baumstamme, in dem ihr Schwarm nistet. Jäger und Hirtenvölker waren naturgemäß am eifrigsten im Aufsuchen des Honigs der Waldbienen. Dem ganzen classischen Alterthum bildeten die urwaldbedeckten Länder jenseits der damaligen Culturgrenze, über der Donau und in Skythien, die Honigländer. Dort gab es zu jener Zeit Waldbienen in unermeßlichen Mengen. Sie nisteten überall in Felsen und hohlen Eichen. Die endlosen Lindenwälder, die sich von der Donau aus an den Abhängen der Karpaten hinzogen und bis Böhmen reichten, wo noch heute wilde Linden auf den steinigen Kämmen des Mittelgebirges als Zeugen jener mächtigen Vegetation wachsen, gaben die schönste Bienenweide. Auch weiter nach Norden, wo Linden und Eschen blühten und das rothe Haidekraut in Menge den Waldboden überwucherte, wimmelte es von wilden Bienen. Sie „weideten“ da wie wilde Thiere. Die pinweyt oder Bienweide ist ein uralter Flurname in den verschiedensten Gegenden Deutschlands für Oertlichkeiten, die sich einst durch Blüthenreichthum auszeichneten und wo man der Weide der Waldbienen durch allerlei Mittel Unterstützung zuwandte.

Das Aufsuchen und Einheimsen des Waldhonigs wurde natürlich seit unvordenklichen Zeiten betrieben. Es forderte ja nicht mehr Mühe als Beeren- oder Kräutersammeln. Jeder konnte es nach Belieben thun, wo und wie es ihm gefiel. Aber auch dabei bildeten sich stillschweigend Rechtsgewohnheiten aus, die man überall achtete und schützte und in die ersten Aufzeichnungen der alten Rechte, in die ältesten Gesetzbücher, aufnahm. So war in den königlichen Bannforsten das Honigausnehmen aus den Waldbäumen unbedingt untersagt. Und nach westgothischem Rechte durfte der, der ein Bienennest irgendwo gefunden hatte in Felsklüften oder hohlen Bäumen, durch drei besondere Merkmale sein Besitzrecht bezeichnen. Verletzte Jemand eins davon, so mußte er dem rechtmäßigen Besitzer des Schwarms doppelten Schadenersatz leisten und ward außerdem mit zwanzig Stockschlägen bestraft.

Von einer eigentlichen Waldbienenzucht war bis dahin noch nicht die Rede. Dazu wurde erst durch die Herrichtung von sogen. Zeidelbäumen auf guten Bienenweiden der Anfang gemacht. Die Waldbienenzucht wurde das Zeideln genannt, die Züchter Zeidler. Diese Bezeichnung hat sich in dem nicht seltenen Familiennamen Zeidler noch erhalten. Späterhin nannte man die Bienenzüchter mehr Imker, auch Bienenväter. Die Zeidler ahmten in den Zeidelbäumen die natürlichen Bienenwohnungen nach. Sie höhlten einen starken Baum unter der Krone aus und verspillten die Höhlung, d. h. versahen sie mit Kreuzhölzern. Mit einem starken Rindenbrett, in dem eine kleine Oeffnung als Flugloch angebracht war, verschlossen sie die Höhlung. Die Bienen suchten solche Zeidelbäume oder Beuten von selbst auf. Die Zeidler füllten sie auch wohl mit jungen Schwärmen an. Im Herbst, wann die Tracht ihr Ende hatte, zeidelten sie dann den Baum oder beraubten ihn seines Honigvorraths. Ueberall in den Wäldern waren solche Zeidelbäume eingerichtet, die beständig zum Gebrauch bereit standen und besonders gezeichnet waren. Wer daraus einen Schwarm nahm, mußte sechs Schillinge (einer 12 Pfennige) Buße und dem Eigenthümer den ausgenommenen Honig zurückgeben. War der Zeidelbaum aber nicht gezeichnet, so konnte der Honig behalten werden, wenn dem Eigenthümer sechs Schillinge dafür entrichtet wurden. Jeder Zeidler hatte sein eigenes Gebiet in dem Walde, in dem er seine Bienen hielt. Zeidelnachbarn durften einander nicht zu nahe kommen mit ihren Zeidelbäumen. Ging ein Bienenschwarm von selbst auf die Zeidelweide des Nachbars über, so folgte ihm der Besitzer nach, kündete es dem Nachbar an und versuchte den Schwarm aus dem Baum, in dem er sich angesetzt hatte, durch Räuchern wegzutreiben. Dabei schlug er dreimal mit umgekehrter Axt an den Baum. Kamen die Bienen dann heraus, so nahm er sie mit fort. Was ihm nicht folgte, blieb in des Nachbars Eigenthum. Das älteste bayerische Rechtsbuch, die zwischen 628 und 638 auf Veranlassung des Frankenkönigs Dagobert aufgezeichnete lex Baiuwariorum, enthält diese und andere ausführliche Bestimmungen über das aus altem Brauch hervorgegangene Bienenrecht, wie es in allen süddeutschen Ländern galt. In den norddeutschen Ländern war es anders. Da betrachtete man wie im römischen Recht die Biene als wild, so daß Jeder nach Belieben Besitz von ihr nehmen konnte. Sobald ein Bienenschwarm über die Grenzen des Grundstücks seines Eigenthümers hinausgeflogen war, galt dessen Besitzrecht schon als erloschen. So war es altes sächsisches Gewohnheitsrecht. Im Magdeburgischen Weichbild heißt es im 119. Artikel: „Fleugt ein binenschwarm aus eines mannes hauß oder hoff zu seinem nachbarn, er ist den schwarm neher zu behalten, denn jener, der jm nachfolget. Denn die bien ist ein wilder wurm.“ Ein davongeflogener Schwarm galt also als herrenlos und dem gehörig, auf dessen Grund und Boden er sich niederließ. Der Besitzer durfte ihn aber so lange verfolgen, als er in Sicht blieb. Im „Schwabenspiegel“ ist dieser Begriff ziemlich weit ausgedehnt. Die westfälischen Gesetze gaben dem Eigenthümer das Verfolgungsrecht nur so weit, als sein Hammerwurf ging. Nach altnordischem Rechte, wie nach dem „schonischen Lov“, das 1240 durch König Waldemar II. von Dänemark Bestätigung erhielt, wird dem Finder

eines entflohenen Schwarmes ein Theil zugesprochen. Andere Rechte nehmen Rücksicht darauf, ob sich der Schwarm im Unterholze oder in den höheren Waldbäumen gelagert hat. Auf all' diesen uralten Rechtsgewohnheiten fußt das Bienenrecht der Neuzeit in den verschiedenen Ländern, das auch zwischen wilden und zahmen Schwärmen unterscheidet und einen entflohenen zahmen Schwarm dann für herrenlos erklärt, wenn ihn der Eigenthümer einige festgesetzte Tage hindurch vergebens verfolgt hat. — Gefördert und angeregt in Einzelheiten wurde die deutsche Waldbienenzucht, als die häuslich betriebsamen Slaven allmälig immer weiter nach Westen den wandernden Germanen nachrückten. Neben ihrem eifrigen Feldbau und ihren mannigfachen häuslichen Gewerben trieben sie auch aus angeborener Neigung fleißig und erfahren ausgebreitete Bienenzucht. Denn im Osten Europas stand die Bienenzucht in hoher Blüthe. Die Länder dort standen ihres Honigreichthums wegen in solchem Ansehen, daß man sich einst erzählte, in ihnen würde ein ziehendes Heer durch die Menge der Bienenschwärme zurückgedrängt. In Estland gab es so viel Honig, daß nur Arme und Kranke den Meth tranken, während der König und die Reichen sich an Stutenmilch labten. Den Deutschen verblieb die gewonnene eindringlichere Kenntniß der Bienenzucht wie so manche andere Wissens- und Könnensbereicherung auf landwirthschaftlichem und handwerklichem Gebiete als werthvolle Hinterlassenschaft der nach 500jähriger Einnistung wieder ostwärts zurückgedrängten oder unterdrückten slavischen Stämme. Fest auf ihren eigenen Füßen stand die deutsche Bienenzucht aber bereits vor der slavischen Einwanderung. Das geht schon daraus hervor, daß nicht ein einziges slavisches Wort unter die alten Fachausdrücke der deutschen Imker sich eingeschlichen hat. Der deutsche Landbau dagegen hat deren genug. Slavischem Einfluß mag besonders die Ausbildung der Hausbienenzucht zu verdanken sein. Einen Anfang dazu gab es schon auf der Zeidelweide. Die Zeidler hatten es bald als beschwerlich empfunden, daß sie ihre Zeidelbäume nicht beliebig weitersetzen konnten. Das führte sie darauf, einige davon ober- und unterhalb des Bienenbaues abzusägen. Nun hatten sie eine Art transportablen Zeidelbaumes, den ersten Bienenstock. Den hing man im Walde an einem Baum bei guten Bienenweiden auf, wo man wollte. Solche Stöcke hießen Klotzbeute. Von der Klotzbeutenzucht zur Hausbienenzucht war nur ein Schritt. In der Hauptsache stellte oder hing man die Klotzbeuten im Walde auf der Zeidelweide auf. Manche Leute aber fingen Waldbienen darin und stellten den Baumklotz mit dem Schwarm dann in der Nähe ihres Hauses auf, um ihn leichter zeideln zu können. Das wurde Sitte nach der großen Völkerwanderung, als die Germanen seßhaft wurden und Feldbau zu treiben begannen. Auch die Einführung des Christenthums war von großem Einfluß auf die Hausbienenzucht. Die leibeigenen Zeidler, die „Wachszinsigen", mußten den Zehnten von Wachs und Honig abliefern an ihren Grundherrn und an die Kirche. Es war also die Noth, die sie zur Hausbienenzucht zwang. Gerade den Aermsten legte man Wachs- und Honigzins auf, weil sie Beides im Walde suchen konnten. Die fortschreitende Rodung der Wälder und der sogen. Bienenzehnt trieben daher an, sich der nöthigen Bienenstöcke beim Hause zu versichern. Und doch blieb die alte Waldbienenzucht angesehener, wie die Redensart zeigt: „Die Bienen gedeihen nur bei armen Leuten." Es waren durchweg Hörige, die Anfangs die Klotzbeutenzucht beim Hause trieben. „Der ymen wachs ist großer herlichkeit zu gots dyenst, vnd der künig vnd herren, vnd mit kleiner schatzung an müntz," sagt ein altes Buch. Es wurde stark zu Kerzen verbraucht, vorzüglich in unglaublicher Verschwendung bei kirchlichen Festen und zum Gottesdienst. Bei Fürsten und Vornehmen waren Wachskerzen dagegen bis zum Ende des Mittelalters selten gebräuchlich. Am Rhein mußte in einigen Gegenden der Wachszehnt in Tafeln von bestimmter Größe geliefert werden. Die Schloßkirche zu Wittenberg, keine große Kirche, verbrauchte gegen Ende des 15. Jahrhunderts jährlich über 38000 Pfund Wachskerzen. Honig wurde nicht nur zur Bereitung des bis zum 17. Jahrhundert noch sehr beliebten Meths sehr gebraucht. Er mußte auch den damals noch unbekannten Zucker überall als süße Würze ersetzen: beim Backen, im Bier und anderen Getränken*), in Speisen, auf die man ihn auch, wie bei Hirse- und Griesbrei, goß. Die Bienenzucht hatte deswegen einst eine Ausdehnung, wie wir sie uns heutzutage kaum denken können. Wildnisse, Haiden und Waldungen, wo viele Bienenschwärme ihre Nahrung fanden, jede Zeidelweide galt daher einst als sehr werthvolles Besitzthum. Und erfahrene Zeidler (cidelarii, zydilmistir, apum magistri) waren Hörige, auf die ihr Herr etwas hielt. Es fehlte ihnen zwar das Verständniß für die Sache, das der heutige Imker hat. Sie hielten, wie einst auch die griechischen Bienenzüchter, den Weisel für männlich und stachellos. Mancher war wohl auch von dem einst weitverbreiteten Aberglauben noch nicht frei, daß die Bienen aus den Eingeweiden des aufgerissenen Leibes eines erschlagenen Kalbes oder Ochsen entständen, ein Aberglaube, der gewiß biblischen Ursprungs ist, von der Geschichte Simson's mit dem zerrissenen Löwen. Abergläubische Vorstellungen und Gebräuche werden noch heute bei der Bienenzucht und Honiggewinnung von einfältigen Bienenvätern festgehalten, die den Bienen eine gewisse Verehrung und fast menschliche Behandlung zu Theil werden lassen, ihnen auch menschliche Eigenschaften und Verständniß der Menschensprache zuschreiben. Aber doch waren die alten Zeidler tüchtige Männer, die auf ihre Weise recht erfolgreich die Waldbienenzucht betrieben. Sie kannten die Lebensweise der Immen, ihre Schlupfwinkel, wachten gewissenhaft über ihren Bestand und verstanden stattliche Mengen an Honig und Wachs zu gewinnen. Die Nester wilder Bienen suchten sie auf eine Art, die gewiß in die Urzeit zurückgeht, da man nur auf Honigfund ausging, und die an die flaumfederbeklebte Biene der Australneger erinnert. Sie legten in der Nähe blühender Waldpflanzen oder eines von Immen besuchten Wassers ein Stück Schilfrohr oder gehöhlten Hollunders nieder, das sie geritzt und mit ein wenig Honig gefüllt hatten. An dem einen Ende des Rohrs war der Knoten abgeschnitten, am andern gelassen worden. Waren genug Bienen darin, so ergriffen sie das Rohr, verdeckten das offene Ende und ließen eine Biene heraus. Der folgten sie nach. Verloren sie sie aus dem Auge, ließen sie dem Rohr eine neue entschlüpfen, bis sie so zu dem Neste geführt wurden. Ihren Erwerb hatten sie, wenn sie nicht Hörige waren, oft nur zu Lehen. Das hieß dann Zeidellehen. Das konnte auf die Kinder vererbt und auch verkauft werden, und wurde vom Zeidelgericht verliehen. Sie wohnten nicht selten wie Förster im Wald und auf der Haide. Denn eine gute Bienenweide galt damals mindestens so viel wie heute ein wohlbesetztes Jagdrevier. Nach Zeidlern, die ursprünglich die ersten Bewohner der Oertlichkeit waren, ist manches Dorf benannt. Nürnberg, das eignen Honig zu seinen altberühmten Honigkuchen verwenden konnte, hatte bei den ausgedehnten Zeidelweiden in seinen Reichsforsten besondere Zeidelgüter für seine Zeidler, die, wie auch die Zeidler anderer Gegenden, unter einem besonderen Zeidelgericht standen. Das schlichtete, gewöhnlich unter Vorsitz eines Holzgrafen oder Forstmeisters, alle Streitigkeiten, die etwa aus Verletzungen des alten Bienenrechtes entstanden waren. In Hof in Bayern wurde 1398 vom Burggrafen Johann III. die Zeidelordnung bestätigt und auf zwei Mal jährlich feierliches Zeidelgericht angeordnet, auf den Montag nach Quasimodogeniti und auf Michaelis. Die Beisitzer wurden aus den Zeidlern gewählt. Im 16. Jahrhunderte hatte das Zeidelgericht im bayerischen Vogtlande aber schon sein völliges Ende erreicht. Die Zeidelgerichte fußten ebenso auf uraltem Gewohnheitsrecht wie die alterthümlichen Holz- und Salzgerichte, und wurden wie alle diese alten Volksgerichte feierlich und ernst abgehalten. Sie bestimmten z. B. auch über die Anlage neuer Bienenstellen. Nach dem sogen. Bitzemühlenrecht durfte eine solche 2440 Schritt von einer andern entfernt sein. Der Sachsenspiegel setzte fest, daß sie, um nicht Menschen und Thiere in Gefahr zu bringen, weit ab von Wegen und Wohnungen liegen mußten. In Hannover bestand in den Amtsvogteien Bedenbostel und Bergen der Brauch, der das Schicksal dabei einwirken lassen wollte, daß der Imker neben die alte Bienenstelle trat, mit der linken Hand sein rechtes Ohr ergriff und mit der rechten rücklings unter dem linken Arm hinweg seinen Honiglöffel warf. Wo der Löffel niederfiel, wiederholte der Imker auf gleiche Weise den Wurf. Dann durfte die neue Immenstelle dort angelegt werden, wohin der Löffel beim dritten Wurfe zu liegen kam. Das vom Ende des 6. Jahrhunderts stammende westgothische Rechtsbuch bestimmte übrigens schon, daß weder die Bienenhäuser selbst, noch auch einzelne Bienenstöcke an den offenen Straßen der Städte und Dörfer angelegt werden sollten. Bezüglich des Abfassens der

*) Jetzt braut nur Nimwegen noch ein Honigbier, Moll genannt, das schon vor mehreren Jahrhunderten bekannt war und auch nach auswärts verfahren wird, weil man es, trotz des Honigzusatzes, haltbar zu brauen versteht.

Waldbienen zur Hausbienenzucht werden in Urkunden die hierzu immer bereit gehaltenen Fäßchen (vascula) häufig erwähnt. Die ganze Vorrichtung nannte man den Fang (captura). Manchmal geriethen auch Hausbienen in einen solchen Fang. Dann mußte der Eigenthümer des Schwarmes dies dem Besitzer des Fäßchens melden und konnte versuchen, den Schwarm wieder herauszutreiben. Dabei durfte er selbst das Fäßchen jedoch nicht öffnen. Er durfte es nur, wenn es von Holz war, dreimal mit Erde bewerfen und, wenn es aus Baumrinde oder Ruthengeflecht bestand, dreimal mit der Faust darauf schlagen. Alle dann herausgehenden Bienen konnte er zurücknehmen. Die zurückbleibenden dagegen mußte er dem Besitzer des Fäßchens überlassen. Der Bienenstöcke aus Baumrinde, Holz, geflochtenen Reisern, aus Bast oder Weidenruthen gedenkt schon das alte bayerische Rechtsbuch. Sie waren bereits bei den Römern in Gebrauch gewesen, die auch schon von altgriechischen Bienenvätern das Ablegen der Bienenstöcke erlernt hatten. Dabei werden von stark besetzten Bienenstöcken einige Bienen in einem eigenen Kasten abgesondert und dadurch veranlaßt, aus den ihnen mitgegebenen Beuttafeln sich eine eigene Königin zu erzeugen. Von den Römern gelangte dieses Verfahren zu den Dalmatiern und durch diese zu den Slaven, von denen es dann die Deutschen kennen lernten, gleichzeitig mit den geflochtenen Bienenkörben, die nun neben die alten Klotzbeuten traten. Ein Raub an Zeidelbäumen, Bienenhäusern oder Bienenstöcken ward in allen deutschen Gauen hart geahndet. Selbst der bloße Versuch wurde sehr empfindlich bestraft. Nach dem westgothischen Rechte mußte ein freier Mann in diesem Falle drei Schillinge Strafe bezahlen und erhielt 50 Schläge. Hatte sein Versuch aber wirklich einen, wenn auch nur geringen Erfolg gehabt, so mußte er das Gestohlene neunfach ersetzen und bekam dafür noch jene Schläge. Ein Leibeigener aber erhielt für den Versuch 100 Schläge. Bei einem Versuche mit Erfolg brauchte er jedoch nur sechsfachen Ersatz für das Entwendete zu leisten. Das mußte natürlich ihr Herr bezahlen, da sie selbst dazu gar nicht in der Lage waren. Weigerte sich ihr Herr, so wurden sie ohne weiteres selbst an den Bestohlenen ausgeliefert. Aehnlich weitläufig verbreitet sich das Rechtsbuch der Saalfranken im neunten Titel über Bienen- und Honigdiebstähle. Das sächsische Recht verfügte aber die Todesstrafe auf die Entwendung eines unter Verschluß befindlichen Bienenstockes und neunfachen Ersatz, wenn er im Freien gestanden hatte. Das Gewohnheitsrecht der Longobarden verhängte milder eine Geldstrafe von 12 Schillingen über den, der einen oder mehrere Stöcke aus einem Bienenhause entwendet hatte.

Neben der durch den fortschreitenden Landbau begünstigten Hausbienenzucht bildete sich die Waldbienenzucht vom 9. bis ins 14. Jahrhundert hinein immer stärker aus. Die noch freien Zeidler wurden den Waldbesitzern zinspflichtig. Den Bienenzehnt legte man Jedem auf, der nichts Anderes zehnten konnte. Kirchen, Klöster und Stifte bekamen ganz bedeutende Honig- und Wachslieferungen zugewiesen. Schon Karl der Große schrieb den Wachszehnt für kirchliche Zwecke aus. Auch alte Urkunden der Stifte zu Köln und Merseburg beweisen, daß der Wachszehnt allein der Kirche zu Gute kam. Ein Wald mit Zeidelweiden galt als werthvoller Besitz. Beim Kauf, Verkauf oder Tausch, bei allen Rechtsverträgen über solche Wälder ward auf das Recht der Bienenweide hohes Gewicht gelegt. Die Waldbienen werden in damaligen Urkunden weit öfter erwähnt als die Hausbienen. Unter neu entstehenden Dörfern tauchen recht häufig solche mit dem Namen Immendorf, Immnitz u. ä. auf. Ausgebreiteter und angesehener war die Waldbienenzucht noch nie gewesen als zu jener Zeit. Die Honigmaße sind von mancher Art. Bald wird er nach Seideln (situla) berechnet, bald nach Immen. Ein Seidel galt damals weit mehr als ½ Liter. Die Imme scheint ihrem Namen nach ein ganz besonders für Honig bestimmtes Maß gewesen zu sein. Auch der Topf wird als Honigmaß genannt. Anderwärts wieder die Amphora, die Urna und der Sextarius. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts trat plötzlich, wie das schon erwähnte Eingehen der Zeidelgerichte bekundet, ein gewaltiges Niedersinken der deutschen Bienenzucht von ihrer nie wieder erreichten Höhe ein. Die Reformation, die veränderte Bodencultur und dann der dreißigjährige Krieg bildeten die Hauptursachen dazu. Die schnelle Aufhebung zahlreicher Klöster, der vereinfachte, ernste, alle Verschwendung und Pracht zurückweisende Gottesdienst der evangelischen Kirche, die Einziehung vieler Kirchen und Kapellen verminderten den fabelhaften Wachskerzenverbrauch. Der alte Wachszehnt wurde durch Geldabgaben abgelöst. Alle, die nur des Bienenzehnts wegen sich mit Haus- und Waldbienenzucht beschäftigt hatten, ließen nun sofort diesen Betrieb fallen. Der, seit Columbus das Zuckerrohr nach Domingo verpflanzt hatte, allmälig sich einbürgernde, wenn auch noch sehr theure Zucker begann den Honig zurückzudrängen. An Stelle des allgemein üblich gewesenen Meths wurde das Bier immer beliebter. Ungeheuere Waldungen fielen unter der Axt. Die Wälder wurden besser durchforstet. Wiesen und Weiden wurden Ackerland, das man von honigreichen Unkräutern freihielt und mehr mit Hackfrüchten bestellte. So wurde die alte Bienenweide überall eingeengt oder vernichtet. Den Todesstoß gaben ihr wie allem alten landwirthschaftlichen Betriebe die furchtbaren Verheerungen des 30jährigen Krieges. Schon Ende des 17. Jahrhunderts waren wohlerfahrene Bienenväter, deren einst jedes Dörfchen viele besaß, eine weitgesuchte Seltenheit.

Nur in einer Gegend Deutschlands kann man heute noch das alterthümliche Bild der Bienenweide sehen, wie es einst zur Blüthezeit der alten deutschen Waldbienenzucht in jeder Gegend Sitte war. Das ist im Hummling, im Oldenburgischen. Der Hummling ist eine Berghöhe, die sich sechs Stunden ganz allmählich aufwärts zieht und fünf Stunden lang südwärts gegen den Hasefluß, westwärts gegen die Ems und nordwärts gegen Ostfriesland sich wieder herabsenkt. Die Bewohner dieser Haide treiben Schaf- und Bienenzucht. Im Frühjahre schaffen sie ihre Bienen nach Ostfriesland, wo ihnen die Blüthe des dort üppig angebauten Rapses reiche Weide bietet. Ist die Rapsblüthe zu Ende, so beginnt in den benachbarten Moorgründen die Blüthe des Buchweizens, des Haidekorns. Dorthin zieht man nun mit den Bienen, um dann, wenn sie diese Weide hinlänglich genossen haben, mit ihnen in die Heimath zurückzukehren, wo die sonnige Luft mit dem gewürzigen Dufte des dicht blühenden Haidekrautes erfüllt ist. Da finden die Bienen nun vollauf süße Nahrung in dem röthlichen Meer zierlicher Blüthen, das den ganzen Boden weithin in eigenartig stiller Schönheit überzieht und am fernen Himmelssaum endlos verschwindet. Es giebt in Deutschland sogar einen versteckten Waldwinkel, in dem man der ältesten Zeit altdeutscher Waldbienenzucht, dem ehrwürdigen Brauche der Zeidelbäume, trotz aller Cultur bis heute treu geblieben ist. Das ist in Westpreußen, in den urwüchsigen, auf Hochland gelegenen Waldungen südöstlich von Marienburg. Dort giebt es noch Bienenbäume oder Beutkiefern. Langschäftige, kräftige und gesunde Kiefern haben in ansehnlicher Höhe über dem Boden eine lange, schmale, aber tief nach innen gehauene Oeffnung, die durch ein leicht abzunehmendes Brett verschließbar ist. An der Seite findet man das Flugloch als kleine Oeffnung. Noch 1895 wurden im Gräflich Dohna'schen Revier Finkenstein 400 Pfund Honig aus Beutkiefern gewonnen. Bei dem armseligen Stande der deutschen Bienenzucht nach dem dreißigjährigen Kriege begannen auch Wachs und Honig seltner und theurer zu werden. In Litauen und bei den slavischen Völkern, deren Reste in Deutschland selbst noch die eifrigsten Bienenzüchter sind, behauptete die Bienenzucht ihre alte Blüthe ungestört weiter. Auch die alte Waldbienenzucht mittels Klotzbeuten, die in Deutschland wegen ihres Nachtheils für den Wald längst nicht mehr geduldet wird, besteht in Rußland und Polen noch. Man bezog daher im 18. Jahrhunderte in Deutschland das Wachs dorther über Danzig. Und wenn früher die Kirchen verschwenderischen Luxus damit getrieben hatten, so thaten das jetzt die Fürsten, obgleich das Wachs ganz erheblich im Preise gestiegen war. Auf einem einzigen Hoffeste zu Dresden z. B. wurden über 14000 Wachskerzen verbraucht. Allerdings war der Kurfürst zugleich König von Polen. Der Ausfall der alten deutschen Bienenweide durch die neue Bodencultur ist nun mit der Zeit durch den fleißigen Anbau gut honigender Feldpflanzen, wie Raps, Esparsette 2c., überreichlich ersetzt worden. Die Ausnutzung dieser schönen, neuen Bienenweide in der altüberlieferten Betriebsweise würde sich aber nur wenig erträglich erwiesen haben, wenn nicht die bahnbrechenden Versuche des verdienstvollen Pfarrers Dr. Dzierzon (geb. 1811) in Karlsmarkt in Schlesien die Bienenzucht seit Mitte dieses Jahrhunderts zur Wissenschaft erhoben hätten. Epochemachend war die nach ihm benannte Erfindung der Bienenwohnungen mit beweglichem Wabenbau, der es dem Züchter ermöglicht, jeden Augenblick bald fördernd, bald hindernd in den Bienenstaat einzugreifen. Dadurch konnte auch endlich eine genauere Beobachtung und Pflege des bis dahin fremden, wunderbaren Lebens der Bienenvölker stattfinden. Das wurde von her-

vorragender Bedeutung für die gesammte Thierphysiologie. Dzierzon führte auch die Blutauffrischung und Kreuzung mit fremden Bienenrassen ein. Ihm folgte eine große Zahl anderer verdienter Männer mit Erfindungen wie die der Honigschleuder, der künstlichen Waben, der künstlichen Fütterung, des Heilverfahrens gegen die Bienenpest, die sogenannte Faulbrut u. s. w. Dadurch ist die deutsche Bienenzucht wieder zu hohem Ansehen gelangt. Jetzt beträgt die Zahl der Bienenstöcke in Deutschland weit über 2 Millionen. Der zehnte Theil davon entfällt auf Hannover, wo man in der Lüneburger Haide, dem alten hannoverschen Wendlande, schon vor 1860 jährlich allein für mehr als 200 000 Thaler Wachs und Honig verkaufte.

Bücherbesprechungen.

— **Briefe an ein erwachsenes Mädchen.** Herausgegeben von Dr. Adolf **Brodbeck**. Leipzig, Verlag von Arwed Strauch. — Das Buch enthält viele gute Rathschläge, geht auch mit ungeschminkten Worten so mancher Modethorheit und Versündigung gegen die Gesundheit zu Leibe. Wir billigen aber nicht die ausführlichen Besprechungen über das sexuelle Leben und zumal nicht die über unnatürliche Ausschweifungen; wir können dem Verfasser nicht beipflichten, wenn er zur Rechtfertigung dieser Indiscretionen sich „getrost" hinter dem Bibelworte verschanzt: „Dem Reinen ist Alles rein." Davon abgesehen, ist der Inhalt des Buches, soweit er sich auf gesundheitliche Dinge bezieht, durchweg beachtenswerth. Mit dem aber, was z. B. der Verfasser gleich im Anfang des Buches (Seite 11) über die Seelenvermögen sagt, wird die liebe Paula, an die seine Briefe gerichtet sind, nichts anzufangen wissen, und das wäre noch das Beste für sie. Aehnlich steht es mit dem Capitel über Lecture. „Hermann und Dorothea ist classisch in Form und Geist, und doch romantisch genug, um ein Mädchen zu elektrisiren." Clavigo ist „auch sehr belehrend (!)". Goethe's Iphigenie ist „zu hochclassisch". Faust ist, „formell betrachtet, eine Monstrosität; keine Tragödie, kein Lustspiel, kein Drama, keine Oper; nicht classisch, nicht populär. Es ist eine Mischung von Allem, dazu noch äußerst phantastisch, mystisch, auch frivol, gelegentlich gemein. . . . Als Ganzes ist es selbst für mich in meinen reiferen Jahren völlig ungenießbar". Es ist eine „Schaudergeschichte von einem Mädchen, das mit einer gemeinen Kupplerin zusammenwohnt, sich einem gewissenlosen Doctor hingiebt, ihr uneheliches Kind mordet, so wie ihre eigene Mutter darob im Gefängniß wahnsinnig wird, und vom Dichter zum Schluß als Heilige in den Himmel geschickt wird". Gutzkow's Roman „Die Ritter vom Geist" ist ein „Elephant". Der Verfasser hat es „einmal in seinem Leben fertig gebracht, so einen Elephanten zu verschlucken", und „er liegt ihm noch heute im Magen". „Die meisten Tragödien sind zu entsetzlich, zu traurig, zu ernst, um für die Kunst überhaupt zu passen. Ernst ist das Leben, heiter die Kunst. Das ist mein Motto." In dieser Weise belehrt der Verfasser ein erwachsenes Mädchen über unseres Volkes Dichter und deren geniale Schöpfungen.

W. Sm.

— **Frauen-Berufe. Die Krankenpflegerin.** Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe. Von Dr. **Walther Francke**. Leipzig, E. Kempe 1899. 50 S. — Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß in erster Linie die Frau für den Beruf der Krankenpflege befähigt ist. Wenn auch z. B. in Irrenanstalten, Militärlazarethen u. s. w. männliches Pflegepersonal nicht entbehrt werden kann, so würde die fast ausschließliche Verwendung von Männern zur Krankenpflege — gesetzt den Fall, es existirte ein Ueberwiegen der männlichen Bevölkerung und ein Mangel an weiblichem Personal — bald zu der Erkenntniß führen, daß damit ein wichtiger Heilfactor verlustig ging: eine gewandte weibliche Pflege ist durch nichts zu ersetzen, die geschickte weiche Hand, der liebevolle Zuspruch einer treuen Pflegerin am Krankenbett bringt Linderung und Hoffnung im Schmerz. Hier ist ein Gebiet, wo reicher Segen der Arbeitsthätigkeit der Frau folgt, hier ein Beruf, der auch Unterhalt gewährt. Viele kennen freilich nur die ideelle Seite dieses schönen Berufs; was die Krankenpflegerin zu leisten hat, wie ihre Aussichten sind 2c., darüber ist weniger bekannt. Das vorliegende Büchlein gewährt einen Einblick in die Berufsthätigkeit der Krankenpflegerin, wir sehen ihren Dienst im allgemeinen Krankenhause, im chirurgischen Operationssaal, bei kranken Kindern, in der Irrenpflege, am Wochenbett, in der Einzelpflege im Privathaus und in der Gemeinde. Den 2. Theil des Büchleins bildet die Beantwortung der Frage, welchen Ausbildungsweg die künftige Krankenpflegerin betreten kann, wir werden über die Organisation des Berufs belehrt. Es wird die Ausbildung der freien, keiner Genossenschaft angehörenden Pflegerinnen skizzirt, sodann werden die Pflegerinnenschulen, der evangelische Diakonieverein, die Vereine vom rothen Kreuz, die Diakonissenhäuser, die katholischen Krankenpflegeorden, die Ausbildung und Stellung der Wochenpflegerinnen besprochen. Besonders die Capitel über die freie Krankenpflege erhöhen den Werth des Büchleins, da hierüber bisher kein Material gesammelt vorlag. Der Verf. hat seine Aufgabe in geschickter Weise gelöst und wird sich den Dank Aller verdienen, die die Absicht haben, sich dem Berufe der Krankenpflege zuzuwenden. Die Ausführungen sind sachlich zutreffend, sie halten mit der Schilderung der Schwere des Berufs nicht zurück, lassen aber auch deutlich die Fülle des Segens erkennen, den eine rechte Krankenpflegerin auszustreuen vermag.

**

— **Einführung in die Lectüre russischer Schriftwerke nebst praktischen Uebungen in der Conversation.** Im Anschluß an W. Alexejew's Lehrbuch, Cursus 1, bearbeitet von G. **Werkhaupt**, russ. Gymnasialprof. a. D. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag, 1899. — Der Lector der russischen Sprache an der Handelshochschule zu Leipzig G. Werkhaupt hat die Erzählung Puschkin's „Das Schneegestöber" in 22 Lectionen eingetheilt, von denen jede ein Stück des russischen Textes mit Interlinearübersetzung und Vocabular, sowie eine Anzahl von Fragen und Antworten, gleichfalls in russischer und deutscher Sprache, die sich eng an den Inhalt des Lesestückes und die in ihm vorkommenden Worte schließen, enthält. Ueber den Werth solcher praktischer Hilfsbücher zum Erlernen einer fremden Sprache und besonders der Interlinearübersetzungen, bei denen ohne Rücksicht auf Stil und Sinn das deutsche Wort unter das fremde gesetzt wird, läßt sich streiten. Wir halten sie für zum mindesten überflüssig, wollen aber gern zugeben, daß die „Einführung 2c." Werkhaupt's im vorliegenden Falle einem praktischen Bedürfnisse insofern entgegenkommt, als sie sich eng an Alexejew's bekanntes Lehrbuch anschließt und nur im Verein mit diesem auf Berücksichtigung im Schulgebrauche Anspruch erhebt. Sonst ist gegen das Buch nichts zu sagen; das Lesestück eignet sich sehr gut für den Zweck, dem es dienen soll, und Werkhaupt beherrscht das Russische vollkommen genug, um eine fehlerfreie und brauchbare Arbeit liefern zu können.

Br.

— **Aerztliche Zimmer-Gymnastik** für beide Geschlechter und jedes Alter von Dr. med. M. **Schreber**. 27. Auflage, durchgesehen und ergänzt von Dr. med. **Rudolf Graefe**. Mit 45 Abbildungen im Texte und einer Tafel am Schluß. Leipzig, Friedrich Fleischer 1899. Preis 3 M. — Wenn ein Buch, das in 170 000 Exemplaren verbreitet ist, aufs Neue seinen Weg in die Welt antritt, so bedarf es wohl keiner empfehlenden Worte. Gilt doch noch heute, und heute erst recht, der Satz, der dem Titel des Buches beigegeben ist: „Es ist sicherer, in den Folgen belohnender und zudem des Menschen würdiger: durch Selbstthätigkeit die Gesundheit soweit möglich zu entwickeln und zu erwerben, als sie, wenn sie verloren, allein im passiven Hilfesuchen von der Natur oder aus der Apotheke zu erwarten." Wir bewundern den weitausschauenden Blick Schreber's, der den physikalischen Behandlungsmethoden die wichtige Rolle bei Verhütung und Heilung der verschiedensten Krankheiten schon zu einer Zeit beimaß, wo man sie, weil sie zu einfach, verachtete. Die Entwickelung der Heilwissenschaft hat dem Verfasser Recht gegeben: Ueberall ist es jetzt anerkannt und durch tausendfältige Erfahrung erprobt, daß die Gymnastik eines der wichtigsten Hilfsmittel darstellt zur Beseitigung und zur Verhütung einer Reihe von Krankheiten. Wir sind jetzt glücklicherweise soweit, daß Aerzte sowohl wie Laien diese hygienische und Heil-Gymnastik in ihrer Bedeutung würdigen. Daß sich diese Anschauungen Bahn gebrochen haben, ist nicht zum Letzten das Verdienst Schreber's, der mit seiner schlichten, maßvollen und sachlichen Schrift Tausenden die Augen für die wohlthätige Wirkung einer naturgemäßen Uebung unserer Bewegungsorgane geöffnet hat. Möchte das Buch viele neue Freunde finden, in jeder Familie wird es reichen Segen stiften können.

**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 132. Sonnabend, den 11. November, Abends. 1899.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

(Fortsetzung.)

2. Kleinasien.

Während die ägyptischen Zollbehörden ihren guten Ruf bewährt und uns nicht im Geringsten belästigt hatten, waren mir von den türkischen Zoll- und Paßscherereien geradezu unglaubliche Dinge erzählt worden; besonders ärgerlich sollte ihre Neigung sein, Gedrucktes und Geschriebenes zu confiscciren, selbst Meyer's Reisebuch werde weggenommen, man solle es daher, wie Meyer selber schreibt, lieber in die Tasche stecken. Nun hatte ich außer den drei Reisebüchern von Aegypten, Griechenland und der Türkei sowie einigen Museumskatalogen vor Allem eine Reihe für mich sehr wichtiger Notizen und Hefte mit, die ich nicht gern, auch nicht vorübergehend, in den Händen der mißtrauischen Zöllner gelassen hätte, ich polsterte mich daher kunstvoll am ganzen Körper mit meinen Büchern und hätte wohl komisch genug ausgesehen, wenn nicht mein Wettermantel Alles gnädig bedeckt hätte. Aber siehe da, die edlen Türken benahmen sich ganz menschlich, mein Paß war in Ordnung. und da ich sonst nichts Steuerbares im Koffer hatte, gab ich nicht einmal den im Reisebuch angerathenen Balschisch, und ich vermuthe, daß man nur dann behelligt wird, wenn man sehr den noblen Herrn markirt und mit viel Gepäck daherkommt, oder wenn man unartig ist und, wie ich es staunend mit anhörte, die Zollbeamten mit Schimpfworten tractirt; ich begreife es heute noch nicht, daß jener nervöse junge Deutsche, der sie „cochons ordinaires“ titulirte, nicht sofort eingesperrt wurde.

Als ich darauf im gemüthlichen Hotel Huck saß, in der Absicht, mich von der strapaziösen Seefahrt zunächst recht behaglich auszuruhen, ehe ich an die „Arbeit“ ging, wurde mir vom Oberkellner ein Herr gezeigt, der eben von Priene zurückgekommen sei. Das war eine freudige Ueberraschung! Denn ich wußte wohl, daß das Berliner Museum dort großartige Ausgrabungen vornahm, aber Niemand hatte mir genau angeben können, wie man dorthin komme und ob man Unterkommen finde; und wenn man weder türkisch kann noch eine vernünftige Karte hat, so ist ein Suchen ins Blaue, unter ganz fremden Verhältnissen, wenig erfreulich. Nun war ich aller Sorgen ledig, denn jener Herr, ein Attaché der deutschen Botschaft in Konstantinopel, gab mir genaue Auskunft und fügte hinzu, daß die beiden Berliner Gelehrten in Priene, die Herren DDr. Wiegand und Schrader, ihn bis Ephesus begleitet hätten und daß ich sie, wenn ich sofort abreiste, gewiß dort noch treffen würde. Nachdem er mir den Steckbrief dieser Herren detaillirt hatte, schnürte ich also mein Bündel und fuhr mit dem nächsten Zug, d. h. in der Frühe des folgenden Tages, nach Ephesus. Und richtig, als ich dort den Kopf hinaussteckte, schreitet eine lange Gestalt daher, deren Reitgamaschen dem Steckbrief nach nur die Schrader'schen sein konnten, und in der That war es Dr. Hans Schrader, der mich nun unter seine schützenden Fittiche nahm. Er wollte soeben mit demselben Zug nach Priene zurückkehren, während Wiegand noch in Ephesus blieb; wir fuhren also gleich weiter und gelangten gegen Mittag nach Sokia, wo die Zweigbahn aufhört — und mit ihr die Cultur, denn außer den wenigen Menschen, die sich für Priene interessiren, kommt kein Fremder in dieses Nest. Zunächst wurde Schrader vom türkischen Kaimakam (etwa soviel wie Landrath) in Beschlag genommen, der uns mit vielen höflichen Redensarten in das Zimmer des freundlichen griechischen Stationschefs hineincomplimentirte und mit einem Ehrenkaffee bewirthete — ich als Schrader's „Freund“ bekam von den Höflichkeiten und Händedrücken wie vom Mokka mein redlich Theil —, dann bestiegen wir die unter der Obhut eines martialischen Tscherkessen harrenden Pferde, der Führer schnallte meinen Tornister auf sein Pferd und in scharfem Trabe ging's über das fürchterliche Pflaster von Sokia in die Mäanderebene hinaus.

Nach reichlich 2 Stunden waren wir an Ort und Stelle. Der hochverdiente Carl Humann, der bald nach Beginn der Ausgrabungen (1895) starb, hat noch das hübsche Häuschen erbaut, welches den wenig beneidenswerthen deutschen Gelehrten 4 lange Jahre hindurch in dieser Wildniß als Obdach dienen mußte, denn das daneben liegende Türkendorf Kelebesch bietet absolut nichts. Das mag ein bischen Leben gewesen sein! Nur in den vier heißesten Monaten, wo die Fiebergefahr aufs Höchste steigt, sind die beiden Herren nach Athen gegangen, die übrige Zeit hausten sie hier, in angestrengter Arbeit, ohne Abwechselung und Erholung, ohne Verkehr mit Gebildeten, wie die Einsiedler; und wenn der wackere griechische Diener und der Koch auch ihr Möglichstes thaten, so mag doch der Speisezettel auf die Dauer höchst monoton geworden sein. Das Schlimmste ist aber hier draußen das Krankwerden, und nicht nur das Fieber machte sich unangenehm bemerkbar, auch der Typhus spielte dem armen Wiegand gehörig mit, so daß er monatelang in Konstantinopel auf seine Genesung warten mußte, während Schrader allein in Priene Trübsal blies. Aber nun war Alles überstanden, die Freilegung einer hochinteressanten griechischen Kleinstadt war beendet, die letzten Notizen wurden eben aufgenommen, und am Tage meiner Abreise traf die mit Jubel begrüßte Nachricht ein, daß die türkische Regierung den Deutschen die Mitnahme eines beträchtlichen Theiles der gemachten Funde (NB. nach beliebiger Auswahl!) gestatte. Jetzt, während ich dies schreibe, sind die betreffenden Kisten schon in Berlin eingetroffen und harren der Auspackung und Aufstellung; Wiegand wird diese aber gar nicht abwarten, sondern ist schon wieder im Begriff, sich neue Lorbeeren in Milet zu holen — man sieht es von Priene aus liegen —, wo jedenfalls die werthvollsten Funde seiner harren, da Milet ungleich größer und wichtiger, besonders aber auch noch älter war, als das kleine Priene.

Die Bedeutung Prienes liegt darin, daß wir hier zum ersten Mal, im Gegensatz zu römischen Städten wie Pompeji, eine rein griechische Stadt vor uns haben, deren Hauptmasse auch nicht so jung wie Pompeji, sondern etwa 300 Jahre älter ist; die Stadt wurde zur Zeit Alexander's des Großen oder kurz vorher gegründet und zwar nicht an der Stelle des älteren Priene, von welchem sich keine Spur gefunden hat; die meisten Bauten stammen somit aus dem 4. bis 2. Jahrhundert v. Chr. und haben durch spätere Ein- und Umbauten wenig gelitten; zwar finden wir manche Anlagen auch aus späterer, römischer Zeit, sogar eine byzantinische Kirche, aber die Mehrzahl der Häuser und besonders die streng regelmäßige, rechtwinkelige Straßenanlage zeigt noch unverändert die ursprüngliche Gestalt. Die Lage der Stadt ist ganz eigenartig. Das Mäanderthal ist hier sehr breit (etwa 15 km) und auf beiden Seiten von hohen Bergzügen eingeschlossen; auf einem 370 m hohen, scharf vorspringenden Felsen des Mykalegebirges, nordwestlich des Flusses, liegt wie ein Adlernest die Akropolis der Stadt, sozusagen die Citadelle, während die Stadt selbst 200 Meter tiefer liegt, auf einer nicht ganz regelmäßigen, etwas geneigten Fläche, die nur etwas gegen den steilen Akropolisfelsen ansteigt, gegen die Mäanderebene aber immer noch soviel abfällt, daß die auf allen drei Seiten gut erhaltene Stadtmauer auch die Unterstadt zu einer völligen Festung macht. Schrader führte mich erst um die ganze Mauer herum, damit ich, durch das südliche Hauptthor eintretend

und das Heiligthum der stadtschirmenden Göttin Kybele passirend, die Illusion eines antiken Besuchers gewänne, und es gehörte wahrlich wenig Phantasie dazu, die sauber aufgeräumten Straßen und die oft über 2 m hoch erhaltenen Häusermauern mit Leben zu erfüllen und die Trümmer vervollständigt zu denken. Die Hauptstraßen sind 6 bis 7 m, die Nebenstraßen 4 m breit; die Pflasterung mit Brecciaquadern, in der Mitte der mit Platten bedeckte Tagwassercanal sowie seitlich die Thonrohrleitung für Trinkwasser mit Abzweigungen in alle Häuser (die Fugen ausgezeichnet mit Gyps verkittet, aller 3 Röhren ein runder Deckel für die Reinigung) sind vorzüglich erhalten. Die Größe eines von vier Straßen gebildeten Häusercomplexes ist 160 × 120 Fuß (1 griech. Fuß = 0,296 Meter), diese Fläche ist vierfach getheilt, so daß sich ein Rechteck von 80 × 60 Fuß als Grundfläche des Normalhauses ergiebt, was mit einem mittleren Hause in Pompeji übereinstimmt. Der Grundriß des Hauses erinnert stark an das alte Megaron der mykenischen Zeit, wie ich es später in Tiryns zu sehen bekam, man sieht also, daß der Haustypus der griechischen Blüthezeit sich noch nicht wesentlich vom alten Schema entfernt hat und daß erst in der folgenden hellenistischen Epoche das eigentliche Peristylhaus entstand, dessen Grundriß in unseren Schulen als der des antiken Hauses vorgeführt wird. Auch bei der älteren Hausform ist ein rechteckiger Hof und daranschließend ein ebensolcher Saal, das eigentliche alte Megaron, der Hauptbestandtheil, aber die Gruppirung der übrigen Zimmer ist eine anscheinend unregelmäßige und zeigt noch nicht die streng gesetzmäßige, symmetrische Anlage der späteren Zeit. Ueberall sieht man an den Wänden noch Reste des Stucks, der in mehreren Lagen kunstvoll aufgetragen wurde; die Bemalung ist sehr gut erhalten. Im Schutt der Häuser hat man natürlich keine bedeutenden Kunstwerke finden können — wie hätten diese auch in die kleine unbedeutende Stadt kommen sollen! —, aber massenhaft fanden sich Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, aus denen wir einerseits bestätigt finden, wie bescheiden in jenen Zeiten das Mobiliar, wie groß aber das Verlangen nach gefälliger Ausschmückung der Wohnräume war, denn die Menge der Terracottafigürchen, auch in den einfachsten Häusern, zeigt dies aufs Deutlichste. Bezeichnend ist ferner die Menge kleiner Mühlsteine, vielfach aus Lavagestein, denn wie in homerischen Zeiten wurde das Korn in jedem Hause nach Bedarf geschroten.

Wir folgten nun weiter der Hauptstraße und erreichten, einen zierlichen Brunnen passirend, den Marktplatz, der von offenen Säulenhallen umgeben und mit einer Reihe von bronzenen und marmornen Standbildern geschmückt war; heut sieht man in den Marmorbasen freilich nur noch die Vertiefungen, in denen die Füße gestanden haben. An den Basen oder in dieselben hineingearbeitet sind bequeme Ruhebänke; in der Mitte des Marktes steht der Altar. An die Nordseite schloß sich eine leider zerstörte Halle, die offenbar eine besondere politische Bedeutung hatte, denn ihre Schmalseiten, 5 m hoch, 11 m breit, waren in ihrer ganzen Breite mit Inschriften bedeckt, welche Schrader aus den durcheinander gefallenen ca. 100 Blöcken mit großer Mühe in die richtige Ordnung gebracht und entziffert hat; es waren dies Decrete der Stadtbehörden, die uns lehren, welche Kämpfe die wackere Stadt mit ihren Nachbarn zu bestehen hatte und welche Verdienste einige hervorragende Bürger sich um das Gemeinwohl erworben hatten. Weiterhin steht, brillant erhalten, ein Versammlungsraum für 600 Personen, rechteckig angelegt, auf drei Seiten mit einer Anzahl ziemlich hoch emporsteigender Sitzreihen („amphitheatralisch“ kann man wegen der rechteckigen Gestalt nicht wohl sagen), die 20 m betragende Dachspannung wird geschickt durch beiderseits vorgesetzte Pfeiler um je 2 m verringert. In der Mitte des inneren freien Raums befindet sich ein mit Stierköpfen und Guirlanden in Marmorrelief verzierter Altar, dahinter, auf der vierten, von Sitzreihen freien Seite, sind Marmorbänke, offenbar für das Präsidium. Besonders wichtig ist aber der im Ansatz noch deutlich erhaltene, das Fenster überspannende, ziemlich große Bogen, welcher uns, entgegen der bisherigen Annahme, lehrt, daß nicht erst die Römer es waren, die den oberirdischen Gewölbebogen anwandten (für unterirdische, z. B. Wasserbauten ist er ja babylonische Erfindung). — Nach einigen weiteren Schritten standen wir im Theater, dessen vorzüglich erhaltenes Skenengebäude geradezu einzig in seiner Art ist. Hier liegen noch Architrav und Triglyphenfries auf dem Mauerwerk des Proskenions, und selbst die steinernen Querbalken, welche zur Skenenwand hinübergelegt sind, haben sich theilweise erhalten. Auch die rothe und blaue Farbe des Frieses und Gebälks ist deutlich sichtbar, und allerliebst sind die Epheuranken der Capitäle. Vor Allem aber sind die drei Thüröffnungen vorhanden, durch welche die Schauspieler, aus dem Skenengebäude kommend, die Orchestra betraten, und deutlich sieht man die Stellen, wo die bemalten Holztafeln (Pinakes) zwischen den Stützen des Proskenions eingesetzt waren, welche den Hintergrund, die Decoration bildeten. Hier kann man absolut nicht mehr daran zweifeln, daß in griechischer Zeit vor dem Skenengebäude, auf der Orchestra gespielt wurde und daß nur in besonderen Fällen, vor Allem bei Göttererscheinungen, die Schauspieler oben auf dem Skenengebäude standen — der Treppenaufgang ist ebenfalls erhalten! — und daß erst in dem späteren römischen Theater durch wesentliche Umgestaltung der Spielplatz in die erste Etage der Skene verlegt wurde. Was Dörpfeld an den viel schlechter erhaltenen Theatern Griechenlands mit großem Scharfsinn nachgewiesen hat, wird hier aufs Glänzendste bestätigt.

Die Orchestra hat einen Radius von 7½ m; der Altar, auf welchem die Spenden für Dionysos vor Beginn des Schauspiels ausgegossen wurden, ist ganz an den Rand der Orchestra, gerade gegenüber der Skene, gerückt. Die Orchestra wird eingerahmt von einer einfachen aber zierlichen Marmorbank mit bequemer Rückenlehne, der Proëdrie; sie wird von 5 thronartigen Ehrensitzen, wohl den Priestern gehörend, in auffällig unsymmetrischer Weise unterbrochen (links vom Altar 3, rechts 2). Die Sitzreihen sind nur bis zur Hälfte freigelegt; dies genügt aber, um den schlichten und doch feinen Gesammteindruck dieses kleinen traulichen Theaters zur Geltung zu bringen.

Auf einer dominirenden Erhebung in der Mitte der Stadt lag das Hauptheiligthum, der von Pythios erbaute, von Alexander dem Großen der Athena Polias geweihte Tempel, ein Muster jonischen Baustils, der leider der Zerstörungslust der schätzelüsternen Kelebescher völlig zum Opfer gefallen ist. Wie stolz mag er einst mit seinen 11×6 Säulen ausgesehen haben! Der schöne weiße Marmor ist auffallend wenig verwittert, das Fundament und die zersplitterten Ueberreste der Säulen haben genügt, den Plan völlig zu reconstruiren und vor Allem den wichtigen und auffälligen Nachweis zu führen, daß dieser Tempel, ebenso wie der benachbarte Asklepiostempel, frieslos war, daß also der Fries beim jonischen Tempel kein unbedingtes Erforderniß ist. — Ganz hoch oben, wo die steiler emporsteigende Grundfläche der Stadt am senkrechten Akropolisfelsen endet, liegt das eigenartige Heiligthum der Demeter, darüber ein unbebautes, mit Gestrüpp bedecktes Gebiet, das offenbar eine Art Bannwald bildete und Steinschläge, die sich vom höheren Felsen loslösen, aufhielt. — Zum Schluß erwähne ich das am unteren Rande der Stadt gelegene Stadion, welches dadurch merkwürdig ist, daß es nur auf der Stadtseite Sitzreihen aufweist, weil die andere Seite wegen des Terrainabfalls zur Einrichtung von Sitzen große Stützmauern erfordert hätte; daneben liegt eine stattliche Palästra, in welcher die aufgemauerten großen Waschtröge sehr gut erhalten sind.

Doch genug der Einzelheiten, die ja doch den eigenartigen Reiz nicht wiedergeben können, den das Ganze ausübt! Leider war es an allen drei Tagen so windig, daß ich es nicht wagen konnte, auf dem halsbrecherischen, von unten kaum sichtbaren Ziegenpfade nach der Akropolis hinauf zu klettern, die nur unbedeutende Reste von Befestigungen besitzt, jedenfalls aber einen prächtigen Blick auf die Landschaft gewähren muß; man sah schon vom Athenatempel aus einen blauglänzenden Zipfel des Meers, überall aber die herrlichen, zackenreichen Linien des stolzen Latmosgebirges drüben über der Mäanderebene, wo nach Aussage der Einheimischen nur „Bären und böse Menschen“ hausen sollen. Im Gegensatz dazu hatte das gemüthliche Gelehrtenasyl von Priene entschieden das Privilegium, die Heimstätte guter und gastlicher Menschen zu sein, denn sowohl Schrader wie der junge römische Archäolog Dr. Biondi, welcher Inschriften copiren half und sich durch Forschungstouren in die Umgegend verdient machte, thaten ihr Bestes, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und ich habe selten genußreichere Abende verlebt als hier, wo ich, den großen Stadtplan von Priene vor mir, über Alles bereitwillige Auskunft bekam und die Freuden und Leiden der Forscher in der Erzählung mitgenießen konnte.

In der letzten Nacht hatten Sturm und Regen einen starken Temperaturabfall hervorgerufen, auf den oberen Hälften der Berge lag sogar Schnee, und als ich, vom getreuen Tscherkessen geleitet, die Rückreise antrat, war der Sturm so arg, daß man

sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte; die Hände, die Zügel und Peitsche halten mußten, waren nach Kurzem fast ganz erstarrt. Ich litt um so empfindlicher unter der Kälte, als ich noch eine Woche zuvor (Ende März) in Oberägypten die unleidlichste Hitze gehabt hatte; auch in Kleinasien war es schon wärmer gewesen, und alle Welt schimpfte auf die wiedergekehrte Kälte. Am besten waren die türkischen Hirten daran, an denen wir vorbei kamen, diese waren in ihren curiosen steifen Filzmänteln, die wie ein viel zu weites Futteral den Körper umgaben, jedenfalls wohl geborgen. Uebrigens sind die Eingeborenen, wie ich bei den zahlreichen Gaffern an allen Bahnstationen bemerkte, unglaublich abgehärtet, denn ihre dünnen Leinewandbeinkleider reichten nur bis zum Knie, und die nackte untere Hälfte der Beine, die nur in niedrigen Lederschuhen stak, sah ordentlich blau aus vor Frost — was die wackern Leute aber offenbar gar nicht genirte. Man hatte seine Freude an diesen stämmigen, ernsthaft blickenden Leuten, denen man sofort ansieht, welch vorzügliches Soldatenmaterial sie liefern, und besonders auffällig war für mich der Contrast ihrer würdevollen Haltung und ihrer kräftigen Muskulatur mit der Beweglichkeit der lebhaften Aegypter, deren unglaublich dürre Waden geradezu unschön sind.

Nachdem ich in Sokia meine erstarrten Glieder in der ärmlichen Wirthschaft eines Griechen bei einem Teller Suppe wieder aufgethaut hatte, fuhr ich mit der Bahn nach Ephesus zurück und wurde vom Wirth, dem dicken Karpuza, als einziger Besucher mit herablassender Würde und geheuchelter Biederkeit empfangen, so daß ich leider vergaß, über den Preis zu verhandeln (was man im Orient nicht versäumen darf); infolge dessen ließ mich der Spitzbube hinterher gehörig bluten. Sein höchst einfaches Essen war aber wenigstens gut und sauber, und eine besondere Annehmlichkeit war Abends das mächtige Kaminfeuer, bei welchem man sich doch einmal wieder auswärmen konnte.

Auch in Ephesus ist neuerdings fleißig ausgegraben worden, und zwar von der österreichischen Schule (Benndorf und Heberdey). Man hat jedoch vom Ephesus der griechischen Periode so gut wie nichts gefunden, die großen Gebäudemassen der Theater und Gymnasien, der Stadtthore und Triumphbogen, der Hallen am Forum wie des Stadion entstammen alle der späteren römischen Zeit. Von einer Uebersichtlichkeit der Stadtanlage wie in Priene ist hier keine Rede, das weite Gebiet der alten Großstadt ist noch von angebauten Feldern durchsetzt, und nur die Gegend des Forums ist ziemlich vollständig freigelegt. Hier sieht man die Reste prunkvoller Hallen und Säle, in welchen mit buntem Marmorbelag nicht gespart war, und hier wie in den Räumen der benachbarten Privathäuser findet man überall antike Glassplitter mit ihrer buntglitzernden Patina, wohl auch hie und da eine grünspanbedeckte Kupfermünze. Am besten erhalten ist das große Theater, welches mit geschickter Terrainbenutzung in einer Falte des Leprehügels in die Höhe steigt und einst 24 000 Menschen faßte; sein umfängliches, bis in das erste Stockwerk erhaltenes Skenengebäude giebt eine vortreffliche Vorstellung von der römischen Einrichtung. Leidlich erhalten ist auch das Odeion, von dessen oberster Stufenreihe man einen schönen Ueberblick über das bergumrahmte Stadtgebiet und das breite Thal des Kaystros hat, dessen Anschwemmungen das Meer von der alten Stadt um mehr als eine Meile abgedrängt haben; nur ein schilfbestandener Sumpf neben den mächtigen Bogenbauten des großen Gymnasions erinnert an die Zeit, da der Hafen sich bis hierher erstreckte. — Wenig erfreulich ist ein Besuch des Artemisions, des im Alterthum so hochberühmten Tempels der „Diana der Epheser". Es ist ein mit Gestrüpp überwachsenes Sumpfloch, an dem man außer ein paar herausguckenden Säulentrümmern so gut wie gar nichts sieht. Das Terrain gehört nämlich dem Britischen Museum, welches vor Jahren hier einmal ganz unsystematisch nach Einzelfunden wühlte, bis jetzt aber sich nicht wieder gerührt und doch auch den Oesterreichern verwehrt hat, hier ordentlich vorzugehen. Sehr malerisch sind aber, näher an der Bahnstation, zwei mittelalterliche Gebäude, die stattliche, leider sehr im Verfall begriffene Selimmoschee, die vorwiegend aus Werkstücken vom Artemision erbaut ist, und die höchst romantisch aussehenden Zinnen des Castells, welches den benachbarten steilen Hügel krönt. Auf eine große Strecke erblickt man auch die mächtigen Pfeiler der antiken Wasserleitung, deren Bogen sämmtlich durchgebrochen sind; soweit diese Pfeiler in der Nähe des Dorfes Ajasaluk (der Bahnstation) stehen, ist keiner ohne Storchnest, dessen Bewohner mit lautem Klappern ein lustiges Concert vollführen.

Eine dreistündige Bahnfahrt brachte mich, an den unbedeutenden Resten von Magnesia am Mäander vorüber nach der ansehnlichen Türkenstadt Aidin, dem alten Tralles. Aidin gilt als Hochburg des Türkenthums, und man gewinnt in der That sofort den Eindruck einer rein türkischen Stadt, die trotz ihrer 40 000 Einwohner nichts bietet, was über den Charakter eines kleinen, entsetzlich schlecht gepflasterten Landstädichens hinausginge.*) Während heute in Konstantinopel die schönen Türkinnen sehr keck sich zu emancipiren beginnen, den Schleier bei jeder Gelegenheit zurückschlagen und für bewundernde Blicke oft recht empfänglich sind, herrscht hier im inneren Kleinasien noch die alte strenge Sitte; ich habe keine Türkin gesehen, die nicht dicht verschleiert gewesen wäre und beim Anblick des Fremden sich noch außerdem weggewandt oder den über den Kopf gezogenen Ueberwurf dichter zusammengenommen hätte. Als ich aus dem Bahnhof trat, gerieth ich zunächst in einige Verlegenheit, weil ich mit meinen Fragen um den Weg an lauter Stocktürken gerieth, die auf Französisch, Englisch, Italienisch und Griechisch nicht reagirten; endlich traf ich einen, der genug Französisch verstand, um mir einen kleinen Führer nach der entlegenen, im Gewirr der winkeligen Gassen fast unauffindbaren armenischen Lokanda zu verschaffen, und in diesem äußerst primitiven, aber sauberen Häuschen überwand ich sofort das unbehagliche Gefühl rathlosen Fremdseins, als sich herausstellte, daß das 14jährige Töchterchen ganz hübsch französisch sprach (was sie übrigens in der einheimischen Schule gelernt hatte!) und ihrer braven Mutter meine Wünsche verdolmetschen konnte. Europäische Gäste kamen freilich selten hierher, das merkte man schon gleich an der curiosen Zubereitung der Speisen, wie auch vorher an der unverhohlenen Neugierde, mit der man von der ganzen Familie gemustert wurde; auch ich hätte mich in Aidin nicht weiter aufgehalten, wenn ich gleich nach Hierapolis hätte weiterfahren können, aber das war nur dreimal wöchentlich möglich. Also suchte ich die Ruinen der antiken Stadt Tralles auf, die oberhalb der Türkenstadt auf der Höhe in einem großen Olivenwald versteckt liegen; man hat hier noch nicht ausgegraben, und nur ein riesiger dreifacher Thorbogen, der zu einem Gymnasium gehört hat, aber mehr einem imposanten Triumphbogen ähnlich ist, ragt aus dem Schutt hervor; vom Theater und Stadion sind nur kärgliche Reste sichtbar. Sehr schön ist aber die romantische, tief eingeschnittene Eudonschlucht, die ich eine Stunde weit nach Norden verfolgte, bis sich der Blick auf eine wilde Gebirgslandschaft von fast alpinem Charakter vor meinen Blicken aufthat.

*) Die Stadt ist kürzlich von einem furchtbaren Erdbeben verwüstet worden, kein Haus soll unbeschädigt geblieben sein; ein tiefer, 7 km langer Erdspalt hat sich inmitten der Stadt gebildet.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Sonntagsgespräche von S. A. E. M. Mees. Aus dem Holländischen übersetzt von Maria und Martha. Neue Folge. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1900. 132 S. ℳ 1. — Die Verfasserin hat für Kinder und Kinderfreunde geschrieben und hat, wie wir schon bei Anzeige des ersten Theils dieser Skizzen oder Aufsätze hervorgehoben haben, eine anschauliche Art zu schreiben und die religiös-sittlichen Betrachtungen durch Bild, Gleichniß und Geschichte zu beleben. Dieselben eignen sich allerdings für eine Jugend, die reifer ist, als sie die Verfasserin im Auge zu haben scheint. D. K.

— Weihnachtsfestspiele: 1. Christi Geburt. Weihnachtsfestspiel in sieben Handlungen für Vereine und Schulen von Gustav Mosen. 3. der erweiterten Fassung 2. Auflage, durchgesehen und herausgegeben von Dr. Alfred Müller. Annaberg i. Erzgeb. 1900. Graser'sche Buchhandlung (R. Liesche). 51 S. 60 ₰. Das Stück, zuerst einer Schrift „Die Weihnachtsspiele im sächsischen Erzgebirge" 1861 beigegeben, dann 1894 von dem Herausgeber in einer besonderen Ausgabe veröffentlicht, geht nach häufigen erfolgreichen Aufführungen zum dritten Male aus und dürfte neue Freunde finden. Seinem Inhalt nach schließt es sich an die biblischen Weihnachtsberichte in ziemlich treuer Wiedergabe an, ist in zarter und gefälliger Form gehalten, von

poetischem Hauch umflossen und mit bekannten Weihnachtsliedern und Gesängen eng und harmonisch verflochten. Ein Fortschritt gegen die zweite Auflage ist die nunmehr von dem Herausgeber gereimte Form des Prologs. — 2. Friede auf Erden! Ein Weihnachtsspiel von Hermann Bauer. Mit einer Musikbeilage von Theodor Raillard. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1899. 64 S. 50 ₰. Der Verfasser beschenkt uns hier mit einem zweiten Weihnachtsspiel. Sein erstes „Christ ist geboren“ hat, so weit wir uns erinnern, erfreuliche Erfolge gehabt. Dieses neue Stück hat starke moderne Züge, die sich mit der geschilderten Zeit der Geburt Jesu schwer vereinigen lassen, z. B. wenn in den Kreis der Hirten Bethlehems socialistische Gedanken und Umtriebe hineingetragen sind, oder der Wirth von Bethlehem klagt: „Ach, ach, das ist eine böse Geschicht' Sie trinken mein Bier und zahlen's nicht“, oder von einem anderen Wirth in Bethlehem, dem „Löwenwirth“ geredet wird, der möglicher Weise noch Zimmer (für die Weisen aus dem Morgenlande) abgeben kann. Die Scene der Ankündigung einer neuen Besteuerung ist gewiß dramatisch wirksam; weniger scheint uns die Bekehrung des socialistisch beeinflußten Hirtenknechts Hans durch den Blick auf das Kind in der Krippe gelungen. Die Personificirung des Sternes, des Friedens und der Freude (durch zwei Engel) ist etwas seltsam. Uns hat nicht Alles angesprochen. — 3. Traute Weihnacht. Ein Weihnachtsfestspiel in 6 Bildern für Schulen und Vereine von Otto Senffleben. Preis 50 ₰. Programm-Abzüge 100 Stück 1 ℳ. 23 S. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 1899. Das Spiel, welches sich im Rahmen der biblischen Geschichten bewegt und mit bekannten Liedern und Declamationsstücken verknüpft ist, empfiehlt sich wenig für eine Aufführung. Die Verse bewegen sich im heroischen Versmaß, meist jambischen Sechstactern, die für den Stoff nicht recht passen, gar nicht gut gebaut und mehr eine zerhackte Prosa sind. Wir können uns von der Dichtung selber, wenn man sie überhaupt so nennen darf, eine große Wirkung nicht versprechen. D. K.

— Der Staat in seiner Beziehung zum Individuum. Von Benj. R. Tucker. Aus dem Englischen. Preis 30 ₰. Berlin 1899. B. Zack. 80. — Die Begriffserklärungen des Herrn Verfassers sind uns zum Theil unklar geblieben. Vielleicht liegt dies auch mit an der Uebersetzung, welche der schwierigen Aufgabe nicht völlig gewachsen ist. Am Schlusse kommt der Verfasser auf etwas dem „Contrat Social“ von Rousseau Aehnliches heraus. Er will ein Bündniß unter den Menschen zu moralischen Zwecken, dessen Verletzung denjenigen, von welchem sie ausgeht, außerhalb jedes Rechtsschutzes stellt. In Deutschland wird das Schriftchen schwerlich viel Anklang finden. W—n.

— Im Verlage von E. Kempe erscheint eine Serie von Schriften unter dem Namen „Frauen-Berufe“. Jedes Bändchen kostet 50 ₰. Diese Hefte erörtern eingehend die einzelnen, für das weibliche Geschlecht geeigneten Beschäftigungen, von denen sie ein klares Bild geben. Wir haben Einsicht von drei solcher Bändchen genommen, von denen das eine den Beruf der Schriftstellerin, das andere den der Contoristin, das dritte den der Lehrerin bespricht. Uns hat besonders das letztere interessirt. Es ist eine vortreffliche Arbeit. Die Verfasserin, Rosalie Büttner, Vorsteherin des Leipziger Lehrerinnenvereines und Lehrerin an der höheren Schule für Mädchen, führt bis ins Einzelne aus, was einer Lehrerin obliegt, um den Pflichten ihres Amtes zu genügen. In eingehender Weise und knapper Form beleuchtet sie aber auch die Aussichten, welche der tüchtigen Lehrerin sich bieten. Eine höchst empfehlenswerthe Schrift! W. Sm.

— Schwarze Cabinette. Eine Geschichte der Briefgeheimniß-Entheiligungen, Perlustrationen und Brieflogen, des postalischen Secretdienstes, des „kleinen Cabinets“, der „Briefrevisionsbureaus“ und sonstiger Briefgeheimniß-Verletzungen. Von Bruno Emil König. Neue vielfach vermehrte und verbesserte Auflage des Buches „Schwarze Cabinette“. Berlin und Leipzig, Verlag von Friedrich Luckhardt, 1899. — B. E. König, vormals Redacteur der Deutschen Post und Verfasser einer preisgekrönten „Geschichte der deutschen Post“, hat seine 1875 erschienene Broschüre „Schwarze Cabinette“ zu einem starken Bande vergrößert und denselben soeben in dem bekannten postalischen Verlage von Friedrich Luckhardt neu erscheinen lassen. Es ist dies eine sehr fleißige Arbeit, in der Alles zusammengetragen ist, was der Verfasser zur Geschichte des Briefgeheimnisses hat aufstöbern können. Aber auch in der jetzigen Gestalt ist König's Buch im Grunde nicht mehr als eine umsichtige Compilation aus alten und neuen Zeitungen, Memoirenwerken, Parlamentsreden, Briefen u. s. w., die zwar sehr viel Interessantes enthält, das Thema aber keineswegs erschöpft und vor Allem jeder historischen wissenschaftlichen methodischen Kritik entbehrt. Dem Verfasser fehlt die gelehrte Schulung, er ist Dilettant, und es hätte seiner Arbeit außerordentlich genützt, wenn er ein wenig von der „sogenannten akademischen Bildung“, von der er S. 144 absprechend redet, besitzen würde. Sein Buch wimmelt von Wiederholungen, der Stil ist schwerfällig und die Darstellung an manchen Stellen unklar; sie weist eine Menge stilistischer Schnitzer auf und enthält zahlreiche Druckfehler, die wohl kaum alle auf Versehen bei der Correctur zurückzuführen sind; so ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, auffällig, daß der Geheimsecretär der russischen Kaiserin Katharina durchweg Chragowitzki (S. 54 u. a.) genannt wird, während er doch Chragowitzkij heißt. Da das Buch einem Conflicte des Verfassers mit dem verstorbenen Generalpostmeister v. Stephan in den 70er Jahren seine Entstehung verdankt, tritt die Person des Ersteren, besonders im 2. Theile, allzusehr in den Vordergrund, und es berührt geradezu unangenehm, wenn man alle Augenblicke den Versicherungen des Hrn. König begegnet, was er für ein treuer, redlicher, wahrheitsliebender, angesehener, geachteter und patriotischer Mann sei. Der erste Theil ist ganz entschieden der werthvollere; er behandelt ziemlich ausführlich die Geschichte des cabinet noir in Frankreich, giebt einiges mehr anekdotische, als geschichtliche Material zur Geschichte der schwarzen Cabinette in Rußland und den übrigen europäischen Ländern und beschäftigt sich dann in mehreren Capiteln mit den officiellen Briefgeheimnißverletzungen zu politischen und anderen Zwecken in Oesterreich, Preußen und Deutschland seit den Zeiten der alten Thurn und Taxis'schen Post bis auf unsere Tage. Von Werth sind dabei die Mittheilungen, die der Verfasser über die fortschreitende Gesetzgebung in den europäischen Staaten betr. das Briefgeheimniß und seine amtliche Wahrung macht. Und recht instructiv ist eine, im Anhang mitgetheilte „Geschichte der Briefverschlußmittel“. Der 2. Theil des Buches, der die Ueberschrift „Die Aera Stephan und das Briefgeheimniß“ trägt, enthält eine sehr ausführliche Darstellung des Conflicts des Verfassers mit Hrn. v. Stephan wegen angeblicher Verfolgungen der Zeitschrift Deutsche Post durch die Reichspostverwaltung und der Interpellation, die durch diesen Conflict im Deutschen Reichstage im Jahre 1873 hervorgerufen wurde. Ferner giebt dieser Theil alle Verhandlungen des Reichstags über das Briefgeheimniß und die Redetourniere, zu denen Hr. v. Stephan sich wiederholt durch Angriffe der Centrumsführer und des Abg. Liebknecht genöthigt gesehen hat, nach den stenographischen Berichten wieder. Im Anhange sind endlich die gesetzlichen Bestimmungen über die Wahrung des Brief- und Telegraphen-Geheimnisses in verschiedenen Ländern mitgetheilt. Das König'sche Buch füllt als emsige Materialiensammlung für eine Geschichte der dunkeln Seiten des Postwesens unstreitig eine vorhandene Lücke in unserer postalischen Literatur aus und wird deshalb Vielen sehr willkommen sein, über die Bedeutung einer solchen Sammlung aber geht es nicht hinaus. Br.

— Illustrirtes Wiener Tarokbuch. Leitfaden zur Erlernung aller Arten des Tarokspiels. Mit einer Sammlung von 33 Problemen und einem Anhange: Tarok-Codex, die Spielgesetze enthaltend. Von S. Ulmann. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. 13 Bogen, Octav. Eleg. geb. 1 fl. 80 kr. = 3 ℳ 25 ₰. A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. — Daß dieses Buch eine zweite Auflage erfahren hat, empfiehlt und spricht auch für den Bedarf, nur bezweifeln wir, daß jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle und namentlich nördlich derselben ein fühlbares Bedürfniß dafür vorhanden ist. Ausstattung und Druck, Zeichnung der Kartenbilder sind gut und vornehm und werden ebenso wie der gute Druck dem Tarokspieler das Buch empfehlen. Auch ist es anschaulich geschrieben; wer also Tarok lernen will, wird gewiß durch dieses Buch zu seinem Ziele kommen, ob auch zu Gewinn — wissen wir nicht. —o—.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 133. Dienstag, den 14. November, Abends. 1899.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage brachten mich weitere 3 Stunden Bahnfahrt nach dem kleinen Neste Gondjeli, dem östlichsten Punkte meiner Tour. Eine freundliche alte Griechin hat hier dicht neben der Bahnstation ein winziges Gasthaus (Hotel Hierapolis von E. Milara), und da ich seit fast 2 Jahren der erste Gast war — der griechisch-türkische Krieg hatte die Reisenden abgehalten — wurde ich mit großer Liebenswürdigkeit empfangen und in jeder Hinsicht vorzüglich aufgenommen. Zunächst hieß es aber, auf einem schwerfälligen Ackergaul gute 2 Stunden über das breite sumpfige, völlig öde Thal des Lykos traben, während der türkische Pferdeknecht nebenher trottete. Schon von Weitem leuchtete mir die weiße, 2700 m breite Terrasse von Hierapolis entgegen, welche durch die Ablagerung einer schon im Alterthum berühmten heißen Quelle gebildet wurde, und mit Staunen sah ich beim Näherkommen, daß diese 100 m hohe Wand durch ihre Structur deutlich ihre Entstehung verräth. Man möchte für den ersten Augenblick zweifeln, ob diese oft ganz regelmäßigen rundlichen Becken, die zu Hunderten und Aberhunderten neben- und übereinander liegen, nicht künstlich ausgemeißelt sind, aber bald trifft man auch auf unregelmäßige Bildungen, und besonders dort, wo die starke Quelle sich jetzt ihren Weg in die Tiefe gebahnt hat und in mächtigen Kaskaden von einem Becken zum anderen springt, zeigt sich die natürliche Entstehung schon an der glänzendweißen Farbe, während die seitlichen Partien durch die Verwitterung grau geworden sind. Ein beträchtlicher Theil der alten Stadt ist im Laufe der Jahrhunderte, seit die Fassung und Leitung der Quelle zerstört ist, durch die Ablagerung mit einer bis zu 2 m hohen Kalksinterschicht bedeckt worden, aber noch stehen mächtige Bogen und Hallen der Thermenanlage, in welcher die einst vielbesuchte heiße Quelle zu Heilzwecken Verwendung fand. Hierapolis, eine Art Karlsbad des Alterthums, war auch ein Hauptsitz der Wollweberei und zugleich ein wichtiger Knotenpunkt des Handels vom Innern nach der Küste; daß hier großer Reichthum herrschte, sieht man schon an den Trümmern der Prachtgebäude und Prunkhallen, welche die große, an 14 m breite Hauptstraße einrahmten, sowie an der Unzahl von Grabdenkmälern und Marmorsarkophagen, welche die nach Norden hinausführende Gräberstraße begleiten. Obwohl die Stadt zwischen 190 und 158 v. Chr. gegründet wurde, stammen doch alle antiken Reste erst aus der Neronischen Zeit, da ein Erdbeben alle älteren Bauten zerstört hatte; dennoch würde sich die Ausgrabung wenigstens der unversinterten Theile gewiß lohnen.*) Bis jetzt sind nur die offen liegenden Reste und die zahlreichen Inschriften publicirt (durch Humann und seine Gefährten). — Besonders imposant ist das wohl erhaltene Theater, dessen zusammengebrochenes Skenengebäude ein riesiger wirrer Trümmerhaufen ist, während die Sitzreihen wohl erhalten sind; wundervoll ist von hier aus der Blick über das breite Lykosthal (welches die geradlinige Fortsetzung des Mäanderthals bildet), denn ein ansehnlicher Gebirgszug begrenzt seine südliche Seite, und da dieser bis ziemlich tief herab dick beschneit war, gewährte mir der blutroth strahlende Sonnenuntergang, als Entschädigung für die besonders Nachts sehr unangenehm fühlbare Kälte, ein so prachtvolles Hochgebirgsbild, wie es die Besucher in späteren Monaten wohl kaum sehen werden.

*) Es ist noch nicht bekannt geworden, welchen Schaden das neueste Erdbeben vom 20. Sept. d. J. hier angerichtet hat; es hat hier am schlimmsten gehaust und die Dörfer der Umgegend völlig vernichtet.

Eben wollte ich mich von diesem Anblick losreißen und angesichts der hereinbrechenden Dunkelheit rasch zu meinem unten harrenden Pferdeknecht zurückkehren, als ein gelinder Schrecken sich meiner bemächtigte. Ein baumlanger, finster dreinblickender Kerl kam über den oberen Rand des Theaters dahergestiegen und steuerte auf mich los, wobei er seine rechte Hand so sonderbar ins Gewand versteckte, daß die Association mit „Möros den Dolch im Gewande“ sich unwillkürlich bildete. Wenn der mich anfiel, konnte mir's übel ergehen, da ich ohne Waffe und meilenweit, außer ein paar wilden Hirten, kein Mensch zu finden war. Wie grimmig hatte ich aber den guten Türken verkannt! Nur eine Handvoll antiker Münzen war es, die er mir zum Kauf anbot und die ich für ein Spottgeld erstand — eigentlich gegen meine Grundsätze, aber hier in dieser Wildniß waren Fälschungen wohl kaum zu befürchten. Nun kam noch ein ungemüthlicher Heimritt in der Dunkelheit, über wacklige Stege und geländerlose Knüppelbrücken, oft auch durch Sumpfwasser und dorniges Gestrüpp, zuletzt verbotenerweise ein Stück auf dem Bahndamm — es war ein äußerst behagliches Gefühl, als ich endlich im traulichen Eßzimmerchen der guten Alten saß, die des mir geläufigeren Italienisch mächtig war und mich geradezu opulent bewirthete.

Am andern Morgen besuchte ich das nahe Laodikeia, die feindliche Schwester des gegenüberliegenden Hierapolis; auch hier ist ein großes Theater zu sehen, dessen Skenengebäude jedoch spurlos verschwunden ist; ein anderes, kleineres Theater, ein Stadion, zwei parallele Reihen von großen Gewölbebogen sind leidlich erhalten, im Uebrigen ist das ganze Gebiet mit Marmorsplittern aller Farben dicht besät, so daß man immer wieder in Versuchung kommt, sich die Taschen vollzustecken; gewiß liegen auch hier noch werthvolle Sachen in der Erde. — Wenig erbaulich war die 7stündige Fahrt zurück nach Smyrna; mürrische qualmende Türken sind keine erwünschte Gesellschaft, und ich war froh, als die schweigsame Fahrt zu Ende war und ich im Hotel Huck wieder deutsch reden konnte.

So schön Smyrna landschaftlich ist, so langweilig ist die Stadt selber. Allerdings strömt hier eine bunte Musterkarte von allen möglichen Nationalitäten zusammen, und amüsant genug ist es, auf dem Quai die schönen faulen Levantinerinnen promeniren zu sehen, oder durch das Gewühl des halbdunklen Bazars sich durchzuwinden, oder durch das unglaublich schmutzige Judenviertel zu streifen, aber selbst wenn man hinreichend vorurtheilslos ist und in den engen Gassen die Berührung mit dem Gewimmel der unglaublichsten Erscheinungen nicht scheut, bekommt man dieses Vergnügen doch bald herzlich satt; und kommt man dann noch unglücklicherweise in das Osterfest, wo die Festesfreude sich vor Allem darin äußert, daß Tag und Nacht geknallt und geschossen wird, wodurch die ewig kläffenden Straßenhunde noch rebellischer werden als sonst — so dankt man Gott, wenn man dem vielgepriesenen Smyrna wieder den Rücken kehren kann.

Ich hatte viel von der Schönheit der Insel Mytilene, des alten Lesbos, gehört und beschloß daher, es mit der Tour nach Pergamon zu verbinden. Mit der Schiffsverbindung paßte es just nicht zum besten; ich benutzte schließlich, um wenigstens bei Tage zu fahren und die Landschaft bewundern zu können, einen kleinen schmutzigen griechischen Küstendampfer, der mit echt griechischer Pünktlichkeit, d. h. zweistündiger Verspätung abging, so daß bald die einbrechende Dunkelheit alle Aussicht verdarb. Als wir Nachts 1 Uhr (statt 10 Uhr) in Mytilene ankamen, war ich sehr angenehm überrascht, erstlich von den türkischen Zoll-

und Paßbehörden ohne Schererei durchgelassen zu werden (obwohl ich kein teskere hatte, eine besondere Reiseerlaubniß, die man neben dem eigentlichen Paß noch braucht, sobald man in kleineren Nebenhäfen ankommt), und dann im Grand Hotel eine höchst comfortable und preiswerthe Unterkunft zu finden. Den nächsten Morgen verbrachte ich mit einem genußreichen Rundgang um die sehr schön gelegene Hauptstadt, die insofern eine auffällige Aehnlichkeit mit Korfu hat, als auch sie zwei Häfen besitzt, während die von ihnen eingeschlossene Landzunge durch eine große Citadelle mit mächtigen alten Mauern und Thürmen gekrönt wird. Da der Nachmittag endlich wieder heiße Sonne und leuchtende Farben brachte, machte ich einen größeren Ausflug nach Südwesten, weit genug, um zu sehen, wie tief dort die wundervollen Buchten des Meeres in das hügelige Land hineinschneiden — man meint zunächst, es seien Binnenseen — und wie lieblich die weißen Häusermassen ansehnlicher Dörfer aus Olivenwaldungen und Weinpflanzungen hervorlugen. Angesichts dieser reizvollen Landschaft begreift man, daß die alten Lesbier fröhlichster Lebenslust huldigten! — Da ein griechischer Hotelwirth nie zu wissen pflegt, wann die Schiffe ankommen und abgehen, und da es im Orient oft recht schwierig ist, vernünftige Auskunft zu erhalten und einen Reiseplan darauf zu gründen, so brauchte ich fast den ganzen folgenden Vormittag, um über die Weiterfahrt ins Klare zu kommen, und erst mit Hilfe eines liebenswürdigen, dort ansässigen Engländers (es giebt wirklich welche! Der betreffende hatte allerdings eine Deutsche zur Frau!) gelang es mir, ein großes Waarenboot aufzutreiben, das über den Meeresarm hinüber nach Dikeli fuhr. Nach allerhand Winkelzügen — der Wind sollte zu arg sein — bequemten sich die beiden griechischen Schiffer zur Abfahrt, und wenn mein Sitz zwischen den schmutzigen Fässern und Waarenballen nicht gar so unbequem und das Schaukeln und Ueberspritzen der Wellen nicht gar so ungemüthlich gewesen wäre, hätte ich an dem Rückblick auf das malerische Lesbos gewiß viel Vergnügen gehabt; als wir aber schließlich fünf statt drei Stunden fuhren und meine Füße beinahe erstarrten, weil die Sonne verschwunden und eine abscheuliche Kälte eingetreten war, wäre mir der Humor beinahe vergangen. Beim Landen in Dikeli traf ich aber wieder auf vernünftige Zöllner, die mich unbeanstandet durchließen, und als ich bei einem Glas heißen Thees meine Lebensgeister wieder gesammelt hatte und auch für den dreistündigen Ritt nach Bergama, dem alten Pergamon, einen leidlichen Klepper erhielt, ging ich frischen Muthes an die Weiterreise. Der mich begleitende Pferdebesitzer war ein finster dreinschauender, schwarzbärtiger Gesell; er ritt vorneweg, aber so langsam, daß wir noch eine Stunde vom Ziel entfernt waren, als es dunkel wurde; wahrscheinlich wollte er seine abgetriebenen Thiere schonen. Bis dahin hatte ich mich an der wechselvollen hügeligen Landschaft erfreut, nun aber riß mir die Geduld, und da jetzt der Weg nicht mehr zu verfehlen war, bearbeitete ich meinen Gaul so lange mit dem Stock, bis er sich in Galopp setzte; schimpfend mußte mein grämlicher Führer hinterdrein und erst auf dem holprigen Pflaster der engen Gassen Bergamas fanden wir uns wieder. Das Gasthaus „zur Akropolis“ — der stolze Titel ist das Beste an ihm — nahm mich auf, und im benachbarten Café wurde mein knurrender Magen befriedigt; und wenn mir nicht ein Fieberanfall die Nacht verdorben hätte, würde ich die unbehaglich primitive Einrichtung dieses „Hotels“ und gewisse unliebsame Lagergäste wohl mit milderen Augen angesehen haben; so aber kam es, daß ich am nächsten Tage mich kaum schleppen konnte und erst angesichts der überwältigend schönen Burg von Pergamon meine traurige Stimmung überwand. Dieser viel beschriebene und gepriesene Ruinencomplex ist allerdings so schön und so eigenartig, daß man in ihm noch mehr vergessen kann als eine schlechte Nacht, und die liebe Sonne that ein Uebriges, mich wieder zu kuriren. Leider war der erste Wächter, an welchen mir Wiegand eine freundliche Empfehlung mitgegeben hatte, nicht da, und sein Stellvertreter wußte weniger Bescheid als ich, so daß ich auf meinen Plan angewiesen war; doch ist es bei der übersichtlichen Anlage des Ganzen nicht schwer, sich zurechtzufinden. Schwerer ist es schon, die Trümmer vor dem geistigen Auge wieder aufzubauen und sich vorzustellen, wie die Burg in den Zeiten höchsten Glanzes ausgesehen haben mag, denn der berühmte Zeusaltar, dessen prächtiger Skulpturenschmuck im Berliner Museum immer noch einer angemessenen Aufstellung harrt (der betreffende Neubau soll nächstes Jahr fertig werden), ist ein ziemlich formloser Hügel, und der einst berühmte Athenatempel ist durch den Einbau einer byzantinischen Kapelle gründlich zerstört; aber der gesammte Nordwestabhang, die große dem Selinusthal zugewandte Terrasse, vor ihr das ideal gelegene Theater mit dem wundervollen Ausblick über Terrasse und Flußthal hinweg, und seitlich das allerliebste jonische Tempelchen — dies Alles ergiebt die Vervollständigung von selber, und wie im Fluge vergehen die Stunden, wenn man die Zeitenuhr um 2000 Jahre zurückgestellt und die Sitzreihen des Theaters mit Tausenden von frohen, reich geschmückten Menschen erfüllt denkt, die ihrem prunkliebenden Herrscher, einem stolzen Attalos oder Eumenes, mit lauten Zurufen huldigen; oder wenn man die kampfgewohnten harten Schaaren der Gallier in diese reichen Gefilde einbrechen sieht, Alles vor sich herjagend, alle Kunstwerke zerstörend, bis endlich die überlegene Kriegskunst des Königs Attalos I. ihre Macht an Pergamons hochragenden Mauern vernichtet; und wunderbar, gerade diese rauhen Gesellen sollten Anlaß und Gegenstand herrlicher Kunstwerke werden, die alsdann diese Burg zierten und die noch heute zu den schönsten und meist bewunderten Statuen des späteren Alterthums gehören. Aber auch wenn man, von archäologischer Weisheit unbeschwert, nur den landschaftlichen Zauber genießt, den mächtigen, nach allen Seiten steil abfallenden Burgberg mit seinen gewaltigen Festungsmauern betrachtet, den Lauf der bewunderungswürdig angelegten Wasserleitung verfolgt, welche von fernher die Burg mit frischem Gebirgsquellwasser versorgte, und endlich auch die von hohen Cypressen durchsetzten grauen Häusermassen der heutigen Stadt mustert, welche am Südfuß des Berges emporklettern, findet man des Schauens kein Ende.

Eine Haupt- und Staatsaction in türkischen Landen ist das Geldwechseln. Eigentlich soll man für ein Zwanzigfrancsstück 93½ Piaster bekommen, aber hier im Innern können oder wollen die Meisten überhaupt nicht wechseln, und man hat damit ewige Hudelei. Da meine Silbermünzen alle am Tage zuvor verbraucht waren, kam ich hier in die größte Verlegenheit mit der Bezahlung, und erst nach endlosem Hin- und Herreden vermochte ich die Finten des spitzbübischen Griechen zurückzuweisen, der mich um etliche Piaster prellen wollte. Auch mit dem Pferdeverleiher von gestern gab es lange Debatten, weil er mich durchaus weiter befördern wollte und doch von seinen hohen Preisen nicht abging. Da führte mich der Zufall an einem Gehöft vorüber, in welchem buntbemalte Kutschen standen, ich fand darin einen wackeren Türken, mit dem ich sofort um die Hälfte dessen einig wurde, was der schwadronirende Grieche verlangte, und bald kutschirten wir wohlgemuth nach Osten weiter, mit herrlichem Rückblick auf die sonnenbeglänzten Mauern der pergamenischen Burg. Fünf Stunden Wagenfahrt sind an sich schon kein Vergnügen, wenn aber der Wagen keine Federn hat, der flache Wagenkasten statt eines vernünftigen Sitzes nur eine alte Matratze enthält, auf der man sich ausstrecken muß, wenn die Straße ferner theils frisch aufgeschüttet, theils unpassirbar ist, so daß der Kutscher lieber daneben auf dem frisch geackerten Felde fährt, und wenn dazu ein kalter Nordwind die Glieder erstarren und die Wagenplane in die Lüfte flattern läßt — dann singt man: o welche Lust gewährt das Reisen! Im Stockfinstern kamen wir endlich nach Soma, dem Endpunkt der Zweigbahn, wo beim Stationsvorstand leidliche Unterkunft sein sollte; als ich aber meinen Wagen inmitten des Städtchens mit wohlgemeinten Segenswünschen entlassen hatte, stellte sich heraus, daß die Station noch 3 Kilometer weiter sei, und als ich mit Hilfe eines freundlichen italienischen Arbeiters, der sich mir zufällig als Führer und Gepäckträger anbot, über eingefallene Brücken und aufgerissene Straßen den Weg zur Station gefunden hatte, entpuppte sich zwar jener Bahnbeamte als ein sehr liebenswürdiger, gewandt französisch sprechender Herr, aber aufnehmen wollte er mich nicht, das thäte er seit längerer Zeit nicht mehr. Doch gab er mir einen Mann als Führer nach der benachbarten kleinen Gastwirthschaft mit, die freilich noch weit schlechter als die gestrige war, aber meine grenzenlose Müdigkeit und ein neuer Fieberanfall ließen mich über Alles hinwegsehen. Hier den Frühzug verschlafen — es geht nämlich täglich ein einziger! — schrecklicher Gedanke! Ich war daher sehr übernächtig, als ich am andern Morgen in den Zug stieg, der mich in siebenstündiger Fahrt nach Smyrna zurückbringen sollte, und meine Lebensgeister wurden erst wieder munter, als später ein gemüthlicher alter Türke einstieg, der auf griechisch eine, von meiner Seite allerdings nicht sehr lebhafte, Unterhaltung anknüpfte und mir

plötzlich ganz erfreut die Hand schüttelte, als ich sagte, daß ich ein Deutscher sei. Wir stehen nämlich momentan bei den Türken gar hoch im Curs! Uebrigens muß ich gestehen, daß meine geringen Erfahrungen durchaus bestätigt haben, was viele gute Kenner des Orients behaupten, daß nämlich der Türke ein mit religiösen und anderen Vorurtheilen vollgepfropfter curioser Geselle, aber ein äußerst anständiger, ehrlicher Kerl ist, während die Griechen und Armenier sich gegenseitig die Palme verschlagenen Spitzbubenthums streitig machen. Man muß nur Kaufleute reden hören, die mit beiden zu thun haben! Jedenfalls hat die kleinasiatische Küste, die schon in den ältesten Zeiten der Tummelplatz unzähliger Völkerstämme und Trägerin einer reichen Cultur war, ihre Rolle noch lange nicht ausgespielt, und man darf gespannt sein, wie in den nächsten Jahrzehnten, unter dem durch die zahlreichen neuen Bahnen rapid wachsenden Einfluß der Culturvölker sich dieser gesegnete Landstrich weiter entwickeln wird.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Von Dr. Karl Walcker, Privatdocenten der Staatswissenschaften a. d. Universität Leipzig. Göttingen, Franz Wunder 1900. — Die kleine Schrift von kaum 50 Seiten enthält eine Fülle von Gelehrsamkeit, wir möchten fast sagen, zu viel: die Klarheit des Ueberblickes geht dabei zuweilen verloren. Der Herr Verfasser, der nach seiner Schreibart wohl ein Schüler von Roscher ist, hat seine Notizen gemacht und will dieselben verwerthen. Daher wird wohl Niemand das Buch ohne Bereicherung seiner Kenntnisse aus der Hand legen. Die Macht des Katholicismus wird, fürchten wir, von dem Verfasser unterschätzt. Der Katholicismus hat keineswegs, wie der Verfasser Seite 47 in einem auch sonst nicht gerade gelungenen Vergleich sagt, künstliche, schlecht gearbeitete und leicht in Unordnung zu bringende Beine, sondern ist unserer Ansicht nach noch recht gut zu Fuße. Man könnte auch sagen, er sitzt hoch zu Roß, während der Protestantismus oft demüthig daneben herläuft. Dankbar sind wir übrigens dem Herrn Verfasser, daß er sich im eigenen Interesse der Deutschösterreicher gegen das Kornblumentragen und ähnliche taktlose und zweckwidrige Demonstrationen erklärt. Bei einer etwaigen 2. Auflage möchten wir — es ist das eine Aeußerlichkeit — weniger Absätze wünschen, vergl. z. B. Seite 21 oben. W—n.

— Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes, Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. Saale. — Den Hauptinhalt der Hendel'schen Sammlung bildet die schönwissenschaftliche Literatur. Aber auch Standwerke des strengwissenschaftlichen Schriftthumes finden daneben Aufnahme. Das beweist die kürzlich dort erschienene neue Ausgabe des grundlegenden Werkes von Kant; Nr. 1266—1277. Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Dr. Karl Vorländer. Mit einem Bildniß Kant's Preis geheftet 3 M., geb. 3 M. 25 ₰. Es könnte fraglich erscheinen, ob das Bedürfniß einer Ausgabe dieses berühmten Buches vorgelegen habe, von dem bereits neun verschiedene Ausgaben vorhanden sind. Aber die Beigaben des Herausgebers geben ihr das besondere Gepräge und den eigenartigen Werth. Seine Absicht ist vornehmlich darauf gerichtet, durch eine umfassende sachliche Einleitung (S. I—XLIII) in das Studium der Kant'schen Philosophie überhaupt einzuführen und zweitens durch ein sorgfältiges Personen- und Sachregister (S. 769—839) die Lectüre des Werkes zu erleichtern und dem Leser das zeitraubende Nachschlagen zu ersparen. Namentlich dieses Sachregister, eine Art philosophischen Specialwörterbuches zu Kant's Kritik der reinen Vernunft, ist ein Vorzug, der die Vorländer'sche Ausgabe empfiehlt. Zu Grunde gelegt ist mit Recht der Text der zweiten Ausgabe (vom Jahre 1787), die Kant selbst als die maßgebende betrachtete. In Rechtschreibung und Zeichensetzung hat der Herausgeber sich dem Sprachgebrauch der Gegenwart möglichst angepaßt, damit nicht durch die veralteten Formen unnützer Weise die Aufmerksamkeit von der Sache selbst abgelenkt wird. Studirende der Philosophie werden die Ausgabe schon um ihrer Billigkeit willen mit Freuden begrüßen; aber auch dem Fachgelehrten wird das Register schätzbare Dienste leisten. — Die nächsten Hefte bringen einige der kleineren Werke von Adalbert Stifter: Nr. 1278—1279. Die Narrenburg. Die drei Schmiede ihres Schicksals. — Nr. 1280—1281. Brigitta. Der Waldsteig. Preis jedes Heftes geheftet 50 ₰, gebunden 75 ₰. Ueber die Vorzüge und Besonderheiten der Erzählerkunst Stifter's haben wir uns erst kürzlich bei Gelegenheit der Ausgabe des „Abdias" und des „Condor" (Hendel's Bibliothek Nr. 1264—1265) ausgesprochen und verweisen darauf. — Den Schluß der Reihe der letzten Veröffentlichungen bildet ein Roman, der, wenn wir nicht irren, dem jüngeren Geschlechte völlig aus dem Gesichtskreise entschwunden ist und der doch ebensosehr um seines Verfassers willen als wegen seines Inhaltes auch die Aufmerksamkeit der Gegenwart noch zu fesseln im Stande ist: Nr. 1282—1287. Das tolle Jahr von Erfurt. Historisch-romantischer Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert von Ludwig Bechstein. Neu herausgegeben von Paul Sonnekalb. Mit dem Bilde Ludwig Bechstein's. Preis geheftet 1 M. 50 ₰, gebunden 1 M. 75 ₰. Wer den liebenswürdigen Thüringer Ludwig Bechstein nur als Märchenerzähler kennt, wird sich überzeugen, daß er auch als Romandichter durchaus der Beachtung werth ist. Ueber das Leben Bechstein's und seine wichtigsten Arbeiten, die namentlich dem Sagen- und Märchenschatze, aber auch der landschaftlichen Schönheit seiner thüringischen Heimath gelten, unterrichtet das Vorwort des Herausgebers. — Verzeichnisse der Hendel'schen Bibliothek versendet jede Buchhandlung auf Verlangen kostenlos. R. B.

— Lehrplan für den deutschen Unterricht in den lateinlosen Unterclassen der Dreikönigschule (Realgymnasium Dresden-N.), als Entwurf eines Lehrplans für den deutschen Unterricht in den Unterclassen der Reform-Anstalten und Realschulen. Von Rector Prof. Dr. Th. Vogel. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1899. Preis 2 M. — Die Grundzüge des vorliegenden Lehrplanes entstammen der Stoy'schen Anstalt zu Jena. Dort hat Vogel mehrere Jahre als Lehrer gewirkt. An den Schulen, wo er weiterhin thätig war, ist er der Stoy'schen Methode treu geblieben. In der Dreikönigschule, die er jetzt leitet, wird seit vielen Jahren nach dieser Methode unterrichtet, und sie hat sich bestens bewährt. Das Wesentliche der Methode ist, daß der grammatische Unterricht in den Unterclassen stark betont wird, ja daß er auf dieser Stufe das Rückgrat des deutschen Unterrichtes bildet. Die allen Schulsprachen gemeinsamen Begriffe und Gesetze werden an der Muttersprache gewonnen, so daß dem Schüler, ehe er eine fremde Sprache kennen lernt, ein festes Gerüst der Sprachlehre zur Verfügung steht. Der grammatische Lehrstoff wird aber nicht mechanisch dargeboten und gedächtnißmäßig eingeprägt, sondern der Unterricht geht aus von dem Sprachbesitz, den der Schüler aus dem Elternhause mitbringt, und leitet ihn von hier aus an zur Erkenntniß und bewußten Anwendung des Gesetzmäßigen und zur bewußten Vermeidung der Fehler. Es werden keine besonderen Grammatikstunden angesetzt, sondern die Gesetze der Sprache werden abgeleitet aus den Lesestücken, die zur Behandlung kommen. Dabei ist ein Hauptgewicht darauf zu legen, daß die Schüler stets zur Selbstthätigkeit herangezogen werden. Diese Grundsätze (Vorwort S. VI—VII), die wohl jeder Lehrer des Deutschen als besonnen und verständig anerkennen wird, verlangen natürlich je nach der Eigenart der Schulanstalten manche Abwandlung. Am freisten wird dieses Verfahren sich in den Realschulen und in den sogenannten Reformschulen mit lateinlosem Unterbau entwickeln können. In welcher Weise an der Dreikönigschule in Dresden nach diesem Verfahren der Lehrstoff in den drei unteren Classen vertheilt ist und behandelt wird, darüber giebt Vogel's Lehrplan genauen Aufschluß. In einem Anhang (S. 72—83) fügt er einen Entwurf für den Lehrplan des Deutschen in IIIb, IIIa und IIb hinzu, der aber noch der genauen Gliederung und Ausarbeitung harrt. — Derartige unmittelbar aus dem Schulbetrieb herausgewachsene Bücher sind immer mit großem Danke willkommen zu heißen. Zunächst werden selbstverständlich die Amtsgenossen, die unter völlig gleichen Bedingungen den deutschen Unterricht geben, den Lehrplan als ein außerordentlich werthvolles Hilfsmittel begrüßen. Aber auch der deutsche Lehrer an dem Gymnasium alter Ordnung wird ihm manche schätzenswerthe Anregung entnehmen, und selbst in den Oberclassen der Volksschule wird der Lehrer verschiedene der hier gegebenen Anweisungen mit großem Vortheil befolgen. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Platz. Wir empfehlen den Lehrplan der freundlichen Aufmerksamkeit aller Lehrer des Deutschen und wünschen von Herzen, er möge mit dazu helfen,

daß die deutschen Stunden dem Schüler die liebsten von allen seinen Schulstunden werden. (S. 1.) R. B.

— Recueil d'actes Internationaux de L'empire Ottoman. Recueillis et publiés par Gabriel Noradounghian. Tome I (1300—1789). Paris 1897, Librairie Cotillon', Rue Soufflot 24. Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Der Verfasser, der eine officielle Stellung bei der hohen Pforte bekleidet, hat es unternommen, aus den Archiven des Staats die Verträge, Firmans, Berats u. s. f. zusammen zu stellen. Die Arbeit hat für staatsrechtliche Studien und nicht minder für die geschichtliche Forschung einen um so größeren Werth, als die abendländischen Quellen oft nur trübe und spärlich fließen. An einigen Proben haben wir gesehen, daß sogar die beiderseitigen Texte gewisse Verschiedenheiten aufweisen. Wir sehen daher dem Erscheinen des 2. Bandes, welcher die neuere Zeit von 1789 an behandeln wird, mit begreiflichem Interesse entgegen. W—n.

— Kaufmännische Wandkarte der Erde zur Uebersicht der Handelsbeziehungen, Dampfer- und Kabelverbindungen des Deutschen Reiches mit Uebersee, sowie der deutschen Schutzgebiete und Consulate. Von Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. Preis in Umschlag 8 ℳ, aufgezogen mit Stäben 12 ℳ. — Wie sich in den verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen, die zugleich praktischen Bedürfnissen zu dienen haben, immer mehr ein Streben nach größerer Prägnanz, Abrundung und Anschaulichkeit des zu behandelnden Stoffes geltend macht, so läßt sich ein solches Herausarbeiten und Emporringen auch auf dem Gebiete der Kartographie constatiren, besonders wenn sie praktischen Zwecken dienen will. Zu einem solchen Emporschwung begrüßen wir die neue Karte von Paul Langhans. Die Contor- und Verkehrskarten, die jetzt gang und gäbe sind, erdrücken durch die Wiedergabe unendlich vieler Nebensächlichkeiten das für den deutschen Kaufmann Wesentliche, erschweren die schnelle Orientirung und sind daher für praktische Zwecke wenig brauchbar; es sind wohl an die Wand gehängte Handkarten, aber keine Wandkarten. Von einer Wandkarte verlangt man vor Allem zuerst, daß sie sich durch gute Lesbarkeit auszeichne. Diesen Vorzug besitzt diese Langhans'sche Wandkarte; groß und klar ist die Schrift, deutlich auch die Farbengebung, selbst beim Lichte; nur die rothen Pacificbahnen heben sich auf dem grauen Grund der Union nicht recht hervor. Die Auswahl der Namen läßt große Sorgfalt erkennen. Auf Kosten der Uebersichtlichkeit haben aber durchaus nicht das Wissenswerthe und das Neue gelitten. Der deutsche Kaufmann wird Vieles zum ersten Male auf einer Wandkarte hier verzeichnet finden. Für den Weltverkehr des Deutschen Reiches sind wichtig die Angaben folgender 7 Linien: Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Actien-Gesellschaft; Norddeutscher Lloyd; Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrts-Ges.; Woermann-Linie; Deutsche Ostafrika-Linie; Deutsche Dampfschifffahrts-Ges. „Kosmos" und Deutsch-Australische Dampfschiffs-Ges. Von den Ueberland- und Untersee-Telegraphen sind die deutschen entsprechend hervorgehoben. Die Zahlen hinter den Hafennamen bezeichnen die kürzeste Fahrt von Hamburg oder Bremen aus in Tagen. Häfen, die mit Häfen des Deutschen Reiches in regelmäßiger Dampferverbindung stehen, sind roth markirt, schwarz hingegen die überseeischen Häfen mit Docks oder Hellingen. Genau sind die Plätze angegeben, nach denen deutsche Dampferlinien Güter in Durchfracht annehmen. Staaten mit Handelsverträgen mit dem Deutschen Reiche auf Grund des Meistbegünstigungsrechtes sind unterschieden von solchen ohne Handelsverträge, aber mit Meistbegünstigungsrecht für das Deutsche Reich, und zuletzt von solchen Staaten ohne Meistbegünstigungsrecht für das Deutsche Reich. Rothe Punkte weisen hin auf die Zweigniederlassungen deutscher Handelshäuser im Auslande. Die deutschen Consularbehörden (Uebersee) sind angegeben als Generalconsulat, Consulat, Viceconsulat und Consularagentur, besonders bezeichnet die Handelsagenturen. Von dem übrigen Inhalt dieser kaufmännischen Karte machen wir noch namhaft die Welteisenbahnen im Betriebe oder Bau oder geplante Eisenbahn- und Telegraphenlinien, die Flußschifffahrtsgrenze und die Zollhäuser in den Vereinigten Staaten von Amerika. Auf die Gediegenheit der Herstellung und Ausstattung der Karte brauchen wir nicht näher hinzuweisen, dafür spricht genug der Weltruf der Firma Justus Perthes. Daß aber die Stoffauswahl und die Gruppirung des Inhalts auch eine vorzügliche und zum Theil neue ist, dafür zeugt der Name des Verfassers, der in praktischen wie wissenschaftlichen Gebieten gut eingeführt ist durch den „Deutschen Colonialatlas" und „Handelsatlas". Wie sind sicher, daß die deutsche Kaufmannswelt ihre Aufmerksamkeit dauernd auf dieses Kartenwerk lenken wird. Ee.

— Dr. R. Tümpel, Die Geradflügler Mitteleuropas. Verlag von M. Wilkens. Eisenach 1899. Lieferung 5. Preis des vollständigen Werkes für Abnehmer der Lieferungsausgabe 15 ℳ — Von dem Tümpel'schen Werke über die Geradflügler, welches bei den Insectenkundigen allgemeine und freudige Aufnahme gefunden hat, ist jetzt das erste Heft (Heft 5) der zweiten (Schluß-)Abtheilung erschienen. Es behandelt auf Seite 97 bis 136 zunächst den Körperbau und die Lebensweise der Eintagsfliegenlarven im Allgemeinen, deren Fang und Aufzucht und die specielle Beschreibung der verschiedenen Gattungen und Untergattungen. Dann folgt Allgemeines über Lebensweise und Körperbau der Perliden oder Afterfrühlingsfliegen, sowie über Fang, Tödten und Präpariren derselben für die Sammlung. Auf den letzten 10 Seiten der 5. Lieferung finden wir die genaue Charakteristik und systematische Aufeinanderfolge der 10 ersten Perliden-Gattungen mit ihren 41 verschiedenen Species. Außer 2 Bestimmungstabellen und zahlreichen in den Text eingefügten Zeichnungen sind noch 2 farbige und eine schwarze Tafel vorzüglicher Abbildungen beigegeben. Nächstens soll die Besprechung der eigentlichen Geradflügler (Heuschrecken, Ohrwürmer ꝛc.) folgen. — Wir sehen den beiden Schlußlieferungen mit Spannung entgegen. P—t.

— Deutsch-Spanisch. Kleines Handbuch der spanischen Sprache von Dr. E. Sánchez-R. (Aus Goldschmidt's Sammlung praktischer Sprachführer für Reisende. Band 9.) Berlin, Albert Goldschmidt, 1899. 122 Seiten. Preis 1 ℳ — Das vorliegende Bändchen der bekannten Goldschmidt'schen Sprachführersammlung ist recht praktisch. Die S. 1—21 umfassen einen kurzen grammatischen Abriß, S. 22—83 ein deutsch-spanisches Wörterverzeichniß, S. 86—122 Gespräche, Speisekarte ꝛc. Ein kleines spanisch-deutsches Glossar hätte unseres Erachtens beigegeben werden können (ohne Steigerung des Preises). Die im ganzen Buche durchgeführte Markirung der Tonsilbe durch die Letter im fetteren Drucke finden wir praktisch; würde man jede Tonsilbe mit dem Acut bezeichnet haben, so würde der Lernende nicht haben ersehen können, wo dieser Accent auch wirklich zu schreiben sei. Die Regeln für die Aussprache im ersten Theile des Buches sind zu kurz gefaßt; theilweise wird hier leider sogar Falsches gelehrt (so soll c vor e und i wie sz gesprochen werden!). Trotzdem sei das Büchlein dem, der Spanien bereisen will, bestens empfohlen! Dr. H. St—e.

— Karte der Donau von ihrem Ursprunge bis an die Mündung im Maßstabe 1:300 000. 16 Sectionen auf 9 Blättern. Zweite, vollständig neu bearbeitete Auflage. Querfolio. In Leinenband 3,60 ℳ A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig. — Die Donau ist in jeder Hinsicht ein eigenartiger Strom. Den ganzen Lauf dieses Stromes bringt die in zweiter Auflage vorliegende Karte. Die Donau weicht in ihrem Charakter wesentlich von den andern europäischen Stromverhältnissen ab, darum ist es erfreulich, sie in ihrer Totalität und in ihrem Detail vor sich zu haben. Kein anderer Fluß in unserm Erdtheile kann sich mit ihr an Länge des Laufs messen, an Reichthum der Erscheinungen, die der physikalischen Geographie angehören, an einschneidender Bedeutung in den Beziehungen der Völker zu einander, an Vielgestaltigkeit der causalen Verhältnisse zwischen Natur und Leben. Die Kindheit dieses Stromes liegt in einer Zeitperiode, in der noch die Spuren der Menschheit fehlten, in der auch der weit größere Theil seines Wassergebietes vom Meere bedeckt war und das ihn umgebende Land eine wesentlich andere Gestalt hatte, als es sich heute dem Beschauer darbietet. Wenn auch die Wandlungen weit ausgreifend und tief einschneidend waren, so wirken sie noch im Kleinen fort, im Zerstören und Aufbauen, im Werden und Vergehen, wie es eben in dem Kampfe des Flüssigen mit dem Festen bedingt ist. Der Maßstab 1:300 000 ist gut gewählt, nicht zu groß, um die Handlichkeit der Karte zu beeinträchtigen, nicht zu klein, um die Donau und ihre nächste Umgebung, von der Quelle bis zur Mündung, mit all den vielen Eigenartigkeiten ihres Laufes verfolgen zu können. Die Ausführung der Karte ist klar und sauber. Ee.

In Nr. 132 der Wissenschaftlichen Beilage, S. 552, Spalte 2, Zeile 19 und 20 von oben muß der Name des Geheimsecretärs der Kaiserin Katharina, der im Buche durchweg falsch „Chragomitzki" genannt ist, richtig „Chrapowitzkij" heißen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 134. Donnerstag, den 16. November, Abends. 1899.

Ein Blick in die Londoner Wohnungsnoth.

„Home, sweet home! There is no place like home!“ — wer kennt sie nicht, die weichen Sehnsuchtsklänge des englischen Heimathliedes! Wo auch immer dies Lied erschallt, ob auf den Höhen der Alpen oder in den Tiefen des australischen Urwalds, ob am Congo oder am Ganges, da versetzt sich der Engländer in die ferne Heimath, in sein epheuumranktes „Home“ mit all' seiner Behaglichkeit und seinem ländlichen Frieden; denn das muß man nun einmal den Bewohnern dieses Inselreichs lassen: behagliche, trauliche Wohnungen zu bauen, das verstehen sie. Aber der Sänger, der einst den Engländern die Melodie zu diesem Liede schenkte, er endete seine Tage in bitterer Armuth, verlassen und ohne Heimath! — An eine ähnliche Ironie werde ich erinnert, da ich soeben eine Nummer des Standard aus der Hand lege. Ich las in ihr, daß die Adelina Patti in ihrem letzten Concert wieder einmal „Home, sweet home“ — ohne dies Lied ist ein Patticoncert in England überhaupt nicht denkbar! — mit ungeheurem Applaus gesungen habe. Neben der Zeitung aber liegt auf meinem Schreibtisch ein kleines, kürzlich erschienenes Buch, das den eigenthümlichen Titel führt: „No Room to Live“ — „Kein Platz zum Wohnen“.*) Dies Buch, dessen Inhalt ursprünglich als getrennte Artikel in den Daily News erschien, berichtet in einfacher, streng sachlich gehaltener Sprache von der in London herrschenden Wohnungsnoth und wer es lesen kann, ohne das lebhafteste Mitgefühl für die von dem Uebelstand Betroffenen, aber auch tiefen Abscheu für die herrschenden Zustände zu empfinden, der braucht sich in der That nicht über ein allzu weiches Herz zu beklagen. Das Buch hat den Engländern die Augen geöffnet. Noch heute entsinne ich mich der hämischen Bemerkungen, die vor einigen Jahren zur Hamburger Cholerazeit durch das hiesige Publicum gingen. Man glaubte damals, eine derartige Epidemie sei hierzulande gar nicht denkbar; London sei Hamburg in Bezug auf Sanitätspolizei weit überlegen. Heute würde man den Vergleich kaum wagen. Die Thatsachen sprechen zu laut. Heute ist es kein Geheimniß mehr, daß London in Hinsicht auf ungesunde und ungenügende Wohnungen für die ärmeren Classen an der Spitze aller übrigen europäischen Großstädte steht, und es ist wenigstens anzuerkennen, daß man dieser Thatsache offen und ehrlich entgegentritt und ernstlich nach Abhilfe sucht. Jedenfalls gebührt dem Verfasser der genannten Artikel, einem biederen Journalisten, dem die Wahrheit höher steht als die Gunst der Behörden, alle Achtung für seine Freimüthigkeit. Doch lassen wir nun die Thatsachen selbst reden. Vor nicht langer Zeit klopfte eines Abends ein biederer Handwerker mit seinem Weib und drei Kindern an die Pforte eines Londoner Armenhauses. Die Kinder weinten, die Frau war der Erschöpfung nahe und der Mann trug einen kummervollen, enttäuschten Gesichtsausdruck. „Um Gottes willen, nehmen Sie mein Weib und meine Kinder auf“, ruft der Mann dem Pförtner zu. „Ich will gern für sie bezahlen; gewähren Sie ihnen nur ein Obdach für die Nacht.“ Der Mann, der aus dem Norden stammt und in London eine Anstellung mit gutem Lohn gefunden hatte, war am Morgen des Tages angekommen in der Hoffnung, eine Wohnung zu finden. Er war bereit, einen guten Preis zu zahlen; aber obwohl er mit den Seinen vom frühen Morgen bis zum späten Abend von einer Straße zur anderen gezogen war — nirgends war er auf eine leerstehende Behausung gestoßen. Er würde sich zuletzt mit einem einzigen Zimmer begnügt haben und hätte dafür gern den doppelten Preis gezahlt — umsonst! So mußte er sich entschließen, am Armenhaus anzuklopfen. Fast wäre ihm auch hier der Eintritt verweigert worden, denn auch das Armenhaus war überfüllt. Erst als er sich auf die Polizeibehörde berief, an die er sich in seiner Noth gewandt hatte, öffnete man den Seinen die Thür. Er selbst mußte anderswo nothdürftige Unterkunft finden. Natürlich hoffte er, am nächsten Tage seine Familie aus der ihnen wenig zusagenden Luft des Armenhauses zu befreien. Allein auch hierin sollte er sich bitter getäuscht haben. Es währte volle vierzehn Tage, ehe er eine Wohnung fand, und selbst dann war es nicht eine Privatwohnung, wie er gewünscht hatte, sondern nur zwei kleine Zimmer, in beträchtlicher Entfernung von seiner Arbeitsstätte gelegen! — So weit ist es also in dem heutigen London gekommen, daß ehrsame Handwerker, die fähig und auch willens sind, einen anständigen Miethpreis zu zahlen, am Armenhaus anklopfen müssen, um nur ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Denn der soeben geschilderte Fall ist nur einer von Hunderten. Wenn man von den Londoner „Heimathlosen“ spricht, so denkt man gewöhnlich an Vagabunden und Verkommene aller Art. Aber die Sache liegt weit ernster. Unter den „Heimathlosen“ befinden sich solche, die den besten Willen haben, in geordneten Verhältnissen zu leben, aber auch mit dem besten Willen nicht im Stande sind, sich und ihre Familie vor dem degradirenden Einfluß des Armenhauses, der Straße oder der Nachtherberge vierten oder fünften Grades zu bewahren. Die einfache Thatsache ist: London hat nicht mehr Raum genug für seine ungeheuern Menschenmassen. Die gewaltige Metropolis schwillt in geradezu beängstigender Weise an. Mehr als 1000 Menschen siedeln sich in London Woche für Woche neu an und jedes Jahr vermehrt sich die Einwohnerzahl um volle 60000 Seelen! Die Londoner Wasserleitungscommission hat berechnet, daß die Stadt, wenn es so fortgeht, in 30 Jahren die schwindelnde Höhe von 11 Millionen Einwohnern erreicht haben wird! Bei einem derartigen enormen Wachsthum liegt es aber auf der Hand, daß der zum Wohnen verfügbare Raum sich in demselben Verhältniß vermindert, als die Einwohnerzahl wächst. Denn so gewaltig auch die Ausdehnung ist, die London bereits besitzt; je größer auch mit jedem Jahr der Zirkel wird, den die Vorstädte rings um die Stadt bilden — das örtliche Wachsthum hat seine Grenzen. Der reiche Kaufherr hat Geld und Zeit genug, von seinem Landsitz alltäglich früh zur City zu fahren und am Abend wieder dahin zurückzukehren. Es giebt Geschäftsleute, die 50—60 engl. Meilen von der Stadt wohnen. Für den Arbeiter und Handwerker dagegen verbietet sich das von selbst. Selbst wenn die Eisenbahngesellschaften, die gerade durch die Errichtung neuer Bahnhöfe und Linien innerhalb der Metropolis so viel zum allgemeinen Platzmangel beigetragen haben, sich dazu bequemen sollten, billige Arbeiterzüge einzustellen, was sie bis jetzt nur in ganz vereinzelten Fällen gethan haben, so könnte man doch dem Arbeiter kaum den Zeitverlust zumuthen. — Ein anderer Ausweg, die Zahl der verfügbaren Wohnungen zu vergrößern, bietet sich in der Errichtung von 4—5stöckigen Etagenwohnungen nach Art der continentalen Miethscasernen. Dies jedoch würde so viel bedeuten als eine völlige Umwälzung des bisherigen englischen Wohnungssystems. Der Engländer liebt es, in kleinen, ursprünglich nur für eine Familie berechneten Häusern zu wohnen. Nur so fühlt er sich „at home“. Es würde lange dauern, ehe er sich mit dem Gedanken vertraut machen könnte, mit einer Anzahl anderer Familien unter demselben Dache zu hausen. Wie die Sachen jetzt liegen, scheint mir allerdings diese Neuerung höchst beachtenswerth, denn es ist doch ungleich besser, in einer luftigen Separatwohnung, sei es auch im 4. oder 5. Stock, zu wohnen als ein winziges Häuschen oder gar nur einen Theil

*) „No Room to Live — the Plaint of overcrowded London“ von George Haw. London, „the Daily News“ Office, 1899.

eines solchen mit allerhand Aftermiethern und Schlafstellinhabern zu theilen. Einige der hervorragendsten englischen Philanthropisten, besonders der bekannte Lord Shaftesbury, haben sich auf das Wärmste für die Neuerung ausgesprochen, und ein Theil des sogen. Peabody Trust — ein gewisser Mr. George Peabody vermachte vor einigen dreißig Jahren der Stadt London 10 Mill. Mark zur Errichtung guter und billiger Wohnungen für die Armen — ist dazu verwendet worden. Augenblicklich giebt es jedoch in London nicht mehr als 600 derartiger Etagenhäuser, die von über 200000 Menschen bewohnt werden. Schon dies zeigt, daß auch diese Wohnungen bereits mehr als überfüllt sind. Die zehnfache Anzahl wäre erforderlich, um einigermaßen den Zweck zu erreichen, und vor Allem müßte der Miethzins für derartige Etagenwohnungen, wie man dies in anderen englischen Großstädten, z. B. Birmingham und Liverpool, gethan hat, bedeutend herabgesetzt werden, um die Leute mit der Neuerung zu befreunden und es ihnen zu ermöglichen, der störenden Beigabe der Aftermiether entrathen zu können.

Damit aber berühren wir den wundesten Punkt des heutigen Londoner Wohnungselends: die für die Wohnungen geforderten und unter den obwaltenden Verhältnissen auch willig gezahlten Preise. Wohl gemerkt: der Uebelstand betrifft durchaus nicht die besser gestellten Classen; diese wohnen in London durchschnittlich nicht theurer als in jeder deutschen Großstadt — sondern nur eben Diejenigen, die gerade eine Steigerung ihrer Ausgaben am Wenigsten vertragen können. Die Hausbesitzer haben es vortrefflich verstanden, sich die Noth des armen Mannes zu Nutze zu machen und die Miethpreise auf eine noch nie dagewesene Höhe zu schrauben. Ein anderer Geschäftsgrundsatz als den: „Je größer die Nachfrage, um so höher der Preis“ existirt einfach für viele dieser Herren nicht. Es giebt Hausagenten in London, die beständig mehr als 300 Wohnungsgesuche in ihren Listen führen. Wird wirklich einmal eine Wohnung vacant, so erhalten sie so viel Angebote, daß es ihnen ein Leichtes ist, eine Art Auction zu veranstalten und die Wohnung dem Meistbietenden zuzusprechen. Wie sehr die Miethpreise in London binnen Kurzem in die Höhe gegangen sind, beweist die Thatsache, daß, während noch vor Kurzem die Londoner Armen ein Viertel ihres Gesammteinkommens auf die Wohnung verwandten, sie jetzt bereits durchschnittlich ein Drittel, in vielen Fällen sogar die volle Hälfte darauf verwenden müssen. Es ist eine kaum glaubliche Thatsache, daß im Lauf der letzten 12 Monate der Miethzins für eine ganze Anzahl von erbärmlichen Arbeiterwohnungen um das Doppelte erhöht worden ist! In dem Sohodistrict giebt es kleine Dachkammern, deren Bewohner 8 ℳ wöchentlichen Zins, mithin 416 ℳ jährlich, zu zahlen haben. In dem Mayfairbezirk werden einzelne Zimmer, 12 Fuß lang und 10 Fuß breit, mit je 20 ℳ pro Woche bezahlt. Selbst angenommen, daß der durchschnittliche Miethzins gegen derartige Preise um die Hälfte zurücksteht, was sicher eine zu niedrige Schätzung ist, so ist und bleibt es doch geradezu ein Wunder, wie die armen Leute es ermöglichen können, derartige Preise zu bezahlen. Wenn man bedenkt, daß das durchschnittliche Einkommen eines Londoner Arbeiters nur etwas über 18 ℳ pro Woche beträgt, daß so manche arme Wittwe bei 14stündiger täglicher Arbeit es nur auf 8—9 ℳ wöchentlichen Verdienst bringt, so löst sich das Räthsel eben nur durch die weiter unten zu behandelnde Ueberfüllungsfrage. Die Herren Hausbesitzer und Hausagenten freilich kümmern sich darum nicht. Ihr Säckel füllt sich zusehends mit dem Geld der Armen. Hausbesitzer in London zu sein ist vielleicht heutzutage das lucrativste Geschäft. Die armseligen Hütten der Arbeiter rentiren sich weit, weit besser als die Villen der Mittelclassen und die Paläste der Reichen. Viele der armen Miether, die eine längere Reihe von Jahren dasselbe Haus bewohnt haben, haben den ursprünglichen Baupreis desselben um das Doppelte, ja um das Dreifache gedeckt. Dies ist um so erklärlicher, als nach dem in England allgemein üblichen Bausystem, wonach der Bauherr den Grund und Boden nur für eine Reihe von Jahren von dem Landeigenthümer miethet, die Arbeiterhäuser oft mit dem billigsten Material und in der oberflächlichsten Bauart hergestellt werden. In dem Plumsteaddistrict fand man unlängst ganze Straßen von Häusern, die, obwohl erst 15 Jahre alt, bereits in so schadhaftem Zustand waren, daß sich das Bauamt genöthigt sah einzuschreiten. Und das Schlimmste dabei ist, daß die armen Bewohner völlig machtlos sind in der Hand ihrer Peiniger. Beschweren sie sich oder wenden sie sich gar an die Behörden, so hat jede Reparatur sofort ein Steigen der Miethe zur Folge. — Die geringwerthige Bauart und die abnormen Preise sind es jedoch nicht allein, die den Beweis liefern, wie gut sich diese Manichäer auf ihr Erpressungssystem verstehen. Nach altem Herkommen nämlich hat der Miether beim Beziehen einer neuen Wohnung dem Hausherrn einen Schilling sog. Schlüsselgeld einzuhändigen. Diese Sitte hat natürlich keinen anderen Zweck als die Wiederablieferung des Hausschlüssels beim Verlassen der Wohnung zu sichern. In der um jede vacant werdende Wohnung entstehenden Wohnungsjagd suchten nun einzelne Reflectanten den Hausbesitzer durch das Angebot eines höheren Schlüsselgeldes für sich zu stimmen, und der letztere war nur allzu willig, darauf einzugehen. Anstatt Schillingen forderte man nun Pfunde. Drei Zimmer in Whitechapel fielen kürzlich in die Hände eines derartigen „Freundes der Armen“; sofort stieg der Miethpreis von 10 auf 20 Schillinge und als Schlüsselgeld bestand der Mann auf 15 Pfund! Der Inhaber eines kleinen Ladens in der Commercial Road war gezwungen, 25 Pfund Schlüsselgeld zu deponiren. Auf diese Weise sehen sich die größeren Hausbesitzer in der angenehmen Lage, außer der hohen Miethe auch noch über ein zinsfreies Capital zur weiteren Vergrößerung ihres ehrsamen Gewerbes verfügen zu können. Jeder Gegenvorstellung von Seiten des Miethers wird der kalte Bescheid, daß Niemand ihn zwänge, die Wohnung zu nehmen, und daß Andere nur allzu willig an seine Stelle treten würden. Ja, wenn es je eine Classe von Gewerbtreibenden gegeben hat, die das Volk bis auf's Blut aussaugen, während sie selbst binnen wenigen Jahren zu reichen Leuten werden, so sind es die heutigen Londoner Hausbesitzer und Hausagenten. Mit Recht nennt sie Mr. George Haw, der Verfasser der unsern Ausführungen zu Grunde liegenden Schrift, die „sweaters“ (Schweißhunde) der Armen. Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß es unter ihnen noch so manchen ehrbaren Mann giebt, der mit einem mäßigen Gewinn zufrieden ist. Das Uebel ist zu allgemein, um jene als bloße Ausnahmen betrachten zu können. Der Mann, der in der Noth einen Laib Brod stiehlt und dafür hinter Schloß und Riegel sitzt, ist ein Engel gegen diese Männer, die sich ihres Gewinns und ungestörter Freiheit freuen. In dem östlichen Theile der Stadt liegt das Geschäft vorzugsweise in den Händen der Juden. Einige von ihnen kamen erst vor wenigen Jahren nach England als arme russische Flüchtlinge. Nun unterwerfen sie die christlichen Armen in London härteren Verfolgungen, als sie selbst je ausgesetzt waren. Es gereicht dem Rabbiner der Londoner Synagoge zur besonderen Ehre, daß er Stellung gegen seine derartigen Glaubensgenossen genommen hat. Einen um den andern schließt er aus der Synagoge aus, denn — so erklärte er in einer in Whitechapel abgehaltenen Volksversammlung — „diese Volksaussauger sind Uebertreter des Gesetzes; ihnen gilt das Wort des Propheten Jesaia: Warum zertretet ihr mein Volk und zerschlaget die Person des Elenden?“ Mit Recht bemerkt dazu G. Haw, es giebt auch genug christliche Volksaussauger, um die englischen Bischöfe und Pfarrer zur gleichen Handlungsweise zu berechtigen. —

Gehen wir nunmehr ins Einzelne und werfen wir einen Blick auf die von dem Nothstand betroffene Bevölkerung. Das alte englische Wohnungsideal, daß jede Familie in einem, wenn auch noch so kleinen, gesonderten Haus und Heim wohne, ist für die Londoner Armenbevölkerung längst aufgegeben. Sie mußten sich bequemen, anstatt eines Hauses mit 2 oder 3 Zimmern zufrieden zu sein. Viele fanden auch dies zu kostspielig und bezogen ein einziges Zimmer, in welchem nun oft Erwachsene, Halberwachsene und Kinder in bunter Mischung bei einander hausen. Und als der Preis selbst für dies eine Zimmer Vielen über die Köpfe stieg, sahen sie sich genöthigt, mit Hilfe eines als Zwischenwand dienenden Vorhangs das Zimmer in zwei Räume zu theilen und dadurch zwei getrennte Familienwohnungen herzustellen. Ja, es ist soweit gekommen, daß sogar die Betten in den Stunden, in denen sie nicht von ihren Eigenthümern benutzt werden, vermiethet werden. Nachtarbeiter wie Bäcker, Hotelbedienstete und Feuerwächter benutzen sie am Tage, während die Eigenthümer zur Nachtzeit in ihnen schlafen. In einigen Familien in Spitalfields werden die Betten sogar zu je 8 Stunden von drei verschiedenen Ruhebeflissenen innerhalb 24 Stunden benutzt! Home, sweet home! There is no place like home! — Derartige haarsträubende Zustände, so wird man sagen, kommen natürlich nur im Osten der Stadt, dem großen Armen- und Vagabundenviertel von London, vor. Dem ist jedoch nicht so. Die Klagen über das Wohnungselend ertönen aus allen Theilen der Stadt.

Sogar im Westen, wo sich Villa an Villa reiht, hat man in Dachkammern, Souterrains und Hinterhäusern ähnliche Zustände gefunden. Vor Allem aber ist es der gewaltige innere Gürtel, der sich rings um die Stadt zwischen der eigentlichen City und den Vorstädten hinzieht, wo das Uebel seine eigentliche Heimath hat. Wer je in London gewesen ist, wird sich der endlosen, in trauriger Monotonie daliegenden Straßen entsinnen, wo sich Hunderte von kleinen Arbeiterhäusern, alle nach ein und demselben Muster gebaut, dichtgedrängt aneinanderreihen. Der bloße Anblick erinnert an schwere Arbeit und Mühe, an öde Freudlosigkeit und Gleichförmigkeit des Daseins. Hier lebt der Arbeiter und der kleine Handwerker und hier, im Osten wie im Westen, im Süden und Norden der Stadt ist die Ueberfüllung am Allgemeinsten. Was aber bedeutet nun eigentlich „Ueberfüllung" im Sinne des englischen Gesetzes? Nach dem „öffentlichen Gesundheitsact" vom Jahre 1891 soll in allen Fällen, wo ein Zimmer zugleich als Wohn- und Schlafzimmer benutzt wird, auf jeden Erwachsenen ein Raum von mindestens 400 Kubikfuß kommen. Zwei Kinder unter zwölf Jahren zählen als ein Erwachsener. Wird ein Zimmer nur als Schlafzimmer benutzt, so sollen auf jeden Erwachsenen resp. zwei Kinder unter zwölf Jahren 300 Kubikfuß kommen. Nehmen wir z. B. an, daß ein Haus, welches 5 Zimmer von je 8 Quadratfuß besitzt, von 5 verschiedenen Familien bewohnt wird, in jedem Zimmer eine Familie, so würde dies Haus, vorausgesetzt, daß in jedem Zimmer nur zwei Eheleute oder eine Wittwe mit zwei Kindern wohnt, im Sinne des Gesetzes nicht als überfüllt betrachtet werden können. Dieser Fall tritt erst ein, wenn ein Zimmer von mehr als 2 Erwachsenen oder einem Erwachsenen mit 2 Kindern bewohnt wird. Wie verhält sich nun die Bevölkerung Londons zu diesem von dem öffentlichen Gesundheitsamte aufgestellten Ueberfüllungsmaßstab? Die überraschende Antwort lautet: *Ein Fünftel der Gesammtbevölkerung wohnt in überfüllten Räumen!* Oder mit nackten Zahlen: Nahezu 900000 Bewohner der englischen Hauptstadt wohnen in gesetzwidrigen Behausungen! Das stellt eine Bevölkerungsziffer dar, die größer ist als die gesammte Kopfzahl irgend einer anderen englischen Großstadt! — Und fragen wir weiter, wie viele Londoner besitzen nur ein einziges Zimmer, in welchem sie wohnen, essen und schlafen; in welchem die Mutter ihren Kindern das Leben schenkt und das kranke Kind pflegt; in welchem die Hausfrau kocht und wäscht und plättet und näht; zu welchem der Mann jahraus, jahrein am Abend seine müden Schritte lenkt, um Erholung und Erquickung zu suchen, die er nur allzu oft in dem dumpfen, überfüllten Gemach nicht findet — so wird uns die weitere Antwort: Der zehnte Theil von Londons Gesammtbevölkerung haust in derartigen einstubigen Wohnungen! Nahezu 400000 Menschen führen ein derartiges Dasein! Das Uebel wäre schon groß genug, wenn alle diese Zimmer nur eben 3 oder 4 Insassen zum ständigen Aufenthaltsort dienten. Allein der letzte, vor 8 Jahren aufgenommene Census hat gezeigt, daß selbst eine derartige Annahme schon zu optimistisch ist. Danach gab es eine Anzahl Familien, die mehr als 12 Köpfe stark in einem und demselben Gemache wohnten! Beinahe 3000 Londoner wohnten zu 8 Köpfen und darüber in *einem* Zimmer; mehr als 9000 zu 7 Köpfen und darüber, und nahezu 26000 zu 6 Köpfen und darüber! Das war bereits vor 8 Jahren und seitdem ist die Bevölkerung der Stadt um 300000 Seelen gewachsen! Ich wiederhole: derartige Zustände finden sich nicht nur in den sog. Armenvierteln, sondern über die ganze Stadt verstreut. In der fashionablen Umgebung von Regent's Park leben, wie der dortige Sanitätsinspector meldet, volle 2370 Menschen in gesetzlich überfüllten Wohnungen. Der Bezirksarzt von Kensington berichtet von einem Fall, wo ein Ehepaar, ein junger Mann von 22, ein Mädchen von 17 und zwei Knaben von 14 und 9 Jahren in ein und demselben Gemach wohnen und schlafen. In St. James', dem Park- und Clubdistrict, fand man kürzlich eine Anzahl Zimmer, die zu je 20 ℳ wöchentlich von je 12 Insassen bewohnt wurden. Und im Camberwell-Bezirk stieß man auf ein Zimmer mit nicht weniger als 17 Bewohnern! — Alles dies sind kalte, nackte Zahlen. Wie viel Noth und Elend, wie viel Unzufriedenheit und Zank und Streit und Grausamkeit, an Weib und Kind verübt, wie viel Krankheit und frühzeitiges Sterben, wie viel Versuchung und Unsittlichkeit und geheimes Verbrechen diese Zahlen in sich schließen — das weiß Gott allein! Die Leute wohnen oft wie die Thiere zusammengepfercht. Ist es ein Wunder, wenn sie auch wie die Thiere leben? In vielen Fällen ist es nahezu ein Ding der Unmöglichkeit, die einfachsten Regeln der Schicklichkeit zu beobachten. Und ist es ein Wunder, wenn nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen in den Abend- und Nachtstunden die zahlreich vorhandenen Trinkhäuser bevölkern, um hier für kurze Augenblicke ihr Elend zu vergessen und einen nothdürftigen Comfort zu finden, den sie im eigenen Heim nicht haben? Man höre nur die Schilderung, die ein Londoner Geistlicher aus persönlicher Erfahrung entwirft: „In einem Zimmer fanden wir einen Mann, seine Frau und 8 Kinder; in einem anderen — horribile dictu! — einen Mann mit Frau und 7 Kindern, der älteste Sohn gleichfalls verheirathet, Alle zur Nachtzeit bei einander gepfercht wie die Thiere! In manchen Wohnungen herrscht ein solcher Platzmangel, daß Kinder und junge Leute sogar *unter dem Bett* schlafen. Es giebt Familien in der Nähe von St. James' Hall, die sich nie in ihrem Leben zu einer gemeinsamen Mahlzeit niedergesetzt haben — wie könnten sie es auch! Kinder, die aus der Schule kommen, klingeln an der Hausthür; die Mutter öffnet das Fenster und wirft ihnen ihr Mittagsbrod, in ein unsauberes Papier eingewickelt, hinunter. Die Kinder verzehren es auf der Straße und treten dann den Rückweg nach der Schule an. In den Abendstunden treiben sich Knaben und Mädchen auf der Gasse herum, bis ihre Eltern, oft erst um Mitternacht, aus dem Wirthshaus kommen." — Das Elend ist groß genug, so lange die Insassen einer derartigen Behausung gesund sind und das dumpfe Zimmer beliebig mit der Straße vertauschen können. Aber wie, wenn Krankheit oder gar der Tod seinen Einzug hält? Gleichfalls ein Londoner Pfarrer erzählt, er habe einst in einer solchen einstubigen Wohnung ein todtes Kind gefunden. Man hatte es auf das Bett gelegt. Auf die Frage, wo das Kind während der Nacht ruhe, erfuhr er, daß man es dann auf das einzige im Zimmer vorhandene Wandbrett, sonst zur Aufnahme von Speisen bestimmt, lege. Noch grausiger ist, was aus einer anderen Familie berichtet wird. Sie mußten die ganze Nacht bei einem todten Kinde wachen, um die Ratten von dem kleinen Leichnam fern zu halten. Und als eine Parallele dazu erzählt ein Bezirksarzt, daß in einer Familie seines Districts die Kinder während der Nacht immer wechselsweise wach bleiben müßten, um die Ratten von ihren schlafenden Geschwistern zu verscheuchen. — Kein Wunder, wenn sich bei Vielen dieser Leute aller Sinn für Reinlichkeit und geordnete Lebensweise abstumpft und wenn die Leichen der in solcher Armuth Verkommenen oft einen grauenerregenden Anblick darbieten, der auf das ganze Elend schließen läßt, unter dem sie Jahre lang ihr Dasein fristeten. Im October vorigen Jahres starb in unmittelbarer Nähe der reichen Villen des West End eine 75jährige Frau. Ein bei der Leichenschau anwesender Herr berichtet darüber: „Ich hatte das Unglück, den Körper dieser unglücklichen Frau in der Leichenhalle zu sehen; noch heute erfüllt mich die Erinnerung an den grauenhaften Anblick mit Schauder. Da lag sie in der Halle so ausgehungert und abgemagert, daß sie aus nichts als Haut und Knochen bestand. Ihr Haar, eine dicke, schmutzige Masse, war ein wahres Ungeziefernest. Ueber ihre dürre Brust sprangen und krochen Hunderte, Tausende, Myriaden von Insecten. In ihrem Hause fand man Brod und Butter auf dem Tisch; aber selbst diese waren mit Ungeziefer bedeckt." — Wohl ist es wahr: So weit brauchte es auch in der bittersten Armuth nicht zu kommen. Aber wer will entscheiden, wie viel davon dem Einzelnen zur Last zu legen ist und wie viel auf die äußeren Umstände kommt? Die Wohnungen sind oft solch erbärmliche, baufällige Schmutzhöhlen, die Nahrungssorgen der Leute oft so bitter und andauernd, ihr ganzes Leben ein so ununterbrochenes Einerlei freudloser, düsterer Tage, daß es fürwahr kein Wunder ist, wenn in ihnen nach und nach alle Lebensfreudigkeit erstirbt und sich ihrer eine dumpfe Apathie bemächtigt. Ob ihnen morgen der Todesengel kommt oder ob sie noch fernerhin ihr elendes Dasein fristen — für so Manchen unter ihnen ist es von geringer Bedeutung. Vor nicht langer Zeit starb in dem Islington District eine Frau an Entkräftung. Der Arzt gab an, daß der Magen seit 48 Studen keine Nahrung erhalten habe. Zwar fand man in der Wohnung einige Nahrungsmittel, aber nach dem ärztlichen Ausspruch war es nur zu natürlich, daß die Verstorbene in ihrer von Schmutz starrenden Behausung und bei ihrer Lebensweise jegliches Verlangen nach Speise und Trank verloren hatte. Sie hatte ihre Wohnung seit vollen zwei Jahren nicht verlassen und hatte auch keiner ihrer Nachbarinnen Zutritt zu ihrem Zimmer gestattet. Die Frau hatte Kinder. Das jüngste,

vier Jahre alt, konnte kaum gehen. Es war nie an die frische Luft gekommen und athmete dieselbe zum ersten Mal am Sonntag nach dem Tod der Mutter, als man die Kinder in's Armenhaus überführte. — Ja, die Kinder! Sie bezahlen die herrschende Wohnungsnoth am Theuersten. Selige Kindheit, schöner Lebensmorgen, da noch das Kind halb träumt, halb wacht; da es lächelnd entschlummert und lächelnd erwacht — das Kind des Londoner Armen kennt dich nicht. Die grause Wirklichkeit zerstört frühe genug den Traum der jungen Seele. Am Tage auf der Straße, wo es in einem Monat mehr von Sünde und Laster erfährt als das Dorfkind in seinem ganzen Leben; zur Nachtzeit in der überfüllten Hütte des Elends; nothdürftig gekleidet und nothdürftig genährt — so wächst das Londoner Kind zum Mann, zur Frau heran. Doch nein! Vielleicht ist es unter den obwaltenden Verhältnissen als eine gütige Fügung zu betrachteten, daß so Viele unter ihnen dies Alter nie erreichen. Die Kindersterbestatistik unter den Londoner Armen ist, wie man nicht anders erwarten kann, eine überaus hohe. Von je zwei Kindern stirbt eins. Auf jedes Kind der besseren Stadttheile kommen in den ärmeren Districten mehr als zwei Kindesleichen. — Auch unter den Erwachsenen ist die Todesernte äußerst ergiebig. Die Statistik erweist mehr als doppelt so viel Todesfälle unter den Armen als unter den Wohlhabenden. Während in Hampstead auf 1000 Einw. nur 11,8 jährliche Todesfälle kommen, stellt sich in St. George's-in-the East die Sterbeziffer auf 26,4! Entkräftigung, ansteckende Krankheiten, vor Allem Schwindsucht, raffen sie dahin.

Das ist die Lage der Armen in dem modernen London. Der Armen, wiederhole ich, nicht der Verkommenen! Sie macht es oft selbst dem bravsten Arbeiter unmöglich, ein geordnetes Hauswesen zu führen. Es fehlt nicht an Stimmen, die sich dagegen erhoben haben. Unter ihnen verdienen die Worte eines hohen Geistlichen besondere Beachtung. Bischof Wilkinson ist als englischer Bischof für Nord- und Centraleuropa wohl befähigt, ein Urtheil zu fällen. „Man duldet in London“, so schrieb er in den Daily News, „was man in keiner anderen europäischen Hauptstadt zuließe.“ Ja, er fährt fort: „Kein Häuptling eines afrikanischen Dorfes würde solch' ein unterschiedsloses Beisammenwohnen von jungen Männern und Frauen, Knaben und Mädchen gestatten. Ich habe im Zululand gelebt und kann deshalb, ohne den geringsten Widerspruch befürchten zu müssen, constatiren, daß derartige Zustände in einem Zulukraal undenkbar sind. Unter den Eingeborenen Afrikas herrscht nicht nur die Sitte, die Geschlechter zu trennen und ihnen gesonderte Hütten anzuweisen, sondern die von den Mädchen des Dorfes bewohnten Hütten stehen auch unter der Aufsicht von erfahrenen Frauen, die mit den Mädchen unter einem Dache wohnen.“ Bischof Wilkinson hat sich nicht damit begnügt, die Zustände seines Heimathlandes einer unparteiischen Kritik zu unterziehen. Er hat auch einen Preis von 10000 *M.* für den besten Entwurf einer Umgestaltung des Londoner Wohnungssystems ausgesetzt. Wie aber ist dem furchtbaren socialen Uebelstand abzuhelfen? Die Lösung dieses Problems ist nicht so einfach, als der Leser vielleicht vermuthet. Soll man etwa den Buchstaben des Gesetzes in Anwendung bringen? Aber mit dem bloßen Niederreißen schadhafter Wohnungen, mit der zwangsweisen Entleerung überfüllter Behausungen würde das Uebel nicht vermindert, sondern nur vermehrt. Die Betroffenen würden einfach auf die Straße oder ins Armenhaus gewiesen. Wo sollen sie ein Unterkommen finden? Die hohen Miethpreise, die mangelhaften Gebäude, die überfüllten Räume sind ja eben nur eine Folge des durch das ungeheure Wachsthum der Stadt herbeigeführten Platzmangels. Im Jahre 1801 hatte London eine Gesammtbevölkerung von 900000 Einwohnern; heute leben allein 900000 Londoner in gesetzwidrigen überfüllten Behausungen. Ein so schwerer Vorwurf auch die städtischen Behörden treffen mag — wir haben mit der Thatsache dieses ganz abnormen Wachsthums zu rechnen. Wäre es möglich, den Zuzug zu hemmen und der Landbevölkerung, die in Hoffnung auf reichen Gewinn der Hauptstadt zuzieht, die Augen zu öffnen, so wäre schon damit viel gewonnen. Während London mehr als überfüllt ist, liegen auf dem platten Lande Tausende von Aeckern brach aus Mangel an Arbeitskräften. Daß andererseits die Errichtung von billigen Etagenwohnungen an Stelle der kleinen Arbeiterhäuser und die Einstellung billiger Arbeiterzüge eine Besserung herbeiführen würde, wurde bereits erwähnt. Als ein besonders erfreuliches Zeichen ist es zu betrachten, daß einige große Arbeitgeber damit begonnen haben, ihren gesammten Geschäftsbetrieb aus der Stadt auf das Land zu verlegen, und in einigen Fällen sogar Wohnungen für ihre Arbeiter errichtet haben. Die eigentliche Verantwortung aber ruht natürlich in den Händen der Behörden: der einzelnen Districtsräthe und des Londoner Grafschaftsraths. Man muß den Mitgliedern der letztgenannten Centralbehörde das Zeugniß ausstellen, daß sie bemüht sind, die Kurzsichtigkeit ihrer Vorgänger im Amt wieder gut zu machen. Unter ihrer Oberaufsicht wird bei Neubauten streng auf die Vorschriften der Sanitätspolizei gehalten. Andererseits aber besitzt diese Behörde nicht die Freiheit der Handlung, die ihr zu wünschen wäre. Es steht ihr frei, schadhafte und ungesunde Gebäude niederzureißen. Allein da die Hausbesitzer selbst für die erbärmlichsten Behausungen Vergütung zu beanspruchen berechtigt sind, so ist dies eine kostspielige Sache, mit der die Behörde zu rechnen hat, ganz abgesehen davon, daß gewissenlose Hausbesitzer dadurch geradezu bestärkt werden, ihre Häuser zu vernachlässigen. Nicht Compensation — Confiscation wäre doch in solchen Fällen das einzig Richtige! — Weniger günstig lautet das Urtheil über die Thätigkeit der einzelnen Districtsbehörden. Der Vorwurf der Pflichtlosigkeit und Parteilichkeit, den man ihnen macht, wird durch den Umstand, daß in ihnen eine ganze Anzahl interessirter Männer, Haus- und Grundstücksbesitzer, Gastwirthe u. dergl. sitzen, in ein eigenthümliches Licht gesetzt. Daß bei einer derartigen Zusammensetzung die von diesen Behörden angestellten und besoldeten Sanitätsinspectoren von vornhein in einer schiefen Lage sind, liegt auf der Hand. Aber auch hierin macht sich neuerdings eine Wendung zum Besseren bemerkbar. Anstatt der kleinen Geschäftsleute, die sich bisher meist zu diesen Localvertretungen gedrängt haben, lassen sich neuerdings auch Vertreter des höheren Kaufmanns- und des Gelehrtenstandes bereit finden, dies Amt zu übernehmen. Doch wird es selbst der gewissenhaftesten Volksvertretung erst nach Jahrzehnten gelingen, das gewaltige Problem zu lösen und auch den Londoner Armen das Heimathslied wieder in's Herz und auf die Lippen zu legen: „Home, sweet home! There is no place like home!“

Bournemouth, 26. Juli 1899. Dr. J. M.

Bücherbesprechung.

— **Confessionalität und Nationalität in ihrem gegenseitigen Verhältnisse.** Ein Vortrag, gehalten auf der Meißener Kirchen- und Pastoralconferenz von D. Bruno Hartung, Pfarrer an der Peterskirche zu Leipzig. Leipzig, Bernhard Richter. 1899. 60 Pf. — Bei aller Anerkennung der nahen Beziehungen, zwischen der Eigenart eines Volksstammes und seinem Glaubensbekenntniß verwahrt sich der Verfasser doch ganz entschieden gegen die Behauptung einer inneren Nothwendigkeit dieses Verhältnisses. Der Protestantismus entspricht zwar der germanischen Art mehr, als der romanischen, ist aber doch auch den romanischen Völkern keineswegs fremd geblieben. Unsere Reformation konnte allerdings, so wie sie sich vollzogen hat, nur auf deutschem Boden von statten gehen, denn sie trägt deutsche Geistesart an sich und hat ihr Gepräge auch den übrigen Kirchen aufgedrückt, die von ihr beeinflußt worden sind. Sehr bemerkenswerth ist der gelegentliche Nachweis, daß auch die deutschen Reformirten in allen Hauptsachen von Luther weit mehr bestimmt sind als von Zwingli und Calvin. Aber es ist Luther nicht in den Sinn gekommen, eine deutsche Kirche und deutschen Glauben gründen und gestalten zu wollen, und so kann man auch heute noch ein guter Deutscher und dabei ein guter Katholik sein, wenn man nur nicht papistischen Interessen im engeren Sinne dient. Jedenfalls jedoch ist es der deutsche Protestantismus, der dem deutschen Volksthum seine besten Gaben und Kräfte verliehen hat und weiter verleihen wird, und für einen guten Protestanten, der ein guter Deutscher ist, erscheint die schwierige Frage, die das Thema des Vortrags nennt, am ehesten glücklich gelöst. Um diese Grundgedanken gruppirt sich eine reiche und beredte Ausführung, die an allerlei Erlebnisse und Beobachtungen des Verfassers anknüpft und selbstverständlich auch die neuesten religiösen Bewegungen nicht außer Acht läßt.

B. K.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 135. Sonnabend, den 18. November, Abends. 1899.

Oeffentliche Sitzung der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am 14. November.

Der vorsitzende Secretär Hr. Geh. Hofrath Prof. Windisch hielt folgende Ansprache: Am 14. November 1916 werden es zweihundert Jahre sein, daß Gottfried Wilhelm Leibniz, an dessen Todestage die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften eine feierliche Gesammtsitzung abzuhalten pflegt, aus diesem Leben geschieden ist. Aber vor diesem noch fernen Tage wird schon bald eine andere zweihundertjährige Gedenkfeier stattfinden, die sich an eine lebendige That des großen Philosophen anknüpft, die Gründung der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Berlin. Am 19. und 20. März des nächsten Jahres wird die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften das Fest ihres zweihundertjährigen Bestehens feiern. Auch wir haben einen Antheil an diesem Ereigniß; ist doch die Gründung der Berliner Societät maßgebend gewesen auch für die Gründung der anderen deutschen Institute dieser Art, und nicht zum Geringsten für das jüngste derselben, die Königlich Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften. Wenn wir uns aber, mit einer gewissen Bescheidenheit, Gesellschaft der Wissenschaften nennen, so haben wir darin den Namen aufgenommen, den Leibniz selbst gebraucht und den auch die Berliner Akademie bis zu ihrer Umgestaltung unter Friedrich II. im Jahre 1744 geführt hat. Die Zwecke und Ziele der Akademien haben sich im Laufe der Zeiten geändert, und es wäre eine anziehende Aufgabe für den Culturhistoriker, diesen Wandel zu verfolgen. Die Akademien sind eine Größe neben den Universitäten. Während an den Universitäten die Wissenschaften in besonderem Ansehen stehen, welche eine unmittelbare Wichtigkeit für den Staat und das praktische Leben haben, während die Universitäten in erster Linie Lehranstalten sind, mit Schaaren von Lernenden, die dann ins Leben hinaus treten, sind die Akademien nur für die Gelehrten selbst da, stehen hier alle Wissenschaften, ohne Rücksicht auf ihre unmittelbare praktische Verwerthbarkeit, einander gleich, scheint ihre Vereinigung jenem Ideale nachzustreben, dem Leibniz in seinem Philosophem von der prästabilirten Harmonie einen so allumfassenden Ausdruck gegeben hat. Ἁπλοῦς ὁ μῦθος τῆς ἀληθείας ἔφυ. Alle Bestrebungen der Forscher können in die kurze Formel gefaßt werden: wir wollen erforschen was ist und was gewesen ist. Wenn auch die Einheit der Wahrheit, die Harmonie der Wissenschaften keineswegs bei jedem Worte, das in den Akademien gesprochen wird, in die Augen springt, so trägt doch die Theilnahme aller Mitglieder an den Gedanken und Arbeiten des Einzelnen, indem sie der persönlichen Isolirung der Fachgelehrten entgegenwirkt, dazu bei, auch deren verschiedene Disciplinen, sowohl was ihre Lehren als auch was ihre Methoden anlangt, in eine gewisse lebendige Berührung zu bringen. Hierin wirken wir im Geiste von Leibniz. In seiner universalen geistigen Persönlichkeit mehr noch dem Aristoteles als dem Plato annähernd vergleichbar, ist Leibniz gleichsam der Heros der neueren Akademien, denn jede Wissenschaft hat einen Antheil an ihm, jede Wissenschaft findet in ihrer Geschichte seinen Namen. So auch die Sprachwissenschaft. Freilich liegt die Bedeutung von Leibniz auf diesem Gebiete weder in einer maßgebenden Correctheit seiner Völker- und Sprachen-Eintheilung noch im Detail seiner Etymologien. Wohl bekunden in letzterer Beziehung verschiedene Aeußerungen von ihm, daß er das Bedürfniß fühlte, der Willkür des Etymologisirens gewisse Grenzen zu ziehen, aber er fand sie nicht. Erst hundert Jahre nach ihm sind in den Lautgesetzen die sicheren Grundlagen der Sprachwissenschaft gefunden worden. Unzweifelhaft würde Leibniz eine solche Entdeckung zu seiner Zeit mit der größten Anerkennung begrüßt und dabei vielleicht die Harmonie hervorgehoben haben, die sich darin zeigt, daß das menschliche Ohr und der menschliche Verstand schon im grauen Alterthum die verschiedenen Sprachen mit solcher der Natur entsprechenden Genauigkeit aufgefaßt und aufgezeichnet hat, daß selbst nach Jahrtausenden das menschliche Auge und der menschliche Verstand an dem Aufgezeichneten die Gesetzmäßigkeit der Sprachen in ihrem Bau, in ihren lautlichen Veränderungen, in ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen haben erkennen können. Leibniz hat zusammengefaßt, was die Besten seiner Zeit über sprachliche Fragen dachten, und dabei mit dem ihm auch hier eigenen genialen Blicke für das Vernünftige und Hauptsächliche gewisse allgemeine Ideen zur Geltung gebracht, die durchaus auf der Bahn des Fortschritts zur Wahrheit liegen. So hat er bestimmt abgelehnt, daß irgend eine der lebenden Sprachen die Ursprache der Menschheit sei. Bekannt ist sein Verdienst um die Schätzung der deutschen oder, wie er schrieb, der teutschen Sprache. Wenn er nun doch von der deutschen Sprache meint, daß sie der Ursprache besonders nahe stehe, so spricht in dieser Ansicht der Politiker und Patriot aus ihm. Leibniz hatte von den Formen der Ursprache noch keine richtige Vorstellung, aber seine Ansicht über die deutsche Sprache hatte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen gewissen Sinn. Schweden und Franzosen dünkten sich etwas Besseres als die Deutschen. Die Schweden wollten ihre Verwandtschaft mit den Deutschen nicht zugeben und die Franzosen wollten nicht anerkennen, daß in ihrer Sprache viel deutsches Sprachgut enthalten ist. Dieses verschiedenartige Vorhandensein des deutschen Elements in verschiedenen Sprachen hob Leibniz mit Recht hervor, deutete es aber allerdings in unrichtiger Weise. Obwohl die deutsche Sprache zu Leibniz' Zeit noch nicht zu einer den höchsten Ansprüchen genügenden Literatur- und Cultursprache geworden war, erkannte er doch ihren Werth und ihre Bildungsfähigkeit. Auch einem Gelehrten der Gegenwart würde der richtige Takt zur Ehre gereichen, mit dem Leibniz in Bezug auf die Fremdwörter gleich weit entfernt war von einem ungeschichtlichen Purismus wie von einer charakterlosen Vorliebe für das Fremde. Wie er sich aber dachte, daß die deutsche Sprache auf natürliche Weise bereichert, und wie eine deutsche Schriftsprache geschaffen werden könne, die zum treffenden Ausdruck aller Dinge geschickt sei, das hat er in seiner berühmten Abhandlung „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache“ ausgesprochen. Allerdings ist Leibniz auch in dieser Schrift nicht eigentlich original, wie eines unserer Mitglieder an anderer Stelle schlagend nachgewiesen hat. Leibniz hat in wesentlichen Punkten die Gedanken des Grammatikers Schottelius aufgenommen, indem er auch hier wieder die Anschauungen eines der Besten seiner Zeit in ihrem Werthe für die Allgemeinheit erkannte und durch seine Autorität zur Geltung brachte. Die erwähnte denkwürdige Abhandlung ist es werth, immer und immer wieder gelesen zu werden. So enthält sie in Paragraph 76 einen Vorschlag, der noch jetzt zu beachten sein könnte: „Weil aber viel gute und wolgemachte Worte auf die Erde fallen, und verlohren gehen, indem sie niemand bemercket und beybehält, . . . so würde man auch darinn Nutzen schaffen, wenn durch grundgelehrter Kenner Urtheil, Ansehen und Beyspiel dergleichen wol erwogen, nach Gutbefinden erhalten, und in Ubung bracht würde.“ Der Sinn ist, daß man aus den Schriftstellern die treffenden neuen Ausdrücke sammeln solle, die es verdienten, auch von Anderen angewendet zu werden.

Sind auch alle Wissenschaften am Ende des 19. Jahrhunderts weit über das Ende des 17. Jahrhunderts hinausgekommen, so sind wir doch von Bewunderung erfüllt für Gottfried Wilhelm Leibniz, der mit so selten vielseitigem Verständniß das Wissen seiner Zeit in seinem Geiste zusammenzufassen verstanden hat.

An seinem Todestag feiern wir auch das Andenken unserer Todten, deren Zahl im vergangenen Jahre besonders groß gewesen ist. Wir haben am heutigen Tage zu gedenken des Mathematikers Lie, der Physiker Hankel und Wiedemann, des Aegyptologen Ebers, der Orientalisten Socin und Pertsch, des Latinisten Fleckeisen.

Hr. Prof. Engel eröffnete die nun folgende Reihe der Nekrologe mit einer Gedächtnißrede auf Sophus Lie. Hr. Prof. Drude entwarf ein Lebensbild Wilhelm Hankel's, der seit 1879 der Gesellschaft als ordentliches Mitglied angehörte und von 1874 bis 1883 Secretär der math.-phys. Classe war. Ueber das Leben und Wirken Gustav Wiedemann's sprach Hr. Geh. Hofrath Prof. Ostwald, worauf ein von Hrn. Prof. Erman in Berlin verfaßter, der Erinnerung an Georg Ebers gewidmeter Nachruf verlesen wurde. Ueber Albert Socin wird der vorsitzende Hr. Secretär in den Berichten der Gesellschaft einen Nekrolog veröffentlichen, dessen Hauptpunkte er bereits in der am Grabe des Entschlafenen gehaltenen Rede hervorgehoben hatte, so daß er unter Verzichtleistung auf eine Wiederholung des Mitgetheilten sich auf die Würdigung des zweiten der Gesellschaft durch den Tod entrissenen Orientalisten, Wilhelm Pertsch, beschränken konnte, nachdem vorher ein von Hrn. Prof. Götz in Jena eingegangener Nekrolog auf Alfred Fleckeisen zur Verlesung gelangt war.

Hierauf sprach Hr. Geh. Hofrath Prof. Brugmann über Voll- und Kurzformen namentlich über zwei- und eingliedrige Eigennamen in den indogermanischen Sprachen. Als zur Gruppe der Kurzformen gehörig bezeichnete er auch die griechischen Substantive auf -σος wie κόμπασος, πέτασος, χαῦσος, die entwickelungsgeschichtlicher Einordnung bisher wiederstrebt haben. — Zum Schluß wurde eine Abhandlung von Hrn. Prof. Hirzel in Jena vorgelegt, in welcher der Verfasser sucht die verschiedenen Begriffe, die der Grieche unter dem Ausdruck ἄγραφος νόμος vereinigte, deutlicher als bisher geschehen zu scheiden und im Anschluß hieran das Hervortreten der Vorstellung eines „ungeschriebenen Gesetzes" und seiner Beziehung zum „geschriebenen", bezw. seinen Streit mit diesem historisch zu erläutern.

Bücherbesprechungen.

— **Aus sieben Jahrzehnten.** Erinnerungen aus meinem Leben von D. **Bernhard Rogge**, königl. Hofprediger in Potsdam. Zweiter Band: Von 1862—1899. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1899. 5 ℳ. — Dieser zweite Band, in dem der Verfasser sein eigenes Leben bis in das laufende Jahr herein weiter verfolgt hat, hält in jeder Beziehung das, was der erste versprochen hat (Wiss. Beil. Nr. 19 von 1897). In lebendiger, nie ermüdender Schilderung giebt er ein getreues Bild von Allem, was der Verfasser in einem einflußreichen, dem Throne nahestehenden Amte, in zwei Kriegen, die ihn durch amtliche und noch mehr durch persönliche Beziehungen fortwährend mit den höchsten Kreisen zusammenführten, in unermüdlich betriebener Vereinsarbeit, die ihm zahllose Bekanntschaften und Freundschaften vermittelte, und in einem reich gesegneten Familienkreise erlebt hat. Der Stoff ist mit einer glücklichen Mischung von Zeitfolge und Sachfolge so zweckentsprechend geordnet, daß das Buch in dieser Beziehung geradezu als Muster dienen kann für die Darstellung solcher Lebenserinnerungen: nirgends finden sich lästige Wiederholungen, und wo die Erzählung vorgreifen muß, geschieht es nie zum Schaden des im Leser entstandenen Bildes und seiner Weiterentwickelung. Wer einst von seinem Leben in so anregender und fesselnder Weise erzählen will, der muß allerdings neben manchem Anderen auch das von Rogge lernen, mit dem Bleistift in der Hand alle irgendwie bemerkenswerthen Ereignisse an sich vorübergehen zu lassen; so allein ist es möglich, nach Jahren noch jeden Vorgang bis ins Einzelnste hinein, bis zum Inhalt der Tischreden auf Festlichkeiten zu überschauen. Diese Genauigkeit in allen Dingen, auch in den kleinen Vorkommnissen eines menschlichen Daseins wird für viele Leser einen besonderen Reiz bilden und die Theilnahme noch erhöhen für das Leben eines Mannes, der der Sprößling eines kernhaften Geschlechtes, der Schwiegersohn eines Feldpropstes der Armee, der Schwager zweier Minister, der langjährige Seelsorger edler Geschlechter und dabei noch ein vielgesuchter Festprediger und Festredner gewesen ist. Diese äußeren Beziehungen des Lebens drängen sich allerdings mächtig in den Vordergrund der Darstellung. Die zahlreichen Ehrungen einer so langen amtlichen Laufbahn werden in ihrer Entstehung und Vollendung ebenso ausführlich behandelt, wie die mancherlei Enttäuschungen und Zurücksetzungen, die doch in keinem Leben ganz ausbleiben, und hier, wie namentlich auch bei dem Bericht über seine kirchenpolitische Thätigkeit, spürt man mehr die Aeußerung der betheiligten Partei, als das sachliche Urtheil des Geschichtschreibers. Dieses letztere mußten wir uns doch in der Stille zu bilden versuchen angesichts der Thatsache, daß die vorgesetzten Behörden eines Amtsträgers an seiner weit umfassenden Vereinsthätigkeit nicht immer dasselbe Wohlgefallen haben können, wie begeisterte Festversammlungen und fröhliche Tischgesellschaften. Und was die Mitarbeit des Verfassers bei den Berathungen der kirchlichen Körperschaften anlangt, so hat er sich, genau wie Beyschlag in seinen Lebenserinnerungen, vor dem Verhängniß nicht gehütet, auch nach einer Reihe von Jahren Alles durch die Parteibrille anzusehen und ohne Humor darauf zurückzublicken. Welchen Grund der Verfasser gehabt haben mag, von seiner inneren theologischen Entwickelung fast völlig zu schweigen, das wissen wir nicht; von Theologie im engeren Sinne ist überhaupt in dem Buche wenig die Rede. Aber das mindert ja seinen Werth nicht, eröffnet ihm im Gegentheil einen viel weiteren Kreis von Lesern, die zweifellos viel Thatsächliches aus der Geschichte dieser 37 Jahre und sonst viel Gutes daraus lernen können. In dieser Beziehung schulden auch wir dem Verfasser großen Dank, ganz besonders auch für das mit inniger Liebe gezeichnete Bild des Prinzen Friedrich Karl, dessen Gestalt uns in ganz neuem Lichte erschienen ist. B. K.

— **Des Christen Pilgergang in Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung.** Ein Gebetbuch von **August Bender**, evangelischem Pfarrer in Schadeck (Nassau). Dritte vermehrte Auflage. Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins. 1899. Geb. 1 ℳ 60 ₰. — Das in Westdeutschland wohlbekannte Buch verdient auch bei uns Aufnahme zu finden. An der Spitze trägt es eine Familienchronik und jeder einzelne Theil wird mit einer einleitenden Betrachtung eingeführt, die über die rechte Stellung des betenden Christen zu dem Zeitabschnitt und dem Zeitereigniß, worum es sich darin handelt, kurze Belehrung giebt. Die einzelnen Theile ergeben sich dem Verfasser, indem er der Reihe noch in's Auge faßt den Tagesgang, den Wochengang, den Festgang, den Pilgergang in der irdischen Heimath, den geistlichen Lebensgang und den Heimgang des Christen. Der vierte Theil enthält die Gebete für die verschiedenen Lebensalter und für die Christen, die durch die Wandlungen des irdischen Lebenslaufes in besondere Zustände und Lagen versetzt sind, der fünfte die Gebete derer, die besondere Erlebnisse geistlicher Art erfahren und besondere geistliche Bedürfnisse zu befriedigen haben. Der übrige Inhalt des Buches dürfte aus den Ueberschriften ersichtlich sein. Jedes einzelne Gebet ist eingeleitet und bestimmt durch einen Bibelspruch und die meisten schließen mit einem oder etlichen Versen aus unseren Kirchenliedern und aus den besten geistlichen Volksliedern. Für Beichte und Abendmahl sind auch besondere Betrachtungen vorausgeschickt. Was der Verfasser bietet, beruht auf der gesunden Lehre unserer deutschen Reformation, und seine Gebete, selbstverständlich beeinflußt von dem Geist unserer alten Gebetbücher, sprechen in der religiösen Sprache unserer Zeit das aus, was ein betender evangelischer Christ je und je empfunden hat in seinem Suchen nach Gottesgemeinschaft auf Grund der biblischen Wahrheit. Gegenüber den zahlreichen Andachtbüchern unserer Zeit leidet das Buch unter dem Mangel, daß es eben nicht für jeden einzelnen Tag gesorgt hat, da es an Wochengebeten nur vier Reihen bietet; dagegen hat es vor jenen den Vorzug, daß es alle nur möglichen Einzelzustände berücksichtigt, wie es denn überhaupt mehr auf den Gebrauch des einzelnen Christen, als auf die Familie berechnet ist. B. K.

— **Tages-Befehl Seiner Majestät des Königs Johann am 24. September 1866.** [Entworfen vom Hofrath Professor] **Lud. Sturm** [in Meißen]. Größe des Blattes: 69 × 47 cm; zu haben in der K. Hofkunsthandlung von Pietro del Vecchio in Leipzig. Preis 7 ℳ 50 ₰. — Das wahrhaft künstlerisch empfundene, stilvoll durchgeführte und seine Entstehung wohl der Anregung des Sohnes eines der unten verzeichneten Tapferen verdankende Erinnerungsblatt an jenen einzig dastehenden Tagesbefehl, womit König Johann nach der Ende August 1866 erfolgten Decorirung seiner Kämpfer von 1866

auch die Gefallenen, die Bravsten der Braven, geehrt hat, wird als Andenken an den Feldzug von sächsischen Kriegervereinen, Officiers- und Unterofficierscasinos gern erworben werden. Da es aber auch als Familien-Zimmerschmuck vortrefflich paßt, so will ich den Wortlaut folgen lassen, um besonders die Familien darauf aufmerksam zu machen, von denen ein Angehöriger darin namhaft gemacht wird. Der Tagesbefehl lautet: „Nachdem ich nach Maaßgabe der mir gemachten Vorschläge an Officiere, Unterofficiere und Mannschaften meiner braven Armee eine große Anzahl Auszeichnungen mit freudiger Genugthuung bewilligt habe, befehle ich hiermit noch, daß aus der Zahl der auf dem Felde der Ehre rühmlichst Gefallenen beziehentlich an ihren Wunden Verstorbenen, die Nachstehenden wegen bewiesenen, vorzugsweise tapferen Verhaltens der Armee ganz besonders bekannt gemacht werden: Generalmajor von Carlowitz, Commandant der 3. Infanterie-Brigade, Oberst von Boxberg, Commandant der 1. Inf.-Brigade, Oberstlieutenant Freiherr von Friesen der Leib-Inf.-Brigade, Oberstlieutenant von Metzradt der 2. Inf.-Brigade, Oberstlieutenant v. d. Mosel der Jäger-Brigade, Major Hamann der Leib-Inf.-Brigade, Rittmeister von Fabrice des 3. Reiter-Regiments, Hauptmann Freih. von Ende der Jäger-Brigade, Hauptmann von Rex der 1. Inf.-Brigade, Hauptmann Canzler der 2. Inf.-Brigade, Hauptmann Kleitte der 1. Inf.-Brigade, Hauptmann Damm der 2. Inf.-Brigade, Hauptmann Freiherr von Seckendorf der 1. Inf.-Brigade, Hauptmann Fickelscherer der 1. Inf.-Brigade, Hauptmann von Radke der Jäger-Brigade, Hauptmann Heckel der 2. Inf.-Brigade, Hauptmann Edler v. d. Planitz der 2. Inf.-Brigade, Hauptmann Div.-Adjutant von Zeschau der 2. Inf.-Division, Hauptmann Div.-Adj. Bremer der 1. Inf.-Division, Oberlieutenant und Adjutant von Stieglitz der Jäger-Brigade, Oberlieutenant von Egidy der Jäger-Brigade, Oberlieutenant von Hake der Jäger-Brigade, Oberlieutenant von Schulz der Leib-Inf.-Brigade, Oberlieutenant von Göphardt der 1. Inf.-Brigade, Oberjäger Mai vom 3. Jägerbataillon, Viceoberjäger Großer vom 3. Jägerbataillon, Jäger Seidel vom 3. Jägerbataillon. Gez. Johann." Ht.

— Historische Zeitschrift, begründet von Heinrich v. Sybel, herausgegeben von Friedr. Meinecke. N. F. 74. (der ganzen Reihe 83.) Band. 3. Heft. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1899. 8°. — Ein geistreicher Aufsatz von Fr. Cauer „Thukydides und seine Vorgänger" betrifft ein schon oft behandeltes Thema. Die Geschichtschreibung der Griechen, die von der epischen Poesie ausging, hat in Hekatäus von Milet den ersten einigermaßen klar erkennbaren Vertreter einer kritischen Richtung aufzuweisen; freilich übte Hekatäus lediglich eine rationalistische Kritik, die sich auf flache Umdeutung der alten Sagen beschränkte und weder ihre Entstehung ins Auge faßte noch jene Imponderabilien, die so oft der nüchternen Betrachtung des Verlaufs der Ereignisse einen Strich durch die Rechnung machen. Unter den Eindrücken des Perserkrieges, die einem solchen Geiste unfaßbar bleiben mußten, reifte Herodot zum Geschichtschreiber heran; er verließ den rationalistischen Standpunkt, ist als der erste, der ursprüngliche und abgeleitete Ueberlieferung zu unterscheiden wußte, der Vater der kritischen Geschichtsforschung geworden. Auch daß er die Ereignisse im Zusammenhange anzusehen versuchte, indem er als Grundgedanken seines Werkes den Kampf zwischen Orient und Occident festhielt, und künstlerisches Verständniß für diesen Zusammenhang zeigte, giebt ihm in der Geschichte der Historiographie seine hervorragende Stellung. Eingehender charakterisirt Cauer Thukydides als Historiker. Beharrte Herodot vielfach bei gläubigem Staunen über die wunderbaren Begebenheiten einer fernen Vergangenheit, so sucht Thukydides aus den Zeiten und den Menschen heraus dieselben zu verstehen. Vor Allem aber schrieb er Zeitgeschichte und zwar nicht als Buchgelehrter, sondern als Mann von praktischer Erfahrung auf militärischem wie auf politischem Gebiete; hat er auf beiden persönlich nichts Großes geleistet, so war daran vielleicht das Gleiche schuld, was ihn als Historiker groß machte: das klare, bei allem Patriotismus doch durch keine Parteirichtung beeinflußte Urtheil, das vor Allem nach Gerechtigkeit trachtete. Tritt auch die Kriegsgeschichte in den Vordergrund, so zeigt er doch zugleich ein feines Verständniß für die politische und die wirthschaftliche Geschichte seiner Zeit. War auch die Schilderung von Individuen nicht eigentlich seine Sache, so zeigen ihn doch die vielbesprochenen Reden als Meister der Charakteristik. Seine Geschichtschreibung, die seiner Natur und seiner Zeit angemessen war, als Vorbild hinzustellen, ist ein Unding: „ihm war das Zusammenschauen Natur, uns ist es das Zergliedern; und jede Zeit soll das Geschäft treiben, zu dem sie tüchtig ist." Aber gerade wegen der analytischen Richtung unserer Zeit hat Thukydides besonderen Werth für sie „als ein Maßstab, mit dem wir die Grenzen unseres geistigen Bereichs messen können, um innerhalb dieser Grenzen das Menschenmögliche zu erreichen". — Auf ein ganz anderes Gebiet führt uns der ebenso vortreffliche Aufsatz von Dietrich Schäfer „Der Kampf um die Ostsee im 16. und 17. Jahrhundert". Vom 13. bis ins 16. Jahrhundert hatte der Hansabund die Ostsee beherrscht; da erst traten die skandinavischen Mächte ihm entgegen, die Vernichtung der lübischen Flotte bei Svendborgsund 1535 machte Dänemark zur führenden Macht. Der skandinavische und daneben der holländische Seehandel bereiteten dem deutschen starke Concurrenz; der Zerfall der Ordensstaaten in Preußen und Livland gab neben Dänemark und Schweden auch Polen und Rußland Gelegenheit, an der Ostsee vorzudringen — während das zerfallende Reich unthätig zusah. Dänemark und Schweden begannen um die Vorherrschaft auf der Ostsee zu ringen, lange ohne durchgreifenden Erfolg, bis Gustav Adolf und Oxenstjerna der schwedischen Politik zum Siege verhalfen. Immerhin ließ der Kopenhagener Friede von 1660 auch den Dänen noch eine bedeutende Stellung in der Ostsee. Neben Holland, dessen Handel aus diesen Kämpfen reiche Früchte gezogen, erscheint jetzt auch England am Ostseehandel stark betheiligt. So ergiebt sich das beschämende Resultat, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts Mächte, die gar nicht Uferstaaten waren, Holland und England, die Ostsee beherrschen, zum schweren Nachtheil der deutschen Schifffahrt und des deutschen Handels. Erst das Aufkommen der brandenburgisch-preußischen Monarchie ließ wieder eine Wendung zum Bessern auftreten. In der jüngsten Zeit, die zum Weltverkehr drängt, ist die Ostsee gegenüber der Nordsee in den Hintergrund getreten; immerhin repräsentirt der Ostseehandel noch immer einen wesentlichen Factor in unserm Waarenaustausch, und ohne Frage ist es eine wichtige Aufgabe der deutschen Politik, zu verhüten, daß die Ostsee je wieder unter die Herrschaft einer fremden Seemacht gerathe. — Ein kleiner Aufsatz von Th. Schiemann über eine Audienz Bismarck's beim Prinzen von Preußen (Gedanken und Erinnerungen I, 113—116) wendet sich gegen einen Punkt der von Lenz an dem gedachten Werke geübten Kritik; er sucht nachzuweisen, daß diese Audienz und die gelegentlich derselben gemachten Aeußerungen des Prinzen über den Krimkrieg, deren Authenticität Lenz anzweifelt, nicht mit Lenz auf den 4. März 1854 anzusetzen ist, sondern nur in den Januar 1855 fallen kann, und daß bei dieser Annahme alle Bedenken von selbst fortfallen. — Recensionen und kürzere literarische Mittheilungen schließen das Heft. —m—

— Beiträge zur Chronik der Stadt Meerane (1863—1899), gesammelt und herausgegeben von F. Theodor Röbbecke. Meerane i. S., Otto Röbbecke. 1899. 128 SS. 8°. Preis 80 ₰. — Im Jahre 1863 veröffentlichte ein Meeraner Arzt, Dr. J. H. Leopold, eine Chronik und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt Meerane, die bis zum Jahre 1862 reicht. Unmittelbar an sie schließt sich das vorliegende Schriftchen an. Der Verfasser beginnt mit einem Abschnitte „Zur Geschichte der Stadt", in dem nach den Volkszählungen das Wachsthum der Stadt von 15722 Einwohnern im Jahre 1864 auf 24626 Einwohner im Jahre 1899, ferner die wichtigen Veränderungen im Gerichtswesen und der Verwaltung der Stadt, die Begründung des gräfl. schönburgischen Gerichtsamts Meerane im Jahre 1865 an Stelle der bis dahin bestehenden vier Gerichtsbarkeiten, der Uebergang der Gerichtsbarkeit wie der Verwaltung an den sächsischen Staat im Jahre 1878, endlich die Besuche des Königs und der Königin sowie anderer hervorragender Personen in der Stadt geschildert werden. Daran schließen sich Ueberblicke über die wichtigsten Daten und Personalveränderungen der städtischen Verwaltung, über städtische und andere öffentliche Gebäude, über Plätze, Straßen und Brücken, über die Wasserversorgung der Stadt, Beleuchtung und Feuerung, das Verkehrswesen (Post, Telegraph und Telephon). Besonders beachtenswerth ist der Abschnitt über Industrie, Handel und Gewerbe; er bringt den bedeutenden Umschwung zur Anschauung, der sich während der letzten 36 Jahre in Meerane vollzogen hat. Weitere Capitel betreffen das Schul- und Kirchenwesen, gemeinnützige Anstalten, Stiftungen, Vermächtnisse und Schenkungen (insbesondere das große Vermächtniß des 1893 verstorbenen Carl Wilhelm Wunderlich, der die Stadt zur Universalerbin einsetzte), Verbesserungen und Verschönerungen in

Stadt und Umgegend, das Vereinswesen — wobei die Schützengesellschaft besonders berücksichtigt wird — und die damit zusammenhängenden Festlichkeiten, Ausstellungen, größere Schaustellungen und Theater, die Verleihung von Orden und Titeln, sowie des Ehrenbürgerrechts, Reichstags- und städtische Wahlen. Endlich werden nach alter Chronistenweise Witterung, Klima, Naturereignisse und dergleichen, epidemische Krankheiten, Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1863/64, 1866 und 1870/71, patriotische Feste, Unglücksfälle, Brände und Verbrechen und dergleichen mehr zusammengestellt. Erschöpfend sind diese anspruchslos auftretenden „Beiträge", deren Reinertrag dem Verschönerungsverein zu Meerane zufließen soll, nicht; der greise Verfasser, der seit länger als einem halben Jahrhundert in Meerane lebt und insbesondere seit der Begründung des Gewerbevereins in Meerane (1863) als Mitglied von dessen Abtheilung für Chronik und Statistik der Stadt deren Entwickelung eifrig verfolgt hat, wollte lediglich die von ihm gesammelten Notizen weiteren Kreisen, namentlich dem künftigen Geschichtschreiber der Stadt, nutzbar machen, und das hat er ohne Frage erreicht. —m—.

— Das Königreich Italien von Prof. Dr. W. Deecke. III. u. IV. Band der Bibliothek der Länderkunde, herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S. und Dr. Rudolf Fitzner. VIII u. 514 S. gr. 8° mit 27 Vollbildern und vielen Karten. Berlin, bei Alfred Schall, Hofbuchhändler. Pr. 12 ℳ — Mit diesem Doppelband wenden sich die Herausgeber der „Bibliothek der Länderkunde" zum ersten Male an das größere Publicum, wodurch dem Unternehmen gewiß eine neue Zahl von Freunden gewonnen werden wird. In der Absicht, eine populäre Landeskunde zu schreiben, hat sich der Verfasser nicht auf eine geographische Beschreibung des Landes beschränkt, sondern er bemüht sich, dem Leser einen Gesammtüberblick über die Lebensverhältnisse seiner Bewohner und über die natürlichen Verhältnisse des Landes zu verschaffen. Er behandelt auf diese Weise Grenzen, Größe, Umriß, die umgebenden Meere, Entdeckungsgeschichte und das Relief des Landes, seinen geologischen Aufbau, das Klima, die Hydrographie, Pflanzen- und Thierwelt, Bevölkerung, Geschichte, die Producte des Landes, Handel, Verkehr und Industrie, die staatlichen Einrichtungen, Kirche und Cultus, Kunst, Sprache und Wissenschaft; der speciell geographischen Schilderung der 17 Provinzen des Landes ist ein größerer Abschnitt gewidmet, dem sich noch ein statistischer Anhang anschließt. An Reichhaltigkeit des Stoffes läßt das Buch somit wohl nichts zu wünschen übrig; das Meiste davon hat der Verfasser selbst an Ort und Stelle gesehen und beobachtet und das Fehlende durch gründliches Studium der einschlägigen Literatur zusammengetragen. Durch eine maßvolle Kritik an manchen staatlichen Einrichtungen und Verhältnissen wird der Leser auf viele Eigenthümlichkeiten des Landes aufmerksam gemacht und die eingehenden Schilderungen der kirchlichen und künstlerischen Verhältnisse gewähren einen tiefen Einblick in das geistige Leben der Bewohner dieses von der Natur so reich beschenkten Landes. Die Perlen des Landes, die entweder wegen ihrer landschaftlichen Schönheit oder wegen ihrer Kunstschätze alljährlich ungezählte Fremde herbeilocken, sind aus dem Rahmen der allgemeinen Schilderung herausgehoben und besonders behandelt und eine große Anzahl wohlgelungener Photographien von Landschaften und Baudenkmälern belebt und ergänzt den beschreibenden Text. Die Ansprüche, die man billigerweise an eine zugleich belehrende und unterhaltende Landeskunde stellen kann, erfüllt das Buch jedenfalls auf das Vollkommenste und die Vorstellung, die der Leser von dem sonnigen Italien und seinen Bewohnern erhält, wird der Wirklichkeit ziemlich genau entsprechen. Hoffentlich erfreuen uns die Herausgeber bald mit der Fortsetzung solcher Länderkunden. Dr. F.

— Unsere Volks- und Hausmittel (sympathetische Kuren) und deren richtige Anwendung bei Krankheitsfällen. Von Dr. med. R. Amberg. Berlin, Hugo Steinitz' Verlag 1899. Preis 1 ℳ — Verfasser giebt zunächst einen Ueberblick über die sympathetischen Kuren und die anderen Aeußerungen der Volksmedicin, die zum größten Theil in Phantasie und Aberglauben ausarten. In ihnen lebt zumeist der Heidenglauben unserer Vorfahren fort, die Anhänglichkeit an diese Formen der volksthümlichen Heilkunde haftet zäh und fest im Volksgemüth. Tausende giebt es noch heute, die solchen Kuren ihr ganzes Vertrauen entgegenbringen. Und das dürfte nicht viel anders werden, solange die Natur oft genug ohne fremdes Zuthun heilt und solange es Patienten — vor Allem nervöse und hysterische — giebt, auf welche der feste Glaube an eine Heilmethode schon allein psychisch günstig einwirkt, oder so lange schon das Einreden, das Suggeriren der Heilung zum Bannen der Krankheit genügt. Ein Blick auf die mannigfaltigen Mittel unserer Volksmedicin ist schon aus culturgeschichtlichen Gründen interessant. — Eine solche im Heidenthum wurzelnde Form der sympathetischen Kuren und die älteste zugleich ist das Besprechen (oder Versprechen) und Segnen. Verfasser schildert die Gebräuche hierbei und führt eine Reihe der dabei gesprochenen Formeln an. Er theilt sodann die zur Entfernung von Warzen und Ueberbeinen gebräuchlichen geheimnißvollen Mittel mit, sowie die bei Podagra, Blutungen, bei Rose, Wunden, Beulen u. s. f. in Anwendung gebrachten Maßnahmen. Wir erfahren, daß der Baunscheidtismus nichts weiter darstellt, als einen kräftigen Hautreiz. Besonders interessant ist auch die Zusammensetzung der in den verschiedenen Gegenden verwendeten Heilpflaster: Menschenfett spielt dabei eine wichtige Rolle. Ein culturhistorisch sehr bemerkenswerther Zweig der Volksmedicin ist die Heilung der Skropheln durch die Hand der Könige von Frankreich und England. In Frankreich ist die älteste Spur des königlichen Handauflegens bei Skrophelkranken auf Philipp I. († 1108) zurückzuführen. Die Ceremonie fand nach jeder Salbung eines Königs sowie an allen Hauptfesten statt. Dabei machte der König Jedem das Zeichen des Kreuzes und wiederholte bei Jedem die Worte: „le roi te touche, Dieu te guérit". Ludwig XIV. hatte noch in einer einzigen Sitzung 1500, Ludwig XVI. sogar 2400 zu „heilen". Daß es hierbei auch zu wirklichen Heilungen gekommen ist, erklärt sich schon durch den günstigen Einfluß, den für manche die Reise, die veränderte Lebensweise herbeiführte. Auch wurde die Heilung nicht sofort, sondern erst nach Monaten und Jahren erwartet, sodaß die Heilung noch auf andere Factoren zurückzuführen ist. — In einem weiteren Capitel bespricht der Verfasser die wichtigsten Hausmittel, wie sie bei den sogenannten kleinen Leiden am zweckmäßigsten zur Anwendung kommen. Schließlich zählt er die Mittel auf, die ungefähr in einer Hausapotheke ihren Platz haben könnten. Das Büchlein ist recht gewandt geschrieben und wird jedem Leser Wissenswerthes bringen. **

— Moderne Finanzmanöver. Der Fall Schülke. Ein Beitrag zur Geschichte moderner Gründungen. Der Oeffentlichkeit zur Kenntnißnahme und Kritik unterbreitet von Arthur Pleißner. Allen deutschen Erfindern zur Belehrung und Warnung gewidmet vom Verfasser. Preis 50 ₰. Der Reinertrag dieser Broschüre fließt dem Pensionsfonds deutscher Schriftsteller zu. Leipzig, Commissionsverlag der Gutenberg-Druckerei, Leipzig. — Die Schrift behandelt den Prozeß des Ingenieurs Schülke gegen die „Internationale Gesellschaft für Acetylen-Beleuchtung Hera", an die Schülke seine Patente veräußert hat und deren technischer Director er früher war. Die Ansprüche Schülke's sind vom königl. Landgericht I zu Berlin mittels Urtheils vom 28. März 1899 kostenpflichtig abgewiesen worden. Jetzt schwebt der Prozeß in der Berufungsinstanz vor dem königl. Kammergericht. Der Verfasser bezeichnet selbst sein Werk als eine actuelle Publication, in der es sich um den Verzweiflungskampf eines deutschen Erfinders gegen ein gewissenloses Finanzconsortium handelt, das zum größten Theil aus Juden besteht. Er verwahrt sich aber gegen die Beurtheilung seines Werkes als eines gehässigen antisemitischen Pasquills. „Einzig dem deutschen Kampfesmuthe ist in ungeschminkter Form Ausdruck gegeben. Und wer etwas Anderes aus diesen Ausführungen herausliest: der ist entweder ein Schwachkopf, oder er hat einen Schädel auf seinem werthen Corpus, der gleich von vornherein den — Orientalen bekundet, der nichts mit deutscher Rassenreinheit zu thun hat." Mit diesem geharnischten Satze schließt die Einleitung. Die Tendenz der Schrift ist wohlmeinend. Der Verfasser legt den Finger auf eine Wunde unseres wirthschaftlichen Lebens. Anerkennenswerth ist auch die offene Ritterlichkeit seiner Kampfesweise. Ob aber die unreife und phrasenhafte Darstellung den Verfasser zum berufenen Verfechter der vertheidigten Sache macht, ist mehr als fraglich. Jedenfalls wird sich dem Leser, der das Buch bis zu Ende liest, die Ueberzeugung aufdrängen, daß abgerundetere Form und weniger „ungeschminkter deutscher Kampfesmuth" der Sache besser gedient hätte. Dr. Feste.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 65 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 136. Dienstag, den 21. November, Abends. 1899.

Wendischer Begräbnißcultus.

Von Ewald Müller.

Wohl kaum ein anderes Ereigniß greift so umgestaltend in die Verhältnisse des Familienlebens ein, kaum ein anderes bewegt das Menschenherz so bis zum tiefsten Grunde, als wenn der unerbittliche Schnitter Tod seines Amtes waltet und eine Menschenblüthe aus dem Kranze der Familie bricht. Selbst die heiterste und fröhlichste Natur wird zur Einkehr bei sich gezwungen, stellt doch das Ableben einer Person den Menschen stets vor das große Räthsel, auf das er keine sichere und bestimmte Antwort zu geben weiß und wo er im Glauben an das sich klammert, was seine erschütterte Seele hoffend ersehnt. Das Geheimnißvolle und Düstere, das der Tod um sich verbreitet, hat der menschlichen Phantasie Anlaß zu mancherlei Vorstellungen gegeben, durch welche der altheidnische Hintergrund nicht selten hervorschimmert. Dies gilt besonders von den abergläubischen Vorstellungen der Landbevölkerung und unter dieser nicht in letzter Linie von denen der Wenden.

Schon die Wahrsagung bezüglich des bevorstehenden Todes ist reich und mannigfaltig. Fast bis in die heidnische Zeit zurück reicht bei den Wenden die Vorstellung von der Smertniza. Sie ist die „weiße Frau", welche sich demjenigen Hause zeigt, in dem innerhalb dreier Tage Jemand sterben soll. Klopfen, Poltern und Werfen kündigen ihre Anwesenheit an. Ihr schreibt man auch die Zuckungen des Scheidenden zu. Als andere Verkünderin des nahen Todes gilt die Gottesklage oder Wehklage, gleichfalls eine weiße Frauengestalt mit langem, herabwallendem Haar, die unter Weinen und Klagen des Abends vor dem Gebäude erscheint, in dem ein Trauerfall bevorsteht. Wie tief und fest der Glaube, dem Menschen sei der Tag des Todes bereits im Voraus bestimmt, in der Volksseele wurzelt, dafür mögen nur folgende Angaben als Belege dienen. So glaubt man, durch einen Blick über die Schulter in das Fenster oder in den Spiegel am heiligen Christabend oder am Sylvesterabend diejenige Person erschauen zu können, deren Leben in Jahresfrist ein Ziel gesetzt ist. Ebenso gilt der Tod der Person als gewiß, deren vermittelst eines umgestülpten Fingerhutes am Sylvesterabend hergestelltes Salzhäuschen am nächsten Morgen eingefallen erscheint oder welche in der Neujahrsnacht im Gesangbuche beim Aufschlagen auf ein Begräbnißlied trifft. Vielfach ist die Ansicht verbreitet, ein unter dem Fenster oder an der Thürschwelle wühlender Maulwurf, eine krähende Henne oder ein den Kopf zur Erde wendender heulender Hund, der Holzwurm in den Dielen und in der Wand (die sogenannte Todtenuhr) und ein an das Fenster pickendes Käuzchen weise auf einen bevorstehenden Todesfall hin. Fast allgemein nimmt der Wende an, daß der Sterbende sich selbst durch dreimaliges Klopfen am Fenster oder indem er die Anverwandten beim Namen ruft, von diesen abmelde. Man sagt dann: „Es beweist sich". Zuweilen behauptet man sogar, die Person des Sterbenden selbst dabei vor sich erblickt zu haben. — Eigenartig ist mancher Brauch, dessen sich die Wenden beim Ableben einer Person bedienen. Liegt bei ihnen ein Kranker im Sterben, so bettet man ihn auf frisches Stroh, über das ein Betttuch gebreitet wird. Gewöhnlich ergeht dann noch der Ruf an den Geistlichen, dem Abscheidenden das Abendmahl zu reichen. Das Sterben glaubt man der betreffenden Person zu erleichtern, indem man das Kopfkissen plötzlich unter dem Kopfe fortreißt, vielleicht, um damit die Fäden zu zerreißen, die ihn noch an das Diesseits fesseln. Beim eingetretenen Tode des Kranken öffnet man alle Fenster, um die Seele frei entschweben zu lassen. Dem Gestorbenen müssen sofort die Augen zugedrückt werden, sonst wartet er noch auf eine Person oder holt Jemanden nach. Wollen sich die Augen nicht schließen, so legt man entweder Steinchen oder Geldstücke darauf, welche dem Todten sodann mit in den Sarg gegeben werden. Man verhängt den Spiegel, damit Niemand hineinschaue und infolgedessen sterbe, und hält die Uhr an, daß sie dem Verblichenen die Ruhe nicht störe. Dieselbe wird auch gestört, wenn man Thränen auf die Leiche oder die Leichenkleider fallen läßt. Ueberhaupt darf man nicht allzusehr um den Todten weinen und klagen, weil er sonst zeitweise zu dem Diesseits zurückkehren muß. Zahlreich sind daher die Sagen, wie gestorbene Kinder, mit einem Thränenkruge in der Hand, der Mutter wieder erscheinen und sie bitten, mit dem Trauern und Weinen aufzuhören. Damit die Leiche keine Furcht und kein Grauen hinterlasse, soll man sie dreimal am großen Zeh zupfen. — Das Ableben der Person, falls es der Wirth oder die Wirthin ist, wird sogleich den Bienen mitgetheilt, indem man die Körbe anhebt oder an diese mit den Worten klopft: „Euer Wirth ist gestorben, ihr werdet bald einen neuen bekommen." Oft geschieht dies auch erst, wenn die Leiche hinausgetragen wird, sonst gehen, wie man glaubt, die Bienenvölker noch in demselben Jahre ein. Auch das Vieh in den Ställen wird aufgejagt und ihm das Scheiden des Wirthes mitgetheilt. Die Hausthiere bilden eben ein Glied im heimischen Lebenskreise, nehmen Theil am Wohl und Wehe des Hauses, und der gestorbene Hausvater zieht die ihm Zugehörigen mit sich in den Tod, wenn sie nicht gewissermaßen von dieser Zugehörigkeit gelöst, mit der Todesanmeldung aus dem Verbande mit dem Gestorbenen entlassen werden. Das bestimmte, laut gesprochene Wort aber zerreißt das geheimnißvolle Band. — Die Benachrichtigung von einem Todesfalle an die Gemeindemitglieder und die Bitte zur Betheiligung am Begräbniß geschieht gewöhnlich durch die Leichenwäscherin, zuweilen auch durch einen Anverwandten des Verstorbenen. Früher geschah diese Mittheilung durch das Krummholz oder die Kulla, woran ein Zettel geheftet war; in einzelnen Dörfern wird diese Bekanntmachung noch jetzt durch den Gemeindebiener besorgt. Ist der Todte von der Leichenwäscherin gereinigt, was sofort nach dem Ableben der Person geschieht, so wird das Leichenwasser unter den Fliederstrauch oder an einen Ort gegossen, wo Niemand hinüberschreiten kann, damit er nicht die Krankheit des Verstorbenen bekomme. Darauf legt man den Todten, oft nur mit dem Sterbehemd bekleidet, die Füße nach der Thür gerichtet, auf ein langes Brett, worauf er bis zur Ankunft des Sarges verbleibt. Dieser wird im Allgemeinen bei älteren Personen schwarz, bei jüngeren gelb, bei Kindern oder Jungfrauen weiß angestrichen. Man stellt ihn auf Stühle oder Bänke, legt die Leiche hinein und bedeckt diese mit einem großen Leinentuche, wozu nicht selten das weiße Begräbnißtuch benutzt wird, in das sich die wendischen Frauen während des Ganges zum Grabe in einzelnen Orten noch einhüllen. Während der drei Tage, wo sich die Leiche im Hause befindet, ruht jegliche Arbeit im Gehöft und auf dem Felde. Allenthalben herrscht die größte Stille. Höchstens wird dieselbe vom Gesang geistlicher Lieder unterbrochen, welche die Trauernden selbst zu ihrem Troste singen oder die ihnen von den Mädchen der Dorfspinnte, besonders am „stillen Abend" vor dem Begräbniß gesungen werden. Schon am ersten Abende sprechen Nachbarn, Anverwandte und Freunde den Leidtragenden ihre Theilnahme aus. In der Nacht löst man sich in der Wache der Leiche ab und läßt beständig Licht bei dem Todten brennen, damit seine Seele nicht im Finstern zu wandeln brauche.

Am Tage vor dem Begräbniß wird „zur Seele" geläutet, und zwar beginnt das Geläut beim Tode eines Kindes mit der kleinen, beim Tode einer jugendlichen Person mit der mittleren,

beim Ableben eines Greises mit der großen Glocke. Schlägt die Uhr während des Läutens, so glaubt man, aus der Familie des Verstorbenen werde bald einer weiteren Person die letzte Stunde schlagen. Bevor der Sarg geschlossen wird, giebt man dem Todten noch mancherlei Dinge mit, die ihm im Leben lieb waren oder die er offenbar zur Einkehr in das Jenseits braucht. So legt man noch hier und dort der Leiche ein Geldstück in die Hand oder in den Mund; unzweifelhaft soll dies ein Fährgeld zur Ueberfahrt oder ein Eintrittsgeld in jene andere Welt bedeuten. Die Zipfel der Kleider und die Ecken der Tücher werden an der Leiche mit Nadeln festgesteckt, denn wenn der Todte etwas davon in den Mund bekommt, kaut er daran und zwar so lange, bis die Anverwandten ihm ins Grab folgen. Unmittelbar vor der Begräbnißfeierlichkeit versammeln sich die Begleiter der Leiche vor dem Trauerhause, woselbst sie mit Bier oder Branntwein bewirthet werden, während die nächsten Anverwandten einen Imbiß in der Stube zu sich nehmen. Ehe man die Leiche fortträgt, wird entweder im Zimmer oder auf dem Hofe, wo dann der Sarg niedergelassen wird, ein Bibelabschnitt vom Lehrer gelesen, oder der Geistliche hält eine kurze Ansprache. Die Stühle oder Bänke, auf welchen der Sarg stand, werden beim Hinausschaffen der Leiche sofort umgeworfen, damit nicht in demselben Jahre eine zweite Person aus dem Hause sterbe. Die Stuben kehrt man mit dem Besen aus; denn es muß das Haus von Allem gereinigt werden, was von dem Todten etwas an sich haben könnte. Befindet sich der Friedhof in dem Dorfe, so wird die Leiche von den Trägern, welche beim Tode verheiratheter Personen Ehemänner, sonst aber junge Burschen sind, vom Trauerhause aus nach dem Grabe geschafft. Im andern Falle befördert man den Sarg auf einem Leiterwagen zum Kirchhofe, woselbst erst vom Thore des Friedhofes ab Träger ihres Amtes walten. In einzelnen Orten müssen der Reihe nach bestimmte Häuser die Träger stellen; in anderen Dörfern hingegen kommt auch hierbei der bei den Wenden tief eingewurzelte Kastengeist zur Geltung, da Bauern, Kossäthen und Büdner nur von ihresgleichen getragen werden. Hat der Tod eine unverheirathete Person dahingerafft, so sammeln die jungen Männer Geld, um die Kosten der Trauermusik bestreiten zu können. Die Mädchen hingegen kommen für die Begleitung eines zweiten Geistlichen auf, sorgen für die Herstellung einer Ehrenpforte am Kirchhofsthor und eine reiche Ausschmückung des Sarges. Als Hauptzierde gelten Kronen aus künstlichen Blumen, welche man beim Begräbniß auf einem Sammetkissen trägt. Eine derselben wird meist als Symbol der ewigen Krone auf dem Grabe belassen oder man bringt sie unter Glas und Rahmen und weist ihr einen Platz an der Wand in der Kirche an. Einen eigenthümlichen Eindruck rufen die in manchen Orten anläßlich eines Todesfalles gegen Bezahlung herbeigerufenen Klageweiber hervor, die mit lautem Klagen und Weinen besonders das Hinaustragen des Sarges aus dem Hause und das Versenken in die Gruft begleiten. Eigenartig und auffallend ist die Tracht, welche die Wenden in einzelnen Ortschaften beim Begräbniß anlegen. Dies gilt zwar weniger von den männlichen Personen. Denn diese unterscheiden sich in ihrem dunklen Traueranzuge fast gar nicht von den deutschen Landbewohnern. Nur gehen die nächsten Leidtragenden beim Leichenzuge entblößten Hauptes, den Hut in der Hand. Die Träger sind, wenn sie ein Kind oder eine jugendliche Person zum Friedhof bringen, an den Aermeln mit einer Ranke aus künstlichen weißen Blumen und grünen Blättern, außerdem noch mit einem Sträußchen und daran befestigtem weiß-grünem oder blauem Schleifchen an der linken Brustseite geschmückt. Die weiblichen Personen hingegen bieten eine geradezu auffallende Erscheinung. Vom Kopf bis zu den Füßen sind die nächsten Leidtragenden in ein oder zwei weiße Linnentücher eingehüllt, aus denen sie nur das Gesicht hervorblicken lassen. Oft sind diese Begräbnißtücher von ausgesuchter Feinheit und Eleganz, mit Figuren geschmückt, welche Christus, die Mutter Maria, Engel und Kirchen darstellen und eingewirkte Bibelsprüche enthalten. Die übrigen Frauen gehen in schwarzem Rocke, schwarzer Jacke, weißen oder schwarzen Strümpfen, weißem Hals- oder Kopftuche oder der Mütze. Dem weißen Kopftuche der Leidtragenden fehlt jedoch jegliche Spitze und Verzierung. In den Händen tragen sie gewöhnlich ein zusammengelegtes weißes Tuch und ein paar duftende Kräuter. In der späteren Trauerzeit wird das Weiß in der Kopf-, Hals- und Fußbekleidung durch Schwarz ersetzt. Schließlich wechselt der schwarze Rock mit dem grünen, dem Zeichen für die Halbtrauer, bis nach Jahresfrist oder früher die allgemein übliche Tracht wieder zur Geltung gelangt. — Unter Gesang und Glockengeläut bringt man den Sarg bis zum Grabe. Während ein Trauerzug der Wenden schon auf dem platten Lande manches Anziehende bietet, erscheint derselbe besonders im Spreewalde, wo die Flußarme die Verkehrsstraßen bilden, äußerst originell. Nach dem von den Schulkindern ausgeführten Gesange und der vom Lehrer gehaltenen Abdankung wird der Sarg aus dem Hause in den Kahn getragen. Die Fahrzeuge beim Leichenzuge sind folgendermaßen besetzt: Der erste Kahn nimmt den Lehrer nebst zwei Fährleuten auf, der zweite, gleichfalls mit zwei Ruderern, den Sarg, im dritten befinden sich die nächsten Anverwandten. Hierauf reihen sich die zahlreichen Kähne der Nachbarn und Bekannten an, da es Sitte ist, daß aus jedem Hause ein Fahrzeug folgt. Der Zug bewegt sich auf der Wasserbahn entweder nach Lübbenau oder Burg, denn im innern Spreewalde befindet sich keine Ruhestätte für die Todten. Solch' ein Leichenzug, der lautlos über die Fluthen dahingleitet, gewährt einen gar seltsamen, traurig-schönen Anblick. Hat jedoch der Winter seine krystallenen Brücken über den weit überschwemmten Spreewald geschlagen, dann stellt man den Sarg auf den Schlitten, der den Zug eröffnet, und Träger wie Leidtragende eilen pfeilschnell auf Schlittschuhen dahin. Ist der Sarg in die Gruft gesenkt worden, so segnet der Geistliche die Leiche ein, und von den Leidtragenden und Freunden des Todten werden drei Handvoll Erde in die Gruft geworfen, um den Verlust desselben eher verschmerzen zu können. Nach der Beerdigung erfolgt die Trauerrede in der Kirche, und es wird das „Gute Nacht", „dobra noz", gesungen. Darauf gehen die Anverwandten, zuerst die Männer, dann die Frauen, um das Grab, knieen nieder und beten beim Schlagen der Betglocke ein Vaterunser. Hierbei soll man sich hüten, daß man etwas in die Gruft hineinfallen läßt, sonst wird man selbst bald in ein Grab gelegt. Den Grabhügel schmückt man mit einem einfachen Stabe, an dem sich eine kleine Tafel mit Angabe von Namen, Geburts- und Sterbetag des Todten oder eine Kugel aus farbigem, silbernem oder goldenem Spiegelglase befindet, oder durch ein kleines Holzkreuz, dessen seitliche Flügel mit dem oberen Theile durch zwei dachartige Brettchen verbunden sind. Vereinzelt finden sich auch Kreuze von Eisen oder Steindenkmäler vor. Fast überall wird nach dem Leichenbegängnisse im Trauerhause oder im fremden Orte in einer Gastwirthschaft der Leichenschmaus abgehalten, zweifellos ein Nachklang der alten Todtenopfer. Der anwesende Geistliche oder Lehrer gedenkt noch einmal in kurzer Rede des Entschlafenen und tröstet die Hinterbliebenen, wobei er Alle, ebenso die Pathen, Freunde und Nachbarn besonders mit Namen erwähnt. Erst hiermit findet die ernste Feierlichkeit ihren Abschluß.

Bücherbesprechungen.

— **Die biblische Lehre vom heiligen Geiste.** Von Prälat D. theol. et Dr. phil. Karl von Lechler, Generalsuperintendent a. D. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 4,80 ℳ. — Dieses geisterfüllte Werk befindet sich in dem denkbar schärfsten Gegensatz zu der gesammten sogenannten modernen Theologie: sehen wir hier überall die ungezähmte „historische Forschung" in ihrer fast nur niederreißenden Thätigkeit und daneben die immer wieder auflebende Kunst, in rein philosophischer Speculation die Wahrheitsgedanken der heiligen Schrift zu erfassen und zu verwerthen, so begegnen wir dort der durch nichts zu erschütternden Ehrfurcht eines christlichen Gelehrten vor der Gottesoffenbarung in der Bibel, welche Offenbarung nicht mit dem Maß einer gewundenen und gedrehten Begriffserklärung gemessen, sondern im Sinne einer fortlaufenden unmittelbaren Selbstmittheilung Gottes erfaßt wird. Der Satz: „Es gehört der ganze Stumpfsinn unseres heutigen Geschlechts in geistlichen Sachen dazu, um solche Zeichen der Selbstbezeugung Gottes im Alten Testament zu übergehen und zu mißachten" (S. 37) giebt die deutlichste Kunde davon, wie dieser Forscher sich zur ganzen Bibel stellt. Das Buch muthet uns an wie ein Klang aus längstvergangener Zeit, wo auch der christliche Gelehrte nichts Besseres und Schöneres kannte, als Gottes Wort zu hören und zu lernen. Die Klage über die Vernachlässigung des bezeichneten Gebietes christlicher Lehre ist natürlich dieselbe, wie wir sie jüngst von Noesgen gehört haben in seiner

Geschichte der Lehre vom heiligen Geist. Aber der Verfasser will sich muthig an die Aufgabe heranwagen, mit dem „Abbau der Goldminen, die längst zugänglich waren, die man aber abzubauen sich nicht entschließen konnte" (S. 32), einen Anfang zu machen. So hat er denn die ganze Bibel durchforscht, um das festzustellen, was sie uns zu lehren hat über Wesen und Wirken des heiligen Geistes, und hat es gethan im Sinne des Oetinger'schen Ausspruches, mit dem das Werk schließt: Die höchste Philosophie ist Exegese. Es ist in der That staunenswerth, was der Verfasser auf solche Weise ohne jede falsche theosophische Anwandlung mit streng philologischer Begriffserklärung und nüchternster Forschung nach dem Wortsinn aus den betreffenden Stellen herausentwickelt. Wir können uns manchen wohlbewanderten Schriftforscher vorstellen, wie er an der Hand dieses Buches voll Staunen sich fragt, warum er diese und jene selbstverständliche Wahrheit an der betreffenden Stelle noch nie erkannt, noch nie die naheliegenden Folgerungen daraus gezogen habe, während ihm doch die biblischen Aussagen nach Inhalt und Form längst bekannt waren. Findet das Buch die Würdigung, die es verdient und die wir ihm von Herzen wünschen, dann wird sein Inhalt nicht nur auf die exegetische Behandlung einer ganzen Anzahl von Schriftstellen, sondern hoffentlich auch auf jede künftige Dogmatik einen reich befruchtenden Einfluß ausüben. Was wir mit großer Freude für eine Fachzeitschrift thun würden, den ganzen Plan des Buches zu entwickeln, ist uns hier versagt. Die Leser müssen sich mit der Versicherung begnügen, daß zu den angedeuteten Vorzügen hinzutreten eine bei der Schwierigkeit des Gegenstandes doppelt willkommene Klarheit der Sprache und eine im besten Sinne erbauliche und erhebende Darstellung. B. K.

— Evangelisches und katholisches Schriftprincip von Lic. Dr. Johannes Kunze, a. o. Professor der Theologie. Leipzig, Dörffling und Franke. 1899. 50 S. — Dieser für die Hohensteiner Pastoralconferenz gehaltene Vortrag ist schon in der Allgemeinen ev.-luth. Kirchenzeitung erschienen. Er beruht mit seiner Stellungnahme zur Sache auf dem bedeutungsvollen Werk des Verfassers über Glaubensregel, heilige Schrift und Taufbekenntniß, hat aber für sich allein schon um des willen einen besonderen Werth, weil ein solcher Vortrag auf schnelle und vollständige Auffassung des Gehörten berechnet ist und deshalb sich mit klar und scharf ausgesprochenen Hauptpunkten begnügen muß. In dieser Beziehung können wir ihn als das Muster einer derartigen Darbietung bezeichnen und wir wissen dem Verfasser großen Dank dafür, daß er seinen schwierigen Gegenstand, bei dessen Behandlung schlechterdings nichts von Gefühlserregung und Begeisterung, sondern nur von Gewinnung scharfer Begriffe und klarer Vorstellung die Rede sein konnte, doch in einer Weise angefaßt hat, daß die lebhafte Theilnahme jedes Theologen, ja jedes gebildeten Freundes der Kirche ohne Weiteres bewirkt werden mußte. Deshalb ist es auch sehr wünschenswerth, daß der Vortrag auch außerhalb der Leser jener Kirchenzeitung weitere Beachtung finde. Es giebt evangelische Christen genug, die genau wissen, welche Stellung die katholische Kirche zur heiligen Schrift einnimmt, aber sehr unklare Begriffe davon haben, was in dieser Beziehung eigentlich die Lehre unserer Kirche ist. Die kurzen, aber durchaus klaren Darlegungen des Verfassers stellen fest, daß allerdings ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen der Lehre Luther's und unseren symbolischen Büchern einerseits und unseren alten Dogmatikern seit Gerhard andererseits, die eine verhängnißvolle Anleihe bei den reformirten Dogmatikern gemacht und mit ihrem Verlangen nach einer äußeren Autorität ein werthvolles Gut unserer Reformation, nämlich das Schriftprincip der alten christlichen Kirche, preisgegeben haben. Aber nicht minder klar kommt zum Ausdruck, daß die Behauptung vieler neuerer Theologen, Luther habe sein Schriftprincip erst im Verlauf seiner reformatorischen Kämpfe gefunden und damit eine frühere freiere Stellung aufgegeben, völlig unhaltbar ist. B. K.

— Aus dem Spittler'schen Verlage in Basel bringen wir zur Anzeige: W. Claus, Leben und Wirken des Georg Müller in Bristol. Nach den besten Quellen dargestellt. Vierte Auflage. Mit den Bildern der fünf Waisenhäuser. 308 S. geh. Fr. 2, ℳ 1,60. Lwdb. Fr. 3, ℳ 2,40. Der im vorigen Jahre heimgegangene Georg Müller, der August Hermann Francke Englands, hat diese vierte Auflage seiner Lebensbeschreibung noch selber durchgesehen und an einigen Stellen berichtigt, was ihr neben der im vorigen Jahre erschienenen Biographie Steinecke's ihren Werth sichert. Ein neues Capitel berichtet über Müller's Evangelisationsreisen, die er in fast alle Länder der Erde in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens machte. — Ch. M. Sheldon, In seinen Fußstapfen. Eine Erzählung frei nach dem Englischen (In his steps). Mit Vorwort von Hofprediger a. D. A. Stöcker. 172 S. geh. Fr. 1,25, ℳ 1. Lwdb. Fr. 2, ℳ 1,60. Die Erzählung, welche nach Mittheilung der Verlagshandlung in Amerika und England eine starke Verbreitung gefunden hat, erscheint in einer freieren Uebersetzung, in der manches unserem deutschen Empfinden Fremdartige ausgelassen oder entsprechend verarbeitet worden ist. Vorherrschend ist die christliche Tendenz des Buches. Es berührt auch die socialen Fragen. Möchte es seine Mission erfüllen! Die Uebersetzung ist eine gute. — A. Schuckall, Hinter Gott-Erbarm. 112 S. und Amanda M. Blankenstein, Giulio Guttobendrio oder Segen des Gehorsams. 48 S. 3. Aufl. Zwei schlicht, frisch und anziehend geschriebene, erziehliche Kindergeschichten. D. K.

— Festschrift zur 200jährigen Jubelfeier der Kirche zu Schwarzenberg. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte und zur Einführung der Reformation im Zwickauer Kreise. 22. October 1699. 23. October 1899. Eigenthum des Kirchenvorstandes. 53 S. — Die Schwarzenberger Kirchgemeinde hat neulich eine Jubelkirchweih gehalten, und der Vorstand derselben hat zu dieser Säcularfeier dem Schuldirector Albert Leschner den Auftrag zur Abfassung vorliegender Denk- und Festschrift gegeben. Derselbe hat, wie wir sehen, auf Grund reichlichen Quellenmaterials seine Aufgabe mit gründlicher Kenntniß gelöst und damit einen anerkennenswerthen Beitrag zur Kirchen- und Gemeindegeschichte unseres Landes geboten. Er führt uns in seiner im Chronikenstil gehaltenen Schrift durch die wechselvollen Geschicke seiner Kirchgemeinde und ihres Gotteshauses hindurch von der katholischen Zeit und der Reformation an bis in die Jubeltage. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, auf die Einzelheiten einzugehen, wir müssen auf die Festschrift selber verweisen. Sie ist mit vier guten Illustrationen ausgestattet, welche uns das Bild der Jubilarin vorführen, ein äußeres Gesammtbild sowie aus dem Inneren den Altarplatz, die Orgelempore und das Kanzelstück. D. K.

— Candidatenfahrten. Von H. A. Köstlin. Zweite Auflage. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1899. Preis geheftet 1 ℳ 20 ₰, gebunden 2 ℳ — Die Besprechung dieses Buches wäre wohl eigentlich einem Theologen zugekommen. Der Verfasser ist Geistlicher, und er wendet sich darin auch vorzugsweise an seine Berufsgenossen. Aber doch nicht an sie allein. Und wer weiß? Schließlich wäre doch ein Amtsbruder des sehr offen von seinen Zweifeln und Gewissenskämpfen berichtenden jugendlichen Herrn Vicars leicht empfindlich geworden über manches harte Wort gegen die Selbstsicheren, die das Evangelium gepachtet zu haben glauben (S. 45), und gegen die Miethlinge, deren provocirende Art von Frömmigkeit die hungernden und dürstenden Seelen aus der Kirche hinauspredigt (S. 31). Vor solcher Gefahr ist das Büchlein bei mir sicher. Zwar finde auch ich den und jenen Ausfall des jungen Brausekopfs reichlich schroff, und ich hätte dem Herrn Consistorialrath der zweiten Auflage keinen Vorwurf daraus gemacht, wenn er die Ergüsse gährungsvoller Jugend hie und da ein wenig eingedämmt hätte. Aber sei's drum! Im Ganzen gefällt mir das grundehrliche Wesen des Candidaten Christoph Maier doch ganz prächtig, und sein alter Spargelpfarrer und seine friedevolle Frau Pfarrerin erst recht. Mit banger Theilnahme habe ich den jungen Hofmeister begleitet auf seiner Fahrt in die Sirenenstadt Paris. Beruhigt athmete ich mit ihm auf, als er ihren Gefahren für Leib und Seele heil wieder den Rücken wandte und heimkehrte in die stille Schwarzwaldpfarre. Und wie er dort das Herz des lieblichen schwäbischen Pfarrtöchterleins gewann, empfand ich eine stille Genugthuung in dem Gedanken: Nun hat er den Weg zum Frieden gefunden, um den er erst in hartem Kampfe bangte und sorgte. Mag man darum in dem Kreise der Parteien, die sich um den Eingang in das Himmelreich zanken (S. 125), des ringenden und suchenden Candidaten offenherzige Selbstbekenntnisse nicht mit allzufreundlichem Auge betrachten, manch andere auf eignem Wege nach dem Segen des Evangeliums strebende Seele wird ihm seine muthige Offenheit danken. Namentlich von schwerer Heimsuchung Angefochtene werden in des alten Jonathan wilden Klagen und verzweifelnden Seufzern und hoffentlich auch in seinem schließlichen Siege über das trotzige Herz sich selbst wiedererkennen.

An der Schilderung des ländlichen Pfarrhauses aber und seines echten Jesusfriedens in Tagen des Leides und der Freude werden, so glauben wir, auch Solche ihre herzliche Freude haben, die an dem „Standpunkte" des Verfassers das und enes auszusetzen haben. R. B.

— Prinz Georg von Sachsen. Von Georg von Schimpff, Oberst z. D. Dresden, C. Höckner's Buchhandlung 1899. — Diese Lebensbeschreibung des Prinzen Georg ist von dem als außerordentlich fleißigen Schriftsteller bekannten Verfasser mit viel Hingebung und Liebe zusammengestellt worden. Wenn sie auch nicht viel Anderes bringt, was nicht schon aus den verschiedenen Lebensskizzen und Lebenserinnerungen der anderen Mitglieder des königlichen Hauses bekannt wäre, so bietet sie doch für den, der noch nicht so vertraut mit dieser Literatur über unser Königshaus ist, ein schätzenswerthes und unterhaltendes Werk. Auch möchten wir namentlich hervorheben, daß der Verfasser die abgerissene, eintönige Schreibweise, wie sie in seinem Werke über die Königin Carola vielfach bemerkt wurde, zu verbessern bestrebt gewesen ist; sie ist zusammenhängender, abwechselungsreicher und fließender geworden. Einen Hauptreiz bildet die vortreffliche Ausstattung dieses Buches. Wie Alles, was aus der bewährten Firma von Meisenbach, Riffarth u. Co., Leipzig-Dresden, hervorgeht, das Gepräge des Künstlerischen, Gediegenen und Geschmackvollen trägt, so auch dieses Heft. Es ist in jener Art hergestellt und ausgestattet, die von den Knackfuß'schen Monographien her bekannt ist. Die 136 Abbildungen sind vortrefflich wiedergegeben, die zahlreichen Porträts, welche theils nach Oelgemälden, theils nach Zeichnungen, Stichen, Photographien u. s. w. mit Hilfe des Lichtdrucks hergestellt sind, wirken ausgezeichnet klar und infolge dessen auch ähnlich; die vielen Landschaften, Ansichten von Schlössern u. dergl. sind durchaus gelungen. Nicht minder fesselnd sind die mannigfachen bildlichen Erinnerungen an den Feldzug 1870/71, seien es Schlachtenbilder nach Originalen der Maler Schuster, v. Götz, v. Boddien, Trache u. A., oder Ansichten nach photographischen Aufnahmen. Auch die Karten sind durchaus klar und übersichtlich. Durch diese wahrhaft künstlerische Ausstattung in verhältnißmäßig einfacher Weise und zu billigem Preis (3 ℳ) wird dieses Buch namentlich bei den Zeit- und Kampfgenossen des prinzlichen Feldmarschalls eine willkommene Gabe bilden, um alte Erinnerungen aufzufrischen. Auch Mannschafts-, Schüler- und Volksbibliotheken kann es empfohlen werden. —r.

— Ueber Sprachkenntniß und Sprachkunde Zwei Vorträge, gehalten im Verein junger Kaufleute in Berlin von Moritz Steinschneider. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow, Neue Folge, Heft 322.) Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), Königliche Hofbuchhandlung, 1899. Preis 75 ₰. — Der Gegenstand dieser Vorträge war für den Kreis, in dem sie gehalten worden sind, trefflich gewählt. Denn jungen Kaufleuten liegt die Gefahr näher als den Angehörigen anderer Berufsarten, die Sprachenkenntniß, d. h. das gedächtnißmäßige Wissen in fremden Sprachen, zu überschätzen und die Thatsache zu verkennen, daß Sprachkenntnisse, denen die Controle durch die Sprachkunde fehlt, wohl einen gewissen praktischen Werth haben, aber von sehr geringfügiger Bedeutung sind für die höhere geistige Bildung. Steinschneider hebt hervor, daß nicht wenige Ergebnisse der wissenschaftlichen Sprachkunde auch dem Ungelehrten zugänglich sind und keineswegs selbständige Forscherarbeit voraussetzen. Er zeigt das an einer Reihe grundlegender Begriffe der Sprachwissenschaft. Die Wortbeispiele, die er zu dem Zwecke anführt, sind nicht ohne Humor zusammengestellt. Mit nachdrücklichem Ernste wird aber — und das ist besonders dankenswerth — namentlich betont, daß die erste und unerläßliche Bedingung für eine tiefere Sprachbildung die gründliche Kenntniß des Wesens der eigenen Muttersprache sei. Der Verfasser bekennt sich offen zu dem Satze, den Jean Paul in der Levana ausspricht: „Sprachelernen ist etwas Höheres als Sprachen lernen. Alles Lob, das man den alten Sprachen als Bildungsmittel ertheilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, und jede neue Sprache wird nur durch Verhältniß und Ausgleichung mit der ersten verständig. Eine Erziehung in zwei Sprachen zugleich, die Manchem als etwas Beneidenswerthes erscheint, wirkt schädlich auf die Bildung des Verstandes, ja selbst in gewissem Sinne auch des Charakters." Man überbietet sich in neuerer Zeit in der Aufsuchung und Anpreisung immer neuer Mittel zu bequemer Erlernung fremder Sprachen. „Es fehlt nur noch ein Sprachtrichter, durch welchen man löffelweise einnehmen kann" (S. 27). Da ist es ein Verdienst, wenn ein Sprachgelehrter von Ruf es offen ausspricht, daß die Sprachkenntnisse, die der Verkehr mit Kellnern, Kutschern und Kunden im Auslande erfordert, und ebenso das bischen Französisch, Englisch und Italienisch, was herkömmlich in den Mädchenschulen gelehrt wird, eine eigentliche Sprachbildung in keiner Weise gewährleistet. Will Jemand sich eine solche zu eigen machen, so gilt es schon tiefer graben. Auf das Bedenkliche der oberflächlichen Sprachenkenntniß, die heute eine Art Modesache ist, hinzuweisen, diesen Zweck verfolgt Steinschneider. Daß die Worte des greisen Gelehrten an der herrschenden Anschauung Etwas ändern werden, ist nicht zu erwarten. Aber der innere Werth einer Wahrheit wird nicht vermindert dadurch, daß nur Wenige sie erkennen und sich zu ihr bekennen. R. B.

— Dr. Cleanthes Nicolaïdes, Macedonien. Die geschichtliche Entwickelung der macedonischen Frage im Alterthum, im Mittelalter und in der neueren Zeit. Berlin, 1899, Verlag von Johannes Räde (Stuhr'sche Buchhandlung). 4,80 ℳ — Einen wunderbaren Titel hat der Verfasser gewählt, denn von einer macedonischen Frage kann doch erst in diesem Jahrhundert die Rede sein; aber noch wunderbarer als der Titel sind die Ausführungen. Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die griechischen Ansprüche auf Macedonien des Näheren zu begründen und die Meinung des deutschen Publicums, das durch die bösen Slaven oder parteiische Schriftsteller irre geleitet ist, für Griechenland günstig zu gestalten. Glaubt denn der Verfasser, daß er als Grieche weniger Partei ist als etwa der Serbe Gopčević oder der Rumäne Renitescu oder die Sofiaer „Makedonia"? Wir haben vor Allem Zutrauen zu deutschen oder englischen oder französischen Reisenden, die kein Interesse haben, den wahren Thatbestand zu verhehlen, und wir wissen jetzt ganz genau, wie weit die griechische Bevölkerung verbreitet ist. Hrn. N's. Buch kommt also viel zu spät, wenn er glaubt, durch alle möglichen Kniffe uns weis machen zu können, daß südlich der Linie Resna — Strumitza — Nevrokop das Land griechisch wäre, wie auch auf der beigegebenen Völker- und Sprachenkarte dargestellt ist. Der Südwesten von Macedonien, die Halbinsel Chalkidiki, sowie ein schmaler Küstensaum sind griechisch, das ganze Innere aber ist vorwiegend bulgarisch, in zweiter Linie kommen die Türken in Betracht. Griechische kleinere Colonien giebt es allerdings auch in größeren Städten und griechische Schulen sind weit verbreitet in dem von N. angenommenen griechischen Gebiete, das man allenfalls als das Gebiet der heutigen griechischen Culturzone bezeichnen kann, aber deshalb wird es doch nicht griechisch. Hr. N. spricht, um das Recht der Griechen auf die dortigen Gegenden zu begründen, von bulgarisch redenden Hellenen; er will nichts davon wissen, daß die dortige Bevölkerung echt bulgarisch ist. Trotzdem weiß er es, wie überhaupt seine Landsleute, sehr gut, und deshalb spricht auch überall aus seiner Schrift der glühendste Haß gegen die Bulgaren, während die Serben sowohl wie die Aromunen mit einem gewissen Wohlwollen behandelt werden, weil sie eben ungefährlich sind für das Griechenthum. Heute besteht ja noch im südlichen Macedonien eine starke griechische Partei, gebildet aus Griechen, Bulgaren und Walachen, daß diese aber mit der Zeit ganz auseinander gehen wird, darüber besteht kein Zweifel. Schreiber Dieses steht dem Griechenthum und seiner culturellen Leistung durchaus sympathisch gegenüber und wünscht von Herzen, daß Griechenland sich innerlich so weit kräftigen möge, daß es wirklich im Stande ist, das griechische Gebiet der Türkei, das ist Epirus und Südwest-Macedonien in sich aufzunehmen, aber die Ansprüche auf den größten Theil von Macedonien sind ungerechtfertigt. Es wäre deshalb überhaupt besser gewesen, das ganze Buch wäre ungeschrieben geblieben, es ist durch die ganze gehässige und leider auch sehr oberflächliche Art, in der es geschrieben ist, nicht geeignet, Sympathien in deutschen Kreisen zu erwecken, eher das Gegentheil; da hat Dr. Philippson durch seine kleine Schrift „Griechenland und seine Stellung im Orient" dem Griechenthum einen viel größeren Dienst geleistet, als Hr. N. durch sein dickleibiges Opus.

Gustav Weigand.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 137. Donnerstag, den 23. November, Abends. 1899.

Charakterzüge Eugène Scribe's.

Klio, die Muse der Geschichte, hatte von jeher und hat auch heute noch Stunden, wo sie gern dem Geplauder ihrer Verwandten, der Fama, zuhört, und die Folge davon ist, daß sie dem Gewande berühmter Männer und Frauen hier und da oder, sagen wir es offen: gewöhnlich, solche Fäden einwirkt, die an dem lebendigen Original, welches sie nachbildet, niemals erblickt worden und ihm auch nicht eigen gewesen sind. Man darf sagen: Je größer die historische Persönlichkeit, desto zahlreicher werden jene Fäden; sie auszuscheiden und zu entwirren ist die erste und schwierigste Aufgabe der Biographie. Auch die Literaturgeschichte weiß im biographischen Theil davon etwas zu erzählen. — Als vor einigen Jahren bei unsern Nachbarn jenseits des Rheins der Geburtstag von Eugen Scribe als einer Säcularfeier würdig erachtet, und dementsprechend festlich begangen wurde, hatte dem Gefeierten bereits die Legende „am Zeug geflickt“ und zahlreiche Anekdoten, die sein Wesen schildern, sein Talent charakterisiren und seine Eigenheiten markiren sollten, flatterten um seine Dichterbüste. Wir wollen und können sie hierorts nicht auf ihre Wahrheit prüfen, aber eine derselben, die von einem durchaus zuverlässigen Gewährsman, seinem Freund und Mitarbeiter, dem greisen, würdigen Akademiker E. Legouvé, berichtet wird, scheint uns der Verbreitung werth zu sein, weil sie uns wenigstens eine Eigenschaft des Dramatikers richtig würdigen lehrt, und wir fühlen uns dazu um so mehr berechtigt, je mehr und je öfter der Dichter Scribe verkannt und als „quantité négligeable“ behandelt wird. Nach unserem Dafürhalten ist Scribe, wenn auch nicht ein Dichterfürst von Gottes Gnaden, so doch ein großer Dramatiker. Zwar könnte das von Idealisten und Hyperästhetikern beanstandet, zum mindesten als „Geschmacksache“ bezeichnet werden; aber bekehrt werden wir durch dieses Bedenken nicht; denn unser Geschmack sagt uns: Wer ein halbes Jahrhundert lang die französische Bühne souverän beherrscht und alle Nebenbuhler auf seinem Gebiete — Schauspiel, Lustspiel, Vaudeville — aus dem Felde geschlagen hat, wer aus einem ohne jede Unterbrechung frisch und fröhlich sprudelnden Quell der Phantasie und der Erfindung und sei es auch mit Beihilfe von Mitarbeitern seine 400 Stücke geschöpft hat, die alle einmal, ihrer hundert aber ein dutzendmal, viele sogar hundert und aberhundertmal das Licht der Rampen erblickt haben, ist ein großer Dramatiker. Es haben ihn, auf der rechten Rheinseite, Tausende von platten Bourgeois belächelt und bewitzelt, Dutzende literarischer Collegen nachgeahmt und ausgeplündert, keiner hat ihn auch nur von ferne erreicht; diese Wahrheit dürfte wohl über den „Geschmack“ etwas erhaben sein! — „Er war an Fruchtbarkeit ein Held trotz Calderon und Lope“, hat einst Graf Platen von Kotzebue gesagt; mit noch größerm Rechte dürfte es von Scribe gelten und zwar ohne den von Platen dem deutschen Lustspieldichter angehängten bösen Denkzettel, daß er „schmierte, wie man Stiefel schmiert“. Auch Scribe hat freilich zu viel geschrieben, eine Masse leichter, sogar seichter Waare, die schon lange in alle Winde zerflattert ist, die verschwand, als sie kaum noch aufgetaucht war, aber der Weizen ist noch scheffelweise vorhanden, und die folgenden Dichtergenerationen bis auf den heutigen Tag zählen wenige, die nicht von dieser Fülle genippt oder auch, weniger bescheiden, gleich einen ganzen Mund voll genommen haben und noch nehmen!

Aber wir gedenken hierorts nicht einen Essay über Scribe als Dichter zu liefern, wir beschränken uns auf jene Mittheilung Legouvé's, die wenigstens eine Seite seines Talents — allerdings die bedeutendste — seine Erfindungsgabe ins hellste Licht setzt. Es sollte im Opernhaus ein Ballet in Scene gesetzt werden, mit dem Titel: „Eine Empörung im Serail“ (der Name des Dichters, der diesmal nicht Scribe, sondern ein gewöhnlicher, jetzt gänzlich verschollener Literat war, thut nichts zur Sache) —. Alle Vorbereitungen waren getroffen; das Ballet vollständig für die Aufführung fertig und ausgerüstet; die berühmte Marie Taglioni hatte die Hauptrolle zu spielen. Am Tage vor der Aufführung — das Stück war bereits durch Maueranschlag für den folgenden Tag angekündigt und zwar mit der üblichen Verpflichtungsformel „unwiderruflich“, kam der Director in Scribe's Zimmer (es war Morgens 9 Uhr) gestürzt und rief: „Ich bin in Verzweiflung, ich bin ein verlorener Mann! Sie allein können mich retten!“ — „Was giebt es denn?“ — „Mein Ballet ist unmöglich!“ — „Warum?“ — „Der ganze Erfolg beruht auf der Situation im zweiten Act, und zwar auf Folgendem: Fräulein Marie Taglioni ist im Palast von den Empörern eingeschlossen und belagert; sie bildet eine Truppe aus allen Frauen des Harems und bewaffnet sie, übt sie in der Handhabung des Gewehres und des Säbels, macht aus ihnen Soldaten, sich selbst zu ihrem Anführer und schlägt dann den Sturm ab“ ... „Die Idee ist sehr originell,“ bemerkte Scribe. — „Gewiß, aber wir haben gestern in der Hauptprobe bemerkt, daß sie unmöglich, daß sie geradezu absurd ist.“ — „Wieso?“ — „Weil im ersten Act Fräulein Taglioni von der Hand eines Zauberers einen Talisman erhalten hat. Sie braucht also keine andere Waffe, als diesen Talisman, sie braucht ihn nur zu zeigen und die ganze Eunuchenschaar stiebt auseinander!“ — „Das ist wahr und ein schwerer Verstoß,“ antwortete Scribe. — „Darum wende ich mich an Sie und zähle auf Sie.“ — „Nun ja, ich werde heute Abend auf die letzte Probe kommen und hernach ein Auskunftsmittel suchen.“ — „Nein, nein, nicht hernach, sondern gleich jetzt muß es geschehen! Sie brauchen nicht auf die Probe zu kommen, wir können auch keine Probe mehr abhalten; es darf an dem Stück nichts mehr abgeändert werden; ich habe keine Zeit mehr, um Aenderungen vorzunehmen; ich darf es auch um keinen Tag verschieben: jeder Tag Verspätung kostet mich 10000 Franken Strafgeld! Sie müssen mir noch heute bis zum Abend ein Mittel ausfindig machen, das die morgige Aufführung ermöglicht!“ — „Gut, lassen Sie mich suchen und lassen Sie mich jetzt allein!“ — Der Director verläßt das Zimmer und geht die zwanzig Treppenstufen aus dem Stockwerk, wo Scribe wohnt, hinunter. Drunten, im Moment, wo er sich vom Portier die Hausthür will öffnen lassen, hört er von oben Scribe rufen: „Kommen Sie wieder herauf, vielleicht habe ich, was Sie brauchen!“ — Néron — es war der Director — stieg rascher hinauf, als er herunter gegangen war. — „Sie haben bereits, was ich brauche?“ — „Ich hoff' es. Was war der Talisman der Taglioni?“ — „Ein Ring!“ — „Machen wir eine Rose daraus! Wer war ihr Geliebter?“ — „Ein junger Sclave des Serails.“ — „Wir machen aus ihm einen jungen Schäfer. Worin besteht die Belustigung im ersten Act?“ — „In einem Tanz vor dem Sultan, in den Gärten des Palastes.“ — „Vortrefflich. Nach dem Tanze lassen Sie Fräulein Taglioni sich auf einen Rasenhügel niedersetzen und dort einschlafen. Dann schleicht der kleine Schäfer herbei und nimmt ihr die Rose. Wenn sie dann im zweiten Act den Talisman aus ihrem Busen ziehen will, so hat sie ihn nicht mehr. Das ist sehr einfach und hilft radical.“ — „Ich wußte ja zum Voraus, daß Sie mir aus der Noth helfen würden!“ rief Néron und eilte wieder auf die Treppe zu, die er jetzt noch schneller hinuntersprang, als er das zweite Mal heraufgekommen

war. Eine halbe Stunde später erhielt Scribe ein Billet, das eine Zulage von zwei Banknoten und folgende Worte enthielt: „Keine Bezahlung, sondern ein Zeichen der Anerkennung!" — „Das ist," meinte Scribe, „das einzige Mal in meinem Leben, wo ich in zwei Minuten 2000 Frs. verdient habe!" — Durch seine Tantièmen ist Scribe ein reicher Mann geworden, ein Loos, das deutschen Dichtern in diesem Maße wohl noch nie zu Theil geworden ist! An der Façade seines Schlosses Séricourt liest man folgende, von ihm selbst verfaßte Inschrift:

„Wisse, Leser, diesen Landsitz zahlte das Theater mir,
Habe Dank, von dieser Summe stammt vielleicht ein Theil von Dir." *)

Aber er konnte witzige Verse auch „aus dem Aermel schütteln". Eines Tages war er zu Besuch bei Frau v. B . . . y. Diese Modedame wollte durchaus Verse von seiner Hand in ihr Album eingetragen haben, was ihn nicht gerade erbaute. Er machte darum Einwendungen; plötzlich aber fielen seine Blicke auf seinen Regenschirm, den er zufällig in der Hand behalten hatte, und er improvisirte folgende Verse:

Sur un parapluie.
Ami commode, ami nouveau,
Qui contre l'ordinaire usage,
Reste à l'écarte, quand il fait beau,
Et se montre les jours de l'orage.

Auf deutsch etwa:

Bequemer, neu erworb'ner Freund,
Der, allgemeinem Brauch entgegen,
Verschwindet, wenn die Sonne scheint,
Und wieder sichtbar wird beim Regen.

Noch eine, gleichfalls von Legouvé erzählte und darum glaubwürdige Anekdote: Im Jahre 1858 ließ der bekannte, wenn auch nicht vollwerthige Schriftsteller Mario Uchard im Théâtre français sein Drama: „Der zurückgekehrte Ehemann" aufführen. Einige Tage vor der Aufführung sprach der Director bei ihm vor und glaubte ihm folgenden Rath geben zu sollen: „Ohne Ihnen einen Mißerfolg zu prophezeien, möchte ich Ihnen zureden, Ihr Stück einem anerkannten Theaterkenner zur Einsicht zu unterbreiten, nämlich Herrn Scribe." — „Scribe?" sagte der über diese Zumuthung empörte Verfasser. „Niemals! Ich möchte den nicht einmal zu meinem Portier haben!" — Das Stück ging also ohne Scribe, aber auch ohne Erfolg über die Bühne; es fiel glänzend durch! Man sprach im Publicum dies und das über die Ursachen dieser Niederlage; auch der Vorschlag des Directors und die Worte, die dabei gefallen waren, hatten ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und waren Scribe zu Ohren gekommen. Dieser rächte sich durch folgende Bemerkung: „Er werthet mich nicht einmal zum Portier! Meiner Treu, er hat Unrecht, sehr Unrecht, denn ich hätte das Stück nicht zur Thür hinaus gelassen!"

Basel. J. Mähly.

*) Französisch: Le théâtre m'a payé cet asyl champêtre. Merci, vous qui passez, je vous le dois peutêtre.

Bücherbesprechungen.

— Kirchliches Handlexikon. Begründet von Dr. phil. Karl Meusel, † Superintendent in Rochlitz in Sachsen, fortgeführt von D. Ernst Haack, Oberkirchenrath in Schwerin, B. Lehmann, Pastor em. in Dresden, und Pastor A. Hofstätter, theol. Lehrer am ev.-luth. Missionshaus in Leipzig. Leipzig, Justus Naumann. 58. und 59. Lieferung. Je 1 ℳ — Da das Unternehmen dem Abschluß seines sechsten Bandes entgegengeht, dem wir als einem Ganzen unsere Aufmerksamkeit werden zu schenken haben, so begnügen wir uns für jetzt mit der Anzeige von dem Erscheinen dieser zwei Lieferungen, in denen die Artikel dem Ende des Buchstabens T nahegekommen sind. Derselbe bietet eine besonders zahlreiche Menge von biographischem Stoff, wie die mehr als fünfzig einzelnen Namen beweisen, die mit Theos zusammengesetzt sind. Doch genügt der Hinweis auf die Worte Taufe, Tempel, Theologie und Tod und alle die vielen Verbindungen, in denen sie wieder erscheinen, um erkennbar zu machen, daß auch in diesen Heften Ergebnisse fleißiger Forschung auf allen Gebieten kirchlicher Wissenschaft niedergelegt sind.

B. K.

— Die Weltanschauung der Naturvölker von L. Frobenius. Mit 4 Abbildungen im Text und 3 Tafeln. Weimar, 1898 bei Emil Felder (XV, 427 S. gr.-8°.) Pr. 9 ℳ — Der Ursprung der afrikanischen Culturen von L. Frobenius. Berlin 1898 bei Gebrüder Bornträger. (XXXI, 368 S. gr.-8°.) Pr. 10 ℳ — Das Vorhandensein von Osten stammender Elemente in der afrikanischen Cultur ist zwar eine Thatsache, die den Ethnologen schon seit längerer Zeit bekannt und durch vergleichende Studien auch in einzelnen Punkten bewiesen worden ist, aber an einer Zusammenfassung des bereits vorhandenen Materials und an einer zu einem zwingenden Beweise unbedingt nöthigen, umfassenden Vergleichung afrikanischer Anschauungen und Gegenstände mit solchen der malayischen und polynesischen Völker hat es bis jetzt noch gefehlt. Diesem Mangel abzuhelfen und damit den Beweis des Vorhandenseins einer malaio-nigritischen Cultur in Afrika zu erbringen, unternimmt der Verfasser in den vorliegenden Büchern. In dem ersten Werke vergleicht er die Weltanschauungen, d. h. die Religionen der heutigen malayischen Völker mit denen der als malayischverwandt angenommenen Völker in Nordwestamerika, Australien und Afrika und im zweiten werden die afrikanischen Schilde, Bögen, Messer und Wurfmesser, Saiteninstrumente und andere Musikinstrumente, Hütten und verschiedenartige Geräthe einer eingehenden vergleichenden Betrachtung unter sich und mit jenen der malayischen Völker unterzogen. Infolge fleißiger und ausgiebiger Benutzung zahlreicher ethnographischer Museen und emsigen Studiums der einschlägigen Literatur hat der Verfasser in diesen Arbeiten ein reiches Material zusammengebracht, das nicht nur für die Lösung der Frage nach dem Ursprung der afrikanischen Cultur, sondern wegen seiner Reichhaltigkeit überhaupt dem Ethnographen von großem Nutzen sein wird. Daß jedoch „die Frage oder die Summe der Fragen nach dem Werden der afrikanischen Cultur als im Großen und Ganzen beantwortet gelten darf", dürfte wohl nur des Verfassers eigene Meinung sein, die für uns um so unmaßgeblicher ist, je selbstgefälliger der Verfasser seine Verdienste und seine Bedeutung als Gelehrter in den Vordergrund zu rücken beliebt.

Dr. F.

— Heinrich Driesmans: Das Keltenthum in der Europäischen Blutmischung. Eine Culturgeschichte der Rasseninstincte. Verlegt in Leipzig bei Eugen Diederichs, 1900. VIII, 245 S.; 8°. Preis: 4 ℳ — Heinrich Driesmans hat im vergangenen Jahre bei C. G. Naumann „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben" erscheinen lassen. Das Buch habe ich nicht in der Hand gehabt. Ich entsinne mich nur, darüber einige Besprechungen gelesen zu haben, aus denen im Wesentlichen zu entnehmen war, daß der Referent den Inhalt entweder gar nicht verstanden oder noch nicht verdaut hatte; in der Vorrede zur vorliegenden Schrift gesteht der Verfasser selbst, daß man „auf den eigentlichen Kern nicht eingegangen" sei. Das hat mich offenbar mit Trost erfüllt. Weshalb? C. G. Naumann ist der Verleger der Werke Nietzsche's und der Nietzscheana; daher hatte auch Driesmans, dessen „Flammentod" noch im Selbstverlage hatte erscheinen müssen, Unterkunft bei ihm gefunden. Wenn nun solche Nietzscheana, wie sie Driesmans u. A. verüben, trotzdem daß andauernd behauptet wird, Nietzsche's Philosophie habe bereits unsere gesammte sog. gebildete Welt vergiftet mit ihren Thränen, selbst bei berufsmäßigen Kritikern auf so wenig Verständniß stoßen, wie es der „Plastischen Kraft" ergangen ist, so kann es mit der Vergiftung nicht weit her sein. Das zur Einleitung. Die „sehr günstige Aufnahme" also, die jenes erste Buch gefunden hatte, hat Driesmans veranlaßt, in der Reihe fortzufahren. Ich sage absichtlich in der Reihe: denn Driesmans hegt thatsächlich die Absicht, uns noch weitere zwei bis drei Bände zu bescheeren. Im Ganzen will er nämlich die Rassenmischung der europäischen Menschheit und ihre Culturergebnisse dergestalt bearbeiten, daß die vielfachen Richtungen und Bestrebungen des gegenwärtigen Lebens in Kunst, Religion, Politik und Wirthschaft auf die Verschiedenheit der Rassenbestandtheile zurückgeführt werden. In dieser Bücherreihe hat nun der vorliegende 2. Band die besondere Aufgabe, den Antheil nachzuweisen, den die keltische Rasse an der Verböserung der mittel- oder westeuropäischen Cultur gehabt hat und noch hat. Man erkennt schon aus der Fragestellung und aus manchem Andern, z. B. aus der Bekämpfung der katholischen Kirche,, daß diesem zweiten Band eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit mit Houston S. Chamberlain's „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" innewohnt; das ist eine zum Nachdenken auffordernde Eigenthüm

lichkeit des ausgehenden Jahrhunderts, daß man sich plötzlich wieder so viel mit dem überaus schwierigen Rassenproblem beschäftigt. Aber welcher Unterschied zwischen Driesmans und Chamberlain; welche Kluft gähnt zwischen Beiden! Zwar darin sind sie einander ähnlich, daß sie einer vor dem strengen Forum der Wissenschaft Stand haltenden Methode ermangeln — wenn sich auch Chamberlain des Oeftern ernstlich Mühe giebt, methodisch vorzugehen. Aber zu verwerthen ist doch der Wiener Englishman in vieler Hinsicht ohne Weiteres, während bei Driesmans lediglich der subjective Herrendenker übrigbleibt. Ehe man Lessing als Slavogermanen, Goethe als Keltogermanen hinstellt und auseinandernimmt, gilt es doch wenigstens zu untersuchen, ob sich nicht genealogische Nachforschungen mit einem etwas höhern Grade von Genauigkeit ausführen lassen, als mit jener Nonchalance, die einfach folgert: Lessing's Geschlecht stammte aus dem sächsischen Erzgebirge, also war er gleich Leibniz ein Slavosaxone; dagegen überwog in Goethe zu sehr das keltische Blut. Ja, woher in aller Welt will denn das Hr. Driesmans eigentlich wissen? Das sind glatte Eigenmächtigkeiten, die einen einigermaßen kritisch veranlagten Leser zu fortgesetztem Schütteln des Hauptes zwingen. Wie wenig überzeugend diese ganze Art wirkt, mag aus folgender Parallele hervorgehen. „Seiner weltbekannten Liebesabenteuer wegen soll Lord Byron gewiß nicht belastet werden. Allein daß er in Venedig, wo er in der besten Gesellschaft verkehren konnte, sich zwischendurch bei gewöhnlichen Dirnen aus dem Volke Liebe erkaufen wollte: ob das einem solchen Manne noch durch die Finger zu sehen ist — das bleibe dahingestellt. Die innere Haltlosigkeit und Fahrigkeit des Keltenthums spricht recht deutlich aus diesem Charakterzuge, dessen ein ihm gleichgewachsener Germane in seiner Lage nicht fähig gewesen wäre." Demgegenüber meint Chamberlain, der Byron eine der echtesten Dichternaturen nennt, die je gelebt, daß wir an seinen Liebesabenteuern nicht den geringsten Anstoß nähmen; „in ihnen bewährt sich vielmehr echte Rasse; und mit Genugthuung sehen wir, daß Byron zwar ausschweifend war, doch nicht frivol. Den Weibern gegenüber empfindet er ritterlich. Das begrüßen wir als ein Zeugniß germanischer Eigenart". Da kann ich nur „schülerhaft" jammern: „Mir wird von allem dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum." Denn wem soll man da eigentlich glauben? Dort Keltenthum und Haltlosigkeit, hier Germanenthum und Ritterlichkeit — bei einer und derselben Lebensbethätigung von einem und demselben Menschen! Da sieht man recht deutlich, wohin es führt, wenn man die Geistreichigkeit übertreibt, ohne auf dem Grund solider Kenntnisse zu stehen. Auf S. 84 werden z. B. die unglückseligen „4500" Sachsen von Neuem hingeschlachtet — requiescant endlich in pace! Freilich hat Driesmans im „Flammentod" als letzten Zweck aller Forschung die Wissenschaft als Idealwissenschaft hingestellt, d. h. als unablässiges, unentwegtes Streben nach dem Unendlichen, Unerreichbaren, als Gesinnung, als Empfindung und Willen zur Wahrheit. Wie weit er sich aber bei seiner subjectiven Auffassung von der wirklichen Wahrheit entfernt, anstatt ihr näher zu kommen, das möge er an einem andern, seinem Buch entnommenen Beispiel kennen lernen. Driesmans, gefüttert von der Zarathustra-Weisheit, versteigt sich nämlich zu der Behauptung, daß die Inder nicht vermocht hätten, eine lebendige, entwickelungsfähige Cultur aus sich herauszubilden: „in eintönigem, unfruchtbarem Spiele der Phantasie, in wilder, regelloser Phantastik, die den Geist gefangen nimmt und ihn zu keiner harmonischen Entfaltung, keiner plastischen Bildung kommen läßt, erging sich das Geistesleben der Inder". Verzeihen Sie freundlichst: Kennen Sie vielleicht die ältesten Veden oder Deußen's „Philosophie der Upanishad's"? Das wäre zu viel verlangt? Gut. Dann urtheilen Sie aber, bitte, nicht über Dinge, die Sie nicht entfernt erfaßt oder kennen gelernt haben! Sonst kann man nicht beanspruchen, ernst genommen zu werden. Was aber doch wohl beabsichtigt war. — Die typographische Ausstattung ist vorzüglich, mit echt Diederichs'schem Geschmacke ausgeführt und allein ihre 4 ℳ werth. Ht.

— Geschichte der Revolutionszeit 1789—1800 von Heinrich v. Sybel. Wohlfeile Ausgabe. Achter Band. Neunter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1899. VI, 344 S.; VI, 462 S.; Kleinoctav. — Von der „Wohlfeilen Ausgabe" der v. Sybel'schen Revolutionsgeschichte liegen mir heute die Lieferungen 43 bis 55 vor (Preis: je 40 ₰), deren Inhalt die beiden Bände VIII und IX ausmacht. Vom Falle Venedigs werden wir im 16. Buche bis zum Vertrage von Campo Formio geführt; das 17. berichtet uns über die westeuropäischen Ereignisse von der Eröffnung des Rastatter Congresses an bis zur Verhandlung in Selz, schildert also im Wesentlichen den wesentlichen Fortgang der französischen Eroberungen. Noch dramatischer gestalten sich die Vorgänge, die uns der neunte Band auftischt. Hier werden uns die zur zweiten Coalition führenden Thaten und Wirrnisse: Bonaparte's Zug nach Aegypten, Kaiser Paul's Verhalten und das tragische Ende des Rastatter Congresses auseinandergesetzt. Im 19. Buche folgen dann die Schlachten und Treffen des zweiten Coalitionskriegs: Ostrach, Stockach, Pastrengo und Magnano, Cassano und Zürich, Neapel, am Tidone und an der Trebbia, Novi, Bergen und Alkmaar; den Beschluß dieses Themas bildet Suworow's berühmter Rückmarsch aus der Schweiz. Für die diplomatische Geschichte aber war noch ein Capitel über die letzten Monate des Directoriums anzufügen. Nun ist die Bahn frei fürs Consulat. Ht.

— Beiträge zur Geschichte der Stadt Buchholz. Herausgegeben vom Buchholzer Geschichtsverein. Heft IV. Buchholz, Handreka. 1899. S. 73—216. 8°. — Das Heft enthält in unmittelbarem Anschluß an das vor fast 2 Jahren erschienene 3. Heft ausschließlich die Fortsetzung und den Schluß der Arbeit von L. Bartsch „Kirchliche und schulische Verhältnisse der Stadt Buchholz während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts". Der Aufsatz ist ein recht klarer Beleg dafür, wie nothwendig es doch oft ist, weitere Kreise auf den Inhalt unserer meist in Verborgenheit blühenden ortsgeschichtlichen Vereinszeitschriften aufmerksam zu machen. Wie die Reformationsgeschichte des albertinischen Annaberg, so ist die der einst ernestinischen Nachbarstadt von besonderem Interesse für die Geschichte der Reformation in Sachsen überhaupt. Bartsch hat mit dem größten Fleiße alles nur irgend ihm erreichbare Material in den Archiven zu Weimar und Dresden, in Freiberg, Annaberg und Buchholz gesammelt, beherrscht auch die Literatur so gut wie vollständig und hat auf Grund dieser Vorarbeiten einen sehr anerkennungswerthen Beitrag zur Reformationsgeschichte geliefert, der, wenn er auch namentlich durch die wörtliche Einschaltung eines großen Theiles jener Quellen etwas schwerfällig geworden ist, doch allgemeine Beachtung verdient. Sofort sehen wir uns mitten in die heftigsten Stürme der Reformationszeit versetzt. Ungefähr gleichzeitig mit der Publication des Wormser Edicts gegen Luther (August 1524) verließ der Pfarrer Mykonius nach einer Wirksamkeit von wenigen Wochen Buchholz, trotz aller Bemühungen, ihn zu halten, und erhielt in Hartmann Ibach einen überaus leidenschaftlichen Nachfolger, der nach kurzer Frist, wohl wegen Begünstigung der damals sich geltend machenden socialistischen Strömungen, mit der Obrigkeit, namentlich mit dem der Reformation sehr günstig gesinnten Bergvogt Matthes Busch in heftigen Zwiespalt gerieth, der bis zu aufrührerischen Bewegungen führte; die Acten geben ziemlich genaue Auskunft darüber und ermöglichten es dem Verfasser, das Lebensbild Ibach's, dessen Buchholzer Aufenthalt bisher nicht bekannt war, wesentlich zu vervollständigen. Wohl im März 1525 schied Ibach aus seinem Amte; aber auch sein Gegner Busch hielt sich nicht lange und ein Anhänger Ibach's, Barthel Schaller, erlangte maßgebenden Einfluß in Buchholz. Als Ibach's Nachfolger wird Bachmann genannt; doch macht es Bartsch wahrscheinlich, daß derselbe nicht Pfarrer, sondern vielmehr jener Buchholzer Schulmeister gewesen, über den Briefe des Herzogs Johann und des Herzogs Georg aus dem J. 1527 vorliegen. 1528 wird dem Christoph Mülser, vorher Pfarrer in Schneeberg, die Buchholzer Pfarre anvertraut; aber auch dieser gerieth alsbald, theils wegen seines keineswegs einwandfreien Lebens, theils weil ihm die Stadt nicht einmal die zum Leben nöthigsten Einkünfte gewährte, mit dem Rathe in heftige Streitigkeiten, über die ein ziemlich umfangreiches Actenmaterial vorliegt; wir gehen darauf nicht weiter ein, sondern bemerken nur, daß Mülser bereits 1531 seine Stelle verlor. In Georg Doberauer, der wohl als unmittelbarer Nachfolger Mülser's anzusehen ist, erhielt dann endlich Buchholz einen milden und treuen Seelsorger, der bis in sein hohes Alter — er starb 1557 oder 1558 — die Pfarre gut versorgte. Der Verfasser macht weiter Mittheilung über die erste Visitation von 1529 — über die spätere von 1533 liegen keine Acten vor — und über die recht dürftigen Verhältnisse der Pfarre. Der große Zulauf aus den nahe benachbarten Landen des Herzogs Georg, besonders aus Annaberg, machte 1538 die Einrichtung eines Diaconats nöthig, das freilich 1539, nach dem Tode Georg's, wieder ein-

gezogen werden konnte, aber seit 1544 von Neuem besetzt wurde, bis der schnelle Rückgang von Buchholz im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts es verschwinden ließ. — Weit dürftigere Nachrichten als über die Kirche liegen über die Schule zu Buchholz vor, deren Anfänge wohl mit den Anfängen der Stadt zusammenfallen; sie reichte an Bedeutung nicht entfernt an die Schulen zu Zwickau, Schneeberg, Annaberg und Freiberg heran und unterschied sich in ihren Einrichtungen nicht wesentlich von anderen Schulen der damaligen sächsischen Lande. Der einzige bekannte Schulmeister aus jener Zeit ist Balth. Ratzinger (1528). —m—

— Meyer's Conversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neu bearbeitete Auflage. Mit mehr als 11600 Abbildungen im Text und auf 1188 Bildertafeln, Karten und Plänen. Neunzehnter Band. Jahressupplement 1898—1899. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Die Jahressupplemente zu Meyer's Conversations-Lexikon sind zunächst, wie die Verlagshandlung in ihrem Begleitschreiben an die Redactionen hervorhebt, dazu bestimmt, das Hauptwerk bis auf die unmittelbare Gegenwart fortzuführen und auf diese Weise vor dem Veralten zu bewahren und dann das Werk durch zahlreiche neue Beiträge, die sich eingehend mit den markantesten Erscheinungen der letzten Zeit beschäftigen, zu einem vollkommen selbständigen, nutzbringenden encyclopädischen Jahrbuch zu gestalten. Diesem Doppelzweck wird das jetzt erscheinende erste Jahressupplement in hohem Maße gerecht, durchaus gerecht jedenfalls, was seine eben angedeutete erste Bestimmung betrifft, das Conversations-Lexikon auf wiederum ein Jahr hinaus vor dem Veralten zu schützen, indem thatsächlich alle Artikel, bei denen dies nöthig war, gleichmäßig ergänzt und nach dem heutigen Stand der Dinge abgeschlossen worden sind. So ist dem Artikel Colonien die Geschichte u. A. der deutschen Colonien von Mitte 1898 bis Mitte 1899 gewissenhaft weiter geführt und auch die Neuerwerbung der Karolinen nebst den Palauinseln im Juni 1899 bereits mit erwähnt; natürlich ist gerade dieser Artikel schon beim Erscheinen des ganzen Bandes durch die jüngste Abmachung zwischen dem Deutschen Reich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika betreffs der Samoainseln ꝛc. schon theilweise wieder veraltet, doch das läßt sich eben nicht ändern, da nun einmal die Weltgeschichte nicht stille steht, wie es eigentlich die Herausgeber des Conversations-Lexikons wünschen müßten. Die neuesten erwähnten Vorgänge ebenso wie andere Vorgänge der jüngsten Zeit, so der Krieg der tapferen Boeren gegen das habgierige Großbritannien können nun erst im nächsten Jahres-Supplement erwähnt werden. Dagegen ist im jetzt vorliegenden Jahres-Supplement u. A. auch des Regierungswechsels in Lippe und des Streits um die Nachfolge in der Herrschaft nach Gebühr gedacht, ebenso nach Gebühr dem Grafen-Regenten Ernst zur Lippe (unter: Ernst) ein kleiner besonderer Artikel gewidmet. So ist die Geschichte Frankreichs bis zu der Beschimpfung Loubet's am 4. Juni d. J. weitergeführt und wer sich über die Faschoda-Angelegenheit, über den Ausgang des Dreyfus-Prozesses ꝛc. genauer orientiren will, findet dazu die beste Gelegenheit, wenn er den Artikel Frankreich aufsucht. Und so könnte ich als Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung noch zahlreiche andere Artikel citiren, wenn ich nicht fürchtete, den Leser zu ermüden und den billiger Weise einem Kritiker zur Verfügung gestellten Raum zu überschreiten. Mögen also diese Proben statt vieler hier genügen. Auch mit den meisten vollständig neuen Artikeln, so dem über das Bürgerliche Gesetzbuch, über den internationalen Schülerbriefwechsel; über die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Electrotechnik ꝛc. kann man sich um so lieber einverstanden erklären, als alle diese Artikel von hervorragenden Fachmännern verfaßt und trotzdem volksthümlich, auch für den Laien verständlich geschrieben sind. In einer sehr schwierigen Lage befand sich der Verfasser des Artikels Deutsche Literatur der Gegenwart angesichts der immer noch andauernden Kämpfe zwischen den Alten und den Jungen, man darf jedoch dem Verfasser das Lob spenden, daß er leidenschaftlos und durchaus sachlich seine Aufgabe gelöst hat. Besonders interessant ist, was er über Hermann Sudermann sagt, den er sehr zutreffend einen ganz gewöhnlichen Macher und den Kotzebue am Ausgang des 19. Jahrhunderts nennt. Weniger richtig dürfte der Verfasser den zweiten Häuptling der „Modernen“ gekennzeichnet haben, der allerdings im Gegensatz zu Sudermann ein wahrer Dichter genannt zu werden verdient; ein wahrer Dramatiker, als den ihn seine Freunde ausschreien und auch der Verfasser des Artikels ihn bis zu einem gewissen Grade gelten läßt, ist auch Hauptmann bisher noch keinesfalls, ein großer Dramatiker, der nach den bisherigen Proben sich mit einem Goethe, Schiller, Kleist ꝛc. in eine Reihe zu stellen wagen könnte, ist Hauptmann noch weniger; ob er es noch wird, darf man bezweifeln; übrigens heißt Hauptmann's mystisch-symbolistisches Stück nicht „Hanneles Himmelsfest“, wie in dem Artikel zu lesen, sondern „Hanneles Himmelfahrt“. Bezweifeln können wird man aber, ob die modernen Himmelstürmer von der Art Richard Dehmel's und nun gar von der Art Otto Julius Bierbaum's, dessen schnodbrige Muse bisher nur Fragwürdiges und sicher nichts Unvergängliches geschaffen, einen besonderen Artikel verdient haben; diese jungen Autoren hätten getrost darauf noch warten können, bis sie Dichtungen von bleibendem Werth gezeitigt. Dagegen darf man z. B. Richard Nordhausen, betreffs dessen übrigens hätte erwähnt werden können, daß er auch unter dem Namen Caliban Aufsehen gemacht hat, das ihm in diesem Jahres-Supplement eingeräumte besondere Plätzchen schon gönnen. Die zahlreichen Text- und Bilder-Beilagen auch dieses Bandes verdienen uneingeschränktes Lob, wie auch die Ausstattung des Ganzen die alte gute, schon oft von mir gerühmte geblieben ist und dazu beiträgt, daß Meyer's Conversations-Lexikon mit seinen Jahres-Supplementen auch äußerlich eine Zierde jeder Bücherei bildet.

Prof. Dr. Karl Siegen.

— Deutscher Thierfreund. Illustrirte Monatsschrift für Thierschutz und Thierpflege. Herausgegeben von Dr. Robert Klee und Professor Dr. William Marshall. Verlag: Carl Meyer's Geographisches Institut, Leipzig. Jahrgang III, Heft 10. Preis des Jahrgangs 5 ℳ, Einzelnummer 50 ₰. — Das allgemein bemerkbare, im Wechselverkehr der civilisirten Menschheit oft etwas zu weit gehende Bestreben nach Humanität ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die Art und Weise, wie wir die Thiere im Allgemeinen und unsere Hausthiere im Besonderen zu behandeln für geboten erachten. Eine große Zahl von Thierschutzvereinen hat sich gebildet, deren Mitglieder vielfach schon segenbringend gewirkt haben, indem sie durch Wort und Schrift Mißbräuche beseitigten, die das Gepräge der Roheit und Grausamkeit an sich trugen. Eines der besten Organe zur Förderung dieser Bestrebung ist ohne Zweifel der Deutsche Thierfreund; schon die Namen der Herausgeber bürgen für die Gediegenheit dieser Monatsschrift. Das kürzlich erschienene zehnte Heft des dritten Jahrgangs ist ebenso reichhaltig und belehrend wie die früheren. Dr. Calligaris behandelt hier eingehend die „Thierschutz-Idee und ihre praktische Bethätigung“; Dr. v. Schwarz: den „Thierschutz im Schlachthause“ und Ohlsen v. Caprarola: den „Vogelschutz“; auch lesen wir in diesem Hefte die Antwort der Generaldirection der Königl. Sächsischen Staatseisenbahnen auf die Petition des Chemnitzer Thierschutzvereins, den Thierschutz und Eisenbahntransport betreffend. Neben der Behandlung dieser vorwiegenden Vereinsfragen bietet das vorliegende Heft noch eine Reihe zum Theil rein wissenschaftlicher, zum Theil mehr in feuilletonistischem Stil verfaßter Artikel. So von Marshall: „Charakterbilder aus der heimischen Thierwelt: Die Salamander“; von Zürn: „Volksthümliche und volksverhaßte Vögel“; von Köhler: „Abgerichtete Vögel der Chinesen“; von Bauer: „Kanzleirath Kaeslem, ein biographisches Charakterbild“; von Kuntz: „Kind und Thier“ u. a. m. — Mit besonderem Interesse lasen wir den im zehnten Heft enthaltenen Schluß des im neunten Heft begonnenen Aufsatzes von Dickel: „Meine Ansicht über die Fortpflanzung der Honigbiene“. — Der Verfasser bekämpft hier, gestützt auf sorgfältige, vielfach wiederholte Beobachtungen, die bisher allgemein als richtig anerkannte Dzierzon'sche Hypothese, daß die befruchtete Bienenkönigin es in der Gewalt habe, zweierlei Eier abzusetzen, nämlich befruchtete und unbefruchtete, und daß sie die ersteren in die Arbeiter- und Mutterzellen, die letzteren in die Drohnenzellen lege. Dickel dagegen behauptet: Die normalen Bieneneier sind alle gleich befruchtet; die Arbeitsbienen sind es, von deren Einflüssen auf die Eier deren Entwickelungsrichtung abhängt. Ohne Zweifel wird diese Streitfrage die Forscher noch lange beschäftigen, ehe dieses Räthsel im Staatsleben der Bienen endgiltig Lösung findet. — Schon früher nahmen wir Gelegenheit, der gebildeten Leserwelt den Deutschen Thierfreund zur Lectüre zu empfehlen, und jedes neufolgende Monatsheft rechtfertigte diese Empfehlung.

P—t.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 138. Sonnabend, den 25. November, Abends. 1899.

Todtencultus bei den Babyloniern.

Von Dr. Alfred Jeremias.

Das Wunderland des Euphrat und Tigris erscheint uns von Kindheit an in romantischem Zauber. Schon die ersten biblischen Geschichten führen uns ins babylonische Land: dort wurde der Garten Eden gepflanzt, von dem die Paradiesesströme ausgehen. Von Babylonien aus wurde die Arche Noäh fortgeschwemmt in der Sintfluth, die auch den Erzählern der Keilschrifttafeln bekannt ist und nach der sie gelegentlich „Könige vor der Fluth“ und „Könige nach der Fluth“ unterscheiden. Hier im Lande Sinear wurde der Thurm gebaut, der den Himmel berühren sollte, und dessen Prototyp noch heute aus dem Trümmerhügel von Birs Nimrud emporragt. An den Wassern zu Babel saßen die verbannten Juden und weinten, wenn sie an Zion gedachten. Und vom Euphratlande mögen die sternkundigen Magier ausgegangen sein, die dem leuchtenden Zeichen folgten und kamen, dem königlichen Kinde zu huldigen. Seit mehr als fünfzig Jahren hat der Spaten französischer, englischer und amerikanischer Forscher aus den wüsten Einöden und Trümmerhügeln des Zweistromlandes eine Culturwelt zu Tage gefördert, von deren Bedeutung die höchste Schulweisheit zuvor nichts träumen konnte. In allerjüngster Zeit hat endlich auch unser Vaterland, das durch die Arbeit seiner Gelehrten längst die Führung in der Erforschung der babylonischen Schriftdenkmäler errungen hatte, die ersten Schritte gethan zur Theilnahme an den Ausgrabungen der babylonischen Denkmalschätze. Nachdem vor wenigen Jahren das „Deutsche Orientkomitee“ auf syrischem Gebiete eine erfolgreiche Ausgrabung veranlaßt hatte, arbeiten seit einigen Monaten deutsche Gelehrte im Auftrage der „Deutschen Orientgesellschaft“*) auf den Trümmerhügeln von Babylon, der uralten „Stadt des Lebens“; schon ist man auf jene riesige Mauer gestoßen, die Nebukadnezar's Palast einschloß, und es hat sich gezeigt, daß die fabelhaft klingenden Angaben Herodot's über die Größenverhältnisse dieses Wunderbauwerkes von der Wirklichkeit noch übertroffen werden. Die folgenden Ausführungen sollen ein Stück aus der babylonischen Religionsgeschichte skizziren, das besonders geeignet ist, uns einen Blick in das Geistesleben jenes Volkes zu gewähren, in dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Wiege des Menschengeschlechts gestanden hat — babylonische Gedanken über das Sterben und über das Geschick der Gestorbenen.

Der Tod ist auch dem Babylonier der König der Schrecken. Langes Leben, Greisenalter, dauernde Nachkommenschaft bilden die immer wiederkehrenden Gebetswünsche. Von einem altbabylonischen Helden erzählt die Keilschriftlegende, er habe einen Baum gefunden, der Jugend giebt. „Ich will davon essen, will umkehren zu meiner Jugend“, sagt der glückliche Finder. Er nennt in seiner Freude die Zweige des Baumes šêbu-iṣṣaḫir-amêlu, d. h. „schon ein Greis, wird der Mensch wieder jung“. Einen ganzen Wald davon in der Heimath zu pflanzen, hat er sich vorgenommen. Leider raubt ihm im entscheidenden Momente ein böser Dämon die Wunderpflanzen. So ist der Tod das „nächtliche“, „unentrinnbare Geschick“. Aller Lust und Freude bereitet der Tod ein jähes Ende: „Mit dem Tode ist es aus nach uraltem Gesetz.“ „Wer am Abend zuvor noch lebte, ist am Morgen todt.“ „So lange wir Häuser bauen“, sagt der babylonische Noah, „so lange wir versiegeln (d. h. Verträge schließen), so lange Brüder sich zanken (!), so lange Feindschaft besteht, so lange Flüsse anschwellen — wird Niemand den Tod bezwingen können.“ Ein babylonisches Klagelied sagt von dem Sterbenden: „Er geht den Weg, da es aus ist mit dem Menschen (der Tafelschreiber fügt, wie versöhnend, hinzu: „der die Menschenkinder zu Ruhe bringt“), es geht zu dem fernen, unsichtbaren Lande, zum Wehgeschrei der Todten.“ Häufig erinnern babylonische Gedanken vom Tod an alttestamentliche Weisheit. Der Mensch, von dem gelegentlich berichtet wird, daß er „aus Staub gebildet ist“, kehrt mit dem Tode „zum Staube zurück“. Wenn das „unentrinnbare Geschick“ ihn hinweggerafft hat, ist der Mensch „wie ein abgeschnittenes Rohr“. In hochdramatischer Weise giebt die Legende von der „Höllenfahrt der Istar“ dem Gedanken Ausdruck, daß man unter des Todes Gewalt irdische Herrlichkeit und Kostbarkeit zurücklassen muß. Ihre Kleider und ihr Schmuckwerk muß Istar ablegen in den Thoren des Todtenreichs — nackend muß sie vor der Todeskönigin erscheinen. Auch wird sie an Augen, Hüften, Füßen, am Herzen und am Kopfe mit Krankheit geschlagen — das will sagen: im Todtenreich sind alle Sinnesfunctionen vernichtet und alles Leibliche ist verwest. —

Von den Trauergebräuchen der Babylonier wissen wir einiges Wenige aus Bildern und Inschriften. Durch Milch, Honig, Oel und Salz wird der Leichnam conservirt, in Linnen gewickelt, mit Specereien ausgestattet und auf eine Steinbahre gebettet. Klagemänner und Klagefrauen begleiten mit Flötenspiel und Weinen die Trauerceremonie, der die Angehörigen in zerschlitzten Kleidern oder in Trauergewänder gehüllt beiwohnen, und die in Libation, Räucheropfer, Klage, Gebet, vielleicht auch in Thieropfern besteht. Die Trauergesten sind wie bei allen orientalischen Völkern drastischer Art. Der Trauernde weint, zerreißt sein Gewand, zerrauft sich das Haar, wirft sich auf die Erde (vgl. Hiob 1, 20). In den Annalen Sargon's wird vom trauernden Babylonier gesagt: „Er warf sich auf die Erde, zerriß sein Gewand, nahm das Scheermesser, brach in Geschrei aus.“ — Babylonier wie Assyrer haben ihre Todten begraben. Leichenverbrennung galt, abgesehen von Nothfällen, wie bei den Hebräern, für Schmach und Schande. Schon die in den Trümmern von Ur in Chaldäa gefundene „Geierstele“ zeigt auf einem ihrer Reliefs die Beerdigung von Gefallenen. In Tempeln und Palästen wurden die Könige und Großen des Landes begraben, die Gräberstätten des Volkes mögen außerhalb der Stadt gelegen haben. Der altbabylonische König Gudea berichtet gelegentlich, er habe in einem Tempel ein Mausoleum von Cedernholz erbaut, und einige der Kassitenkönige wurden im Palaste Sargon's I. beigesetzt. In den Annalen des Sanherib befindet sich die Notiz, eine Hochfluth des kleinen Flusses Tebilti habe mitten in Nineveh Königsgräber so arg zerstört, daß die Särge zu Tage getreten seien. Mit großer Sorgfalt wurden die Gräber der Vornehmen ausgestattet. Gelegentlich der Schilderung einer Trauerfeier für den assyrischen König erfahren wir, daß goldene und silberne Geräthe (Gefäße für Speise und Trank) ins Grab gelegt werden, nicht nur um den Verstorbenen zu versorgen, sondern auch um die „Dämonen (Anunnaki) und Götter, die das Grab bewohnen“, günstig zu stimmen. Für die Libationen, die an den Gräbern, besonders an den Todestagen, dargebracht werden, sorgt die Priesterkaste der „Wasserausgießer“. Für unumgänglich nothwendig gilt es, fortdauernd Speise und Trank ans Grab zu stellen für die Seelen der Verstorbenen. „Wenn ein Verstorbener Keinen hat,

*) Die „Deutsche Orientgesellschaft“ steht unter dem Präsidium des Prinzen Heinrich zu Schönaich-Carolath und zählte nach einjährigem Bestehen bereits 500 Mitglieder aus den Kreisen von Fürsten, Gelehrten, Beamten, Kaufleuten und Industriellen. Beitrittserklärungen (Jahresbeitrag 20 ℳ) sind an Dr. Schwabach, Berlin, Behrenstr. 62, zu richten. Die Publicationen werden den Mitgliedern unentgeltlich zugesendet

der ihn versorgt", so heißt es am Schluß des Zwölftafelepos der Babylonier, „so wird er verzehrt vom nagenden Hunger, vergebens lechzt er nach Labung; was man auf die Straße wirft, ißt er." Daß die Gräber Cultusstätten waren, geht aus einigen Angaben der Keilschriftliteratur unzweifelhaft hervor. So erzählt Asurbanipal, wie er mit zerschlitztem Gewande an den Gräbern seiner Vorfahren gestanden und ihr Gedächtniß durch Opfer, Klage und Gebet geehrt habe, „Göttern und Menschen, Todten und Lebendigen habe er damit Wohlthat erwiesen". Auch blutige Racheopfer für die Manen Erschlagener wurden dargebracht; der oben erwähnte König erzählt, er habe bei demselben Stiercoloß, bei welchem einst sein Vater Sanherib ermordet wurde (2. Kön. 19, 37; Jes. 37, 38), Kriegsgefangene als Todtenopfer hingeschlachtet. Als ein furchtbares Unglück galt es, wenn einem das ehrliche Begräbniß versagt wurde. Dem Verstörer der geheiligten assyrischen Königsinschrift droht der Fluch: „in Hungersnoth soll sein Leben enden, dann soll sein Leichnam hingeworfen werden und kein Begräbniß bekommen." Ein andermal wird erzählt, daß man einem Aufrührer, der in Selbstmord endete, das Begräbniß versagte. Wollte man dem besiegten Feinde eine besondere Schmach anthun, so zerstörte man die Gräber, so daß die Manen „unbedeckt liegen und der Todtentrankopfer entbehren mußten". Wenn der Prophet Jeremias (8, 1 vgl. Baruch 2, 24) voraussieht, wie durch babylonische Könige die Gebeine jüdischer Könige, Priester, Propheten und Bürger aus ihren Gräbern geworfen und unter der Sonne zerstreut werden, so entspricht das genau dem grausamen Kriegsgebrauch der Babylonier wie Assyrer. Dem König Sanherib genügt es nicht, die Güter und Unterthanen des unglücklichen Meradachbaladan auf Schiffen wegzuführen, auch die Gebeine seiner Vorfahren holt er aus ihren Mausoleen. Ein andermal erfahren wir, daß besiegte Könige, in dem berüchtigten Käfige am Ostthore von Nineveh eingesperrt, die Gebeine ihrer Vorfahren zum besonderen Vergnügen der Stadtbewohner zerklopfen müssen. Kein Wunder, wenn berichtet wird (Arrian erzählt es, und die Inschriften haben es bestätigt), daß manche Könige ihre Begräbnißplätze in den unzugänglichen Euphratsümpfen anlegen ließen, damit sie besser vor Profanation geschützt sein sollten.

Die Geister der Unbegrabenen irren, so meint man, ruhelos auf der Erde umher und plagen die Lebenden. In einer assyrischen Gebetsammlung aus der Zeit des Königs Asurbanipal befindet sich das Gebet eines Menschen, der von einem Todtengeist besessen ist. Es wird geklagt, daß der Todtengeist den Kranken Tag und Nacht nicht losläßt, so daß ihm die Haare zu Berge stehen und seine Glieder wie gelähmt sind. Der Sonnengott soll ihn befreien von diesem Dämon, möge es nun der Schatten eines Familiengliedes oder der eines Ermordeten sein, der sein Wesen treibt. Kleider und Schuhe und Lendengurt habe er ihm schon gegeben, auch einen Wasserschlauch und Wegzehrung! Nun möge er nach dem Westen nach der Unterwelt gehen, und dort soll der Gott Nedu, der Pförtner der Unterwelt, ihn festhalten, daß er nicht mehr entrinnen kann. Ein andermal klagt ein Kranker darüber, daß Zauberer und Zauberin ihn einem umherirrenden Todtengeist ausgeliefert haben.

Wo ist diese Unterwelt, in der die Seelen der Abgeschiedenen hausen, zu suchen? „Im Westen", sagt der obenerwähnte Keilschrifttext. Man wird nicht erwarten können, daß die Vorstellungen immer die gleichen blieben. Der babylonische Nimrod stößt auf die „Gewässer des Todes", als er die Seligeninsel draußen im Meere (also im Süden) sucht. Die schlichte Volksphantasie steigt, wenn sie die Hölle sucht, ins Erdinnere hinab und bildet ihre Hadesvorstellungen nach der Gestalt des Grabes. Ihr gilt der Todtenort als ein riesiges, in den finstern Tiefen der Erde gelegenes Land, umringt von sieben Mauern, die durch sieben (bez. vierzehn) Thore durchbrochen sind. Der babylonische Dichter nennt es „das Land ohne Heimkehr, dessen Hinweg nicht zurückführt, wo Staub die Nahrung der Bewohner, ihre Speise Erde ist, wo man das Licht nicht schaut, sondern in Finsterniß wohnt, wo sie gekleidet sind wie Vögel in Flügelgewänder".

Inmitten dieses „Landes ohne Heimkehr" liegt ein Palast, von dem aus die Höllengötter ihre Herrschaft ausüben. Die oberste Herrschaft führt in den babylonischen Hadeslegenden eine Göttin Namens Erischkigal, die als Scheusal geschildert und dargestellt wird. Daneben erscheint Nergal, der Gott der verzehrenden Sonnengluth, des Kriegs und der Pest, als Höllengott. Schon altbabylonische Texte nennen ihn „Herr des großen Landes", „Herr des Landes ohne Heimkehr". Sein besonderer Cultusort, die nordbabylonische Stadt Kutha, wird mit den Höllenvorstellungen so eng in Verbindung gebracht, daß man die Unterwelt poetisch geradezu „Kutha" nennt. Wahrscheinlich galt sein Tempel in Kutha als Abbild der Hölle, wie die Tempel anderer Cultorte als Abbilder himmlischer Götterwohnungen angesehen wurden. Eine vom Nergaltempel in Kutha, also von den Priestern Nergal's ausgehende Legende nimmt an, daß die Sintfluth von einem aus der Unterwelt stammenden Riesengeschlecht angestiftet worden ist. Auf den Thontafeln von Tell el Amarnah (aus dem fünfzehnten vorchristlichen Jahrhundert stammend) findet sich eine babylonische Dichtung, die in drastischer Weise die Vermählung der Erischkigal mit Nergal berichtet. Die Geschichte erinnert in einigen Zügen an die griechische Legende von Persephone. „Als die Götter ein Gastmahl veranstalteten, sandten sie einen Boten zu ihrer Schwester Erischkigal und ließen ihr sagen: »Wir sollen wohl zu Dir hinabsteigen, wenn Du nicht heraufkommst; sende einen, der Deine Speisenportion in Empfang nimmt!« Da sandte Erischkigal den Namtar, ihren Diener." Später wird erzählt (es sind leider nur Bruchstücke der Geschichte vorhanden), wie Nergal mit fünf Helfershelfern nach den Thoren der Unterwelt zieht. Blitz, Fieber, Gluthhitze u. s. w. sind ihre Namen. An den vierzehn Thoren der Unterwelt werden die Helfer Nergal's aufgestellt. Nergal fordert vom Thorwächter gebieterisch Einlaß. Zum Schluß wird erzählt: „Innerhalb des Hauses ergriff er Erischkigal beim Schopf, stieß sie vom Throne herab auf die Erde, um ihr den Kopf abzuschlagen. »Tödte mich nicht, mein Bruder, ich will Dir etwas sagen!« Als Nergal dies hörte, ließ er seine Hand ab. Sie weinte und schluchzte (?): »Du sollst mein Gatte sein, ich will Dein Weib sein, ich will Dir die Herrschaft geben in der weiten Unterwelt, ich will Dir die Weisheitstafel in Deine Hand geben, Du sollst Herr sein, ich will Herrin sein.« Als Nergal dies hörte, ergriff er sie, küßte sie, wischte ihre Thränen ab und sagte: »Was Du auch immer von mir verlangtest, seit fernen Monaten bis jetzt .....«" Eine niedere Höllengottheit ist Namtar, der Dämon der Pest, der in der „Höllenfahrt der Istar" als Thorwächter, in der Erischkigal-Legende als Oberpförtner fungirt. Sehr bemerkenswerth ist, daß auch von einer „Schreiberin der Unterwelt" die Rede ist, die gebeugt vor der Höllenkönigin ihres Amtes waltet. — Wiederholt wird in den Inschriften ein „Todtenfluß" erwähnt, der auf dem Wege zur Todtenwelt liegt. Seine „Mutter" ist Tiamat, das Weltmeer. Wie er mit dem „Lande ohne Heimkehr", das unter der Erde liegt, zusammenhängt, läßt sich aus dem vorliegenden fragmentarischen Material nicht erkennen. Auch auf einem der babylonischen Hadesbilder wird die Höllengöttin im Kahne (auf dem Todtenflusse fahrend?) dargestellt. Vielleicht hat man auch hier einfach mit der Inconsequenz der Volksvorstellungen zu rechnen.

Nach den bisherigen Ausführungen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Babylonier an eine persönliche Unsterblichkeit geglaubt haben. Es fragt sich nun, ob ihnen auch der Gedanke an eine Erlösung aus den Thoren der Unterwelt und an ein freundlicheres Geschick der Seele nach dem Tode gekommen ist. Den „himmlischen" Göttern wird in der That die Macht zugetraut, daß sie gegebenen Falls das ganze Reich der Unterwelt zu zertrümmern vermögen. Auch redet der babylonische Noah, nachdem er die Unvermeidlichkeit des Todesgeschickes geschildert hat, von dem „Gott des Schicksals", dem es allein vergönnt sei, den Menschen vor dem Tode zu schützen. Daß eine Befreiung aus der Unterwelt möglich ist, setzen die Schlußzeilen der Legende von der Höllenfahrt der Istar voraus. Der Erzähler sagt zuletzt, was der Zuhörer thun soll, wenn die Erlösung verweigert wird, und vorher wird geschildert, wie die Göttin Istar selbst freigelassen wird, nachdem der Pförtner nothgedrungen sie mit dem „Wasser des Lebens" besprengt hat. In dem „ewigen Palaste", dem Allerheiligsten der Unterwelt, befindet sich eine „Quelle des Lebens", die von jenen Anunnaki, die uns früher schon als Dämonen der Gräberwelt erschienen, behütet wird. Nur durch einen Gewaltact freilich kann man zu diesem Quellort gelangen.*) Daß man sich viel mit der Frage

---

*) Eine lebendige Illustration zu dieser Schilderung gewährte mir bei einer Wanderung durch Pompeji der unlängst ausgegrabene Isistempel. Im Purgatorium auf dem Tempelhofe führt eine Treppe, hinab zu einer unterirdischen Höhle, in der man einst Wasser aus dem Lebensbrunnen schöpfte.

nach der Befreiung vom Hades beschäftigte, bezeugt auch die reichliche Beschwörungsliteratur. Es giebt besondere Priester, die den „Todtengeist beschwören und heraufführen", andere „befragen" die Todtengeister. Die Vorstellungen von Grab und Todtenwelt gehen auch hier in einander auf. „Nergal rüttelte an der Grabkammer, öffnete die Erde und ließ den Geist des X. gleich einem Windhauche aus der Erde hervorgehen", heißt es bei Schilderung einer Todtenbeschwörung. Auch sonst wird die Thatsache erwähnt, „daß ein Todtengeist aus dem Grabe heraufkommt". Einer ganzen Reihe von Göttern wird zu ihrem Ruhme nachgesagt, daß sie es „lieben, von den Todten zu erwecken". Zunächst mag diese Aussage auf der Erfahrung von der Auferstehung der Natur im Frühling beruhen, aber sie wird auch unzweideutig auf die Menschenhoffnung übertragen — so z. B., wenn der Hymnus den Gott Nebo preist, weil er „die Lebenstage verlängert und die Todten erweckt". Die Geister der Helden werden übrigens in der Volkssage ohne viel Federlesens in ein glücklicheres Dasein versetzt. Wie ein Walhallagemälde muthet es uns an, wenn erzählt wird:

„Auf einem Ruhepolster ist gelagert,
reines Wasser trinkend,
wer in der Schlacht getödtet ward;
sein Vater und seine Mutter halten sein Haupt,
und sein Weib (kniet) an seiner Seite."

Eine Entrückung nach der „Insel der Seligen" berichtet das Zwölftafelepos vom babylonischen Noah und seinem Weibe. Der Gott, der die Sintfluth geschickt hat, steigt, nachdem sein Zorn über die Errettung der einen Familie besänftigt ist, auf das Schiff, läßt die Beiden niederknieen und segnet sie: „Vormals warst du ein Mensch, jetzt sollst du und dein Weib gleich Göttern erhaben sein." Darauf trägt er sie hinweg und läßt sie „in der Ferne an der Mündung der Ströme" wohnen. Auf dieser Insel befindet sich der oben erwähnte Lebensbaum und am Ufer ein Quell, dessen Wasser wunderbare Heilkraft besitzt. Von anderen Bewohnern der Insel hören wir nichts. Aber schon an dem einen Beispiel ist zu erkennen, daß auch die Babylonier bei ihrem Sinnen über Tod und Grab auf ἡδυτέρας ἐλπίδας, auf „süßere Hoffnungen", nicht verzichten wollten.

Bücherbesprechungen.

— „Los von Rom! Hin zum Evangelium!" Kirchengeschichtliche Betrachtungen zur evangelischen Bewegung in Oesterreich. Von Heinrich Johannes Scheuffler, evang.-lutherischem Pfarrer zu Lawalde, Königreich Sachsen. Löbau, J. G. Walde. 1899. — Der Verfasser besitzt in Folge seiner langjährigen Thätigkeit für den Gustav-Adolf-Verein eine genaue Kenntniß der evangelischen Diaspora und ihrer Geschichte und verfügt über stattliche Sammlungen von kirchengeschichtlichem Stoff, aus denen auch in diesem Heft reichliche Auszüge dargeboten werden. In volksthümlicher Darstellung berichtet der Verfasser, was seit der Reformation in Oesterreich geschehen ist, um eine Trennung von Rom herbeizuführen, und was wiederum von anderer Seite zur Abwehr dieser Angriffe und zur Wiedererlangung des Verlorenen jeweils unternommen wurde. Zur Kennzeichnung der Art, wie der Romanismus überall nur seine Herrschaft im Auge hat und zur Vergrößerung derselben nationale Gegensätze ausnutzt, werden zahlreiche Beispiele auch aus anderen Ländern, die sich in ähnlicher Lage befinden, herangezogen, wodurch allerdings die Uebersichtlichkeit der Schrift nicht gerade gewinnt.
B. K.

— Das Zeugniß des heiligen Geistes nach Luther und nach moderner Schwärmerei. Vortrag von D. Wilh. Walther, Professor der Theologie in Rostock. Leipzig, Dörffling & Franke. 1899. 60 ₰. — Dieser Vortrag bildet eine Ergänzung zu der Abhandlung des Verfassers über ein Merkmal des Schwärmergeistes (Wiss. Beil. Nr. 139 v. 1898). Was bezeugt uns der heilige Geist? Wodurch bezeugt er es? Was ist der Gewinn dieses Zeugnisses? Diese drei Fragen beantwortet er nunmehr und zwar im Gegensatz sowohl zu den Schwärmern wie zu der Ritschl'schen Schule, aus deren Kreisen unlängst eine Schrift über die Anschauung vom heiligen Geist bei Luther hervorgegangen ist, eine Schrift, deren Verfasser merkwürdiger Weise vergessen hatte, zu diesem Behuf auch Luther's Schriften gebührend zu studiren oder verstehen zu lernen. Er empfängt den Nachweis, daß Luther, und zwar überall und immer, gelehrt hat, was die heilige Schrift lehrt: der heilige Geist wirkt den Glauben und bezeugt uns durch sein Wirken, daß wir Gottes Kinder sind, und ohne sein Wirken giebt es weder Glauben noch Rechtfertigung. Die Schwärmer hingegen müssen sich belehren lassen, daß die Bibel und Luther von einem unmittelbaren, wahrnehmbaren Eingehen des heiligen Geistes in den Menschen, von einem Elektrisirt-Werden durch die „Kraft aus der Höhe" nicht das Geringste wissen und daß alle jene Belehrungen, die wie sinnliche Vorgänge unter Controle gestellt werden, auf methodistischen Selbstbetrug hinaus kommen. Dasselbe Urtheil ist zu fällen über jene Glücksgefühle, die dem angeblich vollkommenen Christen auf der höchsten Stufe seiner Vollendung als dauernder Besitz inne wohnen sollen: die heilige Schrift kennt nur den werdenden Christen, der den Frieden Gottes im jeweiligen Glaubenssieg erringt. Selbstverständlich spricht der Verfasser nicht jeder einzelnen Person, die sich in solchem Irrthum befindet, die Gemeinschaft des heiligen Geistes ab; aber er weist auch ernstlich auf die Gefahren hin, die ihr durch geistlichen Hochmuth und Unbußfertigkeit für ihr geistliches Leben drohen. Zum Erschrecken sind die zahlreichen Beispiele für solche Verirrungen in Zeitschriften, die gerade dem entschiedenen Christenthum bei der Jugend dienen wollen und deren Auslassungen sich theilweise kaum mehr als christlich bezeichnen lassen.
B. K.

— Wir haben von einigen empfehlenswerthen Handausgaben neuerer Gesetze Kenntniß zu nehmen, die uns in der letzten Zeit zugesendet worden sind. Es sind dies das Invalidenversicherungsgesetz vom 13. Juli 1899 von Dr. Linn, herausgegeben im Gesetzesverlage von Schulze & Co. in Berlin, Preis 0,75 ℳ, sowie dasselbe Gesetz von Dr. Richard Freund, Vorsitzendem der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt Berlin, J. J. Heine's Verlag in Berlin, Preis 2 ℳ, und von Dr. F. Hoffmann, Regierungsrath im Königl. Preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe, Berlin, Carl Heymann's Verlag, ferner von Letzterem auch das Krankenversicherungsgesetz in der Fassung vom 10. April 1892, ebenfalls in Heymann's Verlag, Preis je 1,60 ℳ, endlich die Arbeiterversicherungsgesetze des Deutschen Reiches für Arbeitgeber und Arbeitnehmer und zum Gebrauche beim Unterricht in der Gesetzeskunde bearbeitet von Dr. Georg Funk, ord. Lehrer an der Ingenieurschule zu Mannheim, erschienen im Verlage von Georg Weiß in Heidelberg, Preis 1,20 ℳ. — Diese Erscheinungen bieten, wie sich nach einem flüchtigen Durchblick ersehen läßt, jede nach ihrer Art und in dem Sinne, wie ihr Bearbeiter es sich vorgenommen hat, eine praktische Handhabung zum Eindringen in die verschiedenen Theile der Versicherungsgesetzgebung. Gewiß werden die Ausgaben ihre Liebhaber finden.
∞

— Politiker und Nationalökonomen. Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen herausgegeben von G. Schmoller und O. Hintze. I. Machiavelli von Richard Fester. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff), 1900 (statt 1899). 6. Bll., 204 S. 8°. Preis: 2 ℳ 50 ₰. — Obwohl mir eine neue Durchforschung und eine aus dem lebendigen Geiste gegenwärtiger Weltauffassung und Wissenschaft entspringende Würdigung der politischen und socialen Systeme, die im Laufe der letzten 4 Jahrzehnte die denkenden Köpfe und das Leben der Völker beherrscht haben, durchaus nicht als die „heute vielfach empfundene" Aufgabe erscheinen will, als die sie der Prospect des neuen Berliner Unternehmens „Politiker und Nationalökonomen" hinstellen möchte, so gebe ich doch gern zu, daß, wenn man sie einmal lösen will, die Form der Biographie um deswillen die geeignetste ist, weil dabei der schriftstellerischen Persönlichkeit und Eigenart, den Neigungen der einzelnen Bearbeiter am wenigsten Beschränkung auferlegt zu werden braucht. Wir haben hier einfach eins der vielen Seitenstücke zu Heyck's „Monographien zur Weltgeschichte" vor uns: man möchte wohl dem Specialismus endlich das wohlverdiente Ende bereiten, kann's aber vor lauter Gründlichkeit nicht und greift deshalb unter der bestrickenden Flagge der Sammelpolitik doch wieder zur Einzelforschung. Das nennt man dann klüglich: Vermeidung einseitiger Partei-Ideale. Mir kann's recht sein; ich selber verbreche ja auch etwas Derartiges. Interessant wird die Sammlung jedenfalls ausfallen. Außer Schmoller, der Friedrich Wilhelm I., und Hintze, der Friedrich den Großen zu behandeln gedenkt, haben v. Bezold für

Bodin, Gaupp für Gladstone, Gothein für Vico, Grünberg für Turgot, Hasbach für Adam Smith, Marcks für Dahlmann (bravo!), Oldenberg für Marx, Pribram für Cromwell, der vielseitige Rathgen für Niebuhr, Schäfer für Treitschke (congenial?) und Waentig für Saint-Simon ihre Mitarbeit zugesagt oder wenigstens in Aussicht gestellt. Beabsichtigt sind außerdem noch Schilderungen des staatsmännischen oder nationalökonomischen Wirkens von Bismarck, Cavour, Lassalle, Friedr. List u. A. Richard Fester von der Erlanger Universität hat also die Ehre, das vielversprechende Unternehmen einzuleiten; einen Abschnitt aus dem vorliegenden Buche, betitelt „Machiavelli und das Verhältniß von Politik und Moral", hatte er in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Nr. 248 als Fühler veröffentlicht. Einen kleinen Fingerzeig, wie sich Machiavelli in Fester'scher Beleuchtung ausnimmt, erhält man schon aus der Widmung „Dem Andenken des Fürsten Otto von Bismarck"; ich an seiner Stelle hätte es eher Pasquale Villari zum 40jähr. Professorenjubiläum oder auch dem Andenken an Friedrich den Großen gewidmet. Doch das sind schließlich nur Aeußerlichkeiten. Der Vorzug des Buches liegt in der Methode. Zuerst untersucht Fester in 7 Capiteln (8 Bogen) Machiavelli als Menschen und als Geisteshelden, seine Zeit, seine Umwelt; dann erst, auf dieser sichern Grundlage, wird in weitern 6 Abschnitten (5 Bogen) gezeigt, was die verschiedenen Nachwelten aus Machiavelli und seinen Leistungen gebildet, was für einen politischen Begriff sie sich daraus zurechtgedrechselt haben. Also bekommen wir durch Fester die Antwort auf 2 Fragen: 1) wer und was waren Machiavelli und sein Zeitalter? 2) was ist daraus in der Folge bis auf den heutigen Tag geworden? Ohne Zweifel bedeutet diese Art der Inangriffnahme fast von vornherein die Lösung des schwierigen Problems. Nur möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Fester nicht für denkfaule Leute geschrieben hat; vielmehr verdient seine Schreibweise, der man eine gewisse gequälte Geistreichigkeit nicht absprechen darf, die Prädicate gereizt und eigensinnig. Die in ihrer Knappheit oft monumental wirkenden Behauptungen gleichen hie und da zerrissenen Ketten, zu denen man sich das nothwendige Bindeglied erst selbst mühsam suchen muß. Jedenfalls eine Bereicherung der immer mächtiger anschwellenden Machiavelli-Literatur, die dauernden Werth behalten wird. Ht.

— Geschichte Böhmens. Von Adolf Bachmann. Erster Band (bis 1400). Gotha, F. A. Perthes. 1899. XVIII, 911 SS. 8° und 1 Stammtafel. 16 ℳ — Seit dem Abschluß von Palacky's Böhmischer Geschichte sind mehr als 30 Jahre vergangen, ohne daß der Versuch einer neuen Bearbeitung des gewaltigen Stoffes gemacht worden wäre, denn das in seiner Weise gut gearbeitete und seiner Zeit freundlich aufgenommene Werkchen von L. Schlesinger ist doch nur ein auf weitere Kreise berechneter Ueberblick. So begrüßen wir es denn mit Freude, daß der durch seine Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich's III. und Maximilian's I., aber auch durch eine Reihe kleiner Arbeiten zur Geschichte Böhmens in der ältesten Zeit und im 15. Jahrhundert wie durch exacte Quellenuntersuchungen bekannt gewordene Verfasser der Aufforderung des jetzigen Herausgebers der einst durch Heeren und Ukert begründeten „Geschichte der europäischen Staaten" gefolgt ist und uns nunmehr den ersten Band einer neuen Geschichte Böhmens vorlegt. Die Aufgabe, die ihm gestellt war, war durchaus nicht leicht. Die Schwierigkeit lag vor Allem darin, daß er einen Vorgänger hatte wie Palacky. Mit Recht hebt der Verfasser im Vorwort hervor, daß Palacky eine Geschichte des čechischen Volkes hat schreiben wollen; er war einer der frühesten Vertreter der čechischen Nationalitätsidee und hat eben durch sein Werk dieselbe ohne Frage wesentlich gefördert. Und doch war dieses Werk, wenn auch der Nationalitätsgedanke sich vielfach geltend gemacht, nicht blos in deutscher Sprache geschrieben, sondern auch nach deutscher Forschungsweise gearbeitet; nicht mit Unrecht hat C. Grünhagen Palacky einmal einen deutscher Historiker wider Willen genannt. Palacky's böhmische Geschichte ist ohne jede Frage eine für ihre Zeit ganz ausgezeichnete historiographische Leistung, an der noch heute keine Forscher vorübergehen darf. Aber seit ihrem Abschuß hat sich das Quellenmaterial ganz gewaltig vermehrt; zahlreiche Einzelforschungen haben viele der Annahmen Palacky's umgeworfen oder modificirt. War schon aus diesem Grunde eine Neubearbeitung nothwendig, so ist es auch von wesentlicher Bedeutung, daß Bachmann seine Aufgabe anders auffaßt, als Palacky gethan hat; er will nicht eine Geschichte des čechischen Volkes schreiben, sondern eine Geschichte des Landes Böhmen; er will gleichmäßig auf beide Völkerstämme Rücksicht nehmen, die für das Land maßgebend geworden sind — wenn dabei der deutsche Volksstamm, dem das Land seine Cultur verdankt, oft in den Vordergrund tritt, so ist das nur eine Consequenz geschichtlicher Thatsachen. Uebrigens ist das redliche Streben des Verfassers nach Objectivität gerade in nationaler Beziehung — was gewiß bei den heutigen Verhältnissen nicht leicht ist — durchaus anzuerkennen. — Während Palacky's Werk in fünf Bänden erschienen ist, ist das vorliegende auf nur zwei berechnet. Der erste reicht trotz seines Umfanges von nahezu 60 Bogen nur bis 1400; wird es dem Verfasser wirklich möglich sein, in dem zweiten das reiche geschichtliche Material eines halben Jahrtausends neuerer Geschichte zusammenzufassen? Jedenfalls wird er die Darstellung noch enger zusammendrängen müssen, als es hier schon geschehen ist, und ob dies der Sache selbst von Nutzen ist, möchten wir um so mehr zur Erwägung stellen, als es sich um ein jedenfalls für lange Zeit abschließendes Werk handelt. — Gehen wir nun mit wenigen Worten auf den Inhalt des Bandes ein, so behandelt nach einer geologisch-prähistorischen Einleitung das erste Buch die Vorgeschichte des Landes, seine Besiedlung durch die keltischen Bojer, die Einflüsse der Germanen und Römer, Marbod's Markomannenreich und die Schicksale der Markomannen während der Völkerwanderung, ferner die verhängnißvolle Einwanderung der Slaven, das großmährische Reich, endlich die Gründung des böhmisch-slavischen Reiches nach der reich ausgebildeten Volkssage und nach der echten Ueberlieferung. Ein zweites Buch betrifft die Zeit der Herzöge aus dem Hause Premysl vom 10. bis zu Ende des 12. Jahrhunderts und die mannigfachen freundlichen und feindlichen Berührungen, in welche damals Böhmen zum deutschen Reiche und zum benachbarten Polen trat; das dritte das Erbkönigreich der Premysliden bis zu ihrem Aussterben 1306. Gerade diese Zeit, insbesondere das 13. Jahrhundert, die Regierung der Könige Ottokar I., Wenzel I. und Ottokar II., ist durch die deutsche Einwanderung und Colonisation sehr bedeutungsvoll für das Land geworden. Im vierten Buch endlich wird nach den kurzen Episoden der Herrschaft Rudolf's von Oesterreich und Heinrich's von Kärnthen die Regierung der Luxemburger Johann, Karl IV. und Wenzel dargestellt; unter Karl IV. erreichte das mittelalterliche Böhmen den Höhepunkt seiner Entwicklung, von dem es unter Wenzel schnell wieder herabsank. Eingehende Berücksichtigung findet durchweg die Geschichte der wirthschaftlichen und geistigen Cultur, insbesondere auch der staatsrechtlichen Gestaltung und der Verfassung. Einige staatsrechtliche Fragen des 9., 13. und 14. Jahrhunderts sind in fünf Excursen behandelt. Allenthalben wird es dem Leser durch reiche und wohlgewählte Quellen- und Literaturangaben möglich gemacht, den Gang der durchweg selbstständigen Forschung zu verfolgen und sich, wo er es nöthig findet, eingehender zu unterrichten. Auch in formeller Beziehung verdient das fließend geschriebene Buch warme Anerkennung. —m—

— Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik. Klopstock, Wieland, Lessing, Schiller, Goethe, Herder, Jean Paul, Romantiker, Hoffmann, Lenau, Heine, Grillparzer. Von Alfred Bock. Neue Ausgabe. Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung. 1900. Preis geh. 2 ℳ, geb. 2 ℳ 60 ₰. — Das vor 6 Jahren erschienene Buch liegt jetzt in einer neuen Titelauflage vor. Hat ihr das Publicum bisher nicht die zu wünschende Aufmerksamkeit geschenkt, so wird demselben nun Gelegenheit geboten, Versäumtes nachzuholen. Bock's Arbeit verdient ein allgemeineres Interesse. In ansprechender Weise behandelt sie einen anziehenden Stoff. Diesen Stoff erschöpft zu haben, beansprucht der Verfasser nicht. Er will nur „dem Kunstliebhaber eine willkommene Anregung, dem Fachmann einige Fingerzeige geben". Was er giebt aber, hält die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Seine Aufsätze sind fesselnde Beiträge zur Biographie und Charakteristik unserer vaterländischen Dichter. Als „wichtigstes Ergebniß seiner ästhetischen Versuche gilt dem Autor die daraus gewonnene Erkenntniß: daß das Opernideal, das Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Schiller und Goethe vorgeschwebt hatte, erst durch die Musikdramen Richard Wagner's die vollendetste künstlerische Gestalt erhielt, daß die Wagnerkunst, die noch vor wenigen Lustren als etwas Unerhörtes mißverstanden und verlästert wurde, sich als die letzte bedeutende Phase in der folgerechten Entwickelung deutscher Kunst darstellt und das große Werk krönt, zu dem die Heroen unserer Nationalliteratur die Bausteine gesammelt haben." Dem Musik- wie dem Literaturfreund sei das Buch warm empfohlen. J.—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 139. Dienstag, den 28. November, Abends. 1899.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

(Fortsetzung.)

3. Griechenland.

So hatte ich denn von Aegypten und Kleinasien wenigstens soviel gesehen, um einigermaßen eine Vorstellung vom Lande wie von seinen antiken Resten zu gewinnen; nun führte mich der „Senegal", ein guter französischer Dampfer, der an Comfort und aufmerksamer Verpflegung nichts zu wünschen übrig ließ, von Smyrna hinüber nach dem Mutterlande der Antike, nach Griechenland selbst. Nun war auch meine einsame Wanderung mit ihren Vorzügen und Nachtheilen zu Ende, denn am 10. April begann der große Archäologenausflug, welcher alljährlich vom Kaiserlich Deutschen Institut in Athen, und zwar unter Führung des ersten Secretärs, Prof. Dr. Wilhelm Dörpfeld, veranstaltet wird. Seit Dörpfeld als junger Architekt nach Griechenland ging, um als Genosse Heinrich Schliemann's bei den großartigen Ausgrabungen in Troja und Tiryns sowie als einer der Hauptleiter bei der so erfolgreichen Freilegung von Olympia mitzuwirken, gilt sein Name als einer der ersten in der wissenschaftlichen Welt, und man braucht ihn nur einmal reden zu hören und den falkenscharfen Blick seiner Augen zu beobachten, um zu wissen, daß dieser Mann sich nicht leicht täuscht, daß die kleinsten Spuren in einem zerstörten Tempelfundament und ein paar verwitterte Architravbrocken ihm genügen, das Ganze zu reconstruiren. Mit diesen Vorzügen des scharfen Denkers und erfolgreichen Finders verbindet Dörpfeld aber auch die Gabe fließender Rede und gewandter Darstellung, und wenn auch seine Erörterungen fast ausschließlich die Architektur betreffen und die übrigen Seiten der Antike nur gelegentlich streifen, so kann man sich doch nichts Besseres wünschen, als unter seiner Führung fast ganz Griechenland zu durchwandern und überall angesichts der antiken Reste selbst seinen lichtvollen Erklärungen zu lauschen. Man möchte es aber fast bedauern, daß diese Erkenntniß so allgemein geworden ist und daß daher heuer mehr als 40 Theilnehmer zusammenkamen, während es früher in der Regel nur etwa die Hälfte war; denn es versteht sich von selbst, daß ein solches Anschwellen der Karawane weder die Aufgabe des Führers erleichtert, noch auch die Bequemlichkeit der Theilnehmer erhöht, nicht nur in Hinsicht auf Verpflegung und Unterkunft, sondern vor Allem auch in Bezug auf die Uebersicht an den Ruinenstätten, welche durch die sich um den Vortragenden eifrig zusammendrängenden Zuhörer bisweilen beeinträchtigt wurde. Daß auch vier Damen sich betheiligten, gereichte nicht nur ihren Ehemännern, sondern auch vielen anderen Herren entschieden zur Freude und veranlaßte sie, ihre dienstbereite Ritterlichkeit bei jeder Gelegenheit in hellem Lichte strahlen zu lassen, während Andere weniger artig waren und heimlich zu brummen anfingen, wenn hie und da einmal auf die Damen gewartet werden mußte; im Ganzen aber muß man wirklich sagen, daß die Damen sich sehr tapfer hielten und im humorvollen Ertragen der Strapazen und Entbehrungen uns mit gutem Beispiel vorangingen. Im Uebrigen war unsere Gesellschaft so bunt wie möglich zusammengewürfelt, sowohl in Bezug auf Alter und Lebensstellung, wie auf Volkszugehörigkeit; wir zählten 18 Reichsdeutsche, 14 Oesterreicher (worunter 1 Czeche, 1 Italiener, 2 Polen, 1 Ruthene), 2 Dänen, 1 Holländer, 1 Belgier, 1 Franzosen und 2 Amerikaner. Der Lebensstellung nach dominirten natürlich die Gymnasiallehrer, aber auch Universitätsprofessoren und einige Archäologen von Fach waren vertreten; endlich hatten wir auch einen dänischen Architekten und einen Rittmeister a. D., sowie einen blutjungen Studenten, der sich in dieser Gesellschaft meist reiferer Männer wohl nicht recht zu Hause fühlte. Ehe wir aber uns Alle kennen lernten, dauerte es geraume Zeit, da zu Beginn der Tour versäumt worden war, eine quasi officielle gegenseitige Vorstellung zu vermitteln; man stellte sich zwar seinen nächsten Nachbarn vor, aber noch viele Tage nachher suchte Mancher, mit der gedruckten Theilnehmerliste in der Hand, „Nam' und Art" der ihm fremd Gebliebenen zu ermitteln, und da drei von den angemeldeten Herren ausgeblieben, dafür aber zufällig drei andere Herren im letzten Augenblick dazu gekommen waren, so führte dies zu mehreren drolligen Quiproquos. Als wir früh 7 Uhr auf dem Bahnhof zum ersten Mal zusammentrafen, um die Fahrt nach Korinth anzutreten, wurden wir zunächst in Gruppen von 3—5 Theilnehmern geordnet, die für die Dauer der Reise hinsichtlich der Quartiere und der Wagen zusammenhalten und an den Carenztagen, wo wir auf die mitgenommenen Conserven angewiesen sein würden, diese gemeinsam verzehren sollten, eine sehr praktische Einrichtung, die nur leider vielfach nicht aufrecht erhalten wurde. Da waren nun diejenigen am besten dran, die sich von früher her kannten, sei es von der Heimath oder von den letzten Tagen in Athen her; während bei diesen sehr bald eine fröhliche Reisestimmung Platz griff, getrauten sich Andere ziemlich lange nicht aus ihrer kühlen Reserve heraus. Am zugeknöpftesten verhielt sich der Franzose, ein junger Pariser, der nur den Belgier mit seinem Verkehr beglückte, während dieser, obwohl Wallone, ein sehr zugänglicher Herr war und mit rührender Geduld die französischen Sprechversuche über sich ergehen ließ, die ein lustiger Oesterreicher zu allgemeinem Gaudium an ihm verbrach. Dieser letztere, das enfant terrible der Gesellschaft, vermochte nur selten ernsthaft zu sein und seine Neigung zu guten und schlechten Witzen zu unterdrücken, und da ihm selbst bei den unbehaglichsten Situationen der Humor nicht ausging, ist sein Verdienst nicht gering anzuschlagen. Nicht minder heiter, wenn auch in anderer Art, war ein prächtiger schwäbischer Theolog, dessen unverfälschter Dialekt eine fortwährende Quelle lustiger Anzapfung bildete, während ein Herr aus Berlin durch die Sorgfalt seiner Toilette und die Umfänglichkeit seines Gepäcks unsere Spottlust herausforderte. Es war nämlich, im Hinblick auf den schwierigen Transport im arkadischen Gebirge, vorgeschrieben, das Gepäck auf das Allernothwendigste zu beschränken, und das hatten die Einen so aufgefaßt, daß sie nur mit Reisetasche und Plaid ausrückten, auf alle feineren Culturerrungenschaften heroisch verzichteten und sich einen wilden Räuberbart wachsen ließen, indeß die Anderen mit zwei bis drei Koffern erschienen und selbst im wildesten Arkadien nicht versäumten, ihre Wange lieblich zu glätten (obwohl unsere Damen uns dorthin nicht begleiteten). Man sieht, an Gelegenheit zu harmlosem Spott und amüsantem Menschenstudium fehlte es uns nicht, und da wir mit dem Wetter ein geradezu capitales Glück hatten — man könnte noch nachträglich das Gruseln bekommen, wenn man sich vorstellt, daß wir auf dem dreitägigen Gebirgsritt Regen bekommen hätten, bei den Wegen! — so hatten wir zunächst alle Ursache, guter Dinge zu sein. Die dreistündige Fahrt von Athen nach Korinth, an Eleusis und Megara vorüber, immer mit dem Blick auf die blauen Fluthen des saronischen Meerbusens, zuletzt über den absolut geradlinigen Canal von Korinth hinweg, war schnell vorüber, und nach einem hastigen Mahl im Bahnhofsrestaurant bestiegen wir die Wagen, die uns nach Altkorinth führten. Vor dem bekannten Tempel begann Dörpfeld seinen ersten Vortrag. Er selbst hatte einst hier Ausgrabungen veranstaltet; jetzt eben begannen die Amerikaner — ihr liebenswürdiger Chef Mr. Richardson

begrüßte uns — eine noch umfänglichere Freilegung. Man sieht es den noch stehenden 7 dorischen Säulen sofort an, daß sie sehr alt sind (7. bis 6. Jahrhundert v. Chr.), in der That haben wir hier den ältesten griechischen Tempel vor uns (abgesehen vom Heräon in Olympia, welches aber nur noch Säulenstümpfe aufweist, keinen Architrav, wie hier). Der grimme Mummius hat nicht geahnt, welch' unbezahlbaren Gefallen er der Nachwelt erwies, als er im Jahre 146 v. Chr. bei der großen Verwüstung Korinths gerade diesen ehrwürdigen Tempel verschonte. Höchst interessant ist auch die benachbarte, von den Amerikanern soeben freigelegte Quellanlage, an welcher man genau sehen kann, daß in ältester Zeit nur einfache offene Kammern ins Gestein gehauen waren, in welchen, vielleicht aus den üblichen Löwenköpfen, das Wasser herauskam; später, etwa zu Cäsar's Zeit, setzte man eine schlichte, aber zweistöckige Porosfassade darüber, und da diese oberflächlich abgehackt und mit Löchern durchsetzt ist, schließt man, daß das Prunkbedürfniß der Hadrianischen Zeit einen jetzt wieder verschwundenen Belag von Marmorplatten darauf heftete, sowie ein großes quadratisches Bassin mit einer nischengeschmückten Exedra davorsetzte. — Das sehr zerstörte Theater lohnt keinen Besuch. Leider entschloß sich nur ein kleiner Theil der Gesellschaft, die mit gewaltigen, meist mittelalterlichen Befestigungen versehene Burg Akrokorinth zu besteigen, und doch war der Blick von oben, trotz drohenden Regens, hervorragend schön; überblickt man doch westlich den Meerbusen von Korinth, darüber den schneebedeckten Parnaß, östlich den saronischen Meerbusen mit den Inseln Salamis und Aegina bis hinüber nach Athen, und südlich die grünen Schluchten des argolischen Gebirges. Wir mußten aber schließlich eilen und die Kutscher unsrer famosen zweirädrigen Karren (tsuka) antreiben, um in Heramilia den Zug zu erreichen, der die übrige Gesellschaft von Korinth her mitbrachte, und kaum saßen wir Alle glücklich im Zug, als ein tüchtiges Wetter losging — das einzige auf der ganzen Tour —, was uns aber nicht abhielt, die schöne und interessante Gebirgslandschaft zu bewundern und erwartungsvoll die Ohren zu spitzen, als die Stationen Nemea, Mykenä und Argos ausgerufen wurden. Doch ging's zunächst weiter bis Nauplia, das für die nächsten 3 Tage als Standquartier erkoren war. Leider mußten wir uns auf zwei Hotels vertheilen, da wir in einem natürlich nicht Platz fanden; und obwohl wir mit Betten und Verpflegung hier noch wohl zufrieden sein konnten, bedauerten wir natürlich lebhaft, nicht behufs vollständigen Bekanntwerdens gemeinsam speisen zu können, besonders aber, Dörpfeld nicht in unserer Mitte zu haben und von seinen Gesprächen noch etwas zu profitiren. — Die Stadt Nauplia ist ein dürftiges kleines Nest mit kaum 6000 Einwohnern, dem man es nicht ansieht, daß es einst, wenn auch nicht lange, die Residenz Otto's, des ersten Griechenkönigs, gewesen ist, und unser Respect wurde nicht gerade erhöht, als wir jeden Morgen vor Tagesanbruch durch die Milchweiber aus süßem Schlummer gestört wurden, da diese wohl eine Stunde lang mit dem gellenden Rufe γάλα, γάλα! (Milch) durch die Straßen rannten, um sodann von den Hornisten der kleinen Garnison abgelöst zu werden, die im Signalblasen einen Eifer entwickelten, der sich nur durch nahezu vollständige Taubheit der ganzen Garnison erklären läßt. Aber wundervoll ist die Lage des Städtchens an dem tief einschneidenden Meerbusen und vor Allem der Blick von der steilen Höhe der Festung Palamidi, und wir bedauerten Alle, daß unsere Tagesaufgaben uns nur einmal Zeit ließen, die 857 Stufen hinaufzusteigen, um dabei die primitive Einrichtung eines griechischen Zuchthauses und die von Türken und Venetianern abwechselnd gebauten und bestürmten Festungswerke zu besichtigen.

Am 11. April besuchten wir die Burg von Tiryns, die für den Unkundigen nur einen kleinen, mit unansehnlichen Trümmern bedeckten Hügel bedeutet, für denjenigen aber, der Bescheid weiß und den Plan schon vorher im Kopfe hat, eine Fülle archäologischen Genusses birgt. Es handelt sich hier um eine Palastanlage der mykenischen Periode, wie sie übersichtlicher und typischer nicht existirt, weder in Mykenä selbst noch auch in Troja. Die homerischen Gesänge sind zwar weit jünger, ihre Schilderungen entsprechen aber im Ganzen noch völlig diesen mykenischen Anlagen, und es ist von höchstem Interesse, an der Hand der Odyssee die Einrichtungen von Tiryns zu erklären. Da sieht man zunächst die gewaltigen cyklopischen Burgmauern, die jedoch einer gewissen Regelmäßigkeit (z. B. an den Ecken) nicht ganz entbehren, die Thorbauten und Säulenhallen, den großen Hof mit Altar und Opfergrube, das große Megaron der Männer, daneben völlig isolirt das kleinere der Frauen; selbst der von 4 Säulen umstandene Herd ist zu erkennen. Besonders interessant ist das Badezimmer, dessen Fußboden von einer einzigen gewaltigen Steinplatte gebildet wird; hier erhielten wir auch die erste Probe der Dörpfeld'schen Kunst, aus winzigen Spuren im Fundament auf Art und Material der Wände und Mauern zu schließen. Dörpfeld, welcher einst ja selber mit Schliemann die Ausgrabungen von Tiryns vornahm, war also der berufenste Interpret, und ich bedauerte lebhaft, daß sein Vortrag nicht noch länger war und noch mehr auf Einzelheiten einging — eine Anmaßung meinerseits, die wohl wenig Zustimmung gefunden hätte, denn erstlich meinte es die Sonne recht gut und erzeugte viel trockene Kehlen, und zweitens harrten die vom Hotel nachgesandten Burschen mit großen Futterkörben des Augenblicks, da sie ihre Vorräthe an kaltem Fleisch, Brod und Apfelsinen vertheilen durften. Auch Wein und Wasser, Teller und Gläser waren zur Stelle, und nun begann in den Trümmern der uralten Königsburg ein lustiges Schmausen, wie es die seligen Griechenhelden schwerlich besser hatten, höchstens saßen sie etwas bequemer als wir, da wir unsere Teller auf den Knien balanciren mußten. (In der Odyssee sitzt man auf Stühlen an kleinen Tischen; erst später kam es auf, bei Tisch zu liegen.) So wie heute gestalteten sich auch an den folgenden Tagen unsere Mittagsmahlzeiten, und man glaubt gar nicht, wie schnell sich selbst die Verwöhnteren in diese etwas primitive Beköstigung fanden, und Mancher, der ohne Butter oder Bratensauce nicht existiren zu können meinte und den recinirten (mit Harz versetzten) Landwein für ungenießbar erklärte, entwickelte bald, bei der fortwährenden lebhaften Bewegung in frischer Luft, einen so unheimlichen Appetit, daß die Diener, an ihrer Spitze der treue, alte Angelis, Dörpfeld's langjähriges Factotum, gar nicht flink genug springen und austheilen konnten, um die Ungeduldigen zu befriedigen. Sehr drollig war es auch, wie schnell selbst die des Neugriechischen völlig Unkundigen wenigstens die Ausdrücke lernten, die sie zum Essen brauchten, und nach zwei Tagen commandirte Alles krassi (Wein), nerò (Wasser), psomi (Brod), alati (Salz) 2c. so energisch, als hätten unsere Wiegen hart neben der Akropolis gestanden. Sobald wir abgetafelt hatten, führten uns die bereitstehenden Wagen in sonniger Fahrt durch die breite baumlose Ebene von Argos hinüber zum Heraion, dem einst hochgepriesenen Tempel der Hera, dem Nationalheiligthum des ganzen Gebietes. Hier hat aber die Zeit unbarmherzig gehaust; und weder von dem alten, höher gelegenen, 423 v. Chr. durch die Unvorsichtigkeit einer Priesterin entzündeten Tempel, noch von dem jüngeren, den das berühmte Goldelfenbeinbild der Göttin von Polyklet schmückte, ist mehr als das nackte Fundament übrig geblieben, so daß selbst Dörpfeld's Kunst ihm wenig Leben einhauchen konnte. Aber schön ist der Blick über die weite, von stolzen Bergen umrahmte Ebene bis hinüber nach der blauen Bucht von Nauplia, wohin wir alsdann zurückkehrten.

Am anderen Morgen um 6 Uhr saßen wir von Neuem im Wagen, um die vierstündige Fahrt nach Epidauros zu unternehmen, und zwar nicht nach der Stadt selbst, sondern nach ihrem Hieron, dem heiligen Bezirk des Asklepios. Wir wandten uns zunächst nach dem Theater, dem schönsten und besterhaltenen auf griechischem Boden. In vieler Beziehung bildeten die hier verlebten Stunden den Glanzpunkt unserer Tour. Nachdem Dörpfeld in ausführlichem und überzeugendem Vortrag seine Theorie des griechischen Theaters entwickelt und gezeigt hatte, daß auf diese Weise alle dunkeln Punkte ihre einfachste Erklärung finden, sollten wir durch den Augenschein belehrt werden, wie etwa der Umgang des antiken Chors auf der Orchestra sich ausgenommen hat, es wurden also 4 Soldaten, Evzonen in malerischer Tracht, angestellt, im langsamen nationalen Tanzschritt „einherzuschweben“. Sofort fanden sich aber die Rosselenker unserer Wagen sowie der wackere alte Angelis in seiner weißen Fustanella dazu, um die Kette der Tanzenden zu verlängern, und als wir das höchst eigenartige Bild eine Weile betrachtet hatten, stieg Dörpfeld selber hinunter und mit ihm zunächst die Ehepaare, schließlich auch noch die Mehrzahl der ledigen Herren unserer Gesellschaft und gab sich die größte Mühe, den einfachen Schwebeschritt der Einheimischen nachzuahmen und die Illusion einer antiken Vorstellung aufs trefflichste hervorzurufen. Schließlich wurde eine große Fahne gebracht, deren Träger sich in der Mitte der Orchestra, am Altar des Dionysos, aufstellte und sie kräftig schwenkte, — eine wahr-

hafte Feststimmung hatte sich Aller bemächtigt. Aber auch die glänzende akustische Beschaffenheit des Theaters konnten wir beobachten, da ein veritabler Grieche, der Leiter der hier eben ausgeführten Ausgrabungen, uns einen längeren Passus aus dem Philoktet vordeclamirte sowie auch ein Gesangsstück zum besten gab; es war erstaunlich, wie deutlich man selbst auf den obersten Sitzreihen — es sind deren 52! — jedes Wort verstand. — Von hohem Interesse waren auch die übrigen Gebäude des heiligen Bezirks, in welchem offenbar sich eine, von den Priestern des Asklepios geleitete, Heilstätte befand, wie zahlreiche Inschriftstelen, Säulenhallen und Fremdenzimmer, Ruhebänke für Kranke rc. beweisen. Etwas ganz Eigenartiges ist die Tholos, der Polykletische Rundbau, dessen Bedeutung noch nicht recht klar ist, dessen wunderbar gearbeitete Bauglieder aber ebenso bemerkenswerth sind wie das ganz wunderliche, aus drei concentrischen Ringen gebildete unterirdische Labyrinth; schon jetzt, wo es infolge der Zerstörung der Deckplatten offen liegt, wird man ganz verdreht, wenn man darin umherläuft (einer von uns probirte es). Daß die Priester oben in diesem Gebäude geschmaust haben — wohl bei festlichen Anlässen —, steht fest, wozu sie aber das Labyrinth benutzten, ob etwa zu Heilzwecken, oder um „Wunder“ zu verrichten, darüber zerbrachen wir uns vergeblich den Kopf, und selbst die phantastischen Lösungen, die unser lustiger Oesterreicher auf der langen Heimreise zum besten gab, vermochten nicht zu befriedigen.

Der nächste Tag führte uns nach Mykenä. Wir besuchten zunächst die beiden größten Kuppelgräber; das größte und besterhaltene, fälschlich Schatzhaus des Atreus genannt, eher wohl als Grab des Agamemnon anzusehen, ist ganz wundervoll, und äußerst fesselnd war es hier wieder, wie Dörpfeld aus winzigen Spuren nachwies, in welcher Weise das Thor und die Wandung mit Bronzeornamenten geschmückt und wie die seitliche, eigentliche Grabkammer angelegt und verziert sein mochte. Erstaunlich sind die riesigen Steinplatten, welche den Thürsturz bilden, und die alten Architekten wußten wohl, warum sie, bei ihrer Bauart der „falschen“ Gewölbe, gerade dort dieser Kolosse bedurften und warum sie dann wieder, um diese ihrerseits zu entlasten, jene bekannten dreieckigen Oeffnungen darüber aussparten; dieselbe Erscheinung findet sich am Löwenthor (am Burgeingang), wo ein gütiges Geschick uns in dem bekannten Löwenrelief die Zierplatte jener Oeffnung und damit vielleicht die älteste Skulptur unseres Erdtheils erhalten hat. Wir lagerten mehr als eine Stunde im Burgeingang, gerade mit dem Blick auf das Löwenthor, doch zu unserer Schande muß ich gestehen, daß unsere Aufmerksamkeit viel weniger dem ehrwürdigen Ornament als unsern Futterkörben galt, die wir hier leerten, und das Bild, welches der uns begleitende Photograph des archäologischen Instituts hier aufnahm, zeigt die Löwen oben und unten eingerahmt von lauter lustigen und gar nicht ehrfürchtigen Gesichtern. Sehr interessant war weiterhin die Besprechung der Schachtgräber, in denen Schliemann jene Unmenge von Goldschmuck fand, wobei er in seiner Finderfreude aber manches Wichtige zerstörte; der eigenthümliche Steinplattenkreis, dann weiter oben der alte Königspalast mit mehrfachen späteren Ueberbauungen gaben Anlaß zu einer Reihe scharfsinniger Bemerkungen. Leider hatte sich heftiger Wind erhoben, der dem Vortragenden nicht nur momentan das Sprechen sehr erschwerte, sondern auch wohl den Grund zu der Indisposition legte, die uns nachher beinahe unseres Führers beraubt hätte. Als wir am nächsten Tage (14. April) Nauplia definitiv verließen, um nach Argos zu gehen, mußte Dörpfeld sich angesichts des allerdings auch noch unausgegrabenen Theaters sehr kurz fassen und es uns allein überlassen, den Larisaberg zu besteigen; noch ahnten wir nicht, daß er noch kränker werden würde. Außerdem hatten wir noch einen anderen Schmerz zu überwinden: unsere Damen verließen uns, da wir nun dem unwirthlichen Arkadien zustrebten; sie kehrten nach Athen zurück, um sich erst in Olympia wieder mit uns zu vereinigen. Nachdem wir in den schmutzigen Garküchen von Argos schon einen Vorgeschmack von arkadischen Zuständen bekommen hatten, fuhren wir mit der Bahn durch öde, ziemlich eintönige Gebirgslandschaft unter fortwährend starker Steigung bis Tripolitza, der Hauptstadt Arkadiens mit 11000 Einwohnern, welche ganz den Eindruck eines großen Alpendorfs macht und rings von kahlen Bergen umgeben ist. Während unser gemeinsames Essen im Hotel Europa (sprich Evropi!) noch sehr befriedigend verlief, fingen die Quartiere an, schon recht arkadisch zu werden, und erforderten nachhaltigen Gebrauch von Insektenpulver; wir harmlosen Neulinge ahnten freilich nicht, daß es noch viel besser kommen würde. Als wir am folgenden Morgen uns versammelten, um den Marsch nach Tegea anzutreten, kam plötzlich die Kunde, Dörpfeld sei soeben ohnmächtig zusammengebrochen und zeige alle Merkmale starker Erkrankung. Das war ein Schreck! was sollte nun werden! wir konnten doch unmöglich den bevorstehenden dreitägigen Ritt durch das unwegsame Gebirge ohne seine Führung unternehmen! In sehr gedrückter Stimmung wanderten wir daher nach Tegea, von dem fast nichts erhalten ist, und nur vorübergehend vermochte uns der Gastwirth eines Dörfchens aufzuheitern, bei dem ein Trupp von uns einkehrte, um seinen Wein und Mastichaschnaps zu kosten; als wir nämlich bezahlen wollten und nach deutscher Sitte dabei die Anzahl der genossenen Gläser nannten, faßte der Biedermann dies jedesmal als eine neue Bestellung auf und rannte spornstreichs, um mit immer neuen Gläsern zu erscheinen, so daß wir völlig in die Stimmung des Goethe'schen Zauberlehrlings geriethen und große Mühe hatten, dem unerschöpflichen Weinquell Einhalt zu gebieten. Auf heißer staubiger Straße, unter wiederholtem Kampf mit bissigen Hunden, nach Tripolitza zurückgekehrt, überlegten wir beim Mittagessen, wie langweilig die für den Nachmittag geplante Fahrt nach Mantinea werden würde — als uns plötzlich die Kunde elektrisirte: Dörpfeld fährt mit! Noch sehr schwach, aber mit gewohnter Energie sich zusammenraffend, erklärte er die große elliptische Stadtmauer mit ihren zahlreichen Thoren und Thürmen; leider sind nur Fundamente zu sehen, und von dem Theater und den übrigen antiken Gebäuden, welche vor 10 Jahren die Franzosen freigelegt haben, sieht man fast gar nichts, weil die Bauern es für angemessener hielten, so viel als möglich wieder zuzuschütten und mit Getreide zu besäen.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Jesus und das Alte Testament in ihrer gegenseitigen Bezeugung. Zwei Vorträge auf theologischen Cursen gehalten von Theodor Walter, Pfarrer in Kochersteinsfeld. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1899. 1 ℳ 80 ₰. — Der erste Vortrag handelt von der Stellung Jesu zum Alten Testament und von der Bedeutung derselben für Kirche und Theologie. Er stellt fest, daß Jesus laut den Berichten der Evangelien die Erzählungen des Alten Testaments als geschichtliche Thatsachen, das mosaische Gesetz als göttlich geoffenbarte Wahrheit, das prophetische Wort als Gottes Wort betrachtet und sich selbst als den darin verkündigten Messias erkannt und bezeichnet hat. Aber aus der ganzen Art dieser Betrachtung ergiebt sich, daß Jesus sich als Herrn dieser Offenbarung innerhalb des göttlichen Heilsplanes gewußt und seine Befugniß zu selbständiger Anwendung derselben behauptet hat. Diese Autorität Jesu in beiden Beziehungen hat also der Christ, der sein Jünger ist, auch als Theolog festzuhalten und anzuerkennen, hat die Schrift zu nehmen, wie sie sich selber giebt, und sie sich selber erklären zu lassen. Der zweite Vortrag trägt den Titel: Jesus im Alten Testament, handelt also im Wesentlichen von der messianischen Weissagung, deren Betrachtung nach dem Maße des Selbstzeugnisses Jesu in einer Erkenntniß der Gottesoffenbarung besteht, die sich in geschichtlicher Bedingtheit vollzieht. In diesem Sinne wird ihre geschichtliche Entstehung im Alten Testamente nachgewiesen. Was aber ihre Erfüllung anlangt, so ist sowohl zu beachten, daß die Weissagung bei den Propheten weder nach Zeitfolge, noch nach Sachfolge geordnet, sondern gelegentlich in die Zeitgeschichte verflochten ist, als auch daß ihre hauptsächliche Erfüllung noch aussteht. Diese auf das Mindeste beschränkte Inhaltsangabe, die zur Kennzeichnung der Stellung in der Sache unentbehrlich war, kann natürlich keinen Einblick verschaffen in die Menge des beigebrachten Stoffes, der mit sorgfältiger Berücksichtigung aller Gegengründe übersichtlich geordnet ist, und in die klare überzeugende Entwickelung, die der Verfasser seinen Gedanken gegeben hat. Die Vorträge haben zweifellos ihren Zweck erreicht, junge Theologen von dem Vorhandensein und von dem Recht einer andern wissenschaftlichen

Digitized by Google

Auffassung der Sache zu unterrichten, als sie ihnen jetzt auf dem Katheder gegenüber tritt, und haben somit auch ihren bleibenden Werth. B. K.

— Die österreichische Los von Rom-Bewegung (60 Pf.). Leo Taxil. Ein Miniaturbild aus dem großen Verzweiflungskampfe der römischen Priesterherrschaft um ihren Bestand (30 Pf.) von Lic. theol. P. Bräunlich, Pfarrer in Wetzdorf. München, J. F. Lehmann, 1899. — Das erst genannte Heft erscheint als Nr. 2 der Berichte über den Fortgang dieser Bewegung, das zweite bildet wieder Nr. 1 einer neuen Serie von Flugschriften, die von Gottesgerichten über Rom handeln sollen. Was dieses Letztere anlangt, so kann es einen gewissen Werth haben, die ganze Skandalgeschichte in ihrem Verlauf noch einmal erzählt und dazu auch noch das Bildniß Leo Taxil's und die Unterschrift des Teufels Bitru geliefert zu bekommen; denn die einzelnen Zeitungsnummern hebt sich Niemand auf. Aber mehr konnte der Verfasser auch nicht bieten, als die Zusammenfassung aller dieser Zeitungsnachrichten. Von dem anderen Hefte verräth uns die Verlagshandlung, daß es in der Hauptsache den bekannten Münchener Vortrag des Verfassers enthalte, der wegen des fehlgeschlagenen Versuchs, ihn deshalb unter Anklage zu stellen, Beachtung verdiene. Das ist gewiß der Fall, aber wir müssen nun verrathen, daß bei veränderter Einkleidung alle Grundgedanken und alle Folgerungen daraus wesentlich dieselben sind, wie im ersten Hefte dieser Berichte (Wiss. Beil. Nr. 72). Der Verfasser sammelt ja unablässig neuen Stoff und bietet neue Kundgebungen aus Zeitungen und Briefen, aber um das Alles gehörig verarbeiten zu können, dazu schreibt er zu viel und zu schnell. In dem römischen Lager, gegen das er ankämpft, herrscht eine musterhafte Zucht und eine weise Arbeitstheilung: jeder Angriff ist von lange her vorbereitet, jeder mögliche Zwischenfall des Kampfes im Voraus berücksichtigt, an jeden Platz der rechte Mann gestellt. Wer hier etwas ausrichten soll, muß sich entsprechend rüsten, und wer mit schnell hingeworfenen Flugschriften dieser Macht schaden will, muß ein Luther sein und daneben noch sich der günstigen Vorbedingungen einer Reformationszeit erfreuen. Auch gab es zu Luther's Zeit noch keine jesuitische Organisation der römischen Kirche. B. K.

— Goethe's Iphigenie (Goethe-Schriften 1) von Kuno Fischer. Dritte durchgesehene Auflage. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung 1900. — Der bekannte und viel besprochene Festvortrag, den Kuno Fischer am 26. Mai 1888 gelegentlich der vierten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar gehalten hat, liegt jetzt in 3. Auflage vor — ein Erfolg, den wohl wenige literarische Festreden zu verzeichnen haben werden. Wie an genanntem Tage die gespannteste Aufmerksamkeit sowie der lebhafteste Beifall die Worte des Redners begleiteten, so hat die gedankenreiche, anregende und warmempfundene Darlegung auch im Drucke in weiteren Kreisen bewundernde Leser gefunden. Bekanntlich legt Kuno Fischer besonderes Gewicht auf den religiösen Charakter der Iphigenie, auf ihre „Mission“ und ihr „stellvertretendes Leiden“ und glaubt insofern, dem Goethischen Stücke einen specifisch christlichen Charakter vindiciren zu dürfen. Dies ist der Kernpunkt des Vortrags, er ist es auch geblieben in dieser durchgesehenen Auflage. Es kann hier nicht der Ort sein, nochmals die oft schon ventilirte Frage, inwieweit diese Auffassung berechtigt ist, zu erörtern; es genüge, nochmals festzustellen, daß die geistvolle Art, in der der Verfasser sein Oxymoron vertritt, sympathisch berührt. Ein besonders feinfühlig geschriebener Abschnitt ist der sechste: „Iphigenie in Weimar und in Italien“. Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Historische Vierteljahrsschrift, herausgegeben von Gerhard Seeliger. II. Jahrgang 1899. (Neue Folge der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Der ganzen Folge 10. Jahrgang.) Heft 3 und 4. Leipzig, B. G. Teubner. 1899. 8°. — Zehn Jahre sind bereits vergangen, seit Quidde den damals freudig begrüßten Versuch einer neuen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft machte. Manche Wandlungen hat diese Zeitschrift erfahren; aber noch heute gilt es wie damals, daß sie einem Bedürfniß entspricht und daß sie diesem Bedürfniß in vortrefflicher Weise abhilft. Auch die beiden uns vorliegenden Hefte zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts aus. Zur Geschichte des Alterthums hat diesmal nur Curt Wachsmuth einen Beitrag geliefert, eine fesselnde König-Geburtstagsrede über das Königthum der hellenistischen Zeit, insbesondere über das durch die preußischen Ausgrabungen uns näher gerückte Königthum von Pergamon, das sowohl wegen seiner eigenartigen, die dynastische Gewalt mit der althergebrachten freien Stadtverfassung vereinigenden Organisation als namentlich wegen der Förderung aller Künste und Wissenschaften auch das Interesse weiterer Kreise verdient. In die Zeit der Völkerwanderung führt uns Ludwig Schmidt, der die von ihm schon früher aufgestellte Ansicht, daß der Uebergang der Vandalen nach Afrika mit Unrecht dem Statthalter Bonifacius zur Last gelegt wird, diese Bezichtigung vielmehr wohl auf eine erst ein Jahrhundert später am Hofe zu Byzanz aufgekommene Legende zurückzuführen ist, nochmals gegen O. Seeck auf Grund einer eingehenden Kritik des Prokop, des Prosper und der anderen in Betracht kommenden Quellen vertheidigt. Sonst ist das Mittelalter nur durch kleinere Mittheilungen von Ernst Mayer über eine merkwürdige, das baierische Herzogthum und seine Uebertragung durch Kaiser Otto I. an Herzog Heinrich betreffende Stelle des althochdeutschen Leich de Henrico, von K. Uhlirz über die Frage, wann die feierliche Bestallung des Kaisers Otto I. in Magdeburg stattgefunden habe, die er auf Grund von Urkundendatirungen beantwortet, von H. Simonsfeld über die Wahl König Friedrich's I. (im Anschluß an Rob. Holtzmann's Untersuchung im 1. Bd. der Vierteljahrsschrift) und von Luigi Colini-Baldeschi über die Berufung eines Deutschen, Wilhelm, in die Stelle eines Schulmeisters der Stadt Macerata in der Mark Ancona (1398) vertreten. Nicht blos der weitaus umfangreichste, sondern auch wohl ohne Frage der wissenschaftlich werthvollste Aufsatz der beiden Hefte ist die Arbeit von Walter Struck „Gustav Adolf und die schwedische Satisfaction“. Der Verfasser, dem wir bereits mehrere gute Monographien zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges in der Zeit Gustav Adolf's und den Jahren nach seinem Tode verdanken — ungefähr gleichzeitig mit der vorliegenden Arbeit ist sein Buch „Johann Georg und Oxenstierna“ erschienen —, beschäftigt sich mit der so vielseitig interessanten Frage, was Gustav Adolf mit seinem Eingreifen in die deutsche Frage eigentlich gewollt habe; er will die Frage nicht endgiltig lösen, sondern mehr die kritischen Gesichtspunkte aufstellen, nach denen sie zu beantworten ist, wobei ihm neben den Aeußerungen des Königs selbst und der Kenntniß der von ihm befolgten Politik namentlich auch die Kenntniß der Politik Oxenstierna's von größter Wichtigkeit scheint, weil dieser nach des Königs Tode durchaus in seinen Bahnen weiter zu wandeln suchte. Eine genaue Kenntniß der Literatur, sowie der vielen Materialien des Dresdener und Weimarer Archivs befähigt den Verfasser, sich ein eigenes Urtheil über die Frage zu bilden. Ohne uns in die Einzelheiten der umfänglichen Arbeit einzulassen, möchten wir nur als Ergebniß hervorheben, daß die Erhaltung der schwedischen Dynastie eine protestantische Politik des Königs als durchaus nothwendig erscheinen ließ; sein Kampf für den Protestantismus erfolgte ebenso wohl im Interesse seiner Macht, als in dem des Protestantismus selbst. Um letzteren dauernd in Deutschland zu erhalten, strebte Gustav Adolf nach dem Erwerb eines deutschen Territoriums (Pommern); er wollte Mitglied des Reiches bleiben. Er strebte ferner nach einem Bunde der norddeutschen evangelischen Stände (wohl außer Kursachsen), dessen Leitung er für sich in Anspruch genommen hätte. Nicht aber hat er an eine Erwerbung der Kaiserkrone gedacht. Gustav Adolf erscheint durchaus als eine Persönlichkeit von welthistorischer Bedeutung, und man kann nur bedauern, daß ein früher Tod ihm die volle Erreichung seiner Ziele vereitelt hat; die Befürchtung, daß Deutschland ein schwedisches Land geworden wäre, ist kaum gerechtfertigt; viel eher wären er und seine Nachfolger über dem Bestreben, ihr deutsches Herrschaftsgebiet zu behaupten, zu Deutschen geworden. Sein Verdienst bleibt es, dem Protestantismus, als er völlig am Boden lag, aufgeholfen, der römischen Reaction Halt geboten zu haben; „recht als Held für seinen Glauben ist er gefallen“. Er hat ferner mehr als irgend ein Anderer das alte Reich mit einem habsburgisch-katholischen Kaiserthum als Spitze zersprengt und einem deutschen Staatswesen auf protestantischer Grundlage vorgearbeitet. — Als ein Beitrag zur Biographie Ranke's sind von Interesse die dessen Berufung nach München betreffenden Briefe des Königs Max an den Minister v. Zwehl und König Friedrich Wilhelm's IV. an Max aus dem März 1853, die Heigel veröffentlicht. — Kritiken und kleine Mittheilungen, darunter Nachrufe an den Geographen Kiepert, den Director der Wiener Hofbibliothek v. Zeißberg, den Kirchenhistoriker v. Weizsäcker u. A. schließen die Hefte. Beigegeben ist ihnen der 2. Theil der von Oscar Maßlow bearbeiteten Bibliographie zur Deutschen Geschichte 1898/99. —m—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 Pf, für auswärts mit 1 M 64 Pf (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 Pf.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 140. Donnerstag, den 30. November, Abends. 1899.

Eine Studienfahrt zu den Alterthümern des Orients.

Von Dr. Paul Pfitzner.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage führte uns die Bahn nach Megalopolis, leider nicht ganz, die Bahn war nämlich erst im Bau, und eine gute Stunde vor der Stadt mußten wir den Zug verlassen und den Weg zu Fuß fortsetzen, indem wir auf dem unfertigen Eisenbahndamm in glühender Mittagssonne einherkraxelten und es so wenigstens vermieden, durch die Bäche waten zu müssen, durch welche der eigentliche Weg führte. Zum Glück hatte Dörpfeld, um dessen Befinden wir natürlich noch sehr in Sorge waren, ein Pferd aufgetrieben, so daß er Nachmittags frisch genug war, uns das große Theater und das dicht dahinter liegende Thersilion zu erklären, ein großes Versammlungsgebäude für 10000 Arkadier, dessen ingeniöse Säulenstellung einem höchst eigenartigen Gesetze folgt. Sehr interessant war Dörpfeld's Nachweis, daß die Fassade dieses Gebäudes in früherer Zeit dem Theater als Hintergrund für die szenische Darstellung gedient hat und daß man erst später, in römischer Zeit, ein andres Proskenion baute und vielfache Veränderungen vornahm. Die wachsende Lebhaftigkeit, mit welcher Dörpfeld seine Ansichten gegen die verfehlten Deutungen der hier thätig gewesenen englischen Schule ins Feld führte, erfüllte uns mit froher Hoffnung auf seine völlige Genesung. Sodann überschritten wir springend oder watend den Helisson, um drüben noch einige Tempelreste aufzusuchen; dann kehrten wir nach der Stadt zurück, mußten aber noch lange warten, bis die Quartierfrage erledigt war. Hier war nämlich die europäische Cultur definitiv zu Ende; während aber das unter Aufsicht unseres wackeren Angelis gekochte Hammelfleisch noch ganz passabel schmeckte und die in dem kleinen Café am Markt vorgenommene Abfütterung sehr primitiv, aber gerade deshalb ganz gemüthlich und lustig war, befiel uns doch ein gelindes Grauen, als wir unser Quartier besahen. Wir kamen, acht Mann zusammen, in ein Privatlogis, in ein Haus nahe dem Markt, das gewiß nicht schlechter war als die übrigen; vier Mann campirten auf der Diele, die anderen hatten Betten, aber was für welche! starrend von Schmutz! und die zahllosen großen Löcher im Kalkbewurf der Mauer sahen mir ganz wie Wanzenherbergen aus — und sie waren's auch. Dennoch haben wir lange nicht soviel gelacht wie hier, denn erstlich gelang es nur nach langer Rede, die gute alte Wirthin von der Nothwendigkeit eines Waschbeckens und eines Wasserglases (für alle 8!) zu überzeugen und zweitens waren alle Mädchen und Kinder der Nachbarschaft zusammengeströmt, um sich unter lebhaftem Schwatzen und Kichern die merkwürdigen Fremdlinge anzusehen; sie füllten halb die Stube, betrachteten mit großem Staunen unsere zusammenschiebbaren Trinkbecher und Eßbestecke und machten durchaus keine Miene zu gehen, als wir uns auszukleiden begannen; und als wir sie endlich mit sanfter Gewalt hinausbugsirt hatten, setzten sie ihren angeregten Meinungsaustausch noch lange auf dem Flur fort. An Schlafen war ja so bald doch nicht zu denken, trotz verschwenderischer Anwendung von Insektenpulver. — Wie schnell war aber die schlechte Nacht vergessen, als wir am anderen Morgen in die wundervolle romantische Gebirgslandschaft hineinritten! Eine Felswildniß mit tief eingerissenen Schluchten nahm uns auf, als wir die Ebene von Megalopolis hinter uns gelassen hatten; überall grüßten die bunten Sterne südlicher Frühlingsblumen vom Boden (besonders die strahlend rothe Anemone fulgens) und aus den Büschen erklang — wir trauten erst unsern Ohren nicht — der lockende schluchzende Schlag der Nachtigall. Die Kehrseite der Medaille war allerdings der Weg, der eigentlich kaum ein Weg zu nennen war, und Mancher von uns, der noch nie auf einem Gaul gesessen hatte oder doch mit Mißtrauen auf das Holzgerüst geklettert war, das die Herren Griechen für einen Sattel ansehen, war nicht recht in der Lage, die Naturschönheiten des Tetrasigebirges zu bewundern; denn es ist nicht Jedermanns Sache, statt der Steigbügel nur lockere Strickschlingen zu haben, die am Holzrand des Sattels befestigt sind, und es ist noch weniger erfreulich, wenn das störrische vielgeprügelte Maulthier auf Lenkversuche überhaupt nicht reagirt, weil es statt zweier vernünftiger Zügel nur einen Strick an der Kinnlade hat, und erst nachdem die eigensinnige Bestie ein paar Mal durch stachliches Gestrüpp gegangen oder unter niedrigen Aesten, die den Reiter ins Gesicht schlagen, durchgesaust ist, kommt man dahinter, daß man es wie die Treiber machen muß, die das Thier z. B. auf die rechte Seite des Halses schlagen oder stoßen, wenn es nach links gehen soll. Man könnte ja einwenden, daß in unserem Falle alle Lenkversuche überflüssig waren, man brauchte ja nur hübsch in der Reihe zu bleiben; aber leider waren Manche von uns nicht dazu zu bringen, sich dicht hinter ihrem Vordermann zu halten, so daß unser Gänsemarsch eine endlose Länge annahm und für die Letzten die Gefahr eintrat, die führende Spitze ganz zu verlieren, und daher war es ganz in der Ordnung, daß die am Ende Befindlichen jede Verbreiterung des schmalen Pfades benutzten, um die Säumigen zu überholen und Anschluß nach vorn zu gewinnen. Dagegen war es nicht zu rechtfertigen, wenn auch im vorderen Theile des Zuges, wo wir keine derartigen Lücken aufkommen ließen, die Ueberholung der Vordermänner als Sport betrieben wurde. Jeder unserer Agogiaten (Treiber) besaß nämlich drei bis vier Thiere, die aneinander gewöhnt waren; ging nun einer der Reiter aus der Reihe nach vorn, so drängten die zugehörigen Thiere, ohne Rücksicht auf ihre Reiter, dem Leitthiere nach, und da unterdessen die Verbreiterung des Weges meist zu Ende war, gingen sie über Stock und Stein, durch Gestrüpp und Dornen, ebenso zum Aerger ihrer eigenen Reiter, wie der Vordermänner, zwischen denen sie sich, meist an ungeeigneter Stelle neben dem Abgrund, eindrängeln mußten. Da nun einer der Herren, dem gerade seitte Jugend hätte Zurückhaltung auferlegen müssen, trotz wiederholter Bitten und Vorstellungen immer wieder derartige Scenen herbeiführte und die Anderen an schlechten Wegstellen in directe Lebensgefahr brachte, so kam es zu gereizten Auseinandersetzungen, welche den zunächst Betheiligten die Reiselaune erheblich beeinträchtigten. Merwürdiger Weise ereignete sich aber gerade an den gefährlichsten Stellen des unglaublich zerrissenen, oft steil über Felsgeröll führenden Pfades kein Unfall, und wenn einige Reiter abgeworfen wurden, so geschah es an ebenen Stellen auf weichem Boden, so daß keiner der Betroffenen zu Schaden kam. Nur einer blieb dabei mit dem Fuße hängen, wurde eine Strecke geschleift und von den Hufschlägen getroffen, aber auch er kam mit bloßen blauen Flecken davon. Es ist erstaunlich, wie sicher und vorsichtig unsere Maulthiere auf den für sie äußerst anstrengenden steilen Steinpfaden waren, während sie auf ebenem Wege öfters stolperten.

Die erste Unterbrechung erfuhr unser Ritt bei den einsam liegenden Trümmern von Lykosura. Der Tempel der Despoina wurde genau erklärt; auch eine große Wasseranlage mit einem dreifachen Bassin verdient Erwähnung. Dann verzehrten wir das übliche kalte arnaki (Hammelfleisch), das Angelis von Megalopolis mitgenommen hatte, und gegen 12 Uhr kletterten wir wieder auf unsere Maulthiere, um auf immer schwieriger werdenden Pfaden der Paßhöhe des Tetrasigebirges zuzustreben. Dörpfeld wollte diesmal einen anderen Weg ein-

schlagen als sonst und hatte daher einen angeblich wegkundigen Führer gemiethet, aber bald zeigte sich, daß dieser Schlingel den Weg selber nicht wußte. Wir gelangten daher nach 2 Stunden auf einen zu weit südlichen Paßübergang, von welchem sich allerdings ein entzückender Blick auf das ganze Gebirge, besonders aber auf den mächtigen schneebedeckten Rücken des Taygetos eröffnete, dann aber begann ein Abstieg, wie ihn die meisten von uns „Stubenhockern“ sicher noch nicht erlebt hatten. Nachdem wir erkannt hatten, daß wir, um unser Ziel zu erreichen, weiter nordwärts biegen mußten, blieb uns nichts übrig als den bisher verfolgten sogenannten Weg zu verlassen und in wechselnder Richtung bald über spärlich bewachsene Aecker und deren Umfassungsmauern, bald über Felswüsten weg uns einen Weg zu suchen, meist natürlich den Gaul am Zügel führend, und wir waren herzlich froh, als endlich Angelis, mit seiner Bärenstimme einen weit entfernten Hirten anrufend, die Kunde erhielt, daß wir die rechte Richtung hatten. Noch eine böse Strecke, wo wir, in eine lange Linie aufgelöst, auf glattem Steingeschiebe mehr abwärts glitten als schritten — Dörpfeld ließ diese Position durch den Photographen in einem wohlgelungenen Bilde verewigen! —, dann endlich konnten wir schweißtriefend wieder aufsitzen und das letzte Stück unserer beschwerlichen Tagesleistung ziemlich gemächlich zurücklegen. Wir kamen dabei noch an der Bergfeste Eira vorüber, in welcher sich der Messenierkönig Aristomenes elf Jahre lang gegen die spartanische Uebermacht vertheidigte, doch nur einer von uns besaß die Spannkraft, hinaufzuklettern und die spärlichen Mauerreste zu betrachten. Als wir gegen Abend das kleine Dörfchen Kakaletri erreichten und unsere müden Knochen auf einem Mauerrand vor der elenden kleinen Kneipe ausstreckten, in welcher außer einem Schluck rezinirten Weins nichts zu haben war, kam noch eine lange Geduldsprobe, wir mußten nämlich warten, bis die Männer vom Felde heimgekehrt waren, und dann hatte Dörpfeld noch lange zu verhandeln, ehe wir auf die einzelnen Hütten vertheilt und die Preisforderungen auf ein entsprechendes Maß herabgedrückt waren. Es war schon dunkel, als wir letzten sieben Mann den steinigen Fußweg nach unserem „Logis“ hinauftappten. Das war eine nette Bescheerung! Eine kleine Hütte, einen einzigen Raum enthaltend, darin eine blasse Frau mit etlichen kränklichen, hustenden und heulenden Kindern; ein schwarzes Schweinchen kam uns auf der Schwelle entgegen und wurde mit einem sanften Fußtritt hinausbeschleunigt; das Hühnervolk zu verscheuchen, war nutzlos, es kam immer wieder. Mobiliar fehlte gänzlich, weder Tisch noch Stuhl war zu sehen, nur eine Bank oder Truhe lief an einer Wand hin. Eine winzige qualmende Oellampe gab ein unsicheres Licht; wir tafelten daher auf den Steinfliesen vor der Thür und ließen uns vom aufgehenden Monde leuchten. Hier packten wir zum ersten Male die in Athen gekauften Conserven aus — die meinigen waren übrigens herzlich schlecht — und sogar etwas Warmes erhielten wir, da der in seiner Art ganz freundliche Hauswirth von einem wohlhabenderen Nachbar Eier erstand und für uns kochte. Sein Wein war freilich schlechterdings nicht zu genißen, und wir zogen es vor, noch einmal zu jener kleinen Kneipe hinunterzusteigen, wo der Wein ziemlich trinkbar war, um uns durch einen Nachttrunk gegen das bevorstehende Lager etwas „abzuhärten“. Dann streckten wir uns auf die Dielen (zum Glück war es bei der mangelhaften Beleuchtung nicht möglich, die daraufliegenden Decken näher zu besichtigen), bestreuten uns so dick wie möglich mit Insektenpulver und — schliefen, d. h. meine Nachbarn schliefen und schnarchten, theilten auch ab und zu, im Schlafe um sich schlagend, Rippenstöße aus, da wir sehr eng lagen, bis endlich auch ich das Husten der Kinder nicht mehr hörte und das Jucken nicht mehr fühlte — —. Mit dem Morgengrauen standen wir auf; das Waschgefäß war ein kleiner Topf mit Wasser, doch ließ sich mit Hilfe des Schwammes immerhin eine sogenannte Katzenwäsche ausführen; bedauerlicher war, daß unser Wirth erklärte, Kaffee gebe es nur bei reichen Leuten, er aber sei arm. Ich erregte daher den Neid meiner Kameraden, als ich ein vorsorglich aufgehobenes Ei vom Abend zuvor und eine Brodkruste aus der Tasche holte, ich brauchte doch nicht hungrig auf den Gaul zu steigen, während die anderen sich mit einem Mastixschnaps unten in der Kneipe begnügen mußten. Um 6 Uhr ritten wir ab und kamen bald an ein Flüßchen, wo auf allgemeines Verlangen Halt gemacht und eine gründliche Waschung vorgenommen wurde — ein famoses Bild! —, dann ging es auf Wegen, die den gestrigen so ähnlich waren „wie ein faules Ei dem andern“, bergauf, bergab, bis nach 3 Stunden der herrliche Apollotempel von Bassä (Phigalia) vor uns auftauchte. Ein zauberhafter Anblick! Rings die romantisch-schöne Gebirgseinöde, kaum von ein paar Hirten belebt, in der Ferne der sonnenbeglänzte Schneerücken des Taygetos und der dunkle Tafelberg Ithome, im Westen das Meer mit der Insel Zante; und hier oben, dicht am Gipfel des Kotilion, prangt in staunenswerth guter Erhaltung der Tempel, welchen Iktinos, der Baumeister des Parthenons, um 419 v. Chr. für die Phigaleer errichtete. Nur drei von den 38 Säulen der Ringhalle sind gestürzt, noch liegt rings der Architrav an seinem Ort, und die höchst merkwürdigen Innenquerwände der Cella mit den Halbsäulen sind wenigstens aus den Spuren ebenso sicher nachzuweisen wie überhaupt die ganze ungewöhnliche Anlage des Innern. Als trotz der äußerst interessanten Erklärungen in unsern prosaischen Gemüthern sich der Hunger meldete, wurden wir durch die Mittheilung überrascht, daß es etwas ganz Extraes gebe: Angelis hatte mit Hilfe der Hirten soeben einige Hammel am Spieß gebraten, nun zerlegte er diese lieblich duftenden und fein knusprigen Thierchen mit dem Beil in kräftige Portionen, indem er eine vor dem Tempel liegende große Säulentrommel als Hackblock benutzte; ein Jeder stach sich mit seiner Taschengabel ein Stück an, holte aus Angelis unergründlichem Sack ein Stück Schwarzbrod und suchte sich ein geeignetes Trümmerstück als Sitz. Wein und Wasser war auch zur Hand, und ich weiß mich kaum einer Mahlzeit zu erinnern, wo es uns so prächtig geschmeckt hat wie hier! Wir hatten aber eine solide Stärkung auch nöthig, denn noch volle sechs Stunden beschwerlichen Rittes standen uns bevor, und als wir um 12 Uhr abritten, brannte die Sonne unbarmherzig. Die Wege waren nicht ganz so halsbrecherisch wie gestern, obwohl wir auch heute wiederholt absteigen und die Thiere führen mußten. Nur in Andritsäna machten wir kurze Rast; erst als die Sonne sank, erreichten wir die letzte Paßhöhe, von welcher sich ein so wundervoller Blick auf das Alpheiosthal und die gewaltige Bergkette im Norden des Peloponnes (Erymanthos und Chelmos mit Schnee bedeckt) aufthat, daß wir Alle in laute Rufe der Bewunderung ausbrachen. Dazu war hier die Vegetation von großer Fülle und Lieblichkeit, ganze Waldungen von Laurocerasus, Arbutus und Erica arborea umgaben und überspannten unsern Weg, und als wir im Dorfe Zacha eintrafen und zu unserer angenehmen Ueberraschung die Quartiere weit besser fanden als gestern, waren wir trotz des neunstündigen Rittes sehr vergnügt und gingen mit Feuereifer an die Vertilgung unserer Conserven. Zwar lagen wir auch hier auf der Diele und mußten fortwährend die kleinen Hühner verscheuchen, die piepsend zwischen unseren Lagern herumspazierten, aber die Decken waren sauber, die Wirthsleute freundlich und dienstwillig, und am nächsten Morgen schwelgten wir in Milch und Kaffee nach Herzenslust. Der knappe Tagesritt, der uns nun nach Olympia brachte, war viel weniger anstrengend als zuvor, da der Weg weit menschlicher und vielfach eben war; nur die große Hitze spielte Einigen übel mit. Eine amüsante Unterbrechung bereitete ein dreifacher Flußübergang. Wir mußten nämlich entweder mit Hilfe der Fähre dort übersetzen, wo Alpheios, Ladon und Erymanthos schon vereinigt sind — was bei der Prellsucht der Fährleute für unsere Karawane ein theurer Spaß geworden wäre — oder wir mußten die drei Flüsse vor ihrer Vereinigung einzeln passiren. Dörpfeld wählte das letztere, was übrigens wohl harmloser war als es aussah; zwar beim Ladon, dem größten Flusse, mußte man die Füße schon gehörig heraufziehen, um nicht naß zu werden, und es war ziemlich umständlich, ehe nach uns auch die Agogiaten, zu zweit auf einem Thier, und das Gepäck hinüber geschafft waren. Nur ein Gepäckgaul stolperte im Wasser und die bescheidenen Leute, die ihre kleine Tasche bei sich hatten, freuten sich boshafterweise über die noblen Kofferbesitzer, die lange in Ungewißheit schwebten, wessen Koffer nun eigentlich eingeweicht sei. — In Olympia waren wir der Cultur zurückgegeben — wenigstens äußerlich, da wir wieder in Betten schliefen und an der table d'hôte aßen; daß selbst hier, wo man 18 Frcs. Gold (14,70 ℳ) für die Tagespension bezahlt (wir zahlten allerdings weniger), die Betten voll Ungeziefer waren und bei Tisch große Unsauberkeiten vorkamen, gehört nun einmal zu den griechischen Nationaleigenthümlichkeiten. Spaßeshalber sei nur folgendes Exempel erwähnt: man hatte nur soviel Kaffeetassen, um zunächst zwei von den sechs Tafeln mit dem schwarzen Mokka zu versehen, der hier immer den Beschluß der Mahlzeit bildet; als die erste Serie ihren Kaffee getrunken hatte, wurden die Tassen, wie sie

waren, vor unseren Augen wieder gefüllt und der dritten und vierten Tafel präsentirt, und die beiden letzten Tafeln hatten die Freude, die schon zweimal benutzten Tassen ein drittes Mal zu benutzen. Ueber die Art, wie gelegentlich ein gebrauchter Teller gesäubert und wieder vorgesetzt wurde, will ich lieber schweigen — —, aber wer es von uns sah, verschwor von Stund' an alles Philhellenenthum. — Um so größer war der ideale Genuß unseres viertägigen Aufenthalts. Dörpfeld selbst ist ja einer der Hauptleiter der riesigen Ausgrabung gewesen, durch welche in den Jahren 1875—81 auf Kosten des Deutschen Reichs der ganze heilige Bezirk freigelegt wurde, daher war es ganz besonders interessant, durch Dörpfeld's eingehende Erklärungen sowohl über den Gang und die Art der Ausgrabung wie über die Bedeutung und die Reconstruction der leider sehr zerstörten Trümmer Genaueres zu hören. Wie lauschten wir, als er schilderte, wie die berühmten Giebelgruppen des Zeustempels nach und nach aus einer byzantinischen Festungsmauer, die man niederriß, herauskamen, wie die strahlende Schönheit des praxitelischen Hermes aus den Lehmmassen des Heraions emportauchte; und wie fluchten wir innerlich, als er von der Auffindung eines mittelalterlichen Kalkofens erzählte, in welchem Hunderte von Trümmern der kostbarsten antiken Marmorstatuen, schon bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, von unwissenden Barbaren hatten zu Kalk verarbeitet werden sollen. Nun wurde uns freilich klar, warum von dem Wald von Meisterwerken, der einst hier gestanden, so wenig erhalten geblieben ist, und warum wir über wichtige Partien der Kunstgeschichte und über so bedeutende Künstler so wenig Gewisses wissen; konnte denn die segensreiche Ueberschwemmung des Kladeos, die eine 4—6 Meter hohe Sandschicht auf die ganze Herrlichkeit deckte, nicht ein paar Jahrhunderte eher kommen? Dann wäre wahr geworden, was Winckelmann hoffte, welcher alle Museen Europas mit den Statuen Olympias zu füllen gedachte. So aber müssen wir froh sein, daß wenigstens die zerweichte Lehmziegelwand des Heraions dem köstlichen Hermes ein weiches Bett bereitete, aus dem er jetzt in strahlender, mit Worten nicht zu beschreibender Schönheit erstanden ist; wie reich muß das Alterthum an unvergleichlichen Meisterwerken gewesen sein, da dieser Hermes nicht einmal sonderlich berühmt gewesen zu sein scheint, denn außer dem redseligen Pausanias erwähnt ihn keiner der alten Schriftsteller. Uebrigens ist dieser Pausanias nicht mit Gold aufzuwiegen, denn nur seiner ausführlichen und im Ganzen gewissenhaften Beschreibung verdanken wir es, wenn wir fast alle Bauwerke des großen Bezirks mit ziemlicher Sicherheit deuten können, und selbst der Plan, nach welchem die Aufdeckung vor sich ging, war seinen Angaben entsprechend aufgestellt worden. Auch jetzt hatte Dörpfeld bei seinen Vorträgen stets den Pausanias zur Hand und es war höchst lehrreich, wie er in ihm mit seiner Kritik die Entstehung einiger Irrthümer erklärte und wie er weiterhin bei der Besprechung der großen Tempel in der Ausdeutung winziger Standspuren und der Combination von Merkmalen, die dem Laienauge völlig entgehen, Erstaunliches leistete. Wo der Laie nur ein unabsehbares ödes Trümmerfeld sieht, wuchs vor unseren Augen die ganze Herrlichkeit des antiken Festgebiets in die Höhe, und es war am Morgen des letzten Tages, wo kein Vortrag mehr stattfand, ein Hochgenuß, noch einmal Alles zu recapituliren, die benachbarten Hügel zu nochmaligem Ueberblick zu ersteigen und schließlich im Museum vom Hermes und von den Giebelgruppen des Zeustempels Abschied zu nehmen.

Fast hätte ich vergessen zu bemerken, daß die in Argos verabschiedeten Damen nun wieder zu uns gestoßen waren; eine weitere Bereicherung erfuhr unsere Gesellschaft durch den Anschluß eines deutschen Prinzen, des Schwagers unseres Kaisers, der sich durch die Schlichtheit seines Auftretens und sein lebhaftes Interesse für unsere Wissenschaft sehr bald unsere Sympathien gewann.

Am Nachmittag des 23. April führte uns die Bahn nach Patras, und von da brachte uns ein besonders gemietheter griechischer Dampfer, der „Poseidon“ (sprich: Possidón!), während der Nacht nach der Insel Ithaka, der felsigen Heimath des vielgewanderten Odysseus. Als wir im ersten Morgengrauen den Golf von Molo erreichten, um dann rechtwinklig umbiegend in die schmale, erst nachher sich erweiternde Bucht von Wathy einzufahren, war ich der einzige Passagier, den sein mangelhaftes Lager schon auf Deck getrieben hatte und der auf diese Weise die wundervolle, von allem Zauber eines südlichen Sonnenaufgangs umleuchtete Einfahrt in die pittoresken Felsenbuchten zu sehen bekam; dann hielten wir vor dem Städtchen Wathy, und während die Bequemen an Bord blieben, stiegen die Eifrigen empor zur Nymphengrotte, einer tiefen Stalaktitenhöhle, in welcher ein großer Steinblock, wohl ein Altar, auf eine alte Cultstätte hindeutet. Dann wanderten wir, anstatt zum Schiff zurückzukehren, auf halber Bergeshöhe weiter bis zum Fuß des Aëtos, wo auch das Schiff alsbald eintraf, und nun begann die Ersteigung dieses trümmerreichsten und pfadlosesten aller Burgberge, für die schon vorher Ermüdeten eine dornige und stellenweise gefährliche Aufgabe, so daß die Mehrzahl auf halbem Wege wieder umkehrte. Außer ein paar cyklopischen Mauern ist auch oben nichts weiter von der angeblichen Burg — die sicher nicht die des Odysseus war — zu sehen, dafür ist der Blick auf die zerrissene Insel, sowie auf das benachbarte Kephallenia einerseits, das Festland andererseits, wunderbar schön. Nach Tisch brachte uns unser Schiff, um die Nordspitze der Insel herumfahrend, zur Bucht von Polis; wir stiegen zu der Stelle empor, die nach Dörpfeld's Meinung die wirkliche Stadt und Burg des Odysseus trug, und hatten bei zauberhaftester Abendbeleuchtung eine ganz entzückende Fahrt zwischen Ithaka und Kephallenia hin, an dem kleinen Inselchen Asteris vorüber, wo die schändlichen Freier dem Telemach auflauerten; wohl keiner von uns wird jenen Blick auf die von großen, rosig beleuchteten Wolkenhauben gekrönten Felslinien von Ithaka jemals vergessen.

In der Frühe des 25. April ging unser Schiff, nachdem es in der Nacht Patras wieder passirt hatte, im korinthischen Meerbusen bei Itea vor Anker, um uns zum letzten Ausflug unserer Tour, nach dem heiligen Delphi, zu entlassen. Wir ritten oder fuhren erst eine gute Stunde durch prächtigen Oelwald, dann aber ging es steil bergan, bis wir nach einer zweiten Stunde die Stätte erreichten, an welcher die Franzosen noch immer mit der außerordentlich erfolgreichen Freilegung des alten Heiligthums beschäftigt sind. Die beiden Leiter, deren große Jugend uns ebenso auffiel wie die Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, mit der sie uns ihre neusten Funde erklärten, begleiteten uns, und nachdem Dörpfeld vor Allem den großen Apollotempel, in welchem die Pythia einst ihre Orakel verkündete, sowie ferner das hübsche Theater und das geradezu glänzend erhaltene Stadion erklärt hatte, übernahm Mr. Perdrizet die Führung durch das Museum, dessen Inhalt von höchstem Interesse ist; besonders der Fries vom Schatzhause der Knidier erregte nächst den prachtvollen archaischen Bronzestatuen (Polyzalos von Syrakus!) unsere Bewunderung. Endlich suchten wir noch die kastalische Quelle auf — ich will nicht so indiscret sein, die zu verrathen, die durch einen verstohlenen Trunk sich die berühmte dichterische Begeisterung einzuflößen versuchten —, dann kehrten wir mit einbrechender Dämmerung zu unserem Schiff zurück, erfreuten uns noch lange des wunderbaren Anblicks, den der Parnaß bot, dessen Schneefelder noch hell von der Sonne beleuchtet waren, während die tieferen Felsen um Delphi schon längst in dunkelblauen Schatten lagen, und in der Nacht brachte uns das Schiff, den engen neuen Canal von Korinth passirend, zurück nach Piräus bez. Athen. Damit war die anstrengende, aber lehr- und genußreiche Peloponnesfahrt zu Ende, und wir hatten nun in Athen eine volle Woche Muße, unsern etwas derangirten äußeren Menschen wieder in Stand zu setzen und für die bevorstehende Inselreise neue Kräfte zu sammeln.

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Zur Charakteristik des Lukas nach Sprache und Stil. Eine philologische Laienstudie von Dr. theol. und phil. Theodor Vogel (Geh. Schulrath in Dresden). Zweite, vornehmlich für jüngere Theologen völlig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Dürr 1899. 70 Seiten. gr. 8. Preis 1,20 ℳ. — Man könnte fragen, ob der gelehrte Verfasser dieser verdienstlichen Schrift nicht allzu bescheiden und behutsam sei, wenn er dieselbe noch immer als „Laienstudie“ bezeichnet, nachdem doch die theologische Facultät zu Leipzig ihn jüngst mit der Würde eines Doctors der Theologie geschmückt hat. Und man kann behaupten, daß seine Arbeit, auch in der vorliegenden Gestalt, jedenfalls für jüngere Theologen ungemein nützlich (ein trefflicher Beitrag zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung), aber auch für ältere, und selbst gelehrte, Theologen wie Laien sehr werthvoll und lehrreich ist, wie Solches schon von der ersten Auflage vor

nicht langer Zeit in dieser Zeitung zu rühmen war (28. Oct. 1897). Die zweite Auflage ist in der That „völlig umgearbeitet“, und zwar nicht zum Schaden des Buches, wenn schon die Auslassung eines großen Theiles der Ausführungen der ersten Auflage bedauert werden darf. Die schriftstellerische Art des Lukas, der nach allen Regeln philologischer Wissenschaft als Urheber des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte gegen theologische Kritik festgehalten wird, erfährt hier von Neuem eine sehr sorgfältige und anregende Beleuchtung. Besonders fein, zeitgemäß und dankenswerth sind Ausführungen wie die von S. 18—20, 27 f., 34 ff., 42 über die geistige Stimmung und Verfassung des Lukas als eines griechischen Geschichtsschreibers in der Lage eines Gliedes der damaligen christlichen Gemeinde und Begleiters des Heidenapostels. Minder befriedigend ist etwa, was der Evangelienkritik (S. 37 ff.) oder der Würdigung „geistlicher“ im Unterschied von „weltlichen“ Ausdrücken gilt (S. 15, 49, 51). Und zu bedauern ist, daß weder einerseits die verflossene „Tübinger“ Kritik, namentlich nicht Overbeck's Auslegungsarbeit (vgl. S. 45), noch andererseits Ramsay's bedeutsame Beiträge zur Erklärung der Apostelgeschichte Berücksichtigung gefunden haben: gern würde der Leser ein Urtheil des fachmännischen Philologen nach diesen Richtungen entgegennehmen. Auch würde eine vollere Würdigung der offenbaren Absicht des Lukas, den Uebergang des Evangeliums von israelitisch-gesetzlicher Gebundenheit zur vollen Freiheit des Universalismus zu schildern (vgl. S. 43 ff.), weitere glänzende Schlaglichter ermöglicht haben. Der „Laie“ war zu diesem oder jenem nicht verpflichtet; aber der mit Melanchthon's Kunst so absonderlich ausgerüstete theologische Doctor würde bei einer dritten Auflage manchem dankbaren Leser durch Erfüllung solcher Wünsche eine nicht geringe Freude bereiten. G. Schnedermann.

— Die deutschen Colonien in Wort und Bild von Gustav Meinecke. Mit 191 Abbildungen, 17 Porträts und 10 Karten. In illustrirtem Umschlag geheftet 6 ℳ. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Die schwierige Anfangs- und Entwickelungszeit unserer Colonialbewegung ist vorüber. Gab es im Anfang hin und wieder Enttäuschungen, so hat sich doch das Vertrauen auf die gedeihliche Zukunft unseres überseeischen Besitzes merklich gehoben, so hat sich die Erkenntniß immer mehr und mehr Bahn gebrochen, daß ein mit Energie getriebener Colonialhandel für das Mutterland eine Quelle des Reichthums ist; denn dadurch wird die Industrie belebt, die Landwirthschaft mittelbar befördert, aber vor Allem das Verständniß für überseeische Angelegenheiten vertieft und der Gesichtskreis des Volkes bedeutend erweitert. Der vielgereiste Autor, Redacteur der Deutschen Colonialzeitung, Herausgeber des Colonialjahrbuches, Director des Colonialmuseums zu Berlin, der selbst an wirthschaftlichen Unternehmungen in Ostafrika betheiligt ist, war der rechte Mann, dem großen Publicum ein zeitgemäßes Colonialbuch zu unterbreiten, ein Colonialbuch, das auf eignen Anschauungen großentheils bereits und nicht in der Gelehrtenstube zusammenspintisirt ist. Daher auch die Frische und Lebhaftigkeit der Darstellung. Nachdem von dem ersten kühnen Vorstoß der brandenburgisch-preußischen Colonialpolitik unter dem Großen Kurfürsten berichtet ist, wendet sich der sachkundige Verfasser zu der Begründung der neuen deutschen Colonialmacht durch Bismarck und schildert dann die einzelnen Schutzgebiete nach Bodengestaltung, Klima, Flora, Fauna, Bevölkerung, Handel und Verkehr. Ausführlich erzählt Meinecke von der Thätigkeit der Handels- und Plantagengesellschaften, der Missionen und der Verwaltung. Ueberall weiß er neueste statistische Daten einzuflechten. Daß bei der Darstellung auch die neuesten überseeischen Erwerbungen, Kiautschou, Carolinen, Marianen und Palau-Inseln eingehend berücksichtigt werden, ist selbstverständlich. Die beigegebenen Abbildungen gewähren instructive Einblicke in das Leben und Treiben der eingeborenen Völker wie der europäischen Pioniere, aber auch in die wunderschönen Naturscenerien unserer Colonien. Die aus dem Dietrich Reimer'schen kleinen Colonialatlas beigegebenen Karten orientiren schnell und sicher. Das in stattlichem Folio vorliegende Buch wird sich in Schule und Haus sehr viele Freunde erwerben. Ee.

— Von maurerischer Art und Kunst. Neun freimaurerische Vorträge von Dr. phil. Seedorf. Göttingen. Franz Wunder 1899. — Die Vorträge, die in der Loge Augusta in Göttingen gehalten worden und dem Meister v. St. dieser Loge, dem Professor Dr. phil. Moriz Heyne, gewidmet sind, sollen auch „Außenstehenden ein treues Bild von der Art des Freimaurerbundes geben“ und ihnen „zeigen, wie himmelweit verschieden er von dem Zerrbilde ist, das Böswillige und Fanatiker“, fügen wir hinzu, wohl auch Nichtgutunterrichtete von ihm entwerfen. Zu letzteren dürfte z. B. Dietrich von Oertzen gehören, der in einem kürzlich in vierter Auflage erschienenen Buche „Was treiben die Freimaurer?“ die Antwort kurz dahin zusammenfaßt: sie treiben überflüssige, kindische Spielerei, höchstens üben sie Wohlthätigkeit, die aber bei Weitem durch die großartige Wohlthätigkeit der Kirche übertroffen wird. Wer ohne Voreingenommenheit die neun Vorträge Seedorf's liest, wird zugeben müssen, daß die stille, dem Frieden und der Versöhnung unter den Menschen dienende Logenarbeit auch heute und erst recht heute noch keine überflüssige, sondern immer noch eine recht wünschenswerthe ist. Er wird auch die Ueberzeugung gewinnen, daß die Freimaurerei — so weit sie in reiner Gestalt zu Tage getreten ist, wie das wenigstens von den germanischen Ländern behauptet werden kann — niemals in Gegensatz zur christlichen Kirche sich gestellt hat oder dem Staate hat gefährlich werden können. Der Verfasser weist dies namentlich in den Vorträgen „über maurerisches Wirken“, „über die Stellung der Freimaurerei zum Vaterlande“ und „über die Betheiligung des Freimaurers an öffentlichen Angelegenheiten“ für alle Wohlmeinenden überzeugend nach. Den letzteren, die sich über das Wesen der Freimaurerei klar werden möchten, kann die kleine gutgeschriebene Schrift bestens empfohlen werden. Nur das, was „zur Geschichte der Freimaurerei“ herangezogen worden ist, dürfte wohl als ein diese wichtige Materie wenig erschöpfender Beitrag vom Verfasser selber erkannt werden. W. Sm.

— Himmel und Erde. Illustrirte naturwissenschaftliche Monatsschrift herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Redacteur Dr. P. Schwan. Berlin bei Hermann Paetel. Preis vierteljährlich 3,60 ℳ. — Unter den verschiedenartigen Einrichtungen und Veranstaltungen, welche von der Gesellschaft Urania in Berlin zur Popularisirung der Naturwissenschaften ins Leben gerufen worden sind, ist diese Zeitschrift eine der wirksamsten, da sie auch außerhalb Berlins jene Bestrebungen zu unterstützen und bei der geschickten Auswahl ihres Inhalts ihre Aufgabe auch vollständig zu erfüllen vermag. In jedem Hefte findet man drei bis vier größere Aufsätze und einige kürzere Mittheilungen aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften einschließlich der Geographie, wobei allerdings die astrophysikalischen zum Nachtheil der sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften etwas bevorzugt werden. Die Darstellung ist der Tendenz der Zeitschrift entsprechend eine einfache und klar durchsichtige, so daß der Leser ohne Mühe dem Schreiber zu folgen vermag und sich durch Unterhaltungslectüre über die Vorgänge und Fortschritte auf naturwissenschaftlichem und geographischem Gebiete unterrichten kann. Von nicht zu unterschätzendem Werthe sind hierbei die sehr gut ausgeführten Illustrationen, die meist nach Photographien hergestellt sind und infolgedessen besonders anschauliche Bilder liefern. Die Reichhaltigkeit des Inhaltes der Zeitschrift möge aus den folgenden Titeln einiger Aufsätze aus dem soeben beendeten letzten Jahrgange ersehen werden: Die Erd- und Ländervermessung und ihre Verwerthung von Prof. Dr. Koppe; Die Spektralanalyse von Dr. Koerber; Das Märchenland des Yellowstone von Dr. Schwahn; Die Bedeutung der Wurzel für das Leben der Pflanze von Prof. L. Kny; Nikolaus Coppernicus von Prof. Curtze; Die neueste Erzeugung reinen Sauerstoffs und dessen wirthschaftliche Bedeutung von Dr. Häpke; Der Botanische Garten zu Buitenzorg auf Java von Prof. Dr. Zimmermann; Die Lehre von der Bewegung der Erde im griechischen Alterthum von Prof. Förster; Eine Reise ins neue Goldland Alaska 1898 von Oberleutnant Wensky; Die Gravitation von Dr. Koerber; Das Nernst'sche Licht von Dr. Spieß; Das Glühen der festen Körper von Prof. Dr. Scheiner; Die Meeresforschung der Gegenwart, ihre Ergebnisse und Probleme von Joh. Müller; Südafrikas Diamanten von P. Frehde und Die allgemeine Circulation der Atmosphäre von Dr. Leß. Dr. F.

— Der Tourist am Gardasee. Praktisches Taschenbüchel von Dr. Ewald Hause. Riva am Gardasee, Gustav Georgi's Verlag 1900. Preis 50 ₰. — Ein überaus praktisches Büchlein, dessen Inhalt weit reichlicher ist, als der bescheidene Umfang vermuthen läßt, und für jeden Besucher des schönsten aller oberitalienischen Seen sehr zu empfehlen wegen seiner vortrefflichen Winke und seines handlichen Taschenformats. Ref. hat nur auszusetzen, daß die Wirkungen der Bahnstrecke Mori-Verona für den See unberücksichtigt geblieben sind, ebenso die Bahn nach Caprino. Tiefen von 800 m sind nichts als Fabeln die größte Tiefe ist 346 m. Dr. H.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 ₰, für auswärts mit 1 M 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 141. Sonnabend, den 2. December, Abends. 1899.

Archäologische Streifzüge in der Rochlitzer Pflege.

Von W. C. Pfau.

Zu denjenigen Strichen unseres engeren Vaterlandes, welche wegen ihrer Naturschönheiten gern aufgesucht und durchzogen werden, gehört die muldendurchströmte Rochlitzer Pflege mit ihrem waldbestandenen „Berge“, von dessen Kuppe das Auge bis nach den nebelverschleierten Kämmen des Erzgebirges und weit über die hohen Thürme der alten Meßstadt an der Pleiße schweifen kann. Aber nicht nur den Naturfreund vermag diese Landschaft zu fesseln, auch für den Archäologen, für den Vertreter der sächsischen Volkskunde, hat sie ihre eigenen Reize. Wählt derselbe zu seinen Entdeckungszügen Rochlitz als Ausgangspunkt, so kann er nach Willkür irgenwelche Richtung einschlagen. Ueberall wird er auf reichen Stoff zu seinen Studien stoßen, denn rund um Rochlitz herum sind zahlreiche wichtige Zeugen aus der Vergangenheit erhalten: Uralte Straßenanlagen, prähistorische Gräber, wendische Ringwälle, zerstörte Burganlagen, Kirchenbauten seit romanischer Zeit, mächtige Schlösser, befestigte Rittergüter, Mord- und Stationskreuze, bemerkenswerthe Grabsteine, alterthümliche Bauernhäuser, Theile von Stadtbefestigungen u. s. w. Außerordentlich ergiebig ist auch die Forschung auf dem Gebiet der Orts- und Flurnamen, der Sagen, des Aberglaubens u. s. w. Die Dörfer führen theils wendische, theils deutsche Bezeichnung, und riesig ist das Heer der erhaltenen Flurnamen, die ebenfalls sowohl der slavischen als der germanischen Sprache zugehören. Wenn der Namensforscher richtig arbeiten will in seinem Gebiet, so muß er besonders den Formen nachspüren, welche der Bauer in seinem Dialekt gebraucht. Die Flurbücher führen mitunter Namen auf, die nichts sind als Neubildungen, da die unkundige Schreiberhand alte, dunkle Wörter behufs bequemerer Aufzeichnung erst umstutzen zu müssen glaubte. So führt das Flurbuch von Gröblitz die im Dorf nur als „Gratzling“ (slavisch Wall?) bekannte Flur als „Trotzling“ auf. Mitunter findet man auch auf Karten Namen, welche weder die angesessene Bevölkerung noch das Flurbuch in derselben oder ähnlicher Form kennt, so z. B. der „Heidenberg“ bei Sachsendorf, welchen Volksmund und Flurbuch nur als Gemänje zu bezeichnen wissen. Von den zahlreichen wendischen Flurnamen seien nur einige aufgeführt: Hadel, Porschel, Hälse, Girn, Marde, Strinke, Gärlöse, Kulke, Butsch, Drubdrälle, Lisch, Bocksche, Läbisch, Drusche, Brisnitz. Von den deutschen Benennungen der Grundstücke mögen viele aus den Tagen der Germanisirung stammen, z. B. Strude (Holz), Liddenacker (Deckelacker ?, auf einem Berg gelegen), Brämbacker (Dornacker?). Diese Flurnamen sprechen von allem Möglichen; so beziehen sie sich z. B. auf ehemaligen Flurbestand (Hanfland, Hoppegarten, Weinberg, Rosinenberg, Krautland), auf die Gestalt des Stückes (Harfe, Schild, Beil, Vogelzunge, Kuhschwanz, Katzenzahl, Taubenzahl [zahl = zagel, Schwanz], Ochse, Ratte, Gänsehals, Ziegenrücken), auf die Größe nach Flächenmaß oder nach Aussaat (die Elfbeeten, Zwanzigruthen, Metze, Scheffel), auf allerhand mit der Flur verknüpfte abergläubische Vorstellungen (Kobold, Nixberg, Münchswinkel [umgehender Mönch], Kälberloch [spukendes Kalb], Nixwinkel), auf früheren Bergbau (Silberthal, Silberhau, Erzberg), auf die Beschaffenheit (Steinacker, Butterloch, [schwieriges Land], Sandberg), auf die Lage (Winkel, Linkgrund, Vorm Dorfe), auf alte Besitzverhältnisse (Klosteräcker, Spittelberg, Pfarrbach, Brückenholz, Pfaffenholz, Kloster), auf alten Verkehr (Gerichtsweg, Pestweg, Leichenfurt, Meßweg), auf allerhand Gemeindeeinrichtungen (Ochsenwiese, Weideland, Pferdeholz, Marktwinkel, Thiergarten, Hutgarten, Wachberg, Hackschgrund), auf früheren Waldbestand, auf Jagd, Vogelfang u. dergl. (Eckert, Berkert, Birkicht, Aebsch, Biebrich, Ottergrund, Luchsacker, Finkenzestelle, Amselgrund, Vogelheerd, Kohlstatt). Auch Erinnerungen an eingegangene Güter und Dörfer überliefern gewisse Namen, z. B. die Hahnwiesen zwischen Doberenz und Nauenhain. Dort soll ein Dorf Hanau oder Hana gestanden haben, die wüste Läde, die wüste Hufe. Die Deuzmühle und die anstoßende Flur Deizig bei Seupahn rühren zweifellos her vom verschwundenen Dorf Tizk, welches in der Geschichte des Klosters Buch eine gewisse Rolle spielt; das Draschkengut, am Fuße des Rochlitzer Berges, schon im 16. Jahrhundert als Grenzpunkt zwischen kurfürstlichem und schönburgischem Gebiet oft genannt, wird als Ueberbleibsel des Dorfes Drosekowe aufzufassen sein, welches 1205 in einer Urkunde des Papstes Innocenz III. als dem Kloster Zschillen (Wechselburg) zinspflichtig erwähnt wird, sonst aber nicht mehr vorkommt. Viele Flurnamen der Rochlitzer Pflege sind ihrer ursprünglichen Bedeutung nach ziemlich unklar. Volksetymologien mögen bei vielen vorliegen; z. B. hängt vielleicht der Flurname in Weiditzer Flur „Waschstein“, ehemals ein Erlenholz, mit dem slavischen Welsche (Erle) zusammen. Ein Berg in Mutzscherodaer Flur heißt im 16. Jahrhundert urkundlich „Welsberg“ und noch jetzt im Dialekt „Elsberg“, bedeutet also offenbar „Erlenberg“. Das jetzige Flurbuch aber nennt ihn „Eliasberg“! Räthselhafte Flurbezeichnungen aus der Gegend sind weiter z. B. Der weiße Mann, Die Bettelfrau (Seelitz), Der Pfeffersack (Köttwitzsch). Obschon viele von den Flurnamen ganz modern anmuthen, z. B. Steinacker, Thiergarten (Püritsen), langer Acker u. dgl., so sind doch auch diese im Allgemeinen alt, denn viele, z. B. die angeführten, lassen sich schon im 16. Jahrhundert belegen. Bei Erklärung vieler deutscher Flurbenennungen muß natürlich die Kenntniß des Dialekts zu Rath gezogen werden. So werden die Sprachgesetze, welche die volksthümliche Form „Hambr(i)j“ aus „Handwerk“ gebildet haben, wohl auch gewaltet haben bei der Schöpfung von Flurnamen wie Himr(i)j, Schimr(i)j, Gallbr(i)j, Bezeichnungen, welche wohl zu deuten sind als Hindberg (= Hirschberg), Schönberg (schön, Dial. schīn), Gallberg (Galle, feuchtes Land). Von der Namensforschung ist oft die Sagenforschung nicht zu trennen, wie schon z. Th. aus oben angeführten Beispielen hervorging. In der Rochlitzer Pflege giebt es noch viele Ueberlieferungen von Sage und Aberglauben, besonders in den abgelegeneren Ortschaften um den „Wald“ herum. Da erzählt man sich noch vom Drachen und vom grauen Männchen, da jagt noch der kopflose Reiter auf den Flurgrenzen; umgehende Thiergestalten, wie Kälber, Ziegen, Hunde u. dgl., treiben ihr unheimliches Wesen noch gern an Brücken und Stegen, und oft wird der nächtliche Wanderer erschreckt von Lichtern und Feuerknollen, von der weißen Frau, von grauen Menschenschatten, von geisterhaftem Wagengerassel, von gespenstischen Stimmen, von spukhaftem Rauschen eines bestimmten Waldtheils bei Windstille, vom „Uffhucken“. Den Angler foppen bei Nacht hämische Nixen und „Teichhubben“. Da giebt es hier und da noch Leute, die ihre Besen zu Walpurgis vor den Ställen aufrichten, die zu anderer Zeit die Bäume mit dem Strohseil beschenken, die an Verbannen, Beschreien, Behexen glauben und versprechen lassen u. s. w. In unendlich vielen Gebräuchen, bei Unglücksfall, bei Geburt und Tod, bei Aussaat und Ernte schimmert ein Rest unbewußter Ueberlieferung altgermanischen Heidenthums hindurch; beispielsweise spielt der abergläubische Gebrauch des Hufeisens noch eine große Rolle, und zur Erntezeit prangt noch auf vielen Aeckern das stehengelassene, mit Blumen durchzogene Aehrenbüschel.

Muthet uns in diesen geistigen Aeußerungen des Volkes, in seiner Sprache und Sitte, so Vieles als uralt an, so ist dies oft auch der Fall, wenn wir augenfälligere Denkmäler der Gegend

betrachten. Da giebt es noch Dorfbauten in der Pflege, welche augenscheinlich mittelalterliche Bauart überliefern. Das bemerkenswertheste Gehöfte dieser Art findet sich im Dorf Seupahn zwischen Rochlitz und Colditz, ein dürftiges Anwesen mit höchst merkwürdigem Grundriß, Lehmmauern und Fachwerk, mit Strohdächern, welche z. Th. bis auf den Erdboden gehen, Fenster mit Butzenscheiben, Laubengang. Etwas jüngere, aber immerhin für die Gegend sehr bemerkenswerthe Dorfbauten weisen z. B. Leutenhain, Steudten, Königsfeld, Schwarzbach u. a. auf; das Holzwerk solcher Häuser zeigt noch oft Schachverzierung oder Zahnschnitt, und der Balkenverband ist sehr alt. Das schönste Steinportal unter den Bauerhäusern der Gegend besitzt die Mühle zu Poppitz; trotz seines späten Entstehens, 1623, zeigt es edelste Renaissancegliederung mit Perlen- und Eierstab; den Schlußstein ziert ein Löwenkopf. In manchen Gütern giebt es noch Wohnstuben, die vollständig mit Holztäfelung verkleidet sind und Holzdecke mit Balkenunterzug aufweisen; mitunter haben solche Decken eine besondere mit Schieber versehene Oeffnung, durch welche die Wärme aus dem untern Gelaß in die obern Gemächer geleitet werden kann. Die Anlage der einzelnen Dörfer ist natürlich sehr verschieden; manche ziehen sich lang hin, wie Leutenhain, bei anderen gruppiren sich die Häuser gleichmäßig nach allen Seiten, so daß zuweilen in der Mitte ein kleiner Platz frei bleibt, wie bei Noßwitz. Den ältesten Gesammteindruck macht Seupahn, wo auch noch alte Ziehbrunnen stehen, was für die Gegend eine Seltenheit bildet. In der Nähe vieler Dörfer stehen noch Mordkreuze, die aus katholischer Zeit stammen. Denn damals war es Sitte, dem Verbrecher außer anderen Strafen das Aufrichten eines Mordkreuzes aufzuerlegen. Gewöhnlich ist auf diesen Steinen nur eine Waffe zu erblicken, z. B. ein Messer (Rochlitzer Wald, Seupahn), eine Axt (Seelitz), ein Schwert (Jahnshain); einmal, bei Seebitzschen, zeigt ein Stein 2 Waffen: auf der Vorderseite ein Schwert auf der hinteren Fläche einen Morgenstern (?) oder Keulenstock. Auch Stationskreuze kommen vor. Um die Kirche zu Wickershain herum stehen 3 Kreuze mit Jahreszahl 1515; ihr ursprünglicher eiserner Aufsatz (mit Heiligenbild?) ist verloren. Bei der Seelitzer Kirche weist ein Kreuz einen betenden Mönch auf, während auf einem stark verstümmelten Kreuz in Rathendorf nur noch der Untertheil eines Menschen zu erkennen ist. Viele Kreuze sollen in den letzten Jahrzehnten, nach den Zusammenlegungen der Fluren, entfernt worden sein. An manche knüpfen sich Sagen, so z. B. an ein Kreuz im „Grafengrund“ bei Stollsdorf, an ein anderes im Rochlitzer Wald. Im Anschluß an diese ehrwürdigen Steinalterthümer sei der Grabsteine, alter Inschriften und Dorfsteine gedacht. Grabsteine haben sich in der Gegend seit romanischer Zeit erhalten, freilich sind die wichtigsten, die ältesten, leider in recht traurigem Zustand auf uns gekommen, da sie bei früheren Bauten als Pflastersteine und Trittplatten eine ruhmlose Verwendung fanden, so in Seelitz, Wechselburg, Breitenborn. Unter den steinernen Inschriftentafeln steht als älteste obenan diejenige an einem Bürgerhaus südlich vor dem Geithainer Rathhaus; sie wurde 1474 am Gebäude angebracht; etwas jünger sind Schrifttafeln im Königsfelder Rittergut, um 1500, im Schloßhof zu Wechselburg. Wappentafeln kommen ebenfalls vor. Die wichtigste darunter ist der sogenannte Rochlitzer „Werkmatz“, das Meißner Wappen in edelster heraldischer Form, das der Rochlitzer Rath jetzt zum bessern Schutz vor der Witterung in der Flur des Rathhauses hat anbringen lassen; es stammt vom Unterthor und galt ehemals wohl als Wahrzeichen der Stadt. Sehr selten in der Gegend sind Hausinschriften auf Holzbrettern und Balken; Beispiele dieser Art geben mehrere alte Scheunen in Rochlitz. Noch seltener lassen sich die Dorfsteine entdecken. Ein solches Denkmal von 1632, in Form eines geraden Cylinders, grob abgeschroten, etwa 1 m hoch, steht in Pürsten. Diese Steine ruhten vor Zeiten wohl am Fuß der Dorflinde. Urkundlich werden die alten dörflichen „Dingstühle“ oft erwähnt. Von Dorfbäumen haben sich noch verschiedene erhalten, so in Köttern, Fischheim. Der bemerkenswertheste Baumriese der Pflege ist die sonderbar gewachsene, sagenumwobene „Streitlinde“ bei Königsfeld. Wenig Beachtung finden die meist ziemlich schwierig zugängigen, aber zweifellos uralten Reste von Straßenzügen, welche im Rochlitzer Staatsforst und in Dorfhölzern noch gut zu erkennen sind. Manche unter ihnen dienten höchst wahrscheinlich schon unserer vorgeschichtlichen Urbevölkerung als Pfad, denn auch für die Rochlitzer Gegend läßt sich die merkwürdige Eigenthümlichkeit nachweisen, daß prähistorische Gräber gern an alten Wegen angelegt wurden. An einer tiefeingeschnittenen Straße bei Stöbnig, die sich durch das Holz am Kiefernberg hinzieht, und welche im 16. Jahrh. als „rother Weg“ urkundlich vorkommt, liegt z. B. eine große Gruppe heidnischer Hügelgräber aus der Broncezeit. Andere derartige Straßen hängen eng zusammen mit den alten Wällen der Sorben; so z. B. ein Weg im Holz bei der „Scheibe“ zwischen Rochlitz und Doberenz, welcher zweifellos als Pfad der angrenzenden Befestigung (an dem „Kießling“) diente. Slavische Befestigungen haben sich in der Rochlitzer Umgegend noch etwa ein Dutzend erhalten. Eine Befestigung bei Mutzscheroda, am „Schwarzgrund“, zeigt mindestens sechs Wälle; andere haben zwei Wälle (Fischheim). An verschiedenen Burgen ist nur ein Ringwall vorhanden, z. B. bei Biesern, auf dem „Porschel“. Einige von diesen Verschanzungen dürften nach Ausweis der Funde schon in vorslavischer Zeit angelegt worden sein, z. B. Fischheim (Porschel). Die Wälle sind durchweg aus Erde und Steingeröll gebaut, nur einer zeigt eine verziegelte Kruste, die etwa bis ⅓ m stark ist, Schloßberg bei Göhren. Uebrigens findet sich auch ein Wall, der nicht aus prähistorischer Zeit stammt, sondern wohl erst von den Deutschen bei ihrem Einrücken aufgeworfen worden ist, der Burgstall bei Wechselburg; hier habe ich noch nie die Ringwallscherben mit dem Wellenornament gefunden. Ein Wall bei Doberenz hingegen, auf dem zum Rittergut Königsfeld gehörigen Wetzsteinberg, muß aus vorslavischer Zeit stammen und kann nicht von den Wenden benutzt worden sein, denn die Nachgrabungen an vielen Stellen der Kuppe förderten nur ältere Scherben, aber nicht die üblichen Ringwallscherben zu Tage. Sicher sind im Laufe der Zeit viele Wälle zerstört und zu Acker eingeebnet worden; an sie erinnert wohl einerseits der Flurname (Burgacker bei Städten, Gratzling [Wall, Feste?] bei Gröblitz, Heidelgraben bei Doberenz), andererseits die Masse der Ringwallscherben auf den Feldern. Es giebt viele Striche in den Fluren, wo die Acker mehrere Hunderte von Metern lang gleichmäßig mit den Ringwallscherben durchsetzt sind, dann kommen wieder große Gebiete, wo kein einziger derartiger Zeuge alter Besiedelung zu finden ist. Auch Steinbeile, meist stark angewittert, sind keine große Seltenheit in der Pflege. Im Frühling zumal, wenn der Frost die Erdknollen gesprengt und der Regen und Schnee alles Feste auf der Oberfläche des Ackers freigelegt hat, lassen sich höchst interessante und ergiebige Forschungen auf den Fluren der Rochlitzer Pflege anstellen und wichtige Unterlagen zur Abfassung einer prähistorischen Karte zusammentragen. Solche Arbeiten, verbunden mit einer sorfältigen Durchsuchung der vorgeschichtlichen Gräber der Gegend, sind geeignet, ein helles Licht zu werfen über die Urzeit unserer Pflege, jene Epoche, welche sicher schon über eine erstaunliche Cultur verfügte, deren einheimisches Gewerbe blühte und deren Handel mit der Fremde vielleicht nicht unbedeutend war. Der Formensinn, den die vorgeschichtliche Bevölkerung in den erhaltenen broncenen Schmucksachen und in dem Linienschwung der Töpfereiwaaren offenbart, ist bewundernswerth; selbst die Getreidereiber, zur Broncezeit bereits aus Rochlitzer Porphyrtuff gearbeitet, sind gefällig, die Steinbeile sogar meist zierlich. Daß die ältesten Urahnen selbst das Poliren verstehen mochten, deutet ein Stück benutzten Bimssteins an, den ich in einem Stöbniger unzerstörten Hügelgrabe aus der Tiefe grub. Auf dem slavischen Wall nördlich vom Rochlitzer „Pachtgut“ fand ich Eisenschlacken und eine kleine merkwürdige Schieferschablone mit doppelter Gliederung, welche wahrscheinlich zum Formen des Ausgußrandes von Gefäßen gedient hatte, wenigstens rührten die beim Fundgegenstand liegenden Scherben augenscheinlich von einer Töpferei her. Zweifellos trieben die Wenden schon stark Ackerbau in der Gegend; viele der alten Feldanlagen, deren Berainung sich stufenartig auf den Bodenschwellungen hinzieht, mögen aus slavischer Zeit stammen, wenigstens bestärken die zahlreichen Ringwallscherben, welche man in der Pflege oft auf derartigen Aeckern, z. B. in Penna, Doberenz, Poppitz, Seelitz, findet, eine derartige Vermuthung. Wozu diese Raine solcher Grundstücke so auffallend treppenartig, hervorstehend angelegt sind, ist nicht leicht zu sagen; keineswegs kann der erste Zweck dieses Ausbaues des Hochbeetes die Verhinderung etwaiger Erdrutschungen gewesen sein, da sich solche Anlagen auch ganz gewöhnlich an Lehnen von äußerst geringfügiger Neigung finden, wo ein Hinabschwemmen des Landes schwerlich zu befürchten stand. Eher bildeten diese Raine wohl die Sockel zu Pallisadenumfriedigungen, welche die Heerden vor den blutgierigen Raubthieren schützen, die grünenden Saaten vor den Zähnen und Hufen des gefräßigen Wildes schirmen sollten in jenen Zeiten, als der Forst

noch wimmelte von Wölfen und Bären, von Hirschen, Rehen und Ebern. Wurden doch zu den riesigen Jagden des Rochlitzer Amtes bis in das 17. Jahrhundert herein nach Ausweis der Jahresrechnungen mitunter gegen 1000 Frohnbauern aufgeboten, zweifellos ein Beweis, daß damals noch ein ungeheuerer Wildstand in der Gegend hauste! Wir wissen, daß die deutschen Bauern unserer Pflege noch lange die Grundstücke zum Schutz der Ernte und des Viehbestandes umfriedigen mußten. Als z. B. die Aecker des alten „Rochlitzer Forwergks“ im 16. Jahrhundert an Rochlitzer Bürger verkauft wurden, gestattete der Kurfürst den neuen Besitzern ausdrücklich, die Felder zu umfriedigen; doch sollte das Holzwerk nach oben keine Spitzen führen, damit das Wild nicht beschädigt würde. Manche Felder umgab man wohl auch mit Mauern, worauf noch Flurbezeichnungen wie „Maueracker“ (in Zettlitz) u. s. w. deuten dürften. Mit den alten Umfriedigungen mag auch der Umstand zusammenhängen, daß so außerordentlich viele Aecker in der Gegend, die heutzutage gar nichts Gartenartiges an sich haben, immer noch als Garten bezeichnet werden: Krautgarten, Hoppegarten, Thiergarten, Ochsengarten u. s. w. Nicht nur das freie Gelände hatte der Bauer vor den riesigen Thiergestalten des Waldes zu sichern, auch das Dorf und das Einzelgehöft wollte schützend abgeschlossen sein. Noch jetzt giebt es viele Gehöfte in der Gegend, welche nach allen Seiten vollständig verschlossen werden können; die ganze Ortschaft war ehemals mit einem Zaun umgeben, der in den Acten, Erbbüchern oft erwähnt wird. Beispielsweise gehörte das Erbgericht des Dorfes Poppitz innerhalb des Zauns dem Rochlitzer Rath, außerhalb der Einfriedigung auf den Dorffluren aber dem Amte. Derjenige, welcher aus dem Zaun ging, das Zaunthor aber offen ließ, mußte Strafe geben, wie z. B. die Dorfordnung von Zschoppelshain verlangt. Die Erinnerung an diese Dorfthore bewahren mitunter noch Flurnamen, wie z. B. ein Acker in Zettlitz „Oberthor“ genannt wird. Einen Zaun rund um die Stadtmauer besaß auch so manche Stadt, Rochlitz ebenfalls. In den Raum zwischen Stadtmauer und Zaun brachte der Bauer seine Habe in unsicherer Zeit. Der eigentliche Schirm von Stadt, Schloß und Rittergut, mitunter auch von Kirche, war die mit Thürmen besetzte und durch Graben verstärkte Mauer. In Rochlitz sind noch ziemliche Reste der alten Befestigung vorhanden, ein starkes Stadtthor weist Geithain auf. Höchst interessant ist die alte dreifache, drei Mal überbrückte Grabenanlage des Rochlitzer Schlosses, welches ehedem als Doppelburg (Ober- und Unterschloß) den grimmigsten Feinden Achtung abgewinnen mußte; zogen doch seiner Zeit die Hussiten, unter deren Brandfackel so manche blühende Stadt in Asche sank, unverrichteter Sache von der unbezwinglichen Rochlitzer Feste wieder ab. Sie hat nicht selten Kriegswetter um ihre Mauern toben sehen, sie hat aber alle Unbill überstanden, während manche benachbarte Burg in Trümmer stürzte. Zerfallen ist jene riesige Feste im nahen Fürstenwalde, von der nicht einmal der Name erhalten wurde. Wir wissen nur, daß sie romanische Architektur besaß, wie sich an ausgegrabenen Werkstücken nachweisen ließ. Im Dorfe Stollsdorf muß ehemals eine Art Burgstall gestanden haben; Grundmauern auf einem felsigen Berg, der auch Spuren von Umwallungen aufweist, sind dort noch deutlich erkennbar. Burgställe mögen auch sonst noch in der Pflege vorhanden gewesen sein, wie der Flurname „Burgstall“ (bei Lastau, bei Wechselburg) andeutet. Die Rochlitzer Pflege hatte im Mittelalter, zumal in den ersten Jahrhunderten der deutschen Herrschaft, eine hohe kriegerische Wichtigkeit, darum die zahlreichen Befestigungen in der Gegend. Außer den Burgen und Burgställen durchsetzten eine auffallend große Zahl von Sitzen Edler und Ministerialen das Gebiet, und selbst Kirchen wurden mit zu Kriegszwecken eingerichtet. Viele Dörfer haben schon längst ihre alten Rittersitze eingebüßt, wie z. B. Zschoppelshain, Breitenborn, Zaßnitz, und längst sind die ehemals mächtigen Familien, die sich nach solchen Orten benannten, im Strome der Zeiten untergegangen. Andere Adelssitze stehen noch, haben aber ihr kriegerisches Gewand ganz abgestreift, und ihre ehemaligen Geschlechter verließen längst schon die Scholle der Väter, den Forderungen der späteren Zeit Rechnung tragend, so die Herren von Zetteritz, von Milkau. Nur ein Rittergut der Pflege zeigt noch heute in seinem stolzen, stark bewehrten Bau die ursprünglich ritterliche Bestimmung, Königsfeld. Gebietend blicken seine Umfassungsmauern über die alte Wasserbefestigung, und die mächtigen Thorbogen, die ernsten Portale sahen noch die „Ritterpferde“ rüsten, welche der Herr in kriegerischer Zeit stellte. Doch auch das Wappenschild „Derer von Königsfeld“ ist längst verblichen und geborsten, schon zu Anfang der gothischen Zeit; andere Geschlechter wurden mit den alten Sitzen belehnt in jenen dunklen Tagen des Mittelalters, als auch „die von Rochlitz“ aus den Urkunden verschwinden. Was die Gegend in frühester Zeit solch rittermäßigen Stämmen zu danken hatte, läßt sich meist nur noch ahnen. Oft mag der starke Arm den Schild schirmend über der jungen, aufsprossenden Cultur der Deutschen gehalten, drohend mag die stahlbewehrte Eisenfaust die schwere Lanze gegen anstürmende Frevler eingelegt haben, denen germanische Sprache, Sitte, Arbeit verhaßt war. Des Ritters wuchtiges Schwert schützte das heilbringende Kreuz der Kirche; der fromme kirchliche Sinn der Gewappneten stattete die Gotteshäuser reich aus und sicherte somit werkthätig deren Bestehen. Aus der offenen Hand der Königsfelder, Milkauer und Taubenheimer Herren flossen milde Stiftungen der Kirche zu, und manches Wappenbild an geweihter Stätte, welches heutzutage nicht mehr mit Sicherheit zu enträthseln ist, da wir die Wappen mehrerer Adelsgeschlechter nicht kennen, mag mit Bauunterstützungen ritterlicher Herren zusammenhängen. So war es wohl z. Th. die Dankbarkeit, welche viele Kirchen veranlaßte, ihre verewigten Schutzherren in ihren heiligen Mauern zu bestatten, von welch frommem Brauch noch manche Platte mit der Darstellung des breitbrüstigen, schwertumgürteten Geharnischten in einzelnen Dorfkirchen, z. B. in Seelitz, Topfseifersdorf, Gnandstein zeugt. Der kriegerischen Wichtigkeit der Gegend entsprechend kleideten sich hier die Kirchen schon frühzeitig in den Panzer stärksten Mauerwerks, denn nur so war wohl das Heiligthum sicher vor verruchter Hand, nur so konnte das Bethaus in Zeiten der Gefahr ein Bollwerk für die Gemeinde sein. Der gedrungene Bau manch alter Kirche, die in romanischer Zeit angelegt wurde, wie Breitenborn, Schwarzbach, Elsdorf u. s. w., gemahnt an waffenklirrende Tage, und die schmalen Schlitzfenster der Mauern (Rochsburg, Rathendorf) erinnern lebhaft an die mittelalterlichen Schießscharten, hinter denen der Schütze mit Armbrust und Bogen des Feindes harrte. Daß unter Umständen auch die geweihte Stätte der Todten sich zum tobenden Kampfplatz umgestalten konnte, das berichtet eindringlich der Friedhof zu Geithain, der mit seinen starken Vertheidigungsmauern und Bastionen noch heute seine burgartige Eigenart stolz zur Schau trägt. Nicht unberechtigt war die Befestigung geheiligter Bauten; wissen wir doch, wie die Hussiten im Kloster zu Geringswalde hausten. Wenn die romanischen Kirchen der Pflege so vorsorglich auf die eigene Sicherheit bedacht sein mußten, wenn sie auf die Stärke des Baues so hohe Summen verwenden mußten, so kann es nicht Wunder nehmen, daß diese ältesten Denkmäler im Allgemeinen hier so wenig Kunst aufweisen. Schmucklos, aber ernst stehen sie da, und die übliche Eigenart des romanischen Stils in der Rochlitzer Pflege ist eine gewisse Derbheit, fast Ungeschick und Plumpheit. Das beweisen selbst Baukörper, wie der Thurmunterbau der Rochlitzer Kunigundenkirche, die mächtige Thurmanlage der Geithainer Kirche, die romanischen Fenster in Wickershain u. s. w. Ungefällige Formen zeigen die Tauffteine, Kanzelfüße u. drgl.; an den Gesimsen, Schwellsteinen finden sich die einfachsten Gliederungen. Nur die Schwellsteine am Geithainer westlichen Portal sind belebt durch zahlreiche, sorgfältige Rundmarken, über deren Bedeutung immer noch Unklarheit herrscht. Ein romanisches Meisterwerk steht allein durch seine weitberühmte Bildhauerei hoch über allen zeitgenössischen Bauten der Gegend, die kunstvolle Klosterkirche zu Wechselburg, eine Schöpfung fürstlicher Mittel. Umschließt es doch auch die Gruft und die durch ihren Adel hervorragenden Bilder seines Gründers Dedo und dessen erlauchten Gemahlin, Kunstarbeiten, deren Meister unbekannt ist, denn die Steinmetzen der Rochlitzer Pflege verschmähten es in romanischer Zeit, sich durch Zeichen oder Schrift an ihren Werken zu verewigen. Erst die frohe, schmuckliebende Gothik der Rochlitzer Meister brachte die Steinmetzzeichen in der Gegend auf, und ihre zahlreichen Werke nennen uns die Marken unendlich vieler Bauleute. Der gothische Architekt grub sein Zeichen vertieft in das Werkstück, oder er brachte es an auf erhabenen Schilden, wie wir dies sehen in den Kirchen zu Rochlitz, Ziegelheim, Frankenheim, Mittweida, am Schloß zu Rochlitz. Jede Periode der Gothik läßt sich in der Rochlitzer Pflege durch namhafte Bauten belegen, die Frühgothik in den Kirchen zu Schwarzbach (Apsis), Rathendorf, das ausgehende 14. Jahrhundert z. B. durch die Jupen des Rochlitzer Schlosses, der Anfang des 15. durch das Chor der Rochlitzer Kunigundenkirche, die Folgezeit durch das Schiff der Rochlitzer Kunigunden- und Petrikirche,

der Schloßkapelle, das beginnende 16. Jahrhundert durch die prächtige Kirche zu Ziegelheim, zu Seelitz, durch Theile des Klosters Zschillen u. s. w. Das edelste Werk aus Rochlitzer Stein zur Zeit der Gothik ist zweifellos das Chor der Wiedershainer Kirche, Anfang des 15. Jahrhundert. Viele Bauten der Pflege schmückten sich damals in reicher Bildhauerzier, vor Allem das Kunigundenschiff, über dessen Südportal zwei Thonfiguren, Kaiser Heinrich II. und dessen Gemahlin, als sagenhafte Gründerin der Kirche, prangen, Werke, die wohl in ganz Sachsen einzig dastehen, da derartige Standbilder aus Thon zur Zeit des Mittelalters zu den größten Seltenheiten gehören. Sie zeigen jetzt gelbgraue Färbung, weil die ursprünglich grüne Glasur fast gänzlich abgewittert ist. Als Stifterin der Kirche kommt die Kaiserin Kunigunde auch auf dem Altar in einer Bildreihe vor, welche in höchst anziehender Weise die Legende der heiligen Dulderin veranschaulicht und mit der Darstellung des Baues der Kunigundenkirche endet, wobei uns in bunten Farben eine mittelalterliche, figurenreiche Steinmetzwerkstätte vor Augen geführt wird. Das Bild zeigt uns die edle Kronenträgerin umgeben von Arbeitern, welche von ihr Lohn in Adlermünzen empfangen, während im Hintergrund andere Steinmetzen am Bau oder am aufgebänkten Werkstück noch thätig sind. Auch ein Bildwerk in Porphyr zeigt die hohe Frau als Stifterin der Kirche. Durch diese Darstellungen tritt die Ueberlieferung, Kunigunde habe den Bau angelegt, so bestimmt auf, daß man vielleicht vermuthen könnte, Rochlitz habe im Mittelalter urkundliche Nachricht über den Kirchenbau, die später verloren gegangen wäre, gehabt, oder die Kaiserin habe wenigstens nachweislich in einer näheren Beziehung zur Stadt gestanden. Deutsche Kaiser weilten thatsächlich mehrfach in Rochlitz, so Heinrich III. 1046, Heinrich IV. 1068. Heinrich III. überwies seiner Gemahlin Agnes u. A. den Burgwart Rochlitz. Der Name Rochlitz (Rocholinz) wird schon frühzeitig erwähnt, bereits in Urkunden der Ottonen 967, 996. Meißen ist 928 von Heinrich I. angelegt; sicher haben die Deutschen damals den Zugang nach Westen durch eine ununterbrochene Kette neuer Anlagen von Burgen und befestigten Ortschaften freigehalten, zu welchen Rochlitz gehört haben mag. Man kann demnach schwerlich die Nachricht von Rochlitzer Chronisten, nach welchen Heinrich I. und seine Gemahlin der Rochlitzer Petrikirche einen goldenen Kelch, der eine daraufbezügliche Inschrift gezeigt hätte, geschenkt haben soll, ohne weiteres als unglaubhaft abweisen. Die große Rolle, welche das Rochlitzer Schloß zur Zeit der älteren deutschen Kaiser gespielt haben muß, brachte es wohl auch mit sich, daß es schon in romanischer Zeit, zum Theil wenigstens, stattlich in Stein erbaut war. Der westliche Thoreingang, in welchem die gothische Kapelle später eingebaut wurde, zeigt Rundbogen ohne Gliederung mit mächtigen Quadern, welche aber nach einheimischer Weise der romanischen Zeit kein Zeichen aufweisen; an dem betreffenden Bau ist auch noch ein romanischer Wasserspeier erhalten. Die erwähnte herrliche Burgkapelle birgt z. Z. die Sammlungen des Rochlitzer Geschichtsvereins, welche zahlreiche geschichtliche Gegenstände aus der Rochlitzer Pflege, von prähistorischer Zeit ab, vor Augen führen. Jeder Forscher, welcher archäologische Wanderungen durch die Gegend antreten will, wird ein Vorstudium dieses Museums kaum unterlassen können, wenn er schnell und thunlichst mühelos sein Ziel zu erreichen beabsichtigt. Da die Rochlitzer Geschichte eng zusammenhängt mit der Vergangenheit des einheimischen Steinmetzenthums, mit den Werken aus Rochlitzer Porphyrtuff, der schon in der Broncezeit verarbeitet wurde und in den Tagen des romanischen Schlingornaments ein großes Absatzgebiet beherrschte, so hat der Geschichtsverein eine Abtheilung von Alterthümern dieser Art aufzustellen begonnen, ferner eine Sammlung von Gipsabgüssen der Steinmetzzeichen angelegt und größere Abhandlungen über die Geschichte des betreffenden Steinbetriebs erscheinen lassen. Die Steinsammlung weist z. Z. unter Anderem auf: romanische und frühgothische Werkstücke, interessante Grenzsteine, die bis in das Mittelalter zurückreichen, Bruchstücke ältester Taufsteine, ferner ein höchst fesselndes Denkmal, auf welchem das älteste (romanische) Rochenwappen vorkommt u. s. w. Die Rochlitzer Pflege ist übrigens für Architektur nicht nur durch ihren Porphyr und anderen Stein wichtig geworden, auch weiteres Baumaterial hat sie schon frühzeitig geliefert. Der Schiefer von Methau wurde nachweislich bereits im 16. Jahrhundert weit und breit zu den amtlichen Bauten verwendet, und die Schieferbrüche von Penna haben sicher auch ihre „Truhnen“, nach welchen in der Gegend noch heute gerechnet wird und unter welchem Ausdruck man eine Plattenstückzahl von 40 versteht, seit früher Zeit in den Handel gebracht; die Kalkgruben von Geithain waren schon im Mittelalter erschlossen, und die Anfänge einer Art Ziegelei reichen bis in prähistorische Zeit, wie der verziegelte Wall bei Göhren (gebrannte Lehmkruste) und die üblichen Ziegelbröckel sonst beweisen. Im Schutt der frühzeitig zerstörten Burg bei Geringswalde liegen gebrannte First- und Mauerziegel, welch letztere zum Theil quadratischen Querschnitt zeigen. Tiefe, malerische Gruben, als redende Denkmäler der fleißigen Hand vergangener Geschlechter, sind im Laufe der vielen Jahrhunderte, seit welchen man die Baumittel aus der Gegend bezog, auf den Fundstellen entstanden. Inmitten der Werkbuden und Arbeitsplätze auf dem Rochlitzer Wald, wo ehedem das heimliche Hüttengericht tagte und der Einwandernde durch Schenk und Gruß sich als Eingeweihten den Genossen auswies, steigen die lothrechten, abgeschroteten Felswände zu schwindelnder Höhe düster empor, nur hier und da in ihrem Ernst belebt durch helle Adern und vielgestaltige Risse; doch saftiges, lebensfrohes Grün schmückt die Kuppe der wettertrotzenden Steinriesen, wie das Eichenlaub den kampferprobten Sturmhut. Krystallene Fluth verbirgt die unheimliche Tiefe der Schieferbrüche bei Penna, zu der die leuchtenden Wände jach herabfallen, und wie im klaren Gebirgsgewässer spiegelt sich die herbstliche Sonne in den grünblauen, durchsichtigen Wellen, in denen allerhand stummes Gethier sein lustiges Spiel treibt, froh darüber, dem Menschen wiederum eine traute Heimstätte abgerungen zu haben. Denn was derselbe aufgiebt oder verkommen läßt, das nimmt Mutter Natur als oberste Lehnsherrin in Beschlag, sie, welche die Birke auf den Strebepfeiler des Doms, das Hauslaub auf den alternden First des ärmlichen Bauernhauses pflanzt, sie, welche der Menschen eherne Werke zerstört durch Rost und Patina und Steingebilde zerbröckelt mit bitterem Frost und schmeichelndem Sonnenschein.

Bücherbesprechung.

— **Wanderungen durch die deutschen Gebirge** von **Karl Kollbach.** 3. Band. **Von der Elbe zur Donau.** Eine Wanderung durch das Erzgebirge, das Fichtelgebirge, den Böhmerwald und den Fränkischen Jura. Mit 38 Vollbildern. Preis geheftet 6 *M.*, gebunden 7 *M.* 50 *S.* Köln a. Rh., Verlag von Paul Neubner. 1899. — Von Kollbach's Wanderungen durch die deutschen Gebirge ist kürzlich der vorliegende dritte Band erschienen. Die beiden ersten Bände: „Die deutschen Alpen“ und „Von der Tatra zur sächsischen Schweiz“ sind so wie die früher erschienenen Reisebilder desselben Verfassers, z. B. die „Bilder vom Rhein“, beifällig aufgenommen wurden. Die Lebendigkeit und Frische der Darstellung, die Anschaulichkeit, mit der der schlichte Reisende die empfangenen Eindrücke wiedergiebt, verdienen Anerkennung. Diese Vorzüge treten auch in dem neuen Bande „Von der Elbe zur Donau“ überall zu Tage. An einigen Stellen wird der Verfasser in der Begeisterung für seinen Stoff unseres Erachtens zu überschwenglich und könnte mit dem Worte „unvergleichlich“ etwas sparsamer umgehen. Aber man folgt ihm auch in diesem Bande gern auf seinen Streifzügen in die schöne Gottesnatur und in die mannigfaltigen Arbeitsgebiete der Menschen, und wenn auch seine Schilderungen und Beschreibungen nicht erschöpfend sein können und wollen, so wird doch insbesondere die heranwachsende Jugend in ihnen eine reiche Quelle von Belehrung und Unterhaltung finden. Der Inhalt des Buches zerfällt in folgende 20 Abschnitte: Dresden. Dresden und Meißen und ihre Umgebung. Durch den Plauenschen Grund ins Erzgebirge. Freiberg. Ueber Chemnitz nach Leipzig. Leipzig. Leipzigs Handel. Ueber Zwickau auf den Kamm des Erzgebirges. Von den Hochgipfeln des Erzgebirges nach Annaberg. Dem Südfuße des Erzgebirges entlang nach Karlsbad. Ueber Eger ins Elstergebirge. Durchs Vogtland zum Fichtelgebirge. Auf den Schneeberg und den Arber. Streifzüge durch den Böhmerwald. Von Bamberg in die Fränkische Schweiz. Durch den Fränkischen Jura nach Bayreuth und Nürnberg. Nürnberg. Ueber Regensburg zum Durchbruchsthal der Donau bei Kelheim. Donaubilder. Flußabwärts von Linz nach Wien. Das Buch ist vorzüglich ausgestattet und mit 38 schönen Abbildungen geschmückt.

C. R.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

[illegible] für sich kann nur [illegible] der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 M 25 [illegible], für auswärts mit 1 M 64 [illegible] (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 [illegible].

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 142. Dienstag, den 5. December, Abends. 1899.

Handel und Verkehr im Nibelungen- und Kudrunliede.

Von Max Reinicke.

In den großen Epen der mittelalterlichen Dichtung spiegeln sich die Zeiten mit ihren hervorragenden, führenden Personen, ihren Verhältnissen, gesellschaftlichen wie wirthschaftlichen. Und wenn auch die reflectirten Bilder nicht immer scharf umrissen sind, so lassen sie doch mancherlei erkennen, was für den, der gern in vergangene Zeiten zurückblickt, von Interesse ist. Hier soll den Spuren nachgegangen werden, die im Nibelungen- und Kudrunliede zu den Handels- und Verkehrsverhältnissen führen, wie solche in Zeiten bestanden haben und gestaltet waren, da jene Lieder gesungen wurden.

Als die Germanen in den Gesichtskreis der Römer getreten waren und mit diesen in Angriff und Abwehr Schwertschlag und Speerstoß gewechselt hatten, da war der römische Händler, der Sendbote einer höheren Cultur, bereits nicht mehr ein völlig Fremder in den Blockhäusern der nordischen Waldbauern; da hatte er diesen schon mancherlei gebracht, was das Leben schmückt und seine Führung erleichtert: denn nicht als von der Nothwendigkeit geboren, sondern als Kind des Luxus stellt sich, wie anderswo, so auch hier der Handel in seinen Anfängen dar. Besonders rege wurde der Waarenaustausch dort, wo die Römer feste Standlager errichtet hatten: am Rhein und an der Donau, und hier haben sich, als die Stürme der Völkerwanderung verbraust waren, auch Reste solchen Verkehrs in die Zeiten hinüber gerettet, da die germanischen Stämme wieder und diesmal endgiltig seßhaft geworden waren. Jetzt wurden solche, einst vorwiegend militärische Stützpunkte zu Handelsemporien, von wo aus strahlenförmig die Verkehrswege nach dem Innern der germanischen Lande führten. Doch vergingen noch Jahrhunderte, bevor — abgesehen von Sachsen und Friesen, die sich schon zur Merovingerzeit auf den nordischen Meeren tummelten — die Deutschen selbst sich am Handel betheiligten. Vorläufig blieb dieser Fremdlingen überlassen: im Süden den Lombarden, in Mittel- und Norddeutschland den Juden. Erst als die gewaltige Herrscherkraft Heinrich's I. und Otto's I. geordnetere Zustände geschaffen hatte, als, dank den Städtegründungen Heinrich's, ein neuer Stand, der des Bürgers erwachsen war und sich nun zwischen Bauern und Adelige einschob, erst dann entwickelte sich mit dem deutschen Handwerk auch der deutsche Eigenhandel unter dem Schutze des Marktrechtes. Wie vormals, so ist auch jetzt noch der Verkehr hauptsächlich an die Donau- und Rheinstraße gebunden. Jene wies nach dem Osten hin, war aber von geringerer Bedeutung als der Thalweg des Rheins, der auf den Seeverkehr hinleitete und in Flandern und Britannien wichtige Zielpunkte besaß. Hauptsächlich im Gebiete des Ober- und Mittelrheins und der Donau spielen sich die im Nibelungenliede geschilderten Vorgänge ab; das Kudrunlied aber hat das Meer und seine Gestade zum Schauplatze. Daher werden wir im Nibelungenliede auf solche Verhältnisse stoßen, die in erster Linie dem Landhandel eigen waren; das Kudrunlied dagegen wird uns Andeutungen über den Verkehr zur See zu geben vermögen.

Frühzeitig müssen sich die Kaufleute als besonderer Stand gefühlt, muß sich der Kaufmannsstand eines nicht geringen Ansehens erfreut haben. Das Nibelungenlied unterscheidet in der Bevölkerung der Stadt Worms zwischen Bürgern und Kaufleuten und giebt diesen den Vorrang, und auch in Bezug auf Passau hebt es den Stand der Kaufleute besonders hervor. Das Kudrunlied setzt hier und da burgaere, wo offenbar Kaufleute gemeint sind. Es deutet dadurch an, daß der nordischen Stadtbevölkerung der Handelsbetrieb in hohem Grade eigen war und ein erheblicher Theil der Bürger dem Handel oblag. Der Beruf des Kaufmanns forderte es von selbst, daß dieser eine größere Bewegungsfreiheit besaß, als sie dem Bürger schlechthin zugesprochen wurde. Und wenn er auch wie die Menge der Stadtbewohner ursprünglich zur Classe der Zinsleute und Ministerialen zählte, so galt er doch als persönlich frei und war, wie aus mehrfachen Untersuchungen hervorgeht, sehr bald unter den freien Bürgern der freieste; aber nicht nur der freieste, sondern auch der angesehenste. Würden wohl, wie das Kudrunlied Str. 294 berichtet, edle Helden wie die Hegelinge Kaufmannstracht gewählt, sich als Kaufleute ausgegeben haben, wenn sie nicht die Gewähr hatten, als solche leicht und gut in Baljan, Hagen's Burg, aufgenommen zu werden? „Wir sîn koufliute“ antwortet Fruote auf die Frage nach Stand und Herkunft, sicher, unter dieser Maske nicht gering geschätzt, unwürdig behandelt zu werden. — Das Nibelungenlied bringt Kaufleute und deren Angehörige mehrfach zu dem Königshofe in Beziehung. Als die Leiche des erschlagenen Siegfried in den Sarg gelegt werden soll,

„do weinten mit den frouwen (des Hofes) der guoten koufliute wîp.“

Und als Krimhild in das Heunenland zieht, stehen unter denen, die dem hohen Gast in Passau einen feierlichen Empfang bereiten, Kaufleute in erster Reihe:

„si wart vil wol enpfangen von den koufliuten sint.“

Die Kaufleute erachteten sich als unter dem unmittelbaren Schutze des Landesherrn oder des Kaisers stehend. Die Nothwendigkeit, diesen Schutz für sich zu beanspruchen, sich seiner zu versichern, ergab sich aus der zu jener Zeit üblichen Art des Handelsbetriebes, sowie aus den damals obwaltenden Rechtsverhältnissen. Der Kaufmann zog mit seinen Waaren von Ort zu Ort und betrieb sein Geschäft nach der Art unserer Fieranten. Hatte er das Weichbild seiner Stadt hinter sich, dann war er aus dem ihn schützenden Kreise herausgetreten, war er nahezu rechtlos, wenn nicht eine höhere, weiter als die städtische reichende Gewalt ihre schützenden Fittiche über ihn gebreitet hielt: die Gewalt des Landesherrn, des Kaisers.

Er — König Hagen — sprach: „mîn geleite unde mînen fride
den wil ich enbieten: er büezet mit der wide,
der an iht beswaeret die unkunden herren.
des sîn âne sorge: iu sol in mînem lande niht gewerren.“

Dieser Schutz wurde freilich nicht ohne Weiteres gewährt, sondern mußte durch Gaben, nicht selten von beträchtlichem Werthe, erkauft werden.

Dem künige dô si gâben wol tûsent marke wert
an richen kleinœten.

Man würde fehlgehen, wollte man von dieser Spende auf die im Allgemeinen übliche Höhe des Schutzgeldes schließen:

sô richiu gâbe selden was geschehen
von deheinen koufliuten in des küniges lande

Trotz des landesherrlichen Schutzes war der reisende Kaufmann bei der herrschenden Unsicherheit der Straßen mancherlei Gefahren ausgesetzt. Gern vereinigten sich deshalb die Kaufleute zu größeren Gesellschaften, wie eine solche die Hegelinge darstellen:

in burgaere mâze sach man ûf stade stân
sehzic oder mêre der waetlichen man.

Der Erfahrenste wurde an die Spitze gestellt und hieß Meister:

von Tenemarke Fruote meister was dar under.

Als Kennzeichen seines Vorsteheramtes, wohl auch deshalb, weil er gewisse Repräsentationspflichten zu erfüllen hatte, schmückte ihn ein besseres Gewand:

ouch truog er bezzer kleider danne ander iemen dâ besunder

Waren die Kaufleute am Ort ihrer Bestimmung angelangt, so führte der Meister bei den Verhandlungen mit der Obrigkeit das Wort:

Der rihtaere frâgte, wannen sie gevarn
über sê dar waeren. „got müeze iuch bewarn,
sô sprach der degen Fruote: unser lant lît verre.
Wir sîn koufliute und haben in dem scheffe riche herren."

Auch leitete er das Aufschlagen des Verkaufsstandes:

Fruote hiez ûfswingen sîner krâme dach.

Die Bezeichnung krâme wurde aber auch auf die Auslage, den Ladentisch, angewendet:

Her Hagene sach ouch selbe swaz ûf der krâme lac.

Wie sich aus den obenangeführten Worten entnehmen läßt, stellte der Kaufmann diesen Tisch dadurch her, daß er den oberen Theil der vorderen Budenwand, der zugleich einen Theil des Daches bildete, herunterklappte und stützte. Auf der so entstandenen Tafel legten, um Käufer anzulocken, die Händler etliche der von ihnen geführten Waaren aus.

waz sie dâ veile hêten, daz wol gezaeme rittern unde frouwen.

Jedenfalls waren es allerlei Bedarfsartikel:

swes sô man bedorfte, veile man'z dâ vant
und swes iemen gerte,

aber auch Schmucksachen, kostbare Kleiderstoffe, Pelzwerk; selbst Pferde führten die Kaufleute als Handelswaare mit sich. Das Kudrunlied nennt: wâfen unde wat (Waffen und Kleider), helme wolgetân (schöne Helme), schilde, gevazzet mit golde, brünne (Brustharnisch aus Schuppen oder Platten), dann borten (golddurchwirkte Bänder), phelle, sigelâte und baldekîn (kostbare Seidenstoffe, die hin und wieder mit Goldfäden durchzogen waren), saben (feine Leinwand), bezoge die vil richiu (Unterfutter), purpur, ferner nuschen unde bouge (Spangen und Armringe aus starkem, zu federnden Spiralen gewundenem Golddraht), vingerlîn (Fingerringe), golt und edelgesteine:

ez kouften, die ez wolden, steine unde golt.

Wahrscheinlich sind hier Goldgeräthe und Schmucksachen ganz im Allgemeinen zu verstehen. Da seidene Kleiderstoffe nur auf dem Handelswege von weither — zumeist über Venedig — bezogen werden konnten, so standen sie so hoch im Preise, daß selbst höhere Stände seidene Gewänder nicht allzuhäufig getragen haben werden, wenn schon die Dichter von Seide schwärmen. Der vorzugsweise verwendete Stoff auch für die Ritterkleidung war Wollgewebe, das besonders in den Gegenden am Niederrhein in ausgezeichneter Güte hergestellt wurde. Daß die Dichter unserer Epen wollene Kleidungsstücke nicht erwähnen, läßt sich wohl nur so erklären, daß ihnen für ihre Helden das Beste eben noch gut genug erschien. Nur einmal wird und zwar im Nibelungenliede ein halbseidener Stoff erwähnt: röcke ferrans mit pfelle üz Arâbîn, Kleider aus einem eisenfarbenen Gewebe mit seidener Kette und wollenem Schuß. Pelzwerk, das zum größten Theil nur durch Handel erworben werden konnte und zwar aus Skandinavien, Rußland, Polen und Ungarn zumeist über Regensburg, den Mittelpunkt des Pelzhandels, wird mannigfach erwähnt, so als besonders geschätzt Zobel und Hermelin:

Von Zobel unt ouch von herme vil kleider man dâ vant.

In der Etzelburg waren die Betten der burgundischen Helden mit Pelzdecken versehen:

Diu deckelachen härmin vil menegiu man dâ sach;
unt ouch von swarzem zobel.

Als Siegfried zur Brautfahrt in das Burgunderland rüstet,

dô gap man sînen degenen zu kleidern grâ unde punt

Auch im Kudrunliede giebt Frau Ute

in maniger hande grâ unde bunt.

Unter grâ sind die hauptsächlich aus Schweden, Rußland und Polen bezogenen Rückenfelle des grauen Eichhörnchens, unter bunt oder punt die Bälge der Ziselmäuse, sowie die Wammen des Eichhörnchens zu verstehen. — Bei der verhängnißvollen Jagd im Odenwalde trägt Siegfried einen Köcher, der des Wohlgeruchs wegen mit Panterfell überzogen war:

Ein hût von einem pantel dar über was gezogen.

Zahlreich sind die Angaben über Ursprungsländer besonders für Seidenzeuge. Sie lassen die weitreichenden Handelsverbindungen erkennen. Doch wird man die Phantasie der Dichter berücksichtigen müssen; denn manche Ländernamen sind wohl erdichtet, wie z. B. Zazamanc und Azagonc. Als Herkunftsländer für Seide werden genannt: Arabien — pfelle uz Arâbîn, bette dach von Arâbischen sîden, sô si beste kunden sîn. (Arabien galt auch als Bezugsquelle für gute Ankerseile.)

ir ankerseil wurden dâ her von Arabê
gefüeret harte verre, daz man sît noch ê
deheiniu alsô guoten ninder vinden künde.

Ferner Afrika im Allgemeinen:

Ein wâfenhemde sîdîn daz leit an sich diu meit,
daz in deheime strîte wâfen nie versneit
von pfelle ûzer Libiâ,

und Marokko im Besonderen:

Von Marroch ûz dem lande unt ouch von Libiân
die aller besten sîden, die ie mêr gewan
deheines küneges künne;

dann Ninive:

Von Ninnivê der sîden si den porten truoc.

Edelsteine lassen die Dichter unserer Epen einem, wahrscheinlich orientalischen, Lande Abalie entstammen:

dâ lac in dem golde von Abalî der stein.

Als Zahlungsmittel dienten Münzen und die unter dem Namen bouge bekannten Goldringe. Hilde rathet, die Pilger, denen man die Schiffe genommen hat, mit Geld zu entschädigen:

man sol ie wider eine in mînes silbers geben drie marke.

Dem Boten, der von Siegfried's Heldenthaten im Sachsenkriege berichtet, verspricht die freudig erregte Krimhilde:

du solt haben darumbe ze miete richiu kleit
unt zehn marc von golde heiz ich dir tragen.

Die Mark Gold entspricht bei Berücksichtigung der Lebensmittelpreise einem Werthe von 330 ℳ. Sie wurde nicht ausgeprägt, sondern zugewogen, weshalb von dem freigebigen Spender gesagt wurde, wie das Nibelungenlied von Gunther berichtet:

er teilte es âne wâge sînen friunden genuoc,
bî fünf hundert marken.

Wenn schon Goldringe als Geld geboten und genommen wurden und zwar auch im Kaufgeschäft, so spielten sie doch wohl dort als Gegengabe die Hauptrolle, wo man Dienste lohnen wollte. Hagen verspricht dem Fährmann Else, falls er ihn und seine Begleiter übersetze:

so giep ich dir ze miete von golde ein bouc vil rôt.

Und Krimhilde bietet Siegfried, als er die glückliche Heimkehr Gunther's aus Isenland meldet:

Vier unt zweinzec pouge mit gesteine guot.

Schließlich geben unsere Epen, wenn schon in geringem Maße, Andeutungen über den Verkehr des Kaufmanns mit seinen Kunden. Als die Hegelinge den alten Wate zum Führer ihrer vorgeblichen Kauffahrt zu wählen beabsichtigen,

Dô sprach Wate der alde: ich kan niht koufes pflegen.
mîn habe ist vil selten müezec her gelegen:
ich teiltes ie mit helden; daz ist noch mîn gedinge.
ich bin nicht sô gefüege, daz ich kleinot schoenen frouwen bringe.

Der Recke meint, es liege nicht in seiner Natur, geduldig wie der Kaufmann zu warten, bis Kauflustige kommen; er vermöge nicht wie dieser durch Kauf und Verkauf seine Habe zu mehren. Sein Wunsch und Wille sei vielmehr, mit Helden zu theilen, d. h. durch Kampf Schätze zu erwerben. Ganz fehle ihm das einschmeichelnde, anlockende Wesen, wodurch der Kaufmann das Publicum zum Kaufen bewegt, namentlich aber bei Frauen die Kauflust reizt. Daß der Kaufmann damals — wie heute — bei aller Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit scharf auf seinen Vortheil bedacht gewesen ist, erkennen wir daraus, daß man von spaehen koufliuten, also von verschlagenen, listigen, scharfsinnigen Männern spricht.

Bücherbesprechungen.

— **Gottes und Marien Sohn.** Geistliche Bilder nach dem Evangelium St. Johannis. Von G. **Stosch**, Pfarrer am St. Elisabeth-Diakonissenhause zu Berlin. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1899. 220 S. 3 ℳ, geb. 3,60 ℳ. — Wir besitzen von dem Verfasser bereits manche ähnliche Gabe, in der er biblische Gedanken und geistliche Bilder in seiner stillen Weise entwirft und zum christlichen Nachdenken anregen möchte. Hier will er die Herrlichkeit des Heilandes nach dem Evangelium Johannis uns zeigen von der Zeit an, da eigentlich noch keine Zeit war, „vor der Zeit" und die Zeit seines Erdenwallens hindurch bis zu dem alle Zeiten überbrückenden „Dereinst"; der Verfasser hätte dem Anfang entsprechend sagen können: nach der Zeit. In dieser Schrift wird weniger das Netz in weite, noch fernstehende Kreise ausgeworfen, als vielmehr den christlichen Gemüthern eine Vertiefung und Förderung geboten.

Johann Friedrich Oberlin. Ein Lebensbild von **Armin Stein** (H. Nietschmann). Halle a. d. S., Verlag von

Eugen Strien. 247 S. Brosch. 2,70 ℳ — Exempla docent, Vorbilder lehren, Biographien sind nicht Geschichten, die sich aus der Wirklichkeit ins Unerreichbare verlieren. Wenn der Verfasser es unternimmt, in dieser Schrift dem Manne ein Denkmal zu setzen, der auffallend wenig literarische Denkmäler hat, den einer seiner Zeitgenossen einen göttlichen Menschen genannt hat, und bei dem das Auge des Beobachters seine Noth hat, in seinem Herzen ein Stäubchen des Bösen zu entdecken, so stimmen wir diesem Unternehmen von Herzen zu. Der Verfasser will nicht prunkvoll schreiben, sondern meint, daß das Bild Oberlin's, des großen, unvergleichlichen Mannes, auch in der schlichtesten Umrahmung wirkt. Es wäre verfehlt, diese Lebensgeschichte anders darzustellen. Der Verfasser verfügt aber über ein treffliches Erzählertalent und erzählt auch hier schlicht und schön. Besonders allen Volks- und Gemeindebibliotheken sei das Buch warm empfohlen. 15.

— Ernst Evers, Am Sinai. Erzählungen zu den heiligen zehn Geboten. Zweite Auflage. 329 S. In eleg. Einbande 3 ℳ — Am Throne Gottes. Erzählungen zum heiligen Vaterunser. Dritte Auflage. 393 S. Eleg. geb. 3 ℳ — Gnadenquellen, Vier Erzählungen zu den beiden Hauptstücken von den heiligen Sacramenten. Dritte Auflage. 346 S. Eleg. geb. 3 ℳ — Im Licht der Ostersonne. Erzählungen. 152 S. Berlin, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. — Die Erzählungen des Verfassers sind in der christlichen Literatur wohl bekannt. Von den hier vorliegenden Sammlungen sind die drei erstgenannten in zweiter oder dritter Auflage erschienen und haben ihren Weg gefunden. Sie bieten uns ansprechende Illustrirungen zum ersten, dritten, vierten und fünften Hauptstück des Katechismus Luther's. Auch die neuen Erzählungen, welche unter dem Titel „Im Licht der Ostersonne" zusammengestellt sind, haben dieselbe christliche Richtung und wollen, jede der vier hier gebotenen Geschichten auf ihre Weise, den Glauben und die Ewigkeitshoffnung der Leser stärken. Wir dürfen sie empfehlen.

— Gedanken ans und nach der Schrift für christliches Leben und geistliches Amt von D. J. T. Beck, weil. ordentl. Professor der Theologie zu Tübingen. Vierte, vermehrte Auflage, herausgegeben von J. Lindenmeyer. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1900. 221 S. 2,70 ℳ, geb. 3,40 ℳ — Der heimgegangene Verfasser hat seine Schriftgedanken in den Jahren 1858 bis 1876 dreimal selber herausgegeben. Besonders willkommen waren sie den zahlreichen Schülern nnd Verehrern des akademischen Lehrers, welcher Studium und Erfahrung, Theologie und Christenthum, Glauben und Leben in seltener Weise verband und darum auch ein rechter pastor pastorum, ein Seelsorger der Geistlichen oder doch der angehenden Geistlichen und Studenten gewesen ist. Wer wie Recensent in der Studienzeit zu Beck's Füßen saß, hat den vollen Eindruck dieser Persönlichkeit empfangen, dem alles Gemachte im Grunde des Herzens zuwider war und der die Theorie nicht behandeln konnte, ohne sie sofort in die Praxis des Lebens zu stellen. So tritt er uns auch in dieser Schrift entgegen, in diesen 119 aphoristischen Aufsätzen, Gedanken, Urtheilen und Briefen, mag er einem Zweifelnden zurechthelfen und ihm den Rath geben: „Lernen Sie nur unmittelbar mit dem Herrn verkehren und mit seiner unsichtbaren Kirche im Himmel und auf Erden sich verbinden sowie in sein Wort sich einleben" oder einen Trauernden trösten mit eigener Lebenserfahrung: „So ist mir gerade aus jenen schwersten Schlägen des Todes ein Leben aufgegangen, von dem ich vorher nur die Worte kannte" oder ohne besondere Veranlassung seine Aufzeichnungen machen über Bibel, Kirche, Glauben, Leben und Amt. D. K.

— Zenker, P. E., Kirchschullehrer, Christfeier in der Schule. Zweite Auflage. Preis 15 ₰. Der Reinertrag ist bestimmt zum Besten des Syrischen Waisenhauses in Jerusalem. Commissionsverlag von Fr. Zillessen, Berlin C., 16 S., 8°. — Unter den zahlreichen Hilfsmitteln für liturgische Feiern, die die Weihnachtsfreude in den Herzen der Jungen und Alten lebendig machen sollen, verdient auch vorliegendes Heftchen einen ehrenvollen Platz; namentlich ist das Kirchenlied und das geistliche Volkslied trefflich verwerthet. Die Feier wird ungefähr eine Stunde dauern. Um die Einübung zu erleichtern, ist Raum zum Einzeichnen der Namen aller vortragenden Kinder gelassen. r.

— Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis zur Auflösung des Karolingischen Reiches. Nach den Quellen dargestellt von Felix Dahn. Achter Band. Die Franken unter den Karolingen. Fünfte Abtheilung. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1899. VI, 359 S.; 8°. Preis: 10 ℳ — Für die Schnelligkeit im Erscheinen der einzelnen Abtheilungen des sehr wichtigen 8. Bandes der „Könige der Germanen" weise ich auf S. 507 der Wiss. Beil. Nr. 121 vom 17. October hin. Die vorliegende (5.) Abtheilung bringt zunächst Alles, was sich auf Finanzhoheit und Finanzwesen bezieht (Cap. VI); dem folgt das (VII.) Capitel „Kirchenhoheit und Kirchenwesen". Den Schluß bildet der kurze (VIII.) Abschnitt über die „Vertretungshoheit". Statt aller langathmigen Erörterungen möge folgende Probe, die der Unterabtheilung „Kirche und Staat" (Dahn schreibt „Stat") entnommen ist, darlegen, wie der Verfasser seiner Aufgabe gerecht geworden ist: „Mit furchtbarer Eintönigkeit droht die Capitulatio de partibus Saxoniae die Todesstrafe. Der Tod steht auf Verletzung der Kirchen in Sachsen, aber auch schon auf wissentlichen Bruch des Fastengebots, auf Tödtung eines Geistlichen vom Diakon aufwärts, auf Tödtung einer angeblichen Hexe oder Verzehren ihres Fleisches, aber auch schon auf Verbrennnng einer Leiche nach altgermanischer Sitte, auf Vermeidung der Taufe binnen Jahresfrist, auf jedes Opfer für den Teufel oder die Götter, auf Einverständniß mit Heiden gegen Christen, auf jede Untreue gegen den König." Knapper kann man sich wohl kaum ausdrücken! Darin beruht in der That der Vorzug des Dahnschen Werkes: auf engstem Raume den überhaupt nur erreichbaren einschlägigen Stoff übersichtlich zusammengestellt zu haben. Wer diese Materialsammlung überliest, die sich fast ganz von Betrachtungen frei hält, meint: es sei kaum möglich, daß ihr Verfasser derselbe Rechtshistoriker ist, der uns eine so große Zahl gehaltvoller Erzählungen aus dem deutschen Alterthume beschеert hat. Wahrlich, zwei Seelen wohnen, ach! in seiner Brust. Ht.

— Geschichten aus dem Leben dreier Großwesire von Moritz Brosch. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1899. VII, 191 S.; 8°. Preis: 3,60 ℳ — Was Brosch, der bekannte Mitarbeiter an den Heeren-Ukert-Giesebrecht-Lamprecht'schen „Staatengeschichten", mit dem vorliegenden Buch im Grunde genommen beabsichtigt, ist der (aus Acten des Senats und des Rathes der Zehn von Venedig und dem Briefwechsel von venetianischen Baili zu Konstantinopel geschöpfte) Beweis für die Richtigkeit der Lamprecht'schen Geschichtsauffassung: das Zuständliche, die Umwelt ist das eigentlich Bestimmende, die großen Persönlichkeiten sind dieser Kraft gegenüber mehr oder weniger machtlos. Für den letzten der behandelten drei Großwesire (Mohammed Sokolli, Mohammed Köprili und Ahmed Köprili) faßt dies schwer definirbare Verhältniß der Verfasser in die treffenden Worte: „Ahmed Köprili ist einem glücklichen Zufall gleichzuachten, der dem Türkenthume beschieden war; der Zufall verflüchtigte sich spurlos, und das Türkenthum blieb das Beharrliche im Wandel der Zeiten." Und wie eine tragische Resignation klingt es, wenn er, die Ergebnisse des Ganzen zusammenfassend, bald darauf fortfährt: „Ein Conglomerat von Völkern wie der osmanische Staat, eine halb militärische, halb religiöse Einrichtung wie das Sultanat, eine politische wie das Großwesirat: es geräth Alles in Blüthe oder Fäulniß nach Gesetzen [wirklich nach „Gesetzen"?] der geschichtlichen Entwicklung, deren Nothwendigkeit zwar mehr verschleiert, aber darum nicht minder zwingend ist als die der Naturgesetze. Dem gegenüber sind hochbegabte Staatsmänner, wie Mohammed Sokolli und die beiden Köprili es ein jeder in seiner Art waren, zur Sisyphosarbeit verdammt, die sie gewissenhaft verrichten, ohne die tief eingefressene Staatskrankheit zur Heilung zu bringen. Sie können dies so wenig, wie ein Gärtner verwelkten Blüthen Glanz und Farbe verleihen oder aus dürren Aesten grünes Laub hervorzaubern kann." Ganz ist dieser Pessimismus nicht am Platze; denn es steckt ein kleiner Rechenfehler darin. Ebenso wie jeder neue Frühling aus den dürren Aesten grünes Laub hervorzaubert, ebenso giebt es auch in der Geschichte Völkerfrühlinge, die selbst anscheinend abgestorbenen Aesten (mit Unterstützung eines tiefblickenden Volksgärtners notabene!) zu frischen Zweigen verhelfen. Aufmerksamen Lesern, die ich dem wirklich sehr interessanten Buche in großer Zahl wünsche, wird es nicht entgehen, daß sich Brosch in einer fast auffallenden Weise Mühe giebt, venetianische Treulosigkeit und Hinterlist aus ihrer Zeit heraus zu erklären, verständlich zu machen und zu mildern. Wenn die Zehn einem spanischen „Edelmanne", der Sultan Selim, seine beiden Söhne und einen Enkel von ihm ermorden will, 50 000 Zechinen und ein Lehen zusichern, oder wenn sie türkische Kriegsgefangene in Rom hinschlachten lassen möchten, so ent-

schuldigt Brosch diese Ungeheuerlichkeiten mit dem Hinweis auf die gegen Elisabeth gerichteten Mordversuche und auf die Ausrottung der Hugenotten in Frankreich. Ich fürchte jedoch, daß er bei dem Streben, alle Schlechtigkeiten des ausgehenden 16. Jahrhunderts der Gegenreformation in die Schuhe zu schieben, nicht überall auf begeisterte Zustimmung stoßen wird. Ht.

— Ein Goethepreis von Max Bewer. Dresden, Druck und Verlag der Druckerei Glöß. 1900. 90 ₰. — Der begeisterte Bismarckverehrer und leidenschaftliche Antisemit Max Bewer lebte mit der Frankfurter Zeitung in scharfer Fehde. Nach seinen hier gegebenen Mittheilungen hatte sie ihn „Jämmerlichkeit, Gemeinheit, Gehirnschwund, Lakaiensinn, hündische Unterwürfigkeit u. A." zugesprochen. Nun setzte sie zum 150. Geburtstag Goethe's einen Preis von 300 Mark für das beste Gedicht auf Goethe aus; da wurde Bewer von dem „prickelnden Gedanken" ergriffen, sich mit einem „frischen Husarenritt ins feindliche Lager die Festwurst aus dem Kessel" zu holen. Er schickte ein Gedicht ein, nannte aber in dem verschlossenen Couvert eben wegen der bestehenden Feindschaft nicht seinen Namen, sondern gab als „Adresse zur Benachrichtigung" den Herrn Prof. Hermann Freye, Mitgl. der königl. Akademie der Künste in Dresden an, natürlich mit dessen Zustimmung. Das Gedicht erhielt den Goethepreis, den Bewer theils zur Unterstützung bedürftiger Künstler verwandt hat, theils zur Gratisversendung antisemitischer Bilderbogen bestimmt. Indem so das Geld der Frankfurter Zeitung der antisemitischen Agitation dienen muß, hat Bewer seine Rache für die ihm gewordene schlechte Behandlung genommen. Das ist der in vorliegender Schrift berichtete Thatbestand; weiter auf ihren Inhalt, auf die leidenschaftlichen antisemitischen Ausfälle, auf die Ausfälle gegen Goethe- und Bismarck-Philologen und -Bonzen u. A. einzugehen, sehen wir uns nicht veranlaßt: das verbietet schon der Ton des Ganzen. **

— Deutsche Poetik von Prof. Dr. Johannes Minckwitz. Dritte Auflage. (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 63.) Leipzig, Verlagshandlung von J. J. Weber, 1899. Preis gebunden 2 ℳ 50 ₰. — Ein Dichter wird natürlich Niemand durch das Studium einer Poetik, heiße ihr Verfasser nun Aristoteles oder Martin Opitz, Moriz Carrière oder Johannes Minckwitz. Immerhin bekommt man oft genug poetische Versuche zu sehen, die verrathen, daß ihre Urheber von dem Vorhandensein solcher nützlicher Bücher, wie dieser Katechismus eins ist, gar keine Ahnung haben. Zu den großen Dichtern gehört nun am Ende Minckwitz nicht. Die Dichter pflegen sich auch auf Lehrbücher der Poetik nicht einzulassen. Aber daß er von der Sache etwas Ordentliches verstanden hat, dafür sind seine Uebersetzungen hinreichender Ausweis. Uebrigens ist das Büchlein keineswegs blos für Solche bestimmt, die mit der Absicht umgehen, das Handwerk der Reimeschmiederei berufsmäßig auszuüben, sondern es will auch denen, die nur an dichterischen Schöpfungen sich erbauen wollen, den Blick öffnen für allerlei technische und formelle Feinheiten der Poesie. Es ist ein ganz verdienstliches Werkchen, die dritte Auflage wird die letzte noch nicht sein. R. B.

— Aufsätze und Tagesschriften von Ernst Rethwisch. Leipzig, Verlag von Arwed Strauch, 1899. Preis 5 ℳ — Die Aufsätze, die den Inhalt dieses stattlichen Bandes (319 Seiten Großoctav) bilden, waren es werth, gesammelt und in Buchform herausgegeben zu werden. Es spricht aus ihnen vor allen Dingen ein klarer Kopf, der sich ebensowenig von Parteileidenschaft verblenden wie von Schlagwörtern einfangen läßt, sondern mit eigenem Urtheile prüft. Ein weiteres Kennzeichen der besonderen Art des Schriftstellers ist sein Glaube an den sittlichen Fortschritt in der Menschheit. Dieser macht ihn keineswegs blind gegen die Schwächen der Zeit, aber er verleiht ihm die Schwungkraft, sich hinwegzusetzen über die unerfreulichen Züge im Bilde der Gegenwart und mit entschlossenem Wirken das Seine zu thun, auch auf Andere die selbstgewonnene Erkenntniß zu übertragen. Ob er überall Recht hat, das ist eine Frage, die sehr verschiedene Antwort erfahren wird; die Ruhe und Bestimmtheit, mit der er seine wohlüberlegte Meinung vorträgt und begründet, zwingt jedenfalls den Leser, mit ihr zu rechnen und sich mit ihr abzufinden. Seinem politischen Bekenntniß nach ist Rethwisch entschiedener Monarchist; doch kommt er in den socialen Kämpfen der Zeit, wenigstens auf wirthschaftlichem Gebiete, den Forderungen des vierten Standes sehr weit entgegen. Wir betonen noch, daß er für die unbedingte Lehrfreiheit der Universitäten eintritt, ferner, daß ihn die Bewunderung der Größe Bismarck's nicht abhält, auch der hohen Begabung und den edlen Absichten Kaiser Wilhelm's II. durchaus gerecht zu werden. Wie umfassend der Kreis der Stoffe ist, die Rethwisch in den Bereich seiner Darstellung zieht, mag das Inhaltsverzeichniß lehren: Die sociale Ursache der französischen Revolution. — Die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie. — Ueber die Quantität der Urtheile. — Der Begriff der Definition und seine Bedeutung für die monistische Entwickelungslehre. — Ueber den Anfangspunkt der Strafbarkeit. — Der Werth der Ehrenstrafen. — Begünstigung. — Die Freiheit der Religion. — Harnack und das Apostolicum. — Katholiken und Protestanten. — Staatslotterie und Monte Carlo. — Unsere Vorliebe für Sagenbildung. — Richard Wagner. — Die Inschrift von Killeen-Cormac. — Das Königthum in der Gegenwart. — Kaiser Friedrich und Bismarck. — Die Versöhnung mit Frankreich. — Kronprinz Rudolf und die monarchische Staatsform. — Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Bismarck, was Bismarck's ist. — Die Diagonale der Kräfte im Staatsleben. — — Sehr wohlthuend berührt, um noch das schließlich zu sagen, die Bescheidenheit des Tones, den das Vorwort anschlägt: Keine dieser kleinen Schriften erhebt den Anspruch, ihr Gebiet bereichert zu haben; sie wollen nur Diejenigen, die zur Abgabe eines Urtheils über hier berührte Gegenstände berufen und geneigt sind, zu erneuter Prüfung anregen. Der verständnißvolle und empfängliche Leser wird geneigt sein, in seiner Bewerthung der Aufsätze erheblich über diese Selbsteinschätzung des Verfassers hinauszugehen. R. B.

— Kürschner's Jahrbuch 1900. Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin, Leipzig, Eisenach, Hermann Hilgers Verlag. Preis 1 ℳ — 938 enggedruckte zweispaltige Seiten Großoctav und noch dazu reich illustrirt für eine Reichsmark, mehr kann man für sein Geld wirklich nicht verlangen. Und was wird Alles auf diesen 938 Seiten geboten! Die Fülle des Wissensstoffes, der sich in diesem Buche aufgespeichert und planmäßig geordnet vorfindet, muß bei Jedermann Staunen hervorrufen und den Neid der ganzen Verlagswelt erwecken. Denn so etwas macht dem Kürschner Keiner nach, geschweige denn, daß Einer gar den Kürschner, diesen findigsten unter den deutschen Schriftstellern, noch zu übertreffen vermöchte. Ja, ich glaube fast behaupten zu können, daß mit Darbietung dieses reichen Wissensschatzes Professor Kürschner selber den Gipfel des in dieser Hinsicht Erreichbaren erklommen hat, wiewohl Ueberraschungen gerade bei Kürschner, was Leistungsfähigkeit betrifft, nie ausgeschlossen sind. Allerdings muß angesichts eines solchen reichen Materials zu einem so überaus niedrigen Preise der Verleger darauf rechnen, daß es, wie man sagt, die Masse wieder einbringt, und er muß bei diesem Rechenexempel im Vertrauen auf seinen Kürschner auch durchaus richtig calculirt haben, sonst hätte er nicht wagen können, überhaupt zum dritten Male an die Herausgabe von Kürschner's Jahrbuch zu denken, wo doch nur ein Theil des neuen Jahrgangs naturgemäß mit den älteren Jahrgängen inhaltlich übereinstimmen kann. Wollte ich aus diesem Inhalt nur das hier aufzählen, was sich in gedrängter Kürze auf dem Titelblatt verzeichnet findet, so würde ich damit schon den einem Kritiker, zumal wo die Weihnachtszeit schon so nahe ist, für eine Besprechung zur Verfügung stehenden Raum bei Weitem überschreiten. Ich begnüge mich daher, nur weniges Neues hervorzuheben. So vor Allem den kleinen populär gehaltenen Artikel: „Wann beginnt das neue Jahrhundert?", welche Frage Kürschner sehr richtig dahin beantwortet: am 1. Januar 1901. So die interessanten Artikel: Wer regierte vor 100 Jahren? Welche Einwohnerzahl hatten die großen Städte vor 100 Jahren im Vergleich zu heute? So die Bilder, die uns die Mode vor 100 Jahren veranschaulichen und uns den erfreulichen Beweis liefern, daß die jetzige Mode, zumal die der Damenkleider, doch weit geschmackvoller ist, als vor 100 Jahren. Und so findet sich noch so manches Neue, das gleich dem wiederkehrenden guten Alten Tausenden und Abertausenden willkommen sein wird. Sei das lehrreiche und auch unterhaltende Nachschlagebuch den weitesten Leserkreisen angelegentlichst, wie es das in hohem Maße verdient, empfohlen! Prof. Dr. K. Siegen.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 143. Donnerstag, den 7. December, Abends. 1899.

Altdeutsche Schützenfeste.

Während in der Schweiz die eidgenössischen Freischießen schon seit alter Zeit als Nationalfeste sich fest eingebürgert haben, ist das erste allgemeine Schützenfest in Deutschland nicht früher als 1861 zu Stande gekommen. Es war nicht Zufall, daß damals das Bedürfniß nach einem solchen Feste erwacht war, es lag vielmehr darin ein starker und wohlthuender Ausdruck des immer allgemeiner sich kundgebenden Dranges nicht blos nach politischer und nationaler Einheit und Erstarkung, sondern auch nach Entfaltung jenes Selbstgefühls, jener Kraft und Gemüthlichkeit, welche, tief im Charakter des deutschen Bürgerthums wurzelnd, in früheren Jahrhunderten in den prächtigen Waffenfesten unserer Ahnen zu Tage trat. Stattlich und glänzend war das öffentliche Leben des deutschen Bürgers im Mittelalter bis zu dem unseligen großen Kriege des 17. Jahrhunderts, der uns in jeder Richtung des Lebens um Jahrhunderte zurückgebracht hat: wenn jetzt wir späteren Enkel nach fast dreihundertjähriger trüber Pause wieder in dieselben Bahnen einlenken, in welchen die Vorfahren so mannhaft einherschritten, so mögen wir uns mit vollem Rechte der lang entbehrten Freude hingeben, daß wir uns eines so wackern und gesunden Strebens rühmen dürfen. Daß unsere heutigen Freischießen und Schützenfeste nicht dürre und gedankenlose Nachäffungen der mittelalterlichen sind noch sein können, ist klar; wir sind eben Andere, und unsere Zeit und deren Verhältnisse können nicht mehr denen früherer Jahrhunderte entsprechen. Ein aufmerksamer Vergleich mit den alten Zeiten wird lehren, daß wir in manchen Stücken höher stehen als sie, daß wir aber auch Manches verloren haben. Noch vor wenigen Jahrzehnten würde es selbst der größten Stadtgemeinde abenteuerlich erschienen sein, Feste zu veranstalten, welche nach unsern Geldverhältnissen leicht mehr als 100000 ℳ kosten und nicht etwa bei dem ehrenden Besuche eines Souveräns veranstaltet werden, sondern zur Lust deutscher Landesgenossen, Feste, welche 3, ja 5 Wochen dauern und während dieser Zeit viele Hunderte, ja Tausende von Gästen der Gastfreundschaft Einzelner, zum Theil auch der Stadtgemeinde, übergeben. Wohl ist nun wahr, daß die Zeit uns werthvoller geworden, daß wir das Leben rascher genießen und in Tage zusammendrängen, wozu die Ahnen Wochen verwendeten; wohl ist wahr, daß der moderne Mensch seine Erholung am liebsten fern von dem geräuschvollen Treiben und der angestrengten Tagesarbeit in Gebirgswäldern und Alpenthälern sucht, während unsere Vorfahren Freude und Genuß gerade darin fanden, daß sie eine große Genossenschaft von Männern aufsuchten und aus dem engen Bannkreis ihrer Mauern, aus Zunftstube und Rathskeller in eine größere Verbindung traten, wo sie durch persönliche Tüchtigkeit Ehre und Gewinn heimbringen konnten; wohl ist endlich wahr, daß sich in den beiden letzten Jahrhunderten, wo große Bürgerfeste unmöglich geworden, viele gemeinsame Interessen des deutschen Bürgerlebens entwickelt haben, die gegen die alte Zeit einen unermeßlichen Fortschritt darstellen, und daß in unserer ganzen Bildung ein Grundverschiedenes ist, das uns von unseren Ahnen scheidet; allein es ist auch durchaus nicht bewiesen, daß darin lediglich ein Fortschritt der spätern Geschlechter zu erkennen sei. Die alte Brüderlichkeit der Städte und Landschaften, das freudige Selbstgefühl des Mannes im geselligen Verkehr mit Andern, die Leichtigkeit, mit welcher gemeinsame Uebungen Tausende zusammenschlossen, vor Allem die stattliche Kraft, mit welcher sich die Städte nach außen geltend machten, sie erscheinen uns als etwas Großes, das uns leider nur allzu lange gefehlt hat. Wenn den Alten selten vergönnt war, in den großen Angelegenheiten des Lebens, in Staat und Kirche die Einheit deutscher Interessen zu fühlen und durch gemeinsames Handeln und große Siege das Leben aller Einzelnen zu adeln, so wußten sie wenigstens in ihrer Geselligkeit ein Gebiet zu öffnen, wo das deutsche Wesen und das Gemeinsame des Gemüthslebens schönen Ausdruck gewann. — Uralt sind die deutschen Maifeste zur Feier des erwachenden Lebens der Natur. Sie waren von jeher Kampfspiele, in welchen der Sieg der wieder erwachenden Menschengötter über die Dämonen des Winters dramatisch dargestellt wurde. In den aufblühenden Städten liebte die kriegerische Jugend der Vollbürger diese Spiele, welche zur Hohenstaufenzeit die Formen der modischen Ritterfeste annahmen. So wurde schon 1279 in Magdeburg das Pfingstfest ganz rittermäßig gefeiert. Die junge reisige Mannschaft der Constabler hielt unter ihrem Maigrafen Bruno v. Stövenbecker ein großes Turnier auf ihrer Elbinsel, der Marsch; die Kaufleute von Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Halberstadt und Quedlinburg, die dazu geladen waren, kamen in stattlicher Rüstung, brachen höflich vor der Stadt eine Lanze mit zwei jungen Gesellen von Magdeburg und ritten dann festlich durch die Thore nach der Insel, wo viele Zelte aufgeschlagen waren. Die Magdeburger hatten einen sonderbaren Preis bei diesem Mairitt ausgesetzt; es war, wie das Wappenbild ihrer Stadt, eine Jungfrau; ein alter Kaufmann aus Goslar gewann die schöne Sophia — wahrscheinlich war sie unfreien Standes — als Eigenthum; er nahm sie mit sich und verheirathete sie später mit guter Ausstattung. Hundert Jahre später, im Mai 1387, feierten die Magdeburger wieder ein großes Fest, aber nicht in der Form eines ritterlichen Turniers, sondern bereits in einem großen „Schützenfest“; wieder waren alle befreundeten Städte viele Meilen in der Runde dazu eingeladen und wieder war eine Jungfrau der Preis, die diesmal einem Bürger von Aschersleben zufiel. In diesen hundert Jahren war eine große Wandlung in Leben und Verfassung der deutschen Städte vorgegangen; nicht mehr repräsentirt die Patricierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgerthums, schon fühlt die Gemeinde der Stadt sich als Herrin, und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preise. Seit dem Jahre 1300 entstehen in den deutschen Städten die Genossenschaften der Schützen mit ihren Ordnungen, ihrem Schießhaus und ihren jährlichen Schützenfesten; von den Stadtbehörden werden diese Gilden waffenfreudiger Bürger eifrig gefördert, sie helfen auch die großen Freischießen ihrer Stadt vorbereiten. Um das Jahr 1400 sind die Schützenfeste in ganz Süddeutschland schon etwas sehr Bekanntes, und es stehen die „Gewohnheiten“ derselben bereits fest. Von da ab breiten sie sich immer größer und glänzender über ganz Deutschland, und um 1500 stehen sie, wie das deutsche Bürgerthum überhaupt, auf ihrem Höhepunkt. Sie werden nicht mehr von den Städten allein veranstaltet, schon im 15. Jahrhundert sind zuweilen Fürsten, ja auch vermögende Edle die Gastgeber, und umgekehrt reiten die großen Grundherren und Fürsten der Nachbarschaft als geehrte Gäste zu den Freischießen der Städte, immer aber sind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die Fürsten und Edlen gestellt. In frühester Zeit, vor dem großen Bauernkriege, kämpfen häufig auch freie Bauern mit. Für alle Theilnehmer aber gilt beim Schießen gleiches Recht. Bei aller Verschiedenheit im Einzelnen hat sich doch eine fast auffallende Gemeinsamkeit des Verlaufes der Freischießen in ganz Deutschland erhalten. Sie stellen in dieser Zeit eine glänzende Seite des deutschen Lebens dar: die großartige Gastfreundschaft, welche eine

bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt und in welcher das Selbstgefühl des Bürgers den kräftigsten Ausdruck findet; der Stolz auf die eigene Stadt; lebhaftes und leicht verletztes Ehrgefühl auch den Befreundeten gegenüber; das Behagen, sich bei Aufzügen in Scherz und Ernst sehen zu lassen und würdig zu repräsentiren; vor Allem aber die Freude, in öffentlichen Angelegenheiten unter vielen Tausenden sich selbst als mannhaft, tüchtig und gewandt zu zeigen. Zu den Schützenfesten wurden Ausschreiben oft weit ins Land hinein benachbarten und befreundeten Städten überschickt, und gewöhnlich waren in denselben zugleich die Bedingungen des Schießens genau aufgezählt: die Schwere der Kugel, der Umfang des Bolzens, die Zahl der Schüsse, welche Jeder zu thun hat, und mehreres Andere festgesetzt. Die älteste Waffe der Freischießen ist die große Armbrust mit Stahlbogen und Bolzen, die aber seit 1400 kürzer und handlicher wurde. Sie galt bis zum dreißigjährigen Kriege für die vornehmere Waffe, obgleich sie im Kriege und auf der Jagd schon lange durch das Feuerrohr verdrängt war; doch war schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts bei allen Freischießen für Stahl und Büchse die Zahl der Büchsenschützen fast noch einmal so groß. Kurz nach dem Jahre 1400 knallte schon das Feuerrohr auf den Schützenfesten; man schoß aus Pürschrohren und Faustbüchsen; aus Doppelhaken und Pürschbüchsen; die praktischen Schweizer bevorzugten zuerst die Büchse. Verschieden wie die Waffe war das Ziel. Uralt ist der Vogel auf der Stange, aber bei einer größeren Zahl von Gästen erwies er sich als unbequem und wurde deshalb durch die geeignetere Schießwand verdrängt, zumal bei den Schweizern und Schwaben, während Thüringer, Meißner und Schlesier noch lange am Vogel hingen. Die Entfernung von den Schießständen betrug für die Armbrust gewöhnlich 340 Fuß, später 300 Fuß, für die Büchse 650 bis 750 Fuß — weite Entfernungen für die noch so unvollkommenen Waffen. Schon einige Monate vor dem Feste begannen die Vorbereitungen zu demselben in der Stadt. Herbergen wurden ausgemittelt, die Sicherheit der Stadt ward vorgesehen, auf dem Schießplatz wurden die Schranken abgesteckt, die Räume des Schießhauses neu gemalt, Schießstände und Schreiberbuden, Küchen, Kegelbahnen, Buden und Zelte aller Art aufgerichtet, die künstliche Zielstätte erbaut. War man damit zu Ende, so mußte ein ehrsamer Rath sich nach einigen Unterbeamten des Festes umsehen, deren Thätigkeit weniger ehrenvoll als höchst nothwendig war: nach den Pritschenmeistern. Ein großes Fest machte vier, fünf und mehr solcher Gesellen wünschenswerth, aber sie saßen nicht in jeder Stadt; waren sie nicht zur Stelle, so mußten sie von Nürnberg und Augsburg verschrieben werden, oder wo sie sich sonst gerade im Lande herumtrieben, zuweilen von weit her. Es war ein alter Beruf, dem sie nachzogen. Zu derselben Zeit, in welcher die phantastischen Stadtturniere der jungen Patricier in die nützlichen Schießübungen der wehrhaften Bürger umgewandelt wurden, hatte sich die Pritschenmeisterei zu einer friedlichen bürgerlichen Arbeit geformt, die einiges von den Pflichten der alten Herolde und nicht wenig von den alten Festschwänken der fahrenden Narren bewahrte. Die Pritschenmeister waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizeibeamte und Possenreißer der Freischießen, sie kannten Anstand, Sitte, jedes Ceremoniell des Schießplatzes auf's genaueste, gaben unsicheren Festordnern guten Rath, hielten die gereimten Festreden, straften mit der Narrenpritsche für leichte Vergehen gegen die Ordnung des Schießplatzes und halfen sogar bei den Festschmäusen, wo es fehlte, durch einen kräftigen Spaß nach, auch wohl durch Bedienung. Sie waren weit herumgekommen und wußten sehr gut, wie mit vornehmen Fürsten und strengen Herren vom Rathe umzugehen war. War nicht gerade Festzeit, so trieben sie wohl ein bescheidenes Handwerk, das nicht zu viel Ausdauer forderte. Aber Siebmachen oder ein kleiner Wollhandel behagte ihnen schwerlich auf die Länge, wenigstens schildern sie sich selbst in den umfangreichen Poesien, welche sie uns hinterlassen haben, als arme Teufel, welche begierig dem Gerücht von einem großen Fest bei Hofe oder in den Städten lauschen und speculirend viele Tagereisen laufen, um vielleicht ihr Amt bei einem Freischießen ausüben zu können. Gelingt ihnen das nicht, so bleibt ihnen doch die Freude, während der Festzeit alten Gönnern unter den Schützen aufzuwarten und sich durch treuherziges Schmarotzen den hungrigen Magen zu füllen, und zuletzt bleibt ihnen der alte Trost der Dichter, wenigstens in Versen zu schildern, was selbstthätig zu genießen versagt war, und für diese Reimereien Belohnung einzusammeln. Es ist wohl nur der deutschen Natur gemäß, den Narren zur Polizeibehörde eines Festes zu machen. Der Schlag seiner Pritsche trifft den Herrn wie den Bauernbuben, seine Spottrede straft auch den übermüthigen Fürstensohn und treibt dem Unverschämtesten das Blut in die Wangen; der empfindliche Stolz des Junkers, der jede Berührung durch einen Trabanten als tödtlichen Schimpf geahndet hätte, erträgt beschämt, daß die Narren im Amte ihn ergreifen und zu ihrem Rabenstein schleppen. Auch wer das „Schießrecht" wenig achten würde, der fürchtet nach Schießrecht dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu werden. Aber selbst die Späße des Pritschenmeisters verdienen eine Beachtung: es sind stehende, endlos variirte Scherzreden und Possen, eine bestimmte herkömmliche Art lustig zu sein, typische Formen der Narrheit von mehrhundertjährigem Alter, und sie werden mit einem gewissen Ernst, ja mit Pedanterie vorgetragen, denn sie gehören nicht mehr dem Einzelnen an. Sicher wirkten diese oft schalen Späße erst dann unwiderstehlich, wenn eine drollige Laune des Menschen dabei durchbrach, aber sie sind gerade in ihrer alterthümlichen Beständigkeit für uns Holzschnitten gleich, in deren eckigen Linien doch ein gewisser Reiz liegt. Wenn z. B. vor Ende des Schießens der Pritschenmeister dem unglücklichen Schützen, der den letzten Gewinn davongetragen, diesen Gewinn, die Sau mit sechs Ferkeln, glückwünschend übergiebt und ihm dabei der Länge nach berechnet, wie die borstige Familie sich in seinem Hause Jahr für Jahr vermehren und ihn nach drei Jahren als Herrn von 2401 Stück umkreisen werde, so wurde für die Zuhörer der Spaß dadurch gar nicht geringer, daß sie dieselbe Berechnung schon seit ihren Kinderjahren bei ähnlicher Gelegenheit gehört hatten, denn er wirkte ähnlich wie eine Melodie, welche ihren besten Zauber erst ausübt, wenn sie im Ohr des Hörers heimisch geworden ist. Der Pritschenmeister wußte wohl, daß er ein Narr sein müsse. Zwar gab es auch unter ihnen stolze Gesellen, welche sich der Kappe schämten, aber sie wurden von ihren eigenen Amtsgenossen verspottet. So war 1573 der Pritschenmeister von Zwickau ernsthaft und hochmüthig, aber er litt dafür auch unter dem verächtlichen Achselzucken seines Collegen Benedict Edelbeck, der aus Böhmen dem Freischießen zugewandert war und besser wußte, was der Pritsche gezieme. Sie trugen deshalb auch einige Abzeichen des Narren, die Kappe und ein auffallendes buntes Kleid in den Farben der Stadt, das ihnen als Festgeschenk blieb. Bei besonders vornehmen Schießfesten wurden sie sehr stattlich herausgeputzt: z. B. trugen in Coburg 1614 ihrer fünf die fürstlichen Hausfarben, gelbes Wamms von Seide, schwarze Hosen, gelbe englische Strümpfe, lange schwarzgelbe Kniebänder, schöne Corduanschuhe mit seidenem Band, einen spanischen Sammethut mit gelben Federn, darüber eine Kasseke mit fliegenden Aermeln roth gelb schwarz, vorn und hinten mit Wappen bestickt, dazu die große Pritsche und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche laut rasselten. Ihre Pritsche, oft unförmlich groß, von Leder oder von gespaltenem klatschendem Holz, zuweilen vergoldet, hatte auf dem Schützenfest viel zu thun. Mit ihr fegten sie die „Freiheit" des umsteckten Raumes von dem andrängenden Volke und straften die Vergehen gegen die Ordnung. Wer zwischen die Schützen und ihr Ziel rannte, sobald die Uhr aufgezogen war, wer die Schützen in ihrem Stande störte, in Trunkenheit und Uebermuth Unarten beging, aus Muthwillen oder Tücke fremde Waffen beschädigte, verfiel ihrem Gericht ohne Rücksicht auf seinen Rang. Und dies Gericht wurde sehr auffällig geübt. Auf dem Schießplane erhob sich zur Seite ein weit sichtbares Gerüst, darauf zwei bunt bemalte Bänke. Dieser Bau hieß mit altem herben Scherzwort „der Rabenstein", später „des Pritschenmeisters Predigtstuhl"; zu ihm wurde der Schuldige unter vielen grotesken Bewegungen gezogen, dort über eine Bank gelegt und mit der Pritsche in einer Weise bearbeitet, welche die alte Kunstsprache zierlich durch die Worte ausdrückte: es wurde ihm der Kopf am H . . . . . n weggeschlagen. Dazu hielt der Pritschenmeister eine Rede, welche dem Sträfling das Lästige seiner Lage nicht verringerte. Man kann sich denken, wie anziehend solche Strafvollstreckung für alle Unbetheiligten war. Dieser Brauch wurde überall in Deutschland geübt, am mäßigsten bei den ernsten Schweizern, ehrbar und möglichst unparteiisch in den Städten; nur wo große Herren ein Schießen veranstalteten, finden sich in der letzten Zeit Spuren einer fürstlichen Laune, welche dieses Schauspiel auch bei unbedeutenden Vergehen kleiner Leute befiehlt. So fand Kurfürst Johann Georg eine Freude daran, nach dem Freischießen vom Jahre 1614 nicht nur einige Küchen-

jungen, sondern sogar einen seiner Bären pritschen zu lassen. Es ist uns noch der Bericht des Pritschenmeisters über diese Execution erhalten, aus welchem der verhaltene Grimm desselben über die ihm gethane verunehrende Zumuthung deutlich zwischen den Zeilen zu lesen ist. Zu Gehilfen der Pritschenmeister wurden aus den Knaben der Feststadt einige der unnützesten ausgewählt und in Narrentracht gesteckt. Behend lernten sie die Künste ihrer Lehrer; sie führten Flederwische, hölzerne Klappern und gellende Pfeifen. Wie eine Meute stürzten sie auf das Bäuerlein, das über den Schützenplatz lief, und begrüßten mit Grimassen den Schützen, welcher schlecht geschossen. In Coburg zogen sie 1614 als eine große Bande, in schwarze Leinwand genäht, mit aufgesetzten weißen Nähten und Lappen, hinter einem langen schwarzen Manne, der eben solche Tracht und Pluderhosen nach altem Landsknechtschnitt trug. Es war der närrische Schuster Martin Pauker, ein düsterer, hagerer Gesell, der nie ein Wort sprach, aber während des ganzen Schießens unermüdlich war in grotesken Verkleidungen. Beim Auszug schleppte er eine ungeheure Leinwandfahne, die bedenkliche Ehrengabe für den Schützen, welcher am schlechtesten geschossen, beim Heimzug aber trug er die große Kesselpauke und ließ auf seinem Rücken trommeln; auf dem Schützenplatz erschien er als wilder Mann in Stroh und Reisig gewickelt, als Mönch, als Nonne; bald kam er in prächtigem Gewande auf einem Esel geritten, bald wankte er gar in einer Bärenhaut; immer war er vermummt, immer stumm und finster. In den letzten Tagen vor dem Feste trafen die fremden Schützen von allen Seiten ein und genossen meist die Gastfreundschaft einzelner Städter. Am Morgen des Festes zogen die Pritschenmeister mit der Stadtmusik durch die Straßen und forderten die Fremden zur Versammlung auf dem Schießplatz auf. In feierlichem Zuge marschirten die Festgeber hinaus, voran die Pritschenmeister, dahinter die Zieler, ebenfalls in neuen Kleidern und den Stadtfarben, die Zielstäbe in der Hand, dann die Trommler und Pfeifer, darauf die Würdenträger und Schützen der Stadt, ein Zug von feinen, jungen Knaben der Stadt, gleich gekleidet, im Festschmuck; Söhne der angesehensten Familien, welche die kleinen Zweckfahnen trugen, darauf, unter Anführung eines Pritschenmeisters oder einer anderen lustigen Person, die Knaben mit den Schimpffahnen, der spöttischen Auszeichnung schlechter Schüsse. Dann kamen andere Knaben, welche die bunten Truhen trugen, in denen die Bolzen gesammelt wurden; auch die Hauptgewinne des Schießens, die großen und kleinen Becher, wurden entweder im Zuge herausgeschafft oder auf dem Schießplatz in einem besonderen Pavillon unter Aufsicht der Stadttrabanten ausgestellt. Auf dem Schießplatze wurde wieder umgeschlagen und die Schützen durch den Pritschenmeister zusammengerufen. Der Deputirte der Stadt hielt die Begrüßungsrede, in der er der alten Freundschaft der geladenen Städte gedachte und seine besten Wünsche für das Fest aussprach. Darauf zogen die Pritschenmeister mit der Musik wieder über den Schießplatz; einer von ihnen verkündete nochmals den Wortlaut des Einladungsschreibens und ermahnte die Schützen, nach Städten zusammenzutreten und ihre Siebener oder Neuner zu wählen. Diese sind Behörde des Schießplatzes, die obersten Richter nach dem Schießrecht; sie werden aus den angesehensten Männern der Stadt und den Gästen gewählt, einige von den Festgebern, die anderen von den Schützen nach Landschaften. Sind die größten Städte: Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, unter den Gästen, so wird wohl gleich beim Umschlage bestimmt, daß von ihnen einzelne Vertreter der fremden Schützen gewählt werden sollen; die freien Reichsstädte werden besonders ausgezeichnet, ebenso anwesende Fürsten, welche oft selbst das mühsame Amt eines Neuners übernehmen. Die Neuner werden von der Stadt in der Bewirthung bevorzugt. Unter ihnen stehen die Schreiber, häufig drei, die in besonderer Hütte die Anmeldungen der Schützen annehmen. Jeder Schütze muß Bolzen und Kugeln, Armbrust und Büchse vorzeigen, jeder Bolzen wird geprüft, ob seine Eisenspitze durch die Oeffnung des Pergamentringes durchgleitet, denn der dickere Bolzen macht eine größere Oeffnung im Zirkelblatt und kann, da von dem Rande der Oeffnung bis zum Mittelpunkte des Zirkels gemessen wird, bei zwei gleichen Schüssen den Anderen benachtheiligen. War der Bolzen probehaltig, so wurde der Name des Eigenthümers auf den Schaft geschrieben, nur beschriebene Bolzen durften gebraucht werden. Ferner aber hatte jeder Schütze seine Geldeinlage zu machen, bevor er zum Schießen zugelassen wurde. Ueber diese Vorbereitungen gingen immer mehrere Stunden, oft der größte Theil des ersten Tages hin. Die Zeit wurde häufig durch eine Collation ausgefüllt, welche der Rath der Stadt den fremden Schützen gab; sie bestand in der früheren mäßigen Zeit aus Wein, gutem Bier und einfacher Zukost, Obst, Kuchen, Butter und Käse. Waren die Schützen eingeschrieben und hatten sie ihre Einlage gemacht, so wurde sie in Viertel oder Fahnen getheilt: drei, fünf und mehr Fahnen; häufig hatte jedes Viertel seinen besonderen Stand. Jetzt endlich begann das Hauptschießen in „Rennen" oder „Schüssen", beim Armbrustschießen so, daß die Viertel hinter einander schossen, jeder Schütze einen Schuß. Gegenüber der Zielstatt waren im Schießhaus oder in besonderem Holzbau die Stände der Schützen. Aber ihre Methode zu schießen erscheint uns auffallend. Vor dem Beginn des Rennens zog ein Pritschenmeister mit Pfeifen und Trommeln über den Schießplatz und rief die Schützen nach Abtheilungen in den Stand. Eilig drängten sie herzu und saßen in Reihen nebeneinander, nach dem Loose geordnet, Jeder in dem Stande, dem er seinen Namenszettel angeheftet hatte. So lange die Abtheilung schoß, durfte Keiner seinen Stand verlassen, Keiner die Nachbarn durch Wort oder Bewegung stören. So saßen sie, die Armbrust in der Hand, dann rief der Pritschenmeister: Zieler, laß die Uhr los! Auf das Zeichen begann sich der Weiser in Bewegung zu setzen, jedes Viertel durch Schlagen der Glocke andeutend. Während dieser Zeit mußte jeder Schütze schießen; er schoß sitzend, durfte sich aber dabei ebenso wenig anlehnen als die Armbrust auflegen. Hatte der Zeiger auf der Uhr den Umlauf beendet, dann läutete die Glocke hell, ein Stahlspiegel sank an einer Hanfschnur herab und bedeckte das Zirkelblatt, und vor der Schießwand erhob sich aus der Erde oder sank aus dem Holzbau ein Gitter, um die zudringenden Schützen von der Schießwand abzuhalten. Dann begann die Arbeit der Neuner, Schreiber und Zieler. Die Schießwand wurde, wo sie beweglich war, umgedreht, dann stand hinter ihr ein Tisch für die Schreiber, die beschriebenen Bolzen wurden herausgezogen, der Zweckschuß und alle Zirkelschüsse mit den Namen der Schützen aufgeschrieben; auch der weiteste Schuß wurde bemerkt. Die Zieler aber hämmerten die Bolzenlöcher zu, schwärzten die beschädigten Stellen der Wand und zogen ein neues Blatt ein. Hatten in dieser Art sämmtliche Abtheilungen der Schützen einen Schuß abgegeben, so wurden die Bolzen in feierlichem Zuge mit Pritschenmeister, Pfeifen und Trommeln nach dem Schießhause getragen, dort die gleichgiltigen Bolzen in einem Troge ihren Besitzern überlassen, die verzeichneten Schüsse dagegen in einer zierlichen hölzernen Attrape überbracht. Der Bolzen des Zweckschusses erhielt einen Ehrenplatz, auch der „weite" Schuß eine auffallende Stelle. Schon nach dem ersten Schuß begann die Austheilung der Preise. Mit dem Bestreben, die guten Schützen in möglichst großer Ausdehnung mit Preisen zu versehen, ging bei unsern Altvordern Hand in Hand die Verspottung Derjenigen, die ihre Sache schlecht gemacht hatten. Alle Gewinne des Hauptschießens wurden von den Festgebern ausgesetzt, sie waren sämmtlich in dem Ausschreiben mit ihrem Silberwerthe aufgezählt. Außerdem mußte jeder Schütze beim Beginn des Festes einen oft sehr bedeutenden Geldbetrag, den „Doppel", einlegen, bevor er eingeschrieben wurde. Zu allen Preisen des Hauptschießens gehörten Fahnen mit den Stadt- oder Landesfarben, und eine solche davon zu tragen, galt für eine große Ehre. Die fremden Schützen brachten sie stolz in ihre Heimath, überreichten sie auch wohl dem Rathe ihrer Stadt oder verehrten sie der Schützenbruderschaft, welche die Kosten ihrer Reise bestritten hatte. Anfangs waren die Preise, „Abenteuer" genannt, sehr bescheiden: ein Widder, ein Stier, ein Pferd, oft mit werthvollem Tuch bedeckt; als Nebenpreise kamen vor: Becher, Silberschalen, Gürtel, Armbrüste, Schwerter; namentlich beliebt war bis in die neuere Zeit Stoff zu einem schönen Paar Hosen. Bald aber treten Pferde und Rinder als Preise ins Hintertreffen, ansehnliche Geldsummen bilden die ersten Preise, und unaufhörlich steigt der Betrag derselben, in einem Falle bis zu 300 Gulden, welche nach heutigem Werthe etwa das Fünffache, also ca. 2500 ℳ ausmachen. Den Gegensatz dazu bilden unholde Vexirgewinne. Schon der letzte Schütze, welcher auf einen Gewinn Anspruch machen kann, erhält als zweideutige Auszeichnung nach altem Brauche unter vielen spöttischen Gratulationen des Pritschenmeisters außer der kleinsten Prämie ein Borstenthier, groß oder klein, Sau oder Ferkel, dazu eine Preisfahne, ebenfalls mit anzüglichem Bilde. Wer aber vollends die meisten schlechten Schüsse gethan, mußte am Ende des Festes zuweilen eine riesige rohe Fahne von Sackleinwand tragen, von den Narren des Festes umgeben, die mit

ihren Jungen um den Schützen gellten, klapperten und pfiffen, Purzelbäume schlugen, ihm Eselsohren bohrten und ihn mit Grimassen verfolgten. Um das Ende des Festes aber wurde das Schießen in den meisten Landschaften Deutschlands durch einen holden Brauch unterbrochen. Im Zuge schritten mehrere der vornehmsten Jungfrauen der Stadt, festlich gekleidet, von Rathsherren, Stadtpfeifern und Trabanten geleitet, auf den Schützenplatz. Eine von ihnen trug in verzierter Schachtel einen kostbaren Kranz, eine andere die schöne Fahne. Auf dem Platze hielten sie ihren Umzug, dann wurden die Schützen einer befreundeten Stadt aufgerufen, ein Sprecher der Stadt hielt ihnen eine Anrede, die Jungfrauen überreichten ihnen als Ehrengeschenk für ihre Stadt Kranz und Fahne und boten ihnen den Ehrentanz. Die gerufenen Gäste dankten im Namen ihrer Stadt mit gewählten Worten, einer von ihnen setzte den Kranz auf das Haupt und sie schritten mit den Jungfrauen in feierlichem Tanze hinter der Musik über den Schießplatz. Ein solcher Kranz legte der Stadt, die ihn erhielt, die zarte Verpflichtung auf, das nächste Freischießen zu veranstalten; er wurde sorglich verwahrt, und in dem Ausschreiben der bekränzten Stadt wird häufig als Grund des Freischießens erwähnt: „damit das Cränzlein nicht verwelke". Bei der langen Zeitdauer dieser Waffenfeste wurden für die Schützen neben dem eigentlichen Schießen auch noch „offene" Spiele eingerichtet und Preise für die Sieger ausgesetzt. In diesen Spielen hat sich uralte Ueberlieferung erhalten; es sind ähnliche Wettkämpfe wie in den Nibelungen: Steinstoßen, Springen, Laufen. Neben den Männern rangen zuweilen die Rosse. Auch das Ringen, sogar das Tanzen erhielt Preise; im Jahre 1508 erwarb in Augsburg der, welcher dem Volke die größte Lüge erzählen konnte, einen närrischen Preis. Zu diesen einheimischen Volksfreuden kamen andere, nicht minder alt, aber aus fremden Landen überliefert. So drängten sich namentlich gewerbsmäßige Fechter — ohne Zweifel die Enkel der römischen Gladiatoren und das ganze Mittelalter hindurch als fahrendes Volk in geheimer Verbrüderung stehend, später zu geduldeten Genossenschaften zusammengetreten — mit Vorliebe zu Freischießen, zumal wenn Fürsten an der Bürgerlust theilnahmen. Sie standen als Marbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen; die letzteren rühmten sich von einem Herzog von Mecklenburg privilegirt zu sein, die erstern hatten wirklich ein Privilegium von Kaiser Maximilian aus dem Jahre 1487, standen unter einem Hauptmann und hielten ihre Zusammenkunft auf der Herbstmesse zu Frankfurt am Main. Fürsten und Städte warben oft ganze Fechterbanden, welche bei Freischießen und anderen Festen aufgeführt wurden. Zum Stahlschießen in Zwickau 1573 führte der Markgraf von Ansbach eine Bande von vierzig Mann, denen der Kurfürst August von Sachsen seine Federfechter gegenüberstellte; sie kämpften an zwei Tagen paarweise gegen einander mit Langschwert, langem Spieß, nach alter Sitte barhaupt und alle Nestel aufgebunden. Diese Fechtergenossenschaften überlebten den dreißigjährigen Krieg und die Freischießen noch geraume Zeit; das letzte Fechterspiel wurde wohl in Breslau auf dem Kirchhof von St. Magdalena im Jahre 1741 abgehalten. An dem Tage, wo der junge König von Preußen die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, gerade als die Morgenröthe einer neuen Zeit über Deutschland anbrach, gaukelten die alten Fechter noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie für immer. Hatten früher alle Schützen, unter ihnen Fürsten und Edle, an den offenen Turnspielen theilgenommen, hatte z. B. noch 1470 Herzog Christoph von Bayern unter den Bürgern Augsburgs Wettlauf, Wettsprung und Steinstoßen mitgemacht, so schauen gegen Ende des folgenden Jahrhunderts die Herren, auch die bürgerlichen Schützen, schon vornehm zu, die Bauernburschen aber kommen mit ihren Mädchen und führen zum Vergnügen der Städter ihre ländlichen Tänze auf; die drallen Dirnen tanzen um ein Camisol oder einen Brustfleck, oft führen sie auch groteske Aufzüge auf und der Muthwille, welchen die Pritschenmeister oder gar trunkene Diener gegen das Landvolk üben, erregt auf dem Schießplatze lautes, aber rohes Gelächter. Auch für die Freunde des Anspruchslosen und für die Kinder war durch allerhand Possenspiel gesorgt. Zur Seite des Schießplatzes standen Zelte und Buden mit Kostbarkeiten, Lebensmitteln und Würfelspielen, auch Kegelbahnen fehlten nicht, und selbst der Glückstopf, der bescheidene Ahnherr des späteren Staatslotto, übte bereits auf Jung und Alt seine Anziehungskraft.

So verliefen die großen Waffenfeste unserer Altvordern. Oft wochenlang schwirrte die Menge um Schießplatz und Buden und in den Straßen der gastlichen Stadt. War endlich die vorgeschriebene Zahl von Schüssen gethan, hatten die gleichguten Schützen noch auf einer besonderen Scheibe um ihren Gewinn und Alle, welche im Hauptschießen keinen Gewinn davongetragen, um die sogenannten „Ritterpreise" gestochen, waren alle Preise sammt der Fahne feierlich überreicht, oft auch noch ein zwangloses Nachschießen um freiwillige Einlagen abgehalten und endlich auf dem Schießplatze durch die Gastgeber die große „Abdankung" gesprochen, dann schloß das Fest mit dem großen Zuge vom Schießplatze in die Stadt, bei welchem aller Glanz der verflossenen Jubeltage sich noch einmal entfaltete, und dann ging's zum Abschiedsschmause. Den Abreisenden wurde das Geleit von ihren Gastfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in's Land gegeben. Nach unseren Begriffen und Gewohnheiten hat die Gastfreundschaft früherer Jahrhunderte etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatze wurden die fremden Gäste häufig mit freiem Trunke und kräftigem Imbiß erquickt, auch in der Stadt wurden sie wiederholt, zuweilen täglich, vom Rathe bewirthet, und es fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angesehensten Häuser theilnahmen. Die anfangs einfache Bewirthung der Gäste wurde später oft verschwenderisch, und wenn ein solches Fest vierzehn Tage, ja, wie in Straßburg, fünf Wochen dauerte, da mochten wohl Klagen über allzu große Ansprüche an die Stadtcasse nicht ohne alle Berechtigung sein. Das liebenswürdigste Bild städtischer Gastfreundschaft tritt uns in dem schönen Verhältniß entgegen, welches durch mehr als hundert Jahre zwischen Straßburg und Zürich bestand. Im Jahre 1456 fuhren junge Bürgersöhne von Zürich im Morgengrauen einen großen Topf mit warmem Hirsebrei zu Schiff nach Straßburg, sie kamen am Abend an, warfen die beliebten Züricher Semmeln unter das Volk und überreichten dem Rath der befreundeten Stadt den noch warmen Brei, zum Zeichen, wie schnell die schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernste gälte. Seitdem wurde die Gastfreundschaft von den Bürgern beider Städte gegenseitig oft erprobt, und als 120 Jahre nach der ersten Reise des Breitopfes die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freischießen für Stahl und Büchse ausgeschrieben und starker Zuzug aus Zürich die ersten vierzehn Tage des Armbrustschießens mitgefeiert hatte, da beschloß eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rathe, die Fahrt zu wiederholen. Wieder setzten sie den großen metallenen Topf von 120 Pfund, mit heißer Hirse gefüllt, beim Morgengrauen in's Schiff und fuhren gleich gekleidet aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeten und Trommeln, und am Abend langten sie in Straßburg an, schon längst vom Thurme des Münsters verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerschaft entgegen, Abgeordnete des Rathes begrüßten sie, sie trugen den Topf an's Land und überreichten ihn dem Rathe, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe. Wieder wurden die nämlichen Worte gesprochen: „schnell wie heut' zum Scherz, auch zu ernster Hilfe!" und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Haustost, noch warm, mit Freuden genossen. Diesem heitern sonnigen Volksleben, das bis zu Ende des 16., ja noch in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts seine wohlthuende Wärme über ganz Deutschland ausstrahlte, folgte lange, düstere Nacht, eine furchtbare Armseligkeit des Lebens, die traurige Frucht des entsetzlichen dreißigjährigen Krieges. Der wehrhafte Bürgersmann war in einen kläglichen Spieß- und Pfahlbürger verwandelt, das alte Selbstgefühl war einer kläglichen Leisetreterei und sclavischen Unterwürfigkeit gewichen, der unverwüstliche Humor, der natürliche poetische Sinn, die strotzende Vollkraft eines reichen Volkslebens waren verschwunden, und erst die neueste Zeit mit ihren Sänger-, Turner- und Schützenfesten knüpft, wenn auch unter anderen Verhältnissen und Bedingungen, sowie in anderen Formen und mit höheren Zielen, an die frühere Herrlichkeit wieder an.

e—.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 144. Sonnabend, den 9. December, Abends. 1899.

Zur Universitätsreform.*)

Wohl macht sich auf allen Gebieten des Lebens in unsern Tagen ein Rennen und Hasten, ein rastloses Vorwärtsdrängen, ein Jagen und Suchen nach Neuem unter jäher Abwendung vom Alten geltend, aber vielleicht auf keinem Gebiete ist diese Unrast, diese Neuerungssucht, diese Neigung, das von den Voreltern Ueberkommene den bestehenden Plänen der Heutigen zu opfern, so lebhaft und unwiderstehlich, auf keinem aber auch zugleich so gefährlich und verhängnißvoll, wie auf dem des Eziehungswesens. Am Wenigsten haben bisher die Universitäten, unsere höchsten und in ihrem Verfassungsbestand wohl ältesten Erziehungsinstitute, unter dieser Krankheit der Zeit zu leiden gehabt. Aber es mehren sich jetzt die Anzeichen dafür, daß auch für die Universitäten die Zeit des Friedens dahin ist, daß auch sie mehr und mehr in diesen Kampf zwischem dem Alten und Neuen hineingezogen werden. Es ist ein bedeutsames Symptom dieser Erscheinung, daß in jüngster Zeit hervorragende Universitätslehrer und namentlich solche, die als Rectoren berufen werden, an die Spitze der Universitätsverwaltung zu treten, sich veranlaßt sehen, in ihren Antrittsreden und sonstigen feierlichen Ansprachen mit den Fragen der Universitätsreform sich zu beschäftigen. Besonders bemerkenswerth aber ist es, wenn bei solcher Gelegenheit der Rector einer deutschen Universität die Stellung unserer Universitäten geradezu als eine gefährdete bezeichnet, wie dies in der vorliegenden Antrittsrede des Rectors der Universität Greifswald Professors Bernheim geschieht. Die Gefahren, die nach der Ansicht des Redners der Stellung der Universitäten als Mittelpunkte des geistigen Lebens der Nation drohen, sind dreifacher Art. Sie liegen einestheils in der wachsenden Obmacht des Staates gegenüber der von altersher bestandenen corporativen Selbstverwaltung der Universitäten. Sie liegen anderntheils in den Anforderungen des staatlichen Prüfungswesens gegenüber der noch heute wie seit Jahrhunderten den Universitätsunterricht beherrschenden Lehrmethode des Kathedervortrags. Sie liegen endlich in dem andrängenden Bildungsbedürfnisse solcher Kreise, die wegen des Mangels humanistischer Vorbildung und aus anderen Gründen bisher den Universitäten ferngehalten worden sind, und in dem Wettbewerbe anderer Bildungsanstalten, wie z. B. der technischen Hochschulen, die den Universitäten ihre bisherigen Vorrechte zu bestreiten suchen. Was die erste Gefahr betrifft, so erkennt der Redner an, daß die corporative Selbständigkeit der Universitäten bei ihrer wachsenden finanziellen Abhängigkeit vom Staate unhaltbar geworden ist, und sieht das einzige Mittel, um die Corporationsrechte der Universitäten auch dem Staate gegenüber wirksam zu vertreten, in einem Zusammenschluß der gesammten deutschen Universitäten unter Veranstaltung regelmäßiger Vereinigungen ihrer Vertreter. Bezüglich des zweiten Punktes betont Bernheim, daß allerdings die Universitäten der doppelten Aufgabe, Beamte des Staates und der Kirche und Forscher der Wissenschaft zu bilden, gleichzeitig gerecht werden müßten. Zur Lösung dieser Doppelaufgabe sei das alte Unterrichtsprincip, den Studirenden fertigen abgeschlossenen Wissensstoff vom Katheder aus darzubieten, allein nicht mehr genügend, sondern bedürfe einer Ergänzung durch die Seminarthätigkeit, die sich denn auch auf allen deutschen Universitäten ihren Platz errungen habe und denselben fortdauernd behaupte und immer mehr erweitere. Noch aber fehle es hier an der Aufstellung übereinstimmender Grundsätze, Methoden und Ziele für eine den modernen Anforderungen allseitig genügende Universitätspädagogik. Eine solche zu schaffen, sei ein dringendes Erforderniß. Ein Mittel dazu erblickt Redner in einem periodisch erscheinenden Organ zum Zwecke des Austausches der Meinungen und Erfahrungen, wie es die französische Revue internationale de l'enseignement oder die Revue universitaire, die belgische Revue de l'instruction publique auch den Universitätslehrern darbiete. Anlangend endlich den dritten Punkt, so ist Bernheim der Meinung, daß ungeachtet der Schwierigkeiten, die sich aus der Vereinigung heterogener und namentlich in Bezug auf ihre Vorbildung verschieden gearteter Elemente in der Studentenschaft für den Universitätslehrer ergeben, die Universitäten doch an dem Erforderniß der humanistischen Vorbildung und der erlangten Gymnasialreife nicht auf die Dauer werden festhalten können, daß sie vielmehr auch denjenigen, die eine andere, eine minderwerthige Vorbildung genossen haben, und namentlich begabten Frauen ihre Pforten werden öffnen müssen, wenn sie nicht ihren universalen Charakter einbüßen und isolirte Fachschulen werden sollen. Gegenüber der Concurrenz der technischen Hochschulen aber empfiehlt er als Abwehr, daß die Universitäten so, wie dies in Amerika und theilweise in Göttingen geschieht, selbst die Technik in gewissem Umfange in ihren Lehrplan aufnehmen sollen. Wir haben im Vorstehenden eine kurze Skizze des Bernheim'schen Vortrags geboten und möchten dem nun noch einige ergänzende beziehentlich kritische Bemerkungen hinzufügen. Was den ersten von Bernheim hervorgehobenen Punkt betrifft, so ist nicht zu leugnen, daß mit den von Jahr zu Jahr wachsenden Ansprüchen der Universität an die Staatscasse auch der Einfluß des Staates auf die Universität wachsen muß. Wohl aber darf behauptet werden, daß dieser Einfluß im Ganzen in einem wohlthätigen Sinne geübt worden ist. Gegen eine regelmäßige Vereinigung von Vertretern der Universitäten, wie sie Bernheim plant, dürften dagegen vom Standpunkt der betheiligten Staaten erhebliche Bedenken zu erheben sein. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Universitäten heute zu denjenigen Staaten, die ihnen in der Hauptsache die Mittel ihrer Existenz gewähren, in dem Verhältnisse eines dienenden Gliedes des gesammten Staatsorganismus stehen, das der Oberleitung dieses Organismus ebenso unterworfen sein muß, wie alle anderen Glieder, wenn die Wohlfahrt des Ganzen gesichert sein soll. Mit diesem Rechtszustande aber scheint es unvereinbar, wenn die Universitäten verschiedener Staaten als Corporationen sich zu einer dauernden Vereinigung zusammenschließen wollen. Sollen — und das Bedürfniß hierzu soll keineswegs bestritten werden — sollen gewisse das Universitätsleben berührende Fragen für alle deutschen Universitäten übereinstimmend geregelt werden, so ist der geeignete Weg zu diesem Ziele lediglich eine Vereinbarung zwischen den verschiedenen deutschen Bundesregierungen, denen Universitäten unterstehen. Allerdings versteht es sich bei der hervorragenden Stellung, die die Universitäten nicht nur nach ihrer geschichtlichen Entwickelung sondern auch nach ihrer gegenwärtigen Bedeutung für das geistige Leben der Nation im Staate einnehmen, von selbst, daß die betheiligten Regierungen wichtige Schritte auf diesem Gebiete nicht vornehmen werden, ohne mit ihren Universitäten in Vernehmen getreten zu sein, sich womöglich der Zustimmung der akademischen Kreise versichert zu haben. Ebendeshalb aber würde es auch für die Aussichten einer Universitätsreform von größter Bedeutung sein, wenn in den akademischen Kreisen selbst über die Aufgaben, Wege und Ziele der Universitätspädagogik eine größere Uebereinstimmung herbeigeführt werden könnte, als dies heute der Fall ist. Ein wichtiges Mittel hierzu würde unstreitig die auch von Bernheim so lebhaft befürwortete Einführung eines Organs für Universitätspädagogik sein.

*) Ernst Bernheim, Prof. d. Geschichte in Greifswald, „Die gefährdete Stellung unserer deutschen Universitäten“. Rede zum Antritt des Rectorats der Universität Greifswald am 15. Mai 1899. Greifswald, Verlag und Druck von Julius Abel. Preis: 75 ₰.

Es ist deshalb sehr zu beklagen, daß die von Paul v. Salvisberg in mehreren Jahrgängen herausgegebene Akademische Revue, die diese Lücke in gewissem Sinne auszufüllen bestimmt erschien, so geringe Unterstützung gefunden hat, daß sie wieder hat eingehen müssen. Referent aber theilt mit Prof. Bernheim den lebhaften Wunsch, daß eine solche akademische Revue wieder ins Leben gerufen werden möchte. In unserer Zeit, in der es sonst an Zeitschriften für Erziehungswesen sicher nicht fehlt, in der vielmehr fast jede Schulgattung ihr eigenes Organ aufzuweisen hat, ist der Mangel eines solchen für die Angelegenheiten der Universitäten fast ein Armuthszeugniß. An Stoff würde es einer solchen Zeitschrift wahrlich nicht fehlen. Auch die Bernheim'sche Rede berührt einzelne der hierher gehörigen Fragen. So weist sie u. A. auf die von dem Redner bereits in seiner früheren Schrift — „Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart", Berlin 1898 — betonte Nothwendigkeit, den Seminarunterricht weiter auszubauen, hin. Bernheim bringt hierbei die praktischen Seminarübungen hauptsächlich in Zusammenhang mit den Anforderungen der Staatsprüfungen, und gewiß ist ein solcher Zusammenhang — die neue preußische Prüfungsordnung für Juristen verlangt ausdrücklich den Nachweis der Theilnahme an gewissen praktischen Uebungen — vorhanden. Auf der andern Seite aber macht sich die von Bernheim mit Recht betonte Doppelaufgabe der Universität, einestheils die künftigen Geistlichen, Richter, Aerzte, Lehrer zu erziehen und anderntheils die Wissenschaft als solche zu pflegen und Diejenigen auszubilden, die dereinst als Forscher diese Pflege fortsetzen sollen, auch im Seminarbetrieb geltend und es ist vielleicht ein dem Seminarbetrieb heute noch theilweise anhaftender Mangel, diesen seinen Doppelzweck nicht scharf genug ins Auge gefaßt und die besondere Art der praktischen Uebungen, die für die eine oder andere Seite desselben bestimmt sind, nicht bestimmt genug geschieden zu haben. Eine andere einschlagende, von Bernheim nicht erwähnte, Frage ist diejenige der Einführung von Zwischenprüfungen, wie sie für die Mediciner durch die geltende ärztliche Prüfungsordnung von Reichswegen, für die Chemiker durch die Vereinigung der Laboratoriumsvorstände an den deutschen Hochschulen, für die Juristen an den bayerischen Universitäten von Staatswegen eingeführt sind, auch für alle übrigen Disciplinen. Nicht Wenige und auch Referent sind der Ansicht, daß deren Einführung von den segensreichsten Folgen begleitet sein würde, vorausgesetzt, daß dadurch der akademischen Freizügigkeit kein Abbruch geschieht. Letzteres folgt wiederum daraus, daß das an einer Universität bestandene Zwischenexamen bei der Schlußprüfung an einer andern Universität zur Anrechnung kommt. Hierzu würde aber eine Vereinigung über gemeinsame Prüfungsbestimmungen unter den Regierungen nöthig und eine Uebereinstimmung über gleichmäßige Lehrpläne unter den Universitätslehrern sehr wünschenswerth sein. Was sodann die von Bernheim beiläufig mit angeregte Frage betrifft, ob und in welchem Umfange die Abiturienten anderer Mittelschulen als den humanistischen Gymnasien zum Universitätsstudium zuzulassen seien, so bekennt sich der Referent zu der Ansicht, daß den Abiturienten der Realgymnasien, die schon jetzt zum Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften und der neueren Sprachen in der philosophischen Facultät vollberechtigt zugelassen werden, auch die Berechtigung zum Studium der Medicin und der Jurisprudenz zu ertheilen sein möchte. Es würde zu weit führen, die Gründe für diese Ansicht ausführlich darzulegen. Nur soviel sei bemerkt, daß dazu keineswegs eine geringere Würdigung des erziehlichen Werkes der humanistischen Bildungsstoffe gehört, die das Gymnasium seinen Schülern darbietet. Vielmehr ist dabei hauptsächlich die Erwägung maßgebend, daß die dem Gymnasium zur Zeit ausschließlich eingeräumten Vorrechte dieser Schulgattung zahlreiche Elemente zuführen, die den mit der Erlernung der alten Sprachen an die Intelligenz gestellten Anforderungen nicht zu genügen vermögen, und die infolgedessen die Unterrichtsverwaltung fortgesetzt zu einer Ermäßigung dieser Anforderungen zum Schaden des eigentlichen Gymnasialcharakters nöthigen. Erscheint so die Aufhebung der Vorrechte des Gymnasiums als eine Maßregel zum Schutze seines historischen Charakters, so läßt sich andererseits kaum in Abrede stellen, daß auch diejenigen Unterrichtszweige, die das Realgymnasium bevorzugt, die Mathematik, die Naturwissenschaften und die neueren Sprachen für den künftigen Arzt und den juristischen Beamten einen hohen Werth besitzen, der unter Umständen den Mangel größerer Vertiefung in die Sprache und Cultur der Griechen und Römer wohl auszugleichen vermag. Endlich möchte noch Stellung zu nehmen sein zu dem von Bernheim beiläufig berührten, in der von ihm angezogenen Schrift des derzeitigen Rectors der Charlottenburger technischen Hochschule A. Riedler: „Unsere Hochschulen und die Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts" ausführlich behandelten Gedanken einer anzustrebenden engeren Verbindung zwischen Universitäts- und technischem Unterricht, zwischen Universität und technischer Hochschule. Referent leugnet nicht, daß er derartigen Plänen ziemlich skeptisch gegenüber steht. Man will in dieser Hinsicht kein entscheidendes Gewicht auf die Verschiedenheit der an beiden Anstalten vorzugsweise üblichen Unterrichtsmethode legen, insofern bei der Universität die Kathedervorträge, bei der technischen Hochschule die praktischen Uebungen im Mittelpunkte des Unterrichtsbetriebes stehen. Denn dieser Unterschied ist doch immer nur ein relativer, der bei den verschiedenen Unterrichtszweigen in sehr verschiedenem Umfange zur Geltung kommt. Dasselbe gilt von der in Hinsicht der Zusammensetzung des Lehrkörpers zwischen beiden Hochschulgattungen bestehenden Verschiedenheit, insofern sich dieser bei der Universität fast ausschließlich aus Gelehrten, bei der technischen Hochschule zu einem erheblichen Theil aus praktischen Technikern zusammensetzt. Ausschlaggebend aber erscheint folgender Umstand. Die staunenswerthe Entwickelung der an den Universitäten vertretenen Wissenschaften einer- und der an den technischen Hochschule betriebenen Zweige der Technik andererseits in den letzten Jahrzehnten in Verbindung mit der unausgesetzten Zunahme der lernbegierigen Jugend stellt an den Unterrichtsbetrieb beider Anstalten gewaltige, von Jahr zu Jahr wachsende Ansprüche. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl der Lehrkräfte, steigert sich die Menge und der Umfang der Lehrinstitute, wächst die räumliche Ausdehnung und die Schwierigkeit einheitlicher Verwaltung für diese Anstalten im Ganzen. Räumliche und administrative Vereinigung beider Anstaltsgattungen muß infolge dessen immer schwieriger werden, ja erscheint bei den größeren Universitäten und technischen Hochschulen schon jetzt als ein Ding der Unmöglichkeit. Soll man dies beklagen? Wir glauben mit nichten. Wenn auch beide, Universität und technische Hochschule, theilweise verwandte Aufgaben mit ähnlichen Mitteln zu lösen suchen, so bedingt dies doch noch nicht die Nothwendigkeit ihrer äußeren Verbindung. Mögen sie vielmehr mit ihrer äußeren Trennung sich die aus ihrer geschichtlichen Entwickelung herrührenden besonderen Einrichtungen und Charaktereigenschaften wahren. Mögen sie so beide im friedlichen Wettbewerbe dem hohen Ziele zustreben, Deutschlands Jugend für die Aufgaben des zwanzigsten Jahrhunderts heranzubilden. Erleichtert aber und gesichert wird die Erreichung dieses Zieles gewiß auch dadurch, wenn ihrem Wettbewerbe nicht unnöthige Schranken gezogen werden. In diesem Sinne ist die in den letzten Jahren mehr und mehr zur Einführung gelangte Gleichstellung des Studiums an beiden Anstalten durch die Prüfungsordnungen mit Befriedigung zu begrüßen und auch eine gewisse Ausdehnung des Promotionswesens auf die technischen Hochschulen als Fortschritt zu betrachten.

* * *

Bücherbesprechungen.

— H. G. Opitz, Grundriß einer Seinswissenschaft. Erster Band: Erscheinungslehre. Zweite Abtheilung: Willenslehre. Leipzig, 1899, Hermann Haacke. 7 M. — In dem zweiten Bande des hervorragenden Werkes werden die Erscheinungsformen des inneren Menschen innerhalb der drei concentrischen Kreise Urkraft, der Wille außer und über uns, Lebenskraft, der Wille als Zuständlichkeit in uns, und Seele, die Bethätigungen und Functionen solcher Lebenskraft, in überaus lebendiger, klarer und nicht selten fesselnder Darstellung dialektisch entwickelt. Das uralte Räthsel der Willensfreiheit wird durch den vorgenannten Theilungsgrund ganz neu beleuchtet: alles Gewollte ist unfrei, weil abhängig von der Lebenskraft. Die Antithese der Vernunft, der Einspruch, den der Mensch als Dichter, als Bildner und Schöpfer gegen die Unfreiheit und Gebundenheit des Willens erhebt, wird gelöst durch die scharfe Unterscheidung zwischen Erscheinung und Wesen. Wir nehmen den Willen, der uns frei erscheint, für wirklich: im Wesen wird und muß der Wille unfrei sein. Wir können diesen voluntativen Traum mit dem logischen Wahne ver-

gleichen, daß wir die Dinge in der Außenwelt in ihrer Wirklichkeit erkennen können, während doch Alles durch die sinnliche Wahrnehmung verändert wird. Auf dem Grund der Willensfreiheit, wie sie in der Erscheinungswelt die Herrschaft des Menschen repräsentirt, folgen wir nun dem gelehrten Verfasser in die Gebiete der Gefühle, Triebe und Vorstellungen, die unter dem Primat des Willens uns eine neue Welt kühn gestalten, die unserm Dasein den Zweck der steigenden Vervollkommnung setzen, unter der Voraussetzung, daß dieses Dasein vom Urwillen abhängig ist, in welchem diese Vervollkommnung ihr Ende und ihr Ziel hat. Wir werden auf zweifache Weise also, unter der Vorstellung einer Urkraft und der eines Urwillens, zu der wissenschaftlichen Nothwendigkeit geführt, das Dasein Gottes zu behaupten, den wir in unserm Gemüth als Vater ergreifen und lieben lernen. Was ist das für eine hohe und edle Philosophie, die schließlich ihr Gold und ihren Weihrauch dem Höchsten opfert, die in Gott ihr großes Finalthema gewinnt. Wir können dem Verfasser auf dem Gebiete der religiösen Vorstellungen nicht durchgängig folgen — warum wird die Offenbarung unter dem Gesichtspunkte der organischen Erleuchtung, des Zusammenwirkens von Gott und Menschengeist — als schlechthin unbegreiflich zurückgewiesen? — aber immer empfängt man die gehaltvollsten Anregungen. Geradezu ein erlösendes Wort redet der Verfasser in der Kritik des Kant'schen imperativus categoricus: wir können unmöglich unser Handeln für die Allgemeinheit als werthvoll uns begreiflich machen, wir können keine Maximen für die Welt fertigen, wenn wir nicht vorerst darüber volle Klarheit gewonnen haben, was uns selbst frommt. Kant hat eine kalte Theorie auf den Thron der Sittlichkeit erhoben, während doch nur im Gesammtbereich der Wirklichkeitserfahrungen unsere Lebensfackel zündet. — Wir freuen uns auf die Fortsetzung des Werkes, dessen meisterhafte und selbständige Architektonik wir schon bei Besprechung des ersten Bandes hervorhoben. Daß Fremdworte vermieden werden, ist eine deutsche That, wirklich schwer auf einem solchen Gebiet, das die Zunft mit abertausend sprachlichen Allolosen verunziert hat. Vorsicht ist aber für Neuschöpfungen geboten: Worte wie Erstigkeit (S. 61) werden sich schwer Eingang verschaffen. J. J.

— **Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert.** Eine Darstellung der culturgeschichtlichen und politischen Entwickelung für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. Mit 6 Karten. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1900 [für 1899]. XI, 728 S. [die beigegebene 3malige Titelwiederholung verzeichnet merkwürdigerweise XII und 744 S.!]; 8°. Preis: [geschmackvoll] gebunden 8 M. — Wenn es heutzutage Jemand unternimmt, dem deutschen Volk eine Geschichte der Deutschen im Abschied nehmenden Jahrhundert darzureichen, so muß er von sich sagen dürfen, daß er etwas Besonderes zu bieten die Kraft in sich fühle. Die Probe darauf macht man als Kritikus am sichersten so, daß man solche Abschnitte des Buches vornimmt, wo es kaum etwas Neues mitzutheilen giebt; hält dort die Darstellung Stich, so darf man ruhig auf die Güte des Andern schließen. So habe ich's auch mit Generalmajor z. D. Dr. Pfister's neuestem Werke gehalten; und es hat, um das gleich vorweg zu nehmen, die Prüfung glänzend bestanden. Ich nahm die Schilderung des 70er Kriegs unter die kritische Lupe; und dabei ward mir bald so warm um's Herz, daß ich nicht anders konnte, als die vorhergehenden und nachfolgenden Abschnitte auf einem Ritt auch noch mitzunehmen. Ganz besonders aber jauchzte mein „verratzeltes" Herze auf, als es bei diesem Vorhaben auf den 2. Abschnitt des ersten Buches stieß (betitelt: „Deutsche Landschaften", „Auf deutschen Straßen und am deutschen Herde", „Deutsches Volk und deutsche Städte; nationale Arbeit" und „Aus dem geistigen und religiösen Leben"). Das ist nichts mehr und nichts weniger als ein weiterer „Einbruch der naturwissenschaftlichen Methode in das Gebiet der Geschichte", also etwas, das Otto Kaemmel zwar theoretisch beklagt (Grenzboten LVIII, 32, 255), aber praktisch selber bethätigt hat (vgl. seine „Sächsische Geschichte"); es ist nichts mehr und nichts weniger als die Anwendung Ratzel'scher Grundgedanken auf die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts und in dieser Hinsicht als ein erster Versuch hoch anzuerkennen. Diesen Versuch hat Pfister nicht etwa halb unbewußt unternommen, beeinflußt von Ratzel's „Staat und Boden", „Politischer Geographie" und sonstigen anthropogeographischen Schriften, sondern mit vollem Bewußtsein. Er sagt darüber (S. 670): „Die Bedingungen, welche Grund und Boden, Eigenart der Heimath für einen durch gewisse Schranken abgegrenzten Menschenkreis schaffen, sind lange übersehen worden. Die Geschichtschreibung vergaß nicht selten, das Stück Menschheit, von dessen Lebensgang sie eben sprach, mit dem Boden seiner Heimath in ursächlichen Zusammenhang zu bringen, es aus diesem herauswachsen zu lassen mit allen Eigenarten. Die Weltstellung jedes Stückes der Erde und der Menschheit ins richtige Licht gesetzt zu haben, ist erst ein Verdienst der weiteren Auffassung und des Umschwungs in der Behandlung der vergleichenden Erdkunde als eines Zweiges der Naturkunde." Daß aber bei solcher Behandlung wirklich etwas herauskommt, das sich sehen lassen kann, beweisen die Seiten 126 ff., verglichen mit S. 678/679, wo die im Laufe des Jahrhunderts erfolgte Veränderung im Landschaftsbilde Deutschlands sehr hübsch herausgearbeitet erscheint. Freilich erwächst daraus, wie auch aus der ganzen Anlage und aus der von hoher Warte her erfolgten Ausarbeitung des Stoffes dem Buche der kleine Nachtheil, daß es mit vollem Genusse wohl nur von Gereifteren, von thatsächlich „Gebildeten" gelesen werden kann. Darin unterscheidet es sich von dem ihm sonst in manchen Punkten ähnlichen Werke von Ferdinand Schulz („Die geschichtliche Entwickelung der Gegenwart seit 1815"; 1897), das mehr für den Unterricht und die große Masse bestimmt war. Die Verarbeitung anthropogeographischer Gedanken und Ergebnisse in eine der neuesten Neuzeit gewidmete geschichtliche Darstellung will eben erst noch verdaut werden. Aber gerade daraus geht hervor, daß Pfister's Buch in der That etwas Neues bietet; damit allein schon hat es seine Daseinsberechtigung bewiesen. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß einzelne Abschnitte dieser „Deutschen Geschichte" so ausgezeichnet gerathen sind, daß man fortan Pfister mit ebenso gutem Rechte zu den besten lebenden Geschichtschreibern Deutschlands wird zählen müssen, wie Heinrich Friedjung. Denn abgesehen von dem eben-hervorgehobenen Vorzuge, der wahrscheinlich nicht allgemein als solcher anerkannt werden wird, ist dem Werk ein Charakterzug eigen, der sich auch sonst in Pfister's Schriften findet, hier aber ganz besonders schön ausgeprägt erscheint: Offenheit eines freien Mannes, mannhafter Freimuth. Wenn man sich selbst eine solche Gesinnung als höchstes Ziel vorgesetzt hat und danach strebt, ihm nahezukommen durch andauerndes Arbeiten an sich selber, und wenn man dann dieselbe Gesinnung in einem Buche gleichsam mit Händen greifen kann, das im Drucke schwarz auf weiß bestätigt findet, was man selbst oft nur unklar gefühlt hat, so macht man eine innerliche Erhebung durch, die Bücher nicht immer hervorrufen. In diesem Sinne möchte ich auf die zustimmende Benutzung zweier Werke hinweisen, die der fleißige und gewissenhafte Verfasser in seiner Quellenübersicht mit angegeben hat: Hans Meyer's „Deutsches Volksthum" hat, was mich innig freut, offenbar Pfister's Zustimmung im Wesentlichen ebenso gefunden, wie Erich Marcksens „Kaiser Wilhem I."; schon das für das 3. Buch gewählte Motto aus Tacitus („Dem Fürsten nach Pflicht und Gewissen, ist eine große Aufgabe; dagegen zum Jasagen gegenüber dem Fürsten, wie er auch sei, dazu bedarf es keiner innern Betheiligung") und der das gegenseitige Verhältniß scharf kennzeichnende Ausdruck „Bismarck und sein kaiserlicher Mitarbeiter" (S. 694) bezeugen dies deutlich. Im Uebrigen denkt Pfister, was ihm unsere lieben „Alldeutschen" jedenfalls sehr übel nehmen werden, kleindeutsch (vgl. S. 677). Temperamentvoll wendet er sich als guter Deutscher — was man ja wohl auch sein kann, wenn man dem Alldeutschen Verbande fernsteht — gegen das perfide Albion überhaupt (vgl. das über die Transvaal-Verwicklung Gesagte S. 702/703) und gegen die englische Thronfolge in Coburg-Gotha im Besonderen. Wenn er freilich meint: „Es erscheint so einfach und gerecht der kurze Satz: Ein Ausländer kann nie deutscher Landesherr werden", so vergißt er in diesem Falle, daß wir Deutschen als alte Erbtugend den politischen Fehler haben, die Rechte Anderer unter allen Umständen zu achten; er vergißt dabei, daß selbst das brave Frankfurter Parlament am 28. März 1849 in seiner „Verfassung des Deutschen Reichs" in den §§. 3 und 4 die Möglichkeit, daß ein Fremder ein deutsches Land beherrsche, aus der Welt zu schaffen sich nicht getraut hat. Wenn ich noch zwei Wünsche äußern darf, so wären es die: für eine zweite Auflage die natürlich subjectiven Urtheile über die allerjüngsten Ereignisse und Zustände (z. B. über die Socialdemokratie, über Naumann u. A. m.) etwas kühler, frostiger, kurz: historischer zu fassen; und dann: von Zeit zu Zeit gelegentlich (wie z. B. bei Friedr. List von S. 166 auf S. 250 und für die 6 schönen Karten, die sonst nicht benutzt werden) Verweisungen einzuschalten; denn das sonst ganz gute Register hilft nicht immer. Soll ich Alles knapp zusammen-

fassen: Albert Pfister konnte seinem Großvater Joh. Chr. Pfister, dem patriotischen Verfasser der vor 70 Jahren in traurigster Zeit erschienenen „Geschichte der Teutschen“ (bis 1800), kein schöneres Denkmal stiften, als mit dieser Fortsetzung. Des Großvaters „Glaube an ein teutsches Vaterland“, er hat doch nicht getrogen! Ht.

— Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Dritte Lieferung. Inhalt: Staat. Die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur. Geschichtlicher Ueberblick. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., 1899. S. 649—1031; Groß-8°. Preis: 6 ℳ — Eine ausführliche Würdigung, wie sie mir dem Werthe des außergewöhnlich wichtigen Buchs (vgl. Wissenschaftl. Beilagen Nr. 39 vom 1. April und Nr. 80 vom 13. Juli) zu entsprechen schien, ist von der Schriftleitung der L. Z. als zu lang zurückgewiesen worden. Zum kürzenden Umarbeiten — das schwerlich gelungen wäre, da die Besprechung weniger eine schöngeistige Betrachtung als vielmehr eine eingehende Kritik war — fehlt mir Zeit und Lust. So bin ich in der Zwangslage, einfach nur anzuzeigen, daß von dem großen Werke Chamberlain's über „das neunzehnte Jahrhundert“ nunmehr der erste Band, betitelt „Die Grundlagen“, abgeschlossen vorliegt. Die letzte (3.) Lieferung enthält das 8. Capitel, das den „(Kampf um den) Staat“ schildert, und das neunte: „Vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1800“. Dieser „die Entstehung einer neuen Welt“ behandelnde Schlußabschnitt zerfällt seinerseits wieder in 2 Unterabtheilungen: „Die Germanen als Schöpfer einer neuen Cultur“ und einen „Geschichtlichen Ueberblick“, der sich aus 7 Einzeluntersuchungen zusammensetzt. Gebunden soll der erste Band in 2 fast gleiche Hälften, ohne Rücksicht auf den Inhalt, zerfallen; für diesen Zweck hat der Verlag 2 Halbfranzeinbanddecken herstellen lassen, die angeblich „dauerhaft“ sein, „gefällig“ aussehen sollen und zum Gesammtpreise von 3,60 ℳ bezogen werden können. Wann der zweite Haupttheil, der uns „das Jahrhundert“ selber bringen wird, erscheinen kann, ist noch unbestimmt (vgl. S. 726 der vorliegenden Lieferung). Ht.

— Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart. Annaberg, Gräser'sche Verlagshandlung (Richard Liesche). Siebzehn Hefte füllen sie nun schon, diese Tschumperliedeln, Schnaken und Späße aller Art aus unserem sächsischen Erzgebirge. Soeben liegen uns wieder drei Bändchen vor. Heft 11: Verwerrt's Volk von Heinrich Köselitz und Heft 12: Ungereimte Schnurren, diese beiden in zweiter Auflage, und ein neues Heft Nr. 17: Anne sechsasachzig von E. Röder und Anderes. — Wer den Erzgebirger, seine derbe, aber kernhaft gesunde und treuherzig ehrliche Art, seinen nicht eben zarten, aber gutmüthigen und schlagenden Witz kennt, der weiß, was ihm diese Heftchen bringen. Mit Freuden greift er darnach und erquickt sich an dem naturwüchsigen Humor, der darin sein Wesen treibt. Für die Anderen aber, die mit dem „sächsischen Sibirien“ nur ihren Spott haben, sind sie nicht bestimmt.

> Jech red', wie mir dr liebe Gott
> 'Ne Schnobel wachsn ließ;
> Kimmt's epper wol ze hanebieng,
> Do seid mr neer net bies!

So singt Heinrich Köselitz, und er darf versichert sein, es giebt auch bei uns in der Ebene genug Leute, die „net su zimperlich“ sind, ihm und den anderen Erzählern Etwas krumm zu nehmen. Im Gegentheil! Wir geben gerne zu, daß der Erzgebirger gar nicht so Unrecht hat, wenn er sagt (12. Heft: „'s giht Nischt über unner Geberg'!“): „Mir kunnt 'r gestuhln waarn mit dr gruße Stadt! Denn wemmer de Sach' bei Licht betracht', do is net gerod viel drhinner.“ Darum danken wir den braven Dichtern und Sammlern, die an der Herausgabe dieser Hefte betheiligt sind, aufrichtig dafür, daß sie uns mit ihren lustigen Schnurren und Reimen ein bischen erzgebirgische Berg- und Waldluft in die rußige Stadt hereintragen, und empfehlen allen Liebhabern kräftiger Hausmannskost diese schlichten Proben echten Volkshumors von Herzen. Jedes Heft kostet 70 ₰, cartonnirt 80 ₰. Die ersten 16 Hefte der Sammlung können auch in vier Leinwandbänden für je 2 ℳ 50 ₰ bezogen werden. Ein schöneres Geschenk für einen in der Fremde lebenden Erzgebirger, der die alte Heimath noch in treuem Herzen trägt, wird sich schwer finden lassen. R. B.

— Anne schläsche Paperstunde. Geschichten und Gedichte von Hermann Oderwald. Breslau, Verlag von Hönsch und Tiesler. 1899. Preis 2 ℳ gebd. — Endlich wieder einmal ein gutes Buch in Mundart, nachdem nicht wenig Unberufene unglücklich versucht haben, meisterlichen Dialektschriftstellern nachzuahmen, wobei sie freilich zumeist in läppisches Wortgeklingel verfallen und seichte Spaßmacherei, oder mit der Roheit des Travestirens das Edle und Erhabene auch durch Uebertragung in putzig klingenden Dialekt lächerlich machen und zu sich in den Staub ziehen. Der Verfasser der „schlesischen Plauderstunde“, welcher, gleich einer Anzahl anderer Autoren, sein Buch dem längst bekannten Schriftsteller Johannes Renatus (Joh. Frhr. v. Wagner) gewidmet hat, ist durchaus fern von jenen Auswüchsen. In einer Reihe von Erzählungen, z. Th. Reflexionen, schildert er nicht blos, wie seine Schlesier sprechen, sondern vor Allem deren Eigenart im Denken und Thun, sei es im Ernste, sei es im Scherze. Dabei schlägt Oderwald 3 Richtungen der Schreibweise ein. Er schildert entweder in reinem Ernste, wie wir dies z. B. in dem volksthümlich tiefgefühlten „Uf'm Bargel“ finden. Oder er überschleiert den Ernst mit einem Humor, „der mit dem einen Auge weint, mit dem anderen lacht“. Gleich die erste Erzählung, „A sunderlicher Wäg zum Glücke“, zeigt sich von dieser Seite. Wohl lächeln wir über diesen Weg, den ein 1871 heimgekehrter Krieger eingeschlagen, und doch ziehen wir vor dem gediegenen Charakter desselben den Hut. In gleicher Weise ist „Der Zinnobergurkenmile“ u. a. m. behandelt. Drittens endlich läßt der Verfasser den Humor in einer Gestalt erscheinen, welche ein Auge (das weinende) zudrückt und in fröhlichem Uebermuthe sprudelt. Der Inhalt aber dieser drei Schreibweisen ist urwüchsig und volkslebenswahr, so daß die „schläsche Paperstunde“ zu einer wohlthuend erheiternden, wie auch zu ernsterem Nachdenken anreizenden Unterhaltung wird. Die bekannte Derbheit des schlesischen Dialektes darf nicht abstoßen; verzichten wir doch auch nicht auf den wohlschmeckenden Nußkern blos um der rauhen Schale willen. Kommt noch hinzu, daß die unverständlicheren Wörter durch Untenbemerkungen hochdeutsch wiedergegeben sind, so werden die Erzählungen u. s. w. Oderwald's auch dem Nichtschlesier leicht zugänglich gemacht. Wir können sie somit allen deutschen Freunden echten Humors bestens empfehlen. J. S.

— Der Kynast. Alldeutsche Monatsschrift für Politik und Volksthum, Cultur und Kunst, begründet und herausgegeben von Ernst Wachler. Zweiter Jahrgang, Heft 1 (zugleich Probeheft) = Weinmonat 1899. Oppeln u. Leipzig, Georg Maske [, 1899]. 60 S. (und S. 29—31 der Mittheilungen des Vereins für deutsche Wanderungspolitik); 8°. Preis vierteljährlich 3 ℳ; Einzelheft 1 ℳ — Ueber meine letzte Besprechung des Kynasts (Wiss. Beil. Nr. 119 vom 12. Oct.) haben die Alldeutschen Blätter IX, Nr. 45 vom 5. November (S. 374) als Vormund der von nun an offen zum alldeutschen Panier schwörenden Monatsschrift durch einen an den wortgetreuen Abdruck meiner Recension sich anschließenden Hohn quittirt, der sich nicht schlagender kennzeichnen läßt als mit der (von Hrn. G., H. oder W?) selbstgewählten Ueberschrift: „Tiefer hängen!“ Was mein Deutsch anlangt, so weiß ich, daß es gern gelesen wird; daß jedoch eine einfache Buchanzeige, von der man keine Correctur zu lesen bekommt, ein tadelloses Meisterwerk sein müsse, behaupte ich deshalb noch lange nicht. Was zweitens meine politische Reife oder Unreife betrifft, so bin ich, wohlwollenden Belehrungen sehr zugänglich, in diesem Falle so verstockt, zu hoffen, daß ich nie dahin gelangen möge, in einem mit Lungenkraft ausgestoßenen Heilo! das letzte Ziel meines Daseins als eines ζωον πολιτικον zu erblicken. Um jedoch ferneren unfruchtbaren Auseinandersetzungen den Weg zu versperren, möchte ich die wohllöbl. Verlagshandlung ersuchen, einen etwa beabsichtigten weitern Versand des Kynasts an die L. Z. lieber einzustellen. Wir haben nun einmal eine entgegengesetzte Weltanschauung; überzeugen wird der Eine den Andern kaum. Und bei Zeitungsstreitereien pflegt schließlich nichts Anderes herauszukommen als eine ganz unnöthige Verbitterung. Also: leben Sie wohl! Ht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 145. Dienstag, den 12. December, Abends. 1899.

Heinrich Heine's Künstler-Porträts.

Zum 13. December.

Von A. v. Winterfeld.

Heinrich Heine hat in seinen verschiedenen Schriften, namentlich in seinen Kunstberichten aus Paris, in seinen Reisebildern und in den Florentinischen Nächten eine große Anzahl von Künstler-Porträts in so prägnanter Weise entworfen, wie des Malers Pinsel es nicht charakteristischer vermocht hätte. Er zaubert uns diese Gestalten vor, daß wir sie zu sehen vermeinen mit all' ihren großen, kleinen und — lächerlichen Eigenschaften, denn seine Spottlust und sein Sarkasmus bemächtigte sich mit besonderem Behagen der Letzteren, wobei es ihm nicht im Geringsten darauf ankam, ob die Geißel seines Spottes, voll von Witz und Geist, aber auch voll von Bosheit, Feind oder Freund traf. So schildert er den dämonischen Geiger Paganini folgendermaßen: „War der fremde Geiger mir am hellen Mittag unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernstiegs hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich erschienen, so überraschte mich doch des Abends im Concert seine schauerlich-bizarre Erscheinung. Das war Paganini in seiner Gala: der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etiquette vorgeschrieben ist; die schwarzen Hosen ängstlich schlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine, in der anderen den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publicum seine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den übrigen Krümmungen seines Leibes lag schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närrisch Thierisches, das bei diesen grotesken Verbeugungen eine unwiderstehliche Lachlust erregen mußte. Aber sein bleiches Gesicht hatte alsdann etwas so Flehendes, so blödsinnig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Complimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Ist dieser bittende Blick der eines Todkranken, oder lauert dahinter der Spott eines schlauen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist und der das Publicum, wie ein sterbender Fechter, mit seinen letzten Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Todter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampyr mit der Violine, der uns, wohl nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus der Tasche saugt?" Diese Schilderung betrifft Paganini's äußere Erscheinung. Von seinem Spiel sagt Heine viel später: „Ich habe Niemand besser, aber auch zu Zeiten Niemand schlechter spielen gehört, als Paganini." — Nicht viel besser kommt Bellini fort, von dem Heine sagt: „Er war eine hochaufgeschossene, schlanke Gestalt, die sich zierlich, ich möchte sagen kokett bewegte; immer à quatre épingles, ein regelmäßiges Gesicht, länglich, blaßrosig, hellblondes Haar, in dünnen Löckchen frisirt; hohe, sehr edle Stirn, gerade Nase, bleiche blaue Augen, schön geschnittener Mund, rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas Vages, Charakterloses, etwas wie Milch, und in diesem Milchgesicht quirlte manchmal süß säuerlich ein Ausdruck von Schmerz, der in seinem Gesichte den Mangel an Geist ersetzte. Aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er flimmerte poesielos in den Augen, er zuckte leidenschaftslos um die Lippen des Mannes. Diesen flachen, matten Schmerz schien der junge Maëstro in seiner ganzen Gestalt veranschaulichen zu wollen. So schwärmerisch wehmüthig waren seine Haare frisirt, die Kleider saßen ihm so schmachtend auf dem zarten Leibe, er trug sein spanisches Röhrchen so idyllisch, wie ein junger Schäfer seinen bebänderten Stab. Und sein Gang war so jungfräulich, so elegisch, so ätherisch. Der ganze Mann sah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hatte bei den Frauen viel Beifall gefunden, aber ich zweifele, ob er irgendwo eine starke Leidenschaft hat. Für mich hatte seine Erscheinung immer etwas spaßhaft Ungenießbares. Er sprach das Französische geradezu entsetzlich, weltuntergangsmäßig. Wenn er in Gesellschaft unerschütterlich die unerhörtesten Dinge mit der unbefangensten Miene hervorbrachte, in der Meinung etwas ganz Unverfängliches gesagt zu haben, so herrschte eine Leichenstille im Saale, Todesschreck malte sich auf allen Gesichtern, die Frauen wußten nicht, ob sie in Ohnmacht fallen, oder entfliehen sollten, die Männer sahen bestürzt auf ihre Beinkleider, um sich von ihrem Vorhandensein zu überzeugen, und das Furchtbarste war, dieser Schreck erregte zugleich eine convulsivische, unwiderstehliche Lachlust. — Erst später empfand ich für Bellini einige Neigung, als ich bemerkte, daß sein Charakter durchaus edel und gut war. Auch fehlte ihm nicht das harmlos Kindliche, das wir bei genialen Naturen selten vermissen."

In eitel Lob und Bewunderung getaucht, denen sich auch nicht ein Tröpflein Spott und Sarkasmus beimischt, ist Heine's Feder, wenn er von Rossini schreibt. Hohn und Spott hat er lediglich für des Meisters Gegner. Als er eine Straßensängerin in Venedig gehört, sagte er: „Es war ein echt italienisches Musikstück aus irgend einer opera buffa, jener wundersamen Gattung, die dem Humor den reinsten Spielraum gewährt und worin er sich all' seiner springenden Lust, seiner tollen Empfindelei, seiner lachenden Wehmuth überlassen kann. Es war eine ganz Rossini'sche Weise, wie sie sich im Barbier von Sevilla am lieblichsten offenbart. — Die Verächter der italienischen Musik, die auch über diese Gattung den Stab brechen, werden einst in der Hölle ihrer wohlverdienten Strafe nicht entgehen, und sind vielleicht verdammt, die Ewigkeit hindurch nichts Anderes zu hören, als Fugen von S. Bach. Leid ist es mir um manchen meiner Collegen, z. B. um Rellstab, der ebenfalls dieser Verdammung nicht entgehen wird, wenn er sich nicht vor seinem Tode zu Rossini bekehrt. Rossini, divino maëstro, Helios von Italien, der du deine klingenden Strahlen über die Welt verbreitest, verzeih' meinen Landsleuten, die dich lästern auf Schreibpapier und auf Löschpapier! Ich aber erfreue mich deiner melodischen Lichter, deiner funkelnden Schmetterlingsträume, die mich so lieblich umgaukeln und mir das Herz küssen, wie mit Lippen der Grazien. Verzeih' meinen armen Landsleuten, die die Tiefe nicht sehen, weil du sie mit Rosen bedeckst, und denen du nicht gedankenschwer und gründlich genug bist, weil du so leicht flatterst, so gottbeflügelt!" In der That mußte der heitere, lebensfrohe, geistreiche und witzige italienische Meister Heine ganz besonders sympathisch sein, nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch. Daher schont er ihn mehr, als irgend einen Anderen. Dagegen gießt er die volle Schale seines Spottes über Meyerbeer aus,

„Den Meister, der nach schweren Nöthen
Uns geboren den Propheten,"

obgleich er mit ihm befreundet und ihm vielfach verbunden war. So sagt er einmal: „Die zahlreichen Verehrer des bewunderungswürdigen Meisters sehen mit Betrübniß, wie der Hochgefeierte bei jeder neuen Production seines Genius sich mit der Sicherstellung des Erfolges so unsäglich abmüht. Sein schwächlicher Körper muß darunter leiden. Seine Nerven werden krankhaft überreizt und bei seinem chronischen Unterleibsleiden wird er oft von der Cholerine heimgesucht. Der geistige Honig, der aus seinen musikalischen Meisterwerken träufelt und uns er-

quickt, kostet den Meister selbst die furchtbarsten Leibschmerzen. Als ich ihn zuletzt sah, erschrak ich über sein miserables Aussehen. Unwillkürlich dachte ich an den Diarrhöengott der tartarischen Volkssage, worin schauderhaft drollig erzählt wird, wie dieser bauchgrimmige Kakodämon auf dem Jahrmarkte in Kasan einmal für seinen Privatgebrauch 6000 Töpfe kaufte, sodaß der Töpfer dadurch ein reicher Mann wurde. Möge unser hochverehrter Meister nie vergessen, welche hohen Interessen sich an seine Selbsterhaltung knüpfen. Was sollte aus seinem Ruhme werden, wenn der Hochgefeierte dem Schauplatz seiner Triumphe durch den Tod entrissen würde? Wird ihn die Familie fortsetzen, diesen Ruhm, auf den ganz Deutschland stolz ist? An materiallen Mitteln würde es ihr gewiß nicht fehlen, aber an intellectuellen. Nur der große Giacomo selbst, der nicht blos königl. preußischer Generalmusikdirector, sondern auch der Kapellmeister des Meyerbeer'schen Ruhmes ist, nur er kann das ungeheuere Orchester dieses Ruhmes dirigiren. Er nickt mit dem Haupte und alle Posaunen der großen Journale ertönen unisono; er zwinkert mit den Augen und alle Violinen des Ruhmes fiedeln um die Wette; er bewegt nur leise den linken Nasenflügel, und alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre süßesten Schmeicheltöne. Ja in so hohem Grade, wie unser Meyerbeer, verstand sich noch kein Mensch auf die Kunst, alle möglichen Menschen als Instrumente zu gebrauchen." — Auch Berlioz, den man mit wenig Berechtigung den französischen Beethoven genannt hat, muß eine Schilderung über sich ergehen lassen, die ihn nicht allzusehr erfreut haben dürfte. Heine sagt über ihn: „Seine Geistesrichtung ist das Phantastische; er hat große Aehnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann. Schon seine äußere Erscheinung deutet darauf hin. Es ist Schade, daß er seine ungeheure antediluvianische Frisur, diese aufsträubenden Haare, die über seine Stirn, wie ein Wald über eine schroffe Felswand sich erhoben, hat abschneiden lassen. So sah ich ihn zum ersten Mal vor sechs Jahren und so wird er immer vor mir stehen. Man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtstück, das nur zuweilen erhellt wird von einem sentimental-weißen Weiberrock, der darin hin und her flattert, oder von einem schwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beste darin ist der Hexensabbath, wo der Teufel Messe liest und die katholische Kirchenmusik mit der schauerlichsten, blutigsten Possenhaftigkeit parodirt wird. Es ist eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporzischen. Im äußersten Winkel des Orchesters befand sich der Componist und schlug die Pauke, denn die Pauke ist sein Instrument. In der Prosceniumsloge saß Miß Smithson, die berühmte englische Schauspielerin, in die Berlioz seit drei Jahren sterblich verliebt war, und dieser Liebe verdanken wir die wilde Symphonie, die wir hören. Berlioz sah unverwandt nach ihr hin und jedes Mal, wenn sein Blick dem ihrigen begegnete, schlug er rasend los auf die Pauke. Miß Smithson ist seitdem Madame Berlioz geworden und ihr Gatte hat sich seitdem auch die Haare abschneiden lassen. Als ich diesen Winter wieder seine Symphonie hörte, saß er wieder als Paukenschläger im Hintergrunde des Orchesters und die dicke Engländerin im Proscenium. Ihre Blicke begegneten sich wieder — aber er schlug nicht mehr so wüthend auf die Pauke."

Als der ihm persönlich befreundete, aber nicht ganz ohne Vorbehalt von ihm bewunderte Liszt im Jahre 1843 wieder in Paris erschien, kündigte Heine seine Ankunft folgendermaßen an: „Ja, er ist hier, der große Agitator, unser Franz Liszt, der irrende Ritter aller möglichen Orden, er ist hier, der hohenzollern-hechingische Hofrath, der Doctor der Philosophie und Wunderdoctor der Musik, der wiedererstandene Rattenfänger von Hameln, der neue Faust, der geadelte und dennoch edle Franz Liszt! Er ist hier, der moderne Amphion, der mit den Tönen seines Saitenspiels bei'm Kölner Dombau die Steine in Bewegung setzte, daß sie sich zusammenfügten, wie einst die Mauern von Theben! Er ist hier, der moderne Homer, den Deutschland, Ungarn und Frankreich als Landeskind reclamiren, während der Sänger der Ilias nur von sieben kleinen Provinzialstädten in Anspruch genommen wurde! Er ist hier der Attila, die Geißel Gottes aller Erard'schen Pianos, die schon bei der Nachricht seines Kommens erzitterten und die nun wieder unter seiner Hand zucken, bluten und wimmern, daß der Verein gegen Thierquälerei sich ihrer annehmen sollte. Es ist hier, das tolle, schöne, häßliche, räthselhafte, fatale und mitunter sehr kindische Kind seiner Zeit, der gigantische Zwerg, der rasende Roland mit dem ungarischen Ehrensäbel, der heute kerngesunde, morgen wieder sehr kranke Franz Liszt, dessen Zauberkraft uns bezwingt, dessen Genius uns entzückt, der geniale Hans Narr, dessen Wahnsinn uns selber den Sinn verwirrt!" — Schließlich geben wir Heine's Porträt von George Sand wieder, nach dem Urtheil Aller, die sie gekannt, eines der treuesten, geistreichsten und anschaulichsten, die von ihr existiren: „George Sand, die große Schriftstellerin ist zugleich eine schöne Frau. Ihr Gesicht ist eher schön als interessant zu nennen; das Interessante ist immer eine graziöse und geistreiche Abweichung vom Typus des Schönen, und die Züge von George Sand tragen eben das Gepräge einer griechischen Regelmäßigkeit. Der Schnitt derselben ist jedoch nicht schroff und wird gemildert durch die Sentimentalität, die darüber wie ein schmerzlicher Schleier ausgegossen ist. Die Stirn ist nicht hoch und gescheitelt fällt bis zur Schulter das köstliche kastanienbraune Lockenhaar. Ihre Augen sind etwas smatt, und ihr Feuer mag wohl durch viele Thränen erloschen oder in ihre Werke übergegangen sein, die ihre Flammenbrände über die ganze Welt verbreitet, manchen trostlosen Kerker erleuchtet, aber auch manchen stillen Unschuldstempel verderblich entzündet haben. Der Autor von Lelia hat stille, sanfte Augen, die weder an Sodom noch an Gomorrha erinnern. Sie hat weder eine emancipirte Adlernase, noch ein witziges Stumpfnäschen, es ist eine gewöhnliche gerade Nase. Ihren Mund umspielt gewöhnlich ein gutmüthiges Lächeln; die etwas hängende Unterlippe verräth ermüdete Sinnlichkeit. Das Kinn ist fleischig, aber doch schön gemessen. Ihre Schultern sind schön, ja prächtig, ebenso ihre Arme und Hände, die sehr klein, wie auch ihre Füße. Ihr übriger Körperbau scheint etwas zu dick, wenigstens zu kurz zu sein. Nur der Kopf trägt den Stempel der Idealität, erinnert an die edelsten Ueberbleibsel der griechischen Kunst, etwa an die Venus von Milo. Sie übertrifft diese sogar durch manche Eigenschaften, sie ist z. B. sehr viel jünger. Ihre Stimme ist matt, ohne Metall, jedoch sanft und angenehm. Die Natürlichkeit des Sprechens verleiht ihr einigen Reiz. Ihr Organ ist ebenso wenig glänzend, wie das, was sie sagt. Sie hat durchaus nichts von dem sprudelnden Esprit ihrer Landsmänninnen, aber auch nichts von ihrer Geschwätzigkeit. Sie ist einsilbig, nicht aus Bescheidenheit, sondern aus Hochmuth, weil sie dich nicht werth hält, ihren Geist an dich zu vergeuden, oder gar aus Selbstsucht, weil sie das Beste deiner Rede in sich aufzunehmen trachtet, um es in ihren Büchern zu verwenden. Nie sagt G. Sand etwas Witziges, sie ist überhaupt eine der unwitzigsten Französinnen, die ich kenne." — Wenn man auch die Anschaulichkeit dieser geistreichen Schilderungen bewundert, so darf man doch manche Uebertreibungen und Ungenauigkeiten nicht übersehen. Wie kann man aber von Heine, der sich stets mehr durch Witz, als durch Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet hat, ein besonders strenges Gefühl für die Wahrheit voraussetzen?

Bücherbesprechungen.

— **Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit von Gustav Karpeles.** Leipzig 1899, Verlag von Adolf Titze. — Wenn Heine's Charakterbild in der deutschen Literaturgeschichte noch immer ein mehr umstrittenes als fest umrissenes ist, obgleich seit seiner Geburt ein volles, seit seinem Tode fast nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen, so liegt die Ursache darin, daß bei ihm der sittliche Charakter einen stärkeren und bewußteren Einfluß auf seine poetischen und sonstigen literarischen Erzeugnisse gehabt hat, als bei irgend einem anderen Dichter. Daß dadurch aber eine gerechte Beurtheilung nicht wenig erschwert werden muß, liegt auf der Hand. Das vorliegende Werk von G. Karpeles verfolgt den löblichen Zweck, mehr Licht über Heine's Leben im Einzelnen zu verbreiten und dadurch die Beweggründe seiner Handlungsweise in dunkeln und zweifelhaften Fällen aufzuklären, um, wie er sagt, zu einer gerechten Würdigung des Dichters beizutragen und wenigstens einige von den vielen Vorurtheilen zu zerstören, die man noch immer gegen ihn hegt. Jedenfalls wird man zugeben, daß Wenige hierzu so berufen sind, als Karpeles, der als Biograph Heine's, als kritischer Herausgeber seiner sämmtlichen Werke, sowie durch verschiedene kleinere Arbeiten über ihn dem Publicum als fleißiger und eindringender Forscher und fein- und scharfsinniger Beurtheiler schon lange bekannt ist. Diese Eigenschaften machen sich denn auch in dem vorliegenden, schön ausgestatteten Werke

sehr vortheilhaft geltend, und zwar um so mehr, als der Verfasser, obgleich ein warmer Bewunderer des Dichters, doch nicht der Objectivität des Urtheils ermangelt und sich keineswegs gegen die Schattenseiten und Mängel seines Charakters und die daraus hervorgehenden Wirkungen verschließt. Das Werk ist und soll keine Biographie sein, sondern bringt nur einzelne ergänzende und erläuternde Beiträge zu einer solchen, die Manches in Heine's Leben und Charakter in eine andere Beleuchtung zu stellen geeignet erscheinen. Vorwiegend sind die Beziehungen Heine's zu den Dichtern, Schriftstellern und Künstlern seiner Zeit eingehend geschildert, und es wird hierbei manches Neue und Auffallende geboten. Besonders interessant sind die Capitel über Heine's Verhältniß zu Grabbe, Maßmann, Chamisso und den Schwaben, Hebbel, Lassalle, Richard Wagner, A. Dumas, Thiers, A. D. Musset, G. Sand. Etwas mehr hätten wir über Börne, bekanntlich Heine's bête noire, zu hören gewünscht. — Zu besonderer Zierde gereichen dem Buche neben anderen Bildern die zahlreichen vortrefflichen Porträts Heine's aus verschiedenen Stadien seines Lebens. Auch die beigefügten handschriftlichen Entwürfe des Dichters sind eine dankenswerthe Zugabe. Alles in Allem bietet das interessante Werk eine hervorragend gediegene und würdige Jubiläumsgabe, die allen Freunden des Dichters willkommen sein wird. A. v. Winterfeld.

— Heinrich Heine's sämmtliche Werke. Mit einem biographisch-literargeschichtlichen Geleitwort von Ludwig Holthof und dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis geschmackvoll gebunden 3 ℳ. — Das Urtheil über Heinrich Heine's literargeschichtliche Bedeutung steht wohl nachgerade fest. Mögen seine Gegner noch so sehr sein unmännliches Spielen mit den tiefsten Empfindungen tadeln, den giftigen Spott, dem Nichts heilig ist, selbst der Antisemit von Beruf bestreitet heute kaum noch, daß Heine's Dichtung durch den rhythmischen Wohllaut, durch die Süßigkeit und den bestrickenden Reiz der poetischen Sprache auf jedes empfängliche Herz einen unwiderstehlichen Zauber ausübt und daß er in einem großen Theile seiner Lieder mit unseren ersten Lyrikern, mit Goethe, Eichendorff, Lenau, Mörike den Wettbewerb aufnimmt und nicht selten siegreich besteht. Bedürfte es noch eines Beweises dafür, daß Heine ein echter Lyriker ist, er wäre längst in völlig unanfechtbarer Weise erbracht durch unsere Tonsetzer, die seine Lieder zu Hunderten in Musik gesetzt haben und in deren Werthschätzung, wenn man nach der Zahl der componirten Lieder und der Häufigkeit der Compositionen Einzelner urtheilt, Heine geradezu unter allen deutschen Dichtern an erster Stelle steht. Die Verlagshandlung darf des Dankes weiter Kreise gewiß sein dafür, daß sie durch die Veranstaltung der vorliegenden einbändigen Gesammtausgabe von Heine's Werken den Dichter so zu sagen in eine Reihe stellt mit den Großen der Weltliteratur Goethe, Schiller, Shakespeare. Man darf erwarten, daß diese Volksausgabe neben der großen siebenbändigen kritischen Ausgabe, die Professor Ernst Elster besorgt hat, bald die verbreitetste sein wird. Die kurze Einleitung von Holthof (XX Seiten) verfolgt den Lebensgang des Dichters bis zu seinem jammervollen Ende nach qualvollem Siechthum und sucht das Verständniß für die einzelnen Werke durch die Geschichte ihrer Entstehung zu vertiefen. Besondere Anerkennung verdient, daß Holthof sich in der literarischen Würdigung Heine's von jeder Ueberschwenglichkeit fern hält. Im Uebrigen ist die Ausgabe, rein buchhändlerisch betrachtet, eine Leistung, die Hochachtung verdient: ein Großoctavband von XX und 1036 Seiten in gediegenem Einband für 3 ℳ ist fürwahr nichts Alltägliches. Wir sind aber gar nicht im Zweifel, daß die Verlagsanstalt trotz dieses beispiellos niedrigen Preises auf ihre Kosten kommen wird. Denn die erste Volksausgabe, die Heine's gesammtes literarisches Schaffen umfaßt, hat voraussichtlich auf einen Absatz zu rechnen, wie er nicht vielen Büchern beschieden ist. R. B.

— Dr. Julius Köster, Hohenzollernfahrten zum Heiligen Lande. Berlin, Reuther & Reichard. 2 ℳ. — Auf Grund der bekannten mittelalterlichen Wallfahrts- und Pilgerberichte schildert der Verfasser sieben Hohenzollernreisen, die seit 1320 bis in unser Jahrhundert die tapferen Vorfahren unseres Kaisers unternommen haben. Im 19. Jahrhundert hat Prinz Albrecht von Preußen das heilige Land besucht; von dieser Fahrt aus dem Jahre 1842 giebt es leider nicht eine einzige Aufzeichnung. Um so werthvoller ist das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich von seiner Palästinareise 1869, dessen sinnige und melodische Sprache unsern Kaiser auf das Glücklichste für seine gesegnete Reise vorbereitet hat. J. J.

— Zange, Die Jerusalemsfahrt Kaiser Wilhelm's II. im Lichte der Geschichte. Berlin, Reuther & Reichard, 1899. 40 ₰. — Der Vortrag, gehalten in der königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, hebt klar und richtig die ökumenische Bedeutung der Reise hervor, die in dem für den Orient doppelt werthvollen Nachweise gipfelt, daß die eine heilige christliche Kirche in der evangelischen Glaubensgemeinschaft ihre rechtmäßige Erscheinung hat. Nicht minder wichtig ist die Behauptung, daß durch des Kaisers Fahrt die coloniale und missionirende Thätigkeit des deutschen Volkes einen festen und bedeutenden Mittelpunkt gewonnen hat. J. J.

— Das deutsche Kaiserpaar im Heiligen Lande. Mit Allerhöchster Ermächtigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs, bearbeitet nach authentischen Berichten und Acten. Berlin, 1899, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. XV und 422 Seiten. Preis 7 ℳ, Originalband 9 ℳ, Prachtausgabe 16 ℳ. Reinertrag für die Evang. Jerusalemstiftung. — An der Pforte des Weihnachtsfestes empfehlen wir dieses nach Ausstattung und Inhalt hervorragend schöne Werk, das alle die vielen herrlichen Berichte persönlicher Theilnehmer an der Kaiserpalästinareise unbedingt und ausnahmslos in den Schatten stellt. Es ist hier von den berufensten Federn als Ertrag der evangelischen Pilgerfahrt etwas geschaffen worden, was bleiben wird: ein nationales Denkmal jener unvergeßlichen Tage, an welchen der Kaiser das ökumenische Banner unserer lieben evangelischen Kirche an heiligster Stätte vor aller Welt entfaltet, und im Orient ein dauerndes Gedächtniß des deutschen Namens gestiftet hat. Die 102 prächtigen Vollbilder ergänzen das Werk in der glücklichsten Weise: sie wollen nicht nur Schmuck, sondern Träger bedeutender Erlebnisse sein und erhalten ihre Bedeutung vollends dadurch, daß die Momentaufnahmen der Kaiserin benützt sind. Mag das kostbare Werk unter dem strahlenden Lichterbaum und auf dem Confirmationstisch des deutschen evangelischen Hauses reichen Segen stiften, mag es neue Liebe zu dem Lande erwecken, das für uns eine zweite Heimath ist. J. J.

— Gustav von Diest, Meine Orientreise im Frühjahr 1899. Berlin, 1899, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, 67 S. 1 ℳ 25 ₰, geb. 2 ℳ 50 ₰. — Wir empfehlen dieses Büchlein gern, weil es geistvoll und simeonsfreudig die Eindrücke schildert, welche der greise Regierungspräsident auf seiner Pilgerfahrt empfangen hat. An mehr als einer Stelle weiß der Verfasser von den segensreichen Nachwirkungen der Kaiserreise zu berichten. J. J.

— L. Tiesmeyer, Aus des Heilands Heimath. Der deutschen Jugend erzählt. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. — Das Buch ist unterhaltend und belehrend im edelsten Sinn des Wortes. Es webt in kindlich zarter Weise die Wirklichkeit in den goldenen Traum des Kindes von der Schönheit des heiligen Landes; es läßt überall kräftig den Pulsschlag jener Zeiten spüren, in welchen Palästina „des Heilands Heimath" war. Tiesmeyer hat in dem Buche wiederum seine anerkannte Meisterschaft bekundet, des kindlich Große durch die Condescendenz eines reichen und sinnigen Gemüthes als das „kindlich" Große zu erweisen. Die Bilderausstattung des Buches ist eine ganz vorzügliche. J. J.

— Horaz. Ausgewählte Lieder. Deutsch von Heinrich v. Wedel. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn, 1899. 80 Seiten. Preis 1 ℳ. — Obwohl man mit Recht von der früheren Ueberschätzung der Horazischen Lyrik abgekommen ist, so werden doch fort und fort dichterisch beanlagte Naturen zur Uebertragung des Dichters angeregt. So sind im vergangenen Jahre von Wilhelm Hamelbeck und von Karl Städler ausgewählte Oden in deutscher Uebersetzung erschienen. Diesen Arbeiten reiht sich in diesem Jahre obiges Werkchen an, das einer liebevollen Versenkung in den Geist des Horaz seine Entstehung verdankt. Es sind im Ganzen 25 Gedichte übersetzt, von denen die meisten dem dritten Buche der Oden angehören. Rühmend ist die reine und gewandte Sprache hervorzuheben, die beim Lesen am meisten für den Verfasser einnimmt. Die durchgängige Anwendung des Reimes verleiht freilich dem Ganzen etwas Eintöniges, wie sie dazu nöthigt, dem Original gegenüber sich oft ziemlich frei zu verhalten: dabei geht manche Feinheit des Dichters und manches specifisch Römische verloren. Ein Wagniß ist und bleibt es, diejenigen Oden, in denen Horaz sich selbst übertroffen hat, mit ihm gleichsam wetteifernd zu behandeln. Nimmt man gleich ein ganzes Dutzend der Uebersetzungen der 9. Ode des 3. Buches her und vergleicht dann mit dem lateinischen Texte, so wird man bald

sehen, wie weit auch die besten Uebersetzungen hinter dem Originale zurückbleiben. Dies gilt auch von v. Wedel's Uebertragung. Auf Einzelheiten einzugehen liegt fern. Das Werkchen, das der Verfasser seinem Bruder gewidmet hat, liest sich glatt und fließend und wird Manchem eine angenehme Stunde bereiten.

R. B.

— **Das erste Jahr im neuen Haushalt.** Eine Geschichte in Briefen von **K. Artaria.** Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von Ernst Keil's Nachfolger. — Eine junge Frau, Emmy, vertraut im ersten Jahre ihrer Ehe der besten Freundin Alles an, was ihr, der kleinen, blonden Assessorsfrau, Herz und Gedanken bewegt. Sie kann so schön zeichnen und hatte schon einmal als Institutstochter mit sich überlegt, ob ihre Zeichenkünste wohl hinreichen würden, an der ausgeschriebenen Concurrenz für eine Modezeitung theilzunehmen. Aber wie Sellerie aussieht, weiß sie nicht, und sie muß sich den Kopf zerbrechen, um herauszubringen, wie man das Zimmerreinemachen dem Dienstpersonal beizubringen hat. Wenn im elterlichen Hause in den Stuben unter dem Commando der Mutter mit Besen und Waschlappen herumgefahren, geklopft und gebürstet worden war, hatte sie immer Clavier gespielt. Feueranmachen, Zusetzen des Fleisches und dergleichen prosaische Dinge hatte Emmy auch nicht gelernt. Nie war es ihr eingefallen, sich um die bevorstehenden Wäschetage zu grämen. Jetzt aber ist sie junge Frau, in einem kleinen Orte, fern von Mutter und Tante und soll sich um Alles kümmern, was „Haushalt", dieses kleine, inhaltsreiche Wort, zu bedeuten hat: um die Wäschekammer, um Schrank und Commode, um schmutzige Strümpfe, Betttücher und Nachtjacken, um Tischtücher und Servietten, um den Küchenzettel und um das nicht erlernte Kochen selber. Was nun das arme junge Frauchen unter dem drückenden Gefühle seiner Hilfslosigkeit empfindet, all das schildert es in drastischer Weise, nicht ohne Humor, in den Briefen an die Freundin. Diese Briefe zu lesen, dürfte wohl vielen jungen Leserinnen, die in ähnlicher Lage wie Emmy sich befinden, recht dringend zu empfehlen sein. Denn das Familienhaus braucht nicht nur, wie die Verfasserin sagt, idealgesinnte, sondern auch praktisch tüchtige Frauen. Die Zahl dieser Frauen zu vermehren, dürfte das vortrefflich geschriebene Buch sehr geeignet sein, und deshalb empfehlen wir es aufs Wärmste zur Lectüre, wünschen wir ihm die weiteste Verbreitung im deutschen Hause. Dies um so mehr, als es nicht einseitig ist und nur den praktischen Standpunkt vertritt. Auch die ideale Seite im Haushalt kommt zu ihrem Rechte; tiefes deutsches Empfinden und ein reiches Gemüth verbinden sich mit einem auf das Praktische gerichteten Sinn. Alles in Allem, das Buch eignet sich auch als ein werthvolles Geschenk und wird als solches große Freude bereiten.

W. Sm.

— **Taschenbuch der Deutschen Kriegsflotte.** (Mit theilweiser Benutzung amtlichen Materials.) I. Jahrgang von **B. Weyer,** Capitänleutnant a. D. Verlag J. F. Lehmann, München. — Die deutsche Marineliteratur, die ja in den letzten Jahren unstreitbar zu einer gewissen Blüthe gekommen ist — allerdings hält sie heute leider noch keinen Vergleich mit der englischen oder französischen aus — hatte bisher noch kein eigenes Taschenbuch aufzuweisen. Immer mußte man bei Nachschlagszwecken zu dem rühmlich bekannten österreichischen Marinealmanach zurückgreifen, der indessen für die Interessen speciell der deutschen Kriegsflotte das Material unserer Seestreitmacht nicht eingehend genug behandelt, wie dies eben in der Natur der Sache liegt. Diesem Uebelstande hilft jezt das im ersten Jahrgang erschienene Taschenbuch von Weyer ab, das gerade auf dem Gebiete des statistischen Materials einen außerordentlich reichen Inhalt aufweist, der für den gegenwärtigen Schiffsbestand allen Anforderungen genügt. Auch über die Organisation der Seestreitkräfte, die Standarten, Commandobehörden, Dienstpflicht und freiwilligen Eintritt, die Officiercorps und ihre Ergänzung, die heimischen Gewässer und die deutsche Küste, das internationale Seerecht, Deutschlands Seeinteressen und Seegefahren u. s. w. geben getrennte Abschnitte recht werthvolle Belehrungen. Ob es nothwendig war, diesem „Taschenbuch", das doch keine parteipolitischen Tendenzen enthalten sollte, die Capitel über das Flottengesetz vom Jahre 1898 mit „seiner Unzulänglichkeit", über „die Nothwendigkeit eines erweiterten Flottengesetzes" u. s. w. hinzuzufügen, möge dahin gestellt bleiben, da diese Abschnitte doch ohne Zweifel den Rahmen eines Jahrbuchs überschreiten, so sehr man auch von dieser Nothwendigkeit überzeugt sein möge. Der Inhalt dürfte sich in den weiteren Jahrgängen noch wesentlich erweitern lassen: z. B. durch Aufnahme einer kurzen Schiffsgeschichte, die auch das alte, heute schon gestrichene Flottenmaterial kurz bespricht. Das neue Taschenbuch darf aber ohne allen Zweifel gerade in gegenwärtiger Zeit auf eine weite Verbreitung rechnen.

M. Bahr.

— **Prof. P. Schreiber: Jahrbuch des königl. sächs. meteorol. Institutes.** 1896 III. Abtheilung und 1897 I. und II. Abtheilung. Chemnitz, Carl Brunner'sche Buchhandlung 1898 bez. 1899. — Mannigfache Störungen in dem Beamtenpersonal des Institutes haben die Fertigstellung dieser 3 Hefte unliebsam verzögert. Es mußte sogar die Weiterführung größerer klimatischer Arbeiten unterbrochen und zurückgestellt werden, und ist nach dem Berichte keine Aussicht dafür vorhanden, daß die frühere Promptheit der Drucklegung wird wieder erreicht werden können. Troß dieser Calamität haben wir alle Ursache, uns über die Entwickelung unserer vaterländischen Wetterwarte zu freuen. Sie steht in anregendem Verkehr mit den Schwesterinstituten aller Culturstaaten, sie hat im Berichtsjahre mit einer neuen Publicationsreihe („Abhandlungen des met. Inst.") begonnen, sie wendet der praktischen Witterungskunde große Aufmerksamkeit zu und trifft im Stillen alle Vorbereitungen, um zu einem passenden Zeitpunkte die Prognosenstellungen wieder aufnehmen zu können, sie fördert die Hydrographie Sachsens und vermehrt stetig die Zahl der Meßstellen in Flußläufen (8), sie weiß die Zahl der Beobachtungsstationen zu vermehren oder wenigstens auf der alten Höhe zu erhalten. Die vorliegenden Hefte bieten uns die ausführlichen Temperaturbeobachtungen von 20 Stationen, die Monats- und Jahresmittel der Temperatur von weiteren 20 Stationen, diejenigen des Niederschlags von 171 Stationen, des Schneefalls von 118 Stationen. Gewitter wurden beobachtet von 151 Stationen, die Höhe der Schneedecke von 603 Stationen. Ueber forstliche Phänologie berichten 42 Stationen, über Feld- und Wiesenpflanzen 80, über Obstarten 243 Stationen. Unter den Correspondenz- (täglich berichtenden) stationen finden wir Plauen und Döbeln nicht mehr, dafür ist Colditz neu hinzugetreten. Die Berg- oder Hochstation des Fichtelberges ist wieder das ganze Jahr hindurch in Betrieb gewesen. Ihr Temperaturmittel stellt sich auf 2,07° (Dresden 8,92°), die absoluten Extreme auf 29,4° (Gorisch 31°) und — 18,2° (Reitzenhain — 31,0°). Sie hat die höchste Bewölkungsziffer 79% (Altenberg nur 59%) und nebst Oberwiesenthal die höchste Windstärke (— 4,1 Beaufort-Grade). Der letzte Schnee fiel hier am 16. Mai, der erste am 18. October, der letzte Nachtfrost trat am 23. Mai, der erste am 25. September ein. Ueber 20° C. stieg die Temperatur nur in der Zeit vom 10.—29. Juli. An Niederschlägen hat der Berg 1000 l nicht erreicht (983 l); er ist also hinter Altenberg (1444), Georgengrün (1213), Tannenbergsthal (1116), Carlsfeld (1208), Kottenhaide (1085), Thalheim (1066), Elterlein (1043), Schönheide (1049) Jahnsgrün b. Schneeberg (1059), Breitenbrunn (1025), Oberwiesenthal (1010), Rehefeld (1042), Reitzenhain (1057) zurück geblieben. Auch das tägliche Maximum (42 l) steht hinter dem von 44 anderen Stationen zurück, dagegen ist die Zahl der Niederschlagstage (246) die höchste der Tabelle (Georgengrün 241, Reitzenhain 275 — Colditz 146, Königsbrück 141, Brandis 105), und die Zahl der Schneetage (83) wird von Walddorf erreicht, von Frauenstein (86), Kriegwald (101), Georgengrün (104) u. a. übertroffen. An nahen Gewittern ist der Fichtelberg arm (9), da die meisten Stationen über 20, einige sogar über 30 aufweisen, seine Schneetiefen treten dagegen vor allen anderen hervor (in den Monaten Nov.—März 16, 58, 73, 145, 86 cm); am nächsten stehen die von Tellerhäuser (9, 30, 52, 96, 77), Satzung (6, 32, 56, 97, 44), Oberwiesenthal (8, 28, 57, 114, 87). Auf die Wiedergabe weiteren Details müssen wir verzichten, nur sei noch erwähnt, daß Heft I 1897 auf 77 F.-Seiten die Ergebnisse der Beobachtungen von 11 Stationen 2. Ordnung (Leipzig, Dresden, Colditz, Bautzen, Zittau, Chemnitz, Freiberg, Schneeberg, Altenberg, Reitzenhain, Fichtelberg) und Heft II 1897 die an der Centralstation Chemnitz enthält. Den Heften sind 9 Tafeln mit 17 graphischen Darstellungen von Barogrammen, Thermogrammen, Niederschlägen u. dergl. beigegeben.

J. B.

Berichtigung. In dem Aufsatz **Zur Universitätsreform** in Nr. 144 ist zu lesen: S. 597 Spalte 1 Zeile 6 v. o. den bestechenden Plänen statt bestehenden Plänen, S. 598 Spalte 1 Zeile 43 v. o.: Letzteres setzt wiederum voraus statt folgt daraus, Zeile 51 der humanistischen Gymnasien statt den humanistischen Gymnasien und Zeile 61 Wertzes statt Werkes.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 146. Donnerstag, den 14. December, Abends. 1899.

Der Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.

Zum 100jährigen Todestage George Washington's.

Alljährlich wird in den Vereinigten Staaten von Nordamerika neben dem Tage der Unabhängigkeitserklärung auch der Geburtstag George Washington's als nationaler Festtag begangen, ein Beweis, wie hoch die Amerikaner die Pflicht der Dankbarkeit schätzen, welche sie dem Begründer ihrer Freiheit schuldig sind. In diesem Jahre bietet sich auch der übrigen Welt Gelegenheit, des hervorragenden Staatsmannes in Ehren zu gedenken: am 14. December sind 100 Jahre seit dem Tode George Washington's verflossen, und die hundertjährige Wiederkehr dieses Tages wird nicht nur in der neuen Welt zu besonderen Gedenkfeiern Veranlassung geben, auch in der alten Welt wird man an diesem Tage vielfach auf das Wirken und die Bedeutung des gefeierten Nationalhelden der Amerikaner hinweisen, und mit Recht: Washington kann stets als das Vorbild eines trefflichen, thatkräftigen Staatsmannes, als Beispiel eines edelmüthigen, selbstlosen Charakters gelten.

George Washington wurde am 22. Februar 1732 als Sohn eines wohlhabenden Pflanzers in der Grafschaft Westmoreland in Virginien geboren. Im 11. Lebensjahre verlor er seinen Vater, der die Erziehung des Sohnes bisher geleitet hatte, und der Mutter fiel die weitere Fortbildung zu. Sie ließ ihm eine tüchtige Erziehung zu Theil werden, die ihn in den Stand setzte, sich im praktischen Leben das anzueignen, was der Unterricht ihm nicht bieten konnte. Ueber die Richtung, welche sein jugendliches Gemüth einschlug, und über die Tiefe seiner Empfindung geben seine Schul- und Tagebücher wichtige Aufschlüsse, sie lassen auch erkennen, welche Auffassung er von der großen Bedeutung einer umfassenden Geistesbildung und von dem Ernst des Lebens überhaupt hatte, und enthalten unter Anderem eine Anzahl selbständig verfaßter und aus anderen Werken entnommener Lebensregeln, deren Befolgung er sich stets angelegen sein ließ. Sein ganzes Wesen zeigte von früher Jugend an Festigkeit und Sicherheit, und außer unermüdlicher Arbeitsamkeit und Thatkraft waren ihm sittlicher Ernst und fester Wille eigen. Mit großem Scharfsinn wußte er sich in den schwierigsten Lagen des Lebens zurecht zu finden und neben anderen hervorragenden Eigenschaften zeichnete er sich durch große Ordnungsliebe und peinliche Pünktlichkeit aus. — George Washington wurde zuerst Feldmesser, dann kam er durch den Tod seines Bruders Lorenz in den Besitz einer kleinen Farm und widmete sich auf diesem Gute Mount Vernon völlig dem Landbau. Er verwaltete seine Besitzung selbst, überzeugte sich meist persönlich von dem Stande der Arbeiten und legte oft mit Hand an, wenn etwas nicht nach seinem Wunsche war. Seine Leute, auch die Negersklaven behandelte er mit Güte und sorgte nach jeder Richtung für sie, dafür verlangte er aber auch Fleiß und Ausdauer von ihnen, und da er vermöge eines trefflichen Ueberblicks jedem Arbeiter die ihm gebührende Stelle anweisen konnte, so war dies ein großer Vortheil für die Verwaltung des Gutes. Seine täglichen Geschäfte pflegte Washington mit großer Regelmäßigkeit zu verrichten und durch Fleiß und Umsicht gelang es ihm, sich bald zu einem der reichsten und angesehensten Landbesitzer in Virginien aufzuschwingen. Das stille, friedliche Leben, das Washington auf seiner Besitzung führte, wurde zuerst durch die politischen Ereignisse, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts in den englischen Colonien Nordamerikas eintraten, gestört. Die Versuche der Franzosen, eine Verbindung zwischen ihren Besitzungen in Canada und Louisiana herzustellen und von hier aus vordringend die englischen Colonien allmälig zu erobern, führten zu verschiedenen Kämpfen der Colonien und des Mutterlands England mit Frankreich. In diesen Kriegen zeichnete sich der junge Washington als Major und später als Oberst der Milizen in hervorragender Weise aus und trotz der anfänglichen Mißerfolge und trotz der Saumseligkeit der englischen Truppen gelang es ihm durch kühnes Vordringen Erfolge zu erringen, welche schließlich zum Frieden von Paris und damit zur Abtretung von Canada und Cap Breton an England führten. Zum Lohn für seine Thaten, unter denen die Ueberrumpelung von Fort Duquesne (1758) besonders erwähnenswerth ist, wurde Washington 1759 in die gesetzgebende Versammlung von Virginien gewählt. Er betheiligte sich aber nicht mehr, als nöthig, an dem politischen Leben, sondern lebte an der Seite seiner Gemahlin, welche er 1759 heimgeführt hatte, in ungestörter Ruhe auf seinem Landsitze Mount Vernon. Erst als der Streit der Colonien mit dem Mutterlande wegen der Besteuerung der ersteren ausbrach, wurde Washington veranlaßt, aus seinem ruhigen, häuslichen Leben hinauszutreten und dem Vaterlande seine Dienste anzubieten. Er sprach sich für das Selbstbesteuerungsrecht aus und wurde als Deputirter in den Continentalcongreß, der im September 1774 in Philadelphia zusammentrat, entsandt. In dieser Versammlung zeichnete sich Washington, ohne sich irgendwie hervorzudrängen, durch sein energisches Auftreten und durch großen Scharfsinn aus, und diese hervorstechenden Eigenschaften waren neben seinen früheren Waffenerfolgen die Veranlassung, daß der Congreß, nachdem am 10. Mai 1775 die Errichtung eines stehenden Heeres beschlossen worden war, am 15. Juni Washington einstimmig zum Oberbefehlshaber der Armee ernannte. Die Wahl Washington's war ein sehr glücklicher Griff der Versammlung, denn seit jenem Tage steht der Name Washington's mit unvergänglichen Lettern in den Annalen des amerikanischen Befreiungskrieges verzeichnet. Ohne Washington's Opferfreudigkeit und Thatkraft wäre die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten niemals so glücklich und so schnell zustande gekommen, ohne sein ruhiges, besonnenes Handeln wäre vermuthlich Uneinigkeit ausgebrochen, welche den Engländern ein leichtes Spiel bereitet hätte. Washington nahm die ihm angebotene Stellung an, ohne das ausgesetzte Gehalt zu beanspruchen, und begann sogleich eine umfassende Organisation der aus allen Colonien zusammengeströmten Armee vorzunehmen. Die Gesammtstärke aller Truppen betrug zwar 14500 Mann, aber die meisten Krieger waren im Gebrauch der Waffen ungeübt, außerdem fehlte es an Waffen und Munition, und die Disciplin ließ sehr viel zu wünschen übrig. Als Washington am 2. Juli 1775 im Lager bei Cambridge eintraf, hatten sich die Truppen kurz vorher im Treffen bei Bunkers Hill ehrenvoll behauptet und gezeigt, daß sie gegebenen Falls ihre Schuldigkeit thun würden. Der neue Oberbefehlshaber theilte nun die Truppen in Brigaden ein und gewöhnte sie durch beständige Uebungen an den Kriegsdienst, dann setzte er es bei dem Congresse durch, daß ihm an Stelle der Milizen, die einfach auseinander liefen, wenn ihre Dienstzeit um war, die Anwerbung eines ständigen Heeres von 22000 Mann gestattet wurde. Mit diesen neuen, einigermaßen eingeübten Truppen wagte Washington im März 1776 einen Angriff auf Boston und war so glücklich, den englischen Befehlshaber Howe zum Verlassen der Stadt zu zwingen, darauf eilte er dem von den Engländern bedrohten Neuyork zu Hilfe. Die Erfolge Washington's sowie die siegreiche Abwehr des englischen Angriffs auf Charleston riefen große Begeisterung unter der Bevölkerung hervor, und von allen Seiten eilten die Colonisten zur Vertheidigung des Landes herbei. Diese Bewegung veran-

faßte die Führer der Colonialstaaten, nunmehr ihre Unabhängigkeit vom Mutterlande offen auszusprechen, und am 4. Juli 1776 nahm der Congreß die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Nordamerika an. Dieser Schritt der Colonien rief selbstverständlich große Entrüstung im Mutterlande hervor, und starke Truppenmassen wurden nach Amerika gesandt, um die Rebellen zum Gehorsam zurückzubringen. Muthlosigkeit und Mangel an Selbstvertrauen bemächtigte sich der amerikanischen Truppen, und Washington sah sich genöthigt, vor der englischen Uebermacht zurückzuweichen. Da er sich auch in der folgenden Zeit auf die Defensive beschränken mußte und bis hinter den Delaware zurückging, so errangen die Engländer große Vortheile, und heftige Klagen erhoben sich gegen die Kriegführung des Obergenerals. Washington ließ sich aber nicht beeinflussen, er mußte Alles daran setzen, um die Ehre und Unabhängigkeit der Colonien zu retten, und konnte deshalb nur mit Vorsicht handeln. Durch kühne Streifzüge und kleine siegreiche Unternehmungen, wie den Uebergang über den Delaware am Weihnachtsabend 1776, den Ueberfall der Hessen bei Trenton und der Engländer bei Princetown am 3. Januar 1777, wußte er das Vertrauen der Soldaten wieder zu wecken und hielt nun durch beständiges Umherschwärmen und plötzliche Angriffe die Engländer beständig in Athem. Wenn er auch nach der unglücklichen Schlacht bei Brandywine (16. Sept. 1777) Philadelphia den Feinden überlassen mußte und am 4. October bei Germantown nochmals eine Niederlage erlitt, so fügte er den Engländern an anderen Orten wiederum empfindliche Verluste zu, und es ist zu bewundern, wie er so lange Zeit hindurch mit seinen jämmerlich ausgerüsteten und ungenügend geübten Truppen den wohlgeschulten Soldaten der Engländer Stand halten konnte. Die Capitulation einer englischen Armee bei Saratoga am 16. October 1777 änderte die ganze Lage des Feldzuges bedeutend. Die Colonien faßten wieder Hoffnung, Frankreich, das die Staaten schon lange heimlich unterstützt hatte, trat offen auf die Seite der Amerikaner und erklärte England den Krieg, und Washington, der während der Winterquartiere mit Unterstützung des preußischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben seine Heerhaufen zu brauchbaren Truppen umgestaltet hatte, konnte es wagen, gegen die Engländer vorzurücken und ihnen nach der Einnahme von Philadelphia am 28. Juni 1778 bei Monmouth eine Schlacht zu liefern, welche sie veranlaßte, die Staaten Philadelphia und Pennsylvanien zu räumen. Auch im weiteren Verlaufe des Krieges wußte Washington die schwierige Lage, in der sich die englischen Truppen in Neuyork und Virginien befanden, geschickt auszunutzen, und am 19. October 1781 mußte sich der englische Oberbefehlshaber Lord Cornwallis bei Yorktown mit 8000 Mann und 106 Geschützen ergeben. Diese Capitulation war ein schwerer Schlag für das stolze Albion, welches sich jetzt den Anerbietungen der amerikanischen Unterhändler Franklin und Adams geneigt zeigte und am 3. September 1783 mit den Colonien den Frieden zu Versailles schloß, durch welchen die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt wurde. Während dieser Verhandlungen waren im Heere Washington's Unruhen ausgebrochen, da der Congreß seine Versprechungen den altgedienten Soldaten gegenüber nicht hielt, und die Generale gingen damit um, sich der Machtsphäre des Congresses zu entziehen, und forderten Washington auf, sich an die Spitze des Heeres zu setzen und als König in Philadelphia einzuziehen. Washington war aber pflichtgetreu genug, diesen Vorschlag zurückzuweisen, indem er die Forderung der Soldaten beim Congreß durchzusetzen versprach. Dies gelang ihm, und die Ruhe war wieder hergestellt. Als am 25. November 1783 die Engländer auch Neuyork räumten, entließ Washington nach einem ergreifenden Abschiede von Officieren und Soldaten das Heer, legte am 23. December im Congreß sein Amt als Oberbefehlshaber nieder und zog sich auf seinen Landsitz Mount Vernon zurück.

Die Lage der Vereinigten Staaten nach dem Frieden von Versailles war wenig günstig: Der Wohlstand der Colonien war durch den Krieg arg mitgenommen, Handels- und Verkehrsverhältnisse waren zerrüttet und die Kriegsschulden so bedenklich angewachsen, daß der Congreß vor Allem an die Beseitigung dieser Uebelstände denken mußte. Der lose Zusammenhang der einzelnen Staaten unter einander erschwerte aber die Absichten und Bemühungen des Congresses in hohem Grade, die egoistischen Bestrebungen der einzelnen Landschaften machten eine gedeihliche Entwickelung des gesammten Staatswesens unmöglich und man sah allmälig ein, daß die Bundesgewalt centralisirt werden müßte, daß nur, wenn ein Haupt an der Spitze des Staatsverbandes stände, dieser zu einer gedeihlichen Entwickelung geführt werden könnte. Es wurde deshalb im Jahre 1782 ein Verfassungsconvent einberufen, an welchem auch Washington als Mitglied der Föderalistenpartei theilnahm, und von diesem nach langen Debatten eine neue Bundesacte entworfen, welche im Juni 1788 von der Mehrzahl der Staaten angenommen wurde. Auf Grund dieser neuen Verfassungsacte schritt man im März 1789 zur Wahl des zum Staatsoberhaupt bestimmten Präsidenten. Ueber die Person desselben konnte kein Zweifel obwalten: einstimmig wurde George Washington am 6. April desselben Jahres zum Präsidenten gewählt. Die Stellung, welche Washington übernahm, war eine wenig beneidenswerthe. Trotz der friedlichen Entwickelung des Staatenverbandes tobte der Parteikampf im Lande, der Handel mit den europäischen Nationen lag nach wie vor danieder und die Staatsschulden waren gleichfalls noch nicht getilgt. Mit Unterstützung tüchtiger Minister, wie Hamilton und Jefferson, gelang es Washington, die schwierige Aufgabe glücklich zu lösen und die Verwaltung und Landesvertheidigung, die Handelsbeziehungen und das Verkehrswesen, die Staatsschuld und die politischen Beziehungen in geeigneter Weise zu ordnen, und nachdem das erste Jahr der Präsidentschaft ohne Unruhen vorübergegangen war, faßten die Bundesstaaten Vertrauen zu dem Präsidenten und erleichterten ihm die Durchführung der weiteren Reformen. Nach Ablauf der vierjährigen Präsidentschaftsperiode wurde Washington 1763 wiederum einstimmig zum Präsidenten gewählt und konnte in seinem ersprießlichen Walten fortfahren. Die Schwierigkeiten, welche den Vereinigten Staaten durch ihr Verhältniß zu dem revolutionären Frankreich zu erwachsen drohten, wußte Washington geschickt durch Erklärung der Neutralität zu umgehen, und als der amerikanische Handel mit den französischen Colonien durch englische Erlasse geschädigt wurde, einigte er sich über diesen Punkt mit England und schloß sogar, da es ihm vortheilhaft erschien, einen Handelsvertrag mit dieser Nation ab. Der Abschluß dieses Vertrages stieß auf heftigen Widerstand bei den Bundesstaaten, es wurden schwere Anklagen gegen Washington erhoben, sodaß dieser am Schlusse seiner Amtsperiode ausdrücklich auf eine Wiederwahl verzichtete und im März 1797 sein Amt niederlegte. Der im Laufe des Jahres 1797 ausbrechende Conflict mit Frankreich zeigte, wie diplomatisch Washington gehandelt hatte, und der Congreß suchte das Unrecht, das er ihm zugefügt hatte, wieder gutzumachen, indem er ihm die Stelle eines Oberbefehlshabers in dem mit Frankreich drohenden Krieg übertrug. Nach langem Widerstreben nahm Washington die Wahl an, starb aber während der Vorbereitungen zum Kriege am 14. December 1799 auf seinem Landsitze Mount Vernon. Die Vereinigten Staaten ehrten das Andenken des großen Todten, indem sie die Bundeshauptstadt nach seinem Namen benannten und ihm dort, sowie in anderen Städten Denkmäler errichteten. Dr. G. Albrecht.

Bücherbesprechungen.

— Die Bergpredigt des Herrn ausgelegt in Predigten von D. Paul Kaiser, Pfarrer an St. Matthäi in Leipzig. I. Die Seligpreisungen. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1900. IX, 124 S. ℳ 1,50. — Würdig reiht sich diese neueste Gabe den anderen homiletischen Veröffentlichungen des Herrn Verfassers an. Seine besondere Art, sich innig und sinnig in Gottes Wort zu versenken, fand in den Seligpreisungen ein hervorragend schönes Feld der Bethätigung. So ist es denn auch zu mancher Partie gekommen, die geradezu ein Kunstwerk in Inhalt und Darstellung zu nennen ist. An Ausstellungen haben wir nur eine auf dem Herzen. Sie betrifft die Art, wie von den Kanzeln zumeist, leider auch hier, von der modernen Zeit, Bildung, Kunst, Kritik u. s. w. geredet wird. Es wird das Schlimme allein oder zu sehr hervorgekehrt, das Gute gar nicht oder zu wenig gewürdigt. Nicht einmal an Bußtagen ist diese Weise die richtige, geschweige denn in Predigten über die Seligpreisungen. Man verstehe uns nicht falsch, wir wollen nicht einem oberflächlichen Optimismus das Wort reden, aber giebt es nicht ein unzutreffendes Bild von der modernen Kritik, wenn es

heißt: „Nur moderne Krittler und Zweifler, die mit Allem brechen, haben auch die Grundsätze und Forderungen der Bergpredigt als überlebt, unpraktisch und unausführbar hinstellen können"? Und ist der modernen Kunst Gerechtigkeit widerfahren, wenn gesagt wird: „Die Kunst vergißt immer mehr ihren hohen Beruf, das Wahre, Gute und Schöne darzustellen, besonders das Gute. Sie verwildert." Der dies schreibt, ist schon von manchem modernen Künstler tief religiös erfaßt worden, so von Klinger, Sascha Schneider u. A. Es ist zu fürchten, daß diese Art, von der modernen Zeit zu reden, mehr schadet als nützt, und diejenigen der Kirche noch mehr entfremdet, auf deren Wiedergewinnung man so viel Werth legt, die Gebildeten. In allem Uebrigen aber sind wir dem Herrn Verfasser für seine köstliche und hervorragende Gabe zu großem Danke verpflichtet und wir wünschen dem Büchlein die weiteste Verbreitung. O. S.

— Specialkarte der Samoa-Inseln nebst Uebersicht der Veränderungen der Besitzverhältnisse in der Südsee nach dem neuen deutsch-englischen Abkommen. Mit statistischen Begleitworten. Bearbeitet mit Benutzung bisher noch unveröffentlichter Quellen von Paul Langhans. Gotha, Justus Perthes. 1900. Preis 1 ℳ. — Diese reichhaltige und vortrefflich ausgeführte Karte kann man gleichsam als eine kartographische Darstellung des deutsch-englischen Abkommens in der Samoa-Angelegenheit bezeichnen. Sie enthält sieben Specialkarten, Uebersichtskarten und Pläne, worunter die im Maßstabe der deutschen Generalstabskarte (1 : 100 000) gehaltene Specialkarte der etwa 860 Quadratkilometer großen und namentlich in physikalischer Hinsicht interessanten Hauptinsel Upolu, von der sie ein überaus anschauliches Bild gewährt, besondere Erwähnung verdient. Die auf der Innenseite des Umschlages befindlichen statistischen Begleitworte enthalten Mittheilungen über den Antheil des Deutschen Reiches an den Südsee-Inseln, über Flächeninhalt, Einwohnerzahl, Christenthum, Finanzen, Handel und Schifffahrt der Samoa-Inseln u. A. m. O. R.

— Goethe's Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Zweite Auflage. (V und 242 S.) Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1900. — Vogel's Buch, eine Zusammenstellung von Aussprüchen Goethe's über Religion im Allgemeinen und über Christenthum insbesondere, wurde bei seinem Erscheinen 1888 allseitig sympathisch begrüßt und dabei besonders hervorgehoben, daß der vom Verfasser eingeschlagene Weg als der einzig richtige anzuerkennen ist, insofern er die größtmögliche Objectivität verbürgt und kein bestimmter Parteistandpunkt die Darstellung beeinflußt. Auch jetzt noch darf dies als zutreffend betrachtet werden. Die 903 Stellen, die den schönwissenschaftlichen Werken, den naturwissenschaftlichen Schriften, den Briefen und den Gesprächen Goethe's entnommen sind, werden in chronologischer Folge in zwei Hauptabschnitten vorgeführt, bis Nr. 653 die sich auf Religion und Moral im Allgemeinen beziehenden, dann die das Christenthum und kirchliche Fragen betreffenden. Der erste Hauptabschnitt zerfällt wieder in neun, der zweite in sechs Unterabtheilungen. Die sorgsam und umsichtig veranstaltete und geistvoll rubricirende Sammlung, in der Goethe selbst zu uns redet und über die höchsten Fragen des Daseins sich ausspricht, wird sicher auch in dieser zweiten, in der Hauptsache unveränderten Auflage sich Freunde erwerben. Es trifft sich in dieser Beziehung glücklich, daß die zweite Auflage noch im Jahre des Goethejubiläums erscheinen konnte, in dem man sich nicht gescheut hat, das Andenken des Dichters gerade nach dieser Seite hin zu verunglimpfen. Allen Goetheverehrern, besonders aber auch den Gegnern der Goethe'schen Weltanschauung kann das mit größter Unmittelbarkeit wirkende Buch des Leiters des sächsischen höheren Schulwesens auf's Wärmste empfohlen werden. Die ersteren finden darin reichen Stoff zur Erbauung, die letzteren — soweit dies überhaupt möglich ist — zur Belehrung.
Prof. Dr. H. C. Kellner.

— Aus längst vergangenen Tagen. Erinnerungen eines alten Mannes. Von A. Andrae-Roman. Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen und Klasing, 1899. Preis broschirt 5 ℳ, geschmackvoll gebunden 6 ℳ. — Die Memoiren-Literatur ist durch dieses Buch des 78jährigen pommerschen Rittergutsbesitzers Alexander Andrae-Roman um ein liebenswürdiges und bedeutsames Werk bereichert worden. Der Name des Verfassers ist nicht unbekannt. Ein Brief, den er seiner Zeit an Bismarck geschrieben hat, und mehr noch die Antwort Bismarck's darauf hat die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf ihn gelenkt. Von dort her weiß man auch, weß Geistes Kind er ist: ein strammer Conservativer, und fest gegründet im evangelisch-lutherischen Bekenntnisse. Ueber seine Erlebnisse im Jahre 1848, die ihn in nähere Beziehungen brachten zu den damaligen conservativen Führern in Preußen, hat er schon berichtet in einer Reihe von Aufsätzen in der Kreuzzeitung, die auch zu einem Schriftchen gesammelt erschienen sind. Er verweist darauf in dem letzten Capitel der Erinnerungen (S. 264). Das vorliegende Buch enthält eine Schilderung seiner glücklichen Jugend im Elternhause, es behandelt dann die Jahre der Inspectorzeit, das Studium in Berlin und Bonn, eine Schweizerreise im Jahre 1843, die Verlobung und Begründung des eigenen Hausstandes 1846. Auf die politischen Kämpfe der Conflictszeit kommt der Verfasser nur im letzten Abschnitte mehr beiläufig zu sprechen, und zwar in dem Sinne entschiedener Billigung der Politik Friedrich Wilhelm's IV. Um so ausführlicher ist die Rede von den religiösen Kämpfen und kirchlichen Streitigkeiten, in die Andrae verwickelt war und die in seinem Leben allerdings eine ganz besonders hervorragende Rolle gespielt haben. Vom Elternhause her in der Luft des selbstsichern Rationalismus aufgewachsen, wurde er nach manchem harten Strauß und trotzigen Widerstand vom Schicksal in einen bekenntnißfrohen Jünger Jesu gewandelt. Man kann beinahe sagen, diese Wandlung bilde den Hauptinhalt der Erinnerungen. Jedenfalls tritt sie in einer Weise in den Vordergrund, die für manche Leser — wir gehören zu diesen — da und dort etwas Peinliches hat. Wir wollen den Frohmuth der Bekenntnißtreue Andrae's ganz gewiß nicht herabsetzen; aber wir können auch mit unserer Ueberzeugung nicht zurückhalten, daß sein sonst so schönes, auch durch die Frische der Darstellung fesselndes Buch gewonnen hätte, wenn der Schilderung der Gewissenskämpfe der Raum etwas knapper zugemessen worden wäre. Im Uebrigen sei das gehaltvolle, von einer ernsten und vornehmen Lebensauffassung getragene Werk allen Liebhabern edlerer geistiger Nahrung angelegentlich empfohlen. Die in jeder Beziehung tadellose Ausstattung — auch das Bildniß des Verfassers ist beigegeben — macht es geeignet zu einem Geschenk. Daß sein Inhalt zum Verständniß Leser gereifteren Alters voraussetzt, versteht sich nach unseren vorherigen Andeutungen wohl von selbst. R. B.

— Alte Bekannte. Gedächtnißblätter von Adolf Hausrath. 1. Zur Erinnerung an Julius Jolly. Leipzig, S. Hirzel, 1899. VIII, 325 S.; Klein 8°. Preis 5 ℳ. — An dem vorliegenden Buch ist, um mit Aeußerlichkeiten anzufangen, zweierlei anzuerkennen: erstens hat es, trotzdem daß es nur 4 Wochen vor Weihnachten erschienen ist, doch noch die richtige Jahreszahl auf dem Titel; zweitens ist der Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig schön klar, was angegriffenen Augen sehr wohl thun wird. Der Inhalt hat seine Geschichte. Hausrath hatte für Professor Rodenberg's Deutsche Rundschau das von Hermann Baumgarten und Ludwig Jolly verfaßte Lebensbild des „Staatsministers Jolly" zu besprechen (Sommer 1898). Da nun dem Recensenten langjährige persönliche Erinnerungen an Jolly zur Verfügung standen, konnte es nicht fehlen, daß sich in mancher Beziehung abweichende Ansichten ergaben. Schließlich reizte es Hausrath, aus einem bloßen Referenten auch in diesem Fall ein selbständiger Autor zu werden — und das neue Lebensbild war fertig. Es bietet eine vortreffliche Ergänzung zu dem oben erwähnten Werk und ist auch deshalb nicht unwichtig, weil Hausrath eine Reihe früher ohne Namensnennung veröffentlichter Aufsätze (aus Dove's Neuem Reiche, der Kölnischen Zeitung, der Protestantischen Kirchenzeitung und dem Schwäbischen Merkur) in die Darstellung verwoben hat. Wem das Werden der deutschen Einheit ein wichtiger Vorgang ist, den einmal gewissermaßen hinter den Coulissen zu studiren einen eigenen Genuß gewährt, der wird Hausrath's neuestes Opus gern vornehmen. Besonders vergnügt hat mich der eingeschaltete Leitartikel „Die Eigentlichen"; obgleich er schon vor 33 Jahren geschrieben worden und gegen die süddeutschen Demokraten in der Zeit der Sonderbündelei gerichtet ist, so würde er — davon bin ich überzeugt — nach wenigen entsprechenden Aenderungen auch heute seine Wirkung nicht verfehlen, wenn man ihn an gewisse Unentwegte, Volle und Ganze adressiren wollte. Auch das Uebrige ist nicht blos badisch interessant. Ht.

— Auf der Wildbahn. Ferien-Abenteuer in deutschen Jagdgründen von A. Becker, reich illustrirt von Professor Woldemar Friedrich. Gebdn. 7 ℳ. Berlin bei Trowitzsch &

Sohn. Nebst einer Karte des Schauplatzes. Für Jung und Alt nach eigenen Erlebnissen. — Wenn diese Erzählungen auch mehr für Jung als für Alt sind, so erfreuen sich doch auch die Alten daran. Uns ist lange nicht ein so hübsches Buch für den Weihnachtstisch der Jugend vorgekommen, wie das vorliegende, welches in frischer Weise die Ferienzeiten eines Schülers beschreibt, die dieser bei seinem Onkel, einem mecklenburgischen Rittergutsbesitzer, mit dessen Sohn und einem anderen Freunde verlebt. Der Onkel und besonders dessen alter Förster Sonnenberg, ein Prachtexemplar eines deutschen Jägermannes von echtem Schrot und Korn, führen die hoffnungsvollen Jünglinge in die Geheimnisse und Künste der Jagd ein und versäumen keine Gelegenheit, ihre Schüler außerdem noch über die Wunder der Natur und andere Lebensweisheiten aufzuklären. Die einzelnen Capitel sind folgende: 1) In der Jägerstube, 2) Eine nächtliche Krebsjagd, 3) Auf dem Anstand, 4) Windbruch im Walde, 5) Die Entenjagd, 6) Ein Tropfen Gift, 7) Der Spuk auf der Heide, 8) Eine Pürschfahrt, 9) In der Krähenhütte, 10) Jägerliebe, 11) Das Dachsgraben, 12) Ulla, 13) Hochzeit, 14) Wilde Schweine, 15) Eine Sylvesterfeier im Walde, 16) Treibjagd, 17) Abschied. Schon die Aufzählung dieser Capitel läßt den reichen Inhalt errathen und zeigt, daß nicht nur von der Jagd die Rede ist. Der Verfasser heirathet, ebenso wie sein Freund, später eine Tochter des lieben Onkels und Besitzers von Klein-Silow, dessen älteste Tochter im Laufe der Erzählungen bereits geheirathet hat und zwar, wie es sich für ein solches Buch gehört, einen Oberförster. Die einzelnen Personen sind herrlich gezeichnet und das Buch strömt eine solche Fülle frischen Humors und harmloser jugendlicher Streiche aus, daß wir es nicht genug empfehlen können. Die Zeichnungen sind sehr gut und der Situationsplan erleichtert das Verständniß. Das Buch ist elegant gebunden und ausgestattet und dadurch ein Schmuck für den Weihnachtstisch. —o—

— „Heimgekommen!" Eine Liebeskomödie in drei Aufzügen von Marie Silling. Leipzig, Verlag von F. A. Berger. — Das Werk steht — um ein abschließendes Urtheil vorweg zu nehmen — nicht auf der gleichen Höhe, wie der Verfasserin erstes Buch „Sie lebt". Wohl läßt es sich auch diesmal Marie Silling angelegen sein, die Charaktere der handelnden Personen ihrer Liebeskomödie mit möglichst sympathischen Zügen auszustatten, die Handlung auf einer Basis sittlich-ernster Ideen aufzubauen und dem Ganzen eine bühnen- und lesefähige Form zu geben; aber jene Kraft, die, aus dem Intellect oder Gemüth entspringend, dem Stücke die Berechtigung auf seinen Untertitel geben müßte, die echte vis comica, die sich entweder in derb drastischer Komik oder in feinsinnigem Humor bethätigen soll, fehlt dem Buche fast ganz. Von der unzufriedenen Herbheit Charlotte Richter's, der des Lebens kleinliche Alltagssorgen den froh verlangenden Blick in des Lebens Zukunft getrübt haben, hat sich scheinbar etwas auf das Milieu und seine Figuren übertragen. Dabei geht es in dieser Liebeskomödie nicht ohne allerhand Unwahrscheinlichkeiten ab, die trotz all' der modernen Emancipationsideen und Schnelldampferbeschreibungen das Stück etwas an ältere Bühnenbestände anklingen lassen, ja sein Motiv ist — natürlich nur zufällig! — schon im „Capitän Firnewaldt" der verewigten Prinzessin Amalie von Sachsen ähnlich dramatisch verwerthet werden. Die Sprache weist hier und da einige recht hübsche Wendungen auf, wie z. B. (Act. III, 1) „Hier in der Stadt wird von unser einem so viel »Denken« verlangt, auf dem Lande besorgt das der liebe Gott, wir haben nur zu folgen", ist aber nicht immer charakteristisch und flüssig genug. — Hoffentlich läßt sich Marie Silling durch diesen Fehlschlag nicht abhalten, auf der mit „Sie lebt" so erfolgreich betretenen Bahn rüstig weiter zu wandern! — A.

— Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte von Eufemia v. Adlersfeld geb. Gräfin Ballestrem. Dritte Auflage. (Weber's Illustrirte Katechismen Nr. 138.) Leipzig, Verlagshandlung von J. J. Weber, 1899. Preis gebunden 2 ℳ. — „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, — So frage nur bei edlen Frauen an. Denn ihnen ist am Meisten dran gelegen, — Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht." Diese Lehre Goethe's im einzelnen Falle zu befolgen, ist nicht immer leicht; äußere und innere Gründe erschweren uns oft solches Fragen. Darum kommen Bücher wie das vorliegende einem unleugbaren Bedürfniß entgegen. Sicherlich hätte sonst auch dieser Katechismus des guten Tons nicht in wenigen Jahren drei Auflagen erlebt. Um von der Art seiner Belehrungen ein Pröbchen zu geben, greifen wir ein paar Regeln heraus, die sich vor Augen zu halten gerade in der nahenden Weihnachtszeit empfehlenswerth ist, und die häufig — und zwar meist allerdings von den Damen — übersehen werden, auch von solchen Damen, die sich jede Belehrung über gesellschaftlichen Anstand sehr ernstlich verbitten würden. S. 104 in dem Abschnitt: Was verlangt der gute Ton im Geschäftsverkehr? heißt es: „Man sei sich vor dem Betreten eines Kaufladens klar darüber, 1) was man kaufen will, 2) wie viel man dafür ausgeben will und kann, 3) daß die Zeit der Verkäufer nicht für uns allein da ist." Es steht viel Gutes in dem Buche, und der vertrauenerweckende, mütterlich freundliche Ton, den die Verfasserin anschlägt, sichert ihren Lehren die Beachtung, die sie verdienen. Daß sie den rechten Standpunkt einnimmt und den Werth des geselligen Schliffs auch nicht überschätzt, das verbürgt schon allein der Sinnspruch, den sie an die Spitze ihres Büchleins gestellt hat: Bleibt natürlich! R. B.

— Rudolf v. Zülow, Französischer Briefsteller für den Auslandsverkehr der Postämter (Briefsendungen). Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. 183 S. 2 ℳ. — Das Werk, der 64. Band der rühmlich bekannten Hartleben'schen Bibliothek der Sprachenkunde, ist hauptsächlich für den Postbeamten bestimmt. Wie im diplomatischen Verkehr wird auch im internationalen Postverkehr im Allgemeinen die französische Sprache als Correspondenzsprache der Postverwaltungen unter einander angewendet. Bei dem außerordentlichen Aufschwung, in dem sich der Postverkehr mit dem Auslande seit Jahren befindet, tritt die Nothwendigkeit zum Schriftwechsel natürlich im erhöhten Maße hervor und damit das Bedürfniß, für die Abfassung der französischen Schriftstücke eine Anleitung zur Hand zu haben, die auch den weniger in die Sprache eingedrungenen Beamten in den Stand setzt, die erforderlichen Schreiben gewandt und fehlerlos abzufassen. Der Verfasser, ein höherer Wiener Postbeamter, hat es verstanden, dieses Bedürfniß mit seinem Briefsteller völlig zu befriedigen. Das Buch enthält eine Zusammenstellung ddr Adressen sämmtlicher Postverwaltungen des Weltpostvereins, eine recht große Zahl von Mustern für Schreiben, die im praktischen Postdienst vorkommen, Anleitung zur Ausfüllung der amtlichen Formulare (Laufzettel, Berichtigung und Abänderung von Adressen u. s. w.) und als Anhang ein deutsch-französisches und französisch-deutsches Wörterverzeichniß, umfassend die für den gewollten Zweck hauptsächlich in Betracht kommenden Ausdrücke. Die Musterschreiben dürften wohl alle im Briefverkehr vorkommenden Gegenstände berühren. Das Werk, welches infolge seines handlichen Formats in der Tasche mitgeführt werden kann, ist Interessenten zur Anschaffung zu empfehlen. R.

— Hans der Pechvogel, eine Rabengeschichte von Julie Deutsch. Zürich und Leipzig, Verlag von Th. Schröter. — Ein Abkömmling des unsterblichen Hans Huckebein stellt sich hier vor und läßt durch eine gewandte Hand und beredte Feder sein Leiden und Leben in Versen und Bildern schildern. In erster Linie für Kinder geschrieben, zeigt das Buch in den Bildern, namentlich in den zwanglos über die Seiten verstreuten Vignetten und Randzeichnungen ein bemerkenswerthes decoratives Geschick, das in Verbindung mit den drolligen Versen das Büchlein für alle Die geeignet erscheinen läßt, die ihren Kindern ein Weihnachtsbuch geben wollen, das über das Durchschnittsniveau der üblichen Festliteratur sich erhebt. S—M.

— W. K. Burton's A B C der modernen Photographie. Deutsche Ausgabe, herausgegeben von H. Schnauß. Düsseldorf, Ed. Liesegang's Verlag. — Das Buch zeigt die Vorzüge seiner englischen Abkunft, nämlich eine klare und deutliche Sprache, die dem Anfänger nicht zu viel und nicht zu wenig von den Geheimnissen der Photographie mittheilt. Namentlich jene so oft in „Anleitungen" u. s. w. überschrittene Grenze bei der Erklärung der chemischen Vorgänge ist zum Vortheil des Anfängers gut gewahrt. Empfehlenswerth wäre es vielleicht gewesen, bei den Erörterungen über den Entwickler, über das Fixiren, Abtönen 2c. auf die schon fertigen Lösungen hinzuweisen. Der Anfänger verschwendet bei dem eigenen Zusammensetzen eine große Menge Materialien und setzt erfahrungsgemäß stets zu große Quantitäten an. S—M.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 6.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 147. Sonnabend, den 16. December, Abends. 1899.

Inquisition der voitlendischen mortsachen 1544.

(Trutschler'sche Bluthochzeit.)

Von Richard Frhr. v. Mansberg.

Zwei Nachbarländer der Mark Meißen, im Nordost und Südwest derselben gelegen, haben während des Mittelalters im gewissen Sinne ähnliche Schicksale gehabt: die Niederlausitz und das Vogtland. Beiden war es nicht vergönnt, dauernd in der Hand eines mächtigen Herrscherhauses zu verbleiben, also nicht im erblichen Besitze eines Geschlechts, das mit starker Hand gesetzliche Ordnung und inneren Frieden zu schaffen und in erfolgreicher Weise zu wahren vermochte. Beide Länder bildeten lange Zeiten hindurch einen Zankapfel beutelustiger Nachbarn, die bald hier, bald dort ein Stück abzureißen oder ihren politischen Einfluß zu begründen suchten, ohne damit dauernde Zustände schaffen zu können. Die Unsicherheit der immer wechselnden Machtfragen, die Parteinahme bald für Diesen, bald für Jenen, das Dazwischentreten eines Dritten, auch Vierten, mit oft ganz neuen Gesichtspunkten, das Alles förderte Erscheinungen zu Tage, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem bekunden, was man als Faustrecht oder als Kampf Aller gegen Alle bezeichnet hat. So spärlich auch die Quellen für die ältere Geschichte des Vogtlandes fließen, so kennen wir doch immer wiederholte Verträge der Nachbarstaaten, Verabredungen gemeinsamer Maßregeln zur Abwehr des überhand nehmenden Fehdewesens. Allein diese Maßnahmen entbehrten des systematischen, einheitlichen Vorgehens und wurden sofort hinfällig, sobald die vertragschließenden Mächte unter sich in Hader geriethen, was leider oft genug geschah. In solchem Falle wurden die bösen Geister, die man vorher zu bannen gesucht, nicht blos wieder entfesselt, sondern ermuthigt und ermuntert, um sie im Interesse des Einen wider den Anderen zu verwerthen. Man braucht nur ein Blick in das Buch der Gebrechen im Rathsarchiv zu Eger oder in manch andere Actenstücke, zerstreut in verschiedenen Archiven, zu werfen, um ganze Listen haarsträubender Gewaltacte zu entdecken, eine endlose Kette von Unternehmungen „an mort, an brant, an name", wie sie im 14. Jahrhundert die Geschichte des Vogtlandes bilden. Diese Verhältnisse konnten unmöglich ohne Einfluß bleiben auf die Entwickelung des Volkscharakters, denn schon die landläufige Auffassung von dem Fehderecht, von der Berechtigung des Einzelnen zur Selbsthilfe, mußte hier in anderer Weise sich gestalten, als in den Erblanden eines in jeder Generation auf innere Ordnung, als Quelle aller Macht, bedachten Herrscherhauses. Die bei allen heroischen Naturen im Keime vorhandene Neigung zur Gewaltthätigkeit durfte einen bedenklichen Charakter annehmen, wo keine beharrlich in demselben Sinne wirkende Autorität mit eiserner Hand die Sonderinteressen im Zaume zu halten vermochte. Der ungezügelte Trieb zur Rache vermeintlicher Beeinträchtigung oder Beleidigung entwickelte sich gewissermaßen in erblicher Weise, erschien fast selbstverständlich, und so begreifen wir leider ohne Mühe, wie noch im 16. Jahrhundert die Neigung des Vogtländers zu Gewaltthätigkeiten hin und wieder mit erschreckendem Maße zum Ausdruck kommen konnte. Daß man in einzelnen Fällen sogar veranlaßt werden kann, der schauerlichen Pflicht der Blutrache im frühen Mittelalter sich zu erinnern, wird durch ein grelles Streiflicht klar, welches eine vom culturgeschichtlichen Standpunkt ungemein interessante Begebenheit auf eine am 13. August 1544 zu Plauen veranstaltete Hochzeitsfeier wirft, die man wohl berechtigt wäre, eben wegen dieser Begebenheit als eine Bluthochzeit zu bezeichnen. In den Brennpunkt des Dramas tritt ein altes Adelsgeschlecht, das urkundlich 1284 zum ersten Male und nachgehends häufig in der Geschichte des Vogtlandes (genauer der Pflege Vogtsberg) erwähnt ist. Sein Namen Trutshler, Trutseler, Truziler, Troczeler, Troczscheler, Trutschler u. A. m. ist keine von Besitz oder Heimath, also von einem Orte abgeleitete Benennung, sondern ein Beinamen, der im 13. Jahrhundert erblich und damit zu einem Familiennamen geworden war. Wir übergehen die hin und wieder versuchten Deutungen dieses Namens und wollen dem Urtheile berufener Kritiker anheim stellen, ob die von uns gewagte etymologische Erklärung gebilligt oder verworfen wird. Die Wurzel dürfte im gothischen gadraúhts = Krieger (miles) zu suchen sein und wieder zu erkennen im mittelhochdeutschen daz truezze = Troß, sowie der truht = Zug, Truppe (turba, copia); auf denselben Stamm ist dann zurückzuführen der drutschler, dritschler, womit man im 15. Jahrhundert den Hauptmann (mittelhochdeutsch scharmeister) bei dem Aufgebot der Reichsheere bezeichnete. Vielleicht darf man das bärtige Rumpfkleinod als das Haupt eines Kriegers ansehen, wie das genannte Adelsgeschlecht solches als Zimierde seines Helmes und als redendes heraldisches Kennzeichen führte. Von seiner Genealogie haben wir nur das Bruchstück ins Auge zu fassen, welches die 1544 auftretende junge Generation klar stellt. Von den fünf Söhnen des im Jahre 1467 verstorbenen Conrad Trutschler zum Falkenstein haben nur die beiden Hildebrand und Wilhelm den Stamm fortgepflanzt. Hildebrand's gleichnamiger Sohn erhielt 1535 bei der ersten dauernden Theilung des großen Besitzes den oberen, hinfort nach Oberlauterbach genannten Antheil an Falkenstein, den er auf seinen einzigen Sohn Caspar vererbte. Des obgenannten Wilhelm Söhne, Georg und Wilhelm, hatten den unteren Theil erhalten, der wiederum gespalten und in seinen Bruchstücken noch Falkenstein und Ellefeld benannt wurde. Georg zum Falkenstein hat sieben Söhne gezeugt, davon die beiden jüngsten, Conrad und Ernst, im Jahre 1544 wohl noch im kindlichen Alter gewesen und deshalb bei der Begebenheit nicht erwähnt sind. Von Wilhelm's zu Ellefeld drei Söhnen, Michael, Georg und Caspar, wird nun einer, der Bräutigam oder junge Ehemann Georg, genannt, die beiden Anderen werden somit als abwesend gedacht werden müssen. Des Raumes wegen darf man nicht verlangen, an dieser Stelle auf die anderen, außer den Trutschlern, genannten Angehörigen des vogtländischen Adels und ihre Genealogie näher einzugehen. Die zu erzählende Begebenheit ist heute noch sehr wenig bekannt, ja vor einigen Jahren noch war sie beinahe völlig unbekannt.[1]) Zuerst in der vierten Jahresschrift des Alterthumsvereins zu Plauen hat 1884 unter dem Titel „Ein Duell im 16. Jahrhundert" der bekannte Historiker des Vogtlandes, Hr. Curt v. Raab, hingewiesen auf die Quelle, welche das auf der königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden bewahrte Handlungsbuch des Kanzlers Dr. Melchior v. Ossa (1542—55) für den Fall liefert. Obwohl der Kurfürst den genannten Kanzler mit der Einleitung des peinlichen Rechtshandels betraut hatte, so erfahren wir doch nur wenig Thatsächliches von ihm, sein Bericht ist nicht viel mehr, als ein dürftiger Hinweis. Einigen Aufschluß gewährt ein dünnes Fascikel des königl. Hauptstaatsarchivs in Dresden (Locat 9720), es liefert Anfang und Ende, nämlich die vom Kurfürsten am 18. October 1544 erlassene Citation und das am 28. November von ihm

[1]) Die in der Ponikauschen Bibliothek zu Halle bewahrte Chronik des 1735 verstorbenen Plauenschen Bürgermeisters Gotfrid Geutebrück enthält einen ganz flüchtigen Hinweis auf den 1544 bei Reusa erfolgten gewaltsamen Tod etlicher Edelleute.

und seinen Räthen im Mannengerichte zu Torgau gefällte Urtheil, welches die Voruntersuchung abschloß. Die Hauptquelle bewahrt das Sachsen-Ernestinische Gesammtarchiv zu Weimar, Abtheilung Ss, ein Actenstück von etwa 40 Bogen unter demselben Titel, der oben unserer Abhandlung gegeben ist. „Die ganze Abtheilung Ss, die noch im 17. Jahrhundert viele tausend Actenstücke enthielt, ist verfault und gar Vieles von Hortleder in die Ilm geworfen worden, soweit es sich nicht um Pergament handelte. Es ist ein Wunder, daß sich von den mitgetheilten Actenstücken noch so viel erhalten hat.“ Nach dieser Erläuterung des geehrten Archivvorstandes, Hrn. Geheimraths Dr. Burkard in Weimar, darf es nicht auffallen, daß beregtes Actenmaterial etliche recht empfindliche Lücken zeigt, vor dem weiteren Zerfall jedoch in der Neuzeit durch sorgsame Vorrichtungen und Zaponiren geschützt wurde. Uebrigens enthält dasselbe auf den noch vorhandenen Blättern nur den Verlauf und das Ergebniß der Voruntersuchung; wir wissen nicht einmal, ob es überhaupt noch zu weiteren Beweisaufnahmen, Zeugenverhören u. s. w. gekommen ist. Einige Briefschaften in Dresden und Weimar, die mit der Begebenheit im Zusammenhang stehen oder auf selbige hinweisen, sollen unten an gehöriger Stelle Erwähnung finden. Die von dem Kurfürsten Johann Friedrich als Landes-, Lehns- und oberstem Gerichtsherrn unterm 18. October erlassene Citation hat folgenden Wortlaut:

Von Gots gnaden wir, Johanns Friderich, herczogk zu Sachsen, des hailigen Ro. reichs erzmarschalh und churfürst, landtgraf in Turingen, marggraf czu Meissen und Burggraf zu Magdeburgk geben euch hernach geschriebenen Georg von Gauern czur Lichtenthann, Balthasarn von der Mosel doselbst, Adam und Hansen von Tettau zu Schilpach, Hans Appel von Tettau zu Kauschwicz, Jobst und Thomas Truczschler czum Falckenstein, Caspar Truczschler czu Lauterbach, Jorgen Truczschler czu Ellefelt, Jorgen von Hermansgrun, Adam Rodern czu Helingsgrun sampt Nickeln, Thoma Joachim von Czetwicz und Volckel Roders reysigen knecht, und Lorenczen Thossen, himit czu erkennen, das durch ein gemein gerucht und geschrei, nicht von leichtfertigen, noch vordechtigen leuthen hergeflossen und erwachsen, nit einmal, sondern oft und vil auch dergestalt an uns gelangt, das es an ym selbst kuntbar, an tag, auch vor notori zu achten. Und nemlich, nachdem und als eine heyrat zwischen einer Jorgen von Tettau seligen thochter und Wilhelm Truczschlers czu Ellefelt sohn uf Mitwoch nach Laurenti dises iczt laufenden jhars im monat Augusto in unser stat Plauen gemacht und ausgericht worden, so hastu, Jorge Truczschler, einen hader in des wirdts Andres Holczen, unsers burgers doselbst czu Plauen, hause mit Thome Joachim von Czedwicz angefangen und euch einander mit vordrislichen worthen angelassen, auch leczlich czu streichen griffen, und dieweil die von Tettau und andere meher in den hader kommen, weret ir, vorgenannter Jorg Truczschler, Hans Apel und Hans von Tettau dorinne wundt worden. Und wiwol ir baiderseiczs dem burgermaister und denjenigen, so ehr czu erhaltung frides zu sich erfordert, friden zu halten angelobt und czugesagt, so sollen doch desselben angelobdes ungeachtet ir, Jobst, Thomas sampt euern bruedern Hansen und Fabian, auch Caspar Truczschler zu Lauterbach und ihr Jorg von Gauern und Balczer, sampt Christofen von der Mosel und euern knechten, die ir bei euch gehabt, alsbalt nach angelobten friden ufgesessen und vor genants Andres Holczen haus geruckt, doselbst Thoma Joachim von Czedwicz, Hansen von Tettau, auch Adam und Hans Apeln von Tettau hinaus in feldt gefordert haben, mit disen aber dergleichen worten ungeferlich: weren sie erenwerdt, so solten sie hinaus kommen p. Und wiwol ir, die iczigenanten von Tettau sampt mehergemelten Thoma Joachim, zu volgen etwas verzogen und in berurter herwerge plieben, so weret ir doch uber eczlicher vom adel freuntlich erinnerung, in der stadt czu verharren, auch ufgesessen und aus Plauen geritten und du, Hans Apel von Tettau, hettest bei vorgenanntem wirth ein buchsen czu demselben hinweg reithen geborget. Nuhen hettet ir, die obgenanten Truczschler, Jorg von Gauern und Balthasar von der Musel, sampt dem abgeleibten Hansen und Fabian Truczschlern und Cristofen von der Musel, als ir und sie ungeferlich bei dreien virteln einer stunden, vor mehergedachten von Czedwicz und den von Tettau aus der stat Plauen gewest, euers wegs vorreithen konnen, wue ir berurtem ausfordern nach auf die gegenparthey nit verczogen, dieselbe vorwegelagern und geverlich und mit bosem Vorsacz ir vorhalten wollen. Ir weret aber sampt euern knechten am Sichenberge zunegst bei Plauen beisammen halten plieben und gemelter gegenparthei und deren, so mit inen geritten, beikunft erwartet. Und als ir baidersayczs, als ir, die Truczschler, Gauern, Balthasar von der Musel, mit deme entleibten Christofen und aller euerer knechten die strassen und der von Czedwicz und ir, die von Tettau, den fussteig nach Reusa uf einen acker geritten und einander angegauczt, so were, wie ir baiderseiczs par Reusa hinaus kommen, ervolget, das ir, die Truczschler, mit meherberurtem euerm anhange und knechten, euch von der strassen uf den acker zu gemelter kegenparthei gewandt und geruckt, als sich aber Volckmar und du, Adam Roder sein krueder, so mit dir, Jorgen von Hermansgrun, und Lorenczen Thossen hernach gevolget und neben Cristofs von Tettau witwen wagen ein teil wegs geritten, geschen und vormarckt, das ir vorgemelte partheien czusammen gewolt, heten sie und in sonderhait du, Adam Roder, und Volckmar, dein brueder, hinnach und hinczu scheidens halben, wie darvon geredt wil werden, geeilet, dareczwischen du, Jorg von Gauern, den ersten schus aus einer selbczundenen buchsen auf die andere parthei gethan, darauf alsbald und schnel von euch zu baiden tailen eczliche schusse gegen und uf einander bescheen, also das Volckmar Roder, Thoma Joachim von Czedwicz und Cristof von der Mosel alsbalde todt plieben, und in der gevolgten nacht Adam Roders knecht, so durch den leib, Hans Truczschler, so drei wunden in kopf entpfangen und unter der rechten brost geschossen gewest, uf den Donnerstag frue, dornach aber Fabian Truzschler, welcher durch ein bein geschossen worden, uf den Sonnabent zu nacht negst darnach verstorben. Zu und in solchem mordtlichen, hochbeschwerlichen, auch landtfridbruchigen handelungen, uber die von baiden tailen gegeneinander gebrauchten schmehewort, fluch und gotslesterungen auch schlege, streich, verwundungen, tretungen mit den geulen, ir obgenanten czu baiden tailen und ein ider seiner parthei uber euer ides selbst tadt und mishandelung einander anhengig, hulflich und beistendig gewest und volleist gethan. Alles wider Goth, seine hailige gebot, gemeine beschribene recht kay. Mat., unsers allergenedigisten hern, und des hailigen reichs gemeinen, auch unsern sonderlichen landtfrieden und darczu uber den frieden, so ir oder eczliche unther euch deme burgermaister czu Plauen czu halten angelobt und czugesagt. Wann dann uns, als deme landisfursten aus gotlichem gebot und durch verordenung der rechten nit anders geburen wil, dann solche hochbeschwerliche und erschredliche thaten und mishandelungen, gemeinen friden und nocz czu guthe, auch zu abscheu, dergleichen frevelthathen nach recht zu strafen und darauf wider euch semptlich und einen iden besondern umb vorerczelte geschichten thaten und handlungen, auch was denselben anhengig, daraus fliessen und ervolgen thut, von unsers furstlichen richterlichen ambts wegen czu verfaren und czu inquiriren (doch mit vorbehaltung berurte erczelung der geschichten czu vorbessern, andern und corrigiren) und nach befindung geburliche und rechtliche straf darumb vorczuwenden. Als heischen und laden wir euch, die obgenanten, und euer iden besondern hirmit endlich und peremptorie, das ir auf Mitwoch nach Catharine schirstkonftig, welchs ist der 26. tagk des monats Novembris, an welcher frist wir euch neun tage vor den ersten, neun tage vor den andern, neun tage vor den dritten und endtlichen gerichtstag anseczen, czu fruer tageczeit vor uns czu Torgau auf unserm schlos oder denjenigen, so wir an unser stat zu diser inquisition und rechtfertigung derselbigen ordenen werden, personlich erschainet, darczu wir euch dann auch hirmit czu recht und vor unrechter gewalt vorgleithen und hirauf antwortet, auch, was ir vor defension und schuczw[e]hr hirgegen semptlich und euer ider sonderlich czu haben vermeinet, vorbrenget, dann ir erscheint also oder nicht, so sol nichtsdesteweniger auf der gehorsamen erscheinen und vorbringen, hinwider auch auf der nit erscheinenden ungehorsam ergehen, erkant werden und gescheen, was recht und sich deme rechten nach aigenen und geburen wil. Gebieten euch auch und allen euern verwandten und anhengigen himit ernstlich, das ir euch gegeneinander vermoge der recht und kay. Mat., auch unsers sonderlichen landtfriden fridlich haltet, auch ferner mit der tadt nit vorgreyft, bei vormeidung hochster leipstraff, auch verlust euer habenden, auch anwartenden lehen von uns rurende. Wollen euch auch hirmit vorgewisset und certificirt haben, das die nit erscheinenden hinfurth an keinem orth, dane am radthaus und statthor, das Bruckenthor genant, bei der nidermolen czu Plauen, durch offene angeschlagene citation czu weithern terminen und rechtshandelungen sollen citirt werden. Darnach sich ein ider wis und habe czu richten. Zur urkundt haben wir unser furstlich secret czu ende diser ladung andrucken lassen, Die gegeben ist czu Torgau Sonnabents nach Galli, welches ist der achtczehende tag Octobris nach Christi, unsers lieben hern, gepurt tausend funfhundert und vierundvirczigisten jhare.

Die schriftliche, zu den Acten gebrachte Meldung des Gerichtsboten besagt, daß er je ein Exemplar der kurfürstlichen Citation angeschlagen habe.

Mittwoch den 22. October zu Plauen am Rathause und am Brückentore. Donnerstag den 23. October zu Kauschwitz am Schlosstore und behändigt eins dem Eheweibe Hansen Apels v. Tettau, zu Freiberg (bei Adorf) am Hoftore und behändigt eins dem Erhard Tosse für seinen Bruder Lorenzen Toss, zu Schilbach am Schlosstore und behändigt eins dem Eheweib des Hansen v. Tettau für die Gebrüder Hans und Adam v. Tettau, Freitag den 24. October zu Falkenstein am Schlosstor und behändigt eins Georgen Trutschler für seine Söhne Jobst und Thomas Trutschler, zu Ellefeld am Schlosstor und behändigt eins dem Jorgen Trutschler daselbst, dabei die auffällige Bemerkung „czur urkundt sagett er wider mich, er dorffe nicht sicher vor das thor reitten, dan er muste sich besorgen vor seinen widerpart“, zu Lauterbach am Tore und behändigt eins Hansen v. Rachwitz für Caspar Trutschler, zu Tosfell am Schlosstor und behändigt eins dem Weibe Georgs v. Hermansgrün für ihren Mann, zu Helmsgrün und behändigt eins dem Weibe Adams Roder für ihren Mann, Sonn-

abend den 25. October zu Lichtentanne an die Behausung und behändigt eins dem Weibe Georgs v. Gauern für ihren Mann, Sonntag den 26. October aus Schlossitor (ohne Nennung des Namens) und behändigt eins Wolfen von der Mosel für seinen Bruder Balzer von der Mosel.

Am Mittwoch den 26. November Morgens 8 Uhr eröffnete der Kurfürst in Person den peinlichen Rechtstag mit feierlichem Prunk im neuen grossen Saale des Schlosses zu Torgau. Die Beisitzer des Mannengerichts hat bereits Dr. Melchior v. Ossa in seinem Handlungsbuche genannt, eine Liste in den Acten führt drei weitere Räthe auf, die bei Ossa fehlen, wie wir hierunter bemerken werden. Es waren auf beiden Seiten des kurfürstlichen Sitzes „regelsweise pencke gesezt, dorauff sassen":

Auf der rechten Seite: Herzog Ernst v. Braunschweig, Der Tirolf (Augustin Tirolf, Schöffenschreiber zu Leipzig, fehlt bei Ossa), Ritter Hans v. Weißenbach zu Crimmitschau, Ritter Georg v. Minkwitz zu Trebsen, Ewald v. Brandenstein, Hauptmann zu Weimar, Hans sen. Pflug zum Frauenhain (kurfürstl. Hofdiener, fehlt bei Ossa), Bernhard v. Hirschfeld zu Otterwisch, Hans Metzsch, Amtmann zu Coldiz und Leisnig, Friedrich Brand von Lindau zu Wiesenburg, Erasmus Spiegell, Hauptmann zu Wittenberg, Dr. Benedictus Pouch (Pauli bei Ossa), Magister Franciscus Burkard, der alte Vicekanzler, Dr. Basilius Mauwer (Rudolf bei Ossa) der jungen Fürsten Oberpräceptor, Dr. Heinrich Schneidewein, Landrentmeister Jakob v. Koseriz, Dr. Christianus Bruck. Auf der linken Seite: Der junge Herzog Johann Friedrich v. Sachsen, der junge Herzog Johann Wilhelm v. Sachsen, Dr. Gregorius Bruck, Ritter Hans v. Tolzk zu Gumperda, Kanzler Dr. Melchior v. Ossa, Eberhard von der Tanne, Amtmann zu Königsberg, Kämmerer Hans v. Ponikaw, Dietrich v. Starschedel zu Mutschen, Dr. Casper v. Teuteleben, Heinrich v. Einsiedell zum Gnanstein, Dr. Erasmus v. Mindwitz, Amtmann zu Belzig, Georg Spette, Hofmeister der jungen Fürsten, Dr. Lorenz Czoch (fehlt bei Ossa), Heinreich v. Einsiedell der Jüngere (bei Ossa auf der rechten Seite), Hofmarschall Heinrich v. Schonbergk.

Im Anschluß an die Richterliste erfahren wir dann: „Der hofmarschalk hat die drey tage allewege das churschwerdt gehalten zur linken handt bei dem tische, do die notaren gesessen: Anthony Pastell, Niclas Gunther und der universitet zu Wittenbergk notarius, haben im gericht gesessen und geschrieben." Ferner sind die Namen der Anwälte gegeben, welche den Parteien „das wort geredet": Melchior Mike von Leipzig für die Brüder Jobst und Thomas Trutschler zum Falkenstein und ihren Vetter Casper zu Oberlauterbach. Die Gegenpartei, nämlich die Brüder Hans und Adam v. Tettau zu Schilbach, ihr Vetter Hans Apel v. Tettau zu Kauschwiz, Adam Roder mit seines erschlagenen Bruders Knecht Ilgen Födisch, war mit drei Anwälten erschienen, Dr. Kitzing, Dr. Lossel von Leipzig und Modestus Pistoris. Anthony Scheibe hat geredet für Georg Trutschler zu Ellefeld, Lorenz Toss zu Freiberg, Georg v. Hermansgrün zu Tossell, endlich Dr. Strauberger von Leipzig für Balzer von der Mosel und Georg v. Gauern zu Lichtentann. Die Verhandlung begann mit einem kurzen Vortrage des Kanzlers Dr. Melchior v. Ossa, der das Wesentliche der Citation zusammenfaßte, um die Veranlassung des berufenen Mannengerichts darzulegen, und mit den Worten schloß: „Wiewoll seine churfurstliche Gnaden adeliche manheitt in hendeln und sachen, da sichs mit Got, recht und ehren geziemet, von den ihren des adells gerne erfuren, so konten oder mochten noch solche hendell, so alhie begangen in friedenszeiten, auch in friedlich landen und ausserhalb offentlich uud ehrlicher kriege oder in naturlich und beschrieben rechten zugelassener noth und gegenwehr, da ein jeder sich gegen den andern an gleich und recht benugen zu lassen schuldig, darvor nicht gehalten werden." Hierauf ward die ergangene Citation vorgelesen und die Bescheinigung des Gerichtsboten über Anschlagen bezw. Behändigung der Citation an die Geladenen, alsdann festgestellt, daß alle Geladenen erschienen waren bis auf Adam v. Tettau. Diesen entschuldigt sein Bruder Hans mit überkommener Leibesschwachheit. Man wird nicht fehlgehen, wenn man diese Leibesschwachheit auf die bei dem Kampfe erhaltenen Wunden zurückführt, die von Adam wahrscheinlich nicht zu verhehlen waren, während es allen Anderen gelungen zu sein scheint, die Rede nicht auf die erfahrenen Leibesbeschädigungen zu bringen. Wo Sechs zu Tode verwundet, da werden kaum die überlebenden Theilnehmer an dem erbitterten Kampfe Alle mit völlig heiler Haut davongekommen sein. Uebrigens ließ der Kurfürst in Bezug auf die Angaben des Hans v. Tettau zu Protokoll nehmen: „Die beredung lest mein gnediger herr den Hans von Tettau zu, aber die entschuldigung seines brudern, dieweil derselbe geladen, in eigener person zu erscheinen, wollen seine churfurstl. Gnade nicht weiter annehmen, noch der stadt geben, dan so ferne die nach ordtnung der recht diesem inquisition handel nicht zuwidder und die furgenonte ehehafft*) desselben zu rechte stadt hoben moge." Auch das Urtheil kommt, wie wir unten sehen werden, auf die ungenügend befundene Entschuldigung Adam's v. Tettau zurück. Die zu Gebote stehende archivalische Unterlage ist keine einheitliche, in chronologischer Folge geführte Acte, sondern besteht aus mehreren für sich abgeschlossenen Schriftstücken von verschiedener Hand. Das umfangreichste derselben, anscheinend von einer und derselben Hand geschrieben, möchte man als das an Gerichtsstelle geführte Protokoll bezeichnen; allein man kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß hier die einzelnen Aussagen oder schriftlichen Eingaben erst nachträglich auf Grund der protokollarischen Notizen zusammengetragen seien. Einige Blätter sind, wie schon erwähnt, nicht mehr vorhanden, so fehlen namentlich Anfang und Ende der zweiten Vernehmung von Trutschler und ein Theil ihrer ersten Eingabe, ferner das Ende der ersten Aussagen von Adam Roder, auch die dritte Vernehmung derer von Tettau ist nur unvollständig noch vorhanden. Ueberdies sind keineswegs alle Vernehmungen in die etwa als Protokoll zu bezeichnenden Acte eingetragen, vielmehr bilden etliche der einzelnen Schriftstücke die Originaleingaben der Anwälte der Beklagten. Die Reihenfolge der einzelnen Vernehmungen ist daher nicht mit völlig einwandfreier Genauigkeit herzustellen, lediglich ihr Inhalt in Verbindung mit den kurzen Schlußbemerkungen am Ende jeder Sitzung gestatten einen Einblick in den eigenthümlichen Gang der Verhandlung, aus dem sich Folgendes entnehmen läßt. Bereits vor dem Zusammentritt des Mannengerichts haben die Parteien oder Einzelnen ihre Aussagen als zusammenhängenden schriftlichen Bericht einreichen müssen, wie solchen die Anwälte in Form und zu Papier gebracht, da die Mehrzahl der Inculpaten wohl des Schreibens unkundig gewesen sein dürfte. Diese Berichte wurden zunächst in der ersten Sitzung verlesen, hierauf Jedem, beziehungsweise seinem Anwalt, Gelegenheit zur Replik oder Bestätigung gegeben. Damit schloß am ersten Tage die Verhandlung, und die Schlußbemerkung vom 26. November lautet: „Mein gnedigster herr begertt, das alleteil morgen umb sieben hor widder erscheinen, so sollen sie gehort werden; Hermanszgrun sol frist haben bis umb acht oder neun horen. Die eingelegten schrifften sollen den Trutzlern vorlesen werden durch einen der notarien. Wenn ymandt wil einlegen, sol solches gezwifacht ubergeben, damit dem andern teil eins zuzustellen."

*) ehaft = gesetzmäßig, den gerichtlichen Anforderungen entsprechend (legitim).

(Fortsetzung folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Haupt, D. Erich, Die Aufgabe der religiösen Erziehung des Volkes im Katholizismus und Protestantismus. Leipzig, Bernhard Richter's Buchhandlung 1899. 25 S. 8°. 50 ₰. — Vorliegender Vortrag, am 31. Mai d. J. auf der Versammlung der Lutherstiftung zu Soest gehalten, zeigt den gediegenen Inhalt und die vornehme, fesselnde Form, die allen Arbeiten des bekannten Verfassers, Professors der Theologie zu Halle a. S., eigen sind. Mit großer Eindringlichkeit hebt er hervor, daß die Aufgabe christlicher Erziehung unseres Volkes mit erhöhtem Eifer von der gläubigen Gemeinde in die Hand genommen werden müsse. Wenn es bisweilen scheine, als ob die Lösung dieser Aufgabe der römischen Kirche besser gelinge, als der evangelischen, so ist das von dem Verfasser behandelte Problem eine sehr praktische Frage der Gegenwart. Nach drei Punkten wird der Stoff gruppirt: Verfasser erörtert die gewiesene Aufgabe, die verfügbaren Mittel und den möglichen Erfolg. Aus den feinen psychologischen Ausführungen über die Auffassung beider Confessionen sei der besonders fesselnde und vielseitige Abschnitt über die Bedeutung der Sitte für den Katholizismus und Protestantismus hervorgehoben. Bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der Sitte als Erziehungsfactors wird doch vor einer Ueberschätzung derselben gewarnt.

r.

— Allgemeine Nationalbibliothek. (Verlag von C. Daberkow in Wien.) Nr. 230—235. Die Dialektdichtung der deutsch-österreichischen Alpen. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Bienenstein. Preis 1 ℳ. 20 ₰. Eine prächtige Sammlung mundartlicher Dichtungen, duftig und zart wie Edelweiß und Alpenrosen und zugleich gesund und kräftig wie die Luft des Hochgebirges, wird uns hier bescheert. Der Herausgeber hat sich die Aufgabe gestellt, sämmtliche Dialektdichter der deutschredenden Alpenländer in geschlossener Reihe vorzuführen und von Jedem das Beste, das seine Eigenart am treffendsten Kennzeichnende zu bieten. Zahlreiche kundige Helfer haben ihm beigestanden, und so ist ihm gelungen, selbst weit zerstreutes und schwer erreichbares Material sich zu verschaffen und aus allen Mundarten der deutschen Alpen das Schönste zusammenzutragen, was die Dichter in der Sprache des Volkes gesungen haben. Die Einleitung bietet neben kurzen biographischen Daten und einer Charakteristik jedes Dichters auch noch bibliographische Angaben, die Jedem, der eingehendere Studien beabsichtigt, den Weg weisen. Zwei Inhaltsverzeichnisse, eines alphabetisch nach den Dichternamen, das andere nach den Liedanfängen, sowie ein Wörterbuch der auffallendsten und schwer verständlichen Ausdrücke erhöhen den Werth des Buches wesentlich. Bienenstein's Sammlung ist eine überaus werthvolle Ergänzung zu der bekannten dreibändigen Sammlung von Regenhardt und darf allen Freunden deutsch-mundartlicher Dichtung warm empfohlen werden. Für den öffentlichen Vortrag bietet sich hier eine beinahe unerschöpfliche Fundgrube der wirksamsten Stücke. — Nr. 236—237. Theaterg'schichten durch Liebe, Intrigue, Geld und Dummheit. Posse mit Gesang in 2 Acten von Johann Nestroy. Preis 40 ₰. Nestroy's „Theaterg'schichten" war ein verschollenes Werk. Selbst die Herausgeber der 12 Bände seiner „Gesammelten Werke" konnten es nicht auftreiben. Um so mehr Dank verdient die Verlagshandlung, daß sie es hier durch Abdruck aus einem sogenannten „Theaterbuche" so bequem zugänglich gemacht hat. Die Verehrer des unverwüstlichen Wienerischen Humors, der Nestroy's Possen auszeichnet, werden das Stück mit Freuden begrüßen. Vielleicht ist ihm auch eine Wiedererweckung auf der Bühne beschieden.

R. B.

— In Hendel's Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Otto Hendel in Halle a. d. S.) erschienen kürzlich: Nr. 1290—1292. Gedichte von Friedrich Hölderlin. Herausgegeben und mit einer Vorbemerkung versehen von Oskar Linke. Mit dem Bilde des Dichters Preis: geheftet 75 ₰, gebunden 1 ℳ. Der unglückliche Hölderlin, in dessen Gedichten sich machtvoll kühner Schwung, grübelnde Tiefe und heiße Gluth der Empfindung zu harmonischem Dreiklang einen, ist es werth, daß auch das heutige Geschlecht sich labe an der lauteren Schönheit seiner wundervollen Dichtersprache. Ist sein Roman Hyperion nahezu vergessen, seine Oden und Elegien verdienen das gleiche Schicksal nicht. Mit Dank begrüßen wir deshalb die vorliegende, von kundiger Hand getroffene Auswahl. Das Vorwort berichtet kurz über den Daseinsgang des Dichters, der bis zu seinem 30. Jahre Alles gesungen hatte, was sein reiches Herz zu spenden hatte, und der dann noch über 40 Jahre in der Nacht unheilbaren Wahnsinns lebte, bis der Tod, der Retter, ihn „zur Vollendung führte aus Hüllen der Nacht hinüber in der Erkenntnisse Land". — Nr. 1293—1308. Der Graf von Monte Christo. Roman von Alexander Dumas. Vier Theile in zwei Bänden. Mit einer Vorbemerkung von Dr. Franz Kwest und dem Bilde des Verfassers. Preis: geheftet 4 ℳ., gebunden 4 ℳ. 50 ₰, in Geschenkband 6 ℳ. Die Tage des Sensationsromans sind vorbei; der short tale gehört die Gegenwart. Aber in einer Sammlung wie der Hendel'schen durfte „Der Graf von Monte Christo" nicht fehlen. Ist er doch zusammen mit den „Drei Musketieren" desselben Verfassers, die bereits früher hier erschienen sind, typisch für die ganze Gattung und hat also schon aus literargeschichtlichem Grunde auf Beachtung Anspruch. Der ältere Dumas hat zwei Geschlechtern als einer der größten, wenn nicht der größte Romandichter gegolten; der fruchtbarste und erfolgreichste war er ohne Zweifel. Diese Geschlechter gehören der Vergangenheit an. Aber sein erstaunliches Geschick und die raffinirte Mache in der Erzeugung einer athemlosen Spannung werden noch heute anerkannt, in gewissem Sinne sogar bewundert. Es ist nur in der Ordnung, daß von den 300 Bänden, mit denen seine rastlose Feder die Welt überfluthete, vier bis fünf in Hendel's Bibliothek Aufnahme gefunden haben.

R. B.

— Unter den vielen schönen literarischen Weihnachtsgaben, welche uns auch in diesem Jahre gebracht werden, können die eben eingegangenen Reiseerinnerungen von Albert Grafen von Schlippenbach in Arendsee, Kreis Prenzlau, mit in die erste Reihe gestellt werden. Der Verfasser erzählt seine Erlebnisse auf einer kürzlich von seiner Heimath nach Biskra in Nordafrika unternommenen Reise unter dem Tittel „Als Strohwittwer nach Afrika" mit sprudelndem Humor, oft mit sarkastischer Schärfe, dabei gut beobachtend, mit warmem Herzen und offenem Auge für die herrlichen Eindrücke der wundervollen Natur des Südens, der Wahrzeichen ältester Culturstätten der Geschichte und Kunst. Abweichend von manchem Vorgänger hat es Graf Schlippenbach, dessen Vortragsform man den vielgereisten Mann sofort anmerkt, mit Geschick vermieden, dem Leser eine gedrängte Uebersicht aller Sehenswürdigkeiten — und noch einiger mehr, nach der Anleitung von Baedeker und anderer Herausgeber von Reisehandbüchern zur gefälligen Kenntnißnahme zu unterbreiten und dadurch von vornherein den Genuß der Lectüre einzuschränken. Ein besonderer Vorzug der Schlippenbach'schen Reiseerinnerungen ist ihre auf eigener unabhängiger Beobachtung des Verfassers beruhende Objectivität, die hie und da auch zur Geißelung bestehender Verhältnisse führt, jedoch nirgends die Verletzung des Gefühls der Einwohner der bereisten Länder und der Leser zur Folge haben kann, da eben die Form der Darstellung eine wahrheitsgetreue und witzige ist. Von Anfang bis zu Ende weiß der Erzähler den Leser in Spannung zu erhalten und sein Interesse zu fesseln, wie denn auch die am Schlusse gesammelten „Bostgardengrieße an seine Freinde in Sachsen" von der Reise für Freunde harmlosen Scherzes eine werthvolle Beigabe sind. Wer eine Reisebeschreibung nicht zu dem Zwecke wünscht, um sein Schlafbedürfniß in die Wege zu leiten, sondern beabsichtigt, sich eine anregende und erheiternde Unterhaltung zu verschaffen, dem sei das Schlippenbach'sche Buch auf das Wärmste empfohlen. Es wäre höchst erfreulich, wenn der Verfasser sein Erzählertalent auch ferner noch bethätigte; die Gunst der Leser wird ihm gewiß für zukünftige Schöpfungen ebensowenig fehlen, wie für seine jetzige Darbietung. Das vorliegende Werk ist im Verlage von A. Mieck in Prenzlau broschirt zum Preise von 4 ℳ., in vornehmem Einbande zu 5 ℳ. erschienen. Die gute Ausstattung entspricht diesen Preisen.

∞

— Große und kleine Hausstandssorgen. Von Frau Anneliese. Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. Preis 2 ℳ. — Frau Anneliese hat ein um 2 Jahre jüngeres Bäschen Namens Gertrud. Erstere hat sich vor 2 Jahren, letztere vor 1 Jahr verheirathet. Aber während Anneliese's zweijährige Musterehe mit ihrem Ernst noch durch kein Wölkchen getrübt worden ist, scheint im jüngeren Hausstand Trudchen's nicht immer Alles zu klappen. Da giebt es allerhand friedensstörende Schwierigkeiten und Mißverständnisse zu überwinden; bald stimmt ihre doppelte Buchführung nicht, dann wieder beklagt sich der verwöhnte Arthur über Mangel an Abwechselung auf der täglichen Speisenkarte, ein ander Mal zeigt er sich geizig und unedel, guckt in die Töpfe und findet an Allem, was vorgeht, etwas zu nörgeln u. s. w. Mitunter ist es rein zum Davonlaufen. Um ihr Herz zu erleichtern, berichtet sie brieflich jeden Dienstag all ihre Noth ihrer, wie sie sich selbst unterschreibt, unendlich weisen Anneliese, der genau um 2 Semester erfahreneren Ehegattin, Cousine und Herzensfreundin. Leider bekommen wir von diesen gewiß interessanten Beschwerdebriefen keinen einzigen im Original zu lesen, sondern nur die pünktlich jeden Mittwoch abgehenden Antworten Anneliese's, die nun zusammengeheftet und elegant broschirt ein artiges Buch der Weisheit vorstellen. Auffallen kann es, daß Frau Anneliese immer dem Haustyrannen Arthur Recht giebt, aber man darf daraus den erfreulichen Schluß ziehen, daß sie es mit ihrem sanften Ernst genau so hält. Schon aus diesem Grund empfehlen wir das Buch allen Ehemännern, daß sie es der Hausfrau auf den Weihnachtstisch legen, aber wir stehen nicht an, zugleich zu bekennen, daß es auch sonst wirkliche Körner der Wahrheit, für jüngere und ältere Frauen beherzigenswerthe Rathschläge und Winke enthält, von denen wir mit der Verfasserin gerne hoffen wollen, daß sie die großen und kleinen Hausstandssorgen erleichtern, wenn nicht ganz aus der Welt schaffen werden.

Kl.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 148. | Dienstag, den 19. December, Abends. | 1899.

Inquisition der voitlendischen mortsachen 1544.

(Trutschler'sche Bluthochzeit.)

Von Richard Frhr. v. Mansberg.

(Fortsetzung.)

An dem zweiten Gerichtstage, dem 27. November, sind offenbar die erneuten Eingaben zum Verlesen gebracht, mithin jeder Partei Gelegenheit zur Duplik, also überhaupt drei Mal das Wort ertheilt worden. Allerdings hat man es bei den im geringeren Maße Betheiligten bewenden lassen bei einer zweimaligen Vernehmung, und die zweite scheint in einer kurzen Erörterung oder Bestätigung des früher Berichteten bestanden zu haben, die wohl nur mündlich vorgebracht und kurzer Hand protokollarisch zu Papier gelangte, wie die Einträge von wenigen Zeilen darlegen. Die Verhandlungen am zweiten Tage schließen mit folgender Bemerkung: „Mein gnedigster herr hat gestern und heut gehort, was gerichtlich einbracht. Dieweil dan diezmall geslotzen, wollen seine churfurstl. Gnaden die parteien erleuben in ire herberge, wollen den handel bewegen und morgen erkentnus oder bescheidt geben. Alszo wan der trometer wieder in stadt umb bloszet, das die part alszdan widder erscheinen, erkentnus oder beschiets gewerten." Dieses am Freitag den 28. November verlesene und ausgefertigte Erkenntniß wird unten seinem Wortlaute nach Aufnahme finden, um der Entwicklung des ermittelten Thatbestandes nicht vorzugreifen. Den wirklichen Thatbestand aus den zum Theil stark sich widersprechenden Angaben zu ermitteln, dies würde selbst einem geübten Criminalisten nicht leicht fallen, weil vor allen Dingen beweisende Aussagen ganz unverdächtiger Zeugen fehlen. Deutlich tritt das beharrliche Streben aller Beschuldigten hervor, der Gegenpartei Anlaß und Angriff zur Last zu legen, sich selbst aber darzustellen als „in naturlich und beschrieben rechten zugelassener noth- und gegenwehr", wie der Gerichtsherr in seiner Einleitung des Verfahrens angedeutet. Bei den nicht unmittelbar am Kampfe Betheiligten erkennt man sofort die Absicht, nicht nur vollkommen unschuldig an allem Streit erscheinen zu wollen, sondern sich als thätige Friedensvermittler hinzustellen, die Alles aufgeboten, um Ruhe zu stiften und jeglichen Hader beizulegen. Weder der ersten, noch der zweiten Kategorie sind diese Nachweise für die Berechtigung der bekundeten Anschauungsweise gelungen, ja die Rolle der Vermittler ist eine theilweis so ungeschickte, theilweis so unklare und selbst verdächtige gewesen, daß die Trutschler mit vollem Rechte sagen durften: „Wenn solche schiedesleute nicht mit hinausgeritten, so were villeicht solcher jamer wol verblieben" und weiter an anderer Stelle: ab sie (die sogen. Schiedsleute) durch solch reitten unrath vorkomen ader den mehr stifften helffen, das bringet das werg an ihm selbst, Gott erbarm es, mit sich." Man wird im Allgemeinen nur Dasjenige als zweifellos oder als erwiesen annehmen dürfen, was von allen Theilen gleichmäßig berichtet wird, allenfalls auch Dasjenige, was die Gegenpartei nicht widerlegen will oder nicht widerlegen kann und in der Hauptsache zugiebt. Unaufgeklärt muß daher Verschiedenes bleiben. Am 13. August feierte Wilhelm's Trutschler zu Ellefeld und seiner Ehefrau Veronica Tossen zweiter Sohn, Georg, in der Stadt Plauen seine Hochzeit mit der Jungfrau Rebekka, weiland Georgs v. Tettau und seiner Ehefrau Barbara zu Mechelgrün Tochter. Die kirchliche Trauung mag am frühen Morgen vollzogen und alsdann die junge Frau mit ihren Brüdern, Josua und Gedeon, nach Mechelgrün zurückgefahren sein, während in der von Hansen Hennepach zu Plauen gehaltenen Herberge der förmliche Ehevertrag nebst Leibgedingverschreibung festgestellt wurde, unter Zustimmung und in Gegenwart der Tutoren oder Vormunde der Frau, Adam Roder zu Helmsgrün, Georg v. Hermansgrün zu Tossell und Ernst v. Beulwitz zu Hirschberg. Außer den amtlich zum Beisein verpflichteten Tutoren hatte der Bräutigam etliche seiner Verwandten (seine Freundschaft, wie man damals sagte) als Gäste geladen, an erster Stelle seine rechten Vettern, die fünf Söhne des alten Georg Trutschler zu Falkenstein, Georg, Hans, Fabian, Jobst, Thomas, sodann seinen Vetter im zweiten Grade, Caspar Trutschler zu Oberlauterbach, überdies dem durch seine Mutter ihm nahe verwandten Lorenz Tosse zu Freiberg (bei Adorf). Von Seiten der Braut erschienen als geladene Verwandte ihre Vettern Hans und Adam, Söhne Christoph's v. Tettau und seiner Ehefrau Agnes v. Zedwitz zu Schilbach, Hans Apel, Sohn Apel's v. Tettau und seiner Ehefrau Eufemia Monch zu Kauschwitz, sodann Thoma Jochim v. Zedwitz zu Planschwitz, der nicht nur mit den Tettauern verwandt, sondern auch Bruder oder Vetter der Magdalene, Ehefrau des Erhart Tosse, gewesen ist. Von welcher Seite Georg v. Gauern, sowie die Brüder Balzer und Christoph von der Mosel geladen, bleibt unklar. Mit Adam Roder war sein Bruder Volkel Roder zu Gansgrun und mit Ernst v. Beulwitz sein Bruder Erasmus als Gäste erschienen. Es gewinnt den Anschein, als habe schon vor dem Zusammentreffen in Plauen zwischen den Familien Trutschler und Tettau eine ungemüthliche Spannung gewaltet, welche durch die eheliche Verbindung des Ellefelder Trutschler mit einer Tettau keineswegs behoben wurde, vielmehr ist mit Gewißheit anzunehmen, daß irgend Etwas bei dieser Gelegenheit Ursache zu einem folgenschweren Zanke zwischen Georg Trutschler zum Falkenstein und Thoma Jochim v. Zedwitz gegeben hat. Wie einst bei der Götterhochzeit der Thetis hat die neidische Eris inmitten der Feier einen Anlaß bitteren Haders geworfen in der Gestalt eines ungewöhnlich rauflustigen Junkers. Thoma Jochim v. Zedwitz hatte in frühester Jugend seinen Vater verloren, keine strenge Erziehung hat den unbändigen Durst nach gefährlichen Abenteuern unterdrückt oder mindestens gezügelt, derselbe hat offenbar ungehindert zu wildem Behagen an Kampf und Streit sich entwickeln können. So wird denn auch in der Verhandlung zu Torgau bekundet „das gedachter von Zcedwitz ein haderhafftiger und unvortreglicher Mensch gewesen, wie er dan auch newlich zuvor dergleichen gestalt einen hader zum Hoffe in der stadt angericht und verlast. Zudem so hat er auch hiebevoren sampt Hanszen von Tettau einen vom adell, mit namen Caspar Roder zu Roderstorff, vorwegelagert und inen zu ermorden gedrawet, derwegen gedachter Roder unsicherheit halben nicht auszreisen dorffen." Zwar hat Hans v. Tettau dieses Wegelagern in Abrede gestellt und in fast spöttischer Weise bemerkt, daß solche Beschuldigung nicht in den vorliegenden Handel gehöre, er darauf hier zu antworten nicht verpflichtet sei, aber die Trutschler haben betheuert, daß der bedrohete Caspar Roder selbst zum Zeugniß der Wahrheit sich erboten. Von einem zum Dreinschlagen nur allzu bereiten Gegner mochte Trutschler wohl Schlimmes zu muthmaßen Ursache haben. Um sich dessen zu vergewissern, hat er die Kühnheit gehabt, in das Haus des Andreas Holtzer sich zu begeben, wo die Tettauer mit Zedwitzen Herberge genommen. Die Tettauer behaupteten nachgehends, er sei in herausfordernder Weise mit großem Lärm, nämlich mit Trommeln und Pfeifen, vor die Herberge gerückt, was die Trutschler in Abrede stellten; diese Illustration ist indeß nicht von Belang, aber gewiß, daß Georg

Trutschler dort eingedrungen und zu nicht geringem Erstaunen gesehen, wie Zedwitz, bereits mit Panzerärmeln und anderem Harnisch gewappnet, zum Kampfe sich gerüstet hat. Auch die Tettauer sind später „je mit harnisch und pantzern angethan, do die Trutzler mit irem leibe gantz blosz gewest“ d. h. ohne allen Harnisch zur Hochzeit gekommen waren. Die Wahrnehmung Trutschler's hat sofort zu einem heftigen Wortwechsel geführt, indem er trotzig zu bemerken für gut fand, daß er auch vor dem gewappneten Zedwitz sich nicht fürchte. Dieser hat seinen Gegner dann spöttisch einen Schreiber geheißen. Vielleicht gehörte Trutschler zu den Wenigen, die des Schreibens kundig gewesen sind, gewiß eine in den Augen des Zedwitz nicht löbliche Eigenschaft. Auf den mit der Aeußerung beabsichtigten Spott hat Trutschler „sittiglich vorantwort, er were sowol einer vom adell, als er“, darauf dann Zedwitz im auflodernden Zorn seinem Gegner ein garstiges Schimpfwort in's Gesicht geschleudert.*) Jetzt hat Trutschler flott vom Leder gezogen und ist auf Zedwitzen eingedrungen, die Tettauer wollen sich dazwischen geworfen haben, angeblich, um ihren wehrlosen Freund vor dem Zorne Trutschler's zu schützen. Vonnöthen ist dieser Schutz schwerlich gewesen, denn die schwertgewandte Hand Zedwitzens hat seinem Gegner alsbald mit einem wuchtigen Hiebe eine klaffende Wunde versetzt. Viel Schaulustige hatte vorher schon die Zusammenkunft der Edelleute in der Stadt auf die Beine gebracht, der in der Herberge entstehende Tumult, Wortwechsel und Waffengeklirr verursachten blitzgeschwind einen Zulauf der Volksmenge, aber auch das Herbeieilen des Bürgermeisters von Plauen an der Spitze von Gerichtsherren und Bewaffneten. Schleunigst hat derselbe Frieden geboten und die beiden Kämpfer mit Gelübden bestrickt d. h. sie bei Ehrenwort zu geloben gezwungen, in der Stadt durchaus Frieden zu halten. Für den verwundeten, vom herangeholten Arzte und seinen herbeigeeilten Brüdern verbundenen Trutschler ist das Friedegebot kaum nöthig gewesen, er ist in seine Herberge zurückgebracht und war nicht im Stande, die Stadt mit seinen Brüdern zu verlassen. Nachgehends mag ihm diese seine Wunde vielleicht lieb geworden sein, denn sie hat vor dem weit schlimmeren Nachspiele draußen und vor der peinlichen Inquisition ihn bewahrt. Auch zwei Tettauer sollen bei dem Tumult in der Herberge verwundet sein, wie die kurfürstliche Citation besagt, indeß ist solches bei der Verhandlung in Torgau nicht zur Sprache gebracht. Blut war geflossen, und Blut allein konnte nach Auffassung jener Zeit solches sühnen. Dieser Auffassung haben natürlich beide Parteien gehuldigt und dementsprechende Vorkehrungen sofort getroffen. Die mit ihrem verwundeten Bruder in die Herberge bei Hennepach zurückgekehrten Trutschler haben unverzüglich ihre Waffen in Stand gesetzt und dabei in grimmen Worten dem Durste nach Rache Ausdruck verliehen, wie denn berichtet wird, daß Hans Trutschler „zwen geloete in seine buchsse geladen und sich der worte vornemen lassen, das er den tagk den von Zedwitz erwurgen wolte, ader er solt es im thun.“ Sie haben alsbald die Gäule herausgenommen, sind nebst ihren Knechten aufgesessen und nach dem Brückenthore geritten, auf dem Wege dahin haben sie vor der Herberge des Andreas Holtzer vorbeiziehen müssen. Dort hat nun Thoma Jochim v. Zedwitz „Hansen Trutzler, wie er neben inen und anderen geritten, ausz seiner herberge angetzeut und angeplerret, welcher darauff soll gesagt haben: »er mag raussen komen.«“ Die Gegenpartei legt Hansen Trutschler die Worte in den Mund „weren sie ehrlich ader from, so sollen sie sich zu inen hinaus ins felt begeben.“ Der Wortlaut ist von untergeordneter Bedeutung, geschehen ist die Ausforderung, von den Gegnern als solche betrachtet und angenommen. Wenn die Tettauer später das Letztere verneinten, so ist dies eine leere Ausflucht geblieben, die keiner von den Richtern ernst genommen hat. Freilich sie beide, er, der die Ausforderung gegeben, und er, der mit wilder Freude sie veranlaßt und angenommen, sie konnten nicht mehr Zeugniß ablegen in Torgau, denn ihr Mund war für immer verstummt, sie haben die Schuld beide mit dem Leben bezahlt. Trotz aller Versuche auf beiden Seiten, den Sachverhalt zu verschleiern und sich als unvermuthet Angegriffene hinzustellen, gewinnt man aus den Acten die volle Ueberzeugung, daß die Trutschler in Gemäßheit der Ausforderung draußen vor der Stadt ihrer Gegner gewartet, daß diese Gegner in Gemäßheit derselben Ausforderung dieses von vornherein gewußt und ihrerseits entsprechende Maßnahmen ergriffen haben. In ihrer Herberge sind alle Vorkehrungen für den bevorstehenden Kampf getroffen, ihre Faustrohre sind sorgsam geladen, ja, Hans Apel v. Tettau hat ein Rohr vom Wirthe erborgt und schußfertig gemacht, was von den Tettauern mit der unter diesen Umständen fast drollig klingenden Ausrede begründet wurde: Solchs pfleget offt zu geschehen, das einer ein schwert, spiesz oder buchsen borget, darumb musz aber nicht gesaget werden, das solchs darumb prinzipaliter geschehen, einen hader oder unfug anzufahen, dieweil die vormutung vihel stercker, das ein itzlicher seine were derhalb bei sich tregt, damit er sich und seinen leib im fall der notturfft beschutzen und bewaren moge.“ Hansen v. Tettau wird sogar nachgesagt, daß er aus „hessigem gemut und boszheit“ Thränen der Wuth vergossen habe, weil seine Partei ihm zu lange mit dem Ausbruch gezögert. Diese Partei behauptete in der Verhandlung, erst eine volle Stunde nach dem Abzuge der Trutschler aufgebrochen zu sein, was von den Gegnern bestritten wurde. Es ist von untergeordneter Bedeutung, ob diese Zeit oder weniger innegehalten, immerhin sind die Tettauer und Zedwitz mit der ihnen völlig klaren Ueberzeugung aufgebrochen, daß es nun zu einem gefährlichen, aber ehrenvollen Abenteuer gehe, und man siehet den rauflustigen Junker förmlich vor sich, wenn es heißt, daß Zedwitz sich in den Sattel geschwungen mit dem lauten Geschrei: „Halt haus, Teuffell, halt haus, denn unser Hergott ist nicht daheim; wir wollen itzo einen rith thun, das man unser einstheils hereinschleiffen mus!“ Bereits vor den Tettauern waren Georg v. Gauern und die Gebrüder von der Mosel aufgebrochen, haben jedoch vor dem Thore der Stadt einen Aufenthalt gehabt, indem Balzer von der Mosel bei der Tränke der Rosse an dem Sattelknopf so hart sich gestoßen haben will, daß sie einige Zeit haben verziehen müssen, demgemäß die Tettauer sie hätten einholen können. Unmittelbar nach diesen sind die Brüder Adam und Volkel Roder mit zwei Knechten, auch Georg v. Hermansgrün abgeritten. Etwas später ist die Frau v. Tettau mit ihrer Dienerin im Wagen gefolgt, hinter diesem endlich die beiden Brüder v. Beulwitz. Das Gelände, welches bei dem nun folgenden blutigen Handel in Frage kommt, ist nahe der Stadt Plauen, vom rechten Ufer der Elster nach Osten zu gelegen, wo die große vogtländische Hauptstraße, in südwestlicher Richtung nach Hof, in nordöstlicher Richtung nach Reichenbach sich hinzieht. Wenngleich die großen Straßenzüge von ehemals vielerwärts in der allgemeinen Richtung sich erhalten, so weisen sie im Einzelnen doch von Dorf zu Dorf mannigfache Aenderungen, namentlich darin, daß die Neuzeit die vormals geradlinige Anlage mit oft unbequemer Steigung durch Krümmungen umgeht, die besser den Bodenverhältnissen sich anschmiegen. Bei der Unvollkommenheit und Ungenauigkeit der alten Landkarten ist man nur selten im Stande, die Straßenzüge in allen Einzelnheiten mit völliger Genauigkeit auf einer modernen Karte wiederherzustellen. Man gelangte aus der Stadt Plauen im Osten durch das Brückenthor, nach Ueberschreitung eines Mühlgrabens, eines Werders und der stattlichen Elsterbrücke auf die Reichenbacher Straße, welche sich alsbald vom Flusse abwendete, dort, wo ein von Südosten kommender kleiner Bach in die Elster sich ergießt zwischen dem einst ansehnlichen Johannisspitale und zwei als Siechenhäuser bezeichneten Gebäuden neben dem Siechenteich. Die Bestimmung der genannten Häuser hat den Namen Siechenberg oder Spittelberg verliehen einer Bodenerhebung, welche die Straße mit der starken Steigung von etwa 1 : 15 erklimmen mußte, um dann nördlich des Dorfes Reusa ziemlich geradlinig weiter zu laufen über Neuensalz und Tossell nach Reichenbach. Nördlich des Zwillingsdorfes Klein- und Großfriesen trat eine Gabelung ein, die heute an eine andere Stelle verlegt ist; hier zweigte sich in südlicher und dann in südöstlicher Richtung die Straße ab, welche durch das Doppeldorf Friesen hindurch, über Mechelgrün und Bergen nach Falkenstein und Ellefeld führte. Bemerkenswerth ist, daß hinter dem Spitale von der Straße ab ein schmaler Landweg offenbar sehr steil unmittelbar nach Reusa und weiter in gerader Richtung auf Friesen läuft, wo er wieder in die Straße nach Mechelgrün mündete; eine Abzweigung desselben im Bogen über Tauschwitz und Teuma nach Mechelgrün kommt für den vorliegenden Fall nicht in Betracht, dagegen mag noch jener Landweg in Betracht gezogen werden, auf

*) „so hat doch Zedwicz ine, mit zuchten vor Ewr churfurstl. Gnaden, ein hurnson geheissen und gescholten“, berichten die Trutschler in ihrer ersten, nachgehends bestätigten und auch von der Gegenpartei in diesem Punkte nicht widersprochenen Aussage.

welchem man in kürzester Frist von Plauen nach Helmsgrün gelangte. Derselbe läuft eine lange Strecke am Flußufer hin bis jenseits des Dorfes Chrieschwitz, auf den alten Karten an der städtischen Feimstätte oder dem Hochgerichte vorüber, das auf einer Bodenerhebung östlich des Flusses gelegen und im Rechtshandel Galgenberg genannt ist, während man heute mit diesem Namen den Berg benennt, welcher im Süden der Stadt gegen Reinsdorf sich erhebt. Das in dem Kampfe eine Rolle spielende „Reussaer holtzlein“ ist heute verschwunden, nach den Gerichtsacten hat es nordöstlich des Dorfes Reusa zwischen der Hauptstraße und jenem als Steig oder Fußsteig bezeichneten Wege zwischen Reusa und Friesen gelegen. Auf diesem letztgenannten Steige gemessen mag die Entfernung von Plauen bis Friesen etwa vier Kilometer betragen, während der damalige Zug der Hauptstraße die Entfernung der beiden Orte wohl auf sechs bis sieben Kilometer ausgedehnt haben mag. — Bei dem oben geschilderten gruppenweisen Abzug der Hochzeitsgäste mußten wir den Bräutigam Trutschler und Lorenzen Tosse vermissen, und wir sind leider nicht im Stande, mit voller Bestimmtheit zu entscheiden, wann und mit wem diese Beiden aus Plauen abgeritten seien, denn wir stehen hier zweien schnurstracks sich widersprechenden Aussagen gegenüber. Die Brüder Trutschler und ihr Vetter Caspar haben unentwegt an der Behauptung festgehalten, der Ellefelder Trutschler und Tosse seien gemeinschaftlich mit ihnen aus der gemeinsamen Herberge bei Hennepach aufgebrochen und bis zum Siechenberge mitgeritten, wo das Pferd Georg Trutschler's ein Eisen abgeworfen. „Das wolt er widder uffslahen lassen, sie derwegen gepeten, ein kleines aldo zu vorzihen, er wolt sich nicht seumen, das eisen szo bald auffslahen lassen, widderumb zu inen komen und dan kegen Mechelgrun wie vorgenomen miteinander reyten. Und wiewol sich diese drei Trutzler desselben etwas beschwert und sonderlich Jobst, welcher damalig geantwortt, er mochte zu lang aussenbleiben, und indes die Tettawer mit irem hauffen hernach komen. Sy haben sich aber gleichwoll auff sein bitten, aldo ein kleins zu vorharren vormogen lassen; dorauff gedachter breutgam zuruck geritten, das eisen in der hand gefurt.“ Dagegen haben Georg Trutschler und Tosse mit Entschiedenheit in Abrede gestellt, daß sie mit den Trutschlern zugleich abgeritten seien; sie wollen vielmehr eine gute halbe Stunde noch in der Herberge gezecht haben. Sie räumen die Thatsache ein, daß Georg's Pferd ein Eisen verloren habe bald hinter dem Brückenthore, daß er deswegen nach Plauen zurück sich gewendet und bei dem Schmied König daselbst das Eisen habe aufschlagen lassen, welcher Schmied auch dem Pferde Tossen's ein lose gewordenes Eisen angeheftet. Ueberdies sei Tossen nachgehends bei der Tränke der Rosse die Büchse in das Wasser gefallen, wie denn überhaupt eine Stunde verstrichen, ehe sie auf die Trutschler am Siechenberge gestoßen, die (wie ihnen vorher ganz unbewußt) lange Zeit dort gehalten, um die Tettauer und Zedwitz zu erwarten. Mit dieser Aussage wurden Beide zu schweren Belastungszeugen, denn sie erklärten damit unumwunden, daß die Trutschler des hochverpönten Halts auf der Straße zum Zwecke eines Ueberfalls, also des eigentlichen Wegelagerns, sich schuldig gemacht [4]). In seiner zweiten Aussage wiederholt dann Georg Trutschler mit Nachdruck: „vorwundert in nicht wenig von seinen vettern, das sie so vormessentlich vorgebracht, alsz solte er mit inen ausz der stadt Plawen bisz an den Sechenberg geritten sein.“ In der Duplik sind ihm diese Vettern die Antwort nicht schuldig geblieben mit der geharnischten Erklärung: „Obwol doch Trutzler, der breuttigam, sampt Thossen, nunmehr seinen neuen schwegern, denen von Tettau, seine vettern uff die fleischbank opfern wollte, indem das er der kunheit zu vorneinen, das er (nicht) mitt ihnen hinaus aus der stadt geritten, noch sie gebetten, seiner zu warten, so thut er doch solchs wider Got, sein selbst christlich gewissen und seiner sehlen heil und seligkeitt. Dan sie konnen ihn nicht allein mitt dem wirtt und ganzem hausgesinde, das er mitt ihnen zugleich auffgesessen, sondern volgends mit ihnen hinaus geritten, wo es von nothen mehr dan mit 30 personen uberweissen. So kan er auch nachmalss mitt guttem gewissen, das er sie zu vorziehen gepeten, nicht vorneinen. Und ist wohl zu erbarmen, das sie von irem angebornen blutsfreunde so vorgeszlich mit falsch gezeugnis sollen vorungelimpfft werden und nicht mehr dank vordint haben. Mussen es sehr davor achten, das sein gemut dahin gericht, sie etiam quovis modo um ihr lehen zu bringen, damit die gutere desto ehr an ihnen kommen mochten.“ Dieser letzte, von bitterer Feindschaft dictirte Verdacht ist schwerlich berechtigt gewesen, denn man muß zugeben, daß Georg Trutschler, der durch seine eben geschlossene Ehe in engste Verbindung mit den Tettau's getreten war, sich einer peinlichen Lage gegenüber sah. Freilich hätte diese Lage gerade ihn zur friedlichen Vermittelung am geeignetsten erscheinen lassen, aber er hat die Schwierigkeit der Lage weder mit Energie noch mit Verständniß zu bemeistern gewußt. Aehnliche Unterlassungssünde hat man wahrscheinlich auch Tossen und Hermansgrün vorgeworfen, denn das Gericht hat sie von der Mitschuld durchaus nicht freigesprochen, vielmehr nur als in geringerem Grade betheiligt erachtet.

[4]) Für diesen Halt auf der Landstraße hat Hans von Tettau weitere Belege zu liefern sich erboten: „damit weiter vermerkt, das sie keiner andachthalben do gehalten, so ist ein notar zu Plauen, Schweitzer genant, der hat auff einer wiesen die wortt von inen lauten gehort: »Hieher, do komen sie, ruckt hirzu, ir schelmen!« Item der landtrichter zu Plauen ist on alles gefehr auff sie gestoszen, do hoben zwene ausz der Truczler hauffen an in gewolt, aber dieselben seint von den andern im hauffen widderzaruck gefordert worden mit den wortten, sie solten innehalten, dan sie wurden noch an den Tettauern heut genugsam zu slahen hoben.“

(Schluß folgt.)

Bücherbesprechungen.

— Gotteswege und Menschenwege. Erzählungen von Otto Brennekam. 136 S. Brosch. 1 M, geb. 1,80 M. 6 Erzählungen. — Diese Geschichten wollen eine Mission üben und dem Volke Glauben und Sitte verkündigen helfen. Dem Verfasser steht auch eine sehr bewegliche Phantasie zu Gebote, nur wünschten wir, seine Erzählungen entwickelten sich etwas ruhiger und glaubhafter und nicht in dieser sprunghaften, gemachten Art. Auch scheint er uns in dem Streben, in der Sprache des Volkes zu schreiben, die gebotenen Grenzen zu überschreiten, z. B. in Ausdrücken wie Patsch, Wutsch u. s. w. Wir wünschten eine etwas edlere Volksthümlichkeit. D. K.

— Die steinernen Tafeln. Erzählungen von Robert Wendlandt. Zehn Erzählungen zu den zehn Geboten. 138 S. Brosch. 1 M, geb. 1,80 M. — R. Wendlandt wählt andere, zartere Farben, um seine Geschichten und Bilder zu den beiden Tafeln des Gesetzes zu malen. Sie sind zwar nicht, wie er selber bemerkt, gerade für diesen bestimmten Zweck verfaßt, aber es steht doch jede in irgend einer Beziehung zu dem betreffenden Gebot. Ist auch in der Erzählung zum dritten Gebot „Sabbatstille“ der Vorgang ein etwas seltsamer, nämlich daß aus Räuber und Einbrecher schließlich ein Prediger in der église libre wird, den ein junges, bei einem Einbruch einst von ihm bedrohtes Mädchen in einer kirchlichen Versammlung in Montreux auf der Kanzel wieder findet, so hat der jugendliche Verfasser doch ein hübsches Erzählertalent und verspricht, noch mehr zu leisten. D. K.

— In dem Verlage der Berliner Stadtmissions-Buchhandlung (SW., Johanniterstraße 6) sind erschienen: Weihnachtsglocken. Erzählungen von Ernst Evers. Nr. 41. Die Mutter und die Stiefmutter. Nr. 42. Dunkle und helle Weihnacht. Nr. 43. Bei den Kindern. Nr. 44. Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf. — Kinderspiegel. Heft 6. Eine Sammlung von Erzählungen für die Jugend von J. Hübner, neu herausgegeben von E. Evers. — Der unermüdliche Erzähler und Herausgeber hat mit den vorliegenden bunten Heften die Zahl seiner „Weihnachtsglocken“ um drei neue ansprechende Erzählungen und eine gute Biographie vermehrt, auf welche wir gern noch vor dem Weihnachtsfeste aufmerksam machen. Die Weihnachtsglocken eignen sich ebenso wie das sechste Heft des neu herausgegebenen Kinderspiegels mit seinen kleinen Geschichten sehr zur Vertheilung bei Bescheerungen in Schulen, Anstalten, Kindergottesdiensten u. s. w. Die erstgenannten Hefte kosten das Stück 10 ₰, 100 Hefte gemischt 7 M, von der zweiten Sammlung das Stück 5 ₰, 100 Hefte gemischt 4 M. D. K.

— Predigten über das christliche Leben von D. Ernst Dryander, Generalsuperintendent der Kurmark und Oberhofprediger in Berlin. Fünfte Auflage. 177 S. Halle a. d. S., Richard Mühlmann's Verlagshandlung (Max Grosse) 1899. —

Ein Prediger soll bei der Proposition bleiben und das verrichten, was er vorhat, nicht Alles sagen, was ihm einfällt, wie Dr. Jonas sagte, nicht alle Kriegsknechte ansprechen, die einem begegnen, nicht wie die Mägde sein, die, wenn ihnen eine andere Magd begegnet, mit ihr einen Taschenmarkt halten oder einen Ständerling — so äußert sich einmal Luther. An diesen bereits in fünfter Auflage vorliegenden Dryander'schen Predigten dürfen wir rühmen, was Luther fordert. Sie bleiben bei der Sache und haben ihren festen Punkt, um den sich die Ausführungen der Textwahrheit bewegen. Der Verfasser braucht keine hohen Künste, sondern redet über das Wort der Schrift, wie es sich giebt, dabei in beständiger Bezogenheit auf das einzelne Leben und Herz mit seinem Dichten und Trachten, Thun und Lassen, Jubeln und Seufzen. Das Alles geschieht mit eindringlichem Ernst, christlicher Freudigkeit und herzlicher Heilsgewißheit. D. K.

— Schlichte Worte. Predigten und Ansprachen von Georg Müller, weil. Prediger zu Bristol. Mit einem Bildnisse Georg Müller's. Autorisirte Uebersetzung. 233 S. Halle a. d. S., Rich. Mühlmann's Verlagshandlung (Max Grosse) 1900. — Zu der im vorigen Jahre in demselben Verlage erschienenen Biographie Georg Müller's und den christlichen Rathschlägen dieses seltenen Mannes, den Spurgeon zu den Hauptleuten im Reiche Gottes zählte, erscheinen als eine Ergänzung diese Predigten, welche während seines letzten Lebensjahres in verschiedenen Kirchen Bristols gehalten und nach seinem Tode herausgegeben sind. „Schlichte Worte" sind es in der That. Aber die Wahrheit soll auch schlicht und einfach sich geben nnd braucht keinen Prunk, und Georg Müller wollte diese Einfachheit, um Allen verständlich zu sein. Er pflegt in diesen Predigten auch nicht in unserer deutschen Art das Wort zu theilen, sondern es Satz um Satz zu betrachten. Gewiß dürfte Manchem diese Probe von Predigten und Ansprachen des großen Waisenhausvaters und erfolgreichen Erweckungspredigers willkommen sein. D. K.

— Archiv und Bibliothek des Großh. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779—1839. Im Auftrage der Stadtgemeinde herausgegeben von Dr. Friedrich Walter. Bd. I. Das Theater-Archiv. Repertorium mit vielen Auszügen aus den Acten und Briefen, Inhaltsangaben u. s. w. 486 S. Bd. II. Die Theaterbibliothek, Katalog der gedruckten Bücher, Manuscripte und Musikalien der älteren Periode mit einem Repertoire der Dalberg'schen Zeit. — Die Bedeutung der Mannheimer Bühne für die deutsche Literatur und die Entwickelung des deutschen ja zeitweilig des europäischen Theaterwesens, die besonders in der Dalberg'schen Periode eine überaus weit- und tiefgreifende war, macht die fleißige und reichhaltige Publication Walter's zu einer für jeden Literatur- und Theaterhistoriker überaus wichtigen. Der erste Band giebt nach einer kurzen historischen Einleitung ein Repertorium des Mannheimer Theaterarchivs, dem die Acten bis zum Jahre 1839, dem Zeitpunkt, an dem das Theater in die Verwaltung der Stadt Mannheim überging, einverleibt sind, während sich die neueren Acten in der vom Archiv getrennten Theaterregistratur befinden. Die einzelnen Abtheilungen gewähren einen Blick in alle äußeren und inneren Verhältnisse dieser Bühne, ihre Organisation, Verwaltung und Finanzverhältnisse rc.; die Regieberichte und der Briefwechsel des Intendanten mit den einzelnen Schauspielern (besonders interessant und wichtig ist davon Dalberg's Briefwechsel mit Iffland und Beck) beleuchtet die Stellung der Schauspieler und ihr Verhältniß zur Bühne und untereinander, sowie die künstlerischen Leistungen und Strebungen. Der 2. Band giebt den Inhalt der reichen Theaterbibliothek an Manuscripten und gedruckten Bühnenwerken rc., darunter zahlreiche Bühnenbearbeitungen hervorragender classischer Werke. Den Schluß bildet der Spielplan des Mannheimer Theaters unter Dalberg's Leitung von 1779 bis 1803, dem die Spielpläne der Marchand'schen und Seyler'schen Truppe, die 1778 beziehungsweise 1778—1779 in Mannheim spielten, vorangehen. Für die Dalberg'sche Periode wird uns ein chronologischer Spielplan von 1779—1803 und dann ein alphabetisches Verzeichniß der in diesem Zeitraum aufgeführten Stücke gegeben. Dieser Spielplan beweist wieder, wie auch Dalberg sich, trotz seines hohen künstlerischen Verständnisses und seines besten Willens, wirkliche Kunst zu fördern, doch als Theaterleiter dem Modegeschmack des Durchschnittspublicums aus finanziellen Rücksichten fügen mußte. So wurden von Schiller in dem Zeitraume von 1779—1789 z. B. nur 3 Stücke über 30 Mal aufgeführt, nämlich Die Räuber, Kabale und Liebe und Tell mit im Ganzen 134 Aufführungen, während in derselben Zeit von Kotzebue 9 Stücke die Zahl von je 30 Aufführungen überschritten und eine Gesammtzahl von 335 Aufführungen erlebten. Dr. W. Bruchmüller.

— Sächsische Volkskunde. Unter Mitarbeit von Prof. Dr. J. Deichmüller, Conrector Prof. Dr. H. Dunger, Regierungsrath Dr. H. Ermisch, Dr. K. Franke, Oberbaucommissar O. Gruner, Hofrath Prof. Dr. Cornelius Gurlitt, Directionsassistent Dr. A. Kurzwelly, Prof. Dr. E. Mogk, Pfarrer Dr. M. Rentsch, Prof. Dr. S. Ruge, Prof. Dr. E. O. Schulze, Maler O. Seyffert, Pfarrer Joh. Walther herausgegeben von Dr. Robert Wuttke. Mit 260 zumeist nach Originalzeichnungen angefertigten Abbildungen in Holzschnitt, Zink- und Kupferätzung, 4 Tafeln in Farbendruck und einer Karte vom Königreich Sachsen. Dresden, G. Schönfeld, 1900 (anstatt 1899). VIII, 520 S.; 8°. Preis gebunden 10 ℳ. — Für den sehr wahrscheinlichen Fall, daß ein Leser der L. Z. in Verlegenheit sein sollte, was er einem — älteren oder jüngeren, das ist hier ganz gleichgiltig — Bekannten oder Verwandten auf den mit Recht so beliebten Weihnachtstisch legen könnte, habe ich die Antwort bereit: ist der Bekannte oder Verwandte nur einigermaßen gebildet (und das sollte man schließlich voraussetzen dürfen) und außerdem ein guter Sachse, oder wenigstens Folklorist oder am Ende gar Beides in einer Person, dann beschecre man ihm Wuttke's „Sächsische Volkskunde"! Es ist ja in den letzten Jahren, glücklicherweise, an sächsisch Volkskundlichem nicht zu wenig geboten worden; gerade die L. Z. ist es von Anfang an gewesen, die dies Feld sorgfältig beobachtet und regelmäßig darüber berichtet hat. Aber selbst der Vaterlands-, Volks- und Volksthumsfreund, der schon im Besitze von Kürschner's „König Albert" (Berlin, 1898) oder von Grohmann's „Sachsen unter König Albert" (Leipzig, 1898) ist, wird sich mit heller Freude in dies zugleich abschließende und anregende Werk vertiefen. Auf dem geschmackvollen Einband erblicken wir eine Wiege (deren Original sich im Dresdner Kunstgewerbemuseum befindet), und darüber stehen, umrahmt von blumigem Kranze, die anheimelnden Worte: „Derham is derham". So klingt es in der That aus dem ganzen Buch heraus; es muthet einen an wie alte, halbvergessene Erinnerungen an die Kinderzeit, an's Vaterhaus, wie ein Gruß aus der Heimath. In unserer raschlebigen Zeit bildet solch ein Werk, namentlich wenn es von so berufenen Verfassern geschrieben ist, wie das vorliegende, thatsächlich einen Schatz; es bedeutet einen Segen, der gar nicht abzuschätzen ist. Fast aus jeder Seite tönt uns zwischen den Zeilen vernehmlich die heilsame Mahnung entgegen: Halte fest was du hast; denke und danke der Vorzeit deines eignen Stamms! — Aus dem reichen Inhalte, den uns Wuttke wohlgeordnet darbietet, das Eine oder das Andere hervorzuheben, ist schwer, wenn man nicht das Dritte übergehen möchte; doch sei es mir erlaubt, besonders auf den gediegenen*) Aufsatz Eduard Otto Schulze's, der damit seiner Anhänglichkeit an die ehemalige Wirkungsstätte ein schönes Denkmal gesetzt hat, und auf Albrecht Kurzwelly's Abhandlung hinzuweisen, die mir deshalb sehr verdienstvoll erscheint, weil sie mit großer Sachkenntniß Dinge behandelt, die man sonst (abgesehen natürlich von Fachzeitschriften) schwerlich zu lesen bekommt. Durch und durch wissenschaftlich ist auch der Beitrag von Karl Franke über unser Sächsisch. Eigenthümlich, offen gestanden, hat mich der Eingang des ersten Beitrags berührt; bei dem Versuch, urzeitliche Anschauungen, wie sie die alten Sachsen gehabt haben, durch Hinweise auf althebräische Zustände klar zu machen, fühlte ich mich lebhaft in die Zeit vor 150 Jahren versetzt, wo man allen Ernstes das Auftauchen der Lappen in Europa oder die indianische Bevölkerung Amerikas mit den verschollenen „zehn Stämmen" in Zusammenhang brachte. Die Seitenzahl 58 ist verdruckt; sonst ist die typographische Ausstattung vorzüglich. Das von Paul Schellenberg bearbeitete Register wird gute Dienste thun. — Kurz: es ist famos, daß sich unser Sachsen, dem man von jeher einen hohen Bildungsstand nachgesagt hat, auch auf dem Gebiete der Volkskunde nun so trefflich bewährt hat. Der Lohn wird nicht ausbleiben. Ht.

*) Beachtenswerth für Schulze's Auffassung ist folgende Aeußerung (S. 105, Anm. 2): „Der Versuch, wirthschaftliche Erscheinungen aus nationalen Eigenschaften u. s. w. zu erklären, statt aus den Bedingungen und Forderungen des Wirthschaftens selbst, deutet in den meisten Fällen auf eine Lücke in der Forschung hin."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 84 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 149. Donnerstag, den 21. December, Abends. 1899.

Inquisition der voitlendischen mortsachen 1544.

(Trutschler'sche Bluthochzeit.)

Von Richard Frhr. v. Mansberg.

(Schluß.)

Die Tettauer haben, ihrer eigenen Angabe nach, beabsichtigt, von Plauen nach Neuensalz zu reiten, um dort bei der Wittwe ihres verstorbenen Oheims Albrecht v. Tettau einzukehren; es gab dahin keinen anderen directen Weg, als die große Straße auf Reichenbach. Sehr bemerkenswerth ist nun der Umstand, daß sie diese Straße am Spitale verlassen und den schmalen, steilen Pfad eingeschlagen haben, der durch Reusa hindurch nach Friesen führte. Ihre Behauptung, daß sie damit den Trutschlern hätten ausweichen wollen, hat ihnen wohl Niemand geglaubt, um so weniger, als der eingeschlagene Pfad weiterhin auf die Straße nach Mechelgrün stieß, welche Straße die Trutschler jedenfalls nehmen mußten. Bei der nach dem Vorhergegangenen vollauf berechtigten Annahme, daß die Trutschler ihnen auf der Straße den Weg verlegen würden, bot den Tettauern der durch das Dorf Reusa und sodann durch das Holz führende Pfad den Vortheil einer unbemerkten Annäherung und die Aussicht, ihrerseits den Gegner zu überfallen, der sie auf der breiten Straße erwarten mußte: thatsächlich hat sich die Begegnung auch also gestaltet, die Trutschler sind durch den Angriff von dieser Seite her überrascht worden. Auffallender Weise haben auch die Gebrüder Roder denselben schmalen Steig eingeschlagen, sie, deren Heimweg nach Helmsgrün dem Flusse entlang über Chrieschwitz führte.*) Es ist zum Mindesten nicht unwahrscheinlich, daß sie von vornherein im Einverständnisse mit den Tettauern gehandelt, und in dieser Vermuthung wird man bestärkt durch die Wahrnehmung, daß die Aussagen von Adam Roder in jedem Satze das Gepräge des Gesuchten, Unglaubhaften tragen. Ob es lediglich die Absicht war, den Tod seines Bruders zu rächen, was ihn zur Theilnahme am Kampfe bestimmte, oder Verabredung mit den Tettauern, muß dahingestellt bleiben, aber betheiligt hat er sich in sehr bemerklicher Weise, ist auch von dem Gerichte in demselben Maße für schuldig erachtet, wie die übrigen activen Theilnehmer. — Eine schwer verständliche, um nicht zu sagen räthselhafte, Rolle hat Georg v. Gauern bei der Sache gespielt. Hans v. Tettau und Adam Roder behaupteten, daß Gauern sich in der Rotte der Trutschler befunden habe, diese Angabe ist selbst dem Schreiber des Protokolls auffällig gewesen, er hat sie dick unterstrichen und hinzugefügt eine Randbemerkung, welche Roder's Worte wiederholt „Gawern der auff der Trutzler seiten gewest". Unmöglich kann diese Behauptung auf Wahrheit beruhen. Allgemein hat man anfänglich geglaubt (auch die kurfürstliche Citation spricht dies aus), Gauern sei derjenige gewesen, der den ersten Schuß und damit das Signal zum Beginne des Kampfes gegeben. Die Trutschler haben diese Angabe nicht aufrecht erhalten zu können geglaubt, dagegen haben sie berichtet, daß Gauern thätig gegen sie Partei ergriffen, und sie wiederholten bestimmt die Anschuldigung „das Gauern Thoma Trutzler, da er zu Friesen under der pfortten gewest, seine puchsen uff ihne loszgedruct, die ihne aus gotlicher vorsehung vorsagett". Seine Aussage schließt Gauern mit der Bemerkung: „Dieses ist er nicht abredig: nachdem er gesehen, das im sein guter freundt Volkel Roder und sein schwager Cristoff von der Mosell szo erbermlich ermordet, dasz er bisz vor der Rabin behausung (in Reusa) geritten und mit bewegtem gemuet denen (nämlich den Trutschlern), szo dahin zuvor geritten gewest, doch wortlichen allein den jemerlichen todt obgemelter seiner freunde vorgeworfen." Völlig klar wird seine Parteinahme, sein Verhalten überhaupt, gewiß nicht, und schwer verständlich ist das Erkenntniß, das ihn gänzlich außer Verfolgung setzt. Man ist fast versucht, die Möglichkeit einer Verwechslung der beiden Namen Georg v. Gauern und Georg v. Hermannsgrün in der Abfassung des Urtheils anzunehmen, denn Hermannsgrün ist als im minderen Grade mitschuldig genannt, und doch hat keine einzige Aussage denselben der Theilnahme verdächtigt, wie Jorgen v. Gauern. Die Brüder von der Mosel haben allem Anschein nach mit dem Handel nichts zu schaffen gehabt; daß den Einen von ungefähr eine tödtliche Kugel ereilt, darf lediglich als einer jener Unglücksfälle angesehen werden, wie sie bei den meist schlecht gezielten Schüssen der Reiter vorzukommen pflegen. Die Brüder haben überhaupt keine Feuerwaffen mit sich geführt, nur das damals unerläßliche Schwert und einen Kolben am Sattel. „Und worden sonder zweifel, wo sie diesen vorstehend unradt gewust, in einen solchen sorgklichen zank mit gemelten leichten und losen weren sich nicht eingelassen haben," wie Balzer von der Mosel in der Vernehmung offenherzig bekannte. Die Gebrüder v. Beulwitz sind auf der Walstatt erst erschienen, nachdem der Kampf bereits sein Ende gefunden. Als die Tettauer und Zedwitz, und mit ihnen jetzt die Gebrüder Roder nebst ihren Knechten, jenseits des Dorfes Reusa der Trutschler in der Ferne ansichtig wurden, verließen sie den Weg, setzten ihre Rosse in beschleunigte Gangart, kamen durch das lichte Gehölz hindurch gesprengt über Stangen und Gräben, wie zu einem regelrechten Reiterangriff, den, Allen voran, der kampfesdurstige Zedwitz führte. Georg v. Hermannsgrün muß ebenfalls in der Nähe sich befunden haben, denn er will Volkel Roder neben Zedwitzen gesehen und gehört haben, wie Roder „sie beyderseits angeschryen und gebetten, sie wollten gemach thun und nichts tedlichs furnehmen". Bei dem Anblick der heransprengenden Schaar haben die Trutschler die Straße verlassen und sind auf einen daneben gelegenen Acker gerückt, sie haben indeß nicht sich verleiten lassen, auf die Heransprengenden zu schießen, wie diese vielleicht gehofft hatten. Noch hat keine Partei gewagt, den ersten tödtlichen Streich zu führen, die schwere Verantwortung des ersten Schusses auf sich zu laden, offenbar zum Verdrusse des grimmigen Zedwitz, der jetzt mit rasender Kühnheit mitten hinein in die Schaar der Trutschler gesprengt ist

---

*) Georg v. Hermannsgrün hat in seinem (verspätet) eingereichten Berichte dies Abweichen der Gebrüder Roder vom richtigen Wege mit einem Dialoge illustrirt: „wie wir, do sich die tzven veg nach Tosfelt und Rheusse scheyden, komen hatt sich Volckmar Roder nach Rheusse tzu reytten gewantt. Do habe ich tzu ime gesaget: »Wollen wir nicht unsern vegk nach heimverts reitenn?« Darauff er mich mitt volgenden worten beantwortt: »Lieber gefatter, ich bitt, ir wollet mit hinnach tziehenn, ich besorge, sie werden wieder tzusamen komen. Wollen besehen, ob wir esz mitt Gottes hulff erverren muchten, damitt nhiemants schaden geschehe.« Des ich mich durch gemelten Roder habe bereden lassen." Solche und ähnliche Bemerkungen in den Aussagen der minder Betheiligten können nur die Annahme bestärken, daß wohl kein Einziger unter den Hochzeitsgästen noch Zweifel an dem Charakter der zu erwartenden Begegnung der Parteien gehegt habe. Die Versicherungen in Torgau, daß man kurz vor dem Kampfe noch gehofft und versucht habe, friedlichen Ausgleich zu vermitteln, stellen sich lediglich als versuchte, aber mißlungene Einwirkungen auf die Leichtgläubigkeit der Richter dar; sie haben auch nur den Erfolg gehabt, die Schiedsleute selbst zu verdächtigen.

sein aus der Hulfter gezogenes Faustrohr mit vorgeschlagenem Hahnen in der Hand, mit seinem Pferde bald vor den Einen, bald vor den Andern sich geworfen und dabei „gantz heszlich geschrien“. Die Spannung der siedeheißen Gemüther war nunmehr zu dem hochgradigen Punkte gelangt, wo es nur des winzigsten Anlasses bedarf, um den Ausbruch hervorzurufen, und diesen Anlaß hat ein plötzlicher, man weiß nicht von wem, abgegebener Schuß gebildet: als ob die Gewehre von selbst losgegangen, so haben nun Alle wie toll und blind auf einander und durch einander geschossen. Hans Trutschler mag wohl, wie er sich gelobt, auf den verhaßten Hauptfeind gezielt haben, indeß hat er ihn gefehlt und die beiden Kugeln, mit denen er sein Rohr für Zedwitzen geladen, dem Volkel Roder in den Hals gejagt, der todt von dem Rosse mit dem Angesichte auf den Boden gefallen. Dann hat den Trutschler der Schuß des besser zielenden Zedwitz unterhalb der rechten Brust gefaßt, aber den Schützen wiederum hat die Kugel eines Trutschlers (Casper oder Jobst) in den Sand gestreckt. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, war ja das Motto der Blutrache jener Zeit. Die Brüder Tettau haben sich auf Fabian Trutschler gestürzt, dessen Faustrohr wohl gefehlt haben muß; Hans v. Tettau hat ihm mit der Kugel in das Bein getroffen, sodann mit gezogenem Schwerte dem vom Gaule Gestürzten den Garaus zu machen gesucht, hat aber das Herz verfehlt und den Arm durchbohrt. „Darnach ist Adam von Tettaw zugefaren, den armen vortottenen menschen mit seinem gaul getreten und zurknirschet, also das er unter seinem pferde, mit zuchten, wie man sagt, wie ein schwein gekviret.“[6]) Der pferdelos gewordene Thomas Trutschler ist seinem verwundeten Bruder Hansen zu Hilfe geeilt, hat ihn dem wüthenden Angriffe Adam Roder's entrissen und hat ihn, obwohl verfolgt von dem Schwerte des racheschnaubenden Roder, von der Walstatt getragen in das Herrenhaus zu Reusa, wo die Frau Veronica, weiland Heinrich's Raben Wittwe, sie Beide aufgenommen. Die Verfolgung der beiden Trutschler hat Roder nur mit Vorbehalt sowie unter Ableugnung der geführten Hiebe eingestanden, er sei wohl vor das Haus der Frau Rabin „seine liebe gefatter und seins weibs muhme“[7]) gedrungen, habe sie jedoch keineswegs erschrecken wollen, sondern sie gebeten und vermocht „sich mit labunge, mit wasser oder anderm herausz auff die walstadt zu begeben, ab sein Bruder seliger beim leben mochte errettet werden“. Die Frau Veronica Rabe hat dem schwerverwundeten Hansen Trutschler zwar sorgsame Pflege gewidmet, aber alle Sorge und Pflege hat das Leben nicht retten können, das er am anderen Morgen in der Frühe ausgehaucht: drei furchtbare Hiebe über den Schädel, die Roder's Schwert ihm versetzt, sollen die Ursachen des schnellen Todes geworden sein. Wer Cristoffen von der Mosel erschossen, wer dem einen Diener Roder's die tödtliche Wunde in den Leib geschlagen, Niemand hat sich dessen nachher zu erinnern gewußt. Das wilde Getümmel der kampfwüthigen Männer kann nur sehr kurze Zeit gewährt haben, es hat schnell einer unheimlichen Stille Platz gemacht. Als ob plötzliche Erkenntniß des angerichteten Unheils über die Thäter gekommen, und der Anblick des Jammers auf der blutigen Walstatt sie mit Schauder erfüllt, so sind plötzlich alle „schmehewort, fluch und gotslesterungen“ verstummt, die Kämpfer sind mit Entsetzen auseinandergestoben, nach allen Richtungen der Windrose hin flüchtig geworden. Wochenlang hat man von keinem der Thäter etwas vernommen, nicht gewußt, wohin dieselben sich gewendet. Noch gegen Ende Octobers hat der Gerichtsbote keinen der Betheiligten in seiner Behausung getroffen, mit Ausnahme des ängstlichen jungen Ehemanns zu Ellefeld, und dieser hat ihn zu dem Eintrage veranlaßt: „saget er wider mich, er dorffe nicht sicher vor das thor reitten“. Was nach dem Gemetzel auf der Walstatt erschauet und weiter daselbst sich zugetragen, mag uns Lorenz Tosse mit eigenen Worten künden, die das Gepräge eines kurzen und schlichten Thatberichtes tragen, im ersten Theil durch die Aussage des Ellefelder Trutschler und im zweiten durch Georg v. Hermannsgrün vollinhaltlich bestätigt sind. „Wie wir (nämlich Tosse und Georg Trutschler) ann den Sichenberg kommen, haben wir gesehen, das die Trutzschler darauff gehalten, haben uns auch zugeschrihen, bey sich zu rucken. Als aber mehrgedachter breutigam und ich gesehen, wes sie mit ansetzung und rustung ihrer puchsen im furhaben gewesen, hatt sie gedachter breutigam und ich, als seine vettern und meine schweger, ihr vorhaben apzustellen gebeten und mit ihme nach Mechelgrun oder Ellefelt zu reiten. Welches sie ihme apgeschlagen und gesaget, sie wolten den von Tettau begegnen. Derwegen ich neben dem breutigam von ihnen den halben weg hinauffgeritten und die Trutzschler noch am Sichenberg halten sehen, auch die Tettauer zur rechten handt den steigk oder weg nach Reussa zugeritten. Ich hab auch neben dem breutigam gehortt, wie die Trutzschler geschwiren und gejauchzet. Die Trutzschler aber seint dem breutigam und mir pis hinder das Reussener holtz auff dem acker nachgeritten, da seint die von Tettau und Trutzschler zusammen gewuscht; wie aber solchs geschehen, haben wir nicht sehen konnen. Als ich aber den ersten schusz gehortt, hab ich den breutigam erinnert und gebeten, mit mir zuruck zu reitten. Des sich der breutigam beschwertt und gesaget: »Lieber schwager, ir wist, das ich sie darfur gebeten, und sie mich nicht haben horen, noch volgen wollen; derwegen reit ich meins wegs und will mit dem handell nichts zu schaffen haben.« Über das hab ich, Lorentz Thosz, nicht underlassen wollen zuruckzureiten, wie ich gehortt, das ein schusz inn andern gangen. Wie ich uff die malstadt kommen, hab ich erstlich Volckmar Roder, den ich am schwartzen lidernkappen gekant, wie er auff dem angesichte gelegen, funden, bin derwegen von meinem klepper apgefallen und denselben auffgerucht und ihn vor blutt, nachdeme er mit etzlichen kugelln durch den Hals geschossen, nicht woll erkennen konnen, ihme auch, weill er schon todt gewesen, nichts mehr zu helffen wissen und ihn alda nidergeleget und mich umbgesehen und nicht weit von dem ort Thoma Joachim von Czedwitz und Cristoffel von der Musell auch thodtlich geschossen und thodt liegen sehen und im pfull ein geschrey kleglicher stim gehortt. Der pin ich bis inn weg nachgangen und Fabian Trutzschler thodtlich vorwundt funden. Dem ich gern viell hulff gethan zu rettung seins lebens, ist aber bey mir wenig vorrath dazu gewesen. Es hatt sich aber zugetragen, da die fraw von (Tettau aus) Schiltpach mit einer dienerin unvorsehens zur mahlstadt kommen und ihren wagen nach ihr herfuren lassen. Die ich umb Gottes willen angeruffen, dem armen vorwunten kreuter oder wurtz mitzuteilen, damit er nichtt in unmacht vorgehen mochte, des sie willig gewesen und dem vorwuntten Fabian Trutzschler solche wurtz eingestrichen. Inn solchem werg ist Georg von Hermansgrun, zu Tosfelt gesessen, zum handell komen und solche jhemerliche tathen gesehen und hatt mich angeschrihen: »Wolauff, Lorentz Thosz, es will uns nicht anders geburen, dan das wir diese thatten und geschicht dem gericht anzeigen mussen. Darumb reitt mit mir hinein, wir wollen es der obrigkeit anzeigen.« Bin also mit gedachtem von Hermansgrun hinein (in die Stadt Plauen) geritten, solchs anzeigen helffen. Und da wir die volge der gerichte auszm ampt und der stadt Plauen erlangtt, mit wider hinausz auff die malstadt gezogen, die entleipten helffen auffheben. Bey welchem auch Ernst und Asmus von Beuellwitz mit vier pferden und Hans der Einspennige gewesen.[8]) Nach auffladung der armen entleipten bin ich meines weges mitt gedachten von Beuelwitz nach Mechelgrun geritten.“ Nach der an Gerichtsstelle durch Tosse und Hermannsgrün erstatteten

[6]) Fabian Trutschler ist am Sonnabend (16. August) „zur Nacht“ seinen Wunden erlegen, und er hat vor seinem Tode und der Nahme des Sacraments die Aussage wiederholt, wie die Brüder v. Tettau ihm zugesetzt haben.

[7]) Der Clara v. Schonberg (Zschochau), Ehefrau des Adam Roder, Mutter war Margarethe, die Schwester der Veronica Rabe, Beide geborene Edle von der Plaunitz zu Planitz. Einzelne, zweifellos unwahre Behauptungen Roder's sind geradezu drolliger Art, z. B. „so er von seines brudern diener, alhir zu kegen, ist erinnert worden, wie das sein bruder geschossen, und das es von den Trutzlern geschehen, ist er nicht in abrede, das er Hanszen Trutzler nachgevolget, aber so er befunden (wie? das verschweigt er), das er (nämlich Hans T.) nicht geschossen, inen unbeschedigt vorreiten lassen.“ Hans Trutschler hat indessen selbst der ihn pflegenden Frau Veronica Rabe mitgetheilt, daß die drei vom Schwerte Roder's erhaltenen Hiebe ihn zu Tode verwundet.

[8]) „Hans der Einspennige“ ist vermuthlich der jüngere Bruder von Ernst und Erasmus gewesen, er wird nur dieses eine Mal in den Acten erwähnt.

Anzeige werden Amtmann und Rath zu Plauen nicht lange gezögert haben, eine Untersuchung der Begebenheit in die Wege zu leiten. Das Ergebniß ihrer Ermittelungen, welches natürlich dem Kurfürsten gemeldet wurde, ist zweifellos die Grundlage geworden, auf welcher die vom Kurfürsten am 18. October erlassene Citation beruhte. Diese führt uns nunmehr zu der Verhandlung in Torgau zurück, um dort den Schluß derselben in originali am 28. November zu vernehmen. Freitags nach Catarine umb neun hor vormittags hat mein gnedigster herr durch seinen churfürstl. trumeter umblasen und damit die parteyen vor Gericht widderumb zu erscheinen ersuchen lassen, Darauff die part allerseits vor seiner churf. Gnaden erschienen, und haben s. ch. Gn. das gefaste urtteil und erkentnis lassen eroffnen und offentlich vorlesen.

Urtaill. Inn angestalter Inquisition unser, von Gottes gnaden Johann Ffridrich, herzogen — zu Sachsen, churfursten und burggraffen zu Magdeburg, wider hernachbenante — Hans und Adam von Tettau gebruder zu Schiltpach, Hans Apell von Tettau zu Kauschwitz, Jobst und Thomas die Trutzschler zu Falkenstein, Caspar Trutzschler zu Lauterbach, Georg von Gauern, Baltzar von der Musell, Adam Roder zu Helmsgrun, Ilgen Foedisch Volkmar Roders seligen knecht, Georg Trutzschler zu Ellefellt, Lorenz Thosz, Georg von Hermansgrun, zu Tosfell — erkennen wir erstlich: Als Georg von Gauern und Balthasar von der Musell vorgewant, sam solte keine beruchtigung dieser that halben wider sie vorhanden, und das sie derhalben mit dieser Inquisition solten zu verschonen sein, und wie nun solche exception weitter furbracht, das unser vorgenommene Inquisition nach gelegenheit und gestalt dieser sach vorgewanter behelff ungeachtet rechtmessig und bestendig und darmit wider diese beide excipirt pillich auch vorfaren wirdet — Und nachdem die bemelte inquisition alle bis auff Adam von Tettau zu Schiltpach, ausgegangener Citation nach, vor uns erschienen und ihr angemaszte notturfft und antwortt rechtlich vormuge der artl mitbracht, daraus sich under andern befindet, das — folgen dieselben Namen wie oben, außer Gauern, Mosel und Adam von Tettau — nicht leucken, sondern bekennen, das sie bey, neben, auch mit und umb die inquirirtte handlung, so sich in unserm ampte Plauen auff Mittwoch nach Laurentii nehst vorschinen bey Reussa zugetragen, gewest, czu deme, das sie nach derselbigen that fluchtig worden, bis wir sie, zu unserm angesatzten rechtstage personlich zu erscheinen, vor unrechter gewalt vorgleittet, so sollen die itzt nehstbenanten, ehr dan auff ihr angemaste entschuldigung gethane antwortt, auch vorgewante behelff oder auch sonsten durch uns ferner vorfaren werde, sich auff schirstkunfftigen Dornstag den tag Erhardi, welchs ist der achte tagk Januarii, anher kegen Torgau inn unser schlosz personlich stellen und nach unserm bevehll alsdann in vorwarlich gefengnus gehen. Es were dann sach, das sie alle oder ihr etzliche uff bestimpten tag und zu benanter stelle mit leutten vom adell unsers furstenthumbs solche vorsicherung und vorburgung thuen wurden, die nach gelegenheit dieser sach und unserm ermessen genugsam und zuleszlich. — Aber Georgen Trutzschler zu Ellefellt, Jorgen von Hermansgrun und Lorentztz Thossen handlungen werden aus beschehener furwendung und antwort etwas leichter und unbeschwerlicher, dan der anderen, befunden. Wurden nun diese itztbenannte drey, alle ader einsteills, unserm marschalke von unsern wegen an das schwerdt bey adlich treuen und ehren dieses termins angeben, das sie auff alle gerichtstage gehorsamlich erscheinen, auch der ortterung dieser sachen und derselbigen volstreckung ane vorflucht apwarten wollen, welcher under den dreien disthette, der sollte bis auff weitere aufurung und befindung des handels mitt dem gefengnus diszmals vorschont bleyben — Welcher sich aber under den andern benanten parteien, dem solchs oben auferleget uff bestimpten tag nicht einstellen wurde, widder den oder dieselbigen sull als wider die ungehorsamen wie recht vorfaren werden. Nicht minder soll auch dergestalt widder obbenanten Adam von Tettau, der zu diesem mall ehehaft und leybsschwachheit zu der entschuldigung seins nichterscheinens durch seinen bruder Hansen hat furwenden lassen, seins ungehorsams halben vorfaren werden, wo er auff nehstbestimpten tag berurte ehafft, wie sich in solchem fall geburtt, nicht werde darthuen und beweiszlich machen — Welche auch unter obbenant inquirirten aus mangelung genugsamer burgschafft zu gefengknus gehen wurden, dieselben sollen macht haben, zu weitter handlung dieses angefangen processz anwalden mit genugsamen mandaten und volmachten zu verordnen. Von Rechts wegen. Dorauff mein gnedigster herr anzeigen lassen, das seine churf. Gnade befelen wollen, jedem teil zu seiner notturfft des urteilsz copey in seiner chrf Gnaden cantzley zu geben; welches auch also geschehen.

Nach dieser Ausfertigung des Urtheils versiegen alle mit dem peinlichen Rechtshandel im unmittelbaren Zusammenhang stehende archivalische Quellen. Wir wissen daher nicht, ob es überhaupt bei dem schleppenden Geschäftsgang aller Rechtssachen noch zu weiteren Ergebnissen der Untersuchung gekommen ist, vermögen hinsichtlich der einen Partei, Tettauer und Roder, nicht das Geringste hinzuzufügen. Hinsichtlich der Trutschler werfen drei spätere Schriftstücke einen Schimmer von Licht in die Sachlage. Ob Jobst und Thomas mit ihrem Vetter Caspar die verhängte Untersuchungshaft am 8. Januar 1545 oder erst später angetreten, bleibt insofern ungewiß, als im Jahre 1545 die Hochzeit des Caspar stattgefunden hat mit der Schwester eben der beiden Vettern und Leidensgefährten. Dies geht aus einem im Archive zu Weimar befindlichen Briefe hervor, den der alte Georg Trutschler zum Falkenstein an den Kurfürsten Johann Friedrich gerichtet; er bezieht sich darin auf die „ungluckseligkeit meiner kindere vor Plauen“ und bittet, daß die Gnade des Kurfürsten die Ausstattung seiner Tochter Margarethe behufs ihrer Eheschließung mit Caspar Trutschler zu Oberlauterbach übernehmen möge. In der That weiset denn der Kurfürst den Schosser zu Plauen an, fünfzig Gulden Georgen Trutschler zu dem genannten Zwecke verabfolgen zu lassen. Möglich wäre es ja, daß genannter Caspar unter genügender Bürgschaft für kurze Zeit aus dem Gewahrsam entlassen und nachgehends dahin zurückgekehrt sei, denn immerhin sind die drei Trutschler in das Gefängniß zu Torgau gewandert. Es unterliegt dies keinem Zweifel, weil sie noch im October 1546 dort des Endurtheils, beziehungsweise der Begnadigung durch den Kurfürsten harrten. Am 12. October nämlich richten die „gefangen Truczschler“, wie sie selbst sich nennen, an den Statthalter des mit dem Heere im Felde bei Giengen stehenden Kurfürsten folgendes Schreiben: „Sein churfurstl. Gnaden werden uns ausz gnaden und milder parmherzigkeitt diss gefengknis erledigen. Dieweill es aber bis doher vorpliben, und doch nue sollis ser kaltt in dem gefengkniss wirdt, das wir barlich aus vorderbung unsser gesunttheit die leng nicht erschauern mugen, derhalben ist an Ew. Gestrengen unser fruntlich und flissiges pitten, unsz aus dissem gefengknis in ein stuben zu komen lassen, do man unss des tages ein mal oder zwier einheiz, wen man essen sol, domit uns das essen nicht so kalt wurt, wie unsz in dissen gefengknis geschitt.“ Ob die Statthalter dem gewiß nicht unbescheidenen Wunsche der Gefangenen entsprochen haben, können wir nicht angeben, wohl aber, daß sehr bald die Stunde ihrer Befreiung schlug. Am 27. October vollzog Kaiser Karl V. im Lager bei Sundheim die Urkunde, welche den Fürsten Ernestinischer Linie und ihren Nachkommen die Kur absprach und selbige mit Land und Würden dem Herzoge Moriz Albertinischer Linie übertrug. Herzog Moriz säumte nicht, unverweilt Besitz von dem Lande zu nehmen; nur wenige Städte, wie Gotha, Eisenach, Wittenberg, blieben in Händen kurfürstlicher Befehlshaber. Bei der Einnahme von Torgau hat nun Herzog Moriz die Trutschler ihrer Haft entlassen, wie sich aus dem im Staatsarchiv zu Dresden erhaltenen Concepte eines Urfriedens ergiebt. Die hier mit den Buchstaben U. W. und U. anstatt ihrer Taufnamen bezeichneten Trutschler geloben diesen Urfrieden dem Herzoge, der sie des Gefängnisses entlassen mit der Verpflichtung, auf eigene Kosten und Schäden mit sechs gerüsteten Pferden zwei Monate Reiterdienste zu leisten. Das im Verfolg der Wittenberger Capitulation 1547 dem Könige von Böhmen ausgelieferte Vogtland hat König Ferdinand alsbald seinem obersten Kanzler dem Herrn von Plauen, Burggrafen von Meißen, überlassen. Dieser neue Landesherr hat augenscheinlich von jeder weiteren strafrechtlichen Verfolgung der Theilnehmer an dem Kampfe 1544 abgesehen, vielleicht auch hat er die Strafe als verbüßt erachtet in Ansehung der langen Untersuchungshaft. Jene Theilnehmer erscheinen wiederholt in Lehnbriefen und anderen Urkunden in unbehelligter Freiheit, man findet nicht die leiseste Andeutung, daß ihnen noch ferner die wohl straffällige, aber dem Geiste der Zeit nach entschuldbare That zur Last gelegt wäre.

Wenn man nicht ohne Grund behaupten darf, daß die Geschichte des vogtländischen Adels auf vielen Seiten mit Blut geschrieben scheint, so hat man hinzuzufügen, daß der trotzige, unbeugsame Sinn, gepaart mit wilder Kampfesfreude, nicht allein in den Fehden untereinander sich bethätigt habe. Jenes Blut ist geflossen auf allen Schlachtfeldern der Lehens- und Landesherren, ist nicht selten vergossen in Vertheidigung der höchsten menschlichen Güter. Rauh wie das Klima des Hochlandes bildet sich der Charakter seines Bewohners, erwächst das Holz, aus dem man Krieger und

Helden schnitzt, knorrig und zäh, wie das Holz der Eiche, aber unerschütterlich fest auch im Sturm, wie die Eiche. Ein Oheim jenes Fabian Trutschler, den wir bei Reusa erschlagen sehen, genau so, wie dieser, Fabian geheißen, auch er ist 32 Jahre früher auf einer blutigen Walstatt erschlagen, aber zu seinem und ewigem Ruhm der deutschen Helden, die er mit sich in den Tod geführt. In der mörderischen Schlacht bei Ravenna (1512) war er der Hauptmann des verlorenen Haufens (Vorhut), und der Berichterstatter konnte dem Herzoge Georg von Sachsen melden: „sagen alle wunder von im, wie er sich getummelt hat, und alle, die in dem vorlorn hauffen gewest, todtpliben“, aber mit diesem Tode ward der herrliche Sieg gewonnen über das Heer der Italiener und Spanier. Jener Caspar Trutschler, den wir an dem Kampfe bei Reusa theilnehmen sehen, er hat ein leuchtendes Beispiel gegeben von zähem Charakter, unbeugsamem Festhalten an dem geheiligten Erbe der Väter, indem weder Gold noch Furcht ihn zu bestimmen vermochten, seine Güter dem Unterhändler des Kurfürsten auszuliefern. Mit treuherziger Offenheit wendet der Greis sich an seinen Landesherrn*): „wiewol Ewer churfurstl. Gnaden meiner mit leib und gut mechtigk, noch dennoch bin ich der undertheniges troestlichen hoffnung undt zuversicht, dieselben werden mien diese meine guthere gnedigst goennen, sindtemahlen solche mein guther von meinen seligen vorfahren, lieben vattern und mier, als dem aldten geslechte der Truzschler weit uber hundert jare lang innegehabt, genoszen und gebraucht.“ Nur bei solchem Sinne wird es verständlich, wie das pietätvolle Adelsgeschlecht heute in wenigen Wochen ein Fest zu begehen vermag, das in den östlichen Marken nur sehr wenigen Familien zu feiern vergönnt ist. Am 20. Januar 1900 kehrt der Tag wieder, an welchem vor 500 Jahren der Falkenstein mit seinem ansehnlichen Zubehör in den Besitz der Trutschler gelangte. Möge dem alten Geschlechte an das halbe Jahrtausend noch manches Jahrhundert ungestörten Besitzes vom Erbe der Väter sich anschließen, zur hellen Freude jedes Mannes, dem Charakter und Pietät keine leeren Worte sind!

*) Königl. Sächs. Hauptstaatsarchiv, Finanzarchiv Rep. 18, Vogtsberg 56. Der Brief ist datirt 15. Januar 1582.

Bücherbesprechungen.

— **Jahrbuch des Deutschen Flotten-Vereins für 1900.** Herausgegeben vom Secretariat des Deutschen Flottenvereins. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin. — Auf vielfache Anfragen aus dem großen Mitgliederkreise des Deutschen Flottenvereins beim Präsidium oder dem Secretariate des Vereins über maritime Dinge hat sich der Vorstand zur Herausgabe eines ersten Jahrbuchs entschlossen. War der Zweck bei der Bearbeitung dieses Jahrbuchs, ein Hand- und Nachschlagebuch für Jedermann zur Auskunft über alle auf die Kriegs- und Handelsmarine bezüglichen Fragen zu schaffen, so muß man anerkennend gestehen, daß derselbe glänzend erreicht worden ist. Der Inhalt des Werkes, das dem Gedanken zur Schaffung einer großen Flotte indirect nahe tritt, ist ein recht reicher. Die Aufzählung der einzelnen Abschnitte liefert den besten Beweis von der Vielseitigkeit des Werkes. Man findet: Kalender mit Hochwasserzeiten für Cuxhaven und Correctionstabelle für die anderen Häfen der Nordsee; Münz-, Maß- und Gewichtstabellen; Biographisches vom Deutschen Flottenverein; die deutschen Finanzen; der Außenhandel der Nationen; Stand der Seemächte am 1. Oct. 1899; die Marinebudgets aller Staaten; die Liste der Kriegsflotten der Welt; die verschiedenen Laufbahnen in der kaiserlichen Marine (Eintrittsbedingungen, Avancementsverhältnisse, Gehälter, Löhnung, Pensionstabellen); die Laufbahnen in der Handelsmarine; verschiedene, den Weltverkehr betreffende Karten; die Handelsflotten der Welt; die Rhedereien Deutschlands; die deutschen Werften, Hellinge und Docks; die Fischereiflotten der Welt und Skizzen der neueren Kriegsschiffe aller Nationen. Da das Secretariat des Flottenvereins über recht tüchtige Kräfte verfügt, versteht es sich von selbst, daß der Inhalt des Jahrbuches an Genauigkeit und Richtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die späteren Jahrgänge dieses Nachschlagewerkes sollen möglichst erweitert werden. Form und Ausstattung sind gleich gediegen; der Preis des 700 Seiten starken Bandes ist auf nur 4 ℳ festgesetzt. Das Jahrbuch empfiehlt sich daher von selbst, zumal in diesen Wochen als ein zeitgemäßes und praktisches Weihnachtsgeschenk.

M. Bahr.

— **Lebende Bilder aus dem Reiche der Thiere.** Augenblicksaufnahmen nach dem Thierbestande des Berliner Zoologischen Gartens. Herausgegeben und mit erklärenden Unterschriftsätzen versehen von Dr. L. Heck, Director des Berl. Zool. Gartens. Berlin, Werners Verlag 1899. Gr. Querfolio 196 S. in elegantem Leinenband 10 ℳ. — Zu den mancherlei, recht guten naturwissenschaftlichen Gaben des diesjährigen Weihnachtsmarktes tritt noch ein Prachtwerk ersten Ranges, da auch unser erster, vorzüglich ausgestatteter und geleiteter Zoologischer Garten sich entschlossen hat, aus seiner Sänger- und Vogelwelt eine reiche Collection besonders charakteristischer Gestalten durch Augenblicksaufnahmen zu fixiren und in einem schönen Bande zu vereinigen. Der ganze Vortheil der Photographie wurde ausgenutzt, indem eine Anzahl bezeichnender Stellungen festgehalten wurden, die dem Griffel des besten Künstlers die größten Schwierigkeiten bereiten würden, der geöffnete Rachen des Nilpferdes, ein gähnender Löwe, der Kondor, wie er die Flügel spreizt, der Kronenkranich in neugieriger Haltung 2c. Besonderer Werth wurde gelegt auf gute Darstellungen großer und seltener Thiere. Wir sehen die verschiedenen Königstiger, auf deren locale Verschiedenheiten erst die neueste Zeit aufmerksam geworden ist, von Persien, vom Amur, von Indien, darunter ein vorzügliches Familienbild, die verschiedenen indischen Wildrinder, einen jungen Elefanten von West- und einen von Ostafrika (wahrscheinlich zwei getrennte Arten!), die Fossa von Madagascar, den Pardelroller, die ostasiatischen Adler, unmittelbare Vorbilder für den plastischen Künstler, den Baßtölpel, eine Menge Antilopen, seltene Hirsche 2c. 2c. Das Ganze eine vortreffliche Ergänzung zum Brehm und vielfach von hervorragendem wissenschaftlichem Werthe. Hier und da allerdings tritt auch der Mangel der Photographie hervor, aber doch nur ganz selten, bei einigen Tauben namentlich; es will nicht gelingen, kleine Thiere in solchem Format klar auf die Platte zu bringen, die eigentlich nur eine Ebene scharf aufnimmt. Auf systematische Anordnung ist Verzicht geleistet, wohl im Interesse anregender Abwechselung. Die Texte sind im leichten Plauderton gehalten, wie etwa der Gartendirector von seinen Lieblingen das Wichtigste oder Individuellste vorbringt, vom Thierhandel, von persönlichen Erfahrungen, von wissenschaftlichen Controversen. Für uns Leipziger kommt die Gabe gerade recht, in dem Uebergangsstadium unseres Gartens. Möchten doch beide in Betracht kommenden Parteien recht viel Anregung daraus schöpfen, die Verwaltung des Gartens und das Publicum!

Srth.

— **Die Elektricität.** Von Dr. G. Albrecht, Prof. an der k. k. Staatsgewerbeschule in Brünn. Mit 36 Abbildungen. Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart und Heilbronn. Preis 2 ℳ. — Die Literatur der Elektricität treibt reiche Blüthen. Jedes Jahr bringt uns von ihr neue Leitfäden, Grundrisse, Katechismen und wie die Vertreter volksthümlicher Lehrweise alle heißen. Ihnen schließt sich auch das vorliegende Buch an, dessen klarer Vortrag, stufenweiser Entwickelungsgang und ganze Anordnung den Eindruck machen, daß sein Inhalt Wissende und Laien gleich befriedigen wird. Da es außerdem ein festliches Gewand trägt, so kann man es zugleich für den Weihnachtstisch empfehlen, auf dem es neben den anderen, der Belehrung nicht gewidmeten Geschenken sicher eine gute Figur machen wird. Kl.

— **Special-Karte vom afrikanischen Kriegsschauplatz,** Maßstab 1 : 3000000. Leipzig: Körner u. Dietrich. Preis 60 ₰. — Diese Karte reicht ungefähr vom 23. bis 33. Längengrad östlich von Greenwich, enthält also nur die Transvaal-Republik, den Oranje-Freistaat und die angrenzenden Gebiete. Wenn die Engländer bei ihrem siegreichen Rückzug noch mehr westlich ziehen, dürfte die Karte bald nicht mehr ausreichen. Stormberg fehlt! — Am Rande sind rothe und blaue Fähnchen angedruckt, die man ausschneiden kann, an Nadeln stecken, um die Stellungen der beiden Heere zu bezeichnen, was sehr praktisch ist. Die Karte ist trotz des billigen Preises gut und klar gedruckt.

—r.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 6 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig

№ 150. Sonnabend, den 23. December, Abends. 1899.

Bethlehem.

Von Dr. B. Schwarz.

Merkwürdig, daß wir uns eine echte und rechte Feier des Christfestes, das uns ja nun wieder einmal so nahe gerückt ist, kaum anders zu denken vermögen als mit Eisblumen an den Fenstern und knisterndem Feuer im wärmespendenden Ofen, während doch die Heilsthatsache, die dem Weihnachtstage zu Grunde liegt, sich unter einem südlichen Himmel bei Palmenrauschen und Blumenduft vollzog! Hört man es doch oft genug aussprechen: nur weiße Christtage geben die wahre Feststimmung. Und doch mag es wohl auch wieder manch tiefempfindendes Gemüth geben, das unter dem heimathlichen Christbaum gleichzeitig sich wie im Traume weit hinweggetragen fühlt über Länder und Meere nach jenen milden Auen, den Gefilden mit Oelbäumen, Reben und Orangen, wo der Heiland zur Welt kam: „lasset uns nun gen Bethlehem gehen und die Geschichte sehen, die da geschehen ist!“ Eine kleine Reise im Geist nach jenem fernen morgenländischen Städtchen, wie ich sie jetzt die lieben Leser machen lassen möchte, dürfte also auch eine Art Zurüstung auf das lieblichste aller Feste heißen können. Hierbei wird zuerst ein Wort über den Reiseweg zu verlieren sein. Das heraufziehende neue Jahrhundert hat unter den Fortschritten, die es der Welt zu bescheeren bestimmt sein wird, auch eine ganz neue Zugangsstraße zu den heiligen Stätten, einen Landweg, den es bisher noch nicht gab. Es ist ja bekannt, daß neuerdings eine großartige Eisenbahnlinie vom Bosporus aus ins Herz der kleinasiatischen Halbinsel geschaffen wurde, ebenso wie daß der Sultan gerade in diesen Tagen die Genehmigung zur Weiterführung derselben durch Vorderasien bis zum Persischen Meerbusen ertheilt hat. Von diesem gewaltigen Schienenweg soll sich nun ein Seitenstrang in der Umgegend des östlichsten Winkels des Mittelmeeres gen Süden abzweigen, um durch Koelesyrien, die tiefe Senke zwischen Libanon und Antilibanon, das Jordanthal und Jerusalem zu erreichen. Nach Durchführung dieses Projects wird man keinen Fuß mehr auf ein schwankendes Schiff zu setzen brauchen, um bis zu dem fernen Fleckchen Erde zu gelangen, das den Welterlöser sah, denn über den trennenden Arm des Bosporus wird von Europa nach Asien eine majestätische Brücke gespannt werden, so daß man — wir gestatten uns die Kühnheit, an durchgehende Wagen zu denken — in der kalten nordischen Heimath in das Coupé einsteigen und in Jerusalem aus demselben aussteigen kann. Daß dieser neueste und bequemste Palästinaweg aber, wie bekanntlich die ganze erwähnte große Anatolische Bahnanlage, eine deutsche Schöpfung sein wird, muß uns dabei doch noch besonders erfreuen. Das altehrwürdige Gelobte Land wiedererschlossen, aufgeschlossen für und angeschlossen an die neuere Cultur und ihre Bahnen durch uns, da darf man auch dankbar mit dem alten Kaiser sagen: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!“ Und so ist denn die gedachte, eben perfect gewordene Concession des Padischah an die Berliner Unternehmer auch nach dieser Richtung hin ein schönes Weihnachtsgeschenk unter dem Christbaum des deutschen Volkes. Freilich für viele Jahre wird die Zugangsstraße zu den geweihten Stätten noch immer der umständliche Wasserweg sein, und zwar kommt man entweder von Norden, aus der Gegend von Smyrna, oder von Süden, von Aegypten her. Auf alle Fälle aber landet man in dem vielgenannten Jaffa als dem Küstenplatz, der der Landeshauptstadt Jerusalem am nächsten gelegen ist. Dieses Städtchen wurde darum in gleicher Weise auch schon im grauesten Alterthum benutzt. Rund drei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung luden an dieser Stelle phönizische Schiffer die mächtigen Stämme vom Libanon aus, welche sich Salomo für den Bau seines Tempels bestellt hatte. Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß dies Jaffa oder Joppe, wie es vordem hieß, auch ein günstiger Anlegeplatz ist. Im Gegentheil war es in dieser Hinsicht schon bei den Alten berüchtigt. Man lese nur nach in der Geschichte des Jonas, dessen Flucht vor dem Herrn von hier aus ging. Da heißt es: „Die Leute trieben, daß sie wieder zu Lande kämen, aber sie konnten nicht, denn das Meer fuhr ungestüm wider sie.“ Heutzutage aber, nachdem die Ungläubigen Jahrhunderte lang im Lande gehaust und in ihrer bekannten Saumseligkeit den an sich schon ungenügenden und kleinen Hafen vollständig versanden ließen, liegt die Sache noch weit schlimmer. Die ankommenden Schiffe müssen mehrere Kilometer vom Ufer auf offenem Meere ankern und zwar auf einem Meere, welches fast das ganze Jahr hindurch ein höchst unruhiges ist. Damit noch nicht genug, erhebt sich aber auch noch zwischen diesem unsicheren Ankerplatz und dem Festland gleich den Zähnen eines beutegierigen Seeungeheuers eine lange Kette scharfer Klippen aus den brandenden Fluthen. Nur die von Jugend auf an den Kampf mit den Elementen gewöhnten rauhen ortseingesessenen arabischen Schiffersknechte wissen die rettende Durchgangsstelle zu finden, obwohl auch sie bei besonders wildem Wetter häufig nicht obsiegen. Dann zerschellen die starken Brandungsboote an den rauhen Felsen oder werden im tosenden Strudel umgestürzt, so daß die unglücklichen Insassen, die von weither nach dem Lande der Verheißung strebten, so zu sagen noch auf der Thürschwelle des heißersehnten Zieles zu Grunde gehen, ein Geschick, das übrigens überschwengliche Pilger, wie beispielsweise die Russen, eher für beneidenswerth als beweinenswerth ansehen, gerade so wie sie auch diejenigen glücklich preisen, welche bei dem üblichen Jordanbad unweit Jericho in den tückischen Fluthen des heiligsten aller Ströme ertrinken. Doch auch wenn dieser schlimmste Fall nicht eintritt und die Fahrt durch jene orientalische Scylla und Charybdis gut abläuft, wird ein schwachnerviger Mensch dabei Schreck genug ausstehen. Denn alsbald wenn das Boot in den engen Wasserpaß hineingedrungen, wird es wie von Riesenfaust hin- und hergeschleudert, während gleichzeitig dichter Wasserdampf die Insassen einhüllt und ein furchtbares Getöse jedes Wort ungehört verhallen läßt. So erweist sich das Heilige Land schon in der ersten Stunde als ein rauhes, abstoßendes, entsprechend der ganzen armseligen Erscheinung des Evangeliums, das auf seinem Boden ans Licht treten sollte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir allerdings hinzufügen, daß die Annäherung an das Land der Patriarchen nicht blos Bangemachendes bringt. Im Gegentheil genießen wir schon vom Deck des ankernden Fahrzeuges aus eine, wenn auch nicht großartige, so doch immerhin fesselnde Ausschau. Vor unserem Blicke zieht sich eine ungeheure grüne Fläche hin, gegen das blaue Meer zu vielfach gesäumt von bleichen Sanddünen, während sie im Rücken, gen Osten, von einem lang verlaufenden, dunkelbauen Höhenzug, dem vielgenannten Gebirge Juda, auf dessen Scheitel auch, mehr als 800 Meter hoch, die Krippe des Christkindleins stand, abgeschlossen wird. Inmitten dieser weiten Niederung tritt von der Plattform eines niedrigen Hügels aus das schon genannte Hafenstädtchen Jaffa dem Auge entgegen, mit der Menge seiner dichtgeschaarten altersgrauen Häuschen fast an ein riesiges Wespennest erinnernd. Der merkwürdige Ort theilt die unermeßliche Küstenebene in zwei Theile, in die Ebene Sephela, südlich, gegen Aegypten hinunter gelagert, und die Ebene Saron, die nördlich bis zum fernen Karmel-Gebirge reicht. In der ersteren wohnten vor Zeiten die bekannten Philister, welche im Gegensatz zu den

landläufigen Vorstellungen eine schon weitentwickelte Cultur besaßen. Beispielsweise verstanden sie Erze zu bearbeiten, so daß die Israeliten, die in ihrer ersten Zeit, in der sie ein einfaches Hirtenvolk waren, die Metallbearbeitung nicht kannten, von ihrem Hochlande zu ihnen niederstiegen, schon wenn eine Pflugschaar zu schärfen war. Beide Ebenen aber, Sephela wie Saron, bildeten damals Kornkammern im vollsten Sinne, Getreide wogte, die Obstbäume bogen sich unter der Last der Früchte, die Rebe lieferte Massen saftiger Trauben, Bienen trugen Honig ein aus bunten Blumen, Heerden tummelten sich auf üppigen Wiesen und da und dort in diesem Eden erhob sich eine blühende Ortschaft. Heutzutage ist Alles eine Wüste, theils sandig-trocken, theils sumpfig, da wenigstens, wo die Flugsanddünen den vom Gebirge Juda niederrinnenden Bächen den Weg verlegt haben, so daß diese sich anstauten. Indeß unsere Zeit scheint berufen, der weiten Einöde eine Wiederbelebung zu bringen und zwar, wie wir sehen werden, eine Wiederbelebung abermals durch deutsche Hände. Auf alle Fälle — dies werden wir zugestehen — gab schon der Blick vom Schiffsverdeck aus Stoff zu wichtigen Betrachtungen. Dies steigert sich jedoch, wenn wir uns nun ans Land begeben. So unverfälscht morgenländisch werden wir noch kaum irgendwo eine Stadt getroffen haben, wie dieses Jaffa. Wie eng, wie krumm, wie übelduftend die Straßen, die von den fensterlosen, vielfach ruinenhaften Mauern der arabischen Häuser begrenzt werden und die zum Schutz gegen die südliche Sonne vielfach — den keller- oder tunnelartigen Eindruck zu verstärken — mit alten Brettern, wo nicht gar Lumpen und Lappen überdeckt sind! Indeß geradeso bilden diese seltsamen Verkehrsadern einen entsprechenden Rahmen für das tolle Getümmel, das daselbst von früh bis Abend zur Erscheinung kommt. Weiße und Schwarze, Bettler und Vornehme, Mönchskapuze und Turban, verschleierte und unverschleierte Weiber, träge Kameele und flinke Eselein drängen sich durch einander, in einer Nische klappert hier ein Geldwechsler, die Vorübergehenden aufmerksam zu machen, mit den Silberlingen, welche er auf einer Decke am Boden ausgeschüttet, während man anderwärts wieder in die offene Werkstatt eines Drechslers oder eines Schusters, ja wohl auch direct in die Gluth eines Backofens hineinblickt, in welchen eben die flachen orientalischen Kuchenbrode eingeschoben werden. Man athmet auf, wenn man, mit dem Menschenstrome schwimmend, auf der anderen Seite wieder aus dem Orte hinausgelangt ist, um so mehr, als man damit recht unversehens in ein wahres Paradies voll Naturpracht und weihevoller Stille hineingeräth. Palmen mit mächtigen Wedeln rauschen über unseren Köpfen, Bananen mit ihren meterlangen Blättern strecken sich dazwischen, aus dunkellaubigen Orangenbäumen leuchtet die goldene Frucht, dicke Trauben hängen von üppigen Weinstöcken nieder und am Boden leuchten in blendender Farbenpracht Blumen, wie sie unser kalter Norden nicht kennt. Wir wähnen uns durch Zauber nach Indien versetzt und befinden uns in Wahrheit doch in einem Stück Heimath, einem Stück Deutschland, denn es ist die schwäbische Colonie Jaffa, die wir erreicht haben, eine von den vier Ansiedlungen der württembergischen Templergemeinde, die vor rund 30 Jahren im heiligen Lande begründet wurden. Es war eine mühsame Saat und oft genug schien es, als sollten die Dornen sie ersticken, aber sie hat sich doch gehalten und es müßte Alles trügen, wenn mit dem Besuch des erlauchten Kaiserpaares in Palästina nicht auch für jene unsere fernen Landsleute eine neue Aera der Entwicklung angebrochen wäre, einer Entwicklung, die allmälig zu der Wiederbelebung der ganzen alten Saronsebene führen wird, von der wir oben andeutungsweise sprachen. Was uns aber anbetrifft, so dürfen wir uns bei den gemüthlichen Schwaben nun nicht länger aufhalten, so groß auch die Versuchung dazu ist, denn unser Ziel Bethlehem winkt. Dasselbe ist ja jetzt auch durch nicht viel mehr als ein Dutzend Wegstunden von uns getrennt. Diese geringe Entfernung würden wir, dem ganzen Charakter einer solchen Reise entsprechend, am liebsten gewiß hoch zu Kameel oder mit Esel überwinden. Mindestens will uns die Beförderung per Dampf wie eine Entweihung erscheinen. Thatsächlich bedient sich die kaiserlich österreichische Post auch jetzt noch für die Verbindung zwischen Jerusalem und der Seeküste des Fuhrwerks. Indeß ist doch die Eisenbahn in einem so rauhen Lande wie Palästina auch wiederum eine große Annehmlichkeit und so werden wir uns gleichfalls zu ihrer Benützung entschließen. Allerdings auf moderne Blitzzüge werden wir dabei nicht rechnen dürfen. Die Locomotiven der nur an die Dividende denkenden internationalen Gesellschaft, welche die Linie Jaffa—Jerusalem gebaut hat, schleichen, vielleicht weil sie, wie man sagt, noch aus dem großen Panama-Krach stammen, nur mit echt morgenländischer Bedächtigkeit vorwärts, bleiben trotzdem dann auch unterwegs noch oft stecken und müssen darauf auf Hilfsmaschinen warten, die häufig auch ihrerseits wieder versagen. Aber um so besser vermögen wir als Fremdlinge die Umgebung zu betrachten. Die letztere bietet allerdings, so lange wir uns noch im Bereiche der Ebene Saron bewegen, gemäß dem, was wir über den gegenwärtigen Zustand derselben sagten, nicht viel. Die wenigen Ortschaften, die wir passiren, gehören durchweg einer späteren, nachbiblischen Zeit an, die da und dort auftauchenden Einzelwohnungen Eingeborener sind überaus primitiv, indem beispielsweise der Rasen, aus dem die platten Dächer hergestellt wurden, auf letzteren ganz ruhig weiter wächst, und von Lebewesen läßt sich selten etwas Anderes erblicken, als ein hungriger Schakal, der aus nächster Nähe neugierig, aber ohne Furcht den vorüberschnaubenden Zug betrachtet. Das ändert sich indeß gründlich, wenn die weite Ebene, über die hinweg der Blick noch einmal abschiednehmend bis zum fernen blauen Meere schweift, ihr Ende erreicht hat und wir nun unter Benutzung eines der kleinen, aus dem Gebirge Juda heraus mündenden Querthäler in letzteres selbst eintreten. Die Scenerie wird jetzt wahrhaft alpin. Rechts und links engen uns höher und höher emporwachsende wilde Felsmassen ein, von denen manche noch mit etwas struppigem Buschwerk bewachsen sind, während andere wieder als nackte Mauern drohend über unseren Köpfen hangen. Gewiß, das ist so recht ein Landstrich für blutige Raufereien und heimtückische Ueberfälle und in der That stießen in diesen schauerlichen Engpässen vormals auch oft genug die Philister aus der Ebene und die Israeliten von der Höhe zusammen, wie denn die Ueberlieferung hierher auch den Zweikampf zwischen dem kleinen David und dem großen Goliath verlegt. Geraume Zeit hindurch klimmt das Dampfroß keuchend und pustend zwischen den starren Felsen aufwärts, bis diese allmälig immer niedriger werden und endlich ganz verschwinden. Von Neuem breitet sich eine weite Fläche um uns her, nur mit dem Unterschiede, daß diese nicht mehr nahezu mit dem Niveau des Meeres gleich, sondern rund 800 Meter über demselben liegt, was, um einen Vergleich aus der Heimath heranzuziehen, etwa dem Höhenunterschied zwischen dem Walchensee und dem über diesem thronenden Herzogenstand in den bayerischen Alpen gleichkommt. So hoch sind wir in drei Stunden trotz langsamster Bahnfahrt emporgekommen. Station Jerusalem! rufen jetzt die Schaffner und in der That, wenn wir, ausgestiegen, nur einige hundert Schritte vorwärts gethan haben, sehen wir dicht vor uns auf seiner, fast nach allen Seiten von düsteren Thalschlünden wie von riesigen Wallgräben umhegten Felsenplatte mit gewaltigen Mauern und trotzigen Thürmen Jerusalem, die alte Zionsstadt, thronen, ein Stück erhabenes Mittelalter, wie die Welt ein zweites nicht aufzuweisen hat. Indeß nicht sie, die volkreiche Landeshauptstadt, sondern Bethlehem, die „kleine unter den Tausenden in Juda", ist ja heute unser Ziel. Ihr wenden wir uns zu. Ist sie uns doch auch nunmehr bis auf zwei knappe Wegstunden nahe gerückt. Allerdings steht uns jetzt nicht länger die Eisenbahn zur Verfügung, die mit Jerusalem ihren Endpunkt erreicht hat. Indeß nach dem Geburtsstädtchen des Heilandes führt, eine Seltenheit im heiligen Lande, eine selbst nach unseren Begriffen vortreffliche Straße und so dürfen wir unbedenklich die Beförderung mit Wagen wählen, an den ein Paar flotte arabische Pferde angespannt wurden. Zu sehen ist freilich auch während dieses letzten Theiles unserer Reise nicht viel. Oeder noch als die immerhin vielfach grüne Ebene Saron breitet sich die ungeheure Hochfläche um uns aus, bald mehr grau-weiß, bald mehr gelblich-braun gefärbt, daß uns die Augen schmerzen. Nur wenige angenehme Unterbrechungen bieten sich. Da ist zuerst, einige Minuten vom kleinen Bahnhof Jerusalem entfernt, eine echte und rechte Oase, eine gartenähnliche, üppige Pflanzung von Reben, Palmen und Orangen, aus deren Blättermeer saubere weiße Häuschen grüßen, die deutsche Colonie Jerusalem, wieder eine der erwähnten schwäbischen Templergemeinden — das Ganze wie ein wahres Wunder inmitten der trostlosen Steppe anmuthend. Etwas später gesellt sich zu dieser Schöpfung der neuesten Zeit auch eine Reminiscenz aus dem Alten Testamente. Unweit links von der Straße thront ein schloßartiges Gebäude auf einem Hügelzuge. Es ist das Elias-Kloster, erbaut über der Stelle, wo einst der große Prophet gleichen Namens auf seiner Flucht vor der gottlosen Gemahlin

des Königs Ahab unter einem Wachholder verzagt und lebensmüde niedersank mit dem herzergreifenden Gebetsseufzer: „Es ist genug, Herr, so nimm nun meine Seele!" Ueberhaupt wird der Boden, über den wir uns bewegen, sozusagen, nunmehr immer biblischer. Auf derselben Seite, wo wir das Elias-Kloster wahrnahmen, sehen wir fern über der Steppe am östlichen Horizont eine lange Bergmauer sich hinziehen, die zwar ebenfalls, wie nun einmal fast Alles im heiligen Land, furchtbar kahl und nackt ist, dafür jedoch fortdauernd im wundersamsten Farbenspiel sich zeigt, indem sie jetzt zart rosenroth, dann wieder duftig blau, darauf dunkelroth, wie von innerem Feuer durchglüht, oder wohl auch gar tiefschwarz angehaucht erscheint. Das ist das alte Moabiter-Gebirge, das bereits jenseits des Todten Meeres aufragt. Das letztgenannte Wasserbecken selbst wird dagegen, weil in so tiefer Erdspalte belegen, nicht sichtbar. Wir sind wohl noch in das seltsame Panorama verloren, da nimmt schon wieder etwas Anderes unser Interesse in Anspruch. Es ist ein an sich sehr einfaches, von einer ebenfalls schmucklosen Kuppel überwölbtes Gebäude, das rechts am Wege steht. In seiner Form erinnert es stark an die sogenannten Kubbas, die Grabkapellen arabischer Heiliger, wie wir sie in manchen Ländern des Islam, beispielsweise in Algerien, in Menge sehen. Und mit einem Grabe haben wir es in der That auch in diesem Falle zu thun, dem Grabe der Rahel, der so lang umworbenen, so heiß geliebten und dann so bald beweinten Gattin des Erzvaters Jakob, welche hier bei der Geburt Benjamin's ihr Leben lassen mußte (1. Mose 35, 16 ff.). An diesem interessanten Punkte findet auch eine wichtige Wegtheilung statt. Geradeaus, in der Richtung auf das ferne Aegypten, geht es (in etwa 2 Stunden Fahrens) nach Hebron, dem Orte, wohin einst Abraham einwanderte, als er auf des Höchsten Befehl „aus seinem Vaterland und von seiner Freundschaft und aus seines Vaters Hause" ausging, in ein Land, das ihm Gott zeigte. Der kleine Abstecher ist wohl am Platze bei einer Wallfahrt nach Bethlehem, denn mit der ehrwürdigen Gestalt jenes großen Patriarchen beginnt die Heilsgeschichte im engeren Sinne: „Abraham, euer Vater, ward froh, daß er meinen Tag sehen sollte; und er sahe ihn und freuete sich" (Joh. 8, 56). Zudem ist der Weg nach dem uralten Orte hochinteressant. Wir passiren etwa halbwegs drei große stufenförmig über einander gelagerte, in den Fels gehauene Becken, die „Salomonischen Teiche", die ehemals Jerusalem, indem sie das kostbare Naß einer nahen Quelle aufspeicherten, mit Wasser versorgten und zugleich die nächste Umgegend derart befruchteten, daß eine üppige, im „Prediger Salomonis" erwähnte Oase entstand. Heutzutage ist dieses aus so früher Zeit stammende Wasserreservoir leer und auch die Oase längst verschwunden. Eine Stunde später rollen wir aus der dürren Hochsteppe unvermuthet in einen geräumigen Thalkessel hinein, der im überraschendsten und herzerquickendsten Gegensatz zu jener Region voll Oede ein wahrer Paradiesesgarten ist mit der Masse seiner grünen Fruchtbäume, der Reben und Mandeln, der Aprikosenbäume und Feigenbüsche. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir das „Thal Eskol", zu deutsch das Traubenthal, vor uns, aus welchem einst die von Moses ausgesandten Kundschafter die bekannte Riesentraube brachten, eine Geschichte, die mit Unrecht oft bespöttelt wurde, denn auch heute noch gedeihen in jenem fernen kleinen Eden Weintrauben von solch enormem Umfang, daß man sie behufs des Transportes an einen Stock hängt, der dann auf die Schultern zweier Träger gelegt wird, weniger weil ein Mann sie nicht allein tragen könnte, als damit die zarte Last unbeschädigt an Ort und Stelle gelange. Inmitten dieser grünenden und blühenden Insel liegt nun mit seinen kleinen, weißen Häuserchen das genannte Städtchen Hebron. An seinem Ende erhebt sich ein altes, stattliches Gebäude mit zwei schlanken Thürmen, das nach der Ueberlieferung über der in der Bibel beschriebenen Familien-Felsen-Gruft des ersten und größten der Erzväter steht. Vordem eine christliche Kirche, ist es zur Zeit eine Moschee, denn bekanntlich sehen auch die Araber den Erzvater Abraham als ihren Stammherrn an. Die alte Grabkapelle spielt infolgedessen sogar die Rolle eines der größten Heiligthümer des Islam und deshalb gelang es bis jetzt auch nur dem Prinzen von Wales und dem verewigten Kaiser Friedrich, dort, gestützt auf einen ausdrücklichen Befehl des Sultans, sich Einlaß zu erzwingen. Wir einfachen Sterblichen dürfen, zumal bei dem ganz besonders heftigen Fanatismus, der den Einwohnern von Hebron eigen ist, nicht einmal an einen Versuch dazu denken, sondern müssen uns damit begnügen, eine alte, knorrige Eiche aufzusuchen, die vor der Stadt bei einer sprudelnden Quelle steht. Sie gilt als der letzte Rest des „Haines Mamre", in welchem Abraham's Hütte ihre Stelle hatte. Von hier rollen wir darauf rasch bis zum Grabe der Rahel zurück, um nun in den letzten Abschnitt der Straße nach Bethlehem einzubiegen. Bald taucht das letztere vor uns auf, ein zwar nicht gerade schöner, indeß doch auch nicht ganz reizloser Anblick. Ein sanfter Hang ist mittelst Terrassenanlagen, wie solche in Palästina einst eine so große Rolle spielten, in eine Anzahl Stufen zerlegt, auf welchen allerhand südliche Gewächse, namentlich Reben, Feigen und der Liebling der Kleinen, der Johannisbrodbaum, gedeihen — nach der entsetzlichen Kahlheit des Bodens, die uns von Jerusalem ab begleitete, eine wohlthuende Wahrnehmung. Auf dem breiten Scheitel des derart geschmückten Hügels breitet sich nun aus oder richtiger drängt sich nach morgenländischer Art zusammen die Masse der Häuser des gefeierten Geburtsortes des Heilandes, die, wie fast überall im Orient, nur dach- und fensterlose Steinkasten sind, so daß man von Weitem mehr an einen Steinbruch mit ungeheuren Quadern denn an eine menschliche Niederlassung erinnert wird. Auch das Innere des Städtchens vermag zunächst nicht sonderlich anzumuthen. Wir gelangen wieder, wie in Jaffa, in ein Gewirr enger, krummer und halbdunkler Gassen und Gäßchen hinein, die in diesem Falle noch mehr den Eindruck von unterirdischen Gängen machen, weil sie, statt mit leichterem Material, wie dort, überdacht zu sein, von schweren Schwibbögen überwölbt werden, ähnlich der bekannten „Marterstraße" in Jerusalem, durch die der Herr nach Golgatha hinaufschritt. Erst wenn wir das Städtchen fast durchwandert haben, wird es lichter und freier um uns. Wir gelangen auf einen weiten Platz, den nahezu ringsum kleine Verkaufsläden mit „Andenken an Bethlehem" einschließen. Da sieht man tellerartige große Schalen von Perlmutter, auf welche die ganze Heilsgeschichte nach alten Bildern eingeschnitzt ist, ferner prachtvolle Pilgerkreuze zum Umhängen aus dem gleichen Material oder aus Olivenholz, aus Asphalt vom Todten Meer u. dergl., ferner Rosenkränze u. s. w., Sächelchen, die theilweise wirklich Kunstwerth haben. Sie werden von den übrigens auch durch ihre Schönheit berühmten Weibern Bethlehems verfertigt, während die Männer mit den fertigen Erzeugnissen im ganzen Orient hausiren. Der weite Platz ist übrigens noch deshalb wichtig, weil ihn zur Weihnachtszeit die Tausende von Gläubigen erfüllen, die dann an der großen Weihnachtsprozession theilnehmen und in ihrer Begeisterung Lobgesänge zum Preise des Fleischgewordenen anstimmen, daß es weithin in die Lande schallt. Erhebt sich doch auch am Ende dieses mächtigen Marktplatzes die Geburts- oder Marienkirche, jenes Heiligthum, das nur noch in der Grabeskirche Jerusalems ein Seitenstück besitzt. Allerdings von Außen macht auch dieses in seinen ältesten Theilen wohl noch aus der Zeit Konstantin's des Großen stammende Gotteshaus, gleich jenem in Jerusalem, keinen angenehmen Eindruck. Es stellt dem Beschauer nichts als eine gewaltige, kahle Giebelwand entgegen, in welcher nur ein ganz schmuckloses niedriges Pförtchen den Eingang vermittelt. Sind wir aber durch letzteres hindurchgeschritten, so werden wir alsbald aufs Angenehmste enttäuscht sein. Wir stehen dann in einer mächtigen Halle, in welcher nicht weniger als 22 kolossale Monolithe von Marmor, ähnlich wie in der bekannten herrlichen Bonifaciusbasilika in München, das hohe offene Dach mit seinem zierlichen Balken-Gitterwerk tragen. Weiteren Schmuck weist der großartige Raum kaum auf. Erst wenn wir hinter der Schutzwand, die ihn gegen Osten abschließt, auf den eigentlichen Altarplatz gekommen sind, strahlen uns plötzlich hunderte von Lichtern aus goldenen und silbernen Leuchtern entgegen. Doch das Allerheiligste, dem wir zustreben, finden wir auch hier noch nicht. Wir müssen unter die Erde hinunter. Auf Stufen steigen wir abwärts. Immer finsterer wird's um uns und stiller. Der Pilgergesang aus dem Schiff der Kirche schlägt nur noch wie dumpfer Geisterchor an unsere Ohren. Hin und her tappen wir wie in einem Labyrinth. Da trifft bei einer Biegung um eine Felsenkante mit einem Male wieder blendender Kerzenschimmer unser Auge. Wir treten ahnungsvoll in eine kleine Höhlung. An ihrer einen Seite dringt eine niedrige, enge Nische noch etwas tiefer in das rauhe Gestein ein. Diese ist wie ein Heiligenschrein verschließbar und zwar durch schwere, dunkelrothe Sammtportièren. Eine Guirlande der prächtigsten bunten Blumen schlingt sich drinnen rings um ihre Wände, goldfunkelnde Ampeln hängen von der Decke nieder, eine dicht neben der anderen.

Wir sind am Ziel, eine Stimme in unserer Brust sagt es uns, auch wenn wir nicht das leise Beten und Schluchzen der neben uns auf die Knie gesunkenen Pilger vernähmen und nicht um einen silbernen Stern am Boden herum die wenigen und doch so inhaltschweren Worte läsen „hic de virgine Maria Jesus Christus natus est“. Ja, eine Ueberlieferung, die bis ins 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreicht und darum gewiß eine große Glaubwürdigkeit besitzt, verlegt in diese Felsengrotte das Weihnachtswunder, was mit dem Bericht des Evangeliums, das von einem Stalle spricht, gewiß auch deswegen ganz wohl vereinbar ist, weil Felsenhöhlen im holzarmen Paläftina zu jeder Zeit zur Unterbringung des Viehs benutzt wurden. — Von einer Weihnachtsfreude erfüllt, stärker, als wir sie je zu Hause unter dem Christbaum empfanden, kehren wir wieder ans Tageslicht zurück. Aber wie könnten wir die Gegend verlassen, ohne den Ort der Hirten gesehen zu haben, die nun einmal unzertrennlich zur großen Weihnachtsgeschichte gehören. In einem halben Stündchen gelangen wir in nächtlicher Wanderung dahin. Mitten in der traurigen Steppe steht, von einer Schutzmauer umschlossen, ein kleiner Hain uralter, knorriger Oliven. In seiner Mitte wiederum eine einfache, jetzt zu einem Kirchlein umgewandelte Felshöhle. Hier wohnten sie, die ersten Weihnachtsgäste und Weihnachtsboten, hier hüteten sie des Nachts ihre Heerde, hier umleuchtete sie die Klarheit des Herrn. Auch wir stehen anbetungsvoll. Rings ist Alles so still, so feierlich; leise rauscht's in den Wipfeln der ehrwürdigen Oelbäume und dabei wird es wie Engelsgruß in uns lebendig: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Bücherbesprechungen.

— Piet Uijs. Leiden und Kämpfe der Ansiedler in Natal. Eine Erzählung von C. W. H. van der Post. Ins Deutsche übertragen von W. Helmbold. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter), 1900 [statt 1899]. XI, 215 S.; 8°. Preis: 3 ℳ — Das Original der vorliegenden, fast „historisch“ zu nennenden Erzählung stammt von einem Oranjefreistaatler, der in Fauresmith seinen Wohnsitz hat, und ist im Jahre 1897, 60 Jahre nach dem großen Trek der Capboeren nach Natal, veröffentlicht worden. Just zur rechten Zeit erscheint nun diese sorgfältig angefertigte Uebersetzung. Ich glaube, ich brauche sie blos anzuzeigen: Käufer werden sich auch ohne Darlegung des Inhalts ganz von selber einstellen. Das mit 50 Bildern geschmückte Buch verdient reichlichsten Absatz.

„Kennt ihr den Staat, wo schlicht und treu
das Recht wohnt und Recht bleibt,
und den voll Neid der brit'sche Leu
zum Todeskampfe treibt?
Auf, Boeren! Gut ist euer Streben,
und gut trifft euer Blei;
mag Gott euch seinen Segen geben,
dann macht der Krieg euch frei.
Lobt Gott den Herrn!
Lobt Gott den Herrn!
Lobt Gott den Herrn, er macht euch frei!“

Ht.

— Deutsch-evangelisches Jahrbuch für 1900, herausgegeben im Auftrage der freien kirchlich-socialen Conferenz von Pfarrer Lic. Weber. 2. Jahrgang. Berlin 1899, Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Geb. 3 ℳ — Dieses Jahrbuch bietet auch Denjenigen, die den Kreisen der freien kirchlich-socialen Conferenz fernstehen, eine Menge interessanten Stoffes. Daß die socialen Themata überwiegen, ist begreiflich. Geheimrath Dunker entwirft im ersten Artikel „Zum 100jährigen Geburtstag Victor Aimé Huber's“ (geb. 10. März 1800) ein fesselndes Bild des Lebens und Strebens des bekannten christlichen Socialreformers. „Gewerkschaftsbewegung und Christenthum“ behandelt Diaconus Reichmann-Zerbst. Er weist der Kirche die Aufgabe zu, „die christlichen Wege der Neubildung des 4. Standes zu zeigen“ und „den besonnenen Geist praktischen lebendigen Christenthums hineinzufüllen in die Gewerkschaftsbewegung“. Der Staat soll diesen Versuchen seine schützende oder direct helfende Macht leihen und die Bildung von Arbeitercorporationen, Gewerkschaften u. Ac. fördern. Interessant war mir besonders die Schilderung von allerhand Arbeitergenossenschaften im christlichen Geist, in denen Verfasser einen Beweis für die Möglichkeit der Christianisirung unseres Volkslebens erblickt. — Hinein ins feindliche Lager führen uns E. Böhme: „Die materialistische Geschichtsauffassung der Socialdemokratie in Bernstein's Beleuchtung“ und Müsebeck: „Der Begriff der Sünde in der Socialdemokratie“. Vor Allem der erste Aufsatz ist ein werthvoller Beitrag zum Verständniß der „Mauserung“ der Socialdemokratie; man kann dem Verfasser zustimmen: wenn die Bernstein'sche Betonung der sittlichen Factoren und die Abwendung vom materialistischen Marxismus in der Arbeiterwelt weiter um sich greift, dann ist zu hoffen, daß der 4. Stand wieder gewonnen werden kann für positive Mitarbeit für das kirchliche und staatliche Wohl. Weniger scharf scheint mir Müsebeck das Problem angefaßt zu haben. Zwei scheinbar entgegengesetzte Wege zur Weckung christlichen Geistes zeigen Stöcker in dem Aufsatz: „Die Volksseele“ und Hützen: „Schriftgedanken über christliche Gemeinschaft“. So gern man sich durch die schlagenden Gründe des Ersteren überzeugen läßt, daß wir von einer Volksseele reden dürfen und daß die geistige Einwirkung auf das Ganze des Volkes (nicht blos auf den Einzelnen) ihr Recht hat, so zögernd folgen wir Hützen's Ausführungen. Er thut manchen Schriftstellen Gewalt an, um sie als Zeugen dafür verwenden zu können, daß „der Gemeinschaftsgedanke einer der Hauptgedanken Gottes sei“. Anzuerkennen ist die Nüchternheit und der Ernst, mit denen er den Auswüchsen der Gemeinschaftsbewegung entgegentritt. — „Die notorische Unkirchlichkeit der Schüler der hohen Schulen“ bespricht Dammann-Eisenach im Anschluß an die Thesen der Conferenz evangelischer Religionslehrer in Eisenach. Treffliches Material zur Kritik des Nietzscheanismus bietet Bowinkel; er hat sich die Aufgabe gestellt, „die psychologische Grundlage von Nietzsche's Philosophie“ zu entwickeln. — Einen eigenartigen Beitrag zur Kritik der modernen Frauenbewegung bringt R. Seeberg in dem Essai „Ueber das Reden der Frauen in den apostolischen Gemeinden“, besonders im Anschluß an 1. Cor. 11 und 14. — Die kirchenpolitischen Ziele der Conferenz will P. Baumann-Zarnekow durch die Autorität der Reformatoren stützen; diesem Zweck dient der halb geschichtliche, halb polemische Aufsatz: „Staat und Kirche nach den Grundsätzen der Wittenberger Reformatoren im Lichte der Entwickelung der pommerschen Kirchenordnung von 1534 und 1564“. — Der Anhang enthält eine apologetische Rundschau über das Jahr 1898, eine literarische Rundschau und zum Schluß die Richtlinien für die freie kirchlich-sociale Conferenz. Es würde zu weit führen, Einzelkritik zu üben; reichhaltig ist das Buch. Vor Allem wird es vielbeschäftigten Geistlichen, die um ein Vortrags- oder Discussionsthema verlegen sind, Anregung und Stoff genug bieten. Im Verhältniß zum Dargebotenen ist der Preis sehr gering. Nur ein Desiderium möchte ich für kommende Jahrgänge hinzufügen: so geschmackvoll der Einband ist, mich hat der ungleichmäßige Druck gestört, der auch nicht ganz frei von Fehlern ist.

J. N.

— Forst- und Jagd-Kalender 1900. II. Theil. 28. Jahrg. von Dr. M. Neumeister und E. Behm. Berlin bei Julius Springer. Preis 3 ℳ Für Besitzer des I. Theils 2 ℳ — Wie immer enthält dieser II. Theil des genugsam bekannten Forst- und Jagd-Kalenders die statistische Uebersicht der Forsten Deutschlands und den Personalstand der deutschen Forstverwaltungen auf Grund amtlicher Mittheilungen und außerdem Nachrichten über die forstlichen Unterrichts-Anstalten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, über Forstvereine und Statistik der österr. Staats- und Fonds-Forsten, sowie Waldfläche der Schweiz und Personalstand der schweizerischen Forstbeamten. Ein Register zum Personalstand ist auch in dem Kalender enthalten, welcher das Personen- und Orts-Verzeichniß enthält. Im Vorwort machen die Herausgeber darauf aufmerksam, daß sie leider dem vielfach geäußerten Wunsch, ein Verzeichniß der Postanstalten dem Ortsverzeichniß anzufügen, nicht entsprechen konnten, da die Handlichkeit des Kalenders sonst gelitten haben würde. Einer besonderen Empfehlung bedarf dieser allseitig bekannte und für grüne Farbe unentbehrliche Kalender nicht.

—o—

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 151. Donnerstag, den 28. December, Abends. 1899.

Die Trauer- und Klagelieder in der hebräischen Poesie.

Von Aug. Wünsche.

Zu den schönsten Perlen der hebräischen Poesie gehören die Trauer- und Klagelieder. Es sind Ausbrüche innigen und tiefen Schmerzes über hereingebrochenes Unglück im Hause oder Lande. Der Tod geliebter Angehöriger und Freunde, Niederlagen, Verwüstungen und Zerstörungen blühender Städte und Landschaften durch übermüthige Feinde, Fortschleppung in die Gefangenschaft und Wohnen im fremden Lande, das sind die gewöhnlichen Gegenstände der Trauer- und Klageoden. Auch verhängnißvolle Landescalamitäten, wie Heuschreckenverheerungen, Dürre und Hungersnoth, werden nicht selten Veranlassungen zum Anstimmen von Klageliedern. Bisweilen erweckt sogar fremdes Unglück, z. B. wenn blühende heidnische Völker und Städte wegen ihres Hochmuthes plötzlich zum Sturze kommen, dermaßen das Mitgefühl mancher Propheten, daß sie laut ihr Klagelied erheben und mit zerrissenem Herzen das göttliche Strafgericht schildern.

Die erste Klage tritt uns in der alttestamentlichen Geschichtsschreibung aus dem Munde Kain's entgegen. Als ihn der Ewige wegen des Brudermordes zur Rechenschaft gezogen und den Fluch über ihn und den Acker, der Abel's Blut getrunken, ausgesprochen hat, da überfällt ihn Angst und Todesfurcht. Er sieht sich von den Furien des Gewissens verfolgt und ist seines Lebens nirgends mehr sicher. Niedergedrückt von der Macht des Schuldbewußtseins stößt er den Schmerzensschrei aus: 1. Mos. 4, 13. 14: „Meine Schuld ist zu groß, als daß ich sie tragen könnte. Siehe, du treibst mich hinweg heute von dem Antlitz des Ackerlandes und vor deinem Angesichte muß ich mich verbergen und bin geworden unstät und flüchtig auf Erden und Jeder, der mich antrifft, wird mich erschlagen." Es ist der Ausdruck der inneren Verzweiflung, der aus diesen Worten spricht; der frühere Trotz des Brudermörders ist in sein Gegentheil umgeschlagen. Ganz anders als dieser Angstschrei der Verzweiflung wirkt auf Herz und Gemüth der Schmerzensruf des Erzvaters Jakob. Als diesem von seinen Söhnen ein mit Blut getränkter Rock gezeigt wurde, und er ihn als den seines Lieblingssohnes Joseph erkannte, da zerriß er seine Kleider und sprach: „Es ist der Rock meines Sohnes! Ein reißendes Thier hat ihn gefressen! Ja, ja, zerrissen ist Joseph!" Und ob ihn auch seine Söhne und Töchter zu trösten versuchten, so will er sich nicht trösten lassen, sondern ruft: „Trauernd werde ich zu meinem Sohne hinabsteigen in die Unterwelt!" Das ist die Sprache wahrer und reiner menschlicher Trauer. So klagt ein Vater, dem der Tod das Liebste und Theuerste, was er besessen, plötzlich entrissen hat. Er mag nicht mehr leben, die Welt hat keinen Reiz mehr für ihn, hinabsteigen will er in das Reich der Todesnacht, in die Unterwelt zu seinem Sohne. Der innern tiefgehenden Trauerstimmung des Erzvaters entsprach auch seine äußere Erscheinung. Es heißt von ihm: „Er legte ein härenes Gewand um seine Hüften und trauerte um seinen Sohn und beweinte ihn lange Zeit" (1. Mos. 37, 33—35). Wie Jakob wurde auch David, als er den Tod seines Sohnes Absalom erfuhr, obwohl dieser ihn vom Thron zu stoßen und die Herrschaft an sich zu bringen versucht hatte, von großer Trauer ergriffen. Sein Herz erbebte und er ging in das Obergemach im Thore hinauf und weinte. Im Gehen aber rief er die Worte: „Mein Sohn Absalom! Mein Sohn, mein Sohn Absalom! o wäre doch ich statt deiner gestorben, Absalom, mein Sohn, mein Sohn!" (2. Sam. 19, 1). Ergreifend wirkt ferner die Trauer, die David über den unwürdigen Tod seines Feldobersten Abner an den Tag legte. Derselbe war von Joab und Abisai hinterlistig aus Blutrache ermordet worden, weil er ihren Bruder Asahel bei Gibeon im Kampfe getödtet hatte.*) Die gesammte Umgebung David's mußte auf seinen Befehl ihre Kleider zerreißen, sich mit härenen Gewändern umgürten und wehklagend vor der Leiche Abner's hergehen. Der König selbst folgte der Bahre, und als man ihn in Hebron begrub, weinte er laut auf. Später dichtete er auf ihn folgendes Klagelied (2. Sam. 3, 33):

> Mußte den Tod eines Gottlosen sterben Abner?
> Deine Hände waren nicht gebunden
> Und deine Füße waren nicht in Fesseln geschlagen —
> Wie man von Ruchlosen fällt bist du gefallen!

Das wehmüthigste und ergreifendste Klagelied in der alttestamentlichen Geschichtschreibung aber ist die Todtenklage David's um Saul und Jonathan, welche mit vielen tapferen Männern auf Gilboa's Höhen durch die Philister gefallen waren (2. Sam. 1, 19—27). Es ist eine Elegie in echt volksthümlichem Tone und ohne alle religiöse Beimischung. In historischer Beziehung ist das Gedicht von der größten Wichtigkeit, da hier das Verhältniß zwischen den beiden Königen ganz anders beleuchtet erscheint, als in der priesterlich gefärbten Volkssage. Nach dem Gedichte lebten Saul und David friedlich zusammen, ein inniges und herzliches Freundschaftsband verknüpfte Beide. David hat vor der Tapferkeit Saul's die größte Hochachtung, daher hebt er sie rühmend hervor. Auch zwischen Saul und Jonathan scheint es niemals zu ernsten, einschneidenden Differenzen gekommen zu sein. Wie sie einander im Leben liebten, trennten sie sich auch im Tode nicht. Das Volk scheint sich unter Saul's Regiment ganz glücklich befunden zu haben, der Wohlstand mehrte sich und machte sich auch nach Außen hin geltend. Uebrigens deutet das Gedicht mit keinem Worte an, daß Saul sich in der Verzweiflung und Angst selbst den Tod gegeben hat, vielmehr macht es sich wahrscheinlich, daß er wie seine drei Söhne in der offenen Feldschlacht gefallen ist. Die Freundschaft zwischen David und Jonathan ist sprichwörtlich geworden und wird in der Todtenklage ebenso gefeiert, wie im griechischen Heldengesange die zwischen Achill und Patroklos, Orest und Pylades, Theseus und Pirithous, Damon und Phintias, Perikles und Phidias, Sokrates und Alkibiades, Epaminondas und Pelopidas, Alexander und Hephästion. Es waren zwei gleichgestimmte Seelen, die einander schnell gefunden hatten und in Liebe und Treue mit einander verbunden blieben. Nach Tödtung des Philisters Goliath hatte Jonathan den David tief in sein Herz geschlossen und ihn lieb gewonnen wie sich selbst; in aufrichtiger Verehrung schenkte er ihm seinen Mantel und seinen Waffenrock. Ein Anderer würde auf die jugendliche, feurige Heldenthat des einfachen Hirtenjünglings eifersüchtig geworden sein, doch eine solche niedrige Gesinnung kam nie in Jonathan's Herz (vergl. 1. Sam. 18, 3. 4). Bei seinem Vater vertrat Jonathan stets seinen Freund, er nahm sogar Dinge auf seinen Kopf, für die Jener hätte zur Verantwortung gezogen werden müssen. Ja er ließ sich vom Vater beschimpfen und einen Niederträchtigen nennen, weil er nicht um den Thron sich bemühte. Als es später bei Saul beschlossene Sache war, den David ums Leben zu bringen, verhilft Jonathan ihm zur Flucht und besiegelt unter freiem Himmel sein Freundschaftsbündniß mit ihm unter Kuß und Thränen (das. 20, 41). Bei einer anderen drohenden Gefahr redet er ihm zu und spricht: „Fürchte dich nicht, denn mein Vater Saul wird dich nicht in

---

*) Vielleicht erfolgte die Ermordung auch aus dem Grunde, weil Joab eifersüchtig auf Abner war, da er sich nach seiner Verfeindung mit Isboseth auf die Seite David's geschlagen hatte.

seine Gewalt bekommen, sondern du wirst König über Israel werden, und ich werde der Zweite nach dir sein" (das. 23, 16). „Heroische Freundschaft!" ruft Herder (Vom Geiste der hebr. Poesie II. S. 287): „Er opfert seinem Geliebten den Thron auf, um als Freund der Nächste um ihn zu bleiben! Nur poetische Zeiten und seltene, wie Jonathan's, Seelen sind eines solchen Bundes der Liebe und Treue fähig. Als Jonathan starb und seinem Freunde den Thron ließ, was konnte ihm dieser für Alles, was er ihm erwiesen hatte, geben, als — eine Elegie auf sein Grab: eine Elegie, in der, so schön sie ist, Saul's und Jonathan's Andenken so vereint leben, als ob sie Beide gleiches Recht auf sein Herz gehabt hätten!" Die strophisch gegliederte Todtenklage wird ein unvergeßliches Denkmal eines innigen, aufrichtigen und idealen Freundschaftsbundes für alle Zeiten bleiben.

Die Zierde Israels, auf deinen Höhen ist sie erschlagen.
Wie sind gefallen die Helden!
Meldet es nicht in Gath,
Verkündet es nicht in den Gassen von Askalon,
Daß sich nicht freuen die Töchter der Philister.
Daß nicht frohlocken die Töchter der Unbeschnittenen!

Ihr Berge von Gilboa,
Nicht Thau und nicht Regen falle auf euch,
Ihr Truggefilde!
Denn dort ward geworfen der Schild der Helden,
Der Schild Saul's, als wäre er nicht gesalbt mit Oel

Vom Blute der Erschlagenen,
Vom Fette der Helden
Wich Jonathan's Bogen nicht zurück,
Und Saul's Schwert kehrte nicht leer zurück.

Saul und Jonathan,
Geliebt und hold in ihrem Leben,
Auch in ihrem Tode haben sie sich nicht getrennt;
Sie, die schneller waren als Adler,
Stärker als Löwen.

Ihr Töchter Israels,
Weinet um Saul,
Der euch kleidete mit Purpur in Wonnen,
Der da brachte goldenen Schmuck auf euer Gewand!

Wie sind gefallen die Helden inmitten des Kampfes,
Jonathan auf deinen Höhen erschlagen!
Weh' ist mir um dich, mein Bruder Jonathan,
Du warst mir sehr hold!
Wunderbarer war deine Liebe mir als Frauenliebe.

Wie sind gefallen die Helden,
Und vernichtet sind die Geräthe des Kampfes!

Zu den Klageliedern rechnen wir auch die in verschiedenen Psalmen sich findenden Schmerzensrufe schwer Verfolgter und von tiefer Noth Gebeugter. So hören wir beispielsweise im 41. Psalm die Klage eines schwer Kranken, der von schadenfrohen, falschen Feinden umgeben ist. Dem Schwerheimgesuchten verursacht weniger sein körperliches Leiden tiefes Weh, als vielmehr das heimtückische, boshafte und niederträchtige Treiben seiner Hasser, mit denen sogar sein Freund, der sein Vertrauen besaß, im Bunde steht. Wehrlos ist er ihren Verleumdungen preisgegeben, sie freuen sich auf seinen baldigen Tod und auf den Untergang seines Namens. Auch Die, welche ihn auf seinem Siechbette besuchen, meinen es nicht ehrlich mit ihm. Ins Angesicht heucheln sie ihm zwar Freundlichkeit und Theilnahme, kaum aber haben sie den Rücken gewendet, so sprechen sie lieblos und verächtlich von ihm und stellen sein Leiden als eine Folge seiner Sündhaftigkeit hin. Doch der Dichter setzt sein Vertrauen auf Gott und ist seiner Hilfe gewiß. Er sieht mit Zuversicht der Zeit entgegen, wo er der feindseligen heuchlerischen Rotte vergelten kann. Einen ähnlichen nur noch viel dringlicheren Klageruf erhebt der Dichter des 69. Psalms. Er sieht sich ebenfalls von rachsüchtigen Feinden umgeben, die ihm mit mörderischer Erbitterung nachgestellt und ihn in die tiefste Bedrängniß gebracht haben, so daß er im Schlamme der Tiefe haltlos zu versinken oder im Wassergrabe von den Wellen verschlungen zu werden droht. Wenn er sich auch von Thorheit und Sünde nicht frei weiß, so hat er doch solche Feindseligkeiten nicht verdient. Denn was hat er gethan? Er hat sein Leben für die Sache Gottes eingesetzt, er hat geeifert für sein Haus, und das wird ihm als Verbrechen angerechnet, dafür trifft ihn der tödtliche Haß der zahlreichen Gegner. Sie scheuen sich sogar nicht, ihn des gemeinen Raubes zu beschuldigen. Angesichts solcher Thatsachen regt sich der gerechte Zorn im Innern des Dichters, und er bricht in furchtbare Verwünschungen gegen die Mordgesellen aus. Ihr eigener Tisch soll ihnen zum Fallstrick werden, ihre Augen sollen erblinden, ihre Lenden sollen schlottern, ihr Haus soll veröden, schließlich sollen sie ausgelöscht werden aus dem Buche des Lebens. Der Dichter hofft zum Schlusse, daß, wenn Gott die Strafen über die Feinde verhängt, dies allen Denen, die mit ihm leiden, zum Troste gereichen werde. Uebrigens wird Gott Zion helfen und die Städte Judas wieder aufbauen und die Frommen werden sie in Besitz nehmen. Gedankeninhalt, Stil und Sprachcolorit dieses Psalms weisen auf Jeremia hin, daher hat schon Hitzig mit Recht ihm die Verfasserschaft zugeschrieben. Vielleicht aber gehört er sogar der nachexilischen Zeit an. Dichterisch betrachtet enthält der Psalm große Schönheiten. Die längeren und kürzeren Rhythmen verrathen die seelische Erregtheit und Leidenschaft. Das ganze Lied ist wie aus einem Gusse.

Hilf mir, o Gott, denn die Wasser dringen mir an's Leben!
Ich versinke in den Schlamm der Tiefe ohne Standort,
Ich gerathe in Wassertiefen und die Fluth überströmt mich.
Ermüdet bin ich durch mein Rufen, ausgedörrt ist meine Kehle,
Es verschmachten meine Augen im Harren auf meinen Gott.
Mehr sind als die Haare meines Hauptes, die mich grundlos hassen,
Stärker, die mich vernichten möchten, umsonst mir feind sind.
Was ich nicht geraubt habe, soll ich zurückerstatten.
Gott, du kennst meine Thorheit, und meine Verschuldungen sind vor dir nicht verhohlen.
Laß an mir nicht zu Schanden werden, die auf dich harren,
Herr, Ewiger der Heerschaaren!
Laß an mir nicht beschämt werden, die dich suchen, Gott Israels!
Denn um deinetwillen trage ich Schmach,
Bedeckt Schande mein Angesicht.
Fremd geworden bin ich meinen Brüdern,
Und ein Fremder den Söhnen meiner Mutter.
Denn der Eifer um dein Haus hat mich verzehrt,
Und die Schmähungen deiner Schmäher sind gefallen auf mich.
Da weinte ich, in Fasten befand sich meine Seele,
Und das wurde mir zur Schmach.
Und ich machte zu meinem Gewande Sack
Und ward ihnen zum Sprichwort.
Es schwatzen über mich, die am Thore sitzen,
Und die Saitenspiele der Würzweintrinker.
Du kennst meine Schmach und meine Schande und meine Beschimpfung.
Dir gegenwärtig sind alle meine Dränger.
Die Schmach bricht mein Herz, ich bin krank,
Ich harre auf Mitleid, aber es ist keins,
Und auf Tröster, aber nicht finde ich sie.
Sie gaben mir zur Speise Galle
Und für meinen Durst tränkten sie mich mit Essig.*)
So werde auch ihr Tisch vor ihnen zur Schlinge,
Und den Freunden zum Fallstrick.
Verfinstern müssen sich ihre Augen, daß sie nicht sehen
Und ihre Hüften laß beständig wanken.
Schütte über sie aus deinen Grimm,
Und deines Zornes Gluth erreiche sie.
Möge ihr Weiler sein verwüstet,
In ihren Zelten sei kein Bewohner.
Denn Den, welchen du geschlagen, verfolgen sie,
Vom Schmerz deiner Durchbohrten erzählen sie.
Lege Verschuldung zu ihrer Verschuldung,
Daß sie nicht kommen in deine Gerechtigkeit.
Sie sollen ausgewischt werden aus dem Buche des Lebens
Und mit dem Gerechten sollen sie nicht aufgeschrieben werden.
Ich aber bin gebeugt und schmerzbehaftet,
Deine Hilfe, o Gott, wird mich erhöhen.
Rühmen will ich den Namen Gottes im Gesang.
Und ihn erheben mit Danken.

Besonders stimmen die Propheten schmerzliche Wehklagen an, wenn das Volk in seiner Verblendung politisches Unglück heraufbeschwört und seinen nationalen Fortbestand gefährdet. So klagt Micha, Cap. 1, 8—15, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß das göttliche Strafgericht bei Samaria nicht stehen bleiben, sondern auch über Juda hereinbrechen werde. Wehklagen und heulen will er, beraubt und nackt einhergehen, gleich den Schakalen will er ein Wehklagen anstimmen und ein Jammern gleich den Straußen. Zum Schlusse fordert er auch Zion zu tiefer Trauer auf. In Cap. 7, 1—6 wieder erhebt der Prophet bittere Klage über die tiefe Verderbniß des Volkes. Es geht ihm durch Mark und Bein, daß die Frommen und Redlichen geschwunden, aus der Gemeinde verschwunden sind und alle auf der Lauer nach Bluttaten liegen und Einer dem Andern mit dem Netze nachstellt. Eine sehr elegisch gestimmte Natur war Jeremia. Die furchtbaren politischen Geschicke, die während seines Lebens über sein Volk hereinbrachen, die Zerstörung der heiligen Stadt, die Verbrennung des Tempels, die Wegführung der Besten und

*) Vergl. Ps. 69, 21 u. 22.

Edelsten in die Gefangenschaft, das Alles erfüllte ihn mit namenlosem Schmerz, dem er in zahlreichen Klagen einen Mark und Bein erschütternden, poetischen Ausdruck gegeben hat. Es schneidet ihm tief ins Herz, daß alle seine Bemühungen, sein Volk zu retten, fruchtlos bleiben. Angst und Entsetzen erfüllen ihn, als die feindlichen Schaaren von Norden her mit Kriegsgeschrei und Trompetenklang nach Juda hereinbrachen, und er ruft aus Cap. 4, 19. 20:

Meine Eingeweide, meine Eingeweide!
Winden möchte ich mich vor Schmerz!
Die Wände (Kammern) meines Herzens!
Es tobt mir mein Herz!
Ich kann nicht schweigen!
Denn den Trompetenschall hörst du, meine Seele,
Das Geschrei des Krieges.
Zerstörung über Zerstörung wird ausgerufen
Denn verwüstet ist das ganze Land;
Plötzlich sind verwüstet meine Zelte,
Im Augenblick meine Zeltdecken.

An einer anderen Stelle (Cap. 8, 18. 21—23) klagt er:

O wie könnte ich heiter sein bei meinem Kummer?
Mein Herz in mir ist krank.
Ist kein Balsam in Gilead?
Oder ist kein Arzt mehr da?
Warum wird nicht aufgelegt ein Verband der Tochter meines Volkes? —
O wäre mein Haupt Wasser und mein Auge ein Thränenquell,
Daß ich beweinte Tag und Tag die Erschlagenen der Tochter meines Volkes!

In der Wüste möchte der Prophet seine Herberge aufschlagen, weit weg von dem treulosen und sittlich entarteten Geschlechte (Cap. 9, 1):

O hätte ich doch in der Wüste eine Herberge der Wanderer,
So wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen gehen,
Denn sie sind insgesammt Ehebrecher.
Eine Rotte von Treulosen.

Aufs Eindringlichste ermahnt er seine Mitbürger, seinen Warnungsruf nicht geringschätzig an ihrem Ohre vorübergehen zu lassen; wenn sie es dennoch thun, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als über ihre Verblendung im Stillen zu weinen (Cap. 13, 15. 17):

So höret doch und merkt auf! Seid nicht hochmüthig!
Denn der Ewige hat geredet.
Wenn ihr aber nicht darauf höret,
So wird meine Seele im Verborgenen weinen, wegen des Hochmuths,
Und thränen wird, in Thränen strömen mein Auge,
Weil in die Gefangenschaft geführt wird die Heerde des Ewigen.

Nachdem das mächtige babylonische Weltreich dem jüdischen Staate ein Ende gemacht hatte, schütten einige Dichter all ihren Schmerz und Jammer in den sogenannten Klageliedern aus. Nicht nur, daß die einzelnen Elegien ein erschütterndes Bild von den namenlosen Drangsalen und Qualen der Bevölkerung bei der Belagerung der Stadt, von dem wüthenden Hunger und von den Greueln der Verwüstung entrollen, sie zeigen auch, wie die Dichter mit dem unglücklichen Volke mitleiden, wie tiefe Trauer ihre Seele über all' den Jammer empfindet. Obgleich sie sich sagen müssen, daß das Volk das Unheil durch seine eigene Schuld heraufbeschworen hat, so blutet doch ihr Herz bei dem furchtbaren Elend, sie können das Entsetzliche kaum fassen und aussprechen.

Wenn auch die Schmerzensklagen des classischen Alterthums, vor Allem die der Griechen in Bezug auf Wahrheit und Tiefe der Empfindung und edlen Gedankenausdruck den hebräischen sich ebenbürtig zur Seite stellen lassen, in zwei Punkten jedoch unterscheiden sie sich von ihnen. Der Grieche wußte, daß er unter dem Einflusse des Schicksals, jener ehernen, unerbittlichen, dunklen Macht stand, die sich nicht beeinflussen und darum auch nicht abändern ließ. Daher äußerte sich der Schmerz in dumpfen Verzweiflungsausbrüchen, in hoffnungslosem Geächz und Gestöhn. Die Schmerzensrufe der Klagelieder dagegen tragen die Signatur der frommen und stillen Ergebung und demüthiger Unterwerfung unter Gottes heiligen und allweisen Willen, der Alles zum Besten lenkt. Der Hebräer verehrte einen Gott, der zwar Wunden schlägt, sie aber auch wieder heilt. Sodann betrachten die Klagelieder das hereingebrochene Unglück als die gerechte Strafe für begangenes Unrecht, für schwere Versündigung an Gott. Daher legt der Klagende in der Regel ein reumüthiges Sünden- und Schuldbekenntniß ab. In der antiken Elegie ist von einer derartigen charakteristischen Betrachtung des Unglücks nichts zu verspüren. Wer die Klagelieder mit Aufmerksamkeit liest, merkt es ihnen an, daß sie unter Thränen geschrieben sind. Jede Elegie bildet ein abgerundetes, künstlerisches Ganzes, in dem immer dieselben Grundgedanken wiederkehren, nämlich der unendliche Jammer über die Zerstörung der Stadt und die Wegführung ihrer Bewohner, die eigene Verschuldung und die Nothwendigkeit des traurigen Geschickes, sowie die Bitte um Rache an den übermüthigen Feinden und um die Rückkehr der Gefangenen. Der streng gemessene Rhythmus und das sorgfältige Ebenmaß im Gliederparallelismus weisen darauf hin, daß die Elegien von vornhein für den Gesang bestimmt waren. Als Gesänge figuriren sie auch in der Synagoge bis auf den heutigen Tag und üben eine ergreifende Wirkung aus. In poetischer Beziehung stehen die fünf Elegien nicht auf gleicher Stufe, die schwächste ist entschieden die letzte, sie ist sicher ein ziemlich spätes Product. Auch die dritte Elegie, die dadurch, daß derselbe Anfangsbuchstabe dreimal in den Hauptgliedern wiederkehrt, etwas Gekünsteltes und Spielendes hat, gehört sicher erst dem 3. Jahrhundert an. Die höchste dichterische Kraft zeigen die rein epischen und lyrischen Stellen in der ersten, zweiten und vierten Elegie, die sämmtlich bald nach der Zerstörung Jerusalems gedichtet worden sind. Wir heben für unsern Zweck nur die wichtigsten Strophen aus den Elegien heraus. Gleich die erste Elegie beginnt mit der Klage, daß die einst so volkreiche Stadt jetzt verlassen daliegt, die Bewohner in die Fremde verbannt sind und Niemand kommt, die altehrwürdige Veste Zion zu besuchen. Doch wegen seiner Sünde ist das Volk so hart bestraft worden.

1. Ach, wie sitzt so einsam da
Die volkreiche Stadt,
Sie ist wie eine Wittwe geworden,
Die groß war unter den Völkern;
Die Fürstin unter den Ländern
Ist zinsbar geworden.

2. Sie weint und weint in der Nacht
Und ihre Thräne ist auf ihrer Wange,
Sie hat keinen, der sie tröstet
Von allen ihren Freunden;
Alle ihre Freunde sind treulos,
Sie sind zu ihren Feinden geworden.

4. Die Wege Zions trauern,
Weil Niemand zum Feste kommt,
All ihre Thore sind verödet,
Ihre Priester seufzen,
Ihre Jungfrauen sind bekümmert,
Und ihr ist so weh.

20. Sieh' her, Ewiger, denn angst ist mir,
Meine Eingeweide glühen;
Umgewendet hat sich mein Herz in mir,
Weil ich so widerspenstig war.
Von außen verwaiste das Schwert,
Im Innern gleichsam der Tod.

Mit noch grelleren Farben schildern verschiedene Strophen der zweiten Elegie die Greuel der Verwüstung und die dumpfe Verzweiflung der Zurückgebliebenen.

10. Zur Erde sitzen und schweigen
Die Aeltesten der Tochter Zion,
Sie haben Asche gestreut auf ihr Haupt,
Sich umgürtet mit Sacktuch;
Es neigen ihr Haupt zur Erde
Die Jungfrauen Jerusalems.

11. Es schwinden dahin in Thränen meine Augen,
Meine Eingeweide glühen,
Hingegossen ist zur Erde meine Leber
Ob der Wunde der Tochter meines Volkes.
Da verschmachten Kind und Säugling
Auf den Straßen der Stadt.

12. Zu ihren Müttern sprechen sie:
Wo ist Korn und Wein?
Wenn sie verschmachten gleich Erschlagenen
Auf den Straßen der Stadt.
Wenn sie aushauchen ihre Seele
In den Schooß ihrer Mütter.

In der dritten Elegie schildert ein Dichter seine persönlichen Leiden und Verfolgungen und wie er im Gebet seine Zuflucht zu Gott genommen, aber kein Gehör gefunden habe. Trotzdem läßt er sein Vertrauen auf Gottes Hilfe nicht sinken, sondern fährt fort, zu hoffen. Weiß er doch, daß der Ewige nicht für immer verstößt, und wenn er betrübt, sich auch wieder nach seiner Gnade und Treue erbarmt. Wir heben auch aus dieser Elegie nur die tiefgehendsten Ausbrüche der Schmerzensklage heraus:

In Wasserströmen rinnet mein Auge
Ob des Bruches der Tochter meines Volkes.
Mein Auge ergießt sich und hat keine Ruhe,
Es hat keine Rast,
Bis herabschaut und dreinsieht
Der Ewige von den Himmeln.
Mein Auge thut meiner Seele wehe
Um alle Töchter meiner Stadt.

Gejagt haben mich wie einen Vogel
Meine Feinde ohne Grund,
Sie schlossen in die Grube mein Leben
Und warfen Steine auf mich.
Wasser strömte über mein Haupt,
Ich sprach: Ich bin verloren!

Ein herzzerreißendes Klagelied über den Untergang des Königshauses Juda und die Wegführung des Volkes in die Gefangenschaft lesen wir ferner beim Propheten Ezechiel Cap. 19, 1—14. Besonders sind es die drei Könige Joahas, Jojachin und Zedekia, deren tragisches Geschick er beklagt. Wie den Sängern der Klagelieder so preßt auch dem Sänger des 102. Psalms die Deportirung des Volkes die ergreifendsten Schmerzensseufzer aus. Aus tiefster Seele beklagt er den Sturz des Vaterlandes, das schwere Verhängniß wühlt in ihm wie Fiebergluth. Er gehört selbst mit zu den Exulanten, der mühsalvolle Weg in die Verbannung hat seine Kraft gebrochen. Er bringt die Nächte schlaflos zu in Aechzen und Stöhnen, denn er kommt sich in dem heimathlosen Lande vor wie ein Pelikan in der Wüste, oder wie ein Uhu in Trümmerstätten. Wenn auch noch nicht hochbetagt, merkt er doch, wie seine Tage zu Ende gehen. Dennoch hofft er zu Gott, daß er ihn am Leben erhalten und die Wiedererstehung seines Volkes schauen lassen werde. Obwohl der Psalm einen eigentlichen Fortschritt der Gedanken nicht aufzeigt, so drücken ihm doch der weiche, schmerzlich klagende Ton, die glühende Begeisterung für das heilige Land, sowie das unerschütterliche Gottvertrauen ein hohes dichterisches Gepräge auf.

Denn es schwinden in Rauch meine Tage
Und meine Gebeine sind wie eine Brandstätte durchglüht.
Geschlagen wie Kraut und vertrocknet ist mein Herz,
Denn ich vergesse zu essen mein Brod.
Vor der Stimme meines Aechzens klebt mein Gebein an meinem Fleische,
Ich gleiche dem Pelikan in der Wüste,
Ich bin wie der Uhu der Trümmer.
Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dache.
Den ganzen Tag schmähen mich meine Feinde,
Die wider mich toben, schwören bei mir.
Denn Asche esse ich wie Brod,
Und mein Getränk — mit Weinen mische ich es
Ob deines Grimms und deines Zorns,
Denn du hobst mich auf und warfst mich nieder.
Meine Tage sind wie ein gedehnter Schatten,
Und ich gleich dem Kraute vertrockne ich.

Der Dichter des 137. Psalms schildert die tiefe Trauerstimmung des Volkes Israel im Exil. Die alten das Lob Gottes verkündenden Nationalhymnen ertönten nicht mehr, denn alle Sangeslust und alle Sangesfreude war geschwunden. An den mit Bachweiden bepflanzten einsamen Ufern des Chaboras und Euläos hingen die Verbannten ihre Cithern auf und machten ihrem Schmerze um das verlorene Glück durch Weinen Luft. Stand doch die gegenwärtige Naturumgebung in gar zu grellem Contrast zu der herrlichen Heimath mit ihren waldreichen Höhen und fruchtbaren Thälern. Wie oft sie auch von ihren Zwingherren zum Vortragen von freudigen Nationalliedern aufgefordert wurden, fühlten sie sich doch nicht dazu aufgelegt. Der Midrasch zu den Psalmen erzählt, daß sich die Exulanten, um dem Verlangen der Großen Chaldäas nicht entsprechen zu müssen, die Daumen abbissen und dann ihre Hände zeigten und sprachen: Wie sollten wir singen? Wir sind verbunden, unsere Finger sind verstümmelt. Als Nebucadnezar das widerstrebende Verhalten der Israeliten erfuhr, ließ er, der Ueberlieferung nach, Haufen über Haufen erschlagen, trotzdem waren sie froh, vor den Götzen kein Lied angestimmt zu haben.

Der Psalm legt beredtes Zeugniß von der tiefen Wehmuthsstimmung des Volkes Israel in der Verbannung ab. Es giebt keine Freude in der Fremde, nur namenloser Schmerz und heiße Sehnsucht erfüllen das Herz. Die Elegie gehört zu den schönsten Blüthen der hebräischen Poesie. Ganz anderer Art sind die Schmerzensausbrüche über die Nichtigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und über die Aussichtslosigkeit einer Rückkehr aus dem Todtenreiche. Solche begegnen uns namentlich im Buche Hiob. Den großen Leidenshelden widert das Leben an und so läßt er zunächst in seiner ersten Antwort auf die Rede seines Freundes Eliphas in Cap. 7 seinen Unmuthsgefühlen freien Lauf und stimmt in der Bekümmerniß seiner Seele eine Elegie von erschütternder Wirkung an. Das menschliche Leben ist ein Soldatendienst, voller Mühsal und Ungemach. Hoffnungslos eilen seine Tage dahin, gleich dem Weberschiffchen, das in der Kette des Gewebes hin- und herfährt. Endlich kommt der Tod und mit ihm hat es ein Ende. Aus dem Schеôl giebt es keine Rückkehr zu einem neuen besseren Dasein. Ganz ähnlichen Inhalts ist Hiob's Trauerlied in seiner dritten Antwort auf Zophar's Rede, Cap. 14. Der Weibgeborene sproßt hervor und wird abgemäht wie eine Blume und flieht wie ein Schatten. Für den Baum giebt es noch Hoffnung, denn er verjüngt sich, wenn er umgehauen wird, und treibt Schößlinge und vom Dufte des Wassers Blüthen, das Geschick des Mannes aber ist aussichtslos. Zu dieser Gruppe von Klageliedern gehört auch die von Jesaia dem Könige Hiskia in den Mund gelegte Trauerode, als er von einer todbringenden Krankheit befallen wurde. Er jammert über das bittere Loos, daß sein Leben vor der Zeit abgeschnitten werden und er in die Thore des Todtenreiches eingehen soll, wo er den Ewigen nicht mehr schauen und keinen Menschen mehr erblicken werde. Doch nicht nur eigenes Unglück erfüllt die Dichter mit namenlosem Weh, auch das harte Schicksal fremder Mächte erregt ihre innige Antheilnahme und macht ihr Gemüth weich. So stimmt Jeremia ein erschütterndes Klagelied über Moab an, das sich wegen seines Stolzes und Hochmuthes den Untergang zugezogen hat. Die Feinde verwüsten seine blühenden Städte und führen die Bewohner sammt ihrem Gott Kamos gefangen hinweg (Cap. 48, 31–38).

Darum wehklage ich über Moab und über Moab schreie ich,
Ueber die Männer von Kir Heres seufzt man.
Mehr als man über Jaeser weinte, weine ich über dich, Weinstock Sibma's;
Deine Ranken schritten über das Meer, bis zum Meere Jaeser's reichten sie;
Ueber deine Obst- und deine Weinlese ist der Verwüster gefallen.
Weggenommen ist Freude und Jubel vom Fruchtgarten und vom Lande Moab,
Und den Wein aus den Kufen lasse ich verschwinden, nicht keltert man mehr.
Und das Jauchzen ist kein Jauchzen mehr.

In einem Orakel des Propheten Ezechiel finden sich zwei Klagelieder über den Sturz von Tyrus und seines Fürsten. Das erste, Cap. 27, 32—36, vergleicht die reiche und mächtige Metropole des Welthandels mit einem vom Oststurm zertrümmerten Schiffe, das mit allen seinen Herrlichkeiten in die Tiefe des Meeres sinkt. Alle Bewohner der Inseln mit ihren Königen, die mit der Stadt in Handelsverkehr gestanden, entsetzten sich über den Untergang, sie können das Schreckliche nicht fassen.

Wer ist wie Tyrus, die Vernichtete inmitten des Meeres!
Als deine Waaren dem Meere entstiegen, sättigtest du viele Völker;
Mit der Menge deiner Güter und Waaren bereichertest du Könige der Erde.
Jetzt bist du gescheitert von den Meeren weg.
In die Tiefen der Wasser sind deine Waaren und die ganze Gemeinde in dir gefallen;
Alle Bewohner der Eilande entsetzen sich über dich,
Und ihre Könige schaudern, starr sind ihre Angesichter.
Die Händler unter den Völkern zischen über dich,
Ein Schrecken bist du geworden und du erstehst ewig nicht mehr.

Das zweite Klagelied (Cap. 28, 12—19) beschreibt mit epischer Breite zunächst die Pracht und Herrlichkeit des Fürsten von Tyrus und schildert dann den jähen Sturz. Dem Fürsten erging es wie dem ersten Menschen. Er überhob sich in seinem Reichthum und in seiner Macht, die ihm die Fülle des Handels brachte, und verfiel in Selbstvergötterung. Dafür trifft ihn das göttliche Strafgericht. Er wird all' seiner Herrlichkeit entkleidet und nimmt ein schreckliches Ende, indem das von ihm gehäufte Unrecht zu einem verzehrenden Feuer wird, das ihn zu Asche verbrennt. Wir haben hier wieder den das ganze alte Testament, vor Allem die Prophetie durchziehenden Grundgedanken, daß der Mensch selbst die Schuld an seinem Unglücke trägt.

Es erhob sich dein Herz ob deiner Schönheit,
Du verdarbst deine Weisheit ob deines Glanzes,
Auf die Erde werfe ich dich, vor Königen gebe ich dich als Augenweide.
Ob der Menge deiner Verschuldungen in deinem ungerechten Handel hast du entweiht die Heiligthümer.
So lasse ich Feuer ausgehen aus deiner Mitte, daß es dich verzehre,
Und ich verwandle dich zu Asche auf die Erde vor den Augen Aller, die dich sehen.
Alle, die dich kennen unter den Völkern, entsetzen sich über dich
Ein Schrecken bist du geworden und du erstehst auf ewig nicht mehr

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Die Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung erscheint Dienstag, Donnerstag und Sonnabend und wird ausgegeben durch die Königliche Expedition der Leipziger Zeitung in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Wissenschaftliche Beilage
der
Leipziger Zeitung.

Die Wissenschaftliche Beilage für sich kann nur bei der Exped. der Leipziger Zeitung, für Leipzig mit 1 ℳ 25 ₰, für auswärts mit 1 ℳ 64 ₰ (einschl. Kreuzband-Porto) viertelj. bezogen werden. Einzelne Nrn. 5 ₰.

Redacteur: Dr. Julius Riffert in Leipzig.

№ 152. Sonnabend, den 30. December, Abends. 1899.

Neujahr und Jahrhundertwende.

Soweit christliche Völker die Erde bewohnen, zählt man jetzt allgemein die Jahre von Christi Geburt ab und betrachtet den 1. Januar als den Anfang des Jahres. Zu dieser Stellung ist der 1. Januar erst mit der Reformation des Kalenders durch Julius Cäsar gekommen, nach dem alten römischen Kalender begann das Jahr mit dem 1. März. Die Epoche des 1. Januar als Jahresanfang hat sich jedenfalls direct mit dem Julianischen Kalender von den Römern auf uns übertragen. Weltliche Behörden sowohl wie kirchliche haben aber keineswegs immer an diesem Anfange des Jahres festgehalten. Fromme christliche Gemüther nahmen schon bald daran Anstoß, daß der 1. Januar seiner Bedeutung nach doch ein heidnischer Termin sei, und suchten ihn durch eine Epoche von ausgeprägt christlichem Sinne zu ersetzen. So kam es, daß man schließlich das ganze Mittelalter hindurch keinen einheitlichen Anfang für das Jahr hatte. Die im amtlichen Verkehr hierfür das Mittelalter hindurch gebräuchlichsten Termine waren Mariä Verkündigung (25. März), die Geburt Christi (25. December) und die Auferstehung (Ostern). Wo der 1. Januar noch im Gebrauch blieb, sah man ihn nicht an als den Anfang des Julianischen Jahres, sondern als den Tag der Beschneidung Jesu. Am unpraktischsten erwies sich Ostern als Jahresanfang, da wegen der Beweglichkeit des Osterfestes die aufeinanderfolgenden Jahre von verschiedener Länge waren und das gleiche Jahr März oder April an seinem Anfange und seinem Ende haben konnte. Im gegenseitigen amtlichen Verkehre brachte diese Verschiedenheit des Jahresanfangs große Beschwerlichkeiten und häufige Verwirrungen mit sich, da sie nicht nur von Land zu Land, sondern sogar von Stadt zu Stadt wechselte, häufig selbst von Regent zu Regent. Man sah sich daher im Laufe der Zeit gezwungen, wieder zu einem einheitlichen Jahresanfange zurückzukehren, und als solcher war der 1. Januar als der Beginn des Julianischen Kalenderjahres der natürlichste. Bei seiner Stuhlbesteigung im Jahre 1691 setzte Innocenz XII. fest, daß das Jahr mit dem 1. Januar zu beginnen habe, und dabei ist es bei der Datirung aller päpstlichen Erlasse von da an auch geblieben. In Venedig galt der 1. März als Jahresanfang und die Republik hat diesen Termin bis zu ihrem Untergang beibehalten. Seit den Capetingern betrachtete man in Frankreich das Osterfest als den Jahresbeginn, indem man die Zeit vom 1. Januar bis Ostern noch zum alten Jahre rechnete. Ein Edict Karl's IX. vom Jahre 1563 führte in Frankreich den 1. Januar wieder ein. Praktische Folge wurde diesem Edicte aber erst vom Jahre 1567 ab gegeben. Das Jahr 1566 zählte auf diese Weise in Frankreich nur 8 Monate 17 Tage. Als Jahresanfang wurde der 1. Januar in den Niederlanden seit 1575 durch eine Verordnung Philipp's II. wieder eingeführt, in England geschah dies erst 1752 zugleich mit der Einführung des neuen Gregorianischen Kalenders. In Deutschland kommt der 25. December als Jahresanfang seit dem 11. Jahrhundert vor, war aber durchaus nicht allgemein üblich. Neben ihm war häufig auch der 25. März im Gebrauche, der erst seit dem Westfälischen Frieden hier völlig verschwand. Vom 25. December ging man dann seit dem 15. Jahrhundert allmälig zu dem nahe dabei liegenden 1. Januar über.

So verschieden im amtlichen und kirchlichen Verkehre aber in den einzelnen Ländern das Mittelalter hindurch die gebräuchlichen Epochen waren, so hat man im bürgerlichen Leben die ganze Zeit hindurch doch nie aufgehört, den 1. Januar als Jahresanfang zu betrachten und zu feiern.

Was ferner die Zählung der Jahre von der Geburt Christi an betrifft, die christliche Zeitrechnung, so ist diese auf den Abt Dionysius Exiguus zurückzuführen, der sich ihrer bei der Construction seiner Ostertafel bediente. Das bloße Bedürfniß einer einheitlichen Zeitrechnung verschaffte ihr in den christlichen Ländern bald Eingang. Als erster Regent bediente sich ihrer Karl der Große. In den päpstlichen Verordnungen wird sie erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts wahrgenommen. Mit Dionysius zählen wir unsere Jahre von der Geburt Christi an. Wohin Dionysius die Geburt Christi selbst verlegt, darüber spricht er sich nirgends aus. Allgemein wurde früher angenommen, er habe die 8 Tage von der Geburt Christi bis zum darauffolgenden 1. Januar vernachlässigt und das mit diesem 1. Januar beginnende Jahr als das Jahr 1 gezählt. Nach den Untersuchungen von Ideler ist es aber am wahrscheinlichsten, daß Dionysius die Geburt Christi an den Schluß seines Jahres 1 gelegt und das Geburtsjahr selbst als das erste gezählt hat. Die Unsicherheit in dieser Richtung rührt davon her, daß man nicht mit Sicherheit weiß, welche Epoche Dionysius als Jahresanfang gewählt hat. Es möge hier noch kurz erwähnt sein, daß auch die Unsicherheit über das wirkliche Geburtsjahr Christi eine recht erhebliche ist. Nach den Untersuchungen, die neben Anderen auch Ideler in dieser Richtung angestellt hat, ist es ziemlich sicher, daß Christus bereits 6 Jahre vor dem von Dionysius angenommenen Zeitpunkte geboren ist, so daß unsere Zeitangaben, wenn wir sie von dem wirklichen Geburtsjahre Christi ab datiren wollten, um 6 Jahre vermehrt werden müßten. Wie Ideler sehr treffend bemerkt, würde aber auch bei absoluter Gewißheit über das Geburtsjahr Christi kein Grund vorliegen, nunmehr noch die Jahre unserer christlichen Aera zu ändern.

Unsere christliche Zeitrechnung beginnt mit dem Jahre 1. Es ist dies das Jahr 1 nach Christi Geburt. Das unmittelbar vorhergehende Jahr bezeichnen wir als das Jahr 1 vor Christus. Ein Jahr 0, wie es die Astronomie aus rein rechnerischen Gründen eingeführt hat und als welches sie das Jahr 1 vor Christus bezeichnet, kennt unsere bürgerliche Zeitrechnung nicht. Mit dem Ausdruck Jahrhundert bezeichnen wir dem allgemeinen Sprachgebrauche nach den Zeitraum von 100 Jahren. Das erste Jahrhundert, dessen erstes Jahr das Jahr 1 war, hat demnach mit dem Ablaufe des Jahres 100 sein Ende erreicht und der 1. Januar 101 bezeichnete den Beginn des zweiten Jahrhunderts. Ebenso hat das 19. Jahrhundert seinen Anfang genommen mit dem 1. Januar 1801 und geht zu Ende mit dem 31. December 1900. Die bevorstehende Jahrhundertwende findet thatsächlich daher nicht mit dem Ablaufe dieses Jahres, sondern erst mit dem des kommenden Jahres 1900 statt. Das Jahr 1900 ist das Schlußjahr des 19. Jahrhunderts. Der Umstand, daß das Schlußjahr des Jahrhunderts in seiner Nummerirung bereits die das kommende Jahrhundert charakterisirende Ziffer der Hunderte trägt, verleitet zu dem Irrthume, in ihm bereits das erste Jahr des neuen Jahrhunderts zu sehen, und ihm ist es allein zuzuschreiben, daß dieser Irrthum populär geworden ist. Dem Streite der Meinungen in dieser Hinsicht zu begegnen hat die Curie, wie die Zeitungen meldeten, bestimmt, daß die Jubiläumsmesse sowohl beim Ablaufe des Jahres 1900 wie des Jahres 1901 gelesen werden soll. Wie es beim Beginne des 19. Jahrhunderts war, wird es wohl auch bei dem des 20. Jahrhunderts sein: das Volk wird den 1. Januar 1900 als den ersten Tag des neuen Jahrhunderts feiern und — um auf keinen Fall einen Irrthum zu begehen — dann dieses auch am 1. Januar 1901 wiederum thun.

Dr. B. P.

Bücherbesprechungen.

— Cremer, D. Hermann (ord. Prof. d. Theol. in Greifswald), Die paulinische Rechtfertigungslehre im Zusammenhange ihrer geschichtlichen Voraussetzungen. Gütersloh, C. Bertelsmann. X und 448 S. gr. 8. Preis 6,75 ℳ, geb. 7,50 ℳ — Der Umstand, daß dieses umfängliche Buch, einer buchhändlerischen Anzeige zufolge, nach wenigen Monaten bereits die 2. Auflage erlebt hat, spricht nicht wenig für seine Bedeutsamkeit, sei es vermöge inneren Werthes, sei es als eines Zeichens der Zeit und einer obwaltenden geistigen Strömung. Daß es Letzteres nicht in dem Sinne eilfertiger Zugeständnisse an eine moderne Liebhaberei sein wird, versteht sich bei dem namhaften Verfasser, einer Zierde der Greifswalder Universität und durchaus conservativ gerichteten theologischen Facultät, von selbst, wird auch durch Zueignung an den gelehrten D. Otto Zöckler bekräftigt und im ersten Satze des Vorworts ausdrücklich ausgesprochen: seit Jahren habe der Verfasser an dem vorliegenden Buche gearbeitet und die Bearbeitung seines Gegenstandes für nothwendig gehalten. Um so beachtenswerther ist sein Eintreten für die Aufgabe, um so dankenswerther sein Beitrag zu ihrer Lösung. „Daß die paulinische Rechtfertigungslehre thatsächlich die ganze h. Schrift für sich habe, haben unsere Väter in dem Satze ausgesprochen, daß der Artikel von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben der Schlüssel der ganzen h. Schrift sei; die Aufgabe, dies nachzuweisen, ist uns geblieben. Daß ich das Problem richtig formulirt habe, ist mir zweifellos; die Richtigkeit der Lösung mögen Andere beurtheilen.“ So der Verfasser. Worin die von ihm gemeinte richtige Formulirung des Problems bestehe, ist freilich nicht ganz leicht zu sagen: scharfes Ausprägen der Worte ist nicht ganz so sehr seine Sache als lebendiges und anregendes Veranschaulichen. Aber man sieht bald, was beabsichtigt ist. Es soll gezeigt werden, inwiefern und mit welchem Rechte Paulus sagen kann, die „Gerechtigkeit Gottes ohne Gesetz“ sei von Gesetz und Propheten bezeugt (Röm. 3, 21). Der Begriff der Gottesgerechtigkeit selbst nämlich ist nicht des Apostels Paulus Eigenthum, sondern der gewollte Inhalt und das Ergebniß der gesammten h. Schrift und Geschichte Israels bis auf Jesus Christus; er gehört sozusagen in den „israelitischen Hintergrund“ der christlichen Verkündigung. Fraglich konnte nur erscheinen, was unter der Gerechtigkeit Gottes zu verstehen, insbesondere ob sie im Sinne der Religion Alt-Israels ein geeigneter Ausdruck für Gottes Erlösungsthat, und sodann besonders, wer das „Object“ der Rechtfertigung sei. So etwa „formulirt“ Cremer das „Problem“ (S. 8). Die Antwort erfolgt auf dem Wege umsichtigster und gründlichster Darlegung (der alttestamentlichen Voraussetzungen, der synagogalen d. i. spätjüdischen Hoffnung, der Heilsverkündigung des Täufers Johannes, der Verkündigung Jesu, der urapostolischen Verkündigung und schließlich des paulinischen Evangeliums) — dahin, daß allerdings die in Rede stehende paulinische Verkündigung „dasjenige Evangelium“ sei, „auf welches es mit der göttlichen Offenbarung von Anfang an abgesehen war“, insofern mit dem Worte „Gottesgerechtigkeit“ die Erlösungsthat Gottes als heilbringendes Gericht, und mit der Bestimmung „aus Glauben“ deren Object, nämlich der auf Gottes Gnade hoffende und vertrauende Sünder, abschließend richtig bezeichnet wurde. Man kann freilich bei Entgegennahme der ebenso umständlichen als inhaltreichen und geistvollen Erörterungen der Meinung sein, eine einfachere Formulirung des Problems und kürzere, übersichtlichere Darstellung würde sich ergeben haben, wenn der Begriff der Gerechtigkeit Gottes bei Paulus (im Sinne der damaligen Generation, aber im Geiste der gesammten heiligen Schriften Israels) einfach als derjenige eines normalen Rechtsverhältnisses Gott gegenüber (verdeutscht: der Gemeinschaft mit Gott) verstanden und weniger das „Object“, als vielmehr der Weg zu ihrer Gewinnung (nicht aus Werken des mosaischen Gesetzes, sondern aus Gnaden durch den Glauben) als Hauptsatz der neuen Verkündigung Pauli bezeichnet würde, — wobei übrigens die Parallele zwischen Paulus und Luther sogleich in die Augen leuchten müßte. Allein, auch wenn man, wie der Unterzeichnete, so urtheilt und die entsprechende Ansicht früher in einer eigenen kleinen Schrift (1895; vgl. Wiss. B. 1895, Nr. 139) begründet hat, wird man deshalb doch die wesentliche Richtigkeit der von Cremer vorgetragenen Gedanken anerkennen und die hohe Verdienstlichkeit seiner sorgfältigen, gelehrten und so zeitgemäßen Arbeit rühmen müssen. Namentlich nach der Seite der conservativen Kirchen- und Bibelfreunde hin, denen das Buch in erster Linie dienen will, wird es von einer großen und heilsamen Wirkung sein, insofern es ihnen die Ersprießlichkeit gewisser geschichtlicher Betrachtungen erschließen dürfte, denen sonst viele ernste Christen mit Unrecht noch sehr verständnißlos gegenüberstehen. Als wenig glücklich erscheinen die Sätze des Vorworts, nach welchen der Glaube nicht, wohl aber — der Unglaube eine „freie Willensthat“ wäre. G. Schnedermann.

— Politische Geschichte Deutschlands im Neunzehnten Jahrhundert von Georg Kaufmann. (= Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung. Unter Mitwirkung von Siegmund Günther, Cornelius Gurlitt, Fritz Hoenig, Georg Kaufmann, Richard M. Meyer, Franz Carl Müller, Franz Reuleaux, Werner Sombart, Heinrich Welti, Theobald Ziegler herausgegeben von Paul Schlenther. Band IV.) Erstes bis viertes Tausend. Berlin, Georg Bondi, 1900 [statt 1899]. XI, 706 S.; groß-8°. Preis 10 ℳ — Es ist sehr schade, daß diese deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts von dem Breslauer Professor Kaufmann, dem derzeitigen Vorsitzenden des Verbands Deutscher Historiker, kurz vor Weihnachten erschienen ist; denn in der weihnachtlichen Hochfluth wird selbst eine erhabne Insel nicht die Beachtung finden, die sie in sommerlicher Ebbe auf sich gezogen hätte. Dies Buch wird viel gekauft werden; denn man mag sagen, was man will: wer in Bismarck den politischen Höhepunkt des Jahrhunderts erblickt und seine Darstellung unter diesem Eindrucke verfaßt, der darf sicher auf den Beifall aller guten Deutschen rechnen. Und wenn das, was schon von so unendlich Vielen auf unendlich verschiedene Weise gesagt worden ist, aus seinem Munde dennoch in originellen Tönen hinausklingt in die deutschen Lande, so wird es, so muß es tausendfältig widerhallen. Georg Kaufmann, einer unserer temperamentsvollsten Geschichtschreiber von durchaus selbständiger Auffassung der Dinge, hat seinem Werke, das mit einer tiefempfundenen Würdigung des Bismarck'schen Wirkens schließt, das Bildniß des Eisernen Kanzlers (20 andere Bilder hat das Buch außerdem noch) vorgesetzt; er hat recht daran gethan: Anfang und Ende gut. Daß er dabei die übrige politische Entwicklung unsers großen Vaterlandes nicht etwa zu knapp berücksichtigt hat, möge aus der schlichten Aufzählung der Capitel hervorgehen. Nach einer Einleitung von $2\frac{1}{2}$ Bogen werden zunächst „Reform und Restauration“ (6 Bogen) geschildert; das Capitel umfaßt die Zeiten von der preußischen Reform durch Stein und Hardenberg bis zu den Bundesbeschlüssen von 1832 und 1834. Der 2. Abschnitt, der in seiner einheitlichen Geschlossenheit besonders gut wirkt, behandelt „die Entwicklung der Einzelstaaten zwischen 1815 und 1840“ (5 Bogen); der dritte macht „die Bildung der Parteien“ (2 Bogen) klar: ein sehr schwieriges Thema. Im 4. Capitel werden die Hauptereignisse und Hauptströmungen der 40er Jahre bis zur Revolution ($2\frac{1}{2}$ Bogen) geschildert. Einen verhältnißmäßig sehr breiten Raum ($5\frac{1}{2}$ Bogen) haben — das ist bei Kaufmann, dessen in Nürnberg gehaltener Vortrag über Lehrfreiheit mir heute noch in den Ohren klingt — die Revolutionsjahre 1848 und 1849 beansprucht. Es könnte vielleicht scheinen, als ob dem Interessanten dieser kurzen Zeit zu stark nachgegeben worden sei, wenn man das 10. Capitel über die letzten 30 Jahre (4 Bogen) dagegen hält. Aber Kaufmann ist sich jedenfalls bewußt gewesen, daß selbst der ruhigste Historiker dem Miterlebten, namentlich im besten Mannesalter Miterlebten, nur in seltenen Ausnahmen gerecht zu werden im Stande ist; deshalb ist seine Zurückhaltung gegenüber den Ereignissen und Zuständen seit 1870 nur zu loben. Die traurigen 50er Jahre bis zur Regentschaft in Preußen (6. Capitel) haben sich ebenfalls einer großen Sorgfalt zu erfreuen gehabt (6 Bogen). Den Uebergang zu Bismarck bildet das 7. Capitel ($3\frac{1}{2}$ Bogen); diesem nationalen Recken und seinem Zeitalter bis zum 70er Kriege sind dann die beiden Capitel 8 und 9 (2 und $2\frac{1}{2}$ Bogen) gewidmet. Die schwere Aufgabe: übersichtlich und anschaulich zu zeigen, „wie sich durch das Ineinandergreifen verschiedener Theile und Vorgänge aus den Trümmern des heil. röm. Reichs der deutsche Staat der Gegenwart und sein gesellschaftlicher Zustand entwickelt hat“, sie ist dem fleißigen Verfasser vortrefflich gelungen. Die Dame, der in gemüthvoller Art das schöne Buch gewidmet ist, darf sich von Herzen darüber freuen.
Ht.

— Otto Ribbeck, Reden und Vorträge. Leipzig 1899, B. G. Teubner. IV und 388 S. 8. Geh. 6 ℳ — Zum Gedächtniß des am 18. Juli vorigen Jahres dahingeschie

denen Otto Ribbeck, dessen wohlgelungenes Bildniß beigegeben ist, hat die Verlagshandlung eine Sammlung seiner für einen größeren Leserkreis bestimmten Reden und Vorträge veranstaltet, in welcher alles sonst nicht mehr leicht Erreichbare zusammengefaßt wird. Gerade in diesen Schriften bewährt sich die Ribbeck eigenthümliche Kunst, mit schöpferischer Phantasie und in künstlerischer Form ausgearbeitete Gesammtbilder zu bieten, die aus einem größeren Culturkreis das Bedeutendste und Interessanteste herausheben und in einheitliche Beleuchtung rücken. Ausgehend von der eben damals erfolgten Niederwerfung des übermüthigen dänischen Unterdrückers legt er als Kieler Professor in der ersten Rede das Wesen des antiken Begriffes Hybris dar. Nachdem einst in den Urzeiten die wilde Kraft und mit ihr der rohe Uebermuth als Recht geherrscht hatte, wurde dieser später allmälig durch Religion und Sitte eingeschränkt und in die Tiefen des menschlichen Gemüths gebannt, da er nicht ganz ausgerottet werden kann. Durch die gesammte griechische Geschichte und Literatur hindurch verfolgt Verf. die Aeußerungen der Hybris in den Volksgemeinden wie in den Einzelnen, immer die treffendsten Stellen der Schriftsteller aushebend und in meisterhafter Uebersetzung in die eigene Darstellung einfügend. — In der zweiten, drei Jahre später, nach Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen gehaltenen Rede wird ein Vergleich zwischen dem eben für die zukünftige Einigung vorbereiteten Deutschland und dem in zahlreiche Stadtstaaten zersplitterten Griechenland geboten und dabei an dem Beispiel des letzteren ein typisches Bild der politischen Entwickelung überhaupt in zahlreichen fein abgemessenen Zügen und Strichen gezeichnet. In den folgenden Reden schildert der Verfasser das Wesen des griechischen Dämon im Gegensatz zu dem des römischen Genius, er entwickelt den Begriff Majestät und legt die Bedingungen dar, welche für die Gesundheit eines Staates erforderlich sind. Zu Beginn der zweiten, die antike Literatur behandelnden Abtheilung stellt er die Ziele der antiken Literaturgeschichtschreibung fest, indem er etwa zur gleichen Zeit, wo seine rühmlich bekannte Geschichte der römischen Dichtung zum ersten Male erschien, die Art ihrer Entstehung, die bei ihrer Abfassung befolgten Grundsätze und die überwältigten Schwierigkeiten klarlegte. — Eine Untersuchung über die Art, wie Griechen und Römer ihre Fürsten und Helden gepriesen haben, führt zu dem Ergebniß: „Je niedriger die Menschen, je nichtiger die irdische Größe, desto höher steigt die Säule des feilen Lobes; je reichlicher es strömt, desto tiefer sinkt sein Preis; je edler Person und Verdienst, desto keuscher und zurückhaltender die Stimme der Anerkennung und Verehrung.“ Farbenprächtige Schilderungen aus demselben Gedankenkreis bietet der während unseres großen Krieges entstandene „die Poesie des Krieges im Epos der Griechen“ überschriebene Vortrag, während sich in „Euripides und seine Zeit“ der Uebergang altattischer Einfachheit, Strenge und Ehrbarkeit zu der vielgestaltigen, geistig hoch entwickelten, sittlich aber herabgleitenden Zeit der Demokratie im Lebensbilde des großen Tragödiendichters spiegelt. — Der bekannte vorzügliche Heidelberger Vortrag, der die Idyllen des Theokrit in ihrer ganzen Natürlichkeit und einfachen Anmuth bald erzählend, bald übersetzend oder nachdichtend vor unsern Augen vorüberführt, und der gehaltvolle Aufsatz über M. Porcius Cato Censorius als Schriftsteller schließen die zweite Abtheilung des Buches. Die dritte bilden sieben tief empfundene Gedächtnißreden für Verstorbene; im Anhang aber ist, damit auch diese Seite der Ribbeck'schen Kunst vertreten sei, die humoristisch-satirische Anzeige einer verunglückten Catullübersetzung beigegeben, die gleich dem Satyrspiel das schöne und ernste Werk zu fröhlichem Ende bringt.

Wurzen. H. Steuding.

— Von Meyer's Volksbüchern sind soeben sieben neue Bändchen erschienen, welche die Nummern 1231—1247 umfassen und der beliebten Volksbibliothek einen interessanten Zuwachs gebracht haben. Das erste dieser Bändchen (Nr. 1231—33) enthält vier Erzählungen des berühmten russischen Realisten und Humoristen Nikolai Gogol, von denen drei der Erstlingssammlung des Dichters: „Abende im Weiler bei Dikanjka“ entnommen sind, während die vierte Erzählung: „Wie sich Iwan Iwanowitsch mit Iwan Nikiforowitsch verzankt hat“ den Mirgoroder Geschichten angehört. Die ersteren drei Erzählungen: „Die Mainacht“, „Der Jahrmarkt“ und „Die heilige Nacht“, zeigen Gogol in seiner romantischen Jugendperiode, in der seine gesunde, durch ihre satirische Ader bemerkenswerthe Realistik noch mit einer naiven Phantastik verquickt war. Die Geschichte vom Streite der beiden Mirgoroder Freunde dagegen ist eine der reifsten und gelungensten Schöpfungen des unvergleichlichen Humors des großen russischen Schriftstellers. Die Uebersetzung, die von einem Dr. H. Tykocinsky herrührt, liest sich ganz gut; sie ist recht frei und reicht freilich an die Sprache Gogel's durchaus nicht heran, aber sie ist doch besser, als die sonstigen Uebersetzungen russischer Dichter, die sich in ähnlichen buchhändlerischen Unternehmungen vorfinden. — Das folgende Bändchen (Nr. 1234 und 35) bringt eine neue Ausgabe der romantischen Erzählung „Rosa von Tannenburg“ von dem bekannten und einst in katholischen Volkskreisen sehr viel gelesenen Jugendschriftsteller Christoph v. Schmid. Es ist dies eine ungeheuer harmlose Geschichte, deren literarischer Werth tief unter ihrer religiös-erzieherischen Bedeutung steht, die aber um der letzteren willen Kindern reiferen Alters wohl zur Lectüre empfohlen werden kann. — Die nächsten beiden Bändchen (Nr. 1236—38) enthalten die beiden bekannten Dramen „Judith“ und „Maria Magdalene“ von Friedrich Hebbel, deren Bedeutung für die deutsche nachclassische Literatur erst neuerdings dadurch gewürdigt worden ist, daß sie in den Spielplan der ersten Bühnen wieder einverleibt worden sind. — Alsdann folgt (Nr. 1239—42) der „Roman aus dem amerikanischen Leben“ „Der Pedlar“ von dem unvermeidlichen Otto Ruppius, ein Werk, das um die Mitte unseres Jahrhunderts wegen der Neuheit des von ihm behandelten Stoffes und wegen der genauen Kenntniß der amerikanischen Zustände, die es offenbarte, ein gewisses Aufsehen erregte, das sich jedoch in keiner Hinsicht über das Niveau allersimpelster Unterhaltungslectüre erhebt. Wir meinen, daß eine Sammlung, wie Meyer's Volksbücher, ihren Ehrgeiz darin suchen sollte, nur von den unvergänglichen oder für die literarische und geistige Entwickelung der Völker von Einfluß gewesenen Werken aller Literaturen billige Ausgaben zu veranstalten und sie der große Menge zugänglich zu machen, zu solchen Werken aber gehören die Romane des Otto Ruppius keineswegs, und man sollte sie ruhig in den Leihbibliotheken weiter modern lassen. — Sehr viel mehr gefällt es uns, daß das folgende Bändchen (Nr. 1243—45) den Roman „Mein Onkel Benjamin“ von Claude Tillier in einer guten Uebersetzung von Dr. A. Burkhart enthält. Dieser Roman ist, so alltäglich die Personen und die Verhältnisse sind, die er schildert, eine wahre Perle echten, köstlichen Humors und vielleicht die beste, jedenfalls aber die anschaulichste, liebenswürdigste und komischste Darstellung des französischen Provinzlebens in seinen Intimitäten, die es giebt. — Den Schluß der Serie (Nr. 1246 und 47) bildet Corneille's Tragödie „Cinna“ in einer zwar wortgetreuen, aber recht nüchternen Uebetragung, die von der Kraft und dem Schwunge der Diction in dem französischen Original nur eine schwache Vorstellung erweckt. — Recht werthvoll sind in Meyer's Volksbüchern die kurzen Einleitungen zu den einzelnen Bändchen, die über den Verfasser und die Stellung des Werkes in der Literaturgeschichte orientiren. Im Allgemeinen ist in diesen Einleitungen immer das Richtige getroffen, hin und wieder aber finden sich doch auch Bemerkungen, die entweder dem Bestreben, dem betreffenden Bändchen eine recht warme Empfehlung mitzugeben, oder einem einseitigen kritischen Urtheile ihre Entstehung verdanken, und die deshalb besser vermieden werden sollten. So ist es z. B. eine Geschmacklosigkeit, einen echten Dichter, wie Sealsfield, mit Otto Ruppius in Vergleich zu stellen, wie dies in dem Vorworte zu dem Romane „Der Pedlar“ geschieht. Und die Behauptung in der Einleitung zu Hebbel's „Maria Magdalena“, daß sich von dieser Dichtung „Fäden herüber zu Henrik Ibsen und Gerhart Hauptmann spinnen“, ist so gedankenlos und deplacirt, als nur irgend möglich. Br.

— Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. Mit 12 Bildnissen. Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. (X und 451 S. Gr. 8.) Preis geheftet 7 ℳ, in modernem Hlbfrzbd. 9 ℳ. — Es ist keine leichte Aufgabe, die sich der Verfasser bei Abfassung seines Buches gestellt hat, die Aufgabe, die gesammte Literatur über die Rahel zusammenzufassen und aus dem Conglomerat nach künstlerischen Rücksichten eine Biographie herauszuarbeiten. Die Literatur, die der Rahelcultus, bis weit in die zweite Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts hinein, gezeitigt hat, ist eine überaus umfängliche. Zudem setzt eine gerechte und erschöpfende Würdigung dieser einziggearteten Frau, die inmitten eines so oft wechselnden Milieus anregend gewirkt hat, einen weiten, eine Masse von Einzelheiten umspannenden Ueberblick über Geschichte,

Literatur und sociales Leben unseres Jahrhunderts voraus, wenn nur ein einigermaßen genügender Hintergrund für das Wirken der Heldin geschaffen werden soll. Der Verfasser hat diese schwere Aufgabe auf das Glücklichste gelöst. Abgesehen davon, daß er sämmtliche Quellen aufgedeckt und das reiche Material weise und seinem Plane entsprechend gesichtet und geordnet hat, weiß er auch den großen Zeithintergrund jener Literaturepoche mit bewundernswerther Gegenständlichkeit uns vor Augen zu rücken. Die flüssige, vornehme und edle Stilführung giebt dieser Biographie ein wirklich künstlerisches Gepräge, und das warmherzige, dem Biographen so wohlanstehende Empfinden, das ihm die Feder führt, wird ebenso warmherzige Antheilnahme hervorrufen. Wir glauben, daß es dem Verfasser in der That gelungen ist, Rahel zu schildern, wie sie war, „ihr großes, reines, unschuldsvolles Leben unmittelbar zum Leser reden zu lassen“. Es ist ein in Seelenreinheit und Herzensgüte erstrahlendes Weib mit einem mächtigen, gedankenschweren, nach Bethätigung ringenden männlichen Geiste, das wir auf seinem Lebensgange begleiten. Zwar sind es nun bald siebzig Jahre, daß Rahel aus dem Leben geschieden ist; aber noch immer ist der Kreis ihrer Verehrer groß. Ihnen Allen wird das Buch willkommen sein. Zudem gehört es im weiteren Sinne auch der Goetheliteratur an, insofern es zeigt, welch herrliche Wirkungen ein vertieftes Studium der Werke des Altmeisters, ein tiefes Eindringen in seinen Geist auf empfänglichem Boden hervorzubringen vermag. Wie Rahel ihren ganzen Geistesreichthum Goethe zu verdanken glaubte, so kam es ihr auch darauf an, ihre Dankesschuld durch die That abzustatten, und so ist es ihr zu danken, daß in den schöngeistigen Salons Berlins trotz mächtiger Gegenströmungen Goethe's Größe zur völligen Anerkennung gelangte: Gelang es ihr doch sogar, Heinrich Heine, der als junger Mann bis 1823 in Berlin gern und willig sich ihren Anregungen hingab, aus seiner Gleichgiltigkeit Goethe gegenüber aufzurütteln. — Den 10 Capiteln, die das Leben Rahel's bis zu ihrem Tode darstellen, reihen sich noch sehr glücklich ausgewählte Aphorismen aus ihren Briefen und Tagebüchern an. Unter den 12 Bildnissen sei namentlich das der Rahel nach dem Basrelief von Friedrich Tieck (1796) hervorgehoben, das eine Ahnung von der geistigen Größe der Frau giebt. — Wir begrüßen Berdrow's Buch nochmals als eine abschließende Arbeit, in deren Rahmen Rahel's edles Charakterbild im großen Bildersaale der Zeiten auch künftig betrachtet werden wird.

Prof. Dr. H. C. Kellner.

— **Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins mit Bildern aus Freibergs Vergangenheit.** Herausgegeben von Konrad Knebel, Vorstand. 35. Heft. 1898. Freiberg i. S., Gerlach'sche Buchdruckerei (Heinr. Gerlach). 1899. 139 S. 8°. — Niemand, der in den letzten Jahrzehnten der sächsischen Geschichtsforschung und dem historischen Vereinsleben unseres Landes näher gestanden hat, wird dieses Heft ohne Wehmuth zur Hand nehmen. Man war gewohnt, auf dem Titelblatt den Namen des schlichten wackeren Mannes zu lesen, dessen sinniger Eifer für die Geschichte seiner Vaterstadt und seines Vaterlandes einst den Freiberger Alterthumsverein, sein Museum und seine Zeitschrift ins Leben gerufen und der lange Jahre hindurch den Verein unter manchen persönlichen Opfern geleitet hat. Heinrich Gerlach ist am 28. Februar d. J. nach einem stillen und doch reichen, allem Guten und Edlen gewidmeten Leben gestorben. Er hat es noch erlebt, daß die Saat, die auch er gesät, aufgegangen, daß der schlummernde Sinn für die eigene Vergangenheit auch in Sachsen wach geworden ist. Ehre seinem Andenken! Wohl hat er es verdient, wenn unter die „Bilder aus Freibergs Vergangenheit“ sein wohlgetroffenes Porträt aufgenommen worden ist und sein Nachfolger in der Leitung des Vereins ihm einen herzlichen Nachruf gewidmet hat.

Der weitere Inhalt des Heftes läßt hoffen, daß seine Thätigkeit in gleichem Sinne fortgesetzt werden wird. Knebel selbst, dem wir schon tüchtige Arbeiten zur Freiberger Kunstgeschichte verdanken, hat Aufsätze über die Thümerei (das alte Gymnasium) sowie über Samuel Klemm, den bedeutendsten Künstler der Freiberger Goldschmiedezunft, von dem ein erst kürzlich bekannt gewordenes Werk, ein prächtiger Deckelpokal in Besitz von Saly Fürth in Mainz, und ein im Vereinsarchiv befindlicher Entwurf abgebildet werden, beigesteuert. In die früheste Vorzeit der Stadt führt uns ein scharfsinniger Aufsatz des Pfarrers Klotzsch über Oberschöna, seine Besitzer und die in der Altzellischen Grenzurkunde von 1185 genannten, vielbesprochenen vier Dörfer Echards, nach seiner nicht unwahrscheinlichen Annahme die Ortschaften Linda, Oberschöna, Wegefahrt und Frankenstein. Paul Knauth veröffentlicht einige interessante Actenstücke zur Geschichte der Belagerung Freibergs durch Torstenson (29. Dec. 1642 — 17. Febr. 1643), die ihm durch den prinzl. Schaumburg-Lippischen Archivar in Nachod, Freiherrn v. Weyhe-Eimcke, mitgetheilt worden sind, sowie ein „Revolutionsidyll“ aus der Geschichte des Dorfes Friedebach bei Sayda vom Jahre 1848, R. Wengler einen Bericht des Bergverwalters Martin Planer über den Stand des Freiberger Bergbaues 1570; Wappler bespricht eine im Vereinsmuseum befindliche Sammlung von Besuchskarten aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Von Gerlach selbst rühren noch eine literarische Umschau zur Freiberger Geschichte und Mittheilungen aus dem v. Wedel'schen Reisetagebuch von 1593 über eine Reise durch das Erzgebirge und über Karlsbad her. Andere kleine Mittheilungen haben Th. Distel und Selmar Peine (über Goethe's Besuch in Freiberg) geliefert. — Möchte der Freiberger Alterthumsverein, der älteste unter Sachsens ortsgeschichtlichen Vereinen, auch unter der neuen Leitung seine geachtete Stellung sich erhalten!

—m—

— **Vereinbarungen zur einheitlichen Untersuchung und Beurtheilung von Nahrungs- und Genußmitteln sowie Gebrauchsgegenständen für das Deutsche Reich.** Ein Entwurf festgestellt nach den Beschlüssen der auf Anregung des kaiserl. Gesundheitsamtes einberufenen Commission deutscher Nahrungsmittel-Chemiker. Heft II. Berlin 1899. Verlag von Julius Springer. Preis 5 ℳ. — Es ist eine nicht nur in Fachkreisen sondern auch beim Publicum nicht mit Unrecht sich immer mehr ausbreitende Beobachtung, daß das Gesetz vom 14. Mai 1879 betr. den Verkehr mit Nahrungs-, Genußmitteln und Gebrauchsgegenständen im Deutschen Reiche nicht allenthalben den Erfolg gehabt hat, den man erwartete. Die Hauptgründe hierfür liegen darin, daß es überhaupt viel zu wenige derartiger öffentlicher Untersuchungsanstalten für Nahrungs- und Genußmittel giebt und daß das Gesetz ohne die erforderlichen Ausführungsbestimmungen erlassen worden ist: infolgedessen mußten Sachverständige sowohl wie Gerichtsbehörden oft genug zu gan, verschiedenen Beurtheilungen der Untersuchungsergebnisse von Nahrungsmitteln gelangen. Hierzu kam noch, daß, wie sich herausstellte, es an geeigneten Methoden zur Nahrungsmitteluntersuchung fehlte. Um dem Gesetze einen größeren Erfolg zu verschaffen, mußte es in der Folge als unbedingt nothig erscheinen, einheitliche Normen für Untersuchung sowie für Beurtheilung von Nahrungs- und Genußmitteln zu schaffen. Vor einer Reihe von Jahren wurden deshalb von dem Director des Reichsgesundheitsamtes Hrn. Wirkl. Geh. Oberregierungsrath Dr. Köhler eine Reihe Sachverständiger auserwählt, welche durch Zusammentritt zu einer Commission einheitliche Methoden zur Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln sowie einheitliche Normen zur Beurtheilung derselben aufstellen sollten. Die Commission ging alsbald an die Arbeit und konnte i. J. 1897 das 1. Heft der „Vereinbarungen zur einheitlichen Untersuchung und Beurtheilung von Nahrungs- und Genußmitteln“ veröffentlichen, das die allgemeinen Untersuchungsmethoden, Nachweis und Bestimmung der Conservirungsmittel, Fleisch und Fleischwaaren, Wurstwaaren, Fleischextract und Fleischpepton, Eier, Caviar, Milch und Molkereinebenabfälle, Käse, Speisefette und Oele umfaßte. Soeben tritt das 2. Heft an die Oeffentlichkeit, in welchem die Abschnitte Mehl und Brod, Gewürze, Essig, Zucker (Rübenzucker, Stärkezucker, Stärkesyrup), Zuckerwaaren, Fruchtsäfte und Gelées, Gemüse und Fruchtdauerwaaren, Hon g, Branntweine und Liköre, künstliche Süßstoffe und endlich Wasser Aufnahme gefunden haben. Alle noch übrigen Abschnitte sollen in einem 3. Hefte gesammelt werden. Alle Vereinbarungen sind nur ein vorläufiger Entwurf, der allen Sachverständigen, die nicht zur Commission gehören, Gelegenheit geben soll, ihr Für und Wider geltend zu machen. Auch das vorliegende Heft bekundet den staunenswerthen Fleiß der Commission, die in klarer übersichtlicher Form in jedem Abschnitte die besten z. Z. vorhandenen Untersuchungsverfahren anführt und die allgemein anerkannten auf den neuesten Forschungen beruhenden Gesichtspunkte zur Beurtheilung der Untersuchungsbefunde scharf präcisirt. Die den einzelnen Capiteln beigegebenen sorgfältig zusammen gestellten Literaturverzeichnisse erhöhen den Werth der „Vereinbarungen“ nicht unwesentlich. Möchte das Erscheinen dieses Heftes einen weiteren Schritt bedeuten zur wirksamen Bekämpfung der Nahrungsmittelfälschung!

* *

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

AP
30
L53
1899

Stanford University Libraries
3 6105 014 772 664

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google